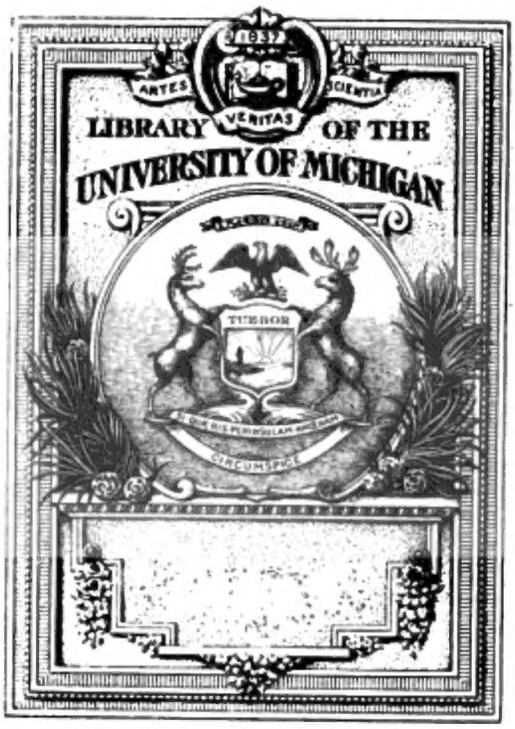
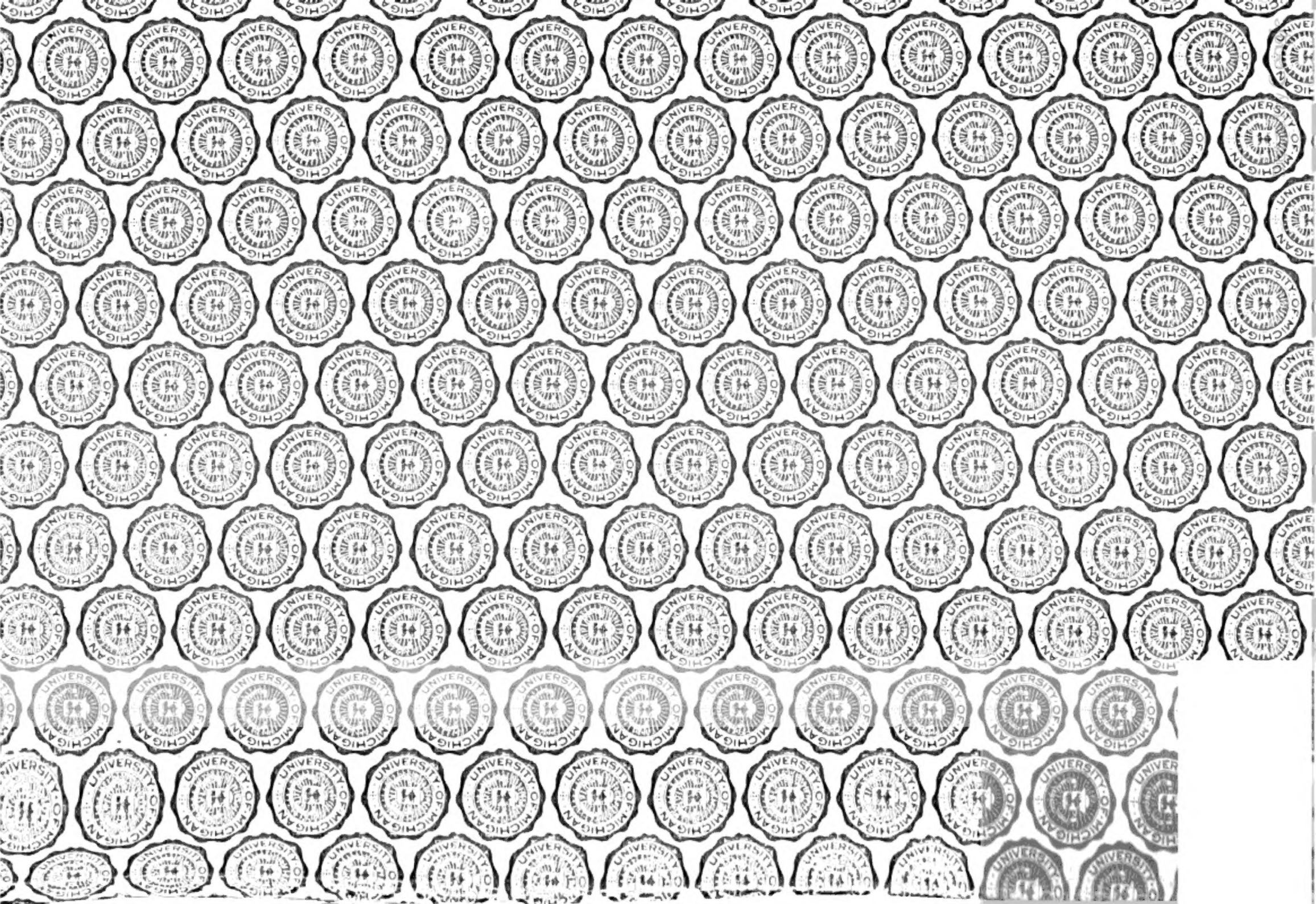
Die Literatur

Deutsch-Österreichische Literatur-Gesellschaft

Digitized by Google


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SIRCUMSPICE


UNIVERSITY OF MICHIGAN

830
L77

Digitized by Google

Digitized by Google

230.4
L775

Das litterarische Echo

Vierter Jahrgang
1901—1902

Digitized by Google

Printed in Germany

Digitized by Google

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgegeben

von

Dr. Josef Ettlinger

Vierter Jahrgang

Oktober 1901—Oktober 1902

F. Fontane & Co.

Berlin W.

Digitized by Google

Digitized by Google

General
C. S.
Fuchs
1-17-27
16034

Inhalts-Verzeichnis.

I. Autoren-Register.

1. Verfasser der Hauptartikel.

(Den mit * bezeichneten Artikeln sind Illustrationen beigegeben.)

Spalte

Adam, Georg: Gorki in Deutschland . . . . 239—42
Aram, Kurt: Tolstoi als Aesthetiker . . . . 1607—08
Arnold, Robert F.: Erich Schmidts Essais . 26—27
Benzmann, Hans: Die deutsche Ballade 1085—93, 1157—63
Berger, Karl: Deutsche Dichtung in Hessen 1464—67
— Erzähler aus deutschen Gauen . . 1604—07
Bertz, Eduard: Aesthetisches (Raymond: „The Representative Significance of Form") 752—53
— Zwischen den Geschlechtern (v. Kupffer: Lieblingminne) 830
— Sozialethische Reformlitteratur . . 1542—50
*Bethge, Hans: J. J. David . . . . . 524—28
— Novellenbücher . . . . . 822—26
Bettelheim, Anton: Grillparzer in Frankreich . 88—90
— Berthold Auerbach und Grabbe . . . 660—64
*Bienenstein, Karl: Knut Hamsun . . . 1454—59
Bierbaum, O. J.: Wo stehen wir? . . . . . 1—7
Blüthgen, Victor: Hausbibliotheken . . . 1517—21
Bölsche, Wilhelm: Naturwissenschaftliche Litteratur . . . . . 452—55
Brömse, H.: Aesthetisches (Meyer: „Das Stilgesetz der Poesie") . . . . . 753—55
*Brunnemann, Anna: Olive Schreiner . . 1666—69
Bülow, Frieda Freiin v.: Das Fräulein von Sarryn 378—80
Busse, Carl: Junge Lyriker . . . . . 1229—34
Consentius, Ernst: Skandinavische Romane . 746—47
— Kostüm-Dramen . . . . . 1670—73
Dario, Rubén: Der südamerikanische Roman 234—38
David, J. J.: Im Spiegel (IX) . . . . . 528—30
Drews, Arthur: Aesthetisches . . . . . 748—51
Ende, A. von: Aus der amerikanischen Belletristik 1167—74
Engel, Eduard: Neue Klassikerausgaben (Max Hesse) . . . . . 386—89
*Ettlinger, Josef: Bölsches Essais [„Hinter der Weltstadt"] . . . . . 28—31
— Erzählende Kritik? . . . . . 221—27
Ewert, Max: Pädagogische Litteratur . . . 168—74
— Neue historische Erzählungen . . . 1025—30
Fitger, Arthur: Hermann Allmers . . . . 900—01
Flach, Josef: Neue polnische Romane . . . 956—59
— Polnische Litteraturgeschichte (A. Brückner) 1673—74
Fraxan-Akunian, Ilse: Ein japanisches Drama (Kitasato: Sakura Sogo) . . . . 887—89
Fred, W.: Skandinavische Romane . . . . 741—45
— Aus der Kunstlitteratur . . . . . 1679—81
Freytag, Gustav: Briefe an eine Freundin 1245—49
Fürst, Rudolf: Anzengrubers Briefe . . . . 535—36
Gaedertz, Karl Theodor: Plattdeutsches . . 1182—86
Garr, Max: Ein deutsches Hausbuch . . . 92—93
*Gaulke, Johannes: Robert Reitzel . . . . 228—34
Geiger, Albert: Heidelberger Novellen (Adolf Schmitthenner) . . . . . 1030—33
Geiger, Ludwig: Neue Schriften über Jean Paul 889—92
— Gustav Freytag als Essayist . . . 1249—53
*Gillhoff, Johannes: Volksschriftsteller . . 797—807
Goldschmidt, Kurt Walter: Zur Psychologie des Kritikers . . . . . 1373—77
*Golther, Wolfgang: Tristandichtungen . . . 162—67
Häfker, Hermann: Parodistisches . . . . . 242—46
*Hallgarten, Robert: Neues von Grabbe . 293—301
*Harnack, Otto: Kraus Essais . . . . . 27—28
Hart, Heinrich: Ein Weltanschauungsroman (Hollaender, Thomas Truck) . . . 449—52
*Hartwig, Paul Hermann: Ein Raabe-Schüler (Gustav Frenssen) . . . . . 667—69
Hauffen, Adolf: Franz Prešeren . . . . . 533—34
Hauser, Otto: Das Sonett . . . 653—60, 725—31
— Baudelaire in deutscher Uebersetzung 1253—55
Helmolt, Hans F.: Weltgeschichtliche Litteratur 892—95
Hermann, Georg: Moderne Tierfabeln . . . 14—18
Herold, Theodor: Katholische Lyrik . . . 1321—26
Höber, Eduard: Tschechoff als Dramatiker . 1395—97
Hoffmann, Camill: Aus dem tschechischen Schrifttum . . . . . 530—33
Holzamer, Wilhelm: Uebersetzungslitteratur 1013—15
* — Cäsar Flaischlen . . . . . 1596—1601
Hopfen, Hans von: Soll der Dichter einen bürgerlichen Beruf haben? . . . . . 437—45
Houben, H. H.: Aus Westfalen . . . . . 20—23
Jantzen, Hermann: Neues über Gutzkow (H. H. Houben, Gutzkow-Funde) . . . 1397—99
„Journalismus" . . . . . 326—28
Katscher, L.: Psychologisches (Jastrow, Münsterberg) . . . . . 1612—13
Kaupo, Reinhold: Das Nationalepos der Esten 964—68
*Kiesgen, Laurenz: Das Rheinland (Aus dem Engeren. XVI.) . . . . . 1301—14
Kirchbach, Wolfgang: Das Pseudonym . . 1589—96
Klaar, Alfred: Neues von Philipp Langmann (Die Herzmarke) . . . . . 664—67
Koch, Max: Die jüngste Litteraturgeschichte (Adolf Bartels) . . . . . 383—86
— Eine amerikanische Schillerbiographie (Calvin Thomas) . . . . . 1530—34
Krauß, Rudolf: Schiller-Litteratur . . . 1175—79
*Kretzer, Max: Neues von Josef Lauff (Kärrekiek) 1318—21
Kurz, Isolde: Im Spiegel (X) . . . . . 1015—25
Landsberg, Hans: Deutsche Litteraturkomödien 1445—53
*Lázár, Béla: Alexius Benedek . . . . . 84—88
Legband, Paul: Historische Dramen . . . . 737—41

Digitized by Google

Lienhard, Fritz: Wo stehen wir? (Entgegnung an O. J. Bierbaum) . . . . . 149—55
* — Lamprechts Litteraturbetrachtung . . . 959—64
— Harts Verwandlungsphilosophie . . 1179—82
Litteratur und Ueberbrettl . . . . . 39—41
*Lothar, Rudolf: Wien (Aus dem Engeren. XV) 509—24
Louis, Rudolf: Musik-Litteratur . . . . . 676—82
Lublinski, S.: Künstler- und Stildramen . . 314—17
Lyon, Otto: Zur Naturgeschichte des Pessimismus (Paulsen) . . . . . 755—57
Manz, Gustav: Memoirenwerke . . . . . 309—14
*Martens, Kurt: Der Roman einer Familie (Mann: Die Buddenbrooks) . . . . . 380—83
*Mauclair, Camille: J.-H. Rosny . . . . 950—56
Mauke, Wilhelm: Komponierbare Gedichte . . 365—69
Mensch, Ella: Ein Renaissanceroman (Walloth, Ein Sonderling) . . . . . 174—75
Meyer, Erich: Französische Romane 303—09, 1098—1103
Meyer, Richard M.: Goetheschriften . . . . 591—96
*Meyerfeld, Max: George Moore . . . . . 7—14
— Neue englische Romane . . . . . 369—74
— Ein Dichterknabe (Thomas Chatterton) 826—27
— Der große Muret (Englisch-deutsches Wörterbuch) . . . . . 1108—10
— Aus der englischen Bücherwelt . . 1239—44
Moeller, Cajus: Die Karl Johanstraße (Jäger: Christiania-Bohème) . . . . . 885—87
Ompteda, Georg Frhr. v.: Im Spiegel (VIII) 375—78
Osborn, Max: Aus der Kunstlitteratur . . . 246—50
— Aus der Kunstlitteratur (Gurlitt, Geschichte der Kunst) . . . . . 1674—79
Platzhoff-Lejeune, Eduard: Wozu? . . . . 1422—27
*Pötzl, Ed.: Karlweis . . . . . 250—53
*Polonsky, Georg: Ein russischer Satiriker (M. Saltykow-Schtschedrin) . . . . 1234—38
— Aus der russischen Belletristik . . . 1601—04
Poppe, Theodor: Psychologisches (Max Dessoir) 1608—11
Poppenberg, Felix: Der Triumph der Empfindsamkeit (Rachel, Elise v. d. Recke) 596—602
*Presber, Rudolf: Wilhelm Busch, der Philosoph 584—91
Proelß, Johannes: Ein Frauenleben (Therese Huber) . . . . . 18—20
— Mörike-Biographieen (Fischer. — Mayne) 389—91
Pudor, Heinrich: Neuisländische Lyrik . . 1035—40
Rath, Willy: Komödien . . . . . 1585—42
*Ruhemann, Alfred: Gustave Van Zype . . 732—34
*Schäfer, Theo: Hessische Dorfgeschichten . . 23—25
— Neue Skizzenbücher . . . . . 673—75
Schillerpreis, Der . . . . . 325—26
Schirmacher, Käthe: Vier französische Schulromane 811—16
— Neues von Ellen Key („Das Jahrhundert des Kindes") . . . . . 1467—68
Schlaf, Johannes: Im Spiegel (XI) . . 1388—91
Schlaikjer, Erich: Der Weg zum Ruhm. . 1661—66
*Schmidt, Erich: Ein düsseldorfer Roman (C. Viebig, Die Wacht am Rhein) 1315—18
*Schoener, Reinhold: Italienische Belletristik 1521—30
Scholz, Wilhelm v.: Neue Dramen . . . . 670—73
Schrader, Friedrich: Ex oriente lux . . . (Frank: Das Abendland und das Morgenland) 830—32
Seliger, Paul: Zur Geschichte des Dramas . 90—92
Sittenberger, Hans: Oesterreichische Dialektstücke 536—39
*Sommer, Martha: Stijn Streuvels . . . 445—48
— Skandinavische Romane (Garborg: „Bauernstudenten". — „Der verlorene Vater") 745—46
Steinhausen, Georg: Der deutsche Brief . . 941—49
Stöcker, Helene: Bücher zur Frauenfrage . 1682—85
Storck, Karl: Jung-Elsaß . . . . . 882—85
Strecker, Karl: Ibsen-Litteratur . . . . . 816—22
Theodor, Josef: Die Tragödie des Hochmuts (Strindberg) . . . . . 602—05
Uhde-Bernays, Hermann: Grabbe und Goethe 301—03
*Walzel, Oskar F.: Die neuen schweizer Alpenromane . . . . . 869—81
— Schweizerische Bücher . . . . . 1459—64
Weigand, Wilhelm: Zwölf Aphorismen . . 581—84
*Weitbrecht, Richard: Heinrich Steinhausen . 807—11
Werner, Richard Maria: Lyrisches . . . . 734—37

*Wiegler, Paul: Paul Scheerbart . . . . 1093—98
* — Peter Altenberg . . . . . 1164—67
Wildberg, Bodo: Bühnengeschichten . . . 1033—34
Wildenbruch, Ernst von: Nochmals der Schillerpreis . . . . . 459—66
Witry, Theo: Zwischen den Geschlechtern . . 828—29
Wolff, Walther: Der Geistliche in der modernen Litteratur . . . . . 77—84, 155—62
— Neue religiöse Litteratur . . . . 1104—08
Wunderlich, Hermann: Aus der deutschen Sprachgeschichte . . . . . 455—56
Ziel, Ernst: Lyrisches . . . . . 1391—95
Zobeltitz, Fedor von: Zur Geschichte des Buchschmucks . . . . . 968—71
Zweig, Stefan: Neue Frauenlyrik . . . . 971—74
* — Johannes Schlaf . . . . . 1377—88

---

2. Verfasser der „Kurzen Anzeigen".

Achelis, Th. 1291, 1511, 1725
Adam, Georg . . . 133, 791, 992, 1143, 1435, 1723
Aram, Kurt 565
Beetschen, Alfred 1651
Benzmann, Hans 636, 1218
Berdrow, Hermann 139, 998
Berger, Karl 136, 274, 1647
Bethge, Hans . . 65, 488, 568, 857, 988, 1139, 1429
Bettelheim, Anton 1506, 1582
Bienenstein, Karl 131, 573, 927
Bittrich, Max 991
Blümner, Rudolf 492
Bock, Alfred 926
Bormann, Walter 491, 1288, 1654, 1722
Bräutigam, Ludwig 1142, 1717
Brunnemann, Anna 928, 1007, 1216, 1437
Carsten, Fritz 210
Conrad, M. G. 70
Diederich, Franz 714, 993, 1285
Dincklage, F. Frhr. v. 139
Dubois-Reymond, Estelle 280, 862, 1396
Ehrenfeld, Alex 787
Ende, A. von 377
Endorff, H. von 716, 994
Engel, Eduard 841, 924, 1509
Engels, Eduard 571
Ertl, Emil 1215, 1286, 1575, 1720
Ettlinger, Josef 208, 275, 354, 421, 426, 569, 570, 990, 1501, 1577, 1648
Ewert, Max 778, 782, 1077
Faktor, Emil 278
Flach, Josef 211
Fred, W. 1648
Freund, Erich 717, 1395, 1497
Fürst, Rudolf 718, 1223, 1502
Ganske, Willy 1366
Geiger, Albert 136, 353, 996, 999, 1141, 1364, 1499, 1501, 1715
Geiger, Ludwig 424, 1653
Goldschmidt, Arthur 780, 995
Goldschmidt, Kurt Walter 934
Golther, Wolfgang 1001
Greiner, Leo 129, 568
Greinz, Hugo 131, 564, 932, 988
Häfker, Hermann 209, 789
Hartwig, Paul H. 66, 135, 422, 424, 776, 1500, 1717
Haynel, Woldemar 211, 785, 1508
Heine, Anselm 989
Heinrich, Curt 277, 998
Heitmüller, F. F. 207
Heller, Friedrich 927
Helmolt, Hans F. 1235, 1486
Herold, Theodor 69, 637, 930, 1360
Höber, Eduard 133, 718, 931, 1287
Hoffmann, Camill 1431, 1718
Hollaender, Felix 1362
Holzamer, Wilhelm 419, 1576
Holzner, Eugen 935

Digitized by Google

Houben, Heinr. Hubert 138, 996, 1361
Jantzen, Hermann 572, 788, 1290
Jellinek, Arthur L. 859
Kaisler, Josef 997, 1430, 1649
Kiesgen, Laurenz 279, 1365
Kilian, Eugen 1505
Komorzynski, Egon v. 138
Krauß, Rudolf 356, 925, 1396
Kreowski, Ernst 862
Küchler, Walter 1433
Lange, Edmund 490, 1220
Legband, Paul 574, 1078
Lienhard, Fritz 67, 422
Lier, H. A. 129, 857, 1395
Lier, Leonhard 207, 488, 1427
Lublinski, S. 1080, 1137
Mangold, Ernst 936
Manz, Gustav 775
Martens, Kurt 64, 1284, 1494, 1649
Mayne, Harry 355, 787, 1002, 1217, 1432
Mensch, Ella 68, 777, 994, 1647
Mentzel, E. 492
Meyer, Erich 790, 1503, 1578
Meyer, Richard M. 1492, 1581
Meyerfeld, Max 928, 1222, 1507
Michel, Wilhelm 990
Morburger, Carl 572, 993, 997, 1135
Oppeln-Bronikowski, Friedrich von 489
Petsch, Robert 933, 1723, 1724
Platzhoff-Lejeune, Eduard 273, 490, 641, 863, 1434, 1510, 1510
Pniower, Otto 860
Presber, Rudolf 570
Rachè, Paul 782, 929
Rath, Willy 1074, 1287, 1428, 1498
Regener, Edgar Alfred 1719
Remer, Paul 63
Sallwürk, E. von . . 1003, 1004, 1655, 1656, 1723
Schäfer, Theo 779, 1363, 1497, 1580
Schaukal, Richard 1005, 1005, 1076, 1141
Scheurlen, Paul 717, 1720
Schirmacher, Käthe 1004
Schlaf, Johannes 280, 937, 1000
Schlaikjer, Erich 352
Schlossar, Anton 136, 357, 1436, 1655
Schmidt, Lothar 1431
Scholz, Wilhelm von 1075, 1429, 1721
Schultz, Franz 279
Schwerin, Otto 636, 1000, 1136
Seliger, Paul 130, 1008, 1727
Semerau, Alfred 130, 715
Steiger, Edgar 70, 998, 1290
Steinhausen, Georg 71
Stibitz, Josef 575
Stona, Marie 776
Strecker, Karl 66, 784
Susan, Camillo V. 140, 1006
Theodor, Josef 929
Tielo, A. K. T. 354, 638, 640, 781, 1139, 1219, 1652
Uhde-Bernays, Hermann 423
Vleuten, E. F. v. 71, 1078
Weilen, Alexander v. 69
Weitbrecht, Richard 858, 861
Wengraf, Richard 491, 566, 778, 858
Wiegler, Paul 210, 779, 856, 991, 1651
Wildberg, Bodo 639, 783, 784
Wolff, Walther 357, 425, 1075, 1138, 1719
Zweig, Stefan 276, 1579, 1650

3. Verfasser des „Echo des Auslandes".

Albert, Henri: Frankreich 52, 190, 339, 475, 697, 842, 983, 1125, 1274, 1486, 1566, 1706
Arpad, Marcel: Arabien 628
— Siebenbürgen 124, 1417
Bischoff, Heinrich: Belgien 192, 558, 1032
Castrodiezo, Amando: Spanien 341
Conrat, Max: Holland 123, 410, 701, 1064, 1414, 1640
Ende, A. von: Amerika 57, 200, 346, 481, 709, 847, 1130, 1282, 1419, 1569, 1712
Flach, J.: Polen 56, 270, 628, 918, 1277
Hildebrandt, H.: Finland 273, 850
Hoffmann, Camill: Tschechen 1067
Katscher, Leopold: Ungarn 195, 623
Kaupo, Reinhold: Letten 708, 1280, 1643
Kraus, Ernst: Tschechen 197
Kraus, Otto: Kroatien 919
Lee, Elizabeth: England 118, 264, 405, 553, 694, 908, 1058, 1203, 1351, 1638
Leist, Arthur: Armenien 1714
Luther, Arthur: Rußland 120, 343, 625, 703, 916, 1127, 1275, 1484, 1708
Moe, Viggo: Norwegen 196, 411, 560, 706, 985, 1129, 1279, 1491, 1642
Oestrup, J.: Dänemark 1210
Platzhoff-Lejeune, Eduard: Westschweiz 54, 477, 911, 1353
Schoener, Reinhold: Italien 118, 266, 407, 555, 700, 913, 1060, 1205, 1355, 1488, 1638
Uceda, Carlos: Spanien 845
Valfyr: Schweden 271, 480, 562, 707, 1066, 1208, 1416, 1567, 1710

4. Verfasser der Bühnenberichte.

Adelt, Leonhard: Stettin 774
Bolza, W.: Zürich 923
Bondy, Josef Adolf: Prag 485
Engels, Eduard: München 62
Ewert, Max: Hannover 416
Faktor, Emil: Prag 713, 1728
Freund, Erich: Breslau 852
Geiger, Albert: Karlsruhe 416
Greiner, Leo: München . . 61, 484, 633, 1133, 1212
Gumppenberg, Hans v.: München 853
Hähnel, F.: Bremen 202, 348
Hampe, Th.: Nürnberg 854, 1071
Hartmann, Friedrich: Braunschweig 415
Kaisler, Josef: Wiesbaden 1073
Krauß, Rudolf: Stuttgart . . . 351, 487, 774, 1438
Lange, Edmund: Greifswald 986
Lier, Leonhard: Dresden 126, 349, 773
Lobsien, Wilhelm: Kiel 1358
Müller-Rastatt, Carl: Hamburg 1071
Rachè, Paul: Hamburg 126, 349, 1132
Scherek, Jacob: Breslau 1644
Schoener, Reinhold: Rom 486
Scholz, Wilhelm von: Weimar 922, 987, 1293, 1359
Wagner, F.: Basel 630
Wengraf, Richard: Wien 63, 127, 204, 286, 417, 634, 855, 1133, 1212
Zieler, Gustav: Berlin 59, 200, 347, 413, 484, 633, 712, 771, 851, 921, 1069

5. Verfasser der „Proben und Stücke".

Aram, Kurt: „Der Hänsling" (Aus: „Die vornehme Tochter") 318
*Bethge, Hans: „Gedichte" (Aus: „Die Feste der Jugend") 608
*Blüthgen, Victor: Gedichte (Aus: „Gedichte") . 1110
Flaischlen, Cäsar: Aus „Martin Lehnhardt. Ein Kampf um Gott" 1613
Grad, Max: „Schlimmer Adebar" (Aus: „Wenn Früchte reifen . . .") 1399
Hamsun, Knut: „Sklaven der Liebe" (Aus: „Sklaven der Liebe") 1469
Holzamer, Wilhelm: „Sein letztes Hochamt" (Aus: „Im Dorf und Draußen") . . 31
*Krauß, Nicolaus: „Wochenmarkt" (Aus: „Die Stadt") 539
Kurz, Isolde: „Der Reisesack" (Aus: „Von dazumal") 1040
Liliencron, Detlev v.: „Hartwich Reventlow" (Aus: „Kampf und Spiele") 1187
Miegel, Agnes: „Das Schwert" (Aus: „Gedichte") 1190

Münchhausen, Börries Frhr. v.: „Gräfin Monbijou“ (Aus: „Balladen“) 1189
Normand, Jacques: „Die erste Auflage“ (Original) 757
*Oestéren, Fr. W. van: „Tierfabeln“ (Aus: „Wir“) 36
*Presber, Rudolf: „Verse“ (Aus: „Aus dem Lande der Liebe“) 103
Reder, Heinrich v.: „Der arme Sünder“ (Aus: „Gedichte“) 1186
*Remer, Paul: „Unterm Regenbogen“ (Aus der gleichnamigen Sammlung) 606
Saltykow-Schtschedrin, M.: „Das verlorene Gewissen“ (Aus: „Sbornik“) 1255
Schanz, Frida: Gedichte (Aus: „Intermezzo“) . 1112
Schlaf, Johannes: „Gerechtigkeit“ (Aus: „Frühjahrsblumen“) 93
*Sperl, August: „Bekehret euch!“ (Aus: „Hans Georg Portner“) 391
Strauß-Torney, Lulu v.: „Des Braunschweigers Ende“ (Aus: „Balladen und Lieder“) 1190
Strecker, Karl: „Die Kränze im Meer“ (Aus: „Totentanz“) 1685
Streuvels, Stijn: „Sonntags“ (Original) . . . 457
Vierordt, Heinrich: „Rouget de l'Isle“ (Aus: „Neue Balladen“) 1188
Zilcken, Fritz: „Herodes“ (Aus: „Phantastische Geschichten“) 1326

II. Sach-Register.

1. Hauptartikel.

(Umfaßt alle unter eigenem Titel erschienenen Beiträge, einschließlich der Sammel-Besprechungen; jedoch sind die Autorennamen besprochener Bücher nicht aufgenommen, da sie unten unter „Besprochene Bücher“ sämtlich enthalten sind.)

Aesthetisches (Arthur Drews. — Eduard Bertz. — H. Brömse) . . . . . 748—55
Allmers, Hermann (Arthur Fitger) . . . 900—01
Alpenromane, Die neuen schweizer (Oskar F. Walzel) . . . . . 869—81
Altenberg, Peter (Paul Wiegler) . . . 1164—67
— 513
Amerikanische Belletristik (A. von Ende) 1167—74
Anzengrubers Briefe (Rudolf Fürst) . . 533—34
Aphorismen, Zwölf (Wilhelm Weigand) . 581—84
„Arme Teufel“, Der (Wochenschrift von R. Reitzel) 228
Auerbach und Grabbe (Anton Bettelheim) 660—64
Auernheimer, Raoul 522
Avenarius, Ferdinand (als Balladendichter) . . 1161
Bahr, Hermann 510
Ballade, Die deutsche (Hans Benzmann) 1085—93, 1157—63
Ballade (Begriff) 1087
— (Name) 1087
Bandlow, Heinrich 801
Baudelaire in deutscher Uebersetzung (Otto Hauser) . . . . . 1253—55
Bauer, Julius 521
Baumberg, A. 523
Beer-Hoffmann, Richard 513
Benedek, Alexius (Béla Lázár) . . . . . 84—88
Berger, Alfred Frhr. von 524
Berlepsch, G. von 523
Bettelheim, Anton 523
Beyer, Carl 804
Bismarck (als Briefschreiber) 947
Bloem, Walter 1307
Boelitz, Martin 1303
Bölsche, Wilhelm 1313
Brentano, Clemens (als Balladendichter) . . . 1091
Brief, Der deutsche (Georg Steinhausen) . 941—49
Briefe, Unveröffentlichte (von Gustav Freytag) 1245—49
Brinckman, John 801
Buchschmuck (Fedor von Zobeltitz) . . . 968—71
Bühnengeschichten (Bodo Wildberg) . . . 1033—34
Bürger, G. A. (als Balladendichter) 1091
Burckhard, Max 517
Busch, Wilhelm, der Philosoph (Rudolf Presber) . . . . . 584—91
Chatterton, Thomas (Max Meyerfeld) . . 826—27
Chiavacci, Vincenz 517
Cüppers, Adam Josef 1306
Dahn, Felix (als Balladendichter) 1159
David, J. J. (Hans Bethge) . . . . . 524—28
— 519
— (Autobiographisches) . . . . . 528—30
Dichter und Beruf [Soll der Dichter einen bürgerlichen Beruf haben?] (Hans v. Hopfen) . . . . . 437—445
Dörmann, Felix 515
Donath, Adolf 523
Drama, Zur Geschichte des (Saint-Victor) 90—92
Dramen, Neue (S. Lublinski) . . . . . 314—17
— (W. v. Scholz) . . . . . 670—73
— (Ernst Consentius) . . . . . 1670—73
Dyk, Viktor 533
Ebermann, Leo 520
Ebner-Eschenbach, Marie 519
Egor, Karl 533
Eitner, Martha 805
Engel, Alexander 523
Englische Romane (Max Meyerfeld) . . . 369—74
Englische Litteratur, Neue (Max Meyerfeld) 1239—44
Elsässische Litteratur (Karl Storck) . . . 882—85
Erlingsson, Porsteinn 1040
Eschelbach, Hans 1303
Estnische Nationalepos, Das (Reinhold Kaupo) . . . . . 964—68
Eulenberg, Herbert 1307
Falckenberg, Otto 1304
Falke, Baronesse von 523
Fastenrath, Johannes 1314
Ferdinands, C. 1304
Fest, Ernst (Mayer) 1304
Fitger, Arthur (als Balladendichter) 1161
Flaischlen, Cäsar (Wilhelm Holzamer) 1596—1601
Französische Romane (Erich Meyer) 303—09, 1098—1103
Französische Schulromane, Vier (Käthe Schirmacher) . . . . . 811—17
Frauenfrage, Bücher zur (Helene Stöcker) 1682—85
Frauenlyrik, Neue (Stefan Zweig) . . . 971—74
Fräulein von Sarryn, Das [Ompteda] (Frieda Freiin von Bülow) . . . . . 378—80
Freytag, Gustav, als Essayist (Ludwig Geiger) 1249—53
Friedrichs, Hermann 1304
— (als Balladendichter) 1162
Fries, R. 803
Fries-Schwenzen, H. („Durch die Brandung ans Land“) 887
Frommel, Emil 804
Fuchs-Talab, Otto 520
Geistliche, Der, in der modernen Litteratur (W. Wolff) . . . . 77—84, 155—62
Goethe (Kompositionen seiner Gedichte) . . . 368
Goetheschriften (Richard M. Meyer) . . . 591—96
Goldbaum, Wilhelm 523
Gorki in Deutschland (Georg Adam) . . 239—42
Grabbe, Neues von (Robert Hallgarten) . 293—301
Grabbe und Goethe (H. Uhde-Bernays) . 301—03
Grazie, Marie Eugenie delle 520
Grillparzer in Frankreich (A. Bettelheim) 88—90
Groendal, Benedikt 1037
Groth, Klaus („Quickborn“) 801
Gutzkow, Neues über (H. Jantzen) . . 1397—99
Hafstein, Pall 1037
Hafstein, Hannes 1039
Hallgrimsson, Jonas 1036
Hamsun, Knut (Karl Bienenstein) . . . 1454—59
Hango, Hermann 523
Hansjakob, Heinrich 805
Hanslick, Eduard 521

Digitized by Google

Hardung, Viktor 1304
Harts Verwandlungsphilosophie (Fritz Lienhard) . . . . . 1179—82
Hausbibliotheken (Victor Blüthgen) . 1517—21
Hausbuch, Ein deutsches (Max Garr) . . 92—93
Hausmann, Otto 1303
Hawel, Rudolf 523
Hebbel, Friedrich (als Balladendichter) 1092
Heemstede, Leo (Tepe) van 1304
Heer, J. C. 871
Heine (Kompositionen seiner Gedichte) 368
Herder 1091
Hertz, Wilhelm (als Balladendichter) 1158
Herzl, Theodor 522
Herzog, Rudolf 1162, 1308, 1318
Hessen, Deutsche Dichtung in (Karl Berger) 1464—67
Hessische Litteratur (Theo Schäfer) . . . 23—25
Hevesi, Ludwig 521
Hirschfeld, Leo 516
— Robert 523
Hirzel, Hans Caspar („Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers“) 876
Historische Dramen (Paul Legband) . . . 737—41
Historische Erzählungen, Neue (Max Ewert) . . . . . 1025—30
Hofmannsthal, Hugo von 512
Homosexuelle Litteratur (Theo Witry, Ed. Bertz) . . . . . 828—30
Huber, Therese (Proelß) . . . . . 18—20
Hüffer, Hermann 1314
Japanisches Drama, Ein [Kitasato: Sakura Sogo] (Ilse Frapan-Akunian) . . 887—89
Ibsen-Litteratur (Karl Strecker) . . . 816—22
Idel, Wilhelm 1306
Jean Paul, Neue Schriften über (Ludwig Geiger) . . . . . 889—92
Jiráſek, Alois 530
Jochumsson, Matthias 1039
Joesten, J. 1314
Italienische Belletristik (Reinhold Schoener) . . . . . 1521—30
Jüngst, Hugo C. 1304
Kaiser, Emil 1310
Kalbeck, Max 523
Karlweis, C. (Ed. Pötzl) . . . . . 250—53
— 516
Katholische Lyrik (Theodor Herold) . . 1321—26
Keller, Gottfried 444
Kerner, H. (Hermann Cardauns) 1306
Klassikerausgaben, Neue [Max Hesse] (Eduard Engel) . . . . . 386—89
Koepper, Gustav 1314
Komödien (Willy Rath) . . . . . 1535—42
Komponierbare Gedichte (W. Mauke) . . 365—69
Kralik, R. von 518
Kreiten, Wilhelm 1304
Kretzmann, Friedrich 1304
Kreutzer, Ludwig 803
Kritik, Erzählende? (Sollen die Kritiken ausführliche Inhaltsangaben enthalten?) 221—27
Kritikers, Zur Psychologie des (K. W. Goldschmidt) . . . . . 1373—77
Kunstlitteratur (Max Osborn) . . . . 246—50
— (Max Osborn, W. Fred) . . . . 1674—81
Kurz, Isolde (Autobiographisches) . . . 1015—25
— (als Balladendichterin) 1161
Kvapil, Jaroslav 532
Lamprechts Litteraturbetrachtung (Fritz Lienhard) . . . . . 959—64
Langewiesche, Wilhelm 1304
Langmann, Philipp 517
Lauff, Josef 1303, 1305
Laven, Hermann 1306
Lee, Viktor 523
Lehrabu, Emil z 533
Liliencron, Detlev von (als Balladendichter) . 1162
Lingg, Hermann (als Balladendichter) . . . 1159
Litteratur [Beschäftigung mit und Interesse an der Litteratur] (E. Platzhoff-Lejeune) 1422—27

Litteraturgeschichte, Die jüngste [Adolf Bartels] (Max Koch) . . . . . 383—86
Litteraturkomödien, Deutsche (Hans Landsberg) . . . . . 1445—53
Litteraturzustand, Der gegenwärtige (O. J. Bierbaum) . . . . . 1—7
— (F. Lienhard) . . . . . 149—55
Litzmann, Berthold 1314
Lothar, Rudolf 521
Ludassy, Julius von 516
Lyriker, Junge (Carl Busse) . . . . 1229—34
Lyrisches (R. M. Werner) . . . . . 734—37
— (Ernst Ziel) . . . . . 1891—95
Madjera, Wolfgang von 518
March, Ottokar Stauf v. d. 523
Marriot, Emil 520
Memoirenwerke (G. Manz) . . . . . 309—14
Mertens, Hans Willy 1304
Meyer, Conrad Ferdinand („Jürg Jenatsch“) . 872
— (als Balladendichter) 1092
Miegel, Agnes (als Balladendichterin) . . . 1163
Mörike-Biographieen [Fischer. — Mayne] (Johannes Proelß) . . . . . 389—91
Moore, George (Max Meyerfeld) . . . . . 7—14
Mrštik, die Brüder 532
Muellenbach, Ernst 1312
Müller-Guttenbrunn, Adam 518
Münchhausen, Börries Frhr. v. (als Balladendichter) 1162
Musik-Litteratur (Rudolf Louis) . . . . 676—82
Najmajer, Marie von 523
Naturwissenschaftliche Litteratur (Wilhelm Bölsche) . . . . . 452—55
Neu-isländische Lyrik (Heinrich Pudor) . 1035—40
„Niedersachsen“ (Halbmonatsschrift) 801
Niese, Charlotte 805
Nöthig, Theobald (als Balladendichter) 1160
Novellenbücher (Hans Bethge) . . . . . 822—26
Oesterreichische Dialektstücke (Hans Sittenberger) . . . . . 536—39
Ompteda, Georg Frhr. v. (Autobiographisches) . . . . . 375—78
Opolsky, J. 533
Pädagogische Litteratur (Max Ewert) . 168—74
Pardo, Eduardo 238
Parodistische Bücher (H. Häfker) . . . . 242—46
Perfall, Karl v. 1308
Pessimismus, Zur Naturgeschichte des (Otto Lyon) . . . . . 755—57
Plaeschke, Moritz 1304
Plattdeutsche Litteratur (R. Th. Gaedertz) 1182—86
Pötzl, Eduard 517
Polack, Friedrich 801
Polnische Romane, Neue (Josef Flach) . 956—59
Prešeren, Franz (Adolf Hauffen) . . . 533—34
Pseudonym, Das (Wolgang Kirchbach) . . 1589—96
Psychologisches (Th. Poppe und L. Katscher) 1608—13
Publikum und Dichter (Erich Schlaikjer) 1661—66
Reder, Heinrich von (als Balladendichter) . . . 1160
Rehbein, Arthur 1304
Reitzel, Robert (Johannes Gaulke) . . . 228—34
Religiöse Litteratur, Neue (Walther Wolff) 1104—08
Resa, T. (Therese Gröhe) 1304
Reuter, Fritz (als Volksschriftsteller) 800
Rheinländische Litteratur (Laurenz Kiesgen) . . . . . 1301—14
Riotte, Hermann 1308
Roman einer Familie, Der [Mann: Die Buddenbrooks] (Kurt Martens) . . 380—83
Romanze 1088
Rosegger, Peter (in seiner Bedeutung als Volksschriftsteller) 800
— 870
Rosny, J.-H. (Camille Mauclair) . . . . 950—56
Ruland, Wilhelm 1306
Russische Belletristik (Georg Polonsky) . 1601—04
Saar, Ferdinand von 519
Salomon, Ludwig 1314
Salten, Felix 514

Digitized by

Saltykow-Schtschedrin, M. (Georg Polonsky) 1234—38
Schäfer, Wilhelm 1309
Schanz, Frida (als Balladendichterin) 1161
Scheerbart, Paul (Paul Wiegler) . . . 1093—98
Scherenberg, Ernst 1304
Schillerpreis, Der (Die neuen Bestimmungen) 325—26
Schillerpreis, Nochmals der (Ernst von Wildenbruch) . . . . . 459—66
Schiller-Litteratur (Rudolf Krauß) . . 1175—79
Schlaf, Johannes (Stefan Zweig) . . . 1377—88
— (Autobiographisches) . . . . . 1388—91
Schnitzler, Arthur 514
Schreiner, Olive (Anna Brunnemann) . 1666—69
Schulte vom Brühl, Walter 1311
Schwann, Matthieu 1312
Schwer, Georg 518
Siegfried, Walter („Um der Heimat willen") . 877
Skandinavische Romane (Fred — Sommer — Consentius) . . . . . 741—47
Skizzenbücher, Neue (Theo Schäfer) . . 673—75
Sohnrey, Heinrich 803
Sonett, Das (Otto Hauser) . . . 653—60, 725—31
Speidel, Ludwig 520
Sprachgeschichte, Aus der deutschen (Hermann Wunderlich) . . . . . 455—56
Stegemann, Hermann 1304
Steinhausen, Heinrich (Richard Weitbrecht) 807—11
Stelter, Karl 1303
Stillfried, Felix 803
Stoffel, Fritz 1306
Streuvels, Stijn (Martha Sommer) . . 445—48
Strindberg, August [Die Tragödie des Hochmuts] (Josef Theodor) . . . . . 602—05
Südamerikanische Roman, Der (R. Dario) 234—38
Susman, Margarethe 1304
Suttner, Bertha von 523
Svoboda, F. X. 532
Sylva, Carmen 1303
Tann-Bergler, Ottokar 517
Thorarensen, Bjarni 1036
Thoroddsen, Jon 1035
Thorsteinsson, Steingrimur 1038
Thomsen, Grimur 1036
Tierfabeln, Moderne (Georg Hermann) . 14—18
Tolstoi als Aesthetiker (Kurt Aram) . . 1607—08
Tristandichtungen (Wolfgang Golther) . . 162—67
Triumph der Empfindsamkeit [Rachel, Elise v. d. Recke] (Felix Poppenberg) . . 596—602
Tschechisches Schrifttum (Camill Hoffmann) 530—33
Tschechoff als Dramatiker (Eduard Höber) 1395—97
Ueberbrettl und Litteratur . . . . . 39—41
Ueberbrettl 6, 242
Uebersetzungslitteratur (Wilhelm Holzamer) 1013—15
Uhl, Friedrich 521
Veltrusky, J. 533
Viebig, Clara (als Volksschriftstellerin) 805
— 1308
Vierordt, Heinrich (als Balladendichter) 1160
Volksschriftsteller (Johannes Gillhoff) . . 797—807
Weeningh, W. 1306
Weilen, A. von 523
Weltanschauungsroman, Ein [Hollaender: Thomas Truck] (Heinrich Hart) . . 449—52
Weltgeschichtliche Litteratur (Hans F. Helmolt) . . . . . 892—95
Wertheimer, Paul 523
Westfälische Litteratur (H. H. Houben) . 20—23
Wette, Adelheid 1308
— Hermann 1308
Wetter, Max 1304
Wickenburg, Graf von 523
Wiens Litteratur (Rudolf Lothar) . . . 509—24
Wilhelm, Paul 523
Wittmann, Hugo 522
Wojkowicz, Jan z 533
Zeyer, J. 530

Ziel, Ernst (als Balladendichter) 1159
Zilcken, Fritz 1309
Zype, Gustave van (Alfred Ruhemann) . 732—34
Zweig, Stefan 523

2. Echo der Zeitungen, der Zeitschriften, des Auslandes.

Aanrud, Hans („Hoit til host!") 561
Abälard und Heloise 58
Abels, Hans Karl („Im Herbstnawel") . . . 1268
Achelis, Th. („Die Ekstase") 1475
Acton, Lord (†) 1485
Adam, Juliette 702
— Paul („L'Enfant d'Austerlitz") . . . 697, 899
Aesthetisches s. Courthope
Ahasver s. Jude
Akademie für deutsche Litteratur 899
— der Wissenschaften (in Berlin) 695
— der Wissenschaften, britische 695, 909
Alas, Leopoldo (Clarin) 341
Albalat, Antoine („De la Formation du style") 1566
Alcover, Juan 342
Al-Djahiz 629
Alexander von Württemberg, Graf 329
Alexis, Willibald 113, 545, 1051
Alfieri, Vittorio 1208, 1638
Allen, James Lane 45
Allmers, Hermann 895, 975, 1202
Allunan, Juris 1280
Altindische Poesie 199
„Amadis di Gaula" 1638
Amalie (Schwester König Johanns von Sachsen) 842
Amber, Miles („Wistons") 910, 1265
Amerika: Litteraturberichte 57, 198, 346, 481, 709, 847, 1130, 1282, 1419, 1569, 1712
Einzelnes:
Bibliotheken in A. 75, Deutsches Theater in A. 1283, Die Deutschen in A. u. ihre Sprache 685, Geschichte der a. Litt. 976, Der Neger in der a. Litt. 335, Presse 847, 1051, Theater 849
Amicis, E. De („Capo d'Anno — Pagine parlate"). 557, 686, („Un salotto fiorentino del secolo scorso") 1357
Anarchistische Schriftsteller 481
D'Ancona, Alessandro (Festschrift zur Feier seines 40jährigen Jubiläums) 268
Andersen, H. Chr. 185, 468, 763
Andersen-Nexö, Martin („Dryss") 1211
Andreas-Salomé, Lou 546, 1346
Andrejew, Leonid 625, 1698, 1706
D'Annunzio, G. 623, 686, 835, 1065, 1117, 1556, 1704
Einzelnes:
La città morta 1050, Francesca da Rimini 120, 267, 614, 700, 1050, 1123, 1489, Ode auf Victor Hugo 915, 1060, Römische Elegieen 398
(s. a. Busolli)
Anthologieen (lateinische von Professor Tyrrell) . 116
— („The Poetry of Niagara") 849
Antona-Traversi, G. („L'Unica scusa") 915
Anzengruber, Ludwig 397, 544, 560, 612, 620, 685, 694, 834, 975, 1122, 1553 (u. Albin Swoboda) 177
(s. a. Bettelheim)
Arabien: Litteraturberichte 628
Archer, William („Poets of the young Generation") 265, 1563
Aretino, Pietro 614
Armenien: Litteraturberichte 1714
Armstrong, Walter (Henry Raeburn) 407
Arndt, Ernst Moritz 332, 1197
Arnim, Bettina v. 1349
Arnsburg, Ludwig (Schauspieler) 1118
(l')Art pour l'art 335, 405, 905
Arzt, der, im Roman 1700
Ascher, Saul („Rousseau und sein Sohn." 1809) 840
Assing, Ludmilla 975

Atherton, Gertrude („The Conqueror“) 1282
Atis, Kronwalda 1281
Aubanel, Théodore . . . 686, 1118, 1199, 1266, 1409
Aubrey de Vere (†) 695
Audebrand, Philibert 397, 1566
Auerbach, Berthold 560, 762
Auernheimer, Raoul 1342
Aujar, Leopold („Mousse“) 476
Aulay, Allan Mc. („The Rhymer“) 331, 331
Aufellis 1280
Ausonius 476
Austen, Jane 1130
Autobiographie s. Besant, Haym, Howe, Jókai
Austin, Alfred („A Tale of True Love“) . . . 1205
Baccelli, Alfredo (Giordano Brunos „Il Candelajo“) 409
Bacci, O. und G. L. Passerini („Strenna Dantesca“) 556
Bacon-Frage s. Shakspere
Baedeker, Karl 840
Bänkelsang 1193
Baffico („Le colpe degli altri“) 701
Bahr, Hermann („Bildung“) 906
Bajora („Aventuras y mistificaciones de Silvestre Paradox“) 342
Bakchylides 332
Balfour, Graham („Das Leben R. L. Stevensons“) 256, 406
Ballade, Wesen der 402, (u. Romanze) 765
Balzac, Honoré de 57, 1476, (u. Madame Hanska) 710, 847, 1130
Bang, Herman 690
Bang, John Kendrick („Mr. Munchhausen“) . . 483
— („A house-boat on the Styx“) 1195
Baratynski 705
Barbey d'Aurevilly, J. 770, 1194
Barbiera, Raffaello („Principessa di Belgiojoso“) 1357
Barchudarianz, Georg (Faustübersetzung) . . . 1714
Barrès, Maurice 341, 844, 1567
Bársony, Stefan („Ein chamäleonartiges Mädchen“. — „Suche die Frau!“) 195
Bartels, Adolf 401, 1475, 1487
Bartók, Ludwig („Hoffnung u. Erinnerung“) . . 623
Baschkirtseff, Maria 182, 257, 469, 623, 1629
Bassermann („Dantes Spuren in Italien“) . . 1061
Bataille, Henry („Masque“) 1126
Battle, Carlos de („Fray Gabriel“) 842
Baudelaire, Charles 180, 552, 899, 1124
Bauditz, Sophus („Absaloms Brunnen“) . . 686, 694
Bauernfeld, Eduard v. 611, 684, 689, 691, 694, 766, 769, 1553 (Faust-Entwurf) . . . 684
Baumberg, Antonie . . . 1115, 1202, 1272, 1560
Baumeister, Bernhard 1195, 1270
Baumgartner, S. J., Alexander 559
Bayreuth 340, 479
Bazin, René („Les Oberlé“) 192, 256
Beaumarchais 194
Beaunier, André („La Poésie nouvelle“) . . . 698
Bechstein, Ludwig 337, 396, 404, 552
Becque, Henri 180
Beer, Michael 771
Beer und Gavault („Madame Flirt“) 699
Béla, Szivós 898
Bélart, Hans („Nietzsches Ethik“) 834
Belasco, David („Du Barry“) 711
Belgien: Litteraturberichte . . . 192, 338, 558, 1062
Bellamy, Jacobus 702
Bellermann, Ludwig („Schiller“) 544
Bellman, Karl Michael 977
Belzikowski, Adam 1278
Bem, Anton Gustav (†) 1278
Bender, Auguste („Oberschefflenzer Volkslieder“) 763
„Benefactress, The“ 265
Benson, E. F. („Purpur und Ysop“) 1059
Benzmann, Hans 115, 338, 405, 687, 768, 1050, 1700
Berdrow, Otto („Rahel Varnhagen“) 1628
Berdyczewski, Micha Josef 907
Berg, Leo 179
Bernstein, Henri („Le Détour“) 699
Berthelot, René („Louis Menard et son Oeuvre“) 1566
Bertheroy, Jean 1629
Besant, Walter 619, (Autobigraphie) 1058
Betana („Aguas fuertes“) 341
Bettelheim, Anton (Anzengrubers Briefe) 469, 551, 896, 1196, 1268, 1272, 1414
Betz, Louis P. („La littérature comparée“) . . 1489
Beyer, Carl 179
Biagi, Giuseppe (Faust-Uebersetzung) 181
„Bibliographer“, The (Monatsschrift) 848
Bibliothekswesen 900, 1344
Bierbaum, Otto Julius . . . 254, 767, 1269, 1411
Bilderbücher 475
Bilderzeitungen 769
Bildung 766, 979
Bildungsideal 682
Biographie 111, 406, (und Novellistik) 848
Birch-Pfeiffer, Charlotte 1406
Birrel, Augustine („William Hazlitt“) 1485
Bismarck 55, (und die deutsche Dichtung) . . . 1122
Björnson, Björnstjerne 182, 399
Einzelnes:
Darnley 1555, Laboremus 124, 405, 412, 709, 1342, Maria von Schottland 1680, Paul Lange und Tora Parsberg 196, 412, 562, Ueber unsere Kraft 410, 1051, 1125, Der Pfarrer im Drama B.'s 331
Blake, William 1421
Bleibtreu, Karl 1049, 1116, 1119, 1124, 1555
Blicher-Clausen, Jenny („Farbror frans“) . . . 1210
Blind, Mathilde 686
Blix, Elias (†) 986
Blüthgen, Victor (als Lyriker) 1412
Blumenspiele, Die kölner 897
Boborykin, P. D. („Die Evolution des russischen Romans“) 704
Boccaccio (Decamerone) 266
Bode, Wilhelm („Goethes Lebenskunst“) . . . 902
Böck, Joseph (Hamerlings Briefe) 896
Böcklin, Arnold 1126, 1196
Böhlau, Helene 268, 1120
Böhmen (Bildungswesen) 1266, (deutsche mundartliche Dichtung) 836, (deutsche politische Dichtung) 837
„Boekzaal der geleerde wereld“ (Zeitschrift) . 1641
Boelitz, Martin 474
Bölsche, Wilhelm 691, („Hinter der Weltstadt“) 50, 610 („Mittagsgöttin“) 1193
Börne, Ludwig 612, 844, 1355, (und Gutzkow) . 43
Bogaers, A. 123
Boguslawski, Wilhelm 627
„Bohemia“ (Zeitung) 610
Bojer, Johann („Theodora“) 1477, 1491
Boissière, Jules („Fumeurs d'Opium“) 180
Boker, George H. („Francesca da Rimini“) . . 711
Bomhard, Christian 1057
Bompas, Mr. („Die Probleme der Shakspere-Dramen“) 909
Bonn, Ferdinand 1282
Borel, Henri („Von den Engeln“) 703
Borrow, George 554
Borys, Daniel („Le galon“. — „La Mosaïque du Rêve“) 1125
Boston (in der Belletristik) 846
Boulanger, Marcel („La Croix de Matte“) . . 476
Bourget, Paul 55, 1633, 1640
Einzelnes:
L'Etape 1348, 1407, 1487, 1555, 1706, Monique 697
Boutet, Ed. („Il madro“) 1491
Bovet, Marie Anne de 330
Boy-Ed, Ida 1116
Boylesve, René („La leçon d'amour dans un parc“) 984
Bozykowski, R. („Harte Hände“) 1342
Bracco, Roberto 1356, („Sperduti nel bujo“) . 1857
Bräutigam, Ludwig („Auf dem Heimwege“) . . 1267
Brahe, Tycho 197
Brahms, Johannes 481
Brandes, Georg 470, 704, 762, 1212, 1562

Brandt van Doorne, C. P. 1415
Bredenbrücker, Richard 1414
Bremer, Friederike 1067, 1569
Brentano, Clemens (Spanische und italienische Novellen) 188
Briefschreibens, Kunst des. 543
(s. a. Klaiber)
Brieux, Eugène 255, 256, 477, 1353
Einzelnes:
Les Avariés 340, 912, La Petite Amie 1266, 1274, La robe rouge 330, 330, 474, 548
Brinckman, John 115, 1555, 1699
British Museum (Bibliothek) 1124
Brockes, Barthold Heinrich 1411
Brockhaus Konv.-Lex. (und die moderne Litteratur) 690
Browning, Robert 1420, 1571
Brückner, A. („Geschichte der polnischen Litteratur") 918, 1407
Brünn: Litteratur 263
Brunetière, Ferdinand 984 („Das Werk Calvins") 911
Bruun, Laurids („Kronen") 1210
Buchausstattung 903, 1264
Buchhandel (in Schweden) 480, (Der holländische in Südafrika) 123
Buchkunst 468, 686, 1194
Buchwesen 620
Buckton, Miß 980
Budde, Leopold (†) 1729
Bücher, meistgelesene, in Amerika 57
Bücherhallen, Freie 1631
Bücherpreise 1205
Bücherschenken, Ueber das 468
Büchertitel 1272
Büchner, Georg 1202
Bühnenwesen:
Einzelnes:
Bühnensprache und Mundart 47, Naturalismus auf der Bühne 689, Bühnentechnik 48, 49, Bühne und Staat 614, 619
Bürger, G. A. 177, 185, 258, 552, 622, 762
Buisse, Cyriel („Van Arme Menschen") . . . 1066
Bulthaupt, Heinrich („Dramaturgie des Schauspiels") 109, 179, 834
Bundi, Gian („Parevlas engiadinaisas") . . . 1266
Burdin (russischer Schauspieler) 344
Buren, Litteratur der 1629
— Sprache der 899
Burns, Robert 406, 764
Busch, Wilhelm 897, 1113, 1114, 1120, 1124, 1196, 1199 (als Zeichner) 1114
Busolli, G. („G. D'Annunzio e la sua evoluzione poetica") 1061
Busse, Carl 397, 468, 619, 1481
Butscher, August 623
Byron, Lord . . 330, 399, 692, 900, 1057, 1128, 1697
(s. a. Wesselowski)
Cabarets 256, 398, 620
(s. auch Ueberbrettl)
Cable, George W. („Bylow Hill") 1712
Cabs, Maurice („Fleur de Grève") 1707
Caggiano, G. („Anime delinquenti") 701
Caine, Hall („Die ewige Stadt") 117
Calderon („El Labrador gentilhombre") . . . 846
Calmettes, Pierre („Choiseul et Voltaire d'après les lettres inédites du duc de Choiseul à Voltaire") 1342
Calvert, Mr. („Bacon und Shakspere") 909
Camelli, Antonio 1641
Campoamor, Ramon de 58
Cannizarro 1343
Capuana, Luigi („La scienza della letteratura") 1490
Capus, Alfred („Brignol et sa fille") 339, („Glück") 338, („Les deux écoles") 985
— (und Maeterlinck) 1206
Carducci, Giosuè 409, 557, 701, 1062, 1130, 1206, 1640
Carlyle, Thomas 702
Carnegie, Mr. 1637
Carneri, B. 329
Carpenter, George Rice („Longfellow") . . . 482
Casanova, Jakob 112
— Nonce („Messaline") 698
Case, Jules 839
Case und Morel („Stella") 845
Castelli, Ignaz Franz 761
Castillo, Canovas del 342
Cats, Jacob 123, 1641
Caxton 1059
Cervantes („La gitanilla de Madrid") 841, („Don Quixote") 118, 119
Chamber („Encyklopädie der englischen Litteratur") 116
Chamberlain, H. St. 1565
Einzelnes:
Drei Bühnendichtungen 1552, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts 692, 899, Worte Christi 547
Chamisso, Adelbert von 1628, 1695, 1706
Champion, Edouard („Le Tombeau de Louis Menard") 1566
Champsaur, Félicien („Le Semeur d'Amour") . 844
Chanson, Das französische, im 19. Jahrhundert . 839
Charles, Frances („In the Country God Forgot") 1421
Chateaubriand („Geist des Christentums"). 692, 1481
Chatterton, Thomas 189
Chiggiano, G. („All'amata") 1062
Chin, Rachel Mironowna 1483
Chinesische Sprache 1266
— Dichtung im 19. Jahrhundert 468
Choderlos de Laclos 54
Chuquet, Arthur („Stendhal-Beyle") 983
Claretie, Jules („Brichanteau") 1118, („Profils de Théâtre") 1476
Claudel, Paul 192
Claudius, Matthias 1695
Clémenceau, Georges 399, 1344
Clifford, W. K. („Woodside Farm") 1352
Coenen, Frans 1642
„Comédie française" (Verwaltung) . . . 190, 1055
Comte, Auguste 1275
Conrad, Georg (Prinz Georg v. Preußen). 1192, 1341
— Joseph 1477
— Michael Georg 401, 1202, („Majestät") 1414, 1475, 1483, 1696, („Von Zola bis Hauptmann") 834, 1199
Conradi, Hermann 1627
Conried, Direktor 1132
Consentius, Rudolf Otto („König Alboin") . . 1268
Constant, Benjamin („Adolphe") 1194, 1407
Coolus, Romain („Lucette") 1274
Cooper, J. F. 45
Coppée, François („La bonne souffrance") . . . 187
Coquelin 690
Corday, Michel („Vénus") 53, („Les Embrasés") 1707
Corelli, Maria („Master-Christian") 555
Corneille, Pierre 44, 1194
Corradi, August (Maler und Dichter) 1341
Costa, Karl 762
Couperus, Louis 124, 703, 1415
Courouble, L. („La famille Kaekebrouck". — „Pauline Platbrood") 1063
Courthope, Prof. (Das Leben i. d. Poesie u. d. Gesetze d. Geschmacks) 264
Courtney, W. L. (Undinendrama) 1351
Coubreur, André („La source fatale") 618
Crawford, Marion F. 555, 1126
Crawley, Ernest („Die mystische Rose, eine Studie über die Ehe") 1058
„Critique internationale" (La) [Zeitschrift] . . 1275
Crockett, S. R. („Das Dunkel des Mondes") . 1058
Croissant-Rust, Anna 187
Croly, Jane Cunningham (†) 710
Crosby, Ernest („Captain Jinks") 1283
„Cuchulain of Muirthemne" (irisches Epos) . . 1204
Curel, François de 845, 984, 1629
Cyniker, Einfluß der 682
Dähnhardt, Oskar („Heimatklänge aus deutschen Gauen") 897
Dänemark: Litteraturberichte 1210
Dahn, Felix 123, 124, 690

Danilowski, G. („Aus vergangenen Tagen") 628, 1278
Dante 118, 407, 704, 977, 1060, 1065, 1200, 1201, 1489, (als Lyriker) 1130, (Dantedenkmal in Rom) 1491
(s. a. Bacci, Bassermann, Faure, Federn, Gubernatis, Manacorda, D'Ovidio, Passerini, Polacco)
Danvila, Alfonso („Arjona") 342
Daß, Peter 1129
Daudet, Alphonse 1714
David, J. J. 1119
Dawydowa, Alexandra (†) 1277
Degen, Eugen („Memoiren eines dorpater Studenten") 1128
Dehmel, Richard 115, 688, 1479, (Selbstcharakteristik) 1479, 1480
Deladenz 1351
Deken, Aagje 1415
Dekker, Eduard Douwes s. Multatuli
Deklamation, Gesetze der 113
Delarne-Mardrus, Frau 1488
Deledda, Grazia 557, 1207
Demolder, E. („Le coeur des pauvres") . . . 193
Depew, Chauncey M. 474
Déroulède, Paul 549
„Deutsche Arbeit" (Zeitschrift) 399
„Deutsche Monatsschrift" 50
Devčić („Lucida intervalla") 1050
Devore, Gaston („Les Complaisances") 699
Devrient, Eduard (und Freytag) 114
— Karl 898
Dežman, Milivoj („Fürstin Helene") 920
Dialektlitteratur 1267, (schlesische) 51
Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Deutsche . . . 1343
Dichterisches Schaffen (Psychologisches) . . 982, 1204
Dichtkunst (in ihrem Verhältnis zur Tonkunst) . 837
Dickens, Charles 405, 1636
Dickinson, Martha Gilbert („The Cathedral and other Poems") 848
Diderot 1478
Dilettantismus 610
Dixon jr., Thomas („The Leopards Spots") . 1283
Dörmann, Felix („Der Herr von Abadessa") . . 907
Dolorosa („Confirmo te chrysmate") . . 1475, 1552
Donath, Adolf 976
Don Juan-Sage 619
Donnay, Maurice („La Bascule") 339
Dose, Johannes 552
Dostojewski, Fjodor . 112, 331, 475, 613, 1056, 1118
(s. a. Mereshkowski)
Drake, Samuel Adam („New Englands Legends and Folklore") 482
Drama:
Allgemeines:
Das moderne Drama 186, 254, 1119, 1203, 1406, der Schluß im Drama 898
Einzelnes:
Das griechische Drama und das moderne 113, das moderne katholische Drama 186, Schuldrama 115, Passionsspiele 182, das Drama in England 1203, in Frankreich i. J. 1901 694, der Juden 1117
(s. a. Theater, Tragödie, Weltbrecht)
Dranmor 1355
Drescher, Martin 1408
Dreves, Lebrecht 908
Droch (Robert Bridges) („Bramble Brae") . . 1712
Droß, Otto (Mars, eine Welt im Kampf ums Dasein) 181
Droste, Annette von 1699
Droysen, Johann Gustav (und Felix Mendelssohn-Bartholdy) 1345
Duc, Fronton du (Jeanne d'Arc-Tragödie) . . 177
Dudeney, Mrs. („Spindle and Plough") . . . 696
Dühr, August 1266
Dünsberg, Ernst (†) 1643
Düntzer, Heinrich 619, 620, 1556
Dürer, Albrecht 975
Düringsfeld, Ida v. 255

Dumas der Aeltere, Alexander 616, 1476, 1555, 1566, 1571, 1637
(s. a. Parigot)
Dumont, Louis („La Chimère") 698
Dumont-Wilden, L. („Visages de décadence") 193
Duse, Eleonore 683, 1704
(s. a. Rasi)
Duyse, Fl. van („Het oude nederlandsche lied") 1063
Dybfest, Arne 189
Dygasinski, Adolf 628
Dykstra, Waling 123
Ebner-Eschenbach, Marie von 982, 1069
Eckstein, Ernst („Die Claudier") 556
„Edinburgh Review" 1117
Eeden, Frederik van 692, 703
Eggis, Etienne 1854
Egidy, Emmy v. 1483, 1560
Ehrenfels, Christian von („Sängerweihe") 1049, 1704
Ehrhard, August („Franz Grillparzer") 397, 469, 975
Eichendorff (und Heine) 908
Eichert, Franz 1414
Eigennamen 1343
Einakter 1557
Eisenbahnsprache, Die 686
„El'ahlâm" (Träume) (arabische Gedichte) . . . 629
Eliot, George 188, 404, 1282, 1352
Ellinger, G. („Philipp Melanchthon") 1552
Ellis, Havelock („Geschlechtstrieb und Schamgefühl") 403
Elsässische Litteratur 688, 1565
Emerson, Ralph Waldo 845
„Encyclopaedia Britannica" 1205, 1637
Endrödy, Alexander („Gottwärts") 623
Engadinische Litteratur 45, 1266
Engel, Johann Jakob 1475, 1556, 1630
Engels, Georg („Ueber den Wassern") 834
England: Litteraturberichte 115, 264, 405, 553, 694, 908, 1058, 1203, 1351, 1484, 1636
Einzelnes:
Das deutsche Theater in London 697, das englische Drama in Deutschland 335, lyrische Produktion 1351, Theater 1203, Vaterlandsdichtung 1636, Wochenschriften 908
(s. a. Archer, Chamber)
Englische Komödianten 1565
„English girl in Paris, An" (anonymer Roman) 1638
Eötvös, Karl („Erinnerungen") 331
d'Epinay, Mme. 694
Ernest-Charles, J. („La Littérature française d'aujourd'hui") 1269
Ernst, Jacques 1477
— Otto 689, 768, („Die größte Sünde") 618, 689, („Flachsmann als Erzieher" in Schweden) 563
— Paul („Altitalienische Novellen") . . . 1561
Erotik (in der dänischen Litt.) 1210, (in der schwedischen Litt.) 1208
(s. a. Ellis, Féré)
Escalante, Amós (Juan Garcia) (†) 847
Eschelbach, Hans 622
Esmarch, Nicolaus Ludwig 1552
Espada, Manuel („Teatro contemporaneo") . . 342
Esprit, Der französische 978
Etlar, Carit 898
Eulenberg, Herbert 898
(„L') Européen" (Wochenschrift) 477
„Evening Post" 619
Ewige Jude, Der 482
Fabri de Fabris, R. (Angelica Harten) 694
Fahrendes Volk 110
Falckenberg, Otto („Der Sieger") 898
Falke, Gustav 834, 1410
Farinelli, A. („Michelangelo als Dichter") . . 701, 913
Faure, Lucie („Die Frauen in Dantes Werken") 1567
Faust (v. Goethe) s. Goethe
Faust, Der geschichtliche 1413
Faustdichtungen s. Bauernfeld, Staff
„Fé" (spanische Zeitschrift) 343
Federn, Karl („Dante") 1058

Digitized by Google

Feierberg, Mordechai Z'bi 907
Felix [Felix Jasinnski] („Manggha") 56
Fénelon 694
Féré und Fleury (französische Kliniker) über die Liebe 769
Ferri, G. (Il capolavoro) 269
Festspiele in Béziers 44
Feuerbestattungs-Poesie 1554
Field, Eugene 1570
Filek, Egid v. („Mein Frühling") 1696
Finland: Litteraturberichte 278, 850
(s. a. Kalevala)
„Finsk Tidskrift" 850
Firmin-Didot (Verleger) 1126
Fischer, Karl (Mörike) . . . 255, 545, 612, 896, 1197
— W. („Die Freude am Licht") 908
Fitch, Clyde („The Girl and the Judge") . . 711
Fitinghof, Laura („Norri från") 272
Flaischlen, Cäsar 1409
Flaubert, Gustave 194, 550, 1567, 1488
(s. a. Gaultier)
Fleck (Schauspieler) 615
Flers und Caillavet („Le Coeur a des Raisons") 1274
Flood, Constantius 1642
Fogazzaro, Antonio . . 45, 181, 187, 616, 915, 1207
Fontane, Emilie 835
— Theodor 1192 („Effi Briest" in schwedischer Sprache) 1067
Foote, Mary Hallock („The Desert and the Sown") 1712
Ford, Paul Leicester 1419, 1570
Forslund, Karl Erik („Storgårds-Blomster") . . 564
Foscolo, Giulio 700
— Ugo (ungedr. Briefe) 914, 915
Fouquier, Henri 913
France, Anatole 698, 699, 1204
Franceschini, Robert (Ges. Aufsätze) 469, 682
Franco, Niccolò 1638
Frankfurt a. M. (geistige Bedeutung) . . . 336, 404
„Frankfurter gelehrte Anzeigen" 1349
Frankreich: Litteraturberichte 52, 190, 339, 475, 697, 842, 983, 1125, 1273, 1486, 1566, 1706
Einzelnes:
„Comédie française" 1055, Deutsches Theater in F. 898, Lyrik 1271, Der moderne Roman 47, Symbolisten 1065, Festspiele in Béziers 44
(s. a. Beaunier, Ernest-Charles, Nordau)
Franzos, K. E. („Judith Trachtenberg") . . . 328
Frauen:
Frauenbewegung (akadem. Studium) 479, Frauenlyrik 1551, 1551, 1561, Stellung der modernen Dichter zur Frau 471
(s. a. Vera)
Freiligrath, Ferdinand 187, 549, 762, 1406
Fremdwörter 1556
Frenssen, Gustav („Jörn Uhl") 547, 613, 686, 763, 902, 976, 983, 1049, 1055, 1058, 1116, 1193, 1202, 1267, 1272, 1474, 1552, 1558, 1628
Frey, Justus 552
Freytag, Gustav . . . 107, 114, 261, 770, 1476, 1696
Fried, A. („Der Theaterdusel") 898, 1049
Friedrich der Große (Gedichte) 1345, (und die deutsche Litteratur) 1482
Friedrichs, Hermann 834, 842
„Fröhliche Kunst" (Zeitschrift) 1350
Fry, Horace B. („Little Italy") 1421
Fuchs, Eduard u. H. Kraemer („Die Karikatur") 1197
Fulda, Ludwig („Zwillingsschwester" in engl. Uebers.) 696
Gachons, Jacques de („Notre Bonheur") . . . 1487
Galdós, Perez („Alma y Vida") 846, („Electra") 182, 398, 1063
Gallup, Elizabeth Wells (Die Doppelchiffre des Sir Francis Bacon) 264, 553, 766, 908, 1484
Garborg, Arne („Bauernstudenten") 763, („I Holheim") 560, 707
Gardiner, S. R. 909, 1204
Garibaldi (in der italienischen Litteratur) . . . 479
— F. T. („Fra uomini e cose") 1357

Garland, Hamlin („The Captain of the Gray Horse Troop") 1420
Garnett, Richard (Essais eines Exbibliothekars) 264, 693
Garoglio, D. („Due anime" — „Elena") . . . 701
Garrett, Almeida („Frei Luiz de Souza") . . 1273
Garschin, M. 1056
Gartenlaube, Die (Zeitschrift) 687
Gaultiers, Jules de („Bovarysme") 1486
Gauthier-Villars, Henry (Willy) 49
„Gazette (La) du Quartier Latin" (Zeitschrift) . 1275
Gefolgschaft 621
Geiger, Ludwig („Das junge Deutschland und die preußische Zensur") 255, („Therese Huber") 46, 189, 329, 474
Geistliche, der, s. Pfarrhaus
Gejerstam, Gustaf af 197, 480, 708, 837
Geiregat, Pieter (†) 1064
Gemberg, Adine 546
Genlis, Madame de 844
Georg, Prinz, von Preußen, s. Conrad, Georg
George, Stefan 52, 552, 1271
Georgy, Ernst („Die Berliner Range") 1273
Germanisches Nationalmuseum 1404, 1561
Geschichtsforschung, Methode der 119, 693
Gesellschaften, Die deutschen, des 18. Jahrhunderts 334, 478
Gespenstergeschichten 763
Geucke, Kurt („Sebastian") 475, 898
Gevard, Dorothea („Holy Matrimony") . . . 1638
Gezelle, Guido 124, 703, 1063
Giacosa, Giuseppe („Caino") 915
Giannini, G. („Canti popolari toscani") . . . 1061
Gide, André („L'Immoraliste") . . 1275, 1566, 1706
Gildemeister, Otto 1693
Gilder, Joseph B. 710
Gilm, Hermann v. 983
Giraud, Giovanni 268
Gittens, Fr. („De Maire van Antwerpen") . . 1063
Gjems-Selmer, Aagot („Et Hjem for Mennesker") 561
Glasgow, Ellen („The Battleground") 1283
Glossy, Karl (Grillparzer-Jahrbuch. XI.) . . . 544
Glynn, Elinor („Visits of Elizabeth". — „The letters of her mother to Elizabeth") 764
Gnieditsch 1056
Gobineau 621, („Alexandre le Macédonien") 44, 474
Godkin, Edwin Lawrence 1419, 1571
Godwin, William 909
Goethe 42, 48, 48, 888, 974, 1047, 1262
Allgemeines:
Goethes ästhetische Anschauungen 50, Goethe und die Antike 1347, Goethe und die Gegenwart 1559, Anklänge an Brahmanismus und Buddhismus 908, Goethe als Denker 1564, Goethe und die deutsch-österreichischen Dichter 42, Goethe und die Entwicklungslehre 612, Goethe über Förderung der Kunst 186, Goethe und die nationale Bewegung in Deutschland 851, Goethes Stellung zum Okkultismus 707, Goethe über Poesie und Kultur 469, das Problem der Freiheit bei Goethe 262, Goethe und die Schule 404, Goethe als Symbolist 338, Goethe über das Unsittliche in der Kunst 47, Goethes „Urpflanze" 262, Goethes Weltanschauung 176, 1272, Goethe-Feinde 908
Einzelne Werke:
Achilleïs 254, 338, Egmont 551, 1200, Farbenlehre 1695, Faust 622, 700, 980, 1056, 1630, Ur-Faust 1192, 2. Teil 42, Faust auf der Bühne 257, Einfluß des Faust auf die französische Romantik 698, Faust in armenischer Uebersetzung (Barchudarians) 1714, in italienischer 181, in ungarischer (Dóczi) 42, Götz 1695, Bühnenbearbeitungen des Götz 176, 177, Iphigenie 1262, Bearbeitung von Kotzebues „Schutzgeist" 628, Lyrik 618, 684, Lyrik in schwedischer Uebersetzung 481, Satyros 841, Nachahmungen des Werther 840
Persönliche Beziehungen:
Goethe und die Arcadische Gesellschaft zu Phylandria 1048, und Beethoven 1272, und Bettina Brentano 975, und seine Schwester Cornelia 1275, und Diderot 1122, und

Eckermann 471, in Elbogen 623, 837, und Frankfurt a. M. 52, und der Magiſtratsrat Grüner 400, und Jung-Stilling 1628, und Klinger 833, und Kotzebue 1705, und Lavater 762, und Macco 1634, in Marienbad 42, und Napoleon 176, 974, und Maddalena Riggi 915, und Rußland 705, und Johanna Schopenhauer 1414, und J. K. Seekatz 1695, und Senefelder 1634, und Albrecht Thaer 1262, und Ulrike 198, in Wilhelmsthal 1552
Biographiſches:
Goethes Doktor-Promotion 1475, Goethes Ehe 188, Goethes Haus- und Finanzwirtſchaft 1628, Goethe als Journalkritiker 612, Goethes Jugend 709, Goethes Krankheiten 1192
Verſchiedenes:
Goethes Briefe 329, 1702, Goethe und der Impfzwang 42, F. J. Gall über Goethes Kopf 1405, Statuen Goethes in Dresden 329
(ſ. a. Biagi, Bode, Harnack, Pſeudo-Eckermann, Siebeck, Stein, Türck, Valentin)
Goethe, Chriſtiane 974
— Ottilie v. (und Ernſt Frhr. v. Feuchtersleben) 623
Goethebund 52, 331, 332, 617, 836, 1198
Goethemuſeum 469
Goethe-Tag (in Weimar) 1412
Gogol, Nikolai Waſſiljewitſch 703, 704, 705, 898, 916, 917, 1121, 1128, 1279
(ſ. a. Mandelſtamm)
Goldoni, Carlo 1061, 1207
Goncourt, Edmond de 1488
Gonſchorowski, St. (Hoſianna) 178
Gontſcharow, J. A. 121
Gorbunow, Iwan Fedorowitſch (Sämtl. Werke; herausg. v. A. F. Koni) 626
Gorki, Maxim 45, 51, 109, 115, 118, 197, 346, 404, 405, 468, 627, 686, 709, 835, 981, 983, 1209, 1265, 1272, 1281, 1344, 1481, 1555, 1709
Einzelnes:
Drei Menſchen 623, 898, 984, 1050, 1272, Foma Gordjejew 44, Die Kleinbürger 1117, 1127, 1276, Lied vom Sturmvogel 626, Gorki als Dramatiker 1408, Gorki und Tſchechoff 47, 556
Goſſe, Edmund („Hypolympia“) 406
Gottſched 48, 51, 1047
(ſ. a. Reichel)
Gourmont, Remy de 341, 1486
Gower, John 116
Grabbe, Chr. D. 466, 474, 544, 548, 550, 552, 619, 620, 621, 684, 688, 689, (Marius und Sulla) 975, (Grabbe und Freiligrath) 549, (Grabbe und Heine) . . . 545
Graf, Arturo 270, 1118
Grand, Sarah („Babs the Impossible“) . . . 44
Granquiſt, Ida 986
Grazie, M. E. delle 178, 338, 546
Green, John Richard 406, 1204
Gregh, Fernand 1272 („La Fenêtre ouverte“) . 476
Gregor von Nazianz („Χριστὸς πάσχων“) . . . 688
Greif, Martin 1192, 1262, 1481
Greiner, Leo („Das Jahrtauſend“) 906
Gréville, Henry 1354
Grigorovitza („Libuſſa i. d. deutſchen Litteratur“) 1264
Grillparzer, Franz 255, 619, 685, 685, 693, 694, 978, 1269, 1562
(ſ. a. Ehrhard, Gloſſy, Wartenegg)
Grillparzer-Preis 685
Grimm, Brüder (Märchen und Sagen) 622
— Herman 113, 185, 474
Groß, Ferdinand 684
Groſſe, Julius 1264, 1341, 1408, 1409, 1480, 1565, 1701
Großſtadtpoeſie 980
Grün, Anaſtaſius 43, 106
Grünwald, Jörg 622
Gubernatis, A. De („Sulle orme di Dante“) . 701
Günderode, Karoline von 1262
Guérin, Charles 1272
— Maurice de 705
Gugler, Julius 765
Gulcciardi-Fiaſtri, Virginia („L'altra“) 269
Guilbert, Yvette („La vedette“) 835, 984, 1195, 1343
Gutzkow, Karl 107, 114, 190, 255, 339, 397, 896, 975, 1263, 1340, 1553
(ſ. a. Houben)
Guyau, M. (Vers d'un philosophe) 180, 553
Hätzlerin, Klara (Liederbuch) 687
Haines, Genevieve („Hearts Aflame“) 1422
Halbe, Max 51, 1266, 1696
Halirſch, Ludwig 896
Haller, Albrecht v. 686, 979
Hallſtröm, Per 278, 564
Halm, Friedrich 1048, 1265
Halperine-Kaminsky („Ivan Tourgueneff d'après sa correspondance“) 613
Halſey, Francis Whiting („Our Literary Deluge“) 1421
Hamerling, Robert 469, 544, 553, 694, 833, 834, 842, 983, 1197, 1202, 1350, 1414, 1476, 1553, 1565, 1641
Hamſun, Knut 412, 1265
Handel-Mazzetti, E. v. („Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr“) 835, 1197, 1270, 1350
Hansjakob, Heinrich 194, 560, 1341, 1481
Harancourt, Edmond 476, 1707
Hardy, Thomas 406, 469, 615, 1267
Haren, Willem van 410
Harnack, Otto („Goethe in der Epoche ſeiner Vollendung“) 1628
Harraden, Beatrice 190
Hart, Julius („Der neue Gott“) 263
Harte, Bret 686, 1265, 1266, 1343, 1420, 1559, 1570, 1705, 1714
Hartleben, O. E. 762, („Roſenmontag“) . . . 1115
Hartmann, Moritz 1484
Hauptmann, Carl 762, 1350
— Gerhart 116, 397, 1406
Einzelnes:
„Die Weber“ 1124, 1406, „Die Weber“ in Belgien 1063, in Oeſterreich 470, und Schillers „Räuber“ 1191, „Fuhrmann Henſchel“ 560, in Belgien 1062, in Lauſanne 912, Rautendelein 1406, „Schluck und Jau“ 1202, „Der rote Hahn“ 689, 691, 1057, 1128
Hauſer, Otto („Die niederl. Lyrik von 1875—1900“) 338, 702
Hawel, Rudolf 842, 1119
Haym, Rudolf 42, 179, 1115, 1413 („Aus meinem Leben“) 612
Hebbel, Friedrich 480, 685, 979
Einzelnes:
Briefwechſel 49, 896, 1553, Dramatiſche Entwürfe 1263, Geſamt-Ausgabe (R. M. Werner) 469, H. als Hiſtoriker 1340
Hebbel, Chriſtine 762
Hebel, Joh. Peter 1636
Hebräiſche Poeſie 687
Heemſtede, L. von 559
Heer, J. C. 188, („Felix Notveſt“) 398, 763
Hegeler, Wilhelm 107
Heidt, Karl Maria 545, 896
Heijermans, Herman 1272, („Hoffnung“) 262, („Der Panzer“) 703, („Ora et labora“) 1066
Heilborn, Ernſt („Der Samariter“) 398
Heimatkunſt 183, 258, 400, 547
„Heimweh“ (Bedeutung des Wortes i. d. Litt.) . 182
Heine, Anſelm 43
— Heinrich 177, 189, 263, 397, 410, 842, 908, 983, 1488
Einzelnes:
Heines Beziehungen zu Frankreich 340, 1263, 1629, 1705, H. und der Verleger Eugen Renduel 1633, H. und Gabriel Rießer 1272, Heines Duell mit S. Strauß 762, H. und Friedrich Steinmann 189, 190, 404, H. und Grabbe 545, Heines Einfluß auf Scheffel 1476, Baudelaire über H. 899, Heines Krankheit 1263, Denkmal in Paris 397
(ſ. a. Kaufmann)

Heinse, Wilhelm 473, 1476
Helle, Fr. W. 263, 552
Helmolt, Hans F. (Weltgeschichte i. engl. Uebers.) 115
Henckell, Carl („Neues Leben") 1558
Henderson, Isaac („Die Mumie und der Kolibri") 266
Henley, William („Hawthorn and Lavendel") . 909
Hepp, Alexandre („Cour d'Amant") 476
Herbert, Frau (Therese Keiter) 560
Herczeg („Brigadier Oeskay") 624, („Heiden") 469, 624
Herder 548, 766
Hermant, Abel („L'Archiduc Paul") 985
Herold, Josef Dionys 51
Hertz, Wilhelm 611, 684, 690, 767, 836, 842, 895, 904, 1053, 1341
Hervieu, Paul 339, 556, 835, 978
Heurteau, André („Mélanges politiques et littéraires") 1407
Heusenstamm, Graf Theodor 106
Hewlett, Maurice 262, 265, 1118
Heyden, Friedrich v. 330
Heymann, Robert („Lais, die Hetäre") 1050
Heyse, Paul 623, 1341
Hille, Peter 617, 1115, 1475
Hiller, Ferd. (Einschreibealbum) 405
Himmelbauer, Franz 1406
Hinkel, Karl 110
Hippel 396
Hirschfeld, Georg („Freundschaft") 1049, 1273, („Der Weg zum Licht") 1116
Hlatky, Eduard („An der Schwelle des Gerichts") 976
Hodder, Alfred („The New Americans") . . . 482
Höglund, Hjalmar („Mellan Aelfvarne") . . . 1569
Hölderlin 467
Hoffmann, E. T. A. 627, 837, 1561, 1561
Hoffmann von Fallersleben (Ungedr. Briefe) . . 896
Hofmannsthal, Hugo von 834
Hohenzollern-Bibliotheken 900
Holländer, Felix („Der Weg des Thomas Truck") 178, 254, 254, 328, 613, 617, 618, 619, 691, 763, 771, 1270, 1630
Holland: Litteraturberichte 123, 410, 701, 1064, 1414, 1640

Einzelnes:
Lyrik 906, Nieuwe Gids-Bewegung 411, Volkslied 1063
(s. a. Hauser)

Holm, Viggo F. 616
Holstein, Hedwig v. 765
Holz, Arno 906, („Die Blechschmiede") 1696, (Holz und Schlaf) 1115
Holzamer, Wilhelm 1124, 1346
Holzer, Rudolf („Frühling") 1475
Holzhausen, Paul („Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung") 1476
Homer 340
Homosexualität 552, (im Drama) 1635
„Honterus" (Drama) 1418
Hood, Captain Basil („Das hübsche Mädel") . . 1060
Hope, Anthony 108
Hopkinson-Smith, F. 1714
Horazlitteratur 709
Hornung, E. W. („Peccavi") 614
Houben, H. H. (Gutzkow-Funde) 255, 612, (Bibliographie) 610
Howe, Julia Ward („Reminiscences. 1819 to 1899") 710
Howells, W. D. (A pair of Patient Lovers) . . 58
Huber, Therese s. Geiger
Huch, Friedrich („Peter Michel") . 403, 897, 976, 1055
Huch, Ricarda („Die Blütezeit der Romantik") 622, („Aus der Triumphgasse") 842, 1202, 1271, 1346
Hüffer, Hermann 684
Hülpher, Walter („Frå mil till hafvs") 272
Hugenottensprache 1407
Hugo, Victor 694, 767, 832, 833, 839, 841, 841, 842, 845, 847, 899, 903, 908, 913, 913, 914, 986, 1067, 1118, 1122, 1128, 1565

Einzelnes:
Centenarfeier in Frankreich 983, in Belgien 1062, „Esmeralda" 906, „Couronne poétique" 1487, „La dernière Gerbe", herausg. v. P. Meurice 844, Unveröffentlichtes 191, H. als Denker 843, H. als Lyriker 838, 1121, H. als Politiker 842, H. im Urteil seiner Zeitgenossen 843
(s. a. Legay)

Hulzen, G. van 1066
Humboldt, A. v. (Ungedr. Briefe) 841
Humor s. Massarani
Humoristische Litteratur in Deutschland 118
Huneker, James („Melomaniacs") 1131
Huysmans, J.-K. 263, („Sainte Lydwine de Schiedam") 1050
Huret, Jules („Loges et coulisses". — „Tout yeux, tout oreilles") 835
Jacobs, W. W. („Leichte Ladung") 555
Jacobowski, Ludwig 51, 258, 551, 684
Jacobsen, J. P. 45, 1697
Jäger, Hans („Christiania-Bohème") 1630
Jammes, Francis 1272
Janin, Jules 981
Japan: (Litteratur) 688, (Theater) 547, (Kunst) 618
Jarry, Alfred („Surmâle") 1274
Jassinski 1056
Ibsen, Henrik . . . 53, 901, 1130, 1414, 1629, 1640

Einzelnes:
„Brand" 1268, „Peer Gynt" 1129, 1195, 1215, 1265, 1268, 1272, 1279, „Kronprätendenten" 45, „Baumeister Solneß" 1559, „Hedda Gabler" 547, dramatische Technik 399, Darstellung des Weiblichen 1051, der Pfarrer im Drama J.'s 331, J.'s Eltern und Geschwister 977, deutsche Gesamtausgabe 469
(s. a. Lenevеu, Lothar)

Jean Paul 329, 762, 975, 1048, 1553, 1695
Jeanne d'Arc s. Duc
Jensen, Wilhelm („Die fränkische Leuchte") . . 1193
Jesuiten 476
Jesusdramen 688
Jezierski, Felix 627
Jiráśek, A. 198, 198
Imhoff, Amalie von („Die Schwestern von Lesbos") 547
Immermann (und Grabbe) 1120
Indianersagen (Zitkala Sa und Angel de Cora) 482
Indische Litteratur 766, 1343, 1354
— Märchen 1268
Indologie 836
Institut de France 695
Internationale Sprache s. Weltsprache
Johnston, Mary („Audrey") 1283
Jókai, Maurus (Roman meines Lebens) . . . 195
Jones, Henry Arthur („Die Nase der Prinzessin") 1059
Jordan, Richard 1058
— Wilhelm (Demiurgos) 51
Jouffret, M. (Poèmes idéalistes) 180
Journalismus . . . . . 326—28, 977, 982
Journalisten-Schulen 396
Jovanovic, Zmaj Jovan 1698
Island s. Neuisländisch
Italien: Litteraturberichte 118, 266, 407, 555, 700, 913, 1060, 1205, 1355, 1488, 1638
(s. a. Sizilien)
— Deutsche Litteratur in 1205
— Anteil am modernen Roman 409
Judas-Dramen 110, (-Stoff) 977
Jude, der ewige 482
Juden: Litteratur 907, 1199, (Drama) 1117
(vgl. Sp. LXIII unter „Ost und West")
(s. a. Rosenfeld)
Jugendlitteratur 545, 694, 770, 897, 1124, 1267, 1483, (sozialistische) 114, 263, (in England) 264
Juhellé, Albert („L'Orgueil du Mâle") . . . 1487
Kahlenberg, Hans v. („Der Fremde") . . . 254, 613
Kain s. Giacosa
Kalevala 333, 983

Kalff, G. („Constantin Huijgens." — „P. C. Hoofts Lyrik") 702
Kalthoff, A. („Nietzsche und die Kulturprobleme unserer Zeit") 1200
Kambisis, Jannis 614
Kaminský, B. („Auf dem Wege zum Parnaß") 1068
Karenine, Madame Wladimir („George Sand") 1130
Karkawitzas, Andreas 1118
Karlweis, C. 253, 253, 253, 329, 337, 397
Karpinski 1279
Kasprowicz, Jan 1631, („Miłość") 627
Katholisierende Litteratur (in Frankreich und Italien) 408
Katholizismus s. Baumgartner, Handel-Mazzetti, Heemstede, Helle, Herbert, Huysmans, Jesuiten, Kreiten, Leo XIII., Spillmann, Schaching, Musen-Almanach, Veuillot
Kaufmann, Der, in der neueren deutschen Dichtung 260
Kaufmann, Max („Heine und die moderne Seele") 1115
Kawakami, Otojiro 1479
Kayser, Otto 619
Keats 264
Kebrein, Josef 1197
Keller, Gottfried 43, 612, 771, 1344, 1556, (und C. F. Meyer) 115
Keltische Legenden 1487
Kerner, Justinus 106
— Theobald 1340
Kernstock, Ottokar 470, 1121
Key, Ellen 1051, 1067, 1477, („Das Jahrhundert des Kindes") . . . 1342, 1407, 1414, 1697
Kidd, Benjamin („Grundlehren der westlichen Civilisation") 1058, 1204
Kidde, Harald („Aage og Else") 1211
Kielland, Alexander L. 399, 686
Kind, Das (im deutschen Märchen) 1554, (auf der antiken Bühne) 1063
Kinderbücher, fremdländische 897
Kinderlieder 552, 976
Kinderpredigten 398
Kipling, Rudyard 1195, 1555, 1636, 1708, 1713, („Kim") 181, 262, 265, 482
Kirchner, Hermann („Stephania") 1419
Kitir, Josef 1119
Kivi, Alexis 552
Klaiber, Th. und Otto Lyon („Die Meister des deutschen Briefes") 257, 544, 612, 836, 1266, 1267
Kleinrussische Litteratur 1265
Kleist, Heinrich von 177, 258, 480, 1067, 1115, 1350
Einzelnes:
„Michael Kohlhaas" 615, „Prinz Friedrich von Homburg" 1408, Heidelberger Handschrift dieses Dramas 762, Neues Originalbild des Dichters 687
(s. a. Steig)
Klemm, Christian Gottlob 684
Klinger, Friedrich Maximilian 833, 1343, 1567, (und Goethe) 833
Klingsor, Tristan („Livre d'esquisses") . . . 1707
Kóbor, Thomas („Budapest") 195
Körner, Theodor 1552, 1695
Komorzynski, E. v. (Schikaneder) 178
Kongreß für litterarisches Eigentum (in Vevey) 477
— Niederländischer 123, 411
— Der pankeltische 115
Konopnicka, Maria 919, 1277
Konradin-Dramen (Bibliographisches) 1202
Konstantin, Großfürst, von Rußland 45
Koran, Der (Uebers. v. M. Henning) 629
Korolenko, Wladimir 1056
Kraepelin, Karl (und Fritz Reuter) 1267
Krag, Thomas P. („Det glade Hjórne") . . . 985
Kralik, Richard v. 263
Kranewitter, Franz („Andre Hofer") . . 622, 685, 834
Krapotkin, Fürst 845
Krasinski, Zygmunt 56, 57, 835
Kraus, Franz Xaver 51, 257, 338, 611
Krauß, Nicolaus („Heimat") 474
Kreiten, Wilhelm 1481, 1481
Kriminalroman 1282
Kritik 900, 904, 1049, 1193, 1269, 1489
Einzelnes:
Arten der Kr. 470, Erzählende Kr. 267, 395, Kr. in Frankreich 695, „Association syndicale des critiques littéraires" 1486
Kroatische Litteratur . . . 257, 398, 768, 919, 921
Kröger, Timm 1410
„Krokodile", Die (Münchener Dichterbund) . . 842
Krones, Therese 177
Kruse, Heinrich 611, 842, 903, 1200
Krzywoszewski, Stefan („Die Dämmerung") 270, („Die schöne Gärtnerin") 919
„Kügelgen, Marie Helene v." (Lebensbild in Briefen) 257
Kühne, Gustav 334
Kürschner, Josef 1699
Kultur 694, 1479
„Kultur, Die" (Zeitschrift) 1413
Kunz, Conrad 765
Kurfürst, Der Große, im deutschen Drama. . . 1264
Kurz, Isolde („Genesung") 1270
Kyd, Thomas (Gesamtausgabe) 265
Labouleye, Eduard („Le prince-caniche") . . 109, 292
Laclos, Choderlos de 54
Lagerlöf, Selma 614, 1279, („Gösta Berling") 1065, („Ingrid") 115, („Jerusalem") . . 564, 899
La Jeunesse, Ernest („Cinq ans chez les Sauvages") 341
„Lake Geneva and his Literary Landmarks" . 338
Lamprecht, Karl („Zur jüngsten deutschen Vergangenheit") . . . 468, 684, 1196, 1196
Landau, Marcus („Geschichte der ital. Litt.") . . 119
Landsberg, Hans („Nietzsche und die deutsche Litteratur") 834
Landsteiner, Karl („Die Geister des Sturms") 546, 897
Láng, Ludwig 1265
Lange, Konrad („Das Wesen der Kunst") . . . 1343
— Sven („Hjaerten Gaerninger") 1640
Langmann, Philipp 1264
Lanzalone, G. („Canti di pace") 1061
La Roche, Sophie 899
Larsson, Carl 197
Laube, Heinrich 1553
Lauff, Josef (Autobiographisches) 335, („Kärrelieb") 1116
Lavater 762, 1705, (L. über den zukünftigen Menschen) 333
Lavedan, Henri („Marquis de Priola") 845
Lebensohn, Michah Josef 1200
Leconte de Lisle 54
Legay, Tristan („Victor Hugo jugé par son siècle") 1487
Lehrs, Karl 611
Leipziger Illustrierte Zeitung 115
Leisewitz, Johann Anton 1191, 1262
Leixner, Otto von 1050, 1409
Lemaitre, Claude („Ma soeur Zabette") . . . 984
— Jules (als Dramatiker) 400
Lemonnier, Camille 192, 844
Lenau, Nicolaus 685, 768, 1263, 1563, 1624, 1625, 1626, 1627, 1630, 1631, 1632, 1635, 1636, 1695, 1702, 1703, 1706
Einzelnes:
Lyrik 1625, „Faust" 1559, L. und die Frauen 1626
(s. a. Saly-Stern)
Lenbach, Franz v. 481
Lenepeu, G. („Ibsen und Maeterlinck") . . 476, 1206
Lennep, Jacob van 1064
Lennox, Lady Sarah (Briefe) 407
Lenore-Stoff 686
Lenôtre, G. („Les trois Glorieuses") 1126
Lenz, J. M. R. 403, 1559
(s. a. Rosanow)
Leo XIII. (als Dichter) 1117, 1266
Leonhardt, Johann („Die Werberin") 1418

Leopardi, Giacomo 1491
(ſ. a. Meſtica, Zumbini)
Lerberghe, Charles van 976, 1412
Lermontow, Michael Jurjewitſch 469
Le Senne, Camille (u. Adolphe Mayer): „Le Bâillon“ 339
„Les Latins“ (freie Bühne in Paris) 699
Leſſing 470, 544, 1489
Einzelnes:
„Emilia Galotti“ 332, 473, 767, „Nathan der Weiſe“ 898, 977, Sprachliches in L.'s Dramen 115, L. über den zukünftigen Menſchen 334, L. im Urteil von Fr. Th. Viſcher 401, L. und Naumann 1047
Lettiſche Litteratur 708, 709, 1280, 1643
Leuchſenring, Franz Michael 883
Leutholb, Heinrich 1697
Levertin, Oscar („Dikter“) 564
Lichtenberger, André (Mein kleiner Trott) . . . 262
Lichtwer, Magnus Gottfried 1482
Lie, Bernt („Soster Judith“) 706
— Jonas („Naar Jerntaeppet faller) 706, (Geſ. Werke) 1129, („Lindelin“) . . . 1642
— Mons („Sjöfareren“) 562, 707
Liebhabertheater 1345
Lienhard, Fritz 1558, 1565
Liliencron, Detlev v. . . . 338, 694, 834, 1628, 1696
Lindholm, Waldemar („När skogen dör“) . . . 272
Lingg, Hermann v. 688, 903
„Literature“ (Beilage der „Times“) 695
Litteratur, Die moderne 184, 1048, 1627
(ſ. a. Dekadenz, Drama, Heimatkunſt, Holz, Lyrik, Moderne, Milieu, Myſtizismus, Novelle, Peſſimismus, Roman, Sexuelles, Symbolismus, Ueberbrettl)
Litteraturgeſchichte, Vergleichende (ſ. a. Betz) . . 1489
Litteraturwiſſenſchaft (Methode) . . 701, 1196, 1490
Llanas, Francos y („Las virgines locas“) . . 846
Löffler, Johann Heinrich 548, 1628
Lönnrot, Elias 1050, 1195
Lombard, Jean 1704
Longfellow 482
Lorm, Hieronymus 689
Lorrain, Jean 698, 1125, 1488, 1567
Lortzing (Text des „Waffenſchmied“) 189
Lothar, Rudolf („König Harlekin“) 107, 408, („Ibſen“) 1195
Lotheißen, Ferdinand 977
Loti, Pierre 180, („Les derniers Jours de Pékin“) 984
Lublinski, S. („Hannibal“) 1628
Lucian 765
Ludwig, Otto 480
Luguet, Marcel u. Marcel Lauras („Coeur vernis“) 1126
Lundegaard, Axel („Elſa Finne“) 1567
Luther, Martin (i. d. neueren Lyrik) 834
Lykier, Sprachdenkmäler der 1407
Lyon, Otto ſ. Klaiber
Lyrik, Moderne 834
— Technik der 1411
Lytton, Lord 116
Ly-y-Hane 476
Macdonald, George 109
Machar, J. S. („Golgatha“) 109, 198
Macinjowski, Sewer 270
Madeleine, Marie („Die drei Nächte“) 622
Madjera, Wolfgang („Helden der Feder“) . 1193, 1213
Märchen 615
Maeterlinck, Maurice 481, 623, 913, 976, 1206, 1407, 1410, 1476, 1488, 1555, 1633, 1640, 1705
Einzelnes:
Lyrik 1116, „Pelleas und Meliſande“ 1131, „Der Tod des Tintagiles“ 1050, „Monna Vanna“ 1266, 1273, 1342, 1484, „Das Leben der Bienen“ 193, 1269, „Der begrabene Tempel“ 1125, M. in Amerika 849
(ſ. a. Leneveu)
Magnus, Laurie („Einführung in die Poeſie“) . 1352
Magre, Maurice („L'Or“) 985
Mahn, Paul („Kreuzfahrt“) 1406
Maintenon, Madame de 613

Major, Charles („Dorothy Vernon“) 1421
Malabari, Behramji (Hindudichter) 1354
Maleen, Märchen von der Jungfer 1264
Malet, Lucas („Die Geſchichte Sir Richard Calmadys“) 117, 939
Malling, Mathilde („Die Damen zu Markby“) . 1067
Malonyay, Deſider („Judiths Buch“. — „Die brüllende Einſamkeit“) 195
Malſted, Henning v. („Noveller i dialogform“) 273
Mameli, Goffredo 1639
Manacorda, G. („Da San Tommaso a Dante“) 1207
Mandelſtamm, J. („Ueber den Charakter des gogolſchen Stils“) 917
— Valentin („L'Amoral“) 1125
Mann, Heinrich („Das Schlaraffenland“) . . . 768
— Thomas („Die Buddenbrooks“) 614, 618, 623, 1116
Manne, Mordachai B'bi 907
Manzoni, Aleſſandro 1356
Marchi, Emilio De 109
Marejkowsky, Dimitri 1414
Margueritte, Paul und Victor („Les braves gens“) 330; 1055, („Une époque“) 1555
Marius und Ary Leblond („Les vies paralleles“) 1274
Markham, Edwin („Lincoln and other Poems“) 482
Marni, Jeanne 185, 191, 982
Marradi, Giovanni 1060, 1207, 1356, 1357
Marriot, Emil 479, („Menſchlichkeit“) 1270
Marriott, Charles („Love with Honour“) . . . 1638
Marſop, Paul („Der Kern der Wagner-Frage“) . 1565
Martini, Ferdinand 55
Marx, Karl 1639
Marx-Koning, Marie 703
„Mary Mac Lane, The Story of“ 1718
Maſochismus (in der Litteratur) 47
Maſon, A. E. W. („Clementina“) 265
Maſſarani, Tullio („Storia e fisiologia dell'arte di ridere“) 556
Maſſon, Frederic („Die Kaiſerin Maria-Louiſe“ 984
Matoš, A. G. („Neue Edelſteine“) 921
Matſchtet, G. A. 121
Matt, Hans v. 1483
Matthiſſon, Fr. v. 1262
Matuszewski, J. („Słowacki und die neue Kunſt“) 918
Mauclair, Camille 1487, 1488
Maupaſſant, Guy de 46, 689, 1274
Maurras, Charles 1488
Mauthner, Fritz („Beiträge zu einer Kritik der Sprache“) 49, 50, 51, 179, 338, 404, 470, 765, 1565
May, Karl 1121
Mayer, Rudolf 1069
Mayne, Harry (Mörike) . 545, 612, 896, 1197, 1553
Mayr, Ambros 982
Megede, Johannes Richard zur 1630
Melanchthon ſ. Ellinger
Meldrum, David („The conquest of Charlotte“) 1638
Mélia, Jean („Stendhal et les femmes“) . . . 984
Melk, Heinrich von 1475
Melſchin, L. („Im Reiche der Ausgeſtoßenen“) . 403
Melſtedt, Hennig v. („Starkare än liſoet“. — „Brottningar“) 1208
Menard, Louis 1566
Menasci, Guido („Mare nostrum“) 701
Mendelsſohn, Moſes (und Eliſe Reimarus) . . 1339
Meredith, George 399, 909
Mereſhkowski, D. S. 199 („Tolſtoi und Doſtojewski“) 344
Merian, Hans 1350, 1564
Merkens, H. („Was ſich das Volk erzählt“) . . 1475
Merrick, Leonard („When love flies out of th'window“) 1477
Merriman, Henry S. („The Velvet Glove“) . . 696
Mesmerismus 1349
Meſtica, Giovanni („Studi leopardiani“) . . . 409
Méténier, Oscar („Boule de suif“) 1274
Meuricoffre, Henriette 479
Meyer, Conrad Ferdinand 110, 182, 694, 1192, (und Gottfried Keller) 115
(ſ. a. Moſer)

Meyer, R. M. („Grundriß der neueren deutschen Litteraturgeschichte") 900
Meyer-Förster, Elsbeth 1264
— Wilhelm 1270
Meyers Volksbücher 1343
Meyndt, Georg („Aus aser Gemien") 1418
Meynell, Mrs. („Later Poems") 909
Meysenbug, Malvida v. 253, („Individualitäten") 618, 908, 1196
Michaelis, Karin („Das Kind") 1211
Michel, Louise 1643
Michelangelo (Sonette) 1116
(s. a. Farinelli)
Mickiewicz, Adam 918, 1279, 1477
Miegel, Agnes (Gedichte) 50, 687
Mikulitsch 1056
Milieu 332, 1705
Milieukunst 620
Miller, Joh. Martin 899
„Minerva" (franz. Zeitschrift) 984
Minnaert, Die Brüder („Siddhârta of de ster von Indië") 194, 558
Mirbeau, Octave 189, 408, 1126, („Journal d'une femme de chambre") 1055, („Les vingt et un jours d'un neurasthénique") 44, 52, 256
Mistral, Frederi 330, 1266, 1409, 1482
Moderne, Die 328, 468, 1052, 1264
Modewörter 547
Möbius, P. J. („Ueber Kunst und Künstler") . 690
Möller, Heinrich („Selbstmord und Raserey, die Folgen der zärtlichsten Liebe". 1798) . 840
Moeller-Bruck, Arthur („Das Variété") . 898, 1411
Mörike, Eduard 762, 834, 1124, 1192, 1197, 1340, (u. das Urbild seiner Peregrina) . . 114
(s. a. Fischer, Mayne)
Möser, Albert 1192
Molière 764
Einzelnes:
„L'Avare" 1348, „Le malade imaginaire" 615, „Les Précieuses ridicules" 683, „Tartuffe" 179, 683, Molières Frauencharaktere 194, M. als Tragiker 1476
Moltke (und die Poesie) 1483
Mombert, Alfred 261
Moncrif, Paradis de 477
Mont, Pol de („Drie groote vlamingen") 194, („Het Schilderboek") 1063
Montaigne s. Ruel
Montell („Die roten Ameisen") 846
Montesquieu, Graf Robert de („Les Paons") . . 476
Moody, William Vaughn („Poems") 849
Moore, George 50
— Hannah 108
Moral (und Kunst) 187
Morax, René 912, 1353
Moréas, Jean 408, 698, 1354
Morf, Heinrich 479
Morin, George 179
Moritz, Philipp 619
Morres, Wilhelm („Der Hanklichrand") . . . 1418
Morris, William 1195
Moser, H. („Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers") 770
Muellenbach, Ernst 107, 1552
Müller, Otto 404
— Wilhelm (Unveröffentl. Tagebuch und ungedruckte Briefe) 902
Münsterberg, Hugo („American Traits") . 711, 1131
Mulder, Ludwig („De Kiesvereeniging van Stellendijk") 1416
Multatuli (Eduard Douwes Dekker) 51, 123, 182, 410, 614, 768, 835, 1065, 1641
Muret-Sanders (englisches Wörterbuch) 398
„Musenalmanach der katholischen Studentenschaft Deutschlands" 1635
Musik, Die (Zeitschrift) 189
Musset, Alfred de 613, 845, 1570
Mynski 1056
Mystizismus (in der modernen Litteratur) . . . 623
Nachtwächterlieder 263
Naidenow, S. („Wanjuschins Kinder") 705
Najmájer, Marie von 553
Namenwitz 1270
Namirowitsch-Dantschenko, Wlad. („Träume") . 706
Nani, G. E. („Nuovi tempi") 557
Napoleon 1487, (als Bibliophile) 115, (seine Lieblingsschriftsteller) 1555, (auf der Bühne) 1703, (und die Presse) 764
(s. a. Holzhausen)
Nar Dos 1715
Naumann, Christian Nicolaus (und Lessing) . . 1047
Neera (Zuccari-Radius) 701, 1857
Neger s. Amerika
Negri, Gaëtano 1639
Neidhardt, Alexander 1694
Nero (in der Dichtung) 113
Nestroy, Joh. 467, 474, 548
Neuhebräische Litteratur 907
Neu-isländische dramatische Litteratur 765
Niagara, Gedichte über den 849
Niccolini, G. B. (ungedr. Briefe) 915
Niemann, Johanna („O Freiheit!") 1345
Nietzsche, Friedrich . 188, 698, 984, 1348, 1556, 1562
Einzelnes:
„Die Geburt der Tragödie" 845, „Der Wille zur Macht" 1125, 1268, 1556, 1561, Nachlaß 621, Nietzsche-Archiv 479, Nietzsches soziale Ideen 1275, N.'s Verhältnis zu Deutschland 1051, N. über Maurice Guyeau 477, N. im Urteil Tolstois 917, N. in Amerika 346, N. in Finland 273, 851, N. in Frankreich 1708
(s. a. Bélart, Kalthoff, Landsberg)
Noailles, Gräfin Mathieu de 1476, 1488
Nobelpreis 546, 611, 766
Noé, Michel („L'épopée Mimisane") 618
Nogales, José („Mariquita Seeva". — „El ultimo patriota") 342
Nordau, Max („Zeitgenössische Franzosen") . 122, 764
Nordmann, Richard („Ein Komtessenroman") . . 1628
Normand, Jacques („Monsieur et Madame Dugazon") 699
Norwegen: Litteraturberichte 196, 411, 560, 706, 985, 1129, 1279, 1491, 1642, (Buchhandel) 561, (Sprachenstreit) . . 560, 1280
Novak, Vjenceslav 1050
Novalis 122
Novelle, Die Anfänge der französischen . . . 1201
— Technik der 338
Novicow, G. („La missione dell' Italia") . . . 557
Obstfelder, Sigbjörn 547, 562, 842
Ode (in Italien) 700
Odojewski, Fürst A. J. 345
Oertzen, Margarete von 546
Oesterreich: Provinzlitteratur 404, 551
(s. a. Wien)
Ogarew, N. 705
Ojetti, Ugo („Le vie del peccato") 1207
Omar Chijam 1345
Ombiaux, Maurice des („Le joyau de la mitre") 193
Ompteda, Georg Frhr. von 1628, (Autobiographisches) 1703, („Cäcille von Sarryn") 618, 686, 768
Operntext 1477
Opium (Dichter des Opiums) 180
Oriani, A. („L'olocausto") 1061
Ortlepp, Ernst 45
Orvieto, A. („Verso l'Oriente") 1061, 1357
Ossian (in Ungarn) 625
„Osten, Der ferne" (Vierteljahrsschrift) 907
Ostrogorski, Viktor (†) 1277, 1710
Ott, Arnold 1628
Ouckama, Gerhard 189
Ovid („Kunst zu lieben") 475
(D')Ovidio, F. („Studi sulla Divina Commedia") 120
Pädagogisches s. Key, Jugendlitteratur
Padovan, Adolfo („Le creature sovrane") . . 268
Pagano, José Léon („Attraverso la Spagna Moderna") 915
Page, Thomas Nelson (Autobiographisches) . . 481

„Pamiotnik literacki“ (polnische Zeitschrift) . . 1278
Panagiotis Sutsos („Der Messias“) 688
Pantenius, Th. H. (Autobiographisches) . . . 474
Parigot, Hippolyte („Alexandre Dumas père“) . 698
Parker, Eric („The Sinner and the Problem“) . 555
— Gilbert („The Right of Way“) 265
Parodie 199
Pascarella, Cesare 109
Pasquinaden 109
Passerini, G. L. („Dantisti e Dantofili dei secoli XVIII e XIX“) 409
Passionsspiel s. Selzach
Pater, Walter 695, 1265
Paul, Herbert („Men and Lettres“) 117, („Matthew Arnold“) 1637
— John (Charles Henry Webbs) („With Lead and Line“) 1712
Pavon („El buen paño“) 342
Peabody, Josephine Preston („Marlowe“) . . . 848
Peene, Frau Van † Schauspielerin) 1064
Pehrsatis 1281
Perk, Jacques 703, 1065
Pessimismus, Der moderne (in der Litteratur) . 549
Pestalozzi, Joh. Heinr. 329, 833
Petöfi, Alexander 613, 614, 1409
Petöfi-Gesellschaft 624
Petrarca 330, 407, 469, 700, 915
Petri, Julius 1412
Pey-Ordeix, Don Segismondo („Paternidad“) . 1117
Peyrebrune, Georges de 479
Piarrhaus, Das deutsche, und die Volkskunst . 258
Pfister, Albert 545
Pfizer, Paul 337
Pflanzenfabel, Die, i. d. neueren deutschen Litteratur 840
Philalethes (König Johann v. Sachsen) . . 467, 842
Phillips, Stephen 700, 710, 910, 1203
Pichler, Adolf 397, 896
— Karoline 43
Pidgin, C. F. („Blennerhassett“) 847
Pierson, Allard 1642
— Harry (Intendanturdirektor) 836
Pinero, A. W. („Iris“) 117, 266, 547
Pirandello, L. („Il turno“) 1061
Poe, Edgar Allan 686, 976, 1713
Pöllmann, Ansgar („Sonnenschein“) 905
Poesie (und Malerei) 1488
Poetik s. Ballade, Lyrik, Magnus, Novelle, Roman
Polacco, L. (Tavole schematiche della Divina Commedia) 269
Polack, Friedrich 468
Polen: Litteraturberichte . . 56, 270, 627, 918, 1277 (s. a. Brückner)
Polenz, Wilhelm v. 112, 917, 1406, 1635
Poppe, Joh. Heinr. Moritz von 472
Porto-Riche, Georges de 256, 1566, 1567
Posse, Die moderne 260
Potapenko, J. N. („Ein Rechtloser“) 706
Potgieter, E. J. 410, 410, 410, 702, 1415
Potjechin, A. 343
Pott, Mrs. („Die bilitterale Chiffre“) 909
Potvin, Charles (†) 1064
Preisausschreiben (litterarische) 268, (für lettische Dramen) 708
Prévost, Marcel („L'heureux ménage“) 330, („Lettres à ma Nièce“) 1125
Proelß, Johannes („Scheffel“) 1553, 1628
Proschko, Hermine 474
Prudhomme, Sully . 546, 546, 613, 616, 617, 1054
Prümer, Karl 1474
Prutz, Robert 1406
Przybyszewski, Stanislaus . . 271, 1276, 1279, 1629
Pseudo-Eckermann (in Frankreich) 122, 181, 256, 260
Publikum 982, 1052, 1069, 1279
Pumpurs, Andrejs (†) 1643
Puppenspiele (im Orient) 1477
Puritanismus in der Litteratur 709
Puschkin, Alexander 338, 705
Quental, Anthero de 109
Queirós, Js. („Lebensgang“) 703
Querlon, Pierre de („La liaison fâcheuse“) . . 1707
Quinding, Anna („Bröderna“) 564
Quiller-Couch, A. („Westcotes“) 910
Quincey, Thomas de 180, 1195, 1697
Raabe, Wilhelm 41, 42, 45, 49, 50, 51, 51, 52, 114, 115, 184, 253, 263, 1114, 1478, 1481, 1710
Rabelais („Le cinquiesme Livre de R.“) . . . 1349
Rachel, Paul („Elise v. d. Recke“) 623
Rahel s. Berdrow
Raimund, Ferdinand 1406
Rambaux, Mathilde („Hilda Ram“) 192, 560
Rameau, Jean („La blonde Lilian“) 844
Ramond, F. C. („Les Personnages des Rougon-Macquart“) 475
Rapisardi, Mario („L'asceta ed altri poemetti“) 1061, 1357
Rasi, Luigi („La Duse“) 683
Rautenstrauch, Johann 467
Rechtschreibung, Die neue 765
Reclams Universal-Bibliothek 685
Redard, Emile (Shakspere dans les pays de langue française) 54
Redentiner Osterspiel 1047
Reder, Heinrich Ritter von 473
Regiekunst 46, 836, 919
Régnier, Henri de 984, 1272, 1354
Reichel, Eugen (Gottsched) 176
Reichsbibliothek 1344
„Reichsland“ (Zeitschrift) 1057
Reimarus, Christine 1339
Reinick, Robert 761
Religion (und Dichtkunst) 1348
Remer, Paul 612
„Renaissance Latine“ (La) [Zeitschrift] 1274
Renan, Ernest 698, 1195, 1708, (Seminarbriefe) 844
Renard, Marius („En révolte“) 1064
Reschal, Antonin („Journal d'un Amant“) . . 1274
Reuter, Fritz 1114, (als Dramatiker) 977, (und Kraepelin) 1267
— Gabriele 841, 1049, 1702
„Revue latine“ (La) 699
Reymont, W. St. („Vor Sonnenaufgang“) . . 1278
Ribaux, Adolphe („Karl der Kühne“) 1354
Ribbeck, Otto 179, 470, 766
Ricci, Corrado („Rinàscita“) 1357
Richard III., Der historische 683
Richardson, Samuel (und Fielding) 553, (und George Meredith) 909
Richter, Joseph („Luise und Rosenfeld, ein Gegenstück zu Werthers Leiden“) 840
Rieck-Müller („Mellan haf och fjäll“) 272
Riis, Jacob A. („The Making of an American“) 711
Rilke, R. M. 837
Ristori, Adelaide 683, 762, 766, 913
Rittland, Klaus 546
Robbers, Hermann 702
Rode, Ove („Nationalgaven eller den berömte Olding“) 1211
Rodenbach, Georges 118, 547
Rodenberg, Julius 43
Roeber, Friedrich 404, 550
Roger, Noëlle (Frau Pittard-Dufour) 479
Rohde, Erwin 1196, 1344
Rolandslied, Das 191
Rolland, Romain („Le 14 Juillet“) 985
Roman: der altchristliche 1053, (der historische) 556, (der Kriminalroman) 1282, (Technik) 1267, 1415, (der russische) 704, (weibliche Romanlitteratur) 1417
Romancero, General (Menéndez y Pelayo) . . 111
Romani, Febeo („Ombre e corpi“) 1489
Romanisten (Aus der Schweiz stammende) . . 479
Romantik (Wesen) 1632
Romantiker (Allgemeine Charakteristik) 769
Roosevelt, Theodore (als Schriftsteller) 1641
Rosanow, M. N. (Lenz-Biographie) 122
Rosegger, Peter 194, 560, 685
Rosenfeld, Morris 770, 1707

Rossetti, Dante Gabriel 45, 1050, 1266
Rossi, G. De („Quando il sogno è finito . . .") 1357
Rossini (Briefe) 614
Rostand, Edmond 479, 482, 710, 899, 1571
Roularius („Maria Stuart") 1565
Rousseau, Jean Jacques 195, 1562
Rovetta, G. („Romanticismo") 1490
Rudolphi, Karoline 1405
Ruedas, Salvador („Piedras preciosas") . . . 342
Ruederer, Josef („Fahnenweihe") 1346
Rühl, Franz (Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III.) 332
Ruel, Edouard („Montaigne") 1629
Ruhe, Algot („Cyriloch Irmelin") 1208
Runeberg (und Stagnelius) 851
Rung, Otto („Det Usvendelige") 1211
Runge, Philipp Otto 770
Rusiñol, Santiago 700
Ruskin, John 913, 986, 1209, 1408, (und Tolstoi) 835
Rußland: Litteraturberichte 120, 343, 625, 703, 916, 1127, 1275, 1708

Einzelnes:
Entwickelungsgang der russischen Litteratur 256, die moderne Litt. in R. 468, 1055, Litteratur u. Volkswirtschaft 182, moderne Lyrik in R. 345, Musenalmanach „Blumen des Nordens" 1275
(s. a. Boborykin)

Rute-Rattazzi, Marie 835
Rydel, Lucyan 1631
Saar, Ferd. v. 178, 897, 982
Sabatier, Auguste 55
Sablé, Marquise de 1697
Sachs, Hans 908, 1202
Sachsen (im Sprichwort) 687
„Sänger" (Die) 1513
Sage (Ist die S. tot?) 1118
Sagoskin 1708
Saint-Georges de Bouhélier („Les Chants de la vie ardente") 1125
Saint-Pol-Roux 698
Salis, Rodolphe 683
Salus, Hugo 113, 612, 1050
Salvator, Erzherzog Ludwig 612
Saly-Stern („La vie d'un poète: Nicolaus Lenau") 1487
Samain, Albert 1272, 1698
Sand, George 709, 764
(s. a. Karenine)
Sandeau, Jules 330
Sanders, Daniel (als Spruchdichter) 908
San Giusto, L. Di („La maestra bella") . . . 269
Sappho 1047
Sardou, Victorien 44, 46
Satire 398
Sauter, Ferdinand 983
— Samuel Friedrich 1115
Schaching, Otto v. 186
Schanz, Frieda 546
Schaukal, Richard . . . 976, 1049, 1272, 1700, 1701
Schauspieler (Soziale Stellung) 182
Schauspielkunst 683, 692, 977, 1195, 1555
(s. a. Arnsburg, Bonn, Burdin, Claretie, Coquelin, Devrient, Duse, Fleck, Ristori, Schröter, Wandertruppen)
Schauspiel-Musik 836
Scheerbart, Paul 845, 897
Scheffel, Josef Victor v. 190, 397, 401, 621, 975, 1406
(s. a. Proelß)
Schelandre, Jean de 1567
Schepper, A. de 1063
Scheremetew, Graf P. („Nachklänge der Erzählungen J. F. Gorbunows") 626
Schickele, René („Sommernächte") 1268
Schlaneder s. Komorzynski
Schiller 177, 329, 551

Einzelnes:
Die „Räuber" und Hauptmanns „Weber" 1191, Fiesko 1349, Jungfrau von Orleans 1262, Wilhelm Tell 548, Turandot 1262, Demetrius 705, 1408, Briefe 1698, Briefe Herzfelds an Sch. 544, Schillers Mutter 1115, Schillers Schwester Christophine 835, Schillers Sohn Ernst s. Schmidt, Schillers Jugendleben 1695, Schillers Arbeitsweise 332, Schillers Bedeutung für unsere Zeit 335, Schiller und Plutarch 896, Danneckers Schillerbüsten 1847
(s. a. Bellermann, Thomas)

— Charlotte von („Der verunglückte fünfte März") 896
Schillerpreis 546, 610, 896, 1196
Schirwanschadeh 1715
Schlaf, Johannes 263, 1198, („Die Suchenden") 1632
Schlegel, A. W. (Briefe an ihn) 841
— Dorothea („Florentin") 255
— Friedrich 332
Schleifer, Mathias Leopold 1115
Schmid-Drammor, F. 1355
Schmidt, Karl („Schillers Sohn Ernst") . . . 329
Schmidt, Maximilian 833, 842, 906
Schmitt, Christian 897, 1116, 1409
Schnitzler, Arthur 50, 1355
Schoenaich-Carolath, Prinz Emil 1050, 1122, 1202, 1475
Schönherr, Karl („Sonnwendtag") 685, 763, 834, 1049, 1116, 1483
Scholl, Aurélien (†) 1151
Scholz, Wilhelm v. 263
Schopenhauer, Arthur 900
— Johanna 835, 1048, 1345, 1348, 1414
Schriftstellerei u. Schriftstellerkultus (Ed. v. Hartmann) 1193
Schriftstellerhonorare 182
Schreiner, Olive 122, 412
Schröder, Karl Ludwig 685
Schröter, Corona . . 1262, 1694, 1698, 1699, 1705
Schubart, Chr. Fr. D. 177, 188
Schülerzeitschriften, Russische, im 18. u. 19. Jahrh. 344
Schuldrama 115
Schuller, Friedrich („Schriftsteller-Lexikon der siebenbürger Deutschen") 1418
Schullern, H. v. („Die Aerzte") 771
Schultze-Naumburg, Paul („Die Kultur des weiblichen Körpers") 1349
Schwabe, Toni („Die Hochzeit der Esther Franzenius") 1628
Schwann, Mathieu („Liebe") 257
Schweden: Litteraturberichte 271, 480, 562, 707, 1066, 1208, 1416, 1567, 1710

Einzelnes:
Akademie 707, Frauenzeitschriften 708, Nobelstiftung 562, Protestadresse in Sachen des Nobelpreises 562, Theater 563, 1067

Schweiz, Die (und Deutschland) 1473, 1563
Schweizerische Litteratur 1209
Scudder, Horace E. (†) 850
Szczeps, Moritz 1628
Séché, Léon („Alfred de Vigny et son temps") 983
Segrè, Carlo („Nuovi Profili Storici e Letterari") 914
Seidel, Heinrich 1345, 1403, 1404, 1412, 1477, 1484, 1559, 1565, 1630
Seidl, Johann Gabriel 1553
Selzacher Passionsspiel 182
Serao, Matilde 269, 551, 764, 914
Seume, Johann Gottfried 46
Sexuelles (in Kunst und Leben) 979
(s. a. Erotik, Homosexualität, Masochismus)
Seylor, Olivier („Les Maritimes") 770
Shakspere 198, 1484, 1635

Einzelnes:
Hamlet 45, 108, 765, 898, 1117, Der Kaufmann von Venedig 1408, Troilus und Cressida 108, 688, 693, Die bezähmte Widerspenstige 108, Königsdramen 400, Charakter des Falstaff 1204, 1414, 1696, Kindergestalten bei Sh. 978, Schlegel-Tiecks Uebersetzung 330, Bacon-Theorie 399, 405, 559, 683, 694, 764, 835, 845, 903, 908, 909, 1059, 1484, Shaksperes Religion 845, Sh. und die Japaner 181
(s. a. Bompas, Calvert, Gallup, Pott, Redard, Vischer, Webb)

Shelley 841, 1057, 1476, 1635, 1705
Shemtschuschnikow, A. 345
Sheridan, Richard Brinsley 52
Shiel, M. P. („The Lord of the Sea“) . . . 547
Shukowski, Wassili Andrejewitsch . . 916, 1117, 1268
Sicilien: Litteratur 192, 835
Sidgwick, Alfred („Cynthias Weg“) 696
Siebeck, Hermann („Goethe als Denker“) . 1115, 1564
Siebenbürgen: Litteraturberichte 124, 1417
Siebenbürgische Lieder 763
Sienkiewicz, Henryk 112, 616, 623, 694, 976, 1194, 1632
Sieroszewski, Wenceslas 1487
Sierra, Martinez („Horas del sol“) 342
Sigl, Dr. 1560
„Simplicissimus“. 477
Simrock, Karl 1694
Sklarek, Elisabeth („Ungarische Volksmärchen“) . 1350
Skram, Amalie 1635
Sleeckx, Domien 559, 702
Smets, Wilhelm 1202
Smith, Mr. George. 1637
Söderberg, Hjalmar („Martin Birks ungdom“) 480, 708
Sohnrey, Heinrich („Die Dorfmusikanten“) 898, 908, 1264
Soldatenlieder. 976, 1051, 1122, 1554
Sosnosky, Th. v. („Die deutsche Lyrik des 19. Jahrh.“) 627
Southey 841
Spanien: Litteraturberichte 341, 845, (Lyriker) . 398
Spe, Friedrich 1121
Spedding, James 1204
Spencer, Herbert („Facts and Comments“) . . 1555
Sperl, August 111, 400
Spillmann, Josef („Um das Leben einer Königin“) 51
Spiritismus 700
Spitteler, Carl 475, 618, 837
Spitznamen der Völker 182
Sprachliches:
Juristendeutsch 1117, Luthers Naturbildersprache 1117, Modewörter 1194, 1407, Spr. im Roman 838, 1565, Sprachverwilderung 623, Bedeutung des Verbums 1194, Vergleichungskunst 836, Wert der Worte 905
(s. a. Fremdwörter, Mauthner, Stil, Weltsprache)
Sprengel, David („De nya Poeterna“) . . . 1417
Sprichwörterbibliothek, J. Bernsteins 110
Spruchweisheit 1267
Ssuchowo-Kobylin, A. W. 1127
Städtebundtheater 399
Staël, Frau von 1125
Staff, Leo („Mistez Twardowski“) 627
Stammbücher 1408
Stampa, Gaspara 1355
Stehr, Hermann 617, 618, 763, 887
Steig, Reinhold („Kleists berliner Kämpfe“) . . 547
Stein, Charlotte v. 762
— Heinrich v. 687
— Philipp (Goethe-Briefe) 469
Stendhal (H. Beyle) 340, 472, 1118, 1268, („Lucien Leuwen“) 53, 180, (und Mélanie Guilbert) 53
(s. a. Chuquet, Mélia)
Stephen, Leslie 1485
Stephenson s. Balfour
Stern, Maurice Reinhold von 1484
Stettenheim, Julius 253, 329, 334, 338
Stevenson, Robert Louis 256, 554, 695, 710, 847, 976
(s. a. Balfour)
Stieler, Dora 44, 257
— Karl 835
Stifter, Adalbert 52, 396, 400, 1263, 1341, 1350, 1553, 1629
Stil 1267, (Verdirbt die Schule den Stil?) . . 184
(s. a. Albalat, Sprachliches)
Stillmann, W. J. 181
Stockton, Frank 1420
Stoffgeschichtliches:
Ahasver 482, Eulenspiegel 398, Die Fabel v. d. drei Ringen 185, Judas-Stoff 977, der große Kurfürst im deutschen Drama 1553, Lenore-Stoff 686, Romeo und Julie 1202, Die Weiber von Weinsberg 1483
Stolberg, Die Brüder 51
Storm, Theodor 1346
Storoshenko, Nikolai Iljitsch 343, 627
Strachwitz, Moritz Graf v. 1349, 1699
Strauß, Emil 1480, („Freund Hein“) . . 1199, 1628
— Oscar S. 1200
Strauß-Torney, Lulu von 1474
Streuvels, Stijn 124, 338
Strindberg, August 182, 263, 552, 835, 1556
Einzelnes:
Drömspelet 1416, Gustav Adolf 838, Gustav III. 1710, Drottning Kristina 1710, Karl XII. 1066, Kronbruden 1416, Ostern 1705, Svanehvit 1416, Sveriges Natur 564, Totentanz 272, 338, 1697, St. als Lyriker 182, Strindbergs Stammbaum 899
Stroßl, Karl Hans („Die Baclavbude“) 1342, 1475, 1696
Stroupeznicky, Ladislaus 197, 1629
Struwwelpeter, Der italienische 1639
Stubenmädchenlitteratur, Die wiener 1563
Studentenleben im 17. und 18. Jahrhundert . 257
Studentenlieder, Deutsche 54, 686
Studentin, Die (in der modernen Dichtung) . . 1552
St. Viktor, Adam von 194
Sudermann, Hermann 50, 905, 906, 1062, 1067, 1264, 1347, 1406
Sumbatow, Fürst Alexander („Die Irrenengemeinde“) 626
Svendson, Niels 689
Svoboda, Adalbert 1341
— Fr. Xav. („Zur Mahd gereift“) 1068
Svobodová, Ružena 1118
Swarth, Helene 690
Swinburne, Algernon Charles . 256, 406, 1282, 1698
Swinton, John (†) 710
Symbolismus 1065, 1414, 1706
Syrett, Netta („Rosanne“) 1058, („The Finding of Nancy“) 1853
Syrische Litteratur 1195
Szivós, Béla („Geringfügige Geschichten“) . . 624
Tailhade, Laurent 192, 337
Taine, Hippolyte 195, 341, 1268, 1275, 1476, 1488, 1566
Tauchnitz, Bernhard (Verlag) 116
„Tausend und eine Nacht“ (deutsch v. M. Henning) 629
Taylor, Bayard 346
Tchertkoff (Verlagshaus) 399
Teirlinck, Hermann 1640
— J. (Van drie oudjes) 193
Tendenzpoesie 904, 1199
Tennyson 265
Tetmajer, Kazimierz 918, 1631
Thackeray 909
Thallitzer, Carl („Den gamle Verden“) . . . 1211
Theater:
Allgemeines:
Das moderne Theater 623, Theaterwesen in Deutschland 184, Bildungswert des Theaters 1198, Kundgebungen im Theater 113
(s. a. Bühne, Festspiele, Fried, Posse, Regiekunst, Schauspielkunst, Städtebundtheater, Volksschauspiele)
Einzelnes:
Theater in Amerika 347, 483, 849, 1130, 1131, 1419, in Armenien 1715, in Deutschland (Berliner Meisterspiele 1902: 1265, 1343, 1349, Frankfurt a. M. 402, 1343, 1405, 1475, 1555, 1629), in England 407, 1352, 1484, 1486 (London 1205), Frankreich 477, 1567 (Paris 615), in Hermannstadt 1418, in Holland 411, in Japan 398, 547, in Irland 558, in Italien 700, 1208, 1490 (Scala-Theater in Mailand 558), in Kroatien 920, in Oesterreich (Wien) 1484, in Rußland 345, in Schweden 563, 1067, in Spanien (Teatro Catalan in Barcelona) 341, in Ungarn 625, in der Westschweiz 479, 1353
(s. a. Comédie française, Conried, Englische Komödianten)
Theatergeschichte 1264
Theaterzensur 549, 549, 688, (in Frankreich) . . 699
Theaterzettel 470, 1196
Theresa (Volkssängerin) 181

Théréſah („Al piccolo Parigi“) 1061
Thesaurus linguae latinae 398
Theuriet, André („L'Amie de Noël Trémont“) 476, („Contes de la Marjolaine“) . . 697
Thoma, Ludwig („Agricola“) 686, („Hochzeit“) . 1628
Thomas, Calvin M. („Life and Works of Schiller“) 710
Thommeſſen, Olaf 412
Thomſon, James 263
Thoreau, Henry David 1708
Thurler („Estavayer à travers les âges“) . . . 1854
Tichomirow, D. J. 344
Tieck, Ludwig 332, 1202
Tod, Der, auf der Bühne 979
— in der Litteratur 1411
Todd, Margaret („The Way of Escape“) . . . 1352
Tolſtoi, Alexei 705
— Leo 109, 114, 263, 403, 686, 763, 835, 1055, 1058, 1060, 1198, 1555
Einzelnes:
„Auferſtehung“ 410, 709, T. in Frankreich 984, T. über Maupaſſant 547, T. über Nietzſche 917, T. und Tſchaikowsky 1342, T.'s Jugendgeſchichte 1280, T.'s Heim 835, T.'s Ethik 903, 1410, T. über die ſexuelle Frage 1197, T. und die Aerzte 257, Die Deutſchen bei T. 1265
(ſ. a. Mereſhkowski, Zabel)
Tolſtoi, Leo („Wilde Nächte“) 626
Torreſani, Carl Baron („Von der Waſſer- bis zur Feuertaufe“) 1202
Toulet, P. J. („Le Mariage de Don Quichotte“) 1274
Trabert, Adam 693, 908, 1197, 1565
Tragiſche, das, ſ. Ziegler
Tragödie, Die hiſtoriſche 1054
Trébille, Oliver de („Die jungen Mädchen, wie ſie ſelbſt ſich malen“) 256
Trianontheater (in Berlin) 837
Trigo, Felipe („Supremas“) 342
Trollope, Antony 116
Trübswaſſer, Joſef 1342, 1406, 1701
Tſchechen: Litteraturberichte 197, 1067
(ſ. a. Machar, Novák, Vrchlický)
Tſchechow, Anton 468, 698, 835, 1056, 1195, 1555, (und Gorki) 47
Tucić, Srgjan („Der Sturm“) 920
Türck, Hermann (Fauſt-Erklärung) 47, 469, 544, 690, 1048, („Der geniale Menſch“) 257, 837
Türſchmann, Richard 1341
Turgenjew, Iwan S. 705, 848, 1555
(ſ. a. Halperine-Kaminsky)
Turi, Vittorio („Dizionario storico“) 409
Twardowski ſ. Staff
Ueberbrettl 108, 182, 271, 338, 338, 405, 474, 615, 618, 683, 694, 768, 770, 836, 1055, 1195, 1272, 1281, 1477, 1482, 1569, 1633
(ſ. a. Möller-Bruck)
Ueberſetzungsdramen 182
Uhland, Ludwig 1414, 1482, 1635
Ungarn: Litteraturberichte 195, 623
Ungariſche Litteratur 111
Union littéraire Suisse 478
Ujejski, Kornel 627
Urheberrecht 477, 849
Uſpenſki, Gleb 1117, 1127, 1276, 1565
Valdagne, Pierre („Confessions de Nicaise“) . . 1706
Valentin, Veit („Die klaſſiſche Walpurgisnacht“) 684
Valera, Juan („De Kios argentinos“) 342
Variété, Künſtleriſches (ſ. Ueberbrettl)
Varnhagen von Enſe 975
Vaugelas („Théorie de l'usage“) 476
Veber, Pierre 403, 1274
Venturini, L. („L'armajolo di Milano“) . . . 1207
Vera („Eine für Viele“) 975
Verdaguer, Jacinto 408
Verdi, Giuſeppe (Briefe) 614
Verga, Giovanni („Vagabondaggio“) 701
Verhaeren, Emile 1478
Verlaine, Paul 188, 699, 976
Verleger, Die, der modernen Litteratur 1269
Vermaleken, Theodor 684, 770
Veuillot, Louis 623
Viebig, Clara 54, 253, 397, 553, 1272, 1413, 1705, („Die Wacht am Rhein“) 975, 1049, 1116, 1123, 1193, 1264, 1270, 1342, 1346, 1474, 1565, 1702
Vielé-Griffin, Francis 477, 1354
Vierordt, Heinrich 1635
Vigny, Alfred de. 1275
(ſ. a. Séché)
Vikova-Kunětická, Bozena 1635
Villon, François 194
Viſcher, Friedrich Theodor (Shakſpere-Vorträge) 45, 179, 684, (über Leſſing) 401
Vislies, Vetle (Boksoga) 196
Viventi, Annie 471, 1050
Vogeler, A. („Die Sturmglocke“) 1342
Vogl, Johann Nepomuk 761
Vogt, Nils Collet 412, 1477
Voigt-Diederichs, Helene 546, 975, 1350, („Regine Vosgerau“) 690, 770
Vojén, Proſper („Zadarnic“) 1701
Vojnović, Ivo („Allons, enfants!“) 920
Volksbücher. 468
Volksbücherhallen 768
Volkshochſchulen 610
Volkskunſt 258
Volkslieder (franzöſiſche und deutſche) 115, 263, (das alte holländiſche) 1063, (das toscaniſche) 1061, (ſchottiſche) 181
(ſ. a. Soldatenlieder, Studentenlieder)
Volksſchauſpiele 332
Volksſchriftſteller 109, 1477
Volkspoeſie (Begriff) 837
Volks-Schillerpreis 896, 1196
Voltaire 259, 698, 1476, 1555
(ſ. a. Calmettes)
Vos, Dirk de (Marioline) 193
Voß, Richard 50, 52
Vrchlický, Jaroslav 613
Wachler, Ernſt 1552
Wagner, Chriſtian 340, 476, 842
— Richard 842, 1065, 1263, 1414, 1480, 1556, 1557, 1562
(ſ. a. Marſop)
— Sylveſter 330
„Waldkunſt“ 687
Waldmüller, Robert („Don Adone“) 1407
Wallpach, Arthur v. 1406
Wandertruppen, Deutſche 841
Ware, Eugene Fitch. 1712
Warmelo, D. S. van („Mijn commando — en guerilla-commando-leven“) 1066
Wartenegg, W. v. („Erinnerungen an Grillparzer“) 397
Watſon, William („Coronation Ode“) 1484
Webb, Judge („The Mystery of William Shakspere: a summary of evidence“) . . 1485
Weber, F. W. („Dreizehnlinden in vlämiſcher Ueberſetzung“) 1063
Webſter, John 1351
Wedde, Johannes 768
Wedekind, Frank 43, 260, 403, 1054, („So iſt das Leben“) 1696
Weidenbaum, Eduard 1281
Weigand, Wilhelm 1699, (als Dramatiker) . . 178
Weihnachtslied, Das engliſche 481
Weimar (Das moderne) 1340, 1405, 1475
Weinhold, Karl 842
Weitbrecht, Carl („Das deutſche Drama“) . . . 905
Welhaven, Eliſabeth 197
Wells, H. G. 262, 1638, 1697, 1710, („Der Krieg der Welten“) 45, 109, 181, 381
Weltlitteratur 622
Weltſprache 53, 183, 1117, 1483
Wennerberg, Gunnar 197
Wereſſajew, W. („Aufzeichnungen eines Arztes“) 120, 121, 1354
Werkmann („Der Kreuzwegſtürmer“) 1116

Werner, Hans („Die Bestie") 1419
— Zacharias 259, 545, 833
Wesselowski, Alexei (Byron-Studien) 1128
Westschweiz: Litteraturberichte . . 54, 477, 911, 1353
Weyssenhoff, Baron Josef („Leben und Gedanken des Herrn von Podfilipski") 686, 897, 1350
Wharton, Edith („The Valley of Decision", . . 1131
Whiting, Lillian („The World Beautiful in Books") 482
Whitman, Walt 847, 1569, 1571
Whitman-Gesellschaft 1421
Wichert, Ernst 684, 690, 842
Widmann, Josef Viktor . . 762, 833, 913, 1473, 1474
Wieland 1404
Wielandmärchen 841
Wiele, Marguérite Van de („Fleurs de civilisation") 1064
Wiener Litteratur 397, 1268
„Wiener Zeitschrift" 1123
Wiggin, Kate Douglas („Diary of a Goose-Girl") 1421, 1570
Wilbrandt, Adolf 981, 1341, 1484
Wildberg, Bodo 689, 908
Wilde, Oscar 263, 1123, 1476, 1488, 1554, 1554, („Dorian Gray") 185, („The Happy Prince") 1199, („The Importance of being Earnest") 697
Wildenbruch, Ernst v. . . 192, 263, 1049, 1202, 1356
Wilhelm II. 914, (als Mäcen) 764, (Privatbibliothek) 337
Wilhelmus-Lied 702, 1641
Wille, Bruno („Offenbarungen des Wachholderbaumes") 338, 398, 1193
Willy (Gauthier-Villars) 49, („Claudine en Ménage") 1274
Windisch, Carl August 1556
Wister, Owen („The Virginian") 1569
Wittkopp, Ph. („Ein Liebeslied") 905
Witzblätter, Deutsche 1560
Wolff, Betje 1415
— Franz („Das verkaufte Lied") 1049
Wolzogen, Ernst v. („Die hohe Schule") . . . 1192
Woods, Mrs. („Sons of the Sword") 696
Wordsworth 695, 841
Wright, J. (Englisches Dialektwörterbuch . . . 695
— Mary Tappan („Aliens") 1283
Wyspiański, Stanislaw 628, 694
Xeres de la Maraja („Das Buch Goldmund") . . 921
Yacco, Sada 765
Yonge, Charlotte 264
Zabel, Eugen („Tolstoi") 1407
Zagorski, Wlodzimierz († 919
Zahn, Ernst 178, 254, 838, 1350
Zaleski, Bohdan 918
Zangwill, J. 1195
Zapolska, G. („Der Mann") 919, („Dressierte Seelen") 1278
Zdziarski, St. (Das volkstümliche Element i. d. polnischen Dichtung) 271
Zelse, Heinrich 1124
„Zeit" (Zeitschrift) 50
Zeitschriften, Existenzberechtigung von neuen . . 1474
Zeitungswesen (in Deutsch-China) 765
Zell, Th. (Polyphem ein Gorilla) 49
Zena, Remigio („Der Apostel") 551
Zensur (in Finland) 850, (in Rußland . . . 344
Zeromski, St. 122
Zeyer, Julius 197, 976
Zeyer-Gesellschaft 198
Ziegesar, Haller von („Von mijn Eigen") . . 1063
Ziegler, Leopold („Zur Metaphysik des Tragischen") 770
— Regine 1419
Ziel, Ernst 190, 1552
Zirbes, Peter 1193
Zobeltitz, Hanns von („Die Todbringerin") . . 1116
Zola, Emile 552, 1060, 1202

Einzelnes:
„Travail" 109, 124, Selbstbiographie 469, Zola und Gorki 111
(s. a. Ramond)

Zulawski, Jerzy 1631
Zumbini, B. („Studi sul Leopardi") 1490

3. Besprochene Bücher.

Abba, Giuseppe Cesare: „Vom Quarto zum Volturno" (Seliger) 1008
Abel, Hans Karl: „Im Herbstnawel" (Storck) 882
— und René Prévôt: „D' Waldmühl" (Storck) 882
Achelis, Thomas: „Die Wandlungen der Pädagogik" (Ewert) 168
Adler, Friedrich: „Don Gil" (Fürst) 1502
Aicard, Jean: „Tata" (E. Meyer) 1101
Albers, Paul: „Am Wartburghof" (Ewert) . . 1026
Albert, Adam: „Almdisteln" (Berger) 1606
Allen, James Lane: „The Reign of Law" (v. Ende) 1171
d'Alméras, Henri: „Avant la gloire" (Bettelheim) 1582
Amber, Miles: „Wistons" (Meyerfeld) 1241
Amorosa, Augustus: „Sions Ende" (Consentius) 1670
Andrea, A.: „Kinder der Sonne" (Scheurlen) . 717
D'Annunzio, Gabriele: „Episcopo und Co." (Faktor) 278
Antona-Traversi, G.: „L'unica scusa" (Schoener) 1528
Anzengruber, Ludwig: „Briefe" [Bettelheim] (Fürst) 535
Arani, Kurt: „Ananian" (Lublinski) 317
— „Die vornehme Tochter" (Schlaikjer) . . 352
Arminius, Wilhelm: „Yorks Offiziere" (Ewert) . 1025
Arndt, A.: „Unser Leben. Das Ziel. Der Weg" (Bertz) 1550
Asenijeff, Elsa: „Unschuld" (Brunnemann) . . 928
Atherton, Gertrude: „The Aristocrats" (Meyerfeld) 371
Bagot, Richard: „Casting of Nets" (Meyerfeld) 1242
Bahr, Hermann: „Secession". — „Bildung" (Osborn) 248
— „Wirkung in die Ferne" (Bethge) . . . 826
— „Der Krampus". — „Der Apostel" (Rath) 1538—39
Baier, Rudolf: „Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an G. F. Benecke" (Golther) 1001
Bandlow, Heinrich: „Frisch Salat" (Gaedertz) . 1184
Bang, Hermann: „Das weiße Haus". — „Leben und Tod" (Fred) 741
Banner, Max: „Pädagogische Tagesfragen" (von Sallwürk) 1656
Bartels, Adolf: „Geschichte der deutschen Litteratur. 1. Band" (Koch) 383
— „Otto Ludwigs Werke" (Engel) . . . 388—86
Baudelaire, Charles: „Die Blumen des Bösen" [Umdichtungen von Stefan George] (Hauser) 1253
— „Die künstlichen Paradiese" [Uebers. v. Max Bruns] (Hauser) 1254
Baudiß, Sophus: „Absaloms Brunnen" (Consentius) 746
Baumann, Julius: „Neuchristentum und reale Religion" (Wolff) 1105
Bazin, René: „Les Oberlé" (E. Meyer) . . . 307
— „Aus ganzer Seele" (Brunnemann) . . 1430
Bédier, Josef: „Der Roman von Tristan und Isolde" (Golther) 162
Beer, Theodor: „Aus Natur und Kunst" (Kreowski) 862
Beetschen, Alfred: „Hohenschwangau" (Schlossar) 136
— „Ein reiner Thor" (Manz) 775
Bellermann, Ludwig: „Schiller" (Krauß) . . . 1175
„Benefactress, The" (Meyerfeld) 372
Benndorf, Friedrich Kurt: „Traum und Tag" (Schäfer) 1580
Berdrow, Otto: „Frauenbilder aus der neueren deutschen Litteraturgeschichte" (Krauß) . 356
Berendt, Martin: „Schiller—Wagner" (Berger) . 136
Berg, Leo: „Gefesselte Kunst" (M. G. Conrad) . 70
— „Henrik Ibsen" (Strecker) 821
— „Neue Essais" (K. W. Goldschmidt) . . 934
Berger, Alfred Frhr. von u. Wilhelm Frhr. von Berger: „Im Vaterhaus" (Bienenstein) 573
Bernard, Walter: „Morgendämmerung" (v. Scholz) 670
Bethge, Hans: „Die Feste der Jugend" (Tielo) . 640

Bever, Karl: „Swinegelgeschichten" (Gaedertz) . 1184
Beyerlein, Franz Adam: „Das graue Leben" (Ettlinger) 990
Bieber-Böhm, Hanna: „Wo kam Brüderchen her?" (Bertz) 1549
Biller, Clara: „Briefe aus Paris und Spanien" (du Bois-Reymond) 280
Bleibtreu, Karl: „Byrons Geheimnis" (Lublinski) 315
— „Die Edelsten der Nation" (Rath) . . . 1536
Bley, Fritz: „Hochlandminne" (Uhde-Bernays) . 423
Bliedner, A.: „Goethe und die Urpflanze" (R. M. Meyer) 595
Blittersdorff, Philipp Frhr. v.: „Staub" (Schäfer) 675
Blüthgen, Clara: „Frauenehre" (Bethge) . . . 825
— Victor: „Gedichte" (Bethge) 1139
Bob: „Die Geschlechter der Menschen" (Witry) . 828
Bobrykin: „Die Grausamen". — „Studenten vom ersten Semester" (Polonsky) . . 1601
Bock, Alfred: „Der Flurschütz" (Schäfer) . . . 23
— „Kinder des Volkes" (Mensch) 1647
Bodman, E. von: „Jakob Schläpfle" (Schäfer) . 673
Boelitz, Martin: „London" (Tielo) 781
Bölsche, Wilhelm: „Hinter der Weltstadt" (Ettlinger) 28
— „Die Mittagsgöttin" (Lublinski) 1137
— „Der Zauber des Königs Arpus" (Rath) 1287
Bohrmann-Riegen, Heinrich: „Dramatische Werke. I." (Consentius) 1671
Bois-Reymond, Lucy du: „Die Flinte von San Marco. Lorbeer" (Kaisler) 1649
Boito, Arrigo: „Nero" (Schoener) 1521
Bordeaux, Henri: „Le pays natal" (E. Meyer) . 307
Bornemann, Wilhelm: „Innere Mission" (Wolff) 1188
Borngräber, Otto: „Giordano Bruno" (v. Scholz) 671
Bornstein, Paul: „Der Tod in der modernen Litteratur" (Häfker) 789
Bourget, Paul: „Le Fantôme". — „Un homme d'affaires" (E. Meyer) 303
— „Monique" (E. Meyer) 1102
Boy-Ed, Ida: „Um Helena" (Diederich) . . . 993
Bracco, Roberto: „Sperduti nel buio" (Schoener) 1524
Brachvogel, Carry: „Der Nachfolger" (Martens) 1494
Bräutigam, Ludwig: „Auf dem Heimwege" (Schäfer) 1497
Brandl, Alois und Wolfgang Keller: „Shakspere-Jahrbuch. 37. Bd." (Meyerfeld) . . . 1222
Braun: „Christophine, Schillers Lieblingsschwester" (Krauß) 1177
Braune, Rudolph: „Thüringer Dorfgeschichten" (Ewert) 778
Brausewetter, Ernst: „Knecht Ruprecht" . . . 427
Brecher, Gustav: „Richard Strauß" (Louis) . . 680
Brennert, Hans: „Die Hasenpfote". — „Der Wackelstein". — „Die indische Amme" (Rath) 1535
Brète, Jean de la: „La Solution" (E. Meyer) . 308
Brinckman, John: „Sämtliche Werke" (Gaedertz) 1184
Brockhaus Konversations-Lexikon 1292
Brody, Armand: „Die Vergessenen" (Sittenberger) 537
Bröndsted, K. G.: „Freiheit" (Consentius) . . . 747
Broughton, Rhoda: „Foes in Law" (Meyerfeld) 373
Brückner, Anton: „Ebbe und Flut" (Herold) . . 1324
Brückner, A.: „Geschichte der polnischen Litteratur" (Flach) . . . . . 1673—74
Brun-Barnow, J. von: „Schatten" (H. A. Lier) 857
Büchner, Ludwig: „Kraft und Stoff" 720
Buhle, W.: „Briefe über Erziehung" (Brunnemann) 1437
Bulthaupt, Heinrich: „Durch Frost und Gluten" (Werner) 737
— „Dramaturgie des Schauspiels. 1. Bd.: Lessing, Goethe, Schiller, Kleist" (Krauß) 1175
Bunge, Rudolf: „Heimat und Fremde" (Werner) 737
Busse, Carl: „Vagabunden" (Lienhard) 422
— „In der Grenzschenke". — „Lena Sieg" (Bienenstein) 927
— Hans H.: „Der Tod des Sonnensuchers" (Ziel) 1393
Butti, E. A.: „Una tempesta" (Schoener) . . 1523
Cèse, Jules: „Liebesgeplänkel" (E. Meyer) . . 1578
Caselmann, August: „Gutzkows Stellung zu den religiös-ethischen Problemen" (Houben) 138

Chamberlain, H. St.: „Richard Wagner" (Text-Ausgabe) 428
— „Worte Christi" (Wolff) 1108
Champsaur, Félicien: „Poupée japonaise" (E. Meyer) 309
Chantepleure, Guy: „Les Ruines en Fleurs" (E. Meyer) 1101
Chiavacci, Vincenz: „Wiener Leut'" (Greinz) . . 131
Cohn, Jonas: „Allgemeine Aesthetik" (Drews) . 749
Conrad, Michael Georg: „Majestät" (A. Geiger) 1715—17
Consentius, Ernst: „Lessing und die Vossische Zeitung" (Pniower) 860
Corradini, Enrico: „Giulio Cesare" (Schoener) . 1523
Coudenhove, Paula Gräfin: „Roter Mohn" (Herold) 69
— „Johannes der Täufer". — „Ein Babenberger" (Herold) 1323
Courteline, Georges: „Marionetten" (Schwerin) . 1000
Dähnhardt, Oskar: „Heimatklänge aus deutschen Gauen. 1: Aus Marsch und Heide" (Lienhard) 67
— (Gaedertz) 1182
Dahm, Paula: „Gedichte" (Zweig) 973
Dahn, Felix: „Gedichte" (Tielo) 354
— „Der Vater und die Söhne" (Ewert) . . 1028
Dauthendey, Elisabeth: „Das neue Weib und seine Sittlichkeit" (Witry) 829
— „Zweilebig" (Heine) 989
Dehmel, Richard: „Ausgewählte Gedichte" . . . 359
— u. Paula: „Fitzebutze" 427
Delius, Rudolf von: „Seelenliebe". — „Gondoly" (Rath) . . . . . 1541—42
„Der bessere Mensch". — „Heute" (Bertz) . . 1546—47
Dessoir, Max: „Geschichte der neueren deutschen Psychologie. I" (Poppe) . . . . . 1608—11
„Deutscher Bühnenkalender" 642
Dove, Alfred: „Großherzog Friedrich von Baden als Landesherr u. deutscher Fürst" . . 1142
Driesmans, Heinrich: „M. von Egidy. Sein Leben und Wirken" (Bertz) 1542
— „Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung" (Achelis) 1725
Dubut de Laforest: „La Tournée des Grands-Ducs". — „Monsieur Pithec et la Vénus des Fortis" (E. Meyer) . . . 1099
Dulmeyer, Friedr.: „Des Sittenmeisters Aergernisse" (Legband) 740
Ebner-Eschenbach, Marie von: „Gesammelte Schriften. 7. u. 8. Bd." 428
Eck, Miriam: „Herbst" (Zweig) 972
Eckstein, Ernst: „Raubreif" (Hartwig) 776
Eger, Paul Felix: „Mnesis" (v. Scholz) . . . 671
Egerton, George: „Rosa Amorosa" (Meyerfeld) . 371
Egge, Peter: „Sammelholm" (Fred) 744
Egidy, Emmy v.: „Mensch unter Menschen" (Häfker) 209
— „Ilse Bleibers" (Brunnemann) 1216
Ehrhard, Auguste: „Franz Grillparzer" (Bettelheim) 88
— „Franz Grillparzer" [Deutsche Bearbeitung von M. Necker] 358
Eigenbrod, Wolrad: „Aus der schönen weiten Welt" 426
Elsert, Albert: „Das rote Horn" (Lublinski) . . 316
Eisner, Kurt: „Taggeist" (Platzhoff-Lejeune) . . 1510
Engel, Georg: „Die Furcht vor dem Weibe" (Schwerin) 1136
Engels, Eduard: „Münchens Niedergang als Kunststadt" (Fred) 1680
Enking, Ottomar: „Ikariden" (Wolff) 1075
Erdmann, Friedrich: „Knud Lavard" (Legband) 739
— K. O.: „Die Bedeutung des Wortes" (Wunderlich) 456
Ernst, Otto: „Gedichte" (A. Geiger) 1501
— Paul: „Sechs Geschichten" (A. Geiger) . 996
Escherich, Mela: „Das bucklige Männlein" (v. Scholz) 671
Etzel und Ewers: „Fabelbuch" (Hermann) . . . 16
Eulenberg, Herbert: „Münchhausen" (v. Scholz) 670
— „Künstler und Katilinarier" (Ettlinger) . . 1365
Ewers, Hanns Heinz: „Der gekreuzigte Tannhäuser" (Zweig) 1650

Falke, Baronesse: „Sie". — „Eulennest" (Greiner) 568
— Gustav: „Putzi" (Rath) 1536
Falckenberg, Otto: „Der Sieger" (Hoffmann) . 1431
Farnik, Ernst: „Ueber Goethes Nausikaa" (R. M. Meyer) 594
Fath, Robert: „L'Influence de la Science sur la Littérature Française" (Platzhoff-Lejeune) 1434
Fechner, Gustav Theodor: „Zend-Avesta" (Bölsche) 455
Federn, Karl: „Rosa Maria" (Platzhoff-Lejeune). 273
Ficker, Ludwig von: „Und Friede den Menschen!" (Sittenberger) 538
Fiedler, Friedrich: „Der russische Parnaß" (Höber) 931
Finckh, Ludwig: „Fraue du, du süße!" (v. Bleuten) 1078
Fischer, Karl: „Eduard Mörikes Leben und Werke" (Proelß) 389
— Kuno: „Großherzog Karl Alexander von Sachsen" (R. M. Meyer) 596
Flammarion, C.: „Lumen" (H. Berdrow) . . . 998
Fleury, Graf: „Die berühmten Damen während der Revolution und unter dem Kaiserreich" (Manz) 311
Floerke, Gustav: „Zehn Jahre mit Böcklin" (Osborn) 246
Fock, Hennie: „Gedichte" (Engel) 641
Förster, Wilhelm: „Lebensfragen und Lebensbilder" (Bertz) 1543
Fontane, Theodor: „Quitt!". 1582
Forbes-Mosse, Irene: „Mezza voce" (Zweig) . 971
France, Anatole: „Monsieur Bergeret à Paris" (E. Meyer) 304
— „Anno Zwei" (E. Meyer) 1578
Frank, Hermann: „Das Abendland und das Morgenland" (Schrader) . . . . 830—32
Franke, Hermann: „Christentum und Darwinismus in ihrer Versöhnung" (Wolff) . . 1106
Franke-Schievelbein, Gertrud: „Der Unkenteich" (Berger) 274
Franz, Ernst: „Religion, Illusionen, Intellektualismus" (Wolff) 1107
Frapan-Akunian, Ilse: „Schreie" (Semerau) . . 715
Frapié, Robert: „L'Institutrice en Province" (Schirmacher) 813
Fraser, John: „Death the Showman" (Meyerfeld) 1242
Freise, Hermann: „Unkraut" (Werner) 736
Frenssen, Gustav: „Jörn Uhl" (Hartwig) . . 667—69
Freudenberger, M.: „Beiträge zu einer Naturgeschichte der Sprache" (Wunderlich) . 456
Freudenthal, Friedrich: „Sonderlinge und Vagabunden". — „In de Fierabendstied" (Gaedertz) 1183
Freytag, Gustav: „Vermischte Aufsätze a. d. Jahren 1848 bis 1894" (L. Geiger) . . . 1249—53
Friedberg, Johanna: „Aus meiner Welt" (Tielo) 1652
Friedrich, Hermann: „Ludwig Jacobowski" (Mayne) 355
Frimberger, J. G.: „Weinlandler" (Bethge) . . 823
Frizenschaf, Johannes: „Die Praxis des Journalisten" (Mangold) 936
Frommel, Otto: „Flutwellen" (v. Bleuten) . . 1078
Fuhrmann, Manfred: „Roman eines Dekadenten" (Bethge) 65
Fulda, Ludwig: „Die Meisterwerke Molières" . 429
Fuller, Henry B.: „Under the Sklylights" (v. Ende) 1172
Gaedertz, K. Th.: „Aus Fritz Reuters jungen u. alten Tagen. 3. Band" (Hartwig) . . 424
— „Julklapp!" 1183
Garborg, Arne: „Bauernstudenten". — „Der verlorene Vater" (Sommer) 745
Gardini, Carlo: „In der Sternbanner-Republik" 1656
Gaudy: „Ausgewählte Werke" [Max Hesse] (Engel) 388
Gautier, Judith: „Princesses d'amour" (v. Meyer) 309
Geiger, Ludwig: „Therese Huber" (Proelß) . 18—20
Gersdorff, A. von: „Der Not gehorchend" (v. Endorff) 716
Gerstenberg, H.: „Aus Weimars nachklassischer Zeit" (L. Geiger) 1658
Gizycki, Paul von: „Der neue Adel" (von Sallwürk) 1655

Gleichen-Rußwurm, A. Frhr. v.: „Vergeltung" (Ettlinger) 1577
Glossy, Carl: „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. XI" (Bettelheim) 1506
Glyn, Elinor: „The Visits of Elizabeth" (Meyerfeld). 371
Gnad, Ernst: „Litterarische Essais" (v. Weilen) . 69
Gobineau, Graf: „Nachgelassene Schriften; I. Alexandre le Macédonien" (E. Meyer) 1503
Goethe-Ausgabe [Karl Heinemann] 359
— [Max Hesse] (Engel) 387
Goethes Briefe [E. v. d. Hellen] 359
— [Phil. Stein] 359
Gorki, Maxim: „Ausgewählte Erzählungen". — „Zwei Novellen". — „Foma Gordjejew". — „Ein junges Mädchen". — „Ein sonderbarer Leser". — „Tschelkasch". — „Ein Individualist" (Adam) . . . 289—42
— „Die Drei" (Polonsky) 1603
Gottschall, Rudolf v.: „Der Götze von Venedig" (Legband) 739
Grad, Max: „Die Overbecks-Mädchen" (Holzamer) 419
— „Wenn Früchte reifen" (Rath) 1428
Gräf, Hans Gerhard: „Goethe über seine Dichtungen. I, 2" (R. M. Meyer) . . . 592
Graf, Arturo: „Morgana" (Schoener) 1530
Gramm, Josef: „Lilalpa" (Herold) 1323
Grant, Robert: „Unleavened Bread" (v. Ende). 1170
Grautoff, Otto: „Die Entwicklung der modernen Buchkunst in Deutschland" (von Zobeltitz) 968
Grazie, M. E. delle: „Liebe" (Morburger) . . 572
Greulich, Oscar: „Platens Litteratur-Komödien" (Landsberg) 1452
Gréville, Henri: „La Mamselka" (E. Meyer) . . 1100
Grigorovitza, E.: „Libussa i. d. deutschen Litteratur" (Jantzen) 572
Grillparzer: Werke 212
Grimme, F. W.: „Schlichte Leute". — „Auf roter Erde" (Berger) 1604
Groos, Karl: „Der ästhetische Genuß" (R. M. Meyer) 1581
Großmann, Stefan: „Die Treue" (Freund) . . 717
Groth, Ernst Johann: „Roswitha von Gandersheim" (Consentius) 1671
Grotthuß, Jeannot Emil Frhr. v.: „Türmer-Jahrbuch" (Wolff) 425
Grünwedel, Albert: „Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei" (Achelis) 1291
Grunow, Hans: „Vom Wege" (Bethge) . . . 822
Gubalke, Lotte: „Die Bilsteiner" (Berger) . . . 1607
Günther, Siegmund: „Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften" (Bölsche) . . . 452
Guex, Jules: „Le Théâtre et la Société Française de 1815 à 1848" (Platzhoff-Lejeune) 1434
Gugitz, Gustav: „Leben!" (Ettlinger) 570
Guilbert, Yvette: „La Vedette" (E. Meyer) . . 1100
Gumppenberg, Hanns von: „Das Teutsche Dichterroß in allen Gangarten" (Häfker) . . 243
Gunther, F. St.: „Auf dem Königsberg" (Morburger) 993
Gurlitt, Cornelius: „Geschichte der Kunst" (Osborn) . . . . . 1674—79
Gyp: „Le Friquet" (E. Meyer) 308
Haas, Friedrich: „Die Prüfung der Herzogin" (Consentius) 1672
Hagemann, Karl: „Geschichte des Theaterzettels" (Bormann) 491
Hafner, Josef und Oskar Weilhart: „Das neue Dorf" (Sittenberger) 538
Hahn, Arthur, L. Voltz, A. Pochhammer, A. Grüters, Fr. Volbach: „Hector Berlioz und seine Werke" (Louis) 681
Hamecher, Peter: „Zwischen den Geschlechtern" (Witry) 828
Hampe, Theodor: „Die Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg" (Mentzel) . . . 492
Hansen, Olaf: „Ny-Islands Lyrik" (Pudor) . . 1035
Hansjakob, Heinrich: „Verlassene Wege" (Bock) . 926

Hardy, Edmund: „König Asoka" (Helmolt) . . 893
— Thomas: „Juda, der Unberühmte" (Meyerfeld) 928
— „Poems of the Past and the Present" (Meyerfeld) 1240
Harnack, Otto: „Goethe in der Epoche seiner Vollendung" (R. M. Meyer) 591
Hart, Julius: „Die neue Welterkenntnis" (Lienhard) 1179—82
Hartl-Mitius: „Bühnengeschichten" (Wildberg) 1034
Hartleben, Otto Erich: „Goethe-Brevier" 359
Hauser, Otto: „Die niederländische Lyrik von 1875 bis 1900" (Nachè) 782
Heemstede, Leo van: „Höhenluft" (Herold) 1325
Heer, J. C.: „Felix Notvest" (Walzel) 878
Heidelbach, Paul: „Hessische Heimat" (Berger) 1466—67
Heidt, Karl Maria: „Sein Vermächtnis" (Hoffmann) 1718
Heigel, Karl v.: „Die neuen Heiligen" (L. Lier) 207
Heijermans, Hermann: „Trinette" (Morburger) 997
Heilborn, Ernst: „Der Samariter" (Bethge) 488
Heinemann, Franz: „Der Richter und die Rechtspflege i. d. deutschen Vergangenheit" (Schlosser) 357
Helfft, Dora: „Eine pflichtvergessene Frau" (Heitmüller) 207
Hellen, Eduard v. d.: „Goethes Briefe. 1. Bd." (R. M. Meyer) 595
Henrici, Emil: „Dreißig Jahre nachher" (Platzhoff-Lejeune) 641
Henschel, Anna: „Feierabend-Geschichten" (Bethge) 825
Herbart, J. Friedrich: „Umriß pädagogischer Vorlesungen" (H. Berdrow) 139
Herbert, M.: „Geistliche und weltliche Gedichte" (Werner) 735
— „Einkehr" (Herold) 1324
Herrick, Robert: „The Real World" (v. Ende) 1171
Hertling, Georg, Frhr. v.: „Augustin" (Helmolt) 893
Hertz, Wilhelm: „Tristan und Isolde von Gottfr. v. Straßburg" (Golther) 167
Herzog, Rudolf: „Der Graf von Gleichen" (Benzmann) 636
Hewlett, Maurice: „The Life and Death of Richard Yea-and-Nay" (Meyerfeld) 373
— „New Canterbury Tales" (Meyerfeld) 1244
Heyne, Rudolf: „Spreu und Weizen" (Ziel) 1395
Hilbert, Jaroslav: „Lili und andere Geschichten" (Hoffmann) 531
Hildebrand, Rudolf: „Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds" (Jellinek) 859
Hillern, Wilhelmine von: „Der Gewaltigste" (Walzel) 873
Hilm, Carl: „Der Sklavenkrieg" (Legband) 739
Hilty: „Für schlaflose Nächte (Wolff) 1108
Himmelbauer, Franz: „Zu den heiligen drei Brunnen" (Berger) 1606
Hindermann, Adele: „Des Lebens Bürde" (Kaisler) 1430
Hirschfeld, Georg: „Freundschaft" (Ertl) 1215
— Ludwig: „Der junge Fellner" (Fred) 1648
— M.: „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" (Witry) 828
Hobbes, John Oliver (Mrs. Craigie): „The Serious Wooing" (Meyerfeld) 370
Hochfeld, M. von: „Sonntagsgedanken" (Wolff) 1108
Hock, Stefan: „Die Vampyrsagen" (von Komorzynski) 138
Hodder, Alfred: „The New Americans" (v. Ende) 1171
Hochstetter, S.: „Bis die Hand sinkt" (Rath) 1074
Hoffmann von Fallersleben: „Unsere volkstümlichen Lieder" (Petsch) 933
Holitscher, Arthur: „Der vergiftete Brunnen" (v. Oppeln-Bronikowski) 489
— „Von der Wollust und dem Tode" (Martens) 1649
Hollaender, Felix: „Der Weg des Thomas Truck" (H. Hart)] 449—52
Holme, Ch.: „Modern Etching and Engraving" (Fred) 1681
Holzamer, Wilhelm: „Im Dorf und draußen" (Schäfer) 23
— „Peter Rockler" (Diederich) 1285
Holzhausen, Paul: „Der Urgroßväter Jahrhundertfeier" (Steinhausen) 71
Hope, Anthony: „Tristram of Blent" (Meyerfeld) 370
Hopfen, Hans: „Die ganze Hand." — „Zehn oder elf?" (Krauß) 925
Houben, H. H.: „Gutzkow-Funde" (Jantzen) 1397—99
Huch, Friedrich: „Peter Michel" (L. Lier) 1427
— Ricarda: „Aus der Triumphgasse" (Bethge) 857
Hülter, Karl: „Vom Stamm der Eiche" (Houben) 20
Huldschiner, R.: „Einsamkeit" (Freund) 1395
Huysmans, J.-K.: „Sainte Lydwine de Schiedam" (E. Meyer) 306
Jablonskij: „Das Leben im Gymnasium" (Polonsky) 1602
Jacobowski, Ludwig: „Schlichte Geschichten" (Schäfer) 674
— „Ausklang" (Tielo) 1219
Jäger, Hans: „Christiania-Boheme" (Moeller) 885—87
„Jahrbok", herausg. v. Allgem. plattdeutschen Verband (Gaedertz) 1183
Jan un Hinnerk: „Gesammelte Werke" (Gaedertz) 1183
Jastrow, Joseph: „Fact and fable in psychology" (Katscher) 1612
Jeleonskij: „Der Taufpater" (Polonsky) 1603
Jelpatjewskij: „Erzählungen aus der Vergangenheit" (Polonsky) 1603
Jensen, Wilhelm: „Die fränkische Leuchte" (Ewert) 1029
— „Dietwald Wernerkin" (Ewert) 1030
Ilges, J. Walther: „Blätter aus dem Leben eines Verschollenen" (Haynel) 211
„Insel-Buch" (Schaukal) 1005
„Insel der Blödsinnigen, Die" (Häfker) 243
Joß, Viktor: „Friedrich Wieck und sein Verhältnis zu Robert Schumann" (Louis) 681
Istel, Edgar: „J. J. Rousseau als Komponist seiner lyrischen Szene Pygmalion" (Louis) 680
Iyerott, Marie: „Neue Lieder" (Werner) 736
— „Argari" (Mensch) 777
— „Dido" (Consentius) 1670
Kahlenberg, Hans v.: „Der Fremde" (Ettlinger) 275
Kaiser, Isabelle: „Wenn die Sonne untergeht" (Platzhoff-Lejeune) 490
Kalsenberg, Moritz von: „L'Aiglo et l'Aiglon. Napoleon I. und sein Sohn" (Ewert) 1026
Kalthoff, A.: „Die religiösen Probleme in Goethes Faust" (R. M. Meyer) 592
Karásek, Jiří: „Gotische Seele" (Hoffmann) 531
Karlweis, C.: „Martins Ehe" (Wengraf) 778
Keben, Georg: „Das schöne Leid" (Bethge) 823
— „Unter Frauen" (Witry) 829
Kerst, Friedrich: „Bergische Dichtung" (Kiesgen) 1365
Key, Ellen: „Das Jahrhundert des Kindes" (Schirmacher) 1467—68
Kilian, Eugen: „Der einteilige Theater-Wallenstein" (Bormann) 1654
Kipling, Rudyard: „Tiergeschichten" (Hermann) 18
— „Kim" (Meyerfeld) 374
Kippenberg, Anton: „Die Sage vom Herzog von Luxemburg" (Susan) 1006
Kistenmaecker, Henry: „La Dame et le Demi-Monsieur" (E. Meyer) 1103
Kitasato, Takeshi: „Sakura Sogo" (Frapan-Akunian) 887—89
Kittel, O.: „W. v. Humboldts geschichtliche Weltanschauung" (R. M. Meyer) 596
Klaiber, Th. und Otto Lyon: „Die Meister des deutschen Briefes" (Steinhausen) 941—49
Klarmann, Johann Ludwig: „Geschichte der Familie von Kalb auf Kalbsrieth" (Koch) 1534
Klein-Hattingen, Oskar: „Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus, Heines" (Bormann) 1288
Klinckowström, A. von: „Der lange Erzengel" (Semerau) 130
— „Die Eidechse" (Mensch) 994
Klöpper, Cl.: „Shakspere-Realien" (von Sallwürk) 1003
Knoop, Gerhard [-Ouckama]: „Das Element" (Wiegler) s. a. Ouckama 856

Knorr, Josephine von: „Gedichte" (Zweig) . . 971
Knorz, Karl: „Lieder aus der Fremde" (Wildberg) 784
Koch, David: „Wilhelm Steinhausen" (Weitbrecht) 861
— Julius: „Im Frühglanz" (Werner) . . 735
— Maidy: „Ein Totentanz" (A. Geiger) . . 999
Koegel, Fritz und Emily: „Die Arche Noah" . . 427
König, Karl: „Im Kampf um Gott und um das eigene Ich" (Wolff) 1107
Körner, Theodor: „Sämtliche Werke" 1438
Kohlschmidt, Oskar: „Der evangelische Pfarrer in moderner Dichtung" (Wolff) 77
Kohm, Josef: „Schillers Braut von Messina und ihr Verhältnis zu Sophokles Oidipus Tyrannos" (Krauß) 1178
Kohut, Adolph: „Allerlei neue Bismarckiana" (Seliger) 1727
Komorzynski, Egon v.: „Emanuel Schikaneder" (Legband) 574
Korolenko: „Sibirische Erzählungen". — „Bei den Kosaken" (Polonsky) 1603
Korvin, Heyso: „Heerwesen und Kriegführung im 19. Jahrh." (v. Dinklage) 139
Kraeger, Heinrich: „Conrad Ferdinand Meyer. Quellen u. Wandlungen seiner Gedichte" (Ehrenfeld) 786
Kranewitter, Franz: „Andre Hofer" (Sittenberger) 538
Kraus, Franz Xaver: „Essais. 2. Sammlung" (Harnack) 27
— „Cavour" (Helmolt) 893
Krauschner, Irma: „Gedichte" (Werner) 736
Krauß, Gustav Johannes: „Des Meisters Ende" (H. A. Lier) 129
— „Die Stadt" (Greinz) 564
Kreidolf, Ernst: „Die schlafenden Bäume" . . . 427
Krek, Gojmir: „Anton Aškerc" (Adam) 791
Kreitowsky, Frau: „Das Bekenntnis des Herrn Mystistschew" (Polonsky). 1601
Kretzer, Max: „Die Madonna vom Grunewald" (Michel) 990
Kronbauer, R. J.: „Kraft der Scholle" (Hoffmann) 531
Kruse, Johannes: „Schwarzbrotesser" (Hartwig) . 66
Kügelgen, Constantin v.: „Gerhard von Kügelgen" (Fred) 1681
— Marie Helene v.: „Ein Lebensbild in Briefen" (Wolff) 357
Kühne, W.: „Venus, Amor und Bacchus in Shaksperes Dramen" (Adam) 1723
Külpe, Frances: „Freilichtskizzen aus Rußland" (Kaisler) 997
Kürschner, Josef: „Jahrbuch" 642
Kullberg, Emil: „Das alte Lied" (Bertz) . . . 1550
Kunowski, Lothar v.: „Gesetz, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens" (Osborn) 250
— „Ein Volk von Genies". — „Schöpferische Kunst" (Fred) 1679
Kupffer, Elisar v.: „Doppelliebe" (Witry) . . . 829
— „Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltlitteratur" (Bertz) 830
Lamprecht, Karl: „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit" (Lienhard) . . . . . 959—64
Langmann, Philipp: „Die Herzmarke" (Klaar) 664—67
Larsen, Karl: „Spießbürger" (Fred) 748
Lasker-Schüler, Else: „Styx" (Regener) . . . 1719
Lauff, Josef: „Kärreliek" (Kretzer) . . . . . 1318—21
Lavergne, Antoine: „Jean Costo" (Schirmacher) 811
Lecomte de Nouy: „Mater dolorosa" (E. Meyer) 1098
Lee, Elizabeth: „George Eliot reader" (Engel) 1509
Lehmann, Rudolf: „Erziehung und Erzieher" (Ewert) 171
Lehner, Franz: „Was ich fand" (Herold) . . . 1324
Leist, Arthur: „Georgische Dichter" (Wildberg . 783
Leitgeb, Otto von: „Sidera cordis" (Greinz) . . 988
Lemonnier, Camille: „Les deux consciences" (E. Meyer) 1101
Lenau, Nikolaus: „Sämtliche Werke" [Max Hesse] (Engel) 388
— „Ausgewählte Werke" 1582
— „Sämtliche Werke" [Deutsche Verlagsanstalt] 1728
Leon, Raimund von: „Savonarola" (Consentius) 1671
Lerond, Theodor: „Lieder eines Lothringers" (A. Geiger) 1141
Lessings Werke (Deutsche Verlags-Anstalt) . . . 282
Lesueur, Daniel: „Geschlossene Lippen" (A. Goldschmidt) 780
Leverkühn, August: „Jugendgedichte" (Werner) . 735
Lichtwark, Alfred: „Blumenkultus". — „Vom Arbeitsfeld des Dilettantismus" (Fred) 1680
Lienert, Meinrad: „Die Wildleute" (Walzel) . . 875
Lieres und Wilkau, G. von: „Die Muse" (A. Goldschmidt) 995
Liliencron, Detlev v.: „Gedichte in Auswahl für die Jugend" 426
Lindner, Theodor: „Der Ursprung der byzantinischen, islamischen, abendl.-christl., chines. u. ind. Kultur" (Helmolt) 893
Lingg, Hermann: „Schlußrhythmen und neueste Gedichte" (Hartwig) 1500
Litzmann, Berthold: „Ibsens Dramen. 1877 bis 1900" (Strecker) 817
Löwe, F.: „Kalewipoeg" (Kaupo) 968
Loewenberg, J.: „Vom goldnen Ueberfluß" (Ettlinger) 1501
Lohde, Clarissa: „Im Weltgetriebe" (H. A. Lier) 1395
Lorenz, Ottokar: „Friedrich Großherzog von Baden" 1143
Lory, Karl: „Edelmensch und Kampf ums Dasein" (Bertz) 1545
Louys, Pierre: „Les aventures du roi Pausole" (E. Meyer) 305
Lublinski, S.: „Gescheitert" (Zweig) 276
— „Der Imperator" (Legband) 740
Maartens, Maarten: „Some Women I have known" (Meyerfeld) 1243
Machar, J. S.: „Golgatha" (Hoffmann) 533
Mackay, John Henry: „Der Schwimmer" (Martens) 64
— „Freunde und Gefährten" (Legband) . . 1078
Maël, Pierre: „Le Roman de Rose" (E. Meyer) 1099
Maeterlinck, Maurice: „Blaubart und Ariane". — „Schwester Beatrix" (Schlaf) 1000
Malet, Lucas: „History of Sir Richard Calmady" (Meyerfeld) 1243
Mann, Thomas: „Buddenbrooks" (Martens) 380—83
Marbach, Hans: „Christus und Faust" (Wolff) . 1105
Margueritte, Paul und Victor: „Les tronçons du glaive". — „Les braves gens" (E. Meyer) 306
— „Neue Frauen" (Brunnemann) 1430
Marie Madeleine: „Die drei Nächte" (Wengraf) 491
Marni, Jeanne: „Großstadtpflänzchen". — „Herbstzeitlose" (Wiegler) 210
— „A table" (E. Meyer) 308
Marradi, Giovanni: „Poesie nuovamente raccolte e ordinate" (Schoener) 1529
Marriot, Emil: „Menschlichkeit" (Ertl) 1286
Martens, Kurt: „Die Vollendung" (Morburger) 1135
Martersteig, Max: „Der Schauspieler" (Blümner) 492
Massarani, Tullio: „Storia e fisiologia dell'arte di ridere" (Susan) 140
Masurin, Constantin: „Traumland" (Herold) . . 930
Matt, Hans von: „Fabiola" (Walzel) 1462
Matthias, Adolf: „Aus Schule, Unterricht und Erziehung" (Ewert) 170
— Theodor: „Bismarck als Künstler" (Seliger) 1727
Matuszewski, Ignacy: „Der Teufel in der Dichtung" (Flach) 211
Maugras, Gaston: „Der Herzog von Lauzun" (Manz) 310
Maupassant, Guy de: „Schwarz — Braun — Blond" (Carsten) 210
May, H.: „Die Behandlungen der Sage von Eginhard und Emma" (Jantzen) . . 1290
— Karl: „Himmelsgedanken" (Herold) . . . 1325
Mayne, Harry: „Eduard Mörike" (Proelß) . . 389
Melschin: „Das schwarze Thal" (Polonsky) . . 1603
Mendheim, Max: „Joh. Ludwig Uhland" (Mayne) 787
Merian, Hans: „Mozarts Meisteropern" (Louis) 681
Merz, Walter: „Berner Novellen" (Walzel) . . 1463

Mez, Curt: „Der Meistergesang in Geschichte und Kunst". — „Die Musik als tönende Weltidee" (Louis) 677
Meyer, R. M.: „Vierhundert Schlagworte" (Wunderlich) 456
— „Grundriß der neueren deutschen Litteraturgeschichte" (Haynel) 1508
Meyer, Theodor A.: „Das Stilgesetz der Poesie" (Brönsе) 753
Meyer-Förster, Wilhelm: „Heldenstamm" (Ettlinger) 208
Meysenbug, Malvida v.: „Stimmungsbilder" (Steiger) 70
— „Individualitäten" (Schirmacher) . . . 1004
Michaëlis, Sophus: „Aebelö" (A. Geiger) . . . 1499
Meißner, Wilhelm: „Ludwig Tiecks Lyrik" (Mayne) 1432
Milde, Natalie v.: „Briefe in Poesie und Prosa von Peter Cornelius an Feodor und Rosa v. Milde" (Louis) 680
Mirbeau, Octave: „Les vingt et un jours d'un neurasthénique" (E. Meyer) 305
Möbius, P. J.: „Ueber Kunst und Künstler" (Adam) 1435
Möller, Alfred: „Die Tragödie der Liebe" (v. Scholz) 672
Möller-Bruck, Arthur: „Unser aller Heimat". — „Bei den Formen" (Mayne) 1002
— „Das Variété" (Ganske) 1366
Mohl, Robert von: „Lebens-Erinnerungen" (Helmolt) 1436
Moißl, K. u. Ferd. Krautstengl: „Die deutschösterreichische Jugendlitteratur" (Stibitz) 575
Moore, George: „Evelyn Innes" (Meyerfeld) . . 9
— „Sister Teresa" (Meyerfeld) 13
Morskóy, Makár: „Weltuntergang. Pygmalion" (v. Scholz) 1721
Morris, William: „Neues aus Nirgendland" (Schlaf) 937
— Walker, Cobden, Sanderson und Blomfield: „Die Buchkunst" (von Zobeltitz) . . . 970
Mosapp, Hermann: „Charlotte von Schiller" (Krauß) 1176
Moser, Heinrich u. Ulrich Kollbrunner: „Jugendland" 427
Muellenbach, Ernst: „Maria". — „Auf der Sonnenseite". — „Aus junger Ehe" (Houben) 1361
Müller, Ernst: „Schiller-Büchlein" (Krauß) . . 1176
— Johannes: „Der Beruf und die Stellung der Frau" (Stöcker) . . . . . 1684—85
— Josef: „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart". — „Die Seelenlehre Jean Pauls". — „Das Wesen des Humors". — „Jean Paul-Studien" (L. Geiger) . . . . . 889—91
Münsterberg, Hugo: „Psychology and life" (Katscher) 1612
Multatuli: „Millionenstudien". — „Fürstenschule". — „Die Abenteuer des kleinen Walther" (Rachó) . . . . . 929—30
Mummenhoff, Ernst: „Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit" (Schlossar) . 1436
Muret, Ed.: „Encyklopädisches englisch-deutsches Wörterbuch" (Meyerfeld) 1108
— Maurice: „L'Esprit juif" (Platzhoff-Lejeune) 1510
Muther, Richard: „Ein Jahrhundert französischer Malerei". — „Studien und Kritiken. 1. Bd." (Osborn) 248
— „Studien und Kritiken. 2. Bd." (Fred) . 1681
Mysing, Oscar: „Passion der Liebe" (Stona) . 776
Najmájer, Marie v.: „Der Göttin Eigentum" (Ziel) 1391
Nani, Girolamo Enrico: „Nuovi tempi" (Schoener) 1527
Naumann: „Naturgeschichte der Vögel Mitteldeutschlands" (Bölsche) 453
Nebelong, Edith: „Mieze Wichmann" (Brunnemann) 1216
Nerrlich, Paul: „Ein Reformer als exakter Forscher. Ein Vademecum f. d. Herrn Pfarrer Dr. J. Müller" (L. Geiger) 890
Neumann, Paul: „Nieder mit dem Realismus!" (Steiger) 1290
Niedenführ, Georg: „Frau Eva" (Heller) . . . 927
Niemann, August: „Zwei Frauen" (Witry) . . 828

Niemann, Johanna: „O Freiheit!" (du Bois-Reymond) 1396
Nion, François de: „Der Reisegefährte" (E. Meyer) 1578
Nippold, W. K. A.: „Der Zeiten Wende" (Consentius) 1670
Nisle-Klein, Charlotte: „Der Mann mit dem Pferdekopf" (Schäfer) 779
Nordau, Max: „Zeitgenössische Franzosen" (E. Meyer) 790
Nordermann: „Fastnachtfreuden oder die Stiefzwillinge" (Häfker) 243
Norris, Frank: „Octopus" (v. Ende) 1169
Nossig, Alfred: „J. J. Paderewski" (Louis) . . 680
Nouy, Lecomte du: „Maudit soit l'amour" (E. Meyer) 309
Oberndorff, Carl Graf: „Erinnerungen einer Urgroßmutter" (Manz) 312
Obstfelder, Sigbjörn: „Tagebuch eines Priesters" (Schaukal) 1076
Oestéren, F. W. v.: „Wir" (Hermann) 17
— „Domitian" (Legband) 741
Ohnet, Georges: „La ténébreuse" (E. Meyer) . 308
— „Zwei Väter" (E. Meyer) 1578
Olberg, Oda: „Das Weib und der Intellektualismus" (Stöcker) . . . . . 1682—84
Ompteda, Georg Frhr. v.: „Monte Carlo" (Remer) 63
— „Cäcilie von Sarryn" (Freiin v. Bülow) 378—80
— „Traum im Süden". — „Das schönere Geschlecht" (Ertl) 1575
Orvieto, Angiolo: „Verso l'Oriente" (Schoener) 1529
Osterloh, Adele: „Das Märchen vom Glück" (v. Scholz) 671
Ostwald, Hans: „Die Tippelschicksе" (Häfker) . 245
Ott, Adolf: „Der Schürzenbauer". — „Wildfeuer" (Bittrich) 991
— Arnold: „Gedichte" (Beetschen) 1651
Otto, Berthold: „Lateinbriefe". — „Fünf Horaz-Oden". — „Fürst Bismarcks Lebenswerk" (Ewert) 171
— „Lehrgang der Zukunftsschule" (Ewert) . 172
„Otto Ribbeck" (Holzner) 935
Ouckama, Gerhard: „Outsider" (Bethge) . . . 824
(s. a. Knoop)
Paap, W. A.: „Königsrecht" (Legband) 738
„Pantheon-Ausgabe" 719
Pantini: „Canti" (Schoener) 1530
Paquet, Alfons: „Schutzmann Mentrup und anderes" (Wiegler) 991
— „Lieder und Gesänge" (Schäfer) 1363
Pardo, Eduardo: „Todo un pueblo" (Dario) . 238
Paul, Adolf: „Heroische Komödien" (Consentius) 1672
Paulsen, Friedrich: „Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles" (Lyon) . . . . . 755—57
Payot, Jules: „Die Erziehung des Willens" (Platzhoff-Lejeune) 863
Pennell, Josef: „Die moderne Illustration" (von Zobeltitz) 969
Perfall, Anton Frhr. v.: „Der Freihof" (Berger) 1647
— „König Wiglaf" (Scheurlen) 1720
— Karl von: „Loras Sommerfrische" (Herold) 1360
Perkins-Stetson, Charlotte: „Mann und Frau" (Brunnemann) 1007
Peter, Johann: „Im tiefen Keller" (Berger) . . 1604
Pétrovitsch, Nicolas S.: „Essai de Bibliographie française sur les Serbes et les Croates. 1544—1900" (Adam) 1143
Pfitzner, Heinrich: „Die Prüfungen der Baptisten zu Littleville" (v. Ende) 277
Pfordten, Otto von der: „Werden und Wesen des historischen Dramas" (Kilian) 1505
Phillips, Stephen: „Herodes". — „Ulysses" (Meyerfeld) 1239
Pichler, Fritz: „Aus Sabbatha" (Seliger) . . . 130
Pirandello: „Zampogna" (Schoener) 1530
Poe, Edgar Allan: Werke, herausg. v. H. u. A. Möller-Bruck, 4.—6. Bd. (Wiegler) . . 779
Poeck, Wilhelm: „Schicksale" (Freund) 1497
Pöllmann, Ansgar: „Sonnenschein" (Herold) . 1324

Pötzl, Eduard: „Moderner Gschnas“ (Greinz) . 131
— „Heuriges“ (Engels) 571
Poinsot und Normandy: „L'Echelle“ (E. Meyer) 1099
Polenz, Wilhelm von: „Junker und Fröhner“ (Lange) 1220
— „Wurzellocker“ (Holzamer) 1576
Poppe, Franz: „Zwischen Ems und Weser“ (Bräutigam) 1142
Possart, Ernst v.: „Hermann Levi“ (Louis) . . 681
Prahl, K. H.: „Das deutsche Studentenlied“ (Petsch) 933
Prehn, Hulda: „Johanna Luise Heiberg“ (du Bois-Reymond) 862
Presber, Rudolf: „Aus dem Lande der Liebe“ (Hartwig) 135
— „Herbstzauber“ (Rath) 1536
Prešeren, Franz: „Poesieen“ (Hauffen) 533
Preuschen, Hermione v.: „Vom Mondberg“ (Werner) 736
Prévost, Marcel: „Le domino jaune“. — „L'heureux ménage“ (E. Meyer) 305
— „Der gelbe Domino“ (Heinrich) 998
Prévôt, René: „Elsassisch Blüet“. — „Freiheit“ (Storck) 883
Quincey, Thomas De: „Bekenntnisse eines Opiumessers“ (Wiegler) 1651
Rachel, Paul: „Elise von der Recke“ (Poppenberg) . . . . . 596—602
Rafael, L.: „Abendgluten“ (Zweig) 973
Rahmer, S.: „Heinrich Heines Krankheit“ (v. Bleuten) 71
Rameau, Jean: „La Vierge Dorée“ (E. Meyer) 1103
Rapisardi, Mario: „L'asceta ed altri poemetti“ (Schoener) 1528
Raymond, George Lansing: „The Representative Significance of Form“ (Bertz) 752
Reade, Charles: „Kloster und Herd“ (Weitbrecht) 858
Rehse, Hermann: „Knak'n un Plünn'n“ (Gaedertz) 1184
Reinecke, Karl: „Und manche liebe Schatten steigen auf“ (Louis) 681
Reinhardt, Max: „Schall und Rauch“ (Häfker) . 245
Reinhart, Hans: „Frührot“ (Walzel) 1462
Reinhold, Georg: „Das Wesen des Christentums“ (Wolff) 1105
Reisner, Victor v.: „Die Unschuld“ (Schäfer) . 675
— „Heißer Boden“ (Hoffmann) 1718
Reitzel-Buch, Das (Gaulke) 231
Remer, Paul: „Das Buch der Sehnsucht“ (A. Geiger) 136
— „Unterm Regenbogen“ (Tielo) 638
Renner, Gustav: „Ahasver“ (Ewert) 1077
Rethwisch, Ernst: „Rurik oder Die Gründung Rußlands“ (Legband) 739
Reval, Gabrielle: „Les Sévriennes“. — Un lycée de jeunes filles“ (Schirmacher) . . . 815
Revel, Hugo Alphonse: „Thanatos“ (v. Scholz) 672
„Rhein entlang, Dem“ (A. Geiger) 1364
Richter, Helene: „Thomas Chatterton“ (Meyerfeld) . . . . . 826—27
Riedberg, Erika: „Drei Frauenleben“ (Brunnemann) 1216
Riemann, Hugo: „Präludien und Studien. II“ (Louis) 682
— R.: „Goethes Romantechnik“ (R. M. Meyer) 594
— „Björn der Wiking“ (Legband) 739
Rilke, Rainer Maria: „Die Letzten“ (Bethge) . 568
Ritter, Otto: „Quellenstudien zu Robert Burns“ (Meyerfeld) 1507
Rittland, Klaus: „Ein Moderner“ (Schwerin) . 636
— „Die das Leben lieben“ (R. M. Meyer) . 1492
Rochefort, Henri: „Abenteuer meines Lebens“ (Manz) 312
Rodemann, Karl Julius: „Die Erbarmungslose“ (Schäfer) 675
Röthlisberger, Ernst: „Gesetze über das Urheberrecht in allen Ländern“ 1438
Roland, Emil (Emmi Lewald): „Gedichte. Neue Folge“ (Ziel) 1392
Rosegger, Peter: „Sonnenschein“ (Aram) . . . 565
Rosenberg, Maximilian von: „Vizefeldwebel Starke“ (L. Lier) 488
Rosenhayn, Ludewig: „Harvstbläder ut Holstein un Umgegend (Gaedertz) 1183
Rosner, Karl: „Der Ruf des Lebens“ (Ettlinger) 1648
Rovetta, Girolamo: „Romanticismo“ (Schoener) 1526
Ruskin, John: „Der Dogenpalast“. — „Wege zur Kunst. III“. — „Der Kranz von Olivenzweigen“ (Osborn) 249
— „Vorträge über Kunst“ (Fred) 1679
Rziha, V.: „Das Büchlein vom Dornröschen“ (Fürst) 1223
Sänger, Sam.: „John Ruskin“ (Osborn) . . 249
Saint-Maurice, Remy: „La maison du sommeil“ (E. Meyer) 307
Saint-Victor, Paul de: „Die beiden Masken. 2. u. 3. Bd.“ (Seliger) 90
Salten, Felix: „Der Hinterbliebene“. — „Die Gedenktafel der Prinzessin Anna“ (Wengraf) 566
Salus, Hugo: „Christa“ (v. Scholz) 1075
Schäfer, Wilhelm: „Wilhelm Shakspere“ (Lublinski) 316
— „Rembrandt“ (Legband) 738
— „Die Béarnaise“ (Hollaender) 1362
Schafheitlin, Adolf: „Lyrischer Erntegang“ (Ziel) 1392
Schamann, Franz: „Liebe“ (Sittenberger) . . 537
— „Mährische Geschichten“ (Berger) . . . 1605
Schanz, Frida: „Intermezzo“ (Tielo) 1139
Schanzer, Rudolph: „Pierrots Tücke, Traum und Tod“ (Häfker) 246
„Scharfrichter, Die elf“ (Häfker) 244
Schaukal, Richard: „Tage und Träume“ (Werner) 736
— „Einer, der seine Frau besucht“ (Rath) . 1540
Scheerbart, Paul: „Liwuna und Kaidôh“. — „Die Seeschlange“ (Wiegler) 1093
Scheid, Richard: „Madonna“ (Ziel) 1394
Scheiner: „Der Bau des Weltalls“ (Bölsche) . 455
Scheu, Robert: „Kulturpolitik“ (Bertz) 1548
Schickele, René: „Sommernächte“ (Storck) . . 884
Schiff, Jakob: „Gedichte“ (Werner) 736
Schiller, Friedrich: „Bilder aus Grillparzer“ (Schlossar) 1655
— Hermann: „Geschichte des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit“ (Helmolt) . . 894
Schlaf, Johannes: „Frühjahrsblumen“ (Greiner) 128
— „Die Suchenden“ (Zweig) 1386
Schlaikjer, Erich: „Berliner Kämpfe“ (Lublinski) 1080
Schlichtegroll, Carl Felix: „Ulrich von Liechtenstein“ (Ewert) 1027
Schmidt, Erich: „Charakteristiken. 2. Reihe“ (Arnold) 26
— Maximilian: „Ges. Werke. 14., 17. und 18. Bd.“ 429
Schmitt, Christian: „Neue Gedichte“ (Storck) . 883
— Eugen Heinrich: „Die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen und unsere Zeit“ (Wolff) 1104
Schmitthenner, Adolf: „Neue Novellen“ (A. Geiger) 1030—33
Schneegans, Heinrich: „Molière“ (Küchler) . . 1433
Schneider, Ferdinand Josef: „Jean Pauls Altersdichtungen: Fibel und Komet“ (L. Geiger) 891
Schneidewin, M.: „Veit Valentin“ (R. M. Meyer) 593
Schöbel, A.: „Uebersinnliche Liebe“ (von Endorff) 994
Schoenbs, Jakob: „Die neue Familie“ (Wolff) . 1138
Schönaich, Christoph Otto Frhr. v.: „Die ganze Aesthetik in einer Nuß“ [herausg. von A. Köster] (Jantzen) 788
Schöne, H.: „Theater-Bohème“ (Wildberg) . . 1034
Schönherr, Karl: „Sonnwendtag“ (Greinz) . . 932
Scholz, Wilhelm v.: „Annette v. Droste. Auswahl aus ihren Gedichten“ (F. Schultz) . . 279
— „Der Spiegel“ (Zweig) 1579
Schoof, Wilhelm: „Hessisches Dichterbuch“ (Mensch) 68
— „Die deutsche Dichtung in Hessen“ (Berger) 1465—66
Schorn, Adelheid v.: „Zwei Menschenalter“ (Louis) 679

Schrempf, Christoph: „Menschenlos". — „Martin Luther" (Wolff) 1106
Schreyer, Hermann: „William Shakspere" (Lublinski) 314
Schröder, Ludwig: „Aus Westfalen" (Houben) . 20
Schröter, Adalbert: „Elfride" (Lublinski) . . . 315
Schubring, P.: „Die Gemäldegalerieen der Uffizien und des Palazzo Pitti" (Fred) . . . 1681
Schüz, A.: „Zur Aesthetik der Musik" (Louis) . 679
„Schule und Leben" [anonym] (Ewert) 173
Schulze-Smidt, Bernhardine: „Leiden" (Brunnemann) 928
Schumacher, Tony: „Spaziergänge ins Alltagsleben" (L. Geiger) 424
Schur, Ernst: „Grundzüge und Ideen zur Ausstattung des Buches". — „Paraphrasen über das Werk Melchior Lechters" (von Zobeltitz) 970
Schwann, Matthieu: „Liebe" (Schlaf) 280
Schwarz, Karl Joh.: „Der Weg zur Ehe" (Sittenberger) 538
Schweiger-Lerchenfeld, Amand v.: „Frauenreiz" (Ettlinger) 426
Schwerin, Karl: „Wilde Rosen und Eichenbrüche" (Bethge) 824
Seidl, Arthur: „Moderner Geist in der deutschen Tonkunst" (Louis) 676
— „Wagneriana. I, II" (Louis) 677
Seiler, Friedrich: „Auf alten Kriegspfaden vor Paris" (Manz) 313
— „Der Gegenwartswert der hamburgischen Dramaturgie" (Bormann) 1722
Semmig, Jeanne Bertha: „Enzio" (Zweig) . . 972
Serao, Mathilde: „Riccardo Joannas Leben und Abenteuer" (Rath) 1498
Sheehan, P. A.: „Mein neuer Kaplan" (Wolff) . 1719
Siegen, Karl: „Heinrich von Kleists Werke" (Engel) 387
Sienkiewicz, Henryk: „Sturmflut". — „Folget ihm nach!" (Adam) 133
— „Die Kreuzritter" (Uebersetzung) 429
— „Quo vadis?" (Deutsche Verlags-Anstalt) 429
Silling, Marie: „Wandlungen" (Ettlinger) . . 354
Simáček, M. A.: „Die Lichter der Vergangenheit" (Hoffmann) 531
Singer, J.: „The Jewish Encyclopedia" . . . 791
— S.: „Die mittelhochdeutsche Schriftsprache" (Wunderlich) 455
Sllarek, E. „Ungarische Volksmärchen" (Petsch) 1724
Somborn, C.: „Das italienische Volkslied: die Villotta" (Petsch) 1723
Sova, Antonin: „Noch einmal kehren wir zurück" (Hoffmann) 533
Spach, Ludwig: „Rüdiger von Manesse". — „Kindlicher Opfermut" (Ewert) . . . 1028
Spahn, Martin: „Der Große Kurfürst" (Helmolt) 893
Speckter, Otto: „Vogelbuch" 426
Sperl, August: „Hans Georg Portner" (Ettlinger) 421
Spielmann, C.: „Hannibal [Grabbe]" (Legband) 740
Spitteler, Carl: „Olympischer Frühling: Hera die Braut" (Walzel) 1460
Sologub, Fjodor: „Schatten" (Höber) 132
Staub, Joseph: „Aus dem finstern Wald" (Herold) 1324
Stavenhagen, Fritz: „Jürgen Piepers". — „Der Lotse" (Gaedertz) 1186
Steenbuch, Axel: „Kleine Dramen" (L. Schmidt) 1431
Stein, Philipp: „Goethes Briefe. 1. Bd." (R. M. Meyer) 595
— „Henrik Ibsen" (Strecker) 821
Steinmann, Ernst: „Die Sixtinische Kapelle" . . 427
Stenglin, Felix von: „Ein Dichterling" (Lange) 490
Stern, Adolf: „Friedrich Hebbels Werke" (Engel) 388
— „Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart" (Haynel) 785
Sternbauer, Wilhelm: „De profundis" (Wolff) . 1104
Stettenheim, Julius: „Fuhrmann Henschel" (Häfker) 243
Stig Stigson [Alfhild Agrell]: „Aus dem Norden" (Fred) 744

Stilgebauer, Edward: „Neidhart von Reuenthal" (Semerau) 777
Stöber, Fritz: „Dämmerstrahlen" (Houben) . . 21
Stolle, Frau Rose: „Das sexuelle Leben. Ein Fluch der Menschheit" (Bertz) 1548
Stona, Marie: „Im Spiel der Sinne" (Wengraf) 858
Stoskopf, Gustav: „D' Millionepartie" (Storck) 882
Strantz, Ferdinand v.: „Erinnerungen aus meinem Leben" (Manz) 313
Strasburger, Egon H.: „Lieder für Kinderherzen" 427
— „Von der Lieb'" (Ziel) 1393
Strauß-Torney, Lulu von: „Balladen und Lieder" (Benzmann) 1218
— „Bauernstolz" (Berger) 1605
Strecker, Karl: „Totentanz" (Bräutigam) . . . 1717
— Reinhard: „Der ästhetische Genuß" (Drews) 749
Strindberg, August: „Ostern" (Theodor) . . . 604
— „Gustav Adolf" (Theodor) 605
— „Aus dem lateinischen Viertel" (Theodor) 929
Strobl, Karl Hans: „Aus Gründen und Abgründen" (Schäfer) 674
— „Und sieh, so erwarte ich dich!" (Bethge) 1429
Stubenberg, Mathilde Gräfin: „Gabriel von Herrenburg". — „Gedichte" (Herold) . 1323
Stubenrauch, Hans: „Bilder zu Reuters Werken" [Text von Paul Warncke] (Gaedertz) . 1185
Stucken, Eduard: „Gawân" (Schaukal) 1141
Susman, Margarethe: „Mein Land" (Kiesgen) . 279
Světlá, Karolina: „Sylva" (Bienenstein) . . . 131
Swjetlow: „Die Familie Worawin" (Polonsky) 1601
Sybel, Heinrich v.: „Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I." . . 359
Syrutscheck, Julius: „Mutterherzen" (v. Scholz) 1429
Szczepański, Paul v.: „Der Narr des Glücks" (Engel) 924
Tainach, Wolf v.: „Die brennende Frage" (Krauß) 1396
Tann-Bergler, Ottokar: „Im Dreivierteltakt" (Engels) 571
Tetmajer, Kasimierz: „Panna Mery" (Flach) . . 956
Tewes, F.: „Goethes Faust am Hofe des Kaisers. F. d. Bühne einger. v. J. P. Eckermann" (R. M. Meyer) 593
Theden, Dietrich: „Neues Novellenbuch" (Bethge) 825
Theer, Otakar: „Exkurse zum Ich" (Hoffmann) 533
Theuriet, André: „Mariannic". — „Contes de la Marjolaine" (E. Meyer) 1102
Thomas, Calvin: „The Life and Works of Friedrich Schiller" (Koch) . . . . 1530—34
Thoresen, Magdalene: „Signes Geschichte" (Consentius) 746
Thiele, C. P.: „Einleitung in die Religionswissenschaft" (Achelis) 1511
„Tiergeschichten" 426
Tolstoi, Leo: „Chopin-Prélude" (Höber) . . . 718
— Leo N.: „Was ist Kunst?" (Aram) . 1607—08
Torrund, Jaffy: „Wenn's dunkel wird" (Berger) 1607
Trebitsch, Siegfried: „Genesung" (Ettlinger) . . 569
Troedel, Richard: „Der Edelmensch" (Bertz) . . 1546
Trübswasser, Josef: „Chryses" (Lublinski) . . 316
Tschechoff, Anton: „Das skandalöse Kunstwerk". — „Eine kunstliebende Frau". — „Der schwarze Mönch" (Höber) 1287
— „Die Möwe". — „Onkel Wanja". — „Drei Schwestern" (Höber) . . . . 1395—97
Uhland, Ludwig: „Sämtliche Werke" 1438
Urban, Erich: „Richard Strauß" (Louis) . . . 680
Uspenskij: „Die Wanderer" (Polonsky) . . . 1603
Valentin, Veit: „Die klassische Walpurgisnacht" (R. M. Meyer) 593
Vandérem, Fernand: „Charlie" (E. Meyer) . . 1578
Vanselow, Karl: „Von Weib und Welt" (Ziel) . 1394
„Variété" (Schaukal) 1005
Vely, E.: „Allerweltsleute" (Bethge) 823
Vendramin, Lorenz: „High Life" (Rath) . . . 1539
„Verbesserter und alter Kalender auf das Gemeinjahr 1903" 1656
„Versuche und Ergebnisse der Lehrervereinigung f. d. Pflege d. künstler. Bildung" (Osborn) 249

Veiter, Ferd.: „Schule und Kirche im alten und neuen Jahrh." (Ewert) 169
Viebig, C.: „Die Wacht am Rhein" (Erich Schmidt) . . . . . 1315—18
Vierordt, Heinrich: „Gemmen und Pasten" (Mayne) 1217
Viola, Max: „Die Brüder" (Bethge) 825
Vischer, F. Th.: „Shaksperes Macbeth" (von Sallwürk) 1004
Voigt, Clara: „Lebensspiegelungen in Vers und Prosa" (Werner) 736
Voigt-Diederichs, Helene: „Regine Vosgerau" (Hartwig) 1717
„Volksbote" (Der) 1656
Vorbeck, F. v.: „Aus der Zeit der Stockprügel und Gavotten" (Bethge) 824
Vrba, Rudolf: „Der Nationalitäten- und Verfassungskonflikt in Oesterreich" (Helmolt) 1292
Vrchlický, Jaroslav: „Senftenberger Glocken" (Hoffmann) 532
Vries, Hugo de: „Mutationstheorie" (Bölsche) . 454
Wagner, Richard: „Das Evangelium der Verachtung" (Steiger) 998
Walloth, Wilhelm: „Ein Sonderling" (Mensch) . 174
— „Ein Sonderling" (Witry) 829
Warncke, Paul: „Snurrig Lüd" (Gaedertz) . . 1185
Wartenegg, Wilhelm v.: „Erinnerungen an Franz Grillparzer" (Schlossar) 1655
Weber-Lutkow, Hans: „Die schwarze Madonna" (Adam) 992
Weise, Lisa: „Unfreie Liebe" (Brunnemann) . . 928
Weitbrecht, Carl: „Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts" (Haynel) . . 785
Weiter, Carl: „Um das Gute!" (Werner) . . . 735
Wells, G. H.: „Der Krieg der Welten" (Fürst) . 718
Weressajew: „Memoiren eines Arztes" (Polonsky) 1602
Wetz, Wilhelm: „Lord Byrons Werke" (Engel) . 388
Weyßenhof, Josef von: „Sprawa Dolengi" (Flach) 957
Wharton, Edith: „The Greater Inclination". — „Crucial Instances" (v. Ende) . . . 1173
White, Hervey E.: „Quicksands" (v. Ende) . . 1171
— „When Eve Was not Created" (v. Ende) 1172
— William Allen: „Stratagems and Spoils" (v. Ende) 1172
Wichert, Ernst: „Der Hinkefuß" (Heinrich) . . 277
Wied, Gustav: „Die leibhaftige Bosheit" (Fred) 743
Wilbrandt, Adolf: „Franz" (Strecker) 66
— „Das lebende Bild" (Herold) 637
— „Ein Mecklenburger" (Bethge) 988
Wilde, Oscar: „Dorian Gray" [übers. v. J. Gaulke] (Witry) 829
Wilkins, Mary E.: „The Portion of Labor" (v. Ende) 1170
Will-Miltenstein: „Maria" (Legband) 740
Willy [Henry Gauthier-Villars]: „Claudine à Paris" (E. Meyer) 1102
Wilson, J.: „The New Dispensation at the dawn of the twentieth century" (Bertz) 1544
Witt, Otto N.: „Narthekion. Nachdenkliche Betrachtungen eines Naturforschers" (Bölsche) 455
Wittenbauer, Ferdinand: „Die Hübscherin und ihr Gärtlein" (Ertl) 1720
Wörner, Pauline: „Orchideen im Lößgrund" (A. Geiger) 353
Wohlrab, M.: „Aesthetische Erklärung shakspearischer Dramen. I: Hamlet" (von Sallwürk) 1723
Wolf, Carl: „Anno dazumal und heute" (Berger) 1606
Wolff, Eugen: „Zwölf Jahre im litterarischen Kampf" (Strecker) 784
— Fritz: „Verantwortung und Kunstkritik" (Fred) 1680
Worms, Carl: „Die Stillen im Lande" (Martens) 1284
Wrede, Friedrich Fürst: „Durchlaucht Ich" (Wildberg) 639
Wulckow, Richard: „Vater und Sohn" (Ewert) . 782
Yeats, W. B.: „Samhain" (Meyerfeld) 1240
Zabel, Eugen: „Zur modernen Dramaturgie" . 1656
Zahn, Ernst: „Albin Indergand" (Walzel) . . 873
— „Herrgottsfäden" (Diederich) 714
Zangwill, Israel: „The Mantle of Elijah" (Meyerfeld) 369
„Zeitlexikon" 720
Zimmermann, Elsa: „Das Dunkle" (Presber) . 570
Zitelmann, Katharina: „Ideale und Dissonanzen" (Houben) 996
Zobeltitz, Fedor von: „Die Freibeuter" (Hartwig) 422
— „Der Herr Intendant" (Wildberg) . . . 1033
— Hanns v.: „König Pharaos Tochter" (Schäfer) 674

4. Echo der Bühnen.

a) Besprochene Stücke.

Albert, F.: „Sehnsucht" 774
D'Annunzio, Gabriele: „Francesca da Rimini" 486
— „Die tote Stadt" 712
Anzengruber, Ludwig: „Der Schandfleck" (dramatisiert) 419
L'Arronge, Adolf: „Die Wohlthäter" 351
Bahr, Hermann: „Der Apostel" 417
Barett, Wilson: „Im Zeichen des Kreuzes" . . 63
Baumberg, Antonie: „Max Wiebrecht". — „Nur aus Trutz". — „Der Nachtwächter von Schlurn" 1213
Beaumarchais: „Ein toller Tag" 200
Björnson, Björnstjerne: „Laboremus" 59
Bleibtreu, Karl: „Freimaurer". — „Weltgericht" 1133
— „Zorndorf" 1359
Blumenthal, Oskar: „Fee Caprice" 200
Bonn, Ferdinand und Thilo v. Throtha: „Edles Blut" 206
Bracco, Roberto: „Tragödien der Seele" . . . 201
Bramson, Karen: „Mutter" 1071
Brieux, Eugène: „Fremde Mütter" (Les Remplaçantes) 1070
— „Blanchette" 1359
Büchner, Georg: „Dantons Tod" 633
Buffon, Paul: „Ruhmlose Helden" 1132
Capus und Veber: „Der Bankdirektor". — „Die Geliebte" 855
Clausen, Ernst: „Ums Heimrecht" 922
Dörmann, Felix: „Der Herr von Abadessa" . . 851
Donnay, Maurice: „Irrwege der Liebe" . . . 1646
Dreyer, Max: „Ecclesia triumphans". — „Puß". „Volksaufklärung" . . . . . 921—22
Elsas, Hugo: „Erblos" 351
Engel, Georg: „Ueber den Wassern" 852
Ernst, Otto: „Die größte Sünde" 350
Eulenberg, Herbert: „Münchhausen" 852
Euripides: „Herakles" (übers. v. U. v. Wilamowitz-Moellendorf) 635
Flaischlen, Cäsar: „Martin Lehnhardt, ein Kampf um Gott" 1438
Fuchs-Talab, Otto: „Franzla" 635
Geucke, Kurt: „Sebastian" 126
Goethe: „Triumph der Empfindsamkeit" . . . 1293
Grazie, M. E. delle: „Der Schatten" 204
Grillparzer, Franz: „Blanka von Kastilien" . . 1358
Hamel, Richard, „Zwei Meister" 415
— „Garrick" 416
Hartwig, Paul H.: „Regentag". — „Bauer Markfeld" 349
Hauptmann, Gerhart: „Der rote Hahn" . . . 413
Hauschner, Auguste: „Der klare Quell" . . . 713
Heller, Ludwig: „Der arme Heinrich" 1071
Heymann, Robert: „Der Tod" 988
Heyse, Paul: „Maria von Magdala" 202
Hirschfeld, Georg: „Pauline" 287
— „Der Weg zum Licht" 1069
Holitscher, Arthur: „Das andere Ufer" 484
Holm, Korfiz: „Die Könige" 633
— „Der liebe Frieden" 1212
Jaffé, R.: „Fastnacht" 418
Jagow, Eugen von: „Oedipus" 1213

Kadelburg, Gustav: „Familie Schimek" . . . 855
Karlweis, C.: „Der neue Simson" 286
Korn, Erich: „Colombine" 418
Krüger, Hermann Anders: „Die Väter" . . . 349
Kruse, Heinrich: „Raben Barnekow" 987
Langmann, Philipp: „Korporal Stöhr" . . . 127
Lauff, Josef: „Der Heerrohme" 1073
Léon, Victor: „Die Choristin" 205
— „Tarok" 855
Levetzow, Karl v.: „Die beiden Pierrots" . . . 206
Lindau, Paul: „Nacht und Morgen" 200
Linsemann, Paul: „Der letzte Tag". — „Junge Leute" 1358
Lothar, Rudolph: „Glück in der Liebe" 1728
Lubliner, Hugo: „Die lieben Feinde" 418
Lucian: „Timon der Menschenfeind". — „Der Hahn oder Der Traum des Schusters Mycillus". — „Die Fahrt über den Styx" 778
Lu Volbehr: „Ihr Gott" 348
Meyer-Förster, Wilhelm: „Alt-Heidelberg" . . 413
Möller, Mary: „Frau Anne" 1069
Molière: „Der eingebildete Kranke". — „Amphitryon" 712
Morre, Karl: „Vater Jakob" 635
Pfordten, Otto von der: „Friedrich der Große" 987
Philippi, Felix: „Das große Licht" 483
— „Asra" 1359
Plautus: „Trinummus" 487
Porto-Riche, Georges: „Verliebt" (L'Amoureuse) 772
Rachè, Hennie: „Ueber der Liebe" 1071
Reicke, Georg: „Die schöne Melusine" 484
Reinert, Robert: „Madonna" 1133
Rosenow, Emil: „Kater Lampe" 1644
Schlaf, Johannes: „Der Bann" 348
Schlag, Hermann: „Die deutsche Komödie" . . 1359
Schlaikjer, Erich: „Des Pastors Rieke" 773
Schönfeld, Carl: „Ein Verhältnis" 854
Schönherr, Karl: „Sonnwendtag" 1212
Schönthan, Franz v. und Koppel-Ellfeld: „Florio und Flavio" 347, 419
Schnitzler, Arthur: „Lebendige Stunden" . . . 631
Selten, Fritz: „Der Fiedlerbauer" 852
Shakspere: „Heinrich VIII." 349
Skowronnek, Richard: „Das schwarze Schäflein" 126, 638
Stegemann, Hermann: „Nikolaus von Flüe" . . 630
Stüber und Petting: „Die gute alte Zeit" . . 855
Sudermann, Hermann: „Es lebe das Leben!" . 771
Sühring-Bardey: „Emanzipiert" 774
Thoma, Ludwig: „Die Medaille" 61
Torresani, Karl Baron: „Die Mikesch-Mali" . . 1134
Triesch, F. G.: „Komplott" 855
Vrchlický, Jaroslav: „Catull" 417
Wach, Robert: „Ein Sonnenstrahl" 416
Wedekind, Frank: „Marquis von Keith" . . . 201
— „So ist das Leben" 853
Weinert, Louis: „Die Mühlhofbäuerin" . . . 485
Wenng, Gustav: „Warbeck" 774
Widmann, J. V.: „Die Muse des Aretin" . . 923
Willemoes-Suhm, Helene v.: „Savonarola" . . 203

b) Bühnen.

Basel 630
Berlin 59, 200, 347, 413, 483, 631, 712, 771, 851, 921, 1069
Braunschweig 415
Bremen 202, 348
Breslau 206, 852, 1644
Chemnitz 349
Coblenz 988
Dresden 126, 349, 773
Greifswald 986
Hamburg 126, 349, 1071, 1132
Hannover 416
Karlsruhe 416
Kiel 1358
München 61, 62, 484, 633, 853, 1133, 1212
Nürnberg 854, 1071
Potsdam 206
Prag 485, 713, 1728
Rom 486
Stettin 774
Straßburg 774
Stuttgart 351, 487, 774, 1438
Weimar 203, 922, 987, 1293, 1359
Wien . . 63, 127, 204, 286, 417, 634, 854, 1133, 1212
Wiesbaden 1073
Zürich 923

5. Besprochene Zeitschriften.

Allg. Deutsche Universitäts-Ztg. 1706
Allg. Zeitschr. für Psychiatrie 694
Archiv für das Studium der neueren Sprachen 622
Aus fremden Zungen 189, 338, 552, 615, 770, 1118, 1477
Autor, Der 842, 1119, 1202, 1698
Berliner Illustr. Ztg. 1058
Blätter für Bücherfreunde 189, 552
Blätter für deutsche Erziehung 404
Bühne und Welt 46, 114, 257, 399, 547, 765, 842, 977, 1196, 1408, 1556, 1698
Christliche Welt 405, 1124, 1635
Chronik des wiener Goethevereins 338, 623, 1272
Daheim 1635
Deutsche Arbeit 399, 623, 836, 1266
Deutsche Buchhandelsblätter 842, 1565
Deutsche Dichtung 189, 190, 339, 404, 475, 623, 770, 771, 842, 908, 983, 1124, 1272, 1273, 1350, 1636, 1705
Deutsche Heimat 52, 115, 183, 258, 338, 405, 548, 687, 770, 908, 982, 1119, 1267, 1409, 1557, 1699
Deutsche Litteratur-Ztg. 332, 1565
Deutsche Monatsschrift 50, 183, 470, 694, 901, 1051, 1478
Deutsche Revue 184, 548, 616, 978, 1052, 1344, 1484
Deutsche Rundschau 51, 184, 332, 471, 766, 902, 1053, 1344, 1484, 1629
Deutsch-evangel. Blätter 1057
Deutsche Zeitschrift 51, 115, 474, 552, 842, 1414
Deutsch-französische Rundschau 115, 263, 400, 553
Dichterstimmen 51, 263, 474, 623, 694, 908, 982, 1202, 1350, 1483, 1565
Dokumente der Frauen 51, 189, 841, 982, 1272, 1414, 1635
Dokumente des Sozialismus 1124
Don Quixote 623, 1125
Egerland, Unser 474
Englische Studien 1057
Ernstes Wollen 115, 475, 1058
Erwinia 263, 553, 1635
Euphorion 188, 551, 1349
Finländische Rundschau 552, 983
Frau, Die 189, 622, 623, 842, 1120, 1345, 1413
Fröhliche Kunst 1350
Freie Wort, Das 51, 185, 336, 404, 841, 982, 983, 1414, 1635, 1686
Frührot 553
Fürs deutsche Haus 1484
Gegenwart, Die 47, 115, 185, 258, 401, 549, 617, 766, 903, 979, 1196, 1267, 1409, 1559, 1700
Gesellschaft, Die 263, 338, 401, 474, 475, 617, 687, 1053, 1268, 1560, 1700
Grenzboten, Die 48, 52, 333, 767, 1058, 1202
Hannoversche Geschichtsblätter 622
Haus und Schule 189, 1057
Heide, Der 842
Heimgarten 694, 842, 983, 1202, 1350, 1414, 1565, 1706
Hessenland 404, 474, 693, 1058, 1202
Historisch-politische Blätter 186, 623, 1120
Hütte, Die 1705
Insel, Die 472, 837, 1478
Internat. Litt.-Berichte 110, 190, 338, 404, 474, 688, 903, 1268, 1630
Jugend 693
Jugendschriften-Warte 263, 474, 694, 770, 1124, 1483, 1686
Kritik, Die 52, 623, 1635
Kultur (Köln) 1413, 1479, 1630
Kultur (Wien) 259, 622, 908, 1414
Kunst in Ton und Wort 189, 339
Kunstwart, Der 115, 186, 767, 904, 1198, 1345, 1480, 1631
Kyffhäuser, Der 52, 338, 689, 905
Litt. Centralblatt 111, 694, 1706
Litt. Warte 51, 186, 618, 905, 1196, 1481
Litterat, Der 189, 552
Lotse, Der 51, 52, 115, 189, 263, 338, 402, 552, 553, 618, 768, 906, 1054, 1197, 1346, 1410
Magazin für Litt. 51, 114, 338, 622, 689, 837, 1121, 1269, 1411, 1561, 1632
Monatsblätter für deutsche Litt. 268, 619, 771, 908, 1121, 1411

Münchener Salonblatt (Freistatt) 1272, 1350, 1484, 1559
Musik, Die 1561
Nation, Die 48, 111, 189, 259, 338, 404, 619, 690, 838, 979, 1055, 1199, 1269, 1412, 1562, 1632
Neue Bahnen (Wien) 51, 190, 263, 338, 405, 474, 552, 553, 623, 694, 770, 908, 983, 1124, 1484, 1701
Neue deutsche Rundschau 112, 333, 690, 769, 1055, 1346, 1702
Neue Heidelberger Jahrbücher 1200
Neue Zeit, Die 114, 263, 405, 474, 552, 623, 691, 838, 841, 1272, 1483, 1565, 1565, 1635
Niedersachsen 51, 552, 1124, 1202, 1350
Nord und Süd 112, 334, 473, 550, 691, 839, 980, 1270, 1413, 1702
Oberen Zehntausend, Die 1124, 1272, 1414, 1706
Ost und West 51, 263, 770, 907, 1199, 1483
Osten, Der 51, 189, 552, 983, 1202, 1272, 1565, 1706
Osten, Der ferne 907, 908
Psychiatrische Wochenschrift 1057
Preußische Jahrbücher 113, 692, 1056
Reichsland, Das 1057, 1483, 1565
Rheinische Rundschau 474
Rheinlande, Die 51, 187, 404, 405, 552, 1414
Schweiz, Die 1350
Schweizerische Rundschau 187
Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften 403, 1483
Sozialistische Monatshefte 51, 1271
Stimmen der Gegenwart 115, 263
Stimmen aus Maria Laach 474, 1481
Studien und Mitteilungen 983
Studien zur vergl. Litteraturgeschichte 841, 1201, 1634
Südwestdeutsche Rundschau 115, 263, 404, 552, 694, 770, 842, 908, 1058, 1124, 1272, 1278
Türmer, Der 52, 335, 620, 1122
Ueber Land und Meer 1635, 1705
Umschau, Die 51, 260, 475, 770, 842, 1202, 1272, 1273, 1706
Velhagen u. Klasings Monatshefte 52, 335, 474, 842, 1703
Wage, Die 49, 115, 188, 260, 338, 405, 474, 621, 769, 908, 1704
Wahrheit, Die 552, 842, 1565
Westermanns Monatshefte 114, 261, 474, 692, 770, 839, 981, 1271, 1347, 1705
Wissen für alle, Das 552, 1484
Woche, Die 1124, 1483
Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgesch.
Zeit, Die (Berlin) 50, 263, 623, 771, 1058, 1202
Zeit, Die (Wien) 49, 262, 337, 402, 475, 551, 622, 623, 693, 694, 770, 771, 842, 908, 982, 983, 1123, 1202, 1272, 1273, 1350, 1414, 1483, 1565, 1635, 1705, 1706
Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins 770
Zeitschrift für Bücherfreunde 115, 337, 404, 552, 840, 1125, 1272, 1563, 1633
Zeitschrift für franz. Sprache u. Litt. 1349
Zeitschrift für Kulturgesch. 1273
Zeitschrift für österr. Volkskunde 842
Zeitschrift für Philosophie 262
Zeitschrift für d. d. Unterricht 115, 473, 551, 840, 1200, 1482
Zukunft, Die 50, 115, 337, 404, 474, 553, 623, 692, 982, 1348, 1564

6. Nachrichten.

(Ein † bedeutet Todesnachricht. Ein * besagt, daß es sich um die Registrierung eines Vortrags handelt.)

Aly, Eduard (†) 576
Arnim, Bettina v. (Miniaturbildnis) 431
Asmus, Wilhelm (†) 864
Auerbach, Berthold (Nachlaß) 1440
„Autor", Der (Zeitschrift) 865
Balucki, Michael 288
Barack, Max (†) 72
Baskische litterarische Konföderation, Die 288
Baudelaire, Charles (Grabmal) 1585
Bauer, Erwin (†) 577
— Heinrich (†) 1513
Baumberg, Antonie (†) 1151
Bechstein, Ludwig (Denkmal) 1081
Becker, August 938
Betz, Louis P. 793
Beyer, Max (†) 502
Bibliographische Gesellschaft, Deutsche 720, 1152
Bibliothekare, Versammlung deutscher 1081
Bie, Oskar 73
Bierbaum, Otto Julius 288, 644
Bielefeld, Josef (†) 1584
Biernacki-Rodoc, Nikolaus (†) 72
Bilz, Karl (†) 577
Blacker, Karola (†) 1081
Bodenstedt, Mathilde von (†) 1584
Böcker, Ewald (†) 72
„Bohemia" (Jubiläum) 645
Brandes, Georg 503, 644, 1225
Bücher, die meistgelesenen (Ein statistischer Versuch) 496, 577
Burdach, Konrad 1152
Butler, Samuel (†) 1513
Byr, Robert [Karl v. Bayer] (†) 1513
Calonne, Graf Alphonse de (†) 644
Candeilh, F. 1296
Carneri, B. 287
Case, Jules 938
Conrad, Georg [Prinz Georg von Preußen] (†) 1224
Constant, Benjamin („Adolphe") *938 (Betz)
Corelli, Mary („The Master Christian") 431
Dahms, Gustav (†) 502
Dante-Denkmal (in Pola) 143
Darthenay, Lucien 288
Daudet, Alphonse 1367, (Denkmal) 1439
Dehmel, Richard 360
„Deutsch-französische Rundschau" 645
„Deutschland" (Zeitschrift) 1295
Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Die deutsche 1367
Don Carlos, Der historische, u. Schillers Drama [A. Köster] *360
„Don Quixote" (Zeitschrift) 645
Dostojewski-Museum 360
Dubut de Laforest, Jean Louis (†) 1080
Dünsberg, Ernst (†) 1224
Düntzer, Heinrich (†) 576, (seine Bibliothek) 721, (Biographie J. H. Mercks) 938
Dumas der Aeltere 1513
Dygasinski, Adolf (†) 1367
Eekhoud, Georges 865
Eichendorff („Ahnung und Gegenwart") *938 (Jahn)
Elster, Otto 644
Evans, E. P. 502
„Evening Post" 431
Fanta, Emil (†) 1151
Fontane, Emilie (†) 792
Fouquier, Henry (†) 577
Freies Theater (in Friedenau bei Berlin) 215
Freiligrath, Ferdinand (Gedenktafel) 1439
Frenssen, Gustav 1367
Freytag, Gustav 1296
„Fröhliche Kunst" (Zeitschrift) 1295
„Gartenlaube" (Jubiläum) 644
Geiregat, Peter (†) 937
Gemberg, Adine (†) 1657
Gerber, Gustav (†) 288
Gerhardt, Paul (Denkmal) 1585
Gesellschaft der französischen Dichter, Eine 1585
Gibb, E. J. W. (†) 720
Gildemeister, Otto (†) 1729
Gillhoff, Johann 1658
Gobineau [K. Gjellerup] *360
Goethe (Die erste Aufführung der Iphigenie in Wien) *721 (Horner), „Iphigenie auf Tauris" in französischer Sprache 720, 1062, Gemälde und Bildwerke im Faust *721 (Morris), G. als Dante-Erklärer *721 (Pochhammer), Denkmal in Darmstadt 1081, in Görlitz 1367, in Rom 721
— -Gesellschaft 1295
— -National-Museum 1730
— -Verein, Rheinischer (Festspiele) 1440
— -Schiller-Denkmal in San Francisco 74
Görres, Josef (Bibliothek) 1009
Götze, Franz (†) 1657
Gomperz, Theodor 1008
Gorki, Maxim 938, 1008
Grabbe (Gedenktafel) 793
Graff-Ausstellung 143
Grenier, Edouard (†) 502
„Grenzboten" 431
Gréville, Henry (†) 1294
Grillparzers „Esther" 73
Grillparzerpreis 646
Grosse, Julius (†) 1223
Günther, Leopold (†) 1729
Haguenin, F. E. 288
Haller-Ausstellung 1225
Hamerling (Schädel-Affäre) 645
Hamlet, Entstehung des (Prof. Schick) *1152
Harte, Bret (†) 1224
Hartmann, Hermann (†) 644
Hartmeyer, Emil (†) 793
Hartwig, Gustav (†) 143
Hebbel als Lyriker *938 (A. Frhr. v. Berger)
— Christine 793
Hebel, J. P. 938
Heine, Heinrich 1225 (Gedenktafel im bremer Ratskeller) 721, (Nachlaß) 1295
Heinzel, Max (Denkmal) 215
Herder (Ausstellung von Handschriften) 1730
Hertz, Wilhelm (†) 642, 1152
Herzen 74
Herwegh, Georg (Denkmal) 215, 431
Hirsch, Jenny (†) 937
Holzamer, Wilhelm 1367
Hugo, Victor 360, (Standbild in Besançon) 1730
Huysmans, J.-K. 73
Index librorum prohibitorum 215
„Insel", Die 73
Jörg, J. E. 143
Jordan, Richard (†) 792
Journal des Savants 215
„Isis" (Zeitschrift) 865
Karlweis, C. (†) 287
Kayser-Langerhannß, Agnes (†) 1151
Kerner, Justinus (litt. Nachlaß) 1009
Kirchhoff, Albrecht (†) 1729
Kleinsercher, Johannes (†) 937
Kraus, Franz Xaver 214, (†) 577, (Nachlaß) 646
Kreiten S. J., Wilhelm (†) 1367
Kreutzer, Ludwig (†) 1080
Kruse, Heinrich (†) 643
Kürschner, Joseph (†) 1583
„Kultur", Die (Zeitschrift) 1295
„Kunsttheater", Das (Zeitschrift) 865
Kuzinski-Stiftung 1367
„Kyffhäuser" (Zeitschrift) 645, 1295
Lenau 1367, (Gedenktafel in Heidelberg) 1585, (Denkmal in Csatad) 1658
Leopardi, Giacomo (Grabmal) 1440
Lier, Leonhard 644
Löhn-Siegel, Anna (†) 644
Löhner, Hermann von 12(†) 94

Lönnrot, Elias 1152
„Lotse", Der (Zeitschrift) 1368
Lyriker-Kartell, Ein 1585
Maciejowski, J. S. (†) 143, 214
Madsen, Oskar (†) 1513
Mähly, Jakob (†) 1439
Maeterlinck, Maurice 431, („Monna Vanna") 1440
Mandelkern, Salomon (†) 1008
Manzius, Karl 289
Marshall, James (†) 1585
Martić, Fra Grga 793
Matchett, G. A. (†) 72
„Meißener Tageblatt" (Jubiläum) 645
Merian, Hans (†) 1294
Meyer-Förster, Elsbeth (†) 1293
Montépin, Xavier de (†) 1224
Morel, Charles (†) 864
Munilla, Ortega 1081
„Natur" (Jubiläum) 645
Natur und Dichtung [Bölsche] *360
„Neddderdütsche Gesellschaft" 1009
Neue Gemeinschaft 1225
Nibelungen-Festspiele (in Pöchlarn) 1658
Nuhn, Kurt (†) 1584
Oberschlesisches Volkstheater 215
Oswald, Eugen 288
Pantheon-Ausgabe 431
Patkanean, Rafael (Denkmal) 215
Payne, H. (†) 1225
Petzet, Christian 938
Plate, J. D. [Lüder Woort] (†) 793
Polenz, Wilhelm von 1584
Polewoi, Peter (†) 864
Potjechin, Alexei 214
Preisausschreiben und -aufgaben:
Cölner Blumenspiele 431, Dramatischer Verein Zürich 1513, Elsässisches Theater Mülhausen 1658, Göttinger kgl. Gesellschaft der Wissensch. 143, Der hinkende Bote 431, Oberschlesisches Volkstheater 1440, „Ost und West" 793, Shakspere-Gesellschaft 1152, „Stimmen der Gegenwart" 143
Preisverteilungen:
Académie Française 1367, 1440, Bauernfeld-Stiftung 288, Berner Stiftung 1295, Blumenspiele in Cöln 1225, in Saragossa 288, „Bohemia" 1081, „Bühne und Welt" 360, „Concordia" 1294, Deutsche Litteratur-Gesellschaft 1225, Grillparzer-Preis 646, Montyonstiftung 431, Münch. Neueste Nachr. 1585, Nobel-Preis f. Litt. 503, Regierungspreis in Finland 503, Rubenow-Stiftung 288, Sully-Prudhomme-Preis 1367
Prudhomme, Sully (Stiftung für Lyriker) 793
Puschkin-Stiftung 215
Quevedo 1367
Raabe, Wilhelm 72, 289, 1296
Radulescu, Heliade 793
Ratazzi-de Rute, Marie Stuldomine (†) 792
Reinholdt, Alexander von (†) 1439
Roeber, Friedrich (†) 214
Roethe, Gustav 644
Ruskin (Denkmal in der Westminster-Abtei) 793
Schanz, Ulli (†) 1149—51
Scheffel (Denkmäler) 143, 1439, (Die Schweiz in Sch.'s Leben u. Dichten) *721 (L. P. Betz)
Schelgunow, Ludmilla Petrowna (†) 644
Schiller (Denkmal in Wiesbaden) 1081 (Gedenktafel für s. Schwester Luise) 1439
Schleiermacher, Friedrich 1152
Schlesischer Journalisten- und Schriftsteller-Verein 215
Schmidt, Maximilian 864, 1584
Schönkopf, Käthchen (Miniaturbild) 215
Schröder, Edward 1440
Schröter, Corona (Denkmal) 1439
Schultes, Carl 1513
Schulze, Georg Wilhelm (†) 72
Sczeps, Hyer Moritz (†) 1657
Seidel, Heinrich 1367, 1440
Shakspere-Denkmal (in Weimar) 1585
„Shakspere-tag-Liga" (The Shakspere Day League) 74
Siebs, Theodor 1729
Spielhagen, Friedrich 78
Spohr, Wilhelm (Multatuli-Tournée) 143
Sſuchowo-Kobylin, Alexander 938
Starczewski, Adalbert (†) 288
Stegemann, Hermann 1225
Steinhausen, Georg 214
Stifter, Adalbert 1296
Stockton, Francis Richard (†) 1151
„St. Petersburger Zeitung" (Jubiläum) 645
Sturm, Julius (Denkmal) 1439
Sulger-Gebing, Emil 1658
Svoboda, Adalbert (†) 1294
Swinton, John (†) 644
Theatergeschichte, Gesellschaft für 1081
Tolstoi, Leo 1658
Einzelnes:
„Der Sinn des Lebens" in Deutschland beschlagnahmt 289, wieder freigegeben 1513, Dankschreiben an die schwed. Protestler 865, Russische Gesamtausgabe der Werke T.'s 793, Franz. Uebersetzung der Werke T.'s 360
Trübswasser, Josef (†) 1366
Turgenjew (Denkmal) 1439
Ueberbrettl 78
Uspenski, Gljeb (†) 1081
Vadnay, Karl (†) 1584
Vámbéry, Hermann 1008
Vega, Lope de 1367
Verdaguer, Jacinto (†) 1367
Vernaleken, Theodor 720
Volks-Schillerpreis 646, 865
Vorlesungschronik (der Universitäten) 143, 1009
Waldmüller, Robert 1729
Weber, Albrecht (†) 431
Weidling, Friedrich (†) 864
Weinhold, Karl (Autographensammlung) 143
Wichert, Ernst (†) 643
Widmann, Josef Viktor 864, 1440, 1584
Windisch, Carl August (†) 1584
Winter, Carl (†) 360
Wildenbruch, Ernst v. *938 (Häffer)
Wille, Bruno 1294
Wolzogen, Ernst von 1294
Zeise, Heinrich 1151
Zirbes, Peter (†) 430
Zoller, Edmund von (†) 1081

7. Notizen.

(Ein * bezeichnet Original-Beiträge.)

*Bechstein, Ludwig (Adelheid v. Schorn) 282—84
*Büchner, Georg, in Zürich 865
*Fontane: Eine Selbstcharakteristik Theodor Fontanes 430
*Meusebach, Etwas vom Freiherrn von 503
Raimund als Schauspieler 1583

8. Abbildungen.

Altenberg, Peter 1165
Aly, Eduard 576
Aram, Kurt 352
Bahr, Hermann 512
Bechstein, Ludwig 283
Benedek, Alexius 84
Berger, Alfred Frhr. v. 574
Bethge, Hans 609
Blüthgen, Victor 1111
Bock, Alfred 25
Boelitz, Martin 1306
Bölsche, Wilhelm 30
Boito, Arrigo 1522
Büchner, Georg: Grabdenkmal in Zürich 866
Busch, Wilhelm 585
Butti, E. A. 1525
Carneri, Bartholomäus, Ritter von 287
Chiavacci, Vincenz 517
David, J. J. 526
Düntzer, Heinrich 577
Engels, R.: 8 Illustrationen zu Bédier, Tristan und Isolde 163—67
Eulenberg, Herbert 1808
Faustzimmer im Kernerhaus 1558
Flaischlen, Cäsar 1598
Frenssen, Gustav 669
Gemberg, Adine 1657
Grabbe, Chr. D.: Eine Seite aus „Hannibal" 287
Grad, Max 420
Grillparzers Wohnzimmer bei den Schwestern Frölich 358
Hamsun, Knut 1458
Herzog, Rudolf 1312
Heveſi, Ludwig 522
Hillern, Wilhelmine v. 874
Holzamer, Wilhelm 28
Kaiser, Emil 1314
Karlweis, C. 251
Kraus, F. X. 28
Krauß, Nicolaus 540
Kreutzer, Ludwig 804
Kürschner, Joseph 1584
Lamprecht, Karl 961
Lauff, Josef 1321
Lenau im Jahre 1834 1554
Mann, Thomas 382
Meusebach, K. H. G. von 504
Miegel, Agnes 178
Moore, George 10
Muellenbach, Ernst 1310
Pötzl, Eduard 518
Polack, Friedrich 802
Presber, Rudolf 104
Reitzel, Robert 229
Remer, Paul 606
Rosny, Die Brüder 952
Saltykow-Schtschedrin, M. 1238
Schanz, Frida 1140
Scheerbart, Paul 1094
Schlaf, Johannes 1382
Schnitzler, Arthur 515
Schönberger, Käthe: 8 Zeichnungen zu v. Oesteren, „Wir" 36—38
Schreiner, Olive 1669
Schulte vom Brühl, W. 1311
Sperl, August 392
Steinhausen, Heinrich 810
Streuvels, Stijn 447
Viebig, Clara 1317
Vierordt, Heinrich 1217
Zahn, Ernst 878
Zilcken, Fritz 1307
Zype, Gustave Van 733

9. Meinungs-Austausch.

Busch, Wilhelm: Prosaschriften (Georg H. Borchardt) 1148
Don Juan-Sage 286, 494
„Du Bächlein silberhell und klar" (Verfasser) 142, 285
Goethe-Ausgabe, Die weimarische (Schaukal) 495
Kind, Das, in der Weltlitteratur (Sulger-Gebing, Ermatinger) 141
Kleinstädter, Was lesen die norddeutschen? (Hans Ostwald) 1145—48
Kritikers, Zur Psychologie des (Moritz Necker) 1572—78
Litterarisches Freibeutertum in Amerika (A. G. von Suttner) 1573—75
Traumdrama im 19. Jahrhundert 286
Volksschriften, Empfehlenswerte (Johannes Gillhoff) 1143—45
Zeitungswesen (E. Engel) 285.

Bearbeiter des Registers: Karl Quenzel.

Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburgerstraße 31.

Verlag Eugen Diederichs, Leipzig.

Leo Tolstoi, Gesamtausgabe

herausgegeben von Raphael Löwenfeld

I. Serie: **Sozialethische Schriften.**
II. Serie: **Theologische Schriften.**
III. Serie: **Dichterische Werke.**

Soeben erschien Bd. I: **Meine Beichte.** Br. 1,50 Mk
Man verlange einen besonderen Prospekt.

Ruskin, John; Werke, Bd. IV. Vorträge über Kunst. Aus dem Englischen von W. Schölermann. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

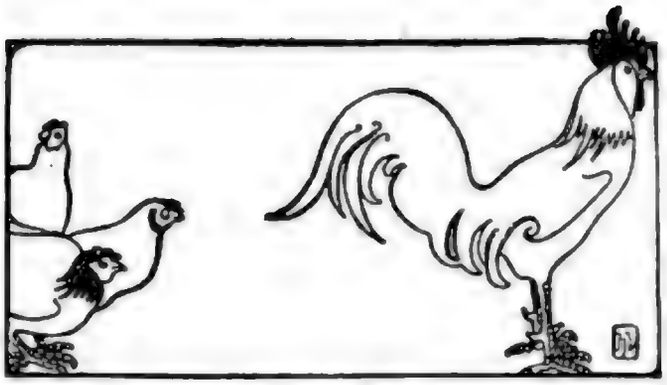
Kunowski, Lothar von; Durch Kunst zum Leben. Bd. I. Ein Volk von Genies. Brosch. M. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Borngräber, Otto; Giordano Bruno. Das neue Jahrhundert. Tragödie. Mit Vorwort von Ernst Haeckel. Buchschmuck von Fidus. 2. Auflage. Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Bd. VIII. Ernst Mummenhoff, Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit. Mit 151 alten Holzschnitten und Kupfern. Brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Driesmans, Heinr.; Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung. Die Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. II. Teil. Brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Spitteler, Carl; Olympischer Frühling. II. Hera die Braut. Brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.



Verkleinerte Abbildung: „Im Hühnerhof" aus dem soeben in zweiter Auflage bei **Albert Langen in München** erschienenen humoristisch-satirischen **„Fabelbuch"** von **Etzel und Ewers.** Diese Fabeln werden von **Ernst von Wolzogen** allabendlich in seinem **„Überbrettl"** unter großem Beifall vorgetragen. Preis geheftet M. 3.50 Eleg. geb. M. 4.50

Neue Kataloge!

Es erschienen folgende Antiquariatskataloge:

No. 130: Deutsche Belletristik. 129: Kunstwerke erstklassiger Art, Architektur etc. 128: Französische und englische Belletristik. 127: Neuere Philologie. 126: Altclass. Philologie. 125: Geologie, Mineral. 124: Botanik. 122: Architektur. 121: Rechts- und Staatswissenschaft. 120: Länder- und Völkerkunde. 119: Geschichte. — Wir bitten nur die interessirenden Kalaloge (gratis) zu verlangen von

v. Zahn & Jaensch, Antiquariat, Dresden.

Bei **Georg Heinrich Meyer, Leipzig und Berlin SW. 46,** Bernburgerstr. 3, erschienen in diesen Tagen neu von

Wilhelm Weigand

Die Frankenthaler. Ein Roman. Neuntes und zehntes Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

In der Frühe. Neue Gedichte. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Florian Geyer. Ein deutsches Trauerspiel. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Tessa. Eine Tragödie in fünf Akten. Zweite Auflage. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

30 Blatt in farbigem Druck
Eleg. in Leinwand geb. 6 M.

Thomas Theodor Heine, der bekannte Zeichner des „Simplicissimus", bietet in seinem soeben erschienenen Album **„Thorheiten" eine Auslese seiner besten Zeichnungen. Für Kunstkenner ein Besitz von nie veraltendem Wert, eine Quelle steten Genusses. — Vorrätig in allen Buchhandlungen. Gegen Einsendung oder Nachnahme von M. 6.50 franko vom Verlag Albert Langen in München.**

Wieland.

25 Bll. Illustrat. zu s. Werken u. Portr. Bildtl. 19 × 13½, gez. Rumberg 1794—0: sind zu verkaufen bei R., Berlin W., Potsdamerstr. 98a III l.

Ein sauberes Manuskript wird am besten mit einer erstklassigen Schreibmaschine hergestellt. Die beste und billigste **Vervielfältigung** aller Schriftstücke durch Abziehen mit dem Mimeographen. *Billigste, geschmackvolle und genaue Ausführung* beider Arbeiten durch

Frau E. Heinze, Dresden,
Forstenstr. 6a.

Abschriften mit der Schreibmaschine

von **Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen**

auch nach Diktat

Mimeographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. liefe schnell. correct, billig, discret.

Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschi

Berlin W., Lützow-Ufer 2.

Lebensfreudigkeit
durch **Kräftigung**
Appetit
Sanatogen **Schlaf**

Glänzende ärztliche Gutachten über die Erfolge bei Kranken, Kindern, Schwächlichen, Nervösen

Auf Wunsch Broschure von

Bauer & Cie., Berlin S. O. 16.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Vierter Jahrgang
Heft 1
Oktober 1901

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Abonnementspreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4489)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag

Wo stehen wir?

Von **Otto Julius Bierbaum** (München).

(Nachdruck verboten.)

Es sind in letzter Zeit verschiedene Bücher erschienen, die von der neuesten deutschen Litteratur handeln, und es scheint, daß das Thema in ihnen mit Ernst und gutem Willen angegriffen wird. Ich kann darüber nicht mitreden, da ich sie nicht kenne, aber ich erwähne die Sache, weil ich ihr symptomatischen Wert beimesse. Es sind Bücher über die neueste deutsche Litteratur erschienen; — das heißt: die neueste deutsche Litteratur ist eine Sache, die bereits einigen Schriftgelehrten der Mühe wert erscheint, sich darüber Gedanken zu machen; — das heißt: die neueste deutsche Litteratur ist kathederreif; — das heißt: die neueste deutsche Litteratur hat sich durchgesetzt.

Das ist am Ende nicht verwunderlich, denn schließlich setzt sich das Heute gegenüber dem Gestern immer durch, aber wir wollen doch nicht vergessen, daß gerade von der neuen litterarischen Bewegung, als sie in Deutschland anhob, des Bestimmtesten erklärt wurde, sie sei nichts, als die frevelhafte Erfindung einiger zügelloser Köpfe und werde unter dem einmütigen Proteste aller Gutgesinnten in sich zusammensinken, gerichtet und verworfen vom guten Genius des deutschen Volkes.

Das ist also anders gekommen. Die Periode der Epigonen ist endgiltig vorüber, „die Moderne" hat sie abgelöst, und ihre heftigen Widersacher müssen sich notdürftig mit Kommentaren zu trösten versuchen, die darauf hinauslaufen, daß sie erklären, die Bewegung habe sich schließlich in ihrem weiteren Verlaufe selber aufgehoben, und alles sei nur ein unerquicklicher Umweg gewesen.

Diese Leute (es sind nicht mehr gar viele) beweisen damit ein geringes Gefühl für Unterschiede. Das war überhaupt ihr Mangel von Anfang an. Damals glaubten sie, Goethe gegen die Jungen zu verteidigen, indem sie die schwachen Lichter der Tagesgrößen vor dem kräftigen Zuge des Neuen hüteten, und heute erblicken sie in dem bewußten Zurückgehen der Jungen auf unsere großen Traditionen den Anschluß an jene Kleinen, deren selbstgefällige Mittelmäßigkeit seinerzeit für eine Weile unter den Schaffenden die zornige Empfindung wachgerufen hatte: es muß alles verruiniert werden.

Die Wahrheit ist, daß in der modernen Bewegung zum ersten Male wieder seit dem Jungen Deutschland die deutsche Litteratur jung geworden ist. Wir haben einen Verjüngungsprozeß hinter uns, und dieser ist die Reaktion gegen einen marasmus senilis gewesen. Wir waren jung, und das war schön, wenngleich es weder an Kinderkrankheiten, noch an den mehr charakteristischen als anmutigen Erscheinungen der Rüpeljahre gefehlt hat. So konnten wir uns von Grund aus entwickeln, wie es der natürliche Gang ist, setzten uns nicht sogleich wie faule Erben in das behagliche Gestühl der Alten, sondern liefen und suchten kreuz und quer, was wir für unser sehnsüchtiges Wesen als Reiz und Nahrung brauchten, und arbeiteten uns rechtschaffen aus, in launenhaft verdrehten Unternehmungen sowohl wie in gut bedachten, bis wir ruhiger wurden auf einer gewissen Höhe und sahen, es sei für den Mann wohl das Beste und Gedeihlichste, dort anzuknüpfen, wo von den Vätern her das Band der Entwickelung am stärksten ist.

Ich spreche hier im allgemeinen von der Generation, der ich angehöre, und ich brauche kaum an Beispielen auszuführen, was ich überblickend andeuten wollte. Man wird das Ausführliche darüber wohl in jenen modernen Litteraturgeschichten nachlesen können, deren Verfasser es gewiß als das Reizvollste an ihrem Thema begriffen haben werden, eingehend zu schildern, wie die Bewegung zu ihrem ersten Beginne ganz ideologischer Natur war, sich dann mit formaltechnischen Bestrebungen versetzte, eine Weile ganz in diesen aufging und damit eine gewisse äußere Höhe erlangte, und wie schließlich gerade dieser künstlerische Erfolg die eigentlichen poetischen Talente unter den Schaffenden dazu bewog, das enge Gebiet zu verlassen, auf dem er sich so schnell eingestellt hatte, um sich neuen Zielen zuzuwenden,

die nicht im Engen liegen, sondern im Weiten, Hohen, Freien. Es muß für einen Geschichtsschreiber der zeitgenössischen Dichtkunst in der That höchst verlockend sein, bei den einzelnen schöpferischen Begabungen dieser Entwickelung nachzugehen und dann, wie am Einzelnen so am Ganzen, nachzuweisen, wie innerlich folgerichtig dieser scheinbar sprunghafte Werdegang war, der vom Ideologischen zum Romantischen, vom Naturalistischen zum Aesthetischen geführt hat, genau so, wie auf dem Gebiete der Malerei die dekorative Kunst aus dem Impressionismus hervorgegangen ist. Das Reizvolle daran ist aber eben der Umstand, daß es sich um eine Entwickelung handelt, die gewissermaßen ab ovo begonnen hat, und die, wie in einem Abrisse, die Entwickelung des Künstlerischen überhaupt demonstriert, — ein Verlauf, der an das von Haeckel formulierte biologische Gesetz denken läßt. So sollte der Verlauf eigentlich immer sein; es sollte jeder Schaffende in sich abgekürzt die Entwickelung des Ganzen durchmachen; in Wahrheit zeigt sich dies aber als Regel nur bei den ganz Großen und als durchgehende Erscheinung nur in den Perioden, die wir als künstlerische Frühzeiten zu bezeichnen gewohnt sind.

Schon die Jüngeren unter uns zeigen es nicht mehr. Sie sind als ästhetische Kapitalisten in die Litteratur gekommen und fühlen keine Veranlassung, zu erwerben, um zu besitzen, denn dieser tiefere Sinn des Besitzes ist ihnen, wie auch sonst den meisten Erben, fremd. Darum sind sie mehr Genießende, als Schaffende, und es haftet ihren Erzeugnissen, die etwas von den Arbeiten geschmackvoller Liebhaber an sich haben, ein spielerischer Zug an. Oberflächliches Urteil wird sie ebenso leicht über- wie unterschätzen. So sehen wir, daß eine Erscheinung wie Stefan George von Einigen mit fast religiöser Verehrung umgeben wird, während Andere ihn als komische Figur erheitert belächeln. Wer das Ganze der Entwickelung betrachtet und Gefühl für Perspektive hat, wird weder zu den Einen noch zu den Andern gehören und in diesem eminenten Virtuosen den Vorläufer einer Generation von Künstlern des Wortes erkennen, denen dieses pretiös ästhetische Wesen im Blute liegt und die der weiteren Entwickelung unserer Dichtkunst zweifellos eine gewisse Note geben werden, ohne daß sie freilich die Eigenschaften besitzen, die zu einem im Großen bestimmenden Einfluß nötig sind. Ihre Stärke liegt im Geschmack, in der Feinfühligkeit für ästhetische Werte, aber es fehlt ihnen das Eigentliche des zeugenden Lebens, alles Elementare. Sie sind viel mehr Wortkünstler als Dichter; sie können schöne Lautverbindungen zusammensetzen, wie der Juwelier mit schönen Steinen thut, aber nicht aus dem Vollen, Tiefen, Ganzen gestalten, wie es die Art des Poeten ist, der unter dem Drange des Schaffens, Bildens, Zeugens dichtet. Ein Gedicht von Liliencron, selbst ein schlechtes, ist ein Stück Leben, ist wie ein Kind in Fleisch und Blut; ein Wortkunstwerk von Stefan George, selbst ein schönes, ist ein künstlerisches Gemächte, ist wie ein Homunkel, leer, leblos, kalt, und mag er auch über und über mit Edelsteinen besät und in der Form den besten Hellenen nachgebildet sein.

Nur wer der Ueberzeugung lebt, daß wir als Rasse uns in der Décadence befinden, kann glauben, daß eine solche Kunst, die nur gesammelter Geschmack und Feinhörigkeit ist, bestimmenden Einfluß auf die weitere Entfaltung unserer Dichtung zu haben vermöchte. Wer dagegen fühlt, daß das deutsche Wesen noch schaffende Kraft in sich hat auch für die Künste, der wird, ohne die beachtenswerten ästhetischen Qualitäten jener Geschmacksphänomene zu verkennen, das sichere Vertrauen zu den Lebensinstinkten der deutschen Art haben, daß sie von ihnen nur das künstlerisch Nötige ihrer vornehm schönen Bedachtheit annehmen wird, ohne sich im Innersten von dieser hyperästhetischen Neurasthenie und Hysterie angreifen zu lassen.

Ich bekenne mich zu denen, die an eine gesunde Zukunft der deutschen Dichtung glauben, obwohl ich es als Thatsache erkannt habe, daß die Talentvollsten unter unseren Jüngsten die hyperästhetische Note irgendwie aufweisen. Und dies nicht etwa unter dem Einflusse Stefan Georges (denn dessen Nachahmer halte ich für ganz belanglos), sondern aus sich selber heraus, geradezu als Generationsmerkmal. Es wäre zeitpsychologisch sehr interessant, zu untersuchen, womit diese merkwürdige Erscheinung zusammenhängt; der feinste unter unseren gegenwärtigen Essayisten, Franz Blei, würde wohl dahinter kommen, wenn er sich dem Thema vom pretiösen Jüngling widmen wollte; mir liegt in diesem Zusammenhange an der Erklärung des Phänomens weniger, als an der Frage, ob es entwickelungskräftig oder lediglich dekadenter Natur ist. Und da muß ich wiederholen, daß ich für mein Teil die Empfindung habe, daß im allgemeinen von dieser Generation wenig zu erwarten ist. Diese jungen Leute sind innerlich zu alt, als daß sie sich kräftig entwickeln könnten; sie werden weder sich noch den Gang der poetischen Entwickelung wesentlich vorwärts bringen; ihre schöngeistigen Spiele mit Worten und Sensationen werden als dekadentes Intermezzo den zukünftigen Litterarhistoriker mehr beschäftigen, als die Gegenwart. Wenn ich mich trotzdem in erster Linie mit ihnen beschäftigt habe, so hat dies seinen Grund darin, daß zwei Dichter innerlich verwandte Züge mit ihnen zeigen, deren Bedeutung ich sehr hoch anschlage: Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Alexander Schröder. Es ist hier nicht der Ort, von ihnen eingehend zu handeln, und nur durch eine eingehende Betrachtung kann man ihnen gerecht werden; mir muß es für den Augenblick genügen, auf sie hinzuweisen als auf zwei überragende Begabungen, die der einsichtige und unvoreingenommen empfängliche Freund der deutschen Dichtkunst nur mit den aufrichtigsten, wenn auch vielleicht nicht völlig zuversichtlichen Wünschen für ihre gedeihliche Entwickelung verfolgen kann. Es sei übrigens ausdrücklich bemerkt, daß ich, indem ich sie zusammen nenne, nicht etwa eine geistige Zwillingsbrüderschaft zwischen ihnen konstruieren will; sie stellen vielmehr zwei Ausläufer des Aesthetentums nach verschiedenen Richtungen dar, — wobei ich überdies jenes Schlagwort im Hinblick auf sie nur mit starkem Vorbehalt gebrauche.

Dieser Vorbehalt in der Anwendung von Schlagworten ist überhaupt heute durchweg angebracht, da alle künstlerischen Kräfte von Belang sich von Richtungstendenzen freigemacht haben. Wir sind jetzt in der erfreulichen Lage, nicht mehr von Richtungen, sondern von Persönlichkeiten sprechen zu müssen, und ich finde, daß wir heute eine ganz stattliche Zahl wirklicher dichterischer Persönlichkeiten

in Deutschland besitzen. Es verlohnt sich nicht, von denen zu sprechen, die in aller Munde sind und die, ein jeder in seiner Art und für eine gewisse Schicht des für schöne Litteratur überhaupt interessefähigen Publikums, Faktoren im Leben unserer Dichtung bedeuten, wie Liliencron, Dehmel, Hauptmann, Falke, Halbe, Sudermann, Hartleben, Schnitzler, Holz (ich bitte, in der Reihenfolge keine Rangordnung erblicken zu wollen) und andere mehr. Eher schon möchte es sich verlohnen, über ein paar Außenseiter ausführlich zu werden, wie besonders über Frank Wedekind, von dem wir schon Proben einer ganz einzigen Kraft und Feinheit besitzen und der zweifellos noch mehr zu geben hat, sowie über Paul Scheerbart, der sehr mit Unrecht bloß als ulkiger Phantast genommen wird, und wohl auch über den wunderlichen, in letzter Zeit leider stark bergab gegangenen Oskar Panizza. Auch dürften ein paar sehr verheißungsvolle junge Talente, wie der geniale Wildling Robert Walser und Karl Schloß, sowie Rainer Maria Rilke und Paul Ernst in seiner letzten Entwickelungsphase nicht unerwähnt bleiben, obwohl sie (zumal die beiden zuerst Genannten) recht wenig bekannt sind.

Indessen, es ist mißlich, Namen zu nennen, wenn die Möglichkeit, auf ihre Träger einzugehen, nicht vorhanden ist. Ich wende mich daher wieder ins allgemeine.

Noch immer stehen wir unter der Vorherrschaft des Theaters, und dies mag um so seltsamer erscheinen, als es uns an eigentlich dramatischen Talenten fast gänzlich gebricht. Es ist aber das Interesse des Publikums für das Theater auch nicht eigentlich auf das Dramatische gerichtet, sondern vielmehr ganz allgemein litterarischer Natur. Man betrachtet die Bühne als die bequemste Gelegenheit, sich Dichtung vermitteln zu lassen, und die Dichter gehen, bewußt oder unbewußt, darauf ein, indem sie, je nach der Richtung ihres Talentes, bald Lyrik, bald Novellistik, bald Dialektik dramatisch verkleiden.

In diesem Umstande liegt meines Erachtens die verhängnisvollste Gefahr für unsre moderne Dichtung, denn er zerstört das künstlerische Stilgefühl bei Schaffenden und Empfangenden, und das Ergebnis ist eine allgemeine Verwirrung, die das Gefühl der Sicherheit, des vollen Genusses nicht aufkommen läßt, obwohl es an tüchtigen, ja bedeutenden Zügen im einzelnen nicht fehlt. Wollte sich das Publikum in dem Maße entschließen, Bücher zu lesen, wie es die Theater besucht, so würde zu seinem und der Dichter Heile bald eine Wandlung eintreten. Solange dies nicht der Fall ist, wird der Poet, der intensive Wirkungen sehen will, gezwungen bleiben, sich des Theaters als der jetzt einzigen Tribüne zu bedienen, denn es ist nicht jedermanns Sache, sich mit dem winzigen Publikum der kleinen deutschen Buchauflagen zu begnügen, und das Theater hat schon an sich etwas Verführerisches. Aber es kommt auf diesem Wege nichts ganzes, großes, ordentliches zu stande, sondern immer nur Mischzeug. Die einzelnen Gattungen verkümmern, weil sie nicht mehr rein auftreten, weil sie in eine falsche Form gezwängt, in ungemäße Perspektiven gerückt werden, und die Form, die für alles benutzt wird, die dramatische, leidet gleichzeitig Schaden, denn auch sie läßt sich nicht in ihrer ursprünglichen Reinheit zu ihr fremden Zwecken verwenden.

Es ist darum sehr erfreulich, daß mit den „Bunten Theatern", „Ueberbrettln", oder wie sie sich nennen mögen, Bühnen aufgethan worden sind, die nicht dem Drama, oder was sich dafür ausgiebt, dienen wollen, sondern in deren Absicht es liegt, der Kleinkunst des Wortes Resonanz zu bieten, dem rein lyrischen oder pointierten Liede und Gedichte, dem Vortragsstück und ferner jenen Schöpfungen, deren besondere Art in der Verbindung von Wort und feinfühliger Bewegung, Tanz oder Pantomime, liegt. Man sollte nicht, weil diese Bühnen in etwas zu schneller Folge allzu üppig entstehen, despektierlich von „Mode" reden. Es ist mehr als das. Diese Bühnen kommen einem wirklichen Bedürfnis entgegen, eben dem, das sich bei dem Publikum herausgestellt hat, das der Pseudodramatik unserer großen Schauspielbühnen müde geworden und nun froh ist, Lyrik, einmal unverkleidet und rein vorgestellt, zu erhalten. Tausende haben erst auf dem Umwege über diese „Bunten Theater" erfahren, daß es eine moderne deutsche Lyrik giebt, und es hat ganz den Anschein, als ob sie dieser Erfahrung froh wären. Damit soll nicht die Lyrik gegen das Drama ausgespielt oder gar gesagt werden, daß es wünschenswert sei, wenn sich die Ueberbrettl auf Kosten der großen Bühnen füllten. Es ist nur gut, daß die Einseitigkeit des litterarischen Interesses ins Wanken gebracht ist, und es darf sogar der Hoffnung Raum gegeben werden, daß die reine dramatische Produktion daraus Nutzen ziehen wird, wenn die lyrischen would-be-Dramatiker sich auf die ihnen gemäßen Liederbühnen beschränken. Möglich, daß es dafür nun auch would-be-Ueberbrettl-Dichter geben wird, und daß ein gewisser Tingeltangel-Ton in der Lyrik einreißt, aber es ist kaum nötig, deswegen bange Ahnungen zu kultivieren, wie es freilich im Charakter vieler deutscher Kritiker liegt, die weniger ihren Beruf darin sehen, sich des Werdenden zu freuen, als düstere Perspektiven gefährlicher Möglichkeiten aufzustecken. Wirklich lyrische Talente werden sich von dem Innerlichen ihrer Kunst, in dem ihre Kraft und Schaffensfreude liegt, ganz gewiß nicht abbringen lassen zu Gunsten einer blöden Tingeltangelei, und, wenn sie es häufiger als bisher wagen werden, sich dem Laster des Uebermutes und der Verführung der undeutschen Teufelin Grazie hinzugeben, so ist das am Ende kein Sündenfall, der uns um das lyrische Paradies bringen wird. Auch müssen die „Bunten Theater" durchaus nicht die ausschließliche Domaine für Hopsasa und Trallalla sein, wie sie es ja schon jetzt nicht durchaus sind, und schließlich immerhin: selbst ein bißchen viel Heiterkeit wird dem allzu penetranten deutschen Ernste nicht schaden, der nachgerade Stockflecke angesetzt hat.

So wäre denn für Drama und Lyrik durch die Schauspiel- und Lieder-Bühne hinlänglich gesorgt. Wo bleibt die Kunst der Erzählung? Keine Furcht: das Absatzgebiet ist groß. Unsere Familienblätter fangen an, litterarischen Ehrgeiz zu präsentieren, und noch immer blühen die Leihbibliotheken. Das Publikum für Romane und Novellen ist immer noch da, es giebt sogar eins für gute Romane und gute Novellen. Die Leute, die Romane und Novellen lediglich aus Hunger nach Unterhaltung lesen, kommen gewiß immer noch auf ihre Rechnung; das darf man ohne weiteres annehmen, denn an handwerksmäßigen Erzählern ist noch nie Mangel gewesen. Aber die mit höheren, ästhetischen Ansprüchen? Ich weiß nicht recht. Einen Gottfried

Keller, einen Fontane haben wir nicht mehr, auch keinen, der sich mit Theodor Storm vergleichen ließe. Wilhelm Raabe . . . Spielhagen . . . Heyse . . . Jensen . . . die Ebner-Eschenbach, — schöne Reste; ich sage das mit Respekt. Wo ist der kräftige Nachwuchs? Ich kenne Schönes und Tüchtiges von Ricarda Huch, Anna Croissant-Rust, Wilhelm von Polenz, Gerhart Ouckama-Knoop, Walther Siegfried, Jacob Wassermann, Ludwig Thoma, Johannes Schlaf, Thomas Mann, — ein Schelm, der mehr nennt, als er kennt.

Statt vieler Namen darf ich eine Bemerkung aufzeichnen, die mir erfreulich zu sein scheint. Es läßt sich bei einigen Jüngeren ein bewußtes Zurückgehen auf die alte eigentliche unverbrämte Erzählungskunst beobachten, die von den Behelfen aus den anderen Gattungen der Poesie nur sparsamen Gebrauch macht, den Gang der Erzählung also nicht dramatisch oder lyrisch mit weit ausgebreiteten Dialogen oder breit angelegten Stimmungsmalereien unterbricht, sondern schlecht und recht den epischen Faden durchspinnt, wodurch dann dieser angenehme Eindruck bedachter Ruhe und schöner Gemessenheit erzielt wird, der das auszeichnende Merkmal echter Epik ist. Es muß freilich viel Kunst aufgewandt werden, um mit den fast primitiven Mitteln dieser klassischen Technik den modernen Leser zu fesseln, dessen Nervosität die Abwechselung, ja das Sprunghafte auch in der Form liebt. Und es giebt in der That wohl nicht gar viele deutsche Leser, die die künstlerischen Vorzüge der reinen epischen Form zu schätzen wissen.

Im allgemeinen glaube ich, daß auf dem Gebiete der wirklichen Erzählungs*kunst* die großen Tageszeitungen ihre Pflicht nicht völlig thun. Es scheint, daß die meisten von ihnen ihren belletristischen Bedarf immer noch in billigen litterarischen Massenbazaren unter dem Gesichtswinkel des rein stofflichen Interesses decken. Das litterarische Gewissen unserer großen Tagespresse ist überhaupt keine sehr starke Sache. Aber das ist ein Thema für sich. Ich möchte gerne davon handeln, aber nicht zum Schlusse eines Aufsatzes, der sich ohnehin nur in Andeutungen bewegen konnte. Möge ein Name an seinem Ende stehen, der alle Wünsche in dieser Richtung andeutet: Lessing.

Charakteristiken

George Moore.

Von **Max Meyerfeld** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

„Darf ich mir erlauben, zu fragen, welcher neue Roman Ihrer Ansicht nach als zeitgenössisches Sittengemälde wohl von dauerndem Wert sein dürfte?“

„Das ist eine große Frage. In gewisser Beziehung wohl sicher Esther Waters.“

„Habe nie von diesem Roman gehört. Wer ist der Verfasser?“

„Ein Irländer mit Namen Moore.“

„O,“ rief die Bankiersfrau triumphierend, „ich weiß schon; er hat ja auch „Take back the Virgin Page“ geschrieben . . .“

Mary konnte sich nicht halten vor Lachen.

„Ich fürchte, Sie irren sich. Sie meinen gewiß Tommy Moore. Der Moore, den ich meine, heißt George.“ — —

In ihrem Roman „Die Mühle Gottes“ hat sich George Egerton diesen nahe liegenden Scherz gestattet: Moore, der Lalla Rookh-Dichter, wird mit seinem Landsmann und Namensvetter, dem Verfasser des Dienstbotenromans „Esther Waters“, verwechselt. Ich fürchte fast, die Bankiersfrau von oben steht nicht allein da. Darum ist es mehr als ein Scherz, oder er hat wenigstens einen tieferen Sinn. Denn George Moore nimmt unter den zeitgenössischen Vertretern des englischen Romans eine ganz besondere Stellung ein. Er ist mehr eine Litteratenberühmtheit als eine litterarische Berühmtheit. Er wird im Ausland höher geschätzt als von den zünftigen Beurteilern der englischen Poesie. Diese behandeln ihn ein wenig als enfant terrible, zucken die Achseln und lächeln verlegen oder überlegen, sobald die Rede auf ihn kommt. Daneben hat er wohl eine treue Gemeinde, Bundesgenossen, Schüler, die mit ihm durch Dick und Dünn gehen. Nur einmal ist ihm das große Publikum zugeströmt: als seine tiefsittliche „Esther Waters“ der Bannfluch der Leihbibliotheken traf. Er ist zu litterarisch, um populär sein zu können; er ist zu bewußt Schriftsteller und Kunsttheoretiker, um sich einmal aller Fesseln ledig zu fühlen und der Menge zu schmeicheln. Es wird ihm nachgesagt, er errege mehr Aufsehen, als daß er Ansehen genieße. Während er in Deutschland an Ernst Heilborn einen begeisterten Herold gefunden hat, sieht ihn die londoner Kritik mit scheelen Augen an. Teilweise spricht sogar offenkundige Gehässigkeit aus ihr.

Das hat seinen guten Grund.

George Moore hat sich neuerdings einer nationalirischen Bewegung mit antienglischer oder zum mindesten antilondoner Spitze verschrieben. Die Millionenstadt an der Themse, die Wiege des romantischen Dramas, die Nährmutter des Romans im achtzehnten Jahrhundert, gilt dem Sohne Erins heute nur noch als ein Trümmerfeld der Poesie. Die Kunst gedeiht in der Jugend eines Volkes; die Kunst kehrt nie dahin zurück, wo sie einmal gewesen: das sind die beiden Fundamentalsätze, die in der programmatischen Vorrede zu „The Bending of the Bough“ bewiesen werden sollen. Irland wird als die künftige Heimstätte der ahasverisch unstäten Dichtung begrüßt; die Gründung des „Irish Literary Theatre“ ist das greifbare Ergebnis dieser Bestrebungen. Moore selbst, mit dem Martyn und Yeats in Reih und Glied stehen, hat sich mit seiner Komödie nicht eben als Meister in der „Essigfabrik der Satire“ bewährt.

Nicht genug damit. „Eins zu werden mit dem Instinkt der Rasse“, ist sein sehnlichster Wunsch; denn „wir sind nichts außerhalb unserer eigenen Rasse, außerhalb der Ueberlieferungen und des Geschickes der Rasse“. Der Beginn einer modernen keltischen Litteratur soll ein Blütezeitalter für das westliche Aschenbrödel heraufführen. Noch immer lebt der alte heidnische Glaube unter der Bevölkerung; noch immer leben die schwermütigen Sagen; noch immer lebt die heimische Sprache. „Wir schulden alles der Erde, die Aehnlichkeit unseres Körpers und unserer Seele, denn das Denken strömt uns stracks aus der Erde zu. Werden nicht die Völker von den Ländern geformt, in denen sie leben?

Gleicht der Kelte nicht seinem Lande? Gleichen seine Sagen nicht dem Lande? Seine Seele ist das Bildnis seines Landes; nimm einem Manne sein Land, du nimmst ihm seine Seele."

In dem Drama „The Bending of the Bough" hieß es noch mit zaghafter Umschreibung: „Dort drüben in Southhaven, wenn man seine Augen schließt, ist alles pechschwarz, aber hier, wenn man sie schließt, herrscht noch Licht." Jetzt ist in die umgearbeitete „Evelyn Innes"*) der Satz eingefügt: „Ulick sagte, wenn man in London seine Augen schließe, herrsche nur Finsternis, aber wenn man in Irland seine Augen schließe, herrsche noch Zwielicht." Jasper Dean aus der Komödie und Ulick Dean aus der zweiten Fassung des Romans sind leibliche Brüder, Abbilder ihres geistigen Vaters George Moore.

George Moore.

Irland, das Land der Poesie und Politik! George Moore vereinigt beide Seiten. Seine Poesie sei uns willkommen; seine Polemik betrachten wir mit gemischten Gefühlen. Ja, wir bedauern es, daß der Politiker den Poeten ins Schlepptau nimmt. Wenn der Vorkämpfer für Irlands Mission dem reinen Kunstwerk „Evelyn Innes" hinterdrein ein propagandistisches Schwänzchen anhängt, so fühlt man Absicht, und man wird verstimmt.

Um so williger und uneingeschränkter dürfen wir dem Kunsttheoretiker Lob spenden. Sein Essaiband „Impressions and Opinions" gehört zum Besten, was diese Gattung in England hervorgebracht hat. Der modernen französischen Litteratur gelten die vorzüglichsten Beiträge. Moore kam nicht nur mit Verlaine in persönliche Berührung — und es ist ergreifend, nachzulesen, wie er den Dichter in seinem Dachstübchen aufsucht —, sondern er hat von den Modernen in Frankreich Anregung empfangen. Seine „Beichte eines jungen Mannes" verleugnet den Einfluß Zolas nicht; die Spuren dieser Einwirkung lassen sich bis zu „Esther Waters" verfolgen.

Der Theoretiker reicht dem Romancier die Hand. Namentlich in den „Celibates" und in „Evelyn Innes" kommt er häufig zu Worte. Bisweilen sprengen die Exkurse das Gefüge der Handlung, fallen als selbständiges Ganze heraus; etwa die prachtvolle Würdigung Balzacs, wenn Evelyn mit ihrem kunstverständigen Liebhaber zum Rennen in Longchamps fährt. (Daß Moore dies selbst empfunden hat, lehrt die stark gekürzte zweite Fassung.)

*) Sechs Pence-Volksausgabe bei T. Fisher Unwin, London.

Seinen Standpunkt zur Malerei hat er in „Modern Painting" niedergelegt und geistreiche Bemerkungen über sie in die mehrfach erwähnte Vorrede zu „The Bending of the Bough" eingestreut. Mildred Lawson muß am eigenen Leibe erfahren, wieviel Lebenskraft diese Kunst verbraucht. Nicht ohne Grund ist die Einleitung seiner „Evelyn Innes" in Dulwich, dem durch den jugendlichen Byron berühmten Flecken im Süden Londons, angesiedelt; in der kleinen, aber fein ausgewählten Gemäldegallerie wird die heranreifende Heldin in die Mysterien der Malerei eingeführt. Sie gilt Moore als die geheimnisvollste aller Künste. „Giebt es nicht hundert Menschen, die zwischen guter und schlechter Litteratur unterscheiden können, bis man einen trifft, der zwischen der National Gallery und der Royal Academy unterscheiden kann?" Nur wer ihr einen großen Teil seines Lebens widmet, ist imstande, in ihre Tiefen zu dringen. Es bedarf vieler Häutungen, um zu der Einsicht zu gelangen, warum Ingres ein größerer Künstler ist als Cabanel. Die Malerei ist nur ein Leckerbissen für die geistige Elite; merkwürdigerweise aber das Schoßkind der englischen Mäcene.

Moores Vielseitigkeit beweist sich glänzend dadurch, daß er auch die Musik mit Vorliebe in seinen Büchern heranzieht. „Es giebt überhaupt nur eine Musik: die klassische", erklärt irgendwo bitter und streng eine seiner Personen, die wir in allen Kunstfragen als Sprachrohre ihres Schöpfers anzusehen haben. Moore schwärmt wie sein Organist Innes für die liturgischen Gesänge der katholischen Kirche; Palestrina ist deren Gipfel. Der alte Innes findet nicht mehr den Anschluß an die moderne Musik; und der junge John Norton findet ihn schon an die alten Meister. Hier bereits, in den „Celibates", hält der Dichter Abrechnung mit Bayreuth und dem bayreuther Komponisten: „In Wagner ist kein Jenseits. Das ist seine Schwäche. Er ist zu vollendet. Nie, seit die Welt begann, hat sich ein Künstler so völlig realisiert. Er erlangte alles, was er ersehnte, darum fehlt etwas. Ein Jenseits fehlt . . . . Ich bewundere Wagner noch; aber ich nehme nicht mehr seine erstaunliche Geschicklichkeit für Inspiration." Elsa, Elisabeth, Isolde, teilweise Brünnhilde werden feinsinnig analysiert. Wagner wird für Evelyn der Ausdruck und die Verkörperung dieser Welt. Der große Zauberer erschließt ihr das Buch des Lebens. Der Uebergang von Palestrina zu Wagner bedeutet für sie zugleich den Uebergang aus der gebundenen Glaubenssphäre zu einem

Memento vivere. Und in dem Maße, wie Wagner ihr verbleicht, wie er ihr allmählich nichts mehr geben kann, da sie ihm nichts mehr geben kann, liegt für Schwester Teresa ein Zurücksinken in den Vorstellungskreis ihrer Jugend. George Moore bleibt bei aller Verehrung Wagner gegenüber stets in letzter Linie bewundernd zweifelnd, zweifelnd bewundernd. „Richard Wagner, der zuletzt ein Schauspieler war, ein sehr großer Schauspieler, auch als Musiker“: diese Quintessenz Nietzsches tröpfelt auch bei George Moore durch.

Welcher englische Romanschreiber der Gegenwart wüßte uns mehr zu geben, wüßte die Saiten anzuschlagen, die unsere litterarischen Neigungen stärker mitschwingen lassen? Kipling hat seinen Beruf als imperialistischer Gockel gefunden, Thomas Hardys Lebenswerk wurzelt in Wessex. George Moores Bücher sind für uns — freilich für wieviele? — ein Ereignis, ein Familienereignis.

Den Rat, der Mildred Lawson, der Anfängerin, erteilt wird: „Je realistischer, um so besser“, schien Moore mit Feuereifer von der Palette auf die Feder zu übertragen. So stieß er seine Landsleute einfach ab; sie konnten es nicht verschmerzen, daß er das Gesetz der Schönheit mit Füßen trat, um am Altar der Wahrheit zu opfern. Er mußte an sich erfahren, wie es von der Irländerin Mary Desmond bei George Egerton heißt, „wie unvernünftig doch eigentlich die Irländer seien mit ihrer Teilnahme an allem, an jedermanns Leid, mit ihrer Vertrauensseligkeit, ihrem fast kindlichen Mangel an Zurückhaltung“. Die Schönheit des schlichten Herzens, die in „Esther Waters“ verherrlicht werden sollte, wurde schlechtweg als Unsittlichkeit empfunden, das soziale Mitleid nicht als Patina geduldet. Man sah das tiefe Verderben, doch nicht das menschliche Herz. Man sah die Gefallene, doch nicht die kämpfende Mutter. Man beschnüffelte die krassen Einzelheiten, die sich gegen Uebelstände in den londoner Krankenhäusern und den Volksfeind Wettseuche richteten, aber man erkannte nicht den tief religiösen Geist, aus dem heraus dieses zeitgenössische Sittengemälde geboren war, man überhörte den vollen Erlösungsakkord, den die poetische Gerechtigkeit zum Schluß erklingen läßt.

Zwar hatte schon Richardson in seiner „Pamela“ ein einfaches Landmädchen zur Heldin emporgehoben; aber dieses hatte allen Nachstellungen des liederlichen Herrn wacker Widerstand geleistet, bis er sie, gerührt von dem Uebermaß der Tugend, als rechtmäßige Gattin heimführte. Mit Glockengeläute wurde das gute Ende gefeiert. Pamela war nicht mehr als Esther, diese Küchentischnatur, und der junge Schürzenjäger gewiß verwerflicher als der ehrliche Verführer William, die vollblütigste Gestalt, die Moore bisher gelungen. Dort hatte die weltliche, die bürgerliche, die Philister-Moral gesiegt. Hier triumphiert die Moral des Individuums, das Recht der Persönlichkeit. „Ein armes Dienstmädel, das ein Kind kriegt und ins Elend gerät. Pfui Teufel! Da hebt man sein Kleid auf.“ Nicht anders hatte es die englische Gesellschaft gemacht. Man denke: der Dichter war so vermessen, die ihren Bastard säugende Dienstmagd einer raphaelschen Madonna zu vergleichen. An ihm selbst prallte das Pereat sittlicher Entrüstung ab, und er konnte sich mit seinen eigenen Worten trösten: „Die Immoralität wird nie verfolgt — die Welt kann sich nicht selbst verfolgen; nichts auf dieser Welt wird verfolgt als die Intelligenz.“

Der Glaube an sich selbst hat Esther Waters in allen Irrungen und Wirrungen nicht sinken lassen. Ihre Religiosität war wohl zwischen den Mühlsteinen des Lebens zerrieben worden; da war zur rechten Zeit das Selbstvertrauen in die Lücke eingerückt. Nachdem sie ihren irdischen Zweck erfüllt hat, kehrt die Methodistin zu der Religiosität zurück, die in ihr erstarren, doch nicht aussterben konnte. Was für Esther das Kind, ist für Evelyn Innes die Kunst. Die Religion ist beide Male Anfang und Ende, die peripherische Linie. „Alles kehrt zuletzt zu demselben Punkte zurück.“ Es ist derselbe Kreislauf des Lebens, in dem sich Mildred Lawson und Schwester Teresa bewegen.

„Was ist es, das uns zu leben zwingt? Wir leben für nichts anderes als Mühe und Trübsal, und doch müssen wir leben. Was zwingt uns zu leben? Was hält uns am Leben? Das Rätsel. Die Natur, was sie immer sein mag, zwingt uns zu leben, will, daß wir leben sollen. . . . Wenn wir leben, müssen wir etwas finden, wofür wir leben.“ Das ist das Problem: der Lebenszweck. Esther, diese gesundeste Repräsentantin, geht durch die Spießrutengasse erhobenen Hauptes hindurch, weil sie von vornherein ihren Lebenszweck hat. Mildred Lawson und John Norton gehen zu Grunde, weil sie nicht imstande sind, etwas zu finden, wofür sie leben. Und Evelyn Innes reibt sich in dem Ringen um ein Lebensziel seelisch auf, bis ihr vorzeitig die Schwingen brechen. Aber — und das ist das Wichtige bei Moore — stets kämpft der Wille vergeblich gegen das Schicksal an und schreitet doch die vorgezeichnete Bahn dahin. Der menschliche Wille ändert nichts an dem Geschick. Ein Fatum schwebt über den Menschen und knechtet den Willen. Die Kreatur will, weil sie muß; sie kann nicht anders. Leben heißt, mit zugebundenen Augen seinem Schicksal entgegenschwanken. Was der menschliche Wille im Kampf gegen das Schicksal ausrichtet, bleibt immer Episode, Stückwerk. Nur scheinbar spielt der Zufall eine so bedeutsame Rolle in Moores Werken. Ein Zufall, die Wiederbegegnung mit dem Verführer, biegt Esthers Geschick um. Ein Zufall, absichtlich im Dunkeln gelassen, bestärkt Nortons Gedanken an Weltflucht. Ein Zufall, die im rechten Moment versagende Kraft, treibt Evelyn dem Kloster zu, läßt sie darin ausharren. Es ist „mere accident“, und der Zufall schlägt dem Schicksal kein Schnippchen, sondern steht in seinem Solde. Das Leben ist die Erfüllung des Schicksals, der Wille sein Instrument. Die Schwierigkeit des Lebens liegt in der Erkenntnis dessen, was uns bestimmt ist. Die tumbe Esther ahnt es instinktiv; deshalb sind ihr die seelischen Erschöpfungen der anderen erspart. George Moore zieht aus der Ohnmacht des menschlichen Willens, den die Magnetnadel des Schicksals beherrscht, die Lehre: „Alles, was lebt, verdient Mitleid“, und zum anderen: „Leben ist der Feind — wir sollten das Leben fliehen“.

„Die beiden Extreme des Lebens interessieren mich, die Faustinen und die heiligen Teresen, die das Leben lieben und die darauf verzichten.“ Also erklärt durch den Mund des Dichters in „Agnes Lahens“ ein gewisser Harding, der in „Evelyn Innes“ wieder auftaucht. (Das ist eine Eigentümlichkeit Moores, Personen in mehreren Werken auf-

treten zu lassen; so begegnet etwa Kitty aus „Mere Accident“ wieder in „John Norton“.) Die Faustinen und die heiligen Teresen — in Evelyn ist ein Typus geschaffen, der beide Gattungen umspannt. „We are animals first, we are religious animals afterwards“: damit ist der Inhalt von „Evelyn Innes“ und „Sister Teresa“*) abgesteckt. Die Kunst wird zeitweilig des Glaubens Herr, aber er läßt sich nicht unterjochen. Kunst und Sinnlichkeit gehen hier Hand in Hand. Die Sängerin bedarf der Liebe zur Verkörperung ihrer Bühnenfiguren. Erst als die Sinnlichkeit über ihrem Haupte zusammenschlägt und Evelyn keinen Halt mehr sieht, sucht sie vorübergehend hinter den Klostermauern, dieser Barrikade gegen die Selbstergötzung der Welt, Zuflucht. Aber der sexuelle Hintergedanke schleicht mit ein; ihr Kunstverlangen ist unzertrennlich mit ihrem Verlangen, den Männern zu gefallen, verkettet. Um ihr Gewissen zu beruhigen, stellt sie ihren Gesang in den Dienst des Klosters, ohne indes den Versuchungen zu entgehen. Indem sie sich, mit ihren alten Lebensgewohnheiten brechend, ganz dem kirchlichen Gesang widmet, hört er auf, ein Teil ihres Wesens auszumachen. Er wird zum bloßen Handwerk; ihre Seele geht leer dabei aus. Eine letzte und schwerste Krise stürzt lawinenartig auf sie ein, als Wagner sie mit der ganzen Brunst seiner Melodieen aufs neue berückt. Zugleich entsetzen sie Träume von verlorenen Wonnen. Es ist das letzte Emporlodern der Sinnlichkeit. Doch es ist mächtig genug, ihr das Wunder der Transsubstantiation zu verleiden, sie aus einer widerwillig Gläubigen zu einer willig Ungläubigen zu machen. Bald nach überstandener Krankheit büßt sie ihre Stimme ein — ein überaus feiner symbolischer Zug. Im Frieden der Natur gewinnt sie das Gleichgewicht ihrer Seele zurück. Eine milde Herbststimmung überkommt sie. Evelyn Innes, deren Ehrgeiz es einst war, die Kundry darzustellen, ist tot; Schwester Teresa findet als Gesanglehrerin im engen Bezirk der Klosterschule Befriedigung. Wie dem Gefangenen von Chillon ergeht es dieser Nonne von Wimbledon: die Erde wäre ihr fortan ein weiteres Gefängnis. Die Märtyrerin der Liebe schwingt sich zu einem Preis der Selbstverleugnung auf: „Alle Dinge sind von gleicher Bedeutung; es verschlägt nichts, ob wir kleine Kinder unterweisen oder das thun, was die Welt für ruhmvoll hält. Das Wichtige ist zu leben, und wir kennen das Leben nicht eher, genießen es nicht eher, bis wir es bei Seite legen. Das klingt paradox, aber es ist eine einfache kleine Wahrheit. Das Leben ist der Wille Gottes, und um in Gottes Willen einzudringen, müssen wir uns selbst vergessen, müssen wir versuchen, außerhalb unser selbst im allgemeinen Leben zu leben.“

„Schwester Teresa“ ist gleichsam ein Kompendium der Ideen und Gestalten aus früheren Werken George Moores. Mit Esther teilt sie die tief eingewurzelte Religiosität; mit Mildred Lawson hat sie die Konsequenz der Inkonsequenz; mit John Norton das Verzagen an sich selbst, die beständige Gemütsaufregung; mit den „Celibates“ insgesamt die Scheu vor der Ehe gemeinsam. Die Fäden von einem Roman zum anderen schießen hin und her. Noch mehr als früher sind die Begebenheiten, die äußeren Geschehnisse fast geflissentlich ausgeschaltet, auf ein denkbares Minimum zusammengeschrumpft. Mit um so größerem Behagen kann der Seelenanatom in der Zergliederung der Gedanken und Gesinnungen schwelgen. Wir besitzen kaum einen Frauencharakter, dem eine derartige chemische Analyse zuteil geworden wäre. Jedes Winkelchen in Evelyn-Teresas Herzen wird durchleuchtet. So genau kennen wir weder Madame Bovary noch Teß und Sue, Hardys sublimste Zeichnungen. „Man muß es bewundern, dieses in Schweiß und Pein produzierte Meisterstück des reinen Verstandes; man muß es frierend bewundern, und bewundernd frieren.“

George Moore ist eben ganz Analytiker, Psycholog. Er besitzt die Gabe, die zartesten Laute der Natur vernehmen zu lassen und äußern zu können. Er besitzt nicht die Freude am menschlichen Charakter als solchem. Ihn reizen die Wesen, denen das Leben einen Knacks gegeben hat, die seinem Temperament oder seinem Phlegma auf halbem Wege entgegenkommen. Da dringt er mit seinem kühlen, kritischen Verstand ein, läßt Hüllen herunterfinken, seziert, giebt letzte Aufschlüsse. Diese Fähigkeit ist ihm nach und nach über den Kopf gewachsen. Bei Esther war er noch mit dem Herzen engagiert; bei Teresa feiert der reine Verstand seine Orgien. Er ist kein Dichter, dessen Aug' einmal „in holdem Wahnsinn rollt“; er ist ein seltener Schriftsteller, der sich auskennt im Labyrinth der Brust, aufrecht an die große Sphinx Leben herantritt und das Mitleid, das soziale sowohl wie das allgemein menschliche, als wertvollstes Gepäckstück mitbringt. Ihm fehlt jede spezifisch englische Note. In Deutschland haben wir zur Zeit keinen Romanschreiber, der ihm gliche oder gleichkäme.

Sein Stil ist das Spiegelbild des Menschen. Der Psycholog braucht die kurzen, abgehackten, zerrissenen Sätze. Ruckweise sprudeln sie hervor wie die Worte eines Erregten. Unbekümmert um die verhältnismäßig starre Grammatik des Englischen, ergeht er sich in gewagten Inversionen, kehrt das Unterste zu oberst, löst die einzelnen Satzteile auseinander und verbindet sie wieder in rhetorischer Steigerung. Seine Prosa wogt auf und ab, taumelt bisweilen hin und her. Beständige Wiederholungen sind bei ihm unvermeidlich. Wie einer, der vor einer wichtigen Entscheidung steht, wägt er alle Möglichkeiten sorgsam ab. In der Furcht, zu wenig zu sagen, sagt er lieber manches zwei- und dreimal. So hält er zum Schluß fast regelmäßig eine Hauptabrechnung, als sollte der Generalnenner eines Charakters gefunden werden. Als strenger Richter der eigenen Arbeit erachtet er Umarbeitungen, Kürzungen für notwendig. Aus „Evelyn Innes“ hat er z. B. fast ein Drittel herausgestrichen. Auch der Stilist ist eigentlich spezifisch unenglisch. Vielleicht erklärt sich so am einfachsten, was den Engländern diesen George Moore entfremdet, was ihn uns empfiehlt.

*) Die kürzlich erschienene Fortsetzung von „Evelyn Innes“ (T. Fisher Unwin).

Besprechungen

Moderne Tierfabeln.

Von **Georg Hermann** (Friedenau).

(Nachdruck verboten.)

Der Beginn der Tierfabel verliert sich in das vorgeschichtliche Dunkel; sie ist ein Erbteil der Menschheit noch von Urbeginn her. Die Streitfragen, die sich

an ihre Entstehung, Wandlung, Wanderung knüpfen, mögen hier gleichgiltig sein.

Von je hat der Mensch nie so recht gewußt, wie er sich seinen lebendigen Weltgenossen, den Tieren, gegenüber verhalten soll. Es lag immer zwischen ihnen eine Grenze des Unverstehens, man schwankte zwischen Verehrung und Verachtung. Bei allen primitiven Völkern fällt ein klarer Blick für Wesen, Gestalt, Gebahren des Tieres auf; in ihren Erzählungen eine scharfe, klare Charakteristik der Eigenheiten, in ihren Nachbildungen eine überraschende Kenntnis von Form und Bewegung. Die Verehrung des Tieres führte bei den Darstellungen der Aegypter zu einer bis heute unerreichten Monumentalität des Stiles, der sich aufbaut auf einem einfachen, klaren Verständnis der Wesenseigentümlichkeiten. Aber mit höherer Kultur entfernt sich der Mensch immer mehr von der Vertrautheit mit dem Tier; das ist eine Thatsache ähnlich der, daß Kinder mit Freuden Blumen pflücken, solange sie klein sind, sobald sie älter werden aber glauben, daß die Dinge der Schule wertvoller sind, als die Blumen des Feldes.

* *

So ist eigentlich zu dem eisernen Bestand der Tierfabeln und Tiergeschichten nichts hinzugekommen, was Bedeutung hätte. Diejenigen Fabeln, Epen, Märchen, die das Gute enthalten, sind von den Kulturvölkern immer wieder neuen Umwandlungen unterzogen worden. Männer von Geist haben dem Alten neue Gewänder umgehangen, aber der Kern blieb unverändert. Man sieht in den Tieren hier Wesen, die dem Herrn der Erde gleichen, mit denselben Gaben und Eigenschaften, denselben Instinkten, derselben Logik; man ließ die großen Dramen des Menschen dort im kleinen wiederkehren, übertrug die Ideen der Menschheit von Staat, Gesellschaft, Kampf, Freundschaft und Feindschaft, man hechelte und geißelte den falschen Stolz, die Hinfälligkeit der Großen, die Anmaßungen der Schwachen und Dummen, gab Lehren und Vermahnungen. So wurde das Tierleben in der Dichtung stets ein Widerspiel, eine Erläuterung, eine Fußnote zum Menschenleben.

* *

Es ist eine seltsame Thatsache, daß heute die Tiergeschichte und Tierfabel wieder in den Kreis der Kunst tritt, daß man versucht, ihr neues Leben einzuflößen. Man hat wohl zu ihr gegriffen, weil sich durch ihren Mund leicht Dinge sagen lassen, verblümt und doch allgemein verständlich, die sonst schwerlich sagbar, ohne gegen Sitte oder Staatsgewalt zu verstoßen. Nicht die alten, ewig jungen Motive werden hergenommen, man bringt Neues, beschaut das Tier und sein Leben von anderen Seiten, mit anderen Anforderungen, betrachtet es intimer als vordem, beobachtet es schärfer, stützt sich auf Kenntnisse. Aber der Hauptunterschied ist wohl der, daß im Sinn die Tierfabel von heute der von einst diametral entgegenläuft. Es scheint mir die gleiche Wandlung zu sein wie in der Zeichnung. Oberländer giebt in seinen trefflichen Tierkarikaturen das Menschliche im Tier, Thomas Theodor Heine geißelt das Tierische im Menschen. Die Grille singt, während die Ameise schafft, und im Winter muß sie betteln gehen, ganz wie bei uns in der Menschenwelt: so dociert die Fabel von einst; im Kampfe zwischen Wurst und Liebe siegt die Wurst bei den Hunden — aber auch bei den Menschen; und das ist hündisch: so dociert die Fabel von heute. Mich dünkt, das sind doch zwei im Grunde verschiedene Auffassungen der Tierfabel.

Der „Reinicke Fuchs" erzählt uns vom Staat der Tiere, der Hofhaltung, den Ränken des schlauen Reinicke, der sich vor dem hochnotpeinlichen Gericht den Kopf aus der Schlinge schwindelt, aber die „Maltesische Katze" von Rudyard Kipling beschreibt das Benehmen eines Polopponnies, den Ehrgeiz, den Mut, die Schnelligkeit, die Finten beim Spiel. Die Tiere des Dschungelbuches äffen nicht Wesen und Manieren der Menschen nach, sie sind nicht vermenschlicht, — sie sind, um mit Heinrich Heine zu reden, echte Wölfe, und ihr Herz ist wölfisch — sie sind ganz Tiere, in allem; sie sind reicher, glücklicher analysiert in Denkweise, Empfinden, Handeln. Diese Auffassung trennt in der Tiergeschichte das Heute vom Einst.

* *

An Thomas Theodor Heine muß man denken, wenn man das „Fabelbuch" von Etzel und Ewers (München, Albert Langen) zur Hand nimmt. Wer den Sinn der heinischen Tierzeichnungen erfaßt hat, weiß, wieviel sexuelle und gesellschaftliche Satire in ihnen steckt, daß seine Liebe zu den Katzen die gleiche Bedeutung hat, wie in der schwülen Erotik baudelairischer Verse, weiß, daß die feisten Möpse mit den Parvenügesichtern, die Dachse, die Spitze, die räudigen Pinscher, die Mixta composita, die Leonberger, die Rattler, die Pudel — daß sie alle ihre menschlichen Parallelen aufweisen. Die Tierfabeln von Etzel und Ewers gleichen in manchem — nur nicht im besten — den heinischen Zeichnungen: sie haben eine ähnliche Satire, eine ähnliche Freimütigkeit, wenden sich gegen gleiche Mißstände. Sie befleißigen sich einer peinlichen Offenherzigkeit in den natürlichen Dingen der Liebe, der Ernährung, der Verdauung, der Verwesung, und sie wähnen, daß hier jede Zurückhaltung eitel Prüderie wäre. Sie sind ostmals recht deutlich, nehmen kein Blatt vor den Mund, — das muß ihnen zugestanden werden.

Sonst aber ist vieles, was mir das Buch auf die Dauer herzlich unsympathisch machte, trotzdem es mich zuerst amüsierte. Zwei Verfasser haben sich hier zusammengethan, und niemand wird herausfinden, was A. oder was B. geschrieben hat. Nicht in Worten, im Klang der Verse, im Sinn; die Bildung hat hier jede persönliche Note verwischt. Es sind Verse, wie sie heute ein jeder machen kann, der über gewisse Bildungsschätze, eine gewisse Gewandtheit der Sprache verfügt, kalt, klar, geschickt, vorgetragen mit leichtem, süffisantem Lächeln, das sogar sich selbst nicht verschont. Die Wortbehandlung, die Ausdrucksweise ist knapp, geistreich; sie leitet sich her von den Weinsitzungen der A. H., aus den Sälen der Universität; ebenso wie ein Kokettieren mit philosophischer Bildung, eine gewisse, kühle Geklärtheit, eine lächelnde Assessorenüberlegenheit den gleichen Ursprung hat. Was den freimütigen Ton der Fabeln einschränkt und Zweifel aufkommen läßt, ist das ewige Schielen nach dem Staatsanwalt: jetzt wird es ihm aber doch zu bunt werden! Und dann — fast noch peinlicher wirkend — ein Schielen nach der Kritik: wenn Servaes und Brandes sagen, das Buch ist Mist, so lasse ich nicht den Mut sinken (meint einer der Verfasser); aber wenn mich Gottschall lobt — wozu dieser Eselsfußtritt? Daß der Tod alle gleichmacht und wir uns deshalb nicht allzu viel einbilden sollen hier zu Lande, daß wir alle, wie die Eßwaren eines Frühstücks, zum Schluß auf dem gleichen Düngerhaufen uns treffen, das wissen wir ja, und es verlohnt sich nicht mehr, darüber zu reden; daß der Philosoph, der die Menge verachtet, doch dieselben Verrichtungen des Körpers hat, wissen wir auch, und es ist nicht nötig, es noch einmal zu sagen — kurz und gut, man findet in dem Buch — neben einzelnen Ueberraschungen — viele geistreich eingekleidete Trivialitäten, die von der Bühne herab sich ganz nett machen, aber wenn sie gedruckt vor uns liegen, recht ärmlich und fadenscheinig sich ausnehmen. Man möchte mit dem A. E. des alten Friedrich Theodor Vischer bemerken: gewiß, ganz nett, was ihr da sagt, aber, gute Leute, „das Moralische versteht sich immer von selbst", — also wozu die vielen Worte?

Diese streitbaren Fabeln kämpfen gegen den Sündenbegriff der Liebe, polemisieren gegen den Himmel und falsches Christentum, gegen das non olet des Geldes, gegen die Staatsform, gegen die Schmeichler, gegen die Dummen und die Ueberklugen, gegen alle erdenklichen Schäden wenden sie sich; Dinge ziehen sie in den Kreis, die eine aktuelle Deutung finden können. Aber so geistreich — das ist wohl nicht zuviel gesagt — einige dieser Fabeln sind, so versprühen sie doch wie ein Feuerwerk, und es bleibt nur Dunst und Rauch. Irgend welcher

künstlerische Wert ist ihnen nicht beizumessen. Sie sind ein neuer Ton im Orchester, aber er hätte voller klingen können, das Instrument hätte bessere Spieler finden dürfen. Das Buch, das im langenschen Verlag erschien, ist gefällig und hübsch ausgestattet. Auch für den Buchschmuck hat sich ein kleines Künstlerkonsortium zusammengefunden: H. Frenz, Horst-Schulze, J. J. Brieslander. Interessant von den dreien ist Brieslander, der in bizarren Linien die Tiere zu stilisieren weiß; Frenz tritt zurück, während Horst-Schulze die goldene Mittelstraße hält und sich einfach und geschmackvoll giebt: kräftig, doch nicht überaus originell. Das Beste der Ausstattung ist der Umschlag von Brieslander, der sich wie ein Innenplakat in den Buchläden bemerkbar macht. Auch die Rückseite mit der Karikatur des Kiwi, des Schnepfenstraußes, der an sich schon eine Karikatur ist, ist überaus lustig.

Wenn uns die beiden Autoren zum Schlusse des Buches versichern:

Freche Lieder pfiffen wir
Euch in eure Ohren,
Denn als Ratten wurden wir
Nun einmal geboren,

so scheint mir das nicht ganz glaubhaft; echte Ratten, Ratten von Geburt, pfeifen andere Spottlieder.

* *

Zu gleicher Zeit erschien unter dem Titel „Wir" ein Band Tierfabeln von Friedrich Werner v. Oestéren (Dresden, Carl Reißner). Dieses Buch ist meines Erachtens, trotzdem es weniger prätentiös auftritt, wie das vorige, eigener, witziger, litterarisch wertvoller und — was das Beste — bei scheinbar milderem Ton doch schärfer und treffender. Die einzelnen Fabeln sind im Detail reicher, plastischer, glaubhafter und bauen sich auf einer genauen Kenntnis des Tieres und seiner Eigenheiten. Da sind nicht allein die paar obligaten Fabelwesen Löwe, Wolf, Fuchs, Pferd, Hund, Esel, Ameise, Biene, Grille, deren obligate Eigenschaften im Sinne der Fabel jedes Kind herzuzählen vermag, sondern ein ganzes Heer von würdigen und subalternen Tieren ist vereint. Neben Säugern und Vögeln die ganze Insektenwelt: Hummeln, Heuschrecken, ja auch Asseln, Flöhe, Krebse, Schnecken, Würmer, Seepferde — und jedes ist im eigenen Sinne witzig, man möchte sagen zoologisch behandelt.

Die Hiebe, die von Oestéren nach allen Seiten ausgeteilt werden, sitzen; und eine gewisse Selbstverständlichkeit, mit der das geschieht, ohne Erregung und Gebelfer, nimmt uns gefangen. Hier wird uns nicht das Moralische, das sich von selbst versteht, in breiter Suppe aufgetischt; was gesagt wird, ist schon wert, gesagt zu werden. Die Verspottungen des Feudalismus, der Reaktion, des Militärs und des geharnischten Friedens, der versumpfenden Bureaukratie, des Polizeitons, der Fürsorge für Prostitution, der Presse u. s. f. treffen schon recht geschickt den Nagel auf den Kopf; auch erotische Dinge sind fein, freimütig und unaufdringlich behandelt, weniger drastisch, aber kaum weniger scharf, wie bei Etzel und Ewers.

Die Verse Oestérens sind überaus gewandt, jede Fabel ist hübsch in die Form gegossen, Rede und Handlung scharf pointiert, prägen sich uns leicht und bleibend ein. Dinge wie „Meerpflicht", das „Gelübde", „Rencontre", „Gesegneter Frieden" vergessen wir nicht wieder.

Nicht gleich glücklich wie die Verse des Buches, nicht gleich eigen wie der Geist dieser Fabeln ist die Ausstattung des Bandes von Käthe Schönberger. Die Künstlerin hat zumeist die nicht glückliche Form gewählt, auf Menschenleiber Tierköpfe zu setzen. Im Ausdruck bleibt sie rückständig und erhebt sich kaum irgendwie über das Konventionelle, und während bei dem Werk der Dichterkompagnons Etzel und Ewers sich die Illustrationen als Buchschmuck geschickt in den Text einfügen, ist hier von alledem wenig zu merken. Die Illustrationen sind sicherlich nicht ohne Begabung, sind auch teilweise witzig, aber all das tröstet nicht über die ungenügende Formenkenntnis hinweg. Wenn es auch Fabelwesen sind, — so fabelhaft dürften sie doch nicht sein.

* *

Beginnt sich in der Tierfabel eine Wandlung zu vollziehen, so stehen wir mit der Tiergeschichte im Sinne Rudyard Kiplings heute am Anfang, haben wenig oder keine Vorbilder. Der vor mir liegende Band Kiplingscher „Tiergeschichten" (Vita, Deutsches Verlagshaus) bildet eine willkommene Ergänzung zu den bekannteren Tiererzählungen, die im Dschungelbuch oder an anderen Stellen verstreut erschienen sind. Die deutsche Litteratur kennt wohl kaum ähnliches, nur bei Fritz Reuter, in den „Memoiren eines Fliegenschimmels" sind diese Töne schon leise angeschlagen. Kipling besitzt ein Wissen von den Tieren und eine Kenntnis der Tierseele, die einzig dasteht. Wenn er über Pferde spricht, so thut er es wirklich mit dem gerühmten Pferdeverstand; er ist Pferdekenner, Pferdepsycholog sondergleichen. Ich denke manchmal, wenn die Pferde Bücher lesen könnten — und es würde dann sicherlich mehr, mit größerer Anteilnahme und besserem Urteil gelesen werden denn heute — diese Geschichten Kiplings „Der Gesandte auf Reisen", „Die maltesische Katze" würden sie obenan in ihre Bibliothek stellen. Besonders aber liebe ich Kipling, wenn er humorvoll die Wunder an Klugheit beschreibt, die geheimnisvollen alten Doppelschwänze, die Elefanten mit ihrer eigenen alten Sprache, die älter ist denn die Rede der Menschen.

Am wertvollsten aus dem vorliegenden Band erscheint mir „Die maltesische Katze". Es ist die Erzählung von einem Poloponie, dessen Klugheit, Zähigkeit und Kraft das Spiel der „Skidars" gegen die „Erzengel" gewinnt. Hier findet man Momente, die noch nie künstlerisch verwertet sind; das, was uns als einfache schnelle Vorgänge des Spiels erscheint, löst sich auf in eine komplizierte Fülle blitzartiger Ueberlegungen, halb instinktiver Handlungen. Nicht die Menschen, die Tiere machen das Goal, sie sind mit allem daran beteiligt, mit ihrem ganzen Mut und Ehrgeiz. Eine geistige Vertiefung des Tieres, wie wir sie hier sehen, kannte bisher die Litteratur nicht. Und daß Kipling hier die seelische Thätigkeit des Sporttieres erschließt, scheint mir eine That von doppelter Bedeutung. Tier und Sport, beide haben in der Litteratur das gleiche Recht wie Handel und Schiffahrt und tausenderlei andere Dinge, und in ihnen steckt dasselbe Quantum latenter Poesie wie in tausenderlei anderen Dingen. Macay hat den Roman, die Tragödie des „Schwimmers" geschrieben; warum sollte nicht heute einmal jemand den Roman eines Rennpferdes schreiben?

Diese kiplingschen Tiergeschichten, die erzählt sind in echt kiplingschem Stil, in jener eigenen Mischung von Journalismus und dichterischer Kraft, sind Versprechungen, erste Schritte in ein neues Gebiet. Aber sie werden nicht die einzigen bleiben.

Das geschriebene Wort, die Litteratur ist, denke ich, die einzige Beseelung der Welt. Wie Gottvater Adam den Odem einblies, so bläst sie erst allen Dingen und Wesen den Odem ein. Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr dringt sie vorwärts, in neue Welten, in neue Tiefen trägt sie Leben; was vordem tot war, regt sich, was verschlossen, erschließt sich aller Augen — und erst wenn wir Tiergeschichten im Sinne Kiplings haben werden, dann wird unser jüngerer Bruder Seele und Leben erhalten, und der Mensch wird nicht mehr allein und einsam sein in der weiten Welt.

Ein Frauenleben.

Therese Huber. (1764 bis 1829.) Leben und Briefe einer deutschen Frau von Ludwig Geiger. Stuttgart, 1901, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 436 S. M. 7,50.

Dies Buch ist vor allem dadurch interessant, daß die deutsche Schriftstellerin, von der es handelt, für ihre Zeitgenossen eine „interessante Frau" war und dies

auch für die Nachwelt bleiben wird, so lange das Wesen und Walten der geschlechtlichen Liebe der Psychologie und Pathologie Rätsel aufgiebt.

Die „moralischen“ Erzählungen von Therese Huber finden heute schwerlich noch Leser. Daß diese Schriftstellerin mehrere Jahre lang eine Zeitschrift vom Range des cottaschen Morgenblatts redigiert hat, ist ein interessantes litterarhistorisches Faktum, das auch für die Geschichte der deutschen Frauenbewegung Bedeutung hat, in seinen Einzelheiten aber nur Fachleute interessiert. Theresens Herzensleben jedoch, das sie nacheinander mit zwei sehr verschiedenartigen Schriftstellern der Sturm- und Drangperiode ehelich verband, ist für die heutige Welt noch ebenso interessant wie damals, als die Lösung ihrer Ehe mit Georg Forster zu Gunsten ihrer Liebe zu Ludwig Ferdinand Huber in den schöngeistigen Kreisen Deutschlands so widerspruchsvolle Beurteilung fand.

Therese Heyne, die Tochter des berühmten göttinger Philologen und Altertumsforschers Christian Gottlob Heyne, die von 1764 bis 1785 ihres Vaters Namen trug, von 1785 bis 1794 Therese Forster, von 1794 bis ans Lebensende Therese Huber hieß, hat viel geliebt und viel über die Liebe nachgedacht, philosophiert und in Büchern und Briefen geschrieben. In ihrem Drang, die Antriebe der Liebe zu zergliedern, das Sinnliche im Uebersinnlichen kritisch ins Auge zu fassen, in ihrem nie versiegenden Liebesbedürfnis bei fast völligem Mangel zu naiver Liebefähigkeit ist diese Tochter der deutschen Gelehrtenwelt des 18. Jahrhunderts eine ganz „moderne“ Erscheinung.

In wie hohem Grade sie das war, ähnlich wie in anderer Weise ihre Landsmännin Karoline Schlegel-Schelling und die Berlinerin Rahel Varnhagen, macht Geigers biographische Zusammenstellung von „documents humains“ dieses Herzenslebens erst recht deutlich. Ohne Liebe verlobte sie sich als junges Mädchen mit dem Naturforscher Forster, dessen Weltumsegelung schon hinter ihm lag. Und wie dieser Verlobung ein platonisches Freundschaftsverhältnis mit einem jungen Grafen vorausgegangen war, der sie schwärmerisch liebte, so verstrickte sie das Schicksal in ein leidenschaftliches Verhältnis zu F. L. W. Meyer, noch ehe es zur Heirat mit Forster kam. Hubers Leidenschaft für sie entfremdete sie Forster, mit dem sie eine zeitlang ganz glücklich in Wilna und Mainz gelebt hatte; sie folgte ihrer Neigung zu Huber, dessen Wesen ihr mehr Halt bot, löste ihre Ehe zu seinen Gunsten und heiratete ihn nach Forsters Tode. Ihre Ehe mit Huber war ungetrübt, aber auch hier fehlte ihrer Liebe, nach ihrem eigenen Bekenntnis, die „Leidenschaft“. Auch als Witwe hat sie das Bedürfnis nach Liebe und Freundschaft zu Bekundungen eines Gefühls verleitet, das nach Leidenschaft aussah, ohne leidenschaftlich zu sein. Ihr Lieben war, so scheint es, immer unterthan ihrem Willen und ihrer Vernunft! Ihre „Vernunft“ hatte sie als vielumworbenes Mädchen „vor allen Thorheiten der Universitätsmamsellen“ behütet. Und gleichzeitig mit der Vernunft war ihr Liebesverkehr mit den Männern ihrer Wahl von einem tiefen Widerwillen vor dem bewußt Sinnlichen beherrscht. Als ältere Frau schrieb sie an einen ihrer Freunde: „Hätten wir nicht das Bedürfnis zu lieben über alle Bedürfnisse des Leibes und der Seele hinaus, so würden wir erstaunlich oft verachten — dieses Bedürfnis zu lieben operiert aber einen ganz eigenen Prozeß in unserer Seele — —: wir resignieren uns die Notwendigkeit, die die Veranlassung der Verachtung zur Bedingung machte, und diese unsere Verachtung neutralisiert sich in Mitleid, das wieder die erste Stufe der Liebe ist.“

Theresens Durst nach dem seelischen Genuß der Liebe bei mangelnder sinnlicher Leidenschaft läßt sich, nach einem von Geiger mitgeteilten Aktenstück, teilweise aus erblicher Belastung erklären. Ihr Vater, der bedeutende Gelehrte, war ein sittlicher Charakter von seltener Größe und Güte; ihre Mutter, die von einem subalternen Musiker abstammte, war eine unsaubere Frau, ohne Halt und sittlich verderbt. Mit verblüffender Deutlichkeit hat Therese Huber sich selbst schriftlich hierüber geäußert in dem Fragment einer Autobiographie, das sie freilich nie der Oeffentlichkeit übergab. „Ich erinnere mich keiner einzigen Ergießung von Liebe zwischen meinen Eltern und mir, so lange ich lebe; gegen meine Mutter hatte ich nie Zärtlichkeit, bald beleidigte sie meine Sinne, bald meinen Verstand, mein Gefühl . . . Sie war gar keine Hausfrau, wir wurden in Schmutz und Unordnung erzogen . . . Sie war eine Schwärmerin, war an kein Hausgeschäft gewöhnt, liebte keine weibliche Arbeit, . . . sie hatte einen Liebhaber bis zu ihrem Tode, etwa im fünfundvierzigsten Jahre . . . Welchen bittren Verdruß dieses niedere Verhältnis meinem wackeren Vater und welche frühe Galle es mir gemacht, ist unglaublich. Diese Galle brütete mich groß . . .“ Geiger folgert mit Recht aus diesen Bekenntnissen, daß diese Kindheitseindrücke eine Kontrastwirkung hervorbrachten: „Sittlichkeit und Ordnung wurden die Stütze ihres Lebens, die Scham vor dem Schauderhaften, das sie hatte kennen lernen müssen, ward ihr eine wohlthätige Zuchtmeisterin fürs ganze Leben.“ Aber man braucht kein Zola zu sein, um in der Lieblosigkeit, mit der so die Tochter die eigene Mutter gebrandmarkt hat, ein trauriges Erbe zu erblicken, das von dieser Mutter stammte, um ferner in Theresens Art, in Männern Leidenschaft zu entflammen, ohne die Leidenschaft zu erwidern, ein Spiel der Vererbungsgesetze zu erkennen. Das Blut der Mutter trieb sie in jene Verhältnisse, der gute Geist des Vaters, die in der Kindheit aufgesogene Antipathie gegen das Laster, ließ sie die eigene Sinnlichkeit verachten und niederzwingen.

Mit großer Umsicht und gutem Glück hat Ludwig Geiger das Material zu diesem Lebensbilde gesammelt. Aber man merkt es dem Buche an, daß weniger die Sympathie für Therese Huber, als die Freude an den reichen Funden ihn zum Biographen gemacht haben. Der Trieb, möglichst viel von diesen Briefen mitzuteilen, kollidiert oft sehr stark mit der Rücksicht auf Komposition und Ebenmaß, zu der die biographische Kunst verpflichtet. So ist gleich im ersten Kapitel jene Niederschrift Theresens über die Schwächen ihrer Mutter mitgeteilt; wo der Verfasser uns das heranwachsende Mädchen vorführen soll, läßt er die vierzigjährige Frau bitteren Tons aus getrübter Erinnerung zu uns reden. Bei aller Fülle an Aktenstücken, durch die uns das Buch die Wahrheit über Therese vermittelt, bei all dem Streben nach gerechter Beurteilung der reichbegabten interessanten Frau, das direkt und indirekt in dem Buche sich äußert, macht sich zu Ungunsten der letzteren von Anfang an eine falsche Verteilung von Licht und Schatten geltend. Die liebebedürftige und liebevolle Frau erscheint in diesem Bilde trotz all des reichen ihr gespendeten Lobes nicht liebenswürdig, nicht in dem Grade liebenswürdig, wie sie es gewesen sein muß, um so vielen verschiedenartigen Männern Liebe abzugewinnen.

Stuttgart. *Johannes Proelss.*

Aus Westfalen.

Von **H. H. Houben** (Berlin).

(Nachdruck verbot

Schon ehe der Programmruf „Heimatskunst“ erscholl, war ein dickleibiges Buch erschienen „Aus Westfalen. Bunte Bilder von der roten Erde“. Der iserlohner Schriftsteller und Lehrer Ludwig Schröder hatte es im Verlage von Otto Lenz in Leipzig (537 S. Mk. 7,—) herausgegeben, und neuerdings ist ihm eine ähnliche Publikation gefolgt: Vom Stamm der Eiche. Westfalenbuch. Herausgegeben von Karl Hülter (Essen, G. D. Baedeker. 298 S. Geb. Mk. 3,—). Das erste imponiert durch einen reichen und gediegenen Inhalt, dem meist die äußere Form zum Opfer fällt, das letztere besticht durch hübsche Ausstattung und handliche Größe; jenes beruft sich stolz auf ältere Namen von Klang, dieses ist eine Gabe meist jüngerer Poeten.

Schröders Sammelwerk verdiente jedenfalls, ein Volksbuch zu werden. Es ist anspruchslos in seinem Auftreten, es giebt nur zum kleinen Teil dem Dichter das Wort; ethnographische und geographische Schilderungen, Städtebilder mit zahlreichen Illustrationen malen uns den landschaftlichen Hintergrund, Sagen und historische Abhandlungen führen uns in die Geschichte jenes Landes ein, und mitten hinein in den Ernst der Schlacht im Lohner Bruch oder der Industrie in Westfalen pfeift eine ganze Hecke älterer und jüngerer Liedersänger. Levin Schücking und Freiligrath, Annette von Droste-Hülshoff, die Königin der Dichterinnen, und Emil Rittershaus, Robert Hamerling und Franz Dingelstedt, gewissermaßen zwei Fremdlinge, sind mit ihren besten Schöpfungen, die der roten Erde entstammten, vertreten. Unter den Jüngeren dürfte Fritz Stöber mit seinen Heidebildern die erste Stelle einnehmen; zu ihm gesellen sich Jakob Löwenberg, Ricarda Huch, F. W. Weber — als Poet auch noch ein Junger — Paul Baehr und eine Reihe anderer in Beiträgen von sehr verschiedenem Wert; die, so noch fehlen, hat Gustav Koepper in einer Uebersicht über die Litteratur Westfalens in Reih und Glied geordnet.

Hülters Westfalenbuch giebt sich etwas jugendlicher, es verschmäht, was grau vor Alter ist; der Klassiker unter seinen Mitarbeitern ist der zu früh gestorbene Julius Petri; in anerkennenswerter Pietät ist seine schon bekannte Skizze „Mutter Lohn" hier abgedruckt. Neben Aphorismen hat Peter Hille ein schön empfundenes Gedicht beigesteuert; Fritz Stöber ist auch hier wieder vertreten; ferner Uhlmann-Bixterheide und Jakob Löwenberg mit einer Reihe stimmungsvoller Gedichte; genannt zu werden verdient Minna Schrader mit der sehr niedlichen Geschichte einer Kinderseele „Kathrinken" (in ravensberger Mundart). Ueberraschend schön ist „Sonnensehnsucht" von Andreas August Runtenund, einem 24jährigen. Der Rest ist meist krassester Dilettantismus; auch der Herausgeber hätte sich am klügsten auf diese seine redaktionelle Arbeit beschränkt; für Sachen wie die „Geschichte einer Frühlingsnachmittags-Himmelfahrt" wird er schwerlich teilnehmendes Verständnis finden; ich fand nur, daß man an diesem Nachmittag fürchterlich schläfrig wird. Auch als Herausgeber ist er schonungslos vorgegangen. Daß Dinge wie die Skizzen „Aus der Praxis eines westfälischen Landarztes" auch nur geschrieben werden konnten, ist mir ein Rätsel, nun gar gedruckt! Dankenswert sind die „Nachrichten aus dem Leben und Wirken westfälischer Dichter". In der Einleitung versucht Hülter diese nach ihrem territorialen Charakter zu scheiden.

Derartige Sammelwerke kann man nicht gut in einem Zuge durchlesen, vorausgesetzt, daß nicht persönliches Interesse zur Lektüre reizt. Das gilt sogar von den Poesieen. In dieser gleichartigen Zusammenstellung wirken sie eintönig; die stete Wiederkehr derselben Motive ermüdet. Da finden wir auf jeder Seite die westfälische Heide mit ihrem zartpoetischen Charakter, das einsame Haus und die einsame Fichte, den Schäfer, der übers Land schaut, und den Raben, der schwerfällig durch die Luft rudert, das Christusbild am Wegrande oder das Madonnenbild. Es geht zu wenig vor in diesem Lande. Und oft genug scheint es, als ob man die Heimatskunst arg mißverstehe; von ihr kann noch nicht die Rede sein, wenn jemand einen Vers auf sein Vaterhaus macht oder auf die Mutterliebe. Die gegenseitige Versicherung auf Biederkeit und Ehrlichkeit ist auch recht fatal. —

So hoch Fritz Stöbers Beiträge zu den obigen zwei Sammelwerken über dem Wust des Dilettantenkrams hervorragen, so stehen sie, nur wenige noch hinzugerechnet, ebenso vereinzelt in einem Buche, das er aus eigenem unter dem Titel „Dämmerstrahlen" (Berlin, Hermann Walther. 181 S. Mk. 3,—) herausgegeben hat. Das Bestreben, nicht eintönig zu erscheinen, hieß ihn zu dieser ersten Publikation die buntesten Dinge zusammentragen. Da sind zunächst die Gedichte „Aus der Heimat", von denen man nur wünschen möchte, daß sie zahlreicher seien. Ein Vierzeiler „Andacht in der Heide" ist eine lyrische Perle; für solche Stimmungsakkorde ist die Kürze fast Gebot. Die ganze dumpfe Schwüle der Landschaft ist wundervoll aufgefangen in „Mittag auf westfälischer Heide". Das Bestreben, prägnant und doch erschöpfend zu sein, malerisch zu wirken durch Farbe und Bild, zerstört aber oft den ganzen Eindruck, da der Verstand gezwungen wird, erst den Inhalt zu detaillieren, ehe die Phantasie zur Vorstellung durchdringt; man merkt die Absicht und muß die sichtlich mühsame Arbeit des Dichters als Leser ebenfalls durchmachen; der leichte Fluß, den die sorgsame Feile geben soll, wird dadurch erschwert. Aus „Abend auf westfälischer Heide" ergeben die drei letzten schönen Strophen allein ein Gedicht; die vier vorhergehenden ließen sich vielleicht durch eine einzige ersetzen. Verse, wie „Das sich in den Lüften staut" oder später „Manchmal ein Laut, als wär es ein Kind" sind dürre Prosa und „Wälder türmen sich wie Mauern" ein sehr karger Vergleich. Wie wenig gelenkig noch Stöbers Sprache ist, zeigt in diesem Gedicht von 28 Zeilen die siebenmalige Wiederkehr des „wie", als gäbe es kein anderes Mittel, ein Bild einzuführen; das ist ja das schöne Vorrecht des Dichters, ein Bild unmittelbar vor uns hinzustellen und unsere logischen Prosaübergänge zu verschmähen. Mit Vorliebe bedient sich Stöber des freien und reimlosen Rhythmus und hat ihn besonders in seinen Liebesgedichten benutzt, ja zu Tode gehetzt. Zweifellos hat diese Art des Verses etwas Dithyrambisches, die Macht der Phantasie und die starke Empfindung stoßen Gesetz und Regel stürmisch beiseite. Sicher muß daher der Inhalt der Form entsprechen. Das ist bei Stöber oft nicht der Fall, man vergleiche die „Julinacht". Seine Liebesempfindungen sind nicht so titanenhaft, daß sie nach der Form des „kolossalen Epigramms" riefen. Das „Jawort" ist stammelnde Prosa. Ausgezeichnet hat er diesen freien Rhythmus jedoch in dem Heidebild „Einsames Grab" gehandhabt. Für seine Liebeslyrik ist der reinliche Vers mit sauberen Reimen noch das treffendste, und hier hat Stöber manches hübsche geboten, wie „Stille", „Bitte" (trotz des Anklangs an Freiligrath), „Das war kein Traum", „Auf ungeweihtem Totenacker"; letzteres ist in der Abteilung „Danse Macabre" das einzige, das uns eine tiefe lyrische Empfindung aufdrängt und sie schön und voll ausklingen läßt. Dinge wie „Die Sanduhr rinnt" hätten fortbleiben sollen; die Wiederholung alltäglicher Phrasen in einem etwas unheimlichen Ton giebt noch keine Stimmung und erst recht kein Gedicht. Unter den „Nächten" sind die beiden letzten hervorragend. Der Cyclus „Von der Straße" sind wohl Jugendgedichte, dürftige Reste von der Palette der ersten Naturalisten.

Außer den Gedichten gab Stöber „Gedanken", wohl angesteckt durch seines Landsmanns Peter Hille Aphorismenfieber; „Gedanken" giebt man, wenn man deren in Ueberfülle hat; zehn solcher Dinge wie z. B. „Einbildung braucht Ausbildung" stellen keinen geistigen Reichtum dar. Die „Gedichte in Prosa" sind scheinbar geschrieben, weil sie sich nicht in regelrechte Verse fügen wollten, und die Jugenderinnerung „Steinklopfer Franz ist tot" verrät trotz mancher persönlichen Eigenart zu sehr den Einfluß von Hauptmanns „Hannele", als daß sie über Stöbers novellistische Fähigkeit eine Meinung zuließe. Demnächst sollen ja im gleichen Verlag zwei Novellenbände von ihm erscheinen; wir werden dann sehen. — Der Buchschmuck ist teils von Stöber selbst, teils von vier andern Künstlern bestritten. Bei dem kokett geistreichelnden Vorwort, mit dem Peter Hille Stöbers Erstling „Den Westfalen übergiebt", weiß man nicht recht, wem zu Liebe es eigentlich geschrieben ist.

Im ganzen ist das Buch Stöbers gewiß eine beachtenswerte Talentprobe. Der Charakter seiner Lyrik ist durchweg ein düsterer, oft gequälter, so reizvolle naive Töne ihm zu Gebote stehen; man fühlt oft, wie er sich gewaltsam in die lyrische Stimmung hineinpreßt und

Alfred Bock.

um sie, obwohl Christine ein Kind hat. Daß der eigene Sohn dessen Vater ist, weiß der Alte nicht. Christine schlägt jedoch seine Werbung aus. Sie liebt den Jakob nach wie vor. Er ist Maler geworden, verscherzt sich aber durch sein ausschweifendes Leben die Gunst der Kunstgewerbeschule in Düsseldorf, deren Unterricht er vernachlässigt. Heruntergekommen durch Krankheit und Entbehrung, kehrt er ins Vaterhaus zurück, nachdem er erfahren, daß Christine dort ist. Die Liebenden finden sich wieder, der Vater überrascht sie und tötet in leidenschaftlicher Aufwallung den eigenen Sohn. Dann erst erfährt er, daß Jakob der Vater von Christinens Kind ist, und wird als gebrochener Mann in Haft geführt, während das Dorf in Kirmeslust schwelgt und die Sonne ihren Fackelflammenschein über die Dorfstraße wirft . . . Diese unaufhaltsam vorwärts strebende Handlung, in der alle überflüssigen Schilderungen vermieden sind (das Buch umfaßt nur gegen 100 Seiten), ist glänzend aufgebaut und entwickelt sich unerbittlich und eindringlich aus den Charakteren. Es ist viel realistisch getreue Lebenswahrheit in dem Dorfroman enthalten, die wohl zum Teil der Wirklichkeit entnommen sein könnte. Ich kenne die früheren Bücher von Alfred Bock nicht. Aber ihre Titel: „Wo die Straßen enger werden" und „Die Pflastermeisterin" zeigen zum Teil schon an, daß der Verfasser auch hier auf einer einmal eingeschlagenen Bahn fortschreitet: er ist Realist. Man erkennt schon an den Stoffen, die er sich erwählt, daß Wirklichkeitsleben in ihnen enthalten ist. Der Flurschütz und die Nebenpersonen der Handlung, die enge Welt des Dorfes, in der sie sich abspielt, das alles atmet frisches, derbes Leben. Und es ist mit einer geschickten und reifen Erzählungskunst in das kurze Buch gebannt, mit einer Sprache, die dem hessischen Volksdialekt viel, vielleicht allzu viel entlehnt. Denn nicht nur in den Dialogen, auch in der Erzählung machen sich häufig mundartliche Ausdrücke breit, die zwar hier nicht übel am Platze, aber nicht allenthalben verständlich sind: schanzern, schlockern, schurgeln, strunzen, malatschen u. s. w. Verständlicher ist schon die unbekümmerte Lebendigkeit des Vorgangs, als die der Rede. Man fühlt die Lebenskraft, den Zwang, unter dem der Flurschütz handelt, und es ist genug geschehen, um seinen Willen zu motivieren. Es steckt viel urwüchsige Kraft, viel kraftvolle psychologische Lebensführung in diesem oberhessischen Dorfroman.

Und das ist schließlich das Gemeinsame der beiden Bücher von Holzamer und Bock. Sie wissen für ihre Stoffe, für ihre Heimatmilieus, für ihre Bauernnaturen zu interessieren, und sie fesseln durch eine Darstellung, über der trotz aller peinlich genauen, realistischen Lebensbeobachtung doch von ferner über die Wiesen das milde Leuchten der romantischen Blumen strahlt.

Neue Essais.

I.

Charakteristiken. Von Erich Schmidt. Zweite Reihe. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 326 S. 6 Mk.

Den 1886 erschienenen trefflichen „Charakteristiken" des Biographen Lessings reiht sich nunmehr ebenbürtig ein zweiter stattlicher Band an, in dem Schmidt vereinigt hat, was von den ringshin verstreuten Parerga seiner letzten fünfzehn Jahre dem Verständnis weiterer Kreise zugänglich, dem gebildeten deutschen Publikum als solchem zugedacht ist. Der Titel feiert gerade — ein hübscher Zufall — sein hundertjähriges Wiegenfest: in der Bedeutung monographischer Essais sind „Charakteristiken" der Lesewelt gewiß erst seit den berühmten „Charakteristiken und Kritiken" (1801) der beiden Schlegel geläufig, allerdings nun auch völlig im Sprachgebrauch eingebürgert, wenngleich Feinhörer wie Heinrich Laube an dem „garstigen Wort" gelegentlich Anstoß genommen haben, das wir doch heute ungern missen möchten; denn seine sechs Silben bergen eine vornehme und große Ueberlieferung, sie mahnen die Litteraturgeschichte zur liebevollen Vertiefung in die einzelne Individualität, zu ihrer Neubelebung, zur Erforschung ihrer Einheit oder ihres Widerspruchs, sie stellen an den Historiker der Kunst Anforderungen der Kunst, sie lassen uns im Titel des vorliegenden Werks den Weg von Friedrich Schlegel zu Erich Schmidt, von den Entdeckern zu den Verwaltern der Wissenschaft als einen zwar sofort in stolzer Höhe beginnenden, dennoch aber das Jahrhundert hindurch unablässig ansteigenden erkennen.

Es sind zumeist Gelegenheitsarbeiten im besten Sinn, die sich zur zweiten Reihe der „Charakteristiken" zusammenfügen. Säkulare Gedenktage rücken den kunstreichen Schuster, die gleichaltrigen Widersacher Platen und Immermann in das Gesichtsfeld des Gelehrten; als Wortführer großer oder kleiner Gemeinschaften tritt er an die Stufen des Goethe-, des Stoy-Denkmals oder wirbt für das Luthers, neben dem räumlichen Gebilde des Künstlers ein zweites im Geiste der Hörer erschaffend; in fünf Nekrologen, besonders reizvoll durch das zarte Mitschwingen persönlicher Saiten und das Fehlen der üblichen Sentimentalitäten, zieht er die Summe fünf reicher Existenzen (Großherzogin Sophie, v. Loeper, v. Simson, Freytag, Fontane), und Bächtolds Andenken wird durch interessante Mitteilungen aus dessen Korrespondenz mit Gottfried Keller geehrt; ein einzigmal begegnen wir dem Essayisten auch in einem Schwarme von Geburtstagsgratulanten: freilich ist's das Jubiläum keiner Geringeren als unserer Ebner-Eschenbach, das den Feind der „Festredensarten" veranlaßt, eine Lebende ins Gesicht zu loben.

Dieser gelegenheitliche, festliche Charakter, der den Sammelband ziemlich scharf von seinem Vorgänger von 1886 scheidet, hat zur Folge, daß in ihm die eigentliche gelehrte Forschung, Untersuchung, Kritik, Demonstration noch mehr zurücktritt — nicht zum Schaden seiner Popularität. Wir sehen Blüten und Früchte, nicht aber die farblosen Spaliere, an denen sie mit intensiver Arbeit gezogen wurden. Wie gefällig verdeckt die Anmut des Litterarhistorikers seinen großen wissenschaftlichen Apparat z. B. in den drei großen einleitenden Aufsätzen, den einzigen von allen 23, die nicht der Charakteristik eines Einzelnen dienen, sondern poetische Motive und Gestalten (den „miles Christianus" biblischen Angedenkens, den Tannhäuser, das Schlaraffenland) auf ihren vielverschlungenen Pfaden durch Jahrhunderte, selbst Jahrtausende verfolgen. In der vornehmen Popularisierung so weitschichtiger und voraussetzungsreicher Stoffe bewährt sich neben dem Gelehrten Schmidt in vollem Maße auch der Schriftsteller, ja geradezu der Künstler; hier bewährt sich ferner der eigentümlich gedrungene, leichte Anspielungen und feine Nuancen liebende Stil, der auch

als ein besonnener Sozialethiker seiner Zeit den Puls zu fühlen weiß, zeigt Bölsche in dem an Ausblicken reichen Aufsatz über „Freie Universitäten“.

Bölsches Sprache ist frei von dem, was man im üblen Sinn des Wortes feuilletonistisch nennt. Er ist kein Aphorismenjäger und Wortequilibrist, aber er hat seine ganz persönliche Ausdrucksweise, die besonders gerne zu gut gewählten Bildern greift. An den Stil Herman Grimms, über den er sich, ebenso wie über den der anderen behandelten Autoren, gelegentlich selbst ausläßt, erinnert seine Art der Satzführung, das verstärkende Nachwerfen einzelner Worte hinter den schon geschlossenen Sätzen und die häufige Kürze der Sätze. Der gesprochene Vortrag hat hier als Muster gewirkt, und nicht zum Schaden des Geschriebenen.

Berlin. *Josef Ettlinger.*

Proben und Stücke.

Sein letztes Hochamt.

Novelle von **Wilhelm Holzamer** (Heppenheim a. d. B.)*).

(Nachdruck verboten.)

Man darf das jetzt von ihm erzählen, wenn er selbst es auch nie gethan hätte. Er ist ja nun schon beinahe zwei Jahrzehnte tot. Und er war immer so schweigsam gewesen und sprach gar nie von sich. Es lag so in seiner Natur. Und es war auch wohl ein gut Teil Angewöhnung. Er war nie so recht verstanden worden, nie in seiner engsten Umgebung, und auch in seiner weiteren nur selten. Bei seinen Freunden höchstens hat er sich tiefer ausgesprochen. Aber das waren selbst wieder so stille Leute, und sie sind ja nun auch alle tot.

Es war in den Jahren der Reaktion nach der Volkserhebung 1848 bis 1849. Der einzelne war durchaus unsicher geworden, die Gegensätze der Parteien waren heftig und wuchsen immer mehr. Die Wühlarbeit machte stets größere Fortschritte, und ihre Erfolge, die anfangs noch heimlich waren, traten offen zu Tage.

Besonders wer ein Amt hatte, mußte sich hüten. Nichts unbedacht sagen, nicht immer ehrlich seine Meinung sagen. Nicht mal eine Meinung haben wollen. Das war im Amt so verderblich und war so unvereinbar mit dem Amt, wie das Aufklären und Agitieren am Wirtstisch. Oder gar im vertrauten Kreise, denn überall hockten die Heuchler und Horcher, und brühwarm und gehörig vergröbert kam alles ins Pfarrhaus. Denn der Pfarrer war der Hüter des zahmen und unterwürfigen Geistes, der Hüter der Meinungslosigkeit und der Verdammer der Freiheit. Und die Falschen und Ohrenbläser, die Locker und Lügner waren ihm gute Werkzeuge.

Eine Meinung haben und ein Mann sein — ja oft einen „Kopf“ haben und nicht dumm sein, das hieß frei sein, hieß anrüchig, ja direkt gefährlich sein.

Da red' ich von meinem Heimatdorfe. Es war der Schullehrer Andreas Krafft, der der Stein des Anstoßes geworden war. Es wäre schwer zu sagen gewesen, warum.

Es lag vielleicht im Krafft. Ich stelle mir ihn vor, wie er über die Straße ging. Ein Schullehrer vom alten Schlage. Auf den ersten Blick ein Schullehrer. Aber mehr als das, auf den ersten Blick zu sehen: eine Persönlichkeit. Einer, der mehr hatte vom Leben, als sein armes Amt. Einer, der ein Leben gelebt hatte, dem das Leben einen Inhalt gegeben hatte, und der seinen Idealismus, den alten, guten, hohen, heiligen Idealismus, durch sein Leben trug. Er leuchtete auf seiner Stirne, er glühte in seinen Augen. Und mag er uns öde und thöricht geworden sein — wo er uns heute noch so ganz eins mit dem ganzen Menschen begegnet, ziehen wir den Hut ab.

Der Krafft war nach oben nicht genehm. Er war gewissermaßen schon prädestiniert dazu. Es lag so in seiner ganzen Art. Sie machte nicht warm, sie machte vielleicht scheu, machte einem unbehaglich. Es war so etwas Starkes, Abwehrendes in ihm, es wurde oft etwas Herausforderndes, Herrschendes. Man sah's auf den ersten Blick, man hörte es beim ersten Wort. Vielleicht ein starkes, geistiges Uebergewicht. Vielleicht war's etwas Aeußeres nur: der Blick, die Stirn, die Schädellinie — vielleicht der graue Hambacher Bart, das lange Haar — vielleicht die Art zu gehen oder zu sitzen, ja nicht zum wenigsten die Art zuzuhören, stille zu sein.

Ja, das war's vielleicht beim Krafft, wie still er war. Und wie ernst immer. Er ging durchs Feld, immer in den gleichmäßigen breiten Schritten — „guten Tag, Herr Lehrer!“ rief's, er dankte und schritt weiter. Und wenn er in den Gesangverein kam — und war der lauteste Lärm im Saale, und ging die Thür auf und der Krafft trat ein, war's mäuschenstill. Und alle sahen nach ihm, und alle hingen an seinem Blick, und es war mehr als Furcht, es war ein hoher Respekt. Etwas Vornehmes trug er an sich, trug er überall hin, so einfach er war. Keiner kam ihm zu nahe, selbst wenn er scherzte. Und keiner wagte sich so recht aus sich heraus, wenn der Krafft dabei war. Jede Bemerkung wurde zweimal bedacht, ehe sie gemacht wurde. Und doch — wer den Krafft respektierte, und es waren die Besten meines Dorfes, der hing ihm auch an.

Doch war der Krafft nicht hochmütig. Einige behaupteten auch das, aber schon die Freunde, die er sich ausgewählt hatte, bewiesen gegen sie. Die Freunde waren nicht aus den sogenannten „vornehmen“ Kreisen, nicht „Doktor“ und Apotheker, nicht Schullehrer und Angestellte — es war der Musikant Jakob Veit, kurz der Veitjakob genannt, der die Violine spielte auf den Kirchweihen und im Gesangverein den ersten Tenor sang, war der Botsieben-Hannes, der die Post hatte von Thurn und Taxis und Musikant war nebenbei, war der Pankraz Klein, der den zweiten Baß „hielt“ im Gesangverein, war freilich auch der Rudolf Schwarz, der Bürgermeister, der auch Freimaurer war, vielleicht auch sonst noch was Geheimnisvolles und Böses, was den Krafft anzog.

Der Krafft sah aber nicht aufs Aeußere und nicht aufs Böse, er suchte in seinen Freunden eine Ergänzung zu sich selbst. Oder das nicht einmal, oder wenigstens nicht so bös egoistisch ausgedrückt — er suchte gesunden Menschenverstand und ein warmes Herz, Liebe und Begeisterung. So beim Veitjakob, dem Musikanten, — beim „alten Schwarz“ aber war's oft ein Aufblicken und Bewundern, öfter die freudige Gewißheit und Dankbarkeit, verstanden zu werden, angeregt und bestärkt zu werden. Denn der Schwarz war ein Weltmann. Das Leben hatte ihn nach allen Richtungen schon umhergeworfen, er hatte sich auf dem Dorfe vor Jahren festgesetzt, hatte erst eine Wirtschaft eröffnet, dann eine Branntweinbrennerei und war dann zum Bürgermeister gewählt worden. Denn er war reich. Er war aber auch ein heller Kopf. Und er war auch — ein Demokrat.

Ein Demokrat war der Krafft nun freilich auch. Er hatte in seiner Jugend das Hambacher Fest mitgemacht und hatte flüchten müssen: er hatte im „tollen Jahre“ geredet und geschrieben für die Freiheit und die Verwirklichung der Träume der deutschen Seele.

Aber nun war er still geworden, ganz still. Still im Kreise seiner zahlreichen Familie, für die er schwer zu sorgen hatte, still bei seinen Büchern und Noten, in seinem Schulgarten, den er fleißig bepflanzte. Und wenn er von seiner Arbeit ausruhte, saß er unter dem hohen Epheu an der alten Schloßmauer und paffte aus seiner Pfeife. Und alte Träume und alte Lieder wurden in ihm wach, er lächelte des Vergangenen, und leid ward ihm um all das, was unerfüllt blieb — aber er blieb still. Ja, ganz still war der Andreas Krafft. Er hatte sich vom Leben zurückgezogen, er hatte seinen Kreis verengert, und was er von dem Draußen dabei verloren

*) Aus: Im Dorf und Draußen. Neue Novellen. Leipzig, Eugen Diederichs, 1901. 178 S. (S. die Besprechung auf Sp. 23 f.).

hatte, das suchte er sich zu ersetzen durch die innigere Beschäftigung mit dem, was ihm lieb war.

So hatte seine Persönlichkeit ihre Gewichtigkeit und Schwere bekommen, und auch eine Ruhe war ihm geworden, und Kampf und Leid waren nicht verloren. Und so wurde der Krafft auch nicht zur Maschine, trotz der gleichmäßig schweren Thätigkeit, die er entfalten mußte. Er fand sich überall einen Punkt, von dem aus betrachtet alles einen eigenen Wert und Ansehen erhielt, von dem aus trotz aller Anstrengung und Ueberwindung der Krafft noch Werte für seinen inneren Menschen herausschlug, so daß er sich seine Freudigkeit bewahren konnte. Warm fühlte er sich von ihr durchströmt, wenn er seinen Gesangverein übte, wenn er ein Lied oder ein Präludium für die Orgel einrichtete, und ganz besonders, wenn er an der Orgel saß und die Töne ihm die Sprache seines Herzens wurden, in der sich das Letzte sagen ließ, was sein Herz verborgen hielt.

Und nun war plötzlich die Hetze gegen ihn losgegangen. Es war fast über Nacht gekommen. Der eigentliche Anlaß wäre schwer zu finden gewesen. Der Anlässe und Gründe wußte man viele anzugeben. Kraffts politische Vergangenheit, seine geistige Selbständigkeit, sein Uebergewicht, die Sicherheit und Reinheit seiner Persönlichkeit, ja gerade das mochte vielen ein Dorn sein. Auf einmal fand man ihn kirchlich zu lax, man fand bald, daß er kirchenfeindlich sei. Man gab hundert heimliche Anlässe zum Streit, tausend heimliche Stiche. Aber der Krafft stand über der Kleinlichkeit des Menschen, er blieb ruhig. Da riß die Geduld. Man ging im Amt gegen ihn vor. Man schikanierte ihn, man tadelte, rügte, drohte. Da stand der Krafft seinen Mann, er verteidigte sich. In seinem Amt ließ er sich nicht antasten. Er hatte allzeit seine Pflicht gethan, er hatte sich nichts vorzuwerfen — keiner sollte ihm etwas vorwerfen dürfen.

Da war die Flamme aufgeschlagen. Das Dorf war plötzlich in zwei Lager geteilt: hie Pfarrer! hie Lehrer! Und eigentlich hatte der Krafft gar nichts dazu gethan. Er hatte seine Angelegenheit allein vertreten, fest und still, wie es seine Art war. Niemandes Hilfe hatte er angerufen, niemandes Beistand erbettelt. Nur einmal hatte er in der Erregung das Zeugnis seiner Schulkinder gefordert. Sonst war er passiv geblieben. Er glaubte an sein gutes Recht und an seinen Sieg.

Aber Beichtstuhl und Kanzel hatten gute Arbeit gethan und thaten sie weiter. Die Gemeinde blieb in zwei Parteien gespalten. Und heiß war der Kampf. Auf den Straßen, in den Wirtshäusern begann er, in den Familien setzte er sich fort, und sogar die Jugend beteiligte sich daran.

Kraffts Partei war eigentlich ohne Führer, denn der Andreas Krafft wollte nichts mit dem Zwist zu thun haben. Er ermahnte immer zur Ruhe und ihn allein zu lassen. Aber die Fanatiker und Herausforderer der Gegenpartei ruhten nicht. Und der Streit spann sich immer weiter. Er wurde dann auch noch bei der Behörde gegen Krafft benutzt, dem alle Schuld zugeschoben wurde, und eines Samstags, da er gerade unterrichtete, wurde ihm sein Absetzungsdekret zur Unterschrift vorgelegt. Es riß ihn hin, es seinen Schülern vorzulesen. Dann unterschrieb er's und ging.

Die Gesangstunde für den Abend sagte er ab, er fürchtete einen heftigen Ausbruch von Streitigkeiten im Vereinslokal oder auf der Straße, wenn er sich jetzt zeigen würde. Und er fürchtete auch, sich nicht halten zu können und in der Erregung ein unbedachtes Wort zu reden, wenn er herausgefordert würde. Am Nachmittag kam noch einmal ein amtliches Schreiben. Es war vom Pfarrer, „daß er gehalten sei, die Orgel bis zum Eintreffen seines Nachfolgers zu spielen".

Diesen Sonntag wollte der Krafft noch einmal spielen, aber es sollte zum letzten Mal sein. Er hatte sich's fest vorgenommen: Es sollte sein Abschied von der Orgel sein.

Am Sonntag Morgen, als es anfing, „zusammenzuläuten, ging der Krafft in seiner gewohnten Weise nach der Kirche. Er ließ sich vom Glöckner die Weisungen des Pfarrers holen, dann schritt er langsam die Treppe zur Empore hinauf. Als sein grauer Kopf sichtbar wurde, sah man von allen Seiten nach ihm. Auf allen Gesichtern lag ein tiefer Ernst. Der grimmigste Feind hätte jetzt im Gefühl seines Sieges nicht lächeln können. So ernst Kraffts Gesichtszüge waren, so ruhig und fast klar waren sie doch auch, denn nichts Bitteres sprach in ihm. So sah er fast feierlich aus, und allen war es feierlich bei seinem Anblick. Als ob jeder fühlte, daß da Einer zwischen ihnen gehe, der ein Schicksal auf seinen Schultern trage. Es mochte manchem sein, als ob dies Haar, das in diesen schweren Tagen fast schlohweiß geworden war, mehr fordere als nur die Ehrfurcht vor dem Alter. Und manchem mochte auch das Herz bange geworden sein im Gedanken an des alten Lehrers Zukunft, und er mochte sich in diesem Augenblick seiner eigenen Schuld erinnern, die er selbst an dem Unglück des Lehrers trug, dem er doch nur hätte dankbar sein müssen. Einem oder dem anderen gar mochte es aufgehen, daß es etwas Gebietendes, Großes und Erhebendes sein müsse, so fest und sicher dahinzugehen, sich aufrecht zu halten und kein Mitleid zu fordern, wenn ein großes Leid die Seele beschwert, ein Wirken, eine Zukunft, eine Existenz zertrümmert liegt.

Alle waren ergriffen, jedem schlug das Herz höher. Das Schicksal erzwang sich Achtung, sein Anblick mahnte zur Einkehr. Der Krafft hatte jetzt die Orgel aufgeschlossen und die Noten aufgestellt. Dann setzte er sich auf den Orgelbock. Er wartete, bis der Priester aus der Sakristei trat.

Ernst und feierlich spielte er das Präludium, ernst und einfach begleitete er den Gesang des Volkes und des Priesters, schlicht und unverschnörkelt präludierte er und spielte die Zwischenstücke ohne viel Stimmenaufwand.

Durch nichts Aeußerliches verriet sich die Bewegung seines Herzens, und sie niemand auch nur im leisesten zu künden, befleißigte sich Krafft der größten Strenge und bewahrte sie während des ganzen Gottesdienstes im begleitenden und füllenden Spiele.

Der Pfarrer hatte die Predigt ausfallen lassen. Der Krafft war froh darüber. Er hätte ihm heute nicht zuhören können. Er war froh, an seiner Orgel sitzen bleiben zu können. Zu spielen, zu vergessen. So wichtig waren ihm sonst die einzelnen Akkorde nie gewesen. Sie flossen ihm nicht zu — er wählte streng und vorsichtig aus, alles Prunkende vermeidend. Er war schwer und ernst gestimmt. Er spielte nicht nur vor dem Gotte, dem der Priester opferte, den die Gemeinde anbetete — groß und streng sah er sein Schicksal vor sich. Er spielte vor seinem Schicksal. Und er wollte nicht klein sein vor ihm.

Als sei es sein Richter, war ihm, als wäge es nun, ob er zu leicht sei und schwach, oder wert, die Schwere seiner Last zu tragen und seinen Arm zu fühlen, der wie aus einer Ferne, einer Höhe, einer Ewigkeit herüberreichte.

Gut und groß ward der Krafft vor seinem Blick.

Er hatte alle Kränkungen und Beleidigungen vergessen, er stand über dem Augenblick, der so schwer war, und es war ihm, als weihe er sich jetzt, sein Verhängnis zu tragen. Er fühlte sich so außerhalb der Menschen, außerhalb ihres Kreises gesetzt. Er fühlte sich ganz allein. Und er gab sich für das Geringste, was er that, tief und streng Rechenschaft.

So weihevoll gestimmt, wählte er die Akkorde aus. Dann war das Ite missa est gekommen — und Krafft atmete tief auf. Der Gottesdienst war zu Ende.

Und jetzt dachte der Krafft an den Abschied, an den Abschied von seiner Orgel, die er die langen Jahre gespielt, der er das Verborgenste seiner Seele und ein ganzes Leben anvertraut hatte.

Mächtig durchdrang ihn, was die Musik je in ihm ausgelöst hatte, mächtig packte ihn, was sie ihm gewesen

war. Daß ſie ihm mehr war, als ein Spiel, als eine Pflicht, daß ſie ein Leben war, das außer ihm lebte und doch ſeinen Puls hatte.

Und nun Abſchied. Krafft bebte. Der Künſtler in ihm bebte, der vielleicht nie ſeinen ganzen Ausdruck hatte finden können, der ihm vielleicht nie klar geworden war. Der nichts weiter in ihm war, als Liebe, als eine Freudigkeit, ein Vertrauen. Der vielleicht nie etwas mehr gethan hatte, als in Stunden der Ergriffenheit ſeine Zuflucht zur Muſik zu nehmen, und das nur in unklarem Trieb, faſt mechaniſch und unbewußt.

Aber der Krafft wollte es kurz machen. Er wollte abbrechen und gehen. Er konnte nicht. Es hielt ihn.

Daß er ja zum letzten Male ſpielte, rief's in ihm, daß er den Schluß machen müſſe zu all dem, was er die Jahre hier in Tönen geſagt hatte. Daß er dann erſt gehen könne für immer von dieſen Tönen, die ſein waren, ſein eigen und ſeines Weſens — und daß ihr Inhalt dann erſt ganz ſein könnte, wenn er ſeinen letzten Sinn bekäme, den Sinn ſeines ſchwerſten Erlebniſſes.

Mächtig fühlte Krafft dieſes Erlebnis in ſich. Seinen ganzen Schmerz, all das Traurige, all die ſchweren Folgen, all das Ungewiſſe — freilich auch ſeinen Mut, ſeine Kraft, ſeinen Stolz und ſeinen Willen.

Daß er gefallen, fühlte er, aber nicht geſchlagen fühlte er ſich. Ja, ihm war, als habe er einen Sieg errungen.

Ein paar Akkorde hatte der Krafft wie im Traume ergriffen. Die Rechte war ihm von den Taſten geſunken, die Linke hielt die Akkorde feſt. Ein Poſtludium von Bach hatte er faſt mechaniſch aufgeſchlagen. Eine Fuge, deren Thema er jetzt ſpielte.

Er machte eine Pauſe und ſtrich mit der Rechten über ſeine Stirne. Eine Strähne war ihm tief ins Geſicht gefallen.

Sein Schickſal ſtand nicht mehr vor ihm, es ſprach in ihm. Er ſpielte. Er wiederholte das Thema. Zart und feierlich leitete er im oberen Manuel ein. Dann zog er die Koppel. Immer inniger wurde die Verſchlingung, immer mächtiger und ſicherer ſchien das Thema zu werden, je gewaltiger die Gegenſätze anwuchſen. Und immer wieder und wieder ſetzte er ein.

Der Krafft hatte die ganze Orgel gezogen. Der Schluß des Poſtludiums brauſte durch die Kirche.

Die Gläubigen waren auf ihren Plätzen geblieben. Keiner hätte gehen können. Sie ſtanden und ſahen hinauf zur Empore.

Ein paar Männer waren tiefer ins Schiff gegangen und ſtanden lauſchend, ſtaunend in den Gängen.

Krafft ſpielte weiter.

Etwas Großes brauſte über die Gemeinde hin, etwas Großes, das kein Wort hat: der Atem einer Seele, die verhauchen möchte und feſtgehalten iſt.

Keiner mochte wiſſen, was es war. Aber alle fühlten, daß es ein Etwas ſein müſſe, das ſtärker war, als die Muſik, die es trug, ſtärker als Feier und Andacht, die dem Gotte gegolten hatte.

Alle ſtanden und lauſchten und ſahen empor

Und Krafft ſpielte noch. Er hatte den Blick von den Noten abgewandt, er hatte den Kopf vorgebeugt, das rechte Ohr der Orgel zugewandt. Er lauſchte tief in ſein Spiel hinein. Er lauſchte auf das Letzte, das er ſich ſpielte, das er nicht hinauskündete in alle Welt.

Er hatte alle Regiſter eingeſchoben bis auf die vox humana und einen Baß — und nun ſchlug er unisono eine ſchlichte Folge von Tönen an, hielt jeden feſt und ſicher aus und faßte zuletzt einen Akkord, den er ſacht verklingen ließ. Es war wie ein Verbluten, ein Seufzen. Oder es mochte wie ein Vergeben und Weinen ſein.

Der Pfarrer war aus der Sakriſtei getreten. Er ſtand oben vor dem Marienaltar, deren Kerzen der Glöckner löſchte. Er hatte die Rechte zur Fauſt geballt und ſtützte ſie auf die Kommunionbank auf. Mit flammenden Augen ſah er zur Orgel hinauf. Und er knirſchte.

Krafft ſchloß die Orgel und zog den Schlüſſel ab. Er blickte ſich um. Er ſah, daß die Leute jetzt erſt ihre Plätze verließen. Es ging ihm auf — ſein Spiel hatte ſie feſtgehalten. Er hatte alles vor allen geſagt, was ſein Herz bewegt hatte. Und alle hatten's verſtanden.

Er wurde tief rot. Er ſtrich ſich verlegen durchs Haar. Er ſchämte ſich. Ihm war, als habe er ſich der Menge preisgegeben.

Er war erlegen, er war ſchwach geweſen.

Er mußte ſich ſtützen — er griff nach dem Orgelbock. Er griff fehl.

„Herr Lehrer!“ klang eine Männerſtimme neben ihm.

Einer ſeiner Sänger hatte ihn beobachtet und war auf ihn zugetreten, ihn zu ſtützen. Der Krafft beherrſchte ſich wieder: „Ich danke!“ ſagte er.

Dann ging er. Er ging ruhig und ſicher, wie er gekommen war. Die Kirche hatte ſich geleert. Alle Kerzen waren gelöſcht. Die Kirche lag im Dämmer. Nur durch ein offenes Fenſter floß ein Sonnenſtrahl. Andreas Krafft ſtand an der Thür. Er wollte ſie aufziehen. Da mußte er ſich noch einmal umſehen. Voll fiel das Sonnenlicht in ſein Geſicht. Er ſenkte es ein wenig. Da ſah er oben den Pfarrer ſtehen.

Sie ſtanden einander gegenüber, die Gegner, der leere Raum nur zwiſchen ihnen.

Wenn ſie hätten Freunde werden können, wenn es gekommen wäre, daß ſie Freunde geworden wären?!

Krafft zitterte ein wenig. Dann aber hob er raſch den Kopf, obgleich das Licht ſeinen Augen weh that. Und raſch ging er.

Auf dem freien Platz vor der Kirche ſtand noch die Menge. Geteilt wie immer: links die Freunde, rechts die Gegner. Aber alle ſtanden ſtumm. Aller Augen waren auf den Alten gerichtet, der jetzt oben auf der Freitreppe der Kirche ſtand. Der Krafft hielt betroffen den Fuß an. Unmerklich reckte er ſich auf.

Dann ſchritt er feſt und ſicher die Treppe hinab.

Noch einmal hielt er an und nahm die Brille ab. Er wollte nicht ſcharf ſehen jetzt, er konnte nicht.

Und er wollte auch nicht gerührt werden.

Er ging feſten Schrittes zwiſchen den Reihen hin.

Es ſchnitt ihm durch die Seele: „Ich bin ein Gezeichneter.“

Ein Graukopf nahm tief den Hut ab.

Und er blieb ſtark und ging groß und ſtolz. Man hörte nur ſeinen Tritt — und faſt auch den Atem der Leute.

Tierfabeln.

Von **Fr. W. van Oſtéren** (Weleslavin*).

(Nachdruck verboten.)

Die Beamten.

Der Krebs, der Salamander —
Die ſaßen mit einander
Seit Jahren grundlos tief
Im Seekohlblattarchiv.
Bei Sturm und ſchönem Wetter
Rangierten ſie die Blätter,
Verſumpft, verkohlt, verſchlammt —
So ſaßen ſie im Amt;
Sie waren angebunden
Zu Nacht- und Tagesſtunden;
Sie trugen Luſtbegehr
Und atmeten kaum mehr.
Man nannte ſie Beamte;
Sie lebten wie Verdammte,
Auch zahlte ſie ſehr ſchlecht
Ihr Prinzipal, der Hecht.

*) Aus: Wir. Mit Zeichnungen von Käthe Schönberger. Dresden, Carl Reißner. 124 S. (S. die Beſprechung auf Sp. 17.)

Die beiden Tiere waren
Nach langen Dienſtesjahren
Erblindet, taub und lahm,
Was nur vom Schlamme kam.
Die zwei, uralt geworden,
Erhielten Seeſternorden
Als treuer Dienſte Lohn
Und mußten in Penſion.
Sie hätten nun ſo gerne
Geruht; doch ihre Sterne —
Die ſättigten ſie nie.
Vor Hunger ſtarben ſie.

Meer-Pfiffigt.

Schlammbedeckt und tangbezogen,
Schwamm ein junges Seepferd ſchnell
Durch die aufgeregten Wogen;
Denn im Meer war Kriegsappell.
Alle großen, alle kleinen
Fiſche und was ſtammverwandt
Mußten pünktlich ſtets erſcheinen,
Selbſt wenn blinder Lärm entſtand.
Blaß an Bauch- und Rückenkruſten
Schwamm das Seepferd ganz allein;
Alle andern Fiſche mußten
Längſt am Sammelorte ſein.
Und ſo war's auch. An dem Orte,
Der zu dieſem Zweck beſtimmt,
War verſammelt zum Rapporte,
Was da Floſſen hat und ſchwimmt;
Und das Seepferd war der Letzte.
Gleich beſchimpfte es der Hai,
Daß es nur ſo Wogen ſetzte:
„Das iſt eine Schweinerei!
Iſt Ihr Weg denn etwa weiter,
Als der Weg der andern, Sie!
So was nennt ſich auch noch Reiter!
Schöne Meerkavallerie!
Seedrach — (dieſer war es nämlich,
Den man zum Sergeant erkor) —
Dieſen Jockey, faul und dämlich,
Nehmen Sie mal tüchtig vor!"
„Zu Befehl, Herr Oberſt!" ſagte
Seedrach, der das Ding verſtand,
Weil er immer Spinnen jagte:
Und zum Seepferd dann gewandt
Schnarrte er: „Sie, der den Namen
Wellenroß zum Spotte trägt,
Sie vom Haus der Popotamen,
Der die Eier ſelber legt,
Hartgeſott'ner Schwanzverdreher,
Sie einjähr'ger Waſſergaul,
Kommen Sie gefälligſt näher,
Aber halten Sie das Maul!"
Und das Seepferd ſtand mit Beben
Und entſetztem Augenpaar,
Weil ihm im civilen Leben
Fremd der Bilderreichtum war.
Doch ſchon riß aus ſolchem Sinnen
Es der Seedrach: „Sie, habt acht!
Wenn wir mit dem Drill beginnen,
Wird gefälligſt nicht gedacht.
Erſt den Schwanz herabgeſchlagen!
Hoch den Kopf! Den Bauch herein!
Alles muß da ſozuſagen
Front und eine Linie ſein."
Und dieweil der Seedrach fluchte,
Blieb das arme Seepferd ſtumm
Und verſuchte und verſuchte,
Grad' zu biegen, was da krumm.
Doch umſonſt! Die harten Glieder
Blieben krumm ſo wie zuvor,
Und es fuhren immer wieder
Bauch heraus und Schwanz empor,
Bis der Seedrach tief verdroſſen
Die Geduld verlor. „Hierher!
Kerl, er würde krumm geſchloſſen,
Wenn er nicht ſo krumm ſchon wär'.
Aber wart'! Ich bieg' ihn grade!"
Sagte es und that es auch,
Bog dem Seepferd ohne Gnade
Schwanz herab, herein den Bauch.
Doch da knirſchte es und krachte,
Und dann gab es einen Schrei,
Und noch eh' es jemand dachte,
War das Seepferd — knacks — entzwei.
Erſt beſtürzt und ohne Worte
Sah der Seedrach, was geſcheh'n,
Um gefaßt dann zum Rapporte
Zu Herrn Oberſt Hai zu geh'n.
Und er meldete: „Zerbrochen
Iſt der krumme Civiliſt,
Was doch ſonſt nach vielen Wochen
Unterrichts erſt möglich iſt."
Peinlich war von dem Berichte
Hai berührt; dann ſprach er feſt:
„Steht im Tangblatt die Geſchichte,
Giebt's für Sie zwei Tag' Arreſt!"

Aerztliches Honorar.

Die Schlange war als weiſe Frau
Weithin bekannt, verehrt, geprieſen,
Sie kannte wirklich auch genau
Die gift'gen Kräuter auf den Wieſen,
Erforſchte jeder Krankheit Grund
Und heilte die verwandten Nattern
Von Kongeſtionen, Schuppenſchwund,
Von Magenkrämpfen, Gicht und Blattern.
Die Diagnoſe war ſtets klar.
Sie ſagte: „Flöhe!", wo es juckte,
Sie ſagte: „Räude!", wo kein Haar,
Und „Schwindſucht!", wo man blutig ſpuckte.

man Volksgeist oder Volksseele nennt. Dazu Fühlung zu gewinnen, sich still schaffend vorerst mit einer kleinen, aber herzensvornehmen Gemeinde zu begnügen: das ist doch wohl das Adligste, was der echte Dichter thun kann. ‚Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.‘ Sind im Tingeltangel die Besten?

Gleichwohl: lassen wir trotz alledem das litterarische Tingeltangel als Unterhaltung für sich durchaus gelten! Nur hüte man sich — und hier liegt eine Gefahr —, etwas verführt durch die vielen Zeitungsnotizen, in diesen lokalen Erscheinungen irgend einen Beitrag zur Litteratur-Entwickelung oder gar die Entwickelung selber zu sehen! Für das gesellschaftliche Berlin ist dies alles bezeichnend und sogar eine Errungenschaft; nicht aber für Deutschland und seine Kultur.“

Auszüge.

Wenn die Zahl der Festartikel, die zu eines deutschen Dichters 70. Geburtstag in den Tageszeitungen zu erscheinen pflegt, der Exponent seiner wirklichen Beliebtheit wäre, müßte Wilhelm Raabe heute einer unserer meistgekauften Poeten sein; denn gegen vierzig verschiedene Zeitungsaufsätze — die gemeinsamen Artikel der Provinzpresse je als Einheit gerechnet — haben das Geburtstagskind des 8. September gefeiert, sein Schaffen und seine Persönlichkeit von allen nur möglichen Seiten beleuchtet. Mag dabei auch viel bloße Paradebegeisterung und Mitläuferei im Spiel gewesen sein, es blieb auch nach Abzug des Unechten noch genug übrig, um darzuthun, daß mit diesem Festtage in den Wall der Unkenntnis, der den Dichter noch von der großen Allgemeinheit seiner Landsleute trennte, eine geräumige Bresche gelegt worden ist. Von den vielen, die sich an dieser Aufräumungsarbeit beteiligten, haben einige sich der poetischen Form bedient (Hans Hopfen, Tägl. Rdsch. U.-Beil. 210; Wilhelm Jensen, Frkf. Ztg. 248), andere ihre Erinnerungen aus dem persönlichen Verkehr wiedergegeben (Carl Schultes, Hannov. Cour., Sonnt.-Bl. 561; Fritz Hartmann, ebenda 562; Edwin Neruda, Voss. Z. 421), die meisten ihn aus seinen Werken charakterisiert. Man hat seine Entwicklung aus einem von Schopenhauer beeinflußten Pessimismus zum erlösenden Lächeln des echten Humors geschildert, vom träumenden Grübler zum suchenden Denker und schließlich zum erkennenden Finder (Otto v. Leixner, Tgl. Rdsch, U.-Beil. 209, 210; Konrad Koch, Allg. Ztg., Beil. 201, 202). Man hat seine makellose Reinheit den Modernen unserer Zeit vorgehalten und seine Unbeugsamkeit vor dem Götzen des Tageserfolgs (Julius Hart, Der Tag 393). Man hat die üblichen Parallelen gezogen, hat ihn mit Dickens und Jean Paul verglichen (obgleich er selbst entschieden in Abrede stellt, von Jean Paul beeinflußt zu sein, vielmehr eigentümlicher Weise solchen Einfluß höchstens von Manzoni oder dem älteren Dumas erfahren haben will), mit E. T. A. Hoffmann, Arnim, Immermann, Alexis, selbst mit Carl Spindler zusammengestellt und an einer Stelle auch eine bei allen Verschiedenheiten große Wesensähnlichkeit zwischen ihm und Theodor Fontane hervorgehoben (Adolf Bartels, Nat.-Ztg. 504). Man hat endlich und vor allem auf das Nur- und Tiefdeutsche seiner Natur immer wieder hingewiesen und ihn in diesem Punkte mit Ludwig Richter und Hans Thoma in Vergleich gebracht. Die einzelnen Artikel und ihre Autoren finden sich weiter unten registriert; hier seien nur aus den persönlichen Erinnerungen, die da und dort laut wurden, ein paar Einzelheiten erwähnt, die das Charakterbild des Dichters in Kleinigkeiten ergänzen, so die Thatsache, daß er Deutschlands Grenzen, von einem kurzen Aufenthalt in Wien abgesehen, nie überschritten hat, auch im Sommer nie eine Erholungsreise macht und beispielsweise Berlin seit 1857 nicht mehr gesehen hat. Ebenso lange schon ist es her, daß der letzte Vers aus seiner Feder geflossen ist. Bei aller Zurückgezogenheit verfolgt er die Ereignisse des Tages aufmerksam und liest täglich im Klublokal die Zeitungen. Sein geselliger Verkehr beschränkt sich, wie an dieser Stelle neulich schon eingehender mitgeteilt wurde, auf die zweimal im Monat stattfindenden Tagungen der „Kleiderseller“ im Weghause zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel, und es ist von Interesse zu hören, daß diese Zusammenkünfte in dem selben Zimmer abgehalten werden, in dem sich ehedem Lessing mit Eschenburg, Leisewitz und anderen Freunden zu treffen pflegte. Das Theater hat er nach seinen eigenen Worten in den letzten dreißig Jahren nur fünf- oder sechsmal besucht, aber die neuere Litteratur ist ihm deshalb nicht ganz fremd geblieben. „Oft und gern,“ heißt es in dem oben angeführten Artikel von Neruda, „greift er zu Hans Hoffmanns launigen Büchern, dem er überdies in innigster Freundschaft verbunden ist. Auch Heyse hat ihm bleibende dichterische Eindrücke vermittelt; in Spielhagens litterarischer Thätigkeit erblickt er die ‚Agitationen eines freisinnigen Parteimannes‘; Theodor Storm vermag er nur in Zwischenräumen von Jahren mit Genuß zu lesen. Die jüngeren Herrschaften, so weit sie nicht gerade weithin sichtbare Bühnenerfolge errungen haben, sind ihm zumeist kaum dem Namen nach bekannt. Von Hauptmann hat er die ‚Versunkene Glocke‘ gelesen; irgend ein ‚Verhältnis‘ hat er zu ihr oder ihrem Schöpfer nicht gewonnen. Hingegen bewundert er in Tolstoi und Zola, dessen überragende sittliche Größe nur ‚ein Zeitalter der Décadence‘ gebären könne, eminente Künstler und ‚Wendesteine der Aufwärtsentwickelung‘. Ibsen nimmt er nur zur Hälfte ernst; er ist ihm ein ‚Tendenzdichter‘, und Tendenzstücke sind ihm ein Greuel. Der Ibsenkult, in dem das junge Geschlecht sich gefalle, sei Modesache, die er belächle. Der Griepenkerl und Lindner Glück und Ende hafte ihm noch zu frisch im Gedächtnis. ‚Sehen Sie‘, meinte er launig, ‚schon in wenigen Jahren, günstigenfalls Jahrzehnten wird Ibsen verdammt muffig und verquollen riechen — einer wurmstichigen alten Kommode gleich —, das ist meine Ueberzeugung, von der ich nicht abgehe‘.“

* *

Der Geburtstag Goethes hat außer den letzthin schon erwähnten noch einige weitere Beiträge gezeitigt. Robert Kohlrausch („Eine Goethe-Straße“; Hannov. Cour. 23347) schildert in einer Reiseskizze die Straße am bayrischen Walchensee, die Goethe im Herbst 1786 auf dem Wege nach Italien passierte und wo er das Urbild seiner Mignon und des alten Harfners kennen lernte. — Prof. Dr. Hermann Cohn-Breslau behandelt „Goethe und der Impfzwang“ (Frankf. Ztg. 246) und weist nach, daß Goethe, der selbst als Kind pockenkrank gewesen war, sich mehrfach entschieden für die gesetzliche Schutzimpfung ausgesprochen habe. — Ludwig Geiger hat einiges neue Material zu dem Kapitel „Goethe in Marienbad“ in den Polizeiberichten entdeckt, die damals die Badebehörden an ihre Vorgesetzten in Prag zu erstatten hatten und deren drei sich auf Goethes Lebensweise und Umgang in Marienbad (1822) beziehen (N. Fr. Presse 13304). — Ueber Ludwig Dóczis als vortrefflich gerühmte ungarische Faust-Uebersetzung — 1873 verfaßt und jetzt neu erschienen — berichtet Ludwig Hevesi (Wien. Fremdenbl. 242). — Mit den verschiedenen Bearbeitungen des zweiten Teils „Faust“, insbesondere des Helena-Aktes bei Wollheim de Fonseca, Devrient und Wilbrandt beschäftigt sich Dr. Martin Zickel im „Zeitgeist“ (35). Er hält den Akt mit geringen Streichungen in Goethes Fassung für aufführbar, wenn man Panthalis einen Teil der Chorlieder sprechen und den Vorhang nach dem Aufbruch des Menelaos fallen lasse. — Um den Goethe-Tag schlingt sich auch „Ein Nachwort zum 25. August“ von Bernhard Suphan (Weimar. Ztg. 200, 01, 03), das an Herders Geburtstag anknüpft, auf Goethe übergeht und zuletzt dem Herderbiographen Rudolf Haym einen Nachruf widmet. — „Goethe und die deutsch-österreichischen Dichter“ setzt eine Studie von Anton Schlossar (Wien. Ztg. 197) in Beziehung, um zu zeigen, daß die Goethe-Verehrung

von jeher in Oesterreich nicht geringer gewesen sei — wie man öfters behauptet hat — als in den übrigen deutschen Ländern. Eine Anzahl von Zeugnissen dafür aus der älteren deutsch-österreichischen Dichtung werden herangezogen. — Zwei Vertreter dieser Dichtung waren übrigens selbst mehrfach Gegenstand pietätvollen Gedenkens: Anastasius Grün, dessen Todestag sich am 11. September zum fünfundzwanzigsten Male jährte (A. Semerau, Tägl. Rdsch., U.-Bl. 213) und Karoline Pichler (1769—1843), deren Gebeine in diesen Tagen aus dem währinger Friedhof exhumiert und in eine würdigere Grabstätte übergeführt wurden (Dr. E. von Komorzynski, Oesterr. V.-Ztg. 244; Rudolf Holzer, Wien. Z. 205). Die heut fast vergessene Frau war einst eine gefeierte Schriftstellerin, die 60 Bände „sämtliche Werke" hinterlassen und mit den meisten litterarischen Größen ihrer Zeit in Beziehung gestanden hat. Ihre Mutter hatte mit Klopstock korrespondiert und war Vorleserin der Kaiserin Maria Theresia gewesen. Sie selbst war früh und reich gebildet, trat aber erst 1802 an die Oeffentlichkeit. Die Schlegels, Tieck, Brentano, Werner, Körner, Grillparzer, Bauernfeld u. v. a. gehörten zu ihrem engeren oder weiteren Freundeskreis. Bekannt machte sie sich zuerst durch den dreibändigen historischen Briefroman „Agathocles" (1808), der in der Frühzeit des Christentums spielte. Später wählte sie ihre Stoffe mit Vorliebe aus der österreichischen Geschichte, wobei sie sich stark von Walter Scott beeinflussen ließ. Auch ein paar Geschichtsdramen von ihr führte das Burgtheater auf. Bleibenden litterar- und kulturhistorischen Wert haben die nach ihrem Tode erschienenen „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben". — Von sonstigen litteraturgeschichtlichen Aufsätzen sind zwei Beiträge zur Geschichte des Jungen Deutschlands von Dr. H. H. Houben zu erwähnen. Der eine, „Nachklänge aus dem Jahre 1835" betitelt (Allg. Z., Beil. 205, 6) schildert Vorgänge dieses denkwürdigen Jahres, in dem sich u. a. der Prozeß gegen Gutzkow wegen des Romans „Wally" abspielte, aufgrund der Quellen im karlsruher Staatsarchiv. Der andere, „Ludwig Börne und Karl Gutzkow" (Frkf. Ztg. 252), verfolgt nach einer Einleitung über die Momente, die Heine und Börne von den eigentlichen Dichtern des Jungen Deutschlands scheiden, das innere und äußere Verhältnis Gutzkows zu Börne und teilt mehrere unveröffentlichte Briefe Gutzkows an diesen mit. — Eine andere Briefpublikation findet sich in der „Neuen Fr. Presse" (13297), wo Jonas Fränkel (Bern) drei Briefe Julius Rodenbergs an Gottfried Keller aus den Siebziger- und Achzigerjahren zum Abdruck bringt: sie erweisen, mit welch kluger Diplomatie es Rodenberg verstand, den etwas störrischen und zum Fertigschreiben einer Arbeit oft unlustigen züricher Dichter zur Vollendung seiner letzten Werke zu bewegen.

* *

Von der Litteratur der Lebenden war weniger als sonst die Rede. Von Charakteristiken einzelner Autoren gab es nur einen Geburtstagsartikel für Richard Voß, der am 7. September fünfzig Jahre alt wurde (Viktor v. Lukáts, Wien. Ztg. 201), eine kleine Studie über Frank Wedekind von Hermann Bahr (N. Wien. Tgbl. 249) und eine solche über Anselm Heine von Dr. Hans Bethge (Allg. Z., Beil. 200), die freilich älterer Herkunft scheint, da sie nur von ihren ersten beiden Novellenbüchern weiß. „Anselm Heine," heißt es da, „ist eine weise Vermittlerin zwischen der älteren und der jungen Generation. Ihr Stil ist ernst und auf das Sorgsamste durchbildet, ihre Probleme sind tief erfaßt und immer von hervorragendem Reiz. Humor hat sie so viel wie keinen, ihr Schritt schreitet schwer, und sie sieht die Dinge eher in einem trüben Licht. Sie hält immer den Blick aufs Ganze gerichtet und vermeidet es, sich in Einzelbetrachtungen zu verlieren. Daher kommt es, daß ihre Novellen technisch zumeist meisterhaft sind." — Von größeren Besprechungen einzelner Dichtungen erschienen solche über Marie Ebners letzte Novellen (Prof. Alfred Biese, Der Tag 401) und Spittelers „Olympischen Frühling", II. Teil (J. V. Widmann, Berner Bund, Sonnt.-Bl. 35). Außerdem machte Oscar Merz (Münch. N. Nachr. 406) auf die Gedichte von Dora Stieler aufmerksam (Stuttgart, Bonz), einer Tochter Karl Stielers, die das Unglück hat, blind zu sein. Eine Gruppe ihrer Gedichte betitelt sich „Lieder einer Blinden", auch alles übrige ist reine Stimmungs- und Gedankenlyrik. — Allgemeineren Charakters ist eine Betrachtung „Götterdämmerung" von Max Lesser (N. W. Tagbl. 243), in der festgestellt wird, daß Zola, Ibsen, Tolstoi am Ende ihrer Schöpfungskraft stehen, und daß uns zur Zeit weder das Aus-, noch das Inland eine andere, ähnlich überragende Persönlichkeit biete, auf deren Kommen wir nun erst zu warten hätten. — Die willensschwachen Halbnaturen in der modernen Litteratur verfolgt flüchtig eine Skizze „Hamlet in der modernen Dichtung" von Hermann Menkes (W. Allg. Z. 7040), der als neueste Nüance des Hamlet-Typus den Helden von Maxim Gorkis Roman „Foma Gordjejew" anführt. — Ein sarkastisches Feuilleton von Alfred Klaar (N. W. Tagbl. 238) beschäftigt sich mit dem in Berlin begründeten „Teloplasma, Cabaret für Höhenkunst".

* *

Auf ausländischem Gebiet gab zunächst Victorien Sardous 70. Geburtstag den Anlaß zu unterschiedlichen Sardou-Artikeln (Felix Vogt, Frkf. Ztg. 247; A. Semerau, Rh.-Westf. Ztg. 729; Anton Lindner, W. Frembenbl. 246; W. Abendpost 205). Auch eine autobiographische Skizze des vom Erfolg später so verhätschelten Dramatikers kam bei dieser Gelegenheit zum Vorschein („Wie ich dramatischer Dichter wurde", Berl. Tgbl. 442). Man erfährt daraus, daß der junge Sardou erst drei Semester Medizin studierte, und daß sein erster dramatischer Entwurf einen deutschen Stoff behandelte: es war eine Trilogie mit den Titeln „Luther", „Der Bauernkrieg", „Die Wiedertäufer". Ihr sollten noch viele Stücke folgen, bis es der zähen Ausdauer ihres Verfassers gelang, festen Fuß zu fassen. — Seine Laufbahn endete umgekehrt, wie die seines großen Vorgängers Pierre Corneille, der im bittersten Elend starb. Jules Lemaitre hat darüber einen Bericht gegeben, den die prager „Politik" in deutscher Uebersetzung mitteilt („Corneilles Armut", 239). — Daß Corneilles Hauptwerk, der „Cid", nur eine vielfach bis zur wörtlichen Uebersetzung gehende Umarbeitung der „Mocedados del Cid" des spanischen Bühnendichters Guillen de Castro ist, ist nachgerade ziemlich bekannt; weniger, daß auch de Castro aus anderen Quellen, den alten spanischen Cid-Romanzen, entlehnte. Eine quellengeschichtliche Arbeit hierüber („Neue Romanzen-Studien" von R. B.) brachte die „Wiener Zeitung" (200). — Ein späteres Stück der französischen Theatergeschichte, die einst bedeutsamen Hoftheateraufführungen in Schloß Compiègne zu Napoleons III. Zeit, behandelt — durch den Zarenbesuch angeregt — Clementine Wedel (Wien. Fremdbl. 249). Stücke von Feuillet, Sandeau, Labiche u. a. erlebten hier ihre Premièren. — Ueber neuere französische Festaufführungen, die diesjährigen Festspiele von Béziers in Südfrankreich, berichtet F. Schotthoefer (Frkf. Z. 245). Im Gegensatz zu Orange sollen hier keine klassischen, sondern nur neue Werke, Schauspiele oder Opern, unter freiem Himmel aufgeführt werden: für dies Jahr blieb es bei einer Wiederholung des vorjährigen Festspiels, da Saint-Saëns die „Biterrois" (wie sich die Bewohner nennen) im Stich gelassen hatte. — Ein nachgelassenes Alexander-Drama des Grafen Gobineau, das Ludwig Schemann jüngst herausgegeben hat, wird von Dr. Fritz Friedrich (Allg. Z., Beil. 199) nicht eben hoch eingeschätzt — Von neueren französischen Prosawerken fand nur Octave Mirbeaus neuer Roman „Les vingt et un jours d'un neurasthénique" eine Besprechung (Ludwig Hevesi, Pest. Lloyd 208; vgl. unten Sp. 52). — Mehr Beachtung fand die englische Belletristik, aus der in besonderen Feuilletons „Babs the Impossible" von Sarah Grand (G. A. Cromwell, N. Fr. Pr. 13301), die Romane des rasch

Grübeleien nicht jedermanns Sache sind. Augier und Dumas fils wollen das Publikum zur Annahme paradoxer Thesen verführen, Sardou will es packen oder amüsieren. — In einem früheren Heft (21) polemisiert Hermann Türck nochmals ausführlicher als hier (Sp. 1519) gegen R. M. Meyers Besprechung seiner Faustschrift im „Litt. Echo" (Sp. 1104). — Ludwig Bräutigam pflichtet in einem kurzen Artikel den bereits besprochenen Ausführungen Eugen Wolffs über „Bühnensprache und Mundart" (vgl. Sp. 1550) bei und meint, es paßte ganz für unsere Tage, wenn sich die rechten Leute zusammenfänden, die eine Reihe von klassischen Dramen auch einmal hinsichtlich der Lebenswahrheit in der Sprache, d. h. mit verständiger Benutzung der Mundart, vorführten.

Die Gegenwart. (Berlin.) 30; 36. Anknüpfend an C. F. v. Schlichtegrolls jüngst erschienenes Buch „Sacher-Masoch und der Masochismus", meint C. Ziegler, es lasse sich wissenschaftlich durch nichts rechtfertigen, daß der bekannte Psychiater Krafft-Ebing in seiner „Psychopathia sexualis" eine zu den uralten Erbstücken des Menschengeschlechts gehörende sexuelle Perversität nach einem Schriftsteller des 19. Jahrhunderts benannt habe. Viel besser sei die von Schrenck-Notzing angeregte Bezeichnung „Algolagnie", die, wenn man zwischen aktiver und passiver Algolagnie unterscheide, allen Anforderungen entspreche. Die Algolagnie läßt sich durch die gesamte Litteratur verfolgen. Bei den Griechen gehört die Sage von Attis und Cybele hierher, die Märchensammlung „Tausend und eine Nacht" bietet ein Beispiel, Josephus überliefert eine algolagnistische Szene u. s. w. Aus der modernen Litteratur darf Goethes Gedicht „Lillis Park" herangezogen werden, worauf zuerst Albert Moll hingewiesen hat, ferner „Werthers Leiden", Kleists „Penthesilea" u. a. Sacher-Masochs Vorliebe für algolagnistische Naturen erklärt der Verfasser aus der Jugendzeit des Schriftstellers und meint, perverse Weiber, die sich nach seinem ersten großen Erfolg an ihn herandrängten, seien es gewesen, die dem krankhaften Zuge seiner Natur immer mehr zum Durchbruch verhalfen und einen geradezu unglückseligen Einfluß auf ihn ausübten. Unter dem Drucke wirtschaftlicher Not habe er sich dann so sehr dem perversen Geschmack seiner Lesergemeinde anbequemt, daß er sich schließlich mit seinen unwürdigen „Messalinen Wiens" und den „Russischen Hofgeschichten" an dem Geiste der Kunst versündigte. — Den „neufranzösischen Roman" charakterisiert Anna Brunnemann. Neben Stendhal, Balzac, Flaubert und Zola ständen die Barrès, Paul und Victor Margueritte, Prévost, Octave Mirbeau, Eduard Rod u. a. als Pygmäen da. Ihre besten Züge seien die starke Anteilnahme an den sozialen Notständen und die tiefe altruistische Regung, die in allen Menschen Brüder sehen will. Der russische Roman habe eine gewaltige Wirkung ausgeübt, und die „Religion des menschlichen Leides" sei nicht bei allen im Zustand leerer Phrasen oder einer sentimentalen Salonphilosophie geblieben. — J. Norden zieht eine Parallele zwischen Anton Tschechow und Maxim Gorki: jener sei der größere Künstler, dieser der tiefer veranlagte Mensch und in gewisser Beziehung eine Ausnahmeerscheinung. — Max Hoffmann („Auf der Plagiatjagd") geht den Vorbildern einiger goethischer, schillerscher, heinischer und geibelscher Gedichte nach. — Im vorhergehenden Heft (35) zeigt Dr. Wilhelm Bode an einer Reihe goethischer Verse und Aussprüche, wie Goethe über die Verwendung des Unsittlichen in der Kunst gedacht hat („Goethe und das Unsittliche in der Kunst"); Dr. M. Landau berührt in einem Artikel „Von falschen und wahren Propheten" auch die Litteraturgeschichte und führt einige Beispiele dafür an, daß bedeutende Dichter sich oft über ihren eigenen Wert und ihre Lebensfähigkeit, sowie über die anderer Dichter getäuscht hätten; Theodor von Sosnosky endlich persifliert Hermann Bahrs Stil in einer dem wiener Autor untergeschobenen Selbstcharakteristik.

Die Grenzboten. LX, 34. In einem Aufsatz: „Gottsched im Rahmen der deutschen Wörterbücher" setzt Eugen Reichel seinen Kampf um die Anerkennung „des großen Patrioten des 18. Jahrhunderts, des weitschauenden Baumeisters des hochdeutschen Sprachreichs" fort. „Unsere Wörterbuchschöpfer Grimm, Sanders, Heyne haben ihre Werke zusammengestellt, ohne den Mann zu berücksichtigen, der „unsere hochdeutsche Schriftsprache eigentlich erst zur allgemeinen Geltung gebracht, eine Fülle von Wörtern aus dem Dunkel des 15. und 16. Jahrhunderts hervorgehoben und vielfach neugeschliffen und hunderte von Neubildungen geprägt hat". Den ausführlichen Beweis für diese Behauptungen gedenkt Reichel in seinem demnächst erscheinenden „Kleinen Gottsched-Wörterbuch" zu liefern, aus dem er einige vorläufige Proben bietet. Die Folge davon, daß „der nächst Luther wichtigste Sprachschöpfer, Sprachererneuerer und Sprachreiniger" unseres Schrifttums für unsere Wörterbücher so gut wie gar nicht vorhanden sei, sei die, daß alle Wörterbücher uns für die Frage der geschichtlichen Entwicklung unseres Sprachschatzes völlig im Stich lassen: es sei überhaupt noch nicht der Versuch gemacht, das erstmalige Auftreten einer Neubildung, Umprägung oder neuen Schreibart festzustellen. Hätte man ihn gemacht, so wäre Gottsched längst zu ganz anderen Ehren gekommen. Man würde auch deutlicher anerkannt haben, daß er den Plan und die Vorarbeiten für das erste, ernstzunehmende hochdeutsche Wörterbuch, das unter Adelungs Namen geht, geliefert hat. — In dem selben Heft teilt Hans Vollmer einen noch nicht veröffentlichten Brief Goethes mit und stellt in genauer Untersuchung fest, daß er an die Gattin des göttinger Professors Georg Sartorius Frhn. von Waltershausen gerichtet ist. Es ist ein persönliches Schreiben an die Witwe, das freundlich dessen gedenkt, was der Dichter an dem Verstorbenen gehabt hat. Wie wenig er uns sachlich mitteilt, so läßt er uns doch unwillkürlich herzlich Anteil nehmen „an dem immer einsameren Manne, der nach einem so einzig reichen, auch an Liebe und Freundschaft so reichen Leben einen nach dem anderen dahinsinken sieht von denen, die ihm teuer waren". — Auch das folgende Heft (35) bietet einen Goetheartikel: „Goethe im Urteil einer Diplomatenfrau". Es handelt sich um die leider jetzt nur in französischer Sprache veröffentlichten Briefe der Frau des französischen Gesandten Karl Reinhard an ihre Mutter, die Frau des hamburger Arztes A. H. Reimarus. Sie hat in dem wechselvollen Leben, das sie an der Seite ihres im Dienst der französischen Republik und Napoleons stehenden Gatten geführt hat, im Sommer 1809 in Karlsbad Goethe kennen gelernt und ihm sehr nahe gestanden. Ihre Sympathieen für ihn sind nicht so ungeteilt, wie die ihres Mannes. Sie hat einen scharfen Blick für seine Schwächen. Sie nennt ihn „einen außerordentlichen Mann, der meinen Geist so sehr beschäftigt, ohne meinem Herzen etwas zu sagen", und giebt in einem längeren Brief eine ausführliche Darlegung des Eindruckes, den seine Persönlichkeit auf sie gemacht hat (vgl. Sp. 1272). Von Goethe selbst haben wir über sie nur eine kurze, aber augenscheinlich treffende Bemerkung in einem Briefe an seine Frau: „Sie ist eine gute Mutter und thätige Gattin, aber belesen, politisch und schreibselig, Eigenschaften, die Du Dir nicht anmaßest."

Die Nation. XVIII, 48. „Unsere Szene" betitelt sich ein Essai von Hans Sittenberger, der an einen im jüngsten Shakspere-Jahrbuch veröffentlichten Aufsatz von Walter Bormann anknüpft und untersucht, weshalb Shakspere die Szene so oft veränderte, und welche Wirkung das Dogma von der Einheit des Ortes auf die moderne Dramatik ausgeübt hat. Mit dem Hinweis auf die szenische Willkür jener Zeit ist das häufige Wechseln der Szene bei Shakspere nicht erklärt, der Dichter verwandte vielmehr oftmals die Zeit als ein Mittel der psychologischen Motivierung. Deshalb dürfen z. B. die Szenen zwischen Petruchio und Käthchen in der „Bezähmten Widerspenstigen" nicht in einer Reihe abgespielt und zusammengezogen, sondern müssen ge-

trennt werden; denn mit der Beendigung einer Szene ist zugleich auch das Ende eines Zeitabschnittes markiert, und die Abstände kann man sich dann beliebig groß vorstellen. Werden aber, wie dies in einigen Bearbeitungen geschieht, die Bekehrungsszenen zusammengerückt, so ist es um alle Wahrscheinlichkeit geschehen. In älteren deutschen Stücken, die sich die Einheit der Szenen zur Pflicht machten, waren denn auch oft genug die Ereignisse in naturwidriger Weise zusammengepfercht, in modernen Dramen pflegt man, um Verwandlungen zu vermeiden, die Motive von vornherein einzuschränken und auf eine reich bewegte Handlung zu verzichten. Man suchte das Enge, das Niedrige, das nicht viel Entfaltung braucht, weil ihm der Krüppelwuchs eingeboren ist. Doch möchte Sittenberger hierfür nicht die moderne Bühne verantwortlich machen. Die Bühne sei nichts Bleibendes, nichts Unwandelbares, und kräftigen Impulsen, die von der Dichtung ausgingen, könnte sie sich endlich nicht entziehen. Wenn durch die Dichtung wieder ein freier, großer Zug gehen werde, dann werde sie sich auch die Bühne schaffen, die sie brauche. — Im folgenden Heft (49) findet sich ein Raabe-Artikel von Felix Poppenberg („Aus Wilhelm Raabes Kanzlei") und ein Aufsatz über Friedrich Hebbel als Gatten von Richard Böhme, der aus der jüngst veröffentlichten Nachlese von Hebbel-Briefen schöpft.

Die Wage. (Wien.) IV, 37. Den Jubilar Wilhelm Raabe charakterisiert Dr. Richard Hahn. „Raabe ist ein kleinbürgerlicher Dichter, der alle die zwiespältigen Empfindungen seiner Klasse teilt. Es war ein Verhängnis, daß er nur mehr Zeuge ihres Verfalls sein konnte. Sein Erstling erschien sieben Jahre nach der achtundvierziger Revolution, aus der das Kleinbürgertum als der eigentlich Besiegte hervorging. Seine Weltanschauung ist das Spiegelbild jenes Niederganges. Daher sein thatenloser Fatalismus, daher sein Zweifel an der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit . . . Aus der gleichen Quelle aber quillt auch sein Humor. Wem nur der Augenblick sicher ist, dessen ganze Lebensgier konzentriert sich auf den Genuß des Augenblicks. Wer von der Zunft der Menschheitsbeglücker nicht allzu freundlich denkt, wer überzeugt ist, daß das große Wollen und Können immer nur bei wenigen sein wird und diese wenigen vielleicht auf einige Duldung, niemals auf allgemeines Verständnis rechnen dürfen, den muß der Gegensatz zwischen der Idee und der Realität zur Satire oder zum Humor leiten — je nach individuellem Temperament und individueller Erfahrung." — Im vorhergehenden Heft (36) bespricht Dr. Rudolf Eisler Fritz Mauthners „Beiträge zu einer Kritik der Sprache", vermag aber „das Gefühl der Resignation, das Mauthner als notwendiges Ergebnis seiner kritischen Betrachtungen empfindet", nicht zu teilen, noch das Motiv der Müdigkeit und Todessehnsucht, das zur Selbstzersetzung der Sprache und des Denkens führe, zu dem seinigen zu machen. — Im selben Heft wird das Buch von Dr. Th. Zell „Polyphem ein Gorilla" (vgl. Sp. 1624) von D. Bach ironisch abgefertigt.

Die Zeit. (Wien.) Nr. 361. Dem französischen Schriftsteller Henry Gauthier-Villars, der sich auch der Pseudonyme Willy und L'Ouvreuse bedient, widmet Felix Vogt eine kurze Charakteristik. Vier satirische Romane sind neben kleineren Humoresken die Ausbeute seines Schaffens: „Maitresse" d'Esthète", „Un vilain Monsieur", „Claudine à l'Ecole" (vergl. Sp. 174) und „Claudine à Paris". Der erste Roman ist der Wirklichkeit abgelauscht und hat zur Heldin die ungebildete Conciergetochter von Montmartre, die sich durch natürliches Anpassungsvermögen zur Muse einiger überspannter Künstler und Litteraten aufschwingt; „Un vilain Monsieur" ist nur eine behaglich ausgesponnene, klatschhafte Anekdote. Die beiden anderen Romane schildern in Tagebuchform den Lebensgang eines unabhängigen jungen Mädchens und werfen Schlaglichter auf allerlei sexuelle Perversitäten. — Im selben Heft behandelt Prof. Max Koch die neuesten Dichtungen von Arthur Schnitzler und nimmt sich besonders des Dramas „Der Schleier der Beatrice" an, an dem er einen „gewaltigen shakspearischen Zug" rühmt. — Im folgenden Heft (362) bespricht Prof. Dr. P. Barth den ersten Band von Fritz Mauthners sprachkritischem Werke und P. J. Möbius die Schrift von Oskar Klein-Hattingen „Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus und Heines". — An gleicher Stelle findet sich ein Raabe-Artikel von Ernst Heilborn, der das Unzeitgemäße in Raabes Persönlichkeit hervorhebt. — In einer früheren Nummer (360) charakterisiert Max Meyerfeld den irländischen Romanschriftsteller George Moore (vergl. oben den Artikel auf Sp. 7 ff.). An diese Charakteristik schließt sich eine warm geschriebene Besprechung des Essaibandes „Hinter der Weltstadt" von Wilhelm Bölsche (vergl. Sp. 28 f.) aus der Feder von Dr. Bruno Wille. Endlich bleibt aus demselben Heft ein Artikel von Dr. W. Bode zu erwähnen, der „Das Genießen von Kunstwerken nach Goethes Lehren" behandelt.

Die Zukunft. (Berlin.) IX, 48. Gegen den Goethebund und dessen Wortführer Hermann Sudermann richtet sich ein Artikel von Dr. Samuel Saenger („Sudermann als Bekenner"). Der Goethebund sei tot. . . . „Als Bund freier Geister, der im Namen des großen Geisterbeschwörers alle Regsamkeiten sich angliedert, die im deutschen Lande aus der Bahn aufwärts strebender Entwickelung Strauchelsteine und Widerstände zu entfernen trachten, der alles mutige Forschen, Sagen und Suchen anfeuert und Waffen zu seinem Schutz vor den Blöden, den Dummen, den Rückständigen schmiedet, hat er eine Thätigkeit nie ausgeübt, eine Wirksamkeit nie entfaltet. Warum nicht: Darauf geben Sudermanns Goethereden die verblüffend deutliche Antwort." Diesen wird Banalität und der Mangel persönlicher Accente vorgeworfen. Mit einer Anklage gegen die Wissenschaft, die aufgehört habe, als öffentliches Gewissen zu wirken, und mit einem Hinweis auf Lessing schließt der Aufsatz. — Im vorhergehenden Hefte (47) charakterisiert Carl Busse in einem längeren Artikel die Gedichte von Agnes Miegel (vergl. Sp. 1464 ff.); in Nr. 49 findet sich ein kurzer „Gruß an Richard Voß" von Prof. Laurenz Müllner zu des Dichters fünfzigstem Geburtstage.

„Wer mag wohl ohne Lächeln und Schmollen die Ankündigung einer neuen Zeitschrift in die Hände nehmen?" schrieb schon vor achtzig Jahren Ludwig Börne, als er seine „Wage" in die Welt schickte. Der Ueberfluß auf diesem Gebiete war sicher damals nicht größer als heute, wo allherbstlich in der Natur die Blätter fallen, indes im papiernen Walde neue zu wachsen pflegen. Neue Zeitschriften haben in unserer Zeit nur in zwei Fällen Berechtigung und Aussicht auf Erfolg: wenn sie entweder als Fachblätter eines bestimmten Gebietes rein praktischen Zwecken dienen, die bisher unerfüllt blieben, oder wenn sie einer zweifellos vorhandenen geistigen Richtung, sei es der Weltanschauung, sei es des Geschmacks, die fehlende publizistische Vertretung geben. Der letztere Fall scheint bei zwei neuen Blättern vorzuliegen, die mit diesem Herbstquartal ins Leben treten. Das eine ist eine Wochenschrift „Die Zeit", die Friedrich Naumann herausgiebt (Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg, vierteljährlich 3 Mk.) und die auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet das national-soziale Programm vertritt. Als Mitarbeiter des Probeheftes treten auf: Fr. Naumann, H. v. Gerlach, Lujo Brentano, Erich Schlaikjer, Arthur Bonus u. a. Die andere neue Zeitschrift ist eine Revue großen Stils, die sich „Deutsche Monatsschrift" nennt und von Julius Lohmeyer herausgegeben wird (Berlin, Alex. Duncker, vierteljährlich 5 Mk.). Ihr Programm umfaßt alle Wissens- und Kunstgebiete, ihr Charakter soll entschieden national und im guten Sinne des Wortes „alldeutsch" sein. Zu der großen Zahl hervorragender

Mitarbeiter, die der Prospekt aufweist, gehören auf litterarischem Gebiete Adolf Stern, Fritz Lienhard, Adolf Bartels, Richard Weltbrecht u. a. Die regelmäßigen Monatsberichte über neuere deutsche Dichtung schreibt Carl Busse, die über Theater Max Martersteig. Wir werden über den litterarischen Inhalt beider Zeitschriften regelmäßig berichten. **

„Niedersächsische Litteraturbestrebungen." Von Marcel Arpad (Neue Bahnen, Wien; 17. Heft).

„Wilhelm Raabe." Von Adolf Bartels (Kunstwart, München; XIV, 23). „Zeitromane haben andere geschrieben, Raabes Werke möchte ich im Gegensatz dazu Naturromane nennen; denn es ist die deutsche Natur, die bei ihm und seinen Menschen allzeit siegreich durchbricht und ihr ewiges Lebensrecht bezeugt. Da wir eben dabei sind, dieser unserer alten deutschen Natur gegenüber internationalen Strömungen aller Art zu ihrem Recht zu verhelfen, so ist Raabe heute so modern wie nie."

„Neue Essais von F. X. Kraus." Von Lady Blennerhassett (Deutsche Rundschau, XXVII, 12). Vgl. oben Sp. 27.

„Sprachkritik und Weltanschauung." Von Dr. H. Bromse (Die Umschau, Frankfurt a. M.; V, 36). Bespricht Fritz Mauthners „Sprache und Psychologie".

„Die deutsche Frauenbildung im Zeitalter Rousseaus." Von Else Ephraim (Dokumente der Frauen, Wien; V, 11).

„La Capponcina, ein Dichterwinkel." Von Ernesto Gagliardi (Mag. f. Litt., Berlin; 70, 35). Berichtet von einem Besuche bei Gabriele d'Annunzio in dessen Villa.

„Aus Insulinde." Malayische Reisebriefe von Ernst Haeckel (Deutsche Rundschau, XXVII, 12). Den Namen Insulinde hat Eduard Douwes Dekker (Multatuli) dem malayischen Archipel gegeben, dessen koloniale Verhältnisse er 1860 in dem Tendenzroman „Max Havelaar" behandelte. Auf ihn und die Wirkung, die Dekker als Regierungsbeamter dort (1840—1857) geübt hat, kommt Haeckel im Verlaufe seiner Schilderung zu sprechen.

„Wilhelm Raabe." Von Wilhelm Holzamer (Der Lotse, Hamburg; I, 49).

„Litterarhistorische Streifzüge." Von Dr. H. H. Houben (Litter. Warte, München; II, 11). Würdigt neuere litterarhistorische Veröffentlichungen.

„Ein Roman aus der Revolutionszeit." Von Dr. H. H. Houben (Litter. Warte, München; II, 11). Analysiert den Tendenzroman „Um das Leben einer Königin" von Joseph Spillmann S. J., der aus der Entrüstung über die französische Revolution geboren sei.

„Gottsched." Von H. Jantzen (Deutsche Zeitschrift, Berlin; XVI, 23).

„Ludwig Jacobowski." Einige Gedenkworte von Dr. Theodor Lessing (Ost und West, Berlin; I, 8).

„Die Brüder Stolberg als vaterländische Dichter." Von J. P. Manel (Dichterstimmen, Baden-Baden; XV, 12).

„Maxim Gorki." Von Eugenie Marx (Sozialistische Monatshefte, Berlin; V, 9).

„Joseph Dionys Herold. Ein schwäbischer Pfarrer und Dichter." Von Stadtpfarrer Maucher (Dichterstimmen, Baden-Baden; XV, 12). Herold (1829—1898) schrieb geistliche Gedichte und Legenden.

„Der Dichter des Weibsmysteriums." Von Fr. von Oppeln-Bronikowski (Mag. f. Litt., Berlin; 70, 36). Würdigt die Novellensammlung „Die Besessenen" von Barbey d'Aurevilly (vgl. LE II, 1376).

„Wilhelm Raabe." Von Walter Paetow (Deutsche Rundschau, XXVII, 12).

„Der schlesische Dialekt in der modernen Litteratur." Von Philo vom Walde (Deutsche Zeitschrift, Berlin; XIV, 22, 23). Von modernen Dichtern, die den schlesischen Dialekt verwendet haben, werden Gerhart Hauptmann, Carl Hauptmann und Hermann Stehr genannt.

„Max Halbes Meisternovelle ‚Ein Meteor'." Von Paul Pollack (Die Umschau, Frankfurt a. M.; V, 36).

„Wilhelm Raabe." Von Carl Conte Scapinelli (Die Umschau, Frankfurt a. M.; V, 37).

„Neuere niederdeutsche Litteratur." Von Ludwig Schröder (Niedersachsen, Bremen; VI, 23, 24). Schluß des früher (LE III, 1636) erwähnten Aufsatzes.

„Wilhelm Jordan und sein Demiurgos." Von Johannes Schürmann (Die Rheinlande, Düsseldorf; I, 12). Jordans „Demiurgos" (1854—56) enthalte die Entwicklungsgeschichte des Dichters selbst; sein Lebenswerk aber seien „Die Nibelunge".

„Wilhelm Raabe." Von Alfred Semerau (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; I, 11).

„Zur Charakteristik der schlesischen Dialektlitteratur." Von Ludwig Sittenfeld (Der Osten, Breslau; I, 9).

„Glossen über die neueste Lyrik und ihre Vertreter." Von Joseph Spannagel (Die Kritik, Berlin; Nr. 204).

„Ein fachwissenschaftliches Urteil über Adalbert Stifter." Von Camillo V. Sufan (Der Kyffhäuser, Linz a. D.; III, 11). Polemisiert gegen die Charakteristik, die Max Koch in seiner mit Vogt verfaßten Geschichte der deutschen Litteratur gegeben hat. Einem Manne, der sein ganzes Leben im erhabenen Dienst der Kunst zugebracht hat, dürfe man nicht Philisterhaftigkeit vorwerfen.

„Neues von Stefan George." Von Hermann Ubell (Der Lotse, Hamburg; I, 49). Charakterisiert Georges „Fibel", eine Auswahl erster Verse, den „Teppich des Lebens" und die in der fünften Folge der „Blätter für die Kunst" enthaltenen Gedichte und rühmt vor allem die formelle Leistung: Stefan George habe unter allen Künstlern des deutschen Wortes seit Platen die strengste und reinste Gebärde.

„Wie ich Bibliothekar der Wartburg wurde." Von Richard Voß (Velhagen und Klasings Monatsh., Leipzig; Septemberheft). Enthält Wartburgbilder und Wartburgstimmungen, sowie Erinnerungen an den Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar.

„Der Goethebund." Von Max Wittich (Der Lotse, Hamburg; I, 48). Wünscht dem Goethebund etwas mehr „wahrhaftige Grobheit und unzweideutige Klarheit" und weist an einer Reihe von Versen diese Eigenschaft bei Goethe nach.

„Wilhelm Raabe zum 70. Geburtstag." Von Gustav Zieler (Deutsche Heimat, Berlin; IV, 49).

„Goethe und Frankfurt a. M." (Grenzboten, Leipzig; LX, 36). Schildert die geistige Atmosphäre der Geburtsstadt des Dichters, in der zu leben auf die Dauer ein Ding der Unmöglichkeit für Goethe gewesen wäre.

„Richard Brinsley Sheridan." (Der Türmer; III, 12.) Kurze Charakteristik des Dichters und seiner Hauptwerke.

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Die Sommermonate verflossen dies Jahr merkwürdig ruhig. Kaum daß im litterarischen Leben irgend ein Ereignis zu verzeichnen wäre. In den Theatern wird energisch für die kommende Saison gerüstet, aber über die zu erwartenden Genüsse dringen nur wenige Notizen in die Oeffentlichkeit. Hier und da werden einige Premièren angekündigt, aber erst Ende September werden es die Herren Direktoren wagen, mit ihren ersten Premièren hervorzurücken. In Béziers (s. oben Sp. 44) wurde in den römischen Arenen nur die „Prometheus"-Aufführung des vorigen Jahres wiederholt, so daß uns auch die Provinz in diesem Sommer kein interessantes Material liefert.

Auch im Buchhandel ist noch stille Zeit. Einige Verleger sind mit illustrierter Reiselektüre hervorgetreten. Die Maupassant-Ausgabe, die Ollendorff sehr geschickt herausgibt, hat sich um zwei neue illustrierte Bände bereichert: „Mont-Oriol" und die Novellensammlung „Monsieur Parent". Immer mehr verbreitet sich die böse Sitte, Romane mit Photographieen nach dem Leben zu schmücken. Meistens handelt es sich um Schriften zweiter Gattung, die bei mehr oder minder unbekannten Verlegern erscheinen. Per Lamm hat jedoch in wenigen Jahren eine stattliche Kollektion guter Autoren zusammengebracht. Guy, Maizeroy, Silvestre, Mendès stellen sich mit photographischen Beigaben vor. Der letzte Band der Sammlung ist von Hugues Rebell, dem Verfasser der „Nichina", und betitelt sich „La Brocanteuse d'amour". — Octave Mirbeau hat eine Sammlung seiner bissigsten Satiren über die moderne Gesellschaft zusammengestellt und veröffentlicht sie unter dem sonderbaren Titel „Les vingt-et-un Jours d'un neurasthénique" (bei Fasquelle). Es ist eine vollständige Kollektion der verschiedensten Typen, die man in den Seebädern und Kurorten antrifft, und die sich durch ihre Bizarrerieen und mannigfaltigen Untugenden dem Geiste des Reisenden einprägen. Nach der Lektüre dieses Buches könnte man auf den Gedanken kommen, es liefen in der Welt nur

Schurken und geistig belastete Individuen herum. — Ein anderes Buch, das in Romanform einen ebenso unerfreulichen Gegenstand behandelt und in wenigen Wochen zwanzig Auflagen erlebt hat, ist „Vénus“ von Michel Cordey, das nach der sechsten Auflage den Untertitel „Les deux risques“ erhalten hat, um den Anschein zu geben, es liege eine wissenschaftliche und soziale Behandlung der „Gefahren“ der Liebe vor.

Stendhal ist jetzt im Begriff, sich langsam in Deutschland ein Publikum zu erobern. In Frankreich hat er immer noch seine kleine, aber erlesene Gemeinde. Er ist kein Schriftsteller für die Masse. Sein „Lucien Leuwen“, den Jean de Mitty erst kürzlich nach dem unveröffentlichten Manuskript herausgegeben hat, ist kaum in zwei- bis dreitausend Exemplaren verkauft worden. Und doch darf der Roman neben „Le Rouge et le Noir“ und „La Chartreuse de Parme“ gestellt werden und enthält vielleicht die besten Seiten, die Stendhal überhaupt geschrieben hat. Das Leben dieses großen Mannes ist uns kaum bekannt, und was wir davon wissen, verdanken wir seinen eigenen Aufzeichnungen. Die kurzen Notizen von Colomb und Prosper Mérimée geben eigentlich sehr wenig. Jetzt fängt man nun endlich an, nach den vorhandenen Dokumenten dem Innenleben Henri Beyles nachzuspüren. Herr Jean Mélia hat es unternommen, ein Buch über sein Verhältnis zu den Frauen zu schreiben. Einzelne Kapitel daraus veröffentlicht er in verschiedenen Zeitschriften. In der „Nouvelle Revue“ (15. Aug.) wird das Verhältnis Stendhals zu der Schauspielerin Mélanie Guilbert geschildert, die unter dem Namen Louason zu ihrer Zeit fast eine Berühmtheit war. Der Dichter erwähnt sie öfter in seinem Tagebuche und trieb seine Anhänglichkeit zu ihr so weit, daß er ihr nach Marseille folgte und dort in ein Spezereigeschäft eintrat. — Allgemeiner gehalten ist eine Studie von Hugues Rebell, die die „Plume“ (15. Aug.) unter dem Titel „Stendhal amant“ bringt. Das ganze Seelenleben des merkwürdigen Mannes wird durch seine verschiedenen Stufen hindurch verfolgt, von seiner Abneigung gegen seine Familie, bis zu seinen letzten Emotionen: dem Artikel Sainte-Beuves und dem Schlaganfall auf dem Boulevard de la Madeleine.

In der „Revue de Paris“ (15. Aug.) schreibt Adolphe Brochot über die Reform der französischen Prosodie. Lange Jahre hindurch herrschte unumschränkt der Einfluß Victor Hugos. Die Reformen setzen bei drei Punkten an, bei der Cäsur, dem Reim für das Ohr und dem Hiatus. — Henri Lichtenberger behandelt im gleichen Hefte den Pessimismus Ibsens. — Das nächste Heft (1. Sept.) der gleichen Zeitschrift bringt eine Entgegnung Léon Bollaks auf die Untersuchung Michel Bréals über die Möglichkeit einer internationalen Sprache (vgl. Sp. 1637), worauf Michel Bréal nochmals dem Erfinder der „langue bleue“ antwortet.

In der „Revue Universelle“ (24. und 31. Aug.) behandelt Hugues Rebell die populäre Sprache bei den französischen Schriftstellern. Er erinnert zu Anfang an den Protest der französischen Akademie, der durch Emile Ollivier an Henri Lavedan erging, als dieser seinen „Vieux Marcheur“ in den „Variétés“ aufführen ließ. Der Streit wurde dahin geschlichtet, daß Lavedan seinen Titel „Membre de l'Académie française“ von den Theaterzetteln entfernte. Aber nicht aus Gründen der Moralität hatte man protestiert, sondern weil sich der Verfasser nicht einer akademischen Sprache bedient hatte. Rebell zeigt nun, wie sich die französische Sprache, durch die ganze Litteratur hindurch, stets am Volksidiom verjüngt hat. Einige Autoren — früher Vadé, Caylus, Piron, dann Zola, Richepin, Bruant — lauschen geradezu dem Volksmunde ab und verschaffen volkstümlichen Wendungen litterarisches Bürgerrecht; ohne ihre Bemühungen wäre die Schriftsprache schon längst erstarrt. — Die „Revue des Revues“ (15. Aug.) veröffentlicht einen Artikel von Ernest Tissot über die deutschen Studentenlieder, von denen einige Proben gegeben werden. — Frau Marie Krysenska schreibt eine Art Fortsetzung zu Verlaines „Poètes maudits“, die sie „Artistes maudits“ nennt. Sie schildert den Komponisten Charles de Lévry und den Dichter und Gelehrten Charles Cros, den Verfasser des „Coffret de Santal“, die beide dem verlainischen Kreise angehörten. — J. Tébla giebt eine Schilderung des modernen japanischen Romans. — In der „Revue Blanche“ (15. Aug., 1. Sept.) übersetzt Henri Lasvigne die Studie Richard Wagners über Beethoven. — Gustave Kohn schreibt über „Le parnasse et l'esthétique parnassienne“. — Marius-Ary Leblond erzählt im „Mercure de France“ (1. Sept.) wenig bekannte Erlebnisse aus dem Leben des Dichters Leconte de Lisle. Sie beleuchten seine politische Thätigkeit vor der achtundvierziger Revolution. — „L'Ermitage“ (1. Sept.) bringt eine Studie von Edmond Pilon über Choderlos de Laclos und den französischen Roman des achtzehnten Jahrhunderts.

Zu erwähnen ist schließlich ein umfänglicher Artikel über Clara Viebig, den Professor Victor Basch (von der Universität Rennes) im „Siècle“ vom 2. September veröffentlichte und den ein paar Tage später die bekannte Frauenzeitung „La Fronde“ nachdruckte. Basch würdigt die bisherigen Arbeiten der deutschen Romanschriftstellerin und analysiert besonders den Roman „Das tägliche Brot“, für den er sich einen französischen Uebersetzer wünscht. „Er würde unsere Romanlitteratur mit einem ehrlichen, gesunden und menschenfreundlichen Buche ersten Ranges bereichern.“

Paris. *Henri Albert.*

Westschweizerischer Brief.

Der internationale Kongreß der Akademieen in Paris hat der Schweiz den Gedanken der Gründung einer solchen nahegelegt. Wenn man schon ein solches Unternehmen nicht ins Werk setzt, um bei einer größeren Vereinigung irgend wann einmal vertreten zu sein, so könnte doch eine schweizerische Akademie für den Zusammenschluß unseres geistigen Lebens von großer Bedeutung werden. Die Notwendigkeit eines solchen sieht der Schweizer meist erst nach längerem Aufenthalt im Auslande ein; daheim, besonders im Westen, entdeckt sein individualistischer Charakter die Nachteile selbst einer gemäßigten Zentralisation vor ihren Vorzügen. Von einem im Ausland lebenden Schweizer, Henri Jacottet in Paris, ging denn auch der Entwurf einer Akademiegründung aus. Ihn im einzelnen mitzuteilen, ist so lange zwecklos, als praktische Schritte zu seiner Verwirklichung noch nicht gethan wurden, obschon sich aus der deutschschweizerischen Presse sympathische Stimmen vernehmen ließen. Das Bedürfnis in den gelehrten Kreisen der Ost- und Westschweiz nach Austausch und persönlicher Bekanntschaft bei so geringer räumlicher Entfernung wächst zusehends, und es läßt sich hoffen, daß die künftige schweizerische Akademie weder zu einem unserem kleinen Lande übelanstehenden Protzentum noch zu einer bei unseren Rassen- und Sprachenunterschieden schädlichen Uniformierung, sondern zu einer gedeihlichen Fortentwicklung in stark machender Einheit führen wird. — Einen wissenschaftlichen Verband anderer Art zu schaffen, beabsichtigt der genfer Professor für deutsche und englische Litteratur, Emile Redard, mit seiner lobenswerten Broschüre „Shakspere dans les pays de langue française“ (Paris, Fischbacher; Genf-Basel, H. Georg 1901), die aus einem auf dem internationalen pariser Kongreß für vergleichende Geschichtsforschung gehaltenen Vortrage hervorging. Es handelt sich, kurz gesagt, um eine engere Verbindung der französisch redenden Länder und Landesteile, aus der ein „Verein zum Studium und zur Verbreitung der Meisterwerke Shaksperes und derjenigen der modernen ausländischen Litteraturen“ hervorgehen soll. Hoffentlich ist dieser eingehend begründete und im einzelnen ausgeführte Vorschlag bei den zahlreichen Dozenten „für fremde Litteratur“ in Frankreich auf guten Boden gefallen. — Zum Beschluß

dieser akademischen Mitteilungen sei noch der in Genf, Lausanne, Neuenburg auch dieses Jahr im Juli und August abgehaltenen Ferienkurse gedacht, die besonders großen Zulauf (im ganzen etwa 400 eingeschriebene Zuhörer beiderlei Geschlechts) hatten. Speziell litterarische Vorlesungen hielten dabei in Genf Boudier über „Das Theater im 19. Jahrhundert" und „Die französischen Moralisten", in Lausanne Ballette über Viktor Hugo, Millioud über „Die Demokratie in Frankreich und der Schweiz", in Neuenburg Junod über das 17. Jahrhundert und Frau Zebrowska über Chateaubriand, George Sand, Musset und die provençalische Litteratur. — Ebendaselbst hat Philippe Godet, der vermutlich sein längst erwartetes Werk über Madame de Charrière vollenden will, einen einjährigen Urlaub genommen und wird von Dr. Jules Guex, dem Verfasser eines in diesen Blättern noch zu besprechenden Buches über „Die französische Gesellschaft von 1815—48" vertreten. — In Genf tagte Ende Juni die Gesellschaft für schweizerische Volkskunde (Folklore) und hörte einen Vortrag von dem Privatdozenten Mercier über alte genfer Volksbräuche. In Vevey hatte sich im August der internationale Kongreß für geistiges und künstlerisches Eigentum versammelt (ständiges Zentralbüreau in Bern), auf dessen achttägige Verhandlungen an dieser Stelle nicht gut eingegangen werden kann. — Philippe Monnier in Genf erhielt für sein in diesen Blättern (Sp. 1325) erwähntes Werk über das Quattrocento von der französischen Akademie den Guérinpreis von 500 Franken.

Die westschweizerische Zeitschriftenschau hat sich, da die beiden letzten Briefe schon zu sehr belastet waren, über einen Zeitraum von 9 Monaten zu erstrecken, was bei unseren beiden allein hier in Betracht kommenden periodischen Blättern kein zu umfängliches Unternehmen ist. Die „Semaine Littéraire" fährt fort, den politischen und litterarischen Tagesereignissen einen ziemlich großen Raum zu gönnen. Beachtenswert waren drei „Bismarck intime" betitelte Aufsätze Antoine Guillands (380, 81, 83), des französischen Professors der Geschichte am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, dem wir schon ein vorzügliches Buch über die preußischen Geschichtschreiber verdanken, sowie ein kleiner Artikel von ihm über Gustav Freytag (395). Gut kritisiert Virgile Rossel „Bourgets Entwicklung" (379) und weist nach, wie sehr er trotz seiner Bekehrung derselbe geblieben sei. — F. Buisson schildert Leben und Wirken seines Landsmannes und Kollegen Auguste Sabatier (382), des berühmten Theologen und Nachfolgers Edmond Schérers an der Redaktion des „Temps", der in der Schweiz und selbst im Ausland durch seine litterarischen Sonntagsbriefe (A. S. gezeichnet) im „Journal de Genève" bekannt und geschätzt wurde. — Gleichfalls ein Franzose, Henry Bordeaux, bespricht Edouards Rods neues Buch „Mademoiselle Arnette" äußerst günstig (395). Nenne ich noch Aufsätze über das Werk Maurice Bouchors, Sir Walther Besant (389), den Maler Sandreuter (396) und die hier immer noch heftig diskutierten theosophischen Fragen (Mme. Blavatsky), so wird niemand mit der Anerkennung zögern, daß die „Semaine Littéraire" den wachsenden Beifall des litterarischen Publikums auch in dem für französische Sprache interessierten Auslande reichlich verdient, zumal sie durch Nachrichten, Mitteilungen und Winke aller Art den Zusammenhang mit der gebildeten Familie festzuhalten versucht. — Die über ein Jahrhundert alte „Bibliothèque Universelle" sieht den Zeitläuften mit größerer Gelassenheit zu und hält am Herkommen mit größerer Zähigkeit fest. Immerhin fehlt es ihr nicht an neuen wertvollen Mitarbeitern. Zu ihnen rechne ich den griechischen Juristen M. S. Kebedgy, Professor der Rechte in Bern, der im Februar- und Märzheft über den „Aufschwung Griechenlands" Mitteilungen macht. — Eine biographisch-kritische Studie über den italienischen Schriftsteller und Lustspieldichter Ferdinand Martini (geb. 1841), der es neuerdings bis zum Unterrichtsminister brachte, steuert der Privatdozent in Rom Ernest Bovet (Aprilheft) bei, der vor kurzem die ordentliche Professur für romanische Litteratur in Zürich erhielt. — Mit Gottfried Kellers „Die Jungfrau und der Teufel" wird die Uebertragung der kleineren Novellen des zürcher Dichters weiter fortgesetzt.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die in der Schweiz entstandenen französischen Uebersetzungen deutscher Bücher, so stehen drei Namen im Vordergrund, an die in Deutschland gewiß nicht jeder denkt; der bremer Pastor Funcke, der stuttgarter Schuldirektor und Theologe Bettex, ein geborener Waadtländer, der deutsch (?) schreibt, und Peter Rosegger. Allen dreien gemeinsam ist jener religiöse und moralisierende Zug, der den Westschweizer und besonders den Waadtländer kennzeichnet und der dem Franzosen fremd ist. Eine Erhebung über die von einem Volke gelesenen Uebersetzungen würde auf seine Eigenart fast ein so scharfes Licht werfen, als die Kenntnis in seinem Schoße entstandener Bücher.

La Tour-de-Peilz. *Eduard Platzhoff.*

Polnischer Brief.

Nach der Stille der Sommermonate regt sich wieder neues Leben in der litterarischen Welt Polens. Freilich steht sie noch unter dem Eindrucke eines tragischen Ereignisses: Nikolaus Biernacki, der unter dem Pseudonym Rodoc die Spalten der polnischen Zeitschriften mit seinen satirischen Versen füllte, beging einen Selbstmord. Er war einer der witzigsten Satiriker in Polen, ohne doch etwas wirklich Bedeutendes geschaffen zu haben.

Auf dem Gebiete des Theaters ist die Schöpfung einer Volksbühne zu erwähnen. In Krakau wurde zum ersten Male ohne jede Unterstützung seitens des Staates oder anderer Körperschaften, nur infolge mutiger Initiative eines Schauspielers, der Versuch gemacht, den unbemittelten Klassen des Volkes ein Theater mit kleinen Preisen, volkstümlichem Spielplan und guten, wenn auch bescheidenen Darstellungsmitteln zu geben. Der Versuch glückte und wird im nächsten Spieljahre fortgesetzt werden. — Symptomatische Bedeutung hat auch das Rundschreiben, das der Leiter des lemberger Stadttheaters, Th. Pawlikowski, an die polnischen Autoren gerichtet hat. Er bittet sie darin, nicht erst zu warten, bis man an ihre Thür klopft, sondern selbst ihm neue Stücke zur Aufführung einzureichen. Es bekundet sich hier die Absicht, die Führerrolle im polnischen Drama zu übernehmen, was umso möglicher ist, als die krakauer Nationalbühne, die hauptsächlich das klassische Trauerspiel pflegt, mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Bedeutende Neuerscheinungen des Büchermarktes sind vorläufig noch nicht zu verzeichnen, mit Ausnahme eines französisch geschriebenen Buches, das den merkwürdigen Titel führt: „Manggha. Promenades à travers le Monde, l'Art et les Idées. Par Felix". Hinter dem Pseudonym Felix verbirgt sich Felix Jasinnski, ein warschauer Kunst-Mäcen und -Kritiker, ein fanatischer Vorkämpfer des modernen Geschmacks. „Manggha" soll ein japanisches Hauptwort sein und etwa unserem „Allerlei" entsprechen. Man findet denn auch in dem Werke allerlei Betrachtungen, Kommentare, Gedanken über alle Dinge von den subtilsten philosophischen Problemen bis zu dem — Bauchtanz. Ohne die Verwandtschaft mit dem „Tagebuche" der Brüder Goncourt zu verleugnen, weist Jasinnski doch eher den Einfluß Montaignes auf, vor allem in der einfachen Schlagfertigkeit, mit der er die verschiedensten Modethorheiten in der Kunst wie in dem gesellschaftlichen Leben verurteilt.

Das Hauptinteresse wendet sich jetzt der ältesten polnischen Monatsschrift zu, der „Biblioteka Warszawska" (Warschauer Bibliothek), die seit kurzem von Adam Krasinski, dem Enkel des großen Dichters aus der romantischen Blüteperiode der polnischen Poesie, Zygmunt Krasinski, geleitet wird. Der Enkel läßt nämlich un-

bekannte oder nur dem Namen nach bekannte Schriften seines genialen Großvaters in der erwähnten Monatsschrift (August, September) drucken, die zu den interessantesten Produkten der polnischen Romantik gehören. Es ist darunter eine „Spowiedź Napoleona“ (Napoleons Beichte) aus dem Jahre 1830 besonders hervorzuheben, die die für Krasinski so charakteristische Vorliebe für historiosophische Probleme (vgl. seine „Ungöttliche Komödie“) erkennen läßt. Der sterbende Kaiser beichtet viele Sünden, doch hält er sich im ganzen für ein Werkzeug Gottes. „Ich war der Donnerschlag, den Gott warf im Gewitter, das über der Welt wütete, und wenn ich vernichtete, so geschah es, weil es not that, freie Bahn zu schaffen.“ Bemerkenswert ist auch das Fragment einer Tragödie „Wanda“ von der sagenhaften polnischen Königin, die vor der Heirat mit dem deutschen Herzog Rüdiger in die Fluten der Weichsel floh.

Eine andere verdienstvolle Monatsrundschau „Ateneum“ (Athenäum) hat, wie ich schon gemeldet habe, ihr Erscheinen eingestellt. Als letzten Gruß an ihre Leser gab sie einen stattlichen Band heraus, der u. a. eine gelungene Uebersetzung des Prometheus-Fragmentes von Goethe enthält. In einem Artikel beschäftigt sich Viktor Hahn mit einer Balzac-Frage. Der französische Kritiker Jean Jullien hat bei Gelegenheit der Besprechung des bekannten Dramas von Richepin „Par le glaive“ auf die Aehnlichkeit einer Szene mit Balzacs „Grande Bretèche“ hingewiesen, da in beiden Werken der Geliebte einer verheirateten Frau von ihr in einer Kapelle verborgen wird, die dann auf den Befehl des betrogenen Gatten vermauert wird. Nun hat Jullien behauptet, Balzac habe diese Situation aus einem Drama von dem polnischen Dichter Juliusz Slowacki, „Mazepa“, entlehnt. Hahn beweist aber aufgrund der Datierung der beiden Werke, daß nicht Balzac von Slowacki, sondern eher dieser von jenem beeinflußt wurde.

Lemberg. *J. Flach.*

Amerikanischer Brief.

Laut einem statistischen Bericht für das mit dem Juli zu Ende gegangene Jahr befinden sich in den Vereinigten Staaten zur Zeit 5000 öffentliche Bibliotheken, die im vergangenen Jahre mit Schenkungen im Betrage von sechzehn Millionen Dollars bedacht worden sind. William E. Todd, ein Journalist und Philantrop in Boston, hat der dortigen Bibliothek 50 000 Dollars zur Verfügung gestellt, damit die im Lesezimmer aufliegenden Zeitungen durch solche aus allen Weltteilen vervollständigt werden können. Daß die sogenannte Sommerlektüre der Amerikaner keine so ganz leichte Ware ist, geht aus dem Juliberichte von dreiundzwanzig der größeren Bibliotheken hervor: die meistgelesenen Bücher waren „Life and Letters of Thomas Huxley“, die Briefe Bismarcks an seine Braut, Roseberys „Napoleon: The last Phase“, Henry Savage Landors „China and the Allies“ und „Up from Slavery“, die Autobiographie des Negers und Negerlehrers Booker T. Washington. Der meistverlangte Roman in fünfzehn Bibliotheken war Winston Churchills Roman aus dem Bürgerkriege „The Crisis“ (Macmillan, New York). — ein recht erfreuliches Zeichen, da dieses Buch die schwüle Stimmung jener Zeit vortrefflich wiedergiebt und die einander befehdenden Parteien mit wohlthuender Objektivität schildert. Der St. Louiser Autor legt eine warme Anerkennung für das deutsche Element der Bevölkerung seiner Stadt an den Tag, dessen aktive Teilnahme an dem Befreiungskampfe bis jetzt kaum nach ihrem Werte gewürdigt worden ist.

Der Inhalt der August-Magazine war etwas dürftig. In der „North American Review“ spendete William Dean Howells unter der Ueberschrift „An Exemplary Citizen“ dem oben erwähnten Booker T. Washington überschwengliches Lob und verglich ihn sogar mit Abraham Lincoln, was nicht ganz ungerechtfertigterweise Widerspruch hervorrief. — Sidney Whitman erging sich in einem längeren, von großer Sachkenntnis zeugenden Essai über englische Einflüsse im deutschen Geistesleben. — Im „Forum“ verteidigt Stuart Robson seine Kollegen gegen den Vorwurf, die Durchschnittsbildung der Schauspieler sei eine mangelhafte. — Im „Chautauquan“ bringt Leon Mead das Resultat einer Umfrage bei amerikanischen Autoren über die von ihnen erfundenen sprachlichen Neubildungen. Edmund Clarence Stedman führt sein „lyronym“ statt „pseudonym“ an, Joel Benton das dem „priesthood“ analoge „poethood“, Edgar Fawcett das unserem „Gesichtspunkt“ entsprechende „view-point“ u. s. w. — „Critic“ hat mehrere lesenswerte Artikel. George L. Beer widmet dem verstorbenen Philosophen und Historiker John Fiske einen begeisterten Nachruf, in dem er ihn als eine Macht in der geistigen Entwickelungsgeschichte dieses Volkes bezeichnet und von seinen historischen Werken „The Critical Period“ und „The Discovery of America“ den Vorrang zuweist. — Joseph Mc. Cabe, ein ehemaliger Franziskanermönch, der eine Biographie Abälards in Arbeit hat, schreibt in ungemein fesselnder Weise über den Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise. Dieser sei zumeist ohne Kenntnis der beiden Charaktere und ihrer Schicksale gelesen worden, und das Urteil, das man sich über die beiden Menschen gebildet, habe sich auf deren belletristische Spiegelbilder bezogen. Es sei notwendig, diese Briefe nun im Lichte unseres vermehrten Wissens und der dadurch ermöglichten gerechteren psychologischen Analyse einer erneuten Prüfung zu unterwerfen. — Clive Holland schildert eine Wanderung durch Wessex, den Schauplatz Thomas Hardyscher Romane, und namentlich seiner „Tess of the d'Urbervilles“. — Mary J. Serrano behandelt das Leben und die Werke Ramon de Campoamors. — Ella Stryker Mapes giebt die neue englische Balzac-Ausgabe Gelegenheit, sich über die Ziele der „Comédie Humaine“ auszusprechen, und Louise Betts Edwards protestiert gegen die unwahre Schilderung des Kindes, die sich in der neueren Litteratur breit mache.

Von den belletristischen Erzeugnissen des Buchhandels verdienen namentlich zwei Bände Novellen Erwähnung. In „A pair of Patient Lovers“ von William Dean Howells (Harper, New York) sind sechs Erzählungen vereinigt, die alle denselben humanen Weitblick und unter einer leicht-anmutigen Form ernste Probleme verraten. Sie enthalten Gedankenblitze, die einem bei dem zurückhaltenden Ton der nie das letzte Wort aussprechenden Schreibweise Howells leicht entgehen. Trotz seinem sogenannten Realismus ist Howells als Schriftsteller ein echt amerikanisches Temperament. — Von Hervey White, einem der meistversprechenden jüngeren Autoren, dessen sozialer Roman „Differences“ und ergreifende Familiengeschichte „Quicksand“ seiner Zeit an dieser Stelle besprochen wurden, stammt der Novellenband „When Eve was not Created“ (Small, Maynard & Co., Boston). Das sind ganz eigenartige Seelen- und Lebensbilder, von einer Freiheit und Kühnheit der Auffassung und einer Eigentümlichkeit des Stils, daß sie fast befremdlich wirken. Hervey White ist unzweifelhaft ein durchaus moderner Geist und ein noch in der Entwickelung begriffenes, gegenwärtig vom Ausland, vielleicht Skandinavien, beeinflußtes Talent; wenn er der Versuchung widersteht, alle Jahre ein oder zwei Bücher auf den Markt zu werfen, wird er über kurz oder lang als eine der hervorragendsten Individualitäten in der amerikanischen Belletristik dastehen müssen. — Ein historischer Charakter, der zur Zeit die Geister beschäftigt, vielleicht weil das Gespenst des Imperialismus noch am politischen Himmel spukt, ist Aaron Burr, der geniale Streber, der vor hundert Jahren die kaum gegründete Republik zu spalten und Kaiser der westlichen Hälfte des Landes zu werden hoffte. „A Dream of Empire“ heißt der Roman, in dem der cincinnatische Litterat William Henry Venable den Stoff behandelt, leider in etwas nüchterner Weise (Dodd, Mead & Co., New York).

Eine bostoner Firma zeigt für September einen Roman von Charles Felton Pidgin an, der nach Burrs Mitverschwörer „Blennerhassett“ heißt. — Eine Monographie von litterarhistorischem Interesse ist Prof. E. Washburn Hopkins Abhandlung über das Mahabharata, betitelt: „The Great Indian Epic“ (Charles Scribners Sons, New York).

Ueber die Konkurrenz, die englischen Romanschriftstellern vonseiten ihrer amerikanischen Kollegen erwächst, wird neuerdings viel geschrieben. Ein londoner Korrespondent der „New York Evening Post“ meint, zwanzig Prozent der neuen belletristischen Erscheinungen auf dem englischen Büchermarkte seien amerikanischen Ursprungs. Die litterarische Beilage der „New York Times“ macht treffende Bemerkungen zu dieser Frage. Es heißt in ihrem Leitartikel vom 10. August u. a., es sei kein Grund vorhanden, zu behaupten, daß England das litterarische Szepter an Amerika abgegeben hätte oder es demnächst thun müßte. „Um nur von kürzlich Verstorbenen zu reden — wenn die Vereinigten Staaten in einer Generation oder wenigstens als Zeitgenossen auf einen Tennyson, einen Ruskin und einen Stevenson hinweisen können, dann erst würden sie berechtigt sein, davon zu reden.“

Die Bühne wird im Sommer vorwiegend vom Variété und der Operette beherrscht. Für die bevorstehende Saison aber sind interessante Novitäten in Aussicht genommen. Frau Sarah Cowell Le Moyne hat auf ihr Repertoire ein Stück des New Yorker Litteraten und Hauptmann-Uebersetzers Charles Henry Meltzer gesetzt: „The First Duchess of Marlboro.“ Maude Adams, die im vergangenen Jahre „L'Aiglon“ gab, wird in einem neuen Stücke von James Barrie („Quality Street“) auftreten, dessen „Little Minister“ ihr zu ihrem ersten größeren Erfolg verhalf. — Von Israel Zangwill wird eine Dramatisierung seines „Mantle of Elijah“ und ein anderes Stück zur Aufführung kommen; von Hall Caine eine Bühnenbearbeitung seines Romans „Eternal City“, der in „Collier's Weekly“ unbeanstandet erscheint, während er im londoner „Lady's Magazine“ unterbrochen wurde. — Ueberraschend klingt die Nachricht, daß amerikanische Dramatiker in der kommenden Saison in Paris debutieren sollen. Marion Crawford hat sein neuestes Stück an Sarah Bernhardt verkauft. Coquelin wird Gillettes „Sherlock Holmes“ spielen, und Augustus Thomas soll Aussicht haben, seine Posse „On the Quiet“ im Cluny-Theater zu sehen. — In der deutsch-amerikanischen Litteraturwelt gährt es. Unlängst wurde ein beachtenswerter Vorschlag zur Reform der deutsch-amerikanischen Bühne unterbreitet, der das deutsche Theater in engere Beziehung zum hiesigen Leben setzen will. Allein aus der großen Anzahl von Zuschriften, die der Verfasser des Rundschreibens, Dr. W. L. Rosenberg in Cleveland, empfing, war deutlich zu ersehen, das sich niemand über die Art, wie diese Regeneration zu bewerkstelligen sei, klar ist, daß das rechte Vertrauen in das Gelingen fehlt, und vor allem, daß der dichterische Messias, dessen Werke die Kluft zu überbrücken vermöchten, vorläufig noch nicht entdeckt ist.

New York. *A. von Ende.*

Echo der Bühnen.

„Laboremus.“

Drama von Björnstjerne Björnson. Erstaufführung in Berlin, München, Stuttgart am 7. September.
Buchausgabe bei Albert Langen, München 1901.

Die äußere Aufnahme, die Björnsons neues Drama in Berlin gefunden hat, entsprach nicht dem wirklichen Eindruck; denn man bereitete ihm nach dem letzten Akte eine Ovation, obgleich man sich sichtlich während des Abends ganz ehrlich gelangweilt hatte. Daß sich „Laboremus“ auf dem Theater eines längeren Lebens erfreuen wird, ist gänzlich ausgeschlossen. Es ist einfach ein mißglücktes Stück. Unklar in der Anlage, unklar in der Durchführung, sehr anfechtbar in seiner Hauptsache, schwankend in der Charakteristik. Hinter den geheimnisvoll klingenden Sätzen steckt wenig Gedankengehalt. Wir haben keinen Konflikt vor uns, der notwendig aus dem Zusammentreffen lebendig hingestellter, in ihrem Seelenleben überzeugender Menschen herauswächst, sondern wir sehen immer wieder Björnson, der sich bemüht, eine These zu verteidigen. Was er sagen will, scheint mir zweierlei. Das eine ist ein Satz, der in dem gleichen Gedankenkreise sich bewegt, wie die Schlußsätze von „Ueber unsere Kraft“. Es ist der Gedanke, den der Titel des Werkes ausdrückt: „Wir wollen arbeiten!“ Mit diesem Worte „arbeiten“ bezeichnet Björnson positiv die Hingabe an die realen Kulturmächte, an die Welt der sittlichen Werte, und negativ die Abwendung von allen Elementen, die dieser Welt fremd oder feindselig gegenüberstehen. Die dämonische Lydia verkörpert jene außer-sittlichen Mächte, die in „Ueber unsere Kraft“ innerhalb der Seele von Elias Sang einer- und Holger andererseits leben und auch in jenem Drama wohl ursprünglich in der Gestalt des Baumeisters Halden, der ja Elias Sangs böser Dämon ist, eine selbständige Rolle spielen sollen. Vielleicht ist dieser Zusammenhang zwischen dem großen sozialen und diesem vollständig individualen Drama etwas weit hergeholt, aber er ist psychologisch möglich, und verschiedene Züge in der Charakteristik der Lydia deuten daraufhin, daß sie das Ueber-die-Grenzen-Hinausstreben des jungen Komponisten Langfred verkörpern soll und daß ihr unheilvoller, die gesunde Schaffenskraft Langfreds lähmender Einfluß vielleicht das Hauptthema des Dramas sein sollte. Das wäre ein menschlich durchaus verständlicher, klarer Konflikt, und „Laboremus“ würde auf diese Weise eine wertvolle Fortsetzung von „Ueber unsere Kraft“ sein. Wir hätten dann sehen müssen, wie Lydia mit ihrem dämonischen Wesen Macht über Langfred gewinnt, dessen Wesen dem ihren verwandte Züge hat, wie er aber allmählich mit seinem Streben scheitert, wie seine Kräfte erlahmen und wie er endlich durch die rechte Erkenntnis ihres und seines Wesens in ihrem grundlegenden Unterschiede auf den rechten Weg gelangt. Das wäre ein abgeschlossenes Drama für sich gewesen. Der Stoff, der die Gährung in den Seelen hervorruft und die Katastrophe herbeiführt, konnte recht wohl derselbe sein wie im Stück, nämlich Langfreds Opern-Motiv. Dieser Gedanke, die innersten Gründe der Seelen zu erleuchten, indem jeder seine Auffassung von der künstlerischen Gestaltung des „Undine“-Stoffes entwickelt, ist vortrefflich und ein glänzendes Zeugnis für Björnsons künstlerisches Empfinden. Aber dieses Thema ist durchaus nicht lebensvoll durchgeführt. Wir sehen nur Schemen und schattenhafte Umrisse von Konflikten.

Ebensowenig ist das zweite Thema zur Reife gelangt. Das Eintreten einer Gestalt wie Lydia mit ihren ganz anderen Maßstäben von Recht und Unrecht in die Welt der menschlichen Kulturmächte, in die Welt, wo die Maßstäbe von sittlich gut und böse gelten, führt naturgemäß zu einem Konflikt, wie ihn Ibsen in „Rosmersholm“ geschildert hat: die Aehnlichkeit zwischen Lydia, die sich in das Haus des feinfühligen, aber energielosen Wisby einnistet und die kranke Frau in den Tod jagt, und Rebekka West, die Rosmer umgarnt und Beate zum Sturz in den Mühlbach treibt, liegt auf der Hand. Aber freilich bei Ibsen ist jeder Zug in Rebekkas Charakter motiviert und alles gethan, um uns diese Gestalt nur unglücklich, nicht aber verabscheuenswert erscheinen zu lassen. Denn Ibsens Ziel war ja, die Läuterung einer solchen Raubtiernatur mit dem robusten Gewissen darzuthun. Björnson aber stellt seine Lydia als ein fertiges Wesen hin. Er giebt ihr als einzigen Punkt, an dem unser menschliches Verständnis ihres Handelns anknüpfen kann, die Undine-Sehnsucht zur höheren Welt; aber er läßt uns diese nicht sozusagen in natura erleben.

sondern nur im Abbild, in der Heftigkeit, mit der sie ihre Auffassung des „Undine"-Stoffes verteidigt, — an sich ein sehr feines psychologisches Mittel, aber nicht genügend, um den Charakter hinreichend klar erscheinen zu lassen. Ibsens Lösung des Problems mag den ganz anders gearteten Björnson nicht überzeugt haben. Für ihn giebt es keinen Weg von der Welt der „Undine", d. h. der Welt der blinden Instinkte, zu der Welt Langfreds. Ihre Liebe ist nicht die Liebe des Menschen. „Die Wärme, die nach und nach in das Leben der Menschen hineingekommen ist, die hat sie nicht. Von der ist sie ausgeschlossen. Sie gehören zwei verschiedenen Welten an, er und sie. Tausende von Jahren liegen zwischen ihnen. . . . Sie kann nicht fühlen wie er." Diese Worte, mit denen Langfred sich von Lydia loszureißen beginnt, klingen wie eine verspätete Antwort Björnions auf Ibsens Glauben an die adelnde, wandelnde Kraft der Liebe, die Rebekka West erfährt. Zugleich aber weist er mit dieser Charakteristik der Instinkt-Wesen vom Schlage Lydias die individualistische Weltanschauung von sich und fordert zur Hingabe an die sittlichen Mächte auf. Aber diese Absichten des Dichters sind nicht mit einwandfreier Klarheit aus dem seltsam verschleierten Dialoge herauszulesen. Wir glauben vielmehr, zwei Dramen vor uns zu haben: die Handlung Lydia-Wisby und die Handlung Lydia-Langfred; in der ersten ist Dr. Kann, in der zweiten Borgny das erregende Element. Im Grunde aber liegt beiden Handlungen dasselbe Thema zu Grunde: der Kampf gegen den Dämon Lydia. Endlich ist noch ein drittes Motiv angedeutet: der Künstler, der zwischen zwei beeinflussenden Mächten steht, also das Thema von D'Annunzios „Gioconda" und Ibsens „Wenn wir Toten erwachen". Langfred, der einst zu Lydia gesagt hat, daß gesunde Menschen Arbeit und Frau aus demselben Instinkt herauswählen, ist nahe daran, selbst gegen diesen Grundsatz zu verstoßen, beweist aber schließlich gerade seine Richtigkeit. Dieses Motiv jedoch ist nur eben angeschlagen. So ist das Schlußurteil wohl berechtigt, daß „Laboremus" eine mißlungene Arbeit ist. Von der übel angebrachten Geheimniskrämerei, die mit der Gestalt Borgnys getrieben wird, will ich gar nicht sprechen. — Ob wir ein dauerndes Erlahmen der Schaffenskraft Björnsons aus diesem Werke herauslesen dürfen, für dessen künstlerisches Können die Apostelzüge in Europa sicher nicht förderlich sind, wird die Zukunft lehren. *Gustav Zieler.*

München. Daß unsere Hoftheaterintendanz sich der scharf gegen ein gewisses lächerliches Byzantinertum des Beamtenstandes gerichteten einaktigen Komödie „Die Medaille"*) von Ludwig Thoma, dem bekannten Simplicissimusdichter, annahm, mußte um so verwunderlicher erscheinen, als gleichzeitig die Nachricht verbreitet wurde, daß Wolzogens „Buntes Theater" das Stück erworben habe. Das Nebeneinander von Hoftheater und Ueberbrettl entbehrt nicht eines gewissen pikanten Reizes, zeugt jedoch mit nicht zu verkennender Deutlichkeit davon, daß man bereits jetzt nicht mehr recht im klaren darüber ist, was auf das Theater und was ins künstlerische Varieté gehört, eine Verwirrung, die auf ihre bösartigste Folge, die Nivellierung beider Kunstgebiete ins allzu harmlos Oberflächliche, wohl nicht lange warten lassen dürfte. Dieser Vorwurf richtet sich ausschließlich gegen die Thatsache dieser unsinnigen Vermischung, nicht gegen Thomas kleines, prächtiges Werk, das ich in einigen Beziehungen direkt neben Ruederers „Fahnenweihe" stellen möchte, deren starken Persönlichkeitshintergrund es allerdings entbehrt. Dagegen ist es in den Mitteln der „Fahnenweihe" vollkommen gleichwertig, in der Handhabung des schwer zu behandelnden psychologischen Apparates und der auf ein Minimum beschränkten Mittel des sprachlichen Ausdrucks, wie sie dem Schilderer der Bauernseele zur Verfügung stehen. Glänzend getroffen ist jene typische Zähigkeit des Bauern, mit der er zu einem einmal festgefaßten Gedankenkreise immer wieder auf tausend Umwegen zurückkehrt, nicht um ihn zu erweitern, sondern vielmehr in einer stumpfsinnigen Freude an der Selbstnachäffung, aufs Neue und immerfort vom Anfang an durchzudenken. Hier setzt der Dialog mit dem feinsten psychologischen Können ein, das mit einer unaufdringlichen Taktik, die immerwährende Rückkehr zum Ausgangspunkte ihres leicht ermüdenden Charakters zu entkleiden und zu langsam gesteigerter komischer Wirkung zu bringen, geschickt verbunden ist. In der Zeichnung der Figuren aus den „oberen Ständen", des Herrn und der Frau Bezirksamtmann, des Herrn Assessors, besonders aber des Schullehrers wäre eine Mäßigung der karikaturistischen Laune des Verfassers dem künstlerischen Werte des Ganzen von Nutzen gewesen. Thomas Witz, der nur an einigen, mit allzu idyllischer Lust am Fabulieren ausgeführten Stellen erlahmt, sichert dem Stück trotz seines genrehaften und episodischen Charakters eine zündende Wirkung, deren man sich nachträglich nicht zu schämen braucht.

Leo Greiner.

*) Buchausgabe bei Albert Langen in München. Preis M. 1,50

Seit dem Beginn des Septembers haben wir hier ein „Lyrisches Theater". Der Schriftsteller Willy Rath, der bisher dem Verbande der „Elf Scharfrichter" angehörte, hat es ins Leben gerufen. Wie schon der Name des Unternehmens besagt, ist das Programm vorwiegend der Lyrik gewidmet. Es gelangen alte und neue Lieder zum Vortrag, man deklamiert und singt, man erscheint in historischen Kostümen und begleitet den Zwiegesang mit dramatischen Attitüden. Auch werden ein paar Einakter aufgeführt. Das Ganze ist im Stil der Ueberbrettl gehalten, erinnert jedoch vielfach an den Konzertsaal und wohl auch gelegentlich ans Variété. Soweit man bis zur Stunde darüber urteilen kann, ist das Publikum der Gründung äußerst gewogen. Man kauft zwar nicht gerne Lyrik, aber man mag die Lyrik darum doch nicht gern entbehren. Ein Witzbold meinte, das lyrische Theater sei die Rache der Litteratur an den Verlegern, die für Lyrik nichts zahlen, und an den Lesern, die Lyrik nicht kaufen. Meines Erachtens ist das lyrische Theater berufen, an einer Reihe wichtiger Kulturaufgaben mitzuarbeiten. Abgesehen davon, daß es aus dem Schatz der alten und neuen Lyrik das Beste zur Kenntnis eines großen Publikums bringt. Vergessenes wieder in Erinnerung ruft, Uebersehenes ans Licht fördert, kann es vor allen Dingen zur Wiederbelebung der Sangeslust besonders in denjenigen Kreisen, die dem Konzertsaal ferne stehen, Erhebliches beitragen. Es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß heute in den Werkstätten, auf den Straßen, bei der Feldarbeit, auf Märschen viel weniger gesungen wird als in früheren Jahren. Die paar Gassenhauer, die alljährlich den Weg durch ganz Banausien machen, können eben den besseren Volkselementen nicht genügen, und die guten, alten Lieder, die man vom Vater und Großvater gelernt hat, sind nachgerade ein wenig abgesungen, auch wohl der Gesichtswelt der Gegenwart zu weit entrückt. Unsere Freuden, unsere Leiden möchten wir im Liede künstlerisch gestaltet sehen, moderne Volks-, nicht Ueberbrettl-Lieder begehren wir. Wenn Herr Rath uns suchen hilft, was wir singen können, werden wir ihm sehr dankbar sein. Das lyrische Theater kann aber noch eine andere, ebenso wichtige Aufgabe lösen helfen. Bei Nietzsche heißt es irgendwo: „Wie wenig der deutsche Stil mit dem Klange und mit den Ohren zu thun hat, zeigt die Thatsache, daß gerade unsere guten Musiker schlecht schreiben. Der Deutsche liest nicht laut, nicht fürs Ohr, sondern bloß mit den Augen: er hat seine Ohren dabei ins Schubfach gelegt". Ich frage: könnte das lyrische Theater, indem es uns die Lyrik nach allen Regeln der Kunst vorsprechen läßt, die Feinheit unseres Gehörs für die Musik der Sprache, ihre Schwellungen, Biegungen, Umschläge des Tons und Wechsel des Tempos nicht in ganz

hervorragender Weise schulen helfen? Das wäre nicht allein für die Steigerung unserer Genußfähigkeit, sondern auch für unseren Stil ein Gewinn. Man sieht, das lyrische Theater könnte uns manchen wichtigen Dienst erweisen.

Eduard Engels.

Wien. Mit einem entsetzlichen Schauerstück, „Im Zeichen des Kreuzes", hat das Kaiserjubiläums-Stadttheater seine heurige Saison eingeleitet. Ein Engländer namens Wilson Barett hat das Werk vor einigen Jahren geschrieben und Tantièmen, sogar Ruhm in reicher Fülle dafür eingeheimst. Charakteristisch für den insularen Geschmack ist es, daß der greise Gladstone einen begeisterten Brief an den Autor schrieb, charakteristisch für den Geschmack des Direktors Müller-Guttenbrunn, daß er das Anerkennungsschreiben dem Theaterzettel beidruckte. Die frappante Aehnlichkeit des Dramas mit Sienkiewicz geschätztem und überschätztem Roman „Quo vadis?" liegt in der Wahl des Stoffes. Hier wie dort machen wir alle Schrecken einer Christenverfolgung unter Nero — Katakomben, Gemetzel, Folter, lebende Fackeln — mit, hier wie dort liebt ein vornehmer Römer eine junge, schöne Christin, die ihn natürlich am Schluß zu ihrem Glauben bekehrt. Der Romancier hat es vermocht, in wirksamer Gegenüberstellung die Decadence des Roms der Kaiserzeit, das Aufkommen der neuen Religion uns in scharf umrissenen Bildern vor Augen zu führen, den groben Mitteln des Schauerdramatikers gelingt es, schwache Nerven in bedenkliche Erschütterung zu versetzen. Bekanntlich ist dem Stadttheater die Pflege christlicher Anschauungen zur Pflicht gemacht; ob dies durch rohe Banalitäten in wirksamer Weise geschieht, mag dahingestellt bleiben. — Die Première hat übrigens ein merkwürdiges Nachspiel gehabt: als der Uebersetzer, Heinrich Bohrmann-Riegen, vor der Rampe erschien, drängte sich eine Dame auf die Bühne und versuchte es, dem garderobegierigen Publikum in einer längeren Rede auseinanderzusetzen, daß sie die Schöpferin der Uebersetzung und Herr Bohrmann ein gewissenloser Plagiator sei. Herr Bohrmann wiederum erklärte in den Zeitungen, daß er als deutscher Sprachlehrer des Fräuleins Amanda Dolcini der jungen Italienerin als Uebung die wörtliche Uebersetzung des Stückes ins Deutsche aufgetragen, diese Uebersetzung aber nicht verwendet habe. Die Affaire dürfte ein gerichtliches Nachspiel haben, und dann wird es für die Litteraturgeschichte unverrückbar feststehen, ob die deutsche Bühne Herrn Bohrmann-Riegen oder Fräulein Amanda Dolcini die Vermittelung des englischen Meisterwerkes verdankt. Einstweilen spricht der Schein für die Italienerin: ein „wegen was" statt „weswegen", „erschrecke" statt „erschrick" kann nur ein Fremder sagen, dem die deutsche Grammatik ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist.

Richard Wengraf.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Monte Carlo. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin 1901, F. Fontane & Co. 373 S. Mk. 5,—.

Es ist das soziale Adelsproblem, die Frage nach der Stellung des Adels in unserer Zeit, die Ompteda immer von neuem in seinen Werken anpackt. Er, der frühere Offizier, der Sproß einer alten hannoverschen Adelsfamilie, ringt und kämpft, der alten überlebten Form einen neuen lebendigen Inhalt zu schaffen. Er will und kann nicht glauben, daß der deutsche Adel dem Untergang geweiht ist, und er sucht ihm neue Aufgaben zu erschließen, die ihn wieder als schaffendes Glied in die moderne Kulturgemeinschaft einfügen. Er fordert wahrhafte Adelsmenschen, die aus ihrem Stande keine Vorrechte, sondern allein Pflichten ableiten, die ihrem Leben durch ernste Arbeit und ehrliche Hingabe an den Geist der neuen Zeit Ziel und Inhalt geben. „Adel verpflichtet — Arbeit adelt!" Das ist die sittliche Forderung, die sich aus Omptedas Schaffen ergiebt, und die auch seinem letzten Roman „Monte Carlo" einen hohen sozialen Kulturwert verleiht. Mit rücksichtslosem Freimut schildert er hier jene Welt, in der man nicht arbeitet, in der man keine Verpflichtung gegen Staat und Gesellschaft fühlt und nur das eine Ziel vor Augen hat: sich zu amüsieren! In die Drohnengesellschaft von Monte Carlo, die nur zehrt, nicht schafft, die die Arbeit tausender fleißiger Hände gewissenlos vergeudet, stellt er einen blonden, breitschultrigen Nordlandsrecken hinein, den letzten eines holsteinischen Adelsgeschlechts, und läßt ihn als Opfer des Spielteufels zu Grunde gehen. Kurt von Heese ist ein prächtiger Kerl, der zwar eine etwas leichte Jugend als Offizier hinter sich hat, der dann aber den Dienst quittiert, das Gut seines Vaters übernommen hat und ein ernster, thätiger Mann geworden ist. Er kommt nach Monte Carlo, um für einige Wochen auszuspannen und im leichtlebigen Süden von dem schweren Pflichteneinerlei des grauen Nordens auszuruhen. Die überwunden geglaubte Spielleidenschaft aus der Offizierszeit gewinnt wieder Macht über ihn; er gerät ins Spiel hinein, um dann ganz darin unterzugehen und nicht eher Frieden zu geben, als bis das Roulette ihm alles, Vermögen, Ehre und Glück, genommen hat. Ein Bettler an Leib und Seele, erschießt er sich am Ende in den Spielsälen — der tödliche Schuß gilt nicht nur dem eigenen schwachen Leibe, sondern dem ganzen Monte Carlo, jener Welt des vornehmen Müßiggangs, die auch seine nordische Kraft zermürbt hat. Das ist der soziale, sittliche Inhalt des Romans. Was die künstlerische Seite betrifft, so zeigt das Werk seinen Schöpfer im vollen Besitz seiner reifen und großen Kunst. Ompteda blickt jetzt auf ein Jahrzehnt litterarischen Schaffens zurück, und in dieser verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit hat er sich zu einem Meister der modernen Erzählungskunst entwickelt. Er hat vieles von den Franzosen gelernt, von Zola die treue Milieuwiedergabe und von Maupassant die schlichte und selbstlose Wirklichkeitsschilderung; aber das alles ist doch bei ihm deutsch und eigen-persönlich geworden.

Berlin. *Paul Remer.*

Der Schwimmer. Die Geschichte einer Leidenschaft von John Henry Mackay. Berlin, S. Fischer, Verlag, 1901. 404 S. M. 4,—.

Nicht ohne Mißtrauen werden die Freunde von Mackays Dichtungen zunächst in diesem Buche blättern. Man kennt die Glut seiner Ideen, die Innerlichkeit und den tiefen Stimmungs-Gehalt seiner Erzählungen, und man fürchtet, daß er sich verflacht hat, indem er die jetzt Mode gewordenen Sport-Romane, die Milieu-Studien aus der Radler-, Alpinisten- oder Jockeywelt um eine aus der Schwimmerei vermehrte. In der That hat dieses glatte, objektive Werk wenig von dem finsteren, beinahe fanatischen Ungestüm der mackayschen Novellen; flüchtig gelesen könnte es sogar leicht wie realistische Dutzendware wirken. Wer aber vor dem Gedankenstrich der Widmung „Meiner geliebten Kunst — des Schwimmens" sinnend Halt macht, wird unter der Hülle des Sport-Romans voll freudiger Ueberraschung als eigentlichen Kern ein Ewigkeits-Problem entdecken, eine Tragödie der Ruhmsucht. Das Ringen des Schwimmers um die Weltmeisterschaft gewinnt eine Bedeutung, die über Sport und Klubgenossen weit hinausreicht. Der arme Mechaniker, der, mit der Meisterschaft im Schwimmen nicht zufrieden, auch noch Champion im Springen werden möchte, seine Kräfte sinken fühlt, von neuem sich aufrafft und nun als vereinsamter Sieger dem Neide der Kliquen erliegt, wird unversehens zum Typus dessen, der „über sich selbst hinausschaffen will". Sein kühnes Aufwärtsstreben, seine Triumphe im Kreise der Genossen, seine Erkenntnis, daß selbst die reifste Kunst immer noch

Stückwerk bleibt, die erschlaffenden Reize der Liebesleidenschaft, deren siegreiche Ueberwindung und endlich die Furcht vor der Vergänglichkeit des Ruhmes, die sich stets paart mit dem Gefühle der Verlassenheit — das ist zugleich das Schicksal aller jener Ehrgeizigen, die das reine Können höher stellen als das fruchtbare Schaffen. Franz Felder, der Schwimmer, schwimmt anfangs nur aus naiver Freude am Wasser, dann zum Ruhme seines Klubs, endlich um seines eigenen Ruhmes willen. Jeder Zeit aber ist er eingedenk seines „Stiles"; mit unermüdlicher Energie strebt er nicht nur darnach, am schnellsten, sondern auch am besten zu schwimmen. — So kühl sich der Roman auch giebt, sicherlich ist er heiß durchlebt, weniger wohl von Mackay, dem Schwimmer, als von Mackay, dem Dichter. Der ewige Widerstreit zwischen der Freude an der eigenen Vollendung und den Ansprüchen der Genossenschaften, die den Einzelnen ihren Bedürfnissen und Zwecken dienstbar machen möchten, war so recht ein Stoff nach Mackays Herzen. Mit einfachen, vornehmen Mitteln hat der Erzähler daraus ein ergreifendes Kunstwerk geschaffen.

Dresden-Loschwitz. *Kurt Martens.*

Roman eines Dekadenten. Von Manfred Fuhrmann. Berlin W., Harmonie, Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst. Gr. 8°. 151 S.

Das Buch ist unerfreulich. Es ist ein pathetisches, zerfahrenes Machwerk und giebt sich mit ziemlichen Prätensionen, die nicht berechtigt sind. Die Erlebnisse eines dekadenten Menschen mit genialen Allüren werden uns geschildert, und dieser Mensch kann uns nicht sympathisch sein. Der Schauplatz verändert sich fortwährend. Wir werden in die Studentenquartiere von Berlin N. geführt, nach Zürich und seiner Universität, in die Polakei, in den Harz, nach Paris, in die Urwälder von Mexiko und Brasilien. Ueberallhin folgen wir diesem ziellosen, abenteuerlichen Helden, der ein Phantast, ein Dichter ist, ein (wie der Verfasser wenigstens behauptet) groß angelegter Mensch, der aber keine seiner Anlagen ernsthaft zu entfalten vermag.

Mit der Komposition des Buches sieht es recht böse aus. Eine folgerechte Entwickelung fehlt, die Schürzung eines Knotens ist nicht vorhanden, überhaupt entbehrt der Roman, genau wie sein Held, jeden strafferen Halt. Wir werden hierhin und dahin gerissen, unvermittelt, sprunghaft. Wir haben uns durch überflüssige Zustandsschilderungen von entsetzlicher Breite hindurchzuwinden, und Momente, die uns wichtig dünken, werden nur flüchtig gestreift oder ganz übergangen. Stimmungen werden mit peinlicher Langatmigkeit bis ins Einzelne zergliedert und verlieren dadurch so gut wie ganz an Interesse: denn nur durch Beschränkung und Präzision im Ausdruck ist eine nachhaltige Stimmung zu erregen; dadurch, daß man es versteht, den Leser zwischen den Zeilen empfinden zu lassen. Diese Kunst ist dem Verfasser fremd. Er liebt die Worte und türmt sie oft zu einem unerträglichen Schwall. Er ergeht sich in dithyrambischen Perioden, aber sie wirken bedenklich naiv, und die Begeisterung erweist sich als recht konventionell. Wir stoßen fortwährend auf gewisse Wortverstellungen und -bildungen, durch die eine poetische Wirkung erzielt werden soll, aber nicht erzielt wird. Ueberall beabsichtigte Effekte, die schwer verstimmen. Technisch ist das Buch, wie gesagt, zügellos. Der Verfasser irrt gar zu gern ab und verliert sich in die Detaillierung von Dingen, die abseits vom Wege liegen. Der Fluß der Handlung — sofern man bei diesen ungeordneten Geschehnissen überhaupt von einer Handlung sprechen kann — wird durch weitschweifige Rückblicke und Erzählungen aus der Vorgeschichte des Helden unnütz unterbrochen. Mitunter riecht der Roman geradezu nach Hintertreppenlitteratur. Es ist, als habe es der Verfasser absichtlich auf eine Spannung der Nerven abgesehen. An übertriebenen Aufregungen, die freilich wieder ganz konventioneller Natur sind, ist das Buch reich. Da haben wir die abgedroschene Szene, daß ein Student der Medizin im Operationssaal zur Sezierung vor eine Leiche gestellt wird und in dieser plötzlich seine Geliebte erkennt, die sich um seinetwillen das Leben genommen hat. Ein mit der Freude am Schauerlichen sehr ausführlich geschildertes Duell bleibt uns nicht erspart. Und zum Schluß wird der Held von einem geliebten Weibe erstochen. Ich denke, es sind der Sensationen genug. Bei ihnen verweilt der Verfasser immer am liebsten. Hier macht ihm das Schreiben offenbar am meisten Freude: das ist ein böses Zeugnis für ihn. Er schraubt dann die Form seines Ausdrucks zu einem pathetischen Schwung empor, und oft fehlt nicht viel, daß seine Stimme sich überschlägt. Es ist sehr viel Theater, sehr viel Pose, sehr viel Affektiertheit in dem Buche. Man lasse es ungelesen.

Berlin. *Dr. Hans Bethge.*

Franz. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. M. 3,50.

Der Roman eines weltscheuen Wahrheitssuchers, der Roman eines Gottesträumers, mit allen Merkmalen unseres seltsamen Zeitalters gekennzeichnet. Der Roman einer großen Seele. Wohl können dem strengen Censoren, der mit der Lupe nach Einwänden sucht, einige Effekte zu herb, zu dramatisch erklügelt erscheinen, und der Geschmack mancher Leser wird die durchgestreuten Züge des Mysticismus zu eng mit dem Spiritismus verschwistert finden — aber diese kleinen Einwände verschwinden, wie ein paar Schneeflöckchen an einem großen Feuer. Wilbrandt gehört ja nicht zu den (übrigens in ihrer Spielart ganz interessanten) Modernen, die abseits vom Leben, in Zigarettenwolken eingehüllt, eingebildete Schmerzen in Farbenstimmungen kleiden. Aber er ist dennoch modern, im besten Sinne. Mag man ihn immer einen Idealisten schelten — ist dies Wort nicht doch für alle Erdenzeiten ein guter Helm- und Schildschmuck? Giebt es einen höheren Adel der Menschheit? Man muß nur daneben auch ein so guter Realist und Beobachtungskünstler sein, wie Wilbrandt. Wenn Heyse Keller den Shakspere der Novelle genannt hat, so darf man, etwas weniger übertrieben, Wilbrandt den Schiller des Romans nennen; so edel, hochherzig, deutsch ist alles an ihm! Man hat ihm, auch wieder nicht ganz ohne Recht, gesagt, wenn er etwas weniger schriebe, würde es wohl mehr. Dem giebt dies Werk plötzlich wieder einmal Unrecht. Es ist, von einigen Längen abgesehen, tief und doch feingestimmt, psychologisch und ethisch von großer Kraft, in natürlicher, fast goethisch geklärter Sprache geschrieben, dazu von unserer Zeit lebendigem Hauch durchweht. Ich will nur eine kleine Stelle als Probe hersetzen: wie Franz, der oben charakterisierte Held des Romans das „Deutsche Vaterunser" ergänzt. Sein vermeintlich im Sterben liegender Freund Neidhardt bittet ihn: „Wenn Sie uns ein Vaterunser machen wollten, wie wir Deutschen, wir von heute es brauchen."

„Was gefällt Ihnen am alten nicht? Ist es nicht so feierlich schön? Vater unser, der Du bist im Himmel! Geheiligt werde Dein Name. Zu uns komme Dein Reich; dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden . . .". (Aber nun fährt er fort): „Laß uns kämpfen und ringen um die Erde, die Du uns gegeben. Aber laß uns mehr und mehr wie Brüder ringen, in Deinem Sinn und in Deinem Namen."

„Ja, ja!" murmelte Neidhardt.

„Gieb uns viel Arbeit, Vater! Denn nur durch Schweiß und Not kommen wir zu Dir."

„Ja, ja!"

„Und auch die Feinde in uns, die Du uns gegeben, laß uns überwinden; daß wir einst sterben als Sieger im Kampf und als Deine Kinder, Amen!"

Hamburg. *Karl Strecker.*

Schwarzbrotesser. Holsteinsche Gestalten und Geschichten. Von Johannes Kruse. Berlin, G. H. Meyer. 120 S.

In diesen sieben kleinen Erzählungen offenbart Johannes Kruse ein ansehnliches Können, das ent-

schieden höher zu bewerten ist, als eine Durchschnittsbegabung. Seine Arbeiten tragen eine durchaus persönliche Note, ungefähr wie sie den Schöpfungen der Worpsweder eigentümlich ist. Wie diese, so schöpft auch Kruse aus gleichen Stimmungen, durch deren charakteristische Wiedergabe er verwandte Wirkungen erzielt. Die Heide mit ihren eigentümlichen Reizen, das Moordorf, dem selbst die Augustsonne nicht ganz den Zauber der Melancholie zu nehmen vermag, bilden das „Milieu", in dem seine „Schwarzbrotesser" erwuchsen. Dieser Sammelname ist das wenigst glückliche an dem Buche; er erweckt falsche Voraussetzungen — Schwarzbrotesser — Leute von lachender Gesundheit mit roten Backen und blanken Zähnen. Solche hat der Autor nicht in „Fredenkamp" kennen gelernt, dort leben die Menschen ernsthaft, schwermütig und wie unter einem Druck, der gleichsam das Erbe ihres heimatlichen Bodens ist. Wir sehen sie nur bei ihren Mühseligkeiten, von ihren Freuden erfahren wir nichts. Aber trotz dieser Einseitigkeit, diesem Mangel an Humor, von dem man nur im „Holzapfelbaum" eine schwache Spur findet, hat man nirgendwo das Gefühl, etwas Unwahrem, Gewolltem gegenüberzustehen. Von besonders reizvoller, intimer Wirkung sind die beiden Skizzen „Nach Rom" und „Der liebe Gott". Die Sprache ist durchweg sorgsam und mit gutem künstlerischem Geschmack behandelt.

Chemnitz. *Paul H. Hartwig.*

Lyrisches und Episches.

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt von Oskar Dähnhardt. I. Aus Marsch und Heide. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, B. G. Teubner. 1901. 170 S. M. 2,60.

Ein Beitrag zur „Lokalkunst", zur Stammeskunst, ist dieses wunderliche Anekdoten- und Gedichte-Buch. Es ist eine schlichte, von volkstümlichen Gesichtspunkten aus gesichtete, aber uns alle herzlich anregende Auswahl zunächst aus niederdeutschem Sprachbezirk. Das übrige, höher gelegene deutsche Sprachgebiet wird in späteren Bänden behandelt werden*). Der Herausgeber ist Gymnasiallehrer zu Leipzig; er spricht gelegentlich vom Wert der Mundart für die Schule, sowohl in Hinsicht auf die Aufmunterung von Humor und Gemüt, als auch bezüglich der Auffrischung sprachlichen Gefühls. Und da geben wir ihm herzlich gern recht, obschon bei solchem Stoffe freilich die warmlebendige, fröhlich mitlachende Persönlichkeit des Lehrers die Hauptanregung geben muß. Mir liegt heute noch die dürre Schulbehandlung des wahrlich nicht dürren „Tell" übel in den Gliedern. Auch die charakterisierende Wanderung durch die deutschen Stämme und ihre Eigenarten in der Einleitung sagt mit warmen Worten im allgemeinen das Treffende. Sie geht freilich nicht genug in die Tiefe. Wenn der Sammler sich einmal entschuldigt, daß er nach politischen Grenzen seine Beiträge geordnet hat, so mag das dem volkstümlichen Zweck des Buches angemessen sein. Doch hätte man in der Einleitung gern etwas mehr Volkskunde, Stammeskunde, Ethnologie herausgespürt, während er auch darin zu sehr auf hier unzureichende politisch-geographische Gesichtspunkte beschränkt bleibt. Er spricht recht schön, aber gar zu allgemein von den „sturmfesten Menschen der deutschen Nordseeküste" und geht mit der Wendung „sorgloser lebt das Volk an der Ostsee" ebenso zwanglos nach Ostelbien, in die slavisch-preußischen Gebiete hinüber, ohne mit einem einzigen Wort auf die wesentlich andere Rassenmischung und Volksart in den östlichen Teilen Nieder-Deutschlands hinzuweisen. Er spricht überhaupt ganz allgemein von Norddeutschland insgesamt, vermeidet auch sprachliche Betrachtungen. Nun, er mag auch das mit dem volkstümlichen Zweck des Sammelbuches rechtfertigen; wir wollen in der That, da der Ton dieser Einleitung durch schöne Warmherzigkeit für sich einnimmt, mit dem Herausgeber nicht weiter hierüber rechten. Und so sind denn nun auf 170 Seiten großen Formats eine Menge mundartlicher Scherzgedichte und Anekdoten zusammengetragen, untermischt mit ernsteren und sinnigen Gaben, geschmackvoll ausgewählt, ergänzt durch ein Quellenverzeichnis (aber ohne Mitteilungen über die Dichter), übersichtlich geordnet nach Provinzen. Es sind viele köstliche Treuherzigkeiten darunter, die mir manche Stunde verkürzt und erheitert haben. Und die verschiedenartigen Farbenklänge der plattdeutschen Mundart zu beobachten, von Reuter und Groth bis hinaus in den Sprachbezirk des kölner Hännesken, womit dieser erste Band schließt, gewährt noch einen besonderen Reiz. Alles in allem, eine nicht umfassende Arbeit, insofern man ja ein Buch von dreifachem Umfang mit entsprechender Auswahl füllen könnte; aber ein in seiner Art einheitlich und sorgsam gegliedertes und komponiertes Hausbuch niederdeutscher mundartlicher Dichtung, ein Unterhaltungsbuch, in dem das humoristische, das kurzweilige Element einen behaglich-breiten Raum einnimmt.

Berlin-Halensee. *Fritz Lienhard.*

*) Band III: „Aus Hochland und Schneegebirg" ist in gleich schöner Ausstattung soeben erschienen. D. Red.

Hessisches Dichterbuch (begründet durch Valentin Traudt). 3. Auflage. Neu herausgegeben von Wilhelm Schoof. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 374 S. M. 3,60 (4,80).

Eine solche Anthologie, zusammengestellt nach landschaftlich-geographischen Gesichtspunkten, könnte in einer Zeit, in der man mit der Heimatskunst ernstlich zu rechnen beginnt, warme Freunde finden, wofern sie sichs angelegen sein ließe, nur die Leute zusammenzubringen, die entweder einen gemeinsamen Zug haben oder die durch ihr poetisches Können ihr engeres Vaterland fester an das große allgemeine zu ketten vermochten. Wenn aber einzig die Thatsache, daß jemand in Marburg, Kassel oder Raboldshausen geboren ist, ihn zum hessischen Dichter als solchen stempeln soll, wird keine Litteraturbereicherung erzielt.

In der Malerei hat man bei der Ausscheidung resp. Zusammenfassung von Gruppen und Kreisen, die etwas für sich und an sich sein wollen, ein ersprießlicheres Verfahren gewählt. Wenn die „Worpsweder" oder die „Dachauer" u. s. w. ausstellen, verbindet man mit dem Namen sofort ganz bestimmte Vorstellungen. Und diese Vorstellungen müßten von rechtswegen auch in der Seele des Hörers oder Lesers geweckt werden, wenn man ihm eine Gedichtsammlung als „hessisches", „thüringisches" oder „pommersches" Liederbuch entgegenträgt.

Daß der Herausgeber, Dr. Wilh. Schoof, die redliche Absicht hat, die Dichtung der Hessen in einen gewissen inneren Zusammenhang mit der Kultur des Hessenlandes überhaupt zu bringen, zeigen seine „Studien zu einer hessischen Litteraturgeschichte", die er selbst gerne als Ergänzung zum „Hessischen Dichterbuch" angesehen wissen möchte.

Aber dieses sollte schon für sich selbst sprechen können. Das thut es nicht, weil ihm die planvolle Anlage mangelt. „Ohne Ansehen der Person", heißt es im Vorwort, sei die Auswahl getroffen worden. Das versteht sich eigentlich bei einem Werk, das idealen Zwecken dienen soll, von selbst. Aber mit diesem Geständnis rückt die Anthologie noch auf kein höheres Niveau. Gerade ein halbes hundert Dichternamen treffen wir in dem schoofschen Buch. Aber, wo ist das Band, das die innerlich nach Wollen und Wert so verschiedenen Geister in gewissem Sinne, wenn auch nur lose, verknüpft? Wie kommt z. B. eine Anna Ritter in die Gesellschaft der Nataly von Eschstruth?

Befremdet hat es mich auch, daß der Herausgeber unter „Hessen" in der Hauptsache nur das ehemalige Kurhessen zu verstehen scheint. Starkenburger und Rheinhessen, die gerade zum litterarischen Erntesegen der Gegenwart reiche Garben geliefert haben, gelangen nicht zu Wort. Das ist, nach unserem Gefühl, eine bedauerliche Lücke. In einem „hessischen Dichterbuch" will man auch die Klänge finden, die im Odenwald, in der Bergstraße und am Rhein ertönen.

Darmstadt. *Dr. E. Mensch.*

Roter Mohn und andere Erzählungen in Versen. Von Paula Gräfin Coudenhove. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1901. 155 S.

Das Bändchen enthält sechs gereimte Erzählungen. Es fehlt der Verfasserin nicht an Erfindungsgabe, aber sie weiß ihre Stoffe nicht poetisch auszubeuten. Keine einzige von diesen Dichtungen entspricht auch nur einigermaßen den künstlerischen Anforderungen, die wir an lyrische Erzeugnisse zu stellen gewohnt sind. Einige Motive hätten sich vorzüglich zur Skizze oder Novelle geeignet; aber in Reim und Rhythmus gesetzt, bleiben diese Erzählungen wirkungslos. Das Büchlein wimmelt von verblaßten Bildern, abgeschlissenen Reimen und öden Gemeinplätzen. Nur selten gelingt ihr eine kraftvolle Strophe; aber um so glücklicher ist sie in der ungewollten Komik, die uns zuweilen an den vortrefflichen Wilhelm Busch erinnert. Nur ein paar Beispiele:

„Braun livrierte Kondukteure lehnen mit blasierten Mienen
An den Thüren, selbstzufrieden, weil sie nur dem Luxus dienen."
(S. 4.)

„Er schaltet längst als Herr auf seinem Grund,
Durch solche Freiheit ward er bald verdorben.
Für nied're Seelen ist sie nicht gesund." (S. 62.)

Ein Bauer hat sein Weib mit der Axt tödlich verwundet und verhöhnt sie noch obendrein; darauf die Dichterin:

„Sie hat's gehört und fühlt das Herz schon brechen,
Sie ringt um Kraft und sagt dem finstren Mann:
Ein letztes Wort laß uns zusammen sprechen —
Und willst Du nicht, so zeige ich Dich an!" (S. 65.)

Und zum guten Ende noch dieses:

„Hingestreckt liegt er im Sande,
Eine blitzgefällte Eiche.
Und ‚Ein Herzschlag' — spricht der Doktor,
's ist vorbei — er ward zur Leiche." (S. 111.)

Genf. *Theodor Herold.*

Litteraturwissenschaftliches.

Litterarische Essais. Von Dr. Ernst Gnad. Dritte Folge. Graz, Leuschner & Lubensky. 1901. 200 S. M. 2,50.

Aufsätze Gnads wird man nie ohne Befriedigung lesen. Sie offenbaren immer einen gebildeten Geist von feinen Formen, der sich aus seinen Klassikern eine feste Burg gegen die bedrohlichen Neuerungen der Modernen gebaut hat. Er wird gerne zum Lobredner einer vergangenen Zeit und Litteratur und spricht gegen die bösen jugendlichen Stürmer das aus, was der konservative Litteraturbourgeois zu hören liebt. Trotzdem vermag er es auch, Gerhart Hauptmann gerecht zu werden, indem er sich an seine Märchendramen hält, und D'Annunzios Dramen in ihrer rhetorischen Wirkung zu würdigen, wenn auch gerade hier ein kleines Moralzöpfchen störend hervorlugt und die Renaissancewelt, die sich der Italiener wieder aufgebaut hat, nicht in ihrem vollen Glanze erschaut wird. Gnad ist in seiner Heimat, wenn er, wie im ersten Aufsatze, „Hermann und Dorothea" in seinen deutschtümlichen Elementen darlegt, oder Schiller mit begeisterten Worten als unsern größten Dramatiker feiert. Schon bei seiner Penthesilea-Analyse, die meines Erachtens das pathologische Moment mit Unrecht in den Hintergrund drängt, steigt dem Leser die leise Frage auf: wie hieße es wohl, wenn das Stück von Hauptmann wäre? Es ist gänzlich unfruchtbar, immer wieder bei dem Kultus der Individualität oder bei der Frage der Frauenrechte auf das 18. Jahrhundert und seine Auffassung klagend hinzuweisen. Man studiere, warum sie sich geändert und ändern mußte, und wie weit die neue Litteratur unter den umgeschaffenen Voraussetzungen und Bedingungen Kunstwerke gegeben hat. Das ist in meinen Augen die einzig mögliche Aesthetik. Gnad steht auf einem entgegengesetzten Standpunkte; wer ihn aber auf so ehrliche, besonnene Art vertritt darf der Anerkennung von allen Seiten sicher sein. Er ist nirgends ein Aufreger, aber oft ein Anreger.

Wien. *Alexander v. Weilen.*

Verschiedenes.

Gefesselte Kunst. Von Leo Berg. Berlin, Hermann Walther. 165 S. M. 2,—.

Gefesselte Kunst — warum nur gefesselte Kunst? Alles ist gefesselt in dem Staate, wie er heute organisiert, und in der Kultur, wie sie von diesem Staate hervorgebracht und mit strengster Polizeigewalt festgehalten wird. Die Natur selbst ist gefesselt, die Schönheit, die Kraft, die Tugend, die heiligsten Gefühle der Dankbarkeit, der Liebe, der Mutterschaft. Nichts ist frei. Der Titel ist also eine trübselige Selbstverständlichkeit. Warum soll die Kunst nicht gefesselt sein, wo alles Menschliche gefesselt ist? Leo Berg, ein agitatorischer Dialektiker ersten Ranges, richtet seine Angriffe gegen den Philister, gegen den Kapitalisten, gegen den christlichen Moralistiker, gegen weiß Gott wen noch — aber alle diese herrlichen Fesselschmiede und Kerkermeister der Kunst und alles höheren Lebens in Freiheit und Schönheit wären zum Auslachen, wenn ihnen der Staat nicht mit seiner machtvollen Organisation zu Hilfe käme — der Staat, nach Nietzsche das kälteste aller kalten Ungeheuer. Gegen das Zentrum aller Vergewaltigung spart sich Leo Berg seine Pfeile. Die kleinen Tyrannen richtet er aber gehörig zu, mit ausgezeichnetem Auge spürt er jeden ihrer erbärmlich schwachen Punkte auf. Und er sorgt nicht nur für gute, scharf treffende Pfeile, sondern auch für wirksames Pfeilgift. Leider saugt sein Skeptizismus oft wieder den tötlichen Saft aus der Wunde. Das scheint mir die wunde Stelle im Charakter dieses tüchtigen Schriftstellers: seine Zweifelsucht, die mit ironisch höhnender Zunge das kraftvolle Wort beleckt, bis es hinfällig wird. Damit kommt zugleich diese phänomenale Unruhe und dieses Flimmern in den Stil dieses Schriftstellers und macht seine Lektüre so ermüdend. Die Augen schmerzen, und die Seele kommt um den vollen Genuß einer in sich fest ruhenden Schönheit des geistigen Kampfspiels. Für die Dickhäuter unter den deutschen Lesern mag aber Leo Bergs Weise gut sein. Die „unerträgliche Philistrosität der modernen Gesellschaft" erfährt durch die scharfsinnigen Angriffe Leo Bergs auf die Knechtung der deutschen Kunst vor allem eine gewiß zu begrüßende Erschütterung. Vielleicht geschieht durch diese ironische Dialektik sogar dem Glauben an den alleinseligmachenden Staatsgötzen Büreaukratismus heilsamer Abbruch, wenn auch in noch so geringem Maße. In Deutschland muß man schon für die winzigste Erleichterung des Lebens dankbar sein. Und als ein Mittel zu dieser Erleichterung ist auch die neueste Schrift des so eigentümlich begabten Schriftstellers willkommen zu heißen.

München. *M. G. Conrad.*

Stimmungsbilder. Von Malvida von Meysenbug. 3., vermehrte Auflage. Berlin, Schuster & Loeffler. M. 4,—.

Man hört die alte Vorkämpferin für Frauenemanzipation immer gerne reden, auch wenn sie uns just nichts Neues sagt. Es sind wenigstens immer tapfre Gedanken, mutige Gemeinplätze, die wir da lesen. Ja, noch mehr. Diese tapferen Gedanken, diese mutigen Gemeinplätze sind, so oft sie auch schon früher ähnlich oder besser mögen ausgesprochen worden sein, von der Verfasserin neu erlebt und erkämpft worden. Das giebt ihnen ein persönliches Gepräge und läßt uns hinter ihnen den tapferen und mutigen Menschen schauen, der sie nachgedacht und nachgelebt hat. Malvida von Meysenbug hat in diesem Buche alle möglichen Lebens- und Wissensgebiete gestreift. Sie plaudert über freie Erziehung, über Bräute und Mütter, über die Frau in der Gesellschaft, über das Bedürfnis einer Philosophie, die an Stelle der Religion treten müsse, über Lebens-

pflicht, über den Einfluß der Frau auf die Politik, über Toleranz, über das Todesrätsel u. s. w. u. s. w. Man darf solche Wiederholungen längst bekannter Wahrheiten in volkstümlicher, anregender Form nicht unterschätzen. Die Masse des Publikums, für die solche erzieherischen Schriften bestimmt sind, kann nun einmal die neuen Wahrheiten nur dann ertragen, wenn sie ihr immer wieder vorgekaut werden.

München. *Edgar Steiger.*

Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte. Von Dr. med. S. Rahmer. Berlin, G. Reimer, 1901. 81 S. M. 1.20.

Rahmer stellt aus Briefen und sonstigen sicheren Grundlagen folgenden Verlauf für die Krankheit Heines fest. Schon 1832 zeigten sich langsam fortschreitende Lähmungen beider Hände, dann griff die Erscheinung auf die Arme über, und 1837 war schon ein erheblicher Muskelschwund, eine Abmagerung der linken Hand zu sehen. Lähmungen und Muskelschwund übertrugen sich in den folgenden Jahren allmählich auf Schultern, Brust und Beine. 1837 trat auch eine Veränderung an den Augen ein, die Pupille des rechten Auges vergrößerte sich, zugleich konnte der Dichter rechts gar nichts, links wenig sehen. 1845 wurden noch beide Augenlider gelähmt. 1846 kamen Störungen der anderen Hirnnerven dazu, der Zungennerven, der Geschmacksnerven, der Nerven für Bewegung und Hautempfindung des Gesichtes. Seit 1848 ungefähr war Heine völlig gelähmt und wurde zugleich von heftigen Rückenschmerzen geplagt. In den letzten Jahren seines Lebens nahm er große Mengen Morphium zu sich.

Es handelt sich also bei Heine nicht um Rückenmarksschwindsucht (Tabes dorsalis), sondern wahrscheinlich um spinale progressive Muskelatrophie, eine Krankheit, deren Ursachen wir noch nicht kennen. Die erbliche Belastung, die Rahmer feststellt, überzeugt nicht. Einer klaren Aeußerung über die entscheidende Frage, ob Heine eine spezifische Infektion durchgemacht habe, entzieht sich der Verfasser durch einen Sprung ins Moralistische, der in dieser naturwissenschaftlichen Studie zwecklos ist. Weder der Moralist noch der Immoralist wird mit diesen Ausführungen zufrieden sein, beide werden sich in ihrer Art ärgern über den Versuch, die Wirkung der Liebschaften Heines dadurch abzuschwächen, daß man feststellt, sie seien nur oberflächlich gewesen, „im Grunde habe er bei den Frauen nur die edelsten Eigenschaften gesucht".

Der Litterarhistoriker wird von der Diagnose progressive Muskelatrophie Notiz nehmen, wird aber nicht viel damit anfangen können. Der chronische Morphinismus, den Rahmer nur streift, giebt vielleicht die Aussicht reicherer Funde. Es würde zu untersuchen sein, ob die Kunst Heines ein anderes Gesicht bekommen hat durch das Opium und ob sie sich der Kunst englischer und französischer Opiumesser nähert, der Coleridge, Swinburne und Baudelaire. Eine solche Untersuchung würde der Litteraturwissenschaft und der Psychopathologie in gleicher Weise zu Gute kommen.

Berlin-Dalldorf. *Dr. C. F. van Vleuten.*

Der Urgrossväter Jahrhundertfeier. Eine litterar- und kulturhistorische Studie. Von Paul Holzhausen. Leipzig, Ed. Avenarius, 1901. 160 S.

Die Behandlung des zu Beginn eines neuen Jahrhunderts naheliegenden Themas in einem Buch von 160 Seiten mag manchem als eine etwas reichliche erscheinen: indessen handelt es sich um eine Zeit und um Menschen, die mehr als andere Zeiten und Geschlechter unser Interesse verdienen, und bei der Fülle des Stoffes, für den die außerordentliche Mitteilungssucht und der breite Gefühlsüberschwang jener Tage schon sorgt, mußte aus einer Skizze bald ein umfangreiches, kulturgeschichtliches Zeitbild erwachsen. Das rein stoffliche, äußere, ich möchte sagen „kuriöse" Interesse müßte allerdings vor dem kulturgeschichtlichen fast ganz verschwinden, und auch das litterargeschichtliche kann ich, wie das auch Sauer in seiner Publikation „Die deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts" richtig hervorgehoben hat, nicht allzu hoch einschätzen. Holzhausen hat im großen und ganzen auch den richtigen Standpunkt eingenommen, und die Hauptsache in seiner Schilderung, zu der er mit großem Fleiß und Eifer ein weitschichtiges Material zusammengetragen hat, ist die, daß wir die „Eigenart" der damaligen Menschen kennen lernen und in die Zeitanschauungen, die öffentliche Meinung jener Zeit eingeführt werden. Nach einer Erörterung des wahren Termins der Jahrhundertwende — die weit überwiegende Zahl der Gebildeten entschied sich damals für 1801 —, nach einem Rückblick ferner auf ältere Säkularfeiern und einem hübschen Ausblick in die Welt von 1801 behandelt Holzhausen seinen Stoff in folgenden Abschnitten: Die Säkularfestlichkeiten. Der säkulare Weihegesang. Das Säkularfest auf der Bühne und im Gewande der poetischen Allegorie. Der Säkularwechsel im Kleide des Humors und der Satire. Die Lektüre des Buches wird vielen Vergnügen bereiten.

Jena. *Georg Steinhausen.*

Nachrichten

Totenschau.

In Stuttgart † im Alter von 69 Jahren der Major a. D. Max Barack, der Humoresken und Gedichte in pfälzischer Mundart („Der Trumbeder von Wallstadt", „Rheinschnoke", „Pfälzer Duwak" u. a.), Novellen und Jugendschriften veröffentlicht hat. Er stammte aus Durlach in Baden, mußte nach dem deutsch-französischen Kriege wegen längerer Krankheit die militärische Laufbahn aufgeben und siedelte nach Stuttgart über.

Prof. Dr. Ewald Böcker † am 29. August in Bad Kösen bei Naumburg a. d. S. Der Verstorbene war 1844 in Solingen geboren worden, widmete sich dem Lehrerberuf, dem er jedoch eines Herzleidens wegen entsagen mußte. Von seinen Dichtungen seien genannt: ein Festspiel zur Jordanfeier im Jahre 1889, die verbindende Dichtung zu Mendelssohns „Antigone", die Schauspiele „Periander", „Burggraf Friedrich" u. a.

Am 9. September † in Kreischa in Sachsen Dr. Georg Wilhelm Schulze, der Prediger der „freien evangelisch-lutherischen Jesus-Gemeinde" in Berlin, dem der Volksmund den Beinamen „Thränen-Schulze" gegeben hatte. Er war 1829 zu Göttingen geboren worden und verfaßte u. a. „Geistliche Lieder", die 34 Auflagen erlebten.

Der russische Romanschriftsteller Grigori Alexandrowitsch Machtet † in Jalta (Gouvern. Taurien), 50 Jahre alt. Von seinen Romanen sind „Zwei Wahrheiten", „Die weiße Dame" und „Friedliches Geschäft" auch in ausländische Sprachen übersetzt worden.

In Lemberg tötete sich am 31. August der polnische Schriftsteller Nikolaus Biernacki-Rodoc durch einen Revolverschuß (s. oben Sp. 56).

* *

Wilhelm Raabes Ehrung. Wilhelm Raabes 70. Geburtstag wurde in Braunschweig selbst durch einen Festakt im Rathause und durch ein Festmahl im Wilhelmsgarten begangen. Zahlreiche Freunde und Verehrer des Dichters aus Nah und Fern hatten sich dazu eingefunden, darunter Adolf Stern aus Dresden, der im Rathause den Festvortrag und Hans Hoffmann, der beim Bankett die Festrede hielt. Der Prinz-Regent verlieh dem Jubilar das Kommandeurkreuz vom Orden Heinrichs des Löwen, der König von Württemberg sowie die Großherzoge von Baden und Weimar sandten ihre großen, goldenen Medaillen für Kunst und Wissenschaft. Der preußische Kultusminister gratulierte schriftlich und teilte mit, daß der Staat eine größere Summe zum Ankauf von Raabes Werken für die Volksbibliotheken bestimmt habe. Die Stadt Braunschweig und des Dichters Vaterstädtchen Eschershausen ernannten

ihn zum Ehrenbürger, die Universitäten Göttingen und Tübingen übersandten Ehren-Doktordiplome. Die Stadt Magdeburg erwies ihre Dankbarkeit für den Roman „Unseres Herrgotts Kanzlei" dadurch, daß sie eine Straße „Wilhelm Raabe-Straße" taufte. — Die Absicht des Raabe-Ausschusses, den Dichter mit Hilfe der Ehrengaben zum Besitzer eines eigenen Hauses zu machen, mußte aufgegeben werden, teils weil Raabe selbst darum bat, ihm nicht mehr die Lasten eines Hausbesitzers aufzubürden, teils weil die eingegangenen Gaben nicht ausgereicht hätten. Man wird diese nun auf andere Weise zweckmäßig verwenden.

* *

Aus der Ueberbrettl-Welt. Detlev v. Liliencron, der, wie berichtet wurde, die Leitung des „Bunten Brettls" am Alexanderplatz übernommen hat, behält seinen Wohnsitz in Altona bei. Er ist nur zu einem dreimaligen Auftreten allmonatlich verpflichtet worden. — Richard Dehmel sendet uns einen Protest gegen die Aufnahme seiner Gedichte in die bei Schuster & Loeffler erscheinende „Ueberbrettl-Bibliothek", den er schon nach dem Erscheinen der ersten Auflage der „Deutschen Chansons" vergeblich geltend gemacht habe. Er schreibt: „Ich verwahre mich öffentlich gegen die Ausnutzung meines geistigen Eigentums zu Geschäftsmanövern, die unter dem Vorwand der künstlerischen Volkserziehung eine geschmacksverderbliche Halbkunst züchten; im besten Falle wird da eine Tändelkunst aufs hohe Pferd gesetzt, an der sich unser Volk wohl eine Zeitlang amüsieren, aber niemals zu ernsthaftem Kunstgenuß erziehen kann."

* *

„Die Insel." Die Blätter-Notiz, daß Otto Julius Bierbaum die Leitung der „Insel" aufgebe, ist unzutreffend; er übernimmt vielmehr mit diesem Herbst ihre selbständige Herausgabe und beabsichtigt, die Zeitschrift so zu gestalten, daß sie einen weiteren Leserkreis gewinnen kann. Zur Unterstützung dieses Zweckes wird der Preis des Monatsheftes auf 1 Mark herabgesetzt. Gleichzeitig macht sich der Insel-Verlag als G. m. b. H. selbständig.

* *

Persönliches. Das Befinden Friedrich Spielhagens, der seit dem letzten Winter schwer leidend ist, läßt leider noch immer sehr zu wünschen übrig. Der Dichter, dem nun schon seit einem Jahre jede Art litterarischer Beschäftigung streng untersagt ist, befindet sich zur Zeit in einem Sanatorium zu Schierke im Harz. — Dr. Oskar Bie, der Herausgeber der „Neuen deutschen Rundschau", ist in seiner Eigenschaft als Dozent der technischen Hochschule in Charlottenburg zum Professor ernannt worden. — Das mehrfach erwähnte Strafverfahren gegen den Schriftsteller Oscar Panizza wegen Majestätsbeleidigung wurde aufgrund eines ärztlichen Gutachtens eingestellt und Panizza aus der Haft entlassen. — J.-K. Huysmans, der sich vor mehreren Jahren nach Liguge zurückgezogen hatte, um dort in der Gemeinschaft mit den Benediktinermönchen zu leben, siedelt wieder nach Paris über. Die Periode der mystischen Frömmigkeit scheint bei ihm, einigen Aeußerungen nach zu schließen, vorüber zu sein.

* *

Grillparzers „Esther". Den Versuch, Grillparzers Esther-Fragment zu Ende zu führen, hat der schwäbische Litterarhistoriker Dr. Rudolf Krauß unternommen. Die Dichtung umfaßt bekanntlich nur zwei Akte und die ersten vierzig Verse des dritten; Krauß hat sie unter Benutzung der spärlichen Andeutungen, die Grillparzer gelegentlich Frau v. Littrow gegenüber über den Plan des Dramas gemacht hatte (s. LE III, 340), auf fünf Akte ergänzt. Der Ausgang ist tragisch, aber ohne Schlußkatastrophe: der demoralisierten Esther eröffnet sich der trostlose Ausblick auf ein qualvolles Leben an der Seite des von neuem krankhafter Menschenverachtung überantworteten Königs. In dieser ergänzten Form soll die Dichtung im November d. Js. über die Bühne des kgl. Hoftheaters in Stuttgart gehen.

* *

Angekündigte Bücher. Ein neuer, zweibändiger Roman von Georg v. Ompteda, „Cäcilie von Sarryn" betitelt, erscheint demnächst als dritter Teil der Serie „Deutscher Adel um 1900", deren erste Teile die Romane „Sylvester von Geyer" und „Eysen" bildeten. — Ebenso beschließt Nicolaus Krauß mit einem Schlußband „Die Stadt" seine egerländische Romantrilogie „Heimat". — Von Johannes Schlaf wird ein neuer Novellenband „Die Suchenden" angekündigt. — Ein neuer, großer Roman von Clara Viebig, „Die Wacht am Rhein", der in Düsseldorf spielt und dessen geschichtlicher Hintergrund die Jahre 1848 und 1870 bilden, beginnt im Oktober in „Ueber Land und Meer" zu erscheinen. — „Aus den Memoiren einer Urgroßmutter" betitelt sich ein neues Memoirenwerk, das Carl Graf Oberndorff aus den Erinnerungen der Katharina von Bechtolsheim, einer Enkelin des berühmten Encyklopädisten Baron von Grimm, zusammengestellt hat. Es enthält zahlreiche Abbildungen und zum Teil im Faksimile wiedergegebene Briefe von Goethe, Wieland, Herder, Kaiserin Katharina von Rußland und vieler anderer berühmter Zeitgenossen. — Die dritte, gänzlich neu bearbeitete Auflage von Herders Konversations-Lexikon beginnt im Verlage der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg i. Br. zu erscheinen (8 Bände zu 10 Mk.).

* *

Allerlei. Eine ungarische Uebersetzung von Schillers Gedichten bereitet der Sektionschef im auswärtigen Ministerium, Baron Ludwig Doczy, der Dichter des „Kuß", für Weihnachten vor. — In England und Amerika hat sich eine Gesellschaft gebildet, die den Namen „Shakspere-tag-Liga" (The Shakspere Day League) führt, und deren Absicht es ist, den 23. April, den Geburtstag des Dichters, zu einem internationalen Festtag zu machen. — Die Werke des russischen Dichters Herzen, die bis jetzt in ganz Rußland verboten waren, sind von der Censur freigegeben worden und werden demnächst in einer Gesamtausgabe erscheinen. — Dem russischen Dichter Gogol soll an seinem fünfzigsten Todestage (2. März 1902) in Moskau ein Denkmal gesetzt werden. Gleichzeitig wird eine Gogol-Ausstellung veranstaltet werden. — In San Francisco wurde am 11. August ein Goethe-Schiller-Denkmal (eine vorzüglich gelungene Wiederholung des rietschelschen Monuments in Weimar) enthüllt. Der Enthüllungsfeier wohnten annähernd 30 000 Bürger deutscher Abkunft bei. — In der bekannten, im Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. erscheinenden „Bibliothek der Gesamtlitteratur", die im Jahre 1886 ihren Lebenslauf begann, ist neulich das 1500. Bändchen herausgegeben worden, das eine Auswahl der Gedichte Uhlands enthält.

---

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Achleitner, A. Leute vom Flügelrad. Roman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 288 S. M. 4,— (5,—).

Arnefeldt, F. Camilla Feinberg. Erzählung. Berlin, Albert Goldschmidt. 228 S. M. 1,—.

Bertz, Eduard. Der blinde Eros. Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 379 S.

Bleibtreu, Carl. Der Verrat von Metz. Illustr. Stuttgart, Carl Krabbe. 109 S. M. 1,— (2,—).

Ebner-Eschenbach, M. Krambambuli und Der gute Mond. 2 Erz. (Wiesbadener Volksbücher. Nr. 12) Wiesbaden, H. Staadt. 53 S. M. —,10.

Ehrenfreund, E. O. Die Redoute. Eine Pikanterie u. a. Leipzig, E. F. Tiefenbach. 117 S. M. 1,—.

Friedrich, F. Schwer geprüft. Roman. 355 S. M. 4,— (5,—). — Unvergessene Sünden. Roman. 150 S. M. 3,— (4,—). — Treu in Liebe. Erz. 168 S. M. 3,— (4,—). Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

Jensen, Wilhelm. Die fränkische Leuchte. Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 507 S. M. 7,— (8,—).

Joachim, J. Wandlungen. Bauerngeschichte. Basel, Benno Schwabe. 197 S. M. 2,40 (3,20).

Kupffer, Elisar v. Doppelliebe. Novellen aus Estland. Zürich, Caesar Schmidt. 143 S. M. 2,—.

Lublinski, S. Gescheitert. Ein Novellenbuch. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 259 S. M. 3,— (4,—).

Römer, A. Treue. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. 315 S. M. 1,—.

Schlicht, Frhr. v. Treulose Frauen. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 94 S. M. —,50.

Skowronnek, F. Der Erbjohn. Ein Dorfroman aus Masuren. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 96 S. M. —,50.

Starklof, L. Sirene. Eine Schlösser- und Höhlengeschichte (Wiesbadener Volksbücher. Nr. 11) Wiesbaden, H. Staadt. 12°. 179 S. M. —,30.

Steinitzer, H. Wie wir lieben. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. 260 S. M. 3,—.

Winterfeld-Warnow, E. v. Deutsche Frauen in schwerer Zeit. Roman aus den Jahren 1806 bis 1812. Berlin, Otto Janke. 293 S. M. 4,—.

Gorki, M. Malva. Nov. A. d. Russ. von L. M. Wiegandt. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 96 S. M. —,50.

Willy. Claudine in Paris. Verdeutschung nach der 35. Aufl. des Originals von F. Hofen. Budapest, Gustav Grimm. 300 S. M. 3,—.

b) Lyrisches und Episches.

Heyne, R. Spreu und Weizen. Aus dem Tagebuche eines stillen Wanderers. 2. Sammlg. Halle, Eduard Anton. 12°. 95 S. Kart. M. 1,20.

Löns, H. Mein goldenes Buch. Lieder. Hannover M. & H. Schaper. 4°. 64 Blatt. M. 2,50 (3,50).

Miotte, H. Lebenswogen. Dichtungen aus 2 Weltteilen. Leipzig, Paul Eberhardt. 12°. 168 S. M. 2,— (2,50).

Weigand, W. In der Frühe. Neue Gedichte 1894—1901. Berlin, G. H. Meyer. 223 S. M. 4,— (5,—).

Zimmermann, E. Vaterlands- und Erinnerungsklänge. Ernst und Scherz aus Ostpreußen. Königsberg, Gräfe & Unzer. gr. 8°. 168 S. M. 3,— (4,—).

Pañcatantram, das. Eine altindische Märchensammlung. Uebers. von R. Schmidt. Leipzig, Lotus-Verlag. gr. 8°. 320 S. M. 12,— (15,—).

c) Dramatisches.

Riemann, R. Björn der Wiking. Ein germanisches Kulturdrama. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 76 S. M. 2,—.

Riemasch, O. Die Episode. Schauspiel. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 119 S. M. 2,—.

Weigand, W. Florian Geyer. Ein deutsches Trauerspiel. Berlin, G. H. Meyer. 143 S. M. 2,— (3,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bellermann, L. Schiller. (Dichter und Darsteller. VII.) Leipzig, E. A. Seemann. gr. 8°. 259 S. mit Abb. und 1 Fksm. M. 4,— (5,—).

Jensen, Wilhelm. Wilhelm Raabe. (Mod. Essais. 10. Heft.) Berlin, Gose & Tetzlaff. gr. 8°. 31 S. M. —,50.

Müller, O. Die Technik des romantischen Verses. Berlin, E. Ebering. gr. 8°. 95 S. M. 2,40.

e) Verschiedenes.

Barth, H. Konstantinopel. (Berühmte Kunststätten. XI.) Leipzig, E. A. Seemann. gr. 8°. 201 S. mit Abb. Kart. M. 4,—.

Breitenbach, W. Die Biologie im 19. Jahrh. Vortr. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach. 31 S. M. —,75.

Colabella, C. Monte Carlo. Harmlose Plaudereien. Leipzig, Julius Werner. 203 S. M. 2,—.

Ernsty, G. Die berliner Range im Hinterhaus oder Lotte Bach in Civil. Leipzig, Carl Minde. 12°. 63 S. M. —,50.

Hilbe, Ferd. Die Zahlensprache. Neue Weltsprache auf Grund des Zahlensystems. Feldkirch, Ludwig Sausgruber. gr. 8°. 32 S. M. —,90.

Kaisenberg, M. v. Vom Grafen Oskar. Ein Zeitbild napoleonischer Zwangsherrschaft in Deutschland. Hannover, M. & H. Schaper. 204 S. M. 3,50.

Kirchhoff, A. Mensch und Erde. Skizzen v. d. Wechselbeziehungen zwischen beiden. (Aus Natur und Geisteswelt. 31. Bdchn.) Leipzig, B. G. Teubner. 127 S. M. 1,— (1,25).

Klepl, G. Die „Monologen" Fr. Schleiermachers und Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse". Studie. Dresden, Heinrich Morchel. gr. 8°. 95 S. M. 1,—.

Lang, A. Nietzsche und die deutsche Kultur. (Aus: „Akadem. Monatsbl.") Köln, J. P. Bachem. 29 S. M. —,60.

Meisel-Heß, G. In der modernen Weltanschauung. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 113 S. M. 2,50.

Meyer, Ch. Biographische und kulturgeschichtliche Essais. Leipzig, Julius Werner. gr. 8°. 415 S. M. 6,—.

Muff, Chr. Humanistische und realistische Bildung. Berlin, G. Grote. gr. 8°. 88 S. M. 1,—.

Mummenhoff, E. Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit. Mit 151 Abb. u. Beilagen. (Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte. 8. Bd.) Leipzig, Eugen Diederichs. Lex. 8°. 142 S. M. 4,— (5,50).

Plate, L. Die Abstammungslehre. Mit 8 Abb., e. Brief Haeckels u. e. Glossarium. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach. gr. 8°. 51 S. M. 1,—.

Skowronnek, F. Die Jagd. (Illustr. Monographieen. 3. Bd.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex. 8°. 167 S. mit 7 Kunstbeil. u. 178 Abb. Kart. M. 4,—.

Ullo. Die Flagellomanie. Aufzeichnungen aus dem Leben, der Litteratur und der Vergangenheit. Dresden, H. R. Dohrn. gr. 8°. 76 S. mit Abb. u. 6 Taf. M. 5,—.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1902. 65., reich illustr. Jahrg. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. 224 S. M. —,50.

Waldeck, O. Pans Gelächter. Satiren. 1. Serie. Preßburg, Gebr. Schwarz. 63 S. M. 1,70.

Zeitlexikon. Herausg. von M. Krauß und Dr. L. Holthof. Juli 1901. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. Lex.-8°. 104 S. M. 1,—.

Antworten.

Dr. med. **A.** in **Barmen**, **H. G.** in **Arnstadt**, **E. H.** in **Wien**, **A. U.** in **Wien** und anderen. Für Ihre ausführlichen Aeußerungen sind wir Ihnen sehr dankbar, können aber ganz unmöglich alle Zuschriften in dieser Frage zum Abdruck bringen, höchstens einzelne im Auszug. Es war uns — die Mehrzahl der Einsender hat das richtig verstanden — nicht um Entgegnungen auf den betr. Artikel zu thun, sondern um private Meinungsäußerungen, aus denen wir dann später hier das Fazit ziehen wollen.

Frl. **M. G.** in **Wiesbaden**. Das Buch ist uns bisher nicht zugegangen. Der „Büchermarkt" zeigt alle erschienenen belletristischen Werke an, nicht bloß die eingegangenen Rezensions-Exemplare. — Auch für Sie gilt die vorige Antwort.

Leserin in **Dresden**. Ihr offenes Geständnis ehrt Sie. Aber haben Sie denn nun auch den rühmlichen Vorsatz, sich zu bessern, wie? Paul Bourget hat einmal gesagt: Pour certaines natures, raconter ses fautes, c'est se les pardonner. Hoffentlich ist dieser Fall nicht der Ihrige.

Dr. **E. H.** in **Komotau**. Sie schreiben uns: „Die im Wiener Tagblatt veröffentlichten Erinnerungen Lorms aus dessen dresdener Zeit (Litt. Echo, Heft 23, Sp. 1625) sind nicht neuen Ursprungs, stammen vielmehr aus dem Jahre 1876 und sind unter dem Titel ‚Kleine Memoiren' in die Sammlung ‚Wanderers Ruhebank' (2. Aufl. Leipzig 1882) aufgenommen worden." Besten Dank für diese Mitteilung, die das „W. T." seinen Lesern leider vorenthalten hatte.

Frl. **J. R.** in **Berlin**. Der Bericht über das goethische Petschaft stand, wie auch seinerzeit von uns bemerkt worden war, im Juliheft der heraldischen Zeitschrift „Deutscher Herold", die hier in Berlin erscheint. Ob eine Abbildung beigegeben war, wissen wir nicht; Sie können sich aber das Heft durch jede Buchhandlung beschaffen. — Ihre Wünsche haben wir der Expedition übermittelt.

Herrn **R. R.** in **London NW**. Ihre Anfrage wird schriftlich beantwortet, sobald wir das Erforderliche festgestellt haben, was nicht innerhalb weniger Tage möglich ist.

☞ Diesem Hefte liegen bei: für die Gesamt-Auflage ein Prospekt der Verlagsfirma **Max Hesse** in Leipzig über ihre „Neuen Klassiker-Ausgaben", ferner für die Abonnenten-Auflage ein Prospekt der Zeitschrift „Der Lotse" (Verlag **Alfred Janssen** in Hamburg).

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Hans Bülow; beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lessen in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Illustrierte Zeitung

Verlag Eugen Diederichs, Leipzig.

Leo Tolstoi, Gesamtausgabe

herausgegeben von Raphael Löwenfeld.

I. Serie: **Sozialethische Schriften.**
II. Serie: **Theologische Schriften.**
III. Serie: **Dichterische Werke.**

Soeben erschien Bd. I: **Meine Beichte.** Br. 1,50 Mk
Man verlange einen besonderen Prospekt.

Ruskin, John; Werke, Bd. IV. Vorträge über Kunst. Aus dem Englischen von W. Schölermann. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk 4.—.

Kunowski, Lothar von: Durch Kunst zum Leben. Bd. I. Ein Volk von Genies Brosch M. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Boerngräber, Otto; Giordano Bruno. Das neue Jahrhundert. Tragödie Mit Vorwort von Ernst Haeckel. Buchschmuck von Fidus. 2. Auflage. Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk 3.—

Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Bd. VIII. Ernst Mummenhoff, Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit. Mit 151 alten Holzschnitten und Kupfern. Brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50.

Driesmans, Heinr.; Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung. Die Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. II Teil. Brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Spitteler, Carl; Olympischer Frühling. II. Hera die Braut. Brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Grobheiten

nennt der „Peter Schlemihl" des Simplicissimus (Ludwig Thoma) die soeben erschienene Sammlung seiner besten Schlemihl-Gedichte. Das elegant ausgestattete Büchlein kostet

nur eine Mark

Er nennt sie „Grobheiten", weil Grobheit eine deutsche Tugend ist, die — man könnte sagen, leider, — heute nicht mehr so floriert, wie ehedem, und daß Peter Schlemihl in ehrlicher Entrüstung über mancherlei manchmal recht grob wird, wirkt in unserem ästhetisierenden Zeitalter sehr gesund und erfrischend. — Vorrätig in allen Buchhandlungen. Gegen Einsendung von M. 1.10 vom Verlag **Albert Langen** in **München-Le.**

Wie ungeheuer oberflächlich

wird heute noch vom grösseren Publikum über

Theater, Litteratur, Musik

geurteilt! Wer sich ein zuverlässiges, gründliches Wissen über das Theater, seinen Betrieb, über dramatische Produktion u. v. a. schaffen will, der abonniere die vornehmste deutsche illustrierte Theaterzeitschrift **„BÜHNE UND WELT"**. Sie erscheint monatlich 2 Mal, ca. 50 Seiten stark, in mehrfarbiger Druck-Ausführung, enthält litterarhistorische, dramaturgische, kritische Abhandlungen, Biographisches bedeutender Bühnenleute, erstklassige Novellen, Romane oder dramatische Werke, kurz, alles Wichtige — Aktuelles oder Historisches — über das Theater oder die dramatische Litteratur und ist reich illustriert durch Scenenbilder, Porträts und Originalzeichnungen. — **Jedes Heft enthält zwei Kunstbeilagen auf Chrome-Karton. — Preis pro Quartal (6 Hefte) Mk. 3,00.**

Verlangen Sie kostenlos Probeheft.

Abonnementsbestellungen an jede Buchhandlung oder direkt an den

Verlag von „Bühne und Welt", Otto Elsner, Berlin S. 42.

Bei **Georg Heinrich Meyer, Leipzig** und **Berlin SW. 46,** Bernburgerstr. 5, erschienen in diesen Tagen neu von

Wilhelm Weigand

Die Frankenthaler. Ein Roman. Neuntes und zehntes Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

In der Frühe. Neue Gedichte. Geh. M. 4.—, geb. M. 5,—.

Florian Geyer. Ein deutsches Trauerspiel. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Tessa. Eine Tragödie in fünf Akten. Zweite Auflage. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Abschriften mit der Schreibmaschine

von **Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen**

auch nach Diktat

Mimeographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. liefert schnell, correct, billig, discret.

Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschine

Berlin W., Lützow-Ufer 2.

Soeben erschienen:
Katalog 74 Deutsche Litteratur:
Von **Goethe** bis **Wilh. Raabe**
Wilhelm Scholz, Antiquariat, Braunschweig

Verlag v. Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien die Buchausgabe von

Der Schatten

Drama in drei Akten und einem Vorspiel

von

M. E. delle Grazie.

146 Seiten 8°. geh. 3 M., geb. 4 M.

Zur Aufführung bereits angenommen:

K. k. Hofburgtheater, Wien, Münch. Schauspielhaus, München.

Die Verfasserin des so wirkungsvoll. Dramas „Schlagende Wetter" gestaltet in ihr. neuen Bühnenwerke „Der Schatten" die elementaren Kräfte des dichterischen Schaffens selbst zu einer erschütternden Tragödie. **Das Drama gelangt am 28. Sept. im Wiener Hofburgtheater zur Erstaufführung.**

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35

Die Nation

Wochenschrift für Politik Volkswirthschaft und Litteratur

Herausgegeben von

Dr. TH. BARTH

Preis pro Quartal Mark 5.75

Die Nation hat während ihres 17jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirthschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satyrische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die „NATION" als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Digitized by Google

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Vierter Jahrgang
Heft 2
Oktober 1901

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4489)

Inseratannahme durch Rex & Co., Berlin NW., Lessingstr. 5.

Der Geistliche in der modernen Litteratur.

Von **Walther Wolff** (Aachen).

(Nachdruck verboten.)

Wenn eine spätere Zeit einmal unbefangener, als wir es heute können, den litterarischen Ertrag der letzten zwanzig bis dreißig Jahre würdigen wird, dann mag die ästhetische Schätzung ein gut Teil ungünstiger ausfallen, als wir es uns heute träumen lassen, wo wir es so herrlich weit gebracht zu haben meinen. Den Wert der modernen Litteratur für die Kulturgeschichte dagegen wird man niemals bestreiten können. Das Wort vom document humain ist wahr geworden. Die naturalistische Großstadt- und die vielberufene Heimatkunst haben darin gewetteifert, uns Ausschnitte aus dem Leben zu bieten. Die wirtschaftlichen und die geistigen Kämpfe haben sich im Roman und Drama gespiegelt. Wir fangen zum Teil schon an, eine Ständelitteratur zu haben, und nicht nur Künstlerdramen und Schriftstellerromane. Ich brauche nur zum Beweise einige Büchertitel zu nennen, wie: Deutscher Adel um 1900, Der Probekandidat, Flachsmann als Erzieher.

So hat denn auch vor kurzem ein Buch erscheinen können*), das die Behandlung des geistlichen Standes in der Litteratur zum Gegenstand hat: Oskar Kohlschmidt, Der evangelische Pfarrer in moderner Dichtung (C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin, 1901). Der Verfasser hat mit großem Fleiß alles zusammengetragen, was zur Beantwortung der Frage gehört. Nur hier und da sind erheblichere Lücken. Bücher wie Polenz „Der Grabenhäger" und desselben „Andreas Bockholdt", Flaischlens „Martin Lehnhardt" und Fontanes „Stechlin" hätten nicht fehlen sollen, wenn man doch augenscheinlich nach Vollständigkeit strebt. Dagegen ist die Beschränkung auf den evangelischen Pfarrer bewußt. Die Darstellung verläuft etwas eintönig in bloßen Inhaltsangaben. Der Standpunkt des Betrachters ist innerhalb der Kirche. Das Buch scheint einerseits mit der Absicht geschrieben zu sein, den Pfarrerstand für die moderne Litteratur zu interessieren. Andererseits will der Verfasser, selbst ein Pfarrer, den Standesgenossen zeigen, wie der Pfarrer sich in dem Bewußtsein der Zeitgenossen spiegelt, wieviel er noch gilt, was man von ihm fordert und erwartet, welche Schwächen und Fehler man ihm vorwirft. Er hat auch den Versuch gemacht, seinen Stoff zu gruppieren, und behandelt so nacheinander den charaktervollen, den charakterlosen, den hierarchisch-orthodoxen und den idealistisch-liberalen, den sozialen, den idyllisch-novellistischen Pastor und anhangsweise die Pfarrfamilie und den Pastor in der Historie.

Wenn wir unseren Standpunkt nicht innerhalb der Kirche zu nehmen brauchen, so wird sich uns der Stoff auch anders gliedern dürfen. Wir sondern die Gruppe von Litteraturwerken aus, in denen die eigentlichen seelischen Probleme angefaßt werden, die dem Geistlichen aus den Besonderheiten seines Berufes erwachsen, aus der Gebundenheit an Sitten und Anschauungen und an die Anforderungen seines Standes, gegen die das freie Individuum sich auflehnt, und mit denen ganze geistige Strömungen den Einzelnen zusammenstoßen lassen. Das ist die Litteratur des Pfarrerstandes im besonderen. Daneben tritt uns dann die Fülle von Gestalten, die wir als wirklich oder vorgeblich typische, als charakteristische Vertreter ihres Standes, als Vertreter eines Standes von einer ganz bestimmten geistigen Eigenart kennen lernen, wie sie sich unter dem Einfluß der Ideen, die er herkömmlich vertritt, der Stellung, die er im allgemeinen zu der Umgebung einnimmt, der Atmosphäre, in der er wirkt, der Ziele, die er verfolgt, ausgebildet hat. Dabei können wir leicht auch den katholischen Geistlichen behandeln.

*) Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß unser geschätzter Mitarbeiter mit der vorliegenden Arbeit, um die wir ihn ersucht hatten, schon geraume Zeit vor dem Erscheinen von Kohlschmidts Schrift beschäftigt war, daß sein Essai also — was übrigens schon die weitere Fassung des Themas erkennen läßt — sich nicht etwa auf diesen, sondern auf ausschließlich eigene Vorstudien stützt. D. Red.

Von Ibsens und Björnsons Pastoren ist schon viel und oft die Rede gewesen, und Tolstois Popen sind nach dem Schema gemacht — übrigens vielleicht richtig gemacht —, daß ein Geistlicher der orthodoxen Kirche ein Zerrbild sein muß von dem, was das Christentum eigentlich verlangt. Wir dürfen uns im wesentlichen für unsere Frage auf Deutschland beschränken, und dabei auf die moderne Litteratur, d. h. die Litteratur der Gegenwart, in die wir immerhin einmal Raabe und Keller noch einbeziehen wollen. Die an und für sich dringend nötige Scheidung zwischen dem wirklichen Kunstwerk und dem Unterhaltungsroman wird sich dabei kaum durchführen lassen, so nötig sie an sich wäre.

* *

Wir könnten unsere ganze Darstellung anschließen an drei Romane, die den Pfarrerstand als solchen schildern und uns eine Fülle von Charakter- und Studienköpfen aus demselben bieten: Wilhelm von Polenz, Der Pfarrer von Breitendorf (1893), Max Kretzer, Die Bergpredigt (1889) und Ernst Kilchner, Lukas Heland*) (1897). Aesthetisch angesehen, liegen sie längst nicht auf demselben Niveau, aber das Bild, das sie zeichnen, scheint zunächst bei allen dreien gleich unerfreulich. Sympathische Gestalten, oder auch nur solche, die uns Achtung abnötigen, sind unter den geschilderten Pfarrern nicht eben häufig. Der kirchliche, der politische, der theologische Gegensatz hat den Dichter in recht dunklen Tinten arbeiten lassen. Kretzer und Kilchner erheben sich kaum über die Stufe des Tendenzromans im üblen Sinn. Aber trotzdem könnte man gerade an diesen drei Werken, die alle aus sehr kritischer Stimmung gegenüber den Vertretern des traditionellen Kirchentums hervorgegangen sind, nachweisen, daß die Zeiten sich gewandelt haben. Vor nicht vielen Jahren gab es eigentlich in der schönen Litteratur wohl ideale Kandidaten der Theologie, namentlich solange sie Hauslehrer waren; die Pfarrer aber stellten sich entweder als Faun oder Fuchs dar, als bornierte, herrschsüchtige, heuchlerische Menschen. Später fand man auch in Gartenlaube-Romanen wundervolle Pastoren, die alle Mädchenherzen in Bewegung gesetzt hätten, wenn sie nicht zufällig allzu brav und rein gewesen wären; sie hießen aber auch Reginald von Conventius oder so ähnlich und hatten goldblonde Locken. Es scheint — und selbst Kretzer und Kilchner zeigen das —, daß wir nun auf dem Boden der Wirklichkeit angelangt sind, daß wir aufhören wollen, uns Gestalten zu konstruieren, daß das lebendige, wahre Leben sich auch bei diesem Stande, dem gegenüber man so schwer objektiv sein kann, in der Litteratur spiegeln soll.

Eine Fülle von Individualitäten tritt uns da in der modernen Dichtung entgegen und läßt uns auch auf diesem Gebiet den Unterschied der Konfessionen erkennen. Im Bereich des Protestantismus persönliche Eigenart auch bei traditioneller Gebundenheit, auch bei starker Gleichheit des Empfindens und Urteilens; in der katholischen Kirche ganz wenige Typen, in denen nicht die Persönlichkeit, sondern das Gewand, das „Zaubergewand" — oder weniger symbolisch ausgedrückt — die Kirche den Mann macht.

Das ist natürlich da am deutlichsten, wo der Verfasser nach Modellen arbeitet, das Leben photographiert oder doch meint, es zu thun. Ganz unverkennbar ist so in Kretzers Bergpredigt der Hofprediger Bock nach dem Modell Stöcker gearbeitet — was man übrigens auch von dem Pfarrer Ellers in dem Roman aus dem märkischen Gesellschaftsleben „Vorurteile" von Anna Pappritz (1894) behauptet — ein Zeichen dafür, wie verschieden der vielangefochtene Mann beurteilt wird: bei Kretzer der herrschsüchtige, vor keinem Kniff und Mittel nach Jesuitenart zurückschreckende, borniert orthodoxe, klügelnde und machthungrige Hierarch; bei Pappritz der sozialgesinnte Pfarrer, der gegen das Laster der Großstadt kämpft, die Elenden rettet, ein warmes Herz hat, aber enge und beschränkt genug ist, in lex Heinze und strammstem Dogmenglauben das Heil zu sehen. Auch sein jüngerer Bruder, der so bald eigene Wege gehen wollte, Naumann, hat seinen Sänger gefunden. Grotthuß gebraucht ihn augenscheinlich in seinem Roman „Die Halben" als den Vertreter der klugen, rechnenden Realpolitiker im pastoralen Gewand, denen der konsequente Idealismus zu unfruchtbar ist, und die darum gelernt haben, die Wirklichkeiten und die Möglichkeiten statt der Ideale und Utopieen in Rechnung zu stellen. Sachkundige behaupten übrigens, daß auch Polenz im „Pfarrer von Breitendorf" Modelle gehabt habe, deren Namen man nennen könne.

Aber davon würde in einem Dichtwerk ja nicht die Lebenswahrheit abhängen, und erst recht nicht nur dadurch garantiert sein. Lebenswahr müssen nun z. B. bei Polenz die Pfarrergestalten auch dem Fernerstehenden erscheinen, weder idealisiert noch vergröbert der Tendenz zu Gefallen, nur in dieser fast ausschließlichen Zusammenstellung des vorwiegend Unerquicklichen und Unbefriedigenden doch wohl von der Wirklichkeit abweichend. Ob es wirklich an vielen Orten einen derartigen Kreis von Pfarrern in einer Diözese giebt? einen Superintendenten, der nach „oben" und nach „außen" schielt, dem die Kirche und ihre Macht der Zweck ist, der alle Mittel heiligt, der mit öligen Worten sich über den skandalösen Fall eines Pastorenselbstmords hinwegredet, — einen Modeprediger in einem feinen Kurort, der ein vornehmes Haus macht, der viel weiß, aber auch zu klug ist, um nicht zur rechten Zeit auch nichts zu wissen, ein Mann ohne Herz; einen Pfarrer in der Kleinstadt, der geschmacklos den Trieben seiner vulgären Natur folgt; den Streber, der jasagend und beifallnickend um den hochweisen und -würdigen Vorgesetzten herumschwänzelt; die Pfarrkonferenz, die erst bei Stolgebühren und Gehaltsfragen feurig wird? So gar spärlich nehmen sich dazwischen die edleren Gestalten aus: der alte, warmherzige, selbstlose Dorfpfarrer, der kritisch und skeptisch veranlagte Diakonus, der an dem Zwiespalt zwischen dem traditionellen Glauben und den unerbittlichen Folgerungen seiner Logik zerbricht, der Pfarrer von Breitendorf selbst, der mit hochfliegenden Plänen und Hoffnungen in sein Amt ging, der zu erlahmen droht unter den Schwierigkeiten, die es in Stadt und Land bietet, der sich schließlich aus innerem Zwang von der Kirche, wenn auch nicht vom Glauben der Christenheit, scheiden muß. Eine Figur scheint mir wenigstens noch zu fehlen: ein Pfarrer, meinetwegen nur auf dem Dorfe, der in Fleiß, Gewissenhaftigkeit, sitt-

*) Erschien soeben in neuer Ausgabe unter dem wahren Namen des Verfassers (Carl Bernoulli).

licher Tüchtigkeit noch einen belebenden, sittigenden Einfluß auf den Kreis von Menschen hat, in dem er steht und wirkt. Und zwar durch seine Tüchtigkeit speziell in seinem Beruf, nicht weil er Humor und eine feste Hand und einen unbeugsamen Nacken und gute Kenntnisse in der Landwirtschaft hat, wie Pastor Helms in Max Dreyers Novellenband „Lautes und Leises". Oder sind die Zeiten unwiederbringlich dahin, in denen ein Ehrn Josias Tillenius (Raabe, Der Hungerpastor), möglich war, ein Mann, der etwas erlebt und gesehen und vielleicht viel erhofft hatte, und der sich oben am öden Seestrand in der armen Fischergemeinde nicht verloren vorkam, weil er Menschen etwas sein durfte? Oder gehört ein Mann, wie der Pfarrer in „Hermann und Dorothea" vergangenen Jahrhunderten an? In Wilhelm Hegelers humoristischem Roman „Nellys Millionen" (1899) zeigt der Pfarrer von Kirchhasel, daß davon noch etwas vorhanden ist: der Mann kommt uns klein und eng vor im Gegensatz zu der großen Welt, die flüchtig in sein Dorf hineingrüßt. Aber aus seiner rein und gesund empfindenden Seele heraus bringt er in das Leben der Pflegetochter, die draußen ihre Tage im Genusse vergeudet hat und blasiert heimkehrt, erst wieder den Begriff sittlicher Tüchtigkeit und pflichtmäßiger Arbeit hinein. Und in Paul Oskar Höckers „Väterchen" (1900) giebt der Held, Pastor Timm, im holsteinischen Stranddorf Barloh, eine reich begabte, feine und kräftige Natur, nicht nur den verwaisten Geschwistern und seinen Gemeindegliedern, sondern auch einer unglücklichen Frau, die mit ihrem Gatten brechen mußte und in die Einsamkeit flieht, einen festen, liebevollen, stählenden Halt. Auch den Pfarrer Zwota in Ida Boy-Eds „Zwei Männer" (1899) dürfen wir hierher rechnen. In langem, treuem Dienst hat er sich weithin in seiner Gemeinde die Stellung eines Vertrauten und väterlichen Freundes errungen, eine Persönlichkeit mit dem vollsten Verständnis für alles echt Menschliche, ohne Engherzigkeit, mit feinem, sittlichem Takt. So ist er es, der den Konflikt zwischen Vater und Sohn, den „zwei Männern" löst, der dem Sohn das Zugeständnis abringt, daß der noch jugendliche Vater nach dem Tode seiner lange kränkelnden Frau ein spätes Glück im Bunde mit der lange und entsagungsvoll geliebten Freundin suchen darf. — Aehnliche Naturen sind die Pfarrergestalten in den Romanen von Friedrich Jacobsen. Ich nenne nur den Pastor Demelius aus „Morituri te salutant", dem es gelingt, einen entschiedenen Realisten, einen kritischen Historiker zu bekehren, und weise auf den Roman „Im Weltwinkel" hin.

Ganz ausgestorben scheint dagegen der idyllische Pastor zu sein, der Geistliche nach Art des Pfarrers von Grünau in Vossens „Luise". Man muß schon nach Heinrich Seidels Schilderungen aus dem Kleinleben greifen, um ihn wiederzufinden. Zu der einen kleinen Geschichte: „Die Schleppe" hat allerdings Voß ganz deutlich Gevatter gestanden. Das anziehende Bild, das sie von dem behaglichen Stillleben in dem niedersächsischen Landpfarrhaus entwirft, könnte also eine erträumte Repristination sein. Deutlicher und selbständiger tritt dafür die Gestalt des Pfarrers in seiner kleinen Novelle „Der Schatz" hervor: Pastor Krahnstöver, von seiner Gemeinde wegen seiner Vorliebe für Schmetterlingskunde Pastor „Bottervagel" genannt, der mit gutmütiger Selbstironie erzählt, wie ein seltener Schmetterling sich einst während der Predigt in die Kirche verflogen und ihn fast aus dem Konzept gebracht habe, und dessen größter Ehrgeiz ist, eine noch unbekannte Art zu finden, zu bestimmen und mit seinem eigenen Namen zu schmücken. Es muß doch wohl auch in unseren Zeiten der Sozialpastoren und des hochgespannten kirchlichen Betriebes solche idyllische Naturen noch geben.

In der Litteratur finden wir sie weniger von der humoristischen, wie Seidel es thut, als vielmehr von der derbkomischen Seite, oder satirisch aufgefaßt und geschildert. Ernst von Wolzogens vielbelachte Burleske „Die Gloriahose" gehört hierher. Vielleicht darf man bei diesem tollen Genre nicht die Frage nach der Lebenswahrheit aufwerfen. Sonst möchte ich meinen, daß selbst vor hundert Jahren kaum ein evangelischer Pastor zu finden gewesen wäre, der so wenig Latein kann, solche Angst vor seinem Superintendenten hat und so wenig Takt besitzt, als sich in der Anfertigung der Gloriahose aus der abgelegten Sammetdecke des Altars zeigt. Mir scheint Wolzogen nach seiner Manier auch hier über die Grenze hinausgegangen zu sein und sich in psychologische Unmöglichkeiten zu verrennen. So verbauert und armselig sein Pfarrer ist, er müßte eine niedrige und berechnende Natur sein, um so zu kriechen, wie er es in dieser Geschichte thut. Und so wird er uns nicht dargestellt. Vielleicht nehme ich aber auch die „Gloriahose" unnötig ernst.

Eher scheint man den Pfarrer in Sudermanns „Es war" ernst nehmen zu müssen. Das wäre dann allerdings eine sehr derbe Satire: Ein verbummelter Kandidat, der von eines rohen Patrons Gnaden Pfarrer wird und nun die Rolle eines Spaßmachers und trinkfesten Burgkaplans spielt (und gern spielt), am Sonntagmorgen mit blödem, verkatertem Schädel über einer Postille brütet und dann schamlos von der Kanzel her auf den Effekt hin im Prophetenton losschauspielert, in seinem verbummelnden Sohn sich selbst wiederfindet und schließlich noch andere leiten und erziehen soll. Mir steigen immer zwei Fragen dabei auf: ob es möglich sei, was zu glauben uns vom Dichter zugemutet wird, daß eine ernstempfindende reine Frauennatur diesen abscheulichen Pfaffen als Mittel gebraucht, um einen Menschen sittlich zu heben, und die andere: warum der Mensch, wenn ihn einmal der moralische Jammer anfaßt, was uns auch geschildert wird, nicht vor Ekel an sich selber stirbt. — Aber es mag ja wohl solche Gestalten hier und da geben. Der Landpastor Bräsel in Kretzers „Bergpredigt" ist entfernt mit ihnen verwandt. Er läßt sich auch von seinem vorgeblich Theologie studierenden, in Wirklichkeit aber in Trunk und Zuchtlosigkeit verkommenden Sohn eher niederziehen, als daß es ihm gelingt, ihn mit väterlicher Strenge zu bessern. Noch widerlicher fast erscheint uns der Konsistorialrat in Kretzers „Gesicht Christi": ein geldgieriger, herzenskalter Amtsknecht, der allerdings von dem Ideal eines christlichen Geistlichen weit entfernt ist und in seiner feigen Furcht bei der Christusvision während des Gewitters zeigt, daß er selbst wenigstens momentan ein dumpfes Gefühl davon hat. Oder eine grobsinnliche Natur, wie der Prediger Julius Baldus in der „Bergpredigt", der sich aus den Fesseln seiner Haushälterin nicht zu lösen vermag und am Grabe

eines reichen Wucherers sich zu einem lobhudelnden Panegyrikus herbeiläßt.

Wir werden im Vergleich mit der Wirklichkeit doch gegenüber solchen Gestalten den Eindruck haben, daß wir sie nicht ohne weiteres als Vertreter des Standes betrachten dürfen, dem sie angehören. Was uns bei ihnen anwidert, das beruht auf ihrem persönlichen, seelischen und sittlichen Manko, und unser Urteil über sie fällt nur um so schärfer aus, weil wir an den Stand, dem sie angehören, höhere Maßstäbe anzulegen gewohnt sind. Von typischen Vertretern eines Standes können wir eigentlich erst reden, wenn es sich um Eigenschaften, um eine Eigenart handelt, die mehr oder weniger notwendig sich bei einem Menschen aus den Einflüssen seines Standes entwickelt haben. Der Uebergang vom Priester und Pastoren zum Pfaffen ist leicht gemacht: Fanatismus und Hierarchentum auf der einen, Borniertheit, kurzsichtiges, selbstgerechtes, pharisäisches Urteilen auf der andern Seite. Das sind beide Male die Kehrseiten bestimmter Tugenden. Glühende Ueberzeugung von dem Recht, von der Wahrheit, von der absoluten Wahrheit dessen, was er vertritt, giebt dem Geistlichen und seinem Wirken erst die gewinnende Kraft, die er sich wünschen muß: wie leicht macht ihn dann die eifervolle Gewißheit zum Fanatiker! Und auf der andern Seite: er ist der Vertreter der Sitte, der ernsten, strengen, das Individuum zwingenden sittlichen Forderung, der Sittlichkeit, die unverbrüchliche Normen kennt: er ist Ethiker, nicht Aesthetiker, er vertritt die Mächte des Beharrens; wie leicht kann er hart und ungerecht im Urteil werden, wie leicht muß er als borniert und rückständig erscheinen!

Den Fanatismus dessen, der im Besitze der Wahrheit zu sein meint, sehen wir in der Litteratur allerdings zumeist bei Vertretern der Orthodoxie; die Beispiele werden leicht zur Hand sein. Ein sehr charakteristisches finde ich in einem Roman aus Dänemark, in Henning Jensens „Der Kaplan", gerade weil da der Fanatismus mit einer gewissen unbewußten Selbstverständlichkeit zu Tage tritt. In die Gemeinde eines alten rationalistischen Pfarrers, der immer mehr danach gefragt hat, was die Menschen thun, als was sie glauben, der als Landwirt und Gemeinderat auch große kommunale Verdienste hat, was u. E. nun schließlich doch nicht die Hauptaufgabe eines Pfarrers ist, tritt ein junger Kaplan, ein orthodoxer Heißsporn und eifriger Vertreter der inneren Mission. Er stört den Frieden und das Behagen des Hauses, trennt die Tochter des Pfarrers von ihrem Bräutigam, einem freidenkenden Arzt, stürzt die Tochter eines Bauern in religiösen Wahnsinn, der im Selbstmord endet, hält Gemeinschaft mit den hier und da etwas brüchigen Erscheinungen unter den Gläubigen und alles das in majorem dei gloriam. Das Ende ist, daß die Gemeinde ihren alten Pfarrer bittet, zu Gunsten des Kaplans abzutreten und so ihn vor Gram über diesen Undank ein vorzeitiges Ende finden läßt. Kenner der Verhältnisse versichern, daß die Geschichte tendenziös einzelne Ausschnitte aus dem Leben verwende und kein treffendes Bild biete. Die Gestalten des alten Pfarrers und des Kaplans erscheinen aber durchaus als möglich.

Ein viel feineres Bild bietet demgegenüber Gottfried Kellers Novelle „Das verlorene Lachen" in dem Pfarrer von Schwanau, der den geraden Gegensatz gegen die Orthodoxie vertritt, aber einen ähnlichen Fanatismus, wenn auch in anderer Form, zeigt. Er gehört zu den Leuten, „die um keinen Preis den Anschein haben wollen, als ob sie hinter irgend einer Sache zurückblieben, nicht alles wüßten und nicht an der Spitze der Dinge ständen, denen es nicht möglich ist, im Widerspruch mit dem Geist und der Bildung der Zeit zu leben, wie sie sie verstehen". Mit einem klugen und emphatischen Ja und Nein hilft er sich über die Differenzen der christlichen Lehre und der Naturwissenschaft hinweg, träumt von einer Kirche der Zukunft, sucht sie mit vielen Künsten und Aeußerlichkeiten anzubahnen und macht mit allem Feuereifer für seine Gemeinde Propaganda, wie nur irgend ein Erweckungsprediger kann, weil man „in seiner Gemeinde auch einmal kirchlich und christlich sein kann, ohne sich dem Verdacht der Beschränktheit und des Zurückbleibens auszusetzen". Mit feiner Seelenkunde ist der innere Zusammenbruch des Mannes geschildert. Er erkennt, daß ihm auch der leiseste Schauer eigener persönlicher Andacht und Furcht vor dem, den er handwerksmäßig als Herr und Erlöser verkündete, abging, daß er im Grunde kein Priester sei. Mit schwerem Herzen führt er danach noch eine Zeitlang „seinen bedenklichen Tanz auf dem schwanken Seil aus" und ist endlich froh, in ein weltliches Geschäft treten zu können, wo er sich gerieben und brauchbar erweist; denn er, der Pfarrer, glaubte nicht leicht, was ihm einer vorgab. Den vollen Genuß hat man von dieser Satire, wenn man daneben einmal Wilhelm Jordans „Die Sebalds" mit dem idealen Prediger der Zukunftsreligion liest. (Schluß folgt.)

Charakteristiken

Alexius Benedek.

Ein litterarisches Porträt von Prof. Dr. Béla Lázár (Budapest).

(Nachdruck verboten.)

Dieser Autor gehört nicht zu den verwickeltsten Individualitäten, aber sein Entwicklungsgang verlief äußerst harmonisch, und gerade deshalb ist er, wie wenige, ein ganzer Mensch. Er hütet sich vor Uebertreibungen. Er ist ebenso reich an Humor und Satire wie Mikszáth und hat auch dessen Anmut und künstlerische Feinheit, ist dabei jedoch viel einfacher, einseitiger und weniger abwechselungsreich. Seine mimosenhafte Empfindlichkeit wird von allem verletzt, was ihn aus seinem Einklang herausreißen könnte. Wie ein stummer Seufzer klingt es durch seine Schriften, in denen sich die hinsterbenden Schönheiten einer Herbstlandschaft vereinigen; er ist ganz Empfindung, die sich jedoch nie in Empfindelei verwandelt, sondern oft sogar zum Humor erhellt. Dieser Grundton zieht sich durch alle seine Werke, vom „Testament" angefangen bis zu den „Dorf-Bohémiens".

Wenn wir das „Testament"*) lesen, glauben wir über eine taufrische Wiese zu wandeln, solch ein reiner Frühling der Seele, des Herzens duftet

*) Alexius Benedek: „Mein Testament." Uebersetzt von Dr. Wilhelm Schönwald. Wien 1899.

Auf der Wiese, zwischen den Bergen, in seinem kleinen Dörfchen spielen sich vor seinen Augen die traurigsten Bilder ab, allein es empört ihn nichts, er wird nicht heftig; mit ruhiger, oft melancholischer Resignation beobachtet er die Lebensschicksale und ergiebt sich in die ihm von den Menschen bereiteten Täuschungen. Das macht ihn zu einem großen Tröster.

Unser Skeptizismus freilich macht sich ihm gegenüber schließlich doch geltend, namentlich bei seinen längeren Erzählungen, z. B. „Anna Huszár"). Wir glauben nicht an ihre engelhafte Vergangenheit. All die guten Charaktere ermüden und verstimmen uns endlich. Der Held Adam Benkö ist ein Engel, der Vater, die Mutter, die Eltern der Anna, Adams Lehrer und dessen Töchter, der Kurator und all die székler Bauern — bis zum letzten Kutscher sind sie alle Engel. Sie sind keines bösen Gedankens fähig, sind schön und liebenswert wie Heckenrosen. Der Autor schwelgt förmlich in lobpreisenden Adjektiven.

Adam steht vor einem Problem. Es ist das Problem, das Bürger durchlebt hat und das Goethe in seiner „Stella" aufgriff. Ein Mann — zwei Frauen. Welche von beiden liebt er? Beide? Schließlich entscheidet er sich für die eine. Was aber soll er mit der zweiten beginnen? Adam findet aus diesem Zwiespalt nur einen Weg — den Tod.

Adam Benkö war ein Bauernjunge, aber man wollte einen Pastor aus ihm machen. In seinem Dörfchen hatte er sich in das Nachbarkind Anna Huszár, ein Bauernmädchen, verliebt. Das Dorf wählt ihn zum Geistlichen und bestimmt ihm Anna zur Frau. Sie lieben sich ja! Die feindlichen Nachbarn versöhnen sich deshalb. Aber Adam, der wenige Tage vor Beendigung seiner Studien die Tochter seines Professors, Helene, kennen lernt, verliebt sich leidenschaftlich in das schöne, gebildete Mädchen. Der Autor fühlt, daß das ein heikler Punkt sei, und zergliedert daher die Seelenstimmungen sehr sorgfältig — vielleicht zu sorgfältig — damit wir ihm Glauben schenken. Anna ist ein Bauernmädchen, das Adam nicht verstehen wird — soll er sich ihr zuliebe in ein kleines Dorf vergraben? Wird ihm die alte Liebe auf immer den Seelenfrieden bringen? Wie, wenn in ihm das entgegengesetzte Gefühl erwachen sollte? Dann hätte er sich für sein ganzes Leben unglücklich gemacht. Wenn er sich seiner Frau schämen müßte, wie er sich bereits der Liebe zu ihr schämt! Und da ist Ilona, das schöne, gebildete, anmutige Mädchen mit der feinen Seele, die ihn versteht und liebt. . . .

Dies Problem ist naturwahr, besonders auch in unserem Zeitalter, obgleich es heute nicht mit solcher Einfachheit aufzutreten pflegt, denn es heftet sich ihm noch der Schatten des Geldes, der Selbstsucht, der zu erwartenden gesellschaftlichen Vorteile an. Aber Benedeks Helden mit ihren reinen Seelen denken nicht an dergleichen. Ob sie jedoch bloß infolge ihres Charakters und Naturells nicht daran denken können, ist sehr fraglich. Den modernen Leser wiegt diese Geschichte in Träumereien. Er flüstert: Märchen, Märchen . . . denn wenn wir für den Helden auch Teilnahme empfinden, ernüchtert uns seine Feigheit, seine Willensschwäche. Das Problem, die die Liebe ertötende Kritik ist nicht neu, aber modern. Ein Held Bourgets schickt den Verlobungsring zurück und — tröstet sich im Café Riche! Adam Benkö dagegen greift zum Giftbecher, weil ihm die Energie fehlt, sich zum Lebenswillen aufzuraffen. Ist es seltsam, oder ist es natürlich, daß wir im Leben den Helden Bourgets öfter begegnen, als denen Benedeks? Den Hauptvorzug dieses Buches bildet übrigens die Schilderung des széklyer Volkslebens und die Charakterisierung der Episodenfiguren. Dasselbe gilt von seinem jüngsten Werk „Die Dorf-Bohémiens", in dem er, in der Gestalt Petáks, des „Burschen für alles", seine realistischeste Figur geschaffen hat.

Benedek ist ein feiner Erzähler, der nicht von großen Problemen gequält wird, sich aber in die kleinen desto gründlicher vertieft und mit seinen haarscharfen Stimmungsanalysen zum Herzen spricht. Er ist ein Gemütsmensch, kein Verstandesmensch.

*) Anna Huszár. Roman. Wien, A. Hartleben, 1900.

Besprechungen

Grillparzer in Frankreich.

Franz Grillparzer. Le théâtre en Autriche. Par Auguste Ehrhard. Paris, Soc. Française d'imprimerie et de libr. 500 p. 8 fr. 50 c.

Aus dem anmutigen Essai „Auf der Grenze zweier Litteraturen", den Wilhelm Scherer Ludwig Spachs Studien zur Geschichte der modernen französischen Litteratur gewidmet hat, erfuhren wir, daß Grillparzer auf der Höhe seines Schaffens im Kreis der hochgeborenen pariser Doctrinäre, zumal im Hause der Gräfin St. Aulaire, Anhänger und Verehrer gefunden hat. „Im Faubourg St. Germain," so berichtet Spach, „wurden Sappho, die Trilogie des Goldenen Vließes, Ottokars Glück und Ende vielleicht mit ebenso großer Ungeduld erwartet und gelesen — ich will den überschwänglichen und doch verbürgten Ausdruck „verschlungen" nicht anwenden — als in manchen deutschen Städten diesseits der österreichischen Grenze. Die bekannte herrliche Szene, worin Medea, die Barbarin von Kolchis, sich vergebens abmüht, der griechischen Lyra herzbezwingende Töne zu entlocken, diese meisterhafte, nie genug gerühmte Szene brachte in einem geistig bevorzugten Salon, bei einfacher Lektüre, die anwesenden Zuhörer zu einem Ausbruch des Entzückens; es war dazu keine materielle Aufführung vonnöten. Das melodramatische, deklamatorische Wesen der ‚Ahnfrau' wurde dagegen in Paris strenger beurteilt. Casimir Delavigne sprach sich, in meiner Gegenwart, unumwunden gegen die Erstlingsgeburt Grillparzers aus. Das geisterhaft Phantastische dieser sogenannten Schicksalstragödie hatte sich dagegen bei uns Jüngeren unbedingt Anhänger erobert, wie wir denn, wäre es auch nur aus Vorliebe für etwas Neues, an Müllner behagliches Gefallen fanden." Wie beklagenswürdig weit — so fügte Scherer vor einem Vierteljahrhundert diesen Erzählungen Spachs hinzu — sind wir von einem solchen litterarischen Zusammenleben beider Nationen jetzt entfernt!

Seither haben sich die Dinge gewaltig geändert. Die Deutschen haben heute keinen Grund zu klagen, daß unsere Nachbarn sich um unsere Art und Kunst nicht kümmern. Richard Wagner beherrscht die pariser Oper und zieht Wallfahrer ohne Zahl aus ganz Frankreich nach Bayreuth. Gerhart Hauptmanns „Hannele" und „Die Weber" wurden von Antoine und im Oeuvre zur

Aufführung gebracht; „Fuhrmann Henschel" ist eine der nächsten Premièren im Théâtre Antoine. Sarah Bernhardt hat sich in Gegenwart Sudermanns als Magda versucht. Schnitzlers „Sterben" hat einen leidlichen Uebersetzer und in dem Akademiker Emile Faguet einen begeisterten Lobredner gefunden. Selbst die Buchholzen von Julius Stinde ist ins Französische übertragen worden. Die älteren Größen der deutschen Dichtung wiederum (und nicht nur die Klassiker, sondern auch Leute wie der alte Kotzebue) werden von Kandidaten des Lehrfaches für Hochschulen zu Helden umfänglicher Monographieen gewählt. Herr Prof. Ehrhard, der vorher mit Büchern über „Molière in Deutschland" und Ibsens Stellung im Theater der Gegenwart hervorgetreten ist, überrascht uns mit einem fleißigen, von der pariser Akademie preisgekrönten Bande, dessen Obertitel Franz Grillparzer, dessen Untertitel Le théâtre en Autriche lautet*).

Wir wissen nicht, ob das Werk als Nummer Eins einer Reihe gedacht ist, die Raimund, Halm, Bauernfeld, Anzengruber u. s. w. würdigen soll. In seiner jetzigen Gestalt beschäftigt sich Ehrhards Théâtre en Autriche nur mit Grillparzer, dessen Leben, Schöpfungen, politischen und kritischen Meinungen. Der Autor hat die gesammelten Werke Grillparzers genau gelesen, und mit gutem Geschmack versteht er, im Verlauf seiner Darstellung die wichtigsten, bezeichnendsten Aeußerungen des größten Dichters von Alt-Oesterreich herauszuheben und durchwegs, auch für die Verse, angewandter, eleganter, französischer Prosa zu wiederholen. Mit und neben Grillparzer sind Ehrhard auch die meisten Stimmen, die sich über den Dichter der „Ahnfrau" vernehmen ließen, vertraut, so daß sein Buch als Einführung in die Gedankenwelt Grillparzers von allen, denen sein Name, sein Leben und Schaffen bisher verborgen geblieben, willkommen geheißen und auch von alten Kennern des Wundermanns nicht ungünstig aufgenommen werden darf. Besondere Tiefe der Auffassung bringt freilich weder die Charakteristik der Persönlichkeit, noch die Analyse der Werke. Die seltsamen Gegensätze im Wesen Grillparzers, dessen porträtähnliche Züge ebensowohl der „Arme Spielmann", wie Kaiser Rudolph II. im „Bruderzwist" trägt, vermöchte nur ein, wenn nicht geradezu ebenbürtiger oder wahlverwandter, doch zum mindesten verständnisinniger Dichtergeist zu verdeutlichen: unter den Lebenden am ehesten Alfred v. Berger, der leider durch seine hamburger Theater-Direktion in zwölfter Stunde gehindert wurde, seine fast abgeschlossene, den „Führenden Geistern" zugesagte Grillparzer-Biographie zu vollenden. Die geschichtlichen Vorbedingungen von Grillparzers Schaffen erhoffen wir aber, nach den verheißungsvollen Proben, die uns August Sauer in reichen Vorarbeiten, insbesondere in der Einleitung zu der cottaschen Gesamtausgabe, geschenkt, in einem monumentalen Lebenswerk dieses vortrefflichen Forschers und Kenners vollkommen aufgehellt zu sehen. Solange jedoch die engste Landsmannschaft diese Ehrenschuld gegen den Schöpfer und Meister unserer neueren deutsch-österreichischen Litteratur nicht eingelöst hat, wäre es doppelt unbillig, allzu streng ins Gericht zu gehen mit einem Ausländer, der nach seiner besten Kraft mit Achtung, Anteil und „Sammlung" (um ein grillparzersches Lieblingswort zu gebrauchen) an seine heikle Aufgabe gegangen ist. Ob Ehrhard in seiner Würdigung von Grillparzers Groß-Oesterreichertum und dessen nie verhehlter Abneigung gegen die preußische Hegemonie ebenso wie in seiner Kritik der grillparzerschen Kundgebungen für die Armee und wider Pöbel-, Straßen- und Nationalitäten-Herrschaft nicht ab und zu den modernen, französischen Republikaner allzu entschieden miturteilen läßt, bleibt zu erwägen. Dem hübschen, mit dem hübschen Wort über „Grillparzer als Musiker" einsetzenden Kapitel — „vergessen, daß Grillparzer Musiker war, hieße vergessen, daß Michel Angelo Dichter und Pascal Mathematiker war" — diesem runden, stoffreichen Abschnitt wären auch nach Hanslick mancherlei einschränkende und ergänzende Zusätze zu geben: die Behauptung auf S. 102, „daß nicht nur Grillparzer, sondern die Mehrheit der Wiener der modernen, insbesondere der wagnerschen Musik Widerstand geleistet habe", gilt nicht unbedingt. In den Kreisen der Musiker von Fach und im großen Publikum dachte man von Anfang über Tannhäuser und Lohengrin ganz anders, als in der Zeitungskritik: Zeuge dessen die beständig ausverkauften Häuser und die begeisterte Hingabe der jüngeren Musiker von Fach, obenan eines gewissen, als Wald-Hornist im Opernorchester thätigen Herrn Hans Richter, den sich RichardWagner von Hellmesberger ausbat als Nothelfer beim Ausschreiben der Partitur der „Meistersinger" . . .

Nicht mit solchen kleinen, in einer kommenden Auflage leicht zu berücksichtigenden Glossen wollen wir schließen, vielmehr mit dem Wunsche, dieser biographischen Ehrung Grillparzers ehebaldigst eine französische Ausgabe zum mindesten seiner „Ausgewählten Werke" folgen zu lassen. So wohlgemeint und wohlberedt Grillparzers Herolde auch das Wort für ihn führen, am wirksamsten führt er seine Sache selbst. Und wenn wir jahraus jahrein auf allen deutschen Bühnen die französischen Dramatiker von Molière bis auf Bisson, von Augier bis auf Capus spielen lassen, wäre es keine gar zu vermessene Erwartung, zum mindesten auf den durch Staatszuschuß unterstützten Theatern oder auf den Versuchs-Bühnen der Neueren mit oder eigentlich nach Gerhart Hauptmann und Sudermann auch das eine oder andere Meisterstück Grillparzers und Anzengrubers in Paris aufgeführt zu sehen.

Wien. *Anton Bettelheim.*

*) In diesen Tagen erschien eine deutsche Ausgabe des Buches, von Dr. Moritz Necker übersetzt, bei der C. H. Beckschen Verlagshandlung (Oscar Beck) in München. D. Red.

Zur Geschichte des Dramas.

Die beiden Masken. Tragödie — Komödie. Von Paul de Saint-Victor. Ins Deutsche übertr. von Carmen Sylva. Berlin, Alexander Duncker. 1900.

Das Werk, dessen ersten Band ich seinerzeit an dieser Stelle besprochen habe (s. LE II, Heft 6), liegt nunmehr vollendet vor*). Vollendet, aber nicht abgeschlossen: der Verfasser starb, ehe er die letzte Hand an den dritten Band anlegen konnte, der dann unter Mitwirkung von Renan von Paul Lacroix und Alidor Delizant aus den vorhandenen, noch ungesichteten Materialien zusammengestellt worden ist. Der zweite Band führt die Geschichte des griechischen Dramas bis auf Aristophanes weiter. Ich vermisse dabei aber ein Eingehen auf Menander und die übrigen Vertreter der „neueren Komödie". Sie sind uns allerdings nur aus Plautus und Terentius bekannt, aber das hätte ein Grund mehr sein müssen, auch sie in die Darstellung miteinzubeziehen, da so auch das römische Theater, das wohl nur ein Abklatsch des griechischen war, aber doch mit deutlich erkennbaren nationalen Eigentümlichkeiten, zu seinem Rechte gelangt wäre. Auch griff die Renaissance in Italien wie in Frankreich bei ihrer Wiederbelebung der Litteratur zunächst ausschließlich auf die römischen Dramen, sowohl die Komödien, als die Tragödien Senecas, zurück, und erst Racine schöpfte wieder unmittelbar aus der griechischen Quelle, aus Euripides. Von diesen Gesichtspunkten aus muß ich es daher als einen empfindlichen Mangel des Werkes Saint-Victors betrachten, daß es auf das römische Theater überhaupt nicht eingeht. Viel lieber hätte ich

*) 1. Teil: Die Alten. 2. Band: Sophokles, Euripides, Aristophanes, Kalidasa. gr. 8°. 544 S. M. 6,—. — 2. Teil (3. Band): Die Neueren. Shakspere. Das französische Theater bis Beaumarchais. gr. 8°. 600 S. M. 6,—.

auf das sowieso unorganisch eingefügte Kapitel über das indische Theater und Kalidasa verzichtet.

Die Behandlungs- und Darstellungsweise im zweiten Bande ist sonst dieselbe wie im ersten. Der Besprechung der einzelnen Stücke gehen allgemeine Charakteristiken der Dichter und ihrer Zeit voraus. Und hierin liegt meines Erachtens nach mehr als in der Analyse der Dramen selbst der Schwerpunkt des Werkes. In schwungvoll gehobener Sprache führt uns Saint-Victor die Wandlungen vor, die der griechische Geist von Aischylos an bis hin zu Euripides und Aristophanes erfahren hat, legt die einzelnen Züge darin in vollendeter Plastik dar, überall das tiefste und reinste Verständnis des Wesens des Altertums bekundend und vermittelnd. Und wenn auch der Ueberschwang der Begeisterung ihn mitunter zu gewagten Bildern und gesuchten Vergleichen hinreißt, so nimmt auch das der Leser in Anbetracht der Schönheit und Gewalt der Sprache willig hin.

Der dritte Band enthält außer einer Skizze über Shakspere eine Geschichte des französischen Theaters von den Anfängen bis zu Beaumarchais. In diesem letzteren Abschnitte fehlt aber die einheitliche Ausgestaltung und der durchgehende Zusammenhang. Die Herausgeber haben hier den wesentlichen Inhalt der Feuilletons zusammengestellt, die Saint-Victor über die Meisterwerke der französischen Bühne für die „Presse“ und den „Moniteur officiel“ geschrieben hatte. — Shakspere in Frankreich! Darüber ist sehr viel geschrieben worden und wird wahrscheinlich auch noch in Zukunft geschrieben werden. Es konnte nicht anders sein, als daß in einem Lande, das die regelmäßige Alexandrinertragödie mit ihrer Uebertragung des pomphaften Hofzeremoniells ihrer Zeit auf das Altertum hervorgebracht hatte und in dieser Dichtgattung die Blüte des menschlichen Geistes erblickte, Shakspere als ein énorme fumier erschien, seine Stücke als „spectacles pour sauvages ivres“, über deren Regellosigkeit und wirres Durcheinander man sich zu Tode lachen wollte. Erst allmählich ist auch in Frankreich ein tieferes Verständnis für den englischen Dichter erwacht, und in Saint-Victor haben wir einen Franzosen zu begrüßen, der mit gleicher Liebe und Verehrung Shakspere und die großen Dramatiker seines Vaterlandes zu würdigen vermag; ja von diesen letzteren stellt er keinen in eine Reihe mit dem englischen Dichter, sondern von seinen Landsleuten nur Rabelais. Außer mit diesem vergleicht er ihn mit Homer, Aischylos, Hiob (!?), Dante, „jenen Erstgeborenen des Menschengeschlechts, unter denen er sich noch durch ein breiteres und weiteres Allumfassen, eine größere Aehnlichkeit mit der Natur, eine vollkommenere und vielfältigere Verkörperlichung der Menschen auszeichne“. Shaksperes Genius hat etwas „Unendliches und Weltenweites“. Die ganze Welt sei, um mit Emerson zu sprechen, jetzt „shaksperisiert“. Deutschland habe er nach seinem Bilde gemacht, die poetische Wiedergeburt Frankreichs habe sich unter seinem Hauche vollzogen, Amerika sei von ihm erobert worden, und auch in Asien beginne schon sein Einfluß.

Am wenigsten genügt die Behandlung der klassischen französischen Tragödie bei Saint-Victor. Mag man sich auch von den Uebertreibungen und Ungerechtigkeiten Lessings frei machen, mag man auch zugeben, daß die französische Tragödie, die fast durch anderthalb Jahrhunderte den Geschmack der gesamten gebildeten Welt beherrschte, nicht mit Schlagworten wie ‚langweilig‘, ‚schwülstig‘, ‚steif‘ abgethan werden dürfe, mag man auch noch so die psychologische Feinheit und Tiefe besonders bei Racine bewundern: so viel steht doch auch fest, daß sie sich lediglich auf Voraussetzungen aufbaute, wie sie nur am Hofe Ludwigs XIV. gegeben waren, und daß sie deshalb einen weit mehr historisch bedingten Charakter trägt als die bis dahin behandelten Dramen. Sie läßt sich daher an innerer und äußerer Wahrheit sowie an überzeugender Eindringlichkeit ihrer Probleme nicht entfernt mit dem griechischen oder shaksperischen Drama vergleichen. Alle auftretenden Personen — sie mögen einer Zeit oder einem Volke angehören, wie sie wollen — sind bei ihr nur Franzosen, treten im französischen Hofkostüm auf, sprechen die französische Hofsprache.

Von dieser historischen Bedingtheit, die das Hauptmerkmal der klassischen französischen Tragödie bildet, erfährt man wenig bei Saint-Victor: er erwähnt zwar einmal beiläufig, daß Racines Andromaque eine Prinzessin des siebzehnten Jahrhunderts ist, die die Hofetikette auf die Bühne mitbringt, aber er verfolgt diesen Gedanken nicht weiter; noch weniger macht er ihn zum Mittelpunkt seiner ganzen kritischen Auseinandersetzung, wie es doch notwendig gewesen wäre. Nein, in demselben Tone, mit demselben Pathos, mit dem er das griechische Drama und Shakspere abgehandelt hat, bespricht er auch die von beiden so vollständig abweichenden französischen Tragödien. Aus diesem Mangel an Nuancierung, an Differenzierung entspringt — das kann man nicht leugnen — eine gewisse Eintönigkeit, die leicht zur Ermüdung führt. — Die Uebersetzung von Carmen Sylva ist in den vorliegenden Bänden ebenso meisterhaft wie im ersten.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*

Ein deutsches Hausbuch.

Unsere deutschen Meister. Bach, Mozart, Beethoven, Wagner. Von Friedrich von Hausegger. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 1901. M. 5,60 (7,—).

In der Musiklitteratur gewahrt man immer mehr eine reinliche Scheidung zwischen streng wissenschaftlichen und populär-wissenschaftlichen, für das große Laienpublikum geschriebenen Werken. Damit soll nicht gesagt werden, daß nicht auch rein wissenschaftliche Bücher erscheinen, die trotzdem von jedem Musikbeflissenen mit Nutzen, Vorteil und Genuß gelesen werden können. Aber es ist erfreulicherweise Axiom geworden, daß nicht die Forschung, sondern die Ergebnisse vor das große Publikum gehören. Demgemäß herrscht in der nichtakademischen musikalischen Litteratur auch das Bestreben vor, möglichst klar, plastisch und faßlich darzustellen. Gerade unsere besten Musikschriftsteller: Pfohl, Batka, Kretzschmar, Marsop, Neitzel, Bie, Volbach huldigen diesem Prinzip. Autoren, wie der geistreiche und hochbegabte Arthur Seidl, der für die einfachsten Gedanken geradezu den verzwicktesten, verworrensten, rätselhaftesten Ausdruck sucht und es durch seine „impressionistische“ Manier zu einer heillosen Zerfahrenheit in der Darstellungsweise gebracht hat, gehören relativ zu den Seltenheiten. — Ein Muster bedeutender und dabei echt volkstümlicher Darstellungsweise ist das Buch, von dem diese Zeilen handeln. „Unsere deutschen Meister“ stammen aus dem Nachlasse des grazer Musik-Aesthetikers Friedrich von Hausegger. Das Werk ist ein Torso gewesen, den der Herausgeber, Dr. Rudolf Louis in München, mit feiner und kundiger Hand zu einem harmonisch abgeschlossenen Werke ergänzt hat. Drei von den fünf Kapiteln des Buches waren von Hauseggers Hand völlig fertig da. Das Kapitel über Wagner bedurfte noch des rekapitulierenden Abschlusses. Der Schlußabschnitt „Was ist deutsche Kunst?“ war nach Hauseggers Aufzeichnungen zu ergänzen. Die solcherart vorhandenen Lücken hat Louis mit so viel künstlerischem Takt, mit so tiefem Versenken in Hauseggers Stil und Anschauungen ausgefüllt, daß man nirgends einen Sprung oder Riß fühlt, nirgends auch nur der mindeste störende Kontrast zu Tage tritt.

Hauseggers Buch möchte ich so recht ein deutsches Hausbuch nennen. Es ist erfüllt von einer schönen, edlen Begeisterung für die große deutsche Kunst und ihre Meister und doch fern von allem verhimmelnden Phrasenschaum. Es spricht darin ein Mann, dem nicht daran

gelegen ist, durch neue Gedanken zu verblüffen, durch stilistische Kunststücke zu blenden; sondern der unsere gesamte Erkenntnis der deutschen Musik und ihrer Großen ehrlich und guten Willens dem Leser zu eigen geben will. Ein Philosoph hat „Unsere deutschen Meister" erdacht, ein Gelehrter hat das Material dazu zusammengetragen, und ein Künstler hat das Buch geschrieben.

Der Grundgedanke des hausseggerschen Buches wird in seinem Schlußkapitel „Was ist deutsche Kunst?" ausgesprochen. Die Musik ist recht eigentlich die deutsche Kunst, weil sie von innen heraus gestaltet, weil sie den letzten und tiefsten Regungen der Seele Ausdruck leiht. „Die Musik ist eine Objektivation des Willens wie die Welt. Darin bekundet sie ihren idealistischen Charakter, jenen Charakter, den wir als Grundzug deutschen Wesens erkannt haben." Neben dieser Definition der Musik als einer eminent deutschen Kunst, in der sich der deutsche Geist seiner Natur nach offenbart wie in keiner anderen, die „geradezu seine Schöpfung" ist, läuft ein anderer Hauptgedanke, die Idee der Entwickelung der deutschen Musik vom leeren Formalismus bis zur völligen Verschmelzung und Vereinigung von Wort und Ton im Werke Richard Wagners. Und noch ein drittes Moment hat Hausegger geleitet: das Bestreben, auf die Bedeutung der Tonkunst innerhalb der Gesamtentwicklung des deutschen Geisteslebens hinzuweisen. So macht uns Hausegger denn mit Leben und Schaffen J. S. Bachs bekannt, in dessen Werk der deutsche Geist eine glorreiche Erhebung feierte, zu einer Zeit, in der er auf allen Gebieten des Lebens und der Kunst geknickt und verschüttet darniederlag, des Thomaskantors, der die kontrapunktische Formel mit dem tönenden Ausdruck seines Innern erfüllte; er zeigt uns, wie in Mozart das absolute Ich seine Herrschaft über den absoluten Ton antritt, der früher herrschende Kontrapunkt das dienende Element wird, wie dann Beethoven — nach Richard Wagners Wort — „von den konventionellen Formen der Musik zu ihrem innersten Wesen" durchdringt, indem er „von dieser Seite her das Licht des Hellsehenden wieder nach außen zu werfen vermochte, um auch diese Formen nur nach ihrer inneren Bedeutung uns zu zeigen". Und schließlich weist er uns, wie in Richard Wagner die Erfüllung dessen wird, was seine Vorgänger verheißen haben, der vollkomme Ausdruck dessen, was „die Musik in ihrem tiefsten Innern beseelt hat" — das musikalische Drama.

Hausseggers „Unsere deutschen Meister" ist ein kostbares Buch, die Summe ungeheurer Gedankenarbeit, kein Nachschlagebuch, aber ein musikalisches Laienbrevier, in dem niemand ohne Erhebung und ästhetische Läuterung lesen wird. Das Buch hat wohl auch ein paar kleine Fehler. So hätte das Schlußkapitel „Was ist deutsche Kunst?" als Präludium an die Spitze des Buches gehört. Auch sonst habe ich mir hier und da etwas angemerkt, so eine etwas kleinliche Einschätzung Händels und seiner Opernkunst. Aber das sind Bläschen im Bronzeguß, die der schönen Gesamtwirkung dieses Buches keinen Eintrag thun, das mit Fug ein deutsches Hausbuch zu werden verdient.

Wien. *Max Garr.*

Proben und Stücke.

Gerechtigkeit.

Von **Johannes Schlaf** (Berlin)*).

(Nachdruck verboten.)

Seit einem Monat war der ehemalige Fuhrherr Gotfried Ebelt arbeitslos. Die Schuld lag wohl zum größten Teil an ihm selbst. Denn er wollte auch gar nicht mehr arbeiten. Im Anfang hatte er zwar noch hier und da eine Gelegenheitsbeschäftigung angenommen; aber dann hatten ihn seine Gedanken überwältigt, und er war in eine vollständige Apathie geraten.

Im März hatte er nämlich seine Frau verloren. Und das war's, was ihm eigentlich den Rest gegeben; das hatte noch zu allem übrigen gefehlt.

Wenn man irgend jemand einen Pechvogel nennen konnte, so ihn.

Von seinem Vater hatte er draußen im Norden der Stadt, gegen Pankow hin, ein hübsches schuldenfreies Häuschen und Anwesen geerbt, eine kleine Fuhrwirtschaft, die in bester Ordnung ihren Mann gut und sicher ernährte. Er hatte ein armes, aber fleißiges, wirtschaftliches und verständiges Mädchen geheiratet. Im Anfang war alles auf das beste gegangen. Seine Frau hatte ihm nach und nach sechs muntre, gesunde Kinder geboren; es war eine Zeit, wo viel gebaut wurde; er stand mit den Bauherren in guter Verbindung und verdiente ein schönes Stück Geld.

Dann aber waren schlechte Zeiten gekommen, die sein Geschäft in Rückstand brachten. Und nicht genug damit: ihm starben im Zeitraum von ein paar Jahren seine Kinder weg, in einem Alter, wo er an ihnen erst recht seine Freude hatte und sie ihn, an Leib und Seele gut geraten, mit den besten Hoffnungen erfüllten; seine Frau verfiel in ein schleichendes Siechtum, er hatte Verlust an Vieh und Gerät, Pferde stürzten und krepierten ihm, und wie man so sagt: eins kam zum andern.

Schlag für Schlag war das Unglück über ihn hereingebrochen. Eine Schuld nach der anderen war er genötigt gewesen auf sein kleines Anwesen zu häufen, und so unverzagten Mutes er auch immer wieder in die Höhe gestrebt: der Stein war im Rollen, er vermochte sich nicht mehr zu halten, es ging mit ihm zu Ende. Sein Häuschen und seine Wirtschaft wurden ihm genommen. Als ein alternder Mann sah er sich noch genötigt, den Tagelöhner zu spielen. Da war ihm nun auch noch seine Frau gestorben — und nun war's vorbei. — Er geriet in Gedanken und Grübeleien, vernachlässigte seine Arbeit, so daß er schließlich nicht mal mehr das bißchen Mietzins für das armselige Hosloch hatte aufbringen können, in dem er die letzten Jahre mit seinem kranken Weibe gehaust. Der Wirt hatte ihn vor die Thür gesetzt, und nun lag er auf der Straße ...

Zwei Tage und eine Nacht hatte er sich bereits obdachlos in allen Stadtvierteln Berlins umhergetrieben. Es ging in die zweite Nacht.

Das Zentrum Berlins an einem schönen lauen Frühlingsabend.

Ebelt, der vom Norden her die Chausseestraße herabkam, mit der Absicht, sich in den Tiergarten zu begeben und dort einen geeigneten Fleck zum Uebernachten aufzusuchen, schob sich langsam mit wankenden Knieen an den Schaufenstern hin, die Friedrichstraße hinauf.

Er war schon sehr heruntergekommen. Sein Gesicht war gelblich und fahl, seine abgetragene alte Kleidung verschmutzt von der Nachtruhe im Freien; wirr starrte ihm der in der letzten Zeit ergraute Bart, und seine Augen lagen tief. Stumpf und müde schleppte er sich vorwärts, in der lastenden, trüben Teilnahmslosigkeit, die ihn seit dem Tode seiner Frau überwältigt hatte; in der unbestimmten, gleichmütigen Erwartung, wie ihn sein Schicksal zu Ende bringen wollte.

Um ihn brauste und rauschte der bunte, klare Frühlingsabend des berliner Zentrums. In der Fülle von Pracht und Lebensüberfluß, in dem lebendigen großen Rauschen und Treiben dieses Verkehrs überkam ihn etwas wie Scham und Gedrücktheit, eine scheue, sich in sich selbst hineinduckende Verlegenheit und ein instinktiver Respekt; und was in ihm Halb-

*) Aus: Frühjahrsblumen. Novellen. Berlin W., S. Fontane & Co. 1901. 127 S. M. 2,—. (S. die Besprechung auf Sp. 128 f.)

bauer war, da draußen vom nördlichen Weichbild der Stadt, wo sie sich ins Dorf hineinverliert, geriet in ein unwillkürliches, halb unbewußtes Schauen und Staunen. Die bunten Herrlichkeiten der Schaufenster, der Duft der Parfüms und der feinen Tabake, der von den Vorübergehenden ausging, die gleißenden Frühjahrstoiletten der Weiber, das Hin und Her der Wagen: dies alles brachte ihn in einen dumpfen Rausch und Taumel.

Schließlich fühlte er sich verwirrt und betäubt wie ein verlaufenes Tier.

Da er ausgehungert war, befiel ihn ein Schwindel, daß er sich ab und zu gegen eine Hauswand lehnen mußte.

Er bog in die Linden ein, wo er sich freier fühlte, überschritt den Fahrdamm und schleppte sich im Schatten der Promenade dem Brandenburger Thore zu.

Das Geästel der Baumkronen, die im Schmuck ihres ersten grünen Schimmers prangten, erhöhte die frischen Töne des Sonnenunterganges, der sich von den tieferen Gluten über dem Brandenburger Thor in lustigen Farbenspielen weit über den klaren Himmel dehnte und die Zinnen der Bauten mit einem zarten Rosa überkleidete.

Das schöne große Bild, die lind-liebliche Abendluft, das Spiel der Kinder um die Bänke herum: das alles weckte ihn ein wenig aus seiner wirren Dumpfheit. Der Verkehr auf dem Reitweg fing an, ihn zu interessieren. Er ließ sich auf einer Bank nieder und betrachtete das Hin und Her der Reiter. Militärs in blitzendem Uniformschmuck, Civilisten in eleganten Reitkostümen, Reitknechte in schmucken Livreen, Damen in knappen Reitgewändern kamen vorüber, und als ein Mensch, der sein Lebtag mit Pferden zu thun gehabt, spürte er so etwas wie eine leise Freude über die wohlgenährten Tiere, die in der blauen Dämmerung der alten Bäume an ihm vorüberglitten: ein lebendigeres Gefühl, eine Freude, die im wohlthat, die sein müdes, gutmütiges und schweigsames Gesicht mit einem milden Nachdenken verklärte, mit unbestimmten Erinnerungen an vergangene Zeiten.

Allein und abgesondert, mit den Armen müd über die Lehne hängend, den Kopf mit der verschossenen, zerknüllten Mütze vornüber gebeugt, den struppigen Bart auf den Rockärmeln: so hockte er auf dem äußersten Ende der Bank. Die übrigen Spaziergänger, die sich hier zur Rast niedergelassen, waren von dem schmutzigen alten Stromer fortgerückt.

Bis in die Dunkelheit hockte er so. Die Reihen der Gaslaternen drüben auf den Trottoirs fingen an aufzuflammen. Weit hinten aus den hellvioletten Dünsten der dämmernden Straße begannen sie sich zu entzünden; immer näher wuchs die fröhlich glitzernde Lichtreihe heran; und oben, mitten zwischen den dunklen Massen der Baumkronen, blitzten die großen, weißen elektrischen Monde auf.

Ebelt erhob sich und wankte, die Hände in den Taschen seines alten, zerrissenen Arbeitsjacketts, mit krummem Rücken langsam weiter. Er überschritt den Pariser Platz und ging zwischen den mächtigen Säulen hin durch das Thor. Zwischen dem Getümmel der Pferdebahnwagen, Droschken und Equipagen, zwischen den Radfahrern und Reitern hindurch schob er sich bis zu einer der runden Steinbänke, die sich an dem hohen, gestutzten Buschwerk am Eingange der Charlottenburger Chaussee befinden.

Todmüde ließ er sich hier nieder, um die völlige Dunkelheit zu erwarten und sich dann irgendwo in die heimlicheren Finsternisse des Tiergartens zu verlieren. Er hatte den Tag über kaum etwas gegessen. Ein Fieber schüttelte ihn. Er griff in die Jacketttasche nach dem Fläschchen und fand noch einen Rest Branntwein, den er austrank, und der ihn ein bißchen erwärmte.

In den letzten Tagen hatte er zum ersten Male Branntwein getrunken. Nie in seinem Leben hatte er bis dahin Alkohol zu sich genommen; höchstens hatte er in früheren Jahren einmal, wenn er mit Frau und Kindern Sonntags draußen in der Vorstadt einen Restaurationsgarten besucht, ein Glas Bier getrunken.

Mit aufgestütztem Kopfe dusselte er, von dem Fusel ein wenig betäubt, vor sich hin und nahm den Anblick in sich auf, der sich weit vor ihm breitete.

Das eilige dunkle Gekribbel der Menschen und Fuhrwerke über das saubere Grau des Pflasters hin, überstrahlt von dem Schein der vielen Gasflammen; die mächtige Masse des Thores; die eleganten, imponierenden Fassaden der Gebäude, die sich rechts in dem Astgewirr der Promenadenanlagen bis zur Lennéstraße verlieren, sich links bis zu dem prächtigen Koloß des Reichstagsgebäudes hin ausdehnen; die schwarzen Massen der alten, hohen Bäume; die großen Gaskandelaber vor ihm auf dem Platz!

Jaja! — Er gähnte und fuhr mit seinen breiten, braunen, hornharten Händen langsam über die Schenkel.

An seiner dicken, grauen Arbeitshose saßen noch breite Flecke von rotem Backsteinstaub, der sich von seiner letzten Arbeit draußen auf den Bauplätzen der Vorstadt eingefressen hatte.

Stumpfsinnig starrte er sie an und strich mit seinen knorrigen Fingern in einem gegenstandslosen Nachdenken drüberhin.

Und plötzlich sah er die elende Hoffspelunke, draußen in der Vorstadt, im fünften Stock, das kalte, von den feuchten Frühjahrswinden durchwehte Loch, in dem seine Frau verschieden war, in dem sie beide die letzten elenden Jahre allein miteinander hinvegetiert hatten — weiß Gott wozu?! — Er sah das erbärmliche Bett und die Arme mit ihrem weißen, unendlich abgezehrten, verhärmten Gesicht und sah sich, wie er in ihren letzten Augenblicken stumm und mit verhaltenen Thränen bei ihr auf dem Bettrand saß, wie ihre erlöschenden Blicke in Liebe und Sorge an seinen Augen hafteten, — die letzten Abschiedsblicke; und wie er sie nur stumm aufrecht hielt in seinen Armen und wie sie dann ausgehaucht hatte. —

Und er mußte lachen, leise und kurz, während seine Finger an der Hose zupften und seine Blicke wirr und mit einer stillen Wildheit hinglitten über das eilig treibende, blödsinnige Getümmel des Verkehrs, das vor ihm auf dem weiten Platze durcheinander wirbelte, sich kreuzte und ineinander verschlang.

Aber dann sank er wieder stumm in sich hinein. Nur an seinem Mund war noch das kurze Lachen geblieben, das ihm die Lippen zusammendrückte und die Mundwinkel nach unten zog; und seine Augen hatten sich geknissen. Es nahm sich aus, als wenn er stillvergnügt über irgend etwas recht Angenehmes nachdächte: ungefähr wie früher, wenn er abends, nach gutem Geschäft, mit dem Wagen in seinen kleinen Hof einfuhr und die Kinder ihm in Erwartung eines Leckerbissens jubelnd entgegensprangen. — Aber das Uebermaß seines starren, versetzten Schmerzes und seiner Schande, die tiefe Wunde, die seine Rechtschaffenheit und sein Ehrgefühl durch der Schicksale der letzten Jahre erlitten hatten, umhüllten ihn mit einer feinen, eisigen Kühle.

Verkommen! Verlumpt! — Ohne Ehre; ein alter, umherlungernder Stromer!

Jaja! — Nu!

Arbeiten? Wieder arbeiten? — Sein Auge wurde feucht; und langsam, langsam rann ihm eine einzige Thräne über seine gelbe, runzlige Backe herab in den Bart.

Arbeiten! Wieder arbeiten!

Nu ja! Doch wohl! — Vielleicht! — Was sonst?

Morgen! Morgen vielleicht! — Morgen konnte er am Ende doch mal wieder hinausgehen zu den Baustellen in der Vorstadt.

Morgen! — —

Als er aus einem langen Brüten wieder aufblickte, blitzten am Nachthimmel die Sterne. An allen Gliedern wie zerschlagen, mühte er sich in die Höhe und verschwand in der Finsternis der Anlagen. — —

— — — Er wußte nicht, wie lange er gelegen, als er sich wachgerüttelt fühlte.

Blitzende Uniformknöpfe und eine Helmspitze.

Er glotzte.

Eine grobe Militärstimme fährt ihn an.

Er weiß nicht, was los ist.

Aber jetzt wird er von der Bank heruntergerissen, eine kräftige Faust hält ihn am Arm gepackt.

Ach! Ein — Schutzmann?!! — Polizei?!!

Er soll aufstehen, mitkommen!! — Nach der Polizeiwache!!

Wie denn?! — Polizeiwache?!!

Jaja! Nu!

Halb gezogen, taumelt er neben dem Schutzmann her.

Aber da kommt er mit einem Mal zum Bewußtsein.

Die — Polizeiwache?! — Was hat er denn mit der — Polizeiwache zu thun?! —

Er will etwas sagen — aber . . . Jaja! —

Wie im Traume taumelt er durch die helle Pracht von Lichtern, durch die schöne Frühlingsluft einsamer, schlummernder Straßen; und dann wird es dunkel und öde. Sie sind in eine Nebenstraße eingebogen. Sie schreiten ein Stück vorwärts und dann wieder um eine Ecke und noch um eine.

Mechanisch will er nach der Faust tasten, die ihn gepackt hat, die ihn vorwärts reißt, und deren Griff ihm Schmerz verursacht; aber er ist wie in einer Starre. Er will etwas sagen: keinen Laut bringt er über die Lippen.

Endlich stehen sie vor einem großen, grauen Haus. Eine Laterne, die ein düsteres, rotes Licht in einen niedrigen Thorgang wirft.

„Marsch! Vorwärts!"

Durch einen langen Hausflur wird er gestoßen, in dem eine gelbe Gasflamme flackert. Ein paar Stufen hinauf. Eine Thür öffnet sich.

In einem kahlen Zimmer sind sie, in dem zwei trübe Gasflammen brennen. Hinter einer hölzernen Schranke befinden sich große Bureaupulte mit Regalen. Ein breitrückiger Schutzmann schläft an dem einen, das Gesicht zwischen den aufgestützten Fäusten. Der an dem andern rekelt sich und gähnt.

Es wird auf Ebelt losgefragt. Aber er versteht nicht, kann nicht antworten. Mit Müh und Not bekommen sie das Nötige aus ihm heraus.

„Marsch!"

In einen schmalen, dunklen Korridor wird er gestoßen. Eine Thür wird geöffnet, über der in einer Luke eine Gasflamme brennt. Er befindet sich in einem engen, halbdunklen Raum, der angefüllt ist mit einer dumpfen, stickigen Luft und üblem Alkoholdunst.

Die Thür schlägt zu. Ein Schlüsselbund rasselt. Mehrmals wird heruntgeschlossen. Schwere Schritte verhallen draußen nach vorn.

Ebelt steht da . . .

Aus dem dunklen Hintergrund kommt ein schweres, rasselndes Schnarchen. Auf einer hölzernen Pritsche liegt der Länge nach ein Kerl mit struppigen Haaren und gedunsenem Gesicht.

Ebelt taumelt gegen die Thür, schreit auf wie ein Wahnsinniger; haut gegen die Thür mit beiden Fäusten; und brüllt und brüllt.

Das Schnarchen hinter ihm hört auf; die alte Holzpritsche knarrt und kracht; eine heisere, versoffene Stimme:

„Was, zum Donnerwetter!! — Leg' dich hin un halt' de Schnauze!!"

Aber Ebelt brüllt und brüllt, und sein Brüllen wird ein dumpfes, verzweifeltes Heulen.

Draußen schlagen Thüren. Schritte kommen wieder durch den Korridor auf die Thür zu.

Auf der Stelle soll er sich ruhig verhalten!

Aber er hört nicht. Brüllt nur und brüllt, und heult . . .

Draußen wird geflucht, wird hin und her gesprochen. Die Schritte entfernen sich wieder. Das helle Schrillen einer Telephonklingel.

Ebelt ist endlich an der Thür zusammengebrochen. Er hat das Gesicht in die Hände gedrückt und wimmert und schluchzt jetzt wie ein Kind.

Lange liegt er so da. — —

Und wieder öffnet sich die Thür; er wird beim Arm gepackt und in die Höhe gerissen.

„Vorwärts! Vorwärts! — Die Reise jeht weiter. Woll'n mal 'ne kleene Kremserfahrt machen, oller Herre!"

Er wird durch den Korridor gezerrt. Vorn in dem Bureauzimmer werden ihm die Taschen untersucht. Ein Stück Schnur, das Fläschchen, Stahl und Schwamm und Feuerstein, ein Röllchen Priem, das Klappmesser, ein Nickelstück. — Und nun wieder die Stufen hinunter in den Flur. Draußen vor dem Hausthor hält ein großer, dunkelgrüner Wagen. Hinten ist eine Thür offen, die eine vergitterte Luke hat. Er wird hineingeschoben, bricht in einer Ecke auf einer harten, gelben Holzbank zusammen. Der Beamte steigt ein und nimmt, nachdem die Thür zugeschlagen ist, in einem kleinen Verschlag bei der Thür Platz.

Ebelt hat Gesellschaft. Da ist so eine Art schäbiger Eleganz in einem Cylinder und einem gelben Sommerüberzieher; und ein altes, dickes Weib mit einem karrierten Umschlagetuch, mit Hängebacken, kleinen Funkelaugen, einer mächtigen roten Nase, und einem gewaltigen Grützbeutel unter dem dünnen, graumelierten Haar hervor.

Ein dumpfes Poltern, Dröhnen und Rasseln. Das Fahrzeug setzt sich in Bewegung.

Ebelt starrt wie ein Wahnsinniger. Steif, ohne Regung, sitzt er in seiner Ecke; nur mit den Fingernägeln kratzt er leise an der Bank und stiert bald auf die Alte, bald auf den Gentleman im gelben Sommerüberzieher, die mit einander in eine vergnügte Unterhaltung gekommen sind.

Nach einer langen Fahrt kreuz und quer durch das Ungewisse hält der Wagen, die Thür wird aufgerissen; sie steigen aus und werden in ein ungeheures, schloßartiges Gebäude hinein gebracht, das ganz aus roten Backsteinen gebaut ist.

Es ist eine ganze Wanderung, bis sie in einen großen, saalartigen Raum gelangen. Ein ungeheurer, langgedehnter, niedriger Raum, mit irgend so einer hellen Oelfarbe gestrichen, die Decke von schwarzen Eisensäulen und Pfeilern gestützt. Gasflammen bringen in das dunstige Dunkel eine müde Helle.

Aus einem kleineren Vorraum werden sie durch ein hölzernes Gitter in den Saal geschoben.

Bis in das Dunkel der Hintergründe hinein dehnen sich eine Menge niedriger Holzpritschen mit Gängen dazwischen. Auch an den Wänden hin ziehen sich diese Pritschen. Und auf ihnen ein unheimliches schwarzes Gewirr von menschlichen Körpern in dunklen, schäbigen Kleidungsstücken, von denen ein übler Dunst ausgeht.

In dem ganzen großen Raum ist es still. Nur daß hier und dort jemand auf dem Rande seiner Pritsche hockt und sich leise mit seinem Nachbar unterhält. Schnarchlaute in allen erdenklichen Tonarten; Stöhnen und Grunzen; jemand, der im Schlaf spricht; ein Arm, ein Bein, die sich regen oder in die Höhe recken; ein Körper, der sich schwerfällig herumwälzt, sich halb aufrichtet; ein wüstes, verschlafenes Gesicht in dem schmutziggelben Gaslichtschein. An einem der Pfeiler hockt ein alter Kerl mit unförmigen, lappenumwickelten Beinen, der ein paar Krücken neben sich zu liegen hat. Er stöhnt, winselt und jammert; scheint Schmerzen zu haben oder thut vielleicht auch nur so.

Ebelt ist auf eine der Holzpritschen niedergesunken. Aufrecht sitzt er da, die Hände mit leise sich krampfenden Fingern auf den Schenkeln, und sieht mit einem wirren Grinsen umher.

Unwillkürlich richten sich seine Blicke endlich in die Höhe zu den kleinen, eisenvergitterten Fensterluken oben unter der Decke, die schon blau sind von dem anbrechenden Tage.

Er weiß nicht, was mit ihm ist, wo er sich befindet, was mit ihm werden soll. Keinen Gedanken kann er fassen. Erstarrt ist seine Seele in einem innerlichsten Grausen und Schaudern. Nur das eine Gefühl hat er, daß er im Gefängnis ist; zum ersten Mal in seinem Leben im Gefängnis. Daß er irgendwie ehrlos ist, in Schande und Erniedrigung geraten. Und ihm ist, als wäre er mit einer dicken, fressenden Schmutzschicht überzogen, unter der er ersticken müßte.

Jaja! Obdachlos! Richtig! — Zwei Nächte lang hat er kein Obdach mehr gehabt; hat nicht mehr gearbeitet.

Du großer Gott! Was war denn nur eigentlich mit ihm los?! —

Entsetzt gingen seine Blicke über das dunkle, dunstende Gewirr all der Menschenleiber.

Bettler, Landstreicher, Diebe, Zuhälter, Trunkenbolde, Obdachlose. Das elendeste, unglücklichste, verkommenste Gesindel, der Abschaum der Großstadt.

Es ist aus mit ihm; er ist am Rande, am äußersten Rande!

Dumpf haften seine Blicke an dem kleinen, blauen Viereck oben, von dem sich ein bleiches, fahles Zwielicht über die Decke hinlegt. Leise reiben seine Hände über die Schenkel; seine Kinnladen kauen, und es würgt ihn in der Kehle.

Und wieder erinnert ihn dieses öde, blasse Zwielicht an die Sterbestunde seiner Frau. Es war auch gegen Tagesanbruch gewesen, als sie in seinen Armen verschied. Dasselbe kalte, fröstelnde Licht in dem kahlen, armseligen Zimmer. Der elende Strohsack, auf dem sie gelegen hatte; die schmutzige, zerflickte, fadenscheinige Decke. Und er hörte ihren letzten, verhauchenden Seufzer, ihr letztes, sorgenvolles Wort: „Vater!“

Und sie war so ein gutes, braves Weib gewesen! Womit hatte sie denn eigentlich all das Elend verdient?!

Und weiter zurück führten ihn seine Erinnerungen in die ersten guten Zeiten ihres bescheidenen Wohlstandes und weiter, wie dann alles so Schlag auf Schlag gekommen war. — Und plötzlich wurde etwas in seinem Gehirn hell; ein einziger Gedanke: Gerechtigkeit! — Wo war denn eigentlich nur noch Gerechtigkeit in der Welt?!

Da saß er mit seinen grauen und in Ehren ergrauten Haaren, ein rechtschaffener, braver und ehrlicher Mensch von Kopf bis zu Fuß, hier unter diesem Abschaum, unter diesem stinkenden, verlumpten, verkommenen Gesindel, als ob er in aller Welt nichts Besseres wert wäre.

Und mit einem Mal lachte er; leise, kurz und böse. — Und sank in sich zusammen und fing an, über diesem Worte zu brüten: Gerechtigkeit. Und seine Hände ballten sich und preßten mit schwerem Druck auf die Schenkel, seine Muskeln strammten sich und seine Kinnladen knirschten.

Gerechtigkeit! —

Und das Wort wurde so etwas wie eine Forderung.

Gerechtigkeit! —

Im Vorraum wurde es jetzt lebendig. Schutzleute kamen, Beamte gingen mit Papieren; es wurde gesprochen und konferiert. Durch die offene Thür brach aus dem Flur die helle Frühlingssonne herein. Die Gasflammen kämpften mit dem Tageslicht, das durch alle Luken oben in den Raum drang.

Auch über die Pritschen hin regte es sich. Man richtete sich in die Höhe, reckte sich, gähnte, stöhnte, stand auf, fing an, hin und her zu gehen; es wurde geschwatzt, gelacht. — Vorn klirrte etwas. Ein paar Männer brachten große, dampfende Blechkübel, Geschirre und Brot angeschleppt. Eine Pritsche wurde freigemacht, die Kübel wurden geöffnet, das Brot und die Geschirre verteilt: der Frühkaffee.

Es gab einen Andrang. Man stieß sich und zankte. Die Beamten schafften Ordnung. Dann hockte man umher, und es gab ein Geschlapp, Geschlürfe und Gekaue . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war gegen Mittag, als Ebelt wieder frei war und übernächtig, wirr und mit blinzelnden Augen draußen vor dem Gebäude, in der warmen hellen Frühlingssonne stand.

Er befand sich beim Bahnhof Alexanderplatz. Oben gingen die Züge hin und her, aus der schwarzen Halle heraus, in die Halle hinein: um ihn herum toste der Verkehr des Platzes.

Eine Weile stand er so da, taumelnd und verwirrt in der blendenden Helle des Sonnenlichtes. Endlich setzte er sich in Bewegung, scheu und verdutzt wie ein stutziges Tier.

Kaum fühlte er seine Füße. Es war, als ob es ihn nur so hintrüge. — und in seinem Gehirn immer nur dieser einzige bittre, würgende Gedanke: Gerechtigkeit! —

Und da überkam ihn eine seltsame, irre Empfindung: so ein sonderbarer, gegenstandsloser, stillwühlender Grimm, der ihm die Fäuste in den Rocktaschen krampfte, ihm in allen Muskeln zog und zuckte und ihm ein stoßendes, kurzes, heiseres Lachen aus der Kehle preßte.

Würgen! Würgen! Irgend wen würgen! — Weil ihm seine sechs Kinder gestorben, weil ihm seine Pferde krepiert waren, weil seine Frau sich die Schwindsucht angerackert hatte, weil tausend und abertausend Halunken in Glück und Wohlstand lebten, und ein braver ehrlicher Kerl zu nichts in der Welt gut ist, als daß ihm eine Last und ein Drangsal nach dem anderen aufgehalst wird, als daß er im Dreck verkommt wie ein Stück Vieh!

Und all der Plunder und Luxus in den Schaufenstern, an denen er hinstrich, zerlumpt, schmutzig, krank, hungrig, ehrlos und ausgestoßen, all die Menschen, die da an ihm vorüberhasteten, dieser ganze bunte, brausende, fröhliche Verkehr: das alles wuchs zusammen und einte sich zu einem einzigen, feindlichen Wesen; zu einem einzigen bösen, unbarmherzigen Wesen, dem er nie ein Leid gethan, und das es nur darauf angelegt hatte, ihn zu Grunde zu richten. Warum? Weil er zu gut war, zu gut und zu dumm!

Es war, als wenn ihm ein Schleier von den Augen fiele, und als wenn er sich einen Augenblick mit den Augen dieses feindlichen, bösen Wesens sähe, das ihn da umlauerte und umbrauste, daß es ihm in den Ohren klang, wie ein einziges großes Spott- und Hohngelächter. Und er lachte dies Lachen mit, blieb stehen und lachte laut und hart und grell auf, lachte über sich selbst, daß so ein polizeiwidrig gutes und dummes Tier eben zu nichts Anderem in der Welt da ist. Und er verstand das . . .

Aber plötzlich zuckte er auf in einer brennenden Scham, als würde ihm von allen Seiten ins Gesicht gespieen; und alles zog sich in ihm zusammen zu einem einzigen, ungeheuer konzentrierten, seltsam lauernden Haß gegen dieses Wesen, gegen dies eine ungeheure, böse, unbarmherzige Wesen, das ihn da umhöhnte, anspie, stieß und trat. Und nur das Eine fühlte er noch, daß er es irgendwo packen, irgendwo sich an ihm rächen, daß er es irgendwo totschlagen, tot — tot — totschlagen mußte! . . .

Er schäumte zwischen den zusammengebissenen Zähnen. Ganz war er in der blinden Wut, wie sie zwei Männer ergreift, die, das blanke Messer in der Faust, sich auf Tod und Leben gegenüberstehen.

Mit einem schiefen Blick beobachtete er die Gesichter der Vorübergehenden, wie er mit geducktem Rücken langsam die Straße hinaufbummelte, und überall hatte er die eine und gleiche Vision: überall sah er diesen Spott, diesen Hohn, diesen selben kalten Hohn, dasselbe unbarmherzig höhnende Auge. Es waren Hunderte und Aberhunderte, — und doch ein und dasselbe feindliche, unbegreifliche und tödlich verhaßte Gesicht, ein und dasselbe Wesen, das ihn in wechselnder gleitender Gestalt, faßbar, unfaßbar umgab wie ein Todfeind.

Eine ganze Weile hatte er gestern, als er vom Norden kam, auf der Weidendammer Brücke gestanden und, über das Geländer gebeugt, in das trübe Wasser hinuntergesehen und hatte gedacht, ob es nicht das beste wäre, wenn er ein Ende machte und sich hinunterstürzte. Warum hatte es ihn so rätselhaft zurückgehalten?

Wie eine letzte, unauslöschlich fressende Schmach und Schande empfand er diesen Aufenthalt in dem schmutzigen Polizeigewahrsam unter all diesem verkommenen Gesindel.

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Und dieses Auge, dieser heimliche Gegner, dieses eine bewußte Wesen, in das sich ihm jetzt die heimliche Schicksalsmacht seines ganzen Lebens zusammenzog und verkörperte, dieser wahnsinnige, erbarmungslose, kalte Peiniger, der sich ihm nun gleichsam zu offenbaren anfing, gestern schon in diesem Schutzmann, der ihn von der Promenadenbank gerissen hatte, und heute in all den Hundert und Hunderten, die an ihm vorüberglitten, dieser Todfeind, der sich an ihn herandrängte und ihn so seltsam zu reizen begann!

Und vor Grimm und treibender Ungeduld fing er an zu weinen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

So irrte er den ganzen Tag über umher, bis er sich gegen Abend wieder draußen im Norden befand.

Die Hände in den Hosentaschen, sein Klappmesser in der Hand herumdrehend, stand er vor einem Rohbau. Die Leute stiegen von den Gerüsten herab und kamen in ihren rotbestaubten Arbeitskleidern aus dem großen, dunklen Thorgang, um sich aus der Arbeit des Tages nach Hause zu begeben. Viele von ihnen aber gingen in die Stehbierhalle drüben an der Ecke, um bei einem Glas Bier und einer Cigarre sich noch eins zu plaudern.

Unwillkürlich schloß er sich an, betrat das Lokal, setzte sich in einen Winkel und ließ sich sein Fläschchen mit Branntwein füllen.

Er kippte die halbe Flasche hinunter; halb aus Verlegenheit, in die ihn zwischen diesen Leuten sein heruntergekommener Zustand versetzte. Aber der Alkohol regte ihn auf, wie er ihn so hastig in den nüchternen Magen hinuntergoß, und er geriet wieder in diese heimlich würgende, lauernde Stimmung.

Mit unterlaufenen Augen stierte er auf die Gäste. Sie saßen an den kleinen Tischen bei einander, rauchten, tranken, lachten, plauderten und spielten Karten.

Leise und unausgesetzt trommelte er mit seinen harten Fingern auf der Tischplatte herum, pfiff vor sich hin, zuckelte im Takt mit den Beinen, und sein Auge haftete an den Leuten, als lauere er auf ein Wort und eine Bewegung, die ihn beleidigen könne.

Aber niemand bekümmerte sich um ihn.

So saß er eine ganze Weile, als sich die Thür aufthat und ein neuer Gast in das Lokal trat.

Es war ein kleiner, strammer Kerl in einem hellen Maureranzug; blond, mit einem runden, rosigen Gesicht und kleinen, fidelen grauen Zwinkeraugen.

Ebelt blickte in die Höhe und starrte ihn an.

Er kannte ihn. Es war Brecht, der Maurerpolier. Ebelt hatte früher viel mit ihm zu thun gehabt; früher, als er noch Fuhrherr war; und hatte wohl manchmal mit ihm zusammengesessen und ihm was zu Gute kommen lassen.

Brecht hatte ihn auf den ersten Blick in seiner Ecke bemerkt. Er stand und fixierte ihn und schien ganz überrascht zu sein.

Für einen Moment hatte Ebelt nun doch bei Seite sehen wollen, um lieber nicht bemerkt zu werden; aber dann blieben seine Blicke an diesen kleinen fröhlichen Funkelaugen haften, die ihn seltsam zu reizen begannen.

Eine Weile sahen sie einander so an, bis endlich Brecht auf seinen Tisch zukam.

„Na?“ machte er herablassend, indem er sich setzte. „Ebelt?! Wo kommen wir denn her?“

Ebelt lächelte. Es war beinahe sein altes gutmütiges Lächeln von früher, das gleichsam einen Anflug von Bescheidenheit und Demut hatte. Aber er sagte nichts; saß nur ganz still, den Rücken vornübergebeugt, die Hände vor sich hin auf der Tischplatte zusammengelegt und sah Brecht mit gekniffenen Augen gerade ins Gesicht.

Aber in ihm klang es immer noch wie ein Echo: „Wo kommen wir denn her?“ Und er fühlte bis in die innerste Seele das Beleidigende und Demütigende, das in dieser gleichgiltigen Bewegung war, mit der sich der Maurer jetzt nach dem Büffett hinwandte und mit seiner lauten, quäkenden Stimme Bier und Cigarren bestellte. Hastig und tief begann Ebelt zu atmen, als wenn ihn auf der Brust etwas würgte, und seine Fingernägel kratzten leise an der anderen Hand.

„Hm?“ machte Brecht, indem er sich wieder zu ihm hinkehrte und ihn mit seinen kleinen, grauen Augen selbstbewußt und spöttisch ansah. „Was machen wir denn nu eigentlich?“ Er gähnte Ebelt gerade ins Gesicht.

Ebelt kaute mit den Kinnladen und schluckte; immer mehr nahmen seine Augen und die Haltung seines Kopfes diesen seltsam demütigen, wie bittenden Ausdruck an.

Brecht bekam Bier und Cigarren. Er bestellte, ohne gefragt zu haben, auch für Ebelt.

„Na, da bringen Sie nur mal meinem ollen, juten Ebelt hier ooch jleich noch'n Topp!“ Denn das mußten sie ja doch wohl begießen. Sie hatten sich ja ewig und drei Tage nicht gesehen. Hähähä!

Und nun fing Brecht, die Arme lang über die Tischplatte gelegt, an zu reden. Die Karre ging wohl schief? Na, nur immer den Kopf oben behalten! Das wird ooch noch mal wieder besser kommen!

Das Bier wurde gebracht und neben Ebelt hingestellt, der es aber nicht beachtete und schweigend, wie durch einen Nebel an diesen Augen haftete, da vor ihm. Diesen Augen! . . .

„Hähähä! Jaja, wenn der Mensch Malheur hat,“ meinte Brecht. Und so eine rechtschaffene, gute Haut wie Ebelt! Aber er sollte doch mal fragen kommen? Sie könnten da auf dem Bau wohl gut und gern noch einen Handlanger brauchen. Es wäre so gut wie sicher, daß Ebelt Arbeit bekommen würde; und er, Brecht, würde sicher sein Möglichstes thun. Und so fort.

Doch mit einem Mal war Ebelt leise zusammengezuckt, seine rechte Hand hatte sich von der anderen gelöst und war in der Hosentasche verschwunden. Er grinste und lachte ganz leise und verwirrt, so ein leises, kurzes, gesättigtes Lachen, und nickte mehrere Male kurz mit dem Kopfe, gerade als wenn er das, was Brecht da hinredete, bestätigen wolle.

Gemütlich schwatzt Brecht weiter. Aber jetzt solle Ebelt doch mal erzählen, wie's ihm nur eigentlich ergangen wäre und . . .

Da fährt plötzlich etwas blitzschnell und haarscharf von oben hernieder über den Tisch weg, auf ihn ein . . .

Ein kurzer, erstickter Schrei — und Brecht schlägt mit seinem Stuhl hintenüber in das Lokal. Ein Getümmel entsteht. Der Wirt stürzt hinter seinem Büffett vor, die Gäste drängen sich um den Tisch. Brecht liegt lang auf dem Boden, er ist tot. Ebelt hat ihn mitten ins Herz getroffen.

Er steht da, die Fäuste auf den Tisch gestemmt, mit gekniffenen Funkelaugen auf den Toten niederstarrend, und kichert und kichert . . .

Das kalte Herz seiner Dame,
Die Quelle all seines Wehs,
Macht ihm die schönste Reklame
Auf allen ästhetischen Thees.

Der Dritte nur war dämlich,
Wie sich die Welt erzählt,
Er liebte die Holde nämlich
Und hat sich mit ihr vermählt;
Und sitzt jetzt ganz bescheiden
Dabei mit dummem Gesicht,
Wenn sie von den anderen beiden
Mit Thränen im Auge spricht.

Carneval.

Hat Dir das Leben manche Schlappe
In rauhen Tagen zugefügt,
Der König mit der Schellenkappe
Hat Deinem heißen Wunsch genügt.
Vergiß, daß Du dem Einzig-Einen
Bald kummervoll den Rücken kehrst;
Er läßt Dich einmal, einmal scheinen,
Was Du so gern — geworden wärst!

Sieh hin: es kost der Ladenschwengel
Als König mit der Schäferin;
Das schlimme Mädchen kommt als Engel,
Das gute Kind als — Teufelin.
Ein jedes Land pumpt seine Frauen
Für dieses Mal von anderswo,
Und was sonst einfach zu durchschauen,
Verbirgt sich heut' im Domino.

Dort steht ein Lord bei seiner Brittin,
Die ihn im Schutz der Maske neckt;
Ein Sultan hat die Favoritin
In einer Spanierin entdeckt;
Und jener Ritter hat im Reigen
In einer Griechin „sie" erkannt,
Und was die Züge ihm verschweigen,
Verrät das Zittern ihrer Hand ....

An einer Säule heil gelandet
Blick' ich voll Sehnsucht loggienwärts;
Der Narrenstrom des Faschings brandet
Und tobt um mein befracktes Herz.
Was pack' ich von dem Welttheater
Als bleibende Erinn'rung ein?
Bestimmt — den Aschermittwochskater,
Vielleicht — ein wenig Sonnenschein ...

Komm, kleine Närrin, mich bekehren,
Dein Blick hat warm mein Herz besonnt,
Du wirst mich zu vergessen lehren,
Was sonst ich nie vergessen konnt:
Daß ich im Streben, Ringen, Wandern,
Daß ich in Sehnsucht, Haß und Lieb'
Maskiert als Narr, wie alle Andern,
Durch einen kurzen Fasching trieb ...

Ein Idyll.

Sie fuhren zusammen im warmen Coupé —
Es war eine mollige Reise!
Es flogen die Felder ... Im ersten Schnee
Lag rings die Welt, die weiße ...

Er spann ein Gerede ziemlich verworr'n
Vom Wetter und Sommer im Bade —
Sie legt' in den Schoß ihren Engelhorn
Und knabberte Lindt-Chokolade.

Er sprach poetisch vom wehenden Rauch
Und wie die Zeiten brausen —
Sie hatte 'ne Tante, die „dichtete auch"
Und wohnte in Sangerhausen.

Und als die Sonne im Westen verschwamm,
Da pries er's in köstlichen Worten —
Sie hatte 'nen Vetter in Heiligendamm,
Der beinahe Maler geworden.

Und als er vom Fahren ins Weite sprach,
Wie nickte am Hütchen die Feder!
Sie hatte 'nen Onkel in Offenbach,
Der reiste seit Jahren in Leder.

Die Sterne sandten vom Himmelszelt
Verwirrendes Schelmengefunkel —
Sie hatte die Heizung abgestellt,
Er schraubte die Lampe auf „dunkel".

Sie saßen so dicht, und sie sagten kein Wort,
Und sie hörten die Herzen schlagen —
Der Schaffner qualmte geschenkte „Import"
Im Dienst-Abteil mit Behagen.

Sie dachten so viel, und sie sprachen's nicht aus,
Sie sahen die Lichtchen blinken
Vorüberfliegend am Wächterhaus —
Die Linke ruht' in der Linken.

Die Rechte hielten sie beide steif
Und den Handschuh darauf zur Verzierung —
Am vierten Finger der glatte Reif
Trug peinliche Innen-Gravierung ...

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Die litterarische Ausbeute der Zeitungsspalten war in den beiden Wochen vor Schluß dieses Heftes ungewöhnlich gering. Sie brachte uns außer einigen weiteren Erinnerungsartikeln auf den 25. Todestag Anastasius Grüns in österreichischen Blättern (Ostd. Rdsch. 250, Dtsch. Volksbl. 4558, Dtsch. Ztg. 10666, Bohemia, 252), von denen einer (W. Tgbl. 250) eine anschauliche Schilderung von Grüns Dichterheim auf Schloß Auersperg in Krain enthält, zunächst noch ein paar Aufsätze über Justinus Kerner, die durch die Nachricht von der drohenden Veräußerung des Kernerhauses veranlaßt worden sind („J. K. und die Seherin von Prevorst" von Adolf Keßler; N. Tgbl., Stuttgart, 222, 224—27; „Der Briefwechsel J. Kerners mit seinen Freunden" von Albert Landenberger, Nordd. Allg. Ztg. 222). — Ein Freund und Landsmann Anastasius Grüns, Graf Theodor Heufenstamm (1801—1889) ist der Gegenstand eines Feuilletons von Anton Schlossar (Wien. Ztg. 210). Er stand mit den hervorragendsten Geistern des vormärzlichen Oesterreich in freundschaftlichem Verkehr, besonders mit Lenau, der ihm das Prädikat eines „echten Dichters" zuerkannte, später mit Grün, Bauernfeld, L. A. Frankl, Marie Ebner-Eschenbach, Stephan Milow. Seine Dichtungen (Gesammelte Werke, Wien, Braumüller 1898—1900, 6 Bde.) umfassen lyrische, erzählende und dramatische Schöpfungen. In seinen Novellen bevorzugt er den wiener Boden, seine Dramen behandeln historische Stoffe, seine Lyrik ist Reflexionslyrik. — In die vormärzliche Zeit, aber auf reichsdeutschen Boden, führt auch die Fortsetzung von H. H. Houbens „Dresdener Litteraturbildern" im Dresd. Anzeiger (Mont.-Beil. 36, 37). Sie schildern das Kunst- und Litteraturleben der sächsischen Residenz ums Jahr 1846, zur Zeit, da Richard Wagner und Semper dort wirkten, Auerbach als Gast Ferdinand Hillers dort weilte, Alfred Meißner seinen „Ziska" vollendete, die Gräfin Hahn-Hahn ihren aristokratischen Salon unterhielt und Eduard Devrient die Freunde dramatischer Kunst in seinen Vorlesungen versammelte.

In diese Zeit fiel Karl Gutzkows Uebersiedlung nach Dresden, wohin er als Dramaturg des Hoftheaters berufen worden war, und kurz danach traf auch Otto Ludwig dort auf Eduard Devrients Veranlassung zu längerem Aufenthalte ein. Houbens Mitteilungen berichten nun über Gutzkows dramaturgische Thätigkeit, insbesondere von seinem Zusammenstoß mit Gustav Freytag, der Anfang 1847 wegen der Aufführung seiner „Valentine" nach Dresden gekommen war und seit jener Zeit gegen Gutzkow eingenommen blieb, sowie von dem anfangs freundlicheren Verhältnis, das sich zur selben Zeit zwischen Gutzkow und Otto Ludwig anspann, später aber verschlechterte, weil Ludwig Gutzkows dramaturgische Aenderungsvorschläge aus Selbstgefühl nicht annehmen mochte. Im Anschluß daran werden mehrere Briefe aus dem Verkehr Gutzkows mit einigen verschollenen Autoren abgedruckt, deren Stücke unter seinen dramaturgischen Auspizien aufgeführt wurden.

* *

Eine Theateraufführung der jüngsten Zeit, die Première von Rudolf Lothars „König Harlekin" in Wien gab in dortigen Blättern zu einer mehrstimmigen Diskussion den Anstoß. Hermann Bahr hatte dem Verfasser nachgesagt, daß er den Stoff (vgl. LE II, 1314) — Harlekin tötet den König, dem er täuschend ähnlich sieht, aus Eifersucht und spielt dann selbst die Königsrolle — einer Novelle des Antonio Francesco Grazzini entlehnt habe. Hiergegen wendet sich Lothar („Die Quelle des Königs Harlekin"; N. Fr. P. 13313) mit der Erklärung, daß ihm die Novelle des italienischen Renaissancepoeten bis dahin so fremd gewesen sei, wie ihr Verfasser, und berichtet seinerseits als ein „nicht ganz uninteressantes Kapitel zu dem Thema, wie ein Dramatiker schafft", auf welch zufällige Weise ihm sein Stoff von außen her zugeflogen sei und wie erst nach und nach die Grundidee der „Königskomödie" sich daraus krystallisiert habe. An dieses Feuilleton — das von einer Seite (Leopold Lipschütz, Reichswehr 2732) abfällig glossiert wurde — schloß sich dann an der gleichen Stelle (13318) ein anderes von Arthur J. Jellinek, das an einer ganzen Reihe von Beispielen aus der Weltlitteratur erläutert, wie alt und oft gebraucht das Motiv des lotharschen Stückes schon sei und wie sehr man sich hüten müsse, bei entfernter Aehnlichkeit eines Gedankens sofort Abhängigkeit oder Beeinflussung zu wittern. Die Novelle von Grazzini ist danach selbst wieder nur der letzte Ausläufer eines indischen Märchenstoffes, der sich durch die Volks- und Kunstdichtung des Orients und Occidents und durch alle Jahrhunderte zieht und übrigens auch in dem eben in Dresden aufgeführten (s. unten) „Sebastian" von Kurt Geucke in anderer Form wiederkehrt.

* *

Von modernen Erzählern wurden der kürzlich verstorbene Ernst Muellenbach (Karl Enders in d. Allg. Ztg., Beil. 214) und Wilhelm Hegeler (J. Wiegand, Bremer Nachr. 238/39) in besonderen Studien charakterisiert. Von Muellenbach wird u. a. erzählt, daß er in Bonn ein Studienfreund Wilhelm Bölsches war, daß ihn mit Wilhelm Raabe, Paul Heyse und Wilhelm Jensen eine herzliche Freundschaft verband und daß zu den Gästen seines Hauses in Poppelsdorf öfters Hans Hoffmann, Gustav Falke u. a. gehörten. Seine ersten Gedichte erschienen 1894; ihnen hat er drei Novellenbände und sieben Romane folgen lassen, die fast durchweg auf dem ihm engvertrauten rheinischen Boden spielen. — Rheinländer standen auch sonst diesmal im Vordertreffen: einige Feuilletons (Bresl. Ztg. 658, Wiesbad. Tgbl. 438 u. a.) galten dem neuen Liederbuche von Rudolf Presber, aus dem unser vorliegendes Heft Proben mitteilt, andere den neuen Gedichtbänden „In der Frühe" von Wilhelm Weigand (M. E. delle Grazie; N. Fr. Pr. 13318) und „Mein Land" von Margarete Susman (N. Woerner, Münch. N. N. 450). — Des Königsbergers Carl Bulcke Gedichte „Die Töchter der Salome" rühmt ein Feuilleton der „Kgsb. Allg. Ztg." (451). — Um so weniger will J. Riffert von der „Brettl-Poesie" (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 112) wissen, die er in den „Deutschen Chansons" vertreten findet, und dem entsprechend ist auch die „Litterarische Perspektive", in die der selbe Verfasser an gleicher Stelle (116) seine Zeitgenossen sehen läßt, die denkbar pessimistischste.

* *

Auf dem Gebiet der ausländischen Litteratur ist zunächst einiger Artikel zu gedenken, die sich mit Shakspere beschäftigen. Ein Aufenthalt „in der Stadt des bösen Käthchens" giebt Robert Kohlrausch (Nat.-Ztg. 516, 18) den Anlaß zu einigen litterarhistorischen Bemerkungen über die Komödie von der „Bezähmten Widerspenstigen". Wenig bekannt dürfte es sein, daß Shakspere für das eine Motiv seiner Komödie, die Geschichte von Bianca und ihren Freiern, Ariosts Lustspiel „I suppositi" zum Muster gedient hat. Die Handlung des Vorspiels, das bekanntlich einen betrunkenen Kesselflicker vorführt, dem die Rolle eines vornehmen Herrn aufgenötigt wird, klingt bereits in „Tausend und eine Nacht" in der Erzählung vom Schäfer Abu Hassan und dem Khalifen Harun an. Doch das Hauptmotiv, die Bändigung Käthchens durch Petruchio, hat Shakspere im Hinblick auf den uralten Gegensatz zwischen Mann und Weib mit souveräner, selbständiger Kunst durchgeführt. Uebrigens fehlt der Stadt Padua, der „Kampf, Gelehrsamkeit und Bigotterie ihren Stempel aufgeprägt haben", alles dazu, um den Hintergrund eines Lustspiels zu bilden. Auf der Bühne kann deshalb einzig das Padua des Dichters, nicht das düstere Padua der Wirklichkeit zum Rahmen der übermütigen Komödie verwandt werden. Während dieses Lustspiel schon 1658 von Gottsched in seinen „Nöthigen Vorrath", allerdings nur in einer Bearbeitung, aufgenommen wurde, gelangte Shaksperes größte Tragödie, „Hamlet", erst 1776 in der Bearbeitung des Theaterdirektors und Schauspielers Fr. L. Schröder in Hamburg zur ersten Aufführung, worauf Adolf v. Muralt („Ein deutsches Shakspere-Jubiläum"; Post 441) aufmerksam macht. — Und immer wieder versucht man, ungefüge Dramen des großen Briten für die Bühne zu retten: so jüngst noch Adolf Gelber, der die vielumstrittene Komödie „Troilus und Cressida" in einer neuen Bühnen-Bearbeitung herausgegeben hat, die Hugo Klein zum Gegenstand eines kurzen Artikels macht (Berl. Tagebl. 479). — In das 18. Jahrhundert Englands führt ein Beitrag von Prof. Herm. Conrad, der die trotz ihrer Flachheit vielbewunderte Hannah Moore (1745—1833) auf ihren wahren Wert hin prüft. („Unter den ersten Blaustrümpfen"; Nat.-Ztg. 528.) Da ergiebt sich denn, daß dieser Blaustrumpf, der über einen leichten Stil verfügte und seine Gedanken faßlich auszudrücken verstand, keine Spur von ursprünglicher poetischer Begabung besaß. Den Erfolg, den ihre schlechten Gedichte und Dramen fanden, hatte sie allein dem „großen" Johnson und dem Schauspieler Garrick zu verdanken. — Aufrichtige Bewunderung zollt dagegen derselbe Verfasser dem modernen englischen Romanschriftsteller Anthony Hope, der heute im Alter von 40 Jahren steht und eine ganze Reihe von humoristisch-satirischen, aber auch von ernsten Romanen veröffentlicht hat (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 38, 39). Die bedeutendsten von ihnen sind: „Half a Hero" (Ein halber Held), eine Schilderung der heutigen sozialen Gegensätze und Kämpfe, „The God in a Car" (Des Gottes Triumphzug), in dem er den Tanz um das goldene Kalb verspottet, „Simon Dale", „The King's Mirror" (Der Königsspiegel) und „Quisanté". „Simon Dale" spielt am Hofe Karls II. zur Zeit des Vertrages von Dover (1670) und hat zum Mittelpunkt die Maitresse des Königs, Nell Gwynn, eine muntere, genußsüchtige und leichtfertige Bühnenprinzessin, deren Charakter den Dichter zur Darstellung reizte. „Der Königsspiegel" ist eine scharfe Satire auf das Königtum, und „Quisanté" zeichnet (vgl. die Besprechung LE III, 1043 f.) einen halben Schwindler, der die Hand einer von ihm ernstlich

geliebten Lady gewinnt und diese sachte auf das eigene sittliche Niveau mit herabzieht. — Mit H. G. Wells abenteuerlichem Roman „Der Krieg der Welten", der, wie schon erwähnt (Sp. 45), in deutscher Uebersetzung vorliegt (Wien, M. Perles), beschäftigt sich ein Feuilleton des wiener „Fremden-Blatt" (257). — Das Werk des Schotten George Macdonald, für dessen bevorstehende goldene Hochzeit seine Landsleute augenblicklich große Ehrungen vorbereiten, wird in einer Uebersicht über englische Romanlitteratur der letzten Zeit von Binitor (Hamb. Corresp., Ztg. f. Litt. 19) gewürdigt. Er wird als einer der größten schottischen Schriftsteller der Gegenwart gerühmt. „Selten vielleicht ist einem Novellisten eine großartigere Aufgabe zugefallen, als ihm. Er hat an dem großen Werke mitgeholfen, das Gemüt seiner Landsleute von den Fesseln jenes harten, starren, wenig liebenswerten Calvinismus zu befreien, der, während er fanatisch an gewissen Glaubenslehren festhielt, gegen die Gesetze der menschlichen und göttlichen Liebe sündigte." Sein bedeutendster Roman ist „David Elginbrod". — In die italienische Litteratur führt eine Studie von O. Planck über „Pasquino und die Pasquinaden" (Sonnt.-Bl. des Bund, 37, 38), die den schlagfertigen Witz des Flickschusters Pasquino und seiner Jünger, an denen das italienische Volk nie Mangel hatte, beleuchtet. — Einem ernsten Vertreter der italienischen Litteratur, dem (1851 geborenen) Romanschriftsteller Emilio De Marchi, widmet Gottfried Hartmann (Beil. zur Allg. Ztg., 213) eine kurze Charakteristik. De Marchi hat Gedichte, mehrere Romane („Demetrio Pianelli", „Arabella" u. a.), die in Mailand spielen, und Skizzen im mailänder Dialekt verfaßt. — Einen anderen Dialektdichter stellt O. Pilz in dem römischen Sonettendichter Cesare Pascarella vor (Magdeb. Ztg. 472). — Wie Max Nordau mit Cesare Lombroso bekannt wurde, erfahren wir aus einem Feuilleton des ersteren in der „Neuen Fr. Presse" (13317). — In einer Uebersicht über „neue französische Romane" bespricht Erich Meyer (Nat.-Ztg. 522, 24) u. a. André Theuriets „Jours d'été", eine Fortsetzung der Lebenserinnerungen des Dichters, das bereits erwähnte neue Buch von Octave Mirbeau (vgl. Sp. 52), die Verse des viel versprechenden jungen Lyrikers Fernand Gregh („La maison de l'Enfance") und die Märchenerzählung „Le princecaniche" von Eduard Laboulaye, die der allgemeinen Aufmerksamkeit in Deutschland bisher entgangen ist, obwohl sie schon zehn Jahre alt ist und in Frankreich bereits 21 Auflagen erlebt hat. — Mit Zolas „Travail" beschäftigt sich ein längerer Artikel der Sonntags-Beilage der „Allg. Schweizer-Zeitung" in Basel (37—39). — Den spanischen Dialekt-Schnurren „Cuentos baturros", die Joh. Fastenrath in kölnischer Mundart übersetzt hat, widmet S. Samosch (Nat.-Ztg. 520) einen kurzen Artikel. — Den portugiesischen Sonetten-Dichter Anthero de Quental (1842—1891) charakterisiert Dr. M. Landau (Mont.-Revue, Wien, 37). — Zum Schluß seien noch registriert: ein Tolstoi-Artikel von Th. Achelis (Hamb. Corresp., Ztg. f. Litt., 18), ein Gorki-Artikel von Leonh. Lier (Dresd. Anz., Mont.-Beil. 38), die Besprechung eines dänischen Buches über neuisländische Lyrik von Heinrich Pudor (Der Tag 409), eine größere Anzeige von Amalie Skrams Roman „Nachwuchs" (vgl. III, 1568 f.) von Dr. E. Goldscheider, sowie eine solche über des Tschechen J. S. Machar neuen Gedichtband „Golgatha" (Politik 252).

„Die Geschichte des deutschen Theaters." Von Dr. Hans Daffis (Berl. Tgbl. 468). Skizziert kurz die Aufgaben der theatergeschichtlichen Forschung.

„Moderne Dramaturgie." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg.). Eine Besprechung von Bulthaupts Dramaturgie der Modernen mit vorwiegend abfälligem Urteil.

„Volksschriften und Volksschriftsteller." Von Johannes Gillhoff (Deutsche Welt 51).

„Goethes Lebenskunst." [W. Bode.] Von Dr. Eugen Holzner (Pest. Lloyd 222).

„Ein Wörtchen über ein Wort." Von A. Klaar (Voss. Ztg. 445). Protest gegen die Unsitte, in der Perfektform das Hilfszeitwort („worden") wegzulassen.

„Wir und Ich." Von Alfred Klaar (N. Wien. Tagbl. 259). Die frühere Sitte der Kritiker, in der majestätischen Pluralform zu schreiben, hat sich allmählich in den Brauch der Ichform verwandelt. „In diesem Wechsel von Wir und Ich haben sich zwei litterarische Zeiten geschieden, in der Ueberhebung und in der Bescheidenheit, im Geschmack und in der Gläubigkeit, ja noch mehr, in den philosophischen Grundtönen ihrer Lebensauffassung und in der Koketterie ihrer Eitelkeit." Diese Entwicklung wird dann näher verfolgt, um zu erweisen, daß die Entwicklung zum „Ich" keineswegs einen Fortschritt gegen die „Wir"-Zeit bedeute.

„Von einem Bücherschatz." Von Dr. M. Landau (Frkf. Ztg. 258). Gemeint ist die große Sprichwörterbibliothek von J. Bernstein in Warschau (vgl. LE III, 1491), deren Katalog allein 2 Bände von je 1200 Seiten umfaßt.

„Jugendlitteratur." Von Dr. Hans Landsberg (Bohemia 251).

„Biographie." Von Hans Liebstoeckl (Reichswehr, Wien 2789). Wünscht mehr Biographieen von „Normalmenschen", von gewöhnlichen Menschen, in deren scheinbar alltäglichen Schicksalen sich doch ihre ganze Zeit wiederspiegeln kann.

„C. F. Meyer, Quellen und Wandlungen seiner Gedichte." [H. Kraeger.] Von E. Ruetke (Weser-Ztg. 19692).

„Ein sächsischer Kommersliederdichter." Von Dr. Max Zschommler (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 108). Karl Hinkel aus Chemnitz (1793—1817) war der Dichter des bekannten Liedes „Wo Kraft und Mut in deutschen Seelen flammen." Das Gedicht entstand 1815 zur Begrüßung des nach Dresden aus dem Kriege zurückkehrenden Königs von Sachsen. Die Melodie ist der französischen Romanze »Brûlant d'amour et partant pour la guerre« entlehnt.

„Aktenstücke zur Geschichte des fahrenden Volkes." Von G. F. H. (Allg. Ztg., Beil. 212). Teilt ein paar Dokumente aus dem Archiv der ehemaligen Reichsstadt Eßlingen über Spielkonzessionen an fahrende Gaukler- und Komödiantentruppen u. dgl. mit.

Echo der Zeitschriften

Internationale Litteraturberichte. (Leipzig.) VIII, 16—20. Ueber die Judas-Dramen in der deutschen Litteratur unterrichtet eine größere Abhandlung von August Wünsche (Dresden). Im Laufe der Jahrhunderte hat sich um die Person des ungetreuen Jüngers ein reicher Sagenkreis gewoben. Man kann mit dem selben Rechte, wie von einer Ahasver- und Faustsage, auch von einer Judas-Sage reden. Sie tritt zum ersten Male in geschlossener Form in der „Legenda aurea" des Jacobus a Voragine (1230—98) auf, einer Sammlung von Heiligengeschichten, die in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde. Einzelheiten aus der germanischen Baldursage, aus der Oedipussage, der Gregoriuslegende u. s. w. wurden auf Judas übertragen und in den mittelalterlichen Osterspielen verwertet. Die Meinungen über Judas Charakter und die Motive zu seiner That schwanken vielfach und lassen der Dichtung, die sich des Stoffes bemächtigt, reichen Spielraum, wenigstens der modernen, denn die alten Mysteriendichter faßten den ungetreuen Apostel schlechthin als den „Erzschelm" auf, als den ihn auch das gleichnamige Büchlein von Abraham a Santa Clara bezeichnet. Eine wissenschaftliche Untersuchung des Judas-Problems hat seiner Zeit Karl Daub in seinem Werke „Judas Ischarioth" gegeben. Die neuere deutsche Litteratur hat im ganzen fünf Judasdramen zu verzeichnen: das hervorragendste von ihnen ist nach Wünsches Urteil das fünfaktige dramatische Gedicht „Judas Ischarioth" von Elise Schmidt (zuerst 1848 erschienen, jetzt in Reclams Universal-Bibliothek Nr. 1246). Judas ist hier ganz als Pessimist und Weltverächter gezeichnet, er haßt die Römer, aber mehr noch Jesus, dessen Volkstümlichkeit ihn mit wilder Eifersucht erfüllt. Der Stoff der Evangelien ist frei — u. a. durch das Motiv eines Liebes-

verhältnisses von Magdalena zu Judas — erweitert, das Ganze ist eine trotz mancher Schwächen kraftgeniale Dichtung. Einige Jahre nach Elise Schmidts Drama erschien ein gleichnamiges von Viktor v. Strauß (Heidelberg, C. Winter), das sich streng an die evangelische Ueberlieferung hält: das Verratsmotiv ist hier der enttäuschte Ingrimm des Apostels, der in Jesus den politischen Erlöser seines Volkes erhofft hat, und die Zweifelsucht, die ihn antreibt, die Wunderthätigkeit des Messias auf die Probe zu stellen. Unter dem sichtbaren Einfluß von Elise Schmidts Judasdrama ist ein drittes von Otto Franz entstanden (Berlin 1869), neu ist nur die Einführung des Ahasverus, der hier selbst über seine Begegnung mit Jesus und die ihm von diesem auferlegte Strafe berichtet. Weitere Judasdramen schrieben Martin Maack (1889), A. Fritsch (Rom 1891) und Karl Kelber (Manuskript). — Aus den letzten anderthalb Jahrgängen der ungarischen Litteratur hebt Leopold Katscher (16) u. a. Mikszáths Roman „Eine seltsame Ehe", den ersten Band von Thomas Köbors Roman-Serie „Budapest" und die neuesten Novellenbände Franz Herczegs („Arianna") und Karl Eötvös als besonders bemerkenswert hervor. — Marcel Arpad stellt (18, 19) Zola und Maxim Gorki in Vergleich. Beide hätten durch einen brüsken Naturalismus rasch europäischen Ruf gewonnen. Wie Zola ursprünglich von Murger abhing, so Gorki von Dostojewski.

Litterarisches Centralblatt. (Leipzig.) LII, 38 (Beilage 18). Dem bayerischen Erzähler August Sperl ist eine größere Studie von Edmund Lange (Greifswald) gewidmet. Sperl ist 1862 in Fürth geboren und lebt in Amberg. Seine engere Heimat, die bayrische Oberpfalz und das angrenzende Böhmen wählt er mit Vorliebe zum Hauptschauplatz seiner historischen Erzählungen, von denen ihn neben der Erstlingsarbeit „Die Fahrt nach der alten Urkunde" besonders die Dichtung „Die Söhne des Herrn Budiwoj" bekannt gemacht hat: vor kurzem ist ein drittes Werk dieser Gattung „Hans Georg Portner" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) erschienen, das zur Zeit des dreißigjährigen Krieges spielt. In Form, Stoff und Art sticht ein viertes Werk Sperls, der lyrisch-epische Sang „Fridtjof Nansen", stark von seinen übrigen Arbeiten ab, das einen am Namen leicht erkenntlichen Gegenwartsstoff behandelt. Wahrhaft deutsche Gesinnung, eine warmherzige Religiosität und hoher moralischer Ernst werden als die rühmlichen Wesensmerkmale für Sperls noch nicht umfangreiche, aber verheißungsvolle dichterische Produktion bezeichnet.

Die Nation. (Berlin.) XVIII, 51. Richard M. Meyer konstatiert in einem Artikel über „Moderne biographische Kunst", der die jüngsten sechs Biographieen der Sammlung „Geisteshelden" würdigt, daß die Blütezeit der Biographie vorüber sei. Diese reichte etwa von 1866 bis 1888 und zeitigte Werke wie Justis „Winckelmann", Hayms „Herder", Scherers „Jakob Grimm" u. a. Und doch besitzen wir für die eigentlichen Heroen der Weltgeschichte, z. B. für Luther, Friedrich den Großen, Bismarck noch keine Meisterwerke, so treffliche Portraits und Biographieen uns auch Gustav Freytag, Köstlin, Koser, Heseckiel gegeben haben. In der Gegenwart, wo das innere Leben des Einzelnen reicher geworden ist, naht man sich den Größten mit größerer Scheu als früher. Man hat die eingreifende Kraft noch nicht wieder erreicht, die die einfachere Auffassung früher zuließ; aber die Detailuntersuchung ist liebevoller und fruchtbarer geworden. — Im vorhergehenden Heft (50) zeigt Maria Luggin eine Neuausgabe einer Sammlung spanischer Volksromanzen, des altberühmten Romancero General, an, die Menéndez y Pelayo veranstaltet hat. In dieser Sammlung finden sich zum ersten Male jene Romanzen, die spanische Juden bei ihrer Vertreibung im Jahre 1492 nach der Levante mitbrachten, und die sie dort unverfälscht erhalten haben. Einige von diesen alten Liedern werden in deutscher Uebersetzung mitgeteilt. — An derselben Stelle widmet Ludwig Beer Sienkiewicz „Quo vadis" und Dostojewskis „Idiot" eine längere Betrachtung.

Neue deutsche Rundschau. XII, 9. In einer längeren Charakteristik Jakob Casanovas zieht Jakob Wassermann eine Parallele zwischen dem berühmten Abenteurer und seinem Zeitgenossen Rousseau. „Durch die Erinnerungen der beiden Männer blickt dasselbe Jahrhundert der Kraft, der Ungebundenheit, der Liebesabenteuer, die Periode der Saint-Germain, der Cagliostro, der d'Eon, das Zeitalter der Courtisanen, der Décadence des Adels und der Monarchieen, dasselbe Paris, dieselbe Republik Venedig, dasselbe Bürger- und Bauerntum. Aber den Riß, der die Darstellungsart der beiden Männer trennt, könnten zehn Jahrhunderte nicht ausfüllen. Ihn zu überbrücken, hieße einen Weg von der Naivetät zur Empfindsamkeit finden, Lebensfreude und Weltflucht versöhnen, Natürlichkeit und Messiasthuerei vereinen. Wo Rousseau lästert, preist Casanova; wo jener vergöttert, wendet sich dieser gelangweilt ab. Wenn der philosophierende Dichter sein Leben verdammt und in allen Freuden den Ursprung aller Qualen sucht, setzt dieser bewundernswerte Pseudo-Cavalier jeden seiner Tage wie einen mit Nektar gefüllten Pokal an die Lippen und gesteht, daß er des Lebens nicht satt werde. Der eine ‚bekennt', der andere genießt selbst noch in der Erinnerung; der eine ein gottverlassener und gottsucherischer Nachtwandler, der die Gaben kaum zu berühren wagt, die in seinen Schoß fallen, der mit Gewissensunruhe selbst das nackte Brot verzehrt, der andre ein Marktgast im Getriebe, Hab und Gut für eine Laune wagend, mit der einen Hand verschenkend, was er mit der anderen geraubt. Dort der geborene Mönch und Asket, hier Dionysos; dort der Verzichter im Großen, hier der Eroberer im Kleinen. Das alte Schauspiel: Christus und Rom, Savonarola und Florenz. Aber nur das achtzehnte Jahrhundert konnte zwei solche Typen in so persönlicher Vollendung erzeugen und vor einander verbergen, von denen jeder für sich und in seiner Weise eine Fackel in den Revolutionsbrand schleudern mußte. Bloß die Schatten berühren sich, die langen Schatten der aufsteigenden Sonne der Bürgerfreiheit."

Nord und Süd. (Breslau.) Heft 295. Wilhelm von Polenz wird in seinem künstlerischen Werdegang von August Friedrich Krause geschildert. Er unterscheidet zwei Perioden in Polenz Schaffen; die erste erreiche ihren künstlerischen Höhepunkt im „Büttnerbauer" und schließe mit dem „Grabenhäger", die zweite beginne mit der 1898 erschienenen Novelle „Wald". Charakterisiert die erste Periode eine kühle, objektivistische Art der Weltbetrachtung, so tritt in der zweiten eine tiefe, warme Innerlichkeit hervor. Polenz, der als der Sohn des Kammerherrn Julius von Polenz in Ober-Cunewalde am 14. Januar 1861 geboren wurde, und der vor nicht allzulanger Zeit in diesen Blättern autobiographische Einzelheiten mitteilte (LE III, Heft 1), trat mit dem Roman „Sühne" 1890 zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit. In diesem Erstlingswerk wollte er „darthun, wohin im allgemeinen das Abweichen von der Sitte führt, wohin der Mensch gelangt, wenn er sich gegen urewige Satzungen auflehnt". Diese These belegt er durch das Schicksal zweier Menschen, die elend zugrunde gehen, weil sie die Ehe gebrochen haben. Es folgten die Studie „Versuchung" und der Skizzenband „Unschuld und andere Federzeichnungen". Die drei großen Romane von Polenz, „Der Pfarrer von Breitendorf", „Der Büttnerbauer" und „Der Grabenhäger" müssen zusammen genannt werden, da jeder von ihnen den gegenwärtigen Entwicklungszustand der drei Stände, des Geistlichen, des Bauern und des Junkers, künstlerisch festhält. Frauenschicksale gestaltete der Dichter in der Novelle „Wald", in dem zweibändigen Roman „Thekla Lüdekind" und in dem Roman „Liebe ist ewig". Auch auf dramatischem Gebiet hat sich Polenz versucht, doch stehen seine Dramen „Heinrich von Kleist" und „Andreas

Bockholdt" nicht auf gleicher Rangstufe wie seine Romane. Als entscheidende Momente für des Dichters Entwicklung wird einmal der Anschluß an Moritz von Egidys Gedanken, in dessen Eskadron der junge Polenz gedient hatte, und dann sein Anteil an der litterarischen Revolution des jüngsten Deutschlands, dem er seinen Novellenband „Karline" widmete, geltend gemacht. — Im selben Heft giebt Max Ewert zwei Jugenderzählungen von Willibald Alexis heraus, die dem Jahre 1814 entstammen und „Glaubenskampf" und „Die Vergeltung" betitelt sind. Sie verraten die Vorliebe des Sechzehnjährigen für das Bizarre, Spukhafte, Dämonische, die nach seinem eigenen Geständnis durch die Lektüre der „schauderhaften Ritterromane" großgezogen worden war. — Ueber Kundgebungen im Theater plaudert Tony Kellen und führt zahlreiche Beispiele von unerwarteten Zwischenfällen und Störungen im Zuschauerraum aus der französischen, der deutschen, der englischen, der italienischen, der polnischen und der amerikanischen Theatergeschichte an. — Einen Gedenkartikel auf Hermann Grimm steuert Alfred Semerau bei. — Im vorhergehenden Heft (294) erteilt Gustav Kühl „ein halbes Stündchen Leseunterricht", in dem er allerlei Lehren über das Vorlesen von Versen und Prosa giebt. Wer gut lesen möchte, solle vorerst gut sprechen lernen, doch solle unter „gut sprechen" durchaus nicht „dialektfrei sprechen" verstanden werden, vielmehr verlangten unsere Klassiker oft, daß man beim Vortrag ihrer Poesieen ihrer Mundart nachgebe. Bei Dichtungen in gebundener Rede dürfe keinesfalls über die Reime hinweggelesen werden, wie dies den Kindern in der Schule beigebracht wird, der Reim sei nicht nur für den Druck, sondern auch für die Deklamation da; man müsse daher am Schlusse jeder Zeile eine kleine Pause eintreten lassen, vielleicht auf der Endsilbe des Verses ein wenig verweilend, um die Kontinuität mit dem Folgenden zu wahren. — Endlich sei aus demselben Heft eine kurze Charakteristik des Lyrikers Hugo Salus von Karl Bienenstein erwähnt.

Preußische Jahrbücher. 105. Band. Heft 3. Weder die christliche Weltanschauung, noch die naturwissenschaftliche könnten der Wurzelboden einer wirklichen Tragödie sein, führt Bernarda von N . . . in einem Essai über „Griechische Tragödie und modernes Drama" aus, sondern einzig die heidnische Weltanschauung der antiken Welt war dazu imstande. Ein Drama auf christlichem oder naturwissenschaftlichem Boden ist möglich, aber keine Tragödie, weil beide Anschauungen den Tragiker seiner eigentlichen Aufgabe berauben: der Lösung des Welträtsels. Die christliche Anschauung nimmt diese Lösung vorweg, die naturwissenschaftliche bestreitet sie überhaupt; das griechische Heidentum aber gab seinen Dichtern geradezu das Mandat, die Daseinsrätsel zu lösen, seine Tragiker entlehnten keine Weltanschauung, sondern sie schufen die Weltanschauung des Heidentums: die tragische. Die Verfasserin verficht diese These im einzelnen und sucht zu zeigen, wie sich Goethe, der „große Heide", dazu verhält. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß Goethes Weltanschauung in der That durchaus heidnisch war, und daß er mit den griechischen Tragikern „die unbestimmte und dennoch immer gegenwärtige, immer lebendige Vorstellung von der höchsten und vollkommenen, das All beherrschenden Macht" teilte, wiewohl er ihnen als Dramatiker nicht ebenbürtig war. Goethes Stellung zum Christentum wird dann von diesem Gesichtspunkt aus beleuchtet. — Das neue Nero-Drama von Arrigo Boito (s. LE III, Sp. 1358) hat eine Untersuchung „Kaiser Nero in der Dichtung" von Jakob Engel (Magdeburg) veranlaßt. Er beschränkt sich dabei im wesentlichen auf die neuere Litteratur und geht — nachdem er an Schillers nachgelassenen „Agrippina"-Entwurf erinnert hat — auf Karl Gutzkows „Nero", Hamerlings „Ahasver in Rom", auf Adolf Wilbrandts und Martin Greifs fast gleichzeitig erschienene Nero-Dramen ein, woran sich die Betrachtung eines italienischen Schauspiels „Nerone artista" von Pietro Cossa schließt. Auch Sienkiewicz „Quo vadis?", das zu Neros Zeit in Rom spielt, wird herangezogen und die Libretto-Behandlung des Stoffes durch Jules Barbier (für Rubinstein) und Arrigo Boito (für sich selbst) gestreift.

Westermanns Monatshefte. (Braunschweig.) 46. Ein bedeutsames Kapitel aus Eduard Mörikes Liebesleben behandelt Harry Maync in seinem Aufsatze: „Das Urbild von Eduard Mörikes Peregrina." Es liegt viel Dunkel über der Episode, der der Gedichtcyklus „Peregrina" seine Entstehung dankt. Der Gegenstand dieser ersten großen Leidenschaft, die den neunzehnjährigen Theologiestudenten erfaßte, war ein Schenkmädchen des Namens Maria Meyer, eine Schweizerin, die unter ziemlich geheimnisvollen Umständen nach Ludwigsburg gekommen war, wo sie Mörike während eines Ferienaufenthaltes 1823 kennen lernte. Sie verschwand dann aus der Stadt, um unter ähnlich abenteuerlichen Umständen in Heidelberg aufzutauchen, wo sie als Landstreicherin aufgegriffen wurde, aber — wie in Ludwigsburg auch — um ihrer eigenartigen Schönheit willen in angesehenen Familien Aufnahme fand. Mörike hatte mit ihr korrespondiert, überwand aber seine Leidenschaft, als er inne wurde, daß sie seiner nicht würdig sei. Nach einer nicht weiter beglaubigten Version soll die seltsame Fremde mit Frau von Krüdener in vertrauten Beziehungen gestanden haben und somnambül veranlagt gewesen sein. Mörike hat das Erlebnis in den „Peregrina"-Gedichten des „Maler Nolten" und in der Gestalt der Zigeunerin Elisabeth, an die dort jene Gedichte gerichtet sind, dichterisch verwertet, allerdings so frei, daß Wahrheit und Dichtung nicht mehr zu unterscheiden ist. — Aus dem Briefwechsel zwischen Gustav Freytag und Eduard Devrient teilt der Enkel des letzteren, Hans Devrient, eine Anzahl Stücke mit. Die beiden Männer lernten sich kennen, als Freytag 1842 in der Angelegenheit seines von der Intendanz preisgekrönten Lustspiels „Die Brautfahrt" nach Berlin kam. Das wichtigste Ergebnis ihrer persönlichen Beziehungen war, daß Devrient 1853 in Karlsruhe, wohin er eben berufen worden war, Freytags „Journalisten" in seiner Einrichtung aufführte: auf diese beziehen sich die bemerkenswertesten der bisher veröffentlichten Briefe, einzelne andere auf die übrigen älteren Werke Freytags. Von „Soll und Haben" sagt er: „Mir war es Bedürfnis, ihn zu schreiben, nebenbei um zu untersuchen, wie man einen Roman macht, und vor allem, um einen Stoff loszuwerden, den ich anderweitig von mir nicht ablösen konnte." Im Juni 1857 wendet sich der Dichter im Interesse Otto Ludwigs an Devrient. „Otto Ludwig," schreibt er, „einst Ihr Schützling, ist durch sein körperliches Leiden in große Not und Bedrängnis geraten, er kann nichts Rechts arbeiten und so auch nichts verdienen; seine Frau und zwei hübsche Kinder sind mit ihm in Gefahr, zu hungern. Da es nun im gegenwärtigen Deutschland nicht wohl angeht, daß man Schriftsteller von starkem Talent und würdigstem Streben in gemeinster Not sitzen läßt, so sind einige ehrbare Männer in Leipzig, Dresden und Gotha zusammengetreten, um dem Poeten Ludwig durch eine jährliche Rente die äußerste Not fernzuhalten. Jeder steuert ad libitum bei, verpflichtet sich auf drei Jahr jährlich zum letzten April seinen Betrag einzusenden und bleibt als Mitglied einer kleinen stillen Sozietät jedermann unbekannt, am meisten seinem Schützling." Die Briefe werden fortgesetzt.

„Lev Tolstoi." Von Theodor Achelis (Magazin f. Litt., Berlin; 70; 37, 38).

„Wilhelm Raabe." Ein Nachwort zu seinem siebzigsten Geburtstag von D. Bach (Neue Zeit, Stuttgart; XIX, 51).

„Dramaturgische Beiträge. I. Gutzkows Uriel Acosta." Von Ludwig Barnay (Bühne und Welt, Berlin; III, 24). Enthält Bemerkungen über Inszenierung und Darstellung des Dramas.

„Jugendschriften und Bildungswesen in der [sozialdemokratischen] Partei." Von Julian Borchardt (Neue Zeit, Stuttgart; XIX, 49).

„Giordano Bruno.“ Von Otto Borngräber (Die Zukunft, Berlin; IX, 51). Ausführliche Selbstanzeige seiner Tragödie (vgl. LE II, 1523).

„Adlige Kunst.“ Von Carl Bulcke (Der Lotse, Hamburg; I, 50). Bespricht die „Balladen“ und „Juda“ von Börries von Münchhausen.

„Maxim Gorki.“ Von Eugen Kalkschmidt (Deutsche Heimat, Berlin; IV, 51).

„Hans Benzmann.“ Von Edgar Alfred Regener (Stimmen der Gegenwart, Eberswalde; Sept.). Benzmann hat sich bisher in zwei Gedichtbänden „Im Frühlingssturm“ (1894) und „Sommersonnenglück“ (1898) als ein „stilles, zielbewußtes und starkes Talent“ offenbart.

„Goethe und Schiller und Schiller und Goethe.“ Von Eugen Reichel (Die Gegenwart, Berlin; 30, 38). Ueber Goethe und Schiller solle man die anderen großen Dichter des deutschen Volkes nicht vergessen.

„Der sprachliche Ausdruck der Affekte in Lessings dramatischen Werken.“ Von Dr. Siegmund Rindskopf (Zeitschr. f. d. deutschen Unterr., Leipzig; XV, 9).

„Wilhelm Raabe.“ Von Alfred Semerau (Die Gegenwart, Berlin; 30, 37).

„John Brinckmanns Werke.“ Von Dr. H. Schnell (Deutsche Zeitschrift, Berlin; XIV, 24).

„Wilhelm Raabe.“ Von Käte Stellmacher (Ernstes Wollen, Berlin; III, 48).

„Gottfried Keller und C. F. Meyer.“ Von Maurice Reinhold von Stern (Deutsche Zeitschrift, Berlin; XIV, 24).

„‚Ingrid‘ von Selma Lagerlöf.“ Von Otto Stößl (Die Wage, Wien; IV, 38).

„Napoleon I. als Bibliophile.“ Von Heinrich Stümcke (Zeitschr. f. Bücherfreunde, Leipzig; V, 5).

„Zur Charakteristik der französischen und deutschen Volkslieder.“ Von Adolf Thimme (Deutsch-französ. Rundschau, Goslar; III, 57).

„Der Fluch des ästhetischen Formalismus.“ Von Carl Weitbrecht (Kunstwart, München; XIV, 24).

„Richard Dehmel.“ Von Paul Wiegler (Südwestdeutsche Rundschau, Frankfurt a. M.; Nr. 17).

„Die Leipziger Illustr. Zeitung und ihre Geschichte.“ Von Karl Wilke (Zeitschrift f. Bücherfreunde, Leipzig; V, 5, 6).

„Zur Geschichte des Schuldramas.“ Von Rudolf Windel (Zeitschrift f. d. deutschen Unterr., Leipzig; XV, 9).

„Allerlei von der Raabe-Feier.“ Erlebtes und Erlauschtes von Gustav Zieler (Deutsche Heimat, Berlin; IV, 51).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Der pankeltische Kongreß, der kürzlich in Dublin tagte, setzte sich aus Vertretern von fünf keltisch sprechenden Völkern zusammen, von Iren, Hochlandschotten, Wallisern, Bretonen und Manx-Leuten (von der Isle of Man). Alle sind in dem Wunsche einig, ihre heimische Sprache und Litteratur zu erhalten, weil sie mit Recht daran glauben, daß der Kelte noch Idealist, Dichter, Sänger, Naturverehrer sei. Professor Kuno Meyer vertrat in einer erwähnenswerten Rede die Ansicht, daß die keltischen Studien nie eine angesehenere Stellung einnahmen und daß das Publikum sich der Thatsache nicht mehr verschließen könne, daß es eine große, alte, bedeutsame Litteratur im Irischen und Wallisischen giebt, von der bis jetzt nur ein Bruchteil veröffentlicht sei. Er ließ sich des weiteren darüber aus, daß, während Berlin einen Lehrstuhl fürs Keltische hat, sich kein solcher an einer irischen oder schottischen Universität findet. Er würdigte alsdann die modernen keltischen Autoren wie Mr. Yeats, Fiona Mc Cleod und Mrs. Tynan Hinkson. Das einzige praktische Ergebnis des Kongresses war der Beschluß, von Zeit zu Zeit eine Bibliographie der keltischen Litteratur zusammenzustellen.

Der englischen Uebersetzung von Dr. Hans F. Helmolts monumentaler Weltgeschichte wird eine Einleitung vorausgehen aus der Feder von James Bryce, Dr. iur., M. P., dem englischen Geschichtsschreiber des englischen Staatswesens. Deutsche Leser wird es ferner interessieren, daß das letzte Heft der „Fortnightly Review“ eine sehr umfangreiche Studie von Emma Marshall über Gerhart Hauptmann enthält; die Verfasserin stützt sich stark auf Paul Schlenthers Buch. — Eine neue Ausgabe von Chambers „Encyklopädie der englischen Litteratur“ soll im November herauskommen. Dieses überaus verläßliche Buch, das auch in Deutschland hinreichend geschätzt wird, wird stark erweitert und zum großen Teil umgearbeitet werden; die wichtigeren Artikel werden von Spezialisten verfaßt: so ist Mr. Edmund Gosse für die Artikel über Spenser und andere Elisabethiner verantwortlich, Mr. Andrew Lang schreibt über die Balladen, Mr. Sidney Lee über Shaksperes Leben und Werke. Ein besonderer Wert des Werks liegt in dem Umstand, daß es weit genug angelegt ist, um Proben zuzulassen; ohne diese erfüllt unserer Meinung nach keine Litteraturgeschichte ihren Zweck, da sie sich sonst nur an die wendet, die entweder über eine eigene Bibliothek verfügen oder leicht Zugang zu einer solchen haben; in dieser günstigen Lage befinden sich die jungen Studenten meist nicht.

Im September-Heft des „Pall Mall Magazine“ verstattet Mr. Tighe Hopkins einen interessanten Einblick in die Geschichte des Hauses Tauchnitz in Leipzig. Unter anderem werden Briefe von englischen Schriftstellern an den deutschen Verleger mitgeteilt, aus denen erhellt — was von mancher Seite schon bestritten worden ist — daß er stets um die Erlaubnis zum Nachdruck gebeten und dafür bezahlt hat*). — Im „Nineteenth Century“ verbreitet sich Mr. Walter Frewen Lord über die Romane des Lord Lytton; er findet das Geheimnis ihrer Volkstümlichkeit, die übrigens neuerdings im Schwinden begriffen ist, in der Thatsache, daß sie die byronsche Tradition in Prosa fortsetzten. — In der „National Review“ steht ein gedankenreicher Aufsatz Mr. Leslie Stephens über Antony Trollope (1815—82). Wollen wir ihn genießen, so dürfen wir nicht viel nach Glätte des Stils oder künstlerischer Einheit fragen. Aber gewisse Charaktere wußte Trollope mit großer Kraft darzustellen; etwa Mr. Proudie aus den Barsetshire-Erzählungen ist eine lebensvolle Figur, oder seine hochtrabenden Beamten, oder eine so gemeine Gestalt wie der boshafte Unternehmer in „Dr. Thorne“, der an seiner Vorliebe für den Schnaps zugrunde geht. Wer sich an der funkelnden, epigrammatischen Art der heutigen Romanschreiber müde gelesen hat, dem darf zur Erholung etwas Trollope empfohlen werden.

Die ausgezeichnete Ausgabe der sämtlichen Werke John Gowers — eines Zeitgenossen von Chaucer (1338—1408), mit dem man ihn freilich nicht vergleichen darf — von Mr. G. C. Macaulay (Verlag der Clarendon Press, Oxford) ist zum Abschluß gelangt. Der erste Band, der im Jahre 1899 erschien, enthielt Gowers lang vermißtes englisch-französisches Gedicht „Speculum Meditantis“. Vor dieser neuen Ausgabe war man auf die von Dr. Reinhold Pauli angewiesen, die im Jahre 1857 erschien. Mr. Macaulay hat die Werke nach den Handschriften herausgegeben, der Text ist völlig fehlerfrei, die Schreibung, wie wir allen Grund haben anzunehmen, des Dichters eigene; dazu kommen eine vorzügliche Einleitung, die über alles Notwendige Aufschluß giebt, brauchbare Anmerkungen und ein vollständiges Glossar. Man darf wohl sagen, daß das für ein bis zwei Jahrhunderte die Standard-Ausgabe von Gower sein wird. — Die „Anthologie lateinischer Dichtung“, die Professor Tyrrell vom Trinity College in Dublin bei Macmillan herausgegeben hat, darf allen Freunden der lateinischen Dichtung warm empfohlen werden. Die Sammlung geht nicht so sehr auf „Perlen“ aus wie auf charakteristische Stücke lateinischer Dichter von Livius Andronicus bis Boëthius. Proben

*) Das Gegenteil wäre auch höchstens vor 1886 möglich gewesen, d. h. vor dem Bestehen einer Litteraturkonvention. Die „Collection of British Authors“ bei Tauchnitz existiert seit 1841. D. Red.

aus weniger bekannten Autoren wie Manilius, Silius Italicus, Statius, Ausonius sind mit aufgenommen. — Kritische Essais zeitgenössischer englischer Schriftsteller sind so selten, daß wir auf Mr. Herbert Pauls „Charakteristiken" (Men and Letters) aufmerksam machen möchten. Tennysons klassische Gedichte, Gibbons Leben und Briefe, Macaulay u. a. werden scharfsinnig darin behandelt.

Die beiden Romane, die am meisten Gesprächsstoff liefern, sind „Die Geschichte Sir Richard Calmadys" (Methuen) von Lucas Malet und „Die ewige Stadt" (The Eternal City, Heinemann) von Hall Caine. Ersterer, dessen Verfasserin bekanntlich eine Tochter Charles Kingsleys ist, handelt mit großer Breite von einem Krüppel, der ein schönes Gesicht und normale geistige Fähigkeiten und Gefühle besitzt. Leider wird das Buch entstellt durch den besonderen Nachdruck, der auf gewisse erotische und pathologische Einzelheiten gelegt wird, ohne daß diese die Rechtfertigung unbedingter Lebenswahrheit für sich hätten. Mit der trüben, widrigen Geschichte eines menschlichen Monstrums können wir wirklich keine Sympathie empfinden, denken vielmehr daran, wie anders der Gegenstand in Miß Mulochs (Mrs. Craik) „Ein edles Leben" und George Eliots „Mühle am Flüßchen" bearbeitet ist. Richard Calmady ist ein nachgeborenes Kind, schrecklich zwerghaft und verkrüppelt. Die Sache geht jedoch gut, bis Richard das Verlangen zeigt, zu heiraten. Er verlobt sich mit einem Mädchen, einem rechten Backfisch, die nur den Wünschen ihrer Eltern gehorcht, in Wirklichkeit aber einen jungen Offizier liebt. Sie hat den Mut, noch ehe es zu spät ist, mit Richard zu brechen. Dieser gerät in Verzweiflung, giebt sich einem ausschweifenden Leben in Neapel hin, erholt sich von fast tötlicher Krankheit durch die aufopfernde Pflege seiner Mutter — der in ihrer Mischung von Mut und Ergebenheit anheimelndsten Gestalt des Romans —, findet ein schönes Weib, das gewillt ist, ihn zu heiraten, und lebt danach, soweit wir erfahren, glücklich. — Mr. Hall Caines „Ewige Stadt" ist das Rom der Gegenwart und Zukunft. Der Held ist ein Prophet, ein Demagog und ein wilder Schwärmer, der einem aus dem Jahre 1950 datierten Epilog zufolge seine Träume auch noch erfüllt sieht: Rom wieder als Gebieterin einer neu aufblühenden Welt, den Papst als obersten Herrscher der christianisierten Menschheit und das moralische System durch die Brüderschaft der Menschen ersetzt. Man kann leicht ermessen, wie dieser Hokuspokus im Keime melodramatisch ist, Puppen, aber keine Charaktere enthält, und daß die Fülle der Vorgänge den Leser völlig konfus macht. Die Fabel ist etwa diese: Roma, die Heldin, die unter dem Schutz des Premierministers lebt, wird von dem genannten Schwärmer und Demagogen Rossi angeklagt. Die beiden verlieben sich in einander und entdecken, daß sie als Kinder in London zusammen gelebt haben im Hause von Romas Vater, einem politischen Flüchtling, der später von dem Minister, dem Beschützer seiner Tochter, wieder nach Rom gelockt wird. Rossi, der eigentlich Leone heißt, wird als Helfershelfer bei einem Anschlag auf den König gesucht; hinterher entpuppt er sich gar als Sohn des Papstes. Litterarisch steht diese verwegene Mache unter dem Gefrierpunkt, doch fehlt es nicht an sogenannten dramatischen Situationen, die dem Roman zweifellos zu der Ehre verhelfen werden, auf die Bühne gezerrt zu werden und auch dort Sensation zu machen.

Einstweilen ist noch das große Ereignis der Saison die Aufführung von Mr. A. W. Pineros Schauspiel „Iris" im Garrid-Theater. Davon im nächsten Brief mehr. Romane werden nach wie vor für die Bretter zurechtgezimmert. Thackerays „Eitelkeitsmarkt" und Conan Doyles „Sherlock Holmes" waren zuletzt an der Reihe. Ersteres Stück ist unter dem Titel „Becky Sharp" schon im vorigen Winter über die amerikanischen Bühnen gegangen und in den amerikanischen Berichten dieser Zeitschrift erwähnt worden. — Ein anderes Stück, „Als wir einundzwanzig waren" (When we were twenty-one), von H. V. Esmond hat etwas Gekünsteltes, Unüberzeugendes, das durch gute Einzelheiten nicht entschuldigt wird. Es waren einmal vier Freunde; einer davon stirbt und hinterläßt seinen Sohn den drei Ueberlebenden. Als der junge Mann einundzwanzig Jahre alt ist, besteht er darauf, eine übel beleumundete Chansonette zu heiraten; sein Vormund, der der Braut des Burschen unsäglichen Schmerz ersparen möchte, giebt das Weib für seine eigene Geliebte aus. Aber dieses Opfer erweist sich als überflüssig, da Phyllis, die Braut, den Grünschnabel gar nicht liebt, sondern den Herrn Vormund trotz seines vorgerückten Alters vorzieht.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

Auf zwei Seiten der „Rivista politica" (15. Aug.) sucht V. Giabotinski, der Tschechoff für bedeutender hält als Gorki, die auffallende Thatsache zu erklären, daß der letztere gegenwärtig sowohl in Rußland wie anderswo die größere Popularität genießt und auf die Jugend einen so unwiderstehlichen Reiz ausübt. Er findet die Erklärung in dem die russische Gesellschaft beherrschenden Ueberdruß am flachen, selbstsüchtigen, ideallosen Leben der bürgerlichen Schichten, in denen deshalb das Verlangen nach der That, dem Kampf, der Befreiung von Fesseln und Vorurteilen aller Art auftrete, wie sie sich in den Gestalten Gorkis verwirklicht zeigen. — Die „Nuova Antologia", die im Hefte vom 16. August einen Essai über Georges Rodenbach aus der Feder M. Ravás bringt, enthält in der Nummer vom 1. September eine kurze, ziemlich sachgemäße Charakteristik der „Libellisti e umoristi del secolo XIX in Germania" vom Senator T. Massarani. Der Aufsatz ist ein Teil des noch nicht veröffentlichten dritten und letzten Bandes der „Storia e fisiologia dell'arte di ridere", in der Massarani wertvolle Beiträge zur Geschichte des menschlichen Denkens, wie es sich in den der Erheiterung dienenden Litteraturformen kundgiebt, geliefert hat (s. unten Sp. 140). Von den neueren deutschen Humoristen betrachtet er Börne, Heine, Hoffmann v. Fallersleben, Seidel, Wildenbruch, Lothar; unter den Satirikern hat er Nordau und — Nietzsche ausgewählt, um an ihnen zu zeigen, daß die Kritik des Bestehenden auch unfruchtbar, zerfressend und gefährlich werden könne. Wie sehr dem Verfasser hier das Verständnis für ganze Richtungen des modernen Denkens mangelt, beweist seine Aburteilung Wagners, Ibsens, Tolstois, Macterlincks und anderer als „Idole des verehrlichen modernen Publikums" und Friedrich Nietzsches als des „sogenannten großen Philosophen des Jahrhunderts, dessen Nachfolgerschaft man den Larven der gefeiertsten Anarchisten der Neuzeit und den Insassen der Irrenhäuser überlassen könne".

M. Scherillo verteidigt in der „Nuova Antologia" (1. Sept.) Dante gegen den Vorwurf einer übel angebrachten Sympathie und Achtung für den „Schlemmer" Ciaco, von dem er sich die florentiner Parteiverhältnisse und ihre zu erwartenden traurigen Folgen auseinandersetzen läßt. An der Hand zahlreicher Beispiele und Vergleiche legt Scherillo dar, daß Ciaco nach den Begriffen der Zeit nicht als gemeiner Schmarotzer und Schlemmer, sondern als einer der Höflinge anzusehen sei, die durch Unterhaltungsgabe, Witz und Beredsamkeit am Tische der Großen ebensoviel gaben, als sie empfingen. Harmlos und gutmütig, unparteiisch und ehrlich, frei von Ehrgeiz, Mißgunst und Leidenschaftlichkeit, mußte er dem Dichter als der zuverlässigste Chronist des Streites zwischen „Schwarzen" und „Weißen" und der hinterlistigen Einmischung Roms erscheinen. — Den unvergänglichen litterarischen und historischen Wert des „Don Quixote" erklärt Pompeo Gener (in der „Rassegna Internazionale" vom 15. Aug.) daraus, daß der Held von La Mancha das vollendete und lebendige Symbol des kastilianischen Volkes seiner Zeit ist — mit allen den Kräften, Eigenschaften und Fehlern, die es groß und berühmt gemacht, verdorben und zugrunde gerichtet

haben, eines Volkes, „das zum Eroberer geworden ist, weil es fortwährend Eroberungen erlitten hatte, verwegen bis zur Selbstzerstörung, absolutistisch bis zur Unvernunft, das Produkt einer Vermischung der entarteten Ueberreste der Goten, die in den Süden versetzt und mit Tropfen lateinischen Blutes geimpft waren, mit den heißblütigen, nomadischen, unterjochenden Sarazenen und Arabern, entzündet durch die Flamme des Fanatismus, die es zum unabhängigen, religiösen Eroberungskampfe trieb, um Seelen zu retten und Gewissen zu knechten". Dem entsprechend vereinigt Don Quixote, „der vollkommenste Sproß dieser Rasse, mit der Gravität und dem Gerechtigkeitsgefühl der nordischen Völker die Leichtfertigkeit und tolle Phantasie der Orientalen, die Glut und Härte der Afrikaner. Sinn für Gerechtigkeit ohne praktischen Verstand und Duldsamkeit; phantastische und willkürliche Ideale zum kategorischen Imperativ gemacht: nichts anderes hat alles Unglück der Großmacht Spanien verschuldet." In einer Fußnote teilt Gener mit, daß laut Dokumenten, die noch in Argamasilla vorhanden sind, die Einkerkerung des Cervantes „an einem Orte der Mancha, den ich nicht nennen will" (wie er selber sagt), auf ein Liebesverhältnis zur Base eines daselbst gebietenden Señors di Quijano oder Quejano zurückzuführen sei, weshalb nicht zu bezweifeln ist, daß er anfangs im „Don Quixote" nur das mittelalterliche Gebahren dieses Junkers verspotten wollte, dessen Gestalt ihm unter den Händen zum unsterblichen Symbol eines edlen, irregeleiteten Volkes wurde.

Zu den wenigen Blättern, die in Italien mit Geist und Begeisterung den Kultus der ästhetischen und litterarischen Ideale hochhalten, gehört der florentiner „Marzocco". In der Nummer vom 25. August bricht Angelo Conti eine Lanze für die poetische, im Gegensatze zur rein kritischen Geschichtsbetrachtung und -darstellung. Er brandmarkt mit scharfen Worten die nüchterne, nur der Züchtung der Mittelmäßigkeit dienende Richtung der Jugendbildung in Italien, die, anstatt individuelle und hervorragende Begabungen zu entwickeln, alles zu uniformieren und terre à terre zu halten strebt. So ist Conti überzeugt, daß die moderne historische Kritik uns kein wahres Bild vom alten Rom zu verschaffen vermocht habe. „Wie alle großen Dinge, kann Rom in seinem Wesen und seinem Dasein nur von den Künstlern und Dichtern uns nahegebracht werden. Die Wahrheit über die großen Ereignisse, die Wahrheit über das Leben der Völker und der genialen Persönlichkeiten, die dieselben geleitet und ihre Bestrebungen zum Ausdruck gebracht haben, ist stets von den Dichtern verkündet worden und wird stets nur von ihnen verkündet werden."

In derselben Nummer des „Marzocco" rühmt D. Garoglio anläßlich einer Besprechung der neuesten kritischen Werke über die italienische Litteratur, unter denen er dasjenige Marcus Landaus besonders hoch stellt, die Begabung der Deutschen für die innige Versenkung in fremde geistige Eigenart und ihr liebevolles und scharfsinniges Eindringen auch in die italienische Geistesgeschichte — Fähigkeiten, die er bei seinen Landsleuten schmerzlich vermißt. Eine Vergleichung der Litteraturgeschichte Landaus und des „Settecento" T. Concaris führt ihn zu dem Schlusse, daß „jener sich mit mehr persönlicher Kunde und sicherer Darstellung auf dem Gebiete der Ideen, als auf dem der Thatsachen und künstlerischen Schätzungen bewegt, während dieser ein feinerer und zuverlässigerer Richter der litterarischen Formen und der einzelnen Kunstwerke ist, wogegen er über die philosophischen und wissenschaftlichen Ideen der Zeit nichts Neues sagt und sich vielleicht minder gewandt zeigt als der Deutsche". — Im „Giornale storico della letteratura italiana" (Vol. XXXV, 113) ist eine beinahe hyperkritische Besprechung des landauschen Werkes von Concari und ebendaselbst (Vol. XXXVII, 110) eine ähnliche des concarischen Werkes von E. Bertana enthalten, der seinerseits (XXXVII, 338) eine Anzahl „Varietà" über litterarische Fragen des 18. Jahrhunderts veröffentlicht. Die wachsende Vorliebe der italienischen Litterarhistoriker für dieses Jahrhundert zeitigt eine bedenkliche Kleinigkeitskrämerei, die der historischen Perspektive Gewalt anthut. Die Kärrner-Arbeit nimmt einen so gewaltigen Umfang an und geht so urteilslos, willkürlich und ungeordnet vor sich, daß sie den Königen der Zukunft das Bauen nur erschweren wird.

Außer den schon oben erwähnten litterargeschichtlichen Werken liegen an neueren Arbeiten der 4. Band des „Manuale di letteratura italiana" von D'Ancona und Bacci, und eine „Letteratura italiana moderna" von V. Ferrari (1748—1870) vor. — In einem Buche „Critica sull' arte e l'idea sociale di Niccolò Tommaseo" erörtert P. Prunas die Bedeutung Tommaseos als Kritikers, Künstlers und Staatsbürgers. — Der hervorragende Dante-Forscher F. D'Ovidio hat in einem über 600 Seiten starken Bande: „Studi sulla Divina Commedia" eine Fülle kritischer Arbeiten, Erklärungen und Fingerzeige für die Dante-Forschung mit überzeugenden Urteilen über Charakter und Wert der Dante-Forschung, sowie über die Aufgaben der Kritik vereinigt. — C. Bertani hat die reichen Ergebnisse der neuen Forschungen über das Leben Aretinos für eine Studie „Pietro Aretino e le sue opere" verwertet.

Gabriele D'Annunzio hat seine Versstragödie „Francesca da Rimini" beendet. Sie soll am 5. Dezember im Costanzitheater zu Rom mit Eleonore Duse und Gustavo Modena als Vertretern der Hauptrollen aufgeführt werden. Der Maëstro Sfondrini komponiert symphonische Intermezzi für die Zwischenakte nach Angaben des Dichters. — Ein anderes Trauerspiel, von dem man bisher nur weiß, daß ihm ein antiker Mythus zugrunde liegt, hofft D'Annunzio im kommenden Frühjahr zu beendigen. Er hat es zur Aufführung auf der „Tragischen Nationalbühne" bestimmt, mit deren Begründung man, seinem lange gehegten Wunsche entsprechend, unter Fogazzaros Auspicien in Vicenza beschäftigt ist. Beide großen Dichter haben aus diesem Anlasse äußerst sympathische und achtungsvolle Zuschriften ausgetauscht.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Russischer Brief.

Der hochbegabte Novellist W. Weressajew (s. über ihn LE I, 1143 ff.) hat seine anfänglich im „Mir Boshij" erschienenen „Aufzeichnungen eines Arztes" nun auch als Buch herausgegeben. Wir haben es nicht etwa mit einem Roman zu thun, obwohl die Memoiren fesselnder sind als mancher Roman; Weressajew berichtet über eigene Erlebnisse, Beobachtungen, Erfahrungen, wie sie seine mehrjährige ärztliche Praxis gezeitigt hat. Wie der junge Mediziner, fest überzeugt von der erhabenen Größe seiner Wissenschaft, an die Ausübung seines Berufes tritt, wie jeder einzelne Fall ihn von neuem über seine vollkommene Hilflosigkeit belehrt, bis er endlich nicht nur an dem eigenen Können, sondern an der Wissenschaft verzweifelt, wie sich dann aus den Trümmern der zerstörten Jugendillusionen langsam eine neue Weltanschauung aufbaut und mit ihr auch die Kraft wiederkommt, die frühere, scheinbar so resultatlose und doch so heilsame Arbeit wieder aufzunehmen — das alles ist mit wunderbarer Anschaulichkeit dargestellt. Die alte Phrase, der Verfasser habe mit seinem Herzblut geschrieben, wird diesem Buche gegenüber zur Wahrheit. Wie es gar nicht anders zu erwarten war, haben Weressajews Aufzeichnungen in Fachkreisen einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Der Verfasser, hieß es, untergabe das ohnehin nur zu geringe Vertrauen des Publikums zu den Aerzten und gebe durch seine offenherzigen Bekenntnisse den zahlreichen Feinden seines Standes neue Waffen in die Hand. In einem Nachwort antwortet Weressajew selbst auf diese Anschuldigungen: „Die ärztliche Ethik bewegte sich bisher in einem engen Kreise unbedeutender Fragen, die sich

auf das Verhältnis der Aerzte untereinander und zu den Patienten bezogen. Alle die Fragen, die mich bewegten, existierten für sie fast gar nicht. Warum? Es ist lächerlich zu sagen, — bedurfte es wirklich eines ganz besonderen Scharfblicks, um all die Fragen zu bemerken und aufzuwerfen, die ich in meinen Aufzeichnungen behandele? Mit diesen Fragen muß sich jeder Arzt auseinandersetzen, wenn er mehr ist, als ein bloßer Streber. Warum aber spricht man sich über sie nicht aus, warum muß sich jeder für sich mit ihrer Lösung abquälen? . . . Wenn die Laien die Wahrheit erfahren, so werden sie das Vertrauen zu den Aerzten und zur Medizin verlieren, heißt es. Welch eine alte, gemeine und dennoch immer noch angewandte Methode, — Schweigen zu gebieten, aus Furcht, durch die Wahrheit könnte die Autorität erschüttert werden. Eines von beiden: entweder wird durch die Wahrheit der Glaube an die Medizin untergraben, weil die Medizin an sich einen solchen Glauben nicht verdient, — dann kann die Aufdeckung der Wahrheit nur von Nutzen sein. Oder — das Vertrauen zur Medizin kann durch die Wahrheit untergraben werden, weil gewisse Schattenseiten des Aerztewesens aufgedeckt werden, die entfernt werden können, aber nicht entfernt werden — in diesem Fall ist die Wahrheit notwendig; wenn die Mängel schwinden werden, wird das Vertrauen auch wiederkehren; so lange die Mängel aber noch vorhanden sind, kann absolutes Vertrauen gar nicht einmal erwünscht sein." — Ich habe über das weressajewsche Buch vielleicht zu ausführlich gesprochen, doch glaubte ich, durch den hervorragenden litterarischen Wert dieser Aufzeichnungen dazu berechtigt zu sein. Weressajew ist frei von jeglicher Fachsimpelei, er wendet sich an alle gebildeten Leute, nicht nur an seine Kollegen. Sein Buch ist ein document humain, wie deren die russische Litteratur nicht viele besitzt.

Wieder ist ein Todesfall zu registrieren. Am 27. August starb in Jalta der Schriftsteller G. A. Matschtet (geb. 1852). Sein Leben war mindestens ebenso interessant, wie seine Schriften. Er war ein Märtyrer seiner Ueberzeugungen. Seine allzugroße Begeisterung für die damals verpönten Schriften Tschernyschewskis hatte seine Relegation vom Gymnasium zur Folge; er ging nun nach Amerika, wo er als einfacher Arbeiter sein Brot verdiente. Anfang der Siebzigerjahre kehrte er nach Rußland zurück und begann nun seine litterarische Thätigkeit mit lebhaften Schilderungen seiner überseeischen Erlebnisse. Seine politischen Anschauungen waren dieselben geblieben, und so wurde er auf Befehl der Regierung erst nach Archangelsk, dann gar nach Sibirien verschickt. Mitte der Achtzigerjahre erst wurde ihm gestattet, nach Europa zurückzukommen; in diese Zeit fallen seine größten schriftstellerischen Erfolge. Matschtet war ein feuriger Kämpfer für Freiheit und Menschenwürde, aber kein Künstler. Er hatte nur zwei Farben auf seiner Palette, schwarz und weiß. Aber auf ein naives Publikum mußten gerade sein flammendes Pathos, seine grellen Kontraste von gewaltiger Wirkung sein. Zu seinen beliebtesten Erzählungen gehören „Der Jude", „Im Namen des Gesetzes", „Er und wir".

An litterarischen Zeitschriftenartikeln waren die letzten Monate nicht reich. Ganz besonders die russische Litteratur ist schwach vertreten. Erwähnenswert ist die scharfe Auseinandersetzung P. D. Boborykins mit den Kritikern seines Buches „Der europäische Roman im 19. Jahrhundert" (vgl. LE III, 270) im Augustheft der „Russkaja Myssl" und ein hübscher Aufsatz über den bekannten Romandichter J. A. Gontscharow, seit dessen Tode am 28. September zehn Jahre verflossen sind (von V. Ostrogorski: „Mir Boshij", 9). — Etwas mehr liegt über auswärtige Litteratur vor. Der „Mir Boshij" bringt in seinem August- und Septemberheft Uebersetzungen von Arthur Schnitzlers „Leutnant Gustl" und Max Dreyers „Winterschlaf", ferner Brunetières Essai „Die Litteratur im 19. Jahrhundert", eine eingehende Besprechung der neuen Baudelaire-Uebersetzung von P. J. aus der Feder des petersburger Professors F. Batjuschkow. (Herr P. J. hat übrigens im Augustheft der „Russkoje Bogatstwo" eine sehr scharfe Entgegnung veröffentlicht.) — Erwähnenswert ist noch ein Novalis-Artikel von E. Degen. Das Pathologische in der Poesie Hardenbergs wird stark betont, ebenso der Zusammenhang zwischen der jüngeren Romantik und dem Symbolismus der Neufranzosen. Derselbe Verfasser bringt im Juliheft der „Russkoje Bogatstwo" eine Charakteristik des polnischen Dichters St. Zeromski. Interessant sind einige allgemeine Fragen, die in diesem Artikel aufgeworfen werden. „Die Nachbarschaft fördert die gegenseitige Annäherung nicht immer. Wenn Polen und Russen an zwei verschiedenen Enden Europas leben würden, wäre die geistige Gemeinschaft beider Nationen bedeutend größer. Die russische Litteratur hat sich im 19. Jahrhundert ganz Europa erobert, nur den polnisch sprechenden Ländern ist sie fremd geblieben. . Und kennen wir die polnische Litteratur? Wollte man nur darauf sehen, wie viel bei uns aus dem Polnischen übersetzt wird, so müßte man die Frage bejahen. Aber einige polnische Romane gelesen haben, heißt noch nicht den sozialen Untergrund erkannt haben, auf dem sich diese Werke entwickelt haben. Die russische Kritik hat sich bisher sehr wenig mit der polnischen Litteratur beschäftigt. Die wenigen Aufsätze über einzelne Schriftsteller und Bücher, die man hie und da findet, frappieren durch den Mangel an Perspektive und die geringe Vertrautheit mit dem polnischen Leben und erinnern an die Urteile der Ausländer über unsere russische Litteratur."

Im Augustheft der „Russkaja Myssl" finden wir einen durch die jüngsten Ereignisse in Süd-Afrika hervorgerufenen begeisterten Artikel über „Olive Schreiner und ihre Werke" von W. Lessewitsch und einen Aufsatz von P. S. Kogan, betitelt „Ein sanftmütiger Dichter der Sturm- und Drang-Zeit". Der Verfasser polemisiert gegen den jüngsten Lenz-Biographen M. N. Rosanow (vgl. LE III, 1360), der in dem unglücklichen Freunde Goethes den Stürmer und Dränger par excellence sieht. „Wenige Schriftsteller," behauptet Kogan, „haben ein so friedliches, sturmloses Leben gehabt, wie Lenz. Bald erscheint er uns als sentimentaler Romantiker, bald als sanftmütiger, verständiger Philister, bald als bescheidener und vorsichtiger Liebhaber, nie aber als himmelstürmender Titan."

Die zwei letzten litterarischen Chroniken von Sinaida Wengerowa im August- und Septemberheft des „Westnik Jewropy" waren den „Nouvelles conversations de Goethe avec Eckermann" (vgl. LE III, 1637) und Max Nordaus „Zeitgenössischen Franzosen" gewidmet. So günstig die geistreiche Schriftstellerin über das französische Buch urteilt, so scharf ist ihre Verurteilung Nordaus: „Sein Buch ist das Muster einer parteiischen und nichts weniger als gewissenhaften Kritik, deren Mängel weder durch den glänzenden Stil noch durch einzelne geistreiche Bemerkungen aufgewogen werden können."

Die Theater haben ihre Thore bereits Ende August geöffnet, doch stehen die großen Schlager noch bevor. Sehr viel verspricht man sich von dem neuen Stück Wlad. Nemirowitsch-Dantschenkos, entschieden dem begabtesten unter den jüngern Dramendichtern; auch P. D. Boborykin, J. W. Schpaschinski, Fürst A. J. Sumbatow sollen in dieser Saison zu Worte kommen. Vorläufig begnügt man sich mit der Aufführung ausländischer Novitäten; Brieux „Remplaçantes" haben weder in Petersburg, noch in Moskau sonderlich gefallen; Otto Ernsts „Jugend von heute" ist in Moskau schroff abgelehnt worden; der spießbürgerlichen Sentimentalität besonders des Schlußaktes konnte unser an kräftigere Kost gewöhntes Publikum keinen Geschmack abgewinnen.

Moskau. *Arthur Luther.*

Holländischer Brief.

Seit vielen Jahren besteht in Holland ein Niederländischer Sprach- und Litteraturkongreß. Als Instanz in Sachen der Sprache und Litteratur stark angefochten, hat sich diese Veranstaltung zu einer Kundgebung des niederländischen Stammesbewußtseins entwickelt, das gerade in den letzten Jahren, und zumal unter dem Einfluß des afrikanischen Krieges, einen starken Aufschwung nehmen sollte. Der diesjährige Kongreß fand in der letzten Woche des August in Nimwegen statt. Besonderes Interesse bot ein Vortrag des amsterdamer Verlegers J. A. Wormser über den holländischen Buchhandel in Südafrika, weil er interessante Schlaglichter auf die litterarische Kultur und die litterarische Produktion des Landes warf und für das Idiom der Buren als Litteratursprache eintrat. — Dem friesischen Barden und Volksschriftsteller Waling Dykstra wurden zu seinem achtzigsten Geburtstag zahlreiche Huldigungen dargebracht. — Die Presse lenkte die Aufmerksamkeit des Publikums auf die ausgezeichnete Vondel-Kollektion von A. Th. Hartkamp, die, während sie zu einem amsterdamer Vondel-Museum vorbestimmt sei, unter den Hammer zu kommen drohe.

Neuere Publikationen betrafen die Amtsführung von Douwes Dekker (Multatuli) als Kontrolleur auf Java: der Streit über diese von dem Dichterdenker in seinem „Max Havelaar" verewigte Lebensepisode betrifft das Maß seiner Unzuverlässigkeit in der ihm obliegenden finanziellen Gebahrung (Gids; Sept.). — A. G. van Hamel erörtert das Problem der Methode der Litteraturwissenschaft (vgl. LE III, 1066 u. 1496) und kommt, unter Benutzung von Prof. Ernst Elsters von ihm hochgeschätztem Buche („Prinzipien der Litteraturwissenschaft"), zu dem Ergebnis, daß sie den Charakter zugleich historischen, philologischen und psychologischen Studiums zu tragen habe (Gids; Aug.). — Ueberwiegend litterarhistorischen Inhalts ist eine Sammlung älterer Aufsätze, die Albert Verwey unter dem Titel „Stille Turniere" herausgegeben hat (Stille Toernooien; Amsterdam 1901, W. Versluijs). Wie Verwey neben W. Kloos zu allen Zeiten für die Nieuwe-Gids-Bewegung eine lebhafte Propaganda gemacht hat, deren Erfolg freilich durch die dichterische Einkleidung seiner Sätze beeinträchtigt worden sein mag, so ist auch die Verherrlichung der neuen Richtung der rote Faden, der sich durch alle diese Abhandlungen hindurchzieht. Von besonderem Interesse ist sein aus Anlaß des Todes von Allard Pierson (LE III, 1066) geschriebener Aufsatz, in dem der Autor des großen Einflusses gedenkt, den das deutsche Geistesleben auf die litterarische Kultur und die schriftstellerische Kunst des modernen Hollands ausgeübt hat. — Kleinere Stücke und Aphorismen, die L. van Deyssel unter dem Titel „Lyriek en Beschoeoning" gesammelt hat (Tweemaand. Tijdschr., Sept.), enthalten auch Aussprüche des ausgezeichneten Schriftstellers zur Litteratur und Aesthetik, daneben tiefsinnige Selbstbekenntnisse und eine meisterhafte Analyse seiner eigenen schriftstellerischen Persönlichkeit, die sich ihrer natürlichen Anlage fürs Fragmentarische wohl bewußt ist, zum Glück aber dennoch Leistungen, wie die vorliegende, lediglich als Vorstudien und Vorbereitung für das Monumentale genommen wissen will — G. Kalffs Buch über den Vater Cats (vgl. III, 1496) giebt J. Koopmans Veranlassung zu geistvollen Bemerkungen über den Dichter und seine Zeit (Ned. Spect.: 20. Juli). — Im Augustheft von „Noord en Zuid" wird auf den um die Mitte des 19. Jahrhunderts hochgefeierten Dichter und Erzähler A. Bogaers neuerdings die Aufmerksamkeit gelenkt. Im selben Heft berichtet J. A. Worp von der Spottlitteratur, die der in Holland blühende Aktienschwindel zu Beginn des 18. Jahrhunderts hervorgerufen, hat und giebt Proben aus einer Komödie dieser Zeit, die die Privatbörse im englischen Kaffeehaus auf die Bühne bringt. — R. E. W. Strootman erzählt (Tijdspiegel; Sept.) nach Mitteilungen Felix Dahns zur Entstehungsgeschichte seines Romans „Der Kampf um Rom", wie den Schriftsteller der Stoff, der ihm ums Jahr 1859 durch gelehrte Studien näher getreten war, um der merkwürdigen Parallele mit den Zeitereignissen willen (Justinian — Napoleon III., die Gothen — die Oesterreicher) zu dem Unternehmen anregte, in historischem Rahmen die drei großen Motive seines Geisteslebens, das National-Germanische, das Griechisch-Römische und die Philosophie der tragischen Weltanschauung dichterisch festzuhalten. — W. Kloos spendet dem Namen Guido Gezelle begeistertes Lob und geht den Umständen nach, die dem Ruhme des einzigen katholischen Dichters, der diesen Namen wahrhaft verdiene, im kalvinistischen Nordniederland, aber auch bei den klerikal interessierten Kreisen seiner Heimat im Wege gestanden haben (Nieuwe Gids; Sept.). — Sehr warm begrüßt J. N. van Hall den Roman „Le vent dans les moulins" von Camille Lemonnier (Paris 1901, Paul Ollendorff) als ein Werk, das durch und durch vlämischen, bezw. niederländischen Geistes sei (Gids; Aug.). — R. C. Boer, Professor der Germanistik und der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Amsterdam, veröffentlicht eine anregend geschriebene, lehrreiche, auch wegen der Parallelen mit anderen Produkten der nordischen Litteratur bemerkenswerte Analyse und Beurteilung von Björnsons „Laboremus" (Gids; Aug.) und giebt am Schluß seiner Betrachtungen Björnson den Rat, er möge das Gebiet des Dramas aufgeben. — Endlich sei noch eine Besprechung über Zolas „Travail" von Henr. Roland Holst erwähnt, die das Werk vom sozialdemokratischen Standpunkt aus beleuchtet (De nieuwe Tijd; Aug.).

Aus den belletristischen Neuerscheinungen der letzten Monate ist ein „Babel" betiteltes Buch von Louis Couperus, dem gegenwärtig bekanntesten holländischen Romanschriftsteller, hervorzuheben, dieses Mal kein Roman, sondern eine Phantasie auf biblisch-mythologischer Grundlage (Amsterdam 1901, L. J. Veen). Es ist die Geschichte von Cyrus, dem jungen Hirtensohn, den es von seinen Weiden nach Babel zieht, um dort bei dem Bau jenes Turmes zu helfen, der bis zu der Höhe führen soll, wo Baal und die Liebesgöttin Astarte thronen. Aber als zu ihm, der Bauaufseher geworden ist, aus der Tiefe die Klage jener Millionen und Milliarden emporbringt, deren Blut und Schweiß den großen Bau kittet, da erwacht in seinem Herzen ein brennendes Mitgefühl, und er widersteht der Lockung der Oberbaumeisterin, die, während sie die Götter leugnet, mit Cyrus herrschen will, gleich Astarte und Baal, und steigt von seiner Höhe zu dem Volke der Sklaven herab. Und Astarte, die den Wahnwitz der Turmbauer verlacht hatte, jubelt darüber, daß aus dem Meere von Blut um Babels Turm die neue Menschlichkeit, die Blume des Mitleids, entsprossen ist. — Stijn Streuvels hat unter dem Titel „Totentanz" eine Sammlung Erzählungen herausgegeben (Doodendans; Amsterdam 1901, L. J. Veen), die das westvlämische Bauernleben schildern und das große realistische Talent des Autors nicht verleugnen. — Zum Schluß sei ein durch Feinheit der Analyse und Plastik der Darstellung ausgezeichnetes Buch der Schriftstellerin M. Antink („Na scheiding en Dood"; Haarlem 1901, De Erven F. Bohn) erwähnt, das Geschichten vom Scheiden und vom Sterben enthält und der Verfasserin lebhafte Anerkennung eingetragen hat.

Amsterdam. *Max Conrat.*

Siebenbürgischer Brief.

Das abgelaufene Jahr brachte auf belletristischem Gebiete manches Neue. An erster Stelle mag Herfurth und Schiels „Sächsisches Volksliederbuch" (im Verlage von W. Krafft in Hermannstadt) genannt sein, eine mit dem Melodiensatz versehene, gründlich umgearbeitete Neuauflage, die ein gutes Bild sächsischen Seelen- und Gefühlslebens bietet. Im Gegensatze hierzu erschienen

in demselben Verlage „Volksdichtungen der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner", gesammelt und aus unedierten Originaltexten übersetzt von Dr. H. v. Wlislocki. Diese Arbeit verrät eine gründliche Kenntnis der Sitten und Gebräuche jenes sonderbaren Wandervolkes und kann daher bestens empfohlen werden. — Victor Kästners „Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart" wurden von Dr. A. Schullerus neu herausgegeben, der dem geschmackvoll ausgestatteten Bande ein Lebensbild des Dichters, sowie erklärende Anmerkungen beigegeben hat. — Auf dramatischem Gebiet sei das in niedersächsischer Mundart verfaßte Stück „Lisi. E Beld ois dem Liewen än 4 Afzägen", von J. W. Litschel, verzeichnet. — Als praktisches Handbuch bewährt sich das „Schriftsteller-Lexikon der siebenbürger Deutschen", dessen Ergänzungsband im Sommer 1901 erschienen ist, und das sowohl für Fachleute als für Litteraturfreunde als Nachschlagebuch von großem Nutzen sein dürfte.

Das Stadttheater in Hermannstadt, eine der wenigen deutschen Bühnen Ungarns, beschloß Mitte Februar sein Spieljahr, worauf das Ensemble, das abwechselnd hier und in Kronstadt debütierte, noch einige Aufführungen streng litterarischen Charakters bot. Die Wintersaison brachte für Hermannstadt und Kronstadt, den deutschen Centren Siebenbürgens, eine Reihe gelungener, aber auch eine ganze Anzahl mißlungener Aufführungen. Der Theaterbesuch und damit der Kassenerfolg war ein äußerst schwacher, doch schien sich letzterer am Schlusse der Saison, trotz des zur Neige gehenden, lebhaft bewegten Faschings, noch etwas gehoben zu haben dank der trefflichen Aufführung einer älteren Operette, die mehrere Abende hintereinander volle Häuser brachte. Der Spielplan bot an Novitäten in erster Linie Operetten, dann aber auch Lustspiele und Dramen, sämtlich stark verspätete Nachzügler, die schon meistenteils vor zwei oder drei Jahren in Wien ihre Feuerprobe bestanden hatten. Ueberhaupt hatte die Theaterleitung im abgelaufenen Jahre weniger künstlerische Zwecke, als vielmehr materiellen Gewinn im Auge. So kam es, daß man sogar mit „Vorträgen im Theaterhause", Skioptikondarstellungen und „Herrenabenden" aushalf. Es ist recht charakteristisch für die Geschmack- und Verständnislosigkeit des hiesigen Publikums, daß die Aufführung von Dramen, ja selbst mancher geistvoller Lustspiele vor leeren Häusern erfolgte, während bei Operetten das Theater förmlich gestürmt wurde. Da Theaterleitung und Publikum verschiedene Zwecke vor Augen hatten, kam es an einem Abende zu einem Tumult im Theatersaale, da anstatt einer Operettenaufführung ein Skioptikonvortrag der budapester „Urania" stattfand. Die Demonstration wurde gleichzeitig zu antimagyarischen Zwecken ausgenützt, und die Angelegenheit kam sogar im ungarischen Reichstage zur Sprache. Wie verlautet, soll infolge dieses Vorfalles der Fortbestand einer deutschen Bühne in Hermannstadt in Frage gestellt sein und nach Entziehung der deutschen Konzession die Stadt im kommenden Jahre eine magyarische Gesellschaft erhalten. Es wäre dies ein schwerer Schlag für diese Stadt, die ihren deutschen Charakter bisher noch fast unberührt zu bewahren gewußt hat und gleichzeitig eine arge Schädigung ihrer deutschen Kultur, wenn sie, von Alldeutschland auch durch die Sprache abgeschnitten, das deutsche Geistesleben sich erst durch das Magyarische vermitteln lassen müßte.

Volkstümliche Vorlesungen über Weltgeschichte, neuere Litteratur, Heimatskunde wurden im Laufe des Jahres wiederholt abgehalten, doch hat sich für diese nicht das gebührende Interesse bekundet, wie denn überhaupt im allgemeinen sich hier noch eine sehr geringe Teilnahme für Künste und Wissenschaften zeigt. Siebenbürgens Kultur ist eben noch von gestern.

Hermannstadt. *Marcel Arpad.*

Echo der Bühnen.

Dresden. Im Kgl. Schauspielhause ging am 26. September Kurt Geuckes Tragödie in fünf Akten „Sebastian", der in diesen Blättern bereits ein Essai gewidmet wurde (III, Heft 15), zum ersten Mal über die Szene und errang in einer trefflichen, in der Titelrolle, die Herr Wiecke spielte, hervorragenden Darstellung einen unbestrittenen, starken Achtungserfolg. Die das Problem klar entwickelnden beiden ersten Akte erzielten den stärksten Eindruck, namentlich die Szene in den Katakomben, in der Sebastian sich als den echten König von Portugal proklamiert. Auch der dritte Akt, die Szenen auf dem Markte mit den bewegten Volksmassen, interessierte stark. Im weiteren Verlauf des Dramas verwirrte die Verquickung des Königsmotivs mit dem Messiasmotiv, obwohl sie durch starke Striche auf ein weit geringeres Maß gebracht worden war, als sie im Buche beansprucht. Dieselbe störende Wirkung erzielte die Verbindung der Königstragödie mit der Familientragödie, obwohl gerade diese letztere für den tragischen Ausgang des Ganzen den Ausschlag giebt. Sebastian wird nicht deshalb zum Märtyrer, weil er ohne konstitutionelles Recht die Krone sich anmaßt, sondern weil er einerseits unklug genug ist, die Parteien, mit denen er unter einer Decke spielt, herauszufordern, andererseits aber nicht stark genug ist, die Konsequenzen seines Entschlusses auch auf Kosten des Lebens der Seinigen zu ziehen. Er fällt, weil er das Haupt seines grimmigsten Feindes, das seines Vaters, verschont. Mit dem eigentlichen Problem, der Berechtigung des königlich veranlagten Individuums, den König nicht nur zu spielen, sondern auch es zu sein, hat dieser Zufall nicht das geringste zu thun, läßt er doch die Frage offen: wie hätte sich das Schicksal Sebastians gestaltet, wenn er ein völlig einsamer, auch von Eltern und Braut unabhängiger Mann gewesen wäre? Diesen Fall gesetzt, hätte dann das Problem von innen heraus in dem Sinne gelöst werden müssen, daß Sebastian schließlich die Maske abwirft und von dem Volke die bewußte Anerkennung seines Königtums fordert, lediglich auf Grund seiner königlichen Persönlichkeit und meinetwegen auch seiner messianischen Eigenschaften. Geuckes Sebastian aber läßt sich willig auf den Markt schleppen und sich in dem Martyrium der Stunde unfreiwillig das Eingeständnis abringen, daß er der echte Sebastian nicht ist. Mit dieser Wendung rückt die Gestalt in das Licht des leidenden Messias und ganz außerhalb des eigentlichen Königsproblems. Dieser thatenlose Märtyrertod aber frommt niemandem, am allerwenigsten dem Volke, dem doch, wie uns der Dichter glauben machen wollte, ein König vom Schlage des Sebastian not that. So kommt das Problem zu einer zufälligen, rein individualistischen Lösung, während es doch nur unter dem doppelten Gesichtspunkt: König und Volk allmählich gelöst werden kann. Die Empfindung, daß es zur Lösung des eigentlichen Problems nicht komme, beherrschte daher auch die Zuschauer, die sich jedoch für manches Licht, das auf jenes fiel, für die gehobene, wenn auch nicht dramatische Sprache, für die kraftvolle Stimmung einzelner Szenen, sowie für das hohe Wollen des Dichters dankbar erwiesen.

Leonhard Lier.

Hamburg. Das neue fünfaktige Schauspiel von Richard Skowronnek „Das schwarze Schäflein", das am 26. September im Thaliatheater seine erste Aufführung erlebte, bedeutet noch weniger als des Autors letztes Bühnenwerk „Die goldene Brücke" einen Fortschritt in dem Schaffen Skowronneks. Es ist rein äußerlich von der technischen Seite betrachtet von einer Unbeholfenheit, die bei einem so erfahrenen Bühnen-

praktiker wie Skowronnek in Verwunderung setzen muß. Leider fehlt auch der innere Zusammenhalt dem Stücke gänzlich. Nach einer drei Akte langen Exposition bringt ein vierter endlich die Explosion. Aber sie ist nicht derart, daß sie den Zuschauer im Innersten packt, wie denn überhaupt die ganze, sehr romantische Geschichte, die Skowronnek in den fünf langen Akten an uns vorüberziehen läßt, den Zuschauer innerlich kühl läßt bis ans Herz hinan. Was dem Stücke trotzdem zu einer gewissen äußeren Wirkung verhilft, ist die im großen Ganzen vortreffliche Milieuschilderung. Das Stück spielt in einem kleinen preußischen Garnisonstädtchen an der russischen Grenze, und im Mittelpunkt der Handlung stehen die Damen des Regiments, die von der Frau Oberst genau so in strenger Obhut gehalten werden, wie ihre Ehegatten von dem Regimentskommandeur. Unter den vortrefflichen Damen befindet sich nur ein „schwarzes Schäflein", die Frau des Leutnants v. Disnack, die, geistvoll, schön und reich, wegen dieser Eigenschaften nicht ganz in den Regimentston hineinpaßt. Sie geht ihre eigenen Wege, und die Folge ist, daß sich der Klatsch ihrer Person bemächtigt. Man sagt ihr ein Verhältnis nach mit einem benachbarten Rittergutsbesitzer, mit dem sie sich zuweilen auf Spazierfahrten im Walde trifft. Nach Herrn Skowronnek in allen Ehren. Aber die böse Welt glaubt nicht an das Einwandfreie dieser Zusammenkünfte, die Frau Disnack seltsamerweise ihrem Gatten verbirgt, der Klatsch nimmt Dimensionen an, die schließlich den Gatten zwingen, den anderen zu fordern. In einer brutal wirkenden Szene in der Nacht vor dem Duelle wirft Leutnant Disnack seiner Frau ihre vermeintliche Untreue vor, läßt sich trotz aller Gegengründe und Beschwörungen von seinem Duellvorhaben nicht abbringen und knallt am nächsten Morgen seinen Gegner kaltblütig nieder. Aber unmittelbar nach dem Duell packen ihn Zweifel. Er kehrt nach seiner Wohnung zurück, wo ihm seine Frau entgegentritt und ihm in einer langen Sterbeszene — sie hat inzwischen Gift genommen — nochmals versichert, daß sie unschuldig war bis zu dieser Nacht, wo sie sich dem inzwischen im Duell Gefallenen thatsächlich hingegeben habe. Große Rührung und Vorhang. — Ich habe selten auf dem Theater eine Handlung gesehen, die derart an Unverständlichkeiten leidet, die so voll ist von Unwahrscheinlichkeiten, wie die des neuen Stückes von Skowronnek. Wenn man anfangen wollte, das Ganze auf seinen logischen Zusammenhang zu prüfen, so würde man fast in jeder Szene auf ein Defizit stoßen.

Paul Raché.

Wien. Am 26. September war es dem Raimundtheater vergönnt, einem der echtesten und ehrlichsten Talente Oesterreichs die Stätte neuen Bühnenruhmes zu werden. Philipp Langmann, dem seit dem großen Wurf des „Bartel Turaser" kein dramatischer Erfolg mehr beschieden gewesen, hat gleich mit dem ersten Akt des „Korporal Stöhr" die Zuschauer im Sturm erobert; trotz einiger bedenklichen Längen im zweiten Akte und trotz des etwas gewaltsam glücklichen Ausganges des dritten und letzten Aufzuges wußte der Dichter das Publikum zu fesseln und immer wieder durch sein wuchtiges Temperament, durch die schlichte Güte seiner Gesinnung, durch seine scharfe Charakteristik mit fortzureißen. Der Stoff des „Korporal Stöhr" ist ein uralter; von jeher war der Sohn, der, nach Jahren heimkehrend, im Vaterhause Ordnung und Frieden, Zucht und Sitte in ihr Widerspiel verwandelt sieht, ein dankbares Problem für den Dramatiker. Die schwersten Kämpfe wogen in der Seele des Heimgekehrten, der die Stätte seiner Jugend verwüstet sieht und nun, nach Stärke und Art seines Empfindens, aufrichten oder zerschmettern oder, an seiner Kraft verzweifelnd, wieder hinaus in die Welt ziehen wird. In der knappen Erzählung „Der Hafen", die in dem köstlichen Novellenbande „Verflogene Rufe" (Cotta 1899) zu finden ist, bringt Langmann zuerst den Entwurf des Stückes. „Korporal Stöhr" ist nicht eine dramatisierte Novelle: liest man die wenigen Seiten des „Hafen", so merkt man sofort, daß darin ein Schauspiel steckt. Im „Korporal Stöhr" sind die Kräfte frei geworden, die in der Erzählung gebunden schlummerten.

Wie „Bartel Turaser" spielt auch „Korporal Stöhr" in der Heimat des Dichters, im mährischen Fabriksrevier. In ländlichem Wohlstand leben die geschickten Arbeiter der Glashütte. Der Träger der Titelrolle, Lukas Stöhr, ist vom Vaterhause im Streit geschieden und kommt nach dreijährigem Militärdienst eines Tages wieder. Inzwischen hat sich vieles daheim verändert, wovon der junge Soldat keine Ahnung hatte. Briefe sind nicht angekommen, vielleicht auch nicht geschrieben worden, und so erfährt der Heimkehrende am ersten Abende das Unglück, das inzwischen über sein Haus hereingebrochen ist. Den Vater hat ein Unfall rasch getötet, Lukas Schwester Anna ist von seinem Jugendfreunde verführt und mit dem Kinde sitzen gelassen worden, der Bruder Anton ist ein Lump geworden und lebt mit Lukas Braut, der Therese, die nun ein liederliches Frauenzimmer ist. Die alte Stöhrin aber soll einen einfältigen Bauern heiraten, den Bausbart, eine Figur von unwiderstehlicher Komik, die in dem künftigen Stiefsohn die schmerzlichsten Erinnerungen an den toten Vater, einen harten, ehrenfesten Mann, wachruft.

In diese verlotterte Atmosphäre tritt Lukas ein mit der vollen reinigenden und vernichtenden Gewalt eines lösenden Gewitters. Den Stiefvater wirft er einfach zur Thür hinaus, der Franz muß der verführten Anna die Ehre wiedergeben — Lukas bringt den leichtsinnigen Bruder dazu, auf sein kleines Erbteil zu verzichten, legt das seinige dazu und ermöglicht so dem Paare die Heirat. Die leichtfertige Therese aber geht ins Wasser, und ihre Eltern, die von der Schande der Tochter lebten, werden betteln oder gar arbeiten müssen. — Und wie der heimgekehrte Sohn seine Sendung erfüllt hat, zieht er wieder von dannen. Er macht nicht viel Worte: „Jetzt gleich geh' ich meinen Weg! Es ist mir, als wär' heut Gerichtstag. Ich pack' und geh'". — Mit der Hauptrolle steht und fällt das Werk. Herr Balajthy hat den Lukas Stöhr zur reinsten und edelsten Wirkung gebracht. Dem Direktor ist das Wagnis, das für ein wiener Privattheater immerhin in der Aufführung jedes ernsten Stückes gelegen ist, vortrefflich gelungen. Ihm ist der Erfolg nicht minder zu gönnen, wie dem durchaus kliquenfremden Dichter des „Korporal Stöhr".*)

Richard Wengraf.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Frühjahrsblumen. Novellen von Johannes Schlaf. Berlin W., F. Fontane & Co. 1901. 127 S. M. 2,—.

Der neue Novellenband von Johannes Schlaf präsentiert sich als ein Buch, dessen Stücke nicht von gleichem Werte sind. Die zweite Novelle, „Gerechtigkeit" betitelt, die durch ihren in die Kürze drängenden, knappen epischen Stil aus dem Gesamtcharakter der drei übrigen in dem Bande vereinigten Stücke herausfällt, ist eine Großstadtstudie, der sich alles mögliche Gute nachrühmen ließe, wollte man alle Epitheta, die der schlafschen Kunst, der

*) Die Buchausgabe erschien schon vor Jahresfrist im Verlage von J. G. Cotta Nachf. und wurde hier (LE III, 1145 f.) bereits besprochen, allerdings in weniger günstigem Sinne als jetzt die Aufführung. Wir hielten aber hier wie oben (Dresden) bei Geucks Stück die nochmalige Besprechung nach der Bühnenprobe für nötig, weil oft genug der lebendige Eindruck der Aufführung zu wesentlich andern Urteilen führt, als der der bloßen Lektüre. In den beiden hier vorliegenden Fällen scheint der eine der Autoren bei dieser Probe mehr verloren, der andere mehr gewonnen zu haben. D. Red.

Psychologie und stilistischen Zeichnung beigelegt wurden, nun zum soundsovielten Male wiederholen. Anders die Stücke „Frühjahrsblumen", „Absinth" und „Das Atom": hier ist bei aller Ungleichwertigkeit Charakter, Persönlichkeit, innerer Stil. Hier entlädt sich eine tiefe, unnachahmliche lyrische Kraft in breiten, ruhigen Wogen, entfaltet sich zu einer stillen, glückseligen Pracht, weitet sich aus zu großen, übersinnlichen Empfindungen, die die erkältende Reflexion fast immer glücklich zu umgehen wissen, jenen Erbfeind des Künstlerischen, der allem, was sich von der Sinnlichkeit zu trennen wagt, in heimlichem Verstecke auflauert. Das Lenzidyll „Frühjahrsblumen" mutet an wie der zarte Keim eines großen Schöpfungsliedes, das sich aus den schwülen Umarmungen der zeugenden Sinnlichkeit in eine unfruchtbare, aber hellseherische, überklare Kühle emporringt. Diese Erhebung aus der Fülle des Werdens zur Betrachtung des Werdens, in dem prachtvollen Hyazinthenhymnus am freiesten und weitesten, vollzieht sich nicht unvermittelt durch den Verstand, sondern mit einer gewissen emporfließenden, ich möchte sagen, griechischen Schlankheit der Bewegung, die mir für den Prosaisten Schlaf charakteristisch erscheint. Wenn man dieses kleine Idyll mit den Auslassungen der neuesten Religionsbegründer vergleicht, so fühlt man, daß vielleicht hier die ersten Triebe einer werdenden Weltanschauung der inneren Bindung zu suchen sind, weil hier alles aus dem Dichterischen, d. h. dem Erlebnis, organisch herauswächst und das, was der Dichter giebt, sich die Spießerangewöhnung des „Idealismus" ersparen kann, weil es selbst Ideal, Religion ist. Fast auf gleicher Höhe steht „Absinth", ein schwermütiges Einsamkeitsidyll. Dagegen scheint mir „Das Atom" aus weniger künstlerischen Quellen geboren. Man vermißt jenen geheimnisvollen Gefühlseinschlag, der sonst bei Schlaf das Gedanklich-Kosmische mit einer verfeinerten Sinnlichkeit durchglüht, so daß es, dem Auge unsichtbar, doch den feineren Nerven mit leiser Deutlichkeit fühlbar, wie die Sinnlichkeit selbst berauscht.

München. *Leo Greiner.*

Des Meisters Ende. Roman von Gustav Johannes Krauß. Berlin 1901. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. M. 4,50 (M. 5,60).

Wenn man im allgemeinen mit dem Beiwort „romanhaft" eine Summe von Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten versteht, so kann es keinen romanhafteren Roman geben, als diesen von dem modernen Schwarzkünstler Hans Lorenz. Naturwissenschaftliche Phantasieen in der ausschweifendsten Art Jules Vernes mischen sich hier mit darwinistischen Entwicklungsgedanken und schopenhauerschen Paradoxen: stark sinnliche Begierden stehen neben asketischen Bestrebungen, das Sinnenleben ganz zu unterdrücken, und in dem Kampf zwischen dem krassesten Materialismus und der strengsten katholischen Rechtgläubigkeit gewinnen schließlich Ahnungen und Ferngesichte eine für den Gang der Handlung ausschlaggebende Bedeutung. Diesem durchaus auf Sensationen ausgehenden Inhalt entspricht die geschickte Machе des Romans, der trotz der tollen Zumutungen, die an die Leichtgläubigkeit des Lesers, namentlich in Bezug auf die von dem Helden gemachten Erfindungen und Entdeckungen gestellt werden, so spannend geschrieben ist, daß die meisten, die das Buch in die Hand bekommen, es auch rasch hintereinander zu Ende lesen werden, wenn auch unter beständigem Schütteln des Kopfes. Krauß besitzt etwas von der Kunst, die Leser zu fesseln, die Eugen Sue so vortrefflich verstand, und würde darin noch mehr leisten, wenn er die langatmigen philosophischen und religiösen Gespräche etwas abkürzen wollte. Wichtiger aber wäre es für ihn, sein Erzählungstalent auf weniger phantastische Dinge zu lenken und vor allem die Gesetze der Wirklichkeit und die Rücksicht auf das psychologisch Mögliche fester im Auge zu behalten.

Niederlössnitz. *H. A. Lier.*

Der lange Erzengel. Roman von A. von Klinckowström. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1900. M. 3,— (4,—).

Eine Malergeschichte! Ein oft und oft mit Geschick behandeltes Problem! Peter Reimann, der geniale, unpraktische Künstler, den wir zur Genüge kennen, verheiratet sich sehr übereilt mit einer norddeutschen, hübschen und eigentlich nur hübschen Oberstentochter, woraus sich natürlich die unvermeidliche unglückliche Ehe ergiebt. Als Nebenfiguren dienen in diesem Roman der alte, schneidige Oberst, der den Dienst quittieren mußte, Lebemann durch und durch; seine Frau, die nichts zu bedeuten hat, im Leben des Gatten nicht und auch nicht in dem der Tochter; Engelbert, Reimanns Freund, Maler der allerneuesten, selbstverständlich nicht anerkannten Schule, folglich verbittert, aber nicht neidisch; und ein halbes Dutzend anderer Gestalten, die man recht schnell vergißt, die also kein günstiges Zeichen für poetische Gestaltungskraft ablegen.

Die Person, die in dem kläglichen Schauspiel dieser Künstlerehe eine bedeutendere Rolle spielt, die auch schließlich die Katastrophe herbeiführt, ist Anna Breuer, die Frau von dreißig Jahren, voll, doch nicht üppig, hochgewachsen, dunkle Augen, müder Zug im Gesicht, verheiratet mit einem alten, kranken, langsam dahinsterbenden Mann, den sie genommen nicht seines großen Vermögens wegen, sondern um sich vor der inneren Leere ihres jungen Herzens zu retten, das traurige Erfahrungen in der Blüte geknickt hatten (dies unglaubliche Bild findet sich im Roman). Durch die Pflege des Kranken glaubte sie die große That zu vollbringen, die ihr „im Jenseits als Belohnung für alles, was ihr hier auf Erden an Glück entging, einen besonders guten Ehrenplatz eintragen sollte". Als der Kranke dann stirbt, sieht sie sich wieder allein, ihr Leben ist wieder ohne Inhalt. So findet sie Reimann auf seiner Hochzeitsreise. Sie ist sehr kühl zu ihm; aber allmählich erschließt sie ihm ihr Inneres. Und nun beginnt sie die große Rolle in seinem Leben zu spielen. Er trifft sie zufällig in München und malt sie, endlich wieder ein gutes Bild nach einer langen Zeit künstlerischer Unfruchtbarkeit. Seine Frau, die aus einer sanften Madonna zur widerlichen Xanthippe geworden ist — wie, ist nicht recht ersichtlich — erfährt das und will das Bild vernichten; dabei ertappt sie Reimann, der ihr ordentlich die Wahrheit sagt und sich dann von ihr frei macht. Er sucht Trost in der Kunst, denn auch Anna Breuer, die jetzt die „große That" zu thun glaubt, indem sie von neuem in die Welt hinausgeht und dadurch hofft, daß die Gatten wieder zueinander kommen werden, hat ihn verlassen.

Der Roman ist flott geschrieben, mehr des Lobes vermag ich ihm nicht zu spenden. Für alle diese Menschen fühle ich nichts, weder für Reimann noch für die Dame Breuer, um von den anderen schon ganz zu schweigen; sie gehen mich gar nichts an. Ich glaube nicht an diese Menschen, die sich da hassen und lieben, einander nicht verstehen und doch zusammengeschmiedet werden durch Zufall und Schicksal. Es scheint mir, als habe die Verfasserin mit diesem Roman mehr geben wollen als nur eine gewöhnliche Geschichte, mit deren Lektüre man einige müßige Stunden ausfüllt, deshalb war die ausführlichere Analyse angezeigt.

Charlottenburg. *Alfred Semerau.*

Aus Sabbatha. Eine antike Erzählung von Fritz Pichler. Leipzig, Verlag von Robert Baum. 163 S. M. 3,— (4,—).

Das hübsch und eigenartig ausgestattete kleine Buch erzählt von der Entführung einer arabischen Prinzessin, die sich in den Prätor Alius Gallus, den Führer einer römischen Expedition gegen das Reich ihres Vaters, verliebt hat, durch einen römischen Kriegsgefangenen Cajus Gallus. Das Paar gelangt nach Rom, es gelingt der schönen Dschesira aber nicht, sich der Person des flatterhaften, von Schulden gedrückten Prätors auf die

Dauer zu versichern, und sie läßt sich von ihrem getreuen Cajus nach Sabbatha zurückgeleiten. Hier angekommen, stößt sie ihm den Dolch in dem Augenblicke in den Hals, als er sich vor der Statue des Jupiter Optimus Maximus niederwirft, um dem Gotte für die glückliche erste Rückkehr zu danken und ihn um seinen Schutz für die zweite anzuflehen. „Bin ich nicht glücklich, was sollst es du sein?“ — Hinter der anscheinend anspruchslosen Erzählung birgt sich jedoch ein tieferer Sinn. Es ist Rousseaus Thema von der Verwerflichkeit jeder höheren Kultur wieder aufgenommen. „Zu welchen Menschen hast du mich geführt, die nichts als Mißgunst, Neid und Niedertracht mir entgegengebrachten, Argwohn, Eigendünkel und niedrigste Ausbeutungssucht! . . . O Schmutz und Sandstaub über eure Heroen! Und ihr wollt Heil tragen in die Welt, ihr wollt euch brüsten mit besseren Menschengestalten und höheren Göttern?“ In diesen Worten Dschesiras liegt die Tendenz der Erklärung klar ausgesprochen.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*

Moderner Gschnas und andere wiener Skizzen. Von Eduard Pötzl. Wien, Robert Mohr. 174 S.

Wiener Leut' von gestern und heut! Von Vinzenz Chiavacci. Ebenda. 162 S.

Pötzl ist von diesen beiden bekannten wiener Humoristen der angriffslustigere, satirischere. Sein Bändchen Skizzen, dessen Umschlag das wiener Sezessionsgebäude in arg karikierter Form zeigt, geißeln den modernen, vielmehr den fälschlich für modern ausgegebenen Geschmack, der in Wien rasch einen Sieg nach dem anderen erjagte und Pötzl, den Urwiener, oft zu bedenklichem Kopfschütteln veranlassen mochte. Seine satirischen Ausfälle wären vielleicht oft wirkungsvoller, wenn sie sich von manchen Verzerrungen, die aber in einer tiefgewurzelten Abneigung ihren Grund haben, etwas ferner gehalten hätten. Aber man nimmt all diese Bosheiten, wenn sie auch über das Ziel schießen, ohne Aerger und Unmut hin, da man die gute Gesinnung ihres Schöpfers anerkennen muß: der Verschandelung seiner Vaterstadt Einhalt zu gebieten und die Ausgeburten einer modern sein wollenden Gschnas-Phantasie gehörig niedriger zu hängen. Die Skizzen erschienen ihrer Mehrzahl nach zuerst als Feuilletons im „Neuen Wiener Tagblatt“. Es ist dies deswegen interessant, weil das gleiche Blatt auch zahlreiche Essais Hermann Bahrs, des Führers der wiener Modernen, brachte, — ein Umstand, der die in der Journalistik doch etwas merkwürdige Thatsache zeitigte, daß das Feuilleton des einen Tages oft durch jenes des darauffolgenden geradezu widerlegt wurde!

Chiavaccis „Wiener Leut'“ zeigen bei weitem kein so scharf umrissenes Gesicht wie Pötzls Skizzensammlung. Es sind harmlose Bilder aus dem wiener Leben, anspruchslos und sentimental, ohne Spitzen und ohne Tiefe, — rechte Tagesarbeiten. Keine Linie, die von dem gewöhnlichen Schlage dieser Lokal-Litteratur irgendwie abwiche. Wem die Schicksale der diversen Köchinnen, Dienstmädeln und Soldaten, die ja für solche Feuilletons die Modellsteher sind, ein regeres Interesse einflößen, der mag sich bei dieser leichten und schließlich ja ganz angenehm zu genießenden Lektüre gut unterhalten. Freilich ist jeder Eindruck, wenn man von einem solchen schon reden will, schon am nächsten Tag weggeschwemmt.

Innsbruck. *Hugo Greinz.*

Sylva. Eine Dorfgeschichte von Karolina Světlá. In freier Uebertragung nach dem Böhmischen von Dr. Guido Alexis. Stuttgart und Wien, Jos. Rothsche Verlagshandlung. 1900. Mk. 2,50 (3,50).

Dieser tschechischen Dichterin wurde gelegentlich in dieser Zeitschrift (II, 1632) reiches Lob gespendet, ja sie wurde sogar mit der großen Französin George Sand in Parallele gestellt. Man müßte das ganze Lebenswerk der Dichterin kennen, wollte man über diesen Vergleich ein Urteil fällen, doch scheint ihn das vorliegende Buch wenigstens insoweit bekräftigen zu wollen, als es dasselbe künstlerische Ideal erkennen läßt, das George Sand in dem Ausspruch vertritt: „Das Ziel des Künstlers muß sein, Liebe zu seinem Gegenstande zu wecken, und ich für meinen Teil mache ihm keinen Vorwurf daraus, wenn er ihn etwas verschönert. Die Kunst ist nicht Studium der Wirklichkeit, sondern ein Streben nach der idealen Wahrheit.“

„Sylva“ ist der vom Uebersetzer gewählte Titel für das Werk, das Karolina Světlá selbst „Vesnicky-Roman“ d. i. Dorfroman, genannt hat. Die Handlung führt uns in der Dichterin Lieblingsgebiet, in ihre zweite Heimat, ein Dorf des waldreichen Jeschken in Nordböhmen. Das Buch erzählt, wie Anton Jirowetz, der Sohn einer armen Häuslerin, seine Ziehmutter, die reiche und stolze Richterin heiratet, wie sich die anfangs glückliche Ehe allgemach durch die Eifersucht der alternden Frau in eine wahre Hölle verwandelt, bis Anton das Haus verläßt, und wie sich dann eine tiefe, echte Liebe zu Sylva, einem Dienstmädchen seiner Frau, die an Stelle der entarteten Mutter seine beiden Knaben erzieht, in sein Herz einschleicht. Schon ist er daran, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, zur Herrenhutergemeinde überzutreten, um Sylva ehelichen zu können, als ihn seine Mutter von diesem Vorhaben abbringt. Zugleich belauscht Sylva im Walde die Richterin, wie diese in einem Anfalle des entsetzlichen, abergläubischen Wahns, der ihr ganzes Wesen erfüllt, die Rache der Hölle über ihres Mannes neuen Ehebund heraufbeschwört, und da läßt auch sie, um den Fluch zunichte zu machen, ihren Traum vom Glück fahren und wird Krankenschwester. Die Richterin stirbt an ihrem Wahne, und bald folgt ihr auch ihr Mann, dem das Mißgeschick seiner Liebe, sowie die Erkenntnis seines verpfuschten Lebens das Herz brechen.

Karolina Světlá macht uns in diesem Roman mit einem prächtigen, eigenartigen Stück tschechischen Volkstums bekannt. Mit erstaunlicher Naturtreue wird das Leben und Treiben im Dorfe geschildert, und naturwahr sind auch die Personen, die sie uns vorführt, wenn sie auch, wie auch Ernst Novák in dem oben berührten Artikel dieser Zeitschrift hervorhob, stark idealisiert erscheinen. Diese Idealisierung liegt aber nur in der Sprache, die die Personen sprechen, in den gewählten Worten, den tiefsinnigen Aussprüchen und Folgerungen. So sprechen die Bauern weder im Jeschken noch sonstwo. Aber sie fühlen, was in diesen Reden mit klaren Worten ausgedrückt ist. Und das ist es: die Dichterin hat tief in die Volksseele geblickt, sie versteht ihre geheimsten Regungen und weiß auszudrücken, wofür den einfachen Naturmenschen die Worte fehlen. Dadurch tritt die Erzählerin zwar mehr in den Vordergrund, als sich mit streng künstlerischen Forderungen vereinigen läßt, aber sie entschädigt durch den Schwung der Diktion und durch die tiefgründige Psychologie, die in der Schilderung der stolzen, abergläubischen Richterin, der anfangs bubenhaften, dann aber weiblich milden Sylva, der frommen Mutter Antons und dieses von innigster Mutterliebe erfüllten Mannes wahre Triumphe feiert. In Karolina Světlá hat der poetische Realismus im tschechischen Schrifttum eine ganz hervorragende Vertreterin.

Zum Schluß nur noch ein Wort an die Adresse des Uebersetzers. Er nennt sein Werk eine Uebertragung aus dem „Böhmischen“. Demgegenüber habe ich zu bemerken, daß es eine „böhmische“ Sprache nicht giebt, denn Böhmen ist ebenso wenig ein ethnographischer Begriff wie etwa „Belgien“.

St. Leonhard a. Forst. *Karl Bienenstein.*

Schatten. Von Fjodor Sologub. Aus dem Russischen von Alexander und Clara Brauner. Wien, Wiener Verlag (V. Rosner), 1900. 3 Mark.

Es ist ein trübes, peinigendes Buch, das Sologub hier geschrieben hat, umso bedrückender, als alle die vier Erzählungen, die den Band füllen, Kindergeschichten sind, Kinder die Helden der epischen Tragödien sind.

Aber wer weiß, wie in Rußland mehr noch als in anderen Ländern in der Kindererziehung gesündigt wird, wie oft dort die Eltern ihren Kindern ohne jegliches Verständnis und alle Liebe gegenüberstehen, wie sie die kleinen Wesen nur dafür gut genug halten, ihnen als Spielzeug zu dienen oder Aerger und böse Launen an ihnen auszutoben, der wird es verstehen, wie Sfologub sein Buch schreiben konnte. Freilich läßt der Verfasser mit merkbarer Absicht keinen Lichtblick über seine düsteren Bilder fallen, und mit der Tendenz eines leidenschaftlichen Anklägers der Eltern und Erzieher entrollt er vier Kinderdramen vor uns, deren Grausigkeit glücklicher Weise doch noch zu den Ausnahmen gehört. Alle seine kleinen Helden ketten, in der Angst und Furcht vor den um sie lebenden Menschen, ihr Sinnen und Denken an unwesentliche Kleinigkeiten, die der Zufall oder eine Laune ihrer Phantasie ihnen in den Weg geführt haben, leben und weben nur hierfür, bis zum Irrsinn, bis zum Selbstmord. Wolodja wirft, sich zu ergötzen, immerzu mit seinen Fingern Schatten auf die Wand; die kleine Ljoljetschka spielt Verstecken bis zu ihrem letzten Hauch; Serjoscha träumt einsam von den Sternen und stirbt selig in ihrem Angesicht; und Mitja muß immer an die zarte Najatschka denken, die vor seinen Augen aus dem Fenster stürzte, bis er selbst, in Wahnsinn gehetzt durch die Brutalitäten seiner Mutter und seiner Erzieher, sich hoch aus dem Hause in die Tiefe stürzt. Tief in die Seelen der Kinder hat Sfologub hineingeschaut, und wenn er hier die tragischen Schicksale krankhaft veranlagter, unglückseliger Wesen bis ins Phantastische gesteigert hat, so geschah es doch nur aus Liebe und aus einem starken sozialen Mitleid heraus.

Die deutsche Uebersetzung des Buches ist eine ganz gewöhnliche Dutzendleistung. Sie wimmelt von Schiefheiten und Ungenauigkeiten im Ausdruck, von undeutschen Wendungen und unangebrachten Austriazismen.

Berlin. *Eduard Höber.*

Sturmflut. Historischer Roman von Henryk Sienkiewicz. Autorisierte Uebersetzung von Clara Hillebrand. Leipzig, O. Gracklauer. 1900. 10 M.

Folget ihm nach! Drei Erzählungen von Henryk Sienkiewicz. Aus dem Polnischen von E. Hillebrand. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). 1901. M. 2.—

Die „Sturmflut" („Potop", auch „Sintflut" übersetzt) ist der zweite und bedeutendste Teil der großen historischen Trilogie, die im Jahre 1884 zu erscheinen begann, und mit der Sienkiewicz sich zum Liebling aller Kreise seiner Nation gemacht hat. Auch im Auslande sucht man jetzt den bedeutenden polnischen Romancier populär zu machen. Doch müssen gerade die nationalhistorischen Werke Sienkiewiczs hier eine andere Aufnahme finden als im eigenen Volke, wo man ihnen mit heißem Herzen begegnet. Der Pole sieht in diesen Romanen erhebende Denkmäler der glanzvollen, ruhmreichen Vergangenheit, findet in ihnen begeisternde Vorbilder patriotischen Heldentums und Trost in der Zeit der politischen Unselbständigkeit, er stellt sie wohl gar in patriotischem Uebereifer neben das gewaltige Epos Mickiewicz's „Pan Tadeusz". Der Ausländer sieht in ihnen eben historische Romane, deren Kulturschilderungen ihn nicht mehr und nicht weniger interessieren als solche aus der Geschichte eines beliebigen anderen Volkes, und ein strenges, nüchternes Urteil vergleicht sie kalt mit denen eines Dumas père oder Oskar Höcker.

Die geschichtlichen Ereignisse, die in dem vorliegenden Romane spielen, fallen in die Zeit der Regierung Johann Kasimirs, Mitte des 17. Jahrhunderts, da das polnische Reich durch die Schweden, auf deren Seite der verräterische Fürst Hetman Radziwill stand, die Russen und die Kosaken hart bedrängt wurde. Die Kämpfe und Verrätereien der Adligen, die schließlich doch von dem in der höchsten Not mächtig aufwallenden Patriotismus fortgeschwemmt werden, das ganze wilde Leben jener Zeit läßt Sienkiewicz in lebensvollen, farbenprächtigen Bildern erstehen. Eine „Sintflut" von Mord, Brand, Gewalt und Roheiten jeder Art wirbelt durcheinander, daraus aber leuchten erhebend und begeisternd die Heldenthaten der Patrioten hervor. Nur daß Sinkiewicz nach ururaltem Geschmack seine Lieblinge Thaten vollbringen läßt, wie das Volk sie seinen Märchenhelden andichtet. Einer der Glanzpunkte der Erzählung, wo die Gestaltungskraft des Dichters unbeeinträchtigt zur Geltung kommt, ist die Schilderung der Belagerung des Klosters von Czestochowo durch die Schweden. Hier setzt auch der Umschwung in den Ereignissen ein, denn während vorher ein wirres Durcheinander geherrscht, wo nur wenige vereinzelte Fähnlein von Patrioten auf eigene Faust den Scharen der Schweden und der mit ihnen verbündeten Verräter entgegentraten, ertönt jetzt „ein Schrei der Entrüstung von den Karpaten bis zum baltischen Meere, der Riese ist aus seiner Erstarrung erwacht", die Feinde werden zerstreut und vernichtet, das Reich gerettet. Und aus allem Wirrwarr der Ereignisse, wie Sienkiewicz sie vor uns vorübertoben läßt, hebt sich adelnd die Idee, die Lehre, die er seinem Volke nahe bringen will, die er auch den verzweifelnden Verräter Radziwill selbst finden läßt: „Es soll sich niemand selbst erhöhen wollen, weder sich, noch sein Geschlecht, sondern alle seine Kräfte, sein Fühlen und Denken in den Dienst des Allgemeinwesens stellen."

Aus dem Heere von Gestalten, die Sienkiewicz auf die Bühne führt, ragen neben dem jungen Heldenpaare Kmicic und Olenka besonders hervor der selbstsüchtig ehrgeizige Radziwill, ihm gegenüber der rücksichtslose Patriot und tapfere Ritter Wolodyjowski und nicht zum wenigsten der witz- und listenreiche Pan Zagloba, eine trefflich gelungene Polonisierung Falstaffs. In der Geschichte von Kmicic, dem wüsten Kriegsmann, der erst der Führer einer adligen Räuberbande, dann in jugendlicher Verblendung dem Verräter dient, schließlich aber doch zum treuen Kämpfer für das Vaterland wird, und Olenka, dem anmut- und hoheitsvollen Frauenideal, zwei Gestalten, die Sienkiewicz gern zu seinen Helden macht, tritt die ideale Gesinnung des Dichters hell zu Tage. Der wilde Kmicic, der in den Stürmen des Lebens und des eigenen Wesens den rechten Weg nicht zu finden vermag, wird von der ruhigen Kraft des reinen, edlen Weibes in Liebe geläutert und zum Glücke des Guten geführt. — Die Uebersetzung liest sich meist ohne Störung, doch den Glanz und den Reichtum der Sprache Sienkiewicz vermag sie nicht zu erreichen.

„Folget ihm nach!", die erste der drei kleinen, aus einer früheren Schaffensperiode des Dichters stammenden Erzählungen ist ersichtlich aus den Vorarbeiten zu dem großen Romane „Quo vadis?" entstanden. Sie zeigt auch alle Vorzüge jenes berühmten Werkes: die glänzende Sprache, die farbenprächtige, lebensvolle Schilderung der in äußerem Prunk und innerer Leere absterbenden römischen Welt, in deren besserem Teile doch die unklare Sehnsucht nach etwas Neuem, Höherem sich mächtig regte. Diese Menschen des Uebergangs vertritt hier der griechische Philosoph Timon von Athen und vor allen seine Tochter Anthea, die in den meisten Werken Sienkiewiczs wiederkehrende weibliche Idealgestalt, deren Liebe mit milder Gewalt auch den blasierten Lebemann Cinna zum idealen Empfinden zurückführt; deren von düsteren Stimmungen und Ahnungen gequältem Gemüt die Gestalt des zum Tode gehenden Erlösers aller Beladenen in seinem Glauben Licht und Rettung bringt, — und im Glücke ewigen Genesens folgt ihre reine Seele ihm nach... Mit eigener, ungeschwächter Kraft ergreift am Schluß dieser Erzählung die Schilderung der Kreuzigung Christi. — In der Erzählung „Aus den Erinnerungen eines posener Hauslehrers" berichtet Sienkiewicz von den seelischen Leiden eines Knaben, der trotz ungewöhnlichen Willens den schweren Anforderungen verständnisloser Lehrer nicht zu genügen vermag, der, krank und schwächlich an Körper und Geist, den Enttäuschungen in der Schule und dem Schmerze, der

ganz in ihm aufgehenden Mutter Kummer zu bereiten, erliegt. Aber Sienkiewicz berichtet hier nur, wir leben nicht mit dem unglücklichen Kinde, wir hören nur die klagende, wenn auch liebevolle, doch ziemlich kraftlose Erzählung des Hauslehrers, die zuweilen noch gar von pädagogischen Reflexionen unterbrochen wird. Das dritte Stück des Bandes, „Sei gesegnet!“, ist ein von zartester Poesie durchwebtes, prächtiges Märchen vom Herzen des Dichters, das die Gottheit der zu Leben gewordenen reinen, scheuen, jungfräulichen Lotosblume zur Wohnung gegeben.

Schwerin. *Georg Adam.*

Lyrisches und Episches.

Aus dem Lande der Liebe. Von Rudolf Presber. Buchschmuck von Walter Caspari. Verlag von Dr. Eysler & Co., Berlin 1901. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Wer den Werdegang Rudolf Presbers mit Teilnahme verfolgt hat, der wird sich seines neuen Buchs ehrlich freuen dürfen. Presber hat nie einer besonderen Schule, viel weniger noch einer Klique angehört, er ist seine eigenen Pfade gegangen, und von der leuchtenden Sonne, die diese erhellte, findet sich ein warmer Reflex in seinen Dichtungen. Er gibt keine Rätsel auf, verschleiert nicht einfache klare Empfindungen mit spielerigen Künsteleien, er ist ein Feind alles Gewollten, der Pose sowohl, wie der falschen Sentimentalitäten, die andre durch übertriebene und darum innerlich unwahre „Wortkunst“ auszuputzen und als etwas besonderes hinzustellen lieben. Seine Leser aber wissen sofort, daß ein gesund und tief fühlender Poet zu ihnen spricht, der lieber Licht als Schatten spendet, und dem dafür die glückliche Gabe zu Gebote steht, mit deren Verteilung die Götter so sparsam umgehen: der Humor. Und Presber hat Humor, diesen eigenwüchsigen, unverfälschten Humor, der auch aus trüben, ernsthaften Ereignissen des Lebens Nahrung saugt und den Widrigkeiten des Alltags sieghaft standhält. Des Humors minder wohlgelittene Stiefgeschwister, Ironie und Sarkasmus, versenden wohl auch ihre Pfeile, und ein scharfes Auge und eine sichere Hand weisen ihnen den Weg, aber die Spitzen sind nicht vergiftet, und sie sind auch nicht mit bösartigen Widerhaken versehen. Wohl mag die kleine Wunde zuweilen verdrießlich sein, aber ein herzliches Lachen, ein lustiges Scherzwort des Dichters lassen sie rasch verheilen. Wenn man die Bücher Presbers, auch die früheren, durchblättert, wird man nie gelangweilt sein, vielmehr in die angenehme Stimmung versetzt, die etwa eine Plauderstunde mit einem geistreichen, liebenswürdigen und gemütvollen Menschen hervorruft. Gemüt, speziell deutsches Gemüt im besten Sinne des Worts ist ein kleines Reservatrecht, das sich der Mann, der doch am liebsten auf der Bank der Spötter sitzt, nicht nehmen läßt. Er ist sich dessen voll bewußt, und wenn er es in der Regel auch, wie einen Schatz, den man nicht alle Tage zeigt, in sicherem Schrein verschließt, hier und da einmal, in besonders glücklichen Stunden, öffnet er ihn doch, und dann lernen wir den Dichter lieben.

All die Besonderheiten, die Presbers Schaffen bestimmen, finden in der neuen Gedichtsammlung deutlichen Ausdruck. Presber liebt es, wie gesagt, nicht, mit seinen Empfindungen hinter dem Berge zu halten, und die schöne Genuß- und Sinnenfreudigkeit, zu der er sich nach kühner Minnedichter Art bekennt, verleiht vielen Gedichten ein besonders leuchtendes Kolorit. Was ihn innerlich irgendwie berührt hat, übermütige Augenblicke und Feierstunden seiner Seele, hat hier eine mit Sorgfalt und Sicherheit behandelte poetische Form gefunden.

In der Auswahl hätte ich einen Teil der unter dem vierten Abschnitt „Aus der Weltstadt“ mit aufgenommenen Gedichte nicht ungern vermißt. Sie sind zwar witzig, erheiternd und enthüllen eine neue Seite von Presbers Talent, aber aus dem Ton, auf den die ersten drei Abschnitte: „Sancta iuventus“, „Von Ihr“ und „Homo sum“ gestimmt sind, fallen sie etwas heraus und reißen damit den Leser aus der Stimmung.

Auf die Ausstattung des Buches ist ersichtlich viel Sorgfalt und Geschmack verwendet worden. Den diskreten Buchschmuck hat Walter Caspari entworfen, dessen feine graziöse Manier dem ganzen Charakter dieses Gedichtbuchs vortrefflich zusagt.

Dresden. *Paul Hermann Hartwig.*

Das Buch der Sehnsucht. Eine Sammlung deutscher Frauendichtung. Eingeleitet und herausgegeben von Paul Remer. Berlin, Schuster & Loeffler. 1901. Geb. M. 5,—.

Ein Buch der Sehnsucht hat uns Paul Remer im vollsten Wortessinne geschenkt. Er hat mit fein nachfühlender Hand die Seele des Weibes da aufgesucht, wo sie am zartesten und zugleich am stärksten vibriert: in der Lyrik; und er hat in dieser vom Anfang bis Ende des abgeschlossenen Jahrhunderts reichenden Sammlung gezeigt, daß es die Sehnsucht ist, die die Saiten dieser Lyrik am meisten in Schwingung versetzt. Er hat das piano, crescendo und forte dieser Schwingungen in sein schönes und von feinstem Geschmacke zeugendes Sammelbuch zu bannen gewußt, und wo wir unser geistiges Ohr hinlegen, da tönt es zurück, einmal lauter, einmal leiser, aber immer mit demselben Akkord. Was das Weib will, das ist in Romanen und Tendenzschriften weiblicher Provenienz klarer und nachdrücklicher ausgesprochen worden. Aber was es wollend fühlt, das zusammenzufassen, war diesem Buche der Sehnsucht vorbehalten. Und zwar was es fühlt, vom dunkeln, zaghaften, schämigen Andeuten bis zum trotzigen oder jubelnden Sichselbstenthüllen . . . Der Sammler und Herausgeber hat in seiner Absicht, nur die echten, aus der Weibesseele original hervorwachsenden Gedichte zu geben, einzelne Namen verbannt, denen allgemeinste Anerkennung zu teil wurde. Ich tadle ihn darum nicht. Sein Buch sollte beweisen, daß sein Titel keine bloße Affiche sei: daß alles Anempfundene fernzuhalten war, ist also natürlich. Dagegen dürften bei einer Neuauflage, die man dem schön ausgestatteten Buche nur wünschen kann, noch einige Autorinnen zu finden sein, die in dem großen Konzert stimmberechtigt wären. Bemerkenswert ist — und das liegt wohl vorläufig ebensosehr im Wesen des Buches als des Weibes überhaupt —, daß die objektiv-plastische Gestaltung darin weniger zu finden ist.

Karlsruhe. *Albert Geiger.*

Hohenschwangau. Eine Dichtung von Alfred Beetschen. München und Leipzig, A. Schupp. 1900.

Der durch seine Novellen und humoristisch-satirischen Dichtungen (z. B. „Pegasus-Ritt durch die Schweiz“) bekannte Verfasser ruft in dem vorliegenden Poem die Erinnerung an den edlen, so hochstrebenden, als unglücklichen Bayernkönig Ludwig II. wach. An die herrliche architektonisch-künstlerische Schöpfung des Königs, Schloß Neuschwanstein, anknüpfend schildert der Dichter in klangvollen Strophen den Verkehr des Fürsten mit seinem ihm treu ergebenen Bauernvolke, zeigt uns die aufblitzenden Funken des Wahnsinns in dem genial angelegten Geiste, führt uns den schon geistig Umnachteten auf der ebenfalls von ihm neu geschaffenen Burg Hohenschwangau in der prächtigen Bergwelt vor, seine nächtliche Fahrten und schließlich das furchtbare Ende. Die ergreifende Tragödie eines Kronenträgers weiß Beetschen mit wirksamen poetischen Einzelheiten, Naturschilderungen, Szenen aus dem Verkehr des Königs mit dem biederen Landvolke, die dessen Liebe zum König erweisen, fesselnd auszustatten. Das Ganze ist eine schwungvolle Dichtung in des Wortes guter Bedeutung.

Graz. *A. Schlossar.*

Litteraturwissenschaftliches.

Schiller-Wagner. Ein Jahrhundert der Entwickelungsgeschichte des deutschen Dramas. Von Dr. Martin Berendt. Berlin, Alexander Duncker. 1901. IV, 192 S. M. 3,50 (5,—).

Dieses Buch ist, kurz gesagt, weiter nichts als der verunglückte Versuch, das Dogma der Bayreuther,

Wagners Gesamtkunstwerk sei die Vollendung alles vorhergehenden dramatischen Schaffens, entwickelungsgeschichtlich zu beweisen; der Versuch eines Mannes, dem jedes Organ für das Wesen dichterischer Persönlichkeiten und Schöpfungen fehlt, der das Leben und die Wirklichkeit in starre Begriffe festlegen will. Danach hätte Wagner das erreicht und geschaffen, „was die größten und edelsten Geister der deutschen Nation (Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer, Weber und Beethoven) seit einem Jahrhundert ersehnt hatten, an dessen Schöpfung sie künstlerisch gearbeitet und ihre beste Kraft gesetzt hatten, ohne daß sie doch dies Ziel je erreichen konnten". Und warum nicht? Die politische Gesamtlage war nicht danach. Eine unwahrscheinliche These wird durch eine noch unwahrscheinlichere bewiesen: nach Berendt ist nämlich die geistige Blüte eines Volkes durch die politische bedingt, ein vollendetes Drama ist nur in einem vollendeten Staate möglich. Aus der Geschichte der Dichtung und Kunst läßt sich dieser Satz ebenso leicht beweisen als widerlegen, man kann die Zeiten Calderons und der Renaissance als Perioden künstlerischer Blüte, aber staatlich-wirtschaftlichen Verfalles gegen Berendt anführen. Führt man aber unsere sogenannte klassische Blütezeit gegen ihn an, so erfährt man, daß es damit nicht so weit her war, denn sie fällt ja in die Zeit des nationalen Tiefstandes: was die Goethe-Schiller-Periode an Glanz hatte, verdanke sie den politischen Großthaten Friedrichs II. In die Periode der tiefsten staatlichen Erniedrigung kann ja keine dichterische Blütezeit fallen, am wenigsten „das sinnlich-lebendige, dichterisch vollendete Bühnendrama geschaffen werden". Berendt führt sein Thema mit der eisernen Folgerichtigkeit des fanatischen Doktrinärs durch; wo die Dinge nicht wollen, zwingt er sie mit Dialektik und Zirkelschluß. Schiller wird frei nach Otto Ludwig abgefertigt; zu dessen Kritik bringt Berendt aber noch die besondere Note hinzu, daß historische Stoffe überhaupt eine echte Tragik nicht zulassen. Mit Kleist und Grillparzer wird der Verfasser leicht, noch leichter mit Hebbel, Ludwig und Gutzkow fertig. Das Schaffen dieser fällt in die „Periode der Verirrung des deutschen Dramas", entsprechend der „tragischen Wendung in der deutschen Politik", während der Dramatik jener doch noch gewisse „prophetische" Gaben eignen. Um aber von Schiller zu Wagner zu gelangen, wird kühn zur Musik übergegangen, in der sich ja dereinst die Dramatik von allen prosaischen, unpoetischen Bestandteilen rein baden sollte. Dieses „läuternde" Element führte dem deutschen Drama zuerst C. M. v. Weber zu. Meyerbeer ist „der letzte Ausläufer Schillers", — Meyerbeer, der zu seribischen Texten romanisch beeinflußte Musik gemacht hat! Diese Nebeneinanderstellung von Unvergleichbarem ist bezeichnend für Berendts wirres Verfahren: später wird Wotan mit Wallenstein verglichen, Brunhilde identisch mit der Jungfrau von Orleans genannt, „Tannhäuser" hoch über „Uriel Acosta" gestellt und auch damit (!) die Vollendung Schillers durch Wagner begründet. Wenn wir dann „Tannhäuser" und „Lohengrin" als „wahre Spiegelbilder des öffentlichen Lebens" preisen, Telramund die Verkörperung des feudalen, von Standesvorurteilen lebenden Junkertums nennen hören, Ortrud aber gar als Vertreterin alles dessen aufgefaßt wird, was an fanatischer Zerstörungslust, an eisig kaltem Haß, an trübsinnigem Pessimismus, an materialistischem Unglauben und anderen fürchterlichen Dingen in unserer Zeit angehäuft ist, so wundern wir uns auch nicht mehr, Lohengrin als den Fleisch und Blut gewordenen Geist des vernünftigen Fortschritts und des spinozistischen Pantheismus, die Kreise Günthers als das vollendete Abbild der kapitalistischen Bourgeoisie u. dgl. m. kennen zu lernen; Wagner als Vollender, Erfüller, Befreier, Erlöser von allen möglichen Uebeln und Schäden der Zeit! Die neueste Dramatik ist natürlich, abermals eine Verirrung, kein Wunder! Denn unser nationales Leben läßt ja neuerdings wieder viel zu wünschen übrig. Offenbar wirft der zukünftige, in etwa 20 Jahren zu erwartende Niedergang des deutschen Reiches jetzt schon seine Schatten in der Dramatik voraus, — im „Tannhäuser" wenigstens, dessen Erscheinen im Jahre 1852 nicht genug in Berendts Kram, wollte sagen Doktrin, paßt, hatte „der zu schaffende Einheitsstaat seinen gewaltigen Schatten um 20 Jahre vorausgeworfen" als „adäquates Spiegelbild des neuen Reiches im Geistesleben" . . . Da kann's einem angst werden! Alle guten Geister mögen das Andenken Meister Wagners vor seinen furchtbaren Freunden beschützen!

Worms a. R. *Karl Berger.*

Karl Gutzkows Stellung zu den religiös-ethischen Problemen seiner Zeit. Von Dr. August Caselmann. Augsburg, J. A. Schlosser (F. Schott). 1900. M. 2,25.

Als Beitrag zur Würdigung Karl Gutzkows ist diese kleine Schrift immerhin freudig zu begrüßen. Sie giebt uns ein Bild von dem umfangreichen Wirken und dem weiten geistigen Horizonte eines Mannes, der selten das Glück gehabt hat, eine unbefangene Beurteilung zu erfahren. Caselmann verfolgt die Entwickelung der religiösen Probleme durch die Jugend Gutzkows und spürt ihnen auch in seinen Werken nach, soweit er eben mit ihnen vertraut war. Hier liegt aber die Einschränkung, die bei dem Urteil über dieses Buch zu machen ist. Eine Reihe von Gelegenheitsschriften Gutzkows, vor allem in Zeitschriften, ist dem Verfasser unbekannt, in seinen biographischen Angaben ist er so ungenau, lücken- und fehlerhaft, daß eine logische und psychologische Entwickelung auf dieser Grundlage unmöglich war. Es ist dies nicht zu verwundern bei dem großen Mangel an eindringenderen Nachrichten aus Gutzkows Leben. Wertvoll für mich ist nur die Schätzung, die hier ein hauptsächlich vom theologischen Standpunkte aus urteilender Kritiker Gutzkow angedeihen läßt und ihm im wesentlichen eines vindiziert: „das Bestreben, alle geistigen, religiösen und kulturellen Strömungen der Zeit in ihren tausendfachen Erscheinungen zu lebendiger Darstellung zu bringen." Allein in diesen Worten ist die Bedeutung eines Schriftstellers gegeben, und es ist nur die Aufgabe der Litteraturgeschichte, dieser Auffassung eine wissenschaftliche Grundlage zu schaffen.

Berlin. *Heinr. Hub. Houben.*

Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Litteratur. Von Dr. Stefan Hock. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Franz Muncker, Heft XVII.) Berlin, Alexander Duncker. 1900. IX und 133 S. 3,40 M.

Der Verfasser hat seinen interessanten Stoff durchaus glücklich und erfolgreich behandelt, was um so lobenswerter ist, als ihm fast gar keine Vorarbeiten zur Verfügung standen. Obwohl kein zünftiger Folklorist, bietet er uns zuerst eine gründliche und übersichtliche sagengeschichtliche Abhandlung, in der er die Vampyrsagen bespricht und sie von andern ihnen verwandten abergläubischen Vorstellungen scheidet. Der zweite, litterarhistorische Teil des Werkes behandelt zunächst Goethes Verwendung des Stoffes in der „Braut von Korinth"; die Vampyrdichtungen von Byron und Polidori, die in Deutschland großes Aufsehen und zahlreiche Nachahmungen hervorriefen; der Verfasser beweist in einem besonders schönen Kapitel die begierige Aufnahme des Stoffes durch die Romantiker und verfolgt das Vampyrmotiv auf seiner Wanderung durch die Oper (Marschner, Lindpaintner), die Novelle (Raupach, Spindler u. a.) bis in die Dichtung der modernsten Zeit; auch die Angleichung des Stoffes an andere ihm verwandte Stoffe (Don Juan) und die humoristische Verwertung des Motivs (am bekanntesten durch Zschokkes Erzählung „Der tote Gast") werden gebührend berücksichtigt und eingehend besprochen. Der Verfasser hat das massenhafte und überaus schwierig zu sammelnde Material in mustergiltiger Weise gruppiert und die Litteratur

um ein Werk bereichert, dessen wissenschaftlicher Wert von der Forschung nicht bloß wegen der bedeutenden Hinweise auf die Entstehung der goethischen Gedichte „Die Braut von Korinth“ und „Der Totentanz“ anerkannt werden wird. Aber auch für das große Publikum bietet das Buch eine reiche Fülle des Interessanten und Belehrenden.

Wien. *Egon von Komorzynski.*

Verschiedenes.

Umriß pädagogischer Vorlesungen. Von J. Friedrich Herbart. Kritisch durchgesehene Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Hans Zimmer. (Biblioth. der Gesamtlitteratur Nr. 1353 bis 1355.) Halle, Otto Hendel.

Herbart gehört zwar nach Schopenhauer zu den Philosophen, die ihren Verstand verkehrt angezogen haben. Dennoch aber ist es ohne Zweifel ein Verdienst, vorliegenden „Umriß“ durch eine handliche, billige, mit guten Anmerkungen versehene Ausgabe dem größeren Publikum zugänglich gemacht zu haben. Denn mit seiner Pädagogik steht Herbart, in seinen jungen Jahren selbst begeisterter und verständnisvoller Erzieher, auf dem Boden der Wirklichkeit; mit ihr vornehmlich hat er gewirkt und Schule gemacht. Wenn der Laie gelegentlich einmal dahinter kommen möchte, was es mit den „Mysterien der Pädagogik“ auf sich hat, so nehme er den „Umriß“ Herbarts zur Hand. Er wird ihn nicht ohne Nutzen lesen.

Berlin. *Hermann Berdrow.*

Heerwesen und Kriegführung im neunzehnten Jahrhundert. Von Heyso Korvin (Am Ende des Jahrh., 21. Band). Berlin, Siegfried Cronbach. 129 S. M. 2,50 (M. 3,—).

In anregender und auch für den Fachmann geradezu spannender Weise hat der Verfasser auf knappem Raum einen Stoff bewältigt, über den ganze Bände geschrieben werden könnten. Und doch ist nichts vergessen, nichts oberflächlich behandelt. Auch der Nichtsoldat wird mit vollem Verständnis den Mitteilungen der Thatsachen folgen, die in klarer und überzeugender Weise in den persönlichen Auffassungen des Verfassers eine Erläuterung finden.

Daß die Entwickelung des Kriegswesens in einem Jahrhundert, das an „blutigen Eroberungs- und Befreiungskriegen“ so reich war, wie das neunzehnte, nicht ohne eine Anlehnung an die Kriegsgeschichte geschildert werden konnte, ist selbstverständlich. Aber gerade das Hervorgehen bedeutungsvoller Organisationen aus der politischen Notwendigkeit ist in manchmal überraschender Weise dargelegt, und selbst der Offizier, der doch seinem Berufe gemäß den hier behandelten Stoff vom wissenschaftlichen Standpunkte aus kennen lernte, wird aus den knappen und anschaulichen Darlegungen manche Aufklärung schöpfen.

Schon in der Vorrede weist der Verfasser auf die Thatsache hin, daß die in einem Kriege mitwirkenden Faktoren im Laufe des Jahrhunderts sich in ihren Werten nicht unerheblich verschoben haben — daß das wirtschaftliche System unserer Zeit den Völkern neben den Kanonen eine andere furchtbare Waffe in die Hand gab — das Kapital!

Es ergiebt sich ferner aus dem Verlaufe der Darstellungen und Beispiele das Verhältnis der Werte zwischen der Waffe und dem Waffenträger und aus diesem wieder die Thatsache, daß nicht Zahlen im Kriege entscheiden oder besser entschieden, denn sowohl die Ausbildung des Soldaten wie Waffentechnik nähern sich heutzutage mehr und mehr in civilisierten Staaten der Gleichwertigkeit, seit man im zweiten Drittel des Jahrhunderts vom preußischen Schulmeister und preußischen Drill die Erfolge schätzen lernte. In einer geistvollen Schlußbetrachtung giebt der Autor einen kurzen Rückblick und lenkt von den Geschehnissen hinüber auf die Zukunft. Er kommt zu dem Resultate, daß mehr und mehr die moralischen Faktoren im Kampfe der Heere ausschlaggebend sein würden und daß die Energie in der Kriegführung über alle technischen Faktoren — beträfen sie nun Waffen oder Verkehrsmittel — zu stellen sei. Zum Schlusse spricht der Verfasser nicht ohne eine gewisse Berechtigung sein Urteil über die „altfränkischen“ Traditionen in unserer Armee aus — dem ich mich freilich nur teilweise anschließen möchte. Wenn auch die mittelalterlichen Schußwaffen z. B. unbeschadet verschwinden konnten, so hat doch der Paradeschritt unzweifelhaft seinen erzieherischen Wert — wenigstens in Deutschland. Fiele er fort, so müßte schon ein disciplinarischer Ersatz dafür geschaffen werden. Wir Deutschen wollen die Disciplin eben auch *sehen* — das verlangt unser Volk in Waffen, mag nun der Attila- oder der Khakianzug getragen werden. Das ist eben dem Volke einerlei, wenn's auch seine Söhne gern etwas geschmückt sieht, selbst auf Kosten der Bequemlichkeit. Dergleichen hat sich ja noch immer aus dem Drange der Opportunität heraus entwickelt. — Alles in allem kann ich die Lektüre des korvinschen Buches warm empfehlen.

Berlin. *F. Frhr. von Dincklage.*

Storia e fisologia dell' arte di ridere. Di Tullio Massarani. Vol. I. L'antichità e il medio evo. Vol. II. Dal risorgimento delle lettere in Europa all' apogeo e alla decadenza. Milano, Ulrico Hoepli, 1900. (à L. 4,50.)

Das Werk erfüllt nicht die Erwartungen, die der etwas seltsame, die Neugier reizende Titel erweckt. In geistreichem Plaudertone erzählt der bekannte, kluge, gewandte und vielerfahrene Publizist, den auch als Greis seine frische Schaffenskraft nicht verläßt, im ersten Bande von der humoristischen Litteratur des Orients (Chinesen, Inder, Aegypter, Juden), dann des antiken Italiens, Griechenlands und des Mittelalters. Der zweite Band umfaßt die Zeit der Renaissance bis zu ihrem Höhepunkte und Verfalle, ein dritter soll die komische Litteratur der modernen Welt behandeln. Große Belesenheit, glattfließender, leichter Ton zeichnet das Werk aus, das als kompilatorische Arbeit anregend unterhält. Auf Originalität der Gedanken, auf eigene richtunggebende Forschung, ja selbst auf Zuverlässigkeit der Thatsachen und des Urteils kann es keinen Anspruch erheben. Dem Litterarhistoriker, der vielleicht durch das Titelwort einer „Physiologie“ ganz besondere Aufschlüsse erwartet, liefert es keine neuen Gesichtspunkte.

Wien. *Camillo V. Susan.*

* Meinungs-Austausch *

Vorbemerkung. Wir eröffnen diese Rubrik unseren Mitarbeitern und Lesern zum Zwecke solcher gelegentlichen Diskussionen, die im Rahmen der Zeitschrift liegen und an deren ohnehin stark belasteten Raum keine größeren Ansprüche stellen. Es sollen darin Aufnahme finden: ergänzende oder berichtigende Zusätze zu den im „Litterarischen Echo“ erscheinenden Artikeln, Bemerkungen und Glossen allgemeiner oder besonderer Art über Vorgänge und Mißstände des litterarischen Lebens, Hinweise auf verschollene Bücher oder Buchstellen, die für die Gegenwart von Interesse sind, Einfälle, Vorschläge, Anregungen, überhaupt alles dieser Art, was der allgemeinen Teilnahme und Kenntnis wert ist. Ausgeschlossen sind anonyme Beiträge, rein persönliche Polemiken, sowie Entgegnungen rezensierter Autoren auf die ihnen zuteil gewordene Kritik: für solche bleibt, soweit sie sachlich gerechtfertigt sind, die bisherige Rubrik der „Zuschriften“ bestehen. Die Einsendungen für den „Meinungs-Austausch“ sollen demgemäß keine Artikel sein, sondern mehr den Charakter von Randbemerkungen

tragen und den Umfang von 1—1½ Spalten im Höchstfalle nicht überschreiten. Die Entscheidung über den Abdruck müssen wir uns im einzelnen Falle vorbehalten und senden Unverwendbares nur auf besonderen Wunsch und ohne nähere Begründung zurück.

Wir hoffen, daß durch diese, wenn auch zunächst im Umfang bescheidene Diskussions-Gelegenheit manche fruchtbare Anregung ausgeteilt und mancher flüchtige, aber tüchtige Einfall unter Dach gebracht werden soll, und bitten unsere Mitarbeiter und Freunde, bei geeigneten Anlässen davon Gebrauch zu machen.

Die Redaktion.

---

1. München-Nymphenburg, 25. 9. 01.

Sehr geehrter Herr Doktor, erlauben Sie mir als einem fleißigen Leser des Litt. Echos einige flüchtige Bemerkungen zu dem Artikel von J. E. Poritzky: „Das Kind in der Weltlitteratur" in Nr. 24. Daß der Aufsatz viele Lücken enthält, giebt ja der Verf. selbst zu, allerdings sind sehr auffallende darunter, z. B. für die deutsche Litteratur das gänzliche Fehlen des Sturm und Drang mit seinen zahlreichen Kinderrollen im Drama; auch die Verwertung des Kindes zu Rührzwecken bei Iffland und besonders bei Kotzebue bleibt ebenso unerwähnt wie die Auffassung des Kindes in der Romantik (beispielsweise das reizende Märchen von Hyacinth und Rosenblütchen bei Novalis oder die schöne Erzählung „Die Heimatlosen" von Just. Kerner).

Doch das nur nebenbei. Ganz unzureichend ist aber, wa sder Verfasser über das Kind bei Goethe sagt. Wenn er hier nur Karlchen im „Götz", das Kind in der „Novelle" und Mignon in „Wilhelm Meister" anzuführen weiß, so ist dies denn doch zu wenig. Zunächst dürfte die Einreihung Mignons in ihrer frühreifen Weiblichkeit unter den Typus Kind sehr anfechtbar erscheinen. Dann aber die Lücken (ich erwähne dabei nur, was mir eben beifällt): der Nachbarsjunge in den „Geschwistern", Euphorion im II. Faust, dann wichtiger als diese die prächtigen „wunderlichen Nachbarskinder" in der Meisternovelle, die in den Wahlverwandtschaften erzählt wird (aus diesen selber wäre die kleine Freundin Ottiliens, Nanny, zu erwähnen), der kräftig gezeichnete Fischerknabe in der schönen, den Wanderjahren eingefügten Erzählung, die Levi (in seiner reizenden Ausgabe Goethes gesammelte Erzählungen und Märchen) „Erlebnisse eines Knaben" betitelt. Am wichtigsten aber — die weitaus bedeutendste und ausgeführteste Kinderstudie Goethes: Felix, der Sohn Wilhelm Meisters, der mit all seinen kleinen Fehlern und Tugenden so fein gezeichnet ist und meines Erachtens allein schon den vollen Beweis für Goethes intime Kenntnis der Kinderseele (war er doch immer und überall der Freund der Kinder, hat er doch Fritz Stein jahrelang erzogen!) zu geben vermag.

Vielleicht machen Sie gelegentlich auf diese Lücke aufmerksam, damit nicht bei flüchtigeren Lesern das Bild Goethes als das eines Dichters, der dem Kinde nirgends gerecht geworden, sich festsetze!

Mit vollkommenster Hochachtung
Ihr ganz ergebener
Dr. Sulger-Gebing,
Privatdozent.

---

2. Winterthur, 30. Sept. 1901.

Der interessante und verdienstvolle Leitartikel in Heft 24: „Das Kind in der Weltlitteratur" von J. E. Poritzky, bedarf, abgesehen von andern, wie mir scheint, mehr oder weniger problematischen Sätzen, an einer Stelle wenigstens einer Berichtigung.

Wenn der geehrte Herr Verfasser schreibt, daß „die Griechen in ihren Tragödien das Kind nicht zu Worte kommen ließen", so scheint er von dem Werke des Euripides keine Kenntnis zu haben. Wie nämlich dieser kühne Geist seine Stücke mit den sophistischen Problemen der Zeit erfüllt hat, wie er die Seele des Weibes studierte und in seinen Dramen selbst pathologische Zustände, wie man sie im 19. Jahrhundert entdeckt zu haben meint, oft mit der Detailkenntnis des Psychiaters darstellt, so hat er sich auch in den Geist des Kindes vertieft, und wir finden daher in seinen Stücken mehrfach Schilderungen aus der Seele des Kindes. In seiner „Alkestis" hat er dem etwa zehnjährigen Eumelos ungefähr 20 Verse in den Mund gelegt (V. 393—403; 406—415). Noch effektvoller ist die Rolle, die in der „Andromache" das Söhnchen der Titelheldin, Molossos, spielt (V. 504—536). Auch die Kinder der getöteten sieben Helden vor Theben treten in den „Schutzflehenden" sprechend auf (V. 1123 ff.). In der „Medea" reden die Kinder wenig, aber der Dichter hat ihr Wesen und ihre Aeußerungen durch die Mutter charakterisieren lassen.

Im übrigen verweise ich auf die gute Behandlung dieser Frage bei P. Decharme, Euripides et l'esprit de son théâtre, S. 276 ff., wo man noch andere hierhergehörende Beispiele findet.

Dr. E. Ermatinger.

---

3. Moskau, Ende September 1901.

Noch als kleiner Junge mußte ich folgendes, in allen deutschen Lesebüchern für russische Schulen befindliches Gedichtchen auswendig lernen:

„Du Bächlein silberhell und klar,
Du eilst vorüber immerdar;
Am Ufer steh' ich, sinn und sinn':
Wo kommst du her? Wo gehst du hin?

—„Ich komm aus dunkler Felsen Schoß,
Mein Lauf geht über Blum und Moos,
Auf meinem Spiegel schwebt so mild
Des blauen Himmels freundlich Bild.

Drum hab' ich frohen Kindersinn,
Es treibt mich fort, weiß nicht wohin.
Der mich gerufen aus dem Stein,
Der, denk' ich, wird mein Führer sein."

Als Verfasser dieses Gedichtes nennen sämtliche Lesebücher — Goethe. Nun habe ich aber das Gedicht in keiner Goethe-Ausgabe finden können, auch erscheint mir diese Autorschaft überhaupt höchst zweifelhaft. Vielleicht kann mir jemand darüber Aufklärung verschaffen?

Arthur Luther.

Nachrichten

Angekündigte Bücher. Der Verlag von C. F. Amelang in Leipzig kündigt ein neues Unternehmen an, das den Zweck verfolgen soll, unter dem Sammeltitel „Die Litteraturen des Ostens in Einzeldarstellungen" im Laufe der nächsten vier bis fünf Jahre die Litteraturen der Polen, Russen, Böhmen, Perser, Araber, Hebräer u. m. a. wissenschaftlich zu behandeln. Zunächst soll eine „Geschichte der polnischen Litteratur" von Prof. Dr. A. Brückner sowie die in einem Bande vereinigten Darstellungen der persischen (Prof. Dr. P. Horn) und der arabischen Litteratur (Prof. Dr. C. Brockelmann) erscheinen (Preis jedes Bandes 7,50 Mk.). — Ein illustriertes Büchlein über das Leben und Arbeiten des Schwarzwalddichters Heinrich Hansjakob von Albert Pfister erscheint demnächst im Verlage von Adolf Bonz & Comp. — Den bekannten spemannschen Goldenen Büchern der Kunst, der Musik und der Weltlitteratur wird sich in Kürze ein „Goldenes Buch des Theaters" anreihen, das unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rud. Genée, Max Grube, Paul Lindau u. m. a. herausgegeben wird. — Gesammelte litterarische Aufsätze von Erich Schlaikjer kündigt der Buchverlag der „Hilfe" an.

Preisaufgaben. Eine interessante Preisaufgabe hat die göttinger kgl. Gesellschaft der Wissenschaften für das Jahr 1903 gestellt. Die Gesellschaft wünscht eine auf Beobachtung der überlieferten Texte gegründete, auf die Erkenntnis des historischen Zusammenhanges gerichtete Untersuchung der wichtigsten im lesbischen und jonischen Liede, der chorischen Lyrik und den lyrischen Teilen des Dramas angewendeten metrischen Formen unter Berücksichtigung der hellenistischen und der älteren römischen Poesie." Der Preis beträgt 1000 Mark. — Die Monatsschrift „Stimmen der Gegenwart" (Eberswalde, S. Dyck) setzt Preise von 200 Mk. und 50 Mk. für die beste Skizze im Umfang von etwa 300 Zeilen aus. Einsendungstermin: 1. November 1901.

* *

Graff-Ausstellung. In Winterthur hat man in den letzten Wochen eine Ausstellung der Werke des Malers Anton Graff veranstaltet, der dort 1736 geboren wurde. Graff war „der" Porträtmaler unserer Klassiker, wie Chodowiecki ihr Illustrator war. Unter den rund 300 Porträts, die er in einem langen Leben gemalt hat — er lebte zuletzt ein halbes Jahrhundert in Dresden, wo er 1813 gestorben ist — befinden sich solche von Lessing, Geßner, Ramler, Gellert, Moses Mendelssohn, Herder, Bürger, Schiller, Bodmer, Henriette Herz und zahlreichen anderen geistig bedeutenden Zeitgenossen. Auch ein vorzügliches Porträt Chodowieckis hat Graff gemalt.

* *

Allerlei. In Konstanz verstarb der Weinhändler Gustav Hartwig, der unter dem Pseudonym Gustav Hirsch Gedichte und Balladen veröffentlicht hat („Erlebtes — Erdachtes", „Balladen u. a. Gedichte"). — Am 29. September fand in Säckingen die feierliche Enthüllung eines von dem Bildhauer Menges (München) geschaffenen Scheffel-Denkmals statt. — An demselben Tage wurde in Pola ein Dante-Denkmal enthüllt. — Der kürzlich verstorbene Germanist Prof. Karl Weinhold hat seine umfangreiche Autographensammlung, die reiche Briefschätze aus der älteren deutschen Litteratur bis zur Zeit Goethes enthält, der berliner Litteraturarchiv-Gesellschaft vermacht, zu deren Vorstandsmitgliedern er gehörte. — Der Multatuli-Uebersetzer Wilhelm Spohr unternimmt von Mitte November bis gegen Weihnachten eine Multatuli-Tournée durch Deutschland, Oesterreich und die Schweiz. — August Strindberg hat ein modernes Doppeldrama „Der Totentanz", Ernst von Wildenbruch ein neues Trauerspiel, das den Titel „König Laurin" führt, vollendet. — Dr. Jos. Edmund Jörg, Herausgeber der „Historisch-politischen Blätter" in München, tritt von der Leitung dieser Zeitschrift zurück, der er seit 1852 angehörte. Jörg steht im 82. Lebensjahre. — In Krakau starb der polnische Roman- und Theaterschriftsteller Ignaz Sewer Maciejowski im 63. Lebensjahre.

Vorlesungschronik.

Für das Wintersemester 1901/2 sind die folgenden Hochschul-Vorlesungen zur neueren Litteratur angekündigt:

Basel: Meier, Deutsche Litteratur von der Reformation bis zu Goethes Tode. Socin, Deutsche Litteratur von 1830 bis 1848. — Berlin: E. Schmidt, Goethe und Schiller; Goethes Faust. Geiger, Deutsche Litteraturgeschichte im Reformationszeitalter; Berlins Litteratur- und Kulturgeschichte von 1740 bis 1840; Deutsche Litteratur von Goethes Tod bis 1848. Meyer, Einführung in die deutsche Philologie. Herrmann, Geschichte des deutschen Dramas. R. Lehmann, Weltanschauung der deutsch-klassischen Dichter. — (Technische Hochschule): Lippstreu, Goethes Faust. — Bern: Walzel, Goethe, Schiller und ihre Zeitgenossen; Deutsche Litteratur im 19. Jahrh. — Bonn: Litzmann, Geschichte des deutschen Theaters und Dramas; Goethes Lyrik. Dreicher, Goethes Werke; Deutsche Litteratur im 19. Jahrh. Koch, Geschichte des deutschen Dramas und Theaters von seinen Anfängen bis Schiller; Faust, 2. Teil. — Czernowitz: Zingerle v. Summersberg, Deutsche Litteratur des 17. Jahrh. — Dresden (Technische Hochschule): Stern, Litteraturgeschichte des 18. Jahrh.; Goethes Leben und Werke. — Erlangen: Steinmeyer, Deutsche Litteratur von Gottscheds Anfängen bis zum Bund zwischen Goethe und Schiller. — Freiburg i. Br.: Woerner, Goethe und Schiller. — Genf: Bouvier, Histoire du roman moderne. Redard, La littérature en Angleterre et en Allemagne pendant le premier quart du XIXme siècle. Platzhoff, La philosophie de Richard Wagner. — Gießen: Kinkel, Schiller als Philosoph. Collin, Geschichte des modernen Romans in Deutschland. Strack, Goethes Leben und Dichten seit der italienischen Reise. — Göttingen: Baumann, Dichterische und wissenschaftliche Weltanschauung. Roethe, Litteraturgeschichte des 17. Jahrh. — Graz: Seuffert, Die klassische Zeit der deutschen Litteratur. — Greifswald: Gillet, Le roman français au XIXe siècle. 1830—1860. — Halle: Bremer, Litteraturgeschichte des 17. Jahrh. Schultze, Der Geist der Zeit in der modernen Litteratur und Kunst; Erläuterungen zu neuen Goethe-Erinnerungen aus dem Nachlaß des Joh. Falk; Deutsche Litteratur seit 1870. — Hannover (Technische Hochschule): v. Hanstein, Ueberblick über die Geschichte der Weltlitteratur im 19. Jahrh.; Goethe und seine Zeit. — Heidelberg: A. Koch, Geschichte der Presse und des Journalismus in Deutschland. v. Waldberg, Deutsche Litteratur von Lessing bis Schillers Tod; Poetik. Wunderlich, Heinrich von Kleist. — Jena: Michels, Deutsche Litteratur seit Opitz. Schlösser, Schillers Leben und Werke. Dinger, Dramaturgie. Bastier, Die französische Prosa im 19. Jahrh. — Innsbruck: Wackernell, Deutsche Litteratur des 16. Jahrh.; Goethes Leben und Lyrik. — Karlsruhe (Technische Hochschule): Waag, Lessings und Wielands Werke. — Kiel: Wolff, Deutsche Litteratur im 18. Jahrh. bis zu Lessings Tod; Litteratur und Weltanschauung der Gegenwart in geschichtlicher Beleuchtung. — Königsberg: Baumgart, Das antike und das moderne klassische Drama; Lessings Leben und Schriften. Delmer, Geschichte des englischen Romans im 19. Jahrh. — Lausanne: Maurer, La littérature allemande de Lessing aux Romantiques. — Leipzig: Volkelt, Jean Paul als Dichter und Denker. Köster, Deutsche Litteratur im 19. Jahrh.; Geschichte des Studentenliedes; Goethes Faust, 2. Teil. Witkowski, Deutsche Litteratur von der Reformation bis auf Schillers Tod; Goethe (1805—1832). — Marburg: Schröder, Goethe bis zur Reise nach Italien. Elster, Goethes Leben und Werke. Kühnemann, Schillers Weltanschauung in seinen Dramen. — München: Muncker, Das deutsche Drama in den letzten 30 Jahren. Borinski, Goethes Faust; Kritische Uebersicht über die pessimistische Litteratur (von Pierre Bayle bis Byron, Leopardi und Schopenhauer). v. d. Leyden, Der junge Goethe. — (Technische Hochschule): Sulger-Gebing, Deutsche Litteratur zur Zeit Goethes und Schillers; Goethes Faust. — Münster: Jostes, Geschichte der deutschen Litteratur. — Neuchâtel: Domeier, Goethe und seine Zeit; Das deutsche Lied; Gottfried Keller. Zebrowski, Les rapports des littératures française et allemande au XVIIIme et XIXme siècle. — Prag: Sauer, Deutsche Litteratur im Zeitalter der Aufklärung; Deutsche Litteratur in Oesterreich seit 1804. Hauffen, Goethes Faust; Deutsche Stillehre; Lektüre moderner Dramen. — Rostock: Golther, Parzival und der Gral in den Gedichten des Mittelalters und der Gegenwart. — Straßburg: Martin, Deutsche Litteratur im Zeitalter der Renaissance und der Reformation. Windelband, Geschichte des deutschen Geisteslebens von Leibniz und Klopstock bis Hegel und Goethe. Röhrig, Littérature française sous Napoléon I.; Correspondance entre Schiller et Goethe. — Stuttgart (Technische Hochschule): Weitbrecht, Die deutsche Poesie im 19. Jahrh.; Goethes Faust. — Tübingen: Fischer, Schillers Leben und Werke. — Wien: Reich, Zur Aesthetik und Technik des Dramas. Minor, Die Romantik in Deutschland; Das deutsche Drama von Kotzebue bis Kleist. v. Weilen, Deutsche Stilistik. Arnold, Hebbel und Ludwig. — (Technische Hochschule): v. Weilen, Das deutsche Drama in Oesterreich; Goethes Faust, 1. Teil. — Würzburg: Röttekен, Litteraturgeschichte der deutschen Romantik; Uebersicht über die deutsche Litteratur vom Anfang des 18. Jahrh. bis zum Ausgang der Sturm- und Drangperiode. Petsch, Goethes Leben und Werk bis 1794; Goethes Faust, 2. Teil. — Zürich: Frey, Dramatiker des 19. Jahrh.; Die Romantiker. Stiefel, Lessing, Goethe, Schiller als Dramatiker; Deutsche Litteratur von 1850 bis 1870. Betz, Das deutsche Theater in seinen Beziehungen zum Ausland (18. und 19. Jahrh.) — (Polytechnikum): Stiefel, Die Hauptwerke der deutschen Klassiker und die Ideale des 18. Jahrh.; Schweizerische Litteratur seit 1830; Deutsche Litteratur von 1870 bis 1900.

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Anders, P. Muz. Roman. Breslau, Schlesische Verlags-Anst. von S. Schottländer. 280 S. M. 3,— (4,—).

Asenijeff, E. Unschuld. Ein modernes Mädchenbuch. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. breit gr. 8°. 135 S. M. 2,50.

Behrend, O. Manöver. Erz. a. d. Soldatenleben. Illustr. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. 146 S. M. 1,—.

Bernouilli, C. A. Lucas Heland. Roman. Neue Ausg. Berlin, Wiegandt & Grieben. gr. 8°. 264 S. M. 3,— (4,—).

Bornemann, W. Innere Mission. Eine Pfarrerstragödie. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 227 S. M. 3,— (4,—).

Cordes, O. Hinauf — hinab. Künstlerroman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 253 S. M. 3,— (4,—).

Dahn, Felix. Der Vater und die Söhne. Histor. Roman aus der Völkerwanderung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 128 S. M. 2,— (3,—).

Hauff d. J., W. Das Reich der Freude. Eine moderne Geschichte. Illustr. München, Aug. Schupp. 12°. 135 S. M. 1,— (1,50).

Kahlenberg, Hans v. Der Fremde. Ein Gleichnis. Dresden, Carl Reißner. 400 S. M. 5,— (6,—).

Mollenhauer, K. Der Wille zum Leben. Erzählung. Goslar, F. A. Lattmann. 216 S. M. 2,50 (3,—).

Raabe, Wilhelm. Halb Mähr, halb mehr. 2 Erz. Jubiläumsausg. mit Illustr. von C. Röhling. Berlin, G. Grote. 12°. 126 S. Kart. M. 1,50, geb. M. 2,50.

Roth, G. Rohch'm Feierohmd. Lustige greizer Geschichten. 12°. 88 S. — Je länger, je lieber. Heitere Erzählungen und Gedichte in vogtländ. Mundart. 12°. 88 S. Greiz, Selbstverlag. Je M. 1,— (1,50).

Selmann, Konrad. An der Engelsbucht. Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 344 S. M. 5,— (6,—).

Theden, O. Neues Novellenbuch. Ernste und heitere Geschichten. Breslau, Schles. Verlags-Anst. von S. Schottländer. 328 S. M. 3,— (4,—).

Vely, E. Wandelbilder aus dem sozialen Leben. 3. Bd. Alleweltsleute. Breslau, Schles. Verlags-Anst. von S. Schottländer. 426 S. M. 3,50 (4,50).

Wolzogen, Ernst v. Die arme Sünderin. Roman. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Bde. M. 1,— (1,50).

Björnson, B. Der Mutter Hände u. a. Novellen. Aus d. Norweg. von O. Hanier. (Kürschners Bücherschatz, Nr. 261.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 112 S. M. —,20.

Gorki, Maxim. Malwa. — Konowalow. 2 Novellen. Aus d. Russischen von Klara Brauner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. 199 S. M. 1,50 (2,50).

Gorki, Maxim. Tschelkasch. — Boleiy. — Lied vom Falken. 3 Erz. Deutsch von C. Berger. Leipzig, Richard Wöpke. 95 S. M. 1,— (1,50).

Jokai, Maurus. Märtyrer des Herzens. — Zwei Frauen. Ueberz. von L. Wechsler. Breslau, Schles. Verlags-Anst. von S. Schottländer. 234 S. M. 2,50 (3,50).

Lebelong, E. Mieze Wichmann. Aus dem Leben einer jungen Dame unserer Zeit. Ueberz. Berlin, Axel Juncker. 135 S. M. 2,— (3,—).

Strindberg, August. Aus dem lateinischen Viertel. Skizzen a. d. schwed. Universitätsleben. Ueberz. von S. R. Nagel. Breslau, Schles. Verlags-Anst. von S. Schottländer. 238 S. M. 2,50 (3,50).

Wilde, Oscar. Dorian Gray. Aus d. Engl. von J. Gaulke. Leipzig, Max Spohr. gr. 8°. XV, 203 S. M. 3,—.

b) Lyrisches und Episches.

Bernouilli, C. A. Wahn und Ahnung. Erste Lieder. Berlin, Wiegandt & Grieben. 12°. 102 S. M. 2,40 (3,—).

Brels, M. Jugend-Ernte. Eberswalde, Siegfried Dyck. Schmal 8°. 62 S. M. 1,—.

Reimérdes, Edgar. Klingende Akkorde. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 131 S. M. 2,—.

Roland, E. (E. Lewald). Gedichte. Neue Folge. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. 95 S. M. 1,60 (2,50).

Schaibeitlin, Adolf. Lyrischer Erntegang. Männlichen Geistern gewidmet. Berlin, S. Rosenbaum. gr. 8°. 197 S. M. 3,—.

Zanno, Wilhelm. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 69 S. M. 1,20.

Ueberbrettl-Herren-Vorträge. 66 S. — Ueberbrettl-Damen-Vorträge. 62 S. Herausgegeben von Günther Leu-Steding. Berlin, Th. Mayhofer Nachf. Je M. —,60.

Zwehl, H. F. v. König Baldurs Liebe. Märchenepos in 6 Gesängen. Berlin, A. Bath. 54 S. Geb. M. 2,—.

c) Dramatisches.

Abel, H. K. u. R. Prévôt. D' Waldmühl E-n-elsassisch Volksstück. Straßburg, Ludolf Beust. 104 S. M. 2,—.

Bernouilli, C. A. Das Testament. Familien-Drama. Berlin, Wiegandt & Grieben. gr. 8°. 115 S. M. 2,40.

Hebbel, Friedrich. Sämtliche Werke. Hist.-kritisch. Ausg., besorgt von R. M. Werner. 4. Bd. (Die Nibelungen). Berlin, B. Behr. gr. 8°. XLVIII, 397 S. M. 2,50 (3,50).

Oehler, H. Die heilige Ehe. Eine Lebenskomödie in 3 Aufz. Eberswalde, Siegfried Dyck. 94 S. M. 2,—.

Ostwald, Hans. Die Tippelschickse. Szene a. d. Vagabundenleben. Berlin, Th. Mayhofer Nachf. 26 S. M. —,60.

Revel, H. A. Thanatos. Mystische Tragödie in drei Akten, einem Vor- und einem Nachspiel. Dresden, E. Pierson. 218 S. M. 2,50.

Schanzer, Rudolf. 3 Pantomimen. Berlin, Th. Mayhofer Nachf. 28 S. M. —,60.

Will-Miltenstein. Maria. Drama. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 57 S. M. 1,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Baumgartner S. J., A. Geschichte der Weltlitteratur. I. Die Litteraturen Westasiens und der Nilländer. 4. Aufl. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsh. gr. 8°. XIX, 638 S. M. 9,60 (12,—).

Brandes, W. Wilhelm Raabe. Sieben Kapitel z. Verständnis u. z. Würdigung d. Dichters. M. d. Bildern Raabes, s. Heimatsstadt u. s. Geburtshauses. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 109 S. M. 2,—.

Bulthaupt, Heinrich. Dramaturgie des Schauspiels. 1. Bd. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 8. Aufl. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. gr. 8°. 557 S. M. 6,— (7,—).

Greulich, O. Platens Litteratur-Komödien. Eine litterarhistor. Untersuchung. Bern, Schmid & Francke. gr. 8°. 132 S. M. 2,50.

Hamerling, R. Ungedruckte Briefe. 4. H. Wien, C. Daberkow. 448 S. mit Bildn. M. 1,80.

Hauser, Otto. Die niederländische Lyrik von 1875 bis 1900. Eine Studie und Uebersetzungen. Großenhain, Baumert & Ronge. 196 S. M. 2,— (3,—).

Heyfelder, E. Klassizismus und Naturalismus bei Fr. Th. Vischer. Berlin, R. Gaertner. gr. 8°. 86 S. M. 1,60.

Krause, K. Ch. Fr. Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. A. d. handschriftl. Nachl. d. Verf. herausg. v. P. Hohlfeld u. A. Wünsche. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchh. gr. 8°. 155 S. M. 3,—.

Meßner, P. Drei deutsche Böhmerwalddichter. Leipzig, J. C. Hinrichs. 100 S. M. 1,—.

Müller, Joh. Herm. Der Sozialdemokrat Johannes Wedde als litterarische Größe. Hamburg, Alfred Janssen. gr. 4°. 47 S. M. 1,—.

Riemann, R. Goethes Romantechnik. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 416 S. M. 6,—.

Roemer, A. Ueber den litterarisch-ästhetischen Bildungsstand des attischen Theaterpublikums. (Aus: „Abhandlungen der bayer. Akad. d. Wissensch.".) München, G. Franz. gr. 4°. 95 S. M. 3,—.

Schlachter, F. Spottlieder in franz. Sprache, besonders auf die Franzosen, aus dem Beginn des 7jährigen Krieges. Diss. Erlangen, Fr. Junge. gr. 8°. XV, 37 S. M. 1,—.

Wolfi, Eugen. Zwölf Jahre im litterarischen Kampf. Studien und Kritiken zur Litteratur der Gegenwart. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. gr. 8°. 552 S. M. 6,— (7,—).

e) Verschiedenes.

Bibliothek der Gesamtlitteratur. Uhland, L. Gedichte. Auswahl f. d. Jugend. M. —,25. — Koran, der. A. d. Arab. von Th. F. Grigull. Geb. M. 2,50. — Multatuli. Walther in der Lehre. Humor. Roman. A. d. Holl. von K. Mischke. Geb. M. 2,—. — Henzen, W. Kaiser, König und Bürger. Drama. M. —,25. Halle, Otto Hendel.

Buhle, W. Briefe über Erziehung, an eine junge Mutter gerichtet. Berlin, Ferd. Dümmler. gr. 8°. 220 S. M. 2,40 (3,20).

Dalwigk zu Lichtenfels, Frhr. Reinhard. Briefe aus Rom und Athen (1850/51). Herausg von seiner Tochter. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. gr. 8°. 132 S. M. 2,— (3,—).

Hollitscher, J. Das historische Gesetz. Zur Kritik der materialistischen Geschichtsauffassung. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 134 S. M. 3,—.

Kende, M. Die Entartung des Menschengeschlechts, ihre Ursachen und die Mittel zu ihrer Bekämpfung. Halle, Carl Marhold. gr. 8°. 136 S. M. 3,—.

Kohut, Adolf. Allerlei neue Bismarckiana. Leipzig, B. Elischer Nachf. 211 S. M. 3,— (4,—).

Morris, W. Kunsthoffnungen und Kunstsorgen. I und II. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 44, 41 S. Je M. 2,—.

Müller, A. Scheinchristentum und Haeckels Welträtsel. Ein Vergleich. Gotha, Fr. A. Perthes. gr. 8°. 167 S. M. 2,—.

Poppe, F. Zwischen Ems und Weser. Land und Leute in Oldenburg und Ostfriesland. 2. Aufl. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. gr. 8°. 472 S. M. 6,— (7,—).

Schur, E. Grundsätze und Ideen zur Ausstattung des Buches. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. breit gr. 8°. 125 S. M. 4,—.

Troost, E. Samoanische Eindrücke und Beobachtungen. Skizzen aus unserer jüngsten deutschen Kolonie. Berlin, A. W. Hayns Erben. 75 S. mit Abb. M. 1,20.

Weißenfels, O. Die Bildungswirren der Gegenwart. Berlin, Ferd. Dümmler. gr. 8°. XX, 384 S. M. 5,— (6,—).

Wilda, J. Von Hongkong nach Moskau. Ostasiatische Reisen. Mit 53 Illustr. u. s. w. Altenburg, Stephan Geibel. gr. 8°. 312 S. M. 4,50 (6,—).

Zeitler, J. Die Kunstphilosophie von Hippolyte Adolphe Taine. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 206 S. M. 6,—.

Leroy-Beaulieu, A. Der Antisemitismus. Uebers. von W. Thal. Berlin, Dr. John Edelheim. Lex.-8°. 37 S. M. —,75.

Multatuli. Die Abenteuer des kleinen Walther. 1. Teil. A. d. Holländ. v. Wilh. Spohr. Minden i. W., J. C. C. Bruns. gr. 8°. 440 S.

Pennell, J. Die moderne Illustration. A. d. Engl. von L. u. K. Burger. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 362 S. mit 170 Abb. M. 7,50 (9,—).

Ruskin, John. Sechs Morgen in Florenz. Einfache Studien christl. Kunst. A. d. Engl. v. A. Wilmersdoerffer. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 220 S. M. 4,—.

Thurneysen, R. Sagen aus dem alten Irland. Uebersetzt von Th. Berlin, Wiegandt & Grieben. gr. 8°. 152 S. M. 6,—.

Tolstoi, L. N. Ueber die sexuelle Frage. Uebers. von M. Feofanoff. Leipzig, Eugen Diederichs. 185 S. M. 1,—.

Tolstoi, Graf Leo, und der heilige Synod. Deutsch von N. Syrkin. Berlin, Hugo Steinitz. 77 S. M. 1,—.

Kataloge.

v. Zahn & Jaensch, Antiquariat in Dresden. Katalog Nr. 130: Deutsche Belletristik. 65 S.

Zuschrift.

Herrn Verlagsbuchhändler Eugen Diederichs zur Antwort.

Die „Entgegnung" des Herrn Diederichs auf meine Einwände gegen das Gigerltum in der Buchmode (vgl. LE Heft 21 und 24) trifft nicht, sie besteht aus Lufthieben. Was Herr Diederichs bestreitet, habe ich nicht behauptet, und was er behauptet, habe ich nicht bestritten. Ich bin durchaus kein Feind des modernen Buchschmuckes, vielmehr habe ich gerade weil ich ihn in künstlerischer Form liebe, seine lächerlichen Auswüchse zu geißeln versucht. In meinem Aufsatz („Theatrokratie und Stilwirrnis") heißt es: „Es war ein frischer erfreulicher Ton, der vor einigen Jahren die Verleger zur Sorgfalt einer geschmackvollen künstlerischen Buchausstattung rief." Und im folgenden Absatz: „Einer der auf dem Gebiet moderner Buchausstattung verdienstvollsten und rührigsten Verleger ist ohne Frage Herr Eugen Diederichs." Also Einseitigkeit wird mir Herr Diederichs nicht vorwerfen können. Umsomehr halte ich aber meine in jenem Aufsatz nun folgenden Einwände aufrecht; von ihnen hat Herr Diederichs kein Jota zu widerlegen vermocht, vielmehr zeigt der Umstand, daß meine Ausführungen über die „Meiningerei im Buchgewerbe" und das „Gigerltum in der Buchmode" mit Anführung dieser meiner Ausdrücke durch die gesamte Presse gingen, deutlich genug, wie sehr damit das Rechte getroffen war. Der prinzipielle Unterschied zwischen Herrn Diederichs und mir ist der, daß ich der Meinung bin, ein Buch sei in erster Linie zum Lesen da. Herr Diederichs zeigt in köstlicher Selbstpersiflage das Gegenteil: anstatt in erster Linie auf den Sinn und Geist des Buches zu sehen, liest er unabhängig davon die Form, den toten Buchstaben. Ich zitiere wörtlich aus der Entgegnung des Herrn Diederichs; er schreibt: „Ich lese: Het ute if tdiea usar tunga ufd emge bieted esb uchfch mucksb eina hezu mgro benun fugge worden." Plötzlich ruft er aus: „Wie Schuppen fällt es mir von den Augen: ... He ute if u. f. w. heißt ja: „Heute ist die Ausartung auf dem Gebiete des Buchschmuckes beinahe zum groben Unfug geworden." So Herr Eugen Diederichs. Spottet seiner selbst und weiß nicht wie.

... Aus dieser Krankheit des Herrn Diederichs: Buchstaben zu lesen, wo er Sätze lesen sollte, ist es nur zu erklären, wenn er meine Einwände gegen die Einreihung der Seitenzahlen in die Zeilen des Textes nicht begreift. Ich lese nun einmal nach dem Sinn eines Buches, und ich behaupte, wenn man in einer düsteren, ergreifenden Dichtung Maeterlincks den Satz findet: „Hört ihr die 9 Nachtigallen schlagen" oder „ich glaube, es sind keine 65 Sterne mehr am Himmel", so stört es und ist ärgerlich, sich erst sagen zu müssen: die 9 und 64 sind Seitenzahlen, sie gehören nicht zum Text, der kluge Herr Eugen Diederichs hat sie nur dem Text eingereiht, um damit die deutsche Buchkunst endlich auf die ersehnte Höhe zu heben. Diese Meiningerei, die aus so belanglosen Kleinigkeiten, wie Seitenzahlen sind, etwas Besonderes machen will und damit den großen Sinn des Ganzen durchquert und verstellt, ist es, die ich bekämpfe und auch ferner bekämpfen werde.

Herr Diederichs thut so, als spräche er im Namen der Verlagsbuchhändler. Nun habe ich aber gerade aus dem Kreise seiner Herren Kollegen zahlreiche Beweise der Zustimmung erhalten, und es bedürfte nur einer Umfrage des „Litterarischen Echos" bei den bedeutendsten Firmen, oder einer Aufforderung zu Meinungsabgaben im Buchhändler-Börsenblatt, um Herrn Diederichs zu beweisen, daß die Mehrzahl der bedeutenden deutschen Buchhändler die gigerlhaften Auswüchse der Buchmode, die das Lesen und Verstehen eines Buches mit ausgetüftelten Mittelchen erschweren, ebenso verurteilen wie ich. — Was Herr Diederichs in seiner „Entgegnung" an kunstgewerblichen Gemeinplätzen vorbringt, ist längst ohne ihn bekannt. Ich glaube, es giebt auch nicht einen Leser des „Litterarischen Echo", der das, was Herr Diederichs in der Pose des Besserwissens vorbringt, nicht schon reiner stilisiert und schärfer pointiert gelesen hätte. Als ob dem feinen, ästhetisch schauenden Auge damit gedient wäre, wenn der Geist aus der Thür gewiesen und der Schnörkel hereingeführt wird! Als ob Raupenplage und Seekrankheitslinien das Höchste in der schmückenden Kunst wären! ... Um so mehr muß bei Herrn Diederichs die ungeheuerliche Anmaßung befremden, mit der er uns Schriftsteller und Kritiker wie grüne Jungens abzukanzeln wagt. „Aber," schreibt er wörtlich, „den Männern der Litteratur ist das künstlerische Sehen einer Form, einer Linie nur vereinzelt aufgegangen". Und ein paar Zeilen weiter fragt Herr Diederichs: „Ihr Kritiker, wenn ihr Bücher besprecht, — denkt ihr euch etwas dabei?" ... Nein, nein, sie denken nichts dabei, die Kritiker. Wie sollten sie! Da muß erst Herr Eugen Diederichs aus Leipzig mit seinen 9 Sternen und 65 Nachtigallen kommen, sie das Denken zu lehren. Auf ihn hatten wir gerade gewartet.

Berlin. Karl Strecker.

Antworten.

Herrn **A W.** in Leipzig. Ihre Einwendungen finden Sie bereits in einer andern Zuschrift unter der Rubrik „Meinungs-Austausch", berücksichtigt.

Herrn **P. E. M.** in Heiligenkreuz. Selbstverständlich ist uns die Einsendung des Rez.-Exemplars erwünscht.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Hans Bülow; beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Erstes November-Heft.

IV. Jahr, No. 3. November 1901.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Fritz Lienhard
Wo stehen wir?

Walther Wolff
Der Geistliche in der Litteratur

Wolfgang Golther
Tristandichtungen

Max Ewert
Pädagogische Litteratur

Ella Mensch
Ein Renaissance-Roman

Echo der Zeitungen ✿ Echo der Zeitschriften

Echo des Auslandes

Französischer Brief (Henri Albert) — Belgischer Brief (Heinrich Bischoff) — Ungarischer Brief (L. Katscher) — Norwegischer Brief (Viggo Moe) — Tschechischer Brief (Ernst Kraus) — Amerikanischer Brief (A. v. Ende)

Echo der Bühnen

Berlin — Bremen — Weimar — Wien

Kurze Anzeigen

von Leonhard Lier, F. F. Heitmüller, Hermann Häfker, Paul Wiegler, Fritz Carsten, Woldemar Haynel, Josef Flach

Nachrichten — Der Büchermarkt — Zuschriften — Antworten

Hierzu das Porträt von Agnes Miegel und drei Illustrationsproben.

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger

Berlin

Verlag: F. Fontane & Co.

Verlag Eugen Diederichs, Leipzig.

Maeterlinck, Maurice, Gesammelte Werke.

Uebersetzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Mit Buchschmuck von **Melchior Lechter** und **W. Müller-Schoenefeld.**

Dramatische Werke:

Bd. I. **Prinzessin Maleine.** Mit einer Vorrede des Verfassers.
Bd. II. Drei Alltagsdramen: **Der Eindringling. Drei Blinden. Zu Hause.**
Bd. III. Drei mystische Spiele: **Die sieben Prinzessinnen. Alladine und Palomides. Der Tod des Tintagiles.**
Bd. IV. **Pelleas und Melisande.** (In Vorbereitung.)
Bd. V. **Aglavaine und Selysette.** (Deutsch von Claudine Funck-Brentano.)
Bd. VI. Zwei Singspiele: **Blaubart und Ariane. Schwester Beatrix.**

Brosch. à M. 3,—; geb. à M. 4,—.

Philosophische Werke:

Bd. VII. **Der Schatz der Armen.**

Broschiert M. 6,—.

Bd. VIII. **Weisheit und Schicksal.** Zweite, verbesserte Auflage.
Bd. IX. **Das Leben der Bienen.**

Brosch. à M. 4,50; geb. à M. 5,50.

Grobheiten

nennt der „Peter Schlemihl" des Simplicissimus (Ludwi Thoma) die soeben erschienene Sammlung seiner beste Schlemihl-Gedichte. Das elegant ausgestattete Büchlein koste

nur eine Mark

Er nennt sie „Grobheiten", weil Grobheit eine deutsch Tugend ist, die — man könnte sagen, leider, — heute nic mehr so floriert, wie ehedem, und daß Peter Schlemihl i ehrlicher Entrüstung über mancherlei manchmal recht gro wird, wirkt in unserem ästhetisierenden Zeitalter sehr gesu und erfrischend. — Vorrätig in allen Buchhandlunge Gegen Einsendung von M. 1.10 vom Verlag **Albert Lange** in **München-Le.**

Alexander Weigls
Unternehmen für Zeitungsausschnitte

„Observer"

Wien, IX. Türkenstrasse Nr. 17,

liest alle hervorrag. Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer u. ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel u. Notizen (Zeitungsausschnitte) über beliebige Themen.
Prospekte gratis und franko.

In allen Buchhandlungen ist erhältlich:

Fritz Lienhard

Neue Ideale

Gesammelte Aufsätze

Subskriptionspreis falls jetzt bestellt
geh. M. 2.50 (später M. 4.—), geb. M. 3.50 (später M. 5.—)

Die Vorherrschaft Berlins

Litterarische Anregungen

geh. 50 Pf., geb. M. 1.50

Prospekte über Lienhards dichterische Werke verschickt kostenfrei der Verleger: **Georg Heinrich Meyer, Berlin SW. 46.**

Abschriften mit der Schreibmaschine

von **Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen**

auch nach Diktat

Mimeographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. liefert schnell, correct, billig, discret.

Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschine

Berlin W., Lützow-Ufer 2.

Auf Wunsch versenden wir unseren illustrierten

VERLAGS-KATALOG

gratis und franko.

F. Fontane & Co.
Berlin W., Lützowstr. 2.

Ein sauberes Manuskript wi b
mit einer erstklassigen Schr maschine hergestellt. Die und billigste **Vervielfältigung** Schriftstücke durch Abziehe dem Mimeographen. *Billigst schmackvolle und genaue Ausfü* beider Arbeiten durch
Frau E. Heinze, Dresd
Fürstenstr. 69.

Die besten Romane

Novellen und humoristischen Erzählungen bringt die allgemein beliebte „Kleine Bibliothek Langen". Jeder Band mit farbigem Umschlag von den bekannten Künstlern des Simplicissimus kostet

nur eine Mark

Wer sich einige genußreiche Stunden bereiten will, der lese die soeben erschienenen Bändchen

Lieber Simplicissimus II. Band
Knut Hamsun, Stimme des Lebens
A. v. Perfall, Die Malschule

In allen Buchhandlungen vorrätig Illustrierter Katalog gratis. Gegen Einsendung des Betrags (und 10 Pf. Porto) franko vom Verlag Albert Langen, München.

SANATOGEN

Lebensfreudigkeit

durch **Kräftigung**

Appetit

Sanatogen **Schl**

Glänzende ärztliche Gutachten über die Erf bei Kranken, Kindern, Schwächlichen, Nervö
Auf Wunsch Broschüre von
Bauer & Cie., Berlin S. O.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber	Vierter Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Ettlinger	Heft 3	F. Fontane & Co.
Berlin W. 50, Schaperstr. 37	November 1901	Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VIa, 11600		Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.

Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4489)

Inseratannahme durch Rex & Co., Berlin NW., Lessingstr. 5.

Wo stehen wir?

Eine Entgegnung an Otto Julius Bierbaum.

Von **Fritz Lienhard** (Halensee).

(Nachdruck verboten.)

Es ist mir recht willkommen, daß ich in diesen unparteiischen Blättern eine Art Seitenstück zu Bierbaums litteraturphilosophischer Plauderei (Litt. Echo IV, 1) übernehmen darf. Wo wir stehen, woher wir kommen, wohin wir gehen, — ich hab' es mit dem besten Willen aus Bierbaums optimistischen Betrachtungen nicht herauslesen können. Aber auch zu Polemik liegt keinerlei Anlaß vor. Das Folgende soll eine Aussprache werden, ebenso unbefangen, wie sich der Leiter des Trianon-Theaters und Dichter des „Lustigen Ehemanns" hier ausgeplaudert hat, wobei sich allerdings einschneidende Unterschiede zwischen unseren Auffassungen ergeben werden.

Es ist etwas irreführend, in eine Fragestellung nach unserem Litteraturgeist ein „Wir" zu verflechten. Nicht die zahllosen „Wir" sind das eigentlich Wichtige in der Kultur, trotz ihrer Unentbehrlichkeit. Ich halt' es hierin mit dem Idealisten und Querkopf Lagarde: „Die Quelle des Fortschritts in der Geschichte ist der einzelne Mensch. Jeder, der energische Lebenskraft genug mitbekommen hat, um in sich die Anlage zu einer harmonischen Existenz, zu einem lebendigen Kunstwerke zu spüren, tritt eben durch dies Gefühl in Gegensatz zu der ihn umgebenden, d. h. ihn einengenden, hemmenden, sich selbst entfremdenden Welt: er nützt der Geschichte dadurch, daß er, je voller er sich aus- und freilebt, Mittelpunkt für andere wird, und weiteren Kreisen wenigstens einen stärkeren oder schwächeren Abglanz seines inneren, nirgends als in ihm leuchtenden Lichtes ergießt." . . . Was von charaktervollen Persönlichkeiten gilt, läßt sich ebenso anwenden auf charaktervolle Nationen. „Auch Nationen sind Persönlichkeiten und haben eine Idee, die zu leben ihre alleinige Pflicht ist." Erst wenn sich also eine Nation „aus möglichst vielen Persönlichkeiten" (Ruskin) zusammensetzt, haben auch die „wir" Bedeutung: tausendfarbig spiegelt sich in ihnen der Geist und die künstlerische Kraft ihrer Nation.

Geist und Kraft, gesammelte Kraft und gehobener Geist, sollten sich ganz besonders spiegeln in den Dichtern der Nation. Die Dichter sollten — und sie thun es auch, wenn es Dichter sind und keine bloße Litteraten, Feuilletonisten oder Aestheten — sollten geradezu leuchten von geheimnisvoll wirkender und werbender Lebenskraft, die sie mit feinsten Organen aus Nation, Menschheit, Schöpfung entsogen haben. Nicht die Naturwissenschaft mit ihrer Analyse, nicht die Malerei mit ihrem bloßen Sehen (trotz unserer Dichter-Maler) können uns den Kern dieses kraftvollen Fluidums schaffen: der Lichtkern dieses Geheimnisses ist in dem Worte Goethes enthalten: „Die Kunst ist eigentlich aus und mit der Religion entsprungen" oder „Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst." Ja, die Besonderheiten der Kunst sind nur Ausstrahlungen jener leuchtenden Einheit, jener reinen und freien, dem Leben nahen und doch vom Leben nicht unterjochten Kraft der Beschauung, die Schopenhauer in seinem Kapitel von der „platonischen Idee" als den Zustand reiner Erkenntnis feiert.

Das ist es, dieser strenge Standort, den wir im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts nicht zwar verloren, wohl aber verbürgerlicht, vergemütlicht haben. Das ist es recht eigentlich, was unsere Klassiker scharf abhebt von den folgenden Generationen: dieser reine und absolute Geist, in dem sich das Gottesreich ihrer Kunst ausbreitete. Sie wollen nicht hoch, rein und groß sein, sie sind es; sie sind so gewachsen, sie haben an sich, aus organischem Trieb, lebenslang geformt und erzogen, immer stärker reisten sie empor in gleichwohl nicht weltverlorene menschliche Freiheit und künstlerische Reinheit.

Wie aber heute? Diese beste Kraft, dieses breite Fundament der Kunst, ist gelähmt. Wir schleppen uns zu klein an der Erde hin, wir seufzen wohl nach der Sonne, sorgen in den Problemen der Zeit, formen ästhetische oder psychologische Absonderlichkeiten — aber jene stolze, klare, einfache

Güte und Höhe zu bekunden und zu gestalten, haben wir nicht die Kraft. Wir haben an der Nation und am Zeitgeist noch keine Mitarbeiter. Es hallt nicht wider. Viele von uns sind sogar geneigt, sich auf dieses genaue Beschauen des nahen Thales und ganz besonders seiner sumpfigen Stellen etwas einzubilden. Ganz besonders aber ist der moderne Feuilletonismus, der in seinen immer salopper hingeworfenen Sätzchen (mit vielen Punkten und ohne Zeitwort) gänzlich das architektonische Gefühl zu verlieren droht, eine Gefahr oder bereits schon ein Dokument geworden für unsere zunehmend prosaischer werdende Dichtung. Die Stilleren und Festeren unter uns verstehen längst Goethes Warnung (Eckermann, III): „Unsere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präsentierteller der Oeffentlichkeit. Die täglich an fünfzig verschiedenen Orten erscheinenden kritischen Blätter und der dadurch im Publikum bewirkte Klatsch lassen nichts Gesundes aufkommen. Wer sich heutzutage nicht ganz davon zurückhält und sich nicht mit Gewalt isoliert, ist verloren." Und wenige Jahre später konnte Hebbel (Tagebuch) noch schärfer schreiben: „In meinen Augen ist die Journalistik eine große Nationalvergiftung. Die Folgen derselben werden schrecklich sein." . . . Der Umstand freilich, daß wir heute fast alle mit dieser Waffe und mit diesem Werkzeug hantieren müssen, läßt jene goethische Forderung kraftvoller und bewußter Isolierung erst recht wichtig erscheinen.

Und es ist nicht das allein. Es ist heute auch mit dem „Sich-Durchsetzen" in der Oeffentlichkeit, wovon Bierbaum spricht, eine eigene Sache. Wir wissen's ja doch: wenn ein Hypermoderner möglichst auffallende Sachen drucken läßt, dergestalt, daß ihn die Presse zur Kurzweil citieren kann, so hat sich der junge Mann durchgesetzt. Wenn der Freiheit der Kunst Gefahr droht und ein Bund von Künstlern und Schriftstellern tritt in der deutschen Hauptstadt mit Nachdruck auf, so ist der Name dieses Bundes sofort in aller Munde, und wenn er nicht das Geringste geleistet hat. Unsere Theaterleute, Agenten, Verleger, Redakteure wissen in diesem Punkte lächelnd Bescheid. Falle du mit einem Stück, das aber „Talent verrät" (wie viele nie aufgeführte Stücke verraten das nicht?), an ausgesetztem Posten, nämlich mitten in Berlin, kraftvoll durch — und es steht vortrefflich mit dir! Das nächste Stück wird bereits mit der Notiz angekündigt: „der bekannte Dramatiker" . . . Der Durchfall vergißt sich, der Name bleibt. Man kennt das, wie gesagt, und denkt über die Ellenbogen- oder Vorzimmer-Kunst des Sich-Durchsetzens heute grundsätzlich nicht nach, nimmt sie als selbstverständlich hin. Dazu bringt das gesellige Beisammensitzen leichtlich das nahe Bild mittelmäßiger Größen so voll ins Gesichtsfeld, daß der viel bedeutendere Fernstehende übersehen wird. Das liegt alles im Gang der Gesellschaft und der menschlichen Natur; wir wollen darüber nicht ärgerlich werden. Aber es wird gut sein, gerade in den lauten Tagen der 43 Ueberbrettl, Schopenhauers trotziges Wort nicht zu vergessen (Vorrede zum Hauptwerk): „Wenn wir auch so ziemlich zu allen Zeiten die Gorgiasse und Hippiasse obenauf sehen, das Absurde in der Regel kulminiert und es unmöglich scheint, daß durch den Chorus der Bethörer und Bethörten die Stimme des einzelnen je durchdränge: so bleibt dennoch jederzeit den echten Werken eine ganz eigentümliche, stille, langsame, mächtige Wirkung, und wie durch ein Wunder sieht man sie endlich aus dem Getümmel sich erheben, gleich einem Aerostaten, der aus dem dicken Dunstkreise dieses Erdenraums in reinere Regionen emporschwebt, wo er, einmal angekommen, stehen bleibt und keiner ihn mehr herabzuziehen vermag." Das haben wir an den drei bedeutendsten Dramatikern des verflossenen Jahrhunderts erlebt (Kleist, Hebbel und auch Grillparzer), während die Raupach und Houwald, die Kotzebue und Birch-Pfeiffer verblasen sind — um freilich einem noch größeren Schwarme des uralten, durch alle wechselnden Ismen sich hartnäckig behauptenden Trivialismus Platz zu machen. So wird es bleiben. Ich kann also hierin den Optimismus des Herausgebers der „Insel" nicht teilen, sehe aber freilich auch zu Pessimismus keinen Anlaß.

Das sind die sichtbaren Gefahren unserer geselligen Litteratur. Schlimmer sind die inneren; sie hängen damit zusammen. Unsere Dichtung ist, nachdem sich der ein Weilchen vorherrschende Naturalismus offenkundig müde gelebt hat, in ein aufgelöstes Stildurcheinander geraten, in einen Eklektizismus ohne Ziel, ohne Halt, ohne Lust zur Mitarbeit am Entwicklungsgang einer bedeutenden Kunst und Kultur. Die Verbindung mit der Tradition ist verloren, ist zerrissen oder weggespöttelt in dieser Epidemie einer krittelnden „Umwertung aller Werte". Nachahmung war freilich vom Uebel, Dogma lähmt die Kunst; aber charaktervolle Erziehung im lebensvollen Geist der Großen aller Kultur, Kunst und Dichtung, nicht nur unserer Nation, sondern von da aus der ganzen Menschheit: diese Erziehung und Selbsterziehung bleibt ein Grunderfordernis organischen Wachsens unseres Geisteslebens. Wir haben Zerflatterung, Sucherei oder Tändelei auf der ganzen Linie. Wie fest und warm, wie klar und gut haben Walther von der Vogelweide und die Minnesänger Mannesworte gesungen, wie hat Luther das Werkzeug unserer Sprache mächtig gehandhabt, wie zieht sich von der Einfalt des Volksliedes bis zu Goethes bewußter Kulturhöhe eine schöne Straße — trotz der Bundesgenossenschaft unserer Klassiker mit dem ungebrochenen Menschentum Alt-Griechenlands! Uns von heute ist jeder nichtige Einfall eines nervösen Pariſers „interessanter" als die nahrhafteste Seelenkraft in veralteter Schüssel. Die Neuigkeitssucht mancher unter uns wirkt wie Gift. Zeit wär's wahrhaftig, daß sich alles Positive in uns endlich wieder aufrecke und stramme Einheit schaffe, durch Selbsterziehung, nationale Erziehung, menschheitliche Erziehung — keins der drei braucht die beiden anderen auszuschließen. Und Zeit wär's, daß wir mit dem gesamten Leben — ich betone das „gesamt" — und der gesamten Geisteswissenschaft (nicht bloß mit entarteten Erscheinungen und der Naturwissenschaft) gleichmäßige und umsichtige Fühlung gewönnen. Kurz: die Tendenz des Aufbauens, in reiner Freudigkeit oder in mannhaftem Ernst, muß endlich der krankhaften Tendenz der pikanten Tändelei und des analysierenden Auflösens als die einzig berechtigte entgegentreten. Die „neue Technik" haben wir ja doch wohl endlich.

Diese Bemerkungen wären nicht nötig, wenn unser Instinkt in Ordnung wäre. Wären wir in den volksfrischen Zeiten des lustigen old England mit seiner Derbheit und seinem Lebensgenie —

oder wären wir im gut-katholischen, aber auch gut-künstlerischen Spanien der nachmaurischen Blütezeit, als noch ein Duft und Glanz von fremdartigen Minarets und arabischen Liebesliedern herüberwehte in das Gemüt der siegreich auf der realen Erde stehenden, dadurch vor Vernüchterung bewahrten Spanier — wären wir in einem einfaltsfrohen und unpapierenen Zeitalter der Raufdegen und Galgen, der Schänken am Wege, der Straßenräuber, Maulesel und Gebirgspässe, so brauchte kein „Litterarisches Echo" Betrachtungen zu bringen mit der besorgten Titelfrage: „Wo stehen wir?" Wir wüßten's von selber, wir lebten's von selber. Jenes ewige Lebensbehagen aber, dem die Tragik nicht fehlte (erst recht nicht: nur Helden oder ganze Kerle können tragisch enden, Kümmerlinge enden traurig, widerlich oder sentimental), das sogar Schurken und Säufer jovial verklärte, empfanden die Kulturdichter unserer Weimarer bereits nicht mehr unmittelbar. Sie mußten sich, sowohl der ethische Schiller als auch der schauende Goethe, erziehen; und sie thaten das, für ihr Teil, erst am Volkston oder Shakspere, später an der Hand der Griecheneinfalt und Griechengröße. Dadurch verlor zwar ihr Künstlertum an Ungestüm und Einfalt; aber was sie hier verloren, setzte sich an einer anderen Stelle in schönste Kraft um: sie wurden für unsere Gesamtkultur unentbehrliche und vorbildliche harmonische Persönlichkeiten.

So hat Goethe, dem man nur bei einem Gesamtblick gerecht werden kann, den man nicht mit dem steilen Gedanken-Künstlertum etwa des monumentalen Michelangelo (oder Dante, Aischylos) vergleichen darf, einen einheitlich schönen und großen Stil in seine Kunst, in seine Weltbeschauungsweise, in seine Forschung, in sein Leben gebracht. Diese Entwicklung und diesen Stil halte ich noch auf einstweilen unabsehbare Zeit für den wahrhaft menschlichen, wahrhaft natürlichen, wahrhaft deutschen Stil: Volkston, auf gesundem Grunde, in tausendfältiger Verästelung, veredelt und vergeistigt zum Kulturton. Das sollte uns ein wahrer Goethebund oder eine deutsche Akademie der Reifsten unseres Volkes, die Thatenernst und Ehrfurcht zu verbinden wissen, in schöpferischer Anregung zu Gemüte führen.

Von freilich flott hingeworfenen Liedern vom bekannten „Sträußle auf dem Hut" und dem geküßten Mädel am Gartenzaun ist hier nicht die Rede. Nicht der Rhythmus und Tonfall an sich thut's; es kommt alles auf die herausstrahlende und Sprache zwingende Gemütskraft und Prägekraft an. Wir sind so instinktverlassen, daß unsere Durchschnitts-Gebildeten und sogar -Rezensenten — man mache einmal darauf die Probe! — Wolff und Baumbach oder dergleichen Rhythmiker gelegentlich mit Walther von der Vogelweide und Goethe fröhlich verwechseln können. Insofern ist der salopp-flotte Volkston durch vielen Mißbrauch seines Tonfalls ein Verderben geworden, wie das ja immer geht. Der Künstelton besticht freilich ebenso leicht und noch leichter in unserer papierenen Zeit; die wiener Aestheten, die frei nach Goethes Altersstil Worte prägen, machen mitunter viel „schönere Verse" als Goethe, thatsächlich schönere Verse. Hör' ich aber, nach der sentimentalischen Matthisson-Schönheit etwa der stimmungs-intimen Einleitung von Hofmannsthals „Frau im Fenster" plötzlich so einfache Naturklänge wie das folgende Bruchstück:

„Wie erkenn' ich Dein Treulieb
Vor den and'ren nun?
An dem Muschelhut und Stab,
An den Sandelschuh'n!

Er ist lange tot und hin,
Tot und hin, Fräulein!
Ihm zu Häupten ein Rasen grün,
Ihm zu Füßen ein Stein" — —

— so kommt es wie ein Heimweh über mich, wie Heimweh nach der Liebes- und Stahlkraft echter, unüberwindlicher, Melodie im tiefsten Innern tragender Sonnenpoesie, fernab von dieser Künstelei und diesem weichlichen Aesthetentum. O Poesie! Zersetzt von Nüchternheit, erstickt in Analyse und Problemen, dumpf geworden in vertändelter oder bohrender Erotik!

Ich will aber nicht feierlich werden. Haben wir nicht — wirft man ein — so befähigte Talente wie Hauptmann, Halbe, sogar Sudermann, wie Dehmel (Liliencron, wenigstens den nicht manierierten, lasse ich abseits), Hartleben, Bierbaum — bedeuten sie nicht eine wahrhaft moderne Form der alt-ewigen Poesie? Wir wollen einmal die Frage neu und anders stellen; ich will fragen: bedeuten diese unstreitigen Talente in der europäischen Litteratur des Jahrhundert-Endes einen neuen Klang?

Nun sind wir an einem entscheidenden Punkt, den ich mich freue, Bierbaum und anderen hier betonen zu dürfen, da er von meinen sonstigen Aussprachen und Anregungen in seinem sehr „inselhaften" Rundblick keine Notiz nimmt. Die deutsche Litteratur des verflossenen Jahrzehnts hat mit dem matten Epigonentum aus partikularistischer und nachsiebziger Zeit in der That gebrochen; wir sind durch sie in die gesamteuropäische Litteratur und Geistesbewegung emporgehoben worden; wir haben durch sie Fühlung erhalten mit den Interessen der Zeit (soziale Frage, Frauenfrage, Eheproblem); wir haben eine mehr sinnliche, verästelte, plastische Technik durch sie ausgebildet — das sind vier stattliche Punkte. Aber einen neuen Geist? Den haben wir Deutschen des fin de siècle in das europäische Konzert nicht hineinzutragen gewußt.

Der Geist europäischer Kultur am Ende des 19. Jahrhunderts war wesentlich von der Naturwissenschaft, von der Nervosität des genauen Sehens, des psychologischen Sich-Einbohrens, von der Gesellschaftskritik beeinflußt. Die Tendenz dieser Geistesstimmung war wesentlich analytisch-kritisch, sehr beschwert vom Materialismus, im Grunde also poesiefeindlich. Und die größten Bühnen- und Bucherfolge (Zola, Ibsen, Björnson, Tolstoj, Hauptmanns „Weber") bedeuten eigentlich Erfolge der Zeitstimmung, Erfolge der behandelten und nicht gelösten Probleme, keinen Aufschwung der Poesie an sich. Einige andere Sensationen, wie „Cyrano" oder die „Versunkene Glocke" sind gleichfalls mehr Nerven- und Modereiz, obzwar hier nach so viel Naturalismus wenigstens etwas reineres Kunstbedürfnis mitsprechen mochte. Bei uns in Deutschland hat Nietzsche dieser allgemeinen „Umwertung aller Werte", dieser suchenden Unstete nach neuem Kulturideal, die überlegene Formel gegeben. Aber kein klärendes und befreiendes, kein durch und durch positives Schöpferwort ging von Deutschland aus. Europäisch betrachtet, waren wir nur eine späte deutschländische Spielart des europäischen Naturalismus und Skeptizismus (oder des aus alle-

dem flüchtenden Symbolismus). Eine Spielart — ich will nichts Schlimmeres sagen. Denn viel machtvoller und typischer haben doch wahrlich in diesem Anklage- und Verneinungs-Chor Ibsen — den man besser Moralist, statt Idealist nennt — Zola, Björnson sogar, und viel bunter die politisch zurückgeworfenen, nun die eigene Seele zergliedernden und eine kleine Prosa-Blüteperiode zeitigenden pariser Dekadenten gesprochen. Uns Deutschen liegt nun einmal, wenigstens auf diesem Gebiete, solcher dichterische Kritizismus nicht. Unsere Eigenart und Macht ist die Beseelungskraft des Gemütes, die Durchsonnungskraft des ethischen Willens, die sich vor Jahrhunderten im typischen Sagenhelden Siegfried verdichtete und in der zähen Treue Hagens ebenso urbildlich gestaltete, die man im Volk der Dichter und Denker seit langem gepriesen und geliebt, auch ausgenützt hat, die sich (wie Hansa, Sachsen-Königtum, Staufen-Ritterzeit oder Alt-Nürnberg beweisen) trefflich mit einem Deutschland der That paaren läßt — kurz, ich meine, uns liegt vor allen anderen Nationen der alte deutsche Idealismus.

Gelingt es einzelnen von uns (nicht dem Litteratengewimmel), diesem alten Geist neue Formen und eine zeitgemäße Sprache zu schaffen, die eindringlich und siegreich widerhallt in den Herzen der Nation: — so übernehmen wir die europäische Führung, so bedeutet das wahrhaft eine neue Tonfolge im europäischen Konzert. —

Hier breche ich meine Randglossen ab. Wir sind in den Tagen der Cabarets. Denke jeder nach, wie es mit unserer Durchsonnungskraft und unserer europäischen Führung bestellt ist!

Der Geistliche in der modernen Litteratur.

Von **Walther Wolff** (Aachen).

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Zahlreicher als die Vertreter des radikalen Fortschrittes werden immerhin die Geistlichen sein, die einen schroffen Konservativismus vertreten. Man kann es dem modernen Schriftsteller nicht verdenken, wenn er gern als den Wortführer der unmodernen Weltanschauung, die er perhorresciert, den Pfarrer hinstellt. Nicht nur die Art und Weise, wie Geistliche hier und da in die geistigen Kämpfe der Gegenwart eingegriffen haben, scheint ihnen dazu ein Recht zu geben. Auch schon an und für sich wird die christliche Kirche auf der Seite stehen, wo die Mächte des Beharrens stehen, weil sie im festen Besitz der Wahrheit zu sein behauptet. Und gerade in sittlichen Fragen, um die es sich in der modernen Dichtung handelt, um die Fragen des persönlichen Lebens, um das Recht der Freiheit des Individuums und des Sichauslebendürfens, wird es dem Geistlichen naheliegen müssen, die Forderung der Pflicht, der Sitte, der Sittlichkeit, der Selbstverleugnung zu vertreten. — Die Beispiele dafür lassen sich zahlreich anführen. In der Form der Stellung zur Kunst und zum Künstlerberuf behandelt das Problem Marie Bernhard in ihrem langatmigen, rührseligen Roman „Ein Gottesmann". Ein Pfarrer, weltfremd bis zum Aeußersten, bar jeder Menschenkenntnis bis zur Dummheit, aller ästhetischen Bildung so fern, daß es fast an Barbarei streift, muß es erleben, daß der Sohn Maler wird — das erträgt er schließlich in der Hoffnung, daß er religiöse Kunst bieten werde — und die Tochter gar Opernsängerin — die verstößt er. Aber schließlich, im Sterben muß er verzeihen; er ist trotz allem eine sympathische Gestalt, bei der man sich fragen muß, ob unserem Volksleben nicht unersetzliche, wertvolle Kräfte verloren gehen würden, wenn wir diese nur sittlich und dabei ja vielleicht manchmal recht enge empfindenden und urteilenden Kreise ganz auszuschalten suchten. Auch die Pastoren in Sudermanns „Heimat", in Hauptmanns „Einsame Menschen" und „Versunkene Glocke" haben mir über diese Frage nicht hinweghelfen können. Der Geistliche in den „Einsamen Menschen" hat ja allerdings wenig Anziehendes; schließlich würde er in keinem Kreise besonderen Einfluß üben, wie der auch gestimmt sein möchte: dazu ist er leiblich und geistig zu baufällig. Sympathischer erscheint uns Pfarrer Heffterdingk in der „Heimat". Er ist als echter Vertreter christlicher Weltanschauung aller Ehren wert, er sucht nichts für sich, er ist hilfsbereit, er möchte der geflohenen und verstoßenen Magda Arme und Herz des Vaters wieder öffnen, hat jahrelang alles gethan, um ihr eine Heimat im Vaterhaus zu bewahren. Man weiß nur nicht, ob er das als Pfarrer oder als Liebhaber, treuer Verehrer und hilfsbereiter Mensch gethan hat. Jedenfalls ist Magda, wie wir annehmen sollen, himmelhoch über ihn hinausgewachsen. Er, als Vertreter des überkommenen Christenglaubens, kennt nur die Forderungen dieser Sittlichkeit. Er weiß nichts von der „Freiheit", von dem „Aufjubeln der Persönlichkeit", von dem „Größerwerden als unsere Schuld" dadurch, daß man sie nicht bereut. — Wir hören nichts davon, ob nicht der Pfarrer mit seiner rückständigen Auffassung Recht behält — das wäre ja doch auch möglich; es ist nicht jeder stark, der große Worte macht. — In der „Versunkenen Glocke" scheint es beinahe, als behielte der Pfarrer in der That mit gleichen Ideen Recht. Heinrich meint zwar auch, der Neuepfeil werde ihm so wenig die Haut schürfen, als die Glocke wieder klingt, die in den See gesunken ist. „Sie klingt Euch wieder, Meister, denkt an mich!" sagt der Pfarrer. Bekanntlich behält er Recht. Aber so achtungswert er ist, wird er nicht doch als Vertreter der Unduldsamkeit, der Moral der „Tiefe", des Urteils der „Herde" hingestellt? Und ist er nicht Schuld an Heinrichs Untergang, der nicht stark genug ist, über das Vergangene weg zu können?

Wie dem auch sei, die moderne Litteratur kennt auch Geistliche, die auf bestimmtem Gebiet den Fortschritt vertreten, nicht den intellektuellen vielleicht, nicht den, wo es sich um Glauben und Wissen handelt. Aber Männer, die mit wehem Herzen die Wunde der Zeit sahen und mit Manneseifer in den sozialen Kampf hineingingen. Wohl gab es noch immer Pfarrer, wie Kittelhaus in Hauptmanns „Webern", der vom Festmahl des Reichen her die hungernde Masse zur Geduld mahnt. Aber neben ihm stand schon der Kandidat, der gegen solches Gebahren protestierte auf die Gefahr hin, seine Stellung zu verlieren. Und dann haben wir der sozialen Pastoren in Dramen und Romanen genug gesehen. Oft geradezu verhimmelt, wie im „Armenpastor" von Arthur Sewett, wo wir am Schluß

sogar glauben sollen, der sozialgesinnte und -thätige Geistliche sei ins oberste Kirchenregiment berufen. Da glauben wir eher an den Pastor Gadebusch in Konrad Telmanns „Was ist Wahrheit?", der sich dem Proletarier blutsverwandt fühlt, mit hartem Eifer den Reichen gegenübersteht und im Dienst an den Enterbten sich verzehrt, dem dafür aber auch keine Ehren erblühen. Oder an die prächtige Gestalt des Pfarrers im „Grabenhäger" von Polenz, einen Mann, der klug und voll glühenden Eifers auch gegen die Reichen und den eigenen Patron die sozialen und sittlichen Interessen der Landarbeiter vertritt. Oder an den sympathischen Pastor Lorenzen in Fontanes „Stechlin", dem allerdings alles Agitatorische abgestreift ist, eine abgeklärte Natur, aber darin auch lebenswahr, und ein Beispiel dafür, wie „neu" und „modern" auch ein Mann auf einsamer Landpfarre sein kann. Ihm und seinesgleichen schrieb Avenarius wohl ins Stammbuch:

Ob Ihr Recht habt oder nicht,
Das habt Ihr uns wiedergeschaffen,
Klar steht's vor jedem Angesicht:
Auch Priester giebt's, nicht nur Pfaffen,
Und habt Ihr nicht zu Gott bekehrt,
An Menschen habt Ihr glauben gelehrt.

Es bedarf kaum der weiteren Ausführung, daß diese Erscheinung sich nicht auf den Bereich des deutschen Protestantismus beschränkt. Wir denken an Björnsons „Ueber die Kraft", obwohl wir da die soziale Wirksamkeit des Pfarrers Bratt und des Pfarrerssohns Sang durch den Gang der Ereignisse gleichsam desavouiert sehen und von dem im letzten Akt entwickelten Zukunftsprogramm der kleinen Mittelchen recht unbefriedigt gelassen werden, es sei denn, daß Björnson damit auch gegenüber den größten Fragen auf den Weg der langsamen, geduldigen, ausdauernden Arbeit verweist. Laboremus! — Selbst im russischen Christentum fehlt die Gestalt — fast möchte ich sagen: des evangelisch-sozialen Pastors nicht. Ich erinnere an Potapenkos „Ein Auserwählter", das uns schildert, wie mit dem jungen Kyrill ein neuer Geist, erfüllt mit den sozialen und religiösen Ideen des Urchristentums, in die tote, verkommende, traditionelle Kirchlichkeit sieghaft einbricht. Romane, wie der „Drei Städte"-Cyclus Zolas und Selma Lagerlöfs „Wunder des Antichrist" sind Zeugen dafür, daß auch auf dem Gebiet der römisch-katholischen Kirche die Bewegung ihre Vertreter hat. Beide Romane schildern übrigens die Stellung der kirchlichen Oberen dazu ganz entgegengesetzt: bei Zola muß der christlich-soziale Pierre Froment sich löblich unterwerfen und sein Buch verdammen lassen, bei Lagerlöf bezeichnet der Papst es als höchste Aufgabe, den Sozialismus zu verkirchlichen.

Jedenfalls ist's ein Zeichen, daß die neue Zeit auch an dem festgefügten, unfehlbaren Organismus der römischen Kirche nicht ohnmächtig vorübergeht. Aber die Vielseitigkeit ihrer Einflüsse kann sie nicht in gleichem Maße geltend machen, weil die Kirche hier das Individuum noch ganz anders erzieht, bildet, zwingt und drillt. Hier wird die Persönlichkeit des Geistlichen darum auch ganz anders noch vom Geist seiner Kirche getragen und durchdrungen. Die Mönchskutte und das Gewand des Weltgeistlichen macht den Mann. Es ist wie ein „Zaubergewand", wie es Leonie Meyerhofs (Leo Hildecks) gleichnamige Erzählung darstellt. Es verleiht seinem Träger das stete Bewußtsein, der großen, gewaltigen Organisation anzugehören, die die Welt zu beherrschen sucht. Es giebt ihm etwas Sicheres, Selbstbewußtes, hebt ihn höher. Er weiß genau, was er zu thun hat. Und man kann sich denken, daß das seinen Eindruck auf weiche, müde, blasierte, ihrer Skepsis satte Gemüter, auf romantische und dekadente Naturen, auf das Weib und feminine Männer nicht verfehlt.

Wir suchen die Vertreter dieser Kirche allerdings meistens nur in den oberen Regionen, da, wo man die Kirche lenkt, wo die Pläne erdacht werden, wo man Weltpolitik treibt. Zola hat sie uns in seinem Roman „Rom" geschildert, wie er sie gesehen oder von ihnen gelesen hat. Die Gestalten des welt- und menschenkundigen, die Herrschaft der Kirche erstrebenden Kardinals und Bischofs sind stetig geworden. In „Was die Wirklichkeit erzählt" von Edith Gräfin Salburg finden wir sie auf österreichischem Boden z. B. zur Genüge wieder. Sie sind uns unsympathisch genug, nicht weniger als die dii minorum gentium, die Stadt- und Dorfpfarrer, die das Vorbild der Obern vergröbert nachahmen. Denken wir an die Gestalt des Pfarrers in Salburgs „Golgatha", an den Pfarrer in Emil Marriots „Der geistliche Tod", in Josef Ruederers „Ein Verrückter", Männer, die, gedeckt von den Zwecken der Kirche, der sie dienen, ihrer herrschsüchtigen und vulgären Natur nachgeben! Nur dürfen wir über solchen abstoßenden Erscheinungen nicht vergessen, daß auch im Gewand des römischen Priesters ein Mensch stecken kann und oft steckt, der wirklich ein „Geistlicher" ist, der ein warmes Herz, Geduld und ein zartes Verständnis, aufrechte Männlichkeit und sittliche Tüchtigkeit hat. Wir erinnern uns an den Pfarrer in Max Halbes „Jugend", der das Recht zu seiner unbefangenen Stellung auch gegenüber seinem heißspornigen Kaplan vertritt, an die ergreifende Gestalt des hochbegabten Priesters, des Defizienten Walther, in Salburgs „Golgatha", den seine Kirche allerdings desavouierte, der im öden Bergdorf in härtester Schule Geduld und ein großes Verzeihen gelernt hat und zufrieden als der Seelsorger eines Armenhauses aus dieser Welt geht, an den Pfarrer in Roseggers „Das ewige Licht" und in Richard Voß neuestem Roman „Psyche". Erst in der Zusammenfassung aller dieser Einzelgestalten giebt uns die moderne Litteratur ein Bild davon, was der Geistliche auch in der römischen Kirche ist.

* *

Von einer eigentlichen Litteratur des Pfarrerstandes können wir aber im Grunde erst bei den Werken reden, die die seelischen Probleme anfassen, in die der Geistliche gerade durch das Milieu seines Standes hineingeführt wird. Es ist selbstverständlich, daß sich auch da die Besonderheiten der Konfessionen zeigen.

Und in der katholischen Kirche stellt das urälteste, allerdings ganz persönliche Problem natürlich die Forderung des Cölibats, gegen die die Mannesnatur und das Glücksverlangen sich auflehnt. Wildenbruch hat in seinem „Neuen Gebot" wenigstens angedeutet, wenn auch nur flüchtig und episodisch, wie diese Forderung zum ersten Mal in eine Welt tritt, die von ihr noch nichts wußte, und holdes Glück zerstört. Das

Motiv klingt immer wieder an: in Halbes „Jugend" bei dem Kaplan, wenn auch nur als ferne, dunkle Unterströmung, bei der Gestalt des katholischen Pfarrers in Telmanns „Was ist Wahrheit?", der seine Tochter wiederfindet und sterben sieht, in Anzengrubers Novelle: „Der Einsame" (und dem danach gearbeiteten Volksstück „Stahl und Stein"), in Wolzogens ansprechender Skizze „'s Maikatel und der Serack". Am ausführlichsten in Anzengrubers Volksstück: „Der Pfarrer von Kirchfeld" und in E. Marriots „Der geistliche Tod". Wir möchten so gerne dem mutigen, kraftvollen Pfarrer von Kirchfeld mit seiner furchtlosen Männlichkeit das volle Glück wünschen, das sich ihm so hold darbietet. Seine Berufspflicht gebietet ihm, die Hand des geliebten Mädchens in die Hand eines andern Mannes zu legen. Rein geht er aus diesem Kampfe hervor und nur um so mehr fähig, seine Ideen zu verfechten, die in seiner Kirche als revolutionär erscheinen müssen. — Nicht so freundlich klingt die Geschichte von E. Marriot aus. Da steht neben dem Eiferer für die Kirche, neben einer von den ganz sachlichen Naturen, die „mit dem Weib nichts zu schaffen haben", ein Mann, der um der Mutter willen widerstrebend Priester ward, eine heiße, weiche Natur. Schon einmal „strafversetzt", beargwöhnt von seinem Dechanten, wird er von der Liebe für ein reines Mädchen überwältigt, das seiner Kirche fremd gegenübersteht. Sie wissen, daß sie einander nicht angehören dürfen, und er sehnt sich im einsamen Gebirgsdorf zu Tode.

Unendlich stärker als hier, wo wir den Eindruck, vor einer schwachen, willenlosen Natur zu stehen, nicht los werden, ergreift uns die Tragik in Roseggers „Das ewige Licht". Da ist eine sachliche Frage, die dem geistlichen Stand in der katholischen Kirche von der modernen Zeit aufgezwungen wird: kann der Katholizismus dem zersetzenden Einfluß der Neuzeit standhalten? Es ist ein Einzelfall, der gewiß nicht typisch gefaßt werden soll. Ein edler Mensch mit wärmstem Herzen und heiligem Eifer sieht, wie die Woge des modernen Lebens alles wegspült: die Religion, die Sitte war, bricht mit der Volkssitte zusammen. Vergebens sucht eine Jesuitenmission zu retten; christlich-soziale Künste verschlagen nicht. Ein reines Leben sinkt in verzweifelter Tragik dahin. — Und noch ergreifender, wenn auch ästhetisch minderwertig, ist „Golgatha" von der Gräfin Salburg, eine furchtbare Anklageschrift gegen die katholische Kirche Oesterreichs, wenigstens, wenn das „die Wirklichkeit erzählt". Dann läge hier allerdings ein Standesroman vor. Ein Priester geht daran zu Grunde, daß er mehr Diener seiner Gemeinde sein will, der Seelen, die ihm anvertraut sind, als der gehorsame Diener der Kirche. Das darf er als katholischer Priester nicht. Er, der in dumpfe Seelen vor allem beseligenden Gottesglauben tragen möchte, wird von seinen Obern halb gefürchtet, halb gehaßt. Seinem geldgierigen, unbarmherzigen Bischof, seinem herrschsüchtigen Pfarrer mit den groben Instinkten ist Religion nur noch ein Mittel der Politik. Die katholische Kirche kann Männer, denen Religion Seelentrost und -kraft ist, nicht mehr ertragen, „höchstens als Missionäre". Mit eiserner Faust zu Boden gedrückt, findet der junge Priester sein Ende, indem er der Wut einer fanatisierten Volksmenge zum Opfer fällt, ein Märtyrer, der den Weg nach Golgatha ging, den seine Kirche ihm bereitet hat.

Charakteristisch ist, daß der Protest gegen das Dogma bei diesen Priestergestalten aus der katholischen Kirche keine Rolle spielt. Nur in den „Pfarrer von Kirchfeld" greift es hinein, aber da handelt es sich um ein neues Dogma. Diese Stimmungen sind aus der katholischen Kirche gleichsam ausgeschaltet. Dem Protestantismus ist dagegen nach seiner ganzen Entstehung gewissermaßen das Problem: Kampf gegen das Dogma, Bruch mit ihm, eingestiftet. Da ist es unsterblich. Mit der Pflicht zur freien Forschung, die ihm heute zur historischen Kritik wird, mit dem Recht, sich die eigene Ueberzeugung zu bilden, das ihn die Glaubenssätze der Väter nicht unbesehen hinzunehmen nötigt, sondern sie als Zeitprodukte und darum als wandelbar betrachten läßt, tritt der protestantische Geistliche in seine Kirche ein. Aber er mag dabei oft genug die Erfahrung machen, daß die Kirche, in der er steht, der Tradition sich nicht so schnell und leicht entzieht, wie ein einzelner unter ihren Dienern. Da erhebt sich das Problem. Es wird nicht gerade häufig sein, denke ich, daß einer sich mit ihm abfindet, wie der „Himmelspastor" in Lou Andreas-Salomés „Aus fremder Seele". Selbst mit dem Glauben der Kirche zerfallen, wird er um der Mutter willen Pfarrer, und nun sucht er — verständlich genug — nur das Tröstliche des Christenglaubens zu predigen, „aus fremder Seele", innerlich den Hoffnungen und Gewißheiten des Christen ganz fern stehend. Fast gezwungen von seinem Sohn, der mit Schauder den Sachverhalt entdeckt, muß er vor der Gemeinde ein Bekenntnis ablegen. Die Leute fluchen ihm, er stirbt, die Behörde und sein kluger Nachfolger vertuschen den Fall, indem sie den Pfarrer für nervenkrank ausgeben. So tragisch wird die Lage doch nur, wo einer sich aus irgend welchen Gründen genötigt sieht, trotz seiner andern Ueberzeugungen Pfarrer zu bleiben. Der Protestantismus kennt ja nicht die Schmach des abtrünnigen Priesters. So treibt den Diakonus Fröschel in Polenz „Pfarrer von Breitendorf" in sein schreckliches Ende eigentlich nur die Thatsache, daß seine orthodoxe Mutter ihn in der Kirche halten will. Er selbst hat längst an der Möglichkeit eines Ausgleiches zwischen dem Glauben der Kirche und seinem Wissen verzweifelt. Sein zersetzender Verstand, der alle Fragen bis in die letzten Ecken durchdenken muß, läßt sich nicht mit Kompromissen beschwichtigen; den Weg aus der Kirche hinaus darf er nicht gehen. So geht er voller Verzweiflung in den Tod. Mit seiner Kunst hat Polenz dabei die dialektischen Vorgänge und die theologische Entwicklung dargelegt. Ein besseres Los fällt seinem verständnisvollen Freund, dem Titelhelden, Pfarrer Gerlandt. Er weiß auch, was theologische Schwierigkeiten sind, aber seine religiöse Wärme giebt ihm einen Rückhalt, und wenn er auch mit der Kirche zerfällt, so hofft er dabei dem Christentum in der Laufbahn eines Lehrers ebenso dienen zu können. Aehnlich wie Lukas Heland die akademische Laufbahn einschlagen wird nach E. Kilchners gleichnamigem Roman. Die Geschichte, ästhetisch jämmerlich schwach, erlaubt dem Leser übrigens nebenher, allerlei wertvolle Aufschlüsse über die neuesten Bewegungen in der protestantischen Theologie gratis in die Tasche zu stecken.

Das Problem: Freiheit subjektiver Ueberzeugung und Glaubenszwang entfaltet sich aber erst in ganzer Größe, wenn dabei die verschiedenen Vertreter per-

sönlich aufeinanderstoßen: die „Väter und die Söhne". Wie in der phantastischen Geschichte von Carl Worms „Du bist mein" (1899) der alte, stramm orthodoxe Pfarrer Eichwald, der an seinem Sohn erleben muß, daß er für eine freie Theologie eintritt. Vergebens sucht er ihn zu zwingen; sein eigenes Geistesleben bricht dabei zusammen. Aber fast ist er uns in seiner Härte und Eckigkeit sympathischer, als die schwankende Natur des Sohnes, der von der Kirche nichts wissen will und sich doch in das Pfarramt eines entlegenen Dorfes senden läßt, um da „auszureifen für seine höheren Ideale". Komplizierter noch wird die Frage in Cäsar Flaischlens Drama: „Martin Lehnhardt, ein Kampf um Gott" (1894), weil sich da noch andere Motive hineinmischen, die Auflehnung des Individuums gegen die herkömmliche Sitte, gegen die „Katechismusmoral", die für die vielen nötig ist, um sie im Zaum zu halten, über die aber der selbstherrliche Mensch sich erheben darf. Der alte Schwabe Bilfinger sieht darin nur einen Beweis dafür, wohin der Atheismus führt, oder noch stärker: „Ihr wollt Gott entthronen, weil er sich nicht dazu versteht, Eure Jämmerlichkeiten zu sanktionieren." Seinen Neffen Lehnhardt hat nämlich der Ekel an der Theologie erfaßt, die Großstadt hat ihn den Idealen der Heimat entfremdet, mit einer Frau hat er sich in Liebe zusammengefunden: das Ende ist der Bruch mit seiner Familie: er wird Nationalökonom und Redacteur. — In Kretzers „Bergpredigt" spielt der Gegensatz zwischen zwei Brüdern. In Kiellands „Schnee" ist es die Braut eines Pfarrerssohnes, die gegen Bräutigam und Vater das Neue und die „Freiheit" vertritt. In seinem Bilde drückt Kielland aus, wogegen die Jungen zu kämpfen haben. Die lebendige Frömmigkeit von einst ist zu Sitten und Formeln erstarrt, die uns heute knechten und drücken. „Was einst Wasser war, treibendes, spiegelndes, sprühendes, wellenschlagendes, befruchtendes, lebenschaffendes Wasser, das ist Schnee, der die Dächer der Häuser drückt, Bäume und Zweige beugt, Wege von Mensch zu Mensch versperrt und eine schwere, weiche Stille breitet über Mensch und Dinge." Vergebens versucht das Mädchen seinen Bräutigam auf einen freieren Standpunkt zu heben. Notgedrungen verläßt sie das Haus, in dem sie zu Gast ist. In der Winternacht sucht sie anderswo Zuflucht, aber unter dem Schnee hört sie ahnend die Wasser rauschen, die der Frühling bringt. — Tiefer greift eigentlich trotz all ihrer Schwächen Johanna Niemanns „Geschichte einer Trennung" (1894). Man könnte ein neueres Wort Harnacks darauf anwenden: „Die Religion liegt stets hinter ihrer sinnlichen Erscheinung; auch das schlichteste Gebet ist bereits ein Abgeleitetes." Es handelt sich um den Widerstreit zwischen der ganz innerlichen, subjektiven Religiosität und dem überkommenen Kirchentum, das mit Formen und Traditionen erstickt und erdrückt. So erlebt es die Frau eines Pfarrers; ihr ist's „in der Kirche zu kalt". Ihr Gatte versteht sie gar nicht, eine schaffensfreudige Natur, die vielleicht mehr Verständnis für den Effekt, als für die Wahrheit hat. Sie hält ihm vergebens vor: „Der Glaube, den Du selbst persönlichste, innerste Erfahrung nennst, hat zum Gesetz werden können, dessen Spruch allen Frieden und alle Freiheit aufhebt. Soll das Wahrheit sein, was ein Ertöten unsrer besten Kräfte verlangt?" Grenzenloses Mitleid mit ihm, jähe Auflehnung wechseln ab. Schließlich muß sie gehen, erst unter einem Vorwand, dann bringt ein Brief dem Pfarrer Klarheit. Aber er führt ihn nur weiter: Der Pfarrer wird Enthusiast, er fühlt sich vor die Frage gestellt: warm oder kalt?; jetzt gewinnen ihm die glühenden Worte einen Sinn: „wer nicht Vater oder Mutter verläßt um meinetwillen." Noch einmal führt die Sehnsucht die Gatten einander näher, aber die Kluft ist zu groß, die Trennung bleibt!

In ähnlicher Weise kann in der evangelischen Kirche wenigstens der Vorfall jederzeit wieder eintreten. Ganz modern und zeitgemäß dagegen ist die Entwicklung, wo soziale Momente hineinspielen, wie in Konrad Telmanns „Was ist Wahrheit?" Gotthold von Wenden wird als Pfarrer in eine Art von Königreich Stumm hineingerufen. Er soll etwas wie „schwarze Polizei" spielen, Zufriedenheit, Respekt vor Thron, Altar und Kapital predigen. Ohnmächtig steht er der wüsten sittlichen und religiösen Verwahrlosung im Arbeiterviertel, der unklugen und brutalen Politik des Fabrikherrn, dem Einwirken freireligiöser und atheistischer Stimmungen gegenüber. Die Kollegen, total anders geartete Naturen, wissen ihm nicht zu raten noch zu helfen. Bei den Herren fällt er in Ungnade, bei den Arbeitern findet er kein Vertrauen. Die offizielle Kirche muß er gering achten, bei Freidenkern lernt er die sympathischsten Persönlichkeiten kennen. Da beginnt der erst so Sichere zu schwanken und unsicher zu werden. Was ist Wahrheit? Halb gezwungen geht er aus der Kirche heraus. Was er nun weiß, ist die Wahrheit: *Πάντα ῥεῖ*, die Wahrheit ist dem Wechsel und Wandel unterworfen. Wer will sagen: ich habe die absolute Wahrheit?

Ist damit nicht auch ein Verdikt gefällt über den Stand, dessen Spiegelungen in der modernen Dichtung wir betrachten wollten? Es scheint, als wenn alle, die scharf die Probleme empfinden, die ihnen die geistige Entwicklung unserer Zeit stellt, auch aus dem Rahmen dieses Standes hinaustreten müßten. Wir werden kaum eine Persönlichkeit in irgend einem Litteraturwerk finden, bei der es anders steht. Muß das so sein? Dann wären wir allerdings an dem Punkte, wo dieser Stand anfinge, zur Vergangenheit zu gehören. Wir meinen, es sind doch noch Anzeichen genug dafür vorhanden, daß nicht jeder „Fall" tragisch ausgehen muß, daß er auch nicht allein **außerhalb** der Kirche befriedigend gelöst werden kann. Noch fehlt uns das Drama und der Roman, in dem das geschildert würde. Sie würden an Lebenswahrheit hinter keinem andern zurückstehen.

Besprechungen

Tristandichtungen.

Von Prof. Dr. **Wolfgang Golther** (Rostock).

(Nachdruck verboten.)

Die Anfänge der Sage von Tristan und Isolde liegen im Dunkel. Wälsche, Bretonen und Franzosen haben daran Teil. Französische Dichter schufen in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts den Liebesroman,

seinem Prosaroman von Tristan und Isolde, den Julius Zeitler ins Deutsche übersetzte.*) Bédier nahm sich eine Aufgabe vor, die ebensoviel wissenschaftliche wie dichterische Befähigung erheischt. Mit Recht stellt ihm Gaston Paris, der bedeutendste französische Romanist, in einem Geleitwort das Zeugnis aus, daß er seine Aufgabe glänzend löste. Es ist „ein französisches Gedicht aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, aber gedichtet am Ende des 19. Jahrhunderts." Bédier hielt sich an die ältesten Bruchstücke, die vom französischen Tristanepos erhalten sind, und suchte sie mit Hilfe der auswärtigen Bearbeitungen zu ergänzen. Gegen den Inhalt der Erzählung habe ich allerdings insofern einige Einwände, als mitunter Züge Aufnahme fanden, die meines Erachtens erst dem Gedicht des Tomas angehören. Engerer Anschluß an Eilhard wäre manchmal besser gewesen. Bédier gab seinen Roman in schlichter altertümlicher Darstellung, die auch Zeitler im Deutschen gut nachahmt. Der Gesamteindruck ist stilvoll einheitlich und giebt dem modernen Leser ein anschauliches Bild davon, wie das Tristanepos aussah, ehe es durch Tomas und Gottfried geläutert ward. Und das ist ja der künstlerische Hauptzweck, der mir völlig erreicht zu sein scheint. Der Leser von heute, der Bédier-Zeitlers strengen und herben Tristanroman, Gottfrieds anmutig milden Tristan in der Bearbeitung von Wilhelm Hertz und Richard Wagners Drama vergleicht, gewinnt daraus einen unmittelbaren Einblick in die Entwicklungsgeschichte der Sage, wie sie von großen Meistern allmählich gestaltet ward. Bédiers Tristanroman eröffnet dem Laien aufs angenehmste und schönste die Kenntnis der ältesten Stufe der Tristansage, die bisher nur dem Forscher zugänglich war. So ist denn auch das so lange rückständige Frankreich mit einer eigenartigen und stimmungsvollen Neudichtung im alten Stil hervorgetreten. Und alsbald stellte sich wie im Mittelalter der deutsche Uebersetzer ein, so daß wir Bédiers Werk bereits im Original und in der Verdeutschung lesen können. Die Uebersetzung ist zuverlässig. Ein Versehen der noch zu nennenden kleinen Ausgabe auf S. 161, wonach Isolde den kleinen Hund selbst und nicht bloß seine Zauberschelle ins Meer wirft, ist in der großen Bilderausgabe (S. 116) gebessert.

Ein wesentlicher Bestandteil der mittelalterlichen Romane sind aber auch die Bilder, die freilich meist nur tastende Versuche ohne künstlerischen Eigenwert blieben. In unsern Tagen haben sich nun hervorragende Zeichner dem Tristan zugewandt. 1899 suchte Franz Stassen den Stimmungsgehalt des wagnerschen Dramas in 12 eigenartigen Blättern wiederzugeben. Bédiers Roman wurde von Robert Engels mit Bildern ausgestattet, in denen moderne Empfindung mit geschichtlicher Treue reizvoll verschmolz. Engels hat mit eigenartiger Kraft großzügig und tiefsinnig die dichterischen Bilder gestaltet. Der schwere Ernst und die nordische Herbe des ältesten Tristanromans kommt darin zu vollem Ausdruck. Die Landschaft ist heroisch, düster, und meist sturmbewegt ist Meer und Himmel, Wald und Flur. Drachenschiffe steuern durch die Wogen, mächtige Burgen ragen in den Landen auf. Aus dieser Landschaft schreiten die Gestalten hervor, ebenso herb und schwermütig wie ihre Umwelt, durchaus nur charakteristisch und innerlich erfaßt, ohne glatte äußerliche Schönheit. Gebärdensprache, Haltung und Mienenspiel der Figuren ist stilisiert und dabei doch stets bedeutsam und ausdrucksvoll, ein Beispiel, wie völlig Engels alte und neue Kunst, Vergangenheit und Gegenwart in eins empfand. Waffen und Gewänder sind im strengen Stil des 12. Jahrhunderts, wobei die feinsinnig gewählten Gewand- und Teppichmuster besondere Beachtung verdienen. Die reiche Bilderreihe macht den Hauptinhalt des Romanes unmittelbar anschaulich. Die Bilder sind sehr geschmackvoll und sinnreich in den Textdruck eingefügt, so daß jede Seite ihren künstlerischen Schmuck erhält. Vier große Vollbilder („Tristan und Isolde auf dem Verdeck des Schiffes", „Tristan und Isolde im Wald Morois wandelnd", „Isolde nach der Landung in Carhaix", „Isolde an Tristans Totenlager") deuten den Ideengang des Gedichts, Liebestrank, Liebesleben, Liebessehnen, Liebestod, in ergreifender Schlichtheit an. Und dazwischen weben sich die vielen kleinen Bilder eines abenteuerlichen, ritterlich-höfischen Lebens, aus dem die allbezwingende Leidenschaft des Menschenherzens zur nächtigen Todesruhe sich sehnt. Nur ein Versehen ist zu rügen: beim Kampf mit Morold bricht auf den Bildern Tristans Schwertklinge entzwei, während doch nur ein Splitter aus der Schneide in Morolds Schädel stecken bleibt. Im Tristan ist eine tiefinnerliche, seelische Handlung im Rahmen bunt bewegter äußerer Vorgänge geschildert. Engels hat den Sinn der Sage verstanden. Darum wirken Bilder und Worte einheitlich zusammen, wir stehen einem wahren Kunstwerk von echtem eigenem Stil und tiefem Gehalt gegenüber.

Außer der illustrierten Ausgabe ist eine kleine Textausgabe erschienen.**) Diese erhält dadurch eigenen Wert, daß die Erzählung um einige Abschnitte reicher ist und die wissenschaftlichen Beigaben nur im Textdruck ohne Bilder stehen. Beide Ausgaben sind vortrefflich ausgestattet. Die Wiedergabe der feinabgetönten Sepiabilder mit ihrem großen Stimmungszauber verdient volles Lob. Der Bilderausgabe wünschen wir weiteste Verbreitung, die bei dem im Verhältnis zum Gebotenen sehr mäßigen Preis ihr gewiß beschieden ist.

Wer den vollen Zauber des französischen Tristanromans erleben will, dem ist ein Einblick ins Original (erschienen im Kunstverlag von Piazza in Paris 1900)

Digitized by Google

der bedeutendsten Theoretiker und Fachmänner in der Pädagogik zusammenhängend, obschon öfter nur in knappen Umrissen, zu entwickeln". Aber selbst diese Aufgabe ist nicht zufriedenstellend gelöst. Schon die Anordnung des Buches ist verfehlt. Nach einer knappen Einleitung über die bedeutendsten Pädagogen des 18. Jahrhunderts (wobei er Lessing nicht hätte vergessen dürfen) teilt er seinen Stoff in die „philosophische Begründung" und die „fachmännische Behandlnng der Pädagogik". Während er im ersten Abschnitt kurz Schelling und Hegel, ausführlicher dann Schleiermacher, Schopenhauer, Herbart und dessen Schule und Herbert Spencer behandelt, unterscheidet er im zweiten Volks- und Gelehrtenschule und betrachtet bei ersterer Pestalozzi, Fröbel, Gräfe, Diesterweg, Lüben, bei letzterer eine Reihe von Gelehrten, die sich besonders mit der Pflege der klassischen Sprachen und Litteraturen beschäftigten. So muß er naturgemäß auf manches verweisen, was erst später gesagt wird (z. B. bei Herbart auf Pestalozzi), Zusammengehöriges wird getrennt (z. B. Diesterweg von Herbart), die Abhängigkeit der Pädagogen von einander, sowie der Fortschritt, den sie nacheinander bilden, wird zu wenig berücksichtigt. Auch mit der Würdigung der einzelnen Pädagogen kann man nicht immer übereinstimmen. Während er z. B. Herbart, dem Vater der wissenschaftlichen Pädagogik, kaum 9 Seiten widmet, wird Theodor Waitz auf 21, Heinrich Gräfe auf 15 Seiten behandelt; so hervorragende Erzieher wie Dinter und Harnisch sind gar nicht einmal erwähnt, dafür hat er für Gottfried Hermann und August Böckh mehrere Seiten übrig, obwohl diese für die Pädagogik kaum mehr gethan haben, als daß sie tüchtige Philologen heranbildeten. Fast durchweg vermißt man eine kritische Betrachtung der dargelegten Systeme und Ansichten; ihr geht der Verfasser absichtlich aus dem Wege, ohne dafür einen stichhaltigen Grund anzuführen. Die Entwickelung des Schulwesens, die doch notwendig hätte berührt werden müssen, wird gar nicht behandelt, und auf die zahlreichen schwebenden Fragen der Gegenwart, die doch gerade vom geschichtlichen Standpunkte aus zu beleuchten waren, wird nur in einem ganz kurzen Schlußkapitel flüchtig hingewiesen. Das einzige Brauchbare an dem Buche sind die Betrachtungen der einzelnen Pädagogen, die Uebersichten über ihre Lehren und Forderungen im Zusammenhang mit ihren allgemein philosophischen Ansichten; nur muß ich hier notwendig einen Hauptfehler des Buches hervorheben, nämlich die mangelnde Uebersichtlichkeit in der Darstellung. Die Worte des Verfassers sind von denen seines „Gewährsmannes", wie er wenig geschmackvoll den jedesmal betrachteten Pädagogen nennt, weder durch den Druck, noch durch Absätze, noch selbst durch Anführungszeichen unterschieden. An wörtliche Zitate schließt Achelis Inhaltsangaben oder auch eigene Betrachtungen, ohne daß wir oft wissen, um was es sich gerade handelt. Zweifellos hätte das Buch trotz der verfehlten Anlage an Wert gewonnen, wenn der Verfasser etwas sorgfältiger und kritischer gearbeitet hätte.

Einen Rückblick auf das abgelaufene Jahrhundert bildet auch die kleine Schrift „Schule und Kirche im alten und neuen Jahrhundert" von Professor Dr. Ferdinand Vetter[3]). Der Verfasser untersucht, inwieweit der pestalozzische Gedanke einer einheitlichen, außerkirchlichen Erziehung zur sittlichen Religiosität im Laufe des vorigen Jahrhunderts zur Reife gekommen ist, und allgemeiner, wie sich in diesem Zeitraum Schule und Kirche zu einander gestellt haben. Er kommt zu dem Ergebnis, daß das heutige Verhältnis, das sowohl der Schule und ihren Zöglingen, als auch der Kirche schädlich sei, nicht lange fortdauern dürfe, und entwirft nun ein Phantasiebild zukünftigen, einträchtigen Zusammenlebens zwischen Schule und Kirche, so schön und verlockend, daß es — auf absehbare Zeit nicht verwirklicht werden kann oder wenigstens nicht verwirklicht werden wird, nicht einmal bei den doch verhältnismäßig freien Einrichtungen und Anschauungen in der Schweiz, auf die sich der ganze Vortrag bezieht.

Unter den Schriften, die der Betrachtung der Vergangenheit gewidmet sind, sei noch das neueste Heft der von Karl Kehrbach herausgegebenen „Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge" erwähnt[4]). Es ist das erste Heft einer beabsichtigten Reihe von Veröffentlichungen, die die Gruppe Baiern der „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" selbständig veranstalten will, und bildet dazu einen sehr glücklichen Anfang; denn beide Abhandlungen, die das Heft enthält, sind wertvoll und anziehend. Eugen Brand führt teils wörtlich, teils im Auszuge die Verfügungen vor, die die bairische Regierung seit dem Jahre 1773 über Vorbildung und Prüfung der Lehrer an den bairischen Mittelschulen erlassen hat, und unterzieht sie einer kritischen Würdigung; Joseph Gebele stellt nach amtlichen Quellen die Ausbildung der Aufsicht über die Volksschule in Baiern im Uebergange vom 18. zum 19. Jahrhundert dar. Besonders der letztere Aufsatz hat nicht nur pädagogischen, sondern auch kulturgeschichtlichen Wert.

Wenden wir uns nun von der Vergangenheit zur Gegenwart, so sind hier zunächst zwei hervorragende Pädagogen anzuführen, die beide gleichsam einen Rückblick auf ihre lange Erzieherthätigkeit werfen und aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen viel des Anregenden und Wissenswerten mitteilen, Adolf Matthias und Rudolf Lehmann. Der erstere hat in dem Buche „Aus Schule, Unterricht und Erziehung"[5]) eine große Reihe von Aufsätzen gesammelt, die er in den letzten 25 Jahren in Fachblättern und politischen Zeitschriften und Zeitungen erscheinen ließ. In der ersten Gruppe dieser Aufsätze, die er „allgemeinen Schulfragen" widmet, nimmt er Stellung zu allen Fragen, die sich in der angegebenen Zeit an die Geschicke der preußischen höheren Schulen geknüpft haben. Diese Abhandlungen und Vorträge über die Stellung der Gymnasien zu der öffentlichen Meinung, über Kundgebungen, die bei verschiedenen Gelegenheiten aus Gelehrten- und Laienkreisen an die Oeffentlichkeit gebracht wurden, über die Bedeutung der lateinlosen Schulen und die Gleichwertigkeit der Oberrealschul- und Gymnasialbildung, über die berliner Schulkonferenz von 1890, die daraus hervorgegangenen Lehrpläne u. s. w. — alle diese Aufsätze haben für uns heute wegen der Stellung des Verfassers — er ist jetzt Vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin — erhöhte Bedeutung, und es dürfte kein Zufall sein, daß so manches, wofür er in diesen Arbeiten gestritten hat, gerade in den letzten Monaten verwirklicht worden ist, während manches andere diesen Zielen wenigstens entgegenstrebt. Von noch größerem Interesse aber wird für die Leser dieser Zeitschrift die zweite Gruppe der in dem Bande vereinigten Aufsätze sein, die Fragen aus dem deutschen Unterricht behandeln und dabei naturgemäß auch rein litterarische Dinge berühren. Eine vortreffliche Probe für die Art, wie deutsche Litteraturgeschichte in der Schule zu treiben ist, bietet der Aufsatz „Walther von der Vogelweide in Prima", und auch aus einigen anderen — z. B. „Die Verbindung allgemeiner und litterarischer Themata im deutschen Unterricht", „Die Behandlung der Schuld und des Tragischen in der Schule", „Schülervorträge im Anschluß an goethische und schillersche Gedichte" — wird jeder Lehrer des Deutschen nützliche Winke und Belehrungen schöpfen. Ueber die beiden anderen, kleineren Gruppen dieser Sammlung, die rein pädagogische und vaterländische Stoffe berühren, gehe ich hier hinweg.

---

[3]) Vortrag, gehalten bei der Pestalozzifeier der Lehrer und Lehrerinnen Berns am 12. Januar 1901. Bern 1901, Verlag von Neukomm und Zimmermann. 22 S.

[4]) Berlin, J. Harrwitz Nachfolger, 1901.

[5]) München 1901, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 476 S. M. 8,—, geb. M. 9,50.

Es ist von ihnen dasselbe, wie von allen übrigen Aufsätzen dieses Bandes, zu sagen: auch da, wo man anderer Meinung ist, erfreuen und fesseln sie durch die schlichte Klarheit der Darstellung und die warme Liebe für das, was dem Verfasser am Herzen liegt.

Diese schönen Eigenschaften zeigt durchweg auch das Buch „Erziehung und Erzieher“ von Rudolf Lehmann[5]). Es behandelt eine Reihe von Erziehungsfragen in zehn Kapiteln, die in engem Zusammenhang mit einander stehen, wenn sie auch alle für sich allein verständlich und bedeutend sind. Dieselbe Fülle des Wissens, dieselbe Tiefe der Betrachtungsweise und ruhige Sicherheit der Darstellung, die uns Lehmanns Buch über den deutschen Unterricht wertvoll macht, erheben auch dieses Werk weit über die meisten ähnlichen pädagogischen Veröffentlichungen. Goldene Worte sind es, die er hier über Erziehungsideale — Ideale, die er nicht etwa als unerreichbar hinstellt — über die notwendigen Eigenschaften des Lehrers, über das Wesen und die Mittel der Erziehung, über Schulzucht und Unterrichtsweise und auch über die einzelnen Schularten und Lehrfächer sagt. Kein neues pädagogisches System will er aufstellen, und doch ist es eine Bekenntnisschrift, die manchen neuen Gedanken enthält und alte unter neuen, fördernden Gesichtspunkten beleuchtet. Zwar der eigentliche Zweck des Buches, eine Verständigung zwischen Schule und Haus über die Hauptfragen der Erziehung und des Unterrichts anzubahnen, dürfte kaum erreicht werden, denn wieviele Eltern giebt es wohl heute, die Neigung und auch das notwendige Verständnis dafür hätten, diese gedankenreichen und nirgend an der Oberfläche klebenden Ausführungen so durchzuarbeiten, daß sie bereit und in der Lage wären, im Geiste des Verfassers den Lehrern und Erziehern die Hand zu reichen zu gemeinsamer Thätigkeit bei der schweren, aber auch segenbringenden Erzieherarbeit! Doch vergebens ist es deshalb nicht geschrieben: keiner, der sich dort in den einschlägigen Fragen Rat holen will, wird es ohne Förderung und Anregung aus der Hand legen, und besonders die Lehrer der höheren Schulen werden ihrem Kollegen für dieses Buch, das ihnen ihre Arbeit in mehr als einer Beziehung erleichtern wird, dankbar sein.

Dieselbe Liebe und Begeisterung für den Erzieherberuf, wie Matthias und Lehmann, aber bei weitem noch nicht dieselbe Klarheit und Reife zeigt Berthold Otto, ein leipziger Privatgelehrter und Privatlehrer. Er ist ein Pädagoge, der seine eigenen Bahnen geht, und seine bisherigen Veröffentlichungen haben deshalb nicht verfehlt, einiges Aufsehen zu erregen. Mit seinen „Lateinbriefen“[6]) will er in zwei Jahren eine wirklich gediegene Kenntnis des Lateinischen erzielen. Eine kleine Bismarckbiographie[7]), in der er nicht bloß das Lebenswerk des großen Staatsmannes darstellt, sondern auch, um dieses verständlich zu machen, in sehr geschickter und leicht faßlicher Form eine Reihe politischer und sozialer Begriffe erläutert, ist bereits in zweiter Auflage erschienen und bedeutet jedenfalls eine beachtenswerte Vermehrung unserer brauchbaren Jugendlitteratur. In einem anderen Büchlein[8]) versucht er es, fünf der bekanntesten Horazoden so vorzubereiten, daß ihre Lektüre Quartanern nicht nur keine Schwierigkeiten, sondern sogar wirkliches Vergnügen bereiten soll — ein Versuch, der nach den veröffentlichten Zeugnissen bereits hier und da mit Erfolg ausgeführt worden ist. Und nun tritt er gar mit einem „Lehrgang der Zukunftsschule“[9]) hervor!

Mit den gegenwärtigen Schulverhältnissen ist er höchst unzufrieden, und besonders die Gymnasien hält er für Verdummungsanstalten, die sobald wie möglich ausgerottet werden müßten; die Gymnasiasten der oberen Klassen bezeichnet er als „eine Schar von wohldressierten Grammatikpapageien, an der jeder Philolog der strikten Observanz seine Freude hat“! In Ottos „Zukunftsschule“ wird nur in kleinen Gruppen von Kindern unterrichtet, die sich um den Lehrer wie zum Spiel vereinigen, immer fragen dürfen, wenn sie gerade etwas auf dem Herzen haben, für Faulheit und Unaufmerksamkeit weder durch ein Scheltwort, noch sonst irgendwie bestraft werden, nur dann mit dem Unterricht behelligt, wenn sie gerade Interesse dafür haben, und davon befreit werden, sobald sie auch nur die geringste Ermüdung zeigen. Von der jetzt üblichen Einteilung des ganzen Unterrichtsstoffes in verschiedene Fächer spricht er mit höhnischer Geringschätzung; bei ihm wird „nur auf Herausarbeitung der Grundbegriffe Wert gelegt und alles übrige dem freien Ermessen des Lehrers und dem automatischen Gange des Interesses der Schüler überlassen“. Lesen sollen die Kinder vor dem 10. Jahre in der Regel nicht lernen, da sie sich nicht früher dafür interessieren. Bis dahin wird hauptsächlich Anschauungsunterricht getrieben, d. h. auf Spaziergängen und beim Spiel werden die Kinder über alles aufgeklärt, was in der Natur und im Leben von Bedeutung für sie ist, und in den Zimmern betrachten sie entweder die Gegenstände selbst — jede Schule soll sich z. B. eine ganze kleine Menagerie lebender Tiere einrichten, deren Erhaltung denjenigen Kindern obliegt, die dazu Neigung haben — oder aber kleine Modelle; von Abbildungen will Otto nichts wissen, da durch diese doch nie eine entsprechende Anschauung hervorgerufen werde. Es komme vor allem darauf an, den Schülern das, womit sie bekannt gemacht werden, zur begrifflichen Erkenntnis zu bringen. — Das wären etwa die Grundzüge von Ottos „Zukunftsschule“, über deren Einrichtung im einzelnen uns der zweite Teil des Buches Auskunft geben soll, der voraussichtlich bald erscheinen wird. Man sieht, daß er im Grunde meist verständige Ansichten hat, deren vorsichtige Ausführung wohl erstrebenswert wäre, aber er verfolgt diese Grundsätze bis zu Extremen, die allenfalls im Privatunterricht, niemals aber in Schulen erreichbar und teilweise auch gar nicht einmal wünschenswert sind. Klassenunterricht hat er offenbar niemals gegeben und besitzt darin keine Erfahrung; und auf ihn sind wir doch nun einmal für absehbare Zeiten angewiesen. Eine solche Mischung von zweifellos gut Beabsichtigtem, aber in der Ausführung entweder Uebertriebenem oder ganz Mißlungenem zeigt sich auch in der Darstellung der einzelnen Unterrichtszweige. Vortreffliche Winke giebt er z. B. für die Anfangsgründe des Rechnens und besonders für die Darbietung der deutschen Grammatik. Vieles erscheint aber auch da wieder allzu willkürlich und unzweckmäßig, so namentlich in der Erfindung grammatischer Bezeichnungen; ein näheres Eingehen darauf ist mir jedoch an dieser Stelle nicht möglich.

Weit mehr Anerkennung, als dieses Buch, das neben vielem Guten gar zu viel Verfehltes enthält und vielfach auch einen anmaßenden, von der Unfehlbarkeit der vorgetragenen Ansichten allzusehr überzeugten Ton anschlägt, ist das neueste Unternehmen Berthold Ottos, „Der Hauslehrer. Wochenschrift für den geistigen Verkehr mit Kindern“.[10]) Von der gewiß richtigen Ansicht ausgehend, daß die Kinder — Knaben sowohl, wie Mädchen — schon früh daran gewöhnt werden sollten, sich als Glieder der Gemeinde und des Staates zu fühlen, und mit Verständnis diejenigen Dinge zu betrachten, die sie täglich sehen, oder von denen sie beständig reden

---

[5]) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1901. 344 S. In Leinw. geb. M. 7,—.

[6]) 25 Briefe zu 50 Pf., Leipzig, A. Bleier Verlag, Nachf. Joh. Eckell.

[7]) Fürst Bismarcks Lebenswerk, den Kindern und dem Volke erzählt. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 2. Aufl. 1901. M. 1,—.

[8]) Fünf Horaz-Oden, für Quartaner lesbar gemacht. Nebst den Prolegomena für einen psychologischen Unterricht u. s. w. Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1898. M. 1,—.

[9]) L. d. Z. nach psychologischen Experimenten für Eltern, Erzieher und Lehrer dargestellt. Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1901. 219 S. M. 4,—, gebd. M. 5,—.

[10]) Verlag von K. G. Th. Scheffer, Leipzig. Preis vierteljährlich M. 1,60, direkt unter Kreuzband M. 2,—.

hören, liefert Otto hier für Kinder von 10 bis 14 Jahren Aufsätze über alle wichtigeren politischen, sozialen und technischen Vorgänge und Einrichtungen. Er spricht in jeder Nummer die Bitte aus, daß die Artikel den Kindern nur auf ihren Wunsch in die Hand gegeben oder nur dann vorgelesen werden mögen, wenn sie gerade für eine in den Blättern berührte Frage ein besonderes Interesse haben. Auch hier vertritt er also den Grundsatz, daß man kein Kind zwingen dürfe, geistige Nahrung einzunehmen; wenn sich aber ein Verlangen danach einstelle, dieses auch befriedigt werden müsse. Und mit Recht vermutet er, daß die Kinder, wenn sie einmal eine derartige Kost genossen haben, immer wieder danach verlangen werden; denn er versteht es ausgezeichnet, den ihnen zusagenden Ton zu treffen und ihre Wissensbegierde anzuregen. Die Burenkriege, die Kämpfe in China, die Rückkehr Waldersees, der Tod der Königin Viktoria und der der Kaiserin Friedrich, der leipziger Aerztestreik, der dortige Bankkrach, das Luftschiff des Grafen Zeppelin, der Tod des Freiherrn von Stumm-Halberg, Handelsverträge und Getreidezölle — alles das und noch vieles andere ist in dem halben Jahre des Bestehens der Zeitschrift dort schon behandelt worden; wer da weiß, wie schwer es ist, Kindern (und oft auch Erwachsenen) derartige Dinge klar zu machen, wird die Arbeit, die in diesen Aufsätzen steckt, zu würdigen wissen. Neben diesen Artikeln läuft durch fast alle bisher erschienenen Hefte ein Aufsatz, in dem Otto versucht, in derselben klaren, anregenden und über alle einschlägigen Fragen Auskunft erteilenden Form die Faustsage in der Gestalt, die sie durch Goethe erhalten hat, wiederzuerzählen — auch das ein schwieriges und doch im ganzen wohlgelungenes Unternehmen. Der letzte Teil jeder Nummer enthält gewöhnlich kurze Referate über Tischgespräche belehrenden Inhalts, Leseübungen für ganz kleine Kinder, Anleitungen zur Behandlung grammatischer Aufgaben u. dgl., auch eine „Latein-Ecke", in der versucht wird, in leicht faßlicher Weise in die Geheimnisse des Lateinischen einzuweihen. Diese letztere Rubrik sollte ganz entschieden wegbleiben, zumal da sie leider vom Herausgeber zu fortgesetzter Reklame für seine „Lateinbriefe" und die Bearbeitung der „Horazoden" benutzt wird. Auch eine in den letzten Heften begonnene Artikelreihe, in der Müttern Anleitung gegeben wird, ihren Kindern das Lesen beizubringen, ist vom Uebel; sie ist nichts weiter als ein erweiterter Abdruck einiger Kapitel des „Lehrgangs der Zukunftsschule". Es ist überhaupt nicht ratsam, die Zeitschrift gar so vielseitig werden zu lassen; sie würde dadurch kaum an Bedeutung gewinnen. Je mehr Raum jenen allgemein belehrenden Artikeln gewidmet wird, desto wertvoller wird das Blatt werden. Wäre es aber nicht vielleicht möglich, den Text ab und zu durch gute, belehrende Abbildungen zu erläutern? Gerade bei Kindern ist der Wert der Illustration ganz bedeutend; ein Bild prägt sich dem Geiste oft viel tiefer ein, als eine noch so gute Auseinandersetzung.

Zum Schluß dieser Rundschau sei noch mit ein paar Worten auf ein kleines Büchlein hingewiesen, das „Schule und Leben" betitelt ist und „unbefangene Betrachtungen von einem Oesterreicher" enthält[1]). Mit großer, aber kaum wohl übertriebener Schärfe geißelt der ungenannte Verfasser da das Verknöcherte und Verkehrte in dem österreichischen höheren Unterrichtswesen, wobei manche seiner Ausführungen leider auch auf deutsche Verhältnisse passen. Von den Vorwürfen, die er gegen den gegenwärtigen Unterrichtsbetrieb erhebt, sei hier nur der eine hervorgehoben, der sich auf die Pflege der deutschen Litteratur bezieht: „Es herrscht darin derselbe versteinernde Geist, der Latein und Griechisch auf Kosten des Deutschen bevorzugt, der Geist jenes Konservativismus, der im Kultus des Alten und Toten aufgeht und das Neue, Lebendige haßt." Wie sehr er recht hat, geht schon aus einer Charakteristik des auf den dortigen Gymnasien am meisten verbreiteten Lesebuches hervor. Darin ist die Litteratur der Gegenwart nicht mit einer Silbe berührt; die deutsche Litteratur hört eigentlich schon mit Goethes Tode auf, von den Nachfolgenden sind nur einige Oesterreicher namentlich aufgeführt, während z. B. Hebbels, Geibels und Storms gar nicht gedacht wird; Bürger ist nur durch ein Sonett auf Schlegel vertreten, und Heine — überhaupt nicht, auch nicht einmal flüchtig erwähnt! Daß unter solchen Verhältnissen der österreichische Gymnasiast ein ganz falsches Bild von der deutschen Litteratur und ihrer Entwickelung ins Leben mitnehmen muß und gar nicht in der Lage sein kann, sich ohne anderweitige Hilfe in der gegenwärtigen Litteratur zurechtzufinden, liegt auf der Hand. Leider aber haben wir wenig Grund, auf die österreichischen Verhältnisse verächtlich herabzusehen; auch bei uns schließt die deutsche Litteratur, wenn sie auf den Schulen behandelt wird, noch immer zumeist mit dem Jahre 1832 ab.

[1]) Brünn und Wien, Verlag von Karafiat und Sohn 1900. 57 S.

Ein Renaissanceroman.

Von Dr. **Ella Mensch** (Darmstadt).

(Nachdruck verboten.)

Renaissanceroman ist wohl die zutreffendste Bezeichnung für das neueste Buch des von Darmstadt nach München übergesiedelten Romanschriftstellers Wilhelm Walloth, das kürzlich im Lotus-Verlag, Leipzig, unter dem Titel „Ein Sonderling" herausgekommen ist. Es liefert gleich in den ersten Kapiteln den erfreulichen Beweis, daß der Autor seiner Art treugeblieben ist und in ihr jetzt wiederum so etwas wie einen „Fortschritt" verzeichnen darf, nachdem vor einigen Jahren die Erzählung „Im Banne der Hypnose" ein entschiedenes Erlahmen der Kraft anzudeuten schien. Walloth ist niemals glücklich gewesen, wenn er sich die Motive aus der Gegenwart holte, während seine Darstellungskraft und Schilderungsweise, sobald er sich durch Gestalten verflossener Kulturperioden anregen läßt, eine ganz wunderbare bildliche Klarheit gewinnen. Walloth versetzt sich nicht mit künstlicher oder auch künstlerischer Anempfindung in jene Zeiten — er schaut sie direkt. Eine ganz eigenartige Gabe der Intuition spricht in diesem Schaffensprozeß mit, die wir nicht einmal bei Conrad Ferdinand Meyer konstatieren können. Bei letzterem sind es vorzugsweise doch immer die großen idealen Faktoren, die er aus Geschichtsbildern auslöst. Aber bei Walloth ist es das Sinnliche, sind es die feinen und kaum definierbaren „Sensationen", die einer bestimmten Kulturatmosphäre entströmen, die sich in den Schilderungen, Gleichnissen, Geschehnissen abdrücken und vom Dichter mit einer geradezu an unmittelbare Beobachtungsgabe gemahnenden instinktiven Treue aufgefangen werden. Diese der Vergangenheit zugekehrte künstlerische Hellseherei findet ihr ergiebigstes Feld, wenn es sich um hypernervöse, zu ästhetischem Genuß veranlagte Idealisten handelt, die einer Décadencekultur entstammen und bis zu einem gewissen Grade selbst Decadents sind, weil die auf Schritt und Tritt an sich und anderen schonungslos geübte skeptische Kritik alles, was sie unternehmen möchten, „um den Namen Handlung" bringen muß. Zu diesen Hamletnaturen gehört auch der italienische Prinz Giovanni von Rimini. Mit seinem feinen Sinn für Kunst, für die idealen Güter des Lebens und vor allem seinem tiefen Verständnis für den inneren Gehalt der Jesuslehre sieht er sich mit seiner nächsten Umgebung in fortwährende Reibungen und Konflikte verwickelt und besitzt, da er eben zu sehr Künstler, Schauender, kein Thatmensch ist, niemals die Kraft, die gegen ihn angezettelten Intriguen und Bosheiten mit einem kühnen Schlage zu vernichten.

Am Bilde des Heldentums kann sich der Prinz berauschen. Aber die Sache verliert allen Reiz für ihn, sobald die Freunde in ihn dringen, dem schönen Wort die That folgen zu lassen. Es ist nicht etwa Feigheit, die die Energie lähmt, sondern ein ins Krankhafte gesteigertes Uebermaß von ästhetischem Feingefühl. Die

während die zweite (von 1819) nunmehr der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist. Sie unterscheidet sich wesentlich von den bisher bekannten Bearbeitungen. — L. G. Ricek-Gerolding wirft die sattsam erörterte Frage auf: „War Goethes Ehe glücklich?“ (Ostdeutsche Rdschau., Wien; 264), um sie, wie wohl die meisten Goethe-Kenner, mit einem runden Ja zu beantworten, und ein W. K. unterzeichneter Artikel (Deutsches Volksbl., Wien; 4575) behandelt „Goethe als Politiker und Patrioten“. — Goethes großem Freunde Schiller galt eine Studie des bekannten Schillerforschers Ernst Müller-Tübingen („Schiller als Mensch“; Neues Tagbl., Stuttgart; 238). — In einem kurzen Artikel teilt Prof. Dr. H. Meurer („Drei Geburtstage schillerscher Musenkinder“; Frankf. Ztg. 274) anläßlich des 100jährigen Jubiläums der ersten Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ einen Auszug aus einer auf rein geschichtlicher Grundlage aufgebauten Jeanne d'Arc-Tragödie mit, die aus dem Jahre 1580 stammt und den Jesuitenpater Fronton du Duc zum Verfasser hat. — Mit der Schauspielerin Sophie Albrecht (1757—1840) und ihrem Verhältnis zu Schiller beschäftigt sich ein Feuilleton von K. N.-St. in der „National-Zeitung“ (Sonnt.-Beil. 39: „Eine Freundin Schillers“.). — „Bürgers Bedeutung für die klassische und die moderne Ballade“ legt ein Aufsatz von Hans Benzmann dar (Berl. N. Nachr. 455) und kommt zu dem Resultat, daß Bürger und Goethe auch heute noch vorbildlich für die moderne Balladendichtung sein könnten. — Ein zweiteiliger Essai von Prof. Dr. Eugen Wolff untersucht „Shaksperes Einfluß auf Heinrich von Kleist“. (Frankf. Ztg. 268, 269). Im ersten Teile stellt Wolff fest, daß Kleist zwar Shakspere nicht nachahme, aber eine deutliche Verwandtschaft mit dem Briten erkennen lasse; im zweiten Teile macht er gewissermaßen die Nutzanwendung auf die vielumstrittenen Lustspiele „Das Liebhabertheater“ und „Coquetterie und Liebe“, die Wolff bekanntlich Kleist zuschreibt: gerade die Schulung an Shakspere, die alle übrigen Werke des Dichters aufs deutlichste verrieten, lasse sich auch an diesen beiden Jugendversuchen nachweisen, und zwar gehe die Handlung des „Liebhabertheaters“ vorwiegend auf „Was ihr wollt“ zurück, während „Coquetterie und Liebe“ Einflüsse von „Viel Lärm um nichts“, „Liebes Leid und Lust“, „Troilus und Cressida“ und anderen Komödien erfahren habe. — Ungedruckte Briefe von Franz v. Gaudy, Fanny Lewald, Joseph v. Hormayr, Victor Hugo, Georges Sand und Alexander Dumas, die teils an Heine gerichtet sind, teils Urteile über ihn enthalten, giebt Gustav Karpeles in der „Neuen Fr. Presse (13325) heraus. — Hebbels Briefwechsel charakterisiert ein Artikel von Hanz Benzmann (ebenda 13332). — Ueber „Anzengruber und seinen ersten Wurzelsepp“, nämlich den jüngst verstorbenen Albin Swoboda, schreibt Dr. Anton Bettelheim eine kleine Skizze (Voss. Ztg. 473), die sich im wesentlichen an einen Bericht Z. K. Lechers im Oktoberheft von Roseggers „Heimgarten“ anlehnt. — Kurze Erwähnung verdient auch ein Artikel von H. Holstein, der „aus dem Tagebuch des Hof- und Stadtvikars Christoph Friedrich Rinck zu Karlsruhe“ berichtet, wie dieser einigen Großen, z. B. Wieland, Goethe und Lichtenberg, seine Aufwartung machte (Beibl. zur Magdeb. Ztg. 41), sowie die Mitteilung eines „unbekannten Briefes des Dichters Christ. Fr. Daniel Schubart“, den die „National-Zeitung“ (554) aus dem 8. Katalog der Bibliothek des Sammlers Herrn Ernst Frensdorff in Berlin abdruckt. Der Brief stammt vom 30. Juli 1785 und ist an Schubarts Tochter Julie gerichtet. — Der 100. Geburtstag der früh verstorbenen Schauspielerin Therese Krones, die als erste die „Jugend“ in Ferdinand Raimunds „Der Bauer als Millionär“ verkörperte, und aus deren Munde die Wiener zum ersten Male den Refrain „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien“ hörten, wurde der Anlaß zu mehreren Jubiläums-Artikeln (Georg Hiller: Leipz. Tagebl. 526; Fr. Katt: Voss. Ztg. 469; N. Fr. Presse 13332, 33; Deutsche Ztg., Wien, 10691; Deutsches

Agnes Miegel.
(Vgl. die Besprechung LE III, 1464 ff.)

Volksbl., Wien, 4582; Dr. Egon von Komorzynski: Oesterr. Volkztg. 274, u. a.). — Emanuel Schikaneder, dem Begründer des Theaters an der Wien, galten noch zwei Artikel, die an die Schikaneder-Monographie von Egon v. Komorzynski anknüpften (Friedr. E. Hirsch: Wiener Fremdenbl. 264; N. Wiener Journ. 2845).

* *

Verhältnismäßig wenige Artikel beschäftigten sich mit lebenden Autoren. Daß Ferdinand von Saar, der als Novellist eine hohe Bedeutung besitzt, auch als Lyriker zu den Großen gezählt werden muß, bemüht sich eine Studie von E. Hruschka darzulegen („Ferdinand von Saar als Lyriker“: Neue Fr. Presse 13325); freilich sei seine Muse ernst und exklusiv, und seine Lyrik sei ein feines Gericht für die obersten Zehntausend der Litteratur-Konsumenten geblieben. — Einen Essai über „Wilhelm Weigand als Dramatiker“ veröffentlicht Max Beyer (Beil. zur Nordd. Allg. Ztg. 241a). Weigands dramatische Produktion besteht aus dem Dramenzyklus „Renaissance“ (vergl. LE II, 1045 ff), den „Modernen Dramen“ (II, 1594) und dem Trauerspiel „Florian Geyer“. — Den Sinn ihres vor kurzem in Wien aufgeführten Dramas „Der Schatten“ (s. unten Sp. 204ff.) erläutert M. E. delle Grazie. „Der Schatten, das ist das Dunkle in uns. Der dunkle Impuls wird zum schlimmen Gedanken, der schlimme Gedanke kann böse That werden, und ist diese That gesetzt, dann wirft auch sie ihren — Schatten: das böse Gewissen. Und so ist mein Schatten das Böse unterwegs, von seinem Anfange bis zu seinem Ende, so gut wie jeder andere Bösewicht eines Dramas mit Fleisch und Blut“. — Die Bühnendichtung „Hosianna“ eines in Wien lebenden jungen Dichters polnischer Abstammung, St. Gonschorowski, die dem Bibel- und Legendenkreise entnommen ist, rühmt ein Feuilleton von Marie Weyr (Fremdenbl., Wien; 274). — Von neuen Romanen haben Artikel gezeitigt: Wilhelm Jensens „Die fränkische Leuchte“ (Kieler Ztg. 20 615), Felix Holländers groß angelegter Roman „Der Weg des Thomas Truck“ (Friedr. Dernburg, Berl. Tagebl. 507 [„Ein Apostel“]), Ernst Zahns „Herrgottsfäden“ (Dr. E. Stilgebauer, Nat.-Ztg. 562

Digitized by Google

[„Ein Roman aus dem Kanton Uri"]), Hans von Kahlenbergs „Der Fremde" (Neues Wiener Abendbl. 275 [„Eine moderne Legende"]), Siegfried Trebitschs Novelle „Genesung" (Herm. Bahr, Neues Wiener Tagbl. 279) und F. St. Günthers Skizzensammlung „Auf dem Künigiberg" (Ostdeutsche Rundschau 281). — „Einen Nachfolger Fritz Reuters" nennt M. Uhse (Leipz. Tagebl. 523) den mecklenburger Pfarrer Carl Beyer, der eine ganze Reihe von Erzählungen und dickleibigen historischen Romanen geschrieben hat. — Etwas panegyrisch giebt sich auch ein kurzer Artikel von Eugen Hertel zum 70. Geburtstage des weiteren Kreisen unbekannten Dichters George Morin, von dem eine stattliche Anzahl poetischer Werke aufgezählt wird (Der Sammler, belletr. Beil. zur Augsburger Abendztg. 118), und eine Würdigung der Gedichtsammlung „Altes und Neues" von Bernhard Hofmann (ebenda 125).

* *

Von Besprechungen wissenschaftlicher Werke seizunächst eine solche von Fritz Mauthners „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache" durch Dr. Alex. Ehrenfeldt erwähnt („Wortkunst und Wortaberglaube": Sonntagsbl. des Bund 40, 41, 42), der durch eine Auswahl von Aphorismen einen Einblick in den Charakter des Werkes zu geben versucht. — Den dritten Band von Fr. Th. Vischers Shakspere-Vorträgen, der „Othello" und „König Lear" behandelt, zeigt Rudolf Unger mit hohem Lobe an (Münch. N. Nachr. 480) und zieht eine Parallele zwischen der Auffassung Vischers und derjenigen Georg Brandes, wie sie dieser in seinem 1896 erschienenen „Shakspere" niedergelegt hat. Da ergiebt sich denn, daß sich Brandes und Vischer in einem diametralen Gegensatz befinden: jener urteilt als Jünger des modernen Positivismus, zugleich von Schopenhauer und Nietzsche beeinflußt, dieser als Vertreter der idealistischen Philosophie, die in Hegel ihren Gipfelpunkt erreichte. — Eine sympathische Würdigung läßt H. M. dem vierten Band von Heinrich Bulthaupts Dramaturgie des Schauspiels zu teil werden, der Ibsen, Wildenbruch, Sudermann und Hauptmann behandelt. (Barmer Ztg. 228). — Dem Gedächtnis des vor kurzem verstorbenen Litterarhistorikers Rudolf Haym ist ein längerer Artikel von Crönert in der „National-Zeitung" (540, 42, 50) gewidmet, der Erinnerung an den Altphilologen Otto Ribbeck, einen Freund Paul Heyses, gilt ein Aufsatz von Wilhelm Goldbaum, dem die kürzlich erschienene Sammlung von Briefen Ribbecks zur Grundlage dient (Neue Fr. Presse 13311). — Dem Kritiker Leo Berg versucht ein kurzer Essai von Siegfried Jacobsohn (Die Welt am Montag 39) gerecht zu werden. „Leo Berg ist ein freier Mahner und gerechter Richter in der Zeit, ein Meister in der schöpferischen und anregenden Kritik, die er selbst als die ‚einzigen für einen schaffenden Geist in Betracht kommenden Arten der Kritik' bezeichnet; in Wahrheit ‚eine Brise, die über stagnierende Wasser fährt'; in all seiner feinnüancierten Eigenheit eine selten durchsichtige Erscheinung, ein Seelentaucher, der aus den Tiefen des Zeitgeistes heraufholt, was zum Lichte drängt!"

* *

Von Artikeln, die sich mit der ausländischen Litteratur beschäftigen, stammt der umfangreichste aus der Feder des Romanisten Prof. Dr. Heinrich Schneegans und behandelt „Molières Tartuffe" (Beil. zur Allg. Ztg. 221). Er legt die Voraussetzungen dieser berühmten Komödie dar, indem er einen Ueberblick giebt über die Verhältnisse des Jahres 1664, in dem das Stück zum ersten Male gespielt wurde. Wenn Molière die Geistlichkeit, unter deren Unduldsamkeit gerade er als Schauspieler zu leiden hatte, angriff, so wußte er, daß er bei diesem Wagnis den König auf seiner Seite hatte. Denn der Ludwig XIV. der Sechzigerjahre darf nicht mit dem bigotten Verfolger der Protestanten der Achtzigerjahre verwechselt werden. Nicht Madame de Maintenon war damals seine Geliebte, sondern die La Vallière; die frommen Kreise am Hofe, seine Mutter, Anna von Oesterreich, an der Spitze, sahen sein weltliches Treiben sehr ungern und ersparten ihm die Vorwürfe nicht. Molière mußte das wissen und mochte sich denken, daß es dem König nicht mißfallen würde, wenn die Frömmler sich über seine Komödie ärgerten. Die Fabel seines Stückes entnahm der Dichter der italienischen Stegreifkomödie „Der Pedant". Aber er hat aus den schemenhaften Gestalten seiner Vorlage lebenswahre Menschen hervorgezaubert. Anfeindungen blieben ihm natürlich nicht erspart. Ein Priester, Pierre Roullé, Pfarrer in St. Bartholomaei, schleuderte gegen den gottlosen Dichter ein wutschnaubendes Pamphlet, in dem er ihn als einen versteckten Freigeist, einen Teufel, der den Feuertod verdiene, mit grimmigen Worten bezeichnete. Und die Frömmler setzten es durch, daß eine öffentliche Aufführung des „Tartuffe" in Paris verboten wurde, aber vor dem Hofe fanden zahlreiche Vorstellungen des Stückes statt. — Den erst kürzlich herausgegebenen neuen Roman des ebenfalls viel verketzerten Stendhal, „Lucien Leuwen" (Paris 1901, Editions de la Revue Blanche), der in diesen Blättern bereits erwähnt wurde (Sp. 53), erklärt Felix Greve für das Großartigste, was Stendhal je geschrieben habe (Beil. zur Allg. Ztg. 224). — Unter dem Titel „Die Dichter des Opiums" charakterisiert Eduard Sokal Baudelaires „Paradis artificiels", die eine exakte, klinische Monographie der Haschisch- und Opiumreizung geben, ferner die „Bekenntnisse eines Opiumessers" von Quincey, die auf Baudelaire einen großen Einfluß ausübten, sowie ein neuerdings erschienenes Werk von Jules Boissière: „Fumeurs d'Opium", das eine Reihe von Novellen und Skizzen enthält, die in China spielen und alle den Menschen im Kampf mit dem Opium zeigen. — Den 1899 verstorbenen Dramatiker Henri Becque charakterisiert Paul Wiegler in einer feinsinnigen Studie (Der Tag 451, 57). Becque, der 16 Jahre nach Dumas fils geboren und beinahe ein Altersgenosse von Sardou und Pailleron war, stand in auffälliger Position zwischen seinem und dem jungen Geschlecht, doch als der Vorgeschrittenste der Modernen. Sein Werk besteht aus Dramen und Prosaschriften (Erinnerungen und Journalartikel). Er war der Antipode von Francisque Sarcey. Denn der geschwätzige Lieferant des Temps hat alles, selbst das Nichtigste gebucht, während Becques Feuilletons eine große Konzentration aufweisen. In seiner dramatischen Produktion lassen sich drei Epochen unterscheiden: in der ersten hängt er noch mit dem konventionellen Theater zusammen („L'Enfant Prodigue", „Michel Pauper", „L'Enlèvement"), die zweite bedeutet seine Befreiung zu einer aparten Note („La Navette", „Les Honnêtes Femmes"), und die dritte ist die Epoche seiner Meisterschaft („Les Corbeaux", „La Parisienne"). Alles in allem: „Er hat nach der Thesenkomödie des Dumas, die fast ihren Schwerpunkt in der Dialektik der Vorreden hatte und in Problemen wie dem der Ehescheidung, der natürlichen Kinder sich erschöpfte, die Charakterkomödie neu geschaffen. Er wollte nichts vom Raisonneur wissen, der im Stück den Dichter vertritt und in dessen Auftrag die anderen Puppen erklärt, er wollte Charaktere, die sich durch sich selbst erklären, indem sie leben." — Dem Romanschriftsteller Pierre Loti widmet Clara Mautner ein Feuilleton (Neue Fr. Pr. 13332). — Die idealistischen Dichtungen des marseiller Gymnasialprofessors M. Jouffret analysiert Dr. Fritz Friedrich (Berl. zur Allg. Ztg. 231). Idealistisch sind diese „Poèmes idéalistes" (1900) einmal im erkenntnistheoretischen, dann aber auch in dem dem Worte gewöhnlich untergelegten Sinne; in formeller Hinsicht kennt Jouffret lediglich Alexandriner und Achtsilbler, eine besondere Vorliebe hat er für das Sonett. — Eines ähnlich gearteten Poeten Gedichtsammlung bespricht Marie Weyr (Wien. Abendpost 230): M. Guyaus „Vers d'un philosophe (Paris, F. Alcan). — „Neue französische Romane" würdigt Felix Vogt (Frankf. Ztg. 273): „drei Verkörperungen des französischen Geistes", nämlich Rostand, Courteline und Brieux, betrachtet Dr. Käthe Schirmacher (Wiener Fremdenbl. 267). —

Ueber die „Nouvelles conversations de Goethe avec Eckermann“ (vgl. LE. III, Sp. 1492) findet sich ein Artikel in der „Wiener Abendpost“ (217). — Der Zarenbesuch in Compiègne gab den Anlaß zu einem Feuilleton über „Theresa, die Volkssängerin des Kaiserreiches“, die noch am Leben ist und in der Rue Pigalle in Paris ein bescheidenes Heim besitzt. Ihr eigendstes Gebiet war das komische Lied, das drollige Couplet: mit den „Canards tyroliens“ entfesselte sie Beifallsstürme. (K. Schirmacher: Vossische Ztg. 477.) — Daß der Dichter Rostand von der Republik den Auftrag erhalten hatte, daß russische Kaiserpaar in einem Gedichte zu feiern, erfährt man aus einem Artikel der „Neuen Fr. Presse“ (13325), der dem Dichter Byzantinismus vorwirft. — Endlich berichtet ein kurzer Aufsatz in der „Deutschen Warte“ (270), daß gleichzeitig mit den Festen zu Ehren des Zaren, in Berry, einer Landschaft des mittleren Frankreichs, von den begeisterten Landsleuten George Sands eine Feier zum Andenken an die große Schriftstellerin abgehalten wurde, und giebt eine knappe Charakteristik ihrer Produktion.

Shakspere in japanischem Kostüm: das ist die neueste Metamorphose des auch in der merkwürdigsten Vermummung und in der trivialsten Bühnenbearbeitung noch wirkenden großen Dramatikers. Augenblicklich spielt nämlich die vielgefeierte Sada Yacco mit ihrer Truppe allabendlich im Athénée den sensationslüsternen Parisern außer einem japanischen Originalstück den Gerichtsauftritt des „Kaufmanns von Venedig“ vor. Der grimme Shylock, der hier natürlich sein spezifisch jüdisches Gepräge aufgeben mußte, trägt den Namen Sauroku und wird von Sada Yaccos Gatten Kawakami verkörpert, den Max Nordau in der „Neuen Fr. Presse“ (13324) mit Ermete Novelli vergleicht. An Sada Yacco, die die dialektische Portia (hier Ojode) darstellt, kann er so viel eben nicht finden; er meint, sie wirke allein durch ihren Exotismus, und ihre ganze Richtung sei nicht höhere Kunst, sondern nur höherer Bauchtanz. — Mit demselben Gegenstand beschäftigt sich ein Feuilleton von Carl Anton Piper („Shakspere und die Japaner“) im „Tag“ (431). — Ein Schriftsteller, der gleichfalls seinen sensationellen Erfolg zum guten Teil seinem Exotismus verdankt, ist Rudyard Kipling, dessen neuestes Buch Max Meyerfeld den deutschen Lesern anzeigt (Voss. Ztg. 477: „Der neue Kipling“.) Es betitelt sich „Kim“, ist bei Macmillan in London erschienen, von des Dichters Vater mit köstlichen Illustrationen geschmückt und läßt in buntbewegter Handlung die ganze Farbenpracht Indiens heraufkommen. — Derselbe Verfasser bespricht „Neuere englische Belletristik“ (Voss. Ztg. 463). — H. G. Wells utopistischer Roman „Der Krieg der Welten“ gab den Stoff zu einem Feuilleton des „Neuen Wiener Tagbl.“ (277), das noch einen ähnlich gearteten Roman eines deutschen Autors, Otto Droß „Mars, eine Welt im Kampf ums Dasein“ (Wien, Hartleben), in den Kreis seiner Betrachtung zog. — Dem „Volkslied der Schotten“ galt eine kleine Studie von Laura Vincent („Breslauer Morgenztg.“ 455). — Als einen „typischen Amerikaner“ bezeichnet E. P. Evans (Beil. zur Allg. Ztg. 222) den Journalisten W. J. Stillmann (1828 bis 1901), von dem soeben eine Selbstbiographie erschienen ist. („The Autobiography of a Journalist.“ 2 vols. Boston and New York, Hougthon, Mifflin and Co. 748 p.) Stillmann war 22 Jahre lang ständiger Korrespondent von „The London Times“. — In die italienische Litteratur führt ein Beitrag von Karl Federn, der in der „Neuen Fr. Presse“ (13311) unter dem Titel „Bilder und Pläne zur göttlichen Komödie“ neue Dante-Schriften bespricht. — Dem modernen italienischen Romanschriftsteller Antonio Fogazzaro (vgl. die Studie LE II, 619 ff.) sind zwei Essais gewidmet (B. J.: Nat.-Ztg. 570, 572; Dr. Julius v. Werther: Neue Fr. Pr. 13332). — Eine Uebersicht über „neue italienische Erzählungs-Litteratur“ giebt Dr. Marcus Landau (Wiener Ztg. 231). — Die Faust-Uebersetzung Giuseppe Biagis (vgl. LE II, 1566) würdigt ein Artikel von S. M. im „Pester Lloyd“ (244). — Des Spaniers Benito Pérez Galdós „Electra“ wird in einem etwas verspäteten Feuilleton von Eduard Engel (Der Tag 441) als ein untermittelmäßiges Stück gekennzeichnet. — „Den Einfluß der Volkswirtschaft auf die russische Litteratur“ untersucht Dr. El. Heiß (Der Tag 427) unter Anlehnung an die „Sozialpolitischen Essais“ von A. A. Issaieff (Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.). Unter anderem wird hervorgehoben, daß die Klasse der Fabrikarbeiter und des Lumpenproletariats, das neuerdings in Maxim Gorki einen Vertreter gefunden hat, schon in der Litteratur der Sechzigerjahre behandelt wurde, z. B. von Lewitoff und Reschetnikoff, und daß die Lehre Tolstois von der Bedürfnislosigkeit geeignet sei, allen technischen Fortschritt zu unterbinden. — Den Lorbeerkranz dieses großen Anklägers zu zerpflücken, versucht Dr. Adolf Jost in einem Feuilleton der „Deutschen Volkszeitung“ (Wien; 4591), indem er ihm, ebenso wie Friedrich Nietzsche, den er geschmackvoll Tolstois „Kollegen im Lorbeer“ nennt, jeden wahren Wert streitig macht. — Mit größerem Recht schwächt man jetzt die Bedeutung Björnsons etwas ab, den man am besten niemals mit Ibsen verglichen hätte. So weist ein witziges Feuilleton von Rudolf Presber (Die Post 480) die Selbstverteidigung Björnsons zurück, die dieser in der kopenhagener Zeitung „Politiken“ nach dem Mißerfolg seines „Laboremus“ versucht hat. — Des Schweden August Strindberg Bedeutung als Lyriker legt eine kleine Studie von Emil Schering dar (Der Tag 425), während J. E. Poritzky bei Gelegenheit einer Besprechung von Strindbergs „Gustav Adolf“ den Entwicklungsgang des Dichters rasch skizziert (Berl. Courier 243). — Der hohe Wert von Multatulis „Abenteuer des kleinen Walther“ wird an zwei Stellen betont: von M. W. im „Vorwärts“ (Unterhaltungsbl. 204) und von Martin Buber in der „Neuen Fr. Presse“ (13339). — Unter Benutzung eines Vortrags von Dr. A. Baumstark über den „Pessimismus in der griechischen Lyrik“ (Heidelberg, Winter) schreibt M. M. im wiener „Fremdenblatt“ (283) über „Pessimistische Liederklänge aus alten Zeiten“, und eine Charakteristik der chinesischen Romane giebt S. L. in der „Wiener Abendpost“ (221). — Zum Schluß sei noch ein Essai von J. Norden erwähnt („Von Wirklichkeitskunst und Uebersetzungsdramen“; Tägl. Rundsch., Unterh.-Beil. 227), der die Thatsache feststellt, daß bei Dramen, die auf dem Boden der Alltagslebens- und Wirklichkeitskunst stehen, in der Uebersetzung das spezifische Nationale verloren geht, während solche Stücke, die eine große tragende Idee von allgemein menschlicher Bedeutung besitzen, auch in der Uebertragung eines bleibenden Eindrucks sicher sein können.

i. V.: K. Q.

„Spitznamen der Völker.“ Von Martin Beck. (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 121).

„Neue Böhmerwaldschauspiele.“ Von Wilhelm Crönert (Beil. zur Allg. Ztg. 238). Bespricht den 3. Teil der von Prof. J. J. Ammann herausgegebenen „Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde“. (Prag, Calve, 1900.)

„Die billigen Klassiker.“ [Cotta; Deutsche Verlags-Anstalt.] Von Eduard Engel (Nat.-Ztg. 550).

„Maria Baschkirtseff.“ Von A. v. Falke (Fremdenbl., Wien; 278). — Von W. Fred (Voss. Ztg. 487 [„Das Schicksal der Maria Baschkirtseff“.])

„Das Selzacher Passionsspiel.“ Von Prof. Dr. Kuno Francke (Beil. zur Allg. Ztg. 226). Selzach ist ein Dorf von 1500 Einwohnern am südlichen Abhang des Jura, in dem bereits dreimal, nämlich in den Sommern von 1896, 1898 und 1901, ein Passionsspiel aufgeführt wurde.

„Die Kunst des Ueberbrettls.“ Von Oscar Geller (Neues Wiener Tagbl. 2821).

„Die soziale Stellung des Schauspielers.“ Von Dr. Hans Landsberg (Nat.-Ztg. Sonnt.-Beil. 41).

„Was bringt die Feder ein?“ Von André Lorth (Rhein.-Westf. Ztg. 812, 881). Ueber englische Schriftstellerhonorare u. dgl.

„Conrad Ferdinand Meyers Bedeutung für die Jugend.“ Von Julius Riffert (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 122).

„Heimweh.“ Von Dr. Günther Saalfeld (Tägl. Rundschau, Unterh.-Beil. 226). Verfolgt die Bedeutung, die das

„Heimweh" in der deutschen Litteratur hat, an der Hand einer Rede von Prof. Dr. Friedrich Kluge.

„Die Wahl einer Gemeinsprache." Von Hugo Schuchardt (Beil. zur Allg. Ztg. 230).

„Im ‚schwarzen Ferkel'. Plauderei von einem Stück Berliner Bohème." Von Karl Strecker (Tägl. Rundschau, Unterh.-Beil. 242). Erzählt von dem Verkehr des Verfassers mit Strindberg (vgl. LE III, Sp. 1416).

„Deutsche Vornamen" [Robert F. Arnold]. Von A. von Weilen (Wien. Ztg. 228).

Echo der Zeitschriften

Deutsche Heimat. (Berlin.) V, 1, 2. Ein „Wort zur Verständigung" über die Heimatkunst schreibt Adolf Bartels. Die Heimatkunst komme geradeswegs vom Naturalismus her, zwar nicht von dem Naturalismus Zolas, aber von dem deutschen intimen Naturalismus, der die Dinge an sich herankommen ließ und ihre Eindrücke bis ins feinste aufzunehmen trachtete. Ihr Prophet sei der Verfasser des 1870 erschienenen, Aufsehen erregenden Buches „Rembrandt als Erzieher" (Julius Langbehn), journalistisch seien zuerst Heinrich Sohnrey in seiner Zeitschrift „Das Land" und Fritz Lienhard für sie eingetreten. Die sogenannte Heimatkunst sei keine alte Sache. „Von der alten Volkskunst unterscheidet sie sich dadurch, daß sie sich nicht herabläßt, nicht belehren oder gar aufklären will, von der früheren Dorfgeschichte dadurch, daß sie nicht eine interessante Geschichte, sondern das Leben selbst zu geben strebt und sich viel inniger an den Boden mit seiner Atmosphäre und dem charakteristischen Milieu anschließt." Mit diesen Worten habe schon 1894 Cäsar Flaischlen im Vorwort zu seiner Anthologie „Neuland" die Bewegung charakterisiert, und Bartels fügt noch hinzu: „Dilettantische örtliche Kunst ist sie durchaus nicht, sie wendet sich an das ganze deutsche Volk und strebt den strengsten ästhetischen Anforderungen Genüge zu leisten. Kein Flüchten vor dem Geiste der Gegenwart, aber seine Nationalisierung, seine Konkret-, seine Heimischmachung, die Verwandlung der Oberflächenkultur in Tiefkultur ist die Aufgabe, und ihr dient auch, und sei es zunächst noch in bescheidener Weise, unsere Heimatkunst. Darum glauben wir, daß sie ‚von Gott' ist — sollte aber die ersehnte Höhenkunst, die große, nationale Kunst wirklich kommen, so werden wir ihr unsere Kraft zur Verfügung stellen; denn wir wissen recht wohl, daß Goethe mehr als Johann Peter Hebel und Hebbel mehr als Klaus Groth ist, und daß ein großer Geist wie Luther oder Goethe oder Bismarck sein Volk allein unendlich viel weiter vorwärts bringt, als hundert noch so tüchtige kleine Talente, wenn auch freilich die bescheidene örtliche Arbeit jederzeit ebenfalls geleistet werden muß."

Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. (Berlin.) I, 1. Im ersten Hefte dieser von Julius Lohmeyer neu begründeten Zeitschrift finden sich drei Aufsätze von Rudolf Eucken, Karl Busse und Max Martersteig, die das Leitmotiv der zukünftigen Stellung zu den Fragen des gesamten geistigen und wirtschaftlichen Lebens wie im besonderen der Litteratur und des Theaters angeben. Eucken erblickt die „weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Geistes" in einer Vermählung des „starken Zuges zur sichtbaren Welt" mit dem „Streben nach weltüberlegener Innerlichkeit". Beide Eigenschaften hat das deutsche Volk in der Geschichte bewiesen; auf allen Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit und Arbeit hat sich die charakteristische Gesamtart des deutschen Volkes gezeigt. Kant, der größte Denker, und Goethe, der größte Dichter, sie „standen bei aller Erhebung über die Zeit zugleich mitten in der Zeit". Die Aufgabe des deutschen Volkes bestehe darin, „für eine Vertiefung und Beseelung der Kultur zu wirken, ein Ganzes und Inneres des Menschen zu entwickeln und in aller Bethätigung nach außen gegenwärtig zu halten, die Arbeit an der Welt intensiv zu gestalten, in sie die Seele hineinzulegen und durch sie die Seele zu stärken". An dieser Weltkultur hat in erster Linie die deutsche Sprache „als ein unentbehrlicher Schatz innerer Kultur" mitzuarbeiten, sodann unsere Litteratur. Noch fehlt aber unserm litterarischen Schaffen völlig eine „ins Große und Wesenhafte hebende Weltanschauung". Diese ist hier wie an allen Hauptpunkten unserer geistigen Lage dringend vonnöten, soll nicht die „Selbständigkeit des Innenlebens bedroht, die Persönlichkeit geschwächt, die Seele gefährdet" werden in einer Zeit, die das dem Deutschen angeborene Nach-innenschauen auszuschalten droht. — Das Fehlen großer, sittlicher Ideen beklagt auch Carl Busse in einem Aufsatz über die neuere deutsche Dichtung. In einem Rückblick konstatiert er das „uns immer wieder schädigende Auseinanderfallen von Kunst- und Volksidealen" und wünscht, daß unsere Kunst nicht in der erbärmlichen inhaltslosen Form- und Phantasiekunst der jüngsten Zeit stecken bleibe, sondern sich mit Inhalt, mit nationalem Gehalt fülle, „hineintauchend in den Jungbrunnen alter echter Volkskunst"; er erwartet eine sittliche Regeneration, ein „Erziehen und Durchläutern der Volksseele, nicht durch Moralpaukerei, sondern durch lebendige Gestaltung". — In einer Philippika über das deutsche Theaterwesen, vornehmlich das der Großstadt, kommt Max Martersteig nach einer Abfertigung Sudermanns und Hauptmanns und einer ironisierenden Würdigung des Ueberbrettls zu dem Satze, daß das Theater, „wie es im Zuschnitt jetziger Zivilisation ist, ein Geschäft, ein Handwerk, eine täglich an fünfundzwanzig Orten der Großstadt gebotene Zerstreuung — fünfundzwanzigmal an jedem Tage eine Unwürdigkeit zeitigt, eine Prostitution der unserm Volke eingeborenen künstlerischen Kraft." — Dasselbe Heft enthält außerdem noch Adolf Sterns Festrede zur Feier von Wilhelm Raabes siebzigstem Geburtstage und Dichtergaben aus dem Raabe-Album von Prinz Emil Schönaich-Carolath, Paul Heyse, W. v. Polenz, Viktor Blüthgen, Otto March, Peter Rosegger, Adolf Bartels, Felix Dahn, Ernst Wichert u. a.

Deutsche Revue. (Stuttgart.) 26. Jahrg., Oktoberheft. Die Frage „Verdirbt die Schule den Stil?" wirft der leipziger Geh. Schulrat Prof. Dr. Hermann Schiller auf, um auf die Mängel des deutschen Unterrichts, vor allem des Aufsatzunterrichts in unseren Mittelschulen hinzuweisen. Leider verstünden es viele Lehrer nicht, die Aufsatzthemen aus dem Unterricht erwachsen zu lassen, sondern stellten meist ganz abstrakte, dem Schüler zu hochliegende Themen. „Da entsteht dann jene hohle, heuchlerische, ja verlogene Phrasenmacherei und ein Prunken und Spielen mit nicht vorhandenen Empfindungen und Gefühlen, die nicht nur den Stil, sondern obenein auch noch den Charakter verderben, und das alles nur, um die vom Lehrer geforderte Seitenzahl zu füllen." Nicht minder schädlich wirke das beliebte Entnehmen von Themen aus den vorhandenen Aufsatzsammlungen, die übrigens oft genug auch die Schüler selbst besäßen und benutzten. Ferner werden die nachteiligen Wirkungen des fremdsprachlichen Unterrichts auf die Entwicklung des deutschen Stils besprochen. Durch sie würde jene undeutsche Neigung zu entsetzlichen, bandwurmartigen Satzperioden verschuldet, für die Caesar, Cicero und Livius die Muster seien. Die Uebersetzungs-Uebungsbücher lieferten dafür freilich selbst oft traurige Beispiele. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß die Schule in der That den Stil verderbe, teils durch das, was sie in unrichtiger Weise thue, teils durch das, was sie unterlasse. Zum Glück hebe die Einwirkung des Elternhauses manches von diesen schädlichen Einflüssen wieder auf.

Deutsche Rundschau. (Berlin.) XXVIII, 1. In einem von persönlichen Erinnerungen belebten Essai charakterisiert Georg Brandes den Menschen und Märchen-

dichter H. C. Andersen. Der Dichter wurde ein „großer Mann", der Mensch nie ein „Mann"; er blieb das „arme, verwahrloste, tausendfach gedemütigte Kind des Volkes". Zu den sympathischen Eigenschaften einer schlichten Liebenswürdigkeit, gemütvollen Weichheit und offenen Empfänglichkeit für alles Gute jeder Art kam allmählich ein „Hangen und Bangen nach Anerkennung und Auszeichnung, Verhätschelung und Bewunderung", eine Eitelkeit und ein ängstliches Klammern an jedes, auch des elendesten Federfuchsers, Urteil. „Der Erbitterung über wirkliche oder vermeintliche Verkennung entsprach dann als ihr Gegenpol die glühende Dankbarkeit für Erfolge, für Auszeichnungen, die bei Andersen die Grundlage seiner Religiosität bildete." In den Märchen sieht Brandes etwas spezifisch Dänisches, das er im einzelnen aufdeckt. Als das typische Kunstwerk unter ihnen betrachtet er „Das häßliche Entlein", ein Märchen, in dem das ganze Wesen seines Urhebers stecke. In ihm sei die Quintessenz enthalten „jenes Ehrgeizes, der den Grundzug seines Charakters bildete; jener Schwermut, die über sein Temperament entschied, jenes Martyriums, zu dem in seinen Augen seine Dichterlaufbahn sich verwandelte, jenes Triumphes, den, bei aller Demut seines Herzens, Anerkennung und Huldigungen ihn empfinden ließen, vor allem aber jener Betrachtungsgabe, jenes sprühenden Witzes und übersprudelnden, siegshaften Humors, mit dem er sich für Verkennung und Mangel an Verständnis an der trägen Dummheit und Bosheit rächte — der Gaben alle, die in ihrem Verein sein Genie ausmachten." — „Persönliche Erinnerungen an Herman Grimm" steuert Walther Gensel bei.

Das freie Wort (Frankfurt) I, 13. Cesare Lombroso erzählt von seinem Besuche bei Tolstoi, bei dem es zu den verschiedensten Erörterungen über Kunst, Ethik, Sozialpolitik u. a. kam. Wohl von allen Gesprächen zwischen den beiden Männern gilt, was Lombroso über die Behandlung des Themas der Theorie vom geborenen Verbrecher sagt: „Es lag wie eine geistige Scheidewand zwischen uns, die jeden von uns hinderte, die Schlußfolgerungen des anderen anzunehmen." — An Jeanne Marnis neuem Buche „Alte Frauen" rühmt Georg Brandes die „echte Menschlichkeit" der Verfasserin und in stilistischer Hinsicht die musterhafte Kernigkeit, Gedrängtheit und epigrammatische Kraft der dramatisch bewegten Gespräche. — Zu der „Fabel von den drei Ringen" teilt Max Henning neue Beiträge auf Grund neuer Forschungen des Franzosen Zotenberg mit. Danach ist die älteste Version der Fabel nicht jüdischen, sondern persischen Ursprungs, und in einer arabisch geschriebenen Geschichte der Perserkönige aus den Jahren 1017—1022 n. Chr. enthalten. Auch auf drei spätere Fassungen der Fabel in christlichem, jüdischem und absolut tolerantem Sinne macht Henning an der Hand anderer Forscher aufmerksam.

Die Gegenwart. (Berlin.) XXX, 40, 41. In Nr. 40 analysiert Johannes Gaulke des vor Jahresfrist verstorbenen Oskar Wilde Roman „Dorian Gray". Wilde, einst „der verhätschelte Liebling der englischen Gesellschaft, wurde durch eine perfide Anklage wegen homosexuellen Verkehrs seines Nimbus entkleidet und zu seiner ‚Besserung' zu einer zweijährigen schweren Kerkerstrafe verurteilt", die seine dichterische Schaffenskraft brach. Aus den Gedanken und Gestalten dieses Romans, dem Hauptwerk Wildes, setzt Gaulke ein Bild von der Ideenwelt des Dichters zusammen, in der ein stolzes Individualitätsgefühl und ein freies Künstlertum vorherrschen. Das homosexuelle Problem ist von ihm ohne jede Nebentendenz nach rein künstlerischen Zwecken behandelt, und so gewährt der Roman einen ernsten Einblick „in die Seelenzustände einer Gesellschaftsschicht, die sich nur auf dem Sumpfboden der ästhetischen Scheinkultur am Ausgang des 19. Jahrhunderts hat entwickeln können". — In der folgenden Nummer kräuselt Eugen Reichel „litterar-ästhetische Schnitzel" und legt ein Wort für Bürgers Lenore ein gegenüber dem Urteil, das Viktor Hehn 1887 in seinen nach Reichels Ansicht „herzlich unbedeutenden" „Gedanken über Goethe" ausgesprochen hat. Reichel analysiert die Ballade und weist auf ihre Schönheiten hin, er nennt sie ein „einheimisches Kleinod, ein herrliches Werk, dem die ganze Weltlitteratur vielleicht nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat!"

Historisch-politische Blätter. (München.) CXXVIIIB., 6. Unter der Ueberschrift „Katholische Landschaftsdichtung" bringt P. Ansgar Pöllmann O. S. B. den Schriftsteller Otto von Schaching (Dr. Viktor Denk) und seine Werke zur Besprechung. Schaching, der auch auf dem Gebiete der Publizistik und Geschichtsforschung hervorgetreten ist, ist Heimatkünstler. Sein Bereich ist der bayrische Wald bei Regensburg. In seinen Sammlungen von Volkserzählungen: „Geschichten aus dem Volke", „Waldesrauschen" schildert er die Wäldler mit allen ihren Tugenden, Leidenschaften und Lastern und versteht es vorzüglich, seine Stoffwelt mit der umgebenden Außenwelt zu verknüpfen. Als seine beste Erzählung hebt Pöllmann „Das Mädchen von Spinges" (Katharina Lang, Die Heldin von Spinges, 2. April 1797) hervor. Auf gleicher Höhe steht an volkstümlicher Darstellungskunst der historische Roman „Bayerntreue". Daneben wird noch „Widukind, der Sachsenherzog", der erste Band des vaterländischen Cyklus „Aus Deutschlands Kaiserzeit" namhaft gemacht. Wie jedoch schon aus dem Titel des Aufsatzes hervorgeht, liegt Schaching die Darstellung heimatlichen Lebens näher als die historischer Bilder.

Der Kunstwart. (München.) XV, 1. In einem Artikel „Vom deutschen Drama der Gegenwart" konstatiert Adolf Bartels, daß auf die Hoffnung, daß der deutschen Nation noch eine gewaltige Entwickelung der Dramas beschieden sein werde, bisher die Erfüllung ausgeblieben sei. Nachdem die Sturm- und Drangperiode und die Romantik sich neuerdings im Naturalismus und Symbolismus wiederholt hätten, stünden wir jetzt im Zeitalter des jüngsten Deutschlands oder der Tendenzlitteratur. Dies werde etwa durch Otto Ernst und Max Dreyer vertreten und biete eine Parallele zu dem sogenannten Jungen Deutschland. Gleichwie nun damals sich Kraft-Dramatiker wie Grabbe und Büchner fanden, entschiedene Nachahmer Shaksperes, die als Vorläufer Hebbels und Ludwigs zu betrachten sind, so läßt sich auch heute wieder eine Strömung des Neu-Shakspearianismus deutlich erkennen. Als Vertreter dieser Richtung werden einerseits Kurt Geucke und Herbert Eulenberg und andererseits Fritz Lienhard genannt. Jene beiden sind extreme Nachahmer Shaksperes (von Geuckes „Sebastian" wird gesagt, es sei shakspearischer Canevas, modern symbolistisch bestickt), dieser ist nur insofern Shakspearianer, als er „die Künstlichkeiten des modernen dramatischen Baues vermeiden und im allgemeinen dem dramatischen Geiste Shaksperes ... wieder zum Durchbruch verhelfen will". — In Heft 2 untersucht Wilhem Bode, wie Goethe über „Förderung der Kunst" dachte. — In einer „Zuschauerschmerzen" betitelten Abhandlung rügt Ferdinand Gregori u. a. die Unsitte der Schauspieler und Schauspielerinnen, statt des charakteristischen Kostüms das reichste und eleganteste zu wählen, sowie die sinnlosen Gesten bei der Oper und vor allem beim stummen Spiel.

Litterarische Warte. III, 1. „Was schulden wir dem Drama?" fragt in einem Leitaufsatz A. Lignis die deutschen Katholiken und fordert wirkliche Dramatiker, „nicht nur Epigonen des Jambenstils, sondern Leute, die neue Geleise zu erschließen, oder wenigstens, wie Hauptmann, der selber auch keine fand, mit voller Kraft zu befahren wissen. Möge der Himmel sie uns bald bescheren, damit unsere alte Schuld der Bühnenkunst gegenüber endlich einmal langsam, langsam zur Abzahlung komme." Ebenso wie Lignis einseitig Konfessionelles vermieden wissen will, fordert er für die katholischen Dichter Zutritt an den Bühnen und wendet sich gegen Loge und Agentenunfug. Die Dichter hätten

die Technik des neuen Stiles zu erlernen, Probleme der Gegenwart mit dem sicheren Blick einer großen Weltanschauung anzugreifen, das Volk müßte darnach trachten, „einen verständnisvollen Stamm an zuschauendem Publikum" heranzubilden. — Die Entwickelung und Wesensart des „im Tiefsten frommen", feinfühlenden Lyrikers Antonio Fogazzaro preist Otto Hauser in einer mit zahlreichen Proben durchsetzten Studie. — Karl Biesenbahl berichtet über eine größere Zahl neuer englischer Romane und Memoiren, und Laurenz Kiesgen über neue Lyrik von Julius Rodenberg, Arthur Gutheil, R. Scheid, Marie Madeleine, B. Hofmann, Fr. Freudenthal und Otto Engelhardt.

Die Rheinlande. (Düsseldorf.) II, 1. Aus den Schätzen der Kgl. Bibliothek in Berlin teilt Gustav Karpeles vier Briefe Ferdinand Freiligraths an den preußischen Staatsmann Joseph von Radowitz aus den Jahren 1842 und 1843 mit. In Darmstadt hatte Freiligrath den damaligen Gesandten kennen gelernt; er konferierte mit ihm mündlich und schriftlich über die Möglichkeit einer Anstellung in Preußen. In dem ersten Brief wird das von Freiligraths Freund, dem Erfurter Paul Noback ausgeheckte Projekt der Begründung einer Handelsakademie in Berlin gestreift; Humboldt befürwortete eine Anstellung Freiligraths, der sich allerdings nicht recht geneigt zeigte. Er zog den Aufenthalt in St. Goar vor. Der zweite Brief vom 17. Sept. 1842 zerstört die Legende, nach der Freiligrath durch den kalten Empfang auf dem Königsball der Stadt Coblenz zum Demokraten geworden sei. Er spricht dem Oberst von Radowitz seine innige Freude über den herzlichen Empfang durch den König, die Königin, den Prinzen Karl und den Erzherzog Johann aus. Der dritte Brief meldet vom Scheitern des Planes der berliner Handelsakademie, in dem vierten tritt Freiligrath mit edler Wärme für die Berufung Levin Schückings als Professor der modernen Litteraturen an die Universität Marburg ein. — In demselben Hefte rühmt ein Artikel von Wilhelm Schäfer den jüngsten Roman Anna Croissant-Rusts „Pimpernelle" (vgl. LE. III, 1216).

Schweizerische Rundschau. (Stans.) I, 2. Ein Aufsatz über „Moral und Kunst" von P. Sigisbert Meier bringt eine Erörterung des Themas, das durch den vorjährigen lex Heinze-Rummel wieder mehr angeregt wurde. Und zwar wendet sich der Artikel gegen die Ausführungen Julius Harts über „Die Moral des Künstlers" im „Litt. Echo" (II. Jahrg., 16. Heft) und die Darlegungen Roseggers und Sudermanns zu demselben Thema. Meier weist die Ansicht Harts, daß die Moral des Künstlers in Bezug auf das Kunstwerk die Identitätsmoral sei, daß der Künstler eins werden müsse mit seinen Werken, zurück, hebt dagegen hervor, daß sich der Künstler nur mit den Abbildern seiner Werke verbindet. „Es tritt eine reale Vereinigung des erkennenden und schauenden Geistes mit dem erkannten Gegenstand ein. Diese Vereinigung hat aber nichts mit Identifizierung zu thun." Als Illustration zu diesen seinen Auseinandersetzungen führt er aus Baumgartners Goethebiographie folgende Sätze an: „Othello ist nicht Shakspere, sondern Othello! Romeo und Julia sind nicht eine maskierte Shakspere-Liebschaft, sondern die glänzendste Ausführung eines italienischen Romans." Indem er in seinen weiteren Erörterungen auch Stellung nimmt zu den Darlegungen Roseggers und Sudermanns über das Thema „Moral und Kunst", kommt er zu dem Schlußurteil, daß es nicht die Anschauungen des Helden, sondern die des Dichters sind, die den sittlichen Charakter des Werkes bedingen, daß nicht das Stoffliche, sondern dessen Gestaltung bei der Betrachtung eines Kunstwerkes nach der ethischen Seite maßgebend sein müsse. — In L. Suters Beitrag „François Coppées Rückkehr" wird auf Grund des 1898 erschienenen Buches „La bonne souffrance" (1899 deutsch bei Fr. Kirchheim in Mainz erschienen) ausgeführt, wie sich Coppée wieder zum Glauben der Kirche zurückfand. Indem der Verfasser des Artikels außerdem auf die Fälle: Verlaine, Brunetière und Huysmans (vgl. hierzu LE IV, 73) hinweist, glaubt er von Anzeichen einer christlichen Wiedergeburt sprechen zu können. — Derselbe Kritiker befaßt sich in Heft 4 („Ein Epigone C. F. Meyers") mit dem Romanschriftsteller J. C. Heer und insbesondere mit seinem Romane „Der König der Bernina". Als Mangel des Buches wird hervorgehoben, daß neben dem „Paltramotiv" in der zweiten Hälfte des Werkes als weiteres Motiv die wirtschaftliche Hebung des Engadins eingeführt werde, daß die Komposition, statt immer auf natürliche Entfaltung zu sehen, vielfach auf Effekt hinarbeitet, ja, es wird gar als ein Hauptzweck des Buches Reklame für das Engadin hingestellt. Als Charakterzüge, die auf Meyers Art hinweisen, werden angeführt: der dramatische Aufbau, Vorliebe für effektvolle Szenen, sagenhafte Vorbildungen, die zu Begebenheiten des Romanes hinüberleiten, die feine wie ausgezirkelte Komposition, die Kunst der Gestaltung und Schilderung und die schöne gefeilte Sprache. — Aus Heft 1 ist noch ein Aufsatz über die Philosophie Nietzsches von Dr. A. Gisler zu vermerken.

Die Wage. (Wien.) IV, 41. Paul Verlaines Prosabücher unterzieht Paul Wiegler einer näheren Betrachtung. Sie sind wesentlich für die psychologische Erkenntnis des schwermütigen Lyrikers ein „Dokument des symbolischen, oder genauer, des verlainischen Kultus" und „von unersetzlichem Werte für die Geschichte der neuen französischen Litteratur". Seine eigene Biographie hat Verlaine in drei Sammlungen gegeben: „Confessions", „Mes prisons" und „Mes hôpitaux", die Analyse derer um und wider ihn in „Poètes Maudits", „Les hommes d'aujourd'hui" und „Quinze jours en Hollande". Von seiner übrigen Prosa sind allein die „Mémoires d'un veuf", eine „Art von traumhaftem Tagebuch, konfuse Stimmungen, bald weinerlich, bald lasciv" seiner Lyrik ebenbürtig. Enthalten die Darstellungen seiner Freunde, einander sich ergänzend, die „Charakterköpfe der neueren Litteratengeschlechter Frankreichs", so lassen sich aus seinen biographischen Werken trotz aller Weitschweifigkeit die sichern Linien innerer Entwickelung ablesen. Verlaine hat nicht die Kraft gehabt, „sich selbst zu zergliedern, er stand ratlos vor seinem verwickelten Ich und hat den Lesern anvertraut, daß er ratlos sei". Mit Rousseau vergleicht Wiegler diese „ursprünglichen Offenbarungen einer großen Dichterindividualität."

Euphorion. (VIII, 2.) Die im ersten Hefte begonnene psychologische Studie über George Eliot führt Eduard Platzhoff zu Ende. Wie Lord Acton, dem wir eine feinsinnige Untersuchung über George Eliot verdanken, sucht der Verfasser das Problem in der Vereinigung ihrer gelehrten und dichterischen Triebe. Wie sich die in ihr liegenden Möglichkeiten durch äußere Anlässe binden und entfesseln, wird mit scharfem Sinn und feinem Gefühle klargelegt. — Die Frage: „Wer hat im Wandsbecker Boten auf die kästnersche Rezension des Götz geantwortet?" löst Karl Scherer dahin, daß nicht Goethe, sondern Claudius der Verfasser des Artikels gewesen sei. — Die Reihe der neuen Briefe von Schubart setzt Rudolf Krauß fort. Unter anderem werden die Ratschläge mitgeteilt, die Schubart seinem Sohn für seine Lektüre giebt und die durch ihre Kritik an Schiller interessant sind. — Die Betrachtung über die neun ersten Jahre von Goethes Ehe, 1788—1797, beschließt Heinrich Düntzer. — Welch göttliche Gebilde des Meisters Hand aus rohem Marmor schuf, zeigen uns aufs neue einige Faustquellen, die Max Morris nachweist. Man lese, wie Aelian die Ebene des Peneios preist und dann die goethischen Verse! — Die Ansicht Reinhold Steigs, der die beiden Bände der „Spanischen und italienischen Novellen", herausgegeben von Sophie Brentano, ihrem Gatten Klemens zuschreibt, stützt Franz Schultz durch neue Momente. Nach ihm ist ferner der Prosaspruch Goethes: „Ein edler Philosoph sprach von der

Baukunst als einer erstarrten Poesie und mußte dagegen manches Kopfschütteln gewahr werden . . .“ nicht auf Friedrich Schlegel, sondern auf Görres zu beziehen. — Ueber die Geschichte einiger Schriften Heines giebt Ludwig Geiger aus den Akten des hamburger Archivs einige Mitteilungen. — Daß Lortzing in seinem Text zur Oper „Der Waffenschmied“ durch Zieglers Lustspiel „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person“ beeinflußt ist, vertritt mit Ellinger Egon von Komorzynski. Der bei Ziegler angesponnene Faden, die Liebe eines Ritters und eines Bürgermädchens, wird litterarisch verfolgt. Wir werden an Kleists „Kätchen von Heilbronn“ erinnert, ohne daß sich direkte Beeinflussung durch Ziegler nachweisen läßt. Nach der unbedeutenden Oper Henslers „Waffenschmied“ erhält der Stoff eine würdigere Fassung in E. T. A. Hoffmanns Erzählung: „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen“. Dem dramatischen Gedicht von Deinhartstein „Hans Sachs“ schließt sich Lortzing mit seinem „Hans Sachs“ und „Waffenschmied“ an, ihm folgt als der größte Richard Wagner mit seinen „Meistersingern“.

B.

Von der bereits angekündigten neuen Halbmonatsschrift „Die Musik“ (Leiter: Kapellmeister Bernhard Schuster, Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin) ist das erste Heft erschienen. Aus dem reichen Inhalt seien die Beiträge von Th. Frimmel („Neue Beethovenstudien“), Arthur Seidl („Bayreuth“), Max Graf („Anton Bruckner“), Paul Marsop („Vom Geistreichen in der Musik“) hervorgehoben, ferner eine Studie Gustav Kühls über den frühverstorbenen Liederkomponisten Hugo Brückler (1845—1871), ein feines Talent, das mit Franz und Cornelius zusammengenannt werden darf, obwohl es über die Opuszahl 2 nicht hinausgekommen ist. Zahlreiche Notenbeispiele, Faksimile- und Kunstbeilagen schmücken das Heft, das mit handlichem Format und sorgsamer Ausstattung einen sehr mäßigen Bezugspreis (jährlich 10 Mark für 24 Hefte) verbindet.

„Octave Mirbeau.“ Von Otto Ebstein (Der Osten, Breslau; I, 10).

„Zwei pädagogische Erzählungen Gottfried Kellers“ [„Pankraz der Schmoller“ und „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster“]. Von Dr. Oskar Gutsche (Haus und Schule; XXXII, 35, 36).

„Laboremus.“ Von K. F. H. Hartmann (Der Litterat, Braunschweig; Sept.-Okt.-Heft).

„Shakspere als Schauspieler und Kritiker.“ Von G. L. (Die Kunst in Ton und Wort, Charlottenburg; I, 2).

„Neue Lyrik.“ Von Sigmar Mehring (Die Nation, Berlin; XIX, 1). Bespricht die Studie „Die niederländische Lyrik von 1875 bis 1900“ von Otto Hauser, auf die wir noch zurückkommen.

„Chatterton.“ Von Max Meyerfeld (Die Nation, Berlin; XIX, 1). Knüpft an die Monographie von Helene Richter an, auf die wir noch zurückkommen.

„Arne Dybfest.“ Von Carl Naerup (Aus fremden Zungen, Stuttgart; 1901, Heft 17). Vgl. LE III, 557.

„Kleine Heine-Studien.“ Von J. Nassen (Deutsche Dichtung; XXX, 12). Schluß der auf Sp. 1708 f erwähnten Nachweise über Fr. Steinmanns Fälscherthätigkeit. Ein weiterer Abschnitt teilt zwei verschollene kleine Aufsätze Levin Schückings über Heine mit, die in der „Köln. Ztg.“ 1846 und 1847 erschienen.

„Alte Briefe.“ Von Felix Poppenberg (Die Frau, Berlin; IX, 1). Essai über Ludwig Geigers Buch „Therese Huber“ (vgl. Sp. 18 ff.).

„Die neuere russische Litteratur und ihr Einfluß auf die deutsche.“ Von J. E. Poritzky (Blätter für Bücherfreunde, Leipzig; I, 4). Dostojewski war der Entdecker der Kindesseele, und von ihm hätten die deutschen Schriftsteller in dieser Hinsicht gelernt, Gerhart Hauptmann verdanke Tolstoi Anregungen, von den Russen hätten die deutschen Dichter das Verzichtleisten auf die Fabel, die äußere Geschichte gelernt u. s. w.

„Französische Frauenromane.“ [Marcelle Tinayre, L'oiseau d'orage und Gabrielle Reval, Un lycée de jeunes filles.] Von Dr. Käthe Schirmacher (Dokumente der Frauen, Wien; VI, 13).

„Ein neuer Dichter.“ Von Otto Stoeßl (Der Lotse, Hamburg; II, 1). Gemeint ist Gerhard Ouckama, ein Bremer von Geburt, der in Moskau lebt und bisher vier Romane („Die Karburg“, 1897; „Die Dekadenten“, 1898; „Die erlöschende Wahrheit“, 1899 [vgl. LE II, 654 ff.]; „Das Element“, 1901) und eine Novellensammlung („Quitsider“, 1900) herausgegeben hat.

„Beatrice Harraden.“ Von E. von Tschudi (Intern. Litt.-Ber., Leipzig; VIII, 20). Beatrice Harraden (1864 geb.) zählt zu den beliebtesten Autoren des heutigen Englands. Ihr erster Roman »Ships that pass in the night« (Schiffe, die nachts sich begegnen) machte sie berühmt und wurde fast in alle europäischen Sprachen übertragen. Außerdem veröffentlichte sie einen Band Erzählungen (»In varying moods«), die Romane „Hilda Strafford“, »The fowler« u. a.

„Ernst Ziel.“ Von Emil Ellenberg (Neue Bahnen, Wien; 1901, 18. u. 19. Heft).

„Parodie oder Selbstparodie.“ Eine Glosse zu Heines Lyrik (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXI, 1). In dem Buche Friedrich Steinmanns „H. Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebnisse“ (vgl. LE III, 1708 f.) finden sich u. a. einige Abendlieder, die Heine 1831 gedichtet haben soll, und die Steinmann einer deutschen Zeitschrift entnammen haben sollte. Diese Zeitschrift hat J. Nassen nun aufgefunden. Sie hieß „Unser Planet. Blätter für Unterhaltung u. s. w. Herausgeg. von Ludwig Storch.“ Es erhebt sich nun die Frage, ob Heine in diesen Liedern seine Manier selbst parodiert, oder ob es Parodieen eines andern sind, die dieser Heine unterschob. K. E. Franzos kann an die Autorschaft Heines nicht glauben. J. Nassen hat nicht die geringsten Zweifel an der Echtheit, ebensowenig ein ungenannter Heinekenner, Ernst Elster teilt Franzos Ansicht, und Gustav Karpeles endlich spricht sich unentschieden aus.

„Briefe von Karl Gutzkow (1851—1870).“ I. (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXI, 2). Teilt einige ungedruckte, an Max Ring gerichtete Briefe Gutzkows mit.

„Ungedruckte Gedichte von Scheffel.“ (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXI, 1.)

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Die ganze Aufmerksamkeit der litterarischen Welt in Paris war während der verflossenen Wochen auf das Theater gerichtet. Einerseits brachten sämtliche Bühnen ihre ersten Novitäten heraus, andererseits stand das große Ereignis in der „Comédie française“ bevor, das länger als eine Woche die Spalten der Tagespresse erfüllte und Gegenstand aller Gespräche war. Seit 1680 hatte die erste französische Bühne ihre autonome Einrichtung, an der mehr als zwei Jahrhunderte lang kaum je gerührt wurde. Was die große Revolution nicht zu zerstören vermochte, das bestätigte Napoleon in seinem berühmten „Decret de Moscou“. Die Rechte der Tradition hatten damit Gesetzeskraft erhalten. Obwohl die Herren Schauspieler-Sozietäre sich wohl am meisten ihrer finanziellen Vorteile freuen, waren sie doch auch nicht wenig auf ihre künstlerische Prärogative stolz, vor allem auf die wichtigste: das „Comité de lecture“ hatte allein das Recht, Stücke anzunehmen und zurückzuweisen. Und nun ist dieses ehrwürdige Comité durch einen Federstrich des Ministers aufgehoben worden, und Herr Claretie (der von der Regierung ernannte Administrator) bleibt allein Herr des Hauses. Es würde zu weit führen, die Vorgeschichte des Konfliktes in allen seinen Einzelheiten vorführen zu wollen und alle Argumente zu erwähnen, die sich für und gegen die Komödianten aufführen lassen. Herr Larroumet hat im „Temps“ (13. Oktober) entschieden gegen den Administrator Partei genommen, und im „Figaro“ wurde die Angelegenheit durch Jules Huret Tag für Tag seit Anfang Oktober in geistreichen Artikeln erörtert. Es sei bloß erwähnt, daß in Paris die besten Theater jetzt von Schauspielern und früheren Schauspielern geleitet werden, und daß Herr Claretie, der es wohl verstand, sich ein Anteilrecht am Gewinn des „Théâtre français“ zu verschaffen, seit Jahren nicht imstande war, in irgend einer Weise „Leiter“ zu sein.

Die „Chérubin“-Angelegenheit hatte vergangenen Sommer die Krisis des französischen Theaters eröffnet. („Chérubin“ von Francis de Croisset brachte es bis zur Generalprobe und wurde nie öffentlich aufgeführt.) Die Vorbereitungen zu „Le Roi“ von Christian Schéfer,

einem Drama, das vor zehn Jahren (!) angenommen wurde und seither auf seine Aufführung wartete, führte den Bruch endgiltig herbei. Jetzt, da man das Stück allabendlich sehen kann (Erstaufführung am 12. Oktober), wundert man sich, daß es darob so laut werden konnte. Ein interessanter Stoff wird hier sehr mittelmäßig vorgetragen. Ein dekadenter Herrscher, der dem „König zur Linken" im vierten Teil von Nietzsches „Zarathustra" ähnlich sieht, opfert sein eigenes Wohl dem seines Landes. Erst als er vom Throne vertrieben wird, denkt er an seine eigene Ehre und tötet den früheren Geliebten seiner Frau, den Gatten seiner Tochter. — Das wäre eines der Stücke, von denen uns erst so viel Wunderdinge versprochen wurden. Die anderen Bühnen hatten mit ihren Premièren nicht viel mehr Glück. Das Gymnase gab „Manoune" von Frau Jeanne Marni (29. September), aber die Verfasserin so vieler reizender Dialoge brachte uns mit ihrem ersten Theaterversuche eine Enttäuschung. Der äußerst peinliche Stoff ist ungeschickt angefaßt, und nur das Talent von Fräulein Suzanne Desprès, die die Titelrolle des verführten Dienstmädchens spielte, verstand es, das Schauspiel zu retten. — Im „Théâtre de la Renaissance" hat Gémier — ehemals die rechte Hand Antoines — seine Leitung angetreten. Er versuchte es mit „L'Ecolière" von Jean Jullien (30. September). Eine Provinziallehrerin wird von der ganzen jeunesse dorée einer kleinen Stadt mit Liebesanträgen verfolgt und flüchtet, um diesen zu entgehen, nach — Paris. Der gewissenhafte Jean Jullien, der zu den Autoren des „Théâtre libre" der ersten Zeit gehörte, hatte uns an besseres gewöhnt. Gémier hat übrigens das Stück bereits abgesetzt und „La Vie publique" von Emile Fabre gegeben (14. Oktober), ein politisches Schauspiel mit sehr verwickelten Situationen, das offenbar sehr gefallen hat. — Maurice Desvallières, der Enkel des greisen Legouvé, versuchte mit seiner „Vie en voyage" sein Glück im „Théâtre du Vaudeville" (1. Oktober). Frau Réjane gastiert z. B. in Wien, so daß man sich in ihrem Hause erlauben konnte, ein wenig „neben die Litteratur" zu gehen und eine Komödie aufzuführen, die einem ordinären Schwank ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. — Unsere zweite National-Bühne führte ein Schauspiel auf, das wenigstens den Vorzug hat, eine richtige „Odéon"-Nummer zu sein. Es führt den Titel „Les Mangars" und ist von André Theuriet und Georges Loiseau (2. Oktober). Wir werden in eine ländliche Gegend des Poitou versetzt, wo zur Zeit des napoleonischen Staatsstreiches (1851) der Wucherer Mangar seine Ränke schmiedet. Sein Sohn liebt die Tochter seines politischen Gegners, und schließlich — wir sind ja bei Theuriet — kriegen sie sich auch. Das Stück enthält vereinzelte hübsche poetische Kleinigkeiten, und die Inszenierung wenigstens war meisterhaft. — Neben all diesen totgeborenen Versuchen muß ein wirklicher Erfolg erwähnt werden: Hermann Sudermanns „Ehre" im „Théâtre Antoine" (4. Oktober). Die Kritik wies allerdings auf die Dumas-Sardou-Technik des Stückes hin und belächelte die moralisierende Tendenz, beim Publikum aber hat das vorzüglich gespielte Stück ungemein gefallen und wird sich sicher dauernd als Repertoire-Stück halten.

Es bleibt mir nur wenig Raum, noch von Zeitschriften und Bücher-Novitäten zu sprechen. Im zweiten September-Hefte der „Revue de Paris" giebt Gaston Paris eingehend seine Meinung über die Roncevaux-Kontroverse. Die Entwickelung des Rolandsliedes wird historisch verfolgt, und es wird untersucht, ob der oder die Verfasser die Roncevaux-Gegend gekannt haben, in der der karolingische Held den Tod gefunden hat. — Im folgenden Hefte (1. Oktober) wird aus den unveröffentlichten Manuskripten Viktor Hugos eine Abhandlung über den Geschmack mitgeteilt. Sehr paradox zeigt der Dichter, wie angebliche Geschmacklosigkeiten großer Genies in der Kunst und Litteratur gerade Manifestationen des höchsten Geschmackes seien. André Beaunier schreibt über die „Philosophie des Bienenzüchters" im Anschluß an das neueste Büchlein Maeterlincks. — Edouard Rod behandelt in der „Revue des Deux-Mondes" (1. Oktober) die Dramen Ernst von Wildenbruchs und giebt ein vorwiegend sympathisches Urteil ab. — Die „Nouvelle Revue" (15. September) veröffentlicht einen Aufsatz von Eugène Lintilhac über den Ursprung des modernen Theaters. — In der gleichen Zeitschrift (1. Oktober) spricht Charles Dejob über die zeitgenössische Litteratur in Sicilien. — Francis de Miomandre spricht über die Frauengestalten in den neuesten französischen Romanen und weist darauf hin, daß die Frau, obwohl oft als guter Kamerad, doch fast immer als frivoles Geschöpf geschildert werde. — In der „Revue des Revues" (1. Oktober) beginnt Camille Mauclair eine Artikel-Serie über „einige wenig bekannte französische Dichter" und führt uns die Persönlichkeit Paul Claudels vor. — Laurent Tailhade, den neulich verurteilten Dichter-Anarchisten, verteidigt Gustave Kahn in der „Revue Blanche" (1. Oktober). — T. Natanson giebt ein intimes Bild des kürzlich verstorbenen H. de Toulouse-Lautrec. — Das Oktoberheft des „Mercure de France" enthält einen paradoxen Essai von Remy de Gourmont über „Das junge Mädchen von heute".

Die große Romanflut der Herbstmonate hat begonnen. Wir behalten uns vor, demnächst darauf zurückzukommen. Bei Calman Levy ist ein Sittenbild über die jetzigen Zustände im Elsaß von René Bazin, „Les Oberlé", erschienen. Die Gebrüder Marguéritte lassen einen neuen Band aus ihrer Serie über den Krieg 1870/71 erscheinen. Der Band betitelt sich „Les braves Gens" und ist bei Plon veröffentlicht. Der Verlag der „Plume" publiziert ein „Idylle Saphique" von Liane de Pougy. Ollendorf giebt eine illustrierte Neuausgabe von „L'Agonie" des verstorbenen Jean Lombard, mit einem Vorworte von Octave Mirbeau, heraus.

Paris. *Henri Albert.*

Belgischer Brief.

Am 13. Juli verschied in Antwerpen die bekannteste vlämische Dichterin Mathilda Ramboux (Pseudonym: Hilda Ram) im Alter von 43 Jahren. Ihr eigentliches Feld war die poetische Erzählung, die Idylle aus dem bürgerlichen Kleinleben („Een Klaverken uit 's levens akker". Gent, Siffer). In dieser Gattung brachte sie das Beste hervor, was die moderne vlämische Dichtung besitzt. Neben sechs derartigen Erzählungen schrieb sie eine Menge lyrischer Gedichte, die in ihrer sinnig-schlichten Weise von einem Hauche tiefer, warmer, aber weitherziger und menschenliebender Frömmigkeit durchdrungen sind, und denen es an treffenden Bildern und ergreifenden Lauten nicht fehlt. Auch in der Prosaerzählung versuchte sie sich und in allerletzter Zeit auch im Roman („De Familie Schrikkel" [eine antwerpener Sittenschilderung]. 2 Bde. Maldeghem, De Lille 1899). Sie lieferte auch den Text zu den berühmten Oratorien des belgischen Komponisten Edgar Tinel (Franciscus, Godelieve). Der Grundton ihrer gesamten Dichtung ist die Verherrlichung bescheidener Existenzen, die in treuer Pflichterfüllung ihr Glück finden. Vom schöngeistigen Weibe war keine Spur an ihr; echt frauenhafte Gesinnung, rührende Herzensgüte und Bescheidenheit zeichneten sie auch im persönlichen Verkehr aus. Ihre Werke wurden mehrmals von der vlämischen Akademie preisgekrönt.

Die hervorragendste Neuerscheinung der belgischen Litteratur ist das neueste Buch von C. Lemonnier „Le vent dans les moulins" (Paris, Ollendorff). Es ist eine Schilderung des vlämischen Bauernlebens mit besonderem Augenmerk auf die Wirkung, die die vom Abbé Daens begründete christlich-soziale Bewegung in jenem hervorgebracht hat. Mit einer echt künstlerischen Mischung von tiefer Wahrhaftigkeit und liebevoller Verklärung versenkt sich der Verfasser in das innere und

äußere Leben dieser Landleute. Auch der geschilderten sozialen Bewegung selbst steht er gegenüber mit der warmen Sympathie des Menschen, verbunden mit der kühlen Beobachtung des Psychologen. Der Held, Dries Abbeels, Sohn eines reichen Flachskaufmanns, kommt zu der Erkenntnis, daß der Mensch arbeiten muß, um ein Recht auf das Leben zu haben, stößt aber dabei auf das Unverständnis und den schlechten Willen der kleinen Handwerker, die in ihm nur einen Konkurrenten und in dem Reichen einen Narren sehen, der sich ihnen gleichstellen will. Schilderungen aus dem Alltagsleben, Szenen des Aufruhrs, idyllische Liebesbilder, innere Seelenkämpfe, Naturbeschreibungen wechseln in reicher Fülle ab. Drama und Idylle steigern sich wirkungsvoll; in der letzteren feiert die Kunst des Dichters jedoch ihre höchsten Triumphe, namentlich in den Naturschilderungen, die meistenteils einen symbolischen Charakter tragen.

In hübschem Gegensatze zu dem Werke Lemonniers steht das Buch von Maurice des Ombiaux: „Le joyau de la mitre“ (Paris, Ollendorff). Hier lebt und webt die muntere, joviale Seele des Wallonenvolkes. Das Kleinod des Krummstabs ist Balbine, die hübsche Freundin des Fürstbischofs von Lüttich. Die Handlung spielt im 14. Jahrhundert, zur Zeit des berühmten Zwistes zwischen den Awans und den Waroux. Der Schwerpunkt ist nicht auf das historische Kolorit, sondern auf die Schilderung der wallonischen Volksseele gelegt, und die ist dem Verfasser vortrefflich gelungen, allerdings mehr nach der äußerlichen als nach der innerlichen Seite, wie es die Anlage des Romans mit sich brachte. Die Schilderungen der Schlachten, Prozessionen, Umzüge, Volksfeste, Tänze, Schlemmereien u. s. w. sind sehr ergötzlich zu lesen.

Den müdesten Pessimismus hingegen atmet das Buch eines Neulings in der belgischen Litteratur, L. Dumont-Wildens: „Visages de décadence“ (Paris, Lemoigne; Brüssel, Lamertin). In acht Erzählungen läßt der junge Verfasser eine Reihe von müden, krankhaften Seelen an uns vorüberziehen, echte décadents. Stimmungsvolle Milieuschilderung ist das Beste an dem Buche; den deprimierenden Eindruck von toten Städten, großen, einsamen Gärten, alten Häusern, deren Bewohner wie Schatten einherschleichen, weiß der Verfasser ergreifend wiederzugeben. In der Vorrede verleugnet er diese Schöpfungen seiner Phantasie, deren Reiz ihn nur vorübergehend gefesselt, sowie die ganze Dekadenzstimmung mit ihrem Drum und Dran; er will sich jetzt ganz der schlichten, gesunden Lebensfreude hingeben.

Eine auserlesene Perle der Kinderlitteratur bietet die Sammlung von Erzählungen, die der vielseitig begabte E. Demolder unter dem Titel: „Le coeur des pauvres“ (Paris, Edition du Mercure de France) herausgegeben hat. — Ein reizendes Buch ist auch Maeterlincks Schrift von den Bienen: „La vie des abeilles“ (Paris, Fasquelle), die soeben auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist (Leipzig, Diederichs). Eine prächtige Dichtung in Prosa ist diese Bienen-Psychologie, geschrieben in einer Sprache, die an Reichtum, Feinsinnigkeit und dichterischem Gehalt ihres Gleichen sucht.

Auf dem Gebiete der vlämischen Dichtung ist keine wirklich bedeutende Neuerscheinung zu verzeichnen. Das Erstlingswerk eines jungen Dichters, Dirk de Vos, ein Roman mit dem musikalischen Titel: „Marioline“ (Antwerpen, de Vos und van der Groen) ist nennenswert als der erste Versuch eines Vlamen auf dem Gebiete des rein psychologischen Romans. Außer unbedeutenden Gedichtsammlungen sind in letzter Zeit nur Dorferzählungen erschienen. Pol de Monts Produkte dieser Gattung, die in Meyers Volksbüchern deutsch erschienen (Nr. 1115, 1116), erlebten eben eine zweite vlämische Ausgabe: „Op mijn dorpken“ (Antwerpen, de Vos und Groen). — Ein tüchtiger vlämischer Erzähler, der lange geschwiegen, J. Teirlinck, veröffentlichte soeben einen Band Dorfnovellen: „Van drie oudjes“ (Antwerpen, Bouchery). — Den von der Regierung gestifteten dreijährigen Preis für dramatische vlämische Litteratur erhielten die Brüder Minnaert für ihr historisches Drama: „Siddhârtha of de ster van Indië“. Wir kommen auf das Werk zurück, sobald es im Buchhandel erschienen, sowie auf den Bericht der Prüfungskommission. — Ein Buch von Pol de Mont: „Drie groote vlamingen“ (Brüssel, Lebègue) charakterisiert H. Conscience, Jan van Beers, den größten vlämischen Lyriker, und P. Benoit, den berühmten vlämischen Komponisten. Letzterem widmet der Dichter G. Eekhoud eine ausgezeichnete Monographie: „Peter Benoit, sa vie, son esthétique, son enseignement, son oeuvre“ (Brüssel, Monnom). — Das Werk von E. Gilbert, einem unserer besten Kritiker, über den französischen Roman im 19. Jahrhundert, das im Jahre 1896 bei Plon in Paris erschien, ist von der französischen Akademie preisgekrönt worden.

Ein heftiger Streit ist hierzulande ausgebrochen über die Frage, ob die christlichen lateinischen Schriftsteller neben den heidnischen in den Studienplan der Gymnasien aufgenommen werden sollen oder nicht. Letzthin hat sich die Frage zugespitzt und ist übergegangen in einen Streit über den Wert oder Unwert des theologischen Dichters Adam von St. Viktor, den die einen als einen ganz gewöhnlichen Versschmied, die anderen als ein großes dichterisches Genie hinstellen. In Zeitschriften, Zeitungen und geharnischten Broschüren wird der Kampf in der heftigsten Weise ausgefochten.

In der „Revue de Belgique“ (Juli) schreibt Prof. Wilmotte im Anschluß an das öfters erwähnte Buch von Gaston Paris eine eingehende Charakteristik von François Villon. — Eine Arbeit von L. Souguenet (Augustheft): „Londres pendant la révolution française“ bringt eine interessante Uebersicht über die durch die französische Revolution hervorgerufenen englischen Dichtungen. — In derselben Zeitschrift (September) verteidigt M. Renard in einem Aufsatz: „La mission sociale de l'écrivain“ die Idee einer „nützlichen“ Kunst, namentlich mit Bezug auf die belgische Litteratur. Diese habe viel zu viel einem ausschließlichen, oft absonderlichen Kultus der Schönheit gehuldigt; ihre nächste Aufgabe müsse die entschlossene Annahme einer sozialen Tendenz sein. Eine Litteratur für das Volk, die demselben ein Lebensideal biete, sei eine dringende Notwendigkeit. — Eine eingehende Untersuchung von Molières Frauencharakteren liefert H. Davignon in der „Revue générale“ (Juni und Juli) unter dem Titel: „Molière et les femmes“. — Eine französische Uebersetzung der litterarischen Apologie des Barnabiterpaters J. Semeria von „Quo vadis“ bringt Prof. Waltzing (eb. Juli und August). „Un chef-d'oeuvre médiéval inconnu“ (?) betitelt sich ein Aufsatz von H. Glaesener (eb. September); es handelt sich um Hartmanns „Armen Heinrich“, den der Verfasser als ein unerreichtes Meisterwerk preist. In demselben Hefte findet sich der Anfang einer französischen Uebersetzung von Hansjakobs „Sakristan“ (Schneeballen, 3. Bd.). — Ueber Hansjakob schreibt eingehend der Unterzeichnete in „Dietsche Warande en Belfort“, im Juliheft über die Tagebücher, im Augustheft über die historischen Erzählungen und die Dorfskizzen. Die Abhandlung ist soeben auch separat erschienen („Hendrik Hansjakob“ von H. Bischoff; Gent, Siffer. 74 S., M. 1,60). — Als Typus der deutschen Dorfdichtung wählt Frl. Belpaire, die Verfasserin einer ausführlichen, in derselben Zeitschrift erscheinenden Abhandlung über das Landleben in der Litteratur, P. Rosegger, den sie im Augustheft mit dem Franzosen René Bazin vergleicht, mit besonderer Rücksicht auf den Roman „Jakob der Letzte“. — In der „Revue de l'Université de Bruxelles“ schreibt A. Vermeylen über die „Méthode scientifique de l'histoire littéraire“ (VI, 3). Ebenda (7, 8) charakterisiert Flérens-Gevaert die Franzosen Beaumarchais und Gustave Flaubert in einem „Deux surhommes de lettres“ betitelten Aufsatz.

Lüttich. *Heinrich Bischoff.*

Ungarischer Brief.

In die fünf Monate, die seit der Abfassung meines letzten Briefes verflossen sind, fielen zwar die mehrmonatigen Litteratur- und Theaterferien, aber auch manche erwähnenswerte Erscheinung, namentlich in der Belletristik. Vom Theater läßt sich wenig Erfreuliches berichten. Das Nationaltheater plant für den Winter die Aufführung von Fuldas „Zwillingsschwestern", Hauptmanns „Hannele" und Dreyers „Winterschlaf", außer einer Menge französischer und nordischer Stücke. Inzwischen haben die seit Beginn der neuen Saison zur Darstellung gelangten einheimischen Stücke keinen Erfolg errungen. An der Nationalbühne ist wieder einmal ein preisgekröntes Drama durchgefallen: Eugen Zivuskas, eines Neulings, „Ehrenrichter", eine anempfundene, angelesene Arbeit, die sich zwar in den Aeußerlichkeiten der Personen, nicht aber in der Charakterwahrheit und der dramatischen Folgerichtigkeit auffallend an Shakspere anlehnt. Béla Mocsárys Lustspiel „Das Netz" hat am Lustspieltheater keinen Anklang gefunden, denn die vielen guten, heiteren Einfälle sind nur bis zum Ende des zweiten Aufzuges zug- und tragkräftig, während der dritte ganz verfehlt ist.

Weit günstigeres ist, wie gesagt, von einem Teil der neuen Erzeugnisse unserer Erzähler zu berichten. Mehrere der letzteren haben den Markt sogar mit je zwei Bänden bereichert, die Beachtung verdienen. Stefan Bársonys Geschichtenbuch „Ein chamäleonartiges Mädchen" gehört zu den besten Darbietungen seiner ebenso fruchtbaren wie beliebten Muse; einer unserer ersten Kritiker erklärt sie geradezu für „eine der besten Schöpfungen der neuesten ungarischen Belletristik". Und auch in seiner Sammlung „Suche die Frau" — vierzehn Kabinettsstückchen enthaltend — beweist er, daß er als Menschenschilderer ebenso seinen Mann zu stellen weiß, wie als Naturschilderer. Der kaum weniger produktive Desider Malonyay bietet in „Judits Buch" eine spannende Erzählung voll naturtreuer Gestalten, während sein zweiter neuer Band, „Die brüllende Einsamkeit" betitelt, aus zehn eigenartigen, anregenden, symbolistischen Geschichten besteht: in der vorzüglichsten darunter wird die bekannte Malerhöhle zu Barbizon mit einer Meisterschaft behandelt, die an deren Beschreibung in Robert Louis Stevensons Roman „The wrecker" gemahnt.

Unter den neuesten Romanen verdient besondere Erwähnung Maurus Jókais selbstbiographischer, von hübschen Erinnerungen und Anekdoten wimmelnder „Roman meines Lebens", noch mehr aber Thomas Kóbors „Budapest", der erste Band einer Serie, die dieser glänzende Dekadent gleichsam als Gegenstück zu Zolas vielbändigen „Les Rougon-Macquart" plant. Wir haben es da mit einer der bedeutendsten Schöpfungen der letzten Jahre zu thun. Mit kalter Miene zieht der Autor den Schleier von der Unsittlichkeit. Wir lernen eine Reihe von spezifisch budapester Figuren kennen, die mit feiner Beobachtung gezeichnet sind. Von ausgesprochenem Pessimismus zeugt die Schilderung der Gegensätze zwischen der Welt der Armen und der Welt der Genießenden. Wenn die weiteren Bände halten, was der erste verspricht, so wird die Hauptstadt Ungarns, eine moderne Großstadt, ein litterarisches Denkmal ersten Ranges haben.

Was die Zeitschriftenlitteratur betrifft, so kann ich mich kurz fassen. Da Bródys „Weißbuch" und Ambrus „Neue Ungarische Revue" nach ein- bezw. zweijährigem Bestand eingegangen sind, der „Ungarische Salon" aber nur das leichtere Genre pflegt, so besitzen wir — von den Fachrevuen abgesehen — wieder nur eine einzige hervorragende Monatsschrift, die alte gyulaische „Budapesti Szemle". Aus ihrem Oktoberheft seien erwähnt: Edmund Wildners Essai über Taines Philosophie (an der Hand des Buches Barzelottis) und eine feine Studie über Rousseau aus der Feder Aug. Phil. Beckers.

Es wird von Interesse sein, zu erfahren, daß soeben in „Pester Lloyd" Max Rothauser bei Besprechung der Repertoirepläne des Nationaltheaters folgendes schreibt: „Die deutschen Klassiker werden bei uns seit Jahrzehnten vernachlässigt. ‚Faust', ‚Maria Stuart', ‚Kabale und Liebe' — das waren so ziemlich die einzigen Speisen, die man aufgetischt bekam. Gleichsam als Ehrenschuld müßte Direktor Beöthy . . . den ‚Tell', den dritten Teil des ‚Wallenstein', den ‚Egmont' dauernd für die ungarische Bühne zu gewinnen suchen. Dankbarere, den künstlerischen Ehrgeiz feuriger belebende Aufgaben bieten sich ja selbst in den Werken unserer raffinierten Zeit nicht." Angesichts der Lauheit unserer deutschen Tagespresse gegenüber dem deutschen Schrifttum sind solche Worte doppelt erfreulich.

Budapest. *L. Katscher.*

Norwegischer Brief.

Das litterarische Ereignis der neueröffneten Saison war die Erstaufführung von Björnstjerne Björnsons Drama „Paul Lange und Tora Parsberg" im hiesigen Nationaltheater am 8. September. Drei Jahre nahezu hat es gedauert, bis dem norwegischen Publikum Gelegenheit geboten wurde, dieses Stück auf der vornehmsten Bühne des Landes verkörpert zu sehen. Der Erfolg, den die Erstaufführung erzielte, ließ nichts an Wärme zu wünschen übrig, wennschon die Tagespresse Veranlassung zu verschiedenen Ausstellungen, insbesondere gegen die Vertreterin der weiblichen Hauptrolle, unsere geniale Charakterdarstellerin Frau Johanna Dybvaad, gefunden zu haben glaubte. Immerhin lassen die Betrachtungen der maßgebenden Kritik keinen Zweifel darüber, daß hinsichtlich der künstlerischen Bewertung jenes älteren björnsonschen Stückes im Vergleich zu der jüngsten Arbeit des Dichters beim Publikum wie bei der Presse durchaus einerlei Meinung herrscht. Wenn Björnson selbst die Meinung hegt, daß sein „Laboremus" im Laufe der Zeit, sobald die sittliche Tendenz des Dramas durch wiederholte Lektüre und häufigere Verkörperung in musterhaften Darstellungeu bei dem größeren Publikum „in Fleisch und Blut" gedrungen sei — wie er sich unlängst in einem Zeitungsartikel ausdrückt — zu der Rangstellung eines wirksamen Bühnenstückes aufsteigen müsse, so giebt gerade der Ausfall der „Paul Lange"-Première in nicht mißzuverstehender Weise kund, daß der Autor in diesem Falle in einer Selbsttäuschung sowohl über den rein künstlerischen wie bühnentechnischen Wert beider Arbeiten befangen ist. Daß „Laboremus" seinem Schöpfer ganz besonders ans Herz gewachsen ist und daß Björnson diesem Schmerzenskinde, das seine Muse lange Jahre hindurch beschäftigte, ein glänzenderes Los beschieden sehen möchte, erscheint wohl verständlich, wenn man in Betracht zieht, daß der alte Skalde in seiner jüngsten Schöpfung seinem Volke gewissermaßen ein sittliches Vermächtnis zu übergeben wünschte, das ihm zugleich als würdiger Abschluß seiner eigenen, an Arbeit und Kämpfen überreichen Dichterlaufbahn vorschweben mochte. Indessen, — Björnson ist schließlich doch der jüngere unter den Dichter-Dioskuren Norwegens und man müßte sich sehr täuschen, wenn der alte Rufer im Streite, der in vorübergehenden Stunden des Unmuts schon mehr als einmal unter seine poetische Produktion den Schlußstrich zu ziehen gedachte, nicht auch über den enttäuschenden „Achtungserfolg" seines „Laboremus" zuguterletzt hinwegkommen sollte. . . .

Unter den litterarischen Erscheinungen des herbstlichen Büchermarktes ist im Augenblick nur eine kleine, interessante Veröffentlichung aus der Feder Vetle Vislies zu erwähnen. Das im Landmaal-Idiom verfaßte Werkchen führt den auch für norwegische Ohren befremdlich klingenden Titel „Boksoga" und bietet in ziemlich zusammengedrängtem Rahmen eine kritische Würdigung der norwegischen Litteratur, speziell seit dem Entstehen der neuerdings wieder vielerwähnten altnordischen Sprachen- und Litteratur-Bewegung (des sog. Landmaal, vgl. LE III, Sp. 1707). Die Darstellung ist insofern interessant, als der Verfasser auch eine ganze Reihe

dänischer Autoren mit in den Kreis seiner Betrachtungen zieht und somit unwillkürlich die sonst von allen Landmaal-Anhängern geleugnete Thatsache einräumt, daß der dänischen Litteratur ein stetig befruchtender und anregender Einfluß auf die ältere norwegische Dichtung zugesprochen werden muß. Das Buch Vetle Vislies ist übrigens darauf angelegt, in den höheren Lehranstalten als litterarischer Wegweiser zu dienen, und wird in diesem Sinne sicherlich nicht wenig dazu beitragen, den neuerdings auch von Regierungs wegen kräftig unterstützten Feldzug gegen die moderne norwegische Kultursprache zugunsten des künstlich konstruierten und technisch ungelenken Landmaal-Idioms in Fluß zu halten.

Aus der periodischen Litteratur ist zunächst eine gehaltvolle Würdigung des russischen Dichters Alexander Maximovitsch Peschkow alias Maxim Gorki zu erwähnen (Kringsjaa XVIII, 4). — „Urd“ bringt (V, 24) eine Biographie von Gunnar Wennerberg, dem unlängst verstorbenen Verfasser der „Gluntarne“ und anderer akademischer Gesänge. Unter der Ueberschrift „Zwei Schilderer schwedischen Familienlebens“ bringt die gleiche Zeitschrift (33, 34) eine Artikelfolge über den schwedischen Künstler Carl Larsson und den Dichter Gustaf af Geijerstam. Während der frohlebige „Dalkarl“ Larsson stets heitere Farben seiner Palette entnehme, schildere Geijerstam in seinem letzten Buche („Lillebror“) die Tragödie eines durch Schicksalstücke zerstörten Familienlebens. „Selten ist das Eheleben als solches mit seelenvolleren, feinfühligeren Tönen, mit einer so grundechten nordischen Reinheit und Achtung vor der geistigen Persönlichkeit des Weibes geschildert worden, wie in Geijerstams letzten Arbeiten.“ — Der am 31. Juli zur ewigen Ruhe bestatteten Dichterin Elisabeth Welhaven widmet dieselbe Zeitschrift (Nr. 32) einen ausführlichen Nachruf. Als Schwester des im Jahre 1873 verstorbenen Dichters J. S. C. Welhaven ließ die Entschlafene schon frühzeitig poetische Instinkte erkennen. Ohne jemals eine eigentliche Schulbildung oder auch nur ausreichenden Privatunterricht genossen zu haben, bethätigte sich Elisabeth Welhaven mit Vorliebe als Erzählerin auf novellistischem Gebiete. Ihre Stimmungsbilder aus dem Leben der Bergenser „Strilen“ (Hafenfischer) atmeten eine so urwüchsige Frische, daß die norwegischen Zeitungen gern die zahllosen orthographischen und grammatikalischen Schnitzer der Verfasserin mit in den Kauf nahmen, sobald es galt, den einen oder anderen Beitrag der populären Dichterin für ihre Spalten zu erobern.

Christiania. *Viggo Moe.*

Tschechischer Brief.

Der lange Zeitraum, der infolge verschiedener Hindernisse seit meinem letzten Bericht verflossen ist, ist nicht eben reich an litterarhistorischen und verwandten Veröffentlichungen von Belang gewesen. Die Feier von Tycho Brahes Todestag — der berühmte dänische Astronom starb in Prag am 24. Oktober 1601 — fand ein Vorspiel in mehreren Zeitungspolemiken, zunächst über die Verschleuderung oder Nichtverschleuderung der Instrumente Tycho Brahes auf der prager Sternwarte, ferner über die Art, wie seine exhumierten Gebeine behandelt wurden. Die Zeitschrift für Mathematik stellt die Brahelitteratur in Böhmen zusammen, und Landesarchivar Fr. Dvorský veröffentlicht in der Museumszeitschrift in Ergänzung von ebenda im Jahre 1883 gemachten Mitteilungen sehr interessante Dokumente zur Geschichte von Brahes Familie. — In derselben Zeitschrift beendet J. Kamper seinen Aufsatz über den Dramaturgen Stroupežnický und beginnt eine groß angelegte Biographie des unlängst verstorbenen Julius Zeyer. Der Dichter, der in seinen letzten Jahren sich nicht nur in der romantisch-asketischen Färbung seiner Werke, sondern auch in Leben und Anschauungen der katholischen Kirche genähert hatte, wird jetzt zu einer Art Schutzheiligen der jungkatholischen Richtung, die der „Nový Zivot“ (Neues Leben) Dostál-Lutinovs vertritt, und die ihre Anziehungskraft auf zahlreiche Autoren übt, die früher in anderen Lagern Anerkennung gefunden haben. Daß diese Bekehrungen oft nicht mehr sind, als augenblickliche Strömungen oder gar ein bloßes Spiel, zeigt der neueste Fall des Dichters Em. v. Lešehrad, der mit dem „Nový Zivot“ streitet, welcher von beiden die Verbindung mit dem andern aufgegeben habe. — Eine „Zeyergesellschaft“, die offenbar die katholische Moderne enger aneinander schließen soll, ist in der Bildung begriffen, und alles deutet darauf hin, daß diese Bewegung sich in aufsteigender Linie befindet.

Von den zwei Litteraturzeitschriften, die vor zwei Jahren zu erscheinen begannen, „Krok“ und „Obzor literární“, hört nun auch die zweite, wenigstens in ihrer gegenwärtigen Form als selbständige Zeitschrift Jaroslav Vlčeks, zu erscheinen auf. Der letzte Halbband enthält neben vielen guten Rezensionen einen höchst unglücklichen Aufsatz von Haskovec, der acht ungedruckte Gedichte und ein ebensolches Feuilleton von Jan Neruda entdeckte und hier zum Abdrucke brachte, obwohl der J. N. unterschriebene Autor seine Person und die Nerudas deutlich unterscheidet. Der ganze Aufsatz ist ein litterarisches Kuriosum, und die neuentdeckten Gedichte werden hoffentlich nicht in die noch immer nicht vollendete Gesamtausgabe Nerudas übergehen. Das Unglück wäre freilich bei dieser in Textbehandlung und Ausstattung gleich elenden und unwürdigen Ausgabe nicht so groß.

Eine Flut von Festartikeln brachte der fünfzigste Geburtstag A. Jiráseks, des beliebten trefflichen Verfassers historischer Romane und Novellen, des einzigen wirklich volkstümlichen unter den jüngeren tschechischen Dichtern, zutage. Die „Zlatá Praha“, in der fast alle größeren Werke des Dichters erschienen sind, gab eine reich illustrierte Festnummer mit Aussprüchen der hervorragendsten Schriftsteller über Jiráseks heraus. Keiner dieser Beiträge kam an Herzlichkeit und weitem litterarischen Blick der Charakteristik Machars in „Naše Doba“ gleich, in der der Fortschritt vom Romantismus zum Realismus namentlich in großen Romanen aufgezeigt wird. — Machars „Golgatha“, eine Sammlung von gedankentiefen Gedichten, die bedeutendste poetische Produktion des Jahres, wurde mehrfach besprochen. — Ueber Goethes letzte Liebe handelt ein für ein größeres Publikum bestimmter Vortrag des Unterzeichneten, der im „Věstník českých professorů“ abgedruckt ist und von der neuesten Gabe der Goethegesellschaft, dem Faksimile der marienbader Elegie, ausgeht. Bei aller Dankbarkeit gegen die Frau, die das größte, jetzt erst deutliche Verdienst daran hat, daß Böhmen nach den Worten R. M. Meyers unter den Ländern Goethes letzte Liebe war, wendet sich der Schluß des Aufsatzes gegen den Ulrikenkultus, der neben dem Goethekultus sich zu entwickeln droht. „Für Ulrike bedeutet die Bekanntschaft mit Goethe nichts, sie bleibt nach wie vor das musterhaft erzogene preußische Edelfräulein, das sie vorher gewesen .... es ist entsetzlich, sie, deren einzige Bedeutung auf dieser Welt darin liegt, daß sie Goethes Liebe war, strebte, jeden zu überzeugen, daß sie es nicht gewesen. Die Prüderie einer uralten Jungfer, die elende Sorge um den wertlosen eigenen Ruf als Hüterin von Goethes Geheimnis! Dieses Frauenzimmer hat Goethen nie geliebt, ihr ist nie eine Ahnung aufgegangen, wer Goethe war.“

Prag. *Ernst Kraus.*

Amerikanischer Brief.

Der litterarische Inhalt der Septembernummern der Magazine war so reichhaltig, daß es unmöglich ist, ihn auf knapp bemessenem Raume zu erschöpfen. „North-American Review“ hatte nicht weniger als drei bemerkenswerte Beiträge, unter ihnen einen bisher unveröffentlichten Essai von Victor Hugo, der zur Zeit der dreihundertjährigen Geburtstagsfeier Shaksperes entstanden,

dem „Shakspere“ betitelten Essaibande jedoch nicht einverleibt worden war. Victor Hugo sagt darin u. a.: „Shakspere, wie Aischylos, wie Hiob, wie Jesajas, ist einer der Souveräne des Denkens und des Dichtens, die, dem Allgeheimnisvollen genügend, die Tiefe der Schöpfung selbst besitzen, und wie die Schöpfung selber diese Tiefe durch eine Fülle von Gestalten und Bildern veranschaulichen, die in Blüten und Blättern und lebendigen Strömen aus dem Dunkel entspringen. Shakspere geht wie Aischylos verschwenderisch mit dem Unergründlichen um... Innerhalb der allgemeinen Grenzen des Rhythmus, die er annimmt, hat der Dichter seinen eigenen Rhythmus. Darauf gründet sich die erstaunliche Elastizität des Stils, die alles umfaßt, von der zartesten Keuschheit bis zu großartiger Obscönität, von Petrarca bis Rabelais.“ — William Dean Howells ergeht sich in Betrachtungen über den Widerspruch, daß die kurze Erzählung (short story), einzeln veröffentlicht, des Erfolges sicher ist, während sie in einer Sammlung ihre Wirkung verfehlt. — Von Wm. E. Henley bringt dieselbe Nummer den dritten Teil der in diesem Magazin veröffentlichten lyrischen Serie „Hawthorn and Lavender“. — Die Septembernummer des „Forum“ enthält einen interessanten Artikel von Karl Blind über die Geringschätzung der altindischen Poesie seitens der Engländer. Kalidasa und sein Meisterwerk seien der großen Mehrheit der gebildeten Engländer durchaus unbekannt, obgleich der bedeutende britische Sanskritforscher Sir William Jones „Sakuntala“ bereits 1789 übersetzte und den Verfasser den indischen Shakspere nannte. Aufgeführt wurde das Drama erst vor zwei Jahren zum ersten Mal, und zwar auf Veranlassung der „Elizabethan Stage Society“ von Dilettanten in den Räumen der londoner botanischen Gesellschaft im Regents Park. Blind ist der Meinung, wenn Macterlincks „Peleas und Melisande“ in England ein Publikum fänden, dann müßte „Sakuntala“ es noch viel eher. — Prof. Richard Burton nennt in einem „The Essay as Mood and Form“ betitelten Aufsatz den Essai den Ariel unter den litterarischen Formen, den Aristokraten der Litteratur. — In der Septembernummer des „Bookman“ bricht Percival Pollard für die Parodie eine Lanze, und William Trowbridge Larned schreibt über amerikanische Parodisten im besonderen. — Im „Critic“ wird Dimitri Merejkowski eine der interessantesten und kraftvollsten Erscheinungen der jungrussischen Litteratur genannt. Slavische Schriftsteller erfreuen sich zur Zeit überhaupt großer Aufmerksamkeit seitens der amerikanischen Magazine. Die Veröffentlichung der Uebersetzung von Merejkowskis „Göttertod“ durch den putnamschen Verlag, die von Gorkis „Foma Gordjejew“ durch Scribner's Sons und die Ankündigung von Little, Brown & Co. in Boston, daß der Sienkiewicz-Uebersetzer Jeremiah Curtin eine Uebertragung der Erzählungen von Elise Orzeszko vorbereite, hat Anlaß zu mancherlei interessanten Artikeln gegeben. Gorki ist zur Zeit der meistbesprochene Autor. Die erste Auflage seines „Foma Gordjejew“ war innerhalb weniger Tage vergriffen, und die Kritik fährt fort, sich mit ihm zu beschäftigen. So nannte ihn Hermann Rosenthal, der Vorsteher der russischen Abteilung der „New York Public Library“ in einem Artikel im „New Cycle“ „den Meister der Zukunft, der bestimmt sei, eine neue Epoche zu schaffen“. In der Oktobernummer des „Critic“ sind die beiden russischen Novitäten Gegenstand einer besonderen Besprechung, in der besonders das ethische Element der neurussischen Litteratur betont wird. Dieselbe Nummer enthält auch einen sehr lesenswerten, reich illustrierten Artikel über die Tauchnitz-Edition und ihre Schöpfer (vgl. Sp. 116).

In den Theatern gab es eine Anzahl Novitäten, doch war ihr litterarischer Wert gleich Null, vielleicht mit einziger Ausnahme der Dramatisierung von Jan Maclarens „Bonnie Briar Bush“ durch die Herren Augustus Thomas und James M. Arthur, in der der alte amerikanische Mime J. H. Stoddart auftritt. — Ein Dichter Englands, dessen Leben der dramatischen Elemente genug enthält, Thomas Moore, ist zum Helden eines melodramatischen Machwerkes sehr untergeordneter Gattung gemacht worden. Aber fast noch weniger verzeihlich als diese Unthat ist die Dramatisierung von Maurice Hewletts romantischer Idylle „The Forest-Lovers“, in der kaum ein Hauch der Stimmung und der sprachlichen Schönheiten der hewlettschen Prosadichtung zu finden ist. Selbst die hochbegabte Mrs. Fiske, die fast in jeder Saison irgend eine bemerkenswerte Novität zur Aufführung bringt, hat sich dieses Jahr mit „Miranda of the Balcony“ (nach dem gleichnamigen Roman bearbeitet) arg vergriffen. Verschiedene Novitäten, auf die man große Hoffnungen setzt, haben in den vergangenen Wochen erfolgreich ihre Feuerprobe „in den Provinzen“ bestanden, das heißt auf kleineren Bühnen des Landes, werden in New York aber erst später zur Aufführung kommen. Unter diesen ist eine der meistversprechenden des Hauptmann-Uebersetzers Charles Henry Meltzer „First Duchess of Marlborough“, sowie Leo Ditrichsteins Kronprinz-Rudolf-Drama „The Last Appeal“. Ein anziehendes Repertoire stellt das deutsche Theater unter Conrieds Leitung in Aussicht. Es eröffnete seine Saison am 1. Oktober mit Paul Heyses „Verschleiertem Bild zu Sais“.

New York. *A. von Ende.*

Echo der Bühnen.

Berlin. Es ist in den letzten vier Wochen eine ganze Reihe von neuen Stücken auf berliner Bühnen aufgeführt worden, aber kein einziges wird es zu hohem Alter bringen, ja kaum eines verdient es, ernsthaft kritisiert zu werden. Eines der wenigen, die Anlaß zu eingehender Betrachtung geben könnten, Max Halbes „Haus Rosenhagen“, das im Lessingtheater gegeben wurde, ist bereits nach der dresdener Erstaufführung an dieser Stelle besprochen worden. Blumenthals neuer, ebenfalls durch das Lessingtheater an die Pforte der Unsterblichkeit geführter Schwank „Fee Caprice“, in dem zur Abwechslung der raffinierte Verfasser moderne Menschen in Versen sprechen läßt, erreicht weder nach seinem Gedanken-Inhalt, noch nach seiner Form die Höhe, bei der eine litterarische Kritik einsetzen könnte, und das Gleiche gilt von Paul Lindaus Kriminal-Drama „Nacht und Morgen“, einer Gabe des Berliner Theaters. Lindau macht keinen Versuch, Menschen zu gestalten und in die Tiefen der Seelen zu leuchten. Er konstruiert sich einen möglichst kniffligen, juristischen Fall und sucht dann durch allerlei Hin- und Herzüge sich aus den Schwierigkeiten, die er seinem Helden bereitet hat, herauszuwinden. Es handelt sich, kurz gesagt, um einen Alibi-Beweis, den aber der Held nur führen kann, indem er eine Frau kompromittiert. Diese Idee ist nicht eben neu. Das Stück vermochte aber auch nur an wenigen Stellen jenen äußeren Spannungsreiz auszulösen, um den derartige Stücke oder Romane einzig bemüht sind. — Das Napoleon-Drama „Der kommende Mann“, bisher die einzige Neuheit, zu der sich das Königliche Schauspielhaus entschließen konnte, ist nichts als ein Kostümbilderbogen. — So bleiben denn, wenn wir von Beaumarchais noch immer nicht veraltetem „Ein toller Tag“ absehen, das im Schillertheater recht unmittelbar angesprochen hat, nur die beiden „litterarischen Abende“ des Residenztheaters, mit deren Einrichtung Direktor Lautenburg seinen nie ganz verschwundenen litterarischen Ehrgeiz ein wenig ausgiebiger als in den letzten Jahren zu bethätigen gedenkt. Man muß diesen Entschluß ehren, denn er ist ein freiwilliges Opfer, das der Litteratur gebracht wird. Es verdient auf jeden Fall Anerkennung, wenn ein Theaterdirektor eine so sichere Einnahme, wie

ihn die Abendvorstellung des jeweiligen Repertoireschwankes im Residenztheater bedeutet, um einer so unsicheren Sache willen drangiebt, wie es die Darbietung einer litterarischen Novität ist. In der Regel wird es sich doch um Stücke handeln, an deren Aufführung andere Bühnen aus irgend einem Grunde sich nicht wagen, und es kann nicht an viele Wiederholungen und große Einnahmen gedacht werden. Daß ein Theaterdirektor für eine so undankbare Aufgabe ein eigenes Personal und einen eigenen litterarischen Regisseur gewinnt, ist eine That, der man Beifall auch dann nicht versagen kann, wenn die bisher veranstalteten Abende als mißlungen bezeichnet werden müssen. Darüber, daß sie mißlungen waren, kann freilich ein Zweifel nicht bestehen. Und noch mehr: es ist auch kein Grund zu erkennen, der die Inszenierung der beiden Stücke, der „Tragödien der Seele" von Bracco und des „Marquis von Keith" von Frank Wedekind rechtfertigte. Den inneren Unwert von Braccos halb raffiniertem, halb langweiligem Drama mit dem hochtrabenden Titel hätte ein so gebildeter Regisseur wie Dr. Zickel von vornherein erkennen müssen. Noch mehr aber mußte die Lektüre des wedekindschen Stückes*) einen einigermaßen bühnenkundigen Dramaturgen von jedem Versuche einer Bühnenaufführung dieses Werkes abschrecken. Ich pflichte zwar keineswegs dem Verdikte bei, das die Besucher der Aufführung über das Stück gefällt haben: so unzulänglich die Darstellung in den meisten Rollen war, so hätte man von einem sog. litterarischen Publikum doch erwarten können, daß es hinter dieser Unzulänglichkeit und hinter den Fehlgriffen des Verfassers doch die immerhin beachtenswerte Individualität erkannt und den Willen des Autors mit ein wenig mehr Verständnis für die That genommen hätte. Aber ich verstehe nicht, welchen Gefallen der Regisseur dem Dichter und der Dichter sich selbst mit der so heiß ersehnten Bühnenverkörperung seiner fünf „Münchener Szenen" zu thun glaubte. Frank Wedekind ist als menschlicher Typus eine Persönlichkeit, in deren Wesen es sich wohl lohnt, einzudringen, aber leider ist seine künstlerische Gestaltungskraft zu gering, um das, was er wollte, in anschauliches Leben umzusetzen. Wedekinds Seele ist wie eine zerbrochene Harfe, sein Auge reflektiert die Welt wie ein gesprungener Spiegel, und daher tönen aus dem, was er schreibt, nur schrille Mißklänge, und die Züge seiner Menschen sind zur Karikatur verzerrt. Aber er ist wahrhaftig keiner von den Kleinen, über die man lacht, denn es giebt kein Ding in der Welt, über das er nicht selbst schon gelacht hat; und der Cynismus, mit dem seine Weltanschauung aller giltigen Moral gegenübersteht, ist nicht frivol, sondern er ist das Ergebnis grimmigster Enttäuschung. Stände Frank Wedekind am Ende eines langen Lebens, so würde man mit einer solchen Lebensbilanz tragisches Mitleid empfinden. Wedekind aber steht in einem Alter, in dem von einer endgiltig abgeschlossenen Weltanschauung noch nicht die Rede sein kann, und deshalb empfindet man eher Unwillen als Mitleid, wenn man das Bild sieht, das er von der Welt gewonnen zu haben vorgiebt, auch wenn man weiß, wie eifrig er sein eigenes Leben nach seinem Kopfe lebt. In der Welt, wie sie sich in Wedekinds Anschauung spiegelt, herrschen in schönem Bunde die Gemeinheit und die Dummheit, und das Gesetz, das beide als Norm ihres Reiches verlassen haben, heißt die Moral. Er weiß nicht, wer der größere Schurke ist: der Dumme, der an die Moralität dieser Moral glaubt, oder die Schurken, die ihre Gebote mit ätzigem Augurenlächeln befolgen. Von beiden Arten führt er uns in seinen Szenen Menschen vor. Da ist nun aber noch der Vertreter einer dritten Spezies: ein Abenteurer von einer absolut skrupellosen Auffassung seiner Lebensaufgabe, eben dieser sog. Marquis von Keith, ein Mensch, der das Leben nach seinem Kopfe lebt, der nur einen Impuls verspürt: „Empor um jeden Preis!", ein Schurke durch und durch, der nichts ernst nimmt, der sich selbst eine Mischung von Philosoph und Pferdedieb nennt, und der bei all seinem leidenschaftlichen Aufwärtsdrängen, das der eigentliche Trieb seiner Natur und darum sein echtes Wesen ist, doch auch immer wieder sich selbst persifliert. Aber dieser Marquis von Keith, der die Welt so gut zu kennen glaubt, unterliegt schließlich gerade in dem Augenblick, wo er die Spießbürger zu seinen Füßen glaubt und sich auf dem Gipfel wähnt, eben diesen verachteten Gegnern, d. h. der „Moral". Diese also, natürlich das, was Wedekind höhnisch so nennt, in Wahrheit die schlaueste Gemeinheit, steht am Ende als Siegerin da, und der Marquis von Keith muß zur Abwechslung wieder einmal vom Gipfel herunter in die Niederungen, aus denen er gekommen ist. Er entschließt sich nach kurzem Kokettieren mit dem Revolver zu jener Thalfahrt und tröstet sich mit der schönen Weisheit: „Das Leben ist eine Rutschbahn". Eines Tages wird er in den Niederungen soviel von der Gemeinheit der Menschen gelernt haben, daß er selber irgend ein großes Unternehmen im Namen jener „Moral" wird durchführen können, denn — und das ist die zweite Weisheit, die er aus seiner Niederlage als Gewinn mitnimmt: „Die Moral ist das beste Geschäft". Um aber das ethische Tohuwabohu vollständig zu machen, schickt Wedekind den einzigen Mann, der die Lehren der Moral ernst genommen und unter der Last seiner sittlichen Pflichten schwer gelitten hat, den Altruisten, der es vergeblich versucht, sich zum Egoisten, zum Genußmenschen auszubilden, schließlich in eine Kaltwasserheilanstalt: er sieht eben in der Welt, so wie sie sich für Wedekind darstellt, keinen Platz für sich. Und das Wesen, das allein die naive Güte in dieser Gesellschaft von Narren und Schurken vertritt, die kleine Molly, geht verzweifelnd ins Wasser, während für ihr Gegenspiel, die völlig „abgeklärte" bezw. abgebrühte Gräfin Werdenfels, als Lohn ihrer richtigen Taxierung von Welt und Menschen sich eine glänzende Carrière öffnet.

Hat man also einmal den richtigen Ausgangspunkt, eben die Weltanschauung Wedekinds, gewonnen, so erscheint in diesem scheinbar völlig konfusen Gewirr doch einiger Sinn. Aber dieser Sinn ließ sich in all seinem diabolischen Cynismus unmöglich durch dramatische Gestaltung sichtbar machen; wenigstens ist Wedekind diese Aufgabe durchaus mißlungen. Statt daß er einen Charakter geschaffen hätte, der bei allen Widersprüchen doch die Einheit der Persönlichkeit wahren mußte, zerstört er immer wieder die selbstgezogenen Linien durch Selbstpersiflage und glaubt wohl den Eindruck einer widerspruchsvollen Persönlichkeit dadurch zu erzielen, daß er eine Reihe widersprechender Züge aneinanderreiht. Aber auch diese seine Formlosigkeit ist ja für Wedekinds Art charakteristisch: er thut so, als wolle er gar nichts Ganzes schaffen, als lohne es sich gar nicht. Und so setzt er sich denn auch souverän über die Gesetze des Dramas und die Gesetze des Dialoges hinweg, der oft etwas direkt Tollhäuslerisches an sich hat. — Vielleicht, daß Persönlichkeiten wie Mitterwurzer, Josef Kainz (ich denke dabei an seine Darstellung von Hofmannsthals „Abenteurer") oder auch Albert Bassermann der Gestalt des Marquis nahe gekommen wären, dem Darsteller des Residenztheaters gelang es nicht. Hoffen wir, daß die späteren Abende lohnendere Aufgaben und bessere Lösungen bieten!

Gustav Zieler.

Bremen. Am 12. Oktober brachte das Stadttheater die Uraufführung von Paul Heyses Drama in 5 Akten „Maria von Magdala". Die Darbietung dieses Werkes, das eine recht warme, im vierten Akte sich besonders steigernde Aufnahme fand, war in mehrfacher Beziehung interessant. Sie zeigte den hervorragenden Epiker Heyse entschieden auf dem Höhepunkte seines dramatischen Schaffens; keines der zahlreichen früheren Dramen des Dichters, soweit sie mir bekannt geworden sind, kann diesem an die Seite gestellt werden. Es bewies zudem, daß selbst ein Paul Heyse, ein Zeitgenosse Geibels, mitgerissen werden mußte von der belebenden und verjüngenden Bewegung, die seit zwei

*) Buchausgabe bei Albert Langen, München. 1901.

Jahrzehnten die gegenwärtige Litteratur vom starren Zwange des Althergebrachten zu neuer Eigenart erwecken möchte. Als Dramatiker war Heyse stets Epigone im besten Sinne des Wortes; er ist es auch noch in seinem Drama „Maria von Magdala" nach der rein bühnentechnischen Seite hin, aber doch ruht Gegenwartsgeist auf dem wirksamen Schauspiel. Die seelische Wandlung der „großen Sünderin" von Magdala, von der vielbegehrten Buhlerin bis zur ganz in ihrem Heiland aufgehenden Büßerin ist, wenn auch nicht ohne Widersprüche, im modernen Sinne vertieft und entwickelt. Vielleicht wäre sie noch ergreifender und lebenswahrer zum Ausdrucke gelangt, wenn Paul Heyse seine Judas Ischarioth-Gestalt nicht etwas stark in den Vordergrund gerückt und außerdem etwas mehr auf gewisse Theatereffekte verzichtet hätte. Für das Liebesverhältnis zwischen Judas und Maria darf Heyse übrigens die Priorität nicht beanspruchen (vgl. das vorige Heft des „Litt. Echo" unter „Internationale Litt.-Berichte"). Eine bedeutsame, hervorragend künstlerische Eigenart des Dramas ist die geschickte Verwertung der Person Christi. Christus erscheint nicht auf der Bühne, sein Wirken als Prophet spielt sich bis zu seinem Kreuzestode hinter der Szene ab, aber doch ist es die Macht seiner Persönlichkeit, die von der streng geschlossenen Exposition des erstes Aktes bis zum ergreifenden Mahnruf der Maria am Schlusse des Dramas die Handlung, die Entwicklung der Hauptcharaktere bestimmt. Ob aber trotzdem Heyses „Maria von Magdala" so bald den Weg über andere Bühnen nehmen wird? Wo die Polizeizensur ein Wörtchen mitzureden hat, schwerlich; denn die freie Behandlung eines biblischen Stoffes findet bei dieser Instanz nur in seltenen Fällen Gnade. Die Inszenesetzung des heysischen Dramas, die Direktor Erdmann-Jeßnitzer persönlich geleitet hatte, entsprach gewiß in allen Teilen den Absichten des Dichters und war eine hervorragend künstlerische.

Franziskus Hähnel.

Weimar. Die fünfaktige Tragödie „Savonarola" von Frau Helene v. Willemoes-Suhm, deren szenischer Darstellung (10. Oktober) die Veröffentlichung eines konventionell-höflichen, aber über den Wert des Stückes gar nichts aussagenden Briefes von Prof. Erich Schmidt voranging, ist leider absolut keine Bereicherung des deutschen dramatischen Repertoires. Vielleicht ist unsere junge Kunst jetzt dazu herangereift, ein von allgemeinmenschlichen, zeitlosen Motiven getragenes historisches Stimmungsdrama zu schaffen. Jedenfalls aber ist unser künstlerisches Ringen um eine neue, große, uns eigene Auffassung des historischen Geschehnisses noch keineswegs zu einem Abschluß gelangt, der schon für das Drama fruchtbar zu machen wäre. Diese ziemlich offenkundige Thatsache, die für das Werk manches Künstlers zum Schicksal wurde, sollte ganz besonders den dramatischen Dilettanten von dem gefährlichen Gebiet des Historischen hinweg- und — zumal wenn er wie die Verfasserin des „Savonarola" gelegentliche Kraft- und Saft-Ausdrücke nicht scheut — auf den jetzt so sehr bequem gewordenen Naturalismus hinweisen. Das Stück der Frau von Willemoes entbehrt jeden geistigen, dichterischen und dramatischen Gehaltes, ist unwahrscheinlich und oft unmöglich in seinen Einzelheiten, langweilig, zerrissen und trocken in seiner Totalität. Die Charakteristik durch dritte ist die einzige, die die Verfasserin kennt; Psychologie und Stimmung fehlen völlig. Was über die zu den behandelten Vorgängen gehörigen Bemerkungen hinausgeht, sind nichts als „Lesefrüchte". — Das Stück war der guten, fleißigen und wirklich selbstlosen Darstellung und Regie absolut unwürdig. Es war bei der Aufführung Schritt für Schritt zu sehen, daß alle Schuld im Stücke, keine in der Leitung der Aufführung lag. Nur wenn es die Regie der Verfasserin gegenüber durchgesetzt hätte, daß das Stück auf die Hälfte zusammengestrichen wurde, hätte es das oberflächliche Ansehen eines Dramas bekommen.

Dr. Wilhelm von Scholz.

Wien. Mit der Aufführung von M. E. delle Grazies Drama „Der Schatten" wollte Direktor Schlenther offenbar der hochstrebenden Dichterin, die seit ihrem ersten Auftreten in Litteratenkreisen verdiente Aufmerksamkeit erregt hat, eine Art Ermunterungspreis verleihen. Eine allerhöchst subventionierte Hofbühne, wie das Burgtheater, ist eben in der glücklichen Lage, nicht nur Vorschüsse auf Tantièmen, sondern auch — unbekümmert um Publikum und Kritik — Vorschüsse auf künftige künstlerische Leistungen zu gewähren. Man ist überzeugt, daß es der hochbegabten Dichterin, der die Litteratur schon manches Werk edler Empfindung, gehoben durch die Kraft einer schwungvollen Rhetorik, verdankt, bald, vielleicht sehr bald gelingen wird, auch jene konzentrierteste Gedankenarbeit zu leisten, die das bühnenfähige Drama erfordert, wenn es über den Rahmen eines philosophischen Essais in szenischer Form hinausragen soll. — Im Mittelpunkte der Dichtung steht der Poet Ernst Werner, ein Grübler, der seine beste Kraft an die Poesie (?) verloren hat; was stark und groß in ihm war, das lebt sich nun in Dichterträumen aus, sein Leben aber läuft arm und kahl dahin, und verwundert fragt sich der Zuhörer, welche Dichtungen dieser mürrische Neurastheniker der Welt noch werde schenken können. Nun giebt es für den Dramatiker zwei Möglichkeiten, Künstler als Helden eines Dramas auf die Bühne zu bringen: die erste, billigere und oft mit Glück angewandte ist die Methode Laube. Dieser hervorragende Theatermann, der als Kritiker ebenso tüchtig wie als Dramatiker unfähig war, stellt in seinen „Karlsschülern" den jungen Schiller auf die Bühne, von dem natürlich jeder weiß, daß er der künftige Dichter des Tell, Wallenstein und der übrigen unsterblichen Werke ist. Da kann man ruhig die Schulbildung des Parketts und der Galerie für sich arbeiten lassen. Trägt der Darsteller des Friedrich Schiller überdies eine rote Perrücke und hat er sich ein halbwegs charakteristisches Profil angeklebt, so ist das schwierige Problem des Genies auf der Bühne zur großen Befriedigung des Publikums gelöst. Die zweite, weniger gebräuchliche Methode ist die goethische (Torquato Tasso): Man sei selbst ein Dichtergenius; dann wird man leicht der litterarischen Reminiszenzen der Zuschauer (wer kennt das „befreite Jerusalem"?) entraten können, und abermals wird das Publikum von der künstlerischen Größe des Helden durchdrungen sein: dem Tasso glaubt man seine Dichterthaten, weil Goethe selber diesem Genossen in Apoll seinen Geist geliehen hat. Man sieht, daß die zweite Methode — die auf litterar-historische Voraussetzungen verzichtet — nur sehr wenigen Großen zugänglich ist. M. E. delle Grazie hat sie gleichwohl versucht. — Die Dichterin will zeigen, wohin es führen müßte, wenn die guten und die verderblichen Kräfte, die stärker in der Brust des Genies wohnen, in Thaten sich auslösten, statt in Worten.

„Schatten war jede That, eh' sie geschah,
Vorausgeworfen von der Macht des Willens,
Der dann als Blitz aus seiner Wolke fuhr!
Wohl mir, daß meine Wolke — Wolke bleibt,
Und ihre Blitze nur in Schönheit enden —
Wohl uns, daß den Gewaltigsten des Willens
Ein Gott die Hände bindet durch die Kunst,
Und alle Ungeheuer, die das Meer
Des Lebens kreisend auswirft, alle Stürme,
Die es gebiert, durch ihre Seele geh'n,
Doch niemals sie beflecken können — ja,
Denn was heißt — dichten? Gutes oder Böses
Erschaffen durch zu viel Gefühl und Geist!"

Ist nun Ernst Werner eine gewaltige Persönlichkeit, so wird er unerhörte Thaten verrichten, sobald sein Ich, von der Fessel der Poesie erlöst, ins wirkliche Leben hinaustritt, er wird Flammenspuren hinter sich herziehen und groß sein im Erschaffen wie im Zerstören. Ein Traum bringt dem Dichter die Umsetzung seiner Phantasieen in Wirklichkeiten. Er wird Hofpoet eines Duodezfürsten von Simplizissimus Gnaden, erniedrigt sich zum Polizeispitzel, ja zum Verräter seines Jugendfreundes, ermordet dessen Geliebte und duldet

es, daß der Verratene unter dem Verdachte dieses Mordes hingerichtet werde. Der „Schatten", der sein zweites Ich, sein böser Dämon oder seine eigene unterdrückte Natur symbolisiert, geleitet ihn von Verbrechen zu Verbrechen. Dieser „Schatten" stammt in direkter Linie von Grillparzers Zanga, wie überhaupt „Der Traum ein Leben" von stärkstem Einfluß auf das Drama der delle Grazie gewesen ist. Aber welch kläglicher Rustan ist Werner! Was ist aus des jungen Hirten Königstraum geworden? Was ist das Königreich, um dessen willen Werner-Rustan mordet und betrügt? Serenissimi Gunst und die kleinliche Befriedigung neidlicher Rachegelüste! Man weiß, daß Grillparzers Traumstück bei seiner wiener Erstaufführung durchfiel, weil das Publikum sich nach der letzten Verwandlung über den unerwarteten „Aufsitzer" ärgerte. Bis dahin hatten die Wiener Rustans Erlebnisse mit großer Spannung verfolgt; erst als das alles geträumt sein sollte, weigerten sie sich mitzugehen. M. E. delle Grazie bewahrt den Zuhörer von allem Anfang an vor der Gefahr, den Traum für Wahrheit zu nehmen. Der graue, nebulose Schatten, der, allen andern unsichtbar, seinen Herrn zu den verschiedenen Niederträchtigkeiten anreizt, wirkt immerfort wie eine kluge, allzukluge Mahnung, daß ja all diese Schlechtigkeiten, gottlob! nur gespielt werden. Und gespielt wird in dem ganzen Drama, gespielt wird mit Begriffen wie mit Fangbällen, die keiner haschen kann, weil sie im dichten Nebel grauer Abstraktion hängen bleiben . . . Fräulein delle Grazie ist eine Schriftstellerin von ungewöhnlicher litterarischer Bildung. Sie kennt gewiß aus dem Grillparzer nicht nur den „Traum ein Leben", sondern auch Laubes Einleitung zur ersten Gesamtausgabe (Cotta, 1872). Da heißt es: „Er (Grillparzer) dichtete grundsätzlich nach Anschauungen, nicht nach Begriffen. Was er Begriffspoesie nannte, das war ihm eine Afterpoesie. Die Kunst beruhte ihm nicht auf Wissen, sondern auf Können. Den Ausdruck ‚schöne Wissenschaft' für Poesie, verwarf er, denn die Poesie sei keine Wissenschaft, sondern eine bildende Kunst wie die Malerei . . . . Nicht die Ideen machen den eigentlichen Reiz der Poesie aus, der Philosoph habe deren vielleicht höhere: aber daß die kalte Denkbarkeit dieser Ideen in der Poesie Wirklichkeit erhalte, das setze uns in Entzücken. Die Körperlichkeit der Poesie mache sie zu dem, was sie sei, und wer sie, wie die Neueren thun, zu sehr vergeistige, der hebe sie auf" . . . .*)

Das Raimundtheater brachte nach Langmanns „Corporal Stöhr" ein Volksstück von Victor Léon „Die Choristin" heraus. Das Wort „Volksstück" hat unter dem Einflusse der naturalistischen Bewegung der Neunzigerjahre einen wesentlich anderen Inhalt bekommen, als es vor ungefähr zwanzig Jahren hatte. Damals, in der Blütezeit der französischen Salon-Dramatik, nannte man „Volksstücke" jene Bühnenwerke, deren Figuren aus der Sphäre des Kleinbürgertums genommen waren. Heute stellen die „Volksstücke" im älteren Sinne ein stattliches Kontingent zu den „Komödien" und „Schauspielen"; was sich heute „Volksstück" nennt, das sind zumeist Stücke, die höheren kritischen Anforderungen nicht genügen, die mit falschen Gefühlen, falschen Konstruktionen, melodramatischen Effekten, billiger Moral und um jeden Preis versöhnlichen Ausgängen arbeiten — kurz: Stücke nicht oder nicht bloß aus dem Volke, sondern für das Volk. Volk sind dann alle die, die sich's gefallen lassen. Durch die Bezeichnung „Volksstück" erbittet der Autor die Nachsicht der Anspruchsvolleren. Er sagt etwa: „Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen mit solchen Dingen komme. Ich weiß ganz gut, daß gute Stücke anders sind — aber das ‚Volk' will es so." Nun, das Volk läßt sich auch die guten Stücke gefallen; aber auch die „Volksstücke" sieht es sich ganz gerne an, besonders wenn die Komik nicht zu kurz kommt. Für die sorgt in Léons Stück vor allem die Jargonfigur eines jüdischen Theateragenten, die sehr gut einsetzt und nur leider im zweiten Akte sich aus einer lustigen Episodenfigur in einen ernsten und wichtigen Träger der Handlung verwandelt. Von glänzender Bühnenwirkung ist die Szene, in der der alte biedere Geldbriefträger seiner emporgesunkenen Tochter die Geldsendung eines reichen Verehrers dienstlich zu überbringen hat. Hätte Léon nicht wieder durch diese Szene bewiesen, wieviel echtes dramatisches Talent neben aller Routine in ihm steckt, so würde ihm der Kritiker mit Vergnügen und Stillschweigen die Generalabsolution erteilen, die der Autor durch das bescheidene Wörtchen „Volksstück" erbittet.

Neben den vielen dilettantischen Unzulänglichkeiten, mit denen Wolzogens „Ueberbrettl" bei seinem zweiten wiener Gastspiele das neue Genre zu diskreditieren suchte, verdiente außer Raoul Auernheimers graziösem Zwischenspiel „Der Unverschämte", das in Berlin schon bekannt ist, eine Pantomime des Freiherrn Karl von Levetzow, „Die beiden Pierrots", ernsteres, kritisches Interesse. In einer einleitenden Conférence bemühte sich der Verfasser darzuthun, daß die Pantomime keineswegs dem deutschen Wesen fremd und daß ihr Wirkungen möglich seien, die dem gesprochenen Drama versagt bleiben. Nun, die Pantomime selbst hat den Redner gründlich Lügen gestraft. Es ist keineswegs ein Zufall, daß in Frankreich und Italien die Pantomime blüht, während sie in Deutschland bisher keinen Boden gefunden hat. Denn das Wesen der Pantomime liegt darin, daß durch Körperbewegungen und Mienenspiel Empfindungen und Gedanken mit einer so eindringlichen Plastik zum Ausdruck gebracht werden, daß sie das gesprochene Wort entbehrlich, ja überflüssig und störend erscheinen lassen. Die romanischen Völker nun begleiten in ihrer lebhafteren Art selbst minder elementare Gemütsäußerungen mit großlinigen, daher leicht verständlichen Gebärden, und so mag es leicht möglich sein, einem französischen oder italienischen Publikum die ganze, freilich nicht zu verwickelte Handlung eines Stückes vorzuspielen, ohne daß ein Wort dabei gesprochen wird, und ohne daß die Bewegungen gezwungen scheinen. Dort gehören im Leben die Gesten zum gesprochenen Wort, das in der Pantomime einfach wegfällt. Anders liegt die Sache bei den germanischen Rassen. Hier finden nur die stärksten Empfindungen ihren Reflex in der Gebärde, und eine deutsche Pantomime wird sich daher auf die wuchtigsten Affekte beschränken müssen, wenn anders sie dem Zuschauer mehr bieten soll als eine Folge von Bilderrätseln. So wirkte denn auch bei den „beiden Pierrots" der wunderschöne lyrische Schluß ergreifend, während die vorbereitende Handlung einen unangenehmen zappeligen Eindruck machte. Ohne das erläuternde Programm hätte kein Mensch eine Ahnung gehabt, zu welchem Ende die Darsteller mit Arm-, Bein- und Gesichtsmuskeln auf der Bühne herumturnen. Dem Projekte einer deutschen Pantomime haben „Die beiden Pierrots" das Todesurteil gesprochen.

Richard Wengraf.

In Potsdam erlebte am 11. Oktober am königl. Schauspielhause Ferdinand Bonns und Thilo v. Trothas dreiaktiges „Historienbild" „Edles Blut" seine Uraufführung. Das Stück, ein Napoleon-Schauspiel, dem die Kritik nicht viel gutes nachsagte, fand gleichwohl bei dem potsdamer Publikum eine warme Aufnahme.

In den letzten Wochen wurde an zwei verschiedenen Orten der Versuch gemacht, der deutschen Bühne zwei weitere Stücke von Shakspere zu gewinnen: im breslauer Stadttheater ging das Schauspiel „Maß für Maß", das im 18. Jahrhundert in vereinfachter Form gegeben wurde, in Scene und erzielte, wie die Blätter berichteten, eine volle dramatische Wirkung, und im deutschen Schauspielhaus in Hamburg gab Alfred v. Berger

*) Die Verfasserin hat sich über die künstlerischen Absichten ihrer Dichtung, die sie von einem Teile der Kritik mißverstanden sah, in einem Feuilleton der „N. Fr. Pr." selbst ausgesprochen, das im „Echo der Zeitungen" des vorliegenden Heftes nähere Erwähnung findet. D. Red.

„Heinrich VIII." in seiner eigenen Bearbeitung. Der Versuch scheint gleichfalls geglückt zu sein.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Die neuen Heiligen. Roman von Karl von Heigel. Potsdam, Otto von Huth. 1901. 265 S. M. 2,50 (3,50).

In der nüchternen, aber behaglichen Atmosphäre der münchener Wurstglöckler beginnend, führt uns der neue Roman Karl v. Heigels bald in den an Wunderlichkeiten und Verzerrungen reichen Kreis einer Heilanstalt, Buddhi Manas, in der Doktor Baldrian, ein Jünger der indischen Adepten und selbst Adept, die Nervösen, vor allen Damen, nach den Lehren des Buddhismus von ihren Leiden befreit. Der Aufenthalt in diesem Heim der, wenn nicht körperlich, so doch jedenfalls seelisch Kranken wäre unerträglich, tauchte nicht der Verfasser seine Schilderungen in das Licht eines grotesken Humors. Außerdem wahrt sich der Held der Geschichte, der junge Graf Hach, der sein Schloß an den philosophischen Kurpfuscher vermietet hat, die volle Unbefangenheit gegenüber diesem Treiben und ist mit seinem Herzen ganz auf der Seite der halben Seelen, die des Tages in Buddhi Manas sich kasteien, des Abends aber bei Bier und Knödeln im benachbarten Gumpenhof sich schadlos halten. Leider läßt sich der Erzähler dazu verleiten, einen Sport, der sich von selbst als Narrheit kennzeichnet, allzu weitschweifig zu behandeln und dadurch das Interesse von dem Schicksal seiner Helden abzulenken. Das Groteske des Vorwurfes interessiert Heigel mehr als die Geschichte der wenigen Gesunden, und wenn er aus dem Doktor Baldrian nicht nur einen Schwätzer, sondern einen halben Gauner macht und in seinem Hause einen notorischen Hochstapler und Dieb sich einnisten läßt, so verstärkt er zwar den tollhäuslerischen Charakter seines Milieus, aber nicht das Interesse an ihm. Die Rache, die Graf Hach an der koketten Frau, die ihn abgewiesen hat, und an ihrem ganzen Kreise nimmt, die Einführung seines Dieners in der Gestalt eines indischen Fürsten und Weisen, liegt zudem außerhalb der Würde des Mannes von Ehre und der fast tragische Ausgang dieser Komödie droht die Grundstimmung des Ganzen fast zu zerstören. So scheint das Bizarre des Gegenstandes auch da auf die Phantasie des Verfassers abgefärbt zu haben, wo er auf tiefere Wirkungen auszugehen beabsichtigt.

Dresden. *Leonhard Lier.*

Eine pflichtvergessene Frau. Sittenbild von Dora Helfft. Dresden und Leipzig 1899, Heinrich Minden. 165 S. M. 2,—.

Es sei gestattet, hier an eine Besprechung der „Zwei Bücher von Wickström" im Litt. Echo (II, 1) zu erinnern, wo von der „Modernen Geschichte" dieses Dichters gesagt wurde: „Das Problem gemahnt an Ibsen. Wenigstens ist man versucht, zu glauben, daß dieser Stoff nur von einem nordischen Dichter für die Litteratur hat entdeckt werden können — oder von einer der kühnen Frauen, die in den letzten Jahren unsere Bücherschränke mit jenen freien, rücksichtslosen Werken bereichert haben, in denen wir sie eine so erschütternde Kritik an der Gesellschaft, zumal an deren männlichen Vertretern, üben sehen." Thatsächlich hat sich bald darauf auch eine Frau zum Wort gemeldet und ihr Buch „den Eltern heranwachsender Söhne gewidmet". (Nebenbei: warum nicht — wie Daudet seine Sappho — den Söhnen selbst, „wenn sie 20 Jahre alt sein werden"?) Dasselbe Thema in derselben Form, der des Tagebuchs. Die Heldin auch hier: das Weib, die Märtyrerin; der Gegenstand ihrer Anklage: ein kranker Mann, der mit ihr die Ehe einging. Der Titel ist ironisch gemeint. Frau Gustava Sandermann schickt ihr Tagebuch dem Sanitätsrat, an dessen Urteil ihr liegt, nachdem sie ihren siechen Mann verlassen und Aufnahme bei einem jungen Arzt, mit dem sie eine Jugendliebe verbindet, gefunden hat. Das Tagebuch, in dem sie die Leiden ihrer Ehe, die Gewissenlosigkeit des Mannes erzählt, soll ihm zeigen, warum es ihre Pflicht war, aus dem Hause des Mannes, den sie nicht lieben konnte, sondern nur verachten, zu fliehen: „Wenn nun geschähe, was wir so lange vergeblich gewünscht, was sollte da für ein Wesen entstehen, das Krankheit und Blödsinn mit in die Wiege gelegt bekommen hat. Nein, nein!" (S. 159.) „Und was ich jetzt fordere," sagt sie in der begleitenden Zuschrift an den Sanitätsrat, der an einem Werke „über die Maßregeln zur Bekämpfung der verbreitetsten Volksseuchen" arbeitet, „ist nicht Milde, sondern Strenge, rücksichtslose Strenge zur Bekämpfung einer Seuche, die man ungehindert weiterfressen läßt, in einer Zeit, wo man gegen alle anderen so energische Maßregeln ergreift." (S. 5.) Man sieht schon aus diesen Proben, worauf es der Verfasserin in erster Linie ankommt: auf die Sache. Von tiefem, sittlichem Ernst durchdrungen, schreibt sie einen sachlichen, sauberen, knappen, zuweilen etwas trockenen Stil und weiß, wie ein geschickter Staatsanwalt, alles Anrüchige unter Beweis zu stellen. Man giebt dieser Gustava Sandermann schließlich Recht, aber so recht sympathisch wird sie uns nicht. Etwas „Graues, Nüchternes, Wissenschaftlich-Abstraktes" bleibt als Bodensatz zurück, viel mehr als bei Wickström, der demselben spröden Stoff auch dichterisch gewachsen war. Ihm wandelt sich unter den Händen alles in Gold. Dora Helfft bepackt uns mit Steinen, und sie sucht sich nicht die kleinsten aus, denn sie will uns seufzen machen unter der Last. Sie will an unser Gewissen rühren, damit wir inne werden, wie verderbt wir sind. Dieses Ziel hat sie erreicht, und man kann auch ihrem Büchlein die größte Verbreitung wünschen — bis das Werk des Sanitätsrats erschienen sein wird, der ohne Frage alle diese Probleme noch grauer und nüchterner, aber dafür auch wissenschaftlicher behandeln wird. Denn er wird sich dagegen verwahren, als Dichter beurteilt zu werden. Man verstehe mich recht: die kluge und mutige Frau, die dieses lesenswerte Büchlein geschrieben hat, verdient unsere Sympathie. (Mehr als ihre Heldin, diese im Anfang als rechte Gans gezeichnete Gustava Sandermann!) Sie hat auch sicher Talent, aber vielleicht noch mehr zur Kunst der Lebensführung als zu der des Schreibens. Denn im Leben ist sie sicher ein Charakter.

Berlin. *F. F. Heitmüller.*

Heidenstamm. Roman von Wilhelm Meyer-Förster. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1901. 332 S.

Sportsromane fangen nachgerade an, zur Kalamität zu werden. Offen und ohne jeden Versuch der Beschönigung will ich gestehen: ich war nie auf der Rennbahn in Hoppegarten oder Karlshorst, aber ich kenne sie so genau, als wenn ich ein dutzend mal draußen gewesen wäre, so oft haben mich im Laufe des letzten Jahrzehnts die verschiedensten Romanverfasser dahin entführt und mich in meinen vier Wänden die Sensationen großer Renntage mit allen Mitteln moderner Schilderungskunst durchkosten lassen. Dieser Teil von Meyer-Försters neuem Roman besitzt sonach den Reiz der Neuheit nicht, und speziell die figurenreiche Darstellung des großen Armee-Jagdrennens, die fast ein Fünftel des Buches füllt, haben wir mit entsprechenden Farben- und Stimmungseffekten erst im vorigen Jahr in Dmptedas „Eysen" gelesen. Hier wie dort reitet ein tiefverschuldeter junger Offizier das letzte große Rennen um seine Existenz, hier wie dort versagt sich ihm der Sieg, und Amerika nimmt ihn auf, wo er sich nach Jahr und Tag die reiche Erbin fischt. Nur läßt er bei Meyer-Förster eine bildschöne arme Braut zurück, die er sieben Jahre später als Gattin seines älteren Bruders verblüht und entgeistert wiederfindet, als er mit der

eigenen blühenden Gemahlin zu kurzem Besuch in die Heimat kommt, gerade recht, um in Clavigo-Stimmung die blasse Marie noch sterben zu sehen.

Das Buch enthält manche frische Seite, es hat den flotten Strich der früheren Romane Meyer-Försters und ein paar wirklich poetische Einzelheiten, vor allem die Wiedersehensszene zwischen den einstigen Liebesleuten. Aber abgesehen von der Verbrauchtheit des Stoffes mit allem Drum und Dran — daß die Geschichte ausnahmsweise zumeist in Hannover spielt, statt in Berlin, macht sie nicht gerade origineller — stört auch hier wieder die manchmal fast schon herausfordernde Willkür, mit der Personen, Verhältnisse, Charaktere, Stimmungen u. s. w. dem bloßen Effekt oder Kontrast zuliebe geschoben, gedreht, geknickt, gestülpt werden, als ob psychologische Wahrheit nur ein leerer Wahn und die Welt ein Marionetten-Theater wäre. Selbst der Tod muß diesem gewaltthätigen Erzähler Ordre parieren und sich just in dem Moment einstellen, wo er es für seinen romantischen Zweck gebraucht mag auch sonst absolut keine ärztlich feststellbare Ursache dafür vorhanden sein. Es ist schade, daß ein so lebendiger und gut disziplinierter Erzähler, wie Meyer-Förster, just in der psychologischen Entwickelung und Motivierung mit so konsequenter Oberflächlichkeit verfährt, wie irgend ein Industrieller des gewöhnlichen Zeitungsromanbetriebs. *J. E.*

Mensch unter Menschen. Roman von Emmy von Egidy. Dresden, E. Pierson. 1900. M. 3,—.

Vor etwa drei Jahren gab die Tochter M. v. Egidys einen Roman „Marie-Elisa" heraus, dessen Charakterzeichen eine auffallende Ueberfeinerung des Empfindens war, eine Mimosenhaftigkeit, in deren künstlerischer Beherrschung auch wieder die Vorzüge des Werkes lagen. Es war das erste Buch der Verfasserin. Da es aber nach Wilhelms v. Polenz einführender Bemerkung ein „Bekenntnisbuch" war, „geschrieben, nicht um zu gefallen, nicht um eine Tendenz zu verfechten, auch nicht um ein Thema zu behandeln, sondern einfach um sich selbst Genüge damit zu thun" — d. h. also, ohne die Selbstkritik, zu der man sich sonst verpflichtet fühlt, wenn man ein Werk in die Welt schickt, so ist es nicht eigentlich das „Erstlingswerk" der Verfasserin. Ein solches kann man eher den vorliegenden Roman nennen, in dem Emmy von Egidy ihrer eigenen Hauptschwäche, dieser Mimosenhaftigkeit des Empfindens, oder besser gesagt, diesem aus einer gewissen Innerlichkeit einerseits und geistigen Trägheit andererseits hervorgehenden Unvermögen, ohne zu hoch oder zu niedrig gespannte Ansprüche mit den Menschen fertig zu werden, energisch zu Leibe geht. Da sie den Konflikt auch zu lösen oder doch über ihm zu stehen versucht, gewinnt das Buch mehr litterarischen Anspruch als sein Vorgänger. Die Fabel ist diesmal sehr dünn; ein junges Mädchen, das ähnliche allgemeine Charakterzüge verrät, wie die Verfasserin in litterarischer Beziehung, wird ins Leben hineingeführt und sucht durch ein System von Beobachtung, Selbsterkenntnis und thätiges Eingreifen ihre Veranlagung zu veredeln, worüber sie zur Dichterin wird. Die feine Schilderung ist durchaus ursprünglich und ungesucht, aber nicht immer künstlerisch rein. Die geschilderten Charaktere sind da, wo sie lang genug ausgesponnen sind, lebendig und anschaulich. Was der Verfasserin fehlt, ist das knappe Wort, die umschmelzende Sinnlichkeit der Anschauung, und eine klar bewußte Tendenz. Was ihr zu Gebote steht, ist feine Beobachtung, namentlich auf sittlichem Gebiet, ein liebevolles, das Gute suchende Gemüt und eine gewandte Feder. Goethe empfahl in den Gesprächen mit Eckermann, daß Schriftsteller, denen eigene sinnliche Glut abginge, solche Stoffe wählen möchten, die selbst inhaltlich sinnliche Fülle, Anschaulichkeit und Abwechslung in sich trügen, und dem abstrakt denkenden Schüler gab er wiederholt die Uebung auf, Gesehenes oder Sehbares zu schildern und sich mit Worten Rechenschaft abzulegen, beispielsweise über die Beschäftigung einzelner Handwerke und dergl. Unsere litterarischen Zeitgenossen neigen wohl eher dazu, zur homöopathischen Kur zu raten: was du nicht kannst, versuche nicht, was du kannst, bilde zur Virtuosität aus. Dem Leser ist der Dichter lieber, der sich nach Goethes Rat bemüht; und ich glaube, auch der Dichter wird, wenn er redlich ist, mehr Freude daran haben, sich ein reicheres Können auszubilden, als zum „Meister in der Beschränkung" zu werden. Der Verfasserin von „Mensch unter Menschen" stehen noch beide Wege offen.

Berlin. *Hermann Häfker.*

Grossstadtpflänzchen. Von Jeanne Marni. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Paul Bornstein. Umschlag-Zeichnung und Illustrationen von Ernst Heilemann. München 1901, Albert Langen. M. 3.— (4,—).

Herbstzeitlose. Von Jeanne Marni. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Nelli Zurhellen. Umschlag-Zeichnung und Illustrationen von Paul Rieth. München 1901, Albert Langen. M. 3,— (4,—).

Der Dialog als besondere litterarische Ausdrucksform datiert nicht erst aus der letzten Phase der französischen Schilderung. In Deutschland bereits an den verschiedensten Stellen imitiert, ist er dort nicht nur in den amüsanten petit Bob-Büchern der Gyp, in so klassischen Büchern wie Lavedans „Jeunes", deren Uebertragung doch nur fragmentarisch unternommen worden ist, bei Donnay, in den romans dramatiques von Abel Hermant, sondern auch im Roman-Feuilleton des Gil Blas, in der politischen Chronik vieler Tageszeitungen vertreten. Er erhält seine Berechtigung durch die Absicht, kleine Szenen des Lebens pointiert, im Extrakt darzustellen, vom leer gelassenen Stimmungshintergrund um so brutaler sich abheben zu lassen; ohne diese Wirkung ist seine Form überflüssig. Jeanne Marni gehört zu den viel gelesenen Autoren des Dialogs erst seit drei Jahren und etwas darüber; ihrem persönlichsten Buch von den „enfants qu'elles ont" hat Forain eine Deckzeichnung gegeben, in „Celles qu'on ignore" schlug sie sozial-sentimentale Töne an. Sie vertieten den Geschmack dieser Männernachahmerin, die fremde Technik in den „Fiacres" recht klug zu belauschen wußte. Charakteristisch aber ist, daß sie oft in Novellenweise die Stimmung außerhalb des Dialogs liefern muß. Sie produziert unter der Aufmerksamkeit der deutschen Litteratenwelt, seitdem ein überschätzender Artikel von Georg Brandes über sie bekannt geworden war. — Von den zwei neuesten (willkürlichen) Sammlungen ist die durch Dr. Bornstein besorgte geschickt redigiert und läßt auch geschickt den Argot des Originals erkennen, die des Fräuleins Zurhellen wenig interessant. Entsprechend der künstlerische Schmuck: Heilemann scharf, geistreich; Rieth, der Jugendzeichner, unprägnant, von minderer Gestaltungskraft.

Stuttgart. *Paul Wiegler.*

Schwarz — Braun — Blond. Von Guy de Maupassant. A. d. Franz. von F. Gräfin zu Reventlow. Umschlagzeichnung und Illustrationen von F. Freiherrn von Reznicek. München, Albert Langen, 1901. M. 3,— (4,—).

Neun Geschichten von Frauenzimmern, auf deren Haarfarbe es absolut nicht ankommt — ja, man kann sogar sagen, daß von ihrem irdischen Teil just ihr Kopf die kleinste Rolle darin spielt — sind in diesem Band der Illustrierten Bibliothek Langen, die sich durch brillantes Papier, guten Druck und saubere Klischees vorteilhaft auszeichnet, vereinigt. Eine Auswahl — drei aus „Le Horlà", je zwei aus „La main gauche" und „Contes du jour", je eine aus „La maison Tellier" und „Contes de la bécasse" — die geeignet ist, Maupassants Dichterruhm zu verdunkeln und seinen, leider in deutschen Philisterkreisen immer noch lebendigen Ruf als pornographischer Schriftsteller zu befestigen! Es ist sehr bedauerlich, daß der große Tote gegen solche Pietätlosigkeiten, zu denen in erster Linie auch der wenig geschmackvolle Gesamttitel zu zählen ist, nicht geschützt werden kann. — Die Ueber-

setzung ist nicht schlecht, aber ohne Feinheit; auch Fehler kommen vor, z. B.: „Un monsieur, qui ressemble aux portraits d'Henri IV" = „Ein Herr in Henri-quatre-Kostüm"!! (S. 155). Reznicels Bilderchen sind zu geleckt und konventionell, und doch wäre gerade er der geborene Maupassant-Illustrator, der berufene Nachdichter mit dem Zeichenstift.

Berlin. *Fritz Carsten.*

Litteraturwissenschaftliches.

Blätter aus dem Leben und Dichten eines Verschollenen. Zum 100. Geburtstage von Ernst Ortlepp (1. August 1800 bis 14. Juni 1864) teilweise nach unveröffentlichten Handschriften und seltenen Drucken. Von J. Walther Ilges. München, Verlag der Deutschen Buchhandlung, 1900. 191 S.

Dieses hübsch ausgestattete Buch schildert das Leben und Dichten eines litterarischen Vielschreibers, der längst vergessen ist. Von 1800 bis 1864 hat Ernst Ortlepp auf der Erde geweilt. Ein gefälliges Formtalent ließ ihn schon auf der Schule in Pforta griechische, lateinische und deutsche Verse machen; etwas von dem Geist des Humanismus, den er hier in sich aufnahm, ist ihm bis zuletzt geblieben. Sein Unglück war es, daß er sich selbst eine größere poetische Kraft und Begabung zusprach, als die Mitwelt ihm zugestehen konnte. So begann er mit hochfliegenden Plänen, voll von Idealismus, so ließ er eine Masse von Dichtungen und Uebersetzungen — er hat auch Shakspere übersetzt und Rabener herausgegeben — in die Welt gehen, aber nichts war recht ausgereift und vollendet. Ruhelos wanderte er von Ort zu Ort; sich maßlos überschätzend, wußte er sich nicht zu zähmen; einen festen Beruf zu ergreifen, war er nicht imstande. Und so zerrann ihm sein Leben: als Trunkenbold, als halb verhöhnter, halb scheu angesehener Gelegenheitsreimer niederer Stufe ist er bei Naumburg elend zu Grunde gegangen.

Weder durch seine poetische Begabung noch durch seine historische Stellung kann Ortlepp uns anziehen. Unter den Proben, die Ilges mitteilt, erheben sich wenige Stücke über den Durchschnitt; wo sich eine Spur größerer dichterischer Kraft findet, wird sie von der Masse des Gewöhnlichen vernichtet. Ilges bemüht sich, nicht in den Fehler der Ueberschätzung zu verfallen; er will keine „Rettung" im gewöhnlichen Sinne geben. Wir fürchten auch, daß er wenig Leser finden wird, die ihm die Mühe lohnen werden, mit der er den Schicksalen seines Helden nachgegangen ist. Ortlepp ist verschollen und wird es bleiben.

Hannover. *Dr. Woldemar Haynel.*

Der Teufel in der Dichtung (Dyabel w poczyi). Geschichte und Psychologie der das Böse verkörpernden Gestalten in der schönen Litteratur aller Völker und Zeiten. Studie von Ignacy Matuszewski. Zweite, wesentlich geänderte und vermehrte Auflage. Warschau, B. Natanson 1900 (in polnischer Sprache).

Das Buch behandelt ein Kapitel aus der jetzt so emsig gepflegten vergleichenden Litteraturgeschichte und ganz gewiß eines der interessantesten. Der Verfasser, einer der bedeutendsten polnischen Kritiker, weilt mit besonderer Vorliebe auf jenem Grenzgebiete, wo die religiösen Anschauungen eines Volkes und seine poetischen Erzeugnisse unmerklich ineinander übergehen. Auch diese Studie wurzelt da. Von den wenigen Fragmenten der beinahe sagenhaften akkadischen Litteratur (in der vorsemitischen Zeit Babyloniens) angefangen bis auf die modernsten Satanisten wird da die Verkörperung des bösen Prinzips in der Dichtung verfolgt und auf Grund dieses umfangreichen Materials eine Synthese versucht. Es ergiebt sich, daß nur dort der Teufel eine bedeutendere Rolle in der Poesie spielt, wo der Mensch dem Prinzip des Guten das Böse als eine gleiche souveräne Macht gegenüberstellt; so hat z. B. die persische Dichtung, auf der Vorstellung von Ahriman und Ormuzd fußend, die erste imponierende Gestalt des Teufels hervorgebracht (der Teufel Iblis in dem Buch der Könige von Firdusi). Weder die Griechen noch die Römer haben absolute Teufel gekannt, auch nicht die alten Hebräer, in deren Buch Hiob der Satan zwar ein Ankläger der Menschheit, sonst aber ein Unterthan Gottes ist; erst in der apokryphischen Litteratur (in dem Buche Henoch) ist der Satan eine mächtige, aus freiem Willen handelnde Persönlichkeit. Auf das Christentum übergehend forscht der Verfasser dem Einflusse der griechischen, altgermanischen (Loki), keltischen (Merlin) und normannischen Mythologie (Robert der Teufel) nach und beschäftigt sich dann mit der altchristlichen Zeit, sowie mit der Poesie Dantes, der zuerst den Satan in die Sphären der Idee gehoben, sowie mit der mittelalterlichen Volkspoesie (Theophilussage, die Mysterien u. s. w.). Der Verfasser bemerkt, die katholische Geistlichkeit, die von der Kanzel herab immer so leidenschaftlich gegen den Teufel loszog, habe ihn gerade deshalb in den Augen des Volkes so bedeutend gemacht; das naive Gemüt beugte sich vor dieser Macht, und nach und nach wurde der Satan eine verehrungswürdige, dann sogar eine sympathische Gestalt, ein trauriger, in einsamer Größe träumender Satan. Die Poesie der Renaissance ist auf diesem Gebiete wenig originell. Tasso und Camoëns ahmen nur Vergil nach, selbständiger ist schon der komische Teufel der Spanier, großartig erst Marlowes („Faust") Satan, in seinem titanischen Stolze konsequenter als der des Holländers Van Vondel. Die pseudo-klassische Zeit in Frankreich, die allen Aberglauben verpönte, lachte auch den Teufel aus (vergl. die Parodieen bei Voltaire, Le Sage, Parny). Die deutsche Dämonologie (Klopstock und das Fragment Lessings) kommt zuerst bei Matuszewski etwas zu kurz, gründlicher ist der Verfasser schon bei Goethe, seinen bewußten Nachahmern und unwillkürlichen Nachfolgern, sowie bei Byron und der ganzen Litteratur des 19. Jahrhunderts. Sehr streng beurteilt er die moderne Dichtung, der er infolge des Einflusses der modernen pantheistischen Philosophie überhaupt die Fähigkeit abspricht, scharf gezeichnete und streng konzentrierte Gestalten des Teufels zu schaffen, wie sie besonders das Epos und das Drama verlangen, in denen die lyrisch-dämonische Stimmung nicht genügt. Zum Schlusse gelangt der Verfasser zu dem Resultate, der Protestantismus fördere mehr den dichterischen Satanismus als der Katholizismus, da bei jenem „der Gegensatz zwischen Hölle und Himmel schärfer ausgeprägt ist".

Das Buch enthält eine Fülle an der Quelle geschöpfter Nachrichten und seiner Beobachtungen, die übersichtlich geordnet sind, wenn auch die Synthese wohl etwas tiefer eindringen könnte. Eines vermissen wir am empfindlichsten, wie das freilich bei der vergleichenden Litteraturgeschichte leider nicht selten der Fall ist: man verfolgt ein bestimmtes Motiv innerhalb vieler Völker und Epochen, betont das Unveränderliche, zeichnet streng wissenschaftlich die Unterschiede der Rassen, Religionen, Nationen, Zeiten u. dergl., vergißt aber dabei beinahe die Persönlichkeit, den subjektiven Charakter einzelner Dichter. Milton und Klopstock waren beide Protestanten, und doch sind ihre Teufel so verschieden. Warum? Weil der eine ein Engländer aus dem 17., der andere ein Deutscher aus dem 18. Jahrhundert war? Ganz gewiß, aber doch wohl auch deshalb, weil sie als Dichter heterogene Persönlichkeiten waren. Trotz dieses Mangels verdient das Buch, das in zwei Jahren in zwei Auflagen erschienen ist, bald eine dritte und — eine deutsche Uebersetzung.

Lemberg. *Dr. J. Flach.*

Ende nächsten Jahres werden nun auch Franz Grillparzers Werke für den Verlagsbuchhandel frei. An billigen Ausgaben wird dann kein Mangel sein, einstweilen aber hat der Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. noch einen Vorsprung von Fünfvierteljahren, um mit seinen verschiedenen kürzlich er-

schienenen Volksausgaben zuerst ins größere Publikum zu bringen. Den verschiedensten Bedürfnissen wird hier Rechnung getragen. Zunächst giebt es eine 8 bändige Volksausgabe in Klein-Oktav, die alle Dramen, die beiden einzigen Prosaerzählungen Grillparzers, eine Auswahl seiner Gedichte und Vermischten Schriften und seine Selbstbiographie enthält. Sie kostet in 8 oder 4 hübschen Leinenbänden nur 4 Mk. In größerem Format, splendiderer Ausstattung existiert sodann eine Ausgabe der sämtlichen Dramen allein in drei starken Doppelbänden (Preis Mk. 6,—, Halbfranz Mk. 9,—.). Endlich wurde noch eine Auswahl „Dramatische Meisterwerke" zu einem schönen, 750 Seiten starken Großoktavbande vereinigt, für den der Preis Mk. 3,— beträgt. Allen drei Ausgaben ist das Bildnis des Dichters, den ersten beiden auch die Einleitung Heinrich Laubes nebst dessen Nachworten zu der ersten Gesamt-Ausgabe beigegeben.

* *

Prof. Hanns Fechner hat von seinen Raabe-Erinnerungen einen Privatdruck auf Bütten mit der wohlgelungenen Nachbildung seines bekannten Raabe-Porträts in Heliogravüre herstellen lassen und mit dieser kleinen nachträglichen Festgabe seine und Raabes Freunde erfreut.

Nachrichten

Das Inhaltsverzeichnis

des III. Jahrgangs liegt diesem Hefte bei. Es hat diesmal die Stärke eines vollen Heftes, da durch Hinzunahme einer neuen Rubrik und genauere Vereinzelung der wichtigeren Fundstellen der Umfang sich um etwas erweiterte. Im übrigen ergiebt es die Mitwirkung von rund 250 verschiedenen Autoren und weist die Titel von mehr als 700 besprochenen Büchern auf. Die Zahl der im Sachregister der drei Echo-Rubriken (Zeitungen, Zeitschriften, Ausland) vermerkten Gegenstände erreicht — obwohl belanglose Erwähnungen unberücksichtigt blieben — nahezu 2000. Bei näherem Zusehen ergiebt gerade dieser Teil des Registers einen ziemlich getreuen Abguß der litterarischen Physiognomie eines Jahres, insofern er wenigstens das hervortreten läßt, was im Vordergrunde des Interesses stand. An der Spitze finden wir da selbstverständlich den Namen Goethe mit über 100 Fundstellen, ihm folgt Nietzsche, dessen Nekrologe großenteils noch in dieses Berichtsjahr fielen, mit 62, dann Shakspere mit 44. Auf Schiller wird nur 21 mal verwiesen (gegen 47 im Vorjahre), auf Heine 18 mal (gegen 39), auf Lessing gar nur 5 mal. Was sonst von klassischen Namen öfters vorkam, dankte dies dem Anlaß von Gedenktagen, wie Lavater (8). Novalis (16), Lenau (8), oder einer litterarischen Kontroverse, wie der durch Reichel wieder belebte Gottsched (15). Ein früher und ein später Tod haben die Namen Jacobowski (15) und Adolf Pichler (8) häufiger wiederkehren lassen, während bei Marie Ebner-Eschenbach (17) der siebzigste Geburtstag dies bewirkt hat. Von modernen Autoren waren Clara Viebig (21), Gerhart Hauptmann (20), Liliencron (11), Wassermann (9) und Bahr (9) dem Register-Pegel nach die meistgenannten. Bei den Auslands-Autoren ist es nicht uninteressant, die Schwankungen gegenüber dem letzten Jahr zu beobachten. Während D'Annunzio (25), Sienkiewicz (15), Maeterlinck (10), Multatuli (13), Kipling (9) nur geringe Abweichungen zeigen, fielen Ibsen von 50 auf 23, Tolstoi von 53 auf 25, Zola von 30 auf 12, Maupassant von 12 auf 2, Strindberg von 15 auf 9, Ruskin von 19 auf 8. Dagegen stieg die Ziffer bei Björnson dank seinen Theatererfolgen von 12 auf 28; über Gorki, der im vorigen Jahr noch fast unbekannt war, wurde diesmal an 19 Stellen geschrieben; von andern ausländischen Dichtern kamen besonders der Spanier Perez Galdos (7) und der Engländer Stephen Philipps (9) in den Vordergrund. Darf man auch diesen Zahlen kein zu großes Gewicht beilegen, weil ihnen in einzelnen zu ungleichartiges Material zugrunde liegt, so sind sie doch im ganzen als Reflex der litterarischen Geschmacksbewegung der Beachtung nicht unwert.

Todesfälle. Der Nestor der rheinischen Dichter, Friedrich Roeber † am 12. Oktober in Düsseldorf. Er war am 19. Juni 1819 in Elberfeld geboren und widmete sich dem Bankfach. Ueber fünfzig Jahre gehörte er dem Bankhaus von der Heydt-Kersten & Söhne in Elberfeld an und war zuletzt dessen Teilhaber. Obwohl er sich dem poetischen Schaffen nur in den Abendstunden widmen konnte, ist die Ausbeute seiner litterarischen Arbeit doch ziemlich groß. Außer einer Sammlung von Charakterköpfen aus der Dichtergruppe des Wupperthales („Litteratur und Kunst im Wupperthale") liegt ein Roman („Marionetten"), eine Gedichtsammlung und eine Reihe von Dramen von ihm vor, von denen „Tristan und Isolde", „Kaiser Friedrich der Zweite" und die antiken einaktigen Lustspiele „Die Philosophin" (öfters im berliner Schauspielhause aufgeführt), „Die Satire" und „Malermodelle" genannt seien.

In Krakau verstarb der polnische Roman- und Theaterschriftsteller Ignaz Sewer Maciejowski im Alter von 63 Jahren.

* *

Persönliches. Julius Stettenheim begeht am 2. November in Berlin seinen 70. Geburtstag. Seine Vaterstadt ist Hamburg, seine Universitätsstudien machte er in Berlin, und hier ließ er sich auch 1867 zu dauerndem Wohnsitze nieder. Für seine früh bethätigten humoristischen Talente schuf er sich damals in den ehedem vielgelesenen „Berliner Wespen", die bis anfangs der Neunzigerjahre bestanden, eine eigene Tribüne. Bleibenderes hat er durch seine glückliche Erfindung des „Kriegsberichterstatters" Herrn Wippchen aus Bernau geschaffen, dessen Name längst in den Schatz unserer geflügelten Worte aufgenommen worden ist. Von „Wippchens sämtlichen Berichten", deren erster Teil den russisch-türkischen Krieg behandelte und 17 Auflagen erlebte, ist das 15. Bändchen in diesen Tagen erschienen (Berlin, Hermann Paetel). — Geheimrat Franz Xaver Kraus wurde aus Anlaß der Feier der vor 900 Jahren erfolgten Einführung des Christentums in Ungarn vom Kaiser Franz Joseph zum Ehrendoktor juris canonici der Universität Budapest ernannt. — Der Universitätsbibliothekar Dr. Georg Steinhausen in Jena wurde zum Bibliothekar der muchardschen Stadtbibliothek in Kassel gewählt. — Wilhelm Raabe hat nachträglich den preußischen Kronenorden III. Klasse erhalten. — Der russische Dramatiker Alexei Potjechin, einer der zwölf „Unsterblichen", beging am 11. Oktober sein fünfzigjähriges Schriftsteller-Jubiläum.

* *

Angekündigte Bücher. Der Verlag von Albert Langen in München kündigt eine deutsche Original-Ausgabe der „Gesammelten Schriften" von Georg Brandes an, die 60 Lieferungen zu 1 Mk. umfassen soll, und deren erster Band („Deutsche Persönlichkeiten") eine Reihe in deutscher Sprache bisher unveröffentlichter Essais enthalten wird. — Die im Entstehen begriffene Gesamtausgabe von Maurice Maeterlincks Schriften, die von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski besorgt wird (Leipzig, Eugen Diederich), soll noch vor Ablauf des Jahres fertig vorliegen. Sie wird 10 Bände umfassen, von denen die ersten sechs die dramatischen Werke des Dichters, die übrigen vier seine philosophischen Schriften enthalten werden. — Im November erscheint ein neuer Roman von Kurt Martens unter dem Titel „Die Vollendung". — Der Wiener Verlag kündigt ein neues Werk des Lyrikers Hugo Salus an. Es betitelt sich „Christa. Ein Evangelium der Schönheit" und soll im

Stil und Rhythmus der Evangelien die Weltanschauung des Dichters, eine Versöhnung von Griechenland und Christentum, zum Ausdruck bringen.

* *

Allerlei. Der schlesische Dialektdichter Max Heinzel (1830—1898) hat auf dem neuen evangelischen Friedhofe zu Schweidnitz ein Grabdenkmal erhalten. — Von Käthchen Schönkopf, der leipziger Jugendliebe Goethes, von der bisher nur ein einziges Bild bekannt war, und zwar ein auf eine Elfenbeinplatte gemaltes Miniaturbild, ist jüngst noch ein zweites Bild zum Vorschein gekommen, das von Anton Graff stammt und Käthchen als junge Frau, etwa im Alter von 26 Jahren, darstellt. Es befindet sich im Besitze der leipziger Stadtbibliothek. — In Liestal, dem Hauptorte des Kantons Baselland, soll dem Dichter Georg Herwegh ein Denkmal errichtet werden. Der Kanton hatte den Dichter, als dieser selbst im Kanton Zürich kein Asyl fand, zum Ehrenbürger ernannt. Der Aufruf weist u. a. die Namen der Schriftsteller Karl Henckell, J. V. Widmann und Robert Schweichel auf. — In Nachitschewan am Don wurde auf dem Grabe des armenischen Dichters Rafael Patkanean ein Denkmal enthüllt. — In Friedenau bei Berlin wurde am 22. Oktober unter dem Namen „Freies Theater" ein neues Theater eröffnet, das unter der Direktion der Herren Max Engel und Arthur Rothenburg steht. — Am 9. Oktober wurde in Königshütte im Theatersaal des Hotels „Graf Redern" die Eröffnung des Oberschlesischen Volkstheaters, der ersten staatlich subventionierten Volksbühne, vollzogen. — Eine Puschkin-Stiftung zu Gunsten von mittellosen Hinterbliebenen russischer Schriftsteller wird demnächst ins Leben treten. — Das „Journal des Savants", die älteste Gelehrtenzeitschrift Frankreichs, wird mit dem 1. Januar 1902 ihr Erscheinen einstellen. — In Paris hat sich ein Komitee gebildet, das sich mit der Wahl einer vom Philologen Michel Bréal angeregten „langue auxiliaire internationale" beschäftigen soll. — In der neuen Ausgabe des „Index librorum prohibitorum" sind einige der bekanntesten Bücher der Weltlitteratur nicht mehr zu finden, z. B. zwei Bücher von Galilei, „De revolutionibus" und die „Dialoge", ferner Dantes Buch „De monarchia".

* *

Schlesischer Journalisten- und Schriftsteller-Verein zu Breslau. Unter diesem Namen konstituierte sich vor kurzem die seit langem geplante lokale Vereinigung der schlesischen Schriftsteller. Bei der Vorstandswahl wurden die Herren Chefredakteur Dr. Alfred Oehlke und Zeitungsherausgeber Dr. Erich Freund zu Vorsitzenden, Dramaturg Maximilian Schlesinger zum Schatzmeister, Schriftsteller Ludwig Sittenfeld und Redakteur Dr. Oskar Wilda zu Schriftführern, sowie die Redakteure Adolf Landsberger und Paul Löbe zu Beisitzern gewählt.

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Adlersfeld-Ballestrem, E. v. Pension Malepartus. Eine ganz verrückte Geschichte. Illustr. Leipzig, Phil. Reclam jun. gr. 8°. 157 S. M. 3,— (4.50).

Albers, Paul. Am Wartburghof. Eine vaterl. Erz. a. d. Jahren 1207 u. 1208. Breslau, Schles. Verlags-Anst. von S. Schottländer. 254 S. M. 3.50.

Bahr, Hermann. Wirkung in die Ferne u. anderes. Wien, Wiener Verlag. 143 S. M. 3.—.

Blüthgen, C. (C. Eysell-Kilburger). Frauenehre. Novellen. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 255.) Berlin, H. Hillger. 12°. 124 S. M. —.20.

Bülow, F. Freiin v. Im Herenring. Eine Sommergeschichte vom Lande. Stuttgart, J. Engelhorn. 159 S. M. —.50 (—.75).

Claud-Saar, A. Wien — Nizza. 3 Nov. Zürich, Caesar Schmidt. Schmal 8°. 136 S. mit Bildn. M. 2.—.

Cordes, Olga. Künstler-Novellen. Dresden, E. Pierson. 144 S. M. 2,—.

Elster, O. Der Diamantstein. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 211 S. M. 3.50.

Frapan-Akunian, Ilse. Schreie. Novellen und Skizzen. Berlin, Gebr. Paetel. 239 S. M. 4.— (5.—).

Frendt, Th. Disharmonieen. — Eva Hartwig. Novellen. Wien, Carl Konegen. 252 S. M. 2.50.

Georgy, E. Die berliner Range. 9. Bd. Hochzeitsvorbereitungen. Berlin, Richard Bong. Schmal 8°. 189 S. M. 1,— (1.50).

Graßmannsdorf, E. v. Tutti Frutti. Novellen. Dresden, E. Pierson. 169 S. M. 2,—.

Gunther, F. St. Auf dem Königlberg. Kleinigkeiten a. d. Großstadt. Linz, Oesterr. Verlags-Anst. 131 S.

Gutherz, Harald. Werner Haymdorf. Erz. Wien, Carl Konegen. 117 S. M. 2,—.

Hartwig, G. (E. Koeppel). Neues Vaterland. Roman. Berlin, Otto Janke. 3 Bde. 207, 217 u. 204 S. M. 10,—.

Heiberg, H. Charaktere und Schicksale. Roman. Berlin, Alfred Schall. 351 S. M. 3.50 (4.50).

Heilborn, Ernst. Der Samariter. Roman. Berlin, Gebr. Paetel. 188 S. M. 3,— (4,—).

Hoffmann, V. Das vierte Geschlecht. Roman. Barmen, O. B. Wiemann. 186 S. M. 1,—.

Hollaender, Felix. Der Weg des Thomas Truck. Ein Roman in 4 Büchern. Berlin, S. Fischer. 2 Bde. 404 u. 421 S. M. 8.— (10.—).

Jacobs, W. W. Seemannshumor. Geschichten und Schwänke von der Wasserkante. 2. Sammlg. Stuttgart, Robert Lutz. 372 S. M. 2.50 (3.50).

Kaisenberg, M. v. Die Intriguen der Gräfin Elisabeth Seefeld. Ein Hofroman. Zürich, Caesar Schmidt. 361 S. M. 4,—.

Kretzer, Max. Die Madonna vom Grunewald. Roman. Leipzig, Paul List. 358 S.

Neumann-Hofer, A. Tote Liebe. Roman. Köln, Albert Ahn. 311 S. M. 3.—.

Niemann, A. Der Mahatma. Geschichte einer Offenbarung. Leipzig, Lotus-Verlag. 136 S. M. 2.40 (3,—).

Reisner, V. v. Heißer Boden. Roman in 2 Büchern. Berlin, Alfred Schall. 333 S. M. 3.— (4.—).

Schaer, Wilhelm. Sachsentreue. Geschichten. Goslar, F. A. Lattmann. gr. 8°. 168 S. M. 2.50 (3.—).

Schöller, Wilhelm. Der Bauer. Eine Geschichte a. d. Kornlanden Bayerns. Dresden, E. Pierson. 206 S. M. 2.50.

Schroeder, C. Falkenflug. Roman. Berlin, Otto Janke. 2 Tle. in 1 Bde. 184 u. 209 S. M. 5.—.

Schulze, H. Sündige Liebe. Ein Stück berliner Bohème. Leipzig, Joh. Cotta Nachf. 123 S. M. 1.50.

Schulze-Smidt, B. Leiden. Blätter aus einem Lebensbuche. Dresden, Carl Reißner. 176 S.

Speckmann, B. Der Untergang von Weltevreden. Ein Roman a. d. Leben. Zürich, Caesar Schmidt. 165 S. M. 2.40.

Spielmann, C. Jotham. Bibl. Erz. Halle, Herm. Gesenius. 237 S. M. 3.— (4.—).

Trebitsch, S. Genesung. Berlin, S. Fischer. 176 S. M. 2.50 (3.50).

Vorbeck, F. v. Aus der Zeit der Stockprügel und Gavotten. Wiesbaden, Rud. Bechtold & Comp. gr. 8°. 156 S. M. 2,25.

Weise, L. Unfreie Liebe. Roman. Berlin, Gebr. Paetel. 352 S. M. 6.— (7.—).

Zapp, Arthur. Martha und Maria. Roman. Erfurt, Fr. Bartholomäus. 170 S. M. 1.50.

Zimmermann, E. Das Dunkle. Die Geschichte einer Liebe. Wien, Wiener Verlag. 75 S. M. 2.—.

Zobeltitz, H. v. Die Erben. Roman. Jena, Herm. Costenoble. 2 Bde. 224 u. 267 S. M. 6.— (7.50).

Claretie, J. Ehre. Roman. Erfurt, Fr. Bartholomäus. 234 S. M. 1.50.

Gorki, Maxim. Im Weltschmerz. Deutsch von A. Scholz. (Ausgew. Erz. 6. Bd.) Berlin, Bruno Cassirer. V, 237 S. M. 2,—.

Gyp. Nicht eifersüchtig! Roman. Uebers. von F. Waldstein. Dresden, Heinrich Minden. 321 S. M. 3.—.

Heijermans, H. Trinette. Skizze. Uebers. von R. Ruben. Berlin, S. Fischer. 287 S. M. 3.50 (4.50).

Jan, H. L. v. Rüdiger Manesse. Eine Erz. a. d. Mitte des 14. Jahrh. Nach dem Franz. des L. Spach frei bearb. — Kindlicher Opfermut. Erlebnisse eines Elsässers während der Schreckenszeit (1793). Nach dem Franz. des Coiffier de Moret frei bearb. Straßburg, F. X. Le Roux & Co. Lex.-8°. 111 u. 154 S. M. 3.—.

Jókai, M. Ein Verhängnis u. a. Erz. u. Nov. Deutsch von L. Wechsler. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 263.) Berlin, H. Hillger. 12°. 125 S. M. —.20.

Obstfelder, S. Tagebuch eines Priesters. A. d. Norweg. von L. Wolf. Mit dem Portr. des Dichters. Wien, Wiener Verlag. 129 S. M. 2.—.

Poe, E. A. Die Abenteuer Gordon Pyms. Roman. (Werke. Herausg. von H. u. A. Moeller-Bruck. 8. Bd.) 251 S. — Der Teufel im Glockenstuhl. Der Humoresken 1. Reihe. (Werke. 9. Bd.) 240 S. Minden i. W., J. C. C. Bruns. Je M. 2.—.

Sienkiewicz, H. Die Kreuzritter. Histor. Roman a. d. 15. Jahrh. A. d. Poln. von E. und R. Ettlinger. Illustr. 2. Bd. Einsiedeln, Benziger & Co. gr. 8°. 600 S. M. 6.— 7.—.

b) Lyrisches und Episches.

Benz, F. Die Evangelien der gestorbenen Frauen. gr. 8°. 149 S. M. 5.—. — Aus der Dämmerung. Gedichte. gr. 8°. 47 S. M. 1.—. — Ausgewählte Gedichte. 12°. 87 S. M. 1.—. München, August Schupp.

Benz, Friedr. Blut der Nächte. Ein Gedichtbuch. München, Lyrik-Verlag. 123 S.

Busse, Carl. Vagabunden. Neue Lieder und Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 12°. X, 180 S. Geb. M. 3.—.

Dir, A. Im Sonnenglanz. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 104 S. M. 2.— (3.—).

Gottfried v. Straßburg. Tristan und Isolde. Neu bearb. von W. Hertz. 3. Aufl. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. X, 574 S. M. 6,50 (8.50).

Loewenberg, J. Aus jüdischer Seele. Gedichte. Hamburg, M. Glogau jun. 88 S. Geb. M. 2.—.

Müller, C. Sturmlieder vom Meer. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 88 S. mit Bildn. Geb. M. 2.—.

Requiem. Erinnerungsblätter einer Mutter. Braunschweig, Richard Sattler. 12°. 52 S.

Schlemihl, Peter. Grobheiten. Simplizissimus-Gedichte. München, Albert Langen. 12°. VII, 89 S. M. 1.— (2.—).

Strastil, Th. v. Aus der Jugendzeit. Gedichte. Wien, Carl Konegen. 32 S. M. 1.—.

Trijman, C. Burenlieder. Dresden, E. Pierson. 65 S. M. 1.— (2.—).

Westfal, B. In Lieb' und Leid. Gedichte. Berlin, A. Frantz. 60 S. M. —,60 (1,20).

Wilhelm, Carl. Im Traum und Leben. Dichtungen. Leipzig, H. W. Theodor Dieter. 126 S.

c) Dramatisches.

Clairmont, J. Der Prinzipienreiter. Schauspiel in 3 Akten und 1 Nachspiel. Berlin, Ed. Bloch. gr. 8°. 79 S.

Grazie, M. E. delle. Der Schatten. Drama. 2. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. gr. 8°. 146 S. M. 3,— (4.—).

Le Mang, Richard. Der Wohlthäter. Drama. Dresden, Carl Reißner. 54 S.

Mankowski, H. Die Belagerung der Marienburg. Historisch-romant. Schauspiel. Leipzig, Siegbert Schnurpfeil. gr. 8°. 75 S. M. 1,20.

Oeneren, Fr. W. van. Domitian. Trag. Dichtung in 5 Aufz. Dresden, Carl Reißner. 184 S.

Rethwisch, Ernst. Rurik oder Die Gründung Rußlands. Schauspiel in 5 Akten. Berlin, F. Schneider & Co. 158 S.

Schmidt, P. Kaiser Otto III. Trauerspiel. Leipzig, Heinrich J. Naumann. gr. 8°. 88 S. M. 2.—.

Schwartz, Alfred. Ein Narr seiner Laune. Schauspiel in einem Aufz. Dresden, E. Pierson. 40 S.

Heijermans jun., H. Die Hoffnung (Op hoop van zegen). Ein Seestück in 4 Akten. Deutsch von F. de Graaf. Leipzig, K. F. Köhler. 136 S. M. 2.— (3.—).

Steenbuch, A. Kleine Dramen. A. d. Dän. von F. Maro. Wien, Wiener Verlag. 235 S. M. 3,50.

Strindberg, A. Ostern. Passionsspiel. Dresden, E. Pierson. 116 S. M. 2.—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Berg, Leo. Henrik Ibsen. Studien. Köln, Albert Ahn. 127 S. M. 2.—.

Consentius, Ernst. Lessing und die Vossische Zeitung. Leipzig, Eduard Avenarius. 110 S. M. 3,—

Fischer, Karl. Eduard Mörikes Leben und Werke. Berlin, B. Behr. gr. 8°. IX, 240 S. mit Abb. M. 5.— (6,25).

Hartmann, K. F. H. Björnsons „Laboremus". Kritisch beleuchtet. Braunschweig, Verlag „Der Litterat". gr. 8°. 16 S. mit Bildn. M. —,50.

Houben, H. H. Gutzkow-Funde. Beiträge zur Litteratur- und Kulturgeschichte des 19. Jahrh. Berlin, Arthur L. Wolff. gr. 8°. XI, 568 S. M. 10.— (11,50).

Jacobs, Monty. Maeterlinck. Eine krit. Studie. Leipzig, Eugen Diederichs. 124 S. M. 2.— (3.—).

Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte. Herausg. von J. Elias, M. Osborn u. a. 9. Bd. (J. 1898). 2. Abt. Berlin, B. Behr. Lex.-8°. 140 S. M. 6.40.

Meyer, Th. A. Das Stilgesetz der Poesie. Leipzig, S. Hirzel. gr. 8°. XI, 231 S. M. 4.— (5.—).

Müller-Waldeck, E. Siciliana. Auf Goethes Pfaden u. a. Essais. Zürich, Caesar Schmidt. gr. 8°. 79 S. mit 2 Abb. M. 2.—.

Schneider, F. J. Jean Pauls Altersdichtung. Fibel und Komet. Ein Beitrag zur litterarhistor. Würdigung des Dichters. Berlin, B. Behr. gr. 8°. XII. 258 S. M. 6.—.

Seiler, Friedrich. Der Gegenwartswert der „Hamburgischen Dramaturgie". Berlin, Weidmannsche Buchh. gr. 8°. 70 S.

Seiling, M. Goethe und der Okkultismus. Leipzig, Oswald Mutze. gr. 8°. 56 S. M. 1.20.

Stein, Philipp. Henrik Ibsen. Zur Bühnengeschichte seiner Dichtungen. Berlin, Otto Elsner. Lex.-8°. 52 S. mit 2 Portr. u. a. Abb. M. 1.50.

e) Verschiedenes.

Bernhardi, Th. v. Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis. 8. Teil: Zwischen zwei Kriegen. Tagebuchbl. a. d. Jahren 1867 bis 1869. Leipzig, S. Hirzel. gr. 8°. X. 429 S. M. 8 — (10,50).

Duemmler, F. Zur griechischen Philosophie. XXXIV, VI. 356 S. mit Bildn. M. 12.—. — Philologische Beiträge. VIII, 550 S. M. 14.—. — Archäologische Aufsätze. VIII, 374 S. mit Fig. u. 11 Taf. M. 12.—. gr. 8°. Leipzig, S. Hirzel.

Focke, Rudolf. Chodowiecki und Lichtenberg. Ch.'s Monatskupfer zum „Göttinger Taschen Calender" nebst L.'s Erklärungen. Mit e. Einl. herausgeg. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchh. 4°. XX. 28 S. u. 18 Taf. M. 4.50 (6.—).

Fortunat und seine Söhne. Mit Zeichnungen von F. Staffen (Jungbrunnen. 25.—27. Bdchn.) Berlin, Fischer & Franke. 4°. 196 S. M. 4,50.

Gedankenschatz aus den „Fliegenden Blättern". Der „Gedankensplitter" 4. Teil. München, Braun & Schneider. gr. 16°. 236 S. Geb. M. 3.50.

Grabowsky, Norbert. Der Weg zur Geistesvervollkommnung auf Grundlage der Emanzipation des Mannes vom Weibe. Leipzig, Max Spohr. gr. 8°. 84 S. M. 1,20.

Grillparzers Werke. Mit Einl. u. Nachworten v. H. Laube. 12°. 8 Bde. Geb. je M. —,50; Volks-Ausg. in 4 Bden. M. 4.—. — Dramen. Herausg. von A. Sauer. 6 Bde. In 3 Bde. geb. M. 6,—; in 3 Halbfrz.-Bdn. M. 9.—. — Dramatische Meisterwerke. gr. 8°. V. 746 S. mit Bildn. Geb. M. 3.— (4.—). Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H.

Harnack, Adolf. Geschichte der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Ausg. in 1 Bde. Berlin, Georg Stilke. gr. 8°. VIII. 790 S. M. 10.— (12.—).

Heiberg, Johanna Louise. Ein Leben, in der Erinnerung noch einmal durchlebt. Frei nach dem Dän. von H. Prehn. Leipzig, H. Haessel. gr. 8°. 316 S. M. 4.50 (5.50).

Hochfeld, M. v. 52 Sonntagsgedanken. Berlin, W. Bobach & Co. 239 S. Geb. M. 4.—.

Kügelgen, Constantin v. Gerhard v. Kügelgen als Porträt- und Historienmaler. Mit 103 Abb. Leipzig, Richard Wöpke. 4°. 122 S. Geb. M. 6.—.

Liebe, G. Soziale Studien aus deutscher Vergangenheit. Jena, Herm. Costenoble. VII. 119 S. M. 2.—.

Mader, W. Ernstes und Heiteres a. d. Burenkriege. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 126 S. M. 1.50.

Meyers Volksbücher. 1279. Hersch. H. Die Anna-Lise. Schauspiel. — 1280—1282. Tábori, N. Das Leben in Fortsetzungen. Roman. A. d. Ungar. — 1283/84. Thode, H. Die deutsche bildende Kunst. (Aus: H. Meyer, Das deutsche Volkstum.) — 1285—1287. Twain, M. Erzählungen und Plaudereien. A. d. Engl. — 1288. Maistre, H. de. Die junge Sibirierin. Erz. A. d. Franz. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Möbius, P. J. Ueber Kunst und Künstler. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth. VII. 296 S. mit 10 Abb. auf 7 Tafeln. M. 7.— (8.50).

Pflugk-Harttung, J. v. Die Bullen der Päpste bis zum Ende des 12. Jahrh. Gotha, F. A. Perthes. gr. 8°. XII, 427 S. M. 14 —.

Reclams Universal-Bibliothek. 4221. Gorki, M. Mein Reisegefährte u. a. Erz. A. d. Russ. — 4222. Wichert, E. Im Dienst der Pflicht. Schauspiel. — 1423/24. Köhler, B. Allgemeine Trachtenkunde. 7. Tl. Neuere Zeit. 3. Abt. — 4225. Wittmann, C. F. Vorträge. Scherz und Ernst. 2. Bdchn. — 4226. Suppé, F. v. Dichter und Bauer. Vaudeville-Operette in 3 Aufz. nach E. Elmar v. F. Silesius. — 4227. Aus Bogumil Golz Schriften. Herausg. von Ph. Stein. 1. Tl. — 4228. Berti, O. Teremtette. Schwank.

— 4229/30. Lagerlöf, S. Eine Gutsgeschichte. A. d. Schwed. von M. Buchholz.

Reich, E. Kunst und Moral. Eine ästhet. Untersuchung. Wien, Manzsche k. u. k. Hof-Verlagsbuchh. gr. 8°. VIII, 248 S. M. 4.40.

Reishaus, Th. Ueber Nietzsches „Also sprach Zarathustra". Briefe aus Thüringen. Stralsund, Bremers Buchh. gr. 8°. 37 S. M. 1.—.

Seiler, Friedr. Auf alten Kriegspfaden vor Paris. Kriegs- und Reisebilder. Halle a. S., Verlag der Buchh. des Waisenhauses. 436 S. M. 4.—.

Somorjai, Arthur. Aus den Märchen des Kater Hiddigeigei. Budapest, Sigmund Deutsch & Cie. 148 S.

Stern, A. Margarete Stern. Ein Künstlerinnenleben. Dresden, C. A. Koch. gr. 8°. 259 S. mit 2 Photograv. Geb. M. 6.—.

Thilo, Dr. med. Marie v. Was sollen unsere erwachsenen Töchter von der Ehe wissen? Leipzig, Th. Schröter. 58 S.

Warsberg, Frhr. A. Von Palermo zur Scylla und Charybdis. A. d. Nachlaß. Wien, Carl Konegen. gr. 8°. 124 S. mit 45 Illustr. u. 1 Karte. M. 5.—.

Weltgeschichte. Herausgeg. von H. F. Helmolt. 3. Bd. Westasien und Afrika. Von H. Winckler, H. Schurz und E. Niebuhr. 2. Hälfte. Leipzig, Bibliogr. Institut. Lex.-8°. XIV u. S. 389—735 mit 7 Karten u. s. w. M. 4.—.

Wiggers, J. Aus meinem Leben. Leipzig, C. L. Hirschfeld. gr. 8°. VIII. 367 S. M. 7.60 (9.—).

Wolff, J. Lionardo da Vinci als Aesthetiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Aesthetik. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. gr. 8°. 140 S. M. 3.—.

Wundt, Wilhelm. Einleitung in die Philosophie. Leipzig, Wilhelm Engelmann. gr. 8°. XVIII. 466 S. Geb. M. 9.—.

Zur Westen, W. v. Exlibris [Bucheignerzeichen]. (Sammlung illustr. Monographieen. 4. Bd.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex.-8°. V. 103 S. mit 6 Kunstbeil. u. 164 Abb. Kart. M. 4.—.

Maeterlinck, Maurice. Das Leben der Bienen. Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Buchschmuck von W. Müller-Schönefeld. Leipzig, Eugen Diederichs. 256 S. M. 4.50 (5.50).

Melschin, L. Im Reiche der Ausgestoßenen. Aus den Memoiren des sibirischen Sträflings M. Uebers. von H. Harff. Dresden, Heinrich Minden. 323 S. M. 3.— (4.—).

Tolstoi, L. N. Meine Beichte. Uebers. von R. Löwenfeld. (Sämtl. Werke. I. Serie, 1. Bd.) Leipzig, Eugen Diederichs. 140 S. M. 1.50.

Tolstoi, L. N. Das einzige Mittel. Uebers. von R. Löwenfeld. Leipzig, Eugen Diederichs. 39 S. M. —.50.

Ausland.

(Die mit * bezeichneten Bücher gingen uns zu.)

Englisch.

Dictionary of national biography. Edited by S. Lee. Supplement-Vol. 1 and 2. London, Smith, Elder & Co. à 15 sh.

Schiller. Poems. Translated into English by E. P. Arnold-Forster. London, Wm. Heinemann. 6 sh.

Snell, F. J. Age of Chaucer, 1346—1400. London, G. Bell & Sons. 3 sh. 6 d.

Stratton, S. S. Mendelssohn. London, Dent & Co. 3 sh. 6 d.

*Swinburne, Alg. Charles. Atalanta in Calydon and Lyrical poems. Selected by William Sharp. (Tauchnitz Edit. Vol. 3522.) Leipzig, B. Tauchnitz. 304 p. M. 1,60.

Französisch.

*Frick, Paul. Le verre. (Les livres d'or de la science. No. 24.) Paris, Schleicher frères. 189 p. 1 fr. 50 c.

Jacobus X . . . Le marquis de Sade devant la science médicale et la littérature moderne. Paris, Libr. des Bibliophiles. 40 fr.

*Lefèvre, Edmond. Les majoraux du félibrige des origines à nos jours. Notes et documents. Extrait du Catalogue félibréen, 1re année, 1900. Marseille, Paul Ruat. gr. 8°. 48 p.

Sorel, A. Etudes de littérature et d'histoire. Paris, Plon, Nourrit & Cie. 16°. 3 fr. 50 c.

Italienisch.

D'Ovidio, F. Studi sulla Divina Commedia. Palermo, R. Sandron. 5 l.

*Padovan, Adolfo. Cos' è il genio? Milano, Ulrico Hoepli. 62 p. M. 1,50.

Sarappa, F. La critica di Dante nel secolo XVIII. Nola, Tip. sociale S. Felice. 2 l.

Zuschrift.

Mit Bezug auf die Zuschrift unseres Mitarbeiters Dr. Karl Strecker im vorigen Heft (Sp. 147) ersucht uns Herr Verlagsbuchhändler Diederichs um den Abdruck einer Richtigstellung, der wir das Folgende entnehmen, um damit zugleich die Akten über diesen Streitfall zu schließen:

„. . . Herr Strecker irrt sich, wenn er glaubt, ich würde eine Zeile schreiben, um ihn zu bekehren. Die Mühe lohnt nicht. Genug davon. Nur eins muß ich richtig stellen. Ich hatte wörtlich gesagt: „Ihr Kritiker, wenn Ihr Bücher besprecht, lobt: ‚vornehm' oder ‚gut ausgestattet', ‚geschmackvoll' u. dergl. — denkt Ihr Euch etwas dabei?" Also mit anderen Worten: Warum gebraucht Ihr bei den über das Mittelmaß in der Ausstattung sich erhebenden Büchern so wenig charakteristische Bezeichnungen, solche Klischeeworte? Herr Strecker findet das nicht allein in Ordnung, nein, er zitiert sinnentstellend: „Ihr Kritiker, wenn Ihr Bücher besprecht — denkt Ihr Euch etwas dabei?" Die Schlußfolgerung zu ziehen, überlasse ich dem Leser.

Leipzig. Eugen Diederichs.

Antworten.

Herrn **O. E. L.** in Madison (U. S. A.) Schönsten Dank für Ihre freundlichen Mitteilungen.

Herrn **E. E.** in Cüstrin. Ihre Frage wurde schon vor längerer Zeit einmal gestellt, und wir können nur das damals Gesagte wiederholen. Von den fertigen Weltgeschichten steht auf der Höhe der Wissenschaft wohl nur Rankes großangelegtes Werk, das vor einiger Zeit in einer vierbändigen populären Ausgabe (zu etwa 40 M.) bei Duncker & Humblot in Leipzig neu aufgelegt worden ist. Für allgemeinere Belehrung genügt neben der von Jäger, die bei Velhagen & Klasing erscheint, auch die zweibändige Weltgeschichte von Weber, die fast alljährlich neue Auflagen erlebt. Für katholische Leser kommt ferner das dreibändige Werk von J. B. v. Weiß (Graz, „Styria") in Betracht. Uebrigens existiert unseres Wissens von der schlosserschen Weltgeschichte eine wohlfeile Volksausgabe, die bandweise angeschafft werden kann. Noch im Erscheinen begriffen sind die auf ethnographischer Grundlage beruhende, bändereiche „Weltgeschichte", die Dr. Hans F. Helmolt unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter herausgiebt (s. nebenan unter „Büchermarkt"), sowie die auf vier Bände berechnete, populär geschriebene Weltgeschichte von Prof. Dr. Hermann Schiller (Stuttgart, W. Spemann).

Herrn stud. chem. **K. Sch.** in Prag. Für Ihre Zwecke kommen die Verlagsbuchhandlungen Gustav Fock (G. m. b. H.) und Alfred Lorentz, beide in Leipzig, in Betracht.

Frau **Th. R.** in Kronstadt. Krankheit des Herausgebers verzögerte die Veröffentlichung der Antworten. Wenn möglich soll sie im 2. Novemberheft erfolgen.

☞ **Für Kinder reiferen Alters** ein geeignetes Spiel- und Beschäftigungsmittel zu finden, ist oft mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Die gewöhnlichen Spiele, die nur der Unterhaltung dienen, sind meistens schon vorhanden, und sie genügen auch den größeren Kindern nicht. Diese verlangen vielmehr eine Beschäftigung, die anregend und lehrreich ist. Ein solches Beschäftigungsmittel aber aus der Menge der vorhandenen Spiele herauszufinden, ist oft recht schwer. Es ist deshalb auch keine leichte, wohl aber eine dankbare Aufgabe, der sich die leipziger Lehrmittel-Anstalt bei Herausgabe ihres neuen Weihnachts-Kataloges unterzog, in dem nur die oben angedeuteten Spiele und Lehrmittel Aufnahme fanden. Vater und Mutter finden darin geeignete Lehr- und Beschäftigungsmittel für Knaben und Mädchen reiferen Alters.

Namentlich bietet der Katalog für Knaben eine reiche Fülle von Lehrmitteln aus dem Gebiete der Wärme- und Elektrizitätslehre, der Mechanik und Optik. Die Dampfmaschinen, die mechanischen und Dampfeisenbahnen und -Schiffe, sowie die Experimentierkasten und elektrischen Apparate werden sich der Gunst eines jeden Knaben zu erfreuen haben.

Den soeben erschienenen Katalog E versendet die leipziger Lehrmittel-Anstalt von Dr. Oskar Schneider, Leipzig, Windmühlenstraße 36, auf Verlangen umsonst und postfrei.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Charlottenburg; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Verlag Eugen Diederichs in Leipzig.

Gorjki, Gesammelte Werke

übersetzt von **M. Feofanoff.**

Erzählungen:

Bd. I. **Einst im Herbst.** Autorisierte Uebersetzung. Mit Buchschmuck von Otto Ubbelohde. Brosch. Mk. 2,—; geb. Mk. 3,—.
Inhalt: Einst im Herbst. Konowalow. Der Vagabund. Auf den Flössen.

Bd. II. **In der Steppe.** Autorisierte Uebersetzung. Mit Buchschmuck von Otto Ubbelohde. Brosch. Mk. 2,—; geb. M. 3,—.
Inhalt: In der Steppe. Malwa. Bolesj. Ehepaar Orlow. Rauhbein. Das Lied vom Falken.

Erzählungen:

Bd. III. **Die alte Isergil.** Autorisierte Uebersetzung. Mit Buchschmuck von Otto Ubbelohde. Brosch. Mk. 2,—; geb. Mk. 3,—. (Erscheint im November.)
Inhalt: Die alte Isergil. Aus Langeweile. Tschelkasch. Makar Tschudra. Der Chan und sein Sohn. Die Busenfreunde.

Romane:

Die Drei. Vom Verfasser autorisierte Uebersetzung. Mit Buchschmuck von Richard Grimm. 2 Bde. Brosch. Mk. 4,—; geb. Mk. 5,—. (Erscheint im November.)

Weitere Bände folgen!

Der Krieg in Südafrika

hält aufs neue die europäische Welt in Atem. Mit leidenschaftlicher Teilnahme verfolgt man den Krieg und begrüßt die Siege der Buren. Hervorragende Münchener Künstler haben es unternommen, ein Denkmal des großen Freiheitkriegs zu errichten, um Mit- und Nachwelt zu zeigen, wie wir mit allen Fasern den tapfern niederdeutschen Bauern anhängen. Es ist das von den bekanntesten Künstlern und Schriftstellern herausgegebene Album

Der Burenkrieg

mit 16 bunten Voll- und 14 Textbildern in eleganter Ausstattung nur eine Mark. Vorrätig in allen Buchhandlungen — gegen Einsendung von M. 1.20 franko vom Verlag **Albert Langen in München.**

Alexander Weigls
Unternehmen für Zeitungsausschnitte

„Observer"

Wien, IX. Türkenstrasse Nr. 17,

liest alle hervorrag. Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer u. ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel u. Notizen (Zeitungsausschnitte) über beliebige Themen. Prospekte gratis und franko.

In allen Buchhandlungen ist erhältlich:

Fritz Lienhard

Neue Ideale

Gesammelte Aufsätze

Subskriptionspreis falls jetzt bestellt
geh. M. 2.50 (später M. 4.—), geb. M. 3.50 (später M. 5.—)

Die Vorherrschaft Berlins

Litterarische Anregungen

geh. 50 Pf., geb. M. 1.50

Prospekte über Lienhards dichterische Werke verschickt kostenfrei der Verleger: **Georg Heinrich Meyer,** Berlin SW. 46.

Abschriften mit der Schreibmaschine

von **Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen**
auch nach Diktat
Mimeographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. liefert schnell, correct, billig, discret.
Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschine
Berlin W., Lützow-Ufer 2.

Demnächst erscheint:
Deutscher Adel um 1900. — Dritter Teil.

Cäcilie von Sarryn

Roman in zwei Bänden von
Georg Freiherrn von Ompteda.
Geh. Mk. 10. — Geb. Mk. 12.

Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin W. 35

Erinnerungen einer Urgrossmutter

(Katharina Freifrau von Bechtolsheim geb. Gräfin Bueil)

1787—1825

Mit Originalbriefen von Goethe, Wieland, Herder, Kaiserin Katharina II., Kaiser Alexander I. und Kaiserin Maria von Russland, Herzog Carl August von Weimar, Ernst II. von Sachsen-Gotha, Frau von Staël, Fürst von Ligne, Graf Ségur, Fürst Primas von Dalberg und von anderen

Mit 12 Illustrationen und 6 Faesimile

Herausgegeben von

Carl Graf Oberndorff

Preis geheftet M. 12,—; eleg. gebunden M. 15,—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Diesem Hefte liegen Prospekte bei vom Lotus-Verlag, Leipzig, auf die wir besonders hinweisen.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa. 11600

Vierter Jahrgang
Heft 4
November 1901

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI. 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 16 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4489)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag

Erzählende Kritik?

(Nachdruck mit Qu.-A. gestattet.)

Im ersten Septemberheft dieses Jahres brachte Herr F. W. van Oesteren die „kritische Frage" aufs Tapet, ob die Kritik das Recht oder die Pflicht habe, bei der Rezension erzählender und dramatischer Werke den Inhalt wiederzugeben. Der Verfasser jenes kleinen Artikels bestritt sowohl das Recht als die Pflicht hierzu den Kritikern unumwunden, weil seiner Ansicht nach solche Inhaltsangaben die Bequemlichkeit des Publikums förderten, das sich nach der Lektüre derartiger Kritiken der Pflicht überhoben glaube, die Bücher noch selbst zu lesen und die Theaterstücke noch selbst zu sehen. Dank dieser Wirkung sollten Kritiken mit Inhaltsangaben sowohl den Autoren, als den Verlegern, als den Theaterdirektoren schädlich sein, und es wurde vorgeschlagen, eine Anzahl Fachleute über diesen streitigen Punkt um ihre Meinung zu ersuchen.

Wir versprachen damals, dieser Anregung Folge zu geben und die Frage einigen der zum Urteil berufenen Persönlichkeiten vorzulegen, woran sich die Aufforderung an unsere Leser schloß, sich auch ihrerseits an dieser kleinen Abstimmung zu beteiligen. Dem ist mittlerweile entsprochen worden, und es bleibt uns nur noch übrig, die von uns erbetenen gutachtlichen Aeußerungen hier mitzuteilen. Zunächst drei Antworten von drei unserer besten Erzähler:

Adolf Wilbrandt:

„. . . Meine innigste Ueberzeugung ist: hier wie überall kommt es nicht auf die Theorie, sondern auf den Menschen an: der Richtige wird es richtig machen, der Unberufene oder Unreife schlecht. In diesem Fall: der richtige Kritiker wird den Inhalt der Dichtung herausheben, so weit es sich schickt und gehört; der andere wird zu viel oder zu wenig thun. Theoretisch lehren läßt sich das nicht! Jede neue Dichtung und jede neue Kritik ist ein neuer Fall. So war's und so wird es sein . . ."

P. K. Rosegger:

„Wenn der Inhalt eines dichterischen Werkes eigenartig und bedeutend ist, so wird die kritische Andeutung desselben das Interesse erwecken oder steigern: ist die Geschichte langweilig, dann wird es besser sein, sie vorwegs nicht zu verraten."

Hans Hoffmann:

„Ich halte allerdings dafür, daß sehr ausführliche Inhaltsangaben im allgemeinen ein Armutszeugnis für den Rezensenten sind, soweit sie als Stütze und Beleg für das kritische Urteil nicht notwendig sind. Ob sie wirklich den in dem Aufsatz hervorgehobenen Schaden thun, entzieht sich meiner Uebersicht, möglich ist es wohl bei Autoren, die ‚man gelesen haben muß' und im Grunde nicht sehr gerne liest."

Außer diesen Autoren wurden noch Friedrich Spielhagen, der leider seines leidenden Befindens wegen verzichten mußte, sich zu äußern*), und Georg Freiherr von Ompteda, der die Beantwortung dieser Frage lieber den Kritikern überlassen wollte, um ihre Meinung befragt.

Es folgen drei Kritiker, von denen zwei — Mauthner und Lindau — zugleich als schaffende Autoren der Litteratur angehören, und zwei — Lindau und Schlenther — zugleich als Leiter zweier unserer größten Bühnen für die Beurteilung der Frage besonders in Betracht kommen.

Paul Lindau:

„So weit meine Erfahrung als Autor, Bühnenleiter und Kritiker reicht, hat eine mehr

*) Aus dem Schreiben Spielhagens sei wenigstens diese Stelle angeführt: „. . . Ich verliere dabei mehr als Sie: ich hätte mich so gern über den beregten Punkt ausgesprochen. Heute nur soviel, daß ich im ganzen Ihrem Herrn Korrespondenten beipflichte. Nur hat er, meine ich, zwischen der Besprechung novellistischer und dramatischer Produkte nicht genau genug unterschieden, während doch aus Gründen, die in der Sache liegen, bei jeder der beiden Aufgaben besondere Rücksichten beobachtet sein wollen . . ."

oder minder eingehende Nacherzählung der Fabel einer dramatischen oder epischen Dichtung mit der Frage, ob die Kritik nützlich oder schädlich sei, gar nichts zu schaffen. Ich kann mir sehr gut den Fall denken, daß sogar nichts weiter, als die einfache Nacherzählung der Handlung eine vollkommen erschöpfende Kritik sein könne, und ich weiß auch nicht, wie es der Kritiker unter Umständen anfangen sollte, um unter Vermeidung der näheren Inhaltsangabe seine kritische Ausführung zu begründen. Man kann vom Leser, der sehr oft die Kritik früher liest als das besprochene Werk, doch nicht verlangen, daß er dem Kritiker unbedingt zustimmt, wenn ihm gesagt wird, die Geschichte sei sehr originell in der Erfindung, oder sie sei langweilig und abgedroschen, oder sie sei einem älteren Werke einfach nachgeschrieben. Ich halte die Angabe des Inhalts für den integrierenden Teil einer jeden eingehenden Kritik, und ich kann mir kaum vorstellen, daß ein Dichtwerk, das durch eine mehr oder minder ausführliche und mehr oder minder gelungene Erzählung des sachlichen Inhaltes an Reiz verliert und also ernsthaft geschädigt wird, überhaupt reellen Wert besitzt.

Abgesehen von allem anderen aber halte ich die ganze Diskussion für ziemlich zwecklos, und auch für den ganz unwahrscheinlichen Fall, daß alle Dichter, alle Direktoren und Verleger von der Schädlichkeit solcher Nacherzählungen durchdrungen sein sollten — mit welchen Gewaltmitteln könnte ein Kritiker davon abgehalten werden, die Fabel einer Dichtung wiederzugeben, wenn er es bei der Besprechung des Buches oder Stückes für nützlich hält?"

Paul Schlenther:

„Geschickte Inhaltsangaben, wie sie besonders Ludwig Speidel und Paul Lindau meisterhaft zu machen verstanden, wirken wie kleine Kunstwerke und nützen mehr dem Journal, in dem sie stehen, als dem Buch oder dem Stück, dessen Auszug sie sind. Aber auf diesen Nutzen oder Schaden kommt es nicht an. Nur bei unlitterarischer Ware kann die Kritik geschäftlich nützen oder schaden. Die wenigsten verstehen den Inhalt so anzugeben, daß der eigentümliche Charakter des Werkes daraus erkennbar wird: auf eine Charakterisierung des Werkes kommt bei der Kritik alles an. Dieses Charakterisieren ist ein Erforschen und Erkennen, das jedem Urteil zu Grunde liegen muß. Sonst ist das Urteil ebenso flach, willkürlich, wertlos, wie eine Wiedergabe des Stoffes, aus der nicht hervorgeht, in welcher Art und Kunst oder in welcher Unart und Unkunst der Autor seinen Stoff geformt hat. Vor allem wird der gewissenhafte, urteilsfähige Kritiker zu fragen haben: was wollte der Autor, hat er seinen Willen durchgesetzt, hat er auf dem von ihm gewählten Wege das von ihm gewollte Ziel erreicht? Nur eine solche Untersuchung ist kritisch. Sie ist für Autor und Publikum wertvoller als eine Wiedergabe der äußeren Fabel oder gar ein laienhaftes ‚das find' ich schön', ‚das find' ich häßlich'."

Fritz Mauthner:

„. . . Als Objekt der Beurteilung, als Autor also, habe ich mich immer darüber gefreut, wenn eine Kritik reichliche und ehrliche Inhaltsangaben machte. Der Autor muß doch ein schlechtes Gewissen haben, der glaubt, die Probe werde abschrecken, und wenn es Leser von Zeitschriften und Litteraturgeschichten giebt, die sich mit der Analyse begnügen und die Dichtungen selbst nicht in die Hand nehmen, so muß es wohl auch solche Käuze geben. An ihnen hat der Autor nicht viel verloren.

Als Subjekt der Beurteilung, als sogenannter Kritiker also, halte ich es für eine Pflicht, die ausgesprochene Einschätzung des Buches oder Stückes auch zu begründen. Kurz oder ausführlich, je nach der Bedeutung des Werkes. Aber eine Begründung allein, und wenn sie noch so leise mittönt, kann den Leser der Kritik überzeugen. Spreche ich nun von der Sprache des Werkes, so werde ich — ohne Pedanterie, vielleicht nur durch schlagende Zitate in der Inhaltsangabe — Sprachproben geben. Scheint mir der geistige Gehalt die Hauptsache, so werde ich Proben aus der Gedankenwelt des Buches mitteilen. Und wenn — wie so häufig in Romanen und mittelmäßigen Theaterstücken — alles auf die Fabel ankommt, werde ich mein Urteil nicht begründen können, ohne die Fabel irgendwie zu erzählen. Hier beginnt die Kunst des sogenannten Kritikers. Die indirekte Beurteilung einer Fabel durch nacherzählende Wiedergabe ist eine schriftstellerische Leistung, wie eine andere. Ist der Autor ein schlechter und der Kritiker ein guter Schriftsteller, so kann die Nacherzählung sehr leicht wertvoller werden, als die Erzählung selbst. Von der fein nachempfindenden Inhaltsangabe, in die z. B. Speidel seine Liebe zum kritisierten Werk hineinzulegen pflegt, bis zur parodistischen Verhöhnung eines Inhalts, den der Kritiker an den Pranger stellen will, giebt es unzählige Abstufungen. Immer kann sich der Grad der Achtung vor dem Werke im Tone der Nacherzählung verraten. Und ich kann nicht einsehen, warum der Kritiker auf dieses intime Kunstmittel verzichten sollte.

Daß es auch Kritiker giebt, die unter der Kritik sind, und die nur schülerhaft zusammenstottern, was ihnen vom Inhalt eines Buches zufällig im Gedächtnis haften geblieben ist, soll ja nicht geleugnet werden. Doch auch deren kritische Leistungen können einem guten Buche oder Stücke nicht schaden. Eine schöne Landschaft wird ja nicht schlechter davon, daß ein elender Maler vor ihr sitzt. Höchstens auf seiner Leinwand, nicht in der Wirklichkeit."

An diese Autoren-, Direktoren- und Kritikerstimmen seien noch die Aeußerungen zweier unserer

für moderne Belletristik hauptsächlich in Betracht kommenden Verleger angeschlossen. Herr Verlagsbuchhändler S. Fischer in Berlin giebt seine Ansicht dahin ab:

„Ich halte eine Inhaltsangabe, wenn sie von einem feinsinnigen Kritiker wiedergegeben wird, für außerordentlich geeignet, zum Selbstlesen anzuregen. Eine solche Inhaltsangabe vermag dem Leser viele verborgene Schönheiten und Reize zu erschließen, und ich bin der Meinung, daß sie nicht wenig zum Verständnis und zur Verbreitung eines Werkes beizutragen imstande ist."

Das Gutachten des dresdener Verlegers Herrn Carl Reißner lautet:

„. . . Ich kann Herrn v. O. im allgemeinen nur Recht geben, aber nicht unbedingt. Sicher hat es z. B. auf den Absatz eines Buches nur einen schädigenden Einfluß, wenn die Kritik sich darauf beschränkt, die Fabel einer Dichtung in knappster Fassung zu erzählen, statt sich über ihren litterarischen und ästhetischen Wert auszusprechen. Andererseits ist es nach meinem Dafürhalten nicht so sehr, wie Herr v. O. meint, die Aufgabe der Kritik, ein Richteramt auszuüben, als vielmehr den Intentionen des Verfassers nachzuspüren und diese da, wo sie nicht klar zutage liegen, thunlichst zu erläutern, überhaupt in erster Linie die Frage zu beantworten: was hat der Verfasser gewollt? und erst in zweiter die andere Frage: was hat er geleistet? Denn die Antwort auf diese zweite Frage kann immer nur den Wert einer subjektiven Meinungsäußerung haben. Es giebt aber genug kluge Leute, die sich ihr Urteil über ein Buch nicht von einem anderen vordenken resp. vorschreiben lassen wollen. Freilich wird der Kritiker in sehr vielen Fällen gar nicht umhin können, auf die Fabel einer Dichtung näher einzugehen, er wird aber, wenn ihm die Lektüre wirklich Freude gemacht hat, schon die rechten Worte finden, die den Leser auf das Buch begierig machen, ob er auch den Inhalt bereits in den Grundzügen kennt. Nur gegen rein referierende Besprechungen möchte ich mich unbedingt ablehnend verhalten."

* *

Diesen verschiedenartigen Aeußerungen läßt sich wenigstens das eine Gemeinsame entnehmen, daß niemand Inhaltsangaben als solche verfehmen will, sondern höchstens der eine, wenn sie „sehr ausführlich", der andere, wenn sie des charakterisierenden Momentes entbehren oder wenn sie „schülerhaft" gemacht sind und sich auf ein simples Nacherzählen beschränken. Die Meinung aber, daß Inhaltsangaben grundsätzlich zu vermeiden oder an und für sich schädlich seien, wird man nirgends bestätigt finden, sondern als General-Nenner der verschiedenen Auffassungen den Schiedsspruch Adolf Wilbrandts betrachten dürfen, der jede neue Dichtung und jede neue Kritik als neuen Fall behandelt wissen will. Diese Ansicht klingt auch durch die meisten anderen Auslassungen deutlich hindurch. Man wird sie vielleicht in aller Kürze dahin formulieren können: daß nicht die Inhaltsangabe von Uebel ist, sondern höchstens die Art, wie sie gemacht wird.

Und auch dies darf wohl — worauf die beiläufige Bemerkung Spielhagens hinweist — betont sein: daß für die Buch- und die Theaterkritik ganz verschiedene Vorbedingungen gelten. Der Durchschnittsleser wird vielleicht sein Bedürfnis nach Romanen und Novellen in manchen Fällen durch die bloße Lektüre von Kritiken mit Inhaltsangaben befriedigt finden, sein Bedürfnis, ins Theater zu gehen, sicher nicht. Den Genuß eines Theaterabends kann ihm die ausführliche Kritik nicht ersetzen, nicht einmal die Lektüre des Stückes selbst. Höchstens kann eine abfällige Kritik den und jenen davon abhalten, sich ein Stück anzusehen, aber das würde sie auch dann, wenn sie auf eine Inhaltsangabe verzichtete, und so ist es nicht diese, die den Autor oder Direktor schädigt, sondern die ungünstige Beurteilung. Von allen erfolgreichen Stücken der letzten Jahre, von der „Ehre" angefangen bis zu „Flachsmann als Erzieher", haben zweifellos die allermeisten Kritiken den Inhalt mehr oder minder eingehend erzählt, und man hat nirgends beobachtet, daß die Leute deshalb weniger eifrig ins Theater gelaufen wären. Außerdem: von den Lesern einer Zeitschrift wohnt nur der kleinste Teil an dem Aufführungsorte selbst, die andern sind zumeist gar nicht in der Lage, sich das besprochene Stück anzusehen.

Etwas anders liegen die Dinge jedenfalls bei den Kritiken belletristischer Werke, immer vom rein praktischen Gesichtspunkt der Schädlichkeit oder Nichtschädlichkeit aus angesehen. Es giebt ja in Deutschland noch immer hundertmal so viel Menschen, die einen Thaler für ein paar Theaterstunden opfern, als solche, die sich einen Roman kaufen. Aber ob das an den Kritiken liegt, die dem Publikum diese Ausgabe angeblich ersparen, sollen? Es genüge zum Gegenbeweis, auf unsere vorjährige Leihbibliotheken-Umfrage zu verweisen aus deren Ergebnis hervorgeht, daß gerade die in Zeitungen und Zeitschriften am meisten besprochenen Bücher auch die meistgelesenen waren. Und in diesem Jahr wird, soweit es sich jetzt schon übersehen läßt, das Resultat das gleiche sein. Will man also schon für die eingewurzelte Abneigung des Publikums gegen das Kaufen belletristischer Werke einen Sündenbock suchen, so liegt es weit näher, diesen in den Leihbibliotheken zu sehen, die man übrigens deshalb noch lange nicht in Grund und Boden zu verwünschen braucht. Denn, seien wir doch ehrlich: wer sich wirklich für Litteratur interessiert, ist doch nur in seltenen Fällen auch materiell so gestellt, sich alles kaufen zu können, was ihn interessiert und was er lesen möchte. Sollen alle diese deshalb ihr Lesebedürfnis einschränken? Das wäre für die Autoren, die doch nicht blos „erhoben", sondern auch gelesen sein wollen, gewiß keine geringere Schädigung, als der pekuniäre Nachteil, den einzelne von ihnen durch die Leihbibliotheken erleiden. Aehnlich steht es mit den Inhaltsangaben der Buchkritiken: sie dienen bei richtiger Verwendung dazu, den Litteraturfreund über die Fülle der Stoffe und Probleme zu orientieren, die alljährlich in hunderten von Romanen und Novellen behandelt werden und seine Aufmerksamkeit auf das zu lenken,

was ihn persönlich anzieht und ihm der Lektüre und — so Gott will — des Kaufes wert erscheint.

Auf einem anderen Blatte steht die künstlerische Seite der Frage, und diese wird ja in den oben mitgeteilten Gutachten vorwiegend in Betracht gezogen, während der Artikel Oestérens mehr die praktischen Nachteile der erzählenden Kritik hatte nachweisen wollen. Hierzu mögen ein paar Worte pro domo gestattet sein; denn für eine Zeitschrift, in der jährlich ein halbes Tausend neue erzählende und dramatische Arbeiten kritisiert werden, sind bestimmte Grundsätze hinsichtlich des Zuschnitts der Referate unerläßlich. Demgemäß befinden sich unsere ständigen kritischen Mitarbeiter im Besitze einer Art Hausordnung, in der es mit Bezug auf die Rezensionen belletristischer Werke heißt: „Bei den Rezensionen belletristischer Werke (Romane, Novellen, Drama) sind knappe Inhaltsandeutungen von wenigen Sätzen Umfang (nicht Nacherzählungen) nötig: im übrigen soll nur der Gesamteindruck im kritischen Urteil wiedergespiegelt, aber keine Kritik an untergeordneten Einzelheiten geübt werden."

Mit dieser Bemerkung, der jede schematisierende Absicht fern liegt und auf deren Befolgung deshalb auch nie schulmeisterlich gepocht wird, sollte der Unterschied zwischen einer Inhaltsangabe und einer Inhaltsnacherzählung zum Ausdruck gebracht und zugleich das betont werden, was speziell für die Zwecke dieser Zeitschrift, die in erster Linie als ein Informationsorgan zu dienen hat, notthut. Diese Zwecke aber erfordern es durchaus, daß die Leser auch mit dem Inhalt der einzelnen Werke vertraut gemacht werden: daß das mit Takt und Maß geschieht, ist Sache des einzelnen Kritikers. Wenn Alexander Dumas einmal gesagt hat, der Inhalt eines guten Theaterstückes müsse sich mit einem einzigen Satze wiedergeben lassen, so gilt dies auch von der Mehrzahl der modernen Romane und erst recht von Novellen. Daß aber Inhaltsangaben von so konzentrierter Form das Interesse für ein lesenswertes Buch er- oder auch nur abschöpfen könnten, wird niemand behaupten dürfen.

Von unseren Lesern hat sich, im Verhältnis zu ihrer Gesamtzahl, ein zu kleiner Teil mit selbständigen Aeußerungen an der Diskussion beteiligt, als daß sich daran sichere Folgerungen über die durchschnittliche Auffassung des lesenden Publikums knüpfen ließen. Andererseits waren es der — zum Teil sehr umfangreichen — Briefe noch zu viele, als daß ihre Veröffentlichung ohne zu große Opfer an Raum möglich wäre, was auch wegen der häufigen Wiederkehr ähnlicher Gedankengänge keinen Zweck hätte. Eine sorgfältige Prüfung ergab, daß sich ungefähr ebensoviel Stimmen für wie gegen die Inhaltsangaben gemeldet haben, doch räumten auch die Gegner der Inhaltsreferate zumeist ein, daß es sich dabei um ein kaum vermeidliches Uebel handele. Um niemanden Unrecht zu thun, verzichten wir auf den Abdruck auch nur einzelner Zuschriften, wie wir auch von vornherein nur beabsichtigt hatten, das Ergebnis der Meinungsäußerungen aus dem Leserkreise, nicht die einzelnen Auslassungen selbst zu veröffentlichen. Allen Einsendern aber sei an dieser Stelle für das bewiesene warme Interesse der gebührende Dank gesagt.

Robert Reitzel.

Von Johannes Gaulke (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Manch ein Denker mag dahingegangen sein, ungekannt und nicht gewürdigt, der tiefer empfunden und mehr geleistet hat, als es der Durchschnitt vertragen kann. Dem einen oder anderen ist nach seinem Tode in einem geringeren Geist der Retter erstanden, der seine Ideen den folgenden Geschlechtern mitgeteilt hat. Wer wüßte heute etwas von einem Sokrates, wenn Plato nicht das Werk seines Lehrers festgehalten und fortgesetzt hätte? Die Modernen sind besser daran, es geht kaum noch ein Gedanke, und sei er auch nur ein nachgedachter und anempfundener — der Druckerpresse verloren. Von dort bis zur Unsterblichkeit ist dann aber ein weiter Weg, auf dem der Gedanke oft bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet oder gar vollständig zersetzt wird.

Einer von den einsamen Denkern, die Gefahr laufen, der Vergessenheit anheimzufallen, ist Robert Reitzel, und doch ist er erst vor drei Jahren verschieden. Sein Name dürfte sogar nur wenigen in Deutschland bekannt sein, um so größer ist aber die Verehrung, die ihm jenseits des Ozeans von denjenigen Deutschen Nordamerikas entgegengebracht wird, die im Taumel der Geschäfte noch nicht den Sinn für die idealen Güter eingebüßt haben. Fast ein Vierteljahrhundert hat Reitzel dort gewirkt, um — ich gebrauche seine Worte — der deutschen Sprache unter Handelsbotokuden, Zeitungskaffern, Mir-und-mich-Biedermännern einen kleinen Tempel zu errichten. Dieser Tempel, der aber nicht allein eine Pflegestätte der deutschen Sprache, sondern auch ein Hort der Freiheit und Schönheit war, hieß „Der arme Teufel", eine von Reitzel vorwiegend selbstgeschriebene und redigierte Wochenschrift. Nur vierzehn Jahrgänge — oder mit Reitzel zu reden — „Waffengänge" sind von dieser Zeitschrift erschienen, aber sie bergen eine solche Fülle von Geistesschätzen, daß ihre baldige Erschließung ein Lieblingswunsch aller Freunde des freien Wortes geworden ist. Auch über die Stellung der Deutschen in Amerika und zu ihrer Charakteristik würden uns die „Waffengänge" ein bedeutendes Material bieten.

Robert Reitzel hat in seiner Wochenschrift, auf die ich später noch näher eingehen werde, dem vaterlandsmüden Deutschen inmitten der wüsten Dollarwelt Amerikas ein Heimatsorgan geschaffen. Robert Reitzel war ein Deutscher — wohlverstanden: ein deutscher Kulturträger im Geiste Goethes, kein säbelrasselnder Patriot, aber doch der besten Deutschen einer. Er hatte auf dem sterilen Boden der neuen Welt, wo die Deutschen das Vaterland gar zu schnell vergessen und ihr Deutschtum gelegentlich nur auf Bier-, Turn- und Sängerfesten ostentativ zur Schau tragen, die Sehnsucht nach der Heimat im Herzen sich erhalten. Von dem Schönheitsideal der Griechen erfüllt, blieb er deutsch in seinem Gefühlsleben und in seinem Handeln. Er ist auch ein wackerer deutscher Zecher und ein begeisterter Sänger der Liebe bis zu seinem frühzeitig erfolgten Tode geblieben. Wo Deutsche heute in Amerika zusammenkommen, da werden sie seinem Gedächtnis einen Becher des funkelnden Rheinweins, den er so sehr geliebt, weihen, — das heißt soweit sie ihn verstanden haben. Denn nur von wenigen verstanden, ist Reitzel,

auf der Höhe des Mannesalter ſtehend, vom Schauplatz abgetreten. Ob ihm in der Heimat ein beſſeres Geſchick beſchieden geweſen wäre? Ich glaube nicht, denn er war ein freier Geiſt. Er hat nie einer Partei noch einer Clique gedient. Zum beſſeren Verſtändnis ſeiner Perſönlichkeit und ſeines Entwicklungsganges als deutſcher Schriftſteller will ich die Hauptdaten ſeines Lebens meiner Abhandlung vorausſchicken.

Robert Reitzel iſt als der Sohn eines gerade nicht mit Glücksgütern geſegneten Lehrers in Schopfheim unweit Mannheim am 27. Januar 1849 geboren. An der Entwicklung des für alles Schöne empfänglichen Knaben hatte ſeine Mutter, eine gebildete und freidenkende Frau, die auch mit den badiſchen Volkskämpfen in engſter Fühlung ſtand, einen hervorragenden Anteil genommen. Ihrer gedenkt Reitzel vielfach in ſeinen Schriften in kindlicher Liebe und Verehrung, während er zu ſeinem Vater, der ein überaus ſtrenger Mann war und für die Neigungen des Sohnes kein Verſtändnis hatte, auf geſpanntem Fuße lebte. Wehmütig gedenkt er nach ſeiner Reiſe nach Deutſchland im Jahre 1889 des kühlen Empfanges, der ihm im Vaterhauſe zuteil geworden iſt. Die Mutter war damals ſchon geſtorben, und auch die Jugendfreunde hatte die Zeit zu Philiſtern gemacht.

Zu ſeiner Amerikafahrt entſchloß ſich Reitzel im Jahre 1871, nachdem er das Studium der Gottesgelahrtheit herzlich ſatt bekommen hatte. Zuletzt hatte er zwar Philoſophie und Litteraturgeſchichte ſtudiert, doch fehlte es ihm offenbar an Mitteln, ſein Studium abzuſchließen. In Amerika, wo ſchon ſoviele Deutſche eine neue Heimat gefunden hatten, glaubte auch er ſich einen Wirkungskreis erſchließen zu können. Aber er hatte nicht bedacht, daß das dollarwütige Amerika für die deutſche Intelligenz wenig Raum hat, und ſo mußte er denn die niedrigſten Arbeiten verrichten, um ſich kümmerlich durch das Leben zu ſchlagen. In Baltimore, wo er als Tabakarbeiter thätig war, lernte er den Paſtor Piſtorius kennen und legte auf deſſen Verwenden vor der evangeliſch-reformierten Synode das Prediger-Examen ab, worauf er eine Anſtellung an der evangeliſchen Gemeinde in Waſhington erhielt. Seine von der vorgeſchriebenen Norm abweichende Anſchauung in religiöſen Fragen führte bald einen Bruch mit der zuſtändigen Kirchenbehörde herbei, doch ſtellte ſich ſeine Gemeinde auf ſeine Seite, konſtituierte ſich als Freie Gemeinde in Waſhington und trug ihm das Amt eines Sprechers an. In dieſer Eigenſchaft durchreiſte er in den Jahren 1874 bis 1884 faſt die ganze Union und wurde bald einer der gefeiertſten Redner der deutſch-amerikaniſchen Bevölkerung. Während dieſer Zeit propagierte er nicht allein freidenkeriſche Ideen, ſondern auch radikalpolitiſche und entwickelte ſich zum Sozialiſten und konſequenter Weiſe auch darüber hinaus zum Anarchiſten. Als Redner hatte er durch ſeinen zündenden Vortrag, ſeinen Mut der Ueberzeugung, wie nicht minder durch ſeine liebenswürdigen Formen und ſein ſympathiſches Aeußere die Herzen ſeiner Zuhörer im Sturme erobert.

Im Jahre 1884 folgte er einem Rufe der Deutſchen der am Michiganſee gelegenen Stadt Detroit. Hier begründete er auch in demſelben Jahre die oben erwähnte, in der deutſchen Litteratur einzig daſtehende Wochenſchrift „Der arme Teufel“, die bis zu ſeinem Tode das Bindeglied der über das weite Gebiet der Union zerſtreut lebenden, gebildeten Deutſchen bleiben ſollte. Für jede geiſtige und politiſche Bethätigung der Deutſchen, die über die verflachenden Schützen- und Kriegerfeſte hinausging, hat der „Arme Teufel“ die Anregung gegeben. Ein Mann von glühender Freiheitsliebe, ein Haſſer des Gemeinen und Kleinlichen, ein Kunſtenthuſiaſt und Naturfreund, hat Reitzel für die Ausbreitung der deutſchen Kultur in Amerika mehr geleiſtet als Millionen unſerer Landsleute, die auf der Jagd nach dem Dollar ihr Höchſtes, ihre Perſönlichkeit eingebüßt haben.

Der „Arme Teufel“ enthielt etwa nur zur Hälfte Originalbeiträge, von denen wiederum die meiſten Reitzel ſelbſt verfaßt hat; andere Mitarbeiter waren: Bruno Wille, John Henry Mackay, Karl Henckell, M. G. Conrad, die Deutſch-Amerikaner Carl Heinzen, Johann Moſt, Tucker und ſein Antipode Hansjakob, der wackere katholiſche Pfarrer, u. a. Es waren Männer der verſchiedenſten Stände und Vertreter der heterogenſten Weltanſchauungen, die in dem „Armen Teufel“ ein Organ gefunden hatten, in dem ſie, unbekümmert um die Eiferſüchteleien der Parteien, für die Freiheit des Gedankens kämpfen konnten. Die andere Hälfte des „Armen Teufels“ ſetzte ſich aus Abdrucken aus den erſten deutſchen Zeitſchriften zuſammen, wie die „Geſellſchaft“, „Freie Bühne“, „Die Zukunft“, „Die Zeit“ u. a. m.; auch die humoriſtiſch-ſatiriſchen Blätter, wie „Die Jugend“ und der „Simpliciſſimus“, dienten dem „Armen

Digitized by Google

Teufel" als Reservetruppe. So darf wohl der „Arme Teufel" als eine der besten litterarischen Zeitschriften deutscher Sprache bezeichnet werden, inhaltlich stand er aber weit über dem Durchschnitt unserer jetzt so üppig ins Kraut schießenden illustrierten Wochenschriften, die sich amerikanischer geberden als selbst das offizielle Amerika. Auch nach Reitzels Tode hat der „Arme Teufel" unter der Leitung von Martin Drescher noch manche Nummer, wie die Goethefestnummer, herausgebracht, die dem besten deutschen Blatte zur Ehre gereichen würde. Zur Charakteristik des „Armen Teufels" will ich nicht unterlassen, auch auf den Annoncenteil mit seinen vielfach recht originellen Anpreisungen der deutschen Kneipen und der Rhein- und Californiaweine in Vers und Prosa hinzuweisen. Auch die stets wiederkehrenden Mahnungen an die zahlungsfähigen Abonnenten, den „Armen Teufel" nicht zu vergessen, mögen als eine Besonderheit dieses deutsch-amerikanischen Blattes angeführt sein. —

Die Artikel, die litterarischen und ästhetischen Essais, die Stimmungsbilder und Gedichte, die Reitzel in seinem Blatte veröffentlicht hat, gehören zu den besten und tiefsten Leistungen der neueren Litteratur. Abseits von der großen Heerstraße, auf der heute diese, morgen jene Clique sich als Herrin geriert, lebend, hat Reitzel sich unabhängig entwickeln können. Es giebt kaum einen zweiten deutschen Schriftsteller, der eine so persönliche Note aufzuweisen hat, wie er. In der Kühnheit seiner Sentenzen und in der Kraft der Sprache reicht er an Nietzsche heran, in seinem ehrlichen, lachenden Zorn auf der einen Seite und in der beißenden Satire auf der anderen erinnert er an Heine, mit dem er auch in seinen Lebensschicksalen viel Gemeinsames hat. Aber er konnte auch auf dem einen Auge weinen und auf dem anderen lachen, wie Dickens und Reuter. Trotz dieser Berührungspunkte mit den besten Dichtern und Denkern ist er aber ein durchaus Eigener. Seine persönlichen Eindrücke, die er in der Wochenchronik des „Armen Teufels", im „Luginsland", niedergelegt hat, gehören formell wie inhaltlich zu den eigenartigsten Geistesprodukten; in ihnen spiegelt sich eine Persönlichkeit wieder, die das Leben und seine Geschehnisse nie durch die Brille anderer geschaut hat. Sein außerordentlicher Ideenreichtum, seine schnelle Auffassung und kritisches Vermögen charakterisieren sich am besten in seinem „Briefkasten", in dem er die verschiedensten Angelegenheiten und Probleme spielend erörtert hat. Als Litterarhistoriker hat er Mustergiltiges in seinen Essais über Shakspere, Heine und Scheffel geleistet. Seine Methode zeichnet sich durch Anschaulichkeit und Gründlichkeit aus; wir sehen die Dichter vor uns, wie in mächtigen Umrissen aus einem Block gehauen, wir leben und empfinden mit ihnen, und in glutvollen Farben entrollt sich Bild um Bild aus ihren Dichtungen unserem geistigen Auge. Was Reitzel auch immer in Angriff genommen hat, stets hat er es temperamentvoll zu Ende geführt. Er hat wohl nie eine Zeile geschrieben, es sei denn, daß er mit ganzem Herzen bei der Sache gewesen ist. Ich will unter Anlehnung an sein Buch*), dem auch die folgenden Citate entnommen sind, seine Weltanschauung in großen Umrissen skizzieren. Das „Hohelied vom Egoismus" führt uns am unmittelbarsten in seine Ideenwelt, darum sei eine Stelle daraus meiner Ausführung vorausgeschickt:

„Der Egoismus ist etwas Hohes, Leuchtendes. Er will sein Recht, er will seine freie, natürliche Entwicklung, aber er will sie keinen Augenblick auf Kosten der Rechte und der Entwicklung anderer. Er wird es fast noch schwerer verwinden, herrschen zu müssen, als Beherrschter zu sein. Er strebt nach Harmonie, er kann sich aber nicht als selbständiger Teil aus dem Ganzen herausreißen, ohne aus unheilbaren Wunden zu bluten. Wie sollte er sich selber allseitig und harmonisch entfalten können, wie sollte er frei und mit schönheitstrunkenen Sinnen durch den Weltgarten wandeln können, wenn Verkümmerung, Verstümmelung und Sklaventum wie schwärenbedeckte Bettler am Wege liegen?! . . .

Nur der höchste Egoismus kennt die höchste Wollust, nur er kennt im geschlechtlichen Genusse die Liebe, nur er findet weit höhere Lust als in der eigenen Befriedigung in der Beglückung des anderen . . .

Nur der höchste Egoismus kennt das Glück des Beglückens in der Wollust, nur er kennt das süße Rätsel: Ich selber werde größer, besser, mein eigener, in den Augenblicken, da ich mein stolzes Ich daran gebe, dem Nervensystem eines geliebten Wesens höchste Entzückung zu bereiten."

Mit welcher Wucht hat Reitzel hier gegen alles Unehrliche und Verlogene, gegen die falsche Sentimentalität und den Altruismus seine zündenden Geistesblitze geschleudert! Er war, nachdem er selbst inmitten der Politik gestanden hatte, zu der Erkenntnis gelangt, daß die modernen gesellschaftlich-revolutionären Bewegungen von der Sozialdemokratie bis zu Tolstoi und zur Heilsarmee alle mehr oder weniger an einem übertriebenen Altruismus kranken. Was ist mir der Sozialismus der anderen, wenn ich als Individuum unfrei bleibe, wenn ich mit dem Wechsel der Gesellschaftsordnung der Moral der anderen unterworfen werde! Das ist der Grundgedanke in Reitzels Schriften. Die endlosen theoretischen Erörterungen über die Zukunft der Gesellschaft hatten ihn ermüdet, er wollte endlich eine That sehen. Er hatte im „freien" Amerika nur zu oft Gelegenheit gehabt, die Feigheit der kompakten Masse und ihre verächtlichen Herdeninstinkte kennen zu lernen. Das Volk ehrt nur seine Toten — seine Helden aber läßt es — hängen. Reitzel hatte diese bittere Erfahrung mit dem souveränen Volk der Vereinigten Staaten gelegentlich des Justizmordes in Chicago am 11. November 1887 machen müssen. Fünf temperamentvolle Agitatoren des sozialistischen Anarchismus, aber keineswegs Propagandisten der That, waren, da sie der Plutokratie täglich unangenehmer wurden, wegen Aufreizung zum Klassenkampf zum Tode verurteilt worden. Keiner glaubte an die Vollstreckung dieses ungeheuerlichen Urteils, nur Reitzel war von vornherein anderer Meinung, und rastlos arbeitete er auf einen Befreiungsversuch hin, der aber nicht zu Stande kam. Das Volk, das liebe, gute Volk, protestierte wieder einmal mit der geballten Faust in der Tasche, aber niemand wagte, der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen. Das schmachvolle Urteil wurde vollstreckt. Dafür ist aber das Leichenbegängnis um so prächtiger ausgefallen!

*) Das Reitzel-Buch. Einem Vielgeliebten zum Gedächtnis. Detroit, Michigan 1900. — Dieses eigenartige Buch ist von Martin Drescher, Reitzels Nachfolger am „Armen Teufel", herausgegeben, wie es scheint aber schon vergriffen.

Die Gesinnungslosigkeit ist ein Charakteristikum unserer Zeit. Die Menschen lassen sich hüben wie drüben alles gefallen. Die anerzogene, wenn nicht gar anererbte Ehrfurcht vor eingebildeten Gewalten sind im Volke auf Kosten des Persönlichkeitsgefühls zu stark entwickelt. „Freiheit!“ konnte daher Reitzel ausrufen. „Gieb dem Volke soviel Freiheit, als die Gehirne der besten Menschenfreunde auszudenken vermögen, mache es zum Herrn seines Geschickes, und es wird doch nur vor dem rohen Erfolg des Kampfes ums Dasein im Staube liegen; es wird den Fuß dessen küssen, der es zu treten wagt.“ Und weiter folgerte er: „Es liegt eine gewisse Genugthuung darin, den Menschen, den Freund, die Geliebte, sie alle, alle aus Herzensgrund zu verachten, bleibt dir doch als Gegengewicht dein eigenes, erhabenes Selbst, darfst du dich doch hoch hinausgehoben fühlen über den gemeinen Schwarm, ein Adler, dem der Sperlinge Schar nicht zu folgen vermag!“

Wer Reitzel nicht näher kennt, der dürfte wohl geneigt sein, aus diesen Citaten auf einen Menschen ohne soziales Empfinden und Verantwortlichkeitsgefühl zu schließen. Dem ist jedoch nicht so. Reitzel hat sich bei jeder Gelegenheit uneigennützig zum Anwalt der Unterdrückten und Ausgebeuteten aufgeworfen; was er bekämpft, ist allein die Knechtseligkeit und ihre Träger, gleichviel ob sie im Proletarierkittel oder im Gewand der Würdenträger und Militärs umherlaufen. Von der Größe seiner Anschauung spricht folgende Stelle aus dem Essai „Faust und Don Juan“: „Man sagt wohl, die Menschen seien im Grunde genommen alle gleich, aber es giebt Zeiten, wo ich mich gegen dieses Diktum auflehne, wo ich mich in mir selbst zu voller Größe erhebe, ein Aristokrat, meinetwegen in Lumpen, der mit dem Pöbel, und wenn er mit Titeln und Ehren geschmückt wäre, nichts gemein hat, als die Abstammung, die Bedürfnisse des Körpers und den Tod.“

Einem Mann von so ausgeprägtem Persönlichkeitsgefühl konnten natürlich die Ursachen der Sklavenmoral und der herrschenden Knechtseligkeit nicht verborgen bleiben. Nächst den wirtschaftlichen Verhältnissen mit ihren niederdrückenden Arbeitsbedingungen hat das asketische Christentum die Menschen unfrei gemacht. Die Theorie des Mitleids, die das Christentum predigt, hat in viele Lebensbeziehungen der Menschen Verwirrung hineingetragen und eine heuchlerische Moral großgezogen. Reitzel giebt seiner Verachtung der Mitleidstheorie oft mit den schärfsten Worten Ausdruck, so unter anderem in dem Essai „Spiegelfechterei“: „Ich sage euch, ihr Unterdrückten, hütet euch vor den Mitleidigen! Ich sage es euch in meinen besten Stunden: Hütet euch auch vor mir, wenn ich Mitleid singe oder sage! Ich bilde mir ein, unter den Zelten der Nomaden zu wohnen, aber es ist nicht wahr, ich esse mit an dem Tisch, den der zufriedene Bürger gedeckt hat, und wo es auf einen mehr oder weniger nicht ankommt. Und wie dem Spötter, so wird der Wein des Abendmahles, den ich mit den Reichen trinke, mir selber zum Gericht.“

Reitzel nimmt in seinen Schriften vielfach Bezug auf die demoralisierende Wirkung der Mitleidstheorie und der Wohlthätigkeitsbezeugung, die den Menschen zur Dankbarkeit verpflichtet. Man soll dem lieben Gott für alles Erdenkliche, selbst für die schwersten Heimsuchungen, danken. Gott läßt uns Gutes zukommen, nicht aus purer Menschenliebe, sondern weil er für Dankbarkeitsbezeugungen und Schmeicheleien höchst empfänglich ist. So lehrt es die Kirche, sonst hätte sie nicht das Gebet, das in seinem Wesen doch nur eine Beeinflussung Gottes darstellt, in ihren Kultus aufgenommen. Oft erboste der Gott der Juden und der Christen über sein undankbares Volk. Die Bibel liefert uns viele treffliche Belege für seine menschlichen Schwächen. Und wie der Herr, so der Diener. Der Arme soll wiederum dem Reichen danken für die Brosamen, die von seinem Tische für ihn abfallen. Die Kinder sollen den Eltern dankbar sein dafür, daß diese sie in die Welt gesetzt haben — wahrlich ein Danaergeschenk, um das niemand seinen Erzeuger gebeten hat. Und dann kommen die Lehrer, die wiederum von ihren Schülern eine besondere Dankbarkeit dafür beanspruchen, daß sie das jugendliche Gemüt mit vorgefaßten Meinungen vergiften. Später meldet sich der Staat, der unersättliche, der ebenfalls von dem großen Tribut der Dankbarkeit partizipieren will in der Form von Steuern und Heeresdiensten. Und dann ergießt sich der große Strom der Dankbarkeit weiter von der Frau zum Manne, vom Arbeitnehmer zum Arbeitgeber, vom Freund zum Freund — das ganze Leben ist wahrlich nur eine Kette von Verpflichtungen und Dankbarkeitsbezeugungen, die das Individuelle in uns zu erdrosseln droht. Elend ist der Mensch, der sich zu Dank verpflichtet fühlt, verabscheuenswert aber derjenige, der Dank beansprucht . . .

Reitzels Buch hatte diese und ähnliche Ideen über Menschenwürde und Menschenelend in mir erweckt, und so wird es manchem ergehen, der das eigenartige Buch in die Hand nimmt. Weltanschauungen werden nicht gemacht, sie sind da. Fast gleichzeitig taucht in den Köpfen der Zeitgenossen eine neue Idee auf, es bedarf nur eines Thatmenschen, der ihr Geltung verschafft. Ein solcher war Robert Reitzel. Er hatte alle Strömungen der Zeit, wie in einem Brennpunkt, in sich vereinigt und wieder ausgestrahlt. Die deutsche Kultur hat in ihm ihren besten Pionier in Amerika besessen, die deutsche Litteratur hat er um eine Fülle von neuen Ideen und Erkenntnissen bereichert. — Vielleicht trägt diese kleine Studie dazu bei, das reiche Erbe, das er uns hinterlassen hat, zu erobern. Es war bis an sein Ende sein heißester Wunsch, im Vaterlande die Anerkennung zu finden, die ihm gebührt.

Der südamerikanische Roman.

Von **Rubén Dario** (Buenos-Aires).

(Nachdruck verboten.)

Der bekannte spanische Romanschriftsteller Dr. José Maria de Pereda hat neulich einen Brief an einen madrider Verlagsbuchhändler geschrieben, der sich vorgenommen hatte, eine Reihe von hispano-amerikanischen Romanen zu veröffentlichen; in diesem Brief zollt Pereda dem Unternehmen Beifall und macht außerdem eine Reihe von Bemerkungen, über die ich mich hier verbreiten

will. An erster Stelle spricht er von der Unbekanntschaft mit der litterarischen Bewegung in den spanisch-amerikanischen Republiken, durch die sich nicht nur Spanien, sondern ganz Europa auszeichnet. Dann folgt die Behauptung, daß der spanisch-amerikanische Roman thatsächlich existiert, oder vielmehr, daß es drüben Romanschriftsteller giebt, die überall als solche gelten würden.

Die Unbekanntschaft mit unseren Litteraturen, auf die der gefeierte Spanier sich bezieht, ist indessen leider noch hundertmal größer, als er voraussetzt, und sie ist es nicht nur hinsichtlich der Litteratur, sondern auch unseres sozialen und politischen Lebens und manchmal sogar der elementaren Geographie. Ich spreche nicht nur von dem Vulgus oder von Leuten primitivster Kultur, sondern auch von solchen, die in der Welt etwas bedeuten, ja sogar von Männern der Kunst und Wissenschaft. Für viele von ihnen ist Süd- und Mittelamerika weiter nichts wie eine weite Tierra caliente. Was aber bei einem Pariser entschuldigt werden kann, ist unentschuldbar für das Land, das uns mit seinen Konquistadoren, seiner Sprache und seiner Religion seine guten und schlechten Eigenschaften vermacht hat. Ich kenne Pariser, gelehrte Litteraten und Orientalisten, die die bescheidensten Figuren aus dem Ramayana am Schnürchen wissen, von unseren Freiheitshelden San Martin und Bolivar sich aber einbilden, daß der eine ein Heiliger und der andere ein Hutmacher war. Und in diesem Punkt giebt die spanische Unwissenheit der französischen nichts nach. Die wertvollen Namen unter uns sind den einen wie den anderen durchaus fremd. Ihre politischen Kenntnisse beschränken sich darauf, allenfalls zu wissen, wer der Diktator Rosas war. Eine wichtige Tageszeitung, die sich neulich über den bolivianischen Krieg ausließ, betitelte ihren Artikel in Seelenruhe: „Der chilenische Krieg". In der Litteratur halten sie unsere Erzeugnisse für unweigerlich tropisch, für „kubanisch". Unsere Dichter besingen bunte Vögel und süße Früchte, und sämtlich sind wir halbe Mulatten, im Genre Maceos.

„Möge man doch die litterarischen Werke unserer amerikanischen Blutsverwandten bei uns einführen und popularisieren," sagt Pereda in seinem Briefe, „so werden die Strömungen der Sympathie und der Neigung verdoppelt und gegenseitig und deshalb um so mächtiger werden. Ich habe die Ehre, mit vielen spanisch-amerikanischen Schriftstellern befreundet zu sein, unterhalte mit ihnen eine rege Korrespondenz und weiß deshalb, was bei uns in Spanien über jene Nationen gedacht wird, und was man eigentlich denken *sollte*. Wenn ich allein von Romanschriftstellern spräche, so würde ich, ohne mich zu besinnen, behaupten, daß es in den südamerikanischen Republiken so gute giebt, wie auch Europa sie nicht besser hat" u. s. w.

Man sieht, an gutem Willen läßt es Pereda nicht fehlen. Vielleicht hat er sagen wollen: „wie auch Spanien sie nicht besser hat" — und auch das wäre schon eine Uebertreibung zu unseren Gunsten. Seit den Zeiten der Konquista bis auf den heutigen Tag hat es nur wenige Hispano-Amerikaner gegeben, denen man in Spanien eine größere Beachtung schenkte. Außerdem waren die amerikanischen Geistesgrößen, die in Spanien und Europa figurierten, eher Spanier als Amerikaner, da sie ihren Amerikanismus nur der Geburt, nur der zufälligen Anwesenheit ihrer Eltern in Amerika verdankten. Wenn man den Spanier Ventura de la Vega nur deshalb, weil er in Buenos Aires geboren wurde, zu den argentinischen Poeten rechnete, dann müßte man mit demselben Recht das Mitglied der französischen Akademie José Maria de Heredia zu den kubanischen Dichtern rechnen. Baralt brachte beinahe sein ganzes Leben in Spanien zu; der Kardinal Moreno wurde allerdings in Guatemala geboren; nichtsdestoweniger ist der spätere Primas von Spanien niemals ein Guatemaltiker gewesen. Unser Blut, unsere Sprache und alle übrigen Bande, die uns mit den Spaniern vereinigen, sind doch nicht genügend, um eine Einheit herzustellen. Wir sind weit von ihnen verschieden. Und sogar im Intellektuellen, sogar in der Sprache, zerriß der Degen San Martins das alte spanische Wörterbuch und veränderte die Grammatik. Das will freilich nicht sagen, daß wir nicht unsere Ziele hätten und nach einer geistigen Einheit in unsere Rasse strebten.

Wenn ich aber zu der Bemerkung Peredas zurückkehre und alle möglichen Anstrengungen mache, um Optimist zu bleiben, so gelingt es mir doch nicht, von Mexiko bis zum Rio de la Plata herunter auch nur einen einzigen Romancier zu finden, den ich, ich sage nicht unsern Balzac, unsern Zola, unsern Flaubert, unsern Maupassant, so doch unsern Perez Galdos, unsere Pardo Bazán, unsern Pereda, unsern Valera nennen möchte; wenn man nicht so weit gehen will, Pereda in dem Venezolaner Picon Febres und die Pardo Bazán in der Peruanerin Señora Carbonero wiederzufinden. Was man während des verflossenen Jahrhunderts auf dem südamerikanischen Kontinent unter dem Titel „Roman" veröffentlicht hat, ist weiter nichts wie eine Reihe guter Absichten gewesen; es fällt mir schwer, aus diesem Berge Makulatur drei bis vier Werke zu wählen, die vor der europäischen Kritik standhalten könnten. Der spanisch-amerikanische Roman ist in seinen glücklichsten Fällen bis heute über einen mehr oder weniger geglückten Versuch nicht hinausgelangt. Die „Maria" Jorge Isaacs aus Kolumbia ist eine von den seltenen Ausnahmen; es ist die „Paul und Virginie" der amerikanischen Welt. Ich glaube, Isaacs ist für diesen Roman von Büchner und Moleschott in begeisterter Weise beglückwünscht worden. Gewiß ist, daß diese Fabeldichtung einen unaussprechlichen Zauber reinen Menschentums, jugendlicher Frische und Wahrheit hat — Dinge, die wenn wir die Hälfte des Lebenswegs zurückgelegt haben, lächeln oder seufzen machen, die aber für die Jugendzeit ein Kompendium der Liebe sind. Aber außer der „Maria" von Isaacs, die von Pereda ein Roman *generis eterni* genannt wurde, was bleibt übrig?

In der argentinischen Republik hat man allerdings versucht, den Roman zu kultivieren. Und das Ergebnis? Ich begrüße mit Hochachtung die Romane von Lopez; mit derselben Hochachtung stelle ich sie bei Seite. Denn ich glaube nicht, daß sie als würdige Repräsentanten des spanisch-amerikanischen Romans in den Vordergrund gestellt zu werden verdienen. Mein geistvoller und glänzender Freund Julián Martél machte eine lobenswerte Anstrengung und schrieb „La Bolsa" (Die Börse), ein Buch voll Talent, voll Leben, voller Versprechungen aber ein Versuch. Der Verfasser der „Silbidos de un vago" (Das Pfeifen eines Vagabunden) steht mit seinen Romanen

allein. Sie gehören mit ihrem Vibrieren und Funkeln zu dem Wertvollsten der heutigen argentinischen Litteratur; aber ihnen fehlt die Kunst. In Anlehnung an Zola hat auch Antonio Argerich einen Roman geschrieben, der ebenfalls ein Versuch geblieben ist. Carlos Maria Ocantos, Sekretär der argentinischen Gesandtschaft in Madrid, hat Romane geschrieben, die sich von spanischen nur dadurch unterscheiden, daß sich ihre Fabel in Buenos-Aires entwickelt. Ein wichtiges Buch bleibt uns: es ist die „Amalia" von Mármol. Aberman nehme ihr den historischen Wert, die politische Tragweite, ihre Grundlage als nationale Episode, und von dem leidenschaftlichen Dichter bleibt nichts übrig als ein mittelmäßiger Romanschreiber. Die Romane von Groussac sind in jeder Hinsicht europäisch, aus dem einfachen Grunde, weil ihr Verfasser Europäer ist. Grandmontagne in seiner Trilogie verwirklicht oder kündigt wenigstens an, was der argentinische Roman eines Tages werden kann. Für mich ist der erste hispano-amerikanische Romanschriftsteller zugleich auch der erste argentinische gewesen: nämlich Eduardo Gutierrez. Dieses Feuilleton, so barbarisch es uns auch anmutet, so willkürlich auch in ihm die Sage mit der Geschichte gemischt wird und so übertrieben auch der Kreolenstil ist, bildet dessenungeachtet den Ausgangspunkt einer Epoche in unserer Litteratur. Die Gaucholitteratur ist das einzige, das verdient, daß die Aufmerksamkeit Europas sich auf sie richte; denn es ist ein natürliches autochthones Landeserzeugnis, und in der Seele des Dichters liegt die Seele seines Volkes.

Auch in Chile hat es verschiedene Romanciers gegeben; aber keiner hat im chilenischen Roman den alten Blest Gana erreicht. Trotzdem ist Blest Gana, der ein Schriftsteller ohne jeden Stil war, und dessen Fabeln jedes Interesses entbehrten, heute beinahe vergessen. Seine Romane waren ebenfalls nicht amerikanisch. Eben jetzt betritt in Chile ein Talent die Bühne, das zu großen Hoffnungen berechtigt; bei ihm ist hohe Kultur mit nationalem Empfinden vereinigt, ohne welche Vereinigung ja niemals etwas heraus kommt. Ich meine einen, der eigentlich für einen Romanschriftsteller einen zu langen Namen besitzt: nämlich Benjamin Vicuña Mackenna Subercaseaux.

Was Peru anbetrifft, so ist mir dort kein namhafter Romandichter bekannt, obgleich es unter den jungen Litteraten einige gute Novellisten giebt, was ja an sich nicht wenig ist. Ricardo Palma hat Kolonialromane geschrieben, ebenso Julio Laimes aus Bolivia, dessen Wiederbelebungen der guten alten Zeiten von Potosi seine Meisterschaft in der Beherrschung dieses Stoffes beweisen. Venezuela hat Lokalnovellisten gehabt, deren Geist sich in Diaz Rodriguez konzentriert. Dieser Schriftsteller könnte, wenn er es darauf anlegte, den wirklichen venezolanischen Roman bieten; aber er bleibt stets in seinem Garten von kleinen Erzählungen, für den er außerdem manche Blumen aus Europa bezieht. Der Romanschreiber Columbias sind es Legion. Columbia ist das Land der Fruchtbarkeit, sowohl an Talenten wie auch an Mittelmäßigkeiten. Unter dem Ballast so vieler Romane verdient nur ein einziger, die „Maria" von Taquendama, erwähnt zu werden. Neuerdings hat ein Kampfschriftsteller, Vargas Vila, eine Art Romangedicht mit dem unvermeidlichen politischen Hintergrund geschrieben. Für Zentralamerika nenne ich José Milla, Verfasser einiger origineller Kolonialromane; dann Salázar und Gomez Carillo, alle drei aus Guatemala, der erste nebenbei ein Nachahmer spanischer, der zweite deutscher und der dritte französischer Litteraturprodukte. In Mexiko hat es seit Altamirano bis Gamboa zahlreiche Romanciers gegeben, aber der wirkliche mexikanische Roman ist noch nicht geboren worden.

In der Lyrik könnten wir zwei oder drei Namen der Welt präsentieren: was aber unseren Roman anbetrifft, so ist er von der Zeit der Unabhängigkeitskriege bis auf unsere Tage nicht den einzigen, mir übrigens gar nicht sympathischen spanischen Namen wert: den von Benito Perez Galdós.

Eben ist in Madrid ein amerikanischer Roman veröffentlicht worden, der „Todo un pueblo" (Ein ganzes Volk) betitelt ist. Sein Verfasser ist der in Paris wohnende Miguel Eduardo Pardo aus Venezuela. Ein wertvolles Buch; aber anstatt „Ein ganzes Volk" hätte er es lieber „Ein ganzer Kontinent" nennen sollen. Es handelt sich in ihm um Südamerika, und zwar um ein Südamerika, das bis an die Grenze der Vereinigten Staaten reicht. Ich weiß nicht, ob der Verfasser uns speziell hat nach Venezuela führen wollen; wenn man seine Porträts ansieht, so scheint das allerdings der Fall zu sein. Aber was auf den mehr denn 200 Seiten des Buches passiert, könnte ebenso gut in einem beliebigen anderen Staat Südamerikas passieren. Es wird in ihm der Kampf zwischen der wahren Zivilisation und dem primitiven Zustand geschildert, der noch heute das Condottierentum aller Farben dort ermöglicht. Das Buch scheint manchmal weniger das Werk eines Litteraten als das eines Soziologen zu sein. Die Tragödie, die die Erzählung belebt, hat zum Milieu ein Stück des heißen Amerikas mit seinen halbzivilisierten Städten und dichten Wäldern, mit freien und unterdrückten Indianern, mit Abkömmlingen der spanischen Eroberer und reichgewordenen Mestizen; mit dem Ergebnis der Mischung zwischen den Abenteurern und Beutemachern, die von Spanien kamen, und der eingeborenen Rasse, eine Gesellschaft ohne wirklich definierbaren Ursprung, die trotzdem gleich der europäischen Gesellschaft ihre Aristokratie, Mittelstand und Plebs besaß. Villabrava, so nennt sich Pardos Republik, kann, wie gesagt, eine beliebige spanisch-amerikanische Republik sein. Denn in der Politik wird diese uns überall gemeinsame unendliche Reihe von Revolten, Pronunziamentos, Meuchelmorden, Thaten von Mestizenobersten und indianischen Generalen geschildert: Abenteurer, die heute nichts und morgen alles sind, eine Polizei, die aus Henkern besteht u. s. w. — Operetten, in denen das Trauerspiel mit der Posse gemischt ist. Von dem allen giebt Pardo uns ein Bild; aber dazwischen und immer wiederkehrend stimmt er Töne an, in denen eine tiefe Sehnsucht nach wirklicher Zivilisation und Regeneration enthalten ist. Seine Prosa ist gewaltsam und zügellos, sein Stil geht im Galopp; aber sein Roß besitzt silberne Hufeisen, und wo es über die Felsen jagt, läßt es leuchtende Spuren zurück.

Besprechungen

Gorki in Deutschland.

Von **Georg Adam** (Schwerin).

1. Ausgewählte Erzählungen von Maxim Gorki. Deutsch von A. Scholz. Mit Umschlagzeichnung von Th. Th. Heine. Berlin 1901, Bruno und Paul Cassirer. 6 Bände. M. 12,—.
2. Ausgewählte Erzählungen von Maxim Gorki. Autorisierte Uebersetzung von Michael Feofanoff. Mit Buchschmuck von Otto Ubbelohde. Leipzig 1901, Eugen Diederichs. 2 Bände. Je M. 2,— (3,—).
3. Zwei Novellen (Malwa — Konowalow) von Maxim Gorki. Aus d. Russ. übers. von Klara Brauner. Stuttgart 1901, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1,50 (2,50).
4. Foma Gordjejew. Roman von Maxim Gorki. Aus d. Russ. übers. v. Klara Brauner. 2. Aufl. Stuttgart 1901, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2,— (3,—).
5. Ein junges Mädchen (Warenka Olessow). Erzählung von Maxim Gorki. Deutsch von L. M. Wiegandt. Mit Bildnis des Verfassers. Dresden, Heinrich Minden. M. 2,—.
6. Ein sonderbarer Leser. — Wanderungen eines Teufels. Von Maxim Gorki. Deutsch von P. Jakokleff. Mit Buchschmuck von F. O. Behringer. Leipzig 1901, Richard Wöpke. M. 1,—.
7. Tschelkasch. — Boles. — Lied vom Falken. Drei Erzählungen von Maxim Gorki. Deutsch von E. Berger. Mit Buchschmuck von F. O. Behringer. Leipzig 1901, Richard Wöpke. M. 1.—.
8. Ein Individualist. Von Maxim Gorki. Deutsch von P. Jakokleff. Mit Buchschmuck von O. R. Vossert. Leipzig 1901, Richard Wöpke. M. 1,—.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit hat Gorki, über den in diesen Blättern bereits ein Artikel erschienen ist (LE III, Heft 7), sich nicht nur das russische, sondern auch das ausländische Publikum erobert. Der Grund dafür liegt wohl nicht allein in dem wachsenden Interesse, das man seit einiger Zeit der litterarischen Entwicklung Rußlands entgegenbringt, sondern im wesentlichen darin, daß Gorki wirklich sowohl für Rußland wie für Westeuropa eine neue, eigenartige Erscheinung ist. Allerdings sind Gorkis Helden, die Vagabunden, in der russischen Litteratur nicht so neu. Das Lumpenproletariat und die Verbrecherwelt haben dort schon manchen Dichter gefunden, vor allem Dostojewski und Uspenski, und sind mit jener für die russische Litteratur kennzeichnenden innigen Liebe, die auch den Geringsten zu verstehen sucht, dem allgemeinen Empfinden näher gebracht worden. Das Neue liegt bei Gorki in der Art, wie er das Wesen seiner Helden auffaßt und zur Darstellung bringt. Gorki ist nicht Proletarierdichter in dem Sinne, daß er unter der Not der äußeren Verhältnisse Leidende zeichnet, seine Menschen leiden unter ihrem Innern. Er behandelt seine Vorwürfe nicht vom sozialen Standpunkte, sondern als individueller Psychologe oder richtiger Psychopathologe; denn pathologische Charaktere sind es im wesentlichen, um die es sich bei seinen Helden handelt. Es sind die geborenen Vagabunden, die Kerntruppe des „barfüßigen Regiments", die selbst, wenn ihnen Gelegenheit zu einem geordneten und auskömmlichen Leben geboten wird, immer wieder aus unwiderstehlichem Drange auf die Landstraße zurückkehren. Und Gorki steht aus vollem Herzen auf ihrer Seite; nicht aus prinzipieller Menschenfreundlichkeit oder spielender Sympathie, sondern gemäß seiner Natur, aus innerem Triebe. Das Vagabundentum ist seine Lebensphilosophie. In diesen Menschen, deren herrschender Charakterzug der unbändige, maßlose Freiheitsdrang ist, der ihnen jede seßhafte Thätigkeit, die zu Pflichten und Rücksichten zwingt, unerträglich erscheinen läßt, sieht er eine Kraft und eine Größe, die sie über die blöde Masse erhebt und deren die seßhaften Leute in ihrem engen Dasein nicht fähig sind; diese spielen denn auch in seinen Geschichten meist eine recht klägliche Rolle. Man sieht, wie nahe hier ein Vergleich mit Nietzsches „Uebermenschen" und „Herdenmenschen" liegt. Und es ist psychologisch gewiß von hohem Interesse, zu beobachten, wie diese ganz verschiedenen Menschen, der deutsch-polnische Aristokrat und Gelehrte und der russische Mann aus dem Volke, auf ganz verschiedenen Wegen doch am Ende zu demselben Ergebnisse kommen, zu der Philosophie eines krankhaften, menschenfeindlichen Individualismus. Bedeutungsvoll ist, daß Gorki einzelne seiner Helden zuweilen das Empfinden des Krankhaften ihres Wesens aussprechen läßt. Und so meisterhaft ist der seelische Zustand dieser Menschen zur Darstellung gebracht, daß manche seiner Erzählungen geradezu als klassische psychiatrische Krankengeschichten aufgefaßt werden können. So ergiebt z. B. die prächtige, ergreifende Geschichte des Bäckers Konowalow, der an sich ein außergewöhnlich tüchtiger und nüchterner Arbeiter ist, zeitweise aber von einer unerklärlichen Schwermut befallen wird, die ihn unstät von Ort zu Ort treibt und unwiderstehlich dem Trunke verfallen läßt, die präzise psychiatrische Diagnose: periodische Melancholie und Dipsomanie.

Gorkis Erzählungen, auf die im einzelnen einzugehen hier nicht mehr nötig ist, haben ihren hervorragenden Wert in der auf eingehendste persönliche Kenntnis gegründeten bewegten und greifbaren Schilderung des Lebens jener eigenartigen Menschentypen und überhaupt der niedrigsten Volksschichten in Rußland, sowie in dem reichen Schatze mannigfaltiger Lebenserfahrung, die allerdings hie und da zu wunderlichen Anschauungen und Sätzen verarbeitet ist, aber stets eine Fülle von Anregungen zu bieten vermag, wenn sie auch fern ist von jener erhabenen, in Liebe geläuterten und geschlossenen Lebensweisheit Tolstois, — und auch das Leben der Natur, vor allem der südrussischen Steppe und des Meeres, der Symbole der Größe und der Freiheit, weiß Gorki in stimmungsvollen Tönen in seine Bilder zu bannen. So ist die Erzählung der alten Isergil, einer einst berückenden orientalischen Schönheit, von ihren wechselvollen, nie sie sättigenden Liebesabenteuern, durchflochten von ein paar wundersam ergreifenden Volksmärchen, begleitet von dem süßträumerischen Gesange der am Feierabend aus den Weinbergen der Dobrudsha heimkehrenden braunen rumänischen Burschen und Mädchen, von einer tiefen, eigenen Poesie durchglüht.

Die meisten von Gorkis Erzählungen sind in der cassirerschen Sammlung zusammengestellt, eine gute Auswahl in der bei Eugen Diederichs erschienenen; zwei der wertvollsten sind die „Zwei Novellen" der Deutschen Verlags-Anstalt: die vom freien Atem des Meeres durchhauchte Geschichte der rätselhaften Malwa, deren Wesen in seinen Launen unergründlich ist wie das Meer, und die bereits erwähnte Konowalows. Auch „Tschelkasch" ist ein für Gorki recht charakteristisches Stück: es lehrt die in der Freiheit des Lebens begründete stolze Ueberlegenheit des berufsmäßigen Diebes und Schmugglers über den Bauern, der ihm bei seinem waghalsigen Unternehmen unter Zittern und Zagen behilflich war und, nachdem die Gefahr überstanden, mit dem reichlichen Lohne, den ihm sein Gefährte und Meister gewährt, nicht zufrieden, in blinder Habgier ihn hinterrücks überfällt, um sich des ganzen Ertrages zu bemächtigen, den jener ihm schon, in halbverächtlichem Mitleid gerührt von den kleinlichen Sorgen des Bauern, freiwillig zugedacht hatte. „Ein Individualist" enthält die Lebensgeschichte des listen- und ränkevollen Pilgers (Prochodimetz) und seine Lebensphilosophie, die sich auf die rücksichtslose Ausbeutung der Dummheit seiner Mitmenschen gründet. „Ein sonderbarer Leser" und „Wanderungen eines Teufels" sind zwei treffliche Satiren, die sich denen des großen russischen Satirikers Saltykow-Schtschedrin würdig anreihen. In der ersten stellt Gorki in einem Zwiegespräch mit einem rücksichtslos kritischen Leser seiner Werke Betrachtungen an über die Aufgaben des Schriftstellers, deren Ergebnis im wesent-

lichen in den Sätzen liegt: „Das Recht, zum Volke zu sprechen, steht nur dem zu, der in seinem Geiste entweder einen großen Haß gegen Fehler und Mängel desselben oder eine gewaltige Liebe zu ihm für seine Leiden hegt. Fehlen deiner Seele solche Gefühle, so verhalte dich hübsch bescheiden und überlege lange, bevor du etwas zu sagen wagst. . . Der Mensch schlummert und wird in ein Tier verwandelt. Eine Peitsche braucht er und ein Kosen feuriger Liebe. Habe nur keine Angst, wenn du ihm weh thust: schlägst du nur in aufrichtiger Liebe, so versteht er dich, und wenn er dann den Schmerz, die Scham für sich selbst empfindet, so kose ihn in glühender Liebe, und er ist wiedergeboren . . .“ Doch als das Gewissen, als das der „sonderbare Leser“ sich entpuppt, ihm die Schicksalsfrage stellt: „Kannst du die Menschen lieben?“, da muß er sich antworten: „die Menschen lieben? . . . ich weiß wirklich nicht, ob ich die Menschen liebe.“ Und dieser Mangel, diese Unsicherheit ist es, was Gorki nicht dazu kommen läßt, ein großes, gesundes, aufbauendes Werk zu schaffen. Das tritt recht klar in seinem Roman „Foma Gordjejew“ zu Tage.

Es ist das wieder eine Krankengeschichte. Der Held ist wesensgleich der übrigen Vagabundengesellschaft, die Gorki so anschaulich und anziehend zu schildern weiß, doch seine gesellschaftliche Stellung unterscheidet ihn von jenen. Dieser geborene Vagabund Gordjejew ist als Sohn und Erbe eines reichen Kaufmanns in den Kreis seiner Standesgenossen hineingezwängt, und nur als unerreichbarer, verzehrender Traum erfüllt ihn die Sehnsucht nach dem freien Leben des von allen Verbindungen und Verpflichtungen gelösten Landstreichers. Seine Geschichte zeigt deutlich, wie unmöglich derartige Charaktere, wenn sie ganz ihren Trieben überlassen bleiben, in der menschlichen Gesellschaft sind. 400 Seiten lang finden wir ihn immer und immer wieder, nur mit sich selbst beschäftigt, sich unter der quälenden Frage winden: was bedeutet das Leben? Wie soll man leben? — eine Frage, auf die ihm keiner seiner Umgebung, die entweder aus ebensolchen Verirrten und Verwirrten besteht wie er oder aus herzlosen Geschäftsmenschen, eine erlösende Antwort zu geben vermag, ja, wie es scheint, auch der Dichter selbst nicht. Und das ist es, was den ganzen Roman als ein verunglücktes Werk erscheinen läßt. Gorki steht nicht über seinem kranken Helden, sucht vielmehr für ihn, in dem er eine Art Uebermenschen sieht, falsche Sympathieen zu erwecken, während jeder unbefangene Beobachter, wenn auch mit Bedauern, doch den „angesehenen Kaufleuten“, einer Bande von Gaunern und geheimen Verbrechern, von vornherein Recht geben muß, wenn sie ihn ins Irrenhaus stecken, wozu ihnen sein wüstes Leben und seine wahnwitzigen Streiche nur zu viel Berechtigung verleihen. Man kann gewiß nicht leugnen, „Foma Gordjejew“ ist das Werk eines starken Künstlers, es bietet viele packende, auch manche schöne Momente und eine Reihe stets eigenartiger und wertvoller, oft sehr beherzigenswerter Urteile und Lehren über das Leben, aber das Ganze hinterläßt einen peinlichen, unbefriedigenden Eindruck. Gorkis Philosophie ist, sich außerhalb der menschlichen Gesellschaft zu stellen, aber darum vermag er noch nicht, sich über sie zu stellen. Er erkennt die gegenwärtigen Zustände als verrottet und schädlich für die freie Entfaltung des Individuums, er kennt aber nur den Ausweg der Krankheit und der Verzweiflung: die Flucht in die Wüste — und das, weil es ihm eben an der Liebe fehlt, um die guten Seiten in den Menschen allgemein zu würdigen, und an der Kraft und dem Glauben, auf diese guten Seiten, mögen sie noch so verborgen und überwuchert sein, bauend, sie zum höheren führen zu wollen.

Ein recht unbefriedigendes Buch ist auch die Geschichte von Warenka Olessow, dem jungen Mädchen, das in wilder Freiheit auf dem Lande aufgewachsen ist, den alten Diener ihres Vaters verprügelt, ihren albernen Freiern ins Gesicht treten möchte — sie schließt damit, daß Warenka den jungen Privatdozenten, der einige Tage lang mit ihr fruchtlos über das Leben philosophiert und sich nicht klar werden kann, ob er sie wegen ihrer sinnlichen Reize heiraten soll, als sie von ihm beim Baden überrascht wird, zu Boden wirft und mit einer Tracht Prügel heimschickt.

Der Stil Gorkis ist, hauptsächlich in seinen Vagabundengeschichten, die überhaupt weit über seinen neueren Werken stehen, von einer packenden, lebensvollen Frische und hat seinen eigenen, sarkastischen Humor. Es ist schwer, sein eigenartiges Wesen ohne Beeinträchtigung in eine Uebersetzung zu übertragen. Zumal für den Dialog, der in der ureinfachen, doch herzlichen und kraftvoll gedrungenen Sprache des russischen Volkes geführt wird, lassen sich im Deutschen nur schwer entsprechende, gleich ausdrucksvolle Töne finden. Am besten hat von den oben angeführten Uebersetzern seine mühevolle Aufgabe A. Scholz gelöst; ihm ist es gelungen, seinen Dichter auch in der Uebertragung frisch und natürlich wiedererstehen zu lassen. Auch die Uebersetzung von Jakokleff ist noch eine ganz anerkennenswerte Arbeit, während Feofanoff sich allzu sklavisch an die Worte des Originals klammert, was mitunter recht störend wirkt*).

Parodistisches.

Von **Hermann Häfker** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Die Kritik schweigt. Sie muß wohl schweigen, weil sie noch nicht die Formel gefunden hat für diese Art von Litteratur, die weder das Produkt von Individualitäten ist und sein will, noch, wie das Volkslied, allenfalls das Produkt eines Volksgeistes, sondern ein ganz neues Genre, eine neue Kombination, deren Urgrund die moderne Entwicklung des Zeitschriften- und besonders des Witzblätterwesens ist. Ehe diese neue Art von Ulk und Parodie entstehen konnte, mußte das nur-noch-lesende Publikum gebildet werden, das Publikum, das sich Gedanken und Sätze nur noch in typographischer Form vorstellen kann, das bereits gewohnt ist, eine Pointe zu erfassen, die in der Verbindung einer geschauten „Illustration“ und eines gelesenen Textes beruht, aber geschaut und gelesen — und vergessen — im Hundertstel einer Sekunde. Dies Publikum muß auch bereits verstehen, die Parodie der Parodie zu lesen, kurz, es muß vorbereitet, geknetet und gewalkt sein durch den täglichen Anblick und das tägliche flüchtige Durchlesen zahlreicher Witzblätter und ihrer ganz äußerlichen, zum Teil wie gesagt rein typographischen Technik. Nur aus diesem Geiste heraus ist diese Art von Litteratur zu erfassen. Wer von den Begriffen der Satire, Parodie, Travestie u. s. w. ausgehen, an ihnen auch nur einen Moment haften wollte, käme nicht auf seine Kosten. Und dieser Geist wird gemodelt durch die äußerlichen Bedingungen von Städten und Landschaften; im nachfolgenden kommen hauptsächlich Berlin und München in Betracht.

Als bewußtes Aufnehmen dieses aus der Ueber-Ausbildung unseres Pressewesens, aus der ganzen unter Hochdruck arbeitenden Kunstverständnis-Entwicklung der Gegenwart herausgebildeten Genres kann man — naturwissenschaftlich gesprochen — die Ueberbrettelei auffassen. Es darf nicht verwirren, daß sie als stützendes Schlagwort, und zwar ganz berechtigter Weise, das Wort von der „künstlerischen Hebung des Brettls“ und des Geschmacks beim Publikum ausgiebt. Man fühlt sich in seinem Recht, man braucht einen leitenden und würdigen Gedanken für sich selbst und für die Reklamezettel, und der Kritik muß der Anschluß an das „Erhabene“ an die Hand gegeben werden, weil sie nicht eher mit irgend einer Neu-Erscheinung fertig wird. Aber der Lebensnerv der Ueberbrettelei ist nichts anderes

*) Ueber den soeben erschienenen Roman „Drei Menschen“ u. a. nächstens.

als das Bestreben, eben jenen feinsten, über Kunst und Kulturleben schwebenden und ohne sie als Basis gar nicht denkbaren Sensationen Ausdruck und Gestaltung zu geben. Und wie der Redakteur der „Lustigen Blätter" irgend einen Klang festhält, der humoristisch wirkt, nur, weil er weiß, daß das ganze Publikum nicht genau drauf hört, nur flüchtig und flott drüber weglieſt — so ist der größte Teil der Ueberbrettlproduktionen ein gelungener Versuch, sogar durch lebende Menschen zu verkörpern, was wie Dunst in der Luft vergehen würde, wenn man es allzu genau betrachtete. Von den degenerierten modernen Tingeltangeln unterscheiden sich diese „Brettl" dadurch, daß sie wirklich dies Flüchtige mit eigenen Mitteln nur halten wollen, ohne ihm als beliebtes Universalmittel das brutale nackte Fleisch als Stütze zu verleihen; von guten modernen Variétés unterscheiden sie sich zu ihrem Nachteil manchmal dadurch, daß ihren Produktionen weniger Können, weniger Kraft und Einsatz der Persönlichkeit zugrunde liegt, wie denen eines guten Trapezkünstlers. Ich lege also — so weit die nachfolgend angeführten Bücher wirklich auf dem bezeichneten Niveau stehen — den Talar des „Kritikers" feierlichst ab und urteile nach dem Grundsatz: „alles — außer dem Langweiligen".

Langweilig und sogar ärgerlich ist eines Herrn Nordermann (wie geistreich!) „Parodie" auf Sudermanns Johannisfeuer, betitelt: „Fastnachtfreuden oder die Stiefzwillinge" (Dresden, E. Pierson). Das Opus ist ohne Witz geschrieben und von schwellendem Futterneid diktiert, wählt sich überdies nur die allerbilligsten Effekte zur Parodie. — Anders steht es schon mit Julius Stettenheims „Fuhrmann Henschel", dem 1. Heft einer angedrohten Bibliothek „'s Unterbrettl, Parodie- und Travestietheater" (Berlin, A. Hofmann & Co.). Wenn es den Lesern des „Ulk" vielleicht Vergnügen macht, nach jeder „Première" eine Vertroddelung des Aufgeführten um jeden Preis zu lesen, so mag das, zumal als zweifelloser Ausfluß eines gewissen Volksgeschmacks, hingehen. Wenn wir aber jetzt etwa regelrechte fünfaktige Dramen dieses Genres in regelmäßiger Folge vorgesetzt bekommen sollen, so helfe uns Gott. Um eine 70 Seiten lange Karikatur auf Hauptmann genießbar zu machen, dazu gehört schon mehr als ein beständiges Wiederholen von „Ja, ja, nein, nein" und ein Gejammre, daß die modernen Dichter so „traurig" sind.

Ein rechtes Produkt dieser sorglosen und schnoddrigen, aber zweifellos oft urkomischen berliner Geistesart ist „Die Insel der Blödsinnigen" mit dem Untertitel „Die Tollheiten der Moderne in Wort und Bild". Es ist eine Sammlung von Scherzen der „Lustigen Blätter" über Litteratur und Kunst mit den dazu gehörigen Bildern (Berlin, Dr. Eysler & Co., 1 Mk.). Gar so blutig geht's dabei nicht her. „Die Tollheiten der Moderne" sind nur die milchende Kuh für die Herren Alexander Moszkowski, Kory Towska, Rudolf Presber, Wellner, Jüttner, Feininger u. a., die ihnen immer wieder Gelegenheit zu neuen lustigen Anzapfungen bietet. Aber sie wollen nichts vernichten, niemanden bessern und bekehren. Sie berufen sich gelegentlich auf Unklarheit, Gedankenlosigkeit, verdrehte Formen und alle möglichen Erscheinungen von Ungesundheit, die ja die „Moderne" in Lyrik, Drama, Malerei, Kunstgewerbe und Musik reichlich bietet; sie selber aber sind doch viel zu sehr desselben modernen Geistes Kinder, um dem Wesen dieser Kunst sehr heftig zu Leibe gehen zu wollen. Man parodiert heutzutage keine Gedanken mehr, man ulkt nur über Formen. Und die Hauptsache ist, daß der Leser lacht, einerlei warum und wozu. Und dies — harmlos ausgelassene Heiterkeit — erfüllt das Buch, wie die „Lustigen Blätter" überhaupt, von Anfang bis zu Ende.

Individueller und mit größerer litterarischer Prätention reitet Hanns von Gumppenberg „Das Teutsche Dichterroß in allen Gangarten" vor (München, Verlag der deutsch-französischen Rundschau). Ich weiß nicht, ob ich zu viel dergleichen gelesen habe, oder ob mir auch die parodierten Vorbilder zum Teil zu gleichgiltig sind (Eichendorff, Lenau, Müller, Schwab, Heine usw. in ihren schwachen Augenblicken), mir kommt es vor, als sei hier zuviel Aufwand zu geringem Zweck verthan worden. Indessen sind manche der Parodieen (resp. Travestieen) sehr munter. Als Beispiel führe ich an:

Der Eierkuchen.

Am heiligen Karfreitag
Grub ich ein Kräutlein fruh!
In einem Eierkuchen
Schickt ichs dem Liebsten zu.

Es wird ihm gar nichts schaden,
Ihr blonden Schwestern, wißt:
Er ißt es mit dem Fladen,
Und meiner nie vergißt.

Nach Martin Greif.

Gut pointiert ist auch das Folgende, nach Paul Scheerbarts zu wenig gewürdigtem „Paradies":

Der Mustersaal.

Kluges Klappetappen tippt, klippt und wippt
Durch wüst getonnte Kahlgewölbe.
Tröpfeln leise, trotzerlöst
Gekröpfte Kugelköpfchen?
Busig blähn sich verblasene Beutelbälle,
Schleuderquellen umquirlen
Das spitzige Zipfelzapfengesause —
Tausendfinger betupfen
Die zuckenden Zackenhallen!
Schlanke Birnekegel, knappe Apfelknorpel
Triefen traumselig
In die Tröpfeltröge.
Zu zähem Sudreim
Zersehnt sich der Stockestein!
Knaufknoten recken zu Ständerbäuchen
Die lingernden Leckezungen!
Strahlzerrissen sprühen
Spellende Spritzespitzen
In klaffendes Kuppeltraubengethräne.
Zopfzierzinnen
Rieseln, rinnen und spinnen.
Formpflanzen flattern hinter dem Fallball —
Spielwillig schlingverschlungen
Schlampt und rollt der Rohteig
In schwillendem Raserausch,
Hochwärts säulenfrierend,
Zum riesigen Frauenfriesedach!
Winklig stülpestopfen
Die keulgekerbten
Raspelgerippten,
Splitterumspießten
Schäumedolden und Mähegarben!
Die Dorrediestelstrahlen,
Die krustigen Gräteborsten
Und Sprießespane
Vergürtelgittern
Mit Kerberiemen und Aetzegerten
Das hart umhakte,
Schlitzdurchfächerte
Sprühsprungspreizegerüst!
Zersetzte Bastebündel
Lockern des Zickzackgetakels
Zerschrammte Starrstromstrünke!
Die Schönheit schafft —
Der Allgeist schwebt durch den Saal!

Da hat Paul Scheerbart dem Dichter in bewunderungswürdiger Weise die Zunge gelöst. Ebenso natürlich die Holz, Bierbaum, Dauthendey usw. Die Prosagedichte nach Scheerbart dagegen sind sehr schwach geraten. Scheerbart hat sich selbst besser parodiert. Durch den mündlichen Vortrag können alle diese Sachen jedenfalls sehr in ihrer Wirkung gehoben werden.

Unbedingt notwendig zum Verständnis ist der Vortrag resp. die Darstellung für die nun folgende „Brettl"-Litteratur. Aus dem Dichterkreis, dem Gumppenberg angehört, ist das münchener Kabaret „Die elf Scharfrichter" hervorgegangen, dessen Repertoire das gleichnamige Bändchen (Berlin, Schuster und Löffler, 1 Mk.) füllt. Es enthält Sachen von Willy Rath („Die feine Familie", ein Puppenspiel,

und „Sereniſſimus“, aktuelle politiſche Moralitäten) und von Hanns von Gumppenberg, der wieder litterariſche Scherze beiſteuert. Durch alles geht jener naive Zug des Sichgehenlaſſens, der an das Kaſperletheater erinnert. Die Sachen können auf der Bühne nie an ſich, ſondern nur als Parodie der auf der Bühne üblichen Handlung wirken; der Zuſchauer, der ſie ſieht, muß die Gewohnheiten der regelrechten Bühne gleichzeitig im Gedächtnis haben und kritiſch über ihnen ſtehen. Gerade dies ſtellt, wie ich mich überzeugt habe, große Anſprüche an das Publikum, dem der Kopf doch ſchließlich nicht ſo voll von Theaterreminiszenzen ſteckt, wie uns Litteraten, und das ein nicht ſo ganz ſicheres Urteil über lächerlich und nichtlächerlich hat. Beim Publikum findet dasjenige Beifall, was ſeine ſittliche, politiſche u. ſ. w. Geſinnung in konventioneller Weiſe befriedigt; der Beifall erfolgt auch vor dem Brettl immer nur da ſo recht, wo etwas derartiges durchklingt, oder wo die Leute beſonders vorbereitet ſind.

Ich bemerkte das hauptſächlich bei einer Vorſtellung des berliner Theaters „Schall und Rauch“. Worüber junge Künſtler ſich luſtig machen, und warum ſie es thun, bleibt dem Publikum ſtets verborgen. Und wenn die Herren einem Bändchen von ihrem Repertoire („Schall und Rauch“, erſter Band von Max Reinhardt; Schuſter und Löffler) die „Vorrede“ voranſetzen: „Ein Spaß braucht keine“ (nämlich Vorrede) — ſo iſt das leider nur zu idealiſtiſch gedacht! Die hier veröffentlichten dramatiſchen Parodieen auf Maeterlinck, Hauptmann, Hartleben, die Oreſtie-Aufführung u. a., darunter die friſche Szene „Das Regiekollegium“ — alle dieſe Sachen ſind mit unerſchöpflichem Humor — berliner Nuance — geſchrieben. Berliner Nuance — das heißt: trocken, wurſtig, reſpektlos bis zum äußerſten, ohne eigentliche Spitze, — die Pappſpitze aber gerichtet gegen jede Spur von Unnatur oder Sentimentalität. Im übrigen iſt auch hier von blutigem Kampfe gegen irgend etwas keine Rede; die Parole lautet einfach: Lachen um jeden Preis. Und ſich ja nicht merken laſſen, wenn einem was imponiert! Gerade die Keckheit, die Frechheit, die oft in der bloßen Wahl des Sujets liegt, iſt aller Aeſthetiſiererei zum Trotz eine Hauptbedingung des Humors, von dem wir ſprechen. Man denke ſich Thomas Theodor Heine ohne dieſe Keckheit der Stoffwahl!

Endlich liegen noch ein paar Bändchen der „Bunten Theater-Bibliothek“ (herausgegeben von Günther Leu-Steding, Th. Mayhofers Verlag) vor mir. Muß denn nun einmal alles, was vom Brettl herunter Beifall findet, zuletzt auch noch als Lektüre verbraucht werden, ſo verdienen, es dieſe kleineren lyriſchen oder deklamatoriſchen Sachen gewiß am erſten. Vielleicht nimmt ſich der eine oder andere aus dem Publikum ſo ein Heft mit nach Hauſe und erkennt ſtaunend, was alles in ſo einer ſauber beſchnittenen Kolumne ſteckt, die ein Dichter ausgeheckt hat — wenn's einem einer mal richtig zu Gehör bringt! Da ſind die famoſen Sachen von Liliencron, hübſche Gedichte und Lieder von Bierbaum, Ewers, Etzel, Adler, Volker, Falke und Wolzogen, ferner ein Bändchen „Damen-Vorträge“, voran Peter Altenberg, dann Eysler, Mally Goetz, Trojan, Marie Madeleine u. ſ. w. An Friſche leider abgenommen hat Hans Oſtwald mit ſeiner „Tippelſchicke“ (Scene aus dem Vagabundenleben). Er hat früher vorzügliche, derbe Szenen aus dem Verbrecherleben geſchrieben, die weniger ſentimental, weniger ethiſch, weniger „fachmänniſch“, aber um ſo kraft- und humorvoller waren*). Aber das iſt ein Punkt, den ich in all dieſer Brettl-Litteratur am ſchmerzlichſten vermiſſe: die geſunde, ſhakſperiſche Roheit und Derbheit. Am eheſten findet ſich ſo etwas in dem „Schall und Rauch“-Bändchen. Statt deſſen findet man ſtellenweiſe eine Erotik, die recht wohl etwas ſcheuer in den Grenzen der Schamhaftigkeit bleiben könnte. — Endlich werden uns noch ein paar Pantomimen-Texte von Rudolph Schanzer geboten, „Pierrots Tücke, Traum und Tod“, „Der verliebte Haubenſtock“ und „Das Muttermal“, wovon namentlich die erſte lebendig und kraftvoll durchgeführt zu ſein ſcheint.

Ein Geſchrei und ein Geſinge wie in einer Volière umfängt den, der in das Innere dieſer Bändchen eindringt. Ueberall trifft er junge Leute mit künſtleriſcher Vorbildung, die ſich auf ihre Art „amüſieren“. Viele Individuen, viele Gruppen, viele ausgelaſſene Luſtigkeit, aufzuckende Geiſtesblitze, ſpitze Zungen — hier und da auch ein blaſſer, aber ein ſehr blaſſer Wiederſchein von den großen Dingen, die auf Markt und Straße jetzt die Welt bewegen. Denn darüber täuſcht weder das Freie-Liebe-Getändel der bierbaumſchen Atmoſphäre, noch die gelegentlichen Keckheiten der Berliner: es ſteckt nicht gar viel Kampffreudigkeit in alledem drin. Sie ſpielen einfach einen neuen Akt unſerer Litteraturentwicklung, und zwar die luſtige Szene, wo ſich jeder und jede verkleidet und alle ſingen und heiter ſind. Vielleicht iſt dies ſchon die Szene, hinter der dann gleich die dramatiſche Wendung kommt. Warten wir's ab! Um ein Moment der Haupthandlung handelt es ſich jedenfalls nicht.

*) Waren bei Reclam erſchienen, ſcheinen aber jetzt zurückgezogen zu ſein.

Aus der Kunſtlitteratur.

Von **Max Osborn** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Wozu über Bilder ſchreiben? Die ſprechen für ſich ſelbſt — ſo ſoll Böcklin nach Guſtav Floerkes[1]) Mitteilung einmal geſagt haben. Alſo auch aus dem Munde des Verehrteſten und Geliebteſten muß man das Wort vernehmen, das heute in allen Ateliers erklingt. Es ſcheint thatſächlich, daß produktive Künſtlernaturen ſo denken müſſen, daß ſie den Kritiker und Kunſthiſtoriker verachten oder belächeln, daß ſie, die glücklichen Schaffenden, auf die armſeligen Nachſchaffenden achſelzuckend herunterblicken müſſen. Es giebt Dinge im Leben des Mannes, die das Weib nicht begreifen kann; es darf ſie gar nicht begreifen, denn wenn es ſie begriffe, ſo würde ihm etwas an ſeinem Weibtum fehlen. So ähnlich iſt es hier mit den großen Könnern in der Kunſt. Sie haben kein Gefühl für den Wert der Thätigkeit derjenigen Leute, die ſich ohne eigene produktive Kraft mit der Kunſt beſchäftigen. Aber auch ſie dürfen gar kein Gefühl dafür haben; denn wenn ſie es ausnahmsweiſe einmal beſitzen, ſo ſtimmt zumeiſt irgend etwas in ihrem Schaffen nicht. Selbſt die Allergrößten ſcheinen nicht immer über dies Geſetz erhaben zu ſein. Uns Kunſtſchreiber kann das nicht grämen. Wir wollen wahrhaftig keine „Dankbarkeit“. Wir ſchreiben für uns ſelbſt, und wenn es etwas außer uns giebt, in deſſen Dienſt wir uns fühlen, ſo ſind es nicht die Künſtler, ſondern die Kunſt. Und dieſe Thätigkeit: für ſich ſelbſt und für die Kunſt zu arbeiten, iſt, wenn ſie mit Ernſt und Bewußtſein ausgeübt wird, für die Entwicklung der Kultur nicht gleichgiltig und nicht vergeblich. Das glaube ich nicht deshalb, weil ich ein Kunſtſchreiber bin; ſondern umgekehrt, weil dies mein Credo iſt, bin ich Kunſtſchreiber geworden.

In früheren Zeiten war es vielleicht unnötig, Bücher und Abhandlungen über Kunſt zu verfaſſen. Aber in der Gegenwart —? Unſere Maler können lange warten, bis ihre Bilder heute „ſelbſt zu ſprechen“ beginnen. Und nun erſt gar in Deutſchland. Hätte Böcklin — dieſe Frage darf man wohl aufwerfen — auch nur in den letzten Jahrzehnten ſeines Leben ſo viel Verſtändnis gefunden, wenn er ſich allein auf die ſtumme

[1]) Zehn Jahre mit Böcklin. Aufzeichnungen und Entwürfe von Guſtav Floerke. (Herausgegeben von Hanns Floerke.) München 1901, Verlagsanſtalt F. Bruckmann A.-G. 255 S. Mk. 6,—.

Sprache seiner Werke hätte verlassen müssen? Das neunzehnte Jahrhundert hat sich die Institution der Kunstkritik geschaffen, weil es sie brauchte, wie es sich die öffentlichen Museen und den Kunsthandel schuf. Die Kritik, wie sie ist, hat wahrlich ihre schweren Mängel, das empfindet keiner schmerzlicher und intensiver als wir selbst, aber sie ist nicht mehr zu entbehren; und wenn man sie heute durch ein Reichsgesetz abschaffen würde, wäre der Schaden viel größer als der, den jene Mängel anrichten.

Nun, es ist vorläufig noch keine Aussicht vorhanden, daß sie abgeschafft wird. Die Uebersichten, die an dieser Stelle in gemessenen Abständen gegeben werden, sind deutliche Beweise dafür. Und selbst Gustav Floerke, dem Böcklin jenes Wort gesagt hat, ließ sich dadurch nicht zurückschrecken, ein Buch über denselben Böcklin zu planen. Er hat diesen Plan nicht ausgeführt, und nur das Rohmaterial, das er gesammelt hat, wird uns nun vorgelegt. Rudolf Schicks Tagebuch erzählte uns von dem Böcklin der Sechzigerjahre, Floerke geleitet uns weiter, er lernte den Meister 1881 in Florenz kennen, blieb ihm während seiner größten Periode befreundet und hat in dieser Zeit eine lose Reihe von Einfällen und skizzenhaften Studien niedergeschrieben, zwischen die er allerlei Bemerkungen Böcklins selbst aus den Gesprächen mit ihm verflocht. Alles das ist in der Laune des Moments entstanden, und gerade darum ist der Eindruck hier fast noch unmittelbarer und stärker als der Eindruck des schickschen Buches, in dem es sich zumeist um längst durchdachte technische Dinge handelt. Es ist der Böcklin auf der Höhe seines Schöpfertums, der uns entgegenleuchtet. Er ist von einem Selbstgefühl, von einem Stolz, von einem Eigensinn, von einer so himmlischen Einseitigkeit, daß man oft genug verblüfft wird. Wie ein Vater Zeus blickt er auf die Kunst der Gegenwart und Vergangenheit, nimmt die kleinen Nebenmenschlein, die ihn umkrabbeln, behutsam in seine Gigantenhände, lächelt über ihre Schwächen, lacht über ihre Dummheiten, daß die Erde wackelt, und donnert wie Sturm und Ungewitter mit erbarmungslosen Verdikten über künstlerische Unehrlichkeit und Mache hin. Nur wenig bleibt vor diesem strengen Richter bestehen. Und da erlebt man allerlei Ueberraschungen. Die Altdeutschen und Niederländer sind es, denen seine Liebe und sein Lob gilt. Rogier von der Weiden zumal wird gepriesen. Aber die alten Italiener kommen sehr schlecht weg, Tizian, Perugino, Signorelli, Botticelli, Ghirlandajo, sie alle werden mit hanebüchener Grobheit wie Schulbuben abgekanzelt. Selbst die florentinische Baukunst wird unwirsch angefahren. Ganz Italien, sein Volk und seine Kunst, wird mit einem wahren Ingrimm heruntergeputzt. Fürwahr, sehr merkwürdig bei einem Künstler, der den größten Teil seines Lebens jenseits der Alpen verbracht und dort die stärksten, entscheidenden Anregungen erfahren hat. Von den Neueren wird Schwind verhältnismäßig noch am glimpflichsten behandelt. Lenbach und Knaus aber werden ebenso ungnädig bei den Ohren genommen wie die „Pleinairisten", wie Leibl und Adolf Hildebrand („Ein Hellenist in Renaissancesauce") ... Kurz, es ist ein Buch, das mit Vorsicht benutzt und nur von, man möchte sagen, schwindelfreien Kunstbergsteigern gelesen werden sollte. Dann allerdings sind die Ausblicke, die man nach allen Seiten hin genießt, höchst lohnend und genußreich. Auch aufs litterarische Gebiet wird gelegentlich hinübergegriffen. Namentlich von Ibsen ist wiederholt die Rede, und man wird nicht sehr erstaunt sein, den nach Sonnenglanz und Farbenpracht des Südens strebenden Maler, dessen Welt so reich und weit war, aber auch ihre Grenzen hatte, über den Magus des Nordens mit völliger Verständnislosigkeit urteilen zu hören. Doch selbst wo Böcklin daneben haut — in Worten wie in Bildern — ist er imposant.

Will man einen schlagenden Beweis dafür haben, daß es die schönsten Früchte bringen kann, wenn man „über Bilder schreibt", so denke man an die Wirkung des großen Werkes von Richard Muther. Cornelius Gurlitt hat darauf hingewiesen, wie bezeichnend es für die Verhältnisse in Deutschland ist, daß nicht die moderne Kunst selbst, sondern erst ein Buch über sie bei uns den Bann gebrochen hat. Es ist neuerdings vielfach Mode geworden, über Muther zu lächeln und ihn von oben herab zu behandeln. Seinem Geschichtswerk gegenüber wird dieser Ton jetzt schon ebenso angeschlagen wie gegen seine neuen Bücher[1]), das „Jahrhundert französischer Malerei" und den Sammelband der „Studien und Kritiken". Von zwei Seiten wird er befehdet: von den zunftmäßigen Kunsthistorikern, die ihre Stellung bedroht sehen, und von journalistischen Kunstschriftstellern, die nicht eingestehen wollen, wieviel sie ihm verdanken. Allerdings, Muther hat es seinen Gegnern leicht gemacht, über ihn herzufallen, er hat ihnen selbst durch seinen unerhörten Leichtsinn die Waffen in die Hand geliefert. Die Ungeniertheit, mit der er seine Quellen „benutzte", d. h. in vielen Fällen wörtlich ausschrieb resp. übersetzte, ohne die Herkunft der betreffenden Sätze und Seiten kenntlich zu machen, und die bodenlose Oberflächlichkeit, mit der er obendrein dabei wiederholt verfuhr, fordern Widerspruch und Zurechtweisung heraus. Auch sonst hat er gewiß seine Fehler, macht sich zahlreicher Flüchtigkeiten schuldig, huldigt ein wenig allzu eifrig dem modernen Heiligen St. Feuilleton und gefällt sich nicht selten in einem recht äußerlichen, funkelnden „Brillanten-Stil". Aber nun soll man doch auch nicht vergessen, was Muther uns positiv und notorisch gebracht hat: die Erlösung von der himmelschreienden Langeweile der akademischen Kunstgeschichte und von der nüchternen Schwerfälligkeit der Tageskritik. Diese bleibende That kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden. Warum soll man bei einem Manne aber nicht zuerst an das Gute denken, was er geleistet, und dann erst an das Ueble, was er verbrochen? Es ist nun einmal Menschenlos, daß keiner von uns frei von Schuld und Fehle ist. Warum bei Muther so pharisäisch die Augen verdrehen? Sein aus pariser Weltausstellungsberichten, Vorträgen, Reisefeuilletons und anderen Zeitungs- oder Zeitschriftenaufsätzen zusammengeflicktes Buch über die Entwicklung der französischen Malerei des 19. Jahrhunderts mag an Fehlern und Ungenauigkeiten ein gerüttelt und geschüttelt Maß enthalten, in den Hauptlinien stimmt das Bild, das er gezeichnet, dennoch, und er hat es fertig gebracht, eine umfangreiche und schwierige Materie auf zwanzig Bogen mit so spielender Anmut zu bewältigen, daß jeder Leser sich gefesselt und belehrt zugleich und überdies zu weiteren Studien angeregt fühlt. Bei diesen weiteren Studien wird er dann sicher finden, daß einzelnes ein bischen schief dargestellt ist und daß manche Urteile und Darstellungen dem Verfasser von anderen — nun, sagen wir einmal „vorher nachgemacht" worden sind, aber er soll doch in nicht vergessen, daß Muther es schließlich war, dem er den ganzen Genuß dieser Beschäftigung verdankt.

Muthers „Studien und Kritiken" sind natürlich sehr ungleich, wie das bei einer solchen losen Sammlung von Gelegenheitsarbeiten nicht anders möglich ist. Aber in diesem Bändchen, dem man auch den Feuilleton-Charakter rascher verzeihen wird, steckt eine Fülle von Anregungen und interessanten Mitteilungen. An diesem Buche werden sich, ebenso wie an Hermann Bahrs[2]) Essai-Sammlungen, noch Generationen von Historikern und Kritikern mästen, die dann hinterher auf ihre Nährväter räsonnieren werden. Bahr freilich ist der Stärkere, Selbständigere und Persönlichere unter den beiden.

---

[1]) Richard Muther, Ein Jahrhundert französischer Malerei. Mit 126 erläuternden Textabbildungen. Berlin, S. Fischer. 1901. 323 S. — Derselbe, Studien und Kritiken. Band 1: 1900. Wien, Wiener Verlag, 1901. 417 S. Mk. 8,—.

[2]) Hermann Bahr, Secession. Wien, Wiener Verlag 1900. VIII, 266 S. — Derselbe, Bildung. Essais. Im Insel-Verlag bei Schuster und Löffler, 1901. 255 S.

Seine Sachen haben eine unmittelbarere Wirkung, die noch dadurch erhöht wird, daß er nie geschriebene und noch weniger gedruckte, sondern stets durchaus gesprochene Rede schreibt. Es ist das bei Bahr nicht ein Naturgebot, wie etwa bei Fontane, sondern eines seiner Mittel, die er ganz bewußt anwendet. Sein Ziel ist es, an der Modernisierung und Wiedererweckung des alten wiener Volkstums, an der Begründung einer neuen „österreichischen Kultur" mitzuarbeiten. Darum schreibt er in diesem behaglich plauschenden Cafehausstil, in dem sich am besten von der jungen wiener Kunst erzählen und ihre Eigenart am ehesten charakterisieren läßt, durch den er schwierige Themata seinem Publikum am leichtesten begreiflich machen kann.

Nein, es wird sich, wenn wir wirklich in Sachen der künstlerischen Kultur Fortschritte machen wollen, doch nicht vermeiden lassen, daß über Kunst und Kunstwerke geschrieben wird. Wenn das schon für die Kreise der „Gebildeten" gilt, für die Muther und Bahr arbeiten, so gilt es in noch höherem Maße für die breiten Massen des Volkes, die heute bei diesen Bemühungen nicht mehr zu übergehen sind. In unserer demokratischen Zeit müssen wir anders vorgehen, als das im 18. und noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts möglich war. Auch in Deutschland beginnt man das einzusehen, und der Herold und Priester dieser Ueberzeugung, John Ruskin, wird bei uns von Monat zu Monat mehr verstanden. Von allen Seiten bemüht man sich, die Persönlichkeit dieses herrlichen, reinen Menschen uns zu deuten und seine Schriften uns näher zu bringen. Sänger[4]) hat sein Leben und Lebenswerk in einem schönen, lesenswerten Buche dargestellt, die Verlagsbuchhandlungen von Heitz[5]) und Diederichs[6]) wetteifern in der Herausgabe seiner merkwürdigen Kunstpredigten.

Die deutschen Bestrebungen, die Ruskins Weltanschauung ins Praktische übertragen wollen, stecken noch in den Anfängen. Sie haben eine gewisse Gefahr zu bestehen, weil der deutsche Hang zu gelehrter Systematik auch hier sich nicht zurückdrängen läßt. Man hat sehr richtig herausgefunden, daß man am besten und sichersten vorgeht, wenn man bei der Jugend beginnt, hat aber dabei bisher weniger an die Erziehung im allgemeinen und an die Einwirkung durch Eltern und Umgebung als vielmehr an eine Einfügung des künstlerischen Elements in die Schule gedacht. Die Hamburger Lehrer[7]), die dabei tapfer vorangegangen sind, haben in einem hübschen Büchlein von dem erzählt, was sie zu diesem Zwecke begonnen und schon gethan haben. Das ist höchst anerkennenswert, und man wird nach der Lektüre dieses Büchleins den Mitgliedern der hamburger Lehrervereinigung schon darum seine Hochachtung bezeugen, weil man daraus erkennt, daß sie thatsächlich vom Schulmeistertum, von der öden Abhängigkeit von „Methoden" und „Systemen" fast völlig frei sind. Wer aber, wie der Schreiber dieser Zeilen, den ersten deutschen „Kunsterziehungstag" mitgemacht hat, der Ende September in Dresden stattfand, wird den Eindruck mitgenommen haben, daß die Hamburger Ausnahmen sind, die nur die Regel bestätigen, daß sonst in Deutschland bei den Lehrern, Pädagogen, Unterrichtsgelehrten und -Beamten das Schulmeistertum im schlimmen Sinne des Wortes ziemlich souveräne Macht hat. Die ganze Bewegung wird sich in eine Sackgasse festrennen, wenn man nicht sein Augenmerk darauf richtet, daß hier nichts sorgfältiger zu vermeiden ist als alle „Methode", daß es darauf ankommt, Kunstempfinden ebenso mittelbar zu lehren wie moralische Qualitäten, die Lehrer gewissermaßen nicht als Lehrer, sondern als Menschen zu beeinflussen und es ihnen dann zu überlassen, wie sie die neuen Anregungen für ihre Berufsthätigkeit fruchtbar machen, und schließlich auf die nicht berufsmäßigen und doch in erster Linie berufenen Erzieher: auf die Eltern zu wirken.

Daß das Streben nach einer deutschen Kunstkultur mit der Systematik zu kämpfen haben wird, zeigt sich am deutlichsten in Lothar von Kunowskis[8]) prachtvollem Buche. Der münchner Schriftsteller gehört zu denen, die am eignen Leibe erfahren haben, wie schwer sich künstlerische Produktion mit kunstkritischem Denken vereinen läßt. Er glaubte zuerst, seine Kraft läge in seiner bildenden Hand, nicht in seinem spekulierenden Kopfe, und hat sich erst durch die harte, aber stählende Schule von Enttäuschungen und Zweifeln zur Klarheit über sich durchringen müssen. Freilich, liest man sein Buch, so begreift man, daß es diesem Manne unmöglich sein mußte, als Künstler zu schaffen. Denn durch seine glänzend geschriebenen, aus einer feurigen, edlen Seele geborenen Abhandlungen geht ein seltsamer Zug zum „Gesetz" in der Kunst. Weitab von Gurlitts ästhetischem Nihilismus hat er bestimmte „Ziele". Ihm ist die höchste Kunst nicht die freie, unmittelbare Aeußerung der Empfindungswelt, sondern die Durchdringung und Ueberwindung des absoluten Individualismus mit den Gesetzen des Stils. Kunowski liefert das theoretische Seitenstück zu den Bemühungen des neuklassizistischen deutschen Kreises, der, ganz natürlich, sich wieder in Italien, hauptsächlich in Rom festgesetzt hat, der Marées, Hildebrand, Volkmann, Ludwig von Hofmann. „Man muß protestieren," ruft er, „gegen einen Kultus des Provisorischen, gegen die Verhimmelung des Anfangsstadiums der Kunst, wenn man für ihr höchstes Stadium Begeisterungsfähigkeit haben will." In den modernen Ausstellungen hört er „das Gackern der Henne, die sich brüstet, ein Ei gelegt zu haben, und den Erfolg des Brütens nicht abwarten kann". Den Impressionismus, diesen Kernpunkt der ganzen modernen Kunst, sucht er mit dem Prädikat „pöbelhafte Eitelkeit" abzuthun. So kommt es, daß ihm ein Nichtkönner, ein Gescheiterter wie Marées näher steht, als ein Könner wie Liebermann. Was jene römisch-deutschen Künstler im unbewußten Drange ersehnen, verlangt er mit Bewußtheit. Doch man lese seine Schrift und setze sich mit den Einzelsätzen seiner Doktrin auseinander. Lange ist in Deutschland kein Buch über Kunst geschrieben worden, das mit solcher Wärme gedacht, mit solcher Liebe empfangen, mit solchen Schmerzen geboren ward.

[4]) Sam. Sänger, John Ruskin, sein Leben und Lebenswerk. Ein Essai. Straßburg, J. H. E. Heitz, 1901. 222 S.

[5]) John Ruskin, der Dogenpalast. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. (Nach J. Feis Tode herausgegeben von S. Sänger.) Straßburg, J. H. E. Heitz. 1901. VIII, 135 S. — Derselbe, Wege zur Kunst III. Vorlesungen über Kunst. Eine Gedankenlese aus seinen Werken. Uebersetzt und zusammengestellt von J. Feis, aus seinem Nachlaß herausgegeben von S. Sänger. Ebda. 1901. 87 S.

[6]) John Ruskin, Der Kranz von Olivenzweigen. Vier Vorträge über Industrie und Krieg. Aus dem Englischen von Anna Henschke. Leipzig, Diederichs. 1901. 238 S.

[7]) Versuche und Ergebnisse der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. 1.—2. Auflage. Hamburg, Alfred Janssen. 1901. 171 S.

[8]) Lothar von Kunowski, Gesetz, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens (= Durch Kunst zum Leben, Band 6). Leipzig, Diederichs. 1901.

Echo der Zeitungen

Karlweis.

Von Ed. Pötzl (Wien).

(Nachdruck verboten.)

Es liegt wohl einige Tragik in dem, was sich eben mit Karlweis abspielt. Das Deutsche Volkstheater giebt sein Stück bei vollen Häusern, die Leute lachen, applaudieren, und der Dichter liegt derweilen auf der Totenbahre. Lust und Lärm im Theatersaale, wo die letzte reife Frucht, die vom Lebensbaum des Schrift-

nie hinaus, den er allerdings meisterhaft sprach. Sein Theaterblut zeigte sich am deutlichsten in der Vorlesung eigener Sachen. Er las nämlich nicht, sondern spielte. Ton und Geberde waren der jeweilig auftretenden Figur vollkommen angemessen. Lampenfieber kannte er nicht, nicht einmal vor den Erstaufführungen seiner Stücke. Dieser Gleichmut war beneidenswert.

Zu der Begabung und dem Glücke gesellte sich bei Karlweis ein von allem Uebermut und aller Ueberhebung freier Charakter. Er freute sich des wachsenden Ruhmes, genoß die Süßigkeit des Erfolges in vollen Zügen, aber berauschte sich nicht mit dem gefährlichen Tranke. Unbescheidenheit lag nicht in seinem Wesen. Er blieb immer derselbe gute Kamerad und liebenswürdige Mensch, der er in seinen kleinen Anfängen gewesen. Von Hause aus mit Frohmut gesegnet, leuchtete in den letzten Jahren sein ganzes Wesen von dankbarer Zufriedenheit mit den Umständen, die er sich geschaffen und errungen. Es war ihm nicht gegönnt, lange in der Sonne des Glückes zu wandeln. Aber es ist ihm auch erspart geblieben, sein Auge an die Dämmerung des Theaterhimmels gewöhnen zu müssen. Als seine Sonne am höchsten stand, durfte er scheiden, ohne Enttäuschung, ohne Kränkung. Er hätte es sich selbst vielleicht nicht anders gewünscht. Das mag die vielen Freunde trösten, die um den braven Genossen trauern.

(Neues Wiener Tagblatt.)

Auszüge.

Der Tod des wiener Dichters E. Karlweis zeitigte außer dem oben abgedruckten Nachruf noch einige andere Artikel, die alle auf den Ton wärmster Verehrung gestimmt sind. In der „Neuen Freien Presse" (13354) nennt Rudolf Lothar den Verstorbenen einen „liebenswürdigen Satiriker", dessen Philosophie nicht nach neuen Moralbegriffen suchte. Seine beste Kunst bestand vielmehr darin, zu zeigen, wie die alte Volksweisheit auch heute, in komplizierten Zeiten, recht behält. „Karlweis hat nicht die Phantasie Raimunds, nicht die Schärfe Nestroys, nicht die Kraft Anzengrubers, nicht die unerschöpfliche Fabulierungskunst Bauernfelds. Aber er hat von allen diesen Eigenschaften etwas, wie auch der echte Wiener von allen diesen Eigenschaften etwas hat." — Aehnlich spricht sich ein Nekrolog von Hans Koppel aus (Wiener Tagbl. 296). — Kurz vor dem Eintreffen der Todesnachricht veröffentlicht wurde eine Charakteristik aus der Feder Hermann Bahrs (Der Tag 473), der meint, Karlweis habe in seinen Dramen bewußt eine veraltete Technik angewendet, um sich die Gunst des Publikums zu erobern und es dann dahin zu führen, wohin er es haben wolle. Was man für eine künstlerische Schwäche halte, sei künstlerische List. Denn Karlweis wolle nicht bloß darstellen, er wolle erziehen; darin sei er mit Anzengruber verwandt, der sich selbst einen „Kalendermann" nannte, einen Lehrer, einen Prediger, der bessern und bekehren will. — Doch auch Lebende zu feiern, bot sich Anlaß. In der „Deutschen Zeitung" (Wien, 10705) schildert D. in einem launigen Artikel etwas verspätet seine „Raabe-Feier"; sie bestand darin, daß der Schreiber des Feuilletons den „Hungerpastor" — kaufte und in stiller Sammlung las. Ein allerdings ungewöhnliches Ereignis, das hoffentlich Nacheiferung weckt. — Zu Julius Stettenheims siebzigstem Geburtstag (vgl. Sp. 214) erschienen u. a. zwei größere Artikel (Voss. Ztg. 515 und Alfred Kerr in d. Königsb. Allg. Ztg. 505), die dem Verfasser von „Wippchens Berichten", der übrigens auch mehrere Possen geschrieben hat („Letzte Fahrt", „Ungebetene Gäste" u. a.) viel Angenehmes zu sagen wußten. — Der mütterlichen Freundin Friedrich Nietzsches, Malvida von Meysenbug, widmete R. N. zu ihrem 85. Geburtstage einen Aufsatz in der „Neuen Hamburger Zeitung" (506). — Einen Essai über Clara Viebig veröffentlicht Hans Benzmann (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 40, 41), der die Dichterin eine echte Heimatskünstlerin nennt und in ihren Werken teils deutschen Idealismus, teils deutschen Realismus findet. — An neue Romane knüpfen einige Feuilletons an. So an Felix Holländers „Der Weg des Thomas Truck" eine Kritik von Julius Hart (Der Tag 463), in der ausgeführt wird, dieser „reifste, tiefste und fesselndste" Roman des Dichters rücke den peinlichen Rest jeder Weltanschauung, nämlich die unvermeidliche Einseitigkeit jeder sich auf irgend ein Schema festlegenden Doktrin, so recht in den Vordergrund und gipfele in der Erkenntnis: „Die Dinge stehen keineswegs im Gegensatz zu einander, sondern je vollkommenere Individualisten wir sind, desto vollkommenere Sozialisten sind wir auch, und das Nirwana, die Auflösung und Vernichtung des Ichs, ist in Wahrheit gar nicht dessen Vernichtung, sondern dessen höchste und vollkommenste Steigerung." — Hatte schon Hart in seiner Analyse an Gottfried Keller und seinen großen Erziehungsroman erinnert, so nennt S. Lublinski das Buch geradezu einen „neuen ‚grünen Heinrich'" (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 42); nur bedeute die Dichtung Holländers insofern einen Fortschritt gegen Kellers Roman, als Holländer seinen Erziehungsroman organisch mit einem Zeitroman in jenem tieferen Sinne des Wortes verbinde, wie Gutzkow ihn plante und formulierte, während bei Keller der Zeitroman, den er ursprünglich im Sinne hatte, allmählich verflüchtigt wurde und nur ein — allerdings meisterlicher — Erziehungsroman zurückblieb. — Ernst Zahns neuen Roman „Albin Indergand" empfiehlt eine längere Besprechung von J. V. Widmann (Sonnt.-Blatt des Bund 43); ziemlich kühl äußert sich dagegen Leopold Schönhoff (Der Tag 477) über Hans v. Kahlenbergs Gleichnis „Der Fremde" (s. unten Sp. 275). — Eine Uebersicht über neue „Frauen-Lyrik" giebt A. K. T. Tielo (Tägl. Rundschau, Unterh.-Beil. 246), während Paul Wertheimer Otto Julius Bierbaums Gedichtsammlung „Irrgarten der Liebe" in der „Rheinisch-Westfäl. Zeitung" (871) eine im ganzen sympathische Würdigung zuteil werden läßt. — Auf „neue Strömungen im Drama" (vgl. Sp. 186) weist Erich Schlaikjer hin (Vorwärts 209): mit dem kleinen Realismus des jüngstdeutschen Dramas gehe es zu Ende, aber während einige Dramatiker (z. B. Kurt Aram) mit dem Hauptmann-Realismus gebrochen hätten, ohne doch den Realismus zu verlassen, gebe es andere, die zwar den Realismus nicht fallen lassen, wohl aber mit der modernen Welt brechen und sich der Shakspere-Romantik zuwenden (z. B. Herbert Eulenberg, Kurt Geucke u. a.). Bei diesen liege die Gefahr nahe, das große Problem zu fliehen, statt es zu lösen.

* *

Auf litterar-historischem Gebiete sei zunächst eine längere Untersuchung von Dr. Albert Fries über Goethes bekanntlich Fragment gebliebene Achilleis (Beil. zur Allg. Ztg. 244) verzeichnet, die an den Plan der Fortsetzung anknüpft, der vor kurzem aus den Papieren des Goethe-Archivs im 50. Bande der weimarer Ausgabe veröffentlicht worden ist. Das Epos Achilleis gehört der Epoche von Goethes Schaffen an, in der der Dichter bereits „die Innigkeit, den seelischen Schmelz" vermissen läßt. Die Verse gemahnen öfters an Philologen-Poesie, und merkwürdig berühre es, daß in demselben Jahre 1808, in dem das Fragment herausgegeben wurde, auch Kleists „Penthesilea" erschien, eine Dichtung, die einen ähnlichen Stoff behandelt, aber nicht aus philologischen Studien, sondern aus den Meerestiefen des Dichterherzens entsprungen ist, tief erlebt, gleich als wäre die reiche Sagenwelt, nach Platens Wort, „nur zur Verherrlichung des Herzens da". — Ueber die „drei Gemälde goethischer Zeit", die jüngst aus dem Nachlaß Herman Grimms dem Goethe-Nationalmuseum in Weimar überwiesen wurden, berichtet Reinhold Steig (Nat.-Ztg. 582). Es handelt sich um das 1762 von Seekatz gemalte Familienbild, das die vier Familienmitglieder (Goethes Eltern, den jungen Goethe, seine Schwester Cornelia) in schäferlichem Kostüm darstellt, um das Porträt der Maximiliane Brentano (von einem unbekannten Maler)

und um die Kopie des in der münchener Pinakothek befindlichen Selbstporträts Albrecht Dürers, die Bettina für Goethe anfertigen ließ und ihm 1809 zuschickte. — Die Begeisterung für Dürer weckten bekanntlich die Romantiker. Mit einem schriftstellerischen Erzeugnis aus diesem Kreise, dem vor genau hundert Jahren erschienenen Roman „Florentin" der Dorothea Schlegel, beschäftigt sich ein Feuilleton von Friedr. E. Hirsch (Fremdenbl., Wien, 286), das lediglich Bekanntes über dieses nur noch litterarhistorischen Wert besitzende Erzeugnis mitteilt. — In die Zeit des jungen Deutschlands führt Wolfgang von Wurzbach, indem er an der Hand des Buches von Ludwig Geiger über „das junge Deutschland und die preußische Zensur" (vgl. LE. III, 1468) die Maßregeln des Bundestages und ihren Erfolg beleuchtet. — Einen Wortführer dieser Schriftstellergruppe, dem neuerdings wieder mehr Beachtung geschenkt wird, Karl Gutzkow, charakterisiert Adolf Stern in einer Besprechung der „Gutzkow-Funde" von Dr. H. H. Houben, auf die wir noch zurückkommen (Dresd. Journ. 255). Wie ernst der Verfasser es mit seiner Aufgabe auch nehme, wie viel Neues zum besseren Verständnis der Natur Gutzkows er beibringe, für den unbefangenen Leser und Litteraturfreund behalte das Resultat seiner Studien doch etwas Herzpressendes. „An Gutzkows Wiege haben ohne Frage die begabende und die verwünschende Fee Schulter an Schulter gestanden. Schenkte ihm die begabende die Freude am Reichtum der Welt und den rastlosen Geist, der unablässig nach Neuem trachtet, so legte die verwünschende den Fluch daneben, in rastloser Unruhe sich an keine Erscheinung voll und rückhaltlos hingeben zu können. Verlieh ihm die begabende Fee die innerliche Sehnsucht des Dichters nach schöpferischer Lust, so versagte ihm die verwünschende die echte Künstlerfreude an dem ergriffenen Stück Welt. Segnete ihn die begabende mit dem Scharfblick und Tiefblick des berufenen Kritikers und Historikers, so setzte ihm die verwünschende die Brillen neidischer Eifersucht und kleinlicher Widerspruchslaune auf. Gab ihm die gute Fee gesinnungsvolle Opferwilligkeit und mannhafte Ueberzeugungstreue, so nahm die schlimme durch Hinzuthat von mißtrauischer Sorge und streitsüchtigem Trotz jenen hohen Eigenschaften einen Teil ihrer besten Wirkung." — Den Einfluß, den der Text der „Zauberflöte" auf Grillparzer ausgeübt hat, der das Buch selbst eines der ersten nennt, das er gelesen habe, untersucht ein Feuilleton der wiener „Deutschen Zeitung" (10702), an die Veröffentlichung Luise von Kobells „Josef Victor von Scheffel und seine Familie" (Schwetzingen - Heidelberg, Verlag des Scheffel-Bundes) lehnt sich ein kleiner Aufsatz derselben Zeitung (10703) an, mit Karl Fischers jüngst erschienener Mörike-Biographie beschäftigt sich ein längeres Referat der berliner „Deutschen Zeitung" (252), und endlich ist eine kurze Charakteristik der Schriftstellerin Ida von Düringsfeld (1815—76) zu erwähnen (Deutsche Ztg., Wien, 10 709). Sie schrieb außer Gedichten und Novellen die geschichtlichen Romane „Margarethe von Valois und ihre Zeit" (1847) und „Antonio Foscarini" (1850), ferner die in der Gegenwart spielenden Romane „Eine Pension am Genfer See" (1851), „Esther" (1852) u. m. a., sowie Reiseskizzen.

* *

Den jetzt vielgenannten Dramatiker Eugène Brieux charakterisiert Louis P. Betz (Neue Zürcher Zeitung 281). Brieux, der sich aus dürftigen Verhältnissen — er war der Sohn eines Schreiners — mühsam emporgearbeitet hat, steht von seinen großen Vorgängern Dumas fils und Augier am nächsten. Er will seinem Volke ein Lehrer sein. So schafft er aus dem getreu beobachteten Leben heraus Problem- und Thesenschauspiele. In „Blanchette" schildert er die Konflikte, die in einer kleinbürgerlichen Familie entstehen, wenn sich ein Kind über die Bildungsstufe der Eltern erhebt, in „Evasion" berührt er die Vererbungstheorie; die Modewohlthätigkeit und das damit verbundene Strebertum beleuchtet die Komödie „Les bienfaiteurs"; sein Stück „Die drei Töchter des Herrn Dupont" geißelt die französische Mitgiftspekulation, in der „Wiege" plaidiert er gegen die Ehescheidung, wenn ein Kind da ist; in seinem vorletzten Drama „La robe rouge", das zur Zeit an vielen deutschen Bühnen aufgeführt wird, brandmarkt er das skrupellose Strebertum im französischen Richterstande, in „Les Remplaçantes" endlich geht er gegen die modernen Frauen vor, die zu bequem sind, ihren Kindern die Mutterbrust zu gönnen. — Im Gegensatz zu Brieux steht ein in Deutschland so gut wie unbekannter Dramatiker, den Arthur Eloesser (Voss. Ztg. 503) zum Gegenstand einer längeren Studie macht: Georges de Porto-Riche. Bei ihm giebt es keine Auseinandersetzungen mit den Forderungen der Gesellschaft, er findet eine mit dem Leben gesetzte Tragik schon in dem Vorhandensein der Leidenschaft, und er hat in seinem „Théâtre d'amour", das vier Dramen umfaßt („La Chance de Françoise", „L'Infidèle", „Amoureuse", „Le Passé"), die Liebe rehabilitiert, die zu einem Gegenstande der Deklamation, der Galanterie oder der ironischen Sentimentalität geworden war. Die Handlung seiner Stücke läßt sich kaum wiedergeben, weil alles auf der eigentümlichen Intensivität der einhüllenden Atmosphäre beruht; meist handelt es sich um die Krise einer Leidenschaft, die, innerlich längst notwendig geworden, durch eine geringe Veranlassung zum Ausbruch kommt. — Von modernen französischen Romanen bespricht Karl Bienenstein die in deutscher Uebersetzung erschienenen Bücher von Anatole France (Ostd. Rundschau, Wien, 297), und Paul Zifferer charakterisiert Octave Mirbeaus „Einundzwanzig Tage eines Neurasthenikers" (Arbeiter-Ztg. Wien, 297), die in mancher Beziehung mit Heines Reisebildern zu vergleichen seien. — Unter dem Titel „Ein bleierner Schmetterling" fertigt ein Feuilleton der „Neuen Freien Presse" (13344) das Buch von Oliver de Tréville ab: „Die jungen Mädchen, wie sie selbst sich malen," in dem der Autor die Legende von den demi-vierges aus der Welt schaffen will. Er hat zu diesem Zweck einige tausend Fräulein in Paris und der Provinz „interviewt". Aber ob nun das Buch echt oder falsch sei, etwas enthalte es doch, nämlich die Physiognomie der gutsituierten Kreise im heutigen Frankreich. Dieses Frankreich wünsche eine sittliche Wiedergeburt und sei nicht abgeneigt, zu Rom zurückzukehren. — Den bereits erwähnten neuen Roman „Les Oberlé" von René Bazin analysiert Paul Lainé („Die Germanisation im Roman"; Der Elsässer 340) und meint, das Buch könne Dritte glauben machen, man rede im Elsaß heutzutage überhaupt nur von der elsaß-lothringischen Frage, oder man lebe und arbeite dort lediglich unter bestimmten politischen Gesichtswinkeln, was doch nicht der Fall sei. — Eine Uebersicht über „neue französische Romane" giebt Felix Vogt (Frankf. Ztg. 304). — Aus den „Nouvelles Conversations de Goethe avec Eckermann" teilt Prof. Dr. H. C. Kellner einige charakteristische Proben mit (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 123). — Aus dem Gebiete der französischen Litteratur sei endlich noch eine größere Studie von Dr. Theodor Herold über die „Cabarets des Montmartre und das deutsche Ueberbrettl" erwähnt (Beil. zur Allg. Ztg. 245, 246). — Zur englischen Litteratur liegen nur zwei Beiträge vor: an der Hand der zweibändigen Biographie des Romanschriftstellers Robert Louis Stevenson, die dessen Freund Graham Balfour soeben veröffentlicht hat (Methuen), berichtet C. C. Schardt allerlei aus dem Leben des im Jahre 1894 verstorbenen Schriftstellers (Voss. Ztg. 507), und Otto Hauser (Neue Freie Presse 13353) giebt eine größere Studie über Swinburnes Lyrik (vgl. LE III, 1706). — Den „Entwicklungsgang der russischen Litteratur" skizziert Hieronymus Lorm (Voss. Ztg. 505) und behandelt dabei besonders Tschechoff, Gorki und Tolstoi. — Mit des letzteren Verhältnis zu den Aerzten beschäftigt sich ein kurzes Feuilleton von Dr. Hermann Beer (Wiener Allg. Ztg. 7084) und konstatiert die vielen Ausfälle, die

sich in Tolstois Schriften gegen den Stand der Aerzte finden. — Den jüngsten Roman Maxim Gorkis „Drei Menschen“ und Henryk Sienkiewiczs Erzählung „Ums liebe Brot“, die beide „vom Mitleid“ handeln, bespricht gemeinsam Robert Jaffé (Neue Freie Presse 13353). — Endlich sei ein längerer Artikel von Mavro Spicer verzeichnet, der anläßlich des vierhundertjährigen Bestandes der kroatischen Litteratur die Entwicklung dieses Litteraturzweiges darstellt („Zur Jubelfeier der kroatischen Litteratur“; Beil. zur Allg. Ztg. 249).

i. V.: K. Q.

„Der geniale Mensch.“ [Hermann Türck.] Von Alfred Biese. (Kieler Zeitung 20657).

„Die Liebe im deutschen Märchen.“ Ein Beitrag zur deutschen Sittengeschichte von Marie Luise Becker (Tägl. Rundschau, Unterh.-Beil. 252).

„Das Buch als Kunstwerk.“ Von Dr. Hans Bethge (Beil. zur Allg. Zeitung 240).

„Die Pleißeschäfer.“ Bilder aus dem leipziger Studentenleben des 17. und 18. Jahrhunderts von Dr. W. Bruchmüller (Leipziger Zeitung, Wissensch. Beil. 127, 128). Aus dieser Untersuchung geht hervor, „daß die ‚zahmen Pleißeschäfer‘ in Wahrheit wohl mehr in der Phantasie ihrer Zeitgenossen existiert haben und höchstens vielleicht im Vergleich mit den jenenser und hallenser Studenten als Duckmäuser und galante Stutzer betrachtet werden dürfen, während sie, für sich allein betrachtet, doch auch manche recht rauhe und burschikose Seite gezeigt haben.“

„König Harlekins Schatten.“ Von Gustav Davis (Reichswehr, Wien, 2761). Persifliert durch die Selbstanzeige eines angeblich existierenden Dramas „König Harlekins Schatten“ die Kommentare, die jüngst Rudolf Lothar und M. E. delle Grazie von ihren neuesten Stücken gegeben haben (vgl. Sp. 107 u. 178).

„Die Mutter des alten Mannes.“ Von Ludwig Geiger (Nat.-Zeitung, Sonnt.-Beil. 43). Charakterisiert das Buch „Marie Helene von Kügelgen. Ein Lebensbild in Briefen“, auf das wir noch zurückkommen.

„Das Kind im Volksglauben der Ruthenen und Rumänen.“ Von R. F. Kaindl (Leipziger Zeitung, Wissensch. Beil. 126).

„Litterarische Kultur.“ Von Dr. Hans Landsberg (Die Welt am Montag 42).

„Deutsche Zeitschriften während der Franzosenzeit.“ Von Otto von Leixner (Tägl. Rundschau, Unterh.-Beil. 253, 254). Bespricht eine Anzahl meist politischer Zeitschriften, die in den Jahren von 1806 bis 1816 erschienen.

„Die Meister des deutschen Briefes.“ Von M. R. (Die Post 496). Anzeige des ebenso betitelten Buches von Klaiber und Lyon (s. unten „Büchermarkt“).

„Liebe.“ [Mathieu Schwann.] Von Victor Wall (Ostdeutsche Rundschau, Wien, 290).

„Marie Baschkirtseff und ihr neues Tagebuch“ [vgl. LE III, 1638] (Neue Freie Presse 13353).

„Ein Deutschrömer.“ [F. X. Kraus; vgl. Sp. 27 f.] Montags-Revue, Wien, 43).

Berichtigung. In dem kleinen Referat über die Gedichte von Dora Stieler, der Tochter Karl Stielers, das hier kürzlich (Sp. 44) den „Münch. N. Nachr.“ entnommen worden war, wurde gesagt, daß die Verfasserin das Unglück habe, blind zu sein. Wie uns die Schwester der Dichterin aus Tegernsee mitteilt, beruht diese — aus jenem Artikel geschöpfte — Annahme glücklicherweise auf einem Irrtum. Den „Liedern einer Blinden“ liegt nur ein früheres schweres Augenleiden zugrunde, nicht der dauernde Verlust des Augenlichts.

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. (Berlin.) VI, 1, 2. In einer historischen Uebersicht über Goethes Faust auf dem deutschen Theater stellt Georg Witkowski die Chronologie der Aufführungen, die ersten Rollenbesetzungen zusammen und berührt die verschiedenen Bühneneinrichtungen des ersten und zweiten Teils. „Der vollständige ‚Faust‘ Goethes ist die größte Eroberung, die das deutsche Theater in unserer Zeit zu machen hat.“ In der Fortsetzung seines Aufsatzes giebt darum Witkowski einige Winke. Vor allem fordert er möglichste Beschränkung der musikalischen Beigaben, Vereinfachung des Dekorativen, ein energisch vorwärts strebendes, stark bewegtes Sprechtempo und vom Regisseur eine möglichst kräftige Ausgleichung der Stilunterschiede der beiden Teile, die nur in ihrer Gesamtdarbietung, jedoch mit Fortlassung der Zueignung und des Vorspiels auf dem Theater, würdig auf der Bühne erschienen. — In denselben beiden Heften giebt Robert Kohlrausch, ausgehend von einer Schilderung der beiden in Heilbronn sich um den Ruhm des „echten“ Käthchen-Hauses streitenden Häuser, einen Ueberblick über die Entstehungsgeschichte von Kleists Drama, das bekanntlich kein historisches Käthchen zur Voraussetzung hat. Durch den Mystiker Gottlieb Heinrich von Schubert war Kleist offenbar auf den heilbronner Magnetiseur Gmelin aufmerksam geworden und verlegte den Schauplatz seines Dramas nach Heilbronn (wo eine von Gmelin erzählte Geschichte von einem kranken Ratsherrntöchterlein spielte), als er durch Bürgers Ballade „Graf Walter“ den Stoff von der unbedingten Hingabe eines Mädchens an den geliebten Mann erhalten hatte.

Deutsche Heimat. V, 3. In einer Betrachtung über „Das deutsche Pfarrhaus und die Volkskunst“ stellt Robert Mielke fest, daß die Stellung des Pfarrers im Volksleben — speziell auf dem Lande — nicht mehr die selbe sei, wie in früheren Zeiten. „Auf dem Lande ist der Geistliche zwar immer noch der gute Geist unseres Volkstums, der seine edlen Bestandteile vor dem Wegschleifen durch den Wind einer unruhigen, schnelllebenden Zeit bewahrt. Aber schon wankt diese Stütze — nicht aus eigener Verkennung — sondern weil eine neue Zeit ihm Pflichten aus der Hand genommen und in andere gelegt hat, die seine ideelle Mitarbeit für das Volksganze ihm dauernd gewährleistet zu haben schienen. Die allgemeine Volksbildung und wirtschaftliche Selbständigkeit nehmen bei den einzelnen zu; durch Ueberfüllung der sogenannten akademischen Berufe wächst andererseits wieder manche Intelligenz in die unteren Kreise zurück, und durch die sich mehr und mehr herausbildende Beamtenstellung des Seelsorgers, der diese allerdings auch mit dem Lehrer teilt und mit dem Arzt vielleicht bald teilen wird, wird der Beruf veräußerlicht, daß selbst schwächere Elemente, die späteren Versuchungen unterliegen, ihm stark zuströmen. Die Führung in allgemeinen menschlichen Hilfsaktionen geht in andere Hände über, durch die gewaltigen Schöpfungen der Unfall-, Alters- und Sterbeversicherungen, durch die Erziehung der Massen zur Thätigkeit in besonderen Kassen und in Innungen entschwindet ein anderer Boden seiner einstigen predigtamtlichen Thätigkeit, nachdem auch die Schule sich von der einstigen pfarramtlichen Leitung gelöst und selbständig gemacht hat.“ Zum Ausgleich dieser Verluste will Mielke den Pfarrer auf die Kunst verweisen. Er soll die örtliche Kunstpflege in die Hand nehmen. In der Förderung der aufstrebenden Volkskunst auf den verschiedenen Gebieten könnte das Pfarrhaus vielleicht die dankbarste Aufgabe der Zukunft finden, in der Mitarbeit an dieser Aufgabe könne es wieder den wichtigen Anteil nehmen, der ihm seine Stellung im Kulturleben auch künftig gewährleiste. Für die bodenständige Heimatkunst müsse der natürliche Schwerpunkt im deutschen Pfarrhaus liegen. Zum Schlusse seiner Betrachtungen bemüht sich Mielke, einige positive Vor- und Ratschläge in diesem Sinne zu geben.

Die Gegenwart. (Berlin.) XXX, 42, 43. Erich Epstein teilt die älteste vollständige Fassung von Bürgers Prolog zu Sprickmanns Trauerspiel „Eulalia“ (1777) nach der berliner Litteratur- und Theaterzeitung (24. Febr. 1781) mit. Sie war bisher allen Herausgebern der bürgerschen Gedichte entgangen. — Dem verstorbenen Ludwig Jacobowski widmet Kurt Holm eine ausführliche Betrachtung. Er erkennt in ihm ein echtes Talent, das durch Arbeit und Selbstzucht seine Schöpfungen reifen ließ. Vor allem hebt er Jacobowskis

Worte: „Rastloses Aufgehen in deutschem Geist und deutscher Gesittung" als charakteristisch für sein Wesen und Wirken hervor, und betont in diesem wieder den strengen Zwang, dem sich Jacobowski in der Behandlung der Muttersprache unterwarf. Seine Weltanschauung enthielt eine Mischung von lebensbejahender Schönheitsfreude und stiller Elegie. Aber er strebte nach harmonischer Ausbildung aller Kräfte und suchte sich selbst zu befreien.

Die Kultur. (Wien.) III, 1. Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Zacharias Werners Entwickelungsgang darzulegen, ist der Zweck einer Untersuchung von August Rösler. Er skizziert diese Entwickelung nach drei Gesichtspunkten: die intellektuelle vom krankhaft mystischen Schwärmer zum christlichen Mystiker; die moralische von der Unsittlichkeit zur sittlichen Selbstbeherrschung; die ethische von unthätiger Träumerei zu thatkräftiger Arbeit am Wohle der Menschheit. Der Wendepunkt für diese dreifache Aufwärtsentwickelung ist dem Verfasser zufolge Werners in Rom 1810 vollzogener Uebertritt zum katholischen Glauben. Die kulturgeschichtliche Bedeutung dieses Entwickelungsganges aber wird dahin gekennzeichnet, daß er „eine Scheidung der Geister" nach sich gezogen habe. „Sein Auftreten auf den Kanzeln von Wien bleibt auch dem nichtchristlichen Kulturhistoriker, falls er nur die Wahrheit liebt, ein Phänomen. Kein anderer hat damals so mächtig die Einwohner von Wien angezogen und in der Augustinerkirche zur Zeit des wiener Kongresses die gekrönten Häupter um seine Kanzel versammelt, wie er. Als er einmal in der Franziskanerkirche predigte, heißt es, rollten die Karossen in Unzahl vor die Kirchthüre, die Leute drängten sich massenhaft hinzu, und die Polizeiwache reichte nicht mehr aus, um die Ordnung auf der Straße aufrecht zu erhalten; es mußte noch eine Wache-Abteilung Kürassiere erscheinen." Gegenüber dieser Wirkung seines Glaubenswechsels und seiner Predigerthätigkeit tritt die Bedeutung seiner Dichtungen erheblich zurück, und insbesondere wird es hier als verkehrt bezeichnet, daß die Litteraturgeschichten ihn wegen des einen kleinen Stückes „Der 24. Februar", zu dem ihn Goethe angeregt habe, immer wieder als den Vater des berüchtigten Schicksalsdramas — und nur als solchen — anführen. In Wahrheit habe weder Werner selbst daran gedacht, dem Drama diese Richtung zu geben, noch sei er darin maßgebend gewesen. Schließlich wird Werner gegen den oft gemachten Vorwurf verteidigt, er habe den Mystizismus „bis zur Verrücktheit" getrieben. Man könne einen hohen Preis für den aussetzen, der in Werners Predigten und Dichtungen nach seinem letzten Schritt zum Ziele ein Zeichen der Verrücktheit finden könnte. „Wenn trotzdem Werners Reue und Arbeit für Aberglaube erklärt worden ist, so ist von den Feinden des Christentums eben seine kulturgeschichtliche Bedeutung für seine Zeit gekennzeichnet: er bahnte als Herold dem Kreuze den Weg durch seine Zeit."

Die Nation. (Berlin.) XVIII, 52. XIX, 3. Voltaires Lustspiele, d. h. nach französischer Terminologie alle seine nicht-tragischen Stücke, mustert Wilhelm Bolin, indem er auf Inhalt und Tendenz jedes einzelnen der zwölf Werke kurz eingeht. „Ein echtes Lustspiel zu schaffen, hat nicht außerhalb Voltaires Begabung gelegen. Die Posse ‚L'échange' und die in ‚Nanine', im ‚Herrenrecht' und in ‚Charlot' bewährte Technik bieten ein schätzbares Unterpfand dafür. Allein Zeitgeschmack und Temperament drängten ihn in die Richtung, wo die Komik sich in den Dienst der Moral stellt und so um ihr künstlerisches Recht kommt. Der Humor, die Seele wahrhafter Komik, wurde ihm durch die Rücksicht aufs Bessern und Bekehren getrübt und beengt; zudem hat er dieses Genre, das zu seinem Gedeihen eine ganze, ungeteilte Kraft verlangt, nur nebenher gepflegt." — In der zweiten Nummer nimmt Anton Bettelheim anläßlich der im Verlag der Revue blanche erschienenen „Nouvelles conversations de Goethe avec Eckermann 1897—1900" Gelegenheit, dieses „neue Eckermännchen" mit dem alten ehrlichen Eckermann zu vergleichen, diesen mit seinen treuen Aufzeichnungen ein „unverlierbares Gut" der Nation zu nennen, während er das „thörichte Maskenspiel" des Franzosen zurückweist und betont, wie sehr die als Goethes Urteil vorgebrachten Aussprüche über Molière und Beaumarchais mit den vom alten Eckermann verbürgten Aeußerungen in Widerspruch stehen. Vollends unerträglich sei das Buch da, „wo ein Pseudo-Goethe sich über die jüngsten politischen, künstlerischen, sozialistischen und litterarischen Moden im Gespräch mit Pseudo-Sorets, einem falschen Coudray und einem ebenso unechten Kunstmeyer u. s. w. ausläßt." — Dem Verfasser des jüngst in Berlin aufgeführten „Marquis von Keith", Frank Wedekind, gilt eine Studie von Alfred Kerr. Wedekind ist ihm ein Nachfahr der romantischen Ironie, der wie Ibsen tiefe Blicke in dieses Leben gethan hat, aber nicht gefühlsunfähig, sondern ein Ueberwinder aller Gefühle ist. Ein unglaublicher, äußerster Cynismus, eine „Genialität des Schmutzigen" beherrsche ihn; er stehe in genialer Unbekümmertheit frei von zeitlicher Satzung „außerhalb der Gesellschaft, fast außerhalb der Welt".

Die Umschau. (Frankfurt a. M.) V, 39, 40. In einer Reihe von Aufsätzen will es Adalbert von Hanstein unternehmen, „die verschiedenen Stände im Lichte der neueren deutschen Dichtung" vorzuführen. Er beginnt mit dem Kaufmann. Shaksperes „Kaufmann von Venedig" ist die erste bedeutende dichterische Gestaltung, in der ein Vertreter des Kaufmannsstandes als solcher hervortritt. In Deutschland blieb Lessings Nathan zunächst eine vereinzelte Erscheinung dieser Art. Goethe läßt seinen Wilhelm Meister „den Weg aus der Enge der Kaufmannswelt nach den lichten Höhen der gesellschaftlichen Freiheit" suchen. Ein richtiger Kaufmannsroman aber ist der „Lorenz Stark" von Johann Jacob Engel, dessen starrköpfiger Titelheld „so recht ein typischer Vertreter der engherzigen Kaufleute in der Dichtung an der Wende des Jahrhunderts" ist; denn die Zeit der weimarischen Klassiker und ihrer hellenischen Ideale neigte sehr dazu, den Kaufmann als nüchternen Rechner und Vertreter nur des eigenen materiellen Vorteils gering zu achten, und noch mehr mußte sich dies Verhältnis in den Zeiten der Romantik verschärfen, deren Wesen allem Kaufmännischen so stracks zuwiderläuft. Erst gegen Ende dieser Periode schuf Immermann in seinen „Epigonen" (1835) wieder eine kraftvolle Gestalt aus der Welt des Geschäftslebens; den eigentlichen Umschwung aber führte zwanzig Jahre später Gustav Freytags „Soll und Haben" herbei, mit dem der Kaufmann seinen Paß ins Reich der Dichtung erst erhielt. Es scheiden sich dann in den zahlreich auftretenden Typen der Kaufmannswelt zwei Gattungen von dem eigentlichen Kaufmannsstande ab: einerseits der Großindustrielle, der Fabrikant, der in der sozialen Dichtung unserer Tage eine so große Rolle spielt, andererseits der Kaufmann mit Geld, d. h. der Bankier, der durch die Gründerzeit in den Vordergrund gerückt wurde und mit gewissen, meist nicht sympathischen typischen Eigenschaften ausgestattet wurde. Auf einzelne Behandlungen des Kaufmanns in der modernen Litteratur geht Hanstein nicht ein; er nennt nur Conrad Albertis Versuch, mit dem Roman „Schröder & Cie." Freytags „Soll und Haben" eine moderne Fortsetzung zu geben.

Die Wage. (Wien.) IV, 40. Otto Stößl giebt eine ästhetisch-kritische Studie über die moderne Posse. Er läßt für sie keine Beschönigung noch Rechtfertigung gelten, sondern untersucht, „warum gerade Schwank und Posse nicht etwa auf dem Gebiete der niederen Komik verweilen, denn das würde ihnen niemand ernstlich verübeln, aber warum sie das Niedrigkomische mit einer so unsagbaren Albernheit, Geschmacklosigkeit, Armut an Erfindung, totaler Reizlosigkeit und völliger Barbarei behandeln". Er kommt

zu dem Ergebnis, daß unsere Posse thatsächlich „tief in der ganzen gegenwärtigen Form des Lebens begründet sei". In der Posse erholt sich die gemeine Menge, während sie in der Tragödie gezwungen wird, sich selbst zu verachten und das Ungemeine zu bewundern. Solange wird sich an diesem erbärmlichen Zustande nichts ändern, ehe nicht eine „allgemeine geistige Auffassung des Lebens, ein künstlerischer, sittlicher, materieller Konsens besteht, durch welchen eine wahrhafte nationale Bühne eben als durch eine innere Einheit getragen und befruchtet würde. Nicht im Positiven, nicht in der Höhe, sondern in der Niedrigkeit, Unvollkommenheit und Unförmlichkeit des Lebens besteht ein Konsens, jener unsterbliche Konsens zur Gemeinheit, ihm entspricht unser Schwank." Zum Teil macht Stößl dafür auch die Schauspieler verantwortlich, die den Hauptreiz der Posse darin sähen, sich gehen zu lassen, und damit darzuthun, daß sie „meist nicht aus den besterzogenen Familien und aus denen von langer künstlerischer Tradition" stammen, sondern mit ihrer „dringlichen, unbezwingbaren, wüsten Natur, mit ihren heftigen, ungedämpften Impulsen und den Masseninstinkten" ohne Zweifel „Strebungen und Anlagen zweiten Ranges und tieferstehender Menschen" ausdrücken. Der deutschen Posse hält er die französische gegenüber, die auf eine feinere Kultur der Bühne und eine höhere Kultur des Lebens schließen lasse. — In Heft 43 bewundert derselbe Kritiker den vielverlästerten Alfred Mombert und rechnet ihn „zu jenen orphischen Sängern, welche von Zeit zu Zeit immer wieder mit rätselhafter Gewalt und Eigenart auftreten, die Urgefühle und Urinstinkte der menschlichen Gattung durch dunkle, glühende Rhythmen ausdrücken, Unfaßbares mit ahnenden Worten berühren, außer ihrer Zeit stehen und das Allgemeine auf eine höchst persönliche Weise ausdrücken. So ist in seinen Gedichten ‚Unsinns' genug, aber wie viel Sinn!"

Westermanns Monatshefte. (Braunschweig.) Novemberheft. — Hans Devrient setzt die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Gustav Freytag und Eduard Devrient fort. Zumeist handelt es sich in den Briefen der Jahre 1858—1860 um Freytags „Fabier". Devrient hatte das Drama zur ersten Aufführung in Karlsruhe angenommen, empfahl aber vorher in unermüdlichem Eifer und mit feinem Verständnis dem Freunde manche Abänderung und Streichung, zu denen sich Freytag nicht immer bereit fand. Schließlich erlebte das Stück seine erste — schauspielerisch nicht genügende — Aufführung in Dresden. Dawison als „Marcus" war „abscheulich", das Stück wurde „verhudelt". Interessant ist in einem Briefe Freytags vom 27. April 1858 eine Aeußerung über die damalige Lage der dramatischen Schriftsteller Deutschlands. Devrient hatte ein Zentralorgan der dramatischen Autoren vorgeschlagen, um die einzelnen besser honorieren zu können. Freytag stand dem Plan etwas kühl gegenüber. „Zwar unter uns scheint mir das durchaus nicht nötig, denn der dramatische Schriftsteller wird bereits soviel besser bezahlt als jeder andere Deutsche, daß das Verhältnis sehr auffallend ist. Lyrische Dichter erhalten nichts und zahlen die Hälfte der Druckkosten — nur wenige Ausnahmen — Romane werden — wenige ausgenommen — in ca. tausend Exemplaren gedruckt und pro Bogen selten höher honoriert als mit zwei bis drei Louisdor. Vier Louisdor ist schon ein sehr hohes Honorar und fünf Louisdor äußerst selten. Dagegen bringt ein leichtes Stück, was irgend aufführbar ist und den Abend füllt, schwerlich weniger als 1200 Reichsthaler, und wenn es Beifall findet, sicher an 2000 Reichsthaler. Diese Summe verteilt sich etwa so: 300 bis 500 tant. in Berlin, 400 bis 600 tant. in Wien, 500 bis 600 tant. die etwa zwanzig Theater, mit denen der Autor selbst zu verkehren gut thut, 100 bis 200 tant. die kleinen Bühnen, welche die Agenturen besorgen. Ich halte für nützlich, daß der Dichter selbst mit den anständigeren Theatern verhandelt. Ich habe die Theaterkarriere meiner wenigen Stücke nicht poussiert, aber ich habe ein wenig Buch über die Einnahmen geführt: ‚Valentine' 1800, ‚Waldemar' ca. 1000 (mit Druck), ‚Journalisten' bereits 2000 Reichsthaler. Benedix aber und die Birch verwerten ein Stück viel höher. Allerdings ist ein Uebelstand, daß fast Zweidrittel der gesamten Einnahme von Wien und Berlin abhängen; aber es sind einmal die größten Städte Deutschlands."

Die Zeit. (Wien.) 364. Ein „Original" in der großen, allzu großen Masse von Schriftstellern unserer Tage nennt Friedrich Graz den englischen Novellisten H. G. Wells, der ein erstaunliches Maß von Scharfsinn, Phantasie und Gestaltungskraft besitze. Wells Name werde überall genannt werden, wenn erst seine neuesten Novellen „The Wheels of Chance" und „Love and Mr. Lewisham" in weitere Kreise gedrungen seien. Wells bedeute einen „auffallenden Fortschritt in der englischen Romankunst. Seine Menschen empfinden wie richtige Menschenkinder, nicht wie die Söhne und Töchter Albions, die man selbst in den Charakteren Dickens als solche stets erkennt, und die auch in den Alltagsfiguren der George Eliot typisch sind. Es wäre eine litterarische That, wenn es Wells gelingen sollte, seinen Landsleuten darüber die Augen zu öffnen, ein wie großer Abstand zwischen dem ‚very very English' und dem ‚very human' liegt." — Den Streit um Goethes ‚Urpflanze' hofft Jules Wiesner (Nr. 366, 367) durch ein jüngst erschienenes Buch von A. Bliedner über dieses Thema beendet zu sehen. Er selbst giebt seine Ansicht dahin ab, daß Goethe bei der Schöpfung seiner Urpflanze reine deszententheoretische Absicht gehabt habe und daß es ihm nur darum zu thun gewesen sei, schon vorhandene Formen „zum Zwecke der Uebersicht, zur natürlichen Unterscheidung der Geschlechter und Gattungen auf ein einfaches Schema zurückzuführen." — Gabriele Reuter rühmt (Nr. 366) als ein Kinderbuch für Erwachsene „mit einer Fülle feiner und anziehender Kinderpsychologie" André Lichtenbergers, von Agne Born-Temme übersetztes Buch „Mein kleiner Trott". — Den historischen Roman wieder heranzubilden, dafür glaubt Max Meyerfeld den Kenter Maurice Hewlett nach seiner letzten Gabe „The Life and Death of Richard Yea-and-Nay" (vgl. LE III, 344, 1632) vielleicht berufen. Freilich zerstöre der Autor selbst mutwillig vielversprechende Anfänge. — In Nr. 369 bespricht der gleiche Kritiker Rudyard Kiplings neue Erzählung „Kim" und Hermann Heyermans „Hoffnung", das „Werk eines wirklichen Dichters" Max Burckhard.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (Leipzig, Herm. Haacke). Bd. 118, Heft 1. Professor H. Siebeck untersucht das Problem der Freiheit bei Goethe. Herangezogen werden dazu die „Wahlverwandtschaften", die Gespräche mit dem Kanzler von Müller und mit Eckermann, Tasso und die „Sprüche". Goethe, heißt es, habe sich in der Freiheitsfrage vor jedem Extrem gehütet, überhaupt seinem mehr gegenständlichen Denken entsprechend die Probleme weniger transcendent und abstrakt zu Ende gedacht, als sie konkret am Einzelfall in ihre praktischen Konsequenzen verfolgt. — Wie soll Charakter bei einer schrankenlosen Freiheit bestehen können? Und wie bei dem Glauben an eine bis ins einzelne deterministisch voraus geregelte Weltordnung? So kann bei dem Freiheitsgedanken Goethes eine Abhängigkeit von Spinoza nicht angenommen werden, während mit Kants Lehre vom intelligiblen Charakter eine kleine, mit Schopenhauers Willensbestimmung durch das stärkste Motiv eine große Aehnlichkeit besteht. Der Mensch ist nach Goethe zugleich ein Eigenwesen und ein Produkt äußerer Umstände. Individualität nennt er die mit auf die Welt gebrachte Anlage zur Freiheit, Persönlichkeit die Verwirklichung der „Möglichkeit, unter allen Umständen das Vernünftige zu thun". Die Freiheit liegt eben in der Bildsamkeit und Entwickelungsfähigkeit des mitgebrachten Kerns der

Individualität — nicht im Sinne einer ethischen Anarchie, sondern als freiwillige Beugung des eigenen Ich unter die allgemein menschliche Norm des Sittengesetzes, „wo man liebt, was man sich selbst befiehlt". Hat der Mensch diese Höhe erreicht, so gehört er zu den stillen Seelen, deren Bewunderung Goethe mit Spinoza gemein hatte, und die er in Iphigenie, Antonio und Dorothea dichterisch verkörpert hat. Goethes Freiheitslehre ist somit weit weniger eine Freiheit des Willens allein, als vielmehr ein zu gewinnender Zustand der ganzen Persönlichkeit, wobei es ihm freilich an einer scharfen Definition dieses letzteren Begriffes fehlt. Die übliche Antithese von Determinismus und Indeterminismus trifft diese Auffassung gar nicht: man kann die sittliche Entscheidung nach Belieben bedingt oder unbedingt nennen, denn sie folgt zwar notwendig aus Bedingungen, ist aber für die menschliche Erkenntnis im Augenblick und der Intensität ihres Hervortretens nicht als notwendig zu erweisen.

„Ueber die Heine-Frage." Von Karl Bleibtreu (Neue Bahnen, Wien; 20. Heft). Heine sei zwar in vielem ein typischer Jude, als Dichter aber ein typischer Deutscher gewesen.

„Nachtwächterpoesie." Von Egon Dumont (Südwestd. Rundsch., Frankf. a. M.; Nr. 19). Kurze Charakteristik der Nachtwächterlieder, in denen oftmals Zeitereignisse ihren Widerhall finden.

„Wilhelm Raabe." Von Louis Engelbrecht (Monatsbl. f. d. Litt., Leipzig; V, 12).

„Jung-Brünn." Von Dr. Egid von Filek (Stimmen der Gegenwart, Eberswalde; II, 10). Nennt von jungen brünner Autoren Philipp Langmann, Franz Schamann, Josef Trübswasser, Richard Schaukal, Karl Hans Strobl u. m. a.

„Oscar Wilde." Von Johannes Gaulke (Stimmen der Gegenwart, Eberswalde; II, 10).

„Wilhelm Raabe." Von Paul Gerber (Die Gesellschaft, Dresden; XVII, 5 u. 6).

„Vom Erzähler Wildenbruch." Von Karl Gruber (Erwinia, Straßburg i. E.; IX, 1, 2).

„Die Tierschutzbestrebungen im litterarischen Gewande." Von Guido Höller (Jugendschriften-Warte, Hamburg; IX, 10).

„Dr. Richard Kralik, Ritter von Meyerswalden." Ein Beitrag zur Poetik von P. Adolf Innerkofler (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVI, 1, 2).

„Sozialdemokratische Jugendlitteratur." Von Otto Marko (Die neue Zeit, Stuttgart; XIX, 52).

„Helene Böhlaus ältere und neuere Schriften." Von Henriette von Meerheimb (Monatsbl. f. d. Litt., Leipzig; V, 12).

„Wilhelm von Scholz." Von Edgar Alfred Regener (Deutsch-franz. Rundsch., Goslar; Nr. 58).

„Erinnerungen an Dr. Fr. W. Helle." Von P. Revocatus (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVI, 2). Vgl. LE III, 480 u. 1660.

„Julius Harts ‚neuer Gott'." Von Mathieu Schwann (Die Gesellschaft, Dresden; XVII, 5 u. 6).

„Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur." Von Mathieu Schwann (Neue Bahnen, Wien; 20. Heft).

„James Thomson." Von Paul Seliger. (Der Lotse, Hamburg, II, 3 4.) Giebt eine Biographie des englischen Naturdichters und eine Inhaltsangabe mit einigen ästhetischen Bemerkungen von Thomsons „Jahreszeiten", die bekanntlich auch Haydns Oratorium zugrunde liegen. In der Art von Thomsons Naturbetrachtung „nur um der Betrachtung willen" sieht Seliger ein spezifisch germanisches Bild.

„Ein Drama der Passion." [Strindbergs „Ostern".] Von Josef Theodor (Die Gesellschaft, Dresden; XVII, 3 u. 4).

„Zur Charakteristik der französischen und deutschen Volkslieder." II. Von Adolf Thimme (Deutsch-franz. Rundsch., Goslar; Nr. 58).

„J.-K. Huysmans." Von P. Weiland (Die Zeit, Schöneberg-Berlin; I, 4).

„Eleazar, Shylock und Nathan der Weise." Von Leo Winz (Ost und West, Berlin; I, 9).

„Johannes Schlaf." Von Paul Zschorlich (Die Zeit, Schöneberg-Berlin; I, 5).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Durch Reichhaltigkeit an litterarischen Beiträgen zeichnet sich das Oktober-Heft der „Edinburgh Review" aus. Ein Artikel „Rom und die Romanschreiber" stellt einen Strauß neuerer Romane von Zola, Mrs. Humphry Ward, Huysmans, Hall Caine („Die ewige Stadt") und anderen zusammen; der Verfasser will durch die Fülle der Namen das stärkere Interesse an der römischen Kirche nachweisen. — Ein kritischer Aufsatz gilt dem Buch Professor Courthopes über „Das Leben in der Poesie und die Gesetze des Geschmacks", von dem schon in einem früheren Briefe die Rede war; ein weiterer handelt von der Jugendlektüre. Andrew Lang hat einmal den Ausspruch gethan, alle Bücher seien Kinderbücher. England hat ja auf diesem Felde einige Standard-Werke geschaffen, wie Robinson Crusoe, Gullivers Reisen, denen sich Kiplings Dschungelbuch vielleicht dereinst anreihen wird. Es zeigt sich, daß die naiven Kinderbücher Erwachsene nicht minder ansprechen; daneben existiert allerdings eine Ueberzahl von sentimentalen Erzeugnissen, die für Erwachsene nicht recht genießbar sind. — Die „Quarterly Review" bringt einen sehr warmen Aufsatz über die Kaiserin Friedrich. Der litterarische Teil der Zeitschrift handelt von den modernen Troubadours, d. h. den zeitgenössischen Dichtern der Provence, einem walliserischen Dichter aus Chaucers Tagen und den Romanen der verstorbenen Miß Charlotte Yonge. Sie hat deren in einem Zeitraum von fünfzig Jahren etwa zweihundert verfertigt, die alle Pflicht und Disziplin predigen. Johannes Scherr sprach nicht mit Unrecht von der kaninchenhaften Fruchtbarkeit der englischen Romanschreiber oder besser: der Romanschreiberinnen, denn Miß Yonge steht keineswegs vereinzelt da. — Arthur Symons weiß in der „Monthly Review" nicht viel Neues über Keats zu sagen, abgesehen von einer Verteidigung seiner Liebe zu Fanny Brawne, die er aus dem Temperament des Dichters heraus zu erklären sucht.

Es hat den Anschein, als sollte die Shakspere-Bacon-Streitfrage wieder aufleben. Der letzte Beitrag dazu über „die Doppelchiffre des Sir Francis Bacon" stammt von einer Mrs. Elizabeth Wells Gallup. Sie erklärt, diese Chiffre, die sie entdeckt hat, nicht nur in den Stücken Shaksperes, sondern auch bei Peele, Greene und Marlowe, ferner in den Gedichten Spensers und den Schriften Burtons gefunden zu haben, und sieht darin einen unanfechtbaren Beweis für Bacons Verfasserschaft (vgl. LE III, 1273 f.). Nach ihren Ausführungen wäre Bacon der Sohn der Elisabeth vom Grafen Leicester und somit der Thronerbe. Essex ist demzufolge der jüngere Sohn. Mr. Sidney Lee, an den man sich wiederholt gewandt hat, erklärt diese große Entdeckung für einen willkürlichen Unsinn. In sehr ergötzlicher Weise setzt sich A. P. Sinett in der „National Review" (August) mit dem Buch der Mrs. Gallup auseinander.

Dr. Richard Garnett, Ritter des Bathordens, bis vor kurzem der Oberbibliothekar des Britischen Museums, hat einige seiner köstlichen kritischen Studien unter dem Titel „Essais eines Exbibliothekars" in Buchform vereinigt. Darin findet man Aufsätze über Homer-Uebersetzungen, Coleridges Dichtung, Matthew Arnold und — vielleicht der interessanteste — Shelley und Lord Beaconsfield. Er handelt von „Venetia", dem schwächsten der beaconsfieldschen Romane, der indes als biographisches Dokument reizvoll ist, weil Shelley darin als Marmion Herbert und Byron als Lord Cadurcis auftritt. Ein anderer Aufsatz über Zeit und Anlaß des „Sturms" war im Jahrbuch der deutschen Shak-

spere-Gesellschaft (Band 35) in deutscher Uebersetzung erschienen. — Soeben hat die Clarendon Press, Oxford, zum erstenmal eine vollständige Ausgabe der Werke des Thomas Kyd veranstaltet, jenes elisabethinischen Dramatikers, dem bekanntlich der sogenannte Urhamlet zugeschrieben wird. Sie ist nach den Originaltexten mit Einleitung, Anmerkungen und Faksimiles von Frederick S. Boas, Professor der Geschichte und der englischen Litteratur am Queen's College in Belfast (Irland) herausgegeben worden. — Mr. William Archer beweist in seinem prächtigen Buch über die „Dichter der jüngeren Generation" unumstößlich, daß wir eine reichhaltige, wenn auch nicht erstklassige Lyrik besitzen. Aus dreiunddreißig zeitgenössischen Dichtern werden Proben angeführt. Am besten bekannt dürfte darunter Kipling sein; als das Kennzeichen seines Genies sieht Mr. Archer das ewig Romantische im unerschrockenen Realismus an. — Der Tennyson-Kult gedeiht weiter: Mr. Andrew Langs Biographie des großen Dichters (Blackwood) erfüllt ihren Zweck. Bei Macmillan ist außerdem eine zweite Auflage von Miß E. R. Chapmans Kommentar zu „In Memoriam" erschienen, den Tennyson persönlich empfohlen hat. Als ihm die Verfasserin einmal davon erzählte, wie langsam das Werk abgesetzt werde, meinte er: „Aber Sie hätten sagen sollen, daß ich es mag." In der That ist es eine nützliche Erläuterung des Gedichts.

Einige neue Romane heischen Beachtung, in erster Linie Rudyard Kiplings „Kim". Der Held ist das Kind europäischer Eltern, eines irischen Soldaten und seines Weibes, aber er wächst arm und verlassen unter den Eingeborenen von Lahore auf. Er begleitet einen Lama aus Tibet auf seiner Wanderschaft und wird bei allerlei geheimen Diensten nützlich. Dieser Kim ist eine köstliche Figur, und die Darstellung des Lebens am Wege, der Fußwanderung von den Ebenen zu den höchsten Bergen giebt Kipling die glänzendste Gelegenheit, die er bislang gefunden hat, ein Panorama indischen Lebens zu entrollen, Männer und Weiber, Priester und Soldaten, Hindus und Muhammedaner, Eingeborene und Europäer vorzuführen: ein farbiges Gemälde von Land und Leuten in Indien, voll mannigfachen Interesses. — Mr. Maurice Hewletts „Neue Canterbury-Geschichten", die im Mittelalter spielen und sich unnötigerweise durch den Titel in Chaucers Nachbarschaft begeben, sind von der Kritik teilweise außerordentlich gepriesen, teilweise aber auch als ganz oberflächliche Mache hingestellt worden. Ein Begeisterter im „Athenaeum" nennt den Verfasser den Fürsten der Märchenerzähler nach Stevensons Tode. — Mr. A. E. W. Masons Roman „Clementina" ist eine abenteuerliche Geschichte aus dem Jahre 1719. Ein Irländer Wogan geht auf die Suche, um die Prinzessin Clementina von Polen aus der Gefangenschaft zu befreien; er bringt sie nach Bologna, auf daß sie dem Chevalier de St. George vermählt werde u. s. f. — Die Verfasserin von „Elizabeth und ihr deutscher Garten", die es noch immer vorzieht, anonym zu bleiben, hat uns mit der „Wohlthäterin" („The Benefactress") ein fröhliches Buch beschert, und das ist in unseren Tagen etwas Seltenes. Onkel Joachim hinterläßt seiner Nichte Anna Estcourt das Gut Kleinwalde in der Nähe von Stralsund. Sie entschließt sich, hier eine Heimstätte für arme Fräulein ihres Standes zu errichten, lädt sie ein, bei ihr zu leben, nicht als Untergebene, sondern als ihre Schwestern und Gleichberechtigte. Der Versuch scheitert indessen. Eine Fülle von Gestalten und norddeutsches Leben insgesamt wird beschrieben. Da ist der Pastor und sein Vertreter, der Agent und der schöne Herr Nachbar, Annas Liebhaber und später ihr Gatte, der Militär mit unlauteren Heiratsabsichten und eine Baronin mit einer dunklen Verwandtschaft, die sie zu verbergen sucht. Das Ganze ist nicht ohne feine Ironie geschrieben. — Gilbert Parkers neuer Roman „The Right of Way" (Das Recht, seinen Weg zu machen) hat eine vortreffliche Charakterstudie zum Mittelpunkt. Der Schneider Charley Steele braucht weder den Vergleich mit Kingsleys Alton Locke noch mit Meredith Evan Harrington zu scheuen. Die Handlung spielt im französischen Canada, wo der Verfasser genau Bescheid weiß, und dessen Bewohner mit ihrer Artigkeit und ihrem Aberglauben und ihren schlichten Lebensanschauungen er durch und durch kennt.

Die neue dramatische Ernte ist bis jetzt kümmerlich ausgefallen, mit Ausnahme von Mr. Pineros „Iris". Das Schicksal einer wankelmütigen Frau wird dargelegt — ein Thema, das er schon in der „zweiten Mrs. Tanqueray", in „Mrs. Ebbsmith" und der „Wohlthat des Zweifels" behandelt hat. Aber die Heldinnen dieser Dramen waren starke Frauen mit starkem Willen. Iris ist schwach; der Wille, der Mut fehlt ihr. Das Testament ihres Gatten droht ihr mit Vermögensverlust, falls sie zum zweiten Mal heiratet. Nun liebt sie den armen Laurence Trenwith, nimmt aber den reichen Frederick Maldonado; doch da sie sich außer Stande sieht, sich von ihrem Geliebten zu trennen, löst sie ihre Verlobung mit dem Millionär auf und folgt ihrem Laurence. Aber ihm geht es gegen den Strich, von Iris Gelde zu leben, und sie ist für die Armut nicht geschaffen. Da erfährt Iris, daß ihr Anwalt ihr ganzes Vermögen verspielt hat. Laurence geht nach Britisch-Columbien, um Iris ein Heim zu bereiten. Allein inzwischen kann sie nicht von dem bischen, das ihr übrig bleibt, leben und läßt sich Maldonados Gönnertum gefallen. Laurence kehrt zurück, macht ihre Lage ausfindig, und mit den Worten: „Es thut mir leid, es thut mir leid," verläßt er sie zur selbigen Stunde. Als Maldonado, der sich zum rohen Tyrannen entwickelt hat, erfährt, daß er nicht der erste Geliebte der famosen Iris ist, weist er ihr die Thür. Die Inhaltsangabe mag hier die Kritik ersetzen. — „Die Mumie und der zwitschernde Vogel" („The Mummy and the humming Bird") von Isaac Henderson wird in Wyndhams Theater gespielt und läßt uns völlig kalt; wir nehmen kaum Anteil an dem Geschick des ältlichen Lord Lumley, eines Gelehrten und Erfinders, seiner jungen Frau und ihres Verehrers, des üblichen italienischen Abenteurers. — Mr. Esmonds jüngstes Werk „Der Empfindsame" („The Sentimentalist") hat enttäuscht, obgleich es manches Originelle bietet. — Mr. Tree hat den „Letzten Stutzer" („The Last of the Dandies") aufgeführt, ein üppiges Bühnenbild, das nichts mit der Litteratur zu schaffen hat. Der Held ist der Graf d'Orsay, den sich der junge Disraeli zum Muster genommen haben soll, und die Heldin Lady Blessington. Eine Schar von Berühmtheiten aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bevölkert die Bühne, aber dem Gerüst wird kein Leben angesetzt. — Auch die Aufführungen des deutschen Theaters haben wieder begonnen: Wildenbruchs „Haubenlerche" war die Eröffnungsvorstellung.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

In der „Rivista politica e letteraria" (15. September) werden wir von T. Morino darüber belehrt, daß die florentiner Pest vom Jahre 1348, von der Boccaccio in der Vorrede zum „Decamerone" eine so packende Schilderung giebt, der eigentliche Anlaß für ihn gewesen sei — nicht neue Erzählungen zu schreiben, sondern die früher geschriebenen zu sammeln und in den klassischen Rahmen zu fassen. Den Mangel jedes inneren Zusammenhanges zwischen dem Werke und der Einleitung will er nicht zugestehen; es sei ein wohlüberlegter Gegensatz, der zwischen den furchtbaren Schilderungen der Seuche und dem heiteren, ausgelassenen Tone der Novellen herrsche, deren Erzähler und Hörer mit Grund und Absicht jeden Gedanken an die durchgemachte Schreckenszeit abwiesen.

Mit Bezug auf die auch von uns erwähnten, neuen „Sizilianischen Novellen" von L. Marrocco Di Prima

hatte Alfred Ponzini in der „Vita Internazionale" bemerkt, daß es sich selbstverständlich um „die bekannte sizilianische Welt der Leidenschaftsmenschen und Kulturnachzügler handle, die nicht mehr neu sei, besonders nachdem Verga und Capuana sie so umfassend und kraftvoll geschildert haben". Marrocco verwahrt sich gegen dieses Urteil in derselben Zeitschrift (5. Oktober), namentlich im Interesse Siziliens, dessen allgemeine Zustände man ebensowenig an den Schilderungen des Banditentums messen dürfe, wie diejenigen Frankreichs an den pariser Lasterhöhlen bei Zola. Ebensowenig haben Verga und Capuana dem Gegenstande seine Neuheit zu nehmen vermocht. Sie haben ihn nur eben gestreift, da der eine aus Vizini, der andere aus Mineo nicht herausgekommen ist. Marrocco, der seine Heimatinsel gut kennt, erklärt: „Nahe bei meiner Geburtsstadt Caltanissetta giebt es Ortschaften — ich nenne Favara, Sommatino, Sangi, Petralia — mit so grundverschiedenen Sitten und Gebräuchen und so vielem, was unbekannt ist, daß wir selber aus dem Erstaunen nicht herauskommen und das Gefühl haben, wir seien in einen anderen Erdteil geraten."

Auf die Frage, wie weit der Rezensent in der Wiedergabe des Inhalts eines litterarischen Werkes gehen dürfe, hat noch vor Veranstaltung der Umfrage durch das „Litt. Echo" ein Mitarbeiter des florentinischen „Marzocco" aus Anlaß der Vorlesung der „Francesca da Rimini", die Gabriele D'Annunzio vor einer Anzahl von befreundeten Schriftstellern, Journalisten und Darstellern veranstaltet hat, geantwortet. D'Annunzio selber hat mit rücksichtsloser Lebhaftigkeit einige der Zuhörer öffentlich zurechtgewiesen, weil sie nach seiner Ansicht die gebotene Diskretion aus den Augen gesetzt haben. Der erwähnte Berichterstatter, dem gleich anderen das neueste Drama des Dichters sehr bedeutend erschienen ist, sagt über seine Aufgabe: „Wenn die Freude über die Vorlesung außerordentlich gewesen ist, so ist, wie ich glaube, den Hörern auch eine außerordentliche Zurückhaltung geboten. Die Neugier des Publikums, das den Aufbau des Stückes, den Verlauf der Handlung, womöglich alle Einzelheiten kennen zu lernen wünscht, ist begreiflich; aber daß diese Neugier vor der Aufführung befriedigt werden müsse, ist nicht zuzugeben, und es sollte mit Lapidarschrift in das Regelbuch jedes Theaterkritikers eingeschrieben werden, daß es nie geschehen darf. Allerdings ist ein solches Buch erst noch zu schreiben." Von der Behandlung des berühmten Gegenstandes, in D'Annunzios Tragödie, die in Kürze im Costanzi-Theater zu Rom zur Aufführung gelangen wird, sind die Hörer ergriffen gewesen. Im „Marzocco" wird der szenische Aufbau gelobt und hervorgehoben, daß das Stück nichts mit den früheren Behandlungen des Gegenstandes gemein habe, die aus sehr unkünstlerischen Gründen lange Zeit auf den italienischen Bühnen Furore gemacht haben; vielmehr sei alle Rhetorik vermieden, und das realistische Verfahren der modernen Dramatik komme zu seinem vollen Rechte.

Als einen entschiedenen Vertreter der Ansicht, daß gleich anderen Eigentumsrechten auch die Autorrechte vor den Interessen der Oeffentlichkeit die Segel zu streichen haben, lernen wir Ferruccio Foà kennen. In der vorletzten Nummer der „Rivista Musicale Italiana" sucht er darzulegen, daß das lange und heiß ersehnte italienische Nationaltheater so lange ein frommer Wunsch bleiben werde, als man ihm nicht durch Einschränkung der Autorrechte die Wege ebne. Er schlägt deshalb vor, dem Staate das Recht zur Exproprierung der Autoren und Verleger zu geben oder wenigstens diese zur Gestattung der Aufführung bestimmter Werke gegen eine Tantième zu verpflichten. Die Uebertragungen ausländischer Werke sollen demselben Zwange im Interesse der nationalen Kultur unterliegen.

Lebhaft und witzig bekämpft L. Zuccoli in der neapeler „Flegrea" (20. September) die auch hier vor einiger Zeit gerügte Unsitte der litterarischen Preisausschreiben, die wohl dem Interesse eines Geschäfts, aber nie dem des Schrifttums dienen können und stets eine Unzahl dilettantischer Federn in gänzlich nutzlose Bewegung setzen. „Ein neues litterarisches Licht ist dadurch nie entdeckt worden. Zumeist trägt den Preis ein schon bekannter Schriftsteller davon, so daß der angebliche Zweck (die Förderung der Litteratur) hinterher verleugnet wird; oder wenn ausnahmsweise ein neuer Name auftaucht, so bildet sich sein Träger ein, daß es ihm nicht mehr fehlen könne, um später Enttäuschungen und Bitternisse zu finden." — Georges Polti, der in derselben Nummer „Les tendances actuelles du théâtre en France" ausführlich bespricht, schafft sich zu diesem Zwecke eine originelle Einteilung der dramatischen Produktion in „Modernitäts-" und „Sittenstücke". Die ersteren teilt er in „Beobachtungs-" und „Tendenzstücke", von denen jene wiederum in solche „zum Lachen" und in „psychologische", diese aber in „Thesen-" und „Gesellschaftsdramen" zerfallen. Die „Sittenstücke" haben zum Gegenstande eine Geschichte, die mehr oder weniger „authentisch" oder „apokryph" sein kann. Im ersteren Falle ist sie entweder diejenige fürstlicher Persönlichkeiten oder von Privatleuten, im anderen entweder „symbolistisch", d. h. Produkt individueller Einbildungskraft, oder „legendarisch", d. h. aus der Einbildungskraft einer Gesamtheit, hervorgegangen. — In derselben Zeitschrift (5. Oktober) plaudert G. de Frenzi über „Giovanni Giraud e le sue postume commedie". Der gräfliche Lustspieldichter aus Rom, „abenteuerlicher Finanzmann, Liebhaber der Glücklichen, Generaldirektor der italienischen Theater unter Napoleon, verwegener Raufbold und Epigrammatiker", war zu ruhelos, flatterhaft, unüberlegt, abenteuerlustig, um seine Gaben beharrlich und gewissenhaft auszubilden. „Das anhaltende und fleißige Studium der Bücher und der Menschen vernachlässigend, trieb er sich voll Unruhe und Pein in Ländern und Künsten umher und vergeudete in wenig fruchtbaren Anläufen die wunderbaren Schätze von Kraft und Originalität, die er besaß. Weder sein Leben noch seine litterarische Thätigkeit besaß wahren Zusammenhang."

Eine Sammlung bezeichnender Charakterzüge genialer Menschen ist Adolfo Padovans in neuer, ganz umgearbeiteter Auflage erscheinendes Buch „Le creature sovrane", das gleich den „Figli della Gloria" und „Cos' è il genio?" die bekannten Theorieen Lombrosos widerlegen soll. „Ich habe," sagt der vielgelesene Verfasser, „die genialen Menschen in ihren großen Schmerzen, ihren erhabenen Freuden, im Stolz und auf dem Totenbette zu schildern unternommen; ich habe von Schiffbrüchigen erzählt und am Schlusse die Vision vom Genie in der Zukunft dargestellt. Meine Absicht war, ein unterhaltendes und belehrendes, vor allem ein moralisches Buch zu schreiben, unter Verzicht auf politische und religiöse Kritik und Polemik . . . . . und in der Jugend die Liebe zur Kunst und Wissenschaft zu beleben, sie in der Verehrung für die genialen Männer zu bestärken, die die Menschheit und im besonderen das Vaterland ehren."

Es verlohnt sich, auf die außergewöhnlich inhaltreiche Festschrift zur Feier des 40jährigen Universitätsjubiläums Alessandro D'Anconas (vergl. LE III, 1640), zu der 53 Schüler, Freunde und Fachgenossen beigesteuert haben, zurückzukommen. Die litteraturgeschichtlichen Beiträge betreffen fast alle Jahrhunderte des italienischen Schrifttums. Unter den auf Dante bezüglichen Studien ragt diejenige Guido Mazzonis über den „Fiore" hervor, eine Nachbildung des berühmten „Roman de la Rose" in 233 Sonetten, die sich in einer Handschrift zu Montpellier erhalten hat. Der erste Herausgeber, Castets, hat es wahrscheinlich zu machen gesucht, daß der sich anscheinend mit dem Namen Durante bezeichnende Verfasser kein anderer als Dante sei. Mazzoni verstärkt diese Wahrscheinlichkeit u. a. durch

den Hinweis auf das Sonett „Messer Brunetto, questa palzelleta“, das in den Handschriften zusammenhanglos erscheint, aber zweifellos als Widmung zum „Fioro“ gehört und in zwei Handschriften dem Dante zugeschrieben ist. — Gehaltvoll sind die Studien Zumbinis über Folengo, Farinellis über die Dichtungen Michelangelos, Bellonis und Maddalenas über Goldoni u. a. — Unter den Ausländern, die beigesteuert haben, befinden sich Varnhagen, Gröber, Gaston Paris und Dejob. Der letztere, der Gründer der pariser Gesellschaft für italienische Studien, giebt die Anregung zu einem Werke über Leben und Werke der italienischen Verbannten in Frankreich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter Darlegung des Einflusses, den sie auf die Erweckung der Zuneigung und Begeisterung der Franzosen für Italien ausgeübt haben. — Unter dem Titel „Tavole schematiche della Divina Commedia“ hat L. Polacco (bei Höpli in Mailand) ein Dante-Repertorium ganz eigener Art herausgegeben. Es ist ein Büchlein von 165 Seiten in Sedezformat, das nicht weniger als 64 Tafeln enthält, die die Disposition des Gedichtes übersichtlich darstellen und mit Hilfe eines alphabetischen Registers das Auffinden jedes hervorragenden Gegenstandes und bezeichnenden Ausspruches ermöglichen. Hinzugefügt sind sechs farbige Tafeln mit graphischen Schilderungen der Topographie der drei jenseitigen Reiche.

Von neuen erzählenden Schriften verdienen Erwähnung die Romane „L'altra“ von Virginia Guicciardi-Fiastri, „Il capolavoro“ von G. Ferri und „La maestra bella“ von L. Di San Giusto. „L'altra“ („Die Andere“) ist die erste Frau des Dichters Gustavo Lorentani, deren Bild aus zufällig entdeckten vergilbten Blättern der zweiten Gattin Natalia so lebendig, so überwältigend und voll Leidenschaft entgegentritt, daß die Lebende an der Toten eine gefährliche Nebenbuhlerin zu haben glaubt und ein Leben des angstvollen, heißen Ringens mit ihrem Schatten führt, bis der Siegespreis ihr durch einen schrecklichen Unglücksfall entrissen wird, gerade als sie das Pfand des Glückes unter dem Herzen fühlt. — In G. Ferris Roman lernen wir als „Meisterwerk“ der raffiniert verworfen Erziehungskunst eines frömmelnden, schöngeistigen Décadents und Wüstlings und zugleich als frevelndes Werkzeug seiner Bestrafung eine künstlich zur Meisterin in jeder Unsittlichkeit herangebildete, vermeintliche Unschuld vom Lande kennen. — Die „schöne Schullehrerin“, die in einem apulischen Dorfe ihren Beruf ausübt, wird diesem durch einen verwitweten bejahrten Grafen entzogen, den sie bald mit einem hübschen, jungen, robusten Taugenichts betrügt. Ihr verlassener, früherer Verlobter verrät aus Rache das Verhältnis, und die junge Gräfin wird mit Schimpf und Schande heimgeschickt. Der Liebhaber, der dem Grafen unbekannt geblieben ist, wird ihrer nun überdrüssig und bewirbt sich mit Erfolg um die Hand ihrer Stieftochter und früheren Schülerin, was der erkrankten „schönen Lehrerin“ den Todesstoß giebt. Die Verfasserin erzählt lebendig und fesselnd; die Unwahrscheinlichkeiten der Handlung sind geschickt verdeckt; die Sittenschilderung ist sorgfältig und belehrend. — Die „Lettere d'amore“, mit denen Matilde Serao ihre zahlreichen Bewunderer beschenkt, tragen ihren Titel nicht ganz mit Recht; fast scheint die Verfasserin ein Gran Ironie hineingelegt zu haben. Francesco Pisacane möchte sich von seiner angebeteten Emilia nicht trennen: er muß es, weil sein Erbgut aufgezehrt ist. Alberto Guarnaccio dagegen giebt der schönen Margherita den Laufpaß, um von ihr nicht mehr betrogen und dafür der Freund und Verehrer ihres Mannes zu werden. Andrea Lieti schreibt nach zwei Jahren stummer Leidenschaft den ersten Brief an seine Flamme, um zu bekennen, daß die seinige erloschen ist. Nina De Rossi giebt dem eifersüchtigen Verlobten am Tage vor der Hochzeit den Abschied. Clara trennt sich von ihrem Philipp, um nicht den Tag zu erleben, an dem er sie, deren Jugend im Schwinden ist, verlassen wird. Die Briefe zeigen die ganze tiefe Seelen- und Sittenkenntnis und den Empfindungsreichtum der neapolitanischen Schriftstellerin. — Eine Sammlung vornehmer, erzählender, symbolischer, kritischer, dramatischer Dichtungen sind Arturo Grafs „Morgana“ (Mailand, bei Treves). Die symbolischen sind, wie sich bei Graf von selbst versteht, nicht symbolistisch im modernen Sinne, sondern von klassischer Reinheit der Form und Klarheit des Inhalts; in den beschreibenden finden wir wohlthuende Frische der Eindrücke und zuweilen gesunden Humor. Der Pessimismus des Dichters tritt nirgends aufdringlich hervor und läßt hie und da hoffnungsfreudigen Lauten Raum.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Polnischer Brief.

Am 23. September starb plötzlich in Krakau Sewer Macinjowski, der in der Litteratur unter dem Pseudonym seines Vornamens bekannt war. Sein erstes Werk waren „Skizzen aus England“, ein Buch von seltener Schärfe der Beobachtung und lebendigem Stil. Von seinen Dramen seien genannt: „Der Wettstreit der Edlen“, „Martin Luba“, „Für die heilige Erdscholle“; seine bedeutendsten Romane sind: „Naphtha“, „Die Bauern“, „An der Pforte der Kunst“, „Ueber die Kraft“. Das beste hat er in realistischer Schilderung der Landbevölkerung geleistet. Weniger glücklich war er auf dem Gebiete des tendenziösen, aktuellen Romans, das er in den letzten Jahren betreten hatte. — Am 17. Oktober endete sein Leben durch Selbstmord Michal Balucki, vor Jahren einer der populärsten Schriftsteller in Polen. Ein echter Vertreter des krakauer „kleinen Mannes“, schuf er Romane, in denen er satirisch die Misère oder Lächerlichkeit des galizischen, speziell krakauer Lebens bloßstellte („Glänzendes Elend“, „Der Bürgermeister von Pixidowka“, vorher noch ein patriotischer Roman „Die Erwachten“). Noch glücklicher war er im Lustspiele: zwei Jahrzehnte hindurch hatten seine „Räte des Herrn Rat“, „Jagd nach dem Manne“, „Junggesellenklub“, „Offenes Haus“ den größten Erfolg gehabt, und Balucki war ein Liebling des Theaterpublikums. Freilich machten sich schon damals wenig erfreuliche Eigenschaften bei ihm bemerkbar: Trivialität des Witzes, Oberflächlichkeit der Gestalten, Naivität der Handlung. So mußte es geschehen, daß der begabte Autor, von der indolenten Kritik verhätschelt und daher selbstgenügsam geworden, nicht vor-, sondern rückwärts schritt, die Gunst des Publikums verlor und von jüngeren Kritikern unsanft behandelt wurde.

Auf dem Gebiete des Buchhandels ist augenblicklich eine Stagnation eingetreten. Die russische Regierung hat, wahrscheinlich dem Drängen der Papierfabrikanten nachgebend, einen verhältnismäßig hohen Zoll auf die im Auslande gedruckten und von russischen Verlegern verlegten Bücher gelegt. Am meisten leidet darunter der polnische Buchhandel, da die bedeutendste Verlagsfirma in Warschau, Gebethner & Wolff, ihre Bücher in Krakau drucken ließ, wo dieses Gewerbe bedeutend höher steht als in Rußland. Da man nun die Hoffnung nicht aufgiebt, die Zollvorschrift werde rückgängig gemacht werden, wirft man vorderhand nur wenige neue Erscheinungen auf den Büchermarkt.

Auf die beiden besten Romane, die gegenwärtig das litterarische Leben beherrschen, K. Tetmajers „Fräulein Mary“ und J. von Weyssenhofs „Pläne des Herrn Dolenga“, komme ich später noch zurück. Außerdem liegt das Erstlingswerk Stefan Krzywoszewskis vor, der als Kritiker und Essayist sich bereits einen Namen gemacht hat. Das Buch betitelt sich „Zmierzch“ (Die Dämmerung) und zeugt von männlicher Reife. Der Charakter der Hauptgestalt, eines Bankiers Schener, der als Verheirateter an eine berechnende Kokette Geld, Familienglück und Ehre verliert, ist vortrefflich gezeichnet; fein beobachtet ist es, daß dieser Schwächling sich seiner Fehler gar nicht bewußt ist, sondern glaubt,

von anderen verfolgt zu werden. Die Handlung ist dürftig und konventionell, man wird aber dafür entschädigt durch vortreffliche Zeichnung der Charaktere, unter denen neben der Hauptperson noch die Gestalten seiner Comptoir-Beamten, ferner der kranke, vernachlässigte und betrogene Mann jener kalten Verführerin, eine Individualität von stiller, gedämpfter Tragik, besonders bemerkenswert sind.

Auf litterarhistorischem Gebiet verdient ein umfangreiches Buch von dem jungen Slavisten St. Zdziawski über „Das volkstümliche Element in der polnischen Dichtung" erwähnt zu werden, in dem auch die moderne Litteratur eingehend behandelt wird. Ueberhaupt muß betont werden, daß seit dem Zeitalter der Romantik niemals die Forderung einer volkstümlich nationalen Kunst so nachdrücklich geltend gemacht wurde, wie heutzutage, wohl unter dem Einflusse der politischen Zustände, die die Polen zu einer Vertiefung ihrer nationalen Eigenart zwingen. In der Lyrik (Rydels hier schon erwähnte Gedichte an seine Braut, ein krakauer Landmädchen), im Drama (Wyspiański) wird diese Losung gegeben; neuestens wurde sie auch auf dem Gebiete der Aesthetik hörbar. Felix Jasieński veröffentlicht in der Wochenschrift „Illustracya polska" („Polnische Illustration") einen Artikel, in dem er die Notwendigkeit einer echten polnischen Kunst nachdrücklich vertritt. Derselbe Kritiker steht auch an der Spitze der Bewegung, die das Kunstgewerbe von polnisch-nationalen Motiven durchdrungen sehen will und letztere aus der Holzschnitzerei der Bergbewohner von Zakopane im Tatragebirge entlehnen und für einen neuen Stil fruchtbar machen möchte. Kein Wunder also, daß die mehr internationale Moderne in den breiten Massen des gebildeten Volkes wenig Anklang findet. Und doch ist gerade das vor kurzem nach einer langen Unterbrechung herausgegebene Heft der „Chimera", des Organs der polnischen Moderne in jeder Beziehung von bleibendem Werte. Der ungewöhnlich starke Band enthält neben Uebersetzungen aus Nietzsche, Villiers de l'Isle Adam, Keats, eine Fülle von Originalbeiträgen, u. a. Fragmente aus dem Nachlasse Słowackis, sowie die Fortsetzung eines ergreifenden, autobiographischen Romans von Stanisław Przybyszewski „Synowie ziemi" (Söhne der Erde). Przybyszewski steht auch an der Spitze des ersten polnischen Ueberbrettls (polnisch „Nadscena"), das in Warschau gegründet wurde.

Lemberg. *J. Flach.*

Schwedischer Brief.

In unserer erzählenden Litteratur hat sich in letzter Zeit eine eigenartige Richtung entwickelt, die man als den norrländischen Roman bezeichnen könnte. Norrland, die bisher am wenigsten gekannte und in Bezug auf die Gewohnheiten, Sitten und Denkungsart ihrer Bevölkerung nur höchst oberflächlich studierte Provinz, deren unermeßliche Natur-Reichtümer ihr den Namen des skandinavischen „Zukunftslandes" eingetragen haben, — dieses schwedische Alaska hat mit seiner auch äußerlich an amerikanischen Geschwindschritt gemahnenden wirtschaftlichen Entwickelung urplötzlich eine Reihe sozialer Probleme in den Vordergrund gerückt, die in der That geeignet waren, die Aufmerksamkeit des Volksschilderers und Erzählers in Anspruch zu nehmen. Allen dichterischen Darstellungen, die in letzter Zeit dem rauhen Boden der hochnordischen Fjällmark entsprossen sind, ist als übereinstimmendes Merkmal ein ausgeprägt polemisch-aggressiver Charakter zu eigen, — der ohnmächtige Zorn ob der nivellierenden Kulturarbeit, deren zweifelhafte Segnungen unerbittlich mit dem Dahinschwinden altüberkommener Gebräuche und Sitten Hand in Hand gehen müssen, Haß gegen die gewinnlüsternen „Sörmländer" (Pioniere aus den Südprovinzen), die die von Sage und Aberglauben geschützten Naturschätze der Bergestiefen zu Tage fördern und mit dröhnenden Axtschlägen das Dunkel der schweigenden „Finnskogar" (Urwälder) lichten und die erbangesessenen Bewohner mittels tückischer Advokaten- und Juristenschliche von ihrem rechtmäßigen Grund und Boden drängen, — dies ist ungefähr die Grundstimmung, auf der sich unser moderner „Norrlandsroman" aufbaut. Längst anerkannte Federn und solche, die noch auf den sehnlichst erhofften „Durchbruch" in der litterarischen Tagesmeinung warten, wetteifern miteinander, um ihr Publikum mit dem eigentümlichen Milieu bekannt zu machen, das das Leben und Weben ihrer Romangestalten umspinnt. Den wuchtigsten Ausdruck für seine sozialen Anklagen hat unzweifelhaft Waldemar Lindholm gefunden, der in seiner schon vor einigen Monaten erschienenen Erzählung „När skogen dör" („Des Waldes Tod") flammende Worte gegen die weiße Sklaverei der großstädtischen „Bolags"-Herren richtet, jene Blutsauger und industriellen „Marodeure", die gewissermaßen die geistigen Urheber des in den norrländischen Distrikten sich vollziehenden Zersetzungs-Prozesses repräsentieren. Lindholm spart in seiner Erzählung nicht mit starken Effekten und drastischer Beweisführung. Ueberall trägt er aber dem ästhetischen Moment mit dichterischem Feingefühl Rechnung und zeichnet die urwüchsigen, bei aller Rauheit für weichere, seelische Empfindungen so leicht zugänglichen Hinterwäldler mit unvergleichlicher Meisterschaft. Während der „Norrländer" uns in Lindholms Erzählung jedoch wesentlich als das von brennendem Rachedurst beseelte Werkzeug des hauptstädtischen Spekulantentums entgegentritt, haben wir in Walter Hülphers Roman „Två mil till hafvs" („Zwei Meilen in See"), ebenso in Laura Fitinghofs „Norri från" („Von Norden her") und schließlich in Rieck-Müllers „Mellan haf och fjäll" („Zwischen Meer und Fjäll") Arbeiten vor uns, die weniger das norrländische „Problem" an und für sich, als vielmehr die gesellschaftliche Charakteristik norrländischen Wesens zum Ausgangspunkt nehmen. Speziell der letztgenannte Roman darf Anspruch darauf erheben, seiner Aufgabe in Bezug auf technische Form wie seelische Entwickelung in gleich liebenswürdig ansprechender Weise gerecht geworden zu sein: — die Schilderung von der blonden Küstenbewohnerin, die dem Geliebten nach dem rauhen Hochfjäll folgt, um von dort zu ihrem Meere und dessen Schären, denen sie nicht zu entsagen vermag, gleich dem Zugvogel der hochnordischen Eiswüste zurückzukehren, gehört an feinsinniger Vertiefung zu dem Besten, was die nordische Romanlitteratur während der letzten Monate aufzuweisen hatte.

Unter den dramatischen Neuigkeiten der letzten Wochen stand naturgemäß Strindbergs neuestes Trauerspiel „Dödsdansen" („Totentanz") obenan. Die Beachtung, die das jüngste Drama dieses allmählich in eine fatale Vielschreiberei geratenen Autors erweckt, war keine erfreuliche. Um es rund heraus zu sagen: Strindberg hat sich durch den „Totentanz" oder, korrekter ausgedrückt: die sprachlichen und ästhetischen Ungereimtheiten, denen er den Titel eines „Dramas" geben zu dürfen glaubte, die ehrlichen Sympathieen von seinen letztjährigen Königsdramen her, um deren willen man hier in der eigenen Heimat des Dichters manch früheres Geschehnis stillschweigend der Vergessenheit zu überantworten geneigt war, auf das gründlichste verscherzt. Abgesehen von der Tagespresse, wo sich ja immer noch einige mehr oder minder kompetente Kritiker bereit finden lassen, das Lob des Lundenser „Genies" in allen Tonarten zu singen, hat keine einzige litterarische Revue vom Range der „Varia", „Ord och Bild" u. a. den Mut gefunden, für den „Totentanz" in die Bresche zu treten. Was dieser Verzicht unseren maßgebenden Litteraturkennern gekostet hat, kann nur der ermessen, der die hochgeschraubten Erwartungen gekannt hat, mit denen man das dichterische Schaffen Strindbergs noch bis in die jüngste Zeit hinein — sozusagen aus nationalen Gründen — verfolgen zu müssen glaubte . . . .

Stockholm. *Valfyr.*

Finländischer Brief.

Die von uns bei früherer Gelegenheit erwähnte Nietzsche-Kontroverse hat noch immer nicht ihren Abschluß gefunden. Im 6. Hefte der „Finsk Tidskrift“ bietet Gerda v. Mickwitz „Einige Gesichtspunkte zur Beurteilung von Nietzsches Verfasserthätigkeit“. Der Aufsatz entwickelt in großen Zügen die ethischen Grundlagen von Nietzsches Weltauffassung, namentlich im Vergleich zur älteren Philosophie, ferner protestiert er gegen die allzu summarische Behandlung, die man einzelnen Leitsätzen in Nietzsches Morallehre habe angedeihen lassen. Man müsse stets berücksichtigen, daß zwischen Nietzsches ersten und letzten Arbeiten eine stufenmäßig gegliederte Verbindungskette bestehe, die es unstatthaft erscheinen lasse, einzelne Momente aus seinen Arbeiten willkürlich herauszugreifen und unter die kritische Lupe zu nehmen. — Dem Nietzschethema ist auch eine weitere Abhandlung in derselben Zeitschrift aus der Feder Prof. Th. Reins gewidmet, der sich gegen die im Juniheft publizierte aggressive Kritik Rolf Lagerborgs verwahrt. Der Verfasser begründet seine kühl-reservierte Haltung gegenüber dem von anderer Seite inaugurierten Nietzsche-Kult mit dem Hinweise darauf, daß gerade bei dem Philosophen der modernen Décadence das „tout comprendre“, wie es Nietzsches Anhänger stets im Munde führen, keineswegs zugleich ein „tout pardonner“ einschließe. Nietzsches Schwäche liege unbestreitbar darin, daß er als Philosoph seiner Phantasie ungehindert die Zügel schießen lasse, und daß er seiner künstlerischen Laune die Entscheidung über die bewegenden Probleme der Ethik und Erkenntnislehre anheimstelle. — Das gleiche Heft der „Tidskrift“ bringt eine lesenswerte Besprechung von Henning v. Malsteds Skizzensammlung „Noveller i dialogform“ aus der Feder Gunnar Castréns. Malsted hat sich schon durch seine Erstlingsarbeit „Georg Dahna“ einen geachteten Platz unter den schwedischen Erzählern gesichert. Jene Arbeit, wie auch die nächstfolgende, waren anfänglich ohne Namensnennung ihres Autors erschienen. In den „Novellen in Dialogform“ giebt sich Malsted mit offenem Visir als Verkünder einer neuen, reformatorischen, man könnte auch sagen: anarchistischen Gesellschaftslehre. Insofern sei es, meint der Kritiker, ein „unmoralisches“ Buch, dessen Grundtendenz auf den offenen Kampf gegen die gesellschaftlichen Moralgesetze gestimmt erscheine. Der Beurteiler habe jedoch die Wahl zwischen zwei verschiedenen Arten von „Unmoralität“: Malsteds Buch sei „unmoralisch“, nicht weil es dem Autor selbst an dem erforderlichen Moralquantum gebreche, sondern weil seine Novellen eine anders geartete Moral atmen als die landläufig anerkannte. Im übrigen zeichne es sich durch klare, durchsichtige Komposition, beherrschte Dialogführung und ätzende Satire aus, welch letztere nur leider zuweilen den Vorwurf rechtfertige, zu kalt und zu reflektiert zu wirken. — Schließlich sei noch eine im ganzen zustimmende Besprechung von Per Hallströms „Venetianischer Komödie“ erwähnt, worin dem schwedischen Dichter das Zeugnis ausgestellt wird, durch lebhafte, seelenvolle Dialoge und eine glückliche Situationstechnik ein wirkungsvolles „Intriguenstück“ geschaffen zu haben. Die Charakteristik der einzelnen Figuren sei jedoch etwas schwebend und unbestimmt ausgefallen und stehe unstreitig hinter den früheren Arbeiten Hallströms zurück.

Stockholm. *Dr. H. Hildebrandt.*

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Rosa Maria. Roman von Karl Federn. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1901. 226 S. 3,50 M.

Es ließen sich zwei Gruppen von Dichtern unterscheiden, deren eine das erlebte Problem von sich ablöst, um es objektivierend der fremden Seele nahe zu bringen, deren andere dem allgemein Bekannten eine individuelle Form zu geben versucht. Je weiter die Dichter beider Gattungen in diesem umgekehrten Prozeß gelangen, desto tiefer ist das Interesse des Lesers, desto höher der künstlerische Wert der Schöpfung. Daß die erstgenannten Dichter den letztgenannten schon durch die Wahl der Methode oder vielmehr die Notwendigkeit ihrer Befolgung überlegen sind, ließe sich wohl beweisen. Federn gehört zu jenen, aber ich habe diesmal noch mehr als bei seinen „Zwei Novellen“ den Eindruck, das Werk sei nicht recht von ihm und für uns freigeworden. Das Individuelle überwiegt das Typische so sehr, daß es oft schwer wird, hinter dem Thun und Reden der handelnden Personen den Seelenzustand herauszufühlen, den der Verfasser verkörpern wollte. Dagegen ist das Eheproblem, das schon im letzten Bande im Vordergrund stand, auch diesmal noch zu sehr eine auf die Allgemeinheit zielende Anklage, statt der auf alle Folgerungen verzichtenden Beschreibung eines Einzelfalles. Uns soll ja in einem Kunstwerk nicht interessieren, warum die Ehe als Institution zu verwerfen ist, sondern warum gerade diese Ehe unwürdig und unvernünftig sein muß. Der Verfasser, indem er auf dieses allerdings das Hauptgewicht legt, mag auf jenes doch nicht ganz verzichten. — Erfreulich ist es, zu sehen, daß bei der sehr feinen und gründlichen Seelengeschichte des Romans, die ja heute von vielen anderen nicht schlechter geschildert wird, auch Plastik und Malerei nicht zu kurz kommen. Es geht durch das Buch eine Freude an sinnlicher Menschenschönheit, an Form und Bewegung, die in ihrer völligen Reinheit dem Unbefangenen nur wohlthut. Es ist ein wenig kühn, uns den Menschenleib mit den Augen der Hellenen und Romanen sehen zu lehren, aber es muß doch endlich einmal versucht werden, uns aus einer bald zur Unsittlichkeit werdenden Prüderie zu einer naiveren Auffassung des Natürlichen langsam wieder zurückzuführen. Es ist klar, daß der Kampf zwischen Askese und Sinnenfreude, Gesetz und Willensfreiheit, auf dem Gebiete gerade der Ehe in katholischen Ländern zu einer Heftigkeit gelangt, die eine künstlerische Gestaltung des Problems nicht wenig erschwert. Und doch muß es dazu kommen, denn ohne sie geht uns in einer Dichtung das Problem nicht viel an. Man kann einen Kampf gegen die Ehe in diesem Rahmen doch nicht ausfechten. Damit, daß „der Richtige“ zu spät kam und die von ihm und dem Gatten geliebte Frau zu einem Bruch sich nicht entschließen kann, ist gegen die Ehe nichts bewiesen; es kennzeichnet nur das Wesen der Beteiligten, ganz abgesehen davon, daß der unablässig anstürmende und begehrende Liebhaber nicht recht sympathisch werden kann. Nein, der Wert des Buches liegt nicht in der Tendenz, sondern in der Charakteristik, in der Schilderung der einzelnen kleinen Situation. Die österreichisch-italienische Lokalfarbe thut das ihre dazu, wenn auch die Austriazismen (Jause, nachtmahlen u. s. w.) entbehrlich wären. Es läßt sich bezweifeln, daß der Verfasser auf der Höhe seines Könnens angelangt sei; wir erwarten noch mehr von ihm.

La Tour-de-Peilz. *Eduard Platzhoff.*

Der Unkenteich. Roman von Gertrud Franke-Schievelbein. Berlin 1901, F. Fontane & Co. 242 S. Mk. 3,— (4,—).

Jahrelang hat der Gymnasiallehrer Dr. Volkmar auf Anstellung gewartet, die ihm ermöglichen sollte, sein Eheglück zu gründen. Immer wieder ist er getäuscht und genarrt worden. Soll er sich von der Welt auch um sein Liebesglück, seine Freiheit betrügen lassen? In Trotz und Leidenschaft nimmt er sich das Recht seiner Liebe, sein „unschuldig-heiliges Naturrecht“, vorweg: Aber die Folgen bleiben nicht aus. Und der Wackere ist männlich entschlossen, was auch kommen mag mit dem geliebten Weibe gemeinsam zu tragen. Noch ehe sie Mutter wird, kann er, endlich angestellt, sie heimführen. Aber

die Versündigung an der „herrschenden Sitte" rächt sich. Das wohlgehütete Geheimnis der beiden kommt doch an den Tag, und alle Unken des Nestes, in dem der feurige junge Lehrer erfolgreich wirkt, fallen über die Geächteten her und stören dem Paare mit ihrem ekelhaften Geschrei das Lebensglück. Des Gatten Existenz ist bedroht, da entschließt sich die Frau, zur Rettung des in seinem Amt gefährdeten Geliebten mitsamt ihrem Kinde das Haus und die Stadt heimlich zu verlassen. Die Unken beruhigen sich, der Verlassene wird wieder gesellschaftsfähig, aber nach mancherlei Gewissenskämpfen folgt er doch der Entflohenen nach und findet sie und bald auch eine neue Lebensstellung. — Der Vorwurf ist ergreifend genug, aber nicht rein dichterisch ausgestaltet: die schwersten Krisen und Konflikte sind umgangen, das Verhalten Volkmars entwickelt sich nicht frei und kühn aus seinem Charakter heraus. So geht die tragische Wucht verloren. Schon daß er mit einer konventionellen Lüge sein Eheleben beginnt, entspricht nicht seiner Veranlagung. Wie er handelt kein Mann, dem „glühende Thatkraft" nachgerühmt wird. Mißlich ist auch, daß die Verhältnisse, in die er hineingestellt wird, schief aufgefaßt sind und in manchem direkt der Wahrscheinlichkeit widersprechen. Es ist z. B. ausgeschlossen, daß irgend ein Direktor in solchem Tone mit seinem „Kollegen" verhandle, wie es hier (S. 98ff) geschieht. Keine junge Dame der Welt, am wenigsten eine in engen gesellschaftlichen Anschauungen befangene, prüde Direktorstochter, wird einem jungen Herrn, Gatten und Vater so (wie S. 106) seine „Sünde" vorwerfen. Durch stärkere Vertiefung des ganzen Konfliktes und folgerichtigere, wahrere Charakteristik hätte die Verfasserin den interessanten Stoff zu einem bedeutsameren Werke gestalten können: so ist ihr neues Buch nur ein fesselnder Unterhaltungsroman geworden.

Worms a. Rh. *Karl Berger.*

Der Fremde. Ein Gleichnis von Hans von Kahlenberg. Dresden, Carl Reißner, 1901. 400 S.

Max Kretzer hat vor vier Jahren in seinem „Gesicht Christi" das Wagnis unternommen — vermutlich angeregt durch Fritz von Uhdes Kunst —, die Gestalt des Gekreuzigten mitten in den Rahmen eines modern-realistischen Romans zu stellen. Er ließ den Heiland auf den Straßen Berlins wandeln, Enterbte trösten, reiche Schächer schrecken, Sünder warnen, Verfolgte schützen: aber immer als stumme, nur einzelnen sichtbare Erscheinung, nicht als redende oder handelnde Person. Diesen starken Schritt weiter geht Hans von Kahlenberg mit ihrem neuesten Werke, das sie ein Gleichnis nennt. Sie fängt ähnlich an, wie Kretzer: das modernste Berlin ist der Schauplatz, aus dem wüsten Treiben einer von Säusern und Dirnen besetzten Destille löst sich die Lichtgestalt des wirklichen oder vermeintlichen Messias ab. Aber dieser feste Boden der Wirklichkeit wird im folgenden rasch verlassen. Von Kapitel zu Kapitel wechseln die Dekorationen und die Menschen, nur der geheimnisvolle „Fremde" bleibt der ruhende Pol. Er erscheint in Volksversammlungen, in vornehmen Gesellschaften, an Totenbetten, in nächtlichen Wäldern, an Fürstenhöfen, er hält Religionsgespräche, er schlichtet Streitigkeiten, er sieht Jünger um sich, er erregt Aufruhr, er wird schließlich ins Irrenhaus gebracht und hier von einem wirklich Wahnsinnigen — Gleichnis Nietzsche — eines Nachts in der Anstaltskapelle gekreuzigt.

Alles dies spielt sich in einem unbestimmten Nirgendwo und Irgendwann ab, die Personen sind durchweg namenlos, neben Abschnitten mit scharf modernem Zeitcharakter stehen solche, die ebenso gut im alten Galiläa oder im Mittelalter spielen könnten. Der Fremde selbst, der Sage nach ein Zimmermannssohn aus Württemberg, ist eine durchaus passive Persönlichkeit: er trägt im Zarathustra-Aphorismenstil tolstoische Lehren vor, das Ideal einer höchsten Lebenseinheit, in der es keinen Willen giebt, kein Widerstreben, keinen Kampf, keine Scham, keine Sünde, nur ein leuchtendes Dasein im Aether lautester Menschlichkeit. Auf das Fortspinnen einer Handlung wird verzichtet: jedes Kapitel ist ein neues Bild, nur geringe Einzelheiten markieren da und dort einen Zusammenhang, einzelne Abschnitte fallen ganz aus dem Rahmen.

Das Stilgemisch in dieser Pandorabüchse wirkt wahrhaft atembeklemmend: grobnaturalistische Szenen neben symbolistisch-schattenhaften, satirische Simplizissimusbilder neben apokalyptischen Fresken, melodramatische Rührreffekte, Nokturnos in tausendjährigen Eichenwäldern, peinlich radierte, fast mikroskopisch genaue Landschaftsschilderungen, mystisch-erotische Liebesszenen mit allen Zuthaten aus dem Gewürzschrank eines Angelus Silesius, Schlachtgemälde im Stile Wereschtschagins, dissolving-views aus der Ueberwelt der Alt- und Neuromantik — Incubus, Incubus! ... Und dem chamäleonischen Stil entspricht die Darstellung: ein modernes, kurz gehacktes Romandeutsch, das durch eine Ahnung von deutscher Satzbildung nur wenig beeinflußt wird und von Französismen wimmelt, im beständigen Wechsel mit einer archaisierenden Evangelistensprache voller Gleichnisse und Tropen.

Daß man auf der mühsamen Wanderung durch den Wald dieser 400 Buchseiten auch auf manche Schönheiten stößt, daß gelegentliche Kühnheiten der Phantasie und des Verstandes überraschen, hie und da eine Stimmung gefangen nimmt, soll nicht bestritten sein. Aber dem Ganzen fehlt, was aller belesene Verstand und alle schriftstellerische Begabung ihm nicht geben kann: die Seele. Man fühlt zu deutlich die litterarische Mache, das Sensationsbedürfnis; man sieht bei aller kaleidoskopischen Unruhe keine klare Linie, keine feste Richtung, kein Ziel in dieser modernen Legende. Die Lektüre löste in mir zeitweilig eine ähnlich disharmonische Empfindung, als wenn mir etwa die Passion Christi mit dem Kinematographen vorgeführt würde. Stoffe von so hohem und höchstem Wesen vertragen eben nicht jedes Darstellungsmittel, im besonderen nicht eine derart schillernde Reflexkunst, die sich schon in allen möglichen modernen Stilgewässern gebadet hat, wie die des Fräuleins von Kahlenberg.

J. E.

Gescheitert. Novellen von S. Lublinski. Dresden 1901. Carl Reißner. 259 S. M. 3,— (4,—).

Ein schwermütiger Ernst liegt über diesem Buche. Es schildert die Schicksale einsamer und unglücklicher Menschen, denen die brutale Kraft des Durchringens fehlt. Der „Hanswurst der Klasse" ist der erste, ein verschüchtertes schwaches Kind, dessen ausschweifende Träume den höchsten Idealen menschlicher Größe gelten und das in seiner zügellosen Phantasie die Grenzen von Wirklichkeit und Traum verliert. Es ist unendlich ergreifend und erschütternd zu lesen, wie die stumpfe Gewalt der Umgebung die feingegliederte Psyche dieses Kindes martert und verwüstet, bis ihm der Selbstmord die einzige Erlösung wird. Die nächste Novelle „Moriz Ephraim, der Lokalredakteur", ist grau in grau gehalten. Ein alter Mann, der aus einem Dichter Journalist geworden ist, und dessen höchster Ehrgeiz es ist, eine gute Lokalnotiz zu schreiben, das ist die ganze Geschichte. Aber ihre Tragik liegt nicht in der Erzählung selbst, sondern hinter ihr. Man spinnt unwillkürlich weiter, sieht diesen Menschen, der dem Höchsten nachgetrachtet hat, einen Tag wie den andern in der Redaktionsstube sitzen und lächerliche Momenterfolge erringen, und begreift die Tragik dieser einfachen Novelle. „Major Kronegh" ist wohl das künstlerisch wertvollste Stück des Bandes. Ein altruistisch empfindender Offizier — man denkt etwa an den edlen M. v. Egidy — hat der Armee Valet gesagt, um eine Gemeinschaft des Friedens zu gründen, wird aber durch innere und äußere Umstände dazu gedrängt, seinen eigenen Prinzipien und seiner Sache untreu zu werden. Dieser Vorwurf ist mit beharrlicher Konsequenz und sorgfältiger Analytik durchgeführt, und der gänzliche Mangel von Lyrismus bei Lublinski, der sich sonst oft fühlbar macht, trägt gerade hier zu einheitlicher Wirkung bei. Die Erzählung „Ein lächerlicher Mensch", die den Band abschließt, ist

entschieden die schwächste und stört den tiefen Eindruck dieser Sammlung ein wenig.

Merkwürdig berührt es, daß in dem Bande das Liebesmotiv nicht ein einziges Mal angeschlagen wird. Das ist sicherlich ein Zeichen einer starken und selbstbewußten Kunst, aber es läßt sich nicht leugnen, daß der Kampf abstrakter Ideen und selbst so scharfe Spiegelbilder einer Kinderseele immer eine kühlere Wirkung üben müssen, weil sie nicht die letzten Tiefen unseres Empfindens erregen. Denn erst mit der Schilderung dieser jauchzenden und drängenden Elementargefühle fließen jene heißen Blutwellen in ein Buch, die den Pulsschlag echten und gesunden Lebens in sich tragen.

Wien. *Stefan Zweig.*

Der Hinkefuß und andere Novellen. Von Ernst Wichert. Dresden, Carl Reißner, 1901.

Fünf Erzählungen des siebzigjährigen „Richters und Dichters", von denen die erste und letzte, dem ostpreußischen Heimatsboden des Verfassers entwachsen sind. Die erste „Der Hinkefuß" ist die längste und hat dem Bande den Titel gegeben; die letzte „Dummer Kerl" die kürzeste, will mir am besten gefallen. Sie behandelt die Geschichte eines littauischen Offiziersburschen, der mit gefühlvoller Treue an seinem Hauptmann hängt, dann aber um ein Haar sein Mörder wird, als er entdeckt, daß das Mädchen, das sein Weib werden soll, der flüchtigen Liebeslaune des Vorgesetzten zum Opfer gefallen ist. Schon hat er aus einem Hinterhalt das Gewehr auf den Räuber seines Glückes angelegt — da siegt das soldatische Pflichtgefühl: den Nebenbuhler könnte er töten, den Hauptmann nicht. So richtet er die Waffe auf sich selbst: ein „dummer Kerl"! — „Der Hinkefuß" ist eine etwas schwermütige Dorferzählung, die Geschichte eines Jungen, der väterlicherseits von einem italienischen Musikus abstammt und so als fremder Vogel unter dem nordostdeutschen Landvolk aufwächst. Treue Liebe eines Mädchens läßt ihn das musikalische Erbe seines verschollenen Vaters ausbilden; als er dann am Ziele ist, sehen beide, wie Liebe und „Kunst" auseinanderführen können.

Das alles kommt einem ja manchmal wie längst bekannt vor — so auch die kleine Tagebuchnovelle „Zwischen Gräbern" — aber man freut sich doch der reifen, stillen Kunst. Komplizierter ist der „Held" in „Auch aus Liebe zur Kunst". Um seine dramaturgischen Pläne zu verwirklichen, will er seine alte grundhäßliche Mäcenatin heiraten; aber sie zeigt sich dieses Ehrentitels wirklich würdig und schafft, indem sie ihr Geld der jugendschönen Nichte übergiebt ein doppelt glückliches Paar.

Meissen. *Dr. Curt Heinrich.*

Die Prüfungen der Baptisten zu Littleville. Von Heinrich Pfitzner. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. 1901. 159 S. M. 2,25, geb. M. 2,75.

Des amerikanischen Lebens ureigenste Phasen haben in der Litteratur des Auslandes bis jetzt keine entsprechende künstlerische Darstellung gefunden. Die sich aus den puritanischen Antecedentien ergebenden Grundzüge des amerikanischen Charakters entziehen sich dem Verständnis des Fremden, der mit dem Volke nicht in intimem Verkehr gestanden, und das Resultat der meisten Versuche, diese Züge novellistisch festzuhalten, ist wenig mehr als geistreichelnde Karikatur. Wer dem Deutschtum ebenso nahe steht wie dem Amerikanertum, muß daher den Anlauf zum Besseren mit Freuden begrüßen. Einen solchen hat Heinrich Pfitzner in seinem Büchlein: „Die Prüfungen der Baptisten zu Littleville" gemacht. Wie die Kirche den Mittelpunkt des geselligen Lebens einer amerikanischen Kleinstadt bildet, wie durch die zahlreichen Sekten die kleinstädtische Gesellschaft in ebenso viele Koterien zerfällt, wie in diesen guten frommen Provinzlern ein unerschöpflicher Fonds von naivem Idealismus steckt, der sie Kindern gleich allem Neuen und Fremden zujubeln läßt, wie dem felsenfesten Glauben in eine gütige, alles zum besten lenkende Vorsehung der puritanischen Vorfahren sich bei den Nachkommen eine Elastizität gesellt hat, die sie befähigt, sich aus allen Schwierigkeiten und Wechselfällen ungeschwächt zu erheben und im Nu wieder das Gleichgewicht zu erlangen, das alles kann man aus dem Buche herauslesen, wenn man es auf seine Wahrhaftigkeit hin prüft. Sollte der Verfasser ohne die trotz ihrer Schwächen liebenswürdigen amerikanischen Provinzler zu kennen, das Richtige getroffen haben, dann um so mehr Achtung vor seinem künstlerischen Instinkt*). Denn nicht nur die wunderlichen und ergötzlichen Erlebnisse der Baptistengemeinde sind trotz der grotesken Zuthaten einer originellen Phantasie durchaus wahrscheinlich und könnten auf Thatsachen beruhen, sondern auch die einzelnen Typen sind, von humoristischen Uebertreibungen immer abgesehen, durchaus lebenswahr. Der Verfasser hat seinen Stoff beherrscht und sich über diesen gestellt und hat so die Klippen umschifft, an denen das Wollen der meisten Schilderer amerikanischen Lebens scheitert das überlegene, geringschätzende Herabsehen auf den amerikanischen „Mucker". Es ist ihm gelungen, ein Genrebild von köstlichem, manchmal derb drastischem Humor zu entwerfen, dessen eleganter, leicht flüssiger Stil nicht wenig zum Genuß des eigenartigen Werkchens beiträgt.

New York. *A. von Ende.*

Episcopo und Co. Novellen von Gabriele D'Annunzio. Einzig berechtigte Uebertragung von M. Gagliardi. Berlin, S. Fischer, Verlag.

Man hat selten soviele Qualen zu erleiden, wie bei der Lektüre dieses Novellenbuches des glühenden Italieners, der Freund und Feind mit einem unaufhörlichen Funkenregen wilder, ungestümer Motive in Ekstase zu bringen sucht. Nahezu jede der zehn Geschichten und Geschichtchen ist von Blut getränkt; der Tod starrt mit hohlen Augen in jedes Blatt des Buches und peitscht seine Opfer mit ungeduldiger Hast ins Verhängnis. Es ist, als ob man das Hohngelächter eines grausamen Herzens aus dieser dumpfen Welt verwüsteter Empfindungen heraushörte. Kirchenglocken, die zu läuten anfangen, weil ein liebeskranker Mensch an den Strängen baumelt, schlagen den ersten Akkord an, der mit wachsender Stärke durch alle Erzählungen hindurchbraust und zu einem grimmigen Totenliede anschwillt. Es war und ist ein gutes Recht großer Meister, allem Entsetzen, das Schicksale lähmt und Heiliges zertrümmert, Ausdruck zu geben; aber der mitfühlende Leser, der auf das Tiefste erschüttert wird, muß auch zugleich durch die Kraft des Dichters emporgehoben werden. Eine reinigende Sphäre Mitleid muß über allem Ungeheuerlichen schweben, das Verbrechen darf nicht selbstverständlich, der häßlichste Instinkt nicht mit den Farben der Schönheit gemalt werden. D'Annunzio ist so ein erbarmungsloser Verkünder mörderischer Leidenschaften in diesem Buche; die unmenschliche Freude, mit der alle Zuckungen der Qual beobachtet werden, ohne daß ein Tröpfchen Balsam niederträufelt, ist es vor allem, die den Leser abstößt. Aber D'Annunzio ist auch ein großer Meister des poetischen Bildes, und wir erleben das Merkwürdige, daß grauenvolle Ereignisse, die den Text zu blutrünstigen Illustrationen abgeben könnten, von einer heißhungerigen Phantasie zu einer atemlosen Folge bizarrer Szenen auseinandergezerrt werden. Nur in der letzten Geschichte, die dem Buche den Namen gab, fühlen wir den Mord, der einer Schändlichkeit den Garaus macht, wie eine Befreiung. Hier ist dem Dichter unleugbar Liebe für seinen Helden in die Feder geflossen, für den entkräftigten, mißhandelten Episcopo, der tausend Demütigungen von seinem schamlosen Weibe erduldet und die Trümmer

*) Der Verfasser, ein Bruder des Komponisten Hans Pfitzner und selbst Musiker von Fach, hat allerdings eine Reihe von Jahren in den Vereinigten Staaten gelebt. Schriftstellerisch ist er mit dem hier besprochenen Buche zum ersten Mal hervorgetreten. Die Red.

Couture zu malen; leider, wie es scheint, mit geringem Erfolg, so rastlos sie auch arbeitete. Ob sie zu spät angefangen, oder ob ihr leidenschaftlicher Wille zur künstlerischen Produktion nicht mit genügender Begabung gepaart war, geht aus den Briefen nicht hervor; höchstens daß ihnen die wiederholten Mißerfolge hier und da eine trübe Färbung verleihen. Die Briefe sind an nahe Familienangehörige gerichtet und gehen sehr ins Detail. Ich glaube, daß sie hauptsächlich für Frauen Interesse haben werden, denn Clara Biller war, trotzdem sie namentlich für die damalige Zeit sehr unkonventionell auftrat, eine durch und durch weibliche Natur, und manche inneren und äußeren Kämpfe, die sie durchmachte, dürften dem männlichen Leser kaum verständlich sein. Die Schilderungen des pariser Atelierlebens legen den Vergleich mit dem Tagebuch von Marie Baschkirtseff nahe. Bei beiden derselbe rücksichtslose, fieberhafte Drang zur eigenen Bethätigung, aber auf wie verschiedenen Grundlagen des Charakters und der Lebensbedingungen! Marie Baschkirtseff kennt nur ein Ziel — den Ruhm um jeden Preis. Das ist ein Weg, der überall hinführt, nur nicht zum Herzen. Clara Biller arbeitet lediglich um des Ideals willen, das sie im Busen trägt, oder, wenn materielle Interessen bei ihr überhaupt in Frage kommen, um Mutter und Geschwistern das Leben zu verschönern und zu erleichtern. Sie entstammt offenbar der geistigen Aristokratie Deutschlands; die besten Namen der damaligen politischen, künstlerischen und gelehrten Welt sind ihrer Feder geläufig; ihre Familienbeziehungen führen einerseits nach England, andererseits nach Spanien. Sie hat auch in Paris Empfehlungen an gute Häuser, so an das oft genannte der Frau von Mohl; aber fast eigensinnig in ihre Arbeit verbohrt und auch wohl durch ihre pekuniären Verhältnisse zur äußersten Sparsamkeit gezwungen, verkehrt sie eigentlich nur mit den Menschen, die ihr der Zufall in den Weg führt, mit ihren Mitpensionären, Mietsleuten, Kolleginnen, Modellen. So erhält man allerhand Einblicke in das ärmliche, kleinbürgerliche Paris, das sie mit Humor und Verständnis zu schildern weiß. Mit einem Mal treibt sie die Wanderlust nach Spanien hinüber. Halb scherzhaft erklärt sie, sie müsse dort verschollene Verwandte ihrer Mutter aufsuchen. Ist es heutzutage schon keine Kleinigkeit für eine einzelne Dame, in Spanien zu reisen, so gehörte vor dreißig Jahren ein ganz ungewöhnlicher Mut dazu, um so mehr, als sie die Sprache nicht kannte und über sehr knappe Geldmittel verfügte. — „Wie schwer es eine Frau hat, sich in der Welt durchzuschlagen," schreibt sie, „wird einem erst recht klar, wenn man so ein Leben führt, wie ich. Was für eine Mauer von Vorurteilen haben die Männer um uns aufgebaut! Was für Steine in den Weg geworfen! Und fällt man über einen, so stehen sie gewöhnlich noch hohnlachend dabei und fragen: Warum will sie uns nach?" — Wenn sie an einen neuen Ort kommt, sucht sie vor allen Dingen Privatlogis zu bekommen, kocht womöglich für sich selbst und lebt mit und unter dem Volke. Um nicht aufzufallen, trägt sie eine Mantilla und geht in die Messe. Aber ihr Auftreten und ihre überlegene Bildung erzwingen ihr überall Achtung, und oft begegnet sie selbst bei den einfachsten Leuten großer Herzensgüte. Ihr Reiseweg führt über Burgos nach Madrid, wo sie sich längere Zeit aufhält. Dann wendet sie sich wieder nach Norden, über Avila, Segovia und Palencia nach Oviedo, macht einen Abstecher nach Portugal, besucht La Coruña und Coimbra und gelangt so über Sevilla schließlich nach Cadix. Hier entdeckt sie wirklich die gesuchten Verwandten, allerdings ohne sonderliche Freude an ihnen zu erleben, fährt noch nach Tanger hinüber und eilt dann bei der Nachricht vom Ausbruch des deutsch-französischen Krieges ebenso plötzlich, wie sie gekommen, wieder nach Paris zurück. Planlos und abenteuerlich, wie die ganze Reise erscheint, bot sie doch ganz ungewöhnliche Gelegenheiten, Land und Leute kennen zu lernen. Die Schilderungen tragen den Stempel absoluter Wahrheit und sind wohl auch heute noch zutreffend, denn Spanien hat sich seitdem wenig oder gar nicht verändert. Das Buch hinterläßt, abgesehen von der Fülle amüsanter Bilder, die es entrollt, den Eindruck einer kraftvollen, originellen Persönlichkeit, die mannigfachen Hindernissen zum Trotz aus sich und ihrem Leben etwas zu machen wußte, einer „emanzipierten Frau" in des Wortes liebenswürdigster und stolzester Bedeutung.

Potsdam. *Estelle du Bois-Reymond.*

Den bekannten einbändigen Klassiker-Ausgaben der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, die bisher schon Shakspere, Goethe, Schiller, Heine, Hauff umfaßten, sind neuerdings auch Lessings Werke angereiht worden: ein 877 Seiten starker Lexikonband für 3 Mark. Er enthält alle poetischen und dramatischen Werke und von den Prosaschriften alles, was irgend heute noch für weitere Kreise Interesse bietet. Die zweckmäßige Auswahl sowie die gut orientierende biographische Einleitung rührt von Dr. Ludwig Holthof her. Zu beanstanden wäre höchstens, daß man bei den Dramen ohne ersichtlichen Grund die chronologische Reihenfolge verlassen hat. **

Notizen.

Ludwig Bechstein.

1801. — 24. November. — 1901.

Von **Adelheid von Schorn** (Weimar).

(Nachdruck verboten.)

Ludwig Bechstein wurde am 24. November 1801 in Weimar geboren und, da seine Eltern sehr früh starben, von einem Oheim erzogen, der ihn zu einem Apotheker in Arnstadt in die Lehre gab. Nach zehnjähriger Apothekerlaufbahn — in der er aber schon große litterarische Arbeiten lieferte, wie z. B. den dreibändigen Roman: „Das tolle Jahr" — konnte Bechstein dank der Unterstützung des Herzogs Bernhard von Meiningen (der später auch Otto Ludwig unterstützt hat), in Leipzig und München noch studieren und sich die Bildung aneignen, die ihn dann befähigte, in Meiningen die Stelle eines Bibliothekars zu verwalten.

Er erhielt die Aufsicht über die Münz- und Medaillensammlung des Herzogs, er war die Seele der Freimaurerloge, und neben all diesen Beschäftigungen sammelte er Altertümer von allen Arten, bis sein Haus wie ein vollgestopftes Raritätenkabinett aussah.

Dieses Haus, das er sich in einem Garten an schöner Lage erbaut, konnte Bechstein nur in dem Gedanken gründen, daß er durch seinen litterarischen Fleiß nach und nach sich und seine Familie auf einen grünen Zweig bringen könne, denn von den kleinen Einnahmen seiner Anstellungen konnte er nicht leben. So hat er sein Lebelang gearbeitet und gekämpft, hat sich mühsam durchgeschlagen, aber aus den Schulden ist er nicht herausgekommen. Sein „Deutsches Märchenbuch" ist in unzähligen Auflagen und Ausgaben erschienen*), er hat wenig genug davon gehabt, denn er mußte aus Not alles verkaufen, oft wenn „die Tinte noch naß" war. Er hat die Märchen und Sagen gesammelt und sie den Kindern und dem Volke wieder erzählt: damit hat er eine so große That gethan, daß sein Name genannt werden sollte, so lange es Deutsche giebt. Er hat mit seinen Forschungen in Geschichte und Altertumskunde, mit seinen Sammlungen, die er aus Gräbern, Böden und Kellern mit Mühe und Kosten zusammentrug, so viel Anregung und Belehrung gebracht, daß er schon durch diese Thätigkeit allein ein hervorragendes, segensreiches Leben gehabt hätte.

Aber zwischen all diesen Beschäftigungen war doch seine Hauptthätigkeit die Litteratur. Er schrieb viele

*) Jetzt eben erscheint die siebzigste! D. Red.

* Meinungs-Austausch *

[Unter sachlicher Verantwortung der Einsender.]

4. Berlin, 7. Oktober 1901.

In Ihrer Aufforderung an die Leser und Mitarbeiter des Litterarischen Echos zu einem „Meinungsaustausch" bezeichnen Sie auch „Mißstände des litterarischen Lebens" als Stoffe unserer auszutauschenden Meinungen. Gestatten Sie mir, gerade in dieser Zeitschrift, deren Geschäftsführung von meinem Tadel nicht getroffen wird, eine Beschwerde zu erheben gegen einen dem deutschen Zeitungs- und Zeitschriftenwesen nicht zur Zierde gereichenden Unfug. Meinen Sie und meine verehrten Mitarbeiter am Litterarischen Echo nicht auch, daß es jetzt nachgerade an der Zeit wäre, im deutschen Zeitungswesen, soweit es den Verkehr mit den Mitarbeitern betrifft, etwas höflichere Formen anzunehmen? Ich meine namentlich zwei Punkte: die Uebersendung von Belegnummern und die Uebersendung des Honorars. Es giebt in Deutschland zahllose Zeitungen und Zeitschriften, bei denen es an einer festen Anweisung für die Geschäftsstelle fehlt, unmittelbar nach der Fertigstellung einer Nummer zuerst den Mitarbeitern ein Belegstück zuzusenden. Man sollte meinen, diese einfachste aller Höflichkeiten sei etwas so selbstverständliches, daß die Geschäftsstelle das auch ohne Anweisung von der Redaktion thun müßte. Die Regel aber ist heute, daß der Verfasser eines Beitrages später von dessen erfolgtem Druck Kenntnis erhält, als alle übrigen Leser der Zeitung. Die Abstellung dieser Unsitte, dieser groben Unhöflichkeit gegen die Schriftsteller, die den hochmögenden Herren Redakteuren doch hoffentlich als annähernd gleichwertige Kollegen erscheinen werden, könnte von heut auf morgen geschehen durch eine einmalige strenge Anweisung jeder Redaktion an ihre Geschäftsstelle oder, wie man auf deutsch sagt, an die Expedition.

Mit der Zusendung des Honorars steht es ebenso. Sämtliche Zeitungen verlangen und erhalten den Bezugspreis ein Vierteljahr vorher. Schon dieser Umstand, aber auch jede andere Betrachtung des Verhältnisses zwischer Zeitung und Mitarbeitern verlangt, daß unmittelbar nach dem Erscheinen einer Nummer den Mitarbeitern das Honorar ohne Aufforderung zugesandt wird. Bei vielen deutschen Zeitungen und Zeitschriften aber herrscht, nicht aus bösem Willen, sondern aus einer Art von falscher Vornehmheit die Unsitte, nicht gleich zu zahlen, sondern nach Terminen, die von jeder Zeitung willkürlich festgestellt werden.

Ich glaube, man braucht diese beiden Beschwerden nur zu erheben, um jedem Leser begreiflich zu machen, wie begründet sie sind.

Eduard Engel.

5. Preßburg, 13. Oktober 1901.

Wie sich doch die Dichter in ihren Gedanken begegnen! Vor Jahren schrieb M. Ebner-Eschenbach in ihren Aphorismen: „Sage etwas, was sich von selbst versteht, zum erstenmal, und Du wirst unsterblich." Heute lese ich unter Oscar Blumenthals „Allerlei Wahrheiten" (im „Berl. Tageblatt") folgenden Vers:

Den Ruhm bis in die fernste Zeit
Hat der Poet erjagt,
Der eine Selbstverständlichkeit
Zum erstenmal gesagt.

Darauf paßt wieder ein Aphorismus der Ebner-Eschenbach:

Gesagt ist alles schon, man kann nur wiederholen,
Der ehrlichste Poet hat unbewußt gestohlen.

K. Schrattenthal.

6. Neiße, 20. Oktober 1901.

Das von Herrn Arthur Luther aus Moskau im „Litt. Echo" (Sp. 142) zitierte Gedicht: „Das Bächlein" (Du Bächlein, silberhell und klar) ist in unseren reichsdeutschen Schullesebüchern mit dem Autornamen „Karoline Rudolphi" gezeichnet.

Phllo vom Walde.

(Anm. der Redaktion. Dieselbe Antwort wurde uns nachher noch von mehreren Einsendern gegeben, denen wir an dieser Stelle für ihre Bemühungen bestens danken.)

7. La Tour-de-Peilz, 28. Oktober 1901.

Im Begriff, eine kleine Arbeit über die in verschiedenen Litteraturen und Epochen verschieden behandelte Don Juan-Sage vorzubereiten, die zwar einen mehr psychologischen Charakter tragen soll, aber doch der geschichtlichen Unterlage nicht entbehren kann, teile ich im Folgenden meine dazu angefertigte Liste mit und bitte Sachverständige, besonders Romanisten, um freundliche Ergänzung des Materials. Es kommt mir freilich nicht darauf an, sämtliche Behandlungen des Stoffes kennen zu lernen und aufzuführen, es wäre mir aber peinlich, Wesentliches vergessen zu haben.

Spanien: Molina (um 1600—1650), Zorilla (1844) (3 Dichtungen).

Italien: Goldoni (1736?) (Giliberti, Cicognini, Perucci).

Frankreich: Molière 1665 (versifiziert von Thomas Corneille 1677). In der späteren Dramatik offenbar mehrmals nachgeahmt. Von wem? Und wo zugänglich? Genannt werden Dumesnil-Rosimon: festin de pierre (!) 1669, Dorimon, Corneville-Villiers, A. Dumas 1836, Mérimée 1834, Mallefille 1858, Jean Aicard 1900.

England: Shadwell 1676, Byron 1819/22.

Dänemark: Hauch, Heiberg; Nachahmer Molières (?).

Deutschland: Grabbe 1829, Lenau 1843—44, Karl von Holtei?, Wiese?, Carl von Braun?, E. Th. Hoffmann 1814, Paul Heyse 1883, F. v. Hornstein 1901.

Musik (Ballet und Oper): Le Tellier 1713, Gluck 1761, Righini 1780, Mozart-Da Ponte 1787, Gazzaniga 1789, Haydn 1804, Tritto, Alberti(ni) um 1720, Gardi (2 Opern), Fabrizi, Raimondi um 1830, Carnicer um 1820, Dargomyzski 1868? Symphonische Behandlung erfuhr „Don Juan" endlich durch Liszt und Richard Strauß. — Wie steht es mit der Malerei und Skulptur?

Es scheint sich mir aus dem Material eine vierfache Behandlung des Stoffes zu ergeben: die ethisch-religiöse, die komische, die gespensterhaft-romantische, die übermenschlich-sinnliche.

Als litterarhistorischer Nachweis wurde mir nur Scheibels „Kloster", Band 3, Abteilung 2, Stuttgart 1846, angegeben.

Eduard Platzhoff.

8. Graz, Rechbauerstr. 22, Ende Oktober 1901.

Zu großem Danke würde mich verpflichten, wer mir auf das Thema „Das Traumdrama im 19. Jahrhundert" bezügliche Materialangaben, Litteraturverweise u. s. w. geben wollte.

cand. phil. Karl Zagajewski.

Nachrichten

Bühnenchronik.

Wien. Die letzte Komödie von E. Karlweis, betitelt „Der neue Simson", wurde am 19. Oktober zum ersten Male im Deutschen Volkstheater gegeben. Dr. Hermann Körner, der neue Simson, ist ein ländlicher Advokat, der als Abgeordneter einer radikal-nationalen und angeblich antikorruptionistischen Partei in den Reichsrat entsendet worden ist. Wir begegnen ihm nach einem Diner im Hause seines neugewonnenen Kollegen Acker-

„Der Herr von Abadessa", M. von Baumberg und Rudolf Hawel als Verfassern österreichischer Volksstücke und Otto Julius Bierbaum für seine Gedichte je 1000 Kronen. — Bei den Blumenspielen von Saragossa, die am 17. Oktober stattfanden, wurde der Preis für das beste deutsche Gedicht Klemens Wagener in Mühlheim a. Rh. für eine Bismarck-Dichtung zuerkannt. Die den deutschen Dichtern für das Jahr 1902 gestellte Aufgabe betrifft ein Gedicht über den Burenkrieg.

* *

Angekündigte Bücher. Der Verlag von J. C. C. Bruns in Minden i. W. kündigt eine deutsche, von Max Bruns besorgte Ausgabe von Baudelaires Werken an, die 4 Bände umfassen soll (je M. 2,50). Zunächst soll der 2. Band, der „Die künstlichen Paradiese", eine Einleitung sowie einen Essai über den Dichter enthält, zur Ausgabe gelangen. — In demselben Verlag gelangt eine englische Uebersetzung der „Ratsmädelgeschichten" von Helene Böhlau zur Ausgabe („Ratsmädel-Stories." Translated from the German by Margarethe Kemp. M. 3,60). — Von Malvida von Meysenbug erscheint demnächst im Verlage von Schuster & Loeffler in Berlin ein neuer Essaiband unter dem Titel „Individualitäten", der u. a. einen Nekrolog auf Friedrich Nietzsche, den ehemaligen Freund der greisen Verfasserin, bringen wird.

* *

Allerlei. Der Ausschuß für die Wilhelm Raabe-Ehrung hat dem Dichter 18000 Mark deutsche Reichsanleihe als Dotation der Raabe-Verehrer überreicht. — Am 18. Oktober wurde in Chemnitz ein von Prof. Epler (Dresden) entworfenes Theodor Körner-Denkmal enthüllt. — Dem Goethe-Nationalmuseum in Weimar wurden aus dem Nachlaß Herman Grimms zwei mit Goethes Leben in enger Verbindung stehende Gemälde überwiesen, nämlich das von Seekatz gemalte goethische Familienbild und das Porträt der Frau Maximiliane Brentano geb. Laroche. — Gabriele D'Annunzio, der gegenwärtig an einem Drama „Numa" arbeitet, kündigt bereits fürs nächste Jahr ein zweites an, das Nero zum Helden haben soll. — In Kopenhagen wurde der Schauspieler am königlichen Theater Karl Mantzius zum Doktor promoviert. Mantzius ist der erste Schauspieler Dänemarks, der den Doktorhut erworben hat; seine Dissertation behandelt die englischen Theaterverhältnisse zur Zeit Shaksperes. — Die Staatsanwaltschaft beschlagnahmte bei der Verlagsbuchhandlung von Eugen Diederichs in Leipzig die Broschüre Leo Tolstois „Der Sinn des Lebens", die u. a. die Antwort des Dichters an den hl. Synod enthält.

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Aram, Kurt. Die vornehme Tochter. Geschichten und Skizzen. Berlin W., F. Fontane & Co. 224 S. M. 3,— 4,—.

Balde von Enckevort, Joh. „Jedes weiß Seins". Ein Cyklus Novelletten. Braunschweig, Rich. Sattler. 195 S.

Bennecke, W. Revisor Morgelhahn. Humor.-pol. Roman a. d. ehemaligen Kurhessen. Berlin, Otto Janke. 2 Tle. in 1 Bde. 164 u. 188 S. M. 4,—.

Bois-Reymond, L. du (L. Forster). Die Flinte von San Marco. — Lorbeer. Zwei Novellen. Berlin, B. Behr. 395 S. M. 4,— (5,—).

Duncker, Dora. Morsch im Kern. Roman. (Kürschners Bücherschatz, Nr. 265/66) 2. Bd. Berlin, H. Hillger. 12°. M. —,40.

Ebner-Eschenbach, Marie v. Erzählungen. 3. Bd. (Ges. Schriften. 7. Bd.) 384 S. — Erzählungen. 4. Bd. (Ges. Schriften. 8. Bd.) 403 S. Berlin, Gebr. Paetel. M. 7,—.

Ettel, K. Im Tannengrund. Eine Künstlergeschichte. Wien, Georg Szelinski. Schmal gr. 8°. 68 S. M. —,90.

Eviell-Kilburger, C. Liebesleute. Leipzig, G. Müller. Mann. 148 S. M. 1,— (2,—).

Gollnow, E. Das Geheimnis der Finsternis. Ein hist. Roman a. d. 12. Jahrh. Stettin, Joh. Burmeister. 597 S. M. 6,— (7,—).

Grad, Max. Die Overbecks Mädchen. Roman in 2 Bd. Berlin W., F. Fontane & Co. 310 u. 276 S. M. 8,—.

Hauser, O. Ethnographische Novellen. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 165 S. M. 1,80 (2,80).

Heiberg, H. Reiche Leute von einst. Roman. Berlin, G. Grote. 258 S. M. 3,— (4,—).

Holm, C. Daheim und draußen. Novellen u. Skizzen. Hamburg, Schröder & Jeve. 219 S. Geb. M. 4,—.

Hübel, F. Und hätte der Liebe nicht. Ein Roman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 166 S. M. 4,— (5,—).

Krauß, Nicolaus. Die Stadt. Roman. Berlin W., F. Fontane & Co. 187 S. M. 2,— (3,—).

Kurowski, Ludwig. Menschenbilder. 1. Teil. 2. Aufl. 64 S. — 2. Teil. 68 S. Wien, Selbstverl. Je M. —,25.

Lent, G. Im Sommer. Zwei Novellen. Berlin, „Harmonie", Verlagsges. f. Litt. u. Kunst. gr. 8°. 149 S. M. 2,50.

Lohmeyer, J. Wir leben noch und anderes. Neue Novellen. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 250 S. M. 2,40 (3,60).

Lohr, A. Geistig defekt? Sitten-Roman a. d. mod. Gesellschaft. Stuttgart, Jos. Roth. 176 S. M. 2,40 (3,—).

Mann, Thomas. Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman. 2 Bde. Berlin, S. Fisher. 566 u. 539 S. M. 12,— (14,—).

Maurer, W. Bernhard. Roman. Berlin, Alexander Duncker. gr. 8°. 104 S. M. 1,50.

Palmer, J. D. D'Mölerna. Stuttgart, Max Kielmann. 110 S. M. 1,—.

Reuter, Gabriele. Frauenseelen. Novellen. Berlin, S. Fischer. 260 S. M. 3,—.

Riedberg, E. Drei Frauenleben. Roman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 199 S. M. 4,— (5,—).

Schlaf, Johannes. Die Suchenden. Roman. Berlin W., F. Fontane & Co. 322 S. M. 5,— (6,50).

Schoembs, J. Die neue Familie. Roman in 2 Bde. Dortmund, Fr. Wilhelm Ruhfus. 458 S. M. 6,— (7,20).

Storck, K. Am Walensee. Roman. Berlin, Otto Janke. 3 Bde. 170, 158 u. 214 S. M. 10,—.

Wendlandt, R. Der Wendenhof. Roman. Berlin, G. Grote. 368 S. M. 3,50 (4,50).

Zahn, Ernst. Albin Indergand. Roman. Frauenfeld, J. Huber. 325 S. M. 3,20 (4,—).

Zobeltitz, Fedor v. Die Freibeuter. Roman. Berlin W., F. Fontane & Co. 2 Bd. 271 u. 368 S. M. 8,—.

D'Annunzio, Gabriele. Die Jungfrauen vom Felsen. Roman. Berlin, S. Fischer. 289 S. M. 3,50 (4,50).

Bandits, Sophus. Absaloms Brunnen. Erz. Aut. Uebers. von Mathilde Mann. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 419 S. Geb. M. 6,—.

Gorki, Maxim. Drei Menschen. Ein Roman. A. d. Russ. v. A. Scholz. Berlin, Bruno Cassirer. 543 S. mit Bildn. M. 4,50 (5,50).

Lemche, G. Opfer der Sünde. Uebers. v. O. Fink. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. gr. 8°. 232 S. M. 1,— (1,50).

Lejeune, D. Die Komödiantin. Roman. A. d. Franz. v. A. Neustädter. München, Albert Langen. 386 S. M. 3,— (4,—).

Margueritte, P. u. V. Neue Frauen. Roman. Uebers. v. U. Fricke. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 396 S. M. 4,— (5,—).

Morris, W. Neues aus Nirgendland. Ein Zukunftsroman. A. d. Engl. v. Paul Seliger. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 302 S. M. 6,— (7,50).

Nion, F. de. Der Reisegefährte u. a. Nov. A. d. Franz. v. L. Landau. Illustr. München, Albert Langen. 188 S. M. 3,— (4,—).

Sienkiewicz, H. Mit Feuer und Schwert. Hist. Roman. Deutsch v. C. Hillebrand. Leipzig, O. Gracklauer. 2 Bde. gr. 8°. 436 u. 437 S. M. 7,50 (9,—).

Sienkiewicz, H. Ums liebe Brot. A. d. Poln. v. J. Fränkel. Bern, A. Benteli. 172 S. M. 2,—.

Vanderem, F. Charlie. Roman. Uebers. v. M. Zurhellen. München, Albert Langen. 296 S. M. 3,— (4,—).

b) Lyrisches und Episches.

Bender, Paul. Das Weltkind sprach. Gedichte. Braunschweig, Rich. Sattler. gr. 8°. 376 S.

Bley, Fritz. Hochlandminne. Lieder aus Alt-Tirol. Berlin W., F. Fontane & Co. 254 S. M. 3,—.

Coudenhove, Paula Gräfin. Johannes der Täufer. Köln, J. P. Bachem. 96 S. Geb. M. 2,—.

Demmer, Ed. Aus der Stille. Gedichte. 3. veränd. Aufl. Dresden, E. Pierson. 141 S. M. 2,50.

Dencker, W. Vagantenlieder. München, C. Mickl. 58 S. M. 1,—.

Guth, J. Seefahrers Lieder. Gedichte u. poet. Erz. Dresden, E. Pierson. 70 S. M. 1,50 (2,50).
Hülgerth, H. Die neue Jobsiade. Ein kom. Heldengedicht. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 183 S. M. 2,40.
Janitschek, E. Graßnod'ln. Erz. u. Gedichte in obersteir. Mundart. Leoben, Ludwig Nüßler. 114 S. Geb. M. 2,—.
Kernstock, O. Aus dem Zwingergärtlein. Gedichte. München, Braun & Schneider. 184 S. Geb. M. 3,50.
Lang, H. Stimmen des Herzens. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 88 S. M. 1,— (2,—).
Paulus, Walter. Vom Lachen, Küssen und Weinen. Ein Gedichtbuch. Berlin, Herm. Walther, G. m. b. H. 100 S.
Ruckert, A. J. Kurzweil. Schnurrige Gedichte u. Gesch. in unterfränk. Mundart. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 117 S. M. 1,20 (2,20).
Schneider, L. Der Köhler von Höllenthal. E. Sang v. d. Mosel. Saarbrücken, Carl Schmidtke. 12°. 102 S. Geb. M. 2,25.
Schrutz, Demetrius. Klinginsland. Heitere Gedichte u. a. Halle, Otto Hendel. 111 S. M. 2,—.
Strasburger, E. H. Lieder für Kinderherzen. Mit Bildern v. E. Liebermann. 2. Aufl. Berlin, Ernst Hofmann & Co. gr. 4°. 36 S. Geb. M. 3,20.
Thurow, H. Ins Sonnenland. Zeitgedichte. Zürich, Buchh. d. schweizer. Grütlivereins. 148 S. M. 2,—.
Vanselow, Karl. Von Weib und Welt. Gedichte. Tempelhof-Berlin, Schulhaus-Verlag. 126 S. M. 1,80 (2,50).
Vierordt, Heinrich. Gemmen und Pasten. Tagebuchblätter aus Italien. Heidelberg, Carl Winter. 150 S. M. 2,—.
Volkart, M. Verbotene Liebe. Lieder-Cyklus. Dresden, E. Pierson. 158 S. M. 2,— (3,—).
Wantalowicz, O. E. Nesseln und Blüten. Humoristische und satirische Gedichte. München, Braun & Schneider. 151 S. Geb. 2,50.
Welter, Nicolaus. Griselinde. Eine Dichtung. Luxemburg, M. Huß. 126 S.

Eminescu, M. Auserlesene Dichtungen des verstorbenen rumänischen Poeten E. Deutsch v. E. Grigorovitza. Berlin, Alexander Duncker. XIX. 43 S. M. 2,—.

c) Dramatisches.

Brand, J. Der Erlöser. Trauerspiel. Bern. Neukomm u. Zimmermann. gr. 8°. 155 S. M. 2,50.
Ehlers, W. Graf Hartenstein. Schauspiel. Hamburg. Schröder & Jeve. 176 S. M. 2,— (2,60).
Kuthe, Fr. Wilh. Schau- und Reimspiele. Dresden, E. Pierson. 110 S. M. 1,50.

Björnson, B. Leonarda. Schauspiel. Uebers. v. E. Mjöen. 124 S. — Das neue System. Schauspiel. Uebers. v. E. Auerbach. 193 S. München, Albert Langen. Je M. 3,— (4,—).
Brieux, E. Die rote Robe (La robe rouge). Schauspiel. Deutsch v. A. St.-Cère. Berlin, „Harmonie", Verlagsges. f. Litt. u. Kunst. gr. 8°. 96 S. M. 2,—.
Heyermann jr., Herm. Die Hoffnung. Ein Seestück in 4 Akten. Aut. Uebers. v. Franziska de Graaf. Leipzig, K. Fr. Köhler. 136 S.
Heyermans jr., Herm. Die Hoffnung auf Segen. Fischer-Tragödie in 4 Akten. Uebers. v. O. van Bergh. Halle, Otto Hendel. (Bibl. d. Gesamtlitt. Nr. 1513.) 91 S. M. —,25.
Tschechow, Anton. Onkel Wanja. Scenen a. d. Landleben in 4 Akten. Deutsch v. A. Scholz. Berlin, Dr. John Edelheim. 104 S. M. 1.— (2,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Agiahardus, W. Deutsche Worte aus 2 Jahrtausenden. Prag, Gustav Neugebauer. Lex.-8°. 94 S. M. 1,80.
Arnold, W. Edmond Rostands „Princesse Lointaine" u. „Samaritaine". Diss. Leipzig, Gustav Fock, G. m. b. H. gr. 8°. 89 S. M. 1,50.
Bormann, E. Die Kunst des Pseudonyms. 12 litterarhist.-bibliogr. Essais. Mit 83 authent. Illustr. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverl. gr. 8°. 135 S. Geb. M. 12,—.
Boucke, E. A. Wort und Bedeutung in Goethes Sprache. (Litterarhist. Forschungen. XX.) Berlin, Emil Felber. gr. 8°. 338 S. M. 5,—.
rand, A. Müller v. Itzehoe. Sein Leben u. seine Werke. E. Beitr. zur Gesch. d. deutschen Romans im 18. Jahrh. (Litterarhist. Forschungen. XVII.) Berlin, Emil Felber. gr. 8°. 99 S. M. 2,40.
Brentano, Clemens. Valeria oder Vaterlist. Lustspiel. (Die Bühnenbearb. des „Ponce de Leon".) Herausg. von R. Steig (Deutsche Litt.-Denkm. des 18. u. 19. Jahrh. Nr. 105—107.) Berlin, B. Behr. XXXIII, 86 S. M. 1,80 (2,60).
Brückner, A. Geschichte der polnischen Litteratur. Leipzig, C. F. Amelang. gr. 8°. 628 S. M. 7,50 (8,50).
Horn, P. Geschichte der persischen Litteratur. — Brockelmann, C. Geschichte der arabischen Litteratur. Leipzig, C. F. Amelang. gr. 8°. 228 u. 265 S. M. 7,50 (8,50).
Kalthoff, A. Die religiösen Probleme in Goethes Faust. Ernste Antworten auf erneute Fragen. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. gr. 8°. 137 S. M. 2.— (3.—).
Litzmann, B. Ibsens Dramen. 1877—1900. Beitr. zur Gesch. d. deutschen Dramas im 19. Jahrh. Hamburg, Leop. Voß. gr. 8°. 176 S. Geb. M. 3,50.
Oeftering, M. Heliodor u. s. Bedeutung für die Litt. (Litterarhist. Forschungen. XVIII.) Berlin, Emil Felber. gr. 8°. 176 S. M. 4,—.
Pfister, A. Heinrich Hansjakob. Aus seinem Leben u. Arbeiten. Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 192 S. M. 1,80 (2,80).
Ritter, O. Quellenstudien zu Robert Burns (Palaestra. XX.) Berlin, Mayer & Müller. gr. 8°. 260 S. M. 7,50.

Friedmann, S. Ludwig Anzengruber. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 199 S. mit Bild. M. 5,— (6,50).

e) Verschiedenes.

Asmus, M. Indiskrete Mitteilungen über Erfahrenes. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 154 S. M. 3.—.
Bastian, A. Der Menschheitsgedanke durch Raum und Zeit. Ein Beitr. zur Anthropologie u. Ethnologie. Berlin, Ferd. Dümmler. 2 Bd. gr. 8°. 246, 257 u. 35 S. M. 10.—.
Chamberlain, H. St. Die Grundlagen des 19. Jahrh. Kritische Urteile darüber. München, Verlagsanst. F. Bruckmann. gr. 8°. 108 S. M. —.50.
Floerke, G. 10 Jahre mit Böcklin. Aufzeichnungen u. Entwürfe. München, Verlagsanst. F. Bruckmann. gr. 8°. 255 S. mit 14 Taf. Kart. M. 6.—.
Harraeus, K. David Friedrich Strauß. Sein Leben und seine Schriften. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 408 S. Geb. 4,60.
Joß, B. Der Musikpädagoge Friedr. Wieck und seine Familie. Dresden, Oscar Damm. 367 S. mit Fksms. u. 3 Taf. M. 5.— (6.—).
Kaisenberg, M. v. L'aigle et l'aiglon. Napoleon I. und sein Sohn. Der Lebensroman eines Enterbten. Leipzig, Heinr. Schmidt u. Carl Günther. gr. 8°. 280 S. M. 7,50.
Klaiber, Th. und O. Lyon. Die Meister des deutschen Briefes. In einer Auswahl herausg. u. bearb. Bielefeld, Velhagen & Klasing. gr. 8°. 529 S. M. 5.— (6.— u. 7.—).
Kunowski, Lothar v. Ein Volk von Genies. (Durch Kunst zum Leben. 1. Bd.) Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 277 S. M. 4.— (5.—).
Lamprecht, Karl. Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. 1. Bd. Tonkunst, bildende Kunst, Dichtung, Weltanschauung. Berlin, R. Gärtner. gr. 8°. XXIII. 471 S. M. 6,— (8.—).
Lindenberg, Paul. Auf deutschen Pfaden im Orient. Reisebilder. Berlin, Ferd. Dümmler. gr. 8°. 320 S. mit 110 Abb. M. 3.— (4,—).

Programme.

Berlin. (Luisenstädt. Realgymn.) Rich. Wagners dramatische Dichtungen in französischer Uebersetzung. Von Richard Werner. 1. Teil. 26 S.

Erfurt. (Realgymn.) Klingers und Grillparzers Medea mit einander und mit d. antik. Vorbildern des Euripides und Senera verglichen. Von Gotthold Deile. 31 S.

— (Realsch.) Les sources du Tartuffe de Molière. Von Albrecht Wächter. 16 S.

Kreuznach. (Gymn.) Schiller und der Herzog Karl August. 1. Teil. (51 S. 8°.) Von Oskar Linn-Linsenbarth.

Löbau i. S. (Realsch.) Deutsche Volksdichtung in d. Oberlausitz. Von C. Müller. 18 S.

Neuwied. (Gymn.) Goethes Tasso ein Dichterbild, Goethes Faust ein Menschheitsbild. Von Alfred Biese. 28 S.

Wien. (1. Staatsgsch. im 2. Bez.) Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Von Adolf Mager. 32 S.

— (Obergymn. z. d. Schotten.) Jakob Bidermann, ein Dramatiker des 17. Jahrhunderts aus d. Jesuitenorden. Von Meinrad Sadil. 48 S.

Antworten.

Abonnent in Prag. Besten Dank für die Mitteilung, daß Laboulayes »Prince Caniche« nicht zehn, sondern dreiunddreißig Jahre alt ist; der Irrtum fällt aber nicht uns, sondern dem Verfasser des von uns excerpierten Artikels zur Last.

Herrn **R. F.** in Graz. Bei uns ist nichts über den Gegenstand erschienen.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Charlottenburg; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Vierter Jahrgang
Heft 5
Dezember 1901

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag

Neues von Grabbe.

Von Dr. **Robert Hallgarten** (München).

(Nachdruck verboten.)

„Kein Deutscher ist so schlimm daran, er hat noch seinen Eckermann.“ Grabbe ist nie wirklich populär gewesen, aber an schreibbereiten Eckermännchen hat es ihm nie gefehlt. Er hatte sich bei seinem Auftreten selbst die Bahn ebnen müssen. „Keine litterarische Koterie hatte für ihn gewirkt,“ erzählt uns Immermann. Er fragte nicht um Erlaubnis, ob er kommen dürfe, und alle Welt verwunderte sich. Bei den Freunden wurde die Verwunderung zur überschwänglichen Verhimmelung. Der nüchterne düsseldorfer Kritiker spricht von der über Grabbe zur Mode gewordenen, poetischen Prosa, von dem Radotieren und Phantasieren der Freundeskritik. Und nicht mit Unrecht fügt er hinzu: „Eine solche extravagante Figur muß man gerade mit der epischsten Ruhe und Deutlichkeit schildern, soll sie uns nicht gar in Schaum und Dunst zerrinnen.“ Immermann hat diese Forderung am besten erfüllt. Gegenüber den früheren anekdotenhaften Schilderungen von Ziegler und anderen, gegenüber den neueren pathologischen Bildern von Gottschall und Piper, die diese Anekdoten an einem psychologischen Faden aufreihen, hebt sich die Zeichnung Grabbes aus Immermanns Hand mit plastischer Schärfe hervor. Fast gleichzeitig mit dieser Biographie Grabbes erschien die von Duller. Wir würden jetzt das Urteil eines Zeitgenossen, wie Freiligrath, der das dullersche Buch ganz vortrefflich findet, kaum begreifen, wenn nicht dieses Urteil an die Witwe Grabbes gerichtet wäre. Lucie Grabbe erntete bei Duller ein Lob, ebenso ungerecht wie der Tadel, den dieser Biograph gegen die Mutter des Dichters ausspricht. Und als nun nach der Veröffentlichung dieser Lebensbeschreibung die Witwe in schärfster Weise angegriffen wurde, da träufelte ihr die freiligrathsche Kritik Balsam auf die Wunden.

Zieglers Biographie (1855), ungleich objektiver gehalten als die frühere, erregte zu ihrer Zeit in litterarischen Kreisen großes Aufsehen. Wir finden Aeußerungen darüber unter anderem bei Heine, Hebbel und Uechtritz. Den Ruhm des Dichters konnte sie nicht heben. Freiligrath hatte das unselige Wort hingeworfen: „der Dichtung Flamme ist allzeit ein Fluch“, und wie Julian Schmidt sagt: „das natürliche Resultat eines siechen Charakters galt nun als der Fluch des Genius“. Daran klammern sich die engherzigen Kritiker fest. Zieglers Buch wird fast schadenfroh eine heilsame Lektüre für angehende Genies genannt. Mit Entrüstung weist ein Uechtritz die Anschuldigungen des tollen Lebens in dem berliner Kreise, zu dem er, Heine, Grabbe und andere gehörten, zurück. Philister unter den Kritikern, Philister unter den einstigen Freunden! Und ein beredter Mund, der schon früher hatte sprechen wollen und geschwiegen hatte, bleibt für die Mitwelt auch jetzt noch stumm: Heine, der stets für den Dichter eingetreten war, der der von Duller verlästerten Mutter Grabbes ein schönes Denkmal gesetzt hat[1]). Schon bald nach dem Tode Grabbes sprach Duller (im Phönix 1838, Nr. 85) die Hoffnung auf Mitteilungen aus, die über manchen dunklen Punkt Licht verbreiten sollten. Weder Köchy noch Heine, die Duller hier erwähnt, brachten damals diese Mitteilungen. Unter den Zeitgenossen, die mit Grabbe in persönliche Berührung gekommen waren und sein Bild zu zeichnen versuchten, sei noch Müller von Königswinter genannt, dessen bequem kompiliertes Buch „Karl Immermann und sein Kreis“ freilich nur als litterarisches Kuriosum Erwähnung finden soll. Immermann spricht hier viele Seiten lang in belehrendster Weise im Wortlaut seiner Memorabilien, und Grabbe giebt seine Lebensbeschreibung wörtlich nach Ziegler, was namentlich bei der Schilderung seiner tollen Streiche von hochkomischer Wirkung ist. Den genannten Biographieen ging eine sehr bald nach dem Tode des Dichters abgefaßte, überschwängliche Lebens-

[1]) Die Memoiren, in denen Heine Grabbe am ausführlichsten erwähnt, sind 1854 abgefaßt, aber erst lange nach Heines Tode veröffentlicht. Ueber die sonstigen Pläne Heines zu einer Charakteristik Grabbes vergl. Karpeles, Heinrich Heine. Aus seinem Leben und seiner Zeit. S. 77 ff.

skizze von Willkomm voraus. Ihnen folgten später Gottschall, Scherr, neuerdings Alberti, Piper u. a. Eine stattliche Zahl von Biographen, die den Dichter doch nicht für weitere Kreise bekannt machten. Die meisten, so auch Gottschall in seiner dieser Tage erschienenen — gegen die frühere etwas erweiterten — Biographie[2]), folgen kritiklos den Spuren, die Duller und Ziegler gegangen sind. Und doch bedarf schon von der Schilderung der äußeren Lebensumstände des Dichters sicher manches der Berichtigung, so vor allem aus der leipziger und berliner Zeit. Schon Uechtritz und neuerdings Bartmann (Grabbes Verhältnis zu Shakspere. Diss. Münster, 1898) haben hier auf Unwahrscheinlichkeiten hingewiesen, über die auch die neueste Biographie schweigend hinweggeht. Der Grabbe-Biograph hat sich durch einen Wust von Anekdoten hindurchzuwinden, die sich an das ganze Leben des Dichters knüpfen, ja ihm bis nach dem Tode folgen. Wird schon der Grabbe der letzten Jahre, der gewiß nur noch eine traurige Ruine war, poetisch verklärt als eine Art von Faulconbridge dargestellt, der das Pack von Angers verflucht und seinem Haß gegen die Welt den Zügel schießen läßt, so wird der Dichter nach seinem Tode zu einem wirklichen Faulconbridge gemacht, einem Bastard aus königlichem Geblüt, indem man ihn für den natürlichen Sohn des Prinzen Louis Ferdinand erklärt.

Gewiß haben schon manche Forscher dieser Romantik die traurige Wirklichkeit gegenübergestellt. Aber eine strenge Kritik der ursprünglichen Quellen ist nirgends erfolgt. Die eingangs erwähnten Worte Immermanns sollten hier jedem Biographen zur Richtschnur dienen. Erst wenn seine Forderungen erfüllt sind, kann das nachgeholt werden, was die meisten versäumten, Grabbes Beziehungen zu der Litteratur seiner Zeit klar und gründlich darzustellen. Hier können natürlich nur sehr wenige Striche zu diesem Bilde gegeben werden.

Um es gleich zu sagen, eine einheitliche sichere Anschauung in litterarischen Dingen hat Grabbe nicht gehabt oder wenigstens nicht kundgegeben. Nicht, als ob es ihm an Selbständigkeit gefehlt hätte, zum mindesten nicht in seinen Antipathieen. War es Sucht nach Originalität, die ihm viele vorwarfen, war es verbohrter Eigensinn, jedenfalls hat Immermann Recht: „Grabbe blieben ganze Gebiete der menschlichen Bestrebungen verschlossen, er hielt sich oft versteckt gegen die höchsten Erscheinungen.“ Man würde Grabbe Unrecht thun, wenn man ihm wegen seiner Feindschaft gegen Goethe und seiner gleichzeitigen Beziehungen zu Wolfgang Menzel den Vorwurf des litterarischen Kliquewesens machen wollte. Sogar die Art und Weise, wie er öfters Schiller Goethe gegenüberstellt, ist durchaus originell und hat nichts zu thun mit den litterarischen Fehden jener Zeit, denen man den Kampfruf „Hie Goethe“, „Hie Schiller“ auf die Banner schrieb. Die Verehrung für Schiller erhielt sich Grabbe in den Zeiten völliger Verbitterung. Und wie wenig er auch in dieser Periode einen Aufschwung auf der Schulter von Kliquen und Koterieen erstrebte, beweist sein feindseliges Verhalten gegen den Alleinherrscher Tieck. — Am interessantesten ist es, den Fäden zu folgen, die von ihm zu einem anderen litterarischen Einsiedler, zu Heine, führen. Es wäre auch nach der Untersuchung von Karpeles[3]) noch fruchtbar, diese Beziehungen zu erforschen, da diese Studie verschiedene Irrtümer enthält[4]).

Ueber das Verhältnis Grabbes zu seinem jungen detmolder Landsmann Freiligrath giebt das Werk Buchners, „Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen“, viel neues. Freiligrath widmete Grabbe nicht nur den bekannten Nachruf, sondern schildert ihn auch in einem Jugendgedichte, freilich in einer ironischen Weise, die zu der Ueberschwänglichkeit des späteren Poems seltsam kontrastiert.

Neben der Forderung nach einer wirklich exakten und gründlichen Biographie bleibt die nach einer neuen Ausgabe der Werke des Dichters schon deshalb bestehen, weil die einzige kritische Ausgabe völlig vergriffen ist. Ob eine neue Ausgabe durch eine oder die andere der vielen verschollenen Schriften, über die uns berichtet ist, bereichert werden kann, ist sehr fraglich. Nur der Zufall kann hier den Retter spielen, wie er es bei den beiden nachgelassenen — im „Euphorion“ (Bd. 7) veröffentlichten — Schriften that. Zu der reichhaltigen Briefsammlung, die Blumenthal veröffentlichte, sind inzwischen noch manche interessante Dokumente hinzugekommen.

Einige Jugendbriefe sind von Bartmann (a. a. O.), ein Billet an Schreiner von Eduard Grisebach (Die deutsche Litteratur, 1887, Seite 271), eine Reihe sehr interessanter Briefe von Oscar Blumenthal in dessen Schrift: „Nachträge zur Kenntnis Grabbes“ veröffentlicht worden. In dieser Schrift sind auch zwei Stellen aus dem unten publizierten Briefe an Kettembeil beigebracht, der im übrigen noch völlig unbekannt ist[5]). Ebenso unbekannt war bis jetzt der unten abgedruckte Brief an Göschen. Auch das Drama, über das Grabbe darin spricht, finden wir sonst nirgends erwähnt. Möglicherweise ist es mit dem bei Ziegler genannten Jugendwerk „Der Erbprinz“ identisch. — Aus den in meinem Besitz befindlichen, nicht datierten Briefen an Schreiner — aus der letzten düsseldorfer Zeit — ist einiges schon bei Blumenthal veröffentlicht, anderes mußte des allzu cynischen Inhalts wegen ausscheiden. Der Zusammenhang ist dadurch nicht unterbrochen, da diese Briefe ohnehin völlig aphoristisch gehalten sind und mehr als pathologische Dokumente wirken. Es sind in der Hauptsache Randglossen zu Stellen aus den Journalen (Phönix, Elegante Welt u. a.), die Schreiner dem Dichter geschickt hatte. Wir wissen, daß Grabbe in dieser Zeit fast täglich an Schreiner schrieb. Es ist das Bedürfnis nach einer Thätigkeit, und wäre es eine rein mechanische, dasselbe Bedürfnis, das ihn getrieben hatte, für Immermann Rollen abzuschreiben. Daß Immermann Grabbes Bitte um eine derartige Beschäftigung erfüllte, entfesselte dann einen Sturm der Entrüstung gegen den „düsseldorfer Theaterdespoten“.

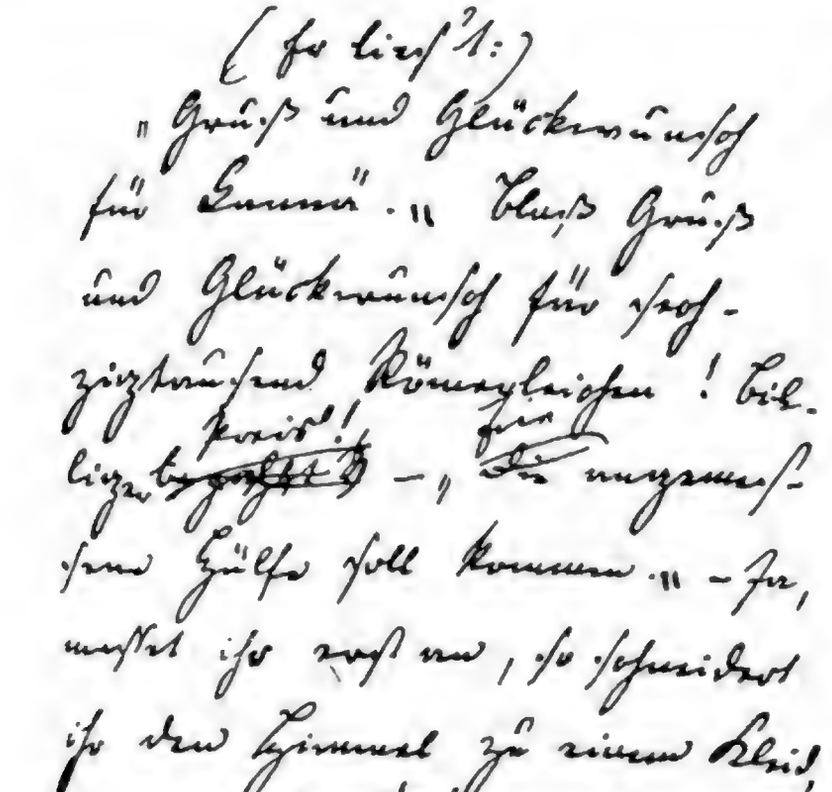
Mag man Biographie und Neuausgaben fordern,

[2]) Reclams Universal-Bibliothek.

[3]) Heinrich Heine. Aus seinem Leben und seiner Zeit. S. 69.

[4]) Am bedenklichsten ist der Irrtum (S. 78), daß Heine die Mutter Grabbes gegen Ziegler in Schutz genommen haben soll, dessen Manuskript Heine von Campe 1854 zur Durchsicht erhielt. Der Vorwurf, den nach Karpeles „zuerst Ziegler in unverblümter Weise ausgesprochen hat“, ist gerade von Ziegler zurückgewiesen worden gegenüber Duller, der ihn schon 16 Jahre früher erhoben hatte. Selbstverständlich richtet sich Heine ebenfalls gegen Duller.

[5]) Die zwei Stellen sind hier zwischen * gesetzt.



Eine Seite aus Grabbes „Hannibal".
Nach dem Originalmanuskript im Besitze des Herrn Dr. A. Hallgarten in München.

für den Dramatiker Grabbe ist es die Lebensfrage, von der Bühne herab zu sprechen. Er selbst hat nur die Aufführung seines „Don Juan und Faust" erlebt. Schon Gutzkow hat das Gerede vom Nichtaufführenkönnen der grabbischen Dramen für wahrhaft perfid erklärt. Erst der neuesten Zeit aber blieb es vorbehalten, den Bann, der über diesen Werken lag, zu brechen. Von Neuaufführungen registriere ich außer „Don Juan und Faust" noch „Napoleon", in verschiedenen Bearbeitungen an verschiedenen Bühnen aufgeführt*), „Gothland" und „Die Hohenstaufen". In diesem Jahre sind Bühnenbearbeitungen des Hannibal (von Spielmann, Wiesbaden) und des Heinrich VI. (von Henningsen, Hamburg) erschienen. Die Bearbeitung des letzteren Stückes geht etwas grausam mit den Schönheiten der grabbischen Poesie um. Nachdrücklich sei hier gerade auf dieses Drama und auf den „Barbarossa" aufmerksam gemacht. Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen! Sie sind für Theaterdirektoren und Regisseure ähnliche Schreckgespenster, wie die alten Griechen und Römer. Aber aus der Flut von Hohenstaufen-Dramen ragen die grabbischen Tragödien turmhoch empor. Es berührt wohlthuend, aus einer Zeit, wo Raupach die Bühne beherrschte, folgende Worte eines Kritikers zu vernehmen: „Zwischen den Dramen Raupachs und Grabbes ist der Unterschied, daß die ersten für das Publikum vor den Lampen geschrieben sind, daß sie kalt lassen, und die letzteren für die ganze Nation, die sich an ihnen noch erwärmen wird, wenn sie den Namen Raupach nur noch aus Litteraturgeschichten kennt." An Raupach ist inzwischen das gerechte Urteil vollstreckt worden. Noch ist es Zeit, Grabbe vor dem unverdienten Lose des Vergessenwerdens zu bewahren.

* *

I.

Grabbe an den Verleger Göschen.

Detmold, den 28. Juli 1817.

Ew. Wohlgeboren

werden verzeihen, wenn ich Ihnen meine Theodora zum Verlag übersende. Mehrere Gelehrte, denen ich sie zur Ansicht übersandte, erhoben sie wohl zu hoch, besonders die Stellen, welche Seite 29, 30, 38, 48 sich befinden: sie lobten mehrere kühne Theaterstreiche und lobten besonders die Einheit des Stückes, die Allegorien, den fünften Akt, dessen letzte Worte sehr auf sie gewirkt hätten, und viele Szenen, z. B. II, 2 u. s. w. So wurden mir Anerbietungen von einigen Buchhandlungen durch einige meiner Freunde gemacht, welche den

*) Eine Neuaufführung des Stückes in Essen, die auf einer Bearbeitung des dortigen Theaterdirektors Hans Gelling beruht, steht unseres Wissens aus Anlaß des Grabbe-Jubiläums bevor. D. Red.

Inhabern jener Handlungen mein Manuskript gezeigt hatten, wider meinen Willen. Der geschriebene Bogen sollte mir mit mehrere Louisdor bezahlt werden. Allein ich habe nicht nötig, für Geld zu schreiben, und alles zog mich zu Ihnen, dem Verleger der Meisterwerke Deutschlands, dem Unterstützer eines Schillers. Alle meine Bedingungen sind diese: daß mein Werk spätestens Ostern gedruckt ist. Gerne sähe ich es auf Schreibpapier gedruckt und mit einem Kupfer zu irgend einer Szene verziert. Dann bitte ich mir einige der ersten Exemplare auf Velinpapier aus, und zuletzt bitte ich, mir den geschriebenen Bogen zu bezahlen. Ein Schüler im sechzehnten Jahre (weil ich fünfzehn Jahr alt war, hofften mehrere Buchhändler das Werk stark abzusetzen), würde ich keine Bezahlung fordern, wovon ich in der Zukunft Beweise ablegen werde, wenn ich nicht bald nach Pirmont reiste. Deshalb muß ich Sie, mein Herr, bitten, die Theodora den ersten oder den zweiten Tag nach dem Empfange durchzulesen und mir gleich darauf für jeden geschriebenen Bogen eine Pistole in Gold, zusammen also 32½ Pistole, zu senden, so daß ich von dato an in neun oder elf Tagen die Bezahlung erhalte. Das Format des Buchs, die Menge der gedruckten Exemplare, die Wahl des Papiers und der Typen überlasse ich gerne dem Kundigen, Ihnen. Sehr gern möchte ich der Korrektor meines Buches sein.

Euer Wohlgeboren unterthänigster

Ch. D. Grabbe.

II.

Grabbe an Kettembeil.

Bester Freund,

anbei das Manuskript, welches nach meiner Berechnung 2½ Druckbogen füllt. Sollte noch etwas fehlen, so mußt Du hier und da etwas splendid drucken lassen oder mir Nachricht zu weiterer Arbeit geben, oder laß meinetwegen das in einem Briefe Dir übersandte Don-Juans-Stück sub titulo: Fragment aus Don Juan mitdrucken.

Wüßtest Du die enorme Arbeit, welche bei Ende der Ernteferien auf mich eindrängt, die Berge von durchzulesenden und zu fabrizierenden Akten, die Messe-Terminen, die Berichte, die Briefe, meine Pomade, meine weitverbreitete Lektüre, die ich selbst beim Schreiben oft nicht aufgebe, — so würdest Du die schlechte Pfote meiner anliegenden Handschrift entschuldigen. Das Ding enthält die Skizzierung vom Sulla usque ad finem. Weitere Ausführung als hier geschehen, konnte ich nicht liefern. Ich hatte nur an zwei Tagen Zeit. Solche Skizzierung ist schon durch Schillers Demetrius dem Deutschen bekannt. Auch Goethe hat ähnliches. Casu dient sie in etwas, den Eseln zu zeigen, wo Sulla hinaus will. Ein Charakter wie Sulla ist noch auf keiner tragischen Bühne in der Art gewesen. Etwas hat der Mann auch, mit Ehren zu melden, von mir. Hier und da habe ich goethische Verse zur Erbauung eingeflickt. Stehen irgendwo noch Schreibfehler, so bitte ich um Deine Korrektur.

Die Shakspero-Manie auszudehnen, ging nicht. Ich habe keine Handschrift von ihr. Auch schadet ihr die Breite. Sie ist ein Kern, aus dem ich, wenn er in den Shakspero-Manen aufgeht, Apfelbäume ziehe. Sie macht ganz ohne Zweifel großen Effekt. Die Zeit ist zu solchem Angriff so reif, daß, wenn ich nicht damit erschiene, gewiß irgend ein anderer käme.

Unsere Dramen übrigens müssen wirken. Ich habe mich sehr bedacht, ehe ich jetzt deren Publikation beförderte. Das klare Resultat ist: tüchtige Wirkung erfolgt. In so etwas täusche ich mich selten. Mehrere Stücke, vorzüglich Gothland, geht in Extremen aller Art bis in den Vers (*den Vers hätte ich leicht verbessern können, aber teils ist er berechnet, teils gehört er zum Gothland wie das Fell zur Hyäne*); aber ganz unläugbar ist ein Haufen Poesie darin, wie man sie jetzt nirgends findet. — Ich wollte, Uechtritz wäre ein bischen berühmter; ich ließe den Brief an Putenei (?) drucken, worin er mich schon wegen meines Lustspiels für eine der außerordentlichsten Erscheinungen erklärt: wirkt das Lustspiel so auf einen Uechtritz, so ist Hoffnung bei anderen noch viel mehr da. Die Volksmasse erkennt das erste, auch im Kuriosen. Wenn ich wollte, habe ich noch stets gegen das Publikum, welches mir gegenüber stand, gesiegt.

Daß Du schon beim Absenden Deines letzten Briefes am 18. Bogen des Gothlands gewesen, ist mir lieb. Ich bitte Dich, befördere diesen Monat die Pastete ganz zu Ende: ich habe einen Schlag vor: Du kannst ihn ahnen; bringt er mir Nutzen, so auch Dir. Etwas vor Ende dieses Monats sähe ich gerne Deine Ankündigung im Intelligenzblatt. Unser Fürst kommt früher zurück, als ich erwartete, er ist schon in kurzem allhier. Die westfälischen Zeitschrifts-Redakteure mache ich hier und da mittelst einiger halbpikanter Korrespondenzbraten zu meinen Freunden. Auch nicht sonder Grund. Dr. Gans in Berlin wird mir durch einen Orientalisten bekannt, nämlich den Dr. Rosen[6]) (den Unschuldigen), jetzt expektierter (?) Gesandschaftssekretär nach Konstantinopel. Herr Gans schreibt in berliner Journalen.

Daß Du an Berlin und dabei an mich denkst, sitzt mir wohlthätig in der Brust. Du charakterisierst unsere berliner Periode sehr gut, indem Du sie als die Periode der Pomade andeutest. Nichts störte uns. Aber das vergebe ich Dir nicht, daß Du nicht einmal den Namen des Herrn Restaurateurs Fiedler, des Platzes, auf dem er wohnte (Petriplatz), nennen willst. Und der Mr. Du Plant in der Taubenstraße: „steck' er das Lamm an!" Rocte, daß Du die Pütschel[7]) geärgert hast. Mit meinen Medizingläsern habe ich die leipziger Madame Georgi auf ähnliche Art erfreut. Auch der Stiefelwichser, der in einer wahren Bürstmanie verfiele und meine ohnehin abgetragenen Röcke in Stücke zu bürsten drohte! Weißt Du, wie wir ihm eins von den Gulden-Rosinanten auf dem Opernplatz kaufen wollten, damit er die Stiefeln zu Pferde bringe? Wie manches Buch, wie mancher Pfeifenkopf ist 50mal von uns besehen. Unsere Wißbegier war dämonisch, unersättlich.

Ja, uns in Berlin zu begegnen, wäre hübsch; ich würde nicht fehlen. „Erst das vergangene ist das wahre Glück", sagt Cäcilia, und sie hat recht. Dort könnten wir, wie Du sehr wahr sagst, Vergangenheit und Gegenwart vereinen.

Ich muß (es erscheinen Klienten) jetzt schließen und harre auf Antwort als Dein

treuer Grabbe.

Detmold, den 1. September 1827.

III.

Aus Grabbes Briefen an den düsseldorfer Verleger Schreiner.

Thais[8]):

Held, je mehr das Blut geschmückt,
So mehr bin ich — du Gott! — beglückt!

Alexander:

O Thais, Thais, Kön'ge sinken,
Wo Deine Augen ihnen winken!

Thais:

Augen, brecht auf: des Lichtes Thore!

Alexander (sieht in ihre Augen):

Die himmlischen, die sel'gen Meteore!

Alle Teufel, meine Augen: Gutzkow läßt den Duller erst Grau in Grau, dann Weiß in Weiß malen. Er will den Kollegen loben, versteht's aber nicht. Erst Lob, dann Tadel, dann den Katzenschwanz. Zu dumm. — Das Ballet nicht verachtet. Der Nesda kennt's pariser nicht. Alle Kunst: mit sinnlichen Mitteln den Geist zu erheben.

---

[6]) F. A. Rosen, Orientalist, 1805—1837.
[7]) Grabbes Wirtin in Berlin.
[8]) Aus dem Fragment „Alexander". Vergl. Grabbes Werke (blumenthalsche Ausgabe), Bd. IV, S. 131 ff.

Leider walzt die Deutsche nur zu gern, doch die Französin — ich bitte, der Kerl hat nie eine graziöse Française gesehen. — Isabeau von Bayern, Isabella ist eine Sünde von Schiller. Sie war wunderschön, hatte aber 'nen Esel zum Kerl. Ganz Paris bebte vor Lust, als sie einzog. Nun wird's immer dem Schiller nachgeschwatzt, als wäre sie — ach Gott, ich mag's nicht sagen. — Byron war ein großer Kerl, pag. 258 soll einer sagen, daß er sich zu ihm wie 'ne Auster verhalte. Der muß einen guten Magen haben. — Daß Dampfschiffe, dann Luftschiffe alle übrige Schiffahrt vernichten, ist bei mir Ueberzeugung. Zuletzt werden noch Sonnenstrahlschiffe kommen. Die Welt giebt Stoff. Er ist nur zu wenig verarbeitet cfr. Raupach — O Pyrker! Da Du diese Gedichte und die Tunisias gemacht, wundert's mich, warum Du auch den lieben Gott nicht machtest! — Lamartine ist ein Schwätzer. Meine Maria[9]):

Gethsemane!
Endloses Weh!
Wüsten von Schmerzen,
Was in dem kleinen Herzen —

Wie viel berühmte Esel sich als solche durch Vorwürfe bei fremdem Heu zu erkennen geben! — Freiligrath erhielt von meiner Frau einen goldnen Ring, den ich lieber hätte als seine aus Farbenmalerei bestehende Poesie. — Die englischen Oppositionsglieder konnten so gut wie die Torys zum König fahren. Elende Hunde, die nicht merken, daß sie blos zu Fuß gingen, um dem Gepack zu imponieren. — Gutenbergs Denkmal? Dummes Zeug. Es wird jeden Tag genug und besser daran gedruckt. All' die Thorheiten affizieren mich noch zuletzt. — Das Schwatzen vom so oft be- und verschriebenen halleyschen Lumpenhunde vom Kometen[10]) beweist die Weisheit der astronomischen Klique. Halleys Namensbruder will noch nicht kommen. Jetzt soll er Ende August am Morgenhimmel (wo keiner, wenn er nicht in einem dunklen Brunnen sitzt, was das Gezeugs auch nicht weiß, ihn sehen kann) erscheinen. — Elegante Welt: Da bewundert diesmal einer und zwar am 2. v. M., Correggios ekelhaften Schornstein, nein, sie ist noch schlechter, seine sogenannte Nacht! Geht's in der Welt, wie mit den Hähnen, die einander ewig nachkrähen? Man müßte ein Journal über die Journale schreiben. „Wundervolles Helldunkel Correggios!" Ofenruß! —

Freimütiger: Wilhelm Krügers Vorlesungen zum Besten der berliner Suppenanstalt sind vernünftig. Sie werden die Suppe sehr vermehren. Merkwürdig, daß dieses Journal mich nie anders erwähnt, als wenn es mir schaden will. Ich hoffe aber doch, nun Freundschaft mit ihm zu schließen.

Das hildburghauser Zeug residiert jetzt auch in Amsterdam. Warum nicht auch auf dem halleyschen Schwanzgestirn?

Ich bin ich.

Grabbe und Goethe.

Von Dr. **Hermann Uhde-Bernays** (Nürnberg).

(Nachdruck verboten.)

Für die krankhafte und gereizte Stimmung, die den durch eigenes Verschulden einem traurigen Schicksal verfallenen Dichter Grabbe beherrschte und ihn häufig zu abfälligen und falschen Urteilen über hervorragende, vom Glück begünstigte Zeitgenossen veranlaßte, ist vor allem bezeichnend die herbe Kritik, die er bei verschiedenen Gelegenheiten selbst an Goethes Persönlichkeit auszuüben sich nicht gescheut hat. Wenn wir auch in diesen Tagen aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages den Schöpfer des „Gothland" und des „Hannibal" mit Recht feiern, verlohnt es sich doch wohl, mit flüchtigem Seitenblick jenen menschlich eigenartigen Charakterzug zu streifen.

Wahrscheinlich ist die 1828 erfolgte Veröffentlichung des Goethe-Schillerischen Briefwechsels, die Goethe selbst veranlaßt hatte, der äußere Grund für die seitdem häufig wiederkehrenden Zornesausbrüche Grabbes gegen Goethe gewesen. In früheren Briefen wird Goethes Name kaum genannt, und selbst das witzige Lustspiel: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", in dem Grabbe gar manchem vorgeblichen Dichter unsanft den wohl gehüteten Lorbeer zu rauben suchte, enthält nur eine einzige harmlose Anspielung. In dem Aufsatze „Ueber die Shaksperomanie" geht die Anerkennung des goethischen Schaffens sogar so weit, daß wir die Worte vernehmen müssen: „Shakspere verhält sich zum Goethe wie Michel Angelo zum Raphael", und „auch ohne Shakspere hätte Goethe einen trefflichen Götz zu Stande gebracht". Die genaue Durchsicht des erwähnten Briefwechsels, die gelegentlich der unfreiwilligen Muße infolge eines gebrochenen Armes vorgenommen wurde, muß also den Zorn heraufbeschworen haben, dessen Toben in einer vernichtenden Kritik sich kundthun sollte. Wir lesen in den Briefen an den frankfurter Verleger Kettembeil (Bd. IV, S. 456 und 459 der von Blumenthal herausgegebenen Gesamtausgabe), daß diese „Rezension über die Schiller-Goethische Briefsch . . . . . rei, eine ganze Abhandlung", auf den Rat des Freundes nicht abgeschickt worden ist. Mit solch scharfen Ausdrücken konnte Grabbe wohl vertraulich zu dem letzteren sprechen, dem Redakteur der dresdner „Abendzeitung", Theodor Hell, gegenüber waren sie nicht am Platze. Immerhin gewinnen wir aus einem Schreiben — vom 16. Februar 1830 datiert und an Hell gerichtet —, das sich im Archiv des germanischen Nationalmuseums befindet, den Eindruck einer energisch und machtvoll ausgesprochenen Ueberzeugung. Theodor Hell, richtiger Karl Theodor Winkler (Allg. Deutsche Biogr. XI, 693), war in dem angeführten Lustspiel übel mitgenommen worden, trotzdem war er so wenig empfindlich, daß er Grabbes Jugendarbeiten lobend besprach. Beschämt hatte deshalb der Dichter an ihn einen Dankesbrief gerichtet, der als der einzig bekannte (Werke IV, 479) abgedruckt ist. Hier wären also die folgenden, bisher noch nicht bekannt gewordenen Zeilen anzuschließen.

Hochgeehrtester Herr Hofrat!

Ihrerseits bitt' ich um Verzeihung für diesen nachlässig hingeschrieben scheinenden Brief, denn ich habe bei dem Umsturz eines Schlittens meinen linken Arm total gebrochen, und wird mir derselbe, da er mir zur Last wird, schon höchst zuwider. — meinerseits Dank für die Anzeige des Barbarossa in der Abendzeitung, und zwar großen. Schon früher hätt' ich ihn abgestattet, aber Journale sieht hier man nur dann, wenn sie sechs Monate schon erschienen sind.

Ich kann's nicht lassen, mein Herz zu lüften: Sie kennen den Goethe persönlich — — er ist klug und ungeheuer eitel — furchtbar! — Ich lese aber erst den Briefwechsel zwischen ihm und Schiller, und, auf mein Wort, er schmerzt mich mehr als mein Arm. Hat Goethe dessen Herausgabe befördert — nun! — Der arme, nicht Menschen, nicht Hof, nicht Volk kennende Schiller, der übersichtigere Goethe, sonst nicht viel besser oder geistreicher — Und läßt die an ihn gekommenen Briefe publizieren!

Ich möchte darein zu schlagen versuchen, aber es ist sehr nützlich, auch die Schwächen großer Geister zu sehen. Ob der Goethe am Ende auch das bezweckt hat? Seine Anhänger müssen es sagen.

Hochachtungsvollst
Euer Wohlgeboren
gehorsamster Grabbe (Auditeur).

Detmold, den 16. Februar 1830.

[9]) S. über den grabbischen „Christus" Blumenthal, IV, S. 134.

[10]) Ueber die skurrile Art, wie Grabbe auch sonst dieses Thema behandelte, s. Blumenthal, IV, S. 310.

[Anmerkung am linken Rande des Briefes]: Dies bloß meine Herzensergießung, denn persönlich bin ich weder Goethe noch Schiller böse.

Diese Worte erscheinen bescheiden gegenüber der selbstgefälligen Prahlerei in einem jedenfalls nicht lange vor der Katastrophe hingeschriebenen Ausspruch: „Was ist das für ein Gewäsch mit dem Faust! Alles erbärmlich. Gebt mir 3000 Thaler, und ich will euch in drei Jahren einen Faust schreiben, daß ihr die Pestilenz kriegt.“*)

Französische Romane.

Von Dr. Erich Meyer (Weimar).

(Nachdruck verboten.)

Bei einem Rückblick auf den gesamten Jahresertrag der französischen Roman-Litteratur empfindet man es ganz besonders stark, daß wir die Zeit unmittelbar nach einem der glänzendsten Abschnitte auf diesem Gebiete des litterarischen Schaffens durchleben. Die unvergleichlichen Erzähler, von denen einige für alle Zeiten der Weltlitteratur angehören werden, sind dahingegangen und haben eine fühlbare Lücke hinterlassen. Zola ist fast der Einzige noch Ueberlebende, aber die Wege, die er träumend wandelt, führen ihn seitab von den Gegenden, in denen er einst König gewesen ist[1]). Von den Autoren weltberühmten Namens, die noch auf dem Plane sind, ist dann Paul Bourget zu nennen. Er hat im abgelaufenen Jahre zwei Bücher[2]) gegeben. Das eine ist eine Novellensammlung, die nach der ersten der Reihe den Titel „Un homme d'affaires“ trägt. Erzählt sind sie alle meisterhaft, wie sollte es auch anders sein? Aber wenn schon die oft gar zu seltsamen psychologischen Probleme, die er aufwirft, eine nicht immer angenehm reizende Kost bilden, so ist ihm bei der Komposition der einen, „Dualité“, eine Geschmacklosigkeit begegnet, die seine Freunde kränken wird, wenn auch die bis ans Herz hinan kühle Kritik befriedigt diese Verirrung als einen vorzüglich ausgebildeten Krankheitsfall der modernen französischen Litteratur vermerken mag: Paul Bourget — denn er erzählt in der ersten Person — in einer wonnigen Nacht an der Riviera, andachtsvoll und gerührt die feine Hand einer der großen „Unreinen“ an die Lippen führend, das erscheint wie das typische Bild der Litteratur, die mit der „Camelliendame“ anhob, ist aber nicht recht erträglich. Er ist ein Beichtvater der irrenden Frauenseele des 19. Jahrhunderts, aber Beichtväter küssen ihren schönen Sünderinnen nicht die Hände, auch wenn sie noch so reuig sind. Viel bedeutender ist „Le Fantôme“, in dem sich Bourgets unvergleichliche Kunst in der Schilderung tieferschütternder, nur in der Seele sich abspielender dramatischer Vorgänge auf der alten Höhe zeigt. Malclerc hat die unglücklich verheiratete Antoinette geliebt und sie durch einen jähen Tod verloren. Nach einigen Jahren begegnet er ihrer Tochter Eveline, die er vorher nie gesehen hat. Sie ist mehr als das bloße Abbild ihrer Mutter, sie ist einfach die vollkommene Wiederholung derselben. Malclerc heiratet sie, um in ihr die Mutter noch einmal zu besitzen, und nun setzen die furchtbarsten Seelenqualen ein. Es ist, als wenn das Schattenbild der Verstorbenen aus dem Grabe erstände. Welcher Augenblick für Eveline, als sie das entsetzliche Geheimnis entdeckt, das ihr das Herz des von ihr hingebend geliebten Mannes, ohne daß sie es ahnte, immer fern gehalten hat. Hier scheint nur eine tragische Lösung möglich. Bourget wählt aber eine andere. Eveline hat ihrem Gatten kurz nach der schrecklichen Entdeckung ein Kind geschenkt; über ihm vereinen sich die beiden, und Bourget möchte uns glauben machen „an die Möglichkeit für diese beiden Wesen, noch zu dauern, sich einander wieder zu nähern und sich wieder zu einem Leben zurückzufinden, in dem das Prinzip der ewigen Erneuerung eben wieder erschienen war“. Sobald man den Zauber der Darstellung überwunden hat, bezweifelt man diese Möglichkeit. Als sehr lehrreichen Beitrag zur Psychologie des Dichters kann ich, ohne indiskret zu sein, mitteilen, daß Bourget mir auf die in einer ausführlichen Besprechung gestellte Frage, wie man diesen Fehler in der Komposition erklären solle, geschrieben hat, er selbst sei von seinem Gegenstande so gepackt gewesen, „daß ich darunter wie unter einem wirklichen Erlebnis gelitten habe, und das ist vielleicht der Grund, warum ich vor dem Tode Evelinens zurückgeschreckt bin“. Die vielen Schönheiten des Buches, besonders die in ihm zum edelsten Ausdruck kommende Anschauung von der reinigenden und befreienden Macht der Wahrhaftigkeit, entschädigen aber reichlich für diesen Mangel der Lösung.

Bedeutend ohne Zweifel ist auch das Buch von Anatole France: „Monsieur Bergeret à Paris“[3]), das den vierten Band seiner „Histoire Contemporaine“ genannten Sammlung bildet. Ein Roman im eigentlichen Sinne des Wortes ist es ja nicht, sondern ein Beispiel dafür, zu wie mannigfachen Zwecken diese Form heute benutzt wird. Der scharfblickende Sozialhistoriker hat sich eine besondere Gattung geschaffen. Die Zeitereignisse spiegeln sich in der philosophisch nachdenklichen und vornehmen Seele eines Gelehrten und mischen sich in humorvoll wirkender Weise mit den kleinen Geschehnissen seines Lebens. Man weiß, daß Bergeret, der Universitätsprofessor, dem Akademiker nur eine Maske ist, unter der er sich selber schildert. Unter dieser Maske wird er aber vermutlich ein Typus in der Weltlitteratur werden. Fangen doch bereits Gleichgesonnene an, die Ereignisse des Tages im Ton und von dem Gesichtspunkte Bergerets aus zu besprechen[4]). Was er von seinem eigenen Leben erzählt, ist mit einem außerordentlich gemütvollen Humor gegeben. Sobald er aber von den politischen Ereignissen und den sozialen Zuständen Frankreichs zu reden beginnt, geschieht es in einem fröstelnmachenden Tone eisiger Ironie, der seines Gleichen sucht. Seine Wahrheiten sind Fackeln, die grell leuchten, aber nicht erwärmen, und oft fragt man sich, ob er denn gar kein Herz für sein Vaterland hat. Diese vier Bände sind eine wahre Fundgrube für den, der die dritte Republik kennen lernen will. Den vierten macht für den deutschen Leser der Um-

---

*) Diese kurzen Notizen wollen das Thema in keiner Weise erschöpfend behandeln. Auch Werke Bd. IV, S. 593 ließe sich noch heranziehen, ebenso verzeichnet der Meyer-Cohnsche Autographenkatalog einen Beitrag (S. 84), s. ferner LE III, Sp. 1426.

[1]) Vergl. über Le Travail Litt. Echo III, Sp. 1179—82. [2]) Beide 1901 bei Plon. [3]) Calmann Lévy, 1901. [4]) So in der Revue bleue, 1901. Nr. 9 u. 12 Les Allées du Luxembourg.

stand weniger sympathisch, daß die unglückliche Dreyfus-Geschichte, die man so gern vergessen möchte, eine große Rolle darin spielt.

Wie schwer es drüben ist, keine Satire zu schreiben, zeigt auch Pierre Louys mit seinem neuesten Buch: „Les aventures du roi Pausole“[5]), aber das ist eine harmlose Satire, die sich die Form des Märchens leiht. Will France zum Nachdenken anregen, so ist Louys schon zufrieden, wenn seine Leser lachen, und wenn in diesem Lachen die mancherlei Einwendungen gegen seine Behauptungen lustig zu Grunde gehen. Natürlich konnte der Verfasser von „Aphrodite“ es nicht unterlassen, einige Unsauberkeiten einzuflechten, die der angeschlagene groteske Ton nicht rettet.

Als drittes gehört Octave Mirbeaus „Les vingt et un jours d'un neurasthénique“[6]) her, eine Sammlung von Satiren, die sehr talentvoll geschrieben sind, vor der man aber den Leser geradezu warnen möchte. Es ist eine dritte Art von Satire, die still-ingrimmig verbissene, die alles auf der Welt abstoßend und verkehrt finden will. Einige Perlen sind darin und einige herzbrechende Erzählungen aus dem Schlamm von Paris. Nirgends aber kommt man zu einem befreienden Auflachen. Manches wird auch in Frankreich wenig Freude erregen, wie die Schilderung der Käuflichkeit russischer Beamten, der Vergleich der russischen Reiterei mit Clowns und eine ganz böse Geschichte von Alexander III., die zwecklos ist und dem Verfasser nur zur Aussprache seiner galligen Laune dient, ohne daß er selbst eine Erleichterung davon zu verspüren scheint. „Tout est névrose“, sagt er einmal, und damit ist dann die Welt — seine Welt — am einfachsten erklärt.

Marcel Prévost hat sich, wie er uns selbst in einem Vorwort erzählt, von seinem großen Werk „Les vierges fortes“ ausruhen müssen und wünscht seine beiden Novellen „Le domino jaune“ und „Les Palombes“ nur als ein Zwischenspiel betrachtet zu sehen. Die Illustrationen von Macchiati sind bestimmt, die beiden Geschichten, deren erste dem Bändchen[7]) den Namen gegeben hat, über Wasser zu halten. Aber der Strom der Neuerscheinungen wird sie wohl bald unter seine Oberfläche ziehen. Aus der Behauptung des Vorwortes, sein Verleger habe sie gegen seinen Willen gedruckt, spricht anscheinend das böse Gewissen. Aus der Fabel der zweiten hätte sich viel mehr machen lassen. Weit höher steht ein Roman von ihm: L'heureux ménage.[8]) Er ist in der Form des Tagesbuches der Heldin geschrieben. Der feine Kenner der Frauenseele — der französischen selbstverständlich! — ist auch hier zu bewundern. Ein leichter Humor, der den Grundton von Anfang an bildet, läßt ahnen, daß die mutige Cécile über die Schwierigkeiten ihrer Ehe am Ende triumphieren wird. Ihren Mann nennt sie „den Gatten, dessen Funktion darin besteht, der intermittierende Gatte der Frauen anderer zu sein“, und so sehr sie seine Untreue kränkt, kann sie doch nicht umhin, die Komik seines Benehmens zu vermerken, wenn er sich vor ihr zu verbergen sucht. Bei der endgiltigen Aussöhnung spielen seine 52 Jahre, die ihn fortan ungefährlich machen, eine bedeutsame Rolle, eine nicht geringere das sehr lebendig geschilderte Töchterchen Geneviève, die richtige kleine frühreife Pariserin.

Wie France die Romanform zur politischen Satire, so benutzen sie die Brüder Paul und Victor Margueritte als Form der Geschichtsschreibung. Denn einen historischen Roman darf man die bisher auf drei Bände angewachsene Sammlung nicht nennen, die sie unter dem Gesamttitel „Une Epoque“ veröffentlichen. Sie wollen die Geschichte des verhängnisvollen Jahres 1870/71 geben. Der erste Band, „Le Désastre“, war wenigstens noch einigermaßen künstlerisch komponiert. „Les tronçons du glaive“[9]) ist bereits völlig unübersichtlich und nur ganz locker dadurch zusammengehalten, daß Mitglieder ein und derselben Familie an allen wichtigen Ereignissen des Krieges teilnehmen. „Les braves gens“[10]) löst die Erzählung in eine Reihe Einzelgeschichten auf. Wohin es aber führt, wenn man der allgemeinen Erinnerung noch so naheliegende Vorgänge romanhaft behandelt, haben die Brüder am empfindlichsten bei dem letzten Bande erlebt, der eine lebhafte Debatte über einen — übrigens historisch recht nebensächlichen — Punkt aus der Schlacht bei Sedan heraufgeführt hat. Die Kritik weiß gar nicht, wie sie solche Zwittergeschöpfe anfassen soll. Wir Deutschen fühlen uns wenigstens nicht gedrungen, die Margueritte als Historiker zu behandeln, um ihnen offenbare Irrtümer vorzuhalten. Doch kann man nicht umhin, zu betonen, daß solche vorhanden sind; wie, um wenigstens ein bestimmtes Beispiel zu nennen, ihre mit apodiktischer Gewißheit vorgetragene Meinung über den Landsturm von 1813, den sie mit den Francstireurs vergleichen, einfach auf Unkenntnis oder Verdrehung der dokumentarisch feststehenden Thatsachen beruht.

J.-K. Huysmans hatte schon lange damit gedroht, daß er Hagiograph werden und das Leben der heiligen Lydwine schreiben wollte. Nachdem er sich in der Nähe des Benediktinerklosters zu Liguugé ein Häuslein errichtet — ganz ins Kloster zu gehen, hat der Verfasser von „A Rebours“ doch vorsichtigerweise vermieden — hat er die Zeit, und in der reichen Bibliothek der gelehrten Mönche wohl auch das Material dazu gefunden. Die Schilderung der Bekehrung eines modernen Sünders, die er in „En Route“, „La cathédrale“ und „Là-bas“ gegeben hat, wird sicherlich immer als Zeitdokument und als Muster tiefgehender, rücksichtsloser Analyse gelten, wenn auch sein Stil von unglaublicher Schwierigkeit und Dunkelheit ist. Der Nichtkatholik wird manche wertvolle Aufklärung darin finden. Aber das Heiligenleben[11]) ist ungenießbar. Man muß anerkennen, daß Huysmans mit der gläubigen Einfalt eines mittelalterlichen Legendenschreibers erzählt, daß er sich liebevoll in das Seelenleben seiner Heiligen vertieft hat, daß das Heroische ihrer Geduld im Leiden und ihre Ueberzeugung, für die Menschheit erlösend zu wirken, hell hervorleuchtet. Jedoch, wie viele außerhalb gewiß nicht sehr großer katholischer Kreise werden ein Gefallen an diesen Dingen haben können, und wie wenige werden imstande sein, die seitenlangen Schilderungen ihrer Qualen und ekelerregenden Leiden durchzulesen! Den deutschen Leser wird jedenfalls die Vorbemerkung interessieren, daß die erste Ausgabe des Buches in der Verlagsanstalt und Druckerei vormals J. F. Richter in Hamburg gedruckt ist und zwar mit gotischen Typen, die „der kaiserliche Graveur

[5]) Fasquelle 1901. [6]) Ebenda 1901. [7]) »Le domino jaune«. Lemerre 1901. [8]) Ebenda 1901.

[9]) Plon 1901. [10]) Ebenda 1901. [11]) »Sainte Lydwine de Schiedam«. Stock 1901.

Georg Schiller gezeichnet und die in der kaiserlichen Druckerei gegossen sind". Es hat also wohl jedenfalls die an kostbaren Typen reiche kaiserliche Druckerei in Wien ausgeholfen. Mit dem in Vorbereitung befindlichen „L'oblat" wird er zum eigentlichen Roman zurückkehren und voraussichtlich die Bekehrungsgeschichten Durtals, seines Helden, zu Ende führen, in dem er sich selber geschildert hat.

Diese sogenannten Romane, die nach ganz ungewöhnlichen Gegenständen greifen, sind gewiß ein Zeichen der Zeit, und man wird durch sie an den schon von dem jüngeren Dumas vor langen Jahren gethanen Ausspruch erinnert, daß die Leserwelt „dieser ewigen Darstellung des Lasters" überdrüssig sei, die den Inhalt des französischen Ehebruchromanes bildet. Die Franzosen haben aber ihrem Roman noch ein weiteres Gebiet eröffnet, das mehr anspricht. Die Provinz und ihr Leben zum Gegenstand der Darstellung zu nehmen, ist zwar kein neuer Gedanke, aber ein wieder einmal neuer, und einen besonderen Wert bekommt er für den Beobachter der französischen Litteratur dadurch, daß seit langer Zeit der Antagonismus zwischen Hauptstadt und Provinz nicht so stark hervorgetreten ist, wie gerade in den letzten Jahren. Der nicht unbedeutende Maurice Barrès, auf den wir bei Gelegenheit wieder zurückkommen, hat mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß Frankreichs weitere Entwickelung von diesem Kampfe in hohem Grade abhängig ist, und eine Reihe Schriftsteller haben sich das gesagt sein lassen. Am deutlichsten tritt diese Verwandtschaft mit Barrès und zwar speziell mit seinem Romane „Les Déracinés" bei Henri Bordeaux hervor, dessen „Le pays natal"[12]) aufs wärmste empfohlen sein mag. Sein Held Lucian Halande ist ein solcher „Entwurzelter", der wieder im heimatlichen Boden Wurzel faßt, nachdem das böse Paris, die „Schurkin", wie es der brave Planus bei Daudet nennt, ihn beinahe vernichtet hat. Bordeaux möchte auch das französische Volk dort aufsuchen, wo es sich am tüchtigsten zeigt, und verfolgt ausgesprochenermaßen einen didaktischen Zweck. Aber es ist ihm wohl gelungen, ihn dichterisch zu verklären. Andere, wie Remy Saint-Maurice, der sonst noch nicht hervorgetreten ist, stehen nur indirekt im Dienste dieser Idee. Er schildert in seinem Roman „La maison du sommeil"[13]) den bretonischen Volkscharakter, allerdings nur, um wie Daudet in seinem letzten von ihm selbst noch veröffentlichten Roman („Le trésor d'Arlatan") zu zeigen, daß die Unsitten der Großstadt, in die Provinz übertragen, grausige Verheerungen anrichten. Das bedeutendste Buch, das auf diesem Gebiete vorliegt, hat entschieden René Bazin geschrieben, der sich schon durch andere Schilderungen aus dem provinzialen Leben einen guten Namen gemacht hat. Dieser Roman, „Les Oberlé"[14]), verdient hüben wie drüben die allgemeinste Aufmerksamkeit. Er führt uns in die tragischen Konflikte ein, die in einer Familie des 1870 zu Deutschland zurückgewonnenen Elsaß entstehen können, und behandelt dieses Thema in einer Weise, zu deren Ton man dem Verfasser nur Beistimmung zollen kann. Die Schilderung gewisser Zustände wird natürlich bei uns eine andere Empfindung hervorrufen als bei den französischen Lesern. Der Gegensatz zwischen „Ralliierten" und „Patrioten" spitzt sich zu einer tragischen Lösung. Die ersteren sind hauptsächlich durch die Person des Joseph Oberlé vertreten, eines elsässer Fabrikanten. Daß er sich mit der deutschen Regierung ausgesöhnt hat, obgleich sie „rücksichtsloser ist und mehr Scherereien verursacht" als die französische, hat seinen Grund darin, daß sie „allgemein mehr Gehorsam findet" als jene, und daß seine Handelsbeziehungen fast gänzlich nur noch nach Deutschland hinüberweisen. Gegen ihn stehen sein alter Vater Philippe, sein Sohn Jean, obschon er in Deutschland studiert hat, und seine Frau; für ihn seine Tochter Lucienne, die sogar dem Leutnant Wilhelm von Fernow die Hand zum Ehebunde reichen will. Ob diese Form der Zersetzung elsässer Familien eine typische in allen Beziehungen sei, ist eine Frage, die man ja nur mit Hilfe einer wohl nie anzustellenden Statistik lösen könnte. Wie Bazin sich die Zukunft wünscht, ersieht man deutlich aus den Worten des von den deutschen Grenzwächtern schwer verwundeten Jean: zu Tode wund wird das Elsaß einst zu Frankreich zurückkehren und von ihm mit offenen Armen aufgenommen werden. Merkwürdig, daß man nach dem Gesamteindruck seiner Schilderung dieser Erwartung nicht beipflichten kann.

Es sind nun noch zum Schlusse eine Reihe von Romanen zu nennen, die entweder wegen ihrer bei uns allgemein bekannten und beliebten Verfasser nicht übergangen werden dürfen, oder, ohne gerade bedeutend zu sein, wenigstens den Beweis dafür liefern, daß die Kunst, ein Stück Leben fesselnd zu erzählen, eine weit verbreitete ist. Unsere Damenwelt wird mit Genuß „La Solution" von Jean de la Brète[15]) lesen. Die Heldin Gisela ist ein eigenartiger und wohlthuender Frauencharakter, eine gediegene, vom Bewußtsein des eigenen Wertes getragene Persönlichkeit. Daß sie die Lösung ihrer Lebensfragen durch eine Rückkehr zur dogmatischen katholischen Religion findet, während der Protestantismus sich zur Gewährung der ersehnten Befriedigung unfähig erweist, wird dem Buche auch in den Augen des Nichtkatholiken keinen Abbruch thun. Es sei bei dieser Gelegenheit auch auf die vor einigen Jahren von demselben Verfasser, der jedenfalls eine Verfasserin ist, gegebene entzückende Erzählung: L'imagination fait le reste hingewiesen. Der unendlich fruchtbare Georges Ohnet hat rasch auf den in der letzten Uebersicht an dieser Stelle besprochenen Roman einen weiteren „La ténébreuse"[16]) folgen lassen, der, reich an spannenden und grausig geheimnisvollen Vorgängen, Freunden seiner Darstellungsart empfohlen sein mag. Behaglicher zu lesen sind die unter dem Titel „A table"[17]) zusammengestellten Erzählungen der Frau Jeanne Marni. Sie sind in Dialogform geschrieben, und einige, die in meisterhaft knapper Form mit Humor und Witz kleine Familienszenen bringen, haben auch auf der Bühne bereits ihre Wirksamkeit erprobt. Frau Gyp, mit der Marni zusammen die Meisterin in der Handhabung des dialogisierten Romans, hat sich zur Abwechselung einmal der erzählenden Form bedient und in „Le Friquet"[18]) die rührende Geschichte eines Cirkuskindes geschrieben, die leider nur durch den tragischen Schluß etwas verdorben wird, den man nach dem

[12]) Plon 1900. [13]) Lemerre 1900. [14]) Calmann-Lévy 1901. [15]) Plon 1901. [16]) Ollendorf 1900. [17]) Ebenda 1900. [18]) Flammarion 1901.

Tone des Voraufgegangenen nicht erwartet. Frau Lecomte du Nouy, die immer noch auf ihren Büchern ihre Anonymität bewahrt, erreicht auch mit ihrem letzten Roman „Maudit soit l'amour“ [19]) nicht die Höhe ihres ersten „Amitié amoureuse“. Das Thema ist dasselbe geblieben: wie weit ist eine Freundschaft ohne sinnliches Begehren zwischen den beiden Geschlechtern möglich? Aber, so fesselnd sie zu schreiben versteht, diesen Eindruck wirklichen Lebens, der ihrem ersten Roman seinen großen Zauber verlieh, weiß sie nicht wieder hervorzurufen. Frau Judith Gautier, die Tochter des bekannten Théophile Gautier, die seit Beginn ihrer litterarischen Thätigkeit mit den Romantikern die Vorliebe für den Orient teilt, führt uns mit „Princesses d'amour“ [20]) in ein japanisches Theehaus. Was nach dem Berichte der Goncourt ihren Vater an ihrem ersten Roman entzückte, würde ihn auch an diesem erfreuen, die gelungene Schilderung des Milieus, obschon er — wie die heutige Kritik wohl auch — eingestehen mußte, daß er nicht aus eigener Anschauung urteilte. Wir kennen heute wenigstens Japan etwas besser, sei es auch nur aus Sidney Jones anmutiger Oper, oder aus Félicien Champsaur's Roman „Poupée japonaise“ [21]), der mit der „Geisha“ in der Fabel eine große Verwandtschaft zeigt.

Alles zusammengenommen, fehlt also dem vergangenen litterarischen Jahre ein hervorragendes Ereignis auf dem Gebiete des Romanes ganz; irgend ein neues großes Talent hat sich nicht offenbart. Tüchtige Erzähler handhaben mit Geschick das Ueberkommene, einige suchen dem Roman neue Gebiete zu eröffnen, andere verfolgen den Weg, auf dem sie bisher Beifall fanden, weiter. Es ist ein Zeichen dieser Zeit, daß Zeitschriften noch jetzt unter ihren Mitarbeitern, deren Namen Leser anlocken sollen, Alphonse Daudet oder Guy de Maupassant nennen. Man schöpft noch aus dem reichen Nachlaß dieser Männer der vergangenen glänzenden Periode, um die eigene Armut zu decken.

Besprechungen

Memoirenwerke.

Angezeigt von Dr. Gustav Manz (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Die alte Klage, daß es dem deutschen Schrifttum im Gegensatz zu dem unserer redseligeren westlichen Nachbarn an bedeutsamen Memoirenwerken mangle, fängt neuerdings an, ihre Berechtigung zu verlieren. Das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hat uns manches Werk geschenkt, das als Gegenbeweis angeführt werden kann: um das wuchtigste und wichtigste, Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“, gruppiert sich eine ganze Reihe Briefveröffentlichungen und litterarischer Selbstbildnisse hervorragender Männer und Frauen der verschiedenartigsten geistigen Klimen. Und möge in ihnen nun der Staatsmann oder der Dichter, der Techniker oder der Gelehrte zum Wort kommen, sie alle haben, was ja in den zeitlichen Verhältnissen begründet ist, das Gemeinsame, daß sich in ihnen das erste und zweite Drittel des letzten Jahrhunderts, von der tiefsten Erniedrigung bis zum glänzenden nationalen Aufschwung, lebendig wiederspiegelt: was die Großväter erlitten, was die Väter erträumt und erlebt, das wird darin dem Enkelgeschlecht getreulich erzählt. Man kann sich kaum einen kulturgeschichtlichen Lesestoff denken, der mehr geeignet wäre, im nationalen Sinn charakterbildend zu wirken: es liegt in der schlichten Wiedergabe solcher deutscher Einzelschicksale in dem Zeitraum der erstrebten und immer wieder gehemmten Einigung eine zwingende Beredsamkeit: mehr als die schönsten Worte geschichtlicher Wissenschaft wirken auf ein empfängliches Gemüt diese Lebensbeispiele, die uns immer wieder die alte Weisheit bestätigen, daß die Jungen auf den Schultern der Alten stehen, daß wir mühelos ernten, was jene mühevoll gesät haben.

Wir können also, wie eingangs bemerkt, heutzutage mit einer gewissen Befriedigung feststellen, daß wir über den Entwickelungsgang des deutschen Einheitsgedankens, dieser wichtigsten Evolution auf dem Gebiet der germanischen Staats- und Volksgeschichte im 19. Jahrhundert, durch eine beträchtliche Reihe persönlich gefärbter und individuell gestalteter Bekenntnisse ausreichend unterrichtet sind. Aber wir dürfen uns allerdings, wenigstens was die Anzahl der Dokumente betrifft, noch bei weitem nicht mit der gallischen Nation vergleichen, sofern wir die für das moderne Frankreich wichtigste Zeitspanne, vom Zusammenbruch des ancien régime bis zur Restauration des Königtums, ins Auge fassen. Man weiß, zu welcher Hochflut die Brief- und Memoirenlitteratur jener Geschichtsepoche angeschwollen ist, und wie uns Familien- und Staatsarchive noch gegenwärtig Jahr um Jahr um wertvolle Denkwürdigkeiten bereichern. Man weiß aber auch, wie schwierig es ist, in diesen Aeußerungen geist- und phantasievoller Personen beiderlei Geschlechts die Grenze zwischen der objektiven Wahrheit und der subjektiven Auffassung zu finden, gar nicht zu reden von mancherlei bewußten Fälschungen und legendenhaften Umfärbungen, die da und dort der herrschenden Zeitströmung zu Liebe oder zu Leide vorgenommen wurden. Jeder Erforscher des Lebens Napoleons I. weiß davon ein Lied zu singen. In den meisten Fällen wird daher die Veröffentlichung solcher Werke nur dann ihren Zweck als namhafter kulturgeschichtlicher Beitrag erfüllen, wenn der Text auf Schritt und Tritt von einem Kommentar begleitet wird, der dem geistigen Auge des Lesers jeweilen die richtige Sehlinie anweist.

Diese Aufgabe löst in hohem Maße das erste und umfangreichste der hier anzuzeigenden Werke, dessen Mittelpunkt eine der glänzendsten Erscheinungen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bildet, der Frauen- und Kriegsheld Herzog von Lauzun.[1]) Gegenüber verschiedenen Anzweifelungen weist der Bearbeiter dieser Memoiren nach, daß sie thatsächlich echt und von dem Herzog selbst für seine letzte langjährige Geliebte geschrieben sind: die Adresse, an die diese abenteuerreiche Lebensbeichte gerichtet ist, läßt die oft recht flüchtig behandelte Darstellung früherer Herzenserlebnisse dieses vielseitigen Frauenverehrers begreiflich und verzeihlich erscheinen, während andererseits die Nachprüfung beiläufig erwähnter Vorkommnisse ihre Uebereinstimmung mit anderwärts beglaubigten Darstellungen bis auf die nebensächlichste Kleinigkeit ergiebt. Um diesen Grundstock der eigenen Aufzeichnungen des Herzogs hat nun der Bearbeiter mit geradezu staunenswertem Fleiß eine Unmasse gleichzeitiger mündlicher und brieflicher Nachrichten gruppiert, um seinen Helden in den Mittelpunkt des welt- und sündenfrohen Gesellschaftslebens unter dem fünfzehnten Ludwig zu rücken und ihn als natürliches Kind jener zum Untergang reifen Zeit erscheinen zu lassen. Ohne etwas „parteiischen Enthusiasmus“ geht es dabei nicht ab, ja es ist des Verfassers deutliches Bestreben, von dem Herzog den gehässigen Ruf eines

---

[19]) Calmann Lévy 1901. [20]) Ollendorf 1900. [21]) Fasquelle 1901.

[1]) Der Herzog von Lauzun und die intimen Hofkreise 1747 bis 1793. Von Gaston Maugras. Deutsch von Paul Bornstein. 2 Bände. Verlag von Albert Langen, München. 1901. M. 12,— (14,—).

gewissenlosen Frauenverführers zu tilgen. Bis zu einem gewissen Grad glückt ihm das auch, und in manchen Einzelheiten bedarf es nicht der Ueberredung des Verfassers, sondern nur der vorurteilslosen Betrachtung des Lesers, um dem Manne ein milderes Urteil zu gönnen, der nach einem leichtsinnig begonnenen, schwermütig ausklingenden Leben mit stolzer Würde sein Haupt aufs Schafott legte. Zudem heben sich aus dem reichen Liebesleben des Herzogs zwei Frauengestalten, denen der Flatterhafte Jahre lang die Treue gehalten, und von denen er der einen, Frau von Coigny, der Empfängerin der Memoiren, geradezu mit der schwärmenden Romantik ritterlicher Minne huldigt. Rechnet man dazu die positiven Eigenschaften des Vielbegabten, seinen unerschütterlichen persönlichen Mut, sein militärisches Pflichtgefühl, seine nimmer wankende Freundestreue, die ihn sogar die Ungnade des Hofes und das kränkende Mißtrauen der späteren radikalen Gewalthaber ertragen läßt, so ergiebt sich ein Gesamtbild, das schließlich doch zu ergreifen und starke innere Teilnahme zu wecken vermag. In geradezu verschwenderischer Fülle ist außerdem — und das macht die Lektüre des Buches zu einer ebenso spannenden als lehrreichen Beschäftigung — der mosaikartige Stoff zusammengetragen, jenes schillernde und funkensprühende Anekdotenmaterial, durch das uns der Held des Buches als gleichgeartetes Mitglied jener Gesellschaft erscheint, die nach einem bekannten Ausspruch Talleyrands allein „die Freude zu leben" gekannt hat. Wie viel stolze und — morsche Männergestalten, wie viel geistvolle und — leichtfertige Frauen wandeln da an einem vorüber, von den beiden Ludwigen und ihrem tändelnden Hof bis zu den bluttriefenden Henkersknechten und Mänaden des souverän gewordenen Volks. Ein tragischer Zug umwittert diese Opfer ihres Leichtsinns und nicht zum mindesten den alt und kränklich gewordenen Lauzun, dessen korrektes Verhalten als Bürgergeneral ihn nicht vor dem Gefängnis und der schnödesten Verurteilung schützt. Es ist dem Uebersetzer des Werkes zu danken, daß sich diese Verdeutschung frisch und flüssig liest wie ein Original, und das zu erreichen, war gewiß oft nicht leicht. Denn da, wo der französische Bearbeiter selbst spricht, ist manchmal eine unnötige Breite und eine Schwerfälligkeit in der Ueberleitung von einem Kapitel zum andern auch jetzt noch bemerkbar: für deutsche Leser hätte sich da wohl hie und da noch eine straffere Zusammenziehung empfohlen.

Eine Gruppe bekannter Damen, die in Lauzuns Memoiren nur einige Male beiläufig erwähnt werden, nämlich „Mesdames", die altjüngferlichen Töchter Ludwigs XV., werden des näheren geschildert im ersten Kapitel eines Werkes, daß der französische Historiker Graf Fleury den „berühmten Damen" der Revolution und des Kaiserreiches widmet.[2]) Eine derartige Spezialuntersuchung kann nicht weiter auffallen, da die französischen Frauen sowohl in der Politik wie in der Armee gerade in jenen Zeitläuften eine besonders große Rolle gespielt haben. Aber das vielberufene „Cherchez la femme" erhält in dem vorliegenden Werk wenigstens teilweise eine tiefere und ernstere Bedeutung, da der gräfliche Verfasser besonders den hochgesinnten Frauen seine Aufmerksamkeit widmet, die in schlimmer Lage, ja in Todesgefahr, ihrem Gatten bezw. ihrem Königshaus die Treue wahrten. In dieser Hinsicht sind die Darstellung des Heldenmuts der Frau von Custine, die zuerst den Schwiegervater, dann den Gatten dem Blutgericht zu entreißen sucht, ferner die Lebensgeschichte der Gräfin Lavalette, der „Heldin des Kaiserreichs", die ihren zum Tode verurteilten Gatten sozusagen am Fuß des Schafotts rettet, endlich das tragische Ende der Madame Lavergne, die dem Revolutionstribunal Worte der Verachtung entgegenschleudert, nur um mit ihrem verurteilten Gatten gemeinsam das Blutgerüst besteigen zu können, — jedes dieser drei Frauenleben ist ein imponierendes Zeugnis weiblicher Aufopferung und Thatkraft. Um aber seine Dokumente, die nicht nur einen Beitrag zur Geschichte Frankreichs, sondern auch einen solchen zur Psychologie des weiblichen Geschlechts liefern, nicht einseitig erscheinen zu lassen, fügt der Verfasser zwei außerordentlich interessante Kapitel ein, die sich mit den „Frauen bei der Armee" (im guten und schlimmen Sinne) sowie mit der grauenvollen Verwilderung der Familienverhältnisse infolge der vom Direktorium eingeführten Ehescheidung beschäftigen.

Aus der Zeit des ersten in die des zweiten Kaiserreichs gelangen wir, wenn wir nach der Lektüre der beiden oben erwähnten Werke zu Henri Rochefforts Lebenserinnerungen greifen, dank der Persönlichkeit des Erzählers und seiner Lebensschicksale wohl einem der unterhaltendsten und romanhaftesten Selbstbekenntnisse, die in jüngster Zeit erschienen sind.[3]) Der Mann, dessen glühendes Galliertum an uns Deutschen als politischer Nation zeitlebens so gar keinen Gefallen gefunden hat, der tollkühne Politiker und Journalist, gleich bewehrt mit Degen und Feder, der unermüdliche, unerbittliche Todfeind des „kleinen Napoleon", dieser vielgenannte glänzende Publizist, in dessen Leben sich die wechselreiche politische Geschichte Frankreichs während eines halben Jahrhunderts spiegelt, er darf in ganz besonderem Maß auch in Deutschland auf Aufmerksamkeit rechnen, wenn er uns in geistreich plaudernder Form über sich und seine Thätigkeit erzählt. Mit glücklichem Griff hat der deutsche Bearbeiter aus den fünf Bänden der Originalausgabe („Aventures de ma vie") diejenigen Kapitel herausgehoben, die ein deutsches Publikum unter allen Umständen fesseln mußten: ja, durch diese Ausmerzung mancher Wiederholungen und breiter Ausführungen (namentlich über die endlosen Preßfehden Rochefforts) hat das Werk noch mehr den Charakter eines Lebensromans erhalten, dessen stilistischen und künstlerischen Höhepunkt die verwegene Flucht des nach Neukaledonien Verschickten bildet. Sprühend an Witz und Satire sind die Kapitel, in denen Rochefort von dem Riesenerfolg seiner „Lanterne" und den köstlichen Kniffen berichtet, mit denen sie nach Frankreich eingeschmuggelt wurde; des weiteren zählt die Darstellung des Jahres 1870, der Kämpfe gegen Ferry, der Beziehungen zu Gambetta und Boulanger zu den hervorragendsten Partieen des Buches. Anekdotenjäger können in ihm unendliche Ausbeute finden; dem ernsten deutschen Geschichtsfreund aber weiß gerade der Mann viel Lehrreiches zu sagen und zu verraten, den Abgründe von germanischer Art trennen: sein loderndes Temperament, das ihn zu Maßlosigkeiten des Hasses treibt, seine nie versiegende pamphletistische Ader machen ihn zu einer der eigenartigsten Persönlichkeiten des neuen Frankreich, und selbst wenn man seiner Selbstdarstellung manchmal ungläubig, seiner Schilderung anderer Personen und Verhältnisse ablehnend gegenübersteht — das eine muß man zugestehen: er ist ein ganzer Mann, groß in seinen Talenten, groß in seinen Schwächen.

Es ist bedeutend ruhigeres Fahrwasser, in das wir beim Durchlesen der beiden nächsten hier zu erwähnenden Lebensbilder einlenken; deutschen Ursprungs, schildern sie die Schicksale einer adligen Dame, die, in Frankreich geboren, in Deutschland ihre Heimat fand, und eines Künstlers, der, ebenfalls adliger Abstammung, den Offiziersrock ablegte, um sein Leben der Bühnenlaufbahn zu widmen. Sowohl die Erinnerungen der Freiin von Bechtolsheim[4]), deren Aufzeichnungen zunächst für ihre Familie bestimmt waren, als auch diejenigen des

[2]) Die berühmten Damen während der Revolution und unter dem Kaiserreich. Von Graf Fleury. Berechtigte Uebersetzung. Berlin, Karl Siegismund. 316 S. Pr. M. 4,—, geb. M. 5,—.

[3]) Abenteuer meines Lebens. Von Henri Rochefort. Deutsche Bearbeitung von Heinrich Conrad. 2 Bde. Stuttgart, Verlag von Robert Luh. Brosch. M. 10,—, geb. M. 12,—.

[4]) Carl Graf Oberndorff, Erinnerungen einer Urgroßmutter. Berlin W., F. Fontane & Co. Pr. M. 12,— (eleg. geb. 15,—).

Herrn von Strantz[1]), der anläßlich seines 80. Geburtstages einen Rückblick auf sein Leben wirft, sind durchweht von Hofluft: dort spricht eine ehemalige Hofdame, hier ein ehemaliger Hofoperndirektor, die beide einen großen Teil ihres Lebens, beide allerdings in recht verschiedener Weise, im Fürstendienst standen und Fürstengunst erfuhren. Das bei weitem bedeutsamere Buch ist das erstgenannte, denn in ihm gleiten nicht nur äußere Geschehnisse an uns vorüber, sondern die Erzählerin ist bemüht, der ihr lauschenden Nachkommenschaft die inneren Zusammenhänge ihres Lebens aufzudecken. Freiin von Bechtolsheim, die als erstes Kind des Grafen Durour de Bueil geboren wurde und mit der elterlichen Familie vor den Stürmen der Revolution nach Gotha flüchtete, verlebte — abgesehen von der glücklichen, aber leider nur kurzen Episode ihres Ehebundes mit dem Freiherrn von Bechtolsheim, einem preußischen Offizier — ihre Mädchen- und Witwenjahre an den Höfen zu Gotha und Schwerin als Hofdame. Klug und vielseitig gebildet, ist sie von wahrhaft inniger Frömmigkeit erfüllt und zeigt, zumal nach dem frühen Tode ihres jungen Gatten, keine Neigung, das Leben von der leichten Seite zu nehmen. Dem Mentor ihrer Mädchenjahre, dem mit ihrer Familie eng befreundeten Baron Grimm, der in Gotha, Hamburg und Braunschweig fast ständiger Hausgenosse ihrer Eltern war, setzt sie, trotz ihrer abweichenden religiösen Anschauungen, ein ehrenvolles Denkmal der Dankbarkeit. Das anspruchslose Familien- und Zeitbild, das, soweit es die Jugendjahre der Verfasserin umschließt, sich auf dem großen Hintergrund der napoleonischen Aera abspielt, wird durch ein interessantes Kapitel unterbrochen, das einen schätzenswerten Beitrag zur weimarischen Glanzzeit liefert. Frau von Bechtolsheim gedenkt darin ihrer geistvollen Schwiegermutter, der Gattin des weimarischen Vizekanzlers, die mit Wieland, Herder und Goethe in freundschaftlichen Beziehungen stand und von ersterem als seine „Psyche" besungen wurde. In diesem Zusammenhang werden eine Reihe bisher unbekannter Briefe unserer großen Dichter an die durch Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Frau mitgeteilt (außer fünf kurzen Schreiben Goethes mehrere längere Briefe Wielands, die zumteil in Faksimile wiedergegeben sind). Auch aus dem Nachlaß des Barons Grimm wird eine beträchtliche Anzahl von Briefen der Kaiserin Katharina, des Fürsten de Ligne, des Grafen Ségur u. a. zum ersten Mal veröffentlicht.

Als die frohe Lebensbeichte eines erfolgreichen Theatermannes stellt sich das Buch des Herrn von Strantz dar. Zahlreiche Anekdoten und faksimilierte Briefe bekannter Bühnendichter und -darsteller beleben den Fluß der Erzählung. Sie gliedert sich in acht Kapitel und schildert in anspruchslos-liebenswürdiger Form den Lebensgang des jetzt hochbetagten Mannes, einer bekannten Erscheinung der berliner Gesellschaft — fröhliche Leutnantstage, Gesangsstudien in Paris, den Uebergang zum Theater, bei denen es der Erzähler vom Sänger, Schauspieler und Regisseur bis zum Leiter der leipziger städtischen Bühnen (1870—76) und zum Direktor der berliner königlichen Oper gebracht hat (1876—87).

Einen passenden Abschluß dieses flüchtigen Umblickes auf französische und deutsche Memoirenwerke bietet der Zufall, indem kürzlich ein Buch der Erinnerung erschienen ist, in dem uns ein deutscher Landsmann auf französischen Boden führt.[2]) Ein bekannter norddeutscher Pädagoge, Prof. F. Seiler in Wernigerode, hat als junger Einjähriger den Krieg von 1870 mitgemacht und nach drei Jahrzehnten alle die Stätten, vor allem rund um Paris, wieder aufgesucht, die ihm in den Belagerungsmonaten als vorübergehender Aufenthalt gedient. In behaglichem Plauderton, immer frisch und anschaulich, läßt er das Einst und Jetzt am Leser vorübergleiten, und in dem Durcheinanderfließen der zwei gegensätzlichen Zeit- und Landschaftsbilder — damals Waffenklirren in schneidender Winterkälte, heute Wanderfahrt an heißen Sommertagen — liegt ein besonderer Reiz des Werkes: es zeigt ein doppeltes Antlitz, vereinigt Kriegserinnerungen mit pariser Gegenwartsskizzen und füllt somit thatsächlich eine Lücke der sonst so reichhaltigen deutschen Litteratur über die französische Metropole aus. Eine tiefere Bedeutung aber will der Verfasser noch mit seiner Schilderung verknüpft sehen: es liegt ihm daran, „auch ein wenig zur Annäherung der beiden großen, im Herzen Europas nebeneinander wohnenden Nationen beizutragen". Wer sollte diese Absicht nicht mit Freuden begrüßen, zumal wenn sie sich, wie in diesen Aufsätzen, ohne jede Aufdringlichkeit von selbst aus dem Stoff ergiebt, und als persönliche Erfahrung eines Mannes zu uns spricht, der ein warmes Deutschgefühl mit dem feinsinnigen Verständnis fremder Eigenart in glücklicher Mischung vereinigt. Uebrigens ist dem Werk als Anhang ein Aufsatz angefügt, der doch besonders genannt zu werden verdient, da er eine der schönsten Schilderungen des Buches enthält: die Erwähnung der Thatsache, daß der Erzähler im 70er Kriegswinter in Argenteuil einen Horaz fand und monatelang als treuen Begleiter im Brotbeutel mit sich schleppte, veranlaßt ihn, von einem einsamen Streifzug ins Sabinergebirge zu berichten, auf dem er unter allerlei Mühen und Abenteuern die durch seinen Dichterfreund geweihten Stätten aufsuchte. Man kann nur wünschen, daß dies erquickliche Buch in möglichst vielen deutschen Familien Eingang finde: es ist eine Freude, einen Mann der Schule so wenig schulmeisterlich und eben darum so im schönsten Sinn erziehlich sprechen zu hören.

[1]) Ferdinand von Strantz, Erinnerungen aus meinem Leben. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter).

[2]) Auf alten Kriegspfaden vor Paris. Kriegs- und Reisebilder von Friedrich Seiler. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. IX u. 436 S. Pr. brosch. M. 4,—.

Künstler- und Stildramen.

Von F. Lublinski (Charlottenburg).

(Nachdruck verboten.)

Zuerst die Theaterstücke. Nämlich das Schauspiel „William Shakspere" von Hermann Schreyer ist auch nur ein gutes Theaterstück, obgleich es, in Deutschland ein Wunder der Wunder, schon die zweite Auflage erlebt hat. Der Verleger hat einige glänzende Kritiken dieser ersten Auflage im Anhang dieser zweiten abgedruckt, darunter eine Kritik von Heinrich Hart, den ich sonst gerade als Kritiker sehr hoch bewerte. Hier aber begreife ich sein Urteil nicht. Schreyer schildert das Treiben in der Meermaid, jener berühmten Schenke, in der die erlauchten Geister und Vagabunden des elisabethanischen Englands ihre Symposien feierten. Schreyer hat diese Szenen, wie das ganze Drama, in Versen geschrieben, und das wäre sehr klug von ihm, meint Heinrich Hart, weil die Schilderung in Prosa sofort die Erinnerung an den saftigen Realismus der Falstaffszenen erwecken würde. Durch den Vers aber habe Schreyer seinen Bildern ihre Besonderheit gewahrt und sie in gewissem Sinn idealisiert. Dieses Urteil stimmt nicht zu meinem Empfinden, und ich kann da nicht mitgehen. Die Wirtshausszenen bei Schreyer sind in Verse gesetzte Anekdoten eines Litterarhistorikers. Als Shakspere einmal in der „Meermaid" saß und die trivial-abenteuerliche Erzählung eines alten Seebären mit anhörte oder sich an einem übermütigen Einfall junger Schauspieler ergötzte, da kam ihm der Einfall zu diesem oder jenem künftigen Werk, etwa zum „Sturm" u. s. w. Wenn solche Anekdoten hübsch farbig illustriert und mit Theatergeschicklichkeit aufgebaut werden, dann wird man immer ein flüchtig-neugieriges Vergnügen an ihnen empfinden. Aber deshalb die Erinnerung an Falstaff und Prinz Heinz? Auch die Künstlerpsychologie, die Schreyer uns bietet, geht gerade nicht in die Tiefe. Shakspere, der Gewaltige, ist sein

Held wirklich nur dem Namen nach. Er ist ein Künstler, der liebt, enttäuscht wird und in seiner Künstlerschaft schließlich die Kraft findet, darüber hinwegzukommen. Solche psychologische Künstlertragödien und Künstlerschauspiele haben wir seit Goethes „Tasso" bis zu Wildenbruchs „Marlowe" in Hülle und Fülle erlebt und die meisten dieser Poeten sind wirklich mehr in die Tiefe gegangen, als Hermann Schreyer. Er hat uns ganz einfach ein Litteraturtheaterstück geliefert, poetischer, geschmackvoller und feiner, als die meisten dieser Gattung, und, in den Liebesszenen, mit einem persönlichen Ton, der sonst diesen dramatisierten Anekdoten abgeht. Das Beste an diesem Drama ist das Nachwort, wo der Verfasser dem Schwindel der Bacon-Theorie mit guten Waffen zu Leibe geht.

Auch Karl Bleibtreu in seinem Drama „Byrons Geheimnis" (Th. Schröters Verlag, Zürich und Leipzig) ist im Grunde über das Theaterstück nicht hinausgekommen. Er ist freilich viel tiefer, als Hermann Schreyer, und daher natürlich auch von einer viel tieferen Konzeption ausgegangen. Ihn beschäftigte das wundersame Phänomen, daß der größte Gedankendichter aller Zeiten, dessen Ideenflug und Seelenschwung nicht seines Gleichen hat, sich aus dem eleganten und schier blasierten Weltmann des londoner high life mit Urgewalt herauslöste. Dieses tiefere Geheimnis Byrons wollte er darstellen und zugleich die Tragik, die für Byrons Nachruhm darin lag, daß der große Dichter doch schließlich mit dem Weltmann verflochten gewesen war und darum dem heraufziehenden demokratischen Zeitalter ein instinktives Mißtrauen einflößte. Für mein Gefühl — ich spreche es mit Bedauern aus — ist diese Konzeption ganz und gar nicht herausgekommen. Mit der Einflechtung von Citaten aus Byrons Werken, so reizvoll sie sich in Bleibtreus Uebersetzung auch lesen, ist da wirklich nichts gethan. Und so ist, gewiß gegen den Willen des Dichters, jenes andere, mehr äußerliche Geheimnis einer unbekannten Jugendliebe des Lords, die schließlich zur Trennung der Ehegatten führt, über Gebühr in den Vordergrund getreten. Weil Bleibtreu eine moderne, vertiefte Psychologie, die ihm zu kleinlich erscheint, verschmäht, so ist es ihm nicht gelungen, uns von diesem äußeren Erlebnis her in die tiefere Seele des Dichterlords einzuführen. So kam im wesentlichen eine dramatisierte Anekdote heraus, ein litterarhistorisches Theaterstück, und gar kein übles, mit einem schönen Nachwort über Byrons Persönlichkeit.

Und nun „Elfride", Drama in fünf Aufzügen von Adalbert Schröter (Köln, Verlag von Albert Ahn). Ist diese „Elfriede" auch eben nur ein gutes Theaterstück? Ich glaube, ja. Aber sie steht mit einem Fuß schon im Bereich der wirklichen Dichtung. Dieses Drama giebt zuweilen tiefere Frauenpsychologie und enthält Szenen, die nicht nur theatertechnisch geschickt gesteigert, sondern zuweilen umflossen sind von der Poesie einer Romantik, die allerdings nicht ganz frei von konventionellen Bestandteilen erscheint und zu der modernen Neu-Romantik wohl keine Beziehungen hat oder nur sehr spärliche Beziehungen. Der Schluß aber befriedigt gar nicht, weil gerade er die energischste Verinnerlichung und denkbar tiefste Psychologie erfordert hätte, um die Schauer des tragisch Notwendigen heraufzubeschwören. Es ist nicht unmöglich, daß ein Weib, die am Hochzeitstage ihrem zweiten und eigentlich geliebten Gatten die Hand reichen soll, sich trotzdem vorher noch einmal zu ihrem geschiedenen ersten Manne hinbegiebt. Wenn dadurch aber der tragische Knoten durchhauen und die Katastrophe heraufbeschworen werden soll, dann hätte es ein tiefer Kampf und Notwendigkeitszwang in Elfridens Seele werden müssen, nicht ein flüchtiger Einfall, für dessen unglücklichen Ausgang man hinterher den lieben Gott verantwortlich macht. Diese „Elfride" ist schließlich doch nur ein Theaterstück, obgleich ein wirklicher Dichter, allerdings ein Epigone, sie geschaffen hat.

Nun aber kann man aufatmen, weil man so etwas wittert wie Höhenluft. Vom Theaterstück, das gut und geschickt gemacht erscheint, zur wirklichen Dichtung, die oft nur unbeholfen stammelt! Wilhelm Schäfer hat in Zürich im Selbstverlag einen „Wilhelm Shakspere" erscheinen lassen, der, ich möchte fast wetten, im Hinblick und Gegensatz zu dem Schauspiel von Hermann Schreyer entstanden ist. Auch Schäfer giebt gewisse äußere Ereignisse aus der Biographie Shaksperes und laßt uns ahnen, daß hier die Keime zu künftigen Schöpfungen des größten Dichtergenies enthalten wären. Aber was bei Schreyer Anekdote bleibt, das wird bei Schäfer zu einem harten und wühlenden seelischen Erlebnis, und wir sehen nicht nur die äußerlich stofflichen, sondern auch die psychischen Keime der künftigen Dichtung. Schreyer hatte Bacon eingeführt und aus ihm eine natürlich veredelte und sentimentalisierte Kopie des Antonio in Goethes „Tasso" gemacht. Nur ist von keinem Neid und inneren Zwist vorher die Rede, sondern das Hauptgewicht wird auf die freundschaftliche gegenseitige Ergänzung gelegt, wenn am Schluß des Dramas Shakspere-Tasso und Bacon-Antonio sich die Hände schütteln. Wilhelm Schäfer gräbt tiefer. Ihm ist Bacon ein Wissenschaftler, ein bedeutender Mensch, der aber die Grenzen des Wissenschaftlichen tief fühlt und mit Sehnsucht und Haß zu den Künstlern hinübersieht. Schäfer ist tiefer, ein Seelenkenner und Dichter. Aber wie hart, wie eckig, wie hölzern ist oft seine Technik! Diese naive Sucht, plötzlich aus dem psychologisch Wühlenden, in dem er zu Hause ist, herauszureißen und am Aktschluß Theatereffekte zu häufen, wobei er sich schwerfällig genug benimmt! Auch die Nachahmung von Shaksperes Technik, Abwechselung zwischen Vers und Prosa, ist entschieden verfehlt. Seine Seelenanalyse kann sich thatsächlich nur in einer etwas schweren Prosa entfalten. Ferner hat er einen Stich in das überflüssig Absonderliche, so zum Beispiel, wenn Shakspere als Hypnotiseur auftritt. Jedenfalls ist eine ins Tiefere dringende Dichterpsychologie in diesem schwerfälligen und unbeholfenen Werk enthalten, das doch mehr inneren Wert besitzt, als die gewandte Theaterarbeit Schreyers.

Zwei Werke der Neu-Romantik sind „Das rote Horn" von Albert Eisert (Magdeburg, C. E. Klotz) und das Märchendrama „Chryses" von Josef Trübswasser (E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig). Eisert ist die anmutigere und einheitlichere Natur, Trübswasser das viel bedeutendere Talent. Eisert führt uns eine Elfe vor, ein Licht- und Feuerwesen, die holde Albis, die dem Ritter Willfried verfällt, nachdem er ihr rotes Horn ergattert hat. Und sie folgt ihm gern. Die Menschen aber, befangen in enger Kirchenkonfession, verstehen dieses wunderholde Rautendelein nicht und verfluchen es als Zauberin. Willfried aber glaubt ihm, folgt ihm in die Verbannung. Bis er dann doch einmal wankend wird, unheilvoll beeinflußt vom Mißtrauen seiner getreuen Freunde, und nun, kurz vor der dauernden Vereinigung, entschwindet ihm Albis, und das rote Horn, mit dem er sie herbeirufen will, versagt den Ton. Es bedarf eines ganzen Lebens, eines Einsiedlerlebens in Reue, Buße und Sehnsucht, bis Albis sich wieder mit ihm vereinigt. Lächelnd duldet Willfried, daß die Einwohner des Thales ihn als einen Büßer und Heiligen ihrer Religion verehren, und nachdem die Kirchenglocken verklungen sind, vergeht er voll Seligkeit in die Elemente. Diese schlichte dramatische Dichtung macht einen erfreulichen Eindruck. Lyrische Sehnsucht und dramatische Schlagkraft haben sich leidlich einheitlich durchdrungen, und wenn die Dichtung auch nicht die Tiefen ihres Stoffes erschöpft, so wirkt sie doch innerlich, als ein seelisches Erlebnis. Der Buchschmuck von Wilhelm Römer ist dem dichterischen Inhalt stileinheitlich angepaßt.

Zweifellos ein stärkeres Talent als Eisert ist Josef Trübswasser, den sein soziales Drama „Der Herr Meister" bekannt gemacht hat. Aber es scheint mir, daß seine größere Kraft der Einheitlichkeit seines Werkes ein ganz klein wenig geschadet hat. Das dramatisch-theatralische Element drängt sich manchmal etwas zu sehr in den Vordergrund, und die Gefahr, die romantische Welt des

Wunders als theatralischen deus ex machina zu benutzen, hat er wenigstens gestreift. Von dem Inhalt des Werkes, das gelesen zu werden verdient, will ich nur zweierlei verraten. Erstlich findet sich in ihm eine stille, träumerisch verhaltene Liebesstimmung, die hindurchzieht, wie ein ruhiger und langer Atemzug. Und dann tritt der Tod als Person in diesem Werk auf, als milder und starker Mittler und Versöhner. Und selbst wo er strafen muß und verletzte Gesetze der Natur sühnen, an seinen Lieblingen sühnen, da thut er es in Güte. Weder „Chryses“ noch das „rote Horn“ sind aufregende Ereignisse, aber erfreuliche und echte Dichtungen, die es verdienten, auch auf die Bühne zu kommen.

Kurt Arams Drama „Ananian“ (Dresden, E. Piersons Verlag) erscheint mir als die bedeutendste der hier besprochenen Dichtungen. Ich begrüße dieses Werk als einen Schritt weiter zu dem ersehnten Ziel einer modernen historischen Tragödie. Dieser Ananian hat Größe, er ist eine historische Persönlichkeit, ein Volksführer. Und in seiner Tragik und in seinem Schicksal ist etwas von der Tragik des historischen Genies, das mit seinem Volk notwendig einmal in Konflikt geraten muß und erst, wenn es abgetreten ist, in seiner vollen Größe gewürdigt wird. Auch die historische Luft, der Gegensatz zweier Völkerschaften, und die mit elektrischer Spannung geladene Atmosphäre sind mit dichterischer Energie festgehalten. Jedoch an zwei Klippen ist dieses Werk zwar nicht gescheitert, aber es wurde durch sie doch gehindert und eingeschränkt, ich möchte sagen, festgehalten in der Bucht, statt auf das hohe Meer hinauszusegeln. Ananian zieht zur Rache aus gegen die kurdische Räuberbande, die sein Volk bedrückt. Er befiehlt seinen Leuten, nicht die Gewehre abzuschießen, sondern nur den Dolch zu gebrauchen. Warum? Er will wohl den Feind vernichten, aber auch von den Seinigen sollen nur acht bis zehn am Leben bleiben. Und aus den Patronentaschen dieses winzigen Restes der Ueberlebenden schafft er noch heimlich die Patronen bei Seite, damit auch sie gegen einen späteren Ueberfall wehrlos wären. Möglichst alle sollen niedergemacht werden. Warum? Weil Blut ein besonderer Saft ist. Weil dieses kolossale Totenopfer, der Untergang im Sieg, das Volk entflammen und spätere Generationen zu noch größeren Kämpfen und Thaten begeistern soll. Nun, das ist zu geistreich, widerspricht der Psychologie einer Volksführer- und Thatnatur, die in erster Reihe siegen, nur siegen will und keineswegs sich opfern. Das käme erst zum Schluß, wenn nur ein heroisch verzweifeltes Opfer noch etwas verspricht — dann, dann erst ist der fanatische Opfertod am Platz und wächst organisch aus der Seele heraus. Kurt Aram hat das Haus mit dem Giebel begonnen und dadurch in die Psyche des Volksführers etwas Pathologisches hineingetragen. Ich glaube, er that es, weil er diese Gestalt individuell halten wollte und sich fürchtete, zu sehr in das Allgemeine zu geraten. Aber in der richtigen Mischung des Individuellen und Allgemeinen besteht gerade die dramatische Kunst, und das stimmt hier noch nicht völlig. Auch in der Schilderung der Gegenseite, der Muhammedaner, wird ein allgemeines Element vermißt: ein starker und im Grunde gesunder, wenn auch borniert Volkshaß. Es wird vielmehr eine pathologisch entartete und dekadente, ganz absonderliche Bevölkerung dargestellt und zwar vortrefflich dargestellt. Da ist Aram in seinem Element, und sein Statthalter ist eine der brillantesten Charakterfiguren, die mir seit lange über den Weg liefen. Immerhin fehlt dadurch eine Grundbedingung, ohne die es eine wahrhaft historische Tragödie nicht geben kann. Beide Teile, die sich gegensätzlich gegenüberstehen, müßten Recht haben: die Muhammedaner wie die Christen. Diese entarteten und verkommenen Muhammedaner haben aber viel zu wenig Recht, und dadurch wird Willkür, Zufall, Pathologie, was ein weltgeschichtliches Schicksal sein sollte. Trotzdem, wer eine Gestalt geschaffen hat, wie diesen Ananian, der ist auf dem Weg zum historischen Drama und Schicksal.

Proben und Stücke.

Der Hänfling.

Von **Kurt Aram** (Frankfurt a. M.)*)

(Nachdruck verboten.)

1.

Ach, entschuldigen Sie, Herr Doktor. Einen Augenblick!“

Hastig huschte die Dame durchs Zimmer ihres Mieters zu den Fenstern. Erst sah sie gespannt durch das eine, dann eben so eifrig durch das andere.

Sie seufzte leicht. „Eben hab' ich ihn doch noch gesehn,“ sagte sie leise.

„Bitte entschuldigen Sie vielmals, Herr Doktor!“ Hastig huschte die Dame wieder aus dem Zimmer.

Der junge Mann, der seine Doktorarbeit ins Reine schrieb, schüttelte den Kopf. Seit drei Wochen wohnte er hier, und jeden Tag wiederholte sich diese Szene drei-, viermal, die er absolut nicht begriff, denn außer bei diesen Gelegenheiten hatte er fast noch kein Wort aus dem Munde seiner Wirtin gehört. Sie wich ihm sonst augenscheinlich aus und schien überhaupt sehr scheu zu sein.

Doktor Siebert, der eben sein Staatsexamen hinter sich hatte, zündete eine Cigarre an und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Ihn interessierte dies Gebahren. Er witterte einen „Fall“ dahinter. Irgend eine psychische Anomalie, wie sie sich bei unverheirateten Frauenzimmern in diesem Alter nicht selten findet. Ende der Vierzig dürfte sie sein, dachte er. Verheiratet ist sie sicher nie gewesen. Woher wußte er das? Er hatte es so im Gefühl. Der junge Arzt lächelte über sich selbst. Gut, daß seine Professoren nichts davon wußten, daß er derlei „im Gefühl“ hatte. Sie würden noch weniger Respekt vor seiner Wissenschaftlichkeit haben.

Doktor Siebert trat ans Fenster, als könne er so vielleicht dahinter kommen, was die Dame eigentlich suche. Aber draußen war nichts besonderes zu sehen. Ein Hund lag in der Sonne und ließ die Zunge aus dem Maule hängen. Ein paar Spatzen pickten im Staub. Er ging an das andre Fenster, das zu den Bergen blickte. Starr standen ihre grünen Wälder in den ehern blauen Himmel. Heiß war es, schauderhaft heiß.

Er trat ins Zimmer zurück, empfand es plötzlich recht lästig, daß er den Rock noch anhatte, zog ihn aus und legte sich aufs Sofa.

Seine Wirtin war eigentlich sehr häßlich. Lang und mager mit spitzigen, ungelenken Knochen. Das schlichte, ergrauende Haar hing immer ein wenig wirr um die roten, fleischigen Ohren. Häßliche Männerohren. Sie hatte überhaupt etwas Männliches. Nur das Gesicht war fleischig, rot. Am auffallendsten die Nase. Die kleinen, feuchten, mattblauen Augen verschwanden fast hinter den fleischigen Falten um die Backenknochen. Vielleicht trinkt sie, dachte der Doktor.

Aber die Wohnung war um so hübscher und angenehmer. Wohl ihm, daß er sie gefunden. Lange hatte er damals nach einer hübschen Wohnung gesucht. Die gewöhnlichen Studentenbuden hatte er satt. Als er zufällig auf das Häuschen aufmerksam geworden, das so schön allein am Berge lag, in dem zwei Zimmer zu vermieten waren, gefiel es ihm gleich. Es hatte so etwas Solides, Altväterliches. Enge Treppen, altmodische, hellgelb gestrichene Thüren, schmale, weiß gestrichene Fenster, die noch durch Riegel oben und unten geschlossen wurden. Ueberall standen spinnenbeinige, geschwungene Kommoden und Schränke. An den

*) Aus: Die vornehme Tochter. Geschichten und Skizzen. Berlin W, F. Fontane & Co. M. 3,— (s. unten „Kurze Anzeigen“).

Wänden alte Familienbilder: Männer, noch den gepuderten Zopf am Kopf. Die stattlichen Frauen mit turmhohen Frisuren sahen aus wohlgepflegten weiten Halskrausen. Alte, dunkel gewordene Oelbilder fanden sich auch in großer Zahl und viele, wohlgeschnittene Silhouetten in schlichten Goldrahmen. Zweierlei fiel ihm in dem Zimmer, wo ihn die Besitzerin des Hauses empfing, sofort besonders auf. Ueber dem Sofa, in schmalen Goldleisten, aus braunem Haar gefertigt ein Grab mit rechts und links einer Trauerweide. Und auf einer hohen, eingelegten Truhe an dem einen Fenster ein geräumiger, leerer Vogelbauer in der Form eines hohen Domes mit einem spitzen Turm, in dem eine kleine Glocke hing, und vielen Thüren und Portalen, die offen standen. Alles zierlich aus feinstem Draht geflochten.

Doktor Siebert fiel damals sofort das Haus seines Großvaters ein. Da sah es auch so gediegen, gut bürgerlich, von behäbigem Wohlstand zeugend aus. Da war man auch noch stolz auf alle die alten Sachen, die Möbel, Kisten und Kasten, die viele Geschlechter überdauerten.

Er reckte sich wieder so recht behaglich auf seinem Sofa. Es gefiel ihm immer noch, dies altmodische Haus, das ein Stückchen Welt um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts in das zwanzigste hinübergerettet hatte. Wie hübsch war der Kontrast, wenn er aus dieser stillen Welt hinaustrat auf die Straße. Nur ein paar Minuten brauchte er zu gehen und befand sich mitten im modernen Trubel mit seinen lauten Menschen, elektrischen Wagen und Fabrikschloten. Und wie angenehm am Abend, wenn er den blanken Messingklopfer mit dem Löwenkopf ergriff und damit allem grellen Lärm und grellen Auerlicht entrann in sein Wohnzimmer, dessen alte Bilder traulich im Dämmer der steilen, immer schon angezündeten Petroleumlampe lagen, deren kürbisförmige Glocke ein nackter Knabe aus Bronze hoch auf erhobenen Armen trug.

Wie gut seine Wirtin in dies Milieu paßte. Sie ist offenbar allein übrig geblieben von einer alteingesessenen Familie mit tüchtiger Vergangenheit, sinnierte er vor sich hin, dem Rauch seiner Cigarre nachblickend.

Er hatte bemerkt, daß in dem Gang, der zu seinem Zimmer führte, auf breiten Regalen allerlei Retorten und krummhalsige Gläser und Flaschen standen. Vielleicht ist ihr Vater Apotheker gewesen, sagte er sich. Das würde schon ein wenig ihr sonderbares Gebahren erklären, denn in diesem Stand finden sich ja oft genug Menschen mit kleinen Eigenheiten.

Aber was sie nur immer suchte da draußen vor den Fenstern?

„Ach, entschuldigen Sie, Herr Doktor. Einen Augenblick!“

Der junge Arzt fuhr erschrocken in die Höhe. Wie auf einem Unrecht ertappt kam er sich vor.

Wieder huschte die Dame hastig durch sein Zimmer zu den Fenstern. Erst sah sie gespannt durch das eine, dann ebenso eifrig durch das andere. Plötzlich zuckte ein Lächeln durch das rote, fleischige Gesicht, daß es ganz weich, frauenhaft wurde. Sie spitzte einen Augenblick den Mund und winkte hinaus mit den langen, dürren Armen. „Da ist er, da ist er!“ murmelte sie erregt. Wieder spitzte sie die schmalen Lippen, als wolle sie pfeifen. Es gelang aber nicht.

„Entschuldigen Sie bitte vielmals, Herr Doktor.“ Hastig huschte die Dame wieder aus dem Zimmer.

Das war doch toll. „Fräulein Zimmer!“ rief er hinter ihr drein. Aber sie war schon längst fort.

Ich werde mich hinter die alte Magd stecken, beschloß Doktor Siebert. 'rauskriegen muß ich, was dahinter steckt, und 'nen Vogel hat sie ganz entschieden.

2.

Die alte Magd war leider höchst unzugänglich, schwerhörig und mißtrauisch. Aus ihr brachte Siebert nichts heraus als ein mürrisches Ja auf die Frage, ob Fräulein Zimmers Vater Apotheker gewesen sei. So mußte er denn schon versuchen, das Zutrauen der Dame selbst zu gewinnen, denn nachgerade beunruhigte ihn ihr seltsames Treiben, das er jeden Tag immer wieder bemerken mußte, ohne es erklären zu können.

Aber er erreichte zunächst gar nichts. Sie ging ihm sogar noch mehr aus dem Wege und stellte sich nur noch ein-, zweimal am Tage bei ihm ein, immer ein ein wenig erschreckend, wenn sie sah, daß er da war.

Erst, als er begann, ihr von seinen Spaziergängen Waldblumen mitzubringen, änderte sich ihr Benehmen ein wenig. Sie hielt wenigstens an, wenn er sie anredete. Sie antwortete einmal ein paar Worte, wenn er sie auf der Treppe ansprach. Sie huschte auch wieder öfter durch sein Zimmer. Und hier war es auch, wo sie ihn fragte, ob er einmal einen Abend bei ihr zubringen wolle, falls er gerade nichts besseres vorhabe. Sie würde sich freuen, denn abends leide sie doch zuweilen unter ihrer Vereinsamung. Er nahm natürlich gerne an, hatte er doch schon eine ganze Weile auf eine Einladung gewartet.

So saß er denn am nächsten Sonntag abend zum ersten Mal wieder in dem Zimmer, wo ihn die Dame seiner Zeit empfangen hatte, als er mietete. Nach dem Essen, das ziemlich stumm vor sich ging, bat sie ihn, zu rauchen. Sie fing dann von selbst an zu erzählen, als er nach den Personen auf den Familienbildern fragte, die ringsum ein wenig starr auf die beiden so verschiedenen Menschen herabsahen.

Was für ein sonderbares Organ sie hat, dachte Siebert, ihr zuhörend.

In ihrer Jugend muß es schön gewesen sein. Das zarte, silberne Glöcklein fiel ihm ein, mit dem sein Großvater am Weihnachtsabend hinter verschlossenen Thüren geschellt hatte, wenn die Bescherung ihren Anfang nehmen sollte. Wie dies alte, abgenutzte Glöcklein, das schon einen leichten Sprung hatte, hörte sich die Stimme an.

Er betrachtete sie mit Muße ein wenig genauer. Ein alter, holländischer Maler hätte seine Freude an der Person gehabt. Wie sie so kerzengrade, ohne sich anzulehnen, auf dem Sofa saß! Er würde sie mit viel Liebe in all ihrer Häßlichkeit abkonterfeit haben. Wie merkwürdig ihr Kleid war. Solch geblümten Stoff gab es schon lange nicht mehr. Der Schnitt, nach dem es gemacht, mochte schon gut fünfzig Jahre alt sein. Dann diese meterlange, silberne Uhrkette, zweimal um den Hals geschlungen, die einzelnen Glieder ganz matt und dünn geworden von langem, langem Gebrauch. Aber ganz hübsche, schmale Hände besitzt sie, dachte Siebert, denn sie schob während des Sprechens ununterbrochen den zierlichen Schieber an der Uhrkette auf und ab, der abgenutzt war wie der Trauring einer alten, fleißigen Ehefrau.

Jetzt kam wieder das stille Lächeln auf ihr Gesicht, das er wiederholt beobachtet hatte, wenn sie an seinem Fenster stand, draußen offenbar fand, was sie so unruhig suchte, und erregt murmelte: ‚Da ist er, da ist er!‘ Sie hatte den Kopf etwas seitwärts gewandt dem aus Haaren gefertigten Grabhügel zu und sprach von ihrem Bräutigam, der 1870 gefallen. Fast hätte Siebert laut gelacht. Natürlich das gehörte zu ihr, das fehlte noch. Solche Bräute gab es also immer noch. Das ist ja schon mehr wie ein Märchen.

Das häßliche Gesicht mit dem weichen Lächeln sah wahrhaft grotesk aus, so lange das alte Mädchen von dem Bräutigam sprach.

Plötzlich mußte sie abbrechen, da ein heftiger, krampfartiger Husten sie überfiel. Er schüttelte die lange, dürre Gestalt hin und her. Siebert sprang erschrocken auf. Sie wehrte aber ab.

Als sie wieder zu sich kam, erfuhr er, daß sie schon seit dreißig Jahren so huste, daß es eben nur deshalb so schlimm geworden, weil sie nicht mehr gewöhnt sei, lange hintereinander zu reden.

Dann dankte sie ihm, daß er dem alten, häßlichen Frauenzimmer, wie sie sagte, so geduldig zugehört habe.

Siebert fand sich in Zukunft öfter bei ihr ein. Er that es ganz gerne, denn er ging abends nicht allzu oft aus. Regelmäßig nur einmal in der Woche, wo er sich mit ein paar Freunden in einem kleinen Café traf.

Endlich konnte er sich auch ihr sonderbares Treiben an seinen Fenstern erklären. Sie erzählte ihm eines Abends, auf den leeren Vogelkäfig weisend, daß sie lange Jahre einen Hänfling besessen, der ihr in diesem Frühjahr fortgeflogen sei. Gar viel erzählte sie dem Doktor von seinen Tugenden, und wie schön er gewesen, wie gern er sie hätte. In jedem Vogel, der vorüberflog, sah sie ihren Hänfling. Aus jedem Vogellaut vernahm sie seine Stimme. Auf ihren Spaziergängen traf sie ihn immer. Stets flog er dann, wie sie sagte, ein paar Schritte vor ihr her. Und eines Tages würde er wieder zu ihr kommen. Davon war sie felsenfest überzeugt. Er war ja so zahm, er hatte sie ja so gern. Sie freute sich schon auf den Winter, denn wenn es draußen erst kalt würde, käme er sicher. War er doch selbst jetzt stets in ihrer Nähe. Deshalb standen auch die Thürchen und Portale am Vogelbauer Tag und Nacht offen. Auch das Fenster über der Truhe wurde nie geschlossen. Er konnte sich ja jeden Augenblick wieder einfinden. Sie füllte sogar jeden Tag die kleinen Behälter im Käfig mit frischem Wasser.

Doktor Siebert lächelte leicht, verstohlen zu ihren eifrigen Erzählungen. Diese Marotte war doch recht komisch, echt altjüngferlich. Und doch: etwas muß der Mensch sein eigen nennen, gings ihm durch den Kopf. Auch dies Zerrbild ließ noch erkennen, wie unausrottbar in jedem Menschen der Trieb lebt, irgend etwas zu lieben. Den Bräutigam hatte sie verloren, die Eltern, alle näheren Verwandte, so schlug sich halt dieser Trieb bei dem alternden, einsamen Wesen auf einen Vogel. Und als der fortflog, war der Trieb sogar mit der Illusion des Hänflings zufrieden.

Daß er je wiederkam, war doch ganz ausgeschlossen. Ja, daß unter den Vögeln, unter denen sie ihren Hänfling sah, überhaupt nur Spatzen, Meisen, Rotkehlchen sich befanden und kein einziger Hänfling, davon konnte sich Doktor Siebert fortan oft genug überzeugen, da ihn das alte Fräulein nun ganz zum Vertrauten ihrer Hänflingsgeschichten machte.

‚Wie wird das werden, wenn es Winter wird und der Hänfling doch nicht kommt?‘ dachte Siebert gar manchmal den Sommer über. Voraussichtlich wird sie dann ihren Irrtum einsehen müssen, was gewiß recht schmerzlich für sie sein wird.

Aber es kam ganz anders, als er gedacht, gefürchtet hatte. Als der erste Schnee fiel, schaute sie zwar besonders eifrig nach ihm aus. Als es dann aber bitterkalt geworden und sich kein Hänfling sehen ließ, erklärte sie eines Tags:

„Wissen Sie, Herr Doktor, er hat gewußt, daß es diesmal sehr kalt werden würde. Die Tiere sind ja so klug. Da ist er rechtzeitig fortgeflogen, nach Süden. Nun werde ich ihn erst im Frühjahr wiedersehen. Aber dann kommt er ganz bestimmt.“

Siebert schwieg. Widersprechen hätte ja gar keinen Zweck gehabt. Sie würde ihm doch nicht glauben. Sie kannte ja ihren Hänfling so genau!

Großartig, wie sich die Natur immer am besten und gründlichsten selbst hilft. An die Stelle der Wirklichkeit setzt sie eine Illusion, und kaum ist die eine gefährdet, hat sie schon eine andere bereit.

3.

Wieder wurde es Frühling. Wieder sah Fräulein Zimmer überall ihren Hänfling. Wieder wartete sie von Tag zu Tag, ihn eines Morgens in dem Vogelbauer vorzufinden.

Doktor Siebert wohnte noch immer bei der alten Dame, wenn er sie tagüber auch wenig sah, da er inzwischen Assistenzarzt an der Frauenklinik geworden war.

Eines Abends saß er mit seinen Freunden im gewohnten Café. Zufällig kam das Gespräch auf menschliche Absonderlichkeiten und Originale. Da gab er die Geschichte von dem alten Fräulein und ihrem Hänfling zum besten.

Sein Kollege, Doktor Schwarten, hielt sich den Leib vor Lachen. „Gott, was giebt's Frauenzimmer auf dieser buckligen Welt!“

„Natürlich,“ rief Baakes, der Philosophie studierte. „Lachen! Weiter kannst Du nichts. Haben wir nicht alle sozusagen unsern Hänfling?“

„Unsern Vogel, willst Du sagen,“ warf der Spötter ein, der mit am Tische saß.

„Jesses, Jesses, jetzt wird's philosophisch,“ seufzte Doktor Schwarten.

„Von sowas habt Ihr Mediziner keine Ahnung. Wie solltet Ihr auch,“ rief Baakes. „Das heißt, den Siebert nehm' ich aus. Der ist ein Gemütsmensch und man nur ein schwacher Mediziner.“

„Erklär' Dich erst etwas deutlicher,“ meinte der.

„Na ja, wir leben doch alle von Illusionen. Ob's ein Hänfling ist oder ein Frauenzimmer oder Bismarck oder Bernstein, der uns zu einer Illusion verhilft, das ist im Grunde gleichgiltig. Hauptsache, daß wir sie haben, daß sie uns immer gegenwärtig ist. Damit werden wir am Leben erhalten.“

Da fiel der Spötter, der mit am Tische saß, ein: „Wie wär's, wenn wir der alten Dame von ihrer Illusion hülfen?“

Siebert lächelte. „Das kannst Du nicht, das ist ganz unmöglich.“

„Das kann ich doch.“

„Aber, lieber Freund, ich kenne sie doch besser als Du. Ich sage Dir, es ist unmöglich, ihr diese Illusion zu nehmen.“

„Wetten?“

„Lieber nicht, Du fällst hinein.“

„Aber die Sache ist doch einfach,“ meinte der Spötter. „Wir setzen an die Stelle der Illusion die Wirklichkeit.“

„Wie? Was?“

„An die Stelle des ideellen einen reellen Hänfling.“

Doktor Schwarten klatschte sich auf die Schenkel. „Famos! Das Ei des Columbus! Wir kaufen einen Hänfling und überreichen ihn feierlich. Sie wird Freudenthränen vergießen und uns alle gerührt an die Rippen drücken.“

„Erlaube mal,“ meinte Baakes.

„Hört, hört, der Philosoph!“

„Ich bin dagegen. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß der Mensch mehr an seinen Illusionen hängt, als an den Realitäten. Das heißt, was man so gemeinhin Realität nennt. Denn in Wahrheit sind die Illusionen die einzigen Realitäten.“

„O Gott, o Gott!“ stöhnte Doktor Schwarten.

Baakes fuhr ihn erregt an: „Hast Du schon mal einen Ehemann gesehen, der sich aus Liebe zu seiner Frau erschossen hat?“

„Du bist wohl toll?!“

„Hast Du schon mal einen Bräutigam geseh'n, der sich aus Liebe zu seiner Braut erschoß?“

„Aber natürlich. Wenn sie ihn nicht heiraten wollte oder so.“

„Siehst Du,“ triumphierte Baakes. „Der Ehemann hat nur die Realität der Liebe, der Bräutigam noch ihre Illusion. Was ist nun die größere Macht? Die größere Realität? Die Illusion, nicht wahr?“

Doktor Siebert meinte: „Meine Wirtin ist so zufrieden in ihrer Illusion, daß ich auch glaube, sie wird geradezu enttäuscht sein, wenn sie wieder einen reellen Hänfling bekäme.“

„Seid Ihr zartfühlende Seelen,“ sagte der Spötter, der mit am Tische saß.

So stritt man lange hin und her, ohne das Trinken zu vergessen.

Als es immer später wurde, ohne daß eine Einigung erzielt werden konnte, schlug Doktor Schwarten vor, die Sache auszuknobeln. „Heinrich, den Knobelbecher!“

Siebert und Baakes waren zuerst auch dagegen. Als die andern ihnen aber vorwarfen, sie gönnten der alten Dame einfach die Freude und ihnen den Spaß nicht, gaben sie nach.

Doktor Schwarten schüttelte den Becher und fragte, was gespielt werden sollte.

Der Spötter schlug vor: „Da es sich um einen Vogel handelt, stimme ich für ‚nackter Spatz'."

„Also ich spiele gegen Dich, Siebert," sagte Schwarten. „Wer zuerst ‚nackter Spatz' wirft, dessen Meinung hat gesiegt."

Doktor Schwartens Meinung siegte. „Ich schlage vor, wir überreichen ihr gemeinsam den Vogel, feierlich," sagte Schwarten.

„Dagegen bin ich ganz entschieden," entgegnete Siebert. „Sie ist gar zu menschenscheu. Ich allein werde ihn ihr übergeben."

„Dann ist's am besten, Du setzt ihn ihr heimlich eines schönen Abends in den Käfig," fiel der Spötter ein.

„Famoser Witz!" Schwarten lachte. „Du, Siebert, paßt auf, was das alte Persönchen anstellt und berichtest uns am Abend hier."

„Jawohl."

„Kinder, habt Ihr denn schon 'nen reellen Hänfling?" Man ließ eine Postkarte kommen und bestellte das Tier bei einem bekannten Vogelhändler der Hauptstadt.

„Du holst ihn am Abend auf m iner Bude ab," sagte der Spötter zu Siebert. „Und ich benachrichtige dann die andern, daß wir uns am Abend darauf hier einfinden."

„Bon."

4.

Nach drei Tagen war das Tier zur Stelle. Am folgenden Abend begaben sich die Freunde sehr zeitig in ihr Stammcafé.

Aber Doktor Siebert erschien nicht.

Man wartete unter Schimpfen zwei Stunden auf ihn. Das war ein schlechter Witz, sie hier so lange sitzen und warten zu lassen.

Schließlich brach man auf zu Sieberts Wohnung. Sie war dunkel.

Sie rührten den Messingklopfer, rüttelten am Thor, pfiffen, schrieen. Alles blieb still und dunkel.

„Man meint, sie wären samt ihrem Vogel ausgeflogen," sagte Schwarten und lachte. Großartig, was sich mit dem einem Wort Vogel für 'ne Menge Witze machen ließen!

Aergerlich zogen sie wieder ab. Man beschloß, Schwarten solle sich am folgenden Morgen in der Frauenklinik nach Siebert erkundigen. Die andern wollten sich auch umthun. Daß sie der Siebert so aufsitzen ließ!

„Kinder, Kinder, mir schwant, hier hat's was gegeben," meinte der Spötter.

„Mit dem Hänfling?"

„Nee, mit dem ollen Frauenzimmer."

„Wegen des Hänflings?"

„Na un ob!"

„Dummheit!" Man lachte. Dieser Siebert! Er hatte ihnen einen schlechten Streich gespielt.

Als sie sich am folgenden Abend wieder zusammenfanden, zeigte es sich, daß niemand etwas über Siebert oder Fräulein Zimmer in Erfahrung gebracht hatte.

„Das wird aber doch nachgerade sonderbar," meinte Baakes und blickte fragend von einem zum andern.

Da that sich die Thür auf, und Doktor Siebert trat ein. Die Freunde wollten auf ihn los, ihn ausschelten; schwiegen aber bei seinem Anblick betreten still. Er sah übernächtig und angegriffen aus. Auch kam er nicht gleich zu ihnen, sondern trat erst zum Büffett.

„Donner!" murmelte Schwarten und stieß Baakes an. „Was ist denn mit dem? Er genehmigt sich schon den zweiten Cognak. Das ist doch sonst nicht seine Art."

Endlich kam Siebert und setzte sich.

„Na??"

„Ich habe sie gestern in die Irrenanstalt geschafft."

„Was? — Wie? — Du bist wohl toll?"

„So laßt ihn doch ruhig erzählen," warf Baakes ein.

„Spät abends, als sie schon schlief, hab ich das Tier in den Käfig gesetzt. Am morgen war ich schon früh auf, wie Ihr Euch denken könnt, und lauschte an der Thür. Sie kam auch bald und ging wie gewöhnlich gleich in ihr Wohnzimmer, zu sehn, ob heute ihr Hänfling gekommen. Ich natürlich leise, auf den Zehen, auf den Gang, an die Thür. Sie hatte sie offen gelassen."

„Na? Und?" fiel Schwarten ungeduldig ein.

„Sie war doch einen Augenblick überrascht, als der Hänfling da war. Dann aber sprach sie gleich liebkosend auf ihn ein. Der Vogel wurde unruhig, er war ja fremd hier. Es war rührend mit anzuhören, wie sie ihn lockte, ihm schmeichelte, ihn lobte, daß er wiedergekommen. Der Vogel wurde immer unruhiger. Als sie nicht aufhörte, flatterte er ängstlich hin und her. Sie versuchte alles, ihn zu beruhigen. Aber er kreischte gar kläglich und stieß immer wilder, heftiger gegen die Stäbe. Immer hin und her, auf und nieder. Einen Augenblick stand sie wieder starr. Das konnte doch unmöglich ihr Hänfling sein, ihr Hänfling, der so zahm war, sie so genau kannte und liebte. Dann ist ihr wohl der Gedanke gekommen, daß sich jemand einen Scherz mit ihr erlaubt und sie damit verhöhnt habe. Sie begann zu schreien, laut, heftig, gellend. Der Vogel kam ganz außer sich. Da packte sie den Käfig, wütend, schreiend, und warf ihn zum Fenster hinaus. Als sie ihn unten aufschlagen hörte, lachte sie. Sie warf gleich noch etwas hinter her, wieder schreiend, tobend. Immer mehr warf sie zum Fenster hinaus. Was in den Bereich ihrer Hände kam, zertrümmert sie, immer schreiend, mit wilden Gebärden. Jetzt erst kam ich zu mir und stürzte vor. Sie war stark, unglaublich stark in dem Augenblick. Es gelang mir erst mit Hilfe der alten Magd, ihrer Herr zu werden. Und das war höchste Zeit, denn sie wollte sich jetzt durchaus selbst dem Vogelbauer und all ihren Sachen zum Fenster hinaus nach werfen. ‚Hört Ihr, wie das klingt, da draußen? Hahaha! Alles entzwei, alles zerbrochen!' Sie lachte. Dann tobte sie wieder: ‚Laßt mich, los, los, los!! Auch entzwei, auch zerbrochen'!"

Siebert machte eine Pause.

„Schauderhaft war's, kann ich Euch sagen."

Die andern schwiegen.

„Tobsüchtig ist sie geworden. Gegen mittag haben wir sie fortgeschafft. Ich bin die Nacht dort geblieben. Der Direktor meint, es sei nichts mehr zu machen. Unheilbar."

Der dicke, gutmütige Schwarten ächzte.

Dann meinte er: „'ne nette Geschichte. Das muß ich sagen . . . Und wenn man denkt, wir hatten's gar nicht bös gemeint."

Der Spötter, der mit am Tische saß, lächelte. „Das is so 'ne Illusion von Dir, Schwarten. Gut hatten wir's doch eigentlich auch nicht gerade bei dem Spaß gemeint."

Er erhob sich, sah die andern, die immer noch schwiegen, leicht grinsend an. „Guten Abend. Wünsche wohl zu schlafen."

„Hat sich was mit schlafen," brummte Doktor Schwarten. „Ein fatales Gefühl, sich sagen müssen: da bist du mit schuld."

Die andern empfanden offenbar dasselbe, denn sie blieben eine ganze Weile niedergeschlagen, stumm.

Schwarten ermannte sich zuerst. „Na ja, Kinder, schön ist's ja nicht, daß wir sozusagen nicht ganz unbeteiligt sind an dem Ausgang. Aber schließlich, 'ne Schraube war bei der schon lange los. Was? So sagt doch auch was!"

„Diese Illusionen, diese Illusionen," meinte Baakes. „Kein Teufel hält's ohne sie aus auf dieser schönen Erde!"

Echo der Zeitungen

Der Schillerpreis.

Am 10. November, dem Geburtstage Schillers, hat der Kaiser die folgende Abänderung der Bestimmungen über den Schillerpreis verfügt:

Artikel 1. Der Preis besteht in einer Geldsumme von 2000 Thalern Gold gleich 6800 Mark nebst einer goldenen Denkmünze zum Werte von 100 Thalern Gold gleich 340 Mark. Derselbe gelangt alle sechs Jahre zur Verteilung.

Artikel 2. Für den Preis kommen nach näherer Bestimmung des § 6 die dramatischen Werke lebender deutscher Dichter in Betracht, welche in den letzten zwölf Jahren bis zu der Beschlußfassung der Kommission herausgegeben oder in dieser Zeit zum ersten Male auf der Bühne aufgeführt worden sind, desgleichen solche Werke, welche in diesem Zeitraum verfaßt sind und der Kommission besonders eingereicht werden.

Artikel 3. Wenn die Kommission mehrere Werke des Preises würdig erachtet, hat sie dieselben in ihrem Bericht unter Angabe der Reihenfolge namhaft zu machen. Die Auswahl unter diesen Werken behalten Wir Uns vor.

Artikel 4. Sollte der Preis nicht zur Verteilung gelangen, so kann nach Verlauf der nächsten sechsjährigen Periode der Geldpreis für das alsdann gekrönte Werk verdoppelt werden, oder es sind geeigneten Falls zwei Preise zu erteilen. Bei Mangel an preiswürdigen Werken wird eine dem Geldpreise gleichkommende Summe nach Einziehung von Vorschlägen der Kommission auf eine oder die andere Weise zur Anerkennung und Förderung deutscher Dichtkunst von Uns verwendet werden.

Artikel 5. Diese Bestimmungen kommen das erste Mal für den am 10. November 1902 zu erteilenden Preis in Anwendung.

Der im Artikel 2 angezogene § 6 des früheren Patents hat folgenden Wortlaut:

Zur Auswahl werden nur solche in deutscher Sprache verfaßte Originalwerke der dramatischen Litteratur zugelassen, die durch eigentümliche Erfindung und gediegene Durchbildung in Gedanken und Form einen dauernden Wert haben. Dabei sind solche Werke besonders zu berücksichtigen, die zur Aufführung auf der Bühne sich vorzugsweise eignen, ohne doch dem vorübergehenden Geschmack des Tages zu huldigen. Es gilt gleich, ob die Form eine metrische oder prosaische ist.

Die Abänderungen beziehen sich sonach hauptsächlich auf eine Erweiterung der Konkurrenzfrist von drei auf sechs Jahre, wodurch der Preis sich künftig — wie es früher schon bei Mangel an krönbaren Werken mehrfach vorkam — auf das Doppelte erhöht.

Die Angelegenheit veranlaßte die „National-Zeitung" zu einem Leitartikel (615), dem wir folgendes entnehmen: „Es klingt vielfach paradox, aber es ist doch wohl richtig: wenn die Verleihung des Schillerpreises in Uebereinstimmung mit dem Urteil der öffentlichen Meinung erfolgt, dann ist sie für den preisgekrönten Dramatiker kaum bedeutungsvoll; und wenn sie für ihn einen besonderen Wert hat, dann steht sie im Widerspruch mit dem allgemeinen Urteil. Denn ein starker Erfolg eines Theaterstückes auf den deutschen Bühnen ist für den Dichter, dem er zuteil wird, ein so großes Lebensereignis, daß der Schillerpreis, wenn er dazu kommt, in der That nur als ein ehrenvolles ‚Accessit' erscheinen kann. Dies ist heutzutage sogar erfreulicherweise auch in materieller Beziehung so: vermöge des Anteils an den Theater-Einnahmen bedeutet ein großer Bühnenerfolg auch materiell so viel, daß daneben die 1000 Thaler Gold, die noch im Jahre 1863 für Friedrich Hebbel vielleicht etwas Großes waren, jetzt wenig in Betracht kommen. Die Pietät für den Stifter des Schillerpreises hat bewirkt, daß man sich trotz der bisherigen Erfahrungen bei den Aenderungen möglichst im Rahmen der ursprünglichen Vorschriften gehalten hat. Vielleicht hätte man, ohne diese Pietät zu verletzen, etwas weiter gehen können. Ist es richtig, daß erfolgreiche Dramatiker den Schillerpreis am wenigsten brauchen, und daß seine Verleihung an erfolglose Dramatiker nichts zur ‚Förderung des geistigen Lebens im deutschen Volke' beitragen kann, dann wäre es vielleicht das Richtigste gewesen, die ähnlich schon in dem Erlaß von 1859 vorhandene Ausnahmebestimmung des Art. 4 der neuen Verordnung zur Regel zu machen: ‚bei Mangel an preiswürdigen Werken wird eine dem Geldpreise gleichkommende Summe nach Einziehung von Vorschlägen der Kommission auf eine oder die andere Weise zur Anerkennung und Förderung deutscher Dichtkunst von Uns verwendet werden.' Beispielsweise die Verleihung des Preises an einen Autor, der nach einer bedeutsamen Lebensarbeit in vorgeschrittenem Alter mit den Sorgen des Daseins zu kämpfen hat, würde unter Umständen eine der allgemeinen Zustimmung würdige ‚Anerkennung deutscher Dichtung' sein. Die neuen Bestimmungen erleichtern eine derartige Verwendung insofern, als künftig für die Verleihung des Preises dramatische Werke in Betracht kommen sollen, die in den letzten zwölf Jahren erschienen sind. Indeß bleibt immer die Beschränkung auf dramatische Werke die Regel. Die Ausnahme-Bestimmung hat schon im Jahre 1890 zur Verleihung der beiden damals verfügbaren Preise an Theodor Fontane und Klaus Groth geführt, die beide keine Dramatiker waren. Es scheint uns wünschenswert, daß man die als Ausnahme beibehaltene Vorschrift möglichst als Regel behandle."

„Journalismus."

Ueber das Wesen des modernen Journalismus sind in der letzten Woche fast gleichzeitig zwei fachmännische Auslassungen erschienen, die zu vergleichen von Interesse ist. In der „Frankfurter Zeitung" (300) veröffentlichte Dr. F. Mamroth ein Feuilleton „Etwas vom Journalismus", worin er zunächst bedauert, daß trotz einzelner Ansätze — Freytags Bolz, Maupassants Bel-Ami, Hamsuns Lynge — der litterarische Typus des Journalisten noch nicht geschaffen sei, und dann u. a. bemerkt: „Erheiternd, wenngleich mitunter ein leises Gefühl der Bitterkeit auslösend, ist für die, die darunter zu leiden haben, die strenge, fast unnahbare Art, wie die öffentliche Meinung (deren Sprachrohr die Zeitung in diesem Falle nicht ist) zwischen dem Schriftsteller und dem Journalisten unterscheidet. Urteile lassen sich umstoßen, Vorurteile scheinen unerschütterlich. Wer ein Buch schreibt, sei es noch so schlecht, wer ein Theaterstück schreibt, sei es noch so seicht, ist ein Schriftsteller, und er darf auf den Journalisten herabblicken, der, frei nach Figaro, von sich sagen darf, daß er oft an einem Tage mehr Scharfsinn, Geschmack und Wissen aufbieten muß, um sein Publikum zufriedenzustellen, als namhafte Autoren in einem Jahre für ihre erfolgreichen Werke zusammenzubringen brauchen. Wir kennen Journalisten die in einem kurzen Artikel, den der Tag verweht, als tiefe Denker und herrliche Poeten vor ihre Leser treten, und wir kennen Schriftsteller, die nicht die Fähigkeit haben, ein Inserat zu entwerfen. Wir getrauen uns, aus hundert guten Journalisten neunzig tüchtige Schriftsteller zu machen, aber unter hundert guten Schriftstellern würden höchstwahrscheinlich nur sehr wenig tüchtige Journalisten zu erziehen sein. Man stellt den Schriftsteller über den Journalisten, weil dieser häufig nicht nur vermag, was jener kann, sondern weil er ihm nebenbei auch noch an Schlagfertigkeit und Vielseitigkeit des Talents und leider auch an Selbstverleugnung überlegen ist. Der ganze Unterschied zwischen beiden ist im letzten Grunde kein geistiger, sondern ein materieller. Wer bei seiner Arbeit geruhig Stück an Stück setzen und damit fortfahren kann, bis sein Manuskript lang genug geworden ist, um zu einem Verleger zu wandern, ist ein Schriftsteller. Wer jeden Tag einen Schlußstrich unter seine Arbeit ziehen und

täglich von neuem damit beginnen muß, ist ein Journalist. Seltsamerweise sind sich die Zeitungsleute des Geistes, der sie erfüllt, so wenig bewußt, daß sie diese geringschätzende Differenzierung bisher ohne Widerspruch hinnahmen. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir voraussagen, daß eine kommende Zeit, die dem Journalismus eine heut kaum zu übersehende Wirkungsfülle zuweisen dürfte, mit dem atavistischen Respekt vor dem Buche aufräumen wird."

In der „Zukunft" der selben Woche (X, 5) erschien eine Studie über „Journalismus" von Dr. Ludwig Bauer (Wien), der einen wesentlich abweichenden Standpunkt vertritt und aus seiner Geringschätzung des journalistischen Berufs kein Hehl macht. Er stellt ein gelegentliches Wort Lassalles voran: „Daß man um schnöden Gewinnes halber alle Brunnen des Volksgeistes vergiftet und dem Volk den geistigen Tod täglich aus hunderttausend Röhren kredenzt: es ist das höchste Verbrechen, das ich fassen kann. Ich nehme, die Seele voll Trauer, keinen Anstand zu sagen: wenn nicht eine totale Umwandlung unserer Presse eintritt, wenn diese Zeitungspest noch fünfzig Jahre so fortwütet, so muß dann unser Volksgeist verderbt und zu Grunde gerichtet sein bis in seine Tiefen." Und von sich aus führt der Verfasser fort: „Das ist ein großer Ofen: Ihr steckt eine schüchterne unscheinbare Thatsache hinein, und es kommt eine frisch gebackene Sensation heraus. Das ist ein großer Käfig, in den lyrische Nachtigallen, kritische Eulen und die Raubvögel des Börsenteiles eingesperrt sind. Das ist ein großer Gemeinplatz, in den alle Ideenstraßen münden. Das ist das tiefe Grab des unabhängigen Denkens. Das ist ein Herd jeglicher Fäulnis, der das Mark der Sprache verzehrt, aus denkenden Menschen arme Schreibknechte macht und die Geister lähmt. Das ist .... ach, man kann Bomben leider nicht schreiben!" Es sei Unsinn, zu glauben, daß die Zeitungen Bildung verbreiteten oder auch nur Halbbildung: nicht einmal Tausendstelbildung! Sie sei nur ein Bildungssurrogat für die gedankenträge Masse. Die tiefsten und mächtigsten Gedanken seien niemals in der Presse, sondern trotz der Presse entstanden. „Und wer macht denn die Zeitungen? Das Publikum sieht immer nur das Unpersönliche, das Journal. Den Journalisten kann es sich beim Lesen der Zeitung noch immer nicht vorstellen. Nicht ein einzelner Mensch spendet die Weisheit, sondern die Zeitung: der Journalist ist nur der Diener einer im Dunkeln thronenden mystischen Gottheit, die täglich das Wunder wirkt, aus Ungebildeten Weisheitvolle, aus Gleichgiltigen Fanatiker zu machen. Das Unfaßbare, Geheimnisvolle ist ein Teil der unheimlichen Gewalt der Presse. Der letzte Grund der Zeitungsherrschaft ist aber die Denkträgheit der Menschen. Die Presse unterstützt sie nicht nur, sondern schmeichelt ihr auf jede Weise. Das macht sie unbesiegbar. — Der einzelne Journalist ist nur ein kleines Werkzeug. Leute, die nie einer Sache auf den Grund sehen, lieben es, auf die Zeitungsleute zu schimpfen. Wohl laufen der Presse viele dunkle Existenzen zu; sie ist für Charakterschwache und Bildungslose nur allzu oft die schmutzige Stufe zum Erfolg. Aber im allgemeinen sind die Journalisten begabter und anständiger als man glaubt. Leider. Denn erstens ist es um sie schade, und zweitens sind sie dadurch noch viel schädlicher ..... Zeitungen werden also von boshaften Schädlingen geschrieben, die durch unfruchtbare Arbeit gegen alle künstlerisch oder gedanklich Produzierenden erbittert wurden, oder von Menschen, die ihre reinsten Ideen in vorgeschriebene Formeln pressen müssen. Die Intelligenz des Volkes aber wird in Druckerschwärze ersäuft. Kein Damm schützt vor der Ueberschwemmung. Wer wird über etwas noch nachdenken wollen, wenn er alles vorgedacht ins Haus erhält? Man sage nicht, daß ja jeder die Zeitung kontrollieren könne und sie auch kontrolliere. Gewiß, ganz hat der Mensch seine Intelligenz noch nicht verabschiedet. Das braucht lange Zeit. Aber Organe, die nicht verwendet werden, verkümmern und sterben ab. So ist aus Papier, aus eisernen Lettern und Druckerschwärze der Kultur ein gewaltiger Feind entstanden, und man weiß keine Antwort mehr auf die Frage: War Gutenberg wirklich der Menschheit ein Wohlthäter?"

Auszüge.

In der „Deutschen Welt" (6) richtet Ernst Clausen anläßlich der Besprechung der vor längerer Zeit erschienenen beiden Skizzenbände „Hinter Pflug und Schraubstock" von Max Eyth (s. LE I, 1438), den er „auch einen Wegweiser" nennt, eine Philippika gegen die moderne Litteratur. Unsere Litteratur gehe eigentlich wie die Katze um den heißen Brei um die Gebiete des Handels, des Gewerbes und der Industrie herum. „Statt aus dem breiten, zum Ozean wuchtenden Strom zu schöpfen, sucht sie sich ihre Stoffe aus dem schmutzigen Schaum, den jedes Gewässer an morastigen Uferstellen ansetzt, oder in alten Flußbetten, die der Zeitstrom längst aufgegeben hat und die höchstens ein sentimentales Interesse an der Vergänglichkeit alles Irdischen hervorrufen. Das Elend der Hinterhäuser, die häßliche Atmosphäre solcher Kreise, die ohne Einsatz von sittlicher Arbeit leicht Geld verdienen, der Hunger der Hausindustrie-Bezirke, wo noch das Kapital den Menschen aussaugen kann, die Lüderlichkeit moderner Großstadtbummler, verlumpte Künstler, hysterische Weiber, die Rückständigkeit von Kreisen, die den Anschluß an die Zeit verpaßten, und dergleichen mehr, das sind die Stoffe. Sind diese Kreise und diese Menschen wirklich typisch für unsere Zeit? Ich glaube nicht, wenigstens nicht typisch für dasjenige Leben, das zukunftskräftig und freudig vorwärts strebt. Wir verderben uns alle Lebenskraft dadurch, daß wir immer die Schattenseite der Dinge anstarren." Statt dessen solle der Dichter dorthin gehen, „wo Eisenbahnzüge unter ganzen Bergketten auf Tunnelwegen hindurchdonnern, wo der rasende Wirbel der Schiffsschrauben sich dreht, wo die Eisenhämmer niederschmettern. Dort geht manches verloren, was uns lieb und wert war und bleiben wird; aber es wird auch viel gewonnen ... Große Konflikte, das Spiel bedeutsamer Handlungen sind vorzugsweise auf jenen Gebieten zu finden, wo unsere Zeitgenossen an der schärfsten Arbeit sind. Dort werden z. B. Werke geschaffen, deren Erfinder und Erbauer eine Verantwortung trägt, die ins Riesenhafte wachsen kann; dort werden Charaktere gefordert, die die sittliche Kraft besitzen, eine solche Verantwortung zu übernehmen ..."

Von größeren Werken dieser vielgeschmähten modernen Litteratur wurde in diesen Wochen nur Felix Holländers neuer Roman „Thomas Truck" eingehender besprochen, und zwar von Conrad Schmidt (Vorwärts, Unterh.-Bl. 216), der das Buch vom sozialdemokratischen Standpunkt aus beleuchtet und seine Ausführungen dahin zusammenfaßt: eine stärkere propagandistische Wirksamkeit dieser mystisch-humanitären, an gewisse Tendenzen der „Neuen Gemeinschaft" anknüpfenden Bekenntnisschrift sei als ausgeschlossen zu betrachten. — Ein Tagesereignis gab Emil Rechert die Veranlassung zu einem Feuilleton „Rund um die Ehe" (Prager Tagbl. 305), das sich hauptsächlich mit Karl Emil Franzos 1890 erschienenem Roman „Judith Trachtenberg" beschäftigt, der ein Fürsprecher der Zivilehe ist, und den der Verfasser höher stellt als viele neueste Eheromane. — An mehreren Stellen fanden sich Artikel über die Neuerscheinungen auf lyrischem Gebiete: im „Dresdner Journal" (266; Ad. Stern), in der „Deutschen Welt" (7; Karl Berger), in der „Post" (528, 529; Rudolf Presber), in der „Frankfurter Zeitung" (316; Wilhelm Holzamer), im „Hannoverschen Courier" (Sonnt.-Bl. 570; Hans Benzmann), in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" (911; Martin Boelitz) und in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" (267; Karl Bienenstein). — Endlich sei noch ein Artikel zu Julius

Stettenheims siebzigstem Geburtstage aus der Feder von Sigmar Mehring (Bresl. Ztg. 772), ein solcher zur Feier des achtzigsten Geburtstages des Ethikers Carneri (Wiener Ztg. 254; Prof. Rich. Wahle), sowie ein Nekrolog auf C. Karlweis von L. A. Terne (Sonn- und Montags-Ztg., Wien; 44) verzeichnet.

• •

Ein längerer Artikel Max Osborns in der „National-Zeitung" (600) stützt sich auf den fünfundzwanzigsten Briefband der großen weimarer Goethe-Ausgabe, dessen Herausgabe Carl Alt unter Carl Schüddekopfs Mitwirkung und Bernhard Suphans Redaktion besorgt hat. Der Band umfaßt die Jahre 1814 und 1815, und die darin veröffentlichten Briefe drehen sich vorzugsweise um den west-östlichen Divan, um das Festspiel „Des Epimenides Erwachen", wegen dessen verzögerter Aufführung Goethe den Berlinern grollte, und um die Vorbereitungen zu der zweiten cottaschen Gesamtausgabe, die in zwanzig Bänden in den Jahren 1816 bis 1819 erschien, und für die der Dichter das stattliche Honorar von 16000 Thaler erhielt. — Eine neue interessante Veröffentlichung über Goethe kündigt Dr. W. Bode in der „Frankfurter Zeitung" (807) an. Es handelt sich um drei von dem Kanzler Friedrich v. Müller in den Jahren 1830 und 1832 gehaltene Reden, die bisher in den Archiven der Freimaurer und in einigen wenigen Bibliotheken vergraben waren. — Auf einige „offenliegende Goethefunde" macht W. v. Biedermann aufmerksam (Wiss. Beil. der Leipz. Ztg. 134), nämlich auf zwei in Dresden befindliche Goethe-Statuen von Rietschel (eine sitzende im linksseitigen Eingang des königlichen Opernhauses und eine stehende auf dem Architrav des königlichen Museums nach der Zwingerseite), die selbst vielen dresdener Goethekennern unbekannt seien. — Mit einer der ersten gründlichen Goethe-Kennerinnen, mit Therese Huber beschäftigt sich ein längerer biographischer Aufsatz von Alice Landsberg (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 45, 46), der sich an das jüngst veröffentlichte Buch Prof. Ludwig Geigers anlehnt. — An den Geburtstag Schillers knüpft eine „Die Schillerfrage" betitelte Plauderei von Friedrich Dernburg (Berliner Tagebl. 573) an, der die Ansicht vertritt, wir könnten Schiller noch sehr gut brauchen nach allen Richtungen. — Die Erinnerung an Schillers Sohn Ernst (1796—1841) erneuert ein Feuilleton von Heinrich Glücksmann (Wiener Tagebl 309), das aus der Briefsammlung schöpft, die Oberlandesgerichtsrat Dr. Karl Schmidt unter dem Titel „Schillers Sohn Ernst" im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn herausgegeben hat. — Jean Pauls „Titan", „das einheitlichste und am meisten durchdachte Buch des Hesperusdichters", möchte — wie früher an anderer Stelle S. Höchstetter (LE II, 701) — H. Dickinson (Dresd. Journal 259) für die Gegenwart gerettet sehen; denn der Roman verdiene in der That einen Platz neben Goethes „Wilhelm Meister" und bekunde, daß „Jean Pauls Stärke nicht ausschließlich im Idyllischen, ja nicht einmal hauptsächlich darin gelegen war". — Dem großen Pädagogen der Aufklärungszeit, Johann Heinrich Pestalozzi, in dessen Werken sich die Ideen der Klassiker spiegeln, gilt ein längerer Artikel von A. Fr. im Sonntagsblatt des berner „Bund" (44). Pestalozzis Werke werden gegenwärtig von L. W. Seyffarth im Verlage von C. Seyffarth in Liegnitz herausgegeben und liegen beinahe vollständig vor. Auf grund dieses Materials ist es möglich, ein fest umrissenes Bild von der Persönlichkeit des großen Volkserziehers zu gewinnen, der übrigens auch in seiner Eigenschaft als Real- und Sozialpolitiker Beachtung erheischt. — Das litterarische Porträt des am 5. November 1801 geborenen Grafen Alexander von Württemberg zeichnet Rudolf Krauß (Beil. zur Nordd. Allg. Ztg. 260 und Wiener Abendpost 255). Graf Alexander war der Sohn des Herzogs Wilhelm von Württemberg und wurde in Kopenhagen geboren. In zartem Alter siedelte er nach Schwaben über, trat später in das Heer ein, nahm aber frühzeitig seinen Abschied. Seine Gedichte, deren Lebensnerv schlichte Gläubigkeit und Vaterlandsliebe ist, erschienen 1837 und 1841. Gegen die Jungdeutschen waren die Sonette gerichtet, die er 1843 unter dem Titel „Gegen den Strom" veröffentlichte. Häusliche Sorgen und Kümmernisse aller Art verzehrten die Kräfte des Dichters vor der Zeit, und schon am 7. Juli 1844 schied er aus dem Leben. — Den fünfzigsten Todestag Friedrichs von Heyden (5. Nov.) nahm K. Neumann-Strela zum Anlaß, diesem ziemlich unbekannten Epiker, als dessen bedeutendste Dichtung „Das Wort der Frau" bezeichnet wird, eine Charakteristik zu widmen (National-Zeitung, Sonnt.-Beil. 44). — Des Dialektdichters Sylvester Wagner (1807—1865), eines Freundes von Franz Stelzhamer, und seiner „Salzburga Gsanga", die soeben in einer neuen, von Prof. Hermann Wagner eingeleiteten Ausgabe erschienen sind, gedenkt Hermann Bahr in einem kleinen Feuilleton des „Neuen Wiener Tagblatts" (311).

• •

Auf dem Gebiete der ausländischen Litteratur verdienen zunächst einige Artikel erwähnt zu werden, die sich mit dem französischen Schrifttum beschäftigen. Auf seinen „Südlichen Fahrten" berührte der reiselustige Siegfried Samosch auch Vaucluse und Maillane und teilt seine Eindrücke in der „National-Zeitung" (602, 604) mit. Vaucluse mit seiner berühmten Quelle weckte in ihm die Erinnerung an Petrarca und dessen Laura; in Maillane besuchte er den provençalischen Dichter Frédéri Mistral, dem soeben die Zuerteilung des litterarischen Nobelpreises bevorsteht. — In der prager „Politik" findet sich ein Essai über den Schriftsteller Jules Sandeau (1811—1883), von dessen Werken „Marianna", „Mademoiselle de la Seiglière", „Fernand", „Le Colonel Evérard" u. a. genannt werden. — Fünf französische Schriftsteller, „die durch ihre ganze Entwickelung und aus allerhand Gründen zu einander zu gehören scheinen", charakterisiert zusammen Theodor Wolff („Litterarische Porträts aus Paris", Der Weltspiegel 91), nämlich Marcel Prévost, Paul Hervieu, Maurice Donnay, Henry Lavedan und Alfred Capus. — Die Heirat der Schriftstellerin Marie Anne de Bovet gab Dr. Käthe Schirmacher den Anlaß zu einer kleinen Studie über diese Ehegegnerin, die in ihrem originellsten Werke, den „Confessions d'une fille de trente ans", die Ehen mit einem unübersetzbaren Ausdruck als „le grand collage légitime" bezeichnete. Außer diesem Bande hat die schnell produzierende Schriftstellerin (LE III, 917) mehrere Skizzenbände herausgegeben („Marionnettes", „Pris sur le vif" u. a.). — Von neuen französischen Romanen wurden „Les braves gens" der Brüder Paul und Victor Margueritte von F. Borostyány („Die Galopade in den Abgrund", Pester Lloyd 261) und Marcel Prévosts „L'heureux ménage" (Neue Freie Presse 13358) besprochen (s. oben Sp. 305). — Eugène Brieux „Rote Robe", die als Dichtung nicht eben hoch bewertet werden kann, aber trotzdem überall großes Aufsehen erregt wegen der darin aufgeworfenen Fragen des öffentlichen Lebens, gab noch Anlaß zu zwei Artikeln, einem größeren von Prof. Alfred Klaar („Theater und Leben", Voss. Zeitg. 521) und einem kürzeren von Oscar Blumenthal („Theater und Gerichtssaal", Berl. Tagebl. 574). — In die englische Litteratur führt ein Artikel von Prof. Hermann Conrad, der zu dem „Streit um eine neue Shakspere-Uebersetzung" (vgl. LE III, 618, 1623, 1633) das Wort ergreift. Einerseits stellt er sich den „Herren, die so laut nach der Erneuerung des Schlegel-Tieck rufen", gegenüber, andererseits verkennt er aber nicht, daß einige Dramen (z. B. „Macbeth", „Antonius und Cleopatra") in so schlechter Uebersetzung vorliegen, daß ihre Neuübersetzung dringend zu wünschen ist; dabei dürfe man sich durch Heyses und Fuldas Bedenken, daß die Gleichmäßigkeit des Stiles zerstört werden würde (vgl. LE III, 1127), nicht beirren lassen: thatsächlich hätten wir nie eine Shakspere-Uebersetzung von gleichmäßigem Stil besessen. — Die bedeutendsten politischen Gedichte Lord Byrons behandelt Richard Degen („Politik im Lied", Wiener Tagbl. 311) im Anschluß an das Buch von Richard Ackermann, auf das

wir noch zurückkommen. — Ueber den öfters besprochenen Roman von H. G. Wells „Der Krieg der Welten" erschien noch ein Feuilleton von Dr. Adolf Jost im wiener „Deutschen Volksblatt" (4616). — Als eine „schottische Schmähschrift auf Robert Burns" bezeichnet H. N. (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 44) den im vorigen Jahr erschienenen Roman „The Rhymer"*) von Allan Mc Aulay. — Zur skandinavischen Litteratur liegt eine umfangreiche Studie aus der Feder Albert Geigers vor, die den „Pfarrer im Drama Ibsens und Björnsons" behandelt (Beil. zur Allg. Zeitung 261, 262). — Die Thatsache, daß am 11. November 80 Jahre seit der Geburt Dostojewskys verflossen waren, benutzt Henry Wenden, um eine kurze Charakteristik des Dichters zu veröffentlichen (Neues Wiener Tagbl. 310). — Ueber ein noch unvollendetes Werk Tolstois, eine geschichtsphilosophische Untersuchung über die Religionen, berichtet ein Artikel des „Neuen Wiener Journals" (2885), der aus mündlichen Aeußerungen des Verfassers schöpft. — Ueber ein anderes unvollendetes Werk, Gorkis erstes Drama, aus dem das russische Blatt „Russkija Wjedomosti" Bruchstücke mitteilt, und das den Titel „Die Kleinbürger" oder „Szenen in der Familie Bessemenow" führen soll, referiert G. P. in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (258); mit dem soeben in deutscher Sprache erschienenen Roman „Drei Menschen" desselben Autors beschäftigt sich ein kurzer Artikel von F. B. in der „Vossischen Zeitung" (529). — Endlich sei noch ein Artikel von Max Rothauser erwähnt, der die soeben erschienenen „Erinnerungen" des ungarischen Dichters Karl Eötvös analysiert.

i. V.: K. Q.

„Zur modernen Dramaturgie" [„Studien und Kritiken" von Alfred Frhrn. v. Berger]. Von Dr. E. Alkalay (Beil. zur Nordd. Allg. Ztg. 263).

„Litteraturgeschichte in neuer Darstellung." Von Hans Benzmann (Berl. N. Nachr. 517). Bespricht die Bücher von Adolf Bartels, das Buch über den deutschen Roman des 19. Jahrhunderts von Hellmuth Mielke und die „Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte" von Nagler und Zeidler.

„Brauchen wir noch einen Goethe-Bund?" Von Friedrich Dernburg (Berl. Tagebl. 560). — „Vom Goethe-Bund." Von L. L. (Dresd. Anz. 307). Beide Artikel vindizieren dem Goethe-Bund u. a. die Aufgabe, sich mit den Fragen des Urheberschutzes zu beschäftigen.

„Milieu." Von Carl Hagemann (Rhein.-Westfäl. Zeitg. 890).

„In Emilia Galottis Heimat. Bilder aus Wolfenbüttel und Guastalla." Von Robert Kohlrausch (Frankf. Ztg. 312, 314). Enthält außer den bekannten Thatsachen über die Entstehung von Lessings Trauerspiel und einigen Worten über Wolfenbüttel eine Beschreibung von Guastalla, die für Lessings Drama insofern belanglos ist, als Lessing den willkürlich gewählten Ort nie gesehen und ein Prinz Ettore Gonzaga nie existiert hat.

„Quellenforschung und Plagiatenjagd." Von M. Landau (Montags-Revue, Wien; 44). Knüpft an den Streit um Lothars „König Harlekin" an (vgl. Sp. 107), erörtert die Frage nach dem Werte von Quellenforschungen und kommt schließlich auf die Plagiatjäger zu sprechen.

„Volksschauspiele und Volkserziehung." Von Dr. Eduard von Mayer (Deutsche Welt 6).

„Zunft und Sprache." Von Ferdinand Runkel (Berl. Tagebl. 571). Giebt aufgrund der Rituale und Symbole der deutschen Bauhandwerker neue Erklärungen neuhochdeutscher Ausdrücke.

„Bakchylides, ein neu entdeckter griechischer Dichter." Von Richard Wagner (Dresd. Anz., Mont.-Beil. 48).

---

*) Dieser Roman wurde im „Litt. Echo" III. Jahrg. Heft 2 besprochen. Mit Rücksicht darauf bittet uns unser Mitarbeiter Dr. Max Meyerfeld um Aufnahme eines Protestes, dem wir im Interesse des angegriffenen schottischen Dichters hier Raum geben:

„Die Sonntagsbeilage der ‚Vossischen Zeitung' vom 3. November enthält einen H. N. gezeichneten Aufsatz über ‚eine schottische Schmähschrift auf Robert Burns'. Als solche wird der Roman ‚The Rhymer' von Allan Mc. Aulay bezeichnet, den ich früher in diesen Blättern (III, 2) anzeigen durfte. Dieses harmlose Buch soll H. N. zufolge ‚von dem Standpunkt des beschränktesten, ungerechtesten Zelotismus geschaffen' sein, schon in der Titelgebung ‚den gehässigen Standpunkt' des Verfassers und ‚eine kleine Unehrlichkeit' verraten, ferner ‚die tadellos reinen Züge' der Mrs. Maclehose ‚nach der Gemeinheit hin' verziehen, mit Verleumdungen ‚dieser schönen Frauenseele' gespickt sein, Robert Burns gar eine ‚Verunglimpfung' zufügen, ‚die Hunderten von unkundigen Lesern den Dichter als einen sittlich gänzlich verkommenen Menschen darstellen muß', die ‚menschliche Persönlichkeit des Dichters ‚aufs empörendste das ganze Buch hindurch in den Schmutz ziehen', und eine ‚verwerfliche Neigung' bekunden, ‚die ihn (Mc. Aulay) mit dem guten Namen der Mitmenschen so leichtfertig umzugehen befähigt'. Da ich nicht annehmen darf, daß Allan Mc. Aulay diese deutsche Schmähschrift auf ‚The Rhymer' zu Gesicht bekommt und sich daher selbst verteidigen wird, scheint es mir geboten, ihn gegen diese Fülle grundloser Angriffe energisch in Schutz zu nehmen. H. N. hat den Roman Mc. Aulays so gründlich verkannt, daß er mit demselben Recht Goethes „Tasso" oder Wildenbruchs „Marlow" als Verunglimpfungen dieser Dichter ausgeben dürfte. Bildet er sich denn allen Ernstes ein, die englischen Kritiker der litterarischen Journale hätten den Roman ‚einer relativ wohlwollenden Beurteilung unterzogen', wenn ein gewisser Allan Mc. Aulay so freventlich mit dem großen Barden umgegangen wäre, und wir hätten auf ihn zu warten brauchen, um den ‚beschränktesten, ungerechtesten Zelotismus' festzunageln? Wer aus einem Buch so unmögliche Dinge herausklaubt, sollte sich fürderhin nicht selbst dessen schuldig machen, was Allan Mc. Aulay angedichtet wird. Max Meyerfeld."

Echo der Zeitschriften

Deutsche Litteraturzeitung. (Berlin.) XXII, 45. Reiches Material zur neueren Litteraturgeschichte enthält nach Reinhold Steigs Anzeige der zweite Band der von Franz Rühl herausgegebenen Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III. (Leipzig, Duncker & Humblot, 1900, M. 10,—). Am merwürdigsten seien die Briefe und Eingaben des greisen Kriegsrates Scheffner, „der nach einem ununterbrochenen Teilnehmen an der Entwickelung der deutschen Litteratur, jetzt noch — mehr als achtzigjährig — ein Schützer und Gönner der — jungen Philologen der deutschen Romantik wurde." Karl Lachmann bittet um die Handschriften des Titurel, Jacob Grimms schon damals einflußreiche Stellung tritt zu Tage — dann erscheint Ernst Moritz Arndt mit einer Reihe von Briefen; über Fouqué und Robert fällt Scheffner recht laue Urteile; von und über Schenkendorff enthält der Band „Briefliches, das zwar nicht litterarischen Charakter, aber bedeutenden biographischen Wert" besitzt. Stägemanns Beziehungen zu Müllner treten deutlicher hervor, „Ludwig Tieck erscheint wieder im antizipierten Ruhme des Shakspere-Buches, das er nicht zu Stande brachte. Auf Friedrich Schlegels anonyme Journalistik fällt ein Wink und deutet uns eine schwierige Aufgabe an, die noch der Erledigung harrt."

Deutsche Rundschau. (Berlin.) XXVIII, 2. Ueber Schillers Arbeitsweise erfahren wir ein bemerkenswertes Urteil Goethes in seinen von Bernhard Suphan aus alten Briefen mitgeteilten Unterhaltungen mit Carl Friedrich Anton von Conta. Von sich selbst sagte Goethe, daß er stets die Neigung abgewartet und auf Eingebung gelauscht habe, Schiller dagegen nahm sich die Arbeiten vor. „Er behauptete, der Mensch müsse können, was er wolle, und nach dieser Manier verfuhr er auch. Ich will Ihnen ein Beispiel geben: Schiller stellte sich die Aufgabe, den ‚Tell' zu schreiben. Er fing damit an, alle Wände seines Zimmers mit so viel Spezialkarten der Schweiz zu bekleben, als er auftreiben konnte. Nun las er schweizer Reisebeschreibungen, bis er mit Weg und Stegen des Schauplatzes des schweizer Aufstandes auf das genaueste bekannt war. Dabei studierte er die Geschichte der Schweiz, und nachdem er alles Material zusammengebracht hatte, setzte er sich über die Arbeit, und" — hier erhob sich Goethe und schlug mit geballter Faust auf den Tisch — „buchstäblich genommen

stand er nicht eher vom Platze auf, bis der ‚Tell' fertig war. Ueberfiel ihn die Müdigkeit, so legte er den Kopf auf den Arm und schlief. Sobald er wieder erwachte, ließ er sich — nicht, wie ihm fälschlich nachgesagt worden, Champagner — sondern starken schwarzen Kaffee bringen, um sich munter zu erhalten. So wurde der ‚Tell' in sechs Wochen fertig; er ist aber auch wie aus einem Guß!"

Die Grenzboten. LX. In Nr. 43 berichtet Anton Weis-Ulmenried über „die Ergebnisse der Kalevala-Forschung". Diese sind kurz folgende: 1. Die Haupthandlung in der Kalevala und der ganze Gang der Schilderungen rührt nicht vom finischen Volke her, ist nicht nur aufgrund des von Elias Lönnrot (dem ersten Herausgeber) vorgefundenen Materials zusammengestellt, sondern direkt von ihm verfaßt; mithin ist die Kalevala kein Volksepos. 2. Das Alter der Dichtung fällt zusammen mit dem Druckjahr. 3. Ihr Entstehungsort ist Lönnrots Schreibtisch. 4. Die dereinst in dem Himmel erhobene Dichtung hat bedeutende Mängel aufzuweisen. Es kann als erwiesen gelten, daß Lönnrot, angeregt von R. von Becker, seine sorgfältige Sammlung finischer Runen (Volksgesänge) nach manchen Vorarbeiten 1835 zusammengestellt, nachdem er die verbindende Haupthandlung und auch den gemeinsamen Namen — Land des Kaleva — erfunden hatte. Man hat danach kein Recht mehr, das Epos als Volksepos anzusehen und als Fundgrube für die religiösen Vorstellungen, Sitten und Bräuche der alten Finen zu verwenden. Die Mühe, die man an die Deutung der verschiedenen mythologischen Personen der Dichtung gewandt hat, ist als verschwendet zu betrachten. Der litterarischen Forschung bleibt nur die Frage nach dem Alter der einzelnen rein volkstümlichen Runen. Jedenfalls ist schon heute zu sagen, daß man sie nicht sehr weit hinaufrücken darf. Ihre ursprüngliche Heimat hat man auf esthnischem Boden zu suchen, von wo sie nach Norden gewandert sind. Ist danach die Kalevala kein Volksepos, so muß das Urteil über ihren litterarischen Wert weit schärfer ausfallen, als bisher. Neben Stellen von großer poetischer Schönheit finden wir doch manchen toten Punkt, viele langatmige Schilderungen, die zur Weiterführung der Handlung nicht beitragen. Wenn nun auch Lönnrot sein Volk mystifiziert hat — er war übrigens ehrlich genug, alle seine Vorarbeiten aufzubewahren —, so hat er doch durch sein Werk um seine Stammesgenossen unsterbliche Verdienste. „Durch ihn wurde das finische Volk seiner Nationalität wieder bewußt. Durch ihn wurde es zur Pflege der Muttersprache und der altfinischen Poesie veranlaßt. Durch ihn erst erhielt die finische Poesie ihren berechtigten und bedeutsamen Platz in der Weltlitteratur."

Neue deutsche Rundschau. (Berlin.) XII, 11. Dem historischen Wandel der Vorstellung vom zukünftigen Menschen widmet R. M. Meyer eine inhaltsreiche Betrachtung. Er weist auf den innigen Zusammenhang von Urgeschichte — Weltgeschichte — Eschatologie in der Geschichtsphilosophie der Edda hin und sondert die Vorstellungen der Völker in pessimistische, die an den Urbeginn der Dinge die goldene Zeit verlegen, und in optimistische, die von der Zukunft schönere Zeiten erwarten. Die Zukunftsbilder jener naiveren Völker seien mehr mythologisch, die der zivilisierteren mehr philosophisch gefärbt. An typischen Beispielen zeigt er dann, „wie die Vorstellung von zukünftigen Menschen auf Grund der optimistischen Evolutionslehre sich in den verschiedenen Zeiten charakteristisch modifiziert." Das Mittelalter ist wesentlich von der christlichen Anschauung, d. h. der Vorstellung vom zukünftigen Menschen jenseits des jüngsten Gerichts beherrscht, aber es suchte in seiner frommen Sehnsucht schon nach einer Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden. Diese mittelalterlichen Ansätze entwickelten sich in der neueren Zeit, im Jahrhundert Bonnets, Lavaters weiter. Lavater wandelte „die unbestimmten Vorstellungen vom zukünftigen Menschen in ganz bestimmte" um, bei ihm begann schon leise „das religiöse und das wissenschaftliche Idealbild des zukünftigen Menschen zusammenzufließen". Lavater ließ sich in Berechnungen und „wissenschaftliche Phantasieen" ein, wohin ihm Goethe nicht im geringsten folgte. Ja, Goethe war in seiner an eine Vervollkommnung des Menschengeschlechtes glaubenden Zeit „fast der einzige, der an feste, unverrückbare Typen der menschlichen Art glaubte; und ihr Maximum sah er jedenfalls eher bei den Hellenen erreicht als in irgend welcher fernen oder nahen Zukunft". Seiner Gedankenrichtung habe die Vorstellung einer goldenen Glückepoche in jeder Hinsicht widersprochen. Anders Lessing. Trotz seiner Gegnerschaft sei er von Lavater und Bonnet angeregt und habe sein Fragment geschrieben, „daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können". Das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität habe diesen Vorstellungen neue Nahrung gebracht. Zwei Formen habe die optimistische Evolutionslehre angenommen: „entweder man entwickelt aus den Wundern der Technik, wie in der Aufklärungsepoche, eine goldene Zeit, eine neue Aera des sozialen Menschen (namentlich in anarchistischen Schriften) oder, wie in der Romantik, einen Uebermenschen, eine neue Aera des einzelnen". Die naturwissenschaftliche Forschung wirkte auf den Gedanken einer künstlichen Rassezüchtung: es bildete sich die Vorstellung des vollkommenen Menschen, „an dem Jordan vorzugsweise die intellektuelle und hygienische, Daumer die moralische und religiöse, Dühring die intellektuelle und moralische Ausbildung betont, während Nietzsche ein ganz eigentümliches Ideal zeichnet, das mit dem Zukunftsmenschen des Novalis so gut wie mit Jordans und Dührings künftigen Menschen Vollkommenheiten gemein hat, daneben aber noch eigene Gaben besitzt". Bruno Wille und C. Haberkalt in ihren neuen Romanen zeigen, „daß die Bemühung, den künftigen Menschen auf dem Wege der Evolution genauer festzustellen, in unseren Tagen noch lange nicht als abgeschlossen gelten kann".

Nord und Süd. (Breslau.) 25. Jahrg., Novemberheft. Der „berliner Aristophanes, der erfolgreichste und espritvollste Repräsentant des norddeutschen Humors seit mehr als einem halben Jahrhundert" wird Julius Stettenheim in einem Glückwunschartikel zum 70. Geburtstage von Adolph Kohut genannt. „Ein unerreichter Virtuos des Wortwitzes und der drolligsten Einfälle, ein geborener Wortbrückenmeister zwischen den heterogensten Dingen, besitzt Stettenheim eine bewunderungswürdige Leichtigkeit des Schaffens und eine erstaunliche Vielseitigkeit." Ihn mit M. G. Saphir zu vergleichen, sei Unrecht. „Wenn er auch dem einst so gefeierten und gehaßten Satiriker in Bezug auf verblüffende Redewendungen und kühne Wortwitze gleicht, überragt er ihn doch durch seinen umfassenden Horizont, seine geläuterte Welt- und Lebensanschauung, seine klassische Bildung, seinen gediegenen Geschmack und sein tiefes Gefühl. Der Witz ist ihm nicht, wie Saphir, Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck, um zu erheitern, zu unterhalten, zu bessern oder zu erheben. Dieser Humorist hat lyrische Gedichte verfaßt, die nicht allein von dem echten Humor, sondern auch von der Grazie des Geistes und dem Adel des Herzens Zeugnis ablegen" .... Dem Journalisten Stettenheim rechnet Kohut zum Ruhme an, daß er „seine spitze Feder stets nur in den Dienst der Freiheit, des Rechts und der Gerechtigkeit gestellt hat, daß er, nie den Machthabern des Tages oder der blöden Masse schmeichelnd, immer den Weg gegangen ist, der zu den Höhen des Edlen, Schönen und der Menschlichkeit führt". — Wie persönliche Freundschaft in dem Aufsatze Kohuts anklingt, so haben persönliche Erinnerungen Eugen Zolant bestimmt, neues von Gustav Kühne, dem letzten 1888 gestorbenen Dichter des „Jungen Deutschland" zu veröffentlichen. Es sind Gedichte aus dem Besitz der Frau Verlagsbuchhändler Edgar Pierson in Dresden, der Tochter des Dichters. — Eugen Wolff geht auf die Entstehung und Ziele der deutschen Gesellschaften des 18. Jahr-

hunderts ein, um die Quellen aufzudecken, aus denen sich „die Genien speisten, die die Erneuerung unseres Geisteslebens bewirkten", um die allmähliche Vorbereitung des bürgerlichen Mittelstandes für die großen Erscheinungen der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu schildern.

Der Türmer. IV, Heft 1. Carl Busse wendet sich in einer längeren Bücherbesprechung gegen die immer mehr ins Kraut schießende „Litteraturkunst". Unsere Dichter denken, leben und fühlen nur Litteratur. Man singt, wie einst Jean Paul sagte, aus einer Studierstube in die andere hinüber. Ohne Zusammenhang mit dem lebendigen Leben der Nation, eine Kunst für Künstler, eine Schaumschlägerei — so steht diese Litteraturkunst da, gerade wie in den Zeiten der Romantik. Als typische Vertreter werden Richard Schaukal, Paul Scheerbart, Rainer Maria Rilke und A. Heymel geschildert, Ouckama Knoop aber etwas günstiger eingeschätzt. — A. von Ende (New-York) behandelt in einem kleinen Essai den Neger im amerikanischen Schrifttum, nicht als passives, sondern als aktives Element. Natürlich hat er eine Litteratur der Propaganda pro domo geschaffen. Hoffnungsvolle, zukunftssichere Stimmen überwiegen dabei, doch fehlt auch der Pessimist nicht, der von der Entwicklungsfähigkeit der schwarzen Stammesbrüder eine sehr geringe Vorstellung hat. Vorläufig handelt es sich bei diesen Autoren, für die die amerikanische Presse auf das wärmste eintritt, um Ausnahmenaturen, während ihrer Brüder Kulturfähigkeit in Presse und Gesetzgebung eine offene Streitfrage bildet und wohl noch auf lange Zeit hinaus bilden wird. — In Heft 2 bricht Erich Schlaikjer eine Lanze für einen Dichter, über den unsere Zeit hinaus zu sein glaubt. („Modernes im Lichte schillerscher Gedanken.") Schillers nationale Bedeutung könnte fast nicht überschätzt werden. Seine Werke seien eine Schatzkammer, reich auch für unsere Zeit. Er knüpft an die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" an. Am tiefsten ergreift Schiller den modernen Leser da, wo er den Charakter seines Zeitalters schildert. Es ist ein Riesengemälde unserer Zeit, das er da mit glänzender Sprache und einer fast unerhörten Macht der Gedanken entrollt: „Die Schlaffheit und Degeneration der zivilisierten Klassen, die desto mehr empört, weil die Kultur ihre Quelle ist; die Aufklärung des Verstandes, die so wenig die Gesinnung zu veredeln weiß, daß sie vielmehr die Verderbnis durch Maximen befestigt." Wie ein Blitz erleuchten seine Worte die Situation in der wir leben. — Neben den regelmäßigen Bücher- und Theaterbesprechungen wäre dann noch ein Artikel von Eduard Engel über: „Das englische Drama in Deutschland" zu registrieren. Den Löwenanteil des Einflusses des englischen Dramas auf die deutsche Bühne nimmt natürlich Shakspere in Anspruch. Seine Bedeutung scheint noch zu wachsen. Das nachshakspersche Drama bedeutet dagegen für das deutsche Theater nichts. Erst Byron und Shelley treten sporadisch wieder auf, gewinnen aber auch keinen ständigen Platz im Spielplan der deutschen Bühnen. Von den zeitgenössischen englischen Dramen hat trotz großen Entgegenkommens kaum eines wirklich Eingang gefunden, wenigstens wenn man von Sullivans „Mikado" und Sidney Jones „Geisha" absieht.

Velhagen und Klasings Monatshefte. XVI, 2, 3. „Meine litterarischen Waffengänge", eine Rhein-, Wein- und Poetengeschichte betitelt Joseph Lauff eine Plauderei, die von seiner Jugend in Kalkar am Niederrhein, wo er entscheidende Eindrücke empfing, von der sinnigen Erziehung durch seinen Vater, seinen ersten schriftstellerischen Versuchen — er schrieb als Elfjähriger eine Genovefa — seiner Offizierszeit in Thorn, seiner froh gepflegten Reimkunst, seinem Abschied aus dem Heere auf Wunsch des Kaisers und seiner weiteren schriftstellerischen Thätigkeit am Rhein berichtet. „Ende dieses Jahres wird ein neuer Roman aus meinem Poetenstüblein in die weite Welt gehen. Er betitelt sich ‚Kärrekiel!' und spielt auf niederrheinischem Boden, in der Stadt meiner Jugendzeit." — In Heft 3 charakterisiert Professor Ed. Heyck das Kulturleben des deutschen Mittelalters und schildert die unter romanischem Einfluß sich vollziehende Entstehung der Universitäten.

Das freie Wort. (Frankfurt.) I, 15. Frankfurt wird häufig als Goethestadt in ganz besonderem Sinne genannt und behandelt. Daß hierzu wenig oder gar keine Berechtigung vorliege, betont „Moenius" im Eingang seines Aufsatzes über die litterarische Bedeutung Frankfurts in der Gegenwart. „Die Geistesstufe einer Oertlichkeit kann ganz bestimmt an der Art und Weise erkannt werden, wie diese Oertlichkeit zu den Geistesgrößen sich stellt, sie anerkennt und schätzt, oder sie verkennt und mißachtet. Frankfurt hat mit dem Geiste Goethes so viel oder so wenig Zusammenhang wie Kamenz mit Lessings ‚Nathan der Weise' oder Marbach mit Schillers ‚Don Carlos'. Daß Goethe in Frankfurt geboren wurde, das ist wahrhaftig kein Verdienst Frankfurts." Wohl habe der Knabe Goethe der alten Reichsstadt mancherlei stillnachwirkende Anregungen zu verdanken gehabt, aber schon Goethes Sturm- und Drangjahre mit ihrem Kampf gegen alles Philisterhafte seien von frankfurter Eindrücken bestimmt. „Der wachsende, an geistiger Bedeutung zunehmende Goethe kam mit seiner Vaterstadt immer weiter auseinander. Er kehrte schließlich seinen Landsleuten für immer den Rücken, und statt seines beginnenden Weltruhms sich zu freuen . . . . . statt seines Geistes stets würdiger zu werden, belästigten sie ihn mit Steuerreklamationen. Wir wissen wohl, daß man sich heute dieser Dinge in Frankfurt schämt und nicht gern an sie erinnert wird, aber sie sind einmal geschehen, und es schadet gar nichts, daß sie nicht vergessen werden. Sie sind ja kein Ergebnis des Zufalls gewesen; sie flossen aus dem innersten Wesens Frankfurts." An diesem sei durch die bestechenden Aeußerlichkeiten des Goethefestes von 1899 ebenso wenig geändert wie das Goethedenkmal und Goethehaus mit Hochstift ein giltiger Beweis für die Goetheverehrung in Frankfurt seien. Die Gründung des Freien Deutschen Hochstifts für allgemeine Bildung, Kunst und Wissenschaft war freilich „eine gute tapfere That, aber sie ist leider keinem Frankfurter, sondern dem Hannoveraner Dr. Otto Volger zu verdanken." Aber selbst das Freie Deutsche Hochstift versage bei der Forderung, im Kampf gegen die Mächte der Finsternis, im Kampf um den geistigen Fortschritt eine führende Rolle zu spielen. Nur das Vaterhaus, nicht den Geist Goethes besitze es! — Von den lebenden Vertretern der Litteratur in Frankfurt nennt Moenius als den größten und gewaltigsten Wilhelm Jordan. „Aber er ist kein Frankfurter, und Frankfurt spielt in seinen Werken keine Rolle. Ludwig Fulda dagegen, gleich hervorragend durch Talent, Ideenreichtum und Formgewandtheit, ist ein Frankfurter, aber er hat seiner Vaterstadt schon längst den Rücken gekehrt." Auch andere Frankfurter thaten wie er, so Alfred Friedmann und Rudolf Presber; ebenso hätten Johannes Proelß, Richard Skowronnek, Schulte vom Brühl u. a. nach kurzer Wirksamkeit Frankfurt wieder verlassen. Von denen, die in Frankfurt blieben und gegenwärtig dichten und schreiben, werden dann genannt: der Dialekt-Humorist und Dramatiker Adolf Stolze, die Lyriker und Dramatiker Emil Claar und Jakob H. Schiff, der Epiker Arthur Pfungst, die Romanschriftstellerin Leo Hildeck (Leonie Meyerhof), der Novellist Moritz Goldschmidt, die Dramatiker Hermann Goldschmidt-Faber, Franz Lindheimer, die Novellistin Elisabeth Mentzel, der Dialekt- und Prosa-Humorist Joh. Jakobus Fries (†). die Lyriker Georg Lang, Theo Schäfer und Karl Michler, der Lyriker und Dramatiker Ruben Sarschef (Frl. Emilie Döring), der Lyriker und Prosaiker Emil Neubürger und der Dialekthumorist Paul Quilling. Zu diesem immerhin beträchtlichen Maß litterarischer Begabung und Strebsamkeit komme dann noch die geistige Bedeutung der „Frankfurter Zeitung", unter deren Redakteuren freilich wiederum kein Frankfurter sei. — Nochmals eine neue Fassung der Fabel

von den drei Ringen (vgl. LE IV, 185) teilt J. Weber mit. Ihre starke Abweichung von Boccaccios Fabel macht ihm die Annahme zweier Original-Fassungen wahrscheinlich.

Die Zeit. (Wien.) 370. Im Lande der Preß- und Redefreiheit hat man vor kurzem Laurent Tailhade zu einem Jahre Gefängnis verurteilt, weil er in einem Artikel zum Morde aufgereizt habe. In diesem für Frankreich seltsamen Urteil erblickt K. E. Schmidt „das böse Gesicht einer Verfolgung und Unterdrückung der Litteratur". Um so unverständlicher sei der Richterspruch, als Tailhade mit seiner Sprache dem großen Haufen völlig fremd sei. Er schreibe einen höchst eigenartigen Stil, der auch die Uebersetzung seiner Werke ins Deutsche fast unmöglich mache. Um ihn zu verstehen, müsse man Rabelais, François Villon, Ronsard, Clément Marot in ihrer Ursprache gelesen haben. „Tailhade führt die mit Weinlaub bekränzte gute alte Klinge eines Truands von der Cour des Miracles, wie sie Villon besungen hat." Er kämpfe mit den Waffen ätzender Ironie und unendlichen Humors, seine Lyrik sei mit einem reizvollen Zauber der Sprache geschaffen und von jener Farbensattheit und Mystik durchglüht, wie sie aus alten Kirchenfenstern, aus den Madonnen van Eycks und den Engeln Memlings zu uns spreche. — Dem verstorbenen C. Karlweis, dem echtesten Kinde Wiens, dem bald spottlustigen, bald sentimentalen, stets durch Reichtum und eine seltene Anmut des Wortes ausgezeichneten Dichter, ruft J. J. David Worte der Erinnerung nach.

Zeitschrift für Bücherfreunde. (Leipzig.) V, 7. Ueber die Privatbibliothek unseres Kaisers finden sich einige Angaben in einem noch nicht abgeschlossenen Aufsatze Dr. Bogdan Kriegers über Hohenzollern-Bibliotheken. Beim Regierungsantritt Wilhelms II. wirkten verschiedene günstige Faktoren zusammen, um der Stagnation des Bibliothekswesens wieder pulsierendes Leben zuzuführen. Vor allem verschaffte der am 1. April 1888 vom Kaiser Friedrich ernannte — vor einigen Jahren verstorbene — Bibliothekar Walter Robert-tornow der seiner Fürsorge anvertrauten Bibliothek wieder Ansehen und Geltung. Ihm wurde auch die Verwaltung der Privatbibliothek des Kaisers und der Kaiserin unterstellt. Jene umfaßte im Sommer 1889 etwa 3500 Bände. Sie wurde geordnet, gesichtet, und nur etwa 1800 Bände verblieben in der Privatbibliothek des Kaisers. Jetzt umfaßt die Sammlung, die nach 13 Fächern katalogisiert ist, etwa 4200 Bände, die seit 1896 durch ein von Doepler d. J. entworfenes Ex-libris gezeichnet sind. Gemeinschaftlich besitzen der Kaiser und die Kaiserin die für sich katalogisierte Hochzeitsbibliothek — ein Geschenk der berliner Verlagsbuchhändler — während die Privatbücherschätze der Kaiserin wieder für sich aufgestellt sind und fünf Abteilungen aufweisen: deutsche, englische, französische Litteratur, Geschichte, Geographie und Theologie. — Der 100. Geburtstag Ludwig Bechsteins — dessen auch in dieser Zeitschrift in einem kleinen Aufsatze gedacht wurde (LE IV, 282) — veranlaßt Dr. Leopold Hirschberg, auch die poetischen Werke des Halbvergessenen auf ihre Eigenart und ihre volkstümlichen Stoffe hin zu untersuchen. In Betracht kommen acht größere Dichtungen: Haimonskinder, Faustus, Totentanz, Thüringens Königshaus, Luther, Schloß Wartburg, Der Sonntag und die Neue Naturgeschichte der Stubenvögel.

Die Zukunft. (Berlin.) X, 4, 6. Bevor der schwäbische Herold und Prophet des unter preußischer Vorherrschaft geeinigten Vaterlandes, Paul Pfizer, seine Bedeutung als Politiker und Publizist erlangte, hatte er das Dichterroß getummelt. „Es war," wie Rudolf Krauß in einem Gedächtnisartikel zu Pfizers 100 Geburtstag ausführt, „eine Epoche, wo unter der Einwirkung des uhlandischen Kreises ein blütenreicher Dichterfrühling in das Schwabenland eingezogen war... Meist entrangen sich Pfizers Herzen patriotische Seufzer und Wünsche, die am Schluß in den Ton siegesfroher Hoffnung überzugehen pflegten. Auch brachte er in einem umfangreichen, den ganzen Apparat des homerischen Epos entfaltenden Heldengedicht „Hermann der Cherusker", das nie gedruckt worden, aber im Manuskript erhalten ist, seiner Begeisterung für die deutsche Vorzeit ein Opfer. Die Einsicht, daß seiner Natur doch wesentliche Elemente fehlten, um auf diesem Gebiet wahrhaft Großes zu leisten, bereitete ihm manche bittere Stunde." — Ein gehaltvoller Essai Wilhelm Bodes beschäftigt sich mit Goethes Symbolik. „Goethe war sein Leben lang ein Symbolist, — er konnte nicht denken, ohne überall hinter den ‚zufälligen' Erscheinungen höhere Ideen, ohne rings um sich herum Symbole zu erblicken." Bei einem Ausverkauf hätte er wohl nie von „bedeutend" herabgesetzten Preisen gesprochen, dagegen schien es ihm etwas „Bedeutendes", als ihm Eckermann von einem Vogel erzählte, der ein der Hilfe bedürftiges Junges einer andern Art in sein Nest zu seinen Kleinen mit aufgenommen hatte. Nur das nannte Goethe in Kunst und Dichtung „die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentiert, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen."

„Madame de Staël in neuem Lichte." Von Marcel Arpad (Intern. Litt.-Berichte, Leipzig; VIII, 21.) Bespricht das jüngst erschienene Buch »Lake Geneva and his Literary Landmarks« (London, Arch. Constable).

„Die Zukunft der deutschen Volksbühne." Von Dr. Konrad Biesalski (Deutsche Heimat, Berlin; V, 5).

„Zur Geschichte des Ueberbrettls." Von Lothar Brieger-Wasservogel (Intern. Litt.-Berichte, Leipzig, VIII, 21).

„Alexander Puschkin." Von Dr. Benno Diederich (Das Mag. f. Litt., Berlin; 70, 40, 41).

„Ein philosophischer Roman." [Wille, Offenbarungen des Wacholderbaumes.] Von Dr. Rudolf Eisler (Das Mag. f. Litt., Berlin; 70, 39).

„Zur Technik der Novelle." Von Paul Ernst (Der Lotse, Hamburg; II, 5).

„Der tote Karlweis." Von W. Fred (Die Nation, Berlin; XIX, 5).

„Die Ueberbrettl-Seuche." Von Johannes Gaulke (Das Mag. f. Litt., Berlin; 70, 41).

„Das junge Belgien." Skizze von Otto Hauser (Aus fremden Zungen, Stuttgart; Heft 19). Nennt als Repräsentanten der modernen belgischen Litteratur Georges Eekhoud, Albert Giraud, Emile Verhaeren, Charles van Lerberghe, Maurice Maeterlinck u. a.

„Julius Stettenheim." Von Eugen Isolani (Intern. Litt.-Ber., Leipzig; VIII, 22).

„Detlev von Liliencron." Von Dr. Theodor Lessing (Die Gesellschaft, München; XVII, 1).

„August Strindbergs ‚Totentanz'." Von Oscar Levertin (Die Wage, Wien; IV, 45).

„M. E. delle Grazie." Von Stauf v. d. March (Neue Bahnen, Wien; 21. Heft).

„Die Sprache und ihr Richter." Von Professor Richard M. Meyer (Die Nation, XIX, 6). Eine an Einwendungen reiche, aber freudige Begrüßung von Fritz Mauthners erstem Bande der „Beiträge zu einer Kritik der Sprache".

„Goethes Achilleïs. II." Von Max Morris (Chronik des wiener Goethe-Vereins, Wien; XV, 9 10). Untersucht das Verhältnis des goethischen Epos zu Homer und gelangt zu dem Resultat, Goethe habe sich der homerischen Art im ganzen mit glücklichem Gelingen angenähert, im einzelnen weiche er häufig nach den Bedürfnissen einer gewandelten Kunst- und Weltanschauung ab. (Vgl. LE III, 1636.)

„Franz Xaver Kraus ‚Essais'." Von Sigmund Münz, (Die Nation, XIX, 6).

„Die junghollandische Lyrik." Von Dr. Paul Raché (Intern. Litt.-Ber., Leipzig; VIII, 22). Knüpft an das Buch von Otto Hauser „Die niederländische Lyrik" an, auf das wir noch zurückkommen.

„Hans Benzmann." Von Edgar Alfred Regener (Der Kyffhäuser, Linz a. D.; III, 15). Vgl. Sp. 115.

„Stijn Streuvels." Von Martha Sommer (Aus fremden Zungen, Stuttgart; Heft 20). Charakteristik des in diesen Blättern schon öfter erwähnten holländischen Dichters (vgl. III, 1066), über den wir demnächst einen Essai bringen.

„Kann die deutsche Volksbühne zu einer Pflegestätte für religiösen und nationalen Sinn werden?" (Deutsche Heimat,

Berlin; V, 5). Teilt das Ergebnis einer Umfrage mit; die meisten Antworten bejahen die gestellte Frage.

„Shakspere als Schauspieler und Kritiker." II (Die Kunst in Ton und Wort, Berlin; I, 3).

„Briefe von Karl Gutzkow." II, III (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXI, 34). Fortsetzung. Führt die Veröffentlichung der Briefe Gutzkows an Max Ring zu Ende.

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Das „Odéon" ist auf den glücklichen Gedanken gekommen, die Erstlingsstücke der beiden Autoren aufzuführen, die sich im Laufe des Jahres in die Gunst des Publikums geteilt haben, Paul Hervieu und Alfred Capus (22. Okt.). „Point de Lendemain", der Einakter, den der erstere vor zehn Jahren aus einer Novelle von Vivant-Denon gezogen hatte, war bis jetzt nur privatim aufgeführt worden, und „Brignol et sa fille", die lustige Komödie des zweiten, war bloß dem kalten Abonnenten-Publikum eines Boulevardtheaters vorgeführt worden. Das galante Abenteuer des achtzehnten Jahrhunderts, das keinen „zweiten Tag" hat, hatte den jungen Hervieu gefesselt, und dem jungen Capus stand schon der Held seiner „Veine" vor Augen, als er den alten Brignol mit seiner Gutmütigkeit und laxen Moral skizzierte. Beide Stücke geben gute Momentbilder aus der Entwicklung der beiden beliebtesten Talente des jetzigen französischen Theaters und wurden vom Publikum gut aufgenommen. Ueberhaupt muß die zweite Premièren-Serie auf fast sämtlichen Theatern als eine Glückserie betrachtet werden. Im „Théâtre du Vaudeville" hatte „Yvette", die Komödie, die Pierre Berton aus Maupassants bekannter Novelle gemacht hat, einen großen Erfolg (26. Okt.). — Bei Antoine glaubt man sich jetzt in eine miet'zinische Klinik versetzt. Vier Aerzte an einem Abend, das ist doch ein bischen viel. „Le Bâillon" heißt das dreiaktige Schauspiel von Camille Le Senne und Adolphe Mayer, in dem ein langes und breites über das ärztliche Geheimnis geredet wird. Das lustige Gegenstück dazu bot „La Mariotte", ein Bauernschwank von Pierre Veber und Maurice Soulié, in dem der kataleptische Zustand eines hysterischen Mädchens gemißbraucht wird (30. Okt.). Bei der ersten Aufführung im Gymnase (31. Okt.) hat das neue Stück von Maurice Donnay, „La Bascule", eine gewisse Verwunderung hervorgerufen, die beinahe zum Mißerfolg geführt hätte. Doch später hat sich das Spiel geklärt und der ewige „Charmeur" der „Amants" kann auch diesmal seine Komödie, die in einem Schauspielermilieu spielt, zu seinen Erfolgen rechnen. — Der Politiker Clémenceau bot uns in der „Renaissance" seinen ersten Theaterversuch (4. Nov.). — Den größten Treffer aber zog die „Comédie française". Nach dreißig Monaten künstlerischer Sterilität gab uns endlich das Theater des Herrn Claretie eine Novität ersten Ranges, „L'Enigme" von Paul Hervieu (5. Nov.). Dieses Stück muß als ein Meisterwerk der modernen französischen Dramatik bezeichnet werden. Zwei Ehepaare wohnen in einem Hause, die beiden Männer entdecken einen Liebhaber; welcher von beiden ist der Betrogene? Um dieses Geheimnis dreht sich das Drama. Niemand verrät es, bis der Tod des Liebhabers, der sich das Leben nimmt, der Geliebten das Geständnis entreißt. Aber das barbarische „Tue-la" des dumasschen Dramas gehört nicht mehr in unsere Zeiten. Der Mann verurteilt die gefallene Frau zum Leben und zur Sühne. Dies ist in kurzen Worten der Inhalt dieses logisch gebauten Stückes, in dem keine Silbe überflüssig ist, in dem alles auf den einzigen Gedanken hinzielt. Der Dichter hält das Publikum im Banne, und mit bleicher Angst wartet der Zuschauer auf die Lösung des Geheimnisses wie auf einen Schlag des Schicksals. Gespielt wurde meisterhaft.

Ueber die Angelegenheit der „Avariés" von Eugène Brieux will ich mich kurz fassen, schon des Gegenstandes halber. Die Budget-Kommission der französischen Kammer hat vorgeschlagen, die Theater-Zensur aufzuheben, und die Herren Zensoren, die ihre Stellung gefährdet glauben, rächen sich nun durch außerordentliche Strenge. Sie haben in den Spezialbühnen des Montmartre ein Verbot auf das andere folgen lassen, und für zwei Stücke des „Théâtre Antoine" ihre Genehmigung verweigert: „Ces Messieurs" von Georges Ancey und „Les Avariés". Der gute Herr Brieux war gerade in Berlin, als er die Nachricht von dem Verbote erhielt. Sein Erstaunen fand kein Ende. Er machte einen Ausgleichversuch nach dem anderen, doch vergebens. Und, unter uns gesagt, vielleicht hat die Zensur Herrn Brieux einen großen Gefallen geleistet, denn vor einem zahlenden Publikum hätte er mit seinem neuen Stück kaum bestehen können. Die Gefährlichkeit konstitutioneller Krankheiten, die in dem Drama erörtert wird, ist eben ein Problem für die Klinik. Aber Brieux hält sich bekanntlich für eine Art Apostel und fand sich durch das Zensurverbot in seinem Predigeramt gestört. Er lud also die Vertreter der Presse zu einer privaten Vorlesung der „Avariés" ein, um sie zu einem Proteste gegen die Zensur aufzufordern. Natürlich wurde einstimmig protestiert, und fast wäre man zum Schlusse noch zu geräuschvollen politischen Kundgebungen gekommen.

Der Schauspieler Rameau hält jetzt allwöchentlich im „Hôtel de Ville" Vorträge über die französische Poesie des 19. Jahrhunderts mit Gedichtproben. Die erste Sitzung fand am 15. November statt. Es kamen André Chénier, Soumet, Gérard de Nerval und Beranger an die Reihe. Interessieren dürfte es, daß eine rhythmische Uebertragung Gérard de Nervals von Bürgers „Lenore" bei weitem den größten Erfolg erzielte. — Die beiden letzten Sonnabend-Matinéen des Odéon waren Heinrich Heine gewidmet (9. und 16. November). Georges Vanor hielt eine geistreiche Causerie, und das Personal des Hauses trug unter großem Beifall mehrere Gedichte vor. Das Heine-Denkmal auf dem Kirchhof Montmartre soll am 24. November enthüllt werden.

In der „Revue des Deux Mondes" (15. Okt.) schreibt E. Seillières über die philosophischen und religiösen Bestrebungen des jetzigen Deutschlands und nebenbei auch über den schwäbischen Dichter-Bauer Christian Wagner. Das nächste Heft (1. November) giebt einen Aufsatz von Ferdnand Brunetière über das französische Theater wieder, der für die „Grande Encyclopédie" bestimmt ist. — Arthur Chuquet giebt in der „Revue de Paris" (15. Okt.) ein Fragment („Henry Beyle, Officier de Cavalerie") seines demnächst erscheinenden Werkes über Stendhal. Er berichtet, wie der junge Dichter, von der Familie Daru beschützt, von Grenoble nach Paris kommt, und erzählt seine Abenteuer während des ersten italienischen Feldzuges. — Die „Grande Revue" (November) beginnt den Abdruck des Romans „Victoria" von Knut Hamsun. Gustave Rouanet schildert die Helden Homers und entrüstet sich über ihre Grausamkeit. — In einem anonymen Aufsatze behandelt die „Revue (des Revues)" vom 1. November den „Deutschen Roman im Jahre 1901". Es werden darin die letzten Erzeugnisse von Spielhagen, Wilbrandt, Ompteda, Schnitzler und Wassermann besprochen und Biographisches über die einzelnen Schriftsteller hinzugefügt. — Edouard Schuré schreibt einen Essai über „Le théâtre de l'élite et son avenir", der u. a. Erinnerungen an Richard Wagner und eine Schilderung der geschichtlichen Entwicklung von Bayreuth enthält. — Die „Revue Blanche" (15. Okt.) druckt die Randbemerkungen ab, die Stendhal in sein Handexemplar der „Chartreuse de Parme" niedergeschrieben hatte. Zahlreiche Textänderungen, die

sich in demselben Exemplar befinden, sollen zu einer demnächst erscheinenden Neuausgabe des Romans benützt werden. — Gustave Kahn geht im folgenden Hefte den Ursprüngen der symbolistischen Bewegung in der französischen Poesie nach. — Im Novemberheft des „Mercure de France“ befindet sich ein Essai von Francis de Miomandre über Remy de Gourmont. — In den „Annales de Bibliographie critique“ (15. Okt.) erscheint ein Artikel von Georges Grappe über den Einfluß Taines unter Hinweis auf den bei Hachette kürzlich erschienenen „Essai sur Taine“ von B. Giraud. — Die „Revue universelle“ (15. Okt.) bringt aus der Feder von Charles Le Goffic eine Studie über die Eroberungen des modernen französischen Verses. — In ihrem Heft vom 10. Oktober beginnt die „Contemporaine“ den neuen Roman von Maurice Barrès, „Leurs Figures“, der den dritten Band des „Roman de l'Energie nationale“ bildet und den Panama-Skandal schildern soll. Im gleichen Heft bringt Charles Maurras eine reich illustrierte Skizze über Barrès selber.

„Cinq ans chez les Sauvages“ nennt sich der neueste Essai-Band von Ernest La Jeunesse, der bei Juven erschienen ist. Unter den „Wilden“ versteht der Verfasser die Schriftsteller von heute, über die er manchmal sympathisch, oft bissig, aber immer geistreich zu schreiben weiß.

Paris. *Henri Albert.*

Spanischer Brief.

Kurz nach der Abfassung meines letzten Spanischen Briefes traf aus Oviedo die Nachricht von dem Tode des unter dem Pseudonym Clarin bekannten Universitäts-Professors Leopoldo Alas ein (s. LE III, 1445). Seinen großen litterarischen Ruf hat er weniger durch eigene Produktion erworben als durch seine beißende Kritik, in der oft genug die Selbstverherrlichung zum Durchbruch kam. Dessenungeachtet war er in ganz Spanien bekannt, allerdings mehr gefürchtet als geliebt. Er war ein unermüdlicher Arbeiter und kultivierte sämtliche litterarische Gebiete. In der Erzählungskunst bethätigte er sich mit dem eben jetzt wieder neu aufgelegten Roman „La Regenta“ (Die Regentin), in dem er die Gesellschaft von Oviedo schildert; auf der Bühne mit dem dramatischen Versuch „Teresa“ und in der Kritik durch seine beständige Mitarbeit an allen spanischen Zeitschriften und Zeitungen. In den zahllosen Artikeln, die er auf diese Weise zu Tage förderte, spiegelte sich thatsächlich die gesamte litterarische Bewegung Spaniens wieder. Er war nicht nur einer der ersten Kenner der spanischen Litteratur, sondern auch der des Auslandes; man behauptet, daß seine fieberhafte Neigung, alles zu lesen, alles kennen zu lernen, ihm den Tod gebracht habe: er starb als angehender Vierziger.

Von dramatischen Werken verdient das dreiaktige Schauspiel „Aguas fuertes“ (Starke Strömung) von Betana, das als Buchdrama bei Fernando Fé in Madrid herausgekommen ist, erwähnt zu werden. Die Wirkung, die es bei der Lektüre ausübt, dürfte allerdings auf der Bühne verloren gehen. — Von großer Bedeutung für die Tendenz der Provinzen, sich von der Hauptstadt zu emanzipieren, ist die Thatsache, daß in Barcelona ein Teatro Catalan gegründet worden ist, dessen Aufgabe darin bestehen soll, katalonische Dramen, und zwar in katalonischem Dialekt, aufzuführen. Einige Stücke sind bereits dargestellt worden, und zwar mit außerordentlichem Erfolge. Von den Versuchen verdienen erwähnt zu werden „La Rosous“ und „Oicaros“, beide aus der Feder Apeles Mestres; sodann „L'alegria que passa“ (Freude, die vergeht), „El jardi abandonat“ (Der verlassene Garten) und „Cigalos“ von Santiago Rusiñol. Die bevorstehende Theatersaison verspricht fruchtbar zu werden, denn die meisten der bekannten Autoren haben Werke angekündigt.

Es giebt Leute, die eine Art Wiedergeburt des spanischen Romans erhoffen; zu leugnen ist nicht, daß besonders die junge Generation eifrig bei der Sache ist. Der schon durch frühere Romane bekannte Arturo Reyes aus Malaga hat unter dem Titel „La Goletera“ abermals einen sehr spannenden, in glänzendem Stil geschriebenen Roman verfaßt; der Sevillaner Pavon veröffentlichte „El buen paño“ (Das gute Tuch), in dem geschildert wird, wie ein armes junges Mädchen, ohne besonders schön zu sein, dank ihrer guten Erziehung über andere schönere und reichere Mädchen triumphiert. — Alfonso Danvila beschreibt in „Arjona“ die Katastrophen im Leben einer Dame der Gesellschaft, deren Ideale eines nach dem andern zusammenbrechen; José Nogales hat zwei neue Novellen veröffentlicht: die eine, „Mariquita Seeva“, ist rein beschreibend gehalten, hat viele Mängel in der Sprache, verstößt öfter gegen die Einheit der Handlung und der Charaktere und ist auch nicht ganz wahr in der Schilderung der andalusischen Dorfsitten; die andere, „El ultimo patriota“ (Der letzte Patriot), hat einen spanischen Küstenort zum Schauplatz, bringt Episoden aus dem spanisch-amerikanischen Krieg und zieht über unsere nationalen Mißbräuche und Charaktereigenschaften her. — Bajora kultiviert mit seinen „Aventuras y mistificaciones de Silvestre Paradox“ (Abenteuer und Mystifikationen des Silvester Paradox), die seit zwei Jahrhunderten brach liegende Spitzbubenlitteratur; es werden in dem Buch Episoden aus dem Leben der Bohème der größeren spanischen Städte erzählt. — Der junge Martinez Sierra bestätigt mit seinem neuen Buch „Horas del sol“ (Sonnenstunden), das, was man ihm schon aus seinen früheren Büchern über seine vielversprechende Zukunft prophezeit hat; ähnlich geht es dem ebenso jungen Carlos de Battle mit seiner Novelle „Fray Gabriel“. Auch „Supromas“ von Felipe Trigo darf nicht übergangen werden: ein Roman, der, wenn nicht durch anderes, so doch wenigstens durch seine Weitschweifigkeit zu allen soeben genannten einen Gegensatz bildet.

Was die Lyrik betrifft, so verdienen unter den Neuerscheinungen die Gedichte von Juan Alcover, einem katalonischen Dichter und bedeutenden Lyriker der Zukunft, wie es sich aus seinen jüngsten Schöpfungen ergiebt, hervorgehoben zu werden; sodann „Piedras preciosas“ (Edelsteine), eine Sammlung von 100 Sonetten des andalusischen Dichters Salvador Rueda, in der sich wieder die ganze farbige und glühende Einbildungskraft dieses schon längst rühmlich bekannten Poeten kund thut.

Auch Sammlungen von Märchen und kleinen Erzählungen haben in der letzten Zeit Eingang gefunden. Da sind die „Cuentos penales“ von José Acebal, die „Cuentos andaluzes“ von Arturo Roges, „La Tristeza de vivir“ (Das Unglück des Lebens) von Roch, endlich „El pais de los sueños“ (Das Land der Träume), ein Buch, in dem das Leben in Granada beschrieben wird, von Rodolfo Gil; erwähnt werden müssen auch die „Cuentos“ von Eusebio Blasco, die die Sitten und Anschauungen des aragonesischen Bauern schildern.

Juan Valera hat unter dem Titel „De Kios argentinos“ (Von argentinischen Flüssen) die Briefe veröffentlicht, die er für die „Presse“ von Buenos Aires geschrieben hat, und in denen er sich über unsere gesellschaftlichen, politischen und litterarischen Zustände verbreitet. — Manuel Espada hat in dem Bande „Teatro contemporaneo“ seine Theaterkritiken gesammelt. In das Bereich der Kritik gehören auch zwei Bücher, deren Zweck es ist, das staatsmännische Wirken des ermordeten Canovas del Castillo zu beleuchten; beide sind durch die Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet worden. Das eine heißt „Canovas del Castillo“ und stammt von Adolfo Paus, das andere führt denselben Titel und hat Antonio de Leara y Pedrayas zum Verfasser.

Zu den Zeitschriften „Nuestro Tiempo“ und „La Lectura“, die beim Publikum Anklang gefunden haben, ist noch eine dritte hinzugekommen, die ebenfalls

encyklopädischen Inhalts ist und von Jesuiten redigiert wird; es ist die in Madrid herausgegebene „Fé".

Endlich scheint mir die Mitteilung von Interesse, daß die Anzahl der aus ausländischen Sprachen übersetzten Bücher in das Ungeheuerliche zunimmt, so daß die Bücher der spanischen Autoren neben dieser Hochflut sich nur mit Schwierigkeit behaupten können; diese Unternehmungen gehen zum größten Teil von Barcelona aus. Außerdem widmet man auch der spanisch-amerikanischen Litteratur eine Aufmerksamkeit, die die einheimischen Autoren in hohem Grade benachteiligt; es steht schon lange fest, daß in Spanien wenigstens ebenso viele spanisch-amerikanische Bücher abgefaßt werden wie spanische.

Granada. *Amando Castroviejo.*

Russischer Brief.

Im September 1871 wurde bei der moskauer Universität ein Lehrstuhl für allgemeine Litteraturgeschichte gegründet. Der Mann, der damals als Dozent für dieses Fach berufen wurde, Professor Nikolai Iljitsch Storoshenko, feiert jetzt das dreißigjährige Jubiläum seiner Lehrthätigkeit. Unter den russischen Universitätslehrern giebt es nicht viele, die sich einer so großen Beliebtheit erfreuen, wie Storoshenko; es giebt aber auch kaum einen unter den jüngern russischen Litterarhistorikern, Schriftstellern oder blos Litteraturfreunden, der dem liebenswürdigen, immer hilfsbereiten greisen Gelehrten nicht in irgend einer Weise verpflichtet ist. Man muß, wie der Schreiber dieser Zeilen, selbst zu den Schülern Storoshenkos gehört haben, man muß mit ihm persönlich in Berührung gekommen sein, um ihn als Lehrer und als Menschen würdigen zu können. Was er als Forscher geleistet hat, ist in einigen Büchern, einer Menge kleiner Artikel (die demnächst in zwei Bänden gesammelt erscheinen sollen) und in zahlreichen, von dankbaren Schülern zusammengestellten Kollegienheften niedergelegt. Storoshenko gehört zu den Gelehrten der alten Schule, wie man sie in unserer Zeit der Spezialisten kaum noch findet. Er umfaßte das ganze ungeheure Gebiet der neueren Litteratur, er hat über Cervantes und Molière, über Dante und Goethe, über altfranzösische und amerikanische Litteratur geschrieben und vorgetragen. Er hat sich eingehend mit der Litteratur seiner engern Heimat (Klein-Rußland) beschäftigt und hat als Vorsitzender der moskauer Gesellschaft von Freunden der russischen Litteratur und als Mitglied des bei der Direktion der kaiserlichen Theater bestehenden Lese-Komités auch für die neuere russische Litteratur sehr viel Gutes gewirkt. Das Beste und Wertvollste aber von allem, was er geleistet hat, sind seine zahlreichen Studien zur Geschichte des englischen Dramas der Blütezeit. Sein in den Siebzigerjahren erschienenes zweibändiges Werk über die Vorgänger Shaksperes ist auch ins Deutsche übersetzt worden, seine kleinern Shakspere-Artikel füllen einen ganzen Band; es erscheint bis auf den heutigen Tag in Rußland fast kein Buch über Shakspere, das nicht von Storoshenko durchgesehen und eingeleitet oder wenigstens ihm gewidmet ist. Die Bücher von R. Genée, Lewes (Shaksperes Frauengestalten), Max Koch, Georg Brandes u. v. a. sind auf sein Anregen und unter seiner Leitung ins Russische übertragen worden. — Als Festgabe für den Jubilar bereiten seine Schüler und Verehrer ein Sammelwerk vor, auf das ich in meinem nächsten Briefe noch zurückzukommen gedenke.

Noch zwei andere Jubiläen wurden in den litterarischen Kreisen im verflossenen Oktober begangen: das 50jährige Jubiläum des Dramendichters A. Potjechin und das 35jährige des moskauer Pädagogen D. Tichomirow. A. Potjechin ist neben Ostrowski der bedeutendste realistische Dramatiker Rußlands. Seine Stücke „Unrecht Gut gedeihet nicht", „Ein vorteilhaftes Geschäft", „Ein abgetrenntes Glied" u. v. a. schildern die russische Gesellschaft der Fünfziger- und Sechzigerjahre, vorzugsweise die Kaufmannschaft und den Landadel, mit einer Naturwahrheit, die oft peinlich wirkt; einen ähnlichen Charakter tragen auch die Novellen Potjechins. Daß ein solcher Schriftsteller der russischen Zensur nicht genehm sein konnte, versteht sich von selbst, und so kam es, daß gerade die besten Dramen des Dichters erst viele Jahre nach ihrer Abfassung das Licht der Rampe erblicken durften, zu einer Zeit, wo sie ihr aktuelles Interesse längst verloren hatten.

Wie es zu jener Zeit um das russische Drama bestellt war, das lernen wir aus den sehr interessanten Memoiren des verstorbenen petersburger Schauspielers Burdin, die unter dem Titel „Materialien zur Geschichte des russischen Theaters" im Oktoberheft des „Westnik Jewropy" zu lesen sind. Burdin ist 50 Jahre lang, von 1843 bis 1893, an der petersburger Hofbühne thätig gewesen, und was er von Zensoren und Theaterdirektoren zu erzählen weiß, klingt geradezu märchenhaft. Ohne irgend welchen halbwegs vernünftigen Grund wurden Stücke verboten, die Willkür der Zensur ging so weit, daß Ostrowski, der berühmte Dramendichter, an Burdin einmal schrieb: „Die Zensur hat mein Drama ‚Minin', das Sfadowski zu seinem Benefiz geben wollte, verboten. Für Sfadowski kann das sehr unangenehme Folgen haben. Läßt sich durch Bestechung nichts erreichen? Schreibe mir, wie man das macht, und ich werde es Sfadowski mitteilen." Das schreibt ein Dichter, der in unzähligen Dramen die Bestechlichkeit der Beamten gebrandmarkt hat!! Für das geistige Niveau der Theaterdirektoren (meist waren's Gardeoffiziere oder Kammerjunker, wie ja auch die Intendanten der deutschen Hofbühnen) ist folgende Anekdote kennzeichnend. Einer dieser Herren kommt zu einer Aufführung von Gogols „Revisor" ins Theater. „Na, wie ist denn das Stück? Passabel?" fragt er, und nach Schluß der Vorstellung macht sich sein kritischer Unmut in den Worten Luft: „Welcher Esel mag diesen Blödsinn geschrieben haben?"

Aber ich habe den zweiten Jubilar der letzten Monate ganz vergessen. Was D. J. Tichorimow im Laufe von 35 Jahren für das Volksschulwesen geleistet hat, braucht hier nicht dargelegt zu werden; wenn ich ihn hier erwähne, so geschieht das in Anbetracht seiner Thätigkeit als Leiter der Jugendzeitschrift „Djedskoe Tschtenije" („Kinderlektüre"). Die Mitarbeiter dieser Zeitschrift sind keine sogenannten Schriftsteller für die reifere Jugend, sondern durchweg anerkannte litterarische Größen, deren belletristische Leistungen nicht nur mit pädagogischem, sondern vor allen Dingen mit ästhetischem Maßstabe gemessen werden wollen.

Ueber „Jugendschriftstellerei" ganz besonderer Art berichtet S. G. Smirnow in dem Fachblatt „Westnik Wospitanija" („Zeitschrift für Erziehung") unter dem Titel: „Schülerzeitschriften im 18. und 19. Jahrhundert". Gemeint sind Zeitschriften, die von Schülern zusammengestellt und herausgegeben wurden. Fast alle bedeutenden russischen Schriftsteller — von den ältern seien nur Karamsin, Puschkin und S. Aksakow genannt — sind als Schüler sehr eifrige Journalisten, wo nicht gar Redakteure gewesen. In den Siebziger- und Achtzigerjahren waren diese Schülerzeitschriften streng verboten, trotzdem oder vielleicht gerade deshalb blühten sie im Stillen heimlich weiter. Neuerdings fängt man wieder an, diesem, wie es scheint unausrottbaren Trieb der lernenden Jugend größere Aufmerksamkeit zu schenken und ihn in richtige Bahnen zu lenken.

Ein Werk kritischen Charakters erregte neuerdings berechtigtes Aufsehen: „Leo Tolstoi und Dostojewski" von D. S. Mereshkowski. Der Verfasser ist einer der überzeugtesten und konsequentesten „Modernen" („Dekadenten" nennt sie die russische Reporterweisheit), deshalb ist es nicht zu verwundern, daß sein Buch von den Vertretern der alten publizistischen Kritikerschule allgemein verurteilt worden ist. Ich komme vielleicht bei Gelegenheit noch einmal darauf zurück. Mereshkowski ist nicht Berufskritiker, sondern vor allem Dichter. Er

hat als Lyriker viel Schönes geleistet, er hat Aischylos „Prometheus" und mehrere sophokleische Dramen ins Russische übersetzt, er ist endlich der Verfasser einer höchst eigenartigen Romantrilogie, die den Kampf zwischen Christentum und Heidentum, Askese und Weltfreude zum Thema hat. Die beiden ersten Teile dieser Trilogie „Der Verstoßene" (Julianus Apostata) und „Auferstandene Götter" (Leonardo da Vinci) sind bereits erschienen, der dritte, der den Konflikt zwischen Peter dem Großen und seinem Sohne behandeln soll, steht noch aus.

Mit moderner russischer Lyrik beschäftigt sich ein Aufsatz von W. Sawodnik im „Russki Westnik" (Heft 8 und 9). Der Verfasser charakterisiert die „Allerjüngsten": Myrrha Lochwitzkaja, die Sängerin der Liebe, eine zartere, weniger affektierte Marie Madeleine, Konstantin Balmont, den Meister der äußeren Form, Valerius Bajussow, den Denker, und Iwan Bunin, dessen Naturschilderungen zu dem Schönsten gehören, was die neuere russische Poesie auf lyrischem Gebiete hervorgebracht hat. — Ueber russische Litteratur liegen sonst noch vor: in der „Russkoje Bogatstwo" (Septemberheft) „Fürst A. J. Odojewski" von N. A. Rotlarenski (Fortsetzung der hier schon erwähnten Artikelserie „Die litterarische Thätigkeit der Dekabristen"). Wie seine Schicksalsgenossen Rylejew, Bestuschew, Küchelbäcker, stand auch Odojewski als Lyriker unter dem unmittelbaren Einfluß Puschkins. Anfangs nach Sibirien verbannt, wurde er 1837 in den Kaukasus versetzt, wo er Lermontow kennen lernte, der ihm nach seinem am 10. Oktober 1839 erfolgten Tode einen wunderbaren poetischen Nachruf widmete:

Geschaffen war sein Herz für Poesie,
Für Glück und Frieden. Doch voll heißen Strebens
Entsagte er der Kindheit Wonnen früh
Und warf sein Herz ins wilde Meer des Lebens.
Und weder Gott, noch Menschen schonten sein! . . .*)

Im Septemberheft der „Russkaja Myssl" finden wir einen Artikel von N. J. Ammon, der sich „ein halbes Jahrhundert im Dienste der Poesie" betitelt und von dem noch lebenden Dichter A. Shemtschushnikow handelt. Shemtschushnikow, der seinem 80. Geburtstage entgegensieht, bekundet in seinen Versen ein hohes, ideales Streben, er singt „von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit". Von allen russischen Lyrikern steht ihm Nekrassow wohl am nächsten.

Von Artikeln über auswärtige Litteratur seien erwähnt: P. Weinberg, „Neue Materialien zur Geschichte des Jungen Deutschland" (Russkoje Bogatstwo 9) — nicht viel mehr, als ein Auszug aus Ludwig Geigers jüngst erschienenem Buche; M. W. Watson, „Alessandro Manzoni" (Russkaja Myssl, 9); E. Lowitsch, „Lehrerdramen" (Westnik Wospitanija, 9) — eine Besprechung von Otto Ernsts „Flachsmann" und Max Dreyers „Probekandidat", allerdings nicht vom ästhetischen Standpunkt, sondern im Hinblick auf ihre Tendenz. Beiläufig sei bemerkt, daß „Flachsmann als Erzieher" seit kurzem das beliebteste Repertoirestück aller größern russischen Bühnen geworden ist, was natürlich nicht seinem Kunstwert, sondern ausschließlich seinem aktuellen Thema zuzuschreiben ist. Der „Probekandidat" würde ähnlich wirken, ist aber aus Zensurrücksichten in Rußland unmöglich. Dagegen ist ein anderes Drama von Max Dreyer, „Winterschlaf", Anfang November mit großem Erfolge in Moskau aufgeführt worden. Noch größern Beifall fand wider alle Erwartung der in Deutschland so übel aufgenommene „Michael Kramer". Ein drittes deutsches Bühnenwerk, Max Halbes „Haus Rosenhagen" wird von Sinaida Wengerowa im Oktoberheft des „Westnik Jewrojy" sehr günstig beurteilt.

Moskau. *Arthur Luther.*

*) Gedichte von M. J. Lermontow. Im Versmaß des Originals vortrefflich übersetzt von Friedr. Fiedler. Leipzig, Reclam S. 77.

Amerikanischer Brief.

Das Beispiel des geistvollen Feuilletonisten Joseph Edgar Chamberlain, der vor einigen Jahren für das inzwischen eingegangene „Chapbook" über „Boston in der Belletristik" geschrieben hat, hat vielfach Nachahmung gefunden. Solche Studien haben allerdings meist nur lokales Interesse, und ihre Leser beschränken sich zumeist auf künstlerische Lokalpatrioten. Allein auch dem Fremden, der im amerikanischen Leben gern nur die Jagd nach materiellem Gewinn sieht und keine Quelle künstlerischer Anregung entdecken zu können glaubt, ist diese Lektüre zu empfehlen. Arthur Bartlett Maurice folgte Chamberlain im „Bookman" mit einer Serie von Artikeln „New York in Fiction", die seitdem in Buchform erschienen sind und einen Bädeker durch New York von ganz eigener Art darstellen. Nun bringt dieselbe Monatsschrift in ihrer Novembernummer den Anfang einer neuen illustrierten Serie unter dem Titel „Boston in Fiction" von Frances Weston Carruth, deren Fortsetzungen jeder Boston kennende Leser amerikanischer Litteratur mit Interesse entgegensehen muß. Die Nummer enthält außerdem einen interessanten Artikel über die Litteratur des newyorker Ghetto. — In der Novembernummer des „Cosmopolitan" schreibt Edmund Gosse über die Isolierung des angelsächsischen Geistes und legt u. a. folgendes bedeutsame Geständnis ab: „Unverblümt gesprochen kann man sagen, daß es in England und in Amerika für angemessen gilt, etwas vom französischen Geiste zu wissen, aber ihn nicht zu billigen, während wir den deutschen Geist weder billigen noch mißbilligen und uns ohne Skrupel darein fügen, in dieser Hinsicht vollständig unwissend zu bleiben. Selbst die Riesen der Zeit sind in angelsächsischen Ländern weniger bekannt, und was wichtiger ist, weniger genau verstanden, als in anderen. Die Namen und selbst manche der Werke Ibsens und Tolstois sind Amerikanern und Engländern jetzt im hohen Alter dieser außergewöhnlichen Männer nicht mehr fremd, aber sie sind nicht so in den Gedankenvorrat des angelsächsischen Volkes übergegangen, wie in den anderer europäischer Völker. Die epochemachenden revolutionären Ideen Friedrich Nietzsches, die einige kontinentale Denker bereits in ihrer Tragweite erkannt haben, sind hier nur mit Verwirrung aufgenommen worden, und jetzt, wo Europa nach sorgfältiger Prüfung gegen diese Paradoxieen reagiert, fangen wir erst an, uns zu fragen, um was es sich denn eigentlich handelt und wer Nietzsche war." — In der Oktobernummer eines in Philadelphia erscheinenden Magazins „The Era" wird eines Mannes gedacht, der sich um die deutsche Litteratur in den vereinigten Staaten große Verdienste erworben, indem er dem Amerikaner die beste bis jetzt vorhandene englische „Faust"-Uebertragung bot, Bayard Taylor. Der Aufsatz beschäftigt sich jedoch weniger mit dem Dichter selber, als mit seinem Heim. Cedarcroft bei Philadelphia, das für ihn gewesen, was Abbotsford für Walter Scott war. Ein interessantes Kapitel der amerikanischen Litteraturgeschichte spielte sich in diesem prächtigen Landsitz ab; dort war die kosmopolitische Litteratenwelt New Yorks häufig zu Gast, und manche Bresche in die immerhin etwas provinziell gefärbte neuenglische Klassik und in die Puritaner- und Quäkertraditionen wurde daselbst geschossen. Leider ist Cedarcroft nicht mehr im Besitz der Erben Taylors. Seine Witwe, die Tochter des Astronomen Hansen, wohnt in New York.

Maxim Gorki fährt fort, die amerikanischen Magazine zu beschäftigen. Man kann fast in jeder litterarischen Zeitschrift seinem Porträt begegnen. — Auch für Elise Orzesko, deren „Argonauten" von Jeremiah Curtin, dem Sienkiewicz-Uebersetzer, übertragen werden, wird bereits eifrig Stimmung gemacht. Sonst hat der Büchermarkt im vergangenen Monat kein Werk von allgemeiner Bedeutung hervorgebracht, ja nicht einmal eine Zahlensensation. „The Crisis" von Winston Churchill gehört immer noch zu den meistverlangten

Büchern. — Das Buch, das am meisten von sich reden macht und auf energischen Widerspruch stößt, ist „Blennerhassett“ von C. F. Pidgin (Lothrop Publ. Co., Boston). Allen bisherigen historischen Traditionen zum Trotz stellt der Verfasser dieses Romans seinen Helden Aaron Burr, der sonst immer als Hochverräter an der Republik, die er durch ein Kaisertum im Westen zu spalten beabsichtigte, dargestellt wird, als einen Menschen von großem persönlichem Ehrgeiz, aber auch von ungeheurem politischem Scharfblick hin, der vor hundert Jahren nichts anderes thun wollte, als innerhalb der letzten Jahre geschehen: die Macht der Vereinigten Staaten durch koloniale Besitzungen erweitern und befestigen. Nicht die Republik zu spalten, sondern Mexiko zu erobern und dort eine Art Utopie zu gründen, soll sein Ziel gewesen sein. Nach Pidgin war Burr ein genialer Neuerer, aber keineswegs ein gewissenloser Streber, während sein politischer Gegner, Alexander Hamilton, den er bekanntlich im Duell tötete, durchaus nicht der Ehrenmann war, als den ihn die Geschichte der Vereinigten Staaten hinzustellen beliebt. C. F. Pidgin mag in diesem Roman eine historische Rehabilitation zustande gebracht haben, für die man ihm dankbar sein muß; aber eine litterarische Großthat ist sein Werk nicht gerade zu nennen. Das hat denn auch die kampflustige Gertrud Atherton bereits erkannt, und als Verfasserin einer demnächst bei den Macmillans erscheinenden Biographie Alexander Hamiltons in der litterarischen Beilage der „Times“ gegen Mr. Pidgins Auffassung des Charakters ihres Helden protestiert, wobei sie sich in manchen recht taktlosen Ausfallen gegen den wenig bekannten Autor gefiel.

Von der Bühne ist wenig Erfreuliches zu berichten. Im deutschen Theater am Irving Place ging Ernst von Wolzogens „Unbeschriebenes Blatt“ mit großem Erfolge über die Bretter; Hemik Christiernsons „Dolly“ errang gleichfalls einen Bühnenerfolg, obgleich die Kritik das Stück ablehnte. Seitdem gingen Sudermanns „Ehre“ und „Heimat“ in Szene, die ihre Zugkraft auf das Publikum niemals verfehlen. — Im jüdischen Theater an der Bowery aber gab man Tolstois „Macht der Finsternis“. Die ersten Akte waren nicht viel mehr als eine burleske Karikatur, die beiden letzten aber, dank dem außerordentlichen Talent des Tragöden Jacob Adler, von unleugbarer Wirkung. Im Gegensatz zur englischen Bühne, über die noch immer die Don Cäsars und Richard Lovelace schreiten, muß einem Justin Huntley Mc Carthys Villon-Drama „If I were King“ geradezu als ein großer Wurf erscheinen, und das Werk hat auch mancherlei Verdienste und erhebt sich weit über andere seiner Art. — Das Gastspiel Henry Irvings und Ellen Terrys bringt uns Shakspere wieder, und dafür, daß die Klassiker überhaupt zu ihrem Recht kommen, sorgt das Irving Place-Theater, das bereits Schillers „Maria Stuart“ gebracht hat und noch andere derartige Aufführungen in Aussicht stellt.

New York. *A. von Ende.*

Echo der Bühnen.

Berlin. Der diesjährige Winter ist bisher auffallend arm an „echten Premièren“. Zum Teil ist der Grund wohl darin zu suchen, daß die Vorherrschaft Berlins auf diesem Gebiete jetzt stark bestritten wird: was für uns Reichshauptstädter neu ist, hat zum nicht geringen Teil schon auf den nicht so verachteten Provinz-Bühnen bestanden, kommt also nach dem Grundsatze dieser Zeitschrift, nur über Uraufführungen zu berichten, hier nicht in Betracht. Franz von Schönthans und Koppel-Ellfelds zierlich-süßlicher Schwank „Florio und Flavio“, der ein litterar-historisch bekanntes Verwechselungs-Thema in starker Anlehnung an ein spanisches Original mit entschiedenem Glück behandelt, hat keine litterarischen Qualitäten, auf Grund derer eine ausführliche Anzeige an dieser Stelle am Platze wäre. So bleibt denn nur über Johannes Schlafs zweiaktiges Lebensfragment „Der Bann“ (22. Oktober) zu sprechen. Es war am Berliner Theater nicht am rechten Platze und kann überhaupt nur auf ein kleines, erlesenes Publikum wirken. „Der Bann“ ist das Werk eines echten, vollgiltigen Dichters, der den Menschen in die Seele schauen und uns in die Seele seiner Menschen schauen lassen kann. Aber Schlafs Fehler — zugleich freilich ein Teil seiner Eigenart — ist es, daß er alle die kleinen und feinen Einzelheiten, die er geschaut, nicht zu einem festumrissenen Ganzen zusammengreift. Er analysiert eine Menschenseele, eine Stimmung mit der Kunst eines Anatomen, er legt alle Fühlfäden frei und auseinander — „fehlt leider nur das geistige Band“. Schlaf versteht nicht, ein Kunstwerk zu komponieren. Das können manche, die weit weniger können als er, aber bei ihm ist es ein wesentlicher Mangel. Daher hat alles, was er schreibt, etwas so ungemein nervös machendes. Und diese zweiaktige Seelenstudie nun ganz besonders. Wir sehen da ein verängstigtes, sehnendes, junges Weib, dessen Schwachheit unter dem Banne eines überlegenen Manneswillens steht; diese Willensunterjochung greift schon ins Pathologische. Der Gatte ist ein alternder Mann, sie ist aufblühende Jugend — hört man nicht schon aus diesen Worten das Schreiten des tragischen Gottes? Man sollte es meinen, und es gewinnt auch den Anschein, als solle diese Ehe tragisch geendet werden, denn da ist noch ein junger Freund des Hauses, ein Maler, der die junge, schöne Frau liebt, und nach dem sich auch ihr Herz drängt. Der Gatte sieht diese Liebe wachsen und quält mit fast sadistischem Wohlbehagen seine Frau, die er ganz im Banne seines Willens weiß. Er scherzt mit ihr und mit dem Maler, aber es ist ein Spiel, wie es die Katze mit der Maus treibt. Und dann wieder stößt er sie selbst noch tiefer hinein in diese Liebe, indem er ihr freiwillig Gelegenheit über Gelegenheit bietet. Er selber ist ja im Grunde eine zwiespältige Natur: mit dem eisernen Willen in ihm kämpft die rasende Liebe zu dieser Frau, und seine Eifersucht ist es allein, die ihn unsicher macht und bald zu dem, bald zu jenem Mittel greifen läßt, um die entschwindende Liebe festzuhalten. Schließlich bleibt ihm nichts übrig, als sich demütig aufs Bitten zu verlegen: er erbittet sein Weib von dem jungen Maler und stellt sie dann, wie Dr. Wang in der „Frau vom Meere“, vor die freie Wahl unter eigener Verantwortung: und da entscheidet sie sich für ihn. Die Motivierung dieser Entscheidung ist mir nicht klar geworden: es könnte scheinen, als erwache wirklich ein Gefühl der Liebe zum Gatten in ihr, denn zur Leidenschaft hat sie seine überlegene Stärke schon oft geweckt, und als erkenne sie, wie flüchtig der Rausch vergehen wird, der sie und den Freund umfangen hält. Gegen diese Auffassung aber streitet der Titel: was sie in die Arme des Gatten zurücktreibt, ist also doch wohl nur der Bann seines Willens, die Hypnose. Und damit würde der Fall nicht mehr auf unser künstlerisches Interesse rechnen dürfen. Das Schönste an dem kleinen Stück sind die Szenen, in denen wir das Freiheits- und Glückes-Sehnen der jungen Frau belauschen, die ihr zweckloses Dasein wie eine drückende Last empfindet. Hier sehen wir Schlaf, den Poeten ... Die Aufnahme des Dramas in der Première war sehr freundlich, dann aber verschwand es sofort vom Spielplan. Es ist nichts für die große Masse, aber auch nichts für die große Bühne.

Gustav Zieler.

Bremen. Am 14. November fand im „Stadttheater“ die Uraufführung des Schauspiels in 3 Akten „Ihr Gott“ von Lu Volbehr statt. Das Erstlingswerk der offenbar begabten Dichterin (Gattin des bekannten Museumsdirektors in Magdeburg) erzielte einen schwachen Achtungserfolg.

Die Motivierung des Gattenmordes — Frau Therese Rüdiger erschießt ihren Mann, weil er als Künstler kein großes Werk mehr hervorzubringen imstande ist — ist psychologisch nicht genügend vertieft, um Eindruck zu machen. In Einzelheiten zeigte das Künstlerschauspiel ein gute Hoffnungen erweckendes dramatisches Geschick.

F. Häknel.

Chemnitz. Am 1. November gingen am chemnitzer Stadttheater der Einakter „Regentag" und das dreiaktige Schauspiel „Bauer Markfeld" von Paul H. Hartwig zum erstenmal in Szene. Jener behandelt — nach den Berichten der Blätter — eine Episode aus dem Leben eines verblühten alten Mädchens, das zum letzten Mal der Hoffnung auf Lebensglück Raum giebt, um schließlich endgiltig zu resignieren. Das größere Drama ist ein ländliches Sittengemälde, in dessen Mitte der alte Bauer Markfeld steht, der seit dem Tode seiner Frau sich einem dumpfen Brüten hingegeben hat und von seinem zukünftigen Schwiegersohn, einem unduldsamen Pfarrer, gelenkt wird. Trotzdem gewinnt die Sinnlichkeit die Herrschaft über ihn. Ein auf dem Gute als Wirtschafterin thätiges polnisches Mädchen hat es ihm angethan. Und als er erfährt, daß sein Sohn eben dieses Mädchen liebt, schäumt er in wilder Eifersucht auf. Einen Angriff auf seinen Sohn und die zu dessen Hilfe herbeigeeilte Polin macht ein Schlaganfall zu nichte, der den von widerstreitenden Gefühlen gepeinigten Alten zu Boden wirft. — Die Aufnahme beider Stücke war den Zeitungsberichten zufolge äußerst günstig und trug dem Verfasser eine Anzahl Hervorrufe ein.

Dresden. Das dresdener Theaterleben hat in den letzten Wochen zwei bemerkenswerte Geschehnisse gebracht, die die Liberalität der Leitung der kgl. Hoftheater beleuchten. Das kgl. Schauspielhaus brachte nach einer Sondervorstellung für die litterarische Gesellschaft (1000 Mitglieder) von Björnsons „Ueber unsere Kraft" den zweiten Teil auch öffentlich zur Aufführung, ein Unternehmen, das nur ein hiesiges Blatt als Bruch mit der Tradition der Hofbühne bezeichnet hat, und ferner ließ es die „Rote Robe" von E. Brieux in Szene gehen. — Im Residenztheater versuchte der Litterarhistoriker Hermann Anders Krüger sein Glück als Dramatiker mit einem dreiaktigen Schauspiel: „Die Väter" (1. Oktober). Der Verfasser versucht ein Ibsenproblem, den Wettbewerb zweier Väter um den Sohn, ohne jedes Lokal- und Zeitkolorit zu lösen; es gelingt ihm jedoch nicht, durch scharfe psychologische Entwicklung des Konfliktes und lebendige Charakteristik die Farblosigkeit des Ganzen vergessen zu machen. Die Ehe zwischen einem Gymnasiallehrer und seiner Frau wird als ein friedliches Idyll geschildert, obwohl die Frau unter der Lüge leidet, durch die sie den Sohn eines Jugendfreundes als echten Erben ihres Gatten eingeschmuggelt hat. Das Gespenst, der wirkliche Vater, erscheint, macht Ansprüche auf den Sohn geltend, in dem er sein Künstlertemperament wiederfindet, treibt dadurch die Mutter zur Verzweiflung und zum Geständnis der Schuld, verliert aber den Sohn, der der sterbenden Mutter und dem Pflegevater treu bleibt. Der Verfasser verläßt sich im wesentlichen auf das Interesse, das der problematische Fall an sich gewährt, er giebt uns die Umrisse einer Handlung, er zeigt auch die Punkte, wo sie innerlich belebt und vertieft werden muß, aber er verzichtet, in Ueberschätzung des Problems, darauf, diese Belebung und Vertiefung zu vollenden. Er dichtet über seine Personen, aber nicht aus ihnen heraus, er entwickelt nicht den Konflikt aus den Charakteren, sondern modelliert Figuren zu dem ersonnenen Konflikt. Der Gedanke ist bei ihm stärker als die schöpferische, gestaltende Phantasie.

Leonhard Lier.

Hamburg. Im Deutschen Schauspielhaus gab es am 16. Oktober ein interessantes litterarisches Experiment. Zur Aufführung gelangte Shaksperes Heinrich VIII. in einer neuen Uebersetzung und Bearbeitung von Alfred v. Berger, dem Leiter des Schauspielhauses. Das Drama war als „Première" angekündigt worden. Später stellte es sich allerdings heraus, daß das Stück bereits 1877 zweimal in Weimar zur Aufführung gelangt war. Sonst ist dieses Werk Shaksperes der deutschen Bühne fremd geblieben. Die litterarische Kritik schätzt es seit Alters her als eines der schwächsten Stücke des großen Briten ein, sofern man überhaupt die Autorschaft Shaksperes bei diesem Stücke gelten läßt, und die dramaturgische Kritik hielt an dem ebenfalls traditionellen Urteil fest, daß „Heinrich VIII." kein bühnenwirksames Drama sei und höchstens als Dekorations- und Ausstattungsstück in Betracht kommen könne. Lediglich mit Rücksicht auf die äußeren Effekte wird das Stück in England gegeben, wenn es, was selten genug der Fall ist, auf der Bühne erscheint. Baron v. Berger glaubte, das Stück zu neuem Leben erwecken zu können, als er sich an die Aufgabe machte, es für die deutsche Bühne zu gewinnen. Die Aufführung selber brachte einen großen Erfolg, der aber doch mehr äußerlich und keineswegs geeignet war, die Frage nach der Bühnenfähigkeit des Dramas unbedingt zu bejahen. Den spröden Stoff vermochte auch die liebevolle und bühnenkundige Bearbeitung Bergers nicht zu meistern, noch darüberhinwegzuhelfen, daß „Heinrich VIII." nun einmal weiter nichts ist, als eine Reihe historischer Szenen, die in den drei ersten Akten durch die wuchtige Gestalt des Kardinals Wolsey zusammengehalten werden, während die beiden folgenden Akte, vor allem der ganz belanglose Schlußakt, völlig in der Luft hängen.

Einen großen, ehrlichen, wohlverdienten Erfolg errang Otto Ernst am 30. Oktober mit seinem Schauspiel „Die größte Sünde", das ebenfalls im Schauspielhaus zur ersten Aufführung gelangte. Dieses erste Bühnenstück Otto Ernsts, das er jetzt neubearbeitet hat, steht (was an leitender Stelle dieser Zeitschrift schon früher ein Artikel von Eugen Kilian ausführte) litterarisch bei weitem höher als „Jugend von heute" oder gar „Flachsmann"; es ist das Werk eines Dichters, keines Tantiemenschreibers. „Die größte Sünde" ist ein ausgesprochenes Kampfdrama. Wolfgang Behring ist ein kühner Freigeist, der sich auflehnt gegen den starren Kirchenglauben und die durch die Tradition geheiligten Gebräuche der Kirche. Als Schwiegersohn des reichen Kaufmanns Wöhlers entzweit er sich mit diesem durch seine Weigerung, sich kirchlich trauen zu lassen. Seine Braut Magdalene, vor die Wahl gestellt, das Verlöbnis aufzulösen oder dem armen Geliebten zu folgen, entscheidet sich für das letztere, aber Not und Sorge stellen sich in dem jungen Hausstand ein. Wolfgang, der als Privatlehrer sein Leben fristet, verliert seine Stunden, nachdem er einen freireligiösen, öffentlichen Vortrag gehalten hat, seine schriftstellerischen Pläne schlagen fehl, er und sein Weib sehen dem größten Elend entgegen. Und als ihr Kind stirbt, ist Magdalene die erste, die schwach wird; sie sieht den Tod des Kindes als eine „Strafe des Himmels" an für ihr „gottloses Zusammenleben". Und als dann weiter Magdalene todkrank wird, als nur ein Aufenthalt im Süden ihr Leben retten kann, da entschließt sich Wolfgang, die größte Sünde zu thun, die Sünde gegen seine Ueberzeugung. Er versöhnt sich mit seinem Schwiegervater, der zu einer Hilfe nur unter der Bedingung bereit ist, daß Wolfgang sich kirchlich trauen läßt. Das Leben des geliebten Weibes ist gerettet, aber Wolfgang hat die Selbstachtung verloren. Er kann mit der Sünde gegen seine Ueberzeugung nicht weiter leben, er beschließt zu sterben, und Magdalene geht mit ihm in den Tod. Der Dichter hat diesen Stoff mit einer Folgerichtigkeit durchgeführt, die in ihrer Rücksichtslosigkeit und Schroffheit zuweilen abstoßend wirkt. Das fanatische Festhalten des Helden an seinem Grundsatze, seine starre Unerbittlichkeit gegen die geringsten Konzessionen rücken ihn uns zuweilen menschlich ferner, der Konflikt der kirchlichen Trauung erscheint vielleicht nicht gewichtig genug für die Tragödie, die er herbeiführt, aber die mutvolle Kraft, die über dem Ganzen liegt, das ehrliche Wollen, das aus dem Werke

Da es sich nun aber um einen Deutschen handelt, will ich meine Gründe wenigstens andeuten. Auf knapp sieben Seiten sind hier zwei Familien mit wenigen starken Strichen so lebendig dargestellt, daß man sich versucht fühlt, ihre Geschichte zu schreiben. Innerhalb der beiden Familien wieder tritt eine Reihe von Typen so scharf und lebendig hervor, daß man sie förmlich mit Händen greifen kann. Wenn ich noch hinzufüge, daß die beiden Familien zwei Extreme des Lebens, zwei völlig verschiedene Welten darstellen, glaube ich einen ungewöhnlich reichen Inhalt wenigstens angedeutet zu haben. Was aber ist anders das Merkmal der genialen Skizze, als daß sie in wenigen kraftvollen Strichen viel Lebensinhalt darstellt? Nach den „zwei Gärten" wäre noch der „Hänfling" zu nennen, der ein sonderbares groteskes Grauen hinterläßt, wie denn der Dichter für das Groteske überhaupt viel Sinn hat. Unter Umständen geht sein Talent zur Skizze mit ihm durch. In „Reines Herzens" hätte ich dem tragischen Ausgang eine tiefer greifende und mithin auch tiefer ergreifende Behandlung gewünscht. Im übrigen ist das Motiv der Erzählung von einer Kühnheit, die viel Kraft verrät. Die Betrachtungsweise ist, im ganzen, auch wo herbe, sehr herbe Töne schwingen, satirisch. Das notiere ich als einen für deutsche Verhältnisse ganz besonders erfreulichen Vorzug.

Berlin-Steglitz. *Erich Schlaikjer.*

Orchideen im Lößgrund. Geschichten vom Kaiserstuhl von Pauline Wörner. Freiburg i. Br., Paul Waetzel 1901. Mk. 3,50.

Von den vielen Tausenden, die alljährlich unsere Eisenbahnstraße Basel—Heidelberg hin- und hersausen oder in unseren Schwarzwaldbergen Erholung suchen, nehmen sich wohl nur wenige Zeit, einen Blick in das eigentümliche Hügel- und Gebirgsland zu werfen, das sich von Freiburg nach Breisach hinüberzieht und Kaiserstuhl genannt wird. Auch in Baden selbst trinkt man zwar gerne den kaiserstühler Wein, aber von ihm selbst will man nicht viel wissen. Landschaftlich wird er von den gegenüberliegenden Bergriesen Belchen, Blauen, Schauinsland erdrückt — und sonst — ja, sonst ist er eben als ziemlich öde Gegend verschrieen. Und doch, wer einmal an einem schönen Sommertag den Kaiserstuhl durchwandert hat, durch die Hohlwege mit den blühenden Hängen und den zahllosen Schmetterlingen, über die Bergwiesen mit ihrer üppigen vulkanischen Vegetation, wer die seltsam geformten Kegelberge, die in die Thäler eingebetteten Weindörfer überblickt hat, der mußte ihn liebgewinnen. Im ganzen liegt ein Zug, der sich nicht kurz beschreiben läßt, aber eine dem Eifelgebiet verwandten Stimmungswert besitzt. . . .

Daß diesem Gebiet nun eine Dichterin erstanden ist, die Land und Leute aus jahrzehntelanger Anschauung kennt, die sie mit scharfem Auge sieht und mit einem zu hansjakobscher Trockenheit neigenden Darstellungstalent schildert, ist als eine neue poetische Erschließung unseres Heimatbodens nur dankbar zu begrüßen. Dasjenige, was der knorrige Hansjakob von dem überall in die Thäler eindringenden Süßwasser der Kultur sagt, das gilt vom Kaiserstuhl, wenigstens in der Zeit, da diese Geschichten spielen, keineswegs. Da giebt oder gab es noch Originale, die ihren für sich abgesonderten Vorstellungskreis durchleben, seit Generationen aus ihm nicht herausgesehen und in dieser Abgeschlossenheit sich zu Käuzen ausgebildet haben, die eines tüchtigen, redlichen Stiftes nur zu harren scheinen. Einen solchen tüchtigen redlichen Stift führt Pauline Wörner — wie ich höre, ein Pseudonym — und sie handhabt ihn mit unverfälschter Ehrlichkeit. „Mathis und Mathes", „Judenkirschen", und „Der Müllarz" dürften die besten Stücke sein; die andern hätten besser in einer Sammlung humoristischer Erzählungen Platz gefunden. Der Lehrer Hans Richter und seine köstliche Schwester, der bibelfeste Sinnierer Noa Kiß, seine Schwiegermutter, die aus der Wirklichkeit förmlich herausgestochene Marktfrau, der Müllarz (Müller) Lorenz und seine Jugendliebe, die eigenfeste, herbe Monika — das sind alles Prachtgestalten, frisch und kräftig in den Umrissen, von großer Wahrhaftigkeit in ihrem Innenleben. Eine besondere Rolle spielen die Kindergestalten in diesem Buche, deren so viele anmutende ich noch selten auf ein paar hundert Seiten beisammen gefunden habe. Die Natur des Kaiserstuhls, seine Dörfer und Höfe, kurz, was man im Litteratendeutsch Milieu nennt, das ist mit sparsamen, aber gerade deshalb wirkungsvollen Strichen gezeichnet. Wer gerne einmal eine Wanderung in das meistens nur vom Eisenbahnfenster aus gesehene Land macht, der nehme sich die „Orchideen vom Lößgrund" zum Führer; er wird nicht enttäuscht sein . . . Auf eine Kleinigkeit sei die Verfasserin noch aufmerksam gemacht: in Baden gilt im gewöhnlichen Sprachgebrauch für die Vergangenheit immer das Perfektum. Wenn sie also an einigen Dialektstellen das Imperfekt gebraucht, so klingt das nicht echt; und das stört etwas das sonst so echte Gepräge.

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

Wandlungen. Von Marie Silling. Leipzig, F. A. Berger, 1901. 164 S. M. 2,—.

Der Stoff dieser einfachen Erzählung, das Leidensschicksal einer ledigen jungen Mutter, ist nichts weniger als neu. Er ist schon da und dort, vielleicht mit den reichsten Mitteln reifer Darstellungskunst in Helene Böhlaus Roman „Das Recht der Mutter" behandelt worden. Was dieser Erzählung trotz mancher Unzulänglichkeit eine eigene Anziehungskraft giebt, ist die große Schlichtheit, mit der sie vorgetragen wird, der wohlthuende Mangel jedes rührseligen, pathetischen oder moralisierenden Elementes. Diese Ehrlichkeit und ein echter Grundton sittlich-ernster Empfindung sind geeignet, für die rein litterarischen und ästhetischen Schwächen schadlos zu halten. Als ein Buch für Volksbibliotheken und verwandte Zwecke darf es gern empfohlen sein.

J. E.

Lyrisches.

Gedichte. Von Felix Dahn. Auswahl des Verfassers. Leipzig 1900, Breitkopf und Härtel. 3 Mk. (4,—).

Wie einst Rückert seinen gesammelten poetischen Schriften eine Auswahl nachschickte, so hat auch Felix Dahn unmittelbar nach den drei Bänden seiner gesammelten Gedichte, die einzeln in fünf Büchern in den Jahren 1857 bis 1892 herauskamen, eine Auslese veranstaltet. Dahns Auslese ist zu reichhaltig geraten; 462 Seiten in engem Druck, wobei manchmal zwei Kurzzeilen zu einer Langzeile zusammengefaßt wurden. Eine schwere Menge von Gelegenheitsreimereien ist da von neuem zu Tage gefördert worden. Es zeigt sich, daß Dahns Lyrik von allen möglichen Dichtern, seit Homers Tagen bis in die neueste Zeit, beeinflußt worden ist. Den Jüngsten, so weit sie Naturalisten sind, steht der Dichter fremd, selbst feindlich gegenüber. Am meisten zu Dank verpflichtet ist er der Edda und dem Nibelungenlied, Walther von der Vogelweide und dem deutschen Volksgesange, ferner Schiller, Arndt und Uhland, mehr noch Rückert und Platen, endlich Geibel, daneben Moritz von Strachwitz und Fontane. Die letztgenannten drei Dichter gaben ihm wertvolle Direktiven in der Balladendichtung; doch hatte er sich schon früher an dem Hauptmuster der deutschen episch-lyrischen Poesie, den „Reliques of ancient English poetry" (1765) geschult, und schon 1852 debütierte er in dem berliner „Tunnel über der Spree" erfolgreich mit Balladen in englisch-schottischem Kolorit.

Dahns Lieder und lyrische Betrachtungen ragen über das Mittelmaß kaum hinaus. Virtuosenhafte Formenkunst und ein manieriertes Schönheitspathos lassen darin ursprüngliche, starke Wirkungen selten aufkommen. Des Dichters ehrliche Mannhaftigkeit und herzhafte Jugendfrische, sein idealer Schwung und seine echte Begeisterung, in die sich freilich manchmal störend die doktrinäre Gründlichkeit des Professors drängt,

reichen nicht aus, um über eine einförmige, glatte Vortragsweise hinwegzuhelfen. Da arbeitet er oft mit jenen seit Rückerts „Geharnischten Sonetten“ und „Liebesfrühling“ und Heines „Buch der Lieder“ traditionellen Phrasen, Schlagworten und Bildern. Es rächt sich, mit dem Autor zu sprechen, „voll und ganz“ seine schlimme Schnellfertigkeit. Bisweilen geht er in der Komposition nicht energisch genug auf sein Ziel los, und es darf alsdann höchstens die Reinheit seiner Reime gelobt werden. Das beliebte, äußerlich tadellose Reimpaar Herz-Schmerz hätte er allerdings nicht wiederholt auftischen sollen. Er lehrt und tändelt wie Rückert; doch spricht er sich auch mit einem gewissen „heiligen“ Ungestüm aus. Von letzterer Empfindungs-Bethätigung zeugen besonders ein paar gefällige Erotika, bestimmt für seine Gattin und Mitarbeiterin Therese. In dem Abschnitt „Vaterland“ hat er ein halbes Jahrhundert persönlich durchlebter Geschichte zur Anschauung gebracht. Schöngefärbt und im ganzen doch recht farblos! Mit Fontanes und Liliencrons charakteristischen Schilderungen vaterländischer Krieger und Schlachten kann er nirgends ernstlich konkurrieren.

Ein anderer Mann ist er als Balladen-Autor. Da weiß er wirklichkeitsgemäß in sanfter Abtönung, volkstümlich und doch kunstvoll, klar und gegenständlich, den Stil dem Stoffe feinfühlig angepaßt, oft packend zu gestalten. Meinerlich verwertet er den Stabreim, selbständig und als Versschmuck, vor allem die modernisierte „Chooy-chase“-Strophe in ihrem heißen Drauf und Dran, in ihrer pointierten Verve, in ihrer dramatischen Geschlossenheit. Er erzählt nicht immer direkt. Er neigt zu der Form des lyrischen Monologes. Der Epiker Dahn sucht von dem begrenzten Schicksal des Einzelnen in die Ferne zu spinnen und Massengeschicke festzuhalten. Er erprobt Helden-Cyklen und Völker-Chöre. Mannigfache Ausdrucksmittel, verschiedenste Motive stehen ihm zu Gebote. Am wohlsten fühlt er sich auf deutschem, englisch-schottischem und nordischem Boden. Schwertwucht und Sinnenlust, Ritterkraft und Elfenzauber läßt er mit einander streiten. Vor der Königin Minne beugen sich seine Kriegsgewaltigen. Seinem Herzen am nächsten steht der heroische, todestrotzige Sänger. Einen Richard Löwenherz hat er mehrmals verherrlicht: König Richard I. von England bewährte sich nicht nur als ein Ritter ohne Furcht und Tadel, sondern er war auch ein gefeierter Minstrel. Die Balladen, die Dahn in seinem Alter geschaffen hat, gehen in die Breite, sie gefallen sich in lehrhaft beschaulicher Ausmalung, und Idyll und Humor fordern gebieterisch ihre Rechte. Nach wie vor braust in ihm fort ein Strom echt germanischen, treu nationalen Gefühles. Die Meisterstücke seiner episch-lyrischen Kunst stammen aus seiner 2., weniger aus seiner 3. Gedicht-Sammlung (Stuttgart 1873, Leipzig 1878): „Lied der Walküre“, „Der stolze Gast“, „Der Königsbronn in Dunsadal“, „Sir Roger de Montremy“, „Marie Stuart und Sir Gordon“, „Hagens Sterbelied“, „Harga“, „König Harald Harfagr und Gydha“, „Die Mette von Marienburg“. Er vereinigt darin Glut und markige Kürze. Unter den Balladendichtern der münchener Plateniden nimmt er eine geachtete Stellung ein: neben dem weicheren Geibel, dem häufig gar zu anspruchslosen Martin Greif, dem derberen H. von Hopfen, dem maßvoll prächtigen, klassisch angehauchten Grafen Schack, dem düstern, dämonisch flammenden, in der Auffassung originellen, in der Ausführung vielfach brüchigen H. von Lingg. In diesem Kreise ist er der eigentliche Vertreter des schwertfrohen, sieghaften Germanentums.

Berlin. *A. K. T. Tielo.*

Litteraturwissenschaftliches.

Ludwig Jacobowski. Ein modernes Dichterbild. Von Professor Dr. Hermann Friedrich. Berlin 1901. S. Cronbach. 96 S. 1 Mk.

Dem allzu früh gestorbenen Dichter der „Leuchtenden Tage“ hat Hermann Friedrich, der in ihm mit Recht einen der ausgeprägtesten Dichterköpfe der Gegenwart sieht, ein fast hundert Seiten umfassendes Büchlein gewidmet, das ebenso warm wie kundig das Schaffen des erst nach Abschluß der vorliegenden Schrift uns entrissenen Poeten darzustellen und abzuschätzen sucht. Das nicht eben bedeutende, aber kluge und nützliche Buch bringt mancherlei Neues zur Biographie und Entwicklungsgeschichte Jacobowskis. Es ist nicht nur eine impressionistische Studie, sondern ein wirklich litterarhistorischer Versuch. Friedrich hat Jacobowski ein Studium gewidmet, wie es sonst nur an längst vermoderte und damit zu wissenschaftlicher Betrachtung qualifizierte Dichter gewandt zu werden pflegt. So weist er vielfach die Quellen jacobowskischer Werke nach. „Diyab der Narr“ z. B. beruht auf einem arabischen Märchen der französischen Sammlung „Flore Sabarienne“ von Victor Largeau, der „Kluge Scheikh“ auf einer anderen arabischen Geschichte, die Jacobowski bei seinen Milieustudien zum „Diyab“ zufällig in Malzans großem Werke „Drei Jahre im Nordwesten von Afrika“ entdeckte. Der „Loki“ keimte bei der Lektüre von Golthers „Handbuch der germanischen Mythologie“ und wurde ohne genauere Kenntnis der Edda nur unter Anlehnung an Uhlands „Mythus von Thor“ geschaffen. Des Dichters Verhältnis zu seinen Quellen im einzelnen wird von Friedrich nachgeprüft, der auch der entlegeneren Bibliographie über Jacobowski fleißig nachgegangen ist. — In unvornehm aufdringlicher Weise hat der Verlag, was bei dieser Gelegenheit einmal nachdrücklichst gerügt sein soll, wie den meisten seiner Bücher so auch dem vorliegenden ein Verzeichnis der bei ihm erschienenen Werke angeheftet, das mit seinem Umfang von 56 Seiten (!) in einem schreienden Mißverhältnis zu der Schrift selbst steht.

Berlin. *Harry Mayne.*

Frauenbilder aus der neueren deutschen Litteraturgeschichte. Von Otto Berdrow. Mit 11 Bildnissen in Lichtdruck. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer, 1900. M. 6,— (7,— u. 8,—).

Der Verfasser hat das beim ersten Erscheinen freundlich aufgenommene Werk für die zweite Auflage umgearbeitet, indem er nicht bloß die einzelnen Abschnitte einer gründlichen Durchsicht unterzogen, sondern auch zwei Artikel, die die Günderode und Ulrike von Kleist behandelten, durch vier neue, nämlich über Ernestine Voß, Charlotte Schiller, Susanna von Klettenberg und Henriette von Paalzow, ersetzt hat. So enthält jetzt das Buch vierzehn Lebensbilder von Frauen, die in der Litteratur eine Rolle gespielt haben. Und zwar danken die meisten der von Berdrow geschilderten Charaktere ihre Bedeutung nicht sowohl eigenen litterarischen Leistungen als den Beziehungen zu berühmten Männern, denen sie als Mütter, Gattinnen, Bräute oder Freundinnen nahe gestanden haben. Infolge davon müssen sich diese Lebensbilder stark an die bekannten Biographieen Großer anlehnen und tragen zum Teil nicht recht das Gepräge des in sich Abgeschlossenen. Besonders deutlich springt das bei der Emma Uhland gewidmeten Studie in die Augen. Im übrigen machen die berdrowschen Aufsätze einen günstigen Eindruck. Ohne auf die ersten Quellen zurückzugehen, weiß der Verfasser in der gesamten einschlägigen Litteratur wohl Bescheid; ohne erschöpfend zu sein, wählt er mit Takt aus dem verfügbaren Material das seinen Zwecken Dienliche aus. Gern erteilt er seinen Heldinnen und den mit ihnen in Verbindung stehenden Männern selbst das Wort zu Versen oder Prosa; nicht selten läßt er auch seine Gewährsmänner reden. Seine eigene Darstellung ist gewandt und geschmackvoll. Ueberall hält er zwischen trockener Wissenschaftlichkeit und redefertigem Dilettantismus eine angenehme Mitte und vermag so weiteren Kreisen gebildeter Leser Anregung und Belehrung zu gewähren.

Stuttgart. *Rudolf Krauss.*

Otto Erich Hartleben hat sein zuerst vor sieben Jahren erschienenes „Goethe-Brevier“ in zweiter, verbesserter und vermehrter Auflage herausgegeben (München, Karl Schüler, XXI, 472 und 17 S.). Das Buch will „Goethes Leben in seinen Gedichten“ veranschaulichen und gewinnt durch diesen besonderen Gesichtspunkt der Auswahl und Anordnung seine eigene Physiognomie. Die Ausstattung des hellbraunen Leinenbandes ist des Gegenstandes würdig.

Von der neuen Goethe-Ausgabe, die Prof. Dr. Karl Heinemann im Verlag des Bibliographischen Bureaus herausgiebt, liegen uns zwei neue Bände (VIII und XII) außer dem früher bereits besprochenen ersten vor. Davon enthält der eine „Werther“ und „Die Wahlverwandtschaften“, bearbeitet von Dr. Victor Schweizer, der andere „Dichtung und Wahrheit“; zu allen drei Werken hat der Herausgeber die Einleitungen geschrieben. Auf die vornehme äußere Form und Ausstattung dieser Ausgabe, deren Text die Sophien-Ausgabe zugrunde liegt, sowie auf den wohlfeilen Preis (2 Mark für den gebundenen Band) haben wir schon früher aufmerksam gemacht.

* *

Gleichfalls auf die große weimarische Goethe-Ausgabe stützt sich die sechsbändige Auswahl von „Goethes Briefen“, die Eduard von der Hellen im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. in chronologischer Anordnung mit Anmerkungen herausgiebt. Aus den 36 Bänden Goethebriefen, die das weimarische Gesamtwerk teils schon gebracht hat, teils noch verspricht, sind hier die für Goethes Leben besonders wichtigen und für die Entwicklung seiner Persönlichkeit charakteristischen ausgewählt. Der Schluß jedes der sechs Bände, die sich in Form und Ausstattung der bekannten „Cottaschen Bibliothek der Weltlitteratur“ anschließen (Preis geb. je 1 Mk.) bringt ein alphabetisches Adressatenverzeichnis nebst biographischen Angaben. Band I ist erschienen. — Gleichzeitig kündigt der Verlag von Otto Elsner in Berlin eine ähnliche Auswahl von Goethe-Briefen an, die Philipp Stein besorgt. Sie ist auf 8 Bände zu 3 Mk. (geb. 4 Mk.) berechnet und auch in Lieferungen zu 50 Pfennigen beziehbar. (Näheres besagt der diesem Heft beiliegende Prospekt.)

* *

Von Heinrich von Sybels großem Werke „Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.“ hat der Verlag von R. Oldenbourg in München dankenswerter Weise eine neue, billige, unverkürzte Ausgabe in sieben Bänden erscheinen lassen, deren Preis nur 24,50 Mk. beträgt, während die frühere 66,50 Mk. kostete. Das sybelsche Werk erhält seinen ganz besonderen Wert bekanntlich dadurch, daß dem Verfasser die Staatsarchive zugänglich waren; nur für die beiden letzten Bände mußte er diese Quelle entbehren, fand aber dafür in der Unterstützung Bismarcks reichen Ersatz.

Das Werk beginnt mit einem Rückblick auf die ältere deutsche Geschichte, behandelt dann die Bewegung des Jahres 1848 (1. Band), geht zu der Unterwerfung in Olmütz und dem deutschen Fürstentage über (2. Band), erörtert hierauf die schleswig-holsteinische Angelegenheit (3. Band), giebt eine Vorgeschichte des Krieges von 1866 (4. Band) und darauf die Schilderung des Krieges selbst (5. Band); der 6. Band enthält die Darstellung der deutschen Geschichte von den Anfängen des norddeutschen Bundes bis zu den Wahlen zum Zollparlament; der 7. endlich reicht bis zu den Anfängen der Kriegsoperationen von 1870. Als äußerst praktisch erweist sich die Beigabe eines Namen- und Sachregisters für alle sieben Bände, das bei der früheren Angabe fehlte.

\+

Richard Dehmel hat aus seinen vier älteren Gedichtbänden eine kleine Auswahl zu einem handlichen kleinen Buche zusammengestellt („Ausgewählte Gedichte“, Berlin, Schuster & Loeffler. 12°. 154 S.) und einige bisher noch nicht erschienene Gedichte hinzugefügt. Der hübsche graue Pappband mit hellrotem Titelaufdruck ist seiner Handlichkeit und Billigkeit wegen (Preis M. 1,—) wohl geeignet, den Dichter nun auch weiteren Kreisen des deutschen Publikums bekannt zu machen.

Theodor Fontanes letzter großer Roman „Der Stechlin“ erscheint in diesen Wochen bereits in 9. Auflage. Das Buch erschien zuerst, fast gleichzeitig mit dem Tode des Dichters, im September 1898. — Von Georg Frhr. v. Ompteda s Adelsromanen hat „Sylvester von Geyer“ jetzt die siebente, der erst vor zwei Jahren erschienene „Eysen“ die 8. Auflage erreicht. — Zwei Novitäten des letzten Winters haben ähnliche Verbreitungserfolge zu verzeichnen: „Das tägliche Brot“ von Clara Viebig erschien soeben in fünfter, Karl v. Perfalls Roman „Der schöne Wahn“ in 4. Auflage.

Nachrichten

Preiserteilung. Bei dem Preisausschreiben, das die Theaterzeitschrift „Bühne und Welt“ vor einiger Zeit für einaktige Dramen ergehen ließ, erhielt den ersten Preis (500 M.) die Schriftstellerin und Lehrerin Helene Hirsch in Brünn für das Schauspiel „Ein Auserwählter“, den zweiten (300 M.) der Schauspieler und Regisseur Robert Wach in Plauen („Ein Sonnenstrahl“), den dritten die Schriftstellerin Anna Schwabe in Wien („Der gute Tag“). Mit Auszeichnung erwähnt und zur Aufführung empfohlen wurden außerdem die eingesandten Arbeiten von Margarethe Haß in Budapest („Die Tochter“), Chefredakteur Dr. Paul Harms in Mannheim („Am Abend“) und das zur Zeit Dürers spielende Versstückchen „Die Meisterschüssel“ von Dr. Wilhelm Henzen in Leipzig. Besonders bemerkt wurde, daß sich unter den insgesamt 632(!) eingereichten Manuskripten gar keine Lustspiele befanden, obwohl solche von dem Wettbewerb keineswegs ausgeschlossen waren.

* *

Allerlei. Richard Dehmel, der vor kurzem von Heidelberg nach Blankenese bei Hamburg übergesiedelt ist, hat sich mit Frl. J. Coblenz vermählt. — Am 13. November verstarb in Heidelberg im Alter von 65 Jahren der Verlagsbuchhändler Carl Winter. — Die göttinger Gesellschaft der Wissenschaften beging am 8. und 9. November die Feier ihres 150jährigen Bestehens. — Der hundertste Geburtstag Victor Hugos (26. Februar 1902) wird in Frankreich offiziell gefeiert werden. — Eine vollständige und authentische Ausgabe der Werke Leo Tolstois in französischer Sprache wird im nächsten Jahre bei P. V. Stock zu erscheinen beginnen. — In Moskau wird demnächst ein Dostojewski-Museum eröffnet werden, das alle Manuskripte des Dichters, die Ausgaben seiner Werke in allen Sprachen, eine Sammlung seiner Möbel u. a. enthalten wird.

Vortragschronik.

Dresden. „Natur und Dichtung.“ Von Wilhelm Bölsche (Dresd. Anz. 287). 14. Okt.

— „Gobineau.“ Von Karl Gjellerup (Dresd. Anz. 302). 28. Okt.

Gera. „Der historische Don Carlos und Schillers Carlos-Drama.“ Von Prof. Dr. Albert Köster (Geraer Zeitung 253). 21. Okt.

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Arnold, H. Zwei Affen u. a. Nov. Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 272 S. M. 3,— (4,20).

Asenijeff, Elsa. Unschuld. Ein modernes Mädchenbuch. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 135 S. M. 2,50.

Behrend, E. Silberblick. Novellen. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anst. 245 S. M. 4,— (5,—).

Eckstein, Ernst. Der Pfarrer v. Alsberg. Roman. Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 246 S. M. 3,— (4,20).

Egidy, Emmy v. Ilse Bleibers. Roman. Dresden, E. Pierson. 339 S. M. 3,— (4,—).

Frenssen, G. Jörn Uhl. Roman. Berlin, G. Grote. 535 S. M. 4,— (5,—).

Friedrich, F. Der Dämon des Spiels. Roman. 267 S. M. 3,— (4,—). — Der Geheimnisvolle. Roman. 352 S. M. 4,— (5,—). — Ueber Klippen. Ein Hochlandsroman. 170 S. M. 3,— (4,—). Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

Heer, J. C. Felix Notvest. Roman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 385 S. M. 3,50.

Hillern, Wilhelmine v., geb. Birch. Der Gewaltigste. Roman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 402 S. M. 3,50.

Lehren, [illegible] (W. Willibald). Rheinische Lieder. Novellen u. Bilder. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anst. 187 S. M. 3,— (4,—).

Keyser, St. Leitsterne. Novellen. Leipzig, Ernst Keils Nachf. 210 S. M. 2,— (3,—).

Kubel, L. Winzenburg. Roman a. d. Zeit der großen hildesheimer Stiftsfehde. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 2 Bde. 380 u. 400 S. M. 6,— (8,—).

Loy, A. v. Neue Novellen und Märchen. Berlin, Franz Grunert. 251 S. M. 3,50 (4,50).

Ludolff, M. Das Kind des Vagabunden. Novelle. Bonn, P. Hauptmann. 363 S. mit Bildn. M. 3,— (4,—).

Meinhardt, A. Catarina. Das Leben einer Färberstochter. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anst. 267 S. M. 4,— (5,—).

Meichwitz, H. Auf schmalem Pfad. Roman. Dresden, E. Pierson. 225 S. M. 2,50 (3,50).

Niemann, A. Liebesquadrille. Ein Roman a. d. Weltstadt. Illustr. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. gr. 8°. 191 S. M. 1,— 1,50).

Oertzen, E. v. (geb. v. Thadden). Entenrike u. a. hinterpommersche Geschichten. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 267 S. M. 2,— (3,—).

Oertzen, M. v. Auf der grünen Gotteserde. Roman a. d. 16. Jahrh. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. 251 S. M. 3,— (4,—).

Ottmer, F. Schweigen. Erz. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anst. 156 S. M. 2,50 (3,50).

Perfall, A. Frhr. v. Aus Berg und Thal. Jagdgeschichten. Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 185 S. M. 2,40 (3,60).

Perfall, A. Frhr. v. Die Malschule. Nov. (Kl. Bibl. Langen. 46. Bd.). München, Alb. Langen. 109 S. M. 1,— (2,—).

Rohran, Paul. Kampf ums Glück. Roman. Leipzig, Ernst Keils Nachf. 340 S. M. 3,— (4,—).

Rosegger, Peter. Sonnenschein. Leipzig, L. Staackmann. 460 S. M. 4,— (5,—).

Rosen, F. Svante Ohlsen. Roman. Dresden, E. Pierson. 322 S. M. 3,50 (4,50).

Rümly, P. Die Nonnenmühle. Roman. Dresden, E. Pierson. 368 S. M. 5,— (6,—).

Schlicht, Frhr. v. Der geplagte Rittmeister u. a. Militär-Humoresken. 80 S. M. —,50. — Vielliebchen u. a. Militär-Humoresken. 132 S. M. 1,—. Berlin, Otto Janke.

Schmitthenner, Adolf. Neue Novellen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 439 S. Geb. M. 6,—.

Treu, E. L. Griebel). Reiner Klang. Erzählungen. Leipzig, Ernst Keils Nachf. 340 S. M. 3,— (4,—).

Villinger, Hermine. Binchen Bimber. Eine Geschichte. Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 359 S. M. 4,— (5,—).

Weitlich, Luise. Im Teufelsmoor. Erz. Leipzig, Ernst Keils Nachf. 179 S. M. 2,— (3,—).

Wolf, F. Der Dombaumeister von Freiburg. Erz. a. d. 13. Jahrh. Lahr, Moritz Schauenburg. 12°. 360 S. M. 3,—.

Barclay, J. Euphormio. Satirischer Roman. A. d. Lat. von G. Waltz. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. XVIII, 605 S. mit Bildn. M. 4,—.

Bandity, Sophus. Absaloms Brunnen. Erz. Ueberf. von M. Mann. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 419 S. Geb. M. 6,—.

Geisel, A. Ein Dämon. Roman nach dem Engl. Mannheim, J. Bensheimer. 255 S. M. 3,50.

Gorki, Maxim. Drei Menschen. Roman a. d. Ruff. von A. Scholz. Berlin, Bruno Cassirer. 543 S. mit Bildn. M. 4,50 (5,50).

Hamsun, Knut. Die Stimme des Lebens u. a. Nov. (Kl. Bibl. Langen. 45. Bd.) München, Albert Langen. 143 S. M. 1,— (2,—).

Lefueur, D. Slavische Leidenschaft. Roman. A. d. Franz. von R. Rümelin. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Bde. M. 1,— (1,50).

b) Lyrisches und Episches.

Bethge, Hans. Die Feste der Jugend. Ein Gedichtbuch. Mit Zeichngn. von J. M. Olbrich u. e. Bildn. Berlin, Schuster & Loeffler. 4°. 179 S. M. 3,— (4,—).

Dehmel, Richard. Ausgew. Gedichte. Mit dem Bilde des Dichters von P. Behrens. Berlin, Schuster & Loeffler. gr. 16°. 154 S. Kart. M. 1,—.

Ebhardt, M. Stromschnellen. Gedichte. Wiesbaden, Heinrich Staadt. 72 S. M. 1,80 (2,50).

Eck, Miriam. Herbst. Gedichte. Berlin, Schuster & Loeffler. 120 S. M. 2,— (3,—).

Forbes-Mosse, J. Mezzavoce. Gedichte. Berlin, Schuster & Loeffler. gr. 8°. 144 S. Geb. M. 4,—.

Grube, Max. Im Bann der Bühne. Gedichte eines Schauspielers. Dresden, Carl Reißner. 188 S. mit Bildn. M. 3,— (4,—).

Herbert, M. Einkehr. Neue Gedichte. Stuttgart, Jos. Roth. 12°. 191 S. M. 2,20 (3,—).

Kallusky, M. Harzfahrt. Dichtung. Belzig, B. Winklers Selbstverl. 51 S. Geb. M. 1,20.

Liliencrons Gedichte. Auswahl f. d. Jugend. Berlin, Schuster & Loeffler. 76 S. Geb. M. —,75.

Schadek, M. Fort nachanand! Gedichte in niederösterr. Mundart. Wien, Carl Konegen. 96 S. M. 1,20.

Vorwerk, Dietrich. Maria Magdalena. Die Geschichte einer Sünderin a. d. Zeit Christi. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. gr. 8°. 324 S. M. 5,—.

c) Dramatisches.

Arndt, R. Brüderchen und Schwesterchen. Drama. Dresden, E. Pierson. 45 S. M. 1,—.

Bischoff, A. D'Herre Docter. Komedie in elsäss. Mundart. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 29 S. M. —,80.

Borngräber, Otto. Das neue Jahrhundert. Giordano Bruno. Tragödie. Mit Vorw. von Ernst Haeckel. 2. veränd. Aufl. Leipzig, Eugen Diederichs. 131 S. M. 2,— (3,—).

Ernst, Otto. Die große Sünde. Drama. (Neubearbeitg.) Leipzig, L. Staackmann. 133 S. M. 2,— (3,—).

Katsch, H. Die Kollegin. Schauspiel. Berlin, W. Spemann. gr. 8°. 363 S. M. 2,40.

Kriloff, V. u. S. K. Litwin. Söhne Israels. Drama. A. d. Ruff. (Verbotene Bühnenwerke. Herausg. von A. Müller-Guttenbrunn. 1. Stück.) Wien, Fr. Schalk. 96 S. M. 1,25.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Creizenach, Wilhelm. Geschichte des neueren Dramas. 2. Bd. Renaissance u. Reformation. 1. Tl. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. XIV, 532 S. M. 14,—.

Fischart, J. Das glückhafte Schiff von Zürich. 1577. Herausg. von G. Baesecke (Neudrucke deutscher Litt.-Werke des 16. u. 17. Jahrh. Nr. 182). Halle, Max Niemeyr. XXV, 60 S. M. —,60.

Gräf, H. G. Goethe über seine Dichtungen. 1. Tl.: Die epischen Dichtungen. 2. Bd. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. gr. 8°. S. 493—1189.

Heidrich, O. Nicholas Breton. Sein Leben u. s. Gedichte. Diss. Leipzig, Dr. Seele & Co. gr. 8°. 99 S. M. 1,50.

Klöpper, C. Shakspere-Realien. Alt-Englands Kulturleben im Spiegel von Shakperes Dichtungen. Dresden, Gerhard Kühtmann. 182 S. M. 4,— (5,—).

Mojapp, Herm. Charlotte v. Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. 2. verm. Aufl. Stuttgart, Max Kielmann. gr. 8°. 267 S. mit 2 Lichtdr.-Bildern u. 21 Textbild. M. 4,— (5,—).

Preime, A. Die Frau in den altfranzösischen Schwänken. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters. Cassel, Th. G. Fisher & Co. gr. 8°. 171 S. M. 2,—.

Schlaikjer, Erich. Berliner Kämpfe. Gesammelte litterar. Aufsätze. Schoeneberg-Berlin, Buchverlag der „Hilfe". gr. 8°. 165 S. M. 2,—.

Schoof, W. Die deutsche Dichtung in Hessen. Studien zu einer hessischen Litteraturgeschichte. Marburg, N. G. Elwert. 262 S. M. 2,50 (3,60).

Silesius, Angelus. Heilige Seelenlust od. geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche. 1657. Herausg. von G. Ellinger (Neudrucke deutscher Litt.-Werke des 16. u. 17. Jahrh. Nr. 177—181). Halle, Max Niemeyer. XXXVII, 312 S. M. 3,—.

Stiehl, C. Geschichte des Theaters in Lübeck. Lübeck, Gebr. Borchers. gr. 8°. 244 S. M. 4,50 (5,50).

Weber, L. Die religiöse Entwicklung der Menschheit im Spiegel der Weltlitteratur. Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern. Gütersloh, C. Bertelsmann. gr. 8°. 555 S. M. 6,— (7,—).

Ehrhard, August. Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. Deutsche Ausgabe von Moritz Necker. München, C. H. Beck. 531 S. mit Porträts u. Fcsms. M. 6,50 (7,50).

c) Verschiedenes.

Barth, A. Friedrich Nietzsche. Berlin, Hugo Schildberger. gr. 8°. 20 S. M. —,50.

Chamberlain, H. St. Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 3. Aufl. Vorwort u. Nachträge. München, Verlagsanst. F. Bruckmann A.-G. gr. 8°. 40 S. M. 1,—.

Cremer, H. Das Wesen des Christentums. Gütersloh, C. Bertelsmann. gr. 8°. 234 S. M. 3.— (3.60).

Drews, Arthur. Eduard v. Hartmanns philosophisches System im Grundriß. Mit e. biogr. Einleitg. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. XXIII, 851 S. mit Bildn. M. 16.— (18.—).

Driesmans, Heinrich. Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung. Die Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. 2. Tl. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 208 S. M. 4.— (5.—).

Eyth, M. Der Kampf um die Cheopspyramide. Eine Geschichte u. Geschichten a. d. Leben e. Ingenieurs. Heidelberg, Carl Winter. 2 Bde. 441 u. 440 S. M. 6.— (8.—).

Fischer, Kuno. Hegels Leben, Werke und Lehre. (Geschichte der neueren Philosophie. 8. Bd.) 2 Tle. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. XX. XV. 1192 S. mit d. Bildn. d. Verf. M. 30— (34,—).

Friedrichs, Kaiser, Tagebücher über die Kriege 1866 u. 1870/71, sowie über seine Reisen nach dem Morgenlande und nach Spanien. Herausg. von M. v. Poschinger. Jena, Herm. Costenoble. gr. 8°. 192 S. M. 2.— (3.—).

Gaudy, F. Frhr. Ausgew. Werke in 3 Bdn. Mit Portr., e. Biogr. u. Charakteristik Gaudys von K. Siegen. Leipzig, Max Hesse. Geb. M. 1.50; feine Ausg. M. 2.—; Luxus-Ausg. M. 3.—.

Goethes sämtliche Werke. Vollst. Ausg. in 44 Bdn. Mit Einl. von Ludwig Geiger. Mit 2 Bildn., e. Gedicht in Fcsm. u. e. Registerbde. Leipzig, Max Hesse. M. 12.—; geb. in 12 Leinw.-Bde. M. 20.—; feine Ausg. M. 30.—; Luxus-Ausg. M. 38.—.

Haeckel, Ernst. Aus Insulinde. Malayische Reisebriefe. Mit 72 Abb., 4 Karten u. s. w. Bonn, Emil Strauß. gr. 8. 260 S. M. 9.— (10.—).

Hoftheater, das dresdner, in der Gegenwart. Biographieen u. Charakteristiken. Neu herausg. von B. Wildberg. Dresden, E. Pierson. 270 S. mit 112 Portr. M. 4.— (5.—).

Krauß, A. Moltke, Benedek und Napoleon. Wien, L. W. Seidel & Sohn. gr. 8°. 132 S. mit 12 Beilagen. M. 4,—.

Kürschners Jahrbuch 1902. Kalender, Werk- und Nachschlagebuch für jedermann. Berlin, H. Hillger. XIX S. u. 916 Sp. mit Abb. M. 1.— (1.50).

Lassalle, Ferd. Briefe an Karl Marx und Friedr. Engels (1849—1862). Stuttgart, J. H. W. Dietz. gr. 8°. XVI, 367 S. M. 5.— (6.50).

Liebermann, Max. Josef Israels. Kritische Studie. (Aus: Zeitschr. f. bild. Kunst.) Berlin, Bruno Cassirer. gr. 8°. 21 S. mit 1 Radierg. u. 13 Abb. M. 2,—.

Lieber Simplicissimus. 100 Anekdoten. Neue Folge. (Kl. Bibl. Langen. 44. Bd.) München, Alb. Langen. 12°. 128 S. M. 1.— (2.—).

Lülmann, C. Das Bild des Christentums bei den großen deutschen Idealisten. Beitr. zur Gesch. des Christentums. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. gr. 8°. 229 S. M. 4.80.

Marshall, W. Zoologische Plaudereien. 2. Reihe. 4. Sammlg. der Plaudereien u. Vorträge. Leipzig, A. Twietmeyer. gr. 8°. 243 S. mit Zeichngn. von Eyold, E. de Maes u. a. M. 4,— (5.—).

Mauthner, Fritz. Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 2. Bd. Zur Sprachwissenschaft. Stuttgart, J. G. Cottasche. Buchh. Nachf., G. m. b. H. gr. 8°. 735 S. M. 14.— (16.—).

Moltke in seinen Briefen. Mit e. Lebens- u. Charakterbilde des Verewigten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 2 Tle. in 1 Bde. gr. 8°. 293 u. 277 S. mit Bild., Abb. u. s. w. M. 5.— (6.—).

Müller, F. M. Aus meinem Leben. Fragmente zu einer Selbstbiogr. Ueberz. v. H. Groiche. Gotha, F. A. Perthes. gr. 8°. 261 S. M. 5.— (6.50).

Munzinger, L. Die Entwicklung des Inseratenwesens in den deutschen Zeitungen. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. 90 S. M. 2.40.

Novalis sämtliche Werke (4. Bd.) Ergänzungs-Bd., auf Grund des litt. Nachlasses herausg. von Bruno Wille. Leipzig, Eugen Diederichs. 426 S. M. 2.50 (3.50).

Oberndorff, Carl Graf. Erinnerungen einer Urgroßmutter (Katharina Freifrau v. Bechtolsheim). Mit Originalbriefen von Goethe, Wieland, Herder, Kaiserin Katharina II. u. m. a. Berlin, F. Fontane & Co. gr. 8°. 474 S. mit 12 Illustr. u. 6 Fcsm.-Beil. M. 12.— (15,—).

Rachfahl, F. Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV und die berliner Märzrevolution. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. 319 S. M. 7.—.

Ratzel, F. Die Erde und das Leben. Eine vergleich. Erdkunde. 1. Bd. Leipzig, Bibliogr. Institut. Lex.-8°. XIV, 706 S. mit 264 Abb. u. Karten im Text, 9 Kartenbeil. u. s. w. Geb. M. 17.—.

Reclams Universal-Bibliothek. 4231. Sailer, S. Ausgew. Possen in schwäb. Mundart. Herausg. v. R. Greinz. — 4232—4235. Blüthgen, V. Aus gärender Zeit. Roman. — 4236. Verdi, G. Amelia od. e. Maskenball. Oper. Dichtung v. A. Somma u. F. M. Piave. — 4237. Pannier, K. Die Reichsgesetze üb. das Verlags- u. Urheberrecht vom 19. VI. 1901, Textausg. — 4238. Musiker-Biographien. 23. Bd. Voß, B. Vincenzo Bellini. — 4239. Shakspere, W. Die Komödie der Irrungen. Lustspiel. F. die deutsche Bühne bearb. v. C. F. Wittmann. — 4240. Reichenbach, M. v. (M. Gräfin Bethusy-Huc.) — Oberschlesische Dorfgeschichten. Novellen. — 4241/42. Tschudi, C.: Elisabeth, Kaiserin v. Oesterreich u. Königin v. Ungarn. A. d. Norweg. — 4243. Moser, G. v.: Der Nimrod. Lustspiel. — 4244/45. Loti, P.: Die Islandfischer. — 4246. Malkow, A. N.: Gedichte. Verdeutschung von F. Fiedler. Mit Bildn. — 4247. Dichter-Biographieen. 7. Bd.: Gottschall, R. v.: Christian Dietrich Grabbe. Mit Bildn. — 4249/50. Roberts, A. Baron v.: Um den Namen. Roman.

Schur, E. Paraphrasen über das Werk Melchior Lechters. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 39 S. M. 2.—.

Steiner, R. Die Mystik im Aufgange des neuzeitlichen Geisteslebens und ihr Verhältnis zu modernen Weltanschauungen. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. gr. 8°. 118 S. M. 2.—.

Steinmann, E. Die sixtinische Kapelle. 1. Bd. Bau und Schmuck der Kapelle unter Sixtus V. München, Verlags-Anst. F. Bruckmann A.-G. gr. 4°. XIX, 710 S. mit 260 Abb. Nebst Taf.-Mappe. Geb. M. 100.—.

Türmer-Jahrbuch. Herausg. v. J. E. Frhr. v. Grotthuß. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. gr. 8°. 444 S. mit Abb. u. 10 Taf. Geb. M. 6.—.

Vormeng, K. Aus der Mappe eines alten Arztes. Berliner Skizzen. Berlin, Borstell & Reimarus. 309 S. M. 3.— (4.—).

Challemel-Lacour. Studien u. Betrachtungen eines Pessimisten. Ueberz. v. M. Blaustein. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 259 S. M. 6.— (7.50).

Antworten.

Neue Abonnentin in Frankfurt a. O. Anonyme Anfragen beantworten wir nicht.

Herrn **G. K.** in Charlottenburg. Ihre Zuschrift ist leider nach Form und Umfang zum Abdruck nicht geeignet. Wenn Sie sich übrigens darüber aufhalten, daß große berliner Tageszeitungen über einen „öden" Kontraktstreit zweier Ueberbrettl-Größen erst wochenlang Notizen und Erklärungen und schließlich eine spaltenlange Gerichtsverhandlung abdrucken, so bekunden Sie damit eine belächelnswerte Verständnislosigkeit für die Kulturaufgaben unserer Tagespresse. Woher sollten denn die Leser alle Einzelheiten solcher zeitgeschichtlichen Vorgänge erfahren, wenn nicht durch ihre Zeitung? Ist der Kampf ums Recht nicht immer ein ideales Ziel, ob es sich nun dabei um Michael Kohlhaas handelt oder um die Buren oder um Oscar Straus? Ist es Ihnen am Ende gar gleichgiltig, ob Herr Straus und Frl. Bradsky am „Bunten Brettl" oder am „Bunten Theater" auftreten?! Sie scheinen im Monde zu leben, wenn Sie von der tiefgehenden Erregung, in der man weit über Berlin hinaus durch diese Angelegenheit gehalten wurde, nichts bemerkt haben. Solche Regungen der Volksseele zu belauschen, muß man allerdings das nötige Organ besitzen, und das ist nicht jedem gegeben.

Herrn **W. B.** in Heidelberg. Das kleine Versehen wurde bereits im vorigen Heft auf der letzten Spalte richtiggestellt; nochmals eingehender darauf zurückzukommen, fehlt uns leider der Raum.

Herrn **W. B.** in Hamburg. Wir bedauern, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können, da die von Ihnen beanspruchte Rubrik nur Werke von allgemeinem litterarischem Interesse, nicht jede beliebige belletristische Novität registriert.

Für die Mitarbeiter. Wir schließen die Redaktion für Heft 7 am 14. Dezember, für Heft 8 am 28. Dezember, für Heft 9 am 17. Januar, für Heft 10 am 1. Februar, für Heft 11 am 15. Februar, für Heft 12 am 1. März.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Charlottenburg; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Verlag Eugen Diederichs in Leipzig.

Weihnachtsnovitäten.

Tolstoi, Leo. Gesammelte Novellen, 4 Bde.
Jeder Band einzeln à M. 3,— geb.

Blaue Blume, Die, Eine Anthologie romantischer Lyrik. Hrsg. von Fr. von Oppeln-Bronikowski und Ludwig Jacobowski. Geb. Mk. 6.
M. Maeterlinck. Diese blaue Blume ist das Köstlichste und Notwendigste, was ich kenne.

Bölsche, W., Die Mittagsgöttin. Ein Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart. 2 Bde. 2. Auflage.
Deutsche Rundschau. Mit starker Phantasie ist ein buntes Stück Leben und Welt beschaut.

Droste-Hülshoff, A. v., Gedichte. In Auswahl von W. von Scholz. Auf Büttenpapier. Geb. Mk. 5.
Kunstwart. Wilhelm von Scholz hat eine verständnis- und liebevolle Auswahl herausgegeben.

Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe. Herausgegeben von Adolf Bartels. 2 Bde. Geb. Mk. 7.50
Eine Liebhaberausgabe im Charakter der Drucke vom Anfange dieses Jahrhunderts zu billigem Preise.

ENGADIN EXPRESS

(deutsch, französisch und italienisch)

&

ALPINE POST

(englisch)

VEREINIGT

Das vornehmste, verbreitetste u. schönst ausgestattete Fremdenblatt
Organ für die Interessen
des Fremdenverkehrs und Sprechsaal des alpinen Sommer- u. Wintersports
Probenummern auf Verlangen kostenfrei.
Verlag der Engadin Press Co., Samaden.

Alexander Weigls
Unternehmen für Zeitungsausschnitte

„Observer"

Wien, IX. Türkenstrasse Nr. 17,

liest alle hervorrag. Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer u. ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel u. Notizen (Zeitungsausschnitte) über beliebige Themen.
Prospekte gratis und franko.

In allen Buchhandlungen ist erhältlich:

Fritz Lienhard

Neue Ideale
Gesammelte Aufsätze
Subskriptionspreis falls jetzt bestellt
geh. M. 2.50 (später M. 4.—), geb. M. 3.50 (später M. 5.—)

Die Vorherrschaft Berlins
Litterarische Anregungen
geh. 50 Pf., geb. M. 1.50

Prospekte über Lienhards dichterische Werke verschickt kostenfrei der Verleger: **Georg Heinrich Meyer,** Berlin SW. 46.

DIE UMSCHAU

BERICHTET ÜBER DIE FORTSCHRITTE UND BEWEGUNGEN DER WISSENSCHAFT, TECHNIK, LITTERATUR UND KUNST IN PACKENDEN AUFSÄTZEN.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

„Die Umschau" zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Prospekt gratis durch jede Buchhandlung, sowie den Verlag
H. Bechhold, Frankfurt a. M., Neue Kräme 19/21.

Soeben erschien:

Tini Rupprecht

Artiste-peintre de Munich
Essai de psychologie esthétique par le COMTE DE LATEMAR.

64 Seiten 4° mit 19 Tafeln ausserhalb des Textes, wovon 2 in Photogravure, und mit vielen Abbildungen im Text.

Preis 8 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, die Expedition der **„Monatsberichte über Kunstwissenschaft", München, Schönfeldstr. 13,** sowie durch den Verleger

HUGO HELBING, MÜNCHEN,
Liebigstrasse 21.

Nur in 600 nummerierten Exemplaren gedruckt.

Das litterarische Echo

♥♥♥♥♥♥♥ Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde ♥♥♥♥♥♥♥

Herausgeber	Vierter Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Stklinger	Heft 6	F. Fontane & Co.
Berlin W. 50, Schaperstr. 37	Dezember 1901	Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VIa, 11600		Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.

Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag

Komponierbare Gedichte.

Von **Wilhelm Mauke** (München)

(Nachdruck verboten.)

Das Wort ist die Brücke, auf der die Musik aus den vagen Regionen des Gefühls und der willkürlichen Phantasie hinüberschreitet in die fest umgrenzten Bezirke der Welt des Verstandes. Die Doppelnatur des Tons, als einer sinnlichen Klangerscheinung mit geistiger Wirkung, kommt am reinsten in seiner Verbindung mit dem dichterischen Worte, in der musikalischen Lyrik zum Ausdruck. Am reinsten, am persönlichsten und am intimsten. Die vollendete Durchdringung und gegenseitige innigste Verbindung von Wort und Ton im Lied birgt für den fein empfindenden Musikhörer Genüsse, wohl nicht von der elementaren Kraft einer dramatischen Erschütterung, doch von einer nachhaltigeren seelischen Potenz in sich. Die Wirkung wird künstlerisch dann am reinsten sein, wenn Musik und Gedicht, schon als Einzelelement betrachtet, von hoher musikalischer und poetischer Schönheit, in ihrer Amalgamierung als „lyrischer Kontrapunkt der Künste" ein einziges untrennbares Ganze bilden, aus dessen einheitlicher Gesamtstimmung nicht mehr zu erkennen ist, wie der Dichter dem Musiker das begriffliche Wort gab und wie der Musiker das nackte Wort durch den Ton beseelte.

Als Emanation eines einheitlichen Gefühls soll sich uns das musikalische Lied darstellen. Und so wäre das Ideal, wenn wir lauter „Meistersinger" nach „Davids" Rezept hätten. Doch selten gab die gütige Natur doppeltes Musengeschenk, und der „Dichter, der aus eigenem Fleiße zu Wort und Reimen, die er erfand, aus Tönen auch fügt eine neue Weise", er bleibt eine Sehnsucht, die auf dem Gebiete des Dramas wohl bisweilen ihre mehr oder minder vollkommene Erfüllung fand, aber fast nie im Bereiche der musikalischen Lyrik. Unsere großen Liederkomponisten von Schubert bis Hugo Wolf, sie sangen — den einzigen Cornelius ausgenommen — ihre herrlichen Weisen nach fremdem Wort und Reim.

Worin bestand nun der Reiz, den dieses und jenes Gedicht auf das musikalische Empfinden ausübte und der seine Auslösung durch eine Nachdichtung fand, die durch das Mittel des Tons die Stimmung des Gedichtes zum höchsten Ausdruck steigerte? Welche Eigenschaften muß ein Gedicht überhaupt besitzen, um zur Vertonung geeignet zu sein?

Ohne die Antwort auf diese Frage in starke Schulregeln zu zwängen und ihr nach Professoren-Manier mit den berühmten „ästhetischen Gesetzen" auf den Leib zu rücken, die stets den noch nie gefundenen absoluten Maßstab des Schönen in der Kunst zur Voraussetzung haben, lassen sich im allgemeinen doch wohl folgende Sätze verteidigen. Das Gedicht, das von einer starken, einheitlichen Stimmung getragen wird, in dem ein rein menschliches konzentriertes Gefühl, ein seelischer Vorgang in möglichst abstrakten Worten, dabei aber in sinnfälliger, direkt assoziativ wirkender Plastik zum künstlerischen Ausdruck gebracht ist, verlangt am stärksten nach musikalischer Ergänzung. Das Gedicht, das des starken lyrischen Gefühls ermangelt, das durch Verstandesreflexionen den Impuls ersetzt, das Gedicht, das irgend eine moralisierende oder belehrende, patriotische oder nationale Tendenz zur Schau trägt, wird niemals unmittelbar den Reiz des Nachdichtens in Tönen auf den Komponisten ausüben und deshalb nur durch künstliche Mittel als musikalisches Lied „hergestellt" werden können. Also die Poesie der Innerlichkeit und der reinmenschlichen Gefühle, die Liebeslyrik, die Naturpoesie und die Seelenstimmung verlangt aus sich selbst nach ihrer Ergänzung im Tonbild.

Für ungeeignet zu einer Ehe mit der Tonkunst, genauer mit der Tonkunst, die mit dem Mittel des vornehmsten geistigen Ausdrucks und mit der Gabe des innerlichen Schauens und Erkennens den poetischen Gehalt eines Gedichts restlos ausschöpfen soll, halte ich alle sentimentale Blaublümchen- und gotische Butzenscheiben-Lyrik, alle reflektierende Gedankenlyrik und alle irgendwie dogmatisch stilisierte

Tendenzdichtung, auch alle mehr oder minder groben Humoristica in Versen. Ungeeignet, weil entweder aus stofflichen Gründen unwürdig oder aus sprachlich-formellen Gründen unmöglich zur Verschwisterung mit den esoterischen Elementen der idealen Mystik, die die Musik uns stets enthüllt.

Goethe, Heine, Eichendorff werden beispielsweise den Musiker mehr anregen als Klopstock oder Hölderlin. Evers und Weigand mehr als Henckell und Holz. Hier dionysische Freude am Sein, Naturgefühl, Sinnlichkeit, ohne den Umweg über den Verstand, Sonnenliebe, Volkstümlichkeit und romantische Naivität des Empfindens, vornehmlich plastische Gegenständlichkeit in Form und Ausdruck. Dort verstandesmäßiges Aufklärungsbedürfnis, kalte Ironie, moralisierende Tendenz und gottbrünstige Mystik. Hier ganz Gefühl, Phantasie, Stimmung, dort ganz Idee, Vernunft und Reflexion.

Die erzählende Dichtung, die epische Ballade tragischen und romantischen Charakters ist selten unmittelbar zur Komposition geeignet. Und selbst Löwe und Plüddemann, die Väter der musikalischen Ballade, können uns in ihren besten Schöpfungen auf diesem Gebiete nur Hochachtung vor ihrer vielgestaltigen Phantasie als Tonmaler beibringen, während das Problem der musikalischen Zustandsschilderung ohne Verdeutlichung durch die Szene in dieser „lyrischen Programmmusik" nach wie vor ungelöst bleibt. Und untersuchen wir, was uns in Plüddemanns „Taucher" oder „Die Bürgschaft" oder in Carl Löwes „Zauberlehrling" fesselt, so ist es nie das musikalische Gesamtbild, denn dies kann, dem rhapsodischen Wesen der Ballade entsprechend, eigentlich nie die innere Einheit der Stimmung aufweisen, sondern es ist die geistvolle Emanzipation des Details in der tonmalerischen Episodenkunst.

Die modernen Liederkomponisten seit Schubert erkennen vor allem der Liebeslyrik eine bevorrechtigte Stelle in ihrem Herzen zu, ohne so einseitig zu sein und nur die seruelle Saite auf der Gefühlsleier zu zupfen. Die schönsten und tiefsten Offenbarungen Alexander Ritters und Hugo Wolfs sind gerade nicht erotischer Natur. Aus dieser Bevorzugung erotischer Gedichte den Musikern einen Vorwurf zu machen, wie dies gewisse maßvolle Apolliniker des öfteren gethan, ist mir unverständlich. Gaben seit Anakreons Zeiten die Dichter nicht ihr Schönstes, wenn sie schwärmend die Wonnen und Schmerzen der Liebe besangen? Wurde die Liebe nicht zur Schwinge ihrer Seele, die sie aufsliegen ließ in selige Gefilde? Und der Musiker sollte auf seinem „Flügel" nicht Gefährte des dithyrambischen Hochflugs sein! Wem die musikalische Erotik Mißbehagen erregt, — die Zahl dieser Muckerseelen und Adepten für eine „lex Heinze" im Konzertsaal ist gar nicht klein — der muß folgerichtig auch die Liebeslyrik in der Litteratur verpönen. Beides ist untrennbar. Man kann nicht die gesprochene Musik dieser Liebesgedichte insgeheim bewundern nnd das gesungene Wort öffentlich verpönen. Aber freilich den geheimbrünstig Prüden ist die Liebe Gelbels in der „Süßmandelweis'", die sozusagen chemisch gereinigte Liebe, offiziell lieber als die saft- und kraftstrotzende, in Sinnlichkeit schöne, alles verlangende, das letzte gebende Liebe etwa eines Lilieneron oder Dehmel. Und da nun trotz mancher morgenroten Hoffnung zum Bessern unsere Liederkomponisten entweder aus mangelndem Besserwissen oder aus angeborenem litterarischem Stumpfsinn in lyricis gewöhnlich ausgetretene breite Heerstraßen wallen, so werden weit mehr schlechte Gedichte komponiert als gute. Wie viel respektable Vertreter haben nicht allein die süßlichen Minnesäusler Julius Wolff und Baumbach gefunden! Wie wenige bedeutende Lieder — sehen wir von Schubert und Wolf, teilweise auch Löwe ab — sind dagegen auf goethische Gedichte gesetzt worden.

Eine eigentümliche Ausnahme bildet Heine. Gedichte wie die „Lotosblume", „Mir träumte von einem Königskind", „Auf Flügeln des Gesanges" und andere Kronzeugen der heinischen Liebesmärtyrerschaft sind nicht dutzendmale, nein hundertmale komponiert worden. Die träumerische Empfindelei, die romantische Hypochondrie der heinischen Lyrik bewirkten, daß er ein Lieblingsobjekt für musik-geladene Gemüter wurde, aber leider nur zu oft komponierenden Dilettanten in die Hände fiel, die arg sentimentale Schmachtfetzen auf das Notenpapier schrieben. Nur genialen Tondichtern wie Schumann, Hugo Wolf konnte es gelingen, die starke Stimmung dieser Verse ganz zu verinnerlichen und restlos in Tönen auszuschöpfen.

Aehnlich ist es bei Goethe zu beobachten. Diesem Gewaltigen, in dessen Versen das Begriffliche sich stets in das Sinnliche auslöste, der schon deshalb dem Musiker den unmittelbarsten Impuls zur Komposition geben mußte, sind nur Kongeniale gewachsen. Von Papa Zelter bis Wendelin Weißheimer, mit und ohne geistige Auffassung, mit und ohne Mitsprache des Gefühls, mit veralteten und modernen Tonfiguren, nach dem Prinzip des Strophenliedes und nach dem des frei entwickelten deklamatorischen Gesangs, nach ästhetischen Schulgesetzen und mit dem genialen Raptus eines von der „fürchterlichen Intuition" besessenen Ichmenschen haben sie Goethe komponiert. Seine Balladen, seine westöstlichen Schenkenlieder, seine symbolischen Menschheitsgedichte wie „Ganymed", „Prometheus", „Schwager Kronos", „Grenzen der Menschheit" regten die stärksten Talente wiederholt an, die Lieder aus „Wilhelm Meister" und die Mehrzahl der „Geselligen Lieder" fanden Dutzende von Vertonern, und das goethische Liebeslied gar wurde und wird mißbraucht als Kompositionsübung musikbeflissener Jünglinge, die noch nicht recht wissen, wohin mit der Freud! Wie viel aber ist aus diesem musizierten Goethe in dem Ehrensaal des deutschen Kunstliedes dauernd aufzustellen? Nur die Goethe-Lieder Beethovens, Schuberts, Schumanns, Lifzts, Hugo Wolfs und vielleicht noch einzelnes von Peter Gast.

Eine schwache Komposition vermag dem „betroffenen" guten Gedicht nichts von seiner Schönheit zu nehmen. Wohl aber kann die Musik ein schlechtes Gedicht adeln, indem sie, wo nur die Spur einer Stimmung gegeben ist, diese voll ausschöpft und alles vorhandene Gefühl durch die Verinnerlichung im musikalischen Ausdruck konzentriert und verstärkt. Hier kommt Schubert wohl in erster Linie in Betracht. Wer würde heute noch von den Rellstab, Schmid von Lübeck, den Leitner, Mayerhofer und anderen Panegyrikern aus Franz Schuberts feucht-fröhlichem wiener Freundeskreise sprechen, hätte nicht des einzigen Liedersängers Muse den Stempel der Ewigkeit auf ihre gutgemeinten lyrischen Elaborate gedrückt.

Das beste nun wäre freilich, daß sich ein guter Dichter und ein guter Komponist zum intimen Bündnis der Seelen zusammenfände. Und die Zeit scheint dieses Postulat zu erfüllen. Unsere modernen Liedersänger setzen fast nur gute Gedichte in Töne. Sie sind nicht mehr einseitige Fachmenschen, sie haben von Wagner und Liszt gelernt, daß die Erkenntnis des Zusammenhangs der Künste und eine universale Bildung für den schaffenden Musiker gerade so unerläßlich ist wie für den Dichter und Schriftgelehrten. Sie haben mit innerer Anteilnahme die Revolution in der Litteratur miterlebt. Sie haben Stellung genommen zu unsern Größten im deutschen Dichterwald, sie greifen nicht mehr zur erstbesten Reimerei und können einen Mörike von einem Baumbach unterscheiden. Und das Resultat ist: der Entwicklung des deutschen Kunstliedes werden ungeahnte neue Bahnen angewiesen.

Welchen Einfluß das schlichte keusche Volkslied auf die Komponisten der verschiedenen Epochen genommen hat und wieso zum großen Unterschied von der stark wechselnden Physiognomie des Kunstliedes der musikalische Stil des Volksliedes unwandelbar bleibt, soll vielleicht später einmal hier dargelegt werden.

Neue englische Romane.

Von **Max Meyerfeld** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Vom Drama läßt sich weiter nichts berichten, als daß die Dramatiker fehlen. Die Bühne kann also nicht mehr in England „dem Körper und Geist der Zeit Form und Abdruck ihres Wesens zeigen", was ihr der Dänenprinz mit seinen hochgespannten Forderungen aufhalste. Es wäre Sache des Romans, diese hehre Aufgabe zu übernehmen, könnte einer naiv wähnen. Produzenten sind in Hülle und Fülle da; die Nachfrage läßt nichts zu wünschen übrig: hic salta! Wenn ich daraufhin die zehn Bücher ansehe, die ich von der überreichen Ernte des letzten halben Jahres hier der Erwähnung für wert halte, so muß ich bekennen, daß ich entweder meine Auswahl sehr schlecht getroffen oder daß mich die Romanschriftsteller völlig im Stich gelassen haben. Verzichtet man aber darauf, von der zeitgenössischen Dichtung die Fühlung mit der Gegenwart oder gar, daß sie ihr den Spiegel vorhalte, zu verlangen, dann wird man gegenüber der Vielseitigkeit, die sich schon in dieser kleinen Auslese verrät, nicht blind sein. Ein Teil dieser modernen Epen in Prosa entfernt sich doch von bloßer Unterhaltungslektüre, und ich durfte jüngst schon ein Kunstwerk ersten Ranges anzeigen: George Moores „Schwester Teresa"[1]).

Am ehesten hat vielleicht die Stimmung der Zeit in „The Mantle of Elijah"[2]) von Israel Zangwill ihren Niederschlag gefunden. Der düstere Ghettodichter hat sich damit auf das Glatteis der Politik hinausgewagt. Ein vom Zaun gebrochener Krieg gegen Novabarba bietet willkommene Gelegenheit, den Engländern allerlei Wahrheiten zu sagen. Etwa die folgende: „England braucht einen Krieg. Ein Weib kann es nicht fühlen, daß wir alle weibisch geworden sind. Wir stehen still, von litterarischer und künstlerischer Verderbnis angesteckt. Die nationale Stimmung braucht neue Zufuhr. Ein Krieg wird alle Klassen aufrütteln." Man muß verstehen, daß der Brite das „roh gewaltsam Handwerk" im Dienste einer Mission übt: „John Bull auf seiner Insel sieht niemals die Völker, die er unterdrückt, oder die Feldzüge, die er führt. Alles das tritt idealisiert, fast wie eine Kunst an ihn heran. Er glaubt allen Ernstes, daß er die Gerechtigkeit und die beste, nein die einzig mögliche Verfassung verbreitet. Daher bringt ein ungerechter Krieg ein ebenso großes moralisches Aufflammen hervor wie ein gerechter, gerade wie ein falsches Geldstück genau den Dienst eines echten thut, solange sich jeder nasführen läßt. Aber der verlegene Kontinent spricht vom treulosen Albion." Fürwahr, Zangwill könnte Bankettredner werden. Er besitzt die Weisheit und den Witz eines After-dinner-speaker. Dabei ist leider die Charakteristik seiner Personen zu kurz gekommen. Einige davon, wie der Friedensapostel Marshmont, der sich reinen Herzens dem Beginn eines ungerechten Krieges entgegenstemmt, oder der gewissenlose Streber Broser, der sich vom Handlanger zu einer führenden Stellung im Staatsleben emporarbeitet, scheinen zwar nach lebenden Modellen geformt: intuitiv erschaut sind sie aber nicht, so wenig wie Allegra, die in erwachendem Noratrieb ihrem Mann, jenem Broser, auf und davon geht, ein intellektueller Eisberg. So verdirbt die Hexe Politik dem geistreichen Zangwill in zwiefacher Weise die Charaktere. Immerhin, er wollte über sich hinaus.

Dagegen hat sich Anthony Hope schnell wieder auf sich selbst besonnen und ist nach dem rühmlichen Aufstieg seines Quisanté mit „Tristram of Blent"[3]) zu seinem Stammsitz zurückgekehrt. Noch immer lockt ihn der Abenteurer, zur Zeit der bevorzugte Held im englischen Roman. Höchst anziehend, ein wenig geheimnisvoll, mit einem Wort: quisantesk ist auch Tristram; nur fehlt ihm das Svengalihafte, die geistige Ueberlegenheit des jüdischen Sprößlings. Eine geistige Verwandtschaft des Schöpfers und seiner Geschöpfe scheint vorhanden zu sein. Hope ist ein rechter Schäker: er türmt den Ossa auf den Pelion und zur Abwechslung wieder den Pelion auf den Ossa — wie's Euch gefällt! Umständlich, verwicklungsreich wird nachgewiesen, daß Harry der unrechtmäßige Erbe ist; im nächsten Augenblick ist er wieder der rechtmäßige. „Die Stürme wehten über den Sand, aber am Ende richteten sie im Sand keine großen Veränderungen an": eine bessere Selbstcharakteristik kann man sich für den gewandten Macher nicht wünschen.

Kaum noch ernst zu nehmen ist John Oliver Hobbes (Mrs. Craigie), die in „The Serious Wooing"[4]) ihrer pretiösen Art die Zügel schießen läßt. Alles an dieser Herzensgeschichte ist Hautgout, das Milieu sowohl wie die Einkleidung. Die Verfasserin brennt ein Feuerwerk von Scherz, Satire, Ironie ab; davon werden weder ihre Menschen noch die Leser warm, und da die tiefere Bedeutung fehlt, erscheint sie selbst nicht einmal in hellerem

[1]) Nachträglich auch bei Tauchnitz erschienen und nach leidiger Gewohnheit des Dichters wieder umgearbeitet.
[2]) London, William Heinemann.
[3]) London, Murray; Tauchnitz.
[4]) London, Methuen; Tauchnitz.

Lichte. Auch so ein Opfer der kaninchenhaften Fruchtbarkeit, über die sich Johannes Scherr von Rechts wegen erboste.

Nicht minder beliebt als der Abenteurer — bei Mrs. Craigie wurde er zu einem Sozialistenhäuptling veredelt — war letzthin der bacillus amoris. Und zwar trieb er besonders in Briefform sein Wesen, seitdem die „Englishwoman" (vgl. LE III, Heft 15) den Anstoß gegeben. Sogar George Egerton machte mit „Rosa Amorosa"[5]) die Mode mit. Um sich gegen den Vorwurf der Nachahmung zu schützen, beteuert die geschätzte Novellistin feierlich ihre Priorität, und gerade durch die Versicherung, sie habe mit der anderen Dame nicht in Wettbewerb treten wollen, lenkt sie unsere Aufmerksamkeit auf die mehr als zufälligen Aehnlichkeiten. Aber das ist ja rein äußerlich. Das innere Erlebnis kommt zum Ausdruck, und die Nachricht von der Wiedervermählung George Egertons hat mich in dem Glauben bestärkt, daß wir es hier trotz der irre führenden Umhüllung mit einem Bekenntnis aus Spätherbsttagen der Liebe zu thun haben. Uebrigens schmiegt sich die Briefform ihren Fähigkeiten vortrefflich an; die Neigung zur Beichte (man denke etwa an die „Dissonanzen") kann sich hier ungehemmt entfalten. Meine prinzipiellen Bedenken gegen derartige Liebesbriefsammlungen, die nicht Dichtung und nicht Wahrheit sind, hat indes auch „Rosa Amorosa" nicht hinwegzuräumen vermocht. Hoffentlich haben wir die Krankheit überstanden und bleiben vor Rückfällen bewahrt.

Einstweilen ist allerdings von dort her noch der Brief als Darstellungsmittel, als Kapsel der Handlung zurückgeblieben; ein anderer Erfolg wirkte in dieser Beziehung vorbildlich: „The Visits of Elizabeth"[6]) von Elinor Glyn. Das berühmte Motiv der Weltlitteratur, das in den „Lettres persanes" des Montesquieu wie in Shaksperes Vorspiel zu „Der Widerspenstigen Zähmung" auftaucht, liegt in letztem Betrachte auch diesen Ergüssen des Backfischs Elizabeth zu Grunde. Es sind Reisebriefe einer Großstadtpflanze, der ‚la grace du vice' eignet. Ein Moralist könnte hier seine ergiebigen Studien treiben an der Faulbaumblüte und in dieser Highlife-Gesellschaft. Auch die Form ist ein Zeichen der Zeit. War der Brief früher bloße Einlage, ein Notbehelf, um die vorwärts drängende Handlung aufzuhalten, so birgt er jetzt die kärglichen Ueberreste von Handlung, die die Nervosität der abgehetzten Zeitgenossen noch verträgt.

Auch die Amerikaner mußten ihre „Elizabeth auf Besuch" haben. Gertrude Atherton hat sie ihnen in „The Aristocrats"[7]) geschenkt. Der Titel des Buchs ist doppelsinnig: einmal spielt es unter Aristokraten, zum andern unter einem Volke, das infolge des Trust-Systems auf dem Wege zur Aristokratie ist; der nächste Schritt wird die Monarchie sein. Vermutlich haben die politischen Betrachtungen den Erfolg gemacht. Gertrude Atherton hatte damit schon den „Senator North" vollgepropft; auch die Beschreibung der Adirondacks ist uns von dort her geläufig. Die Briefe schwellen hier schon zum Umfang eines kleinen Notizbuchs an. Besonders freimütig sind die litterarischen Bekenntnisse. Jetzt wissen wir, warum die amerikanischen Schriftsteller so herzlos sind: sie töten ihr Herz ab, ehe sie an die Arbeit gehen. Die Beziehungen der Geschlechter überlassen sie ruhig den dekadenten Völkern; die neue Welt will damit nichts zu thun haben. Denn um in der amerikanischen Litteratur groß zu sein, hat man nur ein Eunuch zu sein, während es in der englischen genügt, langweilig zu sein. Das ist Gertrude Atherton mit ihrer Vorliebe für schöne, geistreiche, elegant gekleidete, smarte Frauen allerdings nicht; doch gilt sie, glaub' ich, für eine Größe der amerikanischen Novellistik, wenigstens in den U. S. A.

Die Engländerin in Frankreich bei Elinor Glyn; die Engländerin in Amerika bei Gertrude Atherton; um einem fühlbaren Mangel abzuhelfen, durfte die Engländerin in Deutschland nicht fehlen. Die Verfasserin von „Elizabeth and her German Garden" füllt mit „The Benefactress"[8]) diese Lücke aus. Damit hat sie die Tagebuchblätter über Bord geworfen und den Weg zum Roman gefunden, den Kreis ihrer Angehörigen verlassen und Phantasiegestalten aufgerufen. Immerhin konnte sie ihrem Landstrich, der pommerschen Küste, treu bleiben und einen hübschen, unverbrauchten Stoff in der Nähe von Stralsund auf Gut Kleinwalde ansiedeln. Anna Estcourt, Engländerin von Geburt wie die Verfasserin, plötzlich nach Deutschland verschlagen wie die Verfasserin und Herrin einer Besitzung, die jährlich vierzigtausend Mark abwirft, will ein Heim für wohlgeborene, christliche Damen, die das Leben unsanft angepackt, eröffnen. Alles in Kleinwalde wird, den Anforderungen der Neuzeit entsprechend, fürtrefflich hergerichtet: der Bibliothek z. B. wird, obwohl die deutschen Damen die Lektüre des Kochbuches bevorzugen, Maeterlinck einverleibt. (Der Zug ist typisch; in dieser Richtung bewegt sich die mild satirische Art der Verfasserin.) Zunächst werden unter der Fülle der Bewerberinnen mit Hilfe des Pastors Manske drei sorgsam ausgewählt und eine vierte als Stütze der Hausfrau angestellt. Das Quartett setzt sich zusammen aus einer Prinzessin Ludwig, die köstliche Kuchen zu backen versteht, einer Baronin Elmreich, deren Schwester Lolli allabendlich als Tänzerin im Wintergarten auftritt, einer Frau v. Treumann, die einen heiratswütigen Sohn, Husarenoffizier in einem feudalen Regiment, ihr eigen nennt, und einem Fräulein Kuhräuber, nur Kuhräuber, die ihren Vater, einen ehemaligen Briefträger, für einen „man of letters" ausgiebt. (Wenn die Verfasserin so nette Scherzchen anbringen kann, mogelt sie mitunter, denn das Wortspiel ist im Deutschen gar nicht möglich.) Das herzliche, schwesterliche Verhältnis, das der „Wohlthäterin" in ihren schönen Träumen vorgeschwebt, will sich nicht einstellen; eine gewisse Steifheit und Kälte, ganz abgesehen von den lächerlichen Rangstreitigkeiten, wird nicht überwunden. Aber Anna ist auch nicht Manns genug, das Unternehmen mit Aussicht auf Erfolg durchzuführen. Mit ihrem „Mischmasch-Pantheismus" lassen sich die Menschen in der Theorie vielleicht glücklich, in der Praxis sicher nur unzufrieden machen. Das Problem wird von der Verfasserin und der Heldin gleich spielerisch genommen. Zum Glück wird die Menschenliebe bald

[5]) London, Grant Richards.
[6]) London, Duckworth; Tauchnitz.
[7]) London, John Lane; Tauchnitz.
[8]) London, Macmillan.

von einer stärkeren Liebe übertönt. „Man bedarf der Leitung und der männlichen Begleitung“: diese lieblichen Verse Wilhelm Buschs trägt der Roman als Motto. Drei Bewerber sind bei der Hand: der biedere Axel von Lohm, Annas Gutsnachbar, der unlautere Offizier und der Pfarramtskandidat Klutz, der aus Rache dem bevorzugten Nebenbuhler die Ställe ansteckt. Mit einem Mal nimmt die Verfasserin, die so anmutig im Scherzo tändelte und selbst da noch tändelte, wo ernste Lebensfragen auf dem Spiele stehen, einen tragischen Anlauf. Vermutlich hat es ihr „die rote Robe“ von Brieux angethan; sie wollte zeigen, daß in Deutschland die Verhältnisse kaum besser liegen, daß auch bei uns das Strebertum in der Justiz zu übertriebener Härte führt. Aber wo Brieux mit sittlicher Entrüstung leitartikelte, wird sie die Gefallsucht des Feuilletons nicht los. So bleibt sie sich selbst in letzter Linie treu, geht auch der Roman darüber aus dem Leim. Der heiteren Gegenüberstellung englischer und deutscher Personen, obwohl für letztere die Karikatur übermäßig in Anspruch genommen wird, darf man sich freuen und sich mit Schiller darüber wundern, „wie unsere Weiber jetzt auf bloß dilettantischem Wege eine gewisse Schreibgeschicklichkeit sich zu verschaffen wissen, die der Kunst nahe kommt“.

In noch höherem Maße besitzt diese Schreibgeschicklichkeit Rhoda Broughton, deren „Foes in Law“[9]) ihre angestammte Fähigkeit, Stockengländer auf die Beine zu stellen, wiederum bekunden. Vertreterinnen zweier feindlicher Weltanschauungen prallen aufeinander. Die eine huldigt, echt englisch, einem anstandsdamenhaften „Erlaubt ist, was sich ziemt“; die andere, echt französisch, einem schrankenlosen „Erlaubt ist, was gefällt“. Lettice Trent ist die vollendete Gouvernantennatur; Tugendpächterin und -wächterin; Hüterin des häuslichen Herds und der Familienüberlieferungen; eine jüngere Tante Adelheid aus Fontanes „Stechlin“. Hätte sie die Vorrede von Charlotte Brontës „Jane Eyre“ gelesen, so wüßte sie, daß Konventionalität nicht Moralität ist. Hier muß sie die Wahrheit dieses Satzes am eigenen Leibe spüren, wird durch überlegenen Spott aus ihrer Rolle hinausgedrängt und so gründlich bekehrt, daß sie sogar den Bruder ihrer feindlichen Schwägerin lieben lernt. Die Veteranin Rhoda Broughton hat so viel Kultur, daß sie immer noch ihre jüngeren Kolleginnen um ein erkleckliches überragt. Ich glaube, sie hätte Anlage, so etwas wie ein weiblicher Fontane zu werden.

Wie einen wiedererstandenen Walter Scott feiert man schon Maurice Hewlett, der mit „The Life and Death of Richard Yea-and-Nay“[10]) nach seinen romantischen Historien beim historischen Roman gelandet ist. Richard Löwenherz, ob der Zwiespältigkeit seines Wesens von dem streitlustigen Bertran de Born „Ja-und-Nein“ getauft, steht im Mittelpunkt; ein realistischer Richard. Das ist das Bedeutsame an Hewletts Roman, daß er mit der Charakterisierung dieses sagenumwobenen britischen Herrschers den Anschluß an die Gegenwartskunst gefunden hat. Wenigstens im ersten Teil. Er schiebt zwar häufig einen Abt Milo als Gewährsmann vor, aber der Lebendigkeit der Darstellung wird dadurch nichts geraubt. Die kecke, forsche Art paßt ausgezeichnet zu der mittelalterlichen prouesse. Freilich, Richard wird so zum Protagonisten gestempelt, daß alle anderen Gestalten neben ihm verblassen. Hewlett hat sich, wovor er in der Einleitung zu den „Waldschwärmern“ warnen zu müssen glaubte, in seinen Helden verliebt. Für die weiblichen Figuren, die in des Königs Leben eine wichtige Rolle spielen, ist nicht mehr viel abgefallen; sie sind blümerant wie schillersche Mädchen. Er, der Herrlichste von allen, überstrahlt das Heer der Statisten. Sobald der Dichter aber den festen Boden unter den Füßen verliert, die französische Erde verläßt und die Kreuzfahrer ins heilige Land geleitet, wirft er sich romantischem Gruseln in die Arme und zerstört, was er geschaffen. Ein Riß geht durch das Kunstwerk in seiner ganzen Ausdehnung. Hewlett kommt mir vor wie die Kinder, die mühsam einen Schneemann bauen und hinterher übermütig auf ihm herumtrampeln. So bleibt vom Ganzen nur eine prächtige Charakterstudie übrig.

Eine solche bildet gleichfalls den Kern des neuen Romans „Kim“[11]) von Rudyard Kipling. Damit ist er auf indischen Schauplatz nach dem Stalky-Ausflug zurückgekehrt, und neue Kraft strömt in ihn über, sobald er Mutter Erde berührt. Wie eine Wandeldekoration zieht asiatisches Leben in seiner ganzen Mannigfaltigkeit an unseren Blicken vorüber; wir staunen ob der Totalität dieser „shifting scenes“. Landschaftliches, Kulturelles, Ethnographisches, Folkloristisches, Religiöses: all das wird an dünnem Handlungsfaden aufgereiht. Nur an der Kunst des Verdichtens mangelt es oft dem Dichter; daß das Schwerste vom Sammeln das Durchsieben ist, würde Kipling leugnen. Ihn darum aber nur als Journalisten gelten zu lassen, ist ebenso kurzsichtig wie ungerecht. Denn Kim und der Lama konnten nur aus eines Künstlers Hand hervorgehen. Damit legt er einen poetischen Gehalt in sein Werk, das sonst trotz aller Fülle leer wäre. Die Gegensätzlichkeit von Weltlichem und Heiligem, Diesseitigem und Jenseitigem, von Gegenwart und Vergangenheit ist das Schwungrad des Romans. Kim wird uns als Mowglis quickerer Bruder lieb und wert. Und der Lama brauchte nicht die Erinnerung an den unvergeßlichen Purun Bhagat aus dem Dschungelbuch wachzurufen, um unsere Teilnahme zu fesseln. Selbander machen sich der Sannyasi und der kleine Allerweltsfreund auf die Suche nach dem geweihten Pfeilfluß. Es ist eine Wanderung und Wandelung aus der Sansara zum Nirwana. Da er am Ziele angelangt ist, schreitet die Seele des Lama über die Täuschung der Zeit, des Raums und der Dinge hinweg, berührt die große Weltenseele, fortan die Ursache aller Dinge verstehend. Die buddhistische Erfüllungs- und Erlösungslehre giebt den feierlichen Schlußakkord her. Auf Kipling selbst scheint diese Läuterung zurückgewirkt zu haben: rein gewaschen ist er von aller Tendenz, und eine milde, versöhnliche Stimmung lagert über seinem Freskogemälde von Land und Leuten Indiens.

[9]) London, Macmillan; Tauchnitz.
[10]) London, Macmillan; Tauchnitz.
[11]) London, Macmillan; Tauchnitz.

Im Spiegel.

Autobiographische Skizzen.

VIII.

Georg Freiherr von Ompteda.

(Nachdruck verboten.)

Am 29. März 1863 bin ich in Hannover geboren als Sohn des letzten Hofmarschalls Königs Georg V., der mich aus der Taufe hob, wie Wilhelm IV. von England bei meinem Vater Pate gestanden hatte. Mein Urgroßvater war englisch-hannöverscher Minister; meine Aelterväter färbten mit ihrem Blut die Schlachtfelder Deutschlands, Belgiens, Frankreichs, Spaniens, oder sie standen im diplomatischen und im Verwaltungsdienst ihres Landes, das einst wieder deren Vätern Schutz geboten, als sie, die Sprossen eines alten Friesenhäuptlingsgeschlechts, Besitz und irdische Güter im Stiche lassend, flohen vor Albas Protestantenverfolgungen.

Mein Name ist also friesischen Ursprungs und wird, wie alle diese auf „a“ endigenden, auf der ersten Silbe betont. Wie man nicht sagt: Hobbéma, Tadéma, sondern Hóbbema, Tádema, so spreche ich mich: Ómptëda aus.

Ich bin auf die Geschichte und Art meiner Familie mit ein paar Worten eingegangen, um zu erklären, daß, als im Jahre 1866 das Königreich Hannover in wenigen Junitagen sein Ende fand, mein Vater nicht gewillt sein konnte, das sinkende Schiff der Welfen, von deren Hause wir jahrhundertelang Gutes erfahren, zu verlassen, sondern daß er sich entschloß, da wir uns an ihrer Sonne gewärmt, nun auch im Schatten mit ihnen zu frieren.

Er folgte seinem Könige in die Verbannung.

Wir lebten, dem Aufenthalt des Hofes folgend, im Winter in Wien, im Sommer in Gmunden. Am Traunsee im Schloß Mühlwang habe ich glückliche Kinderjahre verlebt, und statt in die Eilenriede Hannovers gingen wir in den wundervollen Park des Schlosses Schönbrunn. Dort wohnten wir auch, und ich erinnere mich, einmal die Treppe von der ersten bis zur letzten Stufe heruntergefallen zu sein, die einst der große Korse oder der „aiglon“ beschritten.

Im Jahre 1872 nahm mein Vater seiner erschütterten Gesundheit halber den Abschied und zog nach Dresden. Die Stadt wurde gewählt, weil wir dort mancherlei Familienbeziehungen hatten, indem meine Mutter die Tochter des sächsischen Obersten und Landstallmeisters von Mangoldt war. Sie ist einst Hofdame in Altenburg gewesen, und dort hatte mein Vater sie kennen gelernt, der vor seiner Hofdienstzeit als Adjutant des Herzogs von Altenburg (Schwiegervater Königs Georg V.) von Hannover aus kommandiert worden.

In Dresden fand ich sozusagen meine dritte Heimat. Hier bin ich groß geworden, hier besuchte ich mit meinem einzigen Bruder das vitzthumsche Gymnasium und dann, als wiederholtes Sitzenbleiben drohte, trat ich in das dresdener Kadettenkorps ein. Damit war mir die militärische Laufbahn vorgezeichnet.

Ich muß sagen, daß ich mich während der Schuljahre nicht glücklich gefühlt habe. Ich war ein unaufmerksamer Schüler, und ein Teil meiner Lehrer hat mich dementsprechend behandelt. Ein anderer zeigte unverdiente Nachsicht, wie auch der vortreffliche Kompagniechef meiner Kadettenzeit. Diese Herren erreichten es, daß ich nicht gänzlich Schiffbruch litt, und wenn der Zufall es fügen sollte, daß einem von ihnen diese Zeilen zu Gesicht kämen, so mögen sie ihm meine Dankbarkeit bezeigen.

Die schönsten Stunden meiner Jugendjahre waren für mich die körperlichen Uebungen gewidmeten. Ich bin ein leidenschaftlicher Schwimmer, Fußball-, Ballspieler und Turner gewesen, wozu später Fechten und Reiten trat, sowie Fußwanderungen in die sächsische Schweiz. Das Herrlichste für uns Jungen war jedoch der moritzburger Tiergarten mit seinen weiten Baumrevieren, dem Damm- und Schwarzwild, den Teichen, auf denen wir ruderten, in denen wir schwammen. Das gewaltige Jagdschloß Moritzburg, mit Fasanerie, Hasen, Leuchtturm, mit den Erinnerungen an August den Starken, lag den Fenstern des Landstallamtes gegenüber, wo wir die Ferien bei meinem Großvater zubrachten.

Von dort aus wurde dann auch wohl nach Meißen gefahren, wo er eine kleine Besitzung, einen Weinberg, hatte. Während ich noch Kadett war, nahm das ein Ende: der alte Herr, der als Junker 1814 gegen Napoleon im Felde gestanden, starb. Und bald darauf trat ich in das 1. Königl. sächs. Husarenregiment Nr. 18 ein, in dem ich, nach Besuch der Kriegsschule Engers am Rhein, 1883 Offizier wurde. Nachdem ich die Militäranstalt in Dresden ein Jahr besucht, blieb ich bis 1889 in meiner Garnison Großenhain, einem Städtchen von 12000 Einwohnern.

Dort habe ich Dienst gethan, habe hier und da Rennen mitgeritten und jeden Herbst — das Köstlichste — hinter den Hunden die Parforcejagden. Ich habe getanzt, mich verliebt, mich wieder entliebt, war lustig und jung und glücklich im Kreise der Kameraden.

„Wir haben bei einem Regiment gedient!“ das ist ein Kitt, der auch entgegengesetzte Naturen zusammenhält. Und ich werde mein altes Regiment, das weiß ich, nicht vergessen, so lange ich lebe.

Es waren wirklich entgegengesetzte Naturen bei uns vereint — waren —, denn kaum einer mehr aus jener Zeit dient noch im Regiment. Es sind welche tot, welche haben den Rock des Königs ausgezogen, dieser wurde „ein großes Tier“, jener ging unter. Mein „etatsmäßiger Stabsoffizier“ war M. von Egidy, der nach seinen „Ernsten Gedanken“ den Weg ging, der in der Oeffentlichkeit bekannt geworden ist.

Ich habe weder seine religiösen noch seine späteren sozialen Ansichten geteilt, aber für mich ist er der vornehmste Charakter, der edelste Mensch gewesen, dem ich je begegnet bin. Wenn mir einmal eine dunkle Stunde käme, in der mich böse Erfahrung schmerzte: der Gedanke, daß es einen kindlich reinen, wundervollen Mann gegeben hat, wie diesen einstigen Kameraden, müßte mich aufrichten und trösten.

Bis 1889 dauerte diese glückliche Leutnantszeit im Regiment, dann bestand ich das Examen zur Kriegsakademie und wurde auf drei Jahre nach Berlin kommandiert.

Ich habe meine kleine Garnison nicht wiedergesehen. Ein schwerer Sturz mit dem Pferde, dem ein Gehörleiden folgte, nötigte mich 1892, dem Rittmeister nicht

mehr allzufern, den Abschied zu nehmen. Es ist mir bitter schwer geworden, die Attila auszuziehen, mich von meinen Kameraden und — warum soll ich's nicht sagen — von meinen Pferden zu trennen. Die Zukunft lag ungewiß vor mir. Gehörstörungen stimmen bekanntlich nicht heiter. Da ist mir eine Trösterin geworden, der ich nun wohl dienen werde, bis sie mir schwindende künstlerische Kraft, Krankheit oder Tod aus der Hand ringt: die Feder.

Wann ich die ersten Zeilen gereimt, weiß ich nicht. Es ist früh gewesen. Als Leutnant habe ich manchen Abend auf meiner Bude versessen, auf dem Klavier gepaukt, die Nacht hindurch gelesen, bis früh die Trompeten bliesen, dabei unendliche Mengen selbstbereiteten Kakaos getrunken und „Verse gemacht", Dramen, Epen in grauslicher Zahl.

Die heimliche Neigung ward mir zum Beruf. Ich hatte schon vorher unter dem Decknamen „Georg Egestorff" den Gedichtband: „Von der Lebensstraße" in die Welt geschickt. Jetzt begann ich nicht allein subjektive Gefühle ausströmen zu lassen, sondern Leben und Menschen zu schildern, wie sie sich mir darstellten.

Was nun folgt, entzieht sich, finde ich, eigener Besprechung; einerseits stehe ich noch darin, andererseits habe ich über das Viele, was mir mißglückt und das, was mir möglicherweise gelungen ist, kein Urteil. Auch auf die Mitteilung von Zukunftsplänen möchte ich verzichten. Wenn ich sage, daß sich mir stets eine Ueberfülle von Absichten zudrängt und fast jede meiner Arbeiten jahrelang Gestalt gewann, ehe ich sie niederschrieb — für mich der leichteste Teil —, so wird man verstehen, daß ich mich noch an manchem versuchen möchte.

Von äußeren Lebensschicksalen habe ich wenig zu berichten. Ich habe mein Vaterland in Nord, West und Süd, Dänemark, Teile von Schweden und Norwegen, Italien, Oesterreich, die Schweiz gesehen. Aus der schönen Touraine holte ich mir meine Frau. Durch sie und ihre Familie lernte ich Frankreich in Provinz wie Hauptstadt kennen, eine andere Kultur, die nicht oberflächlich als Fremder, sondern intim als Verwandter zu erkennen nach meinem Gefühl mir ein Segen geworden ist. Sie öffnete mir die Augen über Schwächen und Fehler unseres Landes und Volkes, brachte mir wiederum zum Bewußtsein, was alles gesund, stark und gut ist bei uns. Ja, sie weckte in mir ein seltsam neues Vaterlandsgefühl. Nicht das einer Landschaft, sondern mir — dem Niedersachsen, der in Wien die Kindheit verlebt, in Dresden die Jünglings- und ersten Mannesjahre, in Berlin die entscheidendste Zeit, der sich zur Lebensgefährtin eine Ausländerin gewählt — das Gefühl, dem ganzen Boden anzugehören, auf dem die deutsche Zunge klingt, von der Nordsee bis zur Adria.

Denn der Ring hat sich geschlossen: für einen Teil des Jahres bin ich nach Oesterreich zurückgekehrt. In den tiroler Bergen, hoch droben, wo die Luft rein ist und still, 1250 Meter über dem nahen Adriatischen Meer, angesichts der phantastischen Zacken der Dolomiten, steht ein Ansitz, den ich mein eigen nenne.

Dort bin ich am äußersten Ende deutscher Zunge — ich sehe Italien von meinem Fenster — dort lege ich den Stadt- und Büchermenschen ab, dort spielen meine beiden kleinen Söhnchen bei jedem Wetter von früh bis abends im Freien, dort fahre ich mit Rad oder Wagen — denn ich bin wieder zu Pferden zurückgekehrt, mit denen ich einst begann — die Hochthäler hinaus, dort nehme ich die Büchse zur Hand und gehe mit meiner Frau ins Gemsrevier, dort klettere ich mit ihr mit Pickel und Seil über Eis und Firn und Fels hinan zu den ewigen Gipfeln, wohin kein Laut dringt von den Kleinlichkeiten der Menschen. Dort bin ich glücklich.

Besprechungen

Das Fräulein von Sarryn.

Cäcilie von Sarryn. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin W, F. Fontane & Co. 2 Bde. M. 10,— (12,—).

Ompteda ist vielleicht unter allen deutschen Romandichtern der beste Beobachter des Alltäglichen. Sein Blick für allgemeine Züge, Gewohnheiten, überhaupt für das Typische, ist ganz eminent. Seine Schilderungen zeichnen sich durch eine oft geradezu verblüffende Wirklichkeitstreue aus, durch strenge Sachlichkeit. Er vermeidet ebenso sorgfältig das Schönfärben wie das Karikieren. Aber diese Objektivität geht so weit, daß etwas dabei zu kurz kommt, was wir am Kunstwerk doch sehr ungern vermissen: die Persönlichkeit. Die gar zu klaren und ruhigen — um nicht zu sagen nüchternen — Beobachter-Augen Omptedas sehen etwas zu wenig „à travers d'un tempérament". Daher gleichen die Lebensbilder dieses Dichters oft mehr den wohlgetroffenen photographischen Aufnahmen, als z. B. den Porträts der Rembrandt und van Dyck, Böcklin und Lenbach, die ja oft mehr von der Seele des Künstlers als von der des Modells verraten.

Ompteda liebt das Gemäßigte, Gehaltene, Diskrete. Ueberall setzt er viel lieber einen Dämpfer auf, als eine zu grelle Farbe. Seine Motive sucht er im Normalen, im Durchschnittswesen. Das Alltägliche interessiert ihn mehr als das Außergewöhnliche. Er ist in hohem Grade das, was wir „gesund" nennen. Ueber seinen Lebensbildern liegt aber auch eine Atmosphäre deutscher Philistrosität, jener Philistrosität, von der Goethe einmal sagt, daß sie der Deutsche nie und nirgends ganz ablegen könne, ja daß er sie selbst mit nach Rom schleppe; auch jenes gewisse Minus an Temperament ist ihnen eigentümlich, von dem Bismarck sagt, der Deutsche habe eine halbe Flasche Sekt nötig, um es aufzuheben.

Neben diesen Schwächen finden sich bei Ompteda die ergänzenden volklichen Tugenden: mannhafte Tüchtigkeit und Tapferkeit, Bescheidenheit und Ehrlichkeit, Genügsamkeit, Gemütsinnigkeit, Schlichtheit, so daß, alles in allem, dieser Romandichter ein, nicht idealisierender, aber treuer Spiegel typisch deutschen Wesens genannt werden darf.

Das neue Buch Omptedas „Cäcilie von Sarryn" ist als dritter Teil der Roman-Folge „Deutscher Adel um 1900" bezeichnet; doch scheint mir diese Eingliederung eine etwas äußerliche. Die hier geschilderten Zustände und Menschen, Verkehrsformen und Auffassungen gehören unserem gebildeten Mittelstande an, gleichviel ob derselbe adelige Namen trägt oder bürgerliche. Der Adel um 1900 wird hier nur soweit gekennzeichnet, als er das ihn als Kaste noch Unterscheidende schon abgelegt hat und mit dem gebildeten Bürgertum völlig verschmolzen ist. Eine winzige Regung von Adelsstolz bei der Nichte befremdet Cäcilie v. Sarryn, als entdecke sie

da eine Art Atavismus. Diese Auffassung ist z. B. für den landangesessenen Adel um 1900 keineswegs charakteristisch. Doch dies nur nebenbei.

Das eigentlich Merkwürdige an diesem Roman ist, daß ein Mann ihn geschrieben hat; denn er behandelt durchweg und auf das eingehendste diejenige Seite des weiblichen Daseins, die den Blicken und besonders auch dem Interesse der Männer abgewandt ist. Ompteda zeichnet das Lebensbild eines seelisch schönen, aber äußerlich ganz reizlosen Weibes, das vom Schicksal schon sehr frühzeitig zur guten Tante und alten Jungfer gestempelt wird. Ein so feines, treues und liebevolles Bild dieses speziell deutschen Altjungferntypus hat gewiß noch kein männlicher Autor zustande gebracht. Aus einer erstaunlichen Fülle kleiner, charakteristischer, dem Leben abgelauschter Züge setzt sich das Gemälde zusammen. Solcher Cäcilien giebt es in Deutschland gar viele; wir meinen sie alle zu kennen, sehen sie vor uns mit den eckigen Bewegungen, dem schlechtsitzenden, geschmacklosen Anzug, dem auf den dünnen Scheiteln aus der richtigen Stelle gerutschten Hütchen, dem roten Gesicht und den seelenguten blauen Augen! Wir kennen sie gut, diese Cäcilien: die aus einem Mangel an Persönlichkeitsgefühl übermäßig Bescheidenen, Anspruchslosen, die zu wenig Temperament haben, um sinnliche Leidenschaft zu empfinden und zu erwecken, unfähig sind, Grazie zu entwickeln und ihre Erscheinung zur Geltung zu bringen, daher von den Männern übersehen, oft mißachtet und belacht, — und doch mit unerschöpflichen Reichtümern an Liebeskraft und Zärtlichkeit, an echtem Idealismus und echter Mütterlichkeit ausgestattet sind.

Dem Fräulein von Sarryn wird durch kleinlich egoistische Schwestern das Amt der allzeit hilfsbereiten Tante frühzeitig aufgenötigt. Es ist sehr lebenswahr, daß der Vater und die Schwestern Cäciliens ungewöhnlich anspruchsvolle Selbstlinge sind. Man wird solche stets unter der nächsten Umgebung der Allzudienstwilligen antreffen; denn unwissentlich züchten und pflegen die Cäcilien bei ihren Angehörigen einen gedankenlosen Egoismus. Der Mensch gleicht darin ganz dem Hunde: er maßt sich soviel an, wie ihm zugebilligt wird, und nimmt, was er kriegt. Daß dann die Dankbarkeit für die Opfer an Persönlichkeit eine verhältnismäßig geringe ist, hat gewiß tiefe Berechtigung, denn ihr Wert für die Nutznießer ist ein problematischer.

Cäcilie ordnet sich willig unter, verzichtet stets zugunsten der andern, überläßt ihnen die Freuden und nimmt die Lasten auf sich. Sie meint, eben dazu da zu sein. Als ihr noch ein spätes Glück winkt, fehlt ihr der Mut, zuzugreifen. Nach langem Zögern und Beraten entschließt sie sich endlich. Doch nun macht ihr das Schicksal einen Querstrich. Schwester und Schwager kommen bei einem Eisenbahn-Unglück ums Leben. Wer soll die Sorge und Verantwortung für sechs verwaiste Kinder übernehmen? „Natürlich" Cäcilie, sagen die anderen Geschwister. In Cäcilie bäumt sich das eigene Glücksverlangen noch einmal auf. Aber schließlich entsagt sie, um sich den verwaisten Kindern ihrer Schwester zu widmen. Nun kommt eine große Fülle in ihr Jungfernleben. Sie muß sich anstrengen, all den neuen Anforderungen gerecht zu werden. Sie muß zugleich Vater und Mutter ersetzen! Mit Hingebung und Gewissenhaftigkeit thut sie ihr möglichstes, und die Pflegekinder lohnen ihr das Opfer durch zärtliche Liebe. Cäcilie lernt alle Leiden und Freuden der Familienmutter kennen. Die geniale Sicherheit, die sie im Verkehr mit kleinen Kindern stets sofort das rechte treffen ließ, versagt den Heranwachsenden gegenüber, — wiederum ein fein beobachteter Zug, — sie tastet, wird unsicher, greift zuweilen fehl. Aber an jeder Erfahrung lernt sie und wächst so mit den größeren Aufgaben. Wie diese reine Frauenseele ganz in der Stille am Leben reift und sich weitet, wie sie in demütiger Andacht den leise an sie herantönenden Stimmen des Lebens lauscht, das ist wundervoll fein empfunden und geschildert. Manche etwas öde Strecke kann man gern hinnehmen, um dieser menschlich schönen und großen Gestalt willen. „Cäcilie von Sarryn" gehört zweifellos zu Omptedas besten Schöpfungen. Es ist ein Meisterstück.

Bärenfels. *Frieda Freiin v. Bülow.*

Der Roman einer Familie.

Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman von Thomas Mann. Berlin, S. Fischer Verlag. 1901. 2 Bde. M. 12,— (14,—).

Es giebt in der „Kollektion Fischer" einen Band „Der kleine Herr Friedemann". Diese und noch wenige andere Novelletten, die in der „Neuen deutschen Rundschau" und im „Simplizissimus" erschienen, sind das einzige, was Thomas Mann — nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Heinrich, dem Verfasser des Romans „Im Schlaraffenland" — bisher veröffentlichte. Publikum und Kritik kennen seinen Namen kaum; wer jedoch zufällig auch nur ein paar Seiten von ihm las, wird seine Art so bald nicht wieder vergessen. Auffällig war an den Novelletten bereits die strenge Weltanschauung, ein Abscheu vor dem Leben, der sich selber als schwächlich verachtet und bekämpft, vielversprechend die überaus kühle, fast peinliche Kleinmalerei, eng verbunden mit lebhaftester Intuition und in den letzten Arbeiten mit einem schmerzhaft empfundenen Humor.

Der Roman „Buddenbrooks" nun erfüllt alle Erwartungen, die sich an den jungen Autor knüpften, im weitesten Maße und, was das erfreulichste ist, er giebt die Zuversicht, daß Thomas Mann niemals Romanfabrikant, niemals einer jener talentvollen Vielschreiber werden wird, die schließlich zum Durchleben ihrer Stoffe keine Zeit mehr finden. Seine Figuren, seine Situationen, die alltäglichen Vorgänge, die er schildert, an sich unbedeutend und gleichgiltig, gewinnen einen eigenartigen Reiz nur dadurch, daß sie für einen Dichter, daß sie gerade für Thomas Mann zum inbrünstigen Erlebnis wurden. Ohne dieses Erlebnis wären sie gar nicht denkbar, weil sie ein Dasein nur durch das Auge ihres Schöpfers führen. Andererseits unterscheidet sich Thomas Mann auch von den Anfängern, die wohl vieles wollen und unklar fühlen, aber nicht gestalten können, durch eine reife, sichere Technik, durch Kraft der Zeichnung und Farbe, durch verblüffende Anschaulichkeit und lebhaften Vortrag, namentlich auch durch einen echt epischen Stil, der reich ist ohne Schwulst, originell ohne Absicht, kunstvoll ohne Künstelei.

Der Roman führt den Untertitel „Verfall einer Familie", und in der That handelt es sich um nichts anderes als um das Sterben der letzten Buddenbrooks, die als alte lübecker Patrizier in ihrem Handelshause und ihrer Kaste eine letzte, kurze Blüte genießen, dann aber, rasch degeneriert, an Entkräftung zu Grunde gehen. Also ein sehr einfaches Motiv, durchaus kein hohes Ziel, keine schwierige Aufgabe, die der Verfasser sich in weiser Selbstbeschränkung gestellt hat. Er verzichtet auf jede Verwicklung, schürzt keine Knoten, konstruiert keine Konflikte, verschweigt seine Ideen und seine Hoffnungen, sucht vielmehr allen Ruhm hauptsächlich darin, gelassen, doch eindringlich darzustellen, wie vor seinem inneren Auge das Leben sich abspielt, nämlich als ein unentrinnbares Verhängnis armer, schuldloser, meist lächerlicher Menschen, die man um so inniger liebt, je mehr man sie mißachten muß. Im Gegensatz zu den erwähnten Novelletten befleißigt sich der Roman einer harten Objektivität. Der Dichter erklärt sich weder für noch gegen das Milieu; von religiösen und ethischen Grundsätzen wird berichtet ohne die leiseste Kritik; die verschiedenartigsten Leute werden vorgeführt nebst einer

gerieben von den Aengsten und Härten der Schule, fällt dem Typhus zum Opfer.

Es ist klar, daß solch armselige, öde Geschehnisse des Alltags mit ihren vielfachen Wiederholungen nur dann fesseln können, wenn ein Künstler sie darstellt, der über und zugleich tief in ihnen lebt. Eine vornehme, liebevolle, liebenswerte Persönlichkeit mußte das trübselige Gewimmel durchdringen, um es reizvoll zu machen. Thomas Mann hatte die rechten Augen, das rechte Herz, die rechte Sprache dafür. Zunächst beobachtet er mit unermüdlichem Fleiße; je unscheinbarer die Züge, desto bezeichnender werden sie ihm. Die Linien des lokalen Hintergrundes, die von den sogenannten Heimatkünstlern gern dick und ohne Perspektive aufgetragen werden, die Stimmung der deutschen, der lübeckischen Heimat zeichnet er klar, doch stets diskret; sie verstehen sich für ihn von selbst. Viel wichtiger sind ihm die Seelen der Menschen und ihre Beziehungen zu ewigen Gesetzen, zu den Rätseln von Werden und Vergehen. An die zehn Sterbefälle werden erzählt und vielfach ausführlich geschildert: jeder ist von neuem erschütternd. Tod bedeutet hier überall Erlösung, das Sterben dagegen mit all seinen Aengsten und Qualen den Gipfel des Grauenvollen in unserem Leben. Die Art, wie Thomas Mann den Verlauf von körperlichen Leiden darstellt und deren Rückwirkung auf das Gemüt — in dürren Worten, die gleichwohl vor Entsetzen heimlich sich zu winden scheinen — zeugt für die Intensität seines Empfindens ebenso wie für die Biegsamkeit seines Stils. Die Menschen charakterisiert er nicht sowohl durch Analyse ihrer Natur oder ihrer Willensimpulse als vielmehr induktiv durch eine Reihe immer markanterer Einzelzüge, etwa kleiner Tagesbedürfnisse, Angewohnheiten, stereotyper Redensarten, derart, daß auch der Blick des Lesers von außen her allmählich immer tiefer nach innen dringt. Nur bei der komplizierten Seele des kleinen Hanno arbeitet Thomas Mann mit allen verfügbaren Mitteln und erweist sich darin als ein Psychologe ersten Ranges. Die Mängel, die den Roman zu universaler Bedeutung nicht gelangen lassen — sprunghafte Entwicklung der Vorgänge, eine gewisse Ideen-Armut, Kraft- und Ratlosigkeit der Weltanschauung — können ihren Grund in dem gewählten Stoffe haben; ob sie dem Verfasser selbst dauernd anhaften, bleibt abzuwarten bis zu seinem nächsten Werke.

München. *Kurt Martens.*

Die jüngste Litteraturgeschichte.

Geschichte der deutschen Litteratur. Von Adolf Bartels. Erster Band. Von d. Anfängen bis z. Ende d. 18. Jahrhunderts. Leipzig, Eduard Avenarius, 1901, VIII, 510 S. M. 5,— (geb. 6,—).

In Bartels vor vier Jahren zum ersten Mal erschienenem Buche „Die Alten und die Jungen" fordert neben vielem, was mich anzog, doch so vieles meinen Widerspruch heraus, daß ich nicht mit ganz günstigem Vorurteile seine neue größere Arbeit zur Hand nahm. Auch an seiner Verteilung des Stoffes, die für das 19. Jahrhundert ebensoviel Raum in Anspruch nimmt, wie für die ganze vorangehende Entwickelung vom Hildebrandslied bis auf Jean Paul nahm ich Anstoß — ehe ich das Buch zu lesen begann. Allein schon nach den ersten Seiten fühlte ich mich durch Bartels Beobachtungs- und Darstellungsweise gefesselt, und meine Teilnahme hielt dann an bis zur letzten Seite. Was man auch gegen die Anlage des Ganzen und wider Einzelheiten einwenden mag und muß, es bleibt ein lebensvolles und eigenartiges Buch. Gerade für den berufsmäßigen Litterarhistoriker ist es ungemein belehrend, sich mit einer Litteraturgeschichte zu beschäftigen, die weitab von allen gewohnten Schulpfaden entstanden ist. Bartels bringt seiner Aufgabe eine Frische entgegen, die jeder Leser seines Buches wohlthuend empfinden muß. Kleine Unrichtigkeiten, die übrigens keineswegs zahlreich sind, wollen neben diesem Vorzug wenig sagen, das Selbstgefühl, mit dem der Autodidakt den schulmäßig gebildeten Fachvertretern sich entgegenstellt, wird von diesen, soweit sie nicht wirklich vom Schulstaub an Augen, Ohren und Seele gelitten haben, nicht gescholten werden. Nur die fortgesetzte Polemik gegen Wilhelm Scherer, von dem Bartels doch die Theorie der Wellenberge und -thäler im Laufe der litterarischen Entwickelung herübergenommen hat, muß man zurückweisen. Ohne auf die Frage der sachlichen Berechtigung in den einzelnen Fällen einzugehen, darf man die Art ihrer Einflechtung als geschmacklos bezeichnen. In eine Darstellung, wie Bartels sie anstrebt, paßt nicht eine fortgesetzte Zurückweisung der Ansichten eines andern.

Nicht unbedenklich ist Bartels eigene Anordnung. Er eröffnet die vier Abschnitte: das Mittelalter; das 16. und 17. Jahrhundert; französisch-englische Schule und Vorklassik; Sturm und Drang und die Klassik, mit je einer „Uebersicht", die die eigentliche Litteraturgeschichte des betreffenden Zeitraums mit Angabe der Jahreszahlen enthält, dann läßt er jedesmal 12 oder 13 Charakteristiken der wichtigsten Persönlichkeiten, im Mittelalter auch wichtigster Dichtungsgruppen (Götter- und Heldenlieder, Volksmärchen, Volkslieder, die deutschen Volksbücher) folgen. Daß bei diesem Verfahren kleine Wiederholungen unvermeidlich werden, ist nicht schlimm. Aber das Zerfallen der Litteraturgeschichte in Monographieen, wie es z. B. Joh. W. Schäfers Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts kennzeichnet, ist trotz der von Bartels gehandhabten Kompositionskunst, mit der er an den allgemeinen Hintergrund der einzelnen Größeren und Großen erinnert, mit solchem Verfahren verbunden. Es zeigt sich auch hier wieder, daß es für ein Buch nachteilig ist, wenn dessen einzelne Abschnitte zuerst in Zeitschriften verteilt veröffentlicht werden. Diese doppelte Verwertung der Arbeit hinterläßt meist Spuren. Der Essai in der Zeitschrift soll möglichst selbständig geschlossen sein; eine Litteraturgeschichte als Buch fordert das Ineinandergreifen der einzelnen Bilder der Entwickelung; auch die bedeutendste Erscheinung soll in solchem Zusammenhang nicht monographisch behandelt werden. Freilich weiß ich recht gut, daß diese Forderung auch wieder ihr Bedenkliches hat. Wenn ich die Nibelungenfrage, Goethe selbst oder auch nur seine Faustdichtung streng innerhalb der allgemeinen litterargeschichtlichen Entwickelung behandeln will, so muß ich an verschiedenen Stellen sie auseinanderreißen und setze mich der Gefahr aus, daß der Leser kein Gesamtbild erhält. Vielleicht verdient meine eigene Litteraturgeschichte solchen Vorwurf. Dem gegenüber bietet Bartels Verfahren gewiß Vorteile und jedenfalls größere Bequemlichkeit. Allein ich wenigstens finde es andererseits tadelnswert, daß die einzelnen Grenzbotenartikel nun so ohne weiteres im Buche erkennbar geblieben sind. Indessen, Bartels wird natürlich selber die Vorzüge und Nachteile dieser Vereinigung von litterargeschichtlichen Uebersichten und Einzelessais erwogen haben, ehe er sein Buch so, wie es jetzt vorliegt, gestaltete.

Bartels spricht sich im „Vorwort" wie im Buche selbst über die Methode der Litteraturgeschichte aus. Er verwahrt sich (S. 405) gegen die Behauptung, daß erst durch Fr. Aug. Wolfs philologische Kritik eine Wissenschaft der Litteraturgeschichte möglich geworden sei. Wohl sei eine gute philologische Bildung dem Litterarhistoriker wünschenswert, unentbehrlich aber sei ihm vor allem eine spezifisch-ästhetische Begabung und gründlich ästhetische Bildung, die nicht vom Stande der Sprachwissenschaft abhänge. Und so will er denn auch auf ästhetischem Gebiete „die besondere Bedeutung" seines Buches sehen (S. VI). Ihm solche besondere Bedeutung zu geben, ist dem warm empfindenden Verfasser auch gelungen. Der strenge Historiker wird vielleicht finden,

daß das von dem Aesthetiker Bartels gezeichnete Bild unserer litterarischen Entwickelung als ganzes einen zu günstigen Eindruck mache. Ueber lange, unerfreuliche Strecken gleitet Bartels rasch hinweg; hat er sich in den Einzelessais, die von den 504 Seiten des Buches 295 in Anspruch nehmen, doch nur mit den besten Leistungen jedes Zeitraumes zu beschäftigen gehabt. Aber für die weiteren Leserkreise, an die sein Werk sich wendet, sind ja diese positiven Bestandteile die einzig wichtigen. Es verdient eher Anerkennung als Tadel, wie Bartels sich vom litterarhistorischen Ballaste, den andere Litteraturgeschichten mit sich schleppen, befreit hat und, indem er nur das dauernd Bedeutende heraushebt, dem Leser das lebendig Fortwirkende aus allen Jahrhunderten nahe bringt. Wenn er dabei den nationalen Standpunkt aufs Schärfste betont und in der Heimatkunst, der Stammesart überall die Wurzeln echter Dichtung, wahren Lebens auffinden will, so ist ihm darin unbedingt zuzustimmen, unbedingt bis auf einen Fall. Bartels ist zwar kein Schillerhasser, wie es Otto Brahm von seiner Studentenzeit erzählt, aber er bekämpft entschieden das angebliche Vorurteil, in Schiller den edelsten Typus des deutschen Dichters zu sehen. Im Gegenteil will er in Schillers Art noch die Beimischung keltischen Blutes herausfühlen. Dem gegenüber halte ich es denn doch mit Vischer und Weltrich, die uns den echten Schwaben Schiller lieben und erkennen lehren. Uebrigens vergißt Bartels, wenn er Schiller als den einzigen bedeutenden Dramatiker des schwäbischen Stammes bezeichnet, ganz Nikodemus Frischlin. Und wenn Bartels Schiller wiederholt das Verständnis für Lyrik abspricht, so braucht man nur an Schillers bis zur Selbstverurteilung gehende Bewunderung für Goethes Mignonlied (27. Juni 1796 an Körner) zu erinnern, um das Ungerechte des Vorwurfs zu erkennen. Dem „Don Carlos“ hinwiederum ist zu viel Ehre erwiesen, wenn Bartels ihn als das erste Versdrama seit langer Zeit (Carlos und Iphigenie 1787, Nathan 1779) rühmt, und auch die definitive Einführung des fünffüßigen Jambus in die deutsche Dramatik kann nicht durch den überall in Prosa gespielten „Don Carlos“ erfolgt sein, wenn Schiller den „Wallenstein“ wieder in Prosa schreiben wollte. Dagegen will Bartels den „Wilhelm Tell“ nur als kräftiges Volksstück, „nicht als eigentliches Drama“ gelten lassen (S. 388). Gegen Bartels ganze Beurteilung Schillers lege ich die entschiedenste Verwahrung ein. Ich habe nach Lesung der ersten Hälfte von Bartels Buch ihm die weiteste Verbreitung gewünscht; seine Stellung gegen Schiller ist es, die mich nach Lesung des ganzen Buches hindert, diesen Wunsch nun öffentlich zu wiederholen. Auf alles andere, was an Bartels Litteraturgeschichte auszusetzen ist, lege ich wenig Gewicht, obwohl ich, nachdem ich selber ein Jahrzehnt in Schlesien verlebt habe, es für ungerechtfertigt erklären muß, von dem „halbslavischen Schlesiertum“ zu reden.

Wenn Bartels (S. 8) mit Stolz fragt, welche neuere europäische Nation ein wirkliches Volksepos wie unsere Nibelungen habe, so muß man wahrheitsgemäß erwidern: die Franzosen in ihrem Rolandslied und ihren übrigen chansons de gestes, die wenigstens an Ausdehnung unserem deutschen Volksepos überlegen sind. Daß unsere Litteraturgeschichten durch Vernachlässigung des Märchens eine Lücke aufweisen (S. 76), ist ein vollbegründeter Vorwurf, aber die neuerdings überall unter wissenschaftlicher Leitung arbeitenden Gesellschaften für Volkskunde werden dazu beitragen, allmählich diesen Mangel zu beseitigen. Devrients dreiteilige deutsche Mysterienbühne hätte Bartels nicht wieder aufbauen sollen, und Hans Sachsens zweite Frau war kein 17jähriges Mädchen, sondern eine ehrbare, nicht kinderlose Witwe. Weder ist aus den Dramen der Schlesier, deren Führer Gryphius von Bartels treffend unter Ablehnung der herkömmlichen Vergleichung mit Shakspere mit Corneille zusammengestellt wird, die Haupt- und Staatsaktion hervorgegangen, noch aus Christian Weises Schuldramen die Harlekinade (S. 229). Bei diesen Behauptungen handelt es sich nicht um Ansichtssache, sondern um leicht nachweisbare Irrtümer. Gegen Nicolai würde Bartels (S. 265) gerechter gewesen sein, wenn er dessen „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften“, die vor Nicolais Bekanntschaft mit Lessing entstanden sind, berücksichtigt hätte. Wie mag aber Bartels schreiben, Lessing habe sein Bestes erst nach der Genieperiode geleistet? Hat nicht Werther in seiner letzten Stunde „Emilia Galotti“ als Trostbuch aufgeschlagen? Die S. 227 aufgestellte Behauptung, Günther habe kaum ein Gedicht verfaßt, das nicht die ganz persönliche Note trüge, ist von Bartels selber S. 276 widerlegt worden. Die berühmte Vertonung des Liedes „Ich komme vom Gebirge her“ stammt nicht von Mendelssohn (S. 392), sondern von Schubert.

Ich habe diese thatsächlichen Versehen herausgehoben, die sich bei einer neuen Auflage leicht verbessern lassen. Nach meiner Ueberzeugung ist freilich Bartels Satz, von der schillerschen sentimentalen Poesie sei so wenig zu halten wie von der klopstockschen seraphischen (S. 908), ein ebenso thatsächlicher und hundertmal ärgerer Irrtum. Aber hier steht Ueberzeugung gegen Ueberzeugung, Gefühl gegen Gefühl. Und Bartels wird die seinen so wenig ändern, wie ich es thue. In sehr vielen andern Dingen vermag ich mich der prächtigen Frische seiner Urteile zu freuen, so wenn er Hartmann von Aue glücklich charakterisiert, er sei weder Erfinder noch Gestalter, sondern „ein sich und seinem Volke aneignender Erzähler, ein mehr oder minder großes Formtalent“. Treffend ist S. 82 die Zusammenstellung von Nibelungen- und Faustsage. Und wenn ich Bartels Verhalten gegen Schiller beklagen muß, so kann ich mich seinem Goethekapitel gegenüber völlig zustimmend verhalten. Ich darf aber jetzt meinen früheren Bedenken entgegen auch sagen, daß ich Bartels Scheidung des Stoffes wohl begründet finde. In seinem ersten Bande führt er uns auf den Höhepunkt der ganzen Litteraturentwickelung zu Goethe, der alles vorangehende abschließt. Er drängt die sonst breit behandelte Geschichte aller früheren Jahrhunderte zusammen. Dafür will er die sonst gleichsam als Anhang behandelte nachgoethische Zeit in seinem zweiten Bande in voller Breite vor uns entfalten, mit den Romantikern, die schon durch ihre Neubegründung der Geschichtswissenschaften die neue Zeit einleiten, beginnen.*) Und so ahmt Bartels nicht in einer dreizehnten Litteraturgeschichte das Dutzend der schon vorhandenen nach, sondern schafft ein abweichendes eigenartiges Buch, das persönlichem Empfinden und einem ungewöhnlichen Bildungsgange seines Urhebers entstammend auch durch seine ausgeprägte frische Eigenart Teilnahme fordert und zu finden verdient.

Breslau. *Max Koch.*

Neue Klassikerausgaben.

Von **Eduard Engel** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

„Was in der Jugend man wünscht, hat man im Alter die Fülle“ —, ich hatte in der Jugend unbegrenzt Zeit oder glaubte sie zu haben, hatte aber wenig oder gar kein Geld. Dies hat sich im Alter zwar lange noch nicht ins Gegenteil verkehrt; indessen, da ich mir in der Jugend kein Geld, sondern etwas viel Besseres gewünscht hatte, so ist auch an mir der goethische Spruch wahr geworden. Mein leidenschaftlichster Jugendwunsch ging auf recht viele Bücher und besonders auf die Klassiker, deren vollständiger Besitz mir damals unerschwinglich war. Ich war schon ein erwachsener Knabe zu der Zeit, als Schillers Gedichte mindestens 3 Mark kosteten und an eine vollständige Goetheausgabe nur die reichsten Klassen denken konnten. Wie ist das heute anders geworden! Ueberall giebt es billige, noch billigere und allerbilligste Ausgaben von

*) Dieser zweite Band wird, wie uns der Verlag mitteilt, erst gegen Ostern erscheinen können. D. Red.

Schiller, Goethe, Lessing, und da für viele nachgoethische Klassiker die gesetzliche Schutzfrist verstrichen ist, auch von Uhland, Rückert, Eichendorff, Chamisso, Heine, sogar schon von Hebbel. Wenn die gründliche Kenntnis unserer großen, dichterischen Litteratur Schritt hält mit dem fortschreitenden Sinken der Herstellungspreise der Bücher, so müssen wir allmählich eines der litterarischsten Völker der Welt werden. Ich fürchte nur, auf geistigem Gebiet wird das wirtschaftliche Gesetz von Angebot und Nachfrage einen peinlichen Erdenrest lassen.

Unter den Verlagshandlungen, die uns die Klassiker in besonders billigen und dabei anständigen Ausgaben beschert haben, steht voran das Haus Max Hesse. Alle seine Klassiker können sich in jeder guten Mittelstandsbücherei mit Ehren zeigen, mögen auch die reichsten Bücherliebhaber sich teurere Ausgaben anschaffen. Was Max Hesses „Neue Leipziger Klassikerausgaben" von den vielen ähnlichen vorteilhaft unterscheidet, ist ihre Herausgabe durch sachkundige Männer, die für die ganze Herrichtung eine gewisse Gewähr leisten. Die neue Goethe-Ausgabe z. B. in 44 Bänden, die zu 12 starken Büchern vereint sind, wird mancher wohlhabendere Käufer sich schon wegen der ausgezeichneten Einleitung von Ludwig Geiger anschaffen.*) Immer stärker wird das Bedürfnis angesichts der unübersehbar anschwellenden Goethelitteratur, sich von einem Meister des Gegenstandes in kurzer Zusammenfassung und gefälliger Darstellung von Zeit zu Zeit, sagen wir in Abschnitten von 10 Jahren, belehren zu lassen über den jeweiligen höchsten Gipfel, den, wie alle Wissenschaften, so auch die Goethe-Philologie jeweilen erklimmt. Mich wundert, daß ein unternehmender Buchhändler nicht schon längst auf den Gedanken gekommen ist, gebildeten Laien durch die sachkundigsten Männer in bestimmten Zwischenräumen eine Darstellung des Standes jeder Wissenschaft zu bieten. Man sollte nicht glauben, daß es in Deutschland über irgend einen Gegenstand noch keine Bücher gäbe; hier mache ich auf eine von manchen lebhaft gefühlte Lücke aufmerksam. — Diese 44 bändige Goethe-Ausgabe nennt sich mit Recht „Gesamtausgabe". Es steht natürlich nicht alles darin, was in der weimarer Sophienausgabe steht — zum Glück; wohl aber übertrifft diese Ausgabe meines Wissens alle übrigen billigen Ausgaben an Vollständigkeit. Der Druck ist scharf und nicht zu klein, das Papier unterschreitet nicht die Grenzen des auch für die billigsten Ausgaben gebotenen Grades von Festigkeit, die einzelnen Bücher mit ihren je 3 bis 4 Goethebänden sind handlich — kurz, es ist alles in dieser Ausgabe erfüllt, was ein Goethefreund mit beschränkten Geldmitteln für 20 Mark nur irgend verlangen kann. Ich bemerke ausdrücklich, daß auch manche neuesten Goethefunde darin Aufnahme gefunden haben, so der Urfaust, gewiß eine sehr willkommene Beigabe. Der Ausgabe sind die drei schönsten Goethebildnisse und einige andere bildliche Zuthaten mitgegeben.

In derselben hübschen Ausstattung liegen mir noch vor: Kleist, Hebbel, Otto Ludwig, Gaudy und Lenau. Der Kleist umfaßt vier zusammengebundene Bände in einem handlichen Buch. Es ist die vollständigste Kleistausgabe, die wir bis jetzt haben, und wie bei der Gesamtausgabe von Goethe giebt die nahezu 100 Seiten füllende biographische Einleitung zu Kleist von Karl Siegen den heutigen Stand unserer Kleist-Wissenschaft geschmackvoll und zuverlässig an. Manches bisher Unbekannte von Kleist hat hier Aufnahme gefunden, und schon bei einem äußeren Vergleich mit der lange mit Recht als die beste geltenden Reclam-Ausgabe von Eduard Grisebach erkennt man der siegenschen Kleist-Ausgabe den Vorrang zu. Das muß ja überhaupt von allen Klassiker-Veröffentlichungen des Hauses Max Hesse gesagt werden, daß es nicht nach der Art früherer Verleger billiger Klassiker sich mit einem kritiklosen Abdruck irgend einer alten, unvollständigen oder sonst zweifelhaften Ausgabe begnügt; nein, es hat mit anerkennenswertem Geschick und darum auch Glück erstaunliche Billigkeit mit strenger Wissenschaftlichkeit und mit den Ansprüchen zu vereinigen gewußt, die wir heute an eine wirklich gute Ausgabe eines unserer Klassiker zu stellen berechtigt sind. Wenn die philologische Thätigkeit unserer Germanisten irgend einen auch für Nichtzünftige nützlichen Zweck haben soll, dann muß sie sich in buchhändlerischen Veranstaltungen dieser Art kundthun. Die Lesartenverzeichnisse und spintisierenden Anmerkungen wollen wir gern den größeren Gelehrtenausgaben überlassen, wenn man uns nur das letzte Ergebnis all der mühsamen Untersuchungen bequem vermittelt, und das ist in diesen neuen Klassikerausgaben geschehen.

Hebbels Werke in 12 Bänden, auf 3 Bücherbände verdichtet, enthalten ebenfalls nicht nur alles bisher Bekannte, sondern auch vieles nachträglich Aufgefundene. Die Einleitung von Adolf Stern über Friedrich Hebbels Leben ist mit ihren nur 24 Seiten eine kleine Meisterleistung knapper Vollständigkeit. Aehnliches kann ich von der neuen Ausgabe von Otto Ludwigs Werken — sechs Bände in zweien — rühmen. Adolf Bartels hat zu ihr eine umfangreiche „Biographie und Charakteristik" geschrieben. Sehr dankenswert ist es, daß wir in dieser bequemen Ausgabe auch Otto Ludwigs berühmte „Shakspere-Studien" erhalten haben.

Gerade an solchen billigen und dabei doch nicht den bloßen Abdruck bietenden Ausgaben von Dichtern wie Hebbel und Ludwig kann man die Bedeutung des „Freiwerdens" großer Schriftstellerwerke ermessen. Besser wäre es natürlich, dieses Freiwerden geschähe nicht auf Kosten der Hinterbliebenen, sondern müßte ihnen von den betriebsamen Veranstaltern billiger Ausgaben abgekauft werden. Sicher aber ist, daß erst durch so billige Ausgaben wie diese — Hebbels Werke nur 6 Mk., Otto Ludwigs nur 4 Mk. — das Eindringen dieser unserer beiden größten Dramatiker nach Kleist in die breiten Massen der Gebildeten und Mittelgebildeten ermöglicht wird.

Zu der Gesamtausgabe von Lenau ist zu bemerken, daß sie auch den „dichterischen Nachlaß", Dramatisches und Lyrisches enthält. — Gaudy ist von allen Genannten der unserer Zeit wohl am meisten schon entrückte. Diese Ausgabe, die allerdings nur ausgewählte Werke (3 Bände in einem) enthält, giebt uns alles, was von Gaudy heute noch lesenswert ist.

In demselben Verlage erscheint in drei Bänden auch die neue Ausgabe eines deutschen Lord Byron. Professor Wilhelm Wetz in Gießen, der gute Kenner fremder, besonders englischer Litteratur, hat sie besorgt und ihr eine ziemlich umfangreiche Einleitung über Lord Byrons Leben und Werke vorausgeschickt. Er hat hierzu die ihrer Vollendung entgegengehende, großartige, neue Gesamtausgabe von Coleridge und Prothero benutzt, die in dem alten Verlagshause Byrons, bei John Murray in London, seit zwei Jahren erscheint. Namentlich haben die vielen neuen Byron-Briefe dieser englischen Ausgabe dem deutschen Herausgeber manche Anregung zu einer Berichtigung landläufiger Anschauungen über Byron geboten. Zu Grunde gelegt wurde die Uebersetzung von Adolf Böttger, die hierdurch zu neuen und wohlverdienten Ehren kommt. Die gildemeisterische Uebersetzung Byrons ist in vielen Punkten treuer und vielleicht dichterischer; die böttgersche Nachdichtung zeichnet sich besonders durch ihre Flüssigkeit aus, an der es bei Gildemeister vielfach gar sehr fehlt. Ich hatte die böttgersche Uebersetzung seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, und es hatte sich bei mir eine Art unbegründeten Urteils darüber festgesetzt, das mit dem weitverbreiteten von den unzweifelhaften Vorzügen der gildemeisterschen so ziemlich übereinstimmte. Ich kann zu meiner Freude bekennen, daß mir eine Durchsicht der alten böttgerschen Arbeit und viele entscheidende Stichproben mit den berühmtesten, mir besonders liebgewordenen Stellen in Byrons Dich-

*) Auch in einer Sonder-Ausgabe zum Preise von 3 Mk. erschienen.

tungen ein völlig neues und besseres Urteil über Böttgers schwierige Leistung verschafft hat. Man braucht nur eine Stelle zu lesen, wie die im „Giaur“:

Wer je am Bett von Toten stand,
Bevor der erste Tag entschwand,
Der erste Tag vom Nichtmehrsein,
Der letzte von Gefahr und Pein,

um zu fühlen, daß hier ein Dichter, wenn auch ein bescheidener, den größeren Dichter verdeutscht hat. Die dreibändige Ausgabe mit ihrer staunenswerten Billigkeit (nur 6 Mk.), bei sehr anständiger Ausstattung darf mit gutem Gewissen warm empfohlen werden.

Mörike-Biographieen.

Von **Johannes Proelß** (Stuttgart).

(Nachdruck verboten.)

Welcher wachsenden Gunst sich seit einiger Zeit die Poesie Eduard Mörikes erfreut, ganz abgesehen von dem Erfolg, den Hugo Wolffs Mörikelieder finden, darüber ist im „Litt. Echo“ schon öfters berichtet worden. Die Erscheinung selbst gehört, wie die gleichzeitige Erneuerung des Ansehens von Moriz v. Schwind zu den erfreulichsten Symptomen der Wandlung des Zeitgeschmacks, die sich im Deutschtum der Gegenwart vollzieht und allerdings der Romantik wieder einmal zu einer Geltung verhilft, die nicht weniger Gefahren in sich birgt, als die vorhergehende Herrschaft des Naturalismus. In Mörikes Gedichten, Märchen, Erzählungen, in Schwinds Bildern hatte die im deutschen Wesen tiefbegründete, „tendenzlose“ Romantik, die weltentrückende, märchenspinnende, traumdeutende Phantasie ihre Zuflucht gefunden in einer Epoche, deren herrschende Ideale durchaus politischer Art waren, die auch die führenden Geister in Kunst und Dichtung beteiligt sah an dem großen Entwickelungsprozeß, der die deutsche Nation ihrer Einigung zugeführt hat. Wenn jene Zeit dem „Träumer“ Mörike nicht gerecht zu werden vermochte, so ist dies ebenso begreiflich, wie die Hinkehr zu ihm in den weiten Kreisen, die heute bereit sind, der Phantasie ihr unveräußerliches Recht im Reiche der Kunst einzuräumen und zurückzuerobern. Die Gefahren, die der Drang der Romantik ins Uebernatürliche, Phantastisch-Mystische, Mittelalterliche schon einmal über unser Geistesleben gebracht hat, sind von der rein poetischen Romantik Mörikes, die einem starken Wirklichkeitsgefühl entsprang und völlig frei war von herrschsüchtigen Tendenzen, wahrlich nicht zu befürchten.

Schon Theodor Storm, dessen männliche Seele so viele Stimmungsverwandtschaft zeigt mit der des ihm tief sympathischen schwäbischen Dichters, hat diesen Grundzug in Mörikes Poesie hervorgehoben, als er es versuchte, den ersten Eindruck der „Gedichte“ auf sich zu schildern. „Man sah durch sie wie durch Zaubergläser in das Leben des Dichters selbst hinein“, „man hatte den Wunsch, die besonnten Rebenhügel, die heimlichen Waldplätze oder stillen Dorfseiten aufzusuchen, denen sie entstammt sind, in des Dichters Pfarrgarten einzutreten und bei ihm selber vorzusprechen“. „Da war Tiefe und Grazie und deutsche Innigkeit, verschmolzen oft mit antiker Plastik, der rhythmisch bewegte Zug des Lieds und doch ein klar umrissenes Bild; die idyllischen, von anmutigstem Humor getragenen Stücke der Sammlung von farbigster Gegenständlichkeit und doch vom Erdboden losgelöst und in die reine Luft der Poesie hinaufgehoben.“ In welchem Grade aber Mörikes Dichtungen, den „Maler Nolten“ und die Novellen mit eingerechnet, „wie durch Zaubergläser in das Leben des Dichters selbst“ hineinschauen lassen, dies hat erst neuerdings die biographische Forschung allmählich ans Licht gebracht, und nun erscheinen auf einmal zwei Mörike-Biographieen*) auf dem Plan, die den Zusammenhang zwischen Mörikes Leben und Dichten in aller Ausführlichkeit darlegen!

Das hätte sich der bescheidene Sinn des Dichters gewiß nicht träumen lassen, daß sein der Oeffentlichkeit und den Händeln der Welt stets ferngebliebenes Leben zum Gegenstand eines Wettstreits werden könnte, wie ihn die Mörikeforscher Karl Fischer und Harry Maync nun auf dem Forum der Litteratur ausfechten werden. Nachdem ich beide Werke gelesen habe — Fischers Buch erschien einige Wochen früher als das längst angekündigte mayncsche — wird es mir verständlich genug, wie die Aufgabe, dies „Dichterleben“ darzustellen, gleich zwei Autoren neben oder wohl hinter einander angelockt hat. Die Legende von dem „beschaulichen“ Träumer, der, im Gras sich sonnend, frei von Leidenschaften, seine Gedichte formte, wird gründlich zerstört durch das ergreifende Bild der äußeren und inneren Kämpfe, unter deren Stürmen auch dieser Dichter zum kräftigen Talent erstarkte. Die Sympathie für Mörike kann nur wachsen, wenn man sieht, wie viel schwere Enttäuschungen der tübinger Stiftler und der aus einer Pfarre in die andere „gehetzte“ schwäbische Pfarrvikar in sich zu überwinden hatte, bis er sich über die Natur und eigentliche Bestimmung seines Talents klar ward. Es zeigt sich, wie auch dem scheinbar so Beschaulichen die Poesie zum Organe der Selbstbefreiung wurde aus Leiden und Konflikten, die Liebesleidenschaft und Herzenswirren seiner Seele bereiteten. Das Leben Mörikes in seiner ziemlich lange währenden Sturm- und Drangzeit war selbst ein Roman, der den Wirklichkeitsstoff zu der Phantasieschöpfung „Maler Nolten“ geliefert hat. Diesen Nachweis zu verfolgen, gewährt in beiden Biographieen einen ganz besonderen Genuß. Beide Autoren haben hier im wesentlichen aus demselben Quellenmaterial geschöpft und beide liebevolles Verständnis für Mörikes Eigenart als Mensch und Dichter bewiesen.

Doch wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Wie beide Biographen ihre Quellen benutzt, welche Quellen der eine benutzt hat, die dem andern fehlten, dies nachzuweisen, muß einer eingehenden Nachprüfung vorbehalten bleiben. Aber der große Unterschied, der zwischen den zwei Werken besteht, drängt sich dem vergleichenden Blick auch ohne solche Prüfung in den ersten Kapiteln schon auf. Karl Fischers Darstellungsweise ist viel subjektiver als die Maynes, dessen Methode wissenschaftlicher und sachlicher ist. Fischer hat sich zur Aufgabe gesetzt, den Dichter thunlichst „sein Leben und Wesen vor den Augen des Lesers gleichsam selbst aufbauen zu lassen“. Dies Verfahren, an sich gewiß pietätvoll, war nur aber äußerst schwierig anzuwenden bei einem Poeten, der als echter Romantiker es liebte, das von ihm Erlebte in gebrochener Spiegelung darzustellen. Was Mörike im „Nolten“ von Larkens Bedürfnis sagt, „alles, was ihn auf längere oder kürzere Zeit interessierte, die Eigentümlichkeiten seines nächsten Umganges, das ganze Leben mancher Freunde, durch Zuthat seiner Einbildung mit einem magischen Firnis aufzuhöhen“, das war seine eigene Art. Und dies hätte Fischer abhalten sollen, subjektive Aeußerungen des Dichters so als autobiographische Dokumente zu verwerten, wie er es trotz manchen Vorbehalts oft gethan hat. Sein Buch bietet viel Anekdotisches, Citate aus Briefen, allerlei Kuriositäten, gezeichnete und poetische; durch diese Würze hat die ganze Darstellung aber etwas Unruhiges und Mosaikartiges bekommen.

Hingegen hält sich Mayne fast durchweg an die erweisbaren Thatsachen; er legt sich im Deuten jene Reserve auf, die im Wesen aller historischen Forschung begründet ist; er giebt die eigenen Konjekturen und angezogenen Citate als das, was sie sind. Mit künstlerischem Gefühl weiß er die Proportion der Teilchen und

*) Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten dargestellt von Harry Mayne. Mit Mörikes Bildnis. Stuttgart und Berlin 1902, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 6,50. — Eduard Mörikes Leben und Werke. Dargestellt von Karl Fischer, Gymnasialdirektor in Wiesbaden. Mit vielen Abbildungen. Berlin 1901, B. Behrs Verlag (E. Bock). M. 5,— (6,25).

Ihrer Hoheit der Frau Fürstin von Anhalt hier zu Amberg in die zehn Jahre zur höchsten Zufriedenheit als eine Kammermagd aufgewartet, und hätt's mir auch niemand geweissagt, daß ich einst neben einem gemeinen Hufschmied durchs Leben gehen, und —“

„Willst Du mir da vielleicht Deine ganze Biographie erzählen?“ fragte der Landrichter und klopfte mit dem Bleistifte auf das grüne Tuch. „Willst Du Dich akkommodieren oder nicht?“

„Ich sag's ja, Euer Gnaden,“ fuhr sie fort, und ihre Stimme schmetterte durch den Saal, „ein schwerwiegender Entschluß tritt nun heran. Und ich bin wirklich zu bedauern, so wie so, und in der schweren Zeit doppelt: denn er ist mein nicht wert, und aussprechen, Euer Gnaden, aussprechen kann ich mich mit dem Hufschmied nicht.“ Sie strich verschämt über den Rock und musterte geschwinde die Kommissäre, Sekretäre und Schreiber am Tische.

„Vorwärts! Was wird denn der Mann thun?“ drängte der Landrichter.

„Ach, das ist's eben, Euer Gnaden,“ stöhnte sie und bedeckte die Augen mit der Hand. „Wo ich doch so für die Ordnung bin — er ist mein nicht wert. Ich fürchte stark, er ist ein Halsstarriger.“

„Und die Frau will sich akkommodieren?“ fragte der Landrichter geschäftsmäßig. „Schreiben! Sabina Scharf, Weib des —“

„O, nicht so geschwind, Euer Gnaden, um Vergebung, nur eine demütige Frage: Gesetzt den Fall“ — sie sah lauernd auf den Vorsitzenden — „wenn nun, angenommen, daß mein Ehemann, wie er mir gestern strikte kundgethan hat, gestern abend, wenn er sich nicht akkommodiert —?“

„Dann kann er ehestens durchs Stadtthor hinaus direkt zum Teufel fahren,“ erklärte der Landrichter.

„Und darf mir das Haus übern Kopf weg verkaufen, wo doch zwei Drittel vom Kaufschilling mit meinem Geld bezahlt sind?“ fragte das Weib und lauschte mit gespannten Zügen.

„I was, das wird man ihm schon zeigen!“

„Und entschuldigt schon, Euer Gnaden, — hernach . . .“ Frau Sabina Scharf zupfte verschämt an ihrem Aermel. „Hernach, wenn er mich also verläßt, kann ich mich dann — Euer Gnaden entschuldigt schon — wieder anderweitig verehelichen?“

„Gewiß,“ sagte der Landrichter mit Würde, und die Schreiber und Sekretäre lachten verstohlen, und der zweite Schreiber raunte dem ersten zu: „Magst f'?“

Frau Sabine Scharf stand in ihrer ganzen Länge da, hatte die Hände unter der Brust gefaltet, die Lider gesenkt und erklärte mit großartiger Betonung: „Ich kann das Seiner Durchlaucht gar nicht in übel nehmen, daß sie Ordnung haben will in Amberg, Ordnung muß sein; und ich befinde in meinem Herzen, daß ich gern katholisch werde.“

„Und willst Dich bis Ostern zur Beichte einstellen?“ kam die Frage vom Tische.

„O, morgen, Euer Gnaden,“ antwortete Frau Sabine Scharf und schlug die Lider auf, „morgen!“

„Schreibet!“ befahl der Landrichter, und die Federn raschelten.

„Und reinen Mund halten, Scharfin, bis nach der Beichte!“ drohte der Landrichter. „Auch der Mann erfährt nichts davon!“

„Hi,“ lachte Frau Sabina, „beileib, kein Schnaufer — der!“

Sie knickste, und hinter ihr schloß sich die Thüre.

„Magst f'?“ flüsterte der zweite Schreiber noch einmal, während ein Gemurmel den Tisch entlang ging.

Wieder öffnete sich die Thüre, und breitspurig trat der Hufschmied herein, drehte den Hut zwischen den Fäusten, besah sich die Herren am Tische, einen nach dem andern, und schritt geradenwegs auf den Landrichter zu.

„No, Euer Gnaden, was hat s' denn g'sagt?“ fragte er vertraulich und wies mit dem Daumen über die Schulter zurück. — „No, halt mei' Alte, Euer Gnaden —?“

„Merke Dir von vornherein, hier ist nicht Mann und nicht Weib, nicht Vater und nicht Sohn,“ sagte der Landrichter mit Würde.

„Kinder haben wir keine,“ warf der Hufschmied ein.

„— sondern jeder giebt die Erklärung ab für seine Person,“ schloß der Landrichter. „Und übrigens werdet Ihr Euch wohl vorher mit einander besprochen haben, Du und Dein Weib?“ setzte er lauernd bei.

„O ja, so, so, Euer Gnaden. Jetzt ich denk' mir halt, mit der — na, Herr Landrichter, die wenn ihren Kopf aufsetzt, ich denk' mir, der Kurfürst selber —“

„Seine Kurfürstliche Durchlaucht!“ unterbrach ihn der Vorsitzende.

„No ja, Herr Landrichter, wenn der selber käm' und saget: ‚Sabine‘, wenn der saget, ‚Sabine, da gleich auf der Stell' mußt jetzt katholisch werden‘ — Herr Landrichter, habt Ihr's positiv von ihr verlangt?“

„Freilich!“ kam die Antwort vom Tische.

Es war schon sehr dämmerig im Saale, doch der Hufschmied stand so, daß ein verirrter Lichtschein vom Fenster auf sein pfiffiges Gesicht fiel, und der zweite Schreiber stieß den ersten an.

„Die Kerzen!“ befahl der Landrichter, und der Diener ging hinaus.

„Der Herr Landrichter entschuldigt schon,“ begann der Hufschmied und drehte den Hut bedächtig zwischen den Fäusten, „gesetzt nun den Fall, wenn mein Weib halsstarrig ist —?“

„Dann kann sie ehestens durchs Stadtthor hinaus direkt zum Teufel fahren,“ erklärte der Landrichter.

„Und da hebt dann, entschuldigt schon, die Obrigkeit selber den Ehestand auf?“ erkundigte sich der Schmied.

„Ja, wenn der andere Teil in seiner Halsstarrigkeit verharrt.“

„Und was ihr zugehört, muß ich hinauszahlen? Entschuldigt schon!“

„Das wird sich zeigen.“

„O, Herr Landrichter, ich zahl's gern.“

„Nun also!“ drängte der Landrichter.

Und im unsicheren Lichte der Kerzen schrieben die Schreiber: „Hufschmied Scharf hält's dafür, es sei dies eine Schickung Gottes, sein Gemüt führe ihn selbst dazu; will gern katholisch werden.“

„An Ostern?“ fragte der Landrichter.

„O, morgen, Euer Gnaden!“ seufzte der Schmied.

„Und reinen Mund gehalten bis nach der Beichte, Scharf!“ drohte der Landrichter mit gnädiger Miene. „Das Weib erfährt nichts davon!“

„Ha,“ lachte der Schmied, „beileib!“

Die Thüre hatte sich geschlossen, und der Herr Landrichter lächelte hörbar, und der Regierungskommissarius lachte ziemlich laut, und zuletzt lächelten und lachten alle am ganzen Tische, je nach Unterschied des Ranges und der Würde.

Und der Regierungskommissarius neigte sich gegen den Landrichter und wisperte vernehmlich: „Herr Kollega, ich schätze, die beiden sind einander dennoch wert.“ —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Tage wurden kürzer und kürzer, die Nächte länger und länger, und die kurzen Tage und langen Nächte reihten sich aneinander, über das große römische Reich deutscher Nation und über das kleine, eroberte Land und seine Ritterschaft schritt unbarmherzig die harte Zeit. Das dürre Laub raschelte in den Wäldern, auf den Steigen und Wegen, der Schnee fiel und bedeckte die Erde, Weihnachten kam, und die Glocken erklangen allüberall, dann schrieb man sechzehnhundertneunundzwanzig. Und was noch vor Monaten als ein Schatten in der Ferne gestanden war, das ragte nun in drohender Nähe, war unentrinnbar und konnte nicht umgangen werden: die Entscheidung.

Und sie rüsteten sich zur Reise. Sie rüsteten sich in den uralten Bergnestern und in den finstern Stein-

häusern der Thäler, in den kleinen, sumpfumgürteten Moosburgen und in den offenen Herrensitzen, sie ließen die Pferde satteln und ritten nach Amberg: Männer, in der Kraft ihrer Jugend, und Greise, gebückt von der Last ihrer Jahre: Väter unmündiger Kinder und Großväter, die auf Kindeskinder herabsahen; Reiche, in kostbare Pelze gehüllt, Arme, die das Geld zur Wegzehrung hatten borgen müssen; Trotzige und Verzagte, Fromme und Gottlose, Leichtsinnige und Schwermütige, Entschlossene und Unentschlossene. Wer das Haupt einer Familie darstellte, der hatte nach Amberg zu reiten. Und so zogen sie alle auf den verschneiten Straßen, herab von den Hängen des Böhmerwaldes, herüber aus den Thälern der Vils und Naab, herauf aus dem Stiftlande, weither von den Grenzen des Markgrafentums, dem kurfürstlichen Befehle zu gehorchen und sich strikte zu erklären.

Da füllten sich die Herbergen in der alten Fürstenstadt, und die Wirte rieben schmunzelnd die Hände und berechneten ihren Gewinn aus der Not und Drangsal der andern; da stampften in den warmen Ställen die Rosse; da war Leben, wimmelndes, drängendes Leben in den engen Gassen und Gäßlein von früh bis nacht. Da raschelten wieder die Federn auf dem Papier; da tönten wieder dumpf die Fragen und Antworten im Sitzungssaale; da rann wieder heimlicher Angstschweiß und dampfte aus den Ketzerleibern empor als wohlgefälliges Opfer. Da liefen die lockenden Verheißungen wie Schlangen in Heimlichkeit von Ohr zu Ohr; da schwirrten scharfe Drohungen wie Pfeile. Wenn der Abend kam, knarrten unter den Sohlen angstvoller Bittsteller die Treppen in den Häusern hochmögender Herren, und im kalten Lichte des Tages bedeckten sich große Bogen mit langen Namenregistern, mit geraden und gewundenen Antworten. Da berichtete einer treuherzig von seinem kranken Weibe und von der Schar seiner Kinder und seiner Armutei, die Stimme wollte ihm versagen, als er um Frist bat, und er konnte es nicht fassen, als es nichts half; da erkundigte sich einer bedächtig, welches der Lohn für die Kniebeuge wäre, und begann zu feilschen, als stünde er auf dem Roßmarkte; da sprach einer hocherhobenen Hauptes sein stolzes Nein und ging froh von dannen, wenn er auch nicht wußte, wovon er leben sollte im Elend; da rief einer trotzig, seit einem halben Jahrtausend bebaue sein Geschlecht die Scholle, viele seiner Ahnen hätten geblutet für die Fürsten und das Land, und fragte mit bebender Stimme, warum man ihn vertreibe? Da flüsterte einer, er sei's zufrieden, wolle thun, was man verlange von ihm. Wappen und adelige Gewänder sanken herab wie Plunder und Lumpen; Menschen, nackte Menschen entschieden und erklärten sich.

Aber es ging alles ruhig von statten, und der Vizedom hatte nicht nötig, die Trommel rühren zu lassen. Die kurzen Tage und die langen Nächte reihten sich aneinander, die Schreiber schütteten das Pulver über den letzten nassen Namen; die Rosse wurden wieder aus den Ställen gezogen, die finsteren Thorgewölbe erklangen wieder vom dumpfen Hufschlage, und nach allen vier Winden zogen sie heimwärts, in Gruppen und allein, je nach Gelegenheit, auf den gefrorenen Straßen, über das verschneite Land, durch die schweigenden Wälder. Und es war kalt, es war grimmig kalt im Januar des Jahres sechzehnhundertneunundzwanzig. — — —

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Die in unserem vorletzten Hefte mitgeteilten Meinungsäußerungen zur Frage der erzählenden Kritik haben auch in der Tagespresse hier und da Erörterung gefunden. Wir teilen von den verschiedenen Stimmen diejenige der „Frankfurter Zeitung" (325) im Folgenden mit: „— — — Diese Gutachten sind interessant, sie an dieser Stelle ganz oder auszugsweise mitzuteilen, liegt kein Grund vor. Aber die Frage selbst ist so wichtig, daß sie hier ganz kurz behandelt werden soll. Eine Kritik eines neuen Romans oder Theaterstücks in einer Zeitung ohne Inhaltsangabe ist meines Erachtens geradezu widersinnig. Der Kritiker spricht zu Lesern, die Buch und Stück nicht kennen (das letztere bei Premieren nicht zu kennen vermögen), er muß daher, will er sein Urteil begründen, Lob oder Tadel verständlich machen, auf den Inhalt hinweisen. Ein solcher Hinweis muß künstlerisch sein, nicht ein bloßer Auszug; er darf auch weder zu ausführlich sein, noch ausschließlich den Inhalt der Anzeige ausmachen. Zu entbehren ist er in keinem Falle, wie auch seine Wirkung sei. Denn leugnen läßt sich nicht, daß diese unheilvoll werden kann für Theaterdirektoren und Verleger. Wird aus der Inhaltsangabe eines Dramas seine Erbärmlichkeit klar, so werden gewiß Viele, und wenn der Kritiker die Kunst der Schauspieler auch in den Himmel erhebt, dessen Aufführungen fernbleiben; geschieht Aehnliches einem Roman, so werden sich die meisten Leser hüten, sich ihn aus der Leihbibliothek geben zu lassen, oder gar — zu kaufen. Aber wenn dies auch geschieht, was in aller Welt geht das den Kritiker an? Hat er den Vorteil des Verlegers zu bedenken, den Nutzen des Theaterdirektors, Honorar oder Tantième des Autors? Er steht in des höheren Herrn Pflicht. Nicht des Publikums, dessen Erzieher er sein soll, nicht sein Diener, sondern der Wahrheit. Diese aber gebietet ihm, zur Begründung seines Lobes oder Tadels den Inhalt zu berücksichtigen. Wer viele Kritiken gelesen hat, der weiß, daß gerade die am vernichtendsten wirken, die den Inhalt als so unbedeutend hinstellen, daß sie ihn gar nicht berühren. Grade die Autoren, die es mit ihrer Kunst ernstmeinen, die wissen, daß es nicht auf das Was, sondern auf das Wie, nicht auf den Rohstoff, sondern auf dessen Bearbeitung ankommt, sollten von jedem Kritiker die Erzählung der eigentlichen Fabel fordern: er nimmt ihnen damit den unangenehmen Teil ihrer Aufgabe ab. An den Lesern und Hörern aber, die genug haben an der Inhaltsangabe, die etwa den Schnüfflern wissenschaftlicher Bücher gleichen, die sich mit der Lektüre der Kapitelüberschriften begnügen, wird dem echten Künstler nichts gelegen sein." — Gewiß nicht: aber andererseits bleibt die erfreuliche Thatsache bestehen, daß die Leser schon durch die bloße Kenntnis der Inhaltsangabe vor dem Kaufen eines elenden Buches und vor der Zeitvergeudung des Lesens bewahrt bleiben. In dieser Hinsicht läßt auch E. v. Sch. in einem Feuilleton der Düna-Ztg. (256—258) die Bücherbesprechungen in Zeitschriften gelten: über das hastige Bücherlesen und gedankenlose Bücherschenken der heutigen Zeit klagt er und wünscht ein innigeres Verhältnis zwischen dem Leser und seinem Buche. „Wer in seiner Lektüre nicht wählerisch ist, der verurteilt sich dazu, das wirklich Gute gar nicht oder doch nur flüchtig kennen zu lernen. — — Nur das gut Empfohlene ... soll er sich zu lesen überhaupt vornehmen." Auf zwei wenig gelesene Autoren, Hippel und Stifter, weist bei dieser Gelegenheit der Verfasser des Näheren hin. — Ergab die Umfrage des Litt. Echos, daß sich für die Kritik in letzter Hinsicht kein Schema aufstellen läßt, sondern eben das Richtige in der Kunst des einzelnen Kritikers liegt, so kommt Emil Löbl auf weiterem Gebiet zu gleichem Resultat. Er erörtert die Frage der Journalisten-Schulen (Wiener Abendpost, 263), denen er wenig hold ist. Die „spezifische Eignung, die Uranlage, die Vokation" zum Journalisten lasse sich nicht durch Unterweisung ersetzen.

* * *

„Wer war Ludwig Bechstein? — wäre ich beinahe versucht, den Leser zu fragen." Viel bittere Wahrheit liegt in diesen Worten, mit denen Prof. Th. Gaedertz seinen Gedächtnisartikel zu Bechsteins 100. Geburtstage einleitet (Der Tag, 523). Um so erfreulicher berühren die herzlichen Ausführungen, die das Andenken des

schlichten Poeten wenigstens bei dieser Gelegenheit in verschiedenen Zeitungen feierten (Leopold Hirschberg, Beil. z. Nordd. Allg. Ztg. 276a, 277; W. A. Hammer, N. Wiener Tagbl. 324; E. von Komorzynski, Wiener Abendpost 270; Adelheid v. Schorn, Frankf. Ztg. 324; Alfred Semerau, Beil. der Leipz. Ztg. 139; Gg. Ellinger, Sonntagsbeil. d. Voss. Ztg. 551; A. P., Wiener Fremdenblatt 321; K. Bienenstein, Ostdeutsch. Rundsch. 323). — Ein Erinnerungsblatt von Anton Renk (Ostdeutsch. Rundschau 314) feiert einen anderen Toten, den vor Jahresfrist verstorbenen Adolf Pichler, dessen tiefstes Wesen vom Streben nach Freiheit, Wahrheit und Schönheit ausgefüllt worden sei. — C. Karlweis, dem Wiener, galt noch ein warmer Nachruf von Otto Stoeßl (Sonntagsbeil. d. Hannov. Cour. 572). — Auf dem Grabe eines Vielumschmähten und Heißgeliebten, auf dem Heinrich Heines ist jüngst ein Denkmal errichtet worden. Keine offiziellen Persönlichkeiten, aber eine aus freiem Antrieb zusammengeeilte Schar, darunter aus Deutschland Max Halbe, Hermann Sudermann u. a. wohnten laut einem Bericht der Voss. Ztg. (554) der Feier bei. Max Nordau hielt die Gedächtnisrede, deren Wortlaut die Neue Fr. Presse (13382) mitteilt. — Ein Lebender von Heines Freunden, Philibert Audebrand fand sich auf dem Montmartre-Friedhof ein; von ihm berichtet die Frankf. Ztg. (324) Erinnerungen an den Kreis, dem Balzac, Eugene Sue, Alex. Weill und Heine angehörten. — „Heine und kein Ende!" frohlockt Karl Emil Franzos (Voss. Ztg. 545), indem er auf die intensive Forschung nach des Dichters Leben und Schaffen hinweist und an einzelnen Beispielen zeigt, wie groß die Lücken sind, die eine ästhetische Würdigung, eine innerliche Kenntnis von Heines Leben uns noch verbieten. — Gleich rüstig wird an der Aufschließung von Gutzkows Dichten und Dasein weiter gearbeitet, das in den Vierzigerjahren höher als das Heinrich Heines in der öffentlichen Meinung bewertet wurde. H. H. Houben behandelt in einer Reihe von Aufsätzen, die Briefe an Emil Devrient mitteilen, Gutzkow als Dramatiker (Sonnt.-Beil. der Voss. Ztg. 43—47). — Seines österreichischen Zeitgenossen Franz Grillparzer nimmt sich die Forschung neuerdings ebenso eifrig an; zwei jüngst erschienene Schriften, W. v. Wartenegg's „Erinnerungen an Franz Grillparzer" und das bedeutendere Werk von dem Franzosen August Ehrhard „Franz Grillparzer, sein Leben und seine Werke", deutsche Ausgabe von Moritz Necker (München, C. H. Beck) zeigt in weiterem Zusammenhange A. K. in der Voss. Ztg. (555 und 557) an. — Von Grillparzers Landsmann Anzengruber teilt Marco Brociner (Neues Wien. Tagbl. 325) Charakteristisches aus Briefen mit. — Eine andere Publikation von Briefen, die von Luise v. Kobell herausgegebenen Briefe J. V. Scheffels an den Staatsrat Eisenhart bespricht Josef Hofmiller (Beil. z. Allg. Ztg. 270). — Gering ist sonst die Zahl der litterarischen Charakteristiken. Von Clara Viebig handelt ein Feuilleton Fritz Martis in der Neuen Zürcher Ztg. (319), von Gerhart Hauptmann und seinem Verhältnis zur schlesischen Heimat erzählt Felix Hollaender (Der Tag, 527), von Carl Busse, einem „glücklichen Dichter", wie er ihn nennt, schwärmt Alois Ulreich (Ostdeutsch. Rundsch. 307). — Die Entwicklung Jung-Wiens seit der Mitte des letzten Jahrhunderts, also eine zusammenfassende Uebersicht über die führenden Geister der Donaustadt, giebt Carl Morburger (Neue Zürcher Ztg. 314/16), der den wiener Jüngsten nachrühmt, daß sie sich von der krankhaften Erotik und der krankhaften Weltmüdigkeit losgemacht haben. „Das von Bahr großgezogene französelnde Jung-Wien ist im Verfallen, und eine neue, wirklich moderne Generation ist im Werden, die nicht mehr sich und das süße Mädel in den Mittelpunkt ihres Schaffens stellt, die erfüllt ist von der Liebe zu einer reifen, stillen, gesunden, kraftstrotzenden Frau: zur Frau Kultur!" — Summarisch seien die Aufsätze genannt, die sich mit neuen Erscheinungen der Belletristik und Litteraturgeschichte beschäftigen: Richard Braungart bespricht als den „ersten Roman der Neuromantik" Bruno Willes „Offenbarungen des Wachholderbaumes" (Leipzig, Diederichs, 1901) in Nr. 320 der Ostd. Rundschau; Hans Benzmann neueste Goethe-Litteratur (Berl. N. Nachr. 557); Hermann Stegemann drei schweizer Romane (Wilh. v. Hillern, der Gewaltigste, Ernst Zahns Albin Indergand und J. C. Heers Felix Notvest) in den Baseler Nachr. (316); der letzte Roman ist ferner in Sonderaufsätzen behandelt in der „Straßburg. Post" (1020) und von S. Schott in der Beil. z Allg. Ztg. (274). — Ueber Ernst Heilborns neuen Roman „Der Samariter" berichtet daselbst (271) M. Necker. — Ein Sammelreferat von Martin Bölitz (Rhein.-Westfäl. Ztg. 911) handelt von moderner Frauenlyrik — Maria Janitschek, Jeanne Bertha Semmig und Agnes Miegel —, während Rudolf Presber sich zweier männlicher, noch unbekannter Lyriker — Karl Vanselow und Gustav Schüler — in einer ernsten Plauderei (Frankf. Gen.-Anz. 274) annimmt. — Buchhändlerische Erfolge gaben den Anlaß zu einigen weiteren Artikeln. Die Verlagshandlung von Ferd. Schöningh in Paderborn sandte jüngst die 100. Auflage von F. W. Webers „Dreizehnlinden" in die Welt, woran P. Thaler historische und ästhetische Betrachtungen knüpft (Deutsch. Volksbl., 4631); Eduard Engel rühmt (Voss. Ztg. 549) das vierbändige deutsch-englische und englisch-deutsche Wörterbuch von Muret-Sanders, zu dessen Vollendung er die langenscheidtsche Verlagshandlung beglückwünscht. Eine Würdigung und zugleich Vorgeschichte des gewaltigen „Thesaurus linguae latinae", von dem bis jetzt vier Faszikel vorliegen, giebt Prof. Hora (Reichspost, Wien, 270). — Erwähnt seien noch einige Plaudereien über Litterarisches, so eine längere von E. Isolani über die Taufe am Schreibtisch, d. h. über Namen- und Titelwahl (Rheinisch-Westfäl. Ztg. 911, 949), von Emil Rechert über „das Ende der Satire" (Prager Tagbl. 323) und von R. Krauß über den „Schluß im Drama" (Schwäb. Merkur, Beil., 550). — Mit Ausnahme eines Aufsatzes von O. M. S. über Kinderpredigten (Wissensch. Beil. z. Leipz. Ztg., 136) berühren die letzten erwähnenswerten das Drama und Theater. Friedr. E. Hirsch stellt einige Angaben zu dem Thema Eulenspiegel auf der Bühne zusammen, berücksichtigt jedoch nur die ältere Zeit (Wiener Abendpost, 263). — Im Vergleich mit dem historisch entstandenen Cabaret unterzieht Alex. Frhr. v. Geichen-Rußwurm das moderne Ueberbrettl einer Kritik (Neues Wiener Tagbl., 317). Die Brutstätte der Ueberbrettl-Seuche, Berlin, und die von ihm ausgehende Ueberbrettl-Bewegung glossiert P. Goldmann (Neue Freie Presse, 13384). — Ueber das farbenfrohe, an künstlerischen und unkünstlerischen Zuthaten so reiche japanische Theater äußert sich anläßlich des Gastspiels der Frau Sada Yacco in Berlin Alfred Klaar (Neues Wiener Tagblatt, 324).

* *

Von ausländischen Dichtern sind dieses Mal neben den Größen auch kleinere Talente beachtet worden. Ein längeres, aus dem Kroatischen des Milan Marjanović übersetztes Feuilleton skizziert die Entwicklung der kroatischen Litteratur in den letzten 400 Jahren; es ist eine Art Jubiläum, das sich hierdurch begehen läßt, denn die erste poetische Arbeit des ältesten bekannten kroatischen Dichters Marko Marulić fällt in das Jahr 1501 (Politik, 319, 320). — Einen ungarischen, bis jetzt nicht beachteten Novellisten Szivós Béla zieht L. Hevesi im Pester Lloyd (284) ans Licht. Auf wenig bekannte Lyriker Spaniens weist Hans Parlow in einem Essai hin, der zugleich spanisches Gepräge charakterisiert (Beil. z. Allg. Ztg. 266). — Dem Schöpfer der Elektra, des vielbesprochenen, für spanischen Geist merkwürdigen Werkes, Galdós und seinen spezifisch romanischen Typus des Tartüffe schenkt Edmund Alkalay Beachtung (Der Zeitgeist, Beil. z. Berl. Tagebl., 46). — Italien ist mit einer Kritik der römischen Elegieen d'Annunzios, die Eugen Guglia in Parallele zu Goethes Elegieen setzt, vertreten (Wiener Abendpost, 267). — Von französischen Autoren

wird Georges Clemenceau durch Max Nordau betrachtet (Neue Fr. Presse 13376). — England erscheint mit zwei Dichtern: auf Grund der neuesten Veröffentlichungen der murrayschen Buchhandlung schildert Hermann Conrad das Verhältnis zwischen Byron und Lady Caroline Lamb (National-Zeitung 624), während A. v. Ende einen Altmeister Jungenglands preist, George Meredith (Beil. z. Allg. Ztg. 264). — Interessant sind Angaben, die J. W. Bienstock über eine Tolstoi-Kolonie in England, d. h. über das in Christchurch errichtete und nachdrücklich für die Ideen Tolstois eintretende Verlagshaus der Tchertkoff zu machen weiß (Oestreich. Volksztg., 318). — Schließlich seien noch drei Aufsätze über nordische Dichter erwähnt. Eingehend handelt Heinrich Danneil von Björnsons Leben und Schaffen (Blätter f. Handel u. s. w., Beibl. z. Magdeb. Ztg. 44/48); Carl Hagemann skizzirt Ibsens dramatische Technik (Rhein.-Westfäl. Ztg. 948), und Erich Schlaikjer wendet sich einem Verborgeneren zu: Alexander Kielland, dessen litterarisches Porträt er zeichnet (Tägl. Rundschau, 274, 275).

Dr. Paul Legband.

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. (Berlin.) IV, 3, 4. Die Erkenntnis der ethischen und pädagogischen Bedeutung des Theaters hat in letzter Zeit wieder häufiger zu Reformvorschlägen hinsichtlich der Volks- und Provinztheater geführt. Professor Ludwig Fleischner („Brauchen wir Provinztheater?“) skizziert die unhaltbaren Zustände, namentlich österreichischer Provinzbühnen, „die von unwissenden Spekulanten — deren Ethik sie besser zu Sklavenhaltern qualifiziert — geleitet werden, die eine Unsumme von schauspielerischem Proletariat anhäufen und die das Theater im Dienste ihrer Geschäftsinteressen als Kunststätte entwürdigen“. Ein Ausweg aus diesem Elend scheint ihm die schon vor Jahren angeregte und praktisch hie und da erprobte Idee der Gründung von Städtebundtheatern, d. h. des Zusammenschlusses nahe gelegener Städte zur finanziellen Sicherung eines in jeder Hinsicht wertvollen Theaters, das abwechselnd in den beteiligten Städten spielt. Dieser begrüßenswerte Vorschlag ist bis jetzt über einige bescheidene Anfänge hinaus nicht zur That geworden, wie es scheint, teilweise infolge örtlicher Verhältnisse und daraus sich ergebender Schwierigkeiten. Fleischner macht deshalb den Vorschlag, „daß die an staatlichen Theatern oder an renommierten größeren und wohldotierten Bühnen wirkenden Kräfte innerhalb bestimmter Zeiträume einzelne in ihrer Nähe gelegene Provinzstädte aufsuchen und in den dort befindlichen Schauspielhäusern gut einstudierte Stücke ihres Repertoires zu Darstellung bringen“. Dieser Vorschlag, den er der Erörterung empfiehlt, würde ein Provisorium bedeuten, das der weiteren Verwilderung vorbeugen könne. „Allein eine völlige Gesundung unserer arg darniederliegenden Provinztheater-Verhältnisse wird erst dann eintreten, wenn die Staatsregierungen sich dieser Institute mehr wie bisher annehmen werden, wenn die Direktoren solcher Theater nicht mehr bloß fragen werden: ‚Was zieht?‘, sondern wenn sie die viel wichtigere Frage thun werden: ‚Was erzieht?‘“ — Ueber das Shakspere-Bacon-Problem, d. h. über die angebliche Entdeckung neuer Chiffern-Geheimnisse in den shakperischen Dramen durch die Amerikanerin Mrs. Gallup (LE III, 1273 und IV, 264) teilt Gustav Zieler nach englischen Quellen näheres mit. Es sei die Pflicht der Wissenschaft, sich nun allen Ernstes an die Dechiffrierung von Shakperes Werken auf Grund dieser neuentdeckten Geheimschrift Bacons zu machen.

Deutsche Arbeit. (Prag.) I, 1, 2. Diese neue „Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen“ wird herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Prag. Sie will neben Dichtungen heimischer Schriftsteller fortgesetzt eine möglichst vollständige Uebersicht über die von den Deutschen in Böhmen geleistete Kulturarbeit darbieten. Tagespolitik ist ausgeschlossen, aber die historischen, wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen des politischen Lebens sollen regste Beachtung finden. — Das erste, sehr reichhaltige Heft bringt neben anderem auch einige litterargeschichtliche Beiträge und Aufsätze. A. Horcicka veröffentlicht eine von ihm aufgefundene Denkschrift Adalbert Stifters, worin der Plan einer Landes-Kunstgalerie für Oberösterreich ausführlich dargelegt wird, ferner einen bisher unbekannten Brief Stifters an G. Heckenast, der auch die Thätigkeit des Dichters im oberösterreichischen Kunstverein zu Linz berührt. — In seinen Ausführungen über „Gaukunde und Gaukunst“ streift A. Baudler auch die litterarischen Bestrebungen der einzelnen deutsch-böhmischen Landesteile. — In einem kurzen, abgerundeten Aufsatze würdigt A. Haussen die Beziehungen zwischen „Goethe und dem egerer Magistratsrat Grüner“, teilt hierbei einen von Professor Aug. Sauer gefundenen Brief Goethes an Grüner zuerst mit und verweist auf die von der Gesellschaft vorbereitete Veröffentlichung der von Grüner 1825 niedergeschriebenen „Sitten und Gebräuche der Egerländer“. — Batka legt Proben aus dem hohenfurter Liederbuche des 15. Jahrhunderts vor. — Aus dem zweiten Hefte ist ein Aufsatz von A. Bartels über Heimatkunst mit besonderer Berücksichtigung der deutsch-böhmischen Verhältnisse und eine Besprechung der in Böhmen spielenden Romane August Sperls (vgl. Sp. 421 durch F. Jesser hervorzuheben.

Deutsch-französische Rundschau. (Goslar.) III, 59. Wilhelm von Scholz unternimmt den interessanten Versuch, in der zeitlich zusammenschließenden Reihe von Shaksperes acht Königsdramen mehr als eine Reihe, nämlich eine „einheitliche dramatische Schöpfung“ nachzuweisen. In diesem Sinne spricht er von „Shaksperes Fünfkönigsdrama“. Von vornherein sei diese künstlerisch geschlossene Einheit kaum als solche gedacht gewesen, aber sie habe sich dem Dichter im Laufe der Arbeit halb bewußt, halb unbewußt ergeben. Shakspere „reiste während dieser gewaltigen Dichtung zu der großen geschichtlichen, mehrere Leben umspannenden Auffassung heran“, der er selbst im zweiten Teil Heinrichs IV. Ausdruck gab und die uns empfinden läßt, daß wir in dem Fünfkönigsdrama „die machtvollste Darstellung der geschichtlichen Gerechtigkeit haben, die überall, wo sie angerufen wird, tyrannisch, nach drakonischen Gesetzen richtet. Ohne einem der über das Maß des geschichtlich Erlaubten hinausgegangenen streitenden Teile Recht zu geben, zerstört sie beide schweigend aneinander und löscht sie aus, sie vernichtet mehr als schuldig sind, ihr Schlag trifft breit.“ Shakspere begann mit Heinrich VI. Aus der Art und Stellung der Anna-Szene in diesem Drama schließt v. Scholz, daß dem Dichter erst während der Arbeit der umfassendere Plan in den Sinn gekommen sei. Zunächst handelte es sich um das Abschlußdrama der Yorks, dann ergaben sich die Entwürfe für die Lancaster-Tragödien. Mit geschickter Anwendung einer geistvollen Psychologie aus Brandes' Shakperebuch folgert Scholz, daß nach der Vollendung Heinrichs VI. Shakspere sich nicht an die Gestaltung des ebenfalls schwachen Richard II. gemacht habe, sondern, der natürliche Rückschlag, an die des mächtigen, individuellen, extremen Richard III. Zu diesem steht dann Richard II. wieder in einem Ergänzungsverhältnis. Die innigen Beziehungen der einzelnen Dramen zu einander und ihre gegenseitigen allmählich sich gestaltenden Bedingungen werden des näheren noch aufgedeckt. — In dem französischen Teil der Monatsschrift beurteilt Edouard Quet das dramatische Schaffen des Kritikers Jules Lemaitre, dessen Werken er den Gesamttitel giebt: théâtre des gens mal mariés.

Die Gegenwart. (Berlin.) XXX, 44—47. Viktor von Scheffels Beziehungen zum Buchhandel, seine persönliche Freundschaft mit einigen Verlegern sind bislang wenig beachtet worden. Den Ausführungen von Rudolf Schmidt (in Nr. 44) lassen sich hierüber interessante Angaben entnehmen. So überließ Scheffel den „Trompeter von Säkkingen" dem Verlage der Gebrüder Metzler in Stuttgart, obwohl ihm vorher von einem andern Verleger ein pekuniär bedeutend vorteilhafteres Angebot gemacht war. Teilhaber des metzlerschen Verlages war Scheffels Studienfreund Adolf Vonz; ein Brief Scheffels giebt von dieser Freundschaft Kunde. Die erste Auflage des Trompeters erschien 1853, die fünfzigste 1876, die hundertste 1882, die zweihundertste 1892, die zweihundertfünfzigste 1900. Einer andern Freundschaft mit Otto Müller, dem Romanschriftsteller und litterarischen Beirat der Firma Meidinger in Frankfurt, verdankte Scheffel die Anregung zu einem Roman, der in der „Deutschen Bibliothek" erscheinen sollte. Es wurde der „Ekkehard", der zuerst 1855 erschien, dann aber, nach Rechtsstreitigkeiten zwischen Scheffel und dem Käufer der meidingerschen Firma, 1870 ebenfalls in den metzlerschen Verlag überging, wo gegenwärtig die hundertachtzigste Auflage zur Ausgabe gelangt. — Ludwig Geiger veröffentlicht in Nr. 45 und 46 einen an Adolf Stahr gerichteten Brief Fr. Th. Vischers, der eine wesentliche Ergänzung unserer Kenntnis von Vischers Urteil über Lessing bietet. Stahr hatte 1858 seinen „Lessing" erscheinen lassen und F. Vischer um eine öffentliche Besprechung gebeten. So warm und freudig dieser nun auch das stahrsche Buch aufnahm, er fühlte sich zu gewissen Einschränkungen verpflichtet, die er vorher dem Freunde mitteilte und aus denen seine kritisch ungemein schärfere und wahrere Beurteilung Lessings hervorgeht. Eine Stelle ist vor allem bezeichnend: „Aus Lessings Poesieen weht mich, selbst aus Stil, Wortstellung u. s. w. etwas an, für das der Ausdruck kalt nicht gewählt werden darf, weil er, da er lediglich auf das spezifisch Poetische sich beziehen soll, notwendig mißverstanden würde, während er mir doch immer auf die Lippen will. Lessing vereinigt eine wunderbare, krystallene, diamantene Klarheit und Durchsichtigkeit des Denkens mit dem einen absoluten Requisit für den Dichter: vollkommene Helle und Schärfe der Anschauung des Wirklichen und treue Aufbewahrung der durch sie gesammelten Bilderwelt in der reproduktiven Einbildungskraft. Wo er nun dichtet, fragt sich der grundgescheute Mann auf jedem Schritt: was und wie wird die betreffende Person in dem gegebenen Momente nun thun, reden? u. s. w. Sein Denken sagt ihm stets das Richtige, und seine Einbildungskraft giebt ihm aus jenem Schatze die richtige sinnliche Vorstellung. Aber man fühlt hindurch, daß es zusammengebracht, kombiniert ist. Da ist nicht das wache Schlafwandeln des produktiven Dichters; um ein Haar wäre er poetisches Genie, und eben dieses eine Haar macht allein das poetische Genie." — Den beiden litterarhistorischen Werken von Adolf Bartels „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" und „Geschichte der deutschen Litteratur" gilt (in Nr. 47) ein empfehlender Aufsatz von Hans Benzmann.

Die Gesellschaft. (München • Dresden.) XVII, 2. Oktoberheft. In einem offenen Briefe an Dr. Arnaldo Cervesato in Rom giebt Michael Georg Conrad („Idealismus") die Antwort auf ein Rundschreiben, das jener an Philosophen, Politiker, Dichter, Künstler und andere hervorragende Männer verschiedenster Thätigkeit geschickt hatte, und in dem er die Mitwirkung der Einzelnen erbat, „um den Idealismus auf den Thron zu setzen, den so lange Naturalismus und Positivismus eingenommen" haben: „Ideal! Idealismus! Kultur der Ideale! Wann hat das alles jemals aufgehört? Der Idealismus war immer da und wird immer da sein, auch in den Zeiten des wildesten Naturalismus und nüchternsten Positivismus. Aber er wird nicht immer hervortreten, er wird nicht immer mit dem Königszeichen des Herrschenden geschmückt sein. Ja, er wird zu Zeiten in der Philosophie, in Dichtung und Kunst ganz von der Oberfläche verschwinden." Der Naturalismus habe geblüht, weil naturalistische Genies da waren, Kraftnaturen. „Warum erlangten die ‚Gespenster' und ‚Germinal' Weltruhm? Warum konnte sie Paul Heyse mit seinem ganzen Anhang nicht totdichten? Schlief er? O, auch in der Zeit der üppigsten und frechsten Naturalisten-Blüte wimmelte die Welt von sogenannten und von echten Idealisten, aber sie hatten nicht die urwüchsige Kraft, außerordentliche Werke zu schaffen und die Welt an sich zu fesseln." Immer und überall aber entscheide die Kraft, die Kraft des Blutes, der Lenden, des Hirns. Sie läßt sich nicht künstlich schaffen; und „aller Massenmord in der kritischen Propaganda für den Idealismus der That nützt nichts, so lange uns die schöpferischen neuen Menschen fehlen — und ich fürchte, wir richten mit unerbittlicher Kritik so wenig aus wie mit sehnsüchtigen Rundschreiben, so lange wir uns nicht den Genius herkommandieren können, der uns zum Siege führt." Bis dahin wecke der düsterste Naturalismus in der Kunst noch mehr Lebensfreude in uns als „der Limonade-Idealismus der eleganten Heiterlinge und Schönfärber. Aus dem Blute muß er stammen, der neue uralte Idealismus, von der Sonne muß er kommen, heldenhaft muß er sein wie Luzifer! Alle Frommen müssen sich vor ihm bekreuzen!" — Die Thatsache, daß in Frankfurt a. M. „infolge des frühen Beginnens der Theater und der hohen Theaterpreise, etwa 65 pCt. der Bevölkerung für den Theaterbesuch kaum in Betracht kommen", führt Wilhelm Freder zu der Forderung, ein neues Volkstheater für Frankfurt zu schaffen, d. h. ein Theater für die sozialen Klassen, die wegen Mangels an Zeit und Geld bislang vom Theaterbesuch ausgeschlossen waren. In der Pflege des klassischen und des modernen sozialen Dramas würde die Hauptaufgabe dieser Bühne bestehen müssen.

Der Lotse. (Hamburg.) II, 8. Einer unserer wenigen modernen Balladendichter, Börries Freiherr von Münchhausen, beschäftigt sich mit einer ästhetischen Untersuchung der Ballade. Unter dem Worte möchte er verstanden wissen: die historische und moderne Ballade (Strachwitz „Das Herz von Douglas" bezw. Geroks „Die Rosse von Gravelotte"), das historische und moderne Stimmungsbild (Heines „Harald Harfagar" bezw. Fontanes „Bismarcks Grab") und das historische Lied (Fontanes „James Monmouth"). Die Definition des Wortes giebt er mit dem Satze: die Ballade ist ein Gedicht, dessen Wesen in der charakteristischen Behandlung einer Handlung liegt. Handlung ist ein bewegter Stoff. Die Frage nach diesem sei eine der wesentlichsten für die Ballade. Entweder müsse er neu sein oder durch neue Behandlung interessieren; sodann klar, voller deutlicher Beziehungen zwischen Anfang und Schluß. So gewiß dieser letztere einen Gipfelpunkt darstellen müsse, so wenig dürfe er eine Pointe, d. h. so wenig dürfe der Stoff anekdotenhaft sein. Die Behandlung, das zweite Hauptkennzeichen der Ballade, unterscheide sie wieder von der Lyrik. „Das lyrische Gedicht redet eine einfache Sprache, die Sprache der Ballade ist stilisiert. Und stilisieren heißt: um der dekorativen Wirkung willen von der Natur abweichen." An einigen Beispielen wird die Art dieser sprachlichen Stilisierung gezeigt, neben der noch eine des Gedankenganges in Betracht komme. Und doch sei mit der Behandlung und der Handlung noch nicht der Wesenskern der Ballade ausgesprochen. Ihr Feinstes und Bestes „soll ein Innerliches sein, eine psychologische Entwicklung, ein Charakter, eine Weltanschauung. Und dahin sind die aufgezählten Erfordernisse des balladischen Stoffes zu ergänzen: die Handlung muß nicht nur neu, sondern auch psychologisch neu sein. Ihre Klarheit muß auch eine solche sein, daß jede Handlung aus der Seele der geschilderten Personen heraus einfach zu erklären ist. Und die Rundung darf nicht nur äußerlich sein, sondern muß im Abschluß einer psychologischen Ent

wicklung bestehen." — Aus dem 7. Heft ist noch eine Studie von Thomas Achelis über das Leben und die Ideen Tolstois und eine größere, rühmende Besprechung von Friedrich Huchs Roman „Peter Michel" (s. „Büchermarkt") durch Ludwig Klages zu erwähnen.

Die Zeit. (Wien.) 371, 372. Den neuesten Versuch, das Schamgefühl psychologisch zu begründen, hat Havelock Ellis mit seinem Buche „Geschlechtstrieb und Schamgefühl" gemacht. Aber er ist, wie Georg Simmel betont, über eine notdürftige Erklärung des Schamgefühls auf sexuellem Gebiete nicht hinausgekommen. Auf den Kern dieses Problems scheint Simmel eher der darwinsche Gedanke hinzuweisen, der die Quelle des Schamgefühls in der Aufmerksamkeit auf sich selbst erblickt, wenn diese durch die Aufmerksamkeit dritter Personen auf die körperliche Erscheinung des Subjekts erregt wird. „So weit ich die Aeußerungen des Schamgefühles überblicke, ist ihnen allen eine starke Betonung des Ichgefühles gemeinsam, die mit einer Herabdrückung desselben Hand in Hand geht. Indem man sich schämt, fühlt man das eigene Ich in der Aufmerksamkeit anderer hervorgehoben und zugleich, daß diese Hervorhebung mit der Verletzung irgend einer Norm (sachlichen, sittlichen, konventionellen, personalen) verbunden ist." Der von der Aufmerksamkeit anderer Betroffene empfinde diese Aufmerksamkeit als eine Art Indiskretion, als ein Eindringen in seine Persönlichkeit, in dasjenige, was nur ihn allein angehe. Diese Aufmerksamkeit betone den Drehpunkt, um den das Gefühl des vollen, normalen Ich und des verstümmelten herabgesetzten schwingt, und rufe damit das Gefühl des Beschämtseins hervor. In dem Maße, wie das Ich in einer Masse untergehe und der Einzelmensch als Teil eines größeren Ganzen handle, werde das individuelle Schamgefühl abnehmen. — „Im Reiche der Ausgestoßenen" betitelt Rudolf Kleinpaul eine Besprechung der gleichbenannten Memoiren eines sibirischen Sträflings, Iwan Nikolajewitsch, die von L. Melschin herausgegeben und von Heinrich Harff übersetzt sind (Dresden, H. Minden). — Das litterarische Porträt Frank Wedekinds skizziert (in Nr. 372) Monty Jacobs, so schwierig ihm dieser Versuch auch scheint. „Welche seiner vielen Masken verrät sein eigentliches Gesicht? Wo läuft die Grenze, die Spaß und Ernst, Ueberzeugung und Ironie trennt?" Wedekind repräsentiert ihm eine Macht, die im Entwicklungsringen der modernen Dichtung schwerlich entbehrt werden könnte; auch er spürt in Wedekinds Kunst einen Hauch von E. T. A. Hoffmanns Geist, wie ihn Alfred Kerr einen „Nachfahr der romantischen Ironie" nannte. Durch Wedekind sei der Humor um neue Waffen reicher geworden, wenn ihm auch die Verinnerlichung des komischen Eindruckes fehle. Die verblüffende Wirkung aller Einfälle Wedekinds beruhe indessen auf dem Mut, die letzten Konsequenzen rücksichtslos zu ziehen und maßlos alles anzugreifen, was der Partei „Ete-petete" heilig sei. Auf die Individualität dieses Sprühteufels wendet Jacobs schließlich das Wort an, das Lichtenberg auf Jean Paul münzte: „Er würzt alles mit cayennischem Pfeffer, und es wird ihm begegnen, er wird, um sich kalten Braten schmackhaft zu machen, geschmolzenes Blei oder glühende Kohlen dazu essen müssen." — Zwei unzertrennliche französische Künstler-Brüder, den Zeichner Jean und den Litteraten Pierre Veber, charakterisiert K. E. Schmidt im selben Hefte.

Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften (Berlin), Sitzung v. 24. Okt. 1901. XLI. — Ueber umsichtige, liebevolle Sammlungen hinaus ist Karl Weinhold nicht mehr zu der Ausführung seines langgehegten Planes gekommen, die Lebensbeschreibung und Charakteristik des goethischen Jugendfreundes Jakob Michael Reinhold Lenz zu schreiben. Erich Schmidt verspricht nun, sich dieser Aufgabe zu widmen und so bald als möglich „die Biographie Lenzens mit der Würdigung des dichterischen Ertrags zu vereinigen". Aus Weinholds Reichtum selbstgesammelter, der Königl. Bibliothek in Berlin vermachter Originalmanuskripte hebt er das Wichtigste der vorhandenen „Lenziana*)" hervor, skizziert den Stand der Forschung über den unglücklichen Stürmer und Dränger und giebt als Beilagen eine Reihe von Briefen von, an und über Lenz. Unter den lenzischen Entwürfen, die Weinhold hinterlassen hat, finden sich die seltsamsten Vorschläge und Pläne. In den Niederschriften über die Soldatenehen und die Reform des französischen Heeres, ja des ganzen französischen Volkes, ebenso wie in dem Goethe brieflich vorgetragenen Projekt, Weimar zu einem großen Warenplatz zu machen, liegt der indirekte Beweis für Lenzens „stillen Irrsinn, der in fixen Ideen vom Beruf zur Weltbeglückung aufging. Die weimarische Katastrophe in den letzten Novembertagen des Jahres 1776 traf keinen bewußten Missethäter, der Schimpf und Strafe verdiente, sondern einen armen Unzurechnungsfähigen, der nie normal gewesen war." Manchen intimen psychologischen Zug enthalten die Briefe. Auf das Verhältnis des Unglücklichen zu seiner Familie fällt nun volles, für diese günstigeres Licht. Der Vater, ein vielbeschäftigter Pastor, erscheint als „pflichtgestrenger, orthodoxer, mit Glücksgütern karg ausgestatteter" Mann, der sich in etwas umständlicher moralischer Art ewigen Sorgen um den von ihm nicht verstandenen Sohn hingiebt, die Mutter „bekundet schlicht die wärmste, Sehnsucht", die Briefe des Dichters selbst enthalten seinen Eltern gegenüber eine etwas pathetische Demut, andererseits verraten sie, wie er sich mit seinem Verkehr — er spricht vom „Bruder Goethe" und anderen, die mit ihm die „modernen" Anschauungen teilen — dem Elternhaus entfremdet fühlt. Flüchtig, ohne Nennung des Namens, wird Sesenheim erwähnt: „Nahe bei Fort Louis war ein Dörfchen, das ein Prediger mit drei liebenswürdigen Töchtern bewohnte, wohin sich die Unschuld aus dem Paradiese schien geflüchtet zu haben . . . . Nicht ohne Thränen kann ich an diese glückliche Zeit zurückdenken!" Zur näheren Kenntnis der lenzischen Beziehungen zu Goethe, Frau v. Stein und dem Hofe verhelfen einige zum Schluß von Erich Schmidt zusammengestellte Briefe.

„George Eliot." Ein Gedenkblatt von D. S. Anderson (Intern. Litt.-Ber., Leipzig; VIII, 23).

„Oesterreichische Provinzlitteratur." Von Hans Benzmann (Südwestd. Rundschau, Frankfurt a. M.; I, 21, 22).

„Zu Friedrich Roebers Tode." (Vgl. Sp. 214.) Von Walter Bloem (Die Rheinlande, Düsseldorf; II, 2).

„Otto Müller, ein oberhessischer Dichter." Von Alexander Burger (Hessenland, Kassel; XV, 22). Otto Müller (1816 bis 1894) verfaßte die Romane „Georg Volker" (1851) und „Altar und Kerker" (1889), die beide die Revolution von 1848 zum Hintergrund haben. Seine Erzählung „Münchhausen im Vogelsberg" wurde von Paul Heyse in den „Novellenschatz" aufgenommen.

„Heine, Steinmann u. s. w." Von K. E. Franzos (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXI, 5). Teilt Zuschriften von Gelehrten mit, die zu dem auf Sp. 190 erwähnten Artikel „Parodie oder Selbstparodie" und zu den Heine-Studien von J. Nassen (vgl. LE III, Sp. 1708 f. u. IV, 189) Stellung nehmen.

„Ludwig Bechstein." Von Dr. Leopold Hirschberg. (Zeitschrift f. Bücherfreunde, Leipzig; V, 8). Fortsetzung des bereits (Sp. 337) erwähnten Gedenkaufsatzes.

„Mauthners Sprachwissenschaft." Von Gustav Landauer (Die Zukunft, Berlin; X, 8).

„Die geistige Bedeutung Frankfurts in der Gegenwart. III." Von Moenius (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; I, 16). Das Frankfurter Theater stehe nicht auf der Höhe seiner Aufgabe; durch billigere Preise und bequemeren Anfang müsse mehr Publikum herangezogen und dieses durch Gutes festgehalten werden. Erstaufführungen und die Pflege des Dialektstückes werden gefordert. (Vgl. oben Sp. 402.)

„Gorkis andere Welt." Von Felix Poppenberg. (Die Nation, Berlin; XIX, 7).

„Die heutige Schule im Lichte goethischer Gedanken." Von Ch. P. (Blätter f. deutsche Erziehung, III, 11).

*) Schmidts Vortrag nebst den urkundlichen Beilagen ist als Sonderabdruck auch im Buchhandel erschienen (Kommiss.-Verlag von Georg Reimer, Preis 2 Mk.).

„Maxim Gorki.“ Von Anna Schapira (Die Wage, Wien; IV, 46).

„Kunst und Artistik.“ Von Maurice von Stern (Deutsche Heimat, Berlin; V, 8).

„Das Ueberbrettl.“ Von H. Ströbel (Die Neue Zeit, Stuttgart; XX, 6). Lehnt die Idee des Ueberbrettls ab.

„Noch einmal ‚Laboremus‘ von Björnson.“ Von Teichmann (Christl. Welt, Marburg; Nr. 43). Sucht einer gerechteren Würdigung des letzten Dramas des norwegischen Dichters den Weg zu bahnen, indem er die Verbindungslinien zu „Ueber unsere Kraft“ (II) zieht. Nicht Machtthaten, die mit der Rücksichtslosigkeit einer Naturgewalt die Verhältnisse zu zwingen suchen, sondern stille, langsame Arbeit unter strenger Berücksichtigung der sittlichen Grundsätze führt zum Ziel und zum Frieden.

„Aus Goethes Sprüchen in Reimen und Prosa.“ Von Traub. (Christl. Welt, Marburg; Nr. 40 u. 41). Bietet „zur Apologetik“ eine Auswahl goethischer Sprüche, die „auch für die religiösen und sittlichen Fragen unserer Tage die rechten Wege weisen“.

„Rheingold.“ Eine Anregung von Otto Wittner (Die Rheinlande, Düsseldorf; II, 2). Unter den Tagebüchern des Komponisten Ferd. Hiller (im Archiv der Stadt Cöln) befindet sich ein Einschreibealbum, das eigenhändige Aufzeichnungen von bedeutenden Dichtern und Komponisten enthält. Die Faksimile-Reproduktion dieses Albums wird angeregt.

„Hans Benzmann.“ Von Stefan Zweig (Neue Bahnen, Wien; 22. Heft).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Im Novemberheft der „National-Review“ hat Mr. Leslie Stephen in sehr unterhaltsamer Weise den Verfechtern der Bacon-Shakspere-Theorie gedient. Sein Aufsatz: „Schrieb Shakspere Bacons Werke?“ enthält zwingende Gründe für diese Annahme. Bacon, erklärt er, war zu sehr mit Geschäften überhäuft, um Bücher zu schreiben, er mußte sie also für sich schreiben lassen. Zu diesem Zwecke verwandte er Shakspere als seinen litterarischen Strohmann, aus dessen Feder die Schrift „Vom Wert und Wachstum der Wissenschaften“ hervorging. Gleich zu Beginn hat Shakspere ein Anagramm eingefügt: „Crede Will Shakspere, green innocent reader; he was the author of excellent writing; F. B. N. fifth idol, Lye“. Die letzte Anspielung bezieht sich natürlich auf die berühmte Stelle im „Wachstum“, wo die vier Klassen von Idolen beschrieben werden. Ihnen fügt Shakspere hier eine fünfte hinzu: die Lügen. Ein weiterer Beweis, den Mr. Stephen heranzieht, liegt in der Erklärung der Thatsache, daß sich Shakspere 1611 nach Stratford-on-Avon zurückzog. Damals war Bacon ein reicher Mann und konnte Shakspere Zeit und Mühe vergüten und ihm danken, daß er sich in das stille Städtchen zurückzog, wo er nicht in Versuchung kam, Stücke zu schreiben, in der „Mermaid“ zu kneipen oder indiskrete Enthüllungen zu machen. Die Theorie ist überaus witzig und wird von Mr. Stephen rein vom humoristischen und ironischen Standpunkt betrachtet. — Einen interessanten Beitrag über „Dickens und den modernen Humor“ enthält das Novemberheft von „Macmillan's Magazine“. Der anonyme Verfasser legt dar, wie weit Dickens als Humorist seinen modernen Nachfolgern überlegen war. Seine Charaktere sagen, was sie zu sagen haben, weil er nicht anders kann. Noch inmitten der possenhaftesten Tollheit ist sein Humor üppig und verrät einen fast übernatürlichen Scharfsinn der Beobachtung. Eben diese Beobachtungsgabe ist so kühn, seine Teilnahme so lebhaft, daß ihr Ausdruck zur Notwendigkeit wird. Die Gründe für den Verfall des Humors in unseren Tagen sind nach der Meinung des Verfassers in der Thatsache zu suchen, daß die große Masse den forcierten Witz vorzieht und daß die Popularität in der Richtung extravaganter Vorfälle und einer überempfindlichen Empfindung liegt. Dazu kommt die heute von dem Publikum großgezogene Hast, die zur Gedankenarmut führt. Selbst die besten der zeitgenössischen englischen Humoristen wie W. W. Jacobs (mit seinen prächtigen Themseskizzen), Anthony Hope, F. Anstey und Rudyard Kipling sind (mit einziger Ausnahme des letztgenannten) nur Miniaturmaler. Dickens besitzt eben eine Weltanschauung, und der Humor ist die Schlagsahne der Weltanschauung; die anderen bleiben mehr oder minder in der Komik stecken. — Dasselbe Heft wartet mit einem unveröffentlichten Gedicht von Robert Burns auf, das man in den Papieren einer verstorbenen Mrs. Berrington gefunden haben will. Abgesehen von dem schottischen Dialekt läßt sich wenig für Burns Verfasserschaft anführen.

In „Hypolympia oder die Götter auf der Insel: eine ironische Phantasie“ ergeht sich Mr. Edmund Gosse in der Vorstellung, daß die Götter des alten Griechenlands zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts menschliche Gestalt annehmen und dazu gelangen, Schmerz, Tod, Enttäuschung und die Aufregung eines beständigen Ringens ihrer olympischen Vollkommenheit und Allmacht vorzuziehen. So erscheint das Leben der Sterblichen mit all seinen Beschränkungen begehrenswerter als die sonnige Heiterkeit der Götter. Das Ganze bildet eine merkwürdige Phantasie in ironischer Prosa, doch nicht ohne tiefere Bedeutung. — Ein neuer Band von Thomas Hardy erheischt stets besonderes Interesse. Die „Gedichte aus der Vergangenheit und Gegenwart“ („Poems of the Past and the Present“; bei Harper & Brothers erschienen) lassen erkennen, daß Hardy sich immer mehr in eine düstere Lebensauffassung hineinbohrt. Seine warme Teilnahme gehört der menschlichen Natur; aber er sieht nur unsere Hilflosigkeit, die Unentrinnbarkeit des Schicksals, die Sorglosigkeit der Götter. Der Mensch Hardy spricht hier persönlicher zu uns, als aus seinen Romanen. Immer finsterer und schwärzer wird es um ihn und in ihm; das bange Gefühl der Verzweiflung wird er nicht los. Er kann die Welt nicht mehr verstehen mit ihrer himmelschreienden Ungerechtigkeit, ihrem heillosen Jammer. Wiewohl Thomas Hardy von Haus aus kein Lyriker ist, vermag er doch seinen Gedanken eine große Kraft und Schönheit des Ausdrucks zu verleihen. Es wird auf diese Gedichte noch zurückzukommen sein. — Noch ein anderer Großer, der größte der Lebenden, Algernon Charles Swinburne, hat kürzlich das Wort ergriffen: die „Saturday Review“ brachte ein Sonett von ihm „Auf den Tod von Oberst Benson“. In diesem ungemein leidenschaftlichen Erguß wird behauptet, kein anderes Volk hätte Weiber und Kinder („whelps“ und „dams“ heißt es verächtlich) mörderischer Feinde so schonend behandelt wie die Engländer, und zum Schluß werden die deutschen „Hetzer“ gebrandmarkt, in einer Sprache, deren sich Mr. Chamberlain schwerlich zu erdreisten gewagt. Daran hat sich in demselben Organ eine heftige Debatte geknüpft, und Swinburne hat seine deutschfeindliche Stellung neuerdings begründet. Aufs tiefste ist es zu bedauern, daß sich ein Mann wie Swinburne zu so blindwütigem Haß fortreißen läßt.

Memoiren und Biographieen sind augenblicklich an der Tagesordnung. Einen ersten Platz beanspruchen die Briefe des hervorragenden Historikers John Richard Green, herausgegeben von Mr. Leslie Stephen, der sich schon oft als Meister in dieser Kunst bewährt hat. — Mr. Asquith, M. P., hielt kürzlich eine Vorlesung über Biographie im edinburger philosophischen Institut, in deren Verlauf er u. a. sagte: das bleibende Interesse an der Biographie hänge für jeden von uns davon ab, wie er das menschliche Leben einschätze. „Weil wir alle fühlen, daß für uns das Leben die ernsteste der Realitäten ist, begehren wir mehr vom Leben anderer zu erfahren. Das Lesen von Biographieen bringt Trost, erweitert unsere Teilnahme, vertreibt die Selbstsucht, feuert unser Emporstreben an.“ — Andere Biographieen, die Beachtung verdienen, sind „Das Leben Robert Louis Stevensons“ von Graham Balfour

(s. Büchermarkt) und das Leben Sir Henry Raeburns von Sir Walter Armstrong, dem Direktor der irischen Nationalgalerie, ein prächtiger Band, der glänzende Reproduktionen der Werke des Künstlers enthält. „Das Leben und die Briefe der Lady Sarah Lennox" (1745—1826) endlich, die George III. ernstlich zu seiner Königin zu machen gedachte, kramen allerlei Klatsch aus. — Auch neue Ausgaben sind erwähnenswert, solche von Shakspere, wahrhaft typographische Wunderwerke, von Boswells Johnson, von Richardsons Romanen. Eine Richardson-Büste, von Mr. Frampton, A. R. A., ausgeführt, wurde dieser Tage im St. Brides Institut in London aufgestellt. Mr. Anthony Hope brachte bei der Enthüllungsfeier dem „Vater des englischen Romans" eine Huldigung dar.

Mrs. Patrick Campbells Aufführung von Björnsons „Ueber unsere Kraft" im Royalty Theatre erregte hier so großes Interesse, daß sie statt der angekündigten drei Vorstellungen deren neun geben mußte. Ihre Darstellung der Clara Sang gehörte zum Besten, was diese Künstlerin, die einzige von Londons sämtlichen Theaterleitern, die nicht dem Geschmack der Menge huldigt, uns bisher bot. In litterarischen und theatralischen Kreisen ist daraufhin die Frage aufgeworfen worden, ob sich der Gegenstand überhaupt zur Darstellung auf der Bühne eigne. Die Majorität scheint sie zu verneinen. — Ganz in Bälde wird am Duke of York's Theatre Ludwig Fuldas „Zwillingsschwester" in einer englischen Uebersetzung von Louis N. Parker, einem richtigen Allerweltsdolmetsch, mit Miß Irene Vanbrugh, einer unserer tüchtigsten Komödienspielerinnen, als Giuditta in Szene gehen. Auch Paul Lindaus Kriminalstück „Nacht und Morgen" soll importiert werden. Damit hat sich das Deutsche Theater, das mit Wilbrandts „Tochter des Herrn Fabricius" und ähnlichen Stücken sein Dasein fristet, zwei fette Bissen entgehen lassen; doch hofft man, die englischen Manager zu erweichen und so eine Aufführung in deutscher Sprache zu ermöglichen. Auch die „Elizabethan Stage Society" gab wieder ein Lebenszeichen: Shaksperes „Heinrich V." erfuhr ohne Zuhilfenahme aller Szenerie eine vorzügliche Wiedergabe.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

Einem tüchtigen Dantekenner unter den katholischen Geistlichen, dem Bischof Carlo Pietropaoli von Trivento in den Abruzzen, hat sein geistlicher Beruf den sonderbaren Gedanken eingegeben, in einer eigenen Schrift anläßlich des kirchlichen Jubeljahres die „Göttliche Komödie" als „ein vorzügliches Handbuch für den Jubiläumspilger" zu bezeichnen. Natürlich führt ihn der Versuch, diese Eigenschaft im einzelnen nachzuweisen, ebenso auf Abwege, wie es die vorgefaßten Meinungen von dem Wesen des Epos immer gethan haben; alle allegorischen oder mythischen, naturalistischen oder politischen, pfadführenden oder ethischen Auslegungen beweisen das. — Im Oktoberheft der „Rivista d'Italia" beschäftigt sich B. Labanca mit den „aus der Luft gegriffenen Erklärungen" dieses neuen Kommentators, dem er zahlreiche, unbegründete Behauptungen und willkürliche Schlüsse nachweist. Nach seiner durch gründliche neue Untersuchungen unterstützten Ansicht ist weder bewiesen, daß Dante im Jubeljahre 1300 in Rom war, noch anzunehmen, daß dieses Ereignis ihm den Plan zu seinem großen Werke eingegeben habe. — Im gleichen Hefte sucht F. Wulff die Fragen zu lösen: Wo war der Wohnsitz der Laura Petrarcas? Wo der „einsame", aber nicht dürre und öde „Strand"? Wo der Friedhof, auf dem sie bestattet ward? Auf Grund des Augenscheins glaubt er den ersteren auf dem Hügel von Galas, südwestlich von Vaucluse, den Ort der berühmten ersten Begegnung in einer kleinen Insel des Sorgue-Flüßchens zu finden, während von der Grabstätte bis jetzt keine Spur entdeckt ist — trotz der Angabe „tombeau de Laure" auf der französischen Generalstabskarte!

Mit Geist und Humor, sowie mit guten sachlichen Gründen verteidigt sich in der „Rassegna Internazionale" (VII, 1) L. Züccoli gegen die erbosten und die salbungsvollen Angriffe, die ihm seine in der gleichen Zeitschrift (VI, 5) erschienene Verurteilung der „Letteratura grigia", d. h. der frömmelnden oder doch mystischen und katholisierenden, rückschrittlichen und lebensfeindlichen Richtungen der Huysmans, Brunetière, Crispolti, Butti, Zena, Fogazzaro eingetragen hat. Nachdem er den Nachweis geführt hat, daß es mit der beanspruchten oder gerühmten „Tugendhaftigkeit", besonders „Keuschheit" bei mehreren der Genannten, bei denen es nur „im Alkoven statt nach crab apple und chypre nach Weihrauch duftet", nicht weit her sei, bestreitet er zunächst, daß die katholisierende und moralisierende Litteratur die Menschen „besser, milder, frömmer" mache, um dann zu zeigen, daß unsere Zeit ganz anderer Eigenschaften bedürfe, als der „Tugenden" der Kirche, und daß durch jene Litteratur der Geist untergraben werde, der allein der Gewissensumnebelung, der Geistesknechtung und jeder Art von Tyrannei Widerstand leiste. — Dasselbe Heft der „Rassegna Internazionale" enthält einen Essai über den catalanischen Dichter Jacinto Verdaguer von José Leon Pagano, der im nächsten Hefte (VII, 2) über einen Besuch bei Angel Guimerà berichtet, und eine kurze Betrachtung über Jean Moréas, den E. Sansot-Orland als „die Verkörperung der dichterischen Bewegung der letzten 25 Jahre in Frankreich" bezeichnet. „Gleich Verlaine und Mallarmée, Gustave Kahn, René Ghil und vielen anderen von rühmlicher und zeitgemäßer Kühnheit ist er gegen die realistische Vulgarität vorgegangen. Mit De la Taillède, Ernest Raynand, Maurice Du Plessys hat er auf dem französischen Parnaß die bunten Feinheiten und anmutigen Pedanterieen der ‚Plejade' zu erneuern versucht; aber die ‚Stanzen' sind zweifellos die natürliche und bestimmte Sprache eines aufrichtigen Künstlers." — Im ersten Novemberheft derselben Zeitschrift (VII, 2) bespricht F. Sirola einige neue Erscheinungen des deutschen Büchermarktes: A. v. Perfalls „König Wiglaf", Felix Dahns „Der Vater und die Söhne", F. Spielhagens „Freigeboren", J. Wassermanns „Geschichte der jungen Renate Fuchs", A. Schnitzlers neueste Novellen u. a. Selbstverständlich hat der Kritiker den Reichtum der Erscheinungen nicht erschöpfen können, und man würde ihm die offene Versicherung dieser Thatsache lieber geglaubt haben, als die Behauptung, daß die deutschen historischen Romane hier kein Interesse erregen können, daß in den psychologischen nur selten reine Kunst zu finden sei und daß der größte Teil der Lyrik Gefühl vermissen lasse. In befremdendem Gegensatz zu dem guten Verständnis und der Gewissenhaftigkeit, die der Rezensent bei Besprechung der wirklich gelesenen Werke bekundet, steht die Mißhandlung der deutschen Namen und Titel. Wir lesen von „Etael und Ewers", von „Fabelbrichern" und einem „Fubelbuch", von „gadichten" der Miegel, von „der göttin Eigenthum" und dem Werke „Vir" von Oestéren. — Eine pseudonyme, scharfsinnige Würdigung des „König Harlekin" im „Marzocco" führt den Verfasser, einen bekannten Publizisten, der Deutschland wiederholt besucht hat, zu dem Schlusse, daß der höhere Grad von Idealität und künstlerischer Feinheit heute bei den Deutschen Oesterreichs und nicht bei den Reichsdeutschen zu finden sei. Als „überzeugter Bewunderer Deutschlands" stellt er sich die Frage: „Sollte der Triumph Bismarcks die Saat Goethes erstickt haben? Sollte das, was bisher als Poesie der Stärke im Reiche der Thatsachen gegolten hat, die Poesie im Reiche des Geistes vernichten?" — L. Züccoli schließt („Marzocco", VI, 45) eine Philippika gegen die „niedrige Litteratur", von der Mirbeau in seinen letzten Arbeiten widerwärtige Beispiele gegeben habe, mit dem Ausdrucke der Zuversicht, daß das „schamlose, hämische und plebejische Gewäsch" des „Journal d'une femme de chambre" und der „Vingt et un jours d'un neurasthénique" beim italienischen Publikum keinen Anklang finden werde, da „der

herrschende gesunde Sinn und Scharfblick, der bei uns die ersten Staatsmänner und feinsten Diplomaten hat entstehen lassen, uns sofort die Farce wahrnehmen läßt, die sich unter der vorgeblichen Lebenstragödie, die Mirbeau uns enthüllen will, verbirgt. In jeder Mundart der Halbinsel, vom Norden bis zum Süden, würde sich eine Redensart, ein Kraftausdruck finden, um den Autor abzuthun; denn wir besitzen noch die gemächliche und witzige Skepsis derjenigen, denen die Hanswurstiaden, die Uebertreibungen, die Marktschreierei und die Aufdringlichkeit auch auf geistigem Gebiete unausstehlich sind."

In der neapeler „Flegrea" (5. November) behandelt A. Albertazzi „die italienischen Vorläufer in der Entwickelung des Romans". Der Autor wirft seinen Landsleuten vor, ihre eigene Litteratur sehr wenig zu kennen. Man weiß hier recht gut, sagt er, daß Stendhal ein feinfühliger Psycholog und Sammler von Thatsachen war, daß Balzac aus der „Comédie humaine" eine Naturgeschichte gemacht und den documents eine wichtige Stelle eingeräumt hat, daß Flaubert ein objektiver Stilist und Erzähler war, daß Zola toute la vérité erforscht und vorführt — aber man weiß nicht, daß in Italien Niccolò Tommaseo weit früher als irgendwer in Frankreich die Wahrheit in der Kunst gepredigt, den Ruhm des Stilisten erstrebt, die psychologische Analyse gerühmt hat; man weiß nicht, daß „Krieg und Frieden" bereits sein Gegenstück in Nievos „Confessioni di un ottuagenario" hatte und daß die „Cento anni" Rovanis der neuesten Inkarnation des historischen Romans wie aus dem Gesicht geschnitten sind.

In Italien existierte bis vor kurzem kein Spezialexikon der Litteraturgeschichte. Das im vorigen Jahre bei Paravia erschienene „Dizionario storico; manuale della Letteratura italiana", das die Zeit vom Jahre 1000 bis 1900 umfaßt, hat eine so gute Aufnahme gefunden, daß bereits eine zweite Auflage nötig geworden ist. Verfasser ist Prof. Vittorio Turi, der sich mit Erfolg bemüht hat, Knappheit, Klarheit und Genauigkeit mit unparteiischem Urteil und sachgemäßer Verteilung des Stoffes zu verbinden. — Ein anderes lexikalisches Litteraturwerk soll aus einer Serie von Einzelbiographieen erwachsen, die unter Leitung des Grafen G. L. Passerini mit dem Titel „Dantisti e Dantofili dei secoli XVIII e XIX" zu erscheinen begonnen haben.

Eins der hervorragendsten Erzeugnisse dieses Jahres auf dem Gebiete der litterarischen Kritik bilden nächst den „Studi sulla Divina Commedia" von D'Ovidio de bei Le Monnier erschienenen „Studi leopardiani" von Giovanni Mestica. „Man kann daraus eine vollständige Monographie Leopardis entnehmen: eine erschöpfende Darstellung des Lebens, des Inneren, der Herzensneigungen, der Werke und des Schicksals des großen Dichters, vielfach mit Belegen durch unveröffentlichte oder doch den meisten unbekannte Angaben, Aufzeichnungen und Dokumente." — Eine musterhafte Studie ist auch diejenige Alfredo Baccellis, des dichterisch begabten Sohnes Guido Baccellis und gegenwärtigen Unterstaatssekretärs des Auswärtigen, über Giordano Brunos ausgelassene Komödie „Il Candelajo" (Rom 1901), die in Deutschland am ausführlichsten von Klein und Prölß behandelt worden ist, die aber beide den Titel falsch übersetzen; candelajo bedeutet „Leuchter", nicht „Lichtzieher". Baccellis Arbeit übertrifft noch die ausgezeichnete Untersuchung von A. Graf an erschöpfender Eindringlichkeit und geistvoller, geradezu spannender Darstellung. — Der Verleger Zanichelli wird im Dezember in einem einzigen Bande sämtliche Dichtungen Carduccis (von 1850 bis 1900) herausgeben; Bildnisse des Dichters nach Photographieen von 1857, 1872 und 1900 werden den Band schmücken. Gleichzeitig steht in demselben Verlage das Erscheinen des 11. und 12. Bandes der Gesamtausgabe der carduccischen Schriften bevor.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Holländischer Brief.

Das große litterarische Ereignis dieser Tage war das Erscheinen des ersten Bandes von E. J. Potgieters Briefen an seinen Freund Ed. Busken Huet (Haarlem 1901, H. D. Tjeenk Willink en Zoon). Diesen Briefen fehlt zwar gerade das, was den Reiz und den litterarischen Wert dieser Kunstgattung ausmacht, aber sie spiegeln das Bild einer edlen und wahrhaftigen Seele und eines mannigfach interessierten Geistes von sicherem und selbständigem Urteil wider. Zieht man überdies in Betracht, daß die Briefe allerlei interessante Thatsachen mitteilen, und daß die holländische Litteratur nur wenig dergleichen besitzt, so begreift man das Interesse, das hier allenthalben dem Buche entgegengebracht wird. N. G. van Hall lenkt in der Zeitschrift „De Gids" (Okt.) die Aufmerksamkeit auf die Vorgänge, die Potgieter, den Begründer dieser Zeitschrift, im Jahre 1865 zum Austritt aus der Redaktion veranlaßten, und Fr. Netscher (Holl. Revue; Okt.) erzählt eine bisher wenig bekannte Episode aus Douwes Dekkers Leben, die gleichfalls mit diesen Briefen in Zusammenhang steht. Im Jahre 1866 übernahm Multatuli, der damals ein armseliges Wanderleben am Rhein führte, für die Haarlemer Zeitung Stimmungsbilder aus den Rheinlanden zu liefern, und schob seine eigenen Gedanken einem fingierten Blatt, dem „Mainzer Beobachter", unter. Als diese Mystifikation entdeckt wurde, mußte Busken Huet, der Redakteur der Zeitung war, seine Entlassung nehmen. — Albert Verwey würdigt Potgieter als Dichter (Tweemaand. Tijdschr.; Okt.) — Im üblichen Stelzengang und Ueberschwang, aber feinsinnig und in schönen Bildern charakterisiert W. Kloos den Briefschreiber und bezeichnet ihn als den aufrichtigsten und wertvollsten Autor Hollands aus der Mitte des 19. Jahrhunderts (Nieuwe Gids; Nov.). — Dem hervorragendsten politischen Dichter der Niederlande, dem Staatsmann Willem van Haren, den Voltaire den Tyrtaeus der Generalstaaten nannte, widmet D. C. Nijhoff eine Studie (Nederland; Okt. u. Nov.). — Dr. R. G. Rijkens giebt eine Abhandlung über die Krankheits- und Leidensgeschichte Heinrich Heines, indem er zusammenstellt, was von Mitteilungen der Zeitgenossen, aus Lebensbeschreibungen und aus dem Briefwechsel des Dichters auf dieses Thema Bezug hat. (Vragen v. d. dag, Heft 10). — A. S. Kok schreibt über das italienische Drama der Renaissance (Tijdspiegel, Nov). — Der Theologe Chantepie de la Saussaye, der die Kunst versteht, die feinsten und tiefsinnigsten Dinge populär im besten Sinne des Wortes zu behandeln, betrachtet Björsons Schauspiel „Ueber unsere Kraft" vom Standpunkt des christlichen Ethikers (Onze Eeuw; Nov.): wenn Björnson den dem Menschen eingeborenen Drang, über das Alltägliche hinauszustreben, der doch mit dem Höchsten und Besten in unserem Wesen verknüpft sei, zu Schanden werden lasse und in der Lust, ins Grenzenlose zu schweifen, lediglich eine Psychose erblicke, so bedeute das eine Bankrotterklärung des Dichters, der unsere Sehnsucht nicht anders zu befriedigen wisse als durch die hausbackene und landläufige Weisheit, daß der Mensch nicht mehr vermöge, als gut und brav zu sein. — Auch in einem Aufsatz von L. Knappert, der sich mit Tolstois „Auferstehung" beschäftigt, kommt in erster Linie der Ethiker zu Wort (Onze Eeuw; Nov.).

Albert Verwey klagt darüber, daß die holländischen Dichter statt wirklicher Poesie lediglich klingelnde Reime und Dichterstimmungen zu Tage förderten; das sei ein deutliches Kennzeichen für einen nicht bloß litterarischen, sondern allgemeinen Auflösungs- und Uebergangsprozeß, dem das übrige Europa mit seinem Eintritt in neue gesellschaftliche und politische Formen bereits entwachsen sei (Tweemaand. Tijdschr., Okt.). — W. Kloos ergeht sich in Betrachtungen über die „Jüngeren" vom Jahre 1880 (vgl. LE III, 410), deren Auftreten als eine Reinigung und Erneuerung der litterarischen Atmosphäre Hollands bezeichnet wird (Nieuwe Gids,

Okt.). — Den Jüngeren gilt auch ein Aufsatz der Zeitschrift „De Katholiek" (Okt.), aber nicht den Nieuwe Gids-Männern, sondern der sezessionistischen Richtung, die sich neuerdings innerhalb der katholischen Belletristik gebildet hat (vgl. LE III, 705), bei der aber ein durchgreifender Unterschied gegen die alte Richtung nicht festzustellen ist. — Eine gründliche Abrechnung mit der Nieuwe Gids-Bewegung nimmt die Schriftstellerin Henr. Roland Holst vor in einem gut geschriebenen, durch Geschmack und Vornehmheit vor so vielen litterarischen Kundgebungen ihrer Gesinnungsgenossen sich auszeichnenden Aufsatz über „Soziale Lyrik" (Nieuwe Tijd, Okt.). Sie schildert die Nieuwe Gids-Männer als eine Schule trefflicher Artisten, die leider über ihrem individuellen Geistesleben das soziale Element völlig vernachlässigt hätten. Der Niedergang der Schule datiere vom Beginne der Neunzigerjahre; an die Stelle der lyrischen Empfindung sei die Kunst der Wahrnehmung getreten, und diese habe sich dann bald auf die nüchterne, geduldige und leidenschaftslose Betrachtung der äußeren Lebensvorgänge beschränkt. Auf dem Gebiet des Romans und der Novelle möge das noch hingehen, aber die lyrische Poesie, die doch noch auf andere Quellen angewiesen sei, sei unter diesem harten Gesetz zu einer dürren Epigonenkunst geworden. Erst seit dem Vordringen der sozialistischen Bewegung der letzten Jahre, die in der Welt noch etwas anderes erblicke als ein bloßes Objekt der Wahrnehmung oder einen Gegenstand zur Spiegelung des Ichs, habe sich auch in der Litteratur Hollands ein Umschwung vollzogen: denn nunmehr fand sich der Künstler vor die ganz neue Aufgabe gestellt, die Empfindungen und Wünsche des kämpfenden Proletariats zum Ausdruck zu bringen. Mit der Wirklichkeitskunst sei diese Aufgabe nicht zu lösen, und selbst von einem Meister dieser Richtung, wie Heijermans, nicht bewältigt worden, der denn auch in seinem Drama „Die Hoffnung" nur schüchtern versucht habe, den Ton des neuen Lebens in seiner eignen lyrischen Entrüstung mitklingen zu lassen. Ueberhaupt bedeute die gesamte Kunst der Dichter der neueren Bewegung nicht viel mehr als Bastardkunst und Uebergangspoesie. — L. Simon schreibt über den Niederländischen Sprach- und Litteraturkongreß (vgl. Sp. 123) und sieht in ihm eine Einrichtung, die sich überlebt habe und die er durch Tagungen ersetzt wissen will, die sich die Erhaltung, die Pflege und die Veredelung des niederländischen Volksstammes zur Aufgabe machen (Gids, Nov.); in dieser Verbindung empfiehlt derselbe Verfasser auch die Einführung von Schauspielen für das Volk (Hollandia, 12. Okt.).

Die neue Theatersaison brachte zahlreiche Gastspiele fremder Künstler, darunter auch deutscher, doch „war es" — wie der „Gids" sich ausdrückte — „nicht immer reine Kunst, die selbst die Besten unter ihnen brachten", und gerade der Erfolg der Deutschen ließ manches zu wünschen übrig. Das Repertoire der holländischen Bühnen weist übrigens jetzt eine größere Zahl deutscher Stücke auf als bisher.

Amsterdam. *Max Conrat.*

Norwegischer Brief.

Der gegen Björnstjerne Björnson schon häufig — und nicht zum wenigsten von seiten seiner eigenen Parteifreunde — erhobene Vorwurf, daß er sich in seinen Dramen allzu sehr an bekannte Persönlichkeiten und Tagesereignisse zu halten pflege, um diese dichterisch in der einen oder anderen Art zu verwerten, hat kürzlich einen besonders energischen Ausdruck gefunden. Auf einer im hiesigen „Studentersamfundet" abgehaltenen Versammlung — einer akademischen Vereinigung, in der das wissenschaftliche und litterarisch-künstlerische Jungnorwegen seine Tagesinteressen zu diskutieren pflegt — hielt der Chefredakteur des „Morgenbladet", Ulio Vogt, einen Vortrag über „Lebende Vorbilder in der dramatischen Dichtung". Der Redner kam bei dieser Gelegenheit auf den Umstand zu sprechen, daß Björnson in seinem Drama „Paul Lange und Tora Parsberg" eine der unerfreulichsten Perioden aus den Anfängen des demokratischen Venstre-Regimes geschildert habe, noch dazu unter tendenziösen Entstellungen, gegen die im Interesse der historischen Wahrheit Widerspruch erhoben werden müsse. Diese Ausführungen erweckten im Auditorium des „Studentersamfundet" verschiedentlich Widerspruch. Björnson selbst veröffentlichte in den Blättern eine Erklärung des Inhalts, daß in dem Drama keinerlei politische Anspielung enthalten sei, von deren historischer Wahrheit er nicht vollkommen überzeugt sei. — Diese Kundgebung des Dichter-Politikers bot den Angehörigen der sverdrupschen Familie Veranlassung, unter den früheren Amtskollegen des Conseilpräsidenten Sverdrup Umfrage zu halten, inwiefern ihnen näheres über die von Björnson zitierten „Uriasbriefe" in Erinnerung sei. Die meisten der interpellierten Staatsmänner und Politiker protestierten daraufhin mit voller Namensunterschrift gegen die „unwahren und verleumderischen (!) Insinuationen", durch die Björnson das Andenken des hochverdienten Ministers hatte in den Schmutz ziehen wollen. Einige von den Interpellierten machten indessen eigentümliche Vorbehalte, so u. a. der frühere Finanzminister Kildal, der von dem sverdrupschen Treubruch s. Z. hatte „reden hören", ohne indessen in Einzelheiten eingeweiht zu sein. Die Freunde des verstorbenen Ministers Sverdrup veranstalteten auf Grund dieser „Enquete" eine öffentliche Protestkundgebung, die gleichzeitig in sämtlichen hauptstädtischen Blättern publiziert wurde, und worin auf die angeblich zur Evidenz erwiesene Haltlosigkeit der björnsonschen Darstellung Bezug genommen wurde. Björnson seinerseits antwortete auf diesen Erlaß in der Weise, daß er im offiziellen Ministerialblatte „Dagbladet" die gesamte zwischen Sverdrup und Ole Richter geführte Korrespondenz an die Oeffentlichkeit brachte. Gleichzeitig nannte der Dichter die Namen seiner politischen Eideshelfer, die über den intimen Zusammenhang der 1885er Ereignisse informiert seien. — Der Gesamteindruck der gegenseitigen Veröffentlichungen läßt sich mit wenigen Worten dahin zusammenfassen, daß Björnson in seinem Drama allerdings ziemlich starke Farben aufgetragen hat, daß er aber im großen Ganzen der historischen Wahrheit treu geblieben ist.

Aus der periodischen Litteratur sind zunächst einige Aufsätze im „Kringsjaa" zu erwähnen. In den Heften 5 und 6 findet sich eine sympathische Würdigung Knut Hamsuns als Dramatiker von Hjalmar Christensen. Der Verfasser hebt hervor, daß Hamsun persönlich sich mehrfach in recht geringschätzigem Tone über den Wert der szenischen Kunst ausgesprochen hat. Er hat niemals beim Aufbau seiner Stücke den Gedanken an ihre etwaige Bühnenwirkung im Auge gehabt, obschon seine erschütternde Dramen-Trilogie „Ved rigets port" (An des Reichen Pforten), „Livets spil" (Das Spiel des Lebens) und „Aftenrode" (Abendröte) sich durch hervorragende Eindrucksfähigkeit bei Gelegenheit ihrer szenischen Verkörperung auszeichnete. — Aus der Feder des gleichen Verfassers bietet Heft 7 eine Charakteristik des Dichters Nils Collet Vogt, der im Jahre 1887 mit einer Sammlung lyrischer Gedichte debutierte, später aus den politischen Tageskämpfen seiner Heimat Anregung zu dichterischem Schaffen schöpfte, um dann wieder zu dem Ausgangspunkt seiner lyrischen Produktion zurückzukehren — „Urd" (36) bringt eine Biographie der im Burenlande erzogenen deutschen Schriftstellerin Olive Schreiner, „der Hohenpriesterin des modernen Idealismus", deren Name gerade in jüngster Zeit aus bekannter Veranlassung mehrfach genannt wurde. (Vergl. LE III, 1627). Dieselbe Zeitschrift widmet in Heft 37 an leitender Stelle der Uraufführung von Björnsons „Laboremus" eine enthusiastisch gehaltene Besprechung. — Im „Folkebladet" (19) finden wir eine interessante Würdigung des Publizisten Olaf Thommessen, des langjährigen Chefredakteurs des „Verdens Gang". Als Ver-

mauter Björnstjerne Björnsons hat Thommessen jederzeit in litterarischen Fragen eine scharfgeätzte, geistsprühende Feder geführt, nach vielen Seiten ermunternd, anregend und befruchtend gewirkt, ohne sich jedoch von Einflüssen irgend welcher Art beirren zu lassen. Thommessen darf im Augenblick als der einflußreichste Journalist seines Vaterlandes bezeichnet werden.

Christiania. *Viggo Mac.*

Echo der Bühnen.

Berlin. Drei neue Stücke sind in der letzten Berichtsepoche aufgeführt worden, aber nur auf eins von ihnen brauchen wir an dieser Stelle eingehend Rücksicht zu nehmen, auf Gerhart Hauptmanns Tragikomödie „Der rote Hahn", die am 27. November im Deutschen Theater aufgeführt wurde. Von den beiden anderen Neuheiten ist die erste ein Schauspiel von Hugo Lubliner, das sich „Die lieben Feinde" betitelt: am 16. November wurde es im Lessing-Theater mit dem herkömmlichen Beifall aus der Taufe gehoben, und, wie herkömmlich, steht es auch jenseits der litterarischen Kritik. „Die lieben Feinde" nennt Lubliner, die es böse mit uns zu machen gedachten und am Ende uns wider Willen Gutes erweisen. Da Lubliner einen veritablen Fürsten und einen ganzen Hofstaat mit einer fürtrefflichen Oberhofmeisterin aufbietet, um ein lehrreich Exemplum vom Thun solcher lieben Feinde zu bieten, so konnte der Erfolg nicht fehlen. Das zweite neue Stück heißt „Alt-Heidelberg", ein Schauspiel in fünf Akten von Wilhelm Meyer-Förster. Das Berliner Theater erzielte am 22. November mit diesem Studentenmilieu-Stück einen schönen Erfolg. Es ist ein Stück voll frischer Jugendkraft und echtem Frohsinn, das zwar keine wirklich litterarischen Qualitäten aufweist und an den Tiefen seines Themas unbekümmert vorübergeht, das aber wegen seiner echten Heiterkeit in einer Zeit der Kalauer- und Zoten-Schwänke ein Wort der Anerkennung verdient. Meyer-Förster hat den Stoff schon einmal in seinem Roman „Karl Heinrich" behandelt: ein junger Erbprinz, der aus der kleinlichen Enge des Hoflebens in die frische, fröhliche Burschenherrlichkeit Alt-Heidelbergs versetzt wird, zum Entsetzen seines Kammerdieners und zur Freude seines Erziehers selbst ein flotter Bursche wird, mitten aus frohestem Studententreiben aber zum Throne berufen wird, und als er dann nach zwei Jahren in Alt-Heidelberg alte Erinnerungen auffrischen will, alles traurig verändert findet — mit seiner Wandlung aus dem lustigen Korpsbruder Karl Heinz in des regierenden Fürsten Durchlaucht hat sich auch das Benehmen seiner einstigen Kommilitonen gegen ihn gewandelt. Meyer-Förster erzielt seine starken Wirkungen nicht mit neuen Mitteln; er greift ohne Zaudern nach einem Stoff, der auf jeden deutschen Zuhörer wirkt, denn der Name Alt-Heidelberg löst in jedem Deutschen persönliche, unmittelbare Stimmungen aus, aber daß und wie er diesen am Wege liegenden Stoff aufgegriffen hat, sind zwei unleugbare Verdienste, und es ist nicht angebracht, da von „billig erzielten Wirkungen" zu reden. Ebensowenig soll man verächtlich über das bißchen Sentimentalität die Achseln zucken, das über die Szenen des letzten Aktes, insbesondere über das Wiedersehen Karl Heinrichs mit der lieben filia hospitalis ausgegossen ist: diese sentimentale Wehmut ist echt und deutsch, und wir wollen uns ihrer Wirkung so wenig entziehen wie dem Zauber der Heidelbergstimmung. So hübsch der Gedanke war, Studentenlust und Studentenleid einmal unmittelbar auf die Bühne zu bringen, — eines wäre bedauerlich: wenn Meyer-Förster Nachahmer fände! . . .

Doch nun zu Gerhart Hauptmanns neuer Schöpfung: „Der rote Hahn", Tragikomödie in vier Akten.*) Das Stück wurde bei der Erstaufführung abgelehnt, und selbst die wärmsten Freunde des Dichters müssen zugeben, daß er dieses Stück besser nicht geschrieben hätte. „Der rote Hahn" führt die Handlung fort, die Hauptmann im „Biberpelz" zu erzählen begonnen hatte. Ich sage mit Absicht zu erzählen, denn schon in jener Diebskomödie erinnerte seine Darstellung mehr an den Novellisten als an den Dramatiker. Verglichen freilich mit der willkürlichen Nebeneinanderreihung der Vorgänge im „Roten Hahn" erscheint „Der Biberpelz" als ein regelrechtes Drama. Man hat das Empfinden, daß Hauptmann jetzt aus dem Stoff selbst keine Handlungsfäden mehr herausspinnen konnte oder wollte, und daß er nun neben die Szenen, die zur Weiterführung der Handlung dienen, ganz willkürlich allerlei Bilder und Personen gesetzt hat, die ihm gefielen, gleichgiltig ob sie für das Drama wichtig oder notwendig sind. Was ihm einfiel, hat er hingeschrieben und zwar mit jener fast pedantischen Naturtreue, die man vor einem Jahrzehnt noch als höchste Kunst pries. Diese Art, Nebenfiguren mit derselben umständlichen Breite wie Hauptfiguren auszuführen — man denke an den Schmiedemeister Langheinrich und seinen Gesellen Ede — bezw. Personen einzuführen, die wie der Dr. Boxer so gut wie nichts mit der Handlung zu thun haben, bekundet entweder, daß Hauptmann die Grundregeln des Dramas nicht kennt oder daß er sich souverän über sie hinwegsetzen zu können glaubt. Wenn nicht alles täuscht, so darf man ihm dieses letztere wohl zutrauen. Dagegen ist ein scharfer Protest wohl am Platze. Wir sind nicht so verblendet, jedes Wort Gerhart Hauptmanns als eine Offenbarung hinzunehmen, und wenn ihm seine Gestalten aus dem „Biberpelz" als so wertvolle Schöpfungen erschienen, daß er glaubte, sie noch einmal in gleichen Situationen ihres späteren Lebens vorführen zu müssen, so ist das eine Selbstüberschätzung. Und wenn er meint, seine Mutter Wolff'n, die nichts als ein wohlgelungener Typus aus den Niederungen der Menschheit ist, wüchse durch ihr bißchen Philosophie in der Schlußszene des „Roten Hahn" gar zu einer Art Lady Macbeth hinauf, so täuscht er sich über die Tiefe und Tragweite seiner Gedanken genau so, wie wenn er die ziemlich alltäglichen Gedanken des alten Michael Kramer für abgründige Weisheiten ausgeben möchte. Verlernen wir doch aus falscher Bewunderung nicht die rechten Maßstäbe zu gebrauchen. Hauptmann ist ein Beobachter und Gestalter des wirklichen Lebens wie nicht leicht ein zweiter lebender Dichter, aber das heißt doch nur, daß er das Handwerkszeug des Künstlers zu handhaben versteht, und daß er innerhalb seines Kreises Vollendetes leistet; dieser Kreis jedoch ist eng! Es ist, wie man allmählich wieder einsehen lernt, für den Wert eines Kunstwerkes durchaus nicht gleichgiltig, was der Künstler gestaltet, und wenn es auch wahr ist, daß er jeden Stoff adeln kann, so entscheidet doch für den endgiltigen Wert die Wahl des Stoffes. Und da, wo Hauptmann sich an großen Stoffen, an großen Problemen und an großen Menschen versucht hat, ist er bisher gescheitert. Er klebt am Boden und vermag den Blick von dort nicht zu erheben. Da wo die eigentliche Arbeit des Künstlers zu beginnen hätte, hört er auf. Ich will nicht auf die Einzelheiten seines neuen Dramas eingehen, ich glaube, daß es inzwischen seinem Inhalte nach bekannt geworden ist. Man weiß, daß die zwei Hauptgestalten des „Biberpelz", die alte Verbrecherin Frau Wolff (jetzt verehelichte Schuhmacherfrau Fielitz) und der Amtsvorsteher von Wehrhahn (jetzt mit einem Orden geziert) wiederkehren, daß die Wolff'n jetzt aus einer Diebin zur Brandstifterin geworden ist und daß sie am Schlusse stirbt, ehe die irdische Strafe sie ereilt hat. Ihr plötzlicher Tod ist dramatisch und psychologisch durchaus unmotiviert. Aber lassen wir diese Einwände bei Seite, und auch, daß es verfehlt ist, dieselbe komische Idee zweimal zu benutzen und daß im „Biberpelz" alles viel frischer und

*) Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin. Preis 2 M.

unmittelbarer wirkt. Weit bedenklicher ist es, daß Hauptmann überhaupt sich zu einer Fortsetzung seiner Diebskomödie entschlossen hat. Dem Publikum, das zum ersten Male sich dem „Biberpelz" gegenübergestellt sah, konnte man es nicht verdenken, daß es über den Schluß dieses Drames, der völlig in der Luft zu schweben schien, verblüfft war. Allein später sah man ein, daß dieser scheinbare Abbruch der Handlung seine volle innere Berechtigung hatte, denn Hauptmann wollte ja gerade die komische Wirkung benutzen, die in dem Gegenüber von Diebspfiffigkeit und Beamtenborniertheit lag. Wer zweifelt, daß es erzdumme Beamte giebt, die von ihrer Klugheit so überzeugt sind wie der Amtsvorsteher Wehrhahn, und Diebinnen, die sich so meisterhaft in den Unschuldsmantel zu hüllen verstehen wie die „olle ehrliche Wolff'n!" Es war keine große künstlerische That, diesen Stoff zu bearbeiten, aber es war ein glücklicher und glücklich durchgeführter Einfall. Ein innerer Anlaß aber, denselben Stoff nochmals aufzugreifen, lag nicht vor. „Der Biberpelz" vertrug wohl eine Kürzung, nicht aber eine Erweiterung. Wollte Hauptmann aus dem Gegensatz zwischen Verbrecherschlauheit und Justizdummheit eine Tragikomödie schaffen, so mußte er von vornherein sein Drama auf das große Pathos pessimistischer Verbitterung stimmen: aus einer Komödie wird nicht über Nacht eine Tragikomödie. Das große Pathos aber ist es gerade, was Hauptmann fehlt. Vielleicht beginnt jetzt für Gerhart Hauptmann eine neue Epoche, die Epoche nämlich, in der man gelernt hat, seine Kraft richtig einzuschätzen: ob auch er die rechte Lehre aus seinen Niederlagen ziehen wird?

Gustav Zieler.

Braunschweig. Am 18. November erlebten wir an unserem Hoftheater das seltene Ereignis der Uraufführung eines neuen Schauspiels. Es handelte sich um die „Zwei Meister", eine Komödie in vier Akten von Richard Hamel, dem bekannten Theaterkritiker des „Hannoverschen Couriers", der sich auch als Lyriker, Litterarhistoriker und Uebersetzer einen geachteten Namen erworben hat. Die „Zwei Meister" sind ein Lehrerdrama nach Art des „Probekandidaten" und „Flachsmann als Erzieher", und diese Aehnlichkeit wird ihrem Fortkommen auf der Bühne vielleicht hinderlich sein, ob es sich gleich um eine durchaus selbständige Arbeit handelt. Sie befaßt sich mit der Gymnasialreform und sucht die Oberlehrer in ihrem durchaus berechtigten Streben um Gleichstellung mit den anderen Klassen der akademisch gebildeten Staatsbeamten zu unterstützen. Speziell schweben dem Verfasser dabei die traurigen Gehaltsverhältnisse an den höheren Schulen mecklenburgischer Kleinstädte vor. Oberlehrer Salberg ist ein Philologe jener nicht gerade häufigen, aber desto löblicheren Art, die die Jugend wirklich einführen will in den Geist des Altertums, was ihn in ernste Konflikte mit dem pedantischen, auf die Grammatik schwörenden Direktor seiner Anstalt verwickelt. Dazu kommt aber noch, daß er sich durch ein Pensionat für auswärts beheimatete Schüler, das nach klassischen Prinzipien geleitet werden soll, bei seiner rührenden Geschäftsunkenntnis in Schulden stürzt, ja sogar für einen Augenblick des Betrugs verdächtig wird. Seine Entlassung aus Amt und Brot steht bevor. In diesen Tagen, in denen seine Gelehrsamkeit ratlos erscheint, lernt Salberg erkennen, welch unübertrefflicher Lehrmeister das praktische Leben ist. Der oft um seiner banausischen Bildungslosigkeit willen verachtete reiche Möbelfabrikant Lemke besitzt von der Frau Mutter ererbt den Geschäftssinn, den dem gelehrten Kommentator Mark Aurels auch das emsigste klassische Studium nicht erwerben konnte. Er ist es, dessen hilfreiches opferwilliges Eingreifen den unter der Last seiner Schulden zusammenbrechenden Oberlehrer wieder aufatmen läßt. Freilich ist seine Hilfe nicht ohne eigennützige Hintergedanken. Sein Sohn, einst der Lieblingsschüler Salbergs, jetzt seines Vaters energischer Geschäftsführer, bald auch Geschäftsnachfolger, liebt Trautchen, des Oberlehrers Tochter, und da der alte Lemke die jungen Leutchen gerne zusammenkuppeln möchte, hat er ja allen Grund, gefällig zu sein.

Das Stück ist gut gebaut, wie es bei einem auch dramaturgisch thätigen Schriftsteller kaum anders zu erwarten war. Das Problem ist, wie aus der Inhaltsangabe zu erkennen, aktuell, so aktuell sogar, daß der Oberlehrer sich in einer wirksamen Aktschlußszene der ipsissima verba des Kaisers gegen „die fanatisierten Philologen" bedient. In Braunschweig wurden sie unbeanstandet gesprochen, für Preußen wird die Censur sie vermutlich zum Schaden des Stückes streichen. Der Verfasser hat augenscheinlich ein Drama im Charakter Dreyers schreiben wollen, hat sich aber, nach und nach der Beanlagung seines Talentes folgend, von seinem Vorbilde emanzipiert und ist mehr und mehr in den gemütlichen, volkstümlichen Ton der Muse L'Arronges übergegangen. Die unverwüstliche Gestalt des biederen Lemke mit dem kernhaften, sprühenden Humor, der nach guter alter Sitte alles in Wohlgefallen auflösende Schluß weisen auf eine Vermischung des modernen, die Probleme der Zeit ausbeutenden Schauspiels mit dem älteren Volksstück hin, von der freilich abgewartet werden muß, ob sie Nachahmung findet. Hier hatte das Stück einen außerordentlich freundlichen Erfolg. Der Autor wurde dreimal gerufen, und es ist wohl anzunehmen, daß die Novität sich für eine Weile auf dem Spielplan festsetzen wird.

Friedrich Hartmann.

Hannover. Am 19. November fand im Königl. Theater die Erstaufführung von Richard Hamels vieraktigem Lustspiel „Garrick" statt, einer Umarbeitung von Deinhardsteins Lustspiel „Garrick in Bristol". Die wesentlichste Aenderung der Vorlage liegt darin, daß Hamel versucht, das Stück auf ein höheres, gleichsam litterarisches Niveau zu heben, indem Garrick den alten Hild von seinem unsinnigen Shakesperehasse heilt. Leider wird durch dieses neue Motiv die schon an sich nicht gerade sehr starke Wirkung des Dramas zersplittert und daher abgeschwächt; zudem lenkt Hamel noch einen Teil des Interesses auf Hilds alten Diener Georg ab, den er in den Mittelpunkt einiger zwar sehr unterhaltender, aber doch nur schwankartiger Scenen setzt. Von den übrigen Aenderungen des Originals mögen die Umwandlung der Jamben in Prosa, die Vertiefung mehrerer Stellen des Dialogs und einige wenig bedeutende und nicht gerade notwendige szenische Vereinfachungen erwähnt werden. Im allgemeinen hat sich der Wert des Stückes durch diese Neubearbeitung nur wenig erhöht; der Beifall des Publikums war daher auch trotz der meist guten Darstellung nur mäßig.

Max Ewert.

Karlsruhe. Am 28. November fand im hiesigen Hoftheater die Uraufführung des preisgekrönten Einakters „Ein Sonnenstrahl" von Robert Wach (vgl. Sp. 360) statt. Dieser „Sonnenstrahl", der unter 632 Dramen den zweiten Preis erhielt, fällt durch ein höchst rührseliges Familien-Diaphaniebild hindurch und wird hoffentlich sein blasses Dasein nicht allzulange fristen. Eine Försterstube weit hinten im unheimlichen Osten. Der Wind heult ums Haus, und die Flocken treiben. Mutter und Tochter ergehen sich in höchst abgegriffenen Gesprächen über ihre Vereinsamung: das Töchterchen schwärmt von der Großstadt und ihren Bällen, Konzerten und Konditoreien. Eine Weile des Alleinseins benutzt sie, um uns allerlei Verse vom Königssohn, vom Röslein und Blauveigelein herzusagen, was offensichtlich rührend auf das Publikum wirken soll. Endlich kommt der „Sonnenstrahl" in Gestalt eines sehr jovialen Oberforstmeisters, der sehr gerne Grog — aber mehr Rum als Wasser — trinkt und glücklicherweise ein Töchterchen gehabt hat, das dem Försterstöchterchen überraschend ähnlich sah und nun schon lange, lange in der Lüneburger Heide begraben liegt. Bei dieser Erinnerung wird der alte Forstbär sentimental und macht der Försterfamilie bekannt, daß er, um die kleine Förster-

hausblume nicht in der Einsamkeit der kassubischen Wälder verschmachten zu lassen, die Versetzung des Försters auf einen schönen, einträglichen, in der Nähe der Stadt liegenden Posten beantragen werde. Darob großer Jubel. Aber hier reckt sich plötzlich die unheimliche Hand des Schicksals herein. Es soll den armen Leuten nun einmal nicht gut gehen. Und darum hat auch der gute Oberforstmeister so viel unverwässerten Grog trinken müssen, daß er die Herrschaft über die Pferde seines Schlittens verliert und in geringer Entfernung vom Försterhaus auf seiner Fahrt zur Bahnstation mit tödlichem Erfolg herausgeschleudert wird. Nun ist es nichts mit der Versetzung, und der Einakter ist zu Ende. Zwei Dinge finde ich betrübend: erstens, daß einige hundert Einakter so schlecht waren, daß dieser preisgekrönt werden konnte — und zweitens, daß gerade die karlsruher Hofbühne diesem sentimentalen und noch obendrein ungeschickten, für einen Regisseur doppelt ungeschickten Machwerk ans Rampenlicht helfen mußte. Wir haben ja sicherlich in der Theaterbibliothek Kotzebues, Zacharias Werners und Müllners Dramen. Soll denn schon zur Biedermannspoesie zurückgekehrt werden, so thue man es mit denen!

Albert Geiger.

Wien. Zu den zahlreichen politischen und wirtschaftlichen Konzessionen, die die österreichische Regierung dem obstruktionsbereiten Tschechenvolke notgedrungen gewähren mußte, ist nun auch ein Zugeständnis an die tschechische Dramatik gekommen. Im Vorjahre ward Herr Jaroslav Vrchlicky durch kaiserliche Gnade ins Herrenhaus berufen, und heuer gelangte ein Opus des überproduktiven Dichters ins gegenüberliegende Burgtheater. Catulls großer Name wird von dem Klassizisten Vrchlicky zum Träger einer läppischen sentimentalen Liebesgeschichte mit Backfischpoesie und edler Entsagung mißbraucht. Ein Provinzgänschen aus Kos — es kann auch Lemnos sein — kommt zu ihrem Bräutigam Septimius Severus nach Rom, wird dort von einem Sklavenhändler für eine entlaufene Sklavin gehalten und flüchtet in das Haus Catulls. Ihr sehnlichster Wunsch, einem Dichter anzugehören, ginge gewiß in Erfüllung, wäre nicht Septimius Severus ein Freund des Catull und dieser edel und resigniert, wie es einem Dichter, Römer und Theaterhelden geziemt. Er entläßt die schöne Arme mit einem Kuß auf die Stirne, nachdem er ihr vorher in einem Keifduo mit seiner ehemaligen Geliebten Clodia, die er als Lesbia einst besungen, die Schattenseiten der Dichterliebe praktisch vorgeführt hat. Einige schlecht deklamierte Verse Catulls markierten die Dichterqualität des Helden, der sich im übrigen nicht von anderen Togaträgern altbackener Gelegenheitskomödien unterschied. Es ist zu hoffen, daß die Tschechen mit der Burgtheater-Aufführung ihres „nationalen" Dichters zufriedener sind als die Wiener. Sonst ist für den Völkerfrieden nicht mehr geschehen als für die Kunst — und das ist herzlich wenig. — Das Burgtheater hat aber auch eine Sensationspremiere gehabt, und es hat vielleicht mehr „Sensation" im übeln Sinne dabei gegeben, als der ehrwürdigen, leider schon ein wenig schadhaften Tradition dieser Bühne gutthut. Hermann Bahrs Schauspielerstück „Der Apostel" ist am 8. November unter heftigen Beifalls- und Mißfallenskundgebungen des Publikums in Szene gegangen. „Der Apostel" war ursprünglich für Ernete Novelli geschrieben, erst später hat ihn Bahr für die deutsche Bühne bestimmt. Einem italienischen Publikum, das ins Theater geht, um einen Schauspieler in einer Paraderolle zu bewundern und das sich nicht zuviel Gedanken über den dramatischen Gehalt des Stückes macht, mag „Der Apostel" genügen. Man weiß, daß die Duse Sudermanns „Heimat" unzähligemale gespielt hat, und daß diese modernste Tragödin sich nicht scheute, ihre Kunst selbst an künstlerisch so tiefstehende Machwerke wie Pineros „The second Mr. Thankeray" zu verschwenden. Zacconi hat uns einen Lear vorgespielt, der fast nur aus Solofzenen mit gelegentlich gebrachten Stichworten der Nebenfiguren besteht, Novelli reist gar mit einem „Shylock", dem „Der Kaufmann von Venedig" zugrunde liegt. Glücklicherweise ist die ganze Organisation der deutschen Bühne derlei Auswüchsen des Virtuosentums zuwider, und nur selten finden Schauspielerstücke den Weg auf unsere ersten Bühnen. Daß Direktor Schlenther für Hermann Bahrs „Apostel" eine solche Ausnahme gemacht hat, darf ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden; der „Apostel" interessiert zumindest der Persönlichkeit seines Autors wegen. Was Bahr für das Theater geschaffen hat, ist ja nichts Großes, doch hat er auf dem Gebiete des Milieustückes Gutes und Heiteres geleistet. Ich erinnere an den „Star", das Tschaperl", die „Wienerinnen", auch der „Franzel", der gar kein Stück ist und auch keines sein will, gehört hierher. Die gewaltigen Accente der Tragödie sind dem geistvollen Feuilletonisten versagt. Ueberschreitet Bahr diese seinem Talent gesteckte Grenze, so wirkt er langweilig. Und derselbe Autor, der z. B. im „Star" die verschiedenartigsten Charaktere plastisch und farbig hinstellte, daß man beinahe das Theater vergaß und das Leben zu schauen wähnte, derselbe Hermann Bahr mutet uns im „Athleten" zu, löschpapierene Figurinen für Menschen gelten zu lassen. So hat auch seine Kraft für die Gestaltung des „Apostels" nicht ausgereicht. Dieses Schauspiel soll die Tragödie eines ehrlichen Politikers sein, dessen versteckter Idealismus stockmannischer Art zu seinem Untergange führt. Ein zweiter Akt, der dem Zuschauer das Bild einer Parlamentssitzung mit allem Raffinement einer peinlich genauen Regie vorführt, befriedigt die Schaulust in hohem Grade. Aber auch die Elephanten in d'Ennerys „Reise um die Erde in 80 Tagen" und das wirkliche Wasser in der englischen Schauerkomödie „a dark secret" gefallen immer. Mit der dramatischen Kunst haben derlei Wirkungen nichts zu schaffen.

Das deutsche Volkstheater brachte „Fastnacht", eine sehr freie dramatische Bearbeitung von Stratz vorzüglichem Roman „Arme Thea" in 2 Akten von R. Jaffe. Die Gestalt des heruntergekommenen Freiherrn von Hoffäcker hat auch auf der Bühne etwas ungemein Ergreifendes an sich. Im Roman wird der alte Freiherr vom Schlage gerührt, während ihn der Bearbeiter auf sehr tragische, aber psychologisch nicht sehr motivierte Weise aus der Welt schafft: der künftige Schwiegersohn treibt den Alten in den Tod, weil dann angeblich niemand mehr Thea die plötzensee Vergangenheit ihres Vaters vorwerfen kann. Die Logik wollte mir nicht recht eingehen. Baron Hoffäcker hätte sich drei Jahre vor der Verlobung seiner Tochter mit Konstantin von Silberschild, dem kurländischen Junker, totschießen müssen — etwa vor der Wechselfälschung oder doch mindestens vor der Strafverhandlung; indes schien das Publikum mit dieser Sühne post festum ebenso einverstanden wie der ehrenfeste Baron Silberschild und nahm das straff komponierte und bewegte Stück mit großem Beifall auf. Den Schluß des gelungenen Abends bildete „Colombine" eine „Bajazzade" von Erich Korn, die ein landläufiges Ehebruchsthema sehr graziös und kurzweilig von Harlekin, Colombine und Bajazzo variieren läßt. — Das „Jung-Wiener-Theater zum lieben Augustin" eröffnete am 16. November ein Gastspiel in den Räumen des Theaters an der Wien. Mit peinlicher Sorgfalt wurde an diesem Abend alles Wienerische vermieden; Bierbaum, Wedekind und Salus waren mit hübschen Beiträgen vertreten. Schattenbilder von Rivière, die in einem kleinen Raume von entzückender Wirkung sein müssen, fielen durch die unbeholfene Art ihrer Vorführung in dem riesigen Hause gänzlich ab und weckten die ironische Heiterkeit des gereizten Publikums. Im ganzen bedeutete die Premiere dieses neuesten Ueberbrettls ein Fiasko, wie es in Wien noch nie dagewesen ist. Am ersten Abende konnten viele Besucher um keinen Preis Billets bekommen, am vierten (dem letzten Abend des rasch verkrachten Unternehmens) waren nicht genug opferwillige Abnehmer für die Freiplätze da.

haltenden stecken geblieben. Sie sind die willkommene Gabe eines geschickten Talents und einer leicht beliebten Feder. Sie werden gern und viel gelesen werden, aber sie stellen erneute, höhere Forderungen an die Verfasserin, wenn sie das höhere Ziel der Litteratur hat.

Heppenheim a. d. B. *Wilhelm Holzamer.*

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte von August Sperl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1901. 402 S. M. 7,— (8,—).

August Sperl hat mit den wenigen Büchern, die er bisher geschrieben hat, seinem Namen einen guten Klang gegeben. Sein großer historischer Roman „Die Söhne des Herrn Budiwoj (München, C. H. Beck) ist ein fesselndes, eindrucksvolles Zeitgemälde aus den Tagen Rudolfs von Habsburg, in dem mich nur eine gewisse Neigung zu theatralischen Effekten und die etwas opernhaften, lyrischen Einlagen stören, mögen die Gedichte auch an sich zumeist dichterisch wertvoll sein. Wie dort der tragische Untergang eines ganzen Adelsgeschlechtes, der deutsch-böhmischen Witigonen, den Gegenstand der groß angelegten Dichtung bildet, sind es auch in dem neuen Romane die Geschicke einiger adeliger Brüder, die unseren Anteil wecken, und wie dort von den Witigonen der riesige Zawisch die jüngeren Söhne des Herrn Budiwoj überragt und ausschließlich den Vordergrund beherrscht, ist es hier von den vier Nachkommen des oberpfälzischen Landsassen Quirin Portner auf Theuern bei Amberg fast allein der dritte Sohn Hansjörg, dessen Lebensweg von den Kindestagen an durch allerhand Wirrungen und Schicksalsschläge des großen Religionskrieges hindurch sich vor uns aufrollt, bis der vielgeprüfte und im Unglück gereifte Mann als Rittmeister in des Schwedenkönigs Gefolge unseren Blicken entschwindet. Mit ungewöhnlicher Beherrschung des historischen und kulturgeschichtlichen Details, die nirgends den Staub antiquarischer Gelehrsamkeit sich ansetzen läßt, ist auch dieser Roman geschrieben, mit einem Reichtum an Zeitbildern und Gestalten, der doch nirgends verwirrend wirkt und die glänzende Charakterisierungsgabe des Autors zur vollen Geltung kommen läßt. Man fühlt, daß er sich hier auf dem Boden seiner engeren und engsten Heimat bewegt, man fühlt das vor allem an den liebevollen Landschaftsstudien, an der anschaulichen Darstellung fränkischen Städtewesens zur Zeit des großen Krieges und dem lebendigen Realismus in Art und Sprache des eingesessenen, niederen Volkes. Sperls Eigentümlichkeit ist es, einer geschlossenen, chronistischen Erzählung aus dem Wege zu gehen: seine Kapitel tragen Einzelüberschriften und bilden eine Folge von lose aufgereihten Szenen, denen der innere Zusammenhang die äußere Einheit giebt. Seine Sprache ist von großer Kraft und Wärme und bisweilen von hoher poetischer Schönheit: Stellen, wie die ganz meisterlich knappe Schilderung von Gustav Adolfs Einzug in Deutschland im drittletzten Kapitel oder die oben (Sp. 395) wiedergegebene Darstellung der protestantischen Emigration aus dem Kurfürstentum wird immer nur ein geborener Dichter schreiben können. Freilich, ein gelegentlicher Zug zum Süßlich-Empfindsamen tritt auch hier noch da und dort zu Tage, und etwas wildenbruchischer Theaterdampf dringt noch hin und wieder aus den Ritzen der Handlung. Aber dieser Zusatz macht sich schon weniger bemerklich, als in dem Witigonen-Roman, und die lyrischen Arien fehlen glücklicherweise ganz. Immerhin: den Vergleich mit Freytag, der uns kälter läßt, möchte ich zugestehen, den mit C. F. Meyer noch nicht. Es ist doch bei aller Freude an der Lebensfülle und dem Reichtum des Buches nicht zu übersehen, daß das Psychologische nicht Sperls starke Seite ist: dem interessanten Konflikt z. B., der daraus entstehen müßte, daß Hansjörg, als praktischer Mann, sich lieber äußerlich „akkommodieren" will, als seiner Väter Burg und Erbe im Stiche zu lassen, während seine Braut Ruth von Zank selbst den eigenen Eltern zum Trotz unerschütterlich beim protestantischen Glauben verharrt, diesem Konflikt weicht er aus, ehe er recht entstehen kann. Dafür wird uns in den letzten Kapiteln noch ein schlechtes, altes Romanpulver in den sonst so reinen Trank geschüttet, und ein intriganter Sekretarius, der in der Wahl seiner Mittel sehr ähnlich seinem späteren Kollegen Wurm verfährt, muß der Verwicklung zuliebe die Rolle des Unglückstifters zwischen Ruth und Hansjörg spielen. Ueberhaupt zerflattert die Geschichte im letzten Drittel mehr ins Fragmentarische, als selbst die vorhin erwähnte Kapiteltechnik verstatten sollte. Aber diesen verschiedenen Schatten steht recht viel helles Licht gegenüber, und ich stehe jedenfalls nicht an, den Roman zu dem Besten seiner Gattung zu stellen, was die letzten Jahrzehnte bei uns hervorgebracht haben: als ein tüchtiges, in Kern und Wurzel gut deutsches Buch und ein mit schöpferischer Dichterkraft gestaltetes Stück unserer Volksvergangenheit.

J. E.

Die Freibeuter. Roman in 2 Bänden von Fedor von Zobeltitz. Berlin W., Verlag von F. Fontane & Co. 271 und 368 S. M. 8,—.

Zobeltitz gehört zu den beliebtesten Erzählern der Gegenwart; er hat sein Publikum besonders in den Kreisen, die neben der Unterhaltung auch Belehrung suchen. Freunde seiner Erzählungskunst werden auch bei der Lektüre seines neuen Romans „Die Freibeuter" völlig auf ihre Kosten kommen. Von feinerer litterarischer Ambition ist in dem Buch nicht allzuviel zu spüren, man würde aber dem Autor unrecht thun, wollte man ihm daraus einen Vorwurf machen. Er will ja die Bahnen wandeln, die vielgelesene Schriftsteller wie Streckfuß, Samarow, Dewall vor ihm gegangen sind, und er thut es mit gutem Erfolg. Seine neue Arbeit ist von der ersten bis zur letzten Seite — und sie hat 640 Seiten — spannend, der fesselnde Stoff ist mit geschickter Hand durch alle Verwicklungen geführt — an Sensationen ist das Buch reich, aber sie sind mit solchem Takt behandelt, daß sie auch den besseren Geschmack nicht verletzen. Wert hat das Werk besonders in kultureller Beziehung, als Beitrag zur Gesellschaftsschilderung des alten Berlin vor Jena und Auerstädt. Im Mittelpunkt der bewegten Handlung steht der Baron Gardagne, einer jener Freibeuter, wie sie die große Revolution von 1789 gezeugt hatte. Er gehört zu den starken Persönlichkeiten, die das Geschick durch souveränen Willen zu meistern vermeinen und selbst vor entsetzlichen Verbrechen nicht zurückschrecken, um ihre Pläne siegreich durchzuführen. Die klare Einfachheit des Stils verdient besonders rühmend hervorgehoben zu werden. Interessant ist es, daß die Vorkommnisse des Romans in ihren Grundzügen historisch sind, und jener geniale Freibeuter zum mindesten kein Fabelwesen ist.

Chemnitz. *Paul Herman Hartwig.*

Lyrisches.

Vagabunden. Neue Lieder und Gedichte. Von Carl Busse. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 12°. X, 180 S. Geb. M. 3,—.

Busses ästhetische Aufsätze lesen sich zwar sehr angenehm. Sie gehen nicht in scharf ausgeprägte Eigenart und Selbständigkeit der Forderungen hinein, aber ihr flüssiger und schneidiger Stil und ein helles, gesundes Urteil berühren wohlthuend und anregend. Aber — eine Neigung zu allzu geschwinder Gangart stört im ganzen auch dort noch. Und dieser flotte, jagende, grundsätzlich und gewaltsam „frische Ton", der anfangs Busse vorteilhaft abhob und den Anfänger gut kleidete, ist für den Dichter, scheint mir, eine Gefahr geworden. Ich fürchte, die seelische Notwendigkeit eines zu entlastenden inneren Gefühles, die ja allein zum Dichten drängen soll, hat sich hier bereits in eine Sprachgewohnheit oder eine Art Reimdrang verwandelt. Busse ist so vortrefflich eingereimt, daß ihm sein Ton beinahe von selber singt, klingt und springt in Pointen und Abrundung hinein — der Fuhrmann kann beinahe die Zügel neben sich einhacken und armkreuzend zusehen.

Busses sprachliche und rhythmische Fertigkeiten sind nicht gering zu achten; sein Erleben und Empfinden ist echt und lebhaft: nationales Mitleben läßt er gleichfalls nicht vermissen — wenn nur nicht alles vorüberstürmte in dem einen Laufschritt! Warum so hasten? „Möge ich Sie in stiller Thätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht und Erfahrung hervorgeht" (Goethe)! Dieser Mangel an ruhiger Gangart liegt am inneren Menschentum Busses, das noch nicht vertieft genug ist. Denn fortwährende „Frische und Flottheit" ist, genau behorcht, nervös und macht nervös. Wenn Busse seinen inneren Menschen zu mehr Langsamkeit und Bedächtigkeit erzieht und vertieft, so wird er auch technisch gewinnen, wird Farben und Worte, Stoffe und Stimmungen in sich aufnehmen, die wahrhafte Abwechslung in sein Tempo und in seinen Stil bringen.

Von diesem einzigen, aber schweren Einwand abgesehen, kann man in der Sammlung, wie es sich von selbst versteht, wieder viel Ansprechendes finden. Gedichte wie „Sonntag", „Heiße Sehnsucht", „Einsame Zecher", „Bekassinen", „Wir drei" in ihrer frisch-frohen Abrundung; nationale Klänge wie besonders die famose Predigt „An den Reichstag"; auch sonst manches gelungene Zech-, Frühlings- oder Liebeslied zeugen wieder von Busses natürlichem Talent zum sangbaren Lied und zum straff geformten Gedicht. Man muß abwarten, ob er seine angeborene Neigung zu rascher Flüchtigkeit zügeln wird und — ob er dann nicht am Ende in seiner eigentlichen Tonart verblassen wird, ohne wesentlich seelisch und geistig zu erstarken. Das ist Sache seiner Entwicklung. Busse ist ja noch nicht auf der Mittagshöhe.

Halensee. *Fritz Lienhard.*

Hochlandminne. Lieder aus Alt-Tirol von Fritz Bley. Berlin W., F. Fontane u. Co. 1902. 254 S. M. 3,—

Zwei gute Meister, wenn auch „lang schon tot", haben bei dem vorliegenden Büchlein Gevatter gestanden: Karl Stieler und Viktor Scheffel. Doch sag' ich nicht, daß das ein Fehler sei, denn frei und selbständig darf sich Fritz Bleys Schaffen wohl nennen. Stielers warm empfindendes Herz für die Schönheit der Bergeswelt, für die Freuden des Waidwerks. Scheffels seltene Kunst im Wiederfinden des seit den Tagen des Minnesangs verhallten Tones, beides ist in „Hochlandminne" zu einem erfreulichen Ganzen vereinigt. Nur selten läßt der Dichter sich verleiten, statt als ebenbürtiger Genosse der geistesverwandten Großen einherzuschreiten, die breiten Spuren der modernen Lyrik nachzutreten, so bei der Neubildung prägnanter Beiwörter, die oft sonderbar anmuten, wie „grillenzirpig" oder „schlohblitzblank". Auch das „Klammschroffenend" wird kaum als glückliche Bereicherung der deutschen Sprache bezeichnet werden können. Aber das sind nur Kleinigkeiten, an die wir nicht mehr denken, wenn wir in das reizende „Im Dorfe" uns vertiefen, oder den Abenteuern Oswalds von Wolkenstein gar bis in die Provence folgen. Wie uns hier köstlicher Humor entgegensprüht, so vor allem bei den mit vielem Geschick zusammengestellten carminibus buranis, manchmal auch bei den eigenartigen Liedern des Zwergleins Wünschebold: „Ein Trost doch noch uns Zwergen winkt, die Zuflucht zum Humore." Ueber seinem Singen vergaß ich, das gelehrte Beiwerk der Anmerkungen mit kritischem Blicke zu prüfen.

So ist „Hochlandminne" gerade zur richtigen Zeit gekommen. Während draußen die Winterstürme brausen und toben, führt sie uns in König Laurins rosiges Reich und zaubert vor unsere Seele das Bild ewig lachenden Frühlings. Freilich muß auch der Leser „a Schneid auf die Berg" haben. Der moderne Uebermensch, der träge in der Asphaltluft der Großstadt die letzten Reste eines frischen und freien Sinnes erstickt, wird ohne Verständnis mit mitleidigem Achselzucken das Büchlein fortlegen. Er thut recht daran. Auf Anhänger aus diesem Kreise wird der Dichter auch niemals gerechnet haben.

Nürnberg. *Hermann Uhde-Bernays.*

Litteraturwissenschaftliches.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden. Von Karl Theodor Gaedertz. Reich illustriert. Dritter (Schluß-) Band. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung. 1901. 195 S. M. 3,—.

Der wohl bekannte und geschätzte Biograph Fritz Reuters, Karl Theodor Gaedertz, hat einen neuen stattlichen Band erscheinen lassen, der über Leben und Schaffen des großen Dichters niedersächsischen Stammes neue interessante Aufschlüsse giebt. Es steckt eine Fülle von Arbeit in diesem Buch, mit dem das umfangreiche dreibändige Werk fertig vorliegt. Von allen Seiten wurden Bausteine herbeigetragen: die noch lebenden Zeitgenossen Reuters, die zu ihm in geschäftlicher oder freundschaftlicher Beziehung standen, hielten mit interessanten Briefen und Mitteilungen nicht zurück, und Gaedertz fügte die Steine geschmackvoll zu einem stattlichen Bau. Alle diese kleinen Züge, scheinbar unwesentlich, geben in ihrer Gesamtheit ein herzerquickendes Bild des Mannes, dem das deutsche Volk so viel zu danken hat. Wie liebenswürdig, wie gütig, wie reich war diese Natur! Aus den Briefen, selbst aus solchen geschäftlichen Charakters leuchtet ein warmes, teilnehmendes Herz, und die kleinen, durch das Buch gestreuten Gelegenheitsdichtungen, im geselligen Kreise aus der Frohlaune einer guten Stunde geboren, atmen einen so behaglichen Humor und freundliche Neckerei, daß Reuterverehrer dem rührigen Herausgeber noch besonders für ihre Veröffentlichung dankbar sein werden. — Zahlreiche Bildnisse, Skizzen und Ansichten, die auf das Leben des Dichters Bezug haben und zum Teil von ihm selbst entworfen sind, schmücken den Band. Die Ausführung der Illustrationen, wie die ganze Ausstattung entsprechen durchaus den Anforderungen, die man an ein gutes Buch unserer Tage zu stellen berechtigt ist.

Chemnitz. *Paul Hermann Hartwig.*

Verschiedenes.

Spaziergänge ins Alltagsleben. Von Tony Schumacher. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1902. 280 S. Geb. M. 4,—.

Eine Frau, die als Märchen- und Geschichtenerzählerin die Jugend, vornehmlich die weibliche als begierige und begeisterte Leserinnen gewann, durch ihr weitverbreitetes Memoirenwerk „Was ich als Kind erlebte" auch die Geschichtsfreunde belehrte und erfreute, bietet in einer hübsch ausgestatteten Arbeit, einer echten Weihnachtsschrift, die Summe ihrer Betrachtungen aus dem täglichen Leben dar. Sie durchwandert mit dem Leser, oder wohl richtiger der Leserin Läden, Krankenstuben, ärztliche Wartezimmer, Kirche und Friedhof, sie plaudert über Reisen, Theater, Dienenmüssen, Familienerziehung oder Pension, Wohnungssuchen und richtiges Finden, Gewitterfurcht und Gewitterschönheit, Langeweile. Drei Eigenschaften, die auch die früheren Schriften der Verfasserin kennzeichneten: scharfe Beobachtung des Kleinen, echte, tiefe Religiosität, die durchaus nicht aufdringlich wird und nicht in Feindschaft gegen andere Konfessionen ausartet, liebevolles Mitgefühl mit den Menschen, besonders den Kranken und Niedrigstehenden, treten angenehm hervor. Die Verfasserin will nicht durch Geistreichtum blenden, entwickelt keine weltumstürzenden Ideen, ist nicht modern, obgleich sie den Erneuerern des Dramas den ihnen gebührenden Platz anweist. Aber sie ist vernünftig, klar, vor allen Dingen gerecht. Sie giebt nicht den Verkäufern recht gegen die Einkaufenden, stellt sich nicht ausschließlich auf Seite der Dienstboten gegen die Herrschaft. Nicht von diesem Verhältnis allein redet das Kapitel: Dienenmüssen,

sondern — und dies zeigt zugleich die Weite ihres Blickes, die Vielseitigkeit ihrer Interessen — von dem Dienen der Frau in Liebe, des jungen Mannes als Soldat, der Höhern in ihrem Amte, vom Dienst bei Kranken, von Gottesdienst. Sie ist keine trockene Moralistin, ihre Darlegungen sind keine langen Abhandlungen; das Lehrhafte wechselt vielmehr ab mit kurzen Erzählungen, in denen die eigenen Erlebnisse der Schriftstellerin eine Rolle spielen, gewürzt mit gutem Humor, auch leiser Ironie. Sehr niedlich sind z. B. die Anreden der Mutter an die Kinder beim Zahnarzt, die Versuche der energischen Frau, die allzumusikalischen Gegenüber sich zu erziehen, die lakonischen Zettel, durch die ein Arzt seiner Frau meldet, wie sie mit den Patienten umgehen soll. (Diese ganze Vorstellung, wie die Gattin im Wartezimmer des Arztes als Trösterin fungieren soll, ist patriarchalisch-kleinstädtischen Verhältnissen mehr angemessen, als großstädtischen.) Um bestreitbare Einzelheiten hervorzuheben, sei die Empfehlung der Stadtwohnung gegen Villa und Vorort genannt, die Warnung gegen das Entsenden der Kinder in Märchen- und Weihnachtsvorstellungen, das lebhafte Eintreten für Mädchenpensionen, namentlich im Ausland, die eigentümliche Anschauung von Gewitterfurcht als etwas Anererbtem, in Nervosität und Anlage Begründetem, daher nicht Ausrottbarem, auch mit wahrer Religiosität Verträglichem. Als besonders schön sei die Schilderung eines großartigen Gewitterschauspiels in der Schweiz angeführt. In Summa: es ist ein treffliches Lese- und Erziehungsbuch für Männer und Frauen, nicht minder für das heranwachsende Geschlecht, frei von ermüdender Lehrhaftigkeit, voll gesunder Lebensauffassung und echter Humanität.

Berlin. *Ludwig Geiger.*

Türmer-Jahrbuch. Herausgegeben von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. Mit Buchschmuck von Georg Barlösius. Geb. M. 6,—.

Dieses Jahrbuch, das uns die Zeitschrift „Der Türmer" zum ersten Mal auf den Weihnachtstisch legt, ist nicht etwa eine Zusammenfassung von Abhandlungen, die schon in der Monatsschrift erschienen sind, sondern eine durchaus neue Arbeit. Ich stehe nicht an, das Unternehmen aufs Freudigste zu begrüßen, namentlich im Vergleich mit andern Jahrbüchern fürs deutsche Haus. Für eine Zeitschrift, die eine bestimmte reformerische Tendenz vertritt, ob nun auf dem Gebiete der Politik oder des allgemeinen Geisteslebens, muß es ein Bedürfnis sein, einmal aus dem Tages-, Wochen- und Monats-Journalismus herauszukommen und sich auf eine höhere Warte zu stellen. Grotthuß ist dem Beispiel gefolgt, das Naumann mit seiner „Patria" (Jahrbuch der Hilfe) gegeben hat. Der Türmer sucht zwar keine Partei, aber eine Gemeinde. Er schaut unser Volksleben unter einem bestimmten Gesichtswinkel an. Er führt den Kampf wider Streberei und Byzantinismus, wider Heuchelei und Schein, wider Mode und Konvention. Er sucht und pflegt das Edle, Fromme, Schöne, Starke, Freie, Männliche! Oder er will es doch! Er hat nach seiner Ueberzeugung eine Mission. So sucht er Gläubige. Aus allerlei Volk. Da ist er in Gefahr, dem Wort zu weit zu folgen: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen! Er pflegt das Vielerlei. Und so kommt er ins Oberflächliche. Muß man denn über alles und jedes, über alle Gebiete des geistigen Lebens eine Meinung haben und aussprechen? Das wirkt nicht sammelnd, sondern zerstreuend. An diesem Fehler krankt der Türmer und auch das vorliegende Jahrbuch.

Auf den letzten 100 Seiten wird alles, aber auch nahezu alles kompendiös behandelt, was einen Menschen unserer Zeit interessieren kann. So geschickt das zum Teil gemacht ist: eine Auswahl einiger weniger Gebiete — man kann ja von Jahr zu Jahr wechseln — und eingehendere Behandlung, das wäre besser. Die größeren Artikel sind geschickt gewählt. Sie behandeln mit Geist und Gewandtheit „brennende Fragen": Scholle oder Fabrik, Imperialismus, Arnold Böcklin, Musik (Wagner, Bach), Nietzsches Antichrist u. s. w. Seinen einleitenden Artikel nennt Grotthuß „Götterdämmerung". Ich kann mir nicht helfen: so erfreulich seine Monatsübersicht: „Türmers Tagebuch" ist, so geschickt, so ernst, so mutig und frei er Zeitereignisse zu behandeln weiß — wenn er größere Zusammenhänge erfassen und darstellen soll, eine ganze Zeit charakterisieren, ein Programm aufstellen, dann erlahmt seine Kraft. Er bleibt doch, wie es scheint, der edeldenkende, wohlmeinende, für die besten Ideen eintretende Tagesschriftsteller. Ein Mann, der eine Tendenz, eine gute Tendenz hat, aber keine reformatorische Kraft, keine zwingende Individualität. Auch sein ästhetisches Urteil scheint mir recht schwankend. Wie kann man die blutlosen Schemen der Novellette von Oertzens „Aus dem christlichen Hospiz" neben Karl Schwerins „Mein Freund Enoch" stellen, der Liliencron atmet! Aber bei jener hat den Herausgeber die christlich- oder kirchlich-soziale Tendenz angemutet. Und dann schweigt die Aesthetik. — Die Auswahl aus moderner Lyrik ist nicht übel. Aber auch charakteristisch? Müßte nicht auch die aus den Witzblättern reichhaltiger sein? — Alles in allem: dieses gediegen ausgestattete Jahrbuch bedeutet vorläufig nur einen Versuch, aber einen, der viel verspricht. Hoffentlich werden die folgenden Jahrbücher immer besser.

Aachen. *Walther Wolff.*

Frauenreiz. Licht- und Schattenbilder aus dem modernen Frauenleben. Von Amand v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 254 Abbildungen. Leipzig, A. Schumann, 1901. Groß 4°. 468 S. Preis geb. 25 Mk.

Der als Reiseschriftsteller und Naturforscher bestens bekannte Verfasser dilettiert mit diesem umfänglichen Werke als Novellist. Als Privatvergnügen wären diese zwei Dutzend Skizzen und Novellen unerheblich, als Prachtwerk ausstaffiert erscheinen sie von einer geradezu aufdringlichen Wertlosigkeit. Das erotische Thema wird hier mit einer unermüdlichen Hartnäckigkeit einige zwanzig Mal variiert, fast immer mit demselben kosig-süßlichen Minnespiel, demselben mariniştischen Schwelgen in der Schilderung körperlicher Reize, denselben überhitzten Situationen in Boudoirs und schwülen Sommernächten, mit oder ohne Ergebnis, mit oder ohne Ehebrüchelchen. Ein Buch für Haremsdamen und solche, die ähnliche Interessen haben. Geschriebenes Patschuli. Sacher-Masoch ohne Masoch. Wer mehr als den vierten Teil dieses üppig, aber banal illustrierten Bandes zu lesen vermag, ohne ihn in die Ecke zu werfen, verdient ihn als Weihnachtsgeschenk.

—r.

Kinderbücher.

Die energischen Bemühungen zur Besserung unserer vertrottelten Jugendschriften-Litteratur zeitigen von Jahr zu Jahr bessere Früchte. Auf einige Erscheinungen dieser Art sei hier in Kürze hingewiesen. Die rührige „Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung" in Hamburg hat aus Detlev von Liliencrons Gedichten eine Auswahl für die Jugend veranstaltet, die sehr dankenswert ist (Verlag Schuster & Loeffler, Berlin; 73 S. Preis rot kart. 75 Pf.); nur wäre einschränkend zu bemerken, daß auch in dieser Auswahl die Gedichte höchstens für Jungens von 14 bis 17 Jahren das geeignete Lesefutter sind. — Ebenfalls aus Hamburg, von dem dortigen Jugendschriften-Ausschuß, stammt die Anregung zu der geschickten kleinen Auswahl „Tiergeschichten" (Leipzig, Ernst Wunderlich, 110 S. Preis 60 Pf.), die außer Marie Ebner-Eschenbachs „Krambambuli" noch Tiererzählungen von J. Ahrenberg, J. V. Widmann, Björnson, Thompson und Kipling vereinigt. — Freudig zu begrüßen ist auch das „Vogelbuch" von Otto Specker mit Begleitgedichten von Gustav Falke, das der Verlag von Alfred Janssen dem früher erschienenen „Katzenbuch" des selben lange vergessen gewesenen Künstlers hat folgen lassen (Preis geb. 1 M.). Es verrät die selbe feine Beobachtung der Tierwelt, und Falkes Verse passen sich in Ton und Art den Bildern vortrefflich an. — Auch die liebenswürdigen Kinderlieder von Wolrad Eigenbrod („Aus der schönen weiten Welt." Leipzig, R. Voigtländer. 46 S. 80 Pf.),

zu denen Hans v. Volkmann die Bilder gezeichnet hat, müssen in diesem Zusammenhang erwähnt werden. — Volkmann ist im Verein mit sechs anderen karlsruher Künstlern auch der Illustrator des neuen Bilderbuches „Die Arche Noah", dessen frische und muntere Reime Fritz und Emily Koegel zum Besten der jungen Welt verfaßt haben. Die Bestrebungen und Leistungen des karlsruher Künstlerbundes auf dem Gebiete der farbigen Lithographie sind neuerdings namentlich durch die Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes" bekannt geworden: die große Linienklarheit und Farbenkraft macht diese Bilder für den kindlichen Geschmack besonders anziehend. Das Buch ist bei B. G. Teubner in Leipzig erschienen und kostet 2,80 M.

Besondere Verdienste um die künstlerische Ausstattung von Kinderbüchern erwirbt sich neuerdings der Verlag von Schaffstein & Co. in Köln. Er giebt das rasch beliebt gewordene Bilderbuch „Knecht Ruprecht" von Ernst Brausewetter jetzt im 3. Jahrgang heraus (3 M.), und es muß gesagt sein, daß der reich mit farbigen Bildern ausgezierte Band in künstlerischer Hinsicht überraschend viel Gutes, zumeist von unseren bekanntesten Zeichnern, enthält, ebenso wie sich unter den Textverfassern eine Reihe unserer besten Namen (Dehmel, Liliencron, Anna Ritter, Hugo Salus, Trojan, Rosegger u. s. w.) befinden. Daß auch jetzt noch einige Beiträge über den kindlichen Horizont hinausgehen, ist nicht zu bestreiten, darf aber den Wert des wirklich sehr reichhaltigen Buches nicht herabsetzen. — Der gleiche Verlag hat nun auch das bekannte Vers- und Bilderbuch „Fitzebutze" von Richard und Paula Dehmel übernommen und in 2. verbesserter Auflage mit den meist vortrefflich-grotesken Bildern von Ernst Kreidolf herausgebracht (6. bis 15. Tausend, Preis geb. 3 M.). Kreidolf allein ist der Verfasser eines dritten derartigen Kinderbuches: „Die schlafenden Bäume", ein kurzes Märchen in Versen, in dem das besondere Talent des Künstlers zur humoristischen Beseelung der Tier- und Pflanzenwelt sehr hübsch zur Geltung kommt (Preis 1 M.). Der Verlag hat allen drei Büchern dieselbe sorgfältige und gediegene Ausstattung gegeben. — Das Gedichtbuch „Lieder für Kinderherzen" von Egon H. Strasburger, das bei seinem ersten Erscheinen auch in dieser Zeitschrift um seiner frischen Verse willen gerühmt wurde, kehrt jetzt vergrößert und mit Bilderschmuck von Ernst Liebermann ausgestattet in neuer Auflage zurück und dürfte damit seiner Bestimmung als Kinderbuch erst wirklich zugeführt sein (Verlag von Ernst Hofmann & Co., Preis geb. 3 M.). — Endlich zeigt der Band „Jugendland", den Heinrich Moser und Ulrich Kollbrunner im Verlag von Gebr. Künzli in Zürich soeben erstmals herausgegeben, daß man auch in der Schweiz der Jugendschriftenbewegung Verständnis und Fürsorge entgegenbringt. Das Buch ist ähnlich vielfältig und inhaltsbunt wie der „Knecht Ruprecht", mit dem es auch einen Teil der litterarischen und künstlerischen Mitarbeiter gemeinsam hat. Seine schweizerische Note erhält es durch einige Dialektbeiträge. In richtiger Erwägung, daß man auch der Selbständigkeit des kindlichen Nachdenkens Spielraum lassen müsse, bringt es eine Anzahl Bilder ohne begleitenden Text. **

Seit Mitte Oktober d. J. erscheint bei Fr. Bruckmann in München der erste Teil des großen Werkes über die Sixtinische Kapelle von Dr. Ernst Steinmann, für dessen Herausgabe der Reichstag im Frühjahr 1899 die nötigen Summen bewilligt hatte. Das umfangreiche Werk ist in englische Leinwand (blau mit Golddruck) gebunden und besteht aus einem Textband in Quart von 710 Seiten mit 260 Abbildungen und einer Mappe (Größe 45 zu 60 cm) mit 34 Tafeln. Es umfaßt die Baugeschichte der Kapelle und ihre Ausschmückung unter Sixtus IV. Die Auflage ist auf 380 Exemplare beschränkt worden; die Unterstützung durch das Reich machte es möglich, den Preis für Text und Mappe auf 100 M. festzusetzen. Besondere Exemplare sind dem deutschen Kaiserpaar, dem Papst und sämtlichen Bundesfürsten des Deutschen Reiches überreicht worden. Auf Druck und Ausstattung des Werkes wurde die größte Sorgfalt verwandt, und der stattliche Textband stellt in der That eine typographische Musterleistung dar, die der bekannten münchener Verlagsanstalt zur Ehre gereicht.

Weihnachts-Notizen.

Der Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig hat auch in diesem Jahr den Weihnachtsbüchermarkt mit einigen belletristischen Novitäten beschickt, auf die kritisch einzugehen uns hier noch der Raum fehlt, die wir aber bei der im allgemeinen sehr sorgsamen Auswahl dieses Verlags und der bekannten geschmackvollen Ausstattung, in die er seine Bücher kleidet, heute wenigstens kurz anzeigen möchten. An erster Stelle sind die „Neuen Novellen" (Geb. 6 Mk.) von Adolf Schmitthenner zu nennen, dessen Roman „Leonie" in diesen Blättern seiner Zeit gebührende Würdigung erfahren hat. — In zweiter Auflage liegt die umfangreiche Erzählung „Don Adone" von Robert Waldmüller vor, die dieser dem berühmten Fabulanten von der „Spiaggia della Marinella" in Neapel, Gian Francesco Sabattini, nacherzählt hat. (Preis geb. 6 Mk.) — Zwei ziemlich starke Bände umfaßt die behaglich ausgesponnene Erzählung „Blau und Weiß" von Georg Stellanus (geb. 10 Mk.). Als zierliches Bändchen präsentieren sich dagegen vier Geschichten von Hans Grunow, „Vom Wege und andere Erzählungen" betitelt (2,50 Mk.). — Das allzeit beliebt gewesene Genre der Malergeschichten pflegt Beate Bonus in ihrem so benannten Geschichtenbande, der fünf Erzählungen umfaßt (geb. 6 Mk.). — Von Büchern ausländischer Autoren liegt diesmal die Erzählung „Absaloms Brunnen" des bekannten Sophus Bauditz und eine „Freiheit" betitelte Geschichte von K. G. Bröndsted vor; außerdem eine neue Sammlung von drei Erzählungen der Magdalene Thoresen („Signes Geschichte"). Auch hier beträgt der Preis des gebundenen Exemplares je 6 Mk. (*)

Auch aus dem Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart seien noch einige zu Geschenkzwecken bestimmte Nova vorläufig aufgeführt. Zwei stattliche Bände umfassen die „Lebenserinnerungen" des bekannten Rechtslehrers Robert von Mohl (1799—1875), die einen schätzenswerten Beitrag zur politischen Geschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts liefern. — Eine kleine Sammlung von Plaudereien, Aphorismen und Versen legt Oscar Blumenthal in seinen „Unerbetenen Briefen" vor (geb. 3 Mk). — Auf dem Gebiete der Belletristik ist ein neuer Roman des vielgelesenen Johannes Richard zur Megede, „Das Blinkfeuer von Brüsterort" (geb. 4 Mk.), sowie der aus dem Polnischen übersetzte, von uns bereits früher (III, 1628) erwähnte Roman von Josef Baron Weyßenhoff „Ein Uebermensch. Leben und Gedanken des Herrn Siegmund von Podfilipski" (geb. 3 Mk.) zu nennen. (*)

Die „Gesammelten Schriften von Marie v. Ebner-Eschenbach waren vor acht Jahren in sechs Bänden zusammengefaßt erschienen (Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin). Sie sind jetzt durch zwei weitere Bände (7 und 8) vermehrt worden, die alle inzwischen erschienenen Werke der verehrten Erzählerin in der gleichen Ausstattung enthalten. Band 7 bringt die Erzählung „Rittmeister Brand", eine der feinsten Charakter-Radierungen der großen Menschenversteherin, dazu einen Teil der erst in diesem Jahr unter dem Titel „Aus Spätherbsttagen" erschienenen neuen Novellen, die kürzlich hier Prof. Jakob Minor eingehend besprochen hat. Der Rest dieser Serie nebst dem Inhalt des früheren Bändchens „Alte Schule" (1897) findet sich im 8. Bande vereint. In diesen wurde auch die Erzählung „Bertram Vogelweid" (1896) aufgenommen, die einzige wohl von allen Arbeiten der Ebner, die man wegen ihrer ziemlich machtlosen Tendenz gegen die moderne Litteraturbewegung nur mit gemischten Gefühlen lesen kann. (Spätere Philologen möchten sie vielleicht für eine Quelle zu Otto Ernsts „Jugend von heute" halten.) Im übrigen sind diese beiden starken Bände (385 und 404 S., Preis je M. 3,50) so schwer an güldenen Gaben einer geklärten Alterskunst, daß jeder, der sie kennen lernt, sich bereichert fühlen darf. * *

Von größeren Biographieen Richard Wagners existierte bisher außer dem ersten derartigen Werke von Glasenapp, das noch zu Lebzeiten des Meisters erstmals erschien, und der rein populären Darstellung von Finck nur das reich illustrierte Prachtwerk, mit dem Houston Stewart Chamberlain vor sechs Jahren hervortrat. Der verhältnismäßig hohe Preis, den das Werk in dieser ursprünglichen Form nötig machte (24 Mk), stand seiner Verbreitung in weiteren Kreisen bisher im Wege.

Die Verlagsanstalt F. Bruckmann hat sich deshalb entschlossen, eine neue (Text-) Ausgabe ohne Illustrationen zu veranstalten (544 S. gr. 8°, mit Porträt), deren wesentlich geringerer Preis (8 Mk., geb. 10 Mk.) dem geistreichen und mit voller Beherrschung des Stoffes geschriebenen Werke ein wesentlich größeres Absatzgebiet eröffnet. Es behandelt im ersten Teile den Lebensgang Wagners, im zweiten seine Schriften und Lehren, im dritten seine Kunstwerke. Von der unklaren Schwärmerei und mystischen Verzückung mancher schreibenden Bayreuth-Apostel hält es sich durchweg frei, und auch wo es den Widerspruch herausfordert, bleibt es maßvoll im Ton und sicher in der Haltung.

* *

Von der deutschen Uebertragung der „Meisterwerke Molières", mit der Ludwig Fulda die deutsche Bühne im Verlauf der letzten Jahre bereichert hat, ist soeben die dritte, vermehrte Auflage erschienen (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1901. 534 S. 6,50 M.). Neu hinzugekommen sind „Der eingebildete Kranke", „Die Schule der Ehemänner", „Amphitryon"; außerdem wurden die übrigen Texte revidiert und nachgebessert. Für die Einbürgerung Molières auf dem deutschen Theater bedeutet das Erscheinen von Fuldas leichtflüssigen und eleganten Nachdichtungen eine neue Epoche: in dem Kronschatze wertvoller Uebersetzungen, den in gleichem Umfang wie Deutschland keine zweite Nation besitzt, sind diese den besten zuzuzählen.

* *

Ein buchhändlerisches „Unikum" nennt die Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart) ihre Ausgabe des vielgelesenen Romans „Quo vadis" von H. Sienkiewicz insofern mit Recht, als dieser Band von 776 Seiten auf so dünnes Papier gedruckt ist, daß er wenig mehr als einen Centimeter Dicke und nur 220 Gramm Gewicht aufweist. Da der Druck bei alledem scharf ist und nicht durchschlägt, kann das Büchlein vielleicht für die schwierige Frage, wo bei der unheimlichen Zunahme der Bücherproduktion schließlich der Raum für unsere großen Bibliotheken noch hergenommen werden soll, technisch epochemachend werden. Sicher ist, daß keine von den vorhandenen Ausgaben des polnischen Märtyrer-Romans so leicht verkauft werden dürfte, wie diese. Ihr Preis — in schmiegsamem, imitiertem Lederband — beträgt 4 Mark.

Der große historische Roman „Die Kreuzritter", den Henryk Sienkiewicz im vorigen Jahre seinem weltberühmt gewordenen „Quo vadis?" folgen ließ, ist jetzt in einer deutschen Ausgabe der Damen R. und E. Ettlinger bei der Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G. in Einsiedeln erschienen (2 Bände, 352 u. 600 S., Preis 10 M., eleg. geb. 12 M.). Wir haben dem Roman, der aufgrund von Einzelerlebnissen das Verhältnis der polnischen Stämme zu dem erobernd vordringenden Deutsch-Orden schildert und mit der Schlacht von Tannenberg abschließt, bei seinem Erscheinen in der Ursprache einen eigenen Artikel gewidmet (LE III, 607 f.) und können uns deshalb auf diese kurze Anzeige der deutschen Ausgabe mit dem Bemerken beschränken, daß die Uebertragung sprachlich sehr sorgfältig gearbeitet ist. Eine große Anzahl Textillustrationen von F. Schwormstädt ist dem Werke beigegeben.

Von der schon öfters erwähnten illustrierten Ausgabe von Maximilian Schmidts „Gesammelten Werken" liegen uns die Bände 14, 17 und 18 vor (Reutlingen, Enßlin & Laiblin, Preis geb. je 2,25 M.). Sie enthalten die „Geschichten aus dem Inuthale", das „Liserl vom Ammersee", „Der weiße Sonntag" und die Chiemgau-Erzählung „Der Georgi-Thaler", durchweg ältere Arbeiten des münchener Volkserzählers, die hier in 5., 6. und höherer Auflage wiederkehren und damit zeigen, welch großen Leserkreis sie bereits gefunden haben.

Im Verlage von Arnold Bergsträsser (A. Kröner) in Stuttgart erschien soeben eine zweibändige „Geschichte der Kunst" von Cornelius Gurlitt (M. 44—, geb. 48,—), die sich dadurch von den anderen Kunstgeschichten unterscheidet, daß sie das kulturgeschichtliche Moment betont und die einzelnen Kunstgebiete nicht nacheinander, sondern nebeneinander behandelt. Wir kommen auf das groß angelegte Werk zurück.

Notizen.

∞ **Eine Selbstcharakteristik Theodor Fontanes.** Man kennt die sogenannten Torturbüchlein in Albumform, in denen jeder Einschreibende auf alle möglichen Fragen Rede und Antwort stehen muß, um sich damit selber zu charakterisieren. Ein Blatt dieser Art, das die Unterschrift Theodor Fontanes trägt, wird uns abschriftlich zur Verfügung gestellt und sei hier wiedergegeben:

Welche Eigenschaft schätzen Sie an dem Manne? — „Gehorsam".

Welche an der Frau? — „Caprice."

Was ist Ihre hervorstechendste Eigenschaft? — „Indifferenz."

Wie verstehen Sie das Glück? — „Gar nicht."

Wie das Unglück? — „Auch nicht recht."

Wo möchten Sie leben? — „In meiner Stube."

Was wünschen Sie am sehnlichsten? — „Luft, Licht."

Wer ist in Ihren Augen der erste Dichter, Schauspieler, Musiker, Maler? — „Wechselt alle fünf Jahre."

Welches historische Ereignis mißfällt Ihnen am meisten? — „Die Schlacht bei Bronzell."

Welche Fehler finden Sie am verzeihlichsten? — „Die meinigen."

Lieben Sie das Ideale oder das Reale? — „Die Diagonale."

Was ist am schwersten zu erreichen? — „Papst oder großes Los."

Welchen Rat würden Sie der Frau geben, die Sie lieben? — „Mich wieder zu lieben."

Welches ist Ihre Lieblingsbeschäftigung? — „Schlafen."

Welche politische Richtung ist Ihnen am sympathischsten? — „Mecklenburg."

Wie denken Sie über die Ehe? — „Je nach dem."

Welches Vergnügen ist Ihnen das liebste? — „Siehe oben unter Lieblingsbeschäftigung."

Welche Blume, welches Getränk und welche Farbe ziehen Sie vor? — „Mir alles ganz gleich."

Definieren Sie die Liebe? — „Mir zu schwer."

Definieren Sie die Frau? — „Noch schwerer."

Berlin, den 10. März 1891. Th. Fontane.

Nachrichten

Ein Naturdichter. In dem Eifeldörfchen Niederkail † am 25. November der Naturdichter Peter Zirbes, 77 Jahre alt. Zirbes entstammte einer Hausiererfamilie und handelte in seinen jüngeren Jahren selbst mit Steingutwaren. Auf die Anregung des Volksschriftstellers W. O. v. Horn gab er 1852 seine Dichtungen im Selbstverlag heraus unter dem Titel: „Gesammelte Gedichte von Peter Zirbes, wanderndem Steinguthändler aus Niederkail bei Wittich." 1891 erschien eine neue Ausgabe seiner Dichtungen („Eifelsagen, Lieder und Gedichte"). Zirbes lebte trotz einer kleinen Jahres-

unterstützung des Eifelvereins bis zu seinem Ende in sehr dürftigen Verhältnissen.

* *

Angekündigte Bücher. Der Verlag von S. Fischer in Berlin beabsichtigt, unter dem Titel „Pantheon-Ausgabe" eine Reihe von Meisterwerken der Weltlitteratur mit Einleitungen und Anmerkungen von Fachgelehrten herauszugeben. Der Preis für den auf feinstem Papier gedruckten und in Leder gebundenen Band in handlichem Taschenformat soll 2 Mark betragen. Erscheinen werden zunächst: der erste Teil von Goethes „Faust" mit einer Einleitung von Dr. Otto Pniower (der auch die Gesamt-Redaktion der neuen Sammlung übernommen hat), Kleists „Michael Kohlhaas", eingeleitet von Prof. Erich Schmidt, und Shaksperes „Sommernachtstraum", eingeleitet von Prof. Gregor Sarrazin.

* *

Litterarische Wettbewerbe. Die litterarische Gesellschaft in Cöln ladet deutsche Dichter und Dichterinnen ein, sich an den am 4. Mai in Cöln abzuhaltenden Blumenspielen zu beteiligen. — Der Verlag des „Hinkenden Boten" (Moritz Schauenburg in Lahr) setzt für die beste Volkserzählung im Umfang von 6 bis 9 Kalenderseiten einen Preis von 1000 Mark aus. Einsendungstermin ist der 1. August 1902.

* *

Allerlei. Am 30. November † in Berlin der Sanskritforscher Prof. Albrecht Weber im Alter von 76 Jahren. Er hat außer einer Anzahl von Schriften, die nur den Fachmann angehen, auch eine in mehreren Auflagen vorliegende „Indische Litteraturgeschichte" geschrieben. — Dem Goethe- und Schiller-Archiv von Weimar wurde aus dem Nachlaß Herman Grimms ein in Silber eingelegtes Miniaturbildnis der Bettina v. Arnim überwiesen. — Der Verlag der „Grenzboten" (Leipzig, F. W. Grunow), die im neuen Jahre ihren 61. Jahrgang beginnen, kündigt an, daß die Wochenschrift von diesem Zeitpunkt an bei erweitertem Umfang jährlich statt wie bisher 36 nur noch 24 M. kosten wird. — Herweghs Grab in Liestal hat vor kurzem das seit längerem geplante Denkmal (einen Marmorsockel mit zwei dunklen Granitplatten) erhalten. — Die französische Akademie hat den alljährlich zu vergebenden Litteraturpreis von 4000 Fr., der diesmal für die beste Dichtung über das Thema „Das 19. Jahrhundert" bestimmt war, Edmond Harancourt erteilt. Ferner erhielt Prof. August Ehrhard aus der Montyonstiftung einen Preis von 500 Fr. für sein Buch über Grillparzer (vergl. Sp. 88 f.) — Maurice Maeterlinck hat sich mit Georgette Leblanc, einem der ersten Mitglieder der komischen Oper in Paris, verlobt. — Einen ganz außergewöhnlichen Erfolg hat der jüngste Roman von Frau Mary Corelli, „The Master Christian", gehabt: es wurden insgesamt 300000 Exemplare von dem Buche verkauft. — Am 16. November beging die „Evening Post", das bedeutendste Abendblatt New Yorks, die Feier ihres 100jährigen Bestehens. Eine Jubiläumsausgabe, die das Blatt aus diesem Anlaß herausgab, schilderte die Geschichte der Zeitung, unter deren Redakteuren sich u. a. der Dichter William Cullen Bryant und unser Landsmann Karl Schurz befanden. — Sienkiewicz hat einen neuen historischen Roman („Auf dem Gipfel des Ruhmes") vollendet, dessen Stoff der Zeit Jan Sobieskis entnommen ist.

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Beyerlein, F. A. Das graue Leben. E. Beitrag zur Psychologie des vierten Standes. Roman. München, Albert Langen. 397 S. M. 3,50 (4,50).

Blüthgen, Viktor. Die kleine Vorsehung. Roman. Berlin, Deutsches Verlagsh. Bong & Co. 371 S. M. 3,— (4,50).

Brandenfels, H. Die Fee von Rabendorf. Roman. Berlin, Deutsches Verlagsh. Bong & Co. 691 S. M 6,— (7,50).

Dornau, C. v. Hohe Schule. Roman. Dresden, E. Pierson. 246 S. M. 3,— (4,—).

Frisch, Efraim. Das Verlöbnis. Geschichte eines Knaben. Berlin, S. Fischer. 199 S. M. 2,50 (3,50).

Georgy, E. Die berliner Range. 10. Bd.: Lotte Bachs Hochzeitsreise. Berlin, Rich. Bong. Schmal 8°. 192 S. M. 1,— (1,50).

Geyger, L. Menschen. Roman. Dresden, E. Pierson. 389 S. M. 5,— (6,—).

Grazie, M. E. delle. Liebe. Erzählungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. gr. 8°. 128 S. M. 3,— (4,—).

Groller, B. Der künstliche See. Roman. Dresden, E. Pierson. 302 S. M. 3,— (4,—).

Grunow, Hans. Vom Wege u. a. Erz. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 192 S. Geb. M. 3.—.

Haufe, Ewald. Am Gardasee. Skizzen und Charakterbilder. 2. Aufl. Innsbruck, A. Edlinger. 194 S. M. 1,50.

Heiberg, Hermann. Zwei Frauen. Roman. Leipzig, Johannes Cotta Nachf. 303 S. M. 5,— (6,—).

Huch, Friedrich. Peter Michel. Roman. Hamburg, Alfred Janssen. 354 S. M. 4,— (5,—).

Janitschek, Maria. Kinder der Sehnsucht. Goslar, F. A. Lattmann. 216 S.

Jensen, Wilhelm. Dietwald Wernerkin. Hist. Erz. a. d. 14. Jahrh. 3. Aufl. Leipzig, Ed. Avenarius. 221 S. M. 2,— (3,—).

Krause, H. v. Das Testament des Kaisers. Roman a. d. röm. Kaiserzeit. Illustr. Berlin, G. Grote. 224 S. M. 3,50 (4,50).

Lee, H. Rosen-Rosel. Ein Roman a. d. Reichshauptstadt. Berlin, Carl Duncker. 149 S. M. 2,—.

Martens, Kurt. Die Vollendung. Roman. Berlin W., F. Fontane & Co. 316 S. M. 3,50 (5,—).

Megede, Joh. Rich. zur. Das Blinkfeuer von Brüsterort. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. 270 S. M. 3,— (4,—).

Meinecke, G. Aus drei Weltteilen. Ges. Novellen, Skizzen u. Erz. 2. Bd. Berlin, Deutscher Kolonial-Verl. 286 S. M. 2,—.

Mestrik, Adolf. Humoristische Geschichten aus Wien. Wien, A. Mestrik. 190 S. M. 3,—.

Misch, Robert. Die Großstädterin. Ein satir. Eheroman. Berlin, Carl Duncker. 129 S. M. 2,50.

Niedenführ, Georg. Frau Eva. Das Buch unserer Liebe. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 251 S. Geb. M. 5,—.

Ompteda, Georg Frhr. v. Cäcilie von Sarryn. Roman. Berlin W., F. Fontane & Co. 2 Bde. 293 u. 336 S. M. 10,— (12,—).

Ortmann, R. Auf ererbter Scholle. Roman. Berlin, Hugo Steinitz. 198 S. M. 3,—.

Pötzl, Ed. Heuriges. Skizzen aus Kunst und Leben. Wien, Robert Mohr. 12°. 153 S.

Rittland, Klaus. Ein Moderner. Roman. Berlin W., F. Fontane & Co. 257 S. M. 3,— (4,—).

Rosen, F. Die Frau Patronin. Roman. Ill. Dresden, E. Pierson. 2 Bde. 232 u. 222 S. M. 6,— (8,—).

Rosner, K. Ein Brandstifter u. a. Erz. Dresden, E. Pierson. 204 S. M. 2,— (3,—).

Salten, F. Die Gedenktafel der Prinzessin Anna. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). 110 S. M. 2,—.

Saltzen, H. v. Märchen der Liebe. Roman. Dresden, E. Pierson. 185 S. M. 1,50 (2,50).

Schlippenbach, Freifrau G. v. Ich will es sühnen. Roman. Dresden, E. Pierson. 251 S. M. 2,50 (3,50).

Schmidt, Maximilian. Die wilde Braut. — Der Mann im Grund. (Ges. Werke. XIV.) 269 S. — 's Liserl. — Der weiße Sonntag. (Ges. Werke. XVII.) 280 S. — Der Georgi-Thaler. Lebensbild a. d. Chiemgau. (Ges. Werke. XVIII.) 254 S. Reutlingen, Enßlin & Laiblin. Je geb. M. 2,25.

Schott, Anton. Der letzte Richter. Kulturgeschichtl. Nov. a. d. Böhmerwalde. Cöln, J. P. Bachem. 211 S. M. 2,50 (3,—).

Siedmogrodzka, H. v. Durch Schatten zum Licht. Erz. Berlin, Hugo Steinitz. 75 S. M. 1,—.

Steinacker, Karl. Ein Geschenk der Heide. Goslar, F. A. Lattmann. 186 S. M. 4,—.

Stellanus, Georg. Blau und Weiß. Erz. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 2. Bde. 462 u. 373 S. Geb. M. 10,—.

Szczepański, P. v. Der Narr des Glücks. Roman. Leipzig, Georg Wigand. 2 Bde. 529 S. M. 6,— (8,—).

Tann-Bergler, Ottokar. Im Dreivierteltakt. Wienerisches. Wien, Rob. Mohr. 12°. 148 S.

Leja, E. Wir Herzlosen. Roman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 203 S. Geb. M. 4,—.
Biebig, Clara. Am Totenmaar u. a. Erz. (Wiesbad. Volksbücher. Nr. 13.) Wiesbaden, H. Staadt. 62 S. M. —,15.
Wolf, Carl. Anno dazumal u. heute. Meraner Skizzen. Innsbruck, A. Edlinger. 184 S. M. 2,— (3,—).
Zapp, Arthur. Die Grafen von Buchenau. Roman. Dresden, E. Pierson. 269 S. M. 3,— (4,—).
Zapp, Arthur. Ein sensationeller Fall. Kriminalroman. Berlin, Carl Duncker. 232 S. M. 3,50.

Atho, Juani. Einsam. Roman. A. d. Finnischen v. E. Stine. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 144 S. M. 2,— (3,—).
Bang, Herm. Das weiße Haus. Roman. Deutsch v. Therese Krüger. Berlin, S. Fischer. 165 S. M. 2,50 (3,50).
Garborg, Arne. Bauernstudenten. Roman. A. d. Norweg. v. Marie Herzfeld. Berlin, S. Fischer. 390 S. M. 4,— (5,—).
Gorki, Maxim. Das Opfer der Langweile u. a. Deutsch v. E. Berger. Leipzig, Richard Wöpke. 102 S.
Heidenstam, V. v. Sankt Georg und der Drache. A. d. Finnischen v. E. Stine. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 148 S. M. 2,— (3,—).
Lange, S. Hertha Juncker. Roman. A. d. Dän. v. M. Mann. München, Albert Langen. 373 S. M. 3,50 (4,50).
Lie, Bernt. Zauber. Novelle. A. d. Norw. v. E. Mjöen. München, Albert Langen. 175 S. M. 1,50 (2,50).
Lie, Jonas. Böse Mächte. Roman. A. d. Norw. v. M. Mann. München, Albert Langen. 202 S. M. 2,— (3,—).
Poe, E. A. Der Engel des Wunderlichen. Der Humoresken 2. Reihe. (Werke, herausg. v. H. u. A. Moeller-Bruck. 10. Bd.) Minden, J. C. C. Bruns. 240 S. M. 2.—.
Serao, M. Riccardo Joannas Leben und Abenteuer. Roman. A. d. Ital. v. M. v. Weißenthurn. München, Albert Langen. 331 S. M. 3,50 (4,50).
Sienkiewicz, Heinrich. Die Kreuzritter. Hist. Roman a. d. 15. Jahrh. A. d. Poln. v. E. u. R. Ettlinger. Illustr. 5. Aufl. Einsiedeln, Benziger & Co. 2 Bde. gr. 8°. 352 u. 600 S.
Sienkiewicz, Heinrich. Ums liebe Brot u. 10 andere Nov. Einsiedeln, Verlagsanst. Benziger & Co. gr. 8°. 551 S. M. 4,— (5,—).
Sienkiewicz, Heinrich. Quo vadis? Erz. a. d. Zeitalter Neros. Deutsch v. E. Morsztyn. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. 776 S. Geb. M. 4,—.
Stigson, Stig (A. Agrell). Aus dem Norden. Erlebnisse. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 260 S. M. 3,— (4,—).
Tschechoff, Anton. Eine kunstliebende Frau u. a. Erz. M. 1,—. — Der schwarze Mönch u. a. Erz. Deutsch v. E. Berger. Leipzig, Rich. Wöpke. M. 1,—. Je 95 S.
Weyßenhoff, Josef Baron. Ein Uebermensch. Leben u. Gedanken des Herrn Siegmund von Podfilipski. A. d. Poln. v. B. W. Segel. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. 324 S. M. 2,— (3,—).

b) Lyrisches und Episches.

Brandt, M. Mosaik. Lebensbilder u. a. Gedichte. Königsberg, Ferd. Beyer. 172 S. Geb. M. 4,—.
Brausewetter, Ernst. Knecht Ruprecht. Illustr. Jahrbuch für Knaben u. Mädchen. 3. Bd. Cöln, Schaffstein & Co. gr. 4°. 63 S. mit z. T. farb. Abb. Geb. M. 3,—.
Eigenbrodt, Wolrad. Aus der schönen weiten Welt. Liedchen u. Verse f. unsere Kleinen. Mit Bildern v. H. v. Volkmann. Leipzig, R. Voigtländer. 46 S. M. —,80.
Ernst, Otto. Gedichte. Der „Neuen Gedichte" zweite, der „Gedichte" dritte, revid. u. gesichtete Aufl. Leipzig, L. Staackmann. 183 S.
Haven-Othing, A. Mit ausgestreckter Zunge! Leckereien u. Neckereien. Dresden, E. Pierson. 97 S. M. 1,50.
Jacobsen, Emil. Lyra philosophica. Weltanschauungen. Berlin, Mayer & Müller. 76 S. M. 1,50.
Jugendland. Ein Buch f. d. junge Welt u. ihre Freunde. Herausg. v. H. Moser u. U. Kollbrunner. Zürich, Gebr. Künzli. gr. 4°. 62 S.
Koegel, Fritz u. Emily. Die Arche Noah. Mit Bildern v. H. Eichrodt, O. Filentscher u. m. a. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 4°. 32 S. Kart. M. 2,80.
Kreidolf, E. Die schlafenden Bäume, e. Märchen in Bildern mit Versen. Cöln, Schaffstein & Co. gr. 4°. 12 S. mit farb. Abb. Geb. M. 1,—.
Lamarque, Friedr. Der Hochzeitskranz. Gedichte u. Lieder. Berlin W., Verlag Heureka. gr. 8°. 69 S. M. 2,—.
Lenz, L. - Sonna mira. Gedichte. Dresden, Carl Reißner. 124 S. M. 2,—.
Mestrik, Adolf. Wos zan Lacha. Oesterreich. Dialektdichtgn. z. Vortr. i. gesell. Kreisen. 99 S. — A launig's Büachl. Oesterr. Dialektdichtgn. 108 S. Wien, A. Mestrik. Je M. 2,—.
Oberdieck, M. Balsamindel. Gedichte u. Erz. in schles. Mundart. Breslau, Ed. Trewendt. gr. 16°. 151 S. Geb. M. 2,—.
Oertzen, Georg v. Vom Heimwege. Ritornelle. Heidelberg, Carl Winter. 160 S. M. 2,— (3,—).
Pastor, Willy. Natur und Geist. Gedichte. Berlin, Georg Heinrich Meyer. 95 S. M. 2,—.
Rafael, L. Abendgluten. Gedichte. Vierte Sammlg. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 222 S. Geb. M. 4,—.
Renner, Gustav. Ahasver. Eine Dichtung. Leipzig, Julius Werner. 120 S.
Rüdiger, Alwis. Aus letzten Jahren. Gedichte. 63 S. — Da und dort. Lieder v. d. Wanderschaft. 32 S. Brünn, Josef Klär.
Schmitt, Christian. Neue Gedichte. Straßburg i. E., Ludolf Beust. 143 S. M. 2,40 (3,—).
Schuler, E. M. Etwas für dich. Poetisches Quodlibet. 2. verm. Aufl. Leipzig, Leo Woerl. 144 S. Geb. M. 3,—.
Schwerin, Karl. Wilde Rosen und Eichenbrüche. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 185 S. M. 3,— (4,—).
Semmig, J. B. Enzio. Ein Ghibellinensang. Berlin, Georg Heinrich Meyer. 75 S. M. 1,50.
Speckter, Otto. Vogelbuch. Mit Gedichten von Gustav Falke. Hamburg, Alfred Janssen. 4°. 47 S. Geb. M. 1,—.
Wetter, M. Verse. Köln, Paul Neubner. 118 S. Geb. M. 3,—.
Widmann, J. V. An den Menschen ein Wohlgefallen. Pfarrhausidyll. Mit Buchschmuck v. F. Widmann. 3., umgearb. Aufl. Frauenfeld, J. Huber. 136 S. Geb. M. 2,70.

Sklarek, Elisabet. Ungarische Volksmärchen. Ausgew. u. übers. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchh. gr. 8°. 300 S. M. 5,— (6,—).
Strindberg, August. Schlafwandlernächte an wachen Tagen. Gedicht in freien Versen. A. d. Schwed. v. E. Holm. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. gr. 8°. 63 S.

c) Dramatisches.

Amorosa, Augustus. Sions Ende. Drama in 3 Akten. Braunschweig, E. Appelhans & Co. 92 S.
Blumenthal, Oscar. Die Fee Caprice. Lustspiel. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 140 S. M. 2,— (3,—).
Duboc, Julius. Die Freunde. Schauspiel in 4 Aufz. Dresden, E. A. Koch. 68 S. M. 1,20.
Dukmeyer, Fr. Der Zorn Jehovas. Tragödie in 1 Akt. München, Staegmeyrsche Verlagsh. gr. 8°. 32 S.
Hein, F. Die Nixe. Ein Märchenspiel. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdr. 104 S. M. 2,—.
Heymann, Rob. Frau Königin. Ein Akt. München, Verlag „Frührot". 80 S. M. 1,—.
Polenz, Wilhelm v. Junker und Fröhner. Dorftragödie. Berlin W., F. Fontane & Co. 173 S. M. 3,— (4,—).

Ibsen, Henrik. Brand. — Peer Gynt. Deutsch v. E. Morgenstern. (Sämtl. Werke. 4. Bd.) Berlin, S. Fischer. gr. 8°. XXI, 392 S. M. 4,— (5,—).
Molieres Meisterwerke. In deutscher Uebertragung v. Ludwig Fulda. 3., verm. Aufl. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. gr. 8°. 534 S. M. 6,50.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Gaedertz, K. Th. Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben u. Werken. 3. (Schluß-) Band. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchh. 195 S. mit zahlreichen Bildn., Skizzen u. s. w.
Geiger, Ludwig. Goethes Leben und Werke. Leipzig, Max Hesse. 200 S. M. 3,—.
Goethes Briefe. Ausgew. u. in chronologischer Folge mit Anmerk. herausg. v. Ed. v. d. Hellen. 1. Band (1764—1779). Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 314 S. M. 1,—.
Goldschmidt, L. Die litterarische Gesellschaft zu Hamburg. Ein Rückblick auf die ersten 10 Jahre ihres Bestehens. Hamburg, M. Glogau jr. 4°. 88 S. M. 1,50.
Halusa, P. T. Bilder a. d. deutschen Litt. des 19. Jahrh. Münster i. W., Alphonsus-Buchh. 213 S. M. 1,20.
Hartmann, Fr. H. Rob. Heymann, ein Kämpfer f. Freiheit u. Schönheit. Essai. Braunschweig, Verl. d. Zeitschr. „Der Litterat". 59 S. M. —,75.
Poritzky, J. E. Heine, Dostojewski, Gorki. Essais. Leipzig, Richard Wöpke. 130 S. M. 1,50 (2,50).
Schmidt, Erich. Lenziana. (Aus: Sitzungsber. a. d. preuß. Akad. d. Wiss.) Berlin, Georg Reimer. gr. 8°. 39 S. M. 2,—.
Schneegans, H. Molière. (Geisteshelden. 42. Bd.) Berlin, Ernst Hofmann & Co. 261 S. mit Bildn. M. 2,40 (3,20 u. 3,80).

Skutsch, F. Aus Vergils Frühzeit. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. 170 S. M. 4,— (4,60).

Vischer, Fr. Th. Shakspere-Vorträge. 4. Band: König Johann, Richard II., Heinrich IV., Heinrich V. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. gr. 8°. 405 S. M. 8,—.

Zielinski, Th. Die Tragödie des Glaubens. Betrachtungen zu Immermanns Merlin. (Aus: Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. u. s. w.) Leipzig, B. G. Teubner. Lex.-8°. 50 S. M. 1,20.

c) Verschiedenes.

Alberti, E. Lang ist's her. Heitere und ernste Erinnerungen aus 30jähriger Dienstzeit in Frieden und Krieg. Leipzig, Friedrich Luckhardt. 340 S. M. 4,—,(5,—).

Allmers, Hermann. Römische Schlendertage. 10. ill. Aufl. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. gr. 8°. 470 S. M. 6,— (7,—).

Bélart, H. Friedrich Nietzsches Ethik. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. gr. 8°. 78 S. M. 2,—.

Berg, Leo. Neue Essais. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. gr. 8°. 442 S. M. 6,— (7,—).

Bibliothek der Gesamtlitt. Zola, E. Germinal. Roman. M. 1,75. — Elster, Chr. Erzählungen. A. d. Norw. M. —,50. — Echegaray, J. Galeotto. Drama. M. —,25. — Budde, L. Kleine Geschichten f. große Leute. M. —,50.

Blumenthal, Oscar. Unerbetene Briefe. 2. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. 184 S. M. 2,— (3,—).

Comenius, Johann Amos. Herausg. v. Prof. Dr. Eugen Pappenheim. 1. Teil. 3. Aufl. Langensalza, F. G. L. Greßler. 316 S.

Franceschini, R. Woher und wohin? Ges. Aufsätze. Nebst e. Vorwort v. E. Mach u. e. biogr. Einleitg. v. A. Gelber. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. XX, 461 S. m. Bildn. M. 5,— (6,—).

Freytag, Gustav. Vermischte Aufsätze a. d. Jahren 1848 bis 1894. Herausg. v. E. Elster. 1. Bd. Leipzig, S. Hirzel. gr. 8°. XXIII, 480 S. M. 6,— (8,—).

Frobenius, L. Aus den Flegeljahren der Menschheit. Bilder des Lebens, Treibens und Denkens der Wilden. Hannover, Gebr. Jänecke. gr. 8°. 416 S. mit Abb. u. 6 Taf. Geb. M. 7,50.

Grisebach, Eduard. Schopenhauers Gespräche u. Selbstgespräche. 2., erhebl. verm. Aufl. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 173 S. mit 6 Lichtdr.-Portr.

Hämmerlein, Heinz. Schule und Eltern. Ferienbriefe eines Familienvaters. Berlin W. 62, H. Scherk jr. M. —,50.

Harpf, Ad. Darwin in der Ethik. Festschrift zum 80. Geburtst. Carneris. Verl. d. Neuen Leobener Buchdr. J. H. Prosl & Co. 23 S. M. 1,—.

Jacobowski, Ludwig, im Lichte des Lebens. Mit Beiträgen v. H. Friedrich, R. M. Werner, R. Steiner, O. Reuter, G. Brandes u. m. a. Herausg. v. Marie Stona. Breslau, Schles. Verl.-Anst. v. S. Schottländer. 161 S. M. 2,50.

Jastrow, J. u. Gg. Winter. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen. 2. Bd. (1190—1273.) Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. gr. 8°. 646 S. M. 8,—.

Kellermann, O. Die Mobilmachung des Christentums gegen den Krieg. A. d. Franz. v. O. Umfrid. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. gr. 8°. 82 S. M. 1,—.

Koch, David. Wilhelm Steinhausen. Ein deutscher Künstler. Heilbronn, Eugen Salzer. gr. 8°. 127 S. mit 116 Abbild. M. 3,— (4,—).

Kügelgen, Constantin v. Schleiermachers Reden und Kants Predigten. Leipzig, Rich. Wöpke. 53 S. M. 1,—.

Lange, Konrad. Das Wesen der Kunst. Grundzüge einer realistischen Kunstlehre. Berlin, G. Grote. gr. 8°. 2 Bde. 405 u. 405 S. M. 12,— (15,—).

Maack, Ferd. Wie steht's mit dem Spiritismus? Hamburg, Xenologischer Verlag. gr. 4°. 78 S. mit Ill. M. 1,50.

Mertz, G. Das Schulwesen der deutschen Reformation im 16. Jahrh. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. 681 S. M. 16,— (18,—).

Mohl, Rob. v. Lebens-Erinnerungen (1799—1875). Mit 13 Bildn. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. 2 Bde. Lex.-8°. 288 u. 451 S. M. 10,— (12,—).

Müller, E. Kaiser Flavius Claudius Julianus. Biographie nebst Auswahl s. Schriften. Hannover, Fr. Rechtmeyer. gr. 8°. 136 S. M. 4,—.

Pestalozzis sämtl. Werke. Herausg. v. L. W. Seyffarth. 6. Bd. 449 S. M. 4,20 (5,70). — 7. Bd. 519 S. M. 5,— (6,50). Liegnitz, Carl Seyffarth.

Pfalz, Franz. Ein Knabenleben vor 60 Jahren. Pädagogische Betrachtungen eigener Erlebnisse. Leipzig, Richard Wöpke. 146 S.

Philippson, M. Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. 2. Tl.: 1660—1679. Berlin, Siegfried Cronbach. gr. 8°. 442 S. M. 7,50 (10,—).

Possart, E. v. Der Lehrgang des Schauspielers. Berlin, W. Spemann. gr. 8°. 83 S. M. 3,—.

Sauer, E. Meine Welt. Bilder aus dem Geheimfache meiner Kunst und meines Lebens. Berlin, W. Spemann. gr. 8°. 292 S. M. 8,— (10,—).

Schumacher, Tony. Spaziergänge ins Alltagsleben. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. 280 S. Geb. M. 4,—.

Spemanns goldenes Buch des Theaters. Eine Hauskunde für jedermann. Berlin, W. Spemann. 770 S. mit Abb. u. Taf. Geb. M. 6,—.

Sybel, Heinr. v. Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Volksausg. 7 Bde. München, R. Oldenbourg. Geb. je M. 3,50.

Tschudi, H. v. Edouard Manet. Berlin, Bruno Cassirer. 4°. 46 S. mit Abb. Kart. M. 3,50.

Tester, Ch. Ins Reich. — Normannenfahrt. — Vom Hochgebirg. Zürich, Th. Schröter. 357 S.

Variété. Ein Buch der Autoren des wiener Verlages. Wien, Wiener Verlag. 147 S.

Worte Christi. (Von H. St. Chamberlain.) München, Verlagsanst. F. Bruckmann, A.-G. gr. 8°. 286 S. Geb. M. 4,50.

Zabel, Eugen. Europäische Fahrten. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. 2 Bde. gr. 8°. 361 u. 368 S. M. 10,— (12,—).

Zacher, Albert. Aus Vatikan und Quirinal. Bilder vom Nebeneinanderleben der beiden Höfe. Frankfurt a. M., Neuer Frankf. Verl. gr. 8°. 247 S.

Ruskin, John. Vorträge über Kunst. Ausgew. Werke. 4. Bd. A. d. Engl. v. W. Schölermann. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 240 S. M. 3,— (4,—).

Ruskin, John. Die Königin der Luft. Studien über die griech. Sturm- und Wolkensage. A. d. Engl. von G. P. Wolff. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 190 S. Geb. M. 3,—.

Tolstoi, L. N. Was ist Kunst? Uebers. von M. Feofanoff. Leipzig, Eugen Diederich. 322 S. M. 2.50 (3.50).

Tolstoi, Graf L. Das Nichtsthun. Mit e. Vorr. von Emile Zola u. e. Briefe von A. Dumas. Berlin, Hugo Steinitz. 63 S. M. —,50.

Tolstoi, Graf L. Vernunft. Glaube und Gebet. Deutsch von N. Syrkin. Berlin, Hugo Steinitz. 48 S. M. —,50.

Antworten.

Herrn **P. B.** in Ruhrort. Ueber die Empfehlenswürdigkeit des genannten Instituts ist uns nichts bekannt. Der Beruf selbst bietet heutzutage nur noch schriftstellerisch begabten und gründlich, möglichst akademisch gebildeten Leuten Aussicht auf Fortkommen, und wir möchten niemandem dazu raten, ihn zu ergreifen, der nicht außer diesen Vorbedingungen auch viel Geduld und einige materielle Mittel besitzt, um die Gelegenheit einer passenden Stellung abwarten zu können. Das Angebot wächst auch auf diesem Gebiete von Jahr zu Jahr, und die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des einzelnen nehmen dementsprechend zu.

Herrn **H.** in Potsdam. Richard Taendler, Berlin W., Friedrich Wilhelmstr. 12; Greiner & Co., W., Potsdamerstr. 39; F. E. Entrich, W., Steinmetzstr. 21; Internationale Verlagsanstalt, W., Geisbergstr. 29; J. Bensheimers Verlag in Mannheim.

Herrn **O. Sch.** in Moskau. Für den „Meinungs-Austausch" leider nicht geeignet. — Die gewünschte Adresse lautet: Jakowlewski per. 9, Qu. 29

Frau **B. O.** in Frankfurt a. M. Schönen Dank für die übersandte Zeitung; wir haben an anderer Stelle davon Notiz genommen.

Herrn **Th. v. P.** in Wiener-Neustadt. Unsere diesjährige Leihbibliotheken-Umfrage finden Sie im nächsten Hefte veröffentlicht.

Freunde und Verehrer des am 2. Dezember v. J. aus dem Leben geschiedenen Dichters Ludwig Jacobowski haben sich zusammengethan, auf dem Grabe des Verewigten einen einfachen, würdigen Denkstein zu errichten. Alle, die ihn persönlich oder aus seinen Werken schätzen gelernt und die Absicht haben, sich an der Stiftung seines Grabmals zu beteiligen, werden freundlichst gebeten, etwaige Gaben an einen der Unterzeichneten gelangen zu lassen.

Dr. Josef Ettlinger, Herausgeber des Litterarischen Echos.
Heinrich Rippler, Herausgeber der Täglichen Rundschau.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Charlottenburg; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lessen in Berlin SW., Bernburger Straße 31

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber	Vierter Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Ettlinger	Heft 7	F. Fontane & Co.
Berlin W. 50, Schaperstr. 37	Januar 1902	Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VIa, 11600		Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag

Soll der Dichter einen bürgerlichen Beruf haben?

Von **Hans v. Hopfen** (Gr.-Lichterfelde).

(Nachdruck verboten.)

Der Herausgeber dieser Zeitschrift erweist mir die Ehre, sich meine Meinung über die Frage auszubitten: soll der Dichter — neben seinem künstlerischen — noch einen anderen Beruf haben oder nicht?

Es sei mir gestattet, ehe ich auf diese Frage geradezu antworte, die Gegenfrage zu stellen: warum fällt es nie jemand ein, die nämliche Frage an einen Vertreter der anderen Künste zu stellen, an einen Maler, Bildhauer, Musiker, Baumeister, Schauspieler u. s. w.?

Warum soll der Maler nicht nebenher auch Staatsanwalt, der Plastiker nicht auch Bankdirektor sein, warum soll der Architekt kein Kavallerieregiment kommandieren, der Komponist kein Warenhaus leiten, der Mime keine ärztliche Praxis ausüben? Und da, was dem einen recht ist, dem andern billig sein muß, könnte man die Frage gleich umkehren: warum malt Graf Bülow keine Bildnisse? warum schreibt Posadowski keine Romane? Virchow keine Partitur? warum baut Stöcker die Tempel nicht, in denen er predigt? warum singt Eugen Richter nicht den Sarastro? Das zu verlangen, ist noch niemand eingefallen? Ja, Bauer, das ist doch auch ganz was anderes! . . . . Nein, Bauer, das ist durchaus nichts anderes, denn Kunst ist Kunst, und jede Kunst verlangt und verbraucht einen ganzen Menschen, und er soll keine anderen Götter haben neben ihr. Oder wie, sollte jemand soweit in die Irre gehen, daß er die Dichtkunst für eine geringere, leichter und leichtsinniger zu betreibende, also den anderen untergeordnete Kunst erachtete? Ist sie rascher zu erlernen als jene? oder bequemer auszuüben? Gewiß nicht. Und man darf zur Ehre sämtlicher wirklich zivilisierten Nationen getrost annehmen, daß sie die Poesie nicht auf eine tiefere Stufe unter andere Künste, sondern, wenn nicht auf die gleiche, sie als die Mutter und Befruchtung aller Künste, auf die höchste Stufe stellen.

Woher rührt es nun, daß, trotzdem es niemand in den Sinn kommt, an sechs der Künste die obengenannte kitzliche Frage zu richten, es nicht selten den Anschein hat, als verstände sie sich bei der siebenten ganz von selbst?

Die einen antworten darauf, weil die Dichtkunst in vielen Fällen ihren Priestern nicht das einbringt, was sie zum Leben brauchen, oder aber sie veranlaßt, so rastlos und auch wider Willen sich zum Schaffen zu zwingen, daß unter diesem Erwerbszwang nicht nur die Physis des Poeten, sondern manchmal auch sein Talent zu grunde geht oder doch beträchtlichen Schaden erleidet.

Die andern sagen, weil es dem Dichter gesund ist, nicht immer Dichter zu sein, nicht immer die Einbildungs- und Vorstellungskraft zu überhitzen und nur von „ausgeruhten Intelligenzen" vollkommene Werke zu erwarten sind.

Der erstere Einwand, daß Dichtkunst meist nicht einträglich sei, könnte nun leicht eine ganz andere Folgerung ergeben, als die, daß der Poet das Fehlende zu seinem Unterhalt in einem anderen Amte suchen müßte, nämlich die Konsequenz, daß andere, daß der Staat oder gewisse Gesellschaftskreise, für des Dichters Dasein zu sorgen hätten. Im Altertum, auch im Mittelalter, im goldenen 18. erst recht und hier und da im vorigen Jahrhundert war dem auch so. Die Dichter betrachtete man als unerläßliche Zierden der Gesellschaft. Je glänzender die Hofhaltung, desto weniger konnte man sie entbehren, und da ihre Werke über Marktpreis erhaben und also gleichsam unbezahlbar waren, zahlte man den Dichter als solchen mit Pfründen oder Jahresgehältern, Sinekuren oder auch mit Geschenken, die ihm das Leben sicherten.

In einigen Staaten, wie in den skandinavischen, soll auch heute noch die lobenswerte Einrichtung bestehen, daß man Dichter von Staatswegen durch ansehnliche Pensionen über die gemeine Not hinweghebt und ihnen dadurch die freie Ausbildung ihres Talents ermöglicht, ich weiß aber diesem kein anderes

Beispiel anzufügen. Die Zeiten haben sich geändert. Die Verwertung dichterischer Erzeugnisse ist wie die aller übrigen dem Gesetze von Ausgebot und Nachfrage unterworfen. Der Dichter empfand es wie eine Standeserhöhung, nicht mehr von der Gnade eines kunstliebenden Fürsten oder dem gebildeten Geschmack eines Mäcens abzuhängen, sondern Marktware zu produzieren, wie jeder andere auch. Ob die Kunst dabei gewonnen hat, daß statt des einen gekrönten Musenfreundes der millionenköpfige der Tagesmode huldigende Tyrann Publikum, statt des geschmackvollen Villen und Sklaven spendenden Freundes der 3- bis 10fach am Gewinn beteiligte Buchhändler, Theaterdirektor oder Zeitungsbesitzer über Wert und Glück einer Dichtung entscheiden, wird erst eine spätere Nachwelt erkennen. Eine mäcenatische Existenz ist in unserer Zeit undenkbar geworden. Dem Poeten ist wie anderen Geistesarbeitern die Notwendigkeit erwachsen, für seines Lebens Notdurft selbst zu sorgen, und es ist gar nicht zu leugnen, daß ihm auch die Möglichkeit dazu geboten ist, von der so mancher ausgiebigen, mancher sogar glänzenden Gebrauch macht.

Die Möglichkeit, ja, aber keineswegs die Sicherheit.

Und daraus entwickelt sich die Antwort auf die eingangs gestellte Frage.

Ich halte es hier für angebracht, darauf hinzuweisen, daß wie jeder Markt auch der litterarische gewissen nationalen Besonderheiten unterworfen ist. Der deutsche Buchhandel arbeitet auf einem ungleich spröderen Boden, als der französische oder der englische und amerikanische, und hält so ziemlich die Mitte zwischen jenen beiden und denen der anderen beiden und größten Kulturnationen, der italienischen und der spanischen, die zur Zeit noch weit weniger günstig daran sind als wir. Man denke doch, welch ein Sprachgebiet versorgen die englischen und amerikanischen Verleger. Und wie dehnt sich das der französischen nicht nur über alle romanischen, sondern über sämtliche Kulturnationen aus. Die ungeheueren Auflagen der Zola und Daudet entsprechen nicht nur dem Unterhaltungsbedürfnis der 83 Departements der Republik; wie viele davon werden schon in Deutschland, Oesterreich und Rußland verschlungen! Trotzdem sind es auch auf jenen glücklichen Absatzgebieten nur sehr wenige Autoren, die großartige Vorteile davon ziehen; der Mehrzahl geht es nicht besser als der Mehrzahl bei uns. Vielleicht schlechter.

Gerade die jüngsten Wochen lieferten einen ganz besonders augenfälligen Beweis, welchen Vorteil für den Erfolg eines Schriftstellers die Allerweltssprache Französisch mit sich bringt: die Verteilung des dynamitischen Nobelpreises in Christiania. Geistert in Deutschland nicht ein Halbdutzend oder doch ein Vierteldutzend Poeten von ganz anderer lyrischer Wucht herum, als der seraphisch-langstielige Sully Prudhomme, von dem unter hundert seiner andächtigsten Verehrer sicherlich 99 nicht mehr zu zitieren wissen, als das sentimentale Nippchen „Die gesprungene Vase“? Aber der Mann schreibt französisch, ein ausgezeichnetes Französisch, und wer steckt — in Skandinavien seine Nase in das Büchlein eines deutschen Lyrikers! Und wer anderswo, während es immer noch zum guten Ton der guten Gesellschaft gehört, einen Sully Prudhomme in seine Hausbibliothek einzustellen, eben weil er französisch schreibt!

Hier wäre mancherlei zu sagen, aber ich führe das modernste Beispiel nur kurz an, um die Frage zu beleuchten, warum der deutsche Buchhandel nicht auf ein Absatzgebiet wie der französisch und englisch publizierende rechnen kann. Er ist darum zu einer kaufmännischen Vorsicht geneigt, die leicht zur Uebertreibung führt. Vom deutschen Buchhandel bereichert zu werden, das kann nur Modeautoren glücken. Und die sind sehr selten. Wer aber ist ein Modeautor? Gewiß kein untergeordneter Schriftsteller, denn von nichts kommt nichts, aber immerhin einer, dessen Werke nicht nur von denen gekauft werden, welche sie lesen, sondern auch von denen, welche sie nicht lesen, aber verschenken. Der gemeine Deutsche, ich will sagen, der Deutsche gemeinhin, läßt sich zum Kaufen buchhändlerischer Ware meist nur vor Weihnachten bewegen. Da stürmt er als Vater, Onkel, Vormund, Bräutigam oder Hausfreund zu seinem Sortimenter und fragt: was giebt's zum Feste Neues von dem oder jenem, deren jüngste Bücher wir schon seit Jahren zu verschenken gewohnt sind? Und da macht der Buchhandel sein Geschäft.

Aber der Modeautoren sind wenige, und die überwiegende Mehrzahl der anderen, weniger vom Glück und der Laune des Publikums Begünstigten können vom Ertrag ihrer Werke im Buchhandel nicht leben. Sie sind auf die Aufführungen ihrer Werke auf den Schaubühnen oder auf den Abdruck in den Zeitungen und Zeitschriften angewiesen.

Nun giebt es aber nichts in der Welt, was so unsicher und unberechenbar ist, wie der Erfolg eines Werkes, auch eines vortrefflichen ausgereiften Werkes auf diejenigen Faktoren, die dessen Bekanntschaft mit dem Publikum zu vermitteln berufen sind: Zeitungsredaktionen, Buchhändler und Theaterdirektionen. Ist einer schon seit Jahren bekannt und beliebt, kaufmännisch nicht ungeschickt und hat die Gunst der Lesewelt nicht verscherzt, so mag er ja auf regelmäßige und glatte Annahme seiner Werke mit ziemlicher Sicherheit rechnen. Aber bis er soweit kommt und manchmal auch dann noch, welche Sorge, welche Plage!

Es genügt nämlich durchaus nicht, gute Ware geliefert zu haben, um, wie in fast allen Gewerben und auch Künsten, zahlungsfähige Abnehmer zu finden. Es genügt durchaus nicht, ein Werk, ein wahres Kunstwerk, ein Meisterwerk aus seinem besten Wissen und Können mit redlichem Bemühen und ganzem Kraftaufwand geschaffen und zum Verkauf gestellt zu haben, wenn nicht auch jene unfaßbaren Instanzen, die hinter dem Wandschirm eines Theaterbüreaus oder einer Redaktion über das Schicksal monatelanger, jahrelanger Arbeit in etlichen Stunden zwischen Schlaf und Wachen entscheiden, zu ihrer kritischen Arbeit soviel Beruf und Sorgfalt mitbringen wie der, den sie zu richten berufen worden sind, auf seine Arbeit verwendet hat.

Wer aber und gerade von den bekanntesten und beliebtesten Autoren wüßte da nicht Geschichten zu erzählen, die jeden Hörer erstaunen und lachen machen würden? Wer hat nicht längst für seine Manuskripte kleine nur ihm bekannte Zeichen erfunden, an denen er genau ersehen kann, ob die manchmal mit so schönen Redensarten angenommenen oder abgelehnten Werke überhaupt gelesen worden sind oder nicht? Und wenn eins gelesen wird, was bei dem Wust einlaufender Konkurrenz

durchaus nicht die Regel sein kann, so wird es nicht etwa auf seine poetische Schönheit, seinen Gedankengehalt, seine plastische Anschaulichkeit hin geprüft, sondern, wenn nicht einzig und allein, so doch vor allem und entscheidend darauf hin, ob es dem Geschmack und Begriffsvermögen des jeweiligen Publikums entspricht, und naturnotwendig, je größer das Publikum und je verbreiteter demnach die Zeitung ist, ob es dem geringsten Bildungsgrad, dem flachsten Kunstgeschmack entspricht. Aus diesem Grunde sind bereits in dem für allen Wettbewerb vorbildlichen Amerika kluge Besitzer weitverbreiteter Zeitungen auf die Idee gekommen, nicht etwa Schriftgelehrte und Künstler in ihre Lesekomitees zu berufen, sondern ihren Kutscher, ihren Koch oder ihren Barbier. Verstand der jene Dichtung, gefiel sie dem in seinem schlichten, von keinem Schulkram angekränkelten Menschenverstande, so konnte man sicher sein, sie werde auch von der breiten Masse verstanden und begriffen werden, und man konnte es getrost daraufhin wagen. Uns alten Europäern, die da glauben, der gebildete Mensch fange erst mit dem Reifezeugnis an, will so etwas banausenhaft erscheinen. Aber hatte nicht Shakspere seine alte Köchin, der er seine Stücke vorlas? Räumte Carl XI. nicht seinem Olivier le Daim noch weit wichtigere Urteile ein? Und sind jene simplen Vertreter des gesunden Menschenverstandes nicht jenen bei uns nicht seltenen Prüfungsausschüssen weit vorzuziehen, wo brotneidige hoffnungslose Blaustrümpfe zu Gericht sitzen über Werke, die sie an ihrer eigenen Größe messen. Und es giebt nicht nur Blaustrümpfe weiblichen Geschlechts.

Aber auch wo die besten zur Prüfung berufen sind, wer hat nicht schon den Bescheid erhalten: Wunderschön, aber dafür ist unser Publikum nicht reif, zu stumpf, zu . . . na, ja.

Erinnern wir uns doch, daß vor etlichen Jahren eine altehrwürdige gut fundierte Zeitung über den Roman eines unserer hervorragenden, eines wahren Dichters so viel Abonnenten eingebüßt zu haben behauptete, daß sie daran zugrunde gehen mußte? Derselbe Roman wird heut als ein Muster seiner Gattung gepriesen und fehlt in keiner anständigen Bücherei.

Soll man den Zeitungen die Furcht vor solcher Strafe für guten Geschmack verargen? die Furcht, die sich jedesmal einstellt, wenn aus den verehrlichen Leserkreisen die gewissen Postkarten über den eben im Feuilleton erscheinenden Roman eintreffen? Etwa so: „Herr Redakteur! Ich habe einen Sohn von 21 Jahren. Könnte ich denken, daß er jemals solch ein Verhältnis mit einer unverheirateten Schneiderin einginge, wie es im laufenden Roman beschrieben wird, ich würde ihn verstoßen und enterben. Und so was erscheint in einem sogenannten Familienblatte! Pfui!“ Oder: „Die verehrliche Redaktion hält ihre Abonnenten in der guten deutschen Kreisstadt F. wohl für Franzosen, daß sie ihnen Geschichten zu verdauen giebt, die man in einer ehrenwerten Familie nicht laut vorlesen darf? Wozu halt' ich mir so eine Zeitung?“ Und diese zwei Beispiele gehören noch zu den artigsten.

Diejenigen Zeitschriften, die über solche Furcht erhaben sind, weil sie wissen, daß sie feinfühligere Leser haben, verfügen meist über geringere Geldmittel oder sie gehören einer bestimmten „Richtung“ an, der wieder nur gewisse Autoren angehören, deren Zahl zu vermehren nicht jeder sich berufen fühlt.

So hat denn bei dem ins Riesige gewachsenen Wettbewerb jedes echte Kunstwerk mehr Chancen, abgelehnt als gut gelohnt zu werden, ausgenommen die Fälle, daß man aus diesem oder jenem Grunde ein Werk gerade eines namhaften Verfassers zur Zeit für wünschenswert erachtet, was allerdings zuweilen der Fall ist, aber nicht alle Tage. Und so hat gemeiniglich nur derjenige Aussicht, seine Arbeit gut zu verwerten, so wird nur derjenige vor dem widerlichen Schicksal bewahrt bleiben, gediegene Arbeit zu Spottpreisen zu verschleudern, der sich in der Lage befindet, sein Manuskript für günstigere Zeiten beiseite zu legen, ohne darum darben zu müssen. Ihr wollt nicht? Gut, ich kann's abwarten, bis Ihr oder andere zu mir kommen.

Wer aber kann denn abwarten? Doch nur der, der es nicht eilig hat, zu verkaufen. Also nur der, der Geld hat, sei's aus eigenem Vermögen, sei's als Verdienst von einem anderen bürgerlichen Berufe.

Und da wären wir bei der Antwort auf das eingangs gestellte Warum? angelangt.

Die Antwort lautet aber: Es ist durchaus nicht wünschenswert, daß der Dichter etwas anderes vor allem treibe als seine Kunst:

„Was soll der Mond denn anders thun als scheinen!“

Aber noch weniger wünschenswert ist es, daß dee Dichter verhungere, oder doch, um dem Hungertod, zu entgehen, sich einer Ueberproduktion befleißige, die durch die Menge der Ware die Summe eine bringen muß, die man dem inneren Gehalt des einen Werkes verweigert, die aber nicht nur solche Dutzendware, sondern auch des Verfassers ganze Produktionskraft verschlechtert. Und darum ist es rätlich, daß der Poet, wenn er nicht das litterarische Proletariat unliebsam vermehren will, sich nach einem nahrhaften Aemtchen nebenher umsehe, wenn's nun einmal nicht anders geht.

Daraus folgert aber eine neue hochwichtige Frage. Die ist: wie denn ein anständiger Kerl, der vor allem Künstler bleiben will, der Gemeinheit des Schicksals ein Schnippchen schlagen kann? ist zu sagen: was für Aemter er erstreben und ausfüllen darf, ohne an seiner Seele Schaden zu leiden?

Gefährlich für die schöpferische Kraft bleibt das Experiment immer. Aber es giebt Beschäftigungen, die weniger Gefahr mit sich bringen als andere. Daß ein Amt, das, wie alle großen Staatsämter und wie jede ernsthaft betriebene Kunst, den ganzen Mann und seine ganze Kraft erfordert, nicht zu jenen Nebenbeschäftigungen gehört, versteht sich nach dem bisher Gesagten schon von selbst. Die meisten Beamten und erst recht die meisten Künstler werden eher bedauern, daß der Tag nicht 36 Stunden hat, als daß sie das Bedürfnis empfänden, in einer anderen Berufsthätigkeit von der, die ihre Lebensaufgabe bildet, „auszuruhen“.

Es geht ja gewiß mit Bestellung der Geistesarbeit wie mit der auf Grund und Boden. Was der Landwirt Dreifelderwirtschaft nennt in meiner Heimat, wobei ein Drittel des urbaren Landes abwechselnd brach liegen bleibt, ist auch auf dem Gebiete der Geistesthätigkeit zu empfehlen. Aber für diesen Wechsel, der verhindern soll, daß der Dichter sich im ausgefahrenen Geleise wiederhole und in Manier ausarte, ist schon im Bereiche der Kunst selbst gesorgt. Wer seiner Kraft Abwechslung bieten will, kann sich nach und nach

auf verschiedenen Feldern versuchen, wenn auch eines immer seine besseren Früchte bringen wird als die andern. Hat er sonst Ueberschuß an Kraft und Ueberfluß an Zeit, wird ein gesunder Sport oder vorbereitende Studien, in Bibliotheken nicht nur, sondern auch in freier Natur und geschlossener Gesellschaft ihm besser bekommen, ihm in seiner Kunst mächtigere Hilfe leisten und zum „Ausruhen seiner Intelligenz" weit mehr beitragen, als das tagtägliche Versorgen eines anspruchsvollen Amtes, das ihm mehr oder weniger zuwider sein muß. Am zuträglichsten wäre sonach wohl eine nebenher zu absolvierende mechanische Thätigkeit, die dem denkenden Geiste freien Spielraum ließe, so ein braves Handwerk mit goldenem Boden und verläßlichen Gesellen. Wer hat nicht schon an schlimmen Tagen Hans Sachs um seinen Pfriem und Leisten beneidet. Aber diese Sehnsucht hält nicht Stich, und das eitle Volk der Seher will seine wohlgepflegten Hände nicht mit Pech und Draht vergröbern.

Kann nun einer ein „höheres" Nebenamt nicht entbehren, was für eins soll er wählen? Am besten eins, das eine seinen Dichterberuf komplementierende Thätigkeit erfordert. Ein solches kann, wenn er's glücklich trifft, sogar seine Fähigkeit als Dichter steigern oder doch Anregung zu ihrer Bethätigung bringen. Wenn ein Dichter z. B. auch Schauspieler ist, mag ihm diese Thätigkeit sehr förderlich sein, denn er setzt nur vor versammeltem Volk die Kunst laut um, die ihn sonst in stiller Seele beschäftigt. Auch als Regisseur und selbst als Theaterdirektor vermag er noch diese Vorteile für sein besseres Selbst zu ziehen und fällt, genau betrachtet, nicht mehr aus seinem Berufe, als der Tondichter, der in einem Orchester auf seinem Lieblingsinstrumente wirkt oder der ein Orchester dirigiert, auch wenn er damit noch anderer Komponisten Werke zu Gehör bringt. Er schult dabei immer sein eigenes Können und erweckt sich schöpferische Gedanken.

Jeder Schriftsteller liest viel und muß viel lesen. Und so mag auch eine kleine Stelle in einer Bibliothek oder die eines Bibliothekars einer kleinen Bücherei noch zu den ungefährlichen gehören, die ihn nicht zu weit von der kastalischen Quelle rücken.

Auch das Schreiben in Zeitungen mag ihm zu Hilfe kommen. Aber hier beginnt schon die Gefahr. Die große moderne Zeitung mit ihrem Maschinenbetrieb und der notwendigen atemlosen Hast der presse à information hat Tausenden schon Talent und Gesundheit gekostet. Und der wahrhaft begabten Dichter, die am „Feuilleton" entartet und zugrunde gegangen sind, kann man nicht wenige aufzählen.

Ein bischen Administration mit ihren interessanten Sorgen scheint für einen, der vor allem mit der Phantasie arbeitet, als Gegengewicht und Gegengift recht gesund. Ein bischen, wohlverstanden. Kein Ministerium in einem Großstaat und kein Eisenbahndirektorium, keine große Bank und keine Latifundien. Doch vor den letztgenannten Gefahren wird man deutsche Dichter sehr selten zu warnen brauchen.

Und so kommen wir beim Nebenamt denn immer auch auf ein nebensächliches Amt hinaus. Und ein anderes verträgt sich nicht mit der Pflicht und dem Bedürfnis des Poeten. Auf die Dauer wird das eine oder das andere den Kürzeren ziehen und Schaden leiden. Das Amt oder die Kunst, vielleicht auch alle beide.

Die Dichter der „inneren Stadt" Wien vor 66 hatten ja mehr oder weniger, wenn nicht alle, so ein Aemtchen, das nährte und sie doch nicht hinderte, die beste Zeit ihrer Muse zu weihen. Es war sehr lobenswert vom alten Oesterreich, seinen Poeten so halbmaskierte Sinekuren zu verleihen. Wer genauer zusah, merkte bald, daß der Racker Staat in jener gemütlichen Zeit für seine Büreaus nicht den ganzen Menschen und dessen ganze Kraft heischte.

Es gab aber auch andere, die anspruchsvolle Posten bekleideten und doch sich für Poeten ausgaben. Einer von diesen belehrte einmal meine Verwunderung, wie er all die Doppelarbeit bewältigen könnte; bedeutsam lächelnd, sprach er: Wissen Sie, das Amt ist meine Frau, die Poesie ist meine Geliebte! und er führte das Gleichnis geschmackvoll aus.

Wie seine „Frau" mit ihm zufrieden war, das blieb Amtsgeheimnis. Daß ihn die Muse, wie die meisten Maitressen ihre verheirateten Anbeter, schlecht behandelte, wußten alle — außer ihm.

Und es ist Besseren nicht viel besser gegangen als diesem.

Nehmen wir einen der besten, der erst kürzlich von uns geschieden ist, als recht einleuchtendes Beispiel. Kaum ein Name eines litterarischen Zeitgenossen ist in Deutschland zu so hoher und weitreichender Anerkennung gediehen, als der Gottfried Kellers. Er war von so eigenartiger urkräftiger Begabung wie wenige und hat unvergängliche Werke hinterlassen. Was er als frei zigeunernder Poet meist in seiner berliner „Frühzeit" geschaffen: „Die Leute von Seldwyla", „Der grüne Heinrich" und die auch nach ihrer Entstehung noch in diese Epoche gehörigen „Legenden", sichert seinem Namen Unsterblichkeit. Aber so lange der Unsterbliche auf Erden wandelt, bedarf er irdischer Nahrung. Und da jene ersten vorzüglichen Werke natürlicherweise vom schweizer wie vom deutschen Publikum jahrzehntelang „nicht einmal gelesen", geschweige denn gekauft wurden, so war es dem Darbenden gewiß nicht zu verdenken, daß er den Stadtschreiberposten in Zürich annahm, als seine Heimat endlich dahintergekommen war, daß sie dem im Ausland berühmt gewordenen Sohne daheim eine gute Stelle schuldete. An die 15 Jahre hat der große Poet dies Amt verwaltet, ohne weiter für seine Unsterblichkeit zu sorgen, was er ja, wie man auf anderem Gebiete zu sagen pflegt, „auch gar nicht mehr nötig hatte". Wie er aber dann als Pensionär wieder in den Schoß der Muse zurückkehrte, fand er ein sprödes, gealtertes Weib an ihr, und nur die eingeschworenen Dalailama-Anbeter, die „alles" fressen, schwören darauf, daß auch diese später geborenen Werke jenen herrlichen Zigeunerkindern ebenbürtig seien. Aber wer, der sie liest, glaubt es! Wäre Keller im poetischen Training geblieben, wie viel wahrhaft Bewundernswertes hätten wir noch von ihm erhalten! Aber von einer Fortentwickelung des Dichters in oder nach der Stadtschreiberzeit kann im Ernste nicht mehr die Rede sein.

Es bilden sich die Organe nach dem Gebrauch, die körperlichen und auch die geistigen. Darin steckt die ungeheure Gefahr für jeden, der nach Platens gutem Wort „Morgens aufs Büreau mit Akten, Abends auf den Helikon" gehen will.

Beispiele schießen einem zu, wohin man blickt! Da ist der vielgerühmte Leisewitz, bei dessen „Julius

von Tarent“ selbst dem größten kritischen Genie, unserm Lessing, etwas Menschliches widerfährt. Er wollte die Tragödie nur dem jungen Goethe zuschreiben. Ihr Verfasser aber wird als Anwalt und Richter sehr alt und stirbt als Geheimer Justizrat, ohne je wieder einen Fuß auf den Helikon gesetzt zu haben. Oder sollen wir auf Uhland verweisen, der als Jüngling seinem Volke eins der köstlichsten lyrischen Schatzkästlein schenkt, dann aber auf einem kurzen, erfolglosen Umweg über das Drama ganz in wissenschaftliche Thätigkeit einkehrt, in dieser noch Bedeutendes in vielen Bänden leistet, aber auf seiner goldenen Harfe keinen Griff mehr thut? . . .

Hier drängt sich der Stoff. Allein wir wollen kein Buch schreiben, sondern einen Aufsatz, und der wird schon zu lang.

So will ich schließen und mich zuvor nur noch vor zwei Irrtümern ausdrücklich verwahren, die aus dem bisher Gesagten ersprießen möchten.

Vor allem sei die liebe Jugend gewarnt, wenn sie etwa poetische Anlagen in sich entdeckt zu haben glaubt, ein strenges Fachstudium für überflüssig und schon die Ausbildung in Verskunst, Komposition, Szenenführung u. dgl. für genügend zu erachten. Nur wer viel gelernt und erfahren, hat uns etwas zu sagen. Wer aber nichts zu sagen hat, der soll uns auch nichts singen. Solche gleichen Leuten, die sich die Werkzeuge kaufen, aber kein Material, das zu bearbeiten ist. Der Stoff unseres Handwerks aber ist der Mensch und das Leben. Und dies lernt kein Jüngling richtiger erkennen, als wenn er sich etliche Jahre, und wär's mit heftig widerstrebendem Gemüt, erst recht in den Bann einer strengen wissenschaftlichen Methode begeben und auch deren praktische Anwendung nicht gescheut hat.

Alsdann noch meine Reverenz vor den älteren Herren und denen, die es besser wissen als ich. Es hat zu manchen Zeiten, vielleicht immer, außerordentliche Menschen gegeben, die mit dem allgemeingiltigen Maße nicht zu messen waren. Vielseitige Leute, die der Regel zuwider das Eine thaten und das Andere nicht unterließen und in beiden oder noch mehreren noch so divergierenden Fächern Ersprießliches, Erfolgreiches, ja wohl auch Erstaunliches vollbrachten. Aber solche gewiß sehr seltenen Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Es giebt deren sicherlich auch in unseren Tagen noch. Ob auch diese nicht in einem einzigen Fach, mit dem sie sich trotz überreicher Begabung monogamisch in unauflöslicher Ehe vermählten, noch Bedeutenderes geleistet hätten, als ohnehin geschehen ist, — das mögen sie sich im stillen Kämmerlein selbst beantworten. Unsere Verehrung und Bewunderung bleibt ihnen darum ungemindert.

Stijn Streuvels.

Von **Martha Sommer** (Lübeck)

(Nachdruck verboten.)

Ich habe so oft, wenn holländische Kritiker die Wunderthaten eines ihrer Dichter verkündeten, konstatieren müssen, daß unter den Blinden der Einäugige König ist, daß mich der Stijn Streuvels-Jubel, der seit einiger Zeit durch die Niederlande geht, und dessen in den holländischen und belgischen Briefen des „Litterarischen Echos“ schon mehrfach flüchtig Erwähnung geschah, mit skeptischer Vermutung erfüllte. Als aber die Urteile der gesamten niederländischen Presse darin übereinstimmten, daß man es hier mit einer außergewöhnlichen Erscheinung zu thun habe, als Leute, die mit ihrem Lob hauszuhalten wissen, wie Frans Netscher und Paul De Mont, sein Lob voll Begeisterung und Anerkennung verkündeten, entschloß ich mich, mich von der Berechtigung oder Uebertreibung dieses Enthusiasmus zu überzeugen. Ich verschaffte mir, was bisher von Stijn Streuvels Werken erschienen, und widmete ihnen ein aufmerksames Studium, das mich bald davon überzeugte, daß unsere leicht zu befriedigenden Nachbarn dieses Mal mit Recht stolz sein dürfen.

In Stijn Streuvels besitzen die Niederländer einen zweiten Gottfried Keller. Damit soll nicht behauptet sein, daß Streuvels nach kellerschem Vorbild schaffe, er hat vielleicht nie ein Buch von ihm gelesen, aber seine Werke behandeln den gleichen Stoff in der gleichen Auffassung, in der dem Genie eigentümlichen, und so betrachtet, haben selbst die nicht zuviel gesagt, die in Streuvels Homer auferstehen sahen.

Wie eine Melodie Erinnerungen wecken kann, so stiegen beim Klang von Stijn Streuvels Sprache Märchen, Göttersagen, Volksepen, die großen Erzählungen des alten Testamentes vor mir empor; wenn er erzählt, glaubt man denselben berauschenden Duft zu spüren, den sie alle ausatmen. Die Quelle, der diese Dichtungen entströmt sind, ist die Naturpoesie, die sich stets in das schlichteste und edelste Gewand kleidet und alles Haschen nach Wirkung verachtet. Und schließlich sind es ja doch die einfachsten Mittel, durch die die größte Wirkung erzielt wird, und wo d'Annunzios raffinierte Kunstwerke nur kühle Bewunderung zu wecken wissen, hinterläßt eine anspruchslose Erzählung von Stijn Streuvels eine Ergriffenheit des innersten Wesens, die zum bleibenden Eindruck wird.

Stijn Streuvels ist ein Landkind und aus der unteren Volksklasse hervorgegangen. Man darf in Bezug auf ihn sagen: poeta nascitur, non fit! und doch muß er selbst die halbe Wahrheit dieses Wortes empfunden haben, denn er ist eifrigst bemüht, durch das Studium klassischer und moderner Dichtungen sich selbst zum Dichter zu erziehen. Und das wird ihn vor dem Schicksal der sogenannten Kraftgenies bewahren, denen es an ästhetischer Durchbildung fehlte, und deren poetische Erzeugnisse sich von rein relativem Wert erwiesen, als man sie nicht mehr als Aeußerungen eines Geschöpfes aus dem Volke anstaunte, sondern den Maßstab an sie legte, mit dem man Kunstwerke mißt.

Wenn der poetische Reichtum auch schon in der Seele des Dorfkindes verborgen lag, so hat doch erst der heranreifende Künstler das Werkzeug entdeckt, mit dem er das Gold heben und münzen konnte; daß Streuvels gewaltige und doch so innige Sprache die Frucht reiflichen Nachdenkens ist, beweist, was er selbst über die Wahl des Ausdruckes sagt. Er schreibt an den Kritiker, der in „De Gids“ seinen Ruhm verkündet hat: „Das Material (die Sprache) muß so reich wie möglich sein, um zur Not die Nuancen selbst der Gefühle geben zu können, wie fein sie auch sein mögen, und dann noch etwas übrig behalten, um von den bestehen-

Besprechungen

Ein Weltanschauungsroman.*

Der Weg des Thomas Truck. Roman v. Felix Hollaender. Berlin, S. Fischer. 2 Bde. M. 8,— (10,—).

Ein geistiges Opiat hat irgend jemand den Durchschnittsroman genannt. Und in der That, es verdiente wohl mal eine Untersuchung, ob nicht die massenhafte Romanlektüre in unsrer Frauenwelt ähnliche Wirkungen hervorruft, wie der maßlose Alkohol- und Nikotingenuß in der Männerwelt. Daß unter Tausenden von Frauen kaum eine den großen Weltfragen, den Geschicken der Völker, den Allgemeininteressen irgendwelche Teilnahme entgegenbringt, das liegt nicht allein in der Erziehung, in der rechtlichen Stellung u. dergl. begründet, — die übertriebene und ewig gleichartige Romanlektüre trägt sicherlich mit Schuld daran. Die Welt- und Menschenkenntnis, die sich der Mann unmittelbar erwirbt, sucht die Frau auf dem Umwege des Romans. Statt aber den gewünschten Zweck zu erreichen, füllt sie ihr Köpfchen mit ganz verschrobenen Bildern und Vorstellungen, mit Sentimentalitäten und Phantastereien, mit Phrasen und Nichtigkeiten aller Art; kurz, mit dem wirklichkeitsfremden Gerümpel, wie es in dem gang und gäben Liebes- und Eheroman zusammengehäuft ist.

An und für sich ist der Roman eine Kunstgattung, die mit der des Dramas an großen und tiefen Wirkungen durchaus zu wetteifern vermag; was das Drama an Bestimmtheit und Eindringlichkeit voraus hat, das hat der Roman an Reichtum und freier Beweglichkeit voraus. Der Durchschnittsroman aber macht von diesen Vorzügen den allerbeschränktesten Gebrauch. Mit einem mehr als gelinden Entsetzen sehe ich jeden Monat die Romanflut, die ich als Kritiker bewältigen soll, plätschernd und brausend heranrollen. Nichts als Wasser, immer dasselbe, immer dasselbe. Nach zwei, drei Seiten Lektüre weiß man genau, was man zu erwarten hat, die immer gleiche Geschichte in immer gleicher Brühe. Freilich enthält manchmal auch ein mittelmäßiger Roman irgend eine Oase, aber dazu die endlose Sandwüste zu durchwandern, das ist für jeden, der Zeit zu verlieren hat, allzu viel verlangt. Der Beruf eines Perlenfischers, der geduldig Muschel um Muschel aufschlägt, um endlich in der tausendsten eine winzige Perle zu entdecken, hat für den, der seine Stunden besser ausnutzen kann, nichts Verlockendes. Jedes Jahr bereichert die deutsche Litteratur mit mindestens tausend neuen Romanen. Findet man unter ihnen acht oder neun, die wenigstens stilistisch reif sind und die immer gleiche Melodie in halbwegs reizvoller Weise variieren, so kann man die Ernte schon eine zufriedenstellende nennen. Auf ein Werk, das nicht bloß die gelangweilte Modedame zu interessieren, nicht bloß über ein paar Stunden Eisenbahnfahrt hinwegzuhelfen vermag, das dem ringenden Geiste etwas bietet, das große und freie Weltansichten, künstlerische und seelische Neuanregungen bietet, hat man oft Jahre lang zu warten. Was mich selbst angeht, so erinnere ich mich, im letzten Jahrfünft nur von einigen Romanen von Kretzer, Rosegger, Polenz, Ompteda, Gabriele Reuter, Clara Viebig, Martens und in rein litterarischer Hinsicht von Wassermanns Renate Fuchs einen unbedingten, starken und nachhaltigen Eindruck empfangen zu haben.

Kaum je aber einen so lebhaften wie von Hollaenders jüngster Prosadichtung „Thomas Truck". Hier haben wir endlich einmal einen Kultur- und Weltanschauungsroman großen Stils, den wir den bedeutendsten Erzählungswerken der Franzosen, Russen und Skandinavier als ebenbürtig an die Seitestellen können, trotz mancherlei Schwächen, die ich nicht verkenne. Die geistigen und künstlerischen Entwicklungen, die unsre Litteratur im letzten Jahrhundert durchmessen hat, werden in diesem Roman gleichsam rekapituliert. In der Mannigfaltigkeit des Stils, der Sprache, der Charakteristik wie der Handlung durchwandeln wir noch einmal den Weg von Goethe bis zu Tolstoi. Naturalismus und Romantik, Skepsis und Gläubigkeit, Aesthetizismus und Ideenkunst ringen miteinander und verschmelzen miteinander. Die Sprache ist hier und da von derbstem Realismus erfüllt, an andren Stellen voll lyrischen Zaubers, Zeitschilderungen von photographischer Treue wechseln mit Stimmungsbildern, die in ihrer feinen Abgetöntheit unmittelbar an die Weise der Romantiker gemahnen. Hier ein echt episches, behagliches Gleichmaß, dort Erregung, die sich ins Ueberhitzte steigert; Pathetisches und Satirisches, philosophische Betrachtungen und Leidenschaftlichkeit in buntem Durcheinander. Vielfach hat die Handlung einen wahrhaft dramatischen Zug, aber es fehlt auch nicht an Szenen, die an das, was man Sensation nennt, gemahnen.

In gewissem Sinne kann man den Roman zu den Erziehungsromanen von der Art des Wilhelm Meister und des Grünen Heinrich zählen. Es ist die Geschichte einer Jugend von der Knospe zur Blüte, die Geschichte eines modernen Menschen in seiner Entwicklung von innerer Gebundenheit zur Freiheit, zur Eigenpersönlichkeit, die das Werk vor Augen führt. Und zwar auf dem Grunde eines umfassenden Welt- und Zeitbildes, das in vielen Einzelheiten einen Einblick in die geistigen Unterströmungen, in die tieferen Schächte der Gegenwart vermittelt.

Von der Kindheit des Helden berichtet das erste Buch. Seine früheste Entwicklung wird bestimmt durch das Wesen der Eltern, durch die Derbheit und Roheit des Vaters und durch die sensitive Zärtlichkeit der Mutter. Diese Mutter, über der es wie ein Hauch goethischen Geistes ruht, ist eine der lieblichsten Gestalten der neueren Litteratur. Schon als Knabe aber entwickelt Thomas Truck eine Selbständigkeit im Wollen und Fühlen, die sich trotzig aufbäumt gegen jede Vergewaltigung. Sie wird ihm zur Quelle aller seiner Freuden und Leiden. Mit der Kraft seines Eigenwillens setzt er es durch, daß er gleich nach dem Tode der Mutter das Haus des Vaters verläßt, um sein ferneres Leben durchaus den eigenen Sehnsuchten und Trieben gemäß zu gestalten. Aber auch so ist es eine harte Schule, durch die er geht; nichts an Zweifeln und Verzweiflungen wird ihm erspart. Von der Mutter überkommen hat er die Weichheit des Empfindens, die feine Menschlichkeit. Es genügt dem Manne aber nicht, wie dem Weibe, dieses Empfinden nur dem engsten Kreise zugute kommen zu lassen, er zieht die ganze Welt hinein.

Die sozialen Nöte der Zeit, die „Leiden des Volks" fühlt Thomas Truck wie eine eigene Qual, und ohne seine Kraft und sein Können zu überschätzen, ringt er doch in seiner Weise und in seinen Grenzen dahin, zu lindern, zu heilen, zu retten, etwas von einem Heiland zu sein. Ehe er jedoch zu Thaten und Leistungen heranwächst, muß er durch schwere Versuchungen, Anfechtungen und Irrungen hindurch. Vor allem sind es zwei Frauen, die ihm zum Verhängnis werden. Zu der einen, einer echten und rechten Gesellschaftsdame, wie sie das berliner Tiergartenviertel erzeugt, treibt ihn die Sinnlichkeit. Von langer Dauer ist die Liebschaft nicht. Mit der Unbedingtheit seines Wesens erträgt Thomas Truck die Halbheit dieses Verhältnisses nicht. Er fordert von der verführerischen Frau, daß sie sich von ihrem Gatten, dem Millionenmanne, trenne und allein ihm, dem Geliebten, angehöre. Statt aller Antwort gewährt ihm Frau Regine Berg einen Einblick in die Fülle ihrer Toiletten. Die sind ein Teil von ihr, ohne sie kann sie nicht leben. Thomas begreift, daß ein Weib dieser Art nicht mehr in ein anderes Erdreich umzupflanzen ist, er reißt sich los, aber tief verwundet, weil sein innerster Glaube getäuscht ist.

Zu dem andern Weibe, das auf sein Geschick, sein Verhältnis zu den Menschen bestimmend einwirkt, treibt ihn das Mitleid. Eines Abends in einer Versammlung der Heilsarmee lernt er ein Mädchen kennen, ein armes Kind aus dem Volke, dem das Leben nach allen Seiten hin aufs ärgste mitgespielt hat. Sie erregt die Teilnahme des jungen Mannes derart, daß er sie schließlich heiratet, um sie aus ihrem materiellen und geistigen Elend zu erlösen. Aber statt daß er sie emporhebt, reißt sie ihn mit hinab; sie ist zu schwer mitgenommen, als daß ihr noch zu helfen wäre. Die Liebe bringt ihr keine Beglückung mehr, sondern nur noch der Branntwein. Ein letzter Kern des Göttlichen birgt sich aber auch noch in dieser verdumpften Seele. Als Katharina Dirckens in einem Augenblick der Klarheit erkennt, daß sie ihm, der ihr das höchste Opfer gebracht, zum Fluche geworden ist, daß er unter der Last, die sie ihm auferlegt, zu Grunde gehen muß, da giebt sie sich selbst den Tod, damit er seine Freiheit zurückgewinnt. Das sind aber nicht die einzigen Kämpfe, in denen Thomas Truck sich erproben und stählen muß. Auch geistig hat er alle Nöte der Zeit durchzumachen, ehe er sich zum Frieden einer festen Weltanschauung hindurchringt. Schon seine Kindheit, die in der Kleinstadt verfließt, wird von jenen Nöten berührt, in der Weltstadt packen sie ihn mit ihrer ganzen Wucht und Gewalt. Kaum daß er sich in Berlin festgesiedelt hat, gerät er in eine Vereinigung, die sich „Nachtlicht“ nennt, in einen Kreis von Menschen, die mehr oder weniger mit der Gesellschaft zerfallen sind, den herrschenden Zuständen feindlich gegenüberstehen und alles Heil von einer gründlichen Umwälzung der Dinge erwarten. Menschen der verschiedensten Art, gläubige Schwärmer und Verzweifelte, opferfrohe Idealisten und brutale Egoisten, Träumer und Thatmenschen, kindlich Unreife und Ueberreife, — fast sämtlich aber stark ausgeprägte Individualitäten, allerdings auch fast durchweg Bohemiens unreifster Sorte. In ihrer Gemeinschaft wird er in all die Strömungen gedrängt, von denen die Zeit durchflutet ist, durchkämpft er all die Gegensätze, an denen sie krankt und leidet. Mit ihnen vertieft er sich in Nietzsche und Tolstoi, in Anarchismus und Sozialismus, mit ihnen sorgt und quält er sich, mit ihnen predigt und agitiert er, hält Volksversammlungen ab und gründet eine Zeitschrift, um die Botschaft eines neuen Heils in alle Welt hinauszutragen. Er kündet von einem Heil, ehe er es selbst in sich erprobt hat, er sucht auf andere zu wirken, ehe er für sich selbst festen Boden gefunden hat, er predigt den andern die Erlösung, ehe er selbst zum inneren Frieden, zu jener inneren Glückssicherheit gelangt ist, aus der allein ein wahrhaft großes Schaffen und Handeln erwächst. Aber seine Kämpfe, seine Leiden, seine Erfahrungen, die er an den anderen erlebt, sind nicht nutzlos für ihn gewesen. Allmählich reift er heran zu einer Eigenpersönlichkeit, die sich loslöst von dem, was ihr verderblich ist, die zu scheiden weiß zwischen dem Notwendigen und dem Zufälligen, zwischen Echt und Unecht, mag das Unechte nun in den Menschen oder in den Verhältnissen sein. Thomas Truck findet den Frieden, als er erkennt, daß alles Leben wertlos ist ohne religiöse Verinnerlichung, daß der Mensch, ehe er andere retten kann, sich erst selbst gerettet haben muß, daß eine Erneuerung der Zustände unmöglich ist, wenn nicht die Selbsterneuerung vorangeht, daß nur der mit dem Zeitlichen restlos fertig werden kann, der sich seiner Beziehungen zum Unendlichen und Ewigen klar ist. Thomas Truck findet den Frieden, als er in Christus das Vorbild entdeckt, dem nachzuleben und nachzuwirken einzig und allein das wahre Heil verbürgt. Selbstverständlich nicht in dem toten Christus, den das Dogma verkündet, sondern in dem lebendigen der Evangelien.

Was der Roman litterarisch zu bedeuten hat, das erhellt am klarsten aus der Fülle der eigenartigen Gestalten, die der Dichter geschaffen hat. Sie sind alle echtgeborene Kinder unserer Zeit und doch jede — die Männer wie die Weiber — von ganz bestimmtem Sondergepräge. Offenbar sind sie fast durchweg irgend einer Wirklichkeitspersönlichkeit nachgebildet; aber das Modell ist in jedem Fall dichterisch umgeschaffen, bereichert, vertieft und ins Typische erhöht, zuweilen allerdings in seiner Besonderheit bis ans Phantastische gesteigert. Dies gilt z. B. von der Person des anarchistischen Mechanikers, der beinahe mehr als eine verkörperte Theorie, denn als lebendiger Mensch erscheint. Vielleicht aber auch nur erscheint; vielleicht haben wir es auch hier mit voller Wirklichkeit zu thun.

Eine bestimmte Mutmaßung möchte ich an dieser Stelle zurückweisen. Vielfach habe ich äußern hören, daß zu dem Bilde der Vereinigung „Nachtlicht“, wie es der Roman zeichnet, womöglich die Neue Gemeinschaft in Berlin das Vorbild abgegeben habe. Das kann sich nur jemand einbilden, der keine Ahnung von der Neuen Gemeinschaft hat. Weder in den Personen, noch in den Tendenzen, noch in dem ganzen Drum und Dran des Milieu zeigt sich irgend welche Vergleichsmöglichkeit.

Charlottenburg. *Heinrich Hart.*

Naturwissenschaftliche Litteratur.

Von **Wilhelm Bölsche** (Friedrichshagen).

(Nachdruck verboten.)

Vor vielen Jahren, als ich Student in Bonn war, gab es dort ein unheimliches Kolleg. Seine Stätte war das Museum für Gipsabgüsse, das damals noch unmittelbar unter den Räumen der Bibliothek lag. Von der Weisheit der Jahrtausende war sie aufgeschwollen, diese Bibliothek, und sie drückte immer energischer auf das arme untere Stockwerk im Vollgefühl ihres Besitzes. Seit dieses Stockwerk sich einige Male erlaubt hatte, leise zu seufzen, waren prophetische Baumeister beim Werk, durch ungehobelte hölzerne Stützpfeiler, die sich reizend zwischen den nackten griechischen Göttern und Göttinnen ausnahmen, die geistige Ueberfracht da oben im Zaum zu halten. Den Kollegbesuchern aber mischte sich bisweilen in die Freude am Geist der Antike und an den schönen Formen der Venus von Milo, wenn ein Kalkkörnchen plötzlich in der Wand rieselte, die beschauliche Betrachtung, ob es nicht doch ein ehrenvoller Tod für einen noch ganz grünen kleinen Fuchs sei, von der vereinten Geisteslast der Menschheit erschlagen zu werden.

Die Gänsehaut dieser Jugendsensation prickelt mir oft deutlich wieder den Rücken entlang, wenn ich auf die naturwissenschaftliche Litteratur schaue, die jeder Tag heute über den Denkcentren der Menschheit ablagert. Wir alle haben heute immerzu jene wackelnde Bibliothek über uns, die sich schon regt, daß sie uns verschlinge. Unten sitzen wir und sollen von den schönen Schultern der Venus von Milo träumen oder, je nachdem, uns sonst eine philosophische Weltanschauung bilden. Oben aber laden sie einen Frachtwaggon mit Büchern nach dem andern aus, als seien es Kohlen und Kartoffeln. Und die Pfosten krachen ...

Da hat der treffliche münchener Professor Siegmund Günther einen Band „Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert“ herausgegeben. (Berlin, Georg Bondi. Lex. 8°. 10 Mk.) Das Buch ist gerade rund 1000 Seiten stark. Auf dem Titel lese ich „Erstes, zweites und drittes Tausend“. Das bezieht sich nun zwar zunächst auf die Auflagenhöhe. Aber man könnte es auch als Anfang eines Satzes gelten lassen: etwa erstes, zweites und drittes Tausend der wichtigsten Personennamen, die in der anorganischen Naturwissenschaft (das Wort ist prägnant, wennschon es streng sprachlich dem baumwollenen Strumpffabrikanten entspricht) heute dem Gedächtnis als Hauptvertreter des einen 19. Jahrhunderts einzuprägen sind. Versteht sich: bloß das erste, zweite und dritte. Das geht so weiter ins elfte, zwölfte, vierundzwanzigste wie bei den wirk-

lichen Sternen im Fernrohr. Günthers tausend Seiten enthalten, wenn ich richtig rechne, ziemlich gerade 3000 Namen. Macht auf drei Namen eine Seite. Dem Autor mag gegraut haben, als er unter diesem Zeichen ans Werk ging. Wie die Dinge lagen, muß man ihm aber lassen, daß er alles geleistet hat, was billig in solchem Rahmen zu leisten war, und sogar einiges obendrein. Eine Geschichte der ganzen einen Hälfte der modernen Naturforschung müßte entweder gar keine Namen enthalten (dieses Buch schreibt uns vielleicht noch einmal einer, not thäte es schon) — oder die dreitausend sind das Minimum, sie forderten aber dann eigentlich dreißig Bände. Günther hat zuerst den Versuch gemacht, wirklich auszuführen. Er hat ein ideelles Kontrastkapitel voraufgestellt über das „Interregnum der Naturphilosophie" im Anfang des Jahrhunderts. Dann hat er Alexander von Humboldt ein ganzes Kapitel eingeräumt, wieder als Kontrastbild: der letzte Polyhistor gegen die nachfolgende Epoche des unendlichen Spezialistentums. Auf seinen Band beschränkt, hat er aber diese freie und große Linienführung schon vom fünften Abschnitt an, der Not gehorchend, aufgeben müssen. Der Rest von neunhundert Seiten ist strenggenommen nur ein geistreich gruppiertes Inhaltsverzeichnis. Humboldt in seinem „Kosmos" hat zuerst gezeigt, wie ein Inhaltsverzeichnis noch einmal ein kleines Buch im Buche sein kann: alle Schlagworte des großen Textes mit einem prägnanten Satz ausgerüstet, die wieder zusammen einen epigrammatisch scharfen Text geben. Das giebt Günther überhaupt als Text. Schon äußerlich tritt es hervor — im Druck. Da Personennamen und wissenschaftliche Schlagworte gesperrt gesetzt sind, die kurzen Verbindungssätze aber einfach erscheinen die Seiten wie eine schwarzweiße Mosaik, das Auge springt unwillkürlich von Sperrwort zu Sperrwort wie in einem echten Index. Auch Vortragskonzepte sehen wohl so aus, und als solches wird man das Buch trefflich benutzen können. Natürlich ist die eigene Arbeit, die dahinter steckt, eine kolossale. Bisweilen, wie in der Geologie und Astronomie, haben wir ja die Texte, die auch hier wesentlich benutzt sind, von andern im Druck vorliegend, von Zittel, von Wolf. Aber große Gebiete, merkt man, mußte Günther sich selbst als Text ausarbeiten, ehe er den Schlagwort-Auszug geben konnte. Schade dann eigentlich, daß wir nur diesen bekommen. Immerhin wird das solide Werk ein Orientierungsanhalt ersten Ranges auch so bleiben. Im ganzen leistet es trotz seiner Trockenheit übrigens noch eine eigenartige Stimmungswirkung. Indem es durchweg nur die Auslese der Forschungslinien giebt, die heute Aussicht haben, sich zu halten, unendliche Zickzackwege, falsche Fährten, Sackgassen dieses 19. Jahrhunderts aber einfach fortläßt, erzeugt es den Eindruck einer wunderbaren Harmonie in den Forscherzielen dieses Jahrhunderts. In Wahrheit ist das nun ein bißchen zu viel. So ganz hübsch einheitlich ist's denn doch nirgendwo gewesen. Aber wer freut sich nicht, wenn eine solche Quader konzentrierten Stoffs doch wenigstens irgend eine Stimmungsfarbe auch als Ganzes weist — mag man sich über ihr Wahrheitsmaß streiten!

Dreißig Bände, sagte ich, hätte das Werk als echter Text lang sein müssen. Brehms Tierleben ist zehn Bände stark und hat (ein Unikum für ein naturwissenschaftliches Werk) trotzdem den Weg in die deutsche Familie gefunden. Unter diesen zehn bilden die „Vögel" drei Bände, nämlich die Vögel aller Erdteile. Man bekommt einen hübschen Begriff vom Umfang heutiger Spezialforschung, wenn man hört, daß der „große Naumann" zwölf imposante Folio-Bände braucht, um die Vögel Mitteleuropas, also im wesentlichen die deutschen Vögel, allein zu beschreiben. Naumanns „Naturgeschichte der Vögel Mitteldeutschlands" (Jubiläums-Prachtausgabe in 12 Foliobänden, bisher sechs Bände erschienen, in Köhlers Verlag, Gera-Untermhaus) geht eigentlich auf ein antiquarisches Werk zurück, das Vogelbuch des alten Naumann, das zu den liebenswürdigsten Büchern, möchte ich wohl sagen, der ganzen deutschen Litteratur gehört, ein wahrer Klassiker, der unbedingt schon als schlichtes Volkslesebuch einmal wieder neu aufgelegt werden mußte. Ein Konsortium der besten lebenden Vogelkenner hat nun diesen Neudruck zu einem großen Manifest unserer heutigen deutschen Ornithologie erweitert. Der Text ist auf die Höhe der Zeit heraufgebracht. Die paar hundert großen Farbentafeln, die alles kleinere, schwer bestimmbare Vogelvolk in Naturgröße bieten, sind nicht mehr bloß eine wissenschaftliche, sondern eine Kunst-Leistung allerersten Ranges. Ich sage gerade heraus, daß ich von dem Buche wahrhaft begeistert bin, — es ist einzig in seiner Art. Wenn es nicht die Wirkung thut und Verbreitung findet, die einst Buffons Bände fanden und thaten, so sind wir trotz aller Rede vom „naturwissenschaftlichen Zeitalter" thatsächlich zurückgegangen im Punkte Naturfreude.

Freilich: die Pfosten krachen. Der gute Darwin hat seine zwanzig Bände hinterlassen. Die darwinistische Litteratur von heute ist allein eine Bibliothek, unter der ich in einem berliner Mietshaus kein Kolleg hören möchte. Gleichwohl läßt sich mit gutem Recht behaupten, daß das erst die Litteratur der theoretischen Epoche der Abstammungslehre ist. Als Darwin seine ersten drei Bände hinausschickte, hoffte er selbst auf eine ganz andere Nachfolge: die praktischen Versuche von Tierzüchtern und Gärtnern über Variieren und Artbilden, niedergelegt in unendlichen statistischen Tabellen und Beobachterprotokollen. Dieses nervöse Jahrhundertende wollte aber alles im Sturm nehmen, und es geschieht ihm schon recht, wenn es jetzt sich bei solcher Hetzmethode nach anderthalber Generation schon wieder im darwinistischen Katzenjammer fühlt. Inzwischen hat der amsterdamer Botaniker Hugo de Vries in seiner „Mutationstheorie" (Erster Band, Leipzig, Veit und Komp.) dem eigenen Titel zum Trotz die Sache einmal eben nicht theoretisch, sondern als Gärtner höchsten Stils angegriffen. Er hat sich eine einzelne Pflanze hergenommen, die besonders auffällige Abänderungen zu produzieren scheint, die simple Nachtkerze, und mit ihr hin und her experimentiert, hat Buch geführt, gesäet, geerntet, gemessen und endlich daraus ein Buch gemacht, das, ob im Resultat nun voll oder halb, mindestens in der Methode dem alten Darwin selber wieder in die Fußtapfen tritt. Diese seine Nachtkerze, meint er, hat ihm den praktischen Beweis geliefert, daß neben dem gewöhnlichen Variieren der Pflanzentypen, das bloß ein gesetzlich geregeltes Schwanken um einen Normalstand darstellt, eine größere und radikalere Variationsform sich gelegentlich geltend macht, die als „Mutation" zu bezeichnen ist. Nicht jenes Variieren, sondern dieses Mutieren liefert nun nach de Vries der Auslese im Kampf ums Dasein und damit dem dauernden Artbestande das Material. Ist das wahr, so ist der Darwinismus abermals in einem Punkte „verfeinert", der allgemeine Begriff Variation hat sich als falsches Element erwiesen, in dem bei feinster Analyse nochmals zwei Elemente stecken, von denen nur eins für die Abstammungslehre entscheidend ist. Notabene aber: de Vries nimmt allgemeine Abstammung an, mit keinen größeren Sprüngen, als eben in solcher Sorte Variation, die als „Mutation" zum Baustein werden kann, überhaupt liegt; er erklärt die Entstehung zweckmäßiger Arten ganz mit Darwin durch Zuchtwahl im Daseinskampfe aus solchen an sich regellosen Mutationen. Dies zur Notiz für alle, die jeden Fortschritt im Darwinismus zu einem Abschlachtemesser gegen ihn ausnutzen möchten; sie kommen hier nicht auf die Kosten. Innerhalb des Darwinismus aber scheint mir das überaus geistvoll geschriebene Werk in der That der glänzendste Fortschritt seit langer Zeit zu sein.

An so schweres Geschütz seien noch einige leichte Schifflein gehängt. Otto N. Witt hat ein köstliches

Büchlein herausgebracht, recht für eine naturwissenschaftliche Feinschmecker-Stunde: „Narthekion. Nachdenkliche Betrachtungen eines Naturforschers". (Berlin, Rudolf Mückenberger. 4,40 Mk.) Die einzelnen Teile sind als Hors d'oeuvre immer gelegentlich in Witts famoser Zeitschrift „Prometheus" erschienen. Man kann sie nicht kritisieren, sondern nur lesen: ihr Zauber beruht in der Form. Der Zauberer, der dahinter steckt, aber ist ein ernster, im Tiefsten bewährter Fachnaturforscher, und das giebt der Magie ihre edle weiße Farbe. — Für 1 Mark einen kleinen Schatz bietet in seiner Art auch (freilich mehr nach der Richtung auf die nüchterne Schulstube fürs Volk) an, der potsdamer Astrophysiker Scheiner in „Der Bau des Weltalls" (Leipzig, B. G. Teubner). Das ist Volksbildungs-Litteratur, wie wir sie brauchen. Ein anerkannter Fachmann ersten Ranges, der sich schlicht hinstellt und den Leuten anschaulich macht, wie weit die Erde von der Sonne absteht oder was „Spektral-Analyse" ist (er selbst hat das maßgebende Buch der Gegenwart über Spektralanalyse der Gestirne geschrieben!) Aber wie gerade er das macht, — es ist eine Freude.

Zum Schluß die Notiz, daß ein verschollenes Buch neu erstanden ist in Voß Verlag in Hamburg: nämlich Gustav Theodor Fechners „Zend-Avesta" (2 Bde., Preis 13 Mk.) herausgegeben von Kurd Laßwitz. Ich will mit niemand darüber streiten, ob das noch in die „Naturwissenschaft" gehört. Aber in die Geschichte deutschen Denkens im 19. Jahrhunderts gehört's auf alle Fälle. Und es giebt doch den einen oder andern heute, dem ich wünschte, daß ihm einmal im Leben auch dieses Buch auf den Kopf fiele.

Aus der deutschen Sprachgeschichte.

Von Prof. Dr. **Hermann Wunderlich** (Heidelberg).

1. Die mittelhochdeutsche Schriftsprache. Vortrag, geh. i. d. Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Von S. Singer. Mitteilungen der Gesellschaft, Heft 5. (1900.)
2. Beiträge zu einer Naturgeschichte der Sprache. Von M. Freudenberger. Leipzig, 1900, Ed. Avenarius. M. 2,—.
3. Vierhundert Schlagworte. Von R. M. Meyer. (Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüchern für das klass. Altert. u. s. w.). Leipzig, 1901, B. G. Teubner. M. 2,—.
4. Die Bedeutung des Wortes. Von K. O. Erdmann. Leipzig, 1900, Ed. Avenarius. M. 3,60.

Ob das deutsche Mittelalter eine Schriftsprache gezeitigt hat, wie weit die charakteristischen, uns schon aus der Schule vertrauten Formen des Nibelungenliedes, der Gedichte Walthers u. a. einem umfassenden Sprachkreis angehört haben, ist eine viel umstrittene Frage, die wohl auch die Aufmerksamkeit derer in Anspruch nehmen kann, die in den Meisterwerken unserer alten Dichtung nur den ästhetischen Genuß suchen.

Denn eben dieser Genuß ist in der mittelhochdeutschen Dichtung einseitiger an jenen umstrittenen Formenreiz gebannt, als in irgend einer anderen Strömung unserer Litteratur, und die Untersuchung über den Anteil, den bei einzelnen Sängern die heimische Mundart, der gute Ton der Gesellschaft oder die Ueberlieferung der Kunstform auf die Sprache des Dichters gewinnt, spitzt sich unvermutet zu der tiefgreifenden Frage nach dem Verhältnis zwischen Kunst und Leben zu. Diese Mannigfaltigkeit der Fragestellung, diese Belebung eines alten abgestandenen Streites um leere Worte — sie ist nur möglich geworden durch jene oft verspottete Klein- und Fein-Arbeit des sammelnden, zählenden Philologen. Die neuere Entwicklung der Mundartenforschung und eine auf die Reimtechnik sich einschränkende Stilbeobachtung haben sich hier auf das glücklichste in die Hand gearbeitet. In treffendem Ueberblick faßt S. Singer in seinem Vortrage den vorläufigen Ertrag dieser Bewegung zusammen, er läßt neue Streiflichter über den Anteil der einzelnen Landschaften an der Litteratur des 13. Jahrhunderts fallen. Der Neuheit muß hier freilich in einem Punkte eine Unsicherheit in der Zeichnung zu Gute gehalten werden: das Bild, das Singer von der Entwicklung der Dichtersprache entwirft, leidet gelegentlich an einem Rückfall in veraltete teleologische Anschauung.

Mit eiserner Konsequenz dagegen wird die modernste Denkweise in Freudenbergers Beiträgen durchgeführt; sie bilden einen Versuch, den Gesetzen, die die Naturbeobachtung aufgedeckt hat, entsprechende aus dem Sprachleben zur Seite zu stellen. Dieser Versuch steht freilich mehr unter dem Zeichen der Entdeckerfreude als dem eines schöpferischen Gestaltens. Außerdem hat sich der Verfasser, der anscheinend von dem Boden der romanischen Philologie aus zu sprachvergleichenden Studien vorgeschritten ist, die besten Belege, die ihm die Muttersprache hätte bieten können, zu Gunsten aller möglichen fremden Idiome entgehen lassen. Freilich werden diese auf den „deutschen" Leser auch mehr Eindruck machen.

Was ein flüchtiges Durchstreifen durch das engere Gebiet des deutschen Wortschatzes dem kundigen Beobachter an Anregungen und Einblicken in das Geistesleben unseres Volkes bietet, das hat R. M. Meyer in seinen „vierhundert Schlagworten" gezeigt. Indem er eine Anzahl unserer geläufigsten Redensarten in den Zusammenhang wieder einzufügen suchte, von dem sie sich losgelöst haben, indem er sie bei ihrer weiteren Entwicklung begleitete, in ihrer litterarischen Stellung festhielt, konnte der Verfasser ohne Mühe eine Fülle der anregendsten Beobachtungen zum besten geben. Freilich wird an den Einzelheiten manches durch vorhandene und künftige Untersuchungen richtig gestellt werden müssen, aber dem Ganzen verleiht die unbefangene Würdigung der Thatsachen, die Herausarbeitung des entwicklungsgeschichtlichen Momentes und die Anziehung der Litteratur einen Wert, der über den einer bloßen Anregung hinausreicht.

Einen schroffen Gegensatz zu solcher Unbefangenheit des Historikers bilden die abstrakten Werturteile, an deren Maßstab O. Erdmann die Bedeutung einzelner Worte abschätzt. War R. M. Meyer mit gutem Recht auf den Anlaß und auf den Zusammenhang zurückgegangen, an den das erste beglaubigte Auftreten einer Redensart geknüpft schien, hatte er von hier aus den Bedeutungswandel überblickt und mit gleichem Behagen die gute oder schlechte Gesellschaft gekennzeichnet, in die das einzelne Wort verschlagen wird und von der es irgend ein Andenken mit sich führt, so stellt O. Erdmann — anscheinend ein Jurist — die Worte vielmehr auf den Isolierschemel. Er sieht im einzelnen Wort eine Art von Individuum, das für sich rechtsfähig und verantwortlich ist. Er denkt nicht an die Familie, von der das Wort abstammt, nicht an die engeren oder weiteren Gruppen und Beziehungen, die am Worte bei jeder einzelnen Verwendung mitsprechen. So kommt es, daß er das Wort und den Erkenntnisinhalt, der mit dem Worte gelegentlich angedeutet wird, identifiziert, wie sich am besten an der Erörterung über das Adjektiv „deutsch" ergiebt, das der Verfasser darzustellen glaubt, während er sich darauf beschränkt, die innerhalb unserer Verhältnisse möglichen Verwendungen neben einander anzuführen.

Es ist das eine Erscheinung, die sich heute vielfach beobachten läßt, daß einzelne Darsteller Sprache, Stil und Wortentwicklung zu behandeln glauben, wenn sie politische Entwicklungsformen oder Bewegungen des Geisteslebens schildern, innerhalb derer das einzelne Wort, die besondere Stilform gelegentlich häufiger angezogen wird. Wohl ist das eine jeweils mit dem anderen durch Wechselwirkung verknüpft, aber die Darstellung muß jedem der beiden Teile sein besonderes Recht lassen.

Proben und Stücke.

Sonntags.

Skizze von **Stijn Streuvels.**

Autorisierte Uebersetzung von Martha Sommer.

(Nachdruck verboten.)

Er hatte seinen allerbesten Anzug an: ein gelbes Halstuch war um seinen braungebrannten Hals geschlungen, und die Enden wehten über seine Schultern; ein verschossener Filzhut, tief in die Stirn gezogen, und darunter hervor hier und da ein paar Strähnen flachsfarbenes Haar. Eine kurze, offenstehende Joppe, die vorne eine Weste sehen ließ, unter der sich ein frisches blaues Hemd hervorbauschte; und eine viel zu lange Hose, die in weiten Falten auf die plumpen Lederschuhe herabfiel. Unter dem Arm trug er ein Bündel, in einem roten Schnupftuch, in der anderen schwenkte er eine Weidengerte. Es war ein richtiger Junge, im Wachstum begriffen; ein Kuhjunge, wie er im Buche steht, mit braunem Gesicht und unzähligen Sommersprossen, blaßblauen Augen unter schneeweißen Brauen und knochigen Knieen und Ellenbogen —: ein Mordsjunge!

Es war prachtvolles Sonntagswetter, und alles war grün, prächtig grün unter dem hellblauen Himmel.

Er schritt rüstig dahin auf dem breiten Ulmenweg, immer mit seiner Gerte fuchtelnd, und sah mit seinen jugendlich blaßblauen Augen in den offenen Himmel hinein. Woran er dachte? An nichts, wirklich an gar nichts! Woran denkt so ein Kuhjunge! Und doch, er dachte: Es ist Sonntag . . wieder mal Sonntag, der liebe Sonntag! . . . Es gab ja so wenige in den langen, langen Wochen. Er ging nach Hause für einige Stunden, ja, nach Hause — und von da zu Staskes und zu Staskes Tauben . . .

Er hatte es schwer auf dem Hofe; die Tage waren lang und die Arbeit endlos: neunundzwanzig Kühe, die immer Hunger hatten und deren Mist immer weggeschafft werden mußte; ferner eine ganze Herde Kälber und Schweine; es war ein Schuften ohne Ende, von morgens früh bis abends spät, bis ihm die Glieder den Dienst versagten. Der Bauer war gut, aber streng und konnte keine Faulpelze leiden: es mußte geschafft, viel geschafft werden; und das that der Junge gern, aber es geschah in Erwartung des immer wiederkehrenden Sonntags. In dem Wort „Sonntag" lag sein Trost und seine Erhebung . . .

Er schritt kräftiger aus und ließ eine Ulme nach der anderen hinter sich; ganz hinten zeigte sich schon eine Oeffnung in dem Haag von Stämmen und Laub, wo die Bäume einander zu berühren schienen. Jetzt konnte er bereits die kleine Dorfkirche sehen, neben der Bauer Willems Huse stand mit ihrem Ziegeldach und den großen Pappeln, und da lagen ja auch, dicht neben einander, ganz im Grünen versteckt, die beiden kleinen Häuschen. Hier war er geboren und aufgewachsen, dort in einem von diesen Häuschen. In dem anderen wohnten Staskes Eltern. Er und Staske hatten da ein Leben wie die Wilden geführt, zwei kleine Racker. Sie waren auf uralte, breiästige Bäume geklettert, hatten im Sand gewühlt und waren wie die Füllen herumgesprungen. Der Bauernhof war für sie das, was anderen Kindern ein öffentlicher Spielplatz ist, sie waren hier zuhause; an der Thür der Waschkammer holten sie sich täglich ihr Butterbrot und morgens einen Apfel oder eine Birne. Auf dem Heuschober hatten sie gelegen und geschwommen wie Fische im Wasser. . . Aber das war alles so schnell verflogen. Der Pastor war gekommen, und sechs Monate, sechs lange Monate hatten sie in die Kirche und in die Schule genußt. Und an einem Montagmorgen hatte der Vater gesagt: „Junge, Du kommst heute mit auf den Hof und hilfst Korn binden."

Aus war das Spiel, das lustige Spiel draußen, sie waren in das Joch des Arbeiters eingespannt. Seitdem war es ein endloses Ziehen gewesen, von der einen Hofstelle zur anderen, immer der Arbeit nach.

Staske war mit seinem Vater zusammen bei Bauer Willems im Dienst geblieben, und des Sonntagsnachmittags brauchte er nicht so weit im Sonnenbrand zu laufen, um nach Hause zu kommen.

Der Weg war so lang für einen Jungen, der nichts zu denken hat, endlos erschienen die eintönigen Baumstammreihen, unermeßlich die schimmernden gelben Kornähren; und auf dem ganzen Weg kein einziger Mensch. Es war etwas ganz besonderes, wenn eine Taube durch die himmelblaue Luft flog; der Junge blieb dann jedesmal stehen und verfolgte, sich drehend, den großen Kreis, den sie beschrieb, bis sie weit hinten zwischen den Häusern des Dorfes niederfiel. Und darauf ging er nachdenklich weiter: es giebt nichts, nein, es giebt nichts schöneres als eine milchweiße Taube in einem blaßblauen Himmel . . . Und er dachte: vielleicht ist es eine von Staskes Tauben.

Zu Hause angekommen, legte er sein Bündel nieder, hob das kleine Schwesterchen, das mit weitgeöffneten Armen auf ihn zugelaufen kam, ein paarmal hoch in die Luft, lieferte der Mutter seine Stüber ab und ging zur Thür hinaus — zu Staskes.

„Ist er zu Hause, Roslie?"

„Ja, er sitzt auf dem Boden bei den Tauben."

In drei Schritten und so vorsichtig wie möglich kletterte er die Leiter nach dem Taubenschlag hinauf. Hinter einem schlaffgespannten, losehängenden Drellvorhang saß auf einem umgekehrten Eimer ein Junge, den blonden Krauskopf in die Hände gestützt, die Ellenbogen auf den Knieen, und spähte durch die Lattenthür. Jaak setzte sich auf die andere Seite auf einen Sack türkische Erbsen, in derselben Stellung, und spähte auch durch die Latten.

Da waren weiße, schneeweiße, blaue, hagelblaue, bräunliche, gesprenkelte, graue, schwarz gefleckte, gestreifte und gepunktete Täuber und Täubinnen, alle bunt durcheinander. Da waren welche, die flüsterten miteinander, so leise, o so leise, und nickten mit den Köpfchen vor lauter Wohlwollen. Andere gurrten laut und ärgerlich oder gleichgiltig und trappelten um einander herum. Noch andere saßen zusammengeduckt und nachdenklich da, einsam und verlassen, mit den klaren schwarzen Augen knipsend und blinkend.

Durch das Ausschlupfloch kamen andere hereingetrippelt, die scharrend ein Plätzchen suchten, andere zogen durch die enge Oeffnung hinaus und stiegen flügelklappend in die Luft. Es war ein Gegurr und Gemurr ohne Ende, ein Köpfezusammenstecken und geheimnisvolles Tuscheln, ein Durcheinanderkrabbeln, Wimmeln und Wandeln; eine kleine Welt von nett gekleideten Jüngferchen, die so farbig und prächtig geputzt waren, und so zimperlich mit ihren Schleppen und ihren reinen Kleidern umzugehen wußten. Sie kämmten und striegelten sorgfältig ihre sammetartigen Halsbändchen, legten die scharfgestreiften Federn eine nach der andern glatt, liebkosten und rieben ihre daunenweiche Brust, daß sie wie ein frisch aufgeblühtes Rosenblatt glänzte.

Und Jaak und Staske saßen da und guckten und guckten, wie zwei steinerne Standbilder, und dabei schwitzten sie auf dem niedrigen Dachboden. Sie rührten sich nicht, und kein Wort kam über ihre Lippen . . . . . .

Es dunkelte. — Von allen Seiten kamen die Tauben hereingeflogen, in ganzen Schwärmen, und suchten ihre wohlbekannten Schlafplätze auf. Sie saßen zu zweien eng aneinander geschmiegt auf ihren Stäben oder zusammengekauert in ihren Nestern. Sie zogen ihre Köpfchen in den befiederten Hals und schliefen. Die Täubin, die dort ganz hinten auf ihren Eiern hockte, verschwamm in der Dunkelheit, und die oberste Reihe verschwand in dem Halbdunkel der Dachbalken.

Die Jungen saßen wie angewachsen.

Der Taubenschlag verwandelte sich in einen fahlgrauen Winkel mit grauen und schwarzen Flecken hier und da. Das leise Gegurr ging in ein kaum hörbares Gänsen über, das endlich ganz erstarb: es wurde still.

Sie standen beide gleichzeitig auf den Füßen, seufzten tief auf und kletterten hinunter.

„Es wird dunkel," sagte Jaak und wischte sich den Schweiß vom Gesicht, „die Kühe werden schon warten."

„Ja," sagte Staske, „ganz auf einmal ist es Abend geworden. Na, Jaak, bis Sonntag . . ."

Und er ging, durch den jetzt mondklaren Laubgang, mit einem neuen Bündel unter dem Arm und dachte an den Hof und an seine neunundzwanzig Kühe und an den Sonntag und an Staskes Tauben . . .

Echo der Zeitungen

Nochmals der Schillerpreis.

Ein sachliches und persönliches Wort.

Von **Ernst von Wildenbruch** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Von Reisen zurückkehrend, finde ich die öffentliche Meinung in tiefer Erregung über die unterm 10. November dieses Jahres ergangene Verordnung, durch welche das Stiftungspatent des Schillerpreises von 1859 erhebliche Aenderungen erfährt.

Warum ergreife ich nachträglich noch einmal das Wort dazu? Es wäre für mich viel bequemer, wenn ich schwiege. Denn weil ich unparteiisch zu sprechen gedenke, werde ich es sicherlich nicht diesem noch jenem, vielleicht niemandem recht machen. Niemand hat mich zum Sprechen aufgefordert. Thue ich es nur deshalb, weil in den Besprechungen immer wieder mein Name genannt und die Verleihung des doppelten Preises an mich im Jahre 1896 erwähnt worden ist, und weil es mir darauf ankommt, diesen Vorgang einmal so zu beleuchten, daß fernere Mißdeutungen desselben unmöglich gemacht werden? Das könnte mich veranlassen, würde mich aber, wenn es das alleinige Motiv wäre, nicht dazu bringen, Kraft und Ruhe, die ich zum Schaffen brauche, an eine Arbeit zu wenden, die mir Unruhe bereitet und vielleicht neue Anfeindungen zuziehen wird.

Warum also spreche ich dennoch?

Weil es sich um eine für das geistige Leben Deutschlands außerordentlich ernste Angelegenheit handelt. Weil ich in eine Erbitterung und Verbitterung der Gemüter blicke, die mich erschreckt, die mir den herrschenden Zustand als eine Gefahr, beinahe schon als einen Notstand erscheinen läßt. Und weil ich der Ansicht bin, daß es unter solchen Umständen für einen Mann, der seinem Vaterlande angehört, Pflicht und Gewissenssache ist, nicht unthätig zu schweigen, sondern den Mund aufzuthun, denen, die nicht genau Bescheid wissen, Bescheid zu geben, damit sie sich selbst ein Urteil bilden können, denen, die handelnd in die Sache eingreifen, die Folgen ihrer Handlungen zu zeigen, und allen, die gegenwärtig mitsprechen und mitthun, zu sagen: bedenkt, daß es sich nicht um eine Parteisache, sondern um eine gemeinsame Angelegenheit handelt.

Als am 9. November 1859, am Tage vor der hundertsten Wiederkehr von Schillers Geburtstag, der damalige Prinz-Regent, spätere König und Kaiser Wilhelm I. das Patent erließ, durch welches der Schillerpreis gestiftet wurde, empfand jedermann diesen Erlaß als eines der wertvollsten, wenn nicht als das wertvollste thatsächliche Ergebnis der damals hochgehenden Begeisterung für das Andenken an den großen nationalen Dichter.

Was in Preußen, zum Schaden der schriftstellernden Kunst, gefehlt hat und leider immer noch fehlt, daß der Staat durch positive und fördernde, nicht nur durch negative und einschränkende staatliche Veranstaltungen, wie eine solche die Zensur darstellt, die Litteratur seines Landes als einen wesentlichen Bestandteil seines Kulturlebens anerkennt und danach behandelt, schien durch die Einsetzung des Schillerpreises für ein Gebiet der Litteratur wenigstens, und vielleicht für das wichtigste, die dramatische Kunst, ins Leben gerufen zu sein.

Zwar muß hier gleich betont und zur richtigen Beurteilung der gegenwärtigen Sachlage durchaus im Auge behalten werden, daß eine staatliche Veranstaltung im strengen Sinne des Wortes dadurch nicht geschaffen war. Nicht der preußische Staat war es, der eine durch den König von Preußen zu sanktionierende Preiserteilung vornahm, sondern der König persönlich verlieh den Preis, nachdem er sich Vorschläge dazu hatte machen lassen: nicht aus den Mitteln des Staates wurde der Betrag des Preises entrichtet, sondern aus des Schatulle, aus dem Privatvermögen des Königs.

Es soll hier nicht untersucht werden, ob es dem Interesse der Sache mehr entsprochen hätte, wenn die Erteilung des Schillerpreises von vornherein zu einer Angelegenheit des Staates, statt zu einer persönlichen des Königs gemacht worden wäre. Um zu einer solchen zu werden, hätte es eines vom Landtag, Abgeordnetenhaus und Herrenhaus zu beschließenden Gesetzes bedurft. Ob wir einen Schillerpreis überhaupt besitzen würden, wenn wir auf ein solches Gesetz hätten warten sollen, ist mir mehr als zweifelhaft; ich glaube, wir würden heute noch darauf warten; ich glaube, wir können unserem alten Kaiser Wilhelm nur dankbar dafür sein, daß er den großen Augenblick nicht müßig vorübergehen ließ, sondern die Initiative ergriff und durch Einsetzung des Preises vor aller Welt es als die Pflicht der Könige anerkannte, derjenigen Kunst zu dienen, die vermöge ihrer innersten Natur zur Hüterin und Hegerin der großen nationalen Ueberlieferung berufen ist. Die Vorschläge, die dem König zur Erteilung des Preises unterbreitet wurden, gingen von einer Kommission aus, die jedesmal nach Ablauf von drei Jahren vom preußischen Kultusministerium berufen wurde und die mit der Prüfung der in den letzten drei Jahren erschienenen Dramen betraut war. An der Zusammensetzung dieser Kommission beteiligte sich der König nicht. Dadurch kam es, daß die Kommission im Laufe der Zeit immer mehr den Charakter einer vom Staate eingesetzten staatlichen Behörde annahm, während gleichzeitig die Persönlichkeit des Königs mehr und mehr zurücktrat. Besondere Eigenschaften und Eigenheiten des Kaisers trugen dazu bei, diese Anschauungsweise zu bestärken: Kaiser Wilhelm war in allen Fragen künstlerischer Art von so tiefer Bescheidenheit, daß er die Vorschläge der Kommission stillschweigend entgegennahm, ohne daß er wohl auch nur ein einziges Mal daran gedacht hätte, Einspruch dagegen zu erheben und anders zu wollen, als seine Berater empfohlen hatten. Die Folge hiervon war, daß sich in den Begriffen des Publikums das gesamte Bild der Sachlage allmählich verschob. Man gewöhnte sich daran, das Institut des Schillerpreises schließlich doch als eine staatliche Veranstaltung und die Schillerpreis-Kommission als diejenige Behörde anzusehen, die eigentlich den Preis erteilte. Man übersah, daß nicht der Staat, sondern der König persönlich den Preis verlieh, indem man vergaß, wenn man es überhaupt gewußt hatte, daß er den Preis aus seiner Tasche hergab.

So lagen die Verhältnisse, als Kaiser Wilhelm II. zur Regierung kam. So lagen und blieben sie wenigstens äußerlich. An dem Patent von 1859 wurde nichts geändert, die Kommission wurde nach wie vor alle drei Jahre vom Kultusministerium zusammengestellt, prüfte Stücke und machte Vorschläge. Das Publikum, das nicht genauer zusah, konnte glauben, es sei alles beim Alten. Innerlich aber hatte sich eine Aenderung vollzogen, eine sehr bedeutsame, beinahe entscheidende. An die Stelle des alten Herrn war ein junger getreten, der die Eigenschaften der Jugend, Selbstbewußtsein,

Temperament, zugreifende Kraft der Entschließung nicht nur im allgemein üblichen, sondern in ganz außergewöhnlichem Maße mit sich brachte. Außerdem trat Kaiser Wilhelm II. allen Kunstfragen, namentlich dem Drama, von vornherein mit einer sehr entschiedenen, beinahe leidenschaftlichen, nur der eigenen Eingebung gehorchenden, von niemandem beeinflußbaren Ueberzeugung gegenüber.

Die Folgen hiervon konnten nicht ausbleiben und machten sich alsbald darin geltend, daß von nun an die Persönlichkeit des Königs wieder in den Vordergrund trat. Kaiser Wilhelm II. sah in sich, und ausschließlich in sich selbst, denjenigen, dem es zukam, den Schillerpreis zu erteilen, in der Kommission aber nur eine Vereinigung von Sachverständigen, deren Vorschläge er anhörte, ohne daß er sich dadurch zur Gutheißung verpflichtet fühlte, über deren Gutachten hinweg er vielmehr sein eigenes Ermessen zu Rate zog. Hieraus entstanden dann die sattsam bekannten Vorgänge, daß der Kaiser die Vorschläge der Kommission zu wiederholten Malen verwarf, indem er Stücken, die ihm zur Preiserteilung vorgeschlagen wurden, den Preis versagte.

Es begreift sich, daß diese Vorgänge starkes und unliebsames Aufsehen erregten. Das Urteil von litterarisch erfahrenen, teilweise sogar ausgezeichneten Männern, das diese aus sachlicher Ueberzeugung abgegeben hatten, sah man durch einen Willensakt, ohne Angabe von Gründen, einfach annulliert; man erlebte es, daß einige von diesen Männern im Gefühl erlittener Kränkung davongingen, eine Wiederberufung in die Kommission ablehnten und ihre fernere Mitwirkung verweigerten.

Niemand hat diese Vorkommnisse schmerzlicher empfunden, niemand das Verhalten der Männer, die bei einer künftigen Preis-Beratung nicht mehr mitthun wollten, tiefer begriffen als ich. Aber die Gerechtigkeit und der Wunsch, eine an sich für die deutsche dramatische Kunst segensreiche Veranstaltung nicht an unfruchtbarer Verbitterung zu Grunde gehen zu sehen, nötigen mich, die Sachlage auch von der anderen Seite aus zu beleuchten.

Zunächst ist festzuhalten, daß, wennschon Kaiser Wilhelm Vorschläge der Kommission wiederholt abgelehnt, er seine Selbstherrlichkeit doch nie in der Art geltend gemacht hat, daß er ihr zugemutet hätte, sich für die Prämiierung von Werken oder Dichtern auszusprechen, weil diese ihm, im Widerspruch mit der Kommission, preiswürdig erschienen.

Dies muß betont werden, weil die Besprechungen, in denen die Angelegenheit jetzt erörtert wird, häufig geeignet erscheinen, bei solchen, die nicht genau unterrichtet sind, den Glauben zu erwecken, als hätte der Kaiser, gewissen Günstlingen zu Liebe, über den Kopf und das Gutachten der Kommission hinweg, Preise an diese erteilt, ohne daß die Kommission sich dafür ausgesprochen hatte.

Das ist niemals geschehen. Kaiser Wilhelm hat keinem Dichter den Preis erteilt, wenn ihm dessen Name und Werk nicht von der Kommission in Vorschlag gebracht worden war; insofern hat er sich also stets an deren Gutachten gebunden.

Es dürfte hier am Ort sein, beiläufig zu berichten, wie sich die Dinge am 10. November 1896, als mir der Doppelpreis zugesprochen wurde, zugetragen haben. In Zeitungsbesprechungen habe ich Darstellungen des Vorganges gefunden, die zu der Annahme veranlassen konnten, als hätte die Kommission ausschließlich Gerhart Hauptmann in Vorschlag gebracht, als sei dieser vom Kaiser abgelehnt und der für ihn vorgeschlagene Preis gegen den Willen der Kommission mir erteilt worden. Dem war nicht so.

Die Kommission hatte, da von 1893 her zwei Preisbeträge zur Verfügung standen, Gerhart Hauptmann — ich weiß nicht, ob für ein bestimmtes Werk, oder für seine Thätigkeit im allgemeinen — und zugleich mein Doppeldrama „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" zur Erteilung des Preises in Vorschlag gebracht. Der Kaiser lehnte Hauptmann ab und erklärte sich mit der Erteilung des Preises an mich einverstanden. Da ein Dritter neben uns beiden nicht in Vorschlag gekommen war, so fiel der gesamte, diesmal also doppelte Preis, zu dem dann noch die Denkmünze hinzukam, mir zu. Von dem Betrage habe ich demnächst die Hälfte an die deutsche Schillerstiftung abgeführt.

Für diejenigen, die auch hiernach noch eines urkundlichen Beweises bedürfen sollten, führe ich aus dem Schreiben des damaligen Kultusministers Bosse, vom 10. November 1896, in welchem mir die Erteilung des Preises bekannt gemacht wurde, nachstehenden Absatz an: „Seine Majestät der Kaiser und König haben den durch Allerhöchstes Patent vom 9. November 1859 zum Andenken an Friedrich von Schiller gestifteten Preis nach dem Vorschlage der zur Prüfung von dramatischen Werken der letzten drei Jahre eingesetzten Kommission Ew. Hochwohlgeboren für Ihre Tragödie ‚Heinrich und Heinrichs Geschlecht' zu verleihen geruht."

Kaiser Wilhelm hat also, wie bereits oben ausgeführt war und hier noch einmal im einzelnen nachgewiesen ist, seine persönlichen Entscheidungen nie anders als in der Art eintreten lassen, daß er ihm mißliebige Vorschläge verwarf.

Ich habe bereits ausgesprochen und wiederhole hier noch einmal, daß ich den dadurch entstandenen Zwiespalt im Interesse der dramatischen Sache auf das Tiefste beklage. Die durch Hader und Parteiwut heute schon so verbitterte Thätigkeit des deutschen dramatischen Dichters muß zu einer beinahe abschreckenden werden, wenn der Dichter gezwungen wird, der Erreichung der höchsten Auszeichnung beinahe mit Sorgen entgegen zu gehen, weil er sich sagen muß, daß die Verleihung ihn in den Augen einer Partei sofort zu einem Angehörigen der ihr gegenüberstehenden feindlichen Partei stempeln, daß sie ihm den kränkendsten aller kränkenden Vorwürfe auf das Herz ziehen wird, als hätte er seine Auszeichnung nicht redlichem Wollen und Können, sondern charakterloser Liebedienerei zu verdanken.

Ich kenne die Beweggründe nicht, die den Kaiser zur Verwerfung der Kommissionsvorschläge getrieben haben, und wenn ich auch meine Vermutungen darüber hege, so wäre es, eben weil es nur Vermutungen sind, ohne thatsächlichen Wert, wenn ich mich hier darüber ausließe. Die Gerechtigkeit aber verlangt, dem Ursprung des Zwiespaltes nachzugehen, die Gerechtigkeit und die Wohlfahrt des Vaterlandes, denn ein nationales Unglück würde es bedeuten, wenn im deutschen Volke die Meinung Platz griffe, daß der deutsche Kaiser nur aus Willkür und vielleicht wohl gar aus Haß gegen die Gebildeten seines Landes sich in Gegensatz zu deren Anschauungen stellte. Und weil so wichtige Fragen nutzbringend nur behandelt werden können, wenn sie freimütig besprochen werden, so sei es mir gestattet, hier ganz freimütig ohne Ansehen irgend einer Person zu sprechen:

Der Zwiespalt zwischen dem Kaiser und der Kommission trat zum ersten Mal in die Erscheinung, als diese ihm Ludwig Fuldas „Talisman" zur Erteilung des Schillerpreises vorschlug und der Kaiser den Vorschlag ablehnte.

Ich lasse mich hier auf keine Besprechung des fuldaschen Stückes ein. Jedermann kennt es, das Urteil darüber ist abgeschlossen. Da aber jedermann das Stück kennt, weiß auch jedermann, daß es eine satirische Verspottung des höfischen Byzantinismus enthielt, und daß es seiner Zeit mit der Umgebung des Kaisers und mit dessen Person in Verbindung gebracht wurde. Man müßte Scheuklappen vor den Augen und Wachs in den Ohren gehabt haben, wenn man nicht erfahren und gehört hätte, was damals allgemein in Berlin gesprochen wurde.

Dieses Stück also wurde dem Kaiser von der Kommission zur Erteilung des Schillerpreises vorgeschlagen.

Wäre ich damals um meine Meinung befragt worden, so würde ich dem Kaiser geraten haben: „Er-

teilen Euere Majestät den Preis. Es giebt kein vornehmeres Mittel, das Gerede und Geklatsch tot zu machen, als wenn Sie dasselbe stillschweigend ignorieren und das Werk lediglich auf seinen Wert an sich ansehen.“ Der Schillerpreis-Kommission aber hätte ich gesagt, was ich einzelnen, mir persönlich bekannten Mitgliedern derselben damals schon unverhohlen gesagt habe und hiermit wiederhole, daß sie eine Taktlosigkeit beging, indem sie das Stück gerade zu jener Zeit in Vorschlag brachte.

Rasch und energisch in der Erfassung aller ihn umgebenden Dinge, war Kaiser Wilhelm natürlich genau davon unterrichtet, was über das Stück gesprochen wurde. Sein leidenschaftliches Temperament ließ ihn die darin enthaltenen satirischen Spitzen wohl besonders lebhaft empfinden. Nun verlangt man ja von Königen, indem man auf Friedrich den Großen verweist, eine größere Gelassenheit gegenüber dem Spotte, als von anderen Sterblichen, aber Friedrich der Große, als er die Karikatur mit den Kaffeebohnen niedriger hängen ließ, war alt, der Kaiser ist jung, und Verschnupfungen ist schließlich all und jeder ausgesetzt, den menschliche Haut umkleidet. Wer nicht mit ganz gefärbter Partei-Brille die Dinge ansieht, kann doch nicht leugnen, daß es eine starke Zumutung bedeutet, wenn man von jemandem fordert, daß er aus eigener Tasche ein Werk prämiieren soll, das nach dem allgemeinen Urteil höhnische Anspielungen auf ihn selbst enthält, und wenn es nicht ein König, sondern ein Privatmann gewesen wäre, der den Preis herzugeben hatte, so ist es mir mehr als zweifelhaft, ob man mit einer solchen Zumutung überhaupt an ihn herangetreten wäre, oder ob man sich, wenn er die Zumutung ablehnte, so lärmend darüber gewundert hätte, wie es damals geschehen ist.

Es darf eben nicht aus den Augen gelassen werden, daß der Schillerpreis eine von den Königen von Preußen aus eigenen Mitteln dargebrachte persönliche Freigebigkeit darstellt — aller menschliche Verkehr aber beruht, neben anderen, auch auf dem Gesetze, daß man persönlicher Freigebigkeit mit persönlicher Rücksichtnahme begegnet. Aus dieser ersten Verschnupfung ist dann, befördert durch den immer stärker sich geltend machenden, über das rein litterarische ins politische Gebiet hinübergreifenden Gegensatz zwischen der modernen und der älteren Dramatik, der chronische Zustand des Zwiespalts erwachsen. Gereizt durch den damaligen Vorschlag der Kommission, trat der Kaiser ihren weiteren Vorschlägen von vornherein mit Mißtrauen entgegen, und die Folge davon war, daß er nochmals einen Preis versagte, dessen Erteilung die Kommission empfohlen hatte, obgleich diesmal keine persönlichen Motive, wie im ersten Falle, vorlagen, die die Verweigerung des Preises hätten erklärlich machen können.

Unter dem 10. November dieses Jahres ist nun eine neue Verordnung über die Behandlung des Schillerpreises erschienen, durch welche die Bestimmungen des Stiftungspatents von 1859 einige nicht unerhebliche Veränderungen erfahren.

Die Abweichungen von den früheren Bestimmungen sind in den drei ersten Artikeln der neuen Verordnung enthalten, von denen Artikel 1 besagt, daß der Preis nicht, wie bisher, alle drei, sondern nur alle sechs Jahr, und dann jedesmal im doppelten Betrage des bisherigen Preises zur Erteilung gelangen soll.

Artikel 2 bestimmt, daß um den Preis die innerhalb der letzten zwölf Jahre herausgegebenen, aufgeführten oder überhaupt verfaßten Stücke konkurrieren sollen.

In Artikel 3 endlich behält sich der Kaiser, für den Fall, daß mehrere Werke von der Kommission in Vorschlag gebracht werden, die Auswahl darunter vor. Die Werke sollen von der Kommission unter Angabe der Reihenfolge namhaft gemacht werden.

Die öffentliche Meinung hat in diesen zuletzt angeführten Bestimmungen des Artikels 3 die wesentliche Neuerung zu finden geglaubt und sich darüber besonders erregt. Man nimmt an, und zwar mit Recht, daß bei einer Prüfung, die sich, der jetzigen Vorschrift gemäß, über einen Zeitraum von zwölf Jahren erstrecken soll, der Fall zur Regel werden wird, daß mehrere Stücke zur Erteilung des Preises in Vorschlag gebracht werden. Hieraus ist die Ansicht entstanden, daß der Kaiser, indem er sich die Auswahl unter diesen Stücken vorbehält, sein Urteil also zum entscheidenden Faktor und die Kommission zu einer nur begutachtenden Behörde macht, sich eine neue Befugnis, ein Recht zugelegt habe, das Kaiser Wilhelm I. vor ihm nicht für sich in Anspruch genommen hatte.

Diese Ansicht ist durchaus irrtümlich, und nach dem, was ich oben gesagt habe, bedarf es kaum der Ausführung darüber, warum sie irrtümlich ist. Kaiser Wilhelm I. hat sich niemals des Rechts begeben, seinerseits den Schillerpreis zu erteilen, hat die Befugnis dazu niemals der Kommission übertragen. Wenn infolge seiner Zurückhaltung die Dinge sich so gestaltet haben, daß zu seiner Zeit immer nach den Vorschlägen der Kommission prämiiert worden ist, und wenn es dadurch den Anschein gewonnen hat, als wäre die Kommission die Erteilerin des Preises, so ist das eben nur ein Schein gewesen; nach dem Wortlaute des Patents von 1859 ist die Kommission unter dem alten Kaiser nichts anderes gewesen, als was sie jetzt, nach der neuen Verordnung des jetzigen Kaisers noch ist, eine gutachtlich sich äußernde, aber nicht entscheidende Behörde. Aus dem Wortlaute dieser neuen Verordnung geht hervor, daß der Kaiser sich auch fürderhin insofern an die Vorschläge der Kommission zu binden gedenkt, daß er keinem Dichter den Preis erteilt, der ihm von dieser nicht vorgeschlagen worden ist; die Vorschrift endlich, daß die vorgeschlagenen Werke unter Angabe der Reihenfolge namhaft zu machen sind, kann nicht anders verstanden werden, als daß sich der Kaiser auch bei der Ausübung seiner Wahl insoweit durch die Vorschläge der Kommission beeinflussen lassen will, daß er den von der Kommission aufgestellten Maßstab für die Würdigkeit der Preis-Kandidaten auch seiner Beurteilung zu Grunde legt.

Von einer Umstürzung des bisherigen Verhältnisses zu Gunsten des Kaisers, oder von der Usurpierung eines bisher nicht vorhanden gewesenen Rechtes durch diesen kann hiernach gar keine Rede sein. Ein neues Verfahren ist durch die gegenwärtige Verordnung eingeführt worden, die Abgrenzung der beiderseitigen Befugnisse aber ist dieselbe geblieben, die sie früher war.

Dieses neue Verfahren aber, wie es in den Artikeln 1 und 2 der gegenwärtigen Verordnung geregelt wird, enthält die wirkliche Abweichung von dem bisherigen Zustande, eine sehr erhebliche und, wie ich hinzusetzen muß, geradezu unheilvolle Abweichung.

Statt wie bisher alle drei, soll von jetzt an der Schillerpreis nur alle sechs Jahre erteilt werden, und anstatt daß die Kommission bisher nur die innerhalb der letzten drei Jahre erschienenen Stücke zu prüfen hatte, soll sie jetzt die in den letzten zwölf Jahren ins Leben getretenen Bühnenwerke in Betracht ziehen.

Das bedeutet eine ganz ungeheuerliche, eine Aufgabe, deren Durchführung ich einfach für unmöglich halte.

Wer auch nur eine entfernte Ahnung von der heutigen dramatischen Produktion in Deutschland hat, weiß, daß sie ins Massenhafte geht. Schon die drei Jahre, die die Schillerpreis-Kommission bisher zu überblicken hatte, brachten ein Meer von Stücken zu Tage. Seitdem hat sich die Thätigkeit auf dem Gebiete in steigender Progression entwickelt. Und jetzt wird mit einem Male nicht nur ein Ueberblick, sondern eine Durchforschung des vierfachen Zeitraumes gefordert! Denn ein wirkliches Erforschen und Durchdringen der vorliegenden Stücke muß es ja doch sein; sonst hätte die Thätigkeit der prüfenden Kommission gar keinen Wert. Dazu kommen noch andere Schwierigkeiten und Bedenken: die dramatische Hervorbringung und Beurteilung

wandelt sich heutigen Tags so schnell, daß beide nach Ablauf von zwölf Jahren völlig veränderte Bilder darstellen. Ein Stück, das vor zwölf Jahren den ganzen Seelen-Inhalt seiner Zeit wiedergab, erscheint vielleicht nach Ablauf dieses Zeitraumes, innerhalb dessen neue Gedanken und Stimmungen Platz gegriffen haben, bereits überlebt. Ein solches Stück, das zur Zeit seiner Entstehung des Preises würdig war und ihn wahrscheinlich erhalten hätte, wird ihn jetzt, nicht weil das Werk, sondern weil die Zeit sich gewandelt hat, vermutlich nicht erhalten. Welche Ungerechtigkeit! Eine Ungerechtigkeit, die früher nicht eintreten konnte, weil das, was innerhalb drei Jahren zu Tage tritt, immer als gegenwärtige Kunst erscheinen wird.

Welcher dramatische Dichter soll sich unter solchen Umständen noch zur Bewerbung um den Preis gelockt fühlen? Welcher ernsthafte Mann soll sich noch bereit finden lassen, in eine mit solchen Aufgaben belastete Kommission einzutreten? Ich für meine Person, der ich doch über die zeitgenössische dramatische Produktion vielleicht noch unterrichteter bin, als manche der Männer es sein können, die aus ganz anders gerichteten Lebensaufgaben in die Kommission entboten werden, würde eine etwaige Berufung in die Schillerpreis-Kommission ablehnen, weil ich es für ausgeschlossen halten müßte, daß ich eine Prüfung, wie sie jetzt verlangt wird, ernsthaft und sachlich vornehmen könnte.

Was für Konsequenzen ergeben sich daraus? Entweder, es findet sich überhaupt keine Kommission mehr zusammen, oder es findet sich zwar eine zusammen, diese aber prüft nicht mehr eingehend, so daß ihre Thätigkeit eine Scheinthätigkeit wird und ihre Vorschläge alles Vertrauen bei der Nation verlieren. Ist der Schillerpreis, der dann erteilt wird, wirklich noch der Schillerpreis? Wirklich noch die höchste, durch das Zusammenwirken der beiden höchsten Mächte unseres staatlichen Daseins, durch das allgemeine Bewußtsein und den Willen des Staatsoberhauptes geprägte Auszeichnung? Nein! Dann tritt die öffentliche Meinung, deren Organ bisher die Kommission war, vollständig hinter der Persönlichkeit des Kaisers zurück, und dessen Wille erscheint wie Willkür. Dann kommt das, was Feinde und Böswillige ersehnen und was ich, weil ich es als ein nationales Unglück betrachte, mit allen Kräften verhindern möchte, dann entsteht auf dem Gebiete, wo Deutschlands edelste Geistesfrüchte gedeihen, eine tiefe, alles gegenseitige Verständnis ausschließende, vielleicht nie mehr zu überbrückende Kluft zwischen dem Kaiser und seinem Volk.

Aus innigster Ueberzeugung, aus tiefstem, nur der Sache gewidmetem Interesse erhebe ich darum meine Stimme und sage: Man mache die neue Bestimmung, wenigstens in diesem Teile, wieder rückgängig, — man lasse die Kommission, wie bisher, alle drei Jahre zusammentreten und gebe ihr nur die Stücke der letzen drei Jahre zu prüfen auf.

Geschieht es nicht, so würde denen nicht mehr Unrecht gegeben werden können, die jetzt auf Mittel und Wege zu sinnen anfangen, wie ein mit dem Schillerpreise rivalisierender Preis geschaffen werden kann, den das deutsche Volk unabhängig und leider wahrscheinlich immer im Widerspruche zu dem Kaiser seinen Dramatikern verleiht.

Vorläufig erscheinen mir die dahin gerichteten Pläne utopisch. Falls der Preis in Geld bestehen soll, sehe ich noch nicht, wer das Geld hergeben wird. Und für diesen Fall, sowie für den anderen, daß der Preis lediglich eine Ehren-, aber keine Geldzuwendung sein soll, sehe ich noch nicht, wer derjenige ist, oder wer diejenigen sind, die berufen erscheinen, eine solche Ehre im Namen des deutschen Volkes zu verleihen.

Immerhin ist es nicht undenkbar, daß etwas Derartiges zu Stande kommt. Tritt es aber ins Leben, dann ist das Parteitreiben, wie es jetzt besteht, ein Kinderspiel gegen das, welches alsdann kommen wird, und der jetzt schon so zerklüftete und mit giftigen Gasen gefüllte Boden des deutschen Kunstlebens wird abermals von einem Spalt durchrissen, dessen Ausdehnung unabsehbar ist, und von dem sich nur eins als gewiß sagen läßt, daß er mitten durch das Herz der deutschen Kunst gehen wird*).

Auszüge.

Grabbe — Nestroy, beide im Dezember 1801 geboren, der eine noch unverstanden und der lebenden Menge fremd, der andere kaum gestorben, nirgends vergessen, mit seinem Wien eng verwachsen. Und charakteristisch genug: zur 100. Wiederkehr ihrer Geburtstage eine Fülle von Aufsätzen, die sich bei Grabbe zumeist mit biographischen und litterarhistorischen Angaben begnügen — er ist den meisten ein unverstandenes, in seiner Schwierigkeit wohl empfundenes, aber ungelöstes Problem — dagegen über Nestroy wenig Biographisches, sondern mehr oder minder tiefe psychologische Beobachtungen über seine und seiner Wiener Art, über den Boden, dem er entwuchs und dem er spendete. Der schwierigen Lösung des Grabbe-Problems bewußt, fordert Leo Berg (Sonnt.-Beil. d. Voss. Ztg. 49, 50) mehr als ein bißchen Philologie; es könne nur gelöst werden, „indem man dieses grandiose und groteske Dichtergenie zu verstehen und zu erklären sucht und die ganze Erscheinung aus dem Wust von Phrase, Vorurteil und kritischem Unsinn heraushebt". — Mit gutbürgerlicher Moral ihm beizukommen, erklärt auch Julius Hart (Der Tag 551) für eine thöricht alte Art. „In Grabbe steckte so gut eine ganze Welt wie in Goethe. „Freilich, eine durch und durch wider-goethische Welt . . . Man sehe ihm nur näher ins Gesicht, diesem Grundsteinleger unseres naturalistischen Dramas, dem ersten Apostel und Fanatiker der nackten Wirklichkeitskunst. Er ist der Grenzstein des alten und neuen Deutschlands, der Zerstörer der ästhetischen Kultur von Weimar, der Prophet der neuen realpolitischen Dingauffassung, der zum Kampf aufruft." Grabbe sei nicht Epigone, sondern Progone. „Kaum ein anderer hat die Welt als Chaos, als unsinniges Durcheinander, die Welt der reinen Vernichtungen so furchtbar dargestellt, wie gerade er. Alles sieht er, nur den schöpferischen Geist der Dinge sieht er nicht. Das ist das Urwiderkünstlerische in ihm, das macht ihn zum Zerstörer der alten Kunst, zum großen Verneiner, aus dessen Nein einst ein neues Ja hervortönen muß." — Mit demselben Glauben versenkt sich Karl Strecker (Tägl. Rundsch., Beil. 289/91) in Grabbes Wesen. Er geht ausführlicher auf die vorhandene Grabbe-Litteratur ein, unternimmt den neuen Versuch, der psychologischen Entwickelung des Knaben Grabbe stufenweise nachzuspüren und verfolgt das allmähliche Werden und Wachsen des Dramatikers, der nie eine lyrische Periode in seinem Leben durchmachte. — Neben diesen tiefer schürfenden Charakteristiken kommen zunächst die Mitteilungen ungedruckter Briefe und Schriften in Betracht. Paul Friedrich teilt solche in der Voss. Ztg. (579) mit, Gotthilf Weisstein giebt aus eigenem Besitz einige Blätter aus der Hermannsschlacht (Nation.-Ztg. 675). — Unbekannte, ebenfalls in seinem Besitz befindliche Manuskripte zum Teil verwertend (vgl. Litt. Echo IV, Heft 5) schildert Robert Hallgarten (Frankf. Ztg. 321) Grabbes Aufenthalt in Frankfurt. — Ueber des Dichters Beziehungen zu Düsseldorf verbreitet sich C. Hagemann (Rhein.-Westf. Ztg. 998), ferner J. Buchhorn (Tägl. Anz. f. Berg u. Mark 291). — Grabbe, den „Feind aller konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" feiert das Deutsche Volksblatt (4648), den cäsarischen Zug seines Wesens betont O. v. Maaß (Basl. Nachr. 337). Im übrigen seien die Aufsätze genannt von L. Anger (Wiener Fremdenbl. 340), H. Landsberg (Neue Hamb. Ztg. 580), A. Prehn (Nordd. Allg. Ztg. 290), R. v. Gottschall (Leipz. Tagbl. 630), A. Semerau (Neue Stett. Ztg. 578), C. Schmidt (Unterh.-Blatt des Vorwärts 241), Julius Riffert (Wiss. Beil. d. Leipz. Ztg.

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Herrn Verfassers der „National-Zeitung" entnommen.

143), Bodo Wildberg (Deutsche Wacht 288), H. Sch. (Oesterr. Volksztg. 340), Job (Neues Wien. Tagbl. 340), P. Kurth (N. Freie Pr. 13395) u. a.

Der Berufenste unter denen, die über Nestroy zum 7. Dezember schrieben, dürfte wohl Karl Glossy sein. „Mit Nestroy," so urteilt er (N. Freie Pr. 13394), „brach eine neue Epoche der wiener Volksbühne an. Seine realistischen Stücke mit ihrem schneidenden Witz und ihren stacheligen Bitterkeiten sind Dokumente einer anderen, weit vorgeschrittenen Zeit." Sie bedeuten das Ende der Romantik (Raimund) auf dem Gebiete des niederen Dramas. Auf die Schwierigkeiten, die dem wiener Aristophanes durch die Zensur bereitet wurden, macht Glossy von neuem aufmerksam und betont den unerschrockenen Mut, mit dem Nestroy die sozialen Fragen im Drama aufgriff. Auch vom Schauspieler Nestroy ist eingehender die Rede. — Seine Dramen nennt ein Feuilleton der wiener Deutschen Ztg. (10752) „eine Desinfektion der eigentümlichsten Art, derbe materielle Gegengifte", durch die der raimundsche Idealismus herausgetrieben sei, ihn selbst „mephistophelisch" in Gestalt und Wesen, einen „cynischen Weltweisen". — Ewigkeitsgehalt spricht S. W—m (Wien. Fremd.-Bl. 335) den Werken dieses „größten Satirikers, den Wien hervorgebracht", dieses „lachenden Pessimisten, dieses Bruders Ironiker" zu. Den mutigen, für das Wien seiner Zeit bedeutungsvollen Satiriker sieht auch Stefan Großmann vor allem in dem Dichter (Arbeiter-Ztg. 336). Er sei kein charakterloser Possenmacher gewesen, zu dem ihn Litteraturprofessoren oft gestempelt hätten. — Fr. Th. Vischers bekanntes einseitig-hartes Urteil über Nestroy in den „Kritischen Gängen" wird gleich anderen abfälligen Aeußerungen zurückgewiesen von R. Holzer (Wien. Ztg. 282) und L. Schönhoff (Der Tag 545); gegen die Litterarhistoriker, vor allem „die nordischen, steifleinenen Aesthetiker", wendet sich dabei P. Thaler (Dtsch. Volksbl. 4644). — Persönliche Erinnerungen steuert Josef Lewinsky bei (Berl. Ztg. Beil. v. 7. Dez.), der auch als Bühnenkünstler Nestroy feierte, indem er zusammen mit Kainz und Korff das Dreigestirn Knieriem-Zwirn-Leim bei der Nestroy-Feier des Burgtheaters verkörperte (N. Freie Pr. 13398). — „Nestroy und das Volkstheater im Prater" behandelt ebendaselbst (13395) Th. H. — Nestroy als Schauspieler in Graz schildert Wilhelm Rullmann (Frankf. Ztg. 339 und Graz. Tagesp. 334, 337), sein Verhältnis zu den Frauen S. Schlesinger (Wiener Morg.-Ztg. 334). — Außerdem seien erwähnt: „Wie soll man Nestroy spielen?", eine von Kainz, Girardi, Thaller, Kath. Schratt, L. Martinelli, Hansi Jarno-Niese beantwortete Umfrage des Illustr. Wien. Extrabl. (334, 336), sodann Feuilletons von Carl Hagemann (Rhein.-Westf. Ztg. 995), W. Franzius (Neue Stett. Ztg. 574), H. Klein (Berl. Tagebl. 621), L. Rosner („Persönliche Erinnerungen", N. Wien. Tagbl. 336), O. Pohl (Unterhaltgsbl. d. Vorwärts, 238), Pester Lloyd 294; Ostd. Rundsch. 336; A. Klaar (Sonnt.-Beil. d. Voss. Ztg. 575).

Mitten zwischen die Geburtstage Nestroys und Grabbes fiel in diesem Jahre der 100. Todestag Johann Rautenstrauchs, des alt-wiener Sittenschilderers, dessen Leben und Wirken in der Deutsch. Ztg. (10754) geschildert wird. — An eben dem 8. Dezember 1801 trat Seume seinen berühmten „Spaziergang nach Syrakus" an, was Fr. Thieme zu einer „litterarischen Reminiscenz" veranlaßt (Die Post 575). — Das Andenken des vor 100 Jahren geborenen Königs Johann von Sachsen — Philalethes — erneuert Fedor v. Köppen (Leipz. Tagbl. 632), während Maximilian Kohn über „Hölderlin und seine Diotima" aus dem Anlaß sich verbreitet, daß sich in einigen Monaten hundert Jahre runden, seitdem die Hamburgerin Susette Borkenstein, vermählte Gontard — Hölderlins Diotima — starb. (Hamb. Fremd.-Bl. 288.)

* *

Eine Reihe von Aufsätzen in der ersten Hälfte des Dezembers war in deutlichem Hinblick auf das Weihnachtsfest geschrieben. August Hagemann variiert das alte Leitmotiv vom Bücherschenken, vor Schlechtem eindringlich warnend (Ostd. Rundschau, 335). — Hans Rosenhagen beklagt, daß die Idee der künstlerischen Ausgestaltung eines Buches bereits so stark mißbraucht wird, und freut sich der vornehm-sinnvollen Buchkunst solcher Verleger wie Diederichs, Voigtländer u. a. (der Tag 537) — Erich Schlaikjer empfiehlt für das frohe Fest, die „eigentliche Zeit der Märchen", aufs herzlichste Andersens Märchen, die in einer neuen Uebersetzung von Pauline Klaiber mit Zeichnungen von H. Tegner bei P. Neff in Stuttgart erschienen sind (Tägl. Rundschau 281). — „Grossobuch oder nationale Dichtung?" fragt H. Wolgast (Dresd. Anz., Monats-Beil. 48), deckt den litterarischen Schwindel großer Firmen auf und spricht sich prinzipiell über die Art und Wahl der Jugendlektüre aus. — Auf diese und weiterhin auf Volksbücher lenkt E. Liesegang die Aufmerksamkeit, indem er von der Thätigkeit des wiesbadener Volksbildungsvereins und dessen Erfolgen erzählt (Frankf. Ztg. 343). — Als Volks- und Jugendschriftsteller würdigt Joh. Gillhoff den jungen Alten aus dem Eichsfelde, Friedrich Polack, den Märchenerzähler (Deutsche Welt 10). — Daß ein „Dirnengeist in unserer modernen Litteratur" stecke, weil er in den Produzierenden selbst stecke — es werden H. Mann, Jak. Wassermann, Dehmel, E. Schur, Richard Scheid und Marie Madeleine als Belege dafür genannt — findet Jl. (Litterar. Beil. der Köln. Volksztg. 46). — Zwei Darstellungen der deutschen Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts werden ausführlich besprochen: Karl Busses Geschichte der deutschen Dichtung als eine selbständige, gesunde Ansicht und einen vornehmen Standpunkt verratende Leistung von Harry Maync (Nordd. Allg. Ztg., Beil. 285) und Karl Lamprechts neuer Band der deutschen Geschichte, in dem die Dichtkunst der letzten Zeit mit einem das Weite und Zusammenfassende erkennenden Blicke dargestellt sei (Wissenschaftl. Beil. d. Leipz. Ztg. 144).

* *

Die ausländische Litteratur war in dieser Berichtszeit mit einer ungewöhnlich großen Zahl von Aufsätzen berücksichtigt. Otto Hauser giebt in der Tägl. Rundschau (287, 288) einen Ueberblick über die chinesische Dichtung im 19. Jahrhundert, die von der in früheren Jahrhunderten kaum absteche. Unter den jetzigen Dichtern und Dichterinnen befindet sich auch die Kaiserin-Regentin, die sechshundert ihrer Dichtungen der Akademie des Pinselwaldes vorlegte. Der bedeutendste Dichter des Jahrhundert war Le-Yi-Tsing, dessen „Lied der Theepflückerin" ihm die Unsterblichkeit gesichert habe. — Von der russischen Poesie der Gegenwart spricht A. Wolynski (Uebersetzung von Josef Meleik. St. Petersburg. Ztg. 319, 322). Die auf Puschkin folgenden Dichter, darunter Dostojewsky, Baratynski, der philosophisch zersetzende Tjutschew, die Dekadenten Minski, Mereshkowski und andere, wie die moskauer Symbolisten werden der Reihe nach behandelt. — Einzeln erscheinen charakterisiert: Anton Tschechoff, bei dem sich schon das bittere Wort „Handwerk" leicht auf die Lippen dränge, von Marie Weyr (Wiener Abendpost, 276), sodann sein größerer Nebenbuhler Maxim Gorki. Die Luft, die er mitbringt, hält H. Liebstoeckl (Reichswehr, 2805) für Stickluft, pilzreich, miasmatisch. „Es ist die Erzählerkunst eines Selbstmordkandidaten für Selbstmordkandidaten. Das Gefährlichste an ihr ist die Meisterschaft der Arglosigkeit in den Mitteln, diese Kunst, sich selbst als Wahrheit und letzte Instanz auf den Markt zu bringen. Maxim Gorki schreibt letzte, allerletzte Bücher. Er wildert schon an den äußersten Grenzen des Zeitgemäßen." — Wie er Maxim Gorki kennen lernte, erzählt einer seiner Uebersetzer, August Scholz (Frkf. Ztg. 340). — Gorkis letzterschienene Bücher bespricht in einem Sammelaufsatz — der auch auf Sienkiewicz und Paul und Victor Marguerite eingeht — Hermann Stege-

mann („Von Russen, Polen und Franzosen", Basl. Nachr. 330). — Auf das Leben der unglücklichen Marie Baschkirtseff geht Erich Meyer aus Anlaß des jüngst erschienenen „Nouveau journal inédit de M. B., éditions de la Revue, 1901" näher ein (Nat.-Ztg. 639, 648). — Die Münchn. N. Nachr. (576) veröffentlichen ein Feuilleton Georg Polonskys über Lermontow, der als eine gewaltige Persönlichkeit geschildert wird, „die konzessionsunfähig in jedem Augenblicke Vollmensch bleiben will". Dichterisch verzweige sie sich nach drei Richtungen, einer zügellosen Freudenjagd, einer protestierenden unversöhnlichen Bekämpferin alles Kleinlichen, Halben und Unechten und endlich einem begeisterten Sich-Verlieren in den hohen Regionen der Schöpfungskraft, wo sie als Verkünderin des vollblütigen Lebens auftrete. Aus der ungarischen Litteratur findet Franz Herczeg Beachtung. Max Rothauser prophezeit seinem neuesten Roman „Heiden" einen Eroberungszug (Pester Lloyd, 288). — Aus Zolas Selbstbiographie dringen schon einige Stellen an die Oeffentlichkeit; so druckt z. B. das Neue Wiener Journal (2914) einiges aus den Anfangskapiteln ab. — Ludwig Fuldas Molière-Uebersetzungen, die jetzt in dritter vermehrter Auflage erschienen sind, bespricht Theodor Wolff (Berl. Tagebl. 631), hauptsächlich die Verwandlungen des Amphitryon und seine Stellung zu Kleists Bearbeitung betrachtend. — Die Romane Thomas Hardys prüft Margaret Macdonald (Beil. d. Hamb. Korresp., 22). — Paolo Savj-Lopez weist auf die provençalischen Quellen der Lyrik Petrarcas hin (Beil. z. Allg. Ztg., 283).

* *

Ausführlichere Besprechungen fand in dem Weihnachtsmonat eine Anzahl von Gesamtausgaben und einzelnen Werken. Eine Musterausgabe, die überall einen Ehrenplatz zu beanspruchen habe, sieht J. Norden in der von J. Elias, P. Schlenther und G. Brandes besorgten Ibsen-Ausgabe des fischerschen Verlages (Magdeb. Ztg. 619). — Gleiches Lob zollt mit dieser und jener Einschränkung im einzelnen Roman Woerner der neuen Ausgabe von Hebbels Werken durch R. M. Werner (Beil. z. Allg. Ztg. 280). — Hugo Ganz hofft von dem Werke A. Ehrhards über Grillparzer (deutsch von M. Necker. München, C. H. Beck), daß es dazu beitragen werde, Grillparzer unter die Großen der Weltkultur einzureihen, eine Auferstehung zu dauerndem Leben nicht nur des Dramatikers, sondern auch des Denkers und Epigrammatikers (N. Freie Pr. 13392). — Den ersten Band der von Ph. Stein herausgegebenen Goethe-Briefe begrüßt E. Engel („Ein neuer Goethe"; Der Tag, 541), da nun auch dem deutschen Volke ein Hort erschlossen werde, der den Goethe-Gelehrten längst zugänglich war. — Hermann Türcks neue Fausterklärung nimmt Carl Alt ziemlich kühl auf (Nordd. Allg. Ztg., Beil. 281). Ihm erscheint „der Gegensatz des produktiven, schöpferisch wirksamen Genies, das frei von Furcht und Hoffnung unbefangen der wahren Beschaffenheit der Dinge ins Antlitz schaut, und des unproduktiven, in seinem Thun unfreien Philisters, der, von Furcht und Hoffnung beherrscht, die Dinge nicht sieht, wie sie sind, sondern wie sie ihm seine Einbildung bald schwarz, bald rosig malt", — konstruiert. — Goethes Anschauungen über Poesie und Kultur behandelt ein Feuilleton der Deutsch. Ztg. (10743). — Ueber das Goethemuseum in Frankfurt teilt O. Heuer einiges mit (Frankf. Gen.-Anz. 286). — Mehrere Aufsätze beschäftigten sich mit Anzengruber. Eine freudige Besprechung der neuen Briefausgabe von A. Bettelheim findet sich in der N. Freien Presse (13388) und in der Oestreich. Volksztg. (337), eine für den Herausgeber abfällige in der wiener Deutschen Ztg. (10775). — Die wohlfeile Ausgabe ungedruckter Briefe von Anzengrubers Landsmann Hamerling (Verlag von C. Daberkow, Wien) heißt die Ostd. Rundschau (339) willkommen. — Ein merkwürdiges und bedeutendes Buch, das jüngst herauskam und die gesammelten Aufsätze Robert Franceschinis in feinsinniger Auswahl (besorgt von A. Gelber, Leipzig. Reißner, 1902) enthält, fand bereits drei eingehende warme Besprechungen. Eduard Sokal referiert darüber in der Frkf. Ztg. (339), Moritz Necker sieht in ihm eine Feuilletonsammlung, wie wir sie seit Ferdinand Kürnbergers Siegelringen nicht in solcher Bedeutung gehabt haben (Neues Wien. Tagbl. 328) und die Wiener Allg. Ztg. (7121) macht den Vorschlag, einmal den Versuch zu wagen, durch dieses Buch die Indianer- und Rittergeschichten der reiferen Jugend zu ersetzen. — Schließlich seien noch die ausführlicheren Besprechungen belletristischer Werke hier zusammengestellt: Letzte Geschichten und Gedichte von Willomitzer (Emil Faktor, Bohemia, 336); Felix Hollaenders „Weg des Thomas Truck" (Breslauer Ztg. 766); Nicolaus Krauß' Romantrilogie „Heimat" (L. Geiger, Nation.-Ztg. 672); Rudolf Herzogs Roman „Der Graf von Gleichen" (H. Benzmann, Hannov. Cour. 23507); Roseggers Novellenband „Sonnenschein" (E. Kuh, Neues Wien. Tagbl. 331; E. Gnad, Grazer Tagespost, 336). — Georg Reickes „Freilicht" (Georg Brandes, N. Freie Presse. 13395). — Neue Lyrik von Karl Busse, Karl Bulcke und Heinr. Vierordt bespricht A. Geiger (Allg. Ztg. Beil. 284). — Auf einen Sänger im Talar, den Kapitular des Stiftes Vorau und Pfarrer zu Vestenburg in Steiermark, Ottokar Kernstock, macht das „Vaterland" (Wien, 330) aufmerksam. Ein Band Gedichte „Aus dem Zwingergärtlein" ist vor kurzem von ihm erschienen.

Dr. Paul Legband.

„Lessings Mannheimer Reise." Von E. Consentius. (Sonntags-Beil. 49 z. Nation.-Ztg.)

„Die ältesten deutschen Theaterzettel." Von E. Hagemann. (Frankf. Ztg.)

„Kulissenzauber." Von E. Hagemann. (Rhein.-Westf. Ztg. 968, 971.)

„Fritz Mauthners Kritik der Sprache." Von Edgar Alfred Regener. (Berl. N. Nachr. 571.)

„Südliche Fahrten. Biarritz-Bordeaux." Von S. Samosch. (National-Ztg. 660). Erwähnt Montaigne, Montesquieu und die Bibliothek in Bordeaux.

„Hauptmanns Weber in Oesterreich." Ein Plaidoyer und ein Kommentar. (Neues Wien. Tagbl. 333.)

„Ein Gelehrtenleben in Briefen." [Otto Ribbeck.] (Beil. z. Allg. Ztg. 281.)

„Lieb-Frauen-Minne im kirchlichen Volksliede." Von E. S. (Reichspost, Wien, 284.)

„Die dramatische Bühne in Italien und Ermete Novelli." Von G. (Nordd. Allg. Ztg., Beil., 286.)

Echo der Zeitschriften

Deutsche Monatsschrift. (Berlin.) I, 2, 3. Aus dem reichen Inhalt dieser Zeitschrift kann an dieser Stelle natürlich nur ein verhältnismäßig kleiner Bruchteil ein Echo finden. Die in Heft 4 des „Litt. Echos" behandelte Frage der Kritik erfährt durch Carl Busse eine unabhängige erweiternde Betrachtung. Das höchste Ziel aller Kritik liegt ihm „nicht nur in der Geltendmachung ästhetischer Lehrmeinungen, sondern vor allem in der sittlichen". Kritik wurzele nicht nur in der Weltanschauung, sondern wolle auch die Weltanschauung und kämpfe für sie. Busse unterscheidet vier Arten der Kritik, die erste litterarisch-philologischer Art (Typus Düntzer), die gleichsam die polizeilichen Ermittelungen besorge, aber unfruchtbar sei, die zweite impressionistischer Art, die der Einfühlungs-Kritiker (Typus A. W. Schlegel), die oftmals verkümmerte Dichter seien. Sie sei von Frankreich zu uns gekommen, ihr Stil weiblich. Wie jene von Litteraturprofessoren, werde diese meist von Journalisten, interessanten Virtuosen, oft „Blendern" ausgeübt. Die dritte Klasse vertritt Georg Brandes, der Typus einer Gruppe, die mit Geist jongliert. Sie benutzen jedes Buch nur als Sprungbrett zu geistiger Akrobatik. Sie schlagen sich als Oppositionsgeister stets zur Minorität, sie sind glänzende Ankläger oder Ver-

teidiger und unmögliche Richter. Man darf sie lesen, aber nie ihnen glauben. Die vierte Gruppe endlich, die der produktiven, echten Kritiker, deren Ideal etwa eine Mischung des scharf-kritischen Lessing mit dem divinatorisch stärker begabten Herder wäre, baut auf der Arbeit der ersten Gruppe weiter auf. Sie kommt vom Buch zum Autor. Diese Kritiker müssen naives Gefühl für poetische Werte, historische und ästhetische Bildung besitzen; in der Ruhe und Einheitlichkeit ihrer Persönlichkeit finden sie den festen Standpunkt der Beurteilung. In diesem Sinne enthalte jede gute Kritik eine ganze Weltanschauung, löse sich aus jeder eine weithin wirkende sittliche Kraft. — Aehnliche Ideen vertritt Fritz Lienhard, wenn er in einem längeren Aufsatz („Die Gemütsmacht der deutschen Frau"; 2, 3) statt der vorwiegend zersetzenden und verneinenden Prosa aufbauende und erhebende Poesie verlangt, nach so viel Verstandes- und Nerventum vor allem Gemüt und Willen in Thätigkeit wissen will und an einer Frage: der Stellung unserer Dichter zur Frau, die traurige Lage unserer Litteratur beleuchtet. Die gemütsstarke Frau, als Verkörperung des Liebesgedankens und der Güte, und der wahre Dichter seien die Erzieher der Erwachsenen. Unsere Zeit sei arm an Liebe, arm an echter Lyrik und echter Tragik; unserer Zeit fehle die tiefe Frauenverehrung und Achtung, die einen John Ruskin von den Gärten der Königin reden ließ. „Man vergleiche diese Adelssprache mit dem jetzt üblichen Ton der Ueberbrettl-Dichter und ihrer Geistesverwandten oder mit den hageren Zerrbildern gewisser Witzblätter nach pariser Art!" — Adolf Bartels erörtert das Thema Goethe und Eckermann in einem Artikel, der demnächst als Einleitung zu einer neuen, bei Eugen Diederichs in Leipzig verlegten Ausgabe der „Gespräche" erscheint.

Deutsche Rundschau. (Berlin.) XXVIII, 3. „Ein merkwürdiges Beispiel von der heute im Schwange gehenden Rücksichtslosigkeit, mit der dichterisch begabte Frauen ihr geheimstes Seelenleben der Menge preisgeben, sind die Gedichte der Deutsch-Italienerin Annie Vivanti, die vor elf Jahren erschienen sind und seitdem durch fünf Auflagen den Beweis geliefert haben, daß heutzutage selbst ein lyrisches Talent das allgemeine Interesse zu fesseln vermag, wenn hinter den dichterischen Vorzügen ein Temperament von ungewöhnlicher Kraft und dichterischem Reiz zum Durchbruch kommt." Paul Heyse rühmt diese starke selbstherrliche Persönlichkeit, il predominio della personalità, wie es Giosuè Carducci genannt hat, als er 1890 die damals unbekannte Einundzwanzigjährige in die Oeffentlichkeit einführte. Heyse erkennt dabei die verschiedenen, zum Teil scheinbar widersprechenden Elemente, aus denen das dichterische Wesen Annie Vivantis sich zusammensetzt, er versucht die problematische Natur zu erklären, die in einem Atem zu fesseln und abzustoßen vermöge. Romanhaft ist der Lebensgang der Dichterin, auf den Herkunft und Mischung des Blutes einwirkten:

„Mama ist Deutsche, Italiener ist
Papa, in England bin ich selbst geboren.
Die Religion? Zur Messe geh' ich gern,
Denn die Musik dabei erbaut mich innig.
Doch hat man protestantisch mich getauft,
Und von Profil und Namen Jüdin bin ich."

Diese innere Selbstentblößung, die keine psychische und physische Regung unausgesprochen läßt, vollzieht Annie Vivanti in maßloser Selbstherrlichkeit. Sie „proklamiert Grundsätze, die vielfach dem, was selbst den freigesinntesten Menschen als eine Gewissensschranke erscheint, widersprechen", aber „sie ist ehrlich genug, vor sich selbst zu warnen . . . Es ist nun einmal der verhängnisvolle Trieb ihres Naturells, ins Grenzenlose zu streben, mittlere Zustände nicht ertragen zu können, nichts oder alles, Jubel oder Qual, das enge Grab oder das Universum zu begehren." Doch bei allem schrankenlosen Freiheitsdurst erkenne sie eine Schranke an, über die andere ihres Geschlechts sonst von minder bedenklichen Grundsätzen sich leicht hinwegzusetzen pflegen: die Schranke der legitimen Ehe. Lichtseiten neben all den rätselhaften Dunkelseiten ihres Wesens nennt Heyse ferner ihre Freude an der Natur, die das Beste und Menschlichste in ihr wecke, die echte Liebe zu Kindern, das tiefe Mitgefühl mit kranker Jugend. Ihr Stil, von allen Nachahmungen frei, entspricht ihrem Freiheitssinn. Aber während Carducci etwas spezifisch Deutsches in ihrer Lyrik zu erkennen meinte, erscheint dem deutschen Ohre „gerade die leidenschaftliche Unmittelbarkeit, die scharfe Accentuierung, der hastige Rhythmus dieser Gedichte als etwas recht eigentlich Südliches und Romanisches". Mit einer größeren Zahl glänzender Nachdichtungen beschließt Heyse den Aufsatz. — In das Alltagsleben Göttingens zu Lichtenbergs und Kästners Zeit führen Aufzeichnungen des württembergischen Hofrats und Professors Johann Heinrich Moritz von Poppe, der sie als Sechsundsiebzigjähriger mit merkwürdig treuem Gedächtnis und gemütlicher Redseligkeit niederschrieb und aus denen Theodor Poppe ergötzliche Proben mitteilt.

Die Insel. (Leipzig.) III, 1, 2, 3. Die Charakteristik, die Georg Brandes in seinen „Hauptströmungen" (5. Bd., Kap. 18 bis 20) dem französischen Immoralisten Henry Beyle — der sich vermutlich nach Winckelmanns Geburtsstadt Stendhal nannte — zu teil werden läßt, bildet offenbar den Ausgangspunkt zu dem nunmehr abgeschlossenen Essai „Stendhal" von Wilhelm Weigand. Aber so viel Unbestreitbares und Kennzeichnendes dieser auch mit Brandes gemeinsam ausspricht, ebenso deutlich wendet er sich gegen den dänischen „Kathederfeuilletonisten", indem er den scharfen Denker und Psychologen Stendhal aus den Reihen der Romantiker streicht und das Wesen dieses modernen Menschen im Kerne zu fassen sucht. Stendhal ist ihm ohne Nietzsches Hinweis und ohne modische Vergötterung der Eroberer der Renaissance, der die Fülle des Lebens ohne Rücksicht auf Moral und Sitte verherrlichte. Italien mußte der Ruhelose als Land der Freiheit begrüßen, als Land „des vollen und geheimen Lebens", Italien, die Heimat der kraftvollen Naturen des 16. Jahrhunderts, zu denen er sich durch eine seltsam ersonnene Geschichte als Blutsverwandter gezogen fühlte, Italien, das er im Siegesschritt mit Napoleons Truppen betrat und in dem er nach einer idealloseu Zeit Männer und Frauen aufleben sah zu lachender Lebenslust. Sein Gott war Napoleon, der „einzige moderne Mensch, in dem der Trieb zur Macht sich schrankenlos ausleben durfte". Neben dem Krieg war die zweite Hauptleidenschaft Stendhals die Liebe. Hierin blieb er bei aller Selbst-Analyse und Selbstbeobachtung der ewig Naive, der natürliche Leidenschaft, leidenschaftliche Natürlichkeit liebte. „Der Südländer, der Italiener, der in Stendhal lebte und liebte, war von einem heimlichen Franzosen überwacht, der seine Erfahrungen in der Kunst zu lieben theoretisch fixierte, um seinen eigenen Geist zu genießen." In diesem Selbstgenuß, dieser psychologischen Bloßlegung seines Innern, diesem Anders-Sein-Wollen liegt ein weiteres Moment des Modernen im Menschen und Schriftsteller. Das nationale Kulturbewußtsein war in ihm gebrochen, Sehnsucht und Groll führten ihn bei seiner reinen Einbildungskraft der Renaissance zu. Aber es bleiben dabei leise Zweifel, die die Seele des „südlichen Epikuräers und Satyrs des Geistes, dem die Schönheit allein das Glück verspricht", aus dem Gleichgewicht bringen. Das ist das moderne Element in ihm. Als Anreger wird er gepriesen und wirkt er. Vertraut mit dem Mechanismus der Seele, ist der Schriftsteller Stendhal „der Ahn der Naturalisten". Und doch, er ist nicht von jener plebejischen Art der Modernen: es bleibt in ihm ein Glanz von sinnlicher Schönheit, er bleibt Enthusiast. Er giebt seinen Personen — einer geringen Zahl verschiedener, aber unendlich reich nuancierter Typen — Geist! Ihm hat „das Bewußtsein, daß dies Leben ein großes Fragezeichen ist, nicht jene innere Fülle geraubt, die Schönheit schafft und sie verzehrt. Diesen Dichter, der nur vor den vorübergehenden Zuständen einer nivellierenden Kultur den Gleichmut verliert, aber die edlen hohen Seelen mit schöner Zärtlichkeit liebt sollen wir in dem formlosen

Schriftsteller suchen und verehren .... Ich empfehle diesen Geist, der die großen Realitäten des Lebens und der Kunst niemals aus dem Auge verliert, als Heilmittel gegen Stimmungsduselei, verschwommene Symbolik, langfingerige Aesthetik, Sexualismus, Nervenkultus, und wie die modernen Formen ästhetischer Erkrankung alle heißen mögen." — Im ersten und zweiten Heft teilt Karl Schüddekopf außerdem Aphorismen aus Tagebüchern (1788—90) von Wilhelm Heinse mit, und Ludwig Geiger giebt ein Klatschbrieflein der Therese Huber an ihre Tochter Therese Forster über Bürgers „Schwabenmädchen" (Elise Hahn) zum Besten, das diese erheblich zu entlasten geeignet ist.

Nord und Süd. (Breslau.) Dezemberheft. Was die besten der Modernen in formeller Beziehung erstrebten: Anschaulichkeit, Natürlichkeit, Präzision und Prägnanz des Ausdrucks, Knappheit der Form, Plastik neben melodisch und harmonisch wirkender Abtönung des Verses, der Strophe, des ganzen Gedichtes, kurz, volle Einheit zwischen Inhalt und Form, das alles bietet nach Hans Benzmanns Ansicht die Kunst eines Poeten, der schon länger als fünfzig Jahre mit unverminderter jugendlicher Frische schafft: Heinrich Ritter von Reder, der jetzt als Oberst a. D. in München lebt. Reder ist die längste Zeit seines Lebens Offizier gewesen und hat in zahlreichen schweren Schlachten mitgefochten; Geisteskämpfer ist er noch heute unverdrossen. Aus seiner Kunst spricht „das Deutsche, das Germanische, das über den Parteien steht, das deutsche Gemüt, ein Dichten, das aus den Tiefen der volkstümlichen Kunst, des Volksliedes, der Volksballade, der deutschen Sage schöpfte". Benzmann stellt ihn neben Liliencron und Falke, mit denen zusammen er das deutsch-volkstümliche Element innerhalb der modernen Kunst repräsentiere. „Eine besondere Bedeutung erhält Reders Kunst noch einmal jetzt, da man überall wieder an die deutsche Tradition direkt und bewußt anzuknüpfen sucht, da eine neue Blüte der Ballade, der Heimatskunst, bevorzustehen scheint. Das ist der beste Beweis dafür, daß Reders Kunst Ewigkeitsgehalt, in diesem Sinne, birgt". Benzmann, der uns aus eigener Erfahrung verrät, daß viele jüngere Dichter von Reder gelernt haben, ergeht sich des weiteren in Lobesworten der ansprechenden lyrischen und epischen Werke Reders. Frische Soldatenlieder, klare, knappe Naturschilderungen Bauernlieder, ebenso wie das „nicht ganz mit Unrecht" ein Nationalepos genannte Epos „Wotans Heer" sind darunter am bedeutendsten. — Eugen Wolff führt in demselben Hefte seine Abhandlung über die deutschen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts zu Ende.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. (Leipzig.) XV, 11. Gegen die Behauptung Heidemanns und Franz Kerns, daß Emilia Galotti den Prinzen liebe, daß sie aus diesem Grunde von der Begegnung mit dem Prinzen ihrem Bräutigam, dem Grafen Appiani gegenüber schweige, daß Appiani um dieses Fehlers der Emilia willen den Tod erleide und sie dann selbst den Tod sich wünsche und finde — dagegen wendet sich neuerdings Prof. U. Zernial. Er geht die einzelnen Szenen des Dramas durch und kommt zu einem doppelten Resultat: darin, daß Emilia ängstlich befangen, willenlos unwillig dem des Redens und Ratens nur allzukundigen, übermächtigen und überlegenen Prinzen ihr Ohr leiht, fehlt sie: „ihre ἁμαρτία, ihre tragische Schwäche ist Mangel an Selbstbeherrschung; gegenüber den Anforderungen, die das Leben an sie stellt, weiß sie nicht das Gleichgewicht, nicht die gleichmäßige Seelenruhe zu bewahren, sondern sie läßt sich teils von dem Gefühle des Unmuts und des Unwillens, teils von dem Gefühle der Beschämung so leiten und hinreißen, daß sie die ruhige und feste Sicherheit des Handelns verliert." Noch aber erscheint ein tragischer Ausgang unnötig. Appianis Tod treibt sie dann ebenfalls in den Tod. Immer leidenschaftlicher malt sie sich ihre Mitschuld aus. „So kommen der Gram und des Bräutigams Tod, ihre eingebildete Mitschuld und ihre tiefinnerste Beschämung darüber zusammen, und diese Mitschuld wird für sie eine zweite tragische ἁμαρτία: das einzige aber, was folgerichtig für sie sich daraus ergiebt, ist der Wunsch, zu sterben!"

Die Zukunft. (Berlin.) X, 9, 10. Ein Leitartikel des 9. Heftes erzählt zunächst mit allen Einzelheiten den Inhalt des Dramas „Die rote Robe" von E. Brieux, der ein „guter Bürger und Ersinner sanfter Moralitäten" genannt wird. „Es ist kein gutes Werk, kein Werk eines Dichters, dem eine große Vision die Welt zeigt, wie er sie nur sehen kann. Herr Brieux könnte sich auf Diderot und Rousseau, auf den zweiten Dumas, den Vorredner des modernen Dramas, und sogar auf Shakspere berufen, dem des Schauspiels Zweck schien: der Tugend und dem Laster ihr Bild, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen." Brieux führe seine Sache übrigens gut. Das sei immerhin der Rede wert in unsern Tagen, „wo man, ad artis majorem gloriam, zwischen Theater und Cirkus, Theater und Kneipe den lästigen Grenzstein wegzuschaffen bemüht ist. Neben den Wortjongleuren, den Versschlangenmenschlein und virtuosen Nachahmern geistlosen Stammelns darf mit schlichterer Gabe am Ende auch der Mann sich sehen lassen, der als erster den Mut gehabt hat, im grausam hellen Rampenlicht die Seele des Durchschnittsrichters zu enthüllen." Als Erster; denn der Franzose will anderes als Aristophanes mit seinen „Wespen", Racine mit seiner Umarbeitung der politischen Satire des Griechen zu der Posse von den Plaideurs, Kleist mit seinem „Zerbrochenen Kruge". Brieux liefert mit der Darstellung der Berufskrankheit der Richter „ein Kapitel aus der Aetiologie der Strafrechtspflege. Das hat noch keiner gewagt. Nie ward über die Richter auf der Bretterbühne Gerichtstag gehalten." — Den obersten Preßgötzen in den Vereinigten Staaten nennt Henry F. Urban den populären, von New York bis San Franzisko, von Klondyke bis New-Orleans bekannten Chauncey M. Depew und schildert an diesem interessanten Beispiel die merkwürdige Liebhaberei der amerikanischen Presse, in Sensation zu arbeiten.

„Therese Huber." [Ludwig Geiger.] Von Hans Altmüller (Hessenland, Cassel; XV, 23).

„Hermine Proschko." Biographisch-litterarische Skizze von Anna Benfey-Schuppe (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVI, 3). Verfaßte mehrere Gedichtbücher, Erzählungen für die Jugend und populär-wissenschaftliche Geschichtswerke.

„Grabbe." Von Carl Bleibtreu (Neue Bahnen, Wien; 23. Heft).

„Die Legende vom Ableben des hl. Johannes in der liturgischen Poesie." Von G. M. Dreves S. J. (Stimmen aus Maria-Laach, Freiburg i. B., LXI, 10).

„Berliner Brettlseuche." Von Walther Gensel (Die Gesellschaft, München; IV, 4). „Bettelsuppen für jeden anspruchsvollen Menschen. Von dem, was die Pariser Cabarets auszeichnet, keine Spur."

„Volkstümliches im egerländer Roman." Von Alois John (Unser Egerland, Eger; V, 6). Würdigung der Romantrilogie „Heimat" von Nicolaus Krauß, deren 3. Band „Die Stadt" soeben erschien.

„Martin Boelitz." Von Hugo C. Jüngst (Rheinische Rundschau, Düsseldorf; I, 11). Boelitz hat bisher drei Gedichtbücher herausgegeben; „Aus Traum und Leben", „Lieder des Lebens" und „London".

„Neue Bilderbücher." Von Herm. L. Köster (Jugendschriften-Warte, Hamburg; IX, 12. Vgl. Sp. 426 f.).

„Herman Grimm." Ein Gedenkblatt von Johannes Krätschell. (Westermanns Monatshefte; Heft 543).

„Ein Drama von Gobineau." Von Fritz Lienhard (Deutsche Zeitschrift, Berlin; XV, 5). Behandelt das Drama „Alexandre le Macédonien", das Prof. Schemann aus dem Nachlaß Gobineaus herausgegeben hat.

„Französische Theaterzustände in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts." Von J. Machly (Internat. Litt.-Ber., Leipzg., VIII, 24).

„Christian Dietrich Grabbe." Von Franz Mehring (Die Neue Zeit, Stuttgart; XX, 10).

„Aus Nestroys Werkstatt." Zu seinem 100. Geburtstage. Von Moritz Necker (Die Wage, Wien; IV, 48).

„Aus meiner Gymnasialzeit." Erinnerungen von Th. H. Pantenius. (Velhagen & Klasings Monatshefte; XVI, 4).

„Carl Spitteler." Von Eduard Platzhoff (Die Zeit, Wien; XXVIII, 363.) Charakteristik des Dichters und seiner Werke, die u. a. den inneren Zusammenhang zwischen Spittelers „Prometheus und Epimetheus" und Nietzsches „Also sprach Zarathustra" betont.

„Neue künstlerische Bilderbücher." Von Wilhelm Spohr (Ernstes Wollen, Berlin; III, 53). Vgl. Sp. 426 ff.

„Die Verbrechertypen in Dostojewskis Schriften." Von Prof. W. v. Tschisch (Die Umschau, Frankfurt a. M.; V, 49). Denselben Verbrechertypen, die Enrico Ferri, ein Vertreter der italienischen Schule, aufstellt, begegnen wir auch bei Dostojewski: den geborenen Verbrecher zeichnet er in den „Memoiren aus dem toten Hause", den zufälligen Verbrecher in der Erzählung „Der ehrliche Dieb", den Verbrecher aus Leidenschaft in den Werken „Der Idiot" und „Der Gatte"; geisteskranke Verbrecher sind Raskolnikow und Sfmerdjakow („Die Brüder Karamasow"), die Schilderung fanatischer Nihilisten oder Anarchisten endlich enthält der Roman „Die Besessenen".

„Kurt Geucke und seine Tragödie Sebastian." Von Bodo Wildberg (Die Gesellschaft, München; IV, 4). „Ein verfehltes Drama — eine interessante, von einer starken Persönlichkeit zeugende Dichtung. . . . Zum Reformator der modernen Bühne, zum Bringer des neuen Höhendramas ist Geucke wohl schwerlich bestimmt. Aber in seiner Weltanschauung, die eine Art Verquickung von Kulturphilosophie und Mitleidsmoral anstrebt, steckt etwas Edles, das freilich jenseits der Kunst liegt."

„Eine neue Uebersetzung von Ovids ‚Kunst zu lieben'." [Hugo Blümner] (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXI, 6).

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Das Herannahen des hundertsten Geburtstags Victor Hugos, der hier in feierlicher Weise begangen werden soll, beginnt schon jetzt in der französischen Presse lebhafte Diskussionen hervorzurufen. Im „Figaro" wurden die Dichter der symbolistischen Schule beschuldigt, den großen Nationaldichter nicht mit genügendem Respekt behandelt zu haben. Daraufhin kamen von allen Seiten energische Proteste, und in den jungen Zeitschriften beginnt man sich zu regen. Die Allerjüngsten, die es immer besser machen wollen als die um zehn Jahre ältere Generation, künden großartige Manifestationen an. Es werden Komitees gebildet, und vor dem Standbilde des Dichters sollen Schriftsteller und Arbeiter gemeinsam defilieren. Wie dem auch sei, das „Musée Victor Hugo" — bei dem die Organisatoren an das weimarische Goethe-Haus gedacht haben — wird unmöglich bis zur Jubiläumsfeier eingerichtet sein. Für eine Volksschule, die sich gegenwärtig in Hugos Sterbehaus (place de Vosges) befindet, muß vorerst ein neues Lokal gefunden werden. Auch soll im nächsten Jahre der letzte Nachlaßband — eine Sammlung von Gedichten — aus dem ungeheuren Manuskriptenschatz, den der Dichter hinterließ, herausgegeben werden. Der vorletzte Band ist soeben bei Calman Lévy erschienen. Er betitelt sich „Post-Scriptum de ma Vie" und stammt aus der Zeit des Exils, während deren der kränkliche Dichter nach seinem eigenen Ausdruck „zum Mysterium neigte". Das Buch enthält interessante Bemerkungen über litterarische Gegenstände, wird aber zum Ruhme des großen Romantikers wenig beitragen.

Zum Verständnis unseres anderen „großen Romantikers" Emile Zola hat Herr F. C. Ramond eine Art Lexikon zusammengeschrieben, das unter dem Titel „Les Personnages des Rougon-Macquart" bei Fasquelle herausgegeben wird. Das ungeheure Romanwerk in 20 Bänden wird vollständig zergliedert und von den etwa zwölfhundert Personen, die darin vorkommen, teilweise mit Zolas eigenen Worten eine Charakteristik gegeben. — Der junge Dichter Fernand Gregh, der in kurzer Zeit fast zur Weltberühmtheit gelangt ist, läßt im gleichen Verlag eine Sammlung feinsinniger Studien erscheinen, die in den letzten Jahren zerstreut in Zeitschriften gedruckt wurden. „La Fenêtre ouverte" — im Gegensatz zu der von den Romantikern so sehr gerühmten „Tour d'Ivoire" — giebt Ausblicke auf das Leben. Der Dichter polemisiert, er verschließt sich nicht mehr in die Einsamkeit und giebt laut seine Bewunderung für die großen Vorbilder kund. Hugo, Verlaine, France, Herdieu, Zola, D'Annunzio rechnet er zu seinen Meistern. — Graf Robert de Montesquieu hat soeben den sechsten Band seiner Gedichte („Les Paons") bei Fasquelle herausgegeben, der in demselben etwas preziösen Stil geschrieben ist wie die früheren. — Edmond Harancourt läßt sein Gedicht über das neunzehnte Jahrhundert, das den diesjährigen Poesiepreis in der Académie Française erhalten hat (vgl. Sp. 431), in Buchform erscheinen.

Unter den litterarhistorischen Novitäten ist noch ein Essaiband von Georges Leneveu über Ibsen und Maeterlinck zu nennen (Ollendorff). Der Verfasser behandelt hauptsächlich das Verhältnis der beiden Dichter zur Soziologie und zum Okkultismus. — Von den recht zahlreichen Romanen, die in den letzten Wochen herausgekommen sind, hat es keiner zu einem wirklichen Erfolge gebracht. André Theuriet veröffentlicht „L'Amie de Noël Trémont", einen politischen Roman aus den Vierzigerjahren (Ollendorff). — Eine Liebesgeschichte von Alexandre Hepp betitelt sich „Coeur d'Amant" (Fasquelle). — Leopold Aujar erzählt die Abenteuer eines Schiffsjungen („Mousse", bei Fasquelle). — „La Croix de Malte" von Marcel Boulanger ist eine witzige Geschichte von einem Liqueur-Fabrikanten, seiner schönen Frau und seinem jungen Sekretär (Edition de la Revue Blanche). — Der letzte Band des „Théâtre de Meilhac et Halévy" wird bei Calman Lévy veröffentlicht. — Unter den Uebersetzungen steht Tolstoi mit zahlreichen Broschüren immer in erster Reihe, aber auch von Maxim Gorki besitzen wir jetzt bereits sechs Bände Romane und Novellen. — Von H.-G. Wells erscheint in der meisterhaften Uebertragung des Henry D. Davray „Les premiers Hommes dans la Lune" (Mercure). — Von der französischen Nietzsche-Ausgabe sind neu erschienen: „Die Geburt der Tragödie" und „Morgenröte".

Ernst Sollière setzt in der „Revue des deux Mondes" (15. November) seine Studien über den schwäbischen Dichter Christian Wagner fort. — Im nächsten Hefte (1. Dez.) finden wir wieder einen Aufsatz des schreibseligen Herausgebers dieser altehrwürdigen Zeitschrift über Vaugelas und seine „Théorie de l'usage" in der französischen Sprache. Interessant ist, daß die mehr genannten als gelesenen „Remarques sur la langue française" 1647, ein Jahr bevor die französische Sprache zur offiziellen Sprache der Diplomatie wurde, erschienen sind, während die erste Ausgabe des „Dictionnaire de l'Académie" (nach Wurzeln geordnet und nicht alphabetisch) erst aus dem Jahre 1694 stammt. — In seiner „Geschichte von Versailles" bespricht Vogué die unter Ludwig dem Vierzehnten dort aufgeführten Tragödien. — Die „Revue de Paris" eröffnet ihr zweites Novemberheft mit „L'Enigme", dem Schauspiele von Paul Hervieu, das in der „Comédie française" mit glänzendem Erfolge weiter gespielt wird (vgl. Sp. 339). — Den Schluß des Heftes bildet eine Studie über „Wilhelm II. und seine Hauptstadt", die „Ein Berliner" unterzeichnet ist. — In diesem und dem folgenden Heft sind noch Erinnerungen des Rektors M. Gréard über die alte Sorbonne zu nennen. Ferner giebt Mary Duclaux (früher Frau James Darmesteter) einen Essai über den lateinischen Dichter Ausonius. — Leopold Lacour schreibt über die Dramen Paul Hervieus.

In der „Grande Revue" (1. Dez.) teilt Judith Gautier Gedichte der chinesischen Dichterin Ly-y-Hane mit und giebt interessante Erörterungen dazu. — Maurice des Ombiaux schreibt über die Mythen und Legenden aus Flandern und Wallonien. — In „la Cabale des dévots" giebt Raoul Allier eine Charakteristik der Jesuiten nach den „Provinciales" und dem „Tartuffe". — Ernest Charles wundert sich in der

„Revue des Revues“ (15. November) über die geringe Zahl von „lettrés“, die das französische Parlament aufweist. — Im nächstfolgenden Hefte giebt Ch. de Bonnefond die „Psychologie des Norddeutschen“. — „L'Allemagne irrespectueuse“ betitelt sich ein Artikel von Alexander Cohen in der „Revue blanche“ (15. November), in dem die Bedeutung des „Simplicissimus“ dargelegt wird. — André Beaunier giebt im „Mercure de France“ (Dezember) eine Studie über die Schriften des symbolistischen Dichters Francis Vielé-Griffin. — Albert Prieur zeigt an dem Beispiel der Dramen von Brieux, daß ein Stück mit wissenschaftlicher These eine Unmöglichkeit ist. R. de Bury teilt Dokumente über die französischen Musen-Almanache während der Revolution mit. — Die „Revue Universelle“ (Larousse), die vom ersten Januar ab ihr Erscheinen einstellen wollte, kündigt in ihrem letzten Hefte an, daß sie als Halbmonatsschrift weitergeführt werden wird. Im Wochenhefte vom 16. November schreibt Marie Krysinska über die weiblichen Schriftsteller in England. — Maurice Leblond weiht uns in die Geheimnisse des „Collège d'esthétique moderne“ ein, zu dessen Gründern er gehört. — In „L'Ermitage“ (Dez.) setzt Edmond Pilon seine Studien über die Erzähler des achtzehnten Jahrhunderts fort und behandelt Paradis de Moncrif. — Für die „Plume“ hat Georges Groppe Carlyles Essai über den Tod Goethes übertragen, und Henri Paris giebt eine Schilderung des frankfurter Goethe-Hauses (1. Dez.). — Die „Revue philosophique“ (1. Dez.) teilt aus der Feder von Alfred Fouillée bisher ungedruckte Bemerkungen von Friedrich Nietzsche über Maurice Guyeau mit. Wenn man bedenkt, mit wie wenig Verständnis der Verfasser bereits mehrmals ablehnend über Nietzsche geschrieben hat, muß man sich wundern, daß ihm bisher unverwertete Dokumente anvertraut wurden. — „L'Européen“ nennt sich eine neue Wochenschrift, die seit Anfang Dezember im Format und im Geiste der „Nation“ und der wiener „Zeit“ erscheint. Der leitende Gedanke ist die Friedensidee; für eigentliche Belletristik hat das Blatt wenig Raum.

Auf dem Theater ist kein einziger wahrer Erfolg zu verzeichnen. Ein verzerrtes Bild der „Pompadour“, das Emile Bergerat zum Verfasser hat, brachte das „Porte Saint Martin“-Theater (16. Nov.). — „Une Blanche“ nennt sich eine Kolonial-Komödie (die erste!), die Gernier im „Théâtre de la Renaissance“ (21. Nov.) aufführte: als Verfasser debütierte Herr L. Gleize. — „L'Auréole“ von Chancel und de Gorce führt uns in die Beamtenwelt. Die Generäle werden als Beamte aufgefaßt, die, wenn sie das a. D. hinter ihren Titel setzen, ihren „Glorienschein“ verlieren. Das Stück wurde im „L'Athénée“ (20. Nov.) gut gespielt. — „L'Odéon“ gab „La Maison“ von G. Mitchell (27. Nov.), eine Haustragödie, die als Komödie endet und ähnliche Probleme wie Hervieus „Enigme“ aufwirft. — Mit dem „Capitaine Blornet“ von E. Bergerat, den uns Antoine gab (3. Dez.) betreten wir schon das Gebiet des Vaudeville, und auch das „Théâtre du Vaudeville“ wollte einmal seinem Namen Ehre machen: es kehrte der Litteratur den Rücken und führte „Sainte-Galette“ von Albin Valabrègue auf (5. Dez.) — Der Schauspieler Guitry ist zum Bühnenleiter der „Comédie française“ ernannt worden. Herr Claretie hat damit eine rechte Hand, und einstweilen wird es nun wohl so weiter gehen.

Paris. *Henri Albert.*

Westschweizerischer Brief.

Vom 7. bis 13. August tagte in Vevey der 23. „Kongreß für litterarisches und künstlerisches Eigentum“, der mit dem „Verein zum Schutz des industriellen Eigentums“ in Bern unter dem Gesamtnamen „Bureau für geistiges Eigentum“ seinen ständigen, internationalen Zentralsitz hat. Als Delegierte Deutschlands waren anwesend: Dr. Albert Osterrieth vom Deutschen Schriftstellerverband, Frau Lauter-Richter vom deutschen Schriftstellerinnen-Verband, Herr F. Diefenbach von der Gesellschaft für lithographische Kunst. Vorgebracht wurde der Plan einer Revision der Berner Konvention, der den litterarischen und künstlerischen Gesellschaften aller Länder zur Begutachtung unterbreitet werden soll. Es handelt sich im besonderen um die ersten vier Artikel: den Verlagsmodus, die in dem Heimatsland zu erfüllenden Formalitäten, die Dauer des Schutzes, die gleichzeitige Veröffentlichung in mehreren Ländern, den Schutz der Autoren, die der Union nicht angehören, die Definition der Begriffe œuvre littéraire, œuvre artistique; die choreographischen, szenischen, architektonischen und photographischen Werke sollen fortan miteinbegriffen werden. Weiterhin soll das Uebersetzungsrecht dem Reproduktionsrecht gleichgestellt werden. Der litterarische Teil der Zeitungen soll mit unter die Konvention fallen. Der erlaubte Nachdruck darf keinerlei Aenderungen erfahren. Den musikalisch-dramatischen, choreographischen und rein musikalischen Werken — einerlei ob veröffentlicht oder unveröffentlicht — soll mit Bezug auf die Reproduktion (Aufführung) voller Schutz zuteil werden. Verboten wird jede indirekte Aneignung der Werke anderer (freie Uebertragung, Arrangement, Wiedergabe mit Phonograph und Kinematograph). Das berner Bureau erteilt allen Interessierten die gewünschte Auskunft. — Es folgte die Verlesung der bezüglichen neuen Gesetze in den Ländern, die der Konvention angehören. Gegen die falschen Unterschriften litterarischer und artistischer Werke sollen Mittel ergriffen werden. Die Einrichtung eines internationalen Gerichtshofs wird im Prinzip beschlossen; einstweilen soll ein Schiedsrat (conseil arbitral) genügen, dessen Entscheidungen in allen Ländern der Union und im Bereich seiner Kompetenz mit nur formaler Revision (sans revision du fond) giltig sind. Das Bureau soll auf Verlangen der Regierungen, Parteien oder Gerichtshöfe seine Ansicht über die Auslegung der Konvention und die gesetzlichen Bestimmungen anderer Länder aussprechen dürfen. Eine Kommission wird die Redaktion eines internationalen Rechtswörterbuchs übernehmen, in dem sich alle auf den Rechtsschutz innerhalb der Kompetenz des Vereins bezüglichen Ausdrücke finden. Eine Geschichte des Autorrechtsschutzes für das 19. Jahrhundert ist in Arbeit. Jedes beteiligte Land wird seinen eigenen Bericht darüber dem nächsten Kongreß vorlegen, deren Gesamtheit zu einem Bande vereinigt wird. Der nächste Kongreß findet im September 1902 in Neapel statt.

Zu den wöchentlichen Aulavorträgen an der genfer Universität sind diesmal unter anderen die Pariser H. Bérenger und F. Brunetière berufen worden. Letzterer auf eine Andeutung hin, daß, wie er in Rom über Bossuet, so auch in Genf über Calvin werde sprechen können, „ohne jemand zu verletzen“. Von Genf wird er nach Lausanne gehen, um dieses neue Genre der Milieuvorträge an Frau v. Staël zu erproben. Wer weiß, ob er nicht noch zwanzig Kilometer weiter fährt, um in Vevey über Rousseau, in Clarens über Amiel (dem er in seiner Zeitschrift vor sechzehn Jahren [Revue des deux Mondes 1. Januar 1886] einen bissigen Artikel widmete, der immerhin mehrere „verletzt“ hat) und in Villeneuve über Byron das Wort zu ergreifen! — Philippe Monnier hatte in Lausanne einen verdienten Erfolg mit drei vorzüglichen Vorträgen über Mathilde Serao, Antonio Fogazzaro und Gabriele D'Annunzio.

Die Freunde der „Revue Helvétique“ haben Mitte Oktober in Lausanne eine Union littéraire Suisse gegründet. Die Statuten sind noch nicht fertig, und einstweilen weiß man nur, daß sie „die nationale, autochthone, autonome Litteratur“ zu fördern gedenkt; wie, wird sich ja zeigen; einstweilen scheint es bedauerlich, daß „die ganz Jungen“ gar keinen Anschluß an unsere „Jüngeren“, die sich in der „Semaine littéraire“ zusammenfinden, versucht haben. Hier wird doch das gleiche Ziel verfolgt, und ein gut Stück Weges haben die Cornut und Monnier, die Godet und Warnery in

ehrlicher, wertvoller Arbeit doch schon zurückgelegt. Die ganz Jungen aber werden entweder in diese größere Strömung einmünden oder sie werden verschwinden.

Vom Theater ist nichts Neues zu berichten. Wir zehren an den Brocken, die von den pariser Tischen fallen („Les Remplaçantes", „La robe rouge", „Les Mystères de Paris" u. s. w.), und unsere dramatische Heimatkunst lebt außerhalb der Theatermauern, auf dem Lande, im Freien und — im Sommer!

Auch der Buchhandel hat wenig Neues von Bedeutung zu Tage gefördert. Die Weihnachtserscheinungen lassen sich im Augenblick der Abfassung dieser Chronik noch nicht übersehen. Unser altes Jahrbuch „Le Foyer Romand" nimmt dieses Jahr unter Ph. Godets Leitung einen kleinen Aufschwung, den es sehr nötig hatte. — Von der altehrwürdigen, weltberühmten Chrestomathie Alexandre Vinets, die in drei Teile (Jugend, reiferes Alter, für Erwachsene) zerlegt ist, wird unter Paul Seippels feinsinniger Leitung der zweite Band der neuen Ausgabe bald folgen. — Zu der guten Uebersetzung der „Ships that pass in the night" von Beatrice Harraden (Verlag der Semaine Littéraire, Genf) gesellt sich jetzt eine Uebertragung der Geschichten Jan Maclarens (John Watson) unter dem Titel „Coux d'autrefois" (Genf, L. Reymond). Die Semaine bringt auch die bekannte Novelle der pseudonymen George Egerton „A little gray glove". Ueberhaupt sind die Zeitschriften diesmal interessant; zunächst die „Semaine". Der pseudonyme E. Sharp, hinter dem vermutlich Edouard Combe steckt, erzählt mit bitterem Humor seine diesjährigen bayreuther Erfahrungen („Wahnfried"; Nr. 402) und konstatiert, daß die Weiberherrschaft in Bayreuth wie im Nietzsche-Archiv nicht zum Segen der Kunst und Wissenschaft ausschlage. — Käthe Schirmacher (401) giebt unter dem Titel „Die Frauenbewegung 1901" das Resultat einer Enquête mit wertvollen Angaben über das akademische Studium der Frauen in allen Ländern. Es geht unter anderem daraus hervor, daß Italien zwei, die Schweiz drei Privatdozentinnen hat (Genf: Botanik, Bern: Aesthetik, Neuenburg: deutsche Litteratur). — Virgile Rossel bringt außer einem in Einzelheiten anfechtbaren kritischen Ueberblick über die französische Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts (402) noch eine Studie über Emil Marriot (Emilie von Mataja), in der zu lesen ist, daß sie neben Marie Ebner-Eschenbach die berühmteste deutsche Romanschriftstellerin sei: im Mittelpunkt des Aufsatzes steht eine Analyse des Romans „Seine Gottheit", doch werden auch alle älteren und neueren Arbeiten der Autorin gestreift. Interessanter für deutsche Leser ist Rossels Artikel über die Französin Georges de Peyrebrune (398). Ernest Tissot trägt einige Rostand betreffende „Notes et souvenirs" zusammen, die etwas umfänglich geraten sind (399—400). — Zum Wertvollsten gehört der Aufsatz Ernest Bovets (407) über den von Zürich nach der frankfurter Handelsakademie berufenen Romanisten Heinrich Morf aus Münchenbuchsen (Bern). Außer genauen Angaben über seinen Lebensgang, seine Lehrmethode, Persönlichkeit und Schriften, erfahren wir auch, welche noch lebende Romanisten die Schweiz dem Auslande geschenkt hat. Es sind: A. Tobler-Berlin, Cloëtta-Jena, Meyer-Lübke-Wien, Sturzinger-Würzburg, Cornu-Graz, Freymond-Prag, Salvioni-Padua, Gilliéron-Paris, Lang-New Haven, Morf-Frankfurt. — Endlich sei noch eine sehr feine Würdigung einer unserer jüngeren Dichterinnen, Noëlle Roger (Frau Pittard-Dufour) durch Bernard Bouvier gelegentlich ihrer neuen Novellensammlung „Le Sculpteur des Christs" gedacht. — Die Bibliothèque Universelle berichtet über die Erinnerungen an Henriette Meuricoffre (Mörikofer) nach dem englischen Buche ihrer Schwester Frau J. Butler (Aug. Glardon; Juliheft), unterrichtet über finische Zustände (Eug. Mottaz, Juli) und übersetzt in der deutschen Septemberchronik Naumanns in der „Hilfe" erschienene Briefe über die pariser Ausstellung und den französischen Charakter. — Edouard Rod (Sept.) stellt die Urteile über Garibaldi in der italienischen Litteratur zusammen, und E. de Morsier beginnt einen Aufsatz (Sept.) über neuere deutsche Dramatik, der sich an A. von Hansteins „Das jüngste Deutschland" und Bosserts „Histoire de la littérature allemande" (Hachette, 1901) anschließt. Er wendet sich gegen die Ueberschätzung Kleists, Hebbels und Ludwigs. Kleists Person sei wie die der meisten Romantiker mehr wert als sein Werk, dem alle Einheitlichkeit und Proportion fehle. Hebbels Kraft liege nicht in den „Nibelungen", „Gyges" und „Judith", sondern in „Maria Magdalena" und „Agnes Bernauer". Hebbel habe nur Wucht (fougue), er sei heftig, hart, grob, brutal, nicht mächtig (force) und kein Denker. Von Ludwig kennt der Verfasser nur den „Erbförster", nennt die „Makkabäer" und übergeht den Rest, der seinen Ruhm nicht erhöht habe. Wir kommen auf den Aufsatz nach seiner Vollendung zurück.

La Tour-de-Peilz. *E. Platzhoff-Lejeune.*

Schwedischer Brief.

Ueberreichlich scheint sich, nach dem bisher Gebotenen zu schließen, in diesem Jahre die Winterernte des Büchermarktes zu gestalten. Kaum ein einziger unter den einigermaßen bekannten Namen, der nicht mit dem einen oder anderen Beitrage — oft sogar mit mehreren — vertreten wäre. Am schreibseligsten haben sich auch diesmal die Repräsentanten des weiblichen Schriftstellertums gezeigt. Wenn man erwägt, mit welch beschränktem Absatzfelde unsere Verlegerwelt zu rechnen hat und welch harter Konkurrenzkampf innerhalb dieses räumlich eingeengten Gebietes seit Jahrzehnten geführt werden muß, um wenigstens den anerkannten und eingebürgerten Litteraturgrößen die Voraussetzungen zu einer bescheidenen ökonomischen Existenz auf heimatlichem Boden zu gewähren — so muß es Wunder nehmen, daß selbst altangesehene Verlagsfirmen immer wieder den Mut finden, für aussichtslose Durchschnittstalente in die Schranke zu treten. Dutzendweise ließen sich die „Neuheiten" namhaft machen, die das Zeichen der Ladenhüter so deutlich an der Stirne tragen, daß selbst die in litterarischen Dingen harmlos gesinnte Menschheit kaum in die Versuchung gerät, sich mit dem Inhalt solcher unreifer, häufig geradezu pathologisch zu nehmender Erzeugnisse bekannt zu machen. Für manchen Autor scheint allerdings die Publikation und der Vertrieb im Norden selbst gewissermaßen nur äußere Formsache zu sein: man läßt seine dramatischen, lyrischen oder erzählenden Arbeiten im Inlande erscheinen, weil dies als erste Staffel zur späteren „kontinentalen" Berühmtheit nicht wohl entbehrt werden kann. Skandinavien ist ja zur Zeit litterarisch Trumpf außerhalb der blaugelben und rot-weißen Grenzpfähle, und die unternehmungslustigeren unter unseren Litteraturverlegern haben es sich nicht entgehen lassen, diesem Umstande klüglich Rechnung zu tragen, indem sie so viel Contrebande wie nur irgend möglich unter die künstlerisch vollwertige Exportware zu schmuggeln wußten.

Eines jener wenigen Werke, die Anspruch darauf erheben dürfen, in die Kategorie der vollwertigen Dichtungen eingereiht zu werden, haben wir in Gustaf af Geijerstams letztem Roman „Quinnomakt" („Frauenmarkt") vor uns. In seinem inneren Aufbau erinnert dieser an die letzten Arbeiten aus des Dichters Feder, vor allem an die erschütternde Seelenanalyse im „Lillebror". Auch hier haben wir es wieder mit einer intim gehaltenen Gewissensbeichte zu thun, in der der Autor seinen Helden die Qualen eines unglücklichen, aus Pflichtgefühl geschlossenen Ehebundes nebst den späteren Freuden einer „ménage à trois" (letztere doch nicht im landläufig-ironisierenden Sinne gemeint) rückhaltlos zergliedern läßt. — Neben Geijerstams Arbeit ist Hjalmar Söderbergs vor kurzem erschienener Roman „Martin Bircks ungdom" zu nennen. Söderberg ist ein litterarischer Ziselierkünstler. Er ist bei den Fran-

zosen in die Schule gegangen und hat namentlich von Anatole France deutlich wahrnehmbare Eindrücke empfangen. Gallischen Ursprungs ist auch die leicht satirische und skeptische Grundstimmung, die sich an den entscheidenden Partieen des Buches bemerklich macht. „Martin Birck" ist im Uebrigen ein schwedischer „Adam Homo", dessen Jugenderlebnisse — zwar nicht in klingenden Ottaven, doch in einer klaren, künstlerisch abgetönten Sprache vorgetragen werden.

Auf lyrischem Gebiete ist hauptsächlich eine treffliche Uebertragung von Goethes Liedern und Gedichten durch Carl v. Snoilsky (Goethe, „Visor och dikter", öfversatta af Carl Snoilsky) zu erwähnen, eine Uebersetzung, an der es — merkwürdig genug — bisher noch immer fehlte. Der Grund für dies Versäumnis lag allerdings ziemlich klar zu Tage: selten hat wohl ein Dichter den fremdländischen Uebersetzer vor so schwierige Aufgaben gestellt, wie Goethe. Schon Ryddergs Faust-Uebersetzung lieferte einen sprechenden Beleg für die Schwierigkeiten des goethischen Sprachausdrucks. Carl v. Snoilsky ist trotz seiner Eigenschaft als derzeitiger (inoffizieller) poeta laureatus Schwedens der Originaldichtung bei der Uebertragung mit Meisterschaft gerecht geworden.

Stockholm. *Valfyr.*

Amerikanischer Brief.

Einen interessanten Beitrag zur Maeterlincklitteratur bietet Ernst Newman in der Dezembernummer der „Atlantic Monthly". Er findet das Wesen von Maeterlincks Schaffen in dessen gesteigerter Sensitivität. Er besitze andere Sinne als wir, andere Mittel, das Universum zu begreifen. Seine feineren Nerven erfassen Schwingungen im Leben der Menschen um ihn, in der bloßen Atmosphäre, die unsere gröberen Nervenfasern nicht berühren. Er scheint stets mit der Schwierigkeit zu kämpfen, etwas Uebersinnliches, Uebergeistiges in einer Sprache auszudrücken, die ursprünglich nur dazu diente, gewöhnliche Sinnes- und Geistesfunktionen zu übermitteln. — Im Dezemberheft der „North-American Review" läßt William Dean Howells eine Anzahl der neuesten englischen und amerikanischen Romane Revue passieren und weist, wie schon die Ueberschrift des Artikels — „A Psychological Counter-Current in Recent Fiction" — verrät, nach, daß sich in beiden Litteraturen eine starke Reaktion gegen die romantisch-historische Novellistik kundgebe. — Die glänzend ausgestattete Dezembernummer des „Bookman" bietet als Titelblatt ein Gedicht von Maeterlinck in einer Uebersetzung des verstorbenen Richard Hovey, mit Illustrationen von Melanie Elizabeth Leonard. Der Artikel „Christmas Carols, Ancient and Modern" behandelt das englische Weihnachtslied von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. — Auch die Weihnachtsnummer des „Critic" nimmt sich sehr festlich aus. Das Titelblatt zeigt ein Jugendbildnis Miltons, und diesem folgt dessen Ode auf die Geburt Christi, mit Illustrationen von Ralph Fletcher Seymour. Aus dem reichen Inhalt der Nummer seien erwähnt Christian Brintons Artikel über Franz von Lenbach, Harlow Gales über Johannes Brahms, Edith Thomas Dichtung zu den Madonnen-Basreliefs von della Robbia und Lionel Stracheys „Anarchism in Literature". Der Verfasser des letzteren Feuilletons behandelt so verschiedene Individualitäten, wie Proudhon, Bakunin, Krapotkin, Elisée Reclus, Stirner, Ibsen und Nordau, gleicherweise als Anarchisten und versucht in gestreichelndem Tone zu beweisen, daß wir alle im Grunde unserer Seele anarchistisch empfinden, wenn wir es auch nicht gestehen. — Die Dezembernummer von „Scribners Monthly" enthält einige autobiographische Mitteilungen aus der Feder des Romanschriftstellers Thomas Nelson Page, in denen er von seiner Erziehung sagt: „Die Religion bildete einen so mächtigen Faktor, wie ich es niemals sonst gesehen. . . Und es war keine den zarten Vorstellungen eines modernen Dilettantismus angepaßte, gemilderte, verweiblichte Religion, sondern die Religion der grimmigen evangelischen Theologen des vergangenen Jahrhunderts. Die Welt wurde mir geschildert als ein Jammerthal, durch das wir in Furcht und Schrecken schreiten müßten, um jene andere Welt zu erreichen, in der das wirkliche Leben beginne. Die Bibel war im allerbuchstäblichsten Sinne das Wort Gottes . . ." — Henry James Artikel über Edmond Rostand im Novemberheft des „Critic" hat verschiedene Ausfälle gegen den Verfasser zur Folge gehabt. In einer Notiz der Sonnabend-Beilage der „New York Times" hieß es, die Ueberschrift des Artikels hätte ebenso gut lauten können „Henry James. Von Edmond Rostand". — Das Sonntagsblatt der „New Yorker Staatszeitung" brachte am 23. November eine kulturgeschichtliche Studie über den ewigen Juden von Dr. Maximilian Großmann und am 30. November eine warme Würdigung von Kiplings „Kim" von Georg von Skal.

Unter den Novitäten des Büchermarktes befinden sich zwei, die besonders für Folkloristen von Interesse sind. Little, Brown & Co. (Boston) haben eine neue Auflage von Samuel Adam Drakes „New Englands Legends and Folklore" herausgegeben, ein Buch für Gelehrte, wie für Laien, die den Wurzeln des amerikanischen Volkstums nachspüren wollen, wie es sich in den Sagen der Yankees und den auf diese gegründeten Dichtungen der klassischen Periode spiegelt. — Eine andere bostoner Firma, Ginn & Co., hat ein Bändchen Indianersagen veröffentlicht, die von einer im Osten ausgebildeten Indianerin, Zitkala Sa, wiedererzählt und von einer anderen, Angel de Cora, illustriert worden sind. — Ein ganz eigenartiges, litterarisch-ästhetisches Werkchen ist Lillian Whittings „The World Beautiful in Books" (Boston, Little, Brown & Co.). Leben und Dichtung in die denkbar innigste Beziehung zu setzen und auf den Schatz von Lebensweisheit aufmerksam zu machen, den die Poesie aller Zeiten und Völker birgt, ohne dabei irgend ein besonderes ethisches System zu verfolgen oder auch nur den Versuch einer Kategorisierung zu machen, ist keine leichte Aufgabe; Miß Whitting löst sie durch ihren Enthusiasmus und ihr Feingefühl. Sie zitiert manchmal zu viel, aber sie mag gerade dadurch ihren Lesern nützen und sie erwärmen für das, wovon sie begeistert ist. Besonders oft führt sie Goethe-Eckermann an und zieht unter anderen deutschen Philosophen und Dichtern Fichte, Hegel, Schopenhauer und Fechner herbei. — Eine handliche kleine Longfellow-Biographie ist in der Beacon-Serie im Verlag von Small, Maynard & Co. (Boston) erschienen und hat Prof. George Rice Carpenter von der Columbia-Universität zum Verfasser. — Edwin Markham, dessen Gedicht „The Man with the Hoe" ihn zum meistgenannten amerikanischen Lyriker gemacht hat, ist mit einem zweiten Bande Gedichte hervorgetreten: „Lincoln and other Poems". Sie sind wie sein Erstling von einem begeisterten Idealismus erfüllt, dem Glauben an eine Zeit, da die Nächstenliebe alle Konflikte zwischen Besitzenden und Besitzlosen ausgleichen wird, an eine Religion ohne Dogmen. Seit der Dichter in New York ansässig ist, nimmt er lebhaften Anteil an philanthropischen Reformbewegungen und meinte unlängst in einer Rede, die sozialen Umwälzungen der Zeit böten erhabenere Themen, als je ein Dichter behandelt habe. Markham hat die Aufmerksamkeit der französischen Kritik auf sich gelenkt und wird in Frankreich übersetzt. Max Nordau stellt ihn höher als Whitman und preist den miltonschen Schwung seiner Sprache und den swinburnischen Reichtum seiner Rhythmen und Reime.

Eine beachtenswerte Novität unter den Romanen des letzten Monats ist Alfred Hodders „The New Americans" (New York, Macmillans). Das ist eine prächtige Studie des Konfliktes zwischen den Alten und den Jungen, der in der Novellistik des Landes immer

häufiger behandelt wird. Der Verfasser bemüht sich wenig, die Motive seiner Helden und namentlich seiner Heldinnen zu bemänteln und ihre Handlungsweise zu beschönigen, weshalb das Buch schwerlich einen Markterfolg erringen wird; seine Menschen sind nicht nett und liebenswürdig genug, um dem Durchschnittsleser zu gefallen. — Ein eigenartiges Unternehmen, das vielleicht in das Gebiet der Reklame gehört, ist die Veröffentlichung eines Bandes Novelletten unter dem Gesamttitel „A House Party“ (Boston, Small, Maynard & Co.), deren einzelne Verfasser die Leser — erraten sollen. Für die richtige Lösung dieser Aufgabe ist ein Preis von eintausend Dollars ausgesetzt. — Daß Mark Twain den amerikanischen Humor nicht ganz monopolisiert, beweist John Kendrick Bangs „Mr. Munchhausen“ (Boston, Noyes, Platt & Co.), ein von Peter Newell ergötzlich illustriertes Buch, das des seligen Barons Abenteuer um mehrere Erlebnisse der jüngsten Zeit vermehrt.

Auf den newyorker Bühnen lösen sich die Novitäten ab, ohne daß die Hoffnungen, mit denen sie inszeniert wurden, sich erfüllten. Mrs. Fiske, der man beinahe zutraute, daß sie aus dem von ihrem Gatten übernommenen Manhattan-Theater eine Musteranstalt machen würde, hat merkwürdiges Pech mit den von ihr gewählten Stücken. Mrs. Burton Harrisons Alltagsdrama „The Unwelcome Mrs. Hatch“ ist in der That eine Alltagsleistung. Trotz ihres Erfolges als Becky Sharp in der Dramatisierung des „Eitelkeitsmarkts“ kann man sagen, daß die hochbegabte Künstlerin keine Gelegenheit gefunden hat, sich an ihren Rollen weiterzuentwickeln, seit sie in des leider zu früh verstorbenen Lorimer Stoddard Bearbeitung von Thomas Hardys „Tess of the d'Urbervilles“ aufgetreten ist. Maude Adams hat beträchtlich mehr Glück. Barrie hat ihr in „Quality Street“ ein Stück geliefert, das bis jetzt den Gipfel dessen darstellt, was das englische Drama der Saison geboten und ihr die denkbar beste Gelegenheit giebt, ihr Talent zur Geltung zu bringen. — Im deutschen Theater gab es Sudermanns „Johannisfeuer“, das wenig ansprach, und Otto Ernsts „Flachsmann als Erzieher“, der großen Anklang zu finden scheint. Direktor Conried setzt seine Bemühungen, der amerikanischen Jugend Verständnis für die deutschen Klassiker beizubringen, fort und gab neulich eine Vorstellung des „Wilhelm Tell“ zu ermäßigten Preisen, der etwa sechshundert Schüler der Volksschulen und Studenten der Universitäten beiwohnten.

New York. *A. von Ende.*

Echo der Bühnen.

Berlin. Ein mageres Jahr scheint dieser Bühnenwinter werden zu wollen, nicht nur an Erfolgen, — auch an Novitäten arm. Heute ist nur über zwei zu berichten, die beide nicht zu längeren Betrachtungen anregen. Im Schauspielhause weckte Felix Philippi mit einem Schauspiel „Das große Licht“ helle Begeisterung, die immer noch bedauerlich genug bleibt, wenn man auch ein gut Teil auf das Konto der Darstellung schreibt. Die große Masse der Theaterbesucher bleibt eben immer dieselbe; sie läßt sich durch schönklingende Worte und dröhnende Rhetorik bestechen; sie hat kein Organ für die leisen Regungen einer Seele. Sie denkt auch nicht über den Eindruck des Augenblicks hinaus tiefer nach über das Verhältnis zwischen dem, was der Verfasser gewollt, und dem, was ihm gelungen. Daß Philippi in seinem neuen Schauspiel an tiefe psychologische Probleme rührt, aber statt zu ihrem Kerne vorzudringen, seine Szenen mit allerlei theatralisch dankbaren Gestalten und Dialogen anfüllt, merkt die große Menge nicht. Daß er im Grunde gar kein einheitliches Drama geschrieben, sondern nur eine Anzahl wirkungsvoller Bühnenbilder aneinander gereiht hat, wird dem Zehnten nicht klar, weil eben die Macht des Theatralischen, d. h. des im Augenblick Wirksamen, auf die Autoren wie Philippi alles bauen, zu stark ist. Das tragische Problem, das im Stoffe seines neuesten Opus lag, wäre etwa: darzustellen, wie ein kleineres Talent in der Nachbarschaft des Genies, statt zu freudiger Blüte sich zu entfalten, vernichtet wird, teils erdrückt durch die Uebermacht des Genius, teils durch Neid und Eifersucht sich selbst zerreibend. Philippi stellt zwei Künstler dieser Art nebeneinander: einen genialen Dombaumeister und einen reichbegabten jungen Maler; statt aber diesen zur Mittelpunktsfigur zu erheben und uns zu Zeugen seiner tragischen Vernichtung zu machen, hat sich Philippi in seinen Dombaumeister förmlich verliebt und malt diese theatralisch sehr dankbare Gestalt mit aller Breite aus. Was an Szenen noch bleibt, füllt er mit allerlei Episodengestalten, die nur geringe Beziehung zum eigentlichen Problem haben. Selbst den Kampf des Dombaumeisters mit dem Maler erleben wir nur zum geringsten Teil mit und sind zum größten Teil auf Erzählungen angewiesen. Die Charakteristik der einzelnen Gestalten geschieht durchaus mit den altbewährten Schablonen und sozusagen nur mit Lokalfarben. Der tragische Tod des jungen Malers (er stürzt sich von der Höhe des neuen Münsters hinab) kommt, wenn auch nicht unerwartet, so doch innerlich nicht motiviert: er erschreckt uns vielleicht einen Augenblick, aber erschüttert uns nicht, — wie es eben ein Unglücksfall thut, der einem uns nicht näher bekannten Menschen begegnet.

Die zweite Novität ist ein Märchendrama „Die schöne Melusine“ von Georg Reicke, die am Schillertheater am 12. Dezember zum ersten Male mit mäßigem Erfolge in Szene ging. Reicke hat mit wenig Glück hier in einer symbolischen Dichtung den alten Adam- und Eva-Konflikt zwischen unbefangenem Lebensgenießen und forschendem Erkenntnisdrang darstellen wollen. Der junge Ritter Raimund spürt einen unbändigen Lebensdrang in sich. Er zieht aus stiller Klausnerzelle in die Welt hinaus, und hier trifft er Melusine, die sein Schicksal wird und deren Ruf ihn, ohne daß es ihm zum Bewußtsein gekommen war, hinausgelockt hatte. Sein ganzer Lebensdrang sammelt sich auf sie, und sie erwidert seine Leidenschaft mit der Kraft des Elementarwesens, das nur einem Triebe folgt. Er wird ihr Gemahl und lebt an ihrer Seite wunschlos und sorgenlos dahin, bis der menschliche Trieb, das Sehnen und Forschen, wieder in ihm mächtig wird. Sie sucht ihn vergeblich zu hindern, das Geheimnis ihres Wesens zu ergründen; er erreicht es mit Gewalt, sie in ihrer wahren Gestalt zu erblicken. In dem gleichen Augenblick aber entschwindet sie ihm für immer. Mit leidenschaftlichen Klagen kehrt er heim in seine Klausnerzelle; er vermag nicht mehr zu gesunden; langsam sicht er dahin, und nicht lange, da verlischt die Flamme seines Lebens. Die Idee, die Reicke verkörpern wollte, wird nicht vollständig klar: wir haben ein Stückchen des Volksbuchs von der schönen Melusine, ein Stück Undine-Stoff, auch an Tannhäuser und Venus werden wir erinnert, und schließlich denkt man auch an den Jüngling von Sais, der sterben muß, weil er der Wahrheit ins Gesicht gesehen. Ich vermute, „Die schöne Melusine“ ist eine Jugendarbeit; denn die Gedanken sind verworren, die Form scheint noch viel Schwierigkeiten zu machen, die Sprache bringt manche triviale Wendung und klingt bisweilen hölzern. Eine Notwendigkeit, das Werk am Schiller-Theater aufzuführen, lag nicht vor.

Gustav Zieler.

München. Im Schauspielhause fand ein vom akademisch-dramatischen Verein zur Aufführung gebrachtes dreiaktiges Drama von Arthur Holitscher „Das andere Ufer“ eine geteilte Aufnahme. Das Stück

will in seiner Handlung nicht Neues bringen: eine Frau lebt schweigsam duldend neben ihrem ungeliebten Gatten dahin, bis der Jugendgeliebte zurückkehrt und sie aus ihrer Lethargie aufrüttelt. Der Gatte geht in den Tod, um sie zum Leben zurückzuführen. Zu sehr waschechter Idealist, um eine That, losgelöst von ihrer Schönheit, in ihrer thatsächlichen Wirkung beurteilen zu können, merkt er nicht, daß sein freiwilliger Tod gerade zu dem entgegengesetzten Ziele führen muß, als beabsichtigt war: die Frau kann über dies Schicksal nicht hinweg und bleibt dem Leben nun erst recht verloren. Man sieht, der Stoff entbehrt der Größe und schöpferischen Erfindung. Allein er sollte dem Autor nur als Folie dienen für etwas Größeres. Er wollte den alten Konflikt mit den Mitteln eines Dichters lösen, der vielerfahren, gesättigt an allem Lebendigen und wohlvertraut mit den geheimen Zusammenhängen des Geschehens, ein Stück der großen Welt in die dumpfe Enge alltäglicher Gefühle, Leidenschaften und Handlungen trägt. Und so belud er den Stoff mit seinem persönlichsten Wünschen und Wissen; mit der allzudunklen Schwüle seines Gefühlslebens, der matten Resignation seiner Weltanschauung, der peinigenden Verworrenheit seines metaphysischen Denkens und der schönen Pracht seiner mit der Seele schaffenden Sprache. Aber man empfindet: er belud nur den Stoff, er durchdrang ihn nicht. Das symbolische Spiel mit Träumen, das sich wie eine zweite höhere Handlung über der ersten vollzieht, schwebt über dieser, greift aber nicht in sie ein. In dem Drama bemerkt jemand, der Weg vom Wunsche zum Willen sei weiter als der vom Willen zur That. So scheint auch das ganze Stück in der Seele seines Verfassers nur den Weg vom Wunsch zum Willen durchschritten zu haben. Nun sei die That nicht mehr fern, deren wir gewärtig sind.

Leo Greiner.

Prag. Die dreiaktige Dorftragödie „Die Mühlhofbäuerin" des jungen deutschböhmischen Schriftstellers Louis Weinert erlebte im Neuen Deutschen Theater ihr Uraufführung. Mit derb zugreifender Kraft wird hier eine Welt voll Schrecken und Grausamkeit erschlossen. Man denke sich verstockte Bauern, denen Geiz und Reichtum das Gemüt bis zum Blutdurst verroht haben. Unter diesen Menschen wagt es ein Bursch, entgegen dem Willen der Eltern, die ihm die reiche Müllerstochter Kathl zugedacht haben, ein bettelarmes Brunnenmädchen aus dem nahen egerländischen Badeort zu heiraten, das obendrein noch ein Kind in die Ehe mitbringt. Als die junge Frau, die an grobe Feldarbeit nicht gewöhnt ist, erkrankt, wird sie von den Schwiegereltern stündlich mit giftigen Reden gepeinigt, und ihr Mann verfällt der Koketterie der dreisten Kathl, die die Hoffnung, „Mühlhofbäuerin" zu werden, noch immer nicht aufgegeben hat. Als die Aermste dem Bauern ein Kind gebiert, wird ihr bessere Behandlung zu teil, die Alten sind in das Enkelchen ganz vernarrt, und auch der Gatte wird milder. Das paßt der Müllerstochter nicht. Sie erfährt zwar, daß der Arzt der Brustkranken nur noch kurze Lebensfrist giebt, aber trotzdem klärt sie die Kranke über ihren lebensgefährlichen Zustand auf und enthüllt ihr, wie nahe sie selbst als glückliche Nebenbuhlerin mit dem Bauern verkehrt hat. Da ergreift die Todgeweihte die Verzweiflung, und sie sucht samt ihrem Kinde den Tod im Wasser. Während eines grausen Gewitters werden Mutter und Kind als Leichen aus dem Mühlgraben gezogen. Kathl triumphiert und übernimmt sogleich die Geschäfte der Herrin.

Der Verfasser beweist ausgeprägte dramatische Begabung. Es geht ein leidenschaftlicher Atem durch das Stück, und besonders ist es dem Verfasser als Vorzug anzurechnen, daß er, unbeirrt von Sentimentalität, von seinem Weg, der bis zum Aeußersten führt, nicht um ein Haar breit abweicht. Und trotzdem gelangt er zu keiner eigentlichen Lösung des Problems. Er greift, indem er allzu schnell die — wenn auch richtigen — Konsequenzen aus den gegebenen Charakteren zieht, der ruhigen Entwickelung vor und giebt uns nur die sinnlich stärksten Thatsachen ohne die Zwischenglieder, ohne die feinen Uebergänge, bei deren Darstellung erst das künstlerische Schaffen beginnt. Er will Farbe durch Farbe überbieten und kennt nicht die köstliche Steigerung durch Retardation. Es fehlt die Verinnerlichung und dadurch die runde Fülle. Diese wenig künstlerische Art, die das Hauptgewicht auf den Kulisseneffekt legt, beeinträchtigt den Wert der Dichtung weit mehr als die Abhängigkeit von handgreiflich nachweisbaren Vorbildern, die man einem Erstlingswerke gerne nachsieht. Die Milieuschilderung hebt das typisch Bäuerische stärker hervor, als die Eigenheiten gerade unserer Egerländer, die zu spiegeln doch hier so viel Gelegenheit gewesen wäre. Die Charakteristik der einzelnen Figuren, unter denen der junge Bauer und eine dralle, gutmütige Magd am besten gelungen sind, läßt gleichfalls die nötige Verfeinerung vermissen, aber auch sie bekundet den scharfen Blick für die Bühnenwirkung. Das Publikum war von der Unerquicklichkeit der Motive befremdet, und darum protestierte, besonders nach dem dritten Akt, philiströser Widerspruch heftig gegen den Beifall.

Josef Adolf Bondy.

Rom. Gabriele D'Annunzios neues Trauerspiel „Francesca da Rimini" hat bei seiner Erstaufführung im hiesigen Costanzitheater (9. Dez.) nur einen halben Erfolg davongetragen. Die überstürzte und ungehörige Ablehnung durch einen Teil des Publikums ist auf Mangel an Verständnis für die dichterischen Schönheiten und kulturhistorischen Feinheiten des Werkes — dem einige historische und sittengeschichtliche Ungenauigkeiten oder Licenzen billig nachgesehen werden müssen — zurückzuführen. Aber auch der einsichtige und wohlwollende Teil des Publikums, der mit Beifall für den Dichter und die Vertreter der Hauptrollen — Eleonore Duse, Gustavo Salvini, Carlo Rosaspina, E. Galvani — nicht kargte, bemängelte gleich den meisten Kritikern das Ueberwiegen der Sittenmalerei, unter dem der Fortgang der Handlung leidet. D'Annunzio hat ein Stück von großem litterarischem Werte geschrieben und, auch mittels einer vorzüglichen Ausstattung, ein treues und umfassendes Zeitbild geliefert; aber es ist ihm nicht gelungen, der ergreifenden dantischen Vision des unglücklichen Liebespaares von Rimini neue Züge hinzuzufügen und einen organischen Zusammenhang zwischen den Zeit- und Sittenbildern und den Stufen der dramatischen Handlung herzustellen. — Der erste Akt spielt im Gartenhofe des herzoglichen Schlosses zu Ravenna, wo unter Episoden, die das höfische und gesellschaftliche Leben der Zeit Dantes zeichnen, die Vorbereitungen zur Vermählung der schönen und hochherzigen Fürstentochter mit dem harten und mißgestalteten Erstgeborenen des Herzogs von Rimini getroffen werden. Im Interesse der beiden Häuser Polenta und Malatesta wird sie unter schnöder Täuschung Francescas vollzogen. Erst am Morgen nach der Hochzeit gewahrt sie, daß sie nicht dem einnehmenden und edeln Paolo, sondern seinem finstern Bruder angetraut ist. Empörung und Widerwille gegen den unwahren Gatten verbinden sich mit den Gelegenheiten, die das Zusammenleben im Schlosse zu Rimini bietet, um die keimende Neigung zur Liebesflamme anwachsen zu lassen. Im zweiten Akte begegnen sich Paolo und Francesca auf dem Schloßturme, von wo nächtlicherweile Feuer und Steinmassen auf die stürmenden Gegner geschleudert werden. Mitten im Kampfgetümmel brechen unter und nach den Vorwürfen der Fürstin wegen der erlittenen Täuschung die ersten Zeichen des beiderseitigen Gefühls hervor. Paolo geht zögernd nach Florenz, wo er zum Capitano del Popolo erwählt ist; aber schon nach wenigen Monaten zieht es ihn zurück. Jubelnd und erschreckt hört Francesca, die mit ihren Dienerinnen im Frauengemache weilt und die quälenden Gedanken durch Unterhaltung mit Spiellenten, Heilkünstlern, Astrologen, durch Tanz, Gesang und Spiel vergebens zu bekämpfen sucht, durch einen

florentiner Kaufmann, daß der Geliebte auf dem Wege zu ihr ist. Sein Erscheinen führt zur Gipfelszene des dritten Aktes, der schönsten und ergreifendsten des Stückes. Im engen Anschluß an Dante und im Geiste der unsterblichen Verherrlichung im fünften Gesange des „Inferno" ist der unwiderstehliche Ausbruch der Liebesleidenschaft am Lesepulte, auf dem die „Historie von Lancelot vom See" liegt, ergreifend dargestellt. Der Beifall, den der Auftritt fand, war unbestritten. Dichter und Darsteller wurden wiederholt hervorgerufen. Im vierten Akte wird die Katastrophe durch Darstellung des feindseligen Gegensatzes zwischen der tief empfindenden Fürstin und dem grausamen, fühllosen und bösartigen Malatestino, dem jüngsten Bruder Gianciottos und Paolos, eingeleitet. Mit seinen brutalen Werbungen zurückgewiesen, teilt er seine Kenntnis von dem Verkehr der beiden Liebenden, obwohl er sie schon vorher durchblicken läßt, rachgierig dem betrogenen Gatten mit. Gianciotto schäumt vor Wut und Eifersucht. Auf Malatestinos Zureden verstellt er sich, giebt vor, nach Pesaro ziehen zu müssen, wo er Podestà geworden, und vertraut vor dem Abschiede sein Weib der Obhut des Bruders an; auch Malatestino verläßt Rimini, um dem alten Malatesta das von ihm selber abgeschlagene Haupt des gefangenen Montagna bei Parcitadi zu bringen. Im fünften Akte kommt die Katastrophe wie der Blitz. Die Liebenden sind in Francescas Gemache, berauscht und selbstvergessen, als Gianciotto, heimlich zurückgekehrt, an die verschlossene Thür donnert. Ein geheimer Gang, der aus dem Zimmer führt, scheint Rettung zu bieten. Paolo reißt die Fallthür auf und springt hinab; Francesca öffnet dem Gatten, in der Meinung, das Zimmer sei leer. Aber der Flüchtling ist mit dem Gewande hängen geblieben, und mit einem Wutschrei stürzt der Bruder auf ihn zu. Francesca wirft sich ihm entgegen und empfängt den Dolchstoß in die Brust. Sie sinkt in des Geliebten Arme, und Gianciotto, durch den Anblick ganz von Sinnen gebracht, durchbohrt auch ihn, um neben den umschlungenen Leichen die Mordwaffe zu zerbrechen.

Es ist fraglich, ob durch Streichungen in den überlangen Gesprächen, Schilderungen und Nebenszenen die Bühnenfähigkeit des Dramas auf die Höhe gehoben werden kann, auf der sein poetischer Wert steht. Wahrscheinlich wird es bei den künftigen Aufführungen eine günstigere Aufnahme finden, als bei der ersten, die durch die künstlich gesteigerten Erwartungen, Voreingenommenheit, Ungeduld und Verständnislosigkeit eines Teils des Publikums, Unsicherheit der Spieler und ermüdende Breite beeinträchtigt wurde — nicht zu reden von den musikalischen Intermezzi, die sich als ganz verfehlt erwiesen haben.

Reinhold Schoener.

Stuttgart. Am 6. Dezember wurde im königl. Wilhelmatheater aus Anlaß einer Sondervorstellung für die Mitglieder des württembergischen Goethebunds der Versuch gewagt, ein altrömisches Lustspiel in szenische Erscheinung treten zu lassen. Man hatte dazu den „Trinummus" von Plautus ausgesucht in Emil Kochs flotter Uebersetzung mit dem wenig zutreffenden deutschen Titel „Der Dreigroschentag". Die Wahl war insofern glücklich, als gerade dieses Familienstück mit seiner verhältnismäßig sorgsamen Komposition und sauberen Charakterzeichnung sich mit modernen Ansprüchen noch am ehesten berührt. Aber auch so machte das Ganze einen ziemlich faden und kindlichen Eindruck. Etwas anderes ist es mit der griechischen Tragödie, deren ewige Menschheitsprobleme noch heute lebendige Wirkung thun, mit der unsere dramatische Kunst in unmittelbarem Zusammenhang steht, aus der herrliche Bühnenwerke der Neuzeit herausgewachsen sind. Dagegen vermögen die ins einzelne gehenden Schilderungen der privaten und öffentlichen Lebensverhältnisse in der antiken Komödie nur noch ein antiquarisches Interesse zu erregen, mag es sich nun um Plautus oder Terenz oder um den die beiden Römer an Geist turmhoch überragenden Aristophanes handeln. Einen praktischen Beweis für diesen Satz geführt zu haben, war das eigentliche litterarische Ergebnis des Abends.

Rudolf Krauss.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Vizefeldwebel Starke. Roman von Maximilian von Rosenberg. Berlin W, F. Fontane & Co. Mk. 5.—.

An diesem Militärroman ist die Fabel trotz ihres kriminellen Charakters das Beste. Eine bei aller äußeren Korrektheit schwächliche Natur erliegt den Versuchungen ihrer erregbaren Sinnlichkeit und sinkt von Stufe zu Stufe. Die Stellung als Küchenchef bringt den Vizefeldwebel Starke in Beziehungen zu der Schwester eines Lieferanten, dann in materielle Abhängigkeit von diesem, die natürlich nach Kräften ausgebeutet wird. Die schöne Schwester entpuppt sich als Frau eines polnischen Hochstaplers, der seine Bekanntschaft mit Starke benutzt, um in der Kaserne aufrührerische Schriften zu verbreiten. Schließlich steht Starke noch um eine Stufe tiefer, als der Sergeant Kaumann, den er wegen Untreue im Dienste denunziert und aus seiner Stelle verdrängt hat. Um diesen Eindruck zu verwischen und dem Helden, der sich durch einen Untergebenen bei Zielübungen erschießen läßt, doch noch ein gewisses Relief zu geben, wird Kaumann, der Nebenbuhler Starkes um die Gunst Floras, zu deren Mörder. Eine Braut, die Starke sitzen läßt, findet in einem Geheimpolizisten, der die Schliche des sozialdemokratischen Agitators aufdeckt, einen Tröster. Diese Handlung hätte, energisch zusammengedrängt, Stoff für einen packenden Unterhaltungsroman abgeben können. Der Verfasser ist jedoch bei dem Versuch, ihn höher zu heben, in eine Breite geraten, die namentlich bei den immer erfolglos bleibenden Reueanfällen des Vizefeldwebels ermüdet. Ein Mangel an frischer Anschauungskraft hindert den Verfasser daran, die mannigfachen Schilderungen aus dem Kasernenleben, aus dem Kleinbürgertum und aus der Hochstaplerwelt ausgiebig zu beleben.

Dresden. *Leonhard Lier.*

Der Samariter. Roman von Ernst Heilborn. Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin 1901. M. 3,— (4,—).

Das ist ein sehr feines Buch. Es gehört, formal sowohl als auch dem Geiste nach, der es erfüllt, nicht zu den Büchern der jungen Generation, die in die Zukunft weisen, sondern es birgt durchaus die Elemente einer abgeschlossenen Kultur. Das Buch ist nicht einem keimenden Samen vergleichbar oder auch nur einer jungen Blüte, die die schönsten Stadien ihrer Entwickelung noch vor sich hat, sondern einer reifen Frucht. Alles ist reif und geklärt in dem Buch, nichts brodelt oder gährt darin. Es ist konservativ, aber in dem besten Sinne des Wortes. Es ist wie ein Nachklang, und man wird besonders an Theodor Fontane erinnert, wenn man es liest. Ich will damit nicht sagen, daß es eine Nachahmung sei, gewiß nicht. Aber die Luft, die hindurch fließt, ist eine verwandte. Es erinnert auch technisch zuweilen an Fontane, besonders im Dialog. Freilich hat dieser bei Heilborn nicht im geringsten die Bedeutung wie bei Fontane, nicht einmal rein räumlich. Aber stilistisch sind Anklänge da. Von Fontanes bekanntem Mittel, durch ausführliche Erzählung in Briefen die Handlung fortschreiten zu lassen, macht Heilborn gar keinen Gebrauch. Doch hat er viel von Fontanes Ruhe, von Fontanes Gründlichkeit, von Fontanes behaglichem Sinn. Es steckt ein gutes Teil Weisheit in diesem tiefen Buch, und man genießt sie, ohne daß man es merkt, daß es Weisheit ist. Die Menschen sind herb, zum Teil eckig, keiner von ihnen weiß zu tanzen, sie schreiten auf schweren Füßen. Das Buch ist wie ein

dunkles Zimmer mit dunkeln Stoffen und dunkeln eichenen Möbeln. Ohne Grazie, ohne Lachen, ohne Sonnenschein. Das Leben wird von der schwersten Seite genommen. Es ist, als ob es gar keinen Leichtsinn gäbe. Die Solidität, der graue Ernst steht auf der Fahne des Buches. Hier ist auch die trennende Planke zwischen Fontane und Heilborn. Fontane hat so wundervoll junge und leichtsinnige Menschen gestalten können. — Von dem stofflichen Inhalt will ich nichts Näheres sagen. Er ist reich an Entwickelung, vortrefflich gerundet. Beneidenswert glücklich durchgeführte seelische Probleme rücken in den Vordergrund. Noch einmal: ein tiefes, bedeutendes Buch.

Steglitz. *Hans Bethge.*

Der vergiftete Brunnen. Roman in drei Büchern von Arthur Holitscher. München 1900, Albert Langen. M. 4,— (5,—).

Nachdem man sich durch den größten Teil des ersten Buches mit seinem saloppen Periodenbau, seinen weit ausgeholten Nebensächlichkeiten und allzu lakonischen Hauptsachen hindurch gearbeitet hat, beginnt die Erzählung zu „ziehen", Leben und Gegensätze zu entwickeln. Das zweite Buch, mit Ausnahme seines abrupten, aus der gewählten Darstellungsform ganz herausfallenden Schlusses, ist spannend; das dritte Buch dagegen mit einem verunglückten Versuch, auf Rodenbachs Spuren durch das „tote Brügge" zu wandern, fällt völlig ab und entbehrt selbst eines ausklingenden Abschlusses.

Desirée Wulp, die innerhalb kurzer Zeit zweimal Witwe geworden ist, sucht Vergessen auf Reisen, erkrankt gefährlich in Indien und siedelt sich später in München an, wo sie die Geliebte eines jungen Dichters Sebastian Sasse wird. Dieser aber findet in der gefährlichen femme de trente ans einen entnervenden Vampyr, eine „Unfruchtbare", die kein neues Leben schenken, sondern nur das vorhandene schwächen und erniedrigen kann und schon ihren ersten Gatten ins Grab „geküßt" hat. Trotz dieser Wahrnehmung findet er nicht die Kraft, sich völlig von ihr loszureißen. Neben ihm buhlen der früher als Freier abgewiesene, aus Amerika reich zurückgekehrte Chemiker Sulzwasser und dessen Jugendfreund Meinewelt, jetzt Redakteur der erfolgreichen Kunstzeitschrift „Der heilige Hain", um Desirées Gunst, und der schlauere, energische Sulzwasser weiß sich schließlich darin zu befestigen, indem er das perverse Weib samt der ganzen Gesellschaft zum Opiumrauchen verführt. Er selbst raucht kalt und macht sich bei Zeiten davon. Sebastian hat einen symbolistischen, rückblickenden Traum, der aber gegen Poës und Quinceys Opiumräusche recht farblos ist, und entweicht danach via Südfrankreich, Paris nach der belgischen Küste, wo allerhand symbolische Begegnungen für den Mangel einer Handlung Surrogat bilden müssen. Der Roman endigt mit Sebastians Durchreise durch München, wo er erfährt, daß das Opiumrauchen schließlich zu polizeilichem Einschreiten und öffentlichem Skandal geführt hat, daß Sulzwasser endgiltig gesiegt hat und Meinewelt ein toter Mann ist. Desirée sieht er als gealterte Frau an sich vorbeifahren. . . .

Die Hauptfigur, Sasse, bleibt zu sehr im Subjektiven, Desirée im Nebel symbolistischer Abstraktionen stecken; nur die Nebenfiguren, wie Meinewelt und Sulzwasser, oder einzelne Situationen treten aus dem symbolistischen Dunst klar hervor. Alle zusammen müssen trotz ihres zur Schau getragenen Globetrottertums die münchener Sitten repräsentieren, obwohl der Roman viel besser in einem internationalen Milieu spielen könnte und auch schon die Sprache von den unnötigsten Fremdwörtern wimmelt. Die Lücken der Handlung füllen feinsinnige, aber oft zu breitgetretene und weithergeholte Darstellungen und Geschmäckeleien über Kunst mit ausgesprochenem Stich ins Sezessionistische, während die pathetischen Reden, die die Personen in manchen Momenten, namentlich bei ihrem ersten Auftreten, führen, dem Stil eine romantische Grundfärbung verleihen, so daß der Roman sich als Kreuzungsprodukt zwischen Altmodischem und Hypermodernem darstellt. Der Hauptreiz liegt in der anspielungsreichen, aparten Sprache, auf die leider die von Jung-Wien ausgehende Sprachverbildung vielfach einen vorbildlichen Einfluß gehabt hat, und in den reichlich eingestreuten Aphorismen dekadenter Lebensweisheit.

Rom. *Friedrich von Oppeln-Bronikowski.*

Ein Dichterling. Roman von Felix von Stenglin. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1901. 302 S.

Der Verfasser, von dem seiner Zeit berichtet wurde, daß er mehrere Jahre vor dem Erscheinen von Hartlebens „Rosenmontag" einen verwandten Stoff in Romanform behandelt habe, erscheint jetzt mit einem gleichfalls dem modernen Leben entnommenen, aber sonst recht anders gearteten Buch auf dem Plan. Echte Typen des Berlinertums, vor allem aus den kleinbürgerlichen Kreisen führt er uns in ansehnlicher Zahl vor, gruppiert um den „Dichterling" Peter Flott und seine Braut und bald Gattin, die Putzmacherin Lene Helferich. Man kann nicht sagen, daß er sein Problem sehr tief gefaßt hat. Mit leichten Strichen, wobei der Humor oft zu seinem Rechte kommt, zeichnet er die Schicksale Flotts und seines Kreises. Aber er hat wohl gar nicht tiefer gehen wollen und zwar aus der Erwägung heraus, daß seinem „Helden" eben gerade die Tiefe fehle, eine Erkenntnis, zu der dieser auch selbst kommt, nachdem ihn die harte Schule des Lebens und die Liebe zu seiner Frau darüber belehrt hat, daß er sich früher, verwöhnt namentlich durch die Affenliebe seines Vaters, ein völliges Trugbild von seiner Begabung gemacht hat. Auch wird es ihm, nachdem er einmal zu dieser Erkenntnis gelangt ist, recht leicht gemacht, sich unter freundlicher Vermittelung einer alternden Jungfrau, die noch immer zarte Gefühle für ihn hegt, durch Rücktritt in die Buchhandlung, in der er einst beschäftigt war, eine sichere Brotstelle zu verschaffen. Wie er dann das, was er an Dichtergabe sein eigen nennt, nur noch zur Unterhaltung seiner Kinder verwendet, das wird sehr hübsch geschildert. Die Szenen in dem litterarischen Damen-Verein „Wehmut" und die große Rolle, die die „Dichterin" Frau Malwine Krümelbier spielt, schmecken stark nach Karikatur. Das geschmacklose Umschlagbild erweckt Befürchtungen, die sich glücklicherweise nicht erfüllen.

Greifswald. *Edmund Lange.*

Wenn die Sonne untergeht. Novellen von Isabelle Kaiser. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., 1901. 236 S. M. 2,50.

Die unterwaldner Dichterin bietet hier einen Sammelband ihrer in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Novellen. Man merkt das dem Buche an, ohne es vorher zu wissen. Da ist ein wenig Heimatkunst, ein wenig Junge-Mädchen-Sentimentalität und ein paar Stimmungsaufgüsse nach berühmten Mustern. Das ist das Buch, gemessen am Maßstab ernster Kunst und strenger Selbstzucht. Aber warum schließlich? Die Verfasserin schreibt so viel und so Verschiedenartiges, daß sie wohl selbst kaum erwartet, mit den Besten verglichen zu werden. Als Familienlitteratur genommen, steht das Buch eher hoch, und man kann der „Gartenlaube", dem „Daheim" und den vielen anderen nur wünschen, mehr so tüchtige Mitarbeiter zu haben. Stücke wie „Auf dem Leuchtturm", „Aus dem Kindheitsparadies", „Sweetheart", sind gesunde Kost. Das Deutsch der Verfasserin hört sich mitunter etwas übersetzt an, dann aber hat ihre Zweisprachigkeit doch wieder den Vorteil, die deutsche Sprache da und dort um eine originelle Wendung zu bereichern. Das gilt auch von den offenbar aus dem Dialekt unbewußt übernommenen Archaismen, die freilich nicht immer ganz frisch und echt klingen. Alles in allem: ein angenehmes, empfehlenswertes Familienbuch. Aber ich hoffe doch, daß Isabelle Kaiser mit diesem Ruhme sich nicht begnügt und daß der geschichtliche Roman, an dem sie arbeiten soll, sich höhere Ziele steckt und sorgfältiger gearbeitet ist.

La Tour-de-Peilz. *Eduard Platzhoff-Lejeune.*

Lyrisches.

Die drei Nächte. Liebeslieder von Marie Madeleine. Berlin, Verlagsgesellschaft Dr. Sklarek & Gutmann. Geb. M. 3,50.

Anderthalb Jahre sind es her, da kam in Berlin ein Band Gedichte heraus, der starkes Aufsehen erregte und über den zeitweilig mehr gesprochen wurde, als sonst über Lyrik gesprochen wird. Die Gedichte hießen „Auf Kypros", und ihre Dichterin nannte sich Marie Madeleine. Das Buch war in seiner Art ein Ereignis: wie eine schwere, schwüle Wolke dampfte glühende, fieberheiße Sinnenbrunst aus diesen formvollendeten Rhythmen und — einem siebzehnjährigen Backfisch waren diese Lieder von den jungen Lippen geflossen. Heinrich Heine, der neben Baudelaire, Verlaine und Dörmann bei so manchem dieser Gedichte Gevatter gestanden hatte, wäre wahrscheinlich schamhaft errötet, hätte er diese Lieder einer deutschen demi-vierge vernommen; denn der Sänger des Romanzero war — an seinen Versen gemessen — ein Dilettant in der ars amandi neben dieser blutjungen Dichterin, die sich rühmte: „wir küssen und wir dichten virtuos". Das mit dem Dichten mochte poetische Licenz sein, den zweiten Punkt aber mußte ihr jeder zugestehen: die Moralisten, die entsetzt die Hände über dem Kopf zusammenschlugen ob solcher Verderbnis, und die Ganzgescheiten, die Krafft-Ebings „Psychopathia sexualis" als Kommentar zu Maria Magdalenens perverser Lyrik empfahlen.

Beiden Lagern wird auch Maria Madeleines zweites Buch manchen Diskussionsstoff liefern, der Aesthetiker aber, der den Maßstab des Erstlingsbandes an das neue Werk legt, wird einigermaßen enttäuscht sein. „Die drei Nächte" sind szenische Gedichte in Prosa — Liebeslieder nennt sie die Dichterin und überhebt so den Kritiker der Pflicht einer Inhaltsangabe. Warum aber mußte Marie Madeleine ihren Liebenden exotische Kostüme anziehen, die den Kampherduft der Leihanstalt an sich tragen? Es scheint, als hätte Marie Madeleine das antike Milieu bei Pierre Louys, das anglo-indische bei Rudyard Kipling studiert. Da passieren ihr mitunter drollige Irrtümer: Kerry (Curry) und Sandel sind nicht, wie Marie Madeleine meint, „geheimnisvolle Tränke Indiens, die jeden Tropfen Blut in Feuer verwandeln", sondern mit Curry würzt man Fleischspeisen, und Sandelöl ist ein widerliches Medikament, das selbst der perverseste indische Offizier nicht als Genußmittel ansehen wird. —

Schade, daß der Verleger die Geschmacklosigkeit besessen hat, selber in einem Vorwort an die Autorin diese panegyrisch anzupreisen: solche Verlegerbegeisterung hat mindestens etwas fatal-geschäftliches an sich. Um so geschmackvoller ist die äußere Ausstattung des Buches.

Wien. *Richard Wengraf.*

Verschiedenes.

Geschichte des Theaterzettels. Ein Beitrag zur Technik des deutschen Theaters von Karl Hagemann. Das mittelalterliche Theater. Heidelberg, 1901. Paul Hönecke (L. Meder Nachf.). Preis M. 1,60.

Werden um eines fliegenden Blattes willen, das kaum die Freuden eines Abends überlebt, so viele Blätter bedruckt und zur Dauer eines Buches vereinigt? Ja, die vorliegende Schrift ist sogar nur Vorläuferin der eigentlichen Geschichte des Theaterzettels und will zeigen, wie es in der Welt hergegangen ohne diesen papiernen Gehilfen. Auf welche Art die Schaubühne in einer Zeit, als noch nicht gedruckt, spärlich nur gelesen und geschrieben wurde, mühsam selbst auf hergebrachten und alltäglichen Gleisen sich den weiten Massen verständlich machte und ihnen die notwendigen Voraussetzungen einer Handlung in Bezug auf Stellung und Namen der Personen u. s. w. vermittelte, darüber werden wir hier unterwiesen. Hagemann verdeutlicht uns, wie die theatralische Technik und damit in unlösbarem Zusammenhange die Bewegung der dramatischen Kunst selbst eingeengt und niedergehalten wurde, als sie die leichte Hilfe eines Theaterzettels schwerfällig durch Selbstvorstellung oder gegenseitige Vorstellungen der Handelnden ersetzen mußte. Wenn auch selbstverständlich nicht der Theaterzettel als weltbewegende Erfindung die Kunst erschuf, so brauchte die Kunst, sobald sie mündig war, unumgänglich seine bescheidene Hilfe. Der einzelne kann ihn auch heute noch entbehren, nicht die Gesamtheit. Hagemanns eingehende Arbeit mit ihren Quellen- und Litteraturnachweisen wird ebenso den Gelehrten erfreuen, wie sie weitere Kreise ansprechen kann. In der Erörterung eines anscheinend so unwichtigen Dinges, wie Hagemann sie vornimmt, handelt es sich ganz und gar nicht um eine lächerliche Schrulle; vielmehr vergönnt uns der Verfasser helle Blicke in die Geschichte der Kultur und Kunst, und wir sehen mit Spannung der verheißenen, wirklichen Geschichte des Theaterzettels entgegen.

München. *Dr. Walter Bormann.*

Der Schauspieler, ein künstlerisches Problem. Eine Studie von Max Martersteig. Leipzig, Eugen Diederichs. 1900. M. 2,—.

In dem 80 Seiten starken Büchlein erörtert der als Schauspieler, Regisseur und Schriftsteller bekannte Verfasser das Wesen des künstlerischen Schaffens des Schauspielers. Von diesem verlangt er nicht nur Nachahmung einer Person, sondern völlige Umwandlung in die darzustellende Person. Die Umwandlungsfähigkeit (Talent!) soll physiologischer Natur sein. „Der Prozeß der künstlerischen Zeugung beruht auf Suggestion und Hypnose." Diese denkt sich der Verfasser so (S. 27): „Ein Zustand, in dem durch eine äußerliche Veranlassung die ganze Aufmerksamkeit des Individuums auf eine bestimmte Vorstellung gelenkt worden ist, während andere Vorstellungsreihen des Cerebralsystems in zwangsweise Unthätigkeit versetzt sind und in derselben verharren." Also eine nur bei suggestiblen (talentierten) Individuen mögliche Autohypnose.

Die interessanten Ausführungen reizen zu manchem Widerspruch. Für eingehende Widerlegung ist freilich hier ebensowenig Raum wie für eine ausführliche Darlegung der Begründungen des Verfassers.

Daß beim Schauspieler eine Art Hypnose (die mit der Schlafhypnose aber wenig zu thun hat) erfolgt, ist unleugbar. Sie ist aber nichts weiter, als das völlige Versenken des Geistes in irgend eine Materie, wie sie beim Menschen in mehr oder minder starkem Grade täglich und stündlich erfolgt. Ich kann mich beim Kartenspielen oder beim Lesen, kurz bei jeder Beschäftigung, oder, wie der Verfasser selbst sagt, bei intensivem Denken, vergessen. Ich bestreite aber, daß hiermit auch nur die geringste Erklärung für das Wesen des schauspielerischen Talents erbracht ist. Denn diese sogenannte Hypnose ist zunächst nur etwas Negatives, das Abstrahieren von dem eigenen Wesen. Nur sie freilich läßt das Positive, das Talent zur Entfaltung kommen. Das Talent aber ist die Summe aller derjenigen körperlichen und geistigen Eigenschaften, die den Schauspieler befähigen, den Schein hervorzurufen, als sei er die dargestellte Persönlichkeit. Die Entfaltung dieser Eigenschaften aber geschieht bewußt; unbewußt bleibt nur das hierbei erfolgende Vergessen der eigenen Persönlichkeit.

Eine ausführliche Widerlegung der lesenswerten Schrift gedenke ich an anderer Stelle zu bringen.

Zürich. *Dr. Rudolf Blümner.*

Die Entwickelung des Theaterwesens in Nürnberg von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis 1806. Von Dr. Theodor Hampe. Nürnberg, J. L. Schrag. gr. 8°. 378 S. M. 6,—.

Seitdem in den letzten beiden Jahrzehnten die Archive der deutschen Städte, namentlich der ehemaligen deutschen Reichsstädte, auf die Entwickelung verschiedener Kulturzweige hin von der Forschung mehr und mehr herangezogen worden sind, ist auch die Geschichte des deutschen Theaterwesens in wissenschaftliche Be-

leuchtung gerückt worden, sind vorzugsweise deren früheste Epochen durch neu erschlossene Quellen aus dem Halbdunkel der Ueberlieferung in die Klarheit verbürgter Thatsachen getreten.

Zu den Arbeiten, die eine Fülle neuer Aufschlüsse, insbesondere über die ältere Zeit des deutschen Theaters bringen, gehört in erster Linie Dr. Theodor Hampes Werk über „Die Entwickelung des Theaterwesens in Nürnberg". Gegliedert in zwei Hauptteile, von denen der eine die unverkürzten Auszüge aus den nürnberger Ratsprotokollen, der andere die auf diesen fußende kulturelle Abhandlung enthält, dient das Werk zuvörderst dem wissenschaftlichen Forscher, bietet aber durch die künstlerische Verarbeitung des oft recht spröden Stoffes im darstellenden Teil auch dem Laien Gelegenheit, die einzelnen Epochen des nürnberger Theaters in fesselnden Abschnitten kennen zu lernen.

Im ersten Kapitel ist das geistliche Drama und das Fastnachtsspiel in Nürnberg behandelt, lernen wir besonders die Zeit genau kennen, in der sich der durch kirchliche Fesseln gebändigte Geist des späteren Mittelalters auch im derben, ja oft rohen Witz der lustigen Fastnachtsschwänke zu befreien versuchte. Als Vertreter dieser poetischen Gattung ist namentlich Hans Folz ausführlich und fesselnd behandelt. Ohne den alten, ursprünglichen Meister zu überschätzen, erklärt Hampe mit Recht dessen Neigung, durch Zoten aller Art zu wirken, als eine Folge des tief gesunkenen Schicklichkeitsgefühls seiner Zeit. Ueberhaupt versteht es Hampe, die einzelnen Erscheinungen im Entwickelungsgang der dramatischen Kunst und deren leitende Persönlichkeiten trefflicher mit den nürnberger und allgemeinen Zeitverhältnissen in Verbindung zu setzen und deren innere kulturelle Zusammenhänge bloßzulegen.

Ebensoviel neue und fesselnde Mitteilungen als das erste enthält das zweite Kapitel über „Nürnberger Schüler- und Handwerker-Aufführungen des 16. Jahrhunderts". Als in ernsten Zeitläuften auch in der heiteren Reichsstadt an der Pegnitz der Sinn für die immer schamloser werdenden Fastnachtsschwänke erstarb und eine Pause im dramatischen Leben eintrat, strebten, wie überall, auch die nürnberger Schüleraufführungen sittliche Wirkungen an. Jedoch unendlich wichtiger als die dramatischen Thaten der ehrsamen „agierenden Schulmeister" sind die Handwerker-Aufführungen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Durch die Singschulen angeregt, erhalten sie unter dem Einfluß von Hans Sachs eine ganz außerordentliche Bedeutung. Hampe, der die originellen Figuren der nürnberger Spielhalter knapp und trefflicher zeichnet, würdigt den Einfluß des Meisters auf die dramatische Kunst in fesselnder Charakteristik, ohne deshalb die Schwächen seiner Stücke hinwegzuleugnen.

Bis zu dem Auftreten der englischen Komödianten, also auch noch nach dem Tode des Hans Sachs, ist die Entwickelung der dramatischen Kunst in Nürnberg eine ganz eigenartige, „ein Schmuckstück für sich", wie sie Hampe mit Recht nennt. Erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts schließt sie sich dem durch die Berufsschauspieler angebahnten und weitergeführten allgemeinen Fortschritt an, ohne deshalb jemals ganz ihre alte Bedeutung einzubüßen. Hierfür zeugt der durch die englischen Komödianten vermittelte Einfluß Shaksperes auf den nürnberger Dramatiker Jacob Ayrer, ferner die Bedeutung des pegnesischen Hirten- und Blumenordens für das nürnberger und somit auch für das deutsche Drama und schließlich die Einwirkung der hochentwickelten nürnberger Schulkomödie auf die nach neuem Leben trachtende Oper.

Nur einzelne Grundlinien des ebenso fleißigen als flott geschriebenen Werkes konnten hier hervorgehoben werden, die dessen gesamten reichen Inhalt kaum anzudeuten vermögen. Das Buch ist ein Führer für die Forscher, namentlich durch die frühesten Epochen des deutschen Theaters, es bietet aber in seinem ersten darstellenden Teile auch allen denjenigen wertvolle Mitteilungen, die sich für die Stellung der dramatischen Kunst innerhalb einer bestimmten Kulturentwickelung interessieren.

Frankfurt a. M. *E. Mentzel.*

---

* Meinungs-Austausch *

[Unter sachlicher Verantwortung der Einsender.]

9. Zur Don Juan-Litteratur.

Ich führe im nachfolgenden nur die litterarhistorischen Untersuchungen und Arbeiten über die Don Juan-Sage an, die sich durch die ziemlich lückenhafte und nicht immer genaue Aufzählung der Dichtungen auf Sp. 286 des „Litt. Echo" von selbst ergänzt:

Adolf Laun, Molière und Tellez als Bearbeiter des Don Juan (Archiv f. Litteraturgeschichte. 3 [1873]. S. 367—90);

K. Engel, Die Don Juan-Sage auf der Bühne. 2. Aufl. Oldenburg, 1887.

K. Engel, Zwei Kapitel aus der Geschichte der Don Juan-Sage. (Zeitschr. f. vgl. Litteraturgesch. 1 [1887]. 392—406);

R. v. Freisauff, Mozarts Don Juan. 1787—1887. Salzburg, 1887;

O. Schaedel, Ein Beitrag zur Don Juan-Litteratur. Progr., Bensheim, 1891.

A. Rauber, Die Don Juan-Sage im Lichte biologischer Forschung. Leipzig. 1899.

Los Rios, Don Juan en la literatura y en la Musica. España moderna. XII (1889). S. 1—31.

V. Ferrari, Don Giovanni nella letteratura e nella vita. Mailand, 1892;

J. G. Magnabal, Don Juan et la critique espagnole. Paris, 1893;

F. S. Brouwer, Don Giovanni nella poesia e nell' arte musicale. Neapel, 1894;

A. Farinelli, Don Giovanni, Note critiche Giornale storico della lett. Italiana. 27. (1896) 1—77, 54—326 (wichtig);

J. Bolte, Ueber den Ursprung der Don Juan-Sage. Zeitschr. f. vgl. Litteraturgesch. 13 (1899). S. 374 bis 398 (gleichfalls sehr wichtig);

J. Bolte, Ancora Don Giovanni, osservazioni ed appunti. Rassegna critica della letteratura Italiana. 2, 56—66;

A. Worp, Nederlandsche Don Juan Dramas. Taal en Letteren. 8 (1898). Nr. 6—9;

R. Draeger, Molières Don Juan, historisch-genetisch beleuchtet. Diss. Halle, 1899;

A. Gaspary, Molières Don'Juan, Miscellanea in memoriam di N. Caix et U. A. Canello. 1886. 57—69.

Don Juan auf der Wander- und Jesuitenbühne: J. Zeidler, Zeitschr. f. vgl. Litteraturgesch. 9 (1896), 88—132; Dürrwächter, historisch-politische Blätter. 124. S. 356 f.; Paludan, Zeitschr. f. deutsche Phil. 25, 341; Jahrb. f. Münchner Geschichte. 3, 361.

Volksschauspiel: R. M. Werner, Der Laufner Don Juan. Ein Beitrag z. Geschichte des Volksschauspiels. Hamburg, 1891; E. Schmidt, Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen. 98, 243 ff.

Vieles natürlich auch in den Biographieen und Charakteristiken über die einzelnen Bearbeiter der Sage.

Wien. Arthur L. Jellinek.

Dieses ausführliche Verzeichnis enthebt uns der Verpflichtung, eine Anzahl anderer Zuschriften wiederzugeben, in denen sich die vorstehenden Angaben teilweise wiederholen. Mehrfach wurde noch auf die eingehende stoffgeschichtliche Darstellung verwiesen, die Johannes Fastenrath seiner deutschen Ausgabe von Zorillas „Don Juan Tenorio" (Dresden, 1898) vorausgeschickt hat. — Einer anderen ausführlichen Zuschrift des Herrn Gustav Gottschalk in Halensee, Besitzers

einer über tausend Nummern zählenden Faust-Bücherei, sind folgende Hinweise noch zu entnehmen:

„Die drei großen Volkssagen von Don Juan, vom ewigen Juden und von Dr. Faust u. s. w." Vortrag von Pfarrer Hirsch aus Lintorf; Frankfurt a. M., 1875.

„Litterarische Charakterbilder" von M. Schmidt-Agricola, Wiesbaden, 1898. (S. 76—84: „Das Urbild des Don Juan.")

„Deutsche Puppenkomödien." Herausg. v. Karl Engel, Oldenburg, Schulze; 1875. Bd. III. (S. 1—86: „Don Juan.")

„Deutsche Puppenspiele." Herausg. v. Rich. Kralik u. Jos. Winter, Wien. 1885.

„Volksschauspiele aus Tirol: Don Juan und Faust." Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr. XCVIII, 3/4 (1897).

„Don Juan", Drama in 5 Aufzügen von Braun v. Braunthal, Leipzig, 1842.

„Spanische Dramen," übers. v. C. A. Dohrn, I. Tl. Leipzig, 1841. (S. 1—156: „Der Verführer von Scada, oder Der steinerne Gast.") [Dürfte eine Uebersetzung von Tirso de Molina sein. D. Red.]

„Don Juans letztes Abenteuer", Drama in 2 Akten von Alfred Friedmann, Leipzig, 1881.

„Don Juan", Trauerspiel in 5 Akten von S. Wiese. Leipzig, 1840.

„Dramen." Von A. S. Puschkin, deutsch v. Fr. Fiedler (Meyers Volksbücher, Leipzig o. J.). U. a.: „Der steinerne Gast."

„Don Juans Tod." Von Prinz Emil Schönaich-Carolath (Dichtungen, 4. Aufl. 1898. S. 105—132).

„Don Juans Ratskellerkneipen." Eine feuchtfröhliche Weinmär von Franz Held. Berlin, 1894.

Auf die Don Juan-Gestalt in der französischen Lyrik macht Prof. Fernand Baldensperger in Lyon aufmerksam, besonders auf die häufigen Erwähnungen bei Musset, auf Baudelaires „Don Juan aux Enfers" (in den „Fleurs du Mal") und auf das Gedicht „L'Idéal" von Mme. Ackermann, worin Don Juan und Pascal verglichen werden. Der gleiche Gewährsmann weist noch auf die Vorrede zu Victor Hugos „Cromwell", den 1. Band der „Paradoxes féminins" von Henri Fouquier, die „Mémoires de Don Juan" von Félicien Mallefille und das Buch „L'Aimé" von Jean Aicard (1891), eine „mystisch-psychologische Gesamterklärung des Don-juanismus", hin. [Die von Baldensperger gleichfalls angeführte Novelle Sacher-Masochs „Der Don Juan von Colomea" hat mit dem Don Juan-Stoff nichts zu thun. D. Red.]

Einen Hinweis auf die Bearbeitungen des Stoffes in Rußland verdanken wir Herrn Arthur Luther in Moskau, der außer Puschkins oben genanntem Dramolet Alexei Tolstois dramatisches Gedicht „Don Juan" und ein Drama unter dem Titel „Der Verführer von Sevilla" von A. Bežezki erwähnt.

Als musikalische Behandlung des Stoffes wird uns schließlich noch von Herrn Dr. Max Vancsa in Wien die Pantomime „Die Statue des Gouverneurs" in 3 Bildern von Paul Endel und Evariste Maugin, Musik von Adolf David (1892) und Tschaikowskys Lied „Don Juans Ständchen" genannt; aus der bildenden Kunst das bekannte Sensationsgemälde „Die Frauen am Sarge Don Juans" von G. Giosso (zuerst Venedig, 1895).

---

10. Die weimarische Goethe-Ausgabe.

Ein klägliches Zeichen des Tiefstandes unserer „Bibliophilie" ist die Thatsache, daß die kritische Ausgabe unseres größten Dichters — dieses ungeheuere Werk des deutschen Spezialistentums — ungescheut und ohne Anstoß zu erregen, im armseligsten Gewande seit Jahren in die Oeffentlichkeit wandert. Ich bin Abonnent der Großoktavausgabe und habe, als ich der Verlagsanstalt Böhlau durch meinen Buchhändler den Umstand rügen ließ, daß der Rücken jedes Bandes (ein papierdünnes Lederchen) bei einmaliger Benutzung (ich dächte doch, auch dieser Goethe wäre zum Lesen da!) sofort zerbricht, die mittelbare Mitteilung erhalten, „bisher hätte noch niemand die Ausstattung getadelt". Bemerken muß ich noch, daß auch abgesehen von diesem bei einem so teuren Buche ganz unerhörten Uebelstande der achtlosen und sparsamsten Massenfabrikation der Halbfranzband an sich mit seinem Schockmaterial und dem geschmacklosen Rücken — den fetten Lyrapatzen — eine Schmach für den Reichtum des Inhaltes bedeutet.

Mähr.-Weißkirchen. Dr. Richard Schaukal.

Nachrichten

Die meistgelesenen Bücher.

(Herbst 1900 bis Herbst 1901.)

Wie im vorigen Jahre haben wir auch in diesem den Versuch gemacht, durch Befragung einer größeren Anzahl von Lesezirkeln und Leihbibliotheken zu ermitteln, welche Werke der modernen Belletristik im Laufe des Jahres die meistgelesenen waren. Um dem Ergebnis eine festere Grundlage zu geben, wurde diesmal die Anfrage an etwa doppelt so viele Firmen wie das erste Mal — über hundert — gerichtet, von denen 65 in der Lage waren, uns ihre statistischen Aufzeichnungen oder Schätzungen mitzuteilen. Die Antworten werden hier in alphabetischer Folge wiedergegeben. Dazu ist erläuternd zu bemerken, daß in einer Reihe von Fällen auch diesmal nur die meistverlangten Autoren, nicht die einzelnen Bücher selbst angeführt wurden; ferner, daß wir, um das Bild nicht zu sehr zu verwirren, alle diejenigen vereinzelten Namen fortgelassen haben, die unter den 65 Antworten nicht mehr als 3 mal erschienen; sodann, daß die gestellte Frage sich ausdrücklich auf die Werke der modernen Belletristik erstreckte, so daß man aus dem seltenen Vorkommen älterer bewährter Namen (Freytag, Keller, Heyse u. s. w.) noch nicht zu weitgehende Folgerungen negativer Art ziehen darf, wie dies im vorigen Jahr geschehen ist. Endlich wäre anzuführen, daß in denjenigen Fällen, wo von einem Autor „alles" als meistverlangt gemeldet ward, dies bei der späteren Zählung den auch sonst als hauptsächlich bevorzugten Büchern der betreffenden Autoren zugute kommen mußte.

Aachen (Otto Müller):

Eschstruth, Verschiedenes.
Ganghofer, Das Schweigen im Walde.
Georgy, Die berliner Range.
Viebig, Das tägliche Brot.

Allenstein (W. E. Harich):

Ompteda, Sylvester v. Geyer; Eysen.
Schlicht, Excellenz Seyffert.
Schnitzler, Leutnant Gustl.

Baden-Baden (Constantin Wild):

Eschstruth, Die neueren Sachen.
Heer, Der König d. Bernina; An heiligen Wassern.
Ompteda, Eysen; Sylvester v. Geyer u. a.
Gern gelesene Autoren ferner: Ganghofer, Rosegger, Straß.

— (O. Hühn):

Georgy, Die berliner Range.
Heer, Der König d. Bernina.
Ompteda, Monte Carlo.
Wolzogen, Die arme Sünderin.

Barmen (Heidsieck & Gottwald):

Ganghofer, Edelweißkönig.
Rosegger, Das ewige Licht.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Sudermann, Frau Sorge.
Tolstoi, Auferstehung.
Viebig, Das Weiberdorf.

Berlin (Otto Freund, W., Kleiststr. 21):
D'Annunzio, Lust.
Georgy, Die berliner Range.
Heer, Der König d. Bernina.
Kahlenberg, alles.
Mirbeau, Tagebuch einer Kammerjungfer.
Ompteda, Eysen.
Polenz, Thekla Lüdekind.
Wassermann, Renate Fuchs.

— (H. Golde, Charlottenburg):
Georgy, Die berliner Range.
Kahlenberg, Eva Sehring.
Ompteda, Eysen.
Tovote, Frau Agna.
Viebig, Das tägliche Brot.
Wassermann, Renate Fuchs.

— (Franz Grunert, W., Markgrafenstr. 39):
Georgy, Die berliner Range.
Kahlenberg, Eva Sehring.
Tovote, Frau Agna.
Viebig, Das tägliche Brot.
Wassermann, Renate Fuchs.

— (H. Rosenberg, W., Potsdamerstr. 129):
Kahlenberg, alles.
Multatuli, alles.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Viebig, Das tägliche Brot.
Wassermann, Renate Fuchs.

— (Hermann Woyte, W., Potsdamerstr. 13):
Georgy, Die berliner Range.
Ompteda, Eysen; Sylvester v. Geyer.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Viebig, Das tägliche Brot.
Wassermann, Renate Fuchs.

Bonn (Röhrscheid & Ebbecke):
Ganghofer, Der Dorfapostel.
Raabe, Hungerpastor; Sperlingsgasse.
Tovote, Frau Agna.
Viebig, Das Weiberdorf; Das tägliche Brot; Die Rosenkranzjungfer.

Brandenburg (M. Evenius):
Ganghofer, Der Dorfapostel.
Ompteda, Eysen; Sylvester v. Geyer.
Raabe, Der Hungerpastor.
Rosegger, Das ewige Licht.
Tovote, Frau Agna.
Viebig, Das tägliche Brot.
Ferner: Eschstruth, Schlicht.

Bremen (W. B. Hollmann):
Ganghofer, Der Dorfapostel.
Rosegger, Erdsegen.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Tolstoi, Auferstehung.
Ferner: Fontane, Heer, C. F. Meyer, Telmann.

Breslau (Bial, Freund & Co.):
Als gelesenste Autoren werden genannt: C. F. Meyer, Mirbeau, Ompteda, Prévost, Schlicht, Sudermann, Tolstoi, Wassermann, Zola u. a.

— (Julius Hainauer):
Georgy, Die berliner Range.
Kahlenberg, Eva Sehring.
Mirbeau, Tagebuch einer Kammerjungfer.
Multatuli, Max Havelaar.
Rosegger, Mein Himmelreich.
Schnitzler, Leutnant Gustl.
Sienkiewicz, Sturmflut.
Spielhagen, Frei geboren.
Tovote, Frau Agna.
Viebig, Das tägliche Brot.

— (J. Max & Comp.):
D'Annunzio, Feuer.
Georgy, Die berliner Range.
Ompteda, Eysen.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Spielhagen, Frei geboren.
Viebig, Das tägliche Brot.
Wassermann, Renate Fuchs.

— (E. Morgenstern):
Eschstruth, Am Ziel.
Fontane, Effi Briest.
Ganghofer, Der Dorfapostel.
Georgy, Die berliner Range.
Ompteda, Eysen.
Spielhagen, Frei geboren.
Wassermann, Renate Fuchs.
Wolzogen, Das dritte Geschlecht.

Breslau (H. Scholtz [E. Pinnow]):
Ganghofer, Ein Gotteslehen.
Georgy, Die berliner Range.
Ompteda, Eysen.
Polenz, Der Büttnerbauer.
Rosegger, Das ewige Licht.
Sienkiewicz, Quo vadis?

Brünn (G. & R. Karafiat):
D'Annunzio, Feuer.
Georgy, Die berliner Range.
Prévost, Eine glückliche Ehe.
G. Reuter, Frau Bürgelin.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Viebig, Das tägliche Brot.
Wassermann, Renate Fuchs.
Zola, Fruchtbarkeit.

Cöln (M. Lengfeldsche Buchh. [A. Ganz]):
Georgy, Die berliner Range.
Multatuli, Max Havelaar.
Ompteda, Eysen.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Viebig, Das tägliche Brot.

Dresden (Ernst Beutelspacher & Co.):
Ebner-Eschenbach, Das Gemeindekind.
Ompteda, Sylvester v. Geyer.
Raabe, Der Hungerpastor.
Straß, Der weiße Tod.
Sudermann, Der Katzensteg.
Tovote, Frau Agna.
Wolzogen, Das dritte Geschlecht.

— (Theodor Schuberth):
Alles von Ganghofer, Ompteda, Polenz, Raabe, Rosegger, Sudermann, Telmann, Viebig.

— (v. Zahn & Jaensch):
Eschstruth, Regimentstante.
Ganghofer, alles.
Ompteda, alles.
Polenz, Thekla Lüdekind.
Rosegger, alles.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Tovote, Frau Agna.
Wolzogen, Das dritte Geschlecht.

Düsseldorf (Herm. Michels' Nachf. [Hans Lücke]):
Meistgelesene Autoren: D'Annunzio, Ompteda, Gabr. Reuter, Rosegger, Schlicht, Sienkiewicz, Straß, Tolstoi, Viebig.

— (Schaubsche Buchhandlung):
Ganghofer, Das Schweigen im Walde.
Ompteda, Eysen; Sylvester v. Geyer.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Tovote, Frau Agna.
Viebig, Das Weiberdorf; Rheinlandstöchter.

— (Schmitz & Olbertz):
Meistgelesene Autoren: Heer, Kahlenberg, Ompteda, Viebig.

Eisenach (Baereckesche Hofbuchhandlung [Ludwig Pistor]):
Meistgelesene Autoren: Eschstruth, Ganghofer, Georgy, Ompteda, Prévost, Straß, Viebig, Zola.

— (H. Jacobis Hofbuchhdlg. [W. Hartmann]):
Eschstruth, Die Regimentstante.
Kahlenberg, Nixchen; Die Sembritzkys.
Ompteda, Sylvester v. Geyer.
Schlicht, Excellenz Seyffert.
Viebig, Das tägliche Brot; Das Weiberdorf.
Wolzogen, Das dritte Geschlecht.
Zola, Fruchtbarkeit.

Frankfurt a. M. (A. & G. Müller):
Georgy, Die berliner Range.
Ompteda, Eysen.
Gabr. Reuter, Ellen v. d. Weiden.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Tolstoi, Auferstehung.

Viebig, Das tägliche Brot.
Wassermann, Renate Fuchs.
Wolzogen, Das dritte Geschlecht.

Giessen (August Frees):
Ebner-Eschenbach, Unsühnbar.
Eschstruth, Polnisch Blut; Gänseliesel.
Georgy, Die berliner Range.
C. F. Meyer, Versuchung des Pescara.
Ompteda, Sylvester v. Geyer.
Zola, Das Geld.

Graudenz (Arnold Kriedte):
Eschstruth, Der Majoratsherr.
Ompteda, Eysen.
Polenz, Thella Lüdekind.
Tolstoi, Auferstehung.
Viebig, Rheinlandstöchter.
Wolzogen, Das dritte Geschlecht.
Zola, Fruchtbarkeit.

Halle (Albert Neubert):
D'Annunzio, Feuer; Episcopo & Co.
G. Reuter, Ellen v. d. Weiden.
Viebig, Das tägliche Brot.
Wassermann, Renate Fuchs.

Hamburg (Erie & Voß):
Ganghofer, Der Dorfapostel.
Georgy, Die berliner Range.
Ompteda, Eysen.
Sienkiewicz, Quo vadis?

— (Ad. Ettler [Karl Mühe]):
Georgy, Die berliner Range.
Ompteda, Eysen.
Spielhagen, Frei geboren.
Viebig, Das tägliche Brot.
Wassermann, Renate Fuchs.

— (A. E. Groeneveld):
Eschstruth, Am Ziel.
Georgy, Die berliner Range.
Ompteda, Eysen.
G. Reuter, Ellen v. d. Weiden.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Spielhagen, Frei geboren.
Viebig, Das tägliche Brot.

— (A. B. Laeisz):
Ebner-Eschenbach, Unsühnbar.
Heer, König d. Bernina.
Multatuli, Max Havelaar.
Ompteda, Eysen; Sylvester v. Geyer.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Telmann, Was ist Wahrheit?
Viebig, Das tägliche Brot.

— (Hermann Seippel):
Ebner-Eschenbach, Aus Spätherbsttagen.
Schlicht, Leutnant Kraft.
Telmann, Was ist Wahrheit?

Hannover (J. H. Nordmeyersche Leihbibl. [Richard Kollmann]):
Boy-Ed, Aus einer Wiege.
Eschstruth, Am Ziel.
Ganghofer, Der Dorfapostel.
Georgy, Die berliner Range.
Viebig, Das tägliche Brot.
Wassermann, Renate Fuchs.

Königsberg (R. Hübner):
Georgy, Die berliner Range.
Kahlenberg, Kirchen.
Ompteda, Sylvester v. Geyer.
G. Reuter, Ellen v. d. Weiden.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Viebig, Das tägliche Brot; Das Weiberdorf.
Wassermann, Renate Fuchs.

— (Bruno Meyer & Co.):
Kahlenberg, Kirchen.
Ompteda, Eysen.
Polenz, Der Büttnerbauer.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Tolstoi, Auferstehung.

Konstanz (Wilhelm Meck [Carl Geß]):
Ganghofer, Der Dorfapostel.
Heer, König d. Bernina.
Ompteda, Eysen.
Rosegger, Mein Himmelreich.

Leipzig (G. Wittrin):
Meistverlangte Autoren (bei einem Stammpublikum von Studenten): Raabe, Spielhagen, Tolstoi, neuerdings Gorki u. a.

Lemberg (H. Altenberg):
D'Annunzio, Feuer.
Mirbeau, Tagebuch einer Kammerjungfer.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Tolstoi, Auferstehung.
Wolzogen, Das dritte Geschlecht.

London (Mudie's Select Library):
Boy-Ed, Um Helena; Nur ein Mensch.
Eschstruth, Am Ziel.
Viebig, Das tägliche Brot.
Wassermann, Renate Fuchs.

Magdeburg (Heinrichshofensche Buchhandlung):
Meistgelesene Autoren: Eschstruth, Ompteda, Tovote u. a.

Marburg (N. G. Elwert):
Eschstruth, Verschiedenes.
Fontane, alles.
Georgy, Die berliner Range.
Ompteda, alles.
Prévost, Verschiedenes.
Raabe, gegenwärtig alles.
Rosegger, Das ewige Licht; Mein Himmelreich u. a.
Spielhagen, Problematische Naturen.

— (Oscar Ehrhardt):
Ebner-Eschenbach, Glaubenslos.
C. F. Meyer, Jürg Jenatsch.
Prévost, Liebesbeichte.
Sudermann, Katzensteg.
Tovote, Die rote Laterne.

Marienbad (E. A. Götz):
Mirbeau, Tagebuch einer Kammerjungfer.
Schnitzler, Frau Bertha Garlan.
Tovote, Frau Agna.
Viebig, Das tägliche Brot; Die Rosenkranzjungfer.
Wassermann, Renate Fuchs.

Meran (S. Pötzelberger):
Boy-Ed, Zwei Männer.
Ganghofer, Das Schweigen im Walde.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Sudermann, alle Dramen.
Viebig, Das tägliche Brot.

Moskau (W. Sutthoffsche Buchh. [N. Liedert]):
Ebner-Eschenbach, Aus Spätherbsttagen.
G. Reuter, Ellen v. d. Weiden.
Rosegger, alles.
Stray, Die thörichte Jungfrau.
Telmann, An der Engelsbucht.
Tovote, Frau Agna.
Viebig, alles.

München (J. Lindauer):
D'Annunzio, Feuer.
Georgy, Die berliner Range.
Kahlenberg, Das Kirchen.
Schnitzler, Frau Berta Garlan.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Tovote, Frau Agna.
Wassermann, Renate Fuchs.

Neustadt a. H. (A. H. Gottschick-Witter [W. Rocholl]):
Georgy, Die berliner Range.
Multatuli, Verschiedenes.
Viebig, Kinder der Eifel: Rheinlandstöchter; Das Weiberdorf.
Wolzogen, Das dritte Geschlecht; Der Kraft-Mayr.

Plauen (Hohmannsche Buchh. [Adolf Lohmann]):
Ganghofer, Das Schweigen im Walde.
Georgy, Die berliner Range.
Ompteda, Philister über Dir!
Polenz, Der Büttnerbauer.
Rosegger, Mein Himmelreich.
Tolstoi, Auferstehung.
Wolzogen, Die Erbschleicherin.
Zola, Arbeit.

Posen (Friedrich Ebbecke):
Eschstruth, Am Ziel.
Fontane, Effi Briest.
Ompteda, Eysen.

Polenz, Der Büttnerbauer.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Viebig, Das tägliche Brot.

Stettin (Friedr. Nagel):
Boy-Ed, Aus einer Wiege.
Ganghofer, Der Dorfapostel.
Georgy, Die berliner Range.
Ompteda, Eysen.
Rosegger, Mein Himmelreich.
Tolstoi, Auferstehung.
Wassermann, Renate Fuchs.

Strassburg i. E. (Engelhardt & Hoffmann):
D'Annunzio, Feuer.
Mirbeau, Tagebuch einer Kammerjungfer.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Tovote, Frau Agna.
Viebig, Das tägliche Brot.
Wassermann, Renate Fuchs.

Stuttgart-Wildbad (Holland & Josenhans):
Boy-Ed, Nur ein Mensch.
Eschstruth, Regimentstante; Hofluft.
Ompteda, Eysen; Sylvester v. Geyer.
Telmann, Unter den Dolomiten.
Viebig, Rheinlandstöchter.
Wolzogen, Die tolle Komteß.

Thorn (Justus Wallis):
Eschstruth, Am Ziel.
Georgy, Die berliner Range; Jugendstürme.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Wolzogen, Das dritte Geschlecht.

Wernigerode (Max Finkbein):
Boy-Ed, Die Schuldnerin.
Eschstruth, alles.
Ompteda, Eysen.
G. Reuter, Aus guter Familie.
Viebig, Das tägliche Brot.

Wien (Central-Bibliothek, Rothenturmstraße 19 nebst 14 Filialen. Zahl der jährlich ausgeliehenen Bücher ca. 3 Millionen):
Gorki, Foma Gordjejew.
Ompteda, Eysen.
Tolstoi, Auferstehung.
Viebig, Das tägliche Brot.
Wassermann, Renate Fuchs.
(Auch Ebner-Eschenbach zur Zeit des Jubiläums.)

— (Ehrenberg & Enie.):
Ganghofer, Der Dorfapostel.
Mirbeau, Tagebuch einer Kammerjungfer.
Schnitzler, Frau Bertha Garlan.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Viebig, Das tägliche Brot.
Wassermann, Renate Fuchs.

— (L. & A. Last):
D'Annunzio, Feuer; Der Unschuldige.
Ebner-Eschenbach, Aus Spätherbsttagen.
Gorki, Foma Gordjejew.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Viebig, Das tägliche Brot.

Wiesbaden (Jurany & Hensel's Nachf.):
D'Annunzio, Feuer.
Georgy, Die berliner Range.
Gorki, Foma Gordjejew u. a.
Kahlenberg, Nixchen.
Mirbeau, Tagebuch einer Kammerjungfer.
Schnitzler, Frau Bertha Garlan.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Viebig, Das tägliche Brot.
Wolzogen, Die arme Sünderin.

— (Feller & Gecks):
D'Annunzio, Feuer.
Ganghofer, Der Dorfapostel.
Heer, Der König d. Bernina.
G. Reuter, Ellen v. d. Weiden.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Tolstoi, Auferstehung.
Viebig, Das tägliche Brot.
Wassermann, Renate Fuchs.

— (Moritz & Münzel):
Ebner-Eschenbach, Aus Spätherbsttagen.
Eschstruth, Am Ziel.
Ganghofer, Der Dorfapostel; Ein Gotteslehen.
Heer, Der König d. Bernina.
Rosegger, Erdsegen.
Viebig, Die Rosenkranzjungfer.

* *

Danach stellt sich das Ergebnis im ganzen folgendermaßen dar: Als meistgelesene Autoren wurden bezeichnet

E. Viebig	41 mal	unter 65 Antworten.
G. Frhr. v. Ompteda	38 „	
Henryk Sienkiewicz	28 „	
Ernst Georgy	27 „	
Jakob Wassermann	22 „	
Ludwig Ganghofer	21 „	

Die meistgelesenen Bücher waren den vorstehenden Tabellen zufolge:
Viebig: „Das tägliche Brot" (32)
Ompteda: „Eysen" (27)
Georgy: „Die berliner Range" (27)
Sienkiewicz: „Quo vadis?" (26)
Wassermann: „Die Geschichte der jungen Renate Fuchs" (22)
Ganghofer: „Der Dorfapostel" (13).

Im vorigen Jahre stand, wie erinnerlich sein dürfte, Ompteda mit „Eysen" an der Spitze: das Interesse für diesen Roman hat sonach auch im zweiten Jahre noch fast nichts an Stärke verloren. Außer Ompteda fand sich von den oben genannten damals nur noch Ganghofer unter den sechs meistgelesenen Autoren. Neu ist unter den diesjährigen der Name Georgy, das Pseudonym einer berliner Dame, die mit einer fortlaufenden Serie von humoristischen berliner Skizzenbänden unter dem Kollektivtitel „Die berliner Range" einen beispiellosen Buchhandel-Erfolg zu verzeichnen hatte. Daß dieser eine Titel sich sonach jeweils auf 10—12 verschiedene einzelne Bücher bezieht, war für unsere Statistik einigermaßen störend, ließ aber keine genauere Unterscheidung zu.

Wir lassen noch diejenigen Autoren-Namen folgen, die in den oben wiedergegebenen Antworten sonst noch häufiger vertreten sind: Nataly v. Eschstruth (18), P. Rosegger (15), Heinz Tovote (14), L. Tolstoi (13), Ernst v. Wolzogen (13), Hans v. Kahlenberg (11), Gabriele D'Annunzio (10), Marie v. Ebner-Eschenbach (9), Gabriele Reuter (9), J. C. Heer (9), W. v. Polenz (8), Octave Mirbeau (8), Fr. Spielhagen (7), Zola (7), Wilhelm Raabe (6), Konrad Telmann (6), Ida Boy-Ed (6), Hermann Sudermann (6).

Todesfälle. Am 22. November † in Egypten, wohin er sich zur Heilung begeben hatte, der Chefredakteur der „Woche", Gustav Dahms, im Alter von 48 Jahren. Der Verstorbene, der ein hervorragendes organisatorisches Talent besaß, hat sich auch schriftstellerisch bethätigt: er schrieb außer mehreren Lustspielen („Frau Stadträtin". „Nach der Hochzeit" u. a.) das Handbuch: „Das litterarische Berlin" (1895) und gab die Broschürensammlung „Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben" heraus. Lange Zeit leitete er den „Bazar".

Im jugendlichen Alter von 22 Jahren † in Saarbrücken der Schriftsteller Max Beyer. Er begründete vor zwei Jahren die Monatsschrift „Jungdeutschland", die später erweitert wurde und den Titel „Stimmen der Gegenwart" erhielt.

In Baume-les-Dames † der Dichter Edouard Grenier im Alter von 82 Jahren. Er verfaßte lyrische und dramatische Dichtungen und übersetzte Goethes „Reineke Fuchs" ins Französische.

* *

Persönliches. Am 8. Dezember beging der in München lebende deutsch-amerikanische Schriftsteller Professor E. P. Evans die Feier seines 70. Geburtstags. Evans, der bis vor etwa 20 Jahren Universitätsprofessor für deutsche Sprache und Litteratur in Nordamerika war, förderte durch seine schriftstellerische Thätigkeit die kulturellen und litterarischen Beziehungen

zwischen Deutschland und Amerika. Einen Teil seiner Aufsätze hat er vor drei Jahren in einem Sammelband, „Beiträge zur amerikanischen Litteratur- und Kulturgeschichte“ (vgl. LE II, 837 ff.) herausgegeben. — Georg Brandes wird künftig aus Mitteln der kopenhagener Universität lebenslang eine Ehrengabe von etwa 5000 Kronen jährlich beziehen.

* * *

Gottsched-Gesellschaft. Am 12. Dezember, dem Todestage Gottscheds, ist von einer Reihe von Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern in Berlin die Gottsched-Gesellschaft gegründet worden zu dem Zweck, die allmähliche Veröffentlichung der Hauptschriften Gottscheds zu bewirken und die Errichtung eines Gottsched-Denkmals anzustreben. Es sollen zugleich Gesellschaftsabende und gelegentlich auch öffentliche Veranstaltungen, zu denen die Mitglieder freien Zutritt haben, stattfinden. Die Mitteilungen der Gesellschaft werden in der von Eugen Reichel geleiteten „Gottsched-Halle“ (Vierteljahrshefte der Gottsched-Gesellschaft) veröffentlicht, die nur an Mitglieder der Gesellschaft für den Jahrespreis von drei Mark abgegeben wird.

* * *

Preisverteilungen. Am 10. Dezember wurden in Stockholm in Gegenwart des Kronprinzen und der Königsfamilie von Schweden die vier großen Nobel-Preise für Wissenschaft und Litteratur von je 208 000 Francs verteilt. Den Preis für Litteratur erhielt der französische Lyriker Sully Prudhomme, der im Anfange der Sechzigerjahre steht (vgl. über ihn LE II, 1546 f.). — Der in Finland seit dem Jahre 1897 alljährlich zur Verteilung kommende Regierungspreis (5000 Mk.) für Werke der schönen Litteratur ist in diesem Jahre unter fünf Schriftsteller geteilt worden. Es sind dies die Romanschriftsteller Mikael Lybeck und Arvid Jaernefelt, die Novellisten Jonatan Reuter und Walter Kilpi und der Lyriker Eino Leino.

Nach einer Zeichnung von Herman Grimm.
(Aus: Gaedertz, Was ich am Wege fand. Leipzig, Georg Wiegand.)

∞ **Etwas vom Freiherrn von Meusebach.** Karl Hartwig Gregor Freiherr von Meusebach, einer der bedeutendsten Büchersammler und höchst origineller Mensch, dessen Briefwechsel mit den Gebrüdern Grimm ihn in den gelehrten Kreisen bekannt gemacht hat, wird uns jetzt durch die Schilderung seiner litterarischen und persönlichen Beziehungen zu Heinrich Hoffmann von Fallersleben näher gebracht. Karl Theodor Gaedertz widmet auf Grund des ihm zur Verfügung gestellten Materials dem berliner Gönner des jungen Bibliothekars, Germanisten und Dichters einen sehr interessanten Essai in dem eben erschienenen Buche: „Was ich am Wege fand. Blätter und Bilder aus Litteratur, Kunst und Leben“ (Leipzig, Georg Wiegand). Wir geben daraus zur Charakteristik des seltenen und seltsamen Mannes, der unter dem Pseudonym „Markus Hüpfinsholz von Mäusebach“ mehreres publizierte, und dessen wertvolle Bücherei jetzt einen Bestandteil der königlichen Bibliothek in Berlin bildet, eine kleine Miscelle: Im Jahre 1821 kam der junge Hoffmann nach Berlin und lernte den eifrigen Sammler kennen. Zwischen beiden bildete sich bald eine enge Freundschaft, die, als Hoffmann Kustos an der breslauer Bibliothek wurde, zu einer intimen und wissenschaftlichen Korrespondenz gedieh. Beide fesselte neben der persönlichen Zuneigung nicht nur das gemeinschaftliche litterarische Band; Hoffmann hegte auch eine stille Liebe zu Meusebachs Tochter Karoline, die er als „Arlikona“ besang, und dem Geheimrat lag sehr daran, seines jugendlichen Freundes Findertalent für seine Bücherei nutzbar zu machen und ihn zu immer neueren Entdeckungen anzuspornen. So ge-

langten, wesentlich durch Hoffmanns schöne Funde, die rarsten Sachen in Meusebachs Bibliothek. Aber einmal war er keineswegs zufrieden: „Wenn ich sage und schreibe, daß ich Sie sehr lieb habe, so versteht sich das, so lange Sie gut und brav sind. Wenn Sie mir nur eine Kiste voll Schund schicken, so —! Ich lasse mir's gefallen, daß Sie sich ein Kenner dünken und mich für einen Liebhaber ansehen; aber — wenn ich die letzte vertrackte Kiste ansehe, denke ich gar nicht mehr an Ihre früheren guten Geschenke." Meusebachs Briefe an Hoffmann umfassen meist viele Bogen mit buntfarbigen Tinten geschrieben, mit kleinen Zetteln beklebt, bisweilen förmliche Aufsätze und bibliographisch ausgeführte Wunschverzeichnisse; sie enthalten jedoch nicht bloß Litterarisches, sondern viel Intimes, Privates, das Gaedertz in dem genannten Buche zu einem ansprechenden Lebensbilde ausgearbeitet hat.

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Blos, W. Der Prinzipienreiter. E. Geschichte a. d. Jahre 1848. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. 193 S. mit Bildn. M. 2,— (3,—).

Boßhart, J. Die Barettlitochter. Nov. Leipzig, H. Haessel. 235 S. M. 2,80 (3,75).

Dauthendey, Elisabeth. Zweilebig. Roman. Berlin, Schuster & Loeffler. 346 S. M. 4,— (5,50).

Elbe, A. v. der. Kaiser und Arzt. Geschichtlicher Roman. Berlin, Ulrich Meyer. 2 Bde. 191 u. 166 S. M. 3,— (4,—).

Freudenthal, Friedrich. In de Fierabendstied. En plattdütsch Geschichtenbook. 2. Aufl. 193 S. M. 1,75 (2,25). — Sonderlinge und Vagabunden. Bilder u. Erz. a. d. nordhannov. Heide. 2. Aufl. 200 S. M. 2,— (2,80). Oldenburg, G. Stalling.

Gutheil, A. Irrungen. Roman in 3 Büchern. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. 388 S. M. 4,— (5,—).

Handel-Mazzetti, E. v. Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr. E. kulturhist. Erz. 2. Aufl. (Volksausg.). Stuttgart, Jos. Roth. 610 S. M. 3,80 (5,—).

Hansjakob, H. Verlassene Wege. Tagebuchblätter. Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 412 S. M. 4,20 (5,40).

Hindermann, Adele. Des Lebens Bürde u. a. Nov. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 252 S. M. 3,— (4,—).

Höcker, P. O. Letzter Flirt. Wintergeschichte. Leipzig, Paul List. 267 S. M. 3,— (4,—).

Jacobowski, Ludwig. Stumme Welt. Symbole. Skizzen a. d. Nachlaß. Herausg. v. R. Steiner. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 136 S. mit Bildn. M. 1,75 (2,75).

Janitschek, Maria. Harter Sieg. Roman. 2 Tle. in 1 Bde. Berlin, Otto Janke. 166 u. 207 S. M. 5,—.

Kleist, H. v. Michael Kohlhaas. (Pantheon-Ausg.) Berlin, S. Fischer. gr. 16°. XVI, 180 S. mit Bildn. Geb. M. 2,—.

Kurz, Isolde. Frutti di mare. 2 Erz. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 100 S. M. 2,— (3,—).

Merz, W. Berner Novellen. Bern, Neukomm & Zimmermann. gr. 8°. 268 S. M. 2,50 (3,50).

Oehring, J. Die Graien Lasicz. Moderner Sittenroman. Zürich, Caesar Schmidt. 153 S. M. 3,—.

Salburg, E. Gräfin. Was die Wirklichkeit erzählt. 3. Buch: „Humanitas". Leipzig, Grübel & Sommerlatte. 481 S. M. 4,—.

Scharlau, Willy. Ebbe und Flut. Zwei Schicksale. Dresden, E. Pierson. 211 S. M. 3,—.

Scheerbart, Paul. Die Seeschlange. Ein Seeroman. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 228 S. M. 2,— (3,—).

Schubin, Ossip. Marska. Erz. Stuttgart, J. Engelhorn. 156 S. M. 2,— (3,—).

Tann-Bergler, O. „Se. Majestät das Kind." Kleine Geschichten von unseren Kleinen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 192 S. M. 3,— (4,—).

Voß, Richard. Der gute Fra Checco u. a. Geschichten. Stuttgart, J. Engelhorn. 158 S. M. —,50 (—,75).

Wibbelt, A. De Strunz. Erz. in münsterländ. Mundart. Essen, Fredebeul & Koenen. 278 S. M. 2,40 (3,—).

Baudelaire, Charles. Die künstlichen Paradiese (Opium und Haschisch). (Werke. In deutscher Ausg. v. M. Bruns. 2. Bd.) Minden i. W., J. C. C. Bruns. XXXII, 267 S. M. 2,50 (3,50).

Cable, G. W. Aus alten Kreolentagen. Novellen. Deutsch v. H. H. Ewers. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 210 S. M. 2,— (2,50).

D'Esterre-Keeling, E. Ein Philosoph im Steckkissen. Deutsch von W. Heichen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 210 S. M. 3,— (4,—).

Gorki, Marim. Der grüne Kater. Ausgew. Erz. Uebers. von Stefanija Goldenring. 2. Aufl. Dresden, Heinrich Minden. 229 S. M. 2,—.

Kobylanska, O. Kleinrussische Novellen. Eingel. durch e. Essai: „Ein Jahrh. klein-russische Litt." von Georg Adam. Minden i. W., J. C. C. Bruns. XXVIII, 184 S. mit 4 Bildn. M. 3,— (4,—).

Rameau, J. Der Roman eines Arztes. Uebers. v. L. Wechsler. Leipzig, August Schulze. 205 S. M. 2,50.

Twain, M. Adams Tagebuch u. a. Geschichten. Stuttgart, Robert Lutz. 275 S. M. 2,— (3,—).

b) Lyrisches und Episches.

Adler, M. Die Opale. Ein idealist. Märchen. Wien, Moriz Frisch. 12°. 74 S. M. 1,20 (1,80).

Becker, M. L. Sonnenkinder. Ein Liedercyklus. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 48 S. M. 2,—.

Bender, H. Scheidegrüße. Ernste und heitere Dichtungen. Großenhain, Baumert & Ronge. 108 S. mit Bildn. M. 1,50.

Blüthgen, Viktor. Gedichte. Neue verm. Ausgabe. Berlin, G. Grote. 214 S. M. 3,— (4,—).

Coudenhove, Paula Gräfin. Ein Babenberger. Poetische Erz. Paderborn, Ferd. Schöningh. 214 S. M. 2,20 (3,—).

Dähnhardt, O. Aus Nebenflur und Waldesgrund (Heimatklänge aus deutschen Gauen. II). Mit Buchschmuck von R. Engels. Leipzig, B. G. Teubner. 4°. M. 2,— (2,60).

Donath, A. Mensch und Liebe. Neue Gedichte. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 61 S. M. 2,—.

Dreyer, A. Bergmoas'n und Spötterln. Gedichte in oberbayr. Mundart. Illustr. München, J. Lindauersche Buchh. 88 S. M. 1,— (1,80).

Graemm, Josef. Lilalpa. E. Sang a. d. Zeit d. Eroberung v. Peru durch die Spanier. Paderborn, Ferd. Schöningh. 12°. 132 S. Geb. M. 2,20.

Heemstede, L. van. Höhenluft. Ausgew. Gedichte. Heiligenstadt, F. W. Cordier. 12°. 408 S. mit Bildn. Geb. M. 5,—.

Hölzlhuber, F. Gedichte in oberösterr. Mundart. Steyr, Sandböckische Buchh. gr. 8°. 90 S. mit Bildn. M. 1,70.

Jacobowski, Ludwig. Ausklang. Neue Gedichte a. d. Nachlaß. Herausg. und mit Einl. versehen von R. Steiner. Minden i. W., J. C. C. Bruns. gr. 8°. 203 S.

Monsterberg-Münckenau, Elimar v. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 127 S. M. 1,50.

Oertzen, G. v. Symphonieen des Windes. Freiburg i. B., G. Nagoczy. 132 S. M. 1,50.

Paulus, E. Aus Orient und Occident. Kulturhist. Märchen f. jung u. alt. Dichtungen. Glogau, Carl Flemming. 168 S. Geb. M. 3,—.

Stubenberg, Mathilde Gräfin. Gabriel v. Herrenburg. Epische Dichtg. Illustr. Paderborn, Ferd. Schöningh. 115 S. M. 3,— (4,—).

Apulejus. Amor und Psyche. Märchen. Uebertr. v. E. Norden. Mit Buchschmuck v. W. Tiemann. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 4°. 63 S. Geb. M. 6,—.

Baudelaire, Charles. Die Blumen des Bösen. Umdichtungen von Stefan George. Berlin, Georg Bondi. gr. 8°. 197 S. M. 4,50 (6,—).

c) Dramatisches.

Goethe. Faust. 1. Teil. (Pantheon-Ausg.) Berlin, S. Fischer. gr. 16°. XIV, 214 S. mit Bildn. Geb. M. 2,—.

Hauptmann, Gerhart. Der rote Hahn. Tragikomödie. 144 S. M. 2,50 (3,50).

Müller, Adolf. Fausts Kampf und Sieg. Tragödie in 5 Akten. 3. Bearbeitg. Dresden, Rudolf Zinke. 170 S. M. 2,—.

Stoskopf, G. D' Millionepartie. Schwank. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 145 S. M. 2,—.

Theodor, Josef. Das Erntefest. Drama in 3 Akten. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 136 S. M. 2,— (3,—).

Shakspere. Ein Sommernachtstraum. Uebers. von A. W. v. Schlegel. (Pantheon-Ausg.) Berlin, S. Fischer. gr. 16°. X, 122 S. mit Bildn. Geb. M. 2,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bode, Wilhelm. Goethes Aesthetik. Mit e. Bilde Goethes. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 341 S. M. 3,50 (4,50).

Bode, Wilhelm. Goethes Persönlichkeit. 3 Reden des Kanzlers Friedrich v. Müller. Herausg. und eingel. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 91 S. M. 1,25 (2,—).

Brotanek, R. Die englischen Maskenspiele (Wiener Beiträge zur engl. Philologie. XV). Wien, Wilh. Braumüller. gr. 8°. 371 S. M. 12,—.

Deetjen, W. Immermanns „Kaiser Friedrich II". E. Beitrag zur Geschichte des Hohenstaufendramen (Litterarhist. Forschungen. XXI). Berlin, Emil Felber. gr. 8°. 216 S. M. 4,—.

Eckermann, J. P. Gespräche mit Goethe. Herausg. von A. Bartels. Leipzig, Eugen Diederichs. 2 Bde. XXIV, 490 u. IV, 568 S. M. 6,— (7,50).

Gerstenberg, H. Aus Weimars nachklassischer Zeit. Hamburg, Otto Meißner. gr. 8°. 62 S. M. 2,—.

Goethe-Briefe. Mit Einl. u. Erläuterungen heraus. von Philipp Stein. 1. Bd.: 1764—1775. Berlin, Otto Elsner. gr. 8°. 304 S.

Hecker, O. Boccaccio-Funde. Stücke aus der bislang verschollenen Bibliothek des Dichters. Braunschweig, George Westermann. Lex.-8°. XV, 320 S. mit 22 Taf. M. 20,—.

Klages, L. Stefan George. Berlin, Georg Bondi. gr. 8°. 80 S. mit Bildn. M. 2,50.

Mayne, Harry. Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. gr. 8°. 415 S. mit Bildn. M. 6,50 (7,50).

Meindl, V. Sir George Etheredge. Sein Leben, seine Zeit und seine Dramen. (Wiener Beiträge zur engl. Philologie. XIV.) Wien, Wilh. Braumüller. gr. 8°. 278 S. M. 7,—.

Meyer, H. Ch. H. Heinrich Schaumberger und Rudolf Köselitz. Dichter und Illustrator. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. gr. 8. 135 S. Kart. M. 1,50.

Thurau, G. Der Refrain in der französischen Chanson. Litterarhist. Forschungen. XXIII.) Berlin, Emil Felber. gr. 8°. 494 S. M. 12,—.

c) Verschiedenes.

Banner, Max. Pädagogische Tagesfragen. Frankfurt a. M., F. B. Auffarth. 71 S.

Becker, M. L. Italien und ich. Reisebilder. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 112 S. M. 2,50.

Biedenkapp. Kleine Geschichten und Plaudereien philosophischen, pädagog. u. satir. Inhalts. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 179 S. M. 3,—.

Buchwald, G. Doktor Martin Luther. E. Lebensbild f. d. deutsche Haus. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. XII, 530 S. mit zahlr. Abb. Geb. M. 6,—.

Crane, W. Die Grundlagen der Zeichnung. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 392 S. mit Abb. M. 12,— (14,—).

Deeken, Rich. Manuia Samoa! Samoanische Reiseskizzen u. Beobachtungen. Oldenburg, G. Stalling. 240 S. mit Illustr. M. 4,— (5,—).

Freystadt, K. v. Erinnerungen a. d. Hofleben. Herausg. von K. Obier. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. XVI, 234 S. mit 2 Bildern. M. 5,— (6,—).

Friedlaender, E. Berliner geschriebene Zeitungen a. d. Jahren 1713 bis 1717 u. 1735. E. Beitr. zur preuß. Geschichte unter Friedrich Wilhelm I. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. gr. 8°. XIX, 720 S. M. 14,—.

Gaudy, F. Frhr. v. Ausgew. Werke. Herausg. u. mit Einleitg. versehen von A. Freiin v. Gaudy. Leipzig, Philipp Reclam jun. 2 Bde. 808 u. 758 S. M. 3,— (4,—).

Gegenbaur, E. Erlebtes und Erstrebtes. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 114 S. mit Bildn. M. 2,— (3,—).

Giesenhagen, K. Auf Java und Sumatra. Streifzüge und Forschungsreisen im Lande der Malaien. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. X, 270 S. mit 16 farb. Tafeln u. s. w. M. 9,— (10,—).

Gurlitt, C. Geschichte der Kunst. In 2 Bdn. Mit je 15 Bildertaf. Stuttgart, Arnold Bergsträßer. Lex.-8°. 696 u. 792 S. M. 44,— (48,—).

Grimm, Herman. Fragmente. 2. u. letzter Teil. Herausg. von R. Steig. Berlin, W. Spemann. gr. 8°. 275 S. m. Bildn. M. 6,— (7,50).

Heuberger, R. Franz Schubert. Berlin, „Harmonie", Verlagsges. f. Litt. u. Kunst. gr. 8°. 115 S. mit Abb. M. 4,—.

Insel-Buch. Leipzig, Insel-Verlag. gr. 16°. 200 S. mit Abb. M. 1,— (2,—).

Jessen, Jarno. George Frederick Watts. (Das Künstlerbuch. VII.) Berlin, Schuster & Loeffler. 104 S. M. 3,—.

Meysenbug, Malwida v. Individualitäten. Berlin, Schuster & Loeffler. 579 S. M. 6,— (7,50).

Nietzsche, Friedrich. Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte. Studien und Fragmente. (Werke. 2 Abteilg., 15. Bd.) Leipzig, C. G. Naumann. gr. 8°. 541 S. M. 10,— (12,—).

Orthographie, abermals eine neue, in Sicht! Ein Weckruf. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). gr. 8°. 128 S. M. 1,—.

Ratzenhofer, G. Positive Ethik. Die Verwirklichung des Sittlich-Seinsollenden. Leipzig, F. A. Brockhaus. gr. 8°. 337 S. M. 8,— (9,50).

Reicke, E. Lehrer und Unterrichtswesen i. d. deutschen Vergangenheit. (Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte. 9. Bd.) Leipzig, Eugen Diederichs. Lex.-8°. 136 S. mit 130 Abb. u. Beil. M. 4,— (5,50).

Reißmann, A. Ludwig van Beethoven. Berlin, Hugo Schildberger. gr. 8°. 21 S. M. —,50.

Riemann, H. Präludien und Studien. Ges. Aufs. zur Aesthetik, Theorie und Geschichte der Musik. 3. Bd. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 228 S. M. 4,— (5,—).

Ritter, Moriz. Deutsche Gedichte im Zeitalter der Gegenreformation u. d. 30jähr. Krieges. 3. Bd., 1. Hälfte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. Lex.-8°. 320 S. M. 4,—.

Rudorff, Ernst. Heimatschutz. Berlin, Georg Heinrich Meyer. 112 S. M. 1,—.

Schlagwort-Katalog zu Reclams Univ.-Bibl., Meyers Volksbüchern nnd Hendels Bibl. d. Gesamtlitt. Weimar, Herm. Grosse. gr. 16°. 74 S. M. —,75 (1,25).

Seidl, Arthur. Wagneriana. 2. Band: Von Palestrina zu Wagner. Berlin, Schuster & Loeffler. gr. 8°. 520 S.

Volkmann, L. Naturprodukt u. Kunstwerk. Vergleichende Bilder zum Verständnis des künstl. Schaffens. Dresden, Gerh. Kühtmann. gr. 4°. 119 S. mit Abb. u. 32 Taf. M. 6,— (8,—).

Zuschriften.

I.

Wir stehen im Begriff, die Vorarbeiten für eine seit langem geplante historisch-kritische Gesamtausgabe von Grabbes Werken abzuschließen, die die notwendige Grundlage für eine gerechte Würdigung des genialen Dramatikers abgeben soll. Auf Grund des handschriftlichen Nachlasses werden sämtliche Dramen vollständig gedruckt, mit Wiederherstellung der durch Grabbes ersten Verleger aus Rücksicht auf die damaligen Zensurverhältnisse für notwendig befundenen Streichungen. Für jeden Nachweis von seltenen Drucken, Zeitschriften 2c. mit Beiträgen Grabbes, wie besonders für etwaige leihweise Ueberlassung handschriftlichen Materials, von Briefen 2c. wären wir zu großem Dank verpflichtet: für sorgfältige Aufbewahrung und Rücksendung verbürgen wir uns. Die Ausgabe, die von Eduard Grisebach besorgt wird, wird bereits im Laufe des nächsten Jahres erscheinen, zu einem auf das große Publikum berechneten mäßigen Preise.

Berlin W. 35. B. Behrs Verlag (E. Bock).

II.

In den Aufsatz über französische Romane (LE IV, Sp. 307) hat sich insofern ein Irrtum eingeschlichen, als es sich bei dem in der Verlagsanstalt Richter in Hamburg gedruckten Buche von Huysmans nicht um Typen der Wiener Hof- und Staatsdruckerei handelt, sondern um solche aus der Reichsdruckerei in Berlin, die der dort angestellte kaiserliche Graveur Georg Schiller neu geschnitten hat. Es ist wohl der Mühe wert, dies richtig zustellen, zumal die neuen Bestrebungen dieser Anstalt und besonders auch die Arbeiten des Herrn Schiller wärmste Anerkennung finden.

München. Georg Müller.

Antworten.

Nr. 18 in Temesvar. Die Adresse ist: Dresden, Dippoldiswaldergasse 3. Am besten wenden Sie sich direkt dorthin.

Berichtigung. In dem Artikel „Neues von Grabbe" Heft 5 ist auf Spalte 295, Zeile 11 v. u. zu lesen: „Zeit, in denen" (statt Zeit, denen), auf derselben Spalte, Zeile 19 v. u.: „verstockt" (statt versteckt), auf Sp. 299, Zeile 21 v. u.: „poetische" Verse (statt goethische), auf Sp. 299, Zeile 40 v. o.: „Masse Termine" (statt Messe-Termine), auf Sp. 300, Zeile 3 v. u.: „Ref. da" (statt Refda), auf Sp. 301, Zeile 23 v. o.: „Vorwörter" (statt Vorwürfe). — Die Litterarische Gesellschaft in Essen bittet uns, berichtigend mitzuteilen, daß die Bearbeitung des „Napoleon", die wir in einer Fußnote zu demselben Artikel (Sp. 298) erwähnten, nicht von Hans Gelling, sondern von Dr. Carl Hagemann herrührt.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Charlottenburg; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lessen in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Vierter Jahrgang
Heft 8
Januar 1902

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag

Aus dem Engeren.

Litteraturbilder aus deutschen Einzelgauen.

XV.

Wien.

Von **Rudolf Lothar** (Wien).

(Nachdruck verboten.)

In seinem sehr interessanten Buche „Das Keltentum in der europäischen Blutmischung" hat Heinrich Driesmans das Völkergemisch Oesterreichs untersucht und ist dabei zu bemerkenswerten Resultaten gekommen. Er bezeichnet die mongolisch-germanische Blutmischung mit slavischem Einschlag als den österreichischen Normaltypus: „Dieser lässige, gelenkig-geschmeidige Menschenschlag besitzt das deutsche Gemüt ohne die produktive Kraft des deutschen Geistes, besitzt den beweglichen, schnell erfassenden, aufnahmefähigen Verstand des Mongolen, ohne dessen stumpfes fühlloses Innenleben. Zur Erzeugung einer selbständigen höheren Kultur, zu eigener Staatenbildung hat sich dieser Menschenschlag indessen als unfähig erwiesen, weil ihm das Ideenleben, die lebendige, gestaltende Kraft der Seele fehlte. Dafür eignet ihm ein um so ausgeprägteres Talent der Nachahmung und Anempfindung fremden Wesens, weshalb Oesterreich-Ungarn Virtuosen auf allen Gebieten des Lebens, aber wenig schöpferische Genies hervorgebracht hat, wenn man nicht Gluck, Mozart, Grillparzer als solche ausnehmen will." Ich überlasse es den Ethnographen, zu ergründen, ob Driesmans Prämissen richtig sind; seine psychologischen Schlüsse sind es gewiß, wenn man ihnen auch eine mildere Ausdrucksweise wünschen möchte. Wir sind das Reich der Virtuosen, der Nachempfinder und der Ueberempfänglichen. So oft von einer Renaissance der Kunst oder der Litteratur bei uns die Rede geht, war es die Fremde, die ihre Keime über unsere Grenzen geweht hat. Das darf aber durchaus nicht als Nachteil unserer geistigen Anlage angesehen werden. Im Gegenteil. Die leichte und rasche Aufnahmefähigkeit hat aus dem Wiener einen eifrigen und trefflichen Theaterbesucher gemacht. Jede Stadt pflegt über ihr Theaterpublikum zu raisonnieren. Das geschieht auch bei uns. Ich glaube aber, daß Wien einer der besten Resonanzböden für die Kunst ist, die es giebt. Daher die leicht bewegliche spontane Begeisterung, daher die Freude an allem Neuen, sei es eine Kunstrichtung oder eine Mode. Aus der gleichen Quelle entspringt aber auch die Ueberschätzung alles dessen, was von außen kommt, und die Unterschätzung des Inländischen. Letztere ist ein Zug, der Wien scharf etwa von Berlin unterscheidet. Das Selbstgefühl des Deutschen, der den Stammesgenossen schon als solchen gerne anerkennt und die heimische Eigenart mit Stolz und Bewußtsein gegen die Fremde ausspielt, fehlt uns. Warum? Das hat seine politischen Gründe.

Die geringe Förderung, die die heimische Kunst bei den Stadt- und Landgenossen fand, hat nicht wenig dazu beigetragen, daß sich die österreichische Natur so spät, so langsam, so zögernd entwickelte. Jetzt freilich wird das besser — in der Provinz. Es ist ein höchst bemerkenswertes Symptom, wie kräftig sich in den österreichischen Provinzen die Heimatkunst entwickelt. Man könnte beinahe glauben, daß das originelle künstlerische Leben in Tirol, Steiermark und Oberösterreich Wiens Bethätigung an Kraft übertrifft.

Da die wiener Litteratur im Publikum nicht den Anschluß, die Anregung, die Empfänglichkeit finden konnte, die sie zu ihrem Blühen brauchte, so suchte sie all dies in ihrem eigenen Kreis. So entstand das litterarische Kaffeehaus, so entstand auch die Litteratenlitteratur. Heute ist freilich diese Phase des jungen Wien der letzten Jahre schon wieder überwunden, und die heute Schaffenden sind zum größten Teile das, was die österreichischen Poeten immer gewesen sind: Einsame.

Im Mittelpunkte dieser letzten Phase stand Hermann Bahr. Wenn es je einen Virtuosen der Empfänglichkeit gegeben hat, so war es Bahr. Er ist durch ganz Europa gereist, er hat die Künste

wirklichen Namen hieß, ist ein Aristokrat, ein dem wirklichen Leben Ferner und Fremder. Das wirkliche, große, gewaltige Leben verachtet er sogar, wie er alles Stoffliche gering schätzt und von sich weist.

„Es führt von der Poesie kein direkter Weg ins Leben, aus dem Leben keiner in die Poesie," doziert er in seltsamster Verkennung alles künstlerischen Schaffens. Ihm ist die Kunst kein Bekenntnis, er will gar kein Bekenntnis geben. Ihm ist sein Werk nichts Erlebtes, nichts Erfahrenes, nichts, was von Leid oder Jubel der Seele zeugen könnte. Nein, seine Gedichte sind, wie er selbst sagt, „gewichtlose Gewebe aus Worten", Wortkunst ist ihm alles. „Eine neue und kühne Verbindung von Worten ist das wundervollste Geschenk für die Seele und nicht geringer als ein Standbild des Knaben Antinous oder eine große gewölbte Pforte," so schrieb er einmal. Ich habe die Empfindung, als sei die Erwähnung des Antinous für Hofmannsthals Kunst bedeutungsvoll. Ihre Schönheit hat etwas knabenhaft Liebliches; sie ist wie der Soprangesang der Knaben im Dome.

„Die Worte sind alles!" sagt Hofmannsthal, und seine Verse sind ihm wie Schalen, geformt aus verschiedenem Metall und Edelgestein. Aus der Höhe der Reflexion läßt er Worte wie schimmernde Kugeln in die Schalen fallen. Sie tönen und klingen wieder, und das Licht huscht und tanzt über die prunkenden Gefäße von Gold und Silber, Onyx und Chrysopras, Krystall und Carneol. Ein reizvolles Spiel. Auch mit bunten Schleiern weiß der Dichter zu spielen und mit farbigen Lichtern. Seine Verse schmiegen sich in einander wie die Gewänder der Loie Fuller. Wie changierende Seide ist seine Stimmung. Man hat hinter Hofmannsthals Versartistik auch viele und tiefe Gedanken gesucht. Ich glaube, daß solches Suchen narrt. Um seine Verse zu genießen, muß man ein Ueberreifer sein, ein Naiver weiß mit ihnen nichts anzufangen, denn auch der, der sie geschaffen, ist alles eher denn naiv.

Die Fremde, vor allem die Neufranzosen, die Parnassiens und Symbolisten haben ihn beeinflußt, auch er ist in seiner Art ein Virtuose der Empfänglichkeit. Aber das Reizvolle bei ihm ist, wie durch alle fremde Kunst wiener Grundstimmung auch bei ihm zum Durchbruche kommt; allerdings ist es die Stimmung jenes Wien, da ausländischer Geschmack die Stadt beherrschte. Hofmannsthal ist ein Dichter des wiener Barockstils.

Wesensverwandt mit Bahr und Hofmannsthal ist Richard Beer-Hoffmann. Auch er ist ein Virtuose und Aristokrat wie der Poet des „Gestern". Aber er bringt eine außerordentlich scharfe Beobachtung der Wirklichkeit, einen stupenden Realismus, der sich immer in Bildern voll Eigenart und Eigenreiz ausspricht. Er hat wenig geschrieben, noch weniger veröffentlicht, aber seine Novellen gehören zum Besten, was Jungwien hervorgebracht hat. Mit Bahr und Hofmannsthal verbindet ihn auch das feminine Wesen, der Mangel jener Kraft, die in straffer Komposition sich ausspricht. Ihm zerfließt das Leben mit seinen Träumen unter den Händen. Er versinkt in seinen Stoffen wie in einem weichen Pfühl.

Da ich von Virtuosen spreche, muß ich hier auch Peter Altenberg erwähnen. Er ist vor allem ein Virtuose der Empfänglichkeit für alle Eindrücke des äußeren Lebens. Und just das aristokratische Leben, Sport und Salon, Flirt und Mondainität, das Englische in unsern Sitten, das Parisierische in unseren Gefühlen bringt die feinen Saiten seines weiblich zarten Innenlebens zum Tönen. Der Contrapunkt dieser Töne ist die eigentliche Manier seiner sonderbaren Schreibweise, eine egozentrische Manier, ausgestattet mit dem größten Raffinement der Naivetät. Diese Naivetät ist ebenso virtuosenhaft, wie das glänzende Spiel durch alle Skalen der Gefühle. Dort aber, wo die Gefühle leise in Sentimentalität umschlagen, offenbart sich auch in ihm der ursprüngliche Wiener. Und so sehr er auch alles, was der Tag, der Alltag ihm zuträgt, verklärt und in seine besondere Weltanschauung hinaufhebt, er beobachtet die kleinen und kleinsten Dinge mit dem scharfen Auge des Realisten.

Noch einen möchte ich dieser Gruppe beiziehen. Felix Salten, mir bisher nur als Kritiker bekannt, ist vor einigen Tagen mit einer Novelle hervorgetreten, „Die Gedenktafel der Prinzessin Anna", die etwa ebenso unter dem Einflusse der italienischen Renaissance-Novellistik steht, wie Hofmannsthals Kunst unter dem Zeichen Verlaines und Mallarmés. Das Novellchen, ein Juwel frecher, graziöser und humorvoller Erotik ist vielleicht ein Gipfelpunkt der ganzen jungwiener Kunst (s. auch Sp. 567. D. Red.). Die Freude an bunten und hellen Farben, das Künstlerische, nein! das Artistische der Gewandung paßt sich hier trefflich der derben realistischen Lebensbetrachtung an, wobei es nicht verschlägt, daß das Leben sich unter italienischem Himmel abspielt.

Realistische Lebensbetrachtung, das ist nämlich das für den bodenständig wiener Poeten Charakteristische. Von Abraham A Sancta Clara angefangen war der Realismus das eigentliche Element der wiener Dichter. Und ihre Sonderart zeigten sie in der idealen Verklärung des realistisch Erfaßten und Erschauten. Ein solcher Realidealist war Grillparzer, und ein solcher ist heute bei allem Abstande an Kraft und Bedeutung Arthur Schnitzler.

Arthur Schnitzler, der sich als Dramatiker Namen und Geltung erwarb, ist vor allem Lyriker. Seine lyrische Kraft — Kraft der Empfindung, Tiefe des Gefühles — hebt ihn hoch über die Gruppe der Jungwiener, der er, sozusagen gesellschaftlich, in seinen Anfängen angehörte. Das Heimliche und Liebliche, die sanfte und schwermütige Passivität, die verträumte Resignation, die die eigentliche Poesie unserer Stadt ausmacht, fand in ihm ihren Dichter. Ein sentimentales Sichgehenlassen kennzeichnet unser Volkslied. Trotz und Auflehnung, Sturm und Drang sind dem echten wiener Volkssänger fremd. Die feminine Note, die die ganze jungwiener Gruppe auszeichnet, ist auch bei Schnitzler zu erkennen, nur daß sie bei ihm gleichsam zum Gegensinne wird. Immer beschäftigt sich Schnitzler mit dem Weibe. Aber eigentlich hat er dafür eine leise Verachtung. Das Weib geht bei ihm am Manne zugrunde, aber der Mann geht über das Weib hinweg. Und seltsamer Weise ist es dabei trotzdem immer das Weib, das die schwachen willenlosen Männer Schnitzlers an Kraft des Gefühles und des Lebens übertrifft.

Alle jungwiener Poeten strebten und streben zur Bühne. Der einzige, der sie sich erobert hat,

mit Sympathieen und werkthätiger Teilnahme begleitet haben. Man könnte sie auch als Gruppe bezeichnen. Sie sind vor allem Epiker und Lyriker. Ihr Altmeister ist Ferdinand von Saar. In seinen wiener Elegieen, in allen seinen Versen ist die träumerische Resignation des Einsamen die Form, in der die echte wiener Note erklingt. Auch er knüpft Traum und Betrachtung, Sinnen und Denken an kleine Beobachtungen, die der Tag ihm zuträgt, wenngleich der ursprüngliche Realismus der Beobachtung von der dichterischen Form fast ganz aufgezehrt wird. Die Motive seiner Novellen sind typisch. Eigentümlich ist bei Saar das immer unter allerlei Gestalt wiederkehrende Motiv der einseitigen Liebe, des tief im Herzen verborgenen und verschlossenen Gefühles, das den Charakter formt und den Weg bestimmt und von dem das Wesen, dem es gilt, nichts weiß oder nichts wissen will. Meistens ist es das Weib, das an seiner uneinbekannten oder unerwiderten und ungewürdigten Liebe physisch oder psychisch zugrunde geht. Die Weichheit Saars, die ihn zum Dramatiker wenig geeignet macht, seine Empfindsamkeit und immer rege und vibrierende Empfänglichkeit rücken ihn, der in seinem ganzen Wesen und seiner ganzen Kunst dem Alt-Oesterreichertum am nächsten steht, doch wieder den Modernen nahe.

Und ganz modern in jenem besten Sinne, wie es z. B. Fontane war, ist Marie von Ebner. Sie gilt heute als der größte Dichter, den Oesterreich besitzt. Auch sie ist unbedingt eine Realistin. Ob sie nun mährische Kleinbürger oder die Gesellschaft des Hochadels schildert, die Schärfe und Klarheit ihrer realistischen Beobachtung ist bis heute bei uns unerreicht. Das Ideale aber, womit sie ihren Stoff durchsonnt und verklärt, ist die Kraft ihres Gemütes. Sie hat ein an Liebe und Mitleid für die Menschen überreiches Herz, und ihre Güte leidet nicht unter der großen Klugheit, die diese Frau vor allen ihren Geschlechtsgenossinnen auszeichnet. Die Stärke ihrer Kunst liegt wohl darin, daß sie sich organisch aus dem Heimatsboden heraus entwickelt hat. Wenn man von Heimatkunst in Oesterreich spricht, dann ist Frau von Ebner dieser Kunst Meisterin. Ihre Heimat war das mährische Flachland so gut wie das feudale Schloß, und die ursprüngliche Naivetät, mit der sie beides schildert, giebt diesen Schilderungen nicht nur den Reiz einer eigenartigen Persönlichkeit, sondern auch den einer eigenartigen Kunst. Sie steht zu allem, was sie darstellt, in einem persönlichen Verhältnis, ihr Gefühl setzt sich mit jedem Menschen, jedem Tier, mit jeder Landschaft auseinander. Und so groß auch die Wirrnisse sind, in denen sich ihr Gefühl den Dingen gegenüber befinden mag, sie arbeitet sich zur Klarheit durch. Ihre Güte ist es immer, die sie den richtigen Weg finden läßt. Ihr Humor und ihre Weltweisheit, die Weltanschauung ihrer Erzählungen und die Philosophie ihrer Aphorismen sind von dieser Güte durchtränkt.

Dem Lande Mähren entsprossen wie sie ist J. J. David. Er hat ein starkes Heimatgefühl und arbeitet mit dem größten Fleiß an der Ausbildung seiner Kunstmittel, um dieses Gefühl zum Ausdruck zu bringen. Es liegt etwas Sprödes und Hartes in seinem Talent. Der zähe Kampf mit dem Stoff, das Ringen mit dem Material giebt Davids Werken ihre Sonderart. Sein Gefühl ist wie eingesprengt in rauhen Fels. Davids Verhältnis zur Moderne kennzeichnet der Einfluß von draußen. Nicht Franzosen und Deutsche haben auf ihn gewirkt, wohl aber der Schweizer Conrad Ferdinand Meyer, von dessen Bann sich sein Stil nur spät und mühsam befreit hat.

Als echter Heimatkünstler, stark und naiv in seiner böhmischen Heimat wurzelnd, erwies sich Otto Fuchs-Talab mit seinem kürzlich aufgeführten Schauspiel „Franzla“. Man kannte Fuchs bisher nur als guten, humoristischen Erzähler. Nun zeigt er auf einmal dramatische Schlagkraft. Auch bei ihm paart sich Realismus der Anschauung mit einer gewissen Sentimentalität der Betrachtung. — Die sehr begabte Novellistin Emil Marriot, deren ursprüngliches Talent hauptsächlich in ihren Priesternovellen und jenen Geschichten liegt, aus denen ihre große Liebe zu den Tieren spricht, möchte ich ebenfalls dieser Gruppe beizählen.

Konservativ in der Technik und im Festhalten an der Tradition ist auch Oesterreichs bedeutendste Epikerin, Marie Eugenie delle Grazie. Wenn bei ihr ein formender und bestimmender Einfluß sich geltend macht, so ist es der der antiken Welt, deren Kunst und Weisheit ihre Bildung aufgenommen hat. Merkwürdig ist der ganz männliche Geist, der in dieser Frauenseele sich offenbart. Die plastische Kraft ihres Epos „Robespierre“ sucht in der ganzen Kunst der Gegenwart ihresgleichen. Was sie aber unter den wiener Poeten ganz besonders auszeichnet, ist die Farbe, mit der ihr Temperament die Dinge sieht, die Sinnenkraft, mit der sie ihrem Stoff begegnet. Es ist seltsam, daß in der ganzen Kunst des heutigen Wien eine Frau es ist, deren künstlerische Sinnlichkeit sich von den matten, müden und blassen Farben, mit der ihre Zeitgenossen malen, abhebt. Alle diese Konservativen: Saar, die Ebner, Frl. delle Grazie haben auch den Weg zur Bühne gesucht. Mit viel Liebe und wenig Gegenliebe. Einen großen Bühnenerfolg errang von den Konservativen nur einer, der jüngste, Leo Ebermann. Allerdings blieb der Erfolg der „Athenerin“ auf Wien beschränkt. Der Konservativismus ist allerdings in diesem Falle nicht viel mehr als Epigonentum. Und wenn das Werk sich nicht behauptet hat, so geschah dies, weil es allem Modernen fern und fremd ist. Zwei Dinge haben seinerzeit den Erfolg entschieden. Eine Epoche dichterischer Kraftlosigkeit, anämischer Poesie, blasierter Müdigkeit hatte lange genug gedauert. Da schritt im zweiten Akte dieses Werkes eine erzgefügte Männergestalt über die Bretter, da wurde uns ein Weib gezeigt, mit Sinnenkraft im Herzen. Und so groß war die Freude darüber, daß ein Dichter einen starken Mann und ein starkes Weib uns zeigte nach all dem kraftlosen Gewürm, das die Modernen auf der Bühne darzustellen liebten, daß dieser Umstand allein genügte, um dem Dichter den Erfolg leicht zu machen. Und noch eines kam hinzu: Ein Kritiker, eine Persönlichkeit voll Saft und Kraft, wirklich ein Starker, trat für das Werk ein und warf sein Wort klingend wie ein blankes Schwert in die Wagschale des Urteils. Die „Athenerin“ war im Grunde ein glanzvoller Sieg — Ludwig Speidels.

Speidel, der, außer einigen Versen hie und da, nie Dichterisches veröffentlicht hat, ist doch eine der stärksten dichterischen Potenzen Oesterreichs. Auch er ist ein Virtuose der Empfänglichkeit, nur

er. Gerade bei ihm läßt sich am besten studieren, wie wesensverwandt pariser Art und wiener Art eigentlich sind.

Ein Bild des geistigen Wien wäre unvollständig, wenn ich nicht auch der Kritiker erwähnen wollte, die Luftdruck und Wärme des wiener Kunstlebens kontrollieren. Der gewissenhafte und gründliche Anton Bettelheim, der streitlustige, scharfe, oft überscharfe Robert Hirschfeld, der gelehrte A. von Weilen sind eigentlich Konservative. Die kritischen Vorkämpfer der Gegenseite sind Hevesi, Bahr und Salten. Konservativ sind auch Wilhelm Goldbaum, der durch Beschäftigung mit Geschichte und Politik ein eigenes Verhältnis zur Kunst gewonnen hat, und Max Kalbeck, der als Lyriker wohl sein besonderes Blatt verdient.

Ich möchte die Lyriker, die, obzwar in Wien ansässig, zum Teil auch in Wien geboren, doch nicht wienerisch im Wesen sind, in einer eigenen kleinen Gruppe vereinigen. Lyrische Heimatkunst finden wir bei David, bei Saar und auch zuweilen beim Grafen von Wickenburg. In geringerem Maße beim formgewandten Hermann Hango, der starkes Pathos besitzt, und gar wenig bei den jungen Talenten, wie bei dem temperamentvollen Adolf Donath, wie bei Paul Wertheimer und Paul Wilhelm. Wertheimer sucht noch eifrig seinen Weg. Er scheint eine kräftige Natur zu sein, der reiches Gefühl in neuartigen Bildern zu formen weiß. Wilhelm ist schwärmerischer und elegischer angelegt. Die Lyriker Stefan Zweig und Ottokar Stauf v. d. March haben den vollen, eigenen Ton noch nicht gefunden.

Eigentümlich ist die starke Beteiligung aristokratischer Damen am litterarischen Leben Wiens. Ich nenne nur einige Namen: Marie von Najmajer, Baronesse v. Falke, G. von Berlepsch und Frau von Suttner, die mit ihrem Roman „Die Waffen nieder!“ sich einen Weltruf erschrieb. Unter den dichtenden Frauen darf vor allem Marie Weyr nicht unerwähnt bleiben, ein frisches, kräftiges, novellistisches Talent. — Ganz abseits von dem modernen Leben mit seinen Strömungen und Gegenströmungen stehen die Pfleger des wiener Volksstückes, jene braven Leute, die die gute Hausmannskost für die Theater liefern. Treffliches, wenn auch Ungleichwertiges, leistet hierin der bühnengeschickte, überfleißige Viktor Léon; auf gutem Wege ist Alexander Engel. Hier möchte ich noch zwei erwähnen, die das meiste für die Zukunft versprechen: A. Baumberg und Rudolf Hawel. Frau Baumberg ist die prosaischere. In Hawel steckt noch viel Unausgeglichenes, steckt noch mancher gute Ansatz, der dichterisch sich entwickeln kann. Er hat Gemüt und Phantasie. Und seine „Mutter Sorge“, die bei uns in Wien ungemein gefiel, aber in Deutschland keinen Anklang fand, bedeutet mir ein Versprechen für die Zukunft, das der Dichter hoffentlich einlösen wird.

Zum Schlusse will ich nun noch einen Mann nennen, der, obzwar er innig mit dem geistigen Wien zusammenhängt, gegenwärtig seinen Wohnsitz weit von unserer Stadt aufgeschlagen hat. Er gehört keiner Gruppe an und steht doch mit allen in Kontakt und Fühlung. Er ist konservativ und modern zugleich. Und wie bei den Feuilletonisten das Dichterische das Journalistische durchdringt, so durchdringt bei ihm das Dichterische das Gelehrte: ich meine Baron Alfred von Berger. Seine Kunst der Empfänglichkeit machte ihn zum Lyriker, wie sie ihn zum Kritiker und Dramaturgen machte. Er ist heute gewiß der schärfste Kopf in Oesterreich, ein Denker von unheimlicher Logik. Die altösterreichische Tradition hat sich bei ihm mit dem Niederschlag einer umfassenden modernen Bildung verschmolzen. Auch er ist ein Virtuose, ein Virtuose des Geistes. Jammerschade, daß er in Wien nicht jene Stellung fand, in der er ein Mittelpunkt unseres Kulturlebens hätte werden können.

Das Charakteristische des geistigen Lebens in Wien läßt sich nach dieser flüchtigen Uebersicht wohl unschwer erkennen. Das, was in Wien moderne Bewegung hieß, war vor allem eine Kenntnisnahme der Außenwelt, ein Einbruch französischer, deutscher, englischer Geistesströmungen auf unsern Boden. Fast gleichzeitig damit erwachte aber das Bodengefühl, vielleicht im Kampf mit der Fremde erst recht geweckt und gestärkt. Die Kreise, in denen das Neue beraten, gepriesen und debattiert wurde, haben sich zum größten Teile aufgelöst. Die wiener Dichter leben fast alle zurückgezogen und einsam und suchen ihren Weg auf dem Heimatboden. Der Weg kann noch zu großen und reichen Zielen führen. Zum wiener Roman und zum wiener Stück sind erst Ansätze, Versuche vorhanden. Alles weist darauf hin, daß eine wiener Heimatkunst sich vorbereitet. Sie wird der Farbe, des bunten Lebens, der sinnenfrohen Heiterkeit nicht entraten. Denn wenn der Wiener müden oder asketischen Moden folgt, sich mit strengen, nüchternen Linien zu befreunden versucht, dann thut er seiner Natur Zwang an. Die große wiener Persönlichkeit, die uns fehlt, wird ihre Stärke in jenem Realidealismus finden, dem unsere ganze Kunstentwicklung zuzustreben scheint.

J. J. David.

Von Dr. **Hans Bethge** (Steglitz).

(Nachdruck verboten.)

Wenn ich mit ein paar ganz kurzen Worten das Wesen der deutschen Litteratur, wie sie heute in Wien auftritt, charakterisieren sollte, einfach durch die Nennung einiger hervorstechender männlicher Namen, so würde ich sagen: J. J. David, Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal. Diese drei Namen fassen die hauptsächlichen Elemente des gegenwärtigen litterarischen Wien in sich. Für J. J. David könnte man auch Ferdinand von Saar nennen. Hugo von Hofmannsthal ist der künstlerisch am reinsten Durchgebildete von den dreien. Bei Arthur Schnitzler ist die wienerische Note am meisten ausgeprägt. Bei J. J. David*) am mindesten: sein Tritt ist der schwerste.

Den Journalisten merkt man David, wenn man in seinen Büchern liest, nicht an. Er hat ein

*) Bisher erschienen von dem Dichter, in chronologischer Folge: Das Höferecht, Erzählung; Die Wiedergeborenen, Erzählungen; Blut, Erzählung; Hagars Sohn, Schauspiel; Gedichte; Probleme, Erzählungen; Ein Regentag, Schauspiel; Frühschein, Erzählungen; Neigung, Schauspiel; Vier Geschichten, Erzählungen; Am Wege sterben, Roman; Troika, Erzählungen. — Die ersten sechs Bücher erschienen bei Heinrich Minden in Leipzig; die nächsten vier bei G. H. Meyer in Berlin; die letzten zwei bei Schuster und Loeffler in Berlin.

seinen Erzählungen, die uns entzücken oder für die wir uns begeistern könnten. Er selbst ist zu besonnen und zu nüchtern, als daß er zu schwärmen vermöchte. Die Gestalten, die ein Dichter bildet, sind doch immer wieder nur Gestalten seines eigenen Blutes.

Das landschaftliche Moment wird bei David nicht besonders stark betont. Er sieht, wie mich dünkt, im allgemeinen Menschen klarer als er Landschaften sieht. Ein seltsamer Vorgang in dem Gehirn eines Menschen interessiert ihn ungleich mehr als die Stimmung einer seltsamen Landschaft. — Musikalische Wirkungen sind sein Ehrgeiz nicht. Sein Interesse läuft immer wieder auf das Charakteristische, auf das Seelische hinaus. Dabei lockt ihn die Ergründung des Mannes ungleich mehr als die Ergründung der Frau. Die Männer in seinen Novellen sind sorgfältiger gezeichnet als die Frauen. Die Frau bleibt meist nur Skizze, während der Mann zu einem abgerundeten Bilde ausgeführt wird. Ich muß wieder an den Roman „Am Wege sterben" erinnern. Es handelt sich im Grunde nur um männliche Figuren darin. Mit welcher Liebe und Präzision sind sie gebildet und bis in die letzten Fasern ihrer Seele studiert. Und die Frauen? Es kommen nur zwei darin vor, und sie sind Schemen.

Wie tragisch David das Leben nimmt, zeigen auch seine Gedichte. Sie sind alle auf denselben schwermütigen Ton gestimmt. Es ist wie in seinen Novellen: die heiteren Klänge fehlen so gut wie ganz. Von Humor hier wie dort kein Ansatz. Davids Lyrik ist die Lyrik eines einsamen Menschen: er spricht gern und immer wieder von der Einsamkeit. Das Leben hat ihn mit harten Händen angefaßt, und eine große Müdigkeit ist über ihn gekommen. Der Weltschmerz der vom Glück Enterbten spricht aus diesen Versen. Er singt gern von der Not: von der Not der Plebejer, die an der Paläste Pforten pochen; von dem Laster, das durch die Straßen irrt, wenn alles schläft. Von seiner Dichtung selbst sagt er: „Und meine Muse heißt sich Not."

Wir hören nur von den Härten des Daseins, nicht von seinen lieblichen Seiten. Diesem Poeten ist das Leben kein blühender Rosengarten, sondern ein herbstliches Feld mit Disteln in unwirtlicher Dämmerung oder Dunkelheit. Ueberall ein düsteres Sinnen. Trauer, Ernst, Melancholie. Das Wort „Nacht" ist eins seiner liebsten Reimworte. Und wenn er vom Tage spricht, so ist es ein Tag, lichtlos und ohne Freude:

Der Tag war grau, und nicht ein Sonnenstrahl
Hat jener Stunde das Gewölk gelichtet.

Auch seine Liebeslieder sind grau und sonnenlos. Nicht der Liebe Lust, sondern der Liebe Leid ist es, das ihm zu Versen sich verdichtet. Und wenn er einmal vom Glück singt, wagt er nur vom Glück eines Traumes zu singen . . .

Bezeichnend für die allgemeine Stimmung der davidschen Lyrik ist ein Reim, den er im Volkston gedichtet hat:

Ich hab' kein Haus, ich hab' kein Nest,
Ich hab' kein' Hochzeit und kein Fest;
Ich hab' kein' Hof, ich hab' kein Feld,
Ich hab' kein' Heimat auf der Welt.
Am Himmel selbst der Schauerstrich,
Den fürchten sie nicht so wie mich;
Mir geht's nicht gut, mir geht's nicht schlecht —
Und so, gerade so ist's recht . . .

Technisch stellt sich diese Lyrik als die eines Epigonen dar. Die Metren sind die altgewohnten, die Bilder und sprachlichen Wendungen, überhaupt die ganzen Ausdrucksformen sind es auch. Nirgends wird die Kette des Hergebrachten durchbrochen, nirgends stoßen wir auf einen neuen Ton. David ist sowohl nach seiner Lyrik als nach seiner erzählenden Kunst den vornehmen Erscheinungen der älteren Generation zuzuweisen.

Noch sei ein kurzes Wort über seine Dramen gesagt. Irre ich nicht, hat er deren drei geschrieben. Zwei davon, „Ein Regentag" und „Neigung", sind mir bekannt geworden. „Neigung" ist das auf der Bühne wirkungsvollere Drama. „Ein Regentag" ist das interessantere Stück. In „Neigung" ist ein dramatischer Stoff mit Geschick aufgebaut, es ist Handlung und Geschehen darin. „Ein Regentag" ist nur eine Studie, die zufällig in dramatischer Form auftritt: die überaus reizvolle Charakterzeichnung eines wiener Mädchens. David ist in diesem „Regentag" so wienerisch wie sonst nie. Einige Striche an der Charakterskizze dieser Kitty haben einen genialen Schwung. David hat hier einmal, ganz entgegen seiner Gepflogenheit, ein unsinnig leichtes, ewig tanzendes, ruheloses und freilich im tiefsten unglückliches Wesen geschaffen; ein Wesen, das überall zu Gast ist und nirgends zu Haus; Wienerin mit allen Nerven, mit seinem ganzen ungezügelten Empfinden; voller Launen und voller entzückender Einfälle; voller Schwächen und unfähig, des Lebens Ernst zu begreifen: und diese Gestalt ist ihm wundervoll gelungen. Ein Bühnenwerk ist dieser „Regentag" freilich nicht. Aber es ist ein originelles kleines Kunstwerk, voll Rasse. „Neigung" ist ein solides Schauspiel mit guten Qualitäten, wie es mancher andere auch geschrieben hat. „Ein Regentag" ist die tief angelegte Studie eines wiener Kindes, wie ich sie von keinem zweiten kenne.

David wird infolge der reservierten und vornehmen Art seines Schaffens und infolge seiner Gleichgiltigkeit gegenüber den Forderungen des großen Publikums nur immer von einer auserlesenen Schar verehrt und gewürdigt werden können. „Wem der laute Erfolg versagt ist," sagt er selbst in dem Vorwort eines seiner Bücher, „der wendet sich mehr und bestimmter an das Urteil einzelner, von der Jury an den Richter. Das heißt sich bescheiden und ist es nicht: denn zu diesen Richtern erliest man sich die Besten, die man kennt . . ."

Im Spiegel.

Autobiographische Skizzen.

IX.

J. J. David.

(Nachdruck verboten.)

Ich bin geboren am 6. Februar 1859 in Weißkirchen in Mähren. Meine erste Jugend verlebte ich in Fulnek, dem Hauptort des sogenannten Kuhländchens.

Die Stadt, seither sehr verarmt, war damals gewerblich nicht unwichtig. Es lebten patrizische Familien da: Tuchmacher, bei denen ein gewisser, allgemeiner Wohlstand war.

Hier hatten die mährischen Brüder, die milden Erben der grimmigen Hussiten, ihr Bistum gehabt, dem eine Zeit der große Kinderfreund Amos Comenius vorgestanden war. Erinnerungen an ihren Kult bestanden noch. So wurde schon des Knaben Sinn zeitig an die Vergangenheit gemahnt.

Kinderfreundliche Bräuche bestanden. So gehörte der Stadt ein Wäldchen mit den edelsten Kirschen. Zur Reifezeit wurde das der Jugend preisgegeben. Das war natürlich ein Volksfest, dessen ich mich nun noch entsinne.

Ich war viel krank. Nach einer besonders schweren Erkrankung sandte man mich zu meiner Erholung und damit ich die andere Landessprache erlernte, zu Verwandten, die in der Hanna lebten. Es ist das das gesegnete mährische Flachland zwischen der March und ihrem Nebenfluß Hanna.

1866 kam die preußische Invasion. Ich habe die klarsten Erinnerungen an sie. Mit ihr erschien die Cholera. Es schien, als sollte das Städtchen aussterben, so unerhört heftig wütete sie. Nach einer Krankheit von nur wenigen Stunden erlag ihr der Vater.

Er war ein Mann von gewaltthätigem Sinn, maßlos jähzornig, von einer ungemeinen Körperkraft und hohem persönlichem Mut. So galt nur sein Willen. Körperlich und geistig war er weit übers Mittelmaß gediehen. Aber das Leben im Hause war unerquicklich genug. Mit seinem Tode stob die Familie auseinander.

Es kamen schlimme Zeiten voll versteckter Demütigungen, die ich sehr tief empfand. Denn wir waren wohlhabend gewesen und nun ganz verarmt.

In neun Jahren brachte ich das Gymnasium hinter mich. Ich war durchaus einseitig veranlagt. Was ich nicht lernen mochte, dazu war ich nicht zu bringen. Eine unersättliche Lesegier; eine sehr frühe Empfindung, als stecke in jedem Menschen ein Rätsel. Ich spürte das Komplizierte selbst bei jenen Kollegen, bei denen die anderen schnell fertig sagten: N. N. ist ein Esel.

1870/71 gab mir starke, nationale Eindrücke. 1873 brachte mich, irr' ich nicht, ein Kopftyphus an den Rand des Grabes. Er ließ mir eine Schwerhörigkeit zurück, die mich sehr verbitterte — denn jeder Schwerhörige muß mißtrauisch sein — und mir später den Lebensweg nicht erleichterte. In Kremsier lernt' ich mährische Slaven gründlich kennen.

Die Universität bezog ich in Wien. Seither, ein volles Vierteljahrhundert, lebe ich da. Ich studierte unter Richard Heinzel, dem verehrungswürdigsten Mann, deutsche Philologie, gewann mir Erich Schmidts Anteil. Auch Robert Zimmermann war mir sehr geneigt. Ich lernte viel, aber für mich und ohne System. Trotzdem ich meinen Doktor der Philosophie — allerdings erst im dreißigsten Jahr! — hinter mich brachte, bin ich im Grunde Autodidakt. Denn ich habe gar keinen philosophischen Sinn und war niemals fähig, philosophisch zu denken. Einzig Spinoza habe ich mit harter Mühe zu Ende studiert.

Einen gewissen Ruf hatte ich trotzdem in Freundeskreisen, so bummlig mein ganzes Wesen war. Der Tod meiner Mutter schreckte mich für ein Weilchen auf. Verse, die damals entstanden, gefielen K. E. Franzos. Einige Jahre später entstand mein „Höferecht", das Erich Schmidt einen starken Eindruck machte. Ich war dazumal 26 Jahre alt.

Der Lehrberuf an öffentlichen Anstalten war mir durch meine Schwerhörigkeit verschlossen. So blieb Schriftstellerei und Journalismus. Ich leide noch unter den Zerstreuungen und Ablenkungen meines Doppelberufes.

Ein einsamer Mensch, schwer fähig, mich mitzuteilen, war ich von Kind auf. Es ist mir das geblieben. Ich schreibe sehr schwer unter starken Wehen. Ich trage meine Stoffe ins Endlose mit mir, ehe ich mich entschließe, sie abzustoßen.

Was ich geschrieben habe, liegt offen. Eine Zeit stand ich unter dem Einflusse C. F. Meyers. Es hat mir Mühe genug gekostet, ihn zu überwinden. Sonst wüßt' ich keinen, der bestimmend auf mich gewirkt. Es hat mich immer zur Totalität gedrängt. Und wenn mir bis heute, vielleicht durch einen Mangel in meiner Organisation, der volle Erfolg noch nicht kam, wenn das Publikum wenig von mir weiß und die Sorge mein getreuester Begleiter ist, so hat mich die Zustimmung Wissender immer aufrecht erhalten, und ich weiß ein böhmisches Sprüchlein: „Nedejme se!" (Wir ergeben uns nicht.)

Ich bin verheiratet und Vater eines einzigen Kindes, eines Töchterleins, das mir viel Freude macht.

Aus dem tschechischen Schrifttum.

Von **Camill Hoffmann** (Wien).

(Nachdruck verboten.)

Zwei Ereignisse im litterarischen Leben Prags waren es im vergangenen Jahre, die die Oeffentlichkeit beschäftigt haben: das Hinscheiden Julius Zeyers im Januar und die Feier des fünfzigsten Geburtstages Alois Jiráseks im August. Es hat beidesmal eine Flut Zeitungsartikel und Würdigungen gegeben. Ueber J. Zeyer ist besonders ein feinsinniger Essai von F. V. Krejčí bemerkenswert, der in der „Zlatá Praha", einem den bildenden Künsten und der Litteratur in gleicher Weise dienenden Blatte, zum erstenmal und soeben auch in Buchform erschien. Krejčí nennt darin Zeyer einen Exotiker, der aus der engen Heimat sich in ferne Zeiten und Zonen flüchtet, aus dem Grau des Nordens in tropische Farbenpracht, aus dem kleinlichen Kampfe des Heute in das leidenschaftbewegte Leben großer Helden. Für die schönste Frucht seines epischen Schaffens hält Krejčí die gewaltige „Karolinger Epopöe", während er von den Prosaarbeiten Zeyers den Roman „Jan Maria Plojhar" am höchsten stellt, den er das persönlichste Werk des Dichters nennt. Es schildert nämlich das Ende eines freiwilligen Exulanten auf dem klassischen Boden Roms und ist erfüllt von einer visionären Sehnsucht nach dem Vaterlande. — Ein Epiker ganz anderer Art ist Alois Jirásek. Kein fremdartiger, romantischer Zug ist an ihm, er ist so sehr national, daß das Interesse für ihn jenseits der Grenzen noch niemals erwachte. Er hat den tschechischen historischen Roman, der schon vor ihm durch Beneš-Trebitsky und Havlasa eifrige Pflege fand, zu einer harmonischen Kunstform ausgebaut. Seine Lieblingsstoffe schöpft er aus der glorreichen hussitischen Geschichte und aus der Epoche des Wiedererwachens des nationalen Gedankens in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Man kann ihn zu den idealisierenden Realisten zählen; in seinen Werken strebt ein fleißig zusammentragender Geist nach treuen, breit ausladenden Kulturgemälden, die eine naive, etwas weichliche Poetennatur rosig verfärbt. Neben der Tragik heroischer Schicksale wohnt ein versöhnender Idyllismus,

neben dem Mittelalter ein Stück Rokoko. Jiráſek gehört zu den geleſenſten Autoren Böhmens. — Eine engere Gemeinde erinnerte ſich im Auguſt auch des zehnten Todestages Jan Nerudas, der in Deutſchland leider bloß durch ſeine „Kleinſeitner Geſchichten“ und nicht auch durch ſeine Lyrik bekannt iſt.

Von neuen Erſcheinungen will ich den ſymboliſchen Roman Jiří Karáſeks „Gotiſche Seele“ („Gotická duše“) erwähnen. Es iſt die Geſchichte eines dekadenten jungen Mannes, der, aus bigotter Umgebung hervorgegangen, mit den gefährlichen Eigenſchaften der Selbſtbeobachtung begabt, nach einer abſoluten Erkenntnis ſtrebt und infolge nervöſer Zerrüttung in religiöſen Wahnſinn verfällt. Das Buch iſt ein wenig von Gott und Huysmans erfüllt; aber die Silhouette des mittelalterlichen Prag mit ſeinen vielen Kirchen, Klöſtern und Paläſten ſteht darin auf und breitet einen ſtarken myſtiſchen Zauber darüber; wie in einem von farbigen Gläſern gebrochenen Lichte ſpielt ſich alles ab; doch giebt es beinahe keine Handlung, ſondern nur Seelenkriſen. Karáſek iſt ein vornehmer Künſtler des lyriſchen Wortes und der ſchärfſten Analyſe. — Die pſychologiſch analytiſche, von der Moderne vermittelte Art hat in der neueſten Litteratur mehr Boden gewonnen, als nötig iſt. „Die Lichter der Vergangenheit“ (Světla minulosti; Prag, F. Šimáček) von M. A. Šimáček ſtehen in ihrem Zeichen. Nach einer mehrjährigen qualvoll gleichgiltigen Ehe ſtirbt einem in die Provinz verſchlagenen Arzte die Frau. Er empfindet ihren Tod wie eine Befreiung und iſt ſchon, als eine Jugendgeliebte, eine Schauſpielerin, aus der Fremde heimkehrt, daran, ſeinen lange unterbrochenen Liebesroman fortzuſetzen. Allein die Enttäuſchung der Vergangenheit ſchleicht geſpenſtiſch hinter ihm her, und während die Geliebte dem Ruhme nachjagt, ſteuert er in den Hafen eines bedürfnisarmen Philiſteriums, einer Vernunftehe. Zu viel Liebe iſt an dieſe Vorgänge verſchwendet, ein ziemlich gezwungener Aufwand pſychologiſcher Fineſſen; etwas Satire hätte dort nicht geſchadet, wo nun ein ſo behaglicher Humor herrſcht. Es liegt dem Autor mehr daran, des Lebens landläufige Wahrheit wiederzugeben, als Probleme zu löſen. So ſind die Typen der Kleinſtadt mit großer Gewiſſenhaftigkeit und glücklichem Auge geſehen und ihr Treiben, ihre philoſophiſchen und politiſchen Kannegießereien mit gutem Griff und herzlicher Biederkeit wiedergegeben. — Gleich hoch iſt R. J. Kronbauers „Kraft der Scholle“ (Síla hroudy; Prag, J. Otto) einzuſchätzen. Kronbauer gehörte bisher nicht in die erſte Reihe der Erzähler, ſeine Bücher ſind Unterhaltungslektüre ohne beſondere künſtleriſche Aſpirationen. Deſſenungeachtet iſt ihm mit dem letzten Bande, zwei größeren Novellen, ein trefflicher Wurf gelungen. Der geſunde, würzige Duft, den der Titel andeutet, ſtrömt aus ſeiner Proſa, deren einziger, aber eigenartiger Schmuck in einer volkstümlichen, halb verſchämten, halb brutalen Bildlichkeit beſteht. Biederes Landvolk, Bauern, Pächter und Geſinde erleben ihre rührenden ſchlichten Schickſale, ihr Leben iſt Mühe und Arbeit, ihr Sinn iſt ſchwer vom Glauben und Aberglauben und ihr Herz dennoch vieler Dankbarkeit voll. — Ein Buch von intimem Reiz brachte Jaroslav Hilbert in ſeinem „Lili und andere Geſchichten“ (Prag, Burſik & Kohout). Was den Inhalt betrifft, ſo ſind es die alten lieben Geſchichten aus der ſouverän leichtſinnigen Bohème junger Künſtler, Studenten und ſüßer Mädel, kleine Erzählungen, die von ſonniger Harmloſigkeit zu ernſter Tragik ſchreiten. Der Ton iſt es, der Vortrag, der ihren beſonderen Wert ausmacht. Er iſt die Grazie ſelber, leicht und klar und nicht wenig launenhaft. Ein feiner Stilkünſtler vom Schlage Arthur Schnitzlers hat dieſe Kabinettſtückchen geſchrieben, mit einem überlegenen Lächeln im Anſatz, mit einem traurigen Lächeln am Schluß. So oft und ſo virtuos dieſe Dinge auch ſchon geſagt worden ſind, Hilbert findet noch immer ein neues Wort für ſie, das entweder von einer köſtlichen Schalkhaftigkeit oder von einer ſympathiſchen Innigkeit durchbebt iſt. Mit Hilbert halten wir auch beim Drama, denn er iſt ohne Zweifel der beachtenswerteſte junge Dramatiker der Tſchechen. Von ſeinen drei Stücken wird allerdings nur das erſte, „Die Schuld“, geſpielt. Es handelt von einem Mädchen, zu dem, ziemlich ſpät, das Glück der Liebe zu kommen ſcheint. Aber als ſie noch ein Brauſekopf war, hatte ſie ſich in einer unbeſonnenen Stunde einem jungen Manne hingegeben. Das Leben hat ſie dann auseinandergebracht, alles war wohl eine jugendliche Thorheit. Nach mehreren Jahren erſt findet ſie einen andern, der ſie erlöſen ſoll. Und gerade jetzt taucht auch der erſte Liebhaber auf, aus ſeinem eintönigen, ländlichen Hageſtolzleben ſich zurückſehnend nach dem freien Geiſt ſeiner unvergeſſenen Liebe, und greift, gleichſam mit einem älteren egoiſtiſchen Anrecht, in das Geſchick der Verlobten ein. Dieſe muß bald die bindende Macht einſtiger Schuld erkennen und giebt ſich in verzweifeltem moraliſchem Kampfe den Tod. — Wenn dieſe Handlung auch nicht von hervorragend erfinderiſcher Originalität iſt, ſo bleibt das Drama doch vermöge ſeiner künſtleriſchen Eigenſchaften ein ganz reſpektables Werk. Eine ſeltene Geſchloſſenheit, eine hochentwickelte Technik und Wirkungskraft zeichnen es aus. Der Dialog iſt natürlich und ökonomiſch, das Milieu gut getroffen. Seitdem iſt Hilbert eine ſolche Klarheit in der Architektur und Führung nicht mehr gelungen. Sein zweites Stück, „Um Gott“, ſchildert eine junge Mutter, der das einzige Kind ſtirbt, und die darum mit Gott hadert, ſich gegen ihn auflehnt und unterliegt. Es wühlt die tiefſten religiöſen Gefühle auf, und niemand wird es ohne Ergriffenheit leſen. Die Aufführung wurde „mit Rückſicht auf die darin vertretenen atheiſtiſchen Gedanken“ von der Cenſur verhindert. — Das am wenigſten reife Drama Hilberts ſind die „Parias“ (Psanci); es iſt auch dasjenige Werk, das Wärme der Empfindung beinahe ganz vermiſſen läßt. Es iſt eine unheimliche, verworrene, abſtrakte Gedankenarbeit, die in ihrer verbiſſenen Leidenſchaftlichkeit an Przybyszewski erinnert. Es handelt ſich um einen Mann, der „die Liebe zum Weibe überwindet“, um einen Niheliſten der Nüchternheit, einen Dialektiker und Totredner. In dem ganzen Stück wird ungeheuer viel geredet, äußere Handlung iſt ſo gut wie gar nicht vorhanden. Keine Wandlungen giebt es, ſondern nur Wendungen, gewaltſam bis zur Bizarrerie. Es iſt gut, daß uns Hilbert nach den „Psanci“ ſein jugendliches Novellenbuch beſcherte und uns ſeine früheren freieren Arbeiten in Erinnerung brachte.

Es ſtehen nicht allzu viele einheimiſche lebende Dramatiker im Repertoire des Nationaltheaters. Von den ernſten Autoren behaupten ſich neben Vrchlický und Zeyer Jaroslav Kvapil, ein gefälliger Versdichter, dem in letzter Zeit volkstümlich gefärbte Märchenſtoffe wohl gelangen, die Brüder Mrštík, zwei mähriſche temperamentvolle robuſte Realiſten, F. X. Svoboda, ein Luſtſpieldichter mit ſatiriſcher Begabung u. a. In Ueberſetzungen werden deutſche Stücke aufgeführt von Hauptmann, Schnitzler, Sudermann, Otto Ernſt, Rudolf Lothar und Frank Wedekind.

Das Hauptkontingent litterariſcher Produktion ſtellen im Lande der berühmten Muſikanten freilich die Lyriker. Jaroslav Vrchlický veröffentlichte ſeinen, wenn ich nicht irre, achtunddreißigſten Band Lyrik. Es kann nicht ausbleiben, daß eine ſo große Fruchtbarkeit ein gewiſſes Virtuoſentum hervorbringt, deſſen gefährliche Spuren hie und da in den Büchern Vrchlickýs zu Tage treten. Es iſt aber auch nicht zu leugnen, daß ein jedes Buch dieſes Dichters doch immer noch bedeutend über den Durchſchnitt hinwegragt. Ein ausgeglichener, ruhiger Ton beherrſcht die unaufhaltſam ſprudelnden Verſe der „Senftenberger Glocken“ (Žamberské zvony“; Prag, J. Otto), die von der Verſöhnlichkeit des nahenden Herbſtes ſind, deſſen lichte Tage die ſchwellenden Früchte der Erfüllung und den milden Widerſchein des Frühlings tragen. — Nach der formal untadeligen, aber inhaltlich nicht gleichbedeutenden „Krimreiſe“ bezeichnet J. S.

Machars „Golgatha“ (Prag, F. Šimáček) einen neuen Aufschwung. Ein weiter Weg führt von Machars ersten, von Heine beeinflußten Poesieen, von seinem „Confiteor“ und seiner „Magdelena“, zu diesem ernsten Buche. Es steht ein Gedicht darin, das an Grandiosität der Gefühle und an origineller Auffassung seines Gleichen sucht: Christus hängt in den letzten Zügen am Kreuze; unter ihm die Menge, ein endloses, brausendes Meer; ein Schwingenschlagen ist plötzlich um ihn, und Christus fühlt, wie Satan auf dem Kreuze niederhockt. Voll Hohn weist Satan auf die Menschheit unten, die johlt und lästert, und ein gehässiger Jubel und ein verruchter Triumph ist in seinen Worten, die er dem Sterbenden ins Ohr raunt. Und Satans Schwingenpaar wächst ins Ungeheure und verdeckt bald den ganzen Himmel, so daß es ganz finster wird auf der Erde. Da brechen von des Erlösers Lippen die letzten Worte: „Eli, eli, lama sabachthani“ .... Die dichterischen Umschreibungen gegebener Motive gelingen Machar in bildkräftiger Schönheit. Eine schlichte Würde und ein Stolz, der oft beinahe dem Trotze gleicht, giebt diesem Buch seinen eigentümlichen Charakter. Es ist ernst, männlich, ja herb; ein alter Kämpe hat es geschrieben, der Faust und Geist für Recht und Ehre wagt.

Ein eigenartiger Barde ist Antonin Sova. Die Verse in seinem „Noch einmal kehren wir zurück“ (Ještě jednou se vrátíme“) klingen stark und geheimnisvoll wie das Singen des Blutes. Er kennt der Liebe berauschende Stunden, aber er kennt auch die Feste und die Qualen der Einsamkeit, und die Schönheits-Visionen einer utopischen Zukunft verleihen seinem Buche einen pathetischen Hintergrund. — Unter den jungen Poeten ist Otakar Theer die ausgeprägteste Persönlichkeit. „Exkurse zum Ich“ (Výpravy k Já) heißt sein Buch, in dem sich eine seltene Kraft mit einer strengen Schönheit zu vollen Klängen paart. Das Abenteuer und das Rätsel, die Fragen des Jünglings und die Seele des Weibes treiben darin ein Wechselspiel. Ein bewußtes Künstlertum sucht und findet für seine Lust und Sehnsucht die bezeichnende Formel. — Neben Theer verdienen genannt zu werden: J. Opolský, dessen mit Vorliebe aus Balladenmotiven aufkeimender Lyrik eine milde und wehmütige Ironie stillen Reiz verleiht, Viktor Dyk, ein Satiriker mit beinahe anarchistischer Note, Jan z Wojkowicz, ein empfindsamer Romantiker, Stimmungsmaler und Melancholiker, Karl Egor, Emil z Lešehradu, J. Veltrusky u. a.

Besprechungen

Franz Prešeren.

Poesieen. Von Fr. Prešeren. In deutscher Uebertragung gesammelt und herausgegeben von F. Vidic. Wien, A. Hölder. 1901. VII, 196 S.

Durch die vorliegende Veröffentlichung fast sämtlicher Dichtungen Prešerens in deutscher Uebertragung wird ein edler Sänger ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode zum ersten Male weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Er hätte dieses Schicksal schon früher verdient, nicht nur wegen der bedeutsamen geschichtlichen Stellung, die er in der Litteratur seiner kleinen Nation einnimmt, sondern auch wegen des ästhetischen Wertes seiner Dichtungen. Prešeren ist nicht nur weitaus der hervorragendste Dichter der Slowenen, sondern gewiß der größte Lyriker des gesamten slawischen Südens. Auch für uns Deutsche ist er nicht ohne Interesse. Er war der Lehrer seines krainischen Landsmanns, des deutschen Dichters Anastasius Grün, der ihm ein schönes, dankerfülltes Gedicht gewidmet hat. Prešeren hat ferner auch eine Reihe deutscher Gedichte verfaßt, die in die vorliegende Ausgabe mit aufgenommen wurden, er hat Bürgers Lenore in ausgezeichneter Nachbildung ins Slowenische übertragen und erscheint endlich in seinen ganz aus dem heimatlichen Boden erwachsenen Poesieen doch in Form und Stimmung deutlich als Schüler der deutschen Romantik.

Es ist ja allgemein bekannt, wie mächtig nach den Freiheitskriegen gegen Napoleon auch bei den österreichischen Slawen das Nationalitätsgefühl erstarkte und wie eifrig sie nach dem Vorbild der deutschen Romantiker die wissenschaftliche Erforschung des heimischen Volkstums, sowie die nationale Poesie zu pflegen begannen. M. Murko hat in seinem gründlichen Werke: „Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik“ (Graz 1897) diese litterarischen Beziehungen für die Tschechen aufgedeckt; der nächste Band soll die verwandte Entwicklung bei den Südslawen schildern. Was insbesondere Prešeren den deutschen Romantikern verdankt, hat Murko bereits in einem Aufsatz der in Laibach erscheinenden Zeitschrift „Ljubljanski Zvon“ (1901, Heft 2) im einzelnen dargelegt.

Neben dem großen Philologen Franz Miklosich, der, auf den Spuren der Brüder Grimm wandelnd, die slawische Philologie begründet hatte, ist in jener Zeit aus dem slowenischen Volke der romantische Dichter Prešeren hervorgegangen. Zu Vrba im nördlichen Krain wurde er als Bauernsohn am 3. Dezember 1800 geboren, absolvierte das Gymnasium in Laibach, die juridischen Studien in Wien, trat dann in Laibach in die Kanzlei eines Advokaten ein und wurde nach langem Harren erst 1846 selbständiger Rechtsanwalt in dem kleinen Städtchen Krainburg, wo er bereits am 8. Februar 1849 ins Grab gesenkt wurde. In dieses schlichte Dasein fällt eine unglückliche Liebe, die sein Inneres tief aufwühlte und fast seine gesamte Lyrik beherrscht. Aber welche reichen Klänge hat er dieser einen Saite entlockt! Als Romantiker erweist er sich auch hier in der sicheren Beherrschung der verschiedenartigsten Metren und Strophenformen. Die höchste Vollendung erreichte er in seinen zahlreichen Sonetten. Ihm gelang sogar das Meisterstück eines Sonettenkranzes, wo das abschließende Magistrale die Schluß-, beziehungsweise Eingangsverse der vierzehn Sonette vereinigt und noch ein Akrostichon auf den Namen der Geliebten bildet. Der Reichtum der slowenischen Sprache an vollen Endsilben und wohlklingenden weiblichen Reimen kam ihm hierbei freilich sehr zu statten. So konnte er sich leichter seinem großen Vorbilde Petrarca nähern, mit dem er in einem seiner schönsten Sonette: „Im Traume sah ich uns durchs Eden schreiten“ bescheiden, aber seines Wertes bewußt um die Palme ringt.

Hinter den herrlichen lyrischen Gedichten bleiben die epischen weit zurück: die Balladen, deren Stoffe er zum Teil dem krainischen Chronisten Valvasor entnimmt, und das größere epische Gedicht: „Die Taufe an der Savica“, wo er auf dem Boden seiner engeren Alpenheimat, in den paradiesischen Gefilden des veldeser und des wocheiner Sees, eine Episode aus der Bekehrung der heidnischen Slowenen spielen läßt und hierbei kräftige nationale Töne anschlägt. Die glühende Liebe zu Heimat und Volkstum, die in vielen Liedern Prešerens ertönt, war nicht verbunden mit Deutschenhaß. Dankbar hat er in einem deutsch geschriebenen Sonett die deutsche Bildung als seine Pflegemutter bezeichnet. Prešeren hat durch seine formvollendeten, gehaltvollen, tiefempfundenen Gedichte aus ungefügem Rohstoff erst Sprache und Form für die neue slowenische Poesie geschaffen. Kein Zweifel, daß er für sein Volk die Bedeutung eines Klassikers hat.

Die von verschiedenen Uebersetzern herrührenden Verdeutschungen der vorliegenden Ausgabe sind im allgemeinen sehr gut ausgefallen. Den unendlichen Wohllaut einiger Sonette und des volkstümlichen Liedes „Unter dem Fenster“ konnten sie freilich nicht voll erreichen.

Prag. ——— *Adolf Hauffen.*

Anzengrubers Briefe.

Briefe von Ludwig Anzengruber. M. neuen Beitr. zu s. Biographie. Hrsg. v. Anton Bettelheim. 2 Bde. Stuttgart, Cottasche Buchh. Nachf. 1902. M. 4,80.

Ein bißchen Spaziergang auf Schreibpapier — so nannte Ludwig Anzengruber Briefe, wie sie ihm gefielen und wie er selbst sie zu schreiben liebte. Einfach, schlicht, ungeziert, ohne den leisesten Gedanken an eine spätere Drucklegung, ohne Pose, ohne Ichkultus, der strikte Gegensatz zu allen Litteratur- und Literatenepisteln — das sind die Briefe Anzengrubers. Vergebens wird man nach tiefbohrenden Konfessionen, nach Reflexionen über Kunst und Leben suchen, wie sie etwa der Briefwechsel Hebbels vermittelt, vergebens der unermüdlichen Berichte über jede Regung des werten Ichs, des geistigen und des leiblichen, harren, wie sie der treffliche Adalbert Stifter seinen Korrespondenten zu liefern pflegte, oder der schöngeschliffenen Briefe des berühmten Mannes, wie sie Fernerstehende aus der Feder Robert Hamerlings empfingen. Vielleicht erinnert Anzengruber in seinen Briefen noch am meisten an Gottfried Keller. Wie von dem Schweizer könnte man auch von dem Niederösterreicher sagen, es habe ihm der Sinn für leidenschaftliche Hingabe an das Weib gefehlt, und auch der Freundschaft habe die Weihe höchster Innigkeit, schwärmerischen Vertrauens gemangelt. Aber der Bajuvare ist doch in Ernst und Scherz um vieles weicher als der Alemanne, seine opferwillige Hilfsbereitschaft, wie sie etwa der Schauspieler und Pechvogel Karl Gutzlaff immer wieder an sich erfuhr, wäre kaum nach dem Geschmack des ungeduldigen Gottfried von Zürich gewesen, und wenn der Meister der Epik einem Klatschlein in Ehren nicht immer abhold ist, so scheint es, als habe der große Dramatiker zu wenig mit den Menschen und nun vollends mit den „Kollegen" gemein, um seine Leidenschaft an sie zu verschwenden; vergebens sucht man nach einem scharfen Wort über einzelne Zeitgenossen, da er doch der Zeit so schonungslos den Spiegel zeigt.

Köstlich sind die Jugendbriefe, die den Dichter des „Pfarrers von Kirchfeld" als Schmierenkomödianten in allen Nestern diesseits und jenseits der Leitha vorführen. Die Kriterien dieser ersten Briefe, die bis 1871, dem 32. Lebensjahr des Dichters und nunmehrigen Polizeikanzlisten, und bis zum Erfolg des Pfarrers von Kirchfeld reichen, sind: Unerschütterliche Zuversicht in allem Elend („'s ist ein so fester Glaube in mir, daß eine höhere Macht mich nicht werde fallen lassen"), echt männliche Selbstkenntnis („ich bin kein Förmler, weder in Poesie noch Leben"), unermüdliche zielbewußte Arbeit an sich selbst, ein „gährendes, drängendes Treiben", dem nur ganz vereinzelt Augenblicke der Entmutigung gegenüberstehen, eine wahrhaft rührende Genügsamkeit, die warmste Sohnesliebe und nicht zuletzt ein niemals erschöpfter, kraftvoller, dabei grundgutmütiger Humor, dem sich keine Form, keine Mundart versagt und der beispielsweise immer neue komische und ironisch-zutreffende Titel der Namensfertigung beizufügen weiß. Die Briefe dieser Periode sind mit geringen Ausnahmen alle an einen Jugendfreund, seinen späteren Schwager, gerichtet, nur ein einziger, etwas kühler und steifer Liebesbrief läuft mit unter. Interessant ist, daß sich Anzengruber damals für das historische Schauspiel berufen glaubte und etwas wie einen „Heine-Kopisten" in sich fühlte.

Diesen Jugendbriefen reiht sich die Korrespondenz aus den „Meisterjahren" an. Es hat vielleicht keinen zweiten Schriftsteller gegeben, der so wenig vom „Geschäftslitteraten" an sich hatte, wie Ludwig Anzengruber. Er ist trotz seines jähen Temperaments und seines edlen Selbstbewußtseins von einer fast einzigen Bescheidenheit, immer bereit, Abbitte zu leisten, die Hand zur Versöhnung zu bieten, ohne zu fragen, ob ihm der Gegner an Alter und Ansehen auch gewachsen sei; immer bereit, trotz einiger köstlicher Anmerkungen über die Gewohnheitskritik (II, S. 125), die Ausstellungen eines Freundes anzunehmen, oder sie wohl auch ohne Zorn und Empfindlichkeit abzulehnen; stets geneigt, bei aller Freude über seine verhältnismäßig doch nur kärglichen Erfolge, über das Bewußtsein „wer zu sein", einen Mißerfolg ruhig aus den Zeitverhältnissen oder gar aus den Grenzen des eigenen Könnens zu erklären, gutes Gelingen gern den Hilfskräften zuschreibend; von einer an Großmut grenzenden Bescheidenheit in den pekuniären Anforderungen an Verleger, Redakteure und Bearbeiter, was um so mehr besagen will, als der Dichter mit der Feder in der Hand für sich und die seinen um das bescheidene Brot zu kämpfen hatte; der aufreibenden und schließlich doch wenig entsprechenden Stellung als Redakteur zweier nicht erstklassiger Wochenblätter dankbar, niemals aber mißlaunig gedenkend und niemals, wie so viele seiner Kunstgenossen, gewillt, in den äußeren Umständen, die doch ungünstig genug lagen, Hindernisse für die Produktion zu sehen; das Muster eines Mitarbeiters, selbst auf der Höhe des Ruhmes immer mit der Ablehnung eines Manuskriptes rechnend; karg und keusch im Verkehr mit den Freunden, voll hilfsbereiter Liebenswürdigkeit gegen Jüngere und Anfänger, ohne eine Spur von Brot- und Kunstneid, aber auch, so gut er den Wert eines empfehlenden Wortes zu würdigen weiß, ohne eine Spur von Kriecherei vor dem „Einfluß" kritischer Größen, wie denn die Anreden und Schlußformeln seiner Briefe sich, charakteristisch genug, nur in Ausnahmefällen über das „Werter Freund", „Sehr geehrter Herr" und „Ihr freundgesinnter L. Anzengruber" erheben; karg und keusch aber auch in den Mitteilungen über das häusliche Elend, das ihn wenige Wochen vor seinem Tod zur Scheidung der sechzehnjährigen kindergesegneten Ehe treibt. Und wenn er fast im Angesicht des Todes in die Worte ausbricht: „Mir fallt nix ein, ich bin ein armes Hundel," so gemahnt dieser Mangel eines „Sinnes für Feierlichkeit" an einen, der wie Anzengruber „ein Mann und ein Kind" war: an Theodor Fontane.

Die Ausgabe Bettelheims ist sehr verdienstvoll. Sie bietet über fünfhundert Briefe von 1860 bis 1889, die sich auf kaum dreißig Adressaten verteilen. Es scheint, als habe der Meister überhaupt nur mit einem kleinen Kreis von Menschen in Verbindung gestanden. Die Einleitung orientiert sehr gut und ist von musterhafter Diskretion. Etwas bedenklich erscheint es, wenn der Herausgeber seine Bemerkungen mitten in den Text der Briefe, in gleichem Druck und nur durch eine runde Klammer getrennt, einfügt. Die beigelegten biographischen Dokumente sind wertvoll und enthalten u. a. Abschließendes über die Angelegenheit des Maximiliansordens und die Umarbeitung des „Schandfleck". Alles in allem wieder einmal eine Publikation, die darthut, daß der Oesterreicher denn doch ein Vaterland hat und auch Ursach', es zu lieben.

Prag. *Rudolf Fürst.*

Oesterreichische Dialektstücke.

Von **Hans Pittenberger** (Wien).

(Nachdruck verboten.)

Die Flut der naturalistischen Dramen ist noch immer nicht, wie man gelegentlich versichern hört, im Abschwellen begriffen. Wohl haben die Führer der neudeutschen Bewegung — suchend und recht unsicher vorwärts tastend — begonnen, in neue Bahnen einzulenken, die ungezählte Menge der Nachahmer aber tappt noch immer wohlgemut in den ausgetretenen Spuren. Diesen Leuten, die von keinem lebendigen und unmittelbaren Empfinden für Kunst geleitet werden, imponiert die litterarische Mode, aber es passiert ihnen das Malheur, an der Mode von gestern hängen zu bleiben. Ueberflüssig wäre es, sich über derlei traurig-komische Erschei-

nungen auch nur im mindesten zu ereifern, es muß jedoch auffallen, daß noch keine litterarische Richtung die lieben Dilettanten in solchen Scharen angelockt hat wie der Naturalismus. Begreiflich! Er hat die Ansprüche an dichterische Erfindung auf ein Minimum herabgestimmt, und jeder Fant, der aus den Schmutzwinkeln des Lebens allerhand eklen Kehricht hervorstöbert und in der Sprache der Spelunken einigermaßen Bescheid weiß, glaubt schon alle Erfordernisse für einen naturalistischen Dichter zu besitzen. Je ordinärer er das Leben anfaßt, desto genialer dünkt er sich; je enger und dürftiger die Welt ist, die er uns vorführt, desto treuer glaubt er der Schule zu sein. Wenn wir es nicht schon an den Werken der Führer mit Bangen sähen, diese Afterlitteratur müßte uns die Augen darüber öffnen, wohin der Naturalismus am Ende führt: zur Verelendung der Dichtung, zu einer unsäglichen Gedankenarmut und zu einer jammervollen Enge des Empfindens. Wie schrumpft da Welt und Leben zusammen!

„Jung-Oesterreich" — das Schlagwort, von einem geschickten Macher erfunden, war früher da als das, was es bezeichnet — folgt zum großen Teile den falsch verstandenen naturalistischen Lehren. Ein halbes Dutzend Dramen von österreichischen Autoren liegt mir vor — keines darunter, an dem man ungetrübte Freude haben könnte, die meisten geradezu schlecht und nur deshalb einer Erwähnung wert, weil sie für die arge Versumpfung unserer Litteratur bezeichnend sind.

Da ist zunächst das vieraktige Schauspiel „Die Vergessenen" von Armand Brody (Eberswalde-Berlin und Leipzig, Verlag Jung-Deutschland, S. Dyck) zu nennen. Das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer bildet das Thema. Die soziale Frage hat schon viel miserable Stücke verschuldet, und es ist eine alte Erfahrung, daß ein Autor, der selbst nichts Bedeutendes zu sagen weiß, diesen Mangel dadurch zu verdecken sucht, daß er sich irgend eines bedeutenden Zeitproblems bemächtigt. Jämmerlicher trat aber der Abstand zwischen Wollen und Können wohl noch kaum zutage, als in dem brodyschen Schauspiele. Von einer selbständigen Auffassung, von neuen Gesichtspunkten ist nicht die Spur, ja nicht einmal über das Alltagsgut herkömmlicher Meinungen verfügt der Verfasser mit Sicherheit. Noch schlechter steht's mit dem rein dichterischen Gehalt. Nirgends ein psychischer Konflikt, der auch nur das bescheidenste Interesse beanspruchen dürfte, kein einziges Wort, das uns ein Herz erschlösse. Eine wüste Häufung von allerhand Scheußlichkeiten und Brutalitäten, dazwischen etliche dröhnende Phrasen — das ist alles.

Nicht viel besser ist Franz Schamanns Volksstück „Liebe" (Wiener Verlag). Auch hier nicht ein einziges originelles Motiv, auch hier eine vollständige Unkenntnis des wirklichen Volksempfindens. Unnatürliche, fast romantisch gesteigerte Gemeinheit und erlogene Sentimentalität in buntem Gemisch. Immerhin ist in dem Stücke wenigstens eine Gestalt nicht übel angelegt: eine Frömmlerin, die das Sündengeld ihrer Tochter ruhig einsteckt, dazu aber andächtig den Segen des Himmels erfleht. Doch fehlt es an dem kräftigen Humor, der uns eine solche Gestalt erträglich machen könnte. Auch ist die Zeichnung viel zu plump und in ihrer Plumpheit zu einförmig geraten.

Als waschechte Naturalisten haben Brody und Schamann ihre Machwerke im Dialekt geschrieben, aber in welch einem Dialekt! Besonders in den „Vergessenen" wimmelt's von den unglaublichsten Verstößen. Da ist von „auffigsprungenen Lippen" (statt von „aufgsprungenen") die Rede, da heißt es „ane" Arbeit (statt „an" Arbeit), „mane Stimme" (statt „mei Stimm") u. s. w. Es ist das keine vereinzelte Erscheinung, und es scheint mir nötig, einmal gegen diese schändliche Mißhandlung des Dialektes zu protestieren. Helfen wird das allerdings kaum, gewisse Leute sind allzu sehr darauf erpicht, zu zeigen, daß ihnen die Sprache des Volkes natürlich ist. Sie wissen gar nicht, wie ärgerlich das ist.

Eine glückliche Idee liegt dem Schauspiel „Das neue Dorf" von Josef Hafner und Oskar Weilhart (Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt) zugrunde. Der Brauer Georg König, Bürgermeister in einem weltabgeschiedenen oberösterreichischen Dorfe, setzt seine ganze Thatkraft daran, dem neuen Geist in seinem Heimatsnest Eingang zu verschaffen, die Leute an die moderne Art der Ackerwirtschaft und Industrie zu gewöhnen. Leider haben es die Verfasser nicht verstanden, aus diesen allgemeinen Verhältnissen persönliche Schicksale von einigem Interesse zu entwickeln. Es fehlt ihnen an der einzigen Kunst, die der Dichter überhaupt zu üben vermag, an der Kunst, Menschen darzustellen. Auch ist das Thema seiner ganzen Art nach mehr episch als dramatisch, und ich erinnere mich einer Novelle von Heinrich Zschokke, die einen ähnlichen Vorwurf behandelt. Sonderbar berührt es, zu sehen, wie kraus in dem Schauspiele soziale Fragen mit nationalen verwoben sind. Die Katastrophe wird dadurch herbeigeführt, daß der Held eine alldeutsche Volksversammlung abhält, ja es wird in dem Stücke sogar ausdrücklich der Abgeordnete Schönerer erwähnt. Das ist eine Geschmacklosigkeit, die sich selbst durch die provinzielle Enge des Gesichtskreises der Verfasser wohl nur teilweise entschuldigen läßt.

In die Großstadt führt uns das Schauspiel „Der Weg zur Ehe" von Karl Joh. Schwarz (Verlag Jung-Deutschland, Eberswalde). Wien wird als Schauplatz genannt, doch ist in dem Stücke wie in so vielen seiner Art nichts wienerisch als der Dialekt. Es handelt sich um den oft erörterten Gegensatz zwischen dem süßen Mädel, das sich ohne Bedenken in Liebe hingiebt, und der jungen, reichen Dame, die ihre Hand keineswegs so bedingungslos verschenkt. Die Sache ist hier so gedreht, daß das vornehme Fräulein zuletzt von dem armen Mädel lernt. Der Verfasser will uns offenbar zur Erkenntnis einer neuen Sittlichkeit führen, aber es verschwimmt alles wie in einem dicken Nebel, und ich glaube, der Autor hat von dieser modernen Moral selbst nur höchst unvollkommene Begriffe. Schlimmer noch ist es, daß es ihm durchaus nicht gelingt, wirkliche Menschen zu zeichnen; alle Gestalten, die er uns vorführt, sind Karikaturen, und nur das süße Mädel kommt etwas besser weg. Da halfen wohl die litterarischen Vorbilder.

Nach diesen Schauspielen nun auch zwei Tragödien! Beide spielen in Tirol, und kein Zweifel, unter allen österreichischen Provinzialen besitzen die Tiroler die meiste Eigenart. Echt tirolerisch, vom Geiste der Heimat erfüllt sind denn auch diese zwei Tragödien, freilich sonst sehr verschieden an Art, verschieden vor allem auch an künstlerischem Wert.

Franz Kranewitter versucht sich mit einer Historie „Andre Hofer" (Oesterreichische Verlagsanstalt, Linz). Es scheint seine Absicht, das äußerlich Historische an dem Stoffe nach Möglichkeit zurückzudrängen und um so stärker den seelischen Kampf zu betonen, in den der biedere Sandwirt durch die Ereignisse hineingestoßen wurde. Darum läßt er das Stück erst in dem Augenblicke einsetzen, als der Friedensschluß zwischen Kaiser Franz und Napoleon bekannt wird, und er versucht zu zeigen, was für psychische Momente Hofer zur Fortsetzung des Kampfes verleiten und wie er zuletzt unter dem Bewußtsein begangenen Unrechtes zusammenbricht: unnötig, nur um nicht als feig zu gelten, hat er über sein Land Not und Elend des Krieges heraufbeschworen. Die Absicht ist löblich, allein durch die Verkürzung der Handlung raubt ihr der Verfasser die nötige Entwicklung. Auch mangelt der guten Absicht das fröhliche Vollbringen. Von alle dem, was wir hören und immer wieder hören, wird nichts lebendig vor uns, Gerede, aber keine Gestaltung.

Weitaus das beste von all den besprochenen Dramen ist Ludwig v. Fickers Christnachttragödie „Und Friede den Menschen" (Oesterr. Verlagsanstalt, Linz). Sie spielt in der Gegenwart in einer tirolischen Bauernhütte. Das Sterben einer Wöchnerin. Die Arme ist

nicht mehr. Das hatte ein wohlweiser Stadtrat inzwischen verordnet, alldieweil man als Gesundheitsbehörde dem Zeitgeiste ebenso, ja noch um ein Quentchen mehr, Rechnung tragen mußte, als es die lieben Altvordern gethan. Wer Butter kosten wollte, mußte „ein Instrument“ gebrauchen; so stand es in der Verordnung. Es waren seltsame „Instrumente“, die da aus Säckeln und Taschen, aus Körben und geballten Händen zum Vorschein kamen! Krötenstecher mit dreieckiger Klinge, von deren Holzschale man die Hälfte weggeschnitten, winzige Federmesser, Kaffeelöffelchen, Löffel jeder Art und Größe, manchmal ein Spahn, den man eben aus einem Holzbündelchen gerissen. Und alle diese Instrumente hatten nur das eine Bestreben, ja kein allzukleines Koststück abzutrennen. So wurden die Butterstücke immer kleiner, die Gesichter der Mägde dafür um so länger. Manche „Käuferin“ glänzte um den Mund herum, als hätte man ihr das Gesicht mit einer Speckschwarte eingerieben. Das „Instrument“ sollte immer „rein“ sein. So leckte man es nach jeden Gebrauch sorgfältig ab, und ging dann schmunzelnd weiter, zu einem andern Korbe.

Auch Lene lächelte, als sie das Getriebe sich so vor ihr abspielen sah. Diese Handwerkerfrauen, das ungemachte Haar unter ein Kopftuch geschoben, in Fleckelpantschen trotz des hellen Sommertages, gingen auf den Markt, und wenn sie auch nur für zwei Kreuzer Suppengrünes brauchten. Dann die Bürgerinnen; alle wohl bei Leibe, sauber und nett in ihren Ausgehkleidern. Für die Beamtendamen war es noch zu früh. Nur hie und da ließ sich eine sehen, hastete und huschte. Das Mädchen an ihrer Seite, das den schweren Korb trug, hatte es nicht so eilig. Und alle, so verschieden sie auch waren, redeten, plauderten, schwätzten. Mehr als eine machte dann, nachdem sie etwas, das ihr schon lange auf dem Herzen gelegen, vorgebracht, mit der geschlossenen Hand eine drehende Bewegung um den Mund, daß es aussah, als hätte sie das Werkel eben wieder frisch aufgezogen.

Ab und zu traf Lene auch eine alte Bekannte. Sie hatte einen Kleinbauern geheiratet, daheim eine Stube voll Kinder, und nur ein oder zweimal in der Woche konnte sie nach der Stadt gehen, um einige „Becherln“ Milch zu verkaufen, weil doch Geld ins Haus mußte. Lang freilich währte die Unterhaltung nie. Die Bäuerinnen wollten schnell nach Hause, weil sie daheim keinen Dienstboten hatten, und als Käuferin auftreten brauchte Lene nicht. Und mit der „Frau Försterin“ konnte man auch nicht, wie mit seinesgleichen reden. Das hätte sich da, auf offenem Markte, vor so vielen Leuten, gar nicht einmal geschickt.

Lene war über das „Stöckel“ hinaufgekommen, aus dem Gewirr heraus, da sah sie beim Brunnen des „Röhrkastenwastels“ jemand eifrig winken. Sie schaute schärfer hin, es war ein seltsames Gefährt; ein kleiner Kastenwagen, davor ein Esel mit, wie es schien, ungeheuer großem Kopf. Ach, das war ja das Eselfuhrwerk des Bauers am Bühl, mit dem sie selbst so oft zur Stadt gefahren! Sie wußte sofort, daß das Winken ihr galt, und schon hörte sie auch das Geschrei der Magd:

„Frau Försterin! . . Frau Försterin! . . So hören S' doch! . .“

Lene näherte sich mit ihrem gewohnten, gleichmäßigen Schritt.

„Ja, was hast denn mit dem Eserl g'macht, Margreth?“

Bald wäre ihr das Lachen ausgekommen.

Die Magd brachte ihre Arme und Beine zur Ruhe und schöpfte tief Atem.

„Ich soll Ihnen doch was sagen, hat der Bauer g'sagt! . . Und da hab' ich Sie g'sehen . . . Und da hab' ich müssen so schreien . . . Ich kann doch net vom Wagen fort! . . . Der Esel ist doch noch so jung und dumm! . . Und da hab' ich ihm einen Sack über den Kopf gezogen. Er reißt doch aus mit dem Wagen, wenn ihn die Schusterbuben, die verdammten, zwicken und am Schwanz ziehen . . . Und ich bin doch heut' mir den ersten Johanni-Erdäpfeln herinn'! . .“

Lene that einen Blick in den Wagen. Ja, das würde ihren Burschen schon schmecken: Neue Kartoffel, Salat und Schweinefleisch. Na, und einmal könnte man es ihnen schon geben, sie gingen ja doch bald auf Ferien . . .

„Ja,“ fuhr die Magd fort und wischte sich ein um das andere Mal den Mund mit der Schürze, „gut finden sie und schmecken thuen s' wie Mandelkern' . . . Willst stehen bleiben, du Lump!“

Sie gab dem Esel einen Puff, tätschelte ihn aber gleich wieder.

„Ja, ja, Frau Försterin, ich hab' schon mein Kreuz! . . Na ja, viel sein 'r ja net word'n, aber die ersten sein ma halt doch wieder auf'm Markt. . . . Herrgottsakra, Schindersvieh, ich reiß' dir die Ohrwascheln aus! . . Der Kerl bringt mich rein noch um!“

Sie faßte den Esel am Ohr und beutelte ihn hin und her, wie man einen jungen Dackel schüttelt, der nicht brav gewesen. Der Graue machte keine Einwendungen.

„Soll ich Ihnen ein Maßl einfassen, Frau Försterin? . . Sie kriegen schon 'n guten Preis, der Bauer hat's extra befohlen . .“

Lene nickte und hielt ihren Handkorb hin. Während die Magd die Kartoffel in das Maß klaubte, plauderte sie:

„Ja, sagt er, hat er g'sagt, was unser Bauer is: Wenn sein die Konradsreuther Försterin kommt und will Erdäpfel haben, net so teuer anrechnen, wie den Stodterern, und ja gut messen! . . . So, und da sein noch ein paar drauf! . .“

Die Knollen rollten in den Korb.

„Ist's z' viel, wenn ich zwanzig Kreuzer sag'? . . Gelt net? . . Na alsdann! . .“

Die Magd steckte das Geld unter die Schürze in eine Ledertasche.

„Weiter brauchen S' nix? . . . Ja so! Wenn ich übermorgen wieder komm', bring ich junge Tauben mit . . Das ganze Taubenhaus gurrt jetzt . . Na, Sie wissen's ja, Sie haben ja selbst in dem Hof schon dient . . .“

Sie hielt die Hand zum Abschied hin. Da sagte Lene:

„Du wolltest mir ja noch was vom Bauer sagen, Mädel!“

Die Magd schlug sich auf den Schenkel.

„Leut' und Kinder, jetzt hätt' ich dös wieder vergessen! D' Hauptsach'! . .“

Sie dämpfte ihre Stimme, damit die andern Käufer, die sich allmählich anfanden, und die Lehrbuben, die, statt das Frühstück zu holen, von ferne den Esel begustierten, nichts hören sollten.

„Unser Franz kommt im Herwest in die Studie. Dös soll ich Ihna sagen, hat der Bauer g'sagt, daß Sie's wissen und sich einrichten können. Er soll za Ihnen in die Kost und ins Quartier. Und nächstens wird der Bauer selber einakumma, spätestens am Vincenzisonntag . . . Alsdann, ich hab's ausg'richt! . . Adje Frau Försterin! . .“

Lene wandte sich und schritt auf der andern Seite den Marktplatz hinab, um zum Fleischer zu kommen. Auf den blanken Basaltköpfen wurde das Gehen zum leichten Wiegen.

Ein aufprasselndes Geschrei riß die Frau herum. Der ganze weite, im Sonnenglast flimmernde Platz war wie mit einem Schlage verändert. Von oben herab kam's im reißenden Zuge, als gings einem Strudel zu. Von allen Seiten das Trappeln eilender Füße; Geschrei, Kreischen und Gelächter; das Pfeifen der Lehrbuben und das Schrillen einer Polizistenpfeife; kopfloses Flüchten und Stürzen; und alles übertönend der Schreckensruf der Magd:

„Halt's auf! . . Halt's auf! . .“

Es hielt ihn aber keiner auf, den zornigen Bauernesel, dem einer einen Schuhzweck durch das Fell getrieben. Er raste daher mit seinen Kastenwagen und vorn schlug er aus und hinten, und wenn er sich einen neuen Schwung gab, flogen die guten, teueren Johanni-Kartoffel im weiten Bogen rechts und links.

Und zu der tollen Fahrt klang die Begleitung:

„Schlagt ihn nieder! Das Vieh ist wütig worden!"

„Polezei! . . Polezei! . ."

„Trommelt den Bürgermeister heraus!"

„Jessas, mein Gott!"

„Ich derschieß ihn, wenn ich ein G'wehr hab'!"

„Herzog von Eger, schau dein Volk an! . ."

Der Esel hielt gerade auf die Schlucht zu, die sich inmitten der beiden Hälften des „Stöckels" aufthat. Kam er heran, dann mochten die zwei Uhrmacher, die da ihre Auslagen hatten, keine Freude erleben.

Da geschah etwas ganz Unerwartetes. Knapp vor dem Gäßchen wuchs mit einem Mal die Gestalt eines Mannes empor. Ein Blitzen wie von blankem Stahl — der Esel, dir noch nie etwas mit einem Stadtpolizisten zu thun gehabt, bekam so einen Schrecken, daß er einen Satz nach links machte und auf das Hinterteil fiel. Er schrie gottsjämmerlich. Eine Hand griff zu, und der Rummel war zu Ende.

Auf dem Marktplatze. Alles, was Hosen trug, war bei der Eseljagd so warm geworden, daß es nicht mehr zum Aushalten war. In den Aemtern dehnte sich die Frühstückspause bis zum Mittagessen, und in den Wirtshäusern und Biergärten wurden etliche Eimer mehr ausgeschenkt, als sonst an Werkeltagen.

Drüben, vor dem schwarzen Hause mit dem Treppengiebel war im allgemeinen Wirrwarr ein Milchkorb umgestoßen worden. Neben dem Gefallenen stand schluchzend und händeringend eine Magd; und immer wieder blickte sie auf das weiße Bächlein, das sachte verrann — der reine Schmetten. . . .*)

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Vor einiger Zeit veranstaltete der „Gaulois", das pariser Blatt der Aristokraten, ein Preisausschreiben unter dem Namen „le concours Sévigné". Mit einem Automobil, einer Harfe, einem Ballkleid, Fächern und ähnlichen verlockenden Preisen wurde von den Lesern und Leserinnen der Beweis erbeten, daß die alte französische Kunst des Briefschreibens noch mit Nutzen gepflegt werde. 3509 Bewerber meldeten sich. An diese „Briefe von Damen und Herren" knüpft Theodor Wolff historische Betrachtungen über die französische Kunst des Briefschreibens (Der Zeitgeist, 50). Die Erfindung des Briefes als eines Kunstwerkes stamme aus dem 17. Jahrhundert dessen „grand épistolier" der gespreizte, gedankenarme Deklamator Jean-Louis Guez de Balzac gewesen sei. Nächst ihm wurde Voiture, der Abgott des Hotels Rambouillet, als Briefschreiber gepriesen. Aus der unübersehbaren Menge von Briefen jener wahren Blütezeit der „lettres" seien für uns noch die der Madame de Sévigné, die melancholisch-reizvollen zwischen Saint-Evremond und Ninon de l'Enclos, abgesehen von den historisch bemerkenswerten der Frau von Maintenon, von tieferem Interesse. Das 18. Jahrhundert weise weniger dilettantische Brief-Kunst als vielmehr litterarisch wertvolle Briefe anerkannter Schriftsteller und Dichter auf, so die Briefe Voltaires, Rousseaus und die wundervollen Diderots an Mlle. Volland. Aber trotzdem ständen die französischen Briefe bis auf unsere Zeit allgemein auf einer höheren künstlerischen Stufe als die der Deutschen. Die Franzosen könnten gewissermaßen mit Rednergabe und gutem Stil zur Welt. — Mit diesem Urteil deckt sich ungefähr, was in einer Besprechung des Buches von Th. Klaiber und Otto Lyon „Die Meister des deutschen Briefes" in der Wiss. Beil. der Leipz. Z. (149) gesagt wird, daß nämlich in unserer Zeit die Kunst des Briefschreibens weniger Geltung habe denn je. Gleichwohl kann sich die historische Briefslitteratur der Deutschen mit der französischen an Geist, Empfindungstiefe und Phantasie getrost messen — es sei nur auf Namen hingewiesen, wie Luther, Elisabeth Charlotte, sodann im klassischen Zeitalter des deutschen Briefes, dem 18. Jahrhundert, auf Lessing, Goethes Mutter, Schillers Lotte, auf die beiden Dichter selbst und so fort, bis auf Bismarck hin. — Den Briefen einzelner wird eifrig nachgespürt, selbst wo es sich nur um geringe Ausbeute handelt. Auf die Entstehung der „Emilia Galotti", ihre Aufführung und Honorarfragen wirft ein von A. Jonas aufgefundener, bisher unbekannter Brief Lessings neues Licht (W. A. Hammer, Wiener Abendpost 287). — Richard Weltrich veröffentlicht „neuaufgefundene Briefe Herzfelds an Schiller", die in die Jahre 1801 bis 1804 fallen und über die Erwerbungen bezw. Aufführungsbedingungen der Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Wallenstein, Turandot, Braut von Messina und Wilhelm Tell handeln (Allg. Ztg. Beil. 288). — „Eine neue Schiller-Biographie" — Ludwig Bellermanns Werk — rühmt Ernst Gnad (Wien. Abendp. 293). Er gesteht, daß er in letzter Zeit kein Werk über Schiller gelesen habe, das die hohe freie Menschlichkeit und edle Persönlichkeit des Dichters in so warmer, fesselnder, ja manchmal weihevoller Darstellung uns vor Augen rücke. — „Goethe und Lotte" ist der Titel eines Feuilletons (Pest. Lloyd 301), das auf Grund der neuen Ausgabe von Goethes Briefen durch Ph. Stein die Beziehungen beider schildert. — „Neue Goethe-Litteratur", darunter Siegmar Schultzes Broschüre „Falk und Goethe", und der 12. Band der Tagebücher in der weimarer Ausgabe, wird in der Wien. Abendp. (293) besprochen. — Hermann Türcks „neue Fausterklärung" wird dem Inhalt nach von M. P. (Bresl. Ztg. 880) skizziert und als ein unendlich wertvolles, einen außerordentlich fruchtbaren Gedanken klar und widerspruchslos durchführendes Werk gepriesen. — Der oben erwähnten Briefslitteratur gehört noch eine Charakteristik Anzengrubers an, die auf seinen Briefen (2. Band der von Bettelheim besorgten Ausgabe) sich aufbaut (N. Fr. Pr. 13409). — Von seinen Landsleuten kommt Robert Hamerling mit einem bislang ungedruckten Gedichte „Der Regenbogen" (1862) zu Worte (Wien. Abendp. 287), während die Oestr. Volksztg. (351) auf den jüngst erschienenen elften Band des Jahrbuches der Grillparzer-Gesellschaft näher eingeht. — Briefe, Gedichte, Aufzeichnungen der verschiedensten Art und der verschiedensten Autoren vereinigt die Festgabe der berliner Litteraturarchivgesellschaft, die zur Feier ihres zehnjährigen Bestehens eine Auswahl ihrer Reichtümer unter dem Titel „Litterarische Mitteilungen" veröffentlichte (Voss. Z. 601).

Von der größeren Anzahl von Charakteristiken einzelner Schriftsteller sind den im vorigen Hefte aufgezählten Grabbe-Artikeln noch einige nachzutragen, die dem gleichen Zwecke dienten, ohne sonderlich neue Züge dem bekannten Bilde hinzuzufügen: Hans Landsberg (Bohemia 341); Wien. Arbeiter-Z. 344; L. Schröder (Rhein.-Westf. Z. 1011); F. Wichmann („Ein Ueberdramatiker", Zürich. Post 294). Karl Strecker teilt zu seinem eingehenden Aufsatz eine willkommene Ergänzung mit, indem er einen an ihn gerichteten Brief der Schwiegertochter Ferdinand Freiligraths, Frau Jutta Freiligrath, geb. Buchner zur öffentlichen Kenntnis bringt (Tägl. Rundsch., U.-Beil. 300). Der Brief enthält Angaben über die Beziehungen Ferdinand Freiligraths zur Familie von Grabbes Frau, was um so willkommener ist, als das Werk Wilhelm Buchners über Freiligrath ganz aus dem Buchhandel verschwunden ist. — Die Aufführung

*) Wir entnehmen dieses kleine egerländische Genrebild dem neuen Roman „Die Stadt" von Nicolaus Krauß (Berlin, F. Fontane & Co.), der an anderer Stelle (Sp. 564, besprochen wird. D. Red.

von Grabbes „Don Juan und Faust“ im karlsruher Hoftheater veranlaßte Albert Geiger zu einer kritischen, ablehnenden Betrachtung des Werkes, das maßlosem Ehrgeize entsprungen sei (Nordd. Allg. Z. 294.) — Auf die Bekanntschaft Grabbes und Heines geht A. v. Winterfeld ein (Hann. Cour. 23521) und kommt zu dem Ergebnis, daß in dem beiderseitigen Verhältnis Heine die ungleich bessere und edlere Rolle gespielt habe und daß er stets den genial veranlagten Grabbe richtig erkannt und beurteilt habe. — Die alte Frage nach einem Heine-Denkmal wendet E. Rechert ins Spöttische: „Der Dichter ohne Denkmal! Klingt das eigentlich so übel? Ist es nicht vielmehr ein ganz aparter Köder für die Aufmerksamkeit der Nachwelt, eine einzig dastehende Reklame?“ (Prag. Tagebl. 349.) — Kaum ist ein litterarischer Gedenktag von der Bedeutung wie Grabbes Geburtstag vorüber, so taucht schon jetzt „ein rechtzeitiger Hinweis auf die Hundertjahrfeier von Mörikes Geburt“ auf. (Jul. Riffert, Wiss. Beil. d. Leipz. Z. 147.) Der Artikel ist zugleich ein Hinweis auf die neue, im Verlag von B. Behr (E. Bock) in Berlin erschienene Biographie Mörikes von Karl Fischer. Kritischer behandelt wird sie von Johannes Proelß zusammen mit der im cottaschen Verlage erschienenen Biographie des Dichters von Harry Maync (Beil. z. Allg. Ztg. 295), während diese wiederum allein Fritz Lienhard begrüßt (Tägl. Rundsch., U.-Beil. 293). Lienhard freut sich der Auferstehung Mörikes und bringt sie mit den treibenden Kräften unserer Zeit, der erstarkenden Stimmung für heimatliche und gemütswarme Dichtung zusammen. — Eines anderen „Knabenidyll aus dem Schwabenwinkel“ zeichnet Johannes Proelß (Beil. Allg. Z. 287). Es ist Albert Pfister, des „Pfarrers Albert“, wie der Obertitel der in Stuttgart (Verlag der Union) neu herausgegebenen „Fundstücke aus der Knabenzeit“ des Dichters lautet. — Ein Gedenkblatt zum dreißigsten Todestage von Willibald Alexis († 16. Dez. 1871) bringt die Deutsche Ztg. (Wien, 10761.) — An derselben Stelle (10769) weist F. Christel auf den vor Jahresfrist verstorbenen Poeten Karl Maria Heidt hin, aus dessen Nachlaß Leopold Hörmann und Wolfg. Madjera Poesie und Prosa herausgegeben haben („Sein Vermächtnis“. Linz, Oestr. Verlagsanst.) Daß in Karl Maria Heidt Mensch und Dichter, Leben und Poesie eins waren, daß er ein Berufener war, bekennt auch Fr. Himmelbauer (Ostd. Rundsch. 349).

In Wien ist jüngst der Versuch gemacht worden, einen halbvergessenen und in die Litteraturgeschichte vergrabenen Poeten wieder aufzuerwecken. „Zacharias Werner redivivus!“ ruft Ludwig Hevesi aus (Pest. Lloyd 296). Der Gedanke, die Schicksalstragödie par excellence aufzuführen, war von einem akademischen Verein von Litteraturfreunden ausgegangen, der zusammen mit Goethes Satyros Kleists Fragment „Robert Guiskard“ und der „vierundzwanzigste Februar“ aufführte. Dieser wanderte dann vom Josefstädter Theater ins Burgtheater, wo das Publikum ganz im Banne der Stimmung stand und sich durch nichts beirren ließ. — Anläßlich dieser Aufführung veröffentlicht die Ostd. Rundsch. (342) ein vergilbtes Blatt, eine Abhandlung des Frhrn. v. Nell: „Die Nachweisung der Quelle, aus der F. L. Z Werner den Stoff zu seinem 24. Februar geschöpft haben mag.“ Darin wird der Nachweis geführt, daß alles Stoffliche dieser Schicksalstragödie von Abraham a Sancta Clara herrühre.

* * *

Aus den hastigen, summarischen Weihnachtsberichten über neue Bücher braucht hier wenig ein Echo zu finden. Erfreulich und mit besonderem Nachdruck betont ist überall das Streben, der Kinder- und Jugendlitteratur künstlerischen Wert zu leihen. Ueberall wirken die Gedanken, die unter Lichtwarks Führung die hamburger Lehrervereinigung praktisch umzusetzen sich bemüht, und denen sich die ersten Künstler und Poeten hingeben. „Moderne Kinderbücher“, wie z. B. Kreidolfs Märchen, das von Brausewetter herausgegebene Jahrbuch „Knecht Rupprecht“ u. a. empfiehlt Karl Hagemann (Rhein.-Westf. Ztg. 1016); mehr die Erscheinungen in Voigtländers Verlag und den „Jungbrunnen“ (Fischer und Franke, Berlin), überhaupt mehr den illustrativen Teil betrachtend, schreibt Regine Busch über Bilderbücher (Der Tag 559); von der allmählich wachsenden Liebe und dem Verständnis der Kinder für „Fitzebutze“, das bekannte Kinderbuch von Paula und Richard Dehmel, dann weiterhin von andern Kinderbüchern spricht in gleich reformatorischem Sinne F. Servaes (N. Fr. Pr. 13409); Jugendschriften nach ästhetischen und ethischen Prinzipien mustert Gregor v. d. Elbe (Bohemia 343); gute Kinderbücher vor allem zu billigen Preisen, damit eine Hebung des künstlerischen und litterarischen Geschmackes von unten herauf möglich sei, fordert dringend Ed. Engel (Berl. Tageblatt 652); die Umschau über Jugendlitteratur von Aug. Fr. Krause (Bresl. Ztg. 886) wendet sich gegen süßlich-sentimentale Herzblättchen-Litteratur und verderbliche Indianergeschichten. In ähnlichem Sinne schreibt Bruno Walden (Wien. Abendp. 284). — Einem äußeren Anlaß verdanken mehrere Feuilletons ihre Entstehung; so berichtet die Wiss. Beil. z. Leipz. Ztg. (150) von der Nobel-Stiftung und dem Nobel-Preis; die spezielle Anwendung auf Sully Prud'homme macht schon O. Levertin (N. Fr. Pr. 13407), indem er Betrachtungen anstellt, warum nicht Tolstoi, Ibsen, Björnson oder Zola den Preis erhielten, sondern der einflußlose Versciseleur. Daß die erste Preisverteilung vom Fluche der Lächerlichkeit getroffen sei, setzt E. Engel an den Eingang einer Charakteristik des mit dem Preise Bedachten (Der Tag, 563). Einer gewissen Verwunderung giebt ebenfalls H. Thurow Ausdruck (Frankf. Ztg. 351), kommt aber zu der Ansicht, daß die Preiszuerkennung dem bedeutenden, an Ehrungen und allgemeiner Anerkennung armen Poeten zu gönnen sei und ebenso von weitherziger Gesinnung als gewissenhafter Prüfung seitens der Preisverteiler zeuge. — Ueber die von Wildenbruch öffentlich behandelte Schillerpreis-Frage (vgl. LE IV, Heft 7) verbreitet sich A. Klaar (Voss. Ztg. 590), einen volkstümlich ergänzenden Schillerpreis neben dem bereits bestehenden wünschend.

In aller Kürze sei auf die ausführlicheren Besprechungen neuer Werke verwiesen. H. Stegemann bespricht Episches und Lyrisches von J. V. Widmann, A. Vögtlin, Chr. Schmitt und R. Presber (Basl. Nachr. 344); auf katholische Lyriker — P. Ansgar Pöllmann O. S. B.: „Sonnenschein“, Hans Eschelbach: „Wildwuchs“ — geht F. Eichert ein (Vaterland, Wien, 341). Eines anderen katholischen Autors neuen Roman — C. Landsteiners „Die Geister des Sturmes“, Verlag v. Manz, Regensburg — der Ausblicke auf die großen Fragen der Gegenwart eröffne, empfiehlt M. K. (Vaterl., Wien, 346). Eine Weihnachtsgabe der Leo-Gesellschaft, R. v. Kralik's Nacherzählung der „Wunderbaren Abenteuer des Ritters Hugo von Burdigal . . .“ zeigt F. E. ebendort (350) an, sich dem tröstlichen Gedanken hingebend, „daß trotz alles Inferioritätsgeschreis doch die fruchtbarste nationale, kulturelle und vielleicht auch künstlerische Arbeit heute im katholischen Lager geleistet wird“. — Die Bearbeitungen der Tristan-Sage durch J. Bédier und W. Hertz werden zusammenfassend in der Nat.-Ztg. (689) besprochen. — Die Porträts schriftstellernder Frauen — es sind Adine Gemberg, Lou Andréas-Salomé, H. Voigt-Diederichs, Margarete von Oertzen, M. E. delle Grazie und Klaus Rittland — zeichnet H. Benzmann (Rhein.-Westf. Ztg. 1034). — Ueber neue Bücher von Ricarda Huch, Helene Voigt-Diederichs und Heinrich Steinitzer berichtet Gabriele Reuter (Der Tag, 569). Die neuen Lieder — „Intermezzo“ — von Frieda Schanz begrüßt Elisabeth Möhring (Unterh.-Beil. z. Dtsch. Tagesztg. 292). — Scharf spottet Richard Nordhausen über Ernst Georgy (Margarethe Michaelsohn), die Verfasserin der „Berliner Range“. Schon zehn Bände dieser „Kollektion“ hätte sie uns beschert. „Das strammste Kaninchen ist unfruchtbar, vergleicht man es mit dieser Dichterin“ (Münchn. N. Nachr. 588). — Von schweizerischer Belletristik handelt ein

Feuilleton der N. Zürich. Ztg. (350). — Heimatliche Kraft und Färbung wird dem Roman von Gustav Frenssen „Jörg Uhl“ in der Kieler Ztg. (20757) nachgerühmt. —

Von Ausländern wird Sigbjörn Obstfelder im „Tag“ (559) durch Franziska Mann kurz charakterisiert, Georges Rodenbach, der über Maeterlinck als Toter so leicht vergessen wird, ein echter Abkömmling Flauberts, Baudelaires und Edgar Poes, durch Siegfried Trebitsch (N. Fr. Pr. 13409); die Denkwürdigkeiten eines französischen Schauspielers, M. Delaunay, werden in der Wiener Abendp. (290) besprochen; Tolstois Aeußerungen über Maupassant giebt J. Norden (Voss. Ztg. 599) wieder. Paul Pochhammer spricht über die Stellung von Dantes Dichtung in unserer Zeit (Nordd. Allg. Beil. 295). — Von englischen Schriftstellern fand Pinero Beachtung: seine „Iris“ unterzieht S. Trebitsch einer kühlen Besprechung (Wien. Allg. Ztg. 7130). Eduard Engel schreibt entzückt über Mary Annette Gräfin v. Arnim, die Verfasserin (? Red.) mehrerer vielgelesener Bände der Tauchnitz-Edition (Berl. Tagebl. 635). Ludwig Hevesi geht in einem „Der neue Messias. Ein zionistisch-sozialistisch-Jules Verneistisch-kriminalistischer Roman“ betitelten Feuilleton (Pester Lloyd, 304) ausführlich auf M. P. Shiels „The Lord of the Sea“ ein. — Endlich sei eine Ibsenstudie von Erich Schlaikjer erwähnt: „Ein Typus der weiblichen Dekadence“ (Deutsch. Heim, 11) betitelt, in der Hedda Gablers Seelenleben bloßgelegt wird.

Dr. Paul Legband.

„Modewörter.“ Von Eduard Engel. (Voss. Ztg. 595).

„Der Humor in den altdeutschen Weihnachtsspielen.“ Von Gerhard Fuchs. (Der Zeitgeist. 51.)

„Die öffentliche Meinung.“ Von Dr. Rudolph Lothar. (Voss. Ztg. 587.)

„Die Schwestern von Lesbos“ (1801 als Buch erschienen; Idylle von Amalie von Imhoff, deren Lebenslauf und Bildungsgang charakterisiert wird). Von K. N.-St. (Sonnt. Beil. 50 z. Nation. Ztg.)

„Heinrich von Kleist als Berliner Journalist“ [Reinhold Steig]. Von Franz Violet. (Nordd. Allg. Ztg. Beil. 294a.)

„Heimatkunst einst und jetzt.“ Von Eugen Wolff (Frkf. Ztg. 353).

„Worte Christi“ [H. St. Chamberlain]. Von — o —. (Ostd. Rundsch. 353.)

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. (Berlin.) VI, 5, 6. Das Gastspiel der Sada Yacco in Berlin hat das Interesse für das japanische Theater stark belebt. Arthur Roeßler weist darauf hin, daß die Bühne in Japan eine ganz andere Bedeutung als bei uns hat. „Die Kunst der Japaner ist die Lyrik, ist im weitesten Sinne die Gefühlskunst im Gegensatz zur europäischen, die eine Gedankenkunst ist.“ Der Ursprung des japanischen Theaters liegt in den Puppenspielen. 1587 ließ sich ein Kaiser mit Marionetten vorspielen. Die ersten regelrechten Theateraufführungen fanden kurz zuvor statt und zwar unter Leitung einer Frau. Frauen spielten in den sich allmählich bildenden Wandertruppen die weiblichen Rollen, bis ein Verbot in der Mitte des 17. Jahrhunderts erlassen wurde, das fortan nur männliche Liebhaberinnen duldete. Später wurden wieder Frauen zugelassen, ja es bildeten sich Truppen, die nur aus Frauen bestanden. Die Schauspielkunst der Japaner stilisiert, und dabei verfällt sie meist in Karikatur und Grimasse. Der Stand des Schauspielers galt früher auch in Japan für wenig anständig; aber er stand stets über dem des dramatischen Dichters. „Auch jetzt gehört es noch nicht zur vornehmsten Künstlerschaft, ein Dramatiker zu sein. Die Lyrik ist es, die dem Japaner als die Poesie gilt.“ Dementsprechend ist das japanische Theater längst nicht ein solcher Kulturfaktor wie bei uns; aber es haben infolge der Berührung mit europäischer Kultur sich einige Wandlungen ergeben, und so versuchen fünf bis sechs neujapanische Theater, das europäische Spiel einzuführen. Einer der eifrigsten am Werke der Reform ist der Gatte der Sada Yacco, Otojiro Kawakami. Solchen Neuerungen gegenüber verharrt das altjapanische Theater starr in seinem Kastengeist, der durch Schauspielerdynastieen historisch bedingt ist. Auf ihm werden historische, aristokratische Familientragödien und bürgerliche Dramen gespielt. Eigenartig sind die Vorstellungszeit, die Einrichtung der Bühne und der „Kurombo“, ein neutraler Schauspieler, der mitten während einer tragischen Szene z. B. auf die Bühne springt und die Grimassen des Agierenden mit einer Fackel beleuchtet, den heiser gewordenen Thee reicht, mit einem großen Tuch das Sterben auf der Bühne verdeckt und erleichtert. — In einem offenen Briefe an die Redaktion weist „Areopagiticus“ jeden Versuch zurück, Brieux' „Rote Robe“ auch auf deutsche Verhältnisse in Anwendung zu bringen. — Aus Heft 5 ist noch ein Gedenkartikel auf Grabbe von Paul Friedrich, und aus Heft 6 ein solcher auf Nestroy von Moritz Necker zu verzeichnen.

Deutsche Heimat. (Berlin.) V, 11, 12. — Im vergangenen Jahre erschien zu Pfingsten ein kleiner Aufsatz im „Pößnecker Tageblatt“, der die Pößnecker auf ihren Landsmann und Poeten Johann Heinrich Löffler aufmerksam machen sollte. Nun tritt Ernst Wachler mit demselben Aufsatz vor ein größeres Publikum und wirbt um liebevolle Beachtung des heimatlichen Dichters, den er unter die ersten deutschen Erzähler von künstlerischem Range einreiht. Zu der berühmten thüringischen Dorfgeschichte — Otto Ludwigs „Heiterethei“ — haben wir nach Wachlers Urteil „ein noch unberühmtes fränkisches Gegenstück von gleicher Schönheit und gleichem Wert: Löfflers ‚Madlene‘“ (s. LE I, 389 f.). Löffler habe schon mit seinem ersten Roman „Martin Bötzinger“ bewiesen, daß er mit seinen reichen, echten, goldhaltigen Gaben eines der größten Talente der Heimatkunst sei. „Auf dem Gebiete der Volkslieder, das kann nicht laut genug gesagt werden, ist Löffler ein Meister; niemand unter seinen lebenden Volksgenossen, nicht Liliencron, nicht Greif, nicht Lienhard kommt ihm hierin auch nur von fern gleich. Und diese Thatsache ist in Deutschland völlig unbekannt! Es ist der Zweck dieser Zeilen, mit Nachdruck darauf hinzuweisen. Der wahre Erbe unseres Eichendorff und Wilhelm Müller ist nicht Julius Wolff oder Carl Busse, sondern der schlichte, unbekannte Löffler!“ — Ein Leitaufsatz unter dem Titel Goethe-Briefe betont den unerschöpflichen Wert und Reichtum dieser Briefe und begrüßt die beiden neuen Ausgaben ausgewählter Goethebriefe, die Eduard von der Hellen im Verlag Cotta und Philipp Stein bei Otto Elsner in Berlin besorgen. — Hans von Wolzogen deckt im 12. Heft eine „lokalgeographische Kuriosität“ in Schillers „Wilhelm Tell“ auf. Im 1. Aufzug hat der Fischer seine Hütte am westlichen Ufer, im vierten am östlichen. Diese „lokale Konfusion“ gehe ins Stilistische hinüber, indem die Szene des ersten Aktes ganz „heimatkünstlerisch“ gedacht sei, während der Fischer des 4. Aufzuges, der doch ein und derselbe wie jener ist, in pathetisch-hochgesteigerter edler Erregung, eben in Schillers erhabener Höhenkunst spreche.

Deutsche Revue. (Stuttgart.) November- und Dezemberheft. Eine Anzahl von Briefen, die Herder in den Jahren 1771 bis 1773 an seinen früheren Zögling, den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp richtete, teilt Staatsminister a. D. Jansen mit. Der Prinz, über dessen Lebensschicksal wir einiges erfahren, war geistig äußerst dürftig veranlagt. Früh neigte er zu religiösen Grübeleien und quälte sich mit seltsamen Gewissensbedenken, die später die Form religiösen Wahnsinns annahmen. Herder sucht in seinen Briefen mit der Macht des Geistes und Gemütes die dunklen, verworrenen Vorstellungen des Prinzen aufzuhellen; er berichtigt verkehrte Auffassungen biblischer

Stellen, mahnt den Prinzen, sich an Christus und die Bibel zu halten, in der von „Papsttum, Pfaffenkram, Gewissenszwang, Messe, Fegfeuer, Ablässen, Abkaufungen der Sünden, sieben Sakramenten, verdienstlicher Abgötterei an Totenbeinen . . . . und hundert abscheulichem Zeug mehr, wofür der Menschheit grauet und einem guten Herzen ekeln muß", nichts zu finden sei. Luther nennt er den „ehrlichen Mönch aus Deutschland, der freilich nicht so poliert, als der ganze Hof Leo des Zehnten, nicht so verschlagen, nicht so fein — aber redlich" gewesen sei. Er habe nicht wie ein Komödiant des Papstes, sondern wie ein Christ gedacht. Scharfe Worte findet Herder für die jesuitische Moral, „die 999 Gründe hat zu beweisen, daß etwas böse, und 999, daß dasselbe auch gut ist und sein kann". Von litterarischen Dingen ist in den Briefen selten die Rede, noch seltener als von Werken der Plastik und Malerei. Daß der Prinz die Lektüre von Klopstocks Messias beenden werde, glaubt Herder kaum: „Die neueren Gesänge haben so verworfene Wortfügungen; sie erfordern eine so biegsame, modulente Stimme." Am 4. April 1772 schreibt er dem Prinzen von Lessings „Emilia Galotti": „Lesen Sie es, gnädiger Herr, die Szene mit dem Maler wird Ihnen überdem gefallen, und für alle großen Herren ist daraus erschrecklich viel zu lernen. Es sollte in allen Höfen und Residenzen jeden Freitag aufgeführt werden, ordentlich als Lebensspiegel und Petrus Hahnenruf." — Im Novemberheft giebt Joseph Lewinsky einen geschichtlichen Rückblick auf die Stellung des Theaters und die Entstehung der Theaterzensur und vertritt die Forderung, die Darstellung der geistigen Kämpfe der Gegenwart, die künstlerischen dramatischen Werke, die den Konflikt des einzelnen Individuums mit den heutigen zahllosen, sich durchkreuzenden Interessen darstellen — kurz, das ganze Gebiet geistiger und seelischer Kämpfe müsse frei sein; es sei eine Entehrung der geistigen Arbeit des Volkes, wenn man diese von der Polizei beurteilen lasse. Alles was obscön ist, sei streng vom Theater verbannt, es werde behördlich verboten: wo dagegen gehandelt wird, mag die Polizei eingreifen, als exekutives, nicht als beurteilendes Organ. Lewinsky schwebt eine vom Staat bezahlt Ratsversammlung vor, ein geistiger Gerichtshof, zusammengesetzt aus lauter bedeutenden, wissenschaftlich und künstlerisch gebildeten Persönlichkeiten. — Oskar Blumenthal geht an der Hand ungedruckter, in seinem Besitz befindlicher Briefe auf die Beziehungen Freiligraths zu Grabbe näher ein.

Die Gegenwart. (Berlin.) XXX, 48—51. Der Dichter der Revanche, dessen „chants du soldat" in mehreren Hunderttausenden von Exemplaren in Frankreich verbreitet sind, ist Paul Déroulède. „Man mag über diesen Mann als Politiker und fragwürdigen Spektakelhelden der Patriotenliga denken, wie man will, ein gewisses, wenn auch exzentrisches Temperament ist ihm — so urteilt Max Hoffmann — nicht abzusprechen und noch weniger die dichterische Begabung." Freilich wird seine thörichte Anklage gegen die Prussiens, die er Vandalen und Henker nennt, oft zur unsinnigen Raserei, sein Haß zur Gehässigkeit, seine Schilderung zur Verleumdung, aber er ist trotz allem Dichter, der Sänger der Revanche par excellence. „Und als solcher wird er in der Litteraturgeschichte seines Volkes fortleben, ebenso wie die Dichter der Befreiungskriege in der unserigen." — Rückschauend auf das 19. Jahrhundert und die Bestrebungen und Krisen auf dem Gebiete innerer und äußerer Politik, in ökonomischer und religiöser Hinsicht betrachtend erkennt und bekämpft Anton Weis-Ulmenried den modernen Pessimismus. Sein klarster Ausdruck finde sich natürlich bei Philosophen und Dichtern. Unter diesen repräsentiere Lord Byron den großen Typus der Weltschmerzpoesie, in ihm spiegle sich in überraschender Treue das ganze Jahrhundert. „Byrons trotziger, sprühender individualistischer Stimmungspessimismus ist bekanntlich rund um die Welt gegangen und hat, vielfach nuanciert . . ., tiefe Spuren hinterlassen (Richard Savage, W. S. Landor, P. L. Shelley, Lenau, Hieronymus Lorm, Hölderlin, Leopardi, Mickiewicz, Puschkin, Lermontoff, Turgénjew, Emerich Madách)." Der „freiheitsdurstige, anspruchsvolle und skeptische Individualismus", mit dem das 19. Jahrhundert begann, ist „nervös, reizbar" geworden . . ., und in der Disharmonie zwischen der Gefühlslogik dieses ganz eigenartigen Individualismus und den sozialen und ökonomischen Verhältnissen liegt die Hauptursache zu dem Pessimismus unserer Zeit, sowie es dieser Pessimismus ist, der in fruchtbarer Verbindung mit der modernen positivistischen Weltanschauung das litterarische und künstlerische Phänomen des Naturalismus geboren hat." Eine Hauptursache des modernen Pessimismus erblickt der Verfasser in der Halbbildung, die ihrerseits wieder durch den Bruch zwischen vorgeschrittener Intelligenz und Phantasie auf der einen und der Willensenergie und Willensschwäche auf der anderen Seite hervorgerufen werde. Die Dichtkunst habe ihr Teil zur Bekämpfung dieser pessimistischen Geistesrichtung beizutragen. „Aus dem modernen Pessimismus, dieser abscheulichen geistigen Atmosphäre unserer hysterischen Zeit, giebt es nur einen Ausweg zu den Gefilden edler, schöner Menschlichkeit, und der führt zurück zu Goethe!" — In Nr. 50 gedenkt Alfred Semerau des 100. Geburtstages Christian Dietr. Grabbes, und im nächsten Hefte kommt Eugen von Jagow in einem Essai („Aus dem Kulturleben Frankreichs") auf die bevorstehende Viktor Hugo-Feier, die modernen litterarischen Strömungen und die Theaterzensur zu sprechen.

Nord und Süd. (Breslau.) Januarheft. — Der Bedeutendste und Vielseitigste aus dem Kreise der wupperthaler Poeten in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, Friedrich Roeber, ist am 12. Oktober 1901 in Düsseldorf als Zweiundachtzigjähriger gestorben. Joseph Joesten zieht die Summe seines reichen Schaffens und mahnt die Freunde zur Begleichung der Ehrenschuld eines schlichten Denkmals. Roeber hatte zunächst aus bitterer Not die kaufmännische Laufbahn eingeschlagen, blieb ihr aber dann mit unermüdlichem Fleiße sein Leben lang treu. Daneben pflegte er im Verkehr mit anregenden Freunden — Emil Rittershaus, Karl Siebel, Adolf Schults, Richard Neuhaus, dem Maler Seel und dem Musikdirektor Karl Reinecke — die Kunst. Unter seiner Führung hatte sich in Elberfeld nach dem Muster des in Barmen gegründeten Wupperbundes das „Roebersche Sonntagskränzchen" gebildet, dem später Paul Lindau noch vorübergehend angehörte. Roeber war der einzige Dramatiker unter seinen Freunden. Er begann mit einer Tragödie „Tristan und Isolde" (1838), arbeitete sie jedoch im späten Alter (1898) völlig um. Dazwischen fallen die Dramen „Appius Claudius" (1846, völlig neu bearbeitet 1898), „Kaiser Heinrich IV." (1851), „Das Märchen vom König Drosselbart" (1851, ebenfalls gänzlich umgearbeitet 1881), „Kaiser Friedrich II." (1883), „Sophonisbe" (1862 in Wehls „Schaubühne", 1884 in Buchform erschienen), „Kaiser Heinrich V." (1886) und einige kleinere Werke, unter denen die „antiken Lustspiele" (Die Philosophin; Die Satire; Malermodelle [1892]) als glänzendes Zeugnis von Roebers feiner klassischer und humanistischer Bildung besonders zu erwähnen sind. Als Lyriker und Epiker trat er nur mit einer Sammlung (1879) an die Oeffentlichkeit, als Litterarhistoriker mit dem Buche: „Litteratur und Kunst im Wupperthale bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts" (1886). — Die Künstlernatur Gustave Flauberts analysiert in demselben Hefte E. Platzhoff. „Mit Stendhal und Renan erscheint uns Flaubert als einer der ersten Vertreter jenes aristokratischen Individualismus, wie er uns seit Nietzsche geläufig wurde." Lernen können wir von ihm, „negativ, daß das Extrem des Realismus die Kunst tötet . . . positiv, daß alles in der Welt in der Hand eines Künstlers zum Kunstwerk werden kann . . ., daß Form und Inhalt ein Ganzes werden

müssen; daß endlich die Sorge um die Schönheit der Form den modernen Vielschreibern nie genug ans Herz gelegt und durch keinen Dichter besser illustriert werden kann."

Die Zeit. (Wien.) XXIX, 374. — Zwei italienische Kulturkampf-Romane, Mathilde Seraos „Schwester Johanna vom Kreuz" und Remigio Zenas „Apostel" — jener klerikal, dieser antiklerikal — bespricht nach Tendenz und Milieu Marcus Landau. — Im folgenden Hefte befindet sich ein Aufsatz über Grabbe von Max Lorenz und eine Entgegnung auf Leopold Webers Herausforderung an die „österreichische Provinzlitteratur" im „Kunstwart" (Heft 4). Karl von Ettmayer sieht sich gezwungen, dem Kritiker Unkenntnis der österreichischen Litteratur in ihrem ganzen Umfange und ihrer Bedeutung vorzuwerfen, wahrt gegenüber dem Vorwurf, daß die Provinzlitteratur nicht in das Kästchen „Heimatkunst" restlos hineinzuschieben sei, für die österreichischen Dichter den künstlerischen Grundsatz: absolute Freiheit von allen Regeln und betont als das Wesentlichste der österreichischen Provinzlitteratur ihre innere Selbständigkeit, die allen Insinuationen zum Trotz weder mit Hermann Bahr und der „Wiener Moderne" eine künstlerische Gemeinschaft habe, noch als Seitenschößling der reichsdeutschen „Heimatspoesie" betrachtet sein wolle. — Mit der Herausgabe von Anzengrubers Briefen und den biographischen Beiträgen hat Anton Bettelheim nach Peter Roseggers Urteil (376) „der deutschen Litteraturgeschichte einen unbezahlbaren Dienst erwiesen".

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. (Leipzig.) XV, 10—12. In einem Aufsatz über das Volkslied (10) nennt Dr. Prahl Ludwig Jacobowskis Volkslieder-Sammlung „Aus deutscher Seele" ein „überflüssiges und zweckloses" Buch, das obendrein „gefährlich sei durch einen alten Irrtum, den es wieder weiter verbreitet." Prahl wählt Beispiele, um nachzuweisen, daß Jacobowskis Begriff vom Volkslied von äußerlichen Merkmalen ausgehe und falsche Vorstellungen vom Volkslied weiter verbreiten helfe. „Mit dem Kriterium des unbekannten Verfassers ist es für das Volkslied nichts." Anknüpfend an Herders Begriff des Volksliedes giebt Prahl einen kurzen Ueberblick über die Umwertung dieses Begriffes, weist auf die formale und inhaltliche Veränderung des Kunstliedes im Volksmunde hin und erwartet gegenüber Jacobowskis „altem und veraltetem Irrtum" von einem Gelehrten wie Dr. John Meier, einem „Kenner des Volksliedes", eine „abschließende Begriffserklärung". — Adolf Strack betrachtet in einer umfangreichen Studie Schillers Dramen, als deren typische Eigenart er die tragische Verknüpfung von Ehrgeiz und Liebe erkennt. — Erwähnt sei aus dem 12. Heft noch eine „metrische Skizze zu Goethes Egmont" von Karl Gneiße.

Euphorion. (Leipzig.) VIII, 2. Eine Anzahl neuer Briefe von Schubart, an seinen Sohn Ludwig nach Berlin und Nürnberg von Stuttgart aus gerichtet, teilt Rudolf Krauß mit. Sie sind charakteristisch für die Kenntnis des Menschen Schubart und interessieren durch die Mannigfaltigkeit des Inhalts. Als Anhang ist den Briefen ein Blatt beigegeben, auf dem sich Ratschläge Schubarts für die Lektüre seines Sohnes finden, darunter Aeußerungen über Schiller, die seinem sonstigen Urteil widersprechen. Er schreibt: „Haschka ist ein ganz vortrefflicher Dichter, er kommt unter allen Klopstocken am nächsten. Er braucht die deutsche Sprache, wie Herkul seine Keule. Der mißt sich an Geist und Kraft alle Minuten mit Deinem Schiller; und an Korrektheit und Wohlklang und tiefer Kenntnis übertrifft er ihn weit . . . Daß Schiller ein wenig in der Allg. Bibliothek . . . mitgenommen wurde, ist ganz recht. Schiller hat die volle Anlage des großen Mannes; aber er muß noch manchen Fehler ablegen, eh' er's ist. In seinen Augen ist nichts groß — als er!! — und das ist ein böses Kennzeichen." Sehr warm empfiehlt Schubart die morgenländische Poesie. „Wenn Du echte Nachrichten und Uebersetzungen orientalischer Dichtkunst bekommen kannst, so säume Dich nicht, diesen neuen Goldquell der Dichtkunst zu benutzen. Die Herrlichkeit der Dichtkunst steigt wie die Sonne im Osten auf. Ich wollte, Du könntest hebräisch." — Faustquellen deckt in größerer Anzahl an der Hand von Goethes Tagebüchern Max Morris auf. — Ueber die Autorschaft Clemens Brentanos an den spanischen und italienischen Novellen stellt Franz Schultz einige aufklärende Daten zusammen, ebenso wie er einen kleinen neuen Beleg für die Beziehungen zwischen Goethe und den romantischen Zeitgenossen (anläßlich des Ausdrucks gestarrte, erfrorene Musik für die Baukunst) beibringt. — Zur Geschichte der heinischen Schriften veröffentlicht Ludwig Geiger Interessantes aus hamburger Archivakten. — Das Verhältnis von Lortzings Waffenschmied zu Zieglers Lustspiel „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person" und dessen Bearbeitung als Oper durch Karl Friedrich Hensler untersucht Egon von Komorzynski und kommt zu dem Resultat, daß sich Lortzing von Hensler nicht habe beeinflussen lassen. In die Betrachtung zieht er dabei E. T. A. Hoffmanns Erzählung „Meister Martin der Küfer", die auf Zieglers Stück zurückgeht, und Richard Wagners Meistersinger, ein Werk, das aus der von Lortzing im Hans Sachs und im Waffenschmied festgehaltenen Tradition herausgewachsen ist. — Erwähnt seien noch der Schluß von Heinrich Düntzers Aufsatz über „Die neun ersten Jahre von „Goethes Ehe" (1788—1797) und die beiden Schlußkapitel, in denen Eduard Platzhoff die Dichterin und die Philosophin George Eliot betrachtet.

„Bürgers Bedeutung für die klassische Ballade." Von Hans Benzmann (Neue Bahnen, Wien; 24. Heft).

„August Strindberg." Von W. Büring (Der Litterat, Braunschweig; Nov.).

„Kinderliederdichter." Von Cäsar Cierjacks (Niedersachsen, Bremen; VII, 6). Genannt werden Johannes Trojan, Victor Blüthgen, Richard Dehmel, Gustav Kühl, Gustav Falke, Emil Weber.

„Zola als Utopist." Von Franz Diederich (Die Neue Zeit, Stuttgart; XX, 11).

„Christian Dietrich Grabbe." Von Dr. Manfred Eimer (Blätter für Bücherfreunde, Leipzig; I, 6).

„Christian Dietrich Grabbe." Von Paul Friedrich (Deutsche Zeitschrift, Berlin; XV, 6).

„Die dichterische Verwertung der Homosexualität." Von Hans Fuchs-Stadthagen (Der Litterat, Braunschweig; Nov.).

„Einiges über Grabbe." Von Carl Hagemann (Südwestd. Rdschau., Soden i. T.; Heft 24).

„Ludwig Bechstein." Zu seinem 100. Geburtstage. III. (Schluß.) Von Leopold Hirschberg (Zeitschr. f. Bücherfreunde, Leipzig; V, 9).

„Justus Frey, ein übersehener österreichischer Dichter." Von Adalb. Zeitteles (Das Wissen f. Alle; Nr. 49—50).

„Johannes Dose." Von Prof. Dr. Karl Kinzel (Blätter f. Bücherfreunde, Leipzig; I, 6). Dose verfaßte die Erzählung „Der Kirchherr von Westerwohld" und den Roman „Ein Stephanus in deutschen Landen" (beide erschienen im Verlag von Fr. Bahn, Schwerin).

„Stefan George." Von Dr. Ludwig Klages (Der Lotse, Hamburg; II, 11).

„Schlesische Weihnachtsspiele." [Friedrich Vogt.] Von August Friedrich Krause (Der Osten, Breslau; I, 12).

„Friedrich Wilhelm Helle." Biographisch-litterarische Skizze von A. Lignis (Die Wahrheit, VII, 12).

„Aleris Kivi." Von O. Manninen (Finländische Rdschau., Leipzig; I, 4). Kivi (1834—1872) verfaßte die Komödie „Nummisnutarit" (Die Dorfschuster), das Lustspiel „Kihlaus" (Die Verlobung), das Trauerspiel „Karkurit" (Die Flüchtlinge), das Schauspiel „Lea", den Roman „Seitsemän veljestä" (Die sieben Brüder) u. a. Das 5. Kapitel einer bisher ungedruckten deutschen Uebersetzung des Romans „Die sieben Brüder" (von Dr. Gustav Schmidt) wird in demselben Heft abgedruckt.

„Baudelaire." Von Sigmar Mehring (Aus fremden Zungen, Stuttgart; Heft 22).

„Grabbe und was von ihm bleibt." Von Arthur Moeller-Bruck (Die Rheinlande, Düsseldorf; II, 3). „In seiner Linie liegt gar manches ungeschrieben, das uns heute noch und mehr denn je not thut. Weshalb wir auf ihn

schon gar nicht verzichten dürften, wenigstens so lange nicht, bis etwas von diesem großzügigen Grabbegeist — aber unter einer besseren Stellung der Sterne, die nicht Zusammenbruch, sondern Vollendung verheißt — unserer jetzt so kleinzügigen Dramatik wiedergeboren ist."

„Marie von Najmájer." Von Josef Schmid-Braunfels (Neue Bahnen, Wien; 24. Heft). Eine Schriftstellerin Deutsch-Oesterreichs, die nicht der Mode huldigt, sondern „das große, ewige Ziel der Kunst unverrückbar im Auge behält." Drei Gedichtbände, sowie mehrere Epen und Romane mit historischem Hintergrund sind bislang von ihr erschienen, darunter als reifstes und abgerundetstes Werk der Geschichts-Roman „Der Stern von Navarra" (vgl. LE III, 213).

„Robert Hamerling." [Vortrag.] Von Christian Schmitt (Erwinia, Straßburg i. Els.; IX, 3).

„Heinrich Heine." Ein litterarisches Porträt von Heinrich Sommer (Frührot, München; Heft 31).

„Drei ostpreußische Dichter." Von Heinrich Spiero (Der Lotse, Hamburg; II, 12). Bespricht Georg Reickes „Winterfrühling", Carl Bulckes „Die Töchter der Salome" und Agnes Miegels „Gedichte".

„Guyaus Kunstphilosophie." Von Raffael Petrucci (Die Zukunft, Berlin; X, 11).

„Clara Viebig." Silhouette von Edgar Alfred Regener (Deutsch-französ. Rundschau, Goslar; III, 60).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Die letzthin hier erwähnte Vorlesung des Mr. Asquith über die Biographie ist im Dezember-Heft der „National Review" gedruckt. Die „Fortnightly Review" enthält einen interessanten Aufsatz über „Richardson, Fielding und die Familie Andrews" von H. Buxton Forman, dem bekannten Herausgeber der kritischen Keats-Ausgabe. Er legt besonderes Gewicht auf die bisher nicht genügend betonte gegenseitige Beeinflussung der beiden Dichter. In derselben Halbmonatsschrift findet sich ein orientierender Artikel über die Werke und Ziele des irischen litterarischen Theaters, das, wie mehrfach angeführt, in Dublin seinen Sitz hat und eine irische Heimatkunst begründen möchte. Da es sich neuerdings mit zwei Dramen in Erinnerung bringt, wird noch darauf zurückzukommen sein. — Für ein nationales Theater in London tritt Mr. John Coleman in einem Appell an den londoner Grafschaftsrat im „Nineteenth Century" warm ein. Ohne neue Argumente vorzubringen, entwirft er doch einen wohl ausführbaren Plan für ein Gemeindetheater in London. Natürlich beruft er sich dabei auf die achtzehnjährige erfolgreiche Thätigkeit Phelps — am Sadler's Wells Theatre, wo nur Shakspere gespielt wurde.

Kein Artikel aber ist mehr gelesen und besprochen worden als der über die „Bacon-Shakspere-Chiffre in neuem Lichte" in derselben Monatsschrift. Darin verteidigt Mr. W. H. Mallock die Theorie der Mrs. Gallup (vgl. LE IV, 264), an die er allen Ernstes glaubt. Ein glänzendes Resultat hat er gehabt, freilich eins, das Mr. Mallock schwerlich erwartet hat: die „Times" brachte im Leitartikel ihrer Nummer vom 19. Dezember einen geharnischten Protest gegen die Thorheit und Abgeschmacktheit dieser Chiffretheorie und am Tage darauf eine kräftige Zuschrift von Sidney Lee. Einige Stellen aus dieser letzteren seien hier mitgeteilt: „Nach dem, was ich höre und lese, droht das Irrenhausgeschwätz, daß Bacon nicht nur der Verfasser von Shaksperes Dramen, sondern auch noch von sonstiger Litteratur der Zeit sei, eine Epidemie zu werden .... Das letzte Manifest dieser Modeschrulle, in dem Band: ‚Die bilitterale Chiffre Francis Bacons' enthalten, kommt aus Amerika, dem Heimatland des Bacon-Wahns. Etwa vor vierzehn Monaten wurde mir eines der ersten Exemplare des Buches zur Besprechung gesandt. Ich habe seinem Studium einige Zeit gewidmet und kann als unwiderlegliche Thatsache versichern, daß keine bilitterale Chiffre in der ersten Folio der Shakspere-Stücke, in Burtons „Anatomy of Melancholy" oder in sonst einem Werk, von dem das amerikanische Buch handelt, verborgen liegt. Ich glaube, ich darf mit Recht behaupten, mehr Exemplare der ersten Folio-Ausgabe geprüft zu haben als irgend ein jetzt lebender Shakspere-Forscher. Ich habe fünfundzwanzig Exemplare vollständig kollationiert. Ihre typographischen Eigentümlichkeiten und Unregelmäßigkeiten sind mir vertraut, und ich darf wohl mit einiger Autorität die Leichtgläubigen davor warnen, dem Bemühen, in diesen Eigentümlichkeiten und Unregelmäßigkeiten eine Chiffre irgendwelcher Art zu entdecken, irgendwie Bedeutung beizulegen. Kurz gesagt: der Grund, warum es unmöglich ist, auf rechtmäßigem Wege aus der shaksperischen Folio eine Chiffre herauszuklauben, ist der, daß es überhaupt keine giebt." Damit hat diese Streitfrage, wie es die St. James Gazette ausdrückt, als „chose jugée" zu gelten.

Uebertriebene Lobhudelei eines Autors ist natürlich ebenso verwerflich wie die gewerbsmäßige Nörgelsucht der Kritiker. Robert Louis Stevenson, das läßt sich kaum bestreiten, ist in England und Amerika überschwänglich gepriesen worden. Als gesunde Reaktion können wir daher Mr. W. E. Henleys Protest im Dezemberheft des „Pall Mall Magazine" begrüßen. Aber wir bedauern gleichzeitig den strengen und schroffen Ton dieser Rüge und daß persönliche Beziehungen davon berührt werden; denn ehedem waren Stevenson und Henley intime Freunde. Die Zeit wird Stevenson den Platz in der Litteratur anweisen, der ihm gebührt, und seine Bewunderer mögen zu einer etwas nüchterneren Einschätzung gelangen; Mr. Henleys Artikel aber sollte den zeitgenössischen Kritikern eine Lehre sein, die Lobhudelei und Kritik für identisch halten.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir eines Autors gedenken, der in mancher Beziehung ein Vorläufer Stevensons war: es ist George Borrow. Gerade jetzt hat er für sein Hauptwerk einen sehr sympathischen, tüchtigen Erklärer in Mr. Thomas Seccombe gefunden, dem langjährigen Mitredakteur des „Dictionary of National Biography". In einem ganz reizend ausgestatteten Bande bietet Mr. Seccombe die Episode der Isopel Berners aus Borrows formloser Autobiographie „Lavengro" (1851) und „The Romany Rye" (1857) dar. Der Held der Episode ist natürlich Borrow selbst unter dem Namen Lavengro, die Heldin Isopel Berners, die wegen ihrer Schönheit, ihrer Körperkraft, ihres Stolzes, ihrer Schlichtheit und ihres Seelenadels berühmte Landstreicherin. Da ich annehme, daß Borrow in Deutschland ziemlich unbekannt ist, möchte ich diesen hervorragenden Schriftsteller bei den Lesern mit einigen Bemerkungen einführen. Er wurde im Jahre 1803 geboren. Sein Vater war Hauptman, und bis zum Jahre 1816 folgte der Knabe dem Regiment nach Schottland, Irland und in viele Teile Englands. Nachdem er sich als Jurist und als Lohnschreiber für einen Verleger dritten Ranges versucht hatte, entschied sich Borrow für ein Vagabundenleben, indem er durchs Land zog, die Bekanntschaft der Zigeuner machte und sie wie ihre Sprache verstehen lernte. Als Agent der Bibel-Gesellschaft besuchte er St. Petersburg (1833—35), Portugal, Spanien und Marokko (1835—39). Zwei Bücher waren die Frucht der letzten Reise: „Eine Darstellung der Zigeuner in Spanien" (1841) und „Die Bibel in Spanien" (1843). Später bereiste er noch das südöstliche Europa und Wales. Er starb im Jahre 1881. In seinen Büchern giebt er seine wirklichen Eindrücke vom Vagabundenleben und seine Abenteuer auf der Landstraße wieder. Dabei sind seine Beschreibungen nicht nur dem Inhalt nach außerordentlich echt, sondern auch in der Form originell. Er liebte die Natur und das Leben in der freien Luft; er fühlte sich wohl in der Gesellschaft schlichter, natürlicher Männer und Frauen, während ihm alle Vornehmheit, Pfaffenlist und Heuchelei

zuwider war. In seinen Schriften hat er etwas von Sterne, Defoe und Smollett. Einer seiner Kritiker urteilt von ihm also: Borrow läßt uns den Sonnenschein auf den Wiesen sehen, die Blumen riechen, den Gesang der Feldlerche und das Zirpen der Heuschrecken hören.

In seiner neuen Geschichte „Marietta, eine venetianische Jungfrau" handelt Marion F. Crawford von einem Dalmatiner des 15. Jahrhunderts, Zorzi Ballarin, der bei dem berühmten Glasbläser Angelo Beroviero in die Lehre tritt, dermaßen die Gunst seines Meisters gewinnt und eine solche Geschicklichkeit in seiner Kunst entfaltet, daß ihm ihre Ausübung bewilligt wird, obwohl das Gesetz den Fremden verbietet, die Kunst in Venedig zu erlernen und zu betreiben. Angelos Sohn, ein bloßer Handwerker, blickt eifersüchtig auf den Eindringling, der mehr kann und von seinem Vater bevorzugt wird, und ruft den Schutz des Gesetzes gegen ihn an. Aber Marietta, seine Schwester, liebt Zorzi, verteidigt ihn gegenüber ihrem Vater, und so erhält er schließlich vom Rat der Zehn die Erlaubnis, in Venedig zum Ruhme der Stadt zu arbeiten. Dazu kommt noch eine Liebesintrigue. Im einzelnen verrät Mr. Crawford eine genaue Kenntnis der venetianischen Glasbläserei. — Mr. W. W. Jacobs hat uns wieder einen Band humoristischer Novellen geschenkt: „Leichte Ladung" (Light Freigths); er erzählt von den Abenteuern der Seeleute an Bord und an Land. — Eric Parker, ein Neuling, hat mit seinem köstlichen Buch „The Sinner and the Problem" Beachtung gefunden. Die Fabel ist zwar dünn, aber der idyllische Hintergrund überaus reizvoll. Die Freundschaft zweier Schuljungen mit einem Maler, der in einem hübschen Städtchen als Gast weilt, und die Bekanntschaft dieses Malers mit der schönen Cousine des einen der beiden Knaben bildet den Hauptinhalt. — Vor einigen Monaten sprach ich hier von einer sympathischen Darstellung des Landlebens: „Idlehurst" (Mußewäldchen); ihr Verfasser hat kürzlich eine Geschichte von den Söhnen und Töchtern der Scholle unter dem Titel „Kitty Fairhall" veröffentlicht. Auch hier zeigt er sich wohl vertraut mit den Leuten, über die er schreibt.

In den Theatern war im Dezember die Weihnachtspantomine Trumpf. Erst mit dem Boxing-Day (dem zweiten Weihnachtstag) hat sich wieder regeres Leben auf den Brettern entfaltet. Im Januar soll denn auch die Litteratur auf der Bühne zu ihrem Recht kommen.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

Emile Zola ist nicht der einzige transalpine Schriftsteller, der einen sechswöchigen Aufenthalt in Rom für genügend hält, um von der ewigen Stadt die eindringende und umfassende Kenntnis zu gewinnen, deren Erwerbung dem Bewohner Roms im Laufe der Jahre sich als immer schwieriger herausstellt. Wer sich die Mühe nehmen wollte, die gänzlich schiefen, einseitigen, oberflächlichen, kindlichen, phantastischen Bilder von Rom und römischen Zuständen, die sich auch in berühmten neuen Erzeugnissen der Roman- und Novellenlitteratur finden, zusammenzustellen, könnte eine höchst belustigende Galerie schaffen. In der letzten Zeit sind es ein paar vielgelesene englische Romane gewesen, die der italienischen Kritik Grund zu berechtigtem Spott gegeben haben. Die neueste derartige Ausgeburt einer regen Phantasie ist der Roman „Master Christian" von Maria Corelli, von der Diego Angeli („Marzocco", VI, 47) sagt: „Diese anspruchsvoll auftretende Schriftstellerin, die ein polemisches Buch über den Katholizismus schreibt, weiß von ihm nichts anderes, als was man in England oder Amerika redet; die Welt, die sich innerhalb der vatikanischen Mauern bewegt, hat sie nie gesehen, nicht einmal bei einer Feierlichkeit, wenn man den Papst inmitten seiner Pfauenwedelträger, Hofleute, Edelgarden und Schweizer sehen kann. Von Italien, seinem Leben und seinen Anschauungen weiß sie ebensowenig wie von seiner Sprache." — In derselben Nummer des „Marzocco" tadelt E. Corradini an Ernst Ecksteins „Claudiern" eine Entstellung der wahren Natur des Christentums in seinen Anfängen und des geschichtlichen Verhältnisses zwischen ihm und dem kaiserlichen Rom des ersten Jahrhunderts. — In einer anerkennenden Besprechung der kürzlich beendeten „Storia e fisiologia dell' arte di ridere" von Tullio Massarani (vgl. LE IV, 140) glaubt L. Capuana behaupten zu können („Marzocco", VI, 49), daß sich mit der fortschreitenden geistigen Erhebung der Kulturmenschheit das Lachen in das Lächeln umgewandelt habe, daß es innerlicher geworden sei, ohne an seiner wohlthätigen physiologischen Wirkung etwas einzubüßen, so daß die humoristische Litteratur uns vollkommen die derbere Komik früherer Zeiten ersetze. Im letzten Teile des Werkes findet er „eine dankenswerte Skizze des italienischen Humorismus der letzten Jahre, der verkannt worden ist, vielleicht weil er eigenartig und von dem der anderen Nationen sehr verschieden ist, vielleicht auch, weil man sich gewöhnt hat, das Eigene gegenüber dem Ausländischen zu mißachten." — Tullio Ortolani wiederholt (ebenda) die oft unternommene Widerlegung der Urteile Manzonis über die Unzulässigkeit des historischen Romans, indem er die von jenem geleugnete Möglichkeit einer innigen Verschmelzung der geschichtlichen und der dichterischen Elemente ohne Schädigung der einen oder der anderen behauptet. Als Beweise führt er u. a. die neuesten Arbeiten der Brüder Marguerittе an und die immer mehr an Boden gewinnende Ansicht, daß auch der Historiker ein Künstler sein, d. h. den Thatsachenstoff mit subjektiven geistigen Elementen durchdringen müsse.

In der neapeler „Flegrea" läßt C. Levi die die Ehescheidung behandelnden modernen französischen Dramen Revue passieren, indem er sich eingehender mit den sozialen Kampfdramen des Frauenrechtlers Paul Hervieu beschäftigt und beiläufig das geringe Verständnis und Interesse der Italiener für die im Nachbarlande so eifrig erörterten Stücke auf die Nichtexistenz der Ehescheidung in Italien zurückführt (wo soeben dem Parlamente ein Einführungs-Entwurf vorliegt, dessen Schicksal noch ungewiß ist). „Les tenailles" und „L'empreinte" haben nach Levi in Italien keinen Erfolg gehabt, und auch „Le berceau" würde ihn schwerlich haben, weil man sich nicht für die Fragen interessieren könne, die mit einer hier unbekannten sozialen Einrichtung zusammenhängen. Dagegen beweise der Erfolg aller guten Ehescheidungsdramen in Frankreich, daß „jedwede wichtige soziale oder sittliche Frage auf der Bühne behandelt werden und das lebhafteste Interesse der Hörer erregen kann".

In der „Rivista d'Italia" (Nov.) setzt P. Petrocchi seine Forschungen nach der symbolischen Bedeutung der „Zahlen im dantischen Poëm" fort. — T. C. Giannini spricht über „das Symbol in Goethes ‚Faust' und die Schöpfung Boitos". Er findet, daß der „Faust" mehr den Namen eines Gedichtes als den eines Dramas verdiene, daß keine andere Einheit in ihm vorhanden sei, als die der Seele des Dichters, die sich darin als in einer „Autobiographie in Handlungen" deutlich spiegele, auseinandergelegt in ihre zwei, untrennbar wie das spinozistische Gute und seine Negation verbundenen Seiten, deren eine durch Faust, deren andere durch Mephistopheles symbolisiert wird. — In der „Rivista politica e letteraria" (15. Nov.) zieht A. Rizzini eine Parallele zwischen Gorki und Tschechow und erkennt dem letzteren den Besitz höherer Kunstmittel sowie eine größere Objektivität und Lebenswahrheit in der Schilderung seiner Zeit und seines Volkes, dem er sympathischere Züge abgewinne, zu.

Dante steht fortdauernd im Vordergrund des litterargeschichtlichen Interesses in Italien. O. Bacci und G. L. Passerini treten mit dem ersten Hefte einer „Strenna Dantesca", einer Art Dante-Jahrbuch, hervor,

das fortlaufend um die Jahreswende über Fortschritte und Hauptergebnisse der Danteforschung berichten soll. Hervorragende Beiträge haben D'Ancona, Del Lungo, Rajna, D'Ovidio beigesteuert. Interessant sind die Notizen über die vom Herzog von Sermoneta begründete „Società Dantesca", die die Dante-Vorlesungen eingeführt hat, und über den Sprachverein „Società Dante Alighieri". Daneben finden wir ein Bruchstück der „Francesca da Rimini" D'Annunzios — über deren Erstaufführung in Rom schon berichtet worden ist — sowie Dichtungen Carduccis, Mazzonis, Boccaccios, Michelangelos und anderer Meister alter und neuer Zeit. — Eine Ansprache an Giosuè Carducci als „Apostel der neuen Geistesbewegung in Italien" finden wir in einem „Apostel und Staatsmänner" betitelten Sammelbande, den F. Bertolini bei Höpli in Mailand erscheinen läßt. Der übrige Inhalt ist zumeist historisch: von Franz von Assisi und dem Rom des 14. Jahrhunderts bis auf Manin und Garibaldi. — Wegen eines beachtenswerten Kapitels über den angeblichen „geistigen Stillstand" und die „geistige Mission" Italiens darf auch ein neues, bei Treves in Mailand erschienenes Buch des russischen Soziologen G. Novicow „La missione dell' Italia" Erwähnung finden, das von großer Sympathie für Italien eingegeben ist und im Lande Dantes, Giordano Brunos und Garibaldis viele Faktoren für die Sendung Italiens auffindet, den geistigen Ausgleich zwischen den romanischen und den anderen Nationen Europas zu fördern. — Unter dem Titel „Capo d'Anno — Pagine parlate" beschenkt uns E. De Amicis mit einem neuen, bei Treves in Mailand erschienenen Bande seiner von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden, von echtem Humor durchwehten Betrachtungen über die verschiedensten Gegenstände und Erscheinungen des Lebens, die der Aufmerksamkeit eines geistvollen und wohlwollenden Beobachters der menschlichen Dinge würdig sind. Alle zwölf Aufsätze, die vom „Jahresanfang" und den „Tischreden", von den „italienischen Landleuten in Amerika", dem „25. Gesange des Inferno", dem „Ausgabenbuche Silvio Pellicos" und dem „Montcenis" handeln, sind als Gelegenheitsreden entstanden oder gedacht und in der reichen, flüssigen, fesselnden Sprache des Verfassers der Reisebilder, der „Carrozza di tutti", der „Vita Militare" und des „Cuore" geschrieben.

In einem bei G. Agnelli in Mailand erschienenen Bändchen „La regina delle tenebre" hat die rasch bekannt gewordene sardinische Romanschriftstellerin Grazia Deledda sechs kurze Novellen vereinigt, aus denen uns der eigenartige herbe Duft ihrer an befremdenden Sitten und Anschauungen, großartigen Szenerieen und originellen Erscheinungen reichen Inselheimat entgegenweht, deren Volkstypen und Landestrachten soeben in ihrer Freundin Charlotte Popert eine künstlerische Dolmetscherin gefunden haben. Man möchte wünschen, die charakteristischen Erzählungen Grazia Deleddas mit den trefflichen Radierungen der deutschen Malerin illustriert zu sehen. — Unter den neuen dramatischen Veröffentlichungen verdient Erwähnung ein vieraktiges satirisches Lustspiel von G. E. Nani, dem auch bei uns schon bekannten Verfasser von „Malocchio" und „Una tempesta nell'ombra" und Uebersetzer von Sudermanns „Johannes" und „Johannisfeuer". Das Lustspiel ist betitelt „Nuovi tempi" und verfolgt, wie die meisten Arbeiten Nanis, einen patriotischen und moralischen Zweck, indem es der Selbst- und Genußsucht der modernen Gesellschaft zu Leibe geht und den hingebenden Familiensinn und aufopfernden Patriotismus auf den Schild erhebt. — Nani ist gegenwärtig mit der Uebersetzung von Sudermanns „Es lebe das Leben!" beschäftigt, das noch in diesem Winter auch auf den bedeutendsten italienischen Bühnen zur Aufführung kommen soll.

Es liegt jetzt das natürlich nichtssagende, aber immerhin kunstschädigende Ergebnis des mailändischen Referendums über die Gewährung der städtischen Subvention für das Scala-Theater vor. Der radikale, mit dem Sozialismus liebäugelnde Gemeinderat hat um der Popularität willen eine Kunstfrage dem Urteile der Gemeindewähler unterbreitet. Ihr Interesse für die Sache — von Verständnis nicht zu reden — erhellt aus folgenden Zahlen: Von 56 903 Wählern haben sich 18 905 an dem Referendum beteiligt: 11 460 haben gegen, 7214 für die Subvention, d. h. die Erhaltung des berühmten Theaters, gestimmt. Die Entscheidung ist den Vätern der Stadt dadurch nur erschwert worden.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Belgischer Brief.

In meinem letzten Briefe versprach ich, auf das im 15. dreijährigen Wettstreit für vlämische dramatische Litteratur preisgekrönte Werk der Brüder Minnaert, sowie auf den Bericht der Prüfungskommission zurückzukommen. Das Drama: „Siddhârtha of de ster von Indie" ist inzwischen bei Cohen Zonen in Amsterdam im Druck erschienen, der Bericht im belgischen Staatsblatt vom 13. Oktober. Achtundvierzig Dichter bewarben sich um den Preis, einzelne mit mehreren Werken. Unterschiedslos waren Schauspiele, Lustspiele und Operntexte zum Wettstreit zugelassen. Der Bericht ist von höchstem Interesse, da er die in vlämischen Kreisen herrschenden Kunstanschauungen charakteristisch beleuchtet. Er zerfällt nämlich in zwei Teile; im ersten werden den Dichtern allgemeine Vorschriften und Mahnungen gegeben; im zweiten werden die eingegangenen Werke im einzelnen beurteilt. Ich teile hier einige Sätze wortgetreu mit: „Das Schauspiel ist nicht die Schule, muß aber der Bundesgenosse der Schule sein, wie es dieses bei den Hellenen in ihrer Blütezeit war . . . Es muß erbauen und unterrichten . . . Es giebt Schriftsteller, die nicht davor zurückschrecken, die Volkssprache in den Mund ihrer Helden zu legen. Das streitet ganz gegen die Vorschriften der Kunst und hindert diese, ihren edlen Beruf zu erfüllen. Außerdem daß sie den Geist veredeln, das Herz erheben und das Gemüt erwärmen muß, dient sie auch dazu, die Sprache des Volkes zu verbessern . . ." — Einem eingesandten Drama wird vorgeworfen, daß es unter dem Einfluß Ibsens steht, pessimistische Lebensauffassung atmet, Zustände schafft, aus denen die Helden sich nicht durch eigene Willensstärke oder durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände retten können, sondern in denen sie notgedrungen und unvermeidlich untergehen müssen. Die Sprache sei überdies nervös und unnatürlich infolge gesuchter Knappheit; logische Beweisführungen und unterhaltende Erzählungen, um das erschütterte Gemüt zu beruhigen und wieder aufzumuntern, fehlten fast gänzlich. In Bezug auf ein realistisches Drama aus der Arbeiterwelt wird gesagt, daß trunkene Arbeiter und in Lumpen gehüllte Menschen keinen ästhetischen Genuß verschaffen, sondern nur Abscheu und Ekel einflößen könnten. Ein weiteres eingesandtes Werk scheint der Kommission Klassenhaß zu predigen, und der Berichterstatter schreibt: Wie groß auch der litterarische und dramatische Wert eines solchen Stückes sei, so würde es doch einstimmig und energisch vom Prüfungsrat verurteilt werden, weil das Schauspiel an erster Stelle Vaterlandsliebe und Bürgertugend einzuprägen habe. Gerade an diesem Drama, „Betere tijden" von L. Slock, lobt der Bericht das echt Menschliche und Dramatische der Zustände, die Wahrheit der Charaktere, den guten Fortschritt der Handlung, das stetige Steigen des Interesses. Dasselbe kam an letzter Stelle in Betracht für den Preis neben dem der Herren Minnaert. Dieses wurde jedoch bevorzugt folgender Eigenschaften wegen: Erhabenheit des Themas, Adel der Gefühle, Schönheit der Charaktere, Reinheit der Sprache und Zierlichkeit des Stils. Ausschlaggebend ward zu guterletzt noch der Umstand, daß die Verfasser Proben außergewöhnlicher Belesenheit lieferten. In einigem Widerspruche zu diesem Lobe steht die unmittelbar darauf folgende Be-

merkung des Berichtes, die Verfasser seien ihrer Quelle — der Erzählung „Die Leuchte Asiens" des Engländers Ed. Arnold (deutsch von Wernicke in Reclams Universalbibliothek Nr. 2941/42) — zu sklavisch gefolgt. — Das Werk behandelt die Legende von Buddha, der den Hof und seine junge Gemahlin verläßt, um sich durch ein siebenjähriges Büßerleben auf seine Prophetenrolle vorzubereiten. Es bietet in der That nichts weiter als eine dramatische Verarbeitung der arnoldschen Erzählung, in der an allerlei sinnenreizenden Mitteln: oft wechselnden, prunkhaften Dekorationen und Kleidungen, Prachtaufzügen, Balletten u. s. w., des Guten wahrlich zu viel gethan wird. Die Belesenheit der Verfasser haben die Prüfungskommissäre wohl in den genauen Vorschriften für das indische Ballett und die die Aufführung zu begleitende indische Musik bewundert.

Kurz nach Abfassung meines letzten Briefes starb in Lüttich, im Alter von 83 Jahren, der fruchtbarste der vlämischen Dichter, Domien Sleeckx. Sein reiches, abwechslungsvolles Leben war ganz der vlämischen Bewegung gewidmet. Er gehörte mit zu ihren ersten Anregern, gründete in Brüssel die erste vlämische Zeitung und trug in seiner späteren Stellung als Schulaufseher viel zur Hebung des vlämischen Unterrichtes bei. Ueberall wo er eine Lücke wahrnahm, sprang er ein, verfaßte volkstümliche Schriften und Lehrbücher der verschiedensten Art, überwachte und leitete die Aeußerungen der Bewegung auf allen Gebieten, wehrte die Angriffe ab, in einem stets maßvollen Tone, der merkwürdig abstach gegen die oft unbändige Streitlust seiner Mitkämpfer. Einer seiner Hauptlebenszwecke war die Hebung des vlämischen Theaters. In seinen „Brieven over het nederlandsch tooneel" (1866) tritt er als der Lessing der vlämischen Bühne auf, durch seine zahlreichen Lustspiele und Dramen bewirkt er eine unmittelbare, thatsächliche Besserung, da diese sich immerhin hoch genug über die damalige dramatische Litteratur der Vlamen erheben. Sein Bestes leistete er auf dem Gebiete des Romans und der Novelle. Er ist der erste Realist der vlämischen Prosa. Schon seine erste Novellensammlung „Volksverhalen" (1848) stach merkwürdig ab gegen die Manier von Conscience, durch Vermeidung jedweder sentimentalen Reflexion und Einstreuung einer Menge scharf beobachteter Einzelzüge. In größeren Romanen schildert er wahrheitsgetreu die antwerpener Seeleute und die Bauern der Polders. Er besitzt die bei den Vlamen seltene Gabe des Humors, die sich namentlich in einer köstlichen Beschreibung kleinstädtischer Sitten („Tybaerts en Cie." [1867]) bekundet. Eine sichtliche Nachahmung von Tiecks „Phantasus" ist eine lose aneinandergereihte Sammlung von Skizzen und Erzählungen, „Op't eksterlaar", in denen Sleeckx uns in die sich in einem antwerpener Wirtshause abspielenden Verhandlungen junger vlämischer Schriftsteller und Künstler einführt. Von Tieck und Zschokke übersetzte er mehreres ins Vlämische. Er schrieb auch hübsche Novellen aus dem Tierleben. Die Oktobernummer von „De vlaamsche Kunstbode" bringt die an seinem Grabe gehaltenen Leichenreden.

Der Redakteur der „Dichterstimmen der Gegenwart" L. von Heemstede (Pseudonym für L. Tepe) ist zum korrespondierenden Mitglied der vlämischen Akademie ernannt worden. Kurz vor ihm ist dem Litterarhistoriker A. Baumgartner S. J. die selbe Ernennung zu teil geworden. — Die kgl. Bibliothek in Brüssel giebt eben einen Katalog ihrer Manuskripte heraus (25 000 an der Zahl), der bei Lamertin in Brüssel erscheint und auf zwölf Bände berechnet ist. Der soeben erschienene erste Band ist von P. van der Gheyn bearbeitet, behandelt die Theologie und enthält 900 Notizen. — Die bei Weißenbruch in Brüssel erscheinende „Bibliographie nationale. Dictionnaire des écrivains belges et catalogue de leurs publications 1830—1880" hat mit dem 5. Hefte des IV. Bandes ihren Abschluß gefunden. In demselben Hefte beginnt jedoch schon ein „Supplement" (Buchstabe A), das voraussichtlich noch ein paar Lieferungen in Anspruch nehmen wird.

Das Oktoberheft von „Dietsche Warande en Belfort" ist größtenteils dem Gedächtnis der verstorbenen Dichterin Hilda Ram gewidmet. Es bringt verschiedene Artikel über sie und einige nachgelassene Dichtungen. Das Novemberheft behandelt, als Fortsetzung der Arbeit von Frl. Belpaire über das „Landleben in der Litteratur", deutsche Werke. Die Verfasserin bemängelt u. a. Anzengrubers Skeptizismus, Sinnlichkeit und Gottlosigkeit; auch der katholische Hansjakob ist ihr nicht sehr sympathisch, während Auerbach und Rosegger viel besser wegkommen. — In der „Revue générale" (September und Oktober) untersucht der Jesuitenpater Humblet in einer feinsinnigen, „Plume et Pinceau" betitelten Studie die verschiedenen Arten der poetischen Beschreibung, deren er drei unterscheidet: die Beschreibung in großen, breiten und starken Zügen, die in kleinen, feinen, durchdringenden Pinselstrichen, endlich die moderne, impressionistische, die in der steten Wiederholung und Variierung eines hervorragenden Zuges bestehe. — Im Novemberheft derselben Zeitschrift veröffentlicht Jeanne Bordeux einen von Begeisterung übersprudelnden Aufsatz über Frau Herbert (Pseudonym für Therese Keiter). Von ihren Gedichten werden manche Proben in französischer Uebersetzung mitgeteilt; übrigens sei alles, was sie geschrieben, von unvergleichlicher Meisterhaftigkeit. — „Durendal" (November) bringt eine Besprechung der thorelschen Uebersetzung von „Fuhrmann Henschel", in der das Drama als ein dem großen Talente Hauptmanns unwürdiges bezeichnet wird.

Lüttich. *Heinrich Bischoff.*

Norwegischer Brief.

Die Landmaal-Freunde hatten in den letzten Wochen einen gewichtigen Erfolg zu verzeichnen: das neue Prüfungsgesetz für die Lehrerbildungs-Anstalten, in das auf Betreiben der fanatischen Maal-Anhänger die Bestimmung aufgenommen wurde, daß jeder Lehramtskandidat künftighin seine Prüfung im „modersmaal" (Muttersprache) entweder im offiziellen dänisch-norwegischen Reichsidiom oder auch alternierend im Landmaal ablegen könne, hat die Billigung des Odelsthings gefunden. In litterarischen Kreisen fürchtet man, und zwar mit gutem Recht, daß auf Grund dieser verhängnisvollen Konzession dem alteingebürgerten „Rigsmaal", das zugleich die allein maßgebliche Sprache unserer Litteraturwelt ist, in absehbarer Zeit der Todesstoß versetzt werden wird, — nicht in dem Sinne, als ob das gebildete Norwegen sich allmählich mit dem Gebrauch des aasenschen Kunstdialekts befreunden werde — das Landmaal als solches wird niemals Verkehrssprache werden — sondern insofern, als die heranwachsende Generation von den im Landmaal unterrichtenden Volkserziehern aus parteiischem Interesse in Unkenntnis über die herrlichsten Litteraturwerke Norwegens gelassen werden dürfte. Alle Versuche, die dichterischen Meisterwerke Ibsens und Björnsons in das Landmaal umzugießen, sind stets von neuem an der geringen Modulationsfähigkeit des altnordischen Bauernidioms gescheitert. (Wir haben von dem norwegischen Sprachenstreit schon häufiger Notiz genommen, zuletzt noch ausführlich LE III, 1707. D. Red.)

Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß dem Landmaal als selbständigem Ausdrucksmittel überhaupt alle Klangfähigkeit abgehe. In der unlängst erschienenen Dichtung „I Helheim" (Im Totenreich) von Arne Garborg, unserem vornehmsten und konsequentesten Landmaal-Schriftsteller, steckt eine wahrhaft gigantische Kraft, so daß bei aller Einfachheit der sprachlichen Form die Darstellung lebendig wirkt: Jung-Veslemoy liegt krank darnieder und wird von fieberhaften Träumen verfolgt. Im Todeskampfe erblickt sie ihre verstorbene Schwester. Unter Volvas Führung treten beide darauf die Fahrt ins Totenreich an, — nach „Helheim", dem Ort der Schatten, wo die Seelen der Entschlafenen unsägliche

Martern erdulden, ehe sie Frieden finden in Walhall. Dies der Inhalt von Garborgs Dichtung. Daß diese große technische Vorzüge aufzuweisen hat, ist nicht in Abrede zu stellen. Aber Garborg war vorsichtig genug, dem Gedichte eine metrische Form zu geben, die den eigenartigen, an den Vokalreichtum der schwedischen Sprache so lebhaft erinnernden Tonfall des Landmaals in erster Reihe zum Ausdruck kommen läßt, ohne das reiche dramatische Moment sonderlich in Rücksicht zu ziehen.

Aus der Bühnenlitteratur der letzten Wochen ist Aagot Gjems-Selmers Schauspiel „Et Hjem for Mennesker" („Ein Heim für Menschen") hervorzuheben. Die Verfasserin, die in ihrem ursprünglichen Künstlerberuf gute Erfolge zu verzeichnen hatte und später einem hervorragenden Arzt ins hohe „Nordland" als Lebensgefährtin folgte, hat offenbar in der Einsamkeit des Hochfjelds Künstlerdrang und Künstlerlaune von neuem in sich erwachen gefühlt und unter dem Eindruck einer derartigen Stimmung sich ihr „Heim für Menschen" vom Herzen herunter geschrieben. Der altväterische Gutshof des braven Tore Hahnrast, auf dem Edla, die Heldin des Stückes, als unbeschränkte Gebieterin schaltet, ist ein solch menschenwürdiges „Heim" nicht. Zwar lieben sich beide Gatten und freuen sich ihrer taufrisch gleich Heckenrosen emporsprießenden Kinderschar, aber die Sehnsucht nach dem bekannten Wunderbaren, unterstützt von den zweizüngigen Aufhetzereien einer sogenannten Busenfreundin, veranlassen Schön-Edla, im dreizehnten oder vierzehnten Jahre ihrer Ehe Mann und Heim im Stich zu lassen, um sich aufs neue dem zigeunernden Künstlerleben in die Arme zu werfen. Man sieht, das Motiv ist nicht neu, es erfährt nur insofern eine Umwandlung, als die Verfasserin den um sein Lebensglück betrogenen Gatten mit dem Entschlusse Edlas einverstanden sein läßt. Die dramatischen Vorzüge des gjems-selmerschen Schauspiels liegen indessen weniger in dem Konflikte selbst noch in dessen bühnentechnischer Behandlung als vielmehr in der dichterischen Diktion, mit der die an sich recht magere Handlung umkleidet ist. — Als durchaus verfehlt ist dagegen eine Neuheit aus der Feder Hans Aanruds, „Hoit til hest!" („Hoch zu Pferd!") zu bezeichnen, die vor kurzem vom gyldendalschen Verlage in Kopenhagen herausgebracht wurde. „Hoit til hest" ist ein saftloses Mittelding zwischen Farce und Volksstück und darf mit der vor 17 Jahren erschienenen vielversprechenden Komödie „Storken" („Der Storch") desselben Verfassers nicht verglichen werden.

Was die erzählende Litteratur anbetrifft, so ist hier in erster Reihe eine neue Sonderauflage von Björnsons novellistischen Arbeiten (Gyldendal, Kopenhagen) zu erwähnen. Der billige Preis — 75 Oeren bis 1 Kr. 75 Oeren für den Band — ermöglicht die Einbürgerung der volkstümlichen Dichtungen in weiten Kreisen Norwegens und Dänemarks. Im allgemeinen hat das norwegische Schrifttum nach dieser Richtung noch mancherlei von der dänischen Verlegerwelt zu lernen. Die hiesigen Autoren sind seit alters daran gewöhnt, die Buchpreise so hoch hinaufgeschraubt zu sehen, daß sie wohl oder übel die Hoffnung auf annehmbare Erträge ihres Schaffens auf das bescheidenste Minimum herabsetzen müssen, um möglicherweise zu guterletzt doch noch enttäuscht zu werden. Ein jüngerer, wohlbekannter Schriftsteller hat demgegenüber den Mut gefunden, mit dem herkömmlichen Verlegerschlendrian zu brechen, indem er sein neuestes Werk selbst drucken ließ, um alsdann in eigener Person mit der Kolporteurtasche in der Hand von Ort zu Ort zu ziehen und sein Geistesprodukt gegen billiges Entgelt in Lieferungen an den Mann zu bringen. Auf diese Art hofft der Betreffende der Verlegerwelt den Nachweis liefern zu können, daß auch gute Belletristik ins Volk zu bringen vermag, und daß die Verleger künftighin ganz einfach mit allen veralteten Geschäftsgepflogenheiten aufzuräumen haben, um sich und ihren Autoren einen menschenwürdigen Verdienst zu sichern. — Außer den oben erwähnten Publikationen wäre noch in Kürze eine neue Arbeit von Mons Lie, „Sjöfareren" („Der Seefahrer") zu erwähnen. Der Roman verrät die gewohnten Eigenschaften seines Verfassers: abwechselungsreiche und ausdrucksvolle Stilführung, vorherrschende Hinneigung zu mystisch-symbolischer Darstellung, sowie schließlich jene phantastische Plastik, die manchmal an den Franzosen Victor Hugo gemahnt. Lie schildert die Tragödie eines Menschenlebens, in der auf Kampf und Streit mattes Resignieren, Ohnmacht und Untergang folgt. Die wesentlichste Schwäche liegt in der hier und da etwas zu locker gehaltenen Komposition, ein Mangel, den die vorzügliche Figurenzeichnung allerdings nirgends störend hervortreten läßt.

Aus der periodischen Litteratur liegen diesmal ein paar bemerkenswerte Veröffentlichungen im „Kringsjaa" und „Urd" vor. Die erstgenannte Revue bringt (XVIII, 9) eine treffliche Charakteristik des allzu früh verstorbenen Dichters und Philosophen Sigbjörn Obstfelder von Hjalmar Christensen. Der Verfasser zergliedert dessen einzelne Dichtungen, rühmt ihre ursprüngliche, naive Frische und Vertiefung, ohne jedoch zu verschweigen, daß auch manches Erzwungene, ja Krankhafte sich in einzelne Arbeiten des Verstorbenen eingeschlichen hat. — „Urd" widmet (40, V) der unlängst stattgehabten Erstaufführung von Björnsons „Paul Lange" am Nationaltheater eine eingehende Würdigung an leitender Stelle. Der Referent bezeichnet die szenische Wirkung gewisser Partieen des zweiten Aktes als befremdlich. Es sei unverständlich, wie Björnson dort den Widersachern „Paul Langes" ein gesellschaftliches Betragen habe zuschieben können, das mit dem Ort des Zusammentreffens (Tora Parsbergs Salon) im gröblichsten Kontraste stehe. Derartige „Gegensätze" seien zu befremdlich, um selbst unter den Händen eines Björnson glaubhaft wirken zu können.

Christiania. *Viggo Moe.*

Schwedischer Brief.

Das Ergebnis der erstmaligen Verteilung des internationalen Litteraturpreises der Nobelstiftung, die am 10. Dezember v. Js. unter glänzendem akademischem und höfischem Gepränge von statten ging, hat hier in Schweden keine geringere Ueberraschung hervorgerufen als im Auslande. Abgesehen von Frankreich, woselbst natürlich schon aus nationalen Gründen zu gewärtigen stand, daß die Verleihung der 200 000 Franks-Prämie an Sully Prudhomme als weiser und gerechter Ratschluß gefeiert werden würde, erwarteten die Wissenden von vornherein nichts anderes, als daß das abderitische Vorgehen unserer illustren „Aderton" (Achtzehn) in Sachen des Nobelpreises von allen Nationen mit Spott und Hohn beantwortet werden würde — eine Voraussetzung, die sich denn auch als zutreffend erwiesen hat. Die schwedische Schriftstellerwelt sah sich unter diesen Umständen vor die unliebsame Notwendigkeit gestellt, durch entsprechende Maßnahmen den Verdacht von sich fern zu halten, als ob der Preisbeschluß der Nobeljury in irgend welchem Zusammenhange mit den in schwedischen Litteraturkreisen vorherrschenden Strömungen und Anschauungen stehe. So vereinigten sich denn 42 unserer angesehensten Dichter, Künstler und Publizisten, um ihren Unwillen über die Verleihung des Preises an den Franzosen Prudhomme in einer Huldigungsadresse an den alten Leo Tolstoi öffentlich auszusprechen. Die betreffende Adresse, unterzeichnet u. a. von Verner v. Heidenstam, Per Hallström, G. af Geijerstam, Strindberg, Ellen Key, Selma Lagerlöf, Anders Zorn und Bruno Liljefors, betonte mit wohlthuender Entschiedenheit, daß die schwedische Akademie weder in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung, noch inbezug auf ihre allgemeinen künstlerischen Tendenzen als ein Institut betrachtet werden dürfe, dessen Beschlüsse auf das Prädikat einer vorurteilsfreien Meinungsäußerung Anspruch er-

heben könnten. Einer der Mitunterzeichner der Protest-Adresse, der Romanschriftsteller Gustaf af Geijerstam, nahm des weiteren Veranlassung, namens der 42 Opponenten in einer längeren Erklärung die speziellen Gründe darzulegen, die für die Absendung der Tolstoi-Adresse maßgebend gewesen seien. Geijerstam räumte u. a. ein, daß der Gedanke einer ostentativen Tolstoi-Huldigung auch in litterarischen Kreisen unter verschiedenartigen Gesichtspunkten beurteilt werden könne; für die Vertreter der schwedischen Litteratur sei indessen die Vorstellung entscheidend gewesen, daß eine öffentliche Widmung an den ehrwürdigen Nestor der modernen Weltlitteratur jeden Gedanken an subjektive Nebengründe irgendwelcher Art von den schwedischen Protestlern fernhalten müsse. — Die der Akademie nahestehenden Kreise haben natürlich nicht versäumt, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. So macht ein akademischer Verfasser in der Zeitung „Aftonbladet" darauf aufmerksam, daß die litterarische Jury sich in erster Linie an Nobels eigene Stiftungsvorschriften habe halten müssen. Aus diesen gehe hervor, daß lediglich Werke von ausgeprägter „idealer Richtung" bei der Preisverteilung zu berücksichtigen seien. Niemand werde aber in Abrede stellen können, daß gerade Sully Prudhomme in jener Hinsicht als ein Meister der lyrischen Dichtung hervorgetreten sei und einen Rang einnehme, den ihm noch kein Zweiter unter dem jüngeren Nachwuchs in irgend einem Lande streitig gemacht habe (?!). Mit ironischer Ueberlegenheit stellt der Interpret des litterarischen Akademiebeschlusses alsdann die Zwischenfrage, wie viel ausländische Litteraturkenner wohl in der Lage seien, sich von den 42 Protestunterzeichnern ein klares Bild zu machen. Sicherlich werde man nicht fehlgehen, wenn man annehme, daß — von einigen wenigen Namen abgesehen — auf dem Kontinent ein „allgemeines Schütteln des Kopfes" Platz greifen werde angesichts des Unterfangens von 40 unbekannten schwedischen Autoren, gegen den Jurybeschluß der staatlichen Akademie Widerspruch zu erheben. — Diese geschmacklose Selbstbeweihräucherung hat in der protestfreundlichen Presse umgehend die treffende Entgegnung gefunden, daß allerdings nicht sämtliche Unterzeichner der Tolstoi-Adresse Anspruch auf „europäischen Ruf" erheben könnten — noch schlimmer sei es in dieser Hinsicht jedoch mit der Akademie selbst bestellt. Von den illustren Mitgliedern der letzteren sei nämlich kaum ein Drittel in den ausführlichsten litterarischen Nachschlagewerken anzutreffen, von allgemeinen lexikographischen Auskunftquellen über „europäische Notabilitäten" ganz zu schweigen.

Unter den Bühnenerscheinungen der letzten Wochen lenkten zwei Neuaufführungen deutscher Stücke in schwedischer Sprache die Aufmerksamkeit auf sich. Zunächst wurde von der rührigen Direktion des „Södra-Theater" dem Publikum der Mälarresidenz eine von Franz Hedberg ausgeführte Uebertragung von Otto Ernsts Komödie „Flachsmann als Erzieher" („Flachsmann's Skola") geboten. Das Stück scheint alle Aussicht zu haben, ein Kassenstück zu werden. Der große Erfolg der künstlerisch nicht eben hochstehenden Komödie erklärt sich vor allem daraus, daß gewisse Vorgänge im stockholmer Schulwesen, deren Erörterung sich hier erübrigt, das Publikum für diese Schulkomödie besonders empfänglich machten. Die Tagespresse stellte naheliegende Vergleiche zwischen „Flachsmann" und Max Dreyers „Probekandidaten" an, — Vergleiche, die zugunsten Max Dreyers ausfallen mußten. — Einheitlicher war der Erfolg, den die zwar stark verspätete, aber mit um so besserem Verständnis in Szene gesetzte Uraufführung von Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" zu verzeichnen hatte. Der Darsteller des Henschel, der auch in Deutschland wohlbekannte Deutsch-Schwede v. d. Osten, bot eine meisterhaft ausgeglichene Leistung.

Auf dem Gebiete der erzählenden Litteratur hat die Hochflut der Weihnachtswochen naturgemäß neben manchem Wertvollen und Bleibenden wiederum eine ansehnliche Menge Fabrikware auf den hauptstädtischen Büchermarkt geschwemmt. Karl Erik Forslund bescherte seiner alljährlich wachsenden „Gemeinde" eine Anzahl Tagebuchblätter, „Storgårds-Blomster" (Storgårds-Blüten) betitelt, eine zwanglose Fortsetzung seiner früheren Arbeiten „Storgården" und „Djuvo", indessen weniger von symbolistischer Stimmungsmalerei durchsetzt wie jene älteren Veröffentlichungen. — Auch von Selma Lagerlöf liegt eine neue Arbeit vor („Jerusalem"), die in der für die Verfasserin typisch gewordenen Darstellungstechnik den Exodus einer Gruppe hinterwäldlerischer, von religiösen Grübeleien erhitzter Dal-Bewohner nach dem heiligen Lande behandelt. — Das Gebiet der Natur- und Reiseschilderung bietet zwei Neuheiten: Strindbergs „Sveriges Natur" (Schwedische Natur) und Per Hallströms „Italienska Bref". Es ist schade, daß Strindberg im Auslande in der Regel unter einseitigem Gesichtswinkel als tendenziöser Dramatiker beurteilt wird: seine Schärgards-Skizzen aus den Achtzigerjahren lieferten den Beweis, daß er auf dem Felde der Naturschilderung voll und unbestritten seinen Mann zu stellen vermag, und die jetzt vorliegenden Skizzen, unter denen ich die Schilderungen Schonens und der Südwestküste als die bestgelungenen bezeichnen möchte, sind nur geeignet, jenes anerkennende Urteil zu ergänzen. Was Hallströms italienische Reisebriefe betrifft, deren Inhalt bereits größtenteils in Form zerstreuter Zeitungsabhandlungen weiteren Kreisen in Schweden zugänglich geworden ist, so prägt sich auch in ihnen wieder jene leuchtende, farbengesättigte und von aller modernen Unrast entfernte Gestaltungskraft des jungen Künstlers aus, die der „kontinentalen" Zukunft der neuen Arbeit ein günstiges Prognostikon stellen läßt.

Ganz kurz können diesmal die lyrischen Neuerscheinungen abgethan werden. Oscar Levertins „Diktor" (Gedichte) boten den Freunden dieses unzweifelhaft hochbefähigten Talents eine starke Enttäuschung. Sprachlich wie stofflich steht die neueste Gedichtsammlung ganz beträchtlich hinter ihren beiden Vorgängerinnen zurück; Levertin wird einen ernsthaften Anlauf nehmen müssen, um seine bisherige Stellung in den nordischen Litteratursalons fürderhin behaupten zu können. Auch Anna Oulding's Erzählung in Versen, „Bröderna", von der „Svenska-Akademie" mit einem Ehrenpreis ausgezeichnet, hat schroffen Widerspruch in der maßgebenden Presse herausgefordert, — der sonstigen Publikationen dritter und vierter Rangstellung ganz zu geschweigen.

Stockholm. *Valfyr.*

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Die Stadt. Roman von Nikolaus Krauß. Berlin W., F. Fontane & Co. M. 2,— (3,—).

„Die Stadt" ist der letzte Band einer Romantrilogie, in der Nikolaus Krauß seiner Heimat, dem Egerlande, ein bleibendes Denkmal geschaffen hat. Diese Trilogie ist Provinzkunst im besten Sinne. Selten wurde uns das Milieu der kleinen österreichischen Stadt — in diesem Falle Eger — so greifbar und bildlich, mit so viel Liebe und doch wieder mit einem Anflug von Ueberlegenheit dargestellt, wie in diesem Buche. Alle Schmähungen, die man der Heimatkunst gegenüber so sehr beliebt, müssen hier verstummen. Denn trotz der Zärtlichkeit, die Krauß den kleinsten Merkmalen und Charakteräußerungen seiner Heimat entgegenbringt, fehlt nicht der große Zug, der in das Weite weist und der die kleine Stadt nur als Glied erscheinen läßt. Im Mittelpunkt des Romans steht Frau Lene, die aus dem „Förster von Konradsreuth" her bekannte kluge, kräftige Frauengestalt, ein rechter Typus aller guten Seiten des egerländer Volkscharakters. Aber ihre Schicksale — sie sind

nicht überreich! — treten zurück hinter dem Bild der Stadt und ihrer Bewohner, in deren Schilderung der Hauptwert des Romans liegt. Die reichsunmittelbare Vergangenheit Egers hat Traditionen geschaffen, die auf den Charakter der Stadt und ihrer Menschen nicht ohne Einfluß bleiben konnten. Ein stolzer, selbstbewußter Trotz mischt sich in das weiche, unentschlossene und oft nur in Worten tapfere Oesterreichertum und schafft so einen ganz eigenen Menschenschlag. Krauß hat aus dieser Fülle mit glücklicher Hand seine Leute und Stimmungen gegriffen und ein Buch geschrieben, das in unserer österreichischen Litteratur einen bleibenden Wert behalten wird.

Innsbruck. *Hugo Greinz.*

Sonnenschein. Von Peter Rosegger. Leipzig, L. Staackmann. 1902. 460 S. M. 4,— (5,—).

Rosegger sagt im Vorwort zu diesem Buch, die Wahrheit vertrage es sehr wohl, von dem „Sonnenschein der Poesie beleuchtet" zu werden. „Die Welt ist reich an Niedertracht, und sie ist reich an Größe und Schönheit. Nur darauf kommt es an, was wir Poeten liegen lassen oder auflesen." Er verfolgt mit den 24 Geschichten des starken Bandes weniger ästhetische als moralische Ziele. „Aesthetisch" und „moralisch" nicht im tiefsten Sinn verstanden, sondern mehr im landläufigen, wenn auch nicht als einander ausschließende, so doch als gegensätzliche Begriffe. Rosegger will vor allem Volksschriftsteller sein, nicht so sehr Künstler. Es gab Volksschriftsteller, die zugleich große Künstler waren, z. B. Jeremias Gotthelf, aber Rosegger ist kein großer Künstler. Er ist weder groß im Gestalten der Menschen, noch im Komponieren seiner Geschichten. Er dichtet auch nicht unter großen Gesichtspunkten, sondern in dem Gesichtswinkel, den ein behaglich Plätzlein am Schreibtisch in der Studierstube giebt, die Fenster auf Wald und Wiese und Dörfer hat. Von hier aus plaudert er oft sehr hübsch, aber was darüber hinausgeht, gelingt ihm selten. Hat er einen Stoff, der hergeplaudert werden kann, so vergnügt er jeden Leser. Hierhin rechne ich fast die Hälfte dieses Buches. Am liebsten höre ich ihn über einen heiteren Gegenstand ein wenig ernsthaft plaudern, wie z. B. in „Lose Stubengenossen"; oder über einen ernsthaften Gegenstand ein wenig lustig, wie in: „Den Zug versäumt". Einen ernsthaften Gegenstand groß und ernst behandeln will er gar nicht. Dann könnte es ja ungemütlich werden, und es ist im Leben schon so ungemütlich, weshalb auch noch in der Poesie? Dann ginge der „Sonnenschein der Poesie" vielleicht zum Teufel. Aber ich glaube, er macht da aus der Not eine Tugend, er kann ernsthafte Dinge garnicht groß und ernsthaft behandeln. Stoffe, wie: „Der Waldbauer, dieser Dodel!", „Der Keuchen-Ferdl", „Die Feinde" wird so leicht keiner daherplaudern, wenn er nicht muß. Anzengruber z. B. hätte es gewiß nicht gethan. Peinlich aber wird Rosegger für mich, wenn er heitere Dinge heiter erzählen will. Sein Verleger nennt das dann Humor. Andere Leute wohl auch. Aber man braucht nur an Wilhelm Raabe zu denken, ganz flüchtig nur, so entpuppt sich dieser Humor nur als das Vermögen, spaßig zu sein. Einen Wesensunterschied zwischen diesem Humor und dem von Stinde kann ich nicht entdecken. Daß Roseggers Späße oft nicht so platt klingen, liegt einmal daran, daß hinter ihnen immer der sympathische Mensch zu spüren ist, und dann daran, daß sich solche Späße für uns im Reich im österreichisch-steirischen Gwandl immer noch erträglicher ausnehmen als im berliner Spießerrock. Als Musterbeispiele für diese Art Humor seien genannt: „Der singende Schabelwirt", „Ein Ehehindernis". In der Art dieses Humors liegt es, daß er allmählich den Sinn dafür verliert, wo er am Platze ist, und dann Stoffe behaglich befingert, zu denen dies Verfahren nicht paßt; zweitens, daß er fürs Leben gern, auch auf Kosten des guten Geschmacks, foppt. Ein schlagendes Beispiel hierfür ist die possenhafte Geschichte: „Mein Vetter, der Türke". Bis zur vierletzten Seite werden wir glauben gemacht, der arme Vetter würde gleich gehenkt, bis wir dann endlich merken daß der Vetter anstatt ein Opfer des Henkers Großvezier geworden ist. Das wirkt dann aber gar nicht humoristisch, sondern verletzend, weil die Geschichte von Anfang an zu ernst angelegt ist, als daß man diesen Schluß natürlich finden könnte. Auch in der letzten Geschichte, die mir sonst die liebste ist, „Onkel Sonnenschein", findet sich etwas von dieser Fopplust, die nicht ganz am Platz ist; nur wirkt es hier nicht so unerträglich, weil hier nicht nur der Leser, sondern am Ende auch der Held der Gefoppte ist. In „Eine Vorlesung im Salon der kleinen Martha" giebt Rosegger eine vorzügliche Selbstkritik dieser Art Humor. Der gefeierte Vorleser erzählt hier nämlich, wie er einmal mit seinen Schnurren, über die noch alle Erwachsene gelacht, auch Kinder unterhalten wollte. Sie aber bleiben tief ernst, können beim besten Willen nicht lachen. Warum? „Sie wollten nicht einsehen, wo denn der Spaß sei, wenn man etwas sage, was nicht wahr ist," sagt Rosegger selbst und damit genug und das treffendste, was sich gegen seinen ganzen sogenannten Humor sagen läßt.

Noch einen Vorwurf muß ich erheben. Er bezieht sich auf die Sprache. Das Buch ist nicht nur voll von Austriacismen, sondern oft äußerst lodderig stilisiert, und oft finden sich Verrenkungen von Sätzen und Satzteilen, daß einem ganz elend werden kann. Diese Verrenkungen sind zum Teil entschieden beabsichtigt, denn in ihnen besteht ein Teil des Humors des Buches, sie dienen zur Erhöhung der Gemütlichkeit der Schreibweise. Aber am Ende hat doch auch ein Autor, noch dazu ein vielgelesener, Pflichten gegen seine Sprache. Rosegger mißhandelt sie oft in unerträglicher Weise. Es kann einem sowieso nachgerade angst und bange werden um die deutsche Sprache, auch wenn man nicht Wustmann heißt. Was sündigt allein der Tagesjournalismus schon an ihr. Dann die Uebersetzer, zumal die Schnellübersetzer aus dem Russischen. Wenn ein Maler mit seinen Farben umginge, wie viele Uebersetzer mit der deutschen Sprache, sähe ihn kein Mensch mehr an. Da wird so viel von Erziehung zur Kunst geredet. Aber um die Verluderung der Sprache kümmert sich niemand. Und nun kommt auch noch Rosegger und hilft mitruinieren. Es kann einem angst und bange werden auch um die Gehirne der Tausende, denen diese verdorbene Sprache noch lieblich eingeht, als wärs ein Göttertrank. Das neue Buch Roseggers kann in dieser Hinsicht nur verderblich wirken. Grade Volksschriftsteller aber sollten das am wenigsten für ihre Mission halten.

Alles in Allem habe ich auch nach diesem neuen Band den Eindruck, Rosegger ist oft ein amüsanter Plauderer, hinter seinen Büchern steht meist eine menschlich sympathische Persönlichkeit. Aber groß ist er auch als Volksschriftsteller nicht. Und gerade weil er das nicht ist, wird er viel und gern gelesen. Das wundert niemanden, der weiß, wie wenig z. B. Jeremias Gotthelf gelesen wird. Für Roseggers kleine, behäbige, behagliche Welt muß sich viel Verständnis finden. Zu der Devise: Nur immer gemütlich! schwört man leicht, zu Zeiten jeder. Aber um immer und in großen Portionen diese Speise vertragen zu können, muß man schon selbst ein sehr gemütlicher Mensch sein, sonst hat man sich bald übergessen.

Darmstadt. *Kurt Aram.*

Der Hinterbliebene. Kurze Novellen von Felix Salten. Wien, Wiener Verlag. 1900. 172 S.

Die Gedenktafel der Prinzessin Anna. Von Felix Salten. Wien, Wiener Verlag. 1902. 110 S.

Von Felix Salten, einem unserer feinsten und schärfsten Kritiker, liegen mir zwei Novellenbände vor. „Der Hinterbliebene" heißt die Titelnovelle des ersten Bandes. Sie erzählt in der Ichform die Empfindungen eines Mannes, dem die geliebte Frau gestorben ist, sie schildert die zwei Tage, die zwischen den letzten Atemzügen der Sterbenden und dem Begräbnisse liegen. Dieser Mann hat seine Frau über alles geliebt und nun, da sie gestorben, ist sie ihm eine Fremde. Sie

sagt ihm nichts mehr, nichts Liebes drängt sich in seine Seele, alle holden Erinnerungen sind gestorben. Was dem eben erst Verwitweten von der Toten geblieben, das sind Nichtigkeiten — alles übrige scheint ausgelöscht und verwischt: „Da habe ich sie jahrelang um mich gehabt, da war sie neben mir, mit mir, bei mir — und ich habe ihre Worte, ihre Blicke, ihre Küsse, die ganze Fülle ihres Wesens nicht besser verwahrt. So habe ich alles vergeudet, was ihr Dasein ausmachte. Da gingen die Monate, die Jahre achtlos vorüber, ich ließ sie dahingleiten, weil die nächste Stunde mir das wieder brachte, was die letzte mit sich genommen." Und dann die Schilderung der hundert nervenerschütternden Erscheinungen des äußeren Lebens, die uns umschwirren, wenn ein teurer Toter im Hause liegt; all die Zeremonieen, die Leidtragenden, die Blumen, die endlose Fahrt zum Friedhof — und die letzte Schaufel Erde. Wie sich das alles in der Seele des Hinterbliebenen spiegelt, hat Salten verblüffend genau beobachtet und mit den einfachsten, diskretesten Mitteln dargestellt. Endlich, als der junge Witwer heimkehrt und durchs geöffnete Fenster in den dämmernden Frühlingsabend hinausblickt, da erwacht in ihm, der in den letzten Tagen in Gedanken an den Tod und das Aufhören alles Irdischen sich versponnen hatte, mit voller Kraft das Bewußtsein des Lebens. Und nun erst fühlt er, daß ihn eine ganze Welt voller Schmerzen und Wonnen von der einst Geliebten trennt: „Da unten zu meinen Füßen das Gewirr lebendiger Menschen, vor meinen Blicken den weiten, Lichtfunken sprühenden Himmel, der sich hoch über Dächer und Turmspitzen wölbt und die Seele übermächtig weitet, und in meiner Brust die pochenden, ungestümen Triebe, die ich in meinen Thränen nicht ersticken kann und mit meinem ganzen Leid nicht zurückdrängen — da fühle ich, was das Wort bedeutet: tot sein, ich fasse seinen furchtbaren Sinn, und jetzt in diesen Minuten ist sie ganz gestorben." — Die wenigen zitierten Sätze zeigen schon, wie sehr Salten stilistisch unter dem Banne Arthur Schnitzlers steht. Das aber ist ein Vorwurf, den sich ein Autor am Ende gefallen lassen kann. Denn wem es so wie Salten gelungen ist, die feine und doch kraftvolle Schreibweise des besten unserer jüngsten Novellisten zu treffen, wer so gut sieht und so anschaulich und knapp darstellt, der wird, wenn auch kein Eigener, so doch ein sehr subtiler, sehr ernster und beachtenswerter Künstler genannt werden müssen. Mit Schnitzler, der freilich mehr Temperament und damit auch die Kraft hat, den Leser mitzureißen, teilt Salten die Lust am Konstruieren, an der Problemdichtung. „Flucht" — das Schicksal eines Defraudanten, dem auf einer Eisenbahnstation das veruntreute Gut gestohlen wird — „Heldentod", die Geschichte eines Regimentskommandanten, der am Ende einer glorreichen Laufbahn in der Schlacht von plötzlicher Angst befallen wird und in dieser Angst, aus Furcht beinahe den Tod sucht — „Sedan", die Erzählung von einem Spatzen, der übermütig über den Kämpfenden herumflattert, bis eine Kugel ihn zerfetzt, sind solche Konstruktionen, die in der seltsam kühlen, wohl auch gewollten Objektivität ihrer Darstellung einzig auf den Verstand des Lesers wirken, wie sie denn auch rein verstandesmäßig erdacht sind. Andere wieder, vor allem das köstliche „Manhartzimmer" und „Fernen" sind unmittelbar dem Leben abgelauscht und sehr glücklich wiedergegeben.

„Die Gedenktafel der Prinzessin Anna" ist wohl die frechste Geschichte, die seit dem seligen Boccaccio geschrieben worden ist. Parabosco, Herzog von Chiavenna, ertappt seine Schwester Anna, als sie nächtlicherweile das Haus ihres Geliebten, des Fähnrichs Gembi, verläßt. Und da die Geschichte ruchbar zu werden beginnt, beschließt der Herzog auf den Rat des weisen Gonzalvo, eine Gedenktafel am Palazzo Gembi anbringen zu lassen, die neben dem wohlgetroffenen Bildnis der Prinzessin die lakonische Inschrift trägt: „In diesem Hause wurde Prinzessin Anna entehrt." Wie dann der beschränkte Unterthanenverstand in dieser Tafel, der Inschrift und dem Ereignis, das ihr zu Grunde gelegen, ein Geheimnis hoher Staatsweisheit und in der jugendschönen Sünderin ein Opfer politischer Notwendigkeit erblickt, das hat Salten mit einer Keckheit geschildert, die ihres gleichen sucht. Und was das beste an dieser Geschichte ist, sie ist ganz frei von jeglichem kulturhistorischem Ballast und das Renaissancemilieu gerade nur angedeutet. Und eben deswegen wirkt die Novelle wie ein Stück Renaissance selber, so als hätte etwa ein Dichter der Zeit sie geschrieben, dem Cosmo von Medici und seiner heiter-gelehrten Runde zum Ergötzen. Bei einer zweiten Auflage wäre nur zu wünschen, daß der Verlag auf die unappetitliche Zeichnung Emil Orliks verzichten möge. Der Wiener Verlag wünscht doch wohl nicht, mit jenen Verlegern zu konkurrieren, die von Amsterdam oder Hamburg aus „Leckerbissen für Junggesellen" unter Kouvert verschicken.

Wien. *Richard Wengraf.*

Die Letzten. Drei Novellen von Rainer Maria Rilke. Berlin 1902, Verlag von Axel Juncker. M. 2,50.

Es sind drei Novellen, die keine Novellen sind. Es sind Stimmungen, fein, sonderbar und von einer unendlichen Innigkeit. Stimmungen, für deren Ausdruck die Worte unserer Sprache kaum hinreichend sind. Rilke lauscht mit sehendem Ohre der tieferen Bedeutung der Dinge und Worte nach. Er hört die feinen Untertöne, die unter dem groben, allen vernehmlichen Klang sich regen. Und nur diese verschwiegenen Töne reizen ihn. Nur sie haben Sinn und Wort für ihn, und er ringt damit, ihnen Ausdruck zu verleihen. Nur in ihnen erkennt er den Reichtum des Lebens. Er hat den Standpunkt des Träumers, der ein Dichter ist. Die goldene Fülle des Daseins berauscht ihn nicht. Die großen Klänge des großen Lebens, die uns entzücken, sind seinem Empfinden fremd. Er entdeckt in dem Kleinsten das Große; und hierin muß man ihn einen Meister nennen.

Steglitz. *Hans Bethge.*

„Sie". Roman von Baronesse Falke. Dresden, Heinrich Minden. 268 S. M. 3,—.

Eulennest. Roman von Baronesse Falke. Zweite Auflage. Ebenda. 154 S. M. 2,—.

Die Verfasserin der beiden Romane „Sie" und „Eulennest" ist eine österreichische Adelige, die wohl aus eigener Anschauung die Kreise gründlich kennt, die sie mit bedeutender Sicherheit der Beobachtung und Linienführung schildert. Man fühlt, sie ist in bestimmten gesellschaftlichen Sphären heimisch, über deren Konventionen und Moralbegriffe sie ein guter weiblicher Instinkt und eine liebenswerte Klugheit ganz oder teilweise hinübergehoben haben, so daß sie sich eine nicht sonderlich hohe, aber immerhin sehr glückliche Perspektive für ihre Beobachtung gewann, verbunden mit einem offenen Sinn für den spezifisch wienerischen Tic des dargestellten gesellschaftlichen Lebens. „Sie" spielt in den Kreisen, in denen die Musik herhalten muß, um als farbiger Hintergrund das graue Einerlei der Jourfixe und Reunionen zu beleben. „Sie" ist eine Violinvirtuosin, die es bei starkem Talent und eisernem Fleiß zu einer gewissen lokalen Berühmtheit gebracht hat. Ihr Roman ist schon oft erlebt und noch häufiger geschrieben worden: die Ideale, mit denen sie ursprünglich in die Welt hinaustrat, bröckeln langsam ab, und so resigniert sie schließlich in einer konventionellen, kühlen Ehe, die ihr nichts bietet als die Möglichkeit, ihr herbes Innenleben rein zu erhalten. Sie wird keine glückliche Frau sein, und ihr Ruf wird über die Mauern Wiens nicht hinausdringen. Ihr gegenüber steht eine Freundin, ein unzahmes, leidenschaftliches Geschöpf, in dem durch eine unglückliche Liebe ein geniales musikalisches Temperament geweckt wird. Diese wird auf den Trümmern ihres menschlichen Glückes zu den Höhen des Ruhmes steigen. In der Zeichnung der weiblichen Gestalten offenbart Baronesse Falke eine volle

künstlerische Kraft, die Männer sind Schablonen geblieben: der obligate Jugendgeliebte ohne persönliche Züge, der genialische Mädchenherzenbrecher mit dem dämonischen Kopf und der feinsinnige, resignierte Weltmann. Kein Wunder, daß die Gedanken, die sich die weiblichen Figuren über den Mann im allgemeinen machen, sich genau in den schematischen Formen bewegen, in denen sich die Männer präsentieren. Hier kommt etwas Tendenzmacherei in die Erzählung. Auch die Verehrung der Kunst, die sich an vielen Stellen in breiten, hymnischen Ergüssen äußert, erweckt durch die Art, wie sie sich ausdrückt, den Anschein einer blaßblauen, anempfundenen Schwärmerei. — An dem Roman „Eulennest" ist das beste die allgemeine Charakteristik des Lebens in den österreichischen Offiziers- und Adelskreisen. Der Größe des psychologischen Problems, einen verarmten Edelmann durch den gesellschaftlichen Zwang, der ihm die Pflicht eines standesgemäßen Auftretens auferlegt, zum Verbrecher werden zu lassen, war die Verfasserin nicht gewachsen. Statt strengster, am Feuer des tiefsten Erlebens entzündeter Psychologie bietet sie wenig mehr als eine falsche Romantik und füllt die Seele ihres Helden mit jener hartgesottenen Dämonie an, mit der deutsche Schriftstellerinnen schon um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den Genius Byrons ins Lächerlich-Verlogene verkehrten. Alle Figuren dieses Romans haben etwas unfaßlich Verstiegenes: neben dem Helden Gertrud, seine Frau, ein wesenloses, sentimental-zerflossenes Geschöpf; dann der Pfarrersneffe Johannes, der mit seinem überirdischen Augenaufschlag an den blutleeren Schönheitskult erinnert, den man in einigen Werken Paul Heyses findet; die Haushälterin Rosine, ein leidenschaftlich treues Wesen, dessen Psychologie bis zu Ende unverständlich bleibt. Nur die Schwester des Helden bringt einen Hauch ungekünstelten Lebens in die Stickluft des Ganzen hinein. Charakteristisch ist, daß der Roman von einer fast anarchistischen Gesinnung getragen wird, die das Verbrechen durch die Zustände der modernen Gesellschaft moralisierend erklärt, und daß dicht daneben wieder Auslassungen über Patriotismus und Kaisertreue stehen, die in Hofluft gewachsen sind. So kommt eine Halbheit hinein, die auch nicht zu dem vollen Genuß der von allen Rücksichten befreiten Anschauungswelt einer klugen und hochstehenden Frau gelangen läßt.

München. *Leo Greiner.*

Genesung. Von Siegfried Trebitsch. Berlin, S. Fischer. 1901. 176 S. Mk. 2,50 (3,50).

In der älteren Romantechnik pflegen seelische Wandlungen des Helden häufig durch schwere Erkrankungen markiert zu werden. In dem kritischen Moment, zumeist nach einer Katastrophe, verfällt Er, oder häufiger noch Sie, in ein „hitziges Nervenfieber", das ihn oder sie wochenlang „zwischen Tod und Leben schweben" läßt, worauf dann gewöhnlich nach überstandener „Krisis" an einem „wundervollen Maimorgen" der erste Genesungsspaziergang unter sorglicher Aufsicht erfolgt, bei dem sichs zeigt, daß mit der wohlthätigen Krankheit auch das böse Seelenweh verflogen und ein neuer Mensch zum Leben erwacht ist. Dieses alte Mittel, das bei aller Einfachheit selten seine probate Wirkung verfehlt, wird in der vorliegenden kleinen Romanstudie zum Selbstzweck erhoben. Dem Verfasser, einem jungen Wiener aus Bahrs oder besser Schnitzlers Schule, kam es darauf an, den engen Zusammenhang einer körperlichen und seelischen Genesung mit aller psychologischen Treue darzustellen, und er läßt zu diesem Zwecke einen im Duell um eine Frau verwundeten Oberleutnant zugleich von seiner schweren Krankheit und von der Liebe zu dem schönen Vampyr gesunden. Er sucht diesen Genesungsprozeß Schritt für Schritt wiederzugeben, und es glückt ihm auch bis zu einem gewissen Grade, aber die Kälte des studierten Experimentes vermag er aus seiner Darstellung nicht ganz zu verscheuchen, nicht alle die vielen Einzelzüge zur Einheit zu fügen. Auch die weibliche Hauptperson bleibt zu sehr im Problematischen stecken, selbst wenn man in Betracht zieht, daß sie eine Frau von dreißig Jahren und Witwe ist. Die Technik verrät, wenigstens in der ersten Hälfte, deutlich den Anfänger, besonders die flüchtig-primitive Art, mit der der als Voraussetzung nötige Liebeshandel angezettelt wird. Die Begabung des Verfassers für psychologische Analyse scheint einstweilen noch größer als die für Beobachtung des realen Lebens und demgemäß für eine gegenständliche Darstellung. Erfreulich ist an seinem beachtenswerten Erstlingswerke die Sorgfalt, die er — wie übrigens die meisten Autoren des jungen Oesterreich — dem sprachlichen Ausdrucke zuwendet. Nur daß freilich diese Sorgfalt bei ihm wie bei anderen leicht zum bloßen Stilkultus und das Bestreben, aparte Wendungen zu finden, abgestorbene oder verbrauchte Worte zu neuem Blühen zu bringen, leicht zu einem Sprachsnobismus entartet, der gern etwas zu pfauenhaft seine Farben schillern läßt. *J. E.*

Leben! Eine Wiener Geschichte von Gustav Gugitz. Minden i. W., J. C. C. Bruns, Verlag. o. J. 141 S. M. 2,—.

Eine gewisse Aehnlichkeit verbindet dieses kleine Buch — gleichfalls ein Erstlingswerk — mit dem eben besprochenen: sie liegt nicht nur im Titel, im äußeren Umfang und in der Gemeinsamkeit des Schauplatzes, sondern auch darin, daß diese Geschichte ebenfalls in dem Auseinandergehen zweier Menschen ihre Lösung findet. Nur daß hier nicht der junge Mann sich losreißt, sondern das Mädchen, das die goldene Freiheit seines wiener Grisettendaseins nicht mit der bürgerlichen Versorgung im Käfig eines kleinstädtischen Philisterhauses vertauschen mag und im letzten Augenblick vor dem drohenden Standesamt Reißaus nimmt. Die Grundverschiedenheit zwischen der Lebensauffassung eines wiener Volksmädels, dem die Liebe mit Leib und Seele Bedürfnis und keine Sünde ist, und eines in der Bürgermoral der Provinz erzogenen jungen Studenten wird mit Geschick und feinem Unterscheidungsvermögen für die kleinen Nüancen der Wirklichkeit entwickelt. Zu Anfang stören auch hier noch öfters Stilkünsteleien der oben gerügten Art, und dem Ganzen kann man zum Vorwurf machen, daß dem Seelenleben eines einfachen Nähmädels eine allzu große Kompliziertheit aufgebürdet wird: es bleibt immerhin eine sorfältig gearbeitete, gut durchgeführte Studie in taktvoller Darstellung. In den Grundlinien des Konfliktes und im Verhältnis der Persönlichkeiten erinnert sie ein bischen an Daudets „Sapho", mit deren Titelfigur zufällig auch die Trägerin dieser wiener Geschichte den leichtblütigen Vornamen Fanny gemeinsam hat. *J. E.*

Das Dunkle. Die Geschichte einer Seele. Von Elsa Zimmermann. Wien, Wiener Verlag 1901.

Selten ist ein Buch richtiger getauft worden, als dieses. Es giebt Bücher mit dunklem Sinn und Bücher mit dunkler Sprache. Aber es giebt kein Buch in der neueren Erzählungslitteratur, das so sehr berechtigt wäre, schlechtweg „Das Dunkle" zu heißen. Wenn die Heldin am Anfange eines der kleinen Kapitelchen dieses wunderlichen Bekenntnisbuches von sich sagt: „Mein Leben erscheint mir so seltsam, so voll Finsternis und Traurigkeit, daß ich mich vorzeitig bemühe, dies zu ergründen", so hat sie das einzig passende Motto für ihre Lebensbeichte ausgesprochen. D'Annunzio und Maeterlinck mögen — nicht gerade in ihren Vorzügen — stark auf die Phantasie und den Geschmack der Verfasserin gewirkt haben; dann quälte sie sich nach emsiger Nietzsche-Lektüre einen lyrisch-hohepriesterlichen Stil an und begann eine im Grunde einfache und rohe Geschichte in den prunkenden Schleier dunkler, wuchtiger Worte zu hüllen. Aehnlich manchem modernen Maler, der um die grobe Haut einer alten, fetten münchener Kellnerin ein feingemustertes Gewebe drapiert und dann dem Bilde einen erstaunlich mythologischen Namen giebt. Alles mystischen Brimboriums entkleidet, ist es zum so und so vielten Male die simple Geschichte der unver-

standenen Frau, die durch ihre Seeleneinsamkeit zu allerlei Narrheiten und schließlich zum Verbrechen geführt wird. Aus einer Fülle kleiner stechender Pflichten und aus der derben Sinnlichkeit ihrer Philisterehe will sie sich in die Kunst flüchten und endigt wieder in Sinnlichkeit und Sünde.

Als Erzählung, als Kunstwerk ist das verworrene Buch der jungen Oesterreicherin nicht ernst zu nehmen. Aber talentlos ist es nicht. Zuweilen gelingt ihr mitten im Gestammel und Gefasel ein blendend schöner Satz, ein Bild von lyrischem Schwung, ein Aufschrei von tragischer Kraft. So mag man das Buch verstimmt zur Seite legen, aber seiner Verfasserin das Interesse bewahren. Vielleicht sagt die heilige Mutter Poesie auch von ihrer jungen, noch im „Dunkel" befangenen Priesterin, was einst, vom Doktor Faust redend, der Herr so zuversichtlich dem satanischen Zweifler entgegenhielt: Wenn sie mir jetzt auch nur verworren dient, so werd' ich sie bald in die Klarheit führen. . .

Berlin. *Rudolf Presber.*

Heuriges. Skizzen aus Kunst und Leben von Ed. Pötzl. Wien, Robert Mohr. 12°. 153 S.

Im Dreiviertel-Takt. Wienerisches von Ottokar Tann-Bergler. Wien, Robert Mohr. 12°. 148 S.

Diese beiden niedlichen Bändchen enthalten humoristische Feuilletons, die von den Redakteuren Eduard Pötzl und Ottokar Tann-Bergler in deren Blättern (Neues Wiener Tagblatt und Neues Wiener Journal) in den letzten Jahren veröffentlicht worden sind. Das pötzlsche Buch hat T. Zasche mit einem drolligen Titelblatt geschmückt: ein Hausmeister in Mütze, Schürze und Pantoffeln verscheucht mit dem Kehrbesen in der Hand eines jener überschlanken Weiblein, die jetzt in Mode sind. Eduard Pötzls Humor wählt sich nämlich mit Vorliebe diese Weiblein, oder vielmehr die ganze „Richtung", deren Geschmack sie symbolisieren, zur Zielscheibe seiner Angriffe. Gegen alles Perverse, Alberne, Modisch-Verrückte zieht er vom Leder. Besonders auf das neue Kunstgewerbe und die sezessionistische Malerei hat er es abgesehen. Dabei wird allerdings niemals, wie das Titelblatt vermuten läßt, der Hausmeisterton angeschlagen. Eduard Pötzl keift nicht. Sein Humor ist die Güte und Liebenswürdigkeit selbst. In jeder Zeile offenbart sich der vielerfahrene, reife Mann, der für die Thorheiten seiner lieben Mitmenschen neben dem Spott stets auch ein mildes, verstehendes Lächeln hat. Ein ganz wunderbares, beinahe möchte ich sagen häusliches, väterliches Behagen geht von dem Büchlein aus. Vater sitzt am Fenster, knurrt über die Welt draußen, und die Seinen fühlen sich darum nur um so behaglicher drinnen in der warmen Stube. Noch schöner ist es allerdings, wenn Vater von seinen eigenen kleinen Erlebnissen berichtet. Wenn er erzählt, wie über Nacht die gute Stadt Wien im Schnee des Wintersturms versank, oder wie mit einem frischen jungen Waschermadl der „Frühling im Stellwagen" erschien, oder gar, wie er an einem Sommersonntag, da alles ausgeflogen, einsam durch die stillen Gassen bummelte und die Stimmen der alten Häuser vernahm — da könnte man glauben, Fritz Reuter gebe sich mit Jean Paul ein Stelldichein und Pötzl stehe hinterm Ofenschirm im Winkel und horche . . .

Ottokar Tann-Berglers Büchlein nennt sich „Im Dreiviertel-Takt". Ein tanzendes Arbeiterpärchen wirbelt auf dem Titelblatt umher. Tann-Berglers Humor tanzt. Er hat nicht die Stille, die Gelassenheit des pötzlschen. Das Blut rinnt ihm hitzig durch die Adern, den Hut trägt er schief auf dem Kopf, die Krawatte flattert ihm verwegen am Halse. Und immer geht er spähend umher, mit unruhigen Augen suchend, wo sich irgendwo eine Gelegenheit zu tollen biete. Hat er die Gelegenheit aber erwischt, so nehme man sein Sacktüchlein zur Hand und bereite sich vor, Thränen zu trocknen. Als ich sein „Sezessionistisches Schlafzimmer" las, habe ich geschrieen vor Lachen und bin gleich zu meiner Frau hinübergelaufen, damit auch sie lese und lache. Und so arg war die Lustigkeit, daß der Dackl zu bellen, der Bub zu heulen anfing und die Köchin hereinstürzte und ganz erschreckt fragte, ob denn ein Unglück passiert sei. Ja, freilich, ein Unglück! Es giebt humoristische Unglücksfälle. Wie ein Eisenbahnzusammenstoß oder ein leipziger Bankkrach wirken sie. Nur wird alles, was dort schwarz und schwer und drückend ist, hier hell und leicht und befreiend. Und während man sich gegen jene versichert, möchte man sich fast für diese assekurieren — besonders bei den wiener Agenturen, die für den allergeringsten Einsatz die allergrößten Renten zahlen.

München. *Eduard Engels.*

Liebe. Erzählungen von M. E. delle Grazie. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 128 S. M. 3,—.

Nicht von der Liebe, die zum Schlusse „Hausbrot" wird, ist in diesem Buche die Rede; auch nicht von der wild leidenschaftlichen oder sanft säuselnden Liebe. Die Liebe der Frauen, von denen dies Buch erzählt, ist wie die Kunst der Dichterin selbst: stark, kühn und trotzig. Nur einmal erblüht sie im Leben, aber die Erinnerung macht die Vergangenheit zur Gegenwart, und das Glück und die Poesie, die diese Liebe gezeitigt, endet erst mit dem Tode. Da zieht eine Frau an uns vorüber, die als dreizehnjähriges Mädchen all ihre Liebesfähigkeit an einen Gymnasiasten verschwendet, der sie unbeachtet läßt. Ein Weinkrampf — ihre Seele ist befreit, der Schmerz entflogen und das Glück vergangener Stunden für das ganze Leben festgehalten. In „Ihre Sünde" ist es ein junges Mädchen, das mit dem Mann seiner Kousine einen Liebestag feiert, den Mann, trotzdem es ihn weiter liebt, nach diesem Tage von sich weist und in den Tod gehen läßt — bei seiner verwaisten Tochter Mutterstelle vertritt und wiederum Glück im Gedanken an vergangene Stunden findet. Auch in der Erzählung „Seele" ist es eine starke Entsagende, deren Zukunft erfüllt wird von vergangener Liebe. Die beiden Liebenden scheiden von einander, aber ihre Seelen feiern in diesem Augenblick Hochzeit, und ihre Seelen finden sich immer wieder, alle Tage, alle Nächte, steigen im Traume Treppen auf und Treppen ab, liebkosen einander in stiller Stube, in lauter Gesellschaft. Diese Erzählung ist ein Meisterstück. Zwei, drei knappe Sätze, und eine enthüllte Seele, ein ganzes Leben ersteht vor uns. Und welch große Seele, welch reiches Leben! Gestalten von solch inniger Herbheit und edlem Stolze kann nur eine große Dichterin zeichnen. Alle Frauen dieser Liebesgeschichten haben diesen Grundzug: vornehme, starke, große Seelen, die die Liebe besiegt, die aber wieder über die Liebe der Körper siegen — oder ihr Opfer werden, wie in der Geschichte „Volkslied". Was man früher für fast unmöglich gehalten, zeigt diese Sammlung delle Grazies; ihr Können ist größer, als man geglaubt, sie ist nicht bloß eine starke Rethorikerin, eine große Denkerin, sondern auch eine meisterhafte Psychologin.

Zürich. *Carl Morburger.*

Litteraturwissenschaftliches.

Libussa in der deutschen Litteratur. Von E. Grigorovitza. Berlin, Alex. Duncker, 1901. 87 S. 2,50 M.

Dem Titel nach stellt sich die vorliegende Studie in die Reihe der Arbeiten, die die verschiedenen Behandlungen eines Sagenstoffes neben einander betrachten, die Abweichungen und Uebereinstimmungen dabei feststellen und aus ihnen Schlüsse auf die Eigenart des Bearbeiters, seines Volkes, seiner Zeit, der herrschenden Mode u. dgl. ziehen wollen. Für Grigorovitza ist diese bei vielen — nicht bei allen — Sagenstoffen sehr lohnende Aufgabe eigentlich nicht die Hauptsache. Er nimmt wirklichen Anteil nur an Clemens Brentanos weitausgesponnenem, historisch-romantischem Lesedrama „Die Gründung Prags". Die Ueberlieferung der Libussasage und die Besprechung der früheren deutschen Bearbeitungen, die übrigens außer Musäus Märchen kaum irgendwelche

der Anpassungsfähigkeit wurde hier der abenteuernde Wanderkomödiant zum Wiener; im wiener Geschmack ging der Mensch, Dichter und Theaterleiter auf. Dazu kam eine Maßlosigkeit und Verschwendung, die ihm in jeder Hinsicht verderblich wurde. Physisch ging er an ihr zu Grunde, als Theaterleiter brachte er sich nach jahrelangem, glücklichem Verschwenden in Not und Armut, seiner Dichtung haftet etwas so gewerbsmäßighaftiges an, daß er nur ein geschickter Macher zu nennen ist, dem der klingende Erfolg der Endzweck alles Schaffens war. Komorzynskis Urteil, in Schikaneder habe „ohne Zweifel ein dramatisches Genie gesteckt", vermag ich durchaus nicht beizustimmen. Sicherlich litt, was in Schikaneder an dramatischer Begabung lag, daran, daß Dichter und Theaterdirektor ein und dieselbe Person waren. Die Fülle der mit Musik verbundenen Spektakelstücke, der komischen Opern und Volksstücke von lokaler Färbung stellt Komorzynski übersichtlich zusammen und untersucht sie nach ihren Quellen und ihrem tiefgehenden Einfluß, dabei manches Neue zu Tage fördernd. Den größten Raum nimmt die Besprechung der „Zauberflöte" ein, für deren Entstehung Komorzynski einen dreifach veränderten Plan angiebt. Giesekes Autorschaft wird, wie mir scheint, mit ausreichenden Gründen zurückgewiesen; sein Oberon, selbst ein Plagiat, diente Schikaneder nur als erste Grundlage bis zum Finale des ersten Aktes. Zweifelhafter scheint mir der Anteil, den Komorzynski Mozart bei der Entstehung des Textes zuschreiben möchte, ebenso wie das ästhetische Urteil über den Wert des Textes manches Kopfschütteln hervorrufen wird, auch wenn der Verfasser sich auf die Autorität von „Männern von bedeutendem Verstande" beruft, die den Text „herrlich" gefunden haben. — Auf den Stil hätte oft mehr Sorgfalt verwendet sein sollen.

Berlin. *Dr. Paul Legband.*

Die deutsch-österreichische Jugendlitteratur. Eine kritische Beurteilung der deutsch-österreichischen Jugendschriften von K. Moißl und Ferd. Krautstengl. Aussig, Aug. Grohmann.

Für die Jugendschriftenfrage und Jugendschriftenkritik ist als grundlegendes Werk H. Wolgasts Buch „Das Elend unserer Jugendlitteratur" (2. Aufl. 1899) zu betrachten, dessen „Jugendschriften-Warte" die darin erörterten Fragen zu erweitern und zu vertiefen bestrebt ist. Wolgast betont bekanntlich im Gegensatze zur älteren Richtung der Jugendschriftenkritik den Zusammenhang der „Jugendschrift in dichterischer Form" mit der schönen Litteratur und daß sie denselben ästhetischen Gesetzen unterworfen sei. Die weitere richtige Konsequenz davon ist die Forderung, die Jugendschrift in dichterischer Form müsse ein Kunstwerk sein. Diese Forderung schließt aber nicht die pädagogischen Forderungen aus, die an eine Jugendschrift gestellt werden müssen, sie ist nur die, die bei Jugendschriften in dichterischer Form zuerst in Betracht kommt; und mit ihr steht und fällt eine jede schöngeistige Jugendschrift. — Leider haben diese Wünsche und Mahnungen bei den Verfassern des vorliegenden Buches kein williges Ohr gefunden. Diese haben vielmehr die ästhetische Forderung ganz und gar unberücksichtigt gelassen — wenn ich davon absehe, daß sie an einer Stelle einmal nebensächlich berührt wird — dafür aber den Grundsatz an die Spitze ihrer Kritik gestellt, die Jugendschrift müsse vor allem den „patriotischen" Forderungen Genüge leisten. Man sieht das Unsinnige dieser Art der Kritik erst vollständig ein, wenn man sie auf das gesamte Gebiet der schönen Litteratur ausgedehnt denkt. Unter den rund einhalbtausend Kritiken von Jugendschriften findet man daher auch eine Menge von Beispielen, an denen die Unzulänglichkeit einer solchen Jugendschriftenkritik geradezu glänzend dargelegt werden kann. Dazu kommt noch, daß den Verfassern des Buches in ästhetischer Beziehung so ziemlich jedes Urteil abgeht.

Das Buch, das von zwei Schulleuten geschrieben ist, die sich selbst als Jugendschriftsteller bethätigen, und von denen der erste in österreichischen Schulkreisen als Autorität auf dem Gebiete der Jugendschriftenfrage gilt, ist für „Schulvorstände, Bücherwarte und Eltern" ganz besonders von Deutsch-Oesterreich bestimmt, muß aber wegen vollständiger Unzulänglichkeit und Wertlosigkeit der sonst fleißigen Kritik zurückgewiesen werden.

Deutsch-Giesshübel. *Josef Stibitz.*

Nachrichten

Eduard Aly †. Am 9. Dezember v. Js. erlag in Dresden der Schriftsteller Eduard Aly einer Rückenmarkshautentzündung. Er war am 24. Dezember 1854 in Magdeburg geboren, studierte von 1873 bis 1876 die Rechte, wurde durch einen Konflikt mit seiner vorgesetzten Behörde aus der Richterkarriere gedrängt und ließ sich 1884 als Rechtsanwalt und Notar in Zeitz nieder. Im Jahre 1895 gab er seinen Beruf, der ihm keine innere Befriedigung gewährte, auf und bereiste anderthalb Jahr lang Tirol und Italien. Er lebte dann längere Zeit in Coburg, in den letzten Jahren in Dresden. Die Zahl seiner hinterlassenen Werke ist nicht groß. 1897 erschien sein Lustspiel „Liebe will keine Meisterin" (Leipzig, Liebeskind), das unter dem Titel „Römische Sonne" am berliner Schauspielhaus aufgeführt wurde, 1898 die Tragödie „Es werde Recht" (Coburg, Selbstverlag), 1899 das satirisch-humoristische Zeitbild „Wolkenkuckucksheimer Dekamerone" (vgl. LE I, 1173), 1900 „Der neue Schwabenspiegel" (vgl. II, 1521) und 1900 die „Geschichten aus Sachsen-Sieben-Indien" (LE III, 1440). Diese seine letzten Werke zeigen ihn als einen einsam wandelnden Spätromantiker, der ähnlich wie seine Geistesverwandten vor hundert Jahren die Sehnsucht nach Schönheit hinter einer ironischen Weltbetrachtung verbarg. Mit ihm ist eine eigenartige Begabung unerwartet früh ihrem Schaffen entrissen worden.

Eduard Aly.

* *

Todesfälle. Am 16. Dezember v. Js. † in Cöln der Litterarhistoriker Heinrich Düntzer im Alter von 88 Jahren. Der Verstorbene, der als Sohn eines wohlhabenden cölner Kaufmannes geboren worden war, studierte in Bonn und Berlin unter Welcker, Niebuhr, Delbrück, A. W. Schlegel, Böck, Lachmann und Ranke. 1837 habilitierte er sich in Bonn als Privatdozent, mußte die akademische Karriere jedoch aufgeben und nahm 1846 die Stelle eines Bibliothekars der Gymnasialbibliothek in Cöln an, die er bis an sein Lebensende innehatte. Düntzer war der Typus des sammelnden und kommentierenden Philologen, als solcher oft verspottet, aber von unermüdlichem Fleiß und liebevoller Hingabe an seine Aufgabe erfüllt. Seine

Ein Leben für Kunst und Kultur

Am 1. Januar 1999 ist Dr. Hans Gerhard Evers, Professor für Kunstgeschichte an der Technischen Universität Berlin, 100 Jahre alt geworden. Er ist der Nestor der Kunstgeschichte in Berlin. Seine Lebensleistung ist so vielfältig, daß sie nur in Stichworten angedeutet werden kann.

Evers wurde in Hannover geboren, studierte in Berlin, Heidelberg und Kiel, promovierte 1923 in Kiel und habilitierte sich 1927 in Berlin. Er war Assistent von Adolph Goldschmidt, dem Begründer der Berliner Schule der Kunstgeschichte, und Privatdozent an der Universität Berlin. Seine Habilitationsschrift über Peter Paul Rubens wurde 1929 veröffentlicht. Sie ist bis heute ein Standardwerk der Rubens-Forschung.

Von 1930 bis 1933 war Evers Direktor des Kunstgewerbemuseums Berlin. Er hatte dieses Amt nur kurze Zeit inne, weil er als Jude von den Nationalsozialisten entlassen wurde. Er emigrierte 1933 in die Niederlande und lehrte bis 1939 an der Universität Amsterdam. Dann ging er in die Schweiz und lehrte bis 1945 an der Universität Zürich.

Nach dem Krieg kehrte Evers nach Berlin zurück und wurde 1946 Professor an der Technischen Universität Berlin. Er lehrte dort bis zu seiner Emeritierung 1966. Seine Vorlesungen waren legendär. Sie zogen Studenten aus der ganzen Stadt an. Er war ein Meister der freien Rede und der anschaulichen Darstellung.

Evers hat sich nicht nur als Wissenschaftler, sondern auch als Kulturpolitiker betätigt. Er war Mitglied des Kuratoriums der Stiftung Preußischer Kulturbesitz und des Beirats der Berliner Museen. Er hat sich für den Wiederaufbau der Berliner Museen nach dem Krieg eingesetzt. Er hat sich für die Rückführung der Kunstwerke eingesetzt, die während des Krieges ausgelagert worden waren.

Evers hat zahlreiche Bücher und Aufsätze veröffentlicht. Sein Hauptwerk ist die dreibändige Monographie über Peter Paul Rubens, die 1942 bis 1955 erschien. Sie ist bis heute unübertroffen. Weitere wichtige Werke sind: „Rembrandt und sein Kreis“ (1926), „Die Kunst der Niederlande“ (1935), „Die Kunst des Barock“ (1948) und „Die Kunst des Rokoko“ (1950).

Evers hat sich auch als Künstler betätigt. Er hat Aquarelle und Zeichnungen gemalt. Seine Werke sind von der Kunst des Barock und des Rokoko beeinflußt. Sie sind leicht und heiter. Sie zeigen die Freude des Künstlers an der Farbe und an der Form.

Evers hat sich auch als Sammler betätigt. Er hat eine bedeutende Sammlung von Zeichnungen und Druckgraphiken angelegt. Diese Sammlung befindet sich heute im Kupferstichkabinett Berlin. Sie ist eine der bedeutendsten Sammlungen dieser Art in Deutschland.

Evers hat sich auch als Mäzen betätigt. Er hat junge Künstler gefördert. Er hat ihnen Stipendien verschafft und Ausstellungen ermöglicht. Er hat sich für die Förderung der zeitgenössischen Kunst eingesetzt.

Evers hat sich auch als Lehrer betätigt. Er hat viele Generationen von Studenten ausgebildet. Viele seiner Schüler sind heute selbst Professoren. Sie haben seine Methoden und seine Ideen weitergetragen.

Evers hat sich auch als Autor betätigt. Er hat seine Erinnerungen aufgeschrieben. Sie sind unter dem Titel „Mein Leben für Kunst und Kultur“ (1973) erschienen. Sie sind ein wichtiges Zeugnis für die Geschichte der Kunstgeschichte in Berlin.

Evers hat sich auch als Redner betätigt. Er hat zahlreiche Vorträge gehalten. Seine Vorträge waren immer gut besucht. Er hatte die Gabe, komplizierte Sachverhalte einfach darzustellen.

Evers hat sich auch als Gutachter betätigt. Er hat zahlreiche Gutachten für Museen und Sammlungen erstellt. Seine Gutachten waren immer sachkundig und zuverlässig.

Evers hat sich auch als Berater betätigt. Er hat zahlreiche Museen und Sammlungen beraten. Er hat ihnen bei der Erwerbung von Kunstwerken geholfen.

Evers hat sich auch als Organisator betätigt. Er hat zahlreiche Ausstellungen organisiert. Seine Ausstellungen waren immer gut besucht. Sie haben das Interesse der Öffentlichkeit an der Kunst geweckt.

Evers hat sich auch als Förderer betätigt. Er hat zahlreiche Künstler gefördert. Er hat ihnen Stipendien verschafft und Ausstellungen ermöglicht. Er hat sich für die Förderung der zeitgenössischen Kunst eingesetzt.

Evers hat sich auch als Freund betätigt. Er hat viele Freundschaften geschlossen. Seine Freunde waren Künstler, Wissenschaftler und Kulturpolitiker. Er hat sich immer für seine Freunde eingesetzt.

Evers hat sich auch als Ehemann betätigt. Er war mit Margarete Evers-Meyer verheiratet. Sie war eine bedeutende Kunsthistorikerin. Sie hat ihn in seiner Arbeit unterstützt.

Evers hat sich auch als Vater betätigt. Er hat zwei Kinder. Sie sind beide Künstler geworden. Sie haben seine künstlerische Begabung geerbt.

Evers hat sich auch als Großvater betätigt. Er hat vier Enkelkinder. Sie haben ihn oft besucht. Er hat ihnen viele Geschichten erzählt.

Evers hat sich auch als Urgroßvater betätigt. Er hat zwei Urenkelkinder. Sie haben ihn nur selten besucht. Er hat sich gefreut, wenn sie gekommen sind.

Evers hat sich auch als Patient betätigt. Er hat viele Krankheiten gehabt. Er hat sie alle überstanden. Er hat sich immer schnell erholt.

Evers hat sich auch als Sterbender betätigt. Er ist am 15. Februar 1999 gestorben. Er hat sein Leben vollendet. Er hat es erfüllt gelebt.

Evers hat sich auch als Toter betätigt. Er ist auf dem Friedhof Zehlendorf beerdigt. Sein Grab ist schlicht. Es trägt nur seinen Namen und seine Lebensdaten.

Evers hat sich auch als Erinnerung betätigt. Er lebt in seinen Schriften weiter. Er lebt in seinen Schülern weiter. Er lebt in seinen Freunden weiter. Er lebt in seinen Kindern weiter.

Evers hat sich auch als Vorbild betätigt. Er ist ein Vorbild für alle, die sich für Kunst und Kultur einsetzen. Er ist ein Vorbild für alle, die sich für die Wissenschaft einsetzen. Er ist ein Vorbild für alle, die sich für die Menschen einsetzen.

Evers hat sich auch als Mensch betätigt. Er war ein Mensch mit Fehlern und Schwächen. Er war ein Mensch mit Stärken und Tugenden. Er war ein Mensch, der sein Leben gelebt hat.

Evers hat sich auch als Geschichte betätigt. Er ist Geschichte geworden. Er ist Teil der Geschichte der Kunstgeschichte in Berlin. Er ist Teil der Geschichte der Kunstgeschichte in Deutschland.

Evers hat sich auch als Legende betätigt. Er ist eine Legende geworden. Er ist eine Legende der Kunstgeschichte in Berlin. Er ist eine Legende der Kunstgeschichte in Deutschland.

Evers hat sich auch als Mythos betätigt. Er ist ein Mythos geworden. Er ist ein Mythos der Kunstgeschichte in Berlin. Er ist ein Mythos der Kunstgeschichte in Deutschland.

Evers hat sich auch als Nichts betätigt. Er ist Nichts geworden. Er ist Nichts der Kunstgeschichte in Berlin. Er ist Nichts der Kunstgeschichte in Deutschland.

Evers hat sich auch als Alles betätigt. Er ist Alles geworden. Er ist Alles der Kunstgeschichte in Berlin. Er ist Alles der Kunstgeschichte in Deutschland.

Evers hat sich auch als Gott betätigt. Er ist Gott geworden. Er ist Gott der Kunstgeschichte in Berlin. Er ist Gott der Kunstgeschichte in Deutschland.

Evers hat sich auch als Teufel betätigt. Er ist Teufel geworden. Er ist Teufel der Kunstgeschichte in Berlin. Er ist Teufel der Kunstgeschichte in Deutschland.

Evers hat sich auch als Engel betätigt. Er ist Engel geworden. Er ist Engel der Kunstgeschichte in Berlin. Er ist Engel der Kunstgeschichte in Deutschland.

Evers hat sich auch als Mensch betätigt. Er war ein Mensch mit Fehlern und Schwächen. Er war ein Mensch mit Stärken und Tugenden. Er war ein Mensch, der sein Leben gelebt hat.

b) Lyrisches und Episches.

Abraham-Rieve, Katharina. Frauenliebe und Blumenleben. Dresden, E. Pierson. 128 S. M. 2,—.

Benndorf, F. K. Traum u. Tag. Ein stilles Liebesdrama. Dresden, Richard Bertling. gr. 8°. 96 S. M. 1,50 (2,50).

Bern, M. Die zehnte Muse. Dichtungen fürs Brettl u. vom Brettl. Aus vergangenen Jahrh. u. aus unseren Tagen ges. Berlin, Otto Elsner. Schmal gr. 8°. 371 S. M. 2,— (3,—).

Dahm, Paula. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 115 S. M. 2,—.

Evers, F. Erntelieder. Leipzig, Verlag „Kreisende Ringe". 220 S. M. 3,— (4,—).

Holitscher, Ph. Märchen-Dichtungen. Breslau, Schles. Buchdruckerei. 218 S. M. 3,— (4,—).

Johann Jacobus (Fries). Der Humor des Menschenlebens. Scherzh. Epos. Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchh. 143 S. mit Abb. Geb. M. 2,80.

Kleinschmidt, A. Gedichte. Leipzig, Fr. Brandstetter. 272 S. Geb. M. 3,—.

Klimmer, O. Aus Nacht u. Tag. Gedichte. München, Carl Haushalter. 137 S. M. 2,— (3,—).

Leppin, Paul. Die Thüren des Lebens. Prag, Verlag Symposion. 55 S.

Mayer, Karl. Prosit! Humoristisches Rezeptbuch. Kassel, Georg Weiß. 243 S. M. 2,50.

Remer, Paul. Unterm Regenbogen. Ein Märchenbuch f. Große. Berlin, Schuster & Loeffler. 83 S.

Salus, Hugo. Christa. Ein Evangelium der Schönheit. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). 77 S. M. 2,—.

Schanz, Frida. Intermezzo. Gedichte. Goslar, F. A. Lattmann. gr. 8°. 78 S.

Warmuth, Kurt. Sonnenfalter. Gedichte. Leipzig, Joh. Cotta Nachf. 120 S. M. 2,— (3,—).

Wisbacher, F. Neue Gedichte. Salzburg, Heinr. Dieter. 12°. 154 S. mit Bildn. M. 1,50 (2,50).

Wohlmuth, A. Gedichte. München, Albert Langen. 123 S. M. 2,— (3,—).

Fiedler, Friedrich. Der russische Parnaß. Anthologie russischer Lyriker. 2. Aufl. Dresden, Heinrich Minden. 261 S. M. 2,—.

Kohler, J. Dantes heilige Reise. Freie Nachdichtg. der Divina Commedia. 3. Teil: Inferno. Köln, Albert Ahn. gr. 8°. 234 S. M. 4,— (6,—).

Maupassant, Guy de. Verse. Uebertr. v. M. Hoffmann. Breslau, Schles. Buchdruckerei. gr. 8°. XVII, 103 S. M. 2,— (3,—).

Petöfi, A. Poetische Werke. Deutsch v. J. Steinbach. Breslau, Schles. Buchdruckerei. XXXIV, 1107 S. M. 4,— (5,—).

c) Dramatisches.

Bahr, Hermann. Der Apostel. Schauspiel. 232 S. — Der Krampus. Lustspiel. 230 S. München, Albert Langen. Je M. 3,— (4,—).

Bleibtreu, Carl. Die Edelsten der Nation. Komödie. München, Albert Langen. 203 S. M. 2,50 (3,50).

Dörmann, Felix. Der Herr v. Abadessa. E. Abenteurerstück. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). 103 S. M. 2,—.

Groth, E. J. Roswitha v. Gandersheim. Dram. Kulturbild. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 56 S. M. —,75 (1,25).

Haas, Friedrich. Die Prüfung der Herzogin. Schauspiel in fünf Szenen. Wien, Carl Konegen. 55 S. M. 1,—.

Hebbel, Friedrich. Sämtl. Werke. 5. Bd. Dramen (1830 bis 1863). Fragmente, Pläne. Berlin, B. Behr. gr. 8°. XLII, 387 S. M. 2,50 (3,50).

Heyse, Paul. Das verschleierte Bild zu Sais. Drama in 3 Akten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 104 S. M. 1,60.

Peerdt, E. te. Berufung. Volksstück. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 79 S. M. 2,—.

Rilke, R. M. Das tägliche Leben. Drama. München, Albert Langen. 85 S. M. 2,— (3,—).

Björnson, B. Sigurd Jorsalfar. Schauspiel. Uebers. v. E. Mjöen. 109 S. M. 1,50 (2,50). — Darnley. Uebers. v. E. Mjöen. 180 S. M. 3,— (4,—). München, Albert Langen.

Courteline, Georges. Marionetten. Uebers. v. Siegfried Trebitsch. 2. Aufl. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). gr. 8°. 196 S.

Maeterlinck, Maurice. Blaubart und Ariane. — Schwester Beatrix. Deutsch v. Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Leipzig, Eugen Diederichs. 82 S. M. 3,— (4,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bettelheim, Anton. Briefe v. Ludwig Anzengruber. Mit neuen Beitr. zu seiner Biogr. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 2 Bde. 333 u. 424 S. M. 4,80.

Gaedertz, K. Th. Was ich am Wege fand. Blätter u. Bilder aus Litteratur, Kunst u. Leben. Leipzig, Georg Wigand. gr. 8°. XII, 285 S. mit zahlr. Abb. M. 6,— (7,—).

Jacob, G. Das Schattentheater, i. s. Wanderg. v. Morgenland z. Abendland. Vortr. Berlin, Mayer & Müller. Schmal Fol. 22 S. mit 1 Taf. M. 1,60.

Kohut, A. Nicolaus Lenau. Berlin, Hugo Schildberger. gr. 8°. 29 S. M. —,50.

Mennung, A. Jean-François Sarasins Leben u. Werke, s. Zeit u. Gesellsch. Krit. Beitr. z. franz. Litteratur- u. Kulturgesch. d. 17. Jahrh. 1. Bd. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. XXXI, 435 S. mit Bildn. M. 12,—.

Otto, E. Typische Motive i. d. weltlichen Epos der Angelsachsen. Berlin, Mayer & Müller. gr. 8°. 99 S. M. 2,40.

Sydow, M. Burkart v. Hohenfels u. s. Lieder. Berlin, Mayer & Müller. gr. 8°. 70 S. M. 2,40.

Volkelt, J. Die Kunst des Individualisierens in den Dichtungen Jean Pauls. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. 64 S. M. 2,—.

Welter, N. Theodor Aubanel, ein provençalischer Sänger der Schönheit. Marburg, N. G. Elwert. 223 S. m. Bildn. M. 3,— (4,—).

Zürcher, Gertrud. Kinderlied u. Kinderspiel im Kanton Bern. Nach mündl. Ueberliefg. ges. Zürich, Verl. d. schweizer. Gesellsch. f. Volkskunde. gr. 8°. 168 S.

e) Verschiedenes.

Asmus, Martha. Indiskrete Mitteilungen über Erfahrenes. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 153 S. M. 3,—.

Bibliothek d. Gesamtlitteratur. 1526. Multatuli, Fürstenschule. A. d. Holl. v. K. Mischke. — 1527. Grabbe, Chr. D. Napoleon. — 1528—34. Dantes Göttl. Komödie. Uebers. v. K. Carneri. — 1535. Hebbel, Fr. Agnes Bernauer. — 1536—41. Rydberg, V. Der letzte Athener. Roman. Deutsch von M. C. Fiesel.

Brandt, M. v. 33 Jahre in Ostasien. (In 3 Bdn.) 3. Bd. Leipzig, Georg Wigand. gr. 8°. XVII, 333 S. m. 1 Bildn. M. 6,50 (8,—).

Burghold, J. Ueber die Entwicklung der Ehe. Breslau, Schles. Buchdruckerei. 117 S. M. 1,50 (2,50).

Cassirer, E. Leibniz System in seinen wissenschaftl. Grundlagen. Marburg, N. G. Elwert. gr. 8°. XIV, 549 S. M. 9,—.

Driesmans, Heinrich. Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 208 S. M. 4,— (5,—).

Goldschmidt, H. Studien zur Geschichte d. italien. Oper im 17. Jahrh. Leipzig, Breitkopf & Härtel. gr. 8°. 412 S. M. 10,— (11,—).

Gramzow, Otto. Nietzsches Herrenmoral. (Aus: Die deutsche Schule.) Leipzig, J. Klinkhardt. gr. 8°. 40 S. M. —,60.

Haym, Rudolf. Aus meinem Leben. Erinnerungen. A. d. Nachl. Berlin, R. Gaertners Verlag. gr. 8°. 303 S. m. 2 Bildn. M. 4,— (5,—).

Humboldt, Karoline v. Neue Briefe von. R. Haym zum Gedächtn. Herausg. u. erl. v. A. Leitzmann. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. 152 S. M. 3,60.

Antworten.

Herrn **E. S.**, Schloß Smilten in Livland. Außer „Kees Doorik" ist von Eekhoud nichts deutsch erschienen, eine Uebersetzung von »Escal vigor« auch bis jetzt im Buchhandel noch nicht angekündigt, doch dürfte sie, da mit dieser Litteraturgattung ja neuerdings ein gewisser Kultus getrieben wird, schwerlich lange auf sich warten lassen. — Ihre andere Anfrage ist wohl durch LE IV, Sp. 426 f. einstweilen erledigt.

Herrn **G. W.** in Moskau. Romane aus den letzten Jahren: Ludwig Jacobowski, Werther der Jude; Jakob Wassermann, Die Juden von Zirndorf; Robert Jaffé, Ahasver; Max Viola, Dr. Gutman; Friedrich Fürst Wrede, Die Goldschilds. — Dramen: „Das neue Ghetto" von Th. Herzl; „Dr. Kohn" von Max Nordau; „Die goldene Brücke" von Richard Skowronnek.

Berichtigung. In der Besprechung von Marie Madeleines „Die drei Nächte" im vorigen Heft Sp. 491 ist auf Zeile 22 v. o. zu lesen „mit dem Küssen" (statt „mit dem Dichten"). — Zu Sp. 495, Z. 32 v. u. ist berichtigend zu bemerken, daß das Buch „L'Aimé" von Richepin herrührt, nicht von Jean Ajicard; auf der folgenden Zeile ist „physiologische" (statt psychologische) zu lesen.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Charlottenburg; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lessen in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Vierter Jahrgang
Heft 9
Februar 1902

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag

Zwölf Aphorismen.

Von **Wilhelm Weigand** (München).

(Nachdruck verboten.)

1.

Die größten Kritiker der Deutschen sind von je schaffende Menschen, Dichter und Künstler gewesen: ich erinnere an Lessing, Schiller, Goethe, Hebbel und Otto Ludwig. Von Zeit zu Zeit ist es nötig, dieser Thatsache erhöhte Bedeutung zu schenken, sei es auch nur, um auf die Kultur, der solche bewußten Naturen entspringen, einige Rückschlüsse zu thun. Wir dürfen fragen: Wie steht es überhaupt mit einer Kultur, die allen großen Eigenmächtigen den Zwang auferlegt, ihr eigenes Schaffen zu beleuchten? Sollte sie am Ende gar vorwiegend theoretischer Natur sein und in dem Leben und Ringen des einzelnen als Stil des Lebens und der Kunst zum Ausdruck gelangen? Wobei nicht zu vergessen ist, daß Stil und Kultur stets auf das innigste zusammenhängen.

2.

Die Stärke einer Kultur offenbart sich am deutlichsten in jenen schöpferischen Menschen, die das Höchste in den Formen geläuterten Maßes zu bieten wissen. Die modernen Menschen, deren Sinne stumpf sind, haben eine bedauerliche Vorliebe für das espressivo um jeden Preis. Sie folgern mit der Naivetät des Pöbels, dem die Nüance unverständlich bleibt: Wer am lautesten schreit, muß die stärkste Ursache dazu haben! Wenn von Maß die Rede ist, denken sie an Paul Heyse, aber nicht an Goethe. Die feinste Wirkung, die von Deutschen ausgeht, ist fast immer posthumer Art. Doch damit rührt man an die tiefste Wunde deutscher Künstler.

3.

Nichts beweist die innere Unfruchtbarkeit dieser Zeit besser als ihre sogenannten „Ueberwindungen". Man glaubt nicht einmal mehr fest an die eigene „Richtung", weil man, als Leser Ibsens, weiß, daß auch solider gebaute Wahrheiten kaum zwanzig Jahre leben. Ich verachte jeden Künstler, der nicht den Instinkt der Ewigkeit hat. Das Leben einer künstlerischen Wahrheit — (wenn es überhaupt erlaubt ist, von einer solchen zu sprechen) — hängt indessen nicht von der Zeit ab, sondern von der Lebensfülle, der sie entstieg.

4.

In Deutschland sind Theorieen die eigentlichen Erbsünden jeder Kunst. Der „Berliner Naturalismus", der vor mehr als einem Jahrzehnt seinen Siegeszug begann, ist die Frucht einer Theorie. Die Naturen, die sich seiner Schlagworte und technischen Mittel bemächtigten, hatten keine Lebensfülle zu verhehlen; sie litten nicht am Ueberschwang des Lebens, das jeder Formel spottet und dem einzelnen die Pflicht auferlegt, in der Stille jedes fremde Element fernzuhalten. Mit einer Theorie kann man im Lärm des Tages vortrefflich gedeihen: sie rechtfertigt nötigenfalls auch jene freche Blindheit, die vor hohen Naturen zum Verbrechen werden kann. Darf ich an das Wort Stendhals hier erinnern: „Pour être admiré d'un parti, il suffit de fournir des phrases toutes faites à sa haine ou à son amour"? Das heißt, auf deutsche Verhältnisse angewendet: „Um Parteigötze zu werden, muß man nach dem Rezept dichten, das in einigen Schlagworten besteht."

5.

Wenn man erwägt, welch unheilvollen Einfluß das zweifelhafte Schlagwort „Zuchtwahl" auf künstlerischem Gebiet angerichtet hat, kann man sich kaum einer ehrlichen Entrüstung enthalten. In den Kämpfen um die Macht auf dem breiten Gebiet der Kunst, die für alle da sein will, gilt das Wort des Forschers Candolle: „La vulgarité prévaudra." Dies hat gewisse Schwätzer, die in dem Darwinismus eine Milchkuh sahen, nicht abgehalten, von einer „naturwissenschaftlichen" Aesthetik zu fabeln und die aristokratischen Elemente ihrer eigenen Theorie zu übersehen. Doch bleibt die Schönheit, in welcher Form sie auch ans Licht trete, immer nur das Werk eines einzelnen und oft genug die Feindin der Kultur, die das Hübsche bevorzugt und in dem Behagen vieler Menschen ein erstrebenswertes Ziel erblickt.

Oft genug blüht die Schönheit nur neben einem Abgrund, und man muß ein ganzer Mann sein, um ihretwegen der Gefahr zu trotzen.

6.

Wer eine ästhetische Theorie auf der Gasse oder in der Gosse aufliest, um sein eigenes oder fremdes Schaffen damit zu rechtfertigen, gelangt allmählich in ein unmoralisches Verhältnis zur Kunst, die immer und überall an das Individuum gebunden bleibt. Eine Theorie kann man überwinden, indem man sie bei Seite wirft. Jede Kunst aber ist Notwendigkeit, insofern sie Ausdruck einer großen Seele ist. Ihr Wert hängt von dem Menschen ab, der in der Schönheit sich genießt oder vergöttlicht. Zeiten, die ganze Menschen hervorbringen, sind immer reich an Schönheit, die übrigens, als Urphänomen des Lebens, jeder Analyse spottet.

7.

Es ist verfehlt, eine ganze Zeitströmung, wie die Romantik, gleichsam als Instrument einer bewußten litterarischen Reaktion zu gebrauchen. Der einzelne, in dem die ästhetischen Instinkte noch nicht geschwächt sind, mag aus der großen Fülle, die die Vergangenheit dem offenen Auge bietet, das auswählen, was seiner eigenen Entwickelung dienen kann. Der reine Kritiker, als der eigentlich unfruchtbare Mensch, kann nur auf die Momente hinweisen, die seinen unsicheren Bedürfnissen zur Rechtfertigung dienen mögen. In diesem Falle gelten alle Vorwürfe, die man gegen den historischen Blick erheben darf. Der historische Blick ist nur dem Dichter ungefährlich, weil Entwickelung und Erneuerung sein Wesen bilden. Bemerken will ich noch, daß die Geschichte der deutschen Romantik nur von geistreichen Leuten geschrieben werden kann, während Geist und deutsche Neuromantik ganz und gar nichts miteinander zu schaffen haben.

8.

Naturalismus, Realismus, Neuromantik, Neuhellenismus, Rassebegriff, Milieu: lauter theoretische Hilfsmittel, um ein schwaches Leben auf eine Formel zu bringen und ihm damit zu dienen. Wir sind, als Künstler und Schauende, mit einer Sache fertig, wenn wir sie durchschaut oder auf die Grundverhältnisse des Daseins zurückgebracht haben. Das heißt: wir sind die geborenen Feinde jeder Formel, die dem einzelnen das Glück des Schauens nimmt, um ihm vielleicht, als einem Manne schwacher Sinne, ein Wort in die Hand zu geben, das wie eine Münze durch die Welt rollt und nur zu oft eine falsche Prägung trägt. Denn jede Formel ist eine Fälschung des Lebens, welcher Art sie auch sein möge.

9.

Für jeden Werdenden ist die Verachtung der Kritik der Anfang alles Heils. Die Aesthetik ist Historie; die Kunst aber, als Ausdrucksmittel einer Seele, ist immer Revolution, in welchem Sinne man das Wort auch nehmen mag. Der Fertige mag in Formeln und Definitionen den Erfahrungsschatz großer Zeiten genießen; der Ringende darf alles ablehnen, was seine göttliche Dumpfheit, die höchste Klarheit sein kann, stört. Für ihn ist es Lebensbedingung, sich eine Gefühlsatmosphäre selbst zu schaffen, die jeder Künstler glücklicherer Zeiten auf der Straße fand. Es ist nicht gleichgiltig, wo ein Werk entstanden ist.

10.

Ueberschätzung der Technik und Unterschätzung der Seele: dies sind die beiden Uebel, an denen die deutsche Dichtkunst heutzutage krankt. (Für langfingerige Aesthetен will ich beifügen, daß ich unter Seele etwas anderes als „heimliche Nerven" verstehe.) Der Künstler selbst steht in einem anderen Verhältnis zur Form seines Werkes, als der Beschauer oder Leser. Er weiß, daß die Form oft nur ein Mittel ist, um überhaupt mit dem überströmenden Leben fertig zu werden. Die Form ist Glück; die Form ist Ruhe und Hüterin eines göttlichen Lebens und darf nur da mit Leichtsinn behandelt werden, wo sie ein Erbe ist, das heißt: wo sie kein Werdendes mehr zu schützen hat, sondern nur der Becher ist, den schöne Hände opfernd heben.

11.

Wir können niemals die Natur, wir können immer nur uns selbst darstellen. Dieser Satz enthält die höchste Forderung, die ein Dichter an sich selbst stellen kann. In höchst fein organisierten Naturen mag sie allerdings zur Unfruchtbarkeit führen, insofern jene sich selbst erst dann der Mitteilung für wert erachten, wenn sie gleichsam der reinen Idee ihres Wesens Aug in Auge gegenüberstehen.

12.

Wenn man Naturalismus und Aesthetizismus als Gegensätze nimmt, die sich bedingen mußten, so bleibt für uns Deutsche immer noch ein Dutzend Fragen übrig, die nicht allzu schmeichelhaft für den deutschen Geist ausfallen: Wie kommt es, daß keine einzige große Natur von diesen Modeströmungen in neue Meere unbekannter Schönheit hinausgetragen wurde? Warum ist jede Richtung so unsäglich doktrinär geblieben? Woher rührt das rasche Welken jeder Ueberzeugung, die doch ein Leben will, um dessen Gegensätze in eine höhere Einheit aufzulösen? Wenn schon kritisiert werden muß, dann suche man solchen Fragen nachzugehen, anstatt einem blöden Personenkultus zu fröhnen und das freie Gebiet der Dichtung zum unfreiesten Gebiet des Lebens zu machen, indem man alle selbstherrlichen Naturen totschweigt. Es ist merkwürdig, daß das Volk des historischen Sinnes noch keine Folgerungen aus der Geschichte seines Geistes gezogen hat.

Charakteristiken

Wilhelm Busch, der Philosoph.

Von Rudolf Presber (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Wilhelm Busch ist so oft tot gesagt worden, wie kaum je ein anderer Maler oder Dichter von Rang dieser Ehre teilhaftig wurde. Und das ist das Seltsame: wenn ihn wieder mal in den letzten Jahren ein Blatt totgesagt hatte, so verwunderten sich eine Menge Leute, die das Blatt lasen, daß der Mann überhaupt noch gelebt haben sollte. Und es waren vielleicht dieselben Leute, die oft und gern in seinen lustigen Bilderbüchern blätterten, und die gar seine knappen, schlagfertigen Verse besser aus-

von sich ablehnt, hält sie andererseits gemütlich den verschleierten Blick eines alten Aesthetikers aus, dem bei der Bestellung des eigenen Ackers ein Stäubchen Guano ins Auge geflogen."

Das „übertriebene Wohlwollen" mag sich auf das heftige Buch des Düsseldorfers beziehen. In dem Satz vom „Aesthetiker mit dem verschleierten Blick" haben wir vielleicht eine feine Abfertigung des Tübingers Friedrich Theodor Vischer herauszuhören, der mit tadelndem Bedauern auf einige — übrigens äußerst seltene! — Lascivitäten in Buschs humoristischen Bildern hingewiesen hatte. Die oben zitierten Sätze stammen aus den beiden, gleichfalls in der „Frankf. Ztg." erschienenen amüsanten und für den Werdegang und die Gedankenwelt Buschs des Philosophen, Dichters und Zeichners äußerst charakteristischen Aufsätzen Wilhelm Buschs „Was mich betrifft". Auch das Verdienst, diese prächtigen Geständnisse eines großen (und sehr schreibfaulen!) Humoristen über sich selbst veranlaßt zu haben, gebührt Johannes Prölß, dem ich auch den Einblick in einige bedeutsame ungedruckte Privatbriefe des Meisters und die Erlaubnis, ihren Inhalt zu verwerten, verdanke. Und so sei denn hier gleich mit wenigen Auslassungen ein Schreiben wiedergegeben, das die Beziehungen, resp. das Fehlen aller Beziehungen der Werke Buschs zu den alten Humoristen und sein Verhältnis zu den Verlegern in das rechte Licht rückt. Busch schreibt unterm 8. Oktober 1886:

„Ich verkehre allerdings viel mit unterhaltlichen Toten, aber in sogenannte alte Schriften habe ich mich nie vertieft. Die älteren deutschen Humoristen sind mir auch jetzt noch so gut wie unbekannt. Den wonnigen Donquixote lernte ich erst vor einem Jahre kennen, und sollte ich geschwind noch eins der Bücher nennen, die mich so recht von Herzen ergötzt haben, würde ich vielleicht Pickwick sagen. . . . Von dem direkten Einfluß eines Verlegers auf mein Talent ist mir nichts bekannt. Uebrigens wurden Text und Zeichnungen überreicht und, soviel ich weiß, nicht mehr verändert. Außer beim Filucius hat gewiß nie wer gewußt, wie weit ich grad beschäftigt war . . . Daß ich von Max und Moritz meinen reichlichen Anteil gehabt, läßt sich kaum sagen. Sie wurden nach demselben Maßstab von ungefähr drei Gulden bezahlt, den der alte Braun für meine frühesten Zeichnungen selbst bestimmt hatte. Ein kleines nachträgliches Extrahonorar wurde mir nur für die Sammelwerkchen überwiesen, wie Kunterbunt, Schnacken und Schnurren, deren Titel gleichfalls von mir sind."

Busch ist natürlich später besser bezahlt worden. Aber er ist dann nicht, wie so viele, die zu Namen und Ansehen gekommen, grollend und scheltend hinter den Leuten hergelaufen, die ihm den ersten kargen Verdienst zuwiesen und den goldenen Sonnenschein seines Lachens mit Nickeln bezahlten. So sagt er von einem, der längst heimgegangen, in seiner biedern, treuherzigen Weise: „Könnte er jetzund, wo er auch sei, zu mir herauf- oder heruntersteigen, ich gäbe ihm lächelnd die Hand, falls das bei einem Geist überhaupt rätlich ist."

Busch bleibt überall, auch in seinen spärlichen Mitteilungen über sich selbst, auch in seinen noch spärlicheren Briefen, der Humorist und Philosoph, den die aufmerksam Lesenden schon in seinen Büchern finden. Der Krämersohn aus dem damals hannoverschen Flecken Wiedensahl bei Stadthagen hat als Künstler wie als Denker einen seltsamen Weg genommen. Sechzehnjährig auf der polytechnischen Hochschule zu Hannover, wo er's bis zur Note I (mit Auszeichnung) in der — reinen Mathematik brachte, im Jahre 1848 ein stolzer Träger des „Kubbeins", das nie geladen werden durfte, dann Maler in Düsseldorf und Antwerpen, wo er sich für die alten Meister begeisterte, und dann wieder in Wiedensahl beim Oheim, der ein großer Bienenvater war, in Versuchung, als praktischer Bienenzüchter nach Brasilien zu gehen. Die naturwissenschaftlichen Liebhabereien führten ihn zu Darwin, der unvergessen blieb, als er sich nach Jahren in Schopenhauer vertiefte. Aber dazwischen lagen die ersten münchener Erfolge: zunächst allerlei Späße in den Kneipzeitungen, davon er manchen gern ungeschehen machte; dann 1859 sein erster Beitrag für die „Fliegenden": zwei Männer auf dem Eise, von denen einer den Kopf verliert. Diese beiden eislaufenden Männer sind die heute vergessenen Vorläufer der zahlreichen Bildergeschichten, die nicht vergehen werden, solange der deutsche Humor noch nicht des Landes verwiesen ist.

Im Jahre 1886, als seine Hauptwerke längst erschienen waren, hat Busch mit wehmütigem Lächeln über seine Beziehungen zu den Philosophen, vor allem zu Schopenhauer, geurteilt: „Die Begeisterung für dieselben hat etwas nachgelassen. Ihr Schlüssel scheint mir wohl zu mancherlei Thüren zu passen in dem verwunschenen Schloß dieser Welt. Nur nicht zur Ausgangsthür!" . . .

Wenn wir von Busch dem Philosophen reden, so meinen wir den Humoristen, den Dichter seiner fröhlichen Werke, die heute nach seinem eigenen vielleicht klugen, jedenfalls mutigen Entschluß abgegrenzt, beendigt und überschaubar vor uns liegen. Was die Philosophie des alten Herrn angeht, der fern dem Lärm der Welt und dem Streit der Meinungen in ländlicher Stille den freundlichen Abend seiner Tage hinbringt, so scheint mir, wenn ich allerlei Anzeichen im Leben des Schweigsamen richtig deute, auch an ihm ein schönes Wort Goethes sich zu bewahrheiten, der im Kinde den Realisten, im Jüngling den Idealisten, im Mann den Skeptiker sieht, vom Greise aber sagt: „er wird sich stets zum Mysticismus bekennen; er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint; das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unvermerkt ins Gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war, und der da sein wird."

So ist es wohl möglich, daß der Wilhelm Busch, der Stift und Feder bei Seite gelegt hat, eingesponnen in Kindheitserinnerungen und die Blicke gerichtet auf jene „Ausgangthür", zu der seine einstigen Lehrer den Schlüssel nicht besaßen, ein Mystiker geworden ist. Der Wilhelm Busch aber, der einst fröhlich und streitbar Stift und Feder führte, war es nicht. Der war im Herzen Skeptiker und Pessimist; aber er trug die gefällige Maske des Frohsinns. Er war vielleicht aus ehrlichster Wissenschaft ein Verächter der Menschen, weil er sie kannte. Aber sein spähendes Malerauge fand so viele närrische Gesellen und drollige Tölpel, so viele Gernegroße und Wichtigthuer, so viele Gespreizte und Verschmitzte in der Masse, daß ihn

die Freude an all dem Grotesken, das zu fröhlichem Konterfei und lustiger Uebertreibung herausforderte, wieder aussöhnte mit aller Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Welt. In diesem Sinne hat er ein Recht, zu sagen, daß seine Bücher zu seinem „eigenen Plâsir" geschrieben und gezeichnet seien. Sein siegreicher Humor hat darin seine Weltverachtung überwunden. Und so lehrt er die anderen, was er selbst aus eigener großer Kraft gekonnt hat: zu lachen, um nicht weinen zu müssen.

Ueber seine Art zu philosophieren hat er selbst einmal geurteilt in dem prächtigen, zugleich blütenreichen und knorrigen Stil, der seiner Prosa eigen und der immer wieder herzlich bedauern läßt, daß er außer seinen lustigen Bilderterten und dem amüsanten Gedichtbändchen „Kritik des Herzens" nichts geschrieben hat. Er führt aus:

„Wer grad in ein Ballett vertieft ist, wer eben seinen Namenstag mit Champagner feiert, wer zufällig seine eigenen Gedichte liest, wer Skat spielt oder Tarock, dem ist freilich geholfen. Leider stehen diese mit Recht beliebten Mittel temporärer Erlösung nicht immer jedem zur Verfügnng. Oft muß man schon froh sein, wenn nur einer den Wind machen kann, mal einen kleinen philosophisch angehauchten Drachen steigen läßt, aus altem Papier geklebt. Man wirft sein Bündel ab, den Wanderstab daneben, zieht den heißen Ueberrock des Daseins aus, setzt sich auf den Maulwurfshügel allerschärfster Betrachtung und schaut dem langgeschwänzten Dinge nach, wie's mehr und mehr nach oben strebt, sodann ein Weilchen in hoher Luft sein stolzes Wesen treibt, bis die Schnur sich verkürzt, bis es tiefer und tiefer sinkt, um schließlich matt und flach aufs dürre Stoppelfeld sich hinzulegen, von dem es aufgeflogen . . . ."

Auch hier der leise Anklang an jenen Ausspruch von der einst zum Führer erwählten Philosophie, die doch die Ausgangsthüre nicht findet. Auch hier das skeptische Lächeln über die „langgeschwänzten Dinger", die bunten Gedankendrachen, die in den Himmel fliegen möchten. Und nicht minder skeptisch wie der Philosophie und ihren letzten Zielen, steht er der Moral gegenüber. Den üblichen Philisterstandpunkt präzisiert er einmal hübsch in den klugen Worten des Onkels Nolte an die noch recht unfromme Helene:

Ich warne dich als Mensch und Christ:
Oh, hüte dich vor allem Bösen,
Es macht Plâsir, wenn man es ist,
Es macht Verdruß, wenn man's gewesen.

Noch zwei lakonische Bemerkungen an anderen Stellen desselben Werkchens („Die fromme Helene") werfen blitzartige Schlaglichter auf die Moral. Wieder ist es der Onkel Nolte, der das Gute schlicht und erschöpfend zu fixieren weiß in dem Satze:

Das Gute — dieser Satz steht fest —
Ist stets das Böse, was man läßt.

Und mit feiner Ironie berichtet der Dichter von den guten Werken der frommgewordenen Helene und erläutert:

Ein guter Mensch giebt gerne acht,
Ob auch der andre was Böses macht.

Auch von der Liebe denkt unser lachender Philosoph nicht allzu hoch. Köstlich bezeichnend ist dafür in den „Haarbeuteln" die Geschichte vom Studiosus Döppe, der die Witwe Pauline häufig auf der Treppe trifft. Mit unnachahmlicher Knappheit meldet der Chronist:

Da sie Besitzerin vom Haus,
So sprach sich Döppe schließlich aus
Und bat mit Liebe und Empfindung
Um eine dauernde Verbindung.

Man weiß, daß aus dieser „Verbindung" nichts wurde, da Döppe seinen Schwur, dem Trunke zu entsagen, am selbigen Abend noch gebrochen hat. Die Standhaftigkeit der Jünglinge wird auch vom anderen Gesichtspunkte nicht allzu ernst genommen. Wenn er vom Vetter Franz betrübt berichten muß:

Eins aber war von ihm nicht schön:
Man sah ihn oft bei Hannchen stehn!

so verallgemeinert der milddenkende Philosoph sofort und entschuldigt:

Doch jeder Jüngling hat wohl mal
'nen Hang fürs Küchenpersonal.
Und sündhaft ist der Mensch im ganzen.

Man hat Busch vielfach seine Roheit vorgeworfen. Nun, es ist wahr: wenn der betrunkene Lehrling Fritze (in den „Haarbeuteln") der Jungfer Grethe statt des verlangten Kümmels Vitriol einschenkt und sie, vom Schmerz zur Spirale verdreht, verenden sieht; wenn der Gärtner Knoll (im „Dideldum") in den eisenzinkigen Rechen fällt; wenn es im „Abenteuer eines Junggesellen" heißt:

„Heißa!!" — rufet Sauerbrod —
„Heißa! meine Frau ist tot!"

so sind das keine besonders gemütvollen Scherze. Ebensowenig, wie die heftigen Prügeleien, die in Wort und Bild den „Geburtstag", „Plisch und Plum" und andere Werkchen würzen. Aber man darf nicht vergessen, daß es Art, ja Aufgabe der Karikatur ist, zu übertreiben. Der Weg aber, auf dem Busch zur Karikatur gelangte, sei von ihm selbst hier angedeutet:

„In Antwerpen sah ich zum erstenmale im Leben die Werke alter Meister; Rubens, Brouwer, Teniers; später Frans Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht patzt und kratzt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, das nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmernden Juwels, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen; und gern verzeih' ich's ihnen, daß sie mich zu sehr geduckt haben, als daß ich's je recht gewagt hätte, mein Brot mit Malen zu verdienen, wie manch anderer auch. Die Versuche freilich sind nicht ausgeblieben; denn geschafft muß werden, und selbst der Taschendieb geht täglich auf Arbeit aus; ja, ein wohlmeinender Mitmensch darf getrost voraussetzen, daß diese Versuche, deren Resultate zumeist für mich abhanden gekommen, sich immerfort durch die Verhältnisse hindurchziehen, die mir schließlich meinen bescheidenen Platz anwiesen."

Nun, der „bescheidene Platz" ist immerhin nach unserem Urteil der Platz des ersten und witzigsten deutschen Karikaturisten; vielleicht des einzigen, der neben dem Humor und dem Talent noch einer — Lebensanschauung in seinen Werken Ausdruck verlieh. Und eben „die Unbefangenheit eines guten Gewissens, das nichts zu vertuschen braucht", die er neidlos den großen ihm in Antwerpen bekannt gewordenen Meistern zugesteht, möchte ich dem Karikaturisten und Humoristen Wilhelm Busch auch zugestanden wissen. Er war derb, gewiß, oft sehr

derb. Aber niemals hat er der Zote oder der Lebemänner-Litteratur die geringsten, naheliegenden Konzessionen gemacht. Bei aller Ausgelassenheit der Einfälle und der Laune ist Selbstzucht in seinen Werken. Er verspottet die tausenderlei Narrheiten der Menschen, aber er beschmutzt sie nicht. Er durchschaut alle die Heuchler und Prahler und Feiglinge und Pantoffelhelden; aber sein sieghafter Humor entdeckt an ihnen liebenswerte Züge. Und wie selbst das Unschöne und Unbedeutende — man denke nur an die Unterhose des Herrn Knopp, die ihm ein so köstliches Mienenspiel offenbart — seinem fröhlichen Künstlerauge immer wieder den versöhnenden Ulk vermittelt, so bricht durch Skepsis und Pessimismus seiner Lebensanschauung das befreiende Lachen.

Wir haben heute eine ganze Reihe namhafter Karikaturisten. Unsere Zeit mit dem Hang zu Aeußerlichkeiten, Pomp und Prunk und ihrem Liebäugeln mit mittelalterlichen Institutionen bestellt selbst fortgesetzt den Boden, auf dem die Karikatur keck und üppig emporschießt. Ich brauche nur Namen zu nennen, wie Thomas Theodor Heine, Bruno Paul, Franz Jüttner, W. A. Wellner, Wilke, Feininger, Caspari — und für jeden, den dieses Kunstgebiet einigermaßen interessiert, ergiebt sich wahrhaftig kein verächtliches Bild des heutigen Standes der deutschen Karikatur. Aber Wilhelm Busch hat nur selten, wie sie, mit dem spottbereiten Stift in der Hand die Tagesgeschichte durchstöbert. Seine Kunst war selten vom „Heute“ angeregt. Die ehrliche Ueberzeugung — die er übrigens bei dem von ihm verehrten Schopenhauer in anderer Form bestätigt finden konnte —, daß die Menschheit allezeit närrisch war und allezeit gleich närrisch sein wird, daß sie wohl ihr Kostüm und ihre Haartracht, aber niemals ihre Narrheit ablegen wird, wies ihm sein Stoffgebiet im Allgemein-Menschlichen an. Und von den „bösen Buben von Korinth“ bis zu Max und Moritz, den bösen Buben von heute, hat sein Humor spielend den Weg zurückgelegt.

Liefern die Heutigen also brillante Zerrbilder der Tagesgrößen und derer, die es zu sein glauben, so hat er im Typischen die Meisterschaft seines Humors gezeigt. Er hat Gestalten geschaffen, die seine freie Erfindung zu sein schienen, und die doch waren und immer wiederkehren; und in der Knappheit seiner Striche und Verse hat er eine närrische Welt festgehalten, die nicht untergeht.

Besprechungen

Goetheschriften.

Von **Richard M. Meyer** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Was Schiller nach Goethes Antwort in seinem berühmten Brief vom 23. August 1794 thut: daß er „mit freundschaftlicher Hand die Summe von Goethes Existenz zieht“, das versucht mit Glück Otto Harnacks bekanntes Buch „Goethe in der Epoche seiner Vollendung“ (Leipzig 1901, J. C. Hinrichs. M. 5.—, geb. M. 6.—) für uns zu leisten. Das Werk ist vor kurzem in zweiter Auflage erschienen, sicherlich ein verdienter Erfolg, denn mit Geschick und Klarheit nimmt es jene Operation vor, die Goethe dem Begründer und größten Meister der Goethephilologie nachrühmt: aus der ungeheuren geistigen Regsamkeit des in vollster Blüte stehenden Dichters und Denkers gleichsam die einzelnen Posten reinlich auszuziehen und übersichtlich zu summieren. Wie es sich bei einem solchen klassischen Rechnungsbuch von selbst versteht, konnte es nicht wesentlich umgebildet werden, da eben die Posten sich nicht verändert haben. Hinzugekommen ist eine gute Einleitung, „Hauptmomente aus Goethes Entwicklungsgang“, in der uns allerdings der Einfluß Kants weit überschätzt scheint: ich kann auch aus den hier gesammelten Aussprüchen nur den Respekt vor dem Mann herauslesen, nicht eine innere Befriedigung über das Werk. An Kants philosophischen Thaten erfreute Goethe, um mit Aristoteles und Herder zu sprechen, „energeia“, nicht „ergon“, das Thun, nicht das Gethane; bei Spinoza stand es umgekehrt. — Neu ist ferner das Register, eine unentbehrliche Förderung der Brauchbarkeit des Buches; und natürlich manche kleinen Aenderungen, die namentlich auch jenen Einfluß Kants stärker belegen sollen. Ein Nachteil ist die Verminderung der Gliederungen: die überschreibenden Zahlen (wie z. B. S. 64, erste Aufl. S. 29) halfen gerade bei einem solchen buchenden, verrechnenden Werk nicht nur in der Uebersicht, sondern auch in der Lektüre: man stand still und summierte selbst noch einmal.

Hans Gerhard Gräf hat von seinem wichtigen Werk „Goethe über seine Dichtungen“ den zweiten Band des ersten Teils erscheinen lassen und damit die Zeugnisse über die epischen Dichtungen zu Ende geführt. (Frankfurt a. M., Litt. Anstalt, Rütten & Loening. 1902. S. 493—1189). Auch hier zeigt sich die gleiche Klarheit der Anlage, Gründlichkeit der Durcharbeitung, Uebersichtlichkeit der Anordnung wie in dem ersten Bande; so werden zu „Wilhelm Meister“ die Lieder noch einzeln vorgelegt und die ausführlichen brieflichen Besprechungen Schillers vollständig mitgeteilt. Man fühlt sich an die Aktenfascikel erinnert, in die der alte Herr selbst alles Material zusammenzurollen pflegte, das sich auf einzelne wissenswerte Punkte bezog. Zugleich aber auch an die leidenschaftliche Sammlerlust, mit der ein Hirzel oder seine Genossen in der Blütezeit des neu erwachten Goethe-Enthusiasmus Denkmäler goethischer Entwickelung aufspürten, katalogisierten, ordneten. Und so deutet denn überhaupt manches daraufhin, daß wir in eine neue Blütezeit der vielbescholtenen „Goethephilologie“ eintreten; insbesondere die trefflichen, noch zu besprechenden Arbeiten von Bliedner und Riemann.

Mindestens die Stimmung jener Tage, in denen der von den deutschen Dichtern ignorierte Goethe von den Gelehrten neu entdeckt werden mußte, mindestens die fromme Ehrfurcht und Andacht jener „Goetheologen“ atmet in A. Kalthoffs Vorträgen „Die religiösen Probleme in Goethes Faust“ (Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 2.—). Im übrigen freilich erinnert die Art, wie der freisinnige Prediger über Perikopen aus unserm größten Dichterwerk spricht, doch oft etwas gefährlich an die freie Auslegungsmanier der Kanzel. Wie der Famulus Wagner und der Baccalaureus zu einem saubern Paar Pendants gemacht, wie die Schicksale des Kaisers im zweiten Teil zu einer Allegorie von dem großen Götzen Staat umgedeutet werden, gar wie der prachtvolle Landsknecht Valentin zu einem abschreckenden Bild des „Pharisäismus der Ehre“ sich stempeln lassen muß — das alles scheint uns durchaus ungoethisch. Oft entfernt sich Kalthoff hier von der Meinung des Dichters so weit, wie nach seinen eigenen beredten Ausführungen die heutige Kirche sich von der alten Lehre fortinterpretiert hat. Daneben hören wir aber treffende Worte über Goethes Verhältnis zur Kirche, zur Bibel, zu dem Begriff der That. So mag das Büchlein sich als ein modernes, liberales Gegenbild zu Otto Bilmars orthodoxem Goethebüchlein darstellen: sympathisch, anregend,

aber doch mehr für das Verhältnis der Zeit zu Goethe als für das Verständnis Goethes fördernd.

Ganz anders, mit aller Umständlichkeit methodischer Forschung schreitet Veit Valentins litterarhistorisch-ästhetische Untersuchung: „Die klassische Walpurgisnacht" (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. M. 5,40) vor. Und dennoch würde ich es nicht wagen, dies Buch denjenigen zuzuzählen, die das Goetheverständnis wesentlich weiterführen. Ich muß gestehen, daß bei aller Sympathie für die Persönlichkeit des verstorbenen Leiters des Freien Deutschen Hochstifts seine Werke mir nie erfreulich waren. Eine seiner Studien zur Goethe-Interpretation habe ich einmal unter der schlimmen Ueberschrift „Faust und Valentin" besprochen; denn in der That — manchmal geht dieser Deuter auf den Faust in ganz lebensgefährlicher Weise los. Auch diesmal fehlen nicht die scholastischen Formulierungen, die willkürlichen Umdeutungen, und vor allem die bedenklichen Uebergescheitheiten, an denen die philosophischen Faust-Erklärer leider so oft laborieren. Feine Bemerkungen über die Entwickelung der „Helena", über die „Rückwärtsdichtung", die zum Einfügen des Zwischenspiels nötig wurde, über die Stellung Mephistos zu dem „Teufelsliebchen" Helena nehmen wir dankbar an; aber die Aufteilungen in „starke Geisteskraft" und „Elemente", die Prosaisierung der Homunculus-Szenen zu einem Paradigma von Goethes Zeugungstheorie und ähnliche Spekulationen müssen uns unfruchtbar und ungesund erscheinen. Auch sprachlich stört die Schwerfälligkeit des Redners, der etwa die Unzahl unserer Abstraktbildungen auf „ung" durch das unschöne „Aufgebung" vermehrte. Warum denn nicht: „das Aufgeben des Plans"? Tadelt denn nicht der Dichter selbst in den „Wanderjahren" (Buch II, Kap. 4) sogar schon diese, dem „schön flektierten Verbum" noch nahe stehende Form als „ein traurig abstraktes Substantivum"? Nun wird gar dem Abstraktum die letzte Verbindung mit dem lebendigen Verb abgeschnitten! — Der posthumen Veröffentlichung ist eine Biographie Valentins von Th. Ziehen beigegeben. Gewisse Mißgriffe in Valentins Interpretation werden freimütig zugegeben: wie er in antike Themata einen „unantiken" Geist trägt, wie er allzu klug Fehler der schillerschen Technik in überlegte Weisheit umdeutet; im übrigen aber wird mit liebevollem Anteil in einfacher Sprache ein vortreffliches Bild entworfen, dem eine Bibliographie der Schriften Valentins angehängt ist. Man sieht deshalb nicht recht ein, weshalb M. Schneidewin in seinem Nekrolog „Veit Valentin" (Berlin, R. Gaertner) gegen die „vornehme Art" polemisiert, die die Herausgeber der „klassischen Walpurgisnacht" in der biographischen Einleitung forderten. Von der „einfachen Redeweise der Alten" merke ich wenigstens nichts bei Schneidewin etwa in der geschraubten Umschreibung des Begriffs „Eitelkeit" oder in folgender einigermaßen umständlichen Ausdrucksweise: „nach wenigen Semestern erhielt der ernste und in seinem Auftreten nach außen sehr bald sicher gewordene und eine Körperschaft würdig vertretende Jüngling von seinen Verbindungsbrüdern, unter denen sich damals besonders viele schätzenswerte und gediegene Naturen befanden, das ehrende Zeugnis, zum ersten Chargierten erwählt zu werden." Üff! Dabei weiß die breitspurig jede Kleinigkeit aufweisende Arbeit von der für Valentin so bezeichnenden Schilderung seines Oheims Daumer (in der Allg. Deutschen Biographie) nichts, benutzt hingegen die erste schlechteste Gelegenheit, sein Buch über „antike Humanität" herbeizuziehen. Die genaue Bekanntschaft zwischen Held und Biographen hilft eigentlich nur bei der Charakteristik der Arbeitsweise zu tieferm Verständnis Valentins: richtig wird hervorgehoben, wie schwer es ihm ward, „die Vorarbeiten anderer in geduldiger Hingebung in sich aufzunehmen".

F. Tewes hat aus Eckermanns Nachlaß eine Bühnenbearbeitung von Goethes Faust veröffentlicht („Goethes Faust am Hofe des Kaisers". In 3 Akten f. d. Bühne eingerichtet von J. P. Eckermann. Berlin, Georg Reimer. 130 S.). Sie ist bezeichnend für die Zeit, in der man nach Heines Spott in Weimar klagte: „Goethe ist tot, und Eckermann ist noch am Leben!" Der gute Famulus, der doch schließlich „zum Gesellen des großen Donnrers nur ein Mensch" war, zerlegt den zweiten Teil des „Faust" in eine Trilogie und den ersten Akt allein in der vorliegenden Verarbeitung in drei Akte, als ob durch diese äußerliche Verkleinerung des Riesenwerks seine innerliche Größe dem Durchschnittsverständnis näher gebracht werden könnte. Dann fühlt er sich so sicher, daß er einen (übrigens schon früher veröffentlichten) Dialog zwischen Faust und Mephisto selbst hinzudichtet. Er ist danach. Einige szenische Winke sind beachtenswert; das Ganze aber geht (wie Witkowski mit Recht bemerkt) mehr die Eckermann-Philologen an als die Goetheforscher und -freunde. — Von den Dramen fand noch die geplante „Nausikaa" eine Besprechung durch Ernst Farnik („Ueber Goethes Nausikaa", Wadowice, 1901, Verl. d. Autors). Wir können uns die Ergebnisse seiner nicht eben klar (und in allzu österreichischem Deutsch: „vergessen auf" u. dgl.) vorgetragenen Untersuchung schon deshalb nicht aneignen, weil wir in dem Hauptpunkt völlig entgegengesetzt urteilen: der Verfasser bestreitet, daß Nausikaa aus verletztem Stolz in den Tod gehen könne, was uns eigentlich das sicherste Moment des ganzen Planes scheint. Zwischen den Sätzen, daß die Beschäftigung mit der Antike, und daß ein Selbstvergleich Goethes mit Ulyß dieselben angeregt habe, vermag ich dagegen überhaupt keinen Widerspruch zu erkennen.

Bis jetzt wird der Leser unsere Ansicht von Zeugnissen einer neuen Blütezeit der Goethephilologie vielleicht noch nicht genügend bestätigt finden. Sie wird es, wenn wir von den Dramen zu Roman und wissenschaftlichen Arbeiten Goethes fortschreiten.

Ein gutes Buch ist immer für viele eine Gabe. R. Riemanns ausgezeichnete Untersuchung über „Goethes Romantechnik" (Leipzig, Herm. Seemann Nachf. M. 6,—) ist wohl zunächst für den Litterarhistoriker bestimmt, der hier einmal alle Mittel, die ein großer Meister im Roman gebraucht, in sorgfältiger Sammlung, klarer Uebersicht und verständiger Entwickelung neben einander findet. Aber auch für den Goethefreund im weiteren Sinne muß es lockend sein, zu lernen, wie der Dichter der „Wahlverwandtschaften" lernte: wie er Wielands Muster, Blankenburgs Theorie und die eigene Erfahrung auf sich wirken ließ und so zum ersten wirklich großen Romanschriftsteller Deutschlands wurde. (Es sei denn, daß man schon Wolfram v. Eschenbach, Gottfried v. Straßburg und Grimmelshausen diesen Rang giebt.) Und auch der ganz naive, aller Philologie abholde Leser wird sich daran vergnügen, wenn etwa in einer Interpretation des Hauptdialogs in den „Wahlverwandtschaften" ihm allerlei kleine Geheimnisse der Technik aufgedeckt werden, oder wenn ihm die mancherlei Widersprüche klargelegt werden, in die sich die „Wanderjahre" verwickeln. Durchweg haben wir auch hier klare, gegenständliche Sachlichkeit vor uns, und die beständigen Hinweise auf die Praxis anderer Romanschriftsteller der goethischen Zeit — besonders auf Wieland, Hermes, Knigge, auch Gellert, Heinse und Jacobi — beleben den reichbelohnten Gang durch Goethes Romankunst noch mit mancherlei Merkwürdigkeiten. „Werther" und die „Novelle" erhalten ihre gebührende Sonderstellung, „Lehrjahre" und „Wahlverwandtschaften" die natürliche Geltung als Hauptvertreter der Romantechnik ihres Verfassers; in den „Wanderjahren" wird unbefangen der Kunstverfall in zahlreichen Symptomen aufgedeckt. Wir vermissen in dem höchst lehrreichen und (wie Herder sagen würde) „sachenvollen" Werk höchstens eine stärkere Benutzung der Vorarbeiten und eine Heranziehung von „Dichtung und Wahrheit" in ihren romanhaften Partieen (Sesenheim besonders); doch bleibt freilich die selbständige und gewissenhafte Durcharbeitung der Romane selbst, die Riemann geleistet hat, die Hauptsache.

Wie viel im einzelnen noch für klare und sachliche Interpretation selbst in Hauptfragen bei Goethe Raum bleibt, zeigt die vortreffliche Untersuchung, die A. Bliedner über „Goethe und die Urpflanze" (Frankfurt a. M., Rütten & Loening. M. 2,25) angestellt hat. In bezeichnender Weise geht Bliedner von einer überschwenglichen, aber leider durchaus unzuverlässigen Stelle Haeckels aus, an der er die Verläßlichkeit der communis opinio über Goethes Urpflanze prüft. Es zeigt sich, daß man ganz allgemein zeitlich auseinanderstehende Anschauungen des Dichters zusammengeworfen hat. In unanfechtbarer Weise legt Bliedner dar, wie Goethe zu dem Bedürfnis kam, ein Modell des gesamten „Pflanzenwesens" in einer Urpflanze zu suchen; wie er diese empirisch zu finden hoffte — und wie er bereits zur Zeit von Aufsatz und Gedicht „Metamorphose der Pflanzen" diese Idee aufgab. (Hieraus ergeben sich auch, wie der Verfasser zeigt, Schlüsse für die Datierung des berühmten Gesprächs über „Idee" und „Erfahrung", in dem Schiller und Goethe als Vertreter zweier Weltanschauungen disputierten.) Er erörtert weiter in angenehm sachlicher Weise den Anteil der Naturphilosophie an Goethes Konzeption der Urpflanze und seine botanischen Verdienste. So erhalten wir ein gesichertes Ergebnis, das die zeichnerischen oder litterarischen Spekulationen der bisherigen Interpreten erledigt. Es ist eine Schrift, deren reine Gegenständlichkeit und Sachlichkeit den Meister selbst erfreuen müßte, mehr als die unklaren Apotheosen mancher anderen Naturphilosophen und vielleicht auch einige seiner „naturfrommen" Glaubensgenossen.

Bruno Willes lyrisch-didaktischer „Roman" „Offenbarungen des Wachholderbaumes" (Leipzig, E. Diederichs; vgl. LE III, 417) enthält einige geistreiche Betrachtungen über Goethes Naturreligion, über den Begriff der „Steigerung" und über jenes „Materie nie ohne Geist", das Wille selbst seinem Giordano Bruno-Bund auf das Panier geschrieben hat. Aber das Gefühl der Willkür wird man nirgends los.

Eine methodische Musterleistung ist dagegen die Auswahl von Goethebriefen, die Eduard v. d. Hellen zu besorgen beginnt (Goethes Briefe. Ausgewählt in chronolog. Folge mit Anmerkungen herausgegeben. I. Bd. [1764—79] Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.). Mir wird damit ein alter Lieblingsplan erfüllt, und ganz nach Wunsch erfüllt: diese Auswahl wird wirklich „Goethes Leben in seinen Briefen" darstellen und durch die knappen, klaren Anmerkungen den überreichen Schatz der goethischen Briefe dem großen Publikum zugänglich machen. (Wäre nur der Druck der Anmerkungen ebenso klar! sie sind gar zu klein gedruckt.) Hoffentlich macht es auch Gebrauch von dem, was ihm hier zu so geringem Preise (1 Mark für den gebundenen Band) dargeboten wird; und hoffentlich folgt bald eine entsprechende Auswahl der „Gespräche".

Gleichzeitig tritt der erste Band einer zweiten Auswahl von Goethes Briefen auf den Plan (Goethes Briefe. Herausg. von Philipp Stein. I.: Der junge Goethe [1764—75]. Berlin, Otto Elsner). Hübscher ausgestattet, aber nicht ganz so handlich, scheint er uns in der Auswahl nicht ganz so glücklich wie der v. d. Hellens. Er erstrebt eine größere Freiheit, indem er Briefseiten als Ganzes behandelt und durch kurze Berichtstücke verbindet, manchmal sehr hübsch (wie vor Wetzlar), zuweilen auch weniger gelungen (wie bei der Rückkehr aus Leipzig). Was v. d. Hellen von biographischen Angaben ins Register steckt, giebt Stein unter dem Text, wo dafür seine litterarhistorischen Anmerkungen weniger reichhaltig sind. Uebrigens sind auch hier die Erläuterungen knapp und praktisch und Versehen wie „Susanna Münch" (statt Anna Sibylla) selten. Die Ausgaben können wohl nebeneinander bestehen, und für ein weiteres Publikum mögen Steins Zwischentexte von Vorteil sein, während der Philolog — der auch nicht alle Briefe Goethes lesen kann — die cottasche Auswahl vorziehen dürfte.

Einen der treuesten Erben und Schutzherren des goethischen Vermächtnisses, Goethes letzten persönlichen Schüler, feiert Kuno Fischer (Großherzog Karl Alexander v. Sachsen. Gedächtnisrede. Heidelberg, Carl Winter.). Die weimarer Gedenkrede, etwas unübersichtlich disponiert, ist nicht arm an jenen geistreich angewandten Zitaten, die zu den besonderen Kunstmitteln des berühmten Redners gehören, und entwirft etwa von Karl Alexanders Erzieher Sorel, dem „Vize-Eckermann", ein anschauliches Charakterbild. Den Vorfahren und der Gemahlin wird aber so viel Raum gegönnt, daß die Hauptfigur fast etwas gedrückt scheint.

In den Bereich dieser „Goetheschriften" können wir wohl auch O. Kittels Studie über „Wilhelm von Humboldts geschichtliche Weltanschauung" (Leipzig, B. G. Teubner. M. 4,20) rechnen — auf die in anderem Zusammenhang noch zurückzukommen sein wird — und zwar aus doppelten Grund. Zunächst sucht Kittel Humboldt als eine faustische Natur darzustellen („Die Fausternwickelung Humboldts"), was doch leicht beirrend wirken kann; auch sollen häufige (z. T. wiederholte) Zitate aus Goethe daran erinnern, in wie hohem Grade „der Subjektivist von Tegel" eine goethische Natur war. Dann aber wird auch die wichtigere Aufgabe gelöst, dem Geschichtsphilosophen seine Stellung im Zusammenhang der geistigen Leistungen unserer Klassiker anzuweisen. Glücklich zeigt Kittel, wie die geschichtliche Weltanschauung Humboldts in ihrer Art der Philophie Kants, der Weltauffassung Goethes und Schillers entspricht. Nur in dem wichtigen Vergleich mit Herder scheinen uns die Uebereinstimmungen stark unterschätzt. Humboldts eigene Geschichtsphilosophie wird übersichtlich mit genauen Belegen analysiert und von da dann über Ranke zu einem etwas allzu wohlwollenden Lob der gegenwärtigen Geschichtsforschung übergeleitet. Der Verfasser ist augenscheinlich ein Schüler Karl Lamprechts; und somit im ganzen doch wohl von Goethes eigener Geschichtsphilosophie ziemlich weit entfernt, um so viel etwa, wie diese von Herders abstand.

Eine „Philosophie der Geschichte der Goethephilologie" wird natürlich auch einmal geschrieben werden; was wird nicht einmal geschrieben? Für jetzt verzeichnen wir in unseren bescheidenen kritischen Beiträgen zur Geschichte der Goethephilologie selbst eine gute Teilernte und Hoffnung auf weitere gute Erntejahre!

Der Triumph der Empfindsamkeit.

Von **Felix Poppenberg** (Berlin).

(Nachdruck verboten)

Ein Kulturbilderbuch, das in seltener Farbenfülle und buntwechselnder Mannigfaltigkeit der Aufnahmen Intérieurs des achtzehnten Jahrhunderts festhält, ist der Briefnachlaß der kurländischen Edelfrau Elise von der Recke, den jüngst, sorgfältig gerahmt, Paul Rachel herausgegeben hat.*)

Intérieurs mag hier in dem Sinne verstanden werden, wie es Jens Peter Jacobsen in seinem Untertitel zur „Frau Marie Grubbe" meinte. Die Requisiten des äußeren Lebens, die Schlösser, die Gemächer, der Verlauf des Alltags, Gesellschaftssitten, Jagd- und Ballszenen werden sichtbar, aber auf dem Hintergrund dieser Kulissen entschleiert sich rückhaltlos mit einer kulturellen Indiskretion ohnegleichen das intime Gefühlsleben einer ganzen Epoche in seinen verschiedensten Spielarten, immer durch die charakteristischsten Repräsentanten dargestellt.

Und was das Interesse an diesen Blättern vor allem so stark macht, ist, daß wir uns in ihnen an der Grenze zweier Welten bewegen. Eine rauhere Vergangenheit von derberen Sitten, unpoliert, grobianisch, herrisch, noch durchaus im Gefühl der Leibeigenschaft nicht nur den Dienern, sondern auch Kindern und Ehefrauen

*) Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). M. 8,— (10,—).

gegenüber, bestimmt das Leben des kurländischen Adels; aber langsam dringt in diese Welt ein neuer, ganz extrem entgegengesetzter Geist. Auf das stark Männliche folgt ein Feminines: die Schwärmerei der Empfindsamkeit, die Schönseligkeit, der Gefühlskultus der neuen Litteratur, die von Klopstock ausging und im Hainbund zu einem Thränenmeer schwoll, sickern auch hier durch, und die psychologisch pikantesten Kulturkuriositäten ergeben sich, wenn die entgegengesetzten Schichten sich berühren. Frau Elise von der Recke ist eine schöne Seele, aber ihre Familie, vor allem ihr Mann, hassen den „Gefühlskram" und loben die gute alte Zeit, da die Frau sich genügen ließ, ihrem Ehebären eine emsige Wirtin, eine fügsame, demütige Dienerin und eine ergebene Gärtnerin des Stammbaumes zu sein.

Diese seelische Situation ergiebt eine Basis fruchtbarster Möglichkeiten für den Gefühlsforscher. Und fast minutiös, in momentanen, mit der ganzen Erlebnis-Atmosphäre festgehaltenen Bekenntnisbriefen der Frau an eine Vertraute, der sie sich rückhaltlos mitteilen konnte, sind hier alle die Krisen selbstbeschauend analysiert. Wir sehen, woran eine fein organisierte Frau in solcher Zeit litt, und wir erfahren, was ihre Sehnsucht ist. Und für den Kenner der Litteratur jener Epoche ist es aufschlußreich, zu beobachten, wie eine arme Seele, die in einem vagen, ihrer selbst nicht klar verständlichen Bangen und Sehnen sich verzehrt, eine echte „Stumme des Himmels", gierig alle Gefühlsblumen aus den Gärten der empfindsamen Poesie pflückt und sich ansteckt. Nicht etwa so, daß ihre Gefühle „litterarisch", angelesen, schöngeistig sind, sozusagen Jenny Treibelsch; ihr Gefühl, die Ahnung, daß sie eine Verbannte ist, die irgendwie um ihr eigentliches Leben betrogen wurde, ist völlig echt und ursprünglich, ihr fehlt aber die eigene Fähigkeit des Formulierens, so drapiert sie sich mit den Versen und den Vorstellungen ihrer Lieblingsdichter. In diesen Briefen berührt sich in eigenster Weise das in ihrer Person lebendig gewordene Gefühl der neuen Generation mit der Kunst, die dieses Gefühl verdichtete.

Tiefe Spiegelungen und Assoziationsanklänge giebt es; manchmal ist's, als lesen wir den biederen Hans von Schweinichen und die robusten, handfesten Episteln der Liselotte, und dann wieder schmilzt vor unseren Ohren der lange Seufzer und das thränenreiche Wehmutslispeln Sigwarts, und der Freund des Charakteristischen wird ohne deplazierte gerührte Teilnahme die Aeußerungen beider Welten sich anhören und das Gesamtbild sich anschauen, wie ein Mustertrauerspiel, in dem alle Personen von ihrem Standpunkt aus recht haben und dementsprechend handeln müssen.

* *

Kurland um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist der Boden. Seine Herrensitze steigen auf, seine Wälder, wo noch der Bär gejagt wird, seine weiten Landseen, die verschneiten Straßen, auf denen Schlitten und Kibitken von Gut zu Gut fahren. Auf den Schlössern giebt es tagelange Feste mit derben Schmausfreuden. Unbegrenzte Gastlichkeit herrscht, an die Lustbarkeiten in Mickiewicz Pan Thaddeus wird man erinnert. Und die Mischung aus Herrentum und patriarchalischem Wesen, die in diesem Gedicht aus Lithauen lebt, ist auch hier wirksam. Eine epische Größe liegt in der Schilderung des Landvolks. Da wird eine stolze, gebietende Frau, die Starostin Korff, feierlich an der Ortsgrenze eingeholt, und die „teutschen Leute" (im Gegensatz zur lettischen Landbevölkerung) empfangen sie wie eine Königin, und ein blinder Greis, geführt von seinen Großtöchtern, grüßt sie wie ein Rhapsode in einem Stil, aus Psalmenton und Volkslied gestimmt: „Du, Mutter des blühenden Stammes der Korffe — schöne Constantia von der Wahlen! — Vielleicht ist Deine Schönheit dahin. Ich sehe Dein Antlitz nicht mehr! Aber Dein erhabenes Wesen dauert fort. Du bist noch immer Mutter und Wohlthäterin der Armen, und Deine Schönheit blüht in unserer Gebieterin, Deiner Enkelin, fort." Und als Elise, die Schreiberin dieser Blätter, sich von ihrer Ehe freimacht und das finstere Schloß des Herrn von der Recke verläßt, da kommen die Bauern wie in einer Bittprozession, und ihr Sprecher sagt: „Kommt zurücke, verzeiht unserem Herrn. Ihr werdet jetzt gewiß gute Tage bei ihm haben. Mit Freuden wollen wir im Schweiße unseres Angesichts den Reichtum unseres Herrn vermehren, wenn wir nur die Hoffnung haben, daß Eure Kinder über unsere Kinder herrschen werden. Wenn wir Sonntags zur Kirche gehen, dann eilen wir aufs Schloß, sehen dort Euer Bild und weinen, daß wir Euch selbst dort nicht mehr haben. Unser seliges Fräulein hängt neben Euch; Gott, wenn die noch lebte! — Aber das Grab giebt keine Toten wieder! — Thränen und Gebete sind da umsonst! — Ihr aber lebt. Ihr könnt uns wieder eine Erbin gebären! — Merkt auf unsere Thränen, hört auf unser Flehen. — Werdet wieder unsere Mutter! unsere Versorgerin! — um unseretwillen verzeiht unserem Herrn."

Im Leben der Schloßbewohner mischt sich die Primitivität der älteren Generation mit der à la mode-Richtung der neueren Zeit. Noch lebt die Starostin Korff, die Großmutter Elisens, und ihre unbeugsamen Hände bewahren streng die Sitten der rauhen Vergangenheit. Sie selbst war in ihrer Jugend von einem wilden Freier heimgeführt worden, ohne daß man sie gefragt hatte, und als Probe, ob sie zur fügsamen Hausfrau sich eigne, hatte der alte Kriegsknecht ihren feinen Finger in den glühenden Pfeifenkopf gehalten. Diese Zeiten sollten sich nicht ändern, dekretierte ihre Herrschsucht, und wie eine Zuchtrute Gottes, maßlos in ihren Leidenschaften, waltete sie mit strengem Regiment. Eine majestätische Gestalt, furchtbar prächtig, alttestamentarisch in ihren großen Fluch- und Haßszenen, mit ihrer imposanten Gegenwart alles in ihrer Nähe erdrückend. Auf ihren Sohn rief sie, als der gegen ihren Willen heiraten wollte, das Donnerwetter des Himmels herab, und ihre mutterlose Enkelin Elise erzog sie in Furcht und Schrecken, mit Rutenstreichen und katechetischer Härte. In Gehorsam und Demütigung erstarren lassen, das war ihr pädagogisches Ziel, geistige Nahrung war verpönt, denn vom Bücherlesen würden die Frauen nur verrückt.

Diesem Extrem gegenüber regt sich aber schon die Politesse und eine neue verfeinertere Lebensart. Sie wird vor allem durch die Stiefmutter Elisens vertreten, die voll leipziger Bildung war und schon etwas mit der Philosophie der Grazien äugelt. Hier kommt der Tanzmeister aufs Schloß, die jungen Mädchen üben die „fünf Positionen", die Schwestern tanzen pas de deux und Menuette, und sie lernen den guten Ton: „Tanz ist der Ausdruck der Freude, und sanfte Freude und Wohlgefallen am Tänzer muß sich auf unserem Gesichte zeigen, wenn der Tanz durch Harmonie des Ganzen gefallen soll." Zu den Geburtstagen werden allegorische Tableaux gestellt. Am Altar knieen die Kinder, als Hymen und Amor verkleidet, eine Schwester ist als Schäferin angethan. Elise erscheint als Flora, bekränzt den Altar unter Musik und pantomimischen Bewegungen und deklamiert, was die schöngeistige Stiefmutter zum Lob des Vaters aufgesetzt hat.

Auch Theater wird gespielt. Die Verballhornisierungen Shaksperes von Christian Felix Weiße, Romeo und Julie, sowie Richard der Dritte, für den Hausgebrauch gezähmt, führte man auf.

Doch diese Regungen einer zarteren Kultur sind ganz vereinzelt und nur rein äußerlich konventioneller Natur. Die Männer dieser Welt leben durchaus noch in der Vorstellung des Herrenrechts. Entweder sind es Frauenjäger, die eine gewisse Galanterie nur als Firnis tragen, wie der elegante Oberjägermeister in dem „wohllassenden" schwarzsammtenen Oberrock mit den Spitzenmanschetten, oder es sind ungehobelte Nimrode, Waldmenschen, die mit Hund und Wild besser Bescheid wissen als mit dem höchst wunderlichen „Weibergeschmeiß".

Bei den Tafelein sind die „ehrbaren Zötlein" noch so brav im Gang, wie auf den Ritterburgen des sech-

zehnten Jahrhunderts, und von der dröhnenden Lache der gutgelaunten Jägersleute schallt das Gebälk, und die züchtigen Frauenzimmer halten vergnüglich still dazu. Ja, sie schwatzen munter mit, und eine alte Tante sagt unter dem wiehernden Gelächter der Gesellschaft, die sich über Elise, die scheue junge Frau, mokiert: „Sie ist gar nicht aus unserer Familie; sie kareſſiert den lieben Mann gar nicht. Ich bin ein altes Weib und kareſſiere meinen alten Kleist mehr, als unser Junges ihren vortrefflichen Mann kareſſiert."

Lauter Hohn bricht über die Bücherleserinnen aus. Die Staroſtin sagt: „Hast Du die Bücher nur zur Parade, dann bist Du eine Närrin, und liest Du sie gar, so bist Du ganz verrückt! Wo kann ein Weiberkopf so viele Bücher fassen." Und als die Angegriffene — es ist immer Elise — devot erwidert: „Meine gnädige Großmama, hier ist kein Buch, das nicht ein jeder, der sich im Nachdenken übt, verstehen sollte," fährt die tyrannische Frau auf, als wollte sie die Widersprechende züchtigen. Alle anderen aber, Elisens Gatte, der Herr von der Recke voran, sind voll Schadenfreude, und eine andere alte Tante erzählt, wie der Onkel aus Nerst mal in Mendelssohns „Phaedon" hineingeguckt habe, weil er hörte, „ein dummer Jude wolle beweisen, daß die Seele unsterblich sei"; er sei neugierig geworden, „was ein Lumpenjude schreiben könne, aber er habe das dumme Buch nicht verstanden".

Das alles aber sind nur Szenen des äußeren Lebens; sie geben ein Bild von der Bühne, auf deren Hintergrund nun erst das intime Drama Elisens sich abspielt, ihre Ehe. Der Schlüssel dazu liegt in den bitteren Worten, die Elise an eine Vertraute schreibt, und die den ganzen Abgrund zwischen der alten und der neuen Zeit aufdecken: „Mama glaubt, die ganze Pflicht einer Frau bestehe einzig nur darin, mit ihrem Mann ein Bett zu teilen" — (und an einer anderen Stelle) „recht als hätten wir keine Seele, als wären die Weiber nur ein Stück Fleisch."

Es waren in dieser Ehe durch die oberflächlich politische Stiefmutter zwei Menschen absolut falsch gepaart worden. Unvereinbare Gegensätze bilden die rauhe dralle Art des Gutsbesitzers und Jägers, der zu Haus seine echte „Männergemütlichkeit" und sein derbes Vergnügen ohne unbequeme Umständlichkeiten haben will, und die empfindsame Elise, deren Jugend völlig um alle Gefühlsansprüche betrogen wurde, und die einen wahren Heißhunger nach allem Weicheren, Zarten, nach seelischem Austausch und vertrauender Hingabe ihrer immer angstvoll scheu versteckten Zärtlichkeit hatte. Die konfliktschwere Situation wird dadurch verschärft, daß beide nicht, wie wir heutigen Betrachter es gut sein können, Psychologen sind, die sich gegenseitig in ihrer Wesensverschiedenheit wenigstens verstehn. Sie sind vielmehr beide blinde Geschöpfe dumpfer Notwendigkeit, die über vermeintliches gegenseitiges Recht und Unrecht hadern. Sie sieht in dem Mann einen herrischen Gebieter, der nur für seine Ställe Sinn hat, und der, wenn sie ihn bittet, mit ihr im Nachtigallenwäldchen im Mondschein zu wandeln, ihr mürrisch erklärt, er sei müde. Und er ist völlig ratlos diesem Weiberwesen gegenüber, das sich zaghaft wie ein geprügelter Hund an seine Seite duckt, das stets die Augen voll Thränen hat („auch im Schlaf weinen sie, wo haben sie nur all die Thränen her," meint er hoffnungslos), und dem er doch eigentlich nichts gethan hat. Und er wird sich, trotzdem ihn ihre fremdartige Schönheit im langen braunen Mantel ihrer Haare immer wieder reizt, bänglich klar darüber: ehe er verheiratet war, war er der glücklichste Mann; Weiber sind nur eine Plage.

Interessanter nun, als die Etappen dieses heimlichen Ehekrieges zu verfolgen, mit seiner monotonen Wiederholung der gleichen Szenen, der immer wieder neu empfundenen Unmöglichkeit des Zusammenkommens und der ermattenden, zerrüttenden, immer wieder gemachten Eintrachts-Versuche, bis endlich sich äußerlich scheidet, was innerlich nie vereinigt war, ist es, das Bild der Frau isoliert zu betrachten.

Auf dem Hintergrund, den die flüchtigen Striche genügend charakterisierten, steht eine Desillusionierte, die in sich einen ganz unausgeschöpften Gefühlüberfluß birgt. Sie ist, das kompliziert die Situation, dabei völlig unbewußt und verhält sich zu ihrem eigenen Wesen ziemlich unklar und unsicher. Ihr Verstand, der nie geschult worden, hat gar keine Kontrolle. Und nun wuchern in dieser Unbefriedigten alle vagen Schwärmereien und Sehnsüchte. Sie verschwendet sie mit Inbrunst an die neuen Bücher der empfindsamen Dichter, die ihre gläubig empfangene Seelenspeise werden. Sie schafft sich Abbilder und Idole und baut in ihrem Herzen Altäre.

Sie thut, was am Beginn eines neuen Jahrhunderts der Verkündiger neuer Menschlichkeiten, Schleiermacher, in seinem Katechismus für edle Frauen warnend wehrte: „Du sollst Dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbst geträumten oder phantasierten; sondern Du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn sie, die Natur, Deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerei der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle."

Zuerst war es der Geist des toten Dichters Chronegh, den sie wie einen Heiligen verehrte; bei all ihren Handlungen denkt sie daran, ob der selige Genius mit ihnen zufrieden wäre, und als sie zum ersten mal sein Porträt sieht, wird sie ganz rot und wagt es kaum, den anzublicken, der ihrem Herzen so lieb ist. Dann aber treten leibhaftige Menschen in ihr Leben, und wir beobachten Beispiele der in jener Zeit so üppig wuchernden Seelenfreundschaften. Und zwar ist es immer derselbe Siegwarttypus, der wiederkehrt: ein Jüngling, der zu ihr aufblickt, in Madonnenverehrung, dessen Begehren schweigt und der die schmerzlichen süßen Wonnen der Entsagung lehrt. „Edle Freundin", „Tugend", „Vollkommenheit", „Läuterung", „Wiedersehen in einer besseren Welt" sind die Vokabeln dieser Gefühlsterminologie.

Das stärkste Erlebnis dieser platonischen Exaltation hatte Elise mit dem Dichter Hartmann. Und diese Episode und verwandte Situationen werden, abgesehen vom rein psychologischen Interesse, dadurch frappierend, daß diese Lebensszenen Echos litterarischer Szenen aus den Büchern der Zeit sind, und so Beispiele dafür geben, wie weit die Ekstasen der Bücher in das Leben hineinwirkten.

Alle Blüten der empfindsamen Dichtung, die mit scharf charakterisierender Analyse und Bestimmung Heinrich Kröger in seinem Buch über den Siegwartdichter Miller wie in einem Gefühlsherbarium gesammelt hat, sieht man hier lebendig sich ranken.

Deutliche Parallelen zu dem Roman „Das Fräulein von Sterenheim" von der Laroche finden sich. Auch Elise wandelt gleich ihr: „die Luftsäule, in der sie atmet, ist so moralisch geworden, daß der Lasterhafte sich ihr niemals nähern wird."

Wörtliche Anklänge finden sich. Als Hartmann stirbt, spricht er von dem „höheren Wesen, das in weiblicher Gestalt, als Engel unter den Menschen wandelt, der Name sei ihm zu heilig, als daß ihn Sterbliche nennen könnten, würde er aber im Chor seliger Geister sein, dann würde er diesen Namen lobpreisen." Das ist der Gefühlsbrauch der empfindsamen Dichtung. Ganz ähnlich spricht sich Klopstock aus, der in seiner Totenklage an die dänische Königin Luise den Namen nicht sagt, sondern anhebt: „Da Sie (ihr Name wird im Himmel nur genennet) Ihr sanftes Aug im Tode schloß."

Wenn Elise schreibt: „wir fühlen Hand in Hand das Glück, den großen Gedanken der Schöpfung zu durchdenken," so kommt wieder Klopstocks erste Strophe des zürcher Sees in Erinnerung . . . „schöner ein froh Gesicht, das den großen Gedanken seiner Schöpfung noch einmal denkt."

Wesentlicher aber als solch Zitatenparalleldetail sind unbewußte Gefühls- und Stimmungsparallelen.

Eine große Rolle in der Litteratur der Zeit spielt der Reliquiendienst. Seidenbänder, Dosen, Haarlocken

werden als Heiligtümer gehalten. Siegwart hegt das Pflaster, das Marianne auf seine Fingerwunde legte, und sie bewahrt das Taschentuch, das sein Blut getrunken. So finden wir auch in der Welt Elisens die Ringe aus geflochtenen Haaren als ewige Treuesymbole, und das Bild der Geliebten wird in einer blechernen Kapsel auf der Brust getragen. Ja, zwischen Bruder und Schwester, wie es mit Elise von der Recke und Fritz von Medem war, spinnen sich solche schwärmerischen Seelenbande. Und immer wird für solch Bündnis als Schutzgeist der Genius eines Dichters gewählt. Wie Lotte und Werther im gesteigerten Moment ihres Gefühls sich im Namen Klopstock finden, wie Miller und sein Mädchen in der Nacht vor dem Scheiden in Jammer beieinander sitzend, die thränenfeuchten Hände auf die Messiade legen, so begiebt es sich hier ähnlich.

Als Fritz sich von seiner Schwester, wie von einer Geliebten losreißt, alle „heiligen Plätze der Erinnerung" aufsucht, da mußte man ihm Klopstocks Oden bringen, „und er fühlte Wonne in den Spitzen der Finger, mit denen er sie hielt".

Die „Wollust der Thränen", „joy of grief" ist das stärkste Erlebnis dieser Neigungen. Ein Kultus wird mit ihnen getrieben, sie sind ein ganz besonderer Saft. Miller verlangt: „Mein Mädchen muß weinen können und Thränen lieben," in den Scheidebecher fallen die Tropfen, und die Selig-Traurigen genießen die Mischung aus Wein und Zähren wie ein Sakrament. Sinnliche Mystik fühlt man hier schon wirksam, wenn sie auch vielleicht diesen auf ihre Keuschheit Stolzen unbewußt blieb. Millers Dörner schmachtet danach, daß Sophiens Augen glänzend werden und er ihre Thränen küssen kann. Und genau wie eine Stelle aus einem Roman dieser Gefühlswelt wirkt in unseren Briefen Elisens Schilderung einer selbsterlebten Situation: „ich und Hartmann, wir bogen uns hinaus, um die Stellung des Orion zu sehen, — sein Gesicht kam mir so nahe, daß ich den Hauch seines Atems fühlte; er nahte sich mir noch mehr, da zog ich mich zurücke, der Krummkamm fiel aus meinen Haaren, meine Haare wehten ihm ins Gesicht, er küßte die Spitzen meiner Haare, ergriff meine Hand, küßte diese — ich fühlte seine heißen Thränen, — ein nie gefühlter süßer Schauer durchbebte mich. Aber noch wohler wurde mir, als ich, ungesehen, Hartmanns heiße Thränen von meiner Hand küßte."

Ein leidenschaftlich wirkender Gefühlsfaktor ist der Grabes- und Todesgedanke, die selige Sehnsucht, den Kerker des Leibes zu verlassen und in jenseitigen Höhen sich rein wiederzufinden: „dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen, die du, Natur, einander bestimmtest."

Cypressen sind die Lieblingsbäume im lyrischen Garten, und wie die „künftige Geliebte" angerufen wird, so schweift auch das wehmutsvolle Sinnen zum künftigen Grab. „Gieb doch, o lieber grüner Plan, mir meine Ruhestelle," singt Hölty, und beliebte Embleme sind die Hügel mit den Urnen und Vasen; man sucht das Wühlen in schmerzlichen Erregungen, und man gesteht offen ein, daß das Versenken in die Todesstimmung heilsam ist, „die eingefrorene Empfindung mit einem mal wieder aufzutauen." Und in Elisens und ihrer Freunde Vorstellung klingt das alles wieder.

Hartmann hatte in die Rinde eines Baumes auf dem Landsitz der Medems (Elisens Familie) Bodmers und Lavaters Namen eingeritzt und dazu gesagt: „Wenn ich in Kurland sterben sollte, so wünschte ich unter diesem Baume begraben zu werden." Und Elise genügt sich nicht an der Trauer um den Abgeschiedenen, sondern sie verstärkt durch gesteigerte Gruftvorstellungen ihren Schmerz: „hätte ich unvermerkt den vormals beseelten Staub des Edlen sehen, seinen Sarg öffnen können, dies wäre mir ein wehmutsvoller, aber wohlthätiger Anblick gewesen."

Der rückhaltloseste Ausdruck der Neigungen giebt sich in den Briefen hin. Sie sind das Ventil, durch das sich das leidenschaftliche Gefühl ergießt, und verschwenderisch läßt man es strömen. Herdern ist das Schreiben an seine Braut „recht die Stunde der Vergeistung und eine kleine Himmelfahrt".

Hartmann, der übersinnliche Freier, genießt, nachdem er sich von Elisen losgerissen, seine stumme Liebe durch platonische Briefstellerei. Er schreibt täglich an sie: „so recht aus der Fülle des Herzens." Er versiegelt die Episteln und verschließt sie in seiner Schatulle: „und diese süße Täuschung — als könnte meine Seele sich ganz in die ihrige durch Briefe ergießen, die that meinem Herzen wohl."

Sehr charakteristisch ist für die Epoche auch der briefliche Gefühlsaustausch persönlich Unbekannter. So entspinnt sich ein schriftlicher Verkehr Elisens mit Lavater. Hartmann hatte ihn gebeten, seiner Freundin eine Zeile zu senden und so gleichsam Vertrauter und Schutzgeist des Bundes zu werden: „Thu' mir die Freundschaft, Lavater, und schreib' ein kleines Blättchen an meine Freundin von der Recke; was Du willst, es wird ihr Freude machen und mir. Sie denkt oft an Dich und hat mir oft mit süßer Sehnsucht gesagt, wie gerne sie Dich kennen möchte."

Wie die Litteratur der Zeit hier in lebendigen Menschen sich leibhaftig darstellt, so auch die Kunst. Zwanglos könnten diesem Buchband als Illustrationen chodowieckische und meilsche Almanachbilder beigegeben werden, so typisch sind manche Situationen. Vor allem die Szenen des Landlebens scheinen wie aus den Kupfern geschnitten: all das Schwärmen an den Erinnerungsstätten, an den geweihten Plätzen in der Frühe; die Frühlingsfeste, wo „Klopstocks Frühlingsfeier zergliedert und gefühlt wird"; Elise in langen fliegenden Haaren, in ihren weißen Nachtkleidern beim Aufgang der Sonne, wenn ihr „der Lerche hoher Flug unnennbare Empfindungen ins Herz gießt"; der einsame Schwärmer, der die Erinnerungswallfahrt zu den geliebten Oertern, zu dem heiligen Wäldchen und den Lauben macht, ein paar Erdbeeren pflückt auf dem grünen Plätzchen „ohnweit Klopstock" und sie andachtsvoll ißt, „mehr Nahrung für die Seele als für den Magen" . . .

* *

Ein Gefühlsarchiv von seltener Vollständigkeit ist dieser Briefband. Wie aus einem Marmorsarg, der sein Geheimnis treu gehütet, kommen jetzt ans Licht die Zeugen verschollener Gefühlswelt.

Neugierig studieren und analysieren wir die Handschrift und den Kurialstil zärtlicher Herzen, und nachdenklich erkennen wir, wie auch die Aeußerungen der Gefühle ihre Tracht und ihre Mode und sogar ihr Zeremoniell haben, die wechseln, wie die Gewänder und die Geräte.

Eine Kuriosität ist uns dies „Traute Flüstern, sanfte Tändeln, wehmutsüße Heimlichkeiten", doch vor hundert Jahren sehnte sich jeder Jüngling so geliebt zu werden, jedes Mädchen so geliebt zu sein.

Die Tragödie des Hochmuts.

Von **Josef Theodor** (Breslau).

(Nachdruck verboten.)

August Strindbergs dreißigjährige Künstlerschaft hat bis zum heutigen Tage eine heut ganz beispiellose Bekenntniskunst hervorgebracht. Wenn man Rousseau das Bekenntnisgenie nennt, so verdient Strindberg diesen Namen wie kein anderer vor ihm. Wir besitzen mehr als zwanzig ausgezeichnete Werke von ihm, die man nur ganz äußerlich als Dramen, Romane, Autobiographieen rubriziert: sie sind im höchsten Sinne Bekenntnisse, ohne Stil und mit einer unverhüllten Schamlosigkeit herausgestellt, die in allen Litteraturen der Welt einzig dasteht. Das alles bekommt aber erst sein schwerstes Gewicht, wenn man sich erinnert, daß in Strindbergs Erleben, das er so nackt vor uns ausgebreitet hat, die heikelsten Dinge sich abspielten. Dinge, von denen jeder andere errötend wünschen möchte, sie in seines Herzens

tiefster Finsternis zu verbergen, daß ihm keines Menschen Auge in diese verschämtesten Angelegenheiten sähe. Ich erinnere an gewisse Vorkommnisse aus der „Beichte eines Thoren". Die ganze strindbergsche Dichtung stellt darum in ihrer unerhörten realen Offenheit ein imposantes und rücksichtsloses Ringen um Befreiung der Seele dar. Wenn man im Anfang in dieser Offenheit, die mehr memoirenhaft als künstlerisch erschien, einen Stil, eine Abrückung des persönlichen Erlebnisses vermißte, so weiß man heute besser, daß gerade in dieser Mitteilungsweise für Strindberg ein Stil von imposanter Größe entstanden ist. Kein Stil, der eine Projizierung des Erlebens und seine Abdämpfung bedeutet, denn darunter wäre die Unmittelbarkeit seines fortreißenden Temperamentes abgekühlt worden, und seine Qual, die er der Welt mitteilen wollte, hätte an wilder Größe ihr Allerpersönlichstes eingebüßt. Das war es, was Strindberg fürchtete: Unter jedem Stil wird das Persönliche in ein Typisches verwandelt, das duldete seine herrische Wesensart nicht. Unter jedem Stil bleibt dem Kunstschaffenden von seinem Leben ein dunkler, unaussagbarer und bester Teil übrig, der jedem Gestaltungstriebe spottet, während Strindberg doch nach restloser Befreiung rang, die er mit einer furchtlosen Schamlosigkeit hat erkaufen müssen. Diese absolute Lyrik muß jeden Zweifel an seiner lauteren Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit ausschließen; sie ist für sie der einzig mögliche psychologische Beweis. — Wer besonders die neue Dichtung Strindbergs, in der seine Stilgebung eine sehr bemerkenswerte Wendung erfahren hat, aufmerksam betrachtet, kann übrigens bemerken, daß selbst diese von vielen als nebensächlich angesehene Seite des Kunstschaffens bei ihm immer eine Angelegenheit der Weltanschauung war; das ist etwas, das von nicht sehr vielen heutigen Dichtern gesagt werden kann.

Nicht mehr und nicht weniger als auf seine Weltanschauung ist es Strindberg bis zum heutigen Tage angekommen. Er hat sich in seinen ersten Entwickelungszeiten mit aller Wucht seiner tollenden Leidenschaftlichkeit auf den Sozialismus geworfen, den seine Herreninstinkte und sein Hochmut rasch genug überwanden. Er, der mit allem brach, das den Vätern noch die Welt bedeutete, wurde dann Wissenschaftler, der das letzte Geheimnis der Welt mit chemischen Formeln errechnen wollte. Sein Hochmut scheint auch hier keine Grenzen zu kennen, und nach zahllosen exakten Resultaten, die ihm die Wissenschaft zu danken hat, machte er sich an die Metaphysik der Wissenschaft. Das klingt im ersten Augenblick vielleicht paradox, bedeutet aber bei seinem Goldmacherversuche in der That das Bestimmende für ihn. Man nannte ihn früher den Weiberverächter, aber auch das ist nur eine Konsequenz seines Hochmuts. Sein Mannempfinden war auf das höchste und strengste entwickelt. In der ganzen Litteratur der letzten Jahrzehnte gab es keine so überragend starke Mannesgeschlechtlichkeit. Man weiß, wie eng verwandt der „Mann" dem „Herren" ist. Und dieses tragische Danaergeschenk ist die Ursache seiner leidenschaftlichen Weibgegnerschaft. Seinem männlichen Bewußtsein und herrischen Hochmut mußte die Frau, die sein Leben verkleinerte, mit peinlichen, engen Sorgen anfüllte, ihn betrog und bestahl (um seine Gedanken), der natürlichste und bestgehaßte Feind sein.

Das war bis in die Mitte der Neunzigerjahre, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die Periode seines positiven Hochmuts, aus dem Werke wie „An offener See", der „Vater", „Fräulein Julie" ausgezeichnet zu verstehen sind. Mit einer Rapidität, die im ersten Augenblick zu erfassen nicht möglich ist, erfolgte dann der Umschlag. Die bekannten Bekenntnisse „Inferno" und „Legenden" erschienen. Der metaphysische Wunsch stachelte in ihm, er endet fast mit einem Gange ins Kloster. Hier beginnt die Negation des Hochmuts, seine neue Entwickelungsperiode. Von Swedenborg und den teosophischen Spielereien rasch befreit, ist er doch weit entfernt, in der dogmatischen Religion zu enden. Von ihr hat er sich seine Symbole geholt, und es ist natürlich, die scheinbaren Bibelschöpfungen als symbolische Verkleidung seiner Gottsucherschaft anzusehen. Es folgte das Doppeldrama „Nach Damaskus", das seinen langen, furchtbaren Büßerweg ergreifend schildert. Hier schon neigt das Problem der Läuterung, also der Verleugnung des Hochmuts hinein. Darauf „Vor höherer Instanz", das aus den beiden Tragödien „Advent" und „Rausch"*) besteht. „Advent", der Spiegel der menschlichen Sünden, wirkt fast wie ein Lehrgedicht, in dem Strindberg sich selbst zur Buße, zur Demütigung predigt. Er neigt sein starres Herze den Kindern, die am Uebel der Welt keine Schuld haben. Diese ganze Tragödie bedeutet etwa die Paraphrase des Bibelwortes: So Ihr nicht werdet wie die Kindlein . . . Hier schon winkt tröstend das Licht einer sanften Liebesreligion, die er in einem fremden, geheimnisvollen Kinde verkörpert. Ueber den Szenen dieser drei Kinder liegt so starke, märchenselige Poesie, wie bei Strindberg nie vorher. Es streitet sich in Strindbergs Brust noch der Teufel sündhaften Hochmuts mit dem Engel liebender, versöhnender Milde. — „Rausch" behandelt das Erlösungsproblem als Sündenfall-Tragödie. Noch in den Händen des Priesters, der ihm die friedlichen Thore der barmherzigen Kirche öffnen soll, langt er mit letztem Lebensverlangen nach den flüchtigen Gütern der Welt. Er will seine Tage in Kirche und — Theater teilen. Und nun der letzte Schritt; er will seine mächtige Weltsehnsucht abtöten, sich ganz dem erlösenden Evangelium des Gottessohnes von Nazareth hingeben. Das ist sein Moment tiefster Gebrochenheit. Man denke, daß dieser außerordentliche Intellekt, dieser starke, unbezähmbare Hochmut für einen Augenblick ganz unterzugehen drohten. Tief im Grunde dieser ringenden Seele lebte aber ein Unbesiegbares. Daran erkennt man den alten Strindberg. Es schien, als hätte er seines Wesens Hüllen von sich geworfen, wäre am Kreuze frömmelnd zusammengebrochen, und als hätte er sich in den barmherzigen Liebesgedanken des Christentums aufgelöst. All sein Innerstes, sein tiefstes Gottverlangen schrie nach dieser Erlösung, und dann mag ihm plötzlich die Erkenntnis gekommen sein von dem Opfer, das er am Altar Gottes dafür bringen muß. Nun bäumte sein Trotz empor; wenn er nicht vor dieser vernichtenden Erlösung flieht, so nimmt er sie nur knirschend hin. So wurde ihm die Tragödie der Erlösung zur Tragödie der Demut. Hier setzt sein Passionsdrama „Ostern" (Dresden, E. Pierson) ein, das durch die ängstliche Verkleinerung seines Stils zunächst auffällt. Mit einer frappierenden Absichtlichkeit ist der Lebensrahmen darin maßlos verengt, der Intellekt vollkommen ausgeschaltet. Die Forderung des Erlösergedankens war Demut, Bescheidenheit und Schlichtheit. Die Fabel des Dramas ist daher beinahe wie für Kinder gedacht. Das Stück stellt den Passionsgang einer vielgeprüften, armen Familie dar, der ein Gläubiger nur noch das letzte ihres Besitzes nehmen kann. Voll drückender Aengstigung der erste Akt am Gründonnerstag, düster und unheildrohend der zweite am Charfreitag, bis endlich am Ostersonnabend der Erlöser kommt und um ein wenig Demütigung die Leute von ihren Sorgen befreit, daß am Ostertage die befreiende Sonne auf die Wintertrübsal folgen kann. Nur den ängstlichen Kindern erscheint dieser gute Erlöser als der Riese aus den Schinderbuchtsbergen, denn er ist ein seelensguter Kerl. Er streicht seine ehrliche Forderung einfach glatt durch, wenn der Herr Schuldner, für den der Gottessohn am Kreuz nicht extra sein Blut hat vergießen lassen, sich seinen hochmütigen Dünkel ein wenig eintreiben ließe. Marsch, dem Herrn Landeshauptmann, wenn der auch nichts von der Freiheit der Menschen wissen will, diesem Dunkelmann die ehrerbietige Reverenz gemacht und dem alten Freunde Petrus (der ihn in der Gefahr verleugnete) wieder die biedere Rechte hingestreckt! — Um der Erlösung willen beugt der Held den Nacken, wenn er auch über

*) Im breslauer „Neuen Sommertheater" im Sommer 1900 aufgeführt.

Die Blinde.

Die Farbenpracht des Frühlings leuchtet nicht für sie, kein Strahl der großen Sonne dringt in ihre Nacht. Und doch lächelt sie, glücklich und zufrieden, während sie den schmalen Grasweg dahinschreitet.

Den Kopf leicht erhoben, lauscht sie den heimlichen Vertraulichkeiten der Dinge. Wie das überall flüstert, leise, leise, nur ihrem Ohre vernehmbar!

Sie hört das Springen der Knospen, das Schwirren der Schmetterlingsflügel, das Knistern der Halme, durch die ein Käfer hastet . . .

Weiter ab ertönt das feine Zirpen der Grille, das satte Brummen der Hummel — der Baum, der dort am Feldrand steht, schickt sein Blätterrauschen herüber.

Gleich honigbeladenen Bienen kommen die Töne zu ihrem Ohr, aus der Nähe, aus der Ferne — mit Sang und Klang hält der Frühling Einzug in ihre Seele!

Ja, sie lächelt — Und vielleicht hat ihre Blindheit tiefer gesehen als dein kalt offenes Auge, das ewig nur die Farbe, den bunten Schein der Dinge schaut? . . .

Venus von Milo.

Der kleine Saal, in dem sie thront, ist halb dunkel. Im Hintergrunde hängt eine tiefrote Sammetdecke, aus der wunderbar lebendig der weiße Marmor heraus wächst.

Du sitzest auf der kleinen Bank zur Rechten des Bildwerks. Du hast den Kopf hinten an die Wand gelehnt und verlierst dich in die Betrachtung des Venuskopfes.

Aus welcher reinen Höhe er dir entgegenlächelt! . . .

Es wird still um dich, ganz still — die Welt mit ihrem Lärmen und ihrer Selbstsucht flutet von dir fort — weit, weit fort —

Du hast die Empfindung, daß der alte Mensch in dir zusammenbricht und daß ein neuer Mensch aus seinen Trümmern ersteht: ein neuer Mensch mit reinem Fühlen und selbstlosem Denken —

Du vergißt dich, dich und dein kleinliches Mühen und deine staubgeborenen Sorgen — all der Ballast des Alltagslebens versinkt hinter dir in einem dunklen Meer . . .

Und du fühlst dich so leicht, so frei — dir wachsen Schwingen — ein Himmel ewigen Lichts thut sich auf — und du fliegst empor . . .

* *

Ja, Freund, die schöne Frau kennt alle ihre Verehrer, sie hat sie alle mit ihrem geistigen Auge gesehen.

Kein Herz, das auf dieser Erde für Frauenschönheit schlägt, ist ihr verborgen; es gehört ihr, ist ihr Eigentum. Ach, dieser kleine, feine Kopf hat viel zu behalten, um all die tausend Siege nicht zu vergessen!

Und jeder Sieg macht ihre Schönheit stolzer, gebietender, machtvoller . . .

Die Frauenschönheit braucht wie die Kraft des Mannes den Erfolg, um zu erstarken, um sich durchzukämpfen zu jenem großen, stillen Selbstbewußtsein, das vielleicht ihre letzte Weihe ist . . .

Hier ruht das Geheimnis der ewigen Schönheit der Venus von Milo: weil ihre Siege nie enden, wird nie ihre Schönheit enden!

* *

Du schweigst, Venus von Milo!

Dein Marmormund hat wohl ein Lächeln, doch keine Worte; dein Denken und Fühlen bleibt ewig unausgesprochen.

Und das ist gut, schöne Frau! Wenn du deine Lippen öffnen würdest — vielleicht sagst du eine Dummheit, und aller Zauber ist entflohen!

Du bist klug, Venus von Milo; du weißt, daß Schweigen die Sprache der Schönheit ist!

Die alte Tasse.

Meine Mutter hat eine alte Tasse. Sie ist schon sehr schadhaft, und große Risse gehen hindurch.

„Gerissenes Geschirr hält am längsten!“ sagt meine Mutter oft, und im Stillen verwünscht sie die alte Tasse — sie hätte gern eine neue dafür!

Aber sie zerbricht nicht, die alte Tasse. Sie ist so zäh, das erlittene Unglück scheint sie gestählt zu haben. Man mag noch so unsanft mit ihr umgehen, sie hält alles aus!

Höchstens kommt ein neuer Riß zu den alten hinzu — —

* *

Armes Menschenherz!

Auch du magst alt und schadhaft sein, und große Risse können hindurchgehen — aber du brichst nicht — „Gerissenes Geschirr hält am längsten!“ . . .

Und doch wünscht man so oft in Stunden der Verzweiflung, du möchtest springen wie Glas, um endlich Ruhe und Frieden zu haben . . .

Du brichst nicht — nein, es kommt nur ein neuer Riß zu den alten hinzu!

Gedichte.

Von **Hans Bethge** (Steglitz)*).

(Nachdruck verboten.)

Auf Sylt.

Die Rottgans schrie. Das Meer lag hüllenlos,
Und an den Dünen hing ein letzter Glanz
Der Himmelsröte, die den Tag beschloß.
Wir wanderten den Strand hinauf. Dein Haar
Trieb mit dem Winde. Aus der Brandung stieg
Ein raunend Lied, wie eine Sage schön.
Wir wanderten den Strand hinauf und stumm.
Nur unsere wundertiefe Liebe sprach
Manchmal ein Wörtlein, daß des Einen Hand
Sich fester in des Andern fügte ein
Oder die Augen tauschten einen Kuß.
Die Rottgans schrie. Das Meer lag hüllenlos,
Und an den Dünen hing ein letzter Glanz
Der Himmelsröte, die den Tag beschloß.

Dort oben . . .

Dort, wo die Sonne mit dem Nebel kämpft,
Liegt unsere Heimat. Du, Geliebte, bliebst
Ihr treu: doch nicht mit mir. Sinne nicht mehr
Den Tagen nach, die uns auf ewig tot,
Und wein' nicht mehr. Doch wenn der Herbst sich naht
Und Deine großen, stillen Augen sehn
Den Nebel greifen übers kahle Feld,
Und Du bist einsam und dem Leben fern —
Dann denk' an mich und auch an jenen Mai,
Da ich Dir Rosen in das Goldhaar flocht
Und Du nicht glauben wolltest, daß das Glück
So kurz nur sei wie einer Rose Blühn.

Herbst in Aragon.

Der Ebro klang. Die laue Nacht erglänzte
In Silberlicht, das aus den Höhen kam.
Die Gärten, die das Hügelland begrenzte,
Schliefen wie Träume tief und wundersam.

Nur aus dem fernsten regte sich ein Klagen,
Ein Mädchenlied, das blaß und ängstlich war:
Gleich einer Sehnsucht nach verrauschten Tagen,
Da Rosen noch in allen Locken lagen
Und noch der Frühling keine Sage war.

---

*) Aus: Die Feste der Jugend. Ein Gedichtbuch. Mit Zeichnungen v. J. M. Olbrich u. einem Bilde. Berlin, Schuster & Loeffler. 179 S. (s. d. Besprechung auf Sp. 640 f.).

Hans Bethge.

Bei Saragossa.

Auf allen Gärten Saragossas lag
Der Mond wie blaue Seide. Das Gesträuch
Stand funkelnd um die Marmorbrunnen da,
Gleich silbernen Wolken, die ein schöner Duft
Ins Leben wies, das ihnen nur ein Traum.
Wir glitten auf dem flüsternden Fluß zu Thal,
Bekränzte Jugend, schöne Frauen auch,
Und sahn den Glanz und fuhren weit ins Land,
Durch viele Gärten, blühenden Feldern zu.
Da hub die schönste von den Mädchen in
Dem schwebenden Kahn mit sanfter Stimme an
Ein Lied zu singen, das wie Heimweh war,
Und lieblich gleich dem Mondlicht rings im Land.
Wohl mancher Wanderer an dem Ufer, der
Es hörte, manches späte Liebespaar,
Das einsam seine glücklichsten Pfade ging,
Hielt an, verwundert, lauschte dem Gesang
Der schönen Stimme, bis das ferne Licht
Ihn ganz begrub, und lenkte seinen Schritt
Nachsinnend weiter, an dem Wasser hin.

Traum in Spanien.

Heute Nacht lag ich im Norden,
Und ein grauer Tag verschwand,
Und, zum schönsten Traum geworden,
Dehnte sich mein Heimatland.

Und ich sah ein Segel gleiten
Auf dem abendlichen Strom,
Und in halb verhüllten Weiten
Lag die Stadt mit ihrem Dom.

O, wie da die Wälder sangen,
Die ich längst nicht mehr vernahm,
Und die alten Glocken klangen
Wie im Märchen wundersam.

Und das Wehr kam aus der Ferne,
Und es dämmerte das Feld,
Und die ersten großen Sterne
Zogen leuchtend durch die Welt ...

Unruhige Stunde.

Nachts über die Wiesen, die Erlen entlang,
Geht ein Gesang, geht ein Gesang,
Der ist wie stilles Weinen.
Der ist wie ein tiefes Klagegedicht,
Das aus dem ärmsten Herzen bricht —
Armes Herze, was weinst Du so?

Die Nebel ziehn übers blasse Land.
Was wird mir die Stunde so wohlbekannt
Und die fernen, verlorenen Töne?
Was schlägt meine Brust so lauten Schlag?
Die Nacht ist lang. Kurz ist der Tag —
Armes Herze, was weinst Du so?

Auf dem Palatin.

Die blauen Berge meiner Jugend
Ragten, in lieblichen Glanz gehüllt,
Da ich allein in fremden Landen lag.
Durch die winkende Ferne auf.
O, wie die Sehnsucht da mein Herz ergriff
Und nichts als Flügel dachte und Sturmesflug
Den schimmernden Heimatgärten zu,
Die ich als Kind mit lachendem Sinn durchflog.

Du heiliges Blütenland, das meine Unschuld sah,
Hast all mein Wehe nun wieder aufgerührt.
Ich sehe die blauen Berge im Dämmerlicht
Und Friedensglanz — und darf dem Glanz nicht nach.

Ich breite wünschend beide Arme aus —
O hätt' ich jetzt das zärtliche Heimatglück
Der ersten Jugend. Vater ... Mutter ...
O wie ich einsam bin ...

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Mit besonderer Rücksicht auf das Buch von W. Bölsche „Hinter der Weltstadt" schreibt Th. Achelis „Ueber ästhetische Kultur" (Nordd. Allg. Ztg. 10). Sie ist ihm der konkrete Ausdruck einer umfassenden, einheitlichen, alle Tiefen und Höhen des Daseins durchdringenden Weltanschauung, Philosophie in der persönlichsten und schärfsten Fassung, die denkbar sei. Ihrer habhaft zu werden, das Halbe, Zerfahrene unserer modernen Bildung auszugleichen, die bunt wechselnden Eindrücke in innerer Sammlung und Einkehr zu verarbeiten, tiefe Sehnsucht nach Ruhe und Frieden zu hegen, dazu könne Bölsches Buch — freilich erst bei einer gewissen kongenialen Stimmung — die Veranlassung geben. — Mehr vom praktischen Standpunkt aus greift diese Frage nach tieferer Durchbildung des Einzelnen wie des Volkes S. P. Altmann auf („Bildungsarbeit", Beil. z. Allg. Ztg. 5), indem er die Volkshochschulkurse betrachtet und neue Vorschläge macht. — Auf das besondere Gebiet der Dichtung führt Richard Wulckow in seinen „wider die Poeten" gerichteten Verbesserungsvorschlägen. Er wendet sich gegen die erbärmlichen Reimereien der Dilettanten, die nur dank gesellschaftlicher Rücksicht geduldet würden, und fordert Ablehnung solch elender Afterpoesie nicht nur von dem Publikum, sondern vor allem von den Redaktionen kleiner und kleinster Blätter (Beil. z. Allg. Ztg. 7). — Mit der Presse beschäftigen sich einige weitere Aufsätze. H. H. Houben veröffentlicht den „Entwurf zu einer deutschen Bibliographie" (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 2). Was unsere Zeitschrift für den Raum je eines halben Monats, die Jahresberichte für deutsche Litteraturgeschichte für den Zeitraum eines Jahres an Berichterstattung über Zeitungen und Zeitschriften leisten, soll hier auf das ganze letzte Jahrhundert ausgedehnt werden, um den Forschern ein durch zahlreiche Mitarbeit gefördertes Werk zu bieten, das nutzlosem, zeitverschwendendem Suchen des Einzelnen vorbeugt, indem es die Menge wissenschaftlicher, in Zeitungen und Zeitschriften zerstreuter Artikel systematisch sammelt, ein Unternehmen, das jeder Forscher mit Freuden unterstützen wird. — Zu dem fünfundsiebzigjährigen Bestehen der „Bohemia" (s. unter „Nachrichten") teilt Alfred Klaar „Erinnerungen" mit, in denen er von Franz Klutschak, dem früheren Chefredakteur, von Joseph Bayer, Julius Rosen und J. Gundling, von S. Heller, den Kritikern und Feuilletonredakteuren, dann von dem Musikhistoriker Ambros, von Joseph Walter, Klutschaks Nachfolger, und von Joseph Willomitzer erzählt (Boh. 1). — Eduard Engel bespricht „Das neue Urhebergesetz", das am 1. Januar d. J. in Kraft getreten ist und einige die Autoren schützende Veränderungen enthält (Berl. Tagebl. 661). — Von „Schriftsteller-Honoraren", besonders englischen und französischen, plaudert Paul Bernhard (Kiel. Ztg. 20783). — Ueber Preisverteilungen an Schriftsteller handeln mit der besonderen Anwendung auf den „Schiller-Preis" Max Lesser (N. Wien.

Tagbl. 355) und auf den „Nobel-Preis“ Max Nordau, dieser mit der Schlußfolgerung, daß die Dichter, die bisher Hungers zu sterben pflegten, durch den Nobelpreis nicht gehindert würden, dieser Gewohnheit treu zu bleiben (N. Fr. Pr. 13414). — Der Tod des „Seniors der deutschen Presse“, Heinrich Kruses, hat mehrere Aufsätze hervorgerufen. Unter jenem Titel widmet die Kiel. Ztg. (20790) dem als Dichter wie als Journalist und Menschen gleich vornehm-selbstlosen Manne einen Nachruf. Mit pietätvoller Dankbarkeit betont E. Ginschel (Ostd. Rundsch., Bromberg, 12), daß Kruse wie kein anderer den Stand der Journalisten zu Ehre und Ansehen gebracht habe. — Das reiche Wirken und Schaffen eines andern kurz vor Jahresschluß gestorbenen Publizisten, des deutschkatholischen Theologen Franz Xaver Kraus, schildert ausführlich die Köln. Volksztg. (21, 22, 24). Als das eigentliche Werk seines Lebens vereinige seine Geschichte der christlichen Kunst alle Vorzüge seines Genius, die ungeheure Gelehrsamkeit, die Vielseitigkeit des wissenschaftlichen Interesses, die feine Empfindung für Schönheit und ideale Gedanken und die vollendete Kunst der Darstellung. Die „letzten Tage“ ihres Mitarbeiters schildert in einem Aufsatze aus der Feder E. Haudillers die Allg. Ztg. (Beil. 4). Als einen jener Männer nennt ihn die Tägl. Rundsch. (304), denen der Gedanke vom Bunde deutschen Geistes mit katholischem Christentum am meisten am Herzen lag. Auf denselben Grundton ist der Nachruf gestimmt, den Sigmund Münz dem Dahingeschiedenen widmet (N. Fr. Pr. 13424). — Kaum zwei Wochen nach dem Hinscheiden dieses Kämpfers und Gelehrten traf die Nachricht vom Tode Wilhelm Hertzs, des gleich feinsinnigen Forschers, ein. Freundeshand zeichnet das Bild dieses Poeten, des hervorragendsten, den das sangesfrohe Schwabenland in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat (Nordd. Allg. Ztg. 8). — „Zum hundertjährigen Geburtstag von Karl Lehrs“ ist der Titel eines Feuilletons (Voss. Ztg. 21), in dem Paul Stettiner die Art und die Größe des königsberger Professors und Philosophen, dieses nach Nordland verschlagenen Hellenen, feinsinnig beleuchtet.

Sonst ist von Gedenkartikeln eine größere Anzahl zu nennen, die namentlich in Oesterreich durch die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Eduards von Bauernfeld hervorgerufen war. Bauernfeld lebt noch — der frohe Ruf zieht sich durch alle wiener Blätter. In ihm hat die moderne Jugend einen der vornehmsten Repräsentanten von Alt-Wien. Er war, so schließt Karl Glossy (N. Fr. Pr. 13428), ein grundehrlicher Mensch, ein hochbegabter Dichter und ein wahrer Patriot. Das Burgtheater feierte die Wiederkehr des hundertsten Geburtstages mit dem Stücke, das Bauernfelds Ruhm sicherte, „Bürgerlich und Romantisch“. Ludwig Hevesi berichtet darüber (Fremdenbl. 13) und feiert Bauernfeld, den ewig Jungen, der mit seiner Eigenart die Großmütter, Mütter und zuletzt die Töchter bezaubert habe. Persönliche Freundschaft spricht aus dem Aufsatz, den Theodor Gomperz (N. Fr. Pr. 13428) „zur Erinnerung an Eduard von Bauernfeld“ veröffentlicht; mehr biographischer Natur sind die Aufsätze von Karl Fuchs (Tagesbote aus Mähren u. Schles. 18), K. Nowack (Dtsch. Ztg., Wien; 10785), K. Schreder (Dtsch. Volksbl. 4678), Neues Wien. Tagbl. (12), R. v. Gottschall (Leipz. Tagebl. 21), E. Morburger (N. Zürich. Ztg. 13) und R. Hirschfeld (Frankf. Ztg. 12); „Andenken an Bauernfeld“ enthält das Neue Wien. Tagbl. (M. Kalbeck, 11); eine Charakteristik seiner Werke und seiner Stellung in der Litteratur geben A. Semerau (Kiel. Ztg. 20785), W. Fred (Zeitgeist 2), W. Franzius (Bresl. Ztg. 28), S. Schlesinger („Timon von Wien“, Wien. Morgen-Ztg. 11), R. Holzer (Wien. Ztg. 9); die wiener Ostd. Rundsch. (11) druckt aus Kürnbergers Feuilletonsammlung „Siegelringe“ den Aufsatz „Hebbel und Bauernfeld“ ab; gegen Kürnbergers idealistische Auffassung wendet sich die Arbeit.-Ztg. (13, Wien). Erinnerungen und Anekdoten aus des Dichters Leben teilt E. Horner im Ill. Wien. Extrabl. (11) mit. Auf Bauernfelds Stellung zu der Censur, auf sein Verhältnis zu Moriz v. Schwind, Franz Schubert und Grillparzer wird hingewiesen. — „Grillparzer und Bauernfeld“ heißt ein Vortrag Paul Schlenthers, den die Neue Fr. Pr. (13431) abdruckt. — Ueber jenen und weiterhin über Anastasius Grün, Johann Nestroy, Adolf Pichler, Hieronymus Lorm, Amalie Haizinger und das wiener Burgtheater handeln Sonderbeiträge im „elften Jahrbuch der Grillparzergesellschaft“, das Moriz Necker in der Beil. z. Allg. Ztg. (6) ausführlich bespricht. Auf das von diesem wiederum übersetzte Werk des Franzosen A. Ehrhard „Franz Grillparzer“ geht E. Gnad (Graz. Tagesp. 14) ein. — Als „Poet des Mittelmeeres“ wird Erzherzog Ludwig Salvator seiner köstlichen, feinsinnigen Reisebeschreibungen wegen von Max Rothauser gepriesen (Pest. Lloyd 309). — „Vom Fortschritte nationalen Schrifttums in Oesterreich“ spricht K. Bienenstein (Dtsch. Welt 14). — Die tiefe Seelenwelt Anzengrubers sei durch Bettelheims Herausgabe seiner Briefe ganz erschlossen, betont R. Holzer (Wien. Abendp. 300). — Der Brief- und Memoirenlitteratur wurde auch sonst Beachtung geschenkt. Das in einzelnen Partieen ungleichmäßige, im ganzen aber gelungene Buch „Die Meister des deutschen Briefes“ von Th. Klaiber und Otto Lyon giebt von den vortrefflichsten deutschen Briefen eine begrüßenswerte Auswahl (R. Fürst, Voss. Ztg. 7). — Mit einer Auslese aus seinen Briefen schildert die Wien. Ztg. (6) „Schiller im Hauskleide“. — Von dem Inhalt der „Briefe Scheffels an Eisenhart“ (hrsg. v. Louise v. Kobell) giebt die N. Fr. Pr. (13415) Kunde. — Zu den kostbarsten Erscheinungen der reichen jüngsten Memoirenlitteratur rechnet Max Osborn Rudolf Hayms Erinnerungen „Aus meinem Leben“ (Nat.-Ztg. 29). — Die beiden neuen Biographieen über Mörike von Harry Mayne und K. Fischer beurteilt, jene günstiger als diese, E. Consentius (Nat.-Ztg. 7), desgleichen, nur das Urteil über Fischer noch verschärfend, H. H. Houben (Nordd. Allg. Ztg. 5, 6. Ferner brachte Nr. 10 zu diesen „Mörike-Aufsätzen“ kleine Berichtigungen). — Des letztgenannten Referenten „Gutzkow-Funde“ betrachtet L. Hirschberg (ebenda, 3). — Aus den Reihen des jungen Deutschland sind Heine und Börne noch vertreten. „Der Dichter ohne Denkmal“ ist ein zweiter Artikel von Emil Rechert (Prager Tagebl. 13), dem nichts besonderes zu entnehmen ist. — Eine wortgeschichtliche Untersuchung stellt Friedr. Kluge an: „Ludwig Börne über Geburtsjahr und Geburtstag des Wortes ‚Preußentum‘“, das nach Börnes Zeugnis als eine nach den Befreiungskriegen entstandene Schöpfung des Frhrn. v. Lüttwitz anzusehen sei (Nordd. Allg. Ztg. 2). — Die Stellung Börnes zu Goethe, die für die damalige Welt nicht ohne Einfluß war, berührt H. E. Jenny in einem längeren Artikel über „Gottfried Keller und das deutsche Geistesleben“ (Allg. Schweiz. Ztg., Sonnt.-Beil. 1, 2). — Zur Goethe-Litteratur gehörte in Feuilleton „Ohne Wittenberg kein Weimar“ (L. S., Nat.-Ztg. 705), das den Geist Luthers und Melanchthons durch die Folgezeit bedingend wirksam sieht, zwischen den beiden Städten unter der Herrschaft desselben ernestinischen Fürstenhauses ein vermittelndes Band. — „Goethe als Journalkritiker“, mit herbem Tadel nicht kargend, führt Ludwig Geiger vor (Frankf. Ztg. 1). — Matthieu Schwann erörtert die zwischen Haeckel und Wiesner entstandene Kontroverse hinsichtlich Goethes Entwicklungsidee („Die Goethe-Sphinx“, Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 1, 2). — Als „die neun Musen Goethes“ bezeichnet W. Bode die Liebe, Jugend, Einsamkeit, Sammlung, Anregung, Zustimmung, Bewegung, freie Natur und gesunde Lebensweise (Der Zeitgeist 1).

Kurz genannt seien die Charakteristiken moderner Autoren und Besprechungen einzelner Werke. Den Lyriker Paul Remer, der rein und gütig als Mensch sei, einen der wenigen Begnadeten, preist H. Müller (Mähr.-schles. Korresp. 258). — Begeistert spricht J. A. B. von Hugo Salus' neuem Evangelium der Schönheit „Christa“, das eine Reihe klang- und farbenberauschter

Gedichte biete (Bohemia, Prag, 352). — Ueber den zweiten Teil von Spittelers „Olympischem Frühling" berichtet K. Frey (Allg. Schweiz. Ztg., Sonnt.-Beil. 52). — Von Romanen sind ausführlicher besprochen Hollaenders „Weg des Thomas Truck", „ein ernstes Produkt unserer sehnsuchtsvoll suchenden, zur Höhe strebenden, nach Glück und Schönheit dürstenden Gegenwart", von Max Osborn („Ein Zeitroman", Nat.-Ztg. 3), G. v. Omptedas „Cäcilie von Sarryn" unter der Spitzmarke „Der Roman der alten Jungfer" (Voss. Ztg. 11), Gustav Frenssens „Jörn Uhl", ein „deutscher Roman, ein Buch, ganz überspunnen von deutschem Märchenzauber, ein Buch, das stark, grausam, gewaltig ist wie das Leben selbst", von Carl Busse (Der Tag 11). — „Das religiöse Bekenntnis einer Modernen", Hans von Kahlenbergs (rectius Helene von Monbarts) Roman „Der Fremde" ist nach Th. Kappsteins Kritik kein gelungener Wurf, aber gleichwohl interessant (Berl. Tagebl. 19). — Von den Werken anderer Frauen betrachtet Marie Herzfeld die Essaisammlung Malvida von Meysenbugs „Individualitäten" (N. Fr. Pr. 13422), A. M. Kolloden „Zwei interessante Bücher" (Dtsch. Volksbl. 4677), nämlich das neueste Buch der Gräfin Coudenhove „Ein Babenberger" und Enrika v. Handel-Mazettis „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr". — Dieses Buch wird zusammen mit Werken anderer Katholiken in einem Aufsatz erwähnt, mit dem R. Braun ein Wort für die „katholische Belletristik" einlegt (Wiener Reichsp. 10). — A. Lohrs „Geistig defekt?" empfiehlt als katholischen Sittenroman René Schickele (Der Elsässer 11).

* *

Eine buntscheckig-reiche Auswahl bieten diesmal die Aufsätze, die sich ausländischer Litteratur zuwenden. Armin Schwarz schildert im Anschluß an eine im Dezemberheft der „Revue des deux Mondes" veröffentlichte Studie des Grafen d'Haussonville „Madame de Maintenon und ihre Sekretärin", Fräulein von Aumale (Pest. Lloyd 308). — Aus der Reihe der französischen Romantiker greift Hans Benzmann Alfred de Musset heraus, den treffendsten Repräsentanten keltischer Rasse und französischer Kunst, über den jüngst in den Werken von S. Mehring „Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert" und M. Hahn „Alfred de Musset", charakterisierende Einleitungen geschrieben wurden (Hamb. Corresp.-Beil. 1). — „Erinnerungen an Sully Prudhomme" teilt M. Friedmann mit (Budap. Tagebl. 5). — „Neue französische Sittenromane" von R. Bazin, O. Mirbeau, L. Daudet, H. d'Alméras, C. Lemonnier, C. Pert, G. Beaume, J. Aicard und Jean Revel bespricht F. Vogt (Frankf. Ztg. 359), und den seit vier Jahren erscheinenden, bisher drei Bände starken „Kriegsroman der Brüder Margueritte", derselbe Referent in der Neuen Zürich. Ztg. (360). — Die ersten Namen der französischen Litteratur, wie Flaubert, George Sand, Zola, Maupassant, Taine, Renan, Théophile Gautier, Sainte-Beuve u. a. begegnen uns in dem von Halperine-Kaminsky herausgegebenen Bande „Ivan Tourgueneff d'après sa correspondance avec ses amis français", (Paris 1901), dem F. Borosthány Biographisches entnimmt („Turgenjeff und seine französischen Freunde", Pest. Lloyd 5). — Ueber russische und deutsche Kultur, über Tolstoi und „über Dostojewsky", und hauptsächlich von dessen Raskolnikow handelt eine Reiseunterhaltung A. Wolynskis, die Josef Melnik für die St. Petersb. Ztg. (354) übersetzte. — Den tschechischen Eklektiker Jaroslav Vrchlický, ein Genie der Aufnahme- und Vermittelungsfähigkeit, charakterisiert C. Hoffmann (Wien. Abendp. 296). Trotzdem er kein urwüchsiger Slave sei — schon sein richtiger Name, Emil Frieda, verrate es — bedeute er seinem Volke unermeßlich viel. Er sei ein fundamentales Glied in dessen Entwicklung; durch ihn sei die tschechische Litteratur zu dem Niveau der Gesamtlitteratur Europas emporgehoben. — In Ungarn ist das fünfundzwanzigjährige „Jubiläum der Petőfi-Gesellschaft" begangen; wie Alexander Petőfi im Herzen und auf den Lippen eines jeden Ungars lebt, er, der nationale Dichter, in dessen Werken das vom Freiheitsrausch trunkene Ungarherz pochte, schildert M. Rothauser (Pest. Lloyd 5). Sein Verschwinden ist in nebelhaftes Dunkel getaucht. „Petőfi-Legenden" erzählt „Censor" im Budapest. Tagebl. (5). — Italien ist mit vier Namen vertreten. Das interessante Charakterproblem Pietro Aretinos versucht J. V. Widmann ohne moralische Vorurteile zu lösen („Aus den Briefen Aretins", N. Fr. Pr. 13421). — Die von Alessandro Luzio besorgte Ausgabe der Briefe Giuseppe Verdis (Il pensiero artistico e politico di Giuseppe Verdi nelle sue lettere inedite al Conte O. Arrivabene, Milano 1901) werden ebendort (13420) zu einem Charakterbild des Komponisten verwertet. — In Nr. 13427 geschieht das Gleiche mit Rossinis Briefen, die von drei Verehrern Rossinis, von G. Mazzatinti, F. und G. Manis in Florenz (1902) herausgegeben sind. — In den Ausführungen eines italienischen Publizisten, Giulio Caprin, über „Gabriele d'Annunzios Francesca von Rimini" machen sich neue, bei den Italienern bis jetzt ungewohnte Anforderungen an das Drama geltend (Voss. Ztg. 19). — Von den Litteraturen germanischer Völker kommen noch die dänische, holländische und englische in Betracht. Ausführlich geht E. Brausewetter auf „Neueste dänische Litteratur" ein, wobei er Werke von Karl Larsens, Axel Steenbuch, Sven Lange und Gustav Wied berücksichtigt (Rhein.-Westf. Ztg. 11, 30). — Des vorletzt genannten Schriftstellers Roman „Hertha Juncker" betrachtet auch Leopold Schönhoff in einem Feuilleton des „Tag" (17), das unter dem Titel „Morituri" diesen Roman und Thomas Manns Erstlingswerk „Die Buddenbrooks", sowie d'Annunzios Phantasie von den Jungfrauen vom Felsen zusammenfaßt, weil die drei Werke gemeinsam vom Vergehen der Menschen und Geschlechter handeln. — Die Schwedin Selma Lagerlöf, eine Dichterin von höchster Phantasie und naiver Freizügigkeit der Erfindung, charakterisiert Otto Stoeßl (Voss. Ztg. 25). — Von dem Aufblühen der „modernen holländischen Lyrik" giebt Otto Hauser ein Bild in großen Umrissen (Nat.-Ztg. 26), während sich mit dem meistgenannten und bekannten Multatuli das Unterhaltgsbl. d. Vorwärts (12) beschäftigt („Von Multatulis Erziehungsroman"). — Die englische Litteratur endlich gab zu Besprechungen einzelner Werke Anlaß. Viel Rühmens macht L. Kellner von Ernest William Hornungs Roman „Peccavi" („Die Sünde", Neues Wien. Tagbl. 356); H. St. Chamberlains „Worte Christi" begrüßt Hans von Wolzogen (Dtsch. Welt, 15) und Gedanken über „die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" giebt O. P. (Neues Wien. Tagbl. 9.) — Das „Jubiläum eines berühmten Buches", des 1852 zuerst erschienenen „Onkel Toms Hütte" von H. Beecher-Stowe feiert M. Rupprecht (Dtsch. Warte, 14). — Zum Schluß sei ein Aufsatz von K. Dieterich genannt, der sich mit „Jannis Kambisis", einem Vorkämpfer deutscher Kunst in Griechenland, beschäftigt (Frankf. Ztg. 10).

* *

Unter den Erörterungen über Bühne und Schauspielkunst finden sich einige allgemeinerer Art. Carl Hagemann vertritt die schon wiederholt ausgesprochene Forderung, daß der Staat künftig die künstlerischen Qualitäten jedes Theaterleiters vor der Erteilung der Erlaubnis prüfe und daß bei der Handhabung des Censurwesens künstlerische Normen beachtet würden („Bühne und Staat", Rhein.-Westf. Ztg. 40). — Auf „ein Buch der Bücher", ein kulturhistorisch nicht wertloses Dokument, macht ein früherer k. k. Censor, G. H. Nobis, aufmerksam: auf das Eintragebuch der gestrichenen Stellen aller Dramen. Nach Ablauf von etwa 30 Jahren sollte es — so schlägt er vor — jedesmal in Druck gegeben werden als beachtenswertes Sittengemälde früherer Zeit (N. Fr. Pr. 13415). — Beiläufig sei hier ein Feuilleton von A. Fournier erwähnt: „Ein ungeschriebener Zeitungsartikel aus dem Vormärz"; es ist ein Brief, der 1845 für die Grenzboten Material enthielt, aber von der Polizei abgefangen wurde und bis heute in dem Polizei-Archiv ruhte („Morgendämmerung",

N. Wien. Journ. 2940). — „Die Aussichten des Ueberbrettl" erwägt E. Urban (N. Hamb. Ztg. 6). — Ueber die Ideen, die Felix Salten mit dem mißglückten Experiment des „Jung-Wiener-Theaters" verfolgte, spricht er selbst sich des Näheren in der Wiener Allg. Ztg. (7145) aus. — Daß diese übrigens ebensowenig wie die Drehbühne mit ihrer realistischen Art dem symbolischen Charakter der shakspearischen Bühne entspreche, erläutert Alexander Hevesi („Shakspere und die moderne Bühne", Pest. Lloyd, 314). — Mit Shaksperes Richard III., der kürzlich in Berlin neu in Szene ging, beschäftigt sich P. Goldmann (N. Fr. Pr. 13417). — F. P. v. Westenholz wirbt für seine Hypothese Anhänger, daß der von Francis Meres 1598 angegebene Titel einer shakspearischen Komödie „Gewonnene Liebesmüh" der Doppeltitel des „Sommernachtstraumes" sei („Shaksperes Gewonnene Liebesmüh", Beil. z. Allg. Ztg. 10). — Theatergeschichtliche Beiträge für die ältere Zeit lieferten Fr. Katt, der „die Eröffnung des königlichen Nationaltheaters" in Berlin am 1. Januar 1802 zum Anlaß einer Schilderung dieser Bühne nimmt (Voss. Ztg. 1), Ludwig Geiger, der Interessantes „aus dem alten Berlin" mitteilt und dabei auf die französischen Komödianten und Eckenberg zu sprechen kommt (Voss. Ztg. 607), und H. Holstein, der ein Lebensbild des vor hundert Jahren verstorbenen Schauspielers Fleck entwirft (Beibl. z. Magdeb. Ztg. 1). — Aus dem modernen Bühnenleben fand die Aufführung des euripideischen Herakles durch den Akademischen Verein für Kunst und Litteratur in Wien mehrmals Beachtung. Hermann Bahr berichtet darüber im N. Wien. Tagbl. (6), Ludwig Hevesi konstatiert einen großen Bühnenerfolg des alten Euripides in der Josefstadt des neuen Wiens (Wien. Fremdenbl. 7), desgl. Albert Leitich (Dtsch. Ztg. 10781) und die Wien. Morgen-Ztg. (8). — Endlich ist eine Plauderei von Käthe Schirmacher über „Paris und seine Bühnenkünstler" zu nennen, in der die hervorragende Stellung der Schauspielkunst unter allen andern Künsten in Frankreich betont und in der das tolle Treiben vor und hinter den Kulissen von dem Direktor bis hinab zu den Souffleuren, Thüröffnern und Programmverkäufern geschildert wird (Wien. Fremdenbl. 5).

Dr. Paul Legband.

„Schwan und Schwanenritter in der Mythologie." Germanistische Skizze von M. Beck (Dtsch. Ztg. 10778).

„Das Buch eines Pianisten" [E. Sauer: Meine Welt]. Von Hedwig v. Friedländer-Abel (Pest. Lloyd, 12).

„Der eingebildete Kranke." Eine Titelfrage von Ludwig Fulda (Berl. Tagebl. 26, 30). Weist auf die Schwierigkeit einer richtigen Uebersetzung des Titels »Le malade imaginaire« hin (26) und prüft einige Vorschläge (30).

„Ein Schweizer Dreikönigspiel." Von M. (Allg. Ztg. München, 4).

„Zur Litteraturgeschichte des Punsches." Von Richard M. Meyer (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 52).

„Der Hans Kohlhase der Geschichte und der Michael Kohlhaas in Kleists Novelle." Von Otto Tschirch (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 3).

„Der Sinn des Märchens." Von Dr. Bruno Wille (Der Tag, 4, 5).

Echo der Zeitschriften

Aus fremden Zungen. (Stuttgart.) XI, 23. Die englische Romanlitteratur erfreut sich bei uns keines sonderlich guten Rufes. Aber aus der Menge englischer Romanschriftsteller ragen immer noch einzelne künstlerische Individualitäten hervor, die, wie Ph. Aronstein in einem kleinen Essai über Thomas Hardy betont, die Traditionen von Dickens, Thackeray und George Eliot würdig fortsetzen. Zu ihnen gehört in erster Reihe Thomas Hardy, von dessen Meisterwerk „Jude the Obscure" jetzt auch eine deutsche Buchausgabe (übers. von Berger, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1901) vorliegt. Hardy, wurzele so fest im heimischen Boden von Wessex wie Walter Scott in dem Schottlands, Dickens in dem von London und George Eliot in Warwickshire. Der Autor, den man fast einen Shelley oder Swinburne der Prosa nennen könne, sei ein ernster, oft bitterer Künstler, immer tief und zum Denken anregend. Vor allem sei er ein Meister der Sprache, wie wenige der lebenden englischen Schriftsteller. — Ueber den Polen Sienkiewicz enthalten die losen Blätter desselben Heftes einige biographische Bemerkungen. Bevor Sienkiewicz seine glänzende Laufbahn als Romanschriftsteller begann, war er zehn Jahre lang, von 1873—1883, als Journalist thätig und lieferte für verschiedene warschauer Tagesblätter Berichte über öffentliche, litterarische, künstlerische und politische Tagesereignisse. Seine publizistischen Aufsätze, die stets von Satire, Sarkasmus und Humor durchsetzt waren, wahre Meisterwerke des feuilletonistischen Stils, sind jetzt von dem warschauer Verleger Ferdinand Hoesick gesammelt, mit erklärenden Anmerkungen versehen und unter dem Titel: „Sienkiewicz als Feuilletonist" herausgegeben worden. — Ein ästhetisches Urteil dieses Schriftstellers, eine Verteidigung des historischen Romans, führt nach einem in Krakau gehaltenen Vortrage das 1. Heft des neuen Jahres an. — Dasselbe enthält außerdem eine Charakteristik Antonio Fogazzaros von E. Gagliardi und eine solche Sully-Prudhommes von Otto Hauser. — Georg Brandes mustert (24) die Werke des dänischen Schriftstellers Viggo F. Holm, der 1884 mit einem Bändchen Gedichte debutierte und seitdem unter dem Namen Woldemar eine Reihe von Werken in der Redeweise alter Zeiten schrieb. Schon die erste Sammlung „Aus der Hexenzeit" hatte durchschlagenden Erfolg, weil in ihr die Denk- und Schreibweise vergangener Tage mit einer Genauigkeit und Schelmerei sondergleichen wiedergegeben war.

Deutsche Revue. (Stuttgart.) Januarheft. Bei der Comédie française ist es Brauch, daß, wenn ein Mitglied ausscheidet und sich beim Publikum verabschiedet, dies selbst das Stück wählt, das es aufgeführt sehen will. Der Schauspieler Prudhon hat nun mit der Ankündigung seiner Abschiedsvorstellung die Aufmerksamkeit auf ein Werk gelenkt, das vor Jahren die Oeffentlichkeit mit leidenschaftlichem Interesse erfüllt hatte und gleichwohl noch nicht herausgegeben ist: es ist das letzte Stück Alexander Dumas des Jüngeren: „La Route de Thèbes". Prudhon beabsichtigt, von der Familie des Dichters die bis jetzt beharrlich verweigerte Genehmigung zur Aufführung des fast ganz vollendeten Dramas zu erlangen und dem toten Dichter auf der Bühne der Comédie française, die 1887 den letzten Triumph seiner „Francillon" sah, eine neue Auferstehung zu bereiten. Einstweilen erzählt Georges Claretie („Das letzte Stück Alexander Dumas des Jüngeren") ausführlich von dem Werke, das ihm und seinem Vater Dumas selbst an einem regnerischen Herbstabend des Jahres 1895 vorgelesen hatte, und das für die Comédie française bestimmt war. „Kein Stück von ihm hat mich tiefer bewegt und zugleich interessiert. Der Dichter hat in diese fünf sehr kurzen Akte sein ganzes Talent — das nie größer war — und alle seine Ideen über die Gesellschaft, über das Leben, die Wissenschaft, die Religion, über die Frau und das Kind gelegt. Es ist nicht ein Thesenstück, es ist ein Drama, ein intimes, sogar sehr bürgerliches Drama; die handelnden Personen sind solche aus dem Alltagsleben: ein Arzt, verheiratet, Familienvater, der mit seinen Schülern in seinem Laboratorium mitten unter Retorten und Mikroben lebt. Er arbeitet, er ist glücklich. Da tritt eine Frau in sein Dasein und zerstört sein Leben. Der Gelehrte, der auch ein Mann ist, macht eine schreckliche Krise durch, er kämpft und geht schließlich als Sieger daraus hervor. Die eigentliche Wirkung des Dramas entspringt aus dieser Krise. Dumas stellt da die großen Probleme auf, die die moderne Gesellschaft beschäftigen: die Liebe, die

Pflicht, die Familie, die Verantwortlichkeit des Vaters, die Erziehung der Kinder." Das Werk sei ein ganzer Dumas, aber ein neuer Dumas, den das Publikum nicht kennt und vielleicht nie kennen lernen wird — ein Dumas, der Ibsen verherrlicht haben würde.

Die Gegenwart. (Berlin.) XXXI, 1. Gustav Johannes Krauß beschäftigt sich eingehend mit Felix Holländers Roman „Der Weg des Thomas Truck". Er sieht darin zwar ein ganz ausgezeichnetes Werk der mondainen Unterhaltungslektüre, aber leider nicht den modernen Faust, auf den er gehofft habe, nicht den großen, ernsten Roman des Denkers, der vom Materialismus ausgeht und bei der Mystik ankommt. Daß es Holländer um einen solchen zu thun gewesen sei, bezweifelt er durchaus nicht, aber er nimmt den Roman für den Beweis, daß sein Autor nicht mehr als ein elegantes, liebenswürdiges Talent sei, das an Stelle des beabsichtigten Buches einen „prickelnden und flimmernden Roman für das großstädtische Schmökerweib" geschrieben habe. — Sully Prudhomme, den jüngst mit dem Nobelpreis bedachten Lyriker, und seine Anschauungen über die Dichtkunst charakterisiert Max Hoffmann (2). In der Einleitung zu seinen 1892 erschienenen Gedanken über die Verskunst hat Sully Prudhomme sich selbst über die Lyrik vernehmen lassen. Vor allem verlangt er Maß und feste Form und berauscht sich an dem Gedanken, wie schön es doch wäre, wenn man die Regeln der Dichtkunst ebenso festgelegt hätte wie die Gesetze der Geometrie. Doch fordert er trotz dieser Vorliebe für mathematische Genauigkeit der Verse Persönlichkeit und charakteristische Eigentümlichkeit vom Dichter. Eindringlich hält er den jungen Poeten die Unerläßlichkeit der Originalität vor, die jedoch nicht in einem gesuchten Tone bestehen dürfe. Er ist kein prinzipieller Gegner alles Neuen, vielmehr widmet er der jüngeren Generation milde, versöhnliche Worte voller Anerkennung, freilich bei aller Freundlichkeit nicht ohne leise anklingende überlegene Ironie. — Erwähnt sei noch ein Mahnwort Gustav Freytags über die Anlage von Hausbibliotheken, das den von Ernst Elster herausgegebenen „Vermischten Aufsätzen" des berühmten Verfassers entnommen ist.

Die Gesellschaft. (München.) IV, 5. Mit bewundernder Liebe zeichnet W. Lentrodt das Porträt Hermann Stehrs, von dem bis jetzt drei Bücher vorliegen. Er sei ein Mensch mit enggeschlossenem Horizont im Geistigen und Sinnlichen, aber tief erfahren im Labyrinth der Menschenseele, mit dem inneren Blick, dem Schauen des Mystikers begabt, ein geborener Psychologe in der Welt des Fragwürdigen, Rätselhaften . . . ein Weiser aus Intuition . . . ein Wisser um das Leid und seine Ursachen, um Sünde und Schuld und ihre Folgen." — Von Peter Hille, der selbst einen biographischen Beitrag beisteuert — es ist die Schilderung eines Besuches bei Algernon Swinburne — berichtet Ludwig Bräutigam (6). Bis heute ist ihm Hille der Träumer und Schwärmer, das große Kind und doch der große Philosoph geblieben. Er ist ein Gottsucher, in seiner Einfachheit und Armut größer, stolzer, vornehmer als alle die gepriesenen Modeautoren. „Seine verrückte Art, wie sie nüchterne, kalt abwägende Beurteiler nennen, ist sein Wesen selbst; nichts Angelerntes, nichts Erkünsteltes! Er kann nicht anders, er muß irrlichtelieren, grübeln; er muß in alles, was er schreibt, Rätsel hineingeheimnissen, um einmal das treffliche goethische Wort zu gebrauchen." — Ueber Kunst und Kunsterziehung enthält das Heft noch einige bemerkenswerte Aufsätze von Gustav Zieler, Heinrich Driesmans („Die Parität der Kunst") und Helene Bonfort („Kaviar fürs Volk?"). Diese geht dabei auf die reiche Litteratur ein, die in letzter Zeit die in Hamburg und Dresden am vornehmlichsten aufgeworfenen Kunsterziehungsfragen berühren. — Endlich ist aus Heft 5 noch ein Aufsatz von Paul Marsop („Mehr Idealismus!") zu erwähnen, der sich mit dem Goethebund auseinandersetzt.

Litterarische Warte. (München.) III, 3, 4. Das dritte Heft ist fast ganz durch umfangreiche Sammelreferate ausgefüllt. Karl Biesendahl berichtet über neue französische Litteratur und betont dabei die dem lebhaften gallischen Naturell kaum entsprechende Neigung, die neuerdings immer stärker hervortrete, sich der Form des Romans, der Novelle oder der Dichtung überhaupt zu bedienen, um besondere, den Rahmen eines Kunstwerkes sprengende Zwecke einer politischen oder moralisierenden Tendenz zu erreichen. Lasse Zolas Bedeutung und außerordentliche Begabung auch die Unzulänglichkeit seiner Romantechnik übersehen, so trete die programmmäßig verlaufende Konstruktion in den Werken seiner Anhänger viel empfindlicher zu Tage. Gleich des Meisters Schöpfungen könnten übrigens auch diese nicht als Zeitdokumente in objektivem Sinne betrachtet werden, da in der Tendenz, auch wenn sie aus Ueberzeugung und ehrenwerter Absicht hervorgehe, stets die Gefahr liege, einseitig und doktrinär zu werden. Als Nachahmer Zolas im engsten Sinne führt Biesendahl André Couvreur an, dessen gegen den Alkoholismus gerichteter Roman „La source fatale" deutlich moralische Besserung bezwecke. Ein anderes soziales Uebel, das geistige des Größenwahns, behandelt Michel Noé in seiner Erzählung „L'épopée Mimisane". Weiterhin werden besprochen von Jean de Ferrières der Roman „Une âme obscure", von Georges Lecomte „Les cartons verts", von Jules Claretie „Le sang Français", ein patriotisch-chauvinistisches Werk, von Paul Leclerq „Jouets de Paris", von Louis Ratisbonne das nachgelassene „Les grands ombres" und von A. Brisson die „Portraits intimes". — Eine Reihe neuer Dramen, darunter Weigands „Florian Geyer" und Kranewitters „Andre Hofer" bespricht F. Gruner; neue Lyrik mustert Laurenz Kiesgen. — Scharf zieht Karl Storck gegen das litterarische Brettl und die „verbrettelte Litteratur" zu Felde. — Das vierte Heft wird mit einer von A. Lignis verfaßten Kritik über Otto Ernsts „Die größte Sünde" eingeleitet. — A. Dreyer führt seinen litterarischen Essai „Die bildliche Ausdrucksweise in der Lyrik Goethes" zu Ende, Karl Storck referiert über neue erzählende Dichtungen; Holländers „Weg des Thomas Truck" nennt er die bedeutende Geistesleistung eines denkenden, scharfsinnigen und auch feinfühligen Menschen.

Der Lotse. (Hamburg.) II, 13—15. „In den Büchern des Künstlers Hermann Stehr wird alles, alles mit Leben beseelt. Nichts ist tot; überall spricht Sein, Vergangenheit oder Zukunft. Seine Sprache, sein Stil, seine Belebung, seine Beseelung ist im höchsten Grade originell. Was er spricht, steht fest, hartfest, hat Hand und Fuß. Oft wird uns seine Belebung wunderlich, vielleicht auch unschön erscheinen, — uns, die wir die Kleinen sind, während er der Große ist . . . . Menschen, deren Leben das Schäferspiel des Todes ist, schafft der Dichter Stehr. Diese Art künstlerischer Arbeit, ausgeübt in dem Durchleben solcher Menschen, zwingt den Dichter zu einem Drange in das Tiefste der Seele, so, daß er zu vollständiger Selbstentäußerung schreitet. Nur seinen individuellen Blick vermag er zu retten. Dies können aber nur die größten Künstler, die das artreichste und tiefste Empfindungsleben besitzen." So charakterisiert Martin Kriele das Wesen des schlesischen Poeten, für dessen größtes Kunstwerk er die Novelle „Der Schindelmacher" hält. — Karl Scheffler analysiert (14) mit psychologischem Scharfblick die Kultur und Kunst der Japaner, wie sie in tief einschneidendem Gegensatze zu unserer Art jüngsthin im Gastspiel der Sada Yacco mit ihrer japanischen Truppe uns vor Augen trat. Was wir im Theater sahen, war ein Stück Kultur, wie sie nur unberührten Völkern möglich ist, war sozusagen ein Stück mongolischer Gotik. Daß diese fremde Art den modernen Künstler so innig bewegt, ist nur die Wahlverwandschaft, die Vorliebe für diese eigene Mischung von Primitivität und Raffinement, das Paradoxon: virtuos bereichertes kindliches Barbarentum. — In Thomas Manns Roman „Buddenbrooks", sieht

Otto Grautoff gewissermaßen einen inneren Protest gegen den Geist des Ueberbrettls, der Fünf-Sekunden-Lyrik und jeder gewissenlosen und schnellfertigen Romanschreiberei. — Eugen Wolff wendet sich (15) dem Thema „Bühnenwesen, Kultusministerium, Theatergesetz" zu, in künstlerischen und sozialen Fragen eine besonnene und würdige Reform und Pflege der Bühne seitens des Staates fordernd.

Monatsblätter für deutsche Litteratur. (Leipzig.) VI, 2, 3. Zwei Aufsätze zur Goethelitteratur sind zu verzeichnen, von denen der eine, „Ein Besuch in Sesenheim" von Fedor von Köppen, eine flüchtige Nacherzählung der bekannten sesenheimer Vorgänge ist, während Wilhelm Girschner ausführlicher auf Philipp Moritz, den Freund Goethes und Mentor Jean Pauls, eingeht. Herkunft, Studien, abenteuerliche Lebensfahrten und die späteren glücklichen Jahre dieses sonderbaren Mannes und sehnsüchtigen Enthusiasten werden geschildert und seine Bedeutung für die damalige Zeit hervorgehoben. — Mit einer kurzen Einleitung begleitet Frida Schanz die neue Veröffentlichung alter Gedichte des verschollenen Dichters Otto Kayser. Keine Litteraturgeschichte melde von ihm, und seine von blühender Schönheit belebten, von schwermütigem, träumerisch-weichem Zauber, von verwegener Phantastik und andererseits von furchtbarer Realistik erfüllten Gedichte seien nirgends gesammelt, sondern müßten mühsam aus dem alten „Düsseldorfer Künstleralbum" und der „Deutschen Kunst" zusammengesucht werden. — Otto Promber läßt das lyrische Jungdeutschland Revue passieren und wünscht, daß gegenüber den künstlich in die Höhe geschraubten Poeten, wie Stefan George, Scheerbart, Holz, Mombert und Arent, die Dichter in die Tiefe und Breite wirken möchten, die eine gesündere Epoche unserer jüngsten Lyrik einleiteten, unter ihnen Busse, Bethge, Jacobowski und Lienhard. — Von diesen Dichtern, an die Otto Promber die Erwartung eines markigen Poetengeschlechtes in der Zukunft knüpft, wird Carl Busse in einem Einzelaufsatze von A. F. Krause gerühmt (3). — Litterarhistorischer Art sind zwei Artikel von R. Schröter und H. Eschelbach. Jener betrachtet Franz Grillparzer als dramatischen Dichter und sondert seine Dramen nach Stoffen in phantastisch-sagenhafte Dramen, in solche aus der antiken Welt und in historische. Eschelbach stellt eine größere Anzahl von dramatischen Bearbeitungen der Don Juan-Sage mit erläuternden Bemerkungen zusammen.

Die Nation. (Berlin.) XIX, 9—14. Gustav Landauer nennt Felix Hollaenders Roman „Der Weg des Thomas Truck" ein reiches Buch, weil es die Armut und Sehnsucht unsrer Zeit zu ergreifendem Ausdruck bringe. Ueber den schönsten Stellen liege eine Weihe, die zwar nicht die Erfüllung sei, aber sie ahnen lasse. Durch Kampf und Qual leite das ehrliche Buch zur Reinheit (9). — Als ein „Jubiläum der Ueberzeugungstreue" feiert (10) Theodor Barth das hundertjährige Bestehen der newyorker Evening Post, zu deren Redakteuren eine Zeit lang auch Carl Schurz gehörte (vgl. Sp. 431). — In derselben Nummer gedenkt M. Meyerfeld des im letzten Sommer gestorbenen Sir Walter Besant. Besant hat sich um die Hebung des englischen Schriftstellerstandes mit der Gründung der „Incorporated Society of authors" dauernde Verdienste erworben. Als Schriftsteller wurde er durch seinen Roman „Allerlei Arten und Stände von Menschen" (1882) bekannt. — Der durchs zehnte und elfte Heft sich ziehende Grabbe-Aufsatz von Richard M. Meyer zeichnet die Welt- und Kunstanschauung des Dichters und geht im einzelnen näher auf Grabbes Weiterführung der Volksszene im Drama, d. h. seine neue realistische Auffassung des Volkes ein. — Aus derselben Feder stammt ein Nachruf auf Heinrich Düntzer (12). „Wohl ist Düntzer eine typische Gestalt, aber er vertritt einen rührenden Typus, der nirgends häufiger ist als in Deutschland: den Gelehrten, der die Schönheit ach, so unglücklich liebt. Es ist gewissermaßen der Fluch der Häßlichkeit ins Geistige verpflanzt: eine Erscheinung, die verdammt ist, die von ihr zärtlich umworbene Poesie zu verwunden und zu verscheuchen." — Daß hinter dem scheinbar tändelnden, spielerischen, einer raschen, gefälligen Zerstreuung dienenden Genre des „Cabarets, Brettls oder des Petit théâtre" in Frankreich eine mächtige Kultur stehe, daß es sich um eine organische Entwicklung früher Keime handle, betont gegenüber den deutschen aus der Luft gegriffenen Versuchen Julius Elias (11). Hier möchte er nicht auf die Dauer die Bierbaumweis' und die kleinen Teufeleien des Liebeslebens hören, sondern verlangt danach, das heilsame Gift des Zornes und Spottes vor allem im populären Kunstlied, aber auch im dramatischen Sittenbild, in der Tagesrevue freigemacht zu sehen. — Zu den von Anton Bettelheim herausgegebenen Briefen Anzengrubers zeichnet J. J. David mit charakteristischen Strichen das Porträt Anzengrubers (13), während Bettelheim selbst sich im folgenden Heft einem schon früher von ihm ausgesprochenen Lieblingsgedanken überläßt und über „die Zukunft des Buches" frohe Phantasieen ausspricht. Er findet neuerdings die gleichen Ansichten von dem früheren französischen Minister des Auswärtigen Gabriel Hanotaux ausgesprochen, der in einem Essai über das Buch nur zwei Arten von Büchern für die Zukunft prophezeit: Luxusbücher für Liebhaber, Wunderwerke der Ausstattung, in sehr kleiner Zahl aufgelegt, und ganz billige, nur auf Massenabsatz berechnete volkstümliche Bücher zu einem Franc, wenn nicht gar zu 6, 5 oder 3 Sous, le livre populo."

Der Türmer. (Stuttgart.) IV, 3. Prof. Dr. Max Koch sucht in seinem Gedenkartikel zu Grabbes 100. Geburtstag bei seiner Beurteilung des Dichters die goldene Mitte einzuhalten. Er sieht auch die Schlacken und wertlos glänzenden Kiesel, mag aber darum die Schätze und die gigantischen Felstrümmer daneben nicht übersehen. Er rühmt den Dichter als einen Vorläufer der neueren naturalistischen Schule: als solcher erweise er sich in der reichen Ausmalung realistischer Volksszenen. Wer Geibels „Sophonisbe" bewundere, diese „dramatische Gliederpuppe", und Grabbes „Napoleon" und „Hannibal" wegen ihrer Verzerrungen nicht ernst nehmen könne, der habe kein unmittelbares Empfinden für tragische Größe. Unter den bis jetzt gewagten Hohenstaufendramen stehen die beiden von Grabbe in erster Reihe. Nicht neben die durch Selbstzucht hervorragenden großen geistigen Führer unserer Litteratur darf der detmolder Dramatiker treten, wohl aber neben Günther und Bürger, die hochbegabten Sänger, deren Leben und Dichten früh zerrann. — Im folgenden Heft (IV, 4) ist eine Studie von Paul Harms über Milieukunst und Kunstmilieu beachtenswert. Unter den ersten Ausdruck faßt er den Naturalismus, unter den zweiten Richard Wagner und Wilhelm II., Bayreuth, Bungerts Festspielhaus und das Prinzregententheater, Joseph Lauff, Reinhold Begas, Bismarckdenkmal und Siegesallee, Darmstadt und Ueberbrettl. So ist schließlich auch die Lyrik ins Kunstmilieu geflohen! „Freuen wir uns! Weiter geht's nicht mit der Ueberbrettelei, weder mit der litterarischen des Herrn von Wolzogen, noch mit der architektonischen der Darmstädter, noch mit der plastisch-historischen des Kaisers. Auf dem Gipfel! Das ist doch wenigstens ein Trost!" Die vollendete Herrschaft des Kunstmilieus ist der äußerste Ausläufer einer Richtung, die aus Mangel an selbstschöpferischer Kraft die Aufmerksamkeit mehr auf die Umgebung lenkte, als auf das Kunstwerk selbst. Sie wird untergehen, wie es die Milieukunst mit dem Naturalismus gethan hat. Echte Künstler werden über die Mode wegschreiten und wieder Menschen darstellen. — Im selben Heft bespricht H. Mayne unter dem Titel „Die litterarhistorische Biographie" eine Reihe von neueren Erscheinungen auf diesem Gebiet. Er empfiehlt besonders die Dantebiographie von Karl Federn. — Ein kurzer Artikel von demselben Verfasser beschäftigt sich mit dem kürzlich verstorbenen Heinrich Düntzer.

Die Wage. (Wien.) IV, 52. Der in der Uebersetzung von Ludwig Schemann erschienene vierte Band von Gobineaus Werk über die Ungleichheit der Menschenrassen giebt Heinrich Driesmans Veranlassung, „die fünf Akte der germanischen Völkerwanderungstragödie" zu betrachten. Gegenüber Gobineaus grotesker Einseitigkeit, die nur die Lichtseiten der Germanen hervorhebe, wird betont, daß den Germanen doch gewisse Eigenschaften gemangelt haben, deren es bedurft hätte, damit sie sich unter fremden Rassen behaupten konnten — daß sie also in gewissem Grade an ihrem Untergange selbst mit schuld waren. „Andere, tieferstehende Völker haben ihre Nationalität und Sprache inmitten fremder Rassen zu behaupten gewußt. Die Germanen haben dies nie verstanden, sie sind überall fremdem Volkstum unterlegen." Die Schwächen des germanischen Wesens, die in dem Mangel an Widerstandsfähigkeit, Rassenzähigkeit und animalischer Energie beruhen, müßten eingehend geprüft und so viel als möglich ausgeglichen werden, indem wir uns das aneignen, was die andern Rassen in so hohem Grade besitzen. Der letzte Akt jener Völkerwanderungstragödie sei noch nicht zu Ende gespielt, der Kampf zwischen Germanismus und Romanismus dauere fort. Ebenso sei Gobineaus Rassenwerk unvollendet, indem es nur die beiden ersten Akte — das Zusammenbrechen der antiken Kultur vor dem Ansturm der Germanen und deren Erliegen vor den Romanen — darstelle. — Von rassentheoretischen Gesichtspunkten geht in demselben Hefte Otto Stößl in einer Besprechung neuer nordischer Bücher von Arne Garborg, Knut Hamsun, Jonas und Bernt Lie, Sigbjörn Obstfelder, H. Bang, Sven Lange und Selma Lagerlöf aus. Durch die den Deutschen stammverwandten Nordländer sieht er „die Kontinuität der Kunsthöhe der germanischen Rasse" gewahrt. — Mit der Institution, in der sich das deutsche Wesen am klarsten ausspreche, der Gefolgschaft, beschäftigt sich derselbe Schriftsteller im ersten Hefte des neuen Jahrgangs (V, 1). Er verfolgt im Anschluß an Lamprechts Darstellung in der deutschen Geschichte die historische Entwickelung der Gefolgschaft und dringt in ihr Wesen ein, das als großes Korrelat der Heldenverehrung unverkennbar eine Heldenverpflichtung enthalte. Gegenüber den Griechen, die ihr tragisches Heldentum zur Schaffung der typischen Kunstform der Tragödie brachte, waren die Germanen ein Volk, das am Beginn seiner Weltlaufbahn das Heldentum anders auffaßte, ein Volk, „episch heiter, in starkem Tempo, logischen Verlaufs und das höchste Ziel trotz Tod und Widerstand erreichend. Darum haben die Germanen eben die Tragödie nicht hervorgebracht, weil sie deren Grundempfindung und Auffassung nicht teilten. Sie lebten sich erst später als Erben und Schüler großer, fremder Kulturen in alle diese Empfindungen und Gedanken ein und übernahmen deren Kunstformen. Wenn heute ein großer germanischer Tragiker lebt — Ibsen —, so ist er eben schon Europäer." — J. Hollitscher hebt aus den neuen Bänden von Nietzsches Nachlaß eine wichtige Stelle heraus (2), in der Nietzsche seine Theorie von der Wiederkehr alles Lebens erläutert. — Erwähnt sei schließlich ein Gedenkartikel auf Grabbe von R. Hahn (51).

Als erstes Heft des neuen Jahres hat die münchener Wochenschrift „Jugend" eine Scheffel-Nummer herausgegeben. Ein Leitwort von Ernst Gystrow steht an der Spitze, das dem ewig Jungen, dem Könner und Künstler und ganzen Kerl einen Jugendgruß vom Philosophenweg zuruft. Zum Abdruck gelangen ein bisher unveröffentlichter Brief Scheffels an seinen Freund Ludwig Eichrodt, eine Anzahl ungedruckter Gedichte, darunter drei humoristische Stücke, die unter dem Titel „Auf der Eisenbahn" einen Cyklus bilden und durchaus auf den im heidelberger „Engern" kultivierten burschikosen Ulkton gestimmt sind. Sie enthalten einen Nachklang der im Frühjahr 1856 von Scheffel mit seinen Freunden A. v. Eisenhart und Hirl unternommenen Reise nach Südfrankreich. Johannes Proelß, der diese erläuternden Bemerkungen den Gedichten hinzusetzt, schildert in einem eigenen Aufsatz Scheffels Beziehungen zu Maulbronn. Interessant ist die Reproduktion einer Handzeichnung Scheffels, die das Haus Petrarcas in Vaucluse darstellt, nicht minder ein Jugendbildnis des sechzehnjährigen Dichters und das Faksimile seiner Handschrift eines an den späteren badischen Finanzrat Otto Müller gerichteten Jugendgedichtes aus dem Jahre 1837.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen. (Braunschweig.) VII, 1—4. Die dichterischen Bruchstücke eines Schusters und Dichters und Wiedertäufers aus Hans Sachsens Zeit, Jörg Grünwalds, stellt Arthur Kopp zusammen, indem er als durchaus zuverlässiges Erkennungszeichen das Akrostichon beachtet, wodurch Grünwald seinen Namen anzubringen pflegte. Diesem Schuster und Poeten war der Geist nicht, wie dem berühmten Hans Sachs, ein wohlgemäßigtes Herdfeuer, das sein Leben mit behaglicher Wärme durchströmte, in ihm loderte vielmehr jene flackernde Glut, die den ganzen Menschen verzehrt. Die Bruchstücke seiner Lieder beweisen, daß er für das volkstümliche Lied besonders begabt war und in dieser einen Beziehung weit über Hans Sachs steht. Unter den Wiedertäufern nimmt er insofern eine Sonderstellung ein, als diese sich im ganzen sehr ablehnend gegen Kunst und Wissenschaft verhielten. 1530 wurde Grünwald, der das Predigtamt unter den Wiedertäufern ausübte, zu Kopfstein am Inn verbrannt. — Zu dem Kapitel „Weltlitteratur und Litteraturvergleichung", das an dieser Stelle schon wiederholt gestreift wurde (vgl. Litt. Echo II, 1, III, 10), liefert Ernst Elster neue Beiträge, indem er die verschiedenen Ansichten über den goethischen Begriff der Weltlitteratur prüft, diesen im Sinne einer Ausdehnung des litterarischen Interesses über die nationalen Grenzen hinaus, einer Erweiterung des litterarischen Absatzgebietes auffaßt und bei der Revision der obengenannten Begriffe die scharfe Scheidung von Weltlitteratur und internationalen Litteraturströmungen fordert. Bei der Prüfung der Methode warnt er neuerdings vor dem falschen Ausdruck: „vergleichende Litteraturgeschichte" für „internationalen Litteraturgeschichte." — Aus dem Doppelhefte 3 und 4 ist ein kurzer Aufsatz Erich Schmidts über „Dantesques im Faust" zu nennen. — Oskar F. Walzel verfolgt die Ideenverbindung: Romantik, Neuromantik, Frauenfrage, und spricht über die ideelle Grundlage der jüngsten Geschichte der älteren Romantik, die Ricarda Huch als kongeniale Interpretin des Kreises der Schlegel, Tieck Novalis geschrieben habe. „Wie das ganze Buch mit ihrem Herzblut geschrieben ist, so enthüllt sie dem staunenden Auge des Beobachters, wie ganz romantisch eine Frau von 1900 denkt, die vom Scheitel bis zur Sohle von modernem künstlerischem Fühlen durchdrungen ist." Und weiterhin: „Ein romantisches Glaubensbekenntnis, seinem Inhalte, seiner Form nach; jede Seite weist ein romantisches Gepräge. Ein Denkmal der Neuromantik, aufgebaut auf dem stolzen Bewußtsein, daß Neuromantik eine neue, aber auch eine höhere Evolution der alten Romantik ist." — Zur Entstehungsgeschichte der Märchen und Sagen der Brüder Grimm teilt Reinhold Steig einiges Neue mit.

„Andre Hofer." [Franz Kranewitter; vgl. Sp. 538.] Von Max Burckhard (Die Zeit, Wien; Nr. 378).

„Der kunstgeistige Mensch." Von Heinrich Driesmans (Magazin f. Litteratur, Berlin; 71, 1). Ergänzungen zu dem früher veröffentlichten Aufsatz desselben Verfassers „Die kunstgeistige Fakultät" (vgl. LE III, Sp. 1054).

„Geschichte des ersten Denkmals für G. A. Bürger in Göttingen." Von E. Ebstein (Hannov. Geschichtsblätter, IV, 10).

„Das Heim von G. A. Bürgers ‚Molly' zu Niedeck unweit Göttingen." Von E. Ebstein (Hannov. Geschichtsblätter, IV, 11).

„Die ‚Ehrlichkeit' des neuen Weibes." Von Ilse Eckart (Die Frau, Berlin; IX, 4). Ablehnende Besprechung von Marie Madeleines „Die drei Nächte" (vgl. Sp. 491).

„Wie ich Dichter wurde." Jugenderinnerungen von Hans Eschelbach (Die Kultur, Wien; III, 2).

„Goethes Bearbeitung von Kotzebues ‚Schutzgeist'." Von Ludwig Geiger (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXI, 7, 8).

„Die römischen Elegieen des Gabriele D'Annunzio und ihr Verhältnis zu Goethe." Von Eugen Guglia (Chronik d. wiener Goethe-Ver., XV, 11—12).

„Maria von Magdala." Von Maximilian Harden (Die Zukunft, Berlin; X, 12). Ausführliche Besprechung des heyseschen Dramas (vgl. Sp. 202 f.).

„Buddenbrooks." [Thomas Mann; vgl. Sp. 380 ff.] Von Anselm Heine (Die Zeit, Wien; Nr. 379).

„Marie Baschkirtseff." Von Marie Herzfeld (Die Zeit, Wien; Nr. 379).

„Maurice Maeterlinck." Von Kurt Holm (Die Zeit, Schöneberg-Berlin; Nr. 14).

„Ottilie von Goethe und Ernst Freiherr von Feuchtersleben." Von Franz Ilwof (Chronik d. Wien. Goethe-Ver., XV, 11—12).

„August Butscher." Von Anton König (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVI, 4). Butscher (geb. 1845) ist ein schwäbischer Volksschriftsteller, der außer Gedichten und Volksschauspielen eine Reihe von Volksromanen geschrieben hat, von denen „Die Herzbuche", „Der Holderhof" und „Die Mühle im Fichtenmoos" als die besten bezeichnet werden.

„Décadence. I. Die Neurotischen." Von Ottokar Stauf von der March (Neue Bahnen, Wien; II, 1). Polemisiert gegen Arthur Schnitzler, Felix Dörmann, Wilhelm Arent, Peter Altenberg u. a.

„Vaterlandsliebe und Muttersprache." Von Friedrich Nonnemann (Die Kritik, Berlin; Nr. 208). Wendet sich gegen die Sprachverwilderung und stellt als Muster die Meisterwerke der Vergangenheit auf.

„Gorkis Verbrecherroman." [„Drei Menschen."] Von Hans Ostwald (Die Zeit, Wien; Nr. 379).

„Aus der Gefühlswelt des 18. Jahrhunderts." [Rachel, Elise v. d. Recke; vgl. oben Sp. 596 ff.]. Von Felix Poppenberg (Die Frau, Berlin; IX, 4).

„Henryk Sienkiewicz." Von Dr. Johann Ranftl (Histor.-polit. Blätter, München; CXXVIII, 7, 8).

„Goethe in Elbogen." Von R. Richter (Deutsche Arbeit, I, 3). Schildert auf Grund der Tagebücher und Briefe Goethes Besuche in dem unweit Karlsbad gelegenen Städtchen.

„Der Mystizismus in der modernen Litteratur." Von Henriette Roland-Holst. Deutsch von Franziska de Graaff (Die Neue Zeit, Stuttgart; XX, 13, 14).

„Louis Veuillot." (Histor.-polit. Blätter, München; CXXVIII, 10.) Louis Veuillot war einer der einflußreichsten katholischen Publizisten Frankreichs aus der Mitte des verflossenen Jahrhunderts. Seine zahlreichen Kämpfe werden aufgrund des 2. Bandes seiner von seinem Bruder Eugen verfaßten Biographie (Paris, Victor Retaux 1901) dargestellt.

„Die unmoralische Anstalt." (Don Quixote, Wien; I, 1.) Philippika gegen das heutige Theater.

Echo des Auslandes

Ungarischer Brief.

In den seit meinem letzten Bericht verflossenen drei Monaten hat sich etwas bei uns außerordentlich Seltenes begeben: es sind in dieser kurzen Zeit zwei vorzügliche Gedichtbände erschienen, während zuweilen ein ganzes Jahr vergeht, ohne daß auch nur eine Sammlung wirklich guter Poesieen die Presse verließe. Diesmal haben wir es mit Schöpfungen längst erprobter Dichter zu thun: Ludwig Bartók und Alexander Endrödy. Das Buch des letzteren heißt „Gottwärts" und verleiht den religiösen Zweifeln einer ringenden Seele Ausdruck in den vier Abteilungen „Wirbel", „Auflehnung", „Buße", „Läuterung". Man braucht keineswegs „fromm" zu sein, um diese schönen Gedichte mit Genuß zu lesen. Höher steht aber Bartóks „Hoffnung und Erinnerung". Formvollendung und tiefer Ernst gehen hier zusammen mit hochfliegender Einbildungskraft und ungewöhnlich glänzender Sprache. Die kleinen erzählenden Dichtungen sind voll dramatischer Spannung, die Oden höchst schwungvoll, die Liebeslieder feurig. Uebrigens hat Bartók letzthin noch in anderer Weise von sich reden gemacht: als Vizepräsident und eigentlicher Leiter (denn der Vorsitzende Jókai kann sich bei seinem hohen Alter weniger um die Geschäfte kümmern) der „Petöfi-Gesellschaft" — eines seit 25 Jahren bestehenden Vereins zur Pflege der ungarischen Litteratur im allgemeinen und des Andenkens unseres allerpopulärsten Dichters, Petöfis, im besonderen. Diese vornehme Vereinigung, der die meisten hervorragenden Autoren — freilich auch einige sehr mittelmäßige — angehören und in die man nur mittels Wahl gelangen kann, feierte am 5. Januar ihr 25jähriges Jubiläum. Die Festversammlung lauschte einer Fülle auserlesener litterarischer Darbietungen, die sich größtenteils auf Petöfi bezogen. Die regelmäßigen öffentlichen Vortragssitzungen der Petöfi-Gesellschaft finden stets lebhaften Zuspruch und spielen im geistigen Leben Budapests eine ansehnliche Rolle, denn außer diesem Verein giebt es hier nur noch einen von — allerdings noch größerer — litterarischer Bedeutung: die schon rund 75 Jahre alte „Kisfaludy-Gesellschaft".

Nächst dem erwähnten Jubiläum macht noch ein anderes litterarisches Ereignis viel von sich reden: der Beginn des sogenannten „ungarischen Cyklus" im Lustspieltheater. Diese Bühne lebt, gleich dem berliner Residenztheater, hauptsächlich, wenngleich nicht ausschließlich, von leichter Ware aus der Feder waghalsiger französischer Schwankschreiber. Der von mir an dieser Stelle schon zweimal erwähnte Bombenerfolg des ungarischen Originalstückes „Brigadier Ocskay" von Herczeg gab der Direktion den Gedanken ein, es an hundert aufeinanderfolgenden Abenden mit magyarischen Stücken zu versuchen. Da die meisten heimischen Bühnenarbeiten an Mangel an Erfolg zu leiden pflegen, wird dieser kühne Entschluß viel bewundert; jedenfalls ist die Idee neuartig; Seide dürfte dabei aber wohl weniger gesponnen werden, als bei den pariser Fabrikaten. Die erste Novität, ein Schauspiel, ist durchgefallen; die zweite, eine Posse völlig französischer Mache, hat Erfolg. Eingeleitet wurde der „Cyklus" anfangs Januar mit der 100. Aufführung von Herczegs „Brigadier Ocskay", die das ausverkaufte Haus mit fabelhafter Begeisterung aufnahm.

Zweifellos wird dieses Jubiläum für den neuesten Roman Herczegs nicht wenig Reklame machen. Dieser betitelt sich „Heiden" (vgl. Sp. 469) und ist, wie der „Ocskay", historisch und stark dramatisch bewegt — die zweite Andeutung dafür, daß Herczeg den Uebergang von der leichten, glatten Salonbelletristik zur ernsten Roman- und Bühnendramatik vollzogen hat. Auf diesem Gebiete dürften ihm noch reichere Lorbeeren winken, als auf seinem früheren, das ihm so viele Erfolge gebracht hat. Sein Talent erweist sich eben als erstaunlich expansiv. Anfangs macht das neue Buch einen befremdlichen Eindruck, bald jedoch erweist es sich als ein wahres Kunstwerk, das den Leser unwiderstehlich fesselt. „Heiden" hat einen großen Zuschnitt, einen grandiosen Schwung und ist von glühenden Leidenschaften erfüllt. Dieses farbensatte Zeitbild hat zum Hintergrunde den schweren Kampf zwischen Christentum und Heidentum im Ungarn des 11. Jahrhunderts, der in prächtiger Sprache und mit glänzender Phantasie geschildert wird. Natürlich hat der Roman auch Schwächen, aber die Vorzüge überwiegen so sehr, daß dem Werk trotz seiner Romantik ein bedeutender Erfolg sicher ist.

Ebenso trefflich in seiner Art muß der Novellettenband „Geringfügige Geschichten" genannt werden, den ein homo novus — aber schon ein älterer Mann — soeben veröffentlicht hat: Béla Szivós, ein Herr, der Gelehrter, Landwirt, Polizeidirektor und Sportsman in einer Person ist. Näheres über seine seltsame Laufbahn und seine litterarische Individualität erzählte Ludwig Hevesi in seiner bekannten meisterlichen Weise in einem langen Feuilletonartikel des „Pester Lloyd". Szivós ist der berufenste Epiker des magyarischen Bauern- und Kleinstadtlebens; Schafhirten, Provinzler, Landedelleute, Komitatsbeamte ꝛc. von einst und jetzt schildert er uns, wie sie leiden und leben.

Sonst sind keine hervorragenden belletristischen Erscheinungen zu verzeichnen, wohl aber noch zwei interessante Ereignisse aus dem budapester Bühnenleben. Ende November führte das Nationaltheater, das Sudermanns „Heimat" zu seinen festesten Reportoirestützen zählt und im letzten Winter die Morituriserie — leider mit wenig Erfolg — hier eingeführt hat, „Die Ehre" auf. Die Darstellung war nicht sehr befriedigend und der Erfolg beim Publikum viel geringer als bei der Kritik; demgemäß konnte das Stück bislang nur dreimal gegeben werden. Weit mehr Anklang, ja gewaltigen Zuspruch fand im Uraniatheater ein höchst originelles, litterargeschichtlich-musikalisches Stück von Professor Heinrich Köröši und Eugen Stojanovits: „Das ungarische Lied". In ebenso geschickter wie lehrreicher Zusammenstellung und mit reizendem bühnentechnischem Arrangement wird darin die Geschichte des ungarischen Gesanges von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart veranschaulicht — kein Wunder, wenn die Zahl der bisherigen Aufführungen eine beträchtliche ist. Namentlich die herrlichen Kurutzenlieder aus der Zeit des Nationalhelden Rákoczy erregen lebhafte Begeisterung.

Was die neueste Zeitschriftenlitteratur betrifft, so muß ich als besonders interessant die Dezember-Nummer der „Budapesti Szemle" hervorheben und aus ihr einen Aufsatz über den Idealismus im 20. Jahrhundert von dem bekannten Historiker Heinrich Marczali, des weiteren Prof. Gustav Heinrichs gediegenen Essai über „Ossian in Ungarn" und Johann Csengeris kritische Würdigung der ungarischen Aeschylus-Ausgabe.

Budapest. *Leopold Katscher.*

Russischer Brief.

Daß die russische Belletristik, die nach dem Tode Turgenjews und Dostojewskis etwas zurückgegangen war, in den letzten Jahren wieder einen bedeutenden Aufschwung genommen hat, unterliegt keinem Zweifel. Anton Tschechow und Maxim Gorki sind weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus bekannt, aber mit und neben ihnen wirken noch eine ganze Reihe starker, vielversprechender Talente, wie Weressajew, Tschirikow, Bunin u. v. a. Zu diesen hat sich kürzlich als allerjüngster Leonid Andrejew gesellt. Zehn seiner in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Erzählungen und Skizzen sind jetzt als Buch herausgekommen und von der gesamten Kritik mit seltener Einmütigkeit als hervorragende Talentprobe begrüßt worden. Die Grundfärbung aller dieser Erzählungen ist düster und schauerlich; man fühlt sich an Edgar Poe und E. T. A. Hoffmann erinnert. Der junge Dichter versteht es meisterhaft, der banalsten, gewöhnlichsten Alltagsgeschichte einen tiefen Sinn zu verleihen. Er erzählt etwa von vier Philistern, die allabendlich ihre Whistpartie machen, bis der eine beim Kartengeben vom Herzschlag gerührt wird. Und wie nun sein Partner die Karten aufdeckt, sieht er, daß der Verstorbene ein gewonnenes Spiel in den Händen gehabt hat. Und der Gedanke, daß jener nie etwas von diesem „Glück" erfahren wird, daß er es nie erfahren kann, weil er überhaupt nicht mehr existiert, legt sich mit bleierner Schwere auf seine kleine, jämmerliche Beamtenseele . . . Oder er erzählt uns von einem armen Studenten, der sich seiner Häßlichkeit und geistigen Beschränktheit voll bewußt ist und tief darunter leidet. In stillen Stunden träumt er von einer plötzlichen Umwertung aller Werte, die auch ihn schön, reich und klug machen werde. Die Lektüre Nietzsches bestärkt ihn anfangs in diesen Phantasieen, aber je öfter er seine eigene Jämmerlichkeit mit dem herrlichen Uebermenschen Zarathustras vergleicht, desto größer wird seine Verzweiflung. Und er beschließt zu sterben. „Zum erstenmal in seinem Leben empfand er nun die tiefe und stolze Seligkeit des Sklaven, der seine Fesseln zerbricht. Ich bin kein Feigling, sagte er, und das war das erste Lob, das er sich selbst spendete, und das er mit Stolz entgegennahm . . ."

Die Mehrzahl der andrejewschen Erzählungen erschien in der im Frühling 1901 auf ministeriellen Befehl sistierten Zeitschrift „Shisnj". Dasselbe Blatt brachte auch Maxim Gorkis letzten Roman „Die Drei", der nun vollständig als Buch (Band 5 der gesammelten Werke) erschienen ist, zugleich mit dem schwungvollen „Lied vom Sturmvogel", der, so viel ich weiß, ersten metrischen Dichtung Gorkis.

Maxim Gorki bildete übrigens jüngst den Mittelpunkt eines litterarisches Streites, der bis dato noch nicht ausgefochten ist. Die Dramatisierungswut, die ja keine einzige erfolgreiche erzählende Dichtung verschont, hatte sich auch auf Gorkis Erzählungen geworfen, und mehrere russische Bühnen kündigten angeblich autorisierte Bearbeitungen des „Foma Gordjejew" an. In einem offenen Brief, der durch alle Zeitungen ging, erklärte der Dichter, daß er nur einem einzigen Schriftsteller, dessen Name ihm entfallen sei, die Erlaubnis zur Dramatisierung seines Romans gegeben habe, daß er diese Unvorsichtigkeit jetzt aber bitter bereue. Auf diese Erklärung hin behauptet nun jeder der Herren Bearbeiter, er sei jener „Einzige". Die mangelhaften russischen Preßgesetze geben Gorki leider wenig Aussicht auf Sieg in diesem ungleichen Kampf gegen die litterarische Freibeuterei. Sein eigenes, hier schon erwähntes Drama, das sich „Szenen aus dem Hause Bessemenows" betitelt und das alte Thema des Kampfes zweier Generationen in neuer Form behandelt, wird voraussichtlich erst in der nächsten Theatersaison das Licht der Lampen — zuerst im moskauer künstlerischen Theater — erblicken.

Von einem anderen Drama, das auch schon in diesem Herbst zur Aufführung gelangen sollte, hört man jetzt gar nichts mehr — ich meine Leo Tolstois „Leichnam". Statt dessen hat der Sohn des großen Dichters, der — fast möchte man sagen leider! — auch Leo heißt, sein Erstlingsdrama „Wilde Nächte" in Moskau und Petersburg aufführen lassen. Das Stück erwies sich als ein elendes Machwerk, das auch der Name Tolstoi nicht vor einem Fiasko schützen konnte. Graf Leo Tolstoi junior ist in Deutschland nicht unbekannt; er hat ein paar hübsche, aber unbedeutende Novellen geschrieben, in denen er bald die Ideen seines Vaters weiter entwickelt, bald gegen sie polemisiert. „Ein Präludium Chopins", im Grunde genommen ein sehr harmloses Geschichtchen, erschien in Deutschland seiner Zeit mit dem sensationellen Untertitel „Tolstoi gegen Tolstoi!" Die Leute, die das Buch daraufhin kauften, werden es wohl mit dem Gefühl arger Enttäuschung aus den Händen gelegt haben.

Den stärksten Bühnenerfolg errang in den letzten Monaten Fürst Alexander Sumbatow mit seinem Sittendrama „Die Irenengemeinde". Das Galeotto-Motiv in neuer Fassung. Die humane Tendenz, die scharfe Charakterzeichnung und nicht zum wenigsten die lebensmutige, zukunftsfrohe Stimmung des Stückes erklären den starken Erfolg, den es in beiden Hauptstädten hatte. Der Grau in Grau malenden neurasthenischen Modernen wird man allgemach müde. Man will wieder gesunde, schlicht denkende und stark empfindende Menschen auf der Bühne sehen, und diesem Wunsch kommt das sumbatowsche Stück entgegen.

„Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze." Daß das nicht immer der Fall ist, beweisen die jüngst erschienenen Bücher: „Sämtliche Werke von Iwan Fedorowitsch Gorbunow. Eingeleitet und herausgegeben von A. F. Koni, 2 Bde.", und „Graf P. Scheremetew. Nachklänge der Erzählungen J. F. Gorbunows, 1883—1895". Gorbunow († 1895) war Mitglied des kaiserl. Alexander-Theaters in Petersburg, nur ein ganz mittelmäßiger Schauspieler, aber ein unvergleichlicher Erzähler. Er trug kleine, selbstverfaßte, humoristische Skizzen und Szenen aus dem russischen Volksleben vor, die oft nur zu harmloser Belustigung

dienen sollten, noch öfter aber eine scharfe, satirische Färbung erhielten. Was von diesen Geschichtchen vom Verfasser niedergeschrieben worden ist (er that das nur selten und meist sehr ungern), ist jetzt in Konis Ausgabe zu finden; das Buch des Grafen Scheremetew enthält Improvisationen, die von den Freunden Gorbunows unter dem frischen Eindruck des Gehörten zu Papier gebracht worden sind. Erstaunlich ist die Sprachgewalt Gorbunows; in seinen „Szenen" figurieren Vertreter der verschiedensten Gesellschaftsklassen, und jeder hat seine eigene Ausdrucksweise; oft genügt ein einziges Wort zur Charakterisierung. Dieselbe Sprachgewalt bekundet Gorbunow in seinen wunderbaren Imitationen von Schriftstücken aus älterer Zeit. So läßt er beispielsweise einmal einen russischen Bojaren des 17. Jahrhunderts seine Reise nach Ems beschreiben, und es wird als Thatsache berichtet, daß ein bedeutender russischer Archäolog, dem diese Beschreibung vorgelegt wurde, sie für authentisch hielt und nicht wenig erstaunt war, zu erfahren, daß schon anno 1635 in den deutschen Badeörtern die — Roulette ein beliebter Zeitvertreib war!

Die Zeitschriften boten diesmal nicht viel. Erwähnt sei eine Studie über E. T. A. Hoffmann von Eugen Degen im „Mir Boshij" (XII), eine sehr günstige Besprechung von Th. v. Sosnoskys „Deutscher Lyrik des 19. Jahrhunderts", verbunden mit einer Charakteristik der neueren deutschen Lyriker, von Sin. Wengerowa im „Westnik Jewropy" (11); in demselben Heft eine sehr anfechtbare Studie über Gorki von E. Liazky, in der „Russkaja Myssl" (10) ein Huldigungsartikel für Prof. N. J. Storoshenko von P. S. Kogan; mein Versprechen, über das von den Schülern des moskauer Gelehrten herausgegebene Jubiläums-Sammelwerk eingehend zu referieren, kann ich erst in meinem nächsten Brief einlösen, da das Erscheinen des Buches sich etwas verzögert hat*).

Moskau. *Arthur Luther.*

Polnischer Brief.

In Lemberg wurde vor kurzem das Denkmal des Dichters Kornel Ujejski († 1897) enthüllt. Ujejski gehörte zu den letzten Vertretern der patriotischen Romantik; in den Tagen des blutigen Bauernaufstandes in Galizien im Jahre 1846 gab er dem nationalen Schmerz einen kraftvollen poetischen Ausdruck. — Aus dem Leben schieden in den letzten Wochen: Wilhelm Boguslawski, dessen Studien sich hauptsächlich auf die Urgeschichte der Slawen bezogen, und Felix Jezierski, der tüchtige Uebersetzungen (u. a. von Goethes „Faust" und von Shelleys Dichtungen) geliefert hat.

Von Neuheiten des Büchermarktes seien zunächst zwei größere epische Dichtungen verzeichnet. Jan Kasprowicz, der wohl seiner bäuerlichen Abstammung den kräftigen elementaren Gehalt seiner Lyrik verdankt, trat mit der „Miłość" (Liebe) auf, einem großen Gedicht, das in vier Gesängen (l'amore desperato, Liebe-Sünde, Amor vincens, Von den Bergen) dramatische Momente aus dem Liebesleben des Dichters schildert und in einen grandiosen pantheistischen Päan ausklingt. — Ein anderer lemberger Dichter, Leo Staff, jünger und weniger bekannt als jener, gab den „Mistez Twardowski" (Meister Twardowski) heraus, ein großes, mit philosophischen Reflexionen durchsetztes episches Gedicht, in regelrechten, klangvollen Terzinen, die stellenweise von Stanzen abgelöst werden. Das Epos ist eine freie Bearbeitung der polnischen Faust-Sage, hier eher in Anlehnung an Goethes „Prometheus", doch mit dem Unterschiede, daß Twardowski nicht nur der Gottheit Trotz bietet, sondern sich auch voller Verachtung von den Menschen abwendet, da sie, die ihn vor kurzem als einen Zauberer verbrennen wollten, jetzt, wo er ihnen Rettung von aller Qual verkündet, sich in hündischer Demut vor ihm beugen. — Beide Bücher zeugen in ihrer Ausstattung davon, daß der moderne Buchstil endlich auch nach Polen gedrungen ist.

Von neuen Romanen verdient Beachtung ein Buch von Gustav Daniłowski „Z minionych dni" (Aus vergangenen Tagen). Der Titel paßt eigentlich nicht, da Handlung wie Personen aus der Gegenwart genommen sind. Im Mittelpunkte steht ein edler Phantast, der seine Ideale von Freiheit des menschlichen Individuums und Gleichheit aller Stände unmittelbar verwirklichen möchte, nutzlos seine Kraft vergeudet und (der Roman spielt in Rußland!) sein Leben in einem Gefängnis-Spital beschließt. Noch größeres Interesse als der Held selber darf seine Frau beanspruchen, die nach dem Tode ihres Mannes, von mystischer Sehnsucht nach ihm befallen, einen Selbstmord begeht; sowie ein alter Arzt, ein Anhänger Tolstois, der unter einer beinahe zynischen Skepsis seinen grimmigen Haß auf die gegenwärtige Gesellschaftsordnung verbirgt. Auch als ein meisterhafter Kenner der Kindesseele erweist sich der Verfasser: unübertroffen ist z. B. der Moment, wo die Kinder den Schrei „Wasser" nach dem entdeckten Selbstmorde der Mutter hören, aus dem Schlafe erwachen, an ein Feuer im Hause glauben und sich mit ihrem kindlichen Spielzeug als rettende Feuerwehr ausrüsten.

In „Tygodnik ilustrowany" (Illustriertes Wochenblatt) beendet der bekannte Lyriker Kasimierz Tetmajer seine Studie über Stanisław Wyspiański, den genialen Dichter und Maler. Es heißt da u. a.: „Die Talente eines Malers, Bildhauers, Musikers, Dichters sind in Verbindung mit einander und in verschiedenen Kombinationen nichts seltenes, aber der bei Wyspiański vorkommende Grad der beiden produktiven Kräfte ist ganz außerordentlich, und es ist wohl möglich, daß er in der Kunstgeschichte der ganzen Welt einzig dasteht. Wäre Wyspiański ein Engländer, Deutscher oder Franzose, so wäre wahrscheinlich schon eine kleine Bibliothek von Studien der Forscher der Phänomenologie des menschlichen Geistes über ihn entstanden." — Die „Biblioteka warszawska" (Warschauer Bibliothek) bringt einen vortrefflichen Aufsatz von dem Universitäts-Professor Bronisław Kruczkiewicz, der maßvoll und auf breiterer kultureller Basis die Bedeutung des klassischen Sprachunterrichtes in den Mittelschulen darlegt, während Władysław Boguslawski, der angesehenste polnische Theaterkritiker, den Niedergang des Theaters in Warschau konstatiert und ihn auf die Rechnung einer schädlichen Vorherrschaft des schauspielerischen Elementes setzt. — In der St. Petersburger Wochenschrift „Kraj" (Das Land) bespricht Viktor Gomulicki die Romane und Erzählungen von Adolph Dygasinski, dem besten Schilderer des Bauernvolkes.

Schließlich sei mitgeteilt, daß eine neue polnische Zeitschrift im Entstehen begriffen ist, eine Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte. Es ist dies die erste derartige Zeitschrift: bis jetzt mußten litterarhistorische Forschungen in allen möglichen Zeitschriften verstreut erscheinen. Das erste Heft, das in Kürze herausgegeben werden soll, wird Antoni Małucki, dem verdienten Forscher der polnischen Sprache, gewidmet werden, der im Dezember seinen achtzigsten Geburtstag feierte.

Lemberg. *J. Flach.*

Arabischer Brief.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß sich die angesehensten Orientalisten fast ausschließlich mit der älteren arabischen Litteratur beschäftigen und das allerdings nicht eben reiche Schrifttum der Gegenwart gänzlich außer acht lassen. Aber auch in den litterarischen Fachzeitschriften findet man nirgends bemerkenswerte Artikel über die neueren Erzeugnisse des arabischen

*) Ich benutze die Gelegenheit, einen unangenehmen Druckfehler, der sich in meinen letzten Brief eingeschlichen hat, zu korrigieren. Der junge russische Lyriker, den ich auf Sp. 345, Zeile 18, erwähnte, heißt nicht Valerius Bajussjon, sondern Brjussow.

Sprachgebietes, wenigstens nicht in den deutschen Blättern, während englische, italienische, ja selbst portugiesische Zeitschriften — kürzlich brachte z. B. die portugiesische „Tradiçaon" einen eingehenden Aufsatz über die jüngsten Erscheinungen in arabischer Sprache — der arabischen Litteratur öfters Betrachtungen widmen. So liegen die Verhältnisse nun schon seit den Zeiten Hammer-Purgstalls: noch immer ist die arabische Klassik die eigentliche Domäne der Forschung. Daß an den Universitäten mit der klassischen Sprache und dem in ihr verfaßten Schrifttum begonnen werden muß, ist ja richtig und nur natürlich, aber merkwürdigerweise bleiben die Orientalisten auch später durchaus in diesen Geleisen und scheinen vor der Berührung mit der modernen arabischen Dichtung förmlich zurückzuschrecken. Und doch bieten sich hier noch dankbare Aufgaben, und der Vergleich zwischen der modernen und der alten arabischen Litteratur würde sicherlich manchen Aufschluß über die Ursachen des Verfalls dieses einst so reichen Litteraturgebietes geben. Was wir aus der üppig wuchernden Reiselitteratur und aus gelegentlichen Berichten von Laien erfahren, ist viel zu gering und zu wenig verläßlich, als daß es als Grundlage für ernsthafte Studien dienen könnte.

Aelteren Werken der arabischen Litteratur wendet man, wie gesagt, beständig Fleiß und Aufmerksamkeit zu. So ist erst kürzlich eine gute und verhältnismäßig billige Uebersetzung der berühmten Märchensammlung „Tausend und eine Nacht" aus der Feder von Max Henning (in Reclams Universal-Bibl.) erschienen, die trotz ihrer etwas konfusen Anordnung empfohlen werden darf. Die „Nachträge" allerdings wären besser fortgeblieben, da sie eher zu verwirren als aufzuklären geeignet sind. Derselbe Uebersetzer hat im gleichen Verlage eine neue Uebertragung des Koran mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben (Univ.-Bibl. Nr. 4206—10). Eine zweite Uebersetzung dieses klassischen Religionsbuches ist fast zu gleicher Zeit in Otto Hendels „Bibliothek der Gesamtlitteratur" (Nr. 1501—07) erschienen; sie stammt von Th. Fr. Grigull und bringt zahlreiche Anmerkungen im Anhang und einen alphabetischen Index. — Endlich muß die Neubearbeitung eines älteren, kulturhistorisch bedeutenden arabischen Werkes erwähnt werden, das bisher dem Abendländer nur dem Namen nach bekannt war. Es handelt sich um das Werk „Le livre des avares, texte arabe, publié d'après le manuscrit unique de Constantinople", das den Araber Abou Othman Amr ibn Bahr al-Djahiz aus Basra zum Verfasser hat. Die Bearbeitung rührt von dem bekannten holländischen Orientalisten G. van Vloten her und erschien in Leyden (1900). Al-Djahiz, der in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts n. Chr. in der Blüte seines Schaffens stand, giebt in diesem Buche eine Reihe von Anekdoten, Zeitereignissen, Gedanken und Stimmungen aus der Epoche der arabischen Blütezeit. Scharf und sicher werden — wenn auch gelegentlich mit Uebertreibungen — die gesellschaftlichen Zustände der Zeit geschildert, und die nicht selten hervortretende Zwiespältigkeit des Chronisten im Fühlen und Denken ändert nichts an dem Gesamturteil, daß wir es hier mit einem Werk von kulturhistorischer Bedeutung zu thun haben.

Von den spärlichen, der Beachtung wert erscheinenden Neuschöpfungen ist das bei Baruch Hillel (Kairo, 1900) erschienene Bändchen eines ungenannten Autors hervorzuheben, das sich „El'ahlâm" (Träume) betitelt und eine Reihe anmutiger Gedichte und Weisen in der Art der Lieder des Mirza Schaffy darbietet. Auch hier machen sich ältere Vorbilder geltend, besonders die philosophischen Reflexionen aus „Tausend und eine Nacht."

Hermannstadt. *Marcel Arpad.*

Echo der Bühnen.

Basel. Am 10. Januar hat am hiesigen Stadttheater eine Uraufführung stattgefunden, die ein größeres Interesse erregt. Es handelt sich nicht um die dilettantische Gabe eines Ortspoeten, deren ja jede Stadt einen besitzt, sondern um das lebenskräftige, mit künstlerischem Maßstab zu messende Werk eines Schriftstellers, dessen Name schon seit längerem einen guten Klang hat. Das Stück ist ein vieraktiges Schauspiel „Nikolaus von Flüe"*), der Verfasser Hermann Stegemann. Die Premiere hatte einen durchschlagenden Erfolg, der vor der Korona der schweizerischen Kritiker und Theaterdirektoren errungen wurde. Das Stück behandelt den Konflikt von Weltflucht und Familiengefühl, Askese und Vaterlandsliebe. Der Held ist eine geschichtliche, aber von der Ueberlieferung in primitive Form gebannte Gestalt, die dadurch in die Geschichte gekommen ist, daß der Eremit 1481 in einem bösen Streit der verschiedenen Orte der alten schweizerischen Eidgenossenschaft den Vermittler machte und auf einer zu Stans gehaltenen Tagsatzung, als schon die Kriegserklärung der feindlichen Brüder drohte, durch die Kraft seines Wortes den Frieden wiederherstellte. Dieser Nikolaus von Flüe war als 50jähriger Mann von Weib und Kindern weg in die Einöde gegangen, sich zu kasteien. Von Konflikten, die ihn dieser Schritt gekostet, weiß weder Geschichte noch Legende etwas zu berichten. Der Dichter hat es unternommen, der Psyche dieses Mannes nachzuspüren. Er zeigt den Einsiedler in der Einöde sich um seine Gottseligkeit mühend und das Leben verwerfend. Selbst dem Sohne, der, mit dem Mädchen seiner Wahl um Vermittlung bittend, vor ihn tritt, versagt er sich. Der Sohn geht auf die „Reise" und fällt als Landsknecht. J. V. Widmann, der eine gute Analyse des Dramas giebt, sagt hierüber: „Das ist nun gewissermaßen die Schuld des Nikolaus von Flüe. Und als seine arme Frau zu ihm auf den Berg gestiegen kommt und ihm den Tod des Sohnes erzählt, da geht eine Verwandlung mit dem Gottesmann vor, und sein großes Friedenswerk kann man gleichsam als die Sühne seiner Schuld ansehen. Nur darf man doch die hier soeben gebrauchten Ausdrücke Schuld und Sühne nicht zu ernstlich nehmen. Stegemanns Stück will nicht eine Tragödie sein, sondern ein Schauspiel, wenn auch ein ernstes, erhebendes, das dem Konflikt zwischen Weltfluchtgefühl und Familienpflicht die schöne menschliche Lösung giebt, die unsern heutigen Kulturidealen entspricht. Obwohl es der frommen Empfindung, die den schlichten Mann in die Waldbruderklause trieb, in würdiger Weise gerecht wird, läßt es doch durchblicken, daß in solcher That eine Art von Egoismus steckt, der dem altruistischen Gebote, als Mensch für Menschen und in ihrer Mitte thätig und hilfreich zu leben, widerspricht. Schwärmer für klösterliches Leben können somit aus Stegemanns Dichtung keineswegs Kapital schlagen; doch ist auch nirgend etwas in dem Stück, das fromme Katholiken verletzen könnte." Die Szenenführung ist von straffer Konsequenz und schreitet von Akt zu Akt zur Höhe. Die Charakteristik ist von sicherer Hand gegeben, und besonders der dritte Akt, der das Wiedersehen der beiden Gatten nach 14jähriger Trennung bringt, enthält Szenen von ergreifender Innerlichkeit. Die Sprache ist eine eigentümlich schlichte, im Jambus rhythmisch gebundene. — Das Stück wird seinen Weg über die schweizerischen Bühnen machen. Freunde der Heimatkunst werden sich an seiner Bodenständigkeit noch besonders erfreuen. Ob sich ihm deutsche Bühnen erschließen werden, entzieht sich unserer Beurteilung. Im Interesse des Dichters, dessen frisches

*) Buchausgabe bei Georg & Cie. in Basel. 143 S.

und sorgfältig gepflegtes Talent sich hier mit bemerkenswerter Bühnengewandtheit gepaart zeigt, möchten wir es wünschen. *F. Wagner.*

Berlin. In den vier Wochen, die seit meiner letzten Uebersicht verflossen sind, ist nur ein Ereignis von einiger Bedeutung vorgefallen: die Aufführung von vier Einaktern Arthur Schnitzlers, denen er den zusammenfassenden Titel „Lebendige Stunden"*) gegeben hat. Das Deutsche Theater hatte mit diesem Abend einen wider Erwarten starken Erfolg, und es scheint, als wollten sich die vier Stücke auf dem Spielplan halten. Schnitzler ist eine eigentümlich zusammengesetzte Natur. Er ist in mancher Hinsicht der Gegensatz zu Gerhart Hauptmann: ihm ist immer das Herausarbeiten einer Idee, eines Problems, einer These der stärkste Antrieb zum Schaffen; die anschauliche Wiedergabe der Wirklichkeit hat für ihn nur als Mittel zum Zweck Bedeutung. Er will womöglich irgend eine „Frage lösen", worauf Hauptmann niemals ausgeht. Schnitzler würde sich nie mit der peinlich genauen Wiedergabe der Wirklichkeit begnügen, er wird aber auch nie den Fehler begehen, jede zufällige Eigenschaft des Wirklichkeitsbildes mit in sein Werk hinüberzunehmen. Er hat seinen letzten Zweck stets fest im Auge, und sein Stil ist nie breit, sondern im Gegenteil oft ein wenig zu knapp: der Dialog wird nicht selten zur Disputation. In den „Lebendigen Stunden" tritt dies alles sehr scharf hervor. Die vier Stücke stehen nicht zufällig bei einander, sondern werden in der That durch eine gemeinschaftliche Idee zusammengehalten, und man könnte sie sehr wohl als eine Trilogie mit nachfolgendem Satyrspiel auffassen. Schnitzler stellt zwei Weltanschauungen einander gegenüber, die wir kurz als die realistische und die artistische bezeichnen können: für die realistische bedeutet das Genießen des Augenblicks — das Wort in seinem weitesten Sinne genommen — Leben, für die artistische hat alles Erlebte keinen Eigenwert, sondern wird Stoff zur Objektivierung im künstlerischen Schaffen, und diese Stunden des Schaffens sind die in Wahrheit lebendigen Stunden. Es ist nicht auf den ersten Blick ersichtlich, welche Anschauung und welchen Typ des Menschen — denn wir haben hier in der That zwei Typen, vielleicht sogar die zwei menschlichen Typen — Schnitzler höher wertet, aber durch die Art der Gegenüberstellung gewinnt man den Eindruck, daß er auf Seiten des Künstlers steht. Der Ausdruck „lebendige Stunden" klingt etwas gesucht. Mir scheint der Gedanke nicht glücklich, diesen Stoff in dramatischer Form zu verarbeiten, denn es ist mit den Mitteln der Bühne kaum möglich, die beiden Charaktertypen mit genügender Deutlichkeit zu entwickeln, zumal im Rahmen eines Einakters. Das erste Stück der Gruppe heißt „Lebendige Stunden" und giebt mit diesem Titel zugleich das Thema an, das in den anderen beiden durchgeführt und im letzten persifliert wird. Im ersten stehen sich die Vertreter der beiden Weltanschauungen ganz schroff und ohne daß versucht wird, ihnen individuelle Züge zu geben, gegenüber. Ein Alter und ein Junger. Der Alte hat die Mutter des Jungen ein ganzes Leben lang geliebt. Sie haben in innigster Gemeinschaft gelebt. Nun ist sie tot, und beide sind aufs tiefste erschüttert, aber doch auf verschiedene Art: dem Alten ist der eigentliche Sinn des Lebens geraubt, der Junge ist nur für jetzt zu Boden geworfen. Er ist Künstler, und in gewissem Sinne ist der Tod der Mutter eine Befreiung für ihn. Jahrelang ist sie von schmerzhaftem, unheilbarem Leiden geplagt gewesen, und der Anblick dieser täglichen Qual hat dem Sohne alle Schaffenskraft gelähmt: er hat nichts Rechtes mehr zu Stande gebracht. Das hat die Mutter gefühlt, und, um ihn wieder sich selbst zurückzugeben, hat sie ihre Leiden selbst geendet. Der Sohn ahnt nichts davon, dem Freunde jedoch hat sie es in einem letzten Schreiben mitgeteilt, mit der Bitte, es den Sohn nie erfahren zu lassen. Aber dem Alten ist das drängende Bestreben des Jungen, möglichst bald über die schmerzlichen Eindrücke hinweg wieder zum großen Schaffen zu kommen, in innerster Seele verhaßt, ihm, der diesen Schmerz als ein heiliges Gut ansieht, von dem ihm niemand und nichts etwas nehmen darf. Und in eifersüchtigem Grimme verrät er das Geheimnis der Toten. Die erste Wirkung ist niederschmetternd; dann aber rafft sich der Sohn wieder auf: er versteht den Sinn dieses mütterlichen Opfers, und er beschließt, im Sinne der Mutter zu handeln . . .

Das zweite Stück heißt „Die Frau mit dem Dolche". Hier vereitelt die Bühnen-Form fast die Absicht des Dichters, die vielen bei der Premiere nicht klar geworden ist. Schnitzler hat sein Problem hier durch ein zweites eingeengt, das eigentlich nur dem „Falle" speziellere Färbung geben sollte, ihn aber schließlich so gefesselt hat, daß er es mit aller Breite behandelte. Dieses Problem gehört dem Gebiete der okkulten Wissenschaften an, dem er sich schon einmal in seinem „Paracelsus" genähert hatte. Er rührt diesmal an den Gedanken der Seelenwanderung: es giebt Persönlichkeiten, die nach mehreren Jahrhunderten wieder zum Leben kommen und deren Schicksal dann wieder in den gleichen Bahnen verläuft. Wir sehen hier das Schicksal von drei Personen, dessen Anfang wir in einer Art Traumvision, die uns um drei Jahrhunderte zurückversetzt, miterleben, vollendet vor uns und müssen schließen, daß sich die Fäden in der Gegenwart in derselben Weise abspinnen werden wie in der Vergangenheit. Neben dieses Problem der parallelen Schicksale tritt dann die Gegenüberstellung der beiden Lebensanschauungen. Leonhard und Paula treffen in der Bildergalerie vor einem Renaissance-Bilde „Die Frau mit dem Dolche" zusammen. Die Gestalt dieser Frau gleicht Paula, und diese fühlt beim ersten Blick auf dieses Bild, daß hier mehr als eine Aehnlichkeit, daß eine Identität der Personen vorliegt. Kraft dieser geheimnisvollen Erkenntnis sieht sie plötzlich visionär die ganze innere Geschichte dieses Bildes vor sich, und diese Geschichte gleicht in ihren Anfängen der ihren: Donna Paola, die Heldin des Bildes, hatte einen Künstler — Remigio — zum Gatten, für den, wie für Paulas Gatten, das Leben nur als Stoff für seine Kunst Wert hat. In der unbefriedigten Seele Paolas, die an dem Gatten mit bewundernder Liebe hängt wie Paula an dem ihren, blüht plötzlich ein wilder Liebesrausch zu einem schönen Jüngling Lionardo auf, wie in Paula eine Leidenschaft für ihren jungen Freund Leonhard. Bis hierher gleichen sich die Schicksale. Was nun aber Paulas Blick in der Vergangenheit sieht und wir im Bühnenbilde traumhaft mit erleben, ist für sie noch Zukunft: wie Paola das heiße Flehen Lionardos erhört hat, wie sie dann aber sofort aus dem Taumel erwacht ist, wie Lionardo, der jetzt Verschmähte, grimmig dem heimkehrenden Remigio alles verrät, wie dieser ihn mit seiner überlegenen Verachtung zu wilden Todesdrohungen reizt, wie darauf Paola in furchtbarer Angst Lionardo den Dolch in die Brust stößt, und wie dieser grause Vorfall dem Künstler Remigio nur zur Inspiration für sein Bild wird. Als Paula aus ihrer Vision erwacht und dem immer mehr drängenden Leonhard ein Stelldichein für die nächste Nacht verspricht, da sind wir gewiß, wie dieses Schicksal enden wird . . . Wenn also auch die Absicht des Dichters bei näherem Hinsehen erkennbar ist, so wird doch aus dieser Skizze bereits das Gekünstelte der Situation klar. Die Charakteristik der Gestalten ist nur ganz skizzenhaft.

Das dritte Stück, „Die letzten Masken", ist das bedeutendste und wirkt künstlerisch verhältnismäßig rein. Die beiden Weltanschauungen sind hier vertreten durch zwei Männer, die einst Freunde waren, dann aber, durch das Leben getrennt, jeder seinen verschiedenen Weg gegangen sind: beide waren sie Dichter, aber während den einen der Erfolg gekrönt und zum Epikuräer gemacht hat, ist der andere arm und unbekannt geblieben und

*) Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin. 160 S.

erwartet jetzt im Spital seine letzte Stunde. Wieder drängt sich ein zweites Thema vor das eigentliche Thema. Der Sterbende haßt den berühmten Freund, und sein einziger Wunsch ist, ihm seinen Haß noch einmal frei ins Gesicht zu schleudern, ihm zu zeigen, wie leer in Wahrheit sein Leben gewesen ist und wie nichtig sein Ruhm. Als der berühmte Mann aber an das Sterbelager des einstigen Freundes tritt, erkennt der Sterbende, wie nutzlos es wäre, diesen eitlen und armseligen Menschen in seine Seele blicken zu lassen. Und er schweigt und stirbt im Gefühl seines eigenen Seelenreichtums befriedigt. Das Mittel, durch das Schnitzler den Zuhörer mit der Geschichte des berühmten Mannes bekannt macht, ist leider nicht geschickt, wodurch der Eindruck geschwächt wird. Der Gegensatz zwischen dem genießenden und dem schaffenden Menschen tritt erst zum Schluß deutlich heraus.

Im vierten Stück, „Litteratur", finden wir statt des künstlerischen Selbstbekenntnisses die Selbst-Prostitution, wie sie die Clique der Caféhaus-Litteraten übt. Diese Menschenklasse wird sehr witzig der korrekten Lebensanschauung eines Aristokraten gegenübergestellt, der sich in eine kleine Bohémienne verliebt hat und sie, ohne zu ahnen, wie sehr sie die in ihrer Lyrik geschilderten Gefühle und Situationen aus eigener Erfahrung kennt, zu seiner Frau macht. Der glänzende Dialog und die Fülle des Witzes sicherten den Erfolg dieses Stückes und den des Abends.

Ueber die anderen Novitäten des Monats kann ich mich ganz kurz fassen. Ein „Litterarischer Abend" des Residenz-Theaters verlief so unglücklich, daß es unrecht wäre, die dort gegebenen Opuscula noch einmal aus dem Orkus zu zitieren. — Der Versuch, Georg Büchners Drama „Dantons Tod" für die lebendige Bühne zu gewinnen, den die beiden Freien Volksbühnen mit den Bühnenbearbeitungen ihrer Regisseure (Friedrich Moest bezw. Alfred Halm) unternahmen, scheiterte leider an der Unzulänglichkeit der szenischen Mittel, so daß man nicht mit Sicherheit — wenn auch mit einiger Wahrscheinlichkeit — behaupten kann, daß das Drama des genialen Jünglings endgiltig in das Gefängnis der Litteraturgeschichte verwiesen worden ist. Einzelne der Konventszenen würden wohl durch glänzende Darstellung und Inszenierung sehr wuchtig wirken, aber die Rhetorik aus der Zeit des jungen Deutschland können wir heute nicht mehr als unmittelbaren Gefühlsausdruck empfinden. — Richard Skowronneks Schauspiel „Das schwarze Schäflein", das bereits anläßlich der hamburger Uraufführung besprochen wurde (vgl. Sp. 126), die letzte Novität des Lessing-Theaters, ist ein Thesenstück, dessen Qualitäten die litterarische Kritik nicht herausfordern.

Das Gastspiel der Truppe des berühmten Coquelin des Aelteren am Königlichen Schauspielhaus hat zwar einige Stücke gebracht, die für uns neu sind, die aber hier zu besprechen um so weniger Anlaß vorliegt, als sie längst der Litteraturgeschichte bezw. der französischen Bühnengeschichte angehören.

Gustav Zieler

München. Mit dem vieraktigen dramatischen Gedichte „Die Könige" stellte sich der bekannte Redakteur des „Simplicissimus" Korfiz Holm Mitte Dezember im Hoftheater zum ersten Male als dramatischer Autor vor. Das Stück, im Verlage von Albert Langen erschienen, bildete insofern eine Ueberraschung, als Holm sich bis dahin ausschließlich in den kleinen Formen der modernen Novelle bewegt hatte und auch in einem früheren Drama „Arbeit" nicht viel über die engen Kreise der Milieu- und Familienkonflikte hinausgekommen war. Nun zeigte er sich plötzlich von einer ganz neuen Seite: sein Wille ging höher, seine Anschauungen drangen weit mehr in die Tiefe, eine Fülle neuer Gesichte und Erkenntnisse that sich auf. „Die Könige" sind kein gutes Drama und nicht einmal ein vollendetes Gedicht. Stofflich stellen sie ein wenig interessantes antikes Heldenepos dar, dem es an allen Schärfen und dramatisch wirksamen Pointierungen mangelt, sprachlich zeigen sich mancherlei Schwülstigkeiten und viel Unreifes. Dennoch ist dieses Drama reich, und das ist das Beste, was man ihm nachsagen kann. Man hat sonst gemeinhin bei dem meisten, was jetzt auf diesem Gebiete gemacht wird, den Eindruck, als sammelten die Dichter im Schweiße ihres Angesichts die letzten Tropfen eines zerrinnenden Quells. Hier habe ich die Empfindung, als habe der Autor aus dem Vollen schöpfen dürfen und so viel davon verschwenden, als er eben für notwendig hielt. Es ist eine wohlthuende Freiheit, ein schöner Luxus der schöpferischen Kraft in diesem Stück. Daß diese Freiheit zuweilen zur Willkür, dieser Luxus zu leerem Pomp ausartet, braucht nicht zu erschrecken angesichts der tiefen, stillen und bewußten Kraft, mit der etwa die Gestalt des Sängers in ihrer klaren, besiegenden Weisheit psychologisch und sprachlich ausgearbeitet ist. Das Phrasenhafte an manchen Stellen des Dialogs dürfte leicht auf das rein stoffliche Moment zurückzuführen sein, das mit seiner heroischen Pose zum Bombast verführen mochte. Wenn Holm einen Stoff für sich findet, der nicht schon von vornherein Manier ist, wird sich seine Sprache dem Echteren in echteren Formen anschmiegen, und wenn er überdies gelernt hat, sich in der Behandlung des poetischen Ausdrucks auf das wahrhaft Individuelle zu beschränken, wird er uns ein Ganzes und Bedeutungsvolles schaffen.

Leo Greiner.

Wien. Unser Theaterleben ist nicht arm an Premièren. Aber die wenigsten bieten Anlaß zu kritischer Betrachtung. Direktor Schlenther hat sich durch die Kassenergebnisse des „Apostel" („Bahr und Zimmermann" nannte der Foyerwitz dieses Stück, das seinen Erfolg der glänzenden Inszenierung des Parlamentsaktes dankte) nicht zu dem Wagnis einer nächsten Urpremière hinreißen lassen. Dörmanns „Herr von Abadessa" hat zwar den Bauernfeldpreis erhalten, aber ein vorsichtiger Bühnenleiter will doch erst die Aufnahmen in München und Hamburg abwarten. Schnitzler ist durch einen persönlichen Konflikt, den ungeschickte Hände, wie erinnerlich, im Vorjahre durch alle Blätter zerrten, für den Direktor, durch seinen „Leutnant Gustel" für die Hofbühne unmöglich geworden. Dies erscheint bei einem Hoftheater nicht unbegreiflich; eine unverantwortliche Angstmeierei aber ist es, wenn Direktor Bukovics die günstige Gelegenheit, unseren ersten Autor ans deutsche Volkstheater zu fesseln, aus Furcht vor einer Boykottierung seines Hauses durch die Offiziere der Garnison leichthin fallen ließ. Den Dichter mag der berliner Erfolg seiner „Lebendigen Stunden" leicht über solche Nichtigkeiten lächeln lassen, für das wiener Publikum aber bedeutet es einen großen Verlust, wenn es darauf verzichten muß, den heimischen Dichter zu hören, einen Verlust, der weder durch die seichte Zotigkeit von Herrn Mischs „Ewig-Weiblichem", noch durch die ebenso seichte Harmlosigkeit der „Miß Hobbs" gedeckt wird. Die Berührung dieser rein persönlichen Gründe, auf gut wienerisch nennt man das „Tratsch", mag in einem ernsten, den Geräuschen des Tages abgewandten Blatte befremdlich erscheinen. Aber leider greifen diese persönlichen Verhältnisse, greift dieser Tratsch in der „Theaterstadt" Wien überall schädigend ein, wo es sich um ernste, wahrhafte Kunst handelt. So darf ein Bericht, der ein getreues Abbild vom Stande unserer dramatischen Produktion geben will, leider diese kleinlichen Intriguen nicht mit Stillschweigen übergehen; sie vollenden das Vernichtungswerk der Zensur, die gerade im letzten Jahre wieder so manche Probe ihrer hemmenden Kraft geliefert hat. Saltens „Der Gemeine" und Kranewitters „Andre Hofer" sind verboten worden, jedes Stück, das ernste Zeitfragen ernst behandelt, wird verboten oder verstümmelt, und wo die Zensur nicht gegen die Direktoren auftritt, da tritt sie für die Direktoren auf — natürlich gegen die Autoren. Denn die Fälle sind nur allzu häufig, in denen ein Bühnenleiter seine

Verbindungen mit der Behörde dazu mißbraucht, um sich ein vorschnell oder unter dem Drucke der Kritik angenommenes Stück, von dem er sich nicht viel verspricht, auf billige Weise und ohne Konventionalstrafe vom Halse zu schaffen.

Das Jubiläumstheater brachte ein viereckiges Volksstück mit Gesang, nach einem Entwurfe des verstorbenen steierischen Volksdichters Karl Morre von irgend jemand ausgearbeitet. Der „Pater Jakob" ist ein würdiger Pfarrer, der zeitlebens Gutes an seinen Pfarrkindern gethan und sich für sie geopfert hat. Der Undank seiner Bauern, die von einem ränkesüchtigen Fabrikdirektor aufgehetzt sind, vertreibt ihn aus dem Orte; endlich sehen die Leute ein, daß sie gefehlt haben; Pater Jakob kehrt zurück und wird mit Jubel empfangen. Die Gestalt des alten Pfarrherrn, der von der Politik und der streitbaren Kirche nichts wissen will, hat in ihrer Schlichtheit etwas ungemein Ergreifendes an sich. Sie mochte den verstorbenen Dichter des „Nullerl" auch vor allen anderen zu weiterer Ausarbeitung angeregt haben. Ein ausgezeichneter erster Akt mag auch noch von Morre vollendet sein. In den übrigen verrät sich die theaterkundige, aber plumpe Hand des Bearbeiters. Namentlich ein sehr unnötiges Couplet (eine Strophe beginnt ungefähr so: „Der Sohn is in der Schlacht gefall'n, schreibt's an sein Mütterl z'haus") dürfte ganz und gar auf Rechnung des Bearbeiters kommen.

Direktor Jarno führte im Theater in der Josefstadt an einem „litterarischen Abende" Otto Fuchs-Talabs Schauspiel „Franzla" auf. „Franzla" ist ein Fabrikmädchen in einer böhmischen Weberei, liebt einen jungen Beamten der Fabrik und soll den Fabrikskantineur Wokoun, einen reichen, wilden Mann, der Schnaps trinkt und schenkt, feuchte Hände hat und böhmisch-deutschen Dialekt spricht, heiraten. Franzlas Mutter will es so. Der Beamte hat Streit mit Wokoun, dem Günstling des Direktors, wird entlassen und empfängt vor seiner Abreise von Franzla den Beweis ihrer höchsten Zuneigung. Am Tage darauf findet die Hochzeit statt. Wokouns verlassene Geliebte setzt der glücklich-unglücklichen Nachfolgerin einen Strohkranz aufs Haupt, der junge Ehemann will die Sache mit dem Messer in Ordnung bringen, ersticht aber an Franzlas Stelle deren Mutter, die den unseligen Bund verschuldet hat. Ein bedeutendes Talent für Milieuschilderung ist Fuchs-Talab nicht abzusprechen. Freilich geht er darin mitunter zu weit, er stellt zuviel lebende Bilder und verschleppt die Handlung, die sich stellenweise zu großen Wirkungen erhebt, durch überflüssige Episodenfiguren. Zu diesen zählt der Magazineur Löwy, ein jüdischer Philologe, dem seine Konfession das Lehramt verschlossen hat. Er ist harmlos, edel, resigniert und reich an lateinischen Zitaten, von allen wohlgelitten und in der Fabrik unter dem Spitznamen „Ahasver" bekannt. Und in der That, er ist der ewige Gemüts-Jude, der seit Erckmann-Chatrians „juif polonais" durch die Litteratur wandert, am häufigsten in der Periode des politischen Liberalismus über die Bretter ging und dann lange ruhte, bis Herr Fuchs ihn zu neuem vergänglichem Dasein auf die Bühne rief.

Echtesten künstlerischen Genuß bot dem wiener Publikum — leider nur in einer einzigen Nachmittagsvorstellung des „Akademischen Vereins für Kunst und Litteratur" — der „Herakles" des Euripides, in der schwungvollen Uebertragung von Wilamowitz. Die Regie lag in den gewandten Händen des Burgschauspielers Heine, die Darstellung war zumeist Künstlern derselben Bühne anvertraut. Von unerhörter Wucht und erschütternder Wirkung erwies sich der Chor, der, der antiken Auffassung völlig nahekommend, in feierlicher, an das Rezitativ streifender Rede, jedes Wort verständlich, die mächtigen Rhythmen erdröhnen ließ. Der Ausschuß des Vereins, der von solch echter künstlerischer Begeisterung durchdrungen ist, daß nicht ein einziger der Herren mit seinem Namen hervortritt, erwarb sich die tiefe Dankbarkeit der vielen hundert Hörer, die das kleine Josefstädter Theater bis auf den letzten Platz füllten.

Richard Wengraf.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Ein Moderner. Roman von Klaus Rittland. Berlin. F. Fontane & Co. Preis M. 3,—.

Eine Tragödie der Kleinstadt. Aber eine stille Tragödie, ohne Mord und Totschlag. Ein Menschenleben, wie es sich immer wieder in dem engen Rahmen der Kleinstadt abspielt. Zum Teil sind die Verhältnisse schuld, zum Teil der Mensch selbst — die Verhältnisse, die ein volles Ausleben der Persönlichkeit verbieten, und der Mensch, der sich nicht frei machen kann von dem Bequemen, Altgewohnten. Das Schicksal so vieler begabter Menschen, die nicht aus ihren vier Wänden herauskönnen. Da draußen lockt die große Welt, das unermessene Reich der Möglichkeiten, aber sie kommen über die ewige Sehnsucht nicht hinaus, sie finden nicht den Weg vom Willen zur That, Entschlußfähigkeit, Selbstbewußtsein und Wagemut fehlen. Und so bleiben sie daheim, die Jahre vergehen, und schließlich finden sie sich auf die eine oder andere Weise mit ihrem Los ab. Die Geschichte von Klaus Rittland spielt in Stettin, an der Ostsee und in München. Der Assessor Schirmer ist einer von den modernen Nervenmenschen, die an dem Zwiespalt zwischen Wollen und Vermögen kranken. Selbst die erdfrische süddeutsche Malerin, die nach der alten norddeutschen See- und Handelsstadt verschlagen wird, vermag ihn nicht zu heilen. Es gelingt ihr nur auf kurze Zeit, die Künstlernatur in dem begabten Zeichner zu wecken und ihn für ein neues Leben zu gewinnen. Wohl rafft er sich im Augenblick der Begeisterung zu dem Entschluß auf, umzusatteln und die harte Arbeit zu versuchen, aber bei dem Entschluß bleibt es, der That zeigt sich der verwöhnte Gesellschaftsmensch, der überfeinerte Schöngeist nicht gewachsen. Es geht ihm wie allen Schwachen und Halben, während seine tapfere Freundin, nachdem sie die große Enttäuschung verwunden, mutig den Kampf ums Dasein wieder aufnimmt und endlich an der Seite eines starken und bewußten Mannes ihr Glück als Weib und Künstlerin findet. Wenn man den Roman aus der Hand legt, so bedauert man fast, daß Held und Heldin sich zum Schluß nicht bekommen; man hat den armen Assessor beinahe lieb gewonnen, trotzdem er kein Urbild von Männlichkeit ist. Aber schließlich muß man dem Verfasser recht geben, daß er den üblichen Romanschluß vermieden hat: „Als Verlobte empfehlen sich . . ." Wer ist nicht damit zufrieden, wenn die Kraft siegt und die Schwäche unterliegt? — Wie die früheren Werke, durch die Klaus Rittland sich bekannt gemacht hat, ist auch diese Lebensgeschichte sehr frisch und lebendig erzählt. Keine Unnatur und Künstelei in der Darstellung, und — was man leider von wenigen Büchern heutzutage sagen kann — der Humor kommt zu seinem Recht.

Berlin. *Otto Schwerin.*

Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman in zwei Bänden. Von Rudolf Herzog Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart. 416 S.

Rudolf Herzog ist weiteren Kreisen bereits durch frühere Romane („Das goldene Zeitalter", „Der Adjutant") bekannt geworden. Diese Romane sind ganz frei von subjektiven Tendenzen, von lyrischer Stimmungskunst, sie schildern vielmehr in echt epischer Weise ein Stück Leben, gesund empfindende, tüchtige Menschen und ihr Schicksal. Als eine dichterische, im besten Sinne moderne Persönlichkeit offenbart sich Herzog in seinem neuesten, oben genannten Roman. Nicht nur als

Kulturstudie, die auf gewisse Gesellschafts-, Künstler- und Theaterkreise und ihre heuchlerische Moral blendende Streiflichter wirft, sondern auch als psychologischer und besonders als Weltanschauungsroman ist „Der Graf von Gleichen" ein Zeugnis von starker dichterischer Begabung. Sehr plastisch heben sich einige kraftvolle Gestalten aus dem bunten, wechselnden Milieu, Menschen, die ein Leben in Größe und Einfachheit, in Kraft und Herrlichkeit inmitten unserer dekadenten Welt leben. Das Lied vom Uebermenschen klingt in den Roman hinein. Aber dieser Alfred Douglas, der „Graf von Gleichen" — deshalb so genannt, weil mit seinem Leben das Schicksal zweier Frauen verknüpft ist, — ist kein nietzschischer Träumer, der sich mit erdichteter Herrlichkeit begnügt, sondern ein Thatmensch, ein Mensch, der endlich einmal das, was er fühlt und denkt, was er für richtig und recht erkannt hat, durch sein Leben verwirklicht. Er geht gerade aus durch das Leben zu seinem Ziele. Er kennt keine Schmiegsamkeit, aber auch keine Rücksicht, es kümmert ihn nicht, daß seine Willensäußerungen etwa erst ihre Sanktion durch das Gesetz, durch die Zustimmung der Menschen erhalten. Für ihn ist die Ehe vollkommen gelöst, wenn Mann und Weib sich nicht mehr lieben. Beide sind dann frei und dürfen einen neuen Liebesbund eingehen. Denn eine Liebes- und Ehegeschichte ist der Roman. Dem aristokratisch empfindenden Germanen Douglas steht die Jüdin Ottilie, ein Rassenweib, ebenbürtig gegenüber. Von ihrer zu einander wachsenden Liebe handelt der Roman. Diese psychologischen Entwicklungen werden von dem Dichter mit feiner lyrischer Kunst dargestellt. Die einzelnen Szenen sind mit großer poetischer Gründlichkeit durchgearbeitet. Sie wirken von vornherein im Gegensatz zu den vielen Milieustudien moderner Romane wie Frescogemälde. Das liegt nicht nur an den Charakteren, die geschildert werden, sondern auch an dem großzügigen Stil des Verfassers. Es ist nun die besondere Kunst, trotzdem Steigerungen eintreten zu lassen. Aber gerade dies ist dem Dichter gelungen. Die Spannung wächst bis zum Schlusse. Gewisse Stilübertreibungen wird ein so stetig an sich arbeitender Autor, wie Herzog, künftig auszuscheiden wissen: seine warmherzige und lebensvolle Darstellung kann dadurch nur noch gewinnen.

Berlin. *Hans Benzmann.*

Das lebende Bild und andere Geschichten von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H., 1901. 345 S. M. 3,— (4,—).

Wilbrandt behandelt keine wuchtigen Probleme in diesem Buche; die Fabel seiner Novellen ist außerordentlich schlicht und klar. Aber er weiß den psychologischen Hebel anzusetzen, die Wurzel der Geschehnisse bloßzulegen und die Handlung mit dramatischer Straffheit zu ihrem Höhepunkte emporzuführen. Die klärende Lösung erfolgt dann verhältnismäßig schnell und leicht, weil er eben alle seelischen Fäden mit kunstvollem Geschick angezogen und ineinander verwebt hatte. Der Dichter braucht gewissermaßen nur die Hand aufzuthun, und alles rollt sich naturgemäß wie von selber ab. So gewinnt auch das Leben und Thun der Werkeltagsmenschen für uns ein erhöhtes Interesse, denn sie erscheinen hier in neuer, eigenartiger Beleuchtung. Es sind keine komplizierten Naturen, die uns Wilbrandt vorführt; ihr Innenleben hat Untiefen, aber keine rätselvollen Abgründe. Wir glauben, sie schon alle mal irgendwo gesehen zu haben — diesen „harmonischen" Regierungsrat Albert Ruland („Der Mörder"), immer korrekt und gediegen, der schließlich in einem Rausche von Verliebtheit, Eifersucht und Herrengefühl das grausige Geheimnis des Mordes an die „Geliebte" preisgiebt und sich dann aus Scham, Ekel und Weltfurcht selbst das Messer in die Brust drückt; — oder den sächsischen Großgrundbesitzer von Hochfeld („Das lebende Bild"), ein wirklicher Prachtkerl von altem Schrot und Korn, dem seine genußsüchtige Frau das Leben vergällt, bis er endlich durchpackt und so den ehelichen Frieden und das Glück seines Hauses wiederherstellt. Wie in diesen beiden Novellen, so geht es auch im „Urteil des Paris" nicht ohne ein paar Unwahrscheinlichkeiten ab; doch Wilbrandt besitzt die Gabe, uns romantisch zweifelhafte Züge nicht bloß glaubwürdig, sondern fast selbstverständlich erscheinen zu lassen. Die „Zwei Tagebücher" sind wohl das Wertvollste in dem Buche. Ein junger Lebemann, Hans von Rußbach, und Lydia Harland geben sich das Versprechen, ein ehrliches Tagebuch zu beginnen, eine Art Seelenphotographie, die mit der brutalsten Aufrichtigkeit all ihre geheimsten Gedanken und Wünsche wiederspiegeln soll. Und sie halten beide Wort. Ein Durchschnittsnovellist würde zweifellos seinen Helden den Richtweg zum Ehehafen gezeigt haben; aber Wilbrandt besaß den Mut und zugleich das ästhetische Feingefühl, klar und erbarmungslos die äußersten Folgerungen zu ziehen, wie sie in dem Charakter dieser beiden feindlichen Naturen begründet lagen. Es kommt allerdings zur Verlobung, aber es ist eine jener ungewollten Verlobungen, die unter dem Drucke gesellschaftlicher Rücksichten geschlossen werden, und wo keiner den rechten Glauben an das „junge Glück" hat. Von verzweifelter Angst getrieben, weiß sich Lydia Rußbachs Tagebuch zu verschaffen; aber was sie sucht — die Liebe, findet sie nicht darin, sondern die Wahrheit, eine fürchterliche Wahrheit, nackt, brutal und ekelhaft. Da bricht alles um sie zusammen, und langsam ergreift der Wahnsinn Besitz von ihr. Diese Novelle ist ein psychologisches Meisterstück und vereinigt alle Vorzüge wilbrandtscher Darstellungskunst: Geschlossenheit der Handlung, Schärfe der Charakteristik und sprudelnde Gedankenfülle.

Bedburg. *Theodor Herold.*

Unterm Regenbogen. Ein Märchenbuch für Große von Paul Remer. Buchschmuck von Arthur Ratzka. Berlin, Schuster und Loeffler, 1901. 4°. 86 S. geb. M. 2,—.

Paul Remers Märchenbuch „Unterm Regenbogen" ist das Werk einer zarten, sinnigen Seele, die in dem Gewande von Märchen, Traumgesichten, Phantasieen die dunkelsten Rätsel und Urfragen der Welt und der Menschheit, der Natur und des Menschenherzens in ihre Kreise zieht. „Aber unser Glück jubelte und jauchzte nicht — es war zu tief, um laut zu sein" . . . „Ich fühle eine reife, reiche Fülle in mir, und wie das schwere Wogen goldener Kornfelder geht es durch meine Seele" . . . Diese rasch herausgehobenen Proben aus der „Mondscheinnacht" und dem „Sommermärchen" mögen das feine und zugleich satte Kolorit dieses Träumers illustrieren. Darin glüht echte Leidenschaft; fast immer breitet sich darüber der Schleier einer holden Stille. Hie und da bricht auch ein leiser, graziöser Humor, gelinde Schelmerei, häufiger eine warme Wehmut hervor. Remers Motto macht auf die eigenartige Zusammensetzung seiner Persönlichkeit aufmerksam: „Im Kopf ein neuer, freier Mensch sein, im Herzen Kind und gläubig bleiben" . . . Er ist ein moderner Poet, der mit Kinderaugen in die Lichter und Dunkelheiten von Himmel und Erde hineingukt, der an dem Quell der Schönheit und Sehnsucht, der Liebe und des Glückes spielt und seine Beobachtungen wie ein sehr, sehr altkluges Kind ausplaudert. Immer wieder ergötzt er sich in der Kinderwelt. Gern befaßt sich sein Sinnen mit Knaben und kleinen Mädchen, mit seinem „Schwesterchen" — oder gar mit den Ungeborenen; seine „Kleine" hat er lieb „wie ein dummer Junge", sie hat sich ihren Gott aufbewahrt „wie ihre große Puppe"; er selber betet zu dem „lieben Gott" seiner Kindheit. Nächstdem locken ihn jene Gestalten, die ihn gleichfalls mehr oder minder auf die Geheimnisse des Daseins weisen: die Toten, die Kranken und Elenden; die Dichter; die Geliebte. Vom Paradiese schweift er bis zum Weltgericht, vom Anfang bis zum Ende der Dinge, wobei es ihn zu zeigen gelüstet: „Alles greift ineinander über, alles verschwimmt ineinander: Traum in Leben, Leben in Traum." Er überträgt eben alles ins Reich der Visionen und Wunder. So entstehen Märchen „für Große". Am eigensten und

naivsten verkörpert er seine Ideen in frei ersonnenen Geschichten. Gezwungen und gekünstelt mutet seine Bewegung an, wo er die alten Volksmärchen von Dornröschen und Sneewittchen individualisiert. Lenz, Jugend, Humor, Erde, Sonne, Mond und Sterne — das All vermenschlicht, das Wesenlose verbildlicht sich ihm leicht. Zuweilen irrt er auf dem Wege zu diesen Verlebendigungen in Schwulst hinein; etwa, wenn er des Mondes verdrießliche „Nachtmützenweisheit" von einem „hohlen Gedankenzahn" herleitet. Er ist auf malerische Wirkungen bedacht. Beispielsweise stellt er einmal die Geliebte dar, wie sie, „hoch und hastig atmend", in roter Abendsonne dasteht, „die Hände auf die wogende Brust gedrückt ... Ihr dunkler Lockenkopf lag auf dem Abendrot wie auf einem Purpurkissen". Kurz und bündig hat er die einzelnen Stücke ausgeführt, in kargen Sätzen und Abschnitten, in sanft rhythmischem Fluß, in refrainartigen Wiederholungen, in wohlberechneten Parallelen und Kontrasten. Er giebt gedankenvolle Stimmungslyrik, Gedichte in Prosa. Als deren schönste wollen mir erscheinen: „Ungeboren", „Die Blinde", „Adam und Eva", „Venus von Milo", „Zwischen Himmel und Erde", „Wenn Dichter lieben", „Sommermärchen", „Erinnerung", „Froschkonzert", „Letztes Licht".

Tilsit. *A. K. T. Tielo.*

Durchlaucht Iff und andere Novellen von Friedrich Fürst Wrede. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1901. 207 S.

Friedrich Fürst Wrede hat sich durch schriftstellerischen Ernst und Zähigkeit eine geachtete Stellung unter den deutschen Erzählern der Gegenwart zu erobern verstanden. Dieser Platz ist ihm um so mehr zu gönnen, als Wrede neben den gewöhnlichen Schwierigkeiten, die jeder Autor zu bekämpfen hat, noch das weit verbreitete philiströse Vorurteil gegen „fürstliche Dichter" überwinden mußte. Als sein bestes Buch möchte ich „Die Goldschilds" bezeichnen, diesen merkwürdigen kulturgeschichtlichen Roman; ihm verdankt er wohl hauptsächlich sein „Durchdringen". Wredes neueste Veröffentlichung, die nach modernem Brauch den Namen der leitenden Novelle („Durchlaucht Iff") trägt, ist trotz der stofflichen Buntheit des Inhalts von einem bestimmten Grundgedanken erfüllt und somit keineswegs eine bloß zufällig entstandene Sammlung von Erzählungen. In der Einführung läßt der Verfasser den „Bruder Gram" sprechen: „Ich will dir den Schlüssel zu des Menschen Seele leihen!" Das einheitliche Motiv des Buches scheint nun dies zu sein, daß ein tiefschmerzliches Erlebnis, oft in ferner Jugend schon erduldet, dem Charakter und dem Dasein des Helden (oder des Erzählenden) einen unverwischbaren Stempel aufdrückte. Gerade die Titelnovelle führt dies Motiv nicht so klar durch, so gut sie auch komponiert ist; denn Bärenburgs verhängnisvoller und doch so leicht aufzuklärender Irrtum — er hält den Halbbruder seiner Gattin für ihren Geliebten und tötet ihn im Zweikampf — kann ihn nicht mehr umwandeln, wenn er ihm und allen Betroffenen auch die Lehre brachte, daß nur ein Gesetz den Menschen Glück und Zufriedenheit giebt — die Wahrheit! Desto feiner durchgeführt erscheint das Motiv in den Novelletten „Der Springgginkel", „Der Mann mit dem eigenen Gott", „Salvatore", „Die Equipage der Familie Rodanelli". Wrede besitzt übrigens in seltenem Grade die Gabe, das, was er uns erzählen will, an ein Gespräch, einen Reiseeindruck, eine flüchtige Erinnerung fast unmerklich anzuknüpfen; es ist etwas von der älteren Technik in dieser Methode, aber Wrede vermeidet mit Geschicklichkeit die ehemals beliebte Breite. Im Gegenteil, er meidet mehr, als vielleicht nötig wäre, das Verharren in einer Stimmung, giebt oft mit einer Art von kühler Ueberlegenheit nur das Thatsächliche. Seine Sprache enthält neben Wendungen voll Kraft und Knappheit doch auch manchen konventionellen Ausdruck aus dem Repertorium unserer Zeitungsromanschreiber. Indessen ist das bloß eine Frage der Selbstkritik; vielleicht sind diese Schwächen die Folge allzuraschen Schaffens. Den Eindruck des Unmöglichen, Unnatürlichen machte mir die psychologische Entwickelung in der „Hofrätin" (daß sie wahr sein könnte, sei darum nicht bestritten, aber der Erzähler kann uns die Glaubwürdigkeit nicht suggerieren). Für die trefflichste Erzählung des Bandes halte ich „Die verlorene Freude" — ein kleines Meisterstück.

Dresden. *Bodo Wildberg.*

Lyrisches.

Die Feste der Jugend. Ein Gedichtbuch von Hans Bethge. Mit Zeichnungen von J. M. Olbrich und einem Bildnis. Berlin 1901, Schuster und Loeffler. 4°. 179 S. M. 3,— (4,—).

War Hans Bethge in seinem lyrischen Erstlingswerk „Die stillen Inseln" (1898) hauptsächlich Storm verpflichtet, so berührt er sich in seinem neuen Buche „Die Feste der Jugend" mit der vornehmen Aesthetenschule Stefan Georges, vor allem mit R. M. Rilke. Letzterer ist mystischer, gehaltvoller, mannigfaltiger — entschieden das stärkere Talent. Bethges Poem „Der Heimgekehrte" voll Hornschall, sanfter Sehnsucht und nächtlichem Waldesrauschen beweist, daß sich in dem Verfasser verhüllt gleichzeitig die eichendorffsche Romantik fortsetzt. In diesem Falle hat sich nur die Ausdrucksweise geändert. Wie zu Uhlands Zeiten ragt in den „Festen der Jugend" die „alte Mühle"; Linden blühen, und Nachtigallen schlagen; arme Königskinder suchen, und „ritterheilige Treue" redet. Bethge ist eben ein posthumer Romantiker, mag er auch in den zahlreichsten und wichtigsten Partieen seines Buches nicht die mitteldeutsche Landschaft, sondern Sylts Heide und „heiliges Meer", vor allem Spaniens träumerische Nächte und üppige Frauen veranschaulichen. Ewige Sehnsucht ist die Quelle seiner Poesie, und besonders in dem Arom spanischer Rosen darf für sie die Formel: „silberne Mondscheinlyrik" geprägt werden. Bethge ist durchaus Stimmungskünstler und zwar ein solcher, der sich immer und überall den Dingen, Begebenheiten und Menschen gegenüber als „Priester der Schönheit" fühlt und demgemäß seine Welt gestaltet. Allem verleiht er seines Geistes Hauch, er idealisiert alles: „Denn eine Kunst war meine Jugend auch." Kunst sind selbst seine Mädchenfiguren. Alle scheinen sie seelisch miteinander verwandt zu sein — und doch ist diese Verwandtschaft nur der Persönlichkeit zuzuschreiben, die sie malt. Die wilde, treulose Lolita, Bethges „navarrische Braut", die lebensvollste und ergreifendste seiner Geliebten, hat etwas Madonnenhaftes; ihr Haar ist „heilig" in seiner Hand, und nur in der glühenden Carmen rollt ungehemmt das heiße Blut des Südens. Sonst ist Bethge auf reiche Abtönung und Ausgleichung bedacht. Seine Seele atmet „selige Stille". Sie verbreitet schönheitsverklärte Andacht und sinnende Feier. Wie ein weicher, köstlich schimmernder Schleier weht sie über des Lebens finstere Klüfte und grelle Widersprüche. Sie versöhnt und dämpft die streitenden Elemente. Sie verwandelt das Dasein in einen weltverlorenen Märchentraum. Und so wendet sich der Dichter „An Heinrich Vogeler-Worpswede": „Die alten Märchen leben noch ... Im Traum, weißt Du, im Traum ... Wir wollen uns das Leben einen Traum sein lassen, einen fernen, tiefen Traum." Aus dem harmonischen Kultus und der konstanten Produktion dieses dämmernden Märchentraumes sind „Die Feste der Jugend" hervorgegangen. Bethge ist hierbei öfter in Manier verfallen. Er hat sich mehr als einmal wiederholt. Er gebraucht häufig dieselben Bilder in demselben Zusammenhange. Das fällt umsomehr auf, als sein Buch von Anfang bis Ende auf den gleichen, weihevollen, zart elegischen Sehnsuchtston gestimmt ist. Es steckt in seinem Vortrag etwas Virtuosenhaftes. Ein bethgisches Gedicht bewegt sich in der Regel etwa in der folgenden Vorstellungs- und Empfindungsrichtung: Die „goldenen Kronen" der Wolken erblassen, auf den Dichter und seine Geliebte senken sich „des Abends Tücher", rings schlafen „beglänzte Gärten" „wie ein Traum", der

„silberne Mond" zaubert in die Frühlingsnacht ein „holdes Märchen", da werden Küsse „lauter Wunder", Heimatsehnsucht erhebt ihre blassen Schwingen, und „märchenfern" erklingt „das Lied der Sterne". Dieses „Märchenlallen" kann ein Nachempfinder leicht in leisen Variationen nachkünsteln. Und doch nicht so ganz: Bethges „märchenwunderbare" Verse schwimmen in einem ganz eigentümlichen, seltsamen Silberduft. Sie erschöpfen ihr Thema wie die Storms in gedrängter Kürze, da eine ausführliche Detailzeichnung meistens nicht angestrebt ist. Sie wogen breit in ruhigem Rhythmus, und obwohl sie sehr oft den Reim verschmähen, berücken sie durch intensiven Wohlklang. Sie dokumentieren ein feines, ursprüngliches Formgefühl. Die reizvollsten Gedichte der „Feste der Jugend" sind für meinen Geschmack: „Sylter Strand", „Sommerpark", „Sylt", „Stimmung", „Ueber Nacht", „Maiabend", „Spanierin", „Pepita Granadina" „Juanita", „Hexe Carmen", „Eine Verlorene".

Tilsit. *A. K. T. Tielo.*

Gedichte. Von Hennie Fock. Dresden, E. Piersons Verlag, 1900. 183 S.

Offenbar ein neues junges, nicht ganz zu übersehendes Talent. Die Gedichte sagen nicht dasselbe, was unzähligemal schon gesagt wurde, oder wo sie es sagen müssen, sagen sie es auf eine eigene Weise. Die Dichterin gebietet über starke Töne wie über zarte mit einer Sicherheit, der man die künstlerische Mühe, die ihr zweifellos zugrunde liegt, wenig anmerkt. In der Form rein und ohne Stümperei, im Ausdruck überzeugend und hier und da sogar merkwürdig kühn. Viele der tiefst empfundenen Gedichte würden noch stärker wirken, wenn der Ausdruck nicht doch etwas zu geläufig wäre, ich meine damit das Fehlen des uns überraschenden und darum packenden Wortes, — überraschend nicht im Sinne des Seltsamen und um jeden Preis Eigenwilligen, was ja nur zu leicht ins Gesuchte umschlägt, sondern ich meine den Ausdruck, der in dem Leser das Gefühl weckt: dies hätte auf keine andere Weise besser gesagt werden können. Alles in allem: von der jungen Dichterin werden wir wohl noch mehr und wahrscheinlich Stärkeres, Besseres erleben.

Berlin. *Eduard Engel.*

Verschiedenes.

Dreißig Jahre nachher. Betrachtungen über das Verhältnis von Deutschland und Frankreich. Von Prof. Dr. Emil Henrici. Berlin, J. Klönne Nachf. 1901. 62 S.

Nicht die Stimmung der geistigen Aristokratie Frankreichs, sondern des Volkes will der Verfasser nach eigenen Beobachtungen schildern und kommt zu dem Ergebnis, daß der Deutschenhaß nach wie vor blühe und gepflegt werde. Das ist ein nicht gerade neues, schmerzliches Resultat, das freilich nur Gefahr birgt, wenn man mit dem Verfasser die untersten Schichten der Masse als die entscheidenden Faktoren der Weltgeschichte gelten läßt. Leider beschränkt er sich nun nicht auf seine militärischen Exkurse und seine gewiß lesenswerten Kriegserinnerungen, sondern nimmt auch etwas an von dem „Erbteil der Kinder dieses Volkes, das wir nicht werden beseitigen können" (!) und redet von Dingen, die ihm weniger nahe liegen. Er geht eine stattliche Reihe von Schul- und Geschichtsbüchern durch, um die sämtlichen historischen und geographischen Irrtümer herauszuschreiben; er sammelt außerdem sämtliche Epitheta und Schandthaten, die daselbst den Deutschen beigelegt werden, ohne sich die Mühe zu nehmen, deren einige zu entkräften, die auf Thatsachen ruhen. Auch dieser Versuch ist interessant, aber doch nur wertvoll, wenn er die gleiche Aufstellung für die deutschen, über Frankreich handelnden Bücher in Angriff nähme. Henrici ist zwar nicht blind für dergleichen, widmet ihm aber nicht die entsprechende Sorgfalt. — Dazu gesellen sich endlich einige wirklich bedenkliche Aeußerungen, so die, daß der Franzose „fast gar nicht nach Deutschland reise", daß der deutsche Unterricht sehr im Argen liege und der Zentralisation alles geopfert werde. Der Verfasser hat also die Dezentralisationsbewegung nicht verfolgt, auch von dem Aufschwung des deutschen Unterrichts (z. B. den unerhört hohen Anforderungen der Agregation in dieser Beziehung) keine Notiz genommen, die zu der Abschaffung des Französischen als obligatorisches Gymnasialfach in Preußen eine eigentümliche Parallele bildet. — Doch er erklärt uns ja ehrlich, daß er nicht weiß, was der Unterricht überm Rhein wert ist.

Wenn nur das Persönliche fortbliebe! Aber da wird ein um deutsche Kultur so hochverdienter Mann, wie Henri Lichtenberger, als Elsässer und Jude (!) gebrandmarkt, weil er sich unterstanden hat, Nietzsches Aeußerungen über Frankreich und Deutschland objektiv zusammenzustellen; da wird, wieder grundlos und ohne Beweise, von „erfolgbedürftigen Dozenten gesprochen, die aus ihrem dunkeln Universitätserdenwinkel nach dem strahlenden Mittelpunkt Paris gleiten möchten". Da wird Viktor Tissot zum Franzosen gemacht, und selbst Flaubert muß sich das Schulmeistern gefallen lassen, da der Verfasser von den umfassenden Studien zu Salammbo (vgl. den Briefwechsel und die Biographieen) nichts weiß. — Nein, das ist häßlich, nicht geist- noch geschmackvoll und eines deutschen Gelehrten wenig würdig.

Warum aber solche Sachen noch besprechen? Weil sie leider beweisen, daß wir die Franzosen schlechter kennen, als sie uns. Wird es aber damit anders, wenn man die wenigen fleißigen und sachkundigen Vermittler verdächtigt und verleumdet? Und ist nicht eine solche Broschüre ein Symptom eben jenes Zustandes, über den man tadelnd sich erhebt; beweist sie nicht, was sie widerlegen will? Sie überzeugt niemanden eines Besseren und stiftet Unfrieden, statt das auf gegenseitiger Wertschätzung und Kenntnis beruhende Einvernehmen herbeizuführen, das beiden Völkern so dringend zu wünschen wäre.

La Tour-de-Peilz. *Eduard Platzhoff-Lejeune.*

Der vor kurzem in Otto Elsners Verlag erschienene zweite Jahrgang des „Deutschen Bühnenkalenders" rechtfertigt in jeder Hinsicht die Erwartungen, die man nach dem ersten Jahrgang auf dieses praktische Unternehmen setzen durfte. In der Hauptsache ist der Kalender dem vorjährigen gleich geblieben — in Kleinigkeiten des Inhalts und der Anordnung sind Modifikationen eingetreten, die als Verbesserungen bezeichnet werden können. Jedenfalls dürfte sich der „Deutsche Bühnenkalender" neben dem teureren und umfangreicheren „Genossenschafts-Almanach" bei allen Theater-Interessenten mehr und mehr Bürgerrecht erwerben. =

Von Kürschners bekanntem „Jahrbuch" ist soeben der fünfte Jahrgang erschienen (Berlin, Hermann Hillger. 916 Sp. 1 Mark). Die praktische Anordnung und Reichhaltigkeit des Stoffes wurde bei den früheren Jahrgängen bereits hervorgehoben; die Ausgabe von 1902 hat noch eine Anzahl von Verbesserungen erfahren: das Material, das dem Nachschlagebedürfnis dient, ist unmittelbar zusammengestellt worden, einige Artikel haben eine völlige Neubearbeitung erfahren, neue sind hinzugekommen u. dgl. m. • •

Nachrichten

Wilhelm Hertz †. Der bekannte Dichter und Litterarhistoriker Wilh. v. Hertz ist am 8. Januar im Alter von 67 Jahren an einer Unterleibsentzündung in München gestorben. In Stuttgart geboren am 24. September 1835, widmete er sich nach beendigter Gymnasialzeit zuerst der Landwirtschaft, studierte dann in Tübingen romanische und germanische Philologie und wendete sich 1858 nach München, wo er sich dem Dichterkreis von Geibel, Heyse, Bodenstedt, Lingg u. s. w. an-

schloß. Schon ein Jahr darauf veröffentlichte er seine lebensfreudigen, sinnlich-warmen und formell schönen „Gedichte" (Hamburg 1859). 1859 trat er als Leutnant in das württembergische Heer ein, nahm jedoch noch vor Jahresfrist seinen Abschied, um eine größere, wissenschaftliche Reise durch Frankreich, England und Schottland anzutreten. Nach München 1861 zurückgekehrt, habilitierte er sich 1862 mit der Abhandlung „Der Werwolf, ein Beitrag zur Sagengeschichte" als Privatdozent an der dortigen Universität und ward 1869 Professor der Litteraturgeschichte am Polytechnikum daselbst. Von seinen reichen wissenschaftlichen Arbeiten heben wir die Werke „Deutsche Sage im Elsaß", „Die Nibelungensage", „Die Sage vom Parzival und dem Gral" und „Aristoteles in den Alexander-Dichtungen des Mittelalters" hervor, während ihm seine rein poetischen Bücher, vor allem seine ausgezeichnete Neubearbeitung von Gottfried von Straßburgs „Tristan und Isolde" und Wolfram von Eschenbachs „Parzival", dann das „Rolandslied", „Marie de France", „Aucassin und Nicolette" und das „Spielmannsbuch" (Nachbildungen altfranzösischer Dichtungen) auf dem Gebiete der freien Dichtkunst einen dauernden Namen gemacht haben. Mit Wilhelm Hertz ist wieder eine der letzten markanten Persönlichkeiten aus dem münchener Dichterkreise ins Grab gesunken. An die breitere Oeffentlichkeit ist allerdings Hertz kaum je getreten, und ein sogenannter populärer Dichter ist er nie gewesen. Und doch gehören auch seine eigenen Dichtungen zum Feinsten, was die moderne deutsche Poesie hervorgebracht hat. Hertz — einer höheren geistigen Geselligkeit durchaus nicht abhold — hat den offenen Markt des litterarischen und gesellschaftlichen Lebens immer verschmäht. Es hat wenige Schriftsteller gegeben, die jeder Art von Reklame so ängstlich aus dem Wege gegangen sind, wie Wilhelm Hertz. Der Dichter, wie der wissenschaftliche Schriftsteller war in ihm nicht von übermäßiger Fruchtbarkeit, und von Hertz kann man wirklich, wie nur von wenigen seiner Zeitgenossen, sagen, daß er die Feder nur zur Hand genommen hat, wenn ihm etwas eingefallen ist und er der Nation etwas zu sagen hatte. *(Allg. Ztg.)*

* *

Ernst Wichert †. In Berlin † am 21. Januar der Geh. Justizrat Ernst Wichert im Alter von 71 Jahren. Wichert wurde am 11. März 1831 in Insterburg geboren, machte in seiner Heimatprovinz die Richterkarriere, kam im Jahre 1887 als Kammergerichtsrat nach Berlin und trat 1896 als Geheimer Justizrat in den Ruhestand. Als Schriftsteller debutierte er 1858 mit der dramatischen Dichtung „Unser General York", der mehrere andere („Withing von Samland", „Licht und Schatten") folgten. Von seinen Lustspielen konnten sich nur „Der Narr des Glücks" und „Ein Schritt vom Wege" auf der Bühne halten. Von Wicherts erzählenden Werken sind außer zahlreichen Romanen („Ein häßlicher Mensch", „Hinter den Kulissen" u. s. w.) besonders die in zwei Bänden erschienenen „Littauischen Geschichten" zu nennen, die seine Romane weit überragen. Endlich wäre noch das historische Schauspiel „Aus eigenem Recht" und die Selbstbiographie „Richter und Dichter" zu erwähnen. Wichert, der mehrere Male Vorsitzender des Vereins Berliner Presse war, war auch Mitherausgeber der bekannten kulturgeschichtlichen „Altpreußischen Monatsschrift".

* *

Am 13. Januar † in Bückeburg im 87. Jahre der Schriftsteller Heinrich Kruse. Er wurde 1815 in Stralsund geboren, verlebte nach Abschluß seiner Studien mehrere Jahre im Ausland, wurde dann Gymnasiallehrer, widmete sich aber bald der journalistischen Thätigkeit. Im Jahre 1849 trat er in die Redaktion der „Kölnischen Zeitung" ein, der er viele Jahre angehörte. Seit 1884 lebte er in Bückeburg. Im Jahre 1868 errang Kruse mit seinem Erstlingsdrama, der „Gräfin", den Schillerpreis. Von seinen historischen Tragödien sind die wertvollsten „Raven Barnekow", „Wullenweber", „König Erich", „Moritz von Sachsen". In seinen „Seegeschichten", von denen zwei Sammlungen erschienen sind, verherrlicht er in epischer Form das Seeleben seiner Heimat. Endlich wären seine „Gedichte" zu nennen, unter denen sich hochbedeutende Elegieen befinden. Seine litterarische Bedeutung hat Edmund Lange im I. Jahrgang des „LC" (Sp. 1061—65) gewürdigt, wo auch Kruses Bild sich findet.

Am 1. Januar † in Dresden die Schauspielerin und Schriftstellerin Anna Löhn-Siegel im Alter von 72 Jahren. Die Verstorbene, die in Naundorf bei Freiberg als Tochter eines Pfarrers geboren war und sich schon mit 18 Jahren der Bühne widmete, schrieb eine größere Anzahl von Lustspielen („Rechter und linker Flügel", „Pindars Werke" u. a.), Romanen („Verkennen und Erkennen", „Zwei alte Apotheker", „Die Frau von Wörninghausen"), Reiseskizzen und autobiographischen Werken („Wie ich Schauspielerin wurde", „Aus der alten Kulissenwelt" u. s. w.). Anfangs der Siebzigerjahre vermählte sie sich mit dem Advokaten Siegel, dem Eigentümer und Redakteur der in Dresden erscheinenden „Konstitutionellen Zeitung", der 1877 starb.

Der als Dichter und Kulturhistoriker bekannte Sanitätsrat Dr. Hermann Hartmann † in Lintorf (Bezirk Osnabrück) im Alter von 76 Jahren.

In Paris † der Schriftsteller Graf Alphonse de Calonne im Alter von 84 Jahren. Er war Kunstkritiker beim „Soleil" und veröffentlichte einige Romane.

Am 26. Dezember v. Js. † in St. Petersburg Frau Ludmilla Petrowna Schelgunow, 69 Jahre alt. Sie übersetzte zahlreiche deutsche, englische und französische Werke ins Russische, u. a. mehrere Erzählungen von Berthold Auerbach, Romane von Jules Verne und George Sand und Schlossers „Weltgeschichte".

In New York † John Swinton, einer der bekanntesten amerikanischen Journalisten. Er war mehrere Jahre leitender Redakteur der „Times" und später des „Sun". Drei Jahre lang gab er auch eine eigene Zeitung — „John Swintons Payer" — heraus. Swinton erreichte ein Alter von 71 Jahren.

* *

Persönliches. Am 4. Februar begeht Georg Brandes seinen sechzigsten Geburtstag. — Als Nachfolger Karl Weinholds wurde Prof. Gustav Roethe (Göttingen) nach Berlin berufen; er wird sein Amt jedoch erst im Wintersemester 1902/3 antreten. — Der Romanschriftsteller Otto Elster wurde vom Prinzen von Schaumburg-Lippe als dessen Archivar und Bibliothekar auf Schloß Nachod in Böhmen angestellt. — Zum Chefredakteur des „Dresdener Anzeiger" wurde Dr. Leonhard Lier berufen. — Otto Julius Bierbaum ist von der Leitung des Trianon-Theaters nach der Eröffnungsvorstellung wieder zurückgetreten. — Ernst v. Wolzogen hat sich mit Fräulein Else C. Seemann, die am Bunten Brettl thätig ist, verlobt.

* *

Die Gartenlaube. Die „Gartenlaube", unser ältestes deutsches Familienblatt, trat mit diesem Januar ihren 50. Jahrgang an und hat aus diesem Anlasse eine Festnummer erscheinen lassen. Das Blatt ist bekanntlich eine ganz persönliche Schöpfung Ernst Keils (1816—1878), der es über ein Vierteljahrhundert lang geleitet hat. Er hatte schon 1845 auf eigene Faust eine Monatsschrift „Der Leuchtturm" gegründet, die sich in den Dienst des politischen Fortschritts stellte und dafür von der Censurbehörde aufs schwerste drangsaliert wurde. (Sie mußte innerhalb drei Jahren achtmal den Verlagsort wechseln und ging 1848 ein.) Nach den Revolutionsjahren wurde Keil in einem Preßprozeß zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt, und hier, auf Schloß Hubertusburg, faßte er die Idee zur Gründung der „Gartenlaube" im Oktober 1852. Schon wenige Wochen später, an Neujahr 1853, erschien die erste Nummer des neuen Blattes, das rasch eine beispiellose Verbreitung fand.

* *

Die „Natur". Ebenfalls das Jubiläum fünfzigjährigen Bestehens konnte die Zeitschrift „Natur", Organ zur Vermittelung naturwissenschaftlicher Erkenntnis und ihrer Anwendung im wirtschaftlichen Leben und in der Kunst (Halle a. S., G. Schwetschkescher Verlag), begehen. Die Zeitschrift wurde von den hallischen Gelehrten Otto Ule und Karl Müller im Verein mit dem Buchhändler Dr. Gustav Schwetschke begründet und stellte sich die Aufgabe, naturwissenschaftliche Probleme populär darzustellen. Ule starb im Jahre 1876, während es Prof. Karl Müller vergönnt war, der Zeitschrift fast fünf Jahrzehnte zu dienen. Anläßlich des Jubiläums erscheint ein Sammelband seiner naturwissenschaftlichen Essais. In der reich illustrierten Jubiläumsnummer der „Natur" schildert Prof. Kirchhoff-Halle die Geschichte der Zeitschrift.

* *

Von Zeitschriften. Die Halbmonatsschrift „Der Kuffhäuser" in Linz a. D., bisher von Hugo Greinz im Verein mit Dr. Karl von Ettmayer und Dr. Adolf Huber geleitet, wird seit Dezember von dem Schriftsteller Maurice Reinhold von Stern redigiert. — Die Redaktion der illustrierten Monatsschrift „Die Schweiz" hat seit dem 1. Januar der Privatdozent Dr. Otto Waser übernommen. — In Metz beginnt unter dem Titel „Jung-Lothringen" eine deutsch-französische Halbmonatsschrift zu erscheinen, die lothringische Kunst und Dichtung pflegen will. — Eine neue politisch-satirische Zeitschrift erscheint unter dem Titel „Don Quixote" seit Anfang Januar (dreimal monatlich) im Verlag von Moritz Frisch in Wien. Als Herausgeber zeichnet Dr. Ludwig Bauer. Das Blatt schlägt in Art und Tendenz der früher im gleichen Verlag erschienenen „Fackel" nach, die seit kurzem ebenfalls wieder erscheint — Die „Deutsch-französische Rundschau", die zuletzt im Verlag von F. A. Lattmann in Goslar erschien, hat mit dem 1. Januar ihr Erscheinen eingestellt.

* *

Zeitungs-Jubiläen. Am 1. Januar beging die prager Zeitung „Bohemia" die Feier ihres 75jährigen Bestehens. Sie gab aus diesem Anlaß eine umfangreiche Festnummer heraus, die die Thätigkeit der Zeitung, die bekanntlich das Organ der Deutschböhmen ist, von verschiedenen Seiten beleuchtete und der Neudrucke nach den Originalen der ersten Nummer der „Unterhaltungsblätter" (1828) und der „Bohemia oder Unterhaltungsblätter für gebildete Stände" (1830) beigegeben waren. Zugleich veranstaltete das Blatt ein Preisausschreiben für eine kurze Erzählung (200 Kr.) und für ein Gedicht (100 Kr.). Die Erzählung soll dem Stoffkreis deutsch-böhmischer Sage, Geschichte oder des Volkslebens entnommen sein; das Gedicht soll „in kräftiger, volkstümlicher Weise der Empfindung Raum geben, von der der Deutsche Böhmens als Kind seiner herrlichen ... Heimat beseelt wird". — Das „Meißener Tageblatt" trat an Neujahr seinen hundertsten Jahrgang an. — Die deutsche „St. Petersburger Zeitung" beging am 1. Januar das Jubiläum ihres 175jährigen Bestehens. Chefredakteur der Zeitung ist seit 27 Jahren Paul v. Kügelgen.

* *

Angekündigte Bücher. Das von Dr. F. Arnold Mayer seiner Zeit angekündigte „Jahrbuch für das gesamte Bühnenwesen" (vergl. LE III, Sp. 798) wird nicht, wie ursprünglich geplant war, bei Hermann Seemann Nachf. in Leipzig, sondern bei der Firma Wilhelm Braumüller in Wien erscheinen.

* *

Hamerlings Schädel. Eine sonderbare Meldung kommt aus Graz. Am 24. Oktober sollte dort die Leiche Robert Hamerlings, die am 15. Juli 1898 auf dem Friedhof St. Leonhard bestattet worden war, in einem Ehrengrabe beigesetzt werden. Bei der Exhumierung wußte man die Zeitungsberichterstatter zu entfernen; der Universitätsprofessor Kratter schnitt dem Toten den Kopf ab und nahm ihn in einer verschlossenen Blechbüchse auf die Anatomie mit. Unter Einwilligung des Obmanns des Grabdenkmal-Komitees, Dr. Gödel, war ein geheimes Protokoll abgefaßt worden, nach dem der Kopf innerhalb 14 Tagen zurückgestellt oder die Einwilligung der Angehörigen eingeholt werden sollte. Letztere machten ihr Recht alsbald geltend, und Professor Kratter wurde aufgefordert, über den Verbleib des Schädels Rechenschaft abzulegen. Er erklärte darauf in einer am 10. Januar in Graz abgehaltenen Gemeinderatssitzung, daß die Abtrennung des Kopfes behufs wissenschaftlicher Untersuchungen nach stadträtlicher Bewilligung erfolgt sei und die Rückgabe von vornherein sichergestellt gewesen sei. — In der That wurde der Schädel am 18. Januar beigesetzt.

* *

Allerlei. Der diesjährige Grillparzer-Preis wurde Otto Erich Hartleben für sein Drama „Rosenmontag" zugesprochen. Die Jurymitglieder sind Erich Schmidt für Norddeutschland, Professor Minor für Süddeutschland, Schlenther für das Burgtheater, Unterrichtsminister Hartel für die Akademie, Hofrat Uhl für die „Concordia". Hartleben hat sich vor kurzem in Salo am Gardasee angekauft, um dort seinen Winterwohnsitz zu nehmen. — Der Ausschuß des berliner Goethe-Bundes beschloß am 12. Januar die Gründung eines deutschen Volks-Schiller-Preises. — Der vor kurzem verstorbene Professor F. X. Kraus hat seinen litterarischen Nachlaß, sowie seine Briefe und Tagebücher testamentarisch seiner Vaterstadt Trier vermacht.

---

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Achleitner, Arthur. Celsissimus. Salzburger Roman. Berlin, Alfred Schall. 354 S. M. 3,50 (4,50).

Baumberg, A. Kleine Erzählungen und Skizzen. Wien, Carl Konegen. 221 S. M. 2,50.

Braune-Roßla, R. Arbeitsteufel. Neue thüringer Dorfgeschichten. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 199 S. M. 3,— (4,—).

Dücker, J. F. Söte Ecken. Plattdütsche Vertelln. Hamburg, G. Kramer. 321 S. M. 2,— (3,—).

Herzog, Rudolf. Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman in 2 Büchern. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgej. 416 S.

Hirschfeld, L. Der junge Fellner. Ein junger Mensch aus gutem Hause. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 2 Tle. in 1 Bde. 123 S. M. 2,50.

Külpe, Frances. Freilicht-Skizzen aus Rußland u. a. Buchdruckerei u. Verlags-Anst. Wörishofen. 207 S. M. 3,—.

Kurz, J. Genesung. — Sein Todfeind. — Gedankenschuld. Erzählungen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 232 S. M. 4,— (5,—).

Lienert, M. Die Wildleute. Erzählungen. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 333 S. Geb. M. 5,—.

Loy, Arthur v. Neue Nov. u. Märchen. Berlin, Franz Grunert. 251 S. M. 3,50 (4,50).

Riedberg, E. Heidheimat. Skizzen aus der Lüneburger Heide. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 167 S. M. 3,— (4,—).

Roberts, A. Baron v. Schwiegertöchter. Roman. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Bde. 160 u. 158 S. M. 1,— (1,50).

Schacht, A. Harms Söhne. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 223 S. M. 3,50.

Scheerbart, Paul. Liwûna und Kaidôh. Ein Seelenroman. Leipzig, Insel-Verlag. 131 S. M. 2,—.

Schmidt, August. Der Latschenhof. Erz. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 273.) Berlin, H. Hillger. 12°. 127 S. M. —,20.

Schullern, H. v. Die Aerzte. Roman. Linz, Oesterr. Verlags-Anst. 410 S. M. 3,40 (4,20).

Seeliger, E. G. Leute vom Lande. Schlesische Geschichten. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 164 S. M. 2,— (3,—).

Strauß-Torney, L. v. Bauernstolz. Dorfgeschichten a. d. Weserlande. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 217 S. M. 3,— (4,—).

Bely, E. Lore. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 206 S. M. 3,—.
Wäschke, H. Anhältische Dorfgeschichten. 3. Bdchn. De Miehme Wewern ihr Wattenrock. Cöthen, Paul Schettlers Erben. 166 S. M. 1,50.
Weber, Leopold. Vinzenz Haller. Nov. Herausg. vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey. 79 S.

Candèze, E. Herrn Grillens Thaten u. Fahrten zu Wasser u. zu Land. Dem Franz. nacherz. v. W. Marshall. Mit franz. Orig.-Holzschnitten von C. Renard. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 285 S. M. 3,— (4,—).
Coloma, P. L. Arm und Reich. A. d. Span. v. E. Berg. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. 349 S. Geb. M. 4,—.
Gorki, M. Gram und anderes. A. d. Russischen v. A. Schapire. Bern, A. Benteli. 393 S. M. 3,— (4,—).
Lie, Jonas. Wenn der Vorhang fällt. Roman. Berlin, Rich. Taendler. 219 S. M. 4,— (5,—).
Maupassant, Guy de. Die kleine Roque. Novellen. (Ges. Werke, 2. Serie, 4. Bd.) 252 S. — Nutzlose Schönheit. Novellen. (Ges. Werke, 2. Serie, 5. Bd.) 244 S. — Der Tugendpreis. Novellen. (Ges. Werke, 2. Serie, 6. Bd.) 246 S. Frei übertr. v. Georg Frhrn. v. Ompteda. Berlin W., F. Fontane & Co. Je M. 2,—.
Ohnet, G. Zwei Väter. Roman. A. d. Franz. v. M. v. Weißenthurn. München, Albert Langen. 396 S. M. 3,— (4,—).

b) Lyrisches und Episches.

Badke, O. Es war einmal. Gedichte. Arnsberg, F. W. Becker. 127 S. Geb. M. 1,50.
Buchholz, H. Lebensfreude. Gedichte. Berlin, Max Schildberger. 12°. 64 S. Geb. M. 1,50.
Dallago, C. Ein Sommer. Liederreigen. Berlin, E. Ebering. 12°. 71 S. M. 1,50 (2,—).
Doemming, Ernst v. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 46 S. M. 1,—.
Fall, Felix. In memoriam. Nachklänge. Berlin C., S. Philipp & Sohn. 81 S.
Fontanella, Alphons. Schönheit, Scham und Liebe im Haushalte der Natur. Sarajevo, J. Studnička & Co. 12°. 95 S.
Friedrich, Paul. Im Lebenssturm. Neue Gedichte. Berlin, G. Grote. 172 S.
Hartmann, K. F. H. Meine Verse. 1. Folge: Wahn u. Ahnen. Braunschweig, „Der Litterat". M. 2,50.
Heymann, R. Laïs, die Hetäre. 1. Bd.: Die Brautnacht der Priesterin. München, Verlag Frührot. 4°. 151 u. 10 S. mit 4 Taf. u. Bildn. M. 5,—.
Heymann, R. Liebe und Hunger. Ges. Gedichte. München, Verlag Frührot. gr. 8°. 104 S. M. 2,—.
Jansen, F. Der neue Heiland. Ein modernes Epos. Berlin, Gose & Tetzlaff. 90 S. M. 2,— (3,—).
Kleinschmidt, Albert. Gedichte. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 272 S. Geb. M. 3,—.
Knorr, Josephine Freiin v. Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 12°. 250 S. Geb. M. 4,—.
Lehmus, W. Wir sind jung! Ernste und heitere Dichtungen. Kiel, Lipsius & Tischer. gr. 8°. 68 S. M. 1,20 (2,—).
Madjera, W. Schatten und Sterne. Gedichte. Wien, Carl Konegen. 148 S. M. 2,50 (3,50).
Mayr-Günther, J. Trotz Acht und Bann. Freiheitslieder des verfehmten tiroler Dichters M.-G. Innsbruck, Deutsch-völkischer Scherer-Verlag. gr. 8°. 92 S. mit Bildn. Geb. M. 1,50 u. 2,50.
Schlesisches Dichterbuch. Herausg. von A. F. Krause u. Philo vom Walde. Breslau, Rudolf Dülfer. gr. 8°. 227 S. mit Abb. M. 3,— (4,—).
Uellenberg, Emil. Mitten im Leben. Neue Gedichte. 2. Aufl. Dresden, E. Pierson. 108 S. M. 1,50.
Witkop, Philipp. Ein Liebeslied u. a. Gedichte. Zürich, Karl Henckell & Co. 96 S.
Wittenbauer, F. Die Hübscherin u. ihr Gärtlein. Eine Dichtg. Wien, Carl Konegen. 12°. 138 S. M. 1,80 (2,50).

c) Dramatisches.

Beyer, E. Sokrates. Trauerspiel. Leipzig, Alfred Hahn. 168 S. M. 2,— (2,80).
Engel, M. v. Transaktionen. Schauspiel. Leipzig, Eduard Avenarius. 145 S. M. 2,— (3,—).
Gött, E. Edelwild. Ein dramat. Gedicht. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 149 S. M. 2,— (3,—).
Hamel, R. Zwei Meister. Komödie. Berlin, Eduard Bloch. 86 S. M. 2,—.
Hanau, H. Der Religionsstifter. Trauerspiel. Berlin, G. H. Meyer. 86 S. M. 2,— (3,—).
Kilian, Eugen. Götz v. Berlichingen mit der eisernen Hand. Schauspiel in 5 Akten von Goethe. N. d. Orig.-Ausg. v. 1773 f. d. Aufs. einger. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. 163 S. M. 2,— (3,—).
Langmann, Philipp. Die Herzmarke. Drama in 2 Teilen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 338 S. M. 3,—.
Müller-Waldenburg, W. Reklame! Lebensbild in 1 Akt. Leipzig, Carl Cnobloch. 19 S.
Paasch, R. Michael Servetus. Ein Trauerspiel. Berlin, L. Oehmigke. 160 S. M. 3,—.
Ritter, Alfred. Umsturz. Kulturdrama in 3 Aufz. Wien, Wilhelm Braumüller. 91 S. M. 2,—.
Stucken, E. Gawân. Ein Mysterium. Berlin, S. Fischer. gr. 8°. 100 S. Geb. M. 4,—.
Swiecicki, J. Andere Wege. Schauspiel. Bromberg, Erich Hecht. gr. 8°. 106 S. M. 2,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Braun, Christophine, Schillers Lieblingsschwester. Ein Lebensbild. Berlin, Friedrich Stahn. 192 S. M. 2,—.
Fries, Albert. Goethes Achilleïs. Diss. Berlin, E. Ebering. 61 u. XVII S.
Goldschmidt, K. W. Henrik Ibsen. Berlin, Hugo Schildberger. gr. 8°. 30 S. M. —,50.
Landsberg, Hans. Friedrich Nietzsche und die deutsche Litteratur. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 139 S. M. 2,50.
Landsberg, Hans. Chr. D. Grabbe. (Mod. Essais. Heft 13.) Berlin, Gose & Tetzlaff. 37 S. M. —,50.
Rimpau, Dr. W. Frau v. Branconi. Wernigerode, Druck v. B. Angerstein. gr. 8°. 176 S. mit 24 Abb. u. 1 Stammtaf.
Spichtigs, Peter, Dreikönigsspiel von Lungern vom Jahre 1658. Zum ersten Male herausg. u. m. e. Kommentar vers. v. Franz Heinemann. Luzern, Geschw. Doleschals Buchh. gr. 8°. 114 S. M. 1,60.
Wartenegg, Wilh. v. Erinnerungen an Grillparzer. Fragmente aus Tagebuchblättern. Wien, Carl Konegen. gr. 8°. 62 S.
Woerner, R. Fausts Ende. Antrittsrede. Freiburg i. Br., E. Troemer. gr. 8°. 28 S. M. —,80.

e) Verschiedenes.

Becker, Marie Luise. Der Tanz. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. hoch 4°. 212 S. mit 122 Abb. M. 8,— (10,—).
Blumenthal, des Generalfeldmarschalls Graf v., Tagebücher a. d. Jahren 1866 u. 1870/71. Herausg. v. A. Graf v. Blumenthal. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. gr. 8°. 286 S. mit 2 Portr. u. e. Brief Kaiser Friedrichs in Flsm.-Druck. M. 5,— (6,50).
Dorner, A. Zur Geschichte des sittlichen Denkens u. Lebens. 9 Vorträge. Hamburg, Leopold Voß. gr. 8°. 119 S. M. 4,—.
Grautoff, O. Die Entwicklung der modernen Buchkunst in Deutschland. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. hoch 4°. 219 S. mit Abb. u. Taf. M. 7,50 (9,—).
Groos, K. Der ästhetische Genuß. Gießen, J. Ricker. gr. 8°. 263 S. M. 4,80 (6,—).
Hermann, G. Die Sünder an unserer Sprache. Zur Warnung u. Belehrung geschrieben. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. 106 S. Kart. M. 1,—.
Janson, Otto. Meeresforschung und Meeresleben. (Aus Natur u. Geisteswelt. 30. Bdchn.) Leipzig, B. G. Teubner. 146 S. mit 41 Fig. i. Text. Geb. M. 1,25.
Keller, O. Carl Goldmark. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 44 S. m. Bildn. M. 1,—.
Keudell, R. v. Fürst u. Fürstin Bismarck. Erinnerungen a. d. Jahren 1846 bis 1872. Berlin, W. Spemann. gr. 8°. 497 S. m. 3 Flsms. M. 12,— (13,50).
Kohler, J. Vom Lebenspfad. Ges. Essais. Mannheim, J. Bensheimer. gr. 8°. 212 S. mit 1 Bildn. M. 5,— (6,50).
Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des Kunsterziehungstages in Dresden am 28. u. 29. Sept. 1901. Leipzig, R. Voigtländer. 218 S. Kart. M. 1,—.
Lichtwark, Alfred. Blumenkultus. — Wilde Blumen. 2., erw. Aufl. Dresden, Gerhard Kühtmann. 90 S. Geb. M. 2,80.
Liszts, F., Briefe. Ges. u. heraus. v. La Mara. 6. Bd. Briefe a. d. Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. 3. Tl. 375 S. mit 2 Bildn. — 7. Bd. 4. Tl. 460 S. mit 2 Abb. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Je M. 6,— (7,—).
Lortzings Briefe. Gesammelt und herausg. v. G. R. Kruse. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 289 S. mit Bildn. u. Flsm. M. 5,— (6,50).
Matthias, Th. Bismarck als Künstler nach den Briefen an s. Braut u. Gattin. E. sprachlich-psychol. Skizze. Leipzig, Fr. Brandstetter. 234 S. M. 3,— (3,80).
Merian, H. Illustr. Geschichte der Musik im 19. Jahrh. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 716 S. mit 139 Abb. im Text u. 38 Beil. M. 13,— (15,—).
Messer, Max. Variété des Geistes. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 110 S. M. 2,—.

Moos, Paul. Moderne Musikästhetik in Deutschland. Historisch-krit. Uebersicht. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 455 S. M. 10,— (12,—).

Neumann, C. Rembrandt. Berlin, W. Spemann. gr. 4°. XXIII, 659 S. mit 54 Autotyp. u. 5 Heliogr. M. 28,—; geb. in Ldr. M. 35,—.

Proelß, Joh. Deutsch Capri in Kunst, Dichtung, Leben. Hist. Rückblick u. poet. Blütenlese. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. 188 S. Geb. M. 3,—.

Pudor, H. Laokoon. Kunsttheoretische Essais. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 252 S. M. 6,— (7,50).

Rehmke, J. Die Seele des Menschen. (Aus Natur u. Geisteswelt. 36. Bdchn.) Leipzig, B. G. Teubner. 156 S. M. 1,— (1,25).

Reiner, J. Der Buddhismus. Für gebildete Laien geschildert. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 4°. 77 S. M. 2,—.

Rietschel, G. Weihnachten in Kirche, Kunst u. Volksleben. (Sammlg. illustr. Monogr. 5. Bd.) Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Lex.-8°. 160 S. mit 4 Kunstbeil. u. 152 Abb. Kart. M. 4,—.

Rosen, F. Letzte Rast. Römische Wandertage. Leipzig, Otto Maier. 308 S. M. 4,—.

Sallwürk, Ernst v. Bilderschmuck f. unsere Schulzimmer. Aus: Die deutsche Schule.) Leipzig, J. Klinkhardt. gr. 8°. 13 S. M. —,30.

Schiller, H. Weltgeschichte. Ein Handbuch. 4. Bd. Geschichte der Neuzeit. Berlin, W. Spemann. gr. 8°. 971 u. 59 S. mit 20 Taf. u. 3 farb. Kart. M. 8,— (10,—).

Schlemihl, Peter. Grobheiten. Simplicissimus-Gedichte. München, Albert Langen. 12°. 89 S. M. 1,— (2,—).

Stratz, C. H. Die Rassenschönheit des Weibes. Stuttgart, Ferd. Enke. gr. 8°. 350 S. mit 226 Abb. u. 1 Karte in Farbendr. M. 12,— (13,—).

Thoeny, E. Militär-Album. München, Albert Langen. gr. Fol. 32 Bl. m. z. Tl. farb. Abb. Geb. M. 6,—.

Uhland, Ludwig. Sämtl. Werke. Mit e. litt.-biogr. Einleitg. v. L. Holthof u. d. Bildn. d. Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. gr. 8°. XIX, 1120 S. Geb. M. 4,— u. 10,—.

Wasserzieher, E. Leben und Weben der Sprache. Arnsberg, F. W. Becker. 167 S. M. 1,50.

Wilhelm I., Kaiser, und Bismarck. gr. 8°. XLIV, 360 S. mit 1 Bildn. d. Kaisers u. 22 Briefbeil. — Aus Bismarcks Briefwechsel. gr. 8°. XLVI, 567 S. (Anhang zu den Gedanken u. Erinnerungen. I u. II.) Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. Je M. 8,50 (10,—).

Wolff, Fritz. Verantwortung und Kunstkritik. Leipzig, Eugen Diederichs. 38 S. M. —,50.

Wuertenberger, E. Arnold Böcklin. Einiges über s. Art zu schaffen. Berlin, Verlag Dreililien. gr. 8°. 15 S. mit 1 Bildn. M. 1,—.

Wundt, Wilhelm. Sprachgeschichte und Sprachpsychologie. Mit Rücksicht auf B. Delbrücks „Grundfragen der Sprachforschg.". Leipzig, Wilhelm Engelmann. gr. 8°. 110 S. M. 2,—.

Emerson, Ralph Waldo. Lebensführung. Deutsch v. Karl Federn. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 271 S. M. 2,50 (3,50).

Lévy-Brühl, L. Die Philosophie Auguste Comtes. Uebers. v. H. Molenaar. Leipzig, Dürrsche Buchh. gr. 8°. 287 S. M. 6,—.

Ruskin, J. Das Adlernest. 5 Vorlesgn. über die Beziehgn. zw. Kunst und Wissenschaft. Herausg. v. E. Sänger. 112 S. Geb. M. 2,50. — Grundlagen des Zeichnens. 3 Briefe an Anfänger. Uebers. v. Th. Knorr. XI, 151 S. m. 10 Abb. Geb. M. 3,—. Straßburg, J. H. Ed. Heitz.

Zuschriften.

[Unter sachlicher Verantwortung der Einsender.]

Zur Ausstattung der weimarischen Goethe-Ausgabe.

I.

Herr Dr. Richard Schaukal in Mährisch-Weißkirchen hat in Heft 7 des Litterarischen Echos den Einband der Sophienausgabe von Goethes Werken in heftiger Weise angegriffen und uns dabei auch den Vorwurf gemacht, eine früher von ihm in gleicher Sache erhobene Reklamation in oberflächlicher Weise behandelt zu haben.

Im Einverständnis mit der wissenschaftlichen Leitung der Ausgabe erwidern wir darauf, was folgt:

Herr Dr. Schaukal hat den ersten Band am 15. September 1899 und dann in Zwischenräumen von 14 zu 14 Tagen die weiteren durch eine Sortimentsbuchhandlung in Brünn bezogen. Am 6. September 1901 teilte uns diese mit, daß ihr Kunde mit dem Einband unzufrieden sei und Neubindung sämtlicher Bände oder Ersatz der Einbandkosten fordere. Welches der Grund zur Unfriedenheit sei, war nicht angegeben, die Einbände waren nur ganz allgemein als „Talmi ärgster Sorte" bezeichnet.

Darauf ist dem brünner Sortimenter allerdings geschrieben worden, es habe bisher noch niemand ähnliche Klage geführt, auch könne nach Verlauf von zwei Jahren das Verlangen seines Bestellers nicht mehr berücksichtigt werden. Nach wiederum zwei Monaten, am 6. November 1901, sind dann die Rückenschildchen zu zwei Bänden (20 und 26) von Brünn aus bei uns bestellt und kostenlos geliefert worden.

Soviel über unser Verhalten jener früheren Reklamation gegenüber. Zur sachlichen Widerlegung des öffentlichen Angriffs auf den Einband geben wir dem Buchbinder das Wort, der von Anfang an mit der Herstellung der Einbände betraut gewesen ist.

Weimar, 6. Januar 1902.

Hermann Böhlaus Nachfolger.

II.

Im Jahre 1886 wurde vom Gewerbeverein Halle ein Preisausschreiben für Halbfranzbände erlassen und meine Beteiligung daran durch Erteilung eines der ersten Preise und Ankauf eines Bandes als Muster belohnt.

Als dann der Einband für die Sophienausgabe der Werke Goethes bestimmt werden sollte, wurde ich veranlaßt, diese prämiierten Bände vorzulegen, und einer davon, eben der, der dem jetzigen Goetheeinband entsprach, wurde von dem damaligen Verleger, Hermann Böhlau, im Einverständnis mit der Frau Großherzogin von Sachsen gewählt, die nur die Bestimmung traf, daß an Stelle des in den drei Feldern befindlichen Stempels die Lyra mit dem fünfzackigen Goethestern treten sollte.

Als Material für den Rücken und die Ecken habe ich von Anfang an das beste Bockmaffianleder verwendet. Es ist von größter Haltbarkeit und eigentlich stärker als mit einem nur gefälligen Aussehen des Bandes verträglich ist.

Die roten und schwarzen Titelschildchen werden selbstverständlich aus dünnerem Leder hergestellt, für das die Bezeichnung „papierdünn" eher ein Lob als einen Tadel in sich schließt.

Weimar, 6. Januar 1902.

Max Lüttich,
Großh. Sächs. Hofbuchbinder.

III.

Erwiderung.

Daß ich den Uebelstand der beim Gebrauche brechenden Rücken der gebundenen Großoktavausgabe erst nach zwei Jahren des periodischen Bezuges rügte, hat seinen einfachen Grund darin, daß ich mich nach Rücksprache mit Freunden, denen ich die Bände zeigte, endlich einmal entschloß, dem Verlage durch meinen Buchhändler meine längst bestandene Unzufriedenheit auszusprechen. Ich sandte damals zwei der bezeichnendsten Bücher als Probe ein. Die zitierte Antwort über mein Alternativansuchen, das ich energisch formulierte und dem ich in seiner Ausdehnung aufrichtig gesagt, keinen realen Erfolg versprach, bleibt als Meinung des Verlages aufrecht, und auf ihr steht meine Klage über den „Tiefstand der Bibliophilie". Was die Selbstverteidigung des großherzoglich sächsischen Hofbuchbinders Herrn Max Lüttich anlangt, so nehme ich dankend zur Kenntnis: 1. daß ihn sein Einband durchaus befriedigt — worüber ja nicht weiter zu streiten ist —; 2. daß er auch von der verdienstvollen Auftraggeberin gebilligt wurde, ja, daß wir deren persönlicher Initiative die „Lyra" als Schmuck des Rückens zuzuschreiben haben. Ueber die ästhetische Wirkung erlaube ich mir trotzdem anderer Ansicht zu sein. Auch die goldene Doppelwellenlinie mit Punkten kann ich nicht umhin, scheußlich zu finden. Und daß das „papierdünne Lederchen" der Titelschildchen beim Lesen des Bandes Fältchen bildet, die reißen, kann ich

auch nicht zurücknehmen, da ich's erlebt habe. Uebrigens stoßen sich auch beim Gebrauche die einzelnen Bogen über die Schnittlinie vor.

Alles in allem kann ich nur wiederholen: diese Monumentalausgabe Goethes forderte einen würdigeren Einband.

M.-Weißkirchen, 8. 1. 02. Dr. Richard Schaukal,
k. k. Bezirkskommissär.

IV.

Im Begriffe, die von dem verstorbenen Professor Dr. Hans Müller-Berlin begonnene und mit ihrem ersten Teile im Jahre 1893 bei F. Fontane & Co. zu Berlin erschienene Biographie Wilhelm von Kaulbachs in einem zweiten Bande zum Abschluß zu bringen, bittet der Unterzeichnete um gütige Ueberlassung von Briefen W. v. Kaulbachs, die zahlreich vorhanden sein müssen. Zur Gewährleistung einer unversehrten und pünktlichen Rücksendung der betreffenden Schriftstücke wird bereitwilligst jede Verpflichtung übernommen. Abgesehen von diesen Briefen wäre der Unterzeichnete auch für jede Mitteilung dankbar, die ihm zur Vervollständigung des Lebensbildes W. v. Kaulbachs etwa noch übermittelt werden könnte.

Verehrliche Redaktionen werden gebeten, von Vorstehendem freundlichst kurze Notiz nehmen zu wollen.

München, Heinrich Steinbach.
Frundsbergstr. 21.

V.

Die Verlagshandlung von Ed. Avenarius macht mich darauf aufmerksam, daß nicht die von mir im „Litt. Echo" (Sp. 383 ff.) besprochene Litteraturgeschichte von Adolf Bartels, sondern seine „Deutsche Dichtung der Gegenwart" teilweise in den „Grenzboten" zum Abdruck gelangt sei. Mein Vorwurf, daß die Darstellung zu sehr in monographische Einzelbilder zerfalle, wird durch diese Berichtigung nicht entkräftet.

Breslau. Max Koch.

VI.

Sehr geehrte Redaktion!

Das Zeitungs-Nachrichten-Bureau von Adolf Schustermann macht mich durch einen Ausschnitt mit einer „Deutschen Zeitschrift" bekannt, in der ein Herr Max Geißler in Dresden sich die Freiheit nimmt, einen offenen Brief an mich zu richten, der eine Ansammlung von thörichten Ungezogenheiten ist. Man muß sich, steht man in der Oeffentlichkeit, derlei gefallen lassen, wie man es sich, geht man auf der Straße, gefallen lassen muß, von irgend einem unsauberen Passanten gestreift, von irgend einem Flegel insultiert zu werden. Auf derartige offene Briefe in einem litterarischen Blatte zu antworten, würde so verfehlt sein, wie wenn man auf die Anrempelung durch einen Gassenbuben reagieren wollte, indem man ihm seine Karte überreichte. Ich würde auch den p. p. Geißler keines Wortes würdigen und es nur beklagen, daß es Bureaux giebt, die uns ungebeten derartigen Unflat ins Haus schicken, aber dieser dreiste Schmähschreiber begnügt sich nicht mit dem Versuche, mich litterarisch zu verunglimpfen, sondern er untersteht sich, mir ein lügenhaftes Manöver zu insinuieren hinsichtlich der Auflagenangaben der „Deutschen Chansons" und des „Irrgartens der Liebe". Das ist mehr als ungezogen und albern, das ist Verleumdung, und die Ehre des Insel-Verlages, dem ich angehöre, erheischt es, zu erklären, daß die Auflagenangaben dieser Bücher genau den Thatsachen entsprechen, daß also jetzt das 41. bis 52. Tausend der Chansons und das 25. Tausend des Irrgartens im Handel ist.

Berlin, 15. Januar 1902.

Hochachtungsvoll
Otto Julius Bierbaum.

Empfangsanzeige.

Zur Errichtung eines Grabdenkmals für Ludwig Jacobowski sind die folgenden Beiträge beigesteuert worden:

Von Ernst Wichert, Josef Lauff, Georg Frhr. von Ompteda, Georg Engel, Axel Delmar (als Ertrag der Erstaufführung des Einakter-Cyclus „Das deutsche Jahrhundert") 200 Mk.; Ertrag einer Jacobowski-Matinée des Rezitators Max Laurence 167 Mk. 85 Pfg.; Stammtisch Blauer Montag 25 Mk.; Redakteur Fernandes, Duisburg 5 Mk.; von zwei Schulfreunden (Dr. Damrow und Dr. Brand, Berlin) 20 Mk.; Frau Diedrichsen, Bremerhaven 10 Mk.; C. T., Dortmund 10 Mk.; Frl. Theo Schücking, Berlin 10 Mk.; Direktion des Schillertheaters 20 Mk.; Dr. Raphael Löwenfeld 10 Mk.; Verein „Klause", Berlin (durch Victor Blüthgen) 10 Mk.; Dr. Engel, Berlin 5 Mk.; Oberamtsrichter G. W. Oberkirch 3 Mk.; Redakteur Abrahamsohn, Berlin 10 Mk.; Dr. Hermann Gutzmann, Zehlendorf 40 Mk.; A. und R. Meyerstein, Berlin 10 Mk.; Familie Sarges, Charlottenburg 10 Mk.; Dr. Meyer-Cohn, Berlin 100 Mk.; Rechtsanwalt Roth, Berlin 5 Mk.; Rechtsanwalt Josef Cohn, Berlin 10 Mk.; Verein zur Abwehr des Antisemitismus 200 Mk.; Dr. Rudolf Goldschmidt, Frankfurt a. M. 50 Mk.; Hofschauspieler Paul Wiecke, Dresden 10 Mk.; Rechtsanwalt Dr. F., Berlin 5 Mk.; F. Liebermann, Berlin 25 Mk.; Dr. E. M., Berlin 1 Mk.; Clara Hipner, Posen 5 Mk.; Dr. H. Rauch, Direktor des Residenztheaters, Wiesbaden 25 Mk.; R. und S. W., Alzey 5 Mk.; Ignaz Brüll, Tonkünstler, Wien 8 Mk. 50 Pf. (10 Kr. ö. W.); F. und E. Moest, Berlin 10 Mk.; N. N., Frankfurt a. M. 5 Mk.; Skatklub am Broglie, Straßburg 10 Mk.; A. E., Straßburg 2 Mk.; S. E., Straßburg 3 Mk.; F. und C. C., Berlin 50 Mk.; Ungenannt, Berlin 150 Mk.; Dr. R. P., Berlin 3 Mk.; Frau M. R., Berlin 40 Mk.; S. S., Berlin 40 Mk.; Herr und Frau Hofrat v. Ebner, Wien 20 Mk.; W. M., Karlsruhe 5 Mk.; L. E., Karlsruhe 5 Mk.; Eugen Diederichs, Verlagsbuchhändler, Leipzig 10 Mk.; Anna Ritter, Berlin 10 Mk.; F. F. & Co., Berlin 25 Mk.; Ch. Hallgarten, Frankfurt a. M. 100 Mk.; A. J. Silberberg, Pelleningken 3 Mk.; Frau Th. L., Berlin 2 Mk.; Frau L. B., Berlin 1 Mk. 50 Pf.; A. L., Berlin 2 Mk.; Frau Th. E., Berlin 6 Mk.; Frau M. v. Sch., Berlin 2 Mk.; Carl Baron Torresani, Mentone 20 Mk., Dr. med. Hecht, Nowawes 10 Mk.; A. und Cl. R., Frankfurt a. M. 10 Mk.; Dr. Paul Remer, Berlin 20 Mk.; von einem ehemaligen Mitschüler des Verstorbenen (W. K.) 3 Mk.; stud. phil. Alfred Kleinberg, Teschen 1 Mk. 70 Pf. (2 Kr. ö. W.); K. O., Berlin 1 Mk.; cand. jur. Eduard Freudenberg, Berlin 3 Mk.; Rechtsanwalt Dr. F. Bondi, Dresden 20 Mk.; Vicekonsul A. M. Simon, Hannover 20 Mk.; Prinz Emil Schönaich-Carolath, Haseldorf 60 Mk.; C. Arnhold und K. Schmalz, Dresden 6 Mk.; Ludwig Töpfer, Linz a. D. 4 Mk. 25 Pf. (5 Kr. ö. W.); Prof. Dr. L. Bräutigam, Bremen 5 Mk.; Ungenannt, Philadelphia 100 Mk.; Dr. Paul Rieger, Prediger, Potsdam 3 Mk.; F. F., Potsdam 3 Mk.; Oberbürgermeister Bleek und Frau, Minden i. W. 10 Mk.; J. B., Gießen 10 Mk.; H. R., Berlin 20 M.; J. E. Berlin 20 Mk. — Insgesamt 1909 Mk. 80 Pfg.

Indem wir hiermit die Sammlung schließen, freut es uns besonders, allen freundlichen Gebern gleich an dieser Stelle mitteilen zu können, daß der berliner Bildhauer Hugo Lederer, dessen Name soeben erst durch das Ergebnis der hamburger Bismarckdenkmal-Konkurrenz vielen geläufig geworden ist, sich zur Ausführung des Grabdenkmals unter spontanem Verzicht auf jede Entschädigung bereit erklärt hat. Die Gewähr für eine würdige und künstlerisch vornehme Schöpfung ist damit gegeben.

Berlin, im Januar 1902.

Josef Ettlinger. Heinrich Rippler.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Charlottenburg; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lessen in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Vierter Jahrgang
Heft 10
Februar 1902

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag, für die Schweiz nur durch das Intern. Annoncen-Bureau L. Kuranda, Lausanne

Das Sonett.

Studie von **Otto Hauser** (Wien).

(Nachdruck verboten.)

Wohl keine dichterische Kunstform hat so viele Freunde und Feinde wie das Sonett. Die einen sagen, es hemme in seiner starren Form die freie poetische Gestaltung, es sei akademisch, nüchtern, gefühlsarm — Kunstform, aber nicht Kunst, die anderen dagegen citieren Goethes Worte, seinem Sonette „Natur und Kunst" entnommen:

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

In der That werden Talente, die hauptsächlich in die Breite gehen, wie Rückert und die Browning, im Sonett, das ihnen Beschränkung auferlegt, ihr Bestes leisten, jenen aber, die sich stets bestreben, für ihre Gedanken, ihre Gefühle den prägnantesten Ausdruck zu finden, wird die Sonettform von vornherein willkommen sein. Der schwerste Vorwurf, den man ihr machen kann, ist der, daß sie jedes Sujet in vierzehn Zeilen pressen will und noch dazu eine gewisse Reihenfolge der Reime verlangt. Doch nicht immer war das Sonett so starr, wie es uns jetzt erscheint.

Den Namen Sonett als Bezeichnung einer Dichtungsart finden wir zuerst im Provençalischen; so, son ist Lied, Gedicht überhaupt, sonet, das Diminutiv davon, ein kleineres lyrisches Stück. Unschwer erkennt man in der Form des provençalischen Sonetts die Urform des italienischen. Charakteristisch an ihr ist, daß sie auf mehrere gleichgebaute Strophen, die alle an gleicher Stelle die gleichen Reime tragen, mehrere kürzere Teilstrophen, Tornadas genannt, folgen läßt, fast immer zwei, selten noch eine dritte, die dann wieder Teilstrophe der vorangehenden Tornadastrophen ist.

Um diese Form zu veranschaulichen, übersetze ich eines der kürzesten Sonette, das mir zu diesem Zwecke besonders geeignet scheint. Es zeigt, daß schon im Provençalischen der Elfsilber für diese Gattung von Gedichten verwendet ward — sonst herrschen kürzere Verse vor — und weist gleichzeitig gekreuzte und umschlossene Reime auf, also beide Arten der im Sonett später allein vorkommenden Reimbindungen, ferner gehört es zu jenen dramatischen Sonetten, die seit Petrarcas Zwiegespräch des Dichters mit seinen Augen (Son. 62) in der Sonettendichtung immer häufiger werden. Ich wählte dieses Beispiel nur seiner Form wegen. Der Romanist wird wissen, warum ich den Inhalt nur verblümt übertrage. Es ist ein Gedicht von Raimon Berengar von Provence (1209—1246), ein Rügelied, das einem wenig galanten Gegner gilt:

Mein Freund Arnaut, ich höre, hundert Damen
Sind auf dem Meere, doch auf halber Reise,
Und können nicht zurück, woher sie kamen,
Und können vorwärts nicht, auf keine Weise.
Nun blast die Backen auf, ich bitt' Euch sehr,
Denn Euren starken Lungen fällt's nicht schwer,
Die Segel neu zu schwellen, wie vorher.
Sagt, wollt Ihr's thun zu aller Frauen Preise?

„Herr Graf, ich würde schänden meinen Namen,
Gäb' ich nicht solche Höfischkeitsbeweise.
Ich will es thun zum Ruhm der Wonnesamen,
Ihr Diener treu, vom Kinde bis zum Greise.
Ich wüßte nichts, was mir erwünschter wär',
Und gerne blas' ich denn zu ihrer Ehr',
Und blase hundertmal auf sie und mehr,
Und hoff', sie ziehen bald auf gutem Gleise."

Mein Freund Arnaut, nicht dies war mein Begehr;
Wohl brächtet Ihr die Damen übers Meer
Nach Syrien also ohne viel Beschwer,
Doch ihre Herzen bliefet Ihr zu Eise.

„Herr Graf, das fürcht' ich selbst nicht minder sehr,
Doch besser ist es hundertmal und mehr,
Als daß so viele Damen auf dem Meer
Zu Grunde geh'n durch meine Thorenweise."

Der Unterschied zwischen diesem Sonett und den italienischen der ältesten Zeit besteht nicht etwa in der verschiedenen Zeilenzahl — denn noch in Dantes „Vita nuova" findet man zwanzigzeilige Sonette —, sondern darin, daß das italienische Sonett in den

Teilstrophen neue Reime einführt. Dies ist kein Grund, den Zusammenhang der beiden Formen zu leugnen, da ja die italienischen Canzonen und Balladen sich eben dadurch von ihren provençalischen Vorbildern unterscheiden, also die Neuerung ihre Parallelen hat. Wie sehr aber noch die Gleichreimigkeit der provençalischen Sonette die italienischen Dichter beeinflußte, zeigen einige der ältesten Sonette der sizilianischen Schule, deren eines, von Pier delle Vigne, Friedrichs des Zweiten gewaltigem Kanzler, ich anführen will, um zugleich ein Beispiel der ältesten italienischen Sonettendichtung überhaupt und eines der frühesten Anwendung der uns jetzt fast ausschließlich unter dem Namen Sonett geläufigen Form zu geben:

Da man die Liebe nicht vermag zu schauen
Und sie nicht körperlich sich läßt erfassen,
Wie könnten wir Verliebte da ihr trauen,
Den Thorenwahn, sie sei gar nicht, da lassen?

Und dennoch fühlen Männer sie wie Frauen
Im Herzen keimen, herrschen und verblassen;
Darauf nun können wir gewisser bauen,
Und schritte sichtbar sie durch Markt und Gassen.

So sieht man vom Magneten auch das Eisen
Wohl wunderbarlich angezogen werden
Und kann doch, welche Kraft es sei, nicht fassen.

Dies scheint, daß Liebe ist, mir zu beweisen
Und giebt mir hohen Glauben, der auf Erden
Nun gelten mög', von keinem mehr verlassen.

Wir sehen hier Terzette und Quartette noch durch wenigstens einen Reim mit einander verbunden. Aber auch noch zahlreiche andere Eigentümlichkeiten des provençalischen Sonettes finden wir in den italienischen wieder, so die dritte Tornadastrophe, die hier als „Coda" erscheint. Man kennt diese fälschlich als „Abart" bezeichnete Form aus Goethes Sonetten „B. und K." und „Triumvirat" (in den „Invektiven"). Zahlreiche andere „Abarten", wie sie schon Dantes jüngerer Zeitgenosse Antonio da Tempo in seiner lateinisch geschriebenen Metrik der vulgären Sprache aufzählt, fügen sich ohne weiteres in die freiere provençalische Form ein. Statt jedoch deren wesentliche Eigenheiten mit denen des Sonettes zu vergleichen, suchte man die Entstehung des Sonettes unabhängig von der provençalischen Form zu erklären, ohne daß eine der Erklärungen bisher ganz zu befriedigen vermocht hätte. Auch die jetzt herrschende, zuerst von Alessandro d'Ancona vorgetragene Ansicht, das Sonett sei aus der Verschmelzung zweier volkstümlicher Formen, des achtzeiligen sizilianischen und des sechszeiligen toskanischen Strambotts, hervorgegangen, ist nur auf zufälliger Aehnlichkeit der Reimbindung gegründet und vermag nicht einmal die schon in der ältesten Zeit vorkommenden umschlossenen Reime in den Quartetten anders zu erklären denn als Abarten. Ich kehre mit meiner Ansicht zu jener zurück, die seit dem Erscheinen von Jehan de Nostre Dames „Les vies des plus celebres et anciens poetes provensaux" (1575) zumal in Frankreich viele Verfechter fand. Meine Behauptung bis ins einzelne zu begründen, was mir an anderer Stelle möglich sein wird, würde hier zu weit führen.

Die Geschichte des italienischen Sonettes zeigt klar, wie man immer mehr von der provençalischen Urform abwich. Im Anfang ist es weder an eine bestimmte Zeilenzahl, noch an ein bestimmtes Metrum gebunden — Dantes zwei Sonette in der „Vita nuova", Kap. 7 und 8 —, und hat man auch die durchgehende Gleichreimigkeit aufgegeben, so findet man doch noch hier und da die Teilstrophen an die Ganzstrophen wenigsten durch einen Reim angeschlossen. In den Terzetten beobachtet man eine gewisse Ebenmäßigkeit, und erst später mischt man die Reime willkürlich unter einander, ja führt sogar im zweiten Quartett einen anderen Mittelreim ein. Das sonet licencieux jedoch, dessen zweites Quartett in den Reimen ganz unabhängig von dem ersten ist, eine französische Erfindung, fand in Italien kaum jemals eine beachtenswerte Pflege.

Die Neuerung Carlo Enrico di Sanmartinos, den achtsilbigen Vers statt des Elfsilbers im Sonett zu gebrauchen, ist von geringer Bedeutung. Der Dichter des siebzehnten Jahrhunderts gab ihnen den Namen sonetti Anacreontici; es war die Zeit, da die pseudoanakreontischen Gedichte allenthalben Schule zu machen begannen. Bei ernsteren Dichtern heißen sie sonetti ottonarii, ohne darum besser zu sein. Sonette mit kürzeren Zeilen finden wir aber schon bei Dantes Zeitgenossen Cino da Pistoja und Guido Orlandi. Nun kam auch in Italien, dessen größte Dichter stets auch große Sonettisten waren — man denke nur an Dante, Petrarca und Michelangelo — das Sonett in Verruf. Benedetto Menzini (1646 bis 1704), der italienische Boileau, nennt es in den Terzinen seiner „Arte poetica" geradezu ein „abscheuliches Prokrustesbett".

Seither hat die italienische Litteratur nur einen bedeutenden Sonettisten hervorgebracht — Gabriele d'Annunzio. Die Sonette seines „Canto novo" sind mustergiltig in der Form, klassisch im Ausdruck, originell im Inhalt; d'Annunzio ist in ihnen ganz artifex, als den ihn sogar Fogazzaro, sein Antipode, anerkennt.

* *

Schon in der erstarrten petrarchischen Form übernahmen die Spanier und Portugiesen das Sonett von den Italienern. In beiden Landen ist es bis in unsere Zeit trotz seiner häufigen Anwendung sich im wesentlichen gleichgeblieben, darum sind nur jene Dichter von größerem Interesse, die ihm in der Litteratur Eingang verschafften.

In Spanien waren es Juan Boscan Almogaver (etwa 1500—1543) und sein Freund Garzilaso de la Vega (1503—1536). Die ersten Sonette schrieb nach seinem eigenen Bekenntnis im Vorwort zum zweiten Bande seiner Werke, den „Sonetos y canciones á manera de los Italianos", Boscan; aber Garzilasos bedeutenderes Talent verhalf den fremdländischen Formen, die noch lange mit den altspanischen zu kämpfen hatten, zum endlichen Siege. Schon die erste Ausgabe der Werke Boscans von 1543 enthält auch eine Auswahl der Verse seines früh gestorbenen Freundes. Lope de Vega sagt von ihnen in einem Sonett, sie beide hätten die nueva lengua in die spanische Litteratur eingeführt. Garzilaso wird der „spanische Petrarca" genannt, und seine Werke gelten als klassisch.

Einen Dichter, der nur durch seine Sonette berühmt ist, hat die spanische Lyrik nicht aufzuweisen, aber fast jeder Poet schreibt auch etliche Sonette, manche deren nur allzuviele. Im neunzehnten Jahrhundert darf wohl Gaspar Nuñez de Arce, der

größte Zweifler des katholischesten aller Völker, als der beste Sonettendichter gelten; des gläubigeren Ramon de Campoamor Sonette dagegen gehören zu den schwächsten Stücken seiner überhaupt ziemlich schwachen Werke.

Der erste portugiesische Sonettist war Sa de Miranda (1496—1558), sein Ruhm jedoch ward weit übertroffen von Camoens, dessen Sonette mancher Kenner dem Heldenliede vorziehen wird. In der Form sind sie wenig bemerkenswert. Camoens schließt sich ganz der italienischen Reimbindung an, nur macht er von der Freiheit, auch männliche Reime zu verwenden, die wir bei den Italienern nur ganz ausnahmsweise, jedoch bei Boscan und Sa de Miranda des öfteren treffen, häufig Gebrauch. Nach Dante und Michelangelo ist er der erste Dichter, dessen Sonette mehr sind als ein Spiel mit Worten, der der alten, durch langen Gebrauch unpersönlich gewordenen Form wieder individuelles Leben zu geben vermochte.

Camoens Sonette sind das Schwanenlied der portugiesischen Lyrik, die seither nichts Bedeutendes mehr hervorgebracht hat. In der Zeit der Hegemonie des französischen Schrifttums kam auch nach Portugal der Alexandriner und verdrängte bald den viel geschmeidigeren Elfsilber, der den Italienern entlehnt war, auf allen Gebieten. Von da an bis in die Gegenwart lieben es die portugiesischen Dichter, auch Sonette in Alexandrinern zu schreiben. Ein solches aus neuester Zeit — und dazu noch ein sonet licencieux — ist folgendes von Alberto de Oliveira, einem der Bahnbrecher der portugiesischen Moderne:

Sonnenuntergang.

Die Sonne stirbt. O welch ein Todeskampf voll Trauer!
Ein blutig Schweißtuch scheint der Himmel nun, der rote;
Die Pflanzen zittern, und den Wind durchbebt ein Schauer
Bei dieser tiefen Ruh, so lautlos wie für Tote.

Im roten Himmel stirbt die untergehnde Sonne.
Nun rüstet bald ihr sterndurchblinkt Gemach die Nacht,
Das Schweigen betet ein Gebet noch zur Madonne
Und die Gestirne fern, die Welten, halten Wacht.

Schwindsüchtig, fieberheiß liegt Eine dort im Zimmer;
Sie sieht dem Himmel gleich das Grab in rotem Schimmer,
Sie sieht den schwarzen Sarg, die Priester im Gebet...

Die Sonne stirbt und sie, die Hände noch sich reichend,
Indes, der Hostie, die der Priester hochhebt, gleichend
Des Mondes heilig Sakrament am Himmel steht.

Die besten portugiesischen Sonette, die im neunzehnten Jahrhundert geschrieben wurden, hat eine Engländerin gedichtet, Elizabeth Barrett-Browning, die ihre leidenschaftlichen, geist- und empfindungsreichen Sonette für Uebersetzungen aus dem Portugiesischen ausgab.

* *

Selbständiger als in Spanien und Portugal entwickelte sich die Sonettendichtung in Frankreich, ihrem zweiten Hauptlande. Zwei Dichter, Mellin de Sainct Gelais (1491 bis 1558) und Clement Marot (1495 bis 1544), kommen bei der Frage, wer das erste französische Sonett gedichtet habe, in Betracht, doch dürfte sie unentscheidbar sein. Für Marot spricht, daß er selbst mit seinem König in Italien gewesen — er kämpfte bei Pavia mit —, für Mellin dagegen, daß seine Sonette nicht wie bei Marot Uebersetzungen aus Petrarca, sondern eigene Schöpfungen sind, doch hat auch Marot ein Originalsonett geschrieben, was die Sonettforscher bisher übersehen haben. Hier ist es:

Retirez-vous, bestiaux eshontez,
Qui pour la faim de l'appetit des bestes
Et non d'amour, entreprenez vos questes,
Retirez-vous par l'Aveugle domptez.

Mais, vous humains, desquels les volontez
Tendre on ne void qu'à la fin bienheureuse,
Lisez, lisez ceste oeuvre amoureuse,
Pour mieux congnoistre et beautez et boutez.

Puis congnoissant ce qui vous en defaut,
Vous sentirez vous eslever en haut,
Par un amour à voler tant adroict,

Ayant laissé en bas la passion,
Qu'il vous mettra justement à l'endroit
De l'unité pour délectation.

Dieses Sonett folgt einem unvollendeten Balladin, in dem Marot energisch für Luthers Lehre Partei nimmt. Es zeigt uns noch volle Freiheit im Wechsel männlicher und weiblicher Reime. Die Uebersetzungen Marots aus Petrarca und auch einige Sonette Mellins zeigen aber schon jene für das französische Sonett fortan charakteristische Reimbindung ccd, eed in den Terzetten, andererseits findet sich die italienische Reimfolge cde, cde nicht nur bei Mellin, sondern auch noch bei Ronsard und Du Bellay in der ersten Periode. Diese beiden größten Sterne der Plejade haben das Sonett erst heimisch in Frankreich gemacht. Ronsard verwendete zuerst den Alexandriner für das Sonett, Du Bellay gab ihm den Inhalt des klassischen Epigramms, wodurch es noch heutzutage einen unlyrischen Charakter trägt, während es im Provençalischen und noch im Italienischen eine durchaus lyrische Form war. Du Bellay schrieb auch einen ganzen Sonettencyklus auf die ewige Stadt (Antiquitez de Rome), der als erster Vorläufer von Platens Venedig-Sonetten und ähnlichen Cyklen gelten kann. Allmählich verdrängte der Alexandriner den Elfsilber — vers commun von den Franzosen genannt —; die Forderung eines regelmäßigen Wechsels von männlichen und weiblichen Reimen ward, zumal nach François de Malherbe (1555 bis 1628), unumstößliches Gesetz; durch ihn und seine jüngeren Zeitgenossen Maynard und Racan kam nun auch das sonet licencieux in Aufnahme, und auf diese Weise verlor das Sonett immer mehr von seiner ursprünglichen Eigenart. Ein lächerlicher Streit um zwei Sonette, deren eines an eine Urania gerichtet war, deren anderes das Leiden des Liebenden mit denen Hiobs verglich, der Streit der Jobelins und Uraniens im Jahre 1638 brachte das Sonett bei allen ernsteren Dichtern geradezu in Verruf, und das erklärt Boileaus Worte in seiner Art poétique:

On dit à ce propos, qu'un jour ce Dieu bisare
Voulant pousser à bout tous les rimes françois
Inventa du Sonnet les rigoureuses loix.

So kam es, daß auf dieses Wort des allmächtigen Versdiktators hin das Sonett in Frankreich bis in die Zeit der Romantiker wenig Pflege fand; erst sie, vor allem Alfred de Musset, brachten es wieder zu Ehren. Seine Sonette sind sehr beweglich in der Form, Achtsilber, vers commun, Alexandriner, dabei meist echt lyrisch, und zeigen den ganzen Reiz seiner koketten Sprache. Das gewichtige Wort Sainte-Beuves hob Boileaus Urteil

auf. Barbier dichtete sogar Sonette in Edmund Spensers eigenartiger Form. Gleichwohl bewegte sich das Sonett noch jahrzehntelang in den alten Bahnen: es beachtete die Regeln Boileaus und war mit wenigen Ausnahmen Epigramm. Die Parnassianer schrieben viele Sonette, ihrem vollbewußten Formempfinden entsprach es ganz besonders. Der Triumph parnassianischer Sonettendichtung sind José Maria de Hérédias „Trophées", die ihren Autor zu einem der vierzig Unsterblichen machten.

Von allen Parnassianern schrieb Paul Verlaine die lyrischsten Sonette; schon in seiner ersten Sammlung, den „Poèmes saturniens", findet man einige feine Sonette in oft ganz neuartiger Reimbindung*). Aber erst Arthur Rimbaud (1854 bis 1891), Verlaines Freund, brach vollständig mit den Gesetzen der herkömmlichen, zopfigen Metrik; er schuf das berühmteste aller französischen Sonette, das Vokalfarben-Sonett „Voyelles".

Im Gegensatz zu fast allen andern modernen französischen Dichtern, den Dekadenten, Symbolisten, Naturisten und wie sie sich alle nennen oder genannt werden, schrieb Albert Samain (1858 bis 1900), den sie mit Recht zu den ihren zählen, Verse, die auch Boileau bewundert hätte. Von seinen Sonetten müssen jene erwähnt werden, die statt vierzehn Zeilen fünfzehn umfassen. Man kann sie, wenn man sie nicht als Samains Erfindung betrachten will, jenen italienischen Sonetten mit einer dritten Tornadastrophe (sonetto caudato) anschließen, die zwar meist sechzehn Zeilen, manchmal aber auch nur fünfzehn lang sind. Eines der schönsten aus Samains erster Sammlung „Au Jardin de l'Infante" (1893) möge hier seine Stelle finden:

Keepsake.

Sa robe était de tulle avec des roses pâles,
Et rose pâle était sa lèvre, et ses yeux froids,
Froids et bleus comme l'eau qui rêve au fond des bois.
La mer Tyrrhénienne aux langeurs amicales

Berçait sa vie éparse en suaves pétales.
Très douce elle mourait, ses petits pieds en croix:
Et, quand elle chantait, le cristal de sa voix
Faisait saigner au coeur ses blessures natales.

Toujours à son poing maigre un bracelet de fer,
Où son nom de blancheur était gravé „Stéphane",
Semblait l'anneau rivé de l'exil très amer.

Dans un parfum d'héliotrope diaphane
Elle mourait, fixant les voiles sur la mer,
Elle mourait parmi l'automne ... vers l'hiver ...

Et c'était comme une musique qui se fane ...

* *

Ganz von der französischen Sonettendichtung war ursprünglich die holländische abhängig, nur die englische hat sie hier und da leise beeinflußt. Dies bezeugt schon das erste Sonett in niederländischer Sprache, dessen Dichter Coornhort (1522 bis 1590) ist; es beginnt:

In tijdlick goed vindt men Arm, Middelbaar en Rijck
(In zeitlichem Gut findet man Arm, Mittelstand und Reich)

ein guter Alexandriner. Nur Vondels Sonette, die zu dem Besten der frühholländischen Kunstdichtung gehören, erheben sich weit über das Mittelmaß, ganz frei von Geschmacklosigkeiten sind auch sie nicht. Erwähnenswert ist, daß Martin Opitzens Sonetten-Dichtung von der holländischen nicht weniger beeinflußt ist als von der französischen. Mehr als in irgend einer anderen Litteratur kam in der holländischen die steife Nüchternheit des französischen Pseudoklassizismus und der für die Poesie noch verderblicheren Aufklärung zur Herrschaft, umso herrlicher erscheint uns darum die neue Blüte der holländischen Dichtung von 1880 an, über die mein jüngsterschienenes Buch „Die niederländische Lyrik von 1875 bis 1900" orientieren will. Mit Ausnahme eines Dichters, Herman Gorters, sind alle sieben großen Dichter dieser neuen Plejade Meister des Sonetts, Jacques Perk, Helene Swarth, Willem Kloos, Albert Verwey, Frederik van Eeden und Pol de Mont; wie individuell jeder von ihnen die Form zu behandeln weiß, zeigen die Proben, die ich übersetzte. Hier die Einzelheiten zu besprechen, würde zu weit führen.

(Schluß folgt.)

*) Vgl. meine Verlaine-Verdeutschung, Berlin 1900.

Berthold Auerbach und Grabbe.

Mitteilung von **Anton Bettelheim** (Wien).

(Nachdruck verboten.)

Die Vorarbeiten zu meiner (hoffentlich 1902 erscheinenden) Biographie Berthold Auerbachs haben mir schon vor Jahren zwei sehr bemerkenswerte Zeugnisse über seine Beschäftigung mit Grabbes Leben und Werken in den Jahren 1838/39 zur Kenntnis gebracht. Das erste: ein kritisches Urteil Auerbachs über Dullers Grabbe-Biographie und „Die Hermannsschlacht" Grabbes; das zweite: die leibhaftige Einführung Grabbes in einem verschollenen Jugend-Lustspiel Auerbachs. Beide so völlig unbekannt, daß sie vielleicht des Anteils weiterer Leserkreise nicht unwert erscheinen dürften.

Ein paar Jahre lang schrieb Berthold Auerbach für die von August Lewald redigierte „Chronik der gebildeten Welt Europa" Litteratur-Berichte. Diese, mit dem Buchstaben A gezeichneten Besprechungen sind sachlich und persönlich gleicherweise beachtenswert. Claudius, Clemens Brentanos Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl, endlich Immermanns Münchhausen — um nur die bedeutendsten Vorbilder und Vorläufer der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" zu nennen — beurteilt dort der noch unsicher seinen Weg suchende, in voller Entwicklung stehende Poet selbständig und sehr bezeichnend für seine spätere, eigene Weise als Volksschriftsteller. Blatt um Blatt dieser Anzeigen bewährt Auerbachs Wahrhaftigkeit und gesunden Menschenverstand. Daß der rechtschaffene, gescheite Mann auch das Zeug zu einem Kritiker in sich hatte, gab späterhin Julian Schmidt unter dem Eindruck der „Deutschen Abende" und des Buches „Schrift und Volk" unumwunden zu. Lebendiger und natürlicher, als diese Studien und Vorträge des reifen Mannes wirken meines Erachtens seine jugendlichen Ergüsse. Nicht zum wenigsten die Charakteristiken Grabbes, die im 2. Bande (Jahrgang 1838) der „Europa" zu finden sind.

„Der Tod Grabbes," so heißt es da, „hat fast alle divergierenden Stimmen über ihn vereinigt und ihm eine Huldigung zugewendet, wie sie dem Lebenden wohl noch lange versagt worden wäre. Die Tragödie seines eigenen Lebens erfaßte das kritische Parterre plötzlich mit geheimem Schauder, denn hier zeigte sich der Untergang eines naturkräftigen Genius, der alle Etikette des Lebens und der Kunst als eine Zwangsjacke abriß und dennoch von allen Seiten gefangen war von den zahmen und verwaschenen Philistereien unserer Tage: hier war nun einmal der prometheische Trotz, die Zerrissenheit, wie die Schwäche (die sonst bis zum Ekel

affektiert worden waren), mahnend und ernst aus dem Buchstaben heraus ins Leben getreten und hatten sich der Stärksten Einen zum Opfer gewählt. Grabbe ist, wie Waiblinger, in einer Mischung von Wut und Lethargie der Welt und dem besseren Ich gegenüber, untergegangen, nur daß Grabbe moralisch und poetisch über Waiblinger erhaben ist. Die Stimmen, die nach Grabbes Tod über ihn vernommen wurden, sind bei aller Tiefe ihres Ausdrucks doch meist in jenen hypergenialen Ton seiner Dichtungsweise mit hineingerissen worden, so daß man fast gewöhnt ist, wenn man den Namen Grabbe hört, sich die Stereotypen ‚Lapidarstil', ‚kolossal' ꝛc. hinzuzudenken. Duller hat versucht, ein klares und mit seiner Psychologie aufgefaßtes Bild von dem Leben Grabbes darzustellen; einzelne Mißgriffe abgerechnet, ist ihm dies auch vollkommen gelungen. Gräßlich löst sich hier ein Rätsel, indem wir erfahren, daß Grabbes Mutter ‚ihrem Kinde von dessen viertem Lebensjahre an täglich betäubende geistige Getränke darbot und ihm des Nachts bei dem Schlafengehen solche vor das Bett setzte', aber Duller leitet dies auf eine geschraubte Weise ein, wenn er Grabbe ‚kein Weichtum am Herzen der Mutter finden' läßt. Mit Ernst und liebevoller Humanität entwickelt Duller rücksichtslos den weiteren Bildungsgang Grabbes; besonders achtenswert ist, daß Grabbes Verhältnis zu seiner Gattin möglichst klar und thatsächlich erörtert wird; auch in vielen anderen Beziehungen ist diese Biographie reich an neuen Aufschlüssen und Fakten, und umfassender, als alle bisherigen. Nur in der Darstellung von dem Seelenleben und den Bestrebungen des Dichters ist Duller ebenfalls in jenes Ueberbieten mit Kraftausdrücken gefallen, die mitunter an das Unnatürliche und Komische grenzen. Was soll das heißen, wenn er Seite 16 sagt: ‚Die Kindheit lag wie die Exuvien eines abgeschlossenen Lebens tief unter ihm; seine Schöpferkraft tobte, wie ein entfesselter Löwe' u. s. w., und gleich darauf wieder: ‚Nur aus dem Krater des Gothland läßt sich auf die dieser Tragödie vorangegangenen Eruptionen schließen'. Es ist allerdings eine schwierige Aufgabe, aber dennoch die des Biographen, den leisesten Bewegungen wie den gewaltigsten Stürmen eines mächtig aufgeregten Geistes nachzugehen, ohne davon irregeleitet und mit hineinverschlungen in den Bombast der Phrasen zu verfallen. Von der psychologischen Seite ist daher die Biographie Grabbes keineswegs abgeschlossen. Auf Seite 22 der vorliegenden Biographie heißt es von Grabbe, daß er sich damit beschäftigte, ‚in den Augiasstall der sozialen und litterarischen Verhältnisse Deutschlands Bresche an Bresche zu schießen'. Hier steht nun gar Herkules, der einen Vierundzwanzigpfünder abfeuert!!"

„Die letzte großartige Dichtung Grabbes ‚Die Hermannsschlacht' wird zugleich dem Publikum geboten. Es ist ein Riesenbau, dessen Kuppel von glänzender Höhe prangt, aber das Gebälke steht mitunter noch kahl, die Treppen im Innern fehlen. — Man wird fast immer versucht, wenn man eine Dichtung Grabbes bezeichnen will, zu einem Bilde zu greifen, und doch ist keines genügend. Wenn man diese Dichtung mit der gleichnamigen Klopstocks vergleichen wollte, der ganze Charakter der alten und der neuen Litteraturperiode ließe sich daran herausstellen; Grabbes Charaktere und Situationen tragen alle den Stempel markiger und ungeschwächter Urkraft, ohne daß sie wie ungeschlachte Bären auftreten; die ganze deutsche Nation mit ihren Tugenden und Mängeln, ihrem vergangenen und gegenwärtigen Charakter ist in kühnen Umrissen hier gezeichnet, und eine heilige Glorie schwebt über dem Bilde durch die Prophetie des sterbenden Augustus am Schlusse, der die Weltherrschaft an ‚Jesus Christus den Wunderknaben' übergehen sieht. Eine ins Unendliche greifende weltgeschichtliche Epoche: die Herrschaft des im Germanismus aufgegangenen Christentums und der Untergang der römischen Weltherrschaft ist hier in echt poetischer Weise zusammengefaßt. Es gab eine Zeit, wo man viel von einem deutschen Nationalepos redete und es als höchstes Erfordernis betrachtete; die epische Form ist veraltet, in den Dramen aber, die man als ‚nicht bühnengerecht' bezeichnet, ist uns vielleicht ein Ersatz dafür geboten. Das vorliegende Drama Grabbes ist mit offenbarer Hintansetzung der Bühnenverhältnisse ausgearbeitet, aber nach Gewalt und Gestalt entspricht es den Anforderungen an ein deutsches Nationalepos. — Wenn ich behauptete, daß sich auch der jetzige Charakter unserer Nation darin wiederspiegelt, so möchte ich dies nicht als Tadel ausgesprochen haben, denn in jeder echt historischen Darstellung, die sich aus dem inneren Kern entwickelt, dürfen und sollen sich auch die späteren Entfaltungen erkennen lassen. Oder nennt ihr es einen Verstoß gegen das historische Kolorit, wenn Hermann seinen Völkern von Deutschland spricht und sie, es nicht kennend, ausrufen: ‚Wir sind Marser, Cherusker, wir Brukterer, Teucrer!'? Ist es falsch, wenn er erst durch die Erinnerung an die geraubten ‚Ochsen, Linsen, Erbsen, Bohnen' sie aufstacheln muß, ihren Unterdrückern ‚die Rechnungen mindestens ins Gesicht zu kerben' und sich zu rächen? Ist es falsch oder nicht gerade deshalb wahr, weil wir noch heute alles ertragen sehen, wenn nur der materielle Besitz und Erwerb ungeschmälert bleibt? — Was macht ihr euch lächerlich, Hermann, dem Cherusker, ein Denkmal zu setzen, dort in Detmold, in dessen Gau die Sage den Helden versetzt; dort ruhet der Dichter, der ihn besungen, streut Frühlingsblumen auf das junge Grab des jungen Dichters."

Bald nachher brachte Berthold Auerbach Grabbe auf die — Bretter. Im „Rheinischen Taschenbuch auf das Jahr 1840. Herausgegeben von Dr. Adrian" steht an letzter Stelle: „Der Ultimo. Lustspiel in einem Aufzug von Berthold Auerbach." Das Büchlein ist heute nicht leicht aufzutreiben. Der sauerländersche Verlag, in dem das Taschenbuch erschien, konnte mir die bibliographische Seltenheit nicht verschaffen. Nach manchen vergeblichen Umfragen spürte ich es vor ein paar Jahren in der dresdener königlichen Bibliothek und endlich im Frühling bei einem rheinischen Antiquar auf. Wer das Jugendlustspiel nicht als Kuriosum besitzen will, muß und soll sich ähnliche Jägermühen nicht anthun. Auerbach selbst verwarf die Arbeit so vorbehaltlos, daß er testamentarisch ausdrücklich deren Aufnahme in eine (bisher leider gar nicht in Angriff genommenen) Gesamtausgabe letzter Hand untersagte. Und spottlustige Frankfurter meinten nach der ersten und zugleich einzigen Aufführung des Lustspiels „Ultimo", es wäre der schlechteste Ultimo gewesen, den man in Frankfurt jemals erlebt hätte. Im 16. Auftritt dieser verunglückten Komödie führt ein Herr Dutelionowsky in eine Gesellschaft Grabbes Doppelgänger ein:

Dutelionowsky: . . . mein Name möge indes jetzt verklingen, da ich die Ehre habe, Ihnen hier den Namen meines Freundes zu nennen, der eben heute abend aus Klippe ankömmt; es ist Ebbarg, der Verfasser —

Ebbarg (etwas barsch): Du hast meinen Titel vergessen, ich war Auditeur! will aber doch nicht Zuhörer sein, wenn Du mir meine Sünden vorzählst.

(Die Mädchen weichen vor Dutelionowsky scheu zurück. Unterdessen wird Ebbarg Thee gereicht.)

Ebbarg: Rum! Rum! Was thu' ich mit dem Schwanz ohne Pferd?

(Man bringt Rum, Ebbarg setzt die Flasche an den Mund, alles entsetzt sich, eine Pause tritt ein.)

Ebbarg (gähnend zu Stellor): Da schleicht sich ein Gähnius durch das Zimmer.

Steuerrätin v. Hartneck (zu Dutel.): Sie werden mir doch eingestehen, daß unsere Zeit in einer normalen Haltung in der Gesellschaft — das, was man Anstand nennt — selbst dem vorigen Jahrhundert und der oft verspotteten Zopfzeit nachsteht?

Dutelionowsky (mit Selbstgefälligkeit, rasch und geläufig): Normen und Anstandslehren für die Gesellschaft sind, was die Grammatik für die Sprache;

der ist nicht Herr und Meister der Sprache, der in Wort und Schrift sich jedesmal fragt oder auch nur das Bewußtsein festhält, welche Redeform er hier anwende. Die freie Bildung ist, daß das äußere Gesetz zur inneren Natur geworden [u. s. w.; in diesem Tone noch einige Satzreihen fort].

Steuerrätin (zu Frau v. Cordera): Sie hatten ganz recht, ein excellenter Doktor.

Ebbarg (zu Stellor, leise): Ich will doch auch einmal versuchen, geistreich zu sein. (Zur Steuerrätin, laut): Madame, das Leben ist eine Kunst, und die Kunst ist ein Leben; vereinigt man beide, so giebt es eine Lebenskunst und ein Kunstleben. Wer nichts zu sagen hat und doch plappern will, bei dem ist es immer ein großes Kunststück, sich auch nur in deutscher Prosa auszudrücken; bei dem Zusammenleben einer Gesellschaft, wo man keine bestimmte Handlung oder tiefere Anregung der Gesinnung will, hat man entweder ein stereotypiertes Frage- und Antwort-Spiel oder man schnitzelt sich zu hölzernen und beinernen Figuren und spielt auf parkettierten Böden Schach damit, beim Nachhausegehen belügt eines das andere und sagt: „Ach, wir haben uns herrlich amüsiert! herrlich!!“ Nicht wahr, Madame?

Mehrere Damen: Herrlich! deliziös! überaus geistreich!

Kammerrätin: Sie werden doch auch unser Theater besuchen, Herr Ebbarg. Sie werden sich gewiß dabei unterhalten; es ist nur schade, daß unser Intriquant vom vielen Biertrinken so kolossal schwerfällig ist und unsere erste Liebhaberin nicht mehr lieb gehabt wird.

(Ebbarg beginnt ein schallendes, ungehobeltes Gelächter, über das die anderen zuerst stutzen, sodann aber ebenfalls einstimmen.)

Frau v. Cordera (wieder einlenkend): Als Sie vorhin eintraten, meine Herren, trafen Sie uns in Trauer über den tragischen Tod Puschkins; nicht wahr, es war ein großer Dichter?

Dutelionowsky: Ein russischer Lord Byron! Ein juchtenhafter haut-gout, gepaart mit einer Urwaldfrische, benahm dem Weltschmerz in ihm das Kränkelnde.

Ebbarg (entschieden): Madame, es war ein Mann und ein Dichter, und das will viel heißen. Sein Glücksstern hatte ihn nicht, wie uns, in eine dreifach im Theekessel abgesottene Welt, sondern in eine Welt voll ungezähmter Urkraft gesetzt, da erfrischt und erfreut der Kampf. — — Jede große und freie Nation muß von der Eroberung leben, die alten Nationen eroberten Nachbarländer, unsere Zeit erobert neue Naturkräfte auf dem einmal gewonnenen Boden. Wer giebt uns eine That? Die im Mistbeet gezogene Aristokratie des Geldes macht sich bei uns breit. Wo ist eine That? Ein Held ist größer und besser, als ein Dichter, ihm ist's wohler. Ich kann die Schlachten nicht nur beschreiben, ich kann sie schlagen. Madame, Sie haben wahrscheinlich noch nichts von mir gelesen, aber einerlei, halten Sie mich für einen Dichter?

Frau v. Cordera: Fragt die Sonne, ob sie leuchte?

Ebbarg: Madame, ich bin kein Dichter, will kein Dichter sein. Wer will der Welt die täuschende Watte aus dem ausgestopften Gefühlskasten reißen? Eine große That ist besser als ein großes Wort; es ist besser, besungen zu werden, als zu besingen. Madame, ich bin kein Dichter, will kein Dichter, muß aber ein Dichter sein. Madame, ich bin ein geborener General. Leider steck' ich hier in dieser Plaudertaschenwelt. Stellt mich an die Spitze von Tausenden, gebt mir ein Schwert, ich führe sie an, wir stürmen, wir siegen und singen! Ein Schwert! Ein Schwert! Einen Goethe für ein Schwert!!

(Alles ist furchtbar entsetzt und betroffen und hält sich die Taschentücher vors Gesicht — eine lange Pause tritt ein.)

Grabbe — (denn eines Beweises bedarf es doch nicht, daß wir in Ebbarg das Anagramm von Grabbe vor uns haben) — ergeht sich noch eine Weile in ähnlichen Kraftmeiereien. In der nächsten Verwandlung spricht ein Raisonneur — er ist Notar — zu Dutelionowsky den Epilog:

Notar: Das war ein furchtbares Intermezzo, aber es geschieht Dir Recht. Wer wird neben chinesischen Porzellanfiguren und pariser Chargen den straßburger Münster in Lebensgröße auf das Etagère einer Dame stellen wollen. Das Ding mußte zusammenkrachen. Dieses Zusammentreffen mit Ebbarg hat mich fast ganz aus dem Konzept gebracht.

Dutel.: Dieser Pygmäenwelt gegenüber, deren ganze Kraft in den fünf Spezies beruht, muß ein Mann wie Ebbarg, von innerem Thatendurst verzehrt, in ein Extrem überschnellen.

Notar: Leider findet er für seinen anderen Durst eher Befriedigung als für seinen Thatendurst, und in ihrer lauwarmen Nüchternheit mit den zahmen Lastern dünken sich die Philister wunder wie tugendhaft einem solchen Heros gegenüber.

Besprechungen

Neues von Philipp Langmann.

Die Herzmarke. Drama in zwei Teilen von Philipp Langmann. Stuttgart. J. G. Cottasche Buchh. Nachf. M. 3,—.

Wenn ich feststelle, daß man etwa fünf Stunden braucht, um dieses neue Doppeldrama Langmanns mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen, und daß man hinterher ebenso viele Stunden vergeblich daran wendet, um über die Absichten des Dichters ins reine und mit der eigenen Empfindung ins Gleichgewicht zu kommen, so ist damit vieles vorweg genommen, was sich zugunsten und leider auch zur Ablehnung der jedenfalls merkwürdigen Arbeit sagen läßt. Langmann, dem es bisher im wesentlichen an künstlerischer Geschlossenheit nicht fehlte, hat in diesem dramatisierten Roman von unzähligen Kapiteln ohne Rücksicht auf die Psychologie des Publikums einen Wust von inneren und äußeren, von weltlichen und litterarischen Erlebnissen aufgehäuft. Der Inhalt dicker Studienmappen hat sich in das Szenarium dieses Stückes in Stücken ergossen; in der Handlung wird der Pelion auf den Ossa getürmt, und in der symbolistischen und sentenziösen Begleitung dieser massenhaften Vorgänge arbeitet die bohrende Dialektik solange, bis sie eine Lebensanschauung nach der andern auflöst. Man kann dieser Fülle gegenüber nicht gleichgiltig bleiben, aber auch in kein Gleichmaß der Stimmung kommen; man fühlt sich trotz aller Sorgfalt, die auf die äußerliche Klarheit einer zehnfachen Handlung verwertet worden ist, in die Schwankungen eines Geistes hineingetrieben, der in der Tiefe mit den Elementen spielt, ohne sie zu beherrschen. In der Schärfe der Einzelbeobachtung und im Mute der Wahrhaftigkeit ist Langmann sicherlich eines der kräftigsten Talente, die in neuerer Zeit aufgetaucht sind; aber seine Anregsamkeit, die an Abhängigkeit grenzt, sein Eifer, immer wieder auf neu betretenem Wege einen Vorsprung zu gewinnen, haben etwas Bedenkliches, da sie ihn der Bahn der selbständigen Entwickelung entfremden. Langmann wird nach solchen Abirrungen Mühe haben und hoffentlich auch nicht scheuen, sich selbst und seine Naivetät wiederzufinden. Mit dem Besten, was er dramatisch geleistet

hat und was für seinen Namen entscheidend war, mit den beiden ersten Akten des „Bartel Turaser", hatte er sich etwa in die Mitte zwischen Hauptmann und Anzengruber gestellt; an den einen erinnerte die unbefangene und dabei doch mitleidstarke Behandlung der Arbeiterszenen, an den andern das großzügige, ungehemmte Fortschreiten der volkstümlichen Handlung. So stark die Einflüsse von beiden Seiten waren, so gelang es dem jungen Dichter damals dennoch, zwischen diesen beiden Großen einen schmalen eigenen Weg zu behaupten: der neuartige Konflikt und die beiden Hauptgestalten — ein Stück Sündenfall in der Enge der Fabrikswelt — waren mit eigenen Augen gesehen. Mit der „Herzmarke" — der Titel ist der Name einer Spinnerei, in den selbstverständlich noch allerhand Seelenbeziehungen hineinsymbolisiert werden — versucht Langmann, eine ähnliche Zwischenstellung zwischen Björnson und Ibsen zu gewinnen. Hier aber gerät er in die Klemme zwischen beiden, und sein groß angelegtes Drama zerreibt sich an dieser Doppelbeziehung. Analytische Anlage und synthetische Häufung, Vererbungsfluch und Gewissensheroismus, Ueberspannung des Naturells und Wucht der herandrängenden Ereignisse, pessimistischer und optimistischer Idealismus — das drängt von zwei Seiten herein und bekämpft sich unaufhörlich von Akt zu Akt, von Episode zu Episode. Der fremde Einfluß ist so groß, daß er sogar die Sprache mitbeherrscht; was da Fabrikanten, Arbeiter, Künstler und Dorfschulmeister, gebildete und ungebildete Frauen reden, ist nicht aus der deutschen Natur herausgehört, die sich gerne dem Strome der Empfindungen hingiebt, sondern ganz in jener nordischen, bei Ibsen und Björnson ausgebildeten Manier, die die Gedanken und Naturlaute gleichsam von der Verschlossenheit abbröckelt und die trockene Alltagsrede ganz unvermutet mit Gefühls- und Stimmungsepigrammen durchbricht. Man hat öfter die Empfindung, als läse man eine Uebersetzung aus dem Norwegischen, und dieser Zug des Angenommenen verletzt an den Gestalten von deutscher Herkunft. Auf Ibsen deutet eine ganze Reihe von Hintergrundproblemen, namentlich das von der großen Sünde wider die Liebe, die in der „Herzmarke" unter ähnlichen, wenn auch dunkleren Verhältnissen, wie in „John Gabriel Borkmann" durch eine in Einsamkeit zurückgebliebene Frau, in der sich das verlorene Gemütsleben des Mannes von Eisen verkörpert, veranschaulicht wird. Auf Björnsons Doppeldrama „Ueber unsere Kraft" weist das ganze Stück mit beiden Händen hin, wie eine mit kühner Rivalität gemischte Nachahmung, die zugleich wiederholen und verbessern möchte. Die Aeußerlichkeit der Gliederung in zwei Stücke tritt dabei ganz in den Hintergrund. Aber es handelt sich so sehr um dasselbe Hauptproblem, nämlich um die Frage nach den Grenzen menschlicher Ueberspannung, daß das langmannsche Werk getrost den gleichen Namen: „Ueber unsere Kraft" annehmen könnte, dazu zum größten Teil um dasselbe Milieu, den Kampf der Lebensanschauungen auf wirtschaftlich sozialem Gebiet, um den Zusammenhang eines an Gegensätzen reichen Familienschicksals mit den sozialen und elementaren Katastrophen des Fabriklebens, um dieselbe Gegenüberstellung der aktiven Kraftnatur, die im dunklen Drange sich zur Herrschaft über Tausende berufen fühlt, und der über die Herrscher herrschenden Humanität, die auch hier wieder durch eine mitleidige Frau, die Charitas in Person, zu der die überwundenen und verwundeten Recken des wirtschaftlichen Lebens flüchten, vertreten ist. Bei einer solchen Fülle von Berührungspunkten, die der Autor offenbar gar nicht zu verheimlichen sucht, ist eine Parallele ganz unvermeidlich. Und zieht man sie, so steht Björnson trotz der Hauptschwäche in der Kunstform seines Doppeldramas, dessen greifbares Leben sich zuletzt in Symbolik und edle träumerische Schwärmerei auflöst, doch wie ein seiner selbst sicherer Meister neben dem unruhigen, sich immer dementierenden Langmann, der einen Konflikt auf den andern und eine Lösung auf die andere pfropft. Bei Björnson ist die Gliederung innerlich gefordert und bis an den Schluß heran von großer Einheit und Klarheit. Der tragische Drang, über die Kraft hinauszugehen, hat in dem einen Geschlechte, dem älteren, metaphysische Tendenzen und führt zu einem Bruch des Einheitsbewußtseins, der ein starkes Drama für sich bildet; er senkt sich in einem zweiten Drama und Geschlecht gleichsam vom Himmel auf die Erde hinab, wenn die rücksichtslosen Herrennaturen und die überspannten Fanatiker der Weltverbesserung einander auf Tod und Leben befehden, um im Angesichte der hilfreichen Liebe beschämt zu erliegen, und er wirkt zuletzt — in der Perspektive — in einem jüngsten Geschlechte fort, das angeblich den Krieg der Menschen gegen Menschen in Acht und Bann thun und durch die äußerste Beherrschung der Naturelemente das höchste Erdenglück für Alle herbeiführen wird. Das ist, so sehr sich der Ausgang auch im Nebel verlieren mag, doch ein mächtig angelegter, überschaulicher Gestaltenzug, der wie ein naiv kräftiges Riesengemälde der Renaissancezeit, nur im Geiste der Religion von heute, anmutet. Im langmannschen Doppeldrama ist die Behandlung des Problems, das gleichfalls durch die Geschlechter hindurch geht, nicht gegliedert, sondern gehäuft; in derselben Sphäre wird durch unzählige Katastrophen eine Lebensanschauung nach der andern ad absurdum geführt, und alle Schicksale beziehen sich zuletzt auf einen und denselben Mann zurück, wie in einem faustischen Drama, nur daß in solcher realistischer Welt diese unerhörte Fülle des Erlebens unnatürlich erscheint, und das Studierte der massenhaften Wendungen jede Art der Illusion, die Langmann anstrebt, zuletzt völlig aufhebt. Hexenküchenstimmung und Palmyraphantasie wollen sich mit den bis ins kleinste ausgerechneten Verhältnissen einer Aktiengesellschaft, einer Produktivassoziation und eines großen amerikanischen Trust nicht vertragen. Der Uebermenschkraftmensch, um den es sich hier handelt, ist über die Leiche eines Mannes hinweg, dessen Gattin er liebte, zur wirtschaftlichen Größe emporgestiegen. Er gründete eine Weberei und mit Hilfe einer Aktiengesellschaft eine Spinnerei, die er rücksichtslos durch Ausnutzung und Vernichtung aller Mitberechtigten an sich zu bringen weiß. Auf der Höhe hat dieser neue „Montjoie" Gewissensregungen und Gefühlsbedürfnisse. Seine Mutter, eine Fanatikerin des Besitzes, hat er freilich dadurch, daß er ihre Staatspapiere abtrotzte, in den Tod gejagt, aber an seinem Sohn, einer edlen Künstlernatur, möchte er alles gut machen; er gewinnt den Spröden, der sich längst vom Vater abwandte, dadurch, daß er ihm die Geliebte, eine Dienerstochter, als Braut zuführt. Aber kaum ist dies geschehen, so wird der Versöhnte bei dem ersten Besuch der Fabrik von einem berstenden Triebseil erfaßt und zermalmt, als wollte die alte Kraft des grausamen Maschinenbetriebes die neue menschliche Regung erdrücken. Dadurch erschüttert, thut der Held fast allen Besitz von sich und macht aus der Spinnerei eine Produktivassoziation seiner Arbeiter; er selbst will sich, verlassen von Weib und Tochter, zu der Geliebten von einst zurückziehen, die früher vor ihm erschauerte und ihm jetzt mitleidig einen Platz in ihrem Stillleben gewähren möchte. Da bricht eine unerwartete Katastrophe über die Spinnerei herein. Ein ehemaliger Mitarbeiter des Fabrikanten, der edel und grausam, gewissenlos und großherzig zugleich ist, ein Mann, der als unglücklicher Bewerber um die Fabrikantentochter nach Amerika auswanderte, kehrt als Vertreter eines Riesentrustes zurück und erklärt, die Spinnerei für drei Millionen ankaufen und, wenn der Kauf nicht zustande kommt, das Unternehmen völlig aussaugen zu wollen. Der Verkauf kann aus juristischen Gründen, die mit der menschlichen Empfindung wenig zu schaffen haben, nicht erfolgen — es ist kein Berechtigter da, der das Gut veräußern kann, da die Arbeiter durch die Stiftung nur zum Betrieb ermächtigt sind und der Fabrikant nicht mehr der Eigentümer ist. So kommt es zum Konkurrenzkampfe, bei dem die Assoziation trotz der Hilfe des ehemaligen Fabrikanten erliegt. Die Fabrik muß

geschlossen werden; Verleumder regen die Arbeiter, die nur zum Teil neu versorgt werden, auf, und an der Seite unseres Helden wird die Frau, die er vergöttert, von einem rasenden Burschen erschlagen. Der Held überlebt all dies; halb wahnsinnig, aber immer noch aufrecht, besucht er ein Fest zu Ehren des Trustkönigs, der sich mit der ehemaligen Braut des Fabrikantensohnes vermählt, läßt sich von einem bizarren Dorfschulmeister, der ihn homöopathisch heilen will, die Geschichte von der Erbärmlichkeit der Welt erzählen und sinkt endlich, da er die grausame Lebensfreude des jungen Geschlechts teilen und mit ihm in eine neue Zeit hineintanzen möchte, von einem Herzschlag getroffen zusammen. Diese Schicksale sind von unzähligen Episoden durchflochten, in denen sich vielfach Meisterzüge der Charakteristik und der Zeichnung des Zuständlichen finden. Auch an merkwürdigen Aussprüchen, die in die verschiedenen Lebensverhältnisse hineinleuchten, ist kein Mangel, aber das Ganze verwirrt und bedrängt durch die gehäuften Antinomieen, aus denen zuletzt gar kein Lebensgesetz hervorleuchten will, durch die absumpfende Fülle von Geschicken und Konflikten, die den Ahasver des wirtschaftlichen Lebens niederwerfen, ohne in ihm irgend eine Erkenntnis zur Reife zu bringen. Es ist ein tragisches Chaos, worin sich Longmann — überhitzt durch Litteratureindrücke — verloren hat. Hoffentlich geht sein Talent unversehrt aus diesem Labyrinth hervor und rettet das eine oder das andere Motiv aus diesem verschütteten Reichtum zu kräftigem organischem Leben.

Charlottenburg. *Alfred Klaar.*

Ein Raabe-Schüler.

Jörn Uhl. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grote. 535 S. M. 4,— (5,—).

Ein großes, stilles, wunderbares Buch .... Wie einer jener seltenen Sommertage, an denen die Sonne zumeist durch weiße, schimmernde Wolkenballen verhüllt ist; — die über Marschboden und Wiese, durch Busch über die Heide wandern, spüren aber ihre belebende Kraft und ihr starkes Leuchten, von dem ein Abglanz in die Seele fällt, der sobald nicht erlischt. Von dieser verhüllten Sonne steckt ein Teil in dem Roman „Jörn Uhl", und er wirkt wie jene.

Gustav Frenssen hat ihn geschrieben. Wenige erst kennen ihn, wenige wissen von ihm. Da tanzen sie um Gold und Ehre und Ruhm mit ermatteten Gliedern und ermüdeten Sinnen, die Menge aber schaut mit ergötzten Augen und spendet dem besten Tänzer Beifall, um ihn vielleicht morgen zu vergessen. Fern jedoch von Unrast und dem wilden Getriebe des Alltags schuf ein Künstler, nicht achtend des Modegötzen und der „Strömungen der Zeit". Er schuf aus sich heraus, was er schaffen mußte, und es war eine That, vor der man sich gern beugt. Wilhelm Raabes, des Meisters, stille Arbeit wird nicht abgeschlossen sein, wenn er einmal die Augen zumacht — auf heimatlichem Boden ist ein Mann erwachsen, der Art von seiner Art, Geist von seinem Geist, Empfinden von seinem Empfinden in sich birgt. Er wird die Waffen aufnehmen und einen ehrlichen Kampf weiterkämpfen. Einen Sieg erstritt ihm schon Jörn Uhl*).

Ob auch dieser Dichter die Gleichgiltigkeit der „Lesewelt" ganze Jahrzehnte hindurch zu tragen haben wird, bis ihm ein späteres Geschlecht die Ehren giebt, die seine Jugend vielleicht vergoldet hätten? Wahrscheinlich wird sein Geschick freundlicher sein, denn der Kreis, der wahre Kunst nicht auf den Märkten sucht, hat sich in unseren Tagen erfreulich erweitert; — er wird bald eine Gemeinde haben, die zu seiner Fahne schwört; — derer, die sich den Anschein litterarischen Interesses geben, die aber nur der Sensationen bedürfen, kann er gern entraten.

Frenssen ist es in ganz besonderem Maße gegeben, das mit den inneren Augen des Künstlers Geschaute mit den Mitteln wiederzugeben, die klar und deutlich zu unseren Sinnen und Empfindungen sprechen, darum ist der Eindruck seiner Kunst auch ein so unmittelbarer, intensiver. Was er giebt, ist stark, klar, unverfälscht wie Quellwasser, das erfrischend aus dem Schoß der Mutter Erde hervorsprudelt. Er hat keine süßlichen Fruchtsäfte, keine moussierenden Pulver in das erquickende Naß geschüttet, manchem mag es darob nicht munden — wer aber des schlabbrigen Zeuges müde ist, der wird mit einem tiefen, tiefen Zug seinen Durst stillen. — —

Ein Buch der Heimat, der norddeutschen Heimat insbesondere. Deutsch ist jedes Blatt des starken Bandes; es ist ganz unmöglich, daß dieses Buch ein andrer geschrieben haben könnte, wie ein Norddeutscher, und wie unendlich viel ist die Ueberzeugung dieser Unmöglichkeit bei der erschreckenden Hochflut litterarischer Erscheinungen ohne Physiognomie. Hier ist nun in der That eine Schöpfung deutschen Wesens voll, nicht jenes Deutschtums, das sich breit macht bei Versammlungen und öffentlichen Gelegenheiten mit Hurra und Gebraus, sondern erfüllt mit all den heimlichen Kräften, der Zähigkeit im ernsten Kampf, des hoheitsvollen Leidens im Unglück, der Zuverlässigkeit, der Treue gegen andre und sich selbst — Eigenschaften, die das wertvollste Besitztum unserer Nation ausmachen.

Im Anfang des ersten Kapitels heißt es: „Wir wollen in diesem Buche von Mühe und Arbeit reden. Nicht von der Mühe, die sich der Bierbrauer Jan Taabsen machte, der versprochen hatte, seinen Gästen einen besonders guten Eiderfisch vorzusetzen und sein Wort nicht halten konnte und darüber tiefsinnig wurde und nach Schleswig mußte. Wir wollen auch nicht von der Mühe reden, die jener reiche Bauernjunge sich machte, dem es trotz seiner Dummheit gelang, seines Vaters Geld in vier Wochen durchzubringen, indem er tagelang die Thalerstücke über den Fischteich schunkte.

„Sondern wir wollen von der Mühe reden, auf welche Mutter Weißhaar zielte, wenn sie auf ihre acht Kinder zu sprechen kam, von denen drei auf dem Kirchhof lagen, einer in der tiefen Nordsee, und die übrigen vier in Amerika wohnten, von welchen zwei seit Jahren nicht an sie geschrieben hatten. Und von jener Arbeit, über welche Geert Duse klagte, als er am dritten Tage nach der Schlacht bei Gravelotte nicht sterben konnte, obgleich er die furchtbare Wunde hatte.

„Aber obgleich wir die Absicht haben, in diesem Buche von so traurigen und öden Dingen — wie viele sagen — zu erzählen, gehen wir doch fröhlich, wenn auch mit zusammengebissener Lippe und ernstem Gesicht, an die Schreibung dieses Buches; denn wir hoffen, an allen Ecken und Enden zu zeigen, daß die Mühe, die unsere Leute sich machen, der Mühe wert gewesen ist."

Ja wahrhaftig, es ist der Mühe wert gewesen, tausendmal ja. Stark wie ein Eichbaum, den Wetter und Sturm erst fest machten, steht Jörn Uhl vor uns, plastisch, wie aus der Hand eines Bildhauers hervorgegangen. Und mit ihm leben all die andern, echte Kinder ihres heimatlichen Bodens mit ihren Vorzügen und Schwächen: die Kreys, die auf dürrem Sandboden ein ärmlich Leben führen, aber klug ihren Vorteil wahrzunehmen wissen, und die hochmütigen Uhls mit allen Anzeichen einer Edelrasse, die auf fettem Marschboden seit Jahrhunderten ein Herrenleben führten und deren entartete Sprossen am Herrenleben zu Grunde gehen. In Jörn Uhl aber sind alle wertvollen Eigenschaften seines Stammes lebendig, er kämpft den Kampf bis zuletzt und wird erst in Wahrheit Sieger, als er besiegt erscheint. Er läßt den stolzen Hof, um den er gestritten, bis ihm das Blut unter den Nägeln hervorspritzte, und fängt unter anderen Verhältnissen ein neues Leben an. „Zweimal hat er

*) Frenssen ist Pastor von Beruf und lebt in Schleswig-Holstein. Sein letzter größerer Roman „Die drei Getreuen" (Berlin, Grote) wurde im LC I, Sp. 391, besprochen. D. Red.

schienene „Giordano Bruno“ von Otto Borngräber[2]). Bernards „Morgendämmerung“ ist, übrigens trotz gelegentlich hübscher Verse, nicht viel mehr als ein schlechter Text für ein Ausstattungsballett, voll der allerwüstesten Allegorieen. Zur Charakteristik des Ganzen genügt es, wenn ich aus der fünf Seiten umfassenden Personenaufzählung einige herausgreife: Natur, Geist der Menschheit, Geist der Stunde, Musik, Schönheit, Napoleon, Königin Luise ꝛc., Goethe, Schiller, Hölderlin ꝛc., Kant, Laplace, Humboldt ꝛc., Schopenhauer, Helmholtz, Darwin ꝛc., Pius IX., der heilige Rock ꝛc., Jungfrau Germania, Bismarck, Moltke ꝛc., die Muse Japans, Ruskin, Morris und Mrs. Morris ꝛc. Es ist eine Art dramatisiertes „Lexikon bedeutender Menschen des neunzehnten Jahrhunderts“. Dabei ist zur Charakteristik der einzelnen Personen, soweit sie nicht überhaupt stumm vorüberziehen, wenig Geist verschwendet worden. Nietzsche z. B. tritt auf und sagt:

„Und alle Lust will Ewigkeit,
Will tiefe, tiefe Ewigkeit!“

Es ist nicht ersichtlich, warum der Verfasser ihn nicht lieber gleich das ganze wundervolle Mitternachtslied sprechen läßt. —

Auch das ernster zu nehmende, wenngleich gänzlich verfehlte und undichterische Trauerspiel „Giordano Bruno“ möchte gern bedeutsam am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts stehen und nennt sich eine „Ouvertüre zur neuen Zeit“. Inhaltlich ist es durch den Bericht über die leipziger Aufführung bekannt. Künstlerisch betrachtet ist es ein schwächliches Intriguenstück voll phrasen- und tiradenreicher Monologe, in denen Bruno bis zum Ueberdruß von seiner Weltanschauung redet, ohne sie irgendwo im Stück wirklich zu haben. Meine Bemerkungen über den noch schwächeren „Savonarola“ der Frau v. Willamoes-Suhm (vgl. Sp. 203) gelten auch für dies Stück, in dem übrigens ebenso wie im „Savonarola“ eine schlechte Nachahmung der Forumszene im „Cäsar“ von der furchtbaren Wankelmütigkeit des Volkes erzählt, das seit Shaksperes Zeiten noch viel wankelmütiger geworden zu sein scheint und jetzt auf jedes beliebige Stichwort zur Gegenpartei übergeht. —

Märchendramen fehlen natürlich nicht. Neben einem ganz dilettantischen Vierakter „Das bucklige Männlein“[4]) von Mela Escherich liegen vor „Das Märchen vom Glück“[5]) von Adele Osterloh und „Mnesis“[6]) von Paul Felix Eger. Von eigentlicher Märchenstimmung ist in keinem dieser Stücke die Rede; das letztere würde sich übrigens sachlich richtiger als „mystisches Spiel“ bezeichnen, da es Figuren mit rein mystischem Gehalt hinzustellen, nicht eine märchenhafte Handlung durchzuführen anstrebt. — Der talentvolle Dichter der piersonschen Waschzettel hat die Inhaltsangabe des „Märchens vom Glück“ in so schöne und klangvolle Worte gekleidet, daß ich nicht wagen will, mit ihm zu konkurrieren. Er sagt: „. . . An dem wechselvollen Schicksal ihres Helden, eines Prinz-Königs von faustischem Charakter, predigt Adele Osterloh die Moral ihres Stückes, die alte, heilige Fabelweisheit, wie dem Menschen vom Weibe geboren — da der Vollbesitz alles irdischen Glückes uns nun einmal nicht beschieden ist — schon ein Splitter und Abglanz höchster Seligkeit erfreuen kann. Daß sie das nicht als klagende laudatrix temporis acti, sei es der Antike, sei es des von den alten Romantikern so viel gefeierten Mittelalters, nicht mit kategorischem Hinweis auf die christliche Dogmatik thut, sondern mit der Resignation einer geprüften und gereiften Lebensanschauung, darf als besonderer Vorzug des fesselnden Werkes gepriesen werden.“ — — Wenn wir noch hinzufügen, daß das Stück sehr undramatisch, unpsychologisch und wenig fesselnd ist, daß die Charakteristik der einzelnen Gestalten kaum das Mittelmaß erreicht und die Sprache der Verse sich meist in platter Prosa bewegt, so ist ziemlich alles darüber gesagt. — Paul Felix Eger, der Verfasser von „Mnesis“, scheint noch sehr jung zu sein. So darf man, glaube ich, aus der ganz undramatischen, unsicheren Aneinanderreihung von farbig gesehenen Bildern, die dieses Stück ausmachen, keinen ungünstigen Schluß auf die Begabung Egers ziehen. Freilich erhebt sich auch die Sprache selten zu lyrischem Schwunge. Indessen unterliegt der Verfasser hier mancherlei fremden Einflüssen, die ihn beengen und nicht zum Eigenen kommen lassen; sie reichen bis zum Pausanias aus dem „Meister von Palmyra“ zurück, dem der Arzt Mnesis, der Tod, ziemlich deutlich nachgebildet ist. Vielleicht erweist Eger in einer künftigen Dichtung wirkliches Talent; hier vermag ich es nicht zu konstatieren. —

Auch in der mystischen Tragödie „Thanatos“[7]) von Hugo Alphonse Revel tritt der Tod auf und zwar in der Gestalt des englischen Schauspielers Burbadge, in der er Shakspere durch sein Leben begleitet; eine sehr gezwungene Symbolisierung, zumal der wirkliche Burbadge gar nicht im Stück vorkommt und man nicht erfährt, ob ihn Revel neben seinem Thanatos als vorhanden annimmt. Eine dichterische Wirkung hätte Revel meines Erachtens wohl mit dieser seltsamen Idee erreichen können, wenn er den wirklichen Burbadge eingeführt hätte, dessen Gestalt der Tod nur dann annimmt, wenn er wie ein Freund mit Shakspere sprechen will, statt daß, wie jetzt, durch das ganze Stück der Schauspieler Burbadge der Tod ist, der sich gelegentlich dann auch als Gott zeigt. Ich halte das Stück trotz einigen Sinnes für szenische Wirkungen, der sich darin ausspricht, für verfehlt. Die Gestalt Shaksperes ist gar nicht gepackt; es entbehrt nicht der Komik, wenn uns Shakspere erzählt, daß er den marlowschen „Titus Andronicus“ und „Heinrich VI.“ bearbeitet habe, und wenn er ähnlich strittige philologische Fragen löst. —

„Die Tragödie der Liebe“[8]) von Alfred Möller, in der zur Abwechselung nicht der Tod, sondern der Teufel und zwar als Mönch auftritt, steht ganz unter fremden Einflüssen und ist eine schwächliche Arbeit, die dramatisch und dichterisch nicht in Betracht kommt. Köstlich ist, daß der Verfasser selbst dahinter gekommen ist, wie wenig die Gestalt seines Teufels originell ist; auf S. 31 sagt sein Mönch:

„Grad so wird mancher Kritikus
Mit großem Stolz und Hochgenuß
Mich Abklatsch des Mephisto nennen“ u. s. w.

Ach nein! Er ist kein Abklatsch — kaum ein Fetzen von Mephistos Rock. —

Mit anderem Maße als diese mehr oder weniger dilettantischen Arbeiten muß der „Münchhausen“ Eulenbergs gemessen werden, der sich schon in seinen ersten Szenen als eine ernste künstlerische Leistung ankündigt. Durchweg ein frischer, lebendiger Dialog, auf dessen Wellen die Motive vorwärts treiben; gegen einander abgehobene, wenigstens überall deutlich umrissene Gestalten; wenig von kleinlicher Intrigue, mehr Motivierung in tieferen Lebensstimmungen; einzelne volle, bewegte Szenen — das ist der Eindruck, der sich des Lesers mehr und mehr bemächtigt und in dem die poetische Vollgestalt des Helden immer lebendiger wird. Die dichterische Konzeption Eulenbergs, aus der possenhaften Figur Münchhausens einen wirklichen Menschen zu machen, in dessen Brust zwei Seelen wohnen, ist sehr schön, und ein gut Teil dieser Idee ist in dem Stück lebendig geworden; der Hauptmangel des Dramas, den wir neben solchen Schönheiten doppelt empfinden, ist aber, daß weder die Handlung noch der Untergang des Helden eigentlich aus dieser Zweiseitigkeit seiner Seele hervorgehen, daß sie im Problem „Münchhausen“ eigentlich — Episode sind. Man kann die Gestalt des

[2]) Zweite veränderte Auflage. Leipzig 1901, Eugen Diederichs.
[4]) Hamburg o. J., E. A. Christians.
[5]) Dresden und Leipzig 1900, E. Pierson.
[6]) Leipzig und Berlin 1901, G. H. Meyer.
[7]) Dresden und Leipzig 1901, E. Piersons Verlag.
[8]) Dresden und Leipzig 1901, E. Piersons Verlag.

Lügenjunkers ruhig durch eine andere, die nur ebenso chevaleresk zu sein brauchte, ersetzen: und die Handlung, bis zum Opfertode, könnte und müßte — alle anderen Bedingungen gleich vorausgesetzt — ebenso vor sich gehen. Das dichterisch Feinste, was Eulenberg giebt, ist in dem Drama also Zuthat, nicht Wesen; darum muß das Gesamturteil über das Dramatische im „Münchhausen" ungünstig ausfallen. Im I. und II. Aufzuge exponiert Eulenberg kräftig; aber das Stück folgt nicht, das uns diese Exposition verheißt. Was mich noch an dem „Münchhausen" stört, ist, daß Eulenberg in der Nachfolge Shaksperes, die auch ich selbstverständlich für unser aller Heil halte, gelegentlich zu weit, in entlegene Gebiete geht; so erscheinen mir die Nachahmungen shakspearischen Humors bei ihm allzusehr „litterarisch", namentlich die Jagd auf Spitzfindigkeiten. Aber diese Bemängelungen können mich nicht abhalten, in dem „Münchhausen" Eulenbergs eine schöne und volle dichterische Leistung anzuerkennen. Eulenberg strebt sichtlich nach der Zwei-Einheit, von der ich im Eingange dieser Zeilen sprach.

Neue Skizzenbücher.

Von **Theo Schäfer** (Frankfurt a. M.).

1. Jakob Schläpfle und andere Geschichten. Von E. von Bodman. Verlag von Albert Langen, München, 1901. (Kl. Bibl. Langen, Bd. 37.) M. 1,— (2,—).
2. König Pharaos Tochter und andere Novellen. Von Hanns von Zobeltitz. Verlag von Ph. Reclam jun., Leipzig. (Un.-Bibl., Nr. 4200.)
3. Aus Gründen und Abgründen. Skizzen aus dem Alltag und von drüben. Von Karl Hans Strobl. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 173 S.
4. Schlichte Geschichten. Novelletten von Ludwig Jacobowski. Minden, J. C. C. Bruns. M. 2,— (2,50).
5. Die Erbarmungslose. Novellen von Karl Julius Rodemann. Berlin-Schöneberg, Wanderer-Verlag, 1901. 72 S.
6. Staub. Skizzen und Novellen von Philipp Freiherrn von Blittersdorff. Linz, O.-ö. Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft. 171 S.
7. Die Unschuld. Humoristisch-satirische Zeitbilder von Victor von Reisner. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (Ecksteins moderne Bibl. Nr. 8.) M. —,50.

Die Skizze und die Novellette, diese kondensierte Novelle, die psychologische Momentaufnahme des Künstlers, hat im litterarischen Deutschland unserer Zeit recht viele, aber wenig berufene Vertreter. Die Franzosen und die Russen sind uns hier bis jetzt noch über. Die Skizze bedarf des Temperaments wie die Rose des Sonnenscheins, wie der Lyriker einer erweckenden Liebe, wie der Amerikaner des Whiskys, wie das Ueberbrettl der Musik. Die Skizze bedarf einer geübten, sicheren Hand, und die geübten Erzähler wenden sich fast ausnahmslos der größeren Novelle oder dem umfangreicheren Romane zu. Nicht nur weil dort mehr zu sagen ist, sondern weil sie meist mehr zu sagen haben. . . . Die neuen Skizzenbücher, die mir heute zur Besprechung vorliegen, entstammen zum allergrößten Teil der Feder jugendlicher Autoren. Und es scheint mir, die Jugend sollte sich wirklich erst in größeren Formen ausleben, ehe sie sich auf die gefährliche Höhe dieser intimen, feinen litterarischen Kunstgattung begiebt, der psychologischen Skizze. Wir haben hier zu glänzende Vorbilder, und auf der weiten Höhe dieses schwererreichten Kunstgebiets läßt sich, zu leicht nur, Umschau halten nach anderen leuchtenden Größen. . . .

Ich greife aus den genannten Büchern das heraus, was mich persönlich zumeist interessiert: „Jakob Schläpfle und andere Geschichten" von Emanuel von Bodman. Gute Lyriker sind nicht immer gute Novellisten. Und Emanuel von Bodman ist ein guter Lyriker. Er hat Gedichte von silbernem, reinem Leuchten geschrieben, und das einfache, schlichte Lied gelingt ihm vielleicht am besten von unseren heutigen Poeten. Ab nnd zu erfreut er auch durch humoristische Verse, die meist in Stoffwahl und Pointe glücklich sind. Auch in seinem Skizzenband, der in zierlich-gefälliger Ausstattung erscheint, ist Herold der Humor. In der umfangreichsten Geschichte, die dem Bändchen den Titel gegeben, wird ein heikles Thema, das der ehelichen Treue oder Untreue, mit einem souveränen Humor behandelt, der einen kaum das Peinliche des Stoffes empfinden läßt. Jakob Schläpfle, der gutmütige, kleine Schwabe, der unter dem kühlen Wesen seiner angetrauten Ehehälfte zu leiden hat und nach einer Abschweifung vom geraden Weg der ehelichen Tugend von Gewissensbissen gefoltert wird, ist der urwüchsigste Charakter des ganzen Buches. Er hat Leben, und alle seine psychischen und physischen Regungen interessieren den Leser. Die Skizze „Der Berg" ist ein fesselnder Beitrag zur Psychologie der Kindesseele. Aber die kleine Geschichte berührt doch in ihrem äußeren Vorgang konstruiert und, wenn man sie überblickt, dem Effekt zulieb entworfen. Viel mehr noch ist dies dann in der höchst unwahrscheinlichen Geschichte „Der neue Mensch" der Fall, die überdies trotz des zeitgemäßen Themas keinen Anspruch auf Originalität erheben kann. Es haben schon andere, wenn ich nicht irre, z. B. der Wiener Robert Steinhauser, das Thema von der Züchtung des „Uebermenschen" angeschlagen, vielleicht mit ursprünglicherem Humor, als es hier geschieht. Die vierte Geschichte endlich, „Das Karussell", erscheint mir ganz verfehlt, weichlich, sentimental in der Tendenz und daher höchst uninteressant. Erfreuen kann man sich dagegen durchweg an der einfachen Sprache, die zwar auch außerhalb des Dialogs nicht immer dialektfrei, aber stets natürlich ist.

Viel reifer, selbst in ihrem sentimentalen Kolorit, muten die drei kleinen Novellen an, die Hanns von Zobeltitz, nach der ersten, unter dem Titel: „König Pharaos Tochter", in einem Bändchen vereinigt hat. Ein Abendleuchten stiller Resignation liegt über den drei fein entworfenen Novellen und ihren zarten, schlanken Mädchengestalten, ihren gereiften Männern, ihren ruhigen, von leiser Trauer und Tragik berührten Geschicken. Wie von Hanns von Zobeltitz kaum anders zu erwarten, spielen sie sämtlich in Militärkreisen. Aber sie sind nie auch nur in flüchtigen Milieubildern von der glatten, gleißenden, im Grunde so witzlosen Seichtheit berufsmäßiger Militärnovellisten; sie sind vermenschlicht, und alles, was in ihrer Mitte vorgeht, ist mit dem Herzen des warmfühlenden Künstlers festgehalten, berührt uns wahr und ist der Teilnahme wert. Dazu sind die Stimmungen, die sich aus dem Vorgang ergeben, so zart entworfen, mit so knappen, feinen Strichen festgehalten, daß sie uns gerade in ihrer schlichten, edlen Einfachheit mitzuführen und zu ergreifen wissen. Zu diesen schönen, im besten Sinne rührenden Momenten zählen wir den Ausdruck der zagen, erwachenden Liebe des verschlossenen Mädchens in der ersten Geschichte und das wehmutvolle Schicksal des „Mauerblümchens" in der letzten.

Wer die Gegensätze liebt, wird hiernach in den eigenartigen Skizzen „Aus Gründen und Abgründen" des Wieners Karl Hans Strobl manch frisch und kraftvoll berührendes Bild, manch freudiges Aufjauchzen, manch interessierendes, abgrunddüsteres Schicksal finden. Es sind packend originelle Ideen hier verarbeitet. Sie erstehen zumeist in jener nervösen, kurzabgerissenen, aber prägnanten Stilistik, die für solche Skizzen so geeignet ist. Zu den gelungensten sind zu zählen: „Das Meerweib", „Don Juan", „König Orang-Utang", „Der Satan", „Im Schlamm" und die kürzeren Skizzen, in denen Centauren und Sphinxe, Satyre und Nixen ihr Wesen oder Unwesen treiben und die wie böcklinische oder stuckische Studienbilder anmuten. Aber eines wird man vergeblich in dem Buche suchen: Wärme und Gemüt, wovon die Wiener sonst oft so viel zu geben haben.

Desto mehr findet sich das in den „Schlichten Geschichten" Ludwig Jacobowskis, des so jung heimgegangenen prächtigen Poeten. In diesem Gedanken liest man nur mit Wehmut die Novelletten aus dem Nachlaß des Verstorbenen. Ein leiser Herbsthauch stiller

Resignation wie der Duft verwelkter Blätter liegt über ihnen. Es sind wirklich, wie der Titel sagt, schlichte, ja simple Motive; aber wie verklärt sie die warme Anteilnahme des ernsthaft Erzählenden, des mit verständigen Seelenaugen ihnen folgenden Dichters! Wir fühlen mit dem jungen Arzt, der in reifer Liebe eine jugendfrohe, ehrgeizige Bühnenkünstlerin sich vergeblich ersehnt; mit dem kleinen Konditorjungen, der an einer ersten, allzufrühen Liebe zugrunde geht; mit den Freunden, zwischen denen trennend die Liebe zu dem gleichen Mädchen steht. Mag sein, daß nicht alles wahr und wahrscheinlich berührt: der es erzählt, weiß so viel feine Einzelzüge seinen Menschen und deren Lebensführungen einzuverleiben, daß wir stets die Künstlerhand verspüren und gern verzeihen, was dem erdentrückten Blick entgangen scheint.

Eine leichte Sentimentalität bildet auch den Unterton in dem Novellenbändchen „Die Erbarmungslose“ von Carl Julius Rodemann. In der Technik verrät sich vielfach das Erstlingswerk. Ein gewisses weichliches, fast süßliches Empfinden herrscht vor, aber auch eine heitere, sonnige Sinnlichkeit. Die kleinen Novellen sind ganz gut angelegt und interessieren stofflich wie psychisch bis zu einem gewissen Grade. Aber es fehlt die souveräne Darstellungskraft, die alle Handlung, alle Seelenanalyse aus den Charakteren folgen läßt. Willkürlichkeiten und ein allzustarkes Betonen äußerer Ereignisse läßt nicht überall zu einem ruhigen künstlerischen Genuß kommen.

Abgerundeter, zum Teil auch stofflich origineller ist die Sammlung „Staub“, Novellen und Skizzen von Philipp Freiherrn von Blittersdorff. Eigene und lebensvolle Akkorde werden hier mitunter angeschlagen. Ein maßvoller Realismus greift mit fester Hand ins volle Menschenleben. Aber es ist leider nicht immer die persönliche Note, die vorherrscht. Echt wienerisch, warmherzig geben sich die Skizzen „Ihre Augen“ und „Treu ohne Liebe“. Ab und zu machen sich auch französische Beeinflussungen fühlbar. Packende Lebensmotive enthalten: „Die Kleine“ und „Vorsicht“.

Endlich sind noch einem Bändchen ein paar Worte zu widmen, das eigentlich zur pikanten Litteratur gehört, die gewiß nicht aus der Not eine Tugend, sondern — aus der Tugend eine Not macht: „Die Unschuld“, humoristisch-satirische Zeitbilder von Victor von Reisner. Der Untertitel sagt schon viel, aber doch nicht alles. Diese Gattung Skizzen hat zweifellos auch ihre Berechtigung, wenn sie mit Grazie und Humor wirklich überzeugende Satire vereinigt. Das ist aber hier nicht immer der Fall. Maupassant hat es immer noch besser verstanden, pikant und doch herb zu sein. Das freie Lachen und Spotten eines Tschechoff wird selten erreicht. Und Skizzen wie das „Sechsmonatskind“ oder „Das Spitzenhöschen“ („Pfui, wie reizend!“) schielen doch gar zu sehr nach jener pikanten 10 Pfennig-Lektüre, die, in gelbem Umschlag oder mit buntfarbigem Titelbild versehen, von leichtlebigen Kommis und anspruchsloseren Lebemännern im Straßenbahnwagen oder Restaurant — genossen wird. Trotzdem finden sich in dem Bändchen beispielsweise ein paar Sittenbilder aus dem berliner Proletariat und aus Familienleben, in denen irgend etwas „faul“ ist und sich widerspenstigerweise der alten, guten Tradition nicht fügen will; und das weiß Victor von Reisner ganz plausibel und gefällig auszuführen. Auf dem Spezialgebiet der kurzen, erotischen Skizze wird überhaupt in letzter Zeit, wie mich dünken will, recht viel geleistet; und wenn sich selbst bessere Schriftsteller — ich will hier keine Namen nennen — ab und zu in dies Gebiet verirren, so beweist das noch lange nicht, daß etwa die Kunst nach Brot geht, sondern daß wir uns in Ermangelung bedeutender psychologischer Skizzen, einerlei, ob sentimentaler oder satirischer Natur, einstweilen mit den scheuen Reizen dieser Gattung begnügen müssen. Vielleicht ersteht aus ihr der ersehnte deutsche Maupassant oder Tschechoff.

Musik-Litteratur.

Von Rudolf Louis (München).

(Nachdruck verboten.)

In einer Zeit, wo so viel von „moderner“ Musik geredet und geschrieben wird, ohne daß man sich allzu klar darüber wäre, was darunter eigentlich zu verstehen sei, kann eine Erscheinung wie Arthur Seidls „Moderner Geist in der deutschen Tonkunst“ (Berlin, Harmonie-Verlagsgesellschaft, 161 S.) auf allgemeines Interesse rechnen. Erwartet man doch, daß dieses Richard Strauß gewidmete Buch, in dem der Verfasser vier Vorträge (I. Was ist modern? II. Moderner Geist in der dramatischen und instrumentalen Tonkunst. III Also sang Zarathustra. IV. Moderne musikalische Lyrik) zusammenfaßt, auf die an den Begriff des Modernen in der Musik sich knüpfenden Fragen und Zweifel eine befriedigende Antwort geben werde! Freilich wer unter befriedigender Antwort eine bestimmte Antwort versteht, den wird Seidl von vornherein enttäuschen. Gewiß, es giebt wohl keinen einzigen bei der Frage nach der Richtung unserer neuesten musikalischen Entwicklung in Betracht kommenden Punkt, kein einziges damit zusammenhängendes Problem, das von ihm, wenn auch noch so flüchtig, im Laufe seiner Erörterungen nicht wenigstens gestreift würde: aber nicht einer dieser angeknüpften Gedankenfäden wird zu Ende gesponnen, nicht eine Untersuchung wirklich durchgeführt, — was sich übrigens zum Teil vielleicht daraus erklären und folglich auch damit entschuldigen mag, daß, wie gesagt, in dem Buche Vorträge zusammengestellt sind, die als solche eine wahrhaft erschöpfende Behandlung ihres Themas kaum zulassen. Seidls Schrift ist in höchstem Maße anregend für den, der kritisch zu lesen und selbständig zu denken versteht. Gefährlich und irreführend könnte sie dagegen in vieler Beziehung für den werden, der sich unbedenklich und rückhaltslos der Führerschaft Seidls anvertrauen wollte, — und zwar zunächst und vor allem deshalb, weil der Standpunkt, den er unserer modernen Tonkunst gegenüber einnimmt, nicht der des lebendig empfindenden und aus seinem unzweideutigen ästhetischen Empfinden heraus urteilenden künstlerischen Menschen, sondern der des geistreichen Litteraten ist, der über den außermusikalischen, bisweilen ganz äußerlichen Beziehungen, in die er musikalische Erscheinungen zu bringen weiß, nur allzuoft ganz und gar das vergißt, was doch eigentlich die Hauptsache, ja dasjenige ist, worauf es im Grunde genommen einzig und allein ankommt, nämlich Wesen und Wert des musikalischen Kunstwerks zu umschreiben. Ob „modern“ oder nicht modern, fortschrittlich oder „rückschauend“, das sind schließlich auch die einzigen Wertmaßstäbe, die Seidl kennt. Wenn entsprechend der ausschlaggebenden Wichtigkeit, die er ihm beimißt, dieser Begriff des „Modernen“ selbst nur einigermaßen klar und deutlich aus seinen Ausführungen hervorträte! Aber über ihn scheint sich eben der Autor — offen gesagt — selbst nicht ganz klar geworden zu sein. Denn sonst wären gewisse schreiende Widersprüche in seinen Meinungsäußerungen, bezw. deren notwendige Konsequenzen ihm wohl selbst nicht verborgen geblieben. Hierfür nur ein Beispiel: Als Prototyp „modernen“ Wesens, als eigentlicher „vitae novae princeps animaeque modernae praeceptor“ gilt Seidl der spätere Nietzsche, ein Denker also, der all das, was man herkömmlicher Weise „modern“ in Kunst und Leben nennt, gehaßt und bekämpft hat wie kein anderer. Wenn das überhaupt einen Sinn haben soll, muß man Seidls Meinung wohl dahin interpretieren, daß gegen all das, was der Verkünder der Zarathustralehre seiner Zeit als modern verdammte und dessen größter künstlerischer Vertreter Richard Wagner gewesen war — „Wagner resumiert die Moderne“ —, eine Reaktion begonnen habe, und daß alle Symptome dieser Reaktion als „modern“ im eigentlichen und höheren Sinne des Wortes zu begrüßen seien. Nun steht aber bekanntlich unsere gesamte zeitgenössische Tonkunst mit verschwindenden Aus-

nahmen unter dem Banne Richard Wagners, und soweit sie Versuche macht, über ihn hinauszugehen, thut sie das doch ausschließlich in der gleichen Richtung, und indem sie Wagner als Voraussetzung ihres Schaffens bedingungslos hinnimmt: von einer Reaktion keine Spur, und zwar wohlgemerkt am allerwenigsten bei denjenigen neueren Komponisten, deren Schaffen Seidl am höchsten wertet, die ihm als die eigentlichen „Modernen" gelten. Wie unter diesen Umständen gerade Nietzsche dazu kommt, zum Geistesführer einer Bewegung ausgerufen zu werden, die der tiefsten Tendenz seiner späteren Periode so schnurstracks zuwiderläuft, wer es mir erklärt: orit mihi magnus Apollo. Oder glaubt Seidl vielleicht gar, daß wir — im Sinne Nietzsches gesprochen — schon am Ende der allgemeinen Decadence angelangt, daß *sein* neuer Morgen — etwa in der Musik unserer Wagner-Epigonen — bereits zu dämmern begonnen habe? O, daß der Philosoph selbst noch am Leben wäre und seinem Jünger z. B. unter anderem auch *den* Zweifel lösen könnte — der allerdings einem Nietzschekenner, der unser Autor doch ist, billiger Weise *kein* Zweifel sein dürfte —, wie er selbst nämlich zu einem Werke wie Richard Strauß „Also sprach Zarathustra" sich gestellt hätte! — Trotz alledem: Seidls Buch ist hochverdienstlich, zunächst weil es ein eminent aktuelles Thema eigentlich zum ersten Male ausführlich erörtert, und dann, weil es, wie gesagt, außerordentlich geeignet ist, zu eigenem Nachdenken anzuregen.

Ebensoviel Anregung und mehr Befriedigung, weil mehr positive Belehrung, gewährt eine zweite Publikation Seidls, betitelt „*Wagneriana*" (Berlin und Leipzig, Schuster und Löffler, 1901, 505 und 520 S. Preis je 5 M.). I. Wagner-Credo. II. Von Palestrina bis Wagner. Hier hat der geistreiche Verfasser eine Reihe von größeren und kleineren Arbeiten, die früher in Zeitschriften erschienen waren (im ganzen 50), zu zwei Bänden zusammengestellt, die ihn als unabhängigen und selbstdenkenden Wagnerianer im besten Sinne des Wortes erscheinen lassen, — obwohl er selbst (II, 9) diese Einschätzung (man weiß nicht recht, warum) als eine „völlig sinnlose" ausdrücklich ablehnt. Von dem ungemein reichhaltigen Inhalte des Werkes, dessen beiden ersten Teilen noch ein abschließender dritter Band: „Die Wagner-Nachfolge im Musikdrama" nachfolgen soll, möge eine summarische Uebersicht über die von Seidl behandelten Themata einen ungefähren Begriff geben. Der erste Band beginnt mit einer apologetischen Würdigung der Gesamtpersönlichkeit Wagners („Richard Wagner in Bayreuth") und bringt nach dieser Einleitung in drei Abteilungen (I. Die Werke, II. Allgemeines, III. Anhang: „Wagner-Kultur") eine Reihe von Essais, von denen „Die Kunstlehre der Meistersinger" und „Richard Wagners Verhältnis zur Religion" als besonders wertvoll hervorgehoben seien. Der zweite Band enthält zunächst den anregenden Vortrag „Ueber musikalische Erziehung" und giebt weiterhin Aufsätze über „Regensburger Kirchenmusik" (Palestrina), Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven (Schillers Freuden-Hymne), Marschner, Schumann, Berlioz, Liszt, Brahms, Bruckner u. a., die fast ausnahmslos, obwohl sie zumeist vorübergehenden Veranlassungen des Tages ihre Entstehung verdankten, dauerndes Interesse beanspruchen können.

Von Curt Mey, einem gleich Seidl aus der wagnerschen Schule hervorgegangenen Musikschriftsteller, liegen ebenfalls zwei Neuheiten vor: die 2. Auflage von „Der Meistergesang in Geschichte und Kunst" (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger 1901, XVI und 392 S., Preis geh. 10 M.) und „Die Musik als tönende Weltidee. Teil I. Die metaphysischen Urgesetze der Melodik." (Ebenda 1901, X und 395 S.) Das Meistersingerbuch wollte in seiner ersten Auflage nichts weiter sein als eine etwas ausführlichere Erläuterungsschrift zu dem wagnerschen Drama, die ohne wissenschaftliche Prätention Wagners poetische Darstellung der Sitten, Bräuche und Regeln der Meistersinger durch eine auf die am leichtesten zugänglichen Quellen zurückgehende Untersuchung erklären und in ihrer historischen Treue nachweisen sollte. In der stark vermehrten und veränderten zweiten Auflage verlegte sich dem Verfasser namentlich infolge von ausgiebiger Benutzung der dresdener, zwickauer und jenaer Meistersingerhandschriften der Schwerpunkt des Buches mehr nach der philologisch- und musikalisch-historischen Seite hin, — womit er sich aber wohl einigermaßen zwischen zwei Stühlen niedergelassen hat. Denn während einerseits, wie Mey selbst sagt, ein trocken-wissenschaftlicher Ton seiner Arbeit in ihrer jetzigen Gestalt nicht ganz fern geblieben ist, der den nach unterhaltender Belehrung verlangenden Leser leicht abschrecken könnte, ist andererseits doch nicht etwas entstanden, an das man streng wissenschaftliche Maßstäbe anlegen dürfte. Daß der Schrift ein gewisser halbwissenschaftlicher Charakter geblieben ist, das kann hier natürlicher Weise nicht eingehend nachgewiesen werden. Nur wenige Beispiele seien hierfür angeführt: das Verzeichnis der hauptsächlichsten von ihm benutzten Quellen, das Mey S. XV f. giebt, ist so wenig sorgfältig abgefaßt, daß sogar Büchertitel nicht nur ungenau, sondern geradezu unrichtig angeführt werden („28. Friedrich Nietzsche, Bayreuth"); eine dazu noch aus dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts stammende Novellensammlung (August Hagens Norica) wird ohne weiteres als geschichtliche Quelle benutzt (s. S. 7 f. 11, 18 f.); eine für seinen Zweck so wichtige Publikation wie Paul Runges „Die Sangesweisen der colmarer Handschrift und die Liederhandschrift Donaueschingen 1896") kennt Mey gar nicht u. s. f. Trotzdem kann die auf alle Fälle fleißige Arbeit, der zwei interessante Faksimile (nach Hans Sachs und Valentin — nicht Hans, wie es irrtümlicher Weise auf dem Titel heißt — Vogt) beigegeben sind, solchen Lesern, denen es auf absolute wissenschaftliche Zuverlässigkeit weniger ankommt, als brauchbar empfohlen werden. Dagegen gehört Meys zweite Veröffentlichung „Die Musik als tönende Weltidee" zu denjenigen Büchern, von denen sowohl der Gelehrte wie der Laie weder Nutzen noch Genuß haben können. Um den Titel zu verstehen, muß man wissen, daß der Verfasser auf Schopenhauers Metaphysik der Tonkunst fußt, nach der bekanntlich die Musik innerhalb des Reiches der Künste insofern eine ganz aparte Sonderstellung einnimmt, als sie nicht gleich ihren Schwestern die „Platonischen Ideen", d. h. die „Objektivationsstufen" des Weltwesens, des Willens zum Leben, — sondern diesen direkt, ohne Vermittelung jener Ideen, als „Ding an sich", außerhalb jeglicher Objektivation wiedergiebt, demnach selbst eine „Weltidee", eine — als Abbild des einen und selben Willens — zwar mit der sichtbaren Erscheinungswelt durchweg parallel laufende, im übrigen aber von ihr durchaus unabhängige Objektivation des Weltwesens darstellt. Wenn dem so ist — so schließt Mey nun weiter —, dann giebt es im Grund genommen überhaupt nur eine einzige allumfassende Musik, zu der sich die Schöpfungen unserer großen Tonmeister wie Teilausschnitte aus einem größeren Ganzen, oder aber auch wie mehr oder minder gelungene Annäherungsversuche an ein wohl niemals ganz zu erreichendes Ideal verhalten. Diese „ideale" Musik muß eine geschlossene Einheit darstellen, weil es eben nur eine einzige Welt, nur *einen* Willen zum Leben giebt, der in allen seinen Erscheinungen derselbe ist, und diese ideale Einheit aller Musik kommt nun auch in der „realen" Musik, den einzelnen Werken der Tonkunst zum Ausdruck, und zwar darin, daß unbeschadet der geschichtlichen Bedingungen und Einwirkungen, die das Schaffen jedes Komponisten beeinflussen, alle echten Meister jeder Zeit durch die Natur der Sache gezwungen werden, zum Zweck der musikalischen Wiedergabe gleicher Inhalte (Gefühle, Stimmungen u. s. w.) zu gleichen oder doch ähnlichen musikalischen Ausdrucksmitteln zu greifen. Diese Parallelen führen auf gewisse „metaphysische Urgesetze", deren Nachweisung Meys Arbeit eigentlich gewidmet ist, und die er in seinem ersten Bande zunächst für die Melodik aufzustellen und durchzuführen

versucht. Eine eingehendere Kritik dieser einigermaßen phantastischen Musikästhetik würde hier zu weit führen. Nur soviel sei gesagt, daß die an sich gewiß nicht uninteressante Untersuchung musikalischer Parallelen nur dann wissenschaftlichen Wert haben kann, wenn sie auf der Grundlage einer streng empirischen Tonpsychologie erstlich so vorsichtig als nur irgend möglich zu Werke geht, dann sich vor aller, auch der geringsten Willkürlichkeit bei ihren Deutungen sorgfältig in acht nimmt und endlich das historisch-entwicklungsgeschichtliche Moment (das zeitliche und örtliche Milieu) wie die subjektiven Bedingungen (Individualität der betreffenden Künstlerpersönlichkeit) bei den von ihr analysierten und zur Gewinnung allgemeiner Gesetze benutzten musikalischen Ausdrucksweisen genau berücksichtigt. In diesen drei Punkten läßt aber gerade Mey so gut wie alles zu wünschen übrig. Vollends wird der nicht wissenschaftliche Leser, ich meine den, der zu musikalischen Büchern nur zu dem Zwecke greift, um aus ihnen zum besseren und tieferen Genießen des Kunstwerkes selbst anleitende Belehrung zu schöpfen, sich abgestoßen fühlen von einer Betrachtungsweise, die statt auf das Kunstwerk zu, von ihm hinwegführt, die seine schließlich doch einzig und allein in der Persönlichkeit des schaffenden Künstlers begründete innere Einheit zerstückt und zerfasert, indem sie eine — dazu noch au fond unwissenschaftliche — Kunstanatomie treibt und, statt zu lehren, wie man Musik in ihrer spezifischen Eigenart genießen und verstehen solle, letzten Endes darauf ausgeht, ihren Inhalt in Worten zu deuten, ja bisweilen (z. B. in der Analyse des Vorspiels zu Wagners „Rheingold") geradezu Unerhörtes leistet in jener Art von unfruchtbarer „Deutoboldelei", die von Rechtswegen heute doch endgiltig überwunden und abgethan sein sollte.

„Zur Aesthetik der Musik. Das Wesen der Musik und ihre Beziehungen zum gesamten Geistesleben. Für Jünger und Freunde der Tonkunst" (Stuttgart, J. B. Metzlerscher Verlag 1900, 348 S.) nennt Dr. A. Schüz die zweite umgearbeitete Auflage eines Buches, das im Jahre 1891 zuerst unter dem Titel „Die Geheimnisse der Tonkunst" erschienen ist. Von den zwei Bedingungen, unter denen musik-ästhetische Betrachtungen allein wirklichen Wert haben können — entweder nämlich als streng wissenschaftliche Leistungen oder als Aeußerungen einer starken und originellen Persönlichkeit — erfüllt der Verfasser, dem im übrigen warme Kunstbegeisterung und eine gewisse, wenn auch nicht durch eigene Gedankenarbeit wahrhaft assimilierte, so doch immerhin höchst respektable Belesenheit auf musikphilosophischem und -kritischem Gebiete nachgerühmt werden kann, die eine so wenig wie die andere. Durchaus Eklektiker, führt er in den einzelnen Kapiteln seines Buches, die das Verhältnis der Musik zur Natur, zur Wissenschaft, zu den übrigen Künsten, zur Ethik, Pädagogik, Politik, Religion und Philosophie, das „Doppelwesen der Musik" und schließlich zusammenfassend das „Geheimnis" der Tonkunst behandeln, von Meinungsäußerungen der Dichter, Denker, Forscher und Künstler über das Wesen der Musik und die damit zusammenhängenden Probleme das an, was seinem Geschmacke zusagt, redet darüber hin und her ohne allzu großen Ueberfluß an eigenen fruchtbaren Gedanken, aber oft unterhaltend, stellenweise auch anregend; nur daß allzuviel Positives dabei leider nicht herauskommt.

Einige der wichtigeren biographischen und geschichtlichen Veröffentlichungen des letzten Jahres seien zum Schluß noch mit wenigen Worten angezeigt. Adelheid von Schorn hat mit ihrer umfangreichen Publikation „Zwei Menschenalter. Erinnerungen und Briefe" (Berlin, S. Fischer, 1901, 508 S.) wichtige Dokumente zur Lebensbeschreibung Franz Liszts geliefert. Es sind die Denkwürdigkeiten aus dem Leben ihrer Eltern, des Kunsthistorikers Ludwig (von) Schorn (1793—1842) und seiner Gattin Henriette geb. von Stein, wie aus dem ihrigen von der Verfasserin zusammengestellt worden. Sie erstrecken sich zeitlich von den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts bis in unsere Tage. Weimar und Rom sind die Mittelpunkte der Ereignisse und Beobachtungen; von diesen beiden Orten gehen die Briefe aus, dort haben die Menschen gelebt, die beschrieben werden. Von diesen sind Franz Liszt und seine treue Freundin, die Fürstin Caroline Sayn-Wittgenstein die hervorragendsten. Von anderen bedeutenden Persönlichkeiten, die uns in dem Buche begegnen, interessiert vor allem der früh verstorbene hochbegabte Dichter und Aesthetiker Heinrich von Stein, unzweifelhaft die stärkste und tiefste Begabung der litterarischen Wagner-Schule, der von der Mutter her ein naher Verwandter der Herausgeberin war. Adelheid von Schorn ist selbst gewiß keine Schriftstellerin im eigentlichen Sinne des Wortes, aber eine kluge, sympathische Persönlichkeit, der auch die Gabe anschaulicher Darstellung und treffender Charakterisierung nicht versagt ist, so daß nicht nur die mitgeteilten Briefe, sondern auch ihre eigenen Erzählungen und Schilderungen namentlich für die Kenntnis und Würdigung des älteren Liszt ungemein wertvoll sind. — Die gleichfalls von einer Weimarerin ausgehende Publikation „Briefe in Poesie und Prosa von Peter Cornelius an Feodor und Rosa von Milde", herausgegeben von Natalie von Milde (Weimar, H. Böhlaus Nachfolger, 126 S.) zeichnet den edlen Dichter-Komponisten, der heute gottlob nicht mehr zu den ganz Unbekannten gehört, in all der gemütvollen Herzlichkeit und sonnigen Liebenswürdigkeit, die ihn — abgesehen von seiner künstlerischen Bedeutung — zu einer schon rein menschlich so außerordentlich anziehenden Erscheinung machen. Mit dem Sänger-Ehepaar Milde verband Cornelius von seinem ersten weimarer Aufenthalte bis zu seinem allzufrühen Tode ein innig vertrautes Verhältnis, das der vielgefeierten Rosa gegenüber sogar etwas mehr als Freundschaft, nämlich eine Art von romantischer Schwärmerei war, die wir uns in ihrem eigentümlich unentschiedenen Schweben zwischen amor und amicitia heute kaum mehr recht vorstellen können. Da Cornelius die Freunde in den Briefen auch über sein Schaffen und Arbeiten stets auf dem Laufenden erhält, ist die Sammlung nicht minder für die Entstehungsgeschichte der Werke des Dichtermusikers — vor allem des „Cid" — von Wichtigkeit, als sie uns von seinem menschlichen und künstlerischen Charakter ein überaus anschauliches Bild vermittelt. Dagegen bringen zwei Richard Strauß gewidmete Broschüren: Gustav Brecher, Richard Strauß. Eine monographische Skizze (Leipzig, H. Seemann Nachf., 57 S., M. 1,—) und Erich Urban, Richard Strauß (Berlin, Gose & Tetzlaff, 1901, 37 S.) nicht allzuviel Neues zur Biographie und Charakteristik des gefeierten Komponisten. Der schlichtere, auch mit seinem musikalischen Urteile auf einem viel solideren Fundamente fachmännischer Bildung basierende Brecher dürfte übrigens dem prätentiösen, unangenehm geistreichelnden, dabei stilistisch flüchtigen Urban weit vorzuziehen sein. Vollends widerlich wirkt die dreiste Paderewski-Reklame, die Hermann Seemann in Leipzig seltsamerweise in seine Serie „Moderne Musiker" aufgenommen hat: Dr. Alfred Nossig, J. J. Paderewski (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 30 S.). „Die Kunst ist die Revanche Polens" — dieser Satz, mit dem der Autor des Librettos zu Paderewskis Oper „Manru" seine Monographie beginnt, und der dann weiter dahin ausgeführt wird, daß, wie die polnische Poesie durch Mickiewicz, Slowacki und Krasiński auf eine klassische Höhe emporgehoben worden und dieser dann die Monumentalmalerei mit Matejko gefolgt sei, nun ebenso heute die große Epoche der polnischen Musik — nämlich in Paderewski! — anbreche, dieser vielversprechende Anfang möge einen Begriff davon geben, auf welchen Ton das Ganze gestimmt ist. — Von den „Beiheften der Internationalen Musikgesellschaft", die sich als eine Fortsetzung der Breitkopf und Härtelschen „Sammlung musikwissenschaftlicher Abhandlungen von deutschen Hochschulen" darstellen, dürfte namentlich Edgar Istels gut geschriebene Dissertation „Jean Jacques Rousseau als Komponist seiner lyrischen Szene

Pygmalion" (Leipzig, Breitkopf & Härtel. VIII, 90 S., Preis M. 1,50) als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des in jüngster Zeit ja wieder aktuell gewordenen Melodrams auch für weitere Kreise von Interesse sein. Das Hauptergebnis dieser Untersuchung, mit der der Verfasser eine Reihe von Studien zur Geschichte des Melodramas eröffnet, ist die, wie es scheint, endgiltige Lösung der lange schwebenden Frage, ob Rousseau seinen „Pygmalion" nach der mit dem lyoner Dilettanten Coignet gemeinsam verfaßten Komposition später noch einmal selbständig in Musik gesetzt habe. Es gelingt nämlich Istel, für eine in der Musiksammlung der Kgl. Hausbibliothek im Schlosse zu Berlin befindliche Manuskriptpartitur des „Pygmalion" die Autorschaft Rousseaus, wenn auch nicht ganz stringent zu beweisen, so doch im höchsten Grade wahrscheinlich zu machen. — Anspruchslose, aber liebenswürdig sympathische „Gedenkblätter an berühmte Musiker" giebt der greise ehemalige Leiter der leipziger Gewandhaus-Konzerte Karl Reinecke unter dem Titel „Und manche liebe Schatten steigen auf" (Leipzig, Gebrüder Reinecke, 1900. 164 S.). Ueber Franz Liszt, den Violinspieler H. W. Ernst, Robert Schumann, Jenny Lind, Wilhelmine Schroeder-Devrient, Ferdinand Hiller, Johannes Brahms und Felix Mendelssohn erfahren wir manches, das die Charakterbilder dieser bedeutenden Künstler um bezeichnende Einzelzüge bereichert. — In dem Kampfe, den Robert Schumann mit seinem Schwiegervater Friedrich Wieck auszufechten hatte, war die allgemeine Sympathie begreiflicher Weise immer so sehr auf seiten des jungen „Davidsbündlers" gewesen, daß man dem verdienten, wenn schon zopfig-pedantischen Klavierpädagogen, der neben den schlechten, gewiß auch die guten Eigenschaften des „alten Schulmeisters" in hervorragendem Maße besaß, meist wohl nicht ganz gerecht geworden ist. Viktor Joß versucht in dem Büchlein „Friedrich Wieck und sein Verhältnis zu Robert Schumann" (Dresden-A., Oskar Damm 1900, 148 S.) mit Glück den Nachweis, daß auch bei diesem Konflikte die unvoreingenommene Befolgung des Audiatur et altera pars zu einem von der landläufigen Meinung nicht unwesentlich abweichenden Gesamturteile führt. Daß — wie dies bei derartigen „Rettungen" gewöhnlich geschieht — der Verfasser nun bisweilen nach der anderen Richtung hin etwas zu weit geht und als eifriger Anwalt das Auge für die Schwächen seines Klienten nicht in gleicher Weise offen behält wie für seine Vorzüge, ist begreiflich und auch zu entschuldigen. — Des münchener Hof-Theaterintendanten Ernst von Possart Erinnerungen an „Hermann Levi" (München, C. H. Becksche Verlagsbuchh. 1901, 53 S.) sind brillant geschrieben, aber inhaltlich etwas mager: mehr als ein viertel Dutzend charakteristischer Anekdoten wird man kaum aus der Lektüre davontragen. Ueberdies macht die diplomatische Art, mit der der Verfasser über solche Vorgänge der münchener Hoftheatergeschichte hinweggleitet, deren ungeschminkte Darstellung auch heute noch irgendwie Anstoß erregen könnte, das Büchlein mehr amüsant für Eingeweihte als belehrend für diejenigen, die die betreffenden Vorgänge nicht kennen: Bülows Briefe lassen z. B. da manches doch in einem ganz anderen Lichte erscheinen. — Zwei Bücher der seemannschen Sammlung „Musiker und ihre Werke": Hans Merian, Mozarts Meisteropern (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 291 S.) und Hector Berlioz und seine Werke von Arthur Hahn, Dr. L. Boltz, A. Pochhammer, A. Grüters und Fr. Volbach (Ebenda, 57 S.) sind aus der Zusammenstellung von vorher einzeln erschienenen Erläuterungen zu den hauptsächlichsten Werken der beiden Meister entstanden. Sie erfüllen den Zweck derartiger „Konzert- und Theater-Führer" ganz gut — namentlich A. Hahn erweist sich als ein ebenso begeisterter als denkender Berlioz-Interpret —, ohne selbstverständlich auf eigentlichen höheren musikliterarischen Wert Anspruch machen zu wollen. — Gesammelte Aufsätze zur Aesthetik, Theorie und Geschichte der Musik vereinigt Hugo Riemann im zweiten Bande seiner „Präludien und Studien" (Ebenda 1901, 234 S.), der vor allem manches musikhistorisch Bedeutungsvolle enthält. Schade nur, daß der Verfasser die einzelnen Essais für die Buchausgabe nicht überarbeitet hat. Zeitlich weit zurückliegende Arbeiten, wie z. B. die aus dem Jahre 1878 stammenden anregenden Gedanken über den „gegenwärtigen Stand der musikalischen Aesthetik", verlieren dadurch viel von ihrem Wert, daß sie heute in der Hauptsache eben doch antiquiert sind.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

In Budapest ist jüngst ein Werk in ungarischer Sprache erschienen, in dem Dr. Karl Sebestyén den starken geistigen Einfluß der Cyniker nachweist. Max Rothauser giebt von diesem Buche nähere Kunde („Die Cyniker", Pest. Lloyd 20) und betont bei dieser Gelegenheit, daß der Einfluß des griechischen Denkens nie und nimmermehr aus der Welt zu schaffen sei, gleichviel, ob man die griechischen Disziplinen aus dem Lehrplane der Gymnasien streiche oder nicht. Alles positive Wissen sei ohne die hellenische Philosophie lückenhaft, ja, müsse neu geschaffen werden, und die grandiose Weltauffassung, die den Mittelpunkt aller Erkenntnis in dem sittlichen Ideal erblickt, sei vielleicht noch heute Geheimnis. — Die Bedeutung dieses Gewinnes, das heißt des Gewinnes von Weltanschauung und Kunst, verkennt auch H. St. Chamberlain nicht. Aber er wendet sich mit aller Entschiedenheit gegen eine Wiederaufnahme und Pflege jenes hellenischen Ideals durch die Schule — er will das durch Jahrtausende vererbte latein-griechische, grammatikalische und rhetorische Bildungsideal von unseren Schulen verbannt wissen, will, daß wir Germanen unsere freie Originalität wahren und über die Hellenen hinauswachsen. Sein neues Bildungsideal bezeichnet er mit dem Namen „Die Natur als Lehrmeisterin" (Tag 43, 47). Die Natur im Gegensatz zu Büchergelehrsamkeit und Autoritätenglauben. Von den Hellenen mag unser Bildungsideal die Pflege des Körpers herübernehmen, sonst aber sei es unserem Wesen anzupassen, d. h. die Erziehung zur Naturbeobachtung helfe uns, über die harmonischen Kräfte reinen Menschentumes hinauszustreben, den Hauptwert auf das zu legen, was Goethe die „Welt des Auges" nannte, und den Kontakt mit der großen Natur überall zu suchen. „Nichts speist die produktive Phantasie so sehr wie die Anschauung, nichts erzieht zur Wahrhaftigkeit, zur Geduld, zur Bescheidenheit, zum exakten Denken wie die Beobachtung der Natur." Sie schenken nicht Glauben im kirchlichen Sinne, wohl aber Religion, nicht Wissen im aristotelischen, von der Schule weiterverfochtenen Sinne, wohl aber Weisheit, nicht künstliche Beredsamkeit, dafür jedoch den unerschöpflichen Brunnen alles Redenswerten. — Wie eng berührt sich mit diesen Ideen das Vermächtnis eines Mannes, Robert Franceschinis, dessen gesammelte Aufsätze „Woher und Wohin?" von Adolf Gelber herausgegeben sind! Vincenz Chiavacci nennt (Oestr. Volks-Ztg. 23) ihn einen der eifrigsten und berufensten Apostel bei dem segensvollen Werke der Verbreitung des Wissens, der modernen Wissenschaft, die mit Riesenschritten von Erkenntnis zu Erkenntnis eile und ihre unermeßlichen Schätze allen zugänglich zu machen strebe, die mit klarem Verstand und hellblickenden Augen im Buche der Natur lesen lernen.

* *

Natur! Noch einmal begegnen wir demselben Worte und bei verengertem Gesichtskreise den gleichen Beobachtungen, wie sie Chamberlain in seiner Aufstellung

eines für uns notwendigen Bildungsideales gegenüber dem erstarrten klassischen aussprach. Carl Hagemann spricht „Vom Stil der Schauspielkunst“ (Rhein.-Westf. Ztg. 50, 69) und fordert einen neuen, unserer Zeit entsprechenden Stil, der weder der alte idealistische noch der kaum überwundene extrem-naturalistische sei. Er läßt sich bei dieser Gelegenheit auf eine Begriffsbestimmung des Wortes Stil ein und erörtert das Verhältnis zwischen Kunst und Natur. Es giebt seiner Ansicht nach nur einen Stil, den der inneren und äußeren Wahrheit, der sich einzig und allein auf die ästhetischen Kulturbedingungen einer Zeit stütze und daher veränderlich sei. — Wie die „Theaterkünste“ je nach Maßgabe der Bildung eines Volkes verschiedene Abstufungen zeigen, wie sie roher oder feiner, bunter oder schlichter sind, skizziert in flüchtigen Umrissen F. X. Harlas (Politik, Prag, 21), während Camillo Heyden untersucht, in welcher Weise „Schrecken und Zauber auf der Bühne“ (Wien, Ostd. Rundsch. 17) vorgeführt werden können, um der wiederum historisch wandelbaren Illusionsfähigkeit des Publikums zu entsprechen. — An diese allgemeineren Untersuchungen reiht sich eine Zahl von Aufsätzen, die von einzelnen Theatern und Künstlern handeln. Das Gastspiel Yvette Guilberts in Wien — „Montmartre auf Reisen“ — wird in der N. Fr. Pr. (13435) eingehend besprochen und dabei der Ahnherr aller jetzigen Edelleute vom Brettl, Rodolphe Salis, porträtiert; die elf auffallendsten „Berliner Ueberbrettl“ charakterisiert nach ihrem Können und Versagen H. A. Revel (Wien. Fremdenbl. 18). — In das Gebiet der ernsten Kunst führt ein Feuilleton der Frankf. Ztg. (26), in dem H. Morf „Das Molière-Gastspiel zu Frankfurt“ benutzt, um über die „Précieuses ridicules“ und „Tartuffe“ kulturhistorisch-litterarische Anmerkungen zu geben. — Während dieser französischen Gastspiele in Deutschland vollzog sich in Italien ein Fest, das dem 80. Geburtstage der Tragödin galt, die einst auch Deutschland auf ihrem europäischen Triumphzuge besuchte: Adelaide Ristori. Von ihrem Leben und ihrer großen Kunst erzählen die N. Fr. Pr. (13445), die Voss. Ztg. (Tony Kellen, 47) und der Zeitgeist (E. Bely, 4); Aeußerungen der Künstlerin selbst über Sarah Bernhard, Salvini und Eleonore Duse giebt die Wiener Mittags-Ztg. („Kunst und Künstler“, 19) wieder, darunter das Geständnis der Enttäuschung über die falsche Bahn, auf der Eleonore Duse sich bewege. — Ueber diese Schauspielerin liegt ein neues Buch von Luigi Rasi vor („La Duse“, Firenze, Bomporad & Figlio editori), das im „Pest. Lloyd“ (24) ausführlich besprochen wird. — Von den Berichten über bemerkenswerte Aufführungen sei zunächst ein längerer Aufsatz über die des euripideischen Herakles in Wien genannt („Euripides in Wien“, Voss. Ztg. 29), sodann eine größere Anzahl meist litterarhistorisch gehaltener, die durch die Aufführung von Shaksperes „Troilus und Cressida“ in der Bearbeitung von Adolf Gebler hervorgerufen wurden: Ludwig Hevesi (Wien. Fremdenbl. 20), M. Kalbeck (N. Wien. Tagbl. 21), A. Leitich (Dtsch. Ztg., Wien, 10796), H. Koppel (Wien. Morg.-Ztg. 22), A. v. Weilen (Montags-Revue, Wien, 4), H. Klein (Berl. Tagebl. 38). Wiener Ostd. Rundsch. (21), Arbeiter-Ztg. (21) und N. Fr. Pr. (13437). — Die Aufführung eines andern shakspearischen Werkes, Richard III., die im Dezember in Berlin stattgefunden hatte, veranlaßte Carl Niebuhr zu einer Studie „Der historische Richard der Dritte“ (Wiss. Beil. d. Leipz. Ztg. 10); auf die durch Elizabeth Gallup neu aufgeworfene Frage „Shakspere oder Bacon“ geht P. Haedicke näher ein, durchaus den Sieg der Bacon-Hypothese erwartend, so daß Shaksperes Geheimnis „bald in seiner ganzen grotesken Jämmerlichkeit“ enthüllt sein werde (Kiel. Ztg. 20803). Einstweilen ist es jedoch diesen amerikanischen „Forschern“ noch nicht gelungen, Shaksperes Ruhm als Lug und Trug hinzustellen, und es bleibt der Name Shakspere die Bezeichnung einer der gewaltigsten Geisteswelten der Menschheit, in die wir nach wie vor eindringen können. Und dazu verhelfen treffliche Führer. Friedrich Theodor Vischers Shakspere-Vorträge, die mit unendlicher Liebe und trotzdem nicht kritiklos in das Innerste von Shaksperes Welt eindringen, machen Paul Mahn (Tägl. Rundsch., Beil. 19) und M. Messer (Wien. Fremdenbl. 24) zum Gegenstande ihrer Betrachtung, beide die ästhetische Feinheit des Urteils betonend. — Ueber deutsche Gelehrte ist in dieser Zeit noch öfter mit gleicher Bewunderung geschrieben. Zum 90. Geburtstage Theodor Bernaleken's, des Sprachforschers, liefert A. Polzer einen biographischen Aufsatz (Ostd. Rundsch., Wien 25); von einem der ältesten deutschen Historiker „Hermann Hüffer“ und seinem Wirken und Wesen erzählt M. Messer (Montags-Revue, Wien 3); über den „neuen Band von Karl Lamprechts deutscher Geschichte“ berichtet, mit charakteristischer Hervorhebung von Lamprechts Auffassungsweise, Georg Winter (Nation.-Ztg. 70, 82); an Wilhelm Hertz, den „gottbegnadeten Dichter, den um die Blüte unseres deutschen Geisteslebens hochverdienten Gelehrten, den Menschen von unvergleichlicher Güte und Reinheit“, erinnern zwei Aufsätze von Oskar Bulle (Beil. z. Allg. Ztg. 20) und A. Semerau (Wiss. Beil. z. Leipz. Ztg. 7). — Auch Ernst Wicherts wurde gedacht, von Karl Strecker („Ein letzter Gruß an Ernst Wichert“, Tägl. Rundsch., Beil. 18), A. Hagemann (Unterh.-Beil. d. Dtsch. Warte, 24) und K. Behmer (Münch. N. Nachr. 50). — Schon über ein Jahr ist dahin, seit Ludwig Jacobowski und Ferdinand Groß, beide im Dezember 1900, vom Tode weggerissen wurden. Ihrer erinnert sich A. v. Falke in einem Artikel, der mit der Ueberschrift „Ein Feuilletonist“ die glänzende Befähigung des letzteren zu dieser Art journalistischer Thätigkeit ausdrückt (Fremdenbl., Wien, 21). Weiter zurück liegen die Todes- oder Geburtsjahre einiger anderer Dichter und Schriftsteller, die Beachtung fanden. Auf „Christian Gottlob Klemm († 25. 1. 1802), den Förderer deutschen Schrifttums und deutscher Schauspielkunst in Oesterreich, lenkt A. F. Weltner die Aufmerksamkeit (Wien. Abendpost 20); ein Nachwort zum Gedenktage Grabbes spricht Josef Trübswasser aus, sein Urteil dahin abgebend, daß es von ihm in Zukunft heißen werde: nicht daß er Kraft besaß, wie ein fressend Feuer oder ein dämmebrechender Gebirgsstrom, sondern, daß er sie nicht zu brauchen wußte, war sein Untergang (Dtsch. Blatt, Brünn, 15). — Den letzthin aufgezählten Bauernfeld-Aufsätzen sind nachzutragen eine Charakteristik von Hermann Bahr (Oestr. Volksztg. 11), ein Feuilleton der N. Fr. Pr. (13442), das unter dem Titel „Das wilde Mädchen“ diesen Typus des bauernfeldschen Lustspiels „Bürgerlich und Romantisch“ betrachtet und ausmalt, wie fürchterlich das moderne wilde Mädchen ausschauen müßte, sodann ein Aufsatz von Ernst Consentius: „Faust“ von Bauernfeld (Tägl. Rundsch. Beil. 10), in dem ein handschriftlicher Faust-Entwurf Bauernfelds aus dem Besitz der berliner kgl. Bibliothek mitgeteilt wird. Danach sollte Faust das verführte Gretchen heiraten, guter Bürger und Familienvater werden und mit Johann Gutenberg die Buchdruckerkunst erfinden: der Stoff zu einer Volkskomödie, deren Ausführung Bauernfeld einem Herrn Hans Pöhnl überließ, freilich ohne Gegenliebe zu finden. Der Name Goethes wurde dabei selbstverständlich genannt. — In diesem Zusammenhang mögen hier zugleich die weiteren Beiträge zur Goethelitteratur angereiht werden. Walter Bormann giebt in einem Aufsatz „Veit Valentin über Goethes Homunculus und Helena“ (Beil. z. Allg. Ztg., 17) einen Abriß vom Hauptinhalte der letzten Schrift Valentins „Die klassische Walpurgisnacht“ und flicht eigene Erläuterungen ein; Th. Achelis charakterisiert mit besonderer Rücksicht auf die Neu-Ausgabe der goethischen Werke durch K. Heinemann (Bibliogr. Institut, 1901, 1. Band) „Goethes Lyrik“ (N. Hamb. Ztg., 46); O. Heuer schildert „Das Goethehäuschen auf dem frankfurter Mühlberge und seine Erinnerungen“ — Marianne von Willemer — (Frankf. Ztg., 31); ebenda (26) findet sich ein Bericht über „die erste französische

Aufführung von Goethes Iphigenie", die am 23. Januar im brüsseler Théâtre du Parc stattfand (s. auch unter „Nachrichten"). — In die Reihe der oben erwähnten Gedenkartikel gehören weiterhin solche über Grillparzer, dessen dreißigster Todestag auf den 21. Januar fiel. Seine Werke geht an der Hand der neuen cottaschen Ausgabe Julius Rieffert durch (Wiss. Beil. z. Leipz. Ztg. 8, „Franz Grillparzer"); „Zur Aufführung der Ahnfrau" weist die grazer Tagesp. (21) auf die von Karl Glossy entdeckte Hauptquelle dieses Dramas, den Schauerroman „Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe oder Die Beschwörung im Schlosse Stern bey Prag" hin, während das Disch. Volksbl. (4687) die Entstehung und Entstehungszeit dieses Dramas schildert; „Ottokar" als das kennzeichnendste Werk für Grillparzers Art, prüft Emil Kuh („Nach dreißig Jahren", N. Wiener Tagbl. 19); Biographisches über „Grillparzer und die Schwestern Fröhlich" verwertet Jos. A. Lux (Oesterr. Volksztg. 21). Spöttischen Tones verlangt Karl Bleibtreu den „Grillparzer-Preis" für Oskar Blumenthal, „dieweil Schlenther mit Hilfe seines professoralen Genossen Erich Schmidt seinem Kneipbruder Hartleben den Preis zugeschanzt habe" (Disch. Ztg. Wien 10793); die gleiche Entrüstung über die Preiszuerteilung an diesen „zügellosesten Bohémien des jüngeren Geschlechtes" zeigt Herr „Auch einer" (Wiener Ostd. Rundschau, 28), der dabei „Litterarische Erinnerungen aus den letzten zwanzig Jahren", wie sie das berliner Café Kaiserhof bietet, zum Besten giebt. — Von österreichischen Poeten erscheinen ferner Anzengruber, dessen ehrliche, gerade, germanische Art E. Heilborn aus Anlaß der Briefausgabe durch Anton Bettelheim charakterisiert („Anzengruber in seinen Briefen", Nat.-Ztg., 41); sodann Hamerling, aus dessen Leben und Wirkungsstätte Luise Hackl Erinnerungen mitteilt (N. Fr. Pr., 13435), um zuletzt mit der Bitte hervorzutreten: eine Bildsäule in Wien für den Dichter der Schönheit, neben dem edelvornehmen Anastasius Grün und Nikolaus Lenau. Des letzteren Freundschaft und Liebe zu Karoline Unger, die so jäh ein Ende fanden, beleuchtet Carola Belmonte („Eine Freundin Lenaus", Wien. Fremdenbl., 17). — Den schweren Konflikt, der in Rosegger liegt, d. h. den Kampf zwischen ererbtem Katholizismus und der national bedingten Neigung zum Protestantismus sucht T. G. Masaryk aus Roseggers Büchlein „Mein Himmelreich" philosophisch tiefer zu begründen. („Peter Rosegger und Los von Rom", Beil. z. Allg. Ztg., 13.) Das Deutschtum in Oesterreich wird auch sonst in einigen Feuilletons scharf hervorgekehrt. Wie mürbe der tiroler Bauer allmählich durch die Kleriker geworden ist, andererseits aber, wie die antiklerikale Bewegung bis in die fernsten Gebirgsthäler vorgedrungen ist, erfahren wir aus Schönherrs neuestem, in Oesterreich verbotenem Drama „Sonnwendtag", das als Drama kräftig, bodenecht und starkgefügt genannt wird (Hugo Ganz; N. Fr. Pr. 13442), ähnlich der ebenfalls vom Zensor verbotenen Andreas Hofer-Tragödie von Kranewitter, die H. Glücksmann das hohe Lied der Vaterlandsliebe nennt („Andre Hofer", Wien. Morgen-Ztg. 16). Vom Deutschtum in Ungarn, für das Karl Ludwig Schröder unbeirrt sein Leben lang auf dem Gebiete der Sprache und Litteratur kämpfte, berichtet Johann Goth („Kremnitz", Wiener Ostd. Rundsch. 14, 16, 20). — Ueber „Philipp Reclams Universal-Bibliothek und die österreichische Litteratur" macht A. Schlossar statistische Angaben (Wien. Ztg. 18). — Jenes Nationalgefühl, das in den Deutschen Oesterreich-Ungarns immer mächtiger auflodert, berührt ferner Adolf Bartels, indem er Hebbels aggressives Deutschtum, das ihm in slavischen Zeitungen die gemeinsten Verdächtigungen eintrug, in seiner Wandlung schildert (Disch. Welt 17). — „Die Deutschen in Amerika und ihre Sprache" behandelt sodann K. E. Schmidt (Tag, 51), während die alten Beziehungen der Union zu Deutschland gerade von amerikanischer Seite jetzt wieder betont werden (James Taft Hatfield und Elfrieda Hochbaum, The influence of the american revolution upon german literature, London, Macmillan; Berl. Tagebl. 32). — „Amerikanische Erzähler", wenigstens die für uns Deutsche interessantesten Typen Edgar Allan Poe und Bret Harte, werden von Hans Benzmann (Berl. N. Nachr. 47) charakterisiert. — „Neuere englische Litteratur" mustert Malens (Frankf. Ztg. 30), „neuere niederländische Litteratur", vor allem die Persönlichkeiten von Louis Couperus, Frederik van Eeden, H. Borel, M. Emants, M. Wagenvoort, Anna de Savornin-Lohman und H. Heijermans jr. behandelt L. Grapperhaus (Rhein.-Westf. Ztg. 68). — Von einzelnen Charakteristiken ausländischer Autoren sei zunächst die Studie über „Mathilde Blind" genannt (Nat.-Ztg. 44, 47). Geboren als Mathilde Cohen in Mannheim, kam sie mit elf Jahren mit ihrem Stiefvater Karl Blind nach England und wurde vollkommen zur Engländerin. Von Mazzini, George Eliot, vor allem aber von Swinburne empfing sie die tiefsten Eindrücke. — Auf die Werke Alexander L. Kiellands, der unter den nordischen Prosaisten vielleicht am stärksten den Konflikt zwischen Litteratur und Gesellschaft aufweise, kommt A. Semerau zu sprechen („Ein Gesellschaftskritiker", Rhein.-Westf. Ztg. 49). — „Irrtum und Wahrheit in Tolstoi" sucht O. v. Leixner aufzudecken (Tägl. Rundsch. Beil. 21), „russische Dramen" von Kriloff und Litwin, sowie von Tschechow bespricht ein Feuilleton der N. Züricher Ztg. (20), und des letzteren Rivale auf dem Gebiete der Novelle Maxim Gorki begegnet uns in zwei Aufsätzen, einem größeren Essai von F. Alkalay (Beil. z. Nordd. Allg. Ztg. 18) und einer Schilderung „Aus Gorkis Wanderjahren" (Berl. Tagebl. 53). — In die polnische Litteratur führt Leopold Schönhoff, der von dem polnischen Uebermenschen, der Phantasiegestalt des Podfilipski, erzählt. Der künstlerische Schöpfer dieses Typus ist Baron Josef Weyssenhoff, dessen „Leben und Gedanken des Herrn von Podfilipski" jetzt in einer deutschen Uebersetzung von B. W. Segel erschienen sind („Podfilipski", Tag 49). — Eine internationale Gesellschaft, darunter die ersten Namen der französischen Litteratur, treffen wir in der von Halperine-Kaminsky herausgegebenen Sammlung der Briefe Turgenjews, dessen Aufenthalt und Beziehungen zu Paris Eugen Zabel schildert („Iwan Turgenjew in seinem französischen Briefwechsel", Nat.-Ztg. 59). Südfrankreich ist mit dem provençalischen Sänger der Schönheit, Theodor Aubanel, vertreten, dem in letzter Zeit ein litterarisches Denkmal von Nikolaus Welter gesetzt wurde („Ein Feliber", Leipz. Tagebl. 51, 53) und mit Frédéric Mistral, der, wie M. J. Minckwitz ausführt („Ein Gedankensplitter zur vergleichenden Litteratur", Beil. z. Allg. Ztg. 22), neben Gottfried August Bürger und dem Rumänen Mihail Eminescu den Lenore-Stoff, natürlich unabhängig von jedem der andern, behandelte. — Ueber das neue Buch von de Amicis „Capo d'anno" berichten M. Landau (Frankf. Ztg. 29) und J. Schuhmann (Beil. z. Allg. Ztg. 16), das Schaffen Gabriele d'Annunzios beleuchtet ein Essai der Nordd. Allg. Ztg. (22).

Schließlich seien noch die Besprechungen neuer Werke kurz genannt: Omptedas „Cäcilie von Sarryn", von Felix Poppenberg („Ein Alltagsmysterium", Nat.-Ztg. 61), „Ludwig Thomas Agricola", von Troll (Welt am Montag 3), „Eine litterarische Festschrift", von L. Geiger (Festschrift der Berl. Litteraturarchivgesellschaft, Beil. z. Allg. Ztg. 18) und Gustav Frenssens „Jörn Uhl" sowie Sophus Bauditz' „Absalons Brunnen" von M. Rapsilber („Der Goldsoot", Die Post 35).

Dr. Paul Legband.

„Albrecht von Hallers Bedeutung in der Biologie der Gegenwart." Von Leo Asher (Berner Bund, Sonnt.-Bl. 3).

„Die Eisenbahnsprache." Von Eduard Engel (Frankf. Ztg. 20).

„Das deutsche Studentenlied." Von A. v. Muralt (Tag 21).

„Buchkunst." Von R. Muther (Tag 31).

„Büchergeschichten." Von E. Nitram (Reichswehr, Wien, 2859). Schildert die ältere Bibliothek eines oberösterr. Schlosses.

„Das Liederbuch der Klara Hätzlerin." Von M. Radlkofer (Beil. z. Allg. Ztg. 23).

„Ein schwäbisches Wörterbuch." [Bearbeitet v. H. Fischer.] Von A. Schaer (N. Zürich. Ztg. 30).

„Sachsen im Sprichwort." Von Dr. Schlauch. (Wiss. Beil. d. Leipz. Ztg. 6).

„Ein neues Originalbild von Heinrich von Kleist?" Von E. Wolff (Hamburg. Corresp., Beil. 2). Erklärt das angeblich neue Originalbild für eine Kopie.

„Die Spottlieder in der hebräischen Poesie." Von A. Wünsche (Beil. z. Allg. Ztg. 15).

„Eine Lanze für die Gartenlaube." Von R. Presber (Post 30).

Echo der Zeitschriften

Deutsche Heimat. (Berlin.) V, 14. Die Persönlichkeit und Weltanschauung eines von edelster Idealität erfüllten Denkers und Dichters, Heinrichs von Stein, charakterisiert Friedrich Poske. Hochbegnadet nennt er dieses Mannes Leben, weil es trotz seiner kurzen Dauer — Stein starb 1887 im Alter von 30 Jahren — eine solche Fülle inneren Erlebens und Erschauens, einen solchen Reichtum des Schaffens und Gestaltens eingeschlossen habe. Die Weltanschauung Steins, des Freundes von Richard Wagner und Erziehers von dessen Sohn Siegfried, war idealistisch. Sie reichte mit ihren Wurzeln in die Grundlagen der gesamten Kultur, vor allem unserer deutschen Kultur hinein. Zu einer Einheit findet man bei ihm verschmolzen und gleichsam vollendet, was unsere Klassiker, was Schopenhauer und Wagner an Grundgedanken zu einer solchen Weltanschauung geschaffen haben. Sie ist bei ihm Weltanschauung im höchsten Sinne des Wortes, die uns lehren kann, das Leben zu ertragen und zu lieben. Verwirklicht sah er seine Lebensideale vor allem in dem tragischen Schicksal heldenhafter Persönlichkeiten, denen nachzuleben ihm eine lebenswerte Aufgabe jedes Einzelnen schien. In dieser heroischen Weltauffassung zeigte er eine tiefe innere Verwandtschaft mit Giordano Bruno, mit dessen Ideen und Schicksalen er sich früh vertraut gemacht hatte. Als Künstler beschränkte er sich nicht auf abstraktes Philosophieren, sondern schuf selbst. Mit 21 Jahren veröffentlichte er sein erstes Werk, die „Ideale des Materialismus". Seine reichsten und reifsten Schöpfungen jedoch sind in den von Richard Wagner mit einem Vorwort versehenen „Dramatischen Bildern" zu finden, die in den neu herausgegebenen Nachlaßbänden um eine beträchtliche Anzahl vermehrt sind. Sie alle behandeln das Grundthema vom Kampfe des heroischen Menschen mit feindlichen inneren und äußeren Gewalten und lassen das Ideale im Menschen siegen. — Unter dem Schlagwort „Waldkunst" faßt Robert Mielke hervorstechende Eigenschaften der deutschen Kunst zusammen (16). Das Stimmungsvollste unserer Poesie führe unmittelbar zum Walde zurück; die Poesie des Waldes, die einem Siegfrid, einem Hermann, einem Luther, einem Bismarck gleich heilig war, sei eine unversiegliche Quelle unserer Volkskunst. Den Romanen fehle dieser Zauber. Und aus dem englischen Bauernvolk sei ein Schachervolk, aus seiner waldgeborenen Waldkunst eine weltliche, käufliche Kunst geworden, die nahezu Industrie sei. — Fritz Lienhard läßt sich im 17. Heft mit einem Schlußwort „Los von Berlin?" vernehmen. Es sind Betrachtungen, die demnächst als Vorwort zu der zweiten Auflage seiner kampflustigen Broschüre „Die Vorherrschaft Berlins" erscheinen werden. — Erwähnt seien kurze Charakteristiken der Gedichte von Hans Benzmann durch Karl Bosse („Aus pommerscher Heide, 16) und der Balladendichterin Agnes Miegel durch Carl Enders (15).

Die Gesellschaft. (München.) XVIII, 1, 2. Vom Standpunkte des Zensors aus läßt sich G. Krais, ein Regierungsassessor, der in München eine Zeit lang jenes Amt ausübte, „Ueber Theaterzensur" vernehmen. Er wünscht sie vorerst im bisherigen Umfang aufrecht erhalten zu sehen, betont jedoch gewisse allgemeine Grundlagen für ihre Handhabung, wie persönliche Anwesenheit des Zensors bei der Hauptprobe, sodann bei entstehenden Bedenken mündliche Verhandlung mit dem Autor, absolute Unzulässigkeit aller selbstthätigen Aenderungen des Zensors an dem vorgelegten Werke und Beachtung des künstlerischen Wertes oder Unwertes eines Dramas, wobei die „Einvernahme" litterarischer Sachverständiger durchaus zweckmäßig erscheine. — Oskar Friedlaender versucht, aus Christian Dietrich Grabbes Schriften herauszuschälen, was von allgemeiner, psychologischer und ästhetischer Bedeutung ist und nicht nur ein lediglich biographisches Interesse bietet (1). Er weist den Versuch zurück, Grabbe der romantischen Schule anzugliedern, und deckt auf, was sich aus Grabbes Wirken für das Problem einer symbolistischen Kunst auf naturalistischer Grundlage ergiebt. — Zum 82. Geburtstage Hermann von Linggs liefert A. K. T. Tielo ein Lebensbild und kritische Würdigung seines Schaffens (2). Linggs Poesie enthalte eine Mischung von nordischer Kraft und südlicher Glätte, deutschem Geist und romanischer Form. Selten verkehre sich seine Kunst in leeren Formalismus; sein heißer Enthusiasmus sprenge das Ebenmaß und bringe die gefrierenden Massen wieder in Fluß. „Sein Enthusiasmus freilich ist ihm auch zum Verhängnis geworden. Der Dichter läßt sich von seinem vulkanischen Temperament fortreißen, er verliert die Zügel, und zügellos jagt sein Musenroß durch die Lüfte. Er ist unkritisch. Neben genialen Gedankenblitzen und überraschendem Metapherschmuck durften sich in seine Dichtung triviale Phrasen und abgebrauchte Klischees einmengen ..." — Von der litterarischen Bewegung im Elsaß giebt eine frohgemute oratio pro domo von René Schickele Kunde („Noch einmal Jung-Elsaß"): „Wir sind selbständige Künstler und Dichter, die nur einen Wunsch haben, sich in ihrer Kunst auszuleben — und nur ein Ziel: eine fröhliche Renaissance herbeizuführen, wo jeder für das gilt, was er ist."

Internationale Litteraturberichte. (Leipzig.) VIII, 25, 26. „Zwei griechische Jesusdramen", das eine dem 4., das andere dem 19. Jahrhundert angehörend, betrachtet A. Wünsche. Jenes ist der „Χριστὸς πάσχων", d. i.: der leidende Christus, ein Drama, das, wenn auch nicht unangefochten, dem heiligen Gregor von Nazianz zugeschrieben wird und aus 2640 jambischen Versen besteht, zum größten Teile auf euripideische Verse zurückgreifend, aber in den schönsten Stellen von selbständiger, kräftiger Eigenart; dieses ist eine Nachahmung des ersten, neugriechisch geschrieben und trägt den Titel „Der Messias oder das Leiden Jesu Christi". Sein Verfasser ist Panagiotis Sutsos, der durch Liebeslieder und Elegieen weiteren Kreisen bekannt wurde. Zum ersten Mal erschien das Drama 1839 zu Athen; es umfaßt drei Akte und verfolgt die Tendenz, die Erlösung als eine religiös-politische Befreiung der in Aberglauben und Irrtum geknechteten Menschheit darzustellen. Das Christentum ist in die Gegenwart gerückt und soll der Menschheit als Spiegel vorgehalten werden. Ohne poetischen Wert zu besitzen, wirkt das Drama nicht einmal als solches, da es in der äußerlichen Folge der Thatsachen sich zu eng an die epische Geschichtsdarstellung der Evangelien klammert. — Hans H. Frey sieht in Richard Dehmels Lyrik (26), die er anläßlich der neuen Ausgabe („Aus den Jahren 1890—1900"; Berlin, bei Schuster & Löffler, 1901) mustert, Keime großer, heiliger, neuer Kunst, aber freilich nur Keime. Dehmel sei kein Sieger, bei ihm könne man nicht rein bewundern, sondern müsse meist entschuldigen. — Einem Aufsatze Dr. Albrecht Wirths über japanische Litteratur (IX, 1) der letzten Zeit sind die interessanten Angaben zu entnehmen, einmal, daß in Japan der künstliche und manierierte Klassizismus auszusterben beginnt und die Alltagssprache in die Litteratur eindringt, sodann, daß die zahlreichen Beziehungen zwischen Japan und dem europäischen Westen

ein Aufsehen erregendes Gedicht hervorbrachten: „Traum einer Schlacht“ von Doi Bansen, dessen Held Napoleon ist. — In demselben Heft analysiert Dr. Susanna Rubinstein Hieronymus Lorms Weltanschauung, die in einem zwiefachen Pessimismus, einem empirischen, durch schwere Schicksale begründeten und einem philosophisch-wissenschaftlichen zu suchen sei. — „Otto Ernst als Dramatiker“ lautet der Titel eines kleinen Aufsatzes, in dem G. Metelmann die drei Dramen dieses Schriftstellers mit einigen Bemerkungen nacherzählt (2) und „Dichter-Briefe“ das zusammenfassende Wort, mit dem G. A. Erdmann die Besprechung neuer Brief-Ausgaben (Goethe, Hamerling, Fritz Reuter und die Musiker- und Dichterbriefe an P. Kuszczynski) betitelt.

Der Kyffhäuser. (Linz.) III, 16. Persönliche Erinnerungen an Niels Svendson, den unglücklichen Poeten, dem Georg Brandes einst eine so glänzende Zukunft prophezeit hatte, ruft Arnold Hagenauer wach. Er erzählt von einigen Schrullen dieses eigensinnig genialen Impressionisten, teilt eine längere Skizze, resignierte Fetzen, von ihm mit und urteilt, daß Niels Svendson, der nie verstand, sich ins Leben zu schicken, schließlich „in ahnenden Gefühlen zerschwommen“ sei. — Bei Hans Wagner in Graz ist vor kurzem der erste Band einer Reihe von Publikationen erschienen, die unter dem Titel „Grazer Kunst“ einheimischen Dichtern und Künstlern Gelegenheit geben, ihre heimatliche Kunst im Heimatlande wirken zu lassen. Ernst Diez begrüßt diesen Erfolg mit Freuden; unter den Lyrikern ist lauter junges, über den Dilettantismus sich hinausringendes Volk. — Eine litterarische Porträt-Studie des dresdener Schriftstellers Bodo Wildberg entwirft Ludwig Prähauser (17). Am meisten rühmt er seinen Werken die Entwickelung nach, den Kampf, der beweise, daß in Wildberg der Mensch mit dem Künstler eins sei. — „Geflügelte Worte eines Kraftgenies“, d. h. eine Blütenlese aus Chr. Dietr. Grabbes Werken stellt Franz Wichmann zusammen (18), während Alfred Edgar Regener in seinem Gedenkblatt „Christian Dietrich Grabbe (19) die Urteile über den Dichter, sein Leben und Wesen beleuchtet. — Das „Deutschtum Grillparzers“ betrachtet J. Trübswasser (20). Ein Deutschnationaler im Sinne unserer Zeit war Grillparzer nicht, konnte er auch kaum sein; dagegen urteilte er mit zunehmendem Alter milder und rang sich zu einem unpolitischen, idealen Deutschtum durch, so daß er Weimar trotz Main- und Rheinlinie als das wahre Vaterland jedes gebildeten Deutschen pries.

Das Magazin für Litteratur. (Berlin.) LXX, 47. „Ueber den Naturalismus auf der Bühne“ spricht E. K. Er referiert über die bereits erwähnten Aufsätze Eugen Wolffs und Ludwig Bräutigams hinsichtlich der Aufführung von Lessings Minna von Barnhelm und Schillers Tell, in denen eine leichte Dialektfärbung eintreten dürfe (vgl. LE III, 1550 und 1627), und wendet sich dann gegen starke Anachronismen und Stilverstöße, die trotz allen naturgetreuen Strebens auf der Bühne zu beobachten seien. — Otto Ernsts Drama „Die größte Sünde“ bespricht in demselben Hefte Heinrich Brömse. — Mit „Maupassant als Verskünstler“ beschäftigt sich Max Hoffmann (48). Nur eine Auflage hat sein einziger Gedichtband „Des vers“ erlebt, und trotzdem sind köstliche Sachen voller Grazie und Laune darin. Daneben stehen Lieder, die beweisen, daß Maupassant weniger aus starker Neigung als zum Zweck des Studiums Boulevard-Flaneur wurde, daß er im Innern stets ein Sohn seiner normannischen Heimat blieb und in jenem gesunden, mit germanischem Blute durchsetzten Bauerntume wurzelte. — Gedanken über Hauptmanns Tragikomödie „Der rote Hahn“ veröffentlicht Max Kirschstein (50), der in dem Werke „eine Offenbarung des auf eigenen und neuen Bahnen fortschreitenden Genies“ sieht. — Einen Erinnerungsaufsatz für Eduard v. Bauernfeld aus der Feder Karl Fr. Nowaks enthält das dritte Heft des neuen Jahres. Ebenda läßt sich Hermann Türck mit seinen oft erörterten Ideen über „Magie und Sorge in Goethes Faust“ vernehmen. — „Felix Dahns Lyrik“ macht A. K. T. Tielo zum Gegenstande einer längeren Betrachtung (4). Dahn sei als Lyriker kein Original, sondern Eklektiker, ein Poet, der leicht und reimrein seine Verse schmiede; bedeutend und in seinem Element sei er nur als Balladendichter, ja er sei hier als Meister neben Strachwitz, Geibel und Fontane zu nennen. — Den neuesten Roman von Helene Voigt-Diederichs „Regine Bosgerau“ bespricht E. A. Regener mit warmer Anerkennung (4). — Scharf wendet sich dagegen Richard Schaukal gegen das „Gemächte im elendigsten Stil“, das der neue Brockhaus, dieses „Monumentalwerk deutschen Fleißes und wie die sonstigen journalistischen Krönungstitel lauten mögen“, als Litteraturreferat biete („Der neue Brockhaus und die moderne Litteratur“).

Die Nation. (Berlin.) XIX, 15. Unter den Vorläufern der „klassischen“ Periode der holländischen Litteratur, die nach 1880 einsetzte, steht, noch heute der Liebling aller Freunde holländischer Lyrik, Helene Swarth. Einem autobiographischen Briefe der Dichterin entnimmt Otto Hauser eine Reihe von Lebensdaten und Angaben über ihre Schicksale und ihre Entwicklung. Von tiefer Bedeutung für ihre ganze Dichtung waren die Gewissenskämpfe, in die sie durch religiöse Zweifel und die hinzu tretende Erotik geworfen wurde. Wie bei Swinburne ist auch bei ihr die erotische Lyrik mit Anspielungen auf die Heilige Schrift durchtränkt. Als Dichterin von Liebesliedern ist Helene Swarth für Holland, was Goethe für Deutschland war: Befreierin, Pfadfinderin, Erste. Der Inhalt ihrer Werke ist der ihres Lebens: Hassen, Trauern und Lieben. Nur ihrer Liebeslyrik mißt Hauser dauernde Bedeutung für die niederländische Litteratur bei; sie war die erste der Frauen, die nicht von Liebe, sondern aus Liebe sang. — An dem Werk „Ueber Kunst und Künstler“ von P. J. Möbius übt in demselben Hefte Rudolph Lothar eine scharfe Kritik. — Ueber Coquelin, der jüngst im berliner Schauspielhause gastierte, urteilt Alfred Kerr (16), daß urgründiger Humor wie bei Swift oder Sterne über seine Grenzen hinaus liege, daß er ein Komödiant sei, der uns Neues kaum, Innerliches gar nicht zu sagen habe. Doch verstehe er sein Handwerk auf eine Art, die an Genialität streife; er herrsche als Kaiser, noch dazu als letzter seiner Dynastie, in dem Fache der epigrammatischen Wirkungen. — Das 17. Heft enthält einen Nachruf auf Ernst Wichert von Alexander Meyer und einen solchen auf Wilhelm Hertz von Friedrich v. d. Leyen.

Neue deutsche Rundschau. (Berlin.) XIII, 1. Die in letzter Zeit von Herman Bang deutsch erschienenen Bücher „Am Wege“, „Hoffnungslose Geschlechter“, der Novellencyklus „Leben und Tod“ und „Das weiße Haus“ haben nach Felix Poppenbergs Urteil etwas gegenüber den ersten Novellen Bangs gemeinsam. War dort die Schilderung des Mechanischen die Hauptsache, waren die Menschen Marionetten, erreichte die Darstellung ihren Zweck, das Gefühl der Depression zu erwecken, das Bang selbst in seiner Lebensverachtung hegte, so sind diese neuen Bücher allseitiger und farbiger. Das Lachende, Strahlende, Verführerische der Lebensillusionen läßt er vor uns sich abspielen. In der Novelle „Vom Glück“ giebt er, dessen Erkenntnisvermögen in der „Desillusion“ eine gewisse Genugthuung findet, sich als Künstler der Stimmung wonnigen Truges, illusionistischen Rausches hin. Die kleine Dichtung ist eine vollendete koloristische Variation über den Glücksmoment. Freilich, in den anderen Novellen und Romanen ist Bang wieder „der nihilistische Skeptiker, der keinem Gefühl mehr traut, der sich mit Cynismus gegen lyrisch verschleierte Regungen wehrt, und der mit der Desillusion auf familiärem Fuße steht“. Die künstlerische Qualität von Bangs neuen Büchern sieht Poppenberg darin, daß sie, ohne im Philosophenmantel zu stolzieren, mit reiner

Detailmalerei Weltanschauung geben und dabei diese selbst gering einschätzen. „Sie gestalten rein künstlerisch, scheinbar nur aus dem moralischen Vergnügen an Formen und Farben, aus dem Drang, die flüchtigen Erscheinungen in ihrem ganzen Unisono mit Licht und Luft und allem Beiwerk lebensstrotzend festzuhalten, bis ‚zu den Wiesen und Feldern die Wechselwirkungen zu suchen und auf das Leben zu horchen, das von dort tönt im Geräusch vorüberfahrender Wagen, bellender Hunde, eines fernher klingenden Liedes'. Und dabei führen sie mit ihrer Schilderungskunst voll Vehemenz und koloristischer Anschaulichkeit der äußeren Welt uns unmerklich tiefer in uns selbst." — Alfred Kerr bespricht Hauptmanns Komödie „Der rote Hahn", ein Stück, das nicht fertig sei, dessen hohe Bedeutsamkeit aber nicht über dem teilweise versagenden Ernst vergessen werden dürfe.

Die Neue Zeit. (Stuttgart.) XX, 17. In den letzten Heften waren an dieser Stelle fast ausnahmslos günstige, zum teil zum Enthusiasmus gesteigerte, zum teil mit bedauernden Einschränkungen gemilderte Urteile über Felix Holländers Roman „Der Weg des Thomas Truck" zu verzeichnen. Daß der laute Beifall, den das Buch gefunden hat, nicht nur die ästhetische Geschmackskorruption, in die die augenblickliche litterarische Mode sich verirrt habe, sondern auch das arge intellektuelle Wirrsal beweise, in dem gewisse Schichten unseres Litteratentums bemitleidenswert umhertummeln, diese Ansicht vertritt H. Ströbel in seinem Aufsatz „Ein moderner Erziehungsroman". In Holländers Ideen sieht er nur den vergröberten, trivialen Abklatsch der Offenbarungen der Brüder Hart, deren Philosophie er nur ein kokett tändelndes Geistreicheln nennt. Ein Zeitroman sei das Werk überhaupt nicht. Der Weg des Helden führe weder in die Tiefen noch auf die Höhen des modernen Lebens; das politische Kampfgewühl meide er ebenso wie die Arena, wo die Geistesschlachten der Zeit geschlagen werden. Und ebenso wenig wie von einer intellektuellen Entwickelung des Thomas Truck könne von einer moralischen die Rede sein. Der Stil des Buches habe zum großen Teil mit einem Kolportageroman verzweifelte Aehnlichkeit, die Darstellung sei manieriert; indessen passe der Stil zum Inhalt, da beides den Eindruck des innerlich Unwahren, des bewußt Sensationellen hervorrufe. — Aus Heft 16 ist noch ein Gedächtnisartikel über Bauernfeld von D. Bach nachzutragen.

Nord und Süd. (Breslau.) Februarheft. „Sage mir, wie Du zu Goethe stehst, und ich werde Dir sagen, wer Du bist" — dieses Wort Herman Grimms, des letzten aus Goethes heiterer und strenger Welt, wendet Josef Theodor in einem längeren Essai auf Wilhelm Bölsche an. Aus der Kulturhöhe vom Eingang des 20. Jahrhunderts biete er das eigenartige Schauspiel der Annäherung an Goethe. „Alle hohen Menschheitsprobleme ruhen in ihm, wenn er auch zum Glück nicht die Spuren des Kultur-Uebervollen zeigt." Bölsche ist ihm einer der stärksten und besonnensten Gottsucher, Künstler und Philosoph zugleich, in beidem ausgestattet mit dem letzten Geheimnisvollen, worauf es allein ankomme, der Schöpferkraft. Wie Goethe, so kam auch Bölsche aus der Romantik und bekannte seine romantische Vergangenheit in dem Roman „Die Mittagsgöttin". Nach dem Mißerfolg dieses künstlerisch brüchigen Werkes und einigen weniger bedeutenden schrieb er sein Lebenswerk, diesen mächtigen und fast lückenlosen Roman der Liebe, der ihn überall bekannt gemacht hat: „Das Liebesleben in der Natur." Nicht die Wissenschaft habe er mit ihm verwässert, sondern er habe sich mit diesem Werk, das er aus den brodelnden Kesseln eifriger Spezialisten schöpfen mußte, unmittelbar an das Leben zurückgewandt und sich ihm in echt goethischem Sinne mit klammernden Organen anzuschließen verstanden. „Aus der Romantik der Mittagsgöttin wuchs er in eine Welt lichter Helle und krystallener Klarheit, die nicht geringer als goethisch genannt werden muß. In diesen Büchern des Liebeslebens lebt wirklich ein moderner Vollmensch, dem moderne Schauer nicht fremd geblieben sind und der doch, ein echtes Antäos, auf der nährenden Muttererde stehend, mit einer imposanten Gewalt und einer zielbewußten Ruhe ohnegleichen die Welt in seines Herzens und Hirnes Tiefe eingefangen hat." Der Aesthetiker Bölsche zeigt sich mit seinen neuesten friedrichshagener Gedanken in ruhiger Größe; Kunst ist ihm Lebenskrone, höchste und intensivste Lebensbethätigung, Unsterblichkeitswerk.

Preußische Jahrbücher. (Berlin.) Januarheft. Das außerordentlich erweiterte und zum großen Teil bisher unbekannte Material der Briefe und Tagebücher Lord Byrons, das jetzt durch Protheros Ausgabe (London, Murray, 1898—1901) erschlossen ist, verwertet Herman Conrad zu einer Charakterstudie über Miß Anna Isabella Milbanke, die spätere Lady Byron. Sie hatte eine umfassende Bildung genossen, war bewandert in der Litteratur, selbst in der griechischen, hegte gelehrtes Interesse für Theologie und gab sich als Liebhaberin mit Mathematik und Versemachen ab. Byron lernte sie im Hause ihrer Tante, der Lady Melbourne, kennen. Ihr Charakter wird von Conrad auf Grund der neuen Briefe so ungünstig geschildert, wie die bisherige Forschung es größtenteils angenommen hatte. Alles war bei ihr — dem „Eiszapfen", wie sie Lady Forster nannte — wohlberechnetes Spiel, zu dem Eitelkeit und Egoismus die Triebfedern waren; rücksichtslos that sie alles, was ihr nützlich schien; und so nennt sie Conrad eine sittlich anormale Natur. — Den wesentlichen Wert und Gehalt von Chateaubriands „Geist des Christentums" hebt ebenda Karl Trost heraus und H. St. Chamberlains „Worte Christi" werden von Ferdin. Jacob Schmidt dahin beurteilt, daß Chamberlain seine Idee nicht habe ausreifen lassen, daß er sie zu früh ans Tageslicht gezerrt und so sein Problem nicht gelöst habe.

Westermanns Monatshefte. (Braunschweig.) Februarheft. Bei ihrem Auftreten Dekadenten gescholten, nun aber schon Klassiker im modernen Sinne genannt, sind als die Erfüller der modernen holländischen Litteratur Willem Kloos, Herman Gorter und Frederik van Eeden zu betrachten. Mit letzterem beschäftigt sich eingehend ein Essai von Otto Hauser (s. a. den Aufsatz von Pol de Mont, LE I, Heft 21). In die Oeffentlichkeit trat Eeden erfolgreich mit einer symbolistisch-realistischen, märchenwahren Prosadichtung „Der kleine Johannes" (deutsch in Hendels Bibl. d. Gesamtlitteratur). Eine Fortsetzung dieses in gewissem Sinne sozialistisch ausklingenden Märchens erschien sieben Jahre später (1892) unter dem Titel „Johannes Viator, ein Buch von der Liebe". Noch mehr als im ersten Werke wurde hier persönliches ausgesprochen. Zwischen beide fiel Eedens Hauptwerk „Ellen, ein Lied vom Schmerz", die bedeutendste Dichtung seit Paul Verlaines „Sagesse", mit dem es übrigens manche tiefer gehende Aehnlichkeit gemeinsam hat. Die lyrischen Gedichte van Eedens sind gering an Zahl, doch um so wertvoller. 1898 erschien eine erste Sammlung „Enkele Verzen", die sprachliche und metrische Eigentümlichkeiten aufweisen. In allen Werken Eedens — so lautet das Gesamturteil Otto Hausers — waltet ein heiliger Ernst; eine gleichmäßig anhaltende dreifaltige Liebe, zu Gott, zu den Menschen und zu der Kunst, durchwärmt sie und giebt ihnen etwas Weihevolles. — Auf die letzten Jahrzehnte der berliner Bühnenentwicklung kommt Felix Hollaender in dem Schluß seines Aufsatzes „Aus dem letzten Jahrhundert norddeutscher Schauspielkunst" zu sprechen.

Die Zukunft. (Berlin.) X, 14. Die vom Kaiser Konstantin überlieferte Geschichte von der griechischen Heldin Gykia, die zwischen ehelicher Liebe und patriotischer Pflicht nicht schwankte, sondern ihren Gatten, den Sohn des feindlichen Bosporerkönigs Asander, mit seinen Mannen im Schlosse verbrennen ließ, als er heimlichen Hochverrat plante, wurde von dem englischen Dichter

Sir Lewis Morris zu einer Tragödie benutzt und in das Jahr 970 etwa verlegt. Durch einen der feinsten und gelehrtesten Schriftsteller Englands, durch Richard Garnett ist nun, wie Georg Brandes mitteilt („Glyka"), das richtige Datum dieser echt antiken Geschichte nachgewiesen. Sie fällt mit ziemlicher Sicherheit in die Jahre 36 bis 16 v. Chr. „Wer Glykia liebgewonnen hat, weil sie ein Weib nach seinem Sinn ist, wird Richard Garnett Dank wissen, daß er es unmöglich gemacht hat, sie eine Sagengestalt zu nennen." Garnett selbst habe damit wieder Gelegenheit geboten, daß man ihn als scharfblickenden Dichter und Philologen bewundern könne. Als Dichter wie als Denker sei er einer der ersten Köpfe Englands. Seine Lieder seien die reichsten an Melodieenfülle, seine Uebersetzungen der Sonette Dantes, Petrarcas und Camoens seien glänzende Zeugnisse für die Ueberwindung sprachlicher Schwierigkeiten; als Novellist („Twilight of the Gods") bleibe er mit seinem Griechengeist nicht hinter den besten Hellenisten und muntersten Spaßvögeln zurück und als Litterarhistoriker sei er zugleich gelehrt und schlicht. — Durch die Hefte 15—17 ziehen sich tiefschürfende Untersuchungen Kurt Breysigs über Geschichtswissenschaft. („Der Aufbau der europäischen Geschichte" und „Geschichtliche Gesetzmäßigkeiten".) Aus beiden Studien sei hier nur hervorgehoben, was Breysig über die Regelmäßigkeit in der Geschichte der Dichtung sagt. „Das frühe Mittelalter und die Anfänge des späten sind bei Griechen wie Germanen dem Heldengesang zugewandt und diese Dichtweise wiederum einer ganz gegenständlichen, vor allem äußerlich beschreibenden Schilderungsart. Der Verlauf des späten Mittelalters führt dann zu einer meist lyrischen Verinnerlichung der Dichtkunst: die Neuzeit beider Reihen bildet das Drama aus. Die neueste Zeit endlich zeigt in beiden Weltaltern ein Ueberwiegen des Prosa-Epos, das höchst bezeichnend ist für seine vorherrschende Neigung zu beschreibender Wirklichkeitkunst, und dem die sehr häufigen, ganz rückwärts gewandten, ganz historischen und meist wenig selbständigen Erneuerungen alter Formenkunst in beiden Fällen den Rang nicht dauernd streitig machen können. Daß die neueste Zeit der hellenistisch-römischen Geschichte Roman und Novellen erfanden, daß das 19. Jahrhundert ihn unter auffälliger Zurücksetzung aller anderen Dichtgattungen bevorzugte, ist einer der merkwürdigsten Belege für die Richtigkeit aller dieser Parallelen.

Die münchener Wochenschrift „Jugend" hat als 4. Heft eine Grillparzer-Nummer herausgegeben. Zwei bisher unveröffentlichte Briefe des Dichters an Ed. Frhrn. von Badenfeld, den Autor des Dramas „Der Kampf um Tyrol", und an Theodor Wickenhauser, der ihm gefällige Gedichte zur Beurteilung vorgelegt hatte, teilt A. Sauer darin mit. Aus der Feder desselben Forschers stammt ein Aufsatz „Grillparzers Kathy", der den Verlauf der Liebe Grillparzers zu Katharina Fröhlich darstellt, und von Moritz Necker eine Studie über „Grillparzer als Politiker", aus der hervorgeht, daß der Dichter als Politiker kein Demokrat, sondern ein aristokratischer Individualist war. Stets fühlte er sich als Deutscher, beschränkte aber dies Bekenntnis mit dem Zusatze, Oesterreicher, ja Niederösterreicher und vor allem Wiener zu sein.

„Adam Trabert." Zu seinem achtzigsten Geburtstag. Von W. B. (Hessenland, Kassel; XVI, 2). Adam Trabert (geb. 1822 in Fulda) veröffentlichte 1888 und 1889 die „Deutschen Gedichte aus Oesterreich", die aus den drei Bänden: „Schwertlieder eines Friedsamen", „Ein Menschenleben" und „Trosteinsamkeit" bestehen. Außerdem schrieb er die fünfaktigen Schauspiele „Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen" (1892) und „Julian der Abtrünnige" (1899).

„Troilus und Cressida." Von Max Burckhard (Die Zeit, Wien; Nr. 382). Enthält Angaben über die Herkunft des Stoffes und ein Referat über die Aufführung der von Adolf Gelber herrührenden Bearbeitung im wiener Burgtheater.

„Stanislaus Wyspiański." Von S. Haecker (Die Zeit, Wien; Nr. 382). Vgl. LE III, Sp. 1139 u. IV, Sp. 628.

„R. Fabri de Fabris — Angelica Harten." Von E. M. Hamann (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVI, 5). Angelica Schmitz, geb. Köhler (Pseudonyme: R. Fabri de Fabris und Angelica Harten) schrieb Novellen („Was die Blumen erzählen", „Lieb und Leid" u. a.) und Jugendschriften.

„Ueber Conrad Ferdinand Meyer." Von Eduard Heß (Allg. Zeitschrift f. Psychiatrie; Bd. 58). Meyer trat bekanntlich erst verhältnismäßig spät schriftstellerisch hervor. Heß wirft nun die Frage auf: Handelt es sich um eine späte Reife allein, oder war sie durch Krankheit kompliziert? Seine Antwort lautet: Neben der abnormen Entwicklung bestand eine ausgesprochene Psychose, und beide im Verein haben das seltene Phänomen des so späten Erblühens eines Genius bedingt.

„Eduard v. Bauernfeld." Von E. Horner (Die Zeit, Wien; Nr. 380).

„Ein neuer Roman von Sophus Bauditz" [Absaloms Brunnen]. Von Edmund Lange (Litt. Centralblatt, Beil. Nr. 2.)

„Persönlichkeit und Kultur." Von Fritz Lienhard (Deutsche Monatsschrift f. d. gesamte Leben d. Gegenw.; Berlin; I, 4).

„Kunstwert und Kindertümlichkeit." Von Ernst Linde (Jugendschriften-Warte, Leipzig; X, 1). Hoher Kunstwert eines litterarischen Produktes schließt oft Kindertümlichkeit aus und umgekehrt. Die Aufgabe sei die, Schriften zu finden, in denen sich beides vereinige.

„Das Ueberbrettl." Von Max Marterſteig (Die Zeit, Wien; Nr. 381). Betrachtet die Ueberbrettlkunst als „das Zersetzungsprodukt einer überständig gewordenen Kultur".

„Zum Künstlerproblem des Voggfreddichters." Von Kurt Piper (Südwestdeutsche Rundschau, Soden i. T.; Nr. 1).

„Etwas von Ludwig Anzengruber." Von Peter Rosegger (Heimgarten, Graz; XXVI, 5). Teilt persönliche Erinnerungen an den Dichter mit.

„Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger" (Heimgarten, Graz; XXVI, 5). Rosegger und Hamerling standen 21 Jahre hindurch, von 1868 bis zu Hamerlings Tode, in Briefwechsel.

„Zum Grillparzertage." Von Josef Trübswasser (Neue Bahnen, Wien; II, 2). Kritische Bemerkungen zur jüngsten Grillparzer-Litteratur.

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Die Bacon-Shakspere-Streitfrage führte zu vielen heftigen Erörterungen in der „Times", bis ihr die Eröffnung des Parlaments und Mr. Sidney Lees geharnischter Protest (vergl. Sp. 553) ein Ende machten. Mrs. Gallup, die Friedensstörerin, war durch einen ziemlich nichtssagenden Brief mit einer langen Nachschrift vertreten; ihren Haupttrumpf gedenkt sie im Märzheft des „Pall Mall Magazine" auszuspielen und dadurch, wie sie und ihr Verleger erklären, ihre Position unangreifbar zu machen. Mr. Sidney Lee nimmt noch einmal das Wort im laufenden Heft des „Nineteenth Century"; sein Aufsatz „Shakspere und die mündliche Ueberlieferung" beweist unwiderleglich, wie gut der Dichter seinen Zeitgenossen persönlich bekannt war, und wie sich diese Kenntnis durch eine lückenlose Reihe wohl beglaubigter Zeugnisse auf spätere Zeiten verpflanzte. — Die Januar-Zeitschriften erhalten ein besonderes Gepräge durch die große Zahl von Artikeln, die sich mit ausländischen Gegenständen beschäftigen, unserer Meinung nach ein gutes Zeichen dafür, daß sich die englischen Interessen, wenigstens in der Litteratur, erweitern. Darunter wären die folgenden anzuführen: „Mme d'Epinay und ihr Kreis" („Edinburgh Review"); „Fénelon und seine Kritiker", sowie „Sienkiewicz und seine Zeitgenossen" („Quarterly Review"); „Victor Hugo" („Macmillan's Magazine"); „Die Bühnenkunst in Frankreich und England", sowie „Das französische Drama im Jahre 1901"

(„Fortnightly Review“); endlich „Die Entwickelung der litterarischen Kritik in Frankreich“ („Contemporary Review“). Ein Artikel der „Edinburgh Review“ über „Das Genie und die Einsamkeit“ ist reich an litterarischen Belegen, die hauptsächlich William Penn, Senancour und Thoreau gelten. — Ein Anonymus behandelt in „Macmillan's Magazine“ Paters Lebensphilosophie, charakterisiert „Marius der Epikuräer“, soweit dadurch Paters Stellung zum Leben illustriert wird, und stellt ihn als Denker, als Philosoph, als Träumer dar, als eine einsame Seele auf der Suche nach Wahrheit und geistigem Frieden, als einen negativen Geist, dessen einzige Leidenschaft der Wahrheit galt. — Zu einem ziemlich absprechenden Urteil gelangt Mr. Arthur Symons in einer lesenswerten Wordsworth-Studie in der „Fortnightly Review“. Wordsworth finde sein höchstes Glück in einer Abendmahlsstille, seine Gemütsbewegung sei die im Quietismus gesammelte. Der Verfasser hält den „Leechgatherer“ für sein charakteristischstes Gedicht. Es besitzt die Konzentration, die den meisten anderen Werken des Dichters mangelt, Erhabenheit, Schlichtheit, Betrachtungen über Menschen und Natur, ehrfurchtvolles Mitgefühl für das Alter und die Armut, eine ins Einzelne gehende Beobachtung des Natürlichen und löst Wolken, Fels und See und die Stimmen des Windes und der Menschen zu einem harmonischen Ganzen auf. — In der „National Review“ unternimmt Mr. Leslie Stephen einen überaus erfolgreichen Versuch, eine richtige Würdigung R. L. Stevensons anzubahnen, ohne sich zu paradoxen Behauptungen zu versteigen; er sucht die Gründe auf, warum Stevenson so viel Liebe einflößte, und läßt dem Romanschreiber und Essayisten volle Gerechtigkeit widerfahren.

Die „Edinburgh Review“ widmet den glänzenden Leistungen des Institut de France und der berliner Akademie der Wissenschaften einen Beitrag, der sehr zeitgemäß ist; denn gerade eben hat man dem König die Petition zur Errichtung einer britischen Akademie zur Förderung der historischen, philosophischen und philologischen Studien eingereicht. Damit wäre der Grundstein gelegt zu einer britischen Akademie der Wissenschaft. Fünfzig hervorragende Persönlichkeiten sind als die ersten Mitglieder vorgeschlagen worden; darunter Mr. A. J. Balfour, Mr. John Morley, Mr. Bryce, Mr. Lecky, Sir Edward Maunde, Thompson, der Direktor des britischen Museums, Mr. Leslie Stephen und Mr. S. R. Gardiner. Die Belletristik hat man einstweilen ausgeschlossen, und kein einziger Litterat als solcher ist bis jetzt vorgeschlagen worden, die Reihen der Unsterblichen zu zieren. Wie dem auch sei — noch ist es nicht zu spät, das Versäumte nachzuholen —, eine solche Akademie der historischen, philosophischen und philologischen Wissenschaften kann in unserem Land nur Gutes wirken.

Aubrey de Vere, der soeben im Alter von 88 Jahren verstorben ist, hat den größten Teil seines Lebens damit verbracht, den Werken anderer Bewunderung zu zollen und seinen Zeitgenossen die Vorzüge der englischen Poesie von Shelley bis auf Kipling darzulegen. Die Verdienste seiner eigenen Dichtungen werden besonders von Landor, Swinburne, Matthew Arnold, Gladstone und Manning anerkannt. Einige seiner lyrischen Werke kommen denen Shelleys sehr nahe, seine Sonette sind in jeder Anthologie zu finden, und seine poetischen Dramen des Lobes wert. — Philologen wird es interessieren, daß Professor J. Wrights englisches Dialektwörterbuch noch vor dem Jahre 1905 seinen Abschluß finden soll; das Werk besteht aus sechs Bänden, die etwa 4700 Seiten füllen. Die ersten Abschnitte des vierten Bands wurden am 1. Februar veröffentlicht. — Zu unserem Leidwesen haben wir das Eingehen der „Literature“, der wöchentlich von der „Times“ herausgegebenen litterarischen Beilage, zu berichten. Daß ein so gut geleitetes Blatt nicht genug Leser findet, stellt dem Interesse der Engländer an litterarischen Dingen kein günstiges Zeugnis aus. Die „Times“ wird nun nur noch nach Bedarf litterarische Beilagen herausgeben, um wenigstens mit den wichtigsten Tageserscheinungen in Fühlung zu bleiben.

Mrs. Woods ist es gelungen, mit ihren „Söhnen des Schwerts“ (Sons of the Sword) einen wirklich beachtenswerten Napoleon-Roman zu schreiben. Sie giebt uns Dichtung und Wahrheit, stellt die Schrecken seiner Kriege ebenso gut dar, wie seinen Ruhm. Die erfundenen Gestalten sind lebenswahr, mit Humor und Teilnahme gezeichnet; Napoleon selbst und Sir John Moore sind ausgezeichnete historische Porträts. — Mr. Henry S. Merrimans neuer Roman „Der Samthandschuh“ (The Velvet Glove) spielt in Spanien und zwar im Jahre 1870; von dem Hintergrund dynastischer Wirren und des Bürgerkriegs hebt sich eine reizende Liebesgeschichte ab. Um die Jesuiten daran zu verhindern, daß sie der carlistischen Sache das Vermögen eines hübschen Schulmädchens opfern, macht Mascos, der Held, dieses dem Namen nach zu seiner Frau. Allmählich erwacht aber in ihren Herzen eine wirkliche Leidenschaft, und nach einigen Zwischenfällen erreichen sie glücklich den Hafen der Ehe. — Mrs. Dudeneys Roman „Spindel und Pflug“ (Spindle and Plough) fehlt wenig zu einem bedeutenden Buch. Der Einfluß Balzacs ist unverkennbar; die Heldin, ein Mädchen, das sich die Gärtnerei als Beruf erwählt, auf dem Lande lebt und sich der Liebe und dem Umgang mit den Menschen verschließt, ist ein merkwürdiges Geschöpf. Doch noch vor Schluß des Buches sieht sie ihren Irrtum ein und heiratet den Mann, den sie, vielleicht ohne es zu wissen, schon jahrelang geliebt hat. — „Cynthias Weg“ von Mrs. Alfred Sidgwick hat gute Qualitäten und zeigt die Beobachtungsgabe der Verfasserin auf der Höhe. Die deutsche Familie, in der die Heldin als Gouvernante Stellung findet, ist vortrefflich gezeichnet.

Seit Weihnachten ist eine wahre Hochflut neuer und neu einstudierter Stücke über uns hereingebrochen. „Frocks and Frills“ am Haymarket ist eine tagesgemäße, durch und durch englisch gemodelte Bearbeitung von Scribes reizender Komödie „Feenhände“. Die Nichte Lord Athelstans, Olive, will nicht länger von ihren Verwandten abhängig sein, läßt sich daher in London als Modistin nieder und bringt es in diesem Beruf zu hohem Ansehen. Der dritte Akt spielt in ihrem Atelier, und das Publikum scheint sich mehr an dem fashionablen Modesalon, als an dem gut gebauten Stück zu ergötzen. — Mr. Martin Harvey vom Avenue Theatre hat sich Bulwers alten Roman „Eugene Aram“ zu einem Drama „After All“ zurecht machen lassen, das seinen besonderen Fähigkeiten entspricht. Einige neue Züge sind zu dieser Studie über die Gewissensbisse eines Mörders hinzugekommen. Aram tötet Clarke, weil dieser seine Schwester verraten hat, und wird, seltsam genug, vor Gericht freigesprochen. Die Geschichte hat durch diese Zusätze unseres Erachtens kaum gewonnen, aber Mr. Harvey hat sich da eine Paraderolle gesichert. — Mr. Forbes Robertson scheint mehr Rücksicht auf das Talent seiner Frau, als auf sein eigenes zu nehmen; nur so können wir uns die Wahl des recht schwachen Lustspiels „Mann und Maus“ (Mice and Men) von Mrs. Ryley erklären. Es ist indes nicht allen Interesses bar und die Figur Mark Emburys gut gezeichnet, obwohl die Rolle an Mr. Robertsons Kunst keine hohen Anforderungen stellt. Embury ist ein Gelehrter und Philanthrop, der in seiner Jugend einmal einen Korb bekommen hat und darum die Weiber meidet. Aber die Zeit kommt, wo er merkt, daß er ganz gern heiraten würde, wenn er die passende Gefährtin fände. Zu diesem Zweck zieht er ein junges Mädchen auf, mit dem Ergebnis, daß sie, die keine Ahnung von dem ihrer harrenden Geschick hat, sich in Emburys Neffen verliebt, worauf denn Embury großmütig auf sie verzichtet. — Mr. Louis N. Parkers Uebertragung von Ludwig Fuldas „Zwillingsschwester“ läßt zwar manches zu wünschen übrig, die Vorzüge des Stückes konnten aber dadurch nicht verdunkelt werden, und die Aufführung ist außerordentlich glänzend. Die

Hauptrolle wird geradezu vollendet von Mr. Henry Irving, dem ältesten Sohn Sir Henrys, gegeben. Die englische Kritik verurteilt hier und da die Immoralität der Fabel, ohne sich zu erinnern, daß sie im fünfzehnten Jahrhundert spielt, aber sie räumt ein, daß sie interessant, geistreich und pikant sei und daß der Verfasser eine gute Kenntnis von den Schwächen der Menschennatur bewähre. — Mr. John Hare hat gut daran gethan, Mr. Grundys „Brille", eine köstliche Bearbeitung von Labiches „Les petits oiseaux", wieder aufzunehmen. Hares herrliches Spiel ist eine wahre Wonne. Der voraufgehende, dramatische Einakter „Die Fortsetzung" von Mr. Louis Parker behandelt die alte These, daß die Leidenschaft des Mannes flatterhaft ist; Miß Alma Murray, die sich leider nur selten auf unserer Bühne sehen läßt, kann darin ihr großes Können entfalten. — Mr. Alexander hat am St. James Theatre Oscar Wildes „triviale Komödie" (wie er sie selbst nannte) „Ernst um jeden Preis" (The Importance of being Earnest) wieder aufgeführt. Der Dialog ist mit witzigen, geistreichen Wortspielen gespickt, die Verwickelungen verraten viel Scharfsinn, und an einer gewissen Satire auf die moderne Gesellschaft fehlt es nicht. — Die großen Schlager stehen noch bevor: am 1. Februar wird in „Her Majesty's Theatre" Stephen Philipps „Ulysses" und bald danach am „St. James" desselben Dichters Liebestragödie „Paolo und Francesca" in Szene gehen. — Das Deutsche Theater in London hat in dieser Saison schöne Erfolge aufzuweisen, aber es ist zweifelhaft, ob es pekuniär gesichert ist, um zu einer ständigen Einrichtung zu werden. Vielleicht war der Spielplan nicht immer ganz glücklich. Otto Ernsts „Flachsmann als Erzieher" und „Die größte Sünde", Hartlebens „Rosenmontag" — namentlich diese Vorstellung verdiente höchstes Lob — Hauptmanns „Biberpelz" und „Der rote Hahn" fesselten neuerdings am meisten. Der plötzliche Tod des Herrn Georg Worlitzsch ist ein unersetzlicher Verlust für die Gesellschaft.

London. *Elizabeth Lee.*

Französischer Brief.

Der Jahreswechsel hat in der regen litterarischen Produktion kaum eine Unterbrechung gebracht. Nur während weniger Tage haben die Weihnachtsbücher, deren Vertrieb von Jahr zu Jahr zurückgeht, an den Schaufenstern die gelben Umschläge der Drei-Francs-Fünfzig-Bände verdrängt, und schon Mitte Januar haben die Verleger mit dem „lancement" ihrer Novitäten von neuem begonnen. Doch zeigt sich immer noch nicht, sowohl auf belletristischem wie auf historischem Gebiet, „der" Erfolg der Saison. Paul Bourget hat bei Plon einen neuen Band Novellen erscheinen lassen. Die erste „Monique" giebt dem kleinen Bande seinen Titel. Es sind schlichte Erzählungen, die ihre Gegenstände dem täglichen Leben entnehmen. — In den „Contes de la Marjolaine" (bei Fasquelle) erzählt André Theuriet ländliche Geschichten in seiner bekannten optimistischen Tonart und ohne alle psychologische Wahrscheinlichkeit. — Paul Adam veröffentlicht den Roman „L'Enfant d'Austerlitz", als Fortsetzung zu dem vor zwei Jahren erschienenen „La Force" (Ollendorff). Das Buch schildert die Kindheit und die ersten Jugendjahre des jungen Omer Héricourt, dem Sohne des im Kampfe gefallenen Oberst des ersten Kaiserreiches. Der dritte Band des Cyklus, „La Ruse", soll in einigen Wochen erscheinen. Er führt uns den Kampf zwischen der Reaktion und den geheimen Gesellschaften vor und endet mit der Februar-Revolution 1830. — Die historischen Romane, die die „Quo-Vadis"-Bewegung in Mode gesetzt hat, erfreuen sich immer noch des besten Erfolges. Von Merejkowskis „Résurrection des Dieux" erscheinen gleichzeitig zwei Uebersetzungen, die eine bei Calman Levy, die andere bei Perrin. Die Gestalt der Messalina reizt den Geschmack unserer jungen Dekadenten: voriges Jahr widmete ihr Alfred Jarry eine dunkel-verwirrte Träumerei. Jetzt sind sich wieder zwei Dichter bei dieser interessanten römischen Kaiserin begegnet. Die „Messaline" von Nonce Casanova (Ollendorff) hat einen christlichen Hintergrund, und die Erotik hüllt sich in mystische Gespräche. In „La Chimère" hat sich Louis Dumont (Librairie de la Plume) damit begnügt, eine unsaubere Liebesgeschichte der geheimnisvollen Herrscherin zu erzählen.

„La Poésie nouvelle" nennt sich ein Essai-Band von André Beaunier, in dem zwölf Dichter des jüngeren litterarischen Frankreich geistvoll behandelt werden. Ein Vorwort über die Entwicklung der französischen Poesie seit fünfzehn Jahren zeigt die gemeinsamen Tendenzen der neuen Schule (Librairie du Mercure de France). — Feine Anmerkungen zu den litterarischen und künstlerischen Ereignissen der letzten Jahre findet man in „Poussières de Paris" von Jean Lorrain (Ollendorff). Das ganze pariser Leben, mit seinen schillernden Farben, seiner graziösen Leichtigkeit, aber auch seiner Oede und Bitterkeit, zieht an unseren Augen vorbei. Premièren, Ausstellungen, Bücher, Festlichkeiten, alles wird gestreift, nichts ergründet.

Unter den Zeitschriften steht die „Revue de Paris" an Mannigfaltigkeit und Interesse immer noch obenan. Sie hat ihren neuen Jahrgang mit zwei wichtigen Beiträgen begonnen. Die „Seminarbriefe" Ernst Renans (15. Dezember, 1. Januar, 1. Februar) führen uns in die Dreißigerjahre zurück. In der kleinen Stadt Trégier in der Bretagne, zwischen seiner Mutter und seiner älteren Schwester aufgewachsen, genoß der junge Renan den ersten Unterricht bei schlichten Geistlichen und kam mit fünfzehn Jahren (1838) nach Paris ins Priesterseminar. Die Briefe, die er von hier an die Mutter und Schwester schrieb, sind naive Ergüsse eines arbeitsamen Schülers, der seine Lehrer verehrt. Erst in den letzten Jahren kommen die Zweifel, die schließlich zu dem berühmten Bruche mit der Kirche geführt haben. Der Hauptwert dieser Jugendbriefe liegt darin, daß Renan schon den großartigen Stilkünstler erraten läßt, der er in späteren Jahren wurde. — Anatole France beginnt in den beiden Januarheften derselben Zeitschrift seine seit langer Zeit angekündigten Studien über die Jungfrau von Orléans. Jeanne d'Arc war von jeher ein Lieblingsthema dieses feinen Erzählers. Er hat sämtliche historische Dokumente bearbeitet und erzählt, ohne wissenschaftlichen Ballast, in der Sprache der alten Chroniken, zuerst die Belagerung von Orléans (1428 bis 1429).

Der Roman, den augenblicklich die „Revue des Deux Mondes" veröffentlicht, macht großes Aufsehen. Er stammt aus der Feder einer Dame, die den akademischen Kreisen nicht fern steht, betitelt sich „L'autre Amour" und ist mit dem Pseudonym Claude Ferval unterzeichnet. Im ersten Januarhefte veröffentlicht Emile Faguet eine Studie über die „Formes littéraires de la pensée grecque", nach einem Werke von Henri Oudré, das sich „Histoire philosophique de la littérature hellenique" benennt, (Hachette). — Vicomte de Vogüé schreibt über Anton Tschechow und vergleicht ihn mit Gorki. — Im folgenden Hefte (15. Januar) druckt Pierre Calmette eine unveröffentlichte Korrespondenz zwischen Voltaire und dem Grafen von Choiseul ab. — René Doumic bespricht den kleinen Band über Alexandre Dumas père, den Hippolyte Parigot in der Sammlung der „Grands écrivains français" eben hat erscheinen lassen.

Das Januarheft des Mercure de France wird durch eine Studie des Unterzeichneten über Nietzsches „Umwertung aller Werte" eröffnet. — Fernand Baldensperger, Professor in Lyon, behandelt den Einfluß von Goethes „Faust" auf die französische Romantik. — Die Uebersetzung von Bierbaums neuer Novelle „Annemargreth und die drei Junggesellen" und ein Aufsatz von André Fontainas über Saint-Pol-Roux finden sich in der gleichen Lieferung. — Neben militärischen Studien des früheren Obersten Picquart bringt das Januarheft der „Grande Revue" einen Artikel von André Beaunier über Jean Moréas, den neulich zum Ritter der Ehrenlegion ernannten Dichter, ferner Fragmente über „Die Religion als Ausdruck der Décadence" aus Nietzsches „Umwertung".

— Die „Revue d'Art dramatique“ widmet ihr ganzes Dezemberheft der Kritik der Theaterzensur mit interessanten Beiträgen der jüngst davon betroffenen dramatischen Autoren.

Emile Faguet hat eine neue Zeitschrift gegründet: „La Revue latine“, wo er sich mit einigen jungen Professoren — „zur Zerstreuung seiner alten Tage“, sagt er im einleitenden Geleitworte — dem Vergnügen der Philologie hingiebt. Und schon wird das Erscheinen einer „Nouvelle Revue latine“ angekündigt, die in einigen Wochen mit rein belletristischem Programme das Tageslicht erblicken wird. — „La Revue Verlainienne“ nennt sich eine kleine Revue, die sich einzig die Verherrlichung unseres großen Lyrikers als Zweck gesetzt hat. Ein Herr Fleischmann ist ihr Leiter; bis jetzt sind zwei Hefte erschienen.

Von den zahlreichen Theaternovitäten will ich nur diejenigen nennen, denen es gelungen ist, sich für eine Reihe von Abenden zu halten. Das „Théâtre de l'Athénée“ gab „Madame Flirt“ (27. Dezember), eine Komödie von Beer und Gavault, wo in einer modern style-Umgebung viel mit dem Ehebruch gespielt wird, schließlich aber doch die Tugend obsiegt. — Das Milieu, in das uns Jacques Normand mit seinem Vierakter „Monsieur et Madame Dugazon“ führt („Odéon“, 28. Dezember), hat den Reiz der historischen Neubelebung. Es ist das Milieu der Theaterwelt während der ersten Revolutionszeit, in dem sich die jungen Komponisten Ménul, Grétry, Boieldieu bewegen. — Im „Théâtre Gémier“ („Renaissance“) wurde „Les Complaisances“ von Gaston Devore, einem jungen Autor, den wir bereits in der „Comédie française“ sahen, gespielt (30. Dezember). Trotz seiner psychologischen Tiefe gefiel das Stück nur halb. Es handelt sich um die Konzessionen, die man, trotz des moralischen Mutes und der Charakterstärke, an das Leben machen muß. — Auf „Le Détour“ im „Théâtre du Gymnase“ (4. Januar) war man sehr gespannt. Es war gleichzeitig das Debut eines jungen talentvollen Schriftstellers, Henri Bernstein, und einer schönen jungen Frau. Mde. Le Bargy ist die Gemahlin des Schauspielers der „Comédie Française“, und eine solche Ehe ist sicher keine schlechte Schule. Das Stück hat sehr gefallen, und Frau Simone Le Bargy wurde von der ganzen Presse gefeiert. „Le Détour“ ist gewissermaßen die Fortsetzung von Maupassants „Yvette“: eine verheiratete Yvette, die sich in ihrem neuen bürgerlich engen Milieu sehr unglücklich fühlt. Jacqueline nennt sich die junge Frau, und sie wird auf einem „Umwege“ glücklich: am Tage, wo sie Cyril, ihrem Jugendfreunde, begegnet, verläßt sie das Haus. — „Claudine à Paris“ von Willy, in den „Bouffes“ ist eine unglückliche Dramatisierung des gleichnamigen Romans (22. Januar). — Dasselbe kann man von der glänzend inszenierten Aufführung von „La Terre“ im „Théâtre Antoine“ sagen (20. Januar). Von Zolas Roman ist nichts übrig geblieben.

„Les Latins“ nennt sich eine neue freie Bühne, die sich der Pflege dramatischer Meisterwerke romanischer Länder widmet. Es soll keine Reaktion gegen die Tendenzen von „L'Oeuvre“ — der bekannten Ibsen-Bühne — sein, sondern eine parallele Bewegung, die hauptsächlich Spanier und Italiener zu fördern gedenkt. Stücke von Calderon, Lope de Vega, Machiavelli u. a. sind in Aussicht gestellt. Beim Eröffnungs-Abende begnügte man sich mit Marco Praga, dessen „Alleluia“ vorzüglich und mit großem Erfolge gegeben wurde (18. Januar). Es ist monatlich je eine Aufführung vorgesehen. — Das Odéon ist auf den glücklichen Gedanken gekommen, „Les Noces comithiennes“, das reizende Jugendwerk unseres lieben Anatole France, nach fünfundzwanzig Jahren zum ersten Male aufzuführen (1. Februar). Das Versdrama, das sich stofflich an Goethes „Braut von Korinth“ anlehnt, ist dramatisch wenig wirksam, doch lauschte man den herrlichen Versen mit fast religiöser Andacht.

Paris. *Henri Albert.*

Italienischer Brief.

Die „Rassegna Internazionale“, die übrigens von Florenz nach Rom übergesiedelt ist, enthielt in ihren jüngsten Heften ungewöhnlich viel litterarische Artikel. In der Doppelnummer vom 15. November und 1. Dezember schreibt E. Corradini über „das stehende Theater und die Schauspieler“ mit besonderer Beziehung auf das Unternehmen des novellischen „Goldoni-Hauses“ in Rom und die Verbindung D'Annunzios mit Eleonora Duses Truppe, um mit Befriedigung eine wachsende Annäherung der Bühne an die litterarisch wertvolle dramatische Produktion und mit Bedauern die Gleichgiltigkeit des Staates gegen das Theaterwesen festzustellen. — A. Beltramelli feiert Giovanni Pascoli, den früh von tiefstem Leid heimgesuchten romagnolischen Dichter, als den milden Sänger der Menschenliebe, der versöhnenden Natur und der Familienbande. — José Leon Pagano vermehrt seine Galerie der katalanischen Dichter um das Porträt Santiago Rusiñols. — In dem Hefte vom 15. Dezember kritisiert Sem Benelli D'Annunzios „Francesca da Rimini“, aus der die fünfte Szene des ersten Aktes mitgeteilt wird. Der Kritiker bewundert des Dichters Wissen und Können, seine Phantasie und Sprache, aber er wirft ihm vor, daß er sich ebensoweit wie Petrarca von dem Vorbilde Dante entferne und die Dichtkunst, die dem letzteren als Waffe und Werkzeug des Lebens gedient, zum Mittel belehrender und unterhaltender Schilderung gemacht habe. Eine bunte Fülle von Details überwuchere die bei Dante so gewaltig sich aufdrängende Idee des Dramas, so daß D'Annunzios Drama vor Dantes wirkungsvoller Schilderung völlig verblasse. — Rudolf Lothar bespricht die neueste deutsche Theaterlitteratur, J. L. Pagano die spanisch-amerikanische Litteratur. — Im Hefte vom 1. Januar finden Anhänger des Spiritismus eine der wunderbaren, logisch sein sollenden Verteidigungen der Geheimwissenschaften von Luigi Capuana, die man für Scherze halten könnte, wenn nicht die Schrulle des berühmten sizilianischen Veristen und Kritikers bekannt wäre.

In den beiden Januarheften der „Nuova Antologia“ behandelt G. Carducci „die Entwicklung der Ode in Italien“ und legt u. a. die Gründe dar, aus denen die Stanze, bei Dante und Petrarca „der vollkommenste und bedeutendste, der erhabenste und süßeste Ausdruck des religiösen und menschlichen, des mystischen und ritterlichen, des bürgerlichen und künstlerischen Ideals der italienischen Gemeinden“, in der Zeit nach ihnen von ihrer Höhe herabsinken und sich umwandeln mußte. — Die „Rivista d'Italia“ (Dezember) bringt den Schluß der Abhandlung T. C. Gianninis über „das Symbol in Goethes ‚Faust‘ und die Schöpfung Bottos“, einen Artikel P. Levis über „die Transfiguration G. D'Annunzios“ und Besprechungen der „Studi Leopardiani“ G. Mesticas und des Dramas „Paolo and Francesca“ von Stephen Phillips. Im schärfsten Gegensatze zu dem oben mitgeteilten Urteile Sem Benellis sieht Levi in dem neuesten Drama D'Annunzios nicht nur eine der Griechen und Shaksperes würdige Schöpfung, die „der vorwiegendsten und höchsten Aufgabe jedes Kunstwerkes entspricht: Ideen zu erwecken, die Geisteskräfte anzuregen, Hörer und Leser größer und besser zu machen“, sondern auch das ausschlaggebende Zeugnis dafür, daß der Dichter des rein formalen Aesthetizismus und der Sinnenlust den großen Sieg über sich selber errungen und den Weg zu den Wahrheiten des Herzens, zu den Schönheiten der Seele und des Gemütes gefunden habe. — Im Januarhefte derselben Zeitschrift polemisiert E. Sicardi gegen Friedrik Wulf in Lund über die Topographie der „Amorosa roggia“ Petrarcas.

Die „Rivista delle Bibliotecho e degli Archivi“ veröffentlicht einige Briefe des Bruders Ugo Foscolos, des durch Selbstmord umgekommenen österreichischen Kavallerieoffiziers Giulio Foscolo; einer ist an den Dichter, die anderen sind an dessen „donna gentile“, die Signora Quirina Mocenni-Magiotti ge-

richtet und verraten fast dieselbe Gefühlsinnigkeit, verbunden mit Unbeständigkeit und Unruhe, Grübelei und Zweifeln, die uns an Ugo bekannt sind.

In der schon erwähnten „Sammlung kritischer Studien", die als Festschrift anläßlich des Universitätsjubiläums A. D'Anconas erschienen ist, finden wir eine Studie A. Farinellis, gegenwärtig des bedeutendsten unter den Lehrern der vergleichenden Litteraturgeschichte in Italien, über „Michelangelo als Dichter". Ein Rezensent des „Marzocco" (5. Januar) rühmt mit Recht an der Methode Farinellis — der seine Aufmerksamkeit grundsätzlich den Geistesheroen zuwendet und sich des litterarischen Kleingewerbes enthält —, daß dem gelehrten Apparat nur die gebührende nebensächliche Stelle eingeräumt und dafür die dichterische Gestalt Michelangelos in packender Körperlichkeit aus dem Vollen herausgearbeitet ist. — In derselben Nummer feiert der Dichter G. Marradi „das Italienertum Carduccis", der nach Chiarini seine Werke dem kommenden Geschlechte als Vermächtnis hinterläßt, „damit sie daraus die Liebe zum Vaterlande, zur Kunst und zur Tugend lerne", der aber ganz besonders in höherem Sinne als irgend ein anderer der vaterländische Dichter des neuen Italien genannt werden müsse.

In einem Auszuge aus der „Nuova Antologia" (1. Dezember 1901) wird eine sehr anerkennende Besprechung der auch hier schon gewürdigten „Studi Leopardiani" von G. Mestica (Florenz, bei Le Monnier 1901) durch R. Fornaciari weiteren Kreisen zugänglich gemacht. — Dieselbe Veröffentlichung bespricht in der salernitaner „Stella Polare" (15. September) G. Taormina mit eindringender Sachkunde und unter Mitteilung des Planes der großen Gesamtausgabe Leopardis in 15 Bänden, mit der der Verlag Le Monnier beschäftigt ist. — Ebenfalls in Sonderabdrücken aus der „Nuova Antologia" liegen vor: ein Essai über die Schriftstellerin Neera (N. Zuccari-Radius) von Guido Menasci und eine lebendige Schilderung Sardiniens in „Tipi e paesaggi sardi" der bekannten sardinischen Schriftstellerin Grazia Deledda.

A. De Gubernatis hat unter dem Titel „Sulle orme di Dante" („Auf Dantes Spuren") seine letztjährigen Universitätsvorlesungen herausgegeben, in denen er sich vornehmlich bemüht, aus den Aeußerungen der Gestalten der „Divina Commedia" Charakter, Ansichten und Leidenschaften des Dichters selber zu erschließen.

Giovanni Verga beschenkt uns in „Vagabondaggio" (Mailand, bei Treves) mit einer Sammlung von zwölf Novellen, die den Vergleich mit denjenigen der „Vita dei campi" aushalten, D. Garoglio in „Duo animo" und „Elena" mit Proben eines lyrischen Talentes, das seine Stoffe aus eigenen tief empfundenen Erlebnissen schöpft und G. Caggiano mit einem dreiaktigen Drama „Anime delinquenti", in dem der dem Richterstande angehörende Verfasser, wie in seinen Novellen „La mala vita napoletana", die Kenntnis der Verbrecherwelt poetisch und mit erzieherischer Absicht verwertet. Das Stück ist in Mailand mit Erfolg gegeben worden. — Das am 10. Januar im Paganinitheater zu Genua in Szene gegangene neue Drama von Baffico „Le colpe degli altri" hat einen sehr umstrittenen Erfolg gehabt. Das Thema ist die bestrafte Selbstgerechtigkeit einer Tochter, die über den spät enthüllten Fehltritt der früher angebeteten Mutter im Innersten empört ist, aber ihrerseits nicht die Kraft findet, sich von ähnlicher Schuld rein zu halten. — Kräftige Töne patriotischer Lyrik finden wir in Guido Menascis „Mare nostrum", das anläßlich des Stapellaufes des letzten italienischen Panzerkolosses gedichtet worden ist.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Holländischer Brief.

Die holländischen Autoren verraten neuerdings eine starke Neigung, die Prinzipien der Litteraturwissenschaft zu erörtern. G. Kalff führt sich in seinen neuen Wirkungskreis, als Professor der holländischen Litteraturgeschichte in Leiden, mit einer Rede über den Entstehungsprozeß litterarischer Kunstwerke ein („Over de wording van literaire kunstwerken". Groningen, 1902, J. B. Wolter). Kalff stellt sich die Aufgabe, durchgreifende Gruppierungen der in dem Schöpfer des Kunstprodukts sich abspielenden Vorgänge zu finden, und erblickt solche in dem Gegensatze der spontanen und der berechnenden, der unbewußten und der bewußten, der schöpferischen und der beeinflußten geistigen Prozesse. — D. J. Woltjer, Professor an der Freien Universität, aus deren Lehrkörper die auch litterarisch bemerkenswerte Persönlichkeit des leitenden Ministers Abraham Kuijper hervorgegangen ist, spricht von dem Standpunkt der auf kalvinistischer Grundlage errichteten Anstalt in einer akademischen Rede über Prinzip und Normen in der Litteratur („Beginsel en norm in de literatuur". Leiden, 1901, Donner).

Das Unterfangen einer Ungarin, Verse in holländischer Sprache zu schreiben, begleitet A. G. van Hamel mit feinsinnigen und trefflich geschriebenen Betrachtungen über den Versuch, in einer fremden Sprache sich dichterisch zu bethätigen (Gids, Jan.). — Im „Zwanzigsten Jahrhundert" (De XXe Eeuw, Jan.), wie sich nunmehr das aus einer Zweimonats- (Tweemaand. Tijdschrift) in eine Monatsschrift verwandelte Organ van Deyssels und Albert Verweys nennt, eröffnet Js. P. de Vooijs eine Untersuchung, die sich die Aufgabe stellt, die Aussagen sozialistischer Schriftsteller über den Verfall der bürgerlichen Kunst (vgl. Sp. 411) auf ihre Richtigkeit zu prüfen und weiterhin überhaupt den Einfluß zu untersuchen, den die Strömungen der Zeit auf die Litteratur ausüben; was bis jetzt vorliegt, ist der Versuch, diesen Einfluß in der Gedankenentwickelung Carlyles nachzuweisen. — Js. Querido stellt — mit allerhand Abschweifungen — Betrachtungen über die bürgerliche Kunst an, deren typische Eigenschaften er insbesondere in den Romanen des Holländers Herman Robbers findet und aufzeigt (Nederland, Nov. 1901 u. Jan. 1902). — Daß Philipps van Marnix v. St. Aldegonde der Urheber des Wilhelmus-Liedes ist, wie Encyklopädieen berichten, hatte schon Rob. Fruin bezweifelt, jetzt wird es mit Entschiedenheit bestritten (Tijdschr. der Vereen. voor Noord-Nederl. Muziekgeschied. VII, 1): vielmehr rühre das Lied von einem unbekannten Verfasser her und sei von Marnix lediglich bearbeitet worden. — G. Kalff liefert zur holländischen Litteraturgeschichte zwei Beiträge in Buchform (Haarlem, 1902, H. D. Tjeenk, Willink & Zoon). Der eine ist eine treffliche Charakteristik des merkwürdigen und überaus sympathischen Dichters Constantin Huijgens (1596 bis 1687), die zweite Schrift behandelt P. C. Hoofts Lyrik (1581 bis 1687). — J. Aleida Nijland bemüht sich zu zeigen, daß die bleibende Bedeutung von Jacobus Bellamy († 1786) nicht in seinen zu ihrer Zeit hochgepriesenen Dichtungen, sondern in seinen kritischen Kundgebungen zu suchen sei (Gids, Dez.). — In einem trefflich geschriebenen und gegenüber manchen Ueberschwänglichkeiten um so wohlthuender berührenden Aufsatz zeichnet W. H. Beaufort E. J. Potgieter (vgl. Sp. 410), besonders in seinen Beziehungen zu seinem Korrespondenten Ed. Busken Huet (Onze Eeuw, Jan.).

Von Beiträgen zu fremden Litteraturen ist wenig zu verzeichnen. H. de Jong skizziert Juliette Adam und bringt manche gerade für Deutsche interessante Mitteilungen, z. B. über ihre Beziehungen zu Richard Wagner und ihr Verhältnis zu der Schrift über die berliner Gesellschaft (in der Sammlung „Mannen en Vrouwen van Beteekenis in onze dagen"). — Eine pietätvolle Skizze von der Hand eines Schülers, Gustaaf Seegers, ist dem Blamen Sleeckx (1818 bis 1901) gewidmet (Tijdspiegel, Jan.). Der dankenswerte Versuch von Otto Hauser („Die niederländische Lyrik von 1875 bis 1900", Großenhain, 1901, Baumert & Ronge), Deutschland mit den neueren Erscheinungen der niederländischen Dichtkunst bekannt zu machen, hat in Holland bis heute

nicht die volle Beachtung gefunden, die er verdient. — Albert Verwey läßt die lyrischen Dichtungen der jüngsten Zeit Revue passieren, und verweilt besonders — anläßlich einer neuen Gedichtsammlung des Dichters — bei Fred. van Eeden (Van de passieloose Lelie. Amsterdam, 1901, W. Versluijs), den er freilich, bei allem Respekt auch vor den litterarischen Persönlichkeit des Mannes, nicht recht gelten lassen will, weil die Sphäre, in der van Eeden weile, nämlich die mystische, und die Sphäre des Dichters geradezu Gegensätze seien (De XXe Eeuw, Jan.). — W. Kloos begleitet die Neuausgabe der Gedichte des 1881 verstorbenen Jacques Perk (Amsterdam, 1901, S. L. van Looy), von denen man fast allgemein den Aufschwung der holländischen Lyrik datiert, mit einer Vorrede, und widmet wiederum dem Blanen Guido Gezelle (vgl. Sp. 124), von dessen Poesie eine Auswahl in zwei Bänden erschien (Verzen, Amsterdam, 1901, L. J. Veen), begeisterte Worte (Nieuwe Gids, Jan.).

In einer umfangreichen Dichtung von drei Teilen macht J. B. Schepers den Versuch, dem lebenden Geschlecht die Gestalten der alten Göttersage näher zu bringen (Amsterdam, S. L. van Looy). — Aus der neuesten Romanlitteratur verdient ein Buch von Louis Couperus unter dem Titel „Die kleinen Seelen“ (Amsterdam, 1901, L. J. Veen) genannt zu werden, das erste Stück einer Serie von „Büchern von den kleinen Seelen“ (De Boeken der kleine Zielen) — Geschichten von den kleinlichen, den kleinen Menschen mit dem haager Leben als Hintergrund. Constance, ein Mädchen aus vornehmem haager Hause, ist ganz jung mit einem bejahrten Diplomaten verheiratet worden: aber dessen Legationssekretär, Henri van der Welcke, wird der Vater ihres Kindes Addy, und nachdem ihre Ehe geschieden, ihr Gatte. Und in dieser nach dem Strohfeuer ihrer Liebe ihnen aufgezwungenen Verbindung der beiden kleinen Seelen wird dann jedes Wort zum Anlaß eines Streits. Ihr Wiedereintritt in den bornierten Kreis der Mutter Constances und ihrer Verwandten — nach langer, um des Fehltritts willen unfreiwilliger Abwesenheit, — und die hiermit gegebenen Konflikte all dieser kleinen Seelen, denen als guter Engel die einzige große Seele des Kindes gegenübersteht, bilden den Gegenstand des Romans. — Henri Borel veröffentlicht einen Band Erzählungen (Amsterdam, 1901, L. J. Veen), deren Titel „Von den Engeln“ andeuten könnte, wie der Verfasser überall hinter der Welt, die sich dem Auge offenbart, die unsichtbare Welt des Guten, Schönen und Vollkommenen spürt, die ihn mit schwärmerischem Entzücken erfüllt. — Js. Querido veröffentlicht den von ihm verheißenen Roman („Levensgang“. Amsterdam, 1901, C. L. E. Dantzig; vgl. III, Sp. 706), Bilder aus der Welt der amsterdamer Diamantarbeiter, in so starken und grellen Farben, daß das Werk manchen Anstoß gegeben hat. — Unter den zahlreichen schriftstellernden Frauen fesselt besonders Marie Marx-Koning durch Produktivität und vielverheißende Entwickelung ihres Talents.

Auch um diese Jahreswende erschien, wie nunmehr seit zweidreiviertel Jahrhunderten, von Vondels „Gijsbreght van Aemstel“ auf den Bühnen und bot vielseitige Anregung, die besonders in der Presse ihren Ausdruck fand. — Herman Heijermans jr. jüngstes Stück, „Der Panzer“, ist hinter allen Erwartungen zurückgeblieben. Tendenz des Stückes ist die Diskreditierung des Soldatenberufs und des Militarismus, die gleich einem Panzer die Menschheit einschnüren und bedrücken.

Amsterdam. *Max Conrat.*

Russischer Brief.

Am 21. Februar (6. März) d. J. sind fünfzig Jahre seit dem Tode Nikolai Wassiljewitsch Gogols verflossen. Das ganze litterarische und intelligente Rußland rüstet sich zu einer würdigen Gedächtnisfeier des großen Dichters. Seine Werke sollen in ganz billigen Ausgaben jedermann zugänglich gemacht werden; durch öffentliche Vorträge, Theateraufführungen, Journalartikel will man die große Masse an den Dichter erinnern; in Moskau soll der Grundstein zu einem Gogol-Denkmal gelegt werden; die Gogol-Ausstellung der moskauer Litteraturgesellschaft soll die Anregung zur Gründung eines Gogol-Museums geben.

Gogols Bedeutung für die russische Litteratur noch einmal klar zu legen, ist wohl kaum nötig. Er ist der Begründer des modernen Realismus; die großen Meister der Sechzigerjahre — Turgenjew und Dostojewski im Roman, Ostrowski und Potjechin im Drama — knüpfen direkt an ihn an und sind ihm in noch höherem Maße verpflichtet, als er seinen Vorgängern und Lehrern — Puschkin und Shukowski. Und als er in den letzten Jahren seines Lebens einem grübelnden Mystizismus verfiel, als der Dichter zum Prediger wurde und sich von seinen Werken, die seinen Ruhm durch die Welt getragen hatten, lossagte — da schuf er einen ganz eigentümlichen Präzedenzfall für den größten unter den jetzt lebenden russischen Schriftstellern, der auch nicht mehr als Künstler, sondern als Lehrer und Prophet betrachtet sein will.

Die ganze Gogolfestlitteratur braucht hier nicht registriert zu werden, um so weniger, als sie, wie es scheint, nichts Hervorragendes oder Ueberraschendes zutage gefördert hat. Hoffentlich bringen uns die nächsten Jahre eine gute, populäre Gogol-Biographie, an der es bisher noch fehlt, denn die bändereiche Materialiensammlung von Wladimir Schenrock — ein monumentales Werk hingebendsten Fleißes — wendet sich nur an Spezialisten und ist für das große gebildete Publikum wenig geeignet.

Von den Toten zu den Lebenden! Das in meinem vorletzten Brief (Sp. 343) erwähnte Sammelwerk zu Ehren Professor N. J. Storoshenkos ist Ende Dezember erschienen, ein stattlicher Band von 740 Seiten, betitelt „Unter dem Banner der Wissenschaft“ — ein schönes Zeugnis für die Liebe und Verehrung, deren sich der greise Jubilar in ganz Rußland zu erfreuen hat. Den Reigen der fünfzig Mitarbeiter eröffnet P. D. Boborykin mit einer in Brüssel gehaltenen Vorlesung über die „Evolution des russischen Romans“; Georg Brandes bespricht die „verschiedenen Stilarten in Goethes Faust“; in das eigenste Schaffensgebiet Storoshenkos führt ein Kapitel aus der jüngsten Shakspere-Biographie des Amerikaners Hamilton Wright Mabie („Die ethische Bedeutung der shakspearischen Dramen“), ferner eine fesselnde Studie über den englischen Dramatiker Thomas Heywood von M. N. Rosanow und ein kleiner Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte von Professor M. Pokrowski: „Vergils Dido und Shaksperes Desdemona“; zwei Artikel sind Dante gewidmet: Eugen Braun beschäftigt sich mit der Episode von den „Beschützerinnen“ (donne dello schermo) in der „Vita Nuova“ und P. A. Roshdestwenski stellt eine neue Hypothese über die Bedeutung der „anime triste“ (Inferno III, 31—69) im Vorraum der Hölle auf. „Unter den anime triste sind weder die thörichten Phlegmatiker, noch die Furchtsamen zu verstehen, sondern jene Egoisten, die den Zweck ihres Lebens nur in der Befriedigung ihrer persönlichen Wünsche sahen, die immer ‚per sè fòro‘. Dante, der zeitlebens leidenschaftlicher Parteimann war, konnte an den Leuten, die nur für sich lebten und durch ihren stumpfen Egoismus die Verwirklichung seines Lieblingstraumes — Wiederherstellung des römischen Reiches — unmöglich machten, nicht gleichgiltig vorübergehen, und deshalb wies er ihnen ihren Platz in der Hölle an. Wir haben hier einen interessanten Moment aus dem Kampfe der mittelalterlichen Weltanschauung gegen den Geist des Individualismus, der sein Zerstörungswerk schon lange begonnen hatte, aber noch nicht offen hervorzutreten wagte. Aber nur noch wenige Jahrzehnte nach dem Tode des großen Florentiners — und die Vertreter der Renaissance erklären stolz und kühn, daß es des Menschen ureigenstes Recht sei, per sè zu leben.“ — Von Beiträgen zur

französischen Litteratur seien erwähnt: drei Lieder Bertran de Borns, metrisch übersetzt von F. Batjuschkow, „Maurice de Guérin", ein Blatt aus der Geschichte der französischen Romantik von W. Sawodnik, und ein Aufsatz über den Lyriker Gilbert anläßlich seines 150. Geburtstages, von E. Degen. — Mit der deutschen Litteratur beschäftigen sich außer Brandes „Faust" noch drei Artikel: „Die Entwickelung der deutschen Rechtsphilosophie von Pufendorf bis Kant" von Professor J. Nowgorodzew, „Goethes Beziehungen zu Rußland" von W. Kallasch und „Schillers Schwanengesang" von dem Unterzeichneten. Der Aufsatz von Kallasch bringt u. a. einen bisher wenig bekannten Brief Goethes an den deutsch-russischen Schriftsteller N. Borchardt, der dem Dichterfürsten im Jahre 1828 einen Artikel „Goethes Würdigung in Rußland zur Würdigung von Rußland" und die Uebersetzung einer eingehenden Analyse der „Helena" vom moskauer Professor Schewyrjow überreichte. Aus dem Brief sei hier nur ein charakteristischer Passus wiedergegeben: „Ich bin in meinen Arbeiten nicht leicht didaktisch geworden: eine poetische Darstellung der Zustände, teils wirklicher, teils ideeller, schien mir immer das Vorteilhafteste, damit ein sinniger Leser sich in den Bildern bespiegeln und die mannigfaltigsten Resultate bei wachsender Erfahrung selbst herausfinden möge*)." — Was meinen Demetrius-Artikel betrifft, so war mein Hauptzweck, nachzuweisen, ob und wie Schillers Fragment auf die russischen Demetrius-Dichtungen eingewirkt hat. — Sehr zahlreich sind, wie man sich denken kann, die Beiträge zur russischen Litteraturgeschichte. Wenigstens einige von ihnen sollen hier namhaft gemacht werden: eine nicht umfangreiche, aber ganz ausgezeichnete Studie über „Alexei Tolstoi und die historische Bedeutung seiner Poesie" von N. Kotljarewski, nicht uninteressante „Erinnerungen an Turgenjew" von Rachel Chin; „Gogol und Belinski im Sommer 1847" von Professor A. Kirpitschnikow. Der große Kritiker gehörte zu den aufrichtigsten Bewunderern des Dichters der „Toten Seelen" bis zu jenem verhängnisvollen Augenblick, wo als Wahrzeichen der in Gogol vorgegangenen inneren Wandlung dessen „Ausgewählte Briefe" erschienen. Die reaktionär-pietistische Tendenz dieses Buches wirkte auf das ganze junge Rußland geradezu deprimierend, und der heißblütige Belinski machte seiner flammenden Empörung in einem Briefe an Gogol Luft — einem Briefe, der bis auf den heutigen Tag in Rußland nur mit starken Zensurstrichen gedruckt werden darf: „Apostel der Knute und der Unwissenheit, Vorkämpfer des Obskurantismus, Verteidiger tatarischer Gebräuche, was thun Sie? Senken Sie den Blick, und erkennen Sie, daß Sie vor einem Abgrunde stehen!" apostrophiert Belinski den Dichter und schließt mit den Worten: „Wenn Sie das Unglück hatten, in stolzer Demut sich von Ihren wahrhaft großen Werken loszusagen, so müssen Sie jetzt in aufrichtiger Demut auch Ihr letztes Buch verleugnen und Ihre schwere Sünde durch neue Werke sühnen, die an Ihre früheren erinnern." — Ueber den Lyriker Baratynski, einen Zeitgenossen Puschkins, spricht Professor Archangelski; einige Kapitel aus einer noch unvollendeten Biographie N. Ogarews, des intimsten Freundes von Alexander Herzen, teilt E. Nekrassowa mit; M. P. Smirnow analysiert Puschkins Don-Juan-Drama „Der steinerne Gast" und sucht festzustellen, wie weit Byrons gleichnamige Dichtung darauf eingewirkt hat.

Mehrere neue Dramen haben in dieser ausnahmsweise sehr ereignisreichen Saison Aufsehen gemacht. Vor allem der Erstling eines bislang ganz unbekannten jungen Mannes, S. Naidenow, „Wanjuschins Kinder" — eine bedeutsame Talentprobe. In einer Reihe Szenen von erschütternder Lebenswahrheit werden uns die Resultate einer Erziehung vorgeführt, die nur für das materielle Wohl der Kinder sorgt, ohne sich um ihr Innenleben zu kümmern. — Von geringerem litterarischem Wert, aber theatralisch überaus wirksam und durch sympathische Tendenz ausgezeichnet ist J. N. Potapenkos, des auch in Deutschland wohlbekannten Novellisten, Schauspiel „Ein Rechtloser". Kyrill Dombrowitsch wird für einen Mordversuch aus Eifersucht nach Sibirien verbannt, die zurückgebliebene Frau heiratet den Rivalen. Mit dem wilden, leidenschaftlichen Mann geht in der Verbannung eine seltsame Veränderung vor: er lernt entsagen, sich bescheiden, das Leben nehmen, wie es ist. Und als er nun nach langen, langen Jahren wieder in die Heimat kommt und Einblick in das glückliche Familienleben seiner einstigen Frau und seiner Kinder gewinnt — da spielt er nicht den heimgekehrten rächenden Gatten, sondern weidet sich still resigniert, wie Enoch Arden, an dem Glück derer, die einst sein waren, und setzt seinen Weg dann fort, ohne Groll und Haß. — Eine Enttäuschung brachte das Stück des nächst Tschechow talentvollsten unter den lebenden russischen Theaterdichtern, Wlad. Namirowitsch-Dantschenko, „Träume". Die Grundidee des Dramas (so etwas, wie Michael Kramers „Der Ruf zu Tisch ist mehr wert als das Brot") ist sehr unklar herausgearbeitet; sie verschwindet hinter allerlei Stimmungsmalerei und realistischem Kleinkram, der bei guter Darstellung und Inszenierung allerdings einen gewissen Eindruck, aber beileibe keinen künstlerischen, auf den Zuschauer macht.

Moskau. *Arthur Luther.*

*) Vergl. zu diesem Brief: Otto Harnack, Goethes Beziehungen zu russischen Schriftstellern (Zeitschr. für vergl. Litt.-Gesch. 1890, 271) und Schmid „Goethe und Uwarow und ihr Briefwechsel" (Russische Revue, 1888, II, 131—182).

Norwegischer Brief.

Kurz vor der Jahreswende ist Jonas Lie mit seinem neuesten Roman hervorgetreten. „Naar Jerntaeppet faller" (wörtlich: „Wenn der eiserne Vorhang fällt") bildet eine würdige Fortsetzung dessen, was der große Volkskenner und -schilderer in seinen früheren Werken an tiefschürfender Seelenanalyse und dramatischer Kraft geleistet hat. Der Inhalt des Buches*), auf das noch zurückzukommen sein wird, setzt sich aus der symbolisierenden Schilderung einer transatlantischen Dampferfahrt zusammen, in deren Verlauf der Leser mit den an Bord befindlichen Reisenden bekannt gemacht wird. Die Enge und Gebundenheit der äußeren Verhältnisse erleichtern der bunt durcheinander gewürfelten Reisegesellschaft, in gegenseitigen Verkehr und Meinungsaustausch zu treten. In straffen, charakteristischen Zügen schildert der Autor die vielfach verschlungenen und nicht immer gerade ehrenhaften Spekulationen, die die Mitglieder der distinguierten Schiffsrunde veranlassen, die neu gewonnenen Bekanntschaften an Bord mit möglichster Intensität zu pflegen, um aus ihnen dauernde Vorteile zu ziehen. Minen und Gegenminen werden mit Geschick gelegt, und das gesellschaftliche Intriguenspiel ist in vollem Gange, als ein Passagier plötzlich entdeckt, daß sich an Bord eine Höllenmaschine befindet, die zu einem bestimmten Zeitpunkt explodieren muß. Mit einem Schlage ändert sich das Leben und Treiben an Bord. Jetzt, wo jedermann den sicheren Tod vor Augen hat, hält es niemand der Mühe wert, seine Rolle weiter zu spielen. In demselben Augenblicke, wo sich der „eiserne Vorhang" herabsenkt, sinkt auch das egoistische Intriguenspiel in ein Nichts zusammen, während roher Egoismus und heldenhafte Entsagung hüben und drüben ihre wahren Gestalten annehmen. Der Schluß des Buches — vielleicht der bestgelungene Teil des ganzen Romans — läßt die angstvoll erwartete Katastrophe als das Hirngespinst eines von Hallucinationen geplagten Kranken erscheinen, und die ehrenwerte Reisegesellschaft darf wohlbehalten den Boden der neuen Welt betreten.

Neben Jonas Lies Werk dürfte eine Neuheit aus der Feder Bernt Lies, „Soster Judith" (Schwester

*) Die deutsche Ausgabe des Romans erschien kürzlich im Verlage von Richard Taendler, Berlin (219 S., Pr. M. 4,—)

Judith) ein Anrecht darauf haben, als der litterarische „Schlager" des letztjährigen Büchermarktes zu gelten. Nach dem buchhändlerischen Erfolg zu schließen, wäre Bernt Lie sogar seinem berühmteren Namensvetter gegenüber noch um ein beträchtliches Stück im Vorteil. Die Erklärung hierfür mag darin liegen, daß „Soster Judith" bedeutend früher als „Naar Jerntaeppet falder" auf dem Plan erschien und somit in erster Reihe die Aufmerksamkeit des Weihnachtspublikums in Anspruch nahm. Was den Roman auszeichnet, ist zarte, lyrische Naturstimmung von spezifisch nordenfjeldischer Farbengebung. In einfachen Linien wird das Schicksal eines nordländischen Landgeistlichen gezeichnet, der seine besten Gedanken und höchsten Interessen einem minderwertigen Weibe zum Opfer bringt. Unsere litterarische Kritik ist sich — von belanglosen Ausnahmen abgesehen — darüber einig, daß Bernt Lie mit diesem Roman einen bedeutsamen Schritt vorwärts gethan hat auf dem Wege seiner künstlerischen Entwickelung.

Aus der periodischen Litteratur ist diesmal eine interessante Abhandlung über Goethes Stellung zum Okkultismus (Kringsjaa; 10, XVIII) hervorzuheben, die sich vorwiegend auf deutsche Arbeiten stützt. — Heft 11 derselben Revue bringt eine ausführliche Besprechung über Arne Garborgs bereits erwähnte altnordische Dialektdichtung „I Heimheim" von Richard Erichsen, in der es u. a. heißt: Garborg habe in den phantastischen Traumgesichtern seiner jüngsten Dichtung „etwas von der mächtigen Größe und Kraft der alten, nordischen Mythe zum Ausdruck gebracht, zugleich ein Stück seiner eigenen religiösen Weltanschauung, die in dem unerschütterlichen Glauben an „Heimheim" und Himmel im Jenseits ihre beiden Pole besitze. — „Urd" (Nr. 49) bringt eine im ganzen zustimmende Kritik über Mons Lies jüngsten Roman „Sjöfareren" (Der Seefahrer).

Christiania. *Viggo Moe.*

Schwedischer Brief.

Das seit einiger Zeit bestehende Schisma zwischen der „Svenska-Akademie" und den Vertretern des litterarischen Jung-Schweden hat in den letzten Tagen Formen angenommen, die auch in den nicht unmittelbar beteiligten Kreisen Stockholms die Ueberzeugung hervorrufen mußten, daß es nunmehr an der Zeit sei, dem selbstherrlich-unfehlbaren Walten unserer illustren Achtzehn in der einen oder anderen Art gebührende Schranken zu ziehen. Auf einer von fortschrittlich gesinnten Politikern, Publizisten und Schriftstellern zusammenberufenen Protestversammlung wurde der Gedanke ausgesprochen und gutgeheißen, daß die Akademie behufs besserer Wahrnehmung ihrer Pflichten (hinsichtlich der Förderung der einheimischen schöngeistigen Litteratur) einer Reformation an Haupt und Gliedern unterzogen werden müsse, und daß vor allen Dingen das ihr zustehende statutarische Recht der Selbstergänzung einer Revision bedürfe. Am schärfsten sprach sich August Strindberg aus, der in einem ad usum Delphini verfaßten „Memorandum" mit der akademischen Behörde unbarmherzig ins Gericht ging. Unter jubelnder Zustimmung seiner litterarischen Berufs- und Leidensgenossen führte der Dichter aus, daß die grundsätzliche Fernhaltung aller litterarisch-fachlichen Einflüsse von den offiziellen Entschließungen der Akademie zu einem künstlerischen Bönhasentum geführt habe, wie es schlimmer und demoralisierender in keinem Kulturlande unterster Rangstellung angetroffen werden könne. Strindberg verwahrte sich im übrigen sehr energisch dagegen, als ob er und seine Gesinnungsgenossen aus persönlichen Gründen der Akademie den Fehdehandschuh hingeworfen habe. Er habe niemals nach einem Platz unter den „Aderton" gestrebt und würde gegebenenfalles auch jede auf ihn fallende Wahl ausschlagen. Er habe nur öffentlich die Thatsache feststellen wollen, daß die schwedische Litteratur, die unter äußeren Entbehrungen und schweren Anfechtungen ihrer Mission gerecht zu werden suche, gerade von jener offiziellen Instanz, die sich als berufene Hüterin alles National-Künstlerischen aufspiele, von jeher bedrängt und angefeindet worden sei.

Unter den Veröffentlichungen der periodischen Litteratur sind diesmal einige kritische Besprechungen in „Varia" erwähnenswert. In Heft XI verbreitet sich G. Renholm über Hjalmar Söderbergs bereits erwähnten Roman „Martin Birks ungdom" (vgl. Sp. 480). — Der überwuchernden Produktion weiblicher Federn wird im selben Hefte mit berechtigter Schärfe gedacht, wobei insbesondere die beiden neu erschienenen und mit gewaltigem Reklametamtam auf den Büchermarkt geworfenen Erzählungen „Den gyllene troppan" (Die goldene Treppe) von H. L. Stockenstrand und „Thorild och Louise" von Ellen Jdström, als typische Beispiele dieses ebenso anspruchsvoll auftretenden wie ästhetisch skrupellos verfahrenden Litteraturgenres hingestellt werden. In Heft XII kommt Otto Järte nochmals in einem ausführlichen Artikel auf Hjalmar Söderbergs soeben erwähnten Roman zurück. — G. Renholm analysiert Gustaf af Geijerstams jüngste vielbesprochene Arbeit „Kvinnomakt" (Frauenmacht), von der gesagt wird, sie wirke wegen ihrer erkünstelten äußeren Form lange nicht so unmittelbar auf den Leser wie das rücksichtslos offenherzige Selbstbekenntnis im „Lille-Bror". — Auch „Dagny" beschäftigt sich (18, IV) in einem leitenden Artikel aus der Feder Lotten Dahlgrens mit dem Thema der „modernen Romanschriftstellerei en masse". Die schwedischen Erzählerinnen hätten durch ihre ziellose Schreibwut wesentlich dazu beigetragen, daß die Romanschriftstellerei als solche schließlich nur noch als ein Zweig der sozialen „Frauenarbeit" betrachtet werde. Noch verwerflicher sei es, daß sich einzelne jüngere Verfasserinnen zu geschmacklosen Entgleisungen beim Behandeln erotischer Probleme verleiten ließen, um ihren Erzeugnissen eine wohlfeile Aktualität zu geben. — In Heft 1 des neuen Jahrgangs findet sich eine längere lesenswerte Betrachtung über die modernen Aufgaben der sogenannten Frauenzeitschriften, das heißt solcher Publikationen, die sich über das flache Unterhaltungsbedürfnis hinaus ernsthafte soziale und künstlerische Ziele gesteckt haben. Der Verfasser weist besonders auf die norwegische „kvinnotidskrift Nylande" hin, die von der Essayistin Gina Krog redigiert wird und in gewisser Hinsicht eine vorbildliche Bedeutung für die gesamte norwegische Frauenbewegung gewonnen habe.

Stockholm. *Valfyr.*

Lettischer Brief.

Um die litterarische Thätigkeit auf dem Gebiete des lettischen Dramas anzuregen, setzte die Verwaltung des lettischen Theaters in Riga zwei Ehrenpreise für die zwei besten, von einer besonderen, aus Sachverständigen gebildeten Kommission aus der Zahl der eingeschickten Manuskripte in Vorschlag gebrachten dramatischen Arbeiten aus. Dreizehn Arbeiten wurden eingeschickt. Es ist interessant, in diesen dramatischen Versuchen den Einfluß der modernen Geistesrichtung zu beobachten. Der dramatische Konflikt kommt meist dadurch zustande, daß ein Glied der Familie oder der Gesellschaft für seine Anschauungen und seine Handlungsweise eine andere Basis gewonnen hat als die Umgebung. Von den dreizehn Stücken wollte die Kommission vier versuchsweise auf die Bühne bringen, um nach Feststellung ihrer dramatischen Wirkung zwei von ihnen mit dem Ehrenpreis auszuzeichnen. Die Stücke wurden einstudiert, und eins gelangte auch zur Vorstellung. Da griff plötzlich die Zensur ein, indem sie zwei von den betreffenden Dramen verbot. Dadurch wird die Bedeutung des ganzen Preisausschreibens in Frage gestellt. — Von den übrigen für die lettische Bühne gewonnenen Dramen wären zu erwähnen: „Der Biberpelz" von Gerhart Hauptmann, Halbes „Mutter Erde", Otto Ernsts „Flachsmann als Erzieher" und die Originalkomödie „Aus der süßen Flasche" von Rudolf Blaumann.

Die letztere ist eine Liebesepisode aus dem Landleben. Der Hauptreiz dieser Komödie liegt in der künstlerisch durchgearbeiteten Charakterzeichnung und Dialogführung, Eigenschaften, die fast eine jede Arbeit Blaumanns auszuzeichnen pflegen.

Unter den neu erschienenen Büchern ist eine in Lieferungen erscheinende Sammlung von Arbeiten auswärtiger (nichtlettischer) Schriftsteller hervorzuheben („Zittautu Rascha"), die unter der Leitung des Schriftstellers Wisulis steht. An erster Stelle steht Maxim Gorki mit seiner Erzählung „Gewesene Leute" und einer litterarischen Charakterskizze von Wisulis. Einen anderen litterarisch-kritischen Beitrag liefert Teodors, worin er Tolstois „Auferstehung" behandelt, ein Werk, das lettisch zu drucken nicht gestattet wurde. Außerdem enthält die Sammlung reichhaltige Proben in gebundener und ungebundener Rede aus der Weltlitteratur neuer und neuester Zeit, von den besten lettischen Schriftstellern ins Lettische übertragen. Einzelne Proben findet man aus einer weiter zurückliegenden Periode, so den ersten Gesang der Fritjofssage, einzelne Gedichte von Goethe und Byrons „Kain". Zu den anderen hier vorgeführten Schriftstellern gehören: Multatuli, Pontoppidan, Hamsun, Arthur Schnitzler, Philipp Langmann, Scheromsky, Konopnizkaja.

In den Zeitschriften finden wir längere litterarisch-kritische Artikel über Björnsons „Laboremus" von Papahrde, über George Sand von Aspasija und über Goethes Jugend von Rainis. — Mit den verschiedenen Strömungen in der Litteratur, hauptsächlich der lettischen, befaßt sich Kundsin, ein Schriftsteller, dessen Hauptwirksamkeit in der Zeit der nationalen Bestrebungen liegt. Diese ältere Generation stand den modernen Bestrebungen im lettischen Geistesleben feindlich gegenüber und versuchte sie als eine vorübergehende Aufwallung unreifer Geister hinzustellen. Kundsin faßt nun in dem erwähnten Artikel diese Richtung als eine berechtigte und notwendige auf und beweist dadurch, daß die Moderne auch in jener älteren Generation zur Geltung gekommen ist.

Riga. *Reinhold Kaupo.*

Amerikanischer Brief.

Es ist gewiß erfreulich, daß die belletristische Massenproduktion auf dem amerikanischen Büchermarkte das Interesse für die alten Klassiker keineswegs beeinträchtigt. Die Century Company in New York gab unlängst eine Auswahl der berühmtesten Uebersetzungen horazischer Lyrik heraus, und die Gesellschaft der Bibliophilen in Boston kündigt eine Prachtausgabe in sechs Bänden an, an der Professoren von Harvard und Columbia arbeiten, und für die Howard Pyle Illustrationen entwirft. In der Beilage der „New York Times" vom 21. Dezember knüpft John Paul Bocock an einen historischen Ueberblick über die Horazlitteratur einige launige Bemerkungen über die voraussichtliche Lebensdauer der Lyrik des alten Römers und der poetischen Erzeugnisse englischer und amerikanischer Berühmtheiten des Tages, um deren Werke sich die Verleger in den Haaren liegen. Dieselbe Nummer enthielt einen Artikel über den Puritanismus in der Litteratur. Es hieß darin, der Puritanismus im edleren Sinne des Wortes, als Geist sittlicher Reinheit und vergeistigter Schönheit, sei der amerikanischen Litteratur von jeher eigen gewesen. Ein Ueberblick über das amerikanische Schrifttum zeige einen auffallenden Mangel frivoler Elemente und ein Ueberwiegen ethischer Tendenzen. — In der Sonntagsbeilage vom 22. Dezember wurde „Deutschlands Drama der Verzweiflung" eine ganze Seite gewidmet. Der in Form einer Korrespondenz gehaltene und aus Berlin datierte Artikel machte die dramatische Produktion der Hauptmann, Sudermann, Hartleben u. a. für die Zunahme der Selbstmorde verantwortlich (!). Des Verfassers Mangel an Verständnis offenbart sich in der Zusammenstellung der verschiedenartigsten Autoren und in der summarischen Aburteilung der modernen dramatischen Produktion. Nichtsdestoweniger enthält der Artikel einige Wahrheiten über soziale Zustände und die ökonomischen Mißverhältnisse, die die Eheschließung erschweren. — Anzuerkennen ist die Energie, mit der die Sonnabendbeilage der „Times" gegen den Reklameunfug mancher Verleger Front macht. In der Nummer vom 28. Dezember wendet sie sich gegen die Verleger der Novellensammlung „A House Party", die einen Preis von eintausend Dollars für das Erraten der zwölf Autoren jener Novellen ausgesetzt hatten. Auch die New Yorker Staatszeitung enthielt in ihren Sonntagsausgaben der vergangenen Wochen mehrere lesenswerte Beiträge. Am 8. Dezember brachte sie eine Studie von Udo Brachvogel über das moderne poetische Drama, bezw. Rostands „Cyrano" und „L'Aiglon", und Stephen Phillips „Paolo and Francesca" und „Herod", und am 4. Januar eine Würdigung der neuen Schillerbiographie von Professor Calvin M. Thomas. — In der Januarnummer des „Bookman" beginnt eine Artikelserie von Spoelbach de Louvenjoul über Balzac und Madame Hanska. — Im „Atlantic Monthly" (Januar) schreibt Bradford Torrey über Robert Louis Stevenson, der seit Wm. E. Henleys Verurteilung der balfourschen Biographie (vgl. Sp. 554) wieder einmal zu unzähligen Artikeln Veranlassung giebt.

Die amerikanische Presse hat in den letzten Dezemberwochen zwei ihrer ältesten Stützen verloren, beide Siebziger: John Swinton, einen jahrelangen Mitarbeiter der konservativen „Sun", aber nichtsdestoweniger furchtlosen Verfechter sozialistischer Ideen (vgl. Sp. 664), und Mrs. Jane Cunningham Croly (Pseudonym: Jennie June), eine der ersten Frauen, die sich in der amerikanischen Presse einen Namen gemacht. — Zu der immer größer werdenden Anzahl amerikanischer Litteraten, die in London ihren Wohnsitz nehmen, gesellt sich in nächster Zeit Joseph B. Gilder, der 1881 mit seiner Schwester Jeannette die Monatsschrift „The Critic" gründete und sie seitdem gemeinschaftlich mit ihr redigiert hat. Er hat sich mit der Verlagsfirma Dodd, Mead & Co. in New York assoziiert, wird als deren Vertreter den größeren Teil jeden Jahres in London wohnen und von dort aus für amerikanische Journale korrespondieren.

Unter den Büchernovitäten des vergangenen Monats gebührt Professor Calvin M. Thomas „Life and Works of Schiller" der Ehrenplatz. Das Werk eines Gelehrten, der, auf der Höhe seiner Zeit stehend, mit der ganzen Schillerlitteratur des Jahrhunderts vertraut ist, und eines Menschen, der persönlich an allen Strömungen und Gegenströmungen des geistigen Lebens teilgenommen zu haben scheint, ist dieses Buch eines Amerikaners und Professors an der Columbia-Universität in New York ein äußerst zeitgemäßer Beitrag zu der Litteratur, die die neueste Bewegung zugunsten Schillers gezeitigt hat. Thomas schreibt sachlich, klar und anschaulich und hält sich frei von akademischer Steifheit und Eckigkeit. Das Buch ist von den Verlegern Henry Holt & Co. in New York gediegen ausgestattet. — Ein Memoirenwerk, das eine wichtige Periode in der geistigen Entwickelung des Landes beleuchtet, sind die „Reminiscences. 1819 to 1899" von Julia Ward Howe (Houghton, Mifflin & Co., Boston). Die alte Dame, die in den litterarischen Kreisen New Yorks in den Dreißigerjahren ebenso zu Hause gewesen, wie später in denen Bostons, beteiligte sich eifrig an der Abolitionsbewegung, ist heute noch eine der vernünftigsten Vertreterinnen der Frauenrechtspartei, ist viel gereist und steht im Verkehr mit den hervorragendsten Männern und Frauen ihrer Heimat und des Auslandes. Sie ist eine begabte Dichterin und eine anmutige Plauderin, vor allem aber eine Frau von Geist, die etwas zu sagen hat, weil sie viel erlebt hat. Das mit seltenen Porträts geschmückte Buch ist voll interessanter Mitteilungen über Theodore Parker, James Freeman Clarke, Wendell Phillips, John Brown, Emerson, Margaret Fuller, Florence Nightingale u. a.

und wird dadurch zu einem wertvollen Zeitdokument. — In eine eigentümliche Verlegenheit versetzt einen das Buch des Harvard-Professors Hugo Münsterberg: „American Traits“. Wer des Verfassers Artikel über Deutsche und Amerikaner, über amerikanische Universitäten und amerikanische Frauen gelesen hat, greift eifrig danach, denn Professor Münsterbergs Urteil und Ansichten sind immer beachtenswert. Er ist einer der wenigen seit Jahren in Amerika ansässigen Deutschen, der dem Amerikanertum einigermaßen gerecht wird, und wenn er Deutsch- und Angloamerikanertum vergleicht oder deren Beziehungen zu einander untersucht, Lob und Tadel gerecht verteilt. Nun schenkt er uns ein Buch, das fünf Aufsätze über amerikanische Charakteristika enthält; man glaubt sich natürlich berechtigt, es weitesten Kreisen zu empfehlen — da belehrt einen ein zufälliger Blick in die Vorrede, daß der Verfasser dies gar nicht wünscht, ja sogar speziell darum bittet, daß niemand, der die Notwendigkeit freundlicher Beziehungen zwischen den beiden Ländern einsieht, Stellen aus diesem Buche in deutschländischen Magazinen anführen möge, da er in Kürze ein deutsches Buch über Amerika zu veröffentlichen gedenke, das geeignet sein dürfte, weniger Mißdeutungen ausgesetzt zu sein. Ich begnüge mich also damit, das Buch hier nur zu erwähnen.

Von geringem litterarischem, aber tief menschlichem Interesse ist „The Making of an American“ von Jacob A. Riis (Macmillan, New York). Diese Selbstbiographie eines Dänen, der vor dreißig Jahren als Zimmermann nach New York gekommen, alle Enttäuschungen und Ernüchterungen des Einwanderers durchgemacht, Armut und Not in allen ihren Formen kennen gelernt, und anstatt auf das fremde Land zu schimpfen, sich aufrafft, sich vornimmt, die Lage seiner Leidensgenossen zu bessern, auf die wunden Punkte städtischer Administration aufmerksam zu machen, durchgreifende Reformen in den Wohnungsverhältnissen der Slumgegenden zu erzwingen, bis er als Reporter seine Mission erfüllt und die Armen und Verkommenen in den Mietskasernen New Yorks in ihm ihren Wohlthäter sehen; dieses Einwandererleben ist ein Dokument, dem man die größte Verbreitung wünschen möchte.

Eines der hervorragendsten Bühnenereignisse der letzten Wochen war die Aufführung von Albert Lindners „Bluthochzeit“ im deutschen Theater an Irving Place, in der Direktor Heinrich Conried nach zweijähriger Pause zum ersten Mal wieder auftrat und als König Karl IX. einen großen Erfolg erzielte. Die amerikanische Presse zollte ihm und seiner Gesellschaft wie immer die wärmste Anerkennung. — Clyde Fitch, der weit überschätzte geschickte Massenfabrikant flott geschriebener Durchschnittsware, hat in „The Girl and the Judge“, das im Lyceum Theatre gegeben wird, so etwas wie ein Problemdrama versucht, indem er die Kleptomanie als Motiv verwendete. — Mrs. Fiske fährt fort, durch Mrs. Burton Harrisons „Unwelcome Mrs. Hatch“ das Manhattan Theater allabendlich zu füllen. Richard Mansfields Aufführung des romantisch-historischen Kabinettstückes „Monsieur Beaucaire“, das nach der Novelle von Booth Tarkington dramatisiert worden ist, steht ihr in der Gunst des Publikums wenig nach. Maude Adams hingegen hat mit Barries „Quality Street“ auch nicht annähernd den Erfolg errungen, wie seiner Zeit mit dessen „Little Minister“. Den sensationellsten Erfolg der Saison hat bis jetzt David Belascos „Du Barry“ erzielt, ein Stück, das weder auf historische Treue noch auf litterarische Bedeutung Anspruch machen kann, das aber glänzend ausgestattet und eigens für Mrs. Leslie Carter geschrieben ist, die in der Rolle der berühmten Courtisane Gelegenheit hat, alle ihre Reize zu entfalten. — Anzuerkennen ist der Versuch Otis Skinners, der „Francesca di Rimini“ des nahezu vergessenen amerikanischen Dramatikers George H. Boker, auf der Bühne Lebenskraft zu verleihen. Nach einer erfolgreichen Tournee im Westen, die Chicago, Cleveland und andere Staaten umfaßte, ist er in das Victoria-Theater in New York eingezogen, und wird es allem Anschein nach nicht so bald verlassen. Kyrle Bellew ist auch nach langer Abwesenheit nach New York zurückgekehrt und findet mit der Dramatisierung von Stanley Weymans „A Gentleman of France“ in Wallacks Theater großen Beifall. — England hat uns wieder einige Blüten der londoner Bühne geschickt, über deren Wert die Meinungen sehr geteilt sind: Sidney Grundy giebt Scribes „Feenhände“ unter dem Titel „Frocks and Frills“, H. B. Esmonds „Wilderness“ scheint wenig zu erwärmen, und nur die „musical farce“ „The Toreador“, die im Gaiety Theater in London eine so bedeutende Zugkraft ausübte und nun nach dem Knickerbocker Theater in New York verpflanzt ist, verspricht auch hier der Unternehmer Taschen zu füllen.

New York. *A. von Ende.*

Echo der Bühnen.

Berlin. Von den Erstaufführungen des letzten halben Monats verdient zunächst ein Molière-Abend des Lessing-Theaters Beachtung, der außer dem „Eingebildeten Kranken“ auch den noch kaum je aufgeführten „Amphitryon“ in wortgetreuer Verdeutschung brachte. Ludwig Fulda hat seine Molière-Bedeutschung neuerdings um diese beiden Werke bereichert*), und das Lessing-Theater hat mit der Aufführung einen unverhofft starken Erfolg errungen. Es ist besonders lehrreich, den Götterschwank Molières mit dem tiefsinnigen Mysterium zu vergleichen, zu dem sich unserem Kleist das galante französische Werk unter den Händen umwandelte. Es ist kein Zweifel, daß der Franzose mit seiner glücklichen Art, die Dinge zu nehmen, wie sie sind, diesem Stoff gegenüber mehr das Rechte getroffen hat, als der grübelnde Deutsche, der das Unmögliche möglich zu machen sucht, während der hofkundige Molière mit einem verständnisvollen Augenblinzeln über Dinge hinweggleitet, die sich, wie er nicht bloß aus der antiken Mythologie wußte, nun einmal nicht ändern lassen. Der „eingebildete Kranke“ — Fulda hat ganz Recht, bei diesem zwar sprachlich ungenauen, durch langjährige Konvention aber überall richtig aufgefaßten Titel zu bleiben (s. früher Spalte 615) — wirkte weniger als Satire denn als Schwank namentlich durch die derbe Laune der Toinette-Gestalt.

Weit weg von der gesunden Heiterkeit Molières, der noch im Angesicht des Todes das Lachen nicht verlernte, führen uns die Gestalten des italienischen Mode-Dichters Gabriele d'Annunzio in seiner Tragödie „Die tote Stadt“, die wir in einer Matinee der Lessing-Gesellschaft am 26. Januar kennen lernten**). Das ist eine ganz andere Welt, in der diese Menschen leben, eine Welt, zu deren Verständnis man auf alle naturalistischen Forderungen verzichten muß. In der „durstigen Ebene von Argos“ liegt der Schauplatz der Dichtung, und wie sich die Menschen, die in dieser Fieberluft inmitten glühend heißer Staubwolken leben, nach dem Rauschen lebendiger Wasserquellen sehnen, so wir nach einem schlicht vernünftigen klaren Wort. Die Sonnenglut hat das Empfinden der Menschen ausgedörrt und überhitzt, hat alle Gefühle auf die höchste Intensität gespannt, und wo ein Funke in diese Seelen fällt, da lodern sie blitzschnell in wilder Lohe auf. Aber dieses Feuer verlischt ebenso schnell, es hat keine Kraft und spendet keine dauernde Wärme. Die Beredsamkeit,

*) Die Buchausgabe der gesammelten Dramen erschien bei J. G. Cotta, Stuttgart. 6 Mk.

**) Das Buch ist schon vor einiger Zeit bei S. Fischer in Berlin erschienen.

deren Schleusen d'Annunzios Menschen bei jeder Gelegenheit stürmisch öffnen, ist nicht einem Kraftüberschuß entsprungen, der darauf drängt, sich in gewaltigen Thaten zu äußern, sondern sie ist ein Ausdruck hysterischer Impotenz, wie sie der Psychiater oft genug an seinen Patienten beobachten kann. Pathologischen Ursprungs ist diese in so wundervollen Perioden und in so berauschenden Rhythmen dahinströmende Sprache mit ihrer tropisch luxurierenden Bilderfülle, die man jedoch richtiger als Mangel an Disziplin bezeichnen muß, eine Sprache, die nach der Versicherung von Italienern auch die beste deutsche Uebersetzung nicht nachbilden kann. Pathologisch ist dieser Aesthetizismus und Hedonismus d'Annunzios, der sich als einen Apostel der Schönheit und Lebensfreude gebärdet, und dem in Wahrheit seine krankhafte Reizbarkeit zum höchsten Lebensgenuß, der immer nur aus der Harmonie entspringt, nicht kommen läßt. Pathologischen psychischen Problemen begegnen wir bei ihm immer wieder, und so auch in der „Toten Stadt", wo zumindest die Leidenschaft Leonardos zu seiner Schwester Bianca Maria in das psychopathische Gebiet zu verweisen ist, während die visionäre Feinfühligkeit der blinden Anna vielleicht noch der psychologischen Erklärung zugängig ist. Innerhalb des so umgrenzten Gebietes aber zwingt Gabriele d'Annunzio uns mit suggestiver Kraft, ihm zu folgen. Die Kunst, den Leser oder Hörer in die Stimmung zu versetzen, die er erzeugen will, besitzt in ihm einen Meister. Er versteht die Sprache der Seelen und handhabt jenen „zweiten Dialog", der über dem Dialog der Worte zu schweben scheint, und der der eigentliche Dialog der Seelen ist, mit der intuitiven Sicherheit des Genies. Ich weiß nicht, in wie weit er von Maeterlinck sich hat beeinflussen lassen, aber wenn man den Dialog der „Toten Stadt" liest, so ist es, als wäre dieses Drama ein Musterbeispiel für Maeterlincks Theorie, oder als sei diese aus d'Annunzios Tragödie abgeleitet. Wir glauben zu vernehmen, was sich die Seelen dieser Menschen in Wahrheit, halb wider Willen sagen, während ihre Lippen halb unbewußt ganz andere Dinge sprechen, und gleich von Beginn an liegt es über ihnen wie eine Gewitterschwüle, die Atmosphäre ist wie mit Elektrizität geladen, und die Spannung nimmt von Szene zu Szene an Intensität noch zu. Wie spüren über den Häuptern dieser Vier ein furchtbar tragisches Geschick, dessen Unabwendbarkeit durch den fortgesetzten Hinweis auf das Geschick der Atriden nur noch dräuender uns ins Bewußtsein tritt. Wer durch das Gewirr der lyrisch-epischen Schilderungen hindurch auf das Wesen der Handlung zu blicken vermag, der sieht diese sich in fortgesetzter Steigerung bis zu einem Höhepunkte erheben, an dem die Katastrophe unvermeidlich ist. Aber es giebt in dieser Welt d'Annunzios für anders organisierte Naturen keine reine Wirkung, und so wird denn auch die hohe Tragik des Konfliktes zwischen Alessandro, Anna und Bianca Maria durch das abstoßende Motiv der Leidenschaft Leonardos zu seiner Schwester, das ja freilich eine wichtige tragische Funktion hat, gestört, und statt einer tragischen Erschütterung löst die Mordthat, mit der Leonardo den Konflikt zu enden meint, nur Grauen aus.

So übt denn diese Tragödie eine durchaus zwiespältige Wirkung. Die Frage, ob sie aufführbar ist, kann ich an dieser Stelle nicht erörtern. Bejaht man sie, so kann man es jedenfalls nur unter der Bedingung, daß sich zur Darstellung dieser ganz singulären Menschen auch ganz singuläre Schauspieler finden, und daß die Ausstattung über die größten Mittel verfügt, um wenigstens der Vorstellung, die der Phantasie des Lesers vorschwebt, sich einigermaßen zu nähern. In der Aufführung am Neuen Theater wurden leider die Bedingungen nur durch die Darstellerin der Anna (Frau Rosa Bertens) erfüllt, und so verlief sie denn im ganzen ziemlich eindruckslos.

Gustav Zieler.

Prag. Auguste Hauschner ist eine geschätzte Novellistin. Aber sie versucht sich von Zeit zu Zeit auch auf dramatischem Gebiet. Liebenswürdige Einakter haben ihr bisher darin nicht Unrecht gegeben, und man konnte sie würdigen, ohne der Schriftstellerin ihr Erzählertalent vorzuwerfen. Nicht so bei ihrem letzten Lustspiel „Der klare Quell", das ganze drei Akte für sich in Anspruch nimmt. Die Verfasserin kam ein wenig unschuldig zu der sanften Ablehnung, die dieses leichte und seichte Szenengeplätscher bei der Erstaufführung am 24. Januar im Neuen deutschen Theater erfuhr. Die Sünder waren die Preisrichter, die das Stück aus der Reihe der Einsendungen anläßlich eines Preisausschreibens der prager Concordia heraushoben und es in eine engere Konkurrenz mit zwei anderen Werken treten ließen. Die Würfel des Gesamturteils sind noch nicht gefallen, aber das Schicksal des „Klaren Quells" steht auf blanche. Das Milieu des Lustspiels ist ein Alpenhotel, in dem es viele Leute und keine Menschen giebt. Die Handlung wird durch eine Folge ziemlich zusammenhangloser Szenen aufgehoben; sie wieder erzählen, hieße dem Autor etwas hinzudichten. Genug daran, daß zum Schlusse geheiratet wird. Manches episodische Beiwerk ist recht gefällig geraten und verrät die geistvolle Spötterin. Alles übrige verträgt kein scharfes Urteil. Das Publikum war nett und klatschte die anwesende Autorin einmal hervor.

Emil Faktor.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Herrgottsfäden. Roman von E. Zahn. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1901. M. 3,— (4,—).

Eine schweizerische Gebirgsbauerngeschichte. Ein Lebensbild von hartem, verbissenem Bauerndünkel, Bauerneigensinn und Bauernwillen. Der Verfasser baut sein Werk auf einer Basis von Dingen auf, die an sich voll Leben und voll Wirklichkeit stecken. Es ist ihm auch gelungen, Szenen von kraftvoller Art herauszuheben und zu realistischer Wirkung zu bringen. Als Ganzes aber läßt der Roman keinen reinen, künstlerischen Genuß aufkommen. Zahn leidet noch an altbekannten Erzählerschrullen, die seiner Art die Originalität nehmen. Sein Ton ist auf ein biedermeiergemächliches Tempo gestimmt, das zwar sehr virtuos, mit allerhand Stilschnörkelei und schweizer-ländlichem Wortwerk ausstaffiert, durchgeführt ist, aber doch öfters stark bleiern wirkt. Der Verfasser tritt dabei nicht hinter seine Geschichte zurück, er bleibt in und zwischen den Zeilen beobachtend und beurteilend sichtbar, ohne daß seine persönliche Anwesenheit für die Geschichte irgendwie wesentlich wäre. Wir wollen aber die epischen Gestalten nicht gegängelt, sondern in voller Selbständigkeit, einzig aus sich wirkend, vor uns sehen. Von dem Grade dieser Selbständigkeit der Erscheinung hängt sehr erheblich der Grad des Kunstwertes ab.

Der Roman, der sich in die Gegenwart herauf aus vergangenen Jahrzehnten her entwickelt, setzt mit kräftigen Strichen ein. Die beiden Bauern, der Knecht Christen Russi und der Dorfpräses und Großhofbesitzer Furrer, sind famose Gestalten. Es ist jener Bauernschlag, der im Roman nicht neu ist, den man sich aber immer aufs neue gern gefallen läßt. An diese beiden Bauern hat Zahn seine ganze Kraft gesetzt. Die übrigen Gestalten sind weniger plastisch herausgearbeitet und erscheinen zum größten Teil auch mehr dem Zweck der Geschichte angepaßt, als daß man den Eindruck gewönne, daß die Geschichte sich nach den Gestalten richte. Die Fabel ist dem Autor eben die Hauptsache. Er klebt am Aeußeren, wo er die Kraft vornehmlich auf die innere Notwendigkeit legen müßte. Im Titel des Romans steckt ein Stück

ganz lehrreicher Beleuchtung der Art, wie Zahn schafft. Herrgottsfäden! Der Lehrer Columban, eine wenig originelle und romanhaft-sentimentale Figur, ist beseelt von dieser Anschauung: „Wenn die Sonne im blauen Himmel steht und die Lichtstreifen nach allen Seiten hinab auf die Erde fallen, da ist es mir alleweil, als hingen an Millionen und Millionen von goldenen Fäden die kleinen Erdenmenschlein, und der Herrgott da oben regierte mit einer einzigen Hand das Ameisengewimsel der Menschen...“ Also ein irdisch-himmlisches Marionettenspiel! An sich ist gegen diese Anschauung, wenn sie bloß als die des Welt und Leben aus beschränkter Dorfperspektive sehenden Lehrers gegeben wäre, nichts einzuwenden. Aber Zahn deutet ja im Titel an, daß er diesem Gedanken eine Art leitmotivischer Rolle zugeschoben haben will. Das ist ein Mißgriff, und der Roman selber will auch nicht recht mit dem Leitmotiv verwachsen. Die Herrgottsfäden flattern nur lose über dem Ganzen, die Verknüpfung ist recht gezwungen. Alles in allem fühlt man sich schließlich zu der Ansicht verleitet, daß es dem Autor hauptsächlich um den schöntönenden Buchnamen zu thun war, als er „Herrgottsfäden“ darüber schrieb. Aber der Ausgang der Geschichte zeigt, daß es ihm doch auch wirklich darauf ankam, eine Art Herrgottsfügung nach dem Motto „Der Mensch denkt und Gott lenkt“ vorzuführen. Wir müssen da Gezwungenes über uns ergehen lassen, so eine Art Romeo und Julia-Anhang zu der dörflichen Montecchi- und Capuletti-Geschichte, die das Ganze darstellt, aber jener Anhang hat nicht immer Kraft genug, unser Interesse gegen den Schluß hin sonderlich zu beleben. Darin steckt der Fehler, den Zahn beging, daß er den Kampf, den die beiden hartstarren Bauernnaturen des Russi und des Furrer gegen einander kämpfen, durchaus zu einem versöhnlichen Abschlusse bringen wollte. Das trieb ihn auf die schiefe Ebene, einen Ausnahmefall künstlich zu konstruieren.

Der Schwerpunkt des Interesses, das der Roman erregt, liegt gänzlich bei dem Kampfe, den die beiden bäuerlichen Gegner wider einander ausfechten. Dieser Kampf erhebt sich aus dem Persönlichen in einen Kampf schroffster wirtschaftlicher Gegensätze. Er wächst über seine Träger hinaus und mußte nun, wenn kein Abfallen der Wirkung risikiert werden sollte, unter Betonung dieses neuen Agens, das die Menschen zur psychischen Botmäßigkeit zu zwingen weiß, zu Ende geführt werden. Das versah Zahn. Es ist, als ob er jede Katastrophe zum Schluß aus einer gewissen versöhnungslüsternen Romantendenz heraus gescheut hätte.

Das künstlerisch Anzuerkennende an diesem Roman steckt in einzelnen Episoden, nicht also in dem Ganzen. Zahn hat etwas Urwüchsiges, und er ist gewiß ein tüchtiger Beobachter im Einzelnen. Aber ins Große reicht die Kraft — dieser Probe nach — noch nicht. Vielleicht ist die Neigung, einem gewissen Lesepublikum zu Liebe konzessionsbereit zu sein, daran schuld, eine Neigung, die ungewollt gewirkt haben mag, weil der Autor die Menschen und ihre Dinge nicht materialistisch klar genug zu packen weiß. Ein künstlerisch bedeutender Roman der Art, wie Zahn ihn anfaßte, ist heute ohne ein sicheres Kennen des inneren Bandes, das die beiden eint, undenkbar.

Bremen. *Franz Diederich.*

Schreie. Novellen und Skizzen von Ilse Frapan-Akunian. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901. 239 S.

Auch in diesem Buche schildert die Dichterin wie in dem vor Jahresfrist erschienenen Novellenbande Wehrlose, Menschen, die die gemeine Not des Lebens bedrängt und besiegt, Menschen, denen ein schöner Traum entschwindet, den sie fast als Wirklichkeit genommen hätten, Wehrlose, denen Elend, Schmerz, Angst, Entrüstung einen Schrei abringt, der uns die Tiefe ihrer Leiden zeigt. Es sind Alltagsgeschichten, erzählt mit echt weiblicher Hingabe und Anteilnahme. Ilse Frapan findet aber für die Opfer des Lebens nicht nur Trost und Mitgefühl, sondern auch Klagen und Thränen — Thränen, weil sie ihnen nicht helfen kann. Sie schilt die Grausamkeit des Lebens und ist empört über seine Ungerechtigkeit, die die Armen ganz vergißt. Diese selbst weiß sie uns menschlich nahe zu bringen; sie nimmt uns gleichsam bei der Hand und führt uns zu den Stätten des Elends: nach Baku zum armen Tigran, oder zum Kosttisch der Witwe Weber nach Hamburg. Sie macht uns gleich heimisch bei ihren Menschen und zwingt uns durch ihre Kunst, ebenso großen Anteil an diesen Menschen zu nehmen, wie sie ihn selbst nimmt. Sie führt uns bald da-, bald dorthin, nach Zürich, in den Kaukasus, nach Mailand, ins Eschthal, aber sie macht uns mit der Umgebung, in der ihre Geschichten spielen, schnell und mit wenigen Strichen vertraut. Von den acht durchweg fein und wahr empfundenen Novellen dieses Bandes möchte ich den „Die verfluchte Stelle“, „Mahlzeit“ und „Die Meisterin“ betitelten den Vorzug geben, ohne die übrigen gering zu schätzen.

Charlottenburg. *Alfred Semerau.*

Der Not gehorchend. Roman von A. von Gersdorff. Berlin W., Richard Taendler. 290 S. M. 4,— (5,—).

Ein gewisser Reiz liegt für viele in Ada von Gersdorffs Erzählungsweise. Sie trägt den Leser über allerhand romantische und phantastische Unwahrscheinlichkeiten mit leichtem Flug hinweg. Sie weiß auch stets zu spannen, zu interessieren. Ihre Bücher haben etwas im guten Sinne schmökerhaftes. Wenn man sie einmal zu lesen begonnen hat, legt man sie nicht gerne aus der Hand, ehe man zu Ende ist. Die Fabel weist meist Neuheit und Geschick in der Erfindung auf. Hier und da packt auch wohl ein Ausdruck, eine Szene, die Seite eines Charakters als echt empfunden und durchlebt. Im ganzen aber stehen ihre Menschen in Schicksal und Persönlichkeit so sehr abseits von dem wirklichen Leben, daß sich uns das Gefühl aufdrängt, als dürften wir an sie gar nicht den Maßstab lebendiger Geschöpfe von Fleisch und Blut legen. Und wo die Schriftstellerin diese romantische Bahn einmal zu verlassen sucht, weicht denn auch sofort der Zauber ihrer stilistischen Eigenart. Den nüchternen, trivialen und doch in ihrer Gesamtheit oft künstlerisch notwendigen Details des alltäglichen Lebens gegenüber versagt ihr Pinsel, der nur durch ein Prisma geschaute, schillernde Farben kennt. Sehr tief dringt Ada von Gersdorff nie in Probleme des Lebens oder des menschlichen Herzens ein. Sie streift, zeigt, vergoldet sie; hüllt sie in graue oder glänzende Schleier, aber sie packt sie nie mit sicherer Hand. Dazu fehlt ihr eben der starke Wirklichkeitssinn, der dem echten Lebens- und Charakterschilderer eigen ist.

Auch „Der Not gehorchend“ bietet im ganzen einen neuen Beweis für diese Ausführungen. Freilich gelingt es der Verfasserin hier nicht, wie sonst, den Leser bis zum Schlusse zu fesseln. Das liegt nicht etwa in einem Ungeschick der Fabel, die im Gegenteil der Novellistin eine Fülle psychologisch interessanter und sogar pikanter Szenen geradezu aufzwingen müßte, sondern in der nicht sorgfältigen Detailausführung und dem unmotivierten und plötzlichen Umwerfen der beiden Hauptcharaktere. Die Verfasserin vermag nicht, nachdem sie ihre Helden in gänzlich veränderte Lebensbedingungen stellt, die Grundzüge des Wesens dieser beiden Persönlichkeiten festzuhalten. Sie entgleiten ihr. Mit einem Schlage stehen Feodora und Andreas Steyn vor uns als in Wesenheit, Empfinden, Handeln, Formen gänzlich gewandelte Menschen. Nichts an ihnen ähnelt mehr der Gräfin Goswien, dem Grafen Stanojewski. Verblüfft staunt der Leser. Von Entwickelung, Motivierung ist keine Rede. Und von diesem Augenblicke an hat die Verfasserin verspielt. Die Unwahrscheinlichkeit unter vielen anderen, daß ein Verwalter Steyn, unter dem Namen des reichen Grafen Stanojewski, die in der berliner Hofgesellschaft allbekannte Gräfin Goswien einwandslos dort heiraten kann, als ob es weder Behörden, noch erforderliche Legitimationen gäbe, mag man der Fabulistin und ihrem romantischen Hang zu gute halten: das Umwerfen

der beiden Charaktere nicht. Man sieht durch dies wie ein scharfer Schnitt wirkende technische Ungeschick zur Rechten und zur Linken einen halben Menschen heruntersinken. Nur daß die Hälften nicht zusammenpassen. Der Schluß besonders flaut in geradezu enttäuschender Weise ab. Frau von Gersdorff möchte schildern, wie zwei Menschen aus nicht nur auf die Dauer unmöglichen Gefühlen, Beziehungen und äußeren Verhältnissen den Pfad in das prosaische, doch glückliche Alltagsleben finden, aber sie selbst kennt in ihrem Schaffen den Weg nicht. Und ihre gewandte Feder versagt dieser Aufgabe gegenüber gänzlich, so daß man das Buch fast mit dem peinlichen Gefühl aus der Hand legt, einer künstlerisch verfehlten Arbeit gegenüberzustehen. Und das ist schade. Wer ihr Buch „Ein schlechter Mensch" gelesen hat, das zu so großen Hoffnungen berechtigte, muß ihr wünschen, daß sie den darin angeschlagenen, knappen, doch prägnanten Ton wiederfände, und sollte ihr, mit Hinblick auf die jetzt quantitativ sehr großen Leistungen ihres Talents die Mahnung zurufen: weniger wäre mehr!

Berlin. *H. von Endorff.*

Die Treue. Novellen von Stefan Großmann. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). 174 S. M. 2,—.

Es ist nicht leicht, diesen Novellen, die Großmann besser hätte als Skizzen bezeichnen sollen, gerecht zu werden. Nach rascher Lektüre könnte das Schlußverdikt leicht lauten: flott hingeworfene Studien ohne Handlung, ohne fertige Charaktere; Phantasieen über Menschliches, die doch wiederum nicht phantasievoll genug sind, um allein durch die Glut der Imagination zu fesseln. Und wirklich, einige der großmannschen Arbeiten, z. B. das überflüssig unappetitliche Momentbild mit dem überflüssig langen Titel „Er ist doch so ein freundlicher Herr" und sogar die an den Schluß des Bandes gestellte Tagebuch-Novelle, die dem Ganzen den Namen giebt, verklingen schnell, ohne Nachhall. Die anderen Sachen üben erst allmählich ihre Wirkung, die nicht groß, aber fein ist. Zarte Geheimnisse scheinen in der Novelle „Die Wunder des Lebens" zu flüstern, ironischer Humor ringt sich, ohne dreiste Absicht zu verraten, aus der Gerichtsszene „Die Zeugin" empor, und kapriziöse Frauenlaunen quirlen in „Die Reise" durcheinander. Welche wiener Töne geben den besseren Stücken des Bandes einen aparten Reiz und den schwächeren wenigstens einen Anflug von Grazie.

Breslau. *Erich Freund.*

Kinder der Sonne. Italienische Novellen von A. Andrea. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1901. 308 S. 3 Mk.

Es war der Verfasserin darum zu thun, einen stark hervortretenden Zug im italienischen Volkscharakter, den Aberglauben, novellistisch zu veranschaulichen. So ist denn der Schauplatz der sieben unter dem klingenden Titel vereinigten Novellen abwechselnd Rom und Neapel, die klassischen Stätten des Aberglaubens. Ohne aufdringlich belehrend zu sein, macht das Buch uns in der ersten und besten Erzählung mit dem Aberglauben vom glückbringenden Buckligen („il Gobbo") bekannt, der edelmütig auf Liebe und Leben verzichtet, um dem Glücke des Bruders nicht im Wege zu stehen. Eine Kartenlegerin ist in der zweiten Novelle („Zeichen und Wunder") schuld daran, daß das schönste Mädchen auf ganz Capri alle Freier abweist, um endlich nach 12 Jahren den prophezeiten Witwer zu heiraten. Der „Jettatore" (neapolitanisch für „Gottatore"), der Mann mit dem bösen Blick, spielt, obwohl er im Nebenamt ein ganz harmloser Mensch und Graveur ist, in der vierten Novelle einer Familie übel mit. Manchmal geht es wunderlich und ganz unglaublich zu, aber wenn man bedenkt, daß selbst gebildete Römer die Ursache von Crispis Fall darin erblickten, daß er an jenem kritischen Morgen vergessen hatte, sich gegen den „bösen Blick" zu schützen, dann wird man sogar glauben, daß die habgierige Alte in der letztgenannten Novelle einen mit wahrhaftigen Goldstücken gefüllten Beutel, den ihr der „Gettatore" vermacht hatte, flugs in den Tiber wirft.

Die Darstellung bewegt sich auf der Grenze von Kunst und unterhaltender Plauderei. Wahrheit und Dichtung sind anmutig verwoben. Entwicklung und Verwicklung des Stoffs interessieren immer, und die Lösung überrascht meist. Schwere Probleme werden nirgends gestellt, aber man beschäftigt sich gerne ein paar Stündchen mit diesen „Kindern der Sonne", unter denen wir nicht nur die feurigen Burschen und Mädchen der Erzählungen verstehen, sondern die Novellen selbst, sind sie doch fröhliche, tändelnde „Kinder der Sonne", leichte Erzeugnisse einer heiteren Sommerlaune.

Genua. *Paul Scheurlen.*

Chopin-Prélude. Von Graf Leo Tolstoi. Uebersetzt von E. von Gütschow. 2. Auflage. Leipzig, Walter Fiedler, 1901. 79 S. M. 1,—.

Den Lesern dieser Blätter dürfte es bekannt sein, daß das „Chopin-Prélude" kein Werk des bekannten Leo Tolstoi ist, sondern seinen Sohn, der den gleichen Vornamen wie der Vater trägt, zum Verfasser hat*). Dennoch steht das Buch in enger Beziehung zum alten Tolstoi: es ist eine temperamentvolle und geschickte Gegenschrift zu seiner „Kreutzersonate", dieser zumal in Deutschland weit über ihren Wert hinaus bekannt gewordenen Tendenzerzählung. Stellt der alte Tolstoi in der „Kreutzersonate" in blindem Fanatismus die absolute Keuschheit, nicht nur vor und außer der Ehe, sondern auch in der Ehe, als Ideal für die Menschheit auf, so fordert der Sohn in „Chopin-Prélude" dagegen eine möglichst frühe Heirat, damit die Menschen, ohne in Laster zu verfallen, ihre geschlechtlichen Bedürfnisse, die Tolstoi für angeborene hält, in naturgemäßer und billigenswerter Weise befriedigen können. Kann man dem Autor bis hierher im allgemeinen mit Zustimmung folgen, so müssen seine weiteren Ausführungen, die sich in oberflächlicher Weise mit der Beseitigung der Hindernisse, die der Erfüllung seiner Forderung entgegenstehen, beschäftigen, mannigfachem Widerspruch begegnen. Wirtschaftliche Notlage als Hinderungsgrund für eine frühzeitige Heirat erkennt Tolstoi jun. überhaupt nicht an: Wir hungern ruhig zu zweien! Das ist viel besser, als nicht verheiratet zu sein. Und schließlich würden sich die Menschen immer der zwei jungen Wesen erbarmen, die sich zur Fortpflanzung und Erziehung des menschlichen Geschlechts verbunden haben. Dieser Glaube des jungen Herrn Tolstoi ist ebenso phantastisch wie die Meinung, daß, nachdem sinnliche Triebe — was seiner Ansicht nach gewöhnlich der Fall ist — zur Wahl des Gatten geführt haben, in der Ehe sich stets die rechte Liebe, die kameradschaftliche, „geschwisterliche", einstellen werde. Aber Leo Tolstoi hat schließlich nicht das Eheproblem lösen, sondern nur den in der „Kreutzersonate" seines Vaters ausgesprochenen Theorieen opponieren wollen, und das hat er in der geschickten, novellistischen Form seines „Chopin-Prélude" immerhin in interessanter und anregender Weise gethan.

Dem Uebersetzer möchte ich empfehlen, den Titel in „Chopin-Präludium" umzuändern und als Verfasser, um allen Verwechselungen von vornherein vorzubeugen, Leo Leowitsch Tolstoi (im Gegensatz zu Leo Nikolajewitsch dem Vater) anzugeben.

Berlin. *Eduard Höber.*

Der Krieg der Welten. Roman von G. H. Wells. Autorisierte Uebersetzung von Dr. G. A. Crüwell. Wien, Moritz Perles. III, 244 S. 3 M.

Seit den Tagen, da Charles Rivière du Fresny seinen mißvergnügten Siamesen in Paris hatte

*) Dagegen hält ein Herr O. Krone in Berlin, der das „Chopin-Prélude" seit vielen Wochen zusammen mit einigen Werken des alten Tolstoi im Stil pornographischer Schmutzlitteratur als „äußerst pikant, packend und hochinteressant" in Zeitungsannoncen anpreist, dies Buch offenbar für eine Arbeit des Autors von „Krieg und Frieden". E. H.

promenieren lassen (1705), trug sich die Satire am liebsten exotisch. Sei es, daß man fremde Länder oder wie Cyrano de Bergerac fremde Erdkörper aufsuchte, um hinten weit in der Türkei das zu verspotten und zu tadeln, was ohne den heilsamen und doch durchsichtigen Schleier kaum ungestraft hätte gegeißelt werden dürfen, oder daß man den rousseauschen Naturmenschen, den rauhen und doch besseren Sohn der Wildnis, seine Glossen über unsere Hyperkultur an den Mann bringen ließ. Die eine Manier ist durch Montesquieus „Lettres persanes", die andere durch Voltaires „L'ingénu" allen geläufig. Aber man hätte auch noch Namen wie d'Argens, Graffigny, Hamilton, Swift, Afra Behn und andere zu nennen. Wohl durch Cyrano angeregt, ließ Voltaire den Mikromegas, Bürger des Nachbarplaneten Sirius, zur Erde kommen und den aufmerksamen Beobachter der Menschen spielen, zu denen er sich etwa so verhielt wie Gulliver zu den Riesen.

Cyrano, Voltaire und Jules Verne sind die Väter, vielleicht auch nur die Paten, des vorliegenden höchst geistreichen, von Crüwell vortrefflich verdeutschten Buches. Die Fiktion ist die: Bewohner des Mars, Ungetüme, die nicht essen, nicht schlafen, nicht lieben, kaum reden, deren Organismus gleichsam nur aus dem Gehirn mit den nötigsten Appendices besteht, landen, von den nachlässigen Astronomen beobachtet, aber nicht erkannt, auf der Erde. Wenn man will, mag man sie als die Schatten betrachten, die ein technisch-mechanisches, ein gußeisernes Zeitalter vor sich wirft. Ihrer fünfzig oder weniger, verwüsten sie, auf ihren gigantischen Kriegsmaschinen daherrasend, mit ihrem „Hitzstrahl" alles Lebendige rettungslos versengend, mit ihrem Giftrauch alles Organische erstickend, das England von heute, das England des 20. Jahrhunderts, mit seinen Palästen, Kirchen und Landhäusern, seiner Artillerie und seinen Panzerschiffen. Zerstörte Häuser, Leichen und Blut bezeichnen den Weg dieser Höllengeister der Mechanik, das riesige London wird entvölkert, alles sucht das schützende Meer — wie lange wird es schützen? — zu gewinnen. So hat sich der gute kleine Mikromegas von einst gemausert. Und während die Millionen Engländer verzweifeln, kommt eine kleine vielgeschmähte Verbündete zu Hilfe: die Mikrobe. Die Mars-Luft ist bazillenfrei, die unförmlichen Leiber der Mars-Geschöpfe sind aber nicht immun. Und so werden diese Geißeln der Menschheit, während sie morden und wüten, nicht anders als wollten sie unnützes Getier ausrotten, vom Allüberwinder, dem auch sie unterthan sind, gefällt. Nun gilt es, künftig besser auf den Mars zu achten.

Die Form, in der diese phantasie- und geistreiche Geschichte erzählt wird, ist die glücklichste. Der Verfasser behauptet, die schwere Zeit der Mars-Not selbst zu Beginn des 20. Jahrhunderts erlebt zu haben, und so wählt er die lebendige und überzeugende Ich-Form. Seine eigenen Erlebnisse werden sehr geschickt durch Erzählungen seines Bruders, der sich auf einem anderen Teil des Schauplatzes aufhielt, ergänzt. Eine Wissenschaftlichkeit à la Jules Verne, die für all die Wunder der Chemie und Mechanik eine Formel findet, dazu eine milde Satire, die hinter der Lust am Fabulieren zurücktritt, fügt sich überall glatt ein. Höher noch zu stellen ist die höchst ansehnliche epische Kraft, die in der Darstellung des grenzenlosen Elends in seiner verschiedensten Gestalt, namentlich in der grandios ausgemalten Flucht der Bevölkerungsmassen an die See den Vergleich mit den besten Mustern nicht zu scheuen braucht.

Prag. *Rudolf Fürst.*

Verschiedenes.

Von der bereits angekündigten neuen „Pantheon-Ausgabe", in der der Verlag von S. Fischer eine Reihe ausgewählter Klassikertexte auf den Büchermarkt bringt, sind die ersten drei Bändchen mittlerweile erschienen: sie enthalten den ersten Teil des „Faust", Kleists „Michael Kohlhaas" (mit einer Einleitung von Erich Schmidt) und Shaksperes „Sommernachtstraum" in A. W. v. Schlegels Uebersetzung. Diese neue Sammlung geht in Ausstattung und Format auf die in England beliebten „Temple Classics" zurück, von denen sie sich nur durch etwas gedrungeneres Format und das genarbte Leder des biegsamen Einbandes unterscheidet. Ein sehr schöner Antiquadruck auf Büttenpapier nebst den knappen Einleitungen und Anmerkungen aus fachmännischer Feder sichern den schmucken Bändchen ein Hausfreundrecht in vielen Häusern. Für die beigegebenen Porträts wünschte man sich Stiche, keine Lichtdrucke: der Preis von 2 Mk. für den Band verträgt wohl diesen kleinen Mehraufwand noch. Die Leitung des Unternehmens und die Textredaktion führt Dr. Otto Pniower, der seinen Namen allzu bescheiden ganz unterschlagen hat.

**

„Kraft und Stoff", das bekannte Buch Ludwig Büchners, ist soeben in 20. Auflage als wohlfeile Ausgabe bei Theodor Thomas in Leipzig erschienen (M. 2,50 [3,—]). Zum ersten Mal wurde die Schrift 1855 gedruckt und seitdem in 15 lebende Sprachen übersetzt. Je mehr der Darwinismus an Kraft und Ansehen gewann, desto mehr drang auch Büchners Werk, dem Schopenhauer, der unentwegte Metaphysiker, bei seinem Erscheinen das Verdammungsurteil gesprochen hatte, durch, wurde eine Zeitlang überschätzt, um heute wieder unterschätzt zu werden. Liegen auch seine Schwächen offen zu Tage, so muß es doch als eins der Bücher bezeichnet werden, die zur Einführung in die Entwicklungslehre vortreffliche Dienste leisten.

Das „Zeitlexikon", das die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart vor Jahresfrist herauszugeben begann, hat jetzt nach Abschluß des ersten Jahrganges sein Erscheinen eingestellt. Das groß angelegte, aber leider überflüssige Unternehmen wurde s. Zt. an dieser Stelle mit allem Respekt vor der geleisteten Arbeit, aber auch mit großem Zweifel an seine Zweckmäßigkeit angezeigt (LE III, 1010), während in der Presse vielfach ein ziemlich gedankenloser Lobschwall über die neue Erscheinung erging. Unsere damals ausgesprochenen Zweifel an dem praktischen Nutzen des „Zeitlexikons" haben sich rascher, als gedacht, als begründet erwiesen, und es bleibt nur bedauerlich, daß an eine so aussichtslose Sache so viel Opfer an Fleiß, Mühe und Kosten verschwendet werden mußten.

**

Nachrichten

Bibliographische Gesellschaft. Dr. Gustav Karpeles und Dr. H. H. Houben, die jüngst die Anregung zu einer Bibliographie der deutschen Zeitschriftenartikel im 19. Jahrhundert gegeben haben (vgl. Sp. 610), planen zu diesem Zwecke die Gründung einer Bibliographischen Gesellschaft. Zuschriften in dieser Angelegenheit sind an Herrn Dr. Houben (Schöneberg-Berlin, Ebersstraße 91) zu richten.

* *

Allerlei. Am 5. Dezember v. Js. verstarb, wie erst vor kurzem bekannt wurde, der englische Turkologe E. J. W. Gibb. Er veröffentlichte im Jahre 1900 den ersten Band einer Geschichte der osmanischen Poesie („A History of Ottoman Poetry". London, Luzac); weitere drei Bände liegen im Manuskript so gut wie vollendet vor und werden von Professor Edw. H. Browne (Cambridge) herausgegeben werden. — Der Sprachforscher und Kulturhistoriker Theodor Vernaleken in Graz feierte dieser Tage seinen 90. Geburtstag. — Goethes „Iphigenie auf Tauris" wurde am 23. Januar in einer „Matinée littéraire" des Théâtre du Parc in Brüssel

zum ersten Male in französischer Sprache aufgeführt, und zwar in der eigens zu diesem Zwecke hergestellten Uebersetzung von Georges Dwelschauvers. — Kaiser Wilhelm hat an seinem Geburtstage der Stadt Rom eine — von Gustav Eberlein noch zu schaffende — Statue Goethes geschenkt, für die die Villa Borghese als Aufstellungsort in Aussicht genommen sein soll. — Der italienische Romanschriftsteller Antonio Fogazzaro hat ein Schauspiel geschrieben, das den Titel „Il ritratto mascherato" führt. — Im bremer Ratskeller soll eine Gedenktafel für Heinrich Heine angebracht werden. — Die Bibliothek des kürzlich verstorbenen Litterarhistorikers Heinrich Düntzer ist in den Besitz der Buchhandlung Gustav Fock, G. m. b. H. in Leipzig, übergegangen.

Vortragschronik.

Berlin. „Gemälde und Bildwerke in Goethes ‚Faust'." Von Max Morris (Nat.-Ztg. 657). 27. Nov.

— „Goethe als Dante-Erklärer." Von Paul Pochhammer.

Wien. „Die erste Aufführung der Iphigenie in Wien." Von Dr. Emil Horner. 17. Dez.

Zürich. „Die Schweiz in Scheffels Leben und Dichten." Von Dr. L. P. Betz (Züricher Post, 26. Beil.) 27. Januar.

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Damrosch, J. H. Kleineleut-Geschichten e. altberliner Junggesellen. Berlin, A. Haack. gr. 8°. 136 S. M. 1,50.

Dürer, E. Kadettenträume. Milit. Skizzen. Frei n. d. Ital. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 128 S. M. 3,— (4,—).

Grunert, J. R. Grußvot'rsch Geschicht'n. Heitere Gedichte u. Geschichten i. d. Mundart der Leitmeritz-Aussiger Gegend. Aussig, Aug. Grohmann. 12°. 158 S. M. 1,—.

Gubalke, Lotte. Die Bilsteiner. Erzählungen. Kassel, Karl Victor. 143 S. M. 1,50 (2,—).

Immenhof, H. v. Die Babenberger. Histor. Erz. Brünn, Friedr. Irrgang. 282 S. M. 4,50.

Kapff-Essenther, F. v. Kleineleuts-Geschichten (Kürschners Bücherschatz Nr. 277). Berlin, H. Hillger. 12°. 128 S. M. —,20.

Kospoth, W. Graf. Schloß Lémorand. Roman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 231 S. M. 4,— (5,—).

Poths-Wegner. Neu-Hellas. Roman. Leipzig, Paul List. 338 S. M. 3,—.

Schäfer, Wilhelm. Die Béarnaise. Eine Anekdote. Berlin, Schuster & Loeffler. 12°. 32 S.

Schaukal, Richard. Von Tod zu Tod u. a. kleine Geschichten. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 107 S. M. 3,—.

Schlichtegroll, C. F. v. Ulrich von Liechtenstein. Nov. (Die Vennsveitsche. 2. Band.) Leipzig, H. R. Dohrn. 310 S.

Schoeler, H. v. Fremdes Glück. Eine venetianische Nov. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 166 S. M. 2,50.

Schroeder, C. Verschlungene Pfade. Roman. Berlin, W. Vobach & Co. 233 S. M. 3,— (4,—).

Trinius, A. Neues aus Lerchenthal. Allerlei Geschichten. Berlin, Fischer & Franke. 180 S. M. 3,— (4,50).

Uhde, W. Vor den Pforten des Lebens. A. d. Papieren eines Dreißigjährigen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 110 S. M. 3,—.

Aidé, H. Die Erzieherin (Jane Treachel). Roman. A. d. Engl. v. A. Vischer. Stuttgart, J. Engelhorn. 158 S. M. —,50 (—,75).

Andersen, H. Ch. Die Geschichte von einer Mutter. Mit Bildern v. J. Bossard. Berlin, Fischer & Franke. 4°. 20 Bl. Kart. M. 6,—.

d'Aurevilly, Barbey. Finsternis. A. d. Franz. v. H. u. A. Moeller-Bruck. Berlin, Julius Bard. 12°. 210 S. Kart. M. 3,—.

Gorki, Maxim. Die Drei. Ein Roman. A. d. Ruff. v. M. Feofanoff. Leipzig, Eugen Diederichs. 2 Bde. 239 u. 377 S. m. 1 Bildnistaf. M. 4,— (5,—).

Gorki, Maxim. Erzählungen. III. Die alte Izergil. A. d. Russischen von M. Feofanoff. Leipzig, Eugen Diederichs. 223 S. M. 2,— (3,—).

Gorki, Maxim. Ehemalige Leute. — In der Steppe. — Freunde. Deutsch von C. Berger. Leipzig, Richard Wöpke. 186 S. M. 1,50 (2,50).

Potapenko, J. N. Zwei Wege. Eine Episode aus unseren Tagen. A. d. Ruff. (Kürschners Bücherschatz Nr. 272). Berlin, H. Hillger. 12°. 125 S. M. —,20.

Quincey, Th. de. Bekenntnisse eines Opiumessers. A. d. Engl. v. H. u. A. Moeller-Bruck. Berlin, Julius Bard. 12°. 231 S. Kart. M. 3,—.

Tschechoff, Anton. In der Passagierstube und andere Erz. Deutsch von C. Berger. Leipzig, Richard Wöpke. 93 S. M. 1,— (1,50).

b) Lyrisches und Episches.

Alten, Hedwig v. Roma. Gedichte. München, Aug. Schupp. 60 S.

Beyer, M. Lichter. Poesieen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 56 S. M. 2,50.

Blau, H. Lieder eines Enttäuschten u. a. Gedichte. Eberswalde, Siegfried Dyck. 70 S. M. 2,—.

Bülow, E. v. Reime. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 129 S. M. 2,50.

Büring, W. Verhallende Klänge. Gedichte. Braunschweig, Verlag „Der Litterat". 80 S. Geb. M. 2,50.

Doepkemeyer, O. Bunte Blätter. Gedichte. Herford, Christian Quentin. 103 S. Geb. M. 2,—.

Duus, H. L. Blätter und Blüten. Gedichte. Garding, H. Lühr & Dircks. 12°. 48 S. M. —,75.

Elbe, Walter v. d. Khäli oder Der Ausgleich. London, Selbstverl. 133 S. M. 3,50 (4,—).

Epstein, Georg. Im Vorübergehen. Neue Gedichte u. Skizzen. Berlin, Horn & Raasch. 134 S. M. 2,— (3,—).

Fehlschlag, H. Nach Feierabend. Verse. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 89 S. M. 2,50.

Fleischer, Max. Traum und Schöpfung. Eine Menschwerdung. Dresden, E. Pierson. 100 S. M. 2,—.

Gödecke, A. Gesammelte Gedichte. Braunschweig, Verlag „Der Litterat". 56 S. Geb. M. 2,50.

Grothe, L. Im Chaos der Gefühle. Gedichte u. Sprüche. Wiesbaden, Heinrich Staadt. 12°. 72 S. M. 1,50 (2,—).

Henckell, Karl. Aus meinen Gedichten. Zürich, Karl Henckell & Co. gr. 8°. 80 S. M. 1,—.

Herzfeld, A. Das letzte Lied. Ein Gedichtstrauß. Passau, Gg. Kleiter. gr. 8°. 145 S. M. 2,—.

Knauer, G. Gedichte. Wiesbaden, Heinrich Staadt. 150 S. M. 2,50 (3,—).

Krebs, W. Gedichte. Mettmann, Hugo v. d. Heyden. 80 S. Geb. M. 2,50.

Lechleitner, F. Bergsonnenschein. Märchen. Mit Zeichnungen v. F. Staffen. Berlin, Fischer & Franke. 272 S. M. 4,20 (6,—).

Leppin, P. Die Thüren des Lebens. Ein Buch. Prag, Symposion, Hugo Kosterka. 55 S. M. 1,—.

Liehr, A. Gedichte. Mettmann, Hugo v. d. Heyden. 143 S. Geb. M. 3,—.

Mackay, J. H. Freunde u. Gefährten. Meisterdichtungen auf einzelnen Blättern. Berlin, Schuster & Loeffler. gr. 16°. 10 Serien zu M. 3,—. Je 100 Bl.

Märchen f. d. deutsche Jugend. Mit Bild. v. H. Staffen u. a. Herausg. vom Kölner Jugendschriften-Ausschuß. Berlin, Fischer & Franke. 208 S. Geb. M. 2,—.

May, Karl. Himmelsgedanken. Gedichte. Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld. 364 S.

Molnar, K. Aus der Jugendzeit. Gedichte. Berlin, Joh. Sassenbach. 12°. 56 S. M. 1,—.

Platen, E. v., geb. v. Burgsdorff. Vier Märchen. Braunschweig, Richard Sattler. 108 S. Geb. M. 3,—.

Preczang, Ernst. Lieder eines Arbeitslosen. Ernstes und Heiteres. Berlin-Rahnsdorf, E. Preczang. 31 S. M. —,20.

Prešeren, F. Deutsche Gedichte. Laibach, Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg. 46 S. M. 1,—.

Reh, E. Blumen am Wege. Dichtungen. Braunschweig, Richard Sattler. 215 S. M. 2,— (3,—).

Reinhart, Hans. Frührot. Gedichte. Zürich, Karl Henckell u. Co. gr. 8°. 118 S.

Schicht, Josef. Adonis. Ein Idyll in 3 Gesängen. Berlin, Verlag neuer Lyrik. 62 S.

Staub, P. Joseph. Aus dem finstern Wald. Gedichte und Sprüche. Einsiedeln, Verlagsanst. Benziger & Co. 192 S. M. 2,—.

Teja, C. Verse. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 85 S. M. 2,50.

Volbehr, Th. Hinter dem Erdentag. Träumereien. Mit Bildern v. H. Staffen. Berlin, Fischer & Franke. 4°. 57 S. Kart. M. 8,—.

Wächter, G. Hinauf u. Hinaus. Gedichte. Dresden, E. Heinrich. 84 S. M. —,75 (1,—).

c) Dramatisches.

Größler, Hermann. Thüringens Sturz. Dramat. Dichtg. in 2 Teilen. Dresden, E. Pierson. 280 S. M. 3,—.

Hartmann, Hans Emil. Moncenigo. Dichtg. in 5 Akten. Dresden, E. Pierson. 93 S. M. 1,50.

Karlweis, C. Der neue Simson. Komödie. Köln, Albert Ahn. 115 S. mit Bildn. M. 2,—.

Klob, Karl Maria. Christian Schubart. Volksschauspiel in 5 Aufz. Wien VII, Selbstverlag. 112 S.

Krickeberg, K. Charlotte Corday. Drama. Rostock, Herm. Koch. 102 S. M. 2,—.

Redecke, Arthur. In geistiger Not. E. deutsches Osterdrama. Hannover, Selbstverlag. gr. 8°. 48 S. M. 1,—.

Schaukal, Richard. Vorabend. Ein Akt in Versen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 51 S. M. 2,—.

Schnitzler, Arthur. Lebendige Stunden. Vier Einakter. Berlin, S. Fischer. 160 S. M. 2,— (3,—).

Stegemann, Hermann. Nikolaus von Flüe. Schauspiel. Basel, Georg & Cie. 143 S.

Tschechoff, A. Dramen. A. d. Russ. v. W. Czumikow. (Ges. Werke. 3. Bd.) Leipzig, Eugen Diederichs. 110, 87 u. 98 S. M. 3,—.

Tschechoff, Anton. Die Möve. Schauspiel. Uebers. von W. Czumikow. Leipzig, Eugen Diederichs. 98 S. M. 1,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Conrad, M. G. Von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann. Erinnerungen zur Geschichte der Moderne. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 154 S. M. 2,50.

Houben, H. H. Entwurf zu e. deutschen Bibliographie. In Verbindg. mit G. Karpeles bearb. Leipzig, Felix Dietrich. gr. 8°. 24 S. M. —,50.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausg. von E. Glossy. 11. Jahrg. Wien, Carl Konegen. gr. 8°. 308 S. Geb. M. 10,—.

Kopp, H. Die Bühnenleitung A. Klingemanns in Braunschweig. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte des 19. Jahrh. (Theatergeschichtliche Forschungen. Herausg. v. B. Litzmann. XVII.) Hamburg, Leopold Voß. gr. 8°. 105 S. M. 3,—.

Kühne, W. Venus, Amor und Bacchus in Shaksperes Dramen. Eine medizinisch-poetische Studie. Braunschweig, E. Appelhans & Comp. gr. 8°. 74 S. M. 1,20.

Lublinski, S. Multatuli. (Mod. Essais. Heft 14. Berlin, Gose & Tetzlaff. 38 S. M. —,50.

Sauter, S. F. Ausgewählte Gedichte. Eingeleitet u. herausg. v. Eugen Kilian. (Neujahrsblätter der badischen histor. Kommission. Neue Folge. 5. 1902.) Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. XXXI, 78 S. M. 1,20.

Schiller, F. Bilder aus Grillparzer. Nach 2 Vortr. Wien, J. Eisenstein & Co. Schmal gr. 8°. 37 S. M. 1.—.

Schneegans, H. Molière. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 261 S. mit Bildn. M. 2,40 (3,20).

Wendt, O. Steeles litterarische Kritik über Shakspere im Tatler and Spectator. Diss. Rostock, H. Warkentien. gr. 8°. 43 S. M. —,80.

Wiecki, E. v. Julius Wolffs neuere Dichtungen. Kritische Essais. Königsberg, Gräfe & Unzer. gr. 8°. 58 S. M. 1,—.

Wohlrab, M. Aesthetische Erklärung shaksperiischer Dramen. 2. Bd. Coriolan. Dresden, L. Ehlermann. 96 S. M. 1,50.

Ziegler, L. Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürrsche Buchh. 104 S. M. 1,60.

e) Verschiedenes.

Brandes, Georg. Ges. Schriften. Deutsche Orig.-Ausg. München, Albert Langen. 1.—3. Liefg. gr. 8°. 160 S. (Vollst. in 60 Lieferungen zu M. 1,—.)

Elsner, P. Bilder aus Neu-Hellas. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. gr. 8°. 390 S. M. 4,—.

Frey, A. Arnold Böcklin in Zürich. Zürich, Fäsi & Beer. gr. 8°. 32 S. mit Abb. M. 3,—.

Frömmel, Otto. Deutsche Rätsel. Gesammelt. 1. Heft. Leipzig, Ed. Avenarius. 51 S. Kart. M. —,80.

Henschke, M. Zum Gedächtnis der Kaiserin Friedrich. Rede. Leipzig, Dürrsche Buchh. gr. 8°. 24 S. M. —,50.

Hessische Heimat. Ein litt. Jahrb. f. 1902. Herausg. v. P. Heidelbach. Kassel, Karl Victor. 142 S. M. 2,—.

Hörstel, W. Die Riviera. (Land und Leute. Monographieen zur Erdkunde. XI.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. gr. 8°. 132 S. m. 126 Abb. u. 1 farb. Karte. Kart. M. 4,—.

Jahrhundert, Das deutsche. Einzelschriften. Herausg. v. George Stockhausen. Berlin, F. Schneider & Co. 17.—30. Lieferung. gr. 8°. 749 S.

König, Karl. Im Kampf um Gott und um das eigene Ich. Ernsthafte Plaudereien. 2. Aufl. Freiburg i. Br., Paul Waetzel. 133 S. Geb. M. 1,50.

Kraus, F. X. Cavour. Die Erhebung Italiens im 19. Jahrh. Mainz, Franz Kirchheim. Lex.-8°. 104 S. mit 1 Lichtdr.-Bild u. 65 Abb. Kart. M. 4,—.

Landshoff, L. Johann Rudolph Zumsteeg (1760—1802). Ein Beitrag zur Geschichte des Liedes u. d. Ballade. Berlin, S. Fischer. 214 S. mit Bildn. M. 6,— (7,50).

Lienhard, Fritz. Wasgaufahrten. Ein Zeitbuch. 3. Aufl. Berlin, G. H. Meyer. 191 S.

Müller, Heinrich. Fort mit den Schulprogrammen! Berlin, Otto Gerhardt. 32 S. M. —,50.

Musenalmanach der Hochschüler Münchens. 1901. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 105 S. M. 2,50.

Muther, Richard. Studien und Kritiken. Band II: 1901. 3. Aufl. Wien, Wiener Verlag. gr. 8°. 290 S.

Pfister, A. Pfarrers Albert. Fundstücke aus der Knabenzeit. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. gr. 8°. 190 S. Geb. M. 3,—.

Quanter, R. Die Leibes- und Lebensstrafen bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Eine kriminal-histor. Studie. Dresden, H. R. Dohrn. gr. 8°. 470 S. mit Abb. M. 12,50 (14,—).

Reclams Universal-Bibl. 4251. Lenk, H. v. Die Wanderungen der Buren. — 4252/53. About, Edm. Der Fürst der Berge. Erz. A. d. Franz. — 4254. Wittmann, C. F. Festspiele. VI. — 4255. Bülau, Fr. Geheime Geschichten u. rätselh. Menschen. IX: Graf Ph. Chr. v. Königsmark u. die Prinzessin v. Ahlden. — 4256. Textbuch zu Verdis Rigoletto. — 4257. Frerking, W. Eintagsfliegen. Humoresken. — 4258—4260. Carus, T. Lucretius. Von der Natur der Dinge. Uebers. v. K. L. v. Knebel. Neu herausg. v. O. Güthling. — 4261—63. Alexis, W. Die Hosen des Herrn v. Bredow. Roman. — 4264. Tschechow, A. Die drei Schwestern. Drama. Beard. v. H. Stümcke. — 4265. Herrmann, F. Das Buch Ruth. A. d. Grundtext übers. — 4266/67. Bergmann, A. Ernst Staas, Advokat. Skizzen. A. d. Bläm. — 4268. Hebbel, F. Agnes Bernauer. — 4269. Shakspere, W. Der Kaufmann v. Venedig. Bühnenbearb. — 4270. Spielhagen, F. Alles fließt. Nov.

Schaible, C. Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon. Freiburg i. B., Paul Waetzel. 632 S. Geb. M. 7,50.

Schultze-Naumburg, Paul. Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 152 S. mit 133 Illustr. M. 4,— (5,—).

Stubenrauch, H. Bilder zu Fritz Reuters Werken, mit begleit. Text v. P. Warncke. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (In 23 Liefergn.) 1. Liefg. gr. 8°. 24 S. M. —,50.

Sylva, C. Es ist vollbracht! Das Leben meines Bruders Otto Nicolaus Prinz zu Wied. Berlin, Alexander Duncker. gr. 4°. 72 S. mit 6 Taf. u. 1 Flsm. Geb. M. 5,—.

Theater, buntes. Ernst v. Wolzogens offizielles Repertoire. Herausg. von K. Frhrn. v. Levetzow. 1. Bd. Berlin, Julius Bard. 12°. 119 S. Kart. M. 1,—.

Uhde, Wilhelm. Perikles. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 21 S.

Volkmann, Ludwig. Die Erziehung zum Sehen. Vortr. Leipzig, R. Voigtländer. 48 S. M. —,75.

Wiegand, W. Friedrich der Große. (Monographieen zur Weltgeschichte. XV.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. gr. 8°. 169 S. mit 138 Abb. Kart. M. 4,—.

Wiesbadener Volksbücher. Nr. 10. Heyse, Paul. Der verlorene Sohn. Erz. 60 S. — Nr. 14. François, L. v. Frl. Muthchen und ihr Hausmaier. Erz. 66 S. Wiesbaden, Heinrich Staadt. Je M. —,15.

Antworten.

P. P. Essek. Murners Ulenspiegel wurde 1854 von J. M. Lappenberg (Leipzig, Weigel), ein Neudruck des Volksbuches von H. Knust in Braunes Neudrucken deutscher Litt.-Werke (Nr. 55/56; Halle 1885) herausgegeben. Eine Bibliographie der Ausgaben finden Sie in Goedekes Grundriß (I², 345 ff.). Von Studien über den Eulenspiegel-Stoff wären die folgenden zu nennen: Coster, La légende d'Ulenspiegel (Brüssel 1893); Karpeles, Litt. Wanderbuch (1898. S. 87—98); Crecelius (Archiv f. Litteraturgesch. XV, 383 f.); Goedeke ebda. X, 1—5); Gosche (ebda. I, 282—88); Jeep (Mitt. d. Sprachver., Berlin; VI, 8); R. Friedel, Die Eulenspiegel-Legende mit besonderer Rücksicht auf Berlin (Brandenburgia 94, Nr. 10); R. Köhler, Kleine Schriften 3, 18—22; Koglin (Blätter f. pomm. Volksk. VI, 12—14, 41—43); Schröder (Korrespondenzbl. d. Vereins f. niederd. Sprachf. XV, 37 und Jahrb. f. niederd. Sprache XVI, 110 f.); de Mont (Tijdschr. f. Nederland Folklor. 1891, p. 44—47); Tille (Vierteljahrsschr. f. Litt. III, 501 f.); Treichel („Till Eulenspiegel in Westpreußen." ebda. I, 388 f.); Hauffen („Fischarts Eulenspiegel." ebda. III, 381—94); Stiefel (Zeitschr. f. vgl. Litt.-Gesch. VIII, 483). Die wichtigsten Arbeiten sind die von Coster und Köhler. *A. L. J.*

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Charlottenburg; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Das Illustrierte Blatt

Das litterarische Echo

♥♥♥♥♥♥♥ Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde ♥♥♥♥♥♥♥

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa. 11600

Vierter Jahrgang
Heft 11
März 1902

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cims.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.
für die Schweiz nur durch das Intern. Annoncen-Bureau L. Kuranda, Lausanne

Das Sonett.

Studie von **Otto Hauser** (Wien).

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Das dritte Hauptland der Sonettendichtung ist England. Neben Italien und Portugal hat es die berühmtesten Sonettendichter: Spenser, Shakspere, Elizabeth Barrett Browning, Dante Gabriel Rossetti, Swinburne.

Wie in Frankreich und Deutschland sind auch in England die ersten Sonette Uebersetzungen aus dem Italienischen. Besonders bemerkenswert ist die Wiedergabe der Terzette von Petrarcas 113. Sonett durch den Earl of Surrey (1515 bis 1547), dem neben Thomas Wyatt (1503 bis 1542) das Verdienst gebührt, die englische Sonettendichtung inauguriert zu haben. Bei Petrarca lauten die Zeilen:

Ponmi in cielo, od in terra, od in abisso;
In alto poggio, in valle ima e palustre:
Libero spirto, od a' suoi membri affisso:

Ponmi con fama oscura, o con illustre: —
Sarò qual fui; vivrò com' io son visso,
Continuando il mio sospir trilustre.

Surrey übersetzt, nachdem er schon die Quartette vereinfacht durch zwei Vierzeiler mit gekreuzten Reimen wiedergegeben:

Set me in heaven, in earth, or else in hell,
In hill or dale, or in the foaming flood:
Thrall, or at large, alive whereso I dwell,
Sick, or in health, in evil fame or good: —
Hers will I be; and only with this thought
Content myself, although my chance be nought.

Man sieht, daß Petrarcas Text geradezu herausforderte, die beiden letzten, abschließenden Zeilen durch einen Reim zu verbinden. Aehnlich mag es den Uebersetzern noch bei manchen Stücken ergangen sein, und so erklärt sich auf die einfachste Weise die Eigentümlichkeit des englischen Sonettes bis auf Milton, mit einem Reimpaar (Couplet) zu schließen. Die vereinfachte Form von Surreys Petrarca-Nachdichtungen ist die der Sonette Shaksperes und unter seinem Namen allgemein bekannt; sie ist die Grundform des Surrey-Sonetts und des Spenser-Sonetts. In einigen seiner Originalsonetten läßt Surrey nämlich nur zwei Reime alternieren, manchmal jedoch bringt er wenigstens im Couplet einen neuen Reim. Die erstere Form ist der des sonetus continuus bei Antonio da Tempo nahe verwandt. Spenser verbindet die Strophen in der Art des altfranzösischen Huitains untereinander, sein Sonett ist dann ein erweiterter Dizain, der ebenso wie dieser mit einem Reimpaar schließt. Ein Beispiel veranschauliche diese Form, deren Verbindung mit gleichzeitig herrschenden bisher verkannt ward. Ich bemerke nur noch, daß man schon bei Chaucer und in König Jakobs Gedichten entsprechende Strophengebilde findet.

Man nennt Euch schön, Ihr nehmt es gläubig hin,
Da Ihr doch selbst Euch also täglich seht,
Doch seiner Geist und tugendhafter Sinn,
Das ist die wahre Schönheit, die besteht.
Denn alles sonst, so schön es ist, vergeht,
Und schwinden muß, was noch so farbig gleißt.
Doch wenn das Fleisch auch so sich selbst verrät,
Frei bleibt davon, was wahre Schönheit heißt.
Und diese ist es, die mir klar beweist,
Daß göttlich Ihr, entstammt aus Himmelshöhn,
Daß Ihr entnommen jenem schönen Geist,
Der alles wirkt, was wahr und völlig schön.
Schön ist nur er und was er schön gemacht;
Sonst alles welkt wie Blumen über Nacht.

Einen guten Ueberblick über die altenglischen Sonettisten bieten Freiligraths Uebersetzungen im vierten Band seiner Gesammelten Dichtungen, nur lassen sie manches an Formvollendung den Originalen gegenüber zu wünschen übrig.

Wie in Frankreich und Italien kam auch in England das Sonett später in Verruf, und Milton ist geradezu der einzige namhafte Dichter seiner Zeit, der Sonette schrieb; auch er dichtete nur siebzehn englische und fünf in italienischer Sprache, welche letzteren selbst in Italien Bewunderer fanden und Parinis Sonetten gleichgestellt wurden. Wohl dichtete schon Thomas Wyatt, der erste englische Sonettist, und später namentlich der feinsinnige Philipp Sidney Sonette in einer der italienischen

sehr nahe stehenden Form, doch schlossen sie alle stets mit einem Couplet; erst Milton führte die echte Terzettenbindung ein, und seine Sonette hatten die Erneuerer der englischen Sonettenlyrik im Auge, als sie den epigrammatischen Schluß gänzlich vermieden wissen wollten. So schrieb Wordsworth seine zahlreichen Sonette. Ungleich hervorragender sind die bereits erwähnten „Portugiesischen Sonette" der Elizabeth Barrett-Browning, die neben Shaksperes Sonetten und Dante Gabriel Rossettis Cyklus „Das Haus des Lebens", den ich selbst verdeutschte*), als die bedeutendste Sonettenfolge in der englischen Litteratur bezeichnet werden. Von Rossetti rührt das berühmte Sonett über das Sonett „A Sonnet is a moments monument" her, das als Probe seiner neuartigen, präraphaelitisch plastischen Sonettendichtung angeführt sein möge:

Ist ein Sonett nicht einer toten Stunde
Andenken, das der Seele Ewigkeit
Aus Elfenbein, aus Ebenholz ihr weiht,
Wie Tag herrscht oder Nacht? Ob düstre Kunde

Von künftigem Leid ihr liest auf seinem Grunde,
Ob es Euch Weihkelch sein soll, stets verleiht
Des Inhalts würdige Form ihm, zeigt der Zeit
Dann seine perlgeschmückte, blühnde Runde.

Auch eine Münze ist es: diese Seite
Enthüllt das Bild der Seele und die zweite,
Ob es des hohen Lebens Zins und Pfand,

Ob Mitgift in der Liebe Huldgeleite
Oder an dunkler Flut windkühlem Strand
Der Zoll, dem Tod gezahlt in Charons Hand.

Zu erwähnen sind noch John Addington Symonds Cyklus philosophischer Sonette „Animi Figura" (1882) und Swinburnes unvergleichliche Sonette auf die elizabethinischen Dramendichter, deren jedes ein Drama oder einen Dichter meisterhaft in einzig klarer, prägnanter und geistvoll-schöner Sprache charakterisiert.

* *

Wer die englische Sonettendichtung eingehend kennt, wird die deutsche matt, gehaltlos, einförmig finden und es den vielen deutschen Kritikern nicht verargen, daß sie sich immer wieder aufs neue gegen die fremdländische Form wenden. Die deutsche Sprache, um so viel Reime ärmer als die englische, um so viel Silben länger als jene, konnte nur in der größten Meister Hand für das Sonett gefügig genug werden. Selbst Goethes Sonette weisen manche Stellen auf, an denen man sieht, daß der Dichter „leimen" mußte, Rückerts Sonette sind an ganz unmöglichen Verrenkungen überreich, Platens Sonette trotz ihrer großen Sprachreinheit und Sprachschönheit recht unlyrisch. Und so trifft gerade das deutsche Sonett der Vorwurf der Künstlichkeit am meisten und gewiß mit Recht. Daß jedoch mit einiger Sorgfalt auch gute deutsche Sonette gedichtet werden können, beweisen die Emanuel Geibels, die ungleich wärmer sind als jene Platens und ihnen doch sprachlich nichts nachgeben.

Das erste deutsche Sonett war eine Uebertragung des Sonettes „Al Christianesmo bastardo", das Bernardo Ochini (1487 bis 1564) einem theologischen Traktat vorausschickte. Christoph Wirsung ist der Uebersetzer, das Jahr seines Erscheinens 1556. Die italienischen Elfsilber sind hier durch „Knittelverse" ersetzt, die Reimbindung jedoch ist beibehalten. Die ersten deutschen Originalsonette sind die Fischarts „Etlich Sonnet" betitelten im Anhang zu seinem „Offentlichs und inn warhait wolgegrünts Ausschreiben"; er veröffentlichte sie unter dem Pseudonym Huldrich Wisart und geißelt in ihnen mit kräftigen Worten Katharina di Medicis Weiberregiment in Frankreich.

Wie schon die Schreibung des Wortes Sonett bezeugt, entnahm Fischart die Form der französischen Litteratur; die freiere Bildung des zweiten Quartetts deutet ebenfalls darauf hin. Das Metrum aber ist noch das deutsche. Den Alexandriner führte erst Georg Rodolf Weckherlin ein, freilich noch in seiner beweglicheren französischen Form, wie aus folgendem Beispiel, das zugleich eines für das zweireimige Sonett (sonetus continuus) sein soll, ersichtlich ist:

Das leben, so ich führ, ist wie der wahre tod.
Ja über den tod selbs ist mein trostloses leben:
Es endet ja der tod des menschen pein und leben,
Mein leben aber kan nicht enden diser tod.

Bald kan ein anblick mich verletzen auf den tod,
Ein andrer anblick bald kan mich widrum beleben,
Daß ich von blicken muß dan sterben und dan leben
Und bin in einer stund bald lebendig, bald tod.

Ach lieb! verleih mir doch numehr ein andres leben,
Wan ich ja leben soll, oder den andern tod,
Dan weder disen tod lieb ich, noch dises leben.

Verzeih mir, lieb, ich bin dein lebendig und tod,
Und ist der tod mit dir ein köstlich süßes leben
Und leben von dir fern ist ein ganz bittrer tod.

Den nach Hebungen und Senkungen geordneten Alexandriner verdankt die deutsche Metrik ihrem Gesetzgeber Martin Opitz. Durch ihn ward auch das Sonett allgemeiner bekannt. Seine eigenen Sonette, die sich mit wenigen Ausnahmen des Alexandriners bedienen, sind meist Nachdichtungen. Viel höher stehen Paul Flemings Sonette inhaltlich wie formell. Philipp von Zesen erkannte, daß das Sonett eigentlich eine lyrische Form sei, und gestattete darum in seiner Poetik die Anwendung verschiedener Versmaße. Doch nur wenige bedienten sich dieser Freiheit, die zu einer der provençalischen Grundform ähnlichen hätte führen können; zumal die „Son- undt Feyrtags-Sonnete" von Andreas Gryphius gewannen in ihrer zweiten Ausgabe viel dadurch, daß der Dichter bei der Umarbeitung einiger Stücke den Alexandriner durch andere Verse ersetzte. So lauten die Terzette des 60. Sonetts in dieser Ausgabe:

Dafern ich auch verkauffen wolt,
Was ich besitze, wird kein Gold,
Kein Geld, kein Blutt den Außstand, HErr, erreichen.

Ein Bürg, ein Zahl-mann steht für mich,
Der durch den Tod versöhnet dich.
Das Blutt, das von ihm fleust, kan deine Schrifft
außstreichen.

Andererseits hatten Philipp von Zesens Worte eine Verkünstlichung des Sonettes zur Folge, da nun die Form keine feststehende war. Man machte Sonette mit Binnenreimen, in erschrecklich langen Zeilen, in ganz kurzen, in Trochäen, Daktylen, Amphibracchen, man bediente sich der Form nur noch um ihrer selbst willen. Die

*) Leipzig, Eugen Diederichs, 1901.

schlesische Schule dagegen kehrte wenigstens in der Form zu dem einfachen Alexandrinersonett Opitzens zurück; Hofmannswaldaus und Lohensteins Sonette gehören zu ihren genießbarsten Schöpfungen. Die neue Zeit, die mit Klopstocks Messias begann, vergaß über sapphischen und alkäischen Oden, über Hexametern und Choriamben ganz und gar die südländischen Formen, die ihr schon um des Reimes willen verhaßt sein mußten. Erst Gottfried August Bürger schrieb wieder Sonette, meist in trochäischen Quinaren und in ganz italienischer Reimbindung. Zu seinen Füßen saß August Wilhelm Schlegel, der die strenge Beachtung der italienischen, petrarkischen Form verlangte: lauter weibliche Reime, Jamben, regelmäßige Quartette (a b b a, a b b a) und echte Terzette (c d c, d c d; c d e, c d e oder ähnlich). Sein Sonett über das Sonett, das alle Regeln zusammenfaßt, ist zu bekannt, als daß ich es anführen dürfte. Die Anwendung ausschließlich weiblicher Reime herrscht von nun an, obwohl dem Sprachgeiste fast zuwider, in der deutschen Sonettendichtung sehr zu ihren Ungunsten vor, und das bis heute. Eine Sonettenhochflut brach über Deutschland herein, und von Freunden und Feinden des „Klinggedichts" ward ein regelrechter Krieg ausgefochten, nicht viel weniger lächerlich als jener der Jobelins und Uraniens, doch ebenso unnütz. Johann Heinrich Voß der Jüngere war einer der Vorkämpfer auf gegnerischer Seite; er gab im Verein mit Jens Baggesen und anderen einen ganzen dickleibigen „Klingelalmanach" heraus, der nach homöopathischem Grundsatz das Sonett durch Sonette vertreiben sollte. Wenige Jahre darauf erschienen Rückerts „Geharnischte Sonette", die, nachdem der Streit selbst im Sande verlaufen war, neuerlich viele Freunde für die Form, deren Beweglichkeit nun erst bewiesen schien, gewannen. Platens und Geibels Sonettenlyrik ward bereits erwähnt. Die neueste Zeit scheint dem Sonett wenig günstig zu sein. Ich blättere die umfangreiche Sammelausgabe der Gedichte Karl Henckells durch und finde nur ein echtes Sonett und eines, das als Shakspere-Sonett gelten könnte, unter den mehreren Hundert Gedichten. Das scheint mir typisch zu sein.

So viel Sonette in Deutschland auch geschrieben wurden, populär war die Sonettform nie in dem Maße wie in Frankreich und in England und zur Zeit in Holland. Der Deutsche hat eine gewisse Abneigung gegen stehende Formen, schon seit der Zeit der Minnesänger; wie sehr die Meistersänger nach neuen Tönen und Weisen suchten, ist bekannt; und als dann durch Herder und Goethe der nie versiegende Quell der Volkspoesie in unsere Kunstlyrik hineingeleitet wurde, war die Richtung für die Zukunft gegeben: jeder Dichter wähle für seine Gedanken und Empfindungen eine ihnen und zugleich seiner Individualität entsprechende Form. Dadurch war einer allzu ausschließlichen Pflege des Sonetts für immer vorgebeugt.

* *

In den übrigen germanischen Litteraturen tritt das Sonett nur sporadisch auf.

Dänemarks erster Sonettendichter war wohl der Sprachforscher Peder Syv (1631 bis 1702), aber dessen litterarische That liegt gerade auf entgegengesetztem Gebiete: er gab die alten Volkslieder (Kaempeviser) heraus. Als erster eigentlicher Sonettist jedoch gilt Schack Staffeldt (1769 bis 1826), der eine große Anzahl dänischer Sonette schrieb und mit elf Sonetten auch an der deutschen Sonettendichtung teilnimmt. Von den modernen dänischen Lyrikern ist mir nur hie und da ein Sonett zu Gesicht gekommen. Erwähnung verdient nur Johannes Jörgensen, der bedeutendste moderne Lyriker Dänemarks, dessen Sonette nicht weniger stimmungsfein sind als seine übrigen Gedichte. In Norwegen dagegen hat der originelle Johan Sebastian Cammermeyer Welhaven (1807 bis 1873), wohl nach dem Muster von Rückerts Geharnischten Sonetten, einen ganzen Sonettencyklus „Norges daemring" (Norwegens Morgendämmerung) geschrieben. Seither findet auch dort das Sonett fast gar keine Pflege mehr.

In die schwedische Litteratur ward das Sonett durch die Schule Georg Stiernhjelms eingeführt, namentlich durch den Freiherrn Gustaf Rosenhane (1619 bis 1684), der seine „Venerid" in 100 Sonetten besang, wie vordem Petrarca seine Laura, doch schreibt er seine Sonette nicht etwa in Elfsilbern, sondern in Alexandrinern, was auf seine französischen Vorbilder zurückweist. Von den modernen schwedischen Dichtern pflegen nur wenige das Sonett; ich nenne den Grafen Snoilsky und Per Hallström.

In isländischer Sprache wurden, soviel mir bekannt, bisher überhaupt nur zwei Sonette geschrieben. Ihr Autor ist Jonas Hallgrimson (1807 bis 1845), neben Bjarni Thorarensen der bedeutendste Dichter der älteren Generation. Seine Sonette sind dadurch merkwürdig, daß er in ihnen auch die isländische Allitteration anwendet und ihnen dadurch einen gewissermaßen nationalen Charakter giebt.

* *

Die ersten slavischen Sonette entstanden in Dalmatien, wo am Ende des fünfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts eine bemerkenswerte Litteratur blühte. Die Handschrift, in der sie uns erhalten sind, vereinigt die Dichtungen zweier Dichter, Schischko Menčetić*) (1457 bis 1501) und Gjore Držić (gest. 1507), doch alphabetisch nach den Gedichtanfängen, nicht nach den Autoren geordnet, so daß es nicht mehr zu entscheiden ist, welcher von beiden sie schrieb. Es sind nur wenige, alle in dem altkroatischen trochäischen Trimeter geschrieben, der damals allgemein herrschte und noch in manchen Volksliedern fortlebt. In die neuere kroatische Litteratur führte Stanko Vraz (Jakob Fras, 1810 bis 1851), in die slovenische France Prešcheren 1800 bis 1849) die Sonettendichtung ein, nun in italienischer Form, nur mit Beibehaltung des Trochäus.

Die tschechische Sonettenlitteratur beginnt mit dem Cyklus von 622 (!) Sonetten „Slávy Dcera" (Tochter der Slawa), den sein Verfasser, der Patriot Jan Kollár (1793 bis 1852) seltsamerweise ein lyrisch-episches Gedicht nennt (Lyricko-epická báseň), obwohl er weder episch, noch lyrisch, sondern nur erzlangweilig ist. Den Trochäen, die Kollár anwendete — Jamben sind dem Geiste der tschechischen Sprache zuwider —, sind seither fast alle seine Nachfolger treu geblieben. Die tschechischen Dekadenten aus

*) Eigentlich Sigismondo Menze.

dem Kreise der Moderní Revue schreiben mit Vorliebe reimlose Sonette in Walt Whitmanschen Langzeilen, die als die weiteste Abirrung von der ursprünglichen Form zu erwähnen sind.

In Polen dichtete Mikolaj Sep Szarzyński (gest. 1581 kaum über dreißig Jahre alt) die ersten Sonette; seine 1601 erschienenen Rytmy enthalten ihrer sechs, alle in Elfsilbern, doch mit einem Couplet in der Art der englischen Sonette am Schluß. Adam Mickiewicz, der Erneuerer der polnischen Sonettendichtung, schrieb seine Sonette im polnischen Alexandriner:

Niemnie, domowa rzeko! | Gdiez sa tamte zdrojo . . .
Mein Heimatfluß, o Niemen! || Wo sind jene Quellen . . .

Seine „erotischen Sonette" (Sonety erotyczne) zeigen noch deutlich ein Ringen mit der Form, die „Sonette aus der Krim" jedoch (Sonety krymskie) gehören zu seinen Meisterwerken. Die schönsten polnischen Sonette aus unseren Tagen sind zweifellos die tiefempfundenen Vierzehnzeiler Marya Konopnickas in ihren „Sommernächten" (Noce letnie), deren Zusammenhang mit dem italienischen Sonett nur ein loser ist, die aber dem provençalischen um so näher stehen. Die Dichterin ahnte das wohl selbst nicht. Sie sind durchaus lyrisch:

Betrogen hast Du mich, o nächtlich Schweigen,
O sanfte Stille Du, von der umgeben
Im Mondschein, schlummernd auf den schwanken Zweigen,
Die Rosen beben!

Ich glaubte Dir, da ich den Wäldern lauschte,
Die ohne Seufzen sanft hinüberschliefen,
Dem See, der Sterne spiegelt' in den Tiefen
Und dennoch nicht bangend rauschte;

Da ich den Himmel sah so tiefazuren
Und sah die nebelüberwallten Fluren
Und Blüten, die sich still zum Schlummer schließen . . .

Ich glaubte Dir, — doch glaubte Dir vergebens!
Denn Sturm durchwühlt die Seele meines Lebens . . .
O Nacht, wann wird der Schlaf auch sie umfließen? *)

An Gedichte wie diese ließe sich die Mahnung an die Sonettisten knüpfen, zur Grundform des Sonettes, die so lange vergessen war, zurückzukehren, die Form, die Jahrhunderte hindurch nur wie eine Scheintote lebte, aus ihrer Erstarrung zu befreien, ihr die volle Beweglichkeit, die lyrische Frische wiederzugeben. Aber würde die wieder angewendete Urform thatsächlich eine Bereicherung unseres metrischen Formenschatzes bedeuten, würde sie jemals so populär werden können, wie sie es in ihrer Heimat, der sangesreichen Provence, war? Würde nicht dadurch das Sonett seine Eigentümlichkeit verlieren und so allmählich ganz verschwinden?

Wir mögen an den starren Vierzehnzeilern noch so viel zu tadeln haben, doch können wir nicht leugnen, daß gerade sie oft und oft das Gefäß waren für herrliche Poesie. Gewiß gehört das Sonett auch zu den am weitesten verbreiteten, zu den internationalsten Formen und verdient schon darum allgemeineres Interesse.

*) Andere Stücke aus den Sommernächten veröffentlichte ich in „Aus fremden Zungen" 1901, Heft 1.

Gustave Van Zype.

Von **Alfred Ruhemann** (Brüssel).

(Nachdruck verboten.)

Gustave Van Zype gehört in Belgien nicht zu den sogenannten „beliebten" Schriftstellern. Er wurde nämlich den Ueberlieferungen der belgischen Litteratur untreu, indem er sich mit vollem Ernste der Behandlung brennender sozialer und gesellschaftlicher Fragen zuwandte. Der noch ziemlich junge Schriftsteller hat bereits acht Schauspiele geschrieben, die sämtlich das Licht der Rampen erblickt haben und im Druck erschienen sind. Während der Dichter in seinen Romanen und Novellen sich als Stimmungsmaler zeigt und eine gelegentliche Neigung zur Mystik bekundet, tritt er in seinen Dramen, von denen das erste 1893 über die Bretter ging, als schroffer, unbarmherziger Realist auf. Um die dramatische Technik kümmert sich Van Zype nicht eben sehr. Seine Schauspiele sind gesprochene Romane aus dem Alltagsleben, seine Personen Typen, sein Stil ist herb, einfach und ohne poetische Verbrämung. Seine Wahrheiten gelten aller Welt und würden allüberall Wirkung thun. In einem Lande wie Belgien aber, wo das Muckertum, die Kirchturmspolitik, das Beamtentum jedes freie Wort — es wäre denn ein unzüchtiges — heuchlerisch zu ersticken sucht, ist ein Van Zype geradezu ein todesmutiger Held, jede seiner dramatischen Arbeiten eine bittere Arzenei, die von der Gesellschaft nur ungern genommen wird. Gustave Van Zype wird mehr gefürchtet als geliebt. Er wäre aber vielleicht trotzdem schon in Belgien volkstümlich, wenn nicht auch er, wie alle bedeutenderen Schriftsteller Belgiens, es unter seiner Würde hielte, seine Werke in vlämischer Sprache zu schreiben.

Van Zypes Dramen spiegeln belgisches Familien- und Gesellschaftsleben wider. Sie verraten meist schon im Titel ihre soziale und moralistische Tendenz („Le Père", „L'Enfant", „La Gêne", „Le Gouffre", „L'Echelle", „Tes père et mère", „Le Patrimoine", „La Souveraine" und „L'Aumône"). Leider wird der Dichter manchmal allzu rigoros und schädigt so die Wirkung seiner Schauspiele. Er nimmt gern die kalte Miene des Dozenten an und giebt dem für sich selbst sprechenden Leben zu wenig Raum. Im Roman stört ja die moralisierende Reflexion weniger, aber auf der Bühne wirken diese Moralpredigten, gewöhnlich von schlechten oder mißvergnügten Schauspielern vorgetragen, peinigend. Andererseits aber geben die hiesigen Verhältnisse dem Autor ein gewisses Recht. Wollte er in Büchern den Realisten spielen, so würden seine Werke unbedingt totgeschwiegen oder nach Paris verbannt werden. So aber zwingt er seine Landsleute gewissermaßen, ihn anzuhören und zu ihm Stellung zu nehmen. Und in der That ist es ihm gelungen, durchzudringen: er zählt zu den ersten Autoren, hat bereits einen großen Staatspreis und den Leopoldsorden erhalten. Man nimmt ihn also ernst als Sitten- und Lebensrichter und ist sozusagen froh, daß er nicht noch radikaler ist, daß er den Glauben an eine bessere Zukunft des Bürgertums nicht völlig aufgegeben hat. Und doch huldigt er keineswegs einem behaglichen Optimismus: seine Muse schreitet in schwarzer Gewandung einher, und kein verklärendes Lächeln liegt auf ihren Zügen. Van Zype gleicht dem unerbittlichen Chirurgen, er führt ein schonungsloses

meist Erscheinungen, die einen durchaus beachtenswerten Zustand der litterarischen Produktion bezeichnen, ohne doch irgendwie durch auffallende Eigenart zu bestechen. Wirklich frappiert wurde ich nur durch einen etwas unförmlichen Band „Gedichte" von Hermann Grote (Gerstenbergsche Buchhandlung. Hildesheim; 2 M.). Sie unterscheiden sich von allen übrigen Sammlungen durch ihre ganz ursprüngliche Volkstümlichkeit. Der Dichter ist ein Bauer, der dichtet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und von der Technik nicht die leiseste Ahnung zu haben scheint. Wo er erzählt, geht er wie das Volkslied vor, sprunghaft, das Detail bevorzugend, die Hauptsachen andeutend, die Uebergänge läßt er weg, vieles muß erraten werden. So spricht das Volk wirklich. Ebenso volkstümlich besingt er die ihn umgebende Natur, spricht er seine sittlichen Ueberzeugungen aus, läßt er im Anschluß an die Kirchenmelodieen seine religiösen Gefühle zu Wort kommen. Die Reime sind ungesucht, oft überraschend originell, dann wieder von urwüchsiger Banalität, die Sprache verrät häufig in der hochdeutschen Wortform den Dialekt. Man könnte wirklich glauben, eine alte Handschrift mit Volks- und volkstümlichen Liedern gedruckt zu erhalten, so fern steht Grote alle dem, was litterarisch ist.

August Leverkühns „Jugendgedichte" (Leipzig, E. Avenarius; 3 M.) zeigen den Anfänger, verraten aber Talent. Die Liebesgedichte schließen sich zu einem kleinen Lebensroman zusammen und halten einzelne Augenblicke zierlich oder melancholisch fest. Manches gemahnt an Otto Roquette. Die Erlebnisse sind durchaus innerer Natur, nur sehr wenig Reales dient ihnen zur Grundlage, und das ist kein Zufall: der Dichter steht dem Realen noch zu wenig frei gegenüber und bleibt oft zu tief darin stecken, so daß er etwas unverständlich erscheint. Die Gedichte mit scherzhaften Pointen sind nicht immer geschmackvoll genug, es gelingt aber das muntere „In Sachen betreffend" (S. 85). Große Vorliebe verrät er für das Sonett, das er mit wirklichem Geschick handhabt. — Mit geteilten Gefühlen steht man dem Bändchen „Um das Gute!" von Carl Weiter gegenüber (Berlin, Alexander Duncker). In diesen reimlosen Versen mutet uns eine sehr löbliche Gesinnung an: „zehrendes Mitleid" mit den „Kindern der Armut", mit „des Volkes Not", mitleidbegeistertes Streben nach „Volksbeglückung", idealer Sinn für das Große, Hohe, besonders Beethovens Musik. Aber wenn er uns auch seines „Sanges Keule" um die Ohren schlägt (S. 13), wir können doch nimmer vergessen, daß er nur die liebe hausbackene Prosa in Verse ableitet und sich in seiner Darstellung nicht vom Boden erhebt. Ist auch sein Blick nach den Höhen gerichtet, seine Worte klingen wie Zeitungsartikel, seinen Versen fehlt die Poesie; man lernt eine sympathische Persönlichkeit kennen, aber keinen Dichter!

Die „Geistlichen und weltlichen Gedichte" von M. Herbert (Stuttgart und Wien, Jos. Rothsche Verlagshandlung; 2,50 M.) haben Pietät als Grundzug; sie macht sich fühlbar, ob der verstorbene Vater, die lebende Mutter, ein teurer Freund, die Heimat, das Kind erwähnt werden, ob die Blume betrachtet oder dem Vogelsang gelauscht wird. Sinnige oder schwermütige Gedanken als Resultat mühsam errungener Fassung; als Ideal schwebt Droste-Hülshoff vor. Mit dem inneren Wesen hängt der sanfte Wohlklang der Sprache zusammen, die, niemals banal, aber auch niemals ungewöhnlich, am liebsten in breitem Fluß dahinrollt, alle künstlichen Formen meidet, dafür die naheliegenden ganz ausfüllt. Auch die wenigen erzählenden Gedichte wirken sympathisch. Aehnlich sind die Gedichte „Im Frühling" von Julius Koch (Leipzig, E. Avenarius; 2 M.); ihnen fehlen die starken Accente, anmutig und wohlig rinnen die Verse in gleichmäßigem Takte vorüber, ohne zu erregen oder nachhaltiger zu beschäftigen. Der Dichter feiert die Heimat, die Mutter, die Gattin und sein Kind, hat im Familienleben die Insel der Seligen gefunden, sein wohltemperiertes Gemüt läßt seine Gesellschaft behaglich erscheinen. Daß er auch kräftigere Töne anschlagen kann, beweisen seine Balladen und Erzählungen, die durch Kürzen noch gewonnen hätten; am besten gefiel mir „Not lehrt beten" (S. 134 ff.). Auch Hermann Freise enthüllt in seinem Liederbüchlein „Unkraut" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) eine liebenswürdige, harmlose Natur, die freilich von allen Seiten beeinflußt, doch fröhlich und nachdenksam ihre schlichten Verse singt. Ein feuchtfroher Humor, anmutige Hauspoesie auch bei ihm. Ernster ist Jakob Schiff in seinen „Gedichten" (ebenda), er bewegt sich gerne in Kontrasten und Parallelen und braucht etwas Raum zum Entfalten seiner mit hübschem Rankenwerk umkleideten Motive. Wie Freise führt er uns in die Familie und zeichnet einige allerliebste Szenen (bes. S. 47 ff.). Den Schluß des zierlichen Bändchens bilden mehrere größere balladenartige Erzählungen, die etwas an vergangene Zeit gemahnen. — Allzu glatt erscheint Clara Voigt in den „Lebensspiegelungen in Vers und Prosa" (Dresden und Leipzig, E. Pierson; 3 M.) und ohne schärfere Physiognomie, darum versagt manches Motiv; so bleibt z. B. „Einer Toten" (S. 43 f.) ohne tieferen Eindruck, weil es zu künstlich anmutet; so klingt „Auf den Tod eines Kindes" (S. 45) wie ein Wiegenlied und läßt wirklich packenden Schmerz vermissen. — Das Heft „Gedichte von Irma Krauschner" (Dresden und Leipzig, E. Pierson; 1,50 M.) mit seinen Balladen, Liedern und sinnigen Wandlungen macht den Eindruck, als stamme es aus der Vergangenheit. An die ältere Schicht der österreichischen Lyrik, an Lenau und die Balladisten wird man gemahnt, aber auch an Eichendorff und die Romantik. Zart, gedämpft spricht die Frau, sie sehnt sich nach Stille, nach dem weltfernen Heim und einsamer Ruhe. Die Verse sind bis auf die Dactylen gut, aber das meiste bleibt konventionell, nur weniges ragt aus dem Mittelmaß heraus. Manches Einschmeichelnde, Stimmungsvolle, rein Empfundene, aber wenig Kraft; tüchtiger Durchschnitt einer Epigonenlyrik.

Gerade Kraft zeichnet die „Neuen Lieder" von Marie Itzerott (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung; 1,60 M.) aus, ein starker Zug ins Große, Leidenschaftliche. Nicht immer sind die Vorstellungen von wünschenswerter Klarheit, aber immer von rätselhaft packender Gewalt. Die Dichterin hat bedeutsame Fortschritte gemacht, nur blieb ihre ganze Lebensauffassung düster und pessimistisch, selten ein fröhlicherer Ausblick; auch ihre an François Coppée gemahnenden epischen Dichtungen „Eine Mutter", „Ein Kuß" verwerten traurige Erfahrungen. Besonders erwähnt zu werden verdient „Eva" (S. 67) mit seiner verhaltenen Leidenschaft und geheimnisvollen Stimmung, es zeigt, wie sich die Dichterin von der früheren Neigung zum Allegorisieren in die künstlerischere Symbolik erhebt. Auch Hermione von Preuschen in ihren erlebten Gedichten „Vom Mondberg" (Zürich, Caesar Schmidt) ist ein Zug zum Großen, noch mehr zum Ungewöhnlichen eigen. Sie zeichnet gern ins Grandiose, Erdenferne, giebt Projektionen eines gequälten Gefühls, das sich in einzelne Ausdrücke verbeißt und sie im packenden Refrain wiederholt. Ein fortwährendes Ringen mit dem Problem Tod und Vergänglichkeit in mannigfaltigen, meist wuchtigen Formen: das hohe Streben und bange Verzagen einer tiefgestimmten Frauenseele, die es ernst nimmt mit dem Leben und nur weich wird, wenn sie ihrer Kinder denkt. Auch die Liebe singt nicht in schmelzenden Melodieen, sondern grollt in leidenschaftlichen Tönen, und Italien, dessen Farbenglut in schwermütigen Versen aufleuchtet, mahnt mehr an die Vergänglichkeit, als an die Dauer der Herrlichkeit: eternal was with woe! Die Dichterin liebt es, überraschende Parallelen zu ziehen, ihre Sammlung macht in jeder Hinsicht, selbst in der äußeren Ausstattung, den Eindruck des Ungewöhnlichen, und man weiß nur nicht, wie weit es sich unbewußt einstellt.

Bei Richard Schaukal („Tage und Träume". Neue Verse. Leipzig, C. F. Tiefenbach) schwanken Ausdruck und Motiv unsicher, bald einfach, bald gesucht hin und her. Jetzt erklingt's satirisch modern, jetzt grübelnd, ein-

mal frivol, einmal weisheitsvoll, immer kurz, nicht immer geschmackvoll. Unfertiger als in früheren Sammlungen erscheint er, man glaubt, er habe aus alten Fächern vergessene Blätter hervorgeholt.

Nur zu verzeichnen braucht man Rudolf Bunges Gedichte „Heimat und Fremde" (Dresden und Leipzig, E. Pierson), die nun in vierter Auflage vorliegen und um wehmütige Lieder bereichert sind, und Heinrich Bulthaupts „Durch Frost und Gluten" (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung; 4 M.), deren dritte vermehrte Auflage für ihre Wirkung zeugt. Die Poeten werden des Singens nicht müde, das Publikum aber auch des Lesens nicht!

Historische Dramen.

Von Dr. **Paul Legband** (Berlin).

1. **Königsrecht.** Drama in fünf Akten von W. A. Paap. Minden, J. C. C. Bruns, 1900. M. 2,50 (3,—).
2. **Rembrandt.** Schauspiel aus dem Künstlerleben Hollands im 17. Jahrhundert in drei Aufzügen von Wilhelm Schäfer. Zürich, Selbstverlag, 1901. 75 S.
3. **Der Götze von Venedig.** Schauspiel in fünf Aufzügen von Rudolf von Gottschall. Leipzig, Verlag v. Phil. Reclam jr.
4. **Rurik oder die Gründung Rußlands.** Schauspiel in fünf Akten von Ernst Rethwisch. Berlin, 1901. Verlag von F. Schneider & Co. 158 S.
5. **Knud Laward.** Ein Trauerspiel in fünf Akten von Friedrich Erdmann. Hamburg, Verlag v. C. Boysen, 1901. M. 1,50.
6. **Björn der Wiking.** Ein germanisches Kulturdrama in vier Akten von Robert Riemann. Leipzig, Hermann Seemann Nachfg. M. 2,—.
7. **Der Sklavenkrieg.** Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Carl Hilm. Wien, W. Braumüller, 1901. M. 2,—.
8. **Hannibal.** Eine Tragödie von Christian Grabbe. Ergänzt und für die Bühne bearbeitet von C. Spielmann. Halle a. S., Herm. Gesenius. M. 2,— (3,—).
9. **Des Sittenmeisters Aergernisse.** Eine Komödie in drei Akten von Friedr. Dulmeyer. München, 1901, Staegmeyrsche Verlagsbuchhandlung. M. 2,—.
10. **Maria.** Drama in vier Akten von Will-Miltenstein. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel, 1901.
11. **Der Imperator.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von S. Lublinski. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag, 1901. M. 3,50.
12. **Domitian.** Tragische Dichtung in fünf Aufzügen von Friedrich Werner van Oestéren. Dresden u. Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1901. 184 S.

Die vorliegenden Dramen zwingen mit ihren fast durchgehends typischen Mängeln zu allgemeinen Bemerkungen. Wohl nur in den beiden letzten Werken läßt sich ein Symptom dafür erkennen, daß die in unseren Tagen stärker hervortretende Sehnsucht nach einem neuen geschichtlichen Drama großen Stils auch den Dichter bei der Wahl des Stoffes und vor allem seiner Behandlung erfüllt hat. Die übrigen Dramen scheinen kaum mehr zu sein als der übliche ehrliche Tribut, den Jahr für Jahr kleine begeisterte Poeten ihren rückwärts liegenden Idealen zollen, zum Teil unbekümmert um vorwärts weisende litterarische Kämpfe, teils in absichtlichem Gegensatz zu den von ihnen nur halb erfaßten, halb mißverstandenen Zielen der gegenwärtigen Litteratur. Versichert doch einer unter ihnen, C. Spielmann, mit voller Würde: „Klassisch! Ach, es ist eine undankbare Aufgabe, heute, in der Blütezeit der ‚Moderne', mit einem Versuche, die alte Klassik im Drama wieder zu beleben, vor das Publikum zu treten! Aber ich hab's nun einmal gewagt!" Welch gänzliches Verkennen des Sinnes unserer Sehnsucht, der, wenn ich ihn recht verstehe, doch darauf hinausläuft, daß wir den getrübten, an allzu Deutliches und lächerlich Kleines gewöhnten Blick nun wieder ins Freie und Weite richten und gewaltiges Menschenschicksal auf dem Hintergrunde einer bewegten, in Zielen und Irrungen großen Zeit dargestellt sehen möchten, — dargestellt freilich ohne hold betrügende Stilisierung, ohne die Schnörkel der „alten Klassik", mit dem tiefgehenden Gefühl für Thatsächliches, mit psychologisch-charakteristischer Herausarbeitung des Individuellen, mit harter Linienführung in der Zeichnung der Massen und dabei doch nicht in jener gemeinen Deutlichkeit, die über dem verblüffenden Abbild der Menschen und Dinge ihren tieferen Sinn und Wert vergessen läßt. Was die „alte Klassik", wenn darunter Schiller zunächst verstanden sein soll, dem modernen Schöpfer historischer Dramen zu sagen hat, liegt hinter aller äußeren Form. Es ist die zwingende Größe, die Einheit von Mensch und Künstler, das wahlverwandte Hineinfühlen in weltgeschichtliche Persönlichkeiten und Stoffe. So wenig von ihnen in den vorliegenden Dramen zu spüren ist, so unangenehm erinnern die Jamben-Wellen an Schillers höchsteigenen al fresco-Stil. Gegen den jambischen Vers im historischen Drama möchte ich nicht kämpfen. So behandelt ihn Lublinski verhältnismäßig schlicht, wenn auch mit einer unglücklichen und Unsicherheit verratenden Vorliebe für Wiederholungen derselben Worte in zwei Verszeilen. Aber er vermeidet ebenso wie Riemann und Oestéren das bloß Klingende, dem Schäfer, Rethwisch, Erdmann und Hilm nicht immer entgehen. Bei ihnen finden sich auch, was im einzelnen hier nicht gezeigt werden kann, rein stilisierende, die psychologische Eindeutigkeit stark beeinträchtigende Schnörkel. Gegenüber dieser formalen Unsicherheit und Abhängigkeit in den Versdramen nimmt sich in den prosaisch gefaßten die technische Naivetät, mit der z. B. Gottschall seine Personen auf- und abtreten läßt, gleich veraltet und verwunderlich aus. Ueber ein „doch sieh, da kommt ja" — und ähnliche altbackene Hilfsmittelchen kommt er nicht hinaus.

Solche Mängel sind typisch. Sie sind durchaus nicht Kleinigkeiten, denn ihnen entspricht die innere Führung der Handlung, d. h. das sorglose Verwischen des Realen, der Mangel an psychologischer Tiefbohrung und Konsequenz um einer vermeintlichen Steigerung des Poetischen willen. Ja, vor allem in den Dramen von Schäfer, Erdmann und Rethwisch spukt noch stark der alte Glaube, der das historisch weit Zurückliegende auch in weiter Ferne sehen und mit einem gewissen Schimmer vergolden zu müssen meint, der nicht einsieht, daß alles Historische im Drama zu unserem Dasein in Beziehung zu setzen ist, daß es nur eine Spielart vieler Daseinsmöglichkeiten unter dieser oder jener Voraussetzung bedeutet, und daß gerade in scharfer, realistischer Beleuchtung das rein Menschliche, Dauernde über allem zeitlich Bedingten und Zufälligen erscheint. Voraussetzung zu diesen tiefer führenden Stilfragen ist natürlich die Erkenntnis und Erfüllung der immanenten Gesetze des Dramatischen, also Werden eines Vorganges, Wechsel und Wandel des Aeußeren in inniger Beziehung zu psychischer Entwickelung. Aber selbst von diesen Grundelementen ist in einem Drama wie Paaps „Königsrecht" nichts zu spüren.

Mit einer dialogisierten Erzählung meint der Holländer A. Paap ein Drama geschaffen zu haben. Es ist die Geschichte von den Prozessen des Müllers Arnold zu Friedrichs des Großen Zeit. Das „Historische" ist in des Wortes staubigster Bedeutung gefaßt, denn nicht nur haben alle Personen ihr historisches Alter, nicht nur sind Rapporte, Protokolle und Schilderungen aus Archiv-Akten wörtlich herübergenommen, sondern es sind „sogar, um die Persönlichkeit des Königs der historischen Treue wegen von den subjektiven Aeußerungen des Autors freizuhalten (!), die Monologe beinahe Satz für Satz bearbeitet nach Aeußerungen des Königs"! — Mehr kann man von einem „historischen" Drama billigerweise nicht verlangen. — Kaum besser steht es mit Schäfers Künstlerdrama. Meister Rembrandt in Schulden, verschmäht die Hilfe reicher Juden, nicht etwa, weil sie Juden sind, sondern weil er sich stark genug fühlt, auch in Armut weiter zu schaffen, zumal er in seiner Hendrikje eine tapfere Freundin und zweite Lebensgefährtin findet. Diese notdürftig zusammengezimmerte „Handlung" ist im übrigen mit kunsthistorischen Urteilen,

mit Rembrandts eigenem Gerede über sein wunderbares Helldunkel und mit dem reichlichen Preise des Meisters aus dem Munde von Schülern und Freunden — „Rembrandt als Erzieher", S. 31! — ausgefüllt. An dramatischen Qualitäten gebricht es ihr ganz und gar. Dasselbe gilt von Gottschalls Tragikomödie über den frechen Spötter und genialen Pamphletisten Pietro Aretino. Das Werk, das an dieser Stelle (LE III, 857) gelegentlich der weimarer Aufführung bereits besprochen ward, behandelt einen nach tiefer Innerlichkeit und psychologischer Schärfe verlangenden Stoff, einen Stoff, der wie wenige andere modern ist und sich nicht mit äußerlich-brutalen Kontrastwirkungen und allerlei buntem Personen-Füllsel abhandeln läßt. Rudolf von Gottschall ist für ihn viel zu behaglich. Aber er bleibt in allen Szenen, auch wo er mit bekannten Typen arbeitet, maßvoll und scheut Trivialitäten.

Wie wenig läßt sich das von Rethwischs Drama behaupten, das in bengalischem Lichte die „Gründung Rußlands" vorführt. Rurik, der Waräger, wird von dem feindlichen Stamme der uneinigen Slawen auf den Rat eines weisen Mannes zum Führer gewählt und hat vier Akte hindurch die schöne Gelegenheit, als „Held" und Engel zu strahlen. Er unterdrückt und straft Aufstand und Empörung, versucht eine Reform des zerspaltenen Glaubens und heiratet zuguterletzt seine Ilma vom Ilmensee. Es lohnt sich nicht, auf die fürchterliche Theatralik, die geschwollenen, mit rhythmischer Kadenz geschriebenen Reden der slawischen Männer aus dem 9. Jahrhundert, auf die allen Geschmacks und aller Wahrheit baren Liebesszenen zwischen Rurik und Ilma und auf anderes näher einzugehen. Das Stück ist ein typisches „historisches Schauspiel", vollgestopft mit geographisch-geschichtlichen Weisheiten. — Etwas schlichter und biederer greift Erdmann seinen im 12. Jahrhundert in Schleswig spielenden Stoff an. Aber auch hier wird nur eine Haupt- und Staatsaktion abgehandelt, auch hier ist Knud Lawards ein „lichter" Held, der den Ränken des Theaterbösewichts Magnus, des Königs der Goten, arglos zum Opfer fällt, obwohl ihn sein Weib Ingeburg-Kriemhild, durch Träume erschreckt, warnte. Erfreulicher berührt in diesem Drama jedoch eine, wenn nicht neue, so doch frohe Schilderung des mittelalterlichen Bürgerlebens; auch die Beimischung eines gewissen Maßes von Patriotismus läßt sich noch ertragen.

Künstlerisch über diese beiden letzten anekdotischen Intriguenstücke erhebt sich das auf Island um das Jahr 1000 spielende Kulturdrama Robert Riemanns, das schon in der äußeren Form die deutliche Absicht verrät, einfacher und eindringlicher zu wirken, und das auf dem Hintergrunde einer kulturell recht glücklich gezeichneten Zeit die Tragik der elementaren Leidenschaften der Menschen schildert, die natürliche Liebe, der gegenüber der formale Bund zwischen Thorodd, dem Gatten, und Thurid, der Gattin, einfach ungiltig ist und mißachtet wird, wurde er doch nicht aus Liebe geschlossen. Die Kraft und Freudigkeit eines ungebrochenen Menschengeschlechtes steckt in diesen Männern und Frauen. Björn der Wiking und Thurid, sein Weib seit einer Nacht, die darum ihren Gatten erschlug, zahlen freiwillig mit dem Tode die höchste Seligkeit, sie zünden das stolz geschmückte Hochzeitsschiff an und fahren hinaus in die Flut.

Ist hier trotz aller zeitlich bedingten Eigenart ein Thema ausgeführt, das ewige Giltigkeit besitzt, so läßt sich das gleiche von einigen der vorliegenden Römerdramen behaupten. Utopistische Ideen von Freiheit und Gleichheit, die seit jeher des Menschen Sinn verwirren und beglücken, spricht Hilm in seinem Werke aus. Roms Sklaven sind der Knechtschaft satt, sie folgen ihrem hohen Führer Spartacus zu dem Werke der Welterlösung. Aber wie bald muß er, der Auserwählte, einsehen, daß nur der rohe Trieb, zu erwerben und zu genießen, die Masse beherrscht, wie bald gesteht er ein, daß er mit seinem Weibe, dem er sich nach dem Gesetz der Freiheit und der Liebe angetraut hat, zu früh kam, um die Welt vom Uebel zu erlösen. Er geht unter im Kampf für seine vom Drang nach Glück und von Liebe erfüllte Idee. Merkwürdig mischt sich in dem Drama echte leidenschaftliche Begeisterung mit hohlem, nur tönendem Pathos, merkwürdig steht neben Spartacus und seinem Weibe als eine halb allegorische Parallele das Liebespaar Phaëton-Phyllis. Gerade hier zeigt sich des Autors Schwäche am deutlichsten: die kräftigen Zeichnungen des Heeres und der unruhigen Zeit verdirbt er sich durch maßlose schwülstige Schnörkel. Allzu überladen mit schweren Lyrismen, allzu ätherisch-unwirklich, stören diese endlosen Reden das feste Gefüge des Dramas, dessen Stoff harter Tragik fähig ist.

Grabbes „Hannibal" braucht nicht in den Kreis dieser Betrachtung gezogen zu werden, denn hier interessiert allein seine Bearbeitung durch C. Spielmann. Gewiß sind einige unbekümmert durcheinander geworfene Szenen Grabbes von ihm glücklich zusammengezogen und umgestellt, und dennoch ist die Bühnenfähigkeit dieser genialen Szenenfolge um nichts gesichert, ja, die eigenen Zusätze Spielmanns — er betont ausdrücklich, daß ein Drittel der vorliegenden Fassung von ihm stamme — sind zum größten Teil unnütz-kleinliches Beiwerk. Warum Brasidas, dessen Tod Grabbe in der lebhaft bewegten Teichoskopie des vierten Aktes mitteilt, mit einer Verwundung davonkommen und nach einer Szene mit Alitta erst im fünften Akte den Heldentod sterben lassen? Warum die weitere Ausführung der Liebe Gisgons zu Alitta, warum, um von allem nur das peinlichste noch zu nennen, dieser salto mortale in die Opernwelt, die Erscheinung der leibhaftigen Gestalt der Italia vor Hannibal und ihr Verschwinden unter Blitz und Donner?

Auf das gefährliche Gebiet der Sittenkomödie hat sich Friedrich Dukmeyer in seinem Drama begeben. Des Stückes Mittelpunkt ist der alte bärbeißige Sittenprediger Cato, der, selbst einem kleinen Techtelmechtel nicht abhold, Aergernis nimmt an der ihn umgebenden verrotteten Welt. Einzelne gut gezeichnete Typen weist das anspruchslose Werkchen auf, einzelne lebendige Szenen; indessen wird die mit dem Wort „Komödie" erregte Erwartung durch eine Mischung von fadem Ulk, magerer Satire und wenig kurzweiligem Ernst enttäuscht. — Die Helden der letzten drei Dramen sind die Imperatoren Cäsar, Domitian und Nero. Dieser wird von Will-Miltenstein einer standhaften, ihre Leiden mit freudiger Demut ertragenden Christin Maria gegenübergestellt, kurze Augenblicke die heimliche Gewalt und Größe des christlichen Glaubens verspürend. Aber schon der Titel des Werkes zeigt, daß diese Zwiespältigkeit nicht zum dramatischen Konflikt erhoben ist. Maria, die passive Märtyrerin, ist die „Heldin" der an dramatischen Eigenschaften gänzlich armen Handlung, ein Fehler, der durch die matte Individualisierung der Personen nur noch empfindlicher bloßgestellt wird. — Wie ganz anders tritt da Lublinski an seinen Stoff heran! Ihn reizt gerade das psychologische Hineinbohren, während Will-Miltenstein Welt und Menschen nur äußerlich anschaut. Lublinski versucht auf analytischem Wege eine möglichst klare und tief dringende Lösung des Charakterproblems „Cäsar"; er häuft zu diesem Zwecke in heißem Bemühen Motiv auf Motiv, Vers auf Vers, Szene auf Szene und erreicht endlich mit 385 enggedruckten Seiten diese Lösung. Von einem Drama freilich ist leider wenig zu spüren; das interessante Werk verrät mehr den Psychologen und kritischen Kopf, als den Dramatiker, der mir Lublinski — wenigstens nach dieser Probe — nicht zu sein scheint. Aber dennoch bleibt sein Werk beachtenswert. Er stellt seinen Imperator auf eine einsame Höhe; Cäsars Größe wirkt kalt, denn sie ist das Ergebnis eines berechnenden Verstandes. Alle menschlich warmen Regungen, Liebe, Milde, Güte, ja sein persönliches Sein hat dieser Große überwinden und vergessen gelernt, wo ihm die blutige Gewalt von der eisernen Notwendigkeit als einzige Rettung für das morsche Staatsgebäude hingestellt wird. Unter dem Banne dieser Notwendigkeit steht und handelt Cäsar; er sucht in

schärfster Beobachtung Menschen und Dinge zu erkennen und faßt seine Sendung gesetzmäßig fast in geschichtlichem Sinne auf. Er setzt Sullas Tradition fort, der aus Notwendigkeit mordete, er schont weder sein noch seiner Verwandten Leben, sondern hinterläßt dem Oktavian die Mahnung, hart zu sein und die Verschwörer zu morden, weil es notwendig ist. Fast mischen sich in diese starre Größe, die jedes leise auftauchende Gefühl überwindet, fatalistische Züge: er nennt sich des Schicksals Schwert, er spricht davon, daß ein jegliches auf Erden den von Urzeit vorgeplanten Gang gehe. Viele glückliche Szenen erörtern diese Züge des Imperators, oft ist auch der geheimste Trieb seines Innern glücklich ausgesprochen, die Völker zu segnen und in die eroberten Provinzen das entartete Volk Roms zu führen, um es dort anzusiedeln und andererseits den von ungeweckter Gewalt erfüllten fremden Völkern das Bürgerrecht zu geben, damit sie dem Reiche neue Kraft zuführen; dann wieder ist die allmähliche Entwickelung der Verschwörung durch treffende Szenen geschildert, die Gestalten Ciceros und Brutus sind scharf gezeichnet, aber es fehlt dieser überquellenden Masse an straffer Einschnürung, es fehlt der Sinn des Dramatikers, der aus dem bunten Wechsel nur das rastlos vorwärts Strebende festzuhalten sich müht. — Aehnliches läßt sich auch von dem letzten Drama, von F. W. v. Oesterens „Domitian", sagen. Nur finden wir hier statt einer festgefügten fortschreitenden Handlung breite Zustandsmalerei. Gemälde reiht sich an Gemälde, eines freilich wie das andere von hervorragender Farbenglut und Schönheit, und dabei doch charakteristisch in dem am Anfang dieses Berichtes betonten Sinne. Domitians Charakter ist völlig klar gezeichnet, er ist der haltlose, furchtsame, schwächliche Despot, der sich an Gold und Blut berauscht, eine grauenerregende Scheingröße, wie Cäsar wirklich groß dastand. Hat dieser alle Leidenschaften überwunden, so ist Domitian der feile Knecht seiner Sinne, der nach Besitz wie nach Phantomen jagt. Mißtrauisch gegen alle, die ihn umgeben, schafft er sich selbst ungeheure Qual. Und neben dieser elenden Gestalt, die nach Ruhm hungert, das wilde, sinnlich-heiße Weib Domitia, die über ihn herrscht und ihn mit toller Lust betrügt, neben ihm und um ihn das entartete Römergeschlecht, elende Gesellen, deren einer auf den Hintritt des anderen lauert, — alles rein menschlich von historisch bedingtem Hintergrunde sich abhebend, — eindringliche, wirkende Bilder, die vorüberziehen.

Skandinavische Romane.

I.

Leben und Tod. Drei Novellen von Hermann Bang, Berlin, S. Fischer. 182 S.

Das weiße Haus. Roman von Hermann Bang. Deutsch von Therese Krüger. Berlin, S. Fischer. 165 S. M. 2,50 (3,50).

Spießbürger. Roman von Karl Larsen. A. d. Dän. v. M. Mann. München, Albert Langen. 242 S. M. 3.— (4,—).

Die leibhaftige Bosheit. Roman von Gustav Wied. A. d. Dän. v. M. Mann. München, Albert Langen. 303 S.

Aus dem Norden. Erlebnisse von Stig Stigson (Alfhild Agrell). Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 259 S. M. 3.—.

Gammelholm. Eine Jugend- und Wandergeschichte von Peter Egge. A. d. Norw. v. Adele Neustädter. München, Albert Langen. 340 S. M. 3,50 (4,50).

Eine neue Form des Romanes bereitet sich seit einigen Jahren vor. Neben der psychologischen und psychologisierenden Erzählung, die sich mit dem besonderen Charakter und besonderen Schicksal eines Menschen beschäftigt, erscheinen Anzeichen zu Romanen, die in moderner und künstlerischer Weise der Kulturschilderung dienen sollen. Das ist nun allerdings dem Wesen nach nichts allzu Neues; nur im Wege, der zu diesem Ziele eingeschlagen wird, liegt der Fortschritt. Um den Begriff einer Zeit im Leser hervorzubringen, hat man früher entweder Heroen geschildert oder Menschen einer besonderen Klasse, die durch ihren Stand, ihre Beschäftigung Interesse erweckten. Jetzt geht man an die peinlich sorgfältige Schilderung von Alltagsmenschen, an die Aufrollung von Alltagsleben, in denen es keine auch nur subjektiv mächtigen Schicksale giebt. Die Nation, die in dieser Spielart moderner Epik die fortgeschrittenste ist, ist die skandinavische. Aus vielen schwedischen, norwegischen, insbesondere dänischen Büchern wissen wir, wo die Menschen frühstücken, zu Mittag speisen, ihren Grog trinken, wo sie sich amüsieren und welche Typen jeder Stand besitzt. Aus Werken, wie Jägers „Christiania-Bohème", die vor kurzem im „Wiener Verlag" herausgekommen ist, ersteht ein so plastisches Bild der Stadt, wie es wenige Bücher von anderen vielbeschriebenen, oft in den geistigen Mittelpunkt eines Buches gestellten Großstädten geben. Hermann Bang hat sich in seinen Romanen „Am Wege" und „Hoffnungslose Geschlechter" als feiner, genauer und gestaltungskräftiger Schilderer des kleinen Lebens kleiner Leute erwiesen; wem daran liegt, das Glücks- und Gefühlsniveau mittlerer Stände in Dänemark kennen zu lernen, wird aus diesen Büchern, in deren Stil hohe Stimmungskunst ist, viel erfahren. Das neue Novellenbuch Hermann Bangs, „Leben und Tod", beschäftigt sich allerdings nicht mit dem Leben kleiner Leute. Es dringt in die Hofsphäre ein. Dort zeigt es, dem Zuge des Dichters, aus Geringfügigkeiten seine Lebensbilder herzustellen, folgend, die Menschen im Schlafrocke, wie sie der Kammerdiener sieht. Ihre Triebe werden belauscht, ihre naiven, also innerlich ehrlichen Handlungen. Die erste Geschichte, „Vom Glück", die langsam Schritt für Schritt das Keimen einer Liebe und die herannahende Verlobung zeigt, ist die Aneinanderreihung einer ungemein großen Summe aufs feinste geschilderter Details des Tageslebens. Kein Wort ist psychologisierend über den Seelenzustand der beiden Verliebten gesagt, nur aus den an sich gleichgiltigen Handlungen, die sie begehen, und der Art, wie sie sich zu den Ereignissen stellen, erhellt ihre Beziehung. Aehnlich schildern die Geschichten „Von der Liebe" und „Von dem, was sterben muß" die etwas mühselig-langweilige Art, wie ausgediente Hofleute ihre Tage verbringen, voll Verwunderung über die junge Generation, die noch frisch und mutig ist — und liebt.

Die tiefe Tragik des Alltagslebens, dies ist auch das Motiv des höchstpersönlichen Romans „Das weiße Haus" von Hermann Bang. Und jener Ton wird angeschlagen, der die stärkste künstlerische Qualität dieses Dichters ist: eine schamhafte, zurückhaltende Sentimentalität. Seine höchst impressionible Natur verlangt jedem Begebnis gegenüber die Auslösung eines besonderen Gefühles, und es ist seine Art, in den Ereignissen der Minute auch all das vorausgegangene Leid und all die kommende Resignation zu erkennen, zu fühlen. Die Menschlichkeit der Menschen, ihre Allzumenschlichkeit zu erweisen, ist seine dichterische Absicht. Die Wirrheit der Naturen darzustellen, ist das Thema. Der Ton ist innig; nach den ersten Seiten strömt in den Leser dieser Geschichte einer zarten, wenig glücklichen Frau, Bangs Mutter, die wie verloren in der Welt herumgeht, ein wehmütiges Gefühl. Es ist so, wie wenn man an Sommerabenden alte Volkslieder hört, und deren giebt es auch als Stimmungsmittel in dem Buche recht viele. Nur ist zu sagen, daß eine allzu tiefe und anhaltende künstlerische Wirkung diesem Buche durch die allzu große Weichheit der Darstellung genommen wird; das Resultat der Lektüre ist menschliche Anteilnahme, eigene Sentimentalität des Lesers, nicht Freude am Kunstwerk. Es kommt wohl daher, daß der Verfasser seinem Stoffe, eben seiner eigenen Jugendgeschichte, zu nahe steht. Große Schicksale aber, die in sich schon die Notwendigkeit der Distanz vom Leser zum Stoffe tragen, giebt es in diesem Lebensberichte nicht, und so hat man oft die peinliche Empfindung, ganz intime Details einer Familiengeschichte zu erfahren. Die vornehmste Eigenschaft des Buches ist wiederum, wie bei desselben Dichters „Am Wege", die Plastik, mit der durch die leisesten und künstlerisch diskretesten Mittel ein Milieu vorgeführt wird, Menschen

dargestellt werden. Es ist eine Kunst der Lebensandeutung, wie sie nur den Edelsten gegeben ist. Lesern, die von Büchern die Auslösung weicher, thränenvoller Empfindungen erwünschen, wird dieser Roman zu empfehlen sein.

Auch der Roman „Spießbürger" von Karl Larsen bemüht sich um Schicksale alltäglichster Art. Ein Buchhalter, der ein neues Quartier sucht, sein Freund, der stirbt, nachdem er mit seinem Bankdirektor einen Auftritt gehabt hat, und der nun einsieht, daß die Menschen nicht so schlecht sind, wie er geglaubt hat, die kleine Familie, zu der der Buchhalter zieht, eine junge Frau, die ihren Mann, einen Commis voyageur, sehr liebt und Romane sehr gerne liest — das sind so die Gestalten, die der Roman zeigt. Und von aufreizenden Begebnissen im Romane kann ich auch nicht berichten. Es geschieht nichts, außer, daß mehrmals gegessen wird, Spaziergänge unternommen, ein Weihnachtsfest gefeiert und der Buchhalter seinem Quartiergeber, dem Manne der kleinen, verliebten Frau, aus einer kleinen Klemme hilft. Wiederum wollte der Autor — ich kann nicht Dichter sagen — unbewegte Leben schildern; und der kleine Reiz, den das Buch ausübt, liegt in dem frohen Optimismus, der ein helles Sonnenlicht über alles gießt, wenn auch manchmal viele Sentimentalität die Wirkung: „Unter Thränen lächeln" erzielt. Der moralische Inhalt des Buches aber ist: Die Menschen sind doch nicht so schlecht, als man glaubt.

Künstlerisch weit höher, aber auch interessanter und amüsanter ist der Roman „Die leibhaftige Bosheit" von Gustav Wied. Allerlei Großes und Kleines, Edles und Niedriges flutet durch dieses Buch, das sich ebenfalls um die Begebnisse einer kleinen Stadt, um die Charaktere von geringen Menschen bemüht. Es wird hier vornehmlich aber von Sonderlingen berichtet; war es in den eben besprochenen Büchern die künstlerische Absicht des Autors gewesen, die menschlichen Züge bei Figuren hervorzuzaubern, die uns in der Regel nur als langweilige Spießbürger erscheinen, so will Gustav Wied in der „Leibhaftigen Bosheit" schildern, wie das ist, wenn diese Leute in ihrem Gehaben, ihrer Pose oder auch im großen Zuge ihrer Lebensführung über die Stränge schlagen. Er führt deshalb in die Gesellschaft der „dänischen Freßsäcke", einer üppigen Tischrunde von Feinschmeckern, charakterisiert die verächtlichen Eigenschaften, die versteckt in jedem dieser Honoratioren sitzen, und zeigt den Sparren, den jeder von ihnen hat. Mit vieler Ironie, aber doch auch wieder mit einer nur verbitterten Liebe zu den Menschen — die er allerdings gerne als Tiere darstellt — deckt Gustav Wied in Andeutungen, die oft mühsam aus dem Zusammenhang ergänzt werden müssen, und äußerlich „objektiven" Berichten alle die kleinen Verbrechen der Stadt auf und bringt so ein plastisches Bild hervor. Tausend Ausblicke auf Zustände und Menschen werden geöffnet; sündhaft verliebte Leute in ihrem Wesen, ebenso oft verächtliche wie rührende Verhältnisse zwischen Menschen, die man nie geahnt hätte, offenbaren sich; die hinterlistigen Motive edelmütiger Posen, kleine Ursachen werden in ihren schneeballenartig anwachsenden Wirkungen charakterisiert. Im Mittelpunkte des Buches stehen zwei Menschen, ein Zolleinnehmer (die „leibhaftige Bosheit"), der das Leben bereits hinter sich hat, und der, verbittert, vergrämt, wohl von einem schrecklichen Schicksale aus der Bahn des Glückes gerissen, nun nichts anderes weiß, als jeden Menschen aufs äußerste zu peinigen, was ihm denn auch aufs beste gelingt und noch allerlei Lohn bringt. Das Gegenstück zur „leibhaftigen Bosheit" bildet ein kleiner Herr Thumsen, der nur einen ins Uebermenschliche wachsenden Wunsch kennt: das kleine Bauerngut seiner Väter zurückzukaufen. Als das aber schließlich gelingt und all das Wunderbare, was Thumsen sich davon erhofft hat, natürlich nicht eintrifft, da weiß er es denn auch: daß Wünsche nur Schönheit haben, so lange ihnen keine Erfüllung gegeben ist, und daß „Gott denen, die er liebt, ihre Wünsche nicht erfüllen solle". Um diese Thatsache und um die Figur des Zolleinnehmers herum wird also in ironischem Tone die kleine Stadt geschildert. Die Sympathieen der Leser wie des Autors sind allerdings bei Herrn Knapsted, der „leibhaftigen Bosheit". Wir Menschen sind eben so schlecht, und der Kluge ist uns lieber als der Gute . . . .

Ein Buch von ungemeiner Eigenart ist „Stig Stigson. Aus dem Norden. Erlebnisse". Stig Stigson ist eine fiktive Persönlichkeit, ein weiser Mann des schwedischen Volkes, einer von denen, die im Gebirge leben und aus der tiefsten Anschauung der Natur und weniger Menschen zu verstehen gelernt haben. Stig Stigson nun erzählt von den Genossen seiner Berge, oder von Menschen im Thale, die die Bergesluft verlangen und sie doch nicht zu atmen vermögen, von den zartesten Beziehungen zwischen Natur und Lebewesen. Es sind wundersame Geschichten, in einem bewegenden Ton geschrieben, der durch eine gehobene Uebersetzung an Stil noch gewinnt. In allen diesen Erlebnissen kommt die Besonderheit der nordischen Volksseele stark heraus. — Es ist anzumerken (was ich der Uebersetzerin des Bandes verdanke), daß Stig Stigson von Frau Alfhild Teresia Agrell gedichtet ist, einer recht bekannten schwedischen Schriftstellerin, deren litterarische Arbeiten sonst in einer anderen Linie liegen. Sie hat sich ihren Namen mit Theaterstücken gemacht und ist dann als beherzte Frauenrechtlerin hervorgetreten, die immer wieder die sittliche Reinheit des Mannes forderte. Von diesen Tendenzen merkt man glücklicherweise dem Buche „Stig Stigson" nichts an, das als Kunstwerk ohne Nebenabsichten hohe Geltung besitzt.

Am wenigsten Kulturschilderndes von den neuen Büchern ist in Peter Egges „Gammelholm". Zugleich ist dieses Buch das romantischste. Ja, es steckt sogar manchmal etwas Dunkles, Mystisches in dieser Schilderung eines Künstlerlebens. Eine Sängerin wird gezeigt, der mühsame Weg ihrer Schulen, wie ein Lied nicht immer frei und leicht aus der Kehle dringt, sondern eine schwierige Technik erworben sein will. Und vielerlei Frauensehnsucht mischt sich in die Künstlerpläne des Mädchens. Dann kommt die Liebe. Er aber ist ein kranker Künstler. Er gehört zu jenen, denen Erfüllung ihrer Pläne nicht gegeben ist. Seine Zeichnungen verzerrter Menschen werden gepriesen, gelingen ihm ebenso vorzüglich, wie kleine, zierliche, gefällige Plastiken; sein Ziel aber ist monumentale Skulptur. Das Leben dieses stets Strebenden, stets Unbefriedigten, und das Leben der verzagten, unsicheren, lebensfremden Sängerin verbinden sich, verschlingen sich, gehen nebeneinander her in Liebesfreude und Schmerz. Er ist der reichere, denn seine Seele des Schaffenden hat Höhen und Tiefen, von denen ihre nichts weiß. Man spürt es auch durch, daß ihre Kunst eben nur reproduzierend ist. Der Bildhauer ist sterbenskrank, sie aber gesund, nur manchmal abgemüht. Und dann: sie hat eine Heimat. Da ist Gammelholm, wo sie aufgewachsen ist, das Gut der Tante im freien Bergland oben, wo sie schon als Kind die Träume frei auf Wanderung schickte, das einmal ihr als Besitztum, als letzte Zuflucht zugehören wird. Er aber — und oft keimt Mitleid darüber in ihr — hat keine Heimat, er ist so wenig bodenständig wie jener seltsame, heimatlose, alte Schiffszimmermann, dem sie auf einer Seereise auf dem Schiff ihres Vaters einmal begegnet war, und der dann ins Meer versank, lautlos, ohne Meldung, ohne Not . . . . Der Geliebte stirbt. Sie ist allein, und jegliches Gefühl, ja jegliche Stimmkraft scheint in ihr erstorben. Sie flüchtet nach Gammelholm, in die Heimat, die sie nun heilen soll. Und sie denkt, daß sie wohl immer hier bleiben wird; versunken die Künstlerpläne, verflogen alle die Träume von reich bewegtem Leben. Dann aber kommt der Frühling, das neue Leben. Die Kräfte von Leib und Seele kommen wieder. Und als einmal die Sonne frei, kräftig und hell ins Land scheint, löst sich die Stimme, klingt frisch, warm und vielleicht noch inniger als je vorher. Denn all das Schicksal zittert nun mit. Nur ganz anders ist das junge Weib geworden; ihr Verhältnis zu den Menschen ist liebevoller. Das hat die Liebe zu dem Einen gemacht, oder auch, daß sie

ja nun erst wirklich Mensch ist, nachdem sie durch das erste schwere, abgeschlossene Schicksal gegangen ist. Nun ist sie reif; „früher hatte sie sich nicht mit Menschen abgegeben, bei denen sie nicht sofort etwas Eigenartiges oder Bedeutendes bemerkte. Jetzt entdeckte sie allmählich etwas Wertvolles an allen.“ Und so, sicher gemacht durch ein tragisches Erlebnis und ein voll getragenes Leid, geht sie hinaus in die Welt, ihre Lieder zu singen. Im tiefsten Winkel ihrer Seele aber ist das Bild der Heimat, des hohen und sicheren Gammelholm, geborgen; „dorthin konnte sie sich immer flüchten, dorthin sich retten, retten vor dem Verderben“. — Man sieht, das Buch ist weich und romantisch. Es wird alle freuen, die gerne nachdenkliche Schilderungen schwer getragener Leben lesen und sich gerne in die beschauliche Darstellung seelischer Kämpfe jeglicher Art versenken. Die Geschichte einer menschlichen Evolution, das ist der Inhalt dieses Buches.

Berlin. *W. Fred.*

II.

Bauernstudenten. Roman von Arne Garborg. A. d. Norw. v. Marie Herzfeld. Berlin, S. Fischer. 390 S. M. 4,— (5,—).

Der verlorene Vater. Von Arne Garborg. Deutsch v. Marie Herzfeld. Berlin, S. Fischer. 99 S. M. 1,50.

Es liegt ein besonderer Reiz darin, diese beiden Bücher, deren Entstehungszeit durch Jahrzehnte getrennt ist, unmittelbar nach einander zu lesen. Die Jugend des einen sticht auffallend gegen das Alter des andern ab. Die „Bauernstudenten“, ein Band von rund 400 Seiten, mit seinen breiten Schilderungen, seinem Gewimmel von Personen, möchte man mit einem lebenshungrigen Burschen vergleichen, der eben in die große Welt eingetreten ist, in der ihn jeder Begegnende und jede Begebenheit interessant genug dünkt, um bei ihrem Anblick zu verweilen und das Gesehene mit umständlicher Wichtigkeit zu berichten. Daneben erscheint das dünne Bändchen, das den Titel „Der verlorene Vater“ trägt, wie ein wortkarger, lebensüberdrüssiger Greis, der der Welt den Rücken gekehrt hat und dem ihr Treiben so nichtig dünkt, daß er keine Worte darüber verlieren mag. In dem ersten Buche eine Ueberfülle von handelnden Personen, deren Gesichter man sich kaum merken kann, so groß ist ihre Zahl, im zweiten ein einziger Mensch, der redend und handelnd auftritt.

Hätten die „Bauernstudenten“ nicht Arne Garborg zum Verfasser, so würden sie wohl schwerlich in Deutschland einen Verleger gefunden haben. Die Verhältnisse, die diesem Kulturroman zugrunde liegen, sind so ausschließlich an den Ort und an eine bestimmte Zeit gebunden, daß sie ein allgemeines Interesse kaum erregen können. Ueberall stößt man auf politische Anspielungen, die, als sie aktuell waren, wohl auch bei uns in Deutschland verstanden und gewürdigt worden wären, jetzt, nach zwanzig Jahren, aber unverständlich und gleichgiltig sind. Ebenso ergeht es einem mit den zahlreichen Porträts in dem Buche. Die Personen, nach denen sie gemacht waren, sind längst aus dem allgemeinen Interesse ausgelöscht, unsere Generation weiß nichts von ihnen. Die ermüdende Breite der Schilderung von den einzelnen Phasen aus dem Leben des Bauernjungen und späteren Bauernstudenten Daniel Sörbrant beeinträchtigt wesentlich den Genuß an der prachtvollen Leistung, die Garborg in der Darstellung dieses Typus geboten hat. Mit dieser umständlichen Breite söhnt selbst des Verfassers trockener Humor nicht aus, der in zahlreichen satirischen Bemerkungen hervorbricht.

Eine künstlerisch höher stehende Leistung ist entschieden „Der verlorene Vater“, dessen Original bereits 1899 erschien. Es liegt ein bestrickender Reiz in dem Rhythmus dieser Sprache, den Marie Herzfeld in ihrer Uebertragung mit großer Treue festzuhalten gewußt hat. Da ich mich an dieser Stelle schon vor zwei Jahren über das Buch ausgesprochen habe, will ich hier nur kurz die Uebersetzung charakterisieren. Marie Herzfeld hat eine höchst schwierige Aufgabe glänzend gelöst. Garborg hat „Den verlorenen Vater“ im Landsmaal geschrieben, jenem ungemein klangvollen Idiom, das in Norwegen gesprochen wurde, ehe sich der dänische Einfluß geltend machte, und das heute nur noch dem Bauern vertraut ist. Es bedarf für den Städter in Norwegen eines ernsthaften Studiums, um sich in diesen Dialekt hineinzulesen und ihn zu verstehen, geschweige denn für uns Deutsche. Marie Herzfeld hat das Landsmaal nicht nur verstanden, sondern sie hat seine Klangschönheiten in bewundernswerter Weise wiederzugeben gewußt, so daß die Nachdichtung wenig von dem Reiz des Originals eingebüßt hat. Sie hat in der Umdichtung der in die Arbeit eingeflochtenen Gesänge bewiesen, daß sie ein feines Gefühl für Rhythmus und Poesie besitzt. Ihre Uebersetzung verdient es, als eine künstlerische Leistung bezeichnet zu werden.

Lübeck. *Martha Sommer.*

III.

Signes Geschichte. Erzählungen von Magdalene Thoresen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Geb. M. 6,—.

Absaloms Brunnen. Von Sophus Bauditz. Uebers. v. Mathilde Mann. ebda. Geb. M. 6,—.

Freiheit. Erzählung von K. G. Brøndsted. Uebers. v. Pauline Klaiber. ebda. Geb. M. 6,—.

Der Bauer in der Litteratur ist zumeist eine gesunde, kräftige Figur; seine Interessen liegen in kleinem Kreise, und seine Gedanken entwickelt er in primitiver Art; dieser Entwicklungsprozeß spielt sich vielfach nur in seinem Gehirn allein ab. Wortkarg und hinterhaltig, hütet er sich, dem neugierigen Frager sein Wissen zu entdecken; er ist mißtrauisch. So ein Bauer mit seinen schwerfälligen und winkligen Gedankengängen ist ein sehr komplizierter Organismus — aber daß der Bauer empfindsam oder sentimental sei, war bisher nicht allgemein bekannt. Magdalene Thoresen zeichnet in „Signes Geschichte“ so ein sentimentales Fräulein mit romantischen Liebesneigungen, die schönste Dirne des Kirchspiels, die Erb-Tochter des reichsten Hofes. Eine solche Gestalt, hier die Hauptfigur, paßt nicht in eine Erzählung, die vor langen Jahren in einem weltabgeschiedenen Dorfe an einem norwegischen Fjord spielte; ebensowenig wie hier und da auftauchende Vergleiche aus der griechischen Mythologie in eine norwegische Bauerngeschichte. — Soll ich die saloppe Ausdrucksweise der Verfasserin oder der Uebersetzerin zur Last legen? Der Verleger rühmt in seiner Einleitung, daß seine Uebersetzerinnen mit aller Treue und Hingebung gesucht hätten, das Original nachzubilden. Hätte Frau Thoresen selbst gesagt: „Er ertrug den Ernst nicht, er legte sich wie Schimmel auf sein Gemüt“ (S. 58), und im Stile einer höheren Tochter erklärt: „Alle erträumte Ehre und Berauschung an der Welt sank zusammen und lag wie das welke Laub des Baumes um die ersten zarten Anemonen des jungen Herzens“? (S. 59), oder versichert: „Die Motte der Vernachlässigung nagte sichtbar am ganzen Hauswesen“? (S. 126) u. s. w. Frau Thoresen liebt die Gegensätze; Vater und Tochter, Vater und Sohn, Bruder und Schwester stehen sich gegenüber. Frau Thoresen liebt auch die Verknüpfung der Sätze mit einem gegensätzlichen „Aber“, auch da, wo es sich um gar keine Gegensätze, sondern um Fortführungen handelt, wo die Bibel ihr naives „Und“ an den Anfang des Satzes stellt. — Interessanter als die Titelheldin ist der Pfarrer des Dorfes gezeichnet; ein starrer Mann, ungeistlich egoistisch, wortkarg, ein Hirt, der sich um seine Gemeine nicht kümmert und dem Wahnsinn verfällt. — Die zweite Novelle „Der Lukehof“ zeigt nicht die bequeme Breite des Halbromans; sie ist durch die künstlerische Geschlossenheit bedeutender als die erste Erzählung und die Schlußnovelle „Niels Lochmhaus“, von der ich nichts rühmendes zu sagen habe.

Sophus Bauditz liefert ein unterhaltendes Buch, aus dem die Liebe zum historischen Kopenhagen mit seinen winkligen Gassen und Häusern spricht. Viel Detailschilderung und sichtliche Freude an harmlos gutmütigen Charakteren, die dem modernen Zuge nicht gefolgt sind und in der Großstadt eine Idylle für sich leben. Ein liebenswürdiges Buch voll Stimmung. Aber der kleine Roman der Kaufmannstochter mit einem Maler, der sich aus der breiten, unökonomischen Schilderung herauswickelt, wird niemand im Innersten erregen und in gewaltiger Kraft mit sich fortreißen. Daß Sophus Bauditz hier und da Diskussionen über Politik, innere Mission, Militarismus und ewigen Frieden einfügt, ist zu bedauern. Lassen sich denn die Anschauungen der stillen und gemessenen Personen nur durch längere Disputationen und Programmreden charakterisieren? — „Absaloms Brunnen" heißt die Erzählung nach dem Schloßbrunnen, den Erzbischof Absalom in dem ältesten Teile von Kopenhagen, der niedergebrannten Christiansborg, angelegt hatte. Der Brunnen und das Schloß, das seit 1884 in Asche liegt, sind der Mittelpunkt Kopenhagens, aber für unsere Erzählung nicht von wesentlicher Bedeutung.

Mit goldenen Buchstaben steht auf der Erzählung von K. G. Brøndsted der Titel „Freiheit". Es ist bitterer Hohn. Läßt man die Personen an sich vorüberziehen — niemand ist frei. Der Pfarrer Lembig, der Sohn eines Bauern, hat eine Tochter aus alter aristokratischer Familie heimgeführt. Aber das bedeutet keinen Ausgleich zweier verschiedener Lebensauffassungen, die mit dem Blute ererbt sind. Die Mutter stirbt, und die Kinder dieser Mißehe gehen zugrunde; denn die Verwandten von mütterlicher Seite haben nicht die Macht, über die Kinder des Pfarrers einen entscheidenden Einfluß zu gewinnen, und der Vater ist ein unklarer Schwärmer für Freiheit und Volkstum, ein Plebejer; Tradition, durch Generationen fortgeerbtes Herkommen, ist ihm fremd; in Vernachlässigung läßt er die Töchter aufwachsen. Die eine heiratet einen Flickschuster im Dorf, der seine Frau prügelt und Branntwein säuft; die andere, ein stolzes, schönes Mädchen, giebt sich in freier Liebe einem cynischen Litteraten hin, lebt ein paar Jahre mit ihm und sucht schließlich den Tod im Wasser, wie das Verhältnis von dem Geliebten brutal gelöst wird. Und der einzige Sohn des Pfarrers? Ihn hatten die Verwandten zu sich genommen, um wenigstens ihn zu erziehen; er wird aus ihrem Hause fortgeholt, um eine volksmäßige Erziehung zu erhalten, und endet, da er nirgends einen Platz im Leben finden kann, als Briefträger in Amerika. Ein unglücklicher Mensch. „Wie kommt es nur, daß es allen deinen Kindern so schlecht gegangen ist, sie haben doch so viel, viel Freiheit gehabt?" Die Freiheit hat zu keinem Glück, auch zu keiner innerlichen Festigkeit geführt. Und auf der anderen Seite, im Kreise der vornehmen Verwandtschaft, ist da Freiheit?

Die Gegensätze, die das Buch entwickelt, sind nicht neu, aber sie werden wohl noch oft den Erzähler zur Darstellung reizen. Ich will nicht im einzelnen mit Brøndsted rechten; doch halte ich es für unwahrscheinlich, daß etwa dreizehnjährige Schulknaben an „eine Verbindung zur Aufrechterhaltung der Ehrlichkeit", die ihre Satzungen in Paragraphen einteilt und das Ablesen und Abschreiben in der Schule verhüten möchte, denken werden. Gedanklich ist dies Buch, das den Kampf des „Volkstümlichen" gegen das „nicht Volkstümliche" wiederspiegelt, von den drei Bänden, die vor mir liegen, das bedeutendste. Der Verleger möchte diese drei Bände gern einer größeren Reihe „nordischer Erzählungen" einreihen. Für Magdalene Thoresens Novellen mag dieser Titel vielleicht passen; sie will uns norwegische Bauern zeichnen. Die beiden andern Bände haben Kopenhagen und Kopenhagens weitere Umgebung, zum Teil auch Italien, zum Schauplatz und scheinen an Kopenhagen oder den Norden im Grunde nicht gebunden zu sein.

Berlin. *Ernst Consentius.*

Aesthetisches.

(Nachdruck verboten.)

I.

Mit dem Emporkommen eines neuen Geistes in der Kunst ist neuerdings auch das Interesse für ästhetische Fragen wieder lebendig geworden. Wenn man in der Blütezeit des Realismus und Naturalismus meinte, daß in der möglichst getreuen Wiederholung des Natureindruckes die ganze Aesthetik enthalten sei, so fängt man nunmehr an, zu begreifen, wie ungenügend jener Ausdruck war, und sucht nach neuen Gesichtspunkten, um sich das Wesen des ästhetischen und des künstlerischen Genusses zu erklären. Fast alle diese neueren Arbeiten über ästhetische Fragen stimmen darin überein, daß sie das Problem rein auf empirischem Gebiet zu lösen suchen und jeder metaphysischen Begründung des Aesthetischen aus dem Wege gehen. Darin unterscheiden sie sich grundsätzlich von der Art, wie man früher diese Fragen zu behandeln pflegte, wo Aesthetik und Metaphysik als unzertrennlich angesehen wurden und man über das Schöne nicht glaubte reden zu können, ohne es sofort zur Gottheit und den letzten Prinzipien des Daseins in Beziehung zu setzen. Gegenwärtig, wo es eine Metaphysik von allgemeinerer Geltung nicht giebt und die Mißachtung der Spekulation nur erst ganz allmählich einem besseren Verständnis und einer tieferen Würdigung derselben Platz zu machen anfängt, ist es selbstverständlich, daß die Aesthetiker sich ohne metaphysische Gedankengänge zu behelfen suchen und die Prinzipien des Schönen und seines Genusses fast ausschließlich in psychologischen Eigentümlichkeiten suchen.

Die Berechtigung dieses Verfahrens wird auch derjenige nicht bestreiten können, der prinzipiell auf einem anderen Standpunkte steht und der Ansicht ist, daß die bloße Psychologie als solche nie imstande sein wird, das Wesen des Aesthetischen auszuschöpfen. Denn mag es hinter den psychischen Erscheinungen und Bewußtseinsthatsachen ein Wesen von metaphysischer Beschaffenheit geben oder nicht, das als letzter Grund des Empirischen angesehen werden muß und sich in bestimmender Weise auch im Aesthetischen auswirkt, so vermögen wir ihm doch jedenfalls eben nur von der Seite seiner Erscheinung aus beizukommen, und es ist eine selbstverständliche Forderung methodischer Forschung, zunächst einmal sich auf das rein empirische Gebiet zu beschränken und zu sehen, wie weit man auf ihm gelangt. Nicht darin liegt ja offenbar der Mangel der früheren metaphysischen Aesthetik, daß sie überhaupt metaphysische Gesichtspunkte an die ästhetische Untersuchung heranbrachte, sondern darin, daß sie mit ihnen den Anfang machte, in deduktiver Weise den ganzen Inhalt des Aesthetischen aus ihnen ableiten wollte und über der Spekulation die psychologische Erfahrung glaubte vernachlässigen zu können. Wenn die ganze antimetaphysische Denkrichtung in der Philosophie des letzten Menschenalters im Grunde nur den Uebergang von der deduktiven zur induktiven Philosophie vermittelt und mit dem Wahne aufzuräumen bestimmt ist, als ob es eine Erkenntnis aus reiner Vernunft, unabhängig von aller Erfahrung, geben könne, wie sie selbst Kant noch vorschwebte, so wird es wohl auch auf ästhetischem Gebiete nicht anders sein. Mag also immerhin auf diesem Gebiete wie überall sonst in der Philosophie der Empirismus einstweilen allein zu Worte kommen, so werden doch seine Leistungen selbst dann ihren Wert behalten, wenn seine Erklärungsversuche sich als unzulänglich und die Hereinziehung metaphysischer Gesichtspunkte als notwendig ergeben sollten, um dem tiefsten Wesen und den letzten Gründen des Aesthetischen auf die Spur zu kommen. Wie die spekulative Aesthetik sich erst selbst in ihren Ansprüchen überschlagen mußte, ehe die ästhetische Erfahrung zu ihrem Rechte kommen konnte, so muß auch die empirische Aesthetik erst alle ihre Mittel erschöpft und alle Möglichkeiten ausprobiert haben, ehe die Induktion es mit

Erfolg unternehmen kann, das Problem des Aesthetischen wieder an die höchsten Prinzipien der Welterklärung anzuknüpfen.

Aus diesem Gesichtspunkte heraus sind zwei neue Schriften von Strecker und Cohn zu beurteilen, die mir zur Besprechung vorliegen*). Sie verzichten ausdrücklich beide auf metaphysische Gedankengänge und gehen bei ihren Untersuchungen wesentlich psychologisch zu Werke. Dabei beschränkt sich Strecker auf die Frage des ästhetischen Genusses. Er findet zunächst die sinnlich angenehme Wirkung der bloßen Formen darin begründet, daß sie eine bequeme Kombination von Nervenschwingungen auslösen. Indem die vom Kunstwerk unseren Sinnen aufgenötigte Thätigkeit eine ihrer Natur gemäße ist, entsteht in uns die ästhetische Freude an der Form. Aber diese erhebt sich noch zu wenig über das Niveau der bloßen Empfindung, ihr fehlt noch das geistige Moment, wodurch sich die Empfindung zur Anschauung vertieft und die höhere ästhetische Lust sich vor der nur sinnlichen Wohlgefälligkeit auszeichnet. Um jenes in sich aufzunehmen, muß sie in Beziehung zu unserem Gefühlsleben, zu unserer Vorstellungswelt, zu dem ganzen seelischen Gehalte unserer Persönlichkeit treten, und dies geschieht, indem das sinnlich Gegebene selbst als der Ausdruck eines seelischen Gehaltes aufgefaßt wird. „Wo wir einen Menschen als Persönlichkeit auffassen, ohne im Augenblick an ihm etwa psychologische Studien zu machen, oder von ihm etwas zu erreichen oder irgend etwas mit ihm zu wollen, wo wir also nur seine Persönlichkeit und nichts neben, noch hinter ihr anschauen, da ist die Anschauung ästhetisch." Nach dieser Ansicht, in der Strecker mit Siebeck übereinstimmt, ist der ästhetische Genuß nichts anderes als „Freude am bewußten Dasein als solchem, abgesehen von allem besonderen traurigen oder heiteren Inhalte desselben", und zwar eine praktisch und theoretisch interesselose Freude, wie sie mit jeder Bethätigung irgend welcher seelischen Kräfte, auch abgesehen von ihrem Zweck und Erfolg, verbunden ist.

Man kann dem Verfasser zugestehen, diesen Gedanken, der ja an sich nicht neu ist, in ansprechender Weise durchgeführt zu haben. Daß mit ihm noch keineswegs alles gesagt ist, daß die Auffassung der ästhetischen Objekte nach der Analogie der menschlichen Persönlichkeit ein viel zu enger Begriff ist, um dem Wesen des Aesthetischen gerecht zu werden und das letztere überdies in den weitaus meisten Fällen zu einer bloßen Illusion erniedrigt, das bedarf wohl keiner Auseinandersetzung. Auf der anderen Seite ist die Erklärung des ästhetischen Genusses als der Freude an der Persönlichkeit und der bloßen interesselosen Bethätigung der seelischen Kräfte viel zu weit, um dessen Eigentümlichkeit zu bestimmen. Die ganze Schrift Streckers bleibt damit im Grunde doch auf der Oberfläche, sie bietet zwar mancherlei wertvolle Anregungen, kann jedoch als eine wirkliche Lösung des von ihr behandelten Problems nicht angesehen werden. —

Weit bedeutender und lehrreicher ist die Arbeit Cohns. Sie will das System der Aesthetik als „kritischer Wertwissenschaft" in seinen allgemeinen Umrissen entwerfen und stellt sich damit prinzipiell auf den Boden des kantischen Idealismus. Soviel nämlich ihr Verfasser auch den spekulativen Aesthetikern (besonders E. v. Hartmann) verdankt, so ist er doch mit Haym der Ansicht, daß es auch auf ästhetischem Gebiete darauf ankomme, die dogmatische (?) Metaphysik des letzten Systems ins Transcendentale umzudeuten. Seine Arbeit will sonach als eine „systematisch-philosophische" angesehen werden, und wenn sie sich dabei auch nicht ausschließlich auf die Psychologie stützt, sondern die Aesthetik als eine selbständige Wissenschaft behandelt, so bleibt doch auch sie rein innerhalb der Erfahrung stehen.

Die Aesthetik hat nach Cohn die besondere Art von Werten zu untersuchen, die im Schönen und der Kunst herrschen. Das ästhetisch Bewertete ist Anschauung — ein sehr unglücklicher Begriff, der nach Hartmanns Einwendungen gegen denselben von den Aesthetikern eigentlich nicht mehr angewendet werden sollte. Den ästhetischen Wert aber bestimmt Cohn als einen „rein intensiven", worunter er versteht, daß er lediglich um seiner selbst willen geschätzt wird, daß Grad und Maß seines Wertes ausschließlich in dem ästhetischen Objekt selber liegen, ihm immanent sind, womit das Aesthetische aus der Verflechtung unserer realen Interessen herausgelöst ist. Den hierfür sonst üblichen Ausdruck des „ästhetischen Scheins" vermeidet Cohn wohl nur deshalb, weil er auf seinem transcendentalidealistischen Standpunkt nicht imstande ist, den Schein von der Erscheinung zu unterscheiden. Er bezichtigt ihn der Unklarheit, nimmt aber selbst dafür den viel unklareren und mehrdeutigen Begriff der Anschauung in den Kauf, um das ästhetische Objekt zu bezeichnen. Auch ist schwer einzusehen, was die Kategorie der Intensität zu thun haben soll mit der rein immanenten Wertbeschaffenheit des ästhetischen Objektes. Der ästhetische Wert hat ferner Forderungscharakter, das Schöne erhebt den Anspruch, von uns nachgefühlt zu werden. Wiewohl der Verfasser einräumt, daß dieser Umstand sich nur aus einer logischen Beschaffenheit des ästhetischen Objektes erklären ließe, so hält ihn sein antimetaphysischer Standpunkt doch davon zurück, ihm einen solchen zuzusprechen, weil er das Logische offenbar nur als ein subjektives gelten läßt und ein unbewußt Logisches nicht anerkennt. Auf die Frage, wie die Anschauung einen rein intensiven Wert gewinnt, und wie dieser Wert zum geforderten wird, antwortet Cohn: indem sie als Ausdruck eines inneren Lebens aufgefaßt wird, wobei es jedoch, wie er (im Gegensatze zu Strecker) ausdrücklich betont, keineswegs nötig ist, bis zu wirklicher Personifikation fortzuschreiten. Daß hierbei die innere Beschaffenheit eines Gegenstandes unserem Auffassen gemäß sei, bezeichnet der Verfasser als die „Gestaltung des Aesthetischen" und bestimmt die Aufgabe der Kunst dahin, unserem Nachleben günstige Gestalten ausdrücklich und bewußt hervorzubringen. Wenn er dabei bemerkt, daß derartige Gestalten in der Natur nur zufällig und gelegentlich vorkämen, und diejenigen Funktionen unseres Geistes, die bei der Auffassung der Anschauung wirksam sind, als identisch mit unseren logischen Denkfunktionen bezeichnet, so ist auch damit der logische Charakter des ästhetischen Objektes ausgesprochen. Das gleiche Ergebnis liefert auch die Betrachtung der „Objektivierung und Formung", d. h. der Herstellung eines ästhetischen Gegenstandes und der Herausarbeitung einer unserer Auffassung entsprechenden Form an diesem Gegenstande. Die Analogieen, die sich hierbei zwischen dem ästhetischen Objekt und dem Wesen der Erkenntnis ergeben, weisen, wie der Verfasser selbst mit Recht hervorhebt, auf eine gewisse innere Verwandtschaft beider hin, und es ist auch hier nur wieder sein transcendental idealistischer Standpunkt, der ihn hindert, das bestimmende Prinzip des Schönen mit Hegel und Hartmann in einer objektiven Idee zu finden.

So dringt seine Untersuchung trotz aller Anläufe und trotzdem sie sich von der idealistischen Aesthetik oft nur mehr im Ausdruck als in der Sache unterscheidet, doch nirgends bis zu dem letzten Grunde des Aesthetischen vor, und es gelingt dem Verfasser nicht, die verschiedenen Gestaltungen und Bestimmungen des Schönen auf ein einheitliches Prinzip zurückzuführen. Das zeigt sich u. a. auch darin, wie er das Prinzip der Unterscheidung der Künste rein äußerlich aus dem Materiale der Objektivierung hernimmt. Trotzdem wäre es ungerecht, die Vorzüge der cohnschen Arbeit zu übersehen. Bleibt sie auch in prinzipieller Hinsicht unzulänglich und leidet sie unter einer gewissen Zaghaftigkeit, die Konsequenzen ihrer Prämissen bis zum Ende zu ziehen, so enthält sie doch soviel des Geistvollen, Anregenden und Belehrenden, daß ich sie zu dem Besten zählen

*) Der ästhetische Genuß. Von Dr. Reinhard Strecker. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchh. 1901. 87 S. — Allgemeine Aesthetik. Von Dr. Jonas Cohn. Leipzig, W. Engelmann. 1901. 293 S.

möchte, was auf ästhetischem Gebiete letzthin geleistet worden ist. Vortrefflich ist z. B. ihre Zurückweisung der Nachahmungstheorie, sowie ihre Widerlegung Konrad Langes, lichtvoll und lesenswert ihre Auseinandersetzung über den Stil, das künstlerische Schaffen und die wichtigsten Arten des Aesthetischen, das rein Schöne, Erhabene, Tragische und Komische.

Freilich rächt sich auch gerade hier die Unzulänglichkeit seines Prinzips dadurch, daß Cohn in der Stufenfolge der ästhetischen Modifikationen eine zunehmende Hereinziehung außerästhetischer Momente behaupten und damit die höheren Formen des Aesthetischen durch Rücksichten begründen muß, die nach seiner Ansicht unmittelbar nichts mit dem Aesthetischen zu thun haben. So soll, vom Prinzip des Ausdruckes her betrachtet, schön im engeren Sinne die Aeußerung eines in sich einigen Lebens sein und die Ableitung desselben sich lediglich aus den Bedingungen des ästhetischen Inhalts als vollständige Einheit von Ausdruck und Form verstehen lassen. Aber schon beim Erhabenen bedingt die Bestimmung der Größe eine Unangemessenheit der Form, womit die ästhetischen Formprinzipien in gewissem Sinne durchbrochen werden. Noch mehr ist dies der Fall beim Tragischen, wo der Umstand, daß die innere Größe sich gerade in Kampf und Leiden äußert, selbst erklärungsbedürftig ist und über das ästhetische Gebiet hinausweist. Vollends aber verlangt das Komische und der Humor, den Cohn auffälliger Weise als eine bloße Unterart des ersteren auffaßt, die Hinzuziehung allgemeiner Erwägungen über die Stellung des Menschen im Leben und in der Welt. Hätte Cohn offen ausgesprochen, worauf alle seine Bestimmungen doch letzten Endes abzielen, daß es die Idee, als objektive und konkrete, ist, deren Versinnlichung im ästhetischen Schein das innerste Wesen des Schönen ausmacht, so würde er wohl nicht in den Widerspruch verfallen sein, die höheren Formen des Aesthetischen aus außerästhetischen Prinzipien zu erklären. Er würde alsdann den höheren ästhetischen Wert aus dem höheren Grade der mikrokosmischen Beschaffenheit der betreffenden Idee abgeleitet haben, während nunmehr seine Antwort auf die Frage, warum das ästhetische Schaffen und Nachleben sich nicht mit dem rein Schönen begnüge, nämlich, daß es sein Beruf sei, das Bedeutende in der Welt einer rein intensiven Anschauung zugänglich zu machen, als eine von seinem Standpunkte aus völlig unbegründete und unbegreifliche dasteht. Was Cohn gegen den konkreten Idealismus in der Aesthetik in der übrigens geistvollen Betrachtung über die Beziehungen des Aesthetischen und Logischen einwendet, trifft nicht den Kern der Sache und dient schließlich nur dazu, die Berechtigung jenes Standpunktes nur um so heller in das Licht zu stellen. Wie alle unsere Erkenntnis nur dann nicht illusorisch ist, wenn das zu Erkennende den logischen Gesetzen unterworfen und also selbst irgendwie logisch geartet ist, so bleibt auch das Wesen des Aesthetischen ohne die Anerkennung eines objektiven Idealismus unbegreiflich, und alle Bestimmungen desselben als Ausdruck eines inneren Lebens oder einer den Dingen immanenten Persönlichkeit u. s. w. können lediglich eine vorläufige Bedeutung für sich in Anspruch nehmen und haben nur den Wert, einer positivistisch gesinnten Zeit, die von Metaphysik nichts wissen will und eine objektive Idee nicht anerkennt, eine Art Ersatz für die eigentliche Bestimmung des Aesthetischen darzubieten. Daß unter diesen Versuchen, einen solchen Ersatz zu liefern, die „Allgemeine Aesthetik" Cohns wegen ihrer zahlreichen feinen und gehaltvollen Einzelheiten einen hohen Rang einnimmt, wurde oben schon bemerkt. Das Werk empfiehlt sich auch dadurch, daß es nicht bloß für Gelehrte geschrieben und wohl geeignet ist, auch Künstler für ästhetische Probleme zu interessieren und sie aus der Verwirrung des landläufigen Kunstgeredes zu theoretischer Klarheit emporzuführen.

Karlsruhe. *Prof. Dr. Arthur Drews.*

II.

The Representative Significance of Form. An Essay in Comparative Aesthetics. By George Lansing Raymond. G. T. Putnam's Sons New York and London, 1900.

Zugleich mit ihrer rein sinnlichen Wirkung auf das Auge oder das Ohr üben die Kunstformen eine psychologische Wirkung aus, indem sie die Einbildungskraft, das Denken und die Empfindungen anregen; sie suggerieren dem Geiste etwas, das nicht in der Form selbst liegt, sie wecken eine Stimmung in ihm. Diese Stimmung nennt Raymond ihren Nimbus, und das ist es, was er unter ihrer repräsentativen Bedeutung versteht. In der ersten Hälfte des vorliegenden umfangreichen Buches, das den Abschluß eines siebenbändigen Systems der vergleichenden Aesthetik bildet, hat er sich die Aufgabe gestellt, den Ursprung der Gedanken und Empfindungen des Künstlers nachzuweisen; die zweite Hälfte ist einer Abgrenzung der verschiedenen Kunstformen nach ihrer Symbolik gewidmet.

Der Verfasser ist Professor der Aesthetik an einer amerikanischen Universität, und um den spezifisch amerikanischen Charakter seines Buches zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Amerika nach der Restauration der Stuarts die Hochburg des in England besiegten Puritanismus wurde und es, soweit das Universitätsleben in Frage kommt, bis heute blieb. Wohl in keinem andern Lande ist die von Amtswegen gepflegte Wissenschaft immer noch in solchem Umfange die Magd der Theologie, und so zeigt sich auch diese amerikanische Aesthetik stärker mit theologischer Spekulation durchsetzt, als wir es diesseits des großen Wassers gewohnt sind. Echt amerikanisch ist ferner der mystische oder okkultistische Gehalt in Raymonds Psychologie des künstlerischen Schaffens. Er hat allerdings in Schelling einen Vorgänger, der in den Formen bereits eine für den Verstand irrationale höhere Gesetzmäßigkeit symbolischer Art ausgedrückt fand und die künstlerische Produktion aus einer Vereinigung der bewußten und der unbewußten Geistesthätigkeit erklärte; doch dringt er eroberungslustiger als dieser in das Reich der Mystik vor, und es ist auch nicht ersichtlich, ob er mit Schellings Ideen vertraut war, wie denn überhaupt die ganze deutsche Aesthetik seit Kant ihm fremd zu sein scheint. Am stärksten hat vielleicht eine Uebersetzung der „Philosophie des Unbewußten" auf ihn gewirkt. Gegen eine vorsichtige Herbeiziehung des Hypnotismus, des Hellsehens und verwandter Erscheinungen läßt sich natürlich nichts einwenden, nachdem die Wissenschaft begonnen hat, die Nachtseite des Seelenlebens mit ihrer Forschung zu beleuchten. Allzu amerikanisch mutet aber Raymonds Verwendung schlecht verdauter und leichtgläubig gedeuteter Anekdoten aus dem spiritistischen Sagenkreise an, um das instinktive Schaffen des Künstlers auf seine Quelle zurückzuführen. Er hat noch keine Ahnung von der aufkeimenden Aesthetik der neuen Zeit, die sich anheischig macht, alle intuitiv hervorgebrachte Formenschönheit menschlicher Kunstleistungen aus denselben mathematischen Gesetzen zu erklären, unter deren Herrschaft die Natur ihre Kunstformen erzeugt.

An Emerson und seinem Kreise tadelt der Verfasser, daß sie religiöse und künstlerische Inspiration verwechselt hätten, an der modernen französischen Schule, daß sie zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Beobachtung keinen Unterschied mache. Die Kunst nehme in Wahrheit eine Mittelstellung zwischen Religion und Wissenschaft ein, denn sie beruhe auf der Einbildungskraft, die ihre Nahrung gleichzeitig durch Inspiration aus der inneren und durch Beobachtung aus der äußeren Welt empfange, und sie werde charakterisiert durch die Kombination von Glauben und Wissen, nämlich die Idealität. Nach dieser Theorie verdanken wir der Vorherrschaft des Instinktiven, das die Ergebnisse aller unbeabsichtigten, unterbewußten Geistesthätigkeit umfasse, die religiösen Begriffe; der Vorherrschaft der vernünftigen oder bewußten Geistesthätig-

keit die Wissenschaft, der harmonischen Verschmelzung beider, des Instinktiven und des Vernünftigen, des Unterbewußten und des Bewußten, die künstlerische Wahrheit.

Die angewandte Aesthetik, die der zweite Teil enthält, fußt auf Lessings Gedanken über die Grenzen zwischen Malerei und Poesie im „Laokoon"; man kann sie wohl eine Fortbildung und Erweiterung der letzteren nennen. Aber Lessing würde an den Tabellen des Verfassers, der diese Gelegenheit zum Schematisieren und Klassifizieren allzu eifrig ausnützt, nur mäßige Freude gehabt haben. Denn im Grunde wird in dem Buche doch die Bedeutsamkeit der Form überschätzt, oder vielmehr: es wird zum Teil fälschlich als Form bezeichnet, was in Wahrheit Inhalt ist. Dies gilt besonders von der Poesie, die je nach ihrem Stoffe mit demselben rhythmischen Schema, z. B. dem Sonett, dem Hexameter, der Spenser-Stanze, die allerverschiedensten Stimmungen zu erzeugen vermag. Die Form kann symbolisch sein; aber oft ist sie nur äußerlicher Schmuck. Hier also bedürfte das System einer Einschränkung. Immerhin ist dieser Abschnitt, der nicht so weitschweifig ist wie der erste, des Lesens wohl wert, zumal er durch gut gewählte, zum Vergleich gegenübergestellte Beispiele in der That den Untertitel des Werkes rechtfertigt. Und was Raymonds praktische Ratschläge betrifft, so zeugen sie in vielen Hauptfragen von ästhetischer Einsicht. Wenn man die technischen Grenzen nicht zu eng zieht, ist seine Mahnung an die Künstler gewiß verdienstlich, zu sorgen, daß die Form der Natur ihres Gegenstandes angemessen sei, weil nur dadurch eine reine Kunstwirkung erzielt wird; das kann sich auch die moderne Richtung gefallen lassen. Mit dieser besitzt er freilich trotz seines Strebens nach Vermittlung wenig Sympathie, und es ist für seine Stellung bezeichnend, daß Walt Whitman, bis heute die größte Kraft in der amerikanischen Litteratur, von ihm mit Stillschweigen übergangen wird.

Potsdam. *Eduard Bertz.*

III.

Das Stilgesetz der Poesie Von Dr. Theodor A. Meyer, Prof. am ev. theol. Seminar Schönthal. Leipzig, S. Hirzel, 1901. 231 S. M. 4,—.

Der Verfasser wandelt auf anderen Wegen als die meisten Aesthetiker unserer Zeit. Daß die Poesie als „Kunst der innerlich gesetzten Sinnlichkeit" allein den Gesetzen der Phantasie unterthan sei, daß die Sprache nicht ihr Material, sondern nur ihr „Vehikel" sei, behauptet Fr. Vischer. Eduard v. Hartmann erklärt nur das Anschauungsfähige für schön. Einzig und allein die Phantasiebilder, die der Dichter seinen Hörern vor die Seele stellt, sind Darstellungsmittel der Poesie. Auch ihm gilt die Sprache nur als Vehikel. Die Notwendigkeit der Successsion in der Dichtung — die These des „Laokoon" — folgt für beide nicht aus der besonderen Natur des Vehikels (wie bei Lessing), sondern aus dem Bewegungsbedürfnis der Phantasie, die, weil sie selber bewegt ist, solches sehen will, was sich bewegt. Für diese Auffassung wird der Gehalt einer Dichtung nicht durch das Wort, sondern durch die Sinnenbilder vermittelt, die durch jenes irgendwie in unserer Phantasie erzeugt werden. Diese Auffassung weist Meyer zurück. Er hat sie, wie er ausführt, zuerst, wenn auch zuweilen mit bösem Gewissen, geteilt, dann aber erkannt, daß die Bilder der Poesie gar nicht darauf angelegt sind, als sinnliche Erscheinung innerlich wahrgenommen zu werden. Die psychischen Gebilde, die durch die Seele ausgelöst werden, seien in ihrem Wesen durchaus verschieden von den Wahrnehmungsbildern unserer Sinne. Nicht innere Sinnenbilder, sondern die Worte und Gedanken der Sprache selbst bildeten das Darstellungsmittel der Poesie, das infolge seiner Geistigkeit und Abstraktheit unfähig zur Erzeugung innerer Sinnenbilder sei und die Poesie ungeeignet für die Aufgabe der Veranschaulichung mache. Und so will er die Poesie mit Hilfe der sprachphilosophischen Erkenntnisse unserer Tage als die Kunst der überanschaulichen, sprachlichen Vorstellung begreifen. Nicht in dem Sinne spricht er der Dichtung die Anschauung ab, sofern man dies Wort in einem geläufigen übertragenen Sinne nimmt und sagen will, daß uns in der Poesie ein fremdes Objekt in ähnlicher Weise gegenwärtig gegenübertritt; sondern dies bestreitet er: daß die Poesie Anschauung im natürlichen Sinne des Wortes wirke, daß sie Gesichtswahrnehmungen vor unser inneres Auge und Gehörwahrnehmungen vor unser inneres Gehör führen könne und solle. Sprachliches Vorstellen und Anschauen sind eben, das ist des Pudels Kern, verschiedene psychische Vorgänge: der Inhalt der Vorstellung wird vom Bewußtsein erfaßt, ohne daß das, was an ihm innerlich oder äußerlich gegeben ist, in der Form reproduziert würde, in der es ins Bewußtsein eingetreten ist, also das Anschauliche ohne Anschauung, die sinnlichen Empfindungen des Gehör-, Tast-, Geruch- und Geschmacksinnes ohne solche Empfindungen, das Seelische ohne Wiederholung des Erlebnisses, das in ihm ausgesprochen ist. Wie dieses Erfassen näher zustande kommt, vermöchte man nicht anzugeben. (Lotze pflegte zu sagen: wie das Denken gemacht werde, wisse man nicht.) Diese Sätze mischen mit einer auf den ersten Blick vielleicht konsequent und richtig erscheinenden Einseitigkeit Wahres mit Falschem. So gewiß wie die Sprache (oratio) ein Ausdruck der Vernunft (ratio) ist und auf Begriffen beruht, so gewiß ist auch die Sprache in der Dichtung nicht immer fähig, unmittelbar wirkliche Anschauungen zu geben, sondern giebt zunächst begriffliche Vorstellungen. Aber wie die Begriffe sich zuletzt — nach Schopenhauer immer — auf Anschauungen zurückbeziehen, so auch die Worte. Es giebt sicher Dichtungen, in denen die Sprache selbst Material und nicht nur Vehikel ist; und Meyer hat recht, die Ausschließlichkeit der Behauptung, daß der poetische Gehalt nur durch Sinnenbilder vermittelt werde, zu bestreiten. Otto Harnack hat bereits in seinen „Essais und Studien zur Litteraturgeschichte" (S. 20 f.) für die Lyrik die rhetorische Art von der symbolischen oder metaphorischen unterschieden und jener sogar den Vorzug eingeräumt. Aber ebenso einseitig ist Meyers These, daß der Sprache, auch der poetischen, Anschaulichkeit im gewöhnlichen Sinne ganz versagt sei. Wie schon in der Prosasprache Rückbeziehung des Begriffs auf die Anschauung möglich ist — auch wohl für den verzwickten Fall der Negation, für den dies bestritten wird — so ist dieser Weg in der Poesie der weitaus häufigste — vorausgesetzt, daß es sich um gute Dichtungen und nicht um Phrasen handelt. Gerade die Ueberwindung der Herrschaft, die in der gewöhnlichen Sprache der Begriff über die Anschauung führt, zeigt nicht zum wenigsten die Meisterschaft eines Dichters.

Ich möchte mit ein paar Sätzen aus Schopenhauer schließen, in denen dieses Thema vortrefflich behandelt wird. Die Sprache, heißt es in der „Welt als Wille und Vorstellung" (1. Buch, § 9), sei ein sehr vollkommener Telegraph, der willkürliche Zeichen mit größter Schnelligkeit mitteile: „Was bedeuten aber diese Zeichen? Wie geschieht ihre Auslegung? Uebersetzen wir etwan, während der andere spricht, sogleich seine Rede in Bilder der Phantasie, die blitzschnell an uns vorüberfliegen und sich bewegen, verketten, umgestalten und ausmalen, gemäß den hinzuströmenden Worten und deren grammatischen Flexionen? Welch ein Tumult wäre dann in unserem Kopfe, während des Anhörens einer Rede oder des Lesens eines Buches! So geschieht es keineswegs. Der Sinn der Rede wird unmittelbar vernommen, genau und bestimmt aufgefaßt, ohne daß in der Regel sich Phantasmen einmengten. Es ist die Vernunft, die zur Vernunft spricht, sich in ihrem Gebiete hält, und was sie mitteilt und empfängt, sind abstrakte Begriffe, nichtanschauliche Vorstellungen." (Man beachte das: „in

der Regel"!) Hierin liegt die Wahrheit, die Meyers Buch enthält. Dagegen lesen wir in demselben Werke, 3. Buch, § 51: Die Poesie wolle wie die anderen Künste die Ideen offenbaren — die bekanntlich einen etwas zweifelhaften, für unsere Zwecke aber wenig in Betracht kommenden Punkt von Schopenhauers Philosophie bilden. „Ideen sind wesentlich anschaulich: wenn daher in der Poesie das unmittelbar durch Worte Mitgeteilte nur abstrakte Begriffe sind; so ist doch offenbar die Absicht, in den Repräsentanten dieser Begriffe den Hörer die Ideen des Lebens anschauen zu lassen, was nur durch Beihilfe seiner eigenen Phantasie geschehen kann .... So versteht der Dichter aus der abstrakten, durchsichtigen Allgemeinheit der Begriffe, durch die Art, wie er sie verbindet, das Konkrete, Individuelle, die anschauliche Vorstellung, gleichsam zu fällen." Hiermit ist das Falsche und Einseitige der Ausführungen Meyers bezeichnet. Der Aesthetiker hat sich von der Sprachphilosophie — von der Philosophie der gewöhnlichen Sprache — zu sehr leiten lassen; das Ungewöhnliche der Poesie fügt sich nicht den Normen jener. Uebrigens enthält das Buch eine Fülle ausgezeichneter Bemerkungen.

Hamburg. *H. Brömse.*

Zur Naturgeschichte des Pessimismus.

Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles. Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Pessimismus von Friedrich Paulsen. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchh.), 1900. M. 2,40.

Eine der sympathischsten und zugleich bedeutendsten Erscheinungen unter unseren deutschen Philosophieprofessoren ist die Friedrich Paulsens. Er ist nicht der pedantische Hüter einer mit rührender Sorgfalt abgezirkelten und ängstlich eingehegten Schulphilosophie, die jeden totschlägt oder totschweigt, der nicht auf des Meisters Worte schwört, sondern er ist ein wahrhaft freier, großer Denker, der mit unbefangenem Blick an alle Fragen der Forschung und des Lebens herantritt und vor allem auch die großen Probleme, die unsere Zeit bewegen, in den Bereich seiner umfassenden und tiefgreifenden Erörterungen zieht. So hat er in dem vorliegenden, anregenden Buche den unser Zeitalter beherrschenden Pessimismus durch eine feinsinnige Analyse der Persönlichkeit und der Philosophie Schopenhauers und zweier dichterischer Gestalten, des Hamlet und des Mephistopheles, die er zu Schopenhauer in eine geistvolle Parallele setzt, in origineller und fruchtbarer Weise beleuchtet. Alle drei Aufsätze sind dabei von einander eigentlich völlig unabhängig und wohl auch zu ganz verschiedenen Zeiten entstanden, aber ihre Vereinigung in diesem Buche, unter dem Gesichtspunkte eines großen Problems, muß als eine glückliche That bezeichnet werden.

Zunächst behandelt Paulsen Schopenhauers Persönlichkeit, von der er ein zutreffendes, freilich wenig erfreuliches Bild entwirft. Paulsen zeichnet das Bild als philosophischer Realist mit einer großen sachlichen Ruhe und weist als die hervorstechendsten Züge in Schopenhauers moralischer Physiognomie ein sehr starkes Selbstbewußtsein, das sich bis zur Verachtung der anderen und zur Selbstüberschätzung steigert, ferner die Freude am Widerspruch gegen das allgemein Anerkannte und endlich die große Empfänglichkeit für sinnliches Wohlleben, sowie die große Empfindlichkeit gegen sinnliches Leiden nach, aus der er besonders dessen stark entwickelten Besitztrieb und dessen Mißtrauen gegen alle Welt herleitet. Nur in einem Punkte möchte ich Paulsen nicht beitreten. Der Verfasser hält es lediglich für ein Hirngespinst Schopenhauers, aus dessen Neigung zum Argwohn entsprossen, wenn dieser den Umstand, daß seine Werke von den Philosophieprofessoren seiner Zeit vollkommen ignoriert wurden, als eine absichtliche Feindseligkeit dieser Männer betrachtet und sie deshalb mit seinem Hasse verfolgt. Ich glaube, daß hier Paulsen die damaligen Vertreter der Philosophie an unseren Universitäten nach seinem eigenen unbefangenen und geistig hohen Standpunkte zu günstig beurteilt. Vielmehr erscheint es mir als eine grobe Vernachlässigung ihrer Pflicht als Erforscher der Wahrheit, wenn diese günstigen Vertreter der Philosophie den nichtzünftigen freien philosophischen Schriftsteller absichtlich totschwiegen, damit er ihnen ihre wohlgepflegten Beete der Wissenschaft nicht störe oder gar ihre Schüler abtrünnig mache. Schüler zu züchten und Schule zu machen, hat leider so oft schon in der Geschichte unseres Geisteslebens das einzige Ideal amtlich bestellter Forscher gebildet, so daß man wohl nicht fehl geht, wenn man auch die damaligen Philosophieprofessoren auf solchen Wegen vermutet. Unendlich lächerlich erscheint freilich heute jedem gesunden Geiste die Einbildung dieser Männer, die unfehlbar Schopenhauer der Vergessenheit zu überliefern wähnten, wenn sie seiner in ihren Schriften und Vorträgen nirgends gedachten. Gerade der umgekehrte Fall ist eingetreten. Wann wird man sich endlich in Deutschland von dem öden, kulturfeindlichen Vorurteile losreißen, daß nur der Verstand hat, der ein Amt besitzt! Wann wird man endlich auch bei uns die Geisteskraft des freien Schriftstellers gebührend zu werten und einzuschätzen verstehen, wie es in anderen Kulturländern, zum Segen der Menschheit, schon längst geschieht! Sicher wäre Schopenhauer auch keineswegs zu so starker Verbitterung und Menschenverachtung getrieben worden, wenn ihm die berufenen Vertreter der Wissenschaft die gebührende Würdigung hätten zuteil werden lassen. Vielen Irrtümern und Uebertreibungen wäre dadurch von vornherein der Nährboden entzogen worden, und die verhängnisvolle einseitige Herrschaft Schopenhauers, wie sie in großen gebildeten und einflußreichen Kreisen heute noch gilt, wäre ganz unmöglich gewesen. Hier möchte ich daher die Anklage nicht gegen Schopenhauer richten, sondern vor allem gegen die Kurzsichtigkeit, Engherzigkeit und Selbstsucht der akademischen Philosophen seiner Zeit.

Aus den persönlichen Eigenschaften Schopenhauers leitet nun Paulsen mit großer Klarheit und Sicherheit dessen Philosophie her. Als den springenden Punkt in Schopenhauers Gedankenbildung bezeichnet er die stark empfundene Duplizität des eigenen Wesens, den Zwiespalt zwischen dem Charakter des Denkers und dem Privatcharakter des Menschen. Dabei hebt er besonders als eine Tugend Schopenhauers die absolute Ehrlichkeit des Denkers hervor, womit dieser für den Mangel anderer Tugenden bezahlt habe. Schopenhauers Pessimismus, der die Voraussetzung seiner Moralphilosophie und seiner Erlösungslehre bildet, wird dann überzeugend als die allgemeine Theorie zu seinen persönlichen Lebenserfahrungen und Stimmungen nachgewiesen. Bei der Erörterung der theoretischen Philosophie Schopenhauers bemerkt Paulsen sehr richtig und glücklich: „Ich bin geneigt, in dem Grundgedanken: die Körperwelt Erscheinung eines Innenlebens, das sich uns im Selbstbewußtsein vor allem und zuerst als Wille darstellt, eine bleibende Wahrheit zu sehen." Ich freue mich, diesen Gedanken, auf dem ich als einem nunmehr gesicherten Ergebnis in meinem „Pathos der Resonanz" weitergebaut habe, hier auch von Paulsen als feste Ueberzeugung ausgesprochen zu sehen. An einer anderen Stelle spricht Paulsen sich noch klarer dahin aus: „Wille, die Grund- und Urfunktion des Seelenlebens, das im organischen Lebensprozeß seine physische Darstellung hat. Ich bin der Ueberzeugung, man kann das Seelenleben nur verstehen, wenn man von der Willensseite als der ursprünglichen ausgeht und die Intelligenz als sekundär ansieht." Das sind goldene Worte, die unserem Zeitalter, insbesondere unserer Wissenschaft und unserer Schule, in denen leider noch immer das alte cogitare et fari, Denken und Reden, den ersten Platz behauptet und alle Lebensäußerungen bestimmt, nicht eindringlich genug ins Herz geschrieben werden können. In einem kurzen dritten Abschnitt des

bedeutungsvollen Aufsatzes spricht Paulsen über „Schopenhauer als Erzieher" und weist nach, daß in Schopenhauers Erlösungstheorie die Lebensverneinung und Menschenverachtung allein zu Worte kommt, und daß ihm die Gottes- und Menschenliebe fehlt, die in der Lehre Jesu die Weltverachtung ergänzt. Und Paulsen kommt zu dem Schlußergebnis: „Nicht Schopenhauer, nicht Nietzsche als Erzieher, oder welchen Modegötzen der irrlichterierende Wahnglaube noch aufbringen mag, sondern: der von Nazareth als Erzieher."

In dem Aufsatz „Hamlet, die Tragödie des Pessimismus", der schon vor elf Jahren zum ersten Male veröffentlicht wurde, hebt Paulsen als hervorstechendsten Zug in Hamlets Charakter die Neigung Hamlets hervor, mit hellseherischer, spürender Phantasie dem Häßlichen, Niedrigen, Gemeinen, Bösen, Gräßlichen nachzugehen, um es unter der Decke des schönen Scheines hervorzuziehen und seinen bitteren Witz oder seine pathetische Beredsamkeit daran zu üben, wodurch er frühzeitig zu Menschenverachtung und Lebensekel gelangt. Er findet also hier die nämlichen Grundzüge wie bei Schopenhauer. Wenn auch hiermit Hamlets Charakter keineswegs erschöpft sein dürfte, so ist es doch dankenswert, daß Paulsen einmal nachdrücklich auf diesen wenig beachteten Zug in Hamlets Wesen hingewiesen hat.

In dem Aufsatze über „Mephistopheles", die Inkarnation des negativen Geistes, weist Paulsen in überraschend schöner Weise darauf hin, daß man die Schöpfung des Mephistopheles als die poetische Katharsis, als die Selbstbefreiung Goethes von dem Element der unfruchtbaren Verneinung betrachten könne. Die Worte, die Goethe Schopenhauer ins Stammbuch schrieb:

Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und nicht zu verachten,

erscheinen hier als das Ergebnis solcher, in umfassender Lebenserfahrung und in tiefen und langen Seelenkämpfen gewonnenen Selbstbefreiung.

Ein Anhang „Das Ironische in Jesu Stellung und Rede" beschließt das inhaltreiche und bedeutungsvolle Buch, dem ich recht viele Leser und Freunde wünsche, damit Zorn, Haß und Menschenverachtung immer mehr vor den großen lebensbejahenden Mächten zurückweichen möchten.

Dresden. *Otto Lyon.*

Die erste Auflage.

Von **Jacques Normand** (Paris).

(Nachdruck verboten.)

Sehr geehrter Herr!

Wir haben das Vergnügen, Ihnen mitzuteilen, daß die erste Auflage Ihres Buches ‚Die Schwalben' vollständig vergriffen ist und es sich empfehlen wird, eine neue Auflage zu veranstalten. Wollen Sie sich deshalb bitte die Mühe nehmen, behufs näherer Rücksprache in unserem Bureau demnächst vorzusprechen.

Wir empfehlen uns mit dem Ausdruck der Hochachtung Gebrüder Massol, Verleger."

Als ich diesen Brief erhielt, glaubte ich, vor Freude und Erstaunen gleich umzukommen, allerdings noch mehr vor Erstaunen als vor Freude.

Die erste Auflage der „Schwalben" — mein Erstlingswerk, ein Band Verse — vergriffen! Und dabei war ich kaum zweiundzwanzig Jahre alt, kannte niemand in Paris, hatte keinen einzigen Artikel, selbst nicht die geringste bezahlte Reklame in den Zeitungen gehabt! . . . Und in welchem Zeitraum war dieses unerwartete, unwahrscheinliche Resultat erreicht? In einem einzigen Monat! . . .

War dies ein Erfolg, ein wirklicher Erfolg? . . . Hatte ich demnach Talent? Begann ich von meinen Zeitgenossen, die ich bis jetzt damit verleumdet hatte, daß ich sie der Verständnislosigkeit für jede echte Poesie anklagte und demgemäß samt und sonders als Philister betrachtete, gewürdigt zu werden? . . . Und wenn dies schon bei Versen der Fall war, warum sollte es mir nicht auch auf dem Gebiete des Romans glücken? . . . Ich würde mich hinfort nicht mehr aufhalten lassen . . . diesem Band sollte ein zweiter folgen . . . ich hatte sogar schon daran gearbeitet . . . im Traum! Dann sollte das Theater an die Reihe kommen, dieses gewaltige Sprungbrett, das uns mit einem einzigen Satze mitten in das allgemeine Ansehen, mitten in den Ruhm, ja bis unter die Fixsterne am Litteraturhimmel schnellt! . . .

Ich träumte schon von tiefen, psychologischen Studien, von exakter und ergreifender Darstellung . . . mein Hirn arbeitete . . . all der närrische Ehrgeiz der Zwanzigerjahre summte in meinem Kopf . . . wieder und wieder las ich den glückverheißenden Brief, und strahlend vor Vergnügen rannte ich in meinem Zimmer die Kreuz und die Quer, mit beiden Händen in der Luft agierend.

„Nun, was hast Du denn, mein Junge?"

Das Gesicht meines Großvaters erschien in der halbgeöffneten Thüre, ein wohlwollendes Gesicht, glatt rasiert, mit einer starken Nase, frischen Wangen und einem Paar lebhafter Augen, die hinter einer Brille hervorsahen.

„Was ich habe, Großvater? — Da, lies selber!"

Er überflog den Brief, dann meinte er: „Nun ja, warum auch nicht? Deine Verse sind ziemlich hübsch, scheint mir!"

„Aber — denke doch, Großvater! Das ist ja ein ganz rasender Erfolg! . . . Man liest doch fast keine Verse mehr!"

„Man liest die Deinen . . . das muß Dir genügen!"

„Ich glaube wohl!" lachte ich in meiner Freude.

„Also, das macht Dich so glücklich?"

„Und wie, Großvater!"

„Na, das ist die Hauptsache! Ist man glücklich, so hat man alles."

Dabei öffnete er sein Schnupftabaksdose, griff bedächtig hinein und führte die Prise zur Nase, während er mich, mit seinem freundlichen Lächeln in den Augen, anschaute.

* *

Eine halbe Stunde später war ich bei Gebrüder Massol. Die gesamte litterarische Welt kennt dieses berühmte Verlagshaus, diese weite, mit Oberlicht versehene Halle, wo die sorgfältig sortierten Bände sich in weißen, blauen und gelben Reihen hinziehen. Holzgalerieen laufen längs der Wände und bilden dort zwei Etagen.

Es ist ein ununterbrochenes Kommen und Gehen von Angestellten, von Packern und Kommis; Stöße von Bänden und bedrucktem Papier kursieren auf den mechanischen Fahrstühlen auf und ab. Eine Art geistige Küche, in der der gedruckte Gedanke das unerschöpfliche Nahrungsmittel darstellt.

Mit ein paar Sätzen stieg ich die Treppe zum ersten Stock hinauf zum Privatkontor des Aelteren der Gebrüder Massol, desjenigen, der sich speziell mit dem Empfang der Autoren abgab.

Ich fand das Kontor geschlossen. Ein Geräusch von Stimmen drang heraus. Der Chef war in Anspruch genommen. Ich setzte mich auf eine Bank, um zu warten, bis die Reihe an mich kam. Und indem ich wartete, erinnerte ich mich wieder der Aufregung, die sich meiner bemächtigt hatte, als ich zum ersten Mal dieses Haus betrat. Mit welchem Herzklopfen klomm ich damals, mein Manuskript unter dem Arm, diese Treppe hinauf! Und welche Zaghaftigkeit befiel mich, als ich in das Sprechzimmer Massols eintrat! . . . Er empfing mich höflich, aber kalt. Er hatte nach all seinen Erfahrungen Grund dazu, er, der erfahrene Geschäftsmann! — Ein junger Mann von zwanzig Jahren, ein Unbekannter, was konnte er ihm bringen? . . . Verse! . . . Eine Ware, die kaum mehr im Buchhandel verlangt wird! . . . Ein Roman geht noch . . . aber Verse! Er hatte indessen eingewilligt, mich zu verlegen, mit der Bedingung, daß ich die Druckkosten zahle, selbstverständ-

lich! . . . Und alsdann hatte ich alle Aufregungen eines ersten Buches durchgemacht: die Korrekturen, die noch ganz feucht vom Druck bogenweise einliefen, voller Fehler, die einen zur Verzweiflung bringen und mit denen man nie zu Ende zu kommen glaubt; die unaufhörlichen, grammatikalischen Bedenken, die Zweifel wegen der Interpunktion, die ständig sich erneuernden Kämpfe mit den Druckern, die man im Autorenwahn als Einfaltspinsel behandelt und die einen mit der gleichen Münze heimzahlen; Herstellung des Registers, dann des Titels und des Schmutztitels, die so entworfen sein mußten, daß sie das Auge des Käufers anzogen; die Wahl des Umschlagpapieres, die Liste der Freiexemplare — — endlich das Erscheinen des fertigen Bandes, fein zierlich ausgelegt in den Schaufenstern der Buchhändler, auf den Boulevards, in den Passagen . . .

Das Kontor des Herrn Massol öffnete sich. H . . ., der bekannte Akademiker, trat heraus, vom Verleger bis zur Thüre mit ehrerbietigen Verbeugungen begleitet. Ein guter Klient, den man sich warm halten mußte! . . . Guter Gott, würde ich es jemals so weit bringen? —

Herr Massol bedeutete mich wohlwollend, ja fast väterlich, einzutreten. Er bat mich, Platz zu nehmen, und indem er sich selbst in seinen Lederfauteuil niederließ, sagte er:

„Sie haben unsern Brief erhalten?"

„Jawohl, Herr Massol."

„Einen Band Verse in einem Monat abgesetzt! . . . Unter uns gesagt, ich begreif' es nicht!"

Das war zwar wenig schmeichelhaft; aber ich war selbst zu sehr erstaunt gewesen, um dieses Erstaunen nicht zu entschuldigen.

„Es ist wirklich drollig, wie es mit Ihrem Buch zugeht," fuhr er fort, „man kauft es, aber man spricht nicht davon. . . . Das ist das erste Mal, daß ich so was im Buchhandel erlebe. . . . Sehr seltsam, wirklich sehr seltsam!"

Und er lachte mit einem lauten Lachen, das seinen mächtigen Verlegerbauch ins Wackeln brachte.

In der darauf folgenden Besprechung wurde nun vereinbart, daß unverzüglich fünfhundert neue Exemplare der „Schwalben" gedruckt werden sollten, um den Absatz nicht aufzuhalten. Und in der That sah ich einige Tage nachher meinen teuren Band majestätisch in den Schaufenstern der Buchhändler erglänzen, geschmückt mit dem schmeichelhaften Aufdruck: Zweite Auflage.

Entschieden, hinter mir steckte irgend etwas. Indessen, die kopfschüttelnden Bemerkungen Massols ließen nicht nach, mich ein wenig zu beunruhigen. Niemand sprach von meinem Band, niemand schrieb darüber, niemand schien ihn gelesen zu haben, ausgenommen diejenigen, denen ich ihn geschickt hatte. . . .

Aber endlich sagte ich mir, ich bin sehr dumm, mich derart zu quälen! Daß die „Schwalben" abgehen, kommt einfach daher, weil man die „Schwalben" kauft! Was habe ich mehr zu verlangen? . . .

Uebrigens enthält der Band nur Liebesgedichte, leidenschaftliche Verse . . . für die Frauen hat das immer Anziehungskraft! . . . Ja, ja, die Frauen! . . .

Und, berauscht von diesem Gedanken, glaubte ich meinen blaugebundenen Band in den Händen all der großen vornehmen Damen zu sehen, die darin abends im Bette lasen, und wenn sie eingeschlafen waren, von seinem Inhalte träumten!

* *

Ermutigt und gestärkt durch diesen ersten Erfolg, hatte ich mich mit Begeisterung an die Arbeit gemacht. Ich schrieb mein erstes Stück „Die Großmutter", das das Glück hatte, im Odeon mit Beifall aufgenommen zu werden; dann kamen „Die Opfer der Ehe" am Gymnase, dann „Die beiden Brüder" an der Comédie française und dann noch manches andere. . . Ich wurde ein „auteur arrivé"; die Jahre vergingen . . . und ich dachte kaum mehr an meine „Schwalben", mein Jugendwerk; sie waren mir nur ein schüchterner, hinfort vergessener Versuch.

Da geschah es, daß ich einen der größten Schmerzen meines Lebens erfuhr; ich verlor meinen lieben Großvater, den Hüter meiner Jugend. Er verschied sanft, behütet und geliebt von uns allen bis zu seiner letzten Stunde. Er war eine jener seltenen Naturen, in denen der Egoismus nie hat Platz finden können und deren werkthätige Güte nie vor irgend einer Mühe zurückschreckt, wenn es sich darum handelt, geliebten Wesen eine Freude zu bereiten. Solche zarte und feinfühlende Seelen, die unaufhörlich sich selbst vergessen, um nur an die anderen zu denken, finden sich reichlich entschädigt durch ein Lächeln und suchen ihr Glück in dem Glück, das sie anderen verschaffen.

Ich werde mich immer des schmerzlichen Gefühls erinnern, das wir empfanden, als wir einen Monat nach dem Tode dieses teuren Verstorbenen sein Zimmer betraten. Es war genau so geblieben, wie er es bewohnt hatte, mit den alten Möbeln, den verschiedenen Familienstücken, die uns an ihn erinnerten.

Feine Sonnenstrahlen, die durch die Fensterläden hereinglitten, fielen in schräger Richtung auf die geblümte Tapete des Zimmers und glichen dort, wo der Staub aufflog, einem duftigen, goldenen Schleier.

Wir gingen auf den Zehenspitzen und sprachen nur mit leiser Stimme. Es schien uns, als ob er noch da liege, in diesem großen Bett mit den geschlossenen Vorhängen, oder in diesem Fauteuil säße, der sein Lieblingsplatz war, oder vor diesem Tisch, an dem er seine Zeitung las, seine Rechnungen mit jener bewundernswerten Pünktlichkeit besorgte, die er auf die geringsten Dinge des Alltags verwendete.

Ein neu ins Haus gekommener Diener öffnete, verständnislos für ein Gefühl, das er nicht begreifen konnte, brüsk die Läden. Mit einem Schlag erfüllte das Licht von draußen das ganze Gemach, und mit ihm zog ein starker, frischer Luftzug herein, der den ganzen Lärm der Straße mit sich brachte. Der Tod ließ das Leben eintreten.

Und mit dem Leben seine grausamen Notwendigkeiten Das Gemach des lieben Verstorbenen mußte zum Vermieten hergerichtet werden. Man mußte die Möbel wegschaffen, die Schubladen ausräumen, reinen Tisch vor dem Unbekannten machen, der kommen sollte, seinen Platz einzunehmen. Die Toten reiten schnell, besonders in den großen Städten, diesen ungeheuren, in ständiger Thätigkeit befindlichen Bienenkörben.

Das Ausräumen begann. Ich war schmerzlich erregt. Alles, was noch von meinem Großvater blieb, schien sich mir allmählich zu verflüchtigen, zu zerbröckeln.

Diese regelmäßige Existenz, die sich während mehr als dreißig Jahren in diesem kleinen Raume bewegte, hatte dennoch ihre Spuren dort hinterlassen. Mit jedem weggeschafften Möbel, mit jeder leeren Schublade schwand ein Stück Erinnerung. Nie habe ich so gut das „sunt lacrimae rerum" des Dichters begriffen.

Plötzlich stieß eines von uns einen Laut des Erstaunens aus, deutete auf den Grund eines Schrankes, den es soeben geöffnet hatte, und rief:

„Henry! . . . Sieh doch . . . sieh doch!"

Ich schaute hin — — und was sehe ich? . . . Oh! du lieber Großvater . . . du teurer und herrlicher Mensch! . . . Ich sehe die unteren Fächer des Schrankes angefüllt mit lauter gleichen, unbeschnittenen, in blaue Umschläge gebundene Bände, die ich so gut kannte . . . „Die Schwalben!" „Die Schwalben!"

Hier lag sie vollzählig, die ganze erste Auflage meines Bandes, diese so rasch abgesetzte Auflage, „die man kaufte und von der man nicht sprach", wie Massol gesagt hatte. . . .

Jetzt begriff ich wohl, daß man nicht davon sprach. . . . Der Großvater war ihr einziger Käufer gewesen . . . Er war dieses unfaßbare „Publikum", er diese schönen Herzoginnen, die ich mir vorstellte, wie sie meine Verse verschlangen, auf den Ellenbogen gestützt, inmitten der Spitzen ihres Kopfkissens. . . .

Ich kniete nieder und fuhr mit zitternder Hand über diese ach, so tadellosen alten Bände. Einige von ihnen trugen noch die Firmenstempel von den entlegensten Buchhändlern; dieser da kam vom Boulevard du Temple, der andere von den Galerien des Odeon u. s. w. . . .

Als ich die Bände berührte, glaubte ich den lieben, alten Mann wiederzusehen, wie er in der Stadt herumreiste und nach allen vier Enden von Paris trabte, um das Buch seines Enkels zu kaufen. Ich sah ihn eintreten in die Buchläden, stolz „die Schwalben von Henry Didier" verlangen, zwei oder drei Exemplare davon kaufen — (das Höchste, was er konnte, ohne den Verdacht des Buchhändlers zu erwecken) — und sie dann lächelnd über seine rührende List unter dem Arme davontragen. Kaum nach Hause gekommen, ging er rasch nach diesem Schrank, um dort seine Beute zu verbergen, glücklich, die Reihe sich vergrößern, sich immer mehr vergrößern zu sehen. . . . Während mehr als fünfzehn Jahren hatte er sein Geheimnis bewahrt! Sein Zartgefühl hatte nichts von einem Dank wissen wollen, auf den er so große Ansprüche gehabt hätte!

Und ich erinnerte mich alsdann der Bemerkung, die er, hinter seinen Brillengläsern lächelnd, an jenem Tage gemacht hatte, wo ich den Brief von Massol erhielt:

„Macht dich das glücklich, Kleiner? . . . Nun, das ist die Hauptsache!"

Ja, ich war glücklich, lieber Großvater! . . . Keiner der Erfolge, die ich seither gehabt habe, ist diesem Glück gleichgekommen, zu erfahren, daß die erste Auflage meines erstes Buches vergriffen war. Ich weiß jetzt, wie sie es wurde . . . ich kenne deine unschuldige List . . . und zu der vergangenen Freude hat sich die tiefe Dankbarkeit für den gesellt, der sie mir bereitet hatte. . . . Dich noch mehr lieben? . . . Ich würde es nicht können. Aber deine zartfühlende Aufmerksamkeit hat mir bewiesen, daß es in der Welt etwas giebt, das mehr als fesselnd, das strahlender als alles, das wirklich erhaben ist: die Herzensgüte!

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Durch die Kalendervermerke der Geburts- oder Todestage ist in der letzten Berichtszeit die Aufmerksamkeit auf einzelne verstorbene und lebende Schriftsteller gerichtet worden, die sonst kaum in den Gesichtskreis allgemeiner Betrachtung treten. Auf Johann Nepomuk Vogl, den vor hundert Jahren geborenen und 1866 gestorbenen wiener Poeten, den volkstümlichen fruchtbaren Vielschreiber weisen Hermenegild Wagner (Wien, Ostd. Rundsch. 37), Robert Alexander (Ill. Wiener Extrabl. 37), Hugo Schoeppl (Oesterr. Volksztg. 37) und die Deutsche Zeitung (Wien, 10812) hin, alle darin einig, daß Vogls Stärke und wirklich poetische Kraft nur in der Ballade lag, während sein Andenken durch den noch heute erscheinenden Volkskalender und durch zahlreiche Lieder in den Gesangbüchern von Vereinen weiter fortlebt. — Zum vierzigsten Todestage Ignaz Franz Castellis, des launigen, gemütvollen Altwieners, der sich als Dialektdichter einen Namen machte, erschienen Aufsätze im Deutschen Volksbl. (4702) und im Wien. Fremdenbl. (34), die Biographisch-Anekdotisches enthielten. Mehr auf die poetischen Gaben selbst und ihre Bedeutung für alle Zeit gingen bei einem anderen Dichter, Robert Reinick, dessen 50. Todestag am 7. Februar wiederkehrte, Johann Peter („Ein Kinder- und Blumenfreund", Tägl. Rundsch. 32) und das Deutsche Volksbl. (4705) ein. Sie freuen sich der Reinheit und des kindlichen Frohsinns seiner unvergänglichen Lieder, die sein Leben bedeuteten. „Er war ein guter und glücklicher Mensch in der einfach geraden Bedeutung dieser Worte, ein frommes Gemüt, eine friedfertige Natur; Liebesglauben und Lebensfreuden waren die eigentlichen Elemente seines Daseins." So hatte ihn aus persönlicher Erinnerung Berthold Auerbach charakterisiert, Auerbach, dessen auch in dieser Zeit aus Anlaß seines 20. Todestages gedacht worden ist (Henry Wenden, Berl. Tagebl. 70). Der Führer zu neuen litterarischen Möglichkeiten wird er dabei genannt. Wie sehr paßt dieses Wort nicht auch auf einen Lebenden, auf einen Schriftsteller, der zwar nicht selbst künstlerisch thätig, aber als Kritiker ein großer Künstler ist, auf Georg Brandes! Am 4. Februar feierte er seinen 60. Geburtstag. Was er nicht allein für sein Land als Vorwärtsschauender und Vorwärtsstrebender, sondern für den Fortschritt des geistigen Europas gethan hat, charakterisieren J. Wiegand (Hamb. Corr. 58), W. K. (Weser-Ztg. 19841) und die Wiener Allg. Ztg. (7172). — In wiener Blättern ward weiterhin einzelner Geburtstage bekannter Persönlichkeiten gedacht. Karl Costa, der nun Siebzigjährige, der unter den Possen- und Parodieendichtern Wiens durch Humor und Gemüt sich auszeichnet, fand im Fremdenbl. (32), die Witwe Friedrich Hebbels, Frau Christine, in der Wien. Morgenztg. (39) und Adelaide Ristori in der N. Fr. Pr. (Robert de Flori, 13450) und dem „Vaterland" (Wien, 30) herzliche Beachtung. — Sonst wandte sich das Interesse mit einer größeren Anzahl von Aufsätzen der älteren Zeit zu. „Am Grabe Charlotte von Steins zu Weimar" lautet ein Feuilleton (Berl. N. Nachr. 55), in dem Sophie Eben-Lederer die Persönlichkeit Lotte von Steins im Spiegel von Goethes Briefen betrachtet. — Ueber „Goethe und Lavater" spricht an der Hand des 16. Bandes der Schriften der Goethegesellschaft Ludwig Geiger (Voss. Ztg. 75), und ein Plebiszit in Briefen teilt als Ergebnis der Rundfrage: „Wo soll das Goethedenkmal in Rom aufgestellt werden?" das Berl. Tagebl. (80) mit. — Ebendort (62) erwägt Theodor Wolff die Aussichten für die Aufführung von Schillers „Raubern in Paris" durch deutsche Studenten und kommt zu ermunterndem Resultat — Von den „Schiller-Abenden im berliner Rathaus", ihrer Einrichtung und Bedeutung, giebt Eduard Engel nähere Kunde (Voss. Ztg. 73). — Bemerkenswerte Einzelheiten „aus Bürgers Leben" verdanken wir dem von A Nebe benutzten, ungedruckten Briefwechsel eines göttinger Brautpaares jener Zeit (Tägl. Rundsch. 27), und die Beschreibung der „Heidelberger Kleist-Handschrift" des Prinzen von Homburg einem Feuilleton der Neuen Bad. Landes-Ztg. (Heinrich Heinz. 43). — Angeregt durch Josef Müllers Schriften unternimmt Fritz Lienhard „eine Blütenwanderung durch Jean Paul" (Dtsche. Welt 19). — In dem gleichen Blatte (18) bespricht Karl Berger ausführlicher die „zwei Mörike-Biographieen" von Harry Mayne und Karl Fischer, während der letztere über „Eduard Mörikes Peregrina und ihr Urbild" einen ergänzenden Nachtrag zu seinem Werke aufgrund unbekannten Materials liefert (Frankf. Ztg 36). — Auch Karl Emil Franzos kommt mit einem neuen Funde. Er erzählt die merkwürdige Geschichte von „Heinrich Heines Duell" mit Salomon Strauß, dem Gatten der Freundin Börnes, und veröffentlicht einen ungemein charakteristischen, in dieser Angelegenheit geschriebenen Brief Heines aus dem Jahre 1841 (N. Wien. Tagbl. 32). — Die Briefe und Erzählungen Freiligraths untersucht auf ihren Prosastil hin F. B—t (Nordd. Allg. Ztg. 29), dabei die nachgelassenen Werke berücksichtigend.

Eine Reihe von neuen Dramen und Romanen gab den Stoff zu Charakteristiken ihrer Verfasser oder zu erweiterten Besprechungen. „Die Quelle des Rosenmontag", des Dramas von Otto Erich Hartleben, spürt Ludwig Wyplel in der Novellensammlung „Die Geschichten des Majors" von Hans Hopfen auf (Wien. Ztg. 31), Karl Hauptmanns „Bergschmiede", das neueste vom Verfasser selbst im berliner Giordano-Bruno-Bund vorgelesene Drama, rühmt F. Düsel als das wahrhaft poetische Werk eines Dichters, der allzu lang im Hintergrunde habe stehen müssen (Dtsch. Ztg. Berlin, 30). J. V. Widmanns „Muse des Aretin" analysiert Hugo

Ganz (N. Fr. Pr. 13459 „Das Drama des Lästerers"), und als „ein nationales Drama" echter Volkstümlichkeit stellt die Wiener Extrapost (1045) Karl Schönherrs „Sonnwendtag" hin. — Von Romanen wurden, zusammengefaßt unter dem Titel „Lebenswege", J. C. Heers „Felix Notvest", Omptedas „Cäcilie von Sarryn" und Holländers „Weg des Thomas Truck" durch Gustav Zieler (Nordd. Allg. Ztg. 36, 37) besprochen, sodann von Max Osborn, mit litterarhistorischem Rückblick „Die Insel Felsenburg", die bekannte Robinsonade des 18. Jahrhunderts, von der jetzt ein Neudruck in Sauers Litteraturdenkmalen (besorgt von H. Ullrich) vorliegt (Nat.-Ztg. 103), ferner Gustav Frenssens „Jörn Uhl" als das Werk eines ganzen, vollen, reinen und reifen Menschen von Katharina Zittelmann (Tägl. Rundsch. 36). — Die Schriften und die Persönlichkeit Hermann Stehrs, des „tiefgründigen Psychologen und mächtigen Gestalters" betrachtet Wilhelm Popp (Bayer. Lehrerztg. 1), und den Lyriker Hans Benzmann, „einen pommerschen Dichter", aus dessen Welt der weiten, blühenden Heide das Wesen seiner Dichtung wachse, E. A. Regener (N. Stett. Ztg. 58). — Sonst ist seltsamerweise über die Kunstlyrik in dieser Zeit nichts geschrieben worden, während dem Volkslied öfter Beachtung geschenkt wurde. Nicht ohne kritischen Tadel prüft A. Naaff unter der Spitzmarke „Die Volkslieder eines deutschen Dorfes aus 100 Jahren" die von Auguste Bender besorgte Ausgabe der „Oberschefflenzer Volkslieder" (Karlsruhe, G. Pillmayer, 1902) in der Wien. Ostd. Rundsch. (38), ferner dasselbe Werk Maximilian Muntz, allerdings ohne kritische Ablehnung (Wiener Dtsch. Ztg. 10815 „Vom deutschen Volkslied"). — Die alte Verwandtschaft der siebenbürger Sachsen mit dem westniederdeutschen Vaterland weist Wolfgang Kirchbach an „Siebenbürgischen Liedern" nach (Deutsche Welt 19); auf die Rätselpoesie der Sizilianer geht Dr. Alexander Rumpelt im Dresdner Anzeiger (Mont.-Beil. 6) ein, während Benno Diederich ein stoffgeschichtliches, für Volks- und Kunstdichtung gleicherweise in Betracht kommendes Gebiet betritt, indem er auf die Verwertung der Gespenstergeschichten zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Litteraturen kurz hinweist (Rhein.-Westf. Ztg. 110).

* *

Die Erwähnung fremder Volkslieder führt weiterhin zu den Aufsätzen über ausländische Dichtung. „Riedels Lied eines alten Kroaten aus dem Jahre 1776" teilt aus einer seltenen Zeitschrift Stephan Tropsch mit (Agram. Ztg. 28); einen geschichtlichen Ueberblick über „die kroatische Litteratur" der letzten 400 Jahre giebt Otto Hauser (Voss. Ztg. 57). — Die slawische Litteratur berücksichtigt ferner ein Aufsatz von Max Rothauser, der die ersten fünf Bände der von der Franklin-Gesellschaft besorgten Prachtausgabe „ungarischer Klassiker" bespricht (Pest. Lloyd 29); nach Rußland weist ein Feuilleton der Voss. Ztg. (67), in dem „ein Brief an die russischen Minister des Innern und der Justiz" vom Grafen Tolstoi abgedruckt wird, ein Brief, der als unwiderleglicher Beweis für die Uebereinstimmung von Tolstois Worten und Handlungen dienen kann. — Mit einer Uebersicht über die neueren holländischen Dichter beschließt H. Menkes seine Studie „Zwei Litteraturen" (Wien. Allg. Ztg. 7176), hauptsächlich bei Multatuli, F. v. Eeden, Couperus und Heijermans jr. verweilend. Von ihnen wurde einzeln der erstgenannte, Eduard Douwes Dekker, von Mary F. L. Mohr nach persönlichen Erinnerungen geschildert und zugleich einer seiner Briefe veröffentlicht („Multatuli", Tag 65). — Dem dänischen Schrifttum galt ein Feuilleton der Reichspost (13), das „aus der Jugendzeit des Märchendichters Hans Christian Andersen" zu erzählen weiß, dem norwegischen eine rühmende Besprechung von Arne Garborgs „Bauernstudenten", einem seiner ältesten, jetzt erst deutsch übersetzten Bücher („Ein Jugendroman von Garborg", P. Kurth, N. Fr. Pr. 13453; vgl. oben Sp. 745.) — Größer war die Anzahl dessen, was über französische und englische Dichtung geschrieben wurde. Erwähnenswert ist darunter vor allem eine Aeußerung von Georg Brandes über die „Shakspere-Bacon"-Frage (N. Fr. Pr. 13449). Er skizziert den „Tiefsinn der Baconianer", deren Anblick und Weisheit ihn stets an ein loderndes tanzendes Irrenhaus erinnere, und führt mit deutlicher Ironie einige Beispiele zur Charakteristik des „Scharfsinns der Wahnwitzigen" an. — „Hamlet und kein Ende" betitelt E. Rechert eine Besprechung des neuen Erklärungsversuches von Richard Loening (Prag. Tagbl. 38). — Den Schluß von „Robert Burns autobiographischem Briefe" teilt Julius Sahr im Dresd. Anz. (Mont.-Beil. 5) mit. — Von neuen belletristischen Werken Englands bespricht Edith v. Térey die beiden Romane der Elinor Glyn „Visits of Elizabeth" und „The letters of her mother to Elizabeth", in denen sie ein verräterisches Bild der modernen englischen Gesellschaft erblickt („Elizabeth and her mother", Pest. Lloyd 32). Max Meyerfeld endlich faßt die Besprechungen einiger neuer Werke über englische Sprache und Litteratur (Muret-Sanders, Dictionary of National Biography, Vischers Shakspere, Byron-Ausgabe von Wetz u. a.) unter dem Namen Anglicana zusammen (N. Zürich. Ztg. 37, 38). — Der älteren französischen Litteratur gehört ein Aufsatz von Konrad Meier, „Molières gezierte und gelehrte Frauen" an (Dresdn. Anz., Mont.-Beil. 5); über „Napoléon I. und die Presse" läßt sich die Nat.-Ztg. (76) aus. — Von Anatole France, dem Mitglied der Académie française, bringt die prager „Politik" (34) einen Essai über „George Sand und den Idealismus in der Kunst". „Mde. Sand," heißt es darin, „war eine thatkräftige Schöpferin des Idealen; und deshalb liebe und achte ich sie hoch. Der Realismus führt zur absoluten Roheit, zum Untergange alles dessen, was den Reiz und die Anmut der Existenzen bildet." — Die Referate über neue französische Romane und Novellen (von Felix Vogt, Frankf. Ztg. 39; Nat.-Ztg. 85) bedürfen keiner einzelnen Aufzählung. Genannt sei noch eine Beurteilung von Max Nordaus „Zeitgenössischen Franzosen" durch Heinrich Schneegans (Beil. Allg. Ztg. 33), und schließlich von italienischen Werken eine zu kulturellen Bildern erweiterte Besprechung von Mathilde Seraos „Neapolitanischen Sittenbildern", wie sie ihr jüngster Roman „La Ballerina" (Milano 1901) enthält (S. S., Nat.-Ztg. 76).

* *

Zu allgemeineren Fragen der Kultur, wobei die Litteratur mehr oder minder ihrer Wichtigkeit nach berührt wurde, nahmen A. Klaar, M. Schwann, S. Lublinski und im Anschluß an Lienhards Mahnruf über „Persönlichkeit und Kultur" die wiener Deutsche Ztg. (10809) Stellung. „Ueber alles hinaus!" „In diesem gebietenden Schlagwort unserer Tage liegt eine große Gefahr des geistigen Lebens der Großstadt, das so viele Werte prägt und umprägt, die von heute auf morgen in den Kurs kommen und die dauernden Werte verdrängen." Auf die Litteratur angewandt: „Man kann litterarisch urteilenden jungen Leuten begegnen, die in Arno Holz und Stefan George zuhause sind, aber von Goethe nur durch den Goethebund wissen .... Und diese Fanatiker des Voraussein haben gar kein Bewußtsein davon, daß sie ohne Aufblick zur Höhe in den Niederungen leben, sie sind überzeugt, an der Spitze zu gehen, weil sie sich den Letzten hinzugesellten!" So Alfred Klaar in der Voss. Ztg. (63). Zuversichtlicher und den Blick zur Höhe lenkend läßt Matthieu Schwann sich vernehmen. Er geht auf Bruno Willes „Offenbarungen des Wachholderbaums" näher ein und sieht mit stürmischem Entzücken, daß aus dem gewaltigen Ringen der Geister sich etwas zu formen beginnt: eine neue, große und erhabene Weltanschauung sucht sich auszuwirken. Goethe stand Pate bei dieser Geburt! („Rückblick — Ausblick!" Tag, 75.) Und nun Lublinski. Er unternimmt den heiklen Versuch, „das Mäcenatentum Wilhelms II." öffentlich zu kritisieren (Zeitgeist 5). Auch er streift dabei jene Fragen. Ihm ist die Höhenkunst, auf deren Probleme sich die innere Erfahrung des Kaisers allein bezieht und beziehen kann, weniger eine künstlerische Frage, als vielmehr die einer

Weltanschauung. Habe sich nun auch das Mäcenatentum Wilhelms II. in seinen Mitteln zweifellos vergriffen, so könne trotzdem noch eine Anregung für das deutsche Geistesleben daraus erwachsen: eine Mahnung an die Zeit, sich eine alles umspannende Weltanschauung anzueignen und aus ihr heraus die große Kunstform zu prägen."

* *

Von den wenigen Aufsätzen über Theaterwesen verdient einer vor allem genannt zu werden, da er eine wichtige Frage des Bühnenwesens, wenn auch zunächst nur für das Gebiet der Oper, aufrollt. Es ist ein Essai Paul Marsops, „Der Kern der Wagner-Frage", mit dem Untertitel „Museumskunst oder Bühne der Lebenden". (Beil. z. Allg. Ztg. 27—29). Fast alle der darin berührten Punkte, die auf einen deutschen Spielplan und einen einheitlichen Stil abzielen, lassen sich vom Schauspiel genau so fordern, wie von der Oper. Je häufiger und in je besserer Form dem Publikum vollwichtige, moderne Dramen geboten werden, desto leichter wird es sein Mißtrauen überwinden und mit dem Schaffen der Gegenwart Fühlung gewinnen. Museumskunst oder Bühne der Lebenden? An den Intendanten liegt es, die befriedigende Antwort zu geben.

Summarisch seien hier noch einzelne Feuilletons angereiht, so über „Theater-Aberglauben" von O. G. (Wiener Fremdenbl. 36), über „Japanische Schauspielkunst" von Th. Herzl (N. Fr. Pr. 13 455), Sada Yacco (Ludwig Hevesi, Wien. Fremdenbl. 35; N. Fr. Pr. 13449) und im Anschluß daran eine längere Besprechung „Japanischer Dramen" (Nat.-Ztg. 106), die kürzlich in deutscher Uebersetzung von K. Florenz („Tarakoya und Asagao", Leipzig, Amelang) erschienen sind.

Dr. Paul Legband.

„Sprachwissenschaft und Philosophie." Von Th. Achelis (Nordd. Allg. Ztg. 28, 30). Mit besonderer Rücksicht auf Mauthners Beiträge zur Kritik der Sprache.

„Zur neuen Rechtschreibung." Von O. Brenner (Beil. z. Allg. Ztg. 34).

„Das Zeitungswesen in Deutsch-China." Von K. (Deutsche Welt 18).

„Hedwig von Holstein." Von B. Münz (Beil. z. Allg. Ztg. 30). Biograph. Skizze aufgrund des von Helene von Vesque herausg. Buches: H. v. Holstein in ihren Briefen und Tagebuchblättern. (Leipzig, Haessel 1902.)

„Neu-isländische dramatische Litteratur." Von Dr. Heinrich Pudor (Beil. z. Allg. Ztg. 25).

„Durch Nacht zum Licht?" Ein Stückchen von der Rechtschreibung. Von Dr. Günther Saalfeld (Tägl. Rundsch. Beil. 28).

„Vom deutschen Geistesleben in Nordamerika." Von Reinhold Steig (Nat.-Ztg. 94). Handelt von Milwaukee, der deutschesten Stadt drüben und den deutschen Dichtern Conrad Kunz († 1897) und Julius Gugler, von dem ein episches Gedicht „Der Stern des Westens" 1900 in Milwaukee erschien.

„Lucian auf der Bühne." Von G. Weisstein (Nat.-Ztg. 73).

„Hie Ballade! Hie Romanze!" Anregungen zu einer Grenzregulierung von Ernst Ziel (Frankf. Ztg. 45).

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. (Berlin.) IV, 7—9. Mit zahlreichen Berufungen auf seine verschiedenen Schriften über Hamlet, Faust und den genialen Menschen zeichnet Hermann Türck das Wesen von Shaksperes Hamlet. Er polemisiert dabei mit scharfen Worten gegen Herman Grimm, der nicht „das mindeste Verständnis" für die Vorgänge in Hamlets Seele gezeigt habe, findet Paulsens Erklärungsversuch wunderlich und „dabei auf einem ebenso tiefen Niveau stehend", charakterisiert den Hauptgedanken von Richard Loenings Erläuterung als recht seltsam, muzt Kuno Fischer „zahlreiche Schnitzer der schlimmsten Art" auf und thut dar, daß jener der Behandlung des Themas „Hamlet ein Genie" wenig gewachsen sei, legt die Grundfehler von Goethes Hamlet-Auffassung dar, weist auf Claas Humberts Lösungsversuch hin, der trotz einiger glücklicher Griffe beweise, daß Humbert doch nicht die hochgeniale Hamlet-Natur erfaßt habe, ähnlich wie Döring, nennt Fr. Th. Vischers Auffassung grundfalsch und seinen Begriff „Phantasiegenie" eine „ganz leere und haltlose" Phantasie Vischers selbst, verkündet dann schließlich seine eigene bekannte Hamlet-Auffassung und schließt mit den Worten: „Wir aber wollen uns freuen, daß uns vergönnt ist, was dem Dichter des Faust versagt war, der Einblick in die Bedeutung des Hamlet-Problems." — „Die Grenzen der darstellenden Kunst" betrachtet (7) Adolf Winds und berührt dabei die technischen Vollkommenheiten der Bühne, das Gebärdenspiel des Schauspielers und sein Verhältnis zum Dichter. — Karl Glossy teilt „Ein Theater-Tagebuch Eduard von Bauernfelds" mit (8), das im Originalmanuskript des Dichters die wiener Stadtbibliothek aufbewahrt. — Dasselbe Heft enthält noch einen kurzen Aufsatz Heinrich Stümckes über den „litterarischen Nobelpreis" und das nächste einen Geburtstagsartikel für Adelaide Ristori von dem italienischen Feuilletonisten und Dramatiker Roberto Bracco.

Deutsche Rundschau. (Berlin.) XXVIII, 4, 5. Eine Reihe unbekannter Briefe und Schriftstücke aus dem weimarischen Hausarchiv und aus dem Herder-Nachlaß der berliner kgl. Bibliothek veröffentlicht Eleonore von Bojanowski in einer längeren Studie, die „Herder und die Herzogin Louise" in ihrem gegenseitigen Freundschaftsbündnis schildert. Bald nach seiner Ankunft in Weimar fand Herder seine Wirksamkeit auf ein Gebiet verwiesen, das weder Karl August noch Goethe am Herzen lag; es stellte sich in Herder ein negativer Pol dem goethischen positiven gegenüber; seine und Goethes Anschauungen stießen in dem Streit um die Giltigkeit eines Naturrechts auch für das Genie gegenüber den Forderungen einer christlich begründeten Moral zusammen, aus diesem Schnittpunkt aber fließt andererseits die Linie, auf der sich das Verhältnis der Herzogin zu Herder erhob, ein Verhältnis, das zu jener seelischen Freundschaft ausreifen konnte, weil Herders sittlich-religiöser Standpunkt der Herzogin von vornherein tiefe Achtung einflößte. Das allmähliche Wachsen dieser Freundschaft, den Anteil Herders an der religiösen wie an der geistigen Entwickelung der Herzogin, sodann beider herzliches Interesse an den mannigfachen Lebensschicksalen des anderen bildet den weiteren Inhalt der noch nicht abgeschlossenen Betrachtung. — Im vierten Hefte findet sich sodann der Schluß eines vor längerer Zeit begonnenen Aufsatzes von H. Oldenberg, „Die Litteratur des alten Indien", in dem die beiden großen Epen Mahabharata und Ramayana, sowie das Gesetzbuch des Manu besprochen werden, und im fünften Heft eine Studie von A. Hausrath „Zur Erinnerung an Otto Ribbeck", die sich auf Paul Heyses, C. Wachsmuths, Fritz Schölls und anderer Schriften über Ribbeck stützt.

Die Gegenwart. (Berlin.) XXXI, 3. Ueber „den neuesten Streich der Baconianer", die Chiffre-Entdeckung des Mrs. Gallup, läßt sich Eugen Reichel mit scharfen Worten aus. Gerade weil das Shakspere-Bacon-Problem an sich so bitter ernst sei, müsse man ihm mit wirklichem Ernste nahen, aber nicht mit der lächerlichen Oberflächlichkeit der verbissenen Baconianer. Die Fülle von Unsinn, von ihren unwissenschaftlichen, kritiklos zusammengehäuften Halbwahrheiten gehe nachgerade ins Große, und die ernste Shakspereforschung könne sich nicht auf diese unsicheren, märchenhaften Entdeckungen über die Person des Dichters und Philosophen einlassen. — Ein Aufsatz von Johannes Gaulke, „Bildungshunger" (4) schneidet eine tief in das Volk eingreifende Frage an. Die Absichten, wie sie z. B. Ludwig Jacobowski vertrat, durch Popularisierung der Litteratur und Kunst den Bildungsstand des Volkes

ohne weiteres zu heben, werden hier wegen der mangelnden ästhetischen Uebereinstimmung von Form und Inhalt dieser billigen komprimierten Klassiker-Litteratur in ihrer Wirksamkeit stark angezweifelt; den trostlosesten Eindruck unserer Kultur gewähre indessen unsere illustrierte Wochenlitteratur, mit der eine nivellierende Tendenz verbunden sei. „Unsere verehrten Zeitgenossen, die sich über alles Erdenkliche entrüsten, scheinen für diese Blamage kein Organ zu haben; sie bemerken nicht, wie das Volk der Denker planmäßig auf das Niveau des Zeitungsbotokuden herabgedrückt wird.“ Und die Rettung aus all diesem Elend? Eine radikale Umgestaltung unseres ganzen Bildungs- und Erziehungssystems; eine Unterweisung in fortwährender Anschauung als einziger Bildungsmöglichkeit, eine Vertiefung des Erkenntnisvermögens, eine Weckung eigenen Geistes von klein auf. — „Viktor Hugos Bedeutung als Lyriker und Epiker“ charakterisiert Anna Brunnemann (6).

Die Grenzboten. LX, 1. In einem längeren Aufsatz („Was wir lesen“), in dem eine ganze Reihe neuerer Bücher kurzweg ihr Urteil empfangen, werden die Grundsätze entwickelt, nach denen die Zeitschrift ihre Bücherbesprechungen einrichtet. „Was wir lesen? Zehn-, zwanzig- und dreißigmal mehr als worüber wir zu schreiben uns schließlich anschicken. Was man nicht loben kann, darüber schweigt man besser. Was andere laut genug loben, das macht doch seinen Weg. So also Weniges, Langgeprüftes, Wohlüberlegtes! Auf die Gefahr hin, daß die gehaltvollsten Bücher so am längsten auf eine Besprechung warten müssen.“ Zwei Klassen von Büchern werden die Grenzbotenleute nach wie vor im allgemeinen die Freundschaft versagen: Sammlungen von feuilletonistischen Aufsätzen, die nur für den Tag geschrieben sind, und den vielen kleinen Büchern, die, von Ausländern über beliebige deutsche Persönlichkeiten verfaßt, wieder ins Deutsche übersetzt und in möglichst auffälliger Ausstattung ausgegeben werden. „Ferner lehnen wir ein ganzes breites Gebiet nach wie vor deutlich ab: die Gattung Notre Dame au cochon und Venus mit dem Bock.“ (Darunter werden auch Bierbaums „Irrgarten der Liebe“ und Bölsches „Liebesleben in der Natur“ gerechnet.) — Die Wirkung schwäbischen Blutes, das einst Herr Hartmann von Aue unbefangenen Lebensmut, Mischung von Tiefsinn und heiterem Behagen, unerschütterliches Gefühl für das Maß der Dinge und helle Freude an klarer, farbenfroher Darstellung lieh, erkennt über den Unterschied der Zeiten und Bildung hinweg A. St. im letzten Schwabendichter Wilhelm Hertz wieder (4). Aus seinen Dichtungen, deren Wert und Gehalt geprüft werden, springe eine Fülle weltfroher, durch und durch gesunder Sinnlichkeit, die Freude an der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, für die die Welt, so alt sie auch geworden ist, immer jung bleibt. — Als eine Entgegnung auf zwei Feuilletons von Robert Kohlrausch (Frankf. Ztg. 1901, 312 und 314; vgl. Sp. 332) ist ein Aufsatz Otto von Heinemanns über „Wolfenbüttel und Lessings Emilia Galotti“ zu betrachten (6). Heinemann fühlt sich „als epigoner Amtsnachfolger Lessings in der Verwaltung der Bibliothek“ und auf Grund seiner genauen Ortskenntnis verpflichtet, über die Entstehungszeit des Werkes richtige Angaben zu machen und die kleinliche Vermutung zurückzuweisen, als habe Lessing seinen Prinzen und die Orsina nach Vorbildern des braunschweigischen Hofes gezeichnet.

Der Kunstwart. (Dresden.) XV, 7. Leopold Weber stellt sich angesichts des starken Bandes von Bierbaums „Irrgarten der Liebe“ die Frage, ob „Bierbaum als Lyriker“ unsere Litteratur nun auch wirklich bereichere, also etwas künstlerisch Wertvolles biete. Er kommt dabei zunächst zu dem Ergebnis, daß Bierbaums Verfahren nicht immer selbständig und eigenartig sei, daß er den Einflüssen traditioneller Poesie wie der Nachwirkung Einzelner unterliege. Am stärksten „goethele“ es bei ihm, aber auch Nietzsche-Zarathustra melde sich deutlich. Seine eigene Phantasie bringe dazu erstaunlich oft falsche Bilder. Trotzdem zeige er Keime einer echten Poesiebegabung. Hinsichtlich des geistig-seelischen Gehaltes erkennt Weber als das Wesentliche von Bierbaums Poesie die Darstellung des Liebesverhältnisses zwischen Mann und Weib, aber er vermißt bei diesen erotischen Darstellungen den ästhetischen Wert, da Bierbaum das Geistige verleibliche, anstatt körperliche Vorgänge durchempfindend zu beseelen. — Ratschläge über die Bedeutung und praktische Einrichtung von „Volksbücherhallen“, wie sie Amerika schon vorbildlich aufweist, giebt im Interesse der ethisch-künstlerischen Erziehung des Volkes M. C. von Bruiningk (8), und mit einem neuen Plane in der Ueberbrettl-Bewegung lassen sich Avenarius und Batka im neunten Hefte vernehmen. Der Kunstwart beabsichtigt, eine Folge alter und neuer, fröhlicher Tonkunst als „Bunte Bühne“ herauszugeben, das alte humorvolle, was Dichter und Tonmeister bescherten, aus dem Bibliotheksstaub herauszuziehen und zunächst am deutschen Theater in Prag einen praktischen Versuch mit dieser „Bunten Bühne“, d. h. mit dem Ueberbrettl der Zukunft, der Pflegestätte phantasiereicher, sonniger, humorvoller, fröhlicher Kunst zu machen.

Der Lotse. (Hamburg.) II, 17. „Mit mehr als einem Buche hat Otto Ernst bewiesen, daß er zu den Schriftstellern gehört, die die größte Achtung beanspruchen dürfen und denen gegenüber jede Kritik, die einen andern Ton anschlägt, anmaßend ist.“ Daß dieses gerade in einem großen Teil der Besprechungen über „Die größte Sünde“ vergessen wurde, bedauert Gustav Falke, wie er überhaupt im großen Ganzen das Werk falsch aufgefaßt findet, d. h. die Form ungebührlich beachtet, in die die tiefere Idee gekleidet sei. Nicht um die Ziviltrauung handle es sich im letzten Grunde, sondern das eigentliche Motiv liege in dem Kampfe des Mannes für seine Ueberzeugung, und dieser Kampf sei vom Dichter — nicht von einem Theatermacher — mit bestem Willen und Können durchgeführt, so daß er mehr Dank als Scheite verdiene. — Eugen Kalkschmidt sieht in dem Romane Heinrich Manns „Das Schlaraffenland“ (vgl. LE III, Sp. 334) die gerechte Gesellschaftssatire des berliner Geldadels um die Jahrhundertwende, einen Gegenspiegel zu Ompedas „Eysen“, den glücklichen Versuch, das Kulturbild eines bestimmten Lebenskreises in typischer Form festzuhalten („Ein Roman unter seinen Leuten“). — Aus der Feder Leo Greiners findet sich eine psychologische Studie über Nikolaus Lenau (18), die als Ausgangspunkt Lenaus Verhältnis zum Tode wählt; hatte die Todessehnsucht in ihrer romantischen Form für ihre Dichter einen dämonischen Schaffensanreiz gebildet, so erscheint ihm diejenige Lenaus unter dem dumpfen Gegendruck eines titanischen Willens zu einem niederzwingenden Schaffenshindernis gewandelt, zu einer dunklen Macht der Schwere, die die mächtige Flugkraft von Lenaus Geiste jählings unterbindet. Nichts Positives sei sein Verhältnis zum Tode, und ähnlich verhalte es sich mit ihm als Dichter der Einsamkeit. Hier ergiebt sich ein scharfer Kontrast, die Lust an der Vorstellung und, sobald deren Umsetzung ins Reale erfolgt, heftige Unlustempfindungen, oder anders ausgedrückt, hier eine ungeheure Fähigkeit, die Welt der Dinge in der Phantasie bis zum Grunde auszutrinken, dort eine Unfähigkeit, sie in der Realität zu ertragen, eine Inkongruenz, die deutlich auf gewisse geschlechtliche Verirrungen weist. In tragischer Selbsttäuschung brachte er sein Leben hin, im tiefsten Wesen völlig vereinsamt, nur durch seine begehrenden Träume im Zusammenhang, freilich nie in dauernd gefestigtem mit diesem Leben. — Auf den Dichter und Denker Johannes Wedde, den meist nur als politischer Agitator bekannten hamburger Sozialdemokraten, lenkt Gustav Wendt die Aufmerksamkeit aus Anlaß einer jüngst erschienenen Schrift von Johannes Müller, „Der Sozialdemokrat J. Wedde als litterarische Größe“ (Hamburg, A. Janssen). Wedde war ein Lyriker von tiefster Innerlichkeit, männlicher Kraft und kindlicher Reinheit, der eine innige Beziehung zur Natur hatte und dessen

Grundzug in allem Thun und Dichten tief religiös war. — Aus Heft 16 sei noch ein kleiner Aufsatz von Eduard Engels, „Die Bilderzeitung der Zukunft", erwähnt.

Neue deutsche Rundschau. (Berlin.) XIII, 2. Das Wesen der Romantiker sucht Ricarda Huch psychologisch und physiologisch zu deuten und in großen Zügen als das Gemeinsame aller „romantischen Lebensläufe" Heimatlosigkeit, Berufslosigkeit, sowie Familienlosigkeit zu erkennen. In dem Maße, wie diese Menschen hauptsächlich aus der Seele heraus lebten, wie ihr Wesen als der Punkt, in dem Unbewußtes und Bewußtes sich mischen, Beweglichkeit, ein Schweben und eine Sehnsucht war, wie sie sich im Leben hilflos, kindlich, zerfahren mit ihren unwirklichen Ideen vorkamen, rächte sich das Leben an ihnen, rächte sich doppelt: einmal, weil nur im Leben Entwickelung ist und sie unentwickelt blieben, dann, weil sie schrecklich litten durch die Reue, ihre Aufgabe nicht erfüllt zu sehen. An Clemens Brentano, der schwankend ohne Ziel und Halt im Leben dastand, sehnsuchtsvoll suchend, der sich schließlich, ein gänzlich ermüdeter Schwimmer, kraft- und mutlos auf eine Insel gerettet hatte, die ihn in Sicherheit ernährte, an Zacharias Werner, den Arbeitsscheu und Unordentlichkeit ein ungebundenes Leben führen ließen, an Kleist, dessen dämonische Sinnlichkeit ihn ins Ungewisse vorwärts drängte, ohne daß er fähig gewesen wäre, dieser inneren Raserei Stand zu halten, so daß ein in Explosionen krankhaft und zerstörend sich abspielendes Leben das Ergebnis war, an Hölderlin, dem ewig zwischen Flut und Ebbe schwankenden, an Lenau mit seinem unsteten Dichter- und Wanderleben, an Arnold Kanne, dem gänzlich mit sich entzweiten ruhelosen Schriftsteller, Soldaten, dann Theologen und an anderen erweist Ricarda Huch jene Züge. Durch einen Ueberschuß von Willenskraft unterscheidet sich von diesen Romantikern E. T. A. Hoffmann, sonst freilich mit seinem Hang zur Ungebundenheit, seiner Lust am Abenteuerlichen einer der ihren. Er war auch der einzige unter ihnen, der in einer guten, glücklich zu nennenden Ehe lebte, weil ihm nicht die erste Voraussetzung dazu, die Kraft und Männlichkeit fehlte, deren Mangel den anderen Romantikern die Fähigkeit versagte, eine Familie zu gründen und zu halten. — Mit diesen Ideen von der Stellung des Mannes zum Weibe, von der Ehe und Kindererziehung berührt sich eine umfangreiche, an historischen Rückblicken und Ausblicken in die Zukunft reiche Studie von Ellen Key „Das Jahrhundert des Kindes", in der von neuer Ethik, von Vereinigung antiker und moderner Liebe, der Liebe der Sinne und der Seele die Rede ist und der sittliche Gedanke sich findet, daß einst die Gesellschaft die Gestaltung der erotischen Verhältnisse als Privatsache mündiger Individuen ansehen wird.

Die Wage. (Wien.) V, 3. Einen in mehrfacher Hinsicht interessanten Brief Eduards von Bauernfeld an Carl von Holtei aus dem Jahre 1839 enthält das dritte Heft. „Ich habe das moderne Wesen," schreibt Bauernfeld, „gänzlich satt; die Liebesverhältnisse sind fade und abgedroschen und die heutige Gesellschaft in ihrem wahren Zustande darf man auf dem deutschen Theater nicht dulden." — „Zur Naturgeschichte der Leidenschaften" steuert Peter Stassof (4) einen Aufsatz bei, indem er von Werken und Abhandlungen der französischen Kliniker Féré und Fleury Mitteilung macht, die von der Entdeckung der Liebe als eines Gutes handeln. Im Gegensatz zu den Schriftstellern — meinen die beiden Franzosen — würden die Aerzte aus dem Studium der Liebe eine positive praktische Wissenschaft machen, eine Art didaktischer Liebespathologie, die die Analyse der Ursachen, die Schilderung des Krankheitsmechanismus, die Diagnose, Prognose und Therapie des Prozesses umfassen würde. Nur zwei französische Dichter, Stendhal und Alphonse Daudet, dieser in seiner Sappho, hätten bis jetzt diesen Werdegang der Liebe zu zergliedern getrachtet. — Ueber Yvette Guilbert und die Art ihrer Kunst, die noch lange nicht das Beste, Eigenartigste oder Neueste der pariser Kunst sei, dafür aber echt, voll des unnachahmlichen Zaubers einer ausblühenden Rasse berichtet Otto Stößl (5), desgleichen über das künstlerische Wesen der Sada Yacco und ihrer Dramen (7).

W. Ostermanns Monatshefte. (Braunschweig.) Januarheft. Philipp Otto Runge, einen Maler der Romantik, behandelt ein Aufsatz von Franz Schultz, der auch an dieser Stelle berücksichtigt zu werden verdient, war doch Runge nicht nur ein Pfadfinder moderner Kunst, der im Bildnis wie im Ornament als der Begründer des für unser Jahrhundert charakteristischen Stiles angesehen werden muß, sondern auch ein Freund der Romantiker, der von Tieck und dem romantischen Naturphilosophen Heinrich Steffens Anregungen empfing, der eine merkwürdige Geistesverwandtschaft mit Novalis besaß und selbst einige dichterische Werke der Nachwelt hinterließ. Von seinem ältesten Bruder wurden im Jahre 1840 zwei Bände seiner hinterlassenen Schriften herausgegeben. Bekannt dürfte Runge als Aufzeichner der beiden, schließlich in die Sammlung der Brüder Grimm übergegangenen plattdeutschen Märchen vom „Fischer un siner Fru" und vom „Machandelboom" sein, wobei indessen nicht zu übersehen ist, daß namentlich das erste Märchen nicht so, wie es von Runge überliefert ist, aus dem Volksmunde geflossen sein kann; vielmehr verraten jene machtvollen Steigerungen die nachhelfende Hand des Künstlers. Aus den eigenen in jenen hinterlassenen Schriften überlieferten Gedichten hört man leicht das Minnelied, die Volksdichtung, vor allem aber Tiecks Poesie neben einer bald einfach frommen, bald grübelnden und zerreibenden, starken eigenen Empfindung heraus. Runges Briefe sprechen auch von gemeinsamen poetischen Plänen mit Tieck, unter denen sich eine poetische Paraphrase der „Tageszeiten", des zeichnerischen Lebenswerkes Runges, befindet. Der Plan kam nicht zur Ausführung, und erst später hat Ernst Otto von der Malsburg die vier „Tageszeiten" poetisch umschrieben. — In demselben Hefte kommt der vierte und letzte Teil des Briefwechsels zwischen Gustav Freytag und Eduard Devrient (herausgegeben von Hans Devrient) zum Abdruck.

„Zur Metaphysik des Tragischen." [Leopold Ziegler.] Von Prof. Arthur Drews (Südwestdeutsche Rundschau, Frankf. a. M.; II, 3).

„Amerikanische Litteraturverhältnisse." Von A. v. Ende (Die Zeit, Wien; Nr. 384).

„Zu Conrad Ferdinand Meyers Lyrik." [Moser, Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers; vgl. LE III, Sp. 1369 f.] Von Karl Emil Franzos (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXI, 10).

„Victor Hugo." Von Roland Hammer (Neue Bahnen, Wien; II, 3).

„Der Kunstwert oben an!" Eine Entgegnung von Oskar Hübner (Jugendschriften-Warte, Leipzig; X 2). Wendet sich gegen den auf Sp. 694 verzeichneten Artikel von Ernst Linde, der besonderes Gewicht auf die Kindertümlichkeit gelegt hatte. Demgegenüber verficht Hübner den Satz, der Kunstwert müsse immer den Ausschlag geben: dies sei ja eben das neue Prinzip der Jugendschriften-Kritik.

„Variété-Kunst." Von Rudolf Klein (Südwestdeutsche Rundschau; Frankf. a. M.; II, 2).

„Barbey d'Aurevilly." Von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski (Aus fremden Zungen, Leipzig; Heft 2).

„Neues aus der Litteratur." Von Paul Pollack (Die Umschau, Frankfurt a. M.; VI, 6). Zusammenfassende Besprechung neuerer Romane und Dramen, die bei Felix Holländers „Thomas Truck" und Wilhelm Bölsches „Mittagsgöttin" länger verweilt.

„Theodor Vernaleken." Ein Gedenkblatt zu seinem 90. Geburtstage von Aurelius Polzer (Zeitschr. d. Allg. Deutschen Sprachvereins, Berlin; XVII, 2).

„Neues von Helene Voigt-Diederichs" [„Regine Vosgerau"]. Von Edgar Alfred Regener (Deutsche Heimat, Berlin; V, 18).

„Ein französischer Seeroman." Von K. E. Schmidt (Die Zeit, Wien; Nr. 384). Der französische Leutnant zur See Diraison (Pseudonym: Olivier Seylor) hat einen Seeroman geschrieben — „Les Maritimes" —, dessen wahrheitsgetreue Schilderungen in französischen Marinekreisen das größte Aufsehen erregt haben.

„Ein Dichter des Jargon" [Morris Rosenfeld]. Von Jaroslav Vrchlický (Ost und West, Berlin; II, 2). Rosen-

jeld hat einen Band Gedichte („Lieder des Ghetto") im Jargon der polnisch-russischen Juden herausgegeben, den Prof. Leon Wiener ins Englische übersetzt hat („Songs from the Ghetto". Boston, Copeland and Day 1898).

„Zwei neue Romane" [Holländer, Thomas Truck; von Schullern, Die Aerzte]. Von R. M. Werner (Die Zeit, Wien; Nr. 383).

„Die hervorragendsten Mädchen- und Frauengestalten in Gottfried Kellers Romanen und Novellen." Von Aug. Wünsche (Monatsblätter f. d. Litt., Berlin; VI, 4).

„Die Poesie der Marsbewohner." Von Paul Zschorlich (Die Zeit, Berlin; Nr. 19). Bespricht allerlei moderne Lyrik.

„Ein Brief Michael Beers." [An Theodor Winkler.] (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXI, 10.)

Echo der Bühnen.

Berlin. Am 1. Februar wurde im Deutschen Theater das neue Drama Hermann Sudermanns „Es lebe das Leben!"*) zum ersten Male aufgeführt. Worin die spezifische Bedeutung dieses Werkes liegt und wie man es zu charakterisieren hat, darüber konnte der Premièrenabend noch keine Klarheit bringen. Was an diesem Abend das Mißfallen und was die begeisterte Zustimmung hervorrief, das waren mehr sekundäre Momente: die ermüdende, undramatische Breite vieler Szenen auf der einen Seite und auf der anderen die glänzende Mache, die der erfahrene Bühnendichter namentlich in den letzten beiden Akten im Gegensatz zu der langwierigen Exposition bewährt. Vielleicht wären bei besserer Darstellung der beiden Hauptpartieen die Absichten des Dichters doch auch von den Premièrenbesuchern richtiger verstanden worden, und das Urteil wäre dann weniger inadäquat ausgefallen. Sicherlich leidet das Drama an wesentlichen Mängeln. Die psychologische Motivierung ist gerade in den Hauptszenen sehr wenig überzeugend. Die männliche Hauptgestalt ist nicht selbständig charakterisiert; man muß schon den Worten glauben, mit denen die Freunde die hohe Bedeutung Völkerlingks preisen; ihn selbst lernen wir als einen Mann ohne feste Entschlußfähigkeit, ohne Kraft kennen, der mehr das Geschöpf eines anderen als seines eigenen Schicksals Herr ist. Die Durchführung des Konflikts, der selbst nicht natürlich erwächst, ist teils ohne rechte Klarheit, teils ziemlich gewaltsam konstruiert. Der Stoff endlich hat Qualitäten in sich, die ihn weit besser für epische, denn für dramatische Behandlung geeignet machen. Das alles sind Dinge, über die man nicht wohl verschiedener Meinung sein kann; aber es sind Mängel technischer Natur und als solche von verhältnismäßig geringer Bedeutung. Das Drama hat jedoch Eigenschaften, die einen bedeutsamen Fortschritt in der Entwicklung von Hermann Sudermanns Persönlichkeit bekunden, und diese sind es, die wir feststellen müssen.

Sudermanns dramatisches Thema ist in allen seinen Stücken der Konflikt, in den die freie Persönlichkeit mit den Forderungen der Gesellschaft gerät. Er läßt nirgend einen Zweifel, daß er auf Seiten der Persönlichkeit steht und daß er für ihr Recht kämpft. Es steckt ein starker Trotz in diesen Gestalten, nebenbei freilich auch ein gut Teil Pose und Großsprecherei. Seine Magda ist dafür typisch. Diese sudermannschen Gestalten machen sich nicht viel Skrupel über das Verhältnis des einzelnen zur Gesellschaft; sie zweifeln nicht daran, daß sie im Rechte sind. Gräfin Beate in „Es lebe das Leben" ist nun wohl von demselben Stamme, aber in ihrer speziellen Art überragt sie ihre Vorgängerinnen weit. Ihre Seele ist von höherem Adel, und es lebt darin nichts von trotziger Wildheit, nichts von dem leidenschaftlichen Begehren Magdas, ihre Person durchzusetzen. Ihr Wesen ist Ruhe; sie ist sich des tiefen Gegensatzes zwischen ihrer Moralanschauung und der der Gesellschaft vollbewußt, aber sie hütet sich, diesen Gegensatz in trotzigem Konflikt offenbar werden zu lassen. Sie handelt nach den Gesetzen, die sie für ihre Persönlichkeit als maßgebend erkannt zu haben glaubt. Diese neue Variation des sudermannschen Magda-Typus, wenn ich ihn einmal so nennen darf, ist das eine, was mir als wesentlich erscheint. Aber ebenso wesentlich und ebenso neu ist der Inhalt von Beates Weltanschauung. Für sie ist der Eckstein der Ethik die Erkenntnis, daß das Leben um seiner selbst willen da ist, und daß es die oberste Pflicht des Menschen ist, zu leben und zu wirken und alle Kräfte harmonisch zu bethätigen. In dieser Anschauung findet Gräfin Beate ihr Glück und ihre Ruhe. Die Gefahr, daß solche Grundsätze nur als eine sophistische Verteidigung des Egoismus wirken, liegt sehr nahe, und um diese Gefahr ganz zu vermeiden, hätte es einer breiteren Basis für die Gestalt Beates bedurft, als sie das Drama gestattete. Beate hat von ihrem Standpunkt aus sich für berechtigt gehalten, den Gatten zu betrügen. Sie ist vor langen Jahren die Geliebte Richard Völkerlingks gewesen, und später hat sie diesen dann, berechnend wie Rebekka West, in ihr Haus gezogen, und ihr Gatte ist der beste Freund des Mannes geworden, der ihm einst sein Weib verführt hat. Sie ist nach ihrer Anschauung von dem Augenblick ihres Bruches mit Richard eine treue Gattin gewesen; ihr Gatte hat mit ihr zufrieden und glücklich gelebt, er ist ein gutmütiger Epikuräer, der nichts an ihr vermißt hat. Ihr Bestes, ihr Innerstes aber hat sie dem Freunde gegeben, dessen große Persönlichkeit zu entwickeln ihre Lebensaufgabe gewesen ist. In dieser Wirksamkeit ist sie glücklich und fühlt sich keinen Augenblick schuldig; sie ist glücklich trotz schwerer Krankheit und trotzdem sie sicher weiß, daß eine Entdeckung ihres Geheimnisses das Ende sein würde. Im Roman hätte uns der Dichter das Werden dieser Frau mit aller Klarheit zeigen können, wir hätten auch das sublimierte Freundschaftsverhältnis zu dem einstigen Geliebten in all seinem edlen und feinen Reiz verstehen und würdigen gelernt. Was jetzt als Exposition ermüdend breit wirkt, wäre dann ein selbständiger Teil der Handlung geworden. Das Drama giebt eigentlich nur den Schlußakt dieser für eine Vorfabel viel zu bedeutsamen Handlung ... Die Katastrophe bricht schneller herein, als die Schuldigen geahnt haben. Und nun erwacht die ganze Energie Beatens, die ihr Lebenswerk bedroht sieht von der herrschenden Moral der Gesellschaft. Sie kann es nicht dulden, daß Richard Völkerlingk, dem das Leben jetzt erst die rechten Aufgaben bietet, als Opfer eines gesellschaftlichen Ehrbegriffes fällt, der ihr fossil erscheint. Sein Selbstmord, zu dem er sich aus Parteirücksichten entschließen will, ist eine eben solche Ungeheuerlichkeit, wie es ein Duell wäre: er muß leben, sonst hat Beates ganzes Leben keinen Sinn gehabt, und deshalb opfert sie sich, als kein Ausweg mehr ist. Ihr Tod macht den seinen unmöglich, und so triumphiert denn in der That am Schlusse das Leben, — wie es der Titel verheißt. Diese hohe Auffassung der Liebe, wie sie in dem Verhältnis zwischen Beate und Richard zu Tage tritt, ist das Dritte, was mir an Sudermanns Drama neu und bedeutsam erscheint. Das erotische Element ist fast ganz ausgeschieden, wodurch freilich den beiden Gestalten viel an Lebensfülle genommen wird. Der Schlußeindruck des Werkes bleibt also, aller berechtigten Einzelwände ungeachtet, doch, daß sich Sudermanns Entwicklung in der aufsteigenden Linie bewegt, und daß er uns noch etwas zu sagen hat.

Eine neue Note vernehmen wir auch in einem am Tage vor der Sudermann-Première im Residenz-Theater zum ersten Male aufgeführten französischen Schauspiel, dessen Dichter uns neu ist: Georges Porto-Riches Schauspiel „Verliebt". Man war erstaunt, im Residenz-Theater statt der üblichen Clown-Posse ein Stück von reichen litterarischen Qualitäten zu sehen, das sich seinem Charakter nach etwa als Tragikomödie kennzeichnen läßt. Porto-Riche legt zwar in seinem

*) Buchausgabe bei J. G. Cotta, Stuttgart.

Titel „L'Amourouse", den die deutsche Uebersetzung ganz unzureichend mit „Verliebt" wiedergiebt, den Nachdruck auf die weibliche Gestalt, und in der That führt er diese mit aller Breite aus, aber künstlerisch wertvoller ist die Gestalt des Gatten, den die liebende Frau mit Zärtlichkeitsbeweisen und -Forderungen durch die acht Jahre der Ehe verfolgt, ohne einsehen zu wollen, daß dieser einstige Frauenliebling allmählich der Liebe überdrüssig geworden ist und sich nur noch widerwillig hie und da von ihr überrumpeln läßt. Dieser Mann in seiner inneren Unbefriedigung, in seiner seelischen Leerheit, der keines festen Entschlusses fähig ist, weichlich, schwankend, heute brutal, morgen demütig, dieser rückgratlose Herr, dem zum Ehrgeiz die Ausdauer und die Ausdauer auch zur Liebe fehlt, ist in der That ein gesellschaftlicher Typus. Er ist glänzend gezeichnet mit all seinen Inkonsequenzen und seiner Haltlosigkeit. Porto-Riche tritt ihm mit seiner Verachtung gegenüber. Irgend einer Entwicklung ist dieser Mann nicht mehr fähig. Auch die starke Erschütterung, die ihm seine Frau bereitet, als sie, seinem in der Wut gegebenen Rate folgend, ihn betrogen hat, hat keine entscheidenden Folgen. Er kann nicht los von ihr, und so bleibt er sehenden Auges bei ihr. Die alte Quälerei der beiden wird von neuem beginnen. Seine Künstlerschaft bekundet Porto-Riche auch in der Nebenfigur des Hausfreundes, der seine tiefe Liebe zu der Frau des Freundes unter der Maske der Frivolität verbirgt und der schließlich, als sich ihm die geliebte Frau an den Hals wirft, statt höchster Seligkeit nur bitterste Scham über seine That empfindet. Leider wurden die beiden Männerrollen in ihrer Tiefe von den Darstellern nicht begriffen, wie auch die Zuhörer an der tiefen Menschenkenntnis des Dichters achtlos vorbeigingen. Trotzdem fand das Stück so viel Beifall, daß es in den regelmäßigen Spielplan aufgenommen worden ist: die Première war eine „litterarische Sondervorstellung".

Am Nachmittage des 1. Februar hatte das Berliner Theater ebenfalls eine „litterarische Sondervorstellung", die dann später in den ordentlichen Spielplan aufgenommen wurde. Direktor Lindau wagte die szenische Aufführung von drei Dialogen Lucians, und es erwies sich, daß die Menschen noch immer ein höchst dankbares Publikum sind, wenn ihnen die tiefste Menschenverachtung dargeboten wird, — ein dankbares Problem übrigens für einen Menschenverächter. Das Erstaunen über die Fülle unmittelbar szenisch wirksamer Elemente in diesen Dialogen, die hier näher zu charakterisieren natürlich unmöglich ist, war allgemein. Lindau hatte diese drei gewählt: „Timon, der Menschenfeind", „Der Hahn oder der Traum des Schusters Mycillus", „Die Fahrt über den Styx". Der Versuch ist also über Erwarten geglückt.

Gustav Zieler.

Dresden. Mit einer neuen Komödie von Erich Schlaikjer hat sich das Königliche Schauspielhaus (24. Januar) das Vorrecht gesichert, nach wie vor zu den tonangebenden Bühnen gezählt zu werden. Der Ton der drei Akte, die der Dichter „Des Pastors Rieke" betitelt, befremdete freilich in dem Hause, konnte aber einen dauernden Erfolg nicht hemmen, gehört doch nachgerade auch der Stich ins Soziale zu den unfehlbaren Reizmitteln, ohne die die Neuheit unmodern wirken würde. Erich Schlaikjer ist es gewiß mit diesem Stich ernst, er glaubt an die kulturelle Mission des vierten Standes, an die sittliche Aufgabe der Pastorköchin Rieke und an den Erfolg. Ihr Erziehungsobjekt ist ja auch weich wie Wachs. Der junge Pfarrer Dahl ist eine schöne Seele; er ist Pfarrer geworden, weil ihn die ästhetische Seite des Predigertums reizte, die Andacht, als deren Zauberer er sich fühlt, die respektvolle Entfernung der Laien von dem Priester. In dem Fischerdorf, wohin den verwöhnten Herrensohn das Schicksal wirft, ist's mit der Aesthetik bald zu Ende; die Fischer verstehen nichts davon, sie starren den fremden Mann mit verwunderten, fast feindseligen Augen an. Pfarrer Dahl verfällt nun in eine andere ästhetische Täuschung, er fühlt sich plötzlich als Freund der Armen, als ihr Führer und Erwecker, er fängt Seelen ein auf der Heide und berauscht sich im Trost der Mühseligen und Beladenen. Rieke ist in allem das gerade Gegenteil zu ihrem Herrn; sie stammt zwar aus Berlin, ist sogar Kellnerin gewesen und mit „gebildeten Herren" in nächste Berührung gekommen, aber von Aesthetik versteht sie nichts. Und das ist gut so. Als dem weltbeglückenden Pfarrer von seinen eigenen Pfarrkindern ein böser Streich gespielt wird — sie schließen ihn aus ihrem Guttempler-orden aus — bricht die ästhetische Menschenfreundlichkeit zusammen. Die Köchin Rieke, die erfahrene, sucht die Trümmer wieder zusammen und baut mit dem Mörtel fließender Kernsprüche ein kleines Häuslein auf, das zwar einer Burg nicht ähnlich sieht, in dem aber ein Mann mit Resignation und gutem Willen zum Erreichbaren hausen kann. Der tiefere Sinn der Handlung, die durch eine kleine Familienintrigue vorwärts geschoben wird, ist es nicht, was der Komödie ihren Erfolg sichert, sondern der frische, gesunde Ton, in dem namentlich Rieke und ein Bruder des Pfarrers, der die Welt mit den feuchtfröhlichen Augen des Studios anschaut, einander zu übertrumpfen suchen. Dazu kommt manch hübsches satirisches Streiflicht, kleine Episodenfiguren, die füllen, ohne dramatisch zu beleben. Der dramatisierten Skizze fehlt zur Einheit nur, daß der Pfarrer in dem humoristischen Licht nicht erscheint, in das er gehört. Eine sehenswerte Darstellung half dem Autor, der vor den Spuren gewisser Lustspieldichter, die auch litterarisch begonnen haben, freundlich gewarnt sei.

Leonhard Lier.

Stettin. Am hiesigen Bellevuetheater wurde am 7. Februar als Uraufführung ein vieraktiges Schauspiel, „Emanzipiert", von Sühring-Bardey gegeben. Die Verfasserin stellt dem in kleinlichen Aeußerlichkeiten befangenen Manne und der in eitler Genußsucht aufgehenden Frau das moderne Weib gegenüber, das thatkräftig und selbständig auch in das Leben außer dem Hause eingreift, ohne darüber ihre Weiblichkeit aufzugeben. Zu ihr, einer Aerztin, und seiner ersten Liebe, von der er sich pedantisch losgesagt, kehrt der Mann am Sterbelager seiner Gattin zurück. Das Drama, technisch recht ungeschickt und verworren durchgeführt, erstickt in gut gemeinten theoretischen Erörterungen über die Frauenfrage, ohne anderes als platte Alltagsweisheit vorzubringen. Seine Gestalten müssen sich ganz den jeweiligen Absichten der Verfasserin fügen, wodurch die sonderbarsten Inkonsequenzen gezeitigt werden. Es fehlt jedes dramatische Empfinden und jede dichterische Gestaltungskraft. Die Darstellung hatte von vornherein verlorenes Spiel. Ihr galt der Beifall des Publikums; als die Verfasserin vor der Rampe erschien, regte sich nachdrücklicher Widerspruch.

Leonhard Adelt.

Strassburg. Das hiesige Stadttheater hat am 31. Januar die schon vor sieben Jahren entstandene Tragödie „Warbeck" von Gustav Wenng zum ersten Mal und unter lebhaftem Beifall aufgeführt. Das Stück behandelt die Geschichte des bekannten englischen Thronprätendenten mit großer, aber berechtigter dichterischer Freiheit: bei Wenng ist Warbeck thatsächlich der eine der beiden Söhne Eduards, von dem Mörder in einer Anwandlung von Mitleid gerettet. In dem dramatischen Aufbau der vier Akte macht sich mehrmals eine gewisse Sprunghaftigkeit der Entwicklung wie auch ein Mangel an psychologischer Vertiefung geltend, daneben aber ein ganz ungewöhnlicher Blick für die Bühnenwirkung und eine edle Sprache, die nur einigemale durch leicht zu beseitigende triviale Wendungen beeinträchtigt wird. Besonders der Schlußakt zeichnet sich durch poetischen Gehalt aus. *(Frankf. Ztg.)*

Stuttgart. Es ist ein schöner Beweis für die Leistungsfähigkeit des Königl. Hoftheaters, daß es schon vierzehn Tage nach jener furchtbaren Brandkatastrophe, durch die

es für die nächsten Monate auf die engen Räume der Wilhelma-Bühne beschränkt worden ist, auf dieser eine Uraufführung durchgesetzt hat. Am 4. Februar ging die vieraktige Komödie „Sehnsucht“ (so wurde noch in letzter Stunde das ursprünglich „Gewitter“ genannte Stück umgetauft) zum ersten Mal in Szene. Der Verfasser (Dr. Feodor Mamroth, Feuilleton-Redakteur der „Frankfurter Zeitung“) bedient sich des Pseudonyms F. Albert. — Dr. Paul Nikolai, Custos an einer Universitätsbibliothek, wird nach zehnjähriger Ehe von heißer Liebe zu der talentvollen und interessanten Schauspielerin Johanna Schwartze ergriffen, was man bei dem Dunstkreis von Langeweile, den seine hausbackene Frau um sich verbreitet, dem poetisch veranlagten Manne nicht eben verübeln kann. Da er Erhörung findet, beschließt er, Weib und Kind zu verlassen und der Künstlerin nach Amerika zu folgen. Ein treuer Freund des Hauses, der Maler Helfmann, fühlt sich dazu berufen, das gefährdete Eheglück zu retten. Nachdem er vergebens versucht hat, durch eine akademische Vorlesung Johanna umzustimmen, die, eine andere Gioconda, fest entschlossen ist, ihr individuelles Recht auf Glück auch auf Kosten anderer zur Geltung zu bringen, gelingt es ihm durch List, Nikolais weichmütigere Dichternatur zur Einkehr und Umkehr zu bewegen. Der Autor entläßt die Zuschauer mit der beunruhigenden Perspektive, daß das glücklich vorübergezogene Gewitter sich ein anderes Mal entladen werde. Der Konflikt — übrigens zu ernst, um sich zwanglos in den Rahmen einer Komödie einzufügen — ist etwas oberflächlich behandelt, und die drei daran beteiligten Personen sind wenig glaubhaft dargestellt. Besser gelungen sind einzelne der zahlreichen Nebenfiguren, die lebhafte Bewegung in die Handlung bringen: neben der Diogenes-Existenz Helfmanns besticht namentlich eine vom Aerger ihrer Mitmenschen lebende kapriziöse Millionärin. Aber dicht bei Originellem steht Konventionelles, und die naiv-burschikose Lehrerin Marie Nikolai ist eine gänzlich verunglückte Gestalt. Dieselbe Mischung von Eigenem und Fremdem, Naturfrischem und Erkünsteltem, Geistreichem und Geschmacklosem begegnet uns in den Situationen, der Motivierung, dem Dialog, der an Witz durchaus nicht arm ist und zum mindesten einen Mann von vielseitiger Bildung und Welterfahrung verrät, sich aber zu sehr ins Theoretische verliert. Auch zeigt sich der Verfasser mit der szenischen Technik wohl vertraut, und die Wirkung einzelner Bühnenbilder, so des zweiten Aktschlusses, ist mit Sicherheit berechnet. Trotz solcher mannigfacher Vorzüge wird das Stück vermutlich sein Bühnendasein bald beendigt haben, weil ihm die innere Einheit und die rechte Lebenswahrheit abgeht.

Rudolf Krauss.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Ein reiner Thor. Bayreuther Festspielroman von Alfred Beetschen. Berlin, Otto Janke. M. 2.—.

Dieses Buch mit dem gelben Einband der Kollektion Janke tauchte just in der ersten Festspielwoche des verflossenen Sommers in den Auslagen der Bücherläden auf und kennzeichnete sich dadurch, sowie durch seinen Untertitel als jüngstes der vielen ähnlichen Erzeugnisse, die mit Vergnügen das reizvolle Milieu des bayreuther Festtrubels für ihre Darstellungszwecke ausnutzen. In dieser Hinsicht erweist sich der Verfasser als wirklich kundiger Thebaner, und jeder, der einmal in der frohen Frankenstadt sich vom Genius loci „herumkriegen“ ließ, wird mit Behagen die leicht hingestrichelten Bilder entgegennehmen, die Alfred Beetschen lose aneinanderreiht: das fröhliche Künstlertreiben in den Bürgerquartieren und im Café Sammet, die Szenerie eines Festspielnachmittags, die weihevollen Eindrücke einer Parsifal- und Tannhäuseraufführung, das Schwadronieren erhitzter Köpfe, die sich für und gegen den „Meister“ ereifern, die anmutige Umgegend der alten Residenz am roten Main — das alles ist in hellen Farben geschildert, und die satirischen Lichter, die hie und da aufgesetzt sind, werden auch einen überzeugten Bayreuthpilger nicht verletzen. Leider hat sich der Verfasser bewogen gefühlt, in der zweiten Hälfte seines Romans aus der Rolle zu fallen: er schildert eine aufkeimende Neigung zwischen einer jungen aristokratischen Wagnerenthusiastin und einem ebenso jungen, ideal veranlagten Musiker. Diese Neigung führt im Prestissimo zu einem pikanten Stelldichein auf dem bayreuther Friedhof und einer noch pikanteren Wiederholung dieses Tête-à-Tête in einem Hotelzimmer, wobei sich die uralte Szene „Josef und Potiphar“ abspielt, oder, wagnerisch gesprochen, ein „reiner Thor“ und eine enttäuschte Kundry auf immer auseinander geben. Dieser übers Knie gebrochene Schluß der Geschichte ist ebenso leicht als geschmacklos und hinterläßt einen bösen Mißklang; denn man gewinnt den Eindruck, als ob die Rücksicht auf den Massengeschmack den Verfasser bestimmt habe, seinen Standpunkt zu verrücken und mit einem gewissen Schmunzeln die Göttin Musik nun zum Schluß auch als Kupplerin darzustellen. Denn die künstlerische Berechtigung dieser Vorgänge ist nicht erwiesen, da ihre psychologische Begründung auf viel zu schwachen Füßen ruht. Diese cynische Schlußwendung kann nur verstimmend wirken.

Berlin. *Gustav Manz.*

Passion der Liebe. Roman von Oscar Mysing. Leipzig. E. F. Tiefenbach.

Ein schon im Titel vielfach mißverstandenes Buch. Nicht die Leidenschaft der Liebe, wie viele Kritiker meinen, sondern ihr Leidensweg ist hier mit dem Worte Passion bezeichnet. Der Roman giebt eine Art Vergeltung der Liebe und zeigt, wie glutgeschwellte Leidenschaft den Egoismus eines Mannes zerbricht und das hingebende Weib zu eben jenem Egoismus erzieht; mit anderen Worten: der Mann wird in diesem einen Falle an der Liebe zum Weibe, das Weib zum Mann. — Wo der Verfasser Menschen zeichnet, wirkt er gut; wo er zur Schilderung des Milieus übergeht, wird er von naiver Unbeholfenheit. Da schreibt er Sätze wie: „Sie gingen an der berühmten Vendomesäule vorbei“, „Sie schweiften durch die berühmten Wälder von Fontainebleau“. Doch über so dürrem Heidegras glanzen wie Tauperlen feine, geistvolle Worte: „Das Leben ist für den einen ein Sport — für den andern ein Problem“, „Es muß ein ebensolcher Genuß sein, tief zu hassen, wie tief zu lieben“. — Alles in allem ein Buch, das nachdenklich stimmt, was sich bei dem marktschreierischen Titelblatt nicht erwarten ließe.

Strzebowitz. *Marie Stona.*

Rauhreif. Von Ernst Eckstein. Neue Novellen mit Illustrationen von Wilhelm Claudius. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 350 S. M. 4,—.

Das nach etwas antiquiertem Geschmack nicht ungefällig ausgestattete Buch enthält vier Novellen. Sie sind von sehr verschiedenem Werte. Die beiden ersten erheben sich nicht über die Durchschnittshöhe der gewöhnlichen Unterhaltungslektüre. Die Herren „Franz Düring“ und „Ludwig Wanutius“, unter deren Namen die Geschichten segeln, interessieren nicht im geringsten als Individualitäten, wenn auch Episoden ihres Lebens mit jenem liebenswürdigen Geschick erzählt sind, das Eckstein einen erheblichen Anhängerkreis verschaffte. Anders steht es mit dem Rest der Novellen. In den „Beiden Schwestern“ wird ein hochinteressantes Problem spannend und mit größerer psychologischer Feinheit behandelt, als man sie sonst bei diesem Autor zu finden gewohnt war. Zwei Schwestern führen jahrelang ein zurückgezogenes, der Frömmigkeit und häuslichen Angelegenheiten gewidmetes Dasein. In der Jüngeren, einem noch schönen

Geschöpf Mitte der Dreißiger, lodert die lange niedergeduckte Sinnenfreudigkeit auf, als ein junger, sozial unter ihr stehender, aber nicht unedler Mann in ihre Nähe tritt. Beide unterliegen der Glut ihrer Empfindungen, er flieht, sie büßt den Augenblick des Selbstvergessens mit freiwilligem Tode. Die andere Schwester stirbt über dem Zusammenbruch ihrer Idealwelt. Ein gewisses Ritardando am Höhepunkt der Novelle stört vorübergehend den guten Gesamteindruck. Dem Charakter der weiblichen Hauptfigur schadet die Reflexion, die ihrer Handlungsweise ein wenig das Impulsive nimmt. — In der letzten Novelle nimmt der Autor einem Maler, der Großen einem, der auf dem Gipfel seines Schaffens unheilbar erblindet, das Recht auf sein Leben, weil ihm noch eine liebevolle Tochter zur Seite steht. Das sanfte Ausklingen dieses von Energie, Talent und Schönheitsfreude durchfluteten Künstlerdaseins will nicht recht behagen, mag es auch der christlichen Ethik immerhin völlig entsprechen. — Der Gesamttitel „Rauhreif" steht nur zu dieser letzten Erzählung in Beziehung.

Chemnitz. *Paul H. Hartwig.*

Neidhart von Reuenthal. Der Roman eines Minnesängers. Von Edward Stilgebauer. Halle a. d. Saale, Otto Hendel (Bibliothek der Gesamtlitteratur.) Mk. —,75 (1,—).

Der Verfasser teilt in einem Vorwort mit, was man von Neidhart von Reuenthal weiß. Dadurch hat er den Kritiker seines Romans der Mühe überhoben, sich das Material selbst zusammen zu suchen, um vergleichen zu können, was der Dichter aus dem Vorhandenen gemacht hat. Von Neidhart wissen wir nicht viel, und das wenige ergiebt sich teils aus seinen Liedern, teils aus den Angaben seiner Zeitgenossen. Er hat ungefähr von 1180 bis 1250 gelebt, erst in der bairischen Oberpfalz in der einstigen Grafschaft Sulzbach auf seinem kleinen Lehen Reuenthal, dann, als ihm dieses durch Otto II. oder schon durch Ludwig den Kehlheimer von Baiern genommen wurde, auf einem größeren Lehen bei Mölk, das ihm Herzog Friedrich von Oesterreich schenkte. Am Ende seines Lebens legte er den Panzer ab und nahm die Mönchskutte. Es beteiligte sich 1217 an dem erfolglosen Kreuzzuge des Königs Andreas II. von Ungarn. Neidhart ist der Begründer der bäuerlichen Lyrik, er mischte sich unter die Bauern und verliebte sich in ihre Weiber und Töchter: die Namen zweier Dorfschönen, Jeutel und Friderun, finden sich in seinen Liedern. Die Bauern, die ihn zuerst gern sahen, wurden bald eifersüchtig, verfolgten ihn, verwüsteten seine Felder und Wiesen und brannten sein Haus nieder. Der beleidigte Sänger vergalt ihnen diese Unbilden, indem er Hohn- und Spottverse auf sie dichtete.

Auf diese Thatsachen hat Stilgebauer seinen Roman aufgebaut, die Lücken ausgefüllt, das vorhandene Material psychologisch hergerichtet und so eine gut lesbare Geschichte geliefert. Man wird aber nicht recht warm bei der Lektüre; das liegt gewiß nicht daran, daß die Zeit uns so fern ist, ihre Ziele und Ideale uns kein Interesse mehr erwecken. Diese Geschichte von dem ritterlichen Dichter, der aus einem Weltfrohen zu einem Weltscheuen wird, ist zu äußerlich dargestellt, um wärmeres Interesse erregen zu können.

Charlottenburg. *Alfred Semerau.*

Argari. Aus einem Tagebuche. Von Marie Iyerott. Minden i. W., J. C. C. Bruns. M. 2,— (2,50).

Dieses Büchlein ist ein kleiner, nicht uninteressanter Beitrag zur Psychologie der modernen Frau. Die Erlebnisse, die die Heldin in der Form des Tagebuchs sich vom Herzen plaudert, sind vorwiegend innerer Art und gemahnen uns etwas an die der Emmy von Egidy. „Argari" handelt von einem Paar, das sich, obwohl Verlobung und Trauung längst vollzogen ist, erst allmählich zueinander findet. Er hat, gelockt von ihrem äußern Liebreiz, ganz plötzlich um sie geworben. Das, was eine oberflächliche Weibart mit ebenso oberflächlicher, eitler Freude empfinden würde, versetzt ihre Natur in Bangen. Erst nachdem für sie die seelische Gemeinschaft hergestellt ist, vermag sie in Wahrheit Gattin zu werden. Das Verhältnis, in dem Argari zu der sie umgebenden Natur steht, scheint mir bezeichnend auch für die Feinfühligkeit der Autorin. Hier eine kurze Probe:

„Ohne Luft kann ich nicht leben. Mir ist, als wären in ihr die Quellen aller physischen und geistigen Wohlfahrt, und ich könnte mir unter keinen Umständen ein schmerzstillenderes Mittel denken, als dieses Laufen gegen Wind und Sturm. Durch Regen und Nebel oder mit dem kosenden Zephyr. Sie sind mir alle Freunde und Brüder, diese Erscheinungen der atmosphärischen Welt; ein Teil von mir sind sie und reden meine Sprache und wissen mich zu trösten und zu beruhigen. Ich lebe, wenn ich so sagen darf, in sinnlicher Weise mit der Natur und liebe sie, wie ich mich selbst liebe, wo und in welcher Gestalt sie mir auch entgegentritt. Ob sie in den Bergen wandelt oder im Thal, in reichster Herrlichkeit oder in der sandseufzenden Ebene, ist mir gleich. Sie ist immer dieselbe für mich. Ich glaube nicht an die Liebe dessen für die Natur, der Abwechselung und besondere Reize in ihr sucht."

Darmstadt. *Dr. Ella Mensch.*

Martins Ehe. Novelle in Briefen von C. Karlweis. Wien, Wiener Verlag. 1901. 112 S.

Diese letzte Novelle des unvergeßlichen Karlweis ragt über den Durchschnitt deutscher Familienblattproduktion (die ja auch einen etwas moderneren Anstrich mitunter nicht verschmäht) keineswegs hervor. Schon die Briefform giebt dieser Geschichte ein gewisses langsames Tempo, das für die behaglich breite Schilderung des Anfangs sehr gut paßt, der heißen Leidenschaftlichkeit des zweiten Teiles aber nicht mehr angemessen ist. Onkel Martin, ein wohlhabender Junggeselle in den Jahren, die man die besten zu nennen pflegt, gönnt sich zum erstenmale in seinem arbeitsreichen Leben einen Urlaub. Er lernt in dem kleinen Seebad Loorana ein reizendes junges Mädchen kennen, das ihn, den Unerfahrenen, rasch erobert. Dies teilt Martin seinem Neffen Theodor in langen Briefen mit — die Verlobung in einer Depesche. Aber auch Fräulein Hedwig schreibt Briefe. Sie korrespondiert mit ihrer Freundin Daisy, und aus diesen Briefen erfährt Daisy, wie Hedwig sich zu dem neuen Glück stellt, der Leser aber hört, daß die junge Braut eine kleine Vergangenheit an der Seite des dämonischen Kompagnon ihres Zukünftigen hinter sich hat, und nun froh sein muß, in den sicheren Handelshafen der Versorgung einzufahren. Aus späteren Briefen erfahren wir, daß der dämonische Schurke sich in die junge Ehe eingeschlichen und Hedwig, die den Onkel Martin ebenso wenig unterhaltend findet wie der Leser, kurzer Hand zurückerobert. Und dann giebt es noch ein paar lange Briefe — wohl mehr an den Leser als an Daisy und Theodor gerichtet — in denen steht, daß der dämonische Kurt mit Hedwig nach Monte Carlo gefahren ist, sie dort sehr schlecht behandelt hat und von ihr erschossen worden ist. Mit der Nachricht von Hedwigs Selbstmord endet die Korrespondenz. „Martins Ehe" hätte Karlweis gewiß nie zum berühmten wiener Dichter gemacht. Aber selbst in dieser wenig gelungenen Arbeit offenbaren gut beobachtete Details, feine gemütvolle Bemerkungen und die große stilistische Gläte der Erzählung den machtvollen und sorgsamen Künstler, den herzensguten, herzenswarmen Menschen, der Karlweis Zeit seines Lebens gewesen ist.

Wien. *Richard Wengraf.*

Thüringer Dorfgeschichten. Von Rudolph Braune. Altenburg, Stephan Geibel. M. 2.— (3,—).

Bevor ich Joseph Kürschner zu Rate gezogen hatte, hielt ich dieses Buch für das Erstlingswerk irgend einer Dame; der „Litteraturkalender" belehrte mich aber, daß Rudolph Braune schon seit nahezu einem Jahrzehnt schriftstellert und bereits eine Reihe von Gedichten, Dramen, Novellen und auch zwei Romane veröffentlicht hat, von denen einer sogar in 2. Auflage erschienen ist.

Ich kenne nichts von alledem, aber ich bedaure das auch nicht, denn diese „Thüringer Dorfgeschichten" zeigen mir, daß Braune kein Dichter von irgend welcher Eigenart ist. Er kennt wohl das Leben der Bauern und versteht allerlei daraus zu erzählen, auch ab und zu einen interessanten Charakter hinzustellen; aber seine Darstellung ist nicht kraftvoll genug, um uns zu fesseln; er besitzt nicht die Kunst, uns zum Mitgefühl mit seinen Gestalten zu zwingen, uns mit ihnen trauern oder vor Freude aufjubeln zu lassen. Er steht weder hoch genug über der geschilderten Sphäre, um alles in ein humorvolles oder auch satirisches Licht zu tauchen, noch tief genug in ihr, um im Geiste und in der Sprache der thüringer Bauern zu denken und zu sprechen. Auch vermissen wir an den meisten der hier vorliegenden Erzählungen eine geschlossene, künstlerische Komposition, eine sorgfältig gefeilte Sprache, oft auch die notwendige Uebereinstimmung zwischen Inhalt und Ton. Am besten geraten ist noch die kurze Skizze „Starrsinn", die den Eigensinn eines alten, reichen Bauern schildert.

Hannover. *Max Ewert.*

Der Mann mit dem Pferdekopf. Von Charlotte Nisle-Klein. Wiener Verlag, 1901. 187 S.

Der Geist Edgar Allan Poes hat bei diesen seltsamen Geschichten Pate gestanden. Er schwebt über den gruselig-mystischen Skizzen „Die tote Katze", „Die Gedankenhändler", „Der wirre gelbe Bart" und derjenigen, die dem eigenartigen Buche den Titel gegeben hat, und er zieht vor allem eine Geschichte, „Am Wehr", in seinen Bann, bei deren Lektüre man kaum begreift, wie eine so krasse Phantasie der Feder einer Frau entfließen konnte, und bei der man sich eines gelinden Schauders kaum erwehren kann. Auch bei der ausgezeichnet entworfenen und mit erstaunlicher Logik und psychologischer Schärfe durchgeführten Kriminalgeschichte „Das Messer mit dem beinernen Griff", die am Schlusse steht, ist der Einfluß des genialen amerikanischen Novellisten unverkennbar. Die Verfasserin geht anscheinend keinem Problem aus dem Wege, das sie durch seine Kasuistik reizt, und auch in ihrer kühlen, objektiven Darstellung offenbart sie die gleiche rücksichtslose Kühnheit. Das mag ein Vorzug sein; aber es ist auch der einzige. Einen höheren künstlerischen Wert können diese entlegenen problematischen Skizzen kaum beanspruchen. Ihre Motive gehören in das Handbuch des Psychiaters, in das Protokoll eines Spiritistenvereins und in die Akten des Untersuchungsrichters.

Frankfurt a. M. *Theo Schäfer.*

Edgar Allan Poes Werke. In zehn Bänden herausgegeben von Hedda und Arthur Möller-Bruck. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. 4. Bd.: William Wilson; 5. Bd.: Der Geist des Bösen; 6. Bd.: Mesmeristische Enthüllungen. Je M. 2,—.

Der Verlag, der uns Multatuli und d'Aurevilly deutsch gegeben hat, ist im Begriff, sich durch diesen Poe einen neuen litterarischen Titel zu erwerben. Die Hoffnung, mit der man bisher nach einer künstlerischen und ganzen Poeübertragung ausgeblickt hat, ist hier nicht enttäuscht. Hedda Möllers erprobte Nachbildungsfähigkeit triumphiert in manchen Szenen der drei Reihen.

Ueber Poe, den Ausschweifenden, den Wanderer, den Deserteur, den Enterbten, den Schriftsteller und Trunkenbold bringt der Prospekt des Herrn Möller-Bruck, der ein Gegenstück zu Baudelaires Uebertragung verheißt, knappe Formeln, die, zu wenig sensibel, die Art des Amerikaners als des Beginners einer großen Litteratur herausheben. Aber es wäre zuträglicher und bei der leichten Begriffsverwirrung, die bezüglich der dekadenten Romantik unter uns herrscht (man erinnere sich der Zeit, wo Maeterlinck von allen Federn behandelt wurde), erwünscht, daß der Essai des fehlenden ersten Bandes gerade den Ursprung Poes, die Abhängigkeiten dieses unstätesten Dichters von Tieck-Novalis bis Byron verfolgte. Ist er doch Leben von unserem Leben.

Der bekannte Poe, seine, nach Gautiers frühem Wort „mathematisch-phantastischen" Geschichten, die etwas vom bewußten Kriminalroman und viel von den verstörten Bekenntnissen gemarterter Einsamkeit haben, ist hier mit der Psychologie des Perversen, die „Der Geist des Bösen" bietet, gut ausgewählt. Weniger bekannt sind beim Publikum die „mesmeristischen" Skizzen des sechsten Bandes, durch die in fortgesetztem Schauder die Motive des Scheintodes, des Traumes, der gräßlich mit der Wirklichkeit auswechselt, gehen. Hier als Meisternovelle „The facts in the case of M. Valdemar": im „Gespräch mit der Mumie", die in Doktor Ponnoners Pastillen oder Brandreths Pillen das neunzehnte Jahrhundert bewundern muß, der Hohn des Verächters der Demokratie.

Der Uebersetzerin größtes Verdienst ist der Band „William Wilson", der romantische Band mit den weiblichen Visionen, deren fahlen Porträts Gautier eine „jungfräuliche, seraphische Keuschheit" zusprach. Die litterarische Bedeutung des ganzen Unternehmens aber müßte ihm beim Publikum die Aufmerksamkeit verschaffen, die für seine Durchführung nötig ist.

Stuttgart. *Paul Wiegler.*

Geschlossene Lippen. Von Daniel Lesueur. München, Albert Langen. M. 3,— (4,—).

„Geschlossene Lippen" ist ein Ehebruchs- und Liebesroman — mehr dies als jenes — mit einer eigenartigen Variation des dreieckigen Verhältnisses. Der glückliche und wohl bis ans Ende seiner Tage glücklichbleibende Ehemann steht völlig abseits. Er ist eine rein passiv tragische Figur — tragisch nur für den Leser und so ganz nicht einmal für diesen. Denn bei einem der berühmtesten Verteidiger von Paris giebt es schließlich doch eine Grenze der Blindheit, wenn sie auch aus noch so idealen Beweggründen resultiert. Die Stelle des Gatten vertritt seine Halbschwester Charlotte, die auf eine sehr einfache Weise, durch einen Brieffund, zur Mitwisserin des furchtbaren Geheimnisses geworden ist. In ihrem unschuldigen, unerfahrenen, einfachen Herzchen ficht Lolotte den schweren Kampf aus, der ihrer schuldigen Schwägerin Marcienne, ungeachtet ihrer edlen Natur, nicht eben sehr auf die Seele fällt. Sie will alles wieder einrenken. Es ist eine wundervolle Szene — um derentwillen es sich lohnt, das Buch zu lesen — wie sich die beiden Frauen gegenüberstehen, wie mütterlich die in sich sichere, liebesselige Sünderin die arme naive Anklägerin und Richterin tröstet, die trotz ihrer 29 Jahre kindlich hilflos vor den Rätseln und Abgründen der Leidenschaft steht und in einen unauslösbaren Konflikt mit ihren tiefsten Gefühlen gerät, wo sie alles so einfach glaubte. Sie vergötterte nämlich ihre Schwägerin und liebt ihren Bruder über alles. Da nun Marcienne auch sie liebt und ihren Gatten verehrt, mehr als alles aber ihren Philipp, jenseits von gut und böse, liebt — doch auch nur auf Zeit — wie bald erklärt werden soll, so giebt es eigentlich keine Lösung für diese verschlungenen Herzenswirrsale. Es erscheint aber zum Glück der große moderne Deus ex machina, die Vorsehung, die alles zum besten fügt. Es geschehen Zeichen und Wunder; Charlotte bekommt zur rechten Zeit vor Kummer eine Gehirnentzündung, und der Zufall steht auch sonst auf der Seite der guten Sache. Infolgedessen haftet aber der ganzen Dichtung etwas sehr Unsicheres und Willkürliches an. — Die Liebesgeschichte ist interessant angelegt, verläuft aber recht banal. Marcienne hat den zweiten Gatten und den ersten Liebhaber; die Verwicklungen sind im Grunde, trotz aller äußerlichen Idealisierung der Figuren, ein einfaches Rechenexempel der physiologischen Logik. Marcienne ist 38 Jahre alt, ihr Mann 54, ihr Liebhaber 28. Philipp ist, ohne tieferen Zug, so ziemlich der reine Mechanismus der Jugend-Sinnlichkeit; er ist, wie die Verfasserin richtig bemerkt, ein junger Faun. Marcienne ist die Frau von 40 Jahren, die viele — ältere und moderne — pariser Romane gelesen hat: ihre Gefühle haben einen Schein von Kompliziertheit. Sie ist die gealterte reife Frau, die sich zum ersten

Mal wahrhaft als Weib entdeckt und mit der Brunst der Scheidestimmung liebt, die ihre Liebe unter der steten Perspektive des unausbleiblichen, unwiderruflichen Endes anschaut und sie als letzte und zugleich höchste Sensation ihres Frauenlebens mit märtyrerhaftem Fatalismus und wehmütigem Raffinement genießt. Aber die Naturen der Liebenden, wie ihr Gegensatz sind oberflächlich, typenhaft behandelt; es ist, trotz aller poetischen Glut der Phrase — die Dichterin gerät selbst in Feuer — eine abstrakte Erotik. Künstlerisch ist das Liebesverhältnis nicht intim. Es fehlt, um ein hegelsches Wort zu gebrauchen, den beiden Liebesleuten für ihre hinausstürmende Expansion an dem eigentlichen Kerne — der tieferen Individualität.

Berlin. *Arthur Goldschmidt.*

Lyrisches und Episches.

London. Soziale Gedichte von Martin Boelitz. 3. Aufl. Berlin, Eberswalde, Leipzig, Siegfried Dyck. M. 1,—.

Der deutsche Naturalismus ist selig entschlummert. Mit seinem Absterben wurden der modernen Lyrik leider eine Reihe von Stoffen und Motiven entfremdet, die sie in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts leidenschaftlich gepflegt hatte. Der aufstrebende Lyriker von heute sucht psychologische Rätsel zu entschleiern, oder er schwelgt in klingenden Farben und duftigen Klängen, in den Gärten träumerischer Schönheit, oder er freut sich heimatlicher Reize; in jedem Falle pocht er auf seine Individualität, auf seine einsame Höhennatur. Das Feld der Großstadtlyrik, einst von den Holz, Henckell, Mackay, M. von Stern fleißig angebaut, wird von dem großen Haufen der Jüngsten gemieden. Es gehörte daher Mut dazu, eine Sammlung sozialer Gedichte „London" in die Oeffentlichkeit zu senden. In wenigen Monaten wurden von diesem Libellum zwei Auflagen vergriffen, und demnächst wird sogar eine englische Ausgabe verbreitet werden. Das Unzeitgemäße ist eben auch in dem gegebenen Falle das Zeitgemäßeste. In dem „Vorwort" zu den 22 Stückchen des Bändchens bemerkt der Verfasser, daß die vorliegenden Verse während eines fast zweijährigen Aufenthaltes in London entstanden und „in heiligem Haß und tiefer Erschütterung" niedergeschrieben wurden. Sie sollen zur Abhilfe und Erlösung menschlichen Elends beitragen. Es sind revolutionär geartete Laienpredigten nach sozialdemokratischem Programm, Gedichte des Zornes und des Spottes, des Mitleides und der Klage, gerichtet gegen die Paläste und „Sündenfeste" der „Herren", gegen die Krämer und Heuchler, gegen „Kutten und Talare". Zugunsten der Armen und Enterbten, eines freien, gehaltvollen Liebesbundes, eines freien, veredelten Christentums, zugunsten echter Humanität. Boelitz „neuer Christus" vergiebt der reulosen Sünderin Maria Magdalena. Der Dichter warnt vor einer blutigen Weltkatastrophe, er hört bereits aus der Ferne wütende Sturmglocken drohen. Londons Großstadtjammer hat er nur in flüchtigen Schatten, nicht in charakteristischen Gestalten vorgeführt. Ueberhaupt redet er oft da, wo er „bilden" sollte. Christus und „Fabrikarbeiterin", die Besitzlosen ergreifen selbst das Wort zu ihrer „Verkündigung". In dem schwunghaften Vortrag macht sich nicht selten jene nebulose Begeisterung breit, die einst die tendenziöse Freiheitspoesie der Herwegh und Genossen kennzeichnete. „Wir wollen hassen, was falsch und schlecht . . . Getrost, es siegt, es siegt das Recht," donnert das farblose „Kampflied". An anderer Stelle wuchert Boelitz mit den vielbeschrittenen Gemeinplätzen: „Die Sonne siegt" und „Der Morgen tagt". In den Gedichten „Ich aber sage euch . . ." und „Totenmarsch", vor allem in dem letzteren, einem würdigen, volksmäßig wuchtigen Seitenstück zu Lingas „Schwarzem Tod" und Hopfens eherner Walküre „Not" — hat er markige, posaunenhaft schwere Töne gefunden wie nie zuvor. In anderen klirrt und dröhnt es wie Schwerthieb und Hammerschlag. Dennoch ziehe ich die künstlerisch reineren, zielbewußteren „Lieder des Lebens" diesen düsteren Liedern des Aufruhrs und der Verzweiflung entschieden vor.

Tilsit. *A. K. T. Tielo.*

Vater und Sohn. Ein Sang für deutsche Lehrer und fürs deutsche Haus. Von Richard Wulckow. Braunschweig, Verlag von Richard Sattler. 1900. M. 1,50.

Eine ländliche Idylle in Hexametern! „Luise" und „Der 70. Geburtstag" steigen vor unserem Geiste auf, wenn wir diese Verse lesen, die das fünfzigjährige Amtsjubiläum eines Lehrers in einem westpreußischen Dorfe besingen, nur daß die Hexameter bei Voß glatter dahinfließen, sauberer geschliffen und poliert sind. Und auch der Geist der ganzen Dichtung erinnert so sehr an jene ferne Zeit! Sollten wir nicht meinen, wirklich Voß zu lesen, wenn wir auf die Verse stoßen:

„Und in der Ecke auf rundlichem Tisch, von Kränzen umgürtet,
Stand ein leckerer Imbis, den werten Gästen zur Labung:
Braten und rosiger Schinken und saftig schwellende Mettwurst;
Schmackhaft Geflügel dazu und Backwerk lieblichen Duftes.
Süße Butter und würziges Brot, wie die wackere Hausfrau
Selbst es zu backen verstand; im Dorfe rühmt' es ein jeder.
Endlich der herzerfreuende Wein in goldigem Glanze,
Rebe des Rheins, ein köstlich Geschenk der Herrin von Feldeck,
Rings umkränzt von Gläsern in grünlich schimmerndem Lichtglanz . . . . ."

Auch diese „Herrin von Feldeck", die der würdigen Lehrerfamilie viel Liebes erweist, und ihr Töchterchen, das bei dieser ein oft und gern gesehener Gast ist, haben wir fast ganz ebenso bei Voß. Die Handlung freilich ist etwas anders: Die ersten Stunden des Festes werden dem wackeren Lehrer durch die trüben Gedanken an seinen Sohn verkümmert, der sich, mit allen menschlichen Vorzügen ausgestattet, einst von den Kämpfen für „Freiheit und Gleichheit" fortreißen ließ und deshalb sein Vaterland verlassen mußte. Jahrelang hielten die Eltern ihn für verschollen; aber im fernen Amerika fand er nach langem Elend ein doppeltes Glück, eine liebenswerte Gattin und eine Stellung, die ihn befriedigt. Und nun kehrt er heim und kommt, zusammen mit seinem jungen Weibe, gerade am Ehrentage seines Vaters in seinem Heimatdorfe an. Und er kommt mit frohen Plänen: Als Korrespondent für große Zeitungen will er von Berlin aus für die Verbrüderung der Völker wirken! Mit dem Ausblicke auf diese schöne, aber nebelhafte Zukunft, mit einer Verlobung (jenes Fräuleins von Feldeck mit dem jungen Pfarrer des Dorfes) und mit einer Anzahl wortreicher Toaste — wieder ganz wie bei Voß — schließt dieses idyllische Epos, das zwar in der Gegenwart spielt, aber von wirklich modernem Geiste so gut wie nichts spüren läßt. Es fällt mir schwer, so über das Lebenswerk eines fast 70jährigen Mannes zu sprechen, der es „in der Jugend entworfen und nun vollendet im Alter". Ich leugne auch nicht, daß es einige gehaltvolle Betrachtungen, wahr empfundene lyrische Stellen, von Herzen kommende und zum Herzen gehende Gefühlsergüsse enthält, aber das Ganze mutet zu allväterisch an, man merkt überall die Nachahmung und, was noch schlimmer ist, man glaubt auch die Absicht der Nachahmung zu merken, denn Wulckow verabscheut den „Eindringling, den verhaßten, den sie mit unwahrem Wort bezeichnen als Naturalismus", und so will er uns wieder zurückführen in ein Leben, „fern von den heißen Kämpfen des Tages und den brennenden Fragen, die die Gemüter erhitzen und stören das Gleichmaß der Seele" — da verlieren wir schließlich das Interesse, das uns die Schilderungen einfacher, traulicher Familienverhältnisse wenigstens zeitweise einflößen.

Hannover. *Max Ewert.*

Die niederländische Lyrik von 1875 bis 1900. Eine Studie und Uebersetzungen von Otto Hauser. Großenhain, Baumert & Ronge. 196 S. M. 2,— (3,—).

Ein zeitgemäßes Buch. Zeitgemäß in Anbetracht des größeren Interesses, das man gegenwärtig der

holländischen Litteratur entgegenbringt, seit uns Wilhelm Spohr den großen Dichterphilosophen Multatuli näher gebracht, hat, und seitdem selbst die bis dahin so spröde und gänzlich unproduktive holländische Dramatik durch ein Talent wie Heyermans die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es bedurfte eines Uebersetzungskünstlers wie Hauser, um den Beweis zu erbringen, daß auch die holländische Lyrik des letzten Vierteljahrhunderts Perlen birgt, die man bei ihr nicht vermutet. Ist doch das Mißtrauen gegen das holländische Schrifttum bei uns in Deutschland ein so fest eingewurzeltes, daß es schwer hält, den wirklich guten Werken der holländischen Litteratur Anerkennung zu verschaffen. Die ältere holländische Poesie mit ihrer hausbackenen Moral und ihrer erschreckenden Formlosigkeit, vor allem ihrem gänzlichen Mangel an wärmeren Gefühlstönen haben die holländische Lyrik so arg in Mißkredit gebracht. Daß sie aber auch etwas anderes hervorzubringen weiß als öde Reimereien von Jantzes ersten Zähnen an bis zu Vater Jans seligem Ende, zeigen die vorliegenden Uebersetzungsproben. Namentlich in dem Jahrzehnt von 1885 bis 1895 hat die holländische Lyrik eine so staunenswerte Entwicklung durchgemacht, daß sie den Vergleich mit der Lyrik keines anderen Volkes zu scheuen braucht. Helene Swarth, der durch Albert Möser auch bei uns bekannt gewordene Pol de Mont, Albert Verwey, Herm. Gorter, vor allem aber Frederik van Eeden und Willem Kloos, das sind die Namen, die den Höhepunkt der holländischen Lyrik der jüngsten Zeit bezeichnen. Die Uebersetzungen, die Hauser giebt, sind Nachdichtungen, die sich eng an die Originale anschließen, wie es überhaupt Hauser trefflich verstanden hat, die charakteristischen Aeußerlichkeiten der Form, die ja für die moderne Lyrik so wesentlich sind, wiederzugeben. Seine kritische Einleitung, die er dem Buch voranschickt, macht dieses zu einer besonders bemerkenswerten litterarischen Erscheinung.

Hamburg. *Paul Raché.*

Georgische Dichter. Neue, vielfach verm. Ausg. Von Arthur Leist. Dresden, E. Pierson. M. 2,50.

Die recht ausführliche litterarhistorische Einleitung zu der vorliegenden Anthologie bietet uns zugleich ein Stück georgischer Kulturgeschichte. Leist, der sich bereits eingehend mit der Litteratur eines anderen alten westasiatischen Volkes, der Armenier, beschäftigt hatte, scheint auch hier aufgrund fleißiger Studien vorgegangen zu sein. Wir entnehmen seinen Ausführungen, daß die georgische Dichtung, insbesondere die Lyrik (die in Leists Anthologie auch fast ausschließlich vertreten ist), zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts sich europäischer Empfindungsart zu nähern begann. Der letzte wesentlich morgenländische Dichter war Alexander Tschawtschawadse, dessen Hauptthema Wein und Liebe sind. Dagegen steht sein Zeitgenosse Nikolaus Barataschwili dem orientalischen Geiste schon fremd gegenüber. Er liebt elegische Stimmungen; von allen deutschen Dichtern ist Lenau ihm am nächsten verwandt. Nach den Proben, die Leist von seiner Lyrik giebt, war er ein echter und feiner Poet. Als Probe seiner Kunst setze ich das Gedicht „An das Tschonguri" (die Laute der Georgier) hierher, wobei ich freilich bemerken muß, daß Leist zwar ein fleißiger Uebersetzer, aber kein nachschaffender Künstler ist; seine Uebertragungen sind in Bezug auf die Form vielfach recht unvollkommen. Ich habe mir daher einige kleine, formale Aenderungen gestattet.

An die Laute.

Deine Seufzer, Deine bangen Klänge,
Alle Schmerzenstöne Deiner Saiten,
Wecken ewig mir Erinnerungen
An vergangene und hold're Zeiten.

Meine Laute! Ach, wann werden endlich
Lebensheit're Töne Dir entklingen,
Die den schweren Gram vom Herzen streifen
Und die Fröhlichkeit mir wieder bringen?

Aber nein, vergeblich ist mein Harren . . .
Nimmer wirst von hellem Glück Du sagen!
Immer werde ich von Dir vernehmen
Des gebroch'nen Herzens leise Klagen.

Neben diesem früh verstorbenen Lyriker sind noch Elias Tschawtschawadse, Orbeliani, Zareteli, die drei Rasikaschwili zu nennen, als mehr oder weniger glänzende Namen der georgischen Litteratur. Von den minder bekannten Dichtern erwähne ich W. Mikeladse und Dutu Megreli, weil die von Leist mitgeteilten Proben ihres Schaffens unserem westlichen Empfinden am nächsten kommen. In edlem Altruismus wünscht Megreli:

O könnt' ich, könnt' ich doch zur Thräne werden
Und mich ergießen über alles Land
Und einer Woge gleich von dannen spülen
Das Uebel, das sich mit der Welt verband!

Auch die eigentliche Volkspoesie, sowie das Didaktische, finden in Leists Buch Berücksichtigung. Unter den Zitaten findet sich ein hübsches Wort von Alexander Tschawtschawadse: „Der Vermittler zwischen edlen Feinden ist das Gewissen."

Dresden. *Bodo Wildberg.*

Lieder aus der Fremde. Von Karl Knortz. 2. verm. und verb. Aufl. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 1,60.

Karl Knortz hat in diesen „Liedern aus der Fremde" ein Potpourri freier Uebersetzungen aus allen möglichen Litteraturen zusammengestellt und ist dabei recht wahllos vorgegangen. Zuerst kommen amerikanische „minor poets", so G. D. Prentica, J. J. Pialt, R. W. Gilder, Ellen M. Hutchinson u. a. m. Nach den Uebertragungen zu urteilen, hätte das deutsche Publikum nicht viel verloren, wenn diese Dichter unübersetzt geblieben wären. Aber vielleicht ist die Uebersetzung an diesem Eindrucke Schuld. Von Thomas B. Aldrich „Palabras carinosas" kenne ich zufällig das Original; von seiner leichten Grazie, seinem Duft ist in der Uebersetzung nichts zu spüren. Besser gelang Knortz die Uebertragung der „Greyport Romance" von Bret Harte. Wenig glücklich ist dafür die Paraphrase zweier kanadischer Lieder (aus dem Französischen). Das zweite Buch: „Fremdes und Eigenes" ist eine recht seltsame internationale Musterkarte. Wir finden da in buntem Durcheinander französische, chinesische, schwedische, spanische, italienische, portugiesische, indische, holländische, englische, dänische, maurische, provençalische, mittelhochdeutsche, neugriechische, hebräische, lateinische Gedichte. Manches ist ganz unbedeutend, anderes wurde schon öfters und besser übersetzt. Der Hauptfehler der Knortzschen Uebersetzungen und Nachdichtungen ist eine unausrottbare Nüchternheit. Daher gelingt ihm das Lehrhafte am besten, wie seine Nachbildungen einiger indischer und arabischer Sprüche unter anderem darthun.

Dresden. *Bodo Wildberg.*

Litteraturwissenschaftliches.

Zwölf Jahre im litterarischen Kampf. Studien und Kritiken zur Litteratur der Gegenwart von Eugen Wolff. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1901. 552 S.

Der kieler Professor ist in der Litteratur mit seinen gesunden, redlichen Urteilen wohlbekannt. Er hat seine Studien und Kritiken aus den letzten zwölf Jahren hier übersichtlich zusammengestellt und wird damit seinen Freunden eine willkommene Gabe darbringen. Ueber diese Gruppe hinaus kommen Wolffs Erörterungen etwas nachträglich. Uebrigens macht es das Buch wie ein Mägdelein, das in die Jahre kommt, es stellt sich jünger als es ist; mit dem Titel „Zwölf Jahre" stimmt z. B. der Aufsatz: „Die jüngste deutsche Litteraturbewegung und das Prinzip der Moderne" aus dem Jahre 1886 nicht. Ist das wirklich noch die „jüngste deutsche Litteraturbewegung"? — Gehen wir zehn Jahre weiter. Wer kann Wolffs Aufsatz „Das Theaterjahr 1896" heute noch mit angespanntem Interesse lesen? Hie und da würde man wohl munter gehalten werden durch Ansichten des

Litteraturprofessors, die wegen ihrer — Eigenart interessieren. So, wenn er (S. 218) summarisch von Ibsens Dramen „Die Wildente", „Baumeister Solneß", „Hedda Gabler", „Klein Eyolf", „John Gabriel Borkman" behauptet: „Von dem Herzen des deutschen Publikums hat sich Ibsen durch diese Dichtungen wieder schrittweise entfernt." Schlimmer als derartige Irrtümer mutet den Leser die Beobachtung an, daß Wolff, obwohl er offenbar das Beste will, sich doch in seinen Besprechungen moderner Dichtungen hie und da mit Eiertänzen begnügt; es kommen Abschnitte vor, in denen er geradezu nichtssagend wird. Vieles scheint zufällig in diese Sammlung gekommen zu sein, das Ganze ist lückenhaft. Von manch einem der Rede werten Dichter unserer Zeit ist irgend ein nebensächliches Werk früherer Jahre herausgegriffen, und sonst hört man nichts von ihm. Es fehlen dem Ganzen die Gesichtspunkte des Wesentlichen, der Zufall herrscht. Ja, wären diese Kleinigkeiten und Nachträglichkeiten noch in sprühendem Ton vorgetragen, rollten sie tiefe und große Gedanken, glänzende Arten der Anschauung vor uns auf, so könnten sie allenfalls noch über eine Gruppe näherer Freunde des Verfassers hinaus interessieren.

Berlin. *Karl Strecker.*

Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart von Adolf Stern. Vierte neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchh. 1901. VIII, 229 S. M. 2,—.

Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Carl Weitbrecht. 2 Bändchen. 16°. 144 u. 172 S. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshdlg. 1901 (Sammlung Göschen 134, 135). Preis je M. —,80.

Die Bilanz des 19. Jahrhunderts in litterarischer Hinsicht zu ziehen, ist man unermüdlich weiter thätig. Zu Meyer und Bartels tritt in jetzt erweiterter Form das Buch von Stern, das bekanntlich ursprünglich als Fortsetzung zu Vilmars Litteraturgeschichte entstanden ist. Doch hat es sich auch in selbständiger Form als die bis dahin wohl verbreitetste Darstellung der Epoche eingebürgert. Stern schließt sich an Vilmar nur äußerlich an, er selbst ist in Weltanschauung und Urteil moderner und auch weniger engherzig als der hessische Theologe. Er ist weniger subjektiv und fordert nicht so oft zum Widerspruch heraus, wirkt deshalb auch nicht so unmittelbar anregend wie Richard M. Meyer und dessen Antipode Adolf Bartels, dem Stern näher steht. Mit der modernen Litteratur sucht sich Stern abzufinden, so recht sympathisch ist sie ihm nicht. Der Gefahr, gar zu viele Namen zu nennen, entgeht er nicht ganz. Für des Verfassers Persönlichkeit ist es charakteristisch, daß er sich selbst als Schriftsteller nicht nennt. Mag der Novellist und Lyriker Stern neuerdings auch von guten Freunden vielleicht etwas mehr als billig gepriesen werden, erwähnen hätte er sich jedenfalls dürfen und sollen. Doch soll ihm für diese Bescheidenheit gedankt werden, sie ist heutzutage ebenso selten wie wohlthuend.

Viel energischer, pathetischer als Stern macht gegen die „Moderne" Front das in der trefflichen Sammlung Göschen erschienene Werkchen Weitbrechts. Als charaktervoller Kritiker ist Weitbrecht längst bekannt. Er hat mehr mit Vilmar gemeinsam als dessen Fortsetzer. Sein Ideal ist germanisch-protestantisch. In den beiden Bändchen stellt er die Litteratur vom Anfang des Jahrhunderts an dar, wobei gleich die Romantik — ist sie doch der heutigen Dichtung in mehr als einem Punkt verwandt — etwas schlecht wegkommt. Ueberall zeigt sich ein selbständiges, gesundes Urteil. Weitbrechts Lieblinge sind etwa Keller und Hebbel. Er nennt viel weniger Namen als Stern, sucht aber die Dichter, die er erwähnt, ausführlicher zu charakterisieren. Sein süddeutsches Stammesbewußtsein prägt sich überall deutlich aus und verleiht seinem Ton etwas Kräftiges und Bodenständiges, so daß man die Bändchen gerne liest, auch wenn man ihrem Verfasser im Urteil nicht folgt. Energisch kämpft er gegen alle Arten von Pessimismus, und von der „Moderne" will er sehr wenig wissen. Da scheint er doch zu unterschätzen, wie unendlich viel ernstes künstlerisches Ringen in vielen dieser Poeten steckt. Das Gesamtbild der neuesten Litteratur ist ihm das einer entarteten, durch ausländische Einflüsse um die nationale Wurzelechtheit gebrachten Kunst, die von den lebendigen Quellen des Volkslebens abgeschnitten ist. Er hofft Genesung auch der Litteratur von einer neuen männlicheren Zeit, die mit der Vertiefung in den Geist der Heimat eine Erweiterung nationaler Aufgaben verbindet.

Geestemünde. *Dr. Woldemar Haupt.*

Conrad Ferdinand Meyer, Quellen und Wandlungen seiner Gedichte. Von Dr. Heinrich Kraeger. (Palaestra. XVI.) Berlin, Mayer & Müller, 1901. XXX u. 367 S. M. 10.—.

Wie oft vergessen es doch unsere Litterarhistoriker und Philologen, daß ein tieferes Verständnis des Kunstwerkes, daß Interpretation das letzte Ziel ihrer Forderungen sein sollte. Freilich reichen da Fleiß und Wissen nicht aus, ist Takt und Geschmack unerläßlich. Das Buch Kraegers zeigt eine glückliche Vereinigung von trefflicher methodischer Schulung und gutem Geschmack. Der Verfasser, früher Privatdozent in Zürich, hat den Dichter persönlich kennen gelernt und hat, neben dem vor kurzem hier angezeigten Buch Mosers (III, 1369), das ja andere Zwecke verfolgt, auch Freys grundlegende Biographie und Trogs feine Vorträge benutzt*). Dann aber hat er sich in die Werke Meyers so hineingelesen, daß er sie als einheitliches Ganzes auffassen kann „wo die überschüssigen Lebenskräfte in dem einen Teil des Organismus dem übrigen zugute kommen und wo die poetischen gesunden Elemente auch einmal im Kreislauf des Blutes nach andern, fernern Stellen verschwemmt werden, um dort weiter zu wirken" (326). Für diese Auffassung, die sich durch das ganze Buch zieht, sprechen zahlreiche Belege aus den Novellen, und nicht das kleinste Verdienst Kraegers ist es, daß er die Legende vom Tüftler und Ciseleur Meyer zerstört und in seinen Werken organisches Leben nachweist, treibende Schößlinge und fallende Blätter und Blüten sieht, wo das konventionelle Urteil Feilspäne und Nähte erblickt.

Im Gegensatz zu Mosers Buche, das er selbst ein gutes nennt, will Kraeger die Gedichte als Individuen behandeln, die sich nach dem eigenen ihnen innewohnenden Gesetze und nicht nach demselben vorgeschriebenen Maße entwickelten. Leider hat ihn das verhindert, die gemeinsamen Züge, die die Kinder desselben Vaters tragen, öfter hervorzuheben, z. B. manche an Schiller erinnernde Tropen (auf das Visionäre ist S. 286 sehr fein hingewiesen). Auch Parallelen bei anderen Dichtern hätten häufiger angezogen werden können, besonders Freiligrath und Heine. Freiligrath (der auch auf Gottfried Keller stark gewirkt hat) scheint vorzüglich mit dem Versmaß und den alttestamentlichen Vorstellungen im „Tod des Führers" auf „Die Stadt am Meere" (S. 4, Strophe 22) und auf „Papst Julius" (S. 225, Strophe 5, 6) Einfluß gehabt zu haben, Heines „Disputation", so sehr sie auch Meyer zuwider gewesen sein mag, hat unleugbar auf den „Mönch von Bonifazio" gewirkt, auch „Der Apollogott", den Kraeger selbst im Anhang S. 363 zum Versmaß der „gefallenen Musen" citiert, hat sicher mit seinem „holden Halbgott" Einfluß auf Meyers „Auge der Blinden" gehabt. Das Suchen nach dem Geliebten in Heines „Apollogott" ist ja überhaupt ein beliebtes Motiv bei Meyer, und es ist wahrscheinlich, daß er umsomehr von Heine angewidert wurde, als er bei ihm echt Schönes und ihm Gemäßes verzerrt fand. Doch ist hervorzuheben, daß die eigentlichen Quellen der Gedichte, wo sie irgend zugänglich waren, nicht nur citiert, sondern auch auf die bequemste und übersichtlichste

*) Dr. Hans Trog, Conr. Ferd. Meyer. Sechs Vorträge. Basel 1897. Dieses treffliche Büchlein, daß besonders die Komposition der Novellen mit künstlerischem Verständnis beleuchtet, ist leider fast unbekannt geblieben.

Art abgedruckt wurden. Ueberhaupt ist Uebersichtlichkeit ein Hauptvorzug des schönen Buches. Wohlthuend wirkt das Bestreben, durch ganz verschiedene Behandlung jede ermüdende Eintönigkeit zu vermeiden. Beim Abdruck der verschiedenen Fassungen wird einmal das ältere Gedicht vorangestellt, das andere Mal werden beide Bearbeitungen nebeneinander abgedruckt, hier wird vor allem die Quelle mitgeteilt, dort lernen wir zuerst das Gedicht kennen. Zu bedauern ist nur, daß in einigen wenigen Fällen die Neubearbeitungen nur bruchstückweise gegeben werden.

Kraeger möchte sein Buch gerne in den Händen der Oberlehrer sehen, möge es zum Nutzen der ästhetischen Bildung unserer Jugend recht häufig von ihnen benutzt werden. Neben Meisterstücken der Interpretation (105, 287, 329), neben der feinsinnigen psychologischen Genesis manches Gedichtes wird sie auch mancher schulmeisterliche Zug anheimeln, so wenn die Gedichte in Teile zerlegt werden. Natürlich haben wir es mit keinem Düntzer zu thun, der den Dichter verbessert; aber — wie billig! — gar zu oft wird die neue Fassung auf Kosten der alten gelobt (z. B. 34, 97). S. 100 wird aus diesem Grunde eine Pedanterie des Dichters „genial" genannt! Und doch ist nicht nur die erste Fassung häufig schöner (276, 281), sondern für die Jugend ist sie auch meist die klarere, entspricht dem Geschmack der Schüler, wie sie dem jugendlichen Geist des Dichters entsprach. Wird erst nach der ersten die oft schwierige zweite Fassung bekannt, so erläutert sich der Dichter selbst, regt selbst zum Vergleichen an und läßt die Gesetze der Kunst tief ahnen, was oft wertvoller ist, als ihr scheinbares oberflächliches Verstehen.

Von großem Nutzen ist es, daß Kraeger sehr geschickt Reime, charakteristische Worte ꝛc. zur Erklärung der Gedichte zu gruppieren weiß. Zum Schluß noch einige Kleinigkeiten. Komisch finde ich, daß an dem Zürcher Meyer gerühmt wird, daß er „in einem fremden Lande" sich für die deutsche Sprache entschieden hat (trotzdem mir Meyers Vorliebe für das Französische wohl bekannt ist), ebenso, daß (S. 52) der Reim Schweigen : Eichen bei einem Alemanen dialektisch genannt wird! Ist (227) alt : bald für ihn ein schlechter Reim? S. 230 hätte der Einfluß des Trochäus auf den Stil gewürdigt werden sollen. Und endlich sind einige Druckfehler gerade keine Zierde, so ophelienhaft (cordelienhaft, S. 307) u. a. außerdem die ganz entstellten Strophen aus Heine im Anhang (S. 363).

Olten. *Dr. Alex. Ehrenfeld.*

Joh. Ludwig Uhland. Von Max Mendheim. (Dichter-Biographieen. 5. Bdchn.) Leipzig, Verlag von Phil. Reclam jun. M. —,20 (—,60).

Diese kleine Schrift krankt an dem Fehler so vieler verwandter Unternehmungen (wie auch z. B. der älteren knackfußschen Künstlermonographieen), die durch Knappheit populär sein wollen, die Knappheit aber durch das falsche Prinzip erzielen, daß sie das Aesthetische dem rein Biographischen, das Charakteristische dem Aktenmäßigen unterordnen. Ist aber einmal Beschränkung geboten, so muß sie das äußerlich Zufällige treffen, nicht das individuell Bedeutsame. Aus diesem Grunde dienen gründliche, gut komponierte Essais, die ihren Gegenstand scharf beleuchten, dem populären Zweck weit besser als kondensierte wissenschaftliche Biographieen, die auf möglichst vollständige Aneinanderreihung von Lebensumständen und Erscheinungsjahren das Schwergewicht legen. Eine solche, nach falscher Chrie gefertigte gelehrte Handwerkerarbeit ist aber auch diese keine Uhland-Biographie. Nüchtern und trocken wird Uhlands bekannter Lebensgang nacherzählt; von einem tieferen Eindringen in des Dichters Psyche, in die Geheimnisse seines Schaffens, die Besonderheit seines Stils ist keine Rede. Uhland der Mensch und Uhland der Dichter gehen nicht in einander auf, sondern nur nebeneinander her. Die persönliche Note seiner freilich wenig individuellen Poesie wird nirgends aufgedeckt. Gewiß verlangt gerade Uhlands schlichtes Leben, auf eine schlichte, einfache Darstellung, die mendheimsche aber ist gar zu schwer und schwulstig und philiströs. Nach Mendheim war Uhland ein tüchtiger Mann, der nebenbei auch dichtete; der Versuch einer zusammenfassenden Würdigung am Schluß fällt gar zu dürftig, matt und farblos aus. Uhland hätte an den anderen schwäbischen Dichtern gemessen werden müssen, Parallelen zu Kerner und Mörike wären zu ziehen gewesen, des Dichters Komponisten hätten wenigstens in ein paar Zeilen genannt und charakterisiert werden müssen. Es wäre auch skizzenhaft anzudeuten gewesen, welche Stellung Uhland in der Geschichte der deutschen Ballade einnimmt, wie diese sich bis Fontane und Liliencron weiter entwickelt hat, kurz, überall fehlt es an Rückblicken und Ausblicken. Was Mendheim giebt, ist ja an sich ziemlich zuverlässig, aber es ist nicht genug vertieft, verallgemeinert und für die Gesamtcharakteristik nutzbar gemacht.

Die Arbeit fußt natürlich auf der neuen kritischen Ausgabe der Gedichte, in der Erich Schmidt und Julius v. Hartmann Uhlands handschriftlichen Nachlaß gewissenhaft ausgebeutet haben, was übrigens von Mendheim nirgends erwähnt wird. Auch sonst ist die neuere Uhland-Litteratur nicht genügend benutzt worden. So ist von Uhlands geplantem „Märchenbuch des Königs von Frankreich", das Erich Schmidt im Jahre 1897 in den Sitzungsberichten der berliner Akademie der Wissenschaften herausgegeben hat, nicht die Rede; auch Uhlands erste Jugenddichtung ist zu dürftig abgethan. Die dichterischen Perioden sind nicht scharf von einander abgegrenzt; mindestens hätte um das Jahr 1807 herum ein Einschnitt gemacht werden müssen.

Alles in allem bedeutet die Schrift keinen Fortschritt gegen Frau Uhlands tüchtiges biographisches Buch und Hermann Fischers gute Jubiläumsarbeit, nicht einmal gegen Ludwig Fränkels Lebensabriß zu seiner Ausgabe, obwohl dem Verfasser ein weit reicheres Material zur Verfügung stand als seinen Vorgängern. Um so erwartungsvoller sehen wir Erich Schmidts Werk entgegen, das seinen jahrelangen Bemühungen um den Dichter die Krone aufsetzen soll.

Berlin. *Harry Mayne.*

Die ganze Aesthetik in einer Nuß oder Neologisches Wörterbuch von Christoph Otto Freiherrn von Schönaich (1754). Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von A. Köster. (Deutsche Litteraturdenkmale, herausg. von A. Sauer, Nr. 70 ff.) Berlin, B. Behr (E. Bock). 1900. XXVIII u. 612 S. M. 7,20.

Schönaichs „Ganze Aesthetik in einer Nuß" gehört mit zu den seltsamsten Erzeugnissen, die unsere Litteratur gezeitigt hat. Sie ist zwar bloß ein Wörterbuch, aber eines der eigenartigsten die je geschrieben wurden, ein Werk, in dem sich gesunde Kritik mit erstaunlicher Plattheit und Verständnislosigkeit vereint, das Hohn und Spott über die, deren Werke es behandelt, ausgießen sollte und in gewisser Hinsicht ein Ruhmesdenkmal für sie geworden ist, ein Werk, das dem Verfasser ein gewaltiges Verdienst dünkte und nicht bloß von der Nachwelt, sondern schon von den Zeitgenossen vergessen oder verurteilt ward. Zweck und Ton des Buches verkündet schon recht anschaulich der vollständige Titel, der lautet: „Die ganze Aesthetik in einer Nuß oder Neologisches Wörterbuch; als ein sicherer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden, und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heil. Männer und Barden des itzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen, und den größten Wort-Schöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst." Aehnlich klingt die grimmig-spöttische Widmung an Klopstock und Bodmer. Seinem Inhalt nach will das Wörterbuch von dem nüchternen, platten, für wahre Poesie völlig unempfänglichen Standpunkt Gottscheds aus — denn dessen unerschütterlicher, treuer Anhänger und Wortführer ist Schönaich, selbst noch als fast alle andern den stürzenden Diktator verlassen — den neuen,

frischen Geist, der von den Schweizern und noch viel mehr von dem jungen Klopstock ausging, dem allgemeinen Spott preisgeben. Und Angriffspunkte bot diese Richtung in der That in Fülle; war doch ihre ganze Ausdrucksweise, die Satzfügung, die Bildung neuer Wörter, die Wiederbelebung alter, die Verallgemeinerung mundartlicher, etwas ganz Neues, Unerhörtes, das zu der herrschenden steifen Glätte den schärfsten Gegensatz bildete. Dagegen richtet Schönaich seine Pfeile, und bei unbefangener Betrachtung müssen wir zugeben, daß er oft genug richtig gezielt und getroffen hat. Bei aller Achtung vor Klopstocks gewaltigen Verdiensten um die deutsche Sprache ist doch auch nicht in Abrede zu stellen, daß er, und noch viel öfter und gröber seine schwächlichen Nachahmer sowie die Schweizer zuweilen arge Mißgriffe gethan und lebensunfähige Neubildungen aufgestellt haben. Wenn sich also Schönaich über Wörter wie Himmling, Himmlung, honigtes Land, Murmelung, Myndling, den Pluralis die Verlangen u. a. lustig macht, so können wir ihm nur recht geben. Besonders wichtig und lehrreich aber sind seine Ausfälle gegen damals neue und ungewöhnliche Wendungen, die trotz seines Mäkelns heute Gemeingut der Sprache geworden sind, z. B. Abhang, der Ahne, das All, Altvordern, anstarren, breitblättrig, Busenfreund, vor Freude strahlen, Ueberlieferung, Unbill u. v. a. Anerkennenswert ist auch sein Haß gegen die Fremdwörter. Verhängnisvoll aber ist für Schönaich der Umstand, der ihn für sein Kritikeramt gänzlich unbefähigt macht, daß es ihm an Sprachgefühl und poetischem Empfinden völlig mangelt; das zeigt sich darin, daß er zwischen Klopstock und dem viel unbedeutenderen Bodmer und noch viel kleineren Geistern wie Naumann, Oest, Zernitz gar keinen Unterschied zu machen weiß, und daß er über wirklich poetische, sprachlich und logisch vollkommen berechtigte Neuschöpfungen ebenso rasch und dünkelhaft aburteilt, wie über plumpe Ungeschicklichkeiten und thatsächliche Mißbildungen. Am schlimmsten und häßlichsten aber ist es, daß er nicht selten in seine Kritik absichtliche Verdrehungen und selbst Textentstellungen, in seine Spöttereien Niedrigkeiten und unflätige Ausfälle einfließen läßt.

Alles in allem ist zu sagen, daß das „Neologische Wörterbuch" für uns einen außerordentlich hohen historischen Wert hat, und ganz gewiß hat der fleißige und sorgsame Herausgeber seine Zeit und Mühe nicht verschwendet, wenn er es in einem Neudruck wieder bequem zugänglich gemacht und die Aufmerksamkeit von neuem darauf gelenkt hat. Schon dadurch hätte er sich Anspruch auf Dankbarkeit erworben, aber er hat sein Verdienst noch sehr wesentlich erhöht, indem er die mühsame und gewiß nicht erquickliche, aber für seine Leser äußerst lehrreiche Arbeit übernahm, Belege aus der gleichzeitigen Litteratur und zahlreiche, darauf gestützte Erläuterungen zu Schönaichs Aufstellungen zusammenzutragen. Erst durch diese Anmerkungen kommt man dazu, Schönaich ordentlich zu verstehen und Wert und Berechtigung seiner Ausführungen zu beurteilen.

Breslau. *H. Jantzen.*

Der Tod in der modernen Litteratur und andere Essais von Paul Bornstein. Leipzig, Johannes Cotta Nachfolger. Mk. 4,—

Außer dem Essai über den Tod enthält diese „nicht für Litteraten geschriebene" Sammlung noch solche über Pierre Louys, die „Ehe im modernen Roman", Maeterlinck, Georg Hirschfeld, eine kleine Folge über das französische Chanson, Yvette Guilbert u. a. Frage ich mich, was die Wirkung solcher Sammlungen sein kann, so ist nicht zu leugnen, daß sie — flüssig geschrieben und inhaltlich solide — einen gewissen anregenden Reiz auf den müßigen Leser ausüben können. Ob das eine Herausgabe als Sammlung rechtfertigt, erscheint mir, offen gestanden, trotzdem zweifelhaft. Mich dünkt überdies, daß der Verfasser manchmal durch seine sachliche, soziale philosophische Beflissenheit verleitet wird, sich in der künstlerischen Wertung seiner Gegenstände zu vergreifen.

Berlin. *Hermann Häfker.*

Zeitgenössische Franzosen. Litteraturgeschichtliche Essais von Max Nordau. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1901. gr. 8°. 357 S.

Man weiß ja, wessen man sich zu versehen hat, wenn man ein Buch von Max Nordau öffnet: ein unabhängiger, einsamer Denker, Arzt von Fach, ausgestattet mit einer großen allgemeinen Bildung, der in Paris lebt, beobachtet das ihn umspielende litterarische Treiben mit scharfem Blick und teilt seine Eindrücke und Gedanken mit rückhaltsloser Offenheit mit. Aber all dies, was seinen Schriften eine ganz außerordentliche Bedeutung geben könnte, wendet sich oft genug gegen ihn. Es ist nicht gut, wenn man im nordauschen Sinne unabhängig ist. Der Kritiker sollte in irgend einem Dienst stehen. Wer für deutsche Leser über Franzosen schreibt, dem dürfte sich empfehlen, in den Dienst des großen Gedankens zu treten, Verständnis zwischen beiden Völkern zu fördern. In Summa aber hinterläßt Nordaus Buch den Eindruck, daß die französischen Dichter mit geringen Ausnahmen Tollhäusler, Snobs, Beifallsjäger niedrigster Art sind. Vielleicht ist sich Nordau nicht bewußt, daß sein Buch diesen Eindruck hervorrufen muß, bedauert das und meint: amicus Plato, magis amica veritas. Das ist aber nicht Wahrheit über die neueste französische Litteratur, wie jeder ruhige Beobachter weiß, und Nordau irrt, wenn er meint, im Dienste dieser Göttin zu stehen. Er ist eben zu einsam, er vermag zu wenig auf dem großen Markt des Lebens zu erlauschen, was andere sagen, damit auch dieses berichtigend auf seine eigene Meinung einwirke: dem Buche nach zu urteilen, ist ihm nie in seinem schriftstellerischen Leben der Gedanke gekommen, daß auch er irren könnte. Dagegen sieht er mit scharfem Blick, wenn andere irren, und teilt das mit, augenscheinlich nur, um die Welt an der Freude seiner Entdeckung teilnehmen zu lassen, während an so rein negativen Entdeckungen nur wenige, nicht die Besten dazu, Freude haben können. Der letzte Essai heißt: „Französische Einflüsse auf Schillers ‚Don Carlos'". Wie kommt der unter „Zeitgenössische Franzosen"? Nordau hat sich „nach vielen Jahren wieder einmal in Don Carlos vertieft." Da fand er denn: „die Personen kommen und gehen häufig wie in einem Traume, ohne erkennbaren Grund und ohne Rücksicht auf die Wahrscheinlichkeit, die selbst beim Zufall noch walten kann." „Diese Formlosigkeit beweist, daß Schiller dem äußerlichen Aufbau seines Stückes gar kein Nachdenken gewidmet hat." — „Aber auch die innersten Bildungskräfte, die in dem Stücke schlecht und recht Erscheinung gewinnen, sind ungeordnet, widerstrebend, ziellos und, was das erschwerendste ist, häufig schwächlich." Nordau hat sich über „Don Carlos" geärgert, hat sich darüber geärgert, daß vier Generationen dafür geschwärmt und die „hergebrachte Kritik" das „große Gebrechen, das ‚Don Carlos' lebensunfähig macht, nie gesehen habe", und diesen Aufsatz den übrigen Ausdrücken seines Aergers mit angereiht. Wie nimmt sich in einer solchen Besprechung die liebenswürdige Schlußbemerkung aus, daß „Don Carlos" „dauernde ernste Beachtung" „als Zeiturkunde" verdiene! Der deutsche Leser, möge diesen Essai zuerst lesen, dann ist er einigermaßen gegen die Gefährlichkeit der anderen gefeit und wird das Zutreffende aus ihnen herausfinden können, ohne von Nordaus verärgerter Gesamtauffassung angesteckt zu werden. Zu einer Kritik der Einzelheiten ist hier ja nicht der Raum. Nur noch eins müssen wir in Verteidigung deutschen Schriftstellertums hart und scharf tadeln: das ist der Stil. Wie kann ein Kritiker, der (S. 216 beispielsweise) so empört darüber ist, daß die modernen Franzosen die Sprache dem Argot geöffnet haben, mit einem so unedlen Vokabularium deutsch schreiben. „Schwulität — Schnoddrigkeiten — Begaunerei — das klägliche

Zusammenklappen des pflocksteif und putzig dastehenden Levitenlesers — herzbrechend lotterig — windelweicher Armensünder (sic!)" Das ist ja selber „Fuseljargon"! Man wende nicht ein, daß diese Ausdrücke sich nur dem anpassen, was Nordau gerade schildert. Das ist gar keine Entschuldigung für jemand, der von Berufswegen die Vornehmheit der deutschen Sprache hochhalten sollte. Es straft sich aber auch; denn wer so mit der Sprache umzugehen wagt, der schreibt dann auch mitten in ernsthafter Auseinandersetzung Ausdrücke wie „das streift an die aschgraue Pechhütte" oder „das ist Unterschiebung des Wechselbalges eines verstopften Geschichtsschreibers".

Wenn also das Buch auch viel Anregendes und manches Zutreffende enthält, so müssen wir doch, was Inhalt und Form im ganzen anlangt, eine Warnungstafel davor aufrichten, damit es hüben und drüben keinen Schaden anrichte.

Weimar. *Erich Meyer.*

Anton Aškerc. Studie mit Uebersetzungsproben von Dr. Gojmir Krek. Laibach, Verlag L. Schwentner. 1900.

In dieser Studie soll ein Dichter dem deutschen Leser näher gebracht werden, der in der That weiteste Beachtung und Anerkennung verdient, und dessen Werke auch eine Uebersetzung rechtfertigen, die nicht eine Vermehrung der zahl-, grund- und nutzlosen Versuche dieser Art darstellt. Anton Aškerc, der Führer moderner Bestrebungen in der slovenischen Litteratur, wie sie in der unter seiner Leitung erscheinenden Monatsschrift „Ljubljanski Zvon" (Laibacher Glocke) vertreten werden, ist von Beruf Priester, und Priester ist er auch in der Poesie: ein Priester der Freiheit und der Arbeit, der wahrhaft christlichen Bruderliebe. Zumeist in epischer Form schildert er das Leben der Armen, der Mühseligen und Beladenen, wie es vor Zeiten war und wie es noch heute ist. Seine Muse, die er selbst der Spartanerin vergleicht, weist manche Aehnlichkeit mit der Ada Negris auf. Als treuer Sohn seines Volkes, doch allem Chauvinismus fremd, giebt er seinen Volksgenossen die angesichts der Ereignisse in Oesterreich besonders bemerkenswerte Lehre: „Christliche Liebe soll die Rache der aus Grabesnacht zur hellen Osterfeier erstehenden jungen Völker sein, Fortschritt und Bildung seien die Waffen, die sie führen lernen und mit denen sie im Wettstreite der Nationen, im unblutigen Kampfe der Geister in die Schranken treten und zum segenbringenden Siege kommen müssen."

Den Studienkopf dieser äußerst sympathischen Dichtergestalt zu skizzieren, „die wesentlichen Charakterzüge seines männlich-strengen Profils aufs Papier zu werfen", war die Absicht Kreks, und man muß anerkennen, es ist ihm im ganzen wohl gelungen, ein charaktervolles Bild in eigener Auffassung zu schaffen. Die warme Begeisterung, mit der er seinen Dichter verkündet und verteidigt, ehrt ihn, aber es ist unnütz, wenn er sich in längeren Polemiken ergeht, die weiteren Kreisen weder Wert noch Interesse bieten. Die zuweilen wirklich ausdrucksvolle und packende Sprache kann der Arbeit ein schöner Schmuck sein, wenn die Originalitätssucht nur nicht so häufig zu teilweise lächerlichen Verschrobenheiten führte. Daß Krek an dem Prinzip ungebunden subjektiver Kritik durchgängig festhält, verleiht seiner Studie Eigenart und Frische, die Subjektivität sollte aber nicht zu eitler, prahlerischer Selbstbespiegelung führen. Trotz dieser und anderer Mängel aber ist das Büchlein — besonders auch um seiner Uebersetzungsproben willen — eine interessante Erscheinung.

Schwerin. *Georg Adam.*

Verschiedenes.

Der Verlag von Funk & Wagnalls in New York (30, Lafayette Place) sendet uns den ersten Band eines neuen großen lexikographischen Unternehmens, betitelt: „The Jewish Encyclopedia. A descriptive record of the history, religion, literature, and customs of the jewish people from the earliest times to the present day." Es handelt sich hier um die erste umfassende Encyklopädie des Judentums, die auf 12 große Bände berechnet ist. Die Anregung dazu ging vor drei Jahren von dem Herausgeber Dr. J. Singer in New York aus. Zur materiellen Sicherung des Unternehmens, das einen Kostenaufwand von rund 3 Millionen erfordert, bediente man sich des Weges der Subskription und brachte es in kurzer Zeit auf nahe an 7000 Subskribenten, von denen der weitaus größte Teil auf die Vereinigten Staaten entfällt. Die Zahl der Mitarbeiter beträgt über 400. Der Gesamtumfang des Werkes wird gegen 8000 Seiten größten Lexikonformats betragen und etwa 2000 farbige und schwarze Illustrationen, Faksimiles u. dgl. in sich schließen. Die typographische Ausstattung ist die denkbar beste, Plan und Anlage von übersichtlicher Klarheit. Für eine eingehende kritische Würdigung des groß angelegten und mit erstaunlichem Gelehrtenfleiß durchgeführten Werkes — für das sich u. a. noch der verstorbene Max Müller (Oxford) lebhaft interessierte — ist hier die Stelle nicht: Interessenten aber seien auf diese neue und wichtige Wissensquelle hingewiesen.

* *

Nachrichten

Emilie Fontane †. Am 18. Februar erlag in Berlin Frau Emilie Fontane, Theodor Fontanes greise Lebensgefährtin, im 78. Jahre einer Lungenentzündung. Sie entstammte gleich ihrem Gatten einer südfranzösischen Familie und hieß von Hause aus Rouanet, trug jedoch von ihrem fünften Jahre an den Namen ihres Adoptivvaters: Kummer. Der junge Theodor Fontane lernte sie schon als zehnjähriges Kind kennen; im Jahre 1844, als sie zwanzig Jahre zählte, verlobte er sich mit ihr, aber erst 1849 erlaubten ihm die Verhältnisse, sie heimzuführen. In den langen Jahrzehnten, in denen der Dichter für sich und die Seinen den Kampf ums Dasein führte, stand ihm sein „Mielchen" mit unerschütterlicher Ausdauer und nicht wankendem Vertrauen auf sein Durchdringen treulich bei, und der Ehe, die nach fast fünfzig Jahren der Tod des Gatten schied, war ein innerlich ungetrübtes Glück beschieden. In den letzten Jahren galt die ganze Sorge der geistig bis zuletzt äußerst regsamen Frau den Arbeiten an der in Vorbereitung begriffenen Gesamt-Ausgabe von Theodor Fontanes Werken und brieflichem Nachlaß.

* *

Todesfälle. Am 6. Januar † in Charcas im mexikanischen Staate San Luis-Potosi im 44. Lebensjahr Richard Jordan, ein Sohn der noch lebenden Schriftstellerin Henriette Keller-Jordan. Er veröffentlichte zwei Gedichtsammlungen: „Spanische Lieder" und „Lieder vom Stillen Ozean".

In Paris † am 6. Februar die Schriftstellerin Marie Stuldomine Ratazzi-de Rute. Sie wurde 1834 als Tochter der Prinzessin Lätitia Bonaparte, die mit Thomas Wyse, dem englischen Gesandten in Athen, verheiratet war, geboren. 1850 wurde sie an einen reichen Elsässer, den Grafen Friedrich Solms, verheiratet, von dem sie sich vier Jahre später trennte. In den Jahren 1853 bis 1860 lebte sie in Savoyen und Nizza, wo sie viel mit Ponsard und Eugen Sue verkehrte. Später heiratete sie den italienischen Minister Ratazzi, der 1873 starb; 1877 ging sie eine Ehe mit dem spanischen Deputierten und Schriftsteller de Rute ein. — Während ihres ganzen Lebens war sie unermüdlich schriftstellerisch thätig; sie schrieb Gedichte, Dramen und Romane und das zweibändige Werk „Ratazzi et son temps". Eine amüsante Schilderung ihrer Persönlichkeit und ihrer Erscheinung hat Multatuli in seinen „Millionenstudien" gegeben.

Am 11. Februar † in Hamburg der Chefredakteur und Eigentümer der „Hamburger Nachrichten" Dr. Emil Hartmeyer. Er wurde 1820 geboren, studierte die Rechte, trat im Jahre 1844 in die Redaktion der „Hamburger Nachrichten" ein und übernahm nach dem Tode seines Vaters (1855) deren Leitung.

Der Senior der plattdeutschen Dichter, J. D. Plate (Pseudonym: Lüder Woort), † am 12. Februar.

* * *

Preisausschreiben. Der Verlag der Zeitschrift „Ost und West" (S. Calvary & Co. in Berlin) setzt zwei Preise von 150 und 100 M. aus für eine Novelle oder Erzählung von höchstens 10 Druckseiten, die ihren Stoff womöglich dem Leben der westeuropäischen Juden entnehmen soll. Einsendungstermin: 1. Juli.

* * *

Allerlei. Am 9. Februar feierte die Witwe Friedrich Hebbels, Frau Christine Hebbel, ihren 85. Geburtstag. An demselben Tage veranstaltete eine große Anzahl von Bühnen auf Anregung des Grafen Hochberg Benefizvorstellungen zum Besten der Friedrich Hebbel-Stiftung, die Christine Hebbel im Jahre 1898 zum Zweck der Unterstützung tüchtiger dichterischer Talente ins Leben gerufen hat. — In Rumänien wurde am 2. Februar der hundertste Geburtstag Heliade Radulescus, des Vaters der rumänischen Journalistik, in feierlicher Weise begangen. — Am 5. Februar beging der kroatische Dichter Fra Grga Martić die Feier seines achtzigsten Geburtstags. Sein Epos „Osvetnici" trug ihm den Ehrennamen „Der kroatische Homer" ein. — Sully Prudhomme stiftete aus dem Nobelpreis einen jährlichen Preis von 1500 Franks zur Herausgabe der ersten Gedichtsammlung eines begabten französischen Lyrikers. — Im Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig beginnt demnächst eine russische authentische Gesamtausgabe der in Rußland verbotenen Werke Leo Tolstois zu erscheinen. Die Ausgabe, die W. und A. Tschertkoff besorgen, wird etwa 25 Bände umfassen. — Am 8. Februar wurde in der Westminster-Abtei in London ein Ruskin-Denkmal (Bronze-Medaillon) enthüllt. — Das „Magazin für Litteratur" ist in den Verlag von A. W. Hayns Erben in Berlin übergegangen. — Auf Veranlassung des Schriftstellers Herrn Alfred Kellermann in Schönebeck (Elbe) ist vor einiger Zeit die Anbringung einer Gedenktafel am Geburtshause Grabbes angeregt worden. Bisher sind jedoch erst Gaben in der Gesamthöhe von 10 Mk. dafür eingegangen. Wir geben gern der Bitte des eben genannten Herrn um weitere Beiträge hierdurch Verbreitung. — Der Privatdozent an der züricher Universität, Dr. Louis P. Betz (franz. Litteratur), ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Bölsche, Wilhelm. Die Mittagsgöttin. E. Roman a. d. Geisteskämpfe der Gegenwart. 2. Aufl. Leipzig, Eugen Diederichs. 2 Bde. 374 u. 436 S.

Bülow, F. Freiin v. Die stilisierte Frau. — Sie und er. Zwei Novellen. Dresden, Carl Reißner. 163 S. M. 2,50 (3,—).

Elster, O. Schloß Bewernstein. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 227 S. M. 3,—.

Erhard, E. Worte. Roman in 2 Bdn. Berlin, Otto Janke. 4 Tle. 229, 145, 159 u. 185 S. M. 10,—.

Fischer, C. W. Th. Erzählungen aus Rom. 2. Tl. (Kennst du das Land? 19. Bd.) Leipzig, E. G. Naumann. 181 S. M. 2,50 (3,— u. 4,—).

Gunther, F. St. Auf dem Königsberg. Kleinigkeiten a. d. Großstadt. 2. Aufl. Linz, Oesterr. Verlagsanst. 131 S.

Heidt, Karl Maria. Sein Vermächtnis. Poesie und Prosa a. d. Nachlaß. Herausg. v. L. Hörmann u. W. Madjera. Linz, Oesterr. Verlagsanst. 176 S.

Helling, V. Der Fähnrich. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 124 S. M. 1,50.

Holzamer, Wilhelm. Peter Rockler. Die Geschichte eines Schneiders. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 172 S. M. 2,50 (3,50).

Kaisenberg, M. v. Vom Grafen Oskar. Ein Zeitbild. 2. Bd. Hannover, M. & H. Schaper. 259 S. M. 4,50.

Pauli, K. Josef und seine Brüder. Theater-Humoresken. Berlin, Carl Meffer & Cie. 70 S. M. —,50.

Recknagel, G. Herzgeboppelte Dingelcher. Rheinfränkische Humoresken. Mit Zeichnungen v. J. Ulrich. Aschaffenburg, C. Krebs. 116 S. geb. M. 2,—.

Römer, A. Späte Erkenntnis. Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 309 S. M. 4,— (5,—).

Rosenhayn, Ludewig. Harvstbläder ut Holstein un Umgegend. Hamburg, Verlagsanst. u. Druckerei A.-G. gr. 8°. 312 S.

Seeger, J. G. Durch den Weltenstrom. Novellen. Augsburg, Lampart & Comp. 182 S. M. 3,—.

Zapp, Arthur. Der Mann seiner Frau. Roman. Berlin, Carl Duncker. 198 S. M. 3,—.

Zobeltitz, H. v. Frau Karola. Roman. Stuttgart, J. Engelhorn. 156 S. M. —,50 (—,75).

Gorki, Maxim. Der Halunke u. a. Geschichten. Deutsch v. A. Syrkin. Berlin, Hugo Steinitz. 136 S. M. 1,—.

Kipling, Rudyard. Heitere Geschichten. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. 154 S. M. 1,—.

Tolstoi, L. N. Der Morgen des Gutsherrn u. a. Nov. (Sämtl. Werke. III. Serie. Dichterische Schriften. 3. Bd. 356 S. — Die Kosaken u. a. Nov. (Sämtl. Werke. III. Serie. 4. Bd.) 386 S. — Sewastopol u. a. Erz. (Sämtl. Werke. III. Serie. 5. Bd.) 387 S. — Eheglück u. a. Nov. (Sämtl. Werke. III. Serie. 6. Bd.) 348 S. Je M. 2,— (3,—). Leipzig, Eugen Diederichs.

b) Lyrisches und Episches.

Baum, P. Gott. — Und die Träume. Dichtungen. Berlin, Axel Juncker. 111 S. M. 2,— (3,—).

Friedrich, Paul. Im Lebenssturm. Neue Gedichte. Berlin, G. Grote. 172 S.

Heymann, Robert. Kaiser Commodus Ende. Leipzig, Herm. Dege. 61 S. M. 4,—.

Knortz, Karl. Poetischer Hausschatz der Nordamerikaner. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. gr. 8°. 269 S. M. 3,— (4,—).

Lenz, Leo. Sonnamira. Gedichte. Dresden, Carl Reißner. 124 S. M. 2,— (3,—).

Schaukal, R. Pierrot und Colombine oder Das Lied v. d. Ehe. Ein Reigen Verse. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 63 S. M. 3,—.

Spiero, H. Gedichte des Wanderers. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 124 S. M. 3,50.

Suchier, R. Trendila. Eine Sage a. d. Sachsengau u. Schwarzwald. Freiburg i. Br., G. Ragoczy. gr. 8°. 201 S. M 2,80 (3,50).

c) Dramatisches.

Bohrmann-Riegen, Heinrich. Dram. Werke. 1. Bd.: Der letzte Babenberger. — Mißtrauen. — Beethoven. Wien, Gesellschaft f. graph. Industrie. 384 S.

Gruner, F. Die Löwenbändiger. Schwank. Dresden, Riesen & Calebow. 24 S. M. 1,—.

Heitmann, K. F. Rungholt. Schauspiel. Hamburg, August Harms. 187 S. M. 2,—.

Matt, H. v. Fabiola. Drama. Stans, Hans v. Matt & Co. 99 S. M. 1,50.

Pal, S. u. F. Eisenschitz. Irrfahrten. Lebenstragödie in 3 Aufz. Eberswalde, Siegfried Dyck. 64 S. M. 1,—.

Schaukal, Richard. Einer, der seine Frau besucht u. a. Szenen. Dram. Skizzen. Linz, Oesterr. Verlagsanst. 167 S.

Schlaikjer, Erich. Des Pastors Rieke. Komödie. Berlin, G. H. Meyer. 109 S. M. 2,—.

Schönherr, Karl. Sonnwendtag. Drama. Wien, C. W. Stern. 113 S. M. 2,—.

Sohnrey, Heinrich. Die Dorfmusikanten. Volksstück m. Gesang, Spiel u. Tanz. Mit Benutzg. v. H. Schaumbergers Musikantengeschichten. Berlin, G. H. Meyer. 109 S. M. 2,— (3,—).

Stavenhagen, K. Das Kunkelfräulein. Schauspiel. 114 S. M. 2,50. — Solom und Herwart. Schauspiel. 119 S. M. 2,—. Riga, Ernst Plates.

Widmann, J. V. Die Muse des Aretin. Drama in 4 Aufz. Frauenfeld, J. Huber. 185 S. M. 2,50.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Heuschkel, Walter. Untersuchungen über Ramlers und Lessings Bearbeitung von Sinngedichten Logaus. Beitr.

zur Gesch. d. d. Sprache. Leipzig, Gustav Fock, G. m. b. H. gr. 8°. 69 S. M. 1,20.

Kaufmann, Max. Heines Charakter u. die moderne Seele. E. Studie. Zürich, Albert Müller. 111 S. M. 2,—.

Meyer, Richard M. Grundriß der neueren deutschen Litteraturgeschichte. Berlin, Georg Bondi. gr. 8°. XV, 258 S. M. 6,— (7,—).

Peter, C. W. Die Tierwelt im Lichte der Dichtung. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 309 S. mit Abb. M. 3,—.

Schnabel, J. G. Die Insel Felsenburg. 1. Tl. (1731). Herausg. v. H. Ullrich. (Deutsche Litt.-Denkmale des 18. u. 19. Jahrh. Hg. v. A. Sauer. Nr. 108—120. Neue Folge. Nr. 58—70.) Berlin, B. Behr (E. Bock). LIV, 10, 467 S. mit 1 Karte. M. 7,80.

c) Verschiedenes.

Allmers, Hermann. Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. 4. durchges. u. verm. Aufl. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. gr. 8. 460 S. m. e. Bildn. u. vielen Holzschnitten. M. 6,— (7,—).

Altmann, Wilhelm. Chronik des berliner Philharmonischen Orchesters. Berlin, Schuster & Loeffler. 4°. 36 S.

Bibliothek der Gesamtlitteratur. 1542—45. Alexis, W. Die Hosen des Herrn v. Bredow. Vaterl. Roman. — 1546. Halm, F. Der Sohn der Wildnis. Dramat. Gedicht. — 1547. Multatuli. Die Braut. Schauspiel. A. d. Holl. v. K. Mischke. — 1548—51. Nicholson, J. Sh. Thoth. — Tozar. 2 Erz. A. d. Engl. — 1552. Vega, Lope de. Seine Sklavin. Lustspiel. — 1553. Vega, Lope de. Wozu haben sie Augen? Lustspiel. — 1554. Kowalewsky, S. Vera Woronzoff. A. d. Schwed.

Bleibtreu, Carl. Amiens—St. Quentin. Illustr. Stuttgart, Carl Krabbe. 111 S. M. 1,— (2,—).

Cohn, Ferd. Blätter der Erinnerung. Zusammengest. v. i. Gattin Pauline Cohn. 2. Aufl. Breslau, J. U. Kerns Verlag. gr. 8°. 266 S. geb. M. 6,—.

Engels, Eduard. Münchens „Niedergang als Kunststadt". Eine Rundfrage. Beantw. v. H. Bahr, B. Becker, H. E. von Berlepsch u. m. a. München, Verlagsanst. F. Bruckmann. gr. 8°. 92 S. M. 1,50.

Gensel, W. Millet und Rousseau. (Künstler-Monographieen. LVII.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex.-8°. 112 S. mit 80 Abb. Kart. M. 4,—.

Gizycki, Paul v. Der neue Adel. Ratschläge u. Lebensziele f. d. deutsche Jugend. Berlin, Ferd. Dümmler. gr. 8°. 362 S. M. 4,— (5,—).

Hart, Julius. Die neue Welterkenntnis (Zukunftsland. 2. Bd.). Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 324 S. M. 5,— (6,—).

Krebs, Carl. Schaffen und Nachschaffen i. d. Musik. Rede. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. gr. 8°. 18 S. M. —,60.

Locher, Friedrich. Republikanische Wandelbilder u. Porträts. Herausg. v. seiner Tochter Emma L. Zürich, Th. Schröter. gr. 8°. 380 S. M. 3,— (4,—).

Löns, H. Mein grünes Buch. Schilderungen. Hannover, M. & H. Schaper. 160 S. M. 2,— (3,—).

Molenaar, H. Die Geistesentwickelung der Menschheit nach August Comte. Leipzig, Rudolf Uhlig. gr. 8°. 96 S. m. e. Bildn. M. 1,—.

Müller, J. Das sexuelle Leben der alten Kulturvölker. Augsburg, Lampart & Comp. gr. 8°. 143 S. M. 2,50.

Schmitt, E. Friedrich Nietzsche a. d. Grenzscheide zweier Weltalter. Neue Ausgabe. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 151 S. M. 2,—.

Urban, Erich. Strauß contra Wagner. Berlin, Schuster & Loeffler. 95 S.

Zabel, Eugen. Moskau (Berühmte Kunststätten. Nr. 12). Leipzig, E. A. Seemann. gr. 8°. 123 S. mit 81 Abb. Kart. M. 3,—.

Emerson, R. W. Essais. 1. Folge. A. d. Engl. übertr. u. mit e. Einltg. v. W. Schölermann. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 230 S. M. 3,— (4,—).

Kamo No Chomei. Eine kleine Hütte. Lebensanschauung. Uebers. v. D. Itchikawa. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 45 S. M. 1,—.

Rimini, Baron v. (Griscelli). Monarchenschutz. Memoiren. Neue deutsche Ausg., bei. v. S. Jolowicz. Berlin, J. Jolowicz. 168 S.

Ausland.

(Die mit * bezeichneten Bücher gingen uns zu.)

Englisch.

Balfour, G. Life of Robert Louis Stevenson. 2 vols. London, Methuen & Co. 25 sh.

Harris, W. T. Spiritual sense of Dante's Divina Commedia. London, K. Paul, Trench, Trübner & Co. 5 sh.

Knowlson, T. S. How to study English literature. London, G. Richards. 3 sh. 6 d.

Lang, A. Alfred Tennyson. London, Blackwood & Sons. 2 sh. 6 d.

*Lee, Elizabeth. The George Eliot Reader. Edited and with introduction. Edinburg and London, W. Blackwood & Sons. 241 p.

*Nordby, Conr. Hjalmar. The influence of Norse literature upon English literature. New York, The Columbia Univers. Press. (The Macmillan Comp., Agents.) 73 p.

Theobald, R. M. Shakspere studies in Baconian light. London, S. Low & Co. 10 sh. 6 d.

*Tombo, Rudolf. Ossian in Germany. New York, The Columbia University Press. (The Macmillan Comp., Agents.) 157 p.

Wickstead, P. H. and E. G. Gardner. Dante and Giovanni del Virgilio. London, A. Constable & Co. 12 sh.

Französisch.

*Catalogue Félibréen et du midi de la France. Notes et documents sur le félibrige. Réd. par Edm. Lefèvre. Marseille, Paul Ruat. 122 p. 3 fr. 50 c.

Blochet, E. Les sources orientales de la Divine Comédie. Paris, J. Maisonneuve. 5 fr.

Giraud, V. Essai sur Taine. Paris, Hachette & Co. 16°. 3 fr. 30 c.

La Jeunesse, E. Cinq ans chez les sauvages. Paris, F. Juven. 18°. 3 fr. 50 c.

Zuschriften.

Im „Litterarischen Echo", Heft 9 d. J., behauptet E. Platzhoff-Lejeune in einer Besprechung meines Buches „Dreißig Jahre nachher": 1. Ich hielte Tissot, den Verfasser der „Reise in das Land der Milliarden", für einen Franzosen; 2. ich behauptete, daß der deutsche Unterricht in Frankreich sehr im Argen liege; 3. ich glaubte, daß in Frankreich der Centralisation alles geopfert werde.

Alle drei Behauptungen sind unwahr. 1. Ich nenne S. 43 Tissot als Quelle des Wissens über Deutschland neben Heine, Nietzsche und Frau von Staël, und hebe bei allen nur hervor, daß sie keine Deutschen sind; 2. ich sage vom Unterrichte in der deutschen Sprache in Frankreich, S. 71, nur aus, daß er nicht zur Versöhnung mit Deutschland diene; über seine Qualität habe ich kein Wort gesagt; 3. von einer in Frankreich herrschenden Centralisation steht in meiner Schrift überhaupt nichts.

Berlin. Em. Henrici

Entgegnung.

Gern gebe ich Herrn Professor Dr. Henrici zu, daß er keine meiner drei von ihm als unwahr bezeichneten Behauptungen wörtlich ausgesprochen hat. 1. Wenn er aber die Unkenntnis der deutschen Verhältnisse in Frankreich, freilich nur vorübergehend, mit dem Buche eines Schweizers belegt, so ist das irreführend. 2. Wenn er die deutschen Druckfehler französischer Lesestücke ausschreibt, darf ich darin wohl einen Beleg für meine zweite Behauptung sehen. 3. Wenn er endlich die französischen Provinzzentren „dunkle Universitätserdenwinkel" und Paris den „strahlenden Mittelpunkt" nennt, so sehe ich damit meine dritte Aufstellung nicht entkräftet.

Andere gewichtigere Einwände meiner Besprechung übergeht Herr Prof. Henrici nicht ohne Grund. Schließlich sollten ja diese an sich gewichtlosen Einzelheiten nur Belege für den Geist der Schrift geben, der wahrlich nicht „zur Versöhnung mit Frankreich dient". Und das allein, nicht die kleinen Schnitzer des Verfassers, erregte meinen Unwillen und ist mir schmerzlich gewesen.

La Tour-de-Peilz. E. Platzhoff-Lejeune.

Für die Mitarbeiter. Wir schließen die Redaktion für Heft 13 am 15. März, für Heft 14 am 27. März, für Heft 15 am 12. April, für Heft 16 am 26. April, für Heft 17 am 10. Mai, für Heft 18 am 31. Mai.

Verantwortlich für den Text: Karl Quentel in Charlottenburg; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lessen in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Verlag Eugen Diederichs in Leipzig.

Eine kühne Reiterattacke
auf den Jesuitismus in der
Protestantischen Kirche.

Fritz Bredow, Offner Brief an die Mecklenburgische Landeskirche.

Preis brosch. M. 0,60.

Es ist eine Thatsache, dass jeder junge Theolog, der im Geist des 20. Jahrhunderts lebt, den Geist der Wahrhaftigkeit in sich töten oder wenigstens verschleiern muss, falls er in Amt und Würde kommen will. Darum auf zum fröhlichen Kampfe!

Soeben erschien

Knut Hamsun's neuester Novellenband

Sklaven der Liebe

Geheftet 5 Mark Elegant gebunden 4 Mark

Originell und packend, bedeutend und erschütternd wie alles, was Hamsun geschrieben hat, sind diese neuen Novellen. Sie werden dem reichen Lorbeerkranz des genialen Norwegers ein neues Blatt einfügen.

Verlag von Albert Langen in München-Le.

Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlg. (A. Schwartz) Oldenburg
gegründet 1800.
Gold. Med. f. d. Gesamt-Verlag. Silb. Med. f. d. Kolonial-Verlag.

Allmers, H., Marschenbuch. 1 Aft. 6 M., i. Org.-Ebd. 7 M.
— **Röm. Schlenderjage.** 10. Aft. Jll. 6 M., i. Org.-Ebd. 7 M.
Barth, Dr. H., Ital. Schenkenführer. 2. Aft., i. Org.-Ebd. 1 M.
Charpentier, Dr. J., Russ. Wanderbilder. 2. Aft. 3 M., i. Org.-Ebd. 4 M.
Dalwigk, v., Briefe a. Rom u. Athen. 2 M., i. Org.-Ebd. 3 M.
Gardini, Dr. E., In d. Sternenbanner-Republik. 6 M., i. Org.-Ebd. 7 M.
Güßfeld-Falkenstein-Pechuël-Loesche, Loango-Expedition. I. 15 M. II. 12 M. III. 1 M. 15. (Schluß demnächst.)
Haden, W., Ital. Gypsfiguren. 3. Aft. 4 M., i. Org.-Ebd. 5 M.
Kronecker, Javae Feuerberge. Jll. 3 Kart. 2 M., i. Org.-Ebd. 3 M.
Poppe, Fr., Zwisch. Ems u. Weser. 2 Aft. 6 M., i. Org.-Ebd. 7 M.
Proelß, J., Deutsch-Capri. Jll. i. Org.-Ebd. 3 M.
Roland, E., Ital. Landschaftsbilder. 3 M., i. Org.-Ebd. 4 M.
Salomon, L., Spaziergänge i. Süd-Italien. Jll. 3 M., i. Org.-Ebd. 4 M.
Schinz, Dr. H., Deutsch-Südwestafrika. Illustr. m. Karte 18 M., i. Org.-Ebd. 20 M., Karte apart 2 M.
Stahr, Ad., Ein Jahr i. Italien. 4. Aft. 5 Tle. 16 M., i. Org.-Ebd. 18 M.
— **Herbstmonate i. Ober-Italien.** 3. Aft. 6 M., i. Org.-Ebd. 7 M.
Staudinger, P., Im Herzen d. Haussaländer. 2. Aft. 10 M., i. Org.-Ebd. 12 M.
Stern, Ad., Wanderbuch. Bilder u. Skizzen. 3 Aft. 4 M., i. Org.-Ebd. 6 M.
Wolff, W., P. Gananaz. Klamwo. Forschungsreise. 4 M., i. Org.-Ebd. 5 M.
Zabel, Eug., Europ. Fahrten. 2 Bde. 10 M., i. Org.-Ebd. 12 M.
Zacher, J., Röm. Augenblicksbilder. 3 M. i. Org.-Ebd. 4 M.

Verlag von Georg Heinrich Meyer, Leipzig u. Berlin SW. 11

Neues von Heinrich Sohnrey

Die Dorfmusikanten. Volksstück mit Gesang, Spiel und Tanz in drei Aufzügen. Mit Benutzung von Heinrich Schaumbergers Musikantengeschichten. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Früher erschien und seien besonders zu Ostern u. zur Konfirmation empfohlen

Friedfuchens Lebenslauf. 6. Auflage. Geh. M. 4,—. Prachtausgabe geb. M. 5,—.

Rosmarin und Häckerling. Bäuerliche Liebesgeschichten aus Niedersachsen. Geh. M. 3,—.

Der Grunderhof. Eine Dorfgeschichte aus dem Hildesheimischen. Geh. M. 3,—.

Neues von Erich Schlaikjer

Der Pastore Kinks. Eine Komödie in drei Akten. Geh. M. 2,—

Abschriften mit der Schreibmaschine

von **Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen**

auch nach Diktat

Mimeographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. liefert schnell, correct, billig, discret.

Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschine

Berlin W., Lützow-Ufer 2.

Theodor Fontane

Effi Briest

Roman

Zehnte Auflage

Geh. M. 6.—; geb. M. 7.—

Der Stechlin

Roman

Neunte Auflage

Geh. M. 6.—; geb. M. 7.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die

Allgemeine Deutsche Universitäts-Zeitung

Halbmonatsschrift für geistige Bestrebungen

(Organ der Allgemeinen Deutschen Studentenschaft),

die soeben ihren **XVI. Jahrgang** begonnen hat und deren für Wahrheit und Recht eintretende Tendenz sowohl, wie auch der Name des seit 15 Jahren an ihrer Spitze stehenden rühmlich bekannten Herausgebers und Gründers, Geh. San.-Rat **Dr. Konrad Küster**, ihr die Sympathieen der gesamten deutschen akademischen Welt des In- und Auslandes sichern, ist vom 1. Januar ab in den neu gegründeten Verlag **„Aesculap", Berlin NW. 7** (Inh.: Schriftst. C. W. Marschner) übergegangen, der die „Allgem. Deutsche Universitäts-Zeitung" um ein von **Dr. Hans Lehrecke** (Karlshorst) redigiertes, insbesondere den Interessen der Aerzte dienendes Beiblatt **„Aesculap"** erweitert hat.

Die Zeitschrift nimmt zu allen Zeit- und Streitfragen, getreu ihrem Wahlspruche: „Für Wahrheit und Recht!" frei und offen Stellung; zu den Lesern der „Allgem. Deutschen Universitäts-Zeitung" zählend, heisst deshalb auch ein Kämpfer für Wahrheit und Recht sein!

Bezugspreis pro Semester (Halbjahr) **3 Mk.** (Postnummer 110.)

Probenummern und **Bezug** durch die **Geschäftsstelle:**

Verlag „Aesculap", Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 91, I.

Kunstwerk ersten Ranges!

Einladung zur Subskription auf:
Dr. P. Albert Kuhn,
Professor der Aesthetik und klassischen Litter

Allgemeine Kunstgeschich

Die Werke der bildenden Künste vom Standpunkte der **Geschic Technik — Aesthetik.** Ca. 36 Lieferungen. Lex. 8°, à 3 Mit ca. 3600 Illustrationen, darunter etwa 240 ein- und zweiseitig beilagen in Typographie, Lichtdruck und reicher polychr führung. — Die vorliegenden 29 Lieferungen brachten bereits 3 strationen, darunter 198 Kunstbeilagen.

Von der Fachpresse sowie den Tageszeitungen aller Richtung nahmslos günstig beurteilt.

Erste Lieferungen und illustrierte Prospekte durch jede Buchh sowie durch die

Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G. in Einsied
Waldshut und **Köln a/Rh.**

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber	Vierter Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Ettlinger	Heft 12	F. Fontane & Co.
Berlin W. 50, Schaperstr. 37	März 1902	Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VIa. 11600		Telephon: VI. 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.

Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag, für die Schweiz nur durch das Intern. Annoncen-Bureau L. Kuranda, Lausanne

Volksschriftsteller.

Von **Johannes Gillhoff** (Parchim).

(Nachdruck verboten.)

Was lesen die norddeutschen Kleinstädter? In Form einer anregenden Plauderei suchte Naumanns „Hilfe" diese Frage zu beantworten, aber die Zensur lautete schließlich auf belletristisches Hyperboräertum. Da findet man in einer Kleinstadt von 10000 Einwohnern weder Ibsen noch Zola, weder Holz noch Maeterlinck. Schauderhaft, höchst schauderhaft! Den Buchhändler der Stadt befragt der Mann von der „Hilfe" um Fontane und Björnson, und der vertrocknete Mann errötet wie ein Junge, der beim Pflaumenmausen ertappt wird: „Fontane — Fontane — Björnson? Das sind wohl welche von den ganz Jungen, um die sich kein Mensch kümmert?" Und dann legt er dem Fremdling schlankweg und mit namhafter Zutraulichkeit den litterarischen Tiefstand seiner Stadt dar. Merkwürdig, höchst merkwürdig! — Worauf der Befrager gelassen sein Diktum fällt: „Was wir im Ernst zur Moderne, zur Kunst rechnen, das findet sich nicht in der Kleinstadt."

Daß man solche Menschen überhaupt noch ohne litterarische Zwangserziehung umherlaufen läßt! Wie muß es da erst auf den Dörfern aussehen, die noch heute mittelalterliches Dunkel deckt! Auf den Dörfern, wo der Bauer sogar noch ohne die Segnungen der Ansichtspostkarten mit Versen dahinvegetiert — auf den Gütern, deren Tagelöhner so gänzlich verfeudalisiert, so erblich belastet sind mit Bibel, Gesangbuch und Kalender. Und wenn's noch wenigstens ein Abreißkalender mit Sinnsprüchen und Kochrezepten wäre! — Ja, es sind botokudenmäßige Bildungszustände, und unsere Dörfer stehen in einer gott- und weltverlassenen litterarischen Tiefebene.

Erhebungen bieten immer wertvolle Anregung und schätzbares Material, aber verfrühte Verallgemeinerungen sind vom Uebel. Hier wurde die Antwort auf die falsche Weiche abgeschoben, als sie mit dem Ergebnis schloß, daß in der Kleinstadt nicht gelesen wird, „was wir im Ernst zur Moderne, zur Kunst rechnen". Auf die Gefahr hin, selbst in den Ruf eines Bildungsböotiers zu kommen, kann man doch ruhig sagen, daß den breiten Volksschichten in Stadt und Land nicht viel verloren geht, wenn die Moderne im Vorortsverkehr stecken bleibt. Zur fruchtbaren Erörterung der Frage ist es jedenfalls nötig, die Netzhaut anders einzustellen, und hier möchte ich die ganze Frage anders formulieren: Haben wir eine Litteratur, die unseren breiten Volksmassen frommt? Ausdrücklich beschränke ich die Frage hier auf die Kreise, für die wir heute Volksbibliotheken gründen, also auf Kleinbauern, Häusler, Tagelöhner, Ackerbürger, Krämer, Handwerker und Fabrikarbeiter.

Unter ausdrücklichem Verzicht auf alles Uebermenschentum der modernen Höhenkunst fordern wir vom Volksschriftsteller zuerst und zuletzt Heimatkunst. Der gute Geruch der Heimatscholle soll durch seine Bücher gehen, das Licht des heimischen Herdfeuers soll sie durchleuchten; das ist uns mehr wert als alle nervöse Ueberreiztheit der Neuern und Neuesten. Seine Stoffe soll er aus dem Volksleben holen, nicht erst ins Volk hineinkonstruieren — soll auch nicht seine Bauern in den Frack stecken oder sie Sentimentalitäten herunterreden lassen wie Wasser. Sein Dichten soll ein Quellen sein, kein Pumpen und Pressen. Einfach wie das Volksleben sei seine Darstellung, naturwahr und ohne Komplikationen, wie sie in keinem Leben gelebt werden. Seine Empfindung fasse er nicht in viel Worte, seine Sprache sei einfach und anschaulich. Vor allem soll er seine Erzählungen nicht als Ablagerungsstätte für moralische Gemeinplätze ansehen. Der Frachtwagen ist nicht das geeignete Vehikel für die Tendenz. Der gelassene, trockene Volkshumor, die einfache, gesunde Rüstigkeit des Volksgeistes ist mehr wert als alles Tendenzfutter der „Fürs Volk"-Schreiber.

Haben wir gute Volkslitteratur? Ein flüchtiger Durchblick der Bibliotheken zeigt, welche Unmasse von Schund, Unnatur und Tendenz in ihnen steckt. Wie gediegenes Gold soll dem Volks-

schriftsteller Sprache und Handlung aus der Feder fließen. Gediegen ist das ja auch, was uns hier so oft geboten wird, aber in einer anderen Sorte Metall.

Einige Beispiele mögen das erläutern. Eine adlige Familie hat eine einzige Tochter, die eine ausgezeichnete Erziehung, einen hellen Verstand, ein gutes Herz, Charakter, Schönheit und Talente aller Art, besonders aber „eine ihr Alter weit überragende Frömmigkeit“ besitzt. In dies Futteral aller Tugenden verliebt sich ein Offizier. Aber kurz vor der Hochzeit erklärt ihm das Mädchen, daß es keinen sehnlicheren Wunsch kenne, als ins Kloster zu gehen. Da schlägt der Offizier die Hacken zusammen, legt die Hand an den Helm und spricht das große Wort: „So will ich keinen Augenblick länger der Rivale Gottes sein.“ Damit tritt er zurück und macht dem Verfasser Platz: „Wie viele Gnaden wird Gott nicht diesem Offizier geschenkt haben für eine so edelmütige That! Glücklich die Seelen, die solcher erhabenen Gesinnung fähig sind! Mit einem einzigen Schritt laufen sie gleichsam zur Anbetung Gottes!“ — Und diese plumpe Reklame für die Hebung der Nonnenklöster nennt der Verfasser eine angenehme Lektüre für das Volk und seine Jugend.

Ein anderes Bild. Ort der Handlung ein westpreußisches Dorf. Personen: 1. Ein Bauer, gottlos, hartherzig, schwarzes Haar. 2. Eine Tagelöhnerwitwe, schön, sittsam und blond. 3. Die Tochter der Tagelöhnerin, 5 bis 6 Jahre alt. 4. Ein Storch, aber ohne volksetymologische Zuthaten. — Erster Akt. Die Frömmigkeit der Westpreußin wird geprüft und bewährt gefunden. Erste Szene. Unter dem Schein des Rechts bringt der Bauer das einzige Ackerstück und das einzige Schwein der Witwe an sich. Sie erträgt den Verlust unter ausführlicher Erinnerung an Hiob. Zweite Szene. Der Bauer macht ihr, seiner Feldarbeiterin, unsittliche Anträge. Sie weist den Versucher von sich und verliert ihr Brot. Bis dahin verläuft die Erzählung, wie Geschichten der Art zu verlaufen pflegen, nur daß vom Bauern reichlich viel geflucht, vom Weibe reichlich viel gebetet und geweint wird. — Merkwürdig ist aber der zweite Akt. Der Tagelöhnerin ist nur noch ein einziges Gericht Kartoffeln geblieben; aber sie ist so arm geworden, daß sie nicht den kleinsten Span hat, die Kartoffeln zu kochen. Die Sache führt zu eingehender Erörterung der Elias-Parallele. Wird der liebe Gott uns auch durch einen Raben helfen? fragt die Kleine, und die Mutter antwortet: Ja, wenn er will; aber er hat auch noch andere Boten. Das ist das Stichwort, und auf dies Stichwort fliegt ein Storch über das Dorf hin. Er ist just beim Nestbau und trägt einen großen Ast im Schnabel. Sieh, Mutter, ein Storch! ruft das Mädchen. Durch den Ruf erschreckt, läßt der Storch den Ast fallen, und unter Loben und Danken kocht die Mutter mit demselben Ast ihre Kartoffeln. — Nun frage ich: Wie groß müssen die westpreußischen Störche sein, wenn sie Aeste im Schnabel tragen, mit denen man Kartoffeln gar kochen kann? Ich halte einen halbwegs ausgewachsenen Strauß für eben groß genug. Aber technisch nennt man dies: dem Volke sein Gottvertrauen stärken. Und derartigen Unfug findet man schockweise in den Tendenzfabrikaten als Beweis, wie außerordentlich niedrig das Volk oft eingeschätzt wird. Hier könnte man allerdings versucht sein, dem Volk als Kompensation dieses Schundes den nackten, baren Realismus der Modernen zu wünschen.

Aber es taugt nicht, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben, es ist auch unnötig, denn Nord und Süd haben uns in alter wie neuer Zeit ausgezeichnete Volksbücher geschenkt, und wir können nicht einmal sagen, daß die neuere Volkslitteratur schlechter sei als die ältere, obwohl wir dem pessimistischen Ansatz öfter begegnen. Die alte Garde steht noch immer fest, und die Namen Glaubrecht, Stöber, Caspari, Jeremias Gotthelf haben noch heute guten Klang. So bleibt auch der Spinnstubenmann unvergessen. Horn hat die Spinnstube freilich über Gebühr idealisiert, und seine Spinnstubengeschichten haben oft einen starken Stich ins Indianerhafte, aber oft steckt doch auch ein guter Kern in ihnen, und ungezählte Tausende erfreuen sich noch heute an ihrer Lesung. Seidel (Vater) schenkte uns das prächtige Büchlein von Balthasar Scharfenberg, das in der Stimmung so merkwürdige Aehnlichkeit mit Casparis „Schulmeister und Sohn“ aufweist. — Nein, die alte Garde ist noch auf lange Jahrzehnte hinaus lebensfähig, und ein kurzer Umblick zeigt auch dies, daß es noch lange keine Not hat mit unserem Volkstum und seiner litterarischen Pflege, so lange unsere Volksstämme ihr besonderes Stammesleben noch mit solcher Liebe, Treue und Sorgfalt pflegen, wie es bis auf diesen Tag geschieht. — Daß wir dabei nur eins nicht vergessen! Wir dürfen keine litterarische Kleinstaaterei treiben! Wir müssen Sorge tragen, daß die deutschen Stämme einander näher kommen, daß sie einander mehr verstehen und schätzen lernen, zumal in ihrer Arbeit und darüber hinaus in der Eigenart ihrer Sitte und ihres Brauchs. Zum Glück kommt uns die gute Volkslitteratur hier schon insoweit entgegen, als sie ihr Heil niemals in der ausschließlichen Beschränkung auf das Leben in der Liebe gesucht hat, wie es der Familienroman thut.

So erinnere ich an Storms „Pole Poppenspäler“, an „Bötjer Basch“ und an den düstern „Schimmelreiter“, der Storms Eigenart vielleicht am besten zeigt. Aber neben ihn stellen wir sofort Roseggers lebensfrische Waldbauernbilder. Er ist ein Volksschriftsteller, wie ihn die alte Zeit nicht kannte, und die eine kurze Erzählung vom Meisen-Sepp, der zu sterben kam, zeigt mehr echtes Volkstum im Lichte reinster Poesie als zehn Tendenzgeschichten in Prachteinband. Sein Peter Mayr, der Wirt an der Mahr, seine Erinnerungen aus der Zeit, „Als ich noch der Waldbauernbub war“, stehen hier in erster Linie. Am wenigsten fürs Volk eignen sich seine Schriften des Waldschulmeisters, in denen die Handlung hinter pädagogisch-philosophischen Erörterungen zurücktritt. In allem erleichtert sich Roseggers Einführung ins Volk schon aus dem äußeren Grunde, weil er die steierische Mundart nur sehr vereinfacht anwendet.

Für die meisten Mundartdichter ist die lokale Schreibweise ja der große Schlagbaum, der den Eingang ihrer Werke gerade in die Kreise, an die wir bei der Gründung von Volksbibliotheken zunächst denken, hindert. In den gegebenen Dialektgrenzen liegen die stärksten Hemmungen, Volksdichter einer bestimten Mundart für das ganze Land mobil zu machen. Reuter ist gewiß ein Mann, dem wir im Norden keinen zweiten an die Seite stellen können,

die eines flotten Ordonnanzoffiziers würdige Sprache zwingt alles Volk in seinen Bann. Daß man bei ihm manchmal geradezu in Blut watet, kam unter der Lesung kaum zum Bewußtsein. Leider gab Tanera mit dem ersten Wurf seine beste Kraft aus.

Von den volksschriftstellernden Damen ist die Mehrzahl glatt auszuscheiden. Sie wirken auf die Dauer zu limonadenhaft. Doch weiß Martha Eitner volkstümliche Töne anzuschlagen und durchzuführen. Weitaus die beste ist Charlotte Niese, die mit hellen Augen frisch ins Leben schaut und die Personen an den Zäunen und Hecken, die heiratslustige Mamsell, den einbömigen Kutscher, das Jugendleben in der weltverlorenen Kleinstadt mit unheimlicher Deutlichkeit dem Leser vors Auge rückt. Mit lebensfrischer Auffassung und sonnigstem Humor vereint sie flotte Darstellung und eine Sprache, die namentlich in dem holsteinischen Missingsch nie ihre Wirkung verfehlt. Für unsere Volksbibliotheken ist sie ein Prachtweib. Ob ihr Organ für größere Entwürfe reicht, bleibt abzuwarten. Nach dem Choleraroman „Licht und Schatten" ist es bis auf weiteres zweifelhaft. — In dieser Reihe möchte ich auch Clara Viebig nicht fehlen lassen. Die Eifel hat es ihr angethan, das große Schweigen ihrer ausgebrannten Krater, die Schwermut ihrer Heide. Durch ihre Charaktere geht darum oft auch ein herber Zug, der an unsere Nordseedichter erinnert, und die dunklen Farbentöne liegen ihr am besten (Am Totenmaar — Das Miseräbelchen). Selbst auf ihren sonnigen Skizzen liegt dieser herbe Hauch. Clara Viebig ist erst seit einigen Jahren hervorgetreten, aber ihre „Kinder der Eifel" stellen sie schon in die erste Reihe unserer Volksschriftsteller.

Nur einige Namen konnte ich herausgreifen. Rechnen wir aber hinzu, was sonst ihnen verwandten Geistes ist, so ergiebt sich schon eine ganz anständige Stammbücherei. Ich erinnere nur an Steinhausen („Irmela" — „Markus Zeisleins großer Tag"), Stein („Michael Kirchner" — „Schlichte Geschichten" u. a.), Stifter („Bunte Steine"), an den Halligschreiber Biernatzki, an Jacobshagens „Licht von Oben", an „Onkel Toms Hütte" und an Heinrich Seidels feinen, liebenswürdigen Humor, der bei unseren Arbeitern vielfach allerdings kaum die verdiente Würdigung finden wird. Doch höre ich, daß sein Leberecht Hühnchen sich auch in Bauernhäusern gute Freunde erworben hat. Wiederum zeigen Hansjakobs Schwarzwaldgeschichten eine starke, volkstümliche Ader. In seinen „Schneeballen" und „Wilden Kirschen" zeichnet er Kraftgestalten. Ueberall begegnen wir ursprünglicher Frische und fröhlichem Humor. Auch seine Sprache ist volkstümlich und kernig, in „Bauernblut" leider mit viel Reflexion durchschossen, die die Originalausgabe fürs Volk einigermaßen unverdaulich macht. Hier tritt der Verfasser zu sehr hervor, seine Personen treten derweil zurück. Auch „Aus kranken Tagen" ist nicht fürs Volk geschrieben. „Valentin der Nagler" zeigt mit am reinsten die volkstümliche Kraft des Schwarzwaldmannes. Darum hat der Volksbildungsverein in Wiesbaden die Erzählung auch als eine der ersten in seiner Auswahl herausgegeben. Ueberhaupt zeigen die „Wiesbadener Volksbücher" in der Wahl ihrer Schriften die glücklichste Hand. Zu billigstem Preise bieten sie den großen Volksmassen gesunde Hausmannskost aus den großen Vorratskammern der Litteratur. Die bis jetzt erschienenen dreizehn Nummern kosten bei klarem Druck und gutem Papier zur Hälfte nicht mehr als 10, die übrigen 15 bis 30 Pfennige, und vertreten sind u. a. Riehl, Rosegger, Stifter und Clara Viebig. In Aussicht genommen wurden weiter Storm, Frapan, Keller und Raabe. Auch dem ärmsten Tagelöhner ist so Gelegenheit zur billigsten Beschaffung guter Bücher gegeben, und vollends sollten die „Wiesbadener Volksbücher" in keiner Volksbibliothek fehlen. — Auf Raabe werden wir durchgängig leider verzichten müssen. Am ersten möglich im Volk ist noch der „Hungerpastor", und der zeigt die wundersame Eigenart des Dichters gerade am wenigsten. Ueberhaupt ist der norddeutsche Stamm aus dem Süden zu ergänzen, und Hebel und Keller („Die Leute von Seldwyla") sollten im Norden zehnmal mehr gelesen werden, als es geschieht. Allerdings hat Hebel schon einen kleinen Vorsprung. Aehnliche Berücksichtigung verdienen Ganghofer, Anzengruber und Achleitner. Ebenso eignen sich Carl Busse und W. von Polenz sehr gut für die Volksbücherei, aber ich weiß nicht, ob billige Volksausgaben von ihnen zu haben sind. Im Gegensatz zu englischen und amerikanischen Volksbibliotheken verfügen die deutschen ja über beschämend geringe Mittel, und die Not läßt sie oft zur billigsten Schundware der Bücherfabrikanten greifen. Ein Bändchen zu fünfzig Pfennigen läßt sich leichter beschaffen, als ein Band zu drei bis fünf Mark.

Ich schließe mit dem Hinweis auf die kleinen, billigen Volkskalender in unscheinbarer Gewandung. Viele Jahrzehnte hindurch waren sie ja fast die einzigen Volksbücher, und an den langen Winterabenden wurden sie gelesen und wieder gelesen, bis man den Inhalt auswendig konnte. Daß sie auch heute noch unverminderte Bedeutung für die Volkskultur haben, beweist das Gewicht, das ihnen von politischen und kirchlichen Parteien beigelegt wird. Von den alteingebürgerten Kalendern erfreut sich wohl der Lahrer Hinkende Bote, der eben sein 102. Lebensjahr antritt, der weitesten Verbreitung. Auch Trowitzschs Kalender hat bald seine hundert Jahre voll, und der Voß- und Haf'-Kalender, der ebenfalls auf rund siebzig Jahre zurückblicken kann, wird in Norddeutschland in etwa hunderttausend Exemplaren vertrieben. Nein, die unscheinbaren Volkskalender soll uns niemand schelten. Sie haben mehr Bedeutung, als manches Prachtwerk zu zehn bis zwanzig Mark. —

Wir haben genug gute Volkslitteratur, um bei der Auswahl auf Schund und Tendenz verzichten zu können, — genug, um auch auf überflüssiges Experimentieren zu verzichten. In einem Katalog für Volksbibliotheken finde ich Freytags Ahnen und Scheffels Ekkehard, in einem anderen C. F. Meyers Jürg Jenatsch zur Einstellung empfohlen. Wir mögen von ihnen halten, so viel wir wollen, fürs Volk taugen sie doch nicht allzuviel, so anschaulich sie auch malen. Hier haben z. B. Horns Türken vor Wien und die Belagerung von Magdeburg mehr Wert, als der Ekkehard oder die weitschichtigen Ahnen. Die einfache Erzählung im Volkston geht am besten ein in das Gesichtsfeld des norddeutschen Kleinbauern und Arbeiters. Hier sind bestimmte Grenzen gezogen, die sich nur allmählich durch Volksbildung erweitern lassen.

Vollends verzichten wir auf das, was „wir im Ernst zur Moderne, zur Kunst rechnen". Es findet

sich in Kleinstadt und Dorf auch nicht beim Volk. Aber die Litteratur ist da, und die Litteratur wird gelesen, in der unser Volk sich heimisch fühlt, in der es sich selbst und die gesunde Tüchtigkeit des deutschen Wesens wiederfindet, — die Litteratur, die auch dazu angethan ist, die Jugend unseres Volkes an ihrem Teil heimfest zu machen im Lande und in der Art ihrer Väter, indem sie den Blick weit, den Kopf klar und das Herz warm macht für deutsches Wesen. Trägt unsere Volkslitteratur dazu bei, dann erreicht sie das Höchste, was man von ihr erwarten kann. Und wir dürfen der fröhlichen Hoffnung leben, daß sie diese Aufgabe erfüllt, denn die Besten unseres Volkes haben sie geschaffen, und sie haben ihre beste Kraft hergegeben fürs Volk und seine Jugend. Nein, so lange in den deutschen Winkeln und Gauen das Volksleben noch mit solcher Liebe, Treue und Sorgfalt gepflegt wird, so lange unsere Stämme in gegenseitigem Empfangen und Geben noch solche Blüten und Früchte hervorbringen, so lange hat es noch keine Not mit unserem Volkstum und seiner litterarischen Pflege.

Heinrich Steinhausen.

Von **Richard Weitbrecht** (Wimpfen).

(Nachdruck verboten.)

Es war natürlich, daß man sich im Jahre des Raabejubiläums in Deutschland umsah, ob es nicht auch noch andere Schriftstellerdichter gebe, die abseits von der Menge, ohne dem Tagesgeschmack zu huldigen, ihre eigenen Wege gingen, nicht unbekümmert vielleicht um den Auflageerfolg, denn wer wäre das! aber unabhängig von ihm; ob nicht da und dort bei einem Schriftsteller sich die Anschauung finde, „daß es in der Poesie vor allem auf Ursprünglichkeit, Stärke und Echtheit eigener Empfindung ankomme, wenn sie den ihr gebührenden Einfluß auf das Leben wieder gewinnen will, und daß der Mangel an dieser Innerlichkeit weder durch Aufnahme anderer, wenn auch noch so bedeutsamer Tendenzen der Bildung und Wissenschaft, noch durch irgend welche formelle Vorzüge ersetzt werden könne". Oder anders ausgedrückt, ob der Schalk und Satiriker recht hat, daß der Dichter und der Schriftsteller der rechte Mann sei, der für die herrschende Mode und ihren Wechsel eine feine Witterung habe; „denn das bewirkt jene enge Verschwisterung von Kunst und Leben, die so lange vergeblich angestrebt worden ist, als man die Sache am unrechten Ende anfing, indem man das Leben durch die Kunst auf einen höheren Ton stimmen wollte, statt, was viel sicherer gelingt, die Kunst zu temperieren und herabzulassen, bis sie mit dem approbierten Kammerton der niedrigsten Wirklichkeit sich verträgt."

Dieses Citat steht in den „Zufälligen Herzenserleichterungen eines einsamen Kunst- und Litteraturfreundes", herausgegeben von H. Steinhausen; jenes findet sich in Fr. Brümmers Lexikon der deutschen Dichter, unter dem Artikel: Heinrich Steinhausen (geb. 27. Juli 1836), und ist wohl nicht ohne Steinhausens Wissen gerade in dieser Fassung seinen Lebensumständen beigefügt worden. Denn in der That, das macht die Stärke von Steinhausens Talent aus, daß er nur sich selbst giebt und was er in seinem Innern erhorcht hat, nicht was ihm von außen zugeflogen ist, und daß er es giebt mit der ganzen Stärke seiner Stimmung und der vollen Echtheit seiner Empfindung; daß er ferner nichts giebt, als was er, und nur er geben kann, und daß er es so giebt, wie es nun einmal ihm gegeben ist. Dabei sind ihm merkwürdigerweise zwei Stilarten eigen, gewiß nicht zufällig von ihm erwählt, und in einer von beiden bewegen sich seine sämtlichen dichterischen Werke: entweder schreibt er den objektiven Chronikstil früherer Jahrhunderte in der Icherzählung oder den ganz subjektiv gefärbten humoristisch-satirischen Stil der Kleinmalerei und des menschlichen Kleinlebens. Jener Stilart gehört sein erstes und eigentlich allein erfolgreiches Werk an, „Irmela", das es seit dem Jahr seines Erscheinens (1880) zu 19 Auflagen und zu einem Absatz von 30 000 Exemplaren gebracht hat (Irmela, eine Geschichte aus alter Zeit. Leipzig, E. Ungleich). Ferner die „Geschichte Wendelins von Langenau" (Max Pasch, Berlin 1893), als Columbus-Jubiläumsgeschichte deutsch und englisch neben einander, „Schwarzbärbels Bräuterei" und „Geschichte Remigius von Asenberg" in der Sammlung „Entsagen und Finden" (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co., 1898). Sie unterscheiden sich scharf von seinen anderen Geschichten, vor allem dadurch, daß sie wenig psychologische Vertiefung und gar keinen Humor haben. Es sind durchgehends mittelalterliche Abenteuerromane — auch Irmela ist nicht mehr — aber der Verfasser trifft nicht bloß den Ton der Erzählungsart des jeweiligen Jahrhunderts, sei es das vierzehnte oder siebzehnte oder welches immer, mit geradezu staunenswerter Sicherheit, und das ist bei einer Icherzählung doppelt schwer, sondern, was noch mehr ist, und worauf die Wirkung auf uns Heutige beruht: er vermag das Ganze vollkommen in die Stimmung der jeweiligen Zeit, ihrer Weltanschauung, Wünsche, Hoffnungen zu tauchen, ohne das zu allen Zeiten gleiche rein Menschliche zu verwischen, und er weiß diese Stimmung sicher festzuhalten und uns in den Stimmungsgehalt ferner Zeiten hineinzuzwingen. Das ist außer in „Bärbels Bräuterei" (17. Jahrhundert) am meisten der Fall in „Irmela" (14. Jahrhundert), und darauf beruht wohl zum Teil ihr Erfolg. Doch wenn er dieser Erzählung in so hohem Maße, den anderen chronikartigen so wenig zuteil geworden ist, so hat dabei noch etwas anderes mitgewirkt. Wir erinnern uns noch sehr wohl aus den ersten Jahren des Erscheinens der „Irmela", daß dieser Roman von den sogenannten christlichen Kreisen, und zwar sowohl evangelischen wie katholischen, als das völlig ebenbürtige Gegenstück zu dem „gottlosen" „Ekkehard" Scheffels gepriesen wurde. Und was sich später bei der schwachen Dichtung Fr. W. Webers „Dreizehnlinden" katholischerseits in noch größerem Maßstab wiederholt hat, das mag bei Steinhausens „Irmela" wenigstens teilweise mitgespielt haben.

Ungünstig war offenbar der Erfolg dieser Stilart dem Erfolge der ganz anders gearteten Erzählungen Steinhausens, und man hat ihm den Rat gegeben, doch statt solcher Extravaganzen lieber im Chronikstil fortzumachen, obwohl die Erzählungen der anderen Gattung viel origineller sind. Man kann sie wohl am besten als eine Art Vereinigung von Raabe und Jean Paul bezeichnen, wiewohl von Jean Paul heutzutage niemand mehr so recht

Steinhausen so wenig finden, wie Raabe; aber nicht nach der Zahl der Leser bemißt sich der Wert eines Schriftstellers, sonst wären die Verfasser der so rasch im Orkus verschwundenen Buchholziaden und der eben schon von Charon herangewinkten Berliner Range ersten Ranges. Eine kleine Gemeinde hat indessen Steinhausen jetzt schon, und sie wird ihm treu bleiben und sich erweitern. Und eine Wirkung wird jeder, der Steinhausens Geschichten liest, wenn er nicht eben zum Publikum der berliner Rangen gehört, an sich spüren, und diese ist doch immer nur die Wirkung eines wirklichen Kunstwerkes: die Erhebung der Seele über das Elend der Welt, und zwar mitten in der Elendmalerei, die bei Steinhausen freilich ganz anderer Art ist als bei der „Moderne". Und man wird erfahren, daß sich in den kleinen, niedrigen Räumen der steinhausenschen Geschichten freier atmen läßt als in manchen zauberhaften Palästen, in die uns alte und neue Geschichtenschreiber führen, nicht zu reden von dem Kneip- und Dirnendunst der Modernen, der jedem Gesunden den Atem benimmt. Aber ein Stück geistiger Gesundheit und nicht zum wenigsten Sinn für deutsches Wesen, statt für internationale Bodenlosigkeit, muß man allerdings mitbringen, um Steinhausen gerecht zu werden.

Vier französische Schulromane.

Von Dr. **Käthe Schirmacher** (Paris).

(Nachdruck verboten.)

Inmitten der ach so faden Ehebruchslitteratur, der gar nicht mehr pikanten Pikanterieen, die der berufsmäßige Kritiker immer noch vorgesetzt erhält, sind die vier Schulromane, die hier besprochen werden sollen, obgleich ihr Inhalt ernst, oft traurig ist, und ihre Form nichts außergewöhnlich anziehendes bietet, dennoch eine wahre Erfrischung. Sie empfehlen sich jedoch nicht nur „der Abwechslung" wegen, sondern vor allem um ihres sozialen Gehalts willen.

In „Jean Coste" betrachtet Antoine Lavergne die wirtschaftliche Lage des Dorfschullehrers, in „L'Institutrice en Province" Robert Frapié die wirtschaftliche und moralische Lage der Volksschullehrerin in klerikalen Kreisen. In „Les Sèvriennes" und „Un lycée de jeunes filles" schildert Gabrielle Reval das Leben der Seminaristin, der Oberlehrerin, kritisiert Seminarbildung und Lyceumsunterricht.

Antoine Lavergnes Buch[1]) ist das packendste, weil es eine Selbstbiographie, von tiefschmerzlich erlebtem Inhalte darstellt. Zum besseren Verständnis sei bemerkt: Der französische Volksschullehrer bezieht ein Gehalt von 1000 bis 2000 Franks jährlich, die Volksschullehrerin ein solches von 1000 bis 1600 Franks. Wohnungszuschüsse werden nur in Gemeinden über 1000 Seelen gezahlt; sie betragen 75 bis 400 Franks jährlich. Auf dem Dorfe freilich wohnen Lehrer und Lehrerin im Schulhaus. Trotzdem sind 1000 Franks sehr wenig, wenn der Lehrer mit den Seinen davon leben und, als pflichttreuer Mensch, sich täglich im Beruf verausgaben soll.

Seit sechs Jahren lehrt Jean Coste an der Volksschule einer kleinen Stadt, wo er, dank der Gemeindezuschüsse, sich und seine Familie — eine kränkelnde Frau und zwei schöne, gesunde Kinder — zu erhalten im stande ist. Plötzlich wird er aufs Dorf versetzt. Man verläßt mit Schmerzen die Stadt, die Eltern und Großeltern und siedelt auf das Dorf in Südfrankreich über. Coste erhält keine Umzugsentschädigung, und die 50 Franks, die er für diese Reise von einem Amtsbruder entliehen hat, sind nur die ersten seiner Schulden. Als Gemeindeschreiber verdient er freilich noch 150 Franks jährlich, doch beträgt sein Lehrergehalt jetzt nur noch 1000 Franks ohne jeden Zuschuß, und so ist es ihm unmöglich, auszukommen. Denn seine kranke Frau kann die viele grobe Hausarbeit nicht bewältigen. So ist es denn Coste, der fegt, kocht, die Kinder wartet, ja abends, wenn alles schläft, bei geschlossenen Läden Wäsche wäscht und Teller spült. Im Dezember vergrößert sich seine Familie um ein Zwillingspaar. Neue Sorge. Und bei der Taufe muß man doch etwas vorsetzen, den Pfarrer bezahlen ... Coste thut's, sein süßer Wein jedoch und seine Biskuits erscheinen den Paten, reichen Ackerbauern, schäbig, und man spottet über das Elend dieses Städters im Ueberrock. Bald darauf fällt Coste seine alte blinde Mutter zur Last. Als guter Sohn läßt er sie kommen: die Eltern haben ja früher alle Opfer gebracht, um einen „Monsieur" aus ihm zu machen. Er spielt auch weiter die Dienstmagd und kommt dennoch nicht aus. Die Lieferanten, die er schlecht und unregelmäßig bezahlt, sehen ihn über die Achsel an, machen ihm Vorwürfe. Seine Kleider zerreißen, und er kann sie nicht erneuern. Beim Scheine einer Kerze bessert er all die alten Lumpen aus, näht die geborstenen Schuhe zu. Zu den äußeren Entbehrungen kommen seelische Leiden. Seine gute Louise wird durch die Krankheit eigensüchtig und herbe, sie versteht ihn nicht mehr und zankt mit der alten, mißtrauischen Mutter. — Unter solchen Umständen soll Coste einer der Lehrerkonferenzen beiwohnen, die in regelmäßigen Zeiträumen stattfinden. Ueberarbeitet, wie er ist, findet er nicht Muße noch Kraft, das vorher angegebene pädagogische Thema zu studieren, er kann gerade nur noch am Vorabend seine alten Kleider ein letztes Mal flicken. Das Los bezeichnet ihn dann als „Probekandidaten", und er soll über „Nos devoirs de justice et de charité" sprechen. Der Kopf wirbelt ihm, er fühlt sich einer Ohnmacht nahe. Er denkt an seine zerrissene Hose, an seine vier Kinder, die alte Mutter, die kranke Frau und ist nahe daran, den Versammelten ins Gesicht zu schreien: „Ich arbeite nach meinen Schulstunden wie ein Pferd, ich habe keinen Augenblick für Ruhe und Sammlung, ich vergehe vor Scham, was soll ich thun?"

Ja, was sollen die Jean Coste[2]) thun? Am besten hätten sie gethan, nicht Volksschullehrer zu werden. Und diese Enttäuschung den glänzenden Versprechungen des republikanischen Volksschulwesens gegenüber, ist die eigentliche soziale These des Verfassers.

Werdet nicht Elementarlehrer, ruft er all den jungen Männern des Volkes zu, die in dem Wunsch, ein „Monsieur" und ein Beamter zu werden, diesen Weg einschlagen möchten. Die Laufbahn, die früher (gleich nach 1882, der Veröffentlichung des Gesetzes

[1]) Paris, Cahiers de la Quinzaine. 16 rue de la Sorbonne.

[2]) Es giebt in Frankreich 60 000 Volksschullehrer.

über den obligatorischen Elementarunterricht) so glänzend erschien und es teilweise auch war, ist heute eine ganz elende geworden. Die reichen Bauern denken auch nicht mehr daran, ihre Töchter an den Dorfschullehrer zu vergeben, man lacht überall seines schlecht verhüllten Elends. Die Stellen als Gemeindeschreiber, die ihm früher auskommen halfen, entgehen ihm mehr und mehr und fallen den Schützlingen der gerade bei den Kommunalwahlen siegreichen Parteien zu. Will der Lehrer dennoch im Sattel bleiben, muß er sich zu den niedrigsten Wahlmanövern hergeben. Aller Mittel bar, bleibt dem mit Kindern gesegneten Dorfschullehrer nur das Hungern, die schwere Hausarbeit, die ihn aller Elastizität und Frische beraubt und ihn zu einem schlechten Erzieher macht, dem die Amtsentsetzung droht.

Die Schilderungen Lavergnes sind durchaus wahr. Schon macht sich in Frankreich ein bedeutender Elementarlehrer-Mangel geltend, dem man durch Aufbesserung der Gehälter abhelfen will. Was ich übrigens hier nicht wiedergeben kann, ist der eigenartige Reiz von Lavergnes Darstellung. Es tönt darin von lieblichem Kindergeplauder. In manchmal naiver, manchmal etwas anspruchsvoller, aber naiv anspruchsvoller Art, drückt Lavergne sehr reine, zärtliche, brave Gefühle aus. Die Beschreibungen der Spaziergänge Costes mit seinen Kindern sind reizend. Man atmet sozusagen Landluft, Blütenduft, die reine Natur.

In „Jean Coste“ erscheint — ein seltener Zug in der Litteratur der dritten Republik — ein gütiger und sympathischer Priester. In Frapiés „L'Institutrice en Province“ (Paris, Charpentier) dagegen ist es der Klerikalismus, der das Unglück einer Elementarlehrerin verschuldet. Sie heißt Louise Chardon und ist die Tochter eines kleinen Beamten. Kaum auf der Station angekommen, wird sie im ganzen Städtchen signalisiert, ein gesinnungstüchtiger Mann hat die Ankunft der „Weltlichen“ abgewartet. Louisens Schulvorsteherin (in Frankreich liegt die gesamte Mädchenerziehung, die weltliche wie die geistliche, ausschließlich in den Händen der Frauen) behauptet sich den klerikalen Ränken gegenüber, weil sie mit dem Gemeindevorsteher verwandt ist und einflußreiche Freunde hat. Sie hält Louisen folgende Ansprache: „Die Eltern unterstützen ihre Kinder gegen uns, thun nichts für die Erledigung der Hausarbeiten, schreien aber, wenn nicht Riesenfortschritte gemacht werden. Amtmann und Adjunkt sind einander spinnefeind, wenn einer Sie protegierte, würden Sie alle anderen gegen sich haben. Vom Gemeinderat ist nichts zu erwarten, es sind alles ungebildete Bauern. Halten Sie sich also still, suchen Sie unbemerkt und gänzlich neutral zu bleiben, das ist das beste.“ Aber die junge Lehrerin möchte sich auch etwas Zuneigung erwerben. Dies gelingt ihr, wenigstens bei den Kindern, aber sie strengt sich dabei an, und als der Vorsteherin gewisse Artigkeiten ihres Gemahls gegen die Lehrerin aufgefallen sind, ärgert sie Louisen krank. Sie pflegt sie freilich wieder gesund, doch behält Louise eine Schwäche zurück. Um diese Zeit wird sie nach Berny an die Dorfschule als einzige Lehrerin versetzt. Nun soll sie für sich selbst einstehen. Der Amtmann empfängt sie mit folgenden Worten: „Na, mein liebes Fräulein, sehr plaisierlich werden Sie das hier wohl nicht finden. Man hat uns gegen unseren Willen verweltlicht, wir hatten eine geistliche Schule*). Ueberlegen Sie sich's, ob Sie nicht lieber wieder gehen.“ Zu überlegen ist aber eigentlich nichts. Denn Louise ist einmal für Berny bestimmt, und so zieht sie mit ihren Siebensachen in das große, leere Schulhaus ein. Als sie abends Licht kaufen will, sagt die herkulische Krämersfrau: „Für Dich, mein Täubchen, giebt's keins.“ Beim Betreten ihrer Klasse, die aus fünfzig kleinen Rangen besteht, singen die Kinder einen anzüglichen Spottvers. Sie stellt die Ordnung zwar notdürftig her, kann aber noch lange Zeit nicht ordentlich unterrichten. Bald muß sie bitten, bald schreien, bald von Bank zu Bank laufen. Die Schulschwestern, ihres Abschiedes gewiß, haben die Klasse verwildern lassen, der Priester hat verboten, „diese Dirne“ auf der Straße zu grüßen, und die Kinder gehorchen natürlich. Der Zufall macht die herkulische Krämersfrau zu Louisens Retterin. Doch hat diese neue Freundschaft auch Schattenseiten. Mehrmals bringt die Virago, mit einem Wäscheschlegel bewaffnet, das ganze Waschhaus in Aufruhr, da sie mit ihrer Leibeskraft für die Volksschullehrerin eintritt. Sie patrouilliert auch vor der Schule auf und ab, und wenn sie hört, wie Louise sich vergeblich die Kehle heiser schreit, stürzt sie in die Klasse, teilt rechts und links Ohrfeigen aus, stellt sich mit eingestemmten Fäusten an das Katheder und brüllt: „Wer muckst, dem schlag' ich den Schädel kaput.“ Doch sind die Ohrfeigen der Mutter Durant (die französische Lehrerin hat gar kein Züchtigungsrecht) der Anfang der Disziplinierung der Klasse. — Nach drei Jahren dieser aufreibenden Thätigkeit erhält Louise einen leichteren Posten. Sie bekommt dort 200 Franks Gemeindezuschuß und findet einen Schulinspektor, der die Leistungen der Lehrerin und nicht die körperlichen Reize des Mädchens begutachtet. Louise aber leistet Vortreffliches, denn sie lehrt begreifen und verstehen, statt auswendig lernen und nachplappern. Das gerade gereicht ihr bei einem anderen Inspektor zum Unheil. Er findet, daß „die Schülerinnen nicht derart diskutieren sollen“, sieht hierin einen „Mangel an Autorität der Lehrerin“. Louise wird strafversetzt und findet ein zweites Berny, von dem man sie aber nach fünf Wochen wegintriguiert. — In Mirvalon endet ihr Leidensweg. Von neuem widmet sie sich mit allen Kräften ihrem Amte, gewinnt die Herzen, besiegt alle Ränke, bereitet ihre Schülerinnen auf das Schlußexamen vor: — da bricht im letzten Augenblick alles zusammen. An einer Halsentzündung fiebernd, schleppt sie sich mit Mühe an den Prüfungsort, aber die kranke Lehrerin hat deprimierend auf die Schülerinnen gewirkt, sie sind nicht in guter Stimmung, und die Feindseligkeit des Schulinspektors bringt sie um ihre letzte Fassung. Sterbend kehrt Louise nach Mirvalon zurück, wo der Dorfpöbel sie verhöhnt. Nach ihrem Tode findet man im Schulhause die Summe von einem Franken bar, einige Kartoffeln und etwas Brot. Das Mobiliar wird für zehn Franks versteigert. Frapiés Schluß ist ebenso entmutigend für die Elementarlehrerinnen wie der Lavergnes für die Lehrer. Wenn eine republikanische Regierung die Ihren ins Feuer schickt, soll sie sie wenigstens anständig bezahlen und moralisch stützen. Betreffs der Elementarlehrerinnen scheint dies nicht Absicht der Regierung zu sein. Der

*) In Frankreich giebt es heute noch 40 000 Schulschwestern.

Referent für das Unterrichtsbudget hat wenigstens auf eine Anfrage wegen Gehaltserhöhung der Primarlehrerinnen geäußert: Die Lehrer gingen vor, die Lehrerinnen müßten warten (freilich, sie sind nicht Wähler). Man wird wohl mit der Gehaltsbesserung der Lehrerinnen warten wollen, bis auch sie den Weg zum Seminar verlernen.

Die „Sèvriennes“ und „Un lycée de jeunes filles“ von Gabrielle Reval (Paris, Ollendorff) schildern in anschaulicher, lebhafter, oft satirischer Weise das Leben der Seminaristinnen in der höheren Lehrerinnenbildungsanstalt von Sèvres und das der Oberlehrerinnen in der Provinz. Da die Verfasserin von ihrer alten Sèvresschule und vom Apostolat der höheren Lehrerin, bei aller Dankbarkeit und aller Begeisterung doch auch mit völliger Ungeniertheit, ja Respektlosigkeit spricht, haben beide Bücher in Frankreich Aufsehen, ja Skandal erregt.

Die Handlung ist gering. Beide Bände bestehen vorwiegend aus Schilderungen, Dialogen und Erörterungen. In „Sèvriennes“ verfolgen wir den Lebenslauf von sechs Seminaristinnen bis zu ihrem Examen, in „Un lycée de jeunes filles“ lernen wir die Leiden und Freuden der Lehrerin einer höheren Mädchenschule kennen.

Die geistige Schulung der Sèvreszöglinge ist vielseitig und gründlich. Sie werden mit allen Philosophieen und allen Litteraturen der Welt bekannt gemacht. Leider wird dieses Material zu keiner einheitlichen Weltanschauung verarbeitet, und man vergißt in Sèvres, diese jungen Mädchen mit den besonderen Problemen ihrer Laufbahn als Mädchenschulprofessoren bekannt zu machen. Von der richtigen Lösung dieser Probleme hängt aber der Wert ihrer Berufsarbeit, ihr guter oder schlechter Einfluß auf die Klassen ab.

Die Seminaristin sollte darüber belehrt werden, daß sie als Lehrerin entweder zwischen Beruf und Heirat zu wählen oder zwei absorbierende Berufe mit einander zu verbinden hat (die französischen Lehrerinnen scheiden bei Verheiratung nicht aus dem Amte). Sie sollte darüber unterrichtet werden, daß nach Beendigung ihrer Studien der harte Daseinskampf beginnt in Umgebungen, die, klerikal gesinnt, die weltliche Lehrerin, die allein lebende, selbständige Frau von vornherein beargwöhnen. Sie sollte zu hören bekommen, daß Sèvres sie nicht für die ruhige Ausübung eines allgemein geachteten und anerkannten Frauenberufs vorbereitet, sondern sie ins Feuer, ins Treffen schickt und oft ein Martyrium von ihr verlangt. Von all diesem jedoch erfahren, nach Gabrielle Reval, die Sèvresschülerinnen nichts. Die Frauenprobleme ihres Berufslebens zu erörtern, bleibt der Unterhaltung unter Kameraden überlassen; die Briefe früherer Sèvriennes, die nun in der Provinz amtieren, mögen sie über die Enttäuschungen des Berufslebens aufklären. Diese Enttäuschungen sind mannigfach. In klerikalen Provinzstädten findet die Lyceumslehrerin kaum eine Wohnung. Die Vorsteherin ist meist keine geschulte Pädagogin, sondern eine Geschäftsfrau, der es obliegt, dem Lyceum Schülerinnen zu werben; die, da in reichen klerikalen Bürgerkreisen die höhere Mädchenschule verpönt, durch Schulgeldermäßigungen die Kinder von Handwerkern und Bauern heranlockt, Zöglinge, aus denen Algebra und Mythologie nur verbildete Menschen macht. Das Lyceum ist gleich der Volksschule Spielball der politischen und sozialen Parteiungen. Wer vorwärts kommen will, muß die Machthaber gewinnen, muß intriguieren, augendienern, streben. Die Kolleginnen betrachten sich daher meist als Nebenbuhlerinnen, und die Universität (mit diesem Namen bezeichnet man in Frankreich auch die gesamte akademisch gebildete Lehrerschaft) wird von der Regierung aus herzlich wenig unterstützt. Die Lehrerinnen vor allem werden ohne weiteren Anhalt, ohne Empfehlungen und sozialen Halt in die oft feindseligen klerikalen Milieus geworfen. Da sollte das Ministerium sich doch ein Beispiel an dem von ihm bekämpften geistlichen Schulwesen nehmen. Ein Orden baute lieber ein neues Haus, ehe er seine Schulschwestern in antiklerikaler Umgebung ihr Logis erbetteln ließe.

* *

Man mag sagen, daß die vier besprochenen Werke übertreiben, daß es Romane sind. Trotzdem bleibt manch eine wohlgegründete Kritik noch bestehen. Niemand kann bestreiten, daß Elementarlehrerin und -lehrer in Frankreich ungenügend bezahlt sind. Niemand, daß Elementarlehrerin und Lyceumslehrerin in klerikalen Provinzen — und deren giebt es nicht wenige — eine weit schwierigere Stellung haben als die Lehrer in den gleichen Posten. Denn der öffentliche, weltliche Mädchenunterricht steht in dem katholisch-romanischen Frankreich mit allen Ueberlieferungen im Widerspruch und erregt bei den klerikalen Bevölkerungen geradezu Abscheu. Die Vorbereitung der Lehrerinnen endlich trägt dieser ihrer Ausnahmestellung gar keine Rechnung. Die französische Schule wird nebst ihrem Personal von der Parteien Gunst und Haß hin und her gerissen. Die Zöglinge werden zumteil aus Klassen geholt, denen das Lyceumswissen zum Fluch gereichen muß. Und die Regierung unterstützt die Ihren, besonders ihre Lehrerinnen nicht genug, während diese als Nichtwähler und prädestinierte Märtyrer ihres Berufs doch auf besondere Rücksicht Anspruch hätten.

Besprechungen

Ibsen-Litteratur.

Von **Karl Strecker** (Berlin).

Ibsens Dramen. 1877—1900. Von Berthold Litzmann. Hamburg 1901, Leopold Voß. 176 S. M. 3,50.

Henrik Ibsen. Studien von Leo Berg. Köln 1901, Albert Ahn. 127 S. M. 2,—.

Henrik Ibsen. Zur Bühnengeschichte seiner Dichtungen. Von Philipp Stein. Berlin 1901, Otto Elsner. 52 S. mit 2 Portr. u. vielen Abbildgn.

Ueber Ibsen preisend mit viel schönen Reden zu schreiben, ist heute ebenso leicht und dankbar, wie es vor fünfzehn Jahren keck und undankbar war. Was Wunder da, daß es jetzt auf allen Landstraßen von Kärrnern wimmelt, die zu des Königs Bauten kommen. Aber seine Schlösser sind fertig. So beginnen denn jetzt die Kärrner zu bauen. Was — so fragte einst ein Narr — thun da die Könige? Und ein Weiser antwortete: Die Könige lachen!

Ob dieser alte König wohl lacht? Ob sein grimmer Humor, der öfters über den Glanz der scharfen, kalten

Künstleraugen flackernd hinhuscht, nicht wenigstens ein Lächeln manchmal hat für sein eigenes Schicksal bei den Menschen, das das Schicksal alles Großen war, nämlich zuerst verkannt, mißachtet, beschimpft zu werden, um nachher, wenn der große Plattkopf, genannt Publikum, begriffen hat, vor ihm wie ein Gott im Himmel thronend, bestaunt zu werden?

Ich will schlußfolgernd Herrn Professor Berthold Litzmann nicht etwa einen Kärrner der Litteratur nennen, gewiß nicht: — als Se. Majestät Henrik I. baute, hat er sich mit keiner Karre gerührt, da hat er vielmehr auf der Bank der Spötter gesessen und den Kopf geschüttelt. Er bekennt es heute selber; er spricht im Tone des Bedauerns davon, daß er noch bis ins Jahr 1892 hinein sich über den Dichter Ibsen durchaus geirrt habe, oder, wie er selber in vorsichtigem Euphemismus sich ausdrückt, daß in seinen Vorlesungen über Ibsen eine „zum Teil scharfe Polemik den Grundton gab". So offenkundige Korrektur seiner Meinung ist ehrenvoll für Litzmann, wie er denn überhaupt, mag er sachlich oft zum Widerspruch herausfordern, als Mensch und Persönlichkeit immer in „weißer Weste" erscheint. Bleibt denn nur noch das Bedauern mit den vielen Hunderten, die als junge Männer auf der Universität zu Bonn Prof. Litzmanns Ibsenvorträge einstmals gehört haben und über den bedeutendsten dramatischen Dichter ihres Zeitalters gründlich falsch unterrichtet worden sind. Den meisten dieser Beklagenswerten wird ihr späterer Beruf kaum Zeit lassen, ihr Urteil über Ibsen zu revidieren; es wäre für sie also besser gewesen, sie hätten das Danaergeschenk von Litzmanns Auffassung nicht auf den Lebensweg mitbekommen, denn dann würden sie wenigstens genötigt sein, sich eine eigene Meinung zu bilden.

Daß es gewiß selbst für den Fachmann nicht sonderlich leicht ist, seine Meinung über einen so bedeutenden Gegenstand von Grund aus umzukehren, beweist das vorliegende Buch Litzmanns selber; es ist noch stark durchsetzt mit Schiefheiten und leicht zu erkennenden Irrtümern, und Litzmann wird bei seiner aufrichtigen Natur kaum umhin können, nach einigen Jahren noch einmal ein Buch herauszugeben, in dem er eine zweite Mauserung seiner Ibsenauffassung vor der Welt bekennt.

Interessant und bedeutend ist Berthold Litzmann überall da, wo es gilt, einen zeitlich umgrenzten Kulturzustand oder eine Litteraturperiode in großen Zügen zu charakterisieren. In breitem Pinselstrich, mit sicherer Hand wirft er einen derartigen Ueberblick hin. Stockend und unsicher aber wird er meist, wenn es auf die Wertmessung einer einzelnen litterarischen Persönlichkeit ankommt, sofern sie noch nicht abgeschlossen hat. Hier fehlt es ihm oft an Beherztheit im Urteil, und man erinnert sich dann wohl, daß es derselbe Verfasser ist, der im Jahre 1894 zum „Deutschen Drama" Nissel und gar Anzengruber nicht als zugehörig erachtete und diesen Fehler in der Neuauflage jenes Buches zwei Jahre später nicht einmal beseitigte. Von Anzengrubers Werken keine Silbe — während auf Wildenbruch in mehr als fünfzig Seiten mit jener Wärme, jenem frischen, begeisterungsfrohen Zug eingegangen wird, der zu Litzmanns besten Eigenschaften gehört, vorausgesetzt, daß er nicht an der unrechten Stelle kommt, wie in diesem Fall.

Sein Urteil über Ibsen bestätigt diese eigentümliche Schwäche Litzmanns. Noch 1896 war seine Meinung so von der heutigen verschieden, daß er den „Skandinavismus" Ibsens in unserer modernen deutschen Litteratur einfach „für ein Unglück" hielt. Das vorliegende Buch bedeutet mithin einen großen Fortschritt, und es ist nur zu bedauern, daß es schließlich doch lediglich ein Fragment bleibt, ein Kollegienheft, in einzelne Vorträge geteilt, das mit den „Stützen der Gesellschaft" beginnt und nun über jedes einzelne Werk in gesonderten Vorlesungen sich verbreitet. Eine der interessantesten Seiten des ibsenschen Schaffens: die geheimen Beziehungen, die feinen Fäden, die von seinen Jugendwerken hinüberführen zu den modernen Gesellschaftstragikomödien, bleibt so naturgemäß unberührt, und das ist schade. Denn gerade dieser Uebergang vom äußerlich positiven zum äußerlich negativen Idealismus bei Ibsen (so nannte ich es einst in einer berliner Zeitung) gehört zu den interessantesten Kapiteln der Weltlitteratur und der — Psychologie des Künstlers.

Aus dieser Anordnung und Abmessung des Inhalts ergiebt sich folgerichtig die Thatsache, daß an dem Buch die Einleitung das beste ist. In ihr, die alle Vorzüge des Verfassers vereint, die in sich gerundet und reich an geistigem Gehalt ist, wird als das eigentliche Thema des Buches das Herausheben derjenigen Elemente in Ibsens Dichtungen bezeichnet, die als litterarisch-revolutionär, als Gährungserreger auf uns Deutsche gewirkt haben. Treffend schildert Litzmann hier den Zustand der deutschen Litteratur in den Siebzigerjahren. Während die blöde Menge einen öden Franzosennachbeter wie Paul Lindau als zweiten Lessing begrüßte, gab es in der Litteratur ein junges, kämpfendes und ringendes, hoffendes und verzweifelndes Geschlecht, das vergebens nach einem Führer ausschaute, der für die Stimmen der jungen Zeit nicht taub war. Und plötzlich war einer da — „kein Werdender mehr, sondern ein Fertiger, in sich Abgeschlossener, der anders war, als alle anderen. Einer, vor dessen Blick die stärksten Riegel der geheimsten Wünsche und Gedanken aufsprangen, der mit rücksichtsloser Hand in die verworrensten Verschlingungen dunkler Leidenschaften und Gefühle hineingriff, sie bis in die feinsten Verästelungen verfolgte und jede und jedes schließlich wie die Nervenstränge in einem anatomischen Präparat bloßlegte. Einer, der für das Unausgesprochene... Sprache und Ausdruck fand und aus den die werdenden Menschen seines Zeitalters bewegenden und beunruhigenden Fragen eine nach der anderen herausgriff, zur Diskussion stellte und beantwortete" u. s. w. Ich habe diese kleine Probe hierhergestellt, um zu zeigen, wie treffend und anschaulich Litzmann mitunter Zustände, wie hier die dermalige Aufnahmebereitschaft der Jungdeutschen für Ibsen, schildern kann. Leider giebt diese Stelle aber eine nur ungenügende Probe von Litzmanns Stil, der durchaus rhetorisch ist und sich oft in Perioden erschöpft, durch die ein geschickter Sprecher die Hörer wohl fortzureißen vermag, die aber den Leser ermüden und gelegentlich verstimmen.

Nach einem Rückblick auf die Wandlungen, die das Ibsenverständnis bei unserem Zeitalter und bei dem Verfasser selber gemacht hat, geht er dazu über, das letzte Dutzend der ibsenschen Dramen ausführlich zu besprechen. Wir können ihm hier natürlich nicht auf Schritt und Tritt folgen, nur das Wesentliche und Eigenartige seiner Betrachtungen mag der Folge nach kurz berührt werden. Von den „Stützen der Gesellschaft" meint Litzmann: „das Stück beginnt als Satire und endet als Tragödie." Das stimmt wohl in dieser Fassung nicht. Es beginnt nicht nur als Satire, sondern hält den satirischen Ton fast bis zum Schlusse durch; es endet auch nicht als Tragödie, denn die Hauptgestalt, der ehemals so benannte „Held", Konsul Bernick, geht nicht zugrunde, auch seelisch nicht, er wird vielmehr geläutert und erhoben. Man kann in diesem Schluß mit Schlenther, dessen meist feingeschliffene Urteile über Ibsen oft in Schwärmerei ausarten, den Optimismus und Idealismus des norwegischen Dichters als Ausklang bewundern. Aber wäre es auch anders! Hängen wir doch nicht an alten schimmeligen Begriffsbestimmungen! Warum sollen Satire und Tragödie sich unbedingt wie Wasser und Feuer scheiden, selbst dann noch scheiden, wenn sie ein Meister in starker Hand zusammenzwingt? Diesen Zusatz halte ich für nötig, denn wir haben jüngst Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie in der Hand eines Stümpers in der That ein Zwitterding daraus wird, das man als unkünstlerisch abweisen muß. Ich meine „Die rote Robe" des Herrn Brieux, die als Satire beginnt und als Tragödie endet, ein Werk, das in seiner

ganzen Jämmerlichkeit recht erkannt wird, wenn man es mit der Satire in den „Stützen der Gesellschaft“ vergleicht. Ibsen zeigt uns, das sagt Litzmann selbst, seine Gestalten nicht als roh und einseitig umrissene Karikaturen, sondern er weist nach, wie sie so geworden sind, ja, daß sie so werden mußten „durch die Gesellschaft selbst, die keine ganzen Menschen verträgt und aufkommen läßt, die die halben Menschen züchtet“. Man messe an diesem dichterischen Gesichtspunkt die „Satire“ Brieux, und man wird finden, daß sie an Kläglichkeit kaum zu übertreffen ist, es sei denn durch die „Tragik“ desselben Verfassers. Das ist nicht etwa „nur so nebenbei“ gesagt. Gerade dies Beispiel, die Doppelaufführung der „Roten Robe“ am „Lessingtheater“ und „Berliner Theater“ zeigt, wie die Menge zaudernd schweift und urteillos gafft, wenn Geschäftsbühnendirektoren den Staub des Tages vor ihnen aufwirbeln — anstatt den Blick dorthin zu richten, wo die erhabenen Arten stehen. — Im übrigen findet sich bei Litzmann manch gutes Wort über die „Stützen der Gesellschaft“, so, was Ibsens Tendenzlosigkeit anlangt (S. 26). Es ist richtig beobachtet, daß Ibsen in diesem ersten Gesellschaftsdrama seines neugefundenen Stils noch nicht auf der Höhe seiner späteren Werke dieser Art steht. „Es ist noch ein Dialog mit zwei Fronten, mit unterstrichenen Stellen, d. h. solchen, die nur für das Publikum oder jedenfalls mehr für dieses berechnet sind und die namentlich im letzten Akt sich häufen.“

Der Verfasser gelangt auf der geraden Linie, die von Dina Dorf zu Nora Helmers führt, ins „Puppenheim“, dessen Analyse bei Litzmann man im allgemeinen zustimmen darf, wenn sie auch nichts neues bringt. Ebenso steht's mit den „Gespenstern“, bei denen der Aesthetiker treffend bemerkt, sie seien eine „Anklage des Dichters persönlichster Art gegen seine Heimat, die, eingehüllt in feuchten Nebeldunst beschränkter Vorurteile, konventioneller Lüge und wortheiliger Moral keine wirkliche Thatkraft und Thatfreudigkeit aufkommen läßt, sondern die besten Söhne zwingt, in die Ferne zu wandern, damit daheim ihr Bestes nicht zum Schlechtesten werde“. Ueberhaupt sind diese drei ersten Vorträge, wenn auch immer noch zu sehr für Studentenohren abgetönt, verständig und gut gearbeitet, sauber wie ein Stück Land, das hübsch geharkt oder geeggt ist, ohne daß vorher der Versuch gemacht wurde, tief einzugraben. Wir sehen die Harke, aber keinen Spaten, die Egge, aber keinen Pflug.

Mehr zum Nachdenken, weil zum Widerspruch, wird man schon bei der Behandlung des „Volksfeind“ angeregt. Hier verkennt Litzmann seltsamerweise in dem Charakter des Dr. Stockmann ganz das große Kind, das Ibsen so wundervoll in Mannsgestalt gezeichnet hat. Litzmann meint, Dr. Stockmann hätte sich überlegen sollen, welche ungeheuren Opfer ein Umbau des Bades kosten würde, ja, er verlangt ganz ernsthaft von ihm, er hätte sich „vor allem einen Kostenanschlag machen oder machen lassen müssen“, und findet es seltsam, daß Stockmann in dem Augenblick, da er die Entdeckung gemacht hat, nur an sich denkt: „Ich fühle mich so von Herzen glücklich! Ja, es ist doch ein herrliches Gefühl, das Bewußtsein, daß man sich um Heimat und Mitbürger wahrhaft verdient gemacht hat“! Dieser Einwand ist doch ungewöhnlich pedantisch, abgesehen davon, daß das letzte Argument unlogisch ist, denn der Doktor ist doch gerade deshalb glücklich, weil er der Heimat und den Mitbürgern genützt zu haben glaubt. Du lieber Himmel! wäre Stockmann so, wie Litzmann als ehrsamer Staatsbürger ihn wünscht, so würde er ja gerade aufhören, der zu sein, den der große Seelenentwickler Ibsen so wundervoll charakterisiert hat. Hier haben wir einmal einen Fall, wo ein Komödiant einen — Professor lehren könnte. Der Stockmann Bassermanns am „Deutschen Theater“ verschmolz mit der Charakterzeichnung des Dichters die des Schauspielers zu einem Meisterwerk, zu dem wahren großen Kinde in Männergestalt, so, wie es die klugen und doch unendlich gütigen Augen der Frau Stockmann gesehen und erkannt haben mögen.

Indessen diese Einwände sind nahezu belanglos gegenüber dem, was man als ruhiger Beurteiler gegen Litzmanns ästhetische Verdammung der „Wildente“ an Widersprüchen erheben muß. Ich fürchte fast, dies Kapitel ist noch aus der früheren, der ibsenfeindlichen Periode Litzmanns stehen geblieben. Mag der Leser selber urteilen! Ich führe nur ein paar Sätze aus den ersten Abschnitten an. Litzmann schreibt: „Die Verzerrung (!), von der ich eben als einem der ‚Wildente‘ eigentümlichen Merkmal sprach, . . . ist mit eigentlich nur einer Ausnahme allen Charakteren eigentümlich. Es erscheint als Absicht (?) des Dichters, nicht nur gewisse Schwächen lächerlich zu machen, sondern geradezu eine bisher von ihm selbst vertretene (?) Lebensanschauung, dadurch, daß er sie von Thoren vertreten und in allen Konsequenzen verfechten läßt, bis zum jämmerlichsten Mißerfolg dem Hohn und dem Gelächter preiszugeben.“ Bravo! ja darauf kam es einem Dichter wie Ibsen an! . . . Doch weiter: Litzmann hält die „Wildente“ für eine „große Bankerotterklärung“ . . . „um so mehr, als hier zum erstenmale (!) jener merkwürdige Symbolismus Ibsens“ auftauche und damit „zu der moralischen eine ästhetische Trübung“ hinzugekommen sei. Litzmann scheint nicht zu wissen, daß der Symbolismus Ibsens, dieser eigentümliche nordische Symbolismus, sich schon in seinen frühesten Dramen nachweisen läßt; eine Doppeltrübung auf sittlichem und ästhetischem Gebiet kann hier wohl nur von trüben Augen gefunden werden. „Man merkte erst allmählich, daß man das Glas anders einstellen mußte, als man es bisher bei Ibsen gewohnt war.“ Vortrefflich! nur die rechte Brille für jeden Spezialfall in der Tasche haben, das ist die Hauptsache! — Litzmann klagt weiterhin, daß auch dann, nämlich wenn man das Augenglas herausgefunden und richtig eingestellt hat, „noch immer ein Satz von unbefriedigten Empfindungen“ zurückbleibt (als ob es dem Dichter darauf angekommen wäre, dem Zuschauer Zufriedenheit im Logenstuhl zu schaffen!), er gewinnt dadurch an der „Wildente“ den „Eindruck des Unfertigen und Zusammenhangslosen“. Darüber besteht bei Litzmann „kein Zweifel“, daß Ibsen ebenso „im Volksfeind sich mit Dr. Stockmann eins fühlte“ (!) wie mit der Anschauung des Dr. Relling über Gregers Werle . . . „Wer an so minderwertige Objekte so viel Kraft verschwendet, beweist, daß ihm die rechte Einsicht in das Leben fehlt.“ Das „minderwertige Objekt“ ist hier Hedwig, eine der herrlichsten Gestalten der modernen Dichtung! Der Wildenbruchschwärmer vergißt bei seiner wahrhaft wütenden Verurteilung Gregers Werles, erstens daß dieser fanatische Altruist siebzehn Jahre in menschenloser Einsamkeit gelebt hat, und zweitens, daß Ibsen (nach Litzmanns eigener Ueberzeugung) sein Thun verurteilte.

Es genügt wohl an dieser Probe, um nachzuweisen, daß eine zweite Mauserung in der Ibsenauffassung Litzmanns unerläßlich sein wird. Mit seinem Urteil über die folgenden Dramen Ibsens kann man sich im Großen und Ganzen eher einverstanden erklären, sofern man damit zufrieden ist, eine ausführliche Inhaltsangabe in fließendem Vortragston und einige oft geistreiche, oft treffende Bemerkungen im Anschluß daran zu vernehmen. Daß indessen auch hier meist nur die Arbeit der Harke ohne die des Spatens zu spüren ist, dafür nehme ich als Beispiel nur den Vortrag über Rosmersholm. Die tiefe Grundidee des Werkes bleibt unbehelligt von dem Ausleger. Daß eine im Guten wie im Bösen ungewöhnlich große Natur (Rebekka) durch furchtbarste Schuld, Mord ohne Strafbarkeit, hindurch geläutert wird in dem steten Zusammenleben mit einer wahrhaft edlen Mannesseele (Rosmer), daß sie rein wird und edel und den Ausblick gewinnt zu einer großen Sonne der Zukunft, da wir alle „frohe Adelsmenschen“ werden — diese tiefe, echt dichterische Idee, die namentlich auf deutsche Studenten wirken müßte, auf junge, horchende, empfängliche Jünglingsseelen, wird in dem Vortrag kaum gestreift. — Mehrere berechtigte Einwände wären noch gegen einige Schlußbemerkungen

des Buches zu machen, doch mag es mit dem Vorstehenden genug sein. Ohnehin ist es nicht unmöglich, daß auch hierin noch eine Meinungswandlung des Verfassers bevorsteht. Es ist in der That für einen Litteraturgelehrten in vollem Mannesalter mit abgerundeter ästhetischer Meinung und fertiger Weltanschauung schwerer, sich in ein plötzlich auftauchendes Phänomen wie Ibsen hineinzuleben als für die jüngere Generation, die gleichsam mit Ibsens reifster Schaffensperiode aufwuchs. Umsomehr muß man bei Litzmann das ehrliche Wollen, das rückhaltlose Streben, dem Dichter gerecht zu werden, anerkennen. Wie denn überhaupt, unbeschadet des Anfechtbaren, eine frische, warmherzige, offenherzige, vornehme Persönlichkeit aus diesen Vorträgen spricht.

Von Leo Bergs Studien „Henrik Ibsen" hatte ich schon, bevor ich das Buch zur Besprechung erhielt, eine Selbstanzeige (das „Vorwort") des Verfassers in der „Zukunft" gelesen, in der es u. a. heißt: „Ausgehend vom Epilog habe ich in der letzten Abteilung die Entwickelung der dramatischen Form selbst untersucht, in großen Zügen skizziert und an der Folge der ibsenschen Schauspiele ausgeführt". Ich nahm daher das Buch mit großen Erwartungen in die Hand, zumal ich Leo Berg als denkenden Aesthetiker schätze. Leider erlebte ich in der ersten Hälfte des Buches einige Enttäuschung. Diese erste Hälfte enthält fünf Aufsätze: „Henrik Ibsen", „Ibsen und die Romantik", „Ibsen in Deutschland", ferner Besprechungen der beiden letzten Dramen des Dichters. Viel Neues giebt's da nicht zu hören, was wohl daran liegt, daß die einzelnen Abschnitte, früher in Zeitschriften erschienen, selber nicht mehr ganz neu sind. Immerhin findet sich, wie bei Berg nicht anders zu erwarten, mancher kräftig aufblitzende Gedanke, eine fesselnde Eigenart der Antithese wie der Synthese. Mitunter fordert Berg zum Widerspruch heraus. Wie will er beweisen, daß Zolas „persönlicher Mut größer ist" als der Ibsens? oder daß Hebbel Ibsens „tragische Grundstimmung nicht kennt"? Was ist es anders als eine Wortländelei, wenn Berg schreibt: „Er (Ibsen) ist ein Hauptrad in der geistigen Mechanik der Zeit geworden, das treibt, indem es getrieben wird, und während es sich treiben läßt, selber treibt". Solch stilistisches Treiben kann man beliebig forttreiben. Selten nur vermißt man bei Berg den scharfen Fugenschluß der Logik, aber störend wirken oftmals Einschiebsel und Anhängsel, die mit der Sache nichts zu thun haben, sondern nur die Person des Verfassers beleuchten sollen, so die ganze lange Fußnote auf S. 36, die mit dem Thema nicht das Geringste zu schaffen hat. Daß die einzelnen Aufsätze zeitlich getrennt geschrieben worden sind, wohl auch für verschiedene Zeitschriften, zeigt sich an störend häufiger Wiederkehr derselben Gedanken in den verschiedensten Abschnitten. Und der Artikel „Ibsens Epilog", der sich lediglich auf eine Inhaltsangabe, auf eine Umwandlung des Dramas in eine verkürzte epische Form beschränkt, wäre besser fortgeblieben. Aber in den übrigen Aufsätzen des ersten Teils entschädigen für diese kleinen Mängel zahlreiche Vorzüge, ein kräftiger, von regsamem Geist bedienter Zug geht durch das Ganze und läßt die Aufmerksamkeit des Lesers nicht erlahmen. Fast ganz verschwunden sind die erwähnten kleinen Mängel in dem zweiten Teil des Buches, dem großen Essai „Ibsen und das symbolische Drama", oder wo sie sich zeigen sollten, werden sie erdrückt von der Menge glänzender Vorzüge, die diesen Abschnitt von der ersten bis zur letzten Seite füllen. Leo Berg ist hier frisch, klar, fein, stark, geistreich, er weiß zu fesseln, zu bereichern, anzuregen, zu erfreuen. Dieser ganze zweite Teil des Buches ist ein kleines Meisterwerk moderner Essaikunst, — um seinetwillen sei das Ganze warm und dringend empfohlen!

Wenige Worte nur sind über das dritte der angezeigten Büchlein zu sagen: Die Bühnengeschichte der ibsenschen Dichtungen von Philipp Stein. Der Untertitel hätte wohl richtiger gelautet „der ibsenschen Dramen", denn Ibsen hat doch auch Dichtungen geschrieben, die keine Bühnengeschichte haben und selbst im Zeitalter des Brettlfanatismus keine haben können. Das kleine Buch ist nach Form, Ausstattung und Inhalt ganz in dem Stil der bekannten Zeitschrift „Bühne und Welt" gehalten, in deren Verlag es auch erschienen ist. Es erzählt in leichtem Plauderton von den Bühnenschicksalen, die des Meisters Dramen „von ihrem ersten Erscheinen in Deutschland bis heute, ein volles Vierteljahrhundert lang, durchgemacht haben". Obwohl sich der Verfasser meist auf statistische Angaben und deren geschickte Erläuterung beschränkt, ist das mit vielen Bildern ausgestattete Druckheft interessanter als man glauben sollte. Es giebt ein gewisses Knochengerüst der litterarisch-dramatischen Entwickelungsperiode, die mit den letzten dreißig Jahren hinter uns liegt, ein Gerüst, das wohl der Gestaltung eines größeren Themas über die Litteraturgeschichte der letzten Jahrzehnte, über die Wandlung des ästhetischen Geschmackes bei Kritik und Publikum und über vieles andere Halt und Richtung geben könnte. Manche launige Einzelheit, die dankbaren Stoff für ein litterarisches Witzbüchlein geben könnte, findet sich in dieser Zusammenstellung. Während man all das thörichte Zeug, das vor fünfzehn Jahren noch über Ibsen selbst von angesehenen Federn geschrieben wurde, lächelnd durchblättert, kommt einem unwillkürlich das Wort Alfred Lichtwarks („Seele und Kunst") in den Sinn: „In der That lassen sich die allermeisten fehlerhaften Urteile darauf zurückführen, daß vom Neuen eine Wiederholung des Alten erwartet wird". Als Kuriosum verdient das redaktionelle Dementi eines heute noch immer im Briefkasten des Kladderadatsch genannten ehemaligen Chefredakteurs einer angesehenen Zeitung genannt zu werden, in dem der böse Kritiker (Schlenther) aufs Gründlichste belehrt wird, was die Kunst — soll. „Für die Kunst," heißt es da, „bleibt ein Gesetz unumstößlich . . . Die Gespenster aber sind „eine Verirrung der Kunst".

. . . Ob der alte König wohl manchmal lacht?

Novellenbücher.

Von **Hans Bethge** (Steglitz).

(Nachdruck verboten.)

Ein ganzer Berg liegt vor mir, bunt durcheinander. Es ist viel mehr Schlechtes als Gutes, und Meisterhaftes ist gar nicht dabei. Wer kauft alle diese Bücher, in denen so viel Nichtssagendes steht? Wer liest sie? Oder kauft und liest man sie nicht, so frage ich: warum druckt man sie? Das sind Fragen, die zu beantworten ich einem andern überlasse. Ich getraue mich nicht.

Ich greife auf gut Glück hinein in den Bücherhaufen und ziehe ein aufs sorgsamste und allerliebst ausgestattetes Werkchen hervor, das sich „Vom Wege" betitelt und drei Novellen enthält, deren Verfasser Hans Grunow ist (Verlag von Fr. Wilhelm Grunow, Leipzig 1901). Grunow ist nun gewiß ein Erzähler wie es viele giebt. Er weiß ganz nett zu plaudern, aber irgendwelche höheren künstlerischen Anforderungen darf man an seine Geschichten nicht stellen. Es geht äußerlich ziemlich viel vor in diesen Geschichten, aber die Vorgänge bleiben eben äußerliche. Sie wissen unser Inneres nicht stark zu berühren, und um die seelische Entwickelung der Figuren ist es bei Hans Grunow nicht gut bestellt. Die Hauptgeschichte des Buches heißt „Auf der Alm". Leute der modernen Welt, die das Hochland als Sommerfrische aufsuchen, werden mit den Gebirglern zusammengebracht. Hier hätten große Perspektiven enthüllt werden können. Hier war die Gelegenheit gegeben, reizvolle Parallelen zwischen Natur und Kultur zu ziehen oder sie wenigstens durch Geschehnisse in der Erzählung anzudeuten und dem Leser nahezulegen. Hans Grunow thut nichts von alledem. Er sucht auf eine

weitaus billigere Weise Wirkungen zu erzielen. Er läßt ein paar Sachsen ihre komische Sprache sprechen und das Benehmen lächerlicher Bergfexen mit dem schlichten und rauhen Gebahren der sogenannten „biederen" Gebirgsleute kontrastieren. Das Kunstlose in Grunows Art wird einem besonders offenbar bei dem Versuch, die Landschaft der Hochgebirgswelt zu schildern. Alles bleibt schemenhaft, ohne Größe. Als einmal ein Gewitter heraufzieht, glaubt er durch eine Fülle mächtiger und breit ausholender Ausdrücke die Darstellung möglichst anschaulich zu machen und weiß nicht, daß er dadurch gerade das Gegenteil erreicht. Anerkannt sei Grunows Vermögen, wenigstens die Langeweile fernzuhalten. Das Erfreulichste an dem Buch ist die Ausstattung.

Die Skizzen und Novelletten „Allerweltsleute" von E. Bely (Verlag von S. Schottländer, Breslau 1902) sind sehr geschickt hingeworfene Sachen. Meist sind sie von sanften, melancholischen Lichtern überglänzt, und die liebe Sentimentalität spielt hier und da eine bedeutsame Rolle. Unter die Lupe künstlerischer Kritik darf man auch diese flott hingeplauderten Geschichtchen nicht nehmen. Es ist die richtige Unterhaltungslektüre, wie sie das Publikum liebt, aber doch nicht gerade im übelsten Sinne. Man muß gestehen: die Verfasserin weiß zu fesseln, zuweilen sogar zu ergreifen, und sie versteht es, uns in eine gewisse Stimmung zu versetzen. Stofflich bewegen sich diese Skizzen zumeist in der Sphäre der großen Gesellschaft, deren düstere Seiten die Bely mit Vorliebe anrührt. Es wird uns etwa geschildert, wie ein durch Leichtsinn tief herabgekommener Graf, der in die Volksküche speisen geht, wieder zu äußerem Glanz gelangt, indem er sich dazu hergiebt, sich mit irgend einer reichen, ihm ganz unbekannten Frau zu verheiraten, deren einziger Ehrgeiz es ist, eine Frau Gräfin zu sein. Nur während der Eheschließung sehen sie sich. Dann geht jeder wieder seine eigenen Wege. Er bezieht eine schöne monatliche Rente für den geleisteten Dienst, und sie läßt sich von schönen Männern in Paris und Nizza umschwärmen . . . Oder wir sehen eine hohle, liebloſe Natur aus der Aristokratie mit der gräßlichen Angst vor dem nahenden Ende auf dem Totenbett, nichts als Leere und Verlassenheit um sich her, da ihre Schönheit nun geschwunden ist. Oder es wird in launiger Weise erzählt, wie die lustige Geliebte eines jungen Grafen, der sich verheiraten muß, dazu bekehrt wird, barmherzige Schwester zu werden. Wie gesagt: die Skizzen sind unterhaltsam und in der Eisenbahn recht amüsant zu lesen. Sie sind gemacht, um über eine müßige Stunde hinwegzuhelfen. Irgend eine tiefere litterarische Bedeutung haben sie nicht.

Leichtwiegende Ware hat auch J. G. Frimberger unter dem Titel „Weinlandler, Geschichten, Gestalten und Bilder aus Niederösterreich" veröffentlicht (Oesterreichische Verlagsanstalt, Linz 1901). Es sind weniger Geschichten als vielmehr Bilder. Das weinbauende Landvolk Niederösterreichs wird uns in kleinen, meist humoristisch gefärbten Prosastücken vorgeführt, in denen der Dialekt eine große Rolle spielt. Frimberger bohrt nirgends tiefer. Es sind harmloſe, an der Oberfläche haftende Beobachtungen, die er uns giebt. Von der populären Darstellungsweise zeugen eine Reihe der Titel, die die Skizzen tragen, z. B. „Wie der Lehrl-Domini sich das Heiraten abgewöhnt hat", „Wie der Kramer-Vincenz zu einem Christkindl kommt", „Wie der Kinigl-Franz die Striegler-Kathl buſſelt hat" u. s. w. Dem Wesen eines Bauernvolkes kommt man durch solche kleinen Schnurren wenig nahe. Es giebt da ernstere Probleme zu behandeln.

Unter der Flagge „Das schöne Leid" hat Georg Reben drei recht unerfreuliche Erzählungen zusammengeschlossen. Reben ist ein schnurriger Kauz, voll seltsamer, vertrackter Einfälle, die er aber leider nicht in einer künstlerischen Weise zu verwerten versteht. Es kommt ihm um jeden Preis darauf an, geistreich zu sein: man merkt die Absicht und wird verstimmt. Er hat eine starke satirische Ader, aber seine Satire ist unfruchtbar und auf die Spitze getrieben, und sie erweckt nichts als ein mürrisches Gefühl des Unbefriedigtseins. Die Erzählungen entbehren jeder strafferen Komposition und sind überhaupt mehr ein Quodlibet närrischer Ideen als Erzählungen. In einer der Geschichten wird das Schicksal eines Narren vorgeführt, der am Hofe eines brutalen Herrschers Dienste thut. Hier war Reben in besonderem Maße Gelegenheit gegeben, seinen Witz spielen zu lassen und flackernde satirische Lichter aufzustecken. Aber diese Lichter sind nur schwälende Kohlen, und der Witz ist gequält und ohne Reiz. Die Erzählungen sind stofflich gewiß keine angenehme Lektüre und auch stilistisch wenig sympathisch. Es ist ein Buch, bei dem man sich unmöglich erwärmen oder erheitern kann. Es ist unerquicklich in jeder Hinsicht.

Einer frischen, gesunden, fast burschikosen Natur begegnen wir in Karl Schwerin, der ein Buch Erzählungen: „Wilde Rosen und Eichenbrüche" nennt (Verlag von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart 1901). Schwerin ist ein gesunder Schwärmer, der mit Begeisterung durch die Schönheiten der Natur schweift, von schönen Mädchen träumt und in einsamer nächtlicher Stunde den mit Rheinwein gefüllten Pokal schwelgend zum Munde führt. Seine Erzählungen sind sehr persönlicher Art. Sie sind alle im Ich-Ton geschrieben und eigentlich mehr Bekenntnisse als Erzählungen. Sie sind, was die Komposition anlangt, gewiß keine Meisterwerke, aber es äußert sich in ihnen ein so frisches, junges Empfinden, ein so freudiger Sinn, offen für alles Schöne, daß sie ungemein sympathisch berühren. Sie sind stofflich nicht bedeutend, die Art des Vortrags ist hier alles. Mit der Fähigkeit, landschaftliche Eindrücke stimmungsvoll wiederzugeben, vereinigt sich das Geschick, an und für sich harmlosen Geschehnissen reizvolle Seiten abzugewinnen.

Von Gerhard Ouckama habe ich gelesen, er sei ein verheißungsvoller Erzähler von großen Gaben. Ich ging deshalb, da ich bisher nichts von ihm kannte, mit Interesse an die Lektüre seines neuen Buches „Outsider", in dem er fünf Novellen vereinigt hat (Verlag von E. Pierson, Dresden und Leipzig 1901). Ouckama hat mich, es sei gleich herausgesagt, bitter enttäuscht. Seine Novellen stellen durchaus das Herkömmliche dar. Nirgends etwas Geistvolles, Ueberraschendes. Die Geschichten sind nicht gerade schlecht, aber sie ragen auch nirgends über das anständige Maß hinaus. Man gewinnt nicht den Eindruck einer Persönlichkeit und am wenigsten den einer künstlerisch durchbildeten Persönlichkeit. Die hübscheste der Erzählungen ist noch die vierte, „Ruhm" geheißen. Sie ist wenigstens stofflich originell. Die Laufbahn eines Zwerges, der einer jener Liliputanergesellschaften, wie sie zuweilen vor dem Publikum auftreten, als Mitglied angehört, wird in launiger Weise geschildert. Das Unangenehmste in dem Buch ist das kurze Anhängsel „Eine Geschichte in Gedankensplittern". Hier will Ouckama à tout prix geistreich sein, und ein solches Bemühen löst immer eine ungemütliche Empfindung aus. (Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf die Besprechung von O.'s neuem Roman Sp. 856. D. Red.)

Anspruchslos giebt sich ein Büchlein des seltsamen Titels „Aus der Zeit der Stockprügel und Gavotten" (Verlag von Rud. Bechtold u. Co., Wiesbaden 1901). F. von Borbeck, der es geschrieben hat, ist ein bescheidener Plauderer, den es reizte, Bilder aus der landesherrlichen Aristokratie jener Tage, da der Großvater die Großmutter nahm, zu enthüllen. Es ist ihm nicht übel gelungen, Episoden aus dem Hofleben Serenissimi erheiternd darzustellen. Der Ton der Ironie freilich, der gerade hier auf das Beste angebracht gewesen wäre und zum mindesten eine Steigerung der komischen Wirkung zur Folge gehabt hätte, liegt dem Verfasser nicht. Aber auch so sind die Sachen ganz amüsant, zumal das vorletzte Stück, „Der Pasquillant", in dem das Schicksal eines witzigen, kecken Hofbeamten dargestellt ist, der auf Serinissimus Pasquille verfaßt

und sie allemal vor den Mahlzeiten in Seiner Gnaden Serviette eskamotiert. Auch ernste Seiten werden berührt. Das Büchlein erfüllt seinen Zweck, auf anspruchslose Weise zu unterhalten.

Die Novelle „Die Brüder" von Max Viola (Verlag von Sigmund Deutsch u. Co., Budapest 1902) ist mehr eine Tendenzschrift als eine Novelle. Das novellistische Element tritt ganz in den Hintergrund. Es wird viel von sozialen Angelegenheiten gesprochen, es werden kaufmännische Themata erörtert und sozusagen Ratschläge gegeben, wie man es anstellen muß, um zu Reichtum zu kommen, ohne daß man darüber ein unehrlicher Kerl wird. Es handelt sich in der Geschichte um zwei Brüder, von denen der eine ein praktischer, nüchterner Kopf ist (der es zu Großem bringt), der andere ein utopistischer Schwärmer und Volksfreund von idealer Gesinnung (weshalb man ihn steinigt). Aus den Unterredungen dieser beiden und ihrem Verhalten zu einander und zur Welt lassen sich allerlei Lehren ziehen, um die es, wie mir scheint, dem Verfasser vor allem zu thun ist. Aber sein Vortrag ist nicht überzeugend und vor allem nicht fesselnd genug, als daß seine Novelle als Tendenzschrift eine volksbeglückende Wirkung ausüben könnte. In litterarischer Hinsicht kommt sie eigentlich gar nicht in Betracht.

Von Dietrich Theden liegt ein „Neues Novellenbuch" vor (Verlag von S. Schottländer, Breslau 1901), das besser „Skizzenbuch" hieße. Die Skizzen spielen in dem nordfriesischen Marschenlande, ohne daß sie die reiche Stimmung jener Gegend in uns auszulösen oder eine klare Vorstellung von dem Wesen ihrer Bewohner in uns zu erwecken vermöchten. Wir haben so klassisch bedeutsame Schilderer friesischen Wesens und friesischer Landschaft — ich erinnere nur an Storm und Liliencron —, daß es schon der Aufbietung energischer erzählender Kraft bedarf, um nicht durch den Schatten jener völlig überdunkelt zu werden. Thedens Skizzen sind nun mit ziemlicher Oberflächlichkeit geschrieben und stofflich durchaus nicht originell. Meist handelt es sich um Verlobungen, die nach Ueberwindung der betreffenden Schwierigkeiten eingegangen werden. Derartige Skizzen sind freilich beim Publikum sehr beliebt, und man findet sie in allen Familienblättern. Von künstlerischer Zucht oder auch nur künstlerischem Streben keine Spur. Nirgends wird ein ernstes Problem zu lösen gesucht oder eine charakteristische Darstellung angestrebt. Es ist Dutzendware.

Die „Feierabend-Geschichten" von Anna Henschel sind nicht besser (Verlag von Jung-Deutschland, Eberswalde 1901). Hier erkennt man die dilettierende Frau in jeder Zeile. Die Umständlichkeit, mit der erzählt wird, ist bewundernswert. Jedes Gefühl für Prägnanz und eine folgerichtige Entwickelung, jedes Gefühl besonders für das Technische der Novelle (wenn man ihren Geschichtlein diesen Namen zukommen lassen will) geht der Verfasserin ab. Stil und Vorwürfe sind von einer kindlichen Naivetät: nur eine Frau kann so schreiben. Das christlich-religiöse Moment wird betont. Die Geschichten haben einen süßen Zug, und man darf sie ohne Bedenken in die Hände unverdorbener junger Mädchen legen. Wie die Verfasserin übrigens ihre Menschen sprechen läßt, dafür sei eine Probe gegeben. Eine Dame sagt: „Als ich, um nach dem Braten zu sehen, den ich, wie Du weißt, Lotten nicht allein überlassen kann, vor Dir nach Hause eilte, kam der Wagen gerade vorgefahren, und ich wollte meinen Augen gar nicht trauen — aber nein! ich darf Dir und ihm die Freude nicht verderben — wenn ich sage, wer da ist".

Clara Blüthgen kommt in ihren Novellen „Frauenehre" (Verlag von Hermann Hilger, Leipzig, in „Kürschners Bücherschatz") über eine flotte und ganz geschickte Art zu erzählen nicht hinaus. Auch dies ist recht ein Buch, wie es Frauen zu schreiben pflegen, freilich ohne den dilettantenhaften Charakter, der dem zuvor besprochenen anhaftet. Es ist gefällig geschrieben, ohne höhere Ansprüche erheben zu dürfen. Am liebsten ist mir die Verfasserin da, wo ihre Darstellung eine humoristische Färbung trägt.

Zum Schluß sei noch auf ein kleines Novellenbuch von Hermann Bahr hingewiesen, dem geistreichen wiener Essayisten; es heißt „Wirkung in die Ferne" und ist im Wiener Verlag (Wien 1902) erschienen. Bahrs Essais gehören für mich zu den anregendsten, elegantesten, die ich kenne. Man liest sie immer mit Vergnügen. Die dichterische, oder besser: die künstlerische Note ist stark in ihnen ausgeprägt. Der feine künstlerische Schimmer, der persönliche Stil und das persönliche, echte Empfinden, das sie aufweisen, macht sie zu kleinen Kabinettstücken, die Genuß bereiten. Auch Bahrs Novellen haben etwas Preziöses, Elegantes, aber ich gebe doch seinen Essais den Vorzug. Die Novellen sind im allgemeinen zu sehr „geplaudert". Ein hervorragendes Stück freilich enthält das Buch: die Titelnovelle. Sie ist sorgfältig disponiert, graziösen Stiles und auch von bedeutender äußerer Wirkung, denn das Stoffliche spielt hier ein bißchen ins Unheimliche hinüber. Die übrigen, kleineren Sachen, die sich besonders zur Aufgabe machen, das Wesen des Wienertums zu charakterisieren, sind nur mehr Beigaben.

Ein Dichterknabe.

Thomas Chatterton von Helene Richter. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, Band 12.) Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1900. 258 S. M. 6,—.

Hat man Victor Hugo das enfant sublime der Weltlitteratur genannt, so kann Thomas Chatterton als ihr enfant terrible gelten; freilich nicht im landläufigen, scherzhaften Sinn, sondern in ursprünglicher Bedeutung, die gesteigerte Tragik in sich birgt. Am 20. November 1752 ward der Wunderknabe in Bristol geboren; am 24. August 1770 endete der vom Leben zernichtete Jüngling freiwillig in London sein Dasein. Wer uns die einzelnen Stationen dieses Dornenwegs aufzeichnen will, braucht keines großen litterarhistorischen und psychologischen Aufwands. Bei Chatterton liegt alles auf der Hand. Nur ein bißchen Liebe und Mitleid wird sein Biograph mitbringen müssen. Eine zureichende deutsche Darstellung hat ihm bisher gefehlt: H. Püttmann (1840) hat längst der Zeit seinen Zoll entrichtet. Aber wir besitzen die ausgezeichnete zweibändige Ausgabe seiner Werke von Skeat, die kaum einen Wunsch offen läßt und in sprachlicher Beziehung Musterhaftes bietet. Helene Richter, die an Shelley ihre Kraft erprobt hat, ist in diese Lücke getreten und versuchte, uns die deutsche Chatterton-Biographie zu schenken. Am besten haben mir ihre Uebersetzungen gefallen; sie bekunden beträchtliche Sprachgewandtheit und sorgsames Anpassungsvermögen. „Die Tragödie von Bristowe" z. B. trifft überraschend den knappen Balladenton. Darstellerisch scheint sie mir ihre Aufgabe weniger glücklich gelöst zu haben. Es gab zwei Wege: entweder wollte sie eine wissenschaftliche Biographie leisten, dann durfte die sprachliche Untersuchung nicht unter den Tisch fallen, denn Chattertons altertümelnder oder richtiger: mittelaltertümelnder Stil in den sog. Rowley-Dichtungen erheischt eine eingehende Behandlung; oder aber, und dieses Verfahren hätte ich vorgezogen, ihre Darstellung hätte einen mehr popular-wissenschaftlichen Anstrich genommen und sich statt an den engen Kreis der Fachgelehrten an ein größeres Publikum gewandt, wobei allerdings die peinlich genauen Ausführungen aus der bristoler Lokalgeschichte geopfert werden mußten, damit das rein Menschliche stärker hervortreten konnte. So hat sich Helene Richter eigentlich zwischen zwei Stühle gesetzt. Ihr Fleiß und wissenschaftlicher Eifer sei rückhaltlos

anerkannt. In diesem Bestreben ist sie aber so weit gegangen, daß es der Darstellung an Höhen und Tiefen mangelt. Es fließt alles breit und gemächlich dahin; ihre Objektivität enthält sich beinahe jedes kritischen Urteils. Bei größerer Gedrängtheit hätte sich wohl von selbst mehr Schärfe eingestellt.

In Einzelheiten der Auffassung wird man ihr meist zustimmen. Chatterton giebt eben keine großen Probleme auf. Daß sie dem Dichter gegenüber nicht in unbedingte Verhimmelung verfällt, wozu sein ewig beklagenswertes Geschick leicht verführen kann, ist nur zu billigen. Auch ich bin geneigt, bei der höchsten Bewunderung für Gedichte wie „Resignation" und die Ballade von der Barmherzigkeit, in dem frühreifen, vielleicht erblich belasteten Knaben etwas vom Gernegroß (S. 193) zu sehen. Wie es denn keineswegs an weniger erquicklichen Zügen im Charakterbild des Wunderkindes fehlt: hierzu rechne ich die Beständigkeit seines Hasses; ein armseliger Organist Broderip wird mit einer wahrhaft heimischen Schadenfreude immer und immer wieder durchgehechelt. Das Leben hatte ihm in jungen Jahren, da bei andern erst die Erkenntnis dämmert, schon „die Seele ausgerenkt". In begreiflicher Ungerechtigkeit schleudert er seinen Fluch sogar gegen die Poesie, seine holdeste Trösterin im irdischen Ungemach: „Hol' der Teufel die Musen! Ich verabscheue sie und ihre Werke, sie sind die Pflegerinnen der Armut und des Wahnsinns!" Der gefeierte Staatsmann Horace Walpole verdiente diesen Fluch eher („Allein ich werde neben Rowley stehen und leben, wenn du tot bist und verdammt!"); auf ihn setzte der „freund- und vaterlose Knabe" alle Hoffnung. Walpole war gewiß ein aufgeblasener Laffe, aber ich kann nicht finden, daß wir heute eine Berechtigung haben, ihn so schroff zu verurteilen. Was hat er gethan? Dem eitlen Menschen, der sich gern auf den Altertumskenner hinausspielte, gefiel es, daß ein aufstrebendes Talent um seine Gunst buhlte; nachdem er sich gründlich bloßgestellt hatte, ließ er den jungen Sänger fallen. Man denke, wieviel Talente bei Verlegern und Mäcenen vergebens angeklopft haben, ohne daß diese darum in alle Ewigkeit der Verachtung preisgegeben wären. Deshalb scheint mir Walter Scotts verteidigender Standpunkt ehrender als Coleridges grimme Anklage: „O, ihr Verehrer des Namens Mensch, freut euch, daß dieser Walpole nur ein Lord war!" Ueber die Rowley-Fälschungen kann heute nur eine Meinung herrschen: Chatterton machte eine Tagesmode mit, als er den Mönch des 15. Jahrhunderts für den Verfasser seiner Gedichte ausgab. Walpole, Collins, Macpherson hatten ähnliches gethan. Was er beging, war ein „Plagiat im umgekehrten Sinn". Ossian hat sich in dieser Verkleidung die Welt erobert. So glücklich war Chatterton-Rowley nicht. Aber es bleibt eine unvergängliche, wunderhaft rätselvolle That, daß ein Sechzehnjähriger in diesen Mystifikationen eine Kraft bezeugte, die er in seinen modern-englischen Gedichten kaum je erreichte.

Noch zwei Kleinigkeiten, die für deutsche Leser Interesse haben können. In der Satire „Die Gärten von Kew" wird Klopstock (Skeat I, 149) einmal erwähnt und Jakob Boehmes mystische Philosophie bespöttelt; daraus auf eine „Bekanntschaft mit deutschen Dichtern und Denkern" zu schließen, dürfte übertrieben sein. Die burleske Operette „Die Rache", die Chatterton auf Bestellung schrieb und die so ganz aus dem Rahmen seiner Werke herausfällt, zeigt ihn als Vorläufer Blumauers und Jacques Offenbachs.

Diese Andeutungen mögen darthun, ein wie dankbarer Gegenstand Thomas Chatterton dem Biographen ist. Helene Richter hat ihn zwar nicht erschöpft, doch ergiebig ausgenutzt; und ihre Uebersetzungen sind allen Lobes wert.

Berlin. *Max Meyerfeld.*

Zwischen den Geschlechtern.

I.

Diese kleine Uebersicht über neuere homosexuelle Litteratur wird passend mit einer Besprechung des 3. Jahrganges des „Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen" (Leipzig, Max Spohr, 616 S.) eröffnet, das ja als Sammelorgan für Studien und Uebersichten auf diesem Gebiete der Psychopathia sexualis in erster Linie in Frage kommt. Da muß ich denn zunächst alles dasjenige, was Dr. v. Bleuten an dieser Stelle über den zweiten Jahrgang geschrieben hat (vgl. LE III, Sp. 288 f.), auch für den dritten wiederholen und unterschreiben. Der Altmeister der Sexualforschung, Prof. R. v. Krafft-Ebing, hat drei meisterhafte Studien zur Frage der Homosexualität beigesteuert; Privatdozent Dr. Karsch lieferte eine ungemein fleißige kompilatorische Arbeit auf ethnologischem Gebiete über dasselbe Thema, und der Herausgeber Dr. Hirschfeld spricht unter Hinweis auf einige Krankengeschichten über die Ehe der Homosexuellen, ohne jedoch tiefer in das Thema einzudringen und erschöpfende Endergebnisse zu liefern. Anzuerkennen ist ferner die mit emsigem Fleiße gesammelte Bibliographie der Homosexualität, in der ich allerdings einiges vermisse und andere Namen wieder ausmerzen möchte. Sodann scheinen mir die biographischen Essais, die Selbstbiographieen Homosexueller und die 70 Seiten umfassenden Zeitungsausschnitte mit der Wissenschaft als solcher nichts zu thun zu haben: können wir in alledem doch nur eine Apologetik der Homosexualität mit sensationslüsternen Zeitungsnotizen sehen. Ob das Jahrbuch auf diese Weise bei jugendlichen Lesern und Tardivhomosexuellen Schaden anrichten kann, lasse ich hier unerörtert. Die Forderungen der Homosexuellen gehen zunächst und vor allem die Volks- und Justizvertreter an; die Psychiater stehen ihnen in jedem einzelnen forensischen Falle zur Verfügung, ebenso wie die psychiatrischen und kriminalanthropologischen Zeitschriften ihnen ihre Spalten nicht verschließen, wenn sie exakte wissenschaftliche Arbeiten vorzuweisen haben. — Neues hat uns das Jahrbuch nicht gebracht, Unwissenschaftliches aber zur Genüge. Was ich sehr vermißt habe, waren wirklich tüchtige Arbeiten von Juristen und speziell auch von Pädagogen. Bei solchen Leistungen kann das Jahrbuch nicht erwarten, daß die Heterosexuellen in weiteren Kreisen den Homosexuellen Sympathieen entgegenbringen und ihre Vorurteile endlich fallen lassen. Ich betone noch einmal, daß diese ganze Frage eine wissenschaftliche und vor allem eine soziale ist und daher nicht vor den breiten Volksmassen aufgerollt zu werden braucht.

Die belletristische Litteratur der Homosexualität nimmt von Jahr zu Jahr zu. Peter Hamecher ist einer ihrer offensten und streitbarsten Vertreter. In seinem kleinen Werke „Zwischen den Geschlechtern" (Zürich, Cäsar Schmidt, 133 S.) bespricht er das konträre Geschlechtsgefühl in der Litteratur der letzten Jahre. Ich nehme es ihm, als jungem Schwärmer, nicht übel, daß er eine Menge moderner Schriftsteller für sich in Anspruch nimmt, die der Bewegung absolut fernstehen. Als eigene Gedichte von ihm finden wir die übrigens durchaus unoriginellen „Bekenntnisse" eines jungen Mannes von 23 Jahren — so verrät er es selbst —, der sich interessant machen möchte. — Die Schicksale einer Gruppe von männlichen und weiblichen Homosexuellen in der Großstadt schildert Bob in seinem Romane „Die Geschlechter der Menschen" (Leipzig, Lotus-Verlag, M. 4,—). Tragische Konflikte zwischen den herrschenden Trieben der Homosexuellen und ihrem sittlichen Empfinden werden uns in glatter, fesselnder Sprache erzählt. Die eingestreuten wissenschaftlichen Erörterungen und die Zeichnung der Hauptpersonen, die mit ihrer Genauigkeit an Krankheitsberichte erinnert, lassen erkennen, daß der Autor die Dokumente der Homosexualität fleißig studiert hat. — August Niemann schildert in seinem Buche „Zwei Frauen" (Dresden,

E. Pierson, M. 2,—) den familienzerstörenden Einfluß, den eine Tribade der Großstadt auf das eheliche Leben einer Tardivhomosexuellen ausübt. Sonderbar ist dabei freilich, daß der Ehemann keinen Nervenarzt oder doch wenigstens seinen Hausarzt zu Rate zieht. Die Gestalt der Frieda Jahn ist lebenswahr gezeichnet. Sonst ist an dem Buche der den meisten Lesern unverständliche Schluß und der an schlechte Zeitungsromane erinnernde flüchtige Stil zu tadeln.

In der Uebersetzung von Johannes Gaulke liegt Oscar Wildes Künstlerroman „Dorian Gray" (Leipzig, Max Spohr, 203 S.) vor. Der Verfasser, der durch seinen Skandalprozeß im Jahre 1895 viel von sich reden machte, hat sich in einer der drei Hauptpersonen selber gezeichnet. Charakteristisch für den Ton des Buches ist ein Cynismus wie der: „Nur das Heilige ist wert, berührt zu werden." Im übrigen bedeutet der Roman eine künstlerisch tadellose Verherrlichung der Homosexualität. — Auch im historischen Roman wird diese Frage bereits erörtert. Im Lotus-Verlag (Leipzig) erschien das neueste, hier schon charakterisierte Werk von Wilhelm Walloth: „Ein Sonderling" (vgl. Sp. 174 ff.). Es behandelt das Leben eines homosexuellen Fürstensohnes der Renaissancezeit, der an seinen weibischen Schwächen zugrunde geht. Dem glänzend geschriebenen Werke jedoch wissenschaftlichen Wert beilegen zu wollen, wie es die Homosexuellen versuchen, dürfte zu weit gegangen sein. — In seinem Novellenbande „Unter Frauen" (Jena, H. Costenoble) giebt Georg Keben scharf beobachtete Momentbilder aus dem pariser Liebesleben. Die erste der beiden Novellen zeigt homosexuelle Färbung, sie steht künstlerisch nicht hoch, während die zweite „Thut es Dir leid?" ein Kabinettstück moderner Erzählungskunst genannt werden darf. — Auch Elisar von Kupffer, der Verfasser der unten besprochenen Anthologie, hat inzwischen einen Band Novellen dieser Gattung geliefert: „Doppelliebe" (Zürich, Cäsar Schmidt). Rein homosexuell ist eigentlich nur die Novelle: „Sein Rätsel der Liebe" — zugleich die schwächste des Bandes. Sonst finden wir gut abgetönte Stimmungsbilder aus der esthländischen Heimat des Dichters. Der Stil ist lebendig und edel.

In den Anthologieen der Homosexuellen ist ferner auch Elisabeth Dauthendeys Büchlein „Das neue Weib und seine Sittlichkeit" (Minden i. W., J. C. C. Bruns) angeführt (vgl. LE III, 1477). Es ist ja wahr, daß die hysterische, sexuell abnorme Heldin des Buches, die in einem rückenmarksleidenden, gelähmten Mann das Ideal ihres Lebens findet, nach dessen Tode eine kleine Szene mit einer Homosexuellen hat und auch gleiche Neigungen zu einem jungen Mädchen für die Zukunft ahnen läßt — aber im Grunde genommen predigt Elisabeth Dauthendey die sterile metaphysische Liebe der beiden Geschlechter. Der Titel ist das beste an dem Buche, weil er vieles verspricht, aber auch nur verspricht. Die Sprache ist geschraubt und phrasenreich. — Die übrigen in der Bibliographie des Jahrbuches aufgeführten homosexuellen Werke enthalten nur einige homosexuelle Citate.

Für die Heterosexuellen mit ihrem natürlichen Denken und Fühlen ist der Genuß all dieser Romane und Novellen — deren Ausstattung übrigens künstlerisch auf möglichst niedriger Stufe steht — nur abstoßend. Die Homosexualität ist und bleibt einmal eine Anomalie. Ich kann es verstehen, daß diese Degenerierten und Neuropathiker einen modernen Schriftsteller reizen können; sie geben Prachtexemplare ab für den sogenannten „medizinischen" Roman. Aber veredelnd und kräftigend wirken solche Bücher nicht; im Gegenteil, sie stiften häufig großen sozialen und ethischen Schaden. Zu wünschen wäre es, daß der Roman der Homosexuellen sich nur in den Krankenjournalen der Aerzte und in den Personalakten der Juristen fände.

Bamberg. *Dr. Theo Witry.*

II.

Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltlitteratur. Eine Sammlg. m. e. ethisch-polit. Einleitg. v. Elisarion v. Kupffer. Berlin-Neurahnsdorf, Ad. Brand. 1900.

Nachdem die psychiatrische Forschung sich einige dreißig Jahre mit dem Wesen der konträren Sexualempfindung beschäftigt hat, könnte nur noch ein Unwissender den litterarischen Aeußerungen der homosexuellen Leidenschaft mit jenem grausamen Hohn begegnen, den Heine einstmals über Platens Dichtungen ergoß. Die Wissenschaft zweifelt nicht länger, daß es sich bei der hellenischen Liebe um eine pathologische Erscheinung handelt, und daß sich der Staat, der sie mit entehrenden Strafen bedroht, mit den Forderungen der Gerechtigkeit in Widerspruch setzt. Da es sich aber nicht leugnen läßt, daß sie häufig bei Personen auftritt, die in jeder anderen Beziehung scheinbar gesund sind, ja sogar bei geistig hoch über dem Durchschnitt stehenden, genial veranlagten Naturen, so ist die Krankhaftigkeit der homosexuellen Perversion neuerdings von konträr empfindenden Schriftstellern, die nicht leicht zu einem objektiven Urteil über ihren Zustand gelangen, wiederholt bestritten worden. Auch der Herausgeber dieser Sammlung meint, es könne kein Zufall sein, daß so viele hervorragende Vertreter unserer Kulturgeschichte solche abnormen Liebesverhältnisse gepflegt haben. Er geht daher weit über die Bestrebungen hinaus, die auf die Abschaffung eines „beschmutzenden Paragraphen" des Strafgesetzbuchs gerichtet sind, und sucht aufgrund des heroischen Charakters der bekannten altgriechischen Liebesbündnisse den Nachweis zu führen, daß der Staat sich eine Quelle der Kraft entgehen läßt, solange er den homosexuellen Geschlechtsverkehr unterdrückt. Unparteiische Beurteiler werden freilich eher geneigt sein, in den perversen Leidenschaften einzelner großer Menschen nur einen neuen Beweis für die engen Beziehungen zwischen Genie und Irrsinn zu erblicken. Auch können solche Ausnahmenaturen nicht als Repräsentanten der größeren Menge der Konträren angesehen werden, denen die Männlichkeit, für die Kupffer plädiert, zumeist in erheblichem Maße abgeht. Vollends irrig ist seine Ansicht, der homosexuelle Liebesgenuß ließe sich mit dem asketischen Geiste des Christentums vereinbaren. Doch darf der Idealismus seines Standpunktes rühmlich betont werden. Es ist gewiß sittlicher, wie er es thut, die edleren Möglichkeiten eines zwar verkehrten, aber vom Willen unabhängigen Trieblebens, mit dessen weiter Verbreitung man leider rechnen muß, hervorzuheben, als den Opfern dieses Irrtums der Natur zu all ihrem Elend auch noch das Brandmal des Verbrechens aufzudrücken. — Die Sammlung selbst, obschon nicht annähernd vollständig und gegenüber den dunkleren Seiten des Problems vielleicht etwas parteiisch zurückhaltend, ist eine beträchtliche Leistung. Da dem Verfasser daran gelegen war, den von älteren Uebersetzern oft verschleierten Sinn besonders der griechischen Berichte klar herauszuarbeiten, so hatte er vieles neu zu verdeutschen, und das ist ihm wohl gelungen. Als treue und zugleich formschöne Nachdichtungen haben seine Uebertragungen Anspruch auf ungeteiltes Lob.

Potsdam. *Eduard Bertz.*

Ex oriente lux . . .

Das Abendland und das Morgenland. Eine Zwischenreichsbetrachtung. Von Hermann Frank. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 1901. 184 S.

Ein Heilungsversuch der geistigen Not der Zeit, für den der neue Arzt, der hier erstanden ist, das Arcanum aus dem Orient holt! Es ist eine Betrachtung aus dem Zwischenreich, wo die alten Götter gestürzt

sind und die neuen Altäre noch nicht errichtet, und selbst die Sprache dieser Schrift trägt Zwischenreichscharakter, sie kämpft und ringt nach Licht und Deutlichkeit und erliegt oft unter der Ideenschwere. Der Verfasser bekämpft den gewöhnlichen materialistischen Eudämonismus, indem er, über Pessimismus und Optimismus hinausgehend, sein sogenanntes „Indifferenzgesetz" aufstellt: Es giebt weder Glück noch Unglück, sondern nur Hälften von Genuß und Arbeit, deren jede eine der anderen Art beigemischt ist. Diese Hälften kann der Mensch durch freien Entschluß mit den gleichartigen „addieren", woraus dann die beiden Pole „Askese" und Genußleben entstehen. Die wahre Sittlichkeit jedoch vermeidet diese Extreme, sie ringt nach der Erkenntnis des Indifferenzgesetzes, daß es Glück und Unglück nicht giebt, und das nur in der harten Schule des Lebens begriffen wird. Es wird dann in dunklen Farben die dem rohesten Mammonismus zustrebende wirtschaftliche Entwicklung Europas geschildert, die in ihrem rücksichtslosen Ausdehnungsbedürfnis auch vor den in glücklichem patriarchalischen Kulturzustande dahinlebenden Völkern des Orients nicht Halt macht. Unter den Lösungen der orientalischen Frage, die der Verfasser für möglich hält, ist besonders die letzte bemerkenswert: Er denkt daran, daß durch Evolution aus den bisherigen Religionen eine neue hervorgehen könnte durch einen „Menschheitsvertrag", der dem rohen Fanatismus — nicht nur dem muhammedanischen — überall ein Ende bereitet. Nachdem er noch die geistige und soziale Not vorzüglich des gebildeten Mittelstandes — denn aus ihm soll das Heil kommen — geschildert, stellt er am Schluß des ersten Buches die Frage, ob denn dem Westen mit der Bekämpfung des Ostens geholfen ist, und läßt uns in die düstere Perspektive blicken, daß unsere Schmerzen nichtsdestoweniger fortdauern werden. Auf dem schwarzen Hintergrunde der europäischen Zerrissenheit und Zerfahrenheit entwirft er ein lachendes Bild orientalischen Glücks und orientalischer Zufriedenheit. Wenn ich nicht einzelne Punkte in diesem Bilde, die mir als unrichtig erscheinen, berühre, so geschieht es aus Achtung vor des Verfassers ehrlicher, warmer Begeisterung und seinem liebevollen Versenken in die einfache Größe und Majestät des Orients und seiner Menschen.

Die herrlichen Schätze der orientalischen Litteratur und Kunst sind zwar unveräußerlich, aber sie erfahren doch keine Vermehrung. Man zehrt vom Schatze, den die Väter gesammelt haben, und die Keime einer neuen Litteratur, wie sie in der Türkei heranwächst, zeugen von bedenklichem Einflusse des europäischen Geistes. Mit feinem Verständnis charakterisiert der Verfasser die orientalische Kunstauffassung (S. 117 bis 125). Ich möchte dazu bemerken, daß es auch im türkischen Kaffeehause oder in Privathäusern Poetenkonventikel giebt und daß der Türke sich in der Poesie ganz gut zu Hause fühlt (vgl. Mualim Nägi, Briefe S. 165). Nur ist sie bei ihm zu einer Art Meistergesang, einem Spiel mit der Form, vergröbert, wie auch die Meisterwerke der persischen epischen Dichtung bei den Osmanen in durch Bänkelsänger (Ašyq) hergestellten Volksbüchern kursieren.

Der Verfasser erkennt, wenn er mit der Schilderung der orientalischen Volksseele fertig ist, es an, daß diese mit großen Gebrechen behaftet ist, selbst nachdem er einige der größten wegzudisputieren bemüht gewesen ist. Er kommt zu dem Resultat, daß auch der orthodoxe Islam den schutz- und rechtlosen Unterthanen — von dem christlichen spricht er gar nicht — weder schützt noch tröstet, außer mit dem billigen Troste auf die Wonnen des Jenseits. Er findet aber, daß die Lehren des Sufismus, deren Träger die Derwische aller Denominationen sind, dem gequälten Individuum etwas Wertvolles an die Hand geben, das ihn — wir kehren wieder zum Ausgangspunkt zurück — über Glück und Unglück erheben soll. So kommt er dazu, die sufische Lehre vom Aufgehen des Ich in das Nicht-Ich mit seinem Indifferenzgesetz zu indentifizieren, muß aber doch zugestehen, daß auch dieses für unser Handeln wenig in Betracht kommt. Er fordert daher alle gleichgesinnten Seelen, denen die Heilung der großen Not der Zeit am Herzen liegt, zur Mitarbeiterschaft auf, um jenes buddhistisch-sufische Axiom praktisch zu verwerten, damit es für alle, die sich der „Kultursklaverei" entzogen haben, inmitten des drohenden Sturmes des Gesellschaftsuntergangs ein Hort und Schirm werde.

Mit Recht verteidigt er den Sufismus gegen die Beschuldigung des vulgären Pantheismus — seine Anhänger werden aber unter seinen Händen, wie mich dünkt, zu sehr idealisiert: einige Orden nahmen lebhaften Anteil an politischen Bewegungen, wie der der Bektaschi in der Türkei. Auch Fanatismus ist ihnen nichts Fremdes. Sittliche Verirrungen beweisen, daß die Liebe nicht nur als Symbol eine Rolle bei ihnen spielt.

Dieses Thatsächliche ist aber für die Zwecke des Verfassers unwesentlich. Er glaubt im Orient, dessen Erdgeruch er uns vermitteln möchte, das Sprüchlein gefunden zu haben, das die Schmerzen aller derer heilt, die, von der mammonistischen zerstörenden Unkultur Europas angewidert, sich nach einem Reiche des himmlischen Friedens sehnen. Alle diese werden sich an dem Hauche warmer Toleranz und echter Menschenliebe, der durch das Buch weht, wahrhaft erquicken. Möge er unter ihnen die gehofften Helfer finden, um das Saltanat-i- eschq, das Reich der Liebe, wenigstens in einer kleinen Gemeinschaft zu realisieren.

Konstantinopel. *Friedrich Schrader.*

Echo der Zeitungen

Auszüge.

An Weihrauch und großen Worten hat es wahrlich nicht gefehlt, als am 26. Februar Frankreich im pariser Pantheon den Ruhm seines „Gottvaters" Victor Hugo feierte, sich selbst in diesem Ruhme bewundernd. Aber auch in die vielen, allzuvielen Aufsätze, mit denen deutsche Zeitungen jener Hundertjahrfeier gedachten, mischte sich der an bewundernden Worten nie verlegene offizielle Festton. Und nun ist's wieder still, ganz still. Victor Hugo ist wieder der Name mit dem alten romantischen Klang, aber nur ein Name. Der Victor Hugo-Geist und Victor Hugo-Stil scheint unter uns ganz ausgestorben zu sein, meint Julius Hart (Der Tag 95), und alle unsere jungen Poeten haben nicht mehr jenes echte lebendige Wissen von ihm, das sich immer wieder in seine Werke versenkt, das liebt und anbetet. Und gerade Victor Hugo sei es, mit dem eine bis auf unsere Zeit wirkende Zwiespältigkeit anhebe, daß nämlich die Poesie, je innerlich ohnmächtiger sie sich im Grunde fühlt, sich desto mehr in allen Prunk der Welt hüllt, daß, je harmloser und bescheidener die Ideen sind, desto mehr die Worte und Bilder sich aufdonnern müssen, daß, je weniger Religion und Leben in dieser Kunst steckt, sie sich desto priesterlicher geberdet. Victor Hugo ist nach Harts Ausspruch die ganze Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, ist der Schöpfer und Begründer der Kunst und Aesthetik unserer Zeit, die von einem zerrissenen und gequälten Geist erfüllt ist. Sein Eklektizismus wirke in allen Richtungen und Schattierungen nach, seine Poesie sei typisch mit ihrer fast unsinnigen, wirbligen Kontrastfreude, ihrer nervösen Unruhe und Hysterie. Geschichtlich aufgefaßt, spiele sich in den halb barbarischen und ebenso überreizten und überfeinerten Versen Victor Hugos ein Völkerdrama ab: der gewaltige Zusammenstoß der germanischen und romanischen Rasse. „Ein lateinischer Geist ringt in germanischen Formen nach Ausdruck, und eine germanische Seele rüttelt wiederum an den Fesseln des lateinischen Körpers. Doch ein Leichengeruch, ein Hauch von Verwesung atmet uns

entgegen. Auf Victor Hugo folgen die Parnassiens, und die Parnassiens verwandeln sich in die Dekadenten. Von Frankreich kommt die Kunst, die sich selber Verfallskunst nennt und ihres Greisenwesens sich rühmt." Auf diesen Ton ist keiner der übrigen Gedenkaufsätze gestimmt, vielmehr bringen sie mehr oder minder eine Mischung von biographisch-ästhetischem, bekanntem Material, und es ist unmöglich, hier die im einzelnen abweichenden Meinungen besonders zu registrieren. Es gedachten dieses Tages Karl Frenzel (Magdeb. Ztg. 83), Anna Brunnemann (Neue Hamb. Ztg. 96), R. Schröder (Nordd. Allg. Ztg. 48, 49), A. Köllmann („Victor Hugo, ein Freund deutschen Wesens", Rhein.-Westf. Ztg. 151), Irma v. Troll-Borostyáni (Hamb. Nachr. 48), Dr. Erich Meyer (Tägl. Rundsch., Beil. 46, 47), Alexander Frhr. von Gleichen-Rußwurm (Nat.-Ztg. 136), Eugen Holzner (Tägl. Anzeiger, Elberfeld 48), Felix Vogt (Frankf. Ztg. 56), Hans Benzmann (Berl. N. Nachr. 95), Alfred Semerau (Wiss. Beil. z. Leipz. Ztg. 24), G. Beaujon (Allg. Schweiz. Ztg., Beil. 8, 9), Theodor Wolff (Zeitgeist 8, 9), E. Jaloux (Prag. Tagbl. 53), M. Wittich (Unterhaltg.-Bl. d. Vorwärts 40), F. Ludwig (Oestr. Volks-Ztg. 56), Bernhard Heller („Victor Hugo als Ungarnfreund", Pest. Lloyd 48), Feiget (Deutsch. Volksbl. 4722), Egon v. Komorzynski („Victor Hugo und die deutsche Romantik", Wien. Abendpost 46), Henry Wenden (Wien. Morgen-Ztg. 56), Franz Georgi (Ostd. Rundsch., Wien 56), Karl Eugen Schmidt („Die Jahrhundertfeier für Victor Hugo", Bresl. Ztg. 154), A. J. G. (Wiener Fremdenbl. 56), O.—l. (Arbeit.-Ztg. 56), Prager „Politik" (56), Dtsch. Ztg. (Wien, 10831), N. Zürich. Ztg. (57, 58), N. Fr. Pr. (13470), Basler Nachr. (56) u. v. a.

Gegenüber diesem Aufgebot journalistischer Kräfte nimmt sich die Anzahl der Aufsätze, die andere Tote oder Lebende zu feiern unternahmen, natürlich recht bescheiden aus. Von ihnen galten zwei dem siebzigjährigen Maximilian Schmidt, dem oberbayerischen Volkspoeten („Ein bayerischer! Dorfnovellist", Fr. Wichmann, Basl. Nachr. 55, und A. Dreyer im „Sammler" der Augsb. Abendztg., 22), drei sprachen ihre Glückwünsche dem Verfasser der köstlichen „Maikäferkomödie" und der „Muse des Aretin", dem sechzigjährigen Joseph Viktor Widmann aus (Carl Spitteler, „J. V. Widmanns Elternhaus", N. Zürich. Ztg. 50, Fritz Marti, ebenda 51, und H. Stegemann; Basl. Nachr. 50), und den letzthin erwähnten Aufsätzen zu Carl Costas 70. Geburtstage ist noch einer (N. Wien. Tagbl. 46) nachzutragen. — In einem Gedenkblatt zum 75. Todestage charakterisiert J. Wiese „Pestalozzi als Schriftsteller" (Nordd. Allg. Ztg. 41), während sich mit seinem Zeitgenossen Maximilian Klinger, dessen 150. Geburtstag am 15. Februar wiederkehrte, wiederum mehrere Feuilletons beschäftigten. Ueber seine Sturm- und Drangjahre berichten E. Fl. („F. M. Klinger und seine Jugenddramen", Dtsch. Volksbl., Wien 4715), seine Landsmännin Elisabeth Mentzel („Der junge Friedr. Max. Klinger", Frankf. Ztg. 46), Hans Zillich (Nat.-Ztg. 109) und Carl Müller-Rastatt (Neue Hamb. Ztg. 80), sein ganzes Leben und Schaffen betrachtet dagegen Leo Berg (Beil. z. Voss. Ztg. 7, 8), dabei auf Goethes Lebenslauf und Entwickelung verweist. — Vom goethischen Pater Brey, dem falschen Propheten, Franz Michael Leuchsenring, der vor 75 Jahren in Paris, längst ein müder Mann, starb, erzählt die Nordd. Allg. Ztg. (Beil. 39). — Goethe selbst erscheint nur zweimal in dieser Berichtszeit. Seinen römischen Aufenthalt schildert Julius Riffert („Goethe in Rom", Wiss. Beil. z. Leipz. Ztg. 20), und die „Erlebnisse Fausts in Frankreich", das heißt eine kurze Wiedergabe einiger im Mercure de France veröffentlichten älteren Urteile über das Werk giebt A. Eloesser (Voss. Ztg. 89). — Der älteren Litteraturgeschichte gehören ferner einige Feuilletons an, so von E. Hügli eine Analyse des „24. Februar" von Zacharias Werner (Sonntagsbl. d. Bern. Bund 6, 7), von Günther v. Freiberg eine Schilderung von „Hamerlings Jugendliebe" (Nation.-Ztg., Sonnt.-Beil. 7), ein Aufsatz, der auch auf das demnächst zu enthüllende Hamerling-Denkmal in Graz hinweist, während Joseph Allram für ein „Hamerling-Denkmal in Wien" plädiert (N. Wien. Tagbl. 47). — Erweitert zu Lebensbildern sind die Besprechungen einiger Werke über Anzengruber und Eduard Mörike. Auf Grund der bettelheimschen Ausgabe zeichnen Karl Berger (Dtsch. Welt 20) und Monty Jacobs (Der Tag 93) jenen nach seinen Briefen, auf Grund der Biographieen von Harry Maync und Karl Fischer verfolgt C. F. van Bleuten den Entwickelungsgang Eduard Mörikes (Der Tag 79).

* *

Die gegenwärtige Litteratur fand in diesen Wochen reiche Beachtung. Ihre historische Entwickelung der letzten zwanzig Jahre wurde vornehmlich an der Hand von Michael Georg Conrads Buche „Von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann" (Leipzig, H. Seemann Nachf.) behandelt und dabei Conrad als ausgesprochen heroischer Geist, als echt deutscher Idealist und als eine ehrliche, unermüdliche Kampfesnatur gepriesen (Ostdtsch. Rundsch., Wien 52; Dtsch. Volksbl. 4719; Dtsch. Ztg., Wien 10827). Neben diesem Buche wurden die beiden Werke über „Nietzsches Ethik" von Hans Bélart und über „Nietzsche und die deutsche Litteratur" von Hans Landsberg in einem Aufsatz besprochen, der sich „Von Anfang und Ende des Naturalismus" betitelte (Karl Trost, Nordd. Allg. Ztg. 40). — Das Drama dieser Epoche, das Heinrich Bulthaupt in seiner „Dramaturgie des Schauspiels der Gegenwart" historisch-kritisch betrachtet, fand in einer ausführlichen Kritik dieses Werkes Berücksichtigung (Beil. d. Hamb. Corresp. 4). — Sonst ist von Artikeln über einzelne Dramen zu nennen ein begeistertes Lob, das Adolf Schwayer dem „Sonnwendtag" Karl Schönherrs spendet — er nennt das Drama einen Markstein der gegenwärtigen Litteratur — (Wien. Ostd. Rundsch. 51), eine ablehnende Beurteilung von Franz Kranewitters meist herzlich begrüßtem „Andre Hofer" durch L. Lipschütz (Wien. Reichswehr 2891), weiterhin eine Besprechung von Georg Engels „Ueber den Wassern", in der Julius Hart zu ernsten, wenig erfreulichen Worten Anlaß findet: „Alles, was die Neuen und die Modernen in den Achtzigerjahren so zornig bekämpften, den Pseudoidealismus, die papierne Phrase, die Verlogenheit der Charakteristik, das Theaterspiel: das feiert in diesem Drama fröhliche Auferstehung . . . Täuschen wir uns nicht! Wir haben den Kampf gegen die Lüge und die Dummheit, gegen die Konvention und gegen das Publikum gründlich — gründlich verloren. Wir stehen heute genau wieder dort, wo wir damals standen, und die, die einst der Lindaus höhnisch spotteten, sind inzwischen selbst zu Lindaus geworden. Was Kunst? Was Religion? Aufs Geschäft kommt's an!" (Der Tag 93).

Die Brücke von den neueren Dramatikern zu den Lyrikern schlägt ein Feuilleton über Hugo von Hofmannsthal, dessen Kunst Johannes Volkelt als ein seltsames Schweben zwischen Raffiniertheit und Naivetät, zwischen Ueberwachheit und Träumerei definiert (Leipz. Tagebl. 92). — Von Vertretern moderner Lyrik werden Hermann Friedrichs von Max Nentwich (Dtsch. Heim 20), Detlev von Liliencron von H. Ströbel (Die Neue Welt 7, 8) und Gustav Falke von W. Lobsien charakterisiert (Itzehoer Nachr. 43). Jener kritischen Gesamtübersicht über das Drama der letzten zwanzig Jahre entsprechen die „unbefangenen" Betrachtungen von Theodor v. Sosnosky, der in der Form von „Wir Unmodernen" über „Sezessionslyrik" (also Dauthendey, Dehmel, Bierbaum, Hofmannsthal, Karl Wolfskehl, Stefan George, Arno Holz und Alfred Mombert) spricht und in ihr eine secessio des guten Geschmacks und des Verstandes erblickt (Beil. z. Allg. Ztg. 41, 42). — Von österreichischer Lyrik werden die Gedichte von Anton Renk „Ueber den Firnen — Unter den Sternen" (F. Ullrich, Ostd. Rundsch., Wien 20) und Adolph Donaths „Mensch und Liebe" (A. Munk, Wien. Extrap. 1047) eingehender behandelt. — Angereiht sei hier noch eine Studie von K. Warmuth über „Martin Luther in der neueren Lyrik" (Wiss. Beil. z. Leipz. Ztg. 21) sowie ein Bericht

über einen „Karl Stieler-Abend des Lesezirkels Hottingen", an dem der Bruder des Verstorbenen, der münchener Maler Eugen v. Stieler ein Lebensbild des Dichters und Menschen entwarf (N. Zürich. Ztg. 54).

Ueber Romane erschien nur eine einzige größere Besprechung, die hier der Erwähnung bedarf. „Ein Ketzerbuch" nennt Marie Herzfeld die kulturhistorische Erzählung der Baronin Handel-Mazzetti „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" (vgl. LE III, Sp. 19 ff.), ein „wichtiges Dokument unserer Tage, das Symptom eines Katholizismus, der sich zusammenrafft nicht blos zu politischem Leben, sondern auch zu geistiger Vertiefung" (N. Fr. Pr. 13470). — Auch sonst war von schriftstellernden oder in die Litteratur durch ihre Persönlichkeit eingreifenden Frauen mehrfach die Rede. Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen, ihr Leben und ihre Werke betrachtet Paul Michaelis (Frankf. Ztg. 53), ein Charakterbild von „Schillers Lieblingsschwester" Christophine zeichnet die „Post" (87), und der heimgegangenen Witwe Theodor Fontanes, Frau Emilie, gelten zwei Feuilletons von Otto Pniower („Emilie Fontane", Der Tag 85) und F. Düsel (Theodor Fontanes „Mielchen". Dtsch. Ztg., Berlin 43).

* *

In die ausländische Litteratur leiten mehrere Aufsätze, die sich mit Französinnen beschäftigen. Von dem „vielköpfigen Ungeheuer Madame Marie Létizia de Rute-Rattazzi-Solms-Wyse-Bonaparte", der einst berühmten und begabten Abenteurerin, Schriftstellerin und Politikerin, die am 6. Februar in Paris gestorben ist, erzählt S. Münz Biographisches (N. Fr. Pr. 13461), während Lina Morgenstern sich mit dem Bericht über eine Gesellschaft „bei Frau de Rute" begnügt (Voss. Ztg. 87). — Den „Roman der Brettlsängerin", Yvette Guilberts „La vedette" bespricht W. Fred (Berl. Tagebl. 97). — Weiterhin gehören dem französischen Schrifttum an die Schilderung eines Besuches bei Paul Hervieu, „dem Dichter der eleganten Welt" (E. St., Budap. Tagbl. 46), eine Plauderei von Rudolf Lothar über „Die Kunst des Interviews", als deren Meister Jules Huret vom pariser Figaro anläßlich seiner jüngst erschienenen Bücher „Loges et coulisses" und „Tout yeux, tout oreilles" gepriesen wird (N. Fr. Pr. 13463). — Italien vertritt d'Annunzio, dessen Aufnahme in Berlin Eberhard Kraus prüft („d'Annunzio und seine berliner Gemeinde", Dtsch. Warte 47 B) und ein Aufsatz von Martha Reif-Busse über „Sizilianische Volkslitteratur" (Frankf. Ztg. 49); von Holländern wird ebendort (54) der Aufenthalt „Multatulis in Wiesbaden" durch Paul Raché geschildert. — „Die Entwickelung August Strindbergs" (vgl. LE IV, Heft 9) verfolgt Josef Theodor (Bresl. Ztg. 145). — Aus der slawischen Litteratur wird zunächst ein „Gebet, um in jungen Jahren zu sterben", das sich im Nachlaß des polnischen Dichters Sigismund Grafen Krasinski fand und mit anderem handschriftlichem Material in Warschau herausgegeben ist, von dem N. Wien. Journ. (2988) abgedruckt, sodann erfahren die drei bekanntesten lebenden Schriftsteller Rußlands mehrfache Beachtung. Einen „Besuch in Tolstois Heim" schildert Alfred Jensen (N. Zürich. Ztg. 47, 48, 49), eine Parallele zwischen „Ruskin und Tolstoi" zieht — auf das Vorbildliche beider hinweisend — Edmund Alkalay (Zeitgeist 7), „Russisches und Europäisches in Tolstois Dichten und Denken" deckt Otto von Maaß auf (N. Stettin. Ztg. 88), und zwei Briefe Tolstois an einen orthodoxen Priester und einen französischen Pastor veröffentlicht der „Tag" (89). — Mit „Anton Tschechoffs Dramen" befaßt sich das N. Wien. Tagbl. (54) und mit „Maxim Gorki und seinem neuen Theaterstück" — Bilder aus dem Leben der Familie Bessmenow — N. Golant (N. Fr. Pr. 13470). — „Litterarisches Allerlei aus England" bringt schließlich die Voss. Ztg. (93), dabei auch auf die Shakspere-Bacon-Frage hinweisend, die in einem eigenen Aufsatz Th. Marx (Augsb. Abendztg., Der Sammler 20, 21) prüft.

* *

Allgemeinere Themen wurden auf dem Gebiete des Theaterwesens behandelt. „Von der Regie" — besonders der „Inszene" des Uebernatürlichen und geschichtlich treuer Darstellung des Milieus — spricht Carl Hagemann (Rhein.-Westf. Ztg. 148), von „Theaterkünsten", vor allem der Kostüm- und Dekorationsfrage, F. X. Harlas (Prag. „Politik" 45) und von der „Schauspiel-Musik" Wilhelm Stark (Wien. Allg. Ztg. 7187). „Eine intime Bühne", d. h. Reformgedanken auf dem Gebiete des modernen Theaters regt wieder einmal Hans Alfred von Tschebulz an, indem er sogenannte intime Abende eingerichtet sehen möchte, zu denen nur die Verfasser der neuen Dramen, die Referenten der verschiedenen Blätter, die Schauspieler und ein sich als solches ausweisendes Stammpublikum (?) Zutritt hätten. Nach der Vorstellung solle dann nach Art der Gerichtssitzungen über jedes neue Stück abgeurteilt werden, wobei der Autor die Rolle des Verteidigers, zwei gewählte Fachschriftsteller die des Staatsanwaltes und das Publikum die der Geschworenen zu übernehmen hätte (Wien. Reichsp. 37). — Ueber Zweck und Ziel der „Bunten Bühne", wie sie der Kunstwart zunächst am prager Landestheater durchzusetzen sich müht, läßt sich als Eingeweihter Richard Batka vernehmen (Bohemia 42), und einen „Rückblick auf Goethebund und Ueberbrettl" giebt in kurzen Zügen Fritz Lienhard (Dtsch. Welt 21). — Schließlich sei noch als eine Art Nachruf ein Aufsatz von Leopold Schönhoff „Pierson und das deutsche Schauspiel" erwähnt (Tag 83), in dem im Anschluß an die Nekrologe auf den eben verstorbenen Intendanturdirektor die Schwierigkeit betont wird, bei der Rücksicht auf höfische Kunst und Durchschnittspublikum ein künstlerisch wertvolles Programm durchzuführen.

Dr. Paul Legband.

„Vergleichungskunst und Vergleichungskünsteleien." Eine stilistische Studie von Alfred Beetschen (Beil. z. Allg. Ztg. 46).

„Eine Akademie der deutschen Sprache." Von Eduard Engel (Berl. Tagebl. 107). Erklärt den Wunsch nach einer solchen für müßig und sieht als einziges Rettungsmittel die Schule an.

„Die mährische Comenius-Bibliothek" [in Brünn]. Von Dr. Karl Fuchs (Wien. Ztg. 39).

„Das Reich der Phantasie und das Volk der Dichter." Von Dr. A. Gercke (Beil. z. Allg. Ztg. 38, 39). Tritt für innige Pflege des Gemütes und der Phantasie der Jugend ein.

„Wilhelm Hertz als Gelehrter." Von Wolfgang Golther (Beil. z. Allg. Ztg. 48).

„Ueber die Begriffe: Mittelalter, Renaissance, Romantik und Moderne." Von Richard v. Kralik (Wien, Vaterland 53).

„Assisi, ein Heiligengedicht." Von M. Marasse (Nat.-Ztg. 127, 133). Erinnerungen an die umbrische Bergstadt, in denen auch Goethes, Dantes, Gabriele v. Humboldts u. a. gedacht wird.

„Indische Renaissance." Von Leopold v. Schroeder (Beil. z. Allg. Ztg. 46). Erwartet von der im letzten Jahrhundert so reich entwickelten Indologie Segnungen für die Geisteswelt der Zukunft.

„Die Meister des deutschen Briefes." [Klaiber und Lyon.] Von Karl Strecker (Tägl. Rundsch., Beil. 45, 48—50).

Echo der Zeitschriften

Deutsche Arbeit. (Prag-München.) 1, 3—5. Auch diese Hefte der neuen deutsch-böhmischen Monatsschrift bringen zahlreiche wertvolle Beiträge aus den verschiedensten Gebieten, und für jeden Monat eine gedrängte Uebersicht über das gesamte deutsche Kulturleben in Böhmen. — Von den litteraturgeschichtlichen Aufsätzen ist besonders hervorzuheben eine auf mehrere Fortsetzungen berechnete Darstellung der deutschen mundartlichen Dichtung in Böhmen von A. Hauffen, der zunächst in einer Einführung die Geschichte, Ver-

breitung und Bedeutung der mundartlichen Dichtung überhaupt bespricht und dann, nach Dialektgruppen geordnet, die Dichter des Böhmerwaldes (Nr. 3) und des Egerlandes (Nr. 5) kritisch würdigt und mehrere (teilweise noch ungedruckte) Proben beibringt. — Nr. 3 enthält außerdem eine Festrede von Rudolf Richter über die Beziehungen Goethes zu Elbogen: wo der Dichter einen seligen Geburtstag (1823) mit Ulrike von Levetzow gefeiert hat, und eine Auswahl und Würdigung alter Weihnachtslieder aus der iglauer Sprachinsel von J. Stibitz. — In Nr. 4 erörtert R. von Kralik feinsinnig den Begriff Volkspoesie, bespricht A. Sauer die letzten Dichtungen R. M. Rilkes, in Nr. 5 eröffnet R. Wolkan eine geschichtliche Darlegung der deutschen politischen Dichtungen in Böhmen vom Mittelalter bis herauf ins 17. Jahrhundert.

Die Insel. (Leipzig.) III, 5. Ueber seine so überaus kurze Thätigkeit am Trianontheater unter dem berliner Stadtbahnbogen verbreitet sich Otto Julius Bierbaum in einem Nekrolog auf seine Schöpfung, deren künstlerische Qualitäten überhaupt nicht abzuwägen seien, da es ihm nicht vergönnt war, Absichten zur That reifen zu lassen. Kunst und Portemonnaie! In diesem Zwiespalt stecke die Krankheit, der das Trianontheater erlegen sei. Nicht daß die Künstler am wenigsten mit ihrer Kunst verdienen, sondern daß eine Gesellschaft m. b. H., also Leute, die zu der Kunst ein geradezu feindseliges Verhältnis haben, sich an ihr plump vergreifen und sie als Geldgrube ausbeuten wollen, sei das Erbärmliche und am Untergange des Trianontheaters schuld. — In wenigen Monaten kehrt der achtzigste Geburtstag von E. T. A. Hoffmann wieder. Hans von Müller kündigt für diesen Tag zwei Bände mit reichem biographischem Material an und veröffentlicht daraus vier Briefe, einen an Friedrich Speyer, der für Hoffmanns Biographie und Charakteristik wertvoll ist, einen zweiten an Adolf Wagner und sodann zwei Billets an Ludwig Devrient, Hoffmanns treuen Freund und Zechkumpan. Zugleich ergeht an deutsche Verleger der Aufruf, es möge sich einer rechtzeitig melden, um die siebzehn Kreislerfragmente mit Beifügungen fünf kleinerer Kompositionen und einiger Bilder in sehr guter, kostbarer Ausstattung herauszugeben.

Das Magazin für Litteratur. (Berlin.) LXXI, 5. Einer der wenigen, denen die Erkenntnis des unergründlich geheimnisvollen Lebens nicht nur in flüchtiger Stunde bewußt ward, sondern zu dauernder Lebensauffassung wurde, ist nach Ilse Mautners Ansicht Gustaf af Geijerstam. Nicht wie Maeterlinck sehe er hinter allen Erscheinungen das Wunderbare auftauchen, sondern ihm sei das Leben selbst das Unergründliche, Wunderbare, das Leben mit seinen Geheimnissen, an denen die Menge vorübergeht. Wie Geijerstam jedes Leben des Schablonenhaften entkleide, jedes Leben als ein individuelles empfinde, zeige sein neuestes Buch vom Brüderchen, das wieder wie ein tiefstes Bekenntnis eigener Erlebnisse und verborgener Empfindungen berühre. — Carl Spittelers „Olympischer Frühling", dessen zweiter Teil das reife, reiche Epos zum Abschluß bringt, wird von Kurt Holm besprochen, und Hermann Türcks „Der geniale Mensch" von Carl Werner mit Emersons „Representative men" verglichen, zugunsten jenes Werkes (6). — Den schlesischen Poeten Hermann Stehr charakterisiert W. Leutrodt als einen Naturalisten des Innenlebens (7). Man finde bei ihm die für den psychischen Naturalismus typische Grundstimmung des individualistischen Fatalismus; den typischen Stoff: Abnormitäten der Seele; die typische Form: psychologische Analyse, aber weiter entwickelt, fortgebildet, bereichert, umgewandelt. — Aus dem achten Heft sei ein kurzer Aufsatz von Camille Saint-Saëns „Dichtkunst gegen Tonkunst" verzeichnet, der sich mit dem Verhältnis dieser beiden Künste befaßt, einen sich immer schärfer herauskehrenden Gegensatz zwischen ihnen erkennt, und den Anhängern beider Künste empfiehlt, sich in das Wesen der anderen Kunst tiefer zu versenken, um aus gegenseitiger Verständigung Vorteil zu ziehen.

Die Nation. (Berlin.) XIX, 19. Der Dichter des „Vater" und des „Fräulein Julie", der Verfasser der „Beichte eines Thoren" und der „Legenden", der Naturalist und spätere Romantiker und Mystiker Strindberg betritt als Fünfzigjähriger nun schon zum zweiten Male den Boden der Historie und schreibt Geschichtsdramen, deren Berechtigung er früher wohl zornflammend bestritten hätte. Albert Geiger sieht darin eine durchaus erfreuliche, weitere Etappe dieser wechselvollen Natur. („Ein geschichtliches Drama Strindbergs".) Den alten mystisch-romantischen und religiösen Zug hat Strindberg in seinem klar geschauten und entworfenen „Gustav Adolf" nicht verleugnet, er hat ihn vielmehr in diese Sphäre außerordentlicher Personen, buntester Geschehnisse und der von widerstreitenden religiösen Meinungen förmlich geschwängerten Atmosphäre aufs Glücklichste hineingebracht, so daß aus dem religiösen Hin und Her und Für und Wider des Dramas als letzte Schlußtendenz die Mahnung sich auslöst: es giebt nur eine Religion, die der Liebe. — Ernst Zahn, den Verfasser des jüngst erschienenen Romans „Albin Indergand", charakterisiert G. A. Pahlen. Zahn erscheint ihm neben Meinrad Lienert, dessen Erzählungen „Wildleute" zugleich besprochen werden, als echter Repräsentant der „Schweizer Dichtung", deren Vorzüge darin bestehen, daß ein frisches Drauflosgehen, eine gesunde Willenskraft, Unerschrockenheit, kurz, ein ungefüges Heldentum ihren Gestalten eigen ist. Dabei sei Lienert der leichtfüßigere, lustigere, der jodelt, wenn Zahn einen Choral anstimmt, der frozzelt, wenn dieser predigt. Auch stehen Lienerts Gestalten mehr auf wirklichem Boden, während Zahn seine Personen in eine gewisse dichterische Höhe hebt. — Solche Beobachtungen, rein auf Formales angewandt, führen Theodor v. Sosnosky dazu, im allgemeinen über „die Sprache der Roman-Menschen" (20) Randbemerkungen eines „kritischen Romanlesers" zu machen, das heißt eine nicht gerade aus Meisterwerken deutscher Prosa zusammengerafft Blütenlese unwahrer Monolog- und Dialogstellen zu geben. — Alfred Kerr spricht von Alfred Capus „Glück", dessen Kern er eine stille Pleite vor dem Lebenskampf nennt; er sieht in Capus einen Repräsentanten der Flachheitskunst, also immerhin einen Fortschritt gegenüber dem letzten Stadium des französischen Dramas, das ein Spitzfindigkeitsdrama, Aeußerlichkeitsdrama war. — In Nr. 21 charakterisiert Sigmar Mehring in einem mit Proben durchsetzten Aufsatz „Viktor Hugo als Lyriker".

Die neue Zeit. (Stuttgart.) XX, 18—20. Theodor Lessing reiht eine längere Folge von Aufsätzen „Ueber Goethe" zusammen. Er kommt dabei auf die verschiedenen männlichen Typen in den goethischen Dichtungen zu sprechen und sieht in Goethes menschlicher Vereinigung jener Gegensätze das Meisterwerk einer bewundernswerten Lebenskunst, er prüft seinen inneren und äußeren Stil im Vergleiche zu Schillers Art, er spricht — aber keineswegs in moralischem Sinne — von der Ehelüge des größten deutschen Dichters, untersucht Goethes Wesen, in dem er ein starkes Ueberwiegen romanischer oder keltischer Art findet, und wirft die Frage auf, ob „Goethes Auge nicht vielmehr das eines großen Malers und Plastikers gewesen sei, als das eines Dichters, dessen Sprache die Musik der Wesen spiegelt". Damit verwandt ist die Frage, ob Goethe ein Dramatiker war und warum nicht. Der Verfasser nennt ihn zu glücklich für das Drama. „Zeiten voll hoher Gesinnungen sind die tragischen Zeitalter; aber in Lyrik, Epik und Musik übertreffen uns romanische Völker, die gesinnungs- und wissensärmer sind als wir. Goethe meißelte an sich, wie ein Bildhauer an seiner Statue, aber niemals geißelte und quälte er sich als Mönch. Seine Gestalten sind tüchtig und brav, nicht aus hohen Gesinnungen heraus, sondern aus Widerwillen gegen unsaubere und häßliche Zustände, aus Geschmack." Diese Betonung von Goethes

rein ästhetischem Lebensideal, das dem deutschen zerrissenen, dissästhetischen Volke fehle, enthält zugleich die Tendenz des Aufsatzes: Goethe, ein Mensch aus einem Gusse, unangekränkelt vom Zwiespalt des Innen- und Außenmenschen, in die Welt sich findend und das Leben suchend, thut uns allen not.

Nord und Süd. (Breslau.) Märzheft. Die vorliegende Nummer, mit der die Zeitschrift das erste Vierteljahrhundert ihres Bestehens beschließt, enthält zwei Beiträge zur französischen Litteratur. In dem in Deutschland weniger bekannten Romanschriftsteller Jules Case erkennt H. L. einen feinen Geist, der still die eigene Straße innerhalb hergebrachter Formen geht, und dessen persönliches Leben und Wirken sich in einer Reihe gleichmäßig vollendeter Arbeiten geäußert hat. Ueberwiegend sind es Romane zeitgenössischen Inhalts, die Case schreibt, Romane, in denen die Beobachtung des Seelischen in reicher Instrumentation, meist aber mit einer schwermütigen Vorliebe für das Schmerzliche vorwalte. Der Melancholie habe sich Jules Case anvertraut, der stets schmerzlichen Gedankenschwangerschaft, aus der sich doch einmal die führenden Ideen alle fröhlich entwinden. Vor allem sein tragischer Liebesroman „Promesses" sei ein Zeugnis dieser wehmütigen Vertiefung in die Trübnis. Und mitten hinein in diese schweren, ernsten Hauptmotive klingen mitunter feine, anmutige Weisen, die wie zierliche Muster in großen, farbenreichen Teppichen wirken. — Einen Ueberblick „über das französische Chanson im 19. Jahrhundert" giebt Paul Bornstein. Er hebt zunächst den dauernden historischen Wert der französischen zeitpsychologisch und kulturell gefärbten Chansons hervor, um dann aus der Fülle des Materials das Wesentlichste einzeln zu berühren. Da sind zunächst die Revolutionslieder, die durch Napoleons Verbot verdrängt werden, so daß für Trink- und Liebeslieder freierer Spielraum geschaffen wird; da ist unter den Poeten dieser Gattung vor allem Désangiers, der Schöpfer des Mädel-Typus, den Béranger und Musset mit seiner Mimi Pinson weiter ausgebildet haben, da leben dann die alten stürmischen Lieder der Revolution wieder neu auf, es entsteht gegen Mitte des Jahrhunderts das sozialistische Lied, die chanson ouvrière, es bildet sich vor dem Sturz des zweiten Kaiserreiches eine tolle Demimonde-Lyrik aus; der deutsch-französische Krieg weckt zahllose Poeten, die voller Haß und Leidenschaft und Ruhmsucht Soldatenlieder singen, und schließlich entsteht das Gassenlied, das soziale, naturalistische der Aristide Bruant und Xanrof, Lieder, von einzelnen erfunden und von der Masse des Volkes gepfiffen, geträllert, gesungen.

Westermanns Monatshefte. (Braunschweig.) Märzheft. Den Lebenslauf Victor Hugos als Entwicklung seiner geistigen Form zeichnet in großen Linien Hugo von Hofmannsthal. Er geht diesem reichen Dasein durch eine phantastische Kindheit, eine glänzende und angespannte Jugend, ein thätig parteilich bewegtes Mannesalter bis an die Schwelle eines majestätischen und fruchtbaren Greisenalters nach. Alles, was er im Manne sieht, findet er bereits im Kinde. Als Knabe sehe Victor Hugo die alte spanische, adelige und katholische Kultur. Er träume sich selbst hinein in die alten Gestalten dieser Säle und Galerieen. Und „in diesen kindlichen Ausschweifungen der Phantasie rührt sich das, was die geheime innerste Treibkraft ausmachen soll für jene späteren glänzenden Ausschweifungen der Phantasie, die man die Werke des Dichters nennen wird . . . Aus der fascinierenden Antithese dieses Dastehens als ein Eindringling, dieses Verflochtenwerdens in fremde, uralte, prunkvolle Schicksale, dieses Fremd- und Daheimseins gehen die Keime jener berühmten Antithesen hervor, die wir als die Schicksale des Hernani, des Ruy Blas, des Findlings Didier kennen" . . . Und in der Erde des üppigen, verwilderten Gartens, der zu Victor Hugos pariser Wohnung nach dem spanischen Aufenthalt gehörte, „da wurzelt die wundervolle Intimität Hugos mit den Bäumen und den Blüten, den Vogelnestern und den Sternen, wurzeln jene Tausende von Verszeilen mit ihrer magistralen Fülle und Gedrängtheit, jene Tausende von Metaphern, in denen das Leben der Natur in seiner gesteigerten, sinnbildlichen Leuchtkraft aufgefangen ist". Dazu die Befruchtung des Geistes und der Phantasie durch Lektüre, „Verschmelzung zahlloser traumhafter Gestalten mit dem lebendigen Traume der Natur, dieser Gestalten aus den Büchern, ihrer aller Verschmelzung sodann mit der Sehnsucht der Sternennächte, mit den Spielen der Sonne und des Schattens: das mag die Arbeit des gärenden Kopfes in jenen Jahren gewesen sein; und die Fülle der Gestalten, so innig verschmolzen mit der Fülle der Naturerscheinungen, daß die gemalten Hintergründe des Theaters zu enge werden, daß dramatische Konzeptionen in episch-lyrischen, manchmal in dithyrambischen Formen sich ausleben müssen: das ist die Signatur der reifsten und machtvollsten Kunstwerke des Dichters Victor Hugo. So schließt sich hier der Zauberkreis der Kindheit, wie er soll: nichts wird später in dem Manne sein, was nicht in dem Kinde war."

Zeitschrift für Bücherfreunde. (Leipzig.) V, 11. Zu den zahlreichen von Appell in seinem Buche „Werther und seine Zeit" sowie den von Goedeke aufgezählten Wertheriaden steuert Paul Seliger elf neue „Unbekannte Nachahmungen von Goethes Werther" bei. Darunter ist zunächst bemerkenswert ein 1777 entstandenes „gräßliches Minnelied in zehn Vorträgen", betitelt „Die Leiden des alten Görge". Es ist eine derbe, in Holzschnittmanier ausgeführte Parodie Werthers, übrigens das einzige bekannte Beispiel einer Nachahmung in Versen. Wie Werther selbst, in Briefform geschrieben, ist „Alberts merkwürdigstes Lebensjahr" (1786), eine wirre, von zehn verschiedenen Liebesgeschichten durchkreuzte Erzählung, desgleichen „Isabellens Leiden" (1788), angeblich aus dem Französischen übersetzt. Dem Vorbild weniger nahe stehen „Albert der Selbstmörder" (1795) und Heinrich Möllers „Selbstmord und Raserey, die Folgen der zärtlichsten Liebe" (1798). Das bedeutendste aller durch Werther beeinflußten Werke nennt Seliger ein Buch von Saul Ascher, „Rousseau und sein Sohn, oder der Selbstmörder zu Ermenonville" (Berlin, 1809). Ascher knüpft wie Goethe an einen thatsächlichen Vorgang an, macht den unglücklichen Selbstmörder, dem mehrere Personen eine äußere Aehnlichkeit mit Rousseau zusprachen, zum Sohne Rousseaus, den dieser einem Findelhause anvertraut hatte, und schildert nun die sich immer steigernde Verdüsterung seines Helden, der wie Werther erst durch hinzutretende neue Konflikte zum Selbstmörder wird. Zwei weitere Geschichten, deren erste ebenfalls in Briefen vorgetragen ist, bedürfen nur der Erwähnung: „Resignation oder Aurorens Leiden" (o. J.) und Joseph Richters „Luise und Rosenfeld, ein Gegenstück zu Werthers Leiden" (ebenfalls ohne Jahr). Von fremdsprachlichen Nachahmungen führt Seliger zwei französische an, eine in Briefform, „Edmont et Cécile, ou le nouveau Worther, par P. V. V." (1804), die andere eine entsetzlich alberne Fortführung der bekannten Posse von Duval und Rochefort unter dem Titel „Le retour de Werther, ou les derniers éfranchements de la sensibilité", in Paris 1820 aufgeführt, sodann ein italienisches „Melodramma tragico in tre atti" von Leopoldo Farnese (Musik von Raffaelle Gentili) unter dem Titel „Werther" (1864). Werther, „nobil giovine e distinto poëta" ist mit Sofia, der Tochter des Barons von Sesenheim (!) verlobt. Carlotta ist die Gemahlin des Conte Alberto di Volheim. Außerdem tritt noch ein Freund Alberts, Schmidt, auf. — Erwähnt sei aus dem 10. Hefte noch ein Aufsatz von Rudolf Schmidt, „Die Baedeker. Zum hundertsten Geburtstage Karl Baedekers", in dem sich mancherlei Notizen zur Geschichte des Buchhandels und der Zeitungen finden.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. (Leipzig.) XVI, 1, 2. „Die Pflanzenfabel in der neueren

deutschen Litteratur" verfolgt ausführlich August Wünsche, nachdem er über ihre Art und Entstehung einige einleitende Bemerkungen gemacht hat. Ebenso wie die Tierfabel ist die Pflanzenfabel aus scharfer Beobachtung geboren. „Mitten in die Vegetation hineingestellt, lernte der Mensch das Wesen und die Eigentümlichkeiten der Bäume, Sträucher und Blumen kennen und entdeckte manche Seite an ihnen, die für sein eigenes Leben für sich allein oder mit anderen Menschen zusammen sinnbildlich war, insbesondere die sein Denken, Fühlen, Wollen und Handeln abbildete. Er verlieh ihnen Sprache, Einsicht und Urteil." Unter den deutschen Dichtern der vorklassischen Zeit werden von Hagedorn bis Lessing hauptsächlich Gleim, Gellert, Lichtwer, Pfeffel, Zachariä, Johann Gottlieb Willamow und einige minder bekannte, von Dichtern der klassischen und späteren Zeit Lessing, Herder, Abraham Emanuel Fröhlich, Wilhelm Hey, Julius Sturm und als letzter Otto Weddigen in ihren Beziehungen zu dem Thema charakterisiert. — In einer „Herder-Satyros" betitelten Untersuchung versucht Theodor Matthias den Nachweis zu führen, daß gegen 1773 der junge Herder Gedanken und Stimmungen bot, die — nicht in jeder Einzelheit, aber doch in ihrer wesentlichen Färbung — Goethe bekannt genug waren, um seiner Satyrmaske (in „Satyros oder Der vergötterte Waldteufel") daraus Leben und Saft zuzuführen.

Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte. (Berlin.) I, 3. In den „Beiträgen zur Geschichte der deutsch-englischen Litteraturbeziehungen", die Theodor Zeiger im 3. Hefte zu Ende führt, werden Wordsworth, Southey und Shelley betrachtet. Auf jenen wirkten vornehmlich Bürger und Schiller neben anderen heut mehr oder minder vergessenen Dichtern ein, Southey zog aus Goethes Werther und Wielands Oberon reichen Gewinn, während für Shelleys Jugendgedichte Bürgers „Lenore", für „The Cenci" der Wallenstein und sonst Goethes Faust von entscheidendem Einfluß gewesen sind. — Ein „französisches Wielandmärchen" teilt aus einer entlegeneren Sammlung Otto Jiriczek mit und konstatiert eine psychologische Verwandtschaft und typische Motivähnlichkeit mit der alten Wieland-Sage, ohne natürlich auf die Frage der Beziehungen des Märchens zur Sage eine sichere Antwort geben zu können. — „Aus Briefen an August Wilhelm Schlegel" veröffentlicht Hermann Stanger einiges Handschriftliche, wie auch Heinrich Funck ein ungedrucktes Schreiben aus dem Jahre 1776 mitteilt, das einer Silhouette Höltys beilag, die Johann Georg Zimmermann dem Physiognomiker Lavater schickte; das Schreiben enthält dazu die nötige Charakteristik. — Weiterhin veröffentlichen ungedruckte Briefe Jakob Caro und Richard Maria Werner. Jener bringt (I, 4) zwei Briefe A. von Humboldts und Goethes, die, französisch bezw. lateinisch geschrieben, Dankesbezeugungen für die Ernennung der beiden Männer zu Mitgliedern der Société royale philomatique in Warschau enthalten. Werner zeigt in Briefen der hebbelschen Freunde Emil Kuh, Karl Debrois van Bruyck, Julius Glaser und Karl Werner ein Spiegelbild, wie es „Im Hause Friedrich Hebbels" zuging. — Sonst findet sich in dem gleichen Hefte noch eine Untersuchung von Wolfgang von Wurzbach über die „Preziosa" des Cervantes, die Novelle „La gitanilla de Madrid" (1613), deren Stoff zu unzähligen, von Wurzbach zum Teil besprochenen Komödien Anlaß bot, sowie eine theatergeschichtliche Studie von Albert Dessoff „Ueber englische, italienische und spanische Dramen in den Spielverzeichnissen deutscher Wandertruppen".

„Victor Hugo." Von Franz Diederich (Die neue Zeit, Stuttgart; XX, 21).

„Zu Victor Hugos Centenarfeier." Von Georges Elimar (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; I, 22).

„Frauenseelen". Von Karl Federn (Dokumente der Frauen, Wien; VI, 22). Analyse des Romans „Ellen von der Weiden" von Gabriele Reuter.

„Nekrologe" [Heinrich Kruse, Wilhelm Hertz, Ernst Wichert]. Von K. E. Franzos (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXI, 11).

„Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn." Von Freimund (Der Heide, Berlin; Nr. 23/24).

„Karl Weinhold." Ein Nachruf von M. Haberlandt (Ztschft. f. Oestr. Volkskunde; VII, 5/6).

„Zur Psychologie der Lyrik." Von Arnold Hagenauer (Der Autor, Wien; I, 1).

„Victor Hugo als Politiker." Von Karl Hoeber (Die Wahrheit, München; VIII, 2).

„Victor Hugo als Dramatiker." Von Franz Hofen (Bühne u. Welt, Berlin; IV, 10).

„Der Krokodile Glanz und Ende." Von Prof. Dr. Max Haushofer (Velhagen & Klasings Monatshefte, XVI, 6). Plaudert von dem münchner Dichterbunde, der seinen Namen 1856 von einem Gedichte Hermann Linggs herleitete, mit dem Scheiden Geibels seine Glanzzeit (Heyse, Bodenstedt, Schack, Carrière, Felix Dahn, Wilhelm Hertz, Leuthold u. a.) beendete und 1879 aufgelöst wurde.

„Rudolf Hawel." Von Fritz Lange (Der Autor, Wien, I, 1).

„Victor Hugo." Von Camille Mauclair (Die Zeit, Wien; Nr. 366).

„Victor Hugo." Von Dr. R. Pappritz (Die Umschau, Frankfurt a. M.; VI, 9).

„Sigbjörn Obstfelder." Von Felix Poppenberg (Die Zeit, Wien; Nr. 385).

„Ricarda Huch: ‚Aus der Triumphgasse'." Von Edgar Alfred Regener (Die Frau, Berlin; IX, 6).

„Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger." (Heimgarten, Graz; XXVI, 6.) Umfaßt die Briefe aus den Jahren 1874 bis 1877.

„Kleine Heine-Studie. I." Von Michael Ullmann (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXI, 11). Einige thatsächliche Unrichtigkeiten in Heines Buch über Börne und in den „Geständnissen" werden nachgewiesen.

„Hermann Friedrichs als Lyriker." Von W. (Deutsche Zeitschrift, Berlin; XV, 10). Hermann Friedrichs sei, wenigstens als Lyriker, der bedeutendste Jünger C. F. Meyers.

„Ein bayerischer Volksdichter." Zu Maximilian Schmidts 70. Geburtsfest. Von Franz Wichmann (Die Wahrheit, München; VIII, 2).

„Die Weltanschauung Richard Wagners und ihr Verhältnis zu Schopenhauers Metaphysik." Von Leopold Ziegler (Südwestdeutsche Rundschau, Frankf. a. M.; II, 4, 5).

„Philalethes. König Johann von Sachsen als Dichter." (Deutsche Buchhandelsblätter, Erfurt; II, 4.)

„Eine herzogliche Dichterin." (Deutsche Buchhandelsblätter, Erfurt; II, 4.) Gemeint ist König Johanns von Sachsen Schwester Amalie, die einige zwanzig Theaterstücke geschrieben hat.

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Die Festlichkeiten zu Ehren des hundertsten Geburtstages Victor Hugos, die, während ich diese Zeilen schreibe, noch nicht zu Ende sind, werden mit besonderer Feierlichkeit veranstaltet, und in der Presse war einige Tage hindurch nur von Hugo und wieder von Hugo die Rede. In kurzen Worten ein impressionistisches Bild von all diesen Manifestationen zu geben, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Auch an Zeitschriften-Artikeln über den Dichter hat es seit Wochen nicht gefehlt. Längst vergessene Anekdoten wurden aufgefrischt, allseitig kamen „Erinnerungen" von Leuten, die den Dichter sehr intim gekannt hatten, und schließlich kamen noch die politischen Parteien, die ihn alle als Schutzpatron in Anspruch nahmen. Im Odéon hielt Léo Claretie einen Vortrag über „Das Lachen bei Victor Hugo". Andere schrieben über die Moral, die Religion, die Frauengestalten in den Werken des Dichters, und wie solche eilig zusammengeschriebenen Feuilletons sonst heißen mögen.

Was bedeutet denn Victor Hugo nun eigentlich für uns? Er hat der französischen Poesie frisches Leben eingeimpft und das moderne Versdrama geschaffen. Vor ihm hatten André Chénier und Alfred de Vigny die Dichtkunst in neue Bahnen gelenkt, erst Hugo gab der

Romantik ihre ganze Breite. Wer immer in Frankreich Dichter sein will, muß auf ihn zurückgreifen, um die schwere Kunst der Worte zu erlernen. Ob dies mit Hinneigung und Liebe geschieht oder bloß der geistigen Schulung halber, bleibt außer Betracht. Auch die jüngere Schule der Symbolisten kann ihn nicht verleugnen. Henri de Régnier hat es neulich im „Gaulois" gezeigt (16. Februar). Sein Artikel betitelt sich „Er und Wir". Als vor fünfzehn Jahren die Bewegung im ihrem Entstehen begriffen war, mußte man den großen Bonzen radikal bekämpfen. Jetzt denkt man anders.

Daß Victor Hugo als Denker nicht in Betracht kommt, darüber werden sich gewiß die kommenden Generationen einigen. „Rudimentaire et puérile" hatte in einem der ersten Bände der „Contemporains" Jules Lemaitre die Philosophie des großen Dichters genannt. Max Nordau, dessen Urteil der „Figaro" (25. Februar) neben dem Wildenbruchs publiziert, kommt zu einem ähnlichen Schlusse. Und doch hat Renouvier ein ganzes Buch über Victor Hugo, den Denker, geschrieben! Sein optimistischer Spiritualismus, der übrigens rein impulsiv war, entspricht der Denkweise vieler Franzosen mittlerer Intelligenz, und deshalb kann man auch sein Genie als „repräsentativ" betrachten. Er verkörpert die Tugenden und die Schwächen des französischen Volkes im neunzehnten Jahrhundert; vom klassischen Frankreich, demjenigen des siebzehnten Jahrhunderts, ist er himmelweit entfernt. Die spanischen und germanischen Elemente seiner Dichtungen haben nicht wenig dazu beigetragen, seinem Talente einen besonderen Stempel aufzudrücken. Romantik, großartige Inspiration, aber Mangel an Maß und Geschmack . . . eben deshalb ein Mischprodukt des neunzehnten Jahrhunderts.

„L'Ermitage" veröffentlicht in seiner Februarnummer hundertfünfundzwanzig Antworten auf eine Umfrage: „Wer ist euer Dichter?" In Frage kommen sollte nur das neunzehnte Jahrhundert, allein auch tote Dichter konnten genannt werden, und die Meinungsäußerungen rühren ausschließlich von lyrischen Dichtern her. Die Enquête wurde ursprünglich durch eine Aeußerung von Remy de Gourmont im „Mercure de France" angeregt, und Gourmont giebt denn auch im neuesten Hefte dieser Zeitschrift (März) einen Epilog dazu. Hugo wäre die ganze Poesie des neunzehnten Jahrhunderts, nein, das ist ebenso falsch, als wenn man behaupten wollte, die Orgel sei die ganze Musik. Man sieht, daß hinter der einfachen Fragestellung eine gewisse Ironie lag. An ironischen Antworten hat es denn auch nicht gefehlt, ebensowenig an sehr witzigen. Aber schließlich war doch Victor Hugo der meistgenannte, obwohl in den häufigsten Fällen mit viel Einschränkungen und Zugesellung anderer Namen. So wurden denn Hugo 93 mal, Vigny 48 mal, Verlaine 47 mal, Lamartine 46 mal, Baudelaire 44 mal, Musset 37 mal angeführt.

Aus der Fülle ähnlicher Publikationen mag eine Artikelserie in der „Plume" herausgegriffen werden. Sie betitelt sich „Victor Hugo jugé par son siècle" und ist litterarhistorisch von größtem Interesse. Im zweiten Februar-Hefte finden wir einige extreme Urteile, die, obwohl sie oft apokryph sind, doch eines gewissen Reizes nicht entbehren. „C'est la fécondité de l'avortement", soll Guizot 1839 gesagt haben, und Taine einige fünfzig Jahre später: „C'est un garde nationale en délire". Im vierten Bande der „Contemporains" schreibt Jules Lemaitre (1886): „C'est Homais à Pathmos" und Anatole France seinerseits (La Vie littéraire, 1889): „Victor Hugo est démesuré parce qu'il n'est pas humain". So geht es einige Spalten hindurch weiter.

Natürlich hat die Centenarfeier auch das Erscheinen zahlreicher Gelegenheitsschriften verursacht. Klassische Werke über den Dichter, wie diejenigen von Paul de Saint-Victor, Stapfer, Dupuy und anderen sind in neuen Auflagen erschienen. Fasquelle hat einige, teilweise noch nicht in Buchform veröffentlichte Aufsätze von Théophile Gautier über Erstaufführungen Victor Hugoscher Dramen mit Kapiteln aus „l'Ecole Romantique" vereinigt und so einen ganz stattlichen Band zusammengebracht, der sich prunkvoll „Victor Hugo" betitelt und in der Bibliothèque Charpentier erscheint. — Brunetière veröffentlicht (bei Hachette) die unter seiner Aufsicht in der Ecole Normale gehaltenen Vorlesungen über den Dichter. — Am wichtigsten ist jedoch ein bisher unveröffentlichter Band des großen Romantikers selbst. Es soll das letzte posthume Werk sein, das seine Angehörigen, nach sorgfältiger Sichtung des Nachlasses, an den Tag bringen. Dieser ungeheure Nachlaß — vierzehn Oktavbände an der Zahl — hätte allein ein ganzes Menschenleben ausfüllen können. „La dernière Gerbe" (bei Calman Lévy) enthält Gedichte aus den verschiedensten Perioden des Dichters, die selbstverständlich kein neues Licht auf sein Talent werfen. Einige Fragmente, die der Herausgeber Paul Meurice unter dem Titel „Tas de Pierres" („Steinhaufen") zusammengestellt hat — oft nur einzelne Alexandriner ohne jeden Zusammenhang — zeigen jedoch, in welcher Weise Hugo das Arbeitsmaterial verwertete, das ihm fast ohne Mühe und unbewußt die Inspiration bescherte.

Das „Odéon" und „Théâtre Français" gaben Gelegenheitsvorstellungen. Hier wurden die „Burgraves", die seit fünfzig Jahren nicht gegeben worden sind, neu in Szene gesetzt und mit großem Erfolge aufgeführt (26. Februar). Im Pantheon, in der Sorbonne, im Hôtel de Ville wurden Rezitationen veranstaltet, wo neben offiziellen Reden unsere besten Schauspieler die herrlichsten Stücke des Dichters vortrugen. In Passy auf der Place Victor Hugo wurde des Dichters Denkmal von Barrias enthüllt, wobei der achtzigjährige Paul Meurice als erster und nach ihm ein Politiker sprach. Aber überall fehlte eigentlich der Charakter des Großartigen.

Es bleibt mir nur wenig Raum übrig, um über die weiteren Ereignisse des Monats zu berichten. Maurice Barrès hat den dritten und letzten Band seiner Serie „Le Roman de l'Energie Nationale" erscheinen lassen (bei Juven). „Leurs Figures" führt uns in die parlamentaren Kreise zur schweren Zeit der Panama-Affaire. Die Gestalten sind meisterhaft gezeichnet, und mit grausamer Ironie werden die Schandthaten einzelner Persönlichkeiten festgenagelt. — Der neueste Roman von Felicien Champsaur, „Le Semeur d'Amour" (bei Fasquelle), spielt im alten Indien in einer phantastischen, vorbrahmanischen Zeit, wo die Gesetze der Liebe die einzigen Gesetze waren. — Camille Lemonnier ist durch die belgischen Gerichte wegen seines Romans „L'homme en amour" verfolgt worden. Die Gemütsstimmung, die er damals durchgemacht hat, verwertet er in einem romanhaften Stoffe zu seinem Buche „Les deux consciences" (bei Ollendorff). Wir finden darin den intensiven Stil des genialen Belgiers wieder. — Jean Rameau läßt im gleichen Verlag wie alle Jahre einen neuen Roman erscheinen, der sich „La blonde Lilian" betitelt. Die blonde Lilian ist eine junge Amerikanerin, die gern in Paris nach moderner Art ihren Ehebruch haben möchte und der es wenig glückt.

Die beiden Februar-Hefte der „Revue de Paris" bringen den Schluß der Seminarbriefe von Renan und die Fortsetzung der „Belagerung von Orleans" von Anatole France. — Henry Lapauze schreibt über Madame de Genlis und ihren Adoptivsohn Casimir Baecker, eines „Harfenspielers des Königs von Preußen" (geb. 1790), den sie 1799 von Berlin nach Paris mitführte (1. Februar). — Edmond Pottier giebt eine Schilderung des Minos-Palastes auf Kreta (15. Februar). — Das Februar-Heft der „Grande Revue" enthält eine längere Studie von Edouard de Morsier über Ludwig Börne, den er einen deutsch-französischen Schriftsteller nennt. — Julien Tiersot giebt „Liebeslieder der Bauern in den französischen Alpen" heraus mit erläuternden Bemerkungen. — Ferner schreibt Samuel Cornut über die in Genf von Calvin gegründete Akademie nach einem bei Fischbacher erschienenen Buche von Charles Borgand (1901). Moralismus und Sitten-

strenge zeichneten diese Akademie aus, doch war sie wissenschaftlich von höchst geringem Werte. — Als belletristischer Beitrag ist in der „Revue des deux Mondes“ vom 1. Februar nur ein Aufsatz von Firmin Roz über Ralph Waldo Emerson zu nennen. — Die „Revue hebdomadaire“ (8. Februar) publiziert ungedruckte Verse von Alfred de Musset. Das letzte Heft (21. Februar) ist ganz Victor Hugo gewidmet.

Der vorzügliche Orientkenner Alexander Ular veröffentlicht in der „Revue Blanche“ (1. Februar) ein Vorwort zu seiner Uebertragung des heiligen Buches Lao-tses „Le livre de la voie et de la ligne droite“. Er nennt Lao-tse „le Nietzschéen“. — Weiter finden wir eine gute Uebersetzung von Altenbergs „Revolutionär“ aus der Feder von Henry Vernot. — Im „Mercure de France“ (Februar) wirft Albert Delacour die Frage auf, welches die Religion Shakspeares war, und kommt zu dem Resultat, daß all seine Sympathieen dem Katholizismus gehörten. — Marcel Collière behandelt die Persönlichkeit des Fürsten Krapotkin bei Gelegenheit seines letzten Buches „Autour d'une vie“.

Das zweite Heft der im vergangenen Monat gegründeten „Revue Latine“ (25. Februar) enthält einen vierunddreißig Seiten langen Aufsatz von Emile Faguet über Nietzsches „Geburt der Tragödie“, in der er den Keim zu allen späteren Ideen des Philosophen finden will. Er stellt dem apollinischen und dionysischen Geiste das „Schönheitsgefühl“ und „Lebensgefühl“ entgegen und findet die beiden Ausdrücke klarer und mit den nietzschischen gleichbedeutend. — In „Les Semailles“, einer kleinen Revue für „Soziologie und Kunst“ (15. Februar), schreibt Auguste Achaume sehr hübsch über die Bücher Paul Scheerbarts.

Das „Théâtre Gemier“, diese interessante Konkurrenz des „Théâtre Antoine“, das in der „Renaissance“ seine Aufführungen hält, hat immer noch wenig Glück. Immer bringt es interessante Versuche, versteht es aber nicht, sein Publikum zu fesseln. Nach „Stella“, einem sehr merkwürdigen psychologischen Drama von Case und Morel (25. Januar), hat es einen gemischten Abend gebracht. Ein russisches Volksstück begleitet eine Polizeiszene von Octave Mirbeau, und Frau Charlotte Wiehe spielt französisch einen wiener Einakter von Erich Korn, der sich „Colombine“ betitelt (19. Februar; vgl. Sp. 418). — Im „Théâtre Français“ wurde Lavedans „Marquis de Priola“, von dem uns seit Wochen die Presse unterhalten hatte, gegeben (8. Februar). Das Stück, mit seiner unsympathischen Figur des gealterten Don Juan (Herrn Le Bargy) gefiel nur halb. Doch scheint es sich nach der unglücklichen Premiere gehoben zu haben und jetzt Geld einzubringen. — Ein anderer verfehlter Treffer einer unserer besten dramatischen Autoren, François de Curel, war „La fille sauvage“ im „Théâtre Antoine“ (17. Februar). Das Stück, in dem sich rousseauische Ideen mit moderner Mystik mischen, ist, wenn auch nicht dramatisch, so doch litterarisch von höchstem Werte. Es ist in der „Revue de Paris“ vom 15. Februar abgedruckt.

Paul Bourget und Henri Amie haben aus einer kurzen Novelle des ersteren ein dreiaktiges Stück gezogen, das sich „Le Luxe des autres“ betitelt und im Odéon (20. Februar) sehr kalt aufgenommen wurde. Alle Fehler bourgetscher Mache treten hier vergröbert hervor, und die gute Truppe konnte die schlechte Komödie nicht retten.

Paris. *Henri Albert.*

Spanischer Brief.

Mariano de Cavia pflegt im „Imparcial“ sogenannte „Berichte aus der anderen Welt“ zu veröffentlichen. In diesen Berichten läßt er längst verstorbene Autoren litterarische und kritische Beobachtungen machen, die natürlich seine eigenen und stets mehr oder weniger gesalzen und gepfeffert sind. So veröffentlichte er kürzlich einen Artikel, in dem kein Geringerer als Calderon de la Barca das Wort ergreift. Dieser erzählt eine Geschichte vom 3. März 1680. An diesem Tage fand im „Teatro del Buen Retiro“ eine Galavorstellung zu Ehren Karls II. und seiner Gemahlin Marie Luise von Orleans statt, in der Calderons Zwischenspiel „El Labrador gentilhombre“ (Der Edelmann als Bauer) aufgeführt wurde. Nun stellt Cavia die Sache so dar, als wenn Calderon in diesem Falle nur Uebersetzer gewesen und die spanische Komödie aus Molières „Le Bourgeois gentilhomme“ hergestellt hätte. Der Irrtum, den Cavia begeht, ist für ihn verhängnisvoll geworden, um so mehr, da unsere litterarische Welt ihn bisher nicht nur für einen bedeutenden Schriftsteller, sondern auch für einen kompetenten Kritiker hielt. — Das Beachtenswerteste in dem litterarischen Streit, der sich an diese Veröffentlichung knüpfte, brachte ein mit dem Pseudonym Sansón Carrasco unterzeichneter Artikel („Uebersetzte Calderon Molière oder ahmte er ihn nach?“), den das „Siglo futuro“ veröffentlichte. Diese Arbeit stützt sich auf eine frühere, die bereits vor einem halben Jahrhundert von Hartzembusch veröffentlicht wurde, schafft aber außerdem noch eine Menge neuen Materials herbei und beweist auf Grund desselben, daß „El Labrador gentilhombre“ allerdings aus dem Französischen in das Spanische herübergenommen, daß aber weder Calderon der Uebersetzer, noch der Regisseur und ebenso wenig Molière der Verfasser sei; daß der Dichter ganz unbekannt geblieben sei und man mit jener Darstellung eines französischen Stückes, einer Darstellung, die wahrscheinlich von Hofleuten veranstaltet wurde, nur der jungen Königin in ihrer Eigenschaft als Französin eine Schmeichelei habe erweisen wollen. Nebenbei ist aber auch die Oberflächlichkeit Cavias herausgekommen, die als solche auf das Ansehen, das ihm seine älteren Schriften verschafft haben, nachteilig rückwirken dürfte, denn er scheint seine Neuigkeit einzig und allein dem Katalog calderonscher Werke von Barrera entnommen zu haben, in dem allerdings „El Labrador gentilhombre“ angeführt ist, aber zugleich Bedenken dagegen erhoben werden, ob die Komödie wirklich von Calderon herrühre; Barrera hatte sie nämlich nur deshalb in den Katalog aufgenommen, weil er sie in Verbindung mit einem alten Manuskript vorfand, das zum Inventarium des früheren „Teatro del Principe“ (oder de la Cruz) gehörte; dieses Manuskript war dasjenige der Originalkomödie von Calderon, „Hada y Divisa“, die an demselben Tage vor dem Hof aufgeführt wurde.

Von neuen litterarischen Erscheinungen ist diesmal wenig zu berichten. So viel mir bekannt, hat nur ein einziger namhafter Schriftsteller, Sellés, etwas geleistet. Und zwar handelt es sich um ein Libretto für eine der nationalspanischen Possen mit Gesang, die wir Zarzuela nennen. Freilich zeigt sich der Verfasser in ihr kaum im litterarischen Sinne, weil sein Text hinter der Musik zurücktritt, die bei uns noch mehr als anderswo für das Publikum alles bedeutet. — Seit Perez Galdós mit seiner „Electra“ die antiklerikale Litteratur wieder neubelebte, lassen uns seine Nachtreter nicht mehr in Ruhe. So ist neulich ein bisher ganz unbekannter Schriftsteller namens Montell mit einem Drama hervorgetreten, das „Die roten Ameisen“ heißt: es ist das Albernste, was seit Jahrzehnten auf litterarischem Gebiet in Spanien erzeugt worden ist. Das Stück dreht sich um die Ränke einiger Jesuiten, zu denen auch der Ordensgeneral gehört; natürlich können den Geistlichen nicht genug Verbrechen und Bosheiten nachgesagt werden, und das alles wird in einer brutalen und durchaus unkünstlerischen Weise vorgeführt und breitgetreten. — Das einzige bessere Stück, das in der letzten Zeit in Madrid aufgeführt wurde, ist nicht spanischen, sondern französischen Ursprungs: es ist dies „Las virgenes locas“ (Die verrückten Jungfrauen) von Francos y Llanas, eine Dramatisierung von Marcel Prévosts bekanntem Roman „Les Demi-Vierges“.

Ich habe soeben Perez Galdós genannt. Sein neues, bisher nicht aufgeführtes Drama „Alma y Vida“

(Seele und Leben), das von dem „Teatro Español“ angenommen wurde, ist für ihn ein Gegenstand der Sorge geworden und hat zugleich den Spaniern Gesprächsstoff gegeben, bevor sie noch seinen Inhalt kannten. Da es an guten Schauspielern und Schauspielerinnen fehlt und der Dramatiker die Eigenschaften der wenigen, die existieren, berücksichtigen muß, so hatte Galdós das neue Drama ausschließlich für die zweite Schauspielerin des „Teatro Español“, die schöne Señorita Moreno, geschrieben. Dagegen empörte sich jedoch die nicht weniger schöne Primadonna des genannten Theaters, Carmen Cobeña, die geltend machte, daß ihr, als der ersten Schauspielerin, auch die Hauptrolle gebühre. Der Dichter wollte das Versprechen, das er der Moreno gegeben, nicht brechen und zog das Stück zurück; doch sollen neuerdings die Verhandlungen mit den beiden rivalisierenden Damen wieder angeknüpft und ein Vergleich nicht ausgeschlossen sein. — Das Stück spielt übrigens in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts am Hofe Karls III. und soll von den Ideen jener Zeit erfüllt sein: es wird sich also wahrscheinlich um den Kampf zwischen voltairianischer Freigeisterei und altspanischem Katholizismus handeln.

Endlich sei noch ein Todesfall verzeichnet. Der Schriftsteller Amós Escalante ist gestorben, der unter dem Pseudonym „Juan Garcia“ schrieb. Seine bekanntesten Bücher sind „Del Manzanares al Darro“, „Costas y Montañas“ und „Ave Maria Stella“. Wenn Tendenz und Inhalt seiner Schriften auch unzeitgemäß waren — sie hätten ebenso gut im siebzehnten Jahrhundert geschrieben werden können — so bleibt ihm doch das Verdienst, von den modernen spanischen Schriftstellern das reinste und klassischste Kastilisch geschrieben zu haben.

Granada. *Carlos Uceda.*

Amerikanischer Brief.

Die Henley-Stevenson-Affaire wirbelt unnötig viel Staub auf. Denn wenn auch Robert Louis Stevenson unter den englischen Schriftstellern der Gegenwart eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten und in seiner Art eine der hervorragendsten Individualitäten gewesen, so ist doch nicht zu leugnen, daß der Kultus, der mit ihm getrieben wird, an Götzendienst grenzt, und man kann es William Ernest Henley, dem Ketzer und Bilderstürmer unter Englands Kritikern, nicht verargen, daß er dem Unfug durch sein Urteil über die balfoursche Stevenson-Biographie (vgl. Sp. 554) einen kleinen Dämpfer hatte aufsetzen wollen. Die Presse und die Magazine in Amerika hallen noch immer von dem Sturm der Entrüstung wieder, der sich in England gegen Henley erhoben hat. In der Februarnummer des „Bookman“ schreibt Frank Moore Colby unter der Ueberschrift „A Debated Charm“ über diese Affaire, und der Artikel über Henley, den Lawrence Gilman der Februarnummer des „Criterion“ geliefert, mag auch dadurch veranlaßt worden sein. — Dieselbe Nummer des „Bookman“ beginnt eine Serie von Artikeln über die Entwickelung der amerikanischen Presse, deren erster das Wachstum derselben bis zum Bürgerkriege verfolgt. — Die Fortsetzung des Artikels über die Beziehungen zwischen Balzac und Madame Hanska zeichnet sich durch treffliche Illustrationen aus. Eine Reihe von Artikeln über die Künstler- und Litteraten-Bohème Londons in den Siebzigerjahren beginnt in derselben Nummer. — In der Februarnummer des „Critic“ schreibt Theo Bentzon über die großen Revuen der Welt. — Interessant ist der Inhalt der Februarnummer der „Atlantic Monthly“. George Mc. Lean Harper bietet einen Säkularartikel über Victor Hugo, und J. T. Trowbridge giebt Erinnerungen an Walt Whitman zum besten. Er erzählt u. a., wie er eines Tages von einem Freunde auf der Straße angehalten und durch die Mitteilung in Aufregung versetzt worden sei, daß sich Whitman in einer in der Nähe liegenden Druckerei befände und er ihn vorstellen wolle. „Der Verfasser des ‚Leaves of Grass‘ hatte in meiner Phantasie fast überirdische Proportionen angenommen, und mich erfaßte ein Gefühl des Staunens und der Bewunderung, als ob ich eingeladen würde, Sokrates oder dem König Salomo zu begegnen.“ Sie fanden den Dichter über Korrekturbogen der neuen Ausgabe seiner „Grashalme“ gebeugt, an seiner Seite einen hageren, kränklich aussehenden Jüngling. Als Whitman diesen hinausgeschickt hatte, sagte er: „Er ist ein freundloser Knabe, den ich in meinem Logierhaus fand. Ich versuche ihn aufzumuntern und ihn durch meinen Magnetismus zu stärken.“ — Trowbridge macht dann weiter auf den Eigensinn aufmerksam, mit dem Whitman an Irrtümern festhielt, über die man ihn aufgeklärt hatte, und vermutet darin die Vorboten der „cerebralen Blutarmut, die 1873 in Lähmung gipfelte“. Er erwähnt auch, daß Whitman Emersons Rat, in der Ausgabe vom Jahre 1860 Streichungen vorzunehmen, nicht gefolgt sei, und daß Emerson, der des Dichters Erscheinen so warm begrüßt, sich für dessen spätere Dichtungen weniger interessiert habe. Den Samariterdiensten, die Whitman seinem Vaterlande im Bürgerkriege geleistet habe, zollt Trowbridge warme Anerkennung. — In der Februarnummer der „North American Review“ befindet sich ein Artikel über Turgenjew von Charles Whibley. — In Harpers „Magazine“ von der letzten Januarwoche schreibt Henry M. Alden über die Beziehungen zwischen Biographie und Novellistik. Er sagt u. a.: „Weder Dickens noch Victor Hugo hätten jemals Romane geschrieben, wenn ihnen individuelle Erfahrung nicht den Anstoß dazu gegeben hätte. Rousseau schöpfte ausschließlich aus dieser, obgleich ihm die dramatische Gestaltungskraft der beiden fehlte, weshalb er auf solche Eindrücke beschränkt war, die seine Empfänglichkeit und sein Temperament ihm boten. Es ist ... möglich, die Charaktere und viel von den Umständen, der Stimmung und der Atmosphäre der Romane Dickens auf Männer und Frauen zurückzuführen, die er in Wirklichkeit gekannt, und auf Erfahrungen, die ihn in der empfänglichsten Periode seiner Jugend und seines frühen Mannesalters tief berührt. Die Einleitungen Mrs. Ritchies zu der sogenannten biographischen Ausgabe der Werke Thackerays bieten der Beweise genug, daß auch er autobiographischen Einflüsterungen gehorchte. Die frühen und am meisten charakteristischen Werke Eliots verraten eine gleiche Genesis. Die menschliche Komödie Balzacs war individuell, ehe seine Phantasie ihr typische Züge verlieh.“ — Eine Novität der Magazinlitteratur ist „The Bibliographer“, eine Monatsschrift für Bibliophilen, die der Verlag des „Bookman“ herausgiebt, und die bei der ungeheuren Anzahl von Büchersammlern in Amerika eine fühlbare Lücke ausfüllt.

In der Bücherwelt ist endlich wieder einmal das Erscheinen eines Buchdramas zu verzeichnen: Josephine Preston Peabodys „Marlowe“, der den Vergleich mit anderen Dramen, die den unglücklichen genialen Verfasser des ersten englischen Faust zum Mittelpunkt haben, nicht zu scheuen braucht. Es ist das Werk einer Dichterin, die vor etwa zwei Jahren mit einem Bande vielversprechender Lyrik debütierte und in diesem Werke beweist, daß ihr Talent sich seitdem entwickelt hat. Selber eine faustische Natur, von dem Volke nach der Aufführung seines „Faust“ gefeiert, aber als er des Unglaubens verdächtigt worden, gemieden und verfolgt, ist ihr Kit Marlowe eine überzeugend lebendige Verkörperung jener Märtyrer der Phantasie und des Zweifels, denen ein Prometheidenlos im voraus bestimmt scheint. Von der rührenden Reinheit seines Gretchens (Alison) zu frommer Verehrung hingerissen, von den sinnlichen Reizen seiner Helena (Her Ladyship) bethört, im eigenen Innern friedlos und ruhelos, von der Menge müde gehetzt, geht der Held schließlich zugrunde. — Eine hervorragende lyrische Novität trägt auf dem Titelblatt gleichfalls den Namen einer Frau: Martha Gilbert Dickinson, die Nichte der genialen Emily Dickinson, hat uns mit einem zweiten Bande Gedichte beschenkt,

„The Cathedral and other Poems“. Was schon an dem ersten Bande frappierte und fesselte, die Fülle ursprünglicher Gedanken, der Reichtum an eigenartigen Bildern, und vor allem die Knappheit und Prägnanz des Ausdrucks, stempeln dieses Buch zu einem der wertvollsten Erzeugnisse der modernen amerikanischen Lyrik. Eine ganz eigentümliche Familienähnlichkeit besteht zwischen den Dichtungen der Tante und denen der Nichte: eine gewisse spröde Wahrhaftigkeit und vergeistigte Sinnlichkeit, ein vornehmes Selbstbewußtsein und Insichselbstberuhen. — Ein drittes Erzeugnis moderner amerikanischer Dichtung ist der Band „Poems“ von William Vaughn Moody, wie die beiden anderen im Verlag von Houghton, Mifflin & Co. in Boston erschienen, die mehr poetische Werke verlegen, als irgend ein anderes Haus. Moody hatte vor etwa zwei Jahren mit einem Drama in Versen „The Masque of Judgment“ debütirt, aber seine Gedichte lassen trotz zarter Stimmung und schöner Form an Eigenart viel zu wünschen übrig. — Eine hübsche Anthologie ist „The Poetry of Niagara“ (Lothrop & Co., Boston), ein kleiner, reich illustrierter Band, der sechsundzwanzig vom Niagara inspirierte Gedichte enthält, unter ihnen eines von José Maria de Heredia.

Einigermaßen ergötzlich berührte unlängst ein Artikel von George Cary Eggleston in der Sonnabend-Beilage der „Times“, der sich über das Urheberrecht an Titeln ausließ. Er erzählte darin, daß er in den Siebzigerjahren in einer Zeitschrift einen Roman veröffentlichen ließ, der den Titel „Ein Ehrenmann“ führte, und beklagt sich, daß während diese Erzählung in Fortsetzungen abgedruckt wurde, Edgar Fawcett in einem anderen Magazin eine Novelle unter demselben Titel erscheinen ließ, und als sein Roman längst in Buchform herausgekommen war, tauchte gar ein dritter Ehrenmann auf, der die unter dem Pseudonym „John Strange Winter“ schreibende Mrs. Stannard zur Verfasserin hatte. Er erinnere sich dieser längst vergessenen Dinge anläßlich zweier neuer Beispiele von der Unvollkommenheit unseres Urheberrechts. Eine newyorker Firma veröffentlichte einen Roman von ihm unter dem Titel „Red Eagle“, und nur wenige Monate später habe eine philadelphier Firma unter demselben Titel den Roman eines anderen Verfassers auf den Markt geworfen. Desgleichen sei seinem Buche „A Carolina Cavalier“, George W. Cables „The Cavalier“ gefolgt, und es schiene in der That kein Gesetz zu geben, das einem Verfasser das Urheberrecht eines von ihm erfundenen Titels sichert. Angesichts der Mühe, die es kosten mußte, Titel wie „Ein Ehrenmann“, „Roter Adler“ und „Ein Carolina Cavalier“ zu erdenken, ist Herr Eggleston in der That zu beklagen.

In der Theaterwelt hat Mrs. Patrick Campbells Gastspiel eine gelinde Aufregung verursacht. Obgleich ihre poetische Erscheinung, ihre modulationsfähige Stimme und ihre verständnisvolle Auffassung über ihren Mangel an Temperament nicht hinwegzutäuschen vermochten, hat sie bewiesen, daß das amerikanische Publikum das sogenannte „litterarische“ Drama sehr wohl zu würdigen weiß, und nicht nur mit Pineros „The Notorious Mrs. Ebbsmith“ und „Second Mrs. Tanqueray“, die hier schon häufig gegeben wurden, sondern auch mit Echegarays „Mariana“ und Björnsons „Ueber unsere Kraft“ einen Erfolg erzielt. Nur der Aufführung von Maeterlincks „Peleas und Melisande“ gegenüber verhielt sich das Publikum im allgemeinen frostig; der kleinen Minderheit aber, der hiermit zum ersten Male Gelegenheit geboten wurde, Maeterlinck kennen zu lernen, wird es ein unvergeßlicher, eigenartig genußreicher Nachmittag bleiben, da diese Dichtung in Szene ging. — Als wäre unter dem Einfluß des Gastspiels dieser begabten Künstlerin eine unbewußte Strömung nach oben hin eingetreten, hatte das Repertoire der newyorker Theater gerade in dieser Zeit einen etwas gediegeneren Anstrich. Im Madison Square Theater kam neben einem anderen Stück Edmond Rostands „Les Romanesques“ zur Aufführung, das früher in der Saison von einer der dramatischen Schulen gegeben worden war; George H. Bokers „Francesca di Rimini“ erzielte noch immer ein volles Haus; Kyrle Bellew ließ Sheridans „Lästerschule“ in einer Nachmittagsvorstellung wieder auferstehen; in der American Academy of Dramatic Arts gaben die Zöglinge Sudermanns „Fritzchen“ und Mrs. Craigies (John Oliver Hobbes) Lustspiel „The Wisdom of the Wise“. Nur das Repertoire des deutschen Theaters war etwas leichteren Kalibers.

Die Vortragscyklen der Universitäten bieten mancherlei Interessantes. Am 4. Februar begann eine Serie von Vorträgen von A. V. Williams Jackson, Professor der indo-iranischen Sprachen an der Columbia-Universität, in denen er litterarische Grenzsteine Indiens, die Mythologie der Hindus und andere auf das Schrifttum Indiens bezügliche Themata behandelt. — Am 22. Januar hielt Arthur Remy Ph. D. einen Vortrag über „Germanische Sagen in den wagnerschen Opern“ und am Donnerstag, den 23. Januar, Prof. Adolphe Cohn über „Victor Hugo et la legende Napoléonienne sous la Monarchie de Juillet“.

Der Tod hat wieder ein paar Vertreter der älteren Generation der amerikanischen Schriftstellerwelt dahingerafft. Auf den in der Weihnachtswoche dahingeschiedenen William Ellery Channing, den Poe seiner Zeit als ein typisches Beispiel transcendentalistischer Poesie hingestellt, ist der gleichfalls aus Neuengland stammende Schriftsteller Horace E. Scudder gefolgt, der die stattliche Reihe seiner aus Essais, Biographieen und Jugendschriften bestehenden Werke eben erst durch eine vortreffliche Lebensbeschreibung James Russell Lowells vermehrt hatte.

New York. *A. von Ende.*

Finländischer Brief.

Die Maßregelungen seitens der Zensurbehörde erstrecken sich neuerdings auch auf diejenigen periodischen Blätter, in denen die politischen Verhältnisse entweder gar nicht erörtert werden oder doch nur rein theoretisch und zwar im Zusammenhang mit kulturhistorischen und sozialwissenschaftlichen Fragen. Ein charakteristisches Beispiel bietet hierfür die dreimonatige Suspension, von der beim Herannahen der russischen Neujahrsfeier die vornehme „Finsk Tidskrift“ getroffen wurde. Wie es scheint, datiert der Groll, den Herr Bobrykow und seine Zensurkulis auf diese maßgebende litterarische Monatsrevue geworfen haben, nicht von heute und gestern. Die „Tidskrift“, die im verflossenen Oktober in ihren 26. Jahrgang eingetreten ist, hat sich bei früheren Gelegenheiten, namentlich in den Tagen des fenomanischen Sprachenzwistes, mit weit größerer Schärfe in politischen Tagesfragen ausgesprochen, als sie es während des letzten Jahres — gewitzigt durch das barbarische Unterdrückungssystem der Preßaufsichtsbehörde — je gewagt hätte. Auch die offizielle Begründung der jüngst angeordneten Maßregelung läßt erkennen, daß es den Inhabern des Knutenregiments überhaupt nur darum zu thun war, dem leitenden Organe des finländischen Schwedentums wirtschaftliche Nachteile zuzufügen. Zieht man noch in Erwägung, welcher Ton von gewissen „auch-litterarischen“ Organen der fenomanischen Richtung angeschlagen wird, dann muß sich auch dem Unbefangensten die Ueberzeugung aufdrängen, daß die russischen „Pacifikatoren“ in erster Reihe dem verhaßten Germanentum auf finischem Boden zu Leibe möchten, um dessen kulturfreundliche Mission ein für allemal lahm zu legen. Glücklicherweise besitzt gerade die schwedische Nationalität in dem alten Schwesterlande westlich vom bottnischen Meere so reiche Quellen, daß der Augenblick, wo das letzte Dichterwerk, die letzte Zeile schwedischer Poesie im stillen Suomilande die Druckerpresse verläßt, so bald wohl nicht eintreten wird.

Was den Inhalt der jüngsten Hefte der „Finsk Tidskrift“ betrifft, so erheischen zunächst einige Artikel des ersten (IV.) Heftes des 26. Jahrganges Be-

achtung. Nach einer kürzeren Darstellung an leitender Stelle über die äußeren Verhältnisse, unter denen die Revue im Jahre 1876 von C. G. Estlander ins Leben gerufen wurde, bietet R. F. von Willebrand in einem „Rückblick“ eine höchst lehrreiche Schilderung des inneren Werdeganges der Zeitschrift, die — ursprünglich als ein finländisches Gegenstück zu der seinerzeit von Harald Hjärne herausgegebenen „Svensk Tidskrift“ (Schwedische Zeitschrift) geplant — im Laufe der Jahre zum Mittelpunkt für das gesamte litterarische und künstlerische Leben des Großfürstentums wurde. Der Umstand, daß die „Finsk Tidskrift“ niemals in den Dienst einer bestimmten Partei trat, trug nicht wenig dazu bei, der vornehmen Revue ständig ein hohes Maß von Wertschätzung in litterarisch urteilsfähigen Kreisen zu bewahren. — Aus dem ferneren Inhalt des Heftes ist eine interessante Studie von C. G. Estlander über die Beziehungen zwischen Runeberg und Stagnelius hervorzuheben, in der an der Hand zahlreicher historischer Belege die Beeinflussung der lyrischen Technik Runebergs seitens des älteren Stagnelius, des Verfassers der „Anima“, der „Liljor i Saron“ u. a. Werke, näher erörtert wird. — In Heft V findet sich eine längere Betrachtung über „Goethe und die nationale Bewegung in Deutschland“. Der Verfasser, B. Estlander, betont die Thatsache, daß Goethe trotz äußerer Reserve gegenüber den kriegerischen und revolutionären Umwälzungen seiner Zeit keineswegs über die Segnungen im Unklaren war, die aus jener Blutsaat emporprießen würden. Persönliche Momente bewirkten allerdings, daß der alternde Dichter, der die Sache der „aufgeklärten Despotie“ vertrat, einzelnen radikalen Neuerungen auf innerpolitischem Gebiete feindlich gegenüberstand. — Den Schluß des Heftes bildet eine abschließende Replik Th. Reins in Sachen der Nietzsche-Polemik, auf die schon früher hingewiesen wurde (vgl. Sp. 273).

Stockholm. *H. Hildebrandt.*

Echo der Bühnen.

Berlin. Eine lehrreiche Bestätigung von Heinrich Laubes vielcitiertem Ausspruch, daß es beim Theater immer anders kommt, stellt die Aufnahme von Felix Dörmanns mit dem Raimund-Preise gekröntem Versdrama „Der Herr von Abadessa“ dar, das im Königlichen Schauspielhause am 15. Februar seine allererste Aufführung erlebte. Die Preisrichter, die das Stück nur vom Lesen kannten, und das Publikum, das nur die Aufführung auf sich wirken ließ, fällten ein ganz verschiedenes Urteil: der Gesamteindruck glich einer Ablehnung mehr als einem Erfolge. Ich will hier nicht die Frage erörtern, ob in solchen Fällen die einen, etwa, die nur aus der Lektüre das Stück kennen — vor den anderen — denen, die nur die Aufführung auf sich wirken lassen — vielleicht grundsätzlich das bessere Urteil haben; zu bedenken ist jedenfalls, daß der Eindruck der Aufführung in viel höherem Grade dem Zufall anheimgegeben ist, als der aus der Lektüre stammende. In dem besonderen Falle von Dörmanns Stück entsprach aber das Urteil der Theaterbesucher zweifellos mehr dem Werte des Werkes, als das der Preisrichter. Diese haben sich wohl durch den Glanz und Wohlklang der Verse täuschen lassen und nicht das Gefühl dafür gehabt, daß das Wesentliche, echte Kraft und lebendiges Leben, dem Drama mangelt, daß sowohl der „Abenteurer“ Valentino mit seiner Lehre von dem Rechte der Kraft, wie die bleiche Medusa, deren brünstige Seele sich einen rücksichtslosen Kraftmenschen ersehnt hat und sich dem plötzlich an den Strand geworfenen Valentino mit aller Glut hingiebt, wie endlich der alte Jutromir, der einstige Held und Befreier, der dem Valentino als würdigem Nachfolger seiner Macht erscheint, — nur eitle Schönredner sind, die sich furchtbar wortreich geben und doch eigentlich nichts sagen. Wenn viele, die Felix Dörmann als den blassen Sensitiven kannten, erstaunt waren, ihm hier als Apostel des Uebermenschentums zu begegnen, so werden sie bald eingesehen haben, daß die Quelle, aus der Dörmann schöpft, dennoch in beiden Fällen die gleiche ist: eine künstlich überhitzte Phantasie, deren Hervorbringungen immer krankhaft wirken müssen. Auf Einwendungen im einzelnen einzugehen, hat keinen Zweck, wenn man ein Werk als in der Wurzel krank erkannt hat. Nur eins möchte ich hervorheben: daß die ganze Episode mit Jutromir, der in Valentino kraft seiner Sehergabe den wahren Nachfolger seines Regiments erkennt, gar keinen Sinn hat, wenn gleich seine erste That, die er nach den Ratschlägen Jutromirs ausführen will, die Trennung von Medusa, ihn das Leben kostet. Hier sind zwei Motive, die sich ausschließen, in unklarer Weise vermengt.

Höher hinaus zu wollen, als die Kräfte reichen, das ist auch die Signatur der Tragödie „Münchhausen“ von Herbert Eulenberg, die hier kürzlich in der Buchausgabe besprochen wurde (vgl. Sp. 672 f.), und zu deren Aufführung sich eine neue dramatische Vereinigung, die „Neue Bühne“, gründen mußte, die das Stück am 19. Februar im „Berliner Theater“ aufführte. Es ist schwer, in diesem kaleidoskopartigen Gewimmel von Lesefrüchten eine eigene Gabe des Dichters zu finden, aber wer aufmerksam hinsieht, wird sie finden. Eulenberg ist jung und, wenn er vorerst Shakspere und andere Großen nachahmt, so ist das kein Wunder. Daß er ein Eigener ist und vielleicht Eigenes leisten kann, möchte ich schon deshalb glauben, weil er sich seine Muster so fernab von denen seiner dichtenden Kollegen wählt, und wenn man auch bei seinen derbhumoristischen Szenen das Vorbild mit fast absoluter Sicherheit erkennt, so darf man doch nicht übersehen, daß in der Nachahmung ein beachtenswertes Können steckt.

Bei Georg Engel, dem Verfasser des am 22. Februar mit großem äußerem Erfolge im Lessing-Theater aufgeführten Schauspiels „Ueber den Wassern“, sucht man vergebens nach eigenen Tönen; er benutzt allerlei Effekte aus der Dramenlitteratur der letzten Jahre und denkt sich einen Konflikt aus, der in seinen Grundvoraussetzungen ebenso verfehlt ist, wie in der Durchführung. Die Menschen wandeln sich von Akt zu Akt, nur, weil der Vorhang gefallen ist. Dieser protestantische Pfarrer, der ein zuchtloses Dorf in Raison bringen soll und die schlimme Dirne Stine Kos, statt ihre moralische Besserung als erste Pflicht zu betrachten, verachtungsvoll brüskiert, weil er sich vor ihr ekelt, das ist eine Gestalt, wie sie nur in den spintisierenden Gedanken eines Mannes leben kann, dem das Wesen eines protestantischen Pfarrers unbekannt ist. Der Pastor Holm ist ein Feigling, wenn er sich von dieser selbstverständlichen Amtspflicht bisher gedrückt hat, und er wirkt grotesk, wenn er sich seiner Pflicht auch dann noch weigert, als er mit Stine dem gewissen Tode gegenübersteht und sich den höchsten Gotteslohn mit ihrer „Rettung“ erwerben kann. Und er wirkt endlich als ein Poseur, wenn er, nachdem Stine ihre aufrichtige Reue gezeigt hat, noch ein großes Opfer von ihr verlangt. Innere Teilnahme für einen derart ausgeklügelten Konflikt kann man nicht empfinden. Von den übrigen Mängeln, z. B. der plötzlichen Umwandlung des alten Pastors Siewert und der Stine Kos, oder den wunderbaren Zufällen, die die Handlung vorwärtstreiben, spreche ich nur andeutungsweise. — Der Erfolg dieses Stückes bedeutet kein Ruhmesblatt für das berliner Publikum!

Gustav Zieler.

Breslau. Zu Hirschberg gelangte im vorigen Winter die dreiaktige Bauerntragödie „Der Fiedlerbauer“ von Fritz Selten zuerst auf die Bühne. Im hiesigen Lobetheater hatte das Werk neulich Gelegenheit, sich vor einem größeren Forum über seine am Geburtsort vielgerühmten Qualitäten auszuweisen. An einem lauten

Erfolge hat es dem Drama auch hier nicht gefehlt. Da der Autor, wie früher in Hirschberg, jetzt hier als Referendarius amtiert, so muß allerdings von den Beifallsstürmen, die dem zweiten Aktschlusse nachbrausten, ein gutes Teil als Produkt persönlicher Beziehungen zwischen Hörern und Autor abgezogen werden. Der Rest genügt aber, um zu beweisen, daß Selten, so jung er ist, auch dem nicht voreingenommenen Publikum manches zu bieten hat. In die erste Reihe stelle ich seine erstaunlich reife technische Begabung. In den drei (eigentlich vier) Akten seines „Fiedlerbauer" ist trotz der an äußeren Effekten unergiebigen Szenenführung kein toter Punkt. Wo die eigentliche Handlung versagt, stellen drastische, im sprachlichen Ausdruck sehr ungenierte Episoden zu rechter Zeit sich ein. Selten, ein begeisterter Hauptmann-Schüler, geht in diesen Dingen oft noch weiter als sein Meister. Gelernt hat er von ihm auch die sichere Nützung des schlesischen Dialekts für volkstümlich humoristische Wirkungen. Allzu kühn ist Selten aber gewesen, als er sich die Bewältigung eines ganz ungewöhnlich schwierigen psychologischen Problems zumutete. Er wollte den Einfluß des Aberglaubens auf das Gemüt eines haltlosen Schwächlings zeigen und geriet dabei zu seltsamen Konsequenzen. Im Bestreben, harte, wirksame Kontraste zu finden, preßte er seelische Entwickelungen absonderlichster Art in den kargen Raum zweier Aufzüge. Zu Beginn des Stückes feiert der Fiedlerbauer vergnügt und froh seine Hochzeit mit einem hübschen, jungen Weibe, das er mit gesundester Sinnlichkeit zu eigen nimmt. Am Schlusse des zweiten Aufzuges — vier Wochen sind seit der Hochzeit ins Land gegangen — stößt derselbe Fiedlerbauer seine Frau ins Feuer. Die „Anzeichen", die ihm — die Hetzereien einer alten tückischen Dorfvettel helfen mit — die Ueberzeugung beigebracht haben, daß die Frau ihm das Unglück ins Anwesen getragen hat, sind dabei eigentlich gar nicht so schlimm, daß sie aus einem gutmütigen Burschen im Handumdrehen einen brutalen Mörder machen könnten. Ein Trunkenbold ist auf dem Gehöft gestorben, eine Kuh verreckt, die Schweine fressen nicht, der Bauer fällt die Treppe herunter, und endlich kommt Feuer aus. Wenn einer, der Zeit seines Lebens ein guter Kerl gewesen ist, nach solchen Ereignissen das Weib, das er vor vier Wochen aus Liebe gefreit hat, nimmt und in den Feuertod jagt, so ist er weder ein verführter Schwächling, noch ein abergläubisch Verrannter, sondern er hat in einem „Anfall von momentaner Geistesverwirrung" gehandelt. Dann aber gehört er nicht auf die Bühne, sondern in die Rubrik, wo die gruseligen Tagesneuigkeiten stehen. Nach der eben geschilderten Katastrophe kommt noch ein dritter, letzter Aufzug, in dem der Fiedlerbauer, von Gewissensbissen gefoltert, den nach seinen Antecedentien unvermeidlichen Selbstmord begeht. Diese Schlußszene ist für den Gesamteindruck ganz besonders gefährlich, weil ihr die äußere Lebendigkeit ihrer Vorgängerinnen fehlt. Sie bringt das Stück mit schnellem decrescendo zum Ende.

Erich Freund.

München. Die Uraufführung von Frank Wedekinds fünfaktigem Schauspiel „So ist das Leben", die am 22. Februar unser Schauspielhaus bis auf den letzten Platz füllte, brachte wohl eine öffentliche Bestätigung des außerordentlichen Interesses, das hier in weitesten Kreisen und aus den verschiedensten positiven und negativen Gründen dem Autor gezollt wird, aber weder ein künstlerisches Ereignis von allgemeiner Bedeutung noch auch einen belangreichen Fortschritt in Wedekinds dichterischem Schaffen. Man könnte diesen Vielumstrittenen in gewissem Sinne den Heinrich Heine unserer Tage nennen, insofern er wie dieser Sentimentalität und eminenten Feinsinn des poetischen Ausdrucks mit dem Hautgout des Cynismus verbindet, andererseits aber über Heine noch zeitgemäß hinausgeht, indem er eine Reihe noch verblüffenderer Kontraste, wie Pedanterie und Zerfahrenheit, echteste Naivetät und haarscharfes Raffinement, trockenste Dialektik und zügellosen Nihilismus widerspruchsvoll in sich vereinigt. Mit seinem neuen Werke hat er wohl alle Parteien überrascht, kam er doch plötzlich im romantischen Kostüm des Quattrocento und als Symbolisierer persönlicher Erlebnisse. Er wollte inhaltlich und formell einmal aussprechen, daß er sich selbst nicht als Possenreißer und Bänkelsänger fühle, sondern als souveränen, überschauenden Geist, den man seiner burlesken Masken halber zu niedrig taxiere; das traurige Schicksal eines vom verständnislosen Volke entthronten umbrischen Königs, der unerkannt als Viehhirt, als Schneiderlehrling, als Komödiant und schließlich als Hofnarr sein Auskommen suchen muß, sollte sein eigenes litterarisches Schicksal herzbewegend veranschaulichen. Vielleicht hätte er seinen Zweck durchaus erreicht, wenn ihm ein Bühnenwerk von voller Klarheit und einwandfreien dramatischen Qualitäten gelungen wäre, doch trat ihm auch hier die Zerrissenheit seines Wesens hindernd in den Weg. Das in Prosa geschriebene und in neun Verwandlungen allzulose gefügte Schauspiel kann bei seiner ermüdenden und resultatlosen Redseligkeit und dem schwankenden Charakter seines fast ausschließlich passiven Helden nur ein Publikum von Freunden erwärmen; der zusammenfassende Schlußseufzer des Exkönigs „So ist das Leben!" wirkt auf die Allgemeinheit nur als rätselhafte Uebertreibung. Allerdings treten auch Wedekinds Vorzüge in gelungenen Einzelheiten hervor, so in den plastisch gesehenen Szenen des Schneiderlehrlings, in einer parodistischen Gerichtsverhandlung, in einer Versammlung des fahrenden Volks am Galgen und in den eingestreuten, schönen und prägnanten Versen. Die Zuhörerschaft spaltete sich vom dritten Akte ab in zwei feindliche Parteien, eine enthusiastisch anerkennende und eine ebenso heftig widersprechende; erstere rief Wedekind und Direktor Stollberg oftmals an die Rampe.

Hanns v. Gumppenberg.

Nürnberg. Als Neuheit kam am hiesigen „Intimen Theater" das einaktige Sittenbild „Ein Verhältnis" zur Aufführung, das den Schauspieler Carl Schönfeld zum Verfasser hat (8. Februar). Der Stoff des Stückchens ist nichts weniger als neu. Ein junger Ulanenoberleutnant, Graf Erwin von Oelz, lebt zusammen mit einer jungen Künstlerin bürgerlichen Standes, Hertha, die um seinetwillen ihrem Berufe entsagt hat. Er giebt vor, sie heiraten und seinen Abschied nehmen zu wollen, und ist nach Hause gereist, anscheinend um die Einwilligung seines Vaters zu erwirken. Ein zweideutiges Telegramm verständigt Hertha von seiner Zurückkunft: es wird „alles geordnet werden". Aber er beabsichtigt thatsächlich nur die endgültige Lösung des Verhältnisses, und auch die Vorhaltungen eines demokratisch gesinnten Vetters, der das falsche Spiel Erwins längst durchschaut hat, können ihn davon nicht zurückhalten. Aber ehe er dazu kommt, den entscheidenden Schritt zu thun, verläßt ihn Hertha selbst, die unbemerkt Zeugin des Gesprächs geworden ist, und Erwins Freund, der schon lange eine tiefe Neigung für sie gehegt, folgt ihr, nicht um sie zu trösten, sondern um sie zu ihrer Haltung zu beglückwünschen. — Die Charaktere der Hauptfiguren leiden beide an starken Unwahrscheinlichkeiten. Namentlich bleibt es von dem Mädchen, das als vornehme, kluge Frau geschildert wird, unbegreiflich, daß sie sich so lange über Wert und Kern ihres Liebhabers täuschen konnte. Nachzurühmen ist der kleinen, übrigens anspruchslos auftretenden Arbeit dagegen kräftige Gedrungenheit, einheitliche Stimmung und rasch fortschreitende Handlung bei äußerlicher Natürlichkeit, infolge deren das Publikum dem Verfasser gegenüber, der selbst in der Rolle des Freundes oder Vetters mitwirkte, mit seinem Beifall nicht zurückhielt.

Th. Hampe.

Wien. Dem Burgtheater war es vorbehalten, das schlechteste und langweiligste Stück der wiener Theatersaison herauszubringen. Direktor Schlenther scheint ge-

glaubt zu haben, daß der spärliche Lorbeer, den F. G. Triesch der „Nixe“ und dem „Hexenmeister“ vor Jahren verdankte, die Schwächen des „Lustspiels“ „Ein Komplott“ decken könne. Aber das „Komplott“ hat nichts als Schwächen, es könnte als Musterbeispiel unbeholfener Theatermache dienen und wirkt geradezu aufreizend durch die gähnende Langeweile, die jedes, ach so heiter gemeinte Wort des Dialoges ausströmt. Wenn man eine Amerikanerin und einen Ungarn erwähnt, die deutsch mit englischem oder ungarischem Accent sprechen, so ist der Gerechtigkeit Genüge gethan und alles aufgezählt, was Herr Triesch zur Begründung des Wortes „Lustspiel“ geleistet hat. — Im „Deutschen Volkstheater“ wird Kadelburgs „Familie Schimek“ gespielt, ein Schwank ohne litterarische Allüren, der einem harmlosen Publikum wenigstens die Möglichkeit zu lachen bietet. — Im Raimundtheater geißelte Victor Léons „Tarok“ mit sanftem Hieb die Spielleidenschaft, die vom unschuldigen Commerzspiele zum verderblichen Hazard fortschreitet; im Jubiläumstheater wissen die Autoren der Posse „Die gute alte Zeit“, die Herren Stüber und Petting, mit Geschick und Grazie zwei Akte lang aus der wiener Türkenzeit zu plaudern. Ein wiener Privatier, Herr Habermann, seines Zeichens Nörgler und laudator temporis acti wird im Traum ins alte Wien versetzt und wacht nach vielen Unannehmlichkeiten wieder in der Gegenwart auf, um als ein froher Proselyt moderner Kulturentwickelung sein Unrecht einzusehen. Es ist zu hoffen, daß die Herren Stüber und Petting uns noch einmal ein echtes Alt-Wiener Milieustück ohne die etwas gezwungene Einkleidung schenken werden. Sie haben das Zeug dazu, die Mache findet sich mit der Zeit.

Angesichts des Tiefstandes der deutschen Lustspieldichtung darf man sich nicht wundern, wenn ein Bühnenleiter von Geschmack und geschäftlicher Tüchtigkeit wie Josef Jarno fast ausnahmslos Franzosen zu Worte kommen läßt. Gern nimmt man die Skepsis und etwas wurmstichige Moral der Capus und Pierre Veber mit in Kauf, wenn man durch den Geist und die Feinheiten des „Bankdirektor“ (La bourse ou la vie) und der „Geliebten“ (A main gauche) entschädigt wird. Freilich ermangeln diese Stücke der straffen Szenenführung des pariser Durchschnittschwankes, und zu den zwerchfellerschütternden Wirkungen, wie sie etwa Feydeaus „Dame von Maxim“ hervorruft, bringen es diese halbfeuilletonistischen Stücke nie. — Leider lassen die meisten der neuen französischen Stücke, die wir zu sehen bekommen — das gilt nicht nur für Wien — fast ausnahmslos die Hand eines geschickten Uebersetzers vermissen. So gehen alle Feinheiten verloren, und nur die derbste Situationskomik vermag über die plumpe Arbeit des Interpreten zu triumphieren. So wünschenswert aber die Heranziehung tüchtiger Schriftsteller, die neben der französischen auch die deutsche Sprache beherrschen, für derlei Uebertragungsarbeiten wäre, so vergeblich erscheint der Wunsch nach Besserung dieser ästhetisch bedauerlichen Verhältnisse. Sobald ein Stück in Paris eingeschlagen hat, kauft die Agentur Ahn in Köln a. Rh. das Uebersetzungsrecht um eine Pauschalsumme auf, läßt die Uebertragung von litterarischen Sitzgesellen um billiges Geld vornehmen und versorgt nun, in der angenehmen Rolle des Monopolisten, die Bühnen ganz Deutschlands und Oesterreichs mit ihren Fabrikaten. Wenn Herr Roger, der Sekretär der Société des Auteurs Dramatiques sein Geschäft etwas besser verstände, so würde er sich hüten, die feine und feinste Ware — in Geschäftsangelegenheiten ist der kaufmännische Ausdruck wohl angebracht — durch unbeholfene Appreteure ruinieren zu lassen. Eine Organisation der deutschen Bühnenleiter, die französische Stücke aufführen, könnte da vielleicht Abhilfe schaffen.

Richard Wengraf.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Das Element. Roman von Gerhard Ouckama Knoop. Erschienen im Insel-Verlage bei Schuster & Löffler in Berlin und Leipzig. 1901. 191 S. M. 5,—.

Gerhard Ouckama, dessen voriger Roman „Die erlösende Wahrheit“ in dieser Zeitschrift durch Frau Olga Wohlbrück und mit Beigabe seines Porträts besprochen worden ist (2. Jahrg., Sp. 654—656), darf als ein geschmackvoller und erfahrungsreicher Arbeiter am modernen Roman betrachtet werden. An seiner Entwicklung war schon zur Zeit seines Erstlingswerkes „Die Karburg“ nicht zu zweifeln, das in formaler Hinsicht mir immer noch sein ausgereiftestes scheint und die späteren „Dekadenten“ (ein Klischee auf unbekanntem Terrain) um vieles übertrifft. Ouckama gehört zu der erlesenen Gruppe innerhalb der modernen deutschen Epik, die ihre intime, für das gewöhnliche Bewußtsein kranke Psychologie mehreren Franzosen und, von den Russen, etwa Turgenjeff und Dostojewskij („Der Idiot“) verdanken. Er wird immer pathologisch sein und verbindet das mit einer Abgeklärtheit, die ihm verwandte Temperamente, weil sie das deutsche Milieu um sich haben, nur schwer erreichen. Der Stil dieses moskauer Litteraten hat sogar etwas Klassisches, das voreilige Leute goethisch finden müßten; die Tönung seines Vortrags ist gedämpft, er spart mit Bildern, reiht oft und fast zu häufig Sentenzen ein und begnügt sich für die ekstatischen Momente seiner Handlungen mit einem keuschen, nur matt glänzenden Lyrismus. Solche Qualitäten sind gerade im „Element“ sehr angenehm zu beobachten, weil Ouckama, der Bremenser, zum Schauplatz hier nicht einen konstruierten Hintergrund wie den der „Erlösenden Wahrheit“, sondern den einer engen, stillen, norddeutschen Kaufmannsstadt gewählt hat, weil er dem Leben ausweicht in diskrete und helldunkle Träumereien.

Auch diesmal ist Ouckamas Problem ein geschlechtliches, die melancholische Tragik des Jünglings. Der Walther Lenten seiner Erzählung, der letzte Sproß einer alten Patrizierfamilie, wird nach dem frühen Tod seiner Mutter fieberkrank, reist zur Erholung in die Schweiz, verzagt dann um so mehr in der Banalität des Kaufmannslebens, wo nichts den Sehnsüchten seiner reinen Seele antwortet; durch seinen Onkel über eine ländliche Fabrik gesetzt, feiert er mit einer starkgeistigen Malerin Leida Tersmeeden, seiner aus der Philisterwelt ausgeschiedenen Jugendfreundin, die Wonnen einer für ihn ersten und letzten Liebe. Da geht, als er hoffnungslos von ihr kommt, die Fabrik durch die Unvorsichtigkeit eines von ihm begnadigten Trunkenbolds in Flammen auf, und er stürzt sich in den Opferaltar. „Aus seinen reinen, heißen Flammen entwand sich eine Jünglingsseele zu reineren Höhen“, endet das Buch, das mit künstlerischen, einfachen Landschaften und recht überzeugenden Charakteristiken aus mittlerer Bourgeoisie und Arbeitertypen durchsetzt ist.

Bleibt der Sinn des Ganzen. Der metaphysische Titel scheint sich auf eine Stelle zu beziehen, wo Dr. Emmius, eine mit Glück eingefügte Figur, den suchenden Walther mit den transcendentalen Worten ermahnt: „Halte dich immer an das Höhere, wenn andere sich den Elementen unterwerfen“. Auch hier ist wie in der „Erlösenden Wahrheit“ ein Spiel mit dem unwahren Ideal der Geschlechtslosigkeit, mit der Scheu vor der Geschlechtlichkeit, wie Jünglinge und sensible Dichter sie haben, und die artistisch bekommenen Reizes voll ist. So werden wir an die Asbestseele der jungen Renate Fuchs erinnert. Indessen die feminine Dichterdelikatesse, mit der in diesem letzten Roman eine liebliche, unsinnliche Träumerin analysiert wird, und die Wassermann als ein vom Leben Geschüttelter mit der brutalen Szene

des den Hund prügelnden Graumann erkauft, scheint nicht wider die Natur, aber an der Natur vorbei, wenn man sie wie Ouckama auf eine männliche Seele überträgt. Sein Walther Lenten erleidet eine unbefleckte Empfängnis; die Infamie des Geschlechts ist notwendig größer als bei ihm. Was ein Weheschrei sein müßte, wird zur Süßlichkeit. Dafür bringt Ouckama in der geschlechtlich befreiten und souveränen Leida Terfmeeden, deren Psychologie als Antwort auf die Walthers ohne Schwierigkeit zu finden gewesen wäre, doch nur eine Fiktion zustande. Man darf neugierig sein, was der tiefe Jakob Wassermann aus dieser, nach dem Wunsch Ouckamas Großen und Rätselhaften, doch so wie sie ist, niemals Ueberraschenden herausgeholt haben würde. Immerhin darf man sagen, daß sie die einzige tote Stelle in der sonst guten inneren Führung des Romanes darstellt.

Stuttgart. *Paul Wiegler.*

Aus der Triumphgasse. Lebensskizzen von Ricarda Huch. Mit Buchschmuck von E. Mediz-Pelikan. Leipzig, Eugen Diederichs. M. 3,50 (4,50).

Dieses Buch ist eins der seltsamsten, der liebevollsten, der inhaltlich und stilistisch persönlichsten, das mir je vorgekommen ist. Es ist das Buch einer in hohem Maße ungewöhnlichen und geistreichen Frau. Es ist mit einer unheimlichen Ruhe geschrieben, trotz all des Schauders, der darin gährt, und hat einen großen dekorativen Zug. Es spielt in dem Armenviertel einer nicht mit Namen genannten Stadt, in der man italienisch spricht, aber nach Gulden rechnet, also anscheinend Triest. Die Stadt liegt über dem blauen, leuchtenden Meer, dessen unendliche Schönheit hier das Bild der Versöhnung ist. Denn sonst steht wenig Versöhnliches in dem Buch. Es wimmelt darin von Mördern, Ehebrechern, Krüppeln und allerlei Gesindel. Wer nicht stiehlt oder mordet oder an Krücken humpelt, der hat einen Buckel oder säuft. Wir begegnen nicht einem einzigen normalen Menschen. Aber diese Abnormitäten erscheinen in diesem Rahmen und Zusammenhang so selbstverständlich, als könnte das alles gar nicht anders sein. Nirgends habe ich so grauenhafte Dinge mit solchem Gleichmut, mit so wenig Aufheben und in einem so einfachen Stil vortragen hören. Ricarda Huch hat eine unbändige Lust am Vertrackten und Schnurrigen, und sie weiß das Vertrackte und Schnurrige wundersam zu beseelen. Eine Stadt wie die hier geschilderte, giebt es nirgends in der Welt. Es ist ein Fabelland, in das man uns führt. Und doch sind diese Menschen so voll Leben und Wahrheit, daß wir meinen, wir müßten unter sie treten können. Man kann die Stimmung dieses Buches schwer in Worte fassen. Es ist das Buch einer Frau, die in dem gleichen hohen Maße dichterisch und künstlerisch zu empfinden weiß. Eins ist sicher: sie ist im Grunde eine durchaus romantische Natur. — Wer Verlangen nach einem ungewöhnlichen, von feinem dichterischem Geist erfüllten Kunstwerk trägt, möge sich dieses Buch nicht entgehen lassen.

Steglitz. *Hans Bethge.*

Schatten. Roman von J. von Brun-Barnow. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1901. 255 S.

Der Roman verleugnet auf keiner Seite seinen Ursprung aus einer weiblichen Feder, der jedoch eine geschickte und korrekte Schreibweise nachgerühmt werden muß. Die Hauptfiguren der Erzählung, eine etwas excentrische, fascinierend-schöne, ebenso herrsch- wie gefallsüchtige, reiche, amerikanische Miß, die mit einer enge reinen, kindlich-frommen deutschen Prinzessin kontrastiert wird, und ein leichtsinniger, verschwenderischer und verschuldeter, aber verbesserungsfähiger deutscher Kavallerieoffizier mit einem innerlich braven Herzen sind bekannte Romantypen, die uns schon oft in der Lektüre begegnet sind, aber leidlich gut und scharf gezeichnet sind. Weniger klar und nicht genügend prägnant herausgebildet ist der Charakter der Heldin, über deren Seele der Schatten einer unglücklichen, betrogenen Liebe liegt. Durch ihre Selbstverleugnung und Aufopferung für das Wohl ihres Bruders lösen sich die vielfach verschlungenen Beziehungen der in den Liebeshandel der Erzählung verflochtenen Personen am Ende aufs glücklichste auf, so daß der Leser, dessen innere Anteilnahme im Laufe der Darstellung niemals in höherem Maße erregt worden ist, sich an dem durch die Heldin vollbrachten Werke der Versöhnung mit der Verfasserin freuen darf. Gelegentlich wird die Frauenfrage gestreift, aber es geschieht dies stets in einem gemäßigten Sinne, so daß nicht leicht jemand an dieser Art, die Rechte der Frauen geltend zu machen, Anstoß nehmen wird.

Niederlößnitz. *H. A. Lier.*

Im Spiel der Sinne. Novellen von Marie Stona. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottländer. 162 S. M. 2,—.

Es mag sein, daß dieses Buch bei begeisterten Frauenrechtlerinnen, die über John Stuart Mill nicht hinausgekommen sind, noch heute großen Anklang finden wird. Im Großen und Ganzen ist die moderne Frauenbewegung dieser Art „feministischer" Litteratur längst entwachsen, die noch vor zehn, fünfzehn Jahren die Gefühle der Emanzipationslustigen richtig zum Ausdruck brachte. Damals galt als sicherstes Argument im Kampfe um die Gleichberechtigung der Geschlechter eine fortwährende Variierung des Satzes: „Ach Gott, was sind die Männer schlecht!" und aus der Inferiorität der einen Hälfte der Menschheit, die mit brutaler Gewalt die andere in Knechtschaft geschlagen hatte, erwuchsen die schmeichelhaftesten Prognosen für die Frau der Zukunft, die Frau, die dem Manzipium entkommen — die Emanzipierte. Nun, heute ist man in den Reihen der Frauenrechtlerinnen um einiges fortgeschritten: eingehende Beschäftigung mit ökonomischen und sozialen Fragen hat in Frauenkreisen die Erkenntnis gezeitigt, daß die Frau nicht gegen den Mann, sondern an seiner Seite zu kämpfen berufen ist, und einsichtsvolle Männer haben auf allen Gebieten die Gleichberechtigung der Frau gefördert. Die „Emanzipierte" von Anno 85 lebt nur noch in den „Fliegenden Blättern", die anmutige Auffassung vom plumpen, begierdenbesudelten Manntiere nur noch in den Köpfen einiger Schriftstellerinnen. Marie Stona, die sich durch ihre hübschen Federzeichnungen „Was sich die Provinz erzählt" und ihre „Lieder einer jungen Frau" einen guten Namen gemacht hat, zeigt uns in ein paar Erzählungen, wie überlegen im Spiel der Sinne die feiner organisierte vornehme Weibnatur dem täppischen, eigennützigen, genußsüchtigen Männchen ist. Die Geschichten sind ebenso dürftig erschaut wie erzählt, und wo sie am besten sind, da muten sie den Leser an, wie ein wässeriger Aufguß der Bitterkeiten Emil Marriots.

Wien. *Richard Wengraf.*

Kloster und Herd. Eine Geschichte aus dem Mittelalter von Charles Reade. Autorisierte deutsche Bearbeitung von Margarete Jakobi. Stuttgart, Robert Lutz. 1901. 339 u. 361 S.

Im Vorwort zur deutschen Ausgabe lesen wir: „Der Verfasser entfaltet in diesem Roman eine Erzählungskunst, wie sie nur den größten Meistern eigen ist. Eine Unsumme von Wissen ist darin wie absichtslos niedergelegt, verbunden mit köstlichem Humor und urgewaltiger Leidenschaft. Wir folgen den Erlebnissen und Kämpfen in so banger Spannung, daß wir nicht umhin können, mit den Helden zu denken, zu fühlen und zu hoffen. — In seiner Kenntnis der weiblichen Natur steht Charles Reade unter den männlichen Autoren unübertroffen da. Der Roman ist die köstlichste Perle der englischen Litteratur . . ."

Ich habe selten ein Buch gelesen, das dem Vorwort so wenig entspricht wie dieses. Man wäre versucht, nachzuweisen, daß der Roman selbst genau das Gegen-

teil von dem enthält, was in der Vorrede behauptet wird. Dem Verfasser fehlt vor allem die Gabe der Erzählungskunst, die wahrlich nicht darin besteht, eine Unsumme spannender Abenteuer an einander zu reihen, sondern zu der wesentlich auch gehört, daß die ganze Geschichte zweckmäßig angelegt ist und daß ihre einzelnen Teile in ein richtiges Verhältnis zu einander gesetzt sind. Die Erzählungsart des Verfassers ist eine kindliche, ja geradezu kindische, so daß man denken könnte, er habe seinen Abenteuerroman für die heranwachsende Jugend geschrieben, wenn nicht im Mittelpunkt der Erzählung die halbeheliche Geburt des Erasmus von Rotterdam stünde. Ferner ist die Erzählungsart durchaus stilwidrig: kaum eine Rede und Gegenrede ist am Ende des Mittelalters so denkbar, wie sie hier steht; dazu ist trotz der vielen, mittelalterlich aufgeputzten Abenteuer und kulturgeschichtlichen Dinge, an deren Richtigkeit wir zudem teilweise zweifeln, die Erzählung anschauungslos geschrieben: man kann sich kein Bild machen, und wenn man es sich macht, ist's vielleicht unrichtig. Auf Saumpfade in Holland und Windmühlen in den Alpen kommt's dabei allerdings auch vollends nicht mehr an! Auch die psychologische Entwickelung läßt so ziemlich alles zu wünschen übrig; die Heldin ist eine Puppe und der Held eine Marionette. Endlich die Spannung — wohl sind einzelne Abenteuer an sich spannend, aber nur durch die äußeren Geschehnisse, und Kinder mögen atemlos lauschen, ob der Held z. B. von dem Bären gefressen wird oder nicht, ob der Bluthund sie oder ihn beißt, ob der Strick bricht, an dem er aus dem Turm entflieht, u. dergl., aber auch für den anspruchslosesten Mann ist das alles einfach langweilig zu lesen. Ueberdies sind diese Abenteuer nicht bloß für die psychologische Entwickelung, sondern sogar für den Fortgang der Handlung großenteils höchst gleichgiltig und machen einen erwachsenen Leser nur ärgerlich über die dadurch herbeigeführte Verzögerung.

Es ist bezeichnend für unsere litterarischen Zustände: solche Romane übersetzt man und bietet sie dem deutschen Publikum mit begeistert lobpreisenden Worten an, und wie mancher gute deutsche Roman kann auf Anerkennung warten! So schlecht wie Charles Reade können wir's wahrhaftig in Deutschland auch noch. Das höchste, was eine deutsche Bearbeitung aus dem englischen Roman hätte machen können, wäre ein Buch für die abenteuerfreudige deutsche Jugend gewesen, die hierdurch zugleich in eine ihr fremde Welt, die des ausgehenden Mittelalters, eingeführt worden wäre. Aber an solchen Jugenderzählungen ist in Deutschland auch kein Mangel.

Wimpfen. *Richard Weitbrecht.*

Litteraturwissenschaftliches.

Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes. Von Rudolf Hildebrand. 1. Teil. Das alte Volkslied. Herausgegeben von G. Berlit. Leipzig, B. G. Teubner. 1900. M. 3.—.

Die Geschichte des deutschen Volksliedes, durch Herder und Goethe angeregt, durch Nicolai, Arnim, Brentano und Görres, vor allem durch Uhland mächtig gefördert, durch Erk, Hoffmann von Fallersleben, Liliencron und Böhme ausgebaut, in neuester Zeit durch Otto Böckel, Waldberg, Reinhold Köhler, John Meier, Johannes Bolte und andere eifrig bestellt, ist noch ungeschrieben, obwohl uns in den Vorlesungsverzeichnissen der Universitäten ein Kolleg über Geschichte des deutschen Volksliedes alljährlich mehrfach begegnet. Freilich ist es schwer, bei der alltäglich sich mehrenden Masse neu veröffentlichter Volkslieder, bei dem Mangel an Untersuchungen über die Technik und Ausbildung einzelner Gruppen des Volksliedes eine ernsthafte und wissenschaftlich gegründete Darstellung — an dilettantischen, eilfertigen Versuchen fehlt es ja nicht — zu geben. So bescheidet sich auch der Herausgeber der Vorlesungen Rudolf Hildebrands, eines der feinsten Kenner der Volksseele und Volkspoesie, mit dem Titel „Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes". Und doch sind diese „Materialien" das Beste und tief Empfundenste, was wir über Volkslieder besitzen. Mit Belegen ist der Verfasser recht sparsam, und aus den neueren Sammlungen lassen sich leicht Parallelen und Citate verdoppeln, aber wie reich ist seine Spende, wenn er Volkslied und Kunstlied gegenüberstellt oder erzählt, was die Lieder im Leben der Vorfahren gegolten haben, wenn er in liebevoller Andacht die Volkslieder über die Rosen mustert oder von dem Streitgedicht zwischen Sommer und Winter erzählt.

Ein zweiter Band soll die Geschichte des Volksliedes im 18. Jahrhundert enthalten. Die Bitte des Herausgebers Georg Berlit in Leipzig, es möchten ehemalige Hörer Hildebrands, die Nachschriften besitzen oder auch nur über einzelne Notizen verfügen, ihre Mithilfe nicht versagen, sei auch hier wiederholt. Vielleicht findet sich auch ein Kenner der modernen Volksliedforschung, der den geplanten Band mit Noten über den heutigen Stand unseres Wissens versieht.

Wien. *Arthur L. Jellinek.*

Lessing und die Vossische Zeitung. Von Ernst Consentius. Verlag von Eduard Avenarius, Leipzig. 1902. 110 S.

Der schon durch andere Arbeiten über den jungen Lessing vorteilhaft bekannte Verfasser nennt das Büchlein Blätter des Zweifels. Mit vollem Recht. Denn er prüft in ihm anonyme Rezensionen der Vossischen Zeitung, die von Lessingforschern, wie Karl Lachmann, B. A. Wagner und Franz Muncker, dem Dichter zugewiesen wurden und Eingang in die große Ausgabe seiner Werke fanden, auf die Autorschaft hin und spricht, wie mir scheint, sehr wohl begründete Zweifel an der Berechtigung aus, die fraglichen Anzeigen Lessing zuzuschreiben.

Meistens begnügt er sich mit dem Zweifel. Er bleibt aber nicht durchweg bei der negativen Kritik stehen, sondern nennt öfters diejenigen Männer, die nach seiner Ansicht mehr Anspruch darauf haben, für die Urheber der Kritiken zu gelten. Bald ist es Lessings Vetter und Jugendfreund, der früh verstorbene Christlob Mylius, bald der wohlbekannte Abraham Kästner, bald der obscur gebliebene Gottlob Naumann. Die Zweifel wie die Zuweisungen sind auf eine gediegene Kenntnis des Materials und eine reichliche Benutzung ungedruckter, in Bibliotheken verwahrter Korrespondenzen gegründet.

Das Problem der Echtheitskritik gehört zu den fundamentalen Bedingungen der wissenschaftlichen Litteraturgeschichte. Was kann für sie wichtiger sein als die Frage, ob einem Schriftsteller ein Produkt zuzuweisen ist oder nicht? Die Erkenntnis einer Individualität verlangt in erster Reihe die Feststellung ihrer stilistischen Persönlichkeit. Und um sie und nichts anderes handelt es sich bei der Echtheitskritik. Aus Consentius Schriftchen sehen wir, wie schlecht es in dieser Beziehung um die Erforschung des jungen Lessing bestellt ist. Von dem armseligen Kriterium, das man hauptsächlich geltend gemacht hat, das Auslassen des Hilfsworts beim zusammengesetzten Perfektum („gesehen" für „habe gesehen"), zeigt der Verfasser, daß es Mylius in viel stärkerem Maße eigen war als seinem größeren Vetter. Zu der Ausnutzung dialektischer Eigentümlichkeiten für die Autorschaft weist er mit Recht auf die Landsmannschaft von Mylius, Naumann und Lessing hin, wodurch die Schwierigkeit, den Anteil des einzelnen durch sprachliche Eigenheiten festzustellen, beträchtlich vermehrt wird. So schränkt er mit seinen scharfen Einwänden in einer beinahe diabolischen Weise die Möglichkeit der sicheren Entscheidung ein, um immer wieder seine Zweifel zu betonen.

Indes zum Verzweifeln scheint mir kein Anlaß vorzuliegen. Nur bedarf es einer intensiven, sprachlich-stilistischen Kleinarbeit, an der es uns leider für alle Klassiker gebricht. Diese Arbeit muß ihr Augenmerk

nicht weniger auf die genaue Beobachtung des individuellen Wort- und Sprachgebrauches Lessings richten, als sie die allgemeine Ausdrucksweise der Zeit zu berücksichtigen hat. Sie muß auf eine sorgfältige Statistik bedacht sein und die Eigenheiten chronologisch verfolgen. Sind wir im Besitze solcher Untersuchungen und Darstellungen, dann dürfte auch das in diesem Büchlein angeschlagene Problem zu lösen sein, soweit philologische Probleme überhaupt lösbar sind.

Berlin. *Otto Pniower.*

Verschiedenes.

Wilhelm Steinhausen. Ein deutscher Künstler. Von David Koch. Mit 116 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen, Lithographieen und Holzschnitten. Heilbronn, Eugen Salzer, 1902. 127 S. M. 3,— (4,—).

Als einer der ersten Meister deutsch-protestantischer, christlicher Volkskunst, als ein Prophet der religiösen Kunst für Denker und Kämpfer, nicht für weichliche Gemüter, als ein Künstler, der mit genialem Instinkt auf die alten Meister der religiösen Malerei, nicht auf die Renaissancemaler zurückgeht und doch ein eigener und ganzer ist, wird uns hier Wilhelm Steinhausen in Wort und Bild vorgeführt. Der Verfasser, mit Steinhausen und seiner Kunst offenbar aufs innigste vertraut, weiß uns für den Künstler aufs höchste zu interessieren, obgleich seine Darstellung nur selten schwungvoll und hinreißend, sondern auch beim höchsten Lobe einfach und fast nüchtern, immer bedächtig ist. Mit Liebe und Verständnis geht er der Entwickelung des Künstlers bis in die tiefsten Wurzeln nach und versteht es, ihn aus sich selber zu erklären und verständlich zu machen. Auch grenzt er ihn unseres Erachtens richtig von den ihm verwandten Naturen (z. B. Ludwig Richter, Lessing, Schirmer, Thoma u. a.) ab, und auch der Gegenüberstellung Böcklins stimmen wir zu, wenn der Verfasser sagt: „Steinhausen sieht das, was auf deutscher Erde umhergeht. Böcklin hat das auch geschaut, und wo er ganz deutsch geblieben ist, da wird auch für die Zukunft seine Kunst dem deutschen Volke am nächsten sein. Es wird ja noch eine Zeit kommen, da Böcklins Kunstwerke umgewertet werden. Deutsche Visionen hat Steinhausen, wenn er in der Landschaft steht — — es sind weichere Töne als die dämonischen Laute, die durch Böcklins Landschaft klingen, angefacht vom entfesselten Geist der gewaltigen Antike. In Böcklins Landschaft ist Goethes Geist aufgestanden. In Steinhausen ist Uhland und Mörike wiedergekommen." Auch wer hinsichtlich Böcklins anderer Ansicht ist, wird die letzte Bemerkung als für Steinhausen vollkommen zutreffend empfinden. Und so ließen sich noch viele feine Bemerkungen über Kunst, insbesondere religiöse und Volkskunst, anführen, die das Buch an und für sich lesenswert machen, abgesehen von dem Zweck, einen echt deutschen Heimatkünstler einem größeren Publikum bekannt zu machen. Daß Steinhausen dies vollauf verdient, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Die Ausstattung des Buches ist die seit den Velhagen und Klasingschen Künstlermonographieen übliche; die Wiedergabe der Bilder ist fast durchgehends tadellos, aber der ganzen Anlage der Schrift hätte es vielleicht mehr entsprochen, wenn auch die Bilder in chronologischer Ordnung untergebracht worden wären; bequemer wäre es jedenfalls, sie stets in der Nähe des erläuternden Textes zu haben. Wenn schon die hier verkleinert wiedergegebenen Bilder immer aufs neue zur Versenkung und Vertiefung reizen, so wird gewiß diese Veröffentlichung dazu beitragen, den großen Wiedergaben der steinhausenschen Bilder das deutsche Haus zu öffnen. Man wird es nicht bereuen, Steinhausen bei sich zu Gaste geladen zu haben, und die Pfannschmidt, Plockhorst, Hofmann und wie alle die Maler heißen, die noch den christlichen Markt beherrschen, werden dann ganz von selbst aus dem deutsch-christlichen Hause verschwinden.

Wimpfen. *Richard Weitbrecht.*

Johanna Luise Heiberg. Ein Leben in der Erinnerung noch einmal durchlebt. Frei nach dem Dänischen von Hulda Prehn. Leipzig, H. Haessel. 316 S. M. 4,50.

Die Frau, die uns in diesem Buch ihre Lebensgeschichte erzählt, war während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine gefeierte Schauspielerin am Königlichen Theater in Kopenhagen. Da sie im Auslande niemals aufgetreten ist, überhaupt Dänemark nur einmal in ihrem Leben verlassen hat, so ist sie als Künstlerin uns Deutschen fremd. Aus ihrem Buch aber lernen wir sie als eine interessante und charaktervolle Persönlichkeit kennen. Den ärmlichsten Verhältnissen entstammend, ohne jegliche Erziehung und Bildung, hat sie es verstanden, lediglich durch ihren Liebreiz, ihre Begabung und einen natürlichen Adel der Seele, der sie schon als Kind weit über ihre Umgebung heraushob, sich vom Ballettmädchen zu einem der angesehensten Mitglieder der Königlichen Bühne emporzuarbeiten. Später heiratete sie den bekannten dänischen Litteraten und Singspieldichter Heiberg, eine Verbindung, die ihr die besten Kreise der kopenhagener Gesellschaft erschloß. Bald nach seinem Tode zog sie sich von der Bühne zurück und übernahm den für eine Frau ungewöhnlichen Posten eines Regisseurs, den sie sieben Jahre lang mit Erfolg inne hatte. Was sie als Schauspielerin geleistet haben mag, entzieht sich heute unserm Urteil. Daß sie einen großen persönlichen Zauber ausgeübt haben muß, geht aus den mancherlei wunderlichen Begebenheiten hervor, von denen sie berichtet. So verdankte sie allen Unterricht, den sie in ihrer Jugend genoß, einem Mann, der sie einmal als kleines Mädchen in der Schankwirtschaft ihres Vaters den Gästen vortanzen sah und der von einer so leidenschaftlichen Zuneigung zu ihr ergriffen wurde, daß er es sich fortan zur Aufgabe machte, ihr Los auf alle Weise zu verbessern. Er überhäufte sie mit Wohlthaten, in der Hoffnung, ihre Gegenliebe zu gewinnen, sie aber empfand das unnatürliche Verhältnis nur als einen Druck und atmete erleichtert auf, als es durch seinen Tod gelöst wurde. Er nahm sich das Leben, weil er Gelder veruntreut hatte. — Allein nicht in solchen mehr oder minder abenteuerlichen Erzählungen liegt der Reiz des Buches. Dazu waren die kopenhagener Verhältnisse damals zu eng und kleinlich, stehen uns die dänischen Lokalgrößen, die die Verfasserin naiver Weise so einführt, als wenn jedermann von ihnen wissen müßte, zu fern. Was uns anzieht, ist der feine Verstand, das sichere Urteil, die Klarheit und Tiefe des Gemüts, die uns bei dieser Frau entgegentreten; ja, es ist geradezu erstaunlich und psychologisch außerordentlich lehrreich, wie sich diese Eigenschaften von früh auf im Widerspruch zu allen äußeren Verhältnissen an ihr bewährt haben. Es giebt ein serbisches Sprichwort: „Die Sonne geht auch über schmutzige Orte, doch befleckt sie sich nicht." Daran wird man bei manchen Szenen aus ihrer Kindheit und Jugend erinnert. Ein Zug rührender, fast kindlicher Einfalt und Harmlosigkeit geht durch das ganze Buch, den man bei einer Schauspielerin am wenigsten suchen würde. Ueber ihren Beruf hat Frau Heiberg viel und gründlich nachgedacht. Philiströs sind ihre Bedenken, ob die Schauspielkunst moralisch berechtigt sei oder nicht; aber es ist schön, zu sehen, wie ihr gesundes Gefühl der praktischen Frage gegenüber sieghaft durchbricht. Die Betrachtungen über diesen Punkt, über die Darstellung des Naiven, über die Tagliani, die Elsner und Mlle. Mars gehören zu dem Lesenswertesten in dem Buch, das nur gegen Ende ein wenig zu sehr in den Ton der Erbauungsschriften verfällt.

Potsdam. *Estelle du Bois-Reymond.*

Aus Natur und Kunst. Von Theodor Beer. Dresden, E. Pierson. 1901. M. 4,—.

Der Verfasser, wohl Naturforscher seines Zeichens, hat in dem vorliegenden Buche eine Anzahl von Arbeiten vereinigt, die zum größten Teil seinem eigenen Fachgebiet angehören und zumeist in Tageszeitungen und Fachzeitschriften veröffentlicht worden sind. Sie tragen folgende Titel: „Eine Corrida in Madrid" —

„Das Matterhorn“ — „Stazione Zoologica“ — „Eine Delphinjagd“ — „Gorilla und Schimpanse“ — „Endokannibalismus“ — „Tierschmerzen und Vivisektion“ — „Von Ameisen und Bienen“ — „Der statische Sinn“ — „Spiel und Kunst“ — „Gibsons Zeichnungen“ — „Lawn Tennis“. Das ist jedenfalls ein vielstrahliges, wenn man will, auch höchst interessantes Menu von „Feuilletons“, wie Beer die teilweise recht instruktiven, wenn natürlich auch nicht erschöpfenden, aber wie es die behandelten meisten Gegenstände mit sich bringen, kompilatorischen Arbeiten bescheidentlich nennt. Wenn aber flüssige und verständliche Darstellung gegenüber trockenem, schwerfälligem Gelehrtendeutsch ihre Vorzüge hat, so ist hier die Bezeichnung „Feuilleton“ zum Lobe des Verfassers sehr wohl angebracht.

Stuttgart. *Ernst Kreowski.*

Die Erziehung des Willens. Von Jules Payot. Berechtigte Uebersetzung von Dr. Titus Voelkel. Buchschmuck von Richard Grimm. Leipzig, R. Voigtländer. 315 S. M. 3,— (4,—).

Durch das Aufblühen der Experimentalpsychologie in Frankreich während der letzten Jahrzehnte hat die pädagogische Psychologie eine solche Bereicherung erfahren, daß es an der Zeit wäre, auch in Deutschland diesen zum Teil ganz hervorragenden Arbeiten — ich nenne nur Ribot, Perez, Queyrat, Thamin — größere Beachtung zu schenken. Das Buch Payots ist praktischer gerichtet und leichter zu verarbeiten, als die meisten ähnlichen Werke. Offenbar aus Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten hervorgegangen, ist es nach Aufbau und Tongebung zunächst für akademische Kreise, speziell für das Alter von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren, bestimmt. Es hält als solches die Mitte zwischen den Th. Zieglerschen Vorträgen über den Studenten am Ende des 19. Jahrhunderts und dem viel schwereren, ausgezeichneten Buche von Natorp über die Willensbildung; nicht ohne mehrmals an S. Ribbings Ausführungen über soziale Hygiene, Krafft-Ebings „Gesunde und kranke Nerven“, sowie Hiltys „Glück“bücher zu streifen. Fällt der Schwerpunkt der Ausführungen auf den praktischen Teil, die Gesundheitspflege des Geistes und Körpers, die Bekämpfung der Sinnlichkeit, der falschen Sentimentalität, der natürlichen Trägheit, so ist doch der erste theoretische Teil ein nicht zu unterschätzender Beitrag zur Ethik. Freilich ist, wie es bei halbpopulären Büchern zu gehen pflegt, die theoretische Grundlegung etwas dürftig ausgefallen. Kann man sich mit der Widerlegung der absoluten Freiheitslehre noch zufrieden geben, so befriedigt die Polemik gegen die Theorie vom angeborenen Charakter nicht recht. Sorgfältig ausgeführt ist dagegen die These von dem verhältnismäßig geringen Einfluß der Ideen auf das Triebleben, solange sie „gefühlsunbetont“ sind (gegen Fouillées idée-force), woraus sich naturgemäß die Notwendigkeit ergiebt, ihnen durch Verbindung mit dem Triebleben die erwünschte Herrschaft über den geistleiblichen Organismus zu verschaffen.

Wäre die Uebersetzung gut, so könnte ich mit einem freundlichen Worte dankbarer Anerkennung hier abbrechen; da sie es nicht ist, muß ich mein ungünstiges Urteil begründen. Der Uebersetzer beherrscht das Französische nicht, die Aequivalente der technischen Ausdrücke sind im Deutschen meist nicht getroffen; z. B. „wenn die Erregung fehlt, fehlt die Regung.“ (S. 76.) Manches ist geradezu falsch: ne saurait être heißt „kann gar nicht“; das „darf nicht“ des Uebersetzers bedeutet das Gegenteil. Was stellt sich der Verfasser unter dem „Myops“ des Schopenhauer (233), der „somme“ des Thomas von Aquino (173), den „getrockneten Rädertierchen“ (152), dem „Digitalin“ (82), der „numenalen Welt“ (39) vor? Was sind „ungeschlachte Lebensgrundsätze“ (245), „künstlischere Vergnügungen“ (241), ein „Wahnsinnsanfall des Lebensübermuts“ (235), eine „Kälte, die angenehm ist, wenn man sich wärmen kann“ (209), ein „Rudern mit den hübschen, den Fluß einfassenden Landschaften“ (214), ein „Wolkenbruch, der ... Satz mit sich führt“ (172)? Seite 5 lies Colin statt Collin, Seite 8 Anmerkung philosophique statt psychologique; wohin ist die Seite 76 verheißene Anmerkung geraten? Werden schlecht übersetzte Wendungen durch Beifügung von Anführungszeichen besser? Und warum sind auch die deutschen und englischen Werke in französischen Uebersetzungen citiert? Ganz abgesehen davon, daß eine deutsche Uebertragung der französischen Mode des ungenauen Citierens („sagt Mrs. Carlyle“, „findet sich bei Mill“ u. s. w.) möglichst entgegenarbeiten sollte.

Payots Buch hat in acht Jahren in Frankreich dreizehn Auflagen erlebt. Das ist ein glänzender Erfolg, ehrend für den scharfen, liebevollen und gesunden Geist des Verfassers, ehrend für die akademische Jugend, von der die deutschen Kommilitonen nur lernen können. Daß sich „die Erziehung des Willens“ im deutschen Gewande viele neue Freunde erwerben wird, ist bei der vorliegenden Uebersetzung leider nicht zu hoffen und ohne eine Umarbeitung auch kaum zu wünschen.

La Tour-de-Peilz. *Eduard Platzhoff-Lejeune.*

Nachrichten

Todesfälle. In Berlin † am 22. Februar der frühere Verlagsbuchhändler Friedrich Weidling im hohen Alter von 81 Jahren. Er war der Inhaber der alten berliner Verlagsfirma Haude & Spener, die im 18. Jahrhundert durch Carl Spener begründet wurde. Das bekannteste Verlagswerk der Firma sind Büchmanns „Geflügelte Worte“, die im Jahre 1864 zum ersten Male erschienen.

Im Alter von 65 Jahren † der Redakteur der „Weimarer Zeitung“, Wilhelm Asmus, der unter den Pseudonymen Wilhelm Anthony und Camillo Heyden vielfach feuilletonistisch thätig war.

Am 26. Februar † in Genf der Redakteur des „Journal de Genève“, Charles Morel, im Alter von 65 Jahren. Morel, der der Redaktion des genannten Blattes volle 27 Jahre angehörte, veröffentlichte mehrere Arbeiten aus dem Gebiete der klassischen Philologie.

In Petersburg † Peter Polewoi, der ehemalige Professor der russischen Litteratur an der warschauer Universität. Er verfaßte mehrere wissenschaftliche Werke, so eine Geschichte der russischen Litteratur, eine russische Chrestomathie u. a. Unter seiner Redaktion erschienen auch russische Uebersetzungen von Werken Lessings, Goethes und der Brüder Grimm.

* *

Persönliches. Am 20. Februar beging J. V. Widmann die Feier seines 60. Geburtstages. Eine Charakteristik seines Schaffens wurde unlängst in diesen Blättern in einem zusammenfassenden Artikel über schweizerische Litteratur gegeben (vgl. LE III, Sp. 1307). — Seinen 70. Geburtstag feierte am 25. Februar der bayerische Volksschriftsteller und Hofrat Maximilian v. Schmidt. Er wurde in Eschlkam am bayrischen Walde geboren, studierte in München, trat 1848 in den Militärdienst ein und brachte es im Kriegsjahr 1866 zum Hauptmann; 1869 zog er sich wegen Invalidität vom Militärdienst zurück, 1874 erhielt er seinen ehrenvollen Abschied. Seine schriftstellerische Domäne fand er in der Dorfgeschichte, im Bauernroman und im Volksschauspiel. Kürzlich hat der Jubilar den ersten Band einer Autobiographie veröffentlicht, die den Titel „Wanderung durch 70 Jahre“ führt.

* *

Klinckowstroem, A. v. Die Insel des Friedens. Roman. 2 Bde. Dresden, E. Pierson. 199 u. 239 S. M. 6,— (8,—).
Lange, H. Dörch Nacht tau'm Licht. Twei Geschichten. Leipzig, Otto Lenz. 143 S. M. 1,50 (2,50).
Meerheimb, H. v. Befreiung. Roman. Berlin, Otto Janke. 2 Tle. in 1 Bde. 169 u. 203 S. M. 4,—.
Meschwitz, Heinrich. Auf schmalem Pfade. Roman. Dresden, E. Pierson. 225 S. M. 2,50.
Nerese, M. Bi mi tau Hus. 1. Bd. Leipzig, Otto Lenz. 224 S. m. Abb. M. 3,— (4,—).
Strauß, E. Freund Hein. Eine Lebensgeschichte. Berlin, S. Fischer. 334 S. M. 4,— (5,—).

d'Annunzio, Gabriele. Das Buch der Jungfrauen. Deutsch v. F. v. Stockmayer u. Ch. Beer. Stuttgart, Franckhsche Verlagsh. 212 S. M. 3,— (4,20).
Lazarevičs, L. K., schönste Erzählungen. Uebers. v. B. Schaic-Didolinko. Dresden, E. Pierson. 276 S. mit Bildn. M. 3,— (4,—).

b) Lyrisches und Episches.

Andersen. Glockentiefe u. a. Märchen. Mit Zeichnungen v. Tasio. (Jungbrunnen. 30. Bdchn.) Berlin, Fischer u. Franke. 4°. 41 S. M. 1,25.
Arndt, Richard. Mauerblümchen. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 96 S. M. 1,50.
Bussson, Paul. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 114 S. M. 2,—.
Collier, H. Sonnenblicke. Gedichte. Burg, H. Collier. 159 S. Geb. M. 3,—.
Dähnhardt, Oskar. Heimatklänge aus deutschen Gauen. II. Aus Rebenflur u. Waldesgrund. Mit Buchschmuck v. Rob. Engels. Leipzig, B. G. Teubner. 4°. 185 S. Geb. M. 2,60.
Dahm, P. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 115 S. M. 2,— (3,—).
Gesch, H. In alten Zeiten. Märchen. Dresden, E. Pierson. 73 S. M. 1,— (2,—).
Guth, Johann. Seefahrers Lieder. Gedichte u. poet. Erz. Dresden, E. Pierson. 70 S. M. 1,50.
Hagen, Olfrid. Scherz- und Minneweisen eines Spielmannes. Berlin, Hermann Walther. 78 S. M. 1,50.
Heibel, A. Poetischer Vogelhain. Lieder u. Gedichte. Stuttgart, Jos. Roth. 12°. 200 S. M. 2,25 (3,25).
Jacobs, A. Aus dem Wasgau. Gedichte. 2. Aufl. Straßburg i. E., F. X. Le Roux & Co. 106 S. M. 1,20.
Linde, O. zur. Gedichte, Märchen u. Skizzen. Dresden, E. Pierson. 204 S. M. 3,— (4,—).
Mores, Margarethe. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 84 S. M. 2,—.
Saar, Ferdinand v. Hermann und Dorothea. Ein Idyll in 5 Gesängen. Kassel, Georg Weiß. 86 S. M. 1,50 (2,60).
Weber, E. Jugendträume. Erste Gedichte. 1. Tl. Der Barde. Balladen u. Romanzen. München, Carl Haushalter. 122 S. M. 1,50.
Wolfram, E. Irrlicht u. Sonnentau. Dresden, E. Pierson. 148 S. M. 2,— (3,—).

c) Dramatisches.

Bollag, M. 's Wunderrösli. Alemannisch-ländl. Charakterbild. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 77 S. M. 1,—.
Diethelm, A. Erziehungssünden. Schauspiel, Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 102 S. M. 1,20.
Domanig, Karl. Der Idealist. Schauspiel in 5 Aufz. München, Allg. Verlagsges. m. b. H. 100 S. M. 2,25 (3,—).
Greber, J. Der Eintagsleutnant. Schwank. Straßburg, Schleiter & Schweikhardt. 56 S. M. 1,—.
Heymann, R. Tod. Drama in 2 Akten. Leipzig, Hermann Dege. gr. 8°. 94 S. M. 2,—.
Kern, R. Hans Böhm, der Pfeifer v. Niklashausen. E. hist. Spiel. 2. Aufl. Karlsruhe, J. Lang. 46 S. M. —,50.
Kock, Th. Electra in Delphi. Schauspiel. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. 86 S. M. 3,—.
Pefelmann, C. Adam. Dramencyklus. I. Das Recht auf Reinheit. Prolog. 31 S. — II. Die Treue. Drama. 54 S. Czernowitz, Heinrich Pardini. Je M. —,60.
Weinert, Louis. Die Mühlhofbäuerin. Dorftragödie in 3 Akten. Prag, Gustav Neugebauer. 88 S.
Weise, H. Marbod, König der Markomannen. Drama. Dresden, Oscar Damm. gr. 8°. 72 S. M. 1,20.
Widmann, J. V. Die Muse des Aretin. Drama. Frauenfeld, J. Huber. 185 S. M. 2,50.
Wundtke, Max. Das freie Volk sind wir! Dram. Szene a. d. letzten Zeit d. Burenkrieges 1901. Dresden, E. Pierson. 28 S. M. —,50.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Burggrai, J. Goethe und Schiller. Im Werden der Kraft. Stuttgart, Carl Krabbe. gr. 8°. 468 S. M. 5,— (6,—).
Dübi, H. Der Alpensinn i. d. Litteratur u. Kunst der Berner von 1537 bis 1839. Eine Studie. Bern, K. J. Wyß. gr. 4°. 63 S. mit 2 Taf. M. 2,—.
Lange, Edmund. Heinrich Kruses pommersche Dramen. Ein Erinnerungsblatt. Greifswald, Julius Abel. 34 S.
Rabenlechner, M. M. Hamerling. (Litteraturbilder der Gegenwart. Hrsg. v. A. Breitner. 1. Bdchn.) Dresden, E. Pierson. 12°. 160 S. M. 2,— (3,—).

e) Verschiedenes.

Barth, H. Johann Sebastian Bach. Ein Lebensbild. Berlin, Alfred Schall. 383 S. mit 11 Bildern. M. 3,50 (4,50).
Braig, Karl. Zur Erinnerung an Franz Xaver Kraus. Freiburg, Herder. 4°. 70 S. m. e. Bildn. M. 1,50.
Fried, Alfred H. Der Theaterdusel. Streitschrift gegen die Ueberschätzung des Theaters. Bamberg, Handels-Druckerei. Schmal gr. 8°. 117 S. M. 1,60.
Josefini, Josef. Eine Schlacht i. J. 2002. Dresden, E. Pierson. 229 S. M. 2,50.
Katholizismus, Vom, zum Protestantismus. Briefe eines Katholiken an einen katholischen Geistlichen. Berlin, Herm. Walther. gr. 8°. 61 S. M. 1,—.
Lehnert, G. Das Porzellan. (Illustr. Monographieen. 6. Bd.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex.-8°. 152 S. mit 260 Abb. Kart. M. 4,—.
Lenz, Max. Römischer Glaube und freie Wissenschaft. Berlin, Herm. Walther. gr. 8°. 32 S. M. —,50.
Montez, Lola. Berlin, Carl Messer & Cie. Schmal 8°. 100 S. M. 1,—.
Olberg, Oda. Das Weib u. der Intellektualismus. Berlin, John Edelheim. gr. 8°. 118 S. M. 2,— (3,—).
Rohrbach, Paul. Persien und die deutschen Interessen. Vortr. Berlin, Dietrich Reimer. gr. 8°. 19 S. m. e. Karte.
Rolffs, Ernst. Harnacks Wesen des Christentums u. die religiös. Strömungen der Gegenwart. Leipzig, J. C. Hinrichs. gr. 8°. 63 S. M. —,80.
Schmidt, Maximilian. Meine Wanderung durch 70 Jahre. Autobiographie. 1. Teil. Reutlingen, Enßlin & Laiblin. 304 S. M. 1,50 (2,25).
Scheffer, Th. Die preußische Publizistik im Jahre 1859 unter dem Einfluß des italienischen Krieges. E. Beitr. zur Gesch. der öffentl. Meinung in Deutschland. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. 182 S. M. 6,—.
Spielberg, O. Gedanken u. Meinungen des hochwohlgeborenen Hrn. Spielberg. Stuttgart, Robert Lutz. 256 S. M. 3,— (4,—).

Maupassant, Guy de. Mittelmeerfahrt Uebers. v. Marie Madeleine. Berlin, Vita, Deutsches Verlagsh. 143 S. M. 1,— (2,—).
Werressajew, W. Beichten eines praktischen Arztes. Versehen und Fehlschlüsse. Erinnerungen. Deutsch v. E. v. Gütschow. Leipzig, Leipziger Verlags-Comptoir. 314 S. M. 3,—.

Empfangs-Anzeige.

Zur Errichtung eines Grabdenkmals für Ludwig Jacobowski gingen noch die nachstehenden Beiträge ein:

Durch die Schriftleitung der „Gesellschaft" in München: Dr. A. Seidl, München 10 Mk.; Josef Theodor und Frau Emma Redenhall, Breslau 4,55 Mk.; Wilhelm v. Lichtenow auf Lichtenow b. Friedeberg 20 Mk.; Wilhelm Weigand, München 20 Mk.; M. Hollfelder, Berlin NO. 10 Mk.; Dr. Theodor Lessing, München 5 Mk.; Komponist Max Reger und Ernst Boche, München 10 Mk.; Frau Marie Stona, Schloß Strzebowitz 30,70 Mk.; Dr. Fritz Rutishauser, Ermatingen b. Konstanz 4 Mk.

Ferner: Dr. Theodor Längin, Bern 5 Mk.; R. u. L. Sch., Charlottenburg 3 Mk.; Ungenannt 1 Mk.; aus dem Kreise der Frau von L. in Mörchingen 75 Mk.; Frau Thekla Lingen, St. Petersburg 25 Mk.; Frau Maria Elisa, Biel (Schweiz) 10 Mk.; Landesdirektor, Reichstags- und Landtagsabg. Heinrich Rickert, Berlin 30 Mk.; Verlagsbuchhändler J. C. C. Bruns, Minden 50 Mk.

Zusammen 313,25 Mk. — Hierzu das Ergebnis der ersten Quittung: 1909,80 Mk. Gesamtsumme 2223,05 Mk.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Charlottenburg; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lessen in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Neuer Apollo-Verlag.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde.

Inhalt

Peter S. Rosegger . . . Jubiläums-Erinnerungen
Karl Henckell . . . . . Jung-Wien
Gustav Meyrink . . . Die Insel Dschamblé
Max Haushofer . . . Ein japanischer Dramen
Ludwig Ganghofer . . . Neue Bahn Dran Bund
Hans E. Kinkel . . . Die Schriftstellerin Gabriele
Philipp Stauff . . . . . Germanen Schwerter

Ueber die Zeitungen · Ueber die Zeitschriften

Ueber das Theater
Ueber die Bühnen
Neuer Bücher

Verlag: Neuer Apollo-Verlag, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 232.
Redaktion: Dr. Wilhelm Hegeler, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 232.
Preis: Jährlich 6 Mk. Halbjährlich 3 Mk. Vierteljährlich 1,50 Mk. Einzelnummer 0,50 Mk.
Abonnement bei allen Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes.
Anzeigen-Preis: Die 4-gespaltene Petitzeile 40 Pfg.
Beilagen-Preis: Für 1000 Exemplare 5 Mk.
Ueber die Bühnen
Ueber die Zeitungen · Ueber die Zeitschriften
Neuer Bücher
Verlag: Neuer Apollo-Verlag, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 232.
Redaktion: Dr. Wilhelm Hegeler, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 232.
Preis: Jährlich 6 Mk. Halbjährlich 3 Mk. Vierteljährlich 1,50 Mk. Einzelnummer 0,50 Mk.
Abonnement bei allen Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes.
Anzeigen-Preis: Die 4-gespaltene Petitzeile 40 Pfg.
Beilagen-Preis: Für 1000 Exemplare 5 Mk.

Printed in Germany

Verlags-Depot Hohenstein-Ernstthal

Fabrik- und Schreibhefte, Kassen-Bücher, Kontobücher, Briefordner, Briefmappen, Schreibmappen, Schreibunterlagen, Briefpapier, Briefumschläge, Postkarten, Tintenlöscher, Federhalter, Bleistifte, Radiergummi, Farbstifte, Tuschkasten, Zeichenpapier, Zeichenblöcke, Reißbretter, Reißschienen, Reißzeuge, Zeichendreiecke, Lineale, Zirkel, Tintenfässer, Tinten, Stempelfarben, Stempelkissen, Gummistempel, Stempelhalter, Stempelbuchstaben, Stempelziffern, Stempelschriften, Stempelzangen, Stempelpressen, Prägestempel, Prägepressen, Prägeschriften, Prägeziffern, Prägezangen, Prägeplatten, Prägeschilder, Prägeschriften, Prägeziffern, Prägezangen, Prägeplatten, Prägeschilder

Neue Kundschaft erbeten.

Neue Kundschaft!

Empfehle mich zur Anfertigung von Damen- und Kinder-Garderobe in und außer dem Hause. Bitte um gefl. Zuspruch.

Hochachtungsvoll
Frau Anna Schmidt
Hohenstein-Ernstthal, Bahnhofstraße 12

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa. 11600

Vierter Jahrgang
Heft 13
April 1902

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag, für die Schweiz nur durch das Intern. Annoncen-Bureau L. Kuranda, Lausanne

Die neuen schweizer Alpenromane.

Von Oskar F. Walzel (Bern).

(Nachdruck verboten.)

Frische Buben, die bei raschen Dirndeln fensterln. Scharfe Vierzeiler, die bei Trunk und Tanz hin- und herfliegen. Eine derbe Prügelei als unumgänglicher Schluß sonntäglicher Wirtshausfreuden. Altheimische Kampf- und Raufluft, die den kühnen Wilderer auf Leben und Tod mit dem Hüter des Gesetzes ringen läßt. Daneben abergläubisch engherzige Gottesfurcht, die unter der Zucht einer strengen Klerisei gehorsam duckt. Die Vertreter dieser Klerisei wiederum bald orthodox unduldsam, bald menschlich weitherzig. Der würdige Pfarrherr, der angstvoll der handigen Pfarrersköchin gehorcht. Ebenso zwiespältig die gestrenge Polizei, der heute gefürchtete, morgen genasführte „Schandi" ... Wer kennt nicht diese altbewährten Motive der oberbayerischen und obersteierischen Bauerndichtung? Sie leihen den Werken der Anzengruber, Rosegger, Ganghofer ihren eigenen heimatlichen Reiz, mögen da auch sonst nur die typischen Lieblingsgestalten der gemeindeutschen Dorfgeschichte auftreten: die von den Kindern allzufrüh ins Austragstüberl versetzten Eltern, der geizige Vater, die übergute oder allzeit keifende Mutter, der liederliche oder grundbrave Sohn, das eifersüchtige Mädchen, um deren Liebe zwei Nebenbuhler werben, der treue und der untreue Knecht, die vorlaute, auf lange Dienstzeit pochende Magd. Als charakteristische Folie erscheint bei Bayern und Steirern ferner die gewaltige Welt der Alpen, schroffe Bergspitzen, stille Seelein, Gletscherbäche, Lawinenstürze. Um 1840, etwa zur Zeit, da im Süden durch Jeremias Gotthelf, im Norden durch Immermann die deutsche Dorfgeschichte erfunden ward, legte Franz von Kobell in seinen „Gedichten in oberbayrischer Mundart" diese Züge fest, er selbst ein schöpferisch begabter Nachfolger der Alemannen Hebel und Usteri. In versifiziertem Dialekte hat dann, wie Kobell, sein temperamentvoller Schüler Karl Stieler seit 1865 den Faden weitergesponnen, aus Eigenem aber seinen satirischen Humor hinzugethan. Schon zu Anfang der Sechzigerjahre aber übertrug Hermann von Schmid die Welt Kobells in den Roman und ins Drama. Aus seiner Schule sind die Dichter des oberbayrischen und steirischen Bauernlebens hervorgegangen; diese einer ernsteren Tragik und tieferen Problemen geneigter als jene. Voran Rosegger, der gern ein ganzes Menschenleben ausschöpft, noch lieber die Lebensfragen des heutigen Bauernstandes aufwirft. Hat er im „Waldschulmeister" (1875) den Kulturbringer segensreich in ein einsames Alpenthal geführt, so zeichnet er auf der anderen Seite die Schäden einer dem Bauern ungesunden kulturellen Entwicklung: in „Jakob dem Letzten" (1888) etwa den Bauernstand, der den staatlichen Steuern und den verderblichen Jagdgelüsten der Großgrundbesitzer erliegt, in dem „Ewigen Licht" (1898) die traurigen Folgen, die einem weltfremden Gebirgsdorf aus der Fremden-Industrie erwachsen können.

Eifrige Thätigkeit herrscht auf dem von Kobell und Schmid vorbereiteten Boden. Insbesondere hat sich hier und nicht in der Schweiz die Dorfgeschichte zum Alpenroman entwickelt. Im Lande Jeremias Gotthelfs bewegte sich die Bauerndichtung bis vor kurzem nur in dem von ihm vorgezeichneten Rahmen. Er selbst ist aus den Thälern und von den Hügeln des bernischen Emmenthales nie zu den Hochalpen emporgestiegen. Auch Jakob Frey, Arthur Bitter u. a. verweilten lediglich in den Niederungen zwischen Alpen und Jura. Bleibt Gotthelf trotz alledem der Lehrer auch der Bayern und Steirer, auffallend ist es doch, daß gerade in der Schweiz, die die erste große Entfaltung der Dorfgeschichte zeitigte, und die zunächst als eigentliches Alpenland gilt, ein Gegenstück zu den Gestaltungen der östlichen Nachbarländer nicht erstand. Man begreift, daß noch im Jahre 1898 J. V. Widmann bekennen konnte: „So oft uns in den letzten zwanzig Jahren ein das österreichische oder das bayerische Alpenleben schildernder Roman Roseggers oder Ganghofers zu Gesicht kam, betrafen wir uns immer auf der Frage, warum denn unsere schweizerischen Alpen ihren Homer noch immer nicht gefunden hätten."

Widmann schrieb diese Zeilen nieder, als J. C. Heers Buch „An heiligen Wassern" (Stuttgart 1898) erschien; Heers Dichtung nannte er damals (Sonntagsbeilage des „Bund" Nr. 26) den „ersten großen Gebirgsroman der deutschen Schweiz". Heer sei es zu danken, daß der Schweiz nicht länger ein guter Alpenroman, in deutscher Sprache und aus dem Leben der deutsch-schweizerischen Gebirgsbewohner heraus geschrieben, fehle.[1])

Heer schilderte wirklich Vorgänge, die nur in der Hochgebirgsnatur möglich sind, mag er immerhin dem etwa ins Oberwallis zu versetzenden Lokal seines Romans schwarzwälder Namen (St. Peter im Glotterthal) geliehen haben. Nur im Hochgebirge giebt es solche „heilige Wasser", befruchtende Gletscherabflüsse, deren primitive Leitung alle vierzehn Jahre durch einen Gletscherbruch zerstört wird und nur mit Lebensgefahr wiederhergestellt werden kann. Wenn dann am Ende des Romans der Sohn des armen Wildhauers, der sich im Eingange bei solchem Werke den Tod holt, als geschulter Ingenieur durch eine großartige Kanalisierungsanlage den alten menschenmörderischen Brauch unnötig, sich selbst aber zum Wohlthäter seiner engsten Heimat macht, so tritt der alpine Charakter der geschilderten Zustände um so stärker hervor. Eine noch stärkere Berührung mit den Alpenromanen von Rosegger und Ganghofer liegt in der Fiktion, daß die „heiligen Wasser" in einer katholischen Gegend fließen. Einem tollen Kaplan, der zu einem zuchtlosen Einsiedler geworden, fällt eine wichtige Rolle zu. Neigung zum Aberglauben herrscht hier wie dort und tritt dem segensreichen Walten des Helden in den Weg. Ferner spielt das von Rosegger erörterte Thema des üblen Einflusses der Fremdenindustrie herein. Endlich wäre die den „Heiligen Wassern" eingefügte Liebesgeschichte in einer Ostalpennovelle wohl denkbar: ein bettelarmer Bub, der künftige Retter seiner Heimat, liebt die Tochter des eigenwilligen, despotischen, reichen Gemeindepräsidenten, der einst den Vater aus unlauteren Gründen zu der todbringenden Arbeit überredet hatte. Trotz aller Machenschaften des Präsidenten gewinnt er zuletzt die Geliebte; ja er wird an ihrer Hand Nachfolger des Mannes, der ihn zeitlebens grimmig befehdete.

Heer hat bekanntlich seinem ersten Alpenroman bald einen zweiten nachgesandt, den „König der Bernina" (1900). Trotz des völlig veränderten Milieus erinnert der bündner Roman an seinen walliser Vorgänger. Auch hier eine große gemeinnützige That! Markus Paltram, übrigens eine historische Gestalt (sein Urbild hieß Markus Colani), der beste Schutz seiner Heimat, rettet nicht nur zahlreiche Opfer winterlicher Lawinengefahren der bündnerischen Pässe. Sein und seiner Freunde Wirken erschließt das Engadin dem Fremdenstrome; St. Moritz wird zum Weltbade, die neubegründete unvergleichliche Hotelindustrie bringt ungeahnten Reichtum ins Land. Nicht als Uebel wird hier die Einwanderung der Touristen gefaßt. Dagegen sucht Heers Roman in einem Lande, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Jagdgesetz nicht kannte, einen Ersatz für das Lieblingsmotiv der bayerisch-österreichischen Bauerndichtung, das Wildererwesen. Paltram macht sich aus eigener Macht zum „König der Bernina". Sein Jägerblut trotzt aller Zusprache der Geliebten. Ein nie fehlender Gemsenjäger, wird er selbst der treueste Schützer seiner Gemsen, zunächst gegen tyrolische und italienische Schützen; wo er vollends unwaidmannsmäßig grausame „Gabelsteller" aufspürt, die das Wild in Fallen zu Tode martern, wagt er zum Schutz seiner Tiere den tödlichen Kampf, den in Oberbayern und Oesterreich Förster und Wilddieb täglich zu erfahren haben. Eine bemerkenswerte Umbiegung des Motivs!

Eine Liebesgeschichte auch hier: wiederum liebt der Aermere ein Mädchen wohlhabender Kreise. Doch diesmal bleibt das Paar getrennt. Die allzu herbe Keuschheit Cilgia Premonts, dann ein Augenblick des Selbstvergessens schmieden Paltram an eine Unwürdige. Er muß auf die Geliebte verzichten. Sie heiratet einen heimtückischen Gesellen, der beim Gabelstellen von Paltram ertappt wird und durch ihn den Tod findet. Zwar wird auch Paltram seines Weibes ledig; aber Cilgia, der er den Gatten gemordet hat, wagt er nicht mehr zu freien. Ja, an seiner Tochter, die den Sohn Cilgias und des Getöteten liebt, rächt sich die Schuld des Vaters. In ihr verliert er sein Liebstes; und es bleibt ihm nur das letzte Glück, in den Armen Cilgias zu sterben. Sie hat ihm verziehen; sie weiß, er hat an ihrem Gatten gerecht gehandelt. Paltram aber geht dahin wie ein Held, der gewaltige Jäger und Wohlthäter seiner Heimat wird zu einer mythischen Gestalt.

Genügen diese kargen Andeutungen des Inhalts, die auffallende Uebereinstimmung des „Königs der Bernina" und des größten, künstlerisch vollendetsten modernen Bündnerromans erkennen zu lassen? An die Seite von C. F. Meyers „Jürg Jenatsch" tritt Markus Paltram. Die Helden, die Romane verhalten sich allerdings zu einander wie die heroische Zeit des 17. zu der Prosa des 19. Jahrhunderts. Jenatsch kann sein Vaterland vom Joche Habsburgs befreien, im „König der Bernina" kann nur die engadiner Hotelindustrie begründet werden. Soviel auch Heer gethan hat, die Gestalt seines Helden in Poesie zu tauchen, die Verwandtschaft des Uebermenschen Paltram mit dem Uebermenschen Jenatsch fällt nur ins Auge, wenn man von den zeitlichen Bedingungen absieht. Dann aber offenbart sich um so deutlicher, wie stark das strenge Gefüge der Dichtung Meyers auf Heers Darstellung gewirkt hat. Wie Paltram seine Cilgia, so liebt Jenatsch seine Lucrezia Planta. Blutschuld trennt hier wie dort die Liebenden: Jenatsch hat der Geliebten den Vater, Paltram den Gatten getötet. Unentwegt bleibt die Liebe des Weibes bestehen. In der letzten Stunde steht Cilgia wie Lucrezia an der Seite des Jugendgeliebten. Lucrezia vollends ist wie Cilgia der Typus des Bündnermädchens, wie ihn die heutige Dichtung immer wieder festhält: energisch, eigenwillig, kühn, selbständig und doch feinfühlig. In der Frauenseele herrscht männlicher Mut; wenn die Männer verzagen, denkt das Weib ihnen vor. Lucrezia rettet erst Jenatsch das Leben und schenkt ihm zuletzt einen heroischen Tod. Cilgia scheitert wohl, wenn sie den leidenschaftlichen

[1]) Die welsche Schweiz hatte kurz vorher in Edouard Rods »La haute« (1896) ein entsprechendes Buch erhalten. Selbstverständlich ist bei Widmann nicht und ebensowenig in den folgenden Bemerkungen von Romanen die Rede, die erzählen, was Nichtschweizer, etwa waghalsige Bergfexen, in den schweizer Alpen erlebten. Die chronikalischen Darstellungen des Bündners Joh. Andr. v. Sprecher gehören gleichfalls auf ein anderes Blatt.

junger Kriegsheld sich rein von den Flecken der Vergangenheit. Zuletzt wird Heinrike sein Weib; er selbst der Präses seines Dorfes.

Zu gleicher Zeit und in nächster Nähe spielt Meinrad Lienerts Novelle „Der Schellenkönig“[1]). Ein Führer der Urner im Kampfe gegen die Franzosen ist Albin Indergand, ein Führer der Schwyzer Felix Rychmuoth. Ueber die Köpfe der vor den Franzosen thatlos zitternden schwyzer Ratsherren weg ruft Rychmuoth, ein Held im „Hirthemd“, die Bauern zum Kampfe auf. Nach einem raschen Erfolge erliegt er freilich der Uebermacht, aber auch dem Mißtrauen seiner Leute. Der Geliebten zu Gefallen hat er den Schein des Verrats auf sich geladen; fortan verliert er alle Macht über die Genossen, die sich verkauft glauben. Er fällt als Held, nachdem er den wahren Judas getötet. Wiederum eine katholische Gegend! Um den Ausbruch der Rebellion zu erleichtern, geben die Bauern vor, sie wollten um besseres Wetter nach Einsiedeln wallfahrten.

Die Uebereinstimmung dieser neuen Alpendichtungen mit dem oben umrissenen Typus liegt auf der Hand und bedarf nur weniger Erläuterungen. Zunächst begegnet fast überall ein paralleles Verhältnis der Geschlechter. Wie Paltram, so steht auch Collander und Indergand zwischen zwei Frauengestalten; die eine ist der gute, die andere der böse Genius. Züs, die Bündnerin, ist in jeder Beziehung eine Schwester der Lucrezia und Cilgia. Ihnen verwandt ist Heinrike, die Urnerin. Sinnestaumel lockt Paltram, Collander, Indergand in die Arme der anderen. Ein Toter steht zwischen Lucrezia und Jenatsch, zwischen Cilgia und Paltram, zwischen Züs und Collander, ebenso wie zwischen dem Helden der „Heiligen Wasser“ und seiner Geliebten. Der kann freilich die Tochter des Mannes freien, der seinen Vater in den Tod gesandt hat; nicht so Lucrezia und Cilgia den Mörder des Vaters, des Gatten. Wenn W. v. Hillern Züs schließlich mit dem Mörder ihres Bruders verbindet, erinnern wir uns, daß die Dichterin immer gern mit einem glücklichen Ehebunde geschlossen hat, „Ende gut, alles gut“ auch sonst zu ihrem Wahlspruch macht. Mit dem völligen Untergang der Liebenden endet nur Lienert; in seiner Novelle geht der Held an der Geliebten zu Grunde.

Dennoch ist Felix Rychmuoth ein ebenbürtiger Genoß von Jenatsch, Paltram, Collander und wie sie alle heißen. Ein Riese an Kraft, der geborene Führer und Leiter seiner Umgebung, von einem starken Drang nach einer großen That erfüllt, ringt er wie die anderen sich empor, und wär' es, daß er sich jenseits von Gut und Böse stellen müßte. Aus niedriger Lebenslage klimmen sie alle empor; Rychmuoth möchte auf diesem schweren Pfade ein Beglücker der Heimat werden, die übrigen sind es wirklich.

Wir haben den Punkt erreicht, von dem aus die eigenste Note dieser schweizer Alpenromane sich erkennen läßt. Sie alle (auch der Roman von Hillern) sind von einer echt schweizerischen Freude erfüllt, den Weg zu besseren sozialen und politischen Lebensbedingungen zu zeigen. Nicht, daß den östlicheren Dichtern soziale Motive völlig fehlten; vor allem bei Rosegger waren sie festzustellen. Allein wie pessimistisch und negativ erscheint er neben den Schweizern! Er zeigt lediglich, wo das Uebel sitzt, nicht den neuen Weg, der zu Besserem führt. Wie der Kleinbauer durch den Großgrundbesitzer, wie der Aelpler durch den Touristenschwarm verdorben wird, erfahren wir; nicht wie all dem abgeholfen werden und Besseres für Veraltetes erstehen kann. Die schweizer Dichter, mögen sie auch gelegentlich die Schattenseiten der Kultur im Sinne Roseggers andeuten, wollen doch zunächst den Weg zu wirtschaftlichem Fortschritt zeigen. In solchem Streben aber bleiben sie den Traditionen der heimischen Dorfgeschichte treu. Hebung des Volkswohlstandes ist der Gedanke, der Gotthelfs Schöpfungen durchzieht, nicht bloß als äußerlich aufgeheftete Tendenz. Er läßt uns den Pfad beschreiten, der einen schlichten Bauernknecht durch mancherlei Widerwärtigkeiten emporführt, bis er ein wohlhabender Bauer geworden. Er kämpft für besseren Volksunterricht, für Hebung der Landwirtschaft, für vernünftigere Krankenpflege.

Im selben Sinne hat vor Gotthelf der zum Schweizer erzogene Deutsche Zschokke 1817 sein „Goldmacherdorf“ geschrieben: Einer, der sich draußen umgesehen, kehrt in sein Heimatdorf zurück und findet das einst stattliche verkommen, unrein, arm wieder; trotz allem Widerstand beginnt und vollendet er sein Besserungswerk und wird der Urheber allgemeinen Glückes. Noch einige Schritte zurück, und wir kommen zu Pestalozzi und seinem sozialpädagogischen Werke „Lienhard und Gertrud“ (1781 bis 1785). Dem wiederum ersteht ein Vorläufer in Hans Caspar Hirzels Buche „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers“ (1774); es zeichnet den Charakter eines Musterbauern und stellt ihn allen zur Nacheiferung vor. Jacob Guier von Wermetschwyl im Kirchspiel Uster, gemeiniglich Kleinjogg genannt, hatte, wie Hirzel meldet, „seine Vorzüge der Natur und eigenem Nachdenken zu verdanken, er bliebe vergnügt bey seinem Stand, er suchte sich nicht einmahl zu einem Vorgesetzten in einem Dorf zu erheben“. Gewiß, ein weiter Weg von diesem „Philosophen“ zu den Jenatsch, Paltram, Collander; allein setzen die C. F. Meyer, Heer, Zahn nicht fort, was die Hirzel, Pestalozzi, Zschokke, Gotthelf begonnen: eine Schriftstellerei, die den Schweizer als werkthätigen Arbeiter am Glücke der Gesamtheit zeigt? Den pädagogischen Grundzug verrät am stärksten Zahn, der neben seinen Albin das Idealbild eines toleranten gütigen Seelsorgers stellt; dieser Priester erzieht seine Gemeinde, er predigt ihr den Geist der Duldung, überzeugt, daß die Sünde menschlich, die Sühne göttlich sei, er wird ein Friedensapostel, der über seinen Tod hinaus Frieden schenkt, im engsten Kreis ein Anleiter zum Guten, der den fluchbeladenen Knaben Albin zu einem tüchtigen Manne macht. Gewiß eine Wirksamkeit, die dem Volke zu gute kommt.

Innerhalb dieses Kreises volksbeglückenden Strebens jedoch bezeugen die neuen schweizer Alpenromane eine ganz besondere Neigung zu technischen Großthaten; diese Neigung trennt sie von den Pestalozzi und Zschokke und Gotthelf, aber auch von C. F. Meyer. Der Held der „Heiligen Wasser“ wird Ingenieur und bändigt durch kunstvolle Bauten das Wildwasser; Collander legt über schwer gangbare Pässe bequeme Fahrstraßen oder erbaut Bergbahnen; im „König der Bernina“ klingt die Bau-

[1]) Die Wildleute. Erzählungen von Meinrad Lienert. Zürich, Orell Füßli, o. J. 333 S. (1. Der Schellenkönig, 2. Ziumarstalden).

ist. Er besuchte die Schule in Halle, wo sein Vater Pfarrer an der Ulrichskirche war, und bezog 1847 die Universität Halle, um Theologie zu studieren. Hier wurde er aber bald durch Erdmann und Wilhelm Heintz für die Naturwissenschaften gewonnen, und nachdem er 1848 in Berlin Vorlesungen bei Mitscherlich gehört hatte, ging er 1849 nach Leipzig, wo er bei Erdmann und Heinrich Limpricht arbeitete und 1851 promovierte. Nach einem Aufenthalt in Paris, wo er bei Wurtz arbeitete, habilitierte er sich 1853 in Halle und wurde 1860 zum Professor ernannt. Im Jahre 1865 folgte er einem Ruf nach Zürich, wo er bis 1872 wirkte. Dann ging er nach Würzburg, wo er bis 1885 blieb. Seit 1885 war er in Leipzig tätig, wo er 1887 Nachfolger von Kolbe wurde. Er starb am 5. Dezember 1902 in Leipzig.

Wislicenus hat sich vor allem durch seine Arbeiten über die Isomerie der Milchsäuren und über die Konstitution der Fettsäuren einen Namen gemacht. Er hat auch wichtige Beiträge zur Kenntnis der Acetessigester und der Oxalessigester geliefert. Seine Arbeiten über die Isomerie der Milchsäuren führten ihn zu der Erkenntnis, daß die Isomerie der Milchsäuren durch die räumliche Anordnung der Atome bedingt ist

Klosterbau birgt, wird durch die rücksichtslose Energie eines Fabrikanten (wir denken an Escher) ein Fabrikdorf, aus dem Kloster eine Fabrik, aus fleißigen, gesunden Bauern werden siechе Schwächlinge von Fabrikarbeitern. Roseggers Motiv von der Zerstörung des Bauernstandes klingt an. Notvest nimmt als Kunstfreund und sozialer Reformator den Kampf auf. Apostelhaft schützt er zunächst die Armen, Schwachen, Bedrängten. Als zuletzt Undank sein Lohn wird, kehrt er dem politischen Treiben, das ihn oft als Sieger gesehen, den Rücken und widmet seine letzte Kraft dem Landesmuseum, dessen Grundstock die einstigen Schätze jenes Klosters bilden. Er stirbt, nachdem er noch dies Zeugnis der Kunst der Altvordern seinem Volke gegeben hat.

Um diesen Vorgang rankt sich eine fast überbewegte Handlung, wie Heer es liebt. Immer wieder arbeitet er nach der Wirklichkeit, die er frei gestaltet. Auch Notvest hat wie Paltram, Collander, Indergand zwischen zwei Frauen zu wählen. Diesmal steht die Edlere, Reinere, das Gegenbild der Ellgia, Züs, Heinrike sozial niedriger, sie ist Fabrikarbeiterin, wie Vögelins Gattin; sie wird Notvests Weib. Die sozial Höherstehende ist der böse Stern seines Lebens; entzückend schön, hinreißend, voll sinnlichen Zaubers, ist sie zugleich leichtfertig und herrschsüchtig, haßt und verfolgt den einst geliebten Notvest, weil er sie verschmäht hat. Nachdem nicht zum wenigsten sie ihn zum gebrochenen Mann gemacht, stiftet sie am Ende in plötzlichem, doch motiviertem Umschlag die mächtige Summe, die zur Begründung des Landesmuseums nötig ist, verzichtet auf das Leben und endet im Kloster. Heer hat sie nach dem Bilde der unglücklichen Lydia Welti-Escher gezeichnet, auch Karl Stauffers tragisches Ende in freier Umbildung benutzt. Die Bündner sagen ihm nach, sein „König der Bernina" sei eine Fehlzeichnung des Engadin. Mit noch größerem Recht wird man ihm vorhalten dürfen, daß er sich im „Felix Notvest" an wohlbekannten Persönlichkeiten der jüngsten Vergangenheit vergriffen hat. Nicht die Thatsache, daß er frei gestaltet, ist ihm zum Vorwurf zu machen; auch Goethe hat die Modelle Lotte Buff und ihren Gatten nach eigenem Ermessen für seine Zwecke geformt. Allein es macht einen unerfreulichen Eindruck, zu sehen, wie Heer durch sensationelle Ausbeutung von vielgenannten Charakteren, deren Andenken der Schonung wert ist, seinem Buche einen kunstfremden Lockreiz leiht. Wer von den Lesern des „Werther" wußte von Lotte und Kästner? Heer weist geradezu mit dem Finger auf die allbekannten Modelle.

Vögelins Biograph Meyer von Knonau[7]) betont die merkwürdige Mischung zärtlichen Familiensinns und gemütvoller Weichheit mit angriffslustiger Ironie, die dem großen Demagogen eigen war. Bei Heer ist sentimentale Weichheit, asketische Resignationslust an die Stelle jener reizvollen Mischung getreten. So rückt dieses Gegenstück von Zahns friedsamem Pfarrer fern weg von den Recken Paltram, Collander, Indergand. Und doch, welche Fülle von Beziehungen! Auch der kulturelle Wegebahner Notvest wird zuletzt zum Schöpfer eines dem Volke dienenden Baues, des Landesmuseums.

* *

Es galt das Problem zu erörtern, das die neuen schweizer Alpenromane der historischen Kritik stellen. Ohne eine strenge Filiation oder einen zuletzt doch nur hypothetischen Stammbaum geben zu wollen, darf man füglich behaupten, C. F. Meyers „Jürg Jenatsch" habe an der Schaffung des Typus mitgeholfen, Heer einen entscheidenden Einfluß auf die ganze Gruppe genommen. Fern liegt solcher Betrachtung, den Vorwurf des Plagiats gegen irgend einen der Genannten zu erheben. Genugsam ward hier doch betont, mit wie starken Wurzeln die neuen Dichtungen im schweizer Boden haften. Doch wie sehr auch die gemeinsame Grundlage sich geltend macht, beherzigenswert bleibt die Stellung, die C. F. Meyer hier angewiesen werden konnte. Immer wieder bekommt man zu hören, nur Keller und nicht Meyer mache Schule in der Schweiz. Sollte diese Behauptung durch die oben gegebenen Andeutungen nicht einigermaßen erschüttert worden sein?

Das gesamte Problem zu beleuchten, mußte das Gemeinsame der erwähnten Dichtungen in den Vordergrund treten, durften die Eigenheiten der einzelnen Schöpfungen nur gestreift werden. Es fehlt hier an Raum, nachträglich jedem der Verfasser das Seinige zurückzugeben. Nur hingewiesen sei darum auf die Thatsache, daß die auffallendsten Differenzen in der Gestaltung des Stiles sich zeigen. Heer hat von den „Heiligen Wassern" bis zum „Notvest" eine wenig günstige Stilentwickelung durchgemacht. Sein prägnanter, lebhafter, etwas abgerissener Vortrag verfällt allmählich in die unerfreulichen Gewohnheiten des Feuilletonromans: kurze Kapitel, die mit einem Schlager schließen müssen, innerhalb der Kapitel kurze Absätze, eine unverkennbare Vorliebe für Erzählung im Präsens, alles Mittel, Sensation zu machen. W. v. Hillern schreibt noch immer ihren sentimental angehauchten, innerlich unwahren, im schlechten Sinne weiblichen Stil. Zahn bezeugt sich als Schüler Gustav Freytags; sorgfältig, auf guten Ton haltend, zuweilen etwas preciös, auch in der archaistischen Wortwahl. Zahns Pfarrer schreibt seine Erlebnisse in Tagebuchform nieder; mehrfach überläßt der Dichter diesen Aufzeichnungen, den Fortgang der Handlung begreiflich zu machen. Das erinnert an Roseggers „Waldschulmeister", um das nächstliegende Beispiel zu wählen. Heer wiederum liebt (und dieser Brauch erinnert an C. F. Meyers Art) eine symbolische Parallelerzählung in die Handlung einzuflechten; so im „König der Bernina" die Sage vom Hirten Aratsch, der ein schönes, reiches Mädchen von Ponteresina liebte, oder die Geschichte von Katharina Dianti, die ihren Peiniger, den Ketzerverfolger Vergerio, verzeihend zum eifrigen Protestanten machte. Im „Felix Notvest" klingt es ebenso immer an die Königin Agnes an, die Stifterin des Klosters Königsfelden; und wenn die Inschrift ihres Grabsteins „Jacet hic pelegrina insatiabilis. Satura" der verführerischen Feindin Notvests den Weg ins Kloster weist, so denken wir wieder an Meyer („Hochzeit des Mönchs"), aber auch an Storm („Aquis submersus").

Lienert sucht wohl noch seine Note; gelegentlich mutet er veraltet an, gelegentlich wagt er sich an neueste Stilkunststücke und setzt seitenweise die epische Erzählung in stille Monologe um; hie und da gemahnt er an Keller. —

Wie diese jüngsten Alpendichter die Alpennatur zeichnen, sei an wenigen Belegen gezeigt, denen des Kontrastes halber der Eingang des „Jürg Jenatsch" voranschreite:

[7]) Allgemeine deutsche Biographie 40, 148.

„Die Mittagssonne stand über der kahlen, von Felshäuptern umragten Höhe des Julierpasses im Lande Bünden. Die Steinwände brannten und schimmerten unter den stechenden, senkrechten Strahlen. Zuweilen, wenn eine geballte Wetterwolke emporquoll und vorüberzog, schienen die Bergmauern näher heranzutreten und, die Landschaft verengend, schroff und unheimlich zusammenzurücken. Die wenigen zwischen den Felszacken herniederhangenden Schneeflecke und Gletscherzungen leuchteten bald grell auf, bald wichen sie zurück in grünliches Dunkel. Es drückte eine schwüle Stille, nur das niedrige Geflatter der Steinlerche regte sich zwischen den nackten Blöcken."

Das sind Motive aus der Hochalpenszenerie, mit dem Auge des Malers gesehen und dem Maler zur Verwertung vorskizziert. Heers Stil ist zu unruhig bewegt, um für gleich ausgeführte Studienblätter Raum zu haben. Auch verwebt er seine Momentbilder stärker mit der Handlung: Cilgia und ihr Oheim schreiten gegen die Höhe, wo zwischen zwei mächtigen Felskuppen die Trümmerwüste der Forcla sur Ley eingebettet liegt. „Da flutet ihnen plötzlich überirdisches Licht entgegen und schlägt wie eine weiße Flamme gegen sie." Es ist die Bernina. „Nur durch den tiefen Abgrund des Rosegthales getrennt ragt die Bernina, mit ihren Schildhaltern Piz Roseg und Piz Scerscen vor ihnen. Königin und Pagen vom Fuß zum Haupte frei in funkelndem Weiß — eine Phantasmagorie des Lichts. Und über den strahlenden Häuptern brennt die kleine Sonne aus schwarzblauem Himmel." Oder Cilgia und Paltram stehen an der Stelle, wo das Engadin sein schönstes Wasserspiel entfaltet. „Zwischen dunklen Tannen und Arven hervor rauscht der Berninabach mit Wellen so klar wie Glas und wirft die strudelnde Klarheit, schneeige Strähnen und Bündel, in die trübe Eismilch des Baches, der vom ganz nahen Morteratschgletscher kommt."

Lienert zeichnet seine Berge mit dem behaglichen Humor Kellers, gern am Eingang eines Kapitels: „In die Berge war über Nacht Neuschnee gefallen, auch die Steinköpfe der Mythen trugen blendend weiße Hirthemdenzipfel. Ueber dem Thale zu Schwyz schwamm ein blauer, durchsichtiger Morgennebel, und darunter im jungen Grün der Matten glitzerte ein weißer Reif. Auf dem Urirotstock lag ein Leuchten. Es war, als schaute der weißbärtige, versteinerte Riese der Urzeit lächelnd hinüber zu den rundlichen, hochragenden Riesentöchtern Fronalp und Rigihochfluh, deren schneeige Spitzhäubchen ein verschämtes Erröten umgeisterte, also daß die beiden Mythenbrüder ob dem Anblicke des uralten und ewig neuen Minnespiels mit dem ganzen Gesichte in das stille Thal herablachten."

Vereinzelt und stark stilisiert, selten durch die Namen des Lokales festgelegt, sind Zahns Naturskizzen. Die Hillern giebt vollends ein Frühlingsbild, das ebenso gut einem nord- oder süddeutschen Romane eingefügt werden könnte; nur einmal wendet sie schärfere Züge an ein zuletzt doch ziemlich allgemein gehaltenes Bild winterlicher Berglandschaft in Bünden. Die bis ins kleinste mit zarten Strichelchen gezeichneten Landschaften Roseggers, der mit stifterschem Auge die geringfügigsten Details erschaut, sind in keinem der erwähnten Romane anzutreffen. Arbeitet Meyer für den Maler, so bestehen Roseggers Studien auch vor dem Geologen.

Besprechungen

Jung-Elsaß.

Von Dr. **Karl Storck** (Friedenau).

Vom litterarischen Leben im jungen Elsaß ist hocherfreuliches zu berichten. Als ich vor zwei Jahren an dieser Stelle die Vorbedingungen, die Entstehung und die Leistungen des elsässischen Theaters besprach, wagte ich in den hoffnungsfreudigsten Augenblicken nicht daran zu glauben, daß sich sobald eine Wendung zum Bessern zeigen würde. Mit dem „Elsässischen Theater" selber ist es allerdings noch schneller bergab gegangen, als ich damals voraussagte. Heute ist man im Elsaß längst von jener Ueberschätzung zurückgekommen, die nur in der Unfähigkeit, für die Beurteilung einen großen überragenden Standpunkt zu gewinnen, beruhte. Natürlich schießt man nun wieder über die richtige Grenze hinaus und verfolgt mit Spott und Geringschätzung jene, die man vor zwei Jahren als echte Volksdichter pries.

Gustav Stoskopf hat den Wandel dieser Gesinnung stark erfahren müssen. Durch die Bühnenerfolge seiner ersten Stücke verleitet, ist er immer weiter von jener Bahn eines charakteristischen Lustspiels, die er im ersten Akt des „Herrn Maire" glücklich eingeschlagen hatte, abgewichen. „D'r Kandidat" und „D' Pariser Reis" bewegen sich bereits in absteigender Linie. Sein neuestes Werk „D' Millionepartie" (Straßburg, Schlesier und Schweikhardt) ist auf jenem Tiefstand der Posse angelangt, dem man an anderen Orten nur noch durch den großen Aufwand der Ausstattung aufhelfen zu können glaubt. Aber während so der Hauptheld des „Elsässischen Theaters" unheimlich schnell abgewirtschaftet hat, sind jüngere Kräfte auf den Platz getreten, denen zwar äußerlich in keiner Weise der Erfolg beschieden war, den Stoskopf einheimsen durfte, die dafür aber Wege weisen, auf denen ein glückliches Vorwärtsschreiten zum wirklichen Volksstück denkbar ist. Hans Karl Abel und René Prévôt haben vor einem Jahr gemeinsam ein Volksstück „D' Waldmühl"*) veröffentlicht. Dieses Werk bekundet zunächst gegenüber den stoskopfschen den ungeheuren Vorzug einer heiligen Hochachtung des Dialekts als Sprache. Während Stoskopf die unglückliche Sprachmengerei der elsässischen Mundart übertrieb und zu derb komischen Effekten ausnutzte, andererseits aus demselben Grunde eine in den Bildern möglichst drastische Sprache bevorzugte, bemühen sich Abel und Prévôt um eine reine Mundart und schlagen einen ernsten Grundton an. So hoch ich den Humor und auch die Komik im Volksstück schätze, gegenüber jener unglücklichen Hetze nach dem Lacherfolg, bedeutet das völlige Verzichten auf dieses leichte Mittel eines Bühnenerfolges ein großes Verdienst. Sodann ist der Vorwurf selber ernst. Ein schwerer Konflikt, der im Volksleben ruht, wird in durchaus ernster Weise aus den Charakteren der Personen entwickelt. Da giebt es keinen Zufall, keine schwankhafte Verwechslung und dergleichen. Ein Ton echter Tragik klingt hinein und auch ein Stückchen Romantik. Gegenüber der trostlosen Armut an allem dichterischen Gefühl, die in den Stücken Stoskopfs und Grebers herrscht, bedeutet diese ein Verdienst, selbst wenn sie auch ein bißchen nach Schicksalsdramatik aussieht.

Ist in diesem ersten Stück der Dialog noch oft etwas hölzern und ungeschickt, die Szenenführung hie und da etwas gewaltsam, so bedeutet das dreiaktige Stück „Im Herbschtnawel" von Hans Karl Abel einen bedeutenden Fortschritt. Eine echte Tragödie, allerdings auch wieder mit einem gewissen Hineinspuken

*) Erschien wie die übrigen hier noch zu besprechenden Werke bei Ludolf Beust in Straßburg.

von Schicksalsdramatik, aber die letztere doch nur äußerlich durch die Gleichartigkeit des freiwillig gesuchten Todes von Mutter und Tochter. Die Geschehnisse selber sind folgerichtig aus den Vorbedingungen entwickelt. Auch dieses Stück spielt ganz unter Elsässern. Dadurch ist — und das bedeutet bei den Anfängen, in denen die ganze junge elsässische Litteratur steht, ein Glück — alles Satirische gemieden. Echte Gestalten aus dem Volke, gute und schlechte Menschen, werden hier in wirklichen dörflichen Konflikten einander gegenübergestellt. In der Sprache, in der Führung des Dialogs bekundet der Verfasser eine vielversprechende Stimmungskraft. Dabei ist die Charakteristik seiner Personen eine innerliche und sichere. Auch hier ist die Sprache von bewußter Reinheit, ohne daß doch irgendwo der Eindruck des Gezwungenen hervorgerufen würde. Ich habe den Eindruck, als habe Abel von Anzengruber gelernt. Er kann von dem Oesterreicher noch erfahren, daß die Mundart nichts Unumgängliches ist, daß sie jedenfalls nichts Abgrenzendes zu haben braucht. Vielleicht wird man dann seinen Namen noch in der großen deutschen Litteratur zu nennen haben.

Weniger bedeutend erweist sich René Prévôt in zwei Einaktern, die er allein geschrieben hat. Dafür ist die Episode von 1870 „Elsassisch Blüet" dadurch verdienstlich, daß sie gegenüber deutschen Stimmungen eine besonnene Gerechtigkeit zeigt. Und der zweite Einakter, der das Bändchen füllt, „Freiheit", bedeutet insofern eine Gebietserweiterung gegenüber der bisherigen Mundartdramatik, als er einen geschichtlichen Stoff behandelt. Er greift allerdings nur auf die große französische Revolution zurück, zeigt aber ebenfalls den Mut ernster Tragik. Im übrigen ist die dramatische Begabung des Verfassers weitaus geringer als bei Abel. Die Dialogführung weist sehr lange Gespräche auf, die häufig einen durchaus erzählenden Charakter tragen. Ueberhaupt will mir scheinen, daß Prévôt auf erzählendem Gebiete Besseres zu leisten im stande wäre.

Jedenfalls aber bedeuten diese beiden Dramatiker in jeder Hinsicht gegenüber den früheren ein Fortschreiten vom Schwank oder dem naturalistischen Milieudrama zum echten Volksstück.

In diesen Rahmen fügen sich auch zwei Gedichtbände ein. Der eine bedeutet allerdings keine Ueberraschung. Christian Schmitt, wie Fritz Lienhard ein Sohn des protestantischen Hanauerlandes, gehört seit Jahren zu jenen wenigen Elsässern, die aus tiefinnerlicher Geistes- und Herzensüberzeugung sich zu Deutschland bekennen. Der Freimut, mit dem er das jeder Zeit gethan hat, hat ihm, den seine Stellung in den engeren elsässischen Verhältnissen festhält, viel persönliche Unbill eingetragen. Man will ja trotz dem vorangehenden Beispiel der Stöber und mancher trefflicher Männer aus älterer Zeit in den weitesten elsässischen Kreisen, erst recht in der Hetzpresse, die Ehrlichkeit einer solchen Stellung nicht zugeben. Verneinung des Franzosentums läßt man allenfalls gelten, wenn sie durch um so feierlicheres Protzen auf Elsässertum wett gemacht wird. Wer dagegen nur im Anschluß an die große deutsche Gesamtkultur, an deutsches Denken und Fühlen das Heil des Elsasses erblickt, ist ein Landesverräter, ein Kriecher, ein Streber und selbstverständlich ein unfähiger Kopf. Christian Schmitt hat von alledem ein reichliches Teil erfahren müssen, trotzdem seiner stillen Natur alles Chauvinistische und Agitatorische fremd ist. Es hat ihn nicht gehindert, mit stiller Zuversicht an sich selber weiter zu arbeiten und überdies mit ganzer Kraft für die Pflege deutscher Litteratur im Elsaß einzutreten. Die Achtung, die wir dem Manne darob schuldig sind, brauchen wir dem Dichter glücklicherweise nicht zu versagen. Er ist kein Stürmer, kein hinreißender Redner, kein leidenschaftliches Temperament. Seine Stärke beruht auch keineswegs im Schauen gewaltiger Bilder, im Gestalten machtvoller Gedanken. Trotzdem hat er ein echtes Dichtergemüt, dem das ganze Leben mit all seinen Freuden und Leiden im Liede ausströmt. Dank einer guten, bei Geibel und Platen erlernten formalen Schulung fließt ihm die Sprache ungezwungen zum wohlklingenden Vers. Eine vollblütige Warmherzigkeit und echte, ernste Männlichkeit sprechen aus allen seinen Gedichten. Gerade, weil ihm alles Erleben zum Gedichte wird, gewinnen seine Dichtungen über das Persönliche hinaus einen allgemeinen, fast kulturgeschichtlichen Wert. Sie werden in der Zukunft vielleicht am treuesten die Empfindungen jener Elsässer ausdrücken, die im Gegensatz zu ihren Landsleuten den Anschluß ans große Deutschland gesucht und gefunden haben. In den „Neuen Gedichten", die ich hier allgemeiner Beachtung warm empfehle, kommt diese Anschauung am stärksten in der Abteilung „Gau und Reich" zur Geltung. Da bricht dann auch jener vollberechtigte Stolz hervor, den die wenigen empfinden dürfen, die bei aller Liebe zur engeren Heimat auf dem Boden der großen deutschen Kultur unabhängig schufen und wirkten. Nur die letzte Strophe aus „Unseren Gegnern" sei hier mitgeteilt:

„Ihr aber, die ihr, deutsch von Namen,
Deutschland in deutschem Laut verhöhnt,
Seht zu, daß nicht vom eig'nen Samen
Euch euer Urteil einst ertönt!
Uns werdet ihr den Mut nicht rauben,
Uns trübt die Hoffnung kein Verdruß:
Wir halten fest an unserm Glauben,
Denn kommen wird, was kommen muß!"

Neben diesen, durch ihren allgemeinen Inhalt hervorragenden Gedichten stehen aber auch solche, die ihren Wert in ihrer dichterischen Kraft selber tragen. Die warm empfundene Abteilung: „Aus dem häuslichen Kreise", die kräftig gestaltete: „Erlebnis und Erfahrung", die naturfreudige: „In freier Luft" offenbaren eine durchaus sympathische Dichternatur, deren Singen und Sagen warme Teilnahme verdient.

Haben wir hier eine ruhige, abgeklärte Persönlichkeit, so ist bei dem blutjungen René Schickele noch alles in wildem Gären und schäumendem Fluß. Sein Erstlingsbuch „Sommernächte" ist zweifellos eine vollgültige Talentprobe. Der die Anfangszeilen der „Sturmnacht" schrieb, ist ein geborener Dichter. Man höre:

„Alles ist in späte Dämmerung getaucht . .
Die Nacht brüllt wie ein Raubtier auf,
Es ist die Stunde des Mords.
In den Bäumen wühlen Winde,
Und im schmutzig-silbernen Wasser
Blinkt die Farbe des bösen Blicks.

Auf den Pappeln aber,
Die zwischen Himmel und Erde gestemmt sind,
Schlägt der Sturm eine schwarze, dumpfe Weise.
Es ist, als peitschten vom Gebirge
Ungeheure Schleppen übers Land . .
So rauscht sie hin, so
Alle zarten Töne niederwuchtend, die
Da und dort aufzucken: — —
Die ganze Nacht tönt nun
In schweren, brandenden Akkorden."

Noch ist allerdings alles solches Schauen von sich drängenden und überhastenden Bildern, alles Stürmen und Wallen in oft mehr wortreicher als innerlich aufgewühlter Leidenschaft; noch vermag der junge Dichter seinen Lebensdrang nicht mit fester Hand plastisch zu gestalten, und auch dem freien Versmaß seiner volltönenden Sprache fehlt manchmal die innere rhythmische Kraft. Aber daß überhaupt solche Töne im Elsaß erklingen können, daß überhaupt einer seine Vorbilder in unserer jüngsten Litteratur sucht, zeugt von einer Umwandlung im Verhältnis der jüngsten Elsässer zum großdeutschen Schrifttum, an die man noch vor wenigen Jahren nicht zu glauben wagte. Und wenn man sieht, daß diesem katholischen Oberelsässer unsere alte deutsche Götterwelt im Wasgau neu auflebt, so erkennt man freudigen Herzens ein Wiedererwachen uralter Lebens- und Anschauungskräfte, die durch Jahrhunderte für das elsässische Volk tot waren. So ist dieses schmächtige Bändchen, das der Verfasser, wenn seine Entwickelung

hält, was sie verspricht, in einigen Jahren selbst als unreifes Jugendwerk verurteilen wird, für die Geistesentwickelung des Elsaß immerhin von hoher Bedeutung.

Die Karl Johanstraße.

Von **Cajus Moeller** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine große künstlerische Feinheit, daß Gottfried Keller seinen „grünen Heinrich" (in der ersten Ausgabe von 1854) sterben läßt an nichts, als daran, daß er nicht mehr leben konnte. Etwa wie des vergessenen Wieners Ferdinand Sauter unvergeßliche selbstgeschaffene Grabschrift: „Viel genossen, viel gelitten — denn Verwesung stimmt nicht heiter." Der Norweger Hans Jäger hat diese deutschen Schriftsteller schwerlich gekannt, aber seine „Christiania-Bohème", die vor kurzem in deutscher Uebersetzung erschienen ist*), endet fast wörtlich wie der Jugend-Roman des züricher Meisters; hier heißt es: „auf seinem Grabe ist schönes, langes Gras gewachsen", dort: „er bleibt allein auf dem öden Friedhof liegen und verfault unter den Blumen und Kränzen". Jäger ist allerdings zugleich erheblich naturalistischer und trostloser. Sein Buch erschien zuerst 1885 und wurde alsbald in Norwegen verboten.

Obgleich Christiania unter den skandinavischen Hauptstädten den primitivsten Eindruck macht, ist es doch verhältnismäßig am schnellsten emporgestiegen; seine nach dem ersten Bernadotte-König „Karl Johan" benannte neue Hauptstraße hat einen entschieden weltstädtischen Charakter; man führt sie einfach mit dem Namen ohne das Wort Straße an; sie ist der Mittelpunkt des galanten Lebens und Treibens, und man spricht von einer „Karl Johan"-Moral, wie von einer Christiania-Bohème; auch spielt das mit dem letzteren Namen bezeichnete Buch überwiegend auf dieser Straße. Obgleich ästhetisch ziemlich geringwertig, hat es einen gewaltigen Eindruck gemacht und ist in gewissem Sinne der Erstling einer neuen litterarischen Gattung gewesen; auch sein Titel ist, wie gesagt, typisch geworden.

In der Vorrede vom Jahre 1885 spricht Hans Jäger sich selbst das dichterische Talent ab; er habe kein Kunstwerk ins Leben rufen wollen, sondern nur eine bestimmte Ethik verkünden. Das Buch sei nötig gewesen, und da sich kein anderer gefunden habe, so habe eben er es geschrieben. Die Gedanken müssen thatsächlich in der Luft gelegen haben, denn gleichzeitig mit der „Christiania-Bohème" erschien ein ähnlich gearteter, aber ästhetisch bedeutend besserer norwegischer Roman: Arne Garborgs „Bauernstudenten", die das jägersche Buch allerdings an durchdringender Schärfe und unerbittlicher Logik nicht erreichen.

Die „Christiania-Bohème" ist eine leidenschaftliche Anklageschrift gegen Gesellschaft, Staat und Kirche, durchsetzt mit brutalen Sittenschilderungen, bei denen augenscheinlich eine gewisse Spekulation auf die Instinkte des großen Publikums mitgewirkt hat. Trotzdem greifen einem diese beredten Klagen und Anklagen oft genug ans Herz. Im Grunde erklingt hier das alte Thema von den Leiden des feiner organisierten Menschen, der in der bürgerlichen Welt keine Lebensmöglichkeiten hat. Byron, Leopardi und Heine, Musset und Carducci hatten gleiche Töne angeschlagen, und wenn diese geistige Bewegung erst zuletzt nach dem hohen Norden kam, so breitete sie sich dort dafür desto weiter aus. Sie traf Zustände, die ihre Wirkung zugleich erleichterten und verallgemeinerten. Das im Jahre 1814 neu belebte Nationalgefühl mußte die zurückgebliebenen politischen und sozialen Zustände ganz besonders schmerzlich empfinden; es war eine Ironie des Schicksals, daß die junge Freiheitspartei anfangs überwiegend aus den Nachkommen hanseatischer Kaufleute und halbdeutscher Beamter oder Offiziere bestand, während der Bauer immer noch ein starkes Königtum bevorzugte. Als der Parlamentarismus erstarkte und Großbauern und Volksschullehrer die Großthingsmandate erhielten, entwickelte sich bei den Zöglingen der nationalen neuen Universität, die 1813 — ein Jahr vor der Abtrennung von Dänemark — gestiftet worden war, ein grimmiger Haß gegen diese neuen Herren; ohnehin war je länger desto mehr eine akademische Ueberproduktion eingetreten, und der Gegensatz zwischen den Ansprüchen dieser jungen Männer, die sich als Geistesaristokraten fühlten, und ihrem späteren Leben in dem überfüllten und armen Lande ist nur allzu häufig ein zugleich komischer und trauriger. Diese Verhältnisse haben Ibsens fürchterliche Menschenverachtung gezeitigt, von dessen Charakteren einmal ein namhafter Kritiker gesagt hat, sie seien zwar keine Menschen, dafür aber Norweger, während andererseits der Poet-Politikaster Björnstjerne Björnson jener neuen Demokratie heute schmeichelt, um ihr morgen alles Schlechte nachzusagen; für ihn stammt der bäuerliche Parlamentarier heute von König Harald Harfager ab, um sich morgen in seinem ganzen Leben nicht gewaschen zu haben. Dabei stachelt die Eigenschaft der Studentenvereine als Debattierklubs die natürliche Rabulistik des Volkscharakters und das unermeßliche Selbstgefühl des in Examenpressen drittelsgebildeten Bauernsohnes stets nur noch höher an.

Will man die Rolle charakterisieren, die das ewig Weibliche in einer solchen Kultur- und Hauptstadt spielt, so genügt es, darauf hinzuweisen, daß Christiania zugleich Seehafen und Universität ist; über gewisse Seiten der öffentlichen Moralität ist damit genug gesagt. Die junge Schriftstellerschule predigte aus einem scharfen Gegensatze gegen die orthodoxe Ueberlieferung heraus extreme Gott- und Sittenlosigkeit; man verkündigte den Satanismus, dessen Lehre dem überreizten Selbstgefühl schmeichelte; die unleugbare nationale Anlage für Dialektik zeitigte für das dem pariser Quartier latin nachgeahmte Genußleben ein eigenes philosophisches System; besonders die weibliche Jugend, hieß es, würde geistig freier werden, wenn sie unbefangen der Sinnlichkeit ihr Naturrecht gewährte; dabei war dem Klima und den Verhältnissen entsprechend im Schatten von Akershuus alles armseliger, düsterer und roher als in der Nachbarschaft der Champs Elysées. Das litterarische Bedürfnis gestaltete diese ganze Tendenz noch kälter und raffinierter. Die Helden dieser Bohème werden nicht etwa nur aus Genußsucht zu Verführern, — sie wollen vorzugsweise Studienmaterial sammeln; daneben hoffen sie auf eine „im Anmarsch befindliche ganze Bohème-Litteratur weiblicher Federn"; die Neophytinnen sollen ihre Empfindungen den Zeitgenossen zugänglich machen. Das jägersche Buch selbst ist gewissermaßen ein umgestülpter Studienkorb; ein Gemisch von Diatribe, Selbstbiographie, Roman und Novelle; zeitgenössische Charakteristiken, wie z. B. eine glänzend geistreiche des verstorbenen radikalen Ministerpräsidenten Johan Sverdrup und eine bitterböse des Herrn Björnson fehlen nicht. Vielleicht unbewußt ist überhaupt die Charakteristik des norwegischen Volkes sehr scharf, alle diese Bohèmehelden sind nicht nur zerfahren und kalt, sondern auch unzuverlässig und boshaft; hie und da wird ihre moralische Naivetät geradezu unheimlich, wie wenn gegenüber dem Haupt der Sekte der Lieblingsschüler sein Bedauern darüber äußert, daß der Meister seine beiden jungen Schwestern nicht kenne und also nicht zu bilden vermöge. Eigentümlich wirkt auch die vielleicht auf Selbststudium begründete Beobachtung, daß sich ein übergroßer Prozentsatz dieser Bohème aus den wohlhabenden Ständen rekrutiert.

Wie als pseudonymer Hauptheld seines Buches nimmt Hans Jäger auch in der Litteratur zu seinen Schülern eine eigentümliche Stellung ein. Sie sind die talentvolleren Schreiber, aber er ist der bessere Kopf; er hat auf sie abgefärbt. Christian Kroghs „Albertine" ist im wesentlichen eine Spekulation auf die Sinnlichkeit der Menge; doch mit lehrreichen und sogar ergreifenden

*) Aus dem Norwegischen. Wien, Wiener Verlag 1902.

Streiflichtern auf die polizeiliche Volksunterdrückung in der Hauptstadt dieses angeblich freien Landes. Novellistisch weit wertvoller ist der 1890 gleich in deutscher Sprache erschienene Roman „Durch die Brandung ans Land“ von H. Fries-Schwenzen (Berlin, Fontane & Co.). Die Ironie, mit der die der Christiania-Bohème angehörenden siebzehnjährigen Fräulein dargestellt sind, ist köstlich; da ist z. B. eine Honoratiorentochter, die jedermann versichert, weder heiraten noch alte Jungfer werden zu wollen und die dann doch die übliche weibliche Laufbahn zurücklegt, allerdings in umgekehrter Reihenfolge. — Arne Garborg ist dann auf diesem Wege fortgeschritten; sein Roman „Bei Mama“ ist eine Studie aus dem Kleinleben der norwegischen Hauptstadt und sein Buch „Müde Seelen“ eine ergreifende Darstellung der religiösen Schwärmerei seiner Nation; am unmittelbarsten aber schließt er sich an das jägersche Vorbild in seinen „Mannsleuten“ an. Als Fortsetzung der „Bauernstudenten“ gedacht, entfaltet das Buch — abgesehen von einigen überflüssigen Roheiten — eine ironische Schilderung des Durchschnittscharakters der akademisch gebildeten Welt, die in ihrer Grausamkeit hier und da an Ibsen gemahnt.

Diese Beispiele, die sich noch beträchtlich vermehren ließen, zeigen deutlich, welche Wurzeln die litterarische Pornographie im höchsten europäischen Norden hat; beiläufig befindet sich auch die eigentliche Schmutzlitteratur auf dem in dieser Hinsicht sehr fruchtbaren kopenhagener Pflaster überwiegend in norwegischen Händen. Die politischen Vorbedingungen für die norwegische Pornographie sind einmal gegebener Natur, und im übrigen scheint darin das nationale Naturell zu dem ibsenschen Transcendentalismus seine derb-lascive Ergänzung zu finden. Diese Ursachen werden verschwinden und mit ihnen das Uebel sich vermindern. Die spätere Geschichtsschreibung aber wird diese Abart der Litteratur als Begleiterscheinungen zur Charakterisierung des norwegischen Volkes aufführen, das gegen den schwedischen Unionsgenossen öffentlich an den Beistand des Zarenstaates appellierte, und zwar in demselben Augenblick, wo dieser die geschichtlich gewordene skandinavische Kultur des stammverwandten Finlands vernichtete.

Ein japanisches Drama.

Sakura Sogo, Drama a. d. japan. Geschichte in 5 Akten v. Takeshi Kitasato. Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

Als ich vor kurzem aus der Hand eines japanischen Freundes das ausgezeichnete Drama Kitasatos erhielt, glaubte ich zuerst eine Uebersetzung vor mir zu haben, von der Art, wie sie uns etwa vor Jahresfrist in hochverdienstvoller Weise unser deutscher Landsmann in Tokio, Prof. Karl Florenz, mit den in reizender japanischer Ausstattung erschienenen „Japanischen Dramen“ (vgl. LE III, Sp. 1175 ff.) beschert hat. Das tadellose kräftige Deutsch, sehr schlicht und ernst, wirkungsvoll durch eine gewisse vielsagende Gehaltenheit und Kürze, die vor allem über den schaurigen fünften Akt einen packenden poetischen Stimmungszauber breitet, zeigte nur hie und da kleine Banalitäten des Ausdrucks, die störend wirkten, weil sie zu der Größe und Wucht des Inhalts nicht paßten. Hier, so urteilte ich, hätte der Uebersetzer mit leichter Mühe ein tieferes Wort, einen entsprechenderen Ausruf finden können; im ganzen aber hat er seine Sache vortrefflich gemacht und sich dem Charakter dieses edlen Volks, das so sehr das Pathos der Thatsachen und so gar nicht das Pathos der Rede kennt und liebt, streng angepaßt.

Wie sehr aber erhöhte sich meine Bewunderung des Dramas „Sakura Sogo“, als ich inne ward, daß es hier keinen Uebersetzer, sondern nur einen Verfasser giebt, mit andern Worten, daß der japanische Dichter Takeshi Kitasato*) selbst es ist, der uns dieses ergreifende Stück aus der Kulturgeschichte seines Landes in deutscher Sprache geschenkt hat. Eine solche Beherrschung einer dem Japanischen so unähnlichen Sprache, wie es das Deutsche ist, verdient wahrlich die höchste Anerkennung; das zauberhafte Land der Inseln wird, so dürfen wir nach Kitasatos schönem Vorbild hoffen, von nun an durch den Mund seiner Besten in unserer eigenen Sprache zu uns reden, und vor unsern Augen werden sich Bilder entrollen, die uns, bei aller reizvollen Fremdartigkeit, doch unendlich vertraut, innig und erhebend anmuten müssen . . .

Wie in fast allen Geschichten, die den Japanern der Mühe wert erscheinen, wiedererzählt zu werden, bildet die Selbstopferung, die bewußte Hingabe des eigenen Lebens für einen höheren, über den einen Menschen hinausgehenden Zweck das Thema des Dramas. Aber während sonst in unzähligen Wiederholungen das Lob der Lehenstreue, der Mannentreue wiederklingt, hat Kitasato sich einen viel moderneren Stoff gewählt. Nicht für seinen Herrn opfert Sakura Sogo sein Leben, sondern er läßt sich von seinem Herrn opfern für die armen Bauern, die unter übermäßigem Steuerdruck an Hunger und Jammer zu Grunde gehen. Sogo, der Ortsrichter von Kodzu in Sakura, leidet tiefe Seelenschmerzen um das Elend des Volks, und der erste Akt zeigt uns dieses Elend der Armen und Alten im Dorfe in wahrhaft ergreifender Weise. Das Uebermaß der Tyrannei treibt zum Aufruhr; ein prächtig charakterisierter Bauernhaufe dringt in das Haus des schurkischen Steueraufsehers, mordet und plündert. Sogo hat für sie nur Sympathie und Verständnis, aber er sieht für sie eine schreckliche Bestrafung und noch härtere Unterdrückung voraus. Da entschließt er sich, das zu thun, was er nicht thun darf, wenn er nicht sein Leben durch Henkershand verlieren will — er wendet sich mit Uebergehung des Fürsten, in dessen Namen die Aussaugung der Bauern geschieht, unmittelbar an das Oberhaupt des Reichs und heischt von ihm Rettung für die Geknechteten und die Aufrührer. Er weiß, daß ein solches Vorgehen mit schimpflichem Tode bestraft wird und daß sogar sein Weib und seine Kinder mit ihm dem Henker verfallen. Durch Scheidung von seinem Weibe Tsuta — einer wunderbar fein und sympathisch gezeichneten Gestalt — sucht er seine unschuldige Familie zu retten, aber Tsuta errät alles, und während die Kinder gerettet werden, stirbt sie mit ihm den Heldentod. Er wird gekreuzigt, sein Kopf auf einem hohen Gerüst inmitten eines Sumpfes aufgespießt, daneben die Tafel, die sein Verbrechen bezeichnet. In der Nacht kommen die Bauern, seine Getreuen, um den Kopf des geliebten Mannes zu begraben, eine der schönsten Episoden des fünften Akts. Der Buddhapriester Kodzen kommt hinzu und belehrt die Treuen, daß „der Mensch dort fortlebt, wo er gewirkt hat“, daß Sogos Kopf, auch unbegraben, nie Sogos Andenken schänden könne. In der Schlußszene erscheint dann noch der Fürst selbst, der den Sogo kreuzigen ließ; sein Sinn hat sich gewandt, er befiehlt, einen Tempel zu erbauen, wo das Gerüst mit dem Kopf gestanden und Sogos Kinder zu Priestern im Gedächtnistempel ihres Vaters zu erziehen.

Dieser Schluß, den ich gern entbehrt hätte, weil er in konventioneller Trockenheit eine Thatsache bringt, die uns vorläufig nicht interessiert, war dem Verfasser jedenfalls heilig, weil er ein historisches Faktum darstellt. Der Heilsruf des Buddhapriesters an den bereuenden Fürsten, der das Stück beschließt, klingt mir gleichwohl wie eine grelle Dissonanz . . . . Hat schon der Fürst den Justizmord Sogos durch jenen Tempelbau zu sühnen versucht, so sollte doch die rührende Dankbarkeit des Volkes, das noch heute nach Jahrhunderten — Sogo

*) Takeshi Kitasato, ist der Neffe des berühmten Bakteriologen Prof. Kitasato in Tokio. Er ist heute ca. 30 Jahre alt und lebt erst seit vier Jahren in Deutschland; er hat in München und Leipzig deutsche Litteratur studiert und in Leipzig den Doktorgrad erworben.

ward um das Jahr 1658 gekreuzigt — sein Grab immer von neuem mit frischen Blumen schmückt, dadurch nicht in den Hintergrund geschoben werden. Vielleicht ist es schwer, sich rein kunstkritisch zu verhalten einem Werk gegenüber, das durch seine Ausnahmestellung in der Litteratur, sowie durch seinen wunderbaren sozialen Inhalt so stark bestechen muß. Doch scheint mir auch der reine Kunstwert von „Sakura Sogo" sehr bedeutend zu sein. Die einzelnen Gestalten sind fast durchweg mit feinen individuellen Zügen ausgestattete Typen der verschiedenen Stände, ein reiches dramatisches Leben wird entfaltet, der Aufbau ist — bis auf den zu sanft verhauchenden Schluß, in dem derselbe Mann, der Sogo tötete, seine nachträgliche Ehrung befiehlt — ausgezeichnet. Der Bauernaufstand und die Plünderungsszenen sind keck, frisch und von übermütigem Humor; in der Schilderung des männlichen, ohne jedes Pathos heldenhaften Ortsrichters liegt eine große gehaltene Kraft, in der Darstellung seiner Gattin und des alten Bauernehepaars eine zarte Innigkeit. Wir leben, fühlen und leiden mit diesen Menschen wie mit unsersgleichen, und ihre und unsere Ideale sind dieselben.

Und hier liegt, glaube ich, ein besonders wichtiger Punkt, der den Wert dieses Werkes zu einem fast unschätzbaren in ethischer Hinsicht macht. „Sakura Sogo" gehört zu den von Volk zu Volk Brücken bauenden Büchern, zu jenen, in unserer Zeit des geharnischt einherstolzierenden Nationalismus und parallel mit seinem engen und fremdenfeindlichen Gebot, immer häufiger erklingenden Freundesstimmen, die einst den Waffenlärm übertönen und jene ersehnte Zeit heraufführen helfen werden, da rings der Mensch die Bruderhand dem Menschen reicht!

Genf. *Ilse Frapan-Akunian.*

Neue Schriften über Jean Paul.

Von **Ludwig Geiger** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Börnes Vorhersagung in seiner Denkrede auf Jean Paul: „Eine Zeit wird kommen, da wird er allen angehören und alle werden ihn bewundern," ist bisher nicht in Erfüllung gegangen. Die Originalausgabe von Jean Pauls gesammelten Schriften, die ersten Drucke der einzelnen, haben keinen hohen Marktpreis. Wissenschaftlich-kritische oder durch Ausstattung oder gar durch Illustrationen hervorragende Editionen, wie etwa bei Heine, Herder, um nur einzelne von den Männern zweiten Ranges zu nennen, sind nicht erschienen. Wenn eine vollständige Ausgabe in Hempels Klassiker-Bibliothek, eine Auswahl in Kürschners Deutscher National-Litteratur erschienen sind und diese gut verkauft werden, so wird dadurch keine Entscheidung über Popularität des Verfassers gefällt, da einzelne Subskriptionen bei der einen Ausgabe wenig, bei der anderen Ausgabe gar nicht stattfanden. Man müßte bei den Verlegern eine Umfrage veranstalten, wie sich das Publikum bei den Einzeldrucken in Reclams Universal-Bibliothek verhält, in der eine große Anzahl von Schriften Jean Pauls erschienen sind, und ferner, wie die Erneuerungsversuche einzelner Werke, z. B. „Siebenkäs", sich verbreitet haben.

Wenn also einstweilen auf die Frage: wird Jean Paul heutzutage noch viel gelesen, d. h. verkauft, was in diesem Falle wohl dasselbe bedeutet, ein sicherer Anhalt nicht gegeben werden kann, so kann man in anderer Beziehung das Erwachen des Interesses für den Schriftsteller konstatieren. Insbesondere hat in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften neuerdings Josef Müller die Aufmerksamkeit mehrfach auf Jean Paul gelenkt. Außer drei großen und kleinen Büchern[1]) und zwei großen Aufsätzen[2]) hat er eine neue Schrift[3]) erscheinen lassen. Leider hat er fast in allen seinen Veröffentlichungen die Unmanier begangen, in grober Weise auf einen Vorgänger in der Jean Paul-Forschung, Paul Nerrlich, loszufahren. Dieser hat ihm kräftig gedient, nicht bloß sein Recht verteidigend, sondern auch manche Schwächen des Gegners aufdeckend.[4]) In diese Polemik einzugehen, die in unangenehmster Weise auch die Lektüre des vorliegenden Buches beeinträchtigt, in dem Nerrlichs Name kaum vorkommt ohne eine spitze Nebenbemerkung, werde hier vermieden. Nur mag bemerkt werden, daß, wer selbst, wie Müller, so viele Druckfehler seines Gegners bemängelt, sich hüten mußte, „fosses Couches" zu drucken, und wer sich als Stilrichter aufspielt, nicht schreiben durfte: „Wie man sich von dieser Seite erwartet hatte" oder „Dem Wandel in Rinaldos Zaubergarten". Jedenfalls muß der Ernst konstatiert werden, mit dem Müller auch in diesem Buch sich in Jean Pauls Leben und Schriften vertieft, wenn auch das beständige Citieren der früheren Schriften des Verfassers einen höchst sonderbaren Eindruck macht. Die neue Arbeit geht ungemein ins Detail. Es gehört eine tüchtige Dosis Langmut und Geduld dazu, alle Liebesverhältnisse Jean Pauls an sich vorüberziehen zu lassen, zumal da nicht der leiseste Versuch gemacht wird, diese Frauen künstlerisch zu charakterisieren. Häufig sind es nur Aneinanderreihungen von Briefstellen, die unmöglich im stande sind, ein völliges Bild zu geben. Statt einer Sichtung des Aktenmaterials, die der Verfasser verspricht, wird uns bei der einen Caroline von Feuchtersleben das ganze Material gegeben, und wenn der Biograph meint, er wolle kein Urteil fällen, sondern überlasse dies den Lesern, so ist in jedem Worte eine so vollständige Parteinahme für seinen Helden vorhanden, daß von Unparteilichkeit kaum noch die Rede sein kann. Daß es für ein Ehepaar damals „fast Regel" war, getrennt zu leben (S. 64), ist doch eine lächerliche Uebertreibung. Die ganze Beurteilung der Auffassung des Dichters von Liebe und Ehe scheint mir verhimmelnd und den wirklichen Thatsachen nicht entsprechend. Ich habe aus dem vom Verfasser Vorgetragenen und aus anderen Quellen durchaus nicht den Eindruck, als wenn z. B. Jean Paul in seiner Ehe der Engel gewesen wäre, als den er sich darzustellen liebt. Die Belehrungen, die wir über Jean Pauls Verhältnis zu Freunden und zur Mutter erhalten, sind nicht weit her. Die Zusammenstellung der Honorare ist überaus dürftig; eine Anfrage bei der cottaschen Buchhandlung z. B. hätte eine viel lehrreichere Liste zutage gefördert, als die wenigen Notizen. Manche Bemerkungen über Jean Paul als Dichter sind interessant und wertvoll, namentlich da hier wirklich Kritik geübt, z. B. das beständige Einmischen der eigenen Person, der Mangel an Ordnung und Symmetrie, getadelt wird. Wieso aber eine Feinfühligkeit darin liegen soll, daß alle Pfarrer orthodox gezeichnet sind, werden nicht alle einzusehen vermögen; ebenso wie es doch nur der persönliche Geschmack des Autors ist, daß er aller anderen, selbst Goethes und Shaksperes, überdrüssig werden kann, nur seines Helden nicht, ein Geschmack, über den hier nicht gestritten werden soll.

Der große Abschnitt über die einzelnen Romane ist ungleich: bald überwiegt die Kritik, bald die Analyse. Da von der Nachwirkung der Werke im allgemeinen nicht gesprochen wird, befremdet eine Bemerkung über das Vorkommen von Schulmeistern in Jean Pauls Art bei Riehl ungemein. Befremdend wirkt selbst bei diesem Werk der Hinweis auf frühere Arbeiten des Verfassers;

---

[1]) Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. 1894. 436 S. M. 9,— (10,—). — Die Seelenlehre Jean Pauls. 1894. 33 S. M. 1,—. — Das Wesen des Humors. 1896. 39 S. M. 1,50. München, H. Lüneburg.

[2]) Jean Pauls philosophischer Entwickelungsgang (im Archiv für Geschichte der Philosophie) und Jean Pauls litterarischer Nachlaß (in der Zeitschrift „Euphorion". Bd. VI, Heft 3 und 4. Bd. VII, Heft 1 und 2.)

[3]) Jean Paul-Studien. München. 1900. H. Lüneburg. 176 S. M. 2,80.

[4]) Ein Reformer als exakter Forscher. Ein Vademecum für den Herrn Pfarrer Dr. Josef Müller in Pasing bei München. Von Paul Nerrlich. Berlin 1901, Gose & Tetzlaff. 16 S.

was er über den Titan und die Flegeljahre an anderen Stellen angeführt hatte, müßte wenigstens in Kürze hier zusammengefaßt werden. Auch der Abschnitt über die Sprache verdiente eine wesentlich andere Ausführung. Im ganzen wird man das Buch also trotz mancher höchst brauchbarer Einzelheiten, als gar zu aphoristisch und zu parteiisch, nicht mit jener Bewunderung aufnehmen dürfen, mit der es sein Verfasser betrachtet.

Zwei anderen Werken unseres Dichters, auf die Müller fast gar nicht eingeht, ist ein ziemlich starkes Buch gewidmet[5]). Es ist ein Fleißzeugnis für den Verfasser und ein Bewähren der guten Methode seines Lehrers Professor Sauer in Prag. Das Buch ist wie jede erste Arbeit etwas breit, mit einer gar zu starken Betonung von Kleinigkeiten und Einzelheiten, aber interessant und in seinen Resultaten wohl begründet. Die Einleitung, die womöglich den ganzen Jean Paul konstruieren will, leistet nicht das, was sie beansprucht: es sind einzelne interessante Bemerkungen über Jean Pauls Technik und Vorbilder, die jedoch den Zweck, Jean Paul als Künstlernatur zu zeichnen, nicht erfüllen. Wenn die Romane, denen die längeren Ausführungen des Buches gewidmet sind, als „Romane der Lebens-Philosophie" bezeichnet werden, ein Wort, das dann noch mehrfach vorkommt, so wird dadurch eben nicht übermäßig viel gesagt. Recht hübsch ist die Analyse des Werkes „Fibel", obwohl es auffällt, daß trotz der Dicke des Buches bibliographisch genaue Angaben der ersten Gestalt und der etwaigen weiteren Auflagen völlig fehlen (ebenso übrigens bei dem zweiten Werke). Der Verfasser zeigt recht verständig, wie dieses Werk als eine Fortsetzung und Vollendung der idyllischen Gestalt des Quintus Fixlein zu betrachten ist, wie Rousseaus Ideen darauf gewirkt haben; sehr fein ist die Darstellung, wie autobiographische Einzelheiten darin verwertet sind. Die Aufzeigung der litterarischen Satire ist unterrichtend; es wird dem Verfasser durchaus zugegeben werden müssen, daß diese Satire sich hauptsächlich gegen drei Biographieen Kants (1803 und 1804) richten, die mit Uebertreibungen und mit lächerlicher Wichtigthuerei die geringfügigsten Einzelheiten in dem Leben ihres Helden darzustellen bemüht waren. Von besonderem Interesse ist auch die Darlegung des Einflusses, den Johann Gottwerth Müller, der sogenannte Müller von Itzehoe, durch seinen Roman „Siegfried von Lindenberg" auf Jean Paul geübt hat. Dagegen hätten die Mitteilungen der Studienhefte besser unterbleiben oder erheblich beschränkt werden können. Sie sind im Grunde sehr unbedeutend. — Von nicht geringerer Ausführlichkeit wie die erste ist die zweite Abhandlung über den Kometen (1820 erschienen). Um zu zeigen, daß Komet ein Lieblingswort des Dichters war, müssen wir auf drei vollen Druckseiten Stellen an uns vorüberziehen lassen: zur Erkenntnis der Arbeitsweise und der Schriftstellernot sind wir genötigt, mehr als sechs Druckseiten für den ersten Band, fast ebenso viel für den zweiten und das Doppelte für den dritten Band in den Kauf zu nehmen. Der Roman, der ursprünglich „Apotheker" heißen sollte — auch Happel, vielleicht mit Anspielung auf Napoleon, war eine Zeitlang geplant —, ist ein komischer Roman. Seine Abfassung wurde dem Dichter nicht leicht, teils weil er nicht mehr frisch genug war, teils weil er während der Arbeit zwei schwere Verluste erlitt, den seines Sohnes Max und seines Freundes Heinrich Voß, welch letzterer als eifriger Korrektor für ihn thätig gewesen war. Das Werk ist ein Anti-Titan. Die Geschichte eines Apothekersohnes, eigentlich eines Fürstenkindes, dem der Apotheker nur durch die Heirat mit einer Sängerin seinen Namen gegeben hatte, der sein Geld verliert, Diamanten erzeugt, seinen Verstand einbüßt und eine Reise an einen Fürstenhof macht, wo er schnell abfällt. Der Roman ist mit toller Erfindung geschrieben, ohne rechte Originalität, ohne einheitlich künstlerische Gestaltung. Der Einfluß von Rabelais ist stark und wird von dem Verfasser gut hervorgehoben; diesem Werke sollte auch die Idee entnommen werden, den Helden eine Reise durch die Planeten machen zu lassen. Auch die Einwirkung aus Don Quixote in der Gesamt-Idee und vielen bis zum Uebermaß vorgebrachten einzelnen Stellen ist ersichtlich; die Art, wie im Vergleich beider der Spanier bei unserem Biographen den kürzeren zieht, will mir nicht behagen. — Der Beifall, den beide Werke bei der Kritik fanden, war gering; die Teilnahme bei dem weiblichen Publikum ziemlich groß; der litterarische Einfluß, den sie übten, gleich Null.

Der Verfasser ist ganz im Gegensatz zu Müllers unbedingter Verherrlichung Jean Paul gegenüber in seinem Urteil strenger. Er will nicht Bewunderer für seinen Helden werben, sondern dessen wirkliche Bedeutung untersuchen. Daß er Jean Paul in keiner Weise überschätzt und durchaus nicht der Meinung ist, daß jener, wie früher, zum Liebling der großen Lesewelt erhoben werden kann, zeigt er dadurch, daß er an die Spitze seiner Betrachtungen das überaus bemerkenswerte Wort Nietzsches über Jean Paul stellt, das so lautet:

„Er wußte sehr viel, aber hatte keine Wissenschaft, verstand sich auf allerlei Kunstgriffe in den Künsten, aber hatte keine Kunst, fand beinahe nichts ungenießbar, aber hatte keinen Geschmack, besaß Gefühl und Ernst, goß aber, wenn er davon zu kosten gab, eine widerliche Thränenbrühe darüber, ja er hatte Witz, — aber leider für seinen Heißhunger danach viel zu wenig: weshalb er den Leser gerade durch seine Witzlosigkeit zur Verzweiflung treibt. Im ganzen war er das bunte, stark riechende Unkraut, das über Nacht auf den zarten Fruchtfeldern Schillers und Goethes aufschoß: er war ein bequemer, guter Mensch, und doch ein Verhängnis — ein Verhängnis im Schlafrock." (Der Wanderer und sein Schatten, Aph. 99.)

[5]) Jean Pauls Altersdichtungen: Fibel und Komet. Ein Beitrag zur litterarhistorischen Würdigung des Dichters von Ferdinand Josef Schneider. Berlin W. 35, B. Behrs Verlag (E. Bock). 1901. XII und 258 S.

Weltgeschichtliche Litteratur.

Von Dr. Hans F. Helmolt (Leipzig).

(Nachdruck verboten.)

1. König Asoka. Von Edmund Hardy. (Weltgeschichte in Charakterbildern. Herausg. v. Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn. 1. Bd.). Mainz, Franz Kirchheim. 72 S. mit 1 Karte u. 62 Abb. Geb. M. 4,—.
2. Augustin. Von Georg Frhrn. v. Hertling. (Weltgeschichte. 2. Bd.). Mainz, Franz Kirchheim. 111 S. mit 1 Kunstbeil. u. 50 Abb. Geb. M. 3,—.
3. Der Große Kurfürst. Von Martin Spahn. (Weltgeschichte. 3. Bd.). Mainz, Franz Kirchheim. 151 S. mit 1 Karte u. über 200 Abb. Geb. M. 4,—.
4. Cavour. Von Franz Xaver Kraus. (Weltgeschichte. 4. Bd.). Mainz, Franz Kirchheim. 103 S. mit 1 Lichtdruckbild u. 65 Abb. Geb. M. 4,—.
5. Der Ursprung der byzantinischen, islamischen, abendländisch-christl., chines. und ind. Kultur. Von Theodor Lindner. (Weltgeschichte seit der Völkerwanderung, 1. Bd.). Berlin u. Stuttgart 1901, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. XX, 479 S. M. 5,50.
6. Geschichte des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit. Von Dr. Herm. Schiller, Geh. Oberschulrat u. Univ.-Prof. a. D. (Weltgeschichte. 3. Bd.) Berlin u. Stuttgart 1901. W. Spemann. VIII, 771 u. 88 S. Geb. M. 10,—.

Man darf schwanken, ob man bei dem neuen, durch einen bekannten Zwischenfall zu schneller Berühmtheit gelangten kirchheimschen Unternehmen (1—4) mehr den Ton auf das erste oder auf das zweite Hauptwort im Titel legen soll: bei genauerem Zusehen vermissen wir jedenfalls das einigende Band, das diese „Charakterbilder" zu einer wirklichen „Weltgeschichte" formt; seiner Tendenz nach aber ist es doch so einheitlich gemeint, so geschlossen in seinem Auftreten, daß es mir angemessen erscheint, die bisher davon erschienenen vier Einzelschriften unter dem universalhistorischen Gesichtspunkte zu-

sammen zu besprechen. Diese Tendenz besteht nun darin, daß deutsch-national, antiultramontan gesinnte Katholiken, überdrüssig der bisherigen „Inferiorität", durch die That beweisen wollen, es gebe auch eine katholische Wissenschaft. Daß das bei uns ausschlaggebende Centrum und seine Organe gerade daran als an einer harten Nuß zu knacken haben werden, leidet keinen Zweifel; ebenso sicher aber ist es, daß diese Nuß immer noch nicht hart genug ist: vielmehr bedarf die neue Bewegung entschieden der Unterstützung von anderer Seite, wenn ihre vorderhand noch schwachen Kräfte dem mächtigen Feinde nicht unterliegen sollen. Darf der vorurteilsfreie Protestant sie unterstützen? Das ist die Hauptfrage, und von ihrer Beantwortung hängt, wenn anders ich die Ursachen des Scheiterns der emser Punktation im 18. Jahrhundert, des Unterliegens der irenischen Bestrebungen im 19. richtig verstanden habe, das künftige Schicksal derer um Hertling ab. Wie ich persönlich darüber denke, das geht schon aus meiner Anzeige des grisarschen Programms (vgl. LE III, Sp. 1694) hervor; und in dieser meiner Ueberzeugung haben mich weder böswillige Verdächtigungen noch wohlwollende Warnungen irre machen können. Protestantismus ist das Ringen eines persönlichen Verhältnisses zu Gott; daraus ergiebt sich seine schöne Brechung in viele Strahlen, und die unerbittlich logische Folge wieder davon ist, daß Nachsicht und Geduld, Duldung und Hoffnung für ihn den Kern des Christentums ausmachen, dessen vornehmstes Gebot „Liebet euch unter einander!" lautet. Also schreiben mir nicht nur die Lehren der Geschichte, sondern auch rein menschliche Erwägungen mein Verhalten in diesem Falle vor; d. h. als Christen und als deutsche Patrioten dürfen und müssen wir diese verheißungsvolle Strömung unterstützen — vorausgesetzt, daß das, was sie bisher vorgebracht hat, Vertrauen verdient. Hier hat die wissenschaftliche Kritik einzusetzen. Sie hat ihres Amtes bereits reichlich gewaltet, und das Gesamtergebnis dieser Prüfung spricht für das neue Unternehmen. Ich kann das an dieser Stelle nicht einzeln belegen; nur so viel sei hervorgehoben, daß, wenn etwas Ungünstiges gesagt werden soll, dies höchstens in folgendem bestehen kann: Hardy hat nicht ganz den auf einen großen Leserkreis berechneten populären Ton getroffen, Hertling die Ecken und Kanten seines Helden nicht scharf genug gezeichnet, Spahn die seinem Geschichtsgemälde zu Grunde liegende, von der bisherigen Auffassung stark abweichende Wertung des 17. Jahrhunderts zu schroff betont, und der kürzlich den irdischen Kämpfen für immer entrückte Kraus hat hie und da zuviel Sonderkenntnisse vorausgesetzt und das Ganze zu programmatisch gehalten. Im übrigen aber sind diese vier Schriften ebensoviel vortreffliche Arbeiten; die Herren wußten, daß ihre specimina mit Spannung erwartet wurden, und haben sich dementsprechend die größte Mühe gegeben, etwas recht Gutes zu leisten. Dazu hat der Verleger über seine Verpflichtungen hinaus alles gethan, um auch das äußere Gewand bestechend wirken zu lassen. Man muß schon sehr mißtrauisch und pessimistisch angelegt sein, wenn man dafür nicht dankbar sein wollte.

Auf dem Grunde seiner in einem besonderen, vor einigen Monaten veröffentlichten Bande niedergelegten „Geschichtsphilosophie" (vgl. LE III, Sp. 1695) unternimmt es Theodor Lindner, eine „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung" in 9 Bänden zu schreiben, deren erster hier kurz mit angezeigt werden möge. Angesichts der Thatsache, daß selbst ein Ranke trotz biblisch hohen Alters bei dem Versuche, die Summe seiner Lebensarbeit in einer „Weltgeschichte" zu ziehen, vom Tode mitten drin überrascht worden ist, ist die von Lindner vorgenommene Ausscheidung der „alten" Geschichte anzuerkennen; nur sehe ich dann nicht ein, warum gerade China und Indien der Ehre gewürdigt werden mußten, daß ihre Geschicke von den frühesten Anfängen an erzählt werden: also ist entweder das „Altertum" kein umfassender Begriff, oder es bildet kein „eignes Blatt in dem großen Buche der Menschenwelt". Nur keine Halbheiten! Der Verfasser giebt sich ja sonst sichtlich Mühe, die Stoffmassen nicht bloß, wie H. Schiller, fleißig zusammenzutragen, sondern sie auch möglichst zu verarbeiten. Freilich bleibt er hie und da, wo er sich noch nicht auf heimischem, vertrautem Boden befindet, an der Oberfläche haften: zu einer Vergeistigung des Stoffes, wie sie ohne Zweifel (man mag über seine Entdeckung geschichtlicher Gesetzmäßigkeiten noch so skeptisch denken) Kurt Breysig zu gelingen scheint, ist Lindner nur selten vorgedrungen. Dafür ist seiner Darstellung entschieden der nicht zu unterschätzende Vorzug einer klaren, allgemein verständlichen Ausdrucksweise eigen; wenn sie auch manchmal nüchtern wirkt, so verfällt sie doch nie in Verschwommenheiten und hochtönende, aber nichtssagende Faseleien. Man hat das Vertrauen erweckende Gefühl: der Verfasser weiß, was er will, und hält sich von Phantasmen und Konstruktionen absichtlich fern; er reißt zwar nicht mit fort, aber er bietet solides Wissen in ansprechender Form. Darum ist sein Buch namentlich solchen zu empfehlen, die ohne besondere Vorkenntnisse universalhistorische Belehrung suchen, an langweiligen Handbüchern aber keinen Geschmack finden können.

Dem dritten Bande von Schillers „Weltgeschichte" darf man, wie den beiden ersten (vgl. LE III, Sp. 1695), ohne weiteres nachrühmen, daß darin ein nicht eben gewöhnliches Wissen mit Geschick und Kritik zusammengetragen worden ist; deutlich fühlt man ein anerkennenswertes Streben nach ruhiger, abgeklärter, leidenschaftsloser, meinetwegen „objektiver" Darstellung heraus, die auch, rein stilistisch genommen, angemessenen Anforderungen des Geschmacks durchaus gerecht wird. Ich dächte: dies Lob müßte genügen. Aber der Verfasser erhebt höhere Ansprüche: er will nicht nur eine „Weltgeschichte" bieten, die dem mit Recht beliebten jägerschen Vierbänder ebenbürtig, ihm wegen ihrer bescheidenvornehmen Ausstattung mit je 20 Vollbildern und ihres originellen, netten Quellenanhangs womöglich überlegen sei, sondern er ist auch der Meinung, durch sein Werk die Geschichtswissenschaft mächtig gefördert zu haben. Und dagegen muß ich nach wie vor Einspruch erheben. Schillers Fleiß und seines Werkes Brauchbarkeit in allen Ehren; aber was er geboten hat und bietet, ist und bleibt ein Handbuch nach der alten Schablone, die, weil sie vorderhand noch die Schule beherrscht, sicherlich noch einige Jahre fröhlich weiter leben wird, doch darum wohl noch nicht den Gipfel des Erreichbaren bezeichnet: von meinem Versuch einer die Oekumene umfassenden „Weltgeschichte" ganz abgesehen, beweisen schon die Anfänge der zeitlich abgekürzten Universalhistorien von Kurt Breysig und Theodor Lindner mindestens die Möglichkeit anderer Wege, anderer Methoden. Daran läßt sich meines Erachtens nicht rütteln. — Gegliedert ist der vorliegende 3. Band folgendermaßen. Innerhalb der 1. Periode („Die kirchliche Reform und die habsburgische Universalmonarchie 1517 bis 1648") werden in 17 Paragraphen nacheinander geschildert: die Reformation (1) und die Gegenreformation in Deutschland (2), dasselbe Zeitalter in Frankreich bis zum Tode Mazarins (3 und 4), dasselbe in England bis zum Tode Karls I. (5 bis 8), dasselbe in Skandinavien (9), Polen und Rußland (10), der Türkei (10), Nordafrika und Ostindien (11). Nun frage ich einen Menschen: was hat, wenn man von notwendigen und zufälligen äußeren Beziehungen absieht, die innere Entwicklung des Zarentums, des Osmanenreichs, der Barbareskenstaaten und des indischen Mongolenreichs mit Deutschlands kirchlicher Reform und den Habsburgern zu thun? Ist diese Einordnung der Paragraphen 10 (doppelt vorhanden!) und 11 keine Zwangs- und Verlegenheitsmaßregel, die selbst der bescheidensten Evolutionstheorie Hohn spricht? Geht mir doch, ihr angeblich reinen „Zeit"-Historiker mit euren scheibchenweise vorgetragenen Erzählungen! Danach in den Paragraphen 12/13 — von Akbar zu Karl V. ce n'est qu'un pas — die spanischen Habsburger und

in den Paragraphen 14 bis 17 die damaligen Zustände (Wirtschaft, Kunst, Wissenschaft) in Deutschland, Frankreich, England, Italien und Spanien; damit ist unser Wissen von der 1. Periode zu Ende. Nach demselben Rezepte werden in einem zweiten Hauptabschnitte, betitelt „Das Zeitalter der absoluten Monarchie und des Kampfes um das europäische Gleichgewicht", die nächsten 140 Jahre bis zum Tode Friedrichs des Großen behandelt; darunter finden sich natürlich auch Kapitel über Nordamerika, Indien und Ostasien (§§ 33, 36 und 37). Das ist die jeder Willkür abholde, „natürliche" Gliederung der von mir so ungerecht bekämpften alten Auffassung. — Dann noch eins. Wie wertvoll auch im allgemeinen für die ernsten Leser die fast zu jeder Seite des auf einen großen Leserkreis zugeschnittenen Buches beigebrachten Nachweise eingehenderer Sonderdarstellungen sein müssen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Anführung z. B. von zahlreichen polnischen und russischen Werken (S. 244 bis 260, 511 bis 519) keinen rechten Zweck hat und nur den kaum beabsichtigten Eindruck einer stuckartig aufgetragenen Gelahrtheit erwecken kann.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Im stillen Rechtenfleth auf der osterstader Marsch ist am 10. März als Einundachtzigjähriger Hermann Allmers gestorben. Einstimmig kehren die ihm gewidmeten Nachrufe das menschlich Eigenartige seiner Persönlichkeit hervor. Dem immer Lebensfreudigen, rastlos Wirkenden und Kämpfenden, dem unermüdlich Fördernden und Helfenden, dem freien Friesen ruft Heinrich Hart einen letzten Gruß zu (Tag 119). Ihm war der Sohn der Marsch „ein Mann so kernig fest und doch so weichen Gemüts, ein Mann so heimatwurzelhaft und doch zugleich so welt- und menschheitsselig, ein Mann von schlichter Bauernart und zugleich ein schönheitstrunkener Künstler, ein echter Volksmann und ein echter Edeling, ein Germane reinsten Blutes und doch immerfort ‚das Land der Griechen mit der Seele suchend'!" Diese beiden letzten Eigenschaften seines Wesens fänden ihren künstlerischen und eigenartigen Ausdruck im „Marschenbuch" und den „Römischen Schlendertagen", während Allmers sonst in seinem künstlerischen Schaffen durchaus Anempfinder und Epigone unserer Klassiker sei. Seiner Lyrik fehle das Unmittelbare, der Naturlaut, jene aus dem Innersten hervorbrechende Ausdrucksweise, die jedes Empfinden derart zur Aeußerung bringt, daß es nur so und nicht anders vorstellbar ist. Auf die einzelnen Werke des Verstorbenen gehen E. A. Horstmann (Frankf. Ztg. 73) und August Seemann, dieser mehr das Biographische dabei berücksichtigend (Voss. Ztg. 125), näher ein, während Franz Grabe persönliche „Erinnerungen an Hermann Allmers" veröffentlicht (N. Hamb. Ztg. 124) und die Wiener Morgen-Ztg. (69) seiner Beziehungen zu Heyse, Geibel, Ernst Haeckel, Uhland und Scheffel gedenkt. — Jene beiden münchener Dichter begegnen uns wieder in einer Folge von Feuilletons (Münch. N. Nachr. 107, 111, 119, 121), in denen Richard Weltrich ein Bild vom Leben und Schaffen des Schwaben Wilhelm Hertz zeichnet. Weltrich weist dabei die sich immer mehr festsetzenden litterarhistorischen Bezeichnungen „Münchener Schule" oder gar „Münchnertum" zurück, da sie nur zu schiefen Urteilen führen könnten. Gemeiniglich werde mit jenen Gruppennamen benannt, was auf geibelsche Formkunst, Sentimentalität und Rührseligkeit geaicht sei, während doch gerade Poeten bayrischer Herkunft in München wirkten oder wirken, die zur geibelschen Schule in keiner oder gegensätzlicher Beziehung stehen. — Zur Erinnerung an den Todestag des wiener Dichters Karl Maria von Heidt (2. März 1901) lenkt Oskar Pach die Aufmerksamkeit auf dessen hinterlassene Papiere, die von W. Madjera und L. Hörmann unter dem Titel „Sein Vermächtnis" herausgegeben sind und aus denen wieder hervorgehe, welch seltene harmonische Natur mit Heidt dahingegangen sei, welcher glänzende, mit berauschendem Rhythmus wirkende Künstler (Dtsch. Volksbl. 4732). — Auf einen kaum bekannten Landsmann dieses Lyrikers, den Dichter und Kritiker Ludwig Halirsch, dessen 100. Geburtstag am 7. März wiederkehrte, weist L. A. Anger hin (Fremdenbl., Wien 66), vor allem auf seine letzte Dichtung „Erinnerungen an den Schneeberg", ein Gedicht in vierzig Reisebildern, schon um dessentwillen der Dichter der Vergessenheit entrissen zu werden verdiene. Halirsch schrieb außerdem einzelne Gedichte, Novellen und Dramen, darunter einen „Hans Sachs". — Von Oesterreichern wurden weiterhin Adolf Pichler, Anzengruber und Hamerling, jeder im Lichte eigener Briefe, betrachtet. Eine Auswahl von Pichlers an ihn gerichteten Briefen übergiebt mit vermittelndem Text Karl von Thaler der Oeffentlichkeit (N. Fr. Pr. 13484), die Anzengruber-Briefe in der Ausgabe von Anton Bettelheim bespricht Adolf Stern (Dresdn. Journ. 49), und die von Joseph Böck herausgegebenen Briefe Hamerlings Rudolf Holzer (Wiener Ztg. 46). — Die beiden in den letzten Heften hier öfter erwähnten Mörike-Biographieen von Karl Fischer und Harry Mayne geben noch immer Anlaß zu ausführlichen Besprechungen, die das Erfreuliche aufweisen, daß Mörike immer lebendiger in das Bewußtsein weiter Kreise getragen wird. Diesmal sind zu verzeichnen eine auf des Dichters Art und Bedeutung eingehende Kritik jener Werke von Alfred Biese (Kieler Ztg. 20877), sodann eine längere Besprechung von Adolf Frey (N. Züricher Ztg. 61, 62). — Neue ungedruckte Briefe Hoffmanns von Fallersleben teilt aus Familienbesitz H. Behsemeyer mit (Sonnt.-Beil. z. Voss. Ztg. 10, 11), Briefe, in denen der in der Verbannung lebende Gelehrte die vielen großen und kleinen Sorgen des Lebens viel lebhafter als in seiner später abgefaßten Biographie schildert, und die besonders durch die herbe Kritik interessant erscheinen, die Hoffmann an den damaligen Zuständen ausübt. — Litterarhistorische Essais beschäftigen sich noch öfter mit jener Zeit. In seinen „Dresdener Litteratur-Bildern" (Mont.-Beil. d. Dresdn. Anz. 9, 10) kommt H. H. Houben auf die Stellung Gutzkows als Dramaturgen am dresdener Hoftheater, auf Emil Devrient, Ludwig Gabillon, Bogumil Davison und andere Fragen und Personen zu sprechen. — Die „silbernen Klassiker", die Robert Jaffé mit Verwendung des von Adolf Bartels und S. Lublinski zuerst benutzten Kennwortes in einer „litteraturgeschichtlichen Plauderei" behandelt (N. Hamb. Ztg. 108), fallen zeitlich etwas später. Zu ihnen gehört als einer der frühesten Friedrich Hebbel, dessen Briefwechsel, wie er jetzt in zwei neuen Bänden seit geraumer Zeit vorliegt, Hans Benzmann durchmustert (Hann. Cour. 23659). — Aus den Reihen der Klassiker selbst treten Schiller und Goethe hervor. Der harmlose Schwank Charlottens von Schiller, der unter dem Titel „Der verunglückte fünfte März" die von Kotzebue und anderen Neidern Goethes geplante, aber von Goethe selbst vereitelte Schiller-Feier verspottete, erlebte nicht ungestraft seinen 100. Geburtstag, vielmehr nahmen Eugen Isolani („Der verunglückte 5. März", Rhein.-Westf. Ztg. 174), L. Braun („Kotzebue und Goethe", Voss. Ztg. 109) und Ernst Wilms („Schiller und der 5. März 1802", Wien. Ostd. Rundsch. 63) an diesem Tage zu litterarhistorischen Reminiscenzen Veranlassung. — Plutarchisches in Schillers Werken von den Räubern bis zum Carlos deckt C. F. auf („Schiller und Plutarch" Sonnt.-Beil. 10 z. Nationalztg. 166). — Die „Barmer Ztg." (56) druckt den Aufruf des berliner Goethebundes betreffend einen deutschen Volks-Schillerpreis ab und knüpft daran die Bemerkung, daß der neue Preis noch überflüssiger als der kaiserliche sei. Skeptisch läßt sich in dieser Frage auch die Tägl. Rundschau (Beil. 53) ver-

nehmen, die zugleich historisches Material über die abfällige Beurteilung des monarchischen Schillerpreises durch Gutzkow u. a. beibringt („Vom Schillerpreis"). — Ueber Goethe selbst wurde in diesen Wochen nichts weiter geschrieben, doch zeichnete S. M. das Lebens- und Charakterbild von Goethes Schwiegertochter Ottilie von Goethe (Pester Lloyd 56), wie es aus der bei Cotta erschienenen Biographie Ottiliens von Jenny von Gerstenbergk hervorgeht.

* *

Größer ist die Zahl der Aufsätze, die sich mit lebenden Schriftstellern oder einer Würdigung neuer Werke und Ideen befassen. „Beim Einsiedler von Mechtshausen", Wilhelm Busch, weilte Paul Block einige Stunden zu Besuch, wovon er im Berl. Tagebl. (124) Kunde giebt. — Einen „echt deutschen elsässer Dichter" nennt Heinrich Schneegans den Verfasser der Alsalieder, Christian Schmitt, der mit einem Band neuer Gedichte sein starkes Heimatsgefühl bekundet habe (Beil. z. Allg. Ztg. 55; s. oben Sp. 883). — Heimatsgefühl! Damit berühren sich Ausführungen wie die Günther Saalfelds über „Heimatklänge aus deutschen Gauen", eine vortreffliche Sammlung nieder-, mittel- und oberdeutscher Gedichte und Erzählungen, die Oskar Dähnhardt besorgt hat. Aus Marsch und Heide, aus Rebenflur und Waldesgrund, aus Hochland und Schneegebirge weht da die kräftige Luft des Volkstümlichen uns entgegen (Tägl. Rundsch. Beil. 61). — Das Urwüchsige und Eigene des noch fest in seinem Boden und seiner Stammesart wurzelnden Bauerntumes geschildert, also Heimatkunst gepflegt zu haben, das ist nach der Ansicht der Freiin Frieda von Bülow (Tägl. Rundsch. Beil. 51) auch das schönste Resultat einer Reihe von „Neuen Dorfgeschichten" (von Alfred Bock, Lulu von Strauß-Torney, Luise Westkirch, Philo vom Walde und Hermine Villinger). — In ähnlichem Sinne beantwortet Josef Buchhorn (Tägl. Anzeiger, Elberfeld, 61) die Frage: „Haben die Kölner Blumenspiele eine Zukunft?", indem er darauf hinweist, daß sie eine Pflegestätte der Heimatkunst seien, woraus sich der weitere Schluß von selbst ergebe. — Hier reihen sich einige Aufsätze über „Volkslieder und Spielreime" von Martha Halfmann (Tägl. Rundsch. Beil. 52), über „Sinn und Ursprung von Kindersprüchen" von J. W. Nagl (Wiener Ztg. 51) und ein Mahnruf Adolf Erlers an: „Der Mittelschule, besonders dem Gymnasium wieder die nationale Sage!" (Reichspost 54.) — „Fremdländische Kinderbücher", vor allem englische und französische, empfiehlt Eduard Engel (Sonnt.-Beil. 9, 10 zur Nation.-Ztg.). — „Fröhliche Dichtung", wie sie Liliencron uns wieder beschert habe, wie sie Carl Busse mit seiner gesund-frohen Lyrik biete, wie sie in den von Frühling und Jugend erfüllten Liedern Karl Vanselows zu spüren sei und auch sonst noch in manch anderem neuem Gedichtbuch verheißend anklinge, zeigt Paul Remer an (Der Tag 105). — Von neuen Romanen wurden eingehender besprochen: günstig und mit Anerkennung des künstlerischen Fortschritts Paul Scheerbarts „Seeschlange" von Karl Hans Strobl (Tagesbote a. Mähren u. Schles. Beil. 114), Friedrich Huchs „Peter Michel" als ein durchaus eigenes, mit tiefer Beobachtung gesehenes, mit echt dichterischen Gaben ausgestattetes Buch von Gabriele Reuter (Der Tag 109), sodann als ein „sozialer Roman modernsten Schnittes" „Die Geister des Sturms" des Probstes von Nikolsburg Karl Landsteiner (Neuigkeits-Weltbl. 50); auch die deutsche Uebersetzung des polnischen „Romans des Uebermenschen" (polnisch von Josef Baron Weyssenhof, deutsch von B. W. Segel) mag hier mit einer Besprechung von Eduard Sokal (Berl. Tagebl. 110) genannt werden. — Das neue Epos oder vielmehr Idyll Ferdinand von Saars „Hermann und Dorothea", eine politische Dichtung, die als Rettungsmittel in den mährischen und böhmischen Nationalitätskämpfen die Festigung der deutschen Familie hinstellt, fand in österreichischen Blättern Anerkennung (Max Morold, N. Wien. Tagbl. 58; Otto Hauser, N. Fr. Pr. 13477). — Von Dramen-Referaten, soweit sie nicht die üblichen Rezensionen von Neu-Aufführungen bedeuten, sind zu nennen eine Analyse von Heinrich Sohnreys „Dorfmusikanten", ein Werk, in dem Wolfgang Kirchbach eine wertvolle Bereicherung unserer Volksdramatik und zugleich ein Stück lebendiger Kulturgeschichte sieht (Tägl. Rundsch., Beil. 57), sodann die Kritik „zweier Versdramen" (Geuckes „Sebastian" und Falckenbergs „Sieger") von R. Braungart (Allg. Ztg., Beil. 50), deren letztes auch mit einer größeren Anzahl anderer „Neuer Dramen" von Kurt Aram (Frankf. Ztg. 60) behandelt wird. — Mit Herbert Eulenberg, dem Dichter von bisher vier dramatischen Werken, beschäftigt sich eine eigene Studie von Hans Landsberg (Rhein.-Westf. Ztg. 163). — Ueber Dramen wurde sonst noch im Zusammenhang mit dem Theater geschrieben. In dieses Gebiet schlagen Aufsätze wie Maximilian Brauns Erinnerungen an „Deutsches Theater in Frankreich" d. h. an die Tournée eines schwäbischen Theaterdirektors, der im Frühling 1872 von Metz aus nach Nancy, Sedan, Toul u. s. w. die deutsche Muse führte (Wien. Fremdenbl. 70). — Mit der Besprechung von A. Frieds Schrift „Der Theaterdusel" betritt Karl Bleibtreu ein Feld, auf dem es allerdings in Hülle und Fülle zu reformieren giebt, obgleich er nicht in allen Punkten den Ausführungen des Verfassers beistimmt (Wien. Dtsch. Ztg. 10834). Schärfer werden ebenda (10841) Frieds Aeußerungen zurückgewiesen und Bleibtreus Ruf nach einer Verstaatlichung der Theater — aber aus antisemitischen Vorurteilen — von Ottomar Beta unterstützt. — Randglossen zu A. Möller-Brucks besser gemeintem als ausgefallenem Buche über die historische und philosophische Bedeutung des Variétés giebt W. Fred (Der Tag 111), der an dem deplazierten Philosophieren und dem ärmlichen historischen Material Anstoß nimmt. — Von dem Versuch der Elizabethan Stage Society, die „Erneuerung der alten Shakspere-Bühne in England" durchzuführen und damit zugleich die englische Bühne aus ihrem Tiefstand etwas zu heben, erzählt Paul Shymank (Dresdn. Anz., Mont.-Beil. 10). — Shaksperes Hamlet möglichst unbeeinflußt durch den Wirrwarr von Kommentaren zu erklären (Wien. Morg. Ztg. 64) und die Aufführungs- und Auffassungsbedingungen des Lear klarzulegen (Hamb. Nachr. 51), unternimmt Alfred Frhr. v. Berger. — Schließlich sei noch eine Studie von Fritz Hartmann genannt, die „aus Karl Devrients Sturm- und Drangjahren" einiges nach Akten mitteilt („Unser Hausfreund", Sonntagsbl. d. Hannov. Cour. 588), sowie ein Feuilleton von A. Klaar („Das Nathanjubiläum", Voss. Ztg. 113), das von der allerersten, mißlungenen Nathan-Aufführung (1783), der ersten ausschlaggebenden in Berlin am 10. März 1802 und weiterhin von der Bedeutung des Nathan für Schauspieler, Aesthetiker und Publikum handelt.

* *

An der Spitze der Aufsätze über ausländische Litteratur stehen diesesmal die Gedenkartikel zum fünfzigsten Todestage Nikolaus Gogols, des Bahnbrechers der modernen russischen Litteratur. Er hatte sie zu einer wahrhaft nationalen erst erhoben und den Realismus in strenger Form durchgeführt, er war der Mann, stark genug an Geist und Talent, „der den Mut hatte, die ganze moralische Fäulnis der damaligen Gesellschaft schonungslos aufzudecken und die gebildeten Kreise zum Kampfe gegen alle Gebrechen und Schäden im sozialen und politischen Leben anzuspornen", er ist von seinen Schülern in der Schärfe seiner Satire niemals übertroffen worden. Seinen Lebensgang und seine glänzende litterarische Laufbahn bis zu dem kläglichen Ende verfolgen N. Golant (N. Fr. Pr. 13477), Eugen Zabel (Nation.-Ztg. 157), H. Stümcke (Wien. Fremdenbl. 69), E. Alkalay (Nordd. Allg. Ztg. 55), August Hagemann (Basl. Nachr. 61) und die prager „Politik" (64). — Von Werken seiner Landsleute wird Maxim Gorkis „Die Drei" als „ein russischer Armeleute-Roman" von Albert Geiger besprochen (Beil. z. Allg. Ztg. 57). — Dem dänischen Schrifttum gehört Carit Etlar an oder wie sein bürgerlicher

Name lautet Karl Brosböll, der am 9. Mai 1900 als Senior der dänischen Schriftstellerwelt starb, nachdem er länger als ein halbes Jahrhundert seinem künstlerischen Berufe gelebt und dafür die einmütige Anerkennung als Nationaldichter genossen hatte. Sein Leben, das ihn mit Andersen, Thorwaldsen, Oehlenschläger zusammenbrachte, und seine Werke, unter denen sich vor allem köstliche, dem jütischen Volksleben und dem phantastischen Nomadenleben der Zigeuner entnommene Märchen auszeichnen, skizziert die Nordd. Allg. Ztg. (53). — Einige interessante Notizen über „Die Familie Strindberg" von Paul Meyer Granquist (Dtsch. von E. Schering, Welt-Spiegel, 20) führen in die schwedische Litteratur. Sie zeigen, daß Strindbergs Stammbaum aus einer Bauern- und Priesterhütte, aus adligem Kriegerheim und friedlichem Bürgerheim, aus schwedischem und finischem und deutschem Boden in die Höhe wächst. — Auf den Roman „Jerusalem", mit dem Selma Lagerlöf bis in die tiefste Schicht der schwedischen Kultur hinabsteigt und wie kein anderer bisher den „großen Roman des schwedischen Bauern" schrieb, geht Oskar Levertin bewundernd ein (N. Fr. Pr. 13484), auf die ganze Schaffensreihe der Dichterin Lorenz Krapp (Beil. z. Allg. Ztg. 53, 54). Er stellt ihre kulturhistorische und psychologische Bedeutung für das Kunstleben unserer Tage fest und nennt als ihr Größtes ihre tiefe, menschlich wahre Sittlichkeit, die wegweisend voranschreite, Licht und Friede zugleich. — „Moderne englische Utopieen" von Hall Caines und H. G. Wells bespricht B. P. (Nordd. Allg. Ztg. Beil. 52); H. St. Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" Matthieu Schwann (Sonnt.-Beil. 10, 11, 12 der Voss. Ztg.); „Dramatische Blaustrümpfe" in Amerika, die in beängstigender Zahl dort auf den Bühnen erscheinen, charakterisiert mit ihrer Oberflächlichkeit, Engherzigkeit und Frömmelei Henry F. Urban (Der Tag 103). — In der N. Fr. Pr. (13477) giebt M. einen Brief Baudelaires über Heinrich Heine wieder, in dem jener den deutschen Sänger gegen das einflußreichste Urteil seiner Zeit, das Jules Janins, in Schutz nimmt. — Zur Victor Hugo-Feier sind noch einige Feuilletons nachzutragen: „Um Victor Hugo herum" von K. E. Schmidt (N. Hamb. Ztg. 110), „Erinnerungen an Hugo" [Jules Claretties Werk] von Hermann Bahr (N. Wien. Tagbl. 59), „Ein Nachtrag zur Victor Hugo-Feier" (mit persönlichen Erinnerungen) von Karl Blind (Voss. Ztg. 107), sodann „Victor Hugo" von F. Borosthyány (Vester Lloyd 49) und Wien. Allg. Ztg. (7189). — Eine Charakteristik Edmond Rostands und seiner Dramen giebt Arthur Eloesser (Sonnt.-Beil. 9—11 z. Voss. Ztg.). — Schließlich bleiben noch die Besprechung eines historischen Romanes von Paul Adam „L'Enfant d'Austerlitz" (Felix Vogt, N. Zürich. Ztg. 67), eine Studie von Otto Hauser über „Die ‚Klassiker' der modernen holländischen Litteratur" (Nat.-Ztg. 151), sowie ein Referat über „Neue italienische Litteratur" [Werke von Giuseppe Gramegna, Silvio Pagani, Grazia Deledda, Grazia Perantoni Mancini und Renato Fucini] von W. Porte (Frankf. Ztg. 71) zu verzeichnen übrig.

Dr. Paul Legband.

„Paul Heyse über eine Akademie für deutsche Litteratur" (Nation.-Ztg. 160). Durchaus ablehnende Beurteilung eines solchen nach der idealen wie praktischen Seite den größten Gefahren ausgesetzten Unternehmens.

„Ein poetischer Dilettant aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts." Allerlei Ergötzliches aus alten Folianten. Mitgeteilt von Hans Blösch (Sonnt.-Bl. d. Bern. Bund. 9, 10, 11). Reimereien eines sonst unbekannten ulmer Pastors Joh. Martin Miller.

„Selbstbeherrschung und Darstellungstrieb." Von Ernst Clausen (Deutsche Welt, 22, 23).

„Sophie La Roche." Von J. Herzfelder (Der Sammler, 24, 25).

„Vom ästhetischen Genuß." Von Rudolf Lothar (Voss. Ztg. 105).

„Die Sprache der Buren." Von Heinrich Meyer-Benfey (Beil. z. Allg. Ztg. 58—60).

„Goedeke up-to-date" [R. M. Meyers Grundriß der neueren deutschen Litteraturgeschichte]. Von Dr. Max Meyerfeld (N. Zürch. Ztg. 59).

„Byrons Eva." Von M. J. Minckwitz (Mont.-Beil. d. Dresdn. Anz. 9).

„Ist Schopenhauer unzeitgemäß?" Von Dr. S. Saenger (Der Tag 103). Verneint diese Frage und weist auf Schopenhauers Unentbehrlichkeit für das deutsche Kulturleben hin; zugleich eine Kritik von Volkelts neuer Biographie des Philosophen.

„Hohenzollern-Bibliotheken." Von Reinhold Steig (Nat.-Ztg. 145).

„Kritik." Von Georg Thal (Dtsch. Volksbl. Wien 4737). Eifert gegen das Judentum der Presse.

Echo der Zeitschriften

Hermann Allmers.

Von **Arthur Fitger** (Bremen).

(Nachdruck verboten.)

Am 9. März ist Hermann Allmers in seinem Hause zu Rechtenfleth nach jüngst vollendetem einundachtzigstem Jahre an Altersschwäche gestorben. Das Uebel hatte ihn schon seit längerer Zeit schwer und immer schwerer heimgesucht und aus den Reihen der noch im Leben Ringenden ausgelöscht, und wenn diese gleich in zartfühlender Pietät ihn nicht empfinden ließen, wie schwer der Zusammenbruch seiner Kräfte für andere zu ertragen sei, sondern im Gegenteil ihm durch allerlei immer sehr bereitwillig aufgenommene Huldigungen den Abend seines Lebens zu verschönern trachteten, so mußten sie doch untereinander gestehen, daß ein sanfter Schluß bei so hoffnungslosem Verfall ein innigst zu wünschendes Ziel wäre. Dieser sanfte Schluß ist denn auch glücklicherweise eingetreten; aus einem der Ohnmachtsanfälle, die ihn nicht selten trafen, ist er nicht wieder erwacht; ein harter Todeskampf ist ihm erspart geblieben, wie ihm auch der harte Kampf ums Leben immer erspart gewesen ist. Ein Licht ist erloschen, das zwar keine weithinstrahlende Leuchte war, aber viele, viele Jahre lang um seine gesellige Flamme einen weiten Kreis von Familiaren zu traulichstem Vereine zu versammeln pflegte und mit der Wärme reinster Herzensgüte und mit dem lustigen Funkensprühen eines übermütigen und oft glänzenden, dem Humor Fallstaffs nicht unebenbürtigen Humors alles um sich her erbaute und zu hellem Jubel entzückte.

Allmers Wert beruhte ganz und gar auf seiner Persönlichkeit. Was er geschaffen, als Künstler geschaffen hat, ist, abgesehen von einigen recht hübschen Liedern, nicht eigentlich zu zählen; sein treffliches Marschenbuch steht viel höher, als seine gesamte Poesie nebst seinen „Römischen Schlendertagen"; und wenn man ihn dennoch unter den Dichtern nennt und ihm zu Liebe sogar eine eigene Kategorie „Marschendichter" gefunden hat, so liegt das an dem Reiz, ja an dem Zauber, den seine Persönlichkeit ausübte, namentlich auf wesentlich jüngere, zu ihm begeistert emporschauende Jünglinge und Knaben ausübte. Es kam da eben eines zum anderen. Der kritiklose Enthusiasmus der Jugend, die Liebenswürdigkeit des so viel älteren, geistvollen Mannes, der ohne gerade blank und bar in bewußter Unwahrheit zu schmeicheln, doch in seinen jungen Gästen das erhebende Gefühl zu wecken wußte, daß sie etwas ganz Besonderes seien, famose Männer der Zukunft, deren die schönsten Kränze harrten; und dann die ganze Umgebung des originellen, stets gastfreien Hauses mit der malerischen, historisch gebräunten Halle, die des Abends so fröhlich von burschikosen Liedern erdröhnte, der Garten, das für viele Besucher gänzlich neue Milieu des reichen, patrizischen Marschenhofes, das schöne Wetter, das für alle

Besucher Rechtensteths unerläßliche Bedingung war, und endlich die Wärme, mit der der Verfasser seine Dichtungen vorzutragen wußte. Er war ein Meister des Vorlesens und Erzählens; der schwere Schaden seines Mundes, der Fremden zunächst seine Worte unverständlich machte, wurde schon nach wenig Stunden kaum noch bemerkt, und alte Bekannte verstanden ihn so gut wie jeden anderen. Nur eines bewirkte sein Uebel, eines, das seinen Liedern wieder zu gute kam: ein tiefes, herzliches Mitgefühl der Zuhörer, zumal wenn es sich um Liebesleid und Entsagung handelte; dann fühlte sich jedes Herz ergriffen von den Schmerzen, die eine edle, zarte Seele in einem so abnormen Körper mochte erduldet haben. Und hier ist Allmers auch, so leicht und sonnig sein langes Leben sonst verlaufen sein mag, wohl ein gut Teil Not und Pein und Kampf mit unüberwindlichen Mächten beschieden gewesen. Allein die Sonne brach immer wieder durch, und in den Jahren, da das Herz allmählich sich seine Stürme abgewöhnt und Mores zu lernen pflegt, war ungetrübte Heiterkeit der Grundzug seines Wesens.

Wir haben ihn früher, bei Gelegenheit seines siebzigsten Geburtstages, einen Don Juan der Freundschaft, einen Sardanapal der Brüderschaft genannt. Das ist er, bis seine körperliche Schwäche ihn an sein Haus fesselte, geblieben; nie kam er von einer Reise, nie von dem ersten besten Ausfluge zurück, ohne nicht mindestens ein halbes Dutzend ganz bedeutender, prachtvoller Menschen kennen gelernt zu haben, höchst geniale Naturen, die den Marschallstab im Tornister trügen. Denn er war unendlich leichtgläubig; nicht nur, daß sein eigener Optimismus ihm in jedem Studenten oder Handwerksburschen einen Helden zeigte, er ließ sich überdies auch von allerlei verdächtigen erbschleichenden Tartüffes (denen schließlich seine treuen Verwandten das Haus verbieten mußten) umgarnen und mißbrauchen. Und konnten Frömmler zwar ihm unter keinen Umständen ein X für ein U machen, so mischten sich in die ungeheure, wirklich nach Tausenden zählende Masse seiner Freunde doch Elemente, die manchen der Feineren nach und nach zurückschreckten. Er freilich empfand das wenig und war glücklich über jedes Prosit, das ihm am Biertisch zugerufen wurde, und stolz auf jedes Bravo, das ihm Gymnasiasten entgegenjubelten. Es gab keinen in Bezug auf Menschen kritikloseren Kopf. Dabei war er sonst voll gesunden Urteils, scharfsinnig und sehr reich an Kenntnissen, eines der wunderlichsten Originale, nach dem Dickens oder Reuter eine unsterbliche Figur hätten zeichnen können.

Wenn sich über Hermann Allmers, dem letzten seines Stammes (so nennt ihn die seit vielen Jahren fertige Grabschrift), die Gruft, die er sich in seiner geliebten Heimat erbaut hat, schließen wird, bleibt auf jeden Fall eine schöne Spur seines Erdendaseins zurück. Ein großer Kreis von Männern, unter ihnen viele, die Deutschland zu seinen allerbesten rechnet, werden ihm das Andenken treuer Freundschaft im Herzen bewahren; seiner Heimat wird das Haus, in dem er so viel Schönes und Merkwürdiges gesammelt und mit seinem Sinn aufgestellt hatte, noch lange ein geweihter Wallfahrtsort bleiben, und in vielen jungen Seelen wird hoffentlich die Saat, die er nicht müde ward, um sich auszustreuen, keimen und reifen, die Saat frischer Freude an allem Schönen in Natur und Kunst, an allem Wahren im Reiche der Wissenschaft und vor allem die Saat makelloser, uneigennütziger Menschenliebe und Güte.

(„Die Nation".)

Deutsche Monatsschrift. I, 6. Das Lebenswerk eines Dichters läßt sich vor allem von zwei Gesichtspunkten aus betrachten: was er als Künstler, als Gestalter erreicht hat und was er über diese litterarische Bedeutung hinaus an tiefem und fortwirkendem Einfluß auf die geistige Entwicklung und die Gesamtkultur eines Volkes gewinnt. Stellt man bei Ibsen diese letzte Frage im Hinblick auf das deutsche Volk, so muß die Antwort nach Adolf Sterns Urteil („Ibsens Weltanschauung") lauten, daß der skeptische Nordländer dem deutschen Leben nicht Führer, noch Pfadfinder sein kann. Gewiß sei Ibsen trotz aller naturalistischen Studien und Bilder ein Idealist im tiefsten Kern seines Wesens geblieben; es lebe immer etwas von dem sehnsuchtsvollen Skaldentum seiner Heimat in ihm, und es rege sich wie in den Gesängen jener isländischen Sänger hinter der Deutlichkeit der Darstellung das leidenschaftliche Verlangen nach einem hellen, reinen, unsagbar seligen Etwas, das außer und über der Natur ist, aber — „just dieser dunkle Idealismus ist es, der uns den Dichter Ibsen ferner rückt; unsere Alpenhöhen steigen nicht schroff aus dem Meer auf wie die norwegischen, und unser ‚drittes Reich' ist ein anderes, als sich in den Träumen nordischer Seher malt". Im nordischen Wesen begründet liege auch die herbe Einseitigkeit Ibsens, der jede Nachsicht und versöhnliche Ergründung der Pflichtkonflikte vermeide. Als Lüge faßt er Widersprüche auf, wie sie zu Tausenden durch die Welt und die Menschennatur gehen, innere Widersprüche, die er mit seinem Zug zur Zerstörung, zur Bekämpfung der für hohl und wurmstichig erachteten Ideale ohne Milde, mitleiblos und ungerecht beurteilt. Dazu kommt, daß Ibsen, indem er alles Herkömmliche bekämpft, nicht immer klar sagen könne, was an dessen Stelle treten soll. Gerade auf dem Gebiet der Kritik unseres Familienbegriffs zeige sich das, und gerade hier sei es, wo wir der grübelnden Skepsis Ibsens und seiner Nachahmer eine unverbrüchliche Forderung des deutschen Gefühls entgegenzusetzen haben. „Wir wollen jede, auch die schärfste und herbste Kritik unseres ererbten Familienbegriffes ertragen und jede ethische Steigerung der Voraussetzungen, aus denen sich die Familie aufbaut, berechtigt finden. Aber wir werden uns nie davon überzeugen lassen, daß die Familie nicht die stärkste Individualität sei, und daß jemals aus ihrer Auflösung und Zersetzung eine stärkere hervorgehen könne . . . Ibsen hat uns mit der skeptischen Prüfung der Fundamente unseres Lebens, der sophistischen Kritik sittlicher Grundbegriffe in der That vor die Aufgabe gestellt, Schein und Sein, Phrase und Wesen schärfer als je zu unterscheiden, dem sittlichen Pathos, hinter dem die selbstsüchtige Lüge steht, kein Gewicht beizulegen. Aber die ideale Forderung hat er darum mit nichten aus unserem Volksdasein und unserer Litteratur verbannt." — Das in zweiter Auflage erschienene Buch von Wilhelm Bode über „Goethes Lebenskunst" bespricht im gleichen Hefte Hermann von Blomberg. — Die regelmäßigen Uebersichten über Litteratur und Theater enthalten u. a. eine begeisterte Besprechung von Gustav Frenssens Roman „Jörn Uhl" aus der Feder Carl Busses (5). — Ebendort hält Hans Schliepmann eine Zeitpredigt („Unser Lesejammer"), in der Zeitungswesen, Verweiblichung unserer Litteratur u. a. beklagt werden.

Deutsche Rundschau. (Berlin.) XXVIII, 6. In dem Nachlaß des im vorigen Jahre verstorbenen Professors Max Müller in Oxford haben sich „Wilhelm Müllers unveröffentlichtes Tagebuch und seine ungedruckten Briefe" gefunden. Schon der Sohn hatte an eine Veröffentlichung gedacht, die nun nach seinem Tode James Taft Hatfield für die „Germanic Studies of the University of Chicago" vorbereitet. Der Bericht, den er im vorliegenden Hefte von dem Funde giebt, läßt erkennen, daß den wichtigsten Bestandteil der ungedruckten Manuskripte das berliner Tagebuch aus den Jahren 1815 bis 1816 bildet. Mit dem Motto „*Γνῶθι σαυτόν*" hebt es an; das Rousseau-Wertherschen Hervorkehren der subjektiven Empfindungen wird, so urteilt Hatfield, durch einen vernehmlichen Ton der Selbstachtung erhöht, die dem ganzen jungen Geschlecht zur Zeit der Freiheitskriege eigen war. Daneben begegnen in den Aufzeichnungen die interessantesten Persönlichkeiten aus den damaligen litterarischen Kreisen Berlins: Helmina von Chézy, Fouqué, Tiedge, Adolf Müllner, Bernhardi u. a. Ueber die gemeinsame Begeisterung des jungen roman-

tischen Kreises für die nationale Vergangenheit des deutschen Volkes zu einer größeren nationalen Zukunft findet sich manch ehrliches Wort des Augenblicks, über Goethe bricht dabei der junge Patriot ohne viele Schonung den Stab. Für die Kenntnis von Müllers Persönlichkeit ist das Tagebuch insofern jedoch noch von größerem Wert, als es das „hohe Lied von der poetisch begabten, schönen, liebenswürdigen, vielumworbenen Luise Hensel" ist, jener frommen Heiligen, um die sich später Clemens Brentano glühend bewarb. Die vierundzwanzig neuen Briefe sind zum größten Teile an seine Frau gerichtet und weisen im Gegensatz zu der trostlosen Liebe ohne Gegenliebe in dem Tagebuche einen schalkhaft spielenden Ton seit der Heirat des Dichters mit Adelheid von Basedow, der Enkelin des Pädagogen, auf. — In einem Essai über Victor Hugo versucht Hugo von Hofmannsthal das Weltbild in dessen Werken aufzudecken. Was von einem minder bedeutenden, aber eigenartigen Dichter der auf Victor Hugo folgenden Generation gesagt worden ist, seine Eigenart beruhe darauf, daß für ihn die sichtbare Welt existiere — wendet Hofmannsthal auf seinen Dichter an. Victor Hugo vor allem besitze diese Eigenschaft, die ein Hinstreben der Poesie nach der Seite der Malerei andeutet, und zwar in solchem Grade, daß alle späteren Dichter nicht unabhängig von ihm gedacht werden können. Die künstlerische Stärke seines Weltbildes sei das Bild der sichtbaren Welt, und so interessiere ihn das Sichtbare fast überall mehr als das Seelische.

Die Gegenwart. (Berlin.) XXXI, 8. In einem Aufsatze über „Tolstois Ethik und die moderne Kultur" untersucht Hermann Eiche, wie weit Tolstoi im Recht oder Unrecht ist, wenn er sagt, daß die moderne Kultur, ja daß alle Kultur im Widerspruch zum Christentum stehe. Er prüft Tolstois Auslegung der Bergpredigt, die in ihren Schlußfolgerungen allerdings das Resultat ergiebt, daß ohne Zweifel zwischen moderner Gesellschaft und Christentum ein herber Gegensatz besteht. Aber nicht diese Schlußfolgerungen, sondern die Voraussetzungen bei Tolstoi seien irrtümlich. Die christliche Ethik ist nicht allein in der Bergpredigt enthalten, es kommt die Lehre vom Reiche Gottes als notwendige Ergänzung hinzu. Den allmählich historisch sich bildenden Gegensatz von Kulturleben und Kirche verfolgt der Verfasser näher und betont, daß der Einfluß des Christentums trotzdem wirksam geblieben sei. Gerade dieser Zusammenhang zwischen Christentum und Kultur, zwischen ethischen und sozialen Fragen, sei aber von Tolstoi übersehen worden und mußte um jener einseitigen Beschränkung auf die Bergpredigt willen übersehen werden. Eine Besserung der kulturellen Mißstände lasse sich nicht durch Tolstois Christentum erreichen, denn dieses sei auf den Buchstaben gestellt und habe den Bund mit der Philosophie gelöst, wohl aber sei das Christentum, in seinem geistigen Gehalte, in seinen weltbewegenden Gedanken erfaßt, imstande, kraft seiner von Tolstoi zuerst wieder nachdrücklich betonten ethischen Seite, auf die Völker als Kulturmacht zu wirken. — Mit den dramatischen Werken Heinrich Kruses, des unlängst verstorbenen stralsunder Poeten, beschäftigt sich Alfred Semerau (8). — Von „alter und neuer Buchausstattung" spricht Hans Benzmann (10), indem er zugleich über vier in dieses Gebiet einschlagende Schriften, Walther Cranes „Von der dekorativen Illustration des Buches", Joseph Pennells „Die moderne Illustration", Ernst Grautoffs „Entwickelung der modernen Buchkunst in Deutschland" und Ernst Schurs „Grundzüge und Ideen zur Ausstattung des Buches" berichtet. — In einem offenen Briefe läßt sich H. H. Pflüger „über die bilaterale Chiffre Francis Bacons" vernehmen.

Internationale Litteraturberichte. (Leipzig.) IX, 3. Ueber „Hermann von Lingg als Lyriker" schreibt A. K. T. Tielo. Linggs Dichtung sei „herbleidenschaftlich, sphinxenhaft brütend und titanenhaft grollend, weltschmerzlich auf Byron zurückweisend, beethovenscher Größe nachstrebend, stets mit einem Zug ins Grandiose, manchmal auch ins Grelle und Grause, tizianisch prächtig und glänzend, doch auch den Mühseligen und Beladenen und ebenso den schrecklichen Herren der Erde zugewandt". In ihrem Kern sei diese Dichtung episch geartet, mit lyrischer Vertiefung. Auch in der Lyrik sei Lingg stets Epiker, der nur große Linien bestehen lasse und seines Erlebnisses eigen persönliche Interessen und zufällige Nüancen verwische, der sein eigenes Los in dem des ganzen Menschengeschlechtes aufgehen lasse. Eine Betrachtung von Linggs einzelnen Gedichtbänden schließt sich an diese allgemeinen Bemerkungen an. — Sonst sind aus demselben Hefte und aus dem folgenden nur umfangreiche Sammelbesprechungen dem Titel nach zu verzeichnen. „Ueberbrettl-Publikationen" (Schall und Rauch, Die elf Scharfrichter) mustert Hans Frey, „Neuere kulturgeschichtliche Litteratur" Andreas Lorenzen (4) und „Moderne Frauenlitteratur" (E. Dauthendey, Anna Croissant-Rust, M. von Meysenbug, H. v. Kahlenberg, Clara Viebig und Gabriele Reuter) A. Pappritz.

Der Kunstwart. (Dresden.) XV, 10. Ueber „Tendenz in der Kunst" läßt sich Arthur Bonus vernehmen. Sie ist ihm gleich dem Kunsthandwerk praktische Kunst, Kunst im Leben. Und deshalb gelte von ihr: je offener die Tendenz, desto mehr Wahrscheinlichkeit der künstlerischen Aussprache. Eher könne, wenn man einmal die Wirkung der Tendenz mit einem großen Blicke abschätzt, diese kunstfördernd als kunstschädigend genannt werden. Vielleicht sogar kunstschöpferisch. Das einzig ausschlaggebende Kriterium, ob ein Tendenzwerk künstlerisch wertvoll oder wertlos genannt werden muß, liege darin, ob das Kunstwerk die Fähigkeit habe, in den Betrachtern eine gewisse Illusion zu erzeugen und innerhalb dieser Illusion sich auszuwirken, so daß die Erweckung von über die Illusion hinausgehenden realen Gefühlen zu seiner Wirkung nicht nötig ist. — Adolf Bartels prophezeiht dem jüngst verschiedenen Wilhelm Hertz eine dichterische Zukunft. Er vertieft sich in sein Wesen, das mit der formalen Schönheit der münchner Schule, der Hertz äußerlich angehörte, nichts zu thun habe, vielmehr ihn zu den Neuromantikern bringe, indem seine Dichtung von der mittelalterlichen Dichtung ausgehe und diese dem modernen Leben gewinne. Was Uhland und Immermann versuchten, setzte Richard Wagner als Vollblutromantiker und neben ihm in bescheidenerer Weise Wilhelm Hertz durch. Ja, das Dasein dieses letzteren beweise, daß es keine Willkür war, was Richard Wagner zu seinen Stoffen trieb. Als Haupteigenschaft der hertzischen Poesie führt Bartels wiederholt die Sinnlichkeit, gesunde Sinnlichkeit an und zwar Sinnlichkeit sowohl im Gegensatze zu reiner Geistigkeit, also im ästhetischen Sinne, wie auch im moralischen, als Gegensatz aller Askese. — Im 11. Hefte giebt sich H. Häfker, angeregt durch die im „Litt. Echo" erschienenen Beantwortungen der Frage „Wo stehen wir?" Gedanken über „litterarische Kritik und litterarisches Schaffen" hin. Indem er das Wesen, den Zweck und die Bedeutung jener erörtert, kommt er zu scharfer Auseinanderhaltung des litterarischen Schaffens und der Kritik. Diese ist nach seiner Ansicht keine Gesetzgebung für Schaffende, sondern eine erkennende Wissenschaft, die aus der vorbereitenden Thätigkeit des Urteilens weiter vorschreiten müsse zum Begreifen, das seinerseits wiederum eine Vorbereitung vor der synthetischen Arbeit, dem eigentlichen Aufbau des kritisch Gewonnenen: dem „Verbinden" sei. Nicht ein litterarischer, sondern ein kritischer Begriff sei der Begriff „Litteratur", gleichsam die Lebensvoraussetzung einer Kritik, denn sie habe sich aus zahllosen Einzelarbeiten, die nichts mit der Litteratur und ihren Tendenzen, Richtungen, Ismen zu thun haben, erst diesen Begriff geschaffen. Weiterhin kommt der Verfasser auf die Quellen aller von der Kritik erst als solchen erkannten Tendenzen und Richtungen der litterarisch Schaffenden zu sprechen, auf Cliquen-Bildung und Cliquen-Kämpfe unter ihnen, wobei er zeigt, wie

gefährlich für sie das Durchbrechen der Grenzen zwischen litterarischer Kritik und litterarischem Schaffen ist.

Der Kyffhäuser. (Linz a. D.) III, 21. Die Entwickelung der deutschen Dichtkunst ist nach der Ansicht Maurice von Sterns an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt. Die um Fortschritt ringende Dichtergeneration der letzten zwanzig Jahre habe eine Sprachgewalt und Technik ausgebildet, die sogar für uns Deutsche die Verführungen der Virtuosität und der Artistik möglich machten. Nun heiße der Schlachtruf: „Kunst und Artistik!" Vor dieser warnt Stern eindringlich; der Künstlerhochmut l'art pour l'art sei durch und durch undeutsch; nur als ein Durchgangsstadium, als ein Entwickelungsmittel dürfe die nur auf Litteraten wirkende Artistik angesehen werden. Das Volk sei bis in die Fingerspitzen antiartistisch; zum Herzen des Volkes allein finde die Kunst den Weg, die den Ernst des Lebens nicht verleugne. — „Vom Wert der Worte" und der hierin bemerkbaren historischen Wandlung handelt Wilhelm Michel (22). Er konstatiert, daß in der Geschichte der Wortbewertung Immanuel Kant gewissermaßen den imponierenden Abschluß der älteren Epoche und eine greifbare Zusammenstellung alles dessen darstelle, was sich mit dem Begriff ältere Auffassung der Sprache benennen lasse. Im 19. Jahrhundert verließ die Entwickelungslinie in der Bewertung des einzelnen Wortes die Ueberlieferung, aber erst die neueste Zeit habe mit der alten Verehrung des Wortes ganz gebrochen, ja, „man kann sagen, daß heute die Verzweiflung an der Sprache die notwendigste Leidensstation am Passionswege des Künstlertums ist". — In demselben Hefte giebt Hans Benzmann ein ausführliches Referat über Karl Weitbrechts Buch „Das deutsche Drama", das das Wesen des Dramas festzulegen versuche. Benzmann hebt an dem tief und klar durchdachten, auf psychologischen Untersuchungen aufgebauten Werke als Einseitigkeit und Mangel eine gewisse vorurteilsvolle Stellung des Autors gegenüber den Modernen hervor, so daß bei der Zerfahrenheit der modernen Theorieen auch hier keine Entwickelungskeime der modernen Litteratur aufgedeckt und Klarheit über die Art des Zukunftskräftigen geschaffen seien.

Litterarische Warte. (München.) III, 5. „Mitten aus dem Haufen saft- und kraftloser Modestribenten unserer Tage ragt eine Kraftnatur hervor, auch einer, der bis in die letzte Faser seines Herzens hinein ein Moderner ist, ein Kind seiner Zeit, aber ein Wunderkind, einer, der noch Mark in den Gliedern hat, der noch zwei funkelnde Augen im Kopfe, zwei sehnige Arme am Leibe hat, kein direkter Streber, aber ein ernster, strebsamer Künstler, der erreicht, was er will. — Sudermann". So lauten die Eingangsworte eines kleinen Aufsatzes, in dem Carl Conte Scapinelli „Hermann Sudermann als Romancier" betrachtet. In der Kraft, der Gesundheit, der Bodenständigkeit, der Eigenheit sieht Scapinelli die Vorzüge der sudermannschen Kunst; die auffälligsten Charaktereigenschaften seiner Romanfiguren seien seinem eigenen Wesen entsprossen. Mit seiner prächtigen Gestaltungs- und Charakterisierungsgabe sowie mit der flotten Führung einer starken Handlung, die mit Konflikten reich ausgestattet sei und durch Stimmungsmalerei und Pointen technisch gehoben werde, sei Sudermann sicherlich der größte lebende Romancier. — Die Gedichtsammlung „Sonnenschein" des Benediktinerpaters Ansgar Pöllmann rühmt E. M. Hamann als ein Buch, das der Reflex einer belebenden Lichtquelle sei, die im Gemüt dieses jungen Dichters sprudele und ihren Urgrund in jener ewigen Sonne habe, deren Ausstrahlung weder Zeit noch Raum beschränke. — Ein anderes Gedichtbuch, „Ein Liebeslied" von Ph. Wittkop, wird im selben Hefte von A. Lohr angezeigt; es trete einem daraus überall der echte, herzerfrischende, „wahrhaft katholische" Idealismus entgegen. — Im 6. Hefte rüstet sich Karl Storck zu „Kritischen Gängen", auf denen er den Frauen den Mut der Schamhaftigkeit predigt, gegen die pornographische Vervielfältigung weiblicher Nacktheiten unter dem Deckwort „Volkskunst" eifert und Hermann Bahrs „Bildung", in dem das Wesen der österreichischen Litteratenseele definiert wird, verspottet, wie es vor längerer Zeit M. G. Conrad in den „Münch. N. Nachr." gethan hatte. — Ueber Victor Hugos „Esmeralda", das einzige Libretto des Dichters, das von Luise Bertin zu einer Oper verwertet und 1836 aufgeführt wurde, giebt Albert Sleumer ein kritisches Referat. — Mit einem kurzen Essai begrüßt A. Dreyer den Volksdichter Maximilian Schmidt zum 70. Geburtstage. — Durch beide Hefte zieht sich die Fortsetzung von Otto Hausers Studie über die „Holländische Lyrik von 1880 bis 1900."

Der Lotse. (Hamburg.) II, 21. Unter dem Titel „Das Jahrtausend" erschienen vor zwei Jahren Dichtungen von Leo Greiner, ein Erstlingswerk, dem Wilhelm von Scholz nachdrückliche Einführungsworte in seiner Kritik widmet, um der Gefahr vorzubeugen, daß das eigenartige Buch mißverstanden wird. Er sucht dabei das künstlerische Wesen des Dichters, eines jungen Deutsch-Oesterreichers, zu definieren. In manchen Zügen, namentlich in der formvollen Bildersprache, sei Greiner mit der Kunstrichtung verwandt, die wir heute als die jungösterreichische bezeichnen. Aber er sei nicht — wie so viele Vertreter des jungen Wien — blutlos und ohne inneres Leben. Im Gegentheil! „Er übertrifft wohl alles, was uns heute aus Oesterreich kommt, an Kraft und wildem, begehrendem Leben. Seine künstlerische Persönlichkeit, soweit sie heute schon entwickelt ist, läßt sich als eine temperamentvolle, sinnen- und farbenfrohe, stark accentuierte Rhythmik auffassen. Eine wie ein Strom berauschende, Vorstellungsbilder mit sich führende, rastlose Form bedingt den wesentlichen Eindruck, den wir jetzt aus seinen Schöpfungen empfangen. Und mehr: sie ist das treibende Moment, das im Künstler aus einem Antriebe ein künstlerisches Gebilde schafft. In dieser Thatsache liegen die Gründe zu allen Vorzügen wie Nachteilen der greinerschen Poesie. Daher stammt das unaufhörlich Vorwärtsjagende, die wundervolle äußere und innere Bewegung seiner Geschehnisse; daher stammt es auch, daß der Dichter es bis jetzt noch nicht vermag, in einem Moment des Atemholens einen Charakter klar zu exponieren." — In Nr. 23 findet Arno Holz an Adolf Bartning einen beredten Sachwalter. Mit der neuen Form habe Holz eine neue Lyrik geschaffen, die bleibende Werte für die Zukunft enthalte. Den veränderlichen und vergänglichen Formen, lediglich Hilfsmitteln der Lyrik, vor allem also dem Reim, erkläre Holz mit gutem Rechte den Krieg, denn Reim wie Strophe sei für die Lyrik nichts Notwendiges, sondern etwas Zufälliges, die Lyrik selbst von unerforschlichem Alter, der Gebrauch der Hilfsmittel aber in historischer Zeit entstanden. „Es ist daher durchaus keine widersinnige Annahme, daß diese Mittel, wie sie eines Tages in die Poesie hineingekommen sind, eines Tages nach gethaner Arbeit wieder verschwinden werden. Hat man nun eingesehen, daß sie reif zum Sterben sind, und weiß man etwas besseres an ihre Stelle zu setzen, so darf man wohl auch ihrem Verschwinden nachhelfen." Und nun giebt Bartning nach einer Bemerkung über die Trivialität schon abgebrauchter Reime das positive Programm von Holzens Lyrik, wie dieser selbst in seiner Streitschrift „Revolution der Lyrik" es aufstellt: „eine Lyrik, die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus — jenen notwendigen, der der Sprache immanent ist — getragen wird, der nur noch durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt. Mit einem Wort: früher folgte der Inhalt dem Rhythmus, jetzt soll der Inhalt dem Rhythmus folgen." — Ebenda urteilt S. Heckscher scharf über Sudermanns in Hamburg lärmend begrüßtes neues Stück „Es lebe das Leben", und würdigt H. H. die von Philipp Stein begonnene Ausgabe der „Goethe-Briefe"; aus dem

20. Heft ist noch eine Besprechung von Felix Dörmanns „Herr von Abadessa“ durch W. Fred und aus dem 22. Heft ein kurzer Ueberblick von Robert Michels über „Deutsche Dichter auf italienischen Bühnen“ zu verzeichnen.

Ost und West. (Berlin.) II, 3. Seit einigen Jahren machen sich in der neuhebräischen Litteratur nietzscheanische Tendenzen geltend, die hauptsächlich an den Namen M. J. Berdyczewskis anknüpfen. Hiergegen kämpft Achad Ha'am (A. Ginzberg) in einem Artikel „Nietzscheanismus und Judentum“ (deutsch von J. Friedländer), in dem er die jüdische Jugend darauf hinweist, daß die Lehre Nietzsches zwei verschiedene Punkte, einen allgemein menschlichen und einen speziellen arischen (germanischen) enthalte, deren erster in keinem Widerspruch mit dem Judentume stehe, sondern ihm im Gegenteil durchaus förderlich sei. Es handele sich also nicht um blinde Uebernahme jener Gedanken und Ideen Nietzsches — da hierdurch ein Riß im Innern, ein Konflikt mit dem Judentum entstehe — sondern darum, die Form von Nietzsches Gedanken zu ändern, den universalen Kern aus der germanischen Schale herauszulösen und ihn mit der Schale jüdischer Eigenart zu umkleiden, also eine völlige Assimilierung durchzuführen, um neue, nicht fremde, europäische Gedanken aufzunehmen. — Von jenem Micha Josef Berdyczewski, dem Umwerter der Werte, und seinem Kampfgenossen Mordechai Z'bi Feierberg, zwei Junghebräern, berichtet Markus Ehrenpreis. Beide Schriftsteller vereinigen in sich — so urteilt der Verfasser — alle Merkmale des Junghebräertums. Sie sind rücksichtslose Zertrümmerer geheiligter Kulturwerte, Sucher neuer Wege, neuer Lebensinhalte für ihr Volk. In ihren Werken findet der Uebergangscharakter des modernen Judentums seinen litterarischen Ausdruck. „Das plötzliche Erwachen, der völlige Bruch mit morsch gewordenen Idealen, der erschütternde Zusammenstoß zwischen dem unverwüstbaren semitischen Geiste und der europäischen Kultur — und zuletzt der Heißhunger nach der neuen Welt der Schönheit — alles das lebt in diesen beiden repräsentativen Schriftstellern, aus denen ein ganzes Zeitalter, ein Geschlecht neuer Juden spricht.“ Die Elemente, durch die sich beide von einander unterscheiden, treten auch in ihren Erzählungen deutlich zu Tage: Feierbergs Seele ist einheitlicher, ausgeglichener, sein Ziel bestimmter; Berdyczewski ist zerrissen, kompliziert, mit einer vagen undefinierbaren Sehnsucht. Aus jenem spricht Wohlwollen, aus diesem Zorn; jener leidet am Judentum, und mit zärtlicher Hand will er es in hellere, freiere, glücklichere Bahnen hinausführen, dieser wirft seinem Volke den Fehdehandschuh hin, voll Gram und Unwillen. — Ueber einen jüdischen Schauspieler und eine jüdische Schauspielerin des Altertums, Alityrus und Faustina bringt E. M. aus dem Josephus und Franciscus Ficoronius Mitteilungen. — Mit dem Leben und den Werken des jüdisch-russischen Dichters und Dulders Mordachai Z'bi Manne macht uns Dr. Rosenthal bekannt.

Soeben ist das erste Heft einer illustrierten Vierteljahrsschrift erschienen, die sich „Der ferne Osten“ (Shanghai, Deutsche Druckerei u. Verlagsanst.; jährlich 12 M.) betitelt, und deren Absicht es ist, „das Interesse an Ostasien wach zu halten und zu fördern und ihm immer neue Kreise zuzuführen“. Das uns vorliegende erste Heft umfaßt 104 Seiten in Lexikon-Format und enthält ein chinesisches Schauspiel in 4 Akten von Yü-Chih, „Die Vergeltung“ (in einer Uebersetzung von Dr. A. Forke), dem chinesische Originalzeichnungen von Hsü Cheng-pao beigegeben sind, eine Geschichte aus dem alten China, „Die tönende Laute“, einen Artikel über den „chinesischen Geschichtenerzähler“ von C. F. Boskamp, einen kleinen Essai von Prof. Dr. Brunnhofer über „Goethes und Schillers Anklänge an Brahmanismus und Buddhismus“ u. a. Als Herausgeber der Zeitschrift, die zugleich in englischer Sprache erscheint, zeichnet C. Fink, der Chefredakteur des „Ostasiatischen Lloyd“.

„Ein neuer Roman“ [W. Fischer, Die Freude am Licht]. Von H. v. Blomberg (Deutsche Heimat, Berlin; V, 23).

„Goethes und Schillers Anklänge an Brahmanismus und Buddhismus.“ Von Prof. Dr. Brunnhofer (Der ferne Osten, Shanghai; I, 1). Kurzer Hinweis auf einige Gedichte und Aussprüche der beiden Dichter, die an brahmanisch-buddhistische Denkweise anklingen.

„Hans Sachs und das nürnberger Gewerbe.“ Von Albert Geiger (Südwestdeutsche Rundschau, Frankf. a. M.; II, 6).

„Goethe-Feinde um 1830.“ Von Ernst Jenny (Monatsbl. f. deutsche Litt., Berlin; VI, 5).

„Malvida v. Meysenbug.“ Von Ellen Key (Die Zeit, Wien; Nr. 388). Zu einem feinfühligen Essai erweiterte Besprechung des jüngsten Buches („Individualitäten“) der Meysenbug.

„Heinrich Sohnreys ‚Dorfmusikanten‘.“ Von Wolfgang Kirchbach (Deutsche Heimat, Berlin; V, 22).

„Eichendorff und Heine.“ Litterarische Parallele von Karl Kohler (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVI, 6).

„Adam Trabert“ [vgl. Sp. 693]. Von Richard v. Kralik (Die Kultur, Wien; III, 4).

„Daniel Sanders als Spruchdichter.“ Von Otto Prombers (Monatsbl. f. deutsche Litt., Berlin; VI, 5). Der bekannte Sprachforscher hat auch eine Spruchsammlnng veröffentlicht, die hier als ein minderwertiges Erzeugnis dieser Dichtungsgattung charakterisiert wird.

„Lebrecht Dreves.“ Biographisch-litterar. Skizze von P. N. Scheid, S. J. (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVI, 6). Dreves (1816 bis 1870), Notar von Beruf, dichtete Lieder und schrieb das Lustspiel „Der Lebensretter“.

„Kleine Heine-Studien.“ II. Von Michael Ullmann (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXI, 12). Beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Verhältnis Heines zur Sage vom fliegenden Holländer.

„Bodo Wildberg.“ Von Hans Weber-Lutkow (Neue Bahnen, Wien; II, 5). Wildberg verfaßte die epischen Dichtungen „Sita“ und „Die Maid von Mirogh“, einen Gedichtband „Helldunkle Lieder“ und die Novellensammlungen „Höhenluft“ und „Die Sehnsüchtigen“.

„Victor Hugo.“ Von Paul Wiegler (Die Wage, Wien; V, 9 u. 10).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Es mag manchem aufgefallen sein, daß in diesen Briefen auf die Zeitschriftenschau verhältnismäßig wenig Raum verwandt wird. Der Grund dafür ist in der Thatsache zu suchen, daß die Erörterung politischer und praktischer Fragen den Hauptinhalt der englischen Revuen bildet, während rein litterarische und ästhetische Artikel sich ziemlich selten darin finden. Ein anonymer Schriftsteller übt im Märzheft der „Monthly Review“ eine ausgezeichnete Kritik an den „Wochenschriften in England“. Er zeigt, daß politische Artikel ein Drittel oder sogar die Hälfte des Inhalts ausmachen, daß sich daran gewöhnlich ein paar langweilige Besprechungen neuer Bücher anschließen, verstreute metaphysische Stückchen und Predigten, gleichsam in Feiertagsgewandung. „Die Wahrheit ist,“ heißt es schließlich, „daß die Engländer sich nichts aus der Litteratur machen; sie sind viel zu praktisch ... von der Kunst um der Kunst willen, von dem, was schön ist, haben wir keine rechte Vorstellung.“ Er entwirft dann ein Bild von der idealen Zeitschrift der Zukunft, in der Politik und soziale Fragen nur wenig Raum einnehmen, dagegen sich mindestens vier bedächtige litterarische Aufsätze, ausführliche Besprechungen der Litteratur, Wissenschaft, Kunst, Musik und der Theateraufführungen der Woche (oder des Monats) und nur kurze Anzeigen der jüngsten Romanerzeugnisse finden sollen. — Damit mag es begründet werden, daß an dieser Stelle unseren Magazinen wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Mrs. Gallup und ihre Chiffre (vgl. Sp. 694) werden noch immer viel besprochen. Ihr Aufsatz im Märzheft des „Pall Mall Magazine“ ist indes eine

Enttäuschung. Sie bietet nur einen volkstümlichen Auszug aus ihrem Buch, verspricht jedoch, sich mit den einzelnen Kritikern — und vermutlich auch mit den Gegengründen, die diese in der Controverse angeführt haben, obwohl sie davon schweigt — in einem weiteren Aufsatz zu befassen. Inzwischen hat Andrew Lang im Februarheft der „Monthly Review" die Thorheit der Gallup-Chiffre kommentiert und Mr. Rait ihre „Bad History" in der Februarnummer der „Fortnightly". Mrs. Pott hat ihrerseits ein Buch „Die bilitterale Chiffre" geschrieben, um nachzuweisen, daß sich auch außer Mrs. Gallup noch Leute darauf verstehen, Bacon zu entziffern. Mr. Bompas meint in seinem Buch „Die Probleme der Shakspere-Dramen", an der Gallup-Chiffre sei nichts daran, trotzdem hält er aber an Bacons Verfasserschaft fest. Mr. Calvert andererseits zweifelt in seinem Buch, das sich einfach „Bacon und Shakspere" nennt, nicht daran, daß Shakspere die Stücke geschrieben hat, glaubt aber, Bacon habe sich für den Autor ausgegeben.

Die geplante Britische Akademie beschäftigt die Geister sehr. Das Beste darüber sagt Mr. Dicey im Märzheft des „Nineteenth Century", worin er beweist, wie thöricht es sei, daß die Mitglieder einer solchen Institution von einer selbsternannten Körperschaft gewählt werden. — Von den litterarischen Artikeln, die Beachtung verdienen, seien aufgeführt: „William Godwins Romane" von Leslie Stephen (National Review, Februar); „Kunst und excentrisches Wesen" von Herbert Paul (Nineteenth Century, Februar). In einem Artikel „Der Apostel der Mittelmäßigkeit" von Walter Frewen Lord (Nineteenth Century, März) wird geringschätzig erklärt: „Mittelmäßige Lebensgrundsätze, mittelmäßige Gedanken, mittelmäßige Neigungen (fälschlich Leidenschaften genannt), mittelmäßige Werke: das ist alles, was einem bleibt, wenn man sich Thackeray zum Leitstern nimmt . . . Niemals hatte eine armselige Lehre einen so beherzten Apostel." — Ein sehr interessanter Essai über Samuel Richardson und George Meredith steht im Märzheft von „Macmillan's Magazine"; er findet die Aehnlichkeit beider darin, daß sie Herz und Seele der Frauen ergründet haben, und zeigt, daß die Heldinnen Mereditths in gerader Linie von denen Richardsons abstammen. In der „Fortnightly" endlich bespricht Miß Hogarth die Romane von Lucas Malet, der Verfasserin des höchst unerquicklichen, aber tüchtigen und vielgelesenen „Sir Richard Calmady" (vgl. Sp. 117).

Der Tod Professor S. R. Gardiners (23. Februar) bedeutet einen schweren Verlust für die englische Geschichtschreibung. 1829 geboren, in Winchester und Christ Church, Oxford ausgebildet, war er bis an sein Lebensende mit seinem großen Werk „Die Geschichte Englands von der Thronbesteigung Jakobs I. bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges" ununterbrochen beschäftigt. Mr. C. H. Firth, der bekannte Biograph Cromwells und Gardiners Testamentsvollstrecker, wird das Werk zum Abschluß bringen. Das „Athenaeum" findet warme Worte der Anerkennung für Gardiners vorurteilsfreie, leidenschaftslose Methode. Uebrigens besaß er den Doktortitel der Universität Göttingen. — Auch Mr. Sidney Lee wird demnächst als Historiker hervortreten: seine Biographie der Königin Viktoria, die er für den dritten Supplementband des Dictionary of National Biography schrieb, wird im Herbst als Buch erscheinen.

Einige neue Lyrikbände bedürfen der Erwähnung. Williams Henleys „Hagedorn und Lavendel" (Hawthorn and Lavendol) enthält ein paar schöne Gedichte, aber seine frühere Freude an der Herrlichkeit der Erde und glänzenden Thaten tritt diesmal weniger zu Tage, deutlich läßt sich ein schwermütiger Ton in dem Band vernehmen. — Neunzehn Gedichte hat Mrs. Meynell in ihren „Later Poems" vereinigt; einige davon sind echte Poesie. Den Preis verdient vielleicht „Ein toter Herbst in den Kensington-Gärten", wo sich Gedanke, Gefühl und Ausdruck am schönsten durchdringen. — Ein reizendes Bändchen Verse nennt ein Anonymus „Lieder der Lucilla". — In kurzem wird sich Mr. Alfred Austin mit der „Geschichte einer wahren Liebe und anderen Gedichten" in empfehlende Erinnerung bringen.

Unter den neu veröffentlichten Romanen bilden „Westcotes" von A. Quiller-Couch eine Oase in der Wüste der zeitgenössischen Belletristik. Hier sind litterarische Qualitäten vorhanden, und die Heldin scheint uns mit Anne Elliot in Jane Austens „Ueberzeugung" eng verwandt. Die Fabel entwickelt sich aus dem Verkehr französischer Gefangener mit dem englischen Landvolk in einer Stadt Devonshires um 1820. Dorothea Westcote, eine einfache, aber anmutige Dame von vierzig Jahren mit erlesenem Geschmack und weichem Herzen, verliebt sich bis über die Ohren in einen Provençalen, der fünfzehn Jahre jünger ist als sie. Seine Gefühle für sie sind teils Dankbarkeit, teils Ritterlichkeit. Die Unmöglichkeit einer Verbindung läßt uns mit einem Gefühl der Wehmut scheiden und geht uns mehr zu Herzen als ein tragischer Schluß. Der Stoff ist überaus zart behandelt. Die Nebenfiguren, besonders die beiden unverheirateten Brüder, bei denen Dorothea lebt, sind vortrefflich gezeichnet. — Die „Erstlingsromansammlung" (First Novel Library), die Mr. Fisher Unwin, einer unserer unternehmendsten Verleger, plant, soll aus Erstlingswerken talentvoller Schriftsteller bestehen. „Wistons" von Miles Amber macht den Anfang — zweifellos ein vielversprechendes Buch, in dem gute Gedanken stecken. Der Verfasser, der von Thomas Hardy gelernt hat, läßt die Größe der Natur und die düstere Verworrenheit des menschlichen Lebens voll in die Erscheinung treten. Der Anfänger verrät sich in der Sucht, geistreich zu sein, und in der Blutarmut gewisser Charaktere.

Unter den Dramen gebührt dem „Ulysses" und „Paolo und Francesca" von Stephen Phillips der Vorrang. Die Odyssee ist bereits zweimal dramatisiert worden: von Nicholas Rowe im 18. Jahrhundert, dessen „Ulysses" neunmal aufgeführt wurde, und in unseren Tagen von Robert Bridge, dessen „Heimkehr des Ulysses" nie gespielt worden ist. Was wir an Phillips Werk vermissen, sei zuerst dargelegt. Es fehlt ihm die Einheit: weder Furcht noch Mitleid noch sonst ein Gefühl wird in uns erweckt, es schafft keine Illusion, spricht nicht vom Herzen des Dichters zum Herzen seiner Leser, und die Charakteristik ist weder folgerichtig noch lebenswahr. Sein Hauptvorzug ist die klare, glatte, poetische Diktion, die in der Szene zwischen Odysseus und Kalypso, in der Odysseus seine Sehnsucht nach Ithaka laut werden läßt, ihren Höhepunkt erreicht. Aber nirgends zeigt sich der Dichter von seiner besten Seite. Das Leitmotiv ist dasselbe wie in Mr. Bridges Drama: die Liebe zu Penelope, die sich durch alle Hindernisse Bahn bricht und zum Schluß triumphiert, doch müssen wir, offen gestanden, Mr. Bridges Darstellung vorziehen, weil seine Charakteristik schön, menschlich und wahr ist. Dagegen ist ihm Phillips im Bühnenmäßigen überlegen. Ein Kritiker nennt das interessante, ausgearbeitete, poetische Ausstattungsstück eine Maske. Der Prolog im Himmel, worin sich die Götter trotz der gereimten Verse als sehr hahnebüchene Wesen zeigen, der Abschied des Odysseus von Kalypso, sein Abstieg in den Hades, der, nebenbei bemerkt, mehr nach Vergil als nach Homer geschildert wird und nicht dem freien Handeln des Helden, sondern einer Götterlaune entspringt — all das ist vornehmlich dekorativ. Die dramatische Handlung beschränkt sich auf den letzten Akt, wo Odysseus am Strande Ithakas landet und an den Freiern Rache nimmt. So bildet das Ganze eine Reihe prächtiger Bilder, aber kein Drama. Weit besser schneidet Phillips in „Paolo und Francesca" ab (vgl. LE II, 1199). Hier einen sich Schönheit und Tragik, und wenn auch die Charaktere eher schwach als heroisch zu nennen sind, wenn sich auch die Aufmerksamkeit eher Giovanni und Lucrezia als Paolo und Francesca zuwendet, wenn auch das Geschick, das so unentrinnbar erscheint, bei näherem Zusehen

leicht hätte vermieden werden können, so muß doch eingeräumt werden, daß das Stück außerordentlich durch die Bühnendarstellung gewinnt, und ein Drama ist ja schließlich für die Bühne und nicht für die Lektüre bestimmt. Das ist bei weitem das beste, was uns Mr. Phillips bis jetzt geboten hat. Die ausgezeichnete Aufführung am St. James's Theatre unter George Alexander kommt dem Drama sehr zu statten; als wir es vor zwei Jahren lasen, machte es uns trotz des Themas einen merkwürdig kühlen, leidenschaftslosen Eindruck — ein Mangel, der möglicherweise auf Kosten des Temperaments zu setzen ist und der jetzt im Rampenlichte verschwindet. — Die übrigen neuen Stücke können hier unerwähnt bleiben. Die französischen Einakter „Am Telephon" und „Cäsars Weib" — eine Umarbeitung des „Rätsels" von Hervieu, dem der Censor Schwierigkeiten bereitete und nicht einmal seinen ursprünglichen Titel lassen wollte — gehören nicht in den Rahmen dieser Zeitschrift. Eine Dilettantenvorstellung von Brownings „Stafford" im Inner Temple der londoner Rechtsschule, erweckte Interesse durch die scharfe, abwägende Charakterstudie, wiewohl es ihr an Handlung gebricht; der löbliche Versuch fand indes nur durch den Darsteller des Pym wackere Unterstützung.

London. *Elizabeth Lee.*

Westschweizerischer Brief.

Unsere Vorträge und Theaterneuheiten sind diesmal nicht minder interessant als die Buchhändlernovitäten und die Zeitschriften. Obenan steht Ferdinand Brunetière, der im größten Saale Genfs, der Viktoriahalle, am 18. Dezember vor dreitausend Menschen „das Werk Calvins" als eine Aristokratisierung, Intellektualisierung und Individualisierung der Religion bezeichnete. Der Vortrag ist französisch am 19. Dezember im „Journal des Débats", deutsch in der „Christlichen Welt" (1902; Nr. 12 ff.) erschienen. Trotz seiner gemäßigten und höflichen Form, trotz seiner halben Konzessionen, konnte ein solches Unterfangen vonseiten eines Vorkämpfers der neokatholischen Bewegung in Frankreich nicht unwidersprochen bleiben. Die wertvollsten Entgegnungen unserer Presse seien hier verzeichnet. Der Theologieprofessor Gaston Frommel schrieb eine solche in der „Semaine Littéraire" (418/19); weniger scharf, aber nicht minder gegensätzlich äußerte sich der Historiker Borgeaud (ebenda 417), Verfasser einer grundlegenden Geschichte der Akademie Calvins (1. Bd. bis 1789); endlich ließ sich noch der Litterarhistoriker Seippel vernehmen („Gazette de Lausanne", (21. Dez. 1901), der schon im Jahre 1894 „die Bekehrung Brunetières" in einer so betitelten Schrift beleuchtet hatte. Auch eine Broschüre des früheren Professors der Religionsgeschichte E. Ströhlin (Genf, Kündig) sei noch erwähnt. — Weitere Triumphe hat Brunetière in Fribourg, Lausanne und Neuenburg (18., 20., 22. Januar) vor einem für unsere Verhältnisse außerordentlich großen Publikum gefeiert. In Fribourg beleuchtete er „das kritische Werk Taines" mit lobender Bezugnahme auf das jüngst erschienene Werk des dortigen Professors Giraud. In Lausanne und Neuenburg waren Frau v. Staël, einmal als Mitbegründerin der Weltlitteratur, das andere Mal als Dichterin der Frau und der Liebe an der Reihe: alles Arbeiten, die, bald zu einem Bande vereinigt, wieder von sich reden machen werden.

Die Redner aus Frankreich waren diesmal bei uns besonders zahlreich. In Genf hielt Jean Jaurès drei Vorträge über Nietzsche und den Sozialismus und einen vierten politischer Art. — Der Direktor der Oeuvre-Truppe, Lugné Poe, plauderte in Genf über die „Emanzipation des Theaters in Frankreich" und seine Erfahrungen mit Ibsen, Björnson, Strindberg und ihren Dramen in französischer Aufführung. — Georges Banor, der „Vortragskönig" (?), sprach in Lausanne und Vevey über „Die Modernität der Andromache" Racines. Philippe Monnier, dem dieses Prädikat eher gebührt, entzückt das Publikum unserer kleineren Städte Vevey und Yverdon mit seinen Schilderungen der Gedankenwelt Antonio Fogazzaros (L'homme; le croyant; le poète). — Ueber die zahllosen Festlichkeiten, die das Victor Hugo-Jubiläum auch bei uns hervorrief — Vorträge, Rezitationen, Schulfeiern, Theateraufführungen — darf ich wohl hinweggehen. — Eugène Brieux, über den Th. Roche in Genf gerade zwei Aulavorträge gehalten hatte, mußte einer pariser Première wegen seine Vortragsreise in der Schweiz einstweilen unterbrechen und konnte nur in Neuenburg von dem „Verbrechen der Ehrenmänner" (Le Crime des honnêtes gens) reden. In Genf haben zu gleicher Zeit seine von der französischen Zensur auf der Bühne verbotenen „Avariés" (vgl. Sp. 340) drei von der philanthropischen Gesellschaft veranstaltete stark besuchte Aufführungen erlebt: eine für Männer allein, eine für begleitete Damen und eine Volksvorstellung. Außer der coquelinschen (ainé) Molièretournée und der Wiederbelebung hugoscher Dramen (Hernani) hat Lausanne auch „Le voiturier Henschel", von einer Dilettantengesellschaft, La Muse, gespielt, über die Bretter gehen lassen, ohne daß Gerhart Hauptmann über einen Achtungs- und Erstaunenserfolg hinaus gekommen wäre. Eine genfer Dilettantentruppe, die sich Tournée romande nennt, hat uns mit guten Aufführungen der „Plaideurs" Racines und der „Romanesques" Rostands überrascht. — Zwei erfreuliche Anfänge der Heimatkunst, von den Verfassern in ihrer Stadt und mit einheimischen Dilettanten aufgeführt, boten Yverdon und Lausanne. Die „Trois soupirants" des Lokalblattredakteurs der erstgenannten Stadt, gern gesehen und im neuen Theater viel beklatscht, wurden schnell vergessen, das Stück des anderen „Hiesigen" aus Morges, René Morax, hat aber offenbar eine Zukunft. Von dem Dichter und seinem soeben in Buchform erschienenen Stück „La nuit des quatre Temps" (Lausanne, Payot) wird in einem Litteraturbrief zu reden Gelegenheit sein; es behandelt einen Legendenstoff aus dem walliser Goms-Thal und wirkt nicht zum mindesten durch seine gruselige Gespensterromantik, die begleitende, vom Verfasser geschriebene Musik und die von dem Bruder des Dichters gemalte Kulissen-Alpenwelt. Es hat bis jetzt in Morges, Lausanne, Vevey, Montreux 14 Aufführungen erlebt. — Im Wallis haben mit den Künstlern zugleich die Gelehrten gearbeitet, und als Frucht ihrer Studien liegt eine gründliche Untersuchung über die Sprachgrenze im Wallis (Bruchstück eines Werkes über die gesamtschweizerische Sprachgrenze) von Dr. Zimmerli vor (Basel, Georg), die eine starke Zunahme des Französischen auf Kosten des Deutschen konstatiert, das, auf drei Seiten von romanischen Idiomen umschlossen, nur im Nordosten (Furka) germanischen Einflüssen unterliegt.

Unsere Jahrbücher „Foyer Romand" (Lausanne, Payot) und „Etrennes helvétiques" (Lausanne, Bridel) enthalten einige gute litterarische Aufsätze. Auch in der neuen Kulturgeschichte der Schweiz von H. Vulliéty („Histoire de la civilisation en Suisse depuis le commencement à la fin du 18me siècle", Genf, 1902), die eine Ergänzung zu dem Sammelwerk „Schweiz im 19. Jahrhundert" bildet, blieb das Litterarische nicht unberücksichtigt. Die beiden Sammlungen „Chez nos Aïeux" (Lausanne, Rouge) und „Nos Anciens et leurs Oeuvres" (Genf, bis zur 6. Lieferung) erinnern in Wort und Bild an die bedeutsame Rolle der Westschweiz in der französischen Litteraturgeschichte. — Von Uebersetzungen aus dem Deutschen nenne ich die schon ältere von Schnitzlers „Sterben" und die ganz neue, leider ohne orientierende Einleitung erschienene Uebersetzung (Helene Appia) von Heinrich v. Steins „Heiliger Elisabeth" („Aus dem Nachlaß").

Wir kommen zu den Zeitschriften. Wie immer ist die „Semaine" nicht nur aktueller, sondern auch reichhaltiger und weitblickender als die „Bibliothèque". Nummer 417 berichtet über die litterarischen Neuheiten

der Ostschweiz: Widmanns neues Buch „An den Menschen ein Wohlgefallen", die Novellen von Boßhart („Barettlitochter") und Tavel („Jä gäll, so geitz"), die St. Galler Première der „Sonnenwende" Emil Herzers und Ernst Zahns „Albin Indergand" (412). — A. Hue (408) stellt aus Ruskins Werken alle Aussprüche über die Frau zusammen. — Henri Bordeaux berichtet über die Krisis der Poesie in Frankreich (412), Paul Seippel über Valery-Radots Pasteur-Biographie (414). — Die Weihnachtsnummer (416) bringt die Kinderportraits unserer bekanntesten Schriftsteller, aber auch die der Gebrüder Margueritte, René Bazins und Maeterlincks mit biographischen Anmerkungen Ph. Monniers. Ueber Maeterlinck schreibt auch Samuel Cornut zwei Aufsätze (420/21) gelegentlich der Gesamtausgabe seiner Dramen bei Lecombley-Per Lamm. — Persönliche Erinnerungen an den verstorbenen pariser Kritiker Henri Fouquier (418) giebt Frau A. van Amstel zum besten. Interessante Aufzeichnungen der ebenfalls aus dem Leben geschiedenen Clémence Royer, die sich auf ihre Studien in Lausanne und ihre religiöse Krisis beziehen, bietet Nummer 424. Den Historiker Jean Jaurès (Histoire socialiste. Revolution und 19. Jahrhundert) behandelt Georges Renard im vorhergehenden Heft. H. Bérenger schrieb den Victor Hugo-Nekrolog (425) mit viel Wärme und Gerechtigkeit.

In der „Bibliothèque Universelle" setzt de Morsier seine Studie über moderne deutsche Dramatik fort (Okt.), stellt Sudermann neben Heiberg und über Hauptmanns „künstliche Erfolge", rühmt das schöne biblische Drama „Johannes" und macht den „Kollegen Crampton" zu einer Schule Crampton (collège!). H. Warnéry (Nov.) stellt feinsinnige Vergleiche zwischen dem Anarchismus und der Romantik an. — Nicht ohne Wert sind auch die Briefe des Rechtsgelehrten, Dichters und Diplomaten Emer de Vattel (Verfasser der poetischen „Poliergie", der „Amusements de littérature" und des „Völkerrechts"), die Virgile Rossel veröffentlicht (Jan.). Dem Sohn dieses kurfürstlich sächsischen Gesandten in Bern, Ch-A-M. de Vattel, nicht ihm selbst, verdanken wir die Gedichtsammlung „Mes premiers pas".

Welchen praktischen Erfolg die Generalversammlung der Freunde der „Revue Helvétique" in Lausanne gehabt hat, läßt sich heute noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Es wurden an die deutsch-schweizerischen Kollegen und Verleger Zirkulare zur Gründung einer litterarischen Vereinigung aller Schriftsteller des Landes versandt. Einige haben auch zusagend und „vielversprechend" geantwortet. Ob es aber nicht dabei bleiben wird? Inzwischen hält sich die genannte Halbmonatsschrift tapfer über Wasser, ohne uns einstweilen noch von ihrer Notwendigkeit und dem Vorhandensein der bekannten auszufüllenden Lücke überzeugen zu können. — Endlich sei noch mitgeteilt, daß von Mitte März ab eine neue litterarische Halbmonatsschrift, „Revue de Fribourg", erscheint, als deren Herausgeber der obengenannte Taine-Biograph Giraud zeichnet.

La Tour-de-Peilz. *E. Platzhoff-Lejeune.*

Italienischer Brief.

Die Mehrzahl der Zeitschriften sowie der Tagesblätter hat den 80. Geburtstag der Adelaide Ristori und den hundertsten Victor Hugos nicht vorübergehen lassen, ohne die beiden Größen auch als Bindeglieder des geistigen Lebens der beiden Länder, die heute wieder ihre Stammes-, Gefühls- und Interessengemeinschaft lebhafter betonen, mit Ueberschwang zu feiern. Die Aufstellung einer durch die „Französisch-italienische Liga" der Stadt Rom zum Geschenke gemachten Büste Victor Hugos auf dem Kapitol ist in erster Linie durch das Versprechen des deutschen Kaisers, ein Goethedenkmal in der ewigen Stadt aufzustellen, veranlaßt worden. —

Ein von hoher Bewunderung für die Größe des Meisters eingegebenes Buch Farinellis über „Die Dichtungen Michelangelos" findet einen Kritiker in D. Garoglio, der (im „Marzocco", VII, 5) namentlich die Nebeneinanderstellung des Freundes der Vittoria Colonna und Dantes und Leonardo da Vincis bemängelt, denen ein weit höheres Verständnis für alle Seiten der Natur und größere Teilnahme am wirklichen Leben zu eigen gewesen sei als dem einsiedlerischen, auf sich selber zurückgezogenen Schöpfer des Moses. Garoglio bestreitet, daß in der „griechischen" Sinnlichkeit Michelangelos nur Idealismus zu finden sei, und führt die Verse an, die der angstvollen Reue und mystischen Furcht vor ewiger Strafe für sinnliche Vergehen deutlichen Ausdruck geben. — Derselbe Kritiker lobt im „Marzocco" (VII, 8) aus Anlaß der „Nuovi Profili Storici e Letterari" von Carlo Segrè (s. auch unten), die soeben bei Successori Le Monnier in Florenz erschienen sind, die ausgezeichnete Begabung dieses Essayisten, dessen Vorbilder Carducci, Barzellotti und Nencioni sind. Während die litterarische Kritik in Italien zumeist entweder an gelehrter Schwerfälligkeit und langweiliger Breite oder an geschwätziger und gezierter Oberflächlichkeit leide, gebiete Segrè über die Fähigkeit, die Ergebnisse gründlichster Studien in ein klares, überzeugendes und fesselndes Gewand zu kleiden und namentlich den Forderungen der vergleichenden Forschung und der psychologischen Begründung gerecht zu werden.

Arturo Graf schließt einen Essai über Victor Hugo in der „Nuova Antologia" (16. Febr.) mit den Worten: „Realisten, Parnassisten, Naturalisten, Décadents, Impressionisten, Präraphaeliten, Symbolisten sind vorübergegangen; andere gehen vorüber und werden vorübergehen. Victor Hugo nicht. Ebenso ist nach dem Verschwinden von hundert Generationen und hundert Völkern: zivilisierten, entarteten, halb und ganz barbarischen, wieder in Barbarei versunkenen — die erhabene Roma immer aufrecht." — Dasselbe Heft enthält mehrere bisher unveröffentlichte Briefe Ugo Foscolos an John C. Hobhouse, den späteren Baron Broughton de Gyfford und Freund Byrons, sowie einen sehr ausführlichen und wichtigen, die abgebrochene Veröffentlichung über die Auslieferung der Stadt Parga an die Türken betreffenden an seinen Verleger John Murray. Eugenia Levi hat diese Briefe in den 1869 dem British-Museum hinterlassenen Briefschaften Lord Broughtons gefunden, die laut dessen letztem Willen nicht vor Ende 1900 veröffentlicht werden sollten. — Auch die „Nuova Antologia" vom 1. März bringt einen Artikel über Victor Hugo, und zwar aus der Feder A. Fogazzaros, ferner eine Betrachtung über „das dantische Mittelalter auf der Bühne" (aus Anlaß der „Francesca da Rimini" D'Annunzios) von J. Del Lungo, der die Naturwahrheit und historische Treue in D'Annunzios Schilderung lobt und gegen die direkte Entlehnung von Dialogen aus den zeitgenössischen Schriftstellern um der Wahrheit der Ausdrucksweise willen nichts einzuwenden hat.

Die sonst an litterarischen Beiträgen reiche „Rassegna Internazionale" läßt solche fast ganz vermissen, seit sie von Florenz nach Rom übergesiedelt ist. In dem Hefte vom 15. Februar spricht Rudolf Lothar in einer „Cronaca Tedesca" von dem verfehlten Berufe Kaiser Wilhelms, dessen bewundernswerte Thatkraft aus Mangel an Widerstand und Reibung auf keinem der zahlreichen durch sein vielseitiges Talent ihm eröffneten Gebiete zu voller Höhe und Wirkung kommen könne, ferner von Gerhart Hauptmanns Komödie „Der rote Hahn", deren Mißerfolg in Berlin der Chronist auf die veristische Einseitigkeit zurückführt, und von den Aufführungen von „Troilus und Kressida" in Wien. Lothar hält die Tragikomödie für die dramatische Form der Zukunft, „weil sie besser als jede andere Form dem wahren Leben entspricht, die stärksten und wirkungsvollsten Gegensätze darbietet und dem Dichter ermöglicht, den Zuschauern die ganze Stufenfolge der Empfindungen vorzuführen".

Eine freimütige Charakteristik der Matilde Serao finden wir in der „Rivista moderna politica e

letteraria" (1. Febr.). Der Verfasser, Luigi Lodi, ist der Meinung, daß die hochbegabte und angesehene Schriftstellerin den Vorurteilen und Verführungen der neapeler Gesellschaft mehr als billige Zugeständnisse gemacht habe. „Sie, die eine gesunde Geisteskraft, ein sicheres inneres Gleichgewicht, eine in hinreißende Zauberkraft und poetischen Duft sich umsetzende heiße Liebe zu ihrem Neapel besitzt, hätte als Dolmetscherin der noch im Werden begriffenen, zerstreuten Bewußtseinsregungen und Stimmen zum brauchbaren und hochgeachteten Herold des sich ankündigenden Südens werden können. Aus mangelndem Selbstvertrauen und traditioneller Ergebenheit gegen Reichtum und Glanz hat sie allzu oft vorgezogen oder eingewilligt, nur die treue, aber unterwürfige Chronistin des verschwindenden Südens zu sein." — Dieselbe Zeitschrift (15. Febr.) bringt einige unveröffentlichte Briefe Ugo Foscolos an Lord Holland und G. B. Niccolinis an die Schauspielerin Maddalena Pelzet, abgedruckt aus dem im Erscheinen begriffenen neuen Bande der orlandoschen „Carteggi italiani, inediti o rari, antichi e moderni" (Florenz, Ugo Foscolo), sowie eine Plauderei Carlettas „Gli amori romani di Goethe", in der die seit einigen Jahren bekannte Persönlichkeit der „schönen Mailänderin", Maddalena Riggi, neuerdings vorgeführt und die Faustina der römischen Elegieen mit einer früh verwitweten Wirtstochter vom Monte Caprino identifiziert wird.

In einem Essai „Chi accusò Petrarca di magia" beschäftigt sich E. Segrè mit der Frage, wer der hochgebildete und vornehme Geistliche gewesen sein könne, der nach Petrarcas eigenen Angaben die unsinnige Beschuldigung der Zauberei gegen den gelehrten Dichter erhoben hat. Auf dem Wege der Eliminierung gelangt er zu dem, hohe Wahrscheinlichkeit aufweisenden Ergebnis, daß es der 1361 verstorbene Kardinal Peter Desprez gewesen sei. — G. D'Annunzio hat „Zum hundertsten Geburtstage Victor Hugos" eine Ode gedichtet, die von ihm selber bei der Festfeier im Balletheater vorgetragen und ihrer Schwerverständlichkeit zum Trotz mit stürmischem Beifall aufgenommen worden ist — auch weil die Vorgänge in Triest ihm Anlaß zu feurigen irredentistischen Versen gegeben haben. Die „Marzocco"-Nummer vom 26. Februar ist ganz Victor Hugo gewidmet.

Der in Italien lebende Argentinier José Léon Pagano, unseren Lesern als fleißiger Essayist der „Rassegna Internazionale" bekannt, hat in einem Buche „Attraverso la Spagna Moderna" (Rom, 1902) seine höchst belehrenden Studien über das zur separatistischen Bewegung in Catalonien in enger Beziehung stehende catalanische Schrifttum und seine Träger gesammelt, nicht ohne Schilderungen von Land und Leuten, Bemerkungen über allgemeine Zustände und allerlei interessante Beobachtungen einzumischen.

Im mailändischen Manzonitheater sind am 9. Februar drei kurze dramatische Neuheiten zum ersten Male in Szene gegangen: ein lyrisch-dramatisches Fragment „Caino" von Giuseppe Giacosa, ein Einakter im venetianischen Dialekt von A. Fogazzaro „El garofano rosso" und ein ebenfalls einaktiges Lustspiel von G. Antona-Traversi „L'unica scusa". Der erste dramatische Versuch des berühmten Verfassers von „Piccolo mondo antico" ist mißglückt; das gewählte Publikum konnte sich mit der Gestalt des heuchlerischen und cynischen Edelmanns, der einen Monat vor der Vermählung infolge einer Wette es durchsetzt, daß eine rote Nelke von seiner Braut und von zweien seiner „Freundinnen" geküßt wird, nicht befreunden. — Großen Beifall fanden die anderen beiden Stücke. Der „Caino" zeichnet auf dem lieblichen und strahlenden Hintergrunde der Paradieseswelt die gegensätzliche innere Entwickelung Kains und Abels, die später den Streit und den Mord auf die Erde bringen wird. Giacosa wird das Stück zu Ende führen. Es war bestimmt, durch Lorenzo Perosi in Musik gesetzt zu werden; doch hat der oberste geistliche Vorgesetzte des Organisten der Markuskirche, der Patriarch von Venedig, es nicht orthodox genug gefunden. — Antona-Traversis Lustspiel sprüht von Witz und Leben. Der Graf Paolo findet für eine Verletzung der ehelichen Treue „die einzige Entschuldigung" darin, daß die Marchesa Giulia, seine Mitschuldige, seiner Frau so auffallend gleiche, daß er gar nicht auf den Gedanken gekommen sei, eine Untreue zu begehen. Als die Gräfin versucht, ihm plausibel zu machen, wie sie einer Neigung zum Vetter Riccardo nicht widerstehen könne, weil dieser beinahe ein Doppelgänger Paolos sei, gerät er anfangs außer sich, um dann einzusehen, daß er diese Lektion wohl verdient habe.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Russischer Brief.

Auch dieser Brief muß, wie der vorige, mit der Erwähnung eines Dichterjubiläums anfangen. Am 12. (25.) April 1852 starb zu Baden-Baden Wassili Andrejewitsch Shukowski (geb. 1783), eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf dem russischen Parnaß (vgl. LE II, 87). Die Zahl seiner Originaldichtungen ist verschwindend klein, er hat fast nur übersetzt; dennoch gewinnt man bei der Lektüre seiner Schriften das klare, scharfumrissene Bild einer bedeutenden dichterischen Persönlichkeit. Denn Shukowski übersetzte nur, was in seinem eigenen Herzen wiederklang. Wenn er auf eine ausländische Dichtung stieß, die seine momentane Stimmung ausdrückte, so setzte er sie alsbald in seine wunderbar melodischen Verse um; deshalb konnte er auch von der ersten Ausgabe seiner Gedichte sagen: „Nichts ist hier mein, und doch ist alles mein." In der russischen Litteraturgeschichte gilt Shukowski als erster Vertreter der romantischen Schule, gewissermaßen als Vorgänger Puschkins. Den Begriff „Romantik" faßte er allerdings etwas oberflächlich im Sinne eines unklaren Strebens nach einem verschwommenen überirdischen „Ideal" auf. Von den reaktionären Tendenzen der deutschen Romantiker blieb er glücklicherweise fast ganz unberührt. Er war ja auch der Erzieher des späteren Kaisers Alexanders II., auf den er überaus segensreich eingewirkt hat. Sein Lieblingsdichter war Schiller, freilich nicht der Dichter der „Räuber" und des „Wallenstein", sondern der der „Jungfrau von Orleans" und der Balladen, die dank den herrlichen Uebersetzungen Shukowskis dem gebildeten Russen ebenso vertraut sind, wie dem Deutschen. Das eben ist sein unsterbliches Verdienst, daß er das russische Lesepublikum in die wunderbare Schönheit germanischer Dichtung eingeweiht und den Bann des französischen Klassizismus dadurch endgiltig gebrochen hat. Neben Schiller erfreuten sich noch Goethe, Uhland, Chamisso, Rückert, Fouqué, Byron, Th. Moore, Walter Scott u. v. a. seiner besonderen Gunst. In den letzten Jahren seines Lebens stellte er sich die Aufgabe, sein Volk mit den großen Epen der Indo-Germanen bekannt zu machen, und so entstand seine Odyssee-Uebersetzung und die Dichtungen „Nal und Damayanti" und „Rustem und Sohrab", die sich an Rückert anschließen, an Formvollendung die deutschen Vorbilder jedoch weit übertreffen. Es existiert übrigens in deutscher Sprache eine sehr gute, zuverlässige Biographie Shukowskis: „Wasily Andrejewitsch Joukoffsky*). Ein russisches Dichterleben. Von Dr. Carl v. Seydlitz. 2. Auflage. Mitau, 1872."

Das Gogol-Jubiläum hat eine solche Menge von Schriften hervorgerufen, und viele darunter sind so wertvoll, daß ich auf einige wenigstens näher eingehen möchte. Das Februarheft des „Istoritscheski Westnik" ist fast ausschließlich dem Dichter der „Toten Seelen" gewidmet. Nicht alle Beiträge in dem hübsch ausgestatteten Hefte sind von gleichem Wert. Der „Versuch einer Charakteristik" von Peter Polewoi ist bei aller Stilglätte ebenso wenig originell, wie die sonstigen zahl-

*) Die französische Orthographie des Namens darf den Leser nicht irre führen. Es ist eben ein eigen Ding mit der phonetisch-genauen Transskription slawischer Namen.

reichen Essais des im Februar d. J. verstorbenen Verfassers (seine wertlose Kompilation „Geschichte der russischen Litteratur" habe ich im vorigen Jahrgang, Sp. 1137, besprochen). — Die persönlichen Erinnerungen an Gogols Schuljahre von W. Ljubitsch-Romanowitsch atmen eine solche gehässige Parteilichkeit, daß ihr Erscheinen in einer Festnummer sehr deplaziert erscheint. Interessant sind dagegen die Aufsätze von P. Schtschegolew: „Gogol in der Schule" und „Gogols Vater" und von N. Engelhardt: „Gogol und die Romanlitteratur der Zwanzigerjahre". K. Michailow veröffentlicht mehrere bisher unbekannt gebliebene Handschriften gogolscher Erzählungen. Die Vergleichung dieser Texte mit denen anderer Manuskripte und gedruckter Ausgaben beweist wieder einmal, wie unablässig Gogol an dem Stil seiner Dichtungen feilte, wie er oft durch Hinzufügung oder Streichung eines einzigen Wortes den ganzen Charakter eines Satzes zu ändern verstand. Es ist daher kein Wunder, daß es unter den russischen Dichtern nicht viele giebt, die einen so ausgesprochen persönlichen Stil haben, wie Gogol, und die Aufgabe, die Eigentümlichkeiten dieses Stils zu definieren, hat viel Verlockendes. Das Buch des helsingforser Professors J. Mandelstamm „Ueber den Charakter des gogolschen Stils" sucht diese Aufgabe zu lösen. Bei den russischen Litterarhistorikern ist die Philologie bisher immer das Stiefkind gewesen; um so freudiger ist das Erscheinen dieser Arbeit zu begrüßen. Professor P. Morosow weiß ihr im Februarheft des „Mir Boshij" viel Gutes nachzurühmen; am Schluß seiner eingehenden Rezension spricht er den Wunsch aus, daß „die von Professor Mandelstamm so glücklich eingeleitete Untersuchung des Stils unserer großen Schriftsteller nun auch von anderen Gelehrten fortgesetzt werde". Zurückhaltender, im ganzen aber doch sehr anerkennend, spricht sich Hornfeld im Januarheft der „Russkoje Bogatstwo" über dasselbe Buch aus.

Bemerkenswert ist im „Mir Boshij" noch die Gogol-Monographie von N. A. Kotljarewski. Der Verfasser stellt sich eine zwiefache Aufgabe: sich und uns Einblick in das rätselhafte Seelenleben Gogols zu verschaffen, und das Verhältnis des gogolschen Schaffens zu seiner Zeit klarzulegen. Der sehr interessante Aufsatz ist noch nicht beendet. — In demselben Blatt beschäftigt sich W. Bogutscharski mit Gogols fatalem Buch „Briefwechsel mit Freunden" und sucht die neuerdings ausgesprochenen Behauptungen, dieses „große Werk sei unverdient verleumdet worden", durch zahlreiche Citate zu entkräften. „Gogol als Lehrer der Lebenskunst" betitelt sich dieser Artikel, der beweisen soll, daß Gogol nicht als Lehrer und Prediger, sondern ausschließlich als Künstler bei der Nachwelt fortlebt und fortleben wird.

Ein großer Dichter, der vielen als Lehrer der Lebenskunst gilt, ist jüngst wieder vor die Oeffentlichkeit getreten. Zu der russischen Ausgabe des „Büttnerbauer" von Wilhelm von Polenz hat Graf Leo Tolstoi ein Vorwort geschrieben. Der greise Dichter beginnt mit einem Hinweis auf die stufenweise Entartung des litterarischen Geschmacks beim russischen Publikum: „Nach Puschkin und Lermontow geht der dichterische Ruhm zu sehr zweifelhaften Größen über: Maikow, Polonski, Fet, dann zu dem jeder poetischen Begabung baren (!) Nekrassow, dann zu dem gekünstelten (!) und prosaischen (!) Versefchmied Alexei Tolstoi, dann zu dem einseitigen, schwächlichen Nadson, dann zu dem ganz talentlosen (!) Apuchtin, und hierauf geht alles drunter und drüber." Daß Tolstoi für Lyrik wenig Verständnis hat, weiß man schon lange. Weiter geht es dann über die Modernen her: „Als alleinseligmachende Mode-Philosophie gilt heutzutage das unsittliche, rohe, aufgeblasene, zusammenhanglose Geschwätz (!) Nietzsches; ein sinnloses Aneinanderreihen von Worten gilt als höchste Poesie; auf allen Bühnen giebt man Stücke, deren Sinn keinem — auch dem Autor nicht — bekannt ist . . ." Nur eine uneigennützige, parteilose, kunstliebende Kritik, die vorläufig noch nicht existiere und die, wenn sie einmal erscheine, eine so starke Autorität gewinnen müsse, daß sie die bezahlte Reklame übertönt, — könne die letzten Ueberreste der Aufklärung in unserer soi-disant gebildeten europäischen Gesellschaft retten, und indem sie diese Aufklärung auf das gegenwärtig ganz ungebildete Volk überträgt, eine neue Renaissance zu Wege bringen . . . „Die Thatsache," schließt Tolstoi, „daß der vortreffliche Roman von Polenz unserem Publikum ganz unbekannt ist, während unbedeutende, blödsinnige, oft geradezu gemeine Litteraturerzeugnisse aufs eifrigste besprochen, unentwegt gelobt und in Millionen von Exemplaren verbreitet werden — hat mich auf all diese Gedanken gebracht, und ich benutze eine Gelegenheit, wie sie sich mir kaum noch einmal bieten wird, sie, wenn auch nur ganz kurz, auszusprechen."

Moskau. *Arthur Luther.*

Polnischer Brief.

Am 14. Februar feierte man in Polen den hundertsten Geburtstag des Dichters Bohdan Zaleski (gest. 1886), „der Nachtigall der Ukraina", des zarten, formgewandten Lyrikers, der sein Leben lang sich nach den weiten Steppen seiner Heimat sehnte und ihre Kosaken und Atamanen idealisierte. Der bedeutendste Gewinn der Feier ist eine umfangreiche Monographie Zaleskis von Stanislaw Zdziarski, der u. a. auch den deutschen Einfluß auf die Balladen des jungen Dichters erörtert und dabei vor allem Uhlands „Harald" und „Elfentanz", sowie Schulzes „Bezauberte Rose" nennt. — Die deutsche Kunst nimmt einen wichtigen Platz ein auch in dem Buche von Ignancy Matuszewski (dem Verfasser des auf Sp. 211 besprochenen Werkes „Der Teufel in der Poesie"): „Slowacki und die neue Kunst" (Slowacki i nowa sztuka), in dem in scharfen Umrissen das Bild der Moderne gezeichnet wird. Besonders lehrreich ist die Parallele zwischen Slowacki und Nietzsche, ein Vergleich, der um so interessanter wird, wenn man sich erinnert, daß in den Adern des deutschen Philosophen ein Tropfen slawischen Blutes floß. Auffallend ist schon die Aehnlichkeit der musikalischen Prosa in „Also sprach Zarathustra" und etwa Slowackis „Anhelli", wichtiger ist es aber, daß der „Uebermensch" schon bei dem polnischen Romantiker vorhanden ist und in seinem mystisch-historiosophischen Epos „König Geist" eine Verkörperung fand, doch besteht immerhin der Unterschied, daß der deutsche Uebermensch sich Selbstzweck ist, während der polnische sich nur für das Werkzeug einer das ganze Weltall umfassenden Evolution, für das Opfer einer heiligen, mystischen Pflicht hält. — Einem anderen modernen deutschen Künstler, Arnold Böcklin, sind mehrere Blätter des von dem berühmten Lyriker Kasimierz Tetmajer herausgegebenen Skizzenbuches „Eindrücke" (Wrażenia) gewidmet.

Von Zeitschriften-Aufsätzen, die sich mit deutscher Kunst beschäftigen, ist nur der Bericht des Unterzeichneten über „Das neueste Drama in Deutschland" (Februar-Heft des „Przeglad polski") zu erwähnen, in dem die dramatische Litteratur Deutschlands aus dem vergangenen Jahre besprochen und auf die Vorherrschaft zweier Stimmungen hingewiesen wird: der Renaissance und der liberalen Kritik an den staatlichen und bürgerlichen Verhältnissen, sowie auf den Mangel an patriotischen Stücken und sozialdemokratischen Tendenzdramen. — Brückners deutsche „Geschichte der polnischen Litteratur", auf die wir noch zurückkommen, wurde in den meisten Zeitschriften lobend besprochen, am eingehendsten von W. Spasowicz in der petersburger Wochenschrift „Kraj" (Das Land; 1 und 2) und der „Bibliotoka warszawska" (Warschauer Bibliothek, März-Heft) von J. Chrzanowski. — Das Gebiet des internationalen Kulturlebens betritt J. Matuszewski in seiner im warschauer „Tygodnik illustrowany" (Illustriertes Wochenblatt, Januar bis März) veröffentlichten Studie „Die Stellung des Mickiewicz in der Weltlitteratur". — Kurze Erwähnung mag auch ein neues Buch des krakauer Kunsthistorikers Georg Mycielski über Anton van Dyck finden.

Im Theater stehen wir in der Hochsaison. Von hervorragenden Novitäten seien hier genannt Frau G. Zapolskas „Mężczyzna“ (Der Mann), eine leidenschaftlich ungerechte, aber kräftige Antwort auf die weiberfeindlichen Dramen der Strindberg und Przybyszewski; ferner „Piekma ogrodniczka“ (Die schöne Gärtnerin) von St. Krzywoszewski, ein Stück, in dem die ärmeren Kreise mit den oberen Zehntausend kontrastiert werden und zwar zu Ungunsten der letzteren. — Bemerkenswert sind die Versuche eines moskauer Regisseurs, des Polen Stanislawski, das Szenenbild realistisch zu beleben und die Illusion zu steigern: auf seiner Bühne bewegen sich nämlich in den anstoßenden, im Hintergrunde sichtbaren Räumen Personen, die zur Handlung des Stückes in keiner Beziehung stehen, aber in der Wohnung aus logisch-realistischen Gründen notwendig sind (Dienstboten, Kinder u. s. w.), von der Straße kommen immer Reflexe des alltäglichen Lebens, das Rollen der Räder, das Geräusch der Stimmen u. dergl.

Vor kurzem starb in Warschau Wlodzimierz Zagorski. Bekannt vor allem als einer der witzigsten polnischen Humoristen und Satiriker (er schrieb unter dem Pseudonym Chochlik), war er ein ganz ernstes Talent und beschäftigte sich in freien Stunden mit rhythmischen Studien; auch hat er größeres in der Epik gedichtet, so vor wenigen Jahren „König Salomo“, ein philosophisches Gedicht und kurz vor seinem Tode „Die Königin von Saba“, ein unvollendetes Werk, von dem Berliner E. M. Lilien charakteristisch illustriert. Er besaß auch ein anmutiges Uebersetzer-Talent (Rostand, Heine).

Maria Konopnicka, die mit derselben Kraft die Lyrik wie das volkstümliche Epos („Herr Balcer in Brasilien“, aus dem Leben der galizischen Auswanderer) pflegt, feiert demnächst ihr fünfundzwanzigjähriges poetisches Jubiläum. Die polnischen Dichter werden ihr mit einem großen Gedicht-Almanach huldigen, mit Arthur Oppman (Pseudonym Or-Ot), dem Leiter des „Wedrowiec“ (Der Wanderer) an der Spitze. Die soeben genannte Zeitschrift schreibt einen poetischen Wettbewerb aus. Die Preise sind eine goldene und eine silberne Rose für die besten Balladen, sowie eine goldene und eine silberne Lilie für die besten Idyllen.

Lemberg. *J. Flach.*

Kroatischer Brief.

Nicht ohne guten Grund ist diesmal eine längere Pause in der Berichterstattung über die kroatischen Litteraturverhältnisse eingetreten. Man wird sich erinnern, wie in früheren Berichten das Aufblühen einer modernen, jungfreudigen Richtung mit Genugthuung begrüßt worden war. Die Epigonenlitteratur wich schrittweise zurück, und die Jungen fanden immer mehr Verständnis und Beifall, wenn sie von ihren Plänen und der neuen Kunst sprachen. Moderne Zeitschriften schossen wie die Pilze aus dem Boden, selbst die konservative Litteraturgesellschaft „Matica Hrvatska“ veröffentlichte das eine oder andere Werk der Jungen, und es schien, als sollten diese auch die Bühne erobern. Aber nicht lange danach trat eine starke Gegenbewegung ein. Die litterarische Zeitschrift „Vienac“ und die politische Tageszeitung „Obzor“ nahmen sich der älteren Litteraturgeneration an und kritisierten jedes Werk der Jungen in Grund und Boden. Natürlich blieben die Jungen die Antwort nicht schuldig, und nun hub ein Streiten und Polemisieren an, das gar bald auf beiden Seiten in persönliche Invektiven ausartete; augenblicklich herrscht in beiden Lagern völlige Erschöpfung. Die Alten produzieren nach wie vor Unterhaltungslektüre oder im Drama völlig bühnenuntaugliche Werke im Stile der deutschen Jambenstücke. Kein einziges ihrer Werke verdient an dieser Stelle auch nur erwähnt zu werden. Die Jungen wieder haben wohl einiges geschaffen, was der Beachtung wert ist, doch entspricht die spärliche Ernte des letzten Jahres bei weitem nicht dem verheißungsvollen Anfang.

Der Dramatiker Srgjan Tucić, dessen Erstlingswerk an dieser Stelle besprochen worden war, zeigte mit seinem zu Beginn der Saison am agramer Nationaltheater aufgeführten Bauerndrama „Bura“ (Der Sturm), daß er seinen Tolstoi gut kennt und daß man sich bei Beurteilung seines Erstlingswerkes durch die geschickte Bühnenmache über die innere Leere und Entwicklungsunfähigkeit des Dichters hatte täuschen lassen. Das Fiasko der „Bura“ war um so schmerzlicher, als man in Tucić den kommenden Mann sah. — Um so überraschender war der Erfolg, den Milivoj Dežman mit seiner historischen Tragödie „Knjeginja Jelena“ (Fürstin Helene) errang. Dežman hatte mit seinem ersten dramatischen Versuch einen entschiedenen Mißerfolg erlitten. Er war in der Folge dann nur als Kritiker hervorgetreten und darf wohl als der eigentliche Begründer der modernen kroatischen Litteratur bezeichnet werden. Als Redakteur des inzwischen eingegangenen „Život“ war er der Führer der Bewegung. So sehr man aber seine bedeutenden kritischen Fähigkeiten anerkannte, glaubte man doch Zweifel in seine dichterische Begabung setzen zu sollen. Wie sehr mit Unrecht, bewies die Aufführung der „Knjeginja Jelena“, die selbst seinen litterarischen und politischen Gegnern — was in Kroatien leider fast gleichbedeutend ist — Anerkennung abrang. Dežman hatte mit seinem Werk den Weg zum modernen historischen Drama zu finden versucht. Die Technik ist durchaus modern und wirkungsvoll, der Geist der Zeit und das Milieu richtig erfaßt und die handelnden Personen psychologisch wohlbegründet. Das Drama spielt im mittelalterlichen Bosnien. Die Fürstin Helene hat die Gewohnheit, ihre Liebhaber ermorden zu lassen, sobald sie ihrer überdrüssig geworden ist. Der letzte aber, der erst gekommen war, um seine Brüder zu rächen und dann selbst den dämonischen Reizen der Fürstin erliegt, reißt sie mit sich in den Abgrund, da sie auch ihn töten will. Die Bewegung der Bogumilen — die mit der Bewegung der sittenstrengen Waldenser parallel läuft oder ihr gar den Anstoß gegeben hat — bildet den düsteren Hintergrund des Stückes. Helene ist die Repräsentantin der Sinnenlust und stellt sich bewußt im Gegensatz zu den asketischen Bogumilen. Während diese die Festung stürmen, kämpft Helene zugleich ihren letzten Liebeskampf mit ihrem Liebhaber, und da die Bogumilen siegen und in den Besitz der Veste gelangen, wird Helene von ihrem Liebhaber in den Abgrund gerissen.

Auf dramatischem Gebiet mag dann noch Ivo Vojnović genannt werden. In einer Einakter-Trilogie, deren letzter noch aussteht, schildert er den Verfall der altkroatischen Republik Ragusa. Der jüngst erschienene Einakter dieser Trilogie „Allons, enfants“ spielt zur Zeit, da die Truppen Napoleons vor den Thoren Ragusas erscheinen, und giebt ein erschütterndes Bild von den alten Patriziern, die nicht glauben können, daß der Ruhm und der Glanz Ragusas dahin sein soll. Der frisch lebendige, demokratische Zug der napoleonischen Zeit ist glücklich dem aristokratischen, verknöcherten Wesen der zerfallenden Republik gegenübergestellt. Unbegreiflicherweise wurde dieser Einakter, der eine Perle der kroatischen dramatischen Litteratur ist, am Nationaltheater bisher noch nicht aufgeführt. Das Repertoire dieses Theaters beherrscht seichte Marktware, wie sie die Theateragentur Eyrich liefert. Der Spielplan dieser ersten und einzig ernst zu nehmenden Bühne Kroatiens zeigt keinerlei festes Ziel. In der diesjährigen Saison ist die deutsche Litteratur nur durch Otto Ernsts „Flachsmann als Erzieher“ und Karl Schönherrs „Bildschnitzer“ vertreten. Erwähnt sei auch, daß Maeterlincks „Eindringling“ aufgeführt wurde. Trotzdem die Intendanz so wenig ihren litterarischen Aufgaben gerecht wird und mit Stücken wie „Das weiße Rößel“ die Kasse zu füllen sucht, ergab sich doch ein gewaltiges Defizit. Die Theaterfrage kam denn auch im Landtage zur Sprache; wie sehr der gegenwärtigen Intendanz die Schuld am Niedergang des kroatischen Theaters zugeschrieben wird, konnte jüngst anläßlich der plötzlichen Entlassung der Tragödin Borsnik-

Zvonarjeva beobachtet werden, bei welcher Gelegenheit es im Theater zu stürmischen Demonstrationen gegen den Intendanten kam, dessen Amtsenthebung von der gesamten unabhängigen Presse gefordert wurde.

Es erübrigt nun noch, der Jubelfeier des vierhundertjährigen Bestandes der kroatischen Litteratur zu gedenken, die im Herbst vorigen Jahres vom kroatischen Schriftstellerverein veranstaltet wurde. Die Feier beschränkte sich auf rein äußerliche Repräsentation und zahllose Festreden. Der einzige positive Gewinn mag sein, daß Milivoj Dežman zur Ermöglichung einer Festvorstellung des kroatischen Romantikers Senoa besten und volkstümlichsten Roman „Zlatarovo zlato“ (Des Goldschmieds Töchterlein) dramatisierte.

Von neu erschienenen Werken verdienen erwähnt zu werden: der Gedichtband „Knjiga Boccadoro“ (Das Buch Goldmund) von Xeres de la Maraja, dem einzigen kroatischen Lyriker, der zu größeren Hoffnungen berechtigt und auch als Heine-Uebersetzer Anerkennung verdient; die Novellensammlung „Noro Ivorje“ (Neue Edelsteine) von A. G. Matoš, einer warmblütigen Bohèmenatur, die nicht aus dem Sturm und Drang herauszukommen vermag; und endlich zwei kurze Erzählungen von Janko Leskovar, dem bedeutendsten, leider aber auch am wenigsten produktiven kroatischen Novellisten. — Wenn man bedenkt, daß dieser Bericht das litterarische Leben eines Jahres umfaßt, so muß man sagen, daß eine sehr bedauerliche geistige Stagnation in Kroatien eingetreten ist. Leider scheint es nicht, als ob es bald besser werden wollte.

Agram. *Otto Kraus.*

Echo der Bühnen.

Berlin. Max Dreyers Dichter-Laufbahn hat in den letzten Jahren viele enttäuscht, die nach seiner ersten Bühnendichtung, dem feinen Ehedrama „Drei“, große Thaten von ihm erwarteten. Es hat ihm seit jenem Erstling an Beifall und Erfolgen nicht gefehlt, aber sein Weg hat noch immer nicht die Richtung eingeschlagen, in der man ihn gern wandeln sehen möchte. Namentlich scheint die Richtung, die er nach seinem größten Erfolge, dem „Probekandidat“, einschlug, eine unglückliche Wahl zu sein: es die ist Neigung zur Aufdeckung von allerlei ethischen und sozialen Schäden, der moralistische Trieb, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Dreyer begnügt sich nicht — und das ist eben künstlerisch beklagenswert — fest zuzupacken und die Lächerlichkeiten oder Niederträchtigkeiten dieser Welt in scharfer Beleuchtung hinzustellen, sondern er will uns auch das Gegenbild geben, die Menschen, die nicht von der allgemeinen Heuchelei und Niedertracht angesteckt sind, sondern frischweg ihre Meinung sagen und handeln, wie es ihnen ihr Gewissen vorschreibt. Und dabei geht es denn, wie es zu gehen pflegt: statt lebendiger, individuell gesehener Menschen erhalten wir ein lebloses Gegenüber von zwei möglichst scharf kontrastierten Prinzipien, statt der feinen Schattierungen und Uebergänge grelle Gegensätze und damit eine fortgesetzte Verletzung der Lebenswahrheit. Auf beiden Seiten Uebertreibung: die Heuchelei zu schwarz, die Bravheit zu licht. Der Sinn des Dichters geht weniger darauf, uns für das Leben seiner Menschen zu erwärmen, als uns für seine ethischen Anschauungen zu gewinnen. Und dazu gesellt sich noch ein zweites: Dreyer verliert den Blick für das rechte Maß der Dinge. Er verliert auch den Blick für das, was bühnenmöglich ist. Neben diesem, sagen wir einmal, pädagogischen Zug, von dem man nicht recht weiß, ob man ihn für einen fremden Tropfen Blutes in seiner künstlerischen Persönlichkeit halten soll, bewährt er dann aber immer wieder seine sympathische, echt niederdeutsche Frische und Keckheit, seinen glücklichen Witz und seinen scharfen Blick für alles Komische im Leben. Mit diesen allgemeinen Erörterungen sind zugleich die drei Einakter gekennzeichnet, die er uns am 8. März im Deutschen Theater vorführte, und die es kraft jener Eigenschaften zu keinem Erfolge brachten. Der erste, „Ecclesia triumphans“, zeigt mit besonderer Deutlichkeit den Polemiker, der angreift und wirbt, statt zu gestalten, der die innere Wahrheit seiner Charaktere durch eine rücksichtslose Einseitigkeit verletzt, und der um seiner polemischen Absicht willen auch die Dinge in unerlaubter Weise aufbauscht. Diese Frau, die sich so ausgesprochen von dem Denken und Fühlen der großen Menge scheidet, würde niemals Wert darauf legen, daß die Oeffentlichkeit über die Motive, die ihren greisen Vater zum Selbstmord geführt haben, wahrheitsgemäß unterrichtet wird. Wenn es ihr gleichgiltig ist, ob er in der Selbstmörderecke begraben wird, so kann es sie auch nicht kümmern, ob man den Selbstmord des alten Herrn aus geistiger Störung motiviert, während sie weiß, daß er stolz und selbstherrlich mit aller Willensfreiheit sein Leben geendet hat, um nicht senil zu verblöden. Daß sie auf diesen Punkt so leidenschaftlich Gewicht legt, glauben wir ihr nicht, und ebensowenig glauben wir, daß sie mit ihrem Gatten über diese Sache in einen so schweren Konflikt gerät, daß er sogar zu dem Ausflucht̃smittel greifen muß, sich selbst zu belügen, um in seinem ärztlichen Gutachten über den Selbstmord, den psychopathischen Charakter dieser That, den die Kirche als Bedingung für ein kirchliches Begräbnis hinstellt, nachzuweisen. Dieser ganze Konflikt hat nichts Lebendiges, sondern er ist erfunden, um die Gegensätze des innerlich unfreien Schurken und des freien, hochsinnigen Weibes recht scharf herauszubringen. Daß die Frau sich vor dem brutalen Willen des Mannes, der übrigens viel lebensvoller gezeichnet ist als die Frau, beugt und sich nur mit der Hoffnung auf die Zukunft tröstet, in der sich ihr Ideal des Lebens erfüllen wird, ist nur ein Verlegenheitsschluß; aber er ist charakteristisch, denn der Dichter gesteht damit indirekt ein, daß er keinen eigentlichen tragischen Konflikt aufgegriffen hat, der einen organischen Abschluß ermöglicht.

Die beiden anderen Einakter vertragen kein näheres Eingehen. In „Puß“, einer Kindergeschichte, entwickelt Dreyer an einem Musterbeispiel seine Anschauung von richtiger und falscher Erziehung in Punkto des Storchmärchens, zum Teil übrigens mit flottem Witz, der diesem Stück denn auch eine freundliche Aufnahme verschaffte. Und in dem letzten, „Volksaufklärung“, will er die Heuchelei in sexuellen Dingen an einem anderen Beispiel zeigen und zugleich sich über die praktische Hilflosigkeit der Sittlichkeitsvereine lustig machen und ihr gegenüber mit grellem Lachen zeigen, wie die Dinge in Wahrheit aussehen. Aber er verkennt in beiden Stücken die Bedeutung und den Zweck der Bühne. Hätte sich der Verfasser mit zwei Feuilletons begnügt, so würde man seiner scharfen Satire alle Anerkennung zollen, auf der Bühne aber wollen wir vor allem Leben sehen.

Gustav Zieler.

Weimar. Als zweite Schauspiel-Uraufführung dieser Spielzeit wurde am 8. März im hiesigen Hoftheater das dreiaktige Drama „Ums Heimrecht“ von Ernst Clausen gegeben. Das Stück ist eine schwache Nachdichtung von Halbes „Mutter Erde“ — aus dem Preußischen ins Holsteinsche übertragen. Es spielt in dem Wohnzimmer auf Hardenborstel, dem alten Erbgut der Familie Lührsen. Heinrich Lührsen, der jetzige Besitzer, hat schwer mit den Folgen der Mißwirtschaft seines verschwenderischen Vaters zu kämpfen und ringt mit zäher Ausdauer darum, daß ihm und seinen Nachkommen das Heimrecht auf diesem alten Familienboden nicht verloren gehe. Das heißt: er sagt von sich, daß er es thue, und die anderen Personen des Stückes sagen es auch. Greifbar dargestellt, in einer tieferen menschlichen Charakteristik begründet ist es ebenso wenig wie der weitere Gang der Handlung, die diesen Mann nun in

den Konflikt zwischen zwei Frauen stellt. Als er sich beim Tode seines Vaters hatte entschließen müssen, Berlin, wo er bis dahin lebte und wo er sich verheiratet hatte, zu verlassen und in die Einsamkeit seines Stammgutes zu ziehen, da verließ ihn seine Frau Lilli, eine Romanschriftstellerin, die im Stück übrigens nicht einmal die Merkmale eines Typus hat. Er zog allein auf das Gut und ließ seinen Hausstand von einem Fräulein Dora Plattner leiten; diese, ein ganzes und volles, gesundes Landideal, that das vortrefflich, unterstützte ihn überall in der Wirtschaft und sorgte auch mütterlich für seinen kleinen Sohn, den er der romanschreibenden Mutter entzogen und mit sich nach Hardenborstel genommen hatte. Dieser einige Jahre ruhig fortbestehende Zustand wird dadurch zu einer Auslösung seiner latenten dramatischen Elemente gesteigert, daß der kleine Lührsen die Diphtheritis bekommt und man seine Mutter an das Bett des Kindes rufen zu müssen glaubt. Natürlich kommt es zwischen den beiden Frauen zu Reibungen; in diesen täglichen Konflikten erkennen Heinrich Lührsen und Dora Plattner, daß sie sich lieben. Der Verfasser löst den Konflikt dann sehr einfach so, daß er Lührsen seine Frau Lilli, die aus Eifersucht natürlich jetzt gerne bleiben möchte, wegjagen läßt und nach Erledigung der Formalitäten eine neue Ehe Heinrich-Dora in Aussicht stellt, die auch von dem wieder genesenden Kinde durch sehnsüchtige Rufe aus dem Nebenzimmer „Tante Do-ra" unbewußt gutgeheißen wird. — In den vielen unbewegten, zu ernster Betrachtung einladenden Situationen des ganz undramatisch gebauten Stückes reden die Leute manch ein Wort vom „Recht der Individualität", vom „Sich-Ausleben", von der „Pflicht gegen sich selbst" und von ähnlichen neuen umstürzlerischen Ideen. „Es weht ein verhängnisvoller ibsenscher Geist über dem Drama", sagte der Kritiker der ersten weimarischen Tageszeitung!

Wilhelm von Scholz.

Zürich. Die neueste Bühnenschöpfung J. V. Widmanns, das vieraktige Drama „Die Muse des Aretin"*), das kürzlich am Hoftheater in Meiningen seine Première erlebte, ist nun auch in der schweizerischen Heimat des Dichters, und zwar am hiesigen Stadttheater, zur Aufführung gelangt. Das Publikum nahm die Novität äußerst freudig auf und ehrte den persönlich anwesenden Verfasser durch Kränze und zahlreiche Hervorrufe. Widmann hat in seiner „Muse des Aretin", die mehr der szenischen Form als ihrem litterarischen Charakter nach ein Drama zu nennen ist, die Zeit der italienischen Renaissance, die ihm vertraut ist, heraufgeführt. Selbst ein Poet, der als Feuilletonist auch für die Bedürfnisse des Tages zu schaffen hat, mochte Widmann von der Gestalt des Pietro Aretino besonders angezogen werden, in dem der Genius eines Dichters und der Geist eines Schriftstellers vereinigt waren, eine Vereinigung, die bei dem Charakter des Aretin aber in eigentümlicher Weise in Erscheinung trat. Die historische Tradition läßt den medisanten Pasquillenschreiber, den schlüpfrigen Dialog- und Komödiendichter Aretin nicht im besten Lichte erscheinen, aber die Tradition ist oft nur die Fama, und die Menschen sind oft besser als ihr Ruf. Auch für Aretin mag dieser Satz zutreffen, wenigstens sucht Widmann ihn als zutreffend zu erweisen, indem er in verschiedenen Einzelzügen gute Seiten des Renaissancemenschen ins Licht rückt und dann auch die dichterische Persönlichkeit als von dem Ethos für erhabene und gewaltige Poesie, von dem sehnsüchtigen Drange, ein großes Werk der Kunst zu schaffen, nicht unberührt erscheinen läßt. Aretin spiegelt da manchmal persönliche Empfindungen des modernen Autors wieder.

Des Stückes Fabel ist einfach. Nach den episch ausgesponnenen beiden ersten Akten wird im dritten Akte Perina, die entlaufene Geliebte des Aretin, nachdem sie im Leben und in der Liebe gescheitert, als eine Kranke und Elende dem Dichter, der gerade an einem Hochzeitsfeste im Garten einer Villa teilnimmt, wieder zugeführt. Mit offenen Armen nimmt er die Schwindsüchtige wieder auf, erglüht für die Entlaufene — daß er sie vermißt hätte, wird man in den beiden Akten vorher nicht gewahr — aufs neue und proklamiert, als man in Perina eines der vielen Liebchen Aretins erblicken will, diese vor den erstaunten Hochzeitsgästen als seine Muse. Man könnte in der fast apotheosenartigen Erhebung Perinas, die übrigens ganz schemenhaft geraten ist und in keiner Weise den Verdacht aufkommen läßt, daß sie Anlage zu einer Aspasia der Renaissance habe, eine feine Ironie des Dichters erblicken. Aretin zieht sich dann mit seiner Muse in die ländliche Einsamkeit zurück, um hier das große Werk, nach dem er sich schon lange sehnte, zu schaffen. Allein er bleibt in den Anfängen stecken. Aretin kann nicht über sich selbst hinaus. Perina erkennt dies wohl. Ein Lästerbrief Aretins auf Michelangelo bestätigt es ihr. Perina, die Todkranke, stirbt, mit ihr die Muse Aretins, von diesem laut beklagt. Doch bald besinnt sich Aretin auf sich selbst, sein „Narrentraum" ist mit der Toten dahin, und die Meldung, daß eine Prinzessin ihn besuchen wolle, trifft schon den alten Aretin wieder. Eine nur wenige Tage dauernde Episode im Leben Aretins hat ihr Ende gefunden. Aus dieser Episode ein Drama zu gestalten, ist Widmann nicht gelungen. Manch charakteristischer Zug Aretins ist da und dort durch die Szene festgehalten, aber einen Charakter oder sagen wir eine Person in dramatischer Handlung charakterisierend zu entwickeln, blieb dem Dichter versagt. Und als ein Dichter, der poetisches Gold in seinen Schöpfungen ausstreut, erweist sich Widmann immerhin in seiner „Muse des Aretin", einer Versdichtung, deren farbenreicher Schmelz, deren schöngewürzte Gedanken die künstlerisch feine und gewählte Art ihres Autors bezeugen.

W. Bolza.

*) Buchausgabe bei J. Huber in Frauenfeld. Preis M. 2,50.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Der Narr des Glücks. Roman von Paul v. Szczepański. Leipzig, Georg Wigand. 2 Bde. M. 6,— (8,—).

Ich komme leider nicht so oft dazu, wie ich möchte, einen von den vielen guten Romanen zu lesen, die in Deutschland geschrieben werden. Mindestens so viele wie in England, ich meine gute, und nicht weniger als im vielgepriesenen Romanlande Frankreich. Paul von Szczepanski erfüllt für mich die wichtigste aller an einen guten Erzähler zu stellenden Forderungen: nämlich, daß er gut erzähle! Einer der besten Erzähler, Lafontaine, hat vor mehr als 200 Jahren dieser Forderung in dem berühmten kurzen Verse Ausdruck gegeben: Contez, mais contez bien! Und man darf mit einem flüchtigen Blick auf alle berühmtesten Romane der Weltlitteratur sagen: kein einziger Roman, alter wie neuer, hat sich dauernd frisch gehalten, in dem nicht jene Forderung erfüllt wäre. Die Odyssee, doch wohl der älteste der großen Romane, der Don Quixote, Gulliver, Robinson — warum sind sie so frisch geblieben und versprechen noch eine weitere Dauer von etlichen Jahrhunderten oder Jahrtausenden? Weil sie, neben vielen anderen guten und großen Dingen, so ausgezeichnet erzählt sind. Und glaubt man etwa, daß Goethes „Wahlverwandtschaften" uns heute noch wie unsere Vorfahren vor 90 Jahren entzücken würden, wenn die Kunst zu fabulieren sich darin nicht so meisterlich bewährte? Damit man sich für Menschen und ihre Handlungen „interessiere", müssen sie eben „interessant" sein; ist das schon im Leben nötig, um wieviel mehr in der

Welt des schönen Scheines! Paul v. Szczepański ist einer unserer besten Erzähler, und dafür darf man ihm allerlei kleine Fehler der sprachlichen Form nachsehen, zumal da die meisten Leser sie gar nicht bemerken werden.

„Der Narr des Glücks" ist ein Roman von Monte Carlo und seiner Spielhölle. Ich bin ziemlich weit in der Welt herumgekommen, habe aber auf allen meinen Fahrten das alte Raubnest, aus dem eine moderne Räuberhöhle geworden, immer gemieden. Ich werde es wahrscheinlich auch niemals kennen lernen, weil mich, ohne daß ich mich für einen Moralfatzke halte, ein unüberwindlicher Abscheu von einem Ort fernhält, wo berufsmäßig um Geld gespielt wird, in der Spielhölle eines sogenannten Fürsten, von dem die Chroniken melden, daß er aus dem ältesten noch lebenden Fürstengeschlecht Europas stammt. — Szczepańskis Roman hat mich übrigens, abgesehen von seiner meisterlichen Erzählungskunst, noch aus einem ganz persönlichen Grunde aufs höchste gefesselt. Ich bin kein Spieler, rühre nie eine Karte an, kann unerhörterweise nicht einmal Skat spielen; trotzdem aber, oder vielleicht gerade deshalb, hat mich die mathematische Seite des Spiels, insonderheit der Roulette von Monte Carlo, stets merkwürdig gefesselt, zu meinem eigenen Erstaunen. Man lache mich ruhig aus, aber ich möchte meine Schande einmal erzählen: ich bin nämlich selbst der Erfinder eines, natürlich von mir für unfehlbar gehaltenen „Systems", um an den Roulettetischen zu Monte Carlo zu gewinnen. Es ist streng mathematisch und, wie ich noch hinzufügen darf, von mir wissenschaftlich, d. h. durch zahllose ausgedehnte Versuche mit einer Kinder-Roulette, als unfehlbar festgestellt, vor vielen Zeugen. Ich habe nach meinem System mit dem kleinsten Einsatz in etwa einer Stunde gegen 150 Frs. gewonnen, unwandelbar bei jedem Spiel, vor Mitspielern und Beobachtern, die ihre Aufzeichnungen über Einsätze und Gewinne gemacht haben. Ich habe dann mein System an den amtlichen veröffentlichen „Bulletins" über die sämtlichen Roulettekugeln mehrerer Wochen in Monte Carlo nachgerechnet, und es hat sich unfehlbar bewährt. Man kann sich also denken, mit welcher Spannung ich Szczepańskis Roman gelesen habe, der das innerste Getriebe des Roulettespiels in Monte Carlo an der Figur eines Spielers enthüllt. Ich sagte, ich war nie in Monte Carlo und werde nie hinreisen, aber ich glaube, ich kenne es jetzt: aus Szczepańskis Roman. Auch darin wird ein System entwickelt und durchgeprobt, ein geniales, nur daß es nicht mathematisch ist, und an diesem Fehler scheitert der Held, der es anwendet. — Das Luderleben in Monte Carlo ist mit wahrhaft naturwissenschaftlicher Treue geschildert: so würde etwa ein Professor der pathologischen Anatomie eine Rieseneiterbeule beschreiben.

Szczepańskis Roman ist allermindestens eine sehr gute Unterhaltung; er ist aber noch etwas besseres: er ist ein Stück vortrefflicher Erzählungslitteratur und wird seinen Eindruck so leicht auf keinen Leser verfehlen.

Berlin. *Eduard Engel.*

Die ganze Hand. Roman von Hans Hopfen. (Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. 16. Jahrgang, Band 17 und 18.) Stuttgart 1900, J. Engelhorn. 144 u. 157 S. M. 1,— (1,50).

Zehn oder elf? Eine Erzählung aus dem Süden von Hans Hopfen. (17. Jahrgang, Band 20.) Ebenda. 158 S. M. —,50 (—,75).

Bessere Unterhaltungslektüre! Das erste Buch könnte höher eingeschätzt werden, wenn nicht ein Teil der Personen, namentlich die Heldin, einen gar zu romanhaften Charakter trüge. Aber diesem wunderbaren, von ungezählten Freiern umschwärmten weiblichen Wesen, das sich Randa von Wesselbrunn nennt, fehlt denn doch die innere Glaubwürdigkeit. Wir vernehmen in neuer Variante die alte Geschichte von der Tochter aus vornehmem, aber verarmtem Hause, die sich dem Vater zulieb — er ist im vorliegenden Fall geisteskrank — einem ungeliebten Manne verkauft: diesmal einem jener exzentrischen Generale und Diplomaten, die uns in der modernen französischen Litteratur häufig begegnen. Nachdem der hilfsbedürftige Vater tot ist, hält Randa den Zweck ihres Lebens für erfüllt und stürzt sich ins Meer vom Bord des Schiffes, das sie an der Seite ihres Gatten in die neue Heimat bringen soll. Der Mann, den Randa eigentlich liebt, ist ein etwas verbummelter, begabter Sohn aus gutem Hause, der in jugendlicher Schwärmerei Sozialdemokrat wird, sich aber infolge übler Erfahrungen zum Redakteur einer konservativen Zeitschrift häutet. Diese politischen Partieen sind die interessantesten und besten des Werkes, obwohl sie mit der übrigen Handlung nicht organisch verschmolzen sind. Die satirischen Schilderungen des sozialistischen Parteigetriebes mit seiner Schreckensherrschaft und Arbeiterverhetzung wirken mit voller Lebenswahrheit. Auch sonst ist manches mit glücklicher Anschaulichkeit, offenbar unter Benutzung wirklicher Modelle, gestaltet. Aber dennoch kann kein rechter Genuß am Ganzen aufkommen, weil dazwischen öde Strecken konventioneller Romanphantasie liegen.

Gleichmäßiger und einheitlicher ist die zweite, kürzere Erzählung ausgefallen, die nur eine fesselnde Geschichte sein will, diesem Anspruch aber auch vollständiger als das zuerst besprochene Buch genügt. Ein junger Sizilianer aus vornehmer Familie erdolcht insgeheim auf einem öffentlichen Maskenball einen gewissenlosen Streber, der ein schönes Nähmädchen verführt, verraten und in den Tod getrieben hat und der verliebten Zwillingsschwester des Helden dasselbe Los bereiten will. Die heiteren Vorbereitungen zu einem anmutigen Maskenspiel sind in diese tragische Fabel geschickt verwoben, das Lokalkolorit ist gut getroffen. Von Anfang bis zu Ende wird der Leser in angenehmer Spannung gehalten.

An der flotten stilistischen Darstellung der beiden Romane stören bisweilen einzelne nachlässig-burschikose Wendungen. Im Dialog mag das angehen; aber wo der Erzähler selbst das Wort führt, sollte nur geläuterter Geschmack walten.

Stuttgart. *Rudolf Krauss.*

Verlassene Wege. Von Heinrich Hansjakob. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Das jüngste Werk des Stadtpfarrers von Freiburg fügt seinem litterarischen Porträt keine neuen Züge hinzu. Das ist die gewohnte Art behaglich breiter Erzählung, der gewohnte heftige Ton gegen die Sündhaftigkeit unserer Zeit. Was der Verfasser auf einer Wagenfahrt in den schönen Hegau und ins Hohenzollernländchen erlebt und erdacht hat, das trägt er gewissenhaft in sein Tagebuch ein. Zumeist hat er in den trefflich eingerichteten katholischen Pfarrhäusern Einkehr gehalten, wobei man sich denn überzeugen kann, daß die geistlichen Herren ein wahrhaft friedvolles und glückliches Dasein führen. In Radolfzell bei fröhlichem Tischgespräch erinnert der Gastgeber unseren Wanderer an eine seelsorgerische That aus seiner, Hansjakobs, waldshuter Zeit. Ein Maidle kommt zu dem jungen Geistlichen und verrät, daß sie gern heiraten möchte, indessen stehe in ihrem Gebetbuch eine so herrliche Lobrede auf die Jungfräulichkeit, daß sie Bedenken trage, zu thun, was sie selbst und ihre Eltern wünschten. Ein braver Bursche habe um sie angehalten, allein sie komme über das Gebetbuch und die schöne Predigt über die Jungfräulichkeit nicht hinweg. Was thut Hansjakob? Er läßt sich das Gebetbuch geben und reißt kurzer Hand das betreffende Blatt heraus. „So, Jungfrau, das Gebet will ich für mich behalten, und Ihr geht heim und heiratet." So war der junge Hansjakob, und der alte ist akkurat derselbe geblieben: ein kernguter Mann, wahr und klar und mit dem seltenen Mut ausgerüstet, den Leuten die Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Daß wir ihm bei all seinen wunderlichen Ein- und Ausfällen nicht immer Gefolgschaft leisten, wird er nicht krumm nehmen. So träumt er sich in seinem neuen Buch am lieblichen Gestade des Bodensees in die Pfahl-

bautenzeit zurück und preist die Pfahlbaumenschen glücklich, denen noch nichts von den Gebresten und Sünden der „Ueber-Kultur-Sterblichen" angehaftet habe. Allen Respekt vor den Pfahlbaumenschen und ihrer Eßkunst, wie sie uns der unvergeßliche „Auch einer" überliefert hat, aber ich meine, wir können doch herzlich froh sein, daß wir diese wasserreiche Periode in der Geschichte der Menschheit hinter uns haben.

Giessen. *Alfred Bock.*

In der Grenzschenke. — Lena Sieg. Von Carl Busse. Berlin W., Karl Goldschmidt. 1901. M. 1,50.

Carl Busses dichterische Stärke liegt auf dem Gebiete der Lyrik. Auch der Wert seiner Prosabücher beruht hauptsächlich auf der satten lyrischen Stimmung, in die er seine Erzählungen zu tauchen versteht. Stofflich genommen sind diese sogar meist unbedeutend; sie behandeln weder interessante Probleme, noch machen sie uns mit eigenartigen Charakteren bekannt. Am besten gelingen ihm noch die Erzählungen aus dem Leben der polnischen Landleute in seiner Heimat Posen. Hier trägt die gelungene Zeichnung des fremdartigen Milieus den Leser über manche Mängel in der Zeichnung der Personen hinaus. Auch im vorliegenden Buche läßt sich dies bemerken. Die Geschichte von dem verkommenen Studenten Staschu, der bei der Großmutter in der Grenzschenke nur Wirrsale hervorbringt, ist weder so neu, noch die Charakteristik der Personen so scharf, daß sie uns besonders anzieht. Wirkungsvoll ist nur der tiefe lyrische Ton, auf den sie gestimmt ist und der in der Gestalt der Großmutter ergreifend anklingt und künstlerischen Genuß hervorruft.

Unbedeutend ist die zweite Geschichte „Lena Sieg", in der uns von einem jungen Dichter erzählt wird, der alle schwärmerischen Mädchenköpfe verdreht. Wir kennen diesen jungen Mann aus mancher anderen Dichtung Busses, können aber dieser Gestalt, deren Vater kraftvolle, von sich etwas zu sehr eingenommene Jugend ist, nicht glauben. Uebrigens dürfte Busse von dieser Erzählung selbst heute anders denken, denn daß er unter ihren Titel die Jahreszahl 1894 setzte, will mir wie eine Entschuldigung erscheinen.

St. Leonhard a. Forst. *Karl Bienenstein.*

Frau Eva. Das Buch unserer Liebe. Von Georg Niedenführ. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. 1901.

Das Werk einer seltsamen Mischung, aus widerstrebenden Gedanken und voll sich wehrenden Fühlens, ein jugendliches Buch, unreif und oft halb toll und doch mit manchem versöhnenden Wort und Bild.

Es giebt Farben, die „sich beißen"., So beißen sich auch manche Gefühls- und Gedankenwelten. Das „Buch einer Liebe", klangvoll und gewaltig zu schreiben und in diesem Liebesbuch einen letzten und höchsten philosophischen Extrakt niederzulegen — das „beißt sich".

Nietzsche ist schuld! Er hat Philosophie in Hymnen geschrieben und für den Primaner — und auch für den Künstler? — und auch für den Philosophen? — bedeuten Klang und Schönheit eines Hymnus mehr als sein Gehalt. Niedenführ will auch „denken im Dichten" und schreibt ein brünstiges Liebesbuch mit einem philosophischen Einschlag, ein Buch, in dem gesprochen wird vom Frühling, von der Keuschheit, vom Stil, vom Manne und Weibe, vom Dichter und noch vieles andere. Man hört da manch gutes und kluges Wort. Und schließlich hält der Verfasser drei Reden vom neuen Menschen: die Rede von seiner Stellung in der Natur, die Rede vom neuen Wissen, die Rede von der neuen Kunst. So redet er viel, und so redet er fast gar nichts Neues! Und endlich liebt ihn Frau Eva und giebt sich ihm hin! Der Sturm der Liebe ist glänzend, wortreich und packend geschildert. Doch überall kommt Reflexion und Gleichnis und zuletzt — fast unausbleiblich als großes Zukunftssymbol — das im Schoße keimende Kind . . . Das „Buch einer Liebe" sollte einfach sein, großzügig, fortreißend in Fühlen und Leidenschaft. Peter Nansens „Maria"! Dort liegt der Kern! Aber auch Niedenführs Buch hat trotz allem echte Töne, und man kann es immerhin mit Interesse lesen.

Berlin. *Friedrich Heller.*

Unfreie Liebe. Roman von Lisa Weise. Berlin, Gebr. Paetel. 1901.

Leiden. Blätter aus einem Lebensbuche von Bernhardine Schulze-Smidt. Dresden, Carl Reißner.

Unschuld. Ein modernes Mädchenbuch von Elsa Asenijeff. Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

Lisa Weise schildert eine hübsche Rentierstochter mit „hellgrauen Idealisten-Augen", deren „Ueberschuß an vitaler Kraft und Intelligenz" sich in den spießbürgerlichen Verhältnissen des Elternhauses nicht behaglich fühlt. Zu ihrem Glück lernt sie eine etwas abenteuerliche russische Familie kennen, die ihr nun das bietet, was sie daheim nicht haben kann und noch obendrein einen bildschönen, von allen Damen vergötterten spanischen Tenor, dessen gute Kameradin und gewandte Begleiterin sie wird. Nach einer Reihe von phantastischen Erlebnissen wird die Heldin noch von ihrem einstigen Anbeter, dem charaktervollen Offizier Manfred von Lenz heimgeführt. Das von unmöglichen Thatsachen strotzende Buch ist sehr „spannend", der Stil ein Gemisch von internationalem Jargon und marlittscher Fülle an schmückenden Beiworten.

Bernhardine Schulze-Smidt zeigt uns mit leider etwas zu großer Sentimentalität den Seelenzustand eines jungen Mädchens, das sich aus Gram über eine unglückliche Liebe in die Heimat ihrer Mutter, die holländische Stadt Leiden, flüchtet, um dort, weltvergessen, ihrem Kummer zu leben. Sie gesundet innerlich und wird schließlich von einem braven Mann geheiratet. Der novellistische Teil des Buches geht über den Durchschnitt nicht hinaus; wohlgelungen aber sind die Schilderungen der kleinen, regentrüben Stadt und verschiedener holländischer Milieus.

Die „modernste" unter den drei Schriftstellerinnen, Elsa Asenijeff, wohl selbst noch sehr jung, will aus dem Schatz ihrer Erfahrungen heraus jungen Mädchen die Schwere und Grausamkeit des Lebens offenbaren, damit sie nicht später einmal ihr Frauenschicksal in seiner ganzen Erbarmungslosigkeit überwältigt. Mehrere ihrer kurzen Skizzen sind tief empfunden und deuten auf feine psychologische Beobachtung (so z. B. „Schulfreundinnen"), im ganzen aber haftet der Verfasserin noch eine gewisse gedankliche Unreife an, die sich auch in dem allzusehr nach Besonderheit haschenden Stil offenbart. Der warme Drang, Frauenleben und Frauenschicksal in seiner tiefen Innerlichkeit zu erfassen, berechtigt zu Hoffnungen; möge die Verfasserin ihre gute psychologische Veranlagung pflegen und deren Resultate in einer weniger anspruchsvollen, aber scharf und sicher geprägten Sprache zum Ausdruck bringen.

Dresden. *Anna Brunnemann.*

Juda, der Unberühmte. Roman von Thomas Hardy. A. d. Engl. übers. von A. Berger. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1901. 562 S. M. 4.—.

„Jude the Obscure", obwohl schon sechs Jahre alt, ist die letzte größere Romanspende Thomas Hardys geblieben. Die Zeit ist an diesem verschämten Ausflug ins Gebiet des Naturalismus spurlos vorübergegangen. Auch heute wäre die Welt noch nicht erleuchtet genug für diese Pioniere der freien Liebe. Auch heute könnten sich Individualitäten von der Art Judes und Sues nicht ausleben, da sie entweder mit ihren Nebenmenschen oder mit den Gesetzen in Konflikt gerieten. Auch heute ist moralisch recht noch nicht gesetzlich recht geworden, worüber schon Antigone bewegte Klage führt. Der Kampf dieser beiden entgegengesetzten Kräfte löst die Handlung aus. Mehr als das steuerlose Herumschwanken auf dem Ozean der Liebe fesselt uns Judes symbolische Bedeutung: nie ward der Bildungsdrang des kleinen englischen Arbeiters, der mitten in allen

Plackereien noch Vorlesungen über alte Geschichte hört, warmherziger dargestellt.

Die Uebersetzung, die bei Thomas Hardys Vorliebe für kunstreich verschlungenen Periodenbau ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden hat, liest sich streckenweise ganz leidlich. Oft ist es ein bloßes Uebersetzen von einem Sprachufer zum andern. An Fehlern, Ungenauigkeiten, Mißverständnissen im einzelnen ist kein Mangel; sie seien verschwiegen, weil die Uebersetzerin doch die redliche Absicht durchblicken läßt, ein lesbares Deutsch darzubieten. Geradezu ärgerlich verfehlt ist dagegen der Titel. Man mag es ein besonderes Mißgeschick nennen, wenn dem Uebersetzer noch obendrein die Aufgabe zufällt, einen andern Titel zu finden. Der hier gefundene schießt mit Glanz daneben. „Jude the Obscure" ist der Mann im Schatten, der nicht hochkommen kann, ein armer Teufel, der sein ganzes Leben hindurch vergeblich ringt; „Schlemihl" läßt sich trotz Chamisso nicht sagen, weil das Wort durch die Umgangssprache entwertet ist; ich habe die Empfindung, es müßte bei Anzengruber einen Dialektausdruck geben, der Hardys Begriff am ehesten deckt. „Der Mann im Schatten" wäre vielleicht noch am empfehlenswertesten, obwohl dann der Eigenname verschwände. Daß „Jude" zum Juda wurde, läßt sich in diesem besonderen Fall einmal entschuldigen; im allgemeinen gilt jedoch für Eigennamen aufs strengste die Mahnung „hands off"! Es entstehen immer Unzuträglichkeiten, selbst wenn man dem kleinen Mowgli im Dschungelbuch sein w entzieht. Hier hat die Uebersetzerin eigensinnig aus der Sue des Originals eine Suse gemacht; sofort schleicht sich ein fremder Zug in das Charakterbild dieses quicken, aetherischen Geschöpfs ein, und unnötigerweise wird die Erinnerung an eine „Traumsuse" heraufbeschworen. Die Namengebung ist kein so unwesentlicher Teil beim Dichter, daß der Uebersetzer das Recht hätte, nach eigenem Gutdünken daran herumzumodeln. Und deshalb noch einmal: „Hands off"!

Berlin. *Max Meyerfeld.*

Aus dem lateinischen Viertel. Skizzen aus dem schwedischen Universitätsleben von August Strindberg. Autorisierte Uebersetzung von Siegfried Robert Nagel. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt, vorm. S. Schottländer, 1901. 238 S. M. 2,50.

Dieser Sammelband enthält kleine und häufig belanglose Arbeiten aus Strindbergs Studentenzeit. Die Skizzen haben aber trotzdem viel Interesse, schon weil sich in ihnen nicht eine Spur von dem späteren Strindberg findet. Seinen reifsten und tiefsten Ausdruck hat Strindberg später in lyrischer Dichtung gefunden. Lyrisch bedeutet in seinem Falle: unverhüllte Schilderung des eigenen Lebens. Man hat allen seinen großen Werken gegenüber immer das Gefühl, daß die Intensität seines individuellen, ganz persönlichen Lebens ihm nicht die Zeit zu einer Gestaltung gelassen hätte. Die vorliegenden Skizzen haben nichts Lyrisches. Ihre Wesenheit besteht in Beobachtung der Umwelt und in oft noch recht unbeholfenen Versuchen ihrer Schilderung in satirischer Beleuchtung. Es ist, als wäre sein eigenes Leben damals so nichtig gewesen, daß ihn nichts daraus zur Verdichtung angereizt hätte. Die meisten Skizzen schildern belanglose Menschen, belanglose Begebnisse. Nur in dem letzten Stück „Alt und Neu" ist doch schon im Keime etwas von den Kämpfen der Welten zu spüren. Und das ist es auch, was damals vielleicht die Ursache zur Abfassung dieser kleinen Schilderungen war: Er schien schon damals die Welt aus seiner Kampfnatur heraus zu sehen, wenn er auch augenscheinlich noch nicht recht aus und ein wußte. Darum die verkappte Sentimentalität in der Satire, die seinen Grimm ausdrücken sollte. — Alles in allem: Von diesen Skizzen zu dem Strindberg etwa des „Vaters" oder dem heutigen ist ein unermeßlicher Weg.

Breslau. *Josef Theodor.*

Millionenstudien. Von Multatuli. A. d. Holländ. v. Wilh. Spohr. Minden i. W., J. C. C. Bruns. gr. 8°. 378 S. M. 4,50 (5,50).

Fürstenschule. Schauspiel in 5 Aufz. v. Multatuli. A. d. Holländ. v. Wilh. Spohr. Minden i. W., J. C. C. Bruns. gr. 8°. 134 S. M. 2,25 (3,—).

Die Abenteuer des kleinen Walther. A. d. Holländ. v. Wilh. Spohr. Minden i. W., J. C. C. Bruns. gr. 8°. 440 S.

Von Wilhelm Spohrs groß angelegtem Multatuli-Werk liegen drei weitere Bände vor. Zuerst die umfangreichen Millionenstudien, die dem Aufenthalt Multatulis in Wiesbaden ihr Entstehen verdanken, und in denen uns der Dichter die prächtigen Typen vorführt, die sich um die damals noch bestehende Spielbank drängten. Daneben das bei Multatuli bekannte Blitzfeuerwerk von geistreichen Betrachtungen über tausenderlei Dinge, die mit einander nur lose im Zusammenhang stehen, und die es ganz unmöglich machen, auf knappem Raum auch nur annähernd etwas wie eine Inhaltsangabe der Millionenstudien geben zu wollen. Die Millionenstudien waren anfänglich als Feuilletons für ein holländisches Blatt bestimmt. Aber schon nach wenigen Fortsetzungen war das Blatt genötigt, den Abdruck einzustellen, weil, wie Multatuli in der Vorrede zu der späteren Buchausgabe mitteilte, die Leser nach der Versicherung der Redaktion „nichts davon begriffen". Das ist verständlich. Eine leichte Feuilletonlektüre sind die Millionenstudien allerdings nicht. — Ein weiterer Band der spohrschen Ausgabe bringt die „Fürstenschule", dieses geistvolle Drama, das ja jetzt, dreißig Jahre nach seinem Entstehen, durch Aufführungen auf deutschen Bühnen (vgl. LGIII, 1728) den Namen des Verfassers auch weiteren Kreisen bekannt macht. — Und dann kommt der prächtige „kleine Walther", von allem, was Multatuli geschrieben, sicherlich das tiefste, innigste, poetischste, unbedingt der Höhepunkt seines Schaffens, der schönste und klarste Ausdruck seiner reinen Menschlichkeitsphilosophie. Denn der Mensch an Multatuli ist das größte in seinem Dichten und in seiner Philosophie; in seinem Dichten, das immer auf dem greifbaren Boden der Erde bleibt und doch die höchsten Ideale verkörpert, in seiner Philosophie, der alles Systematisieren und Schematisieren der Philosophenzunft so unendlich fremd ist. Die „Abenteuer des kleinen Walther" bieten dem Leser das Seelengemälde eines Kindes, eine Psychologie der Kindesseele, also einen Stoff so umfassend und dankbar zugleich, wie kaum ein zweiter. Multatuli selbst sagt, daß er „ein Heldengedicht giebt, in dem er den Kampf schildert des Guten im Menschen gegen die Bosheit, den Riesenkampf wahrer, heiliger Poesie gegen die Lügenprosa, die uns die Welt für Wahrheit giebt." Er zeigt uns den kleinen Walther mitten in einer Umgebung, die nicht einmal sonderlich beschränkt oder boshaft ist. Es ist die richtige Alltagswelt, wie sie uns das Leben hundertmal bietet, in der der kleine Walther aufwächst, in der er ein unverstandenes, ungeliebtes Dasein führt und in der seine kleine, etwas phantastische, träumerische Kindesseele leidet. Einzig ist die Milieuschilderung. Die Bildungsbeschränktheit der sogenannten „gutbürgerlichen" Kreise und die Philister-Lebensanschauung sind wohl selten mit so treffender Ironie charakterisiert worden, wie hier von Multatuli. Alles in allem ein Buch, so voll von prächtiger Lebensweisheit, so fein beobachtet, daß es dicke pädagogische Kompendien an Gehalt aufwiegt.

Hamburg. *Paul Rachè.*

Lyrisches und Episches.

Traumland. Zwei episch-lyrische Dichtungen von Constantin Masurin. Frei aus dem Russischen durch Richard Zoozmann. Mit Bildern und Vignetten von Wilhelm Roegge jr. Berlin, Otto Elsner. 1900. 62 S.

Ein lebensmüder Poet sehnt sich nach dem Tode. Er rafft seinen Geist zusammen, und in eisiger Novembernacht, um die Geisterstunde, beginnt er, sein Testament niederzuschreiben. Ein schweres, grausiges Stück Arbeit; denn längst vergessen geglaubte Wesen tauchen nach und

nach vor ihm auf, die Schatten jener Unglücklichen, deren Leib und Seele er einst zu Grunde gerichtet hat. So zieht das ganze Leben an ihm vorüber, eine schmutzige Kette von Lastern und Verbrechen. Aber er will seine Erdenschuld nicht reuig eingestehen und leugnet jeden Frevel ab. Da ertönt eine Glocke „wie aus tiefem Bergesgrunde" — der Tod tritt auf die Schwelle. Alle Schatten entweichen, und der Dichter streckt ihm die Hände entgegen als seinem Erlöser . . .

Die zweite Dichtung „Der Selbstmord" behandelt ein ähnliches Motiv wie „Das Testament". Auch hier ist es ein Poet, der sich von dieser dumpfen staubigen Erde nach dem sonnigen Reiche der Ruhe sehnt. Er will gewaltsam seinen hoffnungsarmen Tagen ein Ziel setzen und sich durch — Kohlendunst vergiften. Schon umgaukeln ihn verklärte Jugenderinnerungen und heitere Todesphantasieen; Engel- und Geisterchöre erscheinen, sogar ein funkelnder Goldregen klingt und schwatzt durch seine zuckenden Träume — da plötzlich heben sich seine halbgebrochenen Augen wieder, er fühlt den Atem eines Menschen und gewahrt über sich gebeugt ein besorgtes Antlitz. Es ist der Arzt, der ihn vom Erstickungstode gerettet hat. Durch die Straßen von Moskau hallt Glockengeläute; die Menschen gehen zur Kirche, denn es ist Sonntag. Aber dazwischen tönt das Harmonikagedudel und der hungerige Singsang der herumstreichenden Bettlerbanden; und wuchtiger als je schlägt der Schrei der Not und der Sünde an sein Ohr.

Wer nach den Inhaltsandeutungen schließen wollte, könnte vermuten, daß die beiden Dichtungen einen tiefen, erschütternden Eindruck hinterließen; aber ich muß gestehen, daß ich diese mächtige Wirkung trotz wiederholter Lektüre nicht empfunden habe; im Gegenteil — die Gedichte haben mir eine gewisse Ernüchterung bereitet. Diese Enttäuschung liegt also offenbar nicht im Stoffe begründet, sondern lediglich in der Behandlung des Stoffes. Es ist dem russischen Dichter nicht gelungen, eine ausgereifte einheitliche Stimmung wachzurufen.

Richard Zoozmann hat die beiden Dichtungen frei aus dem Russischen übertragen, wie er selbst sagt; er brauchte sich also nicht Wort für Wort an das Original zu binden. Aber daraus erwuchs ihm eine andere Pflicht, nämlich eine sprachlich und metrisch durchaus einwandfreie, d. h. künstlerisch *schöne* Uebersetzung zu liefern. Daß er dieser Aufgabe in jeder Hinsicht gerecht geworden ist, läßt sich nicht bedingungslos zugeben. Abgesehen von einzelnen verschränkten Satzstellungen und einigen gar zu prosaischen Wendungen, erscheint mir die Behandlung des fünffüßigen Jambus nicht immer musterhaft. Zoozmann liebt offenbar das kühne Enjambement; aber Präpositionen, Relativpronomina und Konjunktionen am Schlusse des Verses oder gar die Loslösung des bestimmten und unbestimmten Artikels vom Substantiv stören geradezu den Rhythmus und Wohlklang.

Bedburg. *Theodor Herold.*

Der russische Parnaß. Anthologie russischer Lyriker von Friedrich Fiedler. 2., unveränd. Aufl. Dresden, Heinr. Minden. 261 S. M. 2,—.

Friedrich Fiedler hat in dieser Blütenlese russischer Lyrik ein sehr kühnes Unternehmen gewagt: die Schöpfungen von 58 russischen Lyrikern hat er in deutscher Sprache nachzudichten versucht. Man darf sich nicht darüber wundern, daß Fiedlers Können, das sich sonst in der Uebersetzung der Lyrik einzelner russischer Schriftsteller trefflich bewährt hat, zur Lösung dieser Riesenaufgabe nicht ausgereicht hat. Wer vermöchte einem halben Hundert Dichter nachzuempfinden und ihre Sprache kongenial nachzubilden! Dem gedanklichen Gehalt und der äußeren Form der verschiedenen Dichtungen ist Fiedler auch in dieser Anthologie gerecht geworden, und nur selten hat er, um das russische Original möglichst getreu nachzubilden, bewußt oder unbewußt der deutschen Sprache Gewalt angethan. Aber den übersetzten Schöpfungen der einzelnen Dichter fehlt die besondere Farbe, der individuelle Klang und Rhythmus; alle Gedichte dieses Bandes haben mehr oder minder fiedlersches Blut in sich, das ihre ursprüngliche Eigenart bis zu einem gewissen Grade abgeschwächt hat. Vollen Lobes wert ist dagegen die Auswahl, die Fiedler aus den Werken der 58 Lyriker getroffen hat. Die Odendichter Lomonossow und Derschawin, die Zeitgenossen Katharinas II., eröffnen ihre Reihe, die in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts geborenen Fofanow und Mereschkowski beschließen sie. Es ist eine würdige Repräsentation der russischen Lyrik, die erst auf ein Alter von 150 Jahren zurückblicken kann, und jeder einzelne Poet ist mit charakteristischen Schöpfungen vertreten. Vermißt habe ich in der Reihe nur Krylow, den Gellert Rußlands, der unbedingt mit einigen seiner beliebten Fabeln hätte Aufnahme finden müssen. Eine recht fatale Beigabe des Buches sind jedoch die kurzen biographischen und manchmal leider auch noch ästhetisierenden Notizen, die Fiedler den Namen der einzelnen Dichter zugefügt hat. Sie hätten, wenn auch der Text der Gedichte bei der jetzigen zweiten Auflage des Buches unverändert blieb, entschieden einer neuen Ueberarbeitung unterworfen werden müssen, nicht nur um ihrer schrecklichen Nüchternheit und Bedeutungslosigkeit willen, sondern auch, um glatte Unrichtigkeiten zu vermeiden von der Art, daß Feth und Maikow noch als lebend bezeichnet werden, während sie bereits vor mehreren Jahren gestorben sind. Und kritische Bemerkungen, wie die Charakteristik Nekrassows durch die zwei Worte „berühmter Tendenzlyriker" oder die Notiz über Lermontow: „Nebst A. Puschkin der gefeiertste Dichter Rußlands" sind so flach und schief, wie man sie einem Manne wie Fiedler, der sich doch in der russischen Litteratur mehr als nur ganz flüchtig umgethan hat, kaum zutrauen sollte.

Berlin. *Eduard Höber.*

Dramatisches.

Sonnwendtag. Drama in fünf Akten von Karl Schönherr. Wien, C. W. Stern.

Vor zwei Jahren hat Schönherr mit seinen, in diesen Blättern wiederholt gewürdigten „Bildschnitzern" einen Erfolg gehabt, der zu den Seltenheiten gehört. Von der gesamten Kritik wurde dieser eine kurze, erschütternde Akt schon vor dessen Bühnenaufführung als ein den weitesten Anforderungen entsprechendes Drama bezeichnet, das wie eine Erlösung aus der Menge seichter Bühnenstücke wirke. Der Erfolg, den der Einakter auf vielen Theatern Deutschlands und Oesterreichs fand, gab dieser Kritik vollkommen recht. Man konnte also um so mehr auf das Werk gespannt sein, das den „Bildschnitzern" folgen würde. Die großen Erwartungen, die insbesondere die österreichische Litteratur auf Schönherr gesetzt hatte, sind nun nicht getäuscht. Noch mehr: der „Sonnwendtag" bedeutet einen großen Aufstieg, die Reife*). Wie die „Bildschnitzer" spielt er in Tirol, und zwar in der unmittelbaren Umgebung Innsbrucks. Der Konflikt ist aus dem Kulturkampf gegriffen, den Jungtirol nun seit einer Reihe von Jahren gegen den in den tiroler Bergen erbgesessenen Ultramontanismus führt. Aber Schönherr bildet nur und stellt sich über die Parteien. Das werden ihm diese wahrscheinlich zum Vorwurf machen, der künstlerische Wert des Dramas hat jedoch entschieden dadurch gewonnen, daß Schönherr den politischen Parteizwist nur in seinen Wirkungen auf einfache, gut geartete Menschen zeigt und gerade zwei solche darin umkommen läßt. Die fünf Akte spielen in gedrängter zeitlicher Aufeinanderfolge in einem kleinen Wallfahrtsort, am Abend, da in Tirol von den national gesinnten Städtern auf den Spitzen der Berge nach altem germanischem Brauche die Sonnwendfeuer entzündet werden. Alljährlich werden dann die Bauern von den Pfarrkanzeln herunter aufgehetzt, solche gottlose Gebräuche nicht zu

*) Wie soeben bekannt wird, hat Schönherr für sein Drama aus der Bauernfeld-Stiftung einen Ehrenpreis von 4000 Kronen erhalten.

dulden, Feuerverbote zu erlassen, und wenn alles nichts nützt, die Städter mit Knütteln die Berge hinunterzujagen. — In dieses Dorf hinauf tragen am Sonnwendabend einige junge Turner unter der Führung eines ziemlich fanatisch gezeichneten Bauernagitators die Fackel der Zwietracht. Durch eine unglückliche Verkettung der Verhältnisse wird davon gerade jenes Haus in Brand gesteckt, in dem Eintracht und Liebe herrschte, und werden jene Menschen zu den Helden der Dorftragödie, die abseits standen, ohne Schuld, und nun die Folgen eines Kampfes tragen müssen, in den sie wider Willen hineingezerrt wurden. Dieser Schluß erinnert beinahe an jenen der „Bildschnitzer", wo ja auch zwei grundbrave, ehrliche Leute sich ihr Glück schuldlos zerschmettern lassen müssen. Der große Wert des schönherrschen Dramas liegt nicht nur in den einfachen, ungekünstelten Vorgängen, in der straffen Komposition, die nirgends eine Lücke läßt, sondern vorwiegend auch in der Schilderung bäuerlichen Lebens und Empfindens, wie wir sie in solcher Kraft und Treue seit Anzengruber nicht mehr fanden. — Falls die österreichische Zensur, die in neuester Zeit wieder übermäßig empfindlich ist, — wir erinnern an das Verbot von Kranewitters „Andre Hofer", — diesem Drama gegenüber keine Schwierigkeiten macht, soll es in nächster Zeit im wiener Burgtheater seine Erstaufführung erleben. Dies würde nur zeigen, daß die erste Bühne unseres Reiches ihre Aufgabe, an der Wiedergeburt der österreichischen Dichtung ihren thätigen Anteil zu nehmen, endlich richtig erkennt.

Innsbruck. *Hugo Greins.*

Litteraturwissenschaftliches.

Unsere volkstümlichen Lieder. Von Hoffmann von Fallersleben. 4. Auflage. Herausgegeben und neu bearbeitet von Karl Hermann Prahl. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1900. VIII, 349 S. M. 7,—.

Das deutsche Studentenlied. Von Dr. K. H. Prahl. (Burschenschaftliche Bücherei, Bd. I, Heft 5.) Berlin W. 1900, E. Heymann. M. 0,60.

Wer in den letzten Jahren die Forschungen über das deutsche Volkslied verfolgt hat, weiß, daß die Anschauungen über das Wesen der Volksdichtung, über ihre Abgrenzung gegen die Kunstpoesie, über die „dichtende Volksseele" u. s. w., lauter Dinge, über die man früher mit Sicherheit urteilen zu können glaubte, lebhaft in Fluß geraten sind. Das liegt im Sinne der wissenschaftlichen Volkskunde unserer Zeit. Einer Periode der Ueberschätzung volkstümlicher Schöpfungskraft und Gestaltungskunst ist eine mehr skeptische Betrachtungsweise gefolgt. Die alten germanischen Götter haben gewaltig an Kredit verloren, seit man die „Quellen", besonders die Edda, historisch und kritisch zu sondieren begann, die lieben Volksmärchen sucht man — gewiß mit Unrecht — in möglichst engen, ursächlichen Zusammenhang mit den Kunstwerken des indischen Dichters Somadeva u. a. zu bringen, und für jedes deutsche Volkslied möchte man einen Verfasser nachweisen, ja die Volkslyrik oft genug als ursprüngliche Kunstlyrik erklären, die ins Volk herabsank und dort verballhorn[illegible] ward, — übrigens ein Vorgang, der sicherlich oft genug wirklich vorkommt, wie denn ein gar nicht in volkstümlichem Sinne konzipiertes Liedchen, Goethes „Kleine Blumen, kleine Blätter", von Erich Schmidt bei seinem Eindringen in den Volksmund belauscht werden konnte. Nicht jedes Kunstlied nimmt das Volk in seinen Liederschatz auf; klopstocksche Oden wird man vergeblich suchen. Wohl aber wird das aus alter Zeit übernommene Gut fortwährend gewahrt durch solche Dichtungen von Kunstpoeten, die in volkstümlicher Anschauungsweise wurzeln und eine dem gemeinen Mann verständliche Sprache reden, die aber durchaus nicht trivial zu sein braucht; was dem Fühlen des Volkes schnurstracks widerspricht, wird rücksichtslos abgeschliffen.*) Solche vom Volksmund übernommenen und umgegossenen Lieder bezeichnet man im Gegensatz zu den Kunstgedichten strenger Observanz auf der einen, wie den alten „Volksliedern" auf der andern Seite als „volkstümliche Lieder". Die Frage, ob und inwiefern sie sich eben von den eigentlichen „Volksliedern" unterscheiden, kann nicht in abstrakter Weise, sondern nur auf dem Wege sorgfältiger stilistischer Einzelforschung gelöst werden, und dazu ist eine möglichst vollständige Sammlung des vorhandenen Materials die erste und wichtigste Vorbedingung. Solcher Sammlungen besitzen wir mehrere. So bietet das weitschichtige Werk des kürzlich verstorbenen F. M. Böhme: „Volkstümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert" eine große Anzahl vollständiger Texte und Melodieen, leider so ungenau, daß für den Forscher die größte Vorsicht geboten ist. Ganz anderer Art ist das vorliegende Buch des ausgezeichneten Kenners unserer volkstümlichen Lieder, unseres Hoffmann. Da sind nur die Anfänge der Lieder gegeben, und bibliographische Notizen weisen die ältesten und besten Quellen für jede Nummer nach. So weit als möglich ist für jedes Lied der Dichter (über den auch knappe Lebensdaten folgen) und für jede Melodie der Komponist genannt, wissenschaftliche Aufsätze und Neuausgaben allenthalben angemerkt, und das alles mit der größten Genauigkeit und Zuverlässigkeit. Solche Nachschlagebücher veralten mit der Zeit notwendig. Die Einzelforschung bringt immer neues Material herbei, das in die alten Listen eingeordnet werden muß. In den letzten Jahren haben sich ganz besonders der basler Germanist Prof. John Meier und der berliner Bibliothekar Dr. Arthur Kopp um die Erweiterung und Verwertung des Stoffes, um die Aufwerfung neuer Fragen und die Aufstellung anderer Gesichtspunkte hochverdient gemacht. Da war eine Neubearbeitung des hoffmannschen Buches dringend geboten, und wir sind Prahl, der sich durch manche Arbeit auf dem Gebiete des Studentenliedes (so durch die oben genannte, kleine Schrift) vorteilhaft bekannt gemacht hat, für seine selbstlose, hingebende Mühe, die er auf diese Neuausgabe verwandte, zu lebhaftem Danke verpflichtet. Das Buch selbst aber sei nicht bloß dem Fachgenossen, sondern auch dem Laien warm empfohlen. Denn abgesehen von dem eigenen Reiz, den die Fülle dieser 1350 Nummern gewährt, wird mancher gern sehen, wem die Lieder, die er in seiner Jugend oft gesungen hat, zugehören oder welche Schöpfungen seines Lieblingsdichters in den Volksmund übergegangen sind.

Würzburg. *Robert Petsch.*

Neue Essais. Von Leo Berg. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 6,—.

Was an dem Kritiker Leo Berg, der kurz nach der Neuauflage des „Sexuellen Problems" und der „Gefesselten Kunst" schon wieder mit zwei neuen Werken, einem Band Ibsen-Studien und einer Sammlung neuer Essais, hervorgetreten ist, besonders imponiert, das ist der weite Blick und die geistige Ehrlichkeit. Und nur diese beiden Faktoren zusammengenommen ergeben eine Kritik wirklich großen Stils. Auch diesem neuesten Buche gegenüber hat man wieder das Gefühl, daß sich hier ein umfassender, origineller, redlicher Geist aus einem persönlichen Bedürfnis heraus, ohne effektvolle Mittelchen und kokette Seitenblicke ins Publikum, mit den wichtigsten Lebens- und Kunstproblemen der Zeit auseinandersetzt.

Die einzelnen Aufsätze sind größtenteils bereits aus Zeitschriften und Zeitungen bekannt. Ihre Veröffentlichung in Buchform war aber, abgesehen von dem über den Tag hinausreichenden Wert der meisten Arbeiten, schon deshalb eine litterarisch gute That, weil die Sammlung ein interessantes und nuancenreiches Persönlichkeitsbild des Autors bietet, das denn auch die höhere zusammenhaltende Einheit dieser die verschiedensten

*) Ein Beispiel der Uebernahme eines Kunstliedes in den Volksmund hat der Referent im 10. Bande der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde" in Berlin (1900), S. 66 bis 71 ausführlich besprochen.

Lebensgebiete streifenden Studien ist. Wer ein bischen psychologischen Blick hat, wird jedenfalls an der scheinbaren Zusammenhangslosigkeit der einzelnen Essais keinen Anstoß nehmen — im Gegenteil: er wird vielleicht gerade den Essai als die passendste Ausdrucksform einer freischaltenden kritischen Subjektivität begreifen lernen, die alles Spezialistentum als Begrenzung, alle künstliche Systematik als Zwang empfindet.

Als Kämpfernatur zeigt sich Leo Berg auch in diesem Buch. Aber hier so wenig, wie in früheren Schriften, bleibt er im bloß Negativen stecken. Denn er ficht für die werdende Kultur. Dem Stumpfsinn der Konventionen, Moden, Tagesthorheiten, dem ganzen Zwitter- und Flitterwesen moderner Scheinkultur, den Oberflächen- und Vordergrund-Urteilen aller Art erklärt er den Krieg, im Leben wie in der Kunst, die für ihn, wie für jeden tiefer zusehenden Aesthetiker, ja nur der feinste, sublimierteste Ausdruck individuellen Lebens ist. Wie Nachträge zu jenem Kampfbuch par excellence, der „Gefesselten Kunst", muten die ersten unter der Rubrik „Zur Psychologie und Moral" vereinigten Beiträge der Sammlung an. „Autorität", „Mut", „Aberglaube" werden scharfsinnig analysiert; Rechtspflege, Frauenbewegung, Jugenderziehung drastisch kritisiert. Ueberall spricht der „freie Geist", der gegen Schablonenwesen, Unterdrückung der Persönlichkeit und Modethorheit in die Schranken tritt. In der bedeutsamen Abhandlung „Zur Kritik der Frauenfrage" wird z. B. treffend gezeigt, daß das Heil für die moderne Frau nicht im praktischen Konkurrenzkampf mit dem Durchschnittsmann, sondern in ihrer geistigen Befreiung, in der Abwehr der entwürdigenden kapitalistischen Sklaverei, in der Steigerung und Veredelung der geschlechtlichen Befriedigungsmöglichkeiten liegt. — Die zweite Abteilung des Buches „Zur Kritik und Aesthetik" bringt dann wertvolle Bausteine zu jener neuen Aesthetik, die uns die Zukunft erst bescheren soll. Im wissenschaftlichen Schlendergang, dem schon der „gelehrte Spaziergänger" des „Laokoon" seine besten Erfolge dankte, giebt hier der Autor oft die fruchtbarsten Anregungen von zweifellos fortwirkendem Werte. Dies gilt z. B. von den schönen Studien „Die Skala der Kunst" (zuerst im „Litterarischen Echo" erschienen), „Die Geschichte als Stoff der Poesie", „Weltlitteratur und Heimatkunst", vor allem aber von dem großzügigen Essai „Die beiden Grundformen des Dramas" mit seiner Unterscheidung des vorwärtsdrängenden „Kampfdramas", des retardierenden analytischen „Abrechnungsdramas" und ihrer höheren Einheit, des die letzten Menschheitsfragen behandelnden „Ideendramas", das schließlich in Mysterium oder Mythos ausmündet. — Aus der dritten und vierten Abteilung des Buches, seinen eigentlich „aktuellen" Partieen, die der Geschichte, Charakteristik und Kritik der modernen Litteratur gewidmet sind, hebe ich besonders hervor den prachtvollen Essai „Parerga", eine der schönsten und originellsten Arbeiten Bergs, die zum ersten Male die höchstpersönlichen „Nebenwerke" Luthers, Goethes, Schopenhauers, Hebbels, Heines, Bismarcks unter dem zusammenfassenden Gesichtspunkt einer einheitlichen Litteraturgattung betrachtet, und die aufschlußreiche Studie „Etappen des Faustproblems", sowie die feinfühligen Einzel-Charakteristiken Nietzsches, Strindbergs, Tolstois, Linggs, Fontanes, Raabes, Maeterlincks, Liliencrons und Hauptmanns.

Berlin. *Kurt Walter Goldschmidt.*

Verschiedenes.

Otto Ribbeck. Ein Bild seines Lebens aus seinen Briefen. 1846—1898. Mit zwei Porträts nach Zeichnungen von Paul Heyse. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. gr. 8°. 352 S. M. 5,—.

Ein Philologe, der gleichzeitig auch die unverkennbaren Beweise einer poetischen Natur vor uns ausbreitet. Das scheint auf den ersten Blick ein unüberbrückbarer Gegensatz. Denn wir haben uns gewöhnt, die Altertumsforscher für philiströse und trockene Leute zu halten, denen bei der Beschäftigung mit einer Welt von Formen der Trieb der lebendigen Empfindung verkümmert ist. Otto Ribbeck belehrt uns eines Besseren. Schon wer seine Geschichte der römischen Dichtung kennt, weiß, in welche glänzende künstlerische Form Ribbeck die litterarischen Thatsachen zu kleiden wußte. Nun aber eröffnet uns ein weitverzweigter Briefwechsel einen neuen und bedeutsamen Ausblick auf das künstlerische Element, das in seinem Schaffen mitbestimmend war. Denn diese Briefe sind wahrhaft ungewöhnliche Bekenntnisse eines hochgesteigerten Empfindens, sind ein intimes Zeugnis für eine Individualität, die alle Ereignisse der Wissenschaft, der Litteratur und der Kunst mit wirklich erstaunlicher Empfänglichkeit in sich verarbeitete und alles und jedes zum Objekte feinster psychologischer Beobachtung machte. Ribbeck war aber auch vom Schicksal in einem gewissen Sinne besonders begünstigt: kein Geringerer als Paul Heyse hat ihm ein Menschenalter hindurch nahegestanden, und in unerschöpflicher Wechselwirkung gingen die Fäden intimster Beziehung von dem Poeten zum Philologen und vom Philologen zum Poeten hinüber. Für die Kenntnis von Heyses Entwicklungsgang wird der zukünftige Biograph, der das Material aus Briefen hervorsuchen wird, im Briefwechsel Ribbecks die wertvollsten Beiträge finden. Denn vor dem treuen Freunde gab sich der Dichter mit vollster Unbefangenheit und ließ ihn oft und oft in die werdenden Probleme, sozusagen in die Stunde der Konzeption Einblick nehmen. Neben Paul Heyse aber treten auch noch andere Erscheinungen aus der zeitgenössischen Welt vor unser Auge: Jakob Bernays, der große bonner Philologe, Ritschl, Fleckeisen, Treitschke, Weinhold, Kugler; vor allem Adolph Hausrath, der bekannte Theologe, der neben seiner wissenschaftlichen Thätigkeit ein edelgestimmtes poetisches Können in einer Reihe gedankenschöner Romane bekundet hat. Besonders interessant ist, was Ribbeck über Bernays schreibt: auf die Gestalt des sonst so verschlossenen Meisters fällt aus den Worten Ribbecks eine neue und für die Geschichte der Philologie wertvolle Beleuchtung. Alles in allem enthält das Buch, abgesehen von dem intimen Reiz der Persönlichkeit Ribbecks, ein großes Stück deutscher Gelehrtengeschichte.

Prag. *Eugen Holzner.*

Die Praxis des Journalisten. Ein Lehr- und Handbuch für Journalisten, Redakteure und Schriftsteller von Johannes Frizenschaf. Leipzig, Walther Fiedler. 129 S. geb. 4 M.

Das Buch zerfällt in einen „allgemeinen" und einen „besonderen" Teil. Im ersteren werden u. a. auch die Hilfsmittel für Redaktionen besprochen. Was haben die in aller Welt da zu suchen? Sie haben mit der Praxis doch recht viel zu thun. Auch in der Gedankendisponierung geht bisweilen alles durcheinander, und nicht selten hat man die Empfindung, ein verschwimmendes Echo fremder Meinungen zu vernehmen. Zumal der allgemeine Teil des Buches ist trotz trefflicher Vorarbeiten so ziemlich mißraten. Oefters sind die Ansichten des Verfassers entschieden originell, z. B.: „Sensationsblätter, die übrigens erfreulicherweise in Deutschland keinen rechten Boden finden." (?) „Woher das scharfe Urteil über die Presse? Nun, die Kritik setzt immer am schärfsten bei der jüngsten Berufsart ein." „Je weniger einer weiß und kann, je rascher setzt er ein mit seinem Tadel an der Zeitung." Sieht man von dem Fehlen jeglicher Information über Honorar- und Gehaltsverhältnisse ab, so befriedigt der zweite Abschnitt des Buches mehr. Aber auch hier finden sich böse Geistesblitze: „Kleider machen Leute. Das Format die Zeitung. Die kleinen Blätter schimpft man Käse- und Wurstblättchen und greift zu den großen, Papier spendenden, um Käse und Wurst darein zu wickeln." Deshalb wähle man ein großes Format! — Der hohe Preis des Buches — das übrigens ohne

Jahreszahl ist — steht zu seinem Werte und Umfang durchaus in keinem Verhältnis.

Hann.-Münden. *Ernst Mangold.*

Neues aus Nirgendland. Ein Zukunftsroman von William Morris. Einzig autorisierte Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt von Paul Seliger. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. Geb. M. 7,50.

Diese Utopie stellt sich ungefähr als ein Pendant zu Bellamy dar. Sie mag als ein Beispiel gelten, wie ein moderner Sozialist sich die Zukunft der Menschheit denkt. Wie alle neueren Utopieen entwickelt sie gar manche sehr vernünftige Gesichtspunkte, und, wenn sich eine verständige, mit den Thatsachen rechnende logische Deduktion aus den gegebenen Entwickelungsfaktoren der Vergangenheit und den Ereignissen der Gegenwart nicht irrt, so wird sicher gar vieles später so in Wirklichkeit treten, wie es die Vision des Verfassers voraussieht. Aber eine bemerkenswerte Einseitigkeit teilt dieses „Neue aus Nirgendland" mit den anderen neueren derartigen Büchern: die, daß die nationalökonomische Seite zu sehr in den Vordergrund tritt, während die so überaus wichtigen ethischen und religiösen, wohl auch psychophysiologischen Gesichtspunkte, wenn nicht ganz übersehen, so doch allzu kurz und dilettantisch abgethan werden. Gerade sie aber könnten so manches schwerwiegende Fragezeichen hinter all die schönen Träume setzen, die oft, wie etwa irgend so ein konventionelles Gemälde, wie man sagt: etwas „geleckt" sind. Alles wird in diesen Büchern meist zu einseitig von dem Standpunkte des Sklaven des modernen Kapitalismus aus entwickelt, der sich ja naturgemäß zunächst nach einer guten und auskömmlichen äußeren Lebensführung sehnen wird, dem wir diese Sehnsucht gewiß auch gern erfüllt sehen werden, und der mit der Kraft dieser so berechtigten und zwingenden Sehnsucht sicher auch die Organisation der Menschheit im Laufe der Entwickelung in einer ähnlichen Weise umgestalten wird, wie William Morris und andere neuere Utopisten es träumen. Aber sie ist — und das darf man nie vergessen — nicht der einzige treibende Faktor der menschheitlichen Kulturentwickelung. Vielleicht ist es uns bei einer anderen Gelegenheit vergönnt, ein Weiteres und Eingehenderes über dies Thema beizubringen.

Berlin. *Johannes Schlaf.*

In Ergänzung der Anzeige von Jules Payots „Erziehung des Willens" (Sp. 863 f.) teilen wir mit, daß die französische Original-Ausgabe des Buches unter dem Titel „L'Education de la Volonté" bei Felix Alcan in Paris erschienen ist (gr. 8°. 276 S. 5 Fr.).

Nachrichten

Todesfälle. Am 3. Februar † in Berlin Jenny Hirsch (geb. 1829 in Zerbst), deren Bedeutung vornehmlich in ihrer Thätigkeit für die deutsche Frauenbewegung zu suchen ist, die aber auch eine Anzahl von Romanen und Erzählungen unter dem Namen F. Arnefeldt geschrieben hat: „Fürstin, Frau, Mutter", „Befreit", „Die Erben" u. a.

Der Lyriker Johannes Kleinfercher, ein Freund Robert Hamerlings, † in Wien. Kleinfercher, der ein Alter von 73 Jahren erreichte, veröffentlichte unter dem Pseudonym Fercher von Steinwand die Gedichtbände „Deutsche Klänge aus Oesterreich" (1881) und „Johannisfeuer" (1898).

In Gent † im Alter von 74 Jahren der vlämische Schriftsteller Peter Geiregat. Er hat zahlreiche volkstümliche Romane und Theaterstücke verfaßt und war Vorsitzender des Vereins vlämischer Bühnenschriftsteller.

* *

Allerlei. Am 1. März feierte Christian Petzet, der ehemalige Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung in München, seinen 70. Geburtstag. — Der französische Schriftsteller Jules Case verlobte sich mit Madame Anne St. Cère, geb. Kalisch, der geschiedenen Gattin Paul Lindaus. — Maxim Gorki und der Dramatiker Alexander Ssuchowo-Kobylin wurden zu Ehrenakademikern gewählt. — Die Witwe Heinrich Düntzers hat der Stadt Cöln eine im Manuskript fertig vorliegende, von ihrem Manne verfaßte Biographie Johann Heinrich Mercks, des Freundes Goethes, zum Geschenk gemacht. — Dem pfälzischen Schriftsteller August Becker (1828 bis 1891), der die Dichtungen „Jung-Friedel", „Der Spielmann" u. a. verfaßte, soll in seinem Geburtsort Klingenmünster i. d. Pfalz ein Denkmal errichtet werden. — Auch für den alemannischen Dichter Johann Peter Hebel wird die Errichtung eines Denkmals in Freiburg i. Br. geplant.

Vortragschronik.

Berlin. „Was ist uns Wildenbruch?" Von Hermann Häfker (Voss. Ztg. 84).

— „Eichendorffs ‚Ahnung und Gegenwart' und der Roman der Romantiker." Von Kurt Jahn (Nat.-Ztg. 133).

Hamburg. „Friedrich Hebbel als Lyriker." Von Alfred Frhrn. v. Berger (Hamb. Nachr. 57). 6. März.

Zürich. „Benjamin Constants ‚Adolphe'." Von L. P. Betz (Neue Zürcher Ztg. 35).

---

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Dincklage-Campe, F. Frhr. v. Die verschleierte Kutsche. Leipzig, G. Müller-Mann. 126 S. M. 1,—.

Dohm, Hedwig. Christa Ruland. Roman. Berlin, S. Fischer. 313 S.

Dürow, J. v. Die Glückskatze. Humor. Erz. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 124 S. M. 1,—.

Duimchen, Th. Mittel u. Wege. Moderne Sittenbilder. 9 Nov. Berlin, Johannes Räde. 304 S. M. 3,— (4,—).

Elster, O. Ein Opfer. Roman. Berlin, Hugo Steinitz. 206 S. M. 3,—.

Feldigl, F. Zur Abendrast. Lustige u. traurige Geschichten. Partenkirchen, Leonhard Wenzel. gr. 8°. 179 S. M. 1,80.

Janssen, M. Lustige Snacks u. wahre Vertellign. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer. 12°. 96 S. M. 1,—.

Jensen, Wilhelm. Im 18. Jahrh. (Der goldene Vogel. — Eine Soiree des ancien régime.) 2 Nov. Leipzig, B. Elischer Nachf. 207 S. M. 3,— (4,—).

Kapff-Essenther, F. v. Vergangenheit. Letzter Roman. 1. Bd. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 285.) Berlin, H. Hillger. 12°. 123 S. M. —,20.

Schlicht, Frhr. v. Viel umworben. Roman. Dresden, Heinrich Minden. 336 S. M. 4,— (5,—).

Schoebel, A. Blutende Herzen. Novellen. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 142 S. M. 1,—.

Staneck, M. Der Burgvogt v. Landskron. Dresden, E. Pierson. 2 Bde. 921 S. M. 8,— (10,—).

Strauch, H. v. Am Grenzwall. E. Gesch. a. d. Decumatenland. Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld. 330 S.

Viebig, C. Die Wacht am Rhein. Roman. Berlin W., F. Fontane & Co. 475 S. M. 6,— (7,50).

Wichert, Ernst. Die Thorner Tragödie. Roman. Dresden, Carl Reißner. 239 S. M. 3,— (4,—).

Wolf-Rabe, F. Midasgold. Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 297 S. M. 3,— (4,—).

Zobeltitz, H. v. Die Todbringerin. Illustr. v. F. v. Reznicek. Stuttgart, Carl Krabbe. 94 S. M. 1,— (2,—).

Zois, M. A. Frhr. v. Der Vollmensch. Ein Rennfahrerroman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 311 S. M. 4,— (5,—).

Couperus, Louis. Stille Kraft. Roman. Uebers. v. Gräfin Wengistein. 2. Aufl. Dresden, H. Minden. 303 S. M. 3,—.

Daudet, Alphonse. Wundersame Abenteuer des edlen Tartarin v. Tarascon. Uebers. v. Paul Christiani. 11. Aufl. Dresden, H. Minden. 230 S. M. 2,—.
Malling, Mathilde. Donna Ysabel. Roman. A. d. Schwed. v. Pauline Klaiber. Berlin, S. Fischer. 370 S.
Mirbeau, Octave. Sebastian Roch. Sittenroman. A. d. Franz. v. F. Hosen. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). 378 S. M. 3,— (4,50).
Robinson, F. W. Jung-Nin. Roman a. d. Artistenwelt. A. d. Engl. v. E. Becher. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Bde. M. 1,— (1,50).
Sienkiewicz, H. Junge Leiden. Roman. Deutsch v. W. Thal. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 282.) Berlin, H. Hillger. 12°. 127 S. M. —,20.

b) Lyrisches und Episches.

Degenhart, H. Unmoderne Gedichte eines jungen Deutschen. Braunschweig, Richard Sattler. 160 S. M. 1,50 (2,25).
Elmos. Der Sänger v. Lützig. Lyrische Erz. Düsseldorf, Adolf Schneider. 90 S. M. 1,80 (2,50).
Frentz, H. Lyrisch-epische Dichtungen. Braunschweig, Richard Sattler. 105 S. M. 2,—.
Jacques, R. Im Banne. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 90 S. M. 1,50.
Lehner, Franz. Was ich fand. Gedichte. Paderborn, F. Schöningh. 135 S. Geb. M. 2,80.
Lux, J. A. Wiener Sonette u. a. Lieder. Dresden, E. Pierson. 71 S. M. 2,— (3,—).
Presler-Flohr, J. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 169 S. M. 2,50 (3,50).
Walpurgis. Am Quell der Zeiten. Gedichte v. Eugen Barnick, Carl Matthies u. Johann Meru. Berlin, Verlag „Orion". gr. 8°. 80 S. M. 1,—.

c) Dramatisches.

Abel, H. K. Im Herbschtnawel. E Stück in 3 Akt. 87 S. — Unseri schöne Rawe. E Schoispeel. 101 S. Straßburg, Ludolf Beust. Je M. 2,—. (Vgl. oben Sp. 882 f.)
Bastian, F. D'r Dorfschmidt. Volksstück. Straßburg, C. A. Vomhoff. 109 S. M. 2,—.
Berge, E. v. Heinrich v. Kleist. Trauerspiel. Dresden, E. Pierson. 156 S. M. 2,—.
Delius, R. v. Seelenliebe. Tragikomödie. Braunschweig, Richard Sattler. gr. 8°. 61 S. M. 1,20.
Engel, Georg. Ueber den Wassern. Drama. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. 116 S. M. 2,—.
Grünau, H. Exil. Drama a. d. jüd. Leben. Dresden, E. Pierson. 90 S. M. 2,—.
Ixerott, Marie. Dido. Drama in 4 Aufz. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. gr. 8°. 106 S. M. 2,—.
Norden, Julius. Die Silberhochzeit. Komödie in 3 Akten. Dresden, E. Pierson. 107 S.
Prévôt, R. Elsässisch Blüet. Episode a. d. Jahre 1870, gefolgt v. Freiheit! Els. Drama. Straßburg, Ludolf Beust. 58 S. M. 1,50. (Vgl. oben Sp. 882 f.)
Salten, F. Der Gemeine. Schauspiel. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). 158 S. M. 2,— (3,—).
Schlag, H. Die deutsche Komödie. Komödie. Weimar, Dramaturgische Anstalt. gr. 8°. 86 S. M. 1,20.
Wenckstern, A. v. Ist er etwas? Schauspiel. Dresden, E. Pierson. 196 S. M. 2,50.
Ysentorff, H. zu. Per aspera ad astra! Eine Handlung in 3 Akten. Berlin, Wilhelm Süsserott. 63 S. M. 1,—.

Rodenbach, G. Die stille Stadt. Schauspiel. — Der Schleier. Dram. Gedicht. Deutsch v. S. Trebitsch. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). 145 S. M. 2,— (3,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Birch-Hirschfeld, A. Das fünfte Buch des Pantagruel u. s. Verhältn. zu den authent. Büchern des Romans. Progr. Leipzig, Alexander Edelmann, gr. 4°. 35 S. M. 1,20.
Hartenstein, O. Studien zur Hornsage. E. Beitr. zur Litteraturgesch. d. Mittelalters (Kieler Studien z. engl. Philol. 4. Heft). Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. 152 S. M. 4,—.
Heuschkel, W. Untersuchungen über Ramlers u. Lessings Bearbeitung v. Sinngedichten Logaus. E. Beitr. zur Gesch. d. d. Sprache. Leipzig, Buchh. Gustav Fock. gr. 8°. 70 S. M. 1,20.
Holleck-Weithmann, F. Zur Quellenfrage v. Shaksperes Lustspiel „Much ado about nothing". (Kieler Studien z. engl. Philol. 3. Hft.) Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. 92 S. M. 2,40.
Kobell, L. v. Josef Victor v. Scheffel u. seine Familie. Nach Briefen u. mündl. Mitteilgen. Wien XII, Scheffelbund. 99 S. M. 3,— (4,—).
Reichel, Eugen. Kleines Gottsched-Wörterbuch. Berlin, Gottsched-Verlag. gr. 8°. XIII, 94 S. M. 5,—.

e) Verschiedenes.

Abhandlungen, philosophische. Dem Andenken Rudolf Hayms gewidmet v. Freunden u. Schülern. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. XXVII, 560 S. M. 16,—.
Bücher, Karl. Arbeit u. Rhythmus. 3., stark verm. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. 455 S.
Dincklage-Campe, Friedr. Frhr. v. Aus alten u. jungen Tagen. Erinnerungen. Osnabrück, Meinders & Elstermann. gr. 8°. 125 S. mit zahlr. Illustr.
Dobschütz, E. v. Die urchristlichen Gemeinden. Sittengeschichtliche Bilder. Leipzig, J. C. Hinrichs. gr. 8°. XIV, 300 S. M. 6,— (7,—).
Fester, Richard. Die bayreuther Schwester Friedrichs d. Großen. E. biogr. Versuch. Berlin, Gebr. Paetel. 227 S. M. 4,—.
Gnade, E. Docendo discimus. Briefe e. Weltverbesserers. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 188 S. M. 2,50 (3,50).
Haek, David. Charles Darwin. 2. Aufl. Berlin, Hugo Schildberger. 20 S. M. —,50.
Hartmann, Ed. v. Die Weltanschauung der modernen Physik. Leipzig, Herm. Haacke. gr. 8°. 233 S. M. 6,50 (8,50).
Herders pädagogische Schriften und Aeußerungen. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. herausg. v. H. Keferstein. Langensalza, Herm. Beyer & Söhne. gr. 8°. XII, XLVIII, 171 S. M. 2,— (3,—).
Hoche, P. Die Selbstbildung. Eine Sammlung v. Aufsätzen f. jedermann. Dresden, E. Pierson. 123 S. M. 1,80 (2,80).
Jachmann, Borowski, Wasianski. Immanuel Kant. Ein Lebensbild nach Darstellg. der Zeitgenossen J., B. u. W. Herausg. v. R. Hoffmann. Halle, Hugo Peter. XV, 442 S. M. 2,— (2,80).
Joseph, Prof. Dr. D. Heinrich Schliemann. 2. Aufl. Berlin, Hugo Schildberger. 32 S. M. —,50.
Kaemmel, O. Rom u. die Campagna. (Land u. Leute. XII.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex.-8°. 187 S. mit 161 Abb. u. 1 Karte. Kart. M. 4,—.
Klein-Hattingen, O. Bismarck und seine Welt. Grundlegg. e. psycholog. Biographie. (In 2 Bdn.) 1. Bd. Von 1815 bis 1871. Berlin, Ferd. Dümmler. gr. 8°. 709 S. M. 8,— (9,—).
Krieger, B. Hohenzollern-Bibliotheken. Die kgl. Hausbibliothek (Erweit. Abdr. aus der Zeitschr. f. Bücherfreunde). Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex.-8°. 28 S. mit Abb. Kart. M. 2,—.
Lange, Konrad. Das Wesen der künstler. Erziehung. Ravensburg, Otto Maier. gr. 8°. 34 S. M. 1,—.
Reißmann, Dr. Aug. Ludw. v. Beethoven. 2. Aufl. Berlin, Hugo Schildberger. 21 S. M. —,50.
Rickert, H. Die Grenzen der naturwissenschaftl. Begriffsbildung. E. logische Einleitg. i. d. histor. Wissenschaften. 2. Hälfte. Tübingen, J. C. B. Mohr. gr. 8°. S. 305 bis 743. M. 9,— (vollständig M. 15,—).
Schmidt, K. E. Cordoba u. Granada (Berühmte Kunststätten. Nr. 13). Leipzig, E. A. Seemann. gr. 8°. 131 S. Kart. M. 3,—.
Schreiner, J. Elysium und Hades. Eine religionsgesch. Studie. Braunschweig, Richard Sattler. gr. 8°. 71 S. mit 1 Karte. M. 2,—.
Schroeder, Otto. Vom papiernen Stil. 5. durchges. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. 102 S.
Siegfried, Walther. Adolf Stäbli als Persönlichkeit. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. gr. 8°. 60 S. M. 2,50.
Weise, O. Unsere Muttersprache, ihr Werden u. ihr Wesen. 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. 263 S.

Morris, W. Die Schönheit des Lebens. 55 S. — Wie wir aus dem Bestehenden das Beste machen können. 74 S. — Die Aussichten der Architektur i. d. Civilisation. 66 S. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. Je M. 2,—.

Antworten.

O. H. in Oelde. Sie haben recht: Marie Herzfelds Uebersetzung von Garborgs „Bauernstudenten" ist nicht die erste, das Buch wurde schon im Jahre 1888 von Ernst Brausewetter übertragen (Budapest, Grimm).

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Charlottenburg; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Amberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa. 11600

Vierter Jahrgang
Heft 14
April 1902

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag, für die Schweiz nur durch das Intern. Annoncen-Bureau L. Kuranda, Lausanne

Der deutsche Brief.

Vom Bibliotheksdirektor Dr. **Georg Steinhausen** (Cassel).

(Nachdruck verboten.)

Die „Geschichte des deutschen Briefes", die ich 1889 und 1891 erscheinen ließ, trägt den Zusatz: „Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes". Es war das kein gleichgiltiger Zusatz, und es beruhte nicht auf näherer Kenntnis des Buches, wenn dasselbe von Herausgebern von Bibliographieen und von katalogisierenden Bibliothekaren irgendwo bei der deutschen Litteratur untergebracht wurde. Der Brief, der hier zum ersten Male einer systematischen geschichtlichen Behandlung unterzogen wurde, ist in erster Linie eine kulturgeschichtliche Quelle, äußerlich und innerlich. Die Momente, die überhaupt einen Briefverkehr hervorrufen, diejenigen, die seine Steigerung und höhere Entwicklung bedingen, die Art, sich im Briefe zu geben, wie die wachsende Fähigkeit seiner stilistischen Handhabung, die Gegenstände und Interessen, mit denen sich die briefschreibende Gesamtheit beschäftigt, die kulturellen Strömungen, die sich in den Briefen ausdrücken, die formelle, ceremonielle, naive, servile, freie, ungebundene Art, die äußeren Formen des Briefes, dies und anderes nach den Quellen zu schildern, war meine Absicht, wie ich denn überhaupt das Thema nach allen Seiten zu ergründen suchte, und dies Buch z. B. auch eine von den Verkehrshistorikern meist gar nicht gekannte Geschichte der Post enthält. So war ich denn auch nicht erbaut davon, wenn manche Besprechungen bei meinem Buche wesentlich nur die Geschichte des Briefstils betonten. Gewiß ist die Entwickelung des Stils der Durchschnittsbriefe jeder Periode wie der einzelnen hervorragenden Briefschreiber auf das eingehendste von mir zu behandeln versucht worden: aber der Zweck des Buches war nicht allein darauf gerichtet.

Heute, nach mehr als einem Jahrzehnt, habe ich nun Anlaß, diese früher allzu sehr in den Vordergrund gestellte Seite des Buches einmal auch meinerseits zu betonen. Es ist vor kurzem eine mit briefgeschichtlichen Einleitungen und Uebergängen versehene Briefsammlung erschienen: „Die Meister des deutschen Briefes. In einer Auswahl herausgegeben und bearbeitet von Th. Klaiber und O. Lyon", die zur Begründung ihrer Zusammenstellung eine von meinem Buch abweichende Tendenz proklamiert. Während „Steinhausens grundlegende Geschichte des deutschen Briefes", wie sie sie freundlich nennen, von dem Gesichtspunkte ausgehe, „Beiträge zur Kulturgeschichte im weitesten Sinne zu geben", habe ihre Sammlung ein anderes Ziel. „Sie möchte vor allem die litterarische Eigenart der bedeutendsten deutschen Briefschriftsteller ans Licht stellen." Ich glaube, dieses Ziel hat auch meine „Geschichte des deutschen Briefes". Diese hat überhaupt erst den Verfassern der Sammlung die Möglichkeit ihrer Arbeit gegeben. Sehr charakteristisch ist, daß sie bis ins 18. Jahrhundert hinein ihr besonderes Ziel der Darstellung der litterarischen Eigenart der bedeutendsten Briefschreiber dadurch erreichen, daß sie, oder vielmehr einer der Mitarbeiter, Th. Klaiber, sich völlig an mein Buch anlehnen und viele Text- wie Briefstellen wörtlich herübernehmen. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ist kein Briefschreiber herangezogen, der nicht von mir bereits quellenmäßig ausführlich charakterisiert ist. Nur einen Brief, der aber kein wirklicher Brief ist, den des „Sempronius" im Horribilicribrifax von Gryphius hat man selbständig hinzugefügt: wo sich sonst von mir nicht näher erwähnte Briefschreiber finden, hat Klaiber die Belege für sie meiner später erschienenen quellenmäßigen Sammlung „Deutsche Privatbriefe des Mittelalters" entnommen, so einen Brief der Amalie von Veldenz und einen der Herzogin Sidonie von Sachsen, durch meine Vorrede darauf aufmerksam gemacht.

Aber ich will nicht ungerecht sein: der Hauptteil des Buches ist dem späteren achtzehnten und dem neunzehnten Jahrhundert gewidmet, und für

*) Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 529 S.

diese Zeit haben sich die Herausgeber von selbständigen Gesichtspunkten leiten lassen. Ich kann nun freilich nicht finden, daß sie hier immer besonders glücklich vorgehen. Der Reihe nach werden die „Meister" — in der Regel sind es unsere bekannten Dichter und Schriftsteller — aufgeführt; ihre Briefe werden kurz charakterisiert, öfter im Anschluß an Aeußerungen bekannter Litterarhistoriker oder der Herausgeber der betreffenden Briefe. Darauf folgt dann eine meist gut getroffene Auswahl von Briefen, die Hauptsache des Ganzen. Auf diese Weise soll eben die „litterarische Eigenart" der einzelnen Briefschreiber deutlich werden. Aber diese Aneinanderreihung des einzelnen verwischt recht oft die Gesamtentwicklung, wenn sich auch die Herausgeber, insbesondere der von mir durchaus geschätzte Lyon, sichtlich Mühe geben, den Faden derselben festzuhalten. Man vergleiche jedoch die Entwickelung, die ich für das 18. Jahrhundert in dem Kapitel „Natürlichkeit und Freiheit" (G. d. d. Br. II, 245 ff.) gegeben habe, wie man sich im Streben nach der Natur zunächst einer studierten, einer „gebildeten Natürlichkeit" befleißigt, wie zu Gellerts Zeiten wahre Natürlichkeit noch durch das Schulmäßige, das Streben, gut und korrekt zu schreiben, beeinträchtigt wird und die richtig erkannten Grundsätze noch unter redseliger Weitschweifigkeit und einiger Gesuchtheit leiden, wie sich bei den Anakreontikern, ihrer Affektiertheit entsprechend, eine besondere Abart unreifer Gefühlsbriefe ausbildet, wie einzelne, so der junge Lessing, demgegenüber einen kühlen, nüchternen, aber doch wenigstens wirklich natürlichen Briefstil vorziehen, wie dann gegen 1750 vor allem bei den Frauen, den Trägerinnen unmittelbarer Natürlichkeit auch in der früheren manierierten Zeit, in Folge größerer Bildung ein wirklich reizvoll natürlicher, nun aber auch durchgebildeter Briefstil hervortritt, wie dann die revolutionäre Sturm- und Drangperiode das Natürlichkeitsprinzip übertreibt und andererseits die Empfindsamkeit zum Gefühlsüberschwang im brieflichen Ausdruck führt, der Brief zum „Abdruck der Seele" wird, wie endlich der deutsche Brief seine Blütezeit, die Zeit vollkommener Individualität und Stilfreiheit erreicht und die verschiedenartigsten Naturen auch im Briefe kongenial zum Ausdruck gelangen (ich habe dort Briefstellen von Lessing, Merck, Claudius, Lichtenberg, Herder, Lavater, Hamann, Goethe, Schiller und von einer Reihe Frauen angeführt) — man vergleiche, sage ich, diesen Abschnitt mit den einleitenden Bemerkungen Lyons zu seiner Auswahl von Briefen der einzelnen Meister. Und was die Hervorhebung der „litterarischen Eigenart" anlangt, wird man in seinen einleitenden Bemerkungen über Gellert und Rabener z. B. doch kaum die gleiche eindringende Charakterisierung ihres Stils, wie ich sie über die „Gellertsche Schreibart" (II, 257 ff.) gegeben habe, finden.

Weniger noch als Lyon ist es Klaiber für das 19. Jahrhundert gelungen, einen tieferen Einblick in die Gesamtentwicklung des Briefes zu geben, obgleich auch er allgemeine Strömungen festzustellen sucht. Wenn wir aber bei Lyon noch die Abschnitte nach allgemeinen Gesichtspunkten geordnet finden (Das Zeitalter der gefälligen Glätte und Anmut [kein ganz einwandfreier Titel], das Zeitalter der Gefühlsschwärmerei und des begeisterten Deutschtums [der Zusatz ist für die Allgemeinheit unzutreffend] u. s. w.), so werden bei Klaiber die Briefe nur nach litterarischen Schulen (Die ältere, die jüngere Romantik, die schwäbische Schule u. s. w.) oder äußeren Gesichtspunkten (Die Philosophen der Zeit) vorgesetzt, und wir enden dann bei so äußerlichen Abteilungen, wie „Politiker, Techniker, Musiker" u. s. w.

Es liegt das ja alles im Grunde daran, daß die Herausgeber, was durchaus verständlich ist, bestrebt waren, die Briefe des einzelnen Autors bei einander zu lassen, gerade wie die meisten poetischen Anthologieen nur die Gedichte der einzelnen Dichter vorführen. Daß sich bei Goethe z. B. bei der rapiden Entwicklung des 18. Jahrhunderts fast alle Briefstadien von Gellert an verfolgen lassen, wenn er auch zu allen Zeiten seinen besonderen Stil gehabt hat, das tritt in dieser Sammlung nicht hervor.

Zuweilen haben die Herausgeber auch vergessen, daß es sich nur um „Meister" des deutschen Briefes handeln sollte und nicht darum, was für Briefe schrieb dieser oder jener bedeutende Mann. Sonst wäre ein Satz unmöglich gewesen, wie der folgende von Klaiber: „Wenig litterarisch Bedeutsames findet sich in den Briefen Schellings und Hegels: sie dienen eben bloß dem Bedürfnis der Mitteilung u. s. w." Andererseits sind für das 18. Jahrhundert z. B. einige wirklich bedeutende Briefschreiber ganz außer acht gelassen, so vor allem die am Beginn der Periode stehende, sich zuerst durch schöne und natürliche Briefe auszeichnende Frau Gottsched (vgl. über sie Gesch. d. d. Br. II, 248 f.), so der feine und witzige Lichtenberg. Ganz unglücklich ist es, wenn das Urteil des so oft überschätzten, eitlen M. Bernays über Schillers Briefe abgedruckt und als maßgebend hingestellt wird. „Schillers Briefe als ein Ganzes betrachtet," heißt es da, „müßten wohl für die schönsten unserer Litteratur gelten. Neben den lessingschen, von denen sie sich doch so gründlich unterscheiden, bilden sie die makellosen Muster deutscher Epistolographie." Das konnte nur ein Mann schreiben, der von der Entwickelung des deutschen Briefes eine sehr geringe Ahnung hatte.

Man glaube nicht, daß ich durch die vorstehenden Bemerkungen von der Lektüre der Sammlung abraten will. Vielmehr werden viele Leser an dieser Auswahl ihre Freude haben und Geschmack an einer Gattung finden, die bisher nur hin und wieder ins große Publikum kam. Das wesentlichste ist: durch diese Lektüre kommen ihnen die Menschen selbst erst nahe. Dies ist der Hauptwert von Briefen: sie bewahren, wie Goethe sagt, „das Unmittelbare des Daseyns auf". Dies war der Hauptgedanke meiner „Geschichte des deutschen Briefes", zu der nun vielleicht einer oder der andere der Leser dieser „Meister" greifen wird. Umgekehrt bietet für jenes Werk die vorliegende Sammlung eine willkommene und bequeme Ergänzung. Was dort oft nur kurz gesagt und durch wenige Proben belegt ist, wird hier durch die größere Zahl der Briefe erst rechte Bestätigung finden. Hier und da kann auch ein Briefschreiber, der dort (mit gutem Grunde) nicht eingehender behandelt wurde, wie z. B. Klopstock und namentlich Bürger, näher gewürdigt werden.

Diesen ergänzenden Charakter möchte ich vor allem für das 19. Jahrhundert anerkennen, dessen Briefe die größere Hälfte der Sammlung einnehmen. Mein Werk schließt im großen und ganzen mit dem 18. Jahrhundert: nur kurz habe ich noch die vor-

märzliche Zeit als eine Zeit, die durchaus noch den Geist des 18. Jahrhunderts verrät, charakterisiert: „Ueberall noch außerordentliche Schreibseligkeit, überall starkes Gefühlsleben, überall Freude an redseligen Herzensergießungen und innigem, persönlichem Verkehr.“ Es bleibt das starke litterarische Interesse, wie im 18. Jahrhundert, erklärlich aus dem Mangel eines öffentlichen Lebens: aber das Gefühlsleben wird zum Teil ungesunder, phantastischer; das geistige Leben ebenso: ein Zeitalter der „Geistreichigkeit“ bricht an. Das realistische Zeitalter, das mit dem Jahre 1848 begann, hat dann diese Nachwehen des 18. Jahrhunderts zerstört: mit ihnen, meinte ich damals, ist allmählich auch der alte Brief geschwunden. Die eigentliche Geschichte des deutschen Briefes liegt hinter uns.

Es ist mir nun sehr willkommen, an der Hand der vorliegenden Sammlung in Kürze diesen Schluß meines Werkes ergänzen und vor allem einem wirklichen „Meister“ gerecht werden zu können, den ich zwar schon vor zwölf Jahren bei Abfassung des Buches als solchen erkannt hatte, den ich aber als damals noch Lebenden und bei dem damals sehr geringen Material nicht mehr genannt habe. Ich halte mich dabei nicht an Klaibers äußerliche Abschnitte, zumal diese Zusammengehöriges oft auseinanderreißen. Das Kapitel „Philosophen der Zeit“ enthält z. B. einen Brief Schopenhauers aus dem Jahre 1855 und solche von Strauß aus dem Jahre 1873, während dann erst die Heine, Pückler u. s. w. folgen. Zunächst also hält sich der deutsche Brief auf der Höhe der errungenen individuellen Stilfreiheit. Eine bestimmte Briefmode, eine Allgemeingiltigkeit des Stils, wie im 17. Jahrhundert, wie zu Gellerts Zeit, wie zur Zeit der Empfindsamkeit, tritt nicht hervor. So können zu den oben erwähnten individuellen, großen Briefschreibern noch manche von bestimmter Eigenart gefügt werden, z. B. Schleiermacher mit seiner Wärme und „gehaltenen Innigkeit“ der Empfindung. Unter den Frauen ragt die auch von mir genannte Karoline Böhmer hervor. Daß sich Leute, wie die Schlegel, nicht zu guten Briefschreibern eignen, ist für die Zeit nicht weiter charakteristisch, wenn auch das Urteil Klaibers, der den älteren Romantikern „einen abstrakten Bildungsjargon, ein Unvermögen zu naturwüchsig-anschaulicher Schreibweise“ zuschreibt, durchaus zutrifft.

Aber wenn nun auch das Vermögen, gut und individuell zu schreiben, bis zur Gegenwart nicht mehr nachläßt, so machten sich doch auch bald wieder Zeitströmungen geltend, die bei einzelnen Briefschreibern — es sind dies freilich alles Schriftsteller — den Brief sogar von der erlangten Höhe herunterbringen. Zunächst aber kommen in ihn vorteilhafte Elemente hinein. Der Brief erhält Stimmung (obgleich diese ja auch früheren Briefen nicht fehlt): und dieser Stimmungscharakter wird wesentlich. Es sind die Briefe der jüngeren Romantiker, in denen sich dieser neue Geist ausspricht. Das Naturgefühl, einst schon von bestimmendem Einflusse auf die Entwickelung der Empfindsamkeit, ist, nun noch mehr vertieft, der eigentlich belebende Faktor dabei. Nicht nur die überaus häufige Verwendung von Naturobjekten, die häufige Wiederkehr von Blumen, Nachtigallen, Frühling u. s. w. stammt daher, sondern auch der Reichtum an stimmungsvollen Bildern, überhaupt der poetische Schimmer, der über diesen Briefen liegt. Mächtig ist wieder das Empfindungsleben gewachsen, leicht lodert die Begeisterung empor, die sich aber auch mit sinnigem Gemüt und Herzenswärme verbindet, höchst rege ist die Phantasie, kurz — eine neue Gefühlsepoche ist angebrochen, vielfach der Empfindsamkeit ähnlich, z. B. in dem Gegensatz gegen das unbefriedigende wirkliche Leben, aber nicht mehr so revolutionär wirkend, gehaltener und würdiger, auch frischer und tiefer. Eine edle, vornehme Art des Ausdrucks, ein Streben nach künstlerischer Form ergiebt sich schon aus der geistigen Entwickelung, die die Nation inzwischen durchgemacht hat, ist aber für die Briefe der Romantiker charakteristisch. Alle diese Züge tragen die wenigen erhaltenen Briefe Eichendorffs (vgl. Lyon-Klaiber, S. 274), die Heinrichs von Kleist, die Wilhelm Grimms (vgl. S. 277 ff.), diejenigen Justinus Kerners (vgl. auf S. 317 z. B. die Schilderung: „Es ist nichts so eigen und so schön, als des Abends im Mondschein durch die Straßen einer alten Stadt zu wandeln“ u. s. w.). Sehr mit Recht zieht Klaiber auch die freilich noch ungestüm brausenden, aber ganz „auf Stimmung gestellten“ Jugendbriefe Schumanns heran, wie denjenigen vom 17. April 1832. In einem Geburtstagbriefe an seine Mutter heißt es: „Es stand über meinem Leben ein Gewitter — aber wie ein Regenbogen ruht der heutige Tag darauf, und die Wolken träufeln nur noch.“ Dieser ganze, von lebhaftem Naturgefühl getragene Stimmungscharakter ist vor allem auch den Briefen Bettinas zu eigen, die Klaiber treffend „geradezu epochemachend in der Entwickelungsgeschichte des Naturgefühls“ nennt. Aber mit der frischen Ursprünglichkeit, die ihre Briefe atmen, mit ihrem Drängen nach freier Luft verbindet sich nun doch schon ein Moment des Sinkens, eine zu große Ueberschwänglichkeit und Leidenschaftlichkeit, die sich in der Häufung von Ausrufungs- und Fragezeichen, in Ach's und O's, wie einst die Exaltiertheit des 18. Jahrhunderts, auch äußerlich anzeigt. Eine gewisse Affektiertheit ist nicht zu verkennen. Es beginnt der Zug zur Unnatur, zur Ungesundheit, zur Unerquicklichkeit, der für die weitere Entwickelung immer bezeichnender wird. Einerseits nimmt die Stimmung des Briefes, soweit sie noch wichtig ist, einen düsteren, peinlichen Charakter an, wie ihn Lenaus prachtvolle Naturschilderungen (S. 319) z. B. oft zeigen: die wachsende innere Zerrissenheit kommt zum Ausdruck. Eine nervöse Ueberreiztheit macht sich immer mehr geltend; das Gefühlsleben wird krankhaft, eine allzu große Sensibilität greift um sich. Es liegt das an der inneren Unbefriedigtheit, an der Leere, die die Menschen jener Zeit bei den unerquicklichen Zuständen um sie empfanden. Gleichzeitig verliert aber bei dem Ueberschwang der Ausdruck der Gefühle die Wahrheit: über innige Wärme, Herzlichkeit und einfache Gefühlstiefe ist man erhaben, man affektiert „feinere“ Gefühle: man kommt zur Effekthascherei; andererseits kommt als effektmachendes Mittel der Geist hinzu. Die unglücklichen öffentlichen Verhältnisse der Zeit führen zu den ästhetischen Thees, zu der Theaterschwärmerei u. s. w. Es beginnt die Epoche der Geistreichigkeit. Mangelnde Tiefe einerseits, Künstlichkeit andererseits ist auch hier das charakteristische. Die Briefe einer Frau, der Rahel, sind die ersten, die uns diese neue Art deutlich zeigen, nach der Gefühls-, wie nach der Geistesseite hin. Die Briefe verlieren

die „harmonische Form"; sie spiegeln die Nervosität der Menschen wieder, sie witzeln und geistreicheln — kurz, sie sind ein Spiegel der Unerquicklichkeit. Die modern sein wollenden Briefschreiber schrieben alle so; auf sie paßt das von Klaiber angeführte Wort Treitschkes von den damaligen Journalisten: sie „wetteiferten miteinander in unsinnlichen Bildern, verrenkten Wörtern, überfeinen Anspielungen, sie verliebten sich in ihre eigene Unnatur und freuten sich ihrer Künsteleien ebenso herzlich, wie einst Lohenstein und Hofmanswaldau". Den Typus solcher Briefschreiber mag der Fürst Pückler-Muskau repräsentieren, von dessen Briefen die Sammlung einige bezeichnende Proben enthält. — Aber auch in dieser Zeit gab es doch Briefschreiber, die die gesunden Traditionen aufrecht erhielten, wie Immermann, dessen Briefe (vgl. S. 346) auch noch den schönen Stimmungscharakter tragen. Vor allem ist hier aber wieder eine Frau zu nennen, die den Frauen des 18. Jahrhunderts durchaus gleichsteht, zu der man den Faden von den einfach-natürlichen Frauenbriefen des 16. Jahrhunderts über Lise Lotte, Eva König und Frau Rath ziehen zu können meint und die andererseits sich auch der Reihe der feiner gebildeten Briefschreiberinnen, der Gottsched, der Gattin Schillers anschließt, Annette Droste-Hülshoff, die ich in meinem Buche auch schon kurz den Frauen des 18. Jahrhunderts angereiht habe. Mit einfacher Gefühlsgesundheit, wie sie die Familie, das Haus nährt, wie sie immer bei Frauen heimisch gewesen ist, mit klarem Wirklichkeitssinn, mit Mutterwitz, wie ihn die Frauen nicht minder haben, verbindet sich feinere Bildung, und wirklich schöne Briefe entstehen wie von selbst, ungemacht und ungewollt. Solchen Briefen fehlt auch nie das Charakteristikum der guten Briefschreiber, der goldige, echte Humor und eine mehr oder weniger große Portion Derbheit. „Alles hustet, halsweht, katarrht", schreibt sie einmal, „. . . in den Kirchen überwältigt das Niesen, Schnäuzen und Räuspern sogar die falschen Orgeltöne — also doch ein Gutes beim Uebel" u. s. w. Gelegentlich ist sie „schwindlig wie eine Ente und bekommt vor Aerger Fieber wie ein Pferd". Auf nichtlitterarischem Boden muß der gute Briefschreiber erwachsen, das Litterarische kann nur die Zuthaten, die formelle Vollendung geben. Das hat sich zu allen Zeiten gezeigt, das zeigt sich auch bei dem letzten Meister des Briefes, den wir gehabt haben, bei Bismarck. Ich spreche gleich von ihm, ohne Gefahr zu laufen, andere besonders wichtige Briefschreiber zu übergehen. Es wäre eine ganze Reihe von Männern zu nennen, die in der nun beginnenden realistischen Zeit gute individuelle Briefe schreiben, ohne Gefühlsziererei und Geistreichelei. Da sind die immer persönlichen, sein ganzes wunderbar gemischtes Wesen wiedergebenden Briefe Hebbels, da ist Dingelstedt, der immer interessant zu schreiben weiß, da ist der auch in Briefen humorvolle Scheffel, — nun, die Sammlung bespricht die Briefe so ziemlich aller litterarisch bedeutenden Männer der Fünfziger- und Sechzigerjahre: man wird mit Vergnügen Proben daraus lesen. Es ist nur allzu oft dabei, wie schon hervorgehoben, vergessen worden, daß es sich nur um bedeutende Briefschreiber, nicht um bedeutende Männer, die auch Briefe schreiben, handeln sollte. Zu letzteren gehört z. B. der von mir besonders verehrte Gustav Freytag, von dem ich selbst einige sehr charakteristische Briefe erhalten habe, aber charakteristisch für ihn, nicht für die Geschichte des Briefes. Gute, eigenartige Briefe wird man ja ohnedies von ihm erwarten müssen; aber es liegt immer trotz gelegentlich versuchten Plaudertons und humoristischer Ansätze etwas Lehrhaftes über ihnen.

Der Mann, von dessen Briefen ich jetzt sprechen will, hat auch einmal die Theorie des wahren und guten Briefes erörtert. „Wenn man in einem wohlunterhaltenen und für beide Teile stets behaglichen Briefwechsel bleiben will," schreibt Bismarck 1845 seiner Schwester, „so darf man sich nicht auf den Fuß setzen, jedesmal eine Art von geistigem Sonntagsrock zum Briefschreiben anzuziehen, ich meine, daß man sich nicht geniert, einander gewöhnliche, unbedeutende Sachen, alltägliche Briefe zu schreiben . . . Ist man geistig angeregt, so schreibt man einen witzigen, ist man niedergeschlagen, einen sentimentalen Brief, hat man den Magen verdorben, hypochonder, und hat man gelandwirtschaftet, wie ich heut, trocken und kurz." Er mahnt sie dann, dazu beizutragen, „uns auf dem ungenierten Plauderfuß zu erhalten". Es ist das Rezept, das schon der junge Lessing seiner Schwester empfahl: „Schreibe, wie Du redest, so schreibst Du schön!" Was er empfiehlt (und selbst übt), ist das „Feder laufen lassen", das laisser aller la plume, das Wieland an den Briefen der Sophie La Roche rühmt und das einst die Sevigné so gut verstand. Wenn es nicht zufällig ist, daß gerade unter den Frauen sich soviel gute Briefschreiberinnen finden, so ist es auch nicht zufällig, daß gerade die Korrespondenz mit Frauen die schönsten Seiten männlicher Briefschreiber zeigt. Es zeugt von tiefem Blicke, wenn Hermes einst einem seiner Romanhelden „eine im Umgang mit Frauenzimmern verschönerte Gabe im Briefschreiben" verleiht. Gerade in den Briefen an die Schwester und an die Gattin zeigt sich auch Bismarck als Briefschreiber ersten Ranges: es ist, als ob dann ein stiller Reiz entsteht, ein inniger Zusammenhang. Hier kommt erst das natürliche Gefühl, die gesunde Empfindungsweise zum vollen Ausdruck, hier im vertrautesten Verkehr ergiebt sich die erwünschte Nachlässigkeit, die Ungeniertheit von selbst. Freilich, der Briefschreiber muß danach sein, er muß die tiefe Ursprünglichkeit, die Einfachheit, Gesundheit und Natürlichkeit des Empfindens sich bewahrt haben, die dem echten Frauengemüt entspricht. Ist er dann auch klug und belesen, welterfahren und ein guter Beobachter, so wird er seine Briefe um so reizvoller gestalten, aber niemals die Unmittelbarkeit verlieren.

Diese Unmittelbarkeit ist es, die Bismarcks Briefe, wie alle guten Briefe, so auszeichnet. Ein durch und durch natürlicher Mensch, in natürlichem Empfinden groß geworden, auch mit der umgebenden Natur verwachsen, aller Verbildung fremd, allem Zwang, aller Menschenfurcht unzugänglich, wird er zu einem der Klassiker des deutschen Briefes, weil er gleichzeitig hohe Geistesgaben, Verstandesschärfe und Beobachtungsgabe besitzt. Es ist sehr merkwürdig, wie die Leute beim Erscheinen der bismarckschen Briefpublikationen immer nur den großen Staatsmann, den feinen Causeur, den liebevollen Gatten, den Naturfreund u. s. w. gesehen, auch wohl einmal die Leichtigkeit seines Stils bewundert, seine Schreibart „interessant" gefunden haben: daß aber hier auch einer der ersten Meister des Briefes auftritt, das hat man vor dem Reiz des Persönlichen, des

Historischen, des Stofflichen fast ganz übersehen. Es ist sehr charakteristisch, daß keine einzige Redaktion eines kritischen Blattes diese Briefpublikationen etwa mir als dem Verfasser der „Geschichte des deutschen Briefes“ zur Besprechung übergeben hat. So komme ich denn erst jetzt dazu, diese Eigenschaft des Klassischen bei den bismarckschen Briefen mit allem Nachdruck zu betonen. Ich spreche das um so lieber aus, als mir die heutige kritiklose oder eigennützige übertriebene Bewunderung des großen Mannes nicht gerade sympathisch ist. Bismarck hat alle die Eigenschaften, die die großen deutschen Briefschreiber von je ausgezeichnet haben, einen Albrecht Achilles, einen Luther u. s. w., in hervorragendstem Maße. Kraftnaturen, nicht Litteraten, nicht Professoren, schreiben die besten Briefe, ganze Menschen, die sich geben, wie sie sind, kein Blatt vor den Mund nehmen, dem Moment, der Laune folgen, die aber gleichzeitig bedeutend sind, die Menschen und die Welt durchschauen, sie und die Natur schildern können. Mit Natürlichkeit, Einfachheit und Gemüt verbindet sich aber immer bei ihnen eine innige Naturliebe, mit der Ursprünglichkeit eine wahre, echte Volkstümlichkeit und ein quellender Humor. Wie sich das alles bei Bismarck findet, selbst die Volkstümlichkeit, die einem Luther natürlich war, beim gebildeten Deutschen des 19. Jahrhunderts schon merkwürdiger ist, das nachzuweisen, erfordert eine längere Auseinandersetzung. Vielleicht charakterisiere ich später einmal Bismarck als Briefschreiber ausführlich. Hier will ich nur noch betonen, daß Lyon recht daran gethan hat, eine ganze Reihe bismarckscher Briefe aufzunehmen, und mit einer rasch ausgewählten Stelle schließen: „Nachgerade werde ich ungeduldig, wo Hildebrand bleibt; ich liege im Fenster, halb mondscheinschwärmend, halb auf ihn wartend, wie auf die Geliebte, denn mich verlangt nach einem clean shirt. Wärst Du doch einen Augenblick hier und könntest jetzt auf die mattsilberne Donau, die dunklen Berge auf blaßrotem Grund und auf die Lichter sehen, die unten aus Pesth heraufscheinen; Wien würde sehr bei Dir im Preise sinken gegen Buda-Pesth, wie der Ungar sagt; Du siehst, ich bin auch Naturschwärmer. Jetzt werde ich mein erregtes Blut mit einer Tasse Thee besänftigen, nachdem Hildebrand wirklich eingetroffen ist, und dann bald zu Bette gehen. Vorige Nacht wurden es nur vier Stunden Schlaf, und der Hof ist schauerlich matinös hier; der junge Herr selbst steht schon um fünf Uhr auf; da würde ich also ein schlechter Höfling sein, wenn ich sehr viel länger schlafen wollte. Daher, mit einem Seitenblick auf eine riesenhafte Theekanne und einem verführerischen Teller mit Kaltem in Gelee und anderem Zeuge, wie ich sehe, sage ich Dir gute Nacht aus weiter Ferne. Wo habe ich denn das Lied her, was mir heut den ganzen Tag im Sinne liegt: ‚Over the blue mountain, over the white sea-foam, come thou beloved one, come to thy lonely home‘. Ich weiß nicht, wer mir das einmal vorgesungen haben muß, in auld lang syne!“

J.-H. Rosny.

Von **Camille Mauclair** (Paris).

(Nachdruck verboten.)

Die Brüder Rosny — die Buchstaben J.-H. bedeuten nämlich ein Zusammenwirken, das lange Zeit geheim gehalten wurde — haben sich im Laufe von zwanzig Jahren im modernen französischen Roman einen hervorragenden Platz geschaffen. Sie haben ihm ganz neue schöpferische Elemente zugeführt, und man kann von ihnen behaupten, daß sie mit Paul Adam die meisten neuen Ideen und Sensationen in der zeitgenössischen Litteratur in Umlauf gebracht haben.

Das Erstlingswerk der Rosny war ein Buch „Nell Horn“, worin sie die londoner Sitten schilderten, die sie während eines längeren Aufenthalts in England studiert hatten. Es behandelt die Geschichte eines kleinen Hallelujah-Mädchens, das, von einem Franzosen verführt, in der Riesenstadt verlassen umherirrt und sich schließlich, um mit ihrem Kinde nicht Hungers zu sterben, der Prostitution ergiebt. Es ist ein wunderbares Buch voll tiefschmerzlicher Empfindung und Wahrheitstreue, in dem schon eine Haupteigenschaft der Rosny zu Tage tritt: die Liebe zum Nächsten, die Religion des Leidens, der Altruismus. Damals gehörten die Rosny der litterarischen Gruppe an, der Zola, Goncourt und Daudet das Gepräge gaben, doch waren sie nie „reine“ Naturalisten. Sie sagten sich von Zola nach dem Erscheinen von „Mutter Erde“ los in dem berühmten Briefe der „Fünf“, der im „Figaro“ veröffentlicht wurde, und in dem Lucien Descaves, Paul Bonnetain, Paul Margueritte, Gustave Guiches und J.-H. Rosny die Kunstauffassung Zolas respektvoll, aber entschieden verwarfen.

Der folgende Roman der Rosny war der „Bilatéral“, ein revolutionärer Sittenroman, der erste, der die Psychologie und Sitten einer damals noch kaum existierenden Partei, nämlich des Anarchismus, eingehend schilderte. Das Werk bietet bereits die getreue Analyse des seltsamen Zustandes von Nervosität und Empörung, der sich einige Jahre darauf unter dem Eindruck von allerhand Schreckensthaten über ganz Europa verbreiten sollte. — Es folgte „Marc Fane“, die Geschichte eines idealistischen jungen Sozialisten und der Enttäuschungen, die ihm der niedrige Charakter, der Egoismus und der kleinliche politische Ehrgeiz seiner Genossen bereiten; diese brandmarken ihn schließlich öffentlich in einer Volksversammlung, indem sie eine gegen ihn gerichtete Resolution annehmen. Das Buch ist von einer andern Idee der Rosny beseelt, dem Wunsche, den unfruchtbaren Anarchismus in einen vernünftigen, großherzigen Sozialismus umzuschweißen. „Marc Fane“ bietet von diesem Gesichtspunkt aus sehr schöne psychologische Momente.

Nach ihm erschien ein Novellenband „L'Immolation“, der mehrere kraftvolle Stücke enthielt, dann ein litterarischer Sittenroman „Le Termite“, der das Leben der pariser Schriftsteller äußerst anschaulich schildert; Termite (d. h. Holzlaus) ist der symbolische Name für den Schriftsteller, der durch Strebertum, Intriguen, Wühlen und Bohren zur Berühmtheit gelangt. — Der nächste Roman „Les Corneilles“ gab den Rosny Gelegenheit, ihren ersten Typus eines moralisch überlegenen

Prosa, das herrliche Schilderungen von Wäldern, Seen, Kämpfen zwischen vorsintflutlichen Tieren und ähnliches enthält. Hier findet man die Vereinigung der Entwicklungstheorie mit einer höchst subtilen Zergliederung der Gefühle eines eben erst aus dem Chaos hervorgegangenen Wesens. Mit „Vamireh“ wurde das litterarische Genre erschaffen, das der beliebte Romancier Jules Verne abgegrast hat, ein Schriftsteller, der wohl eine reiche Phantasie besaß, aber keinen Stil, keine Psychologie, keine Tiefe. Die neuestens erschienenen englischen Romane von H. G. Wells, die so lebhaften Beifall gefunden haben, sind stark von den Rosny beeinflußt. Diese beiden dichterischen Apostel der Wissenschaft verfügen über eine unerreicht dastehende Fähigkeit, geologische und ethnologische Elemente in lyrische Werte umzusetzen, und in diesem Sinne haben sie einen Weg gewiesen, den vor ihnen noch keiner betreten hatte.

Im gleichen Sinne haben sie noch einen anderen prähistorischen Roman geschaffen, „Eyrimah“ betitelt, ferner die Erzählung „Les Profondeurs de Kyamo“, das unvollendete Buch „La Légende sceptique“ und endlich ein ganz außergewöhnlich merkwürdiges Werk, das den Titel „Un autre Monde“ führt. Dieses handelt von der Geschichte eines Individuums, das die seltsame Fähigkeit besitzt, eine ganze Kategorie in der Luft schwebender, für andere unsichtbarer Molekularwesen zu erblicken, die eine dem Menschengeschlecht und der Tierwelt parallel laufende Existenz führen. Diesen Wesen geben die Rosny den deutschen Namen „Die Moedigen“, und das Buch erzählt eine Reihe von Beobachtungen, die ein Gelehrter mit Hilfe jenes Mediums anstellt. Kaum je anderswo hat man es im Ausdruck des Unfaßbaren, in der Veranschaulichung der geheimnisvollen atomischen Kräfte so weit gebracht, wie hier. Und dabei hat man es hier nicht mit der Phantastik eines Edgar Allan Poë zu thun; diese Phantastik hat ihren Ursprung vielmehr in dem Vergleich zwischen der modernen Wissenschaft und dem, was sie noch nicht weiß.

Vielleicht das Charakteristischste für die Rosny ist ihr Glaube an das Walten der Naturkräfte. Sie fassen die Evolutionstheorie als eine regelrechte Religion auf, deren moralische Nutzanwendung der Altruismus bildet. Sie werden nicht müde, den Menschen den Elementen gegenüberzustellen, und ihnen ist die Geschichte des Kampfes der Menschen unter einander weit weniger wichtig, als die Geschichte ihres Kampfes mit der Natur, ihrer langsamen Einweihung in die Geheimnisse der Chemie und der Biologie. Die Rosny sind von der Ansicht durchdrungen, daß die religiösen Dogmen eines Tages allgemein durch die naturwissenschaftlichen Axiome ersetzt und daß Religion, Moral und Wissenschaft nach identischen Gesetzen in der Einheit eines idealen Sozialismus aufgehen werden. Sie wollten in ihren wissenschaftlichen Büchern zeigen, daß dieser Gedanke schon in grauer Vorzeit im Hirne des Urmenschen geschlummert habe, und selbst, wenn sie in ihren psychologischen Werken Menschen von heute darstellen, leitet sie dabei derselbe Gedanke. Für sie ist der Unterschied zwischen dem Höhlenmenschen und dem Modernen nur gering; sie suchen gerade die Berührungspunkte zwischen den beiden Typen und klassifizieren die Menschen nach ihrem Verhältnis zur Natur.

Die psychologischen Romane der Rosny sind ebenfalls das Werk zweier leidenschaftlicher Anhänger des Entwickelungsgedankens. Sie schaffen Männer- und Frauengestalten, die von den edelsten Gedanken durchdrungen sind, gegen Tod und Schmerz ankämpfen, nie der Stimme der Selbstsucht nachgeben und das Leben dankbar als ein empfangenes Geschenk betrachten. Die Rosny lieben es, solchen moralischen Problemen zuleibe zu gehen, die aus natürlichen und häufig vorkommenden sozialen Situationen resultieren, während sie erdachten und verwickelten Intriguen, wie sie etwa die Werke eines Dumas fils aufweisen, aus dem Wege gehen. „L'Indomptée“ zeigt den Kampf einer Frau gegen das allgemeine Vorurteil, das den Geist des Weibes ebenso wie seinen Körper zu unterjochen und darniederzuhalten strebt. „Renouveau“ behandelt den Sieg des Geistes über den Schmerz. „L'Impérieuse Bonté“ — ein Meisterwerk wuchtiger Beredsamkeit — zeichnet eine Frauengestalt, die selbst, ohne verstanden zu werden, einen glücklichen Einfluß auf das Schicksal anderer ausübt, weil sie weiter und schärfer zu sehen vermag, als diese. „L'autre femme“ schildert eine Frau, die genau weiß, daß ihr Gatte eine andere liebt; durch einfache psychologische Berechnung identifiziert sie sich mit dieser anderen und eignet sich alle Vorzüge an, die ihrem Manne bei der Rivalin gefallen könnten: ihre Rache übt sie dadurch aus, daß sie besser wird als jene. „Résurrection“ behandelt wiederum ein altruistisches Thema. Eines der bedeutendsten Bücher dieser Reihe endlich sind die „Ames perdues“. Sie gehen dem Altruismus in seinen feinsten Wurzeln auf die Spur. Zwei Männer spielen in dem Buche die Hauptrolle. Der eine, der sehr reich ist, will sein ganzes Vermögen den Armen geben und auf jede Erbschaft verzichten. Er liebt und wird wiedergeliebt; doch das junge Mädchen, das er begehrt, stellt die Bedingung, daß er sein Erbe übernimmt; sie erklärt ihm, das Geld verleihe die Macht, und er könne, wenn er fürs soziale Wohl wirken wolle, weit wirksamer handeln, wenn er seine Güter verwalte, als wenn er sie der großen Masse überlasse, die sie verständnislos vergeuden würde. Er weigert sich trotzdem und opfert seine Liebe dem unüberwindlichen Zwang seiner mystischen Ueberzeugung. Der andere ist ein Anarchist, ein Propagandist der That, der eine Bombe in die Kammer wirft. Er wird verhaftet; und im Gefängnis wird er sich der Nutzlosigkeit seiner That bewußt und lernt erkennen, wie er den altruistischen Ideen geschadet, denen er zu dienen geglaubt hatte. Hier haben die Rosny auf einigen hundert Seiten in meisterhafter Weise die Psychologie des Anarchismus entwickelt. Hier setzen sie ihre soziologische Theorie mit außergewöhnlichem Scharfsinn auseinander und die vor fünfzehn Jahren im „Bilatéral“ zum Ausdruck gebrachten Ideen fort. Die „Ames perdues“ sind das bedeutendste Buch, das über den Unterschied zwischen dem theoretischen Altruismus und dem praktischem Altruismus geschrieben worden ist. Diese beiden Seelen, denen ein so edles Streben innewohnt, sind trotzdem für das allgemeine Wohl „verloren“, weil sie ihre Pflichterfüllung auf falschen Wegen suchen. Ein anderer Roman, „La Charpente“, behandelt die Geschichte eines verheirateten Mannes, der eine andere Frau liebt, gegen diese Liebe ankämpft, aber

durch dies insgeheim ertragene Leiden die ganze soziale Wahrheit, die ganze langsame Erziehung der menschlichen Bestie zum Guten, das ganze „Gerüst“ (charpente) des wahren moralischen Fortschritts erkennen lernt, der in der seelischen Liebe beruht.

Außerdem haben die Rosny auch zahlreiche Novellen für Zeitungen und zwei Bücher geschrieben, die nur Erholungsstationen zwischen ihren gedankenschweren, tiefgründigen Werken bedeuten. Das eine ist „La Fauve“, ein Theaterroman, und das andere, das erst kürzlich veröffentlicht wurde, ist „Une Reine“. Das letztere behandelt eine Liebesintrigue zwischen einer Königin und einem jungen Edelmann. Der Stoff ist unbedeutend, aber die Darstellung sehr glücklich. Die Rosny haben sich den Spaß gemacht, es zu schreiben, um allen denen, die den künstlerischen Wert ihrer Sprache anzweifelten, stillschweigend eine Lektion zu geben. Man kann kein zarteres und reineres Französisch schreiben, als es dieses Buch enthält. —

Man sieht, die Werke der Rosny sind recht zahlreich. Sie stehen vermöge ihres Gedankenreichtums, ihrer vornehmen Moral, die von Sentimentalität ebenso weit entfernt ist, wie von nüchternem Realismus, unter den modernen französischen Romanschriftstellern in allererster Reihe. Sie haben den Optimismus wieder in seine Rechte eingesetzt, den die Romane Feuillets und Ohnets in Mißkredit gebracht haben. Siegreich haben sie auf die von Brunetière und Bourget vertretenen reaktionären Bestrebungen geantwortet, indem sie bewiesen, daß die Entwickelungsidee und der naturwissenschaftliche Geist die Grundlagen einer neuen sozialen Moral bilden können, daß es keiner kirchlichen Dogmen bedarf, um Menschlichkeit zu wecken, und daß die Wissenschaft nicht den Atheismus und die Unmoralität zur Folge zu haben braucht. Nach Ansicht der Rosny macht das menschliche Gewissen allein jeden moralischen Druck, jede Sanktionierung überflüssig. Sie glauben fest daran, daß im Menschen ein Element instinktiver Güte lebt, das zur Bekämpfung des Bösen vollständig ausreicht. Ihrer Meinung nach besaß schon der prähistorische Mensch dieses Element, lange bevor die Mythen der beiden Testamente aus der orientalischen Religion hervorgingen. In diesem Gedanken haben sie den Entwickelungsweg der Menschheit von Anfang an bis auf unsere Zeit mit der festen Ueberzeugung und dem unerschütterlichen Willen verfolgt, überall die verborgene Goldader der Güte aufzufinden. Und darin, daß sie den Altruismus von der christlichen Moral des Opfers ausdrücklich unterscheiden wollen, nähern sie sich fast den Ideen Nietzsches. In ihren Augen ist das Opfer im christlichen Sinne eine gefährliche Selbstentäußerung, während der Altruismus für Elitenaturen ein Mittel der Selbsterhebung, der Höherentwickelung, eine Vermehrung der Kraft und des Weitblickes bedeutet. Zu einer Zeit, da der Roman sich zumeist in den Schilderungen der sinnlichen Liebe, in der Vorführung einer gefällig präparierten Anekdote sterilisiert, haben die Rosny ihm zahlreiche weitgreifende Ideen zugeführt, ohne in den unangenehmen Ton der These oder der Predigt zu verfallen. Ihre Helden sind den alltäglichsten Lebensbedürfnissen unterworfen, aber sie werden auch in ihrem Denken und Fühlen gezeigt, weder idealisiert wie im sentimentalen Roman, noch als Tiere geschildert wie im naturalistischen. Das gerade macht die moralische Ueberlegenheit der Rosny aus, daß sie sich nur dieses natürlichen Wechselspiels von Licht und Schatten bedienen, um zu zeigen, daß der Mensch, ohne Engel oder Bestie zu sein, genau so, wie er heute ist, auf eine sehr hohe moralische Stufe Anspruch erheben darf.

Die Rosny erwerben sich mit ihren Werken von Tag zu Tag größere Autorität. Langsam, aber sicher erringen sie sich den wahren und bleibenden Ruhm. Ihnen ward nicht der leichte Erfolg zuteil, wie ihn auch oberflächliche Werke finden, sondern der echte, wirkliche Erfolg, der nur den Intellektuellen blüht und sie zu geistigen Führern ihrer Zeit erhebt.

Neue polnische Romane.

Von **Josef Flach** (Lemberg).

(Nachdruck verboten.)

Da von Sienkiewicz ausnahmsweise kein neuer Roman vorliegt — der gefeierte Schriftsteller bereitet zur Zeit seinen neuen Roman „Sobieski“ vor — und da die beiden anderen hervorragendsten polnischen Schriftsteller, Prus und Frau Orzeszkowa, schweigen, so gewinnt man Zeit, einmal in der übrigen Romanlitteratur Umschau zu halten. Und die Mühe verlohnt sich auch, denn man findet dabei vortreffliche Werke, deren Verfasser nicht nur in ihrer Heimat ehrenvolle Anerkennung genießen, sondern auch im Auslande nicht mehr unbekannt sind.

Dies trifft vor allem bei zwei Männern zu, die mit ihren früheren Romanen auch die Aufmerksamkeit deutscher Uebersetzer erregten. Kasimierz Tetmajer ist ja durch seinen „Engel des Todes“ in Deutschland bekannt geworden, Josef v. Weyßenhof, der Verfasser des bereis mehrere Male aufgelegten „Podfilipski“ ist auf dem besten Wege, auch in der Fremde wohlverdienten Ruhm einzuernten*).

Schon in jenem ersten erzählenden Werke verleugnete Tetmajer den Lyriker nicht, dessen Hauptstärke in der Leidenschaftlichkeit und in einer oft brutalen Aufrichtigkeit liegt. Sein neuer Roman „Panna Mery“ („Fräulein Mary“. 1901) läßt diese Eigenart noch stärker hervortreten und hängt auch inhaltlich mit dem „Engel des Todes“ zusammen. Auch hier handelt es sich um den uralten Kampf der Geschlechter: dem Manne ist die Liebe die erfrischende Quelle, die Sonne seines Lebens, die Triebfeder großer Thaten, das heilige Feuer; dem Weibe ist sie der Reiz der Sinne und Nerven, ein egoistisches Gefühl, bei dem der Stolz und der Ehrgeiz eine bedeutende Rolle spielen. Selbst wenn der Geliebte ein Künstler von Gottes Gnaden ist, steht ihm die Liebe obenan; ohne sie ist ihm die Kunst nichts, sie hat Wert nur als Begleiterin der Liebe. — Aber trotz der Aehnlichkeit des Themas besteht zwischen den beiden Romanen ein charakteristischer Unterschied: Rdzawicz, der Held des „Engels des Todes“, geht an verschmähter Liebe zugrunde, Strzyzecki, die Hauptperson des „Fräulein Mary“, rafft sich nach einem Selbstmordversuch auf, wird

*) Eine deutsche Uebersetzung des „Podfilipski“ erschien vor kurzem unter dem Titel „Der Uebermensch“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt).

berühmt und rächt sich dann an dem Weibe durch kalte Gleichgültigkeit.

In künstlerischer Beziehung haben wir in dem letzten Romane eine Steigerung sowohl der Motive wie des Schaffens des Schriftstellers überhaupt. Der Charakter des Weibes, ganz individuell gesehen und dabei doch als Symbol behandelt, gehört zu den interessantesten psychologischen, oder besser pathologischen Studien in der modernen Litteratur. Mary Gnieznienska, die Tochter eines jüdischen Millionärs, dessen Familie teilweise noch ungetauft ist, besitzt eine beinahe bis ins Pathologische gesteigerte Leidenschaftlichkeit; ihr Stolz kennt keine Grenzen, und in stiller Nacht träumt sie oft von den Wappen mediatisierter Häuser; ihre Sinnlichkeit ist um so größer, als in ihren Adern orientalisches Blut fließt. Von der ganzen Bibel hat sie sich bezeichnender Weise nur das „Hohe Lied" zu eigen gemacht, mit dessen schwüler Erotik sie sich in schlummerlosen Nächten fort und fort beschäftigt. Das schlimme Schicksal will, daß derjenige, der am mächtigsten ihre Sinne reizt, ein einfacher Musiker (Strzyzecki) ist, mit dem sie spielt, solange die Aussicht vorhanden ist, er werde berühmt werden, den sie aber fallen läßt, als er mit seiner Oper eine beschämende Niederlage erleidet. Sie wird dann die Gattin eines ruinierten Aristokraten, ohne aber als „Jüdin" eine freundliche Aufnahme in seiner Familie zu finden, Strzyzecki aber verschwindet, nachdem der Selbstmordversuch mißlang. Nach einiger Zeit liest man in den Zeitungen von der Oper eines unbekannten Meisters Miriam Saroni, vor dem ganz Amerika auf den Knieen liege. Der Erfolg der Oper in Warschau ist ungeheuer, Saroni lüftet seine Maske, und siehe da: Strzyzecki steckt darunter. Von da an wird die Handlung des Romans immer märchenhafter. Mary wird von Strzyzecki selbstverständlich kalt abgewiesen, trennt sich nach einer brutalen Szene von ihrem Gatten und wird das Opfer einer sonderbaren Manie, in der sie sich in ein prunkhaft ausgestattetes Gemach einschließt, in Diamanten, Saphiren, Rubinen, Smaragden und Perlen wühlt, und beim Berühren des Goldes und der Edelsteine mit dem nackten Leibe sinnliche Wollust empfindet. Alle ihre Millionen setzt sie in Kleinodien um, um dann inmitten dieser unermeßlichen Schätze das „Hohe Lied" zu singen. Kein Wunder, daß sie von der frommen, gottesfürchtigen Nachbarschaft für eine „tolle Teufelin" gehalten wird.

Realistischer in der Handlung, gehaltener in der Sprache, reicher in der Mannigfaltigkeit der Gestalten ist Josef von Weyßenhofs neuer, soeben erschienener Roman „Sprawa Dolengi" („Die Pläne des Herrn Dolenga"). Weyßenhof steht, im Gegensatz zu Tetmajer, seinem Stoffe als objektiver Epiker gegenüber, und wenn er auch manchmal, besonders in poetischen Naturschilderungen, lyrische Töne anschlägt, niemals zittert seine Hand. Führt Tetmajer den Leser in die Großstadt, ihre Geldaristokratie und die wenigen Vertreter der Kunst, also in eine Gesellschaftssphäre, die jener feinen, zart nuancierten äußeren Kultur entbehrt, die ein Produkt mehrerer Generationen ist, so geleitet uns Weyßenhof in die hohen Säle eines altertümlichen Edelhofes, der die Vertreter des ältesten Hochadels beherbergt. Dolenga selbst steht ein wenig abseits; obwohl er von gutem Adel ist, reicht er doch, weder was Vermögen noch was Ehrwürdigkeit der Tradition betrifft, an die Geschlechter der Fürsten Zbaraski und Koryatowicz; man ist freundlich gegen ihn, doch weder in seinem eigenen Bewußtsein noch in dem des Hochadels verschwindet dieser Abgrund. Ja, er wird noch vertieft; die Fürsten Zbaraski und ihre ebenbürtigen Freunde zehren eigentlich nur noch von den Verdiensten ihrer Vorfahren, sie selbst begnügen sich damit, die ehrwürdige äußere Kultur imponierend zu repräsentieren und sich für natürliche Führer des profanum volgus zu halten; prachtvoll ist in dieser Hinsicht Herr Karl Zbazki, der von allen Aristokraten als ein Weiser verehrt wird, ohne daß man dahinter käme, weshalb, und der mit dunklen Orakelsprüchen die schwierigsten Fragen entscheidet, den vernünftigsten Gedanken totschlägt. Dolenga dagegen, der von Fach Ingenieur ist, denkt und arbeitet selbständig und will den Hochadel für einen großartigen Meliorationsplan gewinnen. Sein anderer Wunsch ist es, die Hand der jungen Halßka Zbaraska zu erringen, die er abgöttisch liebt und die dieses Gefühl erwidert.

Nun bewegt sich die Handlung des Romans in der Richtung dieser beiden Pläne Dolengas, wobei es dem Verfasser nicht immer gelingt, sie organisch ineinander zu verflechten, so daß bald der eine, bald der andere unseren Augen entrückt wird. Beide Pläne scheitern, und Dolenga muß schließlich sein Meliorationsprojekt fallen lassen und seine geliebte Halßka als Gattin des Grafen Adam Szafraniec sehen. Aber wie diese Pläne scheitern, das ist meisterhaft dargestellt. Wie Ompteda den „deutschen Adel um 1900", so hat hier Weyßenhof den polnischen Adel um 1900 ganz objektiv geschildert in seiner imponierenden Würde, in seiner hohen, gesellschaftlichen Kultur der bekannten inproductivité slave, dem Stolze, dem hohen Fluge der Gedanken, der bequemen Opportunität gegenüber der russischen Regierung. Denn es handelt sich in dem Buche um den russisch-polnischen Hochadel, und nur die Zensurverhältnisse haben es dem Verfasser nicht gestattet, dies tiefer und deutlicher herauszuarbeiten; so durfte er z. B. dem einflußreichen Zeller, einer hohen Persönlichkeit aus St. Petersburg, keinen amtlichen Charakter verleihen, obwohl dadurch die lebendige Gestalt zu einem geheimnisvollen, schattenhaften Symbol oder Rätsel geworden ist. Wie typisch ist der Fall Dolenga: der Arme schwärmte für sein Meliorationsprojekt, freute sich, als er den Hochadel dafür gewann und aus dem Schoße des letzteren eine Deputation nach der Hauptstadt entsandt wurde; er wartet lange, lange, bis man ihm endlich würdevoll sagt, er solle sich doch nicht aufdrängen, sein Projekt sei vielleicht gut, aber zu unbedeutend im Vergleich zu den großen Plänen, mit denen man sich in Petersburg trage; übrigens würden die Mitglieder des Hochadels, die geborenen Leiter des Volkes, die Angelegenheit in ihre Hände nehmen. — Doch auch die Kehrseite wird gezeigt. In der neuen Generation machen sich Vorzeichen einer beginnenden Evolution bemerkbar, wenn auch noch schwach und bald vergehend. Fürst Andrzej Zbaraski, der Jugendfreund Dolengas, und Halßka sind die Vertreter des Uebergangsstadiums; jener sieht wenigstens das Bessere, wenn er auch nicht die Kraft in sich fühlt, seinem Freunde zu folgen; diese läßt sich an einen ungeliebten Aristokraten verheiraten, aber nur deshalb, weil Dolenga ihr nicht

zumuten will, um seinetwillen ihren Stand zu verlassen. Er weiß eben nur zu genau, daß die Prinzessin Zbaraska als einfache Frau Dolenga nicht glücklich sein würde, und daß die jahrhundertlange Tradition, die das Kind mit der Muttermilch eingesogen hat, sich schließlich doch als stärker erweisen würde als die Liebe.

Besprechungen

Lamprechts Litteratur-Betrachtung.

Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Von Karl Lamprecht. Berlin, 1902. R. Gaertners Verlag. 471 S. M. 6,—.

Dieses geistvolle Buch, von dem uns hier nur der Abschnitt über Litteratur beschäftigen soll, bedeutet den Versuch eines Historikers von Fach, auch bereits auf die Geschichte modernster Dichtung seine Methode auszudehnen. Nicht allein auf die Dichtung: auf die Musik, die bildende Kunst, die Geisteswissenschaft überhaupt, ebenso wie auf die sozialen und politischen Entwickelungen. Lamprecht bemüht sich überhaupt, sämtliche kulturwichtige Ausstrahlungen menschheitlicher Thätigkeit methodisch zusammenzuspannen unter einheitlichen, „sozialpsychischen" Gesichtspunkten.

Diese Art des Verknüpfens, von Entwickelungsgedanke und Milieutheorie beeinflußt, mit Spitze gegen Rankes einseitig staatliche Geschichtsschreibung, hat im ganzen unseren Beifall. Eine zugleich lichtvoll ordnende, mit sicherem Instinkt für das Wesentliche begabte, außerordentlich kenntnisreiche Persönlichkeit kann mit solcher Methode ungewöhnliche Gruppierungen finden. Schon Herder hat bei uns, noch vor dem Evolutionismus, eine ähnliche umfassende Schauweise begonnen. Von Gibbon oder Montesquieu bis zu Buckle und Taine ringt man in Europa nach einer vertieften, vergeistigten Methode, um der ungeheuren Stoffmasse, die der Spezialismus immer von neuem aufwirft, Herr zu werden.

Ich habe nie begreifen können, weder in der Naturwissenschaft, noch in der Geschichtswissenschaft, warum man sich, unter dem Einfluß polemischer Stimmung und des Ringens nach zeitgemäßem Standpunkt, so verbindungslose Klüfte schafft zwischen dem Jetzt und dem Früher. Gewiß, das Entwickelungsgesetz bedeutet eine einschneidende Aenderung. Aber die Zeitalter eines Linné oder eines Humboldt und Ranke haben in ihrer Art entsprechende Arbeit versucht: sie ordneten, sie suchten Gruppen, sie bemühten sich um Ueberblick. Ihre Gesichtspunkte waren „Ideen", ihre Zeit legte nicht die ganze und — einseitige Kraft auf die Anschauung und Beobachtung wie wir. Aber von sehr weitem, von weitestem Standpunkt aus betrachtet: sind wir denn nun dem Wesen der Dinge wirklich so sehr viel näher gerückt? Verändert ist unser Standort gründlich, das ist wahr. In den exakten Wissenschaften bedeutet dieses willensstarke, sorgsame Beobachten der Kausalität einen außerordentlichen Fortschritt, dem wir Erstaunliches verdanken. Hier liegt unsere Größe; die Kraft der Produktion in Industrie und Wissenschaft und die Raschheit des Verkehrs lassen uns heut den Leib des Erdballs in einer Weise beherrschen wie nie zuvor, so lange dieser Stern Kultur hat. Aber auf jenen inneren Gebieten, in denen das, was man mit dem Hilfswort „Seele" zusammenfaßt, das wesentliche ist — sind wir da entsprechend reicher geworden? Eine Verarmung hierin mußte zunächst vor sich gehen, dem objektiven Gehalt nach, unsere Kraftanstrengung ging derweil nach anderer Seite und entzog dem Innenleben Kraft und Vorrat. Der Dichter als Dichter verkümmerte dabei, man nahm ihm seine Luft; man schloß die Pforten des Unwägbaren und Unendlichen zu. Deshalb ist eine Zeit der Massen wie heute, in der die kalte Gesamtleistung alles, der warmherzige Einzelne nichts gilt, in der einseitig-soziale Gesichtspunkte auch die Geschichtsschreibung beherrschen, von unserem Standpunkt aus dennoch arm: arm an Vollmenschen und Persönlichkeiten. Ich stehe nicht unbedingt auf dem Boden des Heroenkults; ich schätze auch den Unscheinbaren, falls der Lichtfunke einer bewußten Persönlichkeit in ihm wirksam ist, heiße er Wuz oder Steinklopferhannes, jener Funke, der in den Heroen zur starken Flamme wird; auch will ich Milieu und Gesamtheit nicht schopenhauerisch unterschätzen. Eins aber muß, meines Erachtens, von Persönlichkeits-Verkündern wie Ruskin oder Emerson, von dem überreichen Jean Paul oder Herder, von Goethes Weitsichtigkeit und Klarheit in das Massentum unserer viel zu seelenarmen Kultur herübergenommen werden: die Achtung vor lebendigem und Leben wirkendem Menschentum. Denn dies ist der Kern aller Kultur.

Mit diesem lebendigen Instinkt, wie mit einer Metall findenden Wünschelrute, durch die Geistesgeschichte der Menschheit zu gehen, scheint mir das Wichtigste. So nur wird lebendig, was wir berühren; und wir berühren instinktiv nur lebensfähiges. Die Gefahr, daß man die sichtbare Technik in Stil, Linie, Farbe, Reim und Rhythmus dabei unterschätze, ist nicht groß: denn das drängt sich sowieso gern und gemeinhin in die Sinne des Durchschnitts unserer Zeitgenossen. Im allgemeinen bleiben, wenn man vom Kulturstandpunkt aus in die Menschheit schaut, nur solche Dichter lebendig, deren Dichtung aus einem starken, reichen, bedeutenden Menschen mit Naturdrang herausquoll.

Hat nun Lamprecht diesen Instinkt für das Lebendige? Ich bin allmählich auf einen Standort gekommen, von dem aus ich diese Frage nicht mehr bejahen kann. Lamprecht lehnt sich in seinem Abschnitt über die moderne Dichtung an Richard M. Meyers „Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts" an, auch an A. v. Hansteins illustrierte Materialsammlung. Aber von Meyers Anlage, sinnlich und lebhaft zu zeichnen und sogar die körperliche Erscheinung der Besprochenen zur Erläuterung heranzuziehen, hat dieser Methodiker nichts übernommen. Ihn fesseln allein die Zusammenhänge. „Das wissenschaftliche Urteil geht über den Einzelnen hinweg, sucht das mehreren einzelnen Gemeinsame, faßt dieses in einen Begriff, stellt das gegenseitige Verhältnis der zahlreichen, auf diese Weise gewonnenen Begriffe zu einander fest und steigt auf diesem Wege vom Individuum auf zur Erkenntnis der allgemeinen, in den Individuen verlaufenden Strömungen" (S. 380). Begriff und Strömung — hierin bewegt sich seine Methode. Sie ordnet und vereinfacht, das ist klar: — aber sie wird, trotz Lamprechts angeregtem Eifer, beängstigend abstrakt. Ich fürchte, an Stelle der alten, von Lamprecht mit gutem Recht verworfenen „Ideen" haben sich nun, als neue Massenordner, die „Begriffe" und die „Strömungen" eingestellt. Jene alten „Ideen" klingen freilich lächerlich, wenn man sie vom Anschauungsstandpunkt aus betrachtet; sie waren eben der Philosophie oder Theologie entnommen, waren metaphysischer oder transcendenter Art und gingen nicht auf Anschauung im naturwissenschaftlichen Sinne aus. Lamprechts „Begriffe" sind mit Hilfe der Naturwissenschaft und Sozialwissenschaft im weitesten Sinne geprägt. Sind wir aber dabei nicht unvermerkt — aus einem System ins andere geraten? Von goethischer Freiheit ist diese Betrachtungsweise nicht; sie neigt zu einem, allerdings selbstgeschaffenen, Dogmatismus.

Als Gott der Götter thront in diesem Begriffsstaat das Wort „Reizsamkeit". Lamprecht faßt unter dem nicht sehr schönen Wort, mit viel sachlicher Berechtigung, die Zeitstimmung der letzten Jahrzehnte zusammen, als deren Eigentümlichkeit er eine Art Nervosität erkennt. Schon hier stutzen wir, besonders wenn wir „Romantik"

die der verwickelteren Gedoppeltheit der symbolistischen Erzählung nur schwer gerecht werden kann, wieder mehr die längere Geschichte, der Roman. Und zugleich wurde an Stelle des psychologischen Impressionismus ... die dumpfere, unbestimmtere, ahnungsreichere, neurologische Impression gesetzt" (S. 305). Oder etwas später: „Allein neben diese Auffassung trat nun doch eine sozialpsychische . . ." (S. 309): „Aber auch mit dem Märchen- und Traumdrama waren die Versuche, auf mittelbarem Wege gleichsam zum psychologischen Drama zu gelangen, noch keineswegs abgeschlossen . . ." (S. 346). Man bekommt allmählich, bei der Lektüre Lamprechts, die Empfindung, es handle sich im Laboratorium der Dichtung um ein gemeinsames Suchen nach einem verwickelten chemischen Präparat; die Geschichte der Poesie wird zur Geschichte der Physik und Chemie: jede Entdeckung bereitet eine neue vor, von den geißlerschen Röhren über die Kathodenstrahlen bis zu den Röntgenstrahlen. Oder es ist wie auf einem Gelehrten-Kongreß: jeder neue Redner wirft neue Gesichtspunkte in die gemeinsame Debatte. Der Höhepunkt lamprechtscher abstrakter Zusammenraffung scheint etwa in den folgenden Wortungeheuern erreicht; er läßt Hauptmann in doppelter Richtung wandern (S. 327): „. . . zur impressionistisch-individualpsychologischen Komödie und zum impressionistisch-sozialpsychologischen Massendrama." So erreicht er es in der That, und zwar gar nicht geistlos — ich hebe das hervor — und oft mit sehr achtenswerter Charakterisierung, daß er die gesamte moderne Dichtung deutscher Zunge einpackt in vier bis fünf Abstraktionen unter einer Ober-Abstraktion.

Daß ein Mann von so viel Geist und Wissen wie Lamprecht ein Recht hat, sich die Erscheinungen nach seinen eigenen „Begriffen" zurechtzulegen, bestreitet niemand. Es kommt dabei manche Anregung für den Litterarhistoriker heraus. Nur ist es, wir wollen uns darüber klar sein, eine einfache Machtfrage, eine Frage des Uebereinkommens, ob er auch uns andere in seine Schauweise locken oder zwingen wird. Und das glaube ich nicht. Seine Methode bleibt zu sehr an der formalen Seite der Dichtung hängen, ist zu abstrakt, verführt zur Abstraktheit. Wohl spricht auch er vom objektiven Gehalt, wohl nennt er die vertiefende, auf die „nährende und schaffende Mächte der Erde" hinweisende, aus dem „nationalen Dasein der Gegenwart hervorquellende" Richtung der Heimatkunst eine „mächtige Strömung", von der man heute noch gar nicht abschätzen könne, „was sie für die Nation und die Kunst und die Zukunft beider bedeute" (S. 312). Auch sonst fehlt es, trotz seiner ausgesprochenen Unbefangenheit („Werturteile, ja auch nur das Aufdecken der Konsequenzen bestimmter Anschauungen, soweit es in Urteil umschlägt, liegen der Absicht dieses Buches fern", S. 333), nicht an gelegentlichen, ja häufigen Beleuchtungen des Wertes oder Unwertes dieser oder jener Richtung oder Einzelerscheinung: aber das Schema, das er sich selber gebaut, zwingt wie jedes Schema zu einem gewissen Zurechtziehen einer Sache, deren Wesen gerade blutvolles Leben, stärkstes Leben, Leben in höchster Potenz ist. Denn so fasse ich die Poesie auf. Und ich bedaure überhaupt den bezeichnenden Umstand, daß man heutzutage, in ästhetischer Erörterung, fast durchweg auch in der Dichtung von „Kunst" spricht und immer nur von „Kunst", nicht von jener Poesie, deren Gradmesser allein das herausquellende dichterische Leben bildet.

Lamprecht selbst verkennt nicht das Fragmentarische seiner Methode (S. 62, S. 380). Die Fäden des Gewebes, das man Zeitgeist oder Zeitpsyche nennt, zusammenzufinden, die unterirdischen Quellen alle zu suchen, die diesen Boden nähren — es ist eine physische Unmöglichkeit. Aber selbst innerhalb seines abgesteckten Raumes scheint er mir so entscheidende Einflüsse, wie die Ibsens, Zolas, Maeterlincks, Strindbergs, Tolstois u. a. nicht genügend einzustellen. Ein einschneidendes Wort hätt' ich gern gehört über das bürgerliche Drama, das in Ibsen, mit modernem Gehalt, einen Höhepunkt fand, das heute alles andere überwuchert, das aber schon an und für sich keine höhere Poesie ist, so wenig wie der heute so wuchernde Roman, den Lamprecht einmal glücklich, wenigstens auf einer gewissen Stufe, „Reportage der Gegenwart" nennt (S. 281). Wir sind in einem Prosazeitalter, vergleichbar etwa dem Zeitalter der Addison und Steele, in dem der Feuilletonismus, der Roman und das bürgerliche Drama breit und üppig gedeihen, in dem aber eigentlich poetische Verklärungskraft keine Kulturmacht bedeutet. Nicht „Phantasiethätigkeit", wie Lamprecht mehrfach aufstellt, scheint mir das Kennzeichen der Zeit, sondern Verstandesthätigkeit, mit der sich eine gewisse wissenschaftliche Hypothesenkraft und papierene Kombinierungslust sehr wohl vereinigen lassen; auch eine bewußte, kalte Phantastik, die aber das Gegenteil blutwarmer, beseelender Fabulierungsfreude bedeutet. Eine „neue Kultur" sehe ich noch nirgends, nur ein Ringen darnach, wobei ein halb wissenschaftlicher, halb künstlerischer Verstand vorangeht. Aber erst das Herz wird beseelen und lebendig machen.

Zweimal nur, soweit ich überschaue, wird Goethe genannt. Einmal (S. 241) fällt das Wort „unbestimmter Goethekult"; ein andermal (S. 469) in dem Abschnitt, der die moderne „Weltanschauung" beschließt, heißt es: „. . . der in den ästhetisch genießenden Kreisen der Nation immer weiter verbreitete Goethekult", und zur Erklärung: „Goethe hat einstmals zwischen individualistischem und subjektivistischem Zeitalter lebenspendend vermittelt und war sich der Notwendigkeit liberal-konservativen Wesens aller Wirkung ins Große wohl bewußt." Die letztere Wendung drückt, in ihrer Abstraktheit, nur unvollkommen aus, wozu uns Goethe erziehen kann. Wir würden sagen: gerade der Umstand, daß Goethe voll warmer Ehrfurcht vor dem intuitiv (nicht theoretisch) erfaßten Leben war, sei es in der Persönlichkeit eines gut wachsenden, blühenden, Früchte tragenden Menschen, sei es in Blattgrün und Farbenwirkung des lebendigen Lichtes; gerade der Umstand, daß er alles Abstrakte in Anschauung und Lebenswärme übersetzte und entweder das Fördernde daran in sich aufnahm oder ebenso unbefangen das ihm nicht Gemäße ausschied; gerade der Umstand, daß er weitherzig Theorieen und Systeme abstrakter Art auf sich beruhen ließ und alles in allem bewußt Mensch, Leben, Atem, Pflanze war: — dies ist es, was auf die „Reizsamkeit" von heute so beruhigend wirkt und einen „unbestimmten Goethekult" gefördert hat. Gefühl und Instinkt für das wahrhaft Lebendige, quer durch alle Ismen hindurch: — hierin harmonisch zu wachsen, das bedeutet erst, vom Einzelnen aus sich verbreitend und andere ansteckend, wahre Kultur. Hieraus allein ergeben sich wertvolle Formen, wertvolle Dichtung, wertvolle Geschichtsschreibung.

Halensee. *Fritz Lienhard.*

Das Nationalepos der Esten.

Von **Reinhold Kaupo** (Riga).

(Nachdruck verboten.)

Das im Süden des finischen Meerbusens zu festen Wohnsitzen gelangte, jetzt etwa eine Million zählende Völkchen der Esten war im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts durch den deutschen Schwertbrüderorden der Möglichkeit, sich selbständig zu entwickeln und an der fortschreitenden Geschichte und Kultur teilzunehmen, beraubt worden. Mehr als sechs Jahrhunderte trugen die Esten gleich ihren Schicksalsgenossen, den im Süden der Ostsee-Provinzen wohnenden Letten, die Fesseln der Leibeigenschaft, von denen sie erst im neunzehnten Jahrhundert erlöst wurden.

Um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts begann das kleine Völkchen die Glieder zu recken, um nach eigener Art zu leben. In seinen Erinnerungen schritt es über die 600 bis 700 Jahre der Knechtschaft hinweg und versuchte, sein Bild der vorangegangenen

Periode zu entwerfen. Und Wunder! Das von finsteren Jahrhunderten verschleierte Bild wurde in klaren Umrissen und hellen Farben sichtbar. Das Volk selbst schien es noch im Herzen zu tragen, und nur eine Gelegenheit hatte bislang gefehlt, um es vor die Augen aller hinzustellen. Die alten Sagen waren nicht ins Meer versunken: sie lebten im Volke. Es waren dabei Heldensagen, wie sie die Eroberer der Welt haben. Dem geknechteten Volke erging's wie jenem Bettler, dem man zurief: „Du bist ein Königssohn!"

Es gingen schon früher Gerüchte, daß man unter den Esten von einem Sohne Kalews, Kalewipoeg, erzählte. Daraus schloß man, daß das Volk im Besitze einer Heldensage, vielleicht einer Epopöe, gewesen ist, von der noch wenigstens Bruchstücke vorhanden sind. Es fehlte aber an Eifer, um der Sache auf den Grund zu kommen. Da erschien im Jahre 1835 das Nationalepos der stammverwandten Finen, die Kalewala, in seiner ersten Fassung, von Lönnroth bearbeitet. Die dadurch entfachte Begeisterung pflanzte sich über den finischen Meerbusen fort, und schon die Benennung „Kalewala" rief die Erinnerung an Kalews Sohn lebhaft ins Gedächtnis. Estland hatte damals schon einzelne Gelehrte, die aus dem Volke hervorgegangen waren. Ein in Dorpat praktisierender Arzt, Dr. F. R. Fählmann, nahm sich der Sache mit Herz und Sinn an. Die Sagenwelt der Esten war ihm von Jugend auf erschlossen; als Student hatte er Streifzüge nach allen Richtungen gemacht, um das in den Knabenjahren Gehörte zu ergänzen; sein ganzes Leben war er mit der estnischen Folklore beschäftigt gewesen. Dieser Mann machte es sich zu seiner Lebensaufgabe, die zerstreuten Teile des Kalewipoeg in ein Ganzes zu bringen. Hauptsächlich durch seine Bemühungen wurde 1838 die Gelehrte Estnische Gesellschaft begründet und damit für die Bearbeitung der Volkspoesie ein Mittelpunkt geschaffen. Fählmann entwarf einige Grundzüge der Kalewisage, gestaltete und gliederte den Stoff. Es fehlten aber einige Zwischenglieder. Eher sollte nichts zu Papier gebracht werden, bis er imstande sein würde, das Ganze vollständig zu liefern. Da ereilte ihn 1850 der Tod.

Die Gelehrte Estnische Gesellschaft machte dem Freunde und Kollegen des Verstorbenen, Dr. Friedrich Reinhold Kreutzwald, den Antrag, die Ausführung des fählmannschen Projektes zu übernehmen. Kreutzwald war dieser Aufgabe durchaus gewachsen. Er war in den Plan des Verstorbenen eingeweiht, kannte als Sohn eines freigelassenen estnischen Bauern die Sprache und die Sitten des Volkes von Grund aus und hatte weder Zeit noch Mühe gespart, um die estnische Sagenwelt sich anzueignen. Er übernahm denn auch die Arbeit und brachte sie in neun Jahren zu Ende. Während der Arbeit wurde noch fleißig Material gesammelt, so daß der ursprüngliche Plan des Werkes mehrmals geändert werden mußte. Im Jahre 1857 erschien das erste Heft des Kalewipoeg; das ganze Werk lag jedoch erst 1861 gedruckt vor. In dieser Ausgabe war dem estnischen Text die von Carl Reinthal und Dr. Bertram verfertigte deutsche Uebersetzung gegenübergestellt. Der estnische Teil allein erschien 1862 zu Knopio in Finland. Das Epos enthält 19 043 in vierfüßigen Trochäen verfaßte Verse, die in zwanzig Gesänge gegliedert sind.

Der Held des Epos ist der Sohn des Kalew, der Kalewipoeg. Er ist der jüngste unter seinen Geschwistern, nach dem Tode seines Vaters von der aus dem Birkhuhnsei entsprossenen Linda geboren. Der Vater hatte kurz vor seinem Tode geweissagt, daß sein letzter Sprößling die Herrschaft über das Land der Esten übernehmen werde, dabei auch den Willen geäußert, daß das Land unter der Herrschaft eines Sohnes ungeteilt bleiben solle. Während die drei im Vaterhause zurückgebliebenen Söhne auf der Jagd sind, wird ihre Mutter Linda vom Zauberer Finlands geraubt, unterwegs aber auf ihr Flehen und Wimmern vom Altvater in ein Steingefüge umgewandelt. Die drei Söhne begeben sich nun auf die Suche. Der jüngste von ihnen, der eigentliche Kalewipoeg, schwimmt über die See nach Finland. Er erreicht eine Insel, hört hier den Gesang einer Jungfrau, nähert sich ihr und umarmt sie. Der Held entdeckt ihr seine Herkunft, und die Jungfrau, die wahrscheinlich in ihm ihren Bruder erkennt, wirft sich ins Meer. Das hat für den Helden verhängnisvolle Folgen. Er kommt nach Finland, erschlägt den Zauberer, erwirbt sich vom Schmiede Finlands das Meisterschwert, tötet damit im Rausch den Sohn des Schmieds, der als Bräutigam der Inselmaid gegen den Prahlenden für ihre Ehre auftritt. Dadurch ladet Kalewipoeg den Fluch des Schmieds auf sich, daß das Schwert das unschuldig vergossene Blut rächen soll. Als die drei Söhne Kalews in ihre Heimat zurückgekehrt sind, entscheidet ein unter ihnen angestellter Wettkampf, wer der König des ungeteilten Landes werden soll. Die Weissagung Kalews geht in Erfüllung: der jüngste von seinen Söhnen geht aus diesem Kampfe als Sieger hervor. Kalewipoeg wird Herrscher, nimmt die Pflugschar zur Hand und bebaut das Land. Als sein Pferd von Wölfen zerrissen wird, säubert er den Wald von wilden Tieren. Hierauf vernimmt er die Kunde von einer herannahenden Kriegsgefahr. Indessen zieht er noch nicht in den Krieg, unternimmt einige Fahrten durchs Land und kommt mit Satans Söhnen und dem Wasserkobold in Berührung. Um für die Erbauung von festen Plätzen Planken und Bretter zu holen, geht er an den Peipus. Hier lauert auf ihn der Peipuszauberer und raubt ihm sein Schwert, das dann in den Kääpabach versinkt. Der Held findet das Schwert, läßt es aber ruhen und tritt mit seiner Bretterlast den Heimweg an. Er verbringt unterwegs, vom Peipuszauberer gebannt, sieben Wochen im festen Schlaf, kommt dann, um sich zu erholen, in ein Waldesdunkel und unternimmt hier seine erste Höllenfahrt. Er findet in der Unterwelt ein am Spinnrocken sitzendes, singendes Mädchen, eine der im Dienste des Gehörnten stehenden drei Schwestern. Die Jungfrau weiht ihn in alle Geheimnisse der Hölle ein. Sie unterrichtet ihn über die stärkende und abschwächende Kraft der Feuchtigkeit in den an der Pforte stehenden Bottichen, führt ihn durch alle Zimmer der Hölle und verhilft ihm zu dem Zauberhütchen, das alle Wünsche in Erfüllung zu bringen vermag. Als dann der Gehörnte nach Hause kommt, besiegt ihn der Held, erlöst die drei Schwestern und geht, mit Schätzen reich beladen, von dannen. Als er nach Hause gekommen ist, meldet sich bei ihm Olews Sohn, der Bauverständige, und bietet ihm seine Dienste an. Kalewipoeg läßt fürs erste Schiffe bauen, um damit bis zum Ende der Welt zu segeln. Er gewinnt auf dieser Reise die Erfahrung, daß die Welt kein Ende habe und daß es nicht ratsam sei, in der Fremde ungewisse Ziele zu verfolgen. Nach seiner Rückkehr in die Heimat schreitet er zur Städtegründung und zieht dann in den Krieg. Nachdem er die Feinde zurückgeschlagen hat, unternimmt er mit seinen Genossen eine Wanderung und kommt zum zweiten Male zur Hölle. Der Eingang zur Unterwelt, sowie der Kampf auf der Höllenbrücke mit den Heerscharen des Teufels sind mit plastischer Schönheit geschildert. Diesmal hilft dem Kalewipoeg durch alle Gefahren das einem Zwerge abgelistete Wunderglöcklein. Nach dieser Höllenfahrt lebt er in der neuerbauten Stadt Lindeniha. Als er mit seinen Freunden zecht, trifft eine eilige Kriegesbotschaft ein. Er vergräbt seine Schätze und begiebt sich in den Krieg. Er und seine Genossen kämpfen tapfer, Tausende fallen zu Boden, der Sieg bleibt aber unentschieden. Kalewipoeg übergiebt die Herrschaft dem Sohne Olews und zieht sich an den Koiwastrom zurück. Die eingedrungenen Fremden suchen ihn hier auf. Er schlägt sie zu Boden, zieht aber noch weiter, um Ruhe zu finden. Als er an den Kääpabach gekommen ist, geht der Fluch des Finenschmiedes in Erfüllung: sein eigenes Schwert durchschneidet ihm beide Beine, und er stirbt. Altvater stellt ihn vor das Höllenthor als Wächter. Er schlägt vor dem Thore den Felsen, und seine Hand bleibt am Felsen

gefangen. Es soll aber die Zeit kommen, wo seine Hand frei und er zu seinen Kindern kommen wird, um Estland neu zu schaffen.

Renaissance — das ist das Zeichen, unter dem die Bewegung, die das Epos vom Kalewipoeg an den Tag fördert, sich abspielt. Die Führer des zum Selbstbewußtsein erwachten estnischen Volkes drängten zur Wiedergeburt. Die Jahrhunderte lang das Leben der Esten beengenden Fesseln sollten abgestreift werden, auch wenn man damit die anerzogenen christlichen Sitten und die Anfänge der westeuropäischen Kultur zum alten Eisen werfen sollte. Die Vorzeit des Volkes sollte neu erblühen. Die alten Märchen und Sagen, Helden und Götter sollten zu einer nationalen Wiedergeburt verhelfen. Diese Renaissance-Stimmung erkennt man in dem Kalewipoeg wieder. Das Wohlgefallen an den Sagen, die Begeisterung für das entschwundene Zeitalter finden lauten Ausdruck. Dem Heldengedichte sind ein Anruf und eine Einleitung, die die Gestalten und die Geschicke der Vorzeit stimmungsvoll in Erinnerung bringen, vorausgeschickt. Außerdem haben auch die einzelnen Gesänge in der Regel eine die Begeisterung für die Heldenthaten weckende Einleitung. Es werden darin sogar die persönlichen Geschicke des Bearbeiters und die seinem Unternehmen feindliche und widerstrebende Gesinnung im entgegengesetzten Lager berührt. Eine jede im Volke neu aufgefundene, wertvolle poetische Ueberlieferung versucht man in der Dichtung unterzubringen, wenn dadurch das Fortschreiten der zu berichtenden Begebenheiten auch ins Stocken gebracht wird; poetische Zugaben, die sich zu dem behandelten Stoffe in keine Beziehung bringen lassen, schaltet man einfach als selbständige Zwischenkapitel ein. Die poetischen Fähigkeiten des Volkes sollten glänzend bewiesen werden. Die ins Land hereinbrechenden Feinde werden in einer Gestalt vorgeführt, an der man die das Estenvolk unterjochenden deutschen Ritter leicht erkennt, obgleich diese historische Periode und jene in der Sage schimmernde Vorzeit, in der die Helden zur Unterwelt fahren und mit dem Satan ringen, durch eine unüberbrückbare Kluft geschieden sind. Es ist möglich, daß schon in der Phantasie des Volkes diese Zeitvorstellungen nicht auseinander gehalten worden sind, wie es die Mischung der heidnischen und christlichen Ueberlieferungen im Volke anzunehmen gestattet; jedenfalls atmen aber jene Kriegsschilderungen denselben den deutschen Unterdrückern feindlichen Geist, der zu den charakteristischen Merkmalen der estnischen Renaissance gehört.

Hier drängt sich nun die Frage auf, ob der Kalewipoeg überhaupt noch als Nationalepos bezeichnet werden kann. Er trägt den Stempel der estnischen Renaissance und nicht jener uralten Zeit, aus der die Volksdichtung stammt. Auch Kreutzwald selbst verwahrt sich ausdrücklich (in einem Briefe an Reinthal vom 17. März 1857) gegen den Gedanken, ein Nationalepos schaffen zu wollen. Seine Zusammenstellung der Sagenbruchstücke sei eine Art künstlichen Mosaiks und nur scheinbar ein Ganzes. Ein noch wichtigerer Grund, den von Kreutzwald bearbeiteten Kalewipoeg als kein Nationalepos anzusehen, wäre der, daß der Bearbeiter einen ganz anderen Begriff von Poesie hatte, als jene Volkssänger des Altertums. Er schreibt an Dr. Sachsendahl (23. März 1853): „Wenn ich nur einigermaßen annähernd den Volkston unserer Nationalsänger — der Volkslieder — werde getroffen haben, bin ich ganz zufrieden. Von Poesie kann natürlich nicht die Rede sein, schon deshalb nicht, weil sonst die vielen einschlagenden, in Liederform erhaltenen Bruchstücke — die sämtlich am geeigneten Orte eingeflickt werden — als fremdartige Lappen erscheinen."

Und doch wäre es nicht das erste Mal, daß ein aus ungleichartigen Teilen, aus Volks- und Kunstgesang zusammengesetztes Werk als Nationalepos bezeichnet wird. Auch im Nibelungenliede ist nach dem Urteil der Fachleute Volksgesang mit jüngerem, von Schriftdichtern hinzugefügtem und überarbeitetem verbunden. Nach Werner Hahn*) umfaßt der Volksgesang nicht die Hälfte dessen, was als Nibelungenlied auf uns gekommen ist. Es liegt aber dem Nibelungenliede Volksgesang im beträchtlichen Maße zugrunde. Auch dem Kalewipoeg liegt ein guter Teil Volksgesang zu Grunde. Von den 19043 Versen sind ca. 7600 echte Fragmente der durch das Volk überlieferten Kalewiade, Fragmente, die den Stoff der Sage behandeln. Dazu kommen zahlreiche, an geeigneter Stelle eingeschaltete Reminiszenzen aus Volksliedern. Außerdem hat sich der Bearbeiter nach seinem eigenen Bekenntnis bemüht, die in Prosa dem erzählenden Esten wörtlich nachgeschriebenen Sagenbruchstücke nicht bloß in einzelnen Wörtern, sondern auch in ganzen Redensarten möglichst treu wiederzugeben. Auch hat Kreutzwald trotz seiner abweichenden Begriffe von Poesie die größte Achtung vor den genuinen estnischen Volksliedern und hat in der Wiedergabe der Sage deren Form mit Selbstentäußerung nachzuahmen versucht. Auf diese Art ist eine Dichtung entstanden, die wenigstens einem estnischen Nationalepos sehr nahe kommt, jedenfalls aber das estnische Nationalepos in sich schließt.

Die Poesie des Kalewipoeg, die die Uebertragung von F. Löwe**) nicht vollständig wiedergiebt, sondern oft nur ahnen läßt, ist eigenartig und reichhaltig. Alle großen Momente des menschlichen Lebens, die Geburt, die Liebe, das Scheiden, der Tod, kommen zur Betrachtung; die charakteristischen Züge des Heldenzeitalters, die besonders als Kampf uns entgegentreten, als Kampf mit der Natur, mit Zauberern, mit bösen Geistern, als Kampf ums Dasein, um die Kultur, ums Vaterland, werden plastisch dargestellt; die Natur des Nordens wird mit ihren Sümpfen und Hügeln, Felsen und Seen, mit ihren Fichten- und Erlenhainen, mit dem vom Sturme durchwühlten Meere anschaulich gezeichnet. Die Geisterwelt, die Heldengestalten, die Weltanschauung hat das estnische Epos in den Hauptzügen mit der finischen Kalewala gemein. Das Wunder spielt in diesen Dichtungen eine unbegrenzte Rolle und erspart oft den Helden die härtesten Prüfungen ihrer Kraft. Die Eigenartigkeit der geschilderten Sitten und Gebräuche, sowie die oft aufs Wunderbare und Hyperbolische aufgebaute Weltanschauung mögen für die, deren ästhetische Bildung auf einer anderen Grundlage beruht, den poetischen Genuß beeinträchtigen.

Für den Esten ist aber der Kalewipoeg eine Quelle, aus der er immer frische Labung schöpfen wird. Daraus erwächst Mut und Hoffnung, die geistige Eigenart im Kampfe mit den alles nivellierenden Weltmächten zu behaupten. Und diese verbürgt die Möglichkeit, in einer durch Sprache und Sitte verbundenen Menschengruppe mit Erfolg für Bildung zu wirken und den Schatz der Menschheit mit einem Scherflein origineller Prägung zu bereichern.

*) Das Nibelungenlied. Berlin und Stuttgart, Verl. v. Spemann. 75 S.

**) Kalewipoeg. Aus d. Estnischen übertr. v. F. Löwe. Reval, Franz Kluge, 1900. 343 S.

Zur Geschichte des Buchschmucks.

Von **Fedor von Zobeltitz** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Die erste umfassende Darstellung des modernen Buchschmucks giebt Otto Grautoff in seinem Werke „Die Entwickelung der modernen Buchkunst in Deutschland" (Leipzig, Hermann Seemann Nachf. Geb. M. 9,—). Grautoff schafft ein übersichtliches Bild der buchgewerblichen Bewegung in den letzten zwanzig Jahren, von jener Zeit ab, da die reine „Illustration" vielfach zu flacher Handwerksarbeit herabsank und sich infolgedessen auf dem Gebiete der Buchästhetik eine kräftige Reaktion bemerkbar zu machen begann. Lichtblicke in der „Schreckens-

herrschaft des Prachtwerks" — allgemein gesprochen — gab es nur wenige, so die hirtschen Neudrucke alter Meister und Klingers „Amor und Psyche". Dann begann der Einfluß Englands und seiner gegen den schematischen Akademismus revoltierenden Kunstbewegung. Morris, Burne-Jones und Crane wurden Vorbilder; die Chiswick und Kelmscott Preß arbeiteten. Aus dem Archaismus entwickelte sich langsam der neue Stil im Buchgewerbe. Ja — aus dem Archaismus. Unsere Buchkunst hat thatsächlich eine Wiedergeburt gefeiert. Wir mußten auf die herbe und strenge Linienführung der Altmeister zurückgreifen, um den Flitter und das Lappenwerk der Illustration zu überwinden, und mußten vor allem in typographischer Beziehung Umkehr halten, um neu aufbauen zu können. Da hat das Lebenswerk Morris den Anstoß gegeben. Grautoff verkennt, wie ungeheuer wichtig, wie notwendig der Archaismus für uns war. Das den Archaisten gewidmete Kapitel ist das anfechtbarste in seinem sonst trefflichen Buche. Er sagt: „Entweder Archaismus oder selbständige Kunst." Das dünkt mich falsch. Es handelt sich ja nicht um geist- und gedankenlose Kopieen, sondern um eine Wiederbelebung im Geiste der Zeit und im Sinne der modernen Technik. Der Brief eines Mannes, den Grautoff mit Recht sehr verehrt und als Reformator auf buchgewerblichem Felde preist, eine im Einleitungskapitel abgedruckte Zuschrift Georg Hirths an Muther, ist ein sprechender Gegenbeweis zu den Aeußerungen des Verfassers über den Archaismus, dessen Schattenseiten ich durchaus nicht übersehe, der aber thatsächlich die Brücke zu der blühenden Entwickelung unserer Buchkunst gebildet hat. In seiner völligen Mißverkennung dieser Strömung fertigt Grautoff Künstler wie Rudolf Seitz, Otto Hupp und Josef Sattler mit ziemlich herben Worten ab. Namentlich für Sattler hat er wenig übrig; die wundervollen Zeichnungen zu Boos „Rheinischer Städtekultur", die den Geist der Vergangenheit mit blühendem Leben erfüllen, lassen ihn kühl. Näher steht ihm Lechters modern stilisierte Gotik.

Von den übrigen Künstlern des modernen Buches sind Th. Th. Heine und Fidus besondere Kapitel gewidmet. Beide charakterisiert Grautoff in ihrer Eigenart ausgezeichnet. Andere Kapitel gehören dem illustrierten Buchumschlag, dem Buchinnern und der ornamentalen Buchausstattung an. Von den Verlegern, die sich um die Buchkunst in hervorragender Weise verdient gemacht haben, erfahren Hirth, Langen, Eugen Diederichs, Schuster & Löffler, Fischer & Franke speziellere Berücksichtigung. Daß Grautoff für Diederichs ein schier überquellendes Lob hat, freut mich besonders; in seiner Beurteilung Franz Staffens kann ich ihm dagegen nicht recht folgen. Noch etwas möchte ich erwähnen: den mehrfach wiederkehrenden Irrtum inbezug auf den Begriff „Bibliophilie". Grautoff verwechselt ersichtlich den Bibliomanen, für den der innere Gehalt des Buches in nebensächlicher Linie steht, mit dem Bibliophilen, dem wahren Bücherfreund, für den nicht die Ausstattungs-Interessen allein maßgebend sind, sondern bei dem auch wissenschaftliche Zwecke mitsprechen, selbst wenn sie lediglich persönlicher Liebhaberei dienen; Litteraturforschung, Antiquarwissenschaft und Bibliothekskunde sind also von der Bibliophilie gar nicht zu trennen.

Den Einwendungen gegen Grautoffs Buch steht ein volles Maß an Lob gegenüber. Die Arbeit hat ein ungeheures Vorstudium erfordert. Schon als erste erschöpfende Darstellung der modernen Buchkunst verdient sie die Beachtung aller derer, die in der Tageszeitung und der Theaterpremière nicht ihren einzigen geistigen Genuß suchen, und wird sie hoffentlich auch finden. Denn dann könnte sie wahrhaftig auch eine „Werbeschrift" sein und im Publikum das Verständnis für eine geschmackvolle Buchausstattung fördern helfen, das weiteren Kreisen leider immer noch fehlt.

Im gleichen Verlage sind letzthin noch einige andere Werke aus demselben Gebiete erschienen. Ueber Joseph Pennells Buch „Die moderne Illustration" (aus dem Englischen von L. und K. Burger; autorisierte Ausgabe mit 170 Illustrationen) läßt sich nur bedingt Gutes sagen. Der Verfasser ist durch ein vortreffliches Werk zur Geschichte der Lithographie bekannt geworden. Die Entwickelung der englischen Illustration schildert er nicht übel. Ihr gab um 1860 Menzel die Anregung; in den bei der Firma Dalziel erschienenen Illustrationswerken kann man die Spuren ziemlich deutlich verfolgen. Rosetti war einer der ersten, die sich von der Schablone freimachten; Crane, Bell, Webb, Robinson, Beardsley, Ricketts, Savaye, Pissarro u. a. halfen die Wege ebnen. Ueber Amerikas Illustratoren sagt Pennell mancherlei neues; ebenso ist der Abschnitt über die französische Illustration ansprechend, ohne irgendwo in die Tiefe zu gehen. Im übrigen aber finden sich in Pennells Buche wahrhaft lustige Naivitäten. Die Werke von Kristeller, Muther, Schreiber, dem Duc de Rivoli u. a. über die Illustration der Vergangenheit kennt er anscheinend gar nicht, sonst würde er nicht als einziges beachtenswertes Illustrationswerk jener Zeiten die Hypnerotomachia Poliphili nennen. Ganz oberflächlich ist das Kapitel über „die Illustration in Deutschland, Spanien und anderen Ländern". Für Deutschland hätte er in Kutschmanns gut zusammengestelltem, wenn auch kritiklos bearbeitetem Buche eine geeignete Unterlage finden können; aber Pennell wirft alles durcheinander, spricht von Menzel, Lüders, Stuck und Konewka in einem Atemzuge und preist neben Klingers „Amor und Psyche" Hackländers illustrierte Werke. Die belgische Illustration, die in den letzten Jahrzehnten einen so ungeheuren Aufschwung genommen hat, ist für ihn nicht bemerkenswert; er kennt keinen ihrer Künstler. Dänemark streift er nur; für Oesterreich-Ungarn führt er Myrbach, Marold und Vogel an. Alles in allem: nichts bedeutendes.

Ungleich interessanter sind die unter dem Titel „Kunst und Handwerk" bei Hermann Seeman Nachf. erschienenen Veröffentlichungen der londoner Arts and Crafts Society. Unter Morris Leitung hatte sich 1883 eine Gruppe von Künstlern zu dem Verein „The Art Workers' Guild" zusammengethan, der für ähnliche Vereinigungen vorbildlich wurde. Bis zu seinem Tode war Morris der Führer der Arts and Crafts Society; sein Nachfolger wurde Cobden Sanderson, der „klassische Buchbinder", der die Advokatenrobe mit der Werkelschürze vertauschte. Aus den Publikationen der Gesellschaft gehört hierher das zweite Heft: „Die Buchkunst", eine kleine Sammlung Essais von Morris, Walker, Cobden Sanderson und Blomfield, die nicht genug empfohlen werden kann, und die gewissermaßen einen von autoritativer Seite geführten Gegentrumpf bildet zu Grautoffs abfälligen Bemerkungen über die archaistischen Strömungen. — Ebenfalls bei Hermann Seemann Nachf. erschienen zwei Broschüren aus der Feder Ernst Schurs, dessen buchästhetischen Ansichten man häufig mit überlegenem Lächeln begegnet ist, obwohl sie vielfach im blumenreichen Gewirr mancher schön gesagten Uebertreibung den Nagel auf den Kopf treffen, jedenfalls eine Fülle von Anregungen bieten. Schurs „Grundzüge und Ideen zur Ausstattung des Buches" sind schon vor einigen Jahren entstanden, ehe sie gesammelt wurden. Inzwischen ist vieles von seinen Vorschlägen und Hoffnungen verwirklicht worden: ein Beweis dafür, daß seine buchkünstlerischen Ideale doch nicht so phantastisch und auf so entlegenen Wegen zu suchen waren, wie man anfänglich annahm. Oft genug schießt er freilich über das Ziel hinaus. Er reitet häufig Galopp, wo eine langsamere Gangart zweckdienlicher wäre. Aber auch in seinen Zielloſigkeiten bleibt er interessant. Ein ganz merkwürdiges Werkchen sind Schurs „Paraphrasen über das Werk Melchior Lechters". Es giebt kaum zwei Leute, die sich so harmonisch ergänzen wie Stefan George, der Dichter, und Melchior Lechter, der Buchkünstler. Die Bücher, die beide vereint geschaffen, sind in der That einzig in ihrer Art. Es giebt aber auch kaum einen, der so tief in das Wesen lechterscher Kunst eingedrungen ist als Ernst Schur. Kritisches Maß fehlt

ihm; er ist zu sehr Bewunderer und auch zu sehr Poet. Er singt Hymnen. Aber gerade Lechter gehört zu denen, die entweder vergöttert oder mit einem Achselzucken abgethan werden. Eine ruhigere Beurteilung wird ihm erst die Zeit bringen.

Neue Frauenlyrik.

Von **Stefan Zweig** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Ein französischer Kritiker hat einmal gesagt, viel mehr als in der Begabung bestehe die Bedeutung eines Dichters in der richtigen Vereinigung seines Talentes mit thätiger Selbstkritik. Das Wort selbst ist nicht so originell, und Hunderte haben es sicherlich schon vor ihm gefühlt und gedacht, aber um so interessanter waren die Konsequenzen, die er aus dieser Formel ableitete. Er wies nämlich die ungünstigen Folgen der Maßverschiebungen an einem Dichter nach, den die Ueberwucherung des kritischen Gefühles zu keinem reichen und einheitlichen Schaffen gelangen ließ, weil das frühzeitige Bewußtwerden des Wertes und die stete Unzufriedenheit jedesmal das Werk im Keime erstickte. In einem ähnlich falschen Verhältnisse dieser beiden Faktoren, hier allerdings zu Ungunsten der Wertungsbestrebungen, scheint es mir begründet, daß die Lyrik der Frauen, wie ihr ganzes litterarisches Schaffen bei fast gleicher quantitativer Produktion doch so erheblich hinter den Schöpfungen des Mannes zurückbleibt. Das wird vor allem in der Vernachlässigung der Technik offenbar. Selbst die größten Dichterinnen sind nie Formkünstlerinnen gewesen; wenn sie ihr Bestes gaben, so war es in jener knappen und gedrungenen Form, die in ihrer Einfachheit wieder höchste Kunst ist, sonst aber ließ sich der Mangel an besonnener Konzentration immer ganz deutlich empfinden. Das ist sicherlich nicht nur eine zufällige Beobachtung, sondern ein deutlicher Modus des immanenten Gesetzes, daß der Dichter in seinen Versen nicht nur seine individuelle Eigenart verdeutlicht, sondern auch seine nationale und generelle Zugehörigkeit. Und so, wie der Frau von der Natur nicht die Aufgabe der Schaffenden, sondern der Empfangenden zugewiesen ist, so spiegelt auch ihre Lyrik nur ein wesensverwandtes Bild, denn ihr liegt stets das Rezeptive, die starke Empfindung der Gefühle näher als ihre künstlerische Veranschaulichung. Das beweisen auch in ihrer Mehrzahl die Dichterinnen, deren Gedichtbände mir zur Besprechung vorliegen.

Soll aber das Wort Dichterin für mehr gelten als die landläufige Bezeichnung eines weiblichen Wesens, das Gedichte schreibt, soll es auch eines anerkennenden Beiwertes nicht entbehren, so möchte ich hier Josephine von Knorr von vornherein ausschließen. Denn selbst ein so stattlicher Kreditbrief, wie der Name der Verlagsbuchhandlung J. G. Cotta kann diesem Buche „Gedichte“ nicht zur Anerkennung verhelfen. Interessant ist es nur als ein Musterbeispiel für die Goldschnittdilettantendichtung schlimmster Sorte, die das gleichgiltigste Ereignis zu Versen verdichtet, dazu noch ab und zu das Persönliche hervorzwängt. Und nicht einmal in der Wahl der Personen, denen die Verfasserin Gelegenheitsgedichte widmet, ist sie originell, sie schreibt ein Gedicht, wie jede reimende Aristokratin in Oesterreich, auf den Tod der Kaiserin Elisabeth, an Marie von Ebner-Eschenbach, an Ferdinand von Saar u. s. w., kurz, sie ist eine Poetin, wie sie Arno Holz in seiner Blechschmiede so bissig charakterisiert hat. Von ihrer Selbstgenügsamkeit hier eine Probe aus den „Elegieen“:

Herein! Man klopft an meiner Thüre.
Wer ist's, der freundlich mich besucht?
Doch keinen nahen Schritt ich spüre —
Es ist ein Specht, der Fliegen sucht.

Irene Forbes-Mosse steht mit ihrem Erstlingsbuche „Mezza voce“ (Berlin, Schuster & Löffler, 1901) schon bedeutend höher, was aber noch nicht allzuviel besagen will. Sie langweilt nicht gerade und fordert auch nicht den Spott heraus, aber sie läßt den Leser kalt. Ich will damit das Buch nicht als unsympathisch bezeichnen, im Gegenteil, keine grelle Farbe stört, nie drängt sich eine Geschmacklosigkeit hervor, aber der Mangel an seelischem Erleben giebt dem Buche im Verein mit der monotonen Form eine große Eintönigkeit. Sein Hauptwert besteht darin, daß das Wenige, was es verrät, echt ist und auf eine abgeklärte Persönlichkeit deutet, die künstlerisch empfindet, ohne die nötige impulsive Schaffensgewalt zu besitzen. — Für das Auge bietet übrigens der von Heinrich Vogeler-Worpswede in dessen schlicht-vornehmer Art ausgestattete Band einen reinen und ungetrübten Genuß.

Viel interessanter ist ein anderes Buch, das gleichzeitig im selben Verlage erschien, „Herbst“ von Miriam Eck. Trotz der feinsinnigen Diskretion spürt man doch überall eine bewegte Vergangenheit und sieht eine starke kampffreudige Seele, die mit Gott und Welt gerungen hat. Und nun bebt der stille, siegesfrohe Ausklang, in den manchmal deutlich eine bange Todesahnung verzittert. Oft ist es nur ein flüchtiger Gedanke, dann wieder ein schwärmerisches Erwarten, aber der dunkle Rhythmus klingt immer wieder aus in den lichtesten Jubel des Lebens. — Doch gerade in diesen Gedichten, z. B. „Im Krematorium“, offenbart sich die Vorherrschaft des Gedankens über das Gefühl, der Sieg des Geschehens über das unbestimmt-traumvolle Empfinden, denn Miriam Eck liegt die epische Begabung näher als die lyrische. Oft war wohl der Wunsch, ein Gedicht zu schreiben, allein Entstehungsursache, manchmal sind ihre Verse wirklich Vergeistigungen eines psychischen Erlebens, aber ihren Gedichten fehlt der Schwung des momentanen Impulses, sie reißen nie blindlings mit, weil sie meistens konstruktiv geschaffen sind. Auch fehlt ihnen häufig die äußere Geschlossenheit, und das ist um so fühlbarer, als sie nicht rhythmisch genug sind; nur in wenigen Gedichten, wie in „Erinnerung“, „November“ klingt eine verborgene Musik. Aber ihre Bildlichkeit ist stark und gesund, und manche Metapher übt eine fast sinnliche Wirkung aus:

„Der Wind schlief ein, er konnte kaum
Die Flügel der Mühlen mehr drehen.“

Wenn Miriam Ecks lyrisches Schaffen nicht auf der Höhe ihres Talentes steht, so ist die Leichtigkeit und Leichtfertigkeit der Formbehandlung einzig die Ursache. Denn in jenen Gedichten, wie z. B. in den Sonetten, wo das formale Gesetz Konzentrierung gebietet, ist ihr Schönes gelungen, und das prachtvolle Gedicht „Am Kreuz“ ist die sichere Verheißung für ihr weiteres Schaffen.

Ein gewisses Wiederspiel zu dieser Eigenart Miriam Ecks bietet Jeanne Bertha Semmig in ihrem Ghibellinensange „Enzio“ (Berlin, Georg Heinrich Meyer, 1901), die einen epischen Stoff lyrisch zu verwerten strebt. Ich will gleich vorausschicken, daß der Dichterin ihr Werk überaus geglückt ist, und daß sie uns ein schönes und originelles Versbuch gegeben hat. Das Schicksal des jungen Staufers zieht in schlichten und innigen Liedern vorüber, seine anfängliche Melancholie, der erwachende, jubelnde Trotz; und auch ein Strauß heißer, roter Liebeslieder flicht sich in den Kranz, der mit düsteren Asphodelen sich schließt. Dazwischen verklingt ein bunter Reigen von Situationen und Träumen in einfachen und klangvollen Versen, die sich innig mit dem deutschen Volksliede verschwistern. Ich will zur Probe das Lied hersetzen, das die Kinder vor dem Turme des Gefangenen singen:

„Wer sitzt dort in dem Turme drin,
Schwester Rosenrot?
Sitzt ein junger Königssohn
Bis zum Tod.
Dreh' dich, lieber Ringelreihn!
Möchte in den Turm hinein.
Rote Rosen, rote Rosen
Blühn allein.

In den Turm muß ich hinein,
Schwester Rosenrot.

Wird zu fest die Mauer sein —
Große, große Not!
Dreh' dich, lieber Ringelreihn,
Wird schon wo ein Thürlein sein.
Rote Rose, rote Rosen
Blühn allein.

In dem Turme bleib' ich nun,
Schwester Rosenrot!
Bei dem Prinzen will ich ruhn
Bis zum Tod.
Dreh' dich, lieber Ringelreihn,
Turm, du darfst verschlossen sein.
Rote Rosen blühen tief
Im Herzen mein."

Nur eine wirkliche Dichterin kann mit so großer Schlichtheit des Ausdrucks eine so rhythmisch bewegte Liedstrophe schreiben, die selbst schon wie gesungen klingt. Und hier ist das eigentliche Gebiet der Dichterin zu suchen; ihre balladenhaften und breiter ausgeführten Gedichte entbehren dieses schelmischen und süßen Klangreizes, der die originelle Schönheit dieses Liedes ausmacht.

Daß aber Schlichtheit nicht immer genügt, zeigt das neue Versbuch von L. Rafael. Ihr erstes Buch geleitete seinerzeit Felix Dahn mit einem Briefe, und ihre vierte Sammlung „Abendgluten" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1901) hat einen warmen Fürsprecher gefunden in — Detlev von Liliencron. Rafael ist nun sicherlich talentiert, aber ich möchte ihrer Begabung doch engere Grenze ziehen, denn sie gelangt selten über das Familienblattmäßige hinaus. Alles ist traditionell an ihrer Dichtung, die Empfindungen, die Pointen und die Technik. Manchmal kommt sogar die alte Schablone der Achtzeiler zum Vorschein: Erste Strophe: Schilderung, zweite Strophe: Vergleich; auch die Gedanken sind ein bißchen verstaubt und verbraucht: „oh' Wonne, so in Schönheit enden, ganz leise, leise über Nacht." Das klingt alles so bekannt, und wenn in ihren Naturgedichten hier und da eine hübsche Anschauung oder ein feines Bild an größere Bedeutung glauben macht, so machen einen die zahlreichen gedanklichen Verse und die Sprüche wieder irre. Da wimmelt es von Gemeinplätzen und Dutzendanschauungen, und soziale Philosopheme wie

„Warum von ‚arm' und ‚reich' wir immer reden;
Sind wir nicht alle arm und alle reich",

die in dem funkelnagelneuen Gedanken endigen, daß uns doch alle der Tod erreicht, lassen an Banalität wahrhaftig nichts zu wünschen übrig. Auch die Monodramen, deren Stoff meistens der biblischen Geschichte entnommen ist, sind in Auffassung und Durchführung gleich konventionell. Rafaels eigentliche Begabung liegt in ihrer liedhaften Naivetät, die bei ihrer übersleißigen Produktion allerdings nur selten zum Durchbruch kommt. Und darum findet Rafael dort, wo Gedanken und Formvertiefung als lästig empfunden werden, aparte und herzliche Töne, im Kinderlied darf sie neben unsere besten Kinderdichter, neben Richard und Paula Dehmel, Johannes Trojan und Egon Hugo Straßburger gestellt werden. Ihr humorvolles Gedicht „Die ersten Höschen" ist fein in Form und Vorwurf, und wie niedlich ist ihr „Regenlied":

Brause, Regen, brause!
Heimlich ist's im Hause,
Wenn du pochst ans Fensterlein,
Wenn im Wald die Käuzlein schrein.
Brause, Regen, brause!

Rausche, Regen, rausche!
Wie ich still dir lausche,
Wie der Spitz im Traume knurrt;
Mutter spinnt, das Mädchen surrt.
Rausche, Regen, rausche!

Singe, klinge, Regen!
Will zu Ruh' mich legen,
Singst du still in dunkler Nacht,
Schlaf' ich balde, schlaf' ich sacht.
Klinge, singe, Regen!

Das äußerlich unscheinbarste von allen diesen Büchern habe ich mit Fleiß bis zum Schlusse aufgehoben: die Gedichte von Paula Dahm (E. Pierson, Dresden, 1902). Es ist dies ein Erstlingsbuch und doch kein Buch der Jugend mehr und ein subjektives Buch, obwohl es nicht viel Ich-Gedichte enthält, sondern von sympathischer Diskretion zeugt. Das Wort Flauberts fiel mir dabei ein, das er an George Sand schrieb und das diese feine Art zusammenschließt: „Je me suis mal exprimé en disant, qu'il ne fallait pas écrire avec son coeur, j'ai voulu dire: ne pas mettre sa personnalité en scène." Viel Zurückhaltung ist in diesen Versen und viel Entsagung, die Hand in Hand mit einer sanften und durchaus nicht ekstatischen Frömmigkeit geht. Die eigenen Schicksale liegen verblaßt im Hintergrund, nur hier und da eine leise Andeutung des Lehrerinberufes und Lieder von verwehten Liebesworten. Wie ein verhallender Schlußakkord ist dieses Erstlingsbuch, so vergebungsvoll und still, nur manchmal verirrt sich noch eine letzte Klage in den Frieden: „Es wird ein leiser Trost in schwerer Stunde, doch nie, ach nie Erlösung mir gegeben". — Die Form ist ein bißchen altmodisch und unoriginell, auch stört die Breite — es ist kein einziges zweistrophiges Gedicht in dem Bande — aber jedes Gedicht wird von einem kräftigen und harmonisch gebildeten Grundgedanken getragen. Zu den besten möchte ich zählen: „Das tote Kind", „Der Judenkirchhof" und „Ein Zeichen", die nicht nur relativ, sondern auch absolut sehr gute Gedichte repräsentieren. Ein Ereignis ist dieses schlichte Buch sicherlich nicht, aber die Versbücher sind nicht zu dicht gesät, in denen man nicht nur Reimereien findet, sondern eine lebendige Persönlichkeit, der man gerne wieder begegnen möchte.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

„Siebzig Jahre nach Goethes Tode", daran erinnert B. Molden im Wiener Fremdenbl. (80), waren am 22. März verflossen. Siebzig Jahre, eine lange, auf dem Gebiete des geistigen und politischen Lebens an Entwickelung so reiche Zeit, und doch, so urteilt Molden, gehört Goethe ganz zu uns, bedarf es keiner historischen Anpassung, wenn wir ihn und sein Werk genießen wollen. Er spricht noch eindringlich und vernehmlich zu unserer Zeit, wenn auch gerade seine tiefsten Bekenner den Anspruch nicht erhoben wissen wollen, daß Goethe eine Erscheinung war, nach der sich die Welt in allem zu richten habe. „Alles Lebendige ist notwendig begrenzt; Form ist Grenze, und Grenze ist Abstand von der Unendlichkeit, also auch von der Unendlichkeit der Begabung, der Denkart. Charakter ist Besonderheit. So weit aber diese natürliche Einschränkung es gestattet, war Goethe die vollkommenste uns bekannte menschliche Natur." Die Vollkommenheit, das Ideal des Menschentums selbst in ihm zu erblicken, sei unbesonnene Uebertreibung, denn das Menschentum ist zu reich, als daß es in einem Individuum erschöpft werden könnte. Nur wenige Gestalten in der Geschichte waren so vielseitig begabt, keine so harmonisch wie Goethe. „Durch sein Erscheinen ist die Menschheit um einen hohen Typus bereichert worden. Aber auch der höchste Typus ist nur ein Typus neben anderen. Goethe lebte geistig in einer jenseits der erbitterten Kämpfe liegenden Welt. Für ihn waren die Kämpfe der Nationen, der Stände, der Klassen etwas Störendes, über die er sich möglichst hinaushob." Diese Ideen, die oft zu dem parteiischen Vorwurf geführt haben, Goethe sei unpatriotisch, undeutsch gewesen, greift P. A. im Deutsch. Volksbl. (4747) auf, um über „Goethe und das Deutschtum" zu sprechen, Goethes Verhältnis zu Napoleon und seine im Kern deutsche Art zu beleuchten. — Ein warmes Wort für die noch immer spießbürgerlich verlästerte „Christiane Goethe" legt Matthieu Schwann (Frkf. Ztg. 81) ein, indem er hauptsächlich auf die Urteile

der Frau Asja verweist. — Bettina Brentanos Beziehungen zu Goethe schildert Jonas Fränkel (N. Zürcher Ztg. 85, „Ein Goethe-Denkmal"), und Prof. Leitschuh giebt einen Beitrag zur Entwicklung der Faust-Idee: er betont, wie Albrecht Dürer aus einer Zeit tiefer geistiger Erregung heraus faustische Probleme, den Gegensatz zwischen alter und neuer Forschung, in seinen Kupferstichen „Melancholie" und „Hieronymus im Gehäuß" dargestellt habe („Dürer und die Faust-Idee", Frankf. Ztg. 86). — Der goethischen Zeit gehört eine Veröffentlichung Paul Nerrlichs an, der „Aus dem Briefwechsel Jean Pauls" eine Reihe zwischen diesem und seiner Frau gewechselter Briefe mitteilt (Sonnt.-Beil. 12 zur Nat.-Ztg. 201). — „Eine Erinnerung an Varnhagen von Ense", d. h. an seine militärische Laufbahn und Erlebnisse giebt Oskar Criste (Danzers Armee-Ztg., Wien, 13. III.); eine größere Anzahl von Briefen Ludmilla Assings, der Nichte Varnhagens, veröffentlicht Karl Emil Franzos, zugleich charakteristische Streiflichter auf das geistig-litterarische Leben Berlins zur Zeit dieses letzten bedeutenden „Salons" werfend (Voss. Ztg. 135, 139, 151). — Aus der Mitte des letzten Jahrhunderts treten uns weiterhin Heinrich Heine, Hebbel, Grabbe, Gutzkow, Scheffel und einige österreichische Poeten entgegen. Jener hat in letzter Zeit wiederholt ästhetisch-philologische Untersuchungen seiner Werke gefunden, worüber Emil Rechert berichtet (Prag. Tagbl. 74); R. M. Werners „Hebbel-Werk" prüft eingehender Harry Mayne (Rhein.-Westf. Ztg. 103), und „einen neuen Grabbe-Fund", d. h. die dreiaktige fertige Weiterführung des „Marius und Sulla" verdanken wir Paul Friedrich (Nordd. Allg. Ztg. 70a). — Die schon erwähnten „Dresdner Litteratur-Bilder", die sich hauptsächlich mit Gutzkow und Eduard Devrient beschäftigen, führt H. H. Houben zu Ende (Dresdn. Anz., Mont.-Beil. 11, 12). — Ueber die Beziehungen Scheffels zu Freiligrath verbreitet sich nach Mitteilungen der Witwe des letzteren Johannes Proelß (Voss. Ztg. Sonnt.-Beil. 13). — „Grillparzer im Urteile seiner Zeitgenossen" schildert aufgrund des von dem wiener Buchhändler Friedrich Schiller gesammelten und herausgegebenen Materials Anton Lindner (Fremdenblatt, Wien 72), während die Nordd. Allg. Ztg. (63) eine ausführliche Besprechung von Ehrhards Grillparzer-Biographie bringt. — Die Entwicklung Anzengrubers, wie sie sich in seinen von Bettelheim herausgegebenen Briefen zeigt, verfolgt Julius Riffert (Wiss. Beil. z. Leipz. Ztg. 32). — In die zweite Hälfte des verflossenen Jahrhunderts fällt auch das Schaffen des jüngst verstorbenen Hermann Allmers, dem Wilhelm Goldbaum (N. Fr. Pr. 13492), Alfred Semerau (Wiss. Beil. d. Leipz. Ztg. 33) und H. C. N. (Sonnt.-Beil. 11 z. Nation.-Ztg. 184) noch Worte der Erinnerung und Liebe nachrufen. — Einer Reihe stattlicher Namen, darunter Hermann Lingg, Melchior Meyr, Wilhelm Hertz, Luise v. Eisenhart-Rothell, Bodenstedt, Adolf Wilbrandt u. a. begegnen wir in einer „Erinnerung an vergangene Zeiten", die R. Braun-Artaria „Im Hornsteinschen Hause zu München" erlebte (Beil. z. Allg. Ztg. 62, 63).

Die moderne Litteratur, die Wilhelm Meßner in einem Aufsatz glossiert und die er ihrem Ideengehalt nach auf frühere Ansätze (Novalis) und auf weitere Ausbildung und Auswüchse prüft (Rhein.-Westf. Ztg. 203) ist mit einer größeren Anzahl von Schriftstellern diesesmal in den Tageszeitungen berücksichtigt worden. Vor allem den Frauen wandte sich das Interesse zu. Das Schaffen von Helene Voigt-Diederichs charakterisiert Elisabeth Möhring (Unterh.-Beil. d. Dtsch. Tagesztg. 62); den neuesten Roman Clara Viebigs „Die Wacht am Rhein" besprechen Norbert Falk (Morgenpost 73) und Irma Goeringer (Frankf. Ztg. 82). — Dem buchhändlerisch so wertvollen, sonst aber recht wertlosen Buche einer unter dem Pseudonym „Vera" schreibenden Wienerin „Eine für Viele" wendet Camilla Theimer ihre Aufmerksamkeit zu (Sonnt.- u. Mont.-Ztg., Wien, 12). Wird hier ein erotisches Thema — die Keuschheit des Mannes vor der Ehe — angeschlagen, so ist weiterhin von einer Reihe von Büchern zu berichten, die teils mit, teils ohne diese Tendenz erotische Themen behandeln: es sind die neuesten Bücher von Grethe Meisel-Heß, Else Jerusalem, R. Heymann, R. Schaukal und Elsa Asenijeff, die das Wiener Jüdische Volksblatt (1050) unter dem Titel „Erotische Poesie" als charakteristisch für die Zeit der Entschleierungen bespricht. — Einen „modernen Dichter der Schönheit" sieht S. M. Prem in dem Lyriker Adolf Donath (Graz. Tagespost 76); seinen Landsmann Richard Schaukal, der in erster Linie als vornehm Genießender, mehr ein Freund der Kunst und Anbeter der Schönheit als eine schöpferische Natur, als ein findender, kindlicher Dichter erscheine, betrachtet Rudolf Holzner (Wien. Abendp. 55). — Sonst wäre eine Besprechung zu nennen, in der P. Adolf Innerkofler das Streitgedicht Eduard Hlatkys „An der Schwelle des Gerichtes" anzeigt (Reichsp. 60). — Mit dem „Deutschen Kinderliede" beschäftigt sich Oskar Wiener (Bohemia, Prag, 70) und mit „Unseren Soldatenliedern" Carl Voretzsch (Beil. z. Allg. Ztg. 72).

Die beiden neuesten wertvollen Romane, Gustav Frenssens „Jörn Uhl" und Friedrich Huchs „Peter Michel" werden von Arthur Eloesser (Voss. Ztg. 127) und — jener allein — von Alfred Biese eingehend gewürdigt (Beil. z. Allg. Ztg. 71).

* *

In die Wechselbeziehungen zwischen deutscher und französischer Kultur greift auf litterarischem Gebiete im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts vor vielen anderen Paul Verlaine, „der größte Sänger der Wehmut" ein. Das Leben und Wesen dieser bei aller ausschweifenden Tollheit so kindlichen Persönlichkeit, seine Dichtung und die deutsche Wiedergabe seines dekadenten Schaffens berührt Edmund Sallwürk von Wenzelstein (Beil. z. Allg. Ztg. 52). — Als „Maeterlincks Vorläufer", den vom Ruhme des Größeren mehr zurückgedrängten Anreger von Maeterlincks Individualität bezeichnet Otto Hauser den Belgier Charles von Lerberghe, dessen Drama „Les Flaireurs" vor allem die Verbindungsfäden zwischen beiden Dichtern aufweist (N. Fr. Pr. 13498); Maeterlinck selbst wird in einem längeren Essai von Rainer Maria Rilke (Der Tag 127, 131, 133) charakterisiert und dabei seine Zukunftsbedeutung für Bühne und Drama in ein helles Licht gesetzt. — „Zur Geschichte der amerikanischen Litteratur" ergreift F. Eß das Wort (Frankf. Ztg. 85). Er unterscheidet dabei drei große Perioden, die von etwa 1607—1765 reichende Kolonialperiode, die der Errichtung der Republik und des Schaffens einer eigenen Nationalität (1765 bis etwa 1815) und die bis zur Gegenwart reichende der Republik, bei der er hauptsächlich verweilt. Von einzelnen Vertretern dieser letzten Zeit wird Edgar Allen Poe, dessen Gestalt uns jetzt schärfer und markanter umrissen in einer deutschen Gesamtausgabe seiner Werke, herausgegeben von Hedda und Arthur Möller-Bruck, entgegentritt, von Felix Poppenberg charakterisiert (Nat.-Ztg. 201). — Dem englischen Romanschriftsteller Robert Louis Stevenson, den jüngst Graham Balfour in einer Biographie würdigte, schenkt Martin Weisman Beachtung (Frankf. Ztg. 78). — Sonst fanden aus dem englischen Schrifttum Maurice Hewletts „Neue Canterbury-Geschichten" durch Max Meyerfeld (N. Zürich. Ztg. 83) und weiterhin von demselben Kritiker „Neue englische Belletristik" eine genauere Besprechung (Voss. Ztg. 141). — Die neue Uebersetzung von Byrons Werken durch Walter Heichen (Berlin, A. Weichert) vergleicht mit früheren Uebertragungen Karl Bleibtreu („Byron im Deutschen", Dtsch. Ztg., Wien 10 859). — Der slawischen Litteratur gehört zunächst Henryk Sienkiewicz an, der „Künstler ersten Ranges, ein Meister echter Epik, ein Meister des historischen wie des psychologischen, sozialen und religiösen Romans, ein Dichter von universaler Weltanschauung", in dessen Schaffen Hans Benzmann sich vertieft (Rhein.-Westf. Ztg. 224). — Den Tschechen Julius Zeyer nennt Camill

Hoffmann den „einzigen modernen slavischen Romantiker“ (Wien. Abendp. 61). Zeyer ist ihm „der Typus eines unzeitgemäßen Dichters, der durch das Sichbewußtwerden seiner Unzeitgemäßheit und durch das ewige unbefriedigte Suchen nach einer Heimat in der Zeit die unfruchtbare Sehnsucht so vieler modernen Menschen erlösend ausspricht und auf diese Weise selbst zum modernen Dichter wird.“ — In die ältere Zeit der nordischen Litteratur führt ein Feuilleton F. Mollmanns, der auf den noch heute gefeierten Volksdichter Karl Michael Bellman, den stockholmer Lyriker (1740—1795) hinweist (Dtsch. Welt 24), während sich mit einem modernen nordischen Poeten Rudolf Sokolowsky beschäftigt, indem er von „Henrik Ibsens Eltern und Geschwistern“ erzählt (Berl. Tagebl. 157). — „Was ist uns Dante?“ fragt J. Kohler (Zeitgeist 11), wobei er die historische und die ewige Bedeutung des Florentiners erörtert und zum Schluß die Forderung einer wirklich deutschen, von allem mythologisch-kosmologischen Detail befreiten Nachdichtung ausspricht, damit sein Werk wie die Psalmen, wie die Hafislieder und wie der Faust ein ewig dauerndes unvergleichliches Hilfsmittel menschlicher Bildung werde.

* *

Von Themen allgemeinerer Art sei zunächst ein Aufsatz Leopold Schönhoffs (Der Tag 125) über den „Journalismus und äußere Ehren“ genannt, wobei eine Parallele zwischen deutschen und amerikanischen Verhältnissen gezogen wird. — „Einiges über Schauspieler, Autoren und Kritiker“ erörtert hinsichtlich ihrer gegenseitigen Beziehungen Leopold Lipschütz (Wien, Reichswehr 2907). — Vom Theater besonders handelt Richard Hamel (Berl. Tagebl. 142), indem er die Stilfrage der Schauspieler betrachtet und Natürlichkeit auf der Bühne fordert, d. h. das Innenleben des Menschen, die menschliche Natur mimisch vergegenwärtigt und gedeutet. — W. vom Briege greift das noch der Lösung harrende Problem eigener Schauspielhäuser im Gegensatze zu den der Oper und dem Schauspiel gemeinsam dienenden Theatern auf und kommt mit neuen Reformvorschlägen, deren Erfüllung eine deutsche Reliefbühne bedeute (Beil. z. Allg. Ztg. 61). — Dem zu Ende gehenden Spieljahr der berliner Bühnen hält Fritz Engel (Berl. Tagebl. 150) einen nicht gerade in Anerkennung und Begeisterung ausgefallenen Nekrolog, der vor allem die Direktoren als schuldigen Teil an dem Bankerott der „modernen Richtung“ hinstellt. — Willy Widmann verfolgt die „Bühnenschicksale von Lessings ‚Nathan der Weise‘“ aus Anlaß des hundertsten Gedenktages der berliner ersten Aufführung (Magdeb. Ztg. 144). — Ueber „Shaksperes Troilus und Cressida auf dem wiener Burgtheater“ läßt sich Otto Stoeßl vernehmen (Hannov. Courier 23 690).

Dr. Paul Legband.

„Ein ‚Ollendeel‘ der Deutschen Schauspielwelt.“ [Maria Seebach-Stift]. Von Wilhelm Asmus. (Wiener Ostd. Rundsch. 77.)

„Tabulatur und Metrik.“ Von Karl Binnsenstein. (Ostd. Rundsch. 76).

„Ferdinand Lotheißen“. Von Mathias Friedwagner. (Beil. z. Allgem. Ztg. 67).

„Judas Ischarioth.“ Von Theodor Kappstein. (Berl. Tagebl. 158.) Ueber Verwendung des Judas-Problems in der dichtenden und bildenden Kunst.

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. (Berlin.) IV, 11. Auf „Fritz Reuter als Dramatiker“ lenkt der Reuterforscher Karl Theodor Gaedertz die Aufmerksamkeit. In die Anfänge der litterarischen Laufbahn des Dichters fallen seine Versuche auf dem Gebiete des Dramas, und zwar sind es launige Schwänke, bald hochdeutsch, bald plattdeutsch, über fünfzig an Zahl, die er mit Geschick verfaßte. Auch auf den Brettern einer regelrechten Bühne suchte er sein Glück. In Berlin wurde 1858 am Königstädtischen Theater ein Einakter von ihm, „Fürst Blücher in Teterow“, eine Dramatisierung der aus „Läuschen und Rimels“ bekannten Anekdote vom ollen Blücher aufgeführt. Ebendort gelangte auch sein Lustspiel in drei Aufzügen „Die drei Langhänse“ zu einer allerdings nicht günstig aufgenommenen Vorstellung. Bei den auf Liebhabertheatern stattfindenden Aufführungen hat Reuter, der unzweifelhaft mit mimischem und dramatischem Talent begabt war, selbst öfter mitgewirkt. — „Grillparzers ‚Esther‘ und ihre Fortsetzung“ betrachtet Rudolf Krauß. Ueber die litterarischen Vorläufer von Grillparzers Werk, über seine Entstehungszeit, sowie über die Gründe, warum das Drama ein Fragment geblieben ist, äußert sich der Verfasser, um dann über seine Beurteilung durch die Kritik und über die Fortsetzungen oder Ergänzungen zu sprechen. Unter diesen gelangten Karl von Heigels Dichtung auf der münchener Bühne und Rudolf Krauß eigene, von ihm kurz skizzierte Ergänzung in Stuttgart zur Aufführung. — Im 12. Hefte beschäftigt sich im Anschluß an eine Studie Alois Brandls im Shakspere-Jahrbuch eine kurze Skizze mit „Shaksperes Kindergestalten“. Die beiden im antiken Drama hauptsächlich zu scheidenden Parteien der traurigen und der frohen Kinder haben sich darnach im klassischen englischen Drama zum ersten Male zusammengefunden, wie im einzelnen an den Kindern der Königsdramen, der Römerdramen und anderer nachgewiesen wird. „Shakspere bezeichnet mit seiner Darstellung des Kindes im Drama einen Höhepunkt der Weltlitteratur. Die Verhältnisse seines Theaters kamen ihm dabei zu statten, wo die Illusion alles that, wo die Jünglingsrollen von Frauen (?) gegeben werden konnten und wo man auch nicht eigenwillig darauf sah, Kinder bloß durch Kinder darzustellen.“

Deutsche Revue. (Stuttgart.) Februarheft. „Pariser Besuche“ beginnt Frédéric Loliée zu schildern. Sein erster galt Paul Hervieu, dem „charakteristischsten und persönlichsten Temperamente“ unter den lebenden Dramatikern Frankreichs. Seinem Interviewer gegenüber ließ sich Hervieu über die tendenzlösen Absichten seines neuesten Dramas „L'Enigme“ vernehmen, das ein Protest gegen einzelne zu unserem modernen Rechtsbewußtsein in hellem Widerspruch stehende Punkte des Gesetzes bedeuten soll. Sodann wandte sich das Gespräch auf weniger spezielle Betrachtungen über das, was Hervieu im Roman wie auf der Bühne erstrebt, geschaffen und erreicht hat. Er selbst gestand, daß der Pessimismus die Dominante seines Schaffens sei, fügte jedoch hinzu, daß gerade die Pessimisten vielleicht mehr als die Optimisten Freunde der Menschheit seien. „Wenn sie Bitterkeit auf den Lippen und im Herzen haben, wenn sie ihre Klagen davon durchdringen lassen, so ist diese Bitterkeit aus Bedauern und Enttäuschung entstanden, weil sie in ihr nicht gefunden haben, was sie um ihretwillen Gesundes und Kräftiges gesucht haben.“ — Im Märzheft plaudert Léo Claretie über den „französischen Esprit“ und versucht, das Wesen dieser eigenartigen, in Leben und Dichtung unaufhörlich wiederkehrenden Kunst festzuhalten. Es sei „die Gabe, im Denken, im Fühlen und im Ausdruck prickelnde Eleganz und anmutige Ungezwungenheit zu entwickeln, das Paradoxe mit dem Strahle eines Lächelns zu erhellen, die Verwegenheit durch flotte Unbekümmertheit zu verschönern, die frohe Laune, den Uebermut, das treffende Wort, die Schlagfertigkeit, Geschmeidigkeit und Zielsicherheit zu lieben, dem Banalen und Herkömmlichen aus dem Wege zu gehen, seine persönliche Eigenart durch Originalität des Geschmacks und der Sprache, durch Neuheit der Form und überraschende Einfälle in Wort und Schrift geltend zu machen, eine Ueberlegenheit zu beweisen, die, durchaus liebenswürdig und sympathisch, kein Element des Hasses oder der Bosheit, kaum einen Gran Malice enthält. Also eine köstliche Eigenschaft, aber körperlos,

unfaßbar und flüchtig im Schauen und Duft. Sie ist nur eine Zierde, ein Schmuck, und sie hat geringen Wert, wenn sie nicht auf dem festen Grunde von Gradsinnigkeit, klarem Urteil, innerer Ueberzeugung und lebendiger Thatkraft sich entwickelt." — Dr. Cabanès teilt im gleichen Hefte noch „Einige Victor Hugo-Anekdoten" mit.

Die Gegenwart. (Berlin.) XXXI, 11. Johannes Gaulke verfolgt die Bedeutung des „Eros in Kunst und Leben", nachdem er Kunst mit Liebe und Liebe mit Kunst identifiziert hat. Er weist auf die eigentümlichen Reflexe hin, die die zwischen zwei Extremen sich bewegende sexuelle Neigung der Griechen in der Kunst fand, und stellt hiergegen den schroffen Unterschied der modernen Auffassung der Liebe, der vom Christentum verwirrten Auffassung des Sexuellen. „Der kämpfende, an sich selbst verzweifelnde Eros spielt in der modernen Kunst eine ungewöhnliche Rolle, in der modernen Bühnendichtung wird er gar als Problem wissenschaftlich-analytisch zergliedert. Unsere Dichter suchen das Sexualleben in allen seinen Entwicklungsphasen und Erscheinungsformen zu durchleuchten zum Aerger aller Moralphilister und Schulmeister, die an dem Ueberkommenen nicht zu rütteln wagen. Deutschland galt einst als die politische Kinderstube, heute könnte es mit noch größerem Rechte als die litterarische Kinderstube bezeichnet werden." Gerade die alle Thatsachen im Sexualleben verdunkelnde moderne Jugenderziehung macht Gaulke dafür verantwortlich, wenn der Mensch das reine Naturempfinden einbüße und die libido sexualis als Schuld empfinde. Dichter und Denker können nach seiner Meinung das sexuelle Problem nicht lösen, sondern nur neue Erziehungs- und Lebensbedingungen für beide Geschlechter. — Ueber „Hebbel und Heimat" schreibt im folgenden Hefte (12) O. Wentorf. Geschichte der Heimat, die Natur Dithmarschens — Sturm, Heide, Meer, sie alle haben ihre geheimnisvolle Kraft den Werken des Dichters eingeflößt, auch wenn die Heimat selbst für Hebbels Lebensglück so gut wie gar nichts bot. — „Aus dem Kulturleben Frankreichs" heißt ein neuer Aufsatz (13) Eugen von Jagows, der festzuhalten versucht, was aus dem großen Taumel der Victor Hugo-Woche geblieben ist, und der sich vornehmlich mit der litterarischen Rundfrage des Figaro und ihren widersprechenden Beantwortungen beschäftigt. — Eine interessante Frage, die nach dem „Tode auf der Bühne", wirft Eduard Sokal auf, indem er im Anschluß an Paul Hervieus Buch „Pessimisme et Comédie" die Zunahme der Todesfälle in den französischen Dramen für die Zeit der Dumas, Augier, Feuillet konstatiert, während die neueren Dramatiker, vor allem Henri Becque, uns nicht die Erlösung des Todes am Schlusse der Dramen gönnen.

Die Nation. (Berlin.) XIX, 22. „Die Phrase von der formalen Bildung", die in dem Kampfe um die Vorherrschaft der alten Sprachen im höheren Unterrichtswesen von jeher eine der Hauptwaffen in den Händen der Humanisten war, bekämpft Eduard Engel. Er rechnet zur „formalen Bildung" die Uebung der von Kant aufgestellten „Kategorieen", also möglichste Klarheit über Begriffe und Anwendung der Begriffe: Allheit, Vielheit, Einzelheit — oder: Wirklichkeit, Möglichkeit, Notwendigkeit — oder der Denkform von Ursache und Wirkung — kurz, alles das, was kein aus der Anschauung der Dinge selbst gewonnenes Wissen, sondern eine rein geistige Einordnung des Schatzes von Selbstgeschautem oder durch Unterricht zu einer Scheinanschauung Gewordenem bedeutet. Und daß dieses von den modernen Sprachen und dem Unterricht in den Naturwissenschaften mindestens ebenso gut als von dem allein seligmachenden Griechisch und Latein erreicht werden könne, dies zu erweisen, ist die Tendenz des Artikels. — Die Eindrücke, die ein moderner Leser von Albrecht von Hallers Gedichten empfängt, Eindrücke, die mehr sittlicher als ästhetisch befriedigender Natur sind, schildert ebenda in einem mit Proben durchsetzten Aufsatze J. V. Widmann, indem er zugleich dafür wirbt, daß recht viele ihren Obulus zu dem geplanten berner Monument des lieben, alten Herrn beisteuern mögen. — „Die Stiftung eines wiener Strafrichters" betitelt Anton Bettelheim einen Aufsatz (23), der von dem vor kurzem freiwillig aus dem Leben geschiedenen Dr. Ferdinand von Holzinger, einem Verwandten Anzengrubers, handelt. Holzinger trat für seinen Vetter stets mit Rat und That ein und, was hier wichtiger ist, er hat auch dem Dichter Anzengruber manchen Ausspruch über die Opfer einer blinden oder verblendeten Strafrechtspflege nahe gelegt. — „Miß Buckton, eine Dichterin", charakterisiert an der Hand ihres Gedichtbändchens „Through Human Eyes" Ernst Heilborn. Rossetti und seine jüngere Gefolgschaft habe dieser Dichterin die Zunge gelöst, und doch habe sie einen eigenen Ton. — „Großstadtpoesie!" Ein neues Wort und nach vieler Meinung wohl auch ein neuer Begriff, wenn nicht gar ein Paradoxon. Daß diese beiden letzten Annahmen irrig sind, weist Richard M. Meyer in einem längeren Aufsatz (24) nach. Er führt die Großstädte des Altertums, Tyrus, Athen und Rom mit ihren großstädtischen Poeten vor. Im vollsten und strengsten Sinne nennt er so die attische Kunst eine Großstadtpoesie, denn für Solon ebenso wie für Demosthenes, für Aischylos wie für Sophokles sei das massenhafte Auditorium eines klugen, durch tägliche Eindrücke vielfältig gebildeten Volkes die selbstverständliche Voraussetzung. Euripides und Aristophanes seien ausgeprägte Großstadtpoeten. „Aus dem vielgestaltigen Leben der Großstadt, aus der verwickelten Seelenkunde hochkultivierter Residenzbewohner, ja aus der chronique scandaleuse der nur hier vorhandenen ‚oberen Zehntausend' schöpfen diese Dramatiker mit vollen Händen, und Athen lebt in ihren Werken — —" Nicht anders steht es mit Rom. Vor allem Horaz und Ovid sind hier die Dichter der Großstadt. Durch jenen haben „die Bildungsaristokratie und das Litteratenproletariat zuerst klassische Porträtierung erfahren", dieser ist der „dekadente Virtuose, der in seiner Verbannung so traurig die Unentbehrlichkeit Roms beweint". Ueberall tritt es zu Tage, daß die Großstadt die Mutter der Psychologie in der Dichtung ist, wenn auch zwischen den alten und den modernen Großstädten gewisse Unterschiede zu machen sind. Der Begriff der modernen Großstadt datiert Meyer von dem Venedig des 16. und 17. Jahrhunderts, dem Venedig des Revolverjournalisten Pietro Aretino. Deutschland war zu Goethes Zeit noch nicht reif für Großstädte, und so ist auch Goethe nach Art und Neigung entschiedener Kleinstädter. Erst E. T. A. Hoffmann entdeckt den Reiz der Großstadt und sieht ihre Mysterien. Diesen dämonischen Zauber, dann die Kraft und Lebensfülle der großen Stadt greifen weiterhin zunächst französische Dichter auf, deren Einflüsse sich wiederum mit der Schilderung des Häßlichen auf die neueste deutsche Dichtung erstrecken. Das einzige, was bis jetzt nach Meyers Ansicht noch ganz fehlt, ist die Individualisierung der Großstadtpoesie, so daß gerade in dem charakteristischen Hervorheben der Gesamtphysiognomie sich die neue Psychologie noch zu bewähren habe.

Nord und Süd. (Breslau.) Aprilheft. Das Jubiläumsheft dieser Zeitschrift vereint die ältesten Mitarbeiter des ersten Heftes wieder zu gemeinsamer Arbeit. Paul Lindau giebt einen Rückblick auf die Zeit von 1877 bis 1902, wobei er auf die „Alten" und „Jungen" zu sprechen kommt und diese trotz mancher herzlichen Anerkennung um ihrer Auswüchse willen in unvorteilhaften Gegensatz zu den rüstigen frischen „Alten" setzt. — Von diesen letzteren steuert Kuno Fischer eine längere Studie über „Goethes Satanologie im Faust" bei. Nachdem er die mangelnde Einheit des Werkes und deren Begründung durch eine ältere und neuere Fassung betont hat, kommt er zunächst auf die Satanologie in der alten und dann auf die in der neuen Dichtung zu sprechen. In jener „kommt Mephistopheles vom Erdgeist her als dessen Bote und Sendling, in der neuen

dagegen vom Herrn, zu dessen Gesinde er gehört, wie der Satan im Buche Hiob, dessen Anfang Goethe vor Augen hatte, als er den Prolog im Himmel schuf; im Fortgange aber der neuen Dichtung erscheint Mephistopheles als der Geist des Bösen, als der Versucher und Verderber, kurz gesagt, als Dämon in diabolischem Sinn, der vom Teufel kommt und dem Teufel dient". Das falsche Dogma von der Einheit des goethischen Faust habe natürlich auch hier zu falschen Auffassungen geführt. In dramatischer Hinsicht hält Fischer die vier Selbstdefinitionen Mephistos in seinem ersten Gespräche mit Faust für wichtiger als ihre philosophische Bedeutung. Vom Schauspieler sind sie leicht, spielend, scherzhaft, ja nach Fischers Meinung lustig und verführerisch zu sprechen, denn sie sind nur darauf berechnet, Faust zu locken und zu bestricken. — Der Herausgeber der Zeitschrift ergreift noch einmal das Wort, um „Erinnerungen" an das Paris der Sechzigerjahre mitzuteilen. In ihnen charakterisiert er u. a. Jules Janin, den „Fürsten des Feuilletons", dessen Kritiken im „Journal des Débats" eine Zeitlang stets ein Ereignis waren, erzählt von den alten pariser Theaterverhältnissen, von den Pierrots Déburcau und Legrand, von einem Feuilleton Jules Janins, das im Jahre 1838 die Mlle. Rachel mit einem Male zur berühmtesten Schauspielerin machte, und berührt dabei den Unterschied zwischen der alten künstlerisch durchdachten und der neuen handwerksmäßigen Theaterkritik. — Neuere Dichtungen von Adolf Wilbrandt würdigt Hans Lindau in einer Charakteristik, die als das Erfreulichste an Wilbrandt hervorhebt, daß er in der Schar der Künstler, die dieser und jener Richtung angehören, mit seiner edlen, an keinen Zeitstil gefesselten Geschmacksneigung das eigene Wesen voller Männlichkeit und Würde durchsetze, und daß dabei doch kein Hauch von der schmeichlerisch süßen Harmonie verloren gehe, die seine Art in allen ihren Aeußerungen lenzhaft durchleuchtet und wie Maiengefilde verklärt.

Westermanns Monatshefte. (Braunschweig.) Aprilheft. In der Physiognomie Maxim Gorkis erkennt Leo Berg zwei zunächst auffallende Züge, den Vagabunden und den Träumer. In beiden sei er ein echter Russe, aber verschiedenen Gruppen dieser bunten Völkerschaft angehörend. Die besten und stärksten seiner Novellen seien diejenigen, die den Stromer zum Gegenstande haben, einen Stromer, der Verbrecher, Verschwörer und Verächter ist. „Der gorkische Vagabund ist ein Enterbter, Lohnarbeiter auf so niedriger Stufe und von solcher Unsicherheit des Lebens, daß das Herumstrolchen schon fast die normale Erscheinung dieser Existenzen ist. Hier scheint der Dichter, der selber Lohnarbeiter war, am persönlichsten in seinen Schilderungen zu sein." Verschiedene Typen dieser Vagabunden und Verbrecher lassen sich in den verschiedenen Novellen erkennen, die zum größten Teil spezifisch russisches Leben darstellen. Neben dem Gorki dieser Novellen gebe es noch einen anderen, der sein letztes Wort wohl noch nicht gesprochen, sein Lied noch nicht gesungen habe, aber aus dem Töne einer ungeheuren Melodie aufsteigen: das sei der großartige Stimmungslyriker und Landschafter, der träumerische Erinnerer alter verklungener Legenden und Mythen. Die echt russische Mischung von heller Reflexion und grenzenloser Verträumtheit gehöre auch zum Wesen Gorkis. Noch habe ihn selbst die Poesie nicht erlöst, noch liege ein Bann auf seinem Leben und Dichten. „Bei diesen Russen nämlich, die sich immer gleich an die letzten Fragen des Lebens geworfen fühlen, ist die Litteratur zunächst immer nur die Notwehr der Verzweiflung. Das macht sie stark und revolutionär, aber hier liegt auch ihre Schranke. Es sind bei keinem Volke tiefere Blicke in die menschliche Seele geworfen. Aber die großen schöpferischen Gestalten, die die Zeiten erlösen, indem sie sie darstellen, gelingen ihnen nicht. Die tiefe Sehnsucht nach der Erlöserin Phantasie dehnt ihre Schwingen auch in Gorki, der in dem, was er kann, und in dem, was bei ihm versagt, typisch ist für die litterarische Welt Rußlands. Und damit ist zugleich auch gesagt, daß er an die größten russischen Dichter, einen Gogol, Turgenjeff, Dostojewski, nicht heranreicht." — „Marie von Ebner-Eschenbachs Heimat" und die Beziehungen der Dichterin zu ihr schildert in demselben Hefte Theo Schücking.

Die Zukunft. (Berlin.) X, 22. In kurzen Zügen versucht Hubert Roetteken „Das Schaffen des Dichters" zu analysieren. Schillers in einem Briefe an Goethe gegebene Definition vom Poeten stellt er dahin richtig, daß er jeden einen Dichter heißt, der seinen Gefühlszustand in eine sprachlich ausgedrückte Vorstellungsmasse so niederlegt, daß diese einen kongenialen Leser oder Hörer nötigt, in jenen Gefühlszustand überzugehen. Freilich bezeichnet auch diese Definition nur den klassischen, den idealen Fall des dichterischen Schaffens, und Roetteken selbst setzt hinzu, daß es auch Schriftsteller giebt, die gar nicht den eigenen Gefühlszustand in ihrer Schöpfung objektivieren wollen. Immerhin spiegele sich in den großen Dichtungen der dem Dichter wirklich eigene Gefühlszustand wieder. Wie dieser sich in seiner Bestimmtheit erst am Stoffe der Dichtung selber entwickelt, wie sich im Gefühlsleben eines Dichters gewisse stets wiederkehrende Grundzüge finden, woher der Dichter das Material nimmt für die Vorstellungsmasse, in die er sein Gefühl niederlegt, wie sich durch Kombination der Inhalte von Wahrnehmungen und Berichten große Gruppen bilden, warum der Dichter imstande ist, ein von seinem gewöhnlichen Wesen verschiedenes Fühlen und Wollen in sich zu erleben, inwiefern mit dem Momente der Konzeption, d. h. der Berührung einer Vorstellungsmasse mit der Gefühlsdisposition gewisse Grundzüge des künftigen Werkes bereits festgestellt sind, diese und damit verwandte Fragen werden im einzelnen näher erörtert. — Das folgende Heft (23) eröffnet Maximilian Harden mit einem offenen Brief an den Chefredakteur der newyorker Staatszeitung, Herman Ridder, in dem er von der schmählichen Stellung der Journalisten in Deutschland und ihrem Mangel an Stolz und Stärke spricht und die gedemütigte, dumpfe Kuliresignation der Zeitungsschreiber aufzustacheln sucht. — Von dem Publikum, dem historisch gewandelten Begriff dieses Wortes und der verallgemeinerten Bedeutung des Publikums selbst handelt (24) ein Essai von Leo Berg. Immer demokratischer, immer einseitiger wurden im Lauf der Geschichte das Publikum und die Richter der Kunst. Volk und Publikum werden identifiziert und damit alle Zwischenstufen beseitigt. „Dadurch, daß die alten Schranken fielen, ist die Geschlossenheit und gesellschaftliche, lokale und nationale Begrenzung des Kunstpublikums gestört. Seitdem ist der Begriff des Publikums weiter, aber auch schwankender geworden. Publikum heißt jetzt Masse oder ein unbestimmtes X, das der Künstler nicht mehr kennt und erreichen kann." Die Aufgabe sei nun, daß jede Kunst ihr Publikum erhalte und das Publikum schneller zu seiner Kunst käme. Aber alles Schulmeisterliche müsse dabei fehlen. Eine Reform könne dort einsetzen, wo das eigentliche Kriterium der Kunstfähigkeit eines Volkes liegt, auf dem Gebiete des Kunstgewerbes.

„Hans Bethge und Martin Boelitz" [vgl. Sp. 640 u. 781]. Von Hans Benzmann (Deutsche Heimat, Berlin; V, 25).

„Jeanne Marni." Von Hans Benzmann (Dokumente der Frauen, Wien; VI, 24).

„Was ist uns Tolstoi?" Von Wilhelm Bode (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; II, 1).

„Ferdinand v. Saars ‚Hermann und Dorethea'." Von Eduard Castle (Die Zeit, Wien; Nr. 389). „. . . im ganzen eine Dichtung voll warmer Begeisterung für Goethe, voll herzhafter Gesinnung für unser deutschösterreichisches Volkstum."

„Ambros Mayr." Biographisch-litterar. Skizze von Karl Domanig (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVI, 7). Mayr (1849—1898), von Beruf Gymnasiallehrer, veröffentlichte außer einigen kleineren wissenschaftlichen Arbeiten („Die Häupter der schwäbischen Dichterschule", „Zu Walthers [v. d. Vogelweide] Ehre") zwei Bändchen lyrischer Gedichte: „Hundert Lieder" und „Selige Stunden".

„Hermann von Gilm." Nach seinen Gedichten gezeichnet von P. Tezelin Halusa, O. Cist. (Studien und Mitteilungen; Jahrg. XXII).

„Jörn Uhl." Von Monty Jacobs (Die Zeit, Wien; Nr. 390) vgl. Sp. 667 ff.

„Das finische Epos Kalevala" [vgl. oben Sp. 964 ff.]. Von Kaupo (Finländische Rundschau, Leipzig; 1902, 1).

„Schillers Briefe an das breslauer Theater." Von Maximilian Schlesinger (Der Osten, Görlitz; XI, 3). Es handelt sich um zwei an den Schauspiel-Regisseur Karl Schwarz in Breslau gerichtete, bereits veröffentlichte Briefe.

„Achilles." [H. Zöllner, Achilleus; vgl. LE III, 1570.] Von Mathieu Schwann (Neue Bahnen, Wien; XI, 6).

„Maxim Gorki." Von Alfred Semerau (Das freie Wort; Frankfurt a. M.; I, 24).

„Kleine Heine-Studien." III. Von Michael Ullmann (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXII, 1).

„Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger." [1878—1880.] (Heimgarten, Graz; XXVI, 7).

„Improvisationen von Ferdinand Sauter." (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXII, 1).

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Es war vorauszusehen, daß nach dem etwas gemachten Enthusiasmus der Victor Hugo-Tage bald eine Periode der Ernüchterung kommen würde. Merkwürdiger Weise wurden aber schon während der Feste Stimmen laut, die über den Charakter der Manifestationen klagten, und die begeistertsten Hugo-Verehrer begannen an ihrem Enthusiasmus irre zu werden. Man erinnerte sich daran, daß Lamartine auch Politik getrieben und sogar 1848 für die republikanische Sache sein ganzes Vermögen aufgeopfert hatte, und doch war sein hundertster Geburtstag (1890) spurlos vorüber gegangen. Alfred de Vigny, den man als Vater der modernen französischen Lyrik fast vergessen hatte, schien ein viel schöneres Beispiel eines ehrenvollen Dichterlebens zu geben, als der egoistische „Vater Hugo". Als dann im „Gaulois" die Strophen Edmond Rostands auf den „Hernani"-Abend kamen (seitdem bei Fasquelle als Broschüre erschienen) — sechs Spalten mittelmäßiger Verse — wurde das Stutzen allgemeiner. Der geistreiche Essayist, der sich im „Temps" unter dem Pseudonym Pierre Nozière (einer Romanfigur von Anatole France) verbirgt, griff den jungen Akademiker heftig an, und auch der alte Hugo bekam sein Teil ab. Man fing etwas beschämt an, einzusehen, wie weit die so sehr gerühmte „abondance" führen konnte. Rostand, dessen dramatisches Talent nicht in Frage gestellt wird, gab als lyrischer Dichter ein sprechendes Beispiel dafür.

Natürlich fuhren die Verleger mit ihren Victor Hugo-Veröffentlichungen fort. Als interessanter Beitrag zum Studium der ersten Zeit der französischen Romantik kann der schöne Oktavband „Alfred de Vigny et son temps" von Léon Séché betrachtet werden. In mehreren Kapiteln werden darin die Beziehungen Vignys zum jungen Hugo geschildert, ihre Freundschaft, ihre Zwistigkeiten, ihre Versöhnung. Auch das Verhältnis mit der Schauspielerin Marie Dorval wird durch unpublizierte Dokumente beleuchtet. Das Buch ist im rührigen Verlage von Felix Juven erschienen. Eine andere wichtige Monographie ist das monumentale Werk von Arthur Chuquet über „Stendhal-Beyle" (bei Plon). Hier wird das Leben des großen psychologischen Schriftstellers zum erstenmal eingehend geschildert und sein Werk kritisch behandelt. Mit unbarmherzigem Wahrheitssinn greift Chuquet oft den Charakter Beyles heftig an, aber in seinem Urteil ist er immer gerecht, und er versteht es auch zu bewundern, obwohl er sich den Theorieen des „Predigers der Energie" gegenüber eher ablehnend verhält. Fast gleichzeitig publiziert Jean Mélia ein Bändchen „Stendhal et les femmes" (bei Chamuel), in dem die Liebestheorie und die verschiedenen, meist unglücklichen Verhältnisse dieses unermüdlichen Liebhabers flott vorgeführt werden.

Frederic Masson ergänzt seine Napoleonstudien durch einen Band über die Kaiserin Maria-Louise (bei Ollendorff). — Pierre Loti hat von der letzten chinesischen Campagne eine Sammlung von Kriegs- und Reiseeindrücken zurückgebracht, die er unter dem Titel „Les derniers Jours de Pékin" bei Calman Levy erscheinen läßt. — Von den zahlreichen Romanen der letzten Wochen seien nur einige genannt. In den losen Schilderungen aus der Zeit Ludwigs XIV., die sich „Le bon Plaisir" (Verlag des Mercure de France) betiteln, giebt sich Henri de Regnier seiner ganzen reichen Phantasie hin. Selbst den Stil der Epoche hat er trefflich nachgeahmt — Yvette Guilbert debutiert mit „La Vedette", einem Roman aus der Theaterwelt, der ein gutes Stück Selbstbiographie enthält (bei Simonis Empis). — „Ma soeur Zabette" von Claude Lemaitre ist eine Matrosengeschichte aus dem nördlichen Frankreich, in der das sorgenreiche Leben der Matrosenfrauen ergreifend geschildert wird (bei Ollendorff). Derselbe Verlag bringt einen neuen Band Maxim Gorkis „Les Trois" auf den Markt, und im Mercure-Verlag erscheint gleichzeitig der dritte Band Novellen („L'Angoisse") des auch bei uns jetzt vielgelesenen Russen. — René Boylesve hat in „La leçon d'amour dans un parc" eine Wiederbelebung des achtzehnten Jahrhunderts versucht (Verlag der Revue Blanche).

In den Zeitschriften finden wir hier und da noch Gelegenheitsartikel über Victor Hugo. Im ersten und zweiten Märzhefte der „Revue de Paris" liefert Fernand Gregh eine fein geschriebene Studie über den Jubilar. Leopold Lacour verfolgt im zweiten Märzheft derselben Zeitschrift die Entwickelung des Dramatikers François de Curel, von seinem Debut im Théâtre Libre 1892 mit „L'Envers d'une sainte" und „Les Fossiles" bis zu der „Fille sauvage". Curel predigt in seinen Stücken eine Philosophie der Entsagung, aber seine Entsagung ist im Grunde nur ein verzweifelter Hochmut, er ist der „Lyriker des Heroismus", die von ihm geschaffenen Charaktere verstehen es, das Leben zu überwinden, aber sie tasten ziellos herum, weil er ihnen keine eigentliche positive Richtung weisen kann. — René Marc Ferry, der frühere Leiter der „Revue hebdomadaire" hat die Direktion einer neuen Halbmonatsschrift im Umfange der „Revue de Paris" übernommen, die unter dem Titel „Minerva" seit dem 1. März beim Verleger Fontemoing erscheint. Das Programm ist sehr schön. Paul Bourget soll darin seine längst angekündigten „Notes sur Balzac" erscheinen lassen, Maurice Barrès sein „Voyage à Sparte". Hoffentlich wird sich die interessante Revue halten können. — Das erste Märzheft der „Revue Blanche" enthält eine Enquete über Tolstoi und die Geschlechtsfrage. Sämtliche Antwortschreiber erklären sich gegen die Theorieen des großen Russen. — Paul Chenay, ein Schwager Victor Hugos (er hatte eine Schwester von Adèle Foucher geheiratet) teilt Fragmente aus Notizheften mit, die er zur Zeit von Hugos Exil in Jersey niedergeschrieben hatte. Der Dichter erscheint darin nicht gerade im besten Lichte. — Felix Le Dantec polemisiert im folgenden Hefte gegen Brunetière und dessen Vortrag über die Notwendigkeit des Glaubens. — Daniel Halévy berichtet über die Vorträge, die Georg Brandes im verflossenen Monat in der „Ecole russe d'Etudes sociales" in Paris gehalten hat. Brandes sprach von der Notwendigkeit der Aristokratie und gab von den höheren Menschen, wie er sie auffaßt, eine Schilderung, die genau diejenige Nietzsches zur Zeit der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" ist. Es sind fast dieselben Worte, — nur die Quelle wurde nicht genannt. — Aus dem Inhalte des „Mercure de France" (März) ist ein Artikel von M. A. Leblond über „Henri de Régnier et la critique décorative" zu nennen. —

G. Binet-Valmer spricht (ebenda) von der Auffassung der Geschichte im Roman im Anschluß an drei neue Bände von Barrès, Paul Adam und Régnier.

Mit dem neuen Stücke von Alfred Capus hat das „Théâtre des Variétés“ wieder einen leichten Triumph gefeiert (28. Februar). „Les deux écoles“ vertritt dieselbe leichtlebige Moral, der der glückliche Verfasser der „Veine“ seinen Erfolg verdankt. Das Publikum verläßt das Haus mit demselben vergnügten Gesicht, das man nach einem guten Diner oder einem vorteilhaften Geschäfte zu machen pflegt. Es hat seine eigenen Anschauungen auf der Bühne gesehen und den angenehmen Beweis erhalten, daß es die richtigen sind. Trennung, Ehescheidung, Wiederfinden, Witze und ein gutes Souper . . . das Glück ist leicht zu finden, man muß es nur nicht zu schwer nehmen. — „Les Poètes“ nennt sich eine neue freie Bühne, die im „Nouveau Théâtre“ mit „L'Or“, einem fünfaktigen Drama in Versen von Maurice Magre, ihre Eröffnungsvorstellung gab (4. März). Das Stück, das die alte auri sacra fames behandelt, spielt in der Bretagne; leider wurde es so dilettantenhaft aufgeführt, daß seine beachtenswerten Eigenschaften fast verloren gingen. — Das „Théâtre Dejazet“ brachte eine Uebertragung von Gustav Stoskopfs elsässischem Volksstück „D' Pariser Reis'“ (11. März). Der Schwank, dessen Handlung übrigens durch den Uebersetzer aus dem Elsaß vorsorglicher Weise nach der Schweiz übertragen wurde, gefiel dank seinem munteren Witze recht gut. — „Le 14 Juillet“, ein historisches Stück in „drei Tagen“, das die Einnahme der Bastille behandelt und Romain Rolland zum Verfasser hat, hatte im „Théâtre Gémier“ (Renaissance) nur wenig Erfolg (21. März). Dies liegt hauptsächlich daran, daß der Verfasser die überlieferten historischen Charaktere der einzelnen Personen den Bedürfnissen der Theaterwirkung zuliebe gänzlich umgekrempelt hat. — Das „Gymnase“ hat ein neues Stück von Abel Hermant aufgeführt (25. März). Es nennt sich „L'Archiduc Paul“ und spielt am Hofe von Illyrien, dann in Paris und an der Riviera. Die Intriguen eines dekadenten Herrscherhauses, die es vorführt, streifen schon hart an Banalität, und trotz einiger guten Situationen kann das Opus als verfehlt betrachtet werden.

Paris. *Henri Albert.*

Norwegischer Brief.

Unter den jüngeren norwegischen Autoren hat sich Thomas P. Krag sehr schnell eine bevorzugte Rangstellung zu erringen verstanden. Krags Berühmtheit gründete sich auf seinen Roman „Kobberslangen“ („Die eherne Schlange“). Diesem blieb auch für die weitere Folge seine durchschlagende Wirkung erhalten, als der Autor sich in anderen Prosaarbeiten auf verschiedenartigem Gebiete versuchte. Krags Lieblingsdomäne ist die Schilderung des norwegischen Gesellschaftslebens, wie es die „Provinz“ in ihrer ursprünglicheren, naturwüchsigeren und deshalb kraftvolleren Frische darbietet. Mit kecker, doch stets dezenter Hand zieht der Erzähler den Schleier der Prüderie von den intimen Verhältnissen, die sich in der Kleinstadt ganz nach den besten „kontinentalen“ Mustern herausgebildet haben und bei denen es nicht an ausgiebigen, zum Teil höchlichst amüsanten Variationen auf das bekannte dreieckige Thema mangelt. Auch der letzte von Krags Romanen „Det glade Hjórne“ (etwa: „Die vergnügte Ecke“) führt uns in jenes delikate Milieu eines „modernen“ Seestädtchens an der Westküste. Krag zeichnet in der Einleitung einen braven Seebären, der zufolge mangelnden Broterwerbs, hauptsächlich jedoch unter dem demoralisierenden Einflusse seines verkommenen Weibes, auf die „schiefe Ebene“ gerät. „Die vergnügte Ecke“ ist der Name eines öffentlichen Vergnügungslokals, des vornehmsten in der Küstenstadt, in dessen oberem Stockwerke alltäglich oder richtiger allnächtlich die jeunesse dorée wüste Orgien feiert, während im Erdgeschoß den unteren Bevölkerungsschichten Gelegenheit geboten wird, ihre erübrigten Oere in billigen Fusel umzusetzen. In diesen Räumen bewegt sich als beherrschender Mittelpunkt das schöne und lebenslustige Töchterlein des Seebären — die würdige Nachfolgerin ihrer ebenso lebenslustigen und verlotterten Mutter. Den Schluß des Buches bildet die Schilderung des tragischen Schicksals, dem die junge Sünderin zum Opfer fällt. „Det glade Hjórne“ kennzeichnet sich seiner technischen Anlage nach als eine Art Kombination im Geiste von Zolas „L'assommoir“ und „Nana“. Die Charakteristik der einzelnen Gestalten ist dem Dichter meisterhaft gelungen, ebenso die Milieuschilderung, obgleich diese stellenweise in etwas zu grellen Farben gehalten ist. Krags bekannte Erzählungskunst sorgt im übrigen dafür, daß es dem Ganzen nicht an dramatischer Steigerung fehlt. Trotz alledem steht dieser Roman, der seinem Vorgänger „Ada Wilde“ in manchen Stücken so überlegen erscheint, noch immer ein gutes Stück hinter des Autors Erstlingswerk zurück.

Die Monatsrevue „Kringsjaa“ bietet in ihrem letzterschienenen Hefte 3 eine beachtenswerte Studie über Ruskins Stellung zum modernen demokratischen Staatsgedanken. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß es Ruskin nicht gelungen sei, seine aristokratische Lösung des Volksherrschafts-Problems einleuchtend zu machen und sich zu einer unbefangenen Würdigung des demokratischen Gedankens zu erheben. — „Folkebladet“ widmet (in Nr. 4) dem am 17. Januar d. Js. heimgegangenen Sprachforscher Prof. Elias Blix einen längeren Nachruf. Blix entstammte einer nordländischen Bauernfamilie, war ursprünglich selbst auf den dürftigen Erwerb als Küstenfischer angewiesen, arbeitete sich jedoch mit stählernem Fleiß zuerst zur Stellung als Elementarlehrer und dann zum ordentlichen Lehrer in orientalischen Sprachen an der christianiaer Universität empor. Blix litterarische Bedeutung lag auf dem Felde der Landmaal-Agitation. Mit einer Zähigkeit, die den unverfälschten Sprößling einer nordländischen Bauernfamilie verriet, suchte Blix seit seiner Seminarzeit für die Landmaal-Bewegung und -Litteratur Stimmung zu machen. Ivar Aasen, Sivert Nilsen, Chr. Bang und andere Leiter der Sprachenbewegung wußten sehr wohl, welche unschätzbare Kraft ihnen in dem rastlosen Sprachforscher zur Seite stand. Mit klugem Geschick wußte man insbesondere die wissenschaftliche Autorität des christianiaer Gelehrten gegen die „Rigsmaal“-Freunde auszuspielen und hierdurch manchen Erfolg zu erringen, wenn legislative Maßnahmen in der Maalfrage bevorstanden. — Heft 5 derselben Zeitschrift bietet eine von Hölger Lindtng verfaßte Victor Hugo-Studie, die der Bedeutung des Dichters vom spezifisch norwegischen Standpunkte aus gerecht wird.

In „Urd“ (Heft 1) finden wir u. a. eine zustimmende Würdigung von Bernt Lies viel kommentiertem Roman „Söster Judith“, sowie in Heft 6 eine von Elisa Kjelland verfaßte Charakteristik der schwedischen Dichterin Ida Granquist unter besonderer Bezugnahme auf deren letzterschienenes Buch „Et hem“ („Ein Heim“). Die Verfasserin protestiert dagegen, daß ein sonst urteilsfähiger Kritiker in der christianiaer Tagespresse die Dänin Blicher-Clausen als das „allein berechtigte lyrische Talent des ganzen Nordens“ hinzustellen versucht habe. Wer je eine Zeile von Ida Granquist gelesen habe, müsse zugeben, daß die junge schwedische Pfarrerstochter mit ihrem lyrischen Können weit über die Begabung der älteren dänischen Berufsgenossin hinausrage.

Christiania. *Viggo Moe.*

Echo der Bühnen.

Greifswald. Direktor Treutler vom stralsunder Stadttheater, der mit seiner Gesellschaft im Winter

wöchentlich zweimal hier spielt, brachte am 22. März das Trauerspiel „Raven Barnekow“ von Heinrich Kruse, soviel mir bekannt, zum ersten Male zur öffentlichen Aufführung. Er schloß mit dieser Gedenkfeier für den heimischen Dichter eine ungewöhnlich erfolgreiche Spielzeit in schöner Weise ab. In der Mitte des 15. Jahrhunderts spielend, bringt das Stück den Kampf zwischen Fürstenmacht und Städtemacht, verkörpert in den beiden Persönlichkeiten des ebenso entschlossenen wie klugen herzoglich pommerschen Rats Raven Barnekow und des gewaltigen stralsunder Bürgermeisters Otto Voge, sehr geschickt zur dramatischen Darstellung. Es wirkt zwar nicht durchgehends mit voller dramatischer Wucht, und fällt in dieser Beziehung in den Schlußakten, die sonst dichterisch und in der Charakteristik viel schönes bringen, etwas ab, aber eine ganze Reihe von Szenen erwiesen sich als äußerst packend, in erster Linie der dramatische Höhepunkt, der Auftritt, in dem Otto Voge die Verurteilung Raven Barnekows zum schmählichen Tode des Verräters durchsetzt. Nach einer anderen Richtung sehr wirkungsvoll zeigten sich die hübschen, teilweise humoristisch angehauchten und uns einige der Hauptpersonen rein menschlich nahe bringenden Szenen zwischen Otto Voge und seiner entschlossenen Gattin Elsbeth einerseits, und der ihnen mit kindlicher Liebe zugethanen anmutigen Prinzessin Katharina. Die Wirkung wäre zweifellos noch einheitlicher und entschiedener gewesen, wenn nicht die häufigen, an einer kleine Bühne natürlich doppelt störenden Szenenwechsel die Zuschauer mehrfach unliebsam aus der Stimmung herausgerissen hätten, und wenn nicht durch einige, unter den gegebenen Verhältnissen vielleicht unvermeidliche Streichungen manche Vorgänge ohne Schuld des Dichters den Anschein des nicht genügend Motivierten bekommen hätten. Die Darstellung verdiente sonst in der Hauptsache vieles Lob. Der hier gemachte dankenswerte Versuch hat jedenfalls gezeigt, daß es sich wohl lohnen würde, dies lebensvolle, in frischer und kerniger Sprache geschriebene und auch der im engeren Sinne dichterischen Reize nicht entbehrende geschichtliche Drama an einer größeren Bühne, wo eine im wesentlichen vollständige und rascher sich abspielende Aufführung möglich ist, zur Darstellung zu bringen. Gerade jetzt nach dem Tode des Dichters wäre dazu nach echter deutscher Art die rechte Zeit.

Edmund Lange.

Weimar. Am 21. März wurde hier das Schauspiel „Friedrich der Große“ von Otto von der Pfordten erstmalig aufgeführt. Das Stück wird seltsamer und wirklich nicht zu rechtfertigender Weise von einem „Nachspiel als Vorspiel“ eingeleitet, in dem Friedrich der Große nach dem siebenjährigen Kriege auftritt und augenscheinlich nicht recht weiß, was er auf der Bühne soll. Er redet sehr langweiliges, gelegentlich auch thörichtes Zeug, macht überhaupt einen etwas geistesschwachen Eindruck. Nach einigem Bewundern seiner eben von der Parade heimkehrenden Armee kommt er zur Sache und verurteilt in menschlich wenig sympathischer Weise seine Jugend, da ihm einer seiner Jugendgenossen, Keith, jetzt als alternder Marquis Posa gegenübergetreten ist. Dabei giebt er einige dürftige Alltagsweisheiten kund und findet die strenge Erziehung, die ihm sein Vater einst hat angedeihen lassen, sehr recht und richtig. Damit haben die Beschauer den Standpunkt erhalten, mit dem sie das vorgehende, nun folgende Stück zu beurteilen haben. Quantz beginnt hinter der Szene zu konzertieren, ein leichter, immer dichter werdender Nebel senkt sich über die Bühne, das Lied tönt fort, der Nebel hebt sich wieder, und, siehe da! der junge Fritz steht als Kronprinz mit der Flöte am Notenpult, in dem schönen historischen Schlafrock, von dem wir alle aus unsern Schulbüchern wissen, daß er Friedrich Wilhelm dem Ersten ein Dorn im Auge war. Dieser selben Quelle, einem Mittelschulleitfaden, scheint auch die weitere Fabel, sowie die Geschichtsauffassung des Verfassers zu entstammen. In einem langweiligen, sich gelegentlich einmal zu einer unpsychologischen Leidenschaft steigernden Dialog berichtet uns der Verfasser von dem vereitelten Fluchtversuch des Kronprinzen, von Kattes Hinrichtung, von der langsamen Besserung Friedrichs — die dadurch symbolisiert wird, daß er auf offener Bühne seiner Schwester Wilhelmine eine Reihe von Gewehrgriffen vorkommandiert — und schließlich von dem Tode Friedrich Wilhelms des Ersten. Das alles ist locker aneinandergereiht, äußerlich und sogar mit den etwas verbrauchten Mitteln der alten Intrigantenkomödie, kompromittierenden Briefen, die in unrechte Hände fallen u. s. w. Alle dargestellten Empfindungen sind preußisch, nicht nebenbei auch noch menschlich. Der alte Großvater Kattes, der eben von der Erschießung des Enkels kommt, ist sofort darauf im stande, wohlwollende Mahnreden an den Kronprinzen zu richten, damit dies eben gefallene Opfer wenigstens dereinst Segen trägt. Mit einer solchen Psychologie arbeitet das ganze Stück.

Wilhelm von Scholz.

Am 21. März erlebte das Drama „Der Tod“ von Robert Heymann in Coblenz seine Uraufführung. Im Mittelpunkt des Stückes steht Alexander der Große, dessen plötzlicher Tod mit der voraufgegangenen Selbstüberhebung des Eroberers kontrastiert wird. Wir kommen auf das Drama, das übrigens Erfolg hatte, in der Besprechung der Buchausgabe noch zurück.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Sidera cordis. Ein Roman aus Friaul von Otto von Leitgeb. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 410 S.

Otto von Leitgeb ist aus seinen bisherigen Büchern und seinen in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Skizzen als ein durch feines Formgefühl und guten Geschmack ausgezeichneter Prosaist bekannt. In manchen seiner Skizzen schien Jacobsen, der dänische Stilkünstler, dessen Einfluß so mancher unserer jüngeren österreichischen Schriftsteller nicht verleugnen kann, Pate gestanden zu haben. In seinem neuen Roman vereinigen sich diese Vorzüge mit einem starken Konzeptionstalent, das in einer dramatisch sich steigernden Handlung uns ein farbenprächtiges Bild aus der Renaissancezeit vorführt. Die eingehenden historischen Studien zu den „Sidera cordis“ fanden eine gute, sich nicht vordrängende Verwertung, sie waren um so nötiger, als der Roman auf einem Stück Landes spielt, das in der Litteratur noch ziemlich unbebaut ist, dem friaulischen, das aus dem nordöstlichen Winkel Italiens noch nach Oesterreich hineinreicht. Die prächtigen Naturbilder, die in den Roman hineinverwoben sind, verdanken ihr Dasein der eigenen Anschauung des Dichters, der bekanntlich in Görz lebt, und lassen den Schöpfer feingetönter Stimmungsbilder erkennen, in denen Natur und Leben ineinanderfließt. Dies bewahrte Leitgeb auch davor, in seinem historischen Romane sich dazu verleiten zu lassen, den Ton trockener Erzählung anzuschlagen und Puppen mit historischen Gewändern zu bekleiden. „Sidera cordis“ ist ein Buch, in dem vergangenes Leben erwacht und nicht nüchterne, poesielose Geschichte. Und das dürfte sein größter Vorzug sein.

Innsbruck. *Hugo Greinz.*

Ein Mecklenburger. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, 1901. J. G. Cottasche Buchh. M. 3,—.

Das Buch hat mich sehr enttäuscht. Es ist ein Roman für bescheidene Leute. Zum mindesten ist es kein Kunstwerk. Der Titel „Ein Mecklenburger“ deutet

anderes an, als das ist, was uns geboten wird. Der Held des Buches ist zwar, wie mehrfach erwähnt wird, ein Mecklenburger, aber dieser Umstand ist durchaus bedeutungslos. Wie dieser Mecklenburger sich gebärdet, würden sich irgendwelche anderen Menschen aus anderen Gegenden ebenfalls gebärden. Es ist durchaus nichts spezifisch Mecklenburgisches an ihm. Nach Mecklenburg selbst werden wir in dem Roman auch nicht geführt. Er spielt zuerst in Berlin, dann auf den amerikanischen Goldfeldern in Kalifornien und Nevada, wo sich die handelnden Personen durch die unglaublichsten und aufs naivste erfundenen Zufälle nach und nach wiederfinden. Die Menschen in dem Werk sind Schemen, ohne Fleisch und Blut, ohne Plastik. Sie sprechen ein Buchdeutsch und noch dazu kein schönes. Sie sind entweder edel oder bös, und einige sollen etwas Abenteuerliches haben, mit einem großen Zug. Es sind die richtigen Romanmenschen. Von Leidenschaft oder Begeisterung spürt man nichts. Nirgends wird eine Stimmung erzeugt, nirgends stoßen wir auf eine Feinheit, sei es in der Charakteristik oder in Thatsächlichem oder in landschaftlicher Schilderung. Alles wird gerade herausgesagt, nüchtern und unumwunden. — Es ist ein flaches Buch, man muß es aussprechen, ein Buch ohne Kunst. Dem ästhetisch gebildeten Menschen giebt es nichts, er wird es kaum zu Ende lesen können. Es thut mir herzlich leid, über ein Buch von Wilbrandt, der so sehr viel Sympathisches an sich und so viel Schönes geschaffen hat, in dieser Weise urteilen zu müssen.

Steglitz. *Dr. Hans Bethge.*

Zweilebig. Roman von Elisabeth Dauthendey. Berlin, Schuster & Loeffler. 346 S.

In ihrem letzten Buche („Hunger") schilderte Elisabeth Dauthendey ein Weib, oder wohl eigentlich das Weib, mit seinem vergeblichen Suchen nach dem Manne, dem sie sich in Seelen- und Körpergemeinschaft verbinden möchte und wie es dann in intimster Freundschaft mit einer Wahltochter Genüge findet. Ihr neuestes Buch „Zweilebig" stempelt dieses Genügen zum Kompromiß. Katharina Gemmingen, die Tochter des herabgekommenen feinfühligen Adligen und der plebejisch robusten Mutter, sucht und irrt gleichfalls, aber zum Schluß findet sie. Und diesmal kann dieses „Weib-Erleben", um mit den Marholm-Wendungen der Verfasserin zu reden, nur als Einzelschicksal aufgefaßt werden, trotzdem das Nietzsche-Motto von der goldenen Stunde, in der der Mensch wieder neu wird, es ins Generelle erheben möchte. Dieses Einzelschicksal ist reizvoll und anschaulich erzählt in starken, oft allzu wuchtigen Worten. Farbe und Feinheit liegt in der Schilderung des gemmingenschen Haushaltes, zu dem die in gräflichen Sphären als geliebte Erzieherin verwöhnte Katharina notgedrungen zurückkehrt, um dort im mütterlichen Blumengeschäfte thätig zu sein. Schon da ist sie „zweilebig", denn nur ihr Körper ist da bei der keifenden Mutter, der vergnügten Schwester und den banalen oder begehrlichen Kunden gegenwärtig, ihr Geist und ihre Seele leben in einer eigenen Welt. Die Figur ihres Vaters ist in ihrer sparsamen und sicheren, weil vielleicht etwas typischen Zeichnung, eine der sympathischsten des Romans. Nach seinem Tode kommt der Wendepunkt im Schicksal Katharinas. Ein mit krassen Farben als begehrender Mann geschilderter Arzt versteht es, ihre schmerzliche Betäubung dazu auszunutzen, ihr ein Jawort abzugewinnen. Das ungleiche Paar — die unerwachte, nur in geistigen Sehnsüchten lebende Frau und der rein materielle Mann — heiraten sich. Aber die junge Frau versteht es, sich ihm zu entziehen, denn jetzt zerreißt der Schleier, den der Schmerz um ihren Willen gelegt hatte — sie fühlt ihre Schmach, dem Unebenbürtigen, Ungeliebten zu gehören. Sie befreit sich. Nicht ganz ist es der Verfasserin gelungen, uns den mystischen Vorgang dieser inneren Vergewaltigung klar oder glaublich zu machen. Der Ehemann ist mit zu subjektivem Haß geschildert, als daß wir da ganz mitgehen könnten. — Nun kommt eine Zeit künstlerischen und befriedigten Schaffens für die Heldin, dem sie nachlebt, unangefochten durch allerlei Männerleidenschaft um sie herum, bis sie endlich reif und wählend den Mann erhört, der für sie paßt. Der Unhold von Ehemann giebt sie leicht frei, und die beiden Liebenden werden sich in einer neuen Welt ihre neue Welt bauen.

Es ist viel Atavistisches in diesem Romane, besonders in der Schilderung der Männer. Die Szene, in der Katharina den Ehemann um ihre Freiheit bittet, befremdet sogar ernstlich wegen ihrer einseitigen Sentimentalität. Diese anscheinenden Fehler des Geschmacks aber sind wohl mehr aus dem Bedürfnis entstanden, recht kräftig die Idee des Ganzen herauszubringen und dabei die Heldin als Weib so begehrt und reizvoll als möglich zu zeigen. Etwas programmmäßig mutet auch der Schluß an: „Ich wußte es, Geliebte, daß Du kommen würdest. Wir Zweilebigen unter den Menschen brauchen doppelte Seligkeiten; wir müssen uns an der eigenen Kraft berauschen und dann uns in das himmelstürmende Glück, das uns nur ein anderer geben kann, begraben, bis zu einer neuen Auferstehung zu uns selbst." Hierin soll der Inhalt des Romans liegen, der wieder allen Reizes voll ist. Trotz mancher Enttäuschung, die uns die Lektüre dieses neuen dauthendeyschen Buches schaffen mag, spürt man doch wieder die Wärme und das tief persönliche Kämpfen der Verfasserin von Anfang bis zu Ende durch und fühlt sich davon gefesselt.

Berlin. *Anselm Heine.*

Das graue Leben. Ein Beitrag zur Psychologie des vierten Standes. Roman von Franz Adam Beyerlein. München, Verlag von Albert Langen, 1902. 397 S.

Von den gegenwärtig im Kurs befindlichen Gattungen des Romans liegt dieser ziemlich weit seitab. Am ehesten erinnert er noch an die älteren Arbeiterromane von Max Kretzer. Die Familiengeschichte einer leipziger Kleinbürgerfamilie, insbesondere die Schicksalsläufe dreier verschiedenartiger Söhne, geben den Stoff der Vorgänge her, die sich dem entsprechend in drei Stränge gliedern und bei der großen Breite des dargestellten Zeitraums — fast ein Menschenalter — mehr chronikartig berichtet als darstellend entwickelt werden. Die Sorge ums tägliche Brot, die Suche nach Arbeit, Heirat, Krankheit, Tod, Familienzuwachs und andere Wechselfälle aus dem Dasein kleiner Massenexistenzen werden sehr schlicht, ohne jeden artistischen Aufputz und mit einem Bestreben nach größter Lebenstreue vorgetragen, das auch vor Brutalem gelegentlich nicht zurückschreckt. Von den Wellen des großen Lebens schlägt der deutsch-französische Krieg und späterhin die sozialistische Bewegung da und dort in den Gang der Dinge über. Sentiments fehlen ganz, die Tragik der Thatsachen — sehr grau in grau gemalt — wirkt für sich allein; aber die Personen bleiben doch allzu sehr im Flachrelief, recht plastisch werden sie nicht. Ein ernstes, sorgenvolles Buch, das künstlerisch nicht hoch steht, aber als ein redlich gemeintes Lebensbild Sympathie und Interesse finden darf.

J. E.

Die Madonna vom Grunewald. Roman von Max Kretzer. Leipzig, Paul List. 358 S.

Das epische Schaffen unterliegt heute einer doppelten Gefahr: Entweder die Darstellung löst sich in eine Reihe einzelner Handlungs-Ruhepunkte auf und geht so sprungweise von einem Situationen-Komplex zum anderen über; oder aber die Einheit des Geschehens wird gewahrt, und dann geschieht das meist auf Kosten der tieferen und folgerichtigen Motivierung der handelnden Personen. Kretzers „Madonna vom Grunewald" vermeidet den ersten Fehler, nicht ohne wahrnehmbare Absichtlichkeit seitens des Verfassers. Die Handlung bewegt sich ohne sichtliche Verlegenheit vorwärts, und der Autor behält seine Gestalten stets energisch, um nicht zu sagen rücksichtslos, in der Hand. Auf Rechnung dieses überwiegenden Interesses am Ganzen ist es zu schreiben, daß seine Leute durchgängig hinter jenem Ideal an Glaubhaftigkeit zurückbleiben, das uns die Erzeugnisse der großen

scriptores rerum des In- und Auslandes zu fordern gewöhnt haben. Ein unerklärter, unbehaglich nach Lösung verlangender Rest bleibt immer zurück, gegen den als Ausgleich lediglich das Vergnügen am äußerlich glatten Vortrag der Historie steht.

Innerhalb der elliptischen Begrenzung des Erzählten finden sich zwei Brennpunkte: Im einen der Kunstkritiker und Neurastheniker Dr. Hauff, dessen Zustände, Leid und Genesung sich wohl als der artistische Mittelpunkt des Ganzen auffassen lassen, im anderen sein Widerspiel, der Freilichtmaler Frost, dessen im Unbewußten und Sinnlichen wurzelnde Kraft und Lebensauffassung gegenüber den gleichen Kategorieen im Bewußtseinsmenschen Hauff ein endliches Fiasko erleidet. Zwischen beiden Hilda Donner, die „Madonna", die durch Aehnlichkeit der Erlebnisse in den Stand gesetzt ist, Hauffs Zustände zu verstehen; sie erweckt seine nur vorübergehend schlummernde sittliche Kraft zu neuem Leben, indem sie ihn zur Ueberwindung einer aus der Nervenkrise erwachsenen monomanischen Willensbeeinträchtigung durch frommen Betrug veranlaßt. Das Schlußtableau bilden ein glückliches Brautpaar und ein geknickter Pleinairmaler, der nach einem mißlungenen Ausflug ins Figürlich-Transcendente wieder in die Niederungen des Landschaftlich-Immanenten zurückkehrt.

Die Handlung „vertypt" erst gegen Schluß, unter starker Beeinträchtigung der individuellen Lebenswahrheit. Eine realistische Technik und dieser Tick aufs Symbolisch-Typische — das giebt keinen guten Klang. — Im übrigen ist die Dialogführung sehr gewandt und reich an klugen Erörterungen von allgemeinem Interesse; die Landschaft mit malerischem Auge gesehen und geschickt als Coulisse der Handlung aufgebaut. Längen sind überall glücklich vermieden. Auch die Schreibweise an sich hat ihre Feinheiten; manche Wendungen überraschen durch einen sublimen Impressionismus, den man sich, bei dem Mangel einer Psychologie großen Stils, als Würze gerne gefallen läßt.

München. *Wilhelm Michel.*

Schutzmann Meutrup und anderes. Skizzen von Alfons Paquet. Köln 1901. Verlag der J. G. Schmitzschen Buch- und Kunsthandlung. 152 S. M. 1,—.

Es darf angenommen werden, daß dieses Bändchen von Skizzen, deren mehrere die Prägnanz der Novelle haben, ein Erstlingsbuch ist. Sicherlich zeigt es ein resolutes Schilderungstalent, das gerade mit seinen oft sprunghaften Psychologieen Hoffnungen erweckt. Paquet giebt eine Reihe meist großstädtischer Szenen von der Brutalität, wie sie früher als naturalistisch begriffen worden ist. Der Ort der auffälligsten Stücke ist dreimal London, der schmutzige Themsequai, die Häuser des elenden Schifferproletariats, der Hydepark mit seinen Massenversammlungen und einmal Berlin N. mit dem Lärm seiner Destillen. Eine der Skizzen, die sich französisch giebt, ist Maupassant, eine andere, die parodistisch Mumienerweckungen behandelt, Poe zu nahe, um den Wert, den originales Schaffen besitzt, reklamieren zu dürfen. Die Lyrik im „Konzert" hat thematische Fügung, aber sie leuchtet und klingt nicht. Mit schmerzlicher Energie ist eine soziale Stimmung in „Vatter Nagel" angegriffen. Am höchsten stehen die Stücke „Die Schwester" und „Ein Seelenarzt", die die Herabwürdigung der Leidenschaften und der Gefühle des Blutes durch den Alltag des Kleinbürgertums, dort mit Ergriffenheit, hier mit einer starken Philosophie und einem gegen Lügen gefestigten Wahrheitssinn erzählen.

Stuttgart. *Paul Wiegler.*

Der Schürzenbauer. Roman aus dem Hochgebirge von Adolf Ott. Berlin W., Richard Tändler.

Wildfeuer. Roman aus dem Hochgebirge von Adolf Ott. Berlin W., Richard Tändler.

Beide Romane haben mehr Unterhaltendes als durchgebildet Künstlerisches. Doch gewinnt man hier und da das Gefühl, als strebe Ott reinen Höhen zu. Im ersten Roman ist Otts Gabe, Menschen zu bringen, zumeist dem Titelhelden (wie man hier sagen darf) zu Gute gekommen. Der ist in den Umrissen und in seinen besonderen Aeußerungen wahr. Weniger gelungen sind Ott, in beiden Romanen, andere Gestalten in Thun und Rede; sie sprechen mitunter papieren oder, was nicht weniger unangenehm ist, geschraubt. Mir scheint, wenn Ott nur den Willen hätte, könnte er diese Mängel abstellen. Nicht nur Otts Gestalten, sondern auch er selber macht noch zu gern schöne, wohlklingende Worte; er weist zu sehr mit dem Finger des Berichterstatters auf seine Menschen, statt sie uns vorzuführen. Da trägt Flori ein „vor Angst wachsbleiches, außergewöhnlich schönes Mädchen", dessen „Köpfchen wie eine welke Blume auf Floris Schultern" sank. Kurz darauf kriegt ein Undankbarer „in höchst ungeschickter Weise" die Wahrheit zu hören. Das „in gerechtem Zorn wunderschöne Mädchen" soll roh umfaßt werden. Der Fallerer Hans „kam nachgerade in eine ganz vergnügte, hoffnungsvolle Stimmung", weil der Bauer am Stein und Hans (der „nicht nachlassende Freier") schon fertig werden wollen „mit dem unguten Ding". Abgesehen von solchen, vielfach wiederkehrenden Uebeln, dirigiert Ott auch die Entschließungen seiner Leute zu willkürlich. — Hans ist eifersüchtig auf Flori, will ihn umbringen lassen und spricht schon mit dem Meuchelmörder, dem Pechjackl. „Nun," erzählt Ott, „übergab ihm der Hans einen geladenen Revolver und beschwor ihn, diesen ja nach gemachtem Gebrauch nicht liegen zu lassen oder zu verlieren." Hat der Pechjackl nicht recht, auf diese einfältige Rede zu antworten: „Du mußt mi scho für saudumm halten, daß d' mir so was sagst!"? — Ott hat die Gabe, leicht zu erzählen; er muß sich das Fabulieren aber nicht zu bequem machen. Er sollte auf Möglich- und Wahrscheinlichkeit, Komposition und Sprache sorgsamer achten; erst dann würden seine im ganzen ansprechenden Erzählungen künstlerischen Wurf haben. Nach meiner Ansicht kann man hochdeutsch und mundartlich gleich vollendete Bilder des Volkes geben. Allein wer direkte Rede im Dialekt giebt, soll nicht zuckersüße laue Limonade in perlendes Quellwasser schmuggeln.

Freiburg i. B. *Max Bittrich.*

Die schwarze Madonna. Geschichten aus Kleinrußland von Hans Weber-Lutkow. Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt. M. 1,50 (2,—).

Die vier Erzählungen dieses Bändchens bilden die Fortsetzung zu den vor einiger Zeit erschienenen „Schlummernden Seelen" desselben Verfassers. Sie tragen denselben Charakter wie jene, haben dieselben Vorzüge: die gewaltigen, packenden Stoffe, und dieselben Mängel: die kraftlose, unsichere Verarbeitung dieser Stoffe. Es sind prächtige, urkräftige Gestalten, die dem Verfasser vorschweben, und die er, wenn auch nur in schwanken Umrissen, vor uns stellt: das Bauernweib, das in der übermächtigen Liebeserregung und -sehnsucht, die der Besuch ihres jugendstarken Geliebten in ihr entfacht, ihren alten Mann, den sie um seines Reichtums willen heiraten mußte, und der jetzt betrunken vor ihr liegt, ermordet; — der Gutsherrensohn Mirski, der in der Aufwallung des wilden Bauernblutes, das er, ein Kind der Liebe und des Ehebruchs, von seinem rechten Vater geerbt, den eitlen Gecken, mit dem seine Mutter die zweite Ehe eingehen will, in rasendem Ritt von seinem Pferde zu Tode schleifen läßt; — der Knecht Onipro, an dem seine Herrin einst jene Liebe gefunden, die ihr Mann ihr nicht geben konnte, und den sie auf dem Sterbebette zu sich ruft, um in seinen Armen zu sterben; — das Bauernmädel Jewka, das in urwüchsiger Leidenschaft sich dem jungen Gutsherrn ergiebt, schließlich aber unter der Predigt eines zelotischen Mönches zum Bewußtsein ihrer Sünde kommt und im Kloster Buße thut. Es finden sich in Webers Erzählungen poetisch empfundene und in ausdrucksvoller Kürze wohlgelungene Schilderungen, namentlich der Natur, doch die ungewöhnlichen seelischen Vorgänge durch eine zwingende psychologische Beweisführung uns annehmbar und wahr-

scheinlich zu machen, will dem Verfasser meist nicht recht gelingen. Die Darstellung ist im ganzen doch allzu knapp, und ich meine, diese Kürze ist nicht ein Zeichen der Kraft, sondern der Schwäche; sie besteht nicht darin, daß alles, was zu sagen ist, in gedrängtester Form gesagt wird, sondern sie ergiebt sich aus Lücken und Auslassungen dessen, was der Verfasser eben nicht auszudrücken vermochte. So bleibt denn stets das Gefühl einer gewissen Unzufriedenheit, wenn man sich auch der Gewalt des Stoffes nicht entziehen kann.

Sachsenberg. *Georg Adam.*

Auf dem Künigiberg. Kleinigkeiten aus der Großstadt von F. St. Gunther. Linz 1901. Oesterreichische Verlagsanstalt. 131 S. M. 2,—.

Wiener Geschichten sind allmählich in Verruf geraten. Man hat den „Spießer", das „süße Mädel" und den blasierten Lebejüngling satt bekommen, nicht minder aber den gesuchten Humor und die forcierte Sentimentalität, die sich in diesem Genre breit gemacht. Nichts von alledem findet sich in Gunthers Buch! Das ist die erste Empfehlung; die zweite: ein gesunder, bodenständiger Humor und die dritte: Lebenswahrheit. Dabei ist Gunther ein flotter Erzähler, versteht es, die Pointe scharf herauszuarbeiten und innig zu sein, ohne rührselig zu werden, wie in „Ewige Liebe". Besondere Freude kann das Buch hervorrufen als Anzeichen dafür, daß nun endlich auch „Jung-Wien" gesundet.

Zürich. *Carl Morburger.*

Um Helena. Roman von Ida Boy-Ed. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H., 1901.

Die „Helena" dieses Romans, um die gleich der viel gepriesenen und viel gescholtenen Helena des Altertums gekämpft wird, ist eine Gutsbesitzerstochter aus der Nachbarschaft des kleinen Ostseeküstennestes Marstadt und heißt mit ihrem bürgerlichen Namen Beate Altheer. Sie ist ein Wunder üppiger Schönheit, aber ihr Innenleben ist ganz auf das Bewußtsein von dieser Schönheit und deren sieghafter Macht beschränkt. Geistig ist sie eine taube Aehre. Doch kluges Schweigen verbirgt diese Hohlheit und sichert ihr Eroberungen auch bei den Männern, die im Weibe mehr als eine schöne Puppe sehen. Zu ihnen gehört der junge Wasserbaumeister Thassilo Stürmer, der von leidenschaftlicher Liebe zu Beate gepackt wird. Ihm gilt es als ganz selbstverständlich, daß in Beates herrlichem Körper auch eine herrliche Seele wohne, deren schlummerndes Leben es zu wecken gelte. Als Marstadt ihm und seinem ihm geschäftlich verbundenen Vetter Edlef den Bau eines Hafens übertragen hat, will er um Beate werben, aber der Vetter kommt ihm erfolgreich zuvor, obgleich er von Thassilos Neigung weiß. Das zerreißt das Band zwischen den Vettern; sie bleiben zwar in geschäftlicher Verbindung; aber die Jugendfreundschaft hat einen unheilbaren Riß bekommen. — Die wenigen Menschen, die von Thassilos nun anbrechenden seelischen Kämpfen wissen, fassen es kaum, daß er Beate nicht durchschaut. Er ist vollständig blind in seiner Leidenschaft. Als ihm dann endlich die Schuppen von den Augen fallen, bricht er zusammen. Eine Freundin giebt ihm den inneren Halt wieder, — er sei nicht arm, sondern in seiner Arbeit ein Fürst. Das Wort rettet den Verzweifelnden, weil es ihm die Zukunft weist, die seiner bedarf.

Es ist sicher ein günstiges Zeichen für diesen Roman, daß das Interesse an den Kämpfen Thassilos nicht erlahmt, ob man gleich von Anbeginn über die innere Nichtigkeit der „Helena" vollständig im Klaren ist. Das ist das Ergebnis des psychologischen Geschicks, mit dem die Verfasserin die ausdauernde Liebesblindheit Thassilos, die nichts vom Einzelfall, sondern etwas sehr typisches hat, aufrollt. Der Roman steckt voll äußerer Handlung, aber der Schwerpunkt seiner Wirkungen liegt im Psychischen, das im ganzen gut vermittelt wird. Zu rühmen ist auch die geschickte Zeichnung des kleinstädtischen Milieus und der Küstenlandschaft.

Bremen. *Franz Diederich.*

Die Eidechse. Roman von Agnes v. Klinckowström. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 4,—.

So eine Art von sozialem Bekehrungsroman soll das Buch sein, in dem das Frauenstudium als Leitmotiv vernehmlich angeschlagen wird. Aber die Durchführung ist keine sichere, vor allem keine einheitliche. Zu Anfang legt die Verfasserin die Absicht an den Tag, in der jungen Heldin das moderne, strebsame und energische Mädchen zu zeigen, das sich den Weg zur wissenschaftlichen Ausbildung nicht durch spießbürgerliche Vorurteile versperren läßt und es durchsetzt, daß sie aus den enggezogenen Kreisen einer kleinen norddeutschen Universitätsstadt nach Paris gehen darf, wo der Bräutigam malerische Studien betreibt, um ihrerseits Vorlesungen über Chemie zu hören. Das häufige Zusammensein mit dem Verlobten, das sich das Mädchen so reizvoll und anregend für beide Teile ausgemalt, ist bestimmt, sie gründlich über den jungen Mann zu enttäuschen, der weder ein tüchtiger Charakter, noch ein ernster Künstler ist und sich am Ende eine pikante und doch recht alltägliche Modellgeschichte über den Kopf wachsen läßt. Nach dieser Affaire — „die Eidechse" nennt man das Modell in den Künstlerateliers — führt das Buch den Titel, nicht gerade logisch. Das Nebenmotiv sollte nie die Ueberschrift geben. Das Hauptmotiv ist und bleibt aber bis zuletzt: das Sichauseinanderleben der beiden Personen, die mit so großen Hoffnungen die Verlobungsringe gewechselt hatten. Eine Dummheit macht übrigens auch „sie", indem sie in eine Falle geht, die für ihre ruhige, selbstsichere Klarheit eigentlich viel zu plump gestellt ist. Auf einem Künstlerfest macht sie die Bekanntschaft eines ältlichen, aber immer noch sehr interessanten Chemie-Professors, der einen bedeutenden Ruf besitzt, und der sie beredet, ihre Universitätsstudien abzubrechen, weil er, der sich für ihr Talent interessiere, sie viel rascher durch Privatunterricht ihrem Ziele entgegenführen könne. Der Heldin der Agnes v. Klinckowström scheint es nicht um ein gründliches Studium, sondern um ein abgekürztes Verfahren zu thun, wenn sie auf diesen Vorschlag hineinfällt, um dann freilich bald zu erkennen, daß das Interesse ihres gütigen Beschützers lediglich ihrer Person, nicht der Förderung ihrer Kenntnisse galt.

Flott und anschaulich sind in dem Buch einige Szenen aus dem pariser Leben dargestellt, besonders das Treiben in den „Cabarets".

Darmstadt. *Dr. E. Mensch.*

Uebersinnliche Liebe. Zwei Novellen von A. Schöbel. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 309 S. Geb. M. 4,—.

Die Novelle „Klariden" bringt Variationen über ein uraltes Thema, das schon Shakspere einst in der Bezähmten Widerspenstigen anschlug, nur hier modisch gefärbt und in das Milieu züricher Studentenkreise versetzt. Noch ein anderer Ton klingt hinein: Frauenemanzipation. Aber er darf nicht voll ausschwingen, sich nicht zu Akkorden verdichten. Weichere Noten übertönen ihn. Maria Hilbrecht, die Studentin der Naturwissenschaften, will sich dem Manne, der sie zum Weibe begehrt, versagen, will in Freundschaft, statt in Liebe mit ihm leben. Aber nicht aus Gründen, die der Eigenart ihres innersten Ichs entspringen, sondern in der Erinnerung an ihre Mutter, der Liebenden und durch diese Liebe Zertretenen und Gebrochenen. Sie will nicht Weib, nicht Mutter sein. Dies Wollen leidet Schiffbruch. Dem Gefühlssturm Lornsens freilich hält sie Stand. Der liebeglühende, in seiner Mannheit beleidigte Aeronautiker mag nicht in die platonische, den körperlichen Besitz seiner Liebsten ausschließende Ehe willigen. Er stellt die Forderung: Alles oder Nichts. Und sie wendet sich leichten Herzens von ihm ab. Auch die Ueberzeugung, nicht zur Gelehrten, sondern zur

Dichterin berufen zu sein, das Aufgeben ihres Studiums verwindet Maria Hilbrecht. Um so leichter, als sie für die Erstlinge ihrer Muse baldigst einen Verleger findet. Da entdeckt sie in dem Mutter- und Eheglück einer Andern plötzlich ihre Allzuweiblichkeit. Sie sucht Lornsen auf und erbittet in verblüffender Offenheit von dem ihr trotz der Trennung treu gebliebenen Verehrer das, was sie ihm einst so spröde versagte . . . Agnes Schöbel scheint eine große Meinung von der Objektivität, Konzentration und Gefühlstreue des Mannes, hingegen eine sehr geringe von der Kraft, Keuschheit und Konsequenz selbst des hochbegabten Weibes zu hegen. Da eine Frau diese Bankerotterklärung des eigenen Geschlechts verfaßte, werden viele ihr glauben. — Die zweite Erzählung „Mystische Vermählung" liest sich wie ein phantastischer Traum, durch dessen Gefilde uns der leichte, oft poetische Stil auf weichen Schwingen trägt. Erst am Schlusse empfand ich die Unwahrscheinlichkeit solcher übersinnlichen Gefühle bei einem gesunden Manne, und mag dieser auch ein Künstler sein, und als solcher, wie manche meinen, jenseits der für gewöhnliche Menschlichkeit geltenden Gesetze stehen.

Die Verfasserin glaubt nicht an eine übersinnliche Liebe und ihre Dauer bei einer Frau. Aber Frauenliebe, ihre Treue und die Grade ihrer Sinnlichkeit oder Uebersinnlichkeit sind Temperamentssachen. Sie gehören zu den Problemen der Psychologie und Physiologie. Mit einer graziösen, romantischen Novelle kommt man ihnen nicht bei. Auch der übersinnliche Mann, den uns A. Schöbel vorführt, hat wenig Ueberzeugendes: diesen Conrad Dempwolf, den so wenig irdischen Künstler, kann man nur pathologisch nehmen.

Berlin. *H. von Enderff.*

Die Muse. Roman von G. von Lieres und Wilkau. Berlin 1901. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 234 S.

„Die Muse" ist ein homburger Roman; die Heimatkunst internationalisiert sich in diesem Fall. Die Verfasserin, die sich in tausend Zügen als Dame verrät, füllt ihr Buch zum guten Teil mit Bildern aus dem glänzenden, abwechslungsreichen homburger Badeleben. Die high life-Welt, einschließlich des Prinzen von Wales, wird als Mittel zu den kleinen Zwecken des Romans gebraucht, und so wird, was eine interessante große Komödie hätte werden können, zu einer lächerlichen Farce. Die Gesellschaft dient als Folie der „Muse", der ebenso dämonischen wie schönen Melusine von Rhadach. Mit ziemlichem Raffinement bringt die Verfasserin die psychologischen Intermezzi unter. Bei ihrer bequemen Technik, die nicht auf allmähliche Entwickelung angelegt ist, sondern mit spannenden Andeutungen, Effekten und Ueberraschungen arbeitet, kann die Erzählerin die drastischsten Wirkungen aus der „unergründlichen" Melusinennatur ziehen; das psychologische Defizit tritt zuletzt natürlich klar zu Tage. Die Konstruktion der Geschichte und der Charaktere, alte Mache durch und durch, ist spitzfindig-naiv.

Der Held des Buches ist ein Maler, ein biederer harzer Bauernsohn, Idealist vom reinsten Wasser, der noch unsicher in seiner Kunst herumtastet. Er sucht nach der Muse, die ihn inspizieren soll, und glaubt sie in Melusine entdeckt zu haben. Er darf sie malen, aber sein Genius schweigt noch. Der unfruchtbare Künstler glaubt, daß ihm Liebe zur Befruchtung seiner Schöpferkraft nötig sei. Das schöne Weib giebt sich ihm hin. Denn ihr Porträt soll um jeden Preis fertig werden und möglichst gut ausfallen, damit — der Prinz von Wales, den sie durch Vermittlung guter Freunde darauf aufmerksam machen will, es sehe, sie auszeichne und so in die Gesellschaft lanciere. Als ihr diese Intrigue gelungen ist, giebt sie ihrem Eintagsliebhaber den Laufpaß und reicht ganz unerwartet, mit Umgehung ihres älteren wirklichen Geliebten, einem Outsider, einer brüchigen Exzellenz, die Hand. Jetzt erfolgt urplötzlich, buchstäblich in elementarer Explosion, die Entbindung des künstlerischen Genies Bob Denhardts. Die Enttäuschung wird die Geburtshelferin seiner Kunst und offenbart dem schwärmerischen Idealisten zu seinem Erstaunen, daß er eigentlich zum modernen realistischen Menschendarsteller geschaffen sei. Von nun an will er ganz „den unpersönlichen Zielen" der Kunst leben. Er entsagt einer — auf beiden Seiten stillen, allzustillen — Jugendliebe, weil er sich nicht rein genug für die Geliebte aus dem Heimatsdorfe fühlt (die sieben Jahr stumm auf ihn gewartet hat), da ihm die verführerische Nixe noch in Herz und Sinnen spukt. Der schöne Glaube an Jugend und Treue aber, den er sich aus diesem Idyll rettet, verklärt seinen herben Realismus, giebt ihm „Harmonie" . . .

Berlin. *Arthur Goldschmidt.*

Sechs Geschichten. Von Paul Ernst. Im Inselverlag 1900. (Schuster u. Loeffler.)

„Das Grauen" betitelt sich die erste dieser Geschichten und bezeichnet damit dasjenige, was überhaupt dieses Buch erreichen will: nämlich uns recht „graulen" zu machen. Das ist ihm ja nun zum Teil auch gelungen; es sind höchst widerwärtige Empfindungen, die durch diese Geschichten in uns ausgelöst werden. Etwa, als ob man Alpdrücken oder einen recht unangenehmen Traum hätte. Die Geschichte „Der Schemen" hingegen wirkt abgeschmackt und langweilig. Phantasie hat Ernst zweifellos; warum sie aber zu solchen poetischen Gebilden mißbrauchen, die einen fratzenhaften, peinlichen Eindruck hinterlassen? Mir fielen bei diesen Dichtungen Goethes „Nacht- und Grabdichter" ein, die „soeben im Gespräch mit einem eben entstandenen Vampiren begriffen seien, woraus eine neue Dichtart sich vielleicht entwickeln könnte". Einige unserer Modernsten scheinen ein besonderes Vergnügen an solchen vampirischen Gesprächen zu haben. Wir gönnen ihnen gerne die Lust, sich als kleine Maeterlincke zu fühlen; aber müssen diese neoromantischen Ergötzungen auch gleich gedruckt werden?

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

Ideale und Dissonanzen. Zwei Novellen von Katharina Zitelmann (K. Rinhart), Berlin 1900. J. Harrwitz Nachf. M. 2,—.

Katharina Zitelmann scheint die Beobachtung gemacht zu haben, daß manchmal ein Widerspruch besteht zwischen den gedruckten Werken eines Dichters und seinen privaten Handlungen. Entrüstet über diese Thatsache, hat sie zwei Novellen geschrieben. Zu der ersten, „Ideale", hat ihr wohl eine Episode aus Levin Schückings Leben als Motiv gedient. Bekanntlich lernte der westfälische Dichter seine Frau auf brieflichem Wege kennen. Katharina Zitelmann läßt zwei solche nur postalisch Verbundene, einen bürgerlichen Dichter und eine junge Adlige, sich verloben. Beim persönlichen Begegnen schreckt aber die Braut vor dem Bräutigam zurück, er entspricht nämlich absolut nicht dem Idealbild, das sie sich ausgedacht. Aber er ist der edle Mann und sie das edle Mädchen der weiblichen Phantasie, und so wäre es doch traurig, wenn sie sich nach Jahren nicht noch finden sollten. Das thun sie denn auch, und alles, was die Heldin im Laufe dieser Zeit Schlechtes von ihrem Ideal gehört, löst sich als eitel Lug und Trug auf. Die Schilderung ihres ersten Begegnens ist ziemlich plump; es kann jemand in gesellschaftlichen Formen ungeschickt sein und deshalb aristokratischem Gefühl widerstreben, aber daß er just . . . eine ganze Schüssel Heringssalat herunterschlingen muß, ist eine Nüance, die ihren Träger mehr ins Blöde, denn ins Unbeholfene charakterisiert. — Die zweite Novelle „Dissonanzen" ist das Gegenstück zur ersten. Hier stellt Zitelmann einen Dichter, der ideale Worte mit höchst egoistischen Handlungen zu vereinen weiß, einer edlen Frau gegenüber, die in weiblichem Stolz und voll Verachtung seines Charakters ihre Liebe zu ihm nach innerlichem Kampfe überwindet. Das ganze Buch enthält viel Falsches und Unnatürliches und bedient sich sowohl in Charakteristik wie in Naturschilderung höchst primitiver Mittel.

Berlin. *Heinr. Hub. Houben.*

Freilichtskizzen aus Rußland und anderes. Von Frances Külpe. Verlagsanstalt Wörishofen. 206 S.

Frances Külpe mißbraucht die Form der Skizze — eine Form, deren Gesetze allerdings überhaupt nur für sehr wenige existieren — in ganz dilettantischer Weise. Ihr ist die Skizze, wie so vielen, nichts als die zwang- und müheloseste Form der Aussprache. Beurteilt man den Band nach seinem künstlerischen Wert an sich, so könnte man ihn ohne weitere Worte bei Seite werfen. Er ist nichts — aber er verspricht etwas. In diesen durch und durch dilettantischen, mit naivester Unfertigkeit alles Technischen hingeworfenen Bildern und Bildchen verrät sich oft blitzartig eine gewisse Eigenart des Schauens und Beobachtens, eine intime Seelenkenntnis und eine Tiefe der Empfindung, die trotz allem Aerger, den man bei der Lektüre empfindet, immer wieder fesseln. Man spürt, wie oft nur die absolute Ungelenkigkeit des Ausdruckes im weiteren Sinne die feinen und echten Eingebungen des Empfindens zerstört und ins Starre, Lebloſe wandelt. Unverkennbar trägt einen guten Teil der Schuld eine ganz unverantwortliche Leichtfertigkeit des Arbeitens. Immerhin bleibt die Hoffnung, daß Frances Külpe bei strengster Selbstzucht und Schulung ihren inneren Reichtum in eine künstlerische, wirkungsvolle Form prägen lernt. Billige Ergüsse, die in der Phrase zerfließen, wie sie in dem Bande in dem Kapitel „Stimmungen" zusammengefaßt sind, wird sie sich dann allerdings versagen müssen.

Wiesbaden. *Josef Kaisler.*

Trinette. Skizze von Hermann Heijermans. Autorisierte Uebersetzung von R. Rubin. Berlin, S. Fischer. 287 S.

„. . . So geht's. Erst sind sie jung, frisch, gesund. Dann verkommen sie durch das Leben! Das ist das Ende, das Ende!" Mit diesen Worten erklärt Maler Gonne Trinette eines seiner Bilder. Eine alte Frau mit magerem Antlitz sitzt zusammengehockt da. Schlaff hängen die verwelkten Brüste nieder auf den alten, ausgemergelten Leib. Roh, runzelig sind die Formen gestaltet, ein abgedankter, abgenutzter, faltiger Körper. Und Gonne klagt: „O, der schöne Körper! Das zerstörte Leben!" Dieses Schicksal teilt einst auch Trinette. Sie ist aus dem Heimatsdorfe nach Brüssel gekommen. Zweierlei hat sie angezogen. Die Sehnsucht nach Wohlleben und Reichtum, und die Sehnsucht nach Franz, dem Goliath ihres Heimatsdorfes, der hier als Athlet engagiert ist. In Brüssel geht alsbald die Hatz der Männer hinter ihr her. Aber sie hält treu zu Franz, wird seine Geliebte, verläßt um seinetwillen ihre Stelle als Bonne, wird Chansonette und muß Franz, der durch Liebesexcesse Kraft, Sicherheit und sein Engagement verliert, erhalten. Sie thut es willig und bleibt Franz treu, aber die Treue schmälert ihre Einkünfte. Da verläßt er sie, nachdem er sie bestohlen hat. Körperlich im Verfallen, steht sie da ohne Halt . . . .

Damit schließt das Buch. Heijermans bezeichnet es selbst als Skizze, dadurch begegnet er zum Teile dem Vorwurfe der Sprunghaftigkeit der Handlung und der nicht genügenden Charakteristik der Personen. Eines fühlt man aber heraus: den starken Dramatiker, als den man ihn durch die „Hoffnung" kennen gelernt hat. Aber das Wertvollste, das Wirkungsvollste an dem Buche ist das Grauen vor der zerstörten Schönheit und dem zerstörten Leben, das sich melodramatisch durch die ganze Skizze zieht. Die Handlung verschwindet fast hinter den Schilderungen der Fabriken, Steinbrüche, Ziegeleien und vor allem der Dirnenfabriken, der Chantants mit der Unmasse zerstörten Glückes, zerstörter Schönheit und verkrüppelter oder durchseuchter Körper. Man fühlt mit ihm den Haß gegen das Elend und die überquellende, dem Mitleid entstammende Liebe für die Elenden, die zerstörtes Leben und zerstörtes Glück nach sich schleppen.

Zürich. *Carl Morburger.*

Der gelbe Domino. Roman von Marcel Prévost. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Hans Jürgens. Umschlagzeichnung und Illustr. von F. Frhrn. v. Rezniček. München, Albert Langen. M. 3,— (4,—).

Es ist das erste Mal, daß mich ein Buch von Marcel Prévost — wenigstens stellenweise — gelangweilt hat. Ob daran die Uebersetzung schuld ist? Zu einem Teil gewiß, denn von vornherein gesagt, sie taugt wirklich nicht viel. Auch abgesehen von Fehlern und bösen Undeutlichkeiten, fehlt die feine Klarheit und Eleganz, die eine Uebertragung diesem Franzosen besonders schuldig ist. Aber auch an sich gehört dieser Band zu den schwächeren Werken des Verfassers der „Lettres de femmes". Neben einer zu großen Nonchalance macht sich eine gewisse Breite empfindlich fühlbar. Dagegen sind die Stimmungen des aristokratischen Liebesdebütanten mit prévostischer Grazie und — Ironie wiedergegeben. Die Intrigue, deren Geheimnis sich dem Helden erst nach elf Jahren enthüllt, ist recht pariserisch: ein „flagrant délit" ohne „délit". . . . Ein wenig Unwahrscheinlichkeit muß man dabei mit in den Kauf nehmen. Interessant zu lesen sind die „deutschen Reiseeindrücke" des Verfassers. Aber wo mag er wohl dieses doch allzu merkwürdige „Französisch" gefunden haben, das festzunageln er sich nicht versagen kann? Er muß besonderes Pech gehabt haben.

Meissen. *Dr. Curt Heinrich.*

Lumen. Wissenschaftliche Novellen von C. Flammarion. A. d. Französ. von Anna Rau. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin. 303 S. 3 Mk.

Der berühmte französische Astronom geht von dem Gedanken aus, daß, wer sich mit der Schnelligkeit des Lichts von der Erde entfernte, diese unaufhörlich in derselben Situation schauen müßte; denn er würde weder von den Aetherschwingungen erreicht, die die nach seiner Abreise geschehenden Vorgänge ins Weltall ausstrahlen — was der Fall wäre, wenn er langsamer als das Licht reiste —, noch würde er längst vergangene Zustände des Erdballs wahrnehmen — was geschehen würde, wenn er die Lichtstrahlen an Schnelligkeit überträfe. Nun läßt er Lumen, wie er das geistige Sein eines Verstorbenen nennt, von verschiedenen Standpunkten des Weltalls aus mit Hilfe der nacheinander von der Erde anlangenden Lichtstrahlen interessante Rückblicke vornehmen, über das eigene, soeben verlassene Leben, über die Geschichte der Menschheit, über die Entwicklungsepochen der Erde und anderer Gestirne. In der zweiten Hälfte des Buches wird Lumen von einem mit Vernunft begabten Kometen abgelöst. — Mag man nun den positiven Ergebnissen, zu denen Flammarion hinsichtlich der ehemaligen Zustände auf unserm Planeten oder hinsichtlich der Bewohnbarkeit und der Bewohner anderer Weltkörper kommt, allerlei Zweifel entgegenbringen: die überaus geistreiche Verknüpfung der Resultate verschiedener Wissenschaftsgebiete zu neuen, ungeahnten Perspektiven, die bewundernswürdige Phantasie fesseln ungemein, und wir verzeihen dem Verfasser gern die in dem Untertitel „Novellen" liegende kleine Täuschung, halten ihm auch einige kleine Chauvinismen, ohne die anscheinend selbst der gediegenste Franzose nicht leben kann, als pikantes Gewürz zu gute. Die Uebersetzung liest sich sehr fließend und gefällig.

Berlin. *Hermann Berdrow.*

Lyrisches und Episches.

Das Evangelium der Verachtung. Soziale Satire von Richard Wagner. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1900. 119 S. M. 2,—.

Eine Selbstbiographie in Versen, das Bekenntnisbuch eines Lebensüberdrüssigen, der offenbar viel Byron gelesen hat. Denn wie Byron erzählt dieser Richard Wagner II eigentlich so gut wie gar nichts, plaudert dagegen um so mehr, und zwar in bald akademisch-

korrekten, bald barock-übermütigen Stanzen. Und wovon plaudert er denn? Nun so ziemlich von allem und jedem, was ihm gerade durch den Kopf geht: von dem geistverstumpfenden Religionsunterricht, der jeden denkenden Schüler Ludwig Büchner in die Arme treibt, von den bösen Philologen, die den schönheitsdurstigen Gymnasiasten mit den Verben auf μι quälen, von deutscher Politik und vom Sozialismus, von der Misère eines deutschen Lyrikers, von Sudermann, Wildenbruch und kruppschen Kanonen u. s. w. So nebenbei erfahren wir auch, daß der junge Mann, der diese weltbewegenden Gedanken zu Papier bringt, sich als Gymnasiast unglücklich verliebte (natürlich wurde sie ihm untreu!), wegen gemeinschaftlichen Badens mit höheren Töchtern relegiert und zum „Schwung" degradiert wurde, dann eine Tingeltangeleuse poussierte und, als der böse Vormund mit des Mündels Geld durchgebrannt war, selber zur Brettl-Kunst übertrat, schließlich aber in einer Seifenfabrik strandete, um das reizende Töchterchen seiner Vermieterin heimführen zu können. Als Annchen ihm wegstirbt, wird er schwindsüchtig und schreibt das „Evangelium der Verachtung". Das ist gewiß sehr lobenswert. Aber mußte denn dies Evangelium durchaus gedruckt werden? Man verstehe mich nicht falsch! Das Gedicht ist besser als tausend andere, die man auf Büttenpapier lesen kann. Aber wer in Byrons Stile plaudert, der sollte uns — und wär' es auch in elegantester Form — nicht so viele Gemeinplätze auftischen.

München. *Edgar Steiger.*

Dramatisches.

Ein Totentanz. Drama in 3 Akten von Maidy Koch. Freiburg i. Brg., 1901. G. Ragoczy (E. Jedele).

Mit diesem Drama hat die freiburger Dichterin ein Werk geschaffen, das von einer eigenartigen Mollstimmung durchzogen ist. Fast alle hervorragenderen personae dramatis haben abgelebt; ihr besseres Leben ist dahin; Lebensmut, Kraft der Persönlichkeit, unbeirrtes Vorwärtsstreben liegt hinter ihnen und vor ihnen eine leere oder ungewisse Zukunft; so hat das Ganze einen seltsam morbiden Charakter. Morituri! Das wollte die Dichterin wohl mit dem Titel andeuten. In diese Sphäre einen Helden mit großem Zug zu stellen, hat menschlich und dramatisch viel für sich. Die Dichterin hat die Durchführung dieses Motivs sich erschwert, indem sie gerade einen dieser morbiden Charaktere zum Helden gemacht, und seine eigentliche That, den Kern des Dramas, nicht aus einem starken Lebenswillen, sondern aus der Lebensverachtung, der Todesgewißheit abgeleitet hat. Das Drama spielt in Freiburg i. Brg. zu einer Zeit, da die dortigen Humanisten und Universitätsprofessoren, die früher lutherisch gesinnt waren, aus Furcht vor dem Ketzergericht ihre wahre Meinung verbargen oder gar Liebediener des katholischen Regiments geworden waren. Einer von ihnen, Philipp Engelbrecht, mit seinem Humanistennamen Eugentinus, empfindet das Schweigenmüssen besonders schwer. Krank an der Seele, krank am Leibe, schleppt er seine Tage hin, bis er die Ueberzeugung erlangt, daß er bald sterben wird. Da rafft er sich auf und bekennt mit Mannesmut, wie er gesinnt ist. Aber das Ketzergericht erreicht ihn nicht mehr; er stirbt, während die Flammen des Autodafés, das an seinen verbotenen Schriften vollzogen wird, hereinlohen und unter der Linde die Fiedeln fahrender Leute zum Tanze locken. — In diese Handlung ist eine, erst im letzten, der Stimmung nach besten Akt hervortretende Liebesgeschichte verwebt. In dem Augenblick, da Engelbrecht den herannahenden Tod fühlt, gesteht er seine Liebe zu der schwermütigen Rektorstochter Renate, einer gerade nur angedeuteten Mädchengestalt von ungemein anziehendem Wesen. Diese lyrisch-elegische Szene, die man fast nicht mehr erwartet, ist ganz von der herb-süßen Todesstimmung erfüllt, die wir in unserer modernen Poesie so häufig finden. Etwas äußerlich finde ich die Gestalt des Malers Hans Baldung Grien, und dem Ganzen merkt man zuweilen zu viel studierte Einzelheiten an. Aber eine feine Hand ist darin thätig, der ich für das dramatische Schaffen nur noch ein kräftigeres Zugreifen wünsche. Unseren Heimatbühnen dürfte ein Versuch mit dem interessanten Werk zu empfehlen sein.

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

Blaubart und Ariane. — Schwester Beatrix. Zwei Singspiele von Maurice Maeterlinck. Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Leipzig, Eugen Diederichs. 82 S. M. 3,— (4,—).

Der Verlag, der seit Jahren rühmlich bestrebt ist, eine Richtung unserer neueren Litteratur Raum zu schaffen, die nach der Periode des materialistisch-artistischen Naturalismus und Internationalismus den Zusammenhang mit dem Geiste der nationalen Tradition wiederherzustellen bestrebt ist, setzt mit Herausgabe dieses Bändchens das verdienstliche Unternehmen eines tüchtigen Uebersetzers fort, die Meisterwerke des berühmten Blamländers seinen deutschen Verehrern zu vermitteln und auch durch solch eine Vermittelung seine eben erwähnten Bestrebungen unserer eigenen jüngeren Litteratur zu unterstützen. Diese beiden Singspiele fallen der Zeit ihrer Entstehung nach hinter „Aglavaine et Selysette". Im „Blaubart" hat Maeterlinck, in seiner Weise und soweit dies in einem Singspiel möglich ist, vielleicht seine Stellung zur Frauenfrage kund gethan; und es mag ihm gelungen sein, in seiner Ariane einen veredelten modernen Weibtypus hinzustellen. „Schwester Beatrix" behandelt den schönen, rührenden und tiefen alten Stoff, den auch Gottfried Keller seinerseits einst der Legende von der Jungfrau und der Nonne zugrunde gelegt hat. Beide Dramen zeigen uns Maeterlinck im übrigen nicht gerade von einer neuen Seite. Wir bewundern die edle Sprache mit ihrer keuschen und vornehmen Polychromie, wir bewundern eine geklärte und in sich stet gewordene Weltanschauung, zu der er sich in seinen letzten philosophischen Büchern dem trüben, romantisierenden Pessimismus seiner ersten Periode gegenüber hindurchgerungen; eine Weltanschauung, die freilich leider, für unser Empfinden, trotz ihrer Vorzüge und ihrer ethischen und psychologischen modernen Subtilität zu viel von der dekadenten Resignationsphilosophie der Spätrömer hat — bis in die stilistische Aehnlichkeit hinein — als daß sie uns heute so besonders vorwärts zu bringen vermöchte. — Dies sind nun Eigenschaften, vor denen wir uns bei ihm hüten müssen und die wir abzuwehren haben. Ihr anämischer Charakter, ihr Mangel an gesundem, blutwarmem Temperament, könnte nur nachteilig wirken. — Jene unvergleichliche und geniale, Maeterlinck wohl einzig eigentümliche und in dieser Art heute einzig ihm mögliche Kunst, uns das Unbewußte, das unausgesprochen zwischen den Menschen webende, Schicksal treibende, aus seinen Heimlichkeiten heraus faßbar zu machen und in seiner Mechanik zu enthüllen, die er am genialsten wohl in seinem „Intérieur" bewährt hat, mögen wir nach wie vor als eine einzigartige Offenbarung schöpferischer Individualität bewundern, wie wir alle derartigen Offenbarungen mit Ehrfurcht aufnehmen, mögen sie uns auch fremdartig erscheinen und gar heterogen sein. Sie wird auch, trotz mancher Outriertheit — hier und da ins Komische hinein — die wir erkennen und von uns abwehren werden, manchen neueren Bestrebungen bei uns zur Bekräftigung gereichen.

Berlin. *Johannes Schlaf.*

Marionetten. Von Georges Courteline. Einzig berechtigte deutsche Uebersetzung von Siegfried Trebitsch. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner).

Mit echt gallischen Späßen wird sich das germanische Wesen nie recht befreunden können. Deshalb hat auch ein Meisterwerk in seiner Art, wie Courtelines tragische Posse „Boubouroche", die den Verfasser in Frankreich

mit einem Schlage zum berühmten Manne machte, auf deutschen Bühnen nie den großen Erfolg finden können wie in Paris. Mit den Tragikomödien, Burlesken und häuslichen Szenen, die der französische Satiriker unter dem Titel „Marionetten" zusammengefaßt hat, wird es ihm bei uns wohl nicht viel besser gehen. Der scharfe, oft gallige und giftige Spötter tritt zu stark in den Vordergrund und bringt den Dichter oft um seine besten Wirkungen. Dabei kommt die künstlerische Gerechtigkeit zu kurz. Courteline ist im wesentlichen Karikaturenzeichner, aber auch ein Karikaturenzeichner kann zu weit gehen. Schon die Stoffwahl zeigt eine gewisse Begrenzung. Selten sind es allgemein-menschliche Schwächen und Gebrechen, die er nach der Weise großer Humoristen behandelt, sondern bestimmte Berufe und Einrichtungen unserer Gesellschaft, die er sich mit besonderer Vorliebe immer wieder vornimmt. Es geht ihm wie seinem Landsmann Brieux, in dessen vielgespieltem Kraft- und Anklagestück „Die rote Robe" sich ein fast tendenziöser Groll Luft macht. Das ist Tribünenkunst, keine Bühnenkunst. Offenbar hat es auch unserem Courteline das französische Rechtsleben angethan. Das scheint auf ihn zu wirken, wie das bekannte rote Tuch auf den Toro. Er wird wild, wenn er es sieht. Von den fünf Stücken der Sammlung „Marionetten" haben nicht weniger als drei mit Gericht und Polizei zu thun. Courteline wird nicht müde, seinen Spott und Grimm an den Gesetzen, ihren Vertretern und Dienern auszulassen. Gerichtspräsidenten und Staatsanwälte, Beisitzer, Verteidiger und Gerichtsdiener, Polizeikommissäre, Schutzleute und Wachmänner — alle müssen in gleicher Weise herhalten. Und in allen Tonarten pfeift der lose Vogel seine Spottlieder. Er ist keck und übermütig, geistreich und anstößig, rücksichtslos und derbe — manchmal so derbe, als ob er den alten Rabelais übertrumpfen möchte, und das ist wahrlich keine Kleinigkeit. Auch in den beiden kleinen Bildern, die dem Eh- und Wehstand entnommen sind, sind die Farben ein bischen dick aufgetragen. Die Auftritte berühren fast peinlich. Es sind unangenehme und obendrein ziemlich belanglose eheliche Zänkereien, die einen dritten wirklich gar nichts angehen. — Schade, daß Courteline so oft übers Ziel hinausschießt. Sonst könnten unsere Lustspiel- und Possendichter von ihrem französischen Kollegen manches lernen. Er greift immer mitten hinein ins Leben, weiß seinen Stoff anzupacken und mit den Mitteln der Bühne zu wirken wie wenige.

Berlin. *Otto Schwerin.*

Litteraturwissenschaftliches.

Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an Georg Friedrich Benecke. Mit Anmerkungen begleitet und herausgegeben von Dr. Rudolf Baier, Leipzig. Dieterichsche Buchhandlung 1901. VIII. 173 S. M. 3,60.

Die Sammlung von Briefen aus den Jahren 1810—44, die nach Beneckes Tode (21. August 1844) an die stralsunder Ratsbibliothek kamen, „öffnet den Blick in die stille, aber energische Arbeit des ersten methodischen Forschers auf dem Gebiet unserer vaterländischen Sprache und Litteratur". „Mit welch freudiger Teilnahme begleiten wir jede in den Briefen gegebene Mitteilung, wenn ein Dichtwerk neu aus dem Dunkel hervortritt, oder wenn die Auffindung einer guten Handschrift das Rüstzeug zur Kenntnis der mittelalterlichen Litteratur vermehrt oder auch wenn der erste Druck einer bis dahin unbekannten oder unzugänglich gewesenen Schrift dargeboten wird. Da findet Wilhelm Grimm in Frankfurt Konrads von Würzburg Schwanritter, sowie den Rosengarten, und in Köln kommt ihm eine zu Rom gemachte Abschrift von Hartmanns Gregor in die Hand. Da stößt Jacob Grimm in der Paulinerbibliothek in Leipzig auf die große Heiligenlegende, das Väterbuch, und in Gotha auf die Paraphrase des Vaterunsers von Heinrich von Krolewitz. Fast erheiternd wirkt der naive Eifer, mit dem der Freiherr von Laßberg auf die Entdeckung neuer Werke und auf deren Erwerbung aus ist, und rührend ist in seiner Selbstlosigkeit die Freude, wenn er solche Schätze seinen gelehrten Freunden zur Herausgabe darbieten kann." Benecke gehört zu den Begründern der wissenschaftlichen Erforschung des Mittelhochdeutschen und war der Lehrer Lachmanns. Er stand im Briefwechsel mit den ersten Gelehrten auf dem altdeutschen Gebiet. Zu den wertvollsten und wichtigsten Briefen der neuen Sammlung zählen die von den Brüdern Grimm, Lachmann, Graff, Laßberg, Haupt. Man pflegte damals in ausführlichen Briefen zu erörtern, was heute zum Gegenstand besonderer Abhandlungen in Fachzeitschriften gemacht wird, darum haben solche Briefe immer sachlichen Wert und ergänzen unsere Kenntnisse, auch wenn sie keine neuen, unbekannten Dinge enthalten. Die Sammlung wird eröffnet durch einen Brief von C. G. Heyne, der eine mit ausreichenden Erläuterungen versehene Behandlung der alten deutschen Denkmäler fordert. Natürlich kommen auch persönliche Angelegenheiten zur Sprache. F. H. v. d. Hagen und A. W. v. Schlegel erfahren die übliche Geringschätzung. J. Grimm äußert sich auch einmal (S. 72/3) über die Nachteile der lachmannschen Ausgaben. „Er hält mit dem, was er geben könnte und sollte, zu sehr zurück. Wäre eine Einleitung über die Art, wie er sich das Gedicht entstanden denkt, oder nur über die Gründe seiner Behandlung des Textes, oder ein genaues Wörterbuch über Nibelungen und Klage bei dem Buch, so würde es gehen. — Eine ausführliche Kritik der lachmannschen Nibelungen wäre für mich keine leicht abzuthuende Sache, ich müßte, um seine Grundsätze, die mir hin und wieder noch ziemlich bedenklich scheinen, gehörig zu würdigen, wenigstens die Hälfte der Zeit daran wenden, die er ans Buch gewendet hat." Lachmanns Sprödigkeit gegen bequem und leicht verständlich eingerichtete Ausgaben hat gewiß die in den gegenteiligen Fehler fallenden allzu populären Ausgaben der späteren Zeit mit verschuldet. Mit Staunen liest man von der unglaublichen Arbeitskraft J. Grimms, der neben allen möglichen Amtsgeschäften und wissenschaftlichen Arbeiten noch Zeit fand, umfangreiche Handschriften in kurzer Frist abzuschreiben (vergl. z. B. S. 8). Wilhelm schreibt (S. 44): „Der Jacob wird mich immer an Gelehrsamkeit, wahrscheinlich auch an schnellem Scharfsinn übertreffen, er hat eine Ausdauer, die mir Gott versagt hat, nicht bloß einen Tag, sondern eine Anzahl hinter einander kann er vom Morgen bis in die Nacht sitzen, ohne sich fast zu regen." Rührend schreibt Wilhelm nach seiner Hochzeit (S. 59): „Ich habe das Vorgefühl, daß ich mein Lebtag glücklich sein werde, soweit man von Glück auf der Welt reden kann. Möge uns Gott nur diese stille und ruhige Lage erhalten mit Muße für Arbeiten, in welchen unsre Freude liegt, ungestört und von zerstreuenden Sorgen frei. Ich halte das für das höchste Glück."

Der Herausgeber hat die vom Verleger schön ausgestattete Ausgabe mit erläuternden Anmerkungen und einem Namenverzeichnis versehen und somit bequem, handlich und brauchbar gemacht.

Rostock. *Wolfgang Golther.*

Unser aller Heimat. (Die moderne Litteratur. 7. Bdchn.) Von Arthur Möller-Bruck. Berlin, Schuster u. Loeffler. M. —,50.

Bei den Formen. (Die moderne Litteratur. 8. Bdchn.) Von Arthur Möller-Bruck. Berlin, Schuster u. Loeffler. M. —,50.

Arthur Möller-Bruck läßt den bisher erschienenen sechs seiner im ganzen auf zwölf berechneten kleinen Monographieen, mit ihren meist ebenso anspruchsvollen wie orakelhaft dunklen Titeln die Nummern 7 und 8 folgen, die in keiner Weise zur Lektüre der voraufgegangenen ermuntern. Daß Möller-Brucks Sammlung die erste Darstellung der Entwickelung unserer modernsten Litteratur sei, ist eine Behauptung, die die Verlagsbuchhandlung zu vertreten hat; ebenso die andere, daß das gesamte Ideen- und Gefühlsgebiet der litterarischen Bestrebungen unserer Tage in den Kreis der Betrachtung gezogen werde — es sind vielmehr recht willkürliche

Ausschnitte, die Möller-Bruck unter den gesuchtesten Aushängeschildern aneinander reiht. Ein Talent feiner Anempfindung soll dem Verfasser nicht abgesprochen werden, aber ein Litterarhistoriker ist er nicht; dazu fehlt es ihm sowohl an geschichtlicher Kenntnis wie an methodischer Schulung. Er nascht und tastet nur hier und da an den litterarischen Problemen herum und sieht unerhört Neues, wo organische Entwickelung von Altbekanntem vorliegt. Wenn er „historisch" sagt, so meint er in der Regel vor zwei bis zehn Jahren; auf vergangene Litteraturperioden und Dichter geht er so gut wie gar nicht zurück. Auf Wissenschaftlichkeit können seine Schriftchen durchaus keinen Anspruch machen. Im umgekehrten Verhältnis zur Bedeutung der Möller-Bruckschen Auslassungen steht die anmaßende Art, in der sie vorgetragen werden. Der Verfasser, der mit abstrakten großen Worten und tiefsinnig drapierten Urteilen wahrhaft beängstigend um sich wirft, sollte sich einmal mit Kants hübscher Abhandlung „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Tone in der Philosophie" bekannt machen. Gewisse Wendungen eines überfein und übergeistreich sich geberdenden Impressionismus bleiben völlig unverständlich. Unter der „europäischen moralfreien Distanz" Johannes Schlafs, unter seiner „pflanzlichen Weise" und der „sphärischen Art", mit der er seine Kreise zieht, vermag ich mir ebenso wenig etwas deutliches vorzustellen, wie unter einem „dekorativen Linearstilismus mit Mosaikwirkung"; und ein Ausdruck wie „Alles in die denkbar harmonischste Beziehung von Detail und Peripherie bringen" ist zum mindesten unlogisch. In Möller-Brucks manieriert modernem Litteratendeutsch mit seinem abrupten Schachtelstil ist man selbst vor gewöhnlichen Schnitzern nicht sicher. Hier ein Satzmonstrum für viele: „Ehrgeiz auf Ehrgeiz! Und das Ziel immer erreicht! Und ein Neues!! Und der Ehrgeiz immer gestillt! Und ein neuer, größerer noch!!" Wortbildungen wie größtbezogenst und gerahmtest, nervisch und gebärerisch, formlich und gehirnlich, nähenlos und weibsexuell, Zwiespälte und Sehnsüchte, Groteske und Japaneske, „zu Manches" (!) und „in etwa" sprechen für sich selbst. Daneben stehen Trivialitäten wie die vom roten Faden und vom Erdgeruch.

Was den Inhalt der beiden Hefte angeht, so beschäftigt sich das siebente vorzugsweise mit Johannes Schlaf, das achte vorzugsweise mit Arno Holz. Es fehlt bei ihrer Charakterisierung nicht an einzelnen guten Bemerkungen, aber ein scharf umrissenes Porträt zu geben, ist Möller-Brucks Sache in keiner Weise. Um den Sieg des Germanischen über das Slawische bei Hermann Stehr zu beweisen, druckt Möller-Bruck ein paar Seiten aus des Poeten Novelle „Der Schindelmacher" ab, die unzweifelhaft direkteste Nachahmung der ganz verwandten Katastrophen-Szene in Turgenjews „König Lear der Steppe" sind!

Berlin. *Dr. Harry Mayne.*

Shakspere-Realien. Alt-Englands Kulturleben im Spiegel von Shakperes Dichtungen. Von Cl. Klöpper. Dresden, G. Kühtmann. 1901. IV, 182 S. M. 4,—.

Der Veranstalter des englischen Real-Lexikons (Leipzig, Stengersche Buchhandlung, seit 1896) bietet den Liebhabern Shakperes ein bequemes Nachschlagebuch mit reichem Inhalt. Vollständigkeit von einem solchen Werk zu verlangen, wäre unbillig. Es sei nur auf einige Punkte hingewiesen, die in einer zweiten Auflage geändert werden könnten. Das „Hornbuch" (S. 60) ist nicht in Horn gebunden, sondern mit einem durchsichtigen Hornblatt, wodurch es vor den Fingern der ABC-Schützen behütet wurde, bedeckt. Es ist nicht richtig, daß zu Shakperes Zeit das „musikalische Verständnis in England nicht allzu hoch entwickelt war" (S. 75); man betrieb die Musik mit Eifer und feinem Sinn bis in die puritanische Zeit, die die Engländer zu einem unmusikalischen Volke gemacht hat. Zu „Vorbedeutungen" (S. 103) und „Aberglauben" (S. 114) wäre noch manches beizubringen gewesen. Das Citat S. 169 oben ist in dieser Kürze unverständlich. Wäre es verständiger gegeben, so könnte daraus auch entnommen werden, daß eine Aufführung zwei Stunden dauerte, was S. 67 ohne Citat bemerkt wird. Mit dem Verzeichnis der bei Shakspere vorkommenden Tier- und Pflanzennamen (S. 123 bis 132 und S. 136 bis 140) ist des Guten zu viel gethan; zu manchem einzelnen Namen wäre aber noch eine sachliche Bemerkung am Platze gewesen. — Das Buch kann für das erste Shakperestudium gute Dienste leisten.

Karlsruhe. *Dr. E. von Sallwürk.*

Shaksperes Macbeth. Uebersetzt von F. Th. Vischer. mit Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. H. Conrad. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1901. 12°. 208 S.

Aus dem Nachlasse seines Vaters hat Professor Robert Vischer vor kurzem die Macbethübersetzung veröffentlicht, die hier in einer Sonderausgabe der Schule angeboten wird. In der Vorrede bestimmt der Herausgeber sie „besonders für den Schulgebrauch", und das wird richtiger sein; denn die Obscönitäten des Pförtners (II, 3) kann man nicht in die Hände junger Leute geben. Auch fragt es sich, ob man, wenn Macbeth mit Schülern gelesen werden soll, nicht Schillers Bearbeitung wählen soll, zumal diese in der Entwicklung unseres Tragödiendichters eine sehr bedeutsame Stelle einnimmt. Aber Vischers Uebersetzung, die sich ganz an die der Schlegel-Tieckschen Ausgabe anschließt, ist gut, Conrads Einleitung und Anmerkungen dazu lesenswert. Dabei gehöre ich nicht zu denen, die Schlegels Uebersetzungen für so über alles Lob erhaben ansehen, daß man nicht Kleinigkeiten daran ändern dürfte, was ja doch selbst Bernays gethan hat, und nicht zu denen, die die Arbeit von Dorothea Tieck für so schlecht halten, daß man sie ganz und gar verurteilen müßte. So ist mir des feinsinnigen und sprachgewandten Aesthetikers Verdeutschung mit den Zugaben der vorliegenden Ausgabe ganz angenehm gewesen. In der Vorrede hätte freilich gesagt werden sollen, daß der Anfang einer Uebersetzung des Macbeth aus Schlegels eigener Hand vorliegt. Der Herausgeber schätzt die Tragödie Shaksperes sehr hoch, nimmt aber Interpolationen von fremder Hand, vielleicht von Middleton, an. Ich bin der Ansicht, daß der Macbeth uns nur in verstümmelter Gestalt, wie eine Bühne ihn sich zurechtgemacht haben mag, vorliegt. Er hat den Vorzug, eine einfache Handlung zu besitzen; das hat zu der großen Wertschätzung, die er da und dort gefunden hat, ohne Zweifel beigetragen. Conrad nimmt das Jahr 1604 als Entstehungsjahr an. Das ist ein richtiger Ansatz; aber es sprechen noch andere Gründe dafür, als die von ihm angegebenen. Die sehr sorgfältigen Anmerkungen des Herausgebers üben da und dort auch Kritik an der Auffassung des Uebersetzers.

Karlsruhe. *Dr. E. von Sallwürk.*

Verschiedenes.

Individualitäten. Von Malvida von Meysenbug. Berlin, Schuster & Loeffler. 579 S. M. 6,— (7,50).

Das friedvolle Werk einer Frau, die viel erlebt, viel gesehen hat, viel vom äußeren Schicksal begünstigt war, und die in ihrem Leben Zeit gehabt, mit Muße gelebt hat. Sicherlich war es eine Muße cum dignitate. Ein edler Sinn spiegelt sich in diesen Blättern wieder. Die ersten sind Nietzsche gewidmet und werden dem Zweck der Verfasserin, versöhnlich zu wirken, sicher entsprechen. — Sie, die dem ebenso genialen wie unglücklichen Mann durch jahrelange Freundschaft verbunden war, betont mit Ueberzeugung, wie sehr die Güte des Herzens, die Weichheit des Gemüts in diesem anscheinend so starren Umwerter aller Werte vorherrschten, und sie stellt die Hypothese auf, daß Nietzsches zersetzende Philosophie nur eine Durchgangsperiode seines Denkens und Schaffens bedeutete, die zu überwinden das Schicksal ihm leider keine Zeit gelassen habe. — Die folgenden Aufsätze über Frauenindividualitäten wird mancher nur durchblättern.

Digitized by Google

Nicht jeder hat die Zeit, hier der schöngeistigen Verfasserin zu folgen. Um uns brandet die Welt. Das gemächliche Tempo dieser Aufsätze gehört fast bereits der Vergangenheit an.

Am Schluß dieser Skizzen tritt die Frauenrechtlerin auf den Plan. In früheren Jahrhunderten nahm die Frau naturgemäß und einfach, ohne Widerspruch, an dem Kulturleben der Menschheit teil; zur Zeit der Renaissance stand sie dem Manne vollkommen gleich an Bildung und Beteiligung am öffentlichen Leben; im achtzehnten Jahrhundert beherrschte sie die Gesellschaft fast vollständig durch Geist, Liebenswürdigkeit und Grazie. Alles das, sagt die Verfasserin, vollzog sich naturgemäß ohne Kampf, aber auch ohne ein anerkanntes „gesetzliches, jeder Willkür steuerndes Recht". Gegen dieses Urteil erlauben wir uns Widerspruch; die Gleichberechtigung der Geschlechter ist während der Renaissance mehrfach, und ganz ausführlich während des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland diskutiert worden. Für die Gegenwart aber fordert Malvida von Meysenbug, die ja selbst eine der ersten modernen Frauenrechtlerinnen war, die Gleichberechtigung der Frau auf geistigem und sozialem Gebiet. Sie soll nicht mehr „in den wichtigsten Daseinsfragen von Gnade oder besten Falles von dem Gerechtigkeitsgefühl des Mannes abhängen".

Ein ebenso fesselnder wie traurig stimmender Aufsatz über die russischen Decembristen schließt den Band. — Auch mit Freunden und Nachfolgern dieser Männer verband die Verfasserin Freundschaft. — Wer ihr nahe trat, hat für Ideen gelebt, und so ist dieses neue Buch eigentlich nur die Fortsetzung der Memoiren einer Idealistin.

Paris. *Dr. Käthe Schirmacher.*

Insel-Buch. Leipzig, Insel-Verlag. 1902. M. 1,—.

Bierbaum, der Unermüdliche, kredenzt einem argwöhnischen und übel benachrichtigten Publikum diesen zierlichen Essenzbecher. Die Kostprobe, ein Extrakt seiner „Insel", soll „die falschen Meinungen zerstreuen, die sich über diese ästhetisch-belletristische Revue gebildet haben". Die Wahl ist mit Feinschmeckerinnigkeit getroffen. Man liest Sachen von Liliencron, Falke, Bierbaum, Wedekind, Meier-Gräfe, Dehmel, Walser (dem graziösen, manierierten, von Bierbaum entdeckten Talente), Franz Blei (einem der elegantesten Essayisten, den wir heute haben — seine „Groteske" „Ninon de Lenclos" ist meiner Ansicht nach der Treffer des textlichen Teiles), Heymel und Schröder (den früheren Mitherausgebern der Insel — die Herren waren etwas ergiebig in mehr oder minder belanglosen, verschwenderisch auf teuerstem Papiere verbreiteten Emanationen, Bierbaum hat eine engste ansprechende Lese getroffen —), zwei Nachdichtungen: Kahn (Bierbaum) und Wells (Blei), von denen die erste wohl nur den famosen Holzschnitten Vallottons zu Liebe wieder auftaucht, Proben aus des wieder ausgegrabenen Günthers merkwürdigen Gedichten. Dann eine Folge von wundervollen Illustrationen: Vallotton, Th. Th. Heine, Gaskin, Nicholson, Vogeler, Markus Behmer, Flaxmann, von denen der allzu unaufrichtige E. R. Weiß übel absticht, ferner drei feine alte Holzschnitte und das Prachtstück, der nicht datierte Stich „Der Basilisk", den R. A. Schröder mit einem geschmackvoll stilisierten Liedchen einrahmt. Alles in allem: ein delikates Büchlein, das Lust gewähren mag, weiter zu forschen, und der „Insel", die in neuem bescheidenerem Gewande ihren dritten Jahrgang verheißungsvoll eingeleitet hat — noch immer ein bischen Clique, aber angenehmste Gesellschaft —, neue Freunde erwerben wird.

Mähr.-Weisskirchen. *Dr. Richard Schaukal.*

Variété. Ein Buch der Autoren des Wiener Verlages. Wien, Wiener Verlag 1902. 147 S.

Mit einem geradezu scheußlichen Umschlage von Emil Orlik, der sonst schon herrliche Sachen geschaffen hat, unangenehm präsentiert, auf elendem, von Fanny Zakucka „geschmücktem" (?) Papiere schlecht gedruckt, bietet das scheinbar eiligst zusammengestoppelte Bändchen eine fast klägliche Versammlung dichterischer Unzulänglichkeiten, in der sich einige bekannte Namen seltsam ausnehmen. Ich nehme ein wundervolles Gedicht „Weihnachtsabend" von Sigbjörn Obstfelder, ein zierliches Chanson von Courteline und das Ghetto-Liedchen von Hugo Salus (von dem auch ein fröhliches „Morgenkonzert" vorhanden ist) aus, ferner aus Achtung vor dem großen Namen ein paar nicht eben bedeutende Zeilen von Barbey d'Aurevilly (auch ein „Autor des Wiener Verlages", sowie ich einst den toten Verlaine als „Mitarbeiter" einer Zeitschrift genannt las). Entschiedenes Talent verrät eine — übrigens nicht selbständige — Skizze von Marie Weyr („Morphium"). Gustav Macasy und Raoul Auernheimer zeigen sich nicht von ihrer besten Seite, ersterer herzlich unbedeutend, letzterer salopp, doch immerhin komisch. Franz Schamann hat sich in einer biblischen Szene („Märtyrer") versucht, die bei Ansätzen zur Größe kalt läßt. Hermann Bahr tischt eine „Pantomime (— das Neueste jetzt —) vom braven Manne" auf, die seine geschraubte, nachlässig-eitle, nachgerade widerlich-weiche Un-Art durch graziöse Einzelheiten nicht verwinden macht. Nicht ohne Geist giebt sich eine feuilletonistische Plauderei von Stefan Großmann, auf einer guten Pointe baut Felix Salten ein etwas schwerfälliges Gespräch auf, der verstorbene Karlweis muß mit einem harmlosen „Gartenlaube"-Geschichtchen herhalten. Octave Mirbeau steuert Bruchstücke aus „Herbstbildern" bei, die seine sicherlich interessante Note zeigen. Nicht übersehen will ich noch ein frisches Liedchen von Willi Handl („Die drei Gehörnten"). Dagegen sind die „Verse" von Alfred Gold ohne jede dichterische Qualität. Auer-Waldborn, Fritz Freund, Gans-Ludassy, Hawel, Dörmann, Hosen, Specht, Trebitsch, Ysaye — ärgerliche, mehr oder minder dilettantenhafte Armseligkeiten. Levetzow hat seine recht langweilige Pantomime „Die beiden Pierrots" breit in Worten hingelagert, Charlotte Nisle-Klein — hier zu einem angenehmen Schlusse aufbewahrt — erzählt sehr gut eine kleine Skizze („Die Freunde ihres Vaters"). Wir danken dem Wiener Verlage manche interessante Gabe, verzeihen wir ihm dieses „Variété", indem wir — die gute Idee zugeben.

Mähr.-Weisskirchen. *Dr. Richard Schaukal.*

Die Sage vom Herzog von Luxemburg und die historische Persönlichkeit ihres Trägers. Von Dr. Anton Kippenberg. Mit 2 Vollbildern und 11 Abbildungen im Text. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1901. VIII. 280 S., 1 Tafel.

Eine ganz ausgezeichnete Arbeit, ebenso wertvoll für den Litterarhistoriker wie für den Sittenschilderer. In wahrhaft typischer Weise wird die Entwickelung einer bestimmten Volkssage aus historischen Keimen dargestellt. Es handelt sich um den Herzog von Luxemburg, einen der genialsten Heerführer Ludwigs XIV. Er wurde allmählich der Held einer deutschen Volkssage, nach der er mit dem Teufel einen Bund geschlossen haben soll. Kippenberg sucht den Beweis zu erbringen, daß diese Sage zu den großen Sagen unseres Volkes zu zählen ist. In einem ersten Teile schildert er das bewegte Leben Luxemburgs, der, verwickelt in den entsetzlichen Prozeß der Voisin, nach hohen Ehren in die Bastille wandern mußte, um, vom Glücke begünstigt, später zu noch höheren emporzusteigen. Diese Biographie des merkwürdigen und nicht leicht zu fassenden Mannes ist nicht das geringste Verdienst in Kippenbergs Buche. Die Objektivität der Darstellung und die kritische Verwertuug der Quellen, die bis in die neueste Zeit bestehende Irrtümer beseitigt, wird gewiß nicht verfehlen, das Interesse für Luxemburg wieder zu erwecken. (Zufällig veröffentlichte fast zu gleicher Zeit mit diesem Werke Pierre de Ségur den ersten Teil seiner großen Biographie des Marschalls.) In zwei folgenden Teilen wird uns der Weg gezeigt, den die allmähliche Umwandlung der Lebensgeschichte Luxemburgs aus französischen und holländischen Pamphleten zum deutschen Volksbuche gemacht hat, und geschildert, wie auf Luxemburg von allen Seiten der Teufelsglaube der Zeit zuströmte. Im

Jahre 1716 erhielt die Sage des Volksbuches ihre endgiltige Fassung, und sie lebte von da an, nach Spuren einer mündlichen Tradition, sogar bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die Sage selbst hat an und für sich nichts, was größere Anteilnahme erregen könnte. Interessant wird sie uns vor allem durch ihre Beziehungen zur Faustsage. Luxemburg und Faust sind die volkstümlichsten Teufelspaktierer, die zeitweilig einander den Rang der Beliebtheit ablaufen. Kippenberg hat seinen Standpunkt klar ausgesprochen: „Nicht auf Höhen allein soll der Litterarhistoriker wandeln, auch in die Niederungen muß er hinabsteigen.“ Sein Werk läßt uns einen Blick in eine grauenhafte Welt des Aberglaubens thun, die uns Deutsche nicht gerade sehr erhebend anmutet, der wir aber am Ende doch eines unserer nationalsten Besitztümer, Goethes Faust, verdanken.

Wien. *Camillo V. Susan.*

Mann und Frau. Die wissenschaftlichen Beziehungen der Geschlechter als Hauptfaktor der sozialen Entwickelung. Von Charlotte Perkins-Stetson. Einzig berechtigte Uebersetzung von Marie Stritt. Dresden, Heinrich Minden. 3 Mark.

Mit diesem Buch haben sich nicht bloß Frauenrechtlerinnen, sondern alle denkenden Menschen auseinanderzusetzen, denn es berührt in seinen Kernpunkten die höchsten Ziele der menschlichen Entwickelung. An dem Stand der Naturwissenschaften und der sozialen Entwickelung der Menschheit sucht die Verfasserin nachzuweisen, daß die wirtschaftlichen Beziehungen der Geschlechter, die auf dem für eine niedere Kulturstufe unvermeidlichen sexual-ökonomischen System beruhen, als schädlich zu betrachten sind, seit sie durch übermäßig geschlechtliche Belastung der Mutter den menschlichen Fortschritt hemmen. Die Verquickung der wirtschaftlichen mit den Geschlechtsinteressen und infolgedessen die immer stärkere Herausbildung des „spezifisch Weiblichen“ auf Kosten des allgemein Menschlichen haben die Frau den großen Gesamtinteressen entfremdet. So ist sie geistig nicht fähig, wahre Menschen zu bilden; aber selbst materiell weiß sie ihnen nicht viel zu nützen, da sie völlig unvorbereitet an ihren Mutterberuf herangeht. Mit scharfer Logik beweist Mrs. Perkins die verkehrte Stellung der Frau und die falsche Grundlage der Familie an einer Reihe von negativen Ergebnissen. Sie verlangt völlige Befreiung der Frau von wirtschaftlicher Abhängigkeit, denn nur die gleichwertige Berufsgenossin des Mannes wird imstande sein, mit voller Menschenwürde an die Erziehung der Kinder heranzugehen und sie zu freien, freiwillig der Allgemeinheit dienenden Menschen auszubilden. Ihre früheren häuslichen Pflichten aber werden durch geschulte Dienstboten für jedes Fach berufsmäßig, also besser als früher erledigt.

Tritt man mit kühlster Objektivität an die Ausführungen der Mrs. Perkins heran, so wird man sich ihrer strengen Logik beugen müssen, und viel des Gesagten gut heißen. Einwenden muß man ihr jedoch, daß sie zunächst alles von einer größeren materiellen Unabhängigkeit der Menschheit überhaupt zu erwarten hat, deren es bedarf, um allen die zur freien inneren Entwickelung so nötige Muße zu geben. Die beruflich abgehetzte Frau wird der Menschheit als Mutter ebensowenig nutzen, wie der vom Manne „abhängige höhere Dienstbote“. Woher aber soll die Schönheit und Gesundheit des künftigen Geschlechtes kommen, wenn Mann und Weib überarbeitet und nervös sind? — Am Schluß ihres Buches fällt die Verfasserin in die Gefahr, nach dem System der Kollektivisten zu streben. Sollte eine so geistvolle Dame wirklich die Verwandlung des Lebens in einen bloßen Mechanismus für möglich oder auch nur für wünschenswert halten?

Trotz alledem ist Mrs. Perkins Buch höchst anregend und lehrreich. Es öffnet uns die Augen über die abertausend Widersinnigkeiten, in die unser Leben verstrickt ist, und die wir gewohnheitsmäßig gutheißen. Freilich erfordert es auch hohe Voraussetzungen für die Wertung der menschlichen Arbeit und die Achtung der menschlichen Freiheit überhaupt.

Dresden. *Anna Brunnemann.*

Vom Quarto zum Volturno. (Aus Garibaldis Feldzug im Jahre 1860.) Tagebuchblätter von Giuseppe Cesare Abba, einem der Tausend. Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen von Sofia Guerrieri-Gonzaga. Berlin, Alexander Duncker. 1901.

Der Friede von Villafranca-Zürich hatte die Hoffnungen der italienischen Patrioten nur sehr unvollständig erfüllt, indem er an die Stelle der heißersehnten nationalen Einheit die Karikatur eines Staatenbundes unter dem Ehrenvorsitz des Papstes setzte, im übrigen aber nur die Lombardei „befreite“, dagegen in den anderen Teilen des Landes die alten, unerträglichen Zustände wiederherstellte. Zwar wurde diese letztere Bedingung durch die Logik der Thatsachen beseitigt, aber immer noch blieben Venedig, der Kirchenstaat und Neapel der nationalen Sache fremd. Garibaldi hatte sich verstimmt nach Caprera zurückgezogen, trat aber 1860 von neuem ins politische Leben, indem er dem Rufe der Sizilianer Folge leistete und im Mai den Zug der „Tausend“ nach der Insel unternahm. Im August hatte er Sizilien erobert und setzte nach dem Festlande über, wo er am 7. September in Neapel einzog. Am 1. Oktober schlug er die neapolitanischen Truppen am Volturno und zog am 7. November an der Seite des unterdessen von Norden herangekommenen Victor Emanuel unter dem Jubel des Volkes in Neapel ein. Dann legte er seine Diktatur nieder und zog sich abermals nach Caprera zurück. Diese Befreiung Süditaliens ist Garibaldis bedeutendste Waffenthat und überhaupt der Höhe- und Glanzpunkt seines Lebens, wofür ihm die begeisterte Liebe und Dankbarkeit seines Volkes noch über das Grab hinaus bleibt.

Das vorliegende Buch enthält persönliche Erinnerungen an das große geschichtliche Ereignis und giebt auf jeder Seite Kunde von der namenlosen Begeisterung, die sich in jenen Tagen an den Namen Garibaldi heftete. Abgesehen von den thatsächlichen Einzelheiten, die allerdings wohl mancher Berichtigung bedürfen werden, da es dem einzelnen im Drange der Ereignisse gar nicht möglich ist, ihren wahren Zusammenhang stets zu erkennen, bietet das Buch einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der Stimmung jener Tage. — Das Buch ist Giosuè Carducci gewidmet, der auch die Anregung zu seiner Veröffentlichung gegeben hat.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*

Nachrichten

Persönliches. In Budapest feierte am 19. März der Sprachforscher Prof. Hermann Vámbéry seinen 70. Geburtstag. Der Gelehrte veröffentlichte u. a. „Tschagataische Sprachstudien“ (1867), „Der Islam im 19. Jahrhundert“ (1875), „Sittenbilder aus dem Morgenland“ (1876). — Ebenfalls seinen 70. Geburtstag beging am 29. März Prof. Theodor Gomperz, dessen Hauptwerk die „Griechischen Denker“ sind, von denen bisher zwei Bände vorliegen.

* *

Allerlei. Am 24. März starb in Wien Dr. Salomon Mandelkern, der seit Jahrzehnten in Leipzig als Gelehrter wirkte. Der Verstorbene war erfolgreich als neuhebräischer Dichter und Schriftsteller hervorgetreten und hatte auch das Kunststück fertig gebracht, Werke unserer großen neuzeitlichen Dichter in der Sprache des Alten Testaments wiederzugeben. — Die Wahl Maxim Gorkis zum Ehrenmitgliede der petersburger Akademie der Wissenschaften ist seitens der Regierung für ungiltig

erklärt worden, da Gorki gemäß Paragraph 1035 der Kriminalprozeßordnung zur Untersuchung gezogen worden sei. Der Paragraph betrifft verbrecherische Absichten, die Anzeichen eines Staatsverbrechens tragen. — Der schwäbische Schillerverein hat den litterarischen Nachlaß Justinus Kerners von dessen Sohn, Hofrat Dr. Theobald Kerner in Weinsberg, erworben. — Die Bibliothek Josef v. Görres, vereint mit der seines Sohnes, Guido Görres, ist in den Besitz des Süddeutschen Antiquariats in München übergegangen. — Am 1. März hat sich in Kassel eine „Nedderdütsche Gesellschaft" gebildet. Die Gesellschaft will Sprache, Länderkunde, Geschichte und Schrifttum aller niederdeutschen Stämme pflegen. — Der Verlag von R. Gaertner in Berlin kündigt das Erscheinen eines Neudrucks von Rudolf Hayms bekanntem Werke „Die romantische Schule" an.

Vorlesungschronik.

Für das Sommersemester 1902 sind die folgenden Hochschul-Vorlesungen zur neueren Litteratur angekündigt:

Berlin: E. Schmidt, Deutsche Litteratur von der romantischen Schule bis Heine; Das deutsche Volkslied. Geiger, Goethe; Schiller; Der deutsche Roman im 19. Jahrh.; J. J. Rousseau. R. M. Meyer, Friedrich Nietzsche. Herrmann, Gesch. d. Naturalismus i. d. deutschen Litt. Haguenin, Lyrische Poesie in Frankreich seit 1850. Parijelle, Der franz. Roman im 19. Jahrh. — Bern: Walzel, Deutsche Litt. im 18. Jahrh.; Deutsche Lyriker des 19. Jahrh. Vetter, Goethes Faust im 20. Jahrh. Tumarkin, Theorie des Dramas. — Bonn: Litzmann, Der deutsche Roman seit Ausgang des 16. Jahrh.; Technik des modernen Romans. Dreicher, Grundzüge der deutschen Metrik. — Cöln (Städt. Handels-Hochschule): Litzmann, Geschichte der deutschen Litteratur im 19. Jahrh. — Czernowitz: Zingerle v. Summersberg, Goethes Leben und Werke. — Dresden (Technische Hochschule): Stern, Shakspeares Dramen. — Erlangen: Steinmeyer, Neuhochdeutsche Stilistik. — Freiburg i. Br.: Kluge, Deutsche Litteraturgeschichte. Boerner, Das deutsche Drama bis auf die Gegenwart. Paufler, Le drame romantique: Rostands „Cyrano de Bergerac". — Genf: Bouvier, Le roman français au XIXme siecle. Muret, Les origines du théâtre moderne en France, en Italie et en Espagne; Les Odes barbares de G. Carducci. Redard, La littérature en Angleterre et en Allemagne pendant la première moitié du XIXme siecle. Platzhoff-Lejeune, La philosophie de Nietzsche. — Gießen: Bebaghel, Lessings hamburgische Dramaturgie. Collin, Das deutsche Drama im 19. Jahrh. Strack, Das deutsche Volkslied. — Göttingen: Heyne, Die Sturm- und Drangperiode. Roethe, Goethes Faust. Couchoud, L'évolution de la poesie en France depuis 1870. — Graz: Seuffert, Deutsche Litteratur i. d. Zeit des Klassizismus. — Greifswald: Guerrey, Poesies de Victor Hugo et de Racine. — Halle: Bremer, Deutsche Litteraturgeschichte des 18. Jahrh. bis zum Auftreten Lessings. Schultze, Der Geist der Zeit i. d. mod. Litt. u. Kunst; Deutsche Litt. vom Sturm und Drang bis zu Goethes Tod. Saran, Klopstocks Leben u. Werke. — Hannover (Technische Hochschule): Ueberblick über die Geschichte der Weltlitteratur im 19. Jahrh.; Schiller; Geschichte des Theaters und der Schauspielkunst. Arnsperger, Richard Wagner als Dichter und Schriftsteller. — Heidelberg: v. Waldberg, Deutsche Litteratur von den Romantikern bis zur Gegenwart. A. Koch, Geschichte der Presse und des Journalismus in Deutschland. Kahle, Ibsens Leben und Werke. — Jena: Michels, Deutsche Litt. im Zeitalter der Klassiker. Schlösser, Jean Pauls Leben und Werke; Grillparzers Leben und Werke. Dinger, Das moderne Drama in Deutschland. Bastier, Le théâtre français au XIXme siecle. — Innsbruck: Wackernell, Goethes Leben und Lyrik; Goethes Hermann und Dorothea. — Karlsruhe (Technische Hochschule): Waag, Herders Werke. — Kiel: Wolff, Deutsche Litt. im 16. u. 17. Jahrh.; Goethes Weltanschauung. Berger, Goethes Faust. Körting, Victor Hugos Leben und Werke. — Königsberg: Baumgart, Ausgewählte goethische Gedichte; Schillers Leben und Schriften. Scharf, Gustave Flauberts Leben und Werke. — Lausanne: Maurer, La littérature allemande des Romantiques à la Jeune Allemagne; Hauptmanns Werke. — Leipzig: Köster, Schiller; Geschichte u. Theorie der neuhochdeutschen Metrik. Prüfer, Richard Wagner in seinem Zusammenhange mit der Kunst- und Weltanschauung des 18. u. 19. Jahrh. — Marburg: Elster, Neuhochdeutsche Stilistik, mit besonderer Berücksichtigung des Sprachstils der Klassiker; Heinrich v. Kleist. — München: Muncker, Deutsche Litteratur von Opitz bis zu Klopstock und Lessing. v. d. Pfordten, Lyrische Poesie und Tonkunst. v. d. Leyen, Das Märchen, sein Ursprung und seine Wanderungen. — (Technische Hochschule): Sulger-Gebing, Deutsche Litteratur im 19. Jahrh. I. (1805 bis 1832). — Münster: Jostes, Geschichte der deutschen Litteratur. Schwering, Goethe und Schiller. — Neuchâtel: Domeier, Schiller und seine Zeit; Moderne Dichterporträts aus der deutschen Schweiz. — Prag: Sauer, Deutsche Litteratur in der Periode des Sturms und Drangs. Hauffen, Deutsche Litteratur in der klassischen Periode. — Rostock: Golther, Schillers Leben und Werke. — Straßburg: Henning, Geschichte der deutschen Lyrik; Lessing. Gillot, La poésie lyrique en France dans la deuxieme moitié du XIXe siecle. — Stuttgart (Technische Hochschule): Weitbrecht, Entwickelungsgeschichte der deutschen Litteratur; Aesthetik der Dichtkunst. — Tübingen: Fischer, Deutsche Litteratur seit dem 16. Jahrh. Borejsch, Erklärung von Mistrals Mireio. Franz, Byron und Shelley. Pfau, Edmond Rostand, Cyrano de Bergerac. — Wien: Minor, Deutsche Litteratur im 19. Jahrh.; Heinrich Heines Leben und Werke. v. Weilen, Lessings Leben und Werke. Arnold, Friedrich Hebbels Dramen. — Würzburg: Rötteken, Deutsche Litteratur von der Renaissance bis zum Ende des 18. Jahrh. Petsch, Allgemeine Geschichte des Dramas. Schneegans, La littérature française du XIXe siecle à partir du Romantisme. — Zürich: Frey, Deutsche Litteratur im 18. Jahrh.; Lessing. Stiefel, Aesthetik der Poesie; Goethes Faust; Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer. Betz, Geschichte der litterarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich; Die Litteratur Nordamerikas und ihre Beziehungen zum Ausland; Litteraturvergl. Uebersicht (Goethe).

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Albert, A. Der Zollkommissär. Ein Roman v. d. Grenze. Dresden, E. Pierson. 277 S. M. 3,50 (4,50).

Bräutigam, Ludwig. Auf dem Heimwege. Geschichten und Skizzen. Berlin, F. Fontane & Co. 228 S. M. 3,—.

Dessauer, A. Jochwind. Ernste u. launige Erzählgn. aus luft'ger Höhe. München, J. Lindauer. 203 S. M. 1,20 (1,80).

El-Correï. Das zweite Leben. Roman. Leipzig, Paul List. 349 S. M. 3,— (4,—).

Freund, A. Licht. Erz. Dresden, E. Pierson. 212 S. M. 2,50 (3,50).

Getscher, B. Lebensrätsel. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. 255 S. M. 3,— (4,—).

Grad, Max. Wenn Früchte reifen . . . Novellen. Berlin, F. Fontane & Co. 275 S. M. 3,50.

Kapff-Essenther, F. v. Vergangenheit. Letzter Roman. 2. Bd. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 286.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 124 S. M. —,20.

Klein, O. Laßt euch erzählen. Geschichten. Dresden, E. Pierson. 242 S. M. 2,50 (3,50).

Leitgeb, Otto v. Der verlassene Gott. Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 358 S. M. 3,50 (4,50).

Lent, Gertrud. Im Sommer. 2 Nov. Berlin W., Harmonie, Verlagsges. f. Litt. u. Kunst. gr. 8°. 149 S.

Mahn, Paul. Kreuzfahrt. Glossen an den Rand eines Lebens. Berlin, F. Fontane & Co. 214 S. M. 3,—.

Malapert-Neufville, M. Frfr. v. (E. Heisterbergk.) Malergeschichten. 9 Novellen. Dresden, E. Pierson. 236 S. mit Bildn. u. 8 Taf. M. 4,— (5,—).

Meisel-Heß, G. Fanny Roth, e. Jung-Frauengeschichte. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. kl. 4°. 134 S. M. 2,50.

Minuth, F. R. Ein sonderbarer Heiliger. Sozialpolitischer Roman. Berlin, Rudolf Mosse. 301 S. M. 1,50.

Oertzen, M. v. Frei für die Ehre! Stuttgart, J. Engelhorn. 160 S. M. —,50 (—,75).

Popper, W. Gegen den Strom. Novellen. Dresden, E. Pierson. 172 S. M. 2,50 (3,50).

Rantzau, A. Feuer. Erz. Berlin, Albert Goldschmidt. schmal gr. 8°. 218 S. M. 3,— (3,50).

Schmitz, O. A. H. Haischich. Erzählungen. Frankfurt a. M., Südwestdeutscher Verlag. 101 S. M. 2,—.

Schoenberg, G. Zum Leben verurteilt! Eine Liebesgeschichte. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. 59 S. M. 2,— (3,—).

Tovote, Heinz. Die Leichenmarie. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co. 199 S. M. 2,—.

Voß, Richard. Römisches Fieber. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 496 S. M. 6,— (7,—).

Behrend, G. Aus dem Tagebuche einer Sünderin. Ueberf. v. M. Mann. Berlin, Axel Juncker. 105 S. M. 2,— (3,—).
Dickens, Charles. Sämtl. Romane u. Erz. Deutsch v. Paul Heichen. 2., neu bearb. Aufl. 1. Liefg. Naumburg a. S., Albin Schirmer. 80 S. M. —,40.
Sienkiewicz, H. Quo vadis? Histor. Roman. A. d. Poln. übers. v. Th. Kroczek. Berlin, Otto Janke. 478 S. M. 2,—.

b) Lyrisches und Episches.

Alten, H. v. Roma. Gedichte. München, August Schupp. 12°. 60 S. M. 1,—.
Berend, A. Allerlei Poeterei. Berlin, „Harmonie", Verlagsges. f. Litt. u. Kunst. 72 S. M. 1,50.
Drehwurm, der, im Ueberbrettl. Der Inisel der Blödsinnigen anderer Teil. Herausg. v. L. Wulff. Berlin, Verlag der „Lustigen Blätter". gr. 8°. 127 S. mit Abb. M. 1,50.
Ewers, H. H., Th. Etzel, M. Ewers. Märchen u. Fabeln f. große u. kleine Kinder. Berlin, „Harmonie", Verlagsges. f. Litt. u. Kunst. gr. 4°. 68 S. mit Abb. Kart. M. 4,—.
Gesch, H. Schneeglöckchen. Gedichte u. Erzählgn. Dresden, E. Pierson. 184 S. M. 2,— (3,—).
Heller, Leo. Volkslieder in modernem Gewande. Berlin W., „Harmonie", Verlagsges. f. Litt. u. Kunst. 102 S.
Hoffmann, Immanuel. Mariä Traum. Ein Gedicht. Berlin, Karl Siegismund. gr. 8°. 29 S. M. 1,—.
Kerner, Th. Altes und Neues. Dichtungen. Berlin, A. Weichert. 12°. 240 S. mit Bildn. Geb. M. 2,—.
Mitis, F. X. Am Strande der Adria. Gedichte. Wien, Eduard Hassenberger. 56 S. M. 1,—.
Müller, G. A. Gedichte. Cassel, Carl Vietor. 12°. 59 S. M. 1,— (1,50).
Renk, Anton. Ueber den Fernen. — Unter den Sternen. Gedichte. Linz, Oesterr. Verlagsanst. 202 S.

Boysen, A. Sammlung neugriechischer Gedichte u. Studie üb. den Hellenismus. Marburg, N. G. Elwert. gr. 8°. 64 S. Kart. M. 2,—.

c) Dramatisches.

Brennert, Hans. Die indische Amme. Komödie in 1 Aufz. 64 S. — Der Wackelstein. Komödie in 1 Aufz. 59 S. — Die Hasenpfote. Tragikomödie in 1 Aufz. 45 S. Berlin W., „Harmonie", Verlagsges. f. Litt. u. Kunst.
Grundmann, F. Edelwild. Drama. Friedland i. B., Erwin Hammerschlag. gr. 8°. 28 S. M. 1,—.
Heymann, R. Herrenwelt. Drama. Leipzig, Hermann Dege. gr. 8°. 14 S. M. —,70.
Holzer, Rudolf. Frühling. Schauspiel in 4 Aufz. Linz, Oesterr. Verlagsanst. 218 S.
Morákin, Makár. Weltuntergang. — Pygmalion. München, Karl Schüler. 154 S.
Sachs, B. Um die Ehre. Volksdrama. Dießen, Jos. C. Huber. gr. 8°. 73 S. M. 2,—.
Schlicht, Frhr. v. Baron Borken. Drama. Dresden, Heinrich Minden. 43 S. M. 1,—.
Tomaseth, H. Die Tragikomödie der Furchtlosen. I. Die Sinkenden. Drama. Wien, Carl Konegen. gr. 8°. 114 S. M. 2,—.
Vendramin, L. High Life. Groteske Komödie. München, Albert Langen. 119 S. M. 1,50 (2,50).

Gorki, Maxim. Die Kleinbürger. Szenen im Hause Beißjemenows. Dram. Skizze. Deutsch v. A. Scholz. Berlin, Bruno Cassirer. 288 S. M. 3,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bahr, Hermann. Premièren. Winter 1900 bis Sommer 1901. München, Albert Langen. gr. 8°. 286 S. M. 4,— (5,—).
Castle, Eduard. Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Leipzig, Max Hesse. 120 S. mit 9 Bildn. u. e. Schriftprobe. M. 1,50.
Goethe-Briefe. Herausg. v. Philipp Stein. Berlin, Otto Elsner. 1. Liefg. 48 S. M. —,50. (Vollst. in 50 Liefergn.)
Gosse, Edmund. Walt Whitmann. A. d. Engl. v. L. Franz. (Mod. Essais. Heft 15.) Berlin, Gose & Tetzlaff. 29 S. M. —,50.
Heigenmooser, J. Max Kurz, ein chiemgauer Volksdichter. (Aus: „Das Bayernland".) München, J. Lindauer. gr. 8°. 34 S. mit 1 Bildn. M. —,50.
Krüll, K. Leben u. Werke d. elsässischen Schriftstellers Anton v. Klein. E. Beitr. zur Gesch. d. Aufklärg. i. d. Pfalz. Straßburg, E. d'Oleire. gr. 8°. X, 219 u. XXXI S. M. 3,60.
Lachr, H. Die Heilung des Orest in Goethes „Iphigenie". Berlin, Georg Reimer. gr. 8°. 86 S. M. 2,—.
Lohre, H. Von Percy zum Wunderhorn. Beiträge zur Geschichte der Volksliedforschg. in Deutschland. (Palaestra XXII.) Berlin, Mayer & Müller. gr. 8°. XII, 136 S. M. 4,—.
Mießner, Wilhelm. Ludwig Tiecks Lyrik. Eine Untersuchung. (Litterarhist. Forschungen. Herausg. v. Schick u. Waldberg. 24. Heft.) Berlin, Emil Felber. gr. 8°. 106 S. M. 2,40.
Schultz, Franz. Joseph Görres als Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker, im Zusammenhange m. d. jüngeren Romantik dargestellt. (Palaestra. XII.) Berlin, Mayer & Müller. gr. 8°. X, 248 S. M. 7.—.
Uhde-Bernays, Herm. Der mannheimer Shakspere. E. Beitr. zur Gesch. der ersten deutschen Shakspere-Uebersetzungen. (Litterarhist. Forschungen. Herausg. v. Schick u. Waldberg. 25. Heft.) Berlin, Emil Felber. gr. 8°. 90 S. M. 2,—.

e) Verschiedenes.

Crusius, O. Erwin Rohde, e. biogr. Versuch. Mit 1 Bildn. u. e. Auswahl v. Aphorismen u. Tagebuchblättern. Tübingen, J. C. B. Mohr. gr. 8°. 296 S. M. 6,60 (9,—).
Delitzsch, F. Babel und Bibel. Ein Vortrag. Leipzig, J. C. Hinrichs. gr. 8°. 52 S. mit 50 Abb. M. 2,— (2,50).
Eberstein, A. Frhr. v. Hohenzollern-Charaktere. 2. Bd. Leipzig, Julius Werner. gr. 8°. 343 S. M. 11,—.
Funcke, O. Ungeschminkte Wahrheiten über christliches Leben. Altenburg, Stephan Geibel. XVI, 382 S. M. 4,— (5,—).
Goebeler, D. Weiber. Beiträge zur Psychologie der Frau. Cassel, Carl Vietor. 192 S. M. 2,—.
Handbuch der Journalistik. Herausg. v. A. Wrede. (In 6 Lfgn.) Berlin, Dr. A. Wrede. 1. Lfg. gr. 8°. 48 S. M. 1,20.
Jerusalem-Kotányi, E. Gebt uns die Wahrheit! E. Beitr. z. unserer Erziehg. zur Ehe. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 84 S. M. 2,—.
Kurella, Marie. Frauenbriefe. Berlin, Freund & Jeckel. 192 S.
Moeller-Bruck, Arthur. Das Variété. Berlin, Julius Bard. 4°. 286 S. mit 24 Vollbildern u. 104 Textillustr. M. 7,— (8,—).
Müller, Joh. Der Beruf u. d. Stellung der Frau. Leipzig, Verlag der Grünen Blätter. gr. 8°. 160 S. M. 2,—.
Ostini, F. v. Grützner. (Künstler-Monographieen. LVIII.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex.-8°. 119 S. mit Portr., 104 Abb. u. e. Einschaltbild. Kart. M. 3,—.
Oswald, Hugo. Sprechendes Leuchten. Für denkende Menschen e. Büchlein Gedanken. Berlin, Schuster & Loeffler. 12°. 96 S. M. 1,—.
Pudor, H. Die neue Erziehung. Essais über die Erziehung zur Kunst u. zum Leben. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 339 S. M. 4,— (5,50).
Reclams Universal-Bibliothek. 4271. Gorki, M. Der Vagabund u. a. Erz. A. d. Russ. v. F. Bertuch. — 4272. Lortzing, G. A. Die Opernprobe. Textbuch. — 4273. Heiberg, H. Der Landvogt v. Pelworm. — 4274. Multatuli. Fürstenschule. Schauspiel. — 4275. Bandits, S. Schneespuren. E. Winternov. — 4276. Bandlow, H. Stratenjegels. Hum. Gesch. 5. Bd. — 4277. Bülau, Fr. Geheime Geschichten. 10. Bdchn.: Der Zarewitsch Alexei u. s. Gem. — Fürst Alexei Menzikoff. — 4278/80. Geisterstrahlen. 1000 ausgew. Stellen a. d. Werken v. Ch. H. Spurgeon. Uebers. v. P. Lauterbach. 1. Hälfte.
Reiner, J. Darwin u. seine Lehre. Für gebildete Laien geschildert. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 94 S. M. 2,—.
Richter, J. W. O. Kaiser Friedrich III. Berlin, Alfred Schall. gr. 4°. VIII, 333 S. mit Abb. u. Taf. Geb. M. 10,—.
Schindler, Franz M. Die Leo-Gesellschaft 1891—1901. Wien, Verl. d. Leo-Gesellschaft. gr. 8°. 128 S.
Schwemer, Richard. Restauration u. Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgesicht. d. deutschen Einheit. (Aus Natur u. Geisteswelt. 37. Bdchn.) Leipzig, B. G. Teubner. 151 S. M. 1,— (1,25).
Zetsche, Ed. Bilder a. d. Ostmark. Ein wiener Wanderbuch. Innsbruck, A. Edlinger. gr. 4°. 218 S. mit 12 Vollbild. u. 80 Textbild. n. Orig.-Zeichngn. d. Verf. Geb. M. 20,—.

Schahovskoy-Gleboff-Strechneff, Fürstin. Drei russische Frauengestalten. Uebers. v. Frida Arnold. Mit e. Vorw. v. Kuno Fischer. Heidelberg, Carl Winter. 127 S. M. 2,— (3,—).

Berichtigung. Auf Sp. 837, Zeile 31 v. o. muß es heißen: der achtzigste Todestag von E. T. A. Hoffmann.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Charlottenburg, für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Amberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Drug Habits Quickly Overcome

Without pain, by the Keeley Treatment. Full information sent on request. Correspondence strictly confidential. Keeley Institute, Dwight, Ill.

Stammering

Its Cause and Cure. Sent on approval. Arthur J. Cushny, 1147 Hoyt Block, Detroit, Mich.

Write Your Name Plainly

Write your name plainly when you send for our free booklet telling how to make $5 to $25 a week in your spare time. Address Box 1, Collier's.

Wanted—Ideas

Who can think of some simple thing to patent? Protect your ideas; they may bring you wealth. Write for our free book, "How to Get Your Patent and How to Make Money." Fitch & Co., Patent Attorneys, Washington, D. C

Ben Hammouda & Co.

Ben Hammouda & Co.

Ben Hammouda & Co.

rings, kleine Franzosen, kleine Engländer, kleine Skandinavier, kleine Russen und kleine Italiener. Ich halte das für eine Schädigung unseres Schrifttums an sich und — unseres Publikums. Dieses verliert den Maßstab. Es hält das Fremde für bedeutend, weil es fremd ist, und geht am Heimischen vorüber. Es läßt Bücher, die sich mit den importierten zum mindesten messen können, beiseite liegen, wenn es nicht sogar erste Werke, die sich ersten Werken fremder Litteraturen ruhig an die Seite setzen lassen, gar nicht beachtet. Und gegen diese Uebersetzungslitteratur möchte ich protestieren. Ich weiß, der Sinnenkitzel, der vom schlechtesten Prévost ausgeht, ist stärker, als jede Belehrung, und das kleinste Problemchen, aus fremden Verhältnissen erwachsen, bedarf nicht besonderer Mittel der Darstellung, um eine Wirkung zu erzielen — aber es muß dennoch wieder einmal energisch gesagt werden: es ist genug! Wir, und besonders wir Litteraten, werden ja den Zusammenhang mit dem Ausland nicht verlieren wollen — aber es ist an der Zeit für uns, dem Publikum gegenüber hier ein wenig den Schulmeister zu spielen. Und den Uebersetzern und Verlegern gegenüber nicht minder. Albert Langen mit Björnson, Fischer mit Ibsen, Diederichs mit Tolstoi, Maeterlinck, Jacobsen, Fontane mit Maupassant, Langen noch mit Knut Hamsun e tutti quanti sollen gewiß und bestimmt ihre Verdienste zugesprochen erhalten, und wir werden ihnen immer für gute und vollständige Ausgaben dankbar bleiben; aber nun darf das Uebersetzen nicht ins Endlose getrieben werden, wie's besonders Langen thun läßt, der mit Prévost nicht fertig werden kann und aus verschiedenen Litteraturen zum Teil ganz interessante, aber in ihrer Beziehung auf unser Schrifttum und unser geistiges Leben doch bedeutungslose Werke auf den Markt wirft. In den Zeiten, da „Heimatkunst" ein Schlagwort geworden ist, ist's ja einesteils gut, durch den Anschluß an Fremdes nicht in enger Krähwinkelei zu versauern, andererseits erwächst daraus aber auch die Pflicht eines tieferen Besinnens auf uns selbst! Nur so kann die Heimatkunst den Boden zu ihrer Weite gewinnen.

Im Spiegel.

Autobiographische Skizzen.

X.

Isolde Kurz.

(Nachdruck verboten.)

Da ich leichtfertiger Weise das Versprechen gegeben habe, über mich und meine Produktion zu schreiben, finde ich mich jetzt in einiger Verlegenheit. Man hat keinen Ueberblick über sein eigenes gegenwärtiges Bild. Es giebt überhaupt kein Gegenwärtiges, denn alles Wesen ist ein stetes Werden. Der Weg, den wir gehen wollen, dehnt sich „dunkelhelle", nichts sehen wir klar als die Etappen, die hinter uns liegen. Ich kann nicht sagen, was ich bin, ich kann nur erzählen, wie ich wurde.

Eine Zeit, wo ich nicht dichtete, hat es nicht für mich gegeben. Sobald ich meiner selbst bewußt wurde, summte und flatterte es von Rhythmen und Reimen um mich her; für nichts hatte ich so scharfe Ohren wie für diese Klänge. Einen Sinn verband ich mit den wahrhaft „dionysischen" Hymnen, die ich im Garten auf- und abstürmend vor mich hinsang, natürlich nicht, es war nur ein Lallen von sangbaren Worten, in denen sich der innere Drang entlud. Erst im achten oder neunten Jahr mischte sich ein Zug objektiver Darstellung darein, und ich verfaßte nun ein Gedicht über Alexander den Großen, das zwar sehr ernsthaft gemeint, aber in seiner Trockenheit von unwiderstehlicher Komik war, denn ich hatte ihm ein Uebungsstück aus der lateinischen Grammatik, dem „Middendorf", fast wörtlich zu grunde gelegt. Kaum hatte ich es mit heiligem Eifer zu Papier gebracht, so war es mir auch schon von den Brüdern entrissen und ging im Hause von Hand zu Hand, natürlich unter Salven von Gelächter. Es wurde auswendig gelernt und mir bei jeder Gelegenheit erbarmungslos ins Gesicht gesungen oder recitiert. Und ich lachte selber mit, teils um nicht doppelt die Gefoppte zu sein, teils weil ich die unfreiwillige Komik meines Produktes wirklich verstanden hatte. Aber heimlich litt ich große Not, die unglücklichen Verse wurden zu Erinnyen, vor deren plötzlichem Auftauchen ich noch zitterte, als ich schon ein großes Mädchen war. Indessen ließ ich mich nicht abschrecken, sondern nahm einen höheren Flug und dichtete im Tone schillerscher Balladen weiter, denn jetzt begann Gelesenes auf mich einzuwirken. Ich hatte unendliche Zeit, da ich nicht zur Schule geschickt wurde, auch keinerlei regelrechten Privatunterricht genoß. Meiner ungewöhnlichen Frühreife und schnellen Fassungskraft wegen — ich konnte schon im dritten Jahr lesen, schreiben und uhlandsche Gedichte auswendig hersagen — und vielleicht auch ein wenig, weil ich doch nur ein Mädchen war, hielten die Eltern bei mir das Lernen für überflüssig, und seitdem die Brüder in die Schule gingen, wodurch der häusliche Unterricht wegfiel, blieb ich ganz den Händen der Mutter Natur und meiner Phantasie überlassen. Das bißchen lateinische Grammatik, das mir die Mutter am Morgen während des Haarkämmens beibrachte, bildete meinen einzigen festen Untergrund. Doch hatte ich zum Glück einen natürlichen Sprachinstinkt, so daß die leisesten Fingerzeige genügten, und daß mir auch später von den fremden Sprachen, die ich nur durch das Ohr lernte, der grammatische Bau sofort völlig durchsichtig war. Mit Ausnahme dieser morgendlichen Kämm- und Uebungsstunde, die sich meiner langen, unbändigen Haare wegen immer länger hinzog, als mir lieb war, lief ich völlig frei wie ein Füllen auf der Weide. Meine Weide aber war, außer den grünen Wiesen hinterm Hause, des Vaters Bücherzimmer, wo ich halbe Tage verkrochen saß, um im wirren Durcheinander alles zu verschlingen, was ich von den Regalen langen konnte; meine größte Leidenschaft war die Mythologie, besonders die griechische und die nordische. Der massenhafte Stoff, der sich in meinem Hirn anhäufte, machte sich dann wieder in heimlichen Produktionen Luft. Zwischen dem zehnten und zwölften Jahr unterhielt ich eine sehr rege Fabrik von Dramen, die zumeist unter dem Zeichen Voltaires standen, mit dem die Mutter mich früh bekannt machte. Die Stoffe hatte ich dem Plutarch und Herodot entnommen, die Blankverse, in denen ich die Stücke schrieb, gingen natürlich auf

hohen Stelzen. Nur einmal verließ ich den klassischen Boden, um in Eile das vaterländische Drama zu schaffen, das, wie es hieß, dem deutschen Volk noch immer mangelte. Ich wählte meinen Helden in der Geschichte von Württemberg, den schrecklichen Herzog Ulrich, der seinen Mundschenk Hans von Hutten wegen einer Liebesintrigue bei der Jagd im Schönbuch eigenhändig an einem Eichbaum aufknüpfte. Ich machte eifrig historische Studien und schrieb mein Stück diesmal in Prosa, auch legte ich die Stelzen ganz ab, um recht kräftig und eindringlich zu sein. Am Schluß mußte Ulrich von Hutten auftreten, um dem Tyrannen in einer lateinischen Schmährede das Weltgericht anzukündigen. Das Opus fand, vermutlich seiner kräftigen Sprache wegen, einen über alles Erhoffen freudigen Anklang in dem jüngeren Familienkreise, und unter den Geschwistern wurde einstimmig beschlossen, es alsbald aufzuführen. Die Szenerie bot keine Schwierigkeit, denn wir hatten noch vom Weihnachtsfeste her den Tannenbaum, der den schönbucher Wald darstellen mußte, zum Ueberfluß wurde noch auf die Hinterwand eines Kleiderschrankes mit grüner Farbe ein Eichbaum gemalt. Die Rollen waren verteilt und auswendig gelernt, die des gehängten Ritters war der Verfasserin selber zugefallen, zu Proben aber hatte man leider keine Zeit gehabt, weil der Tannenbaum schon seine Nadeln abzuwerfen begann. Es mußte also unverweilt zur Aufführung geschritten werden. Schon saß das Publikum, bestehend aus Eltern und Dienstboten, auf seinen Sitzen, der Vorhang sollte eben — nicht aufgezogen, sondern zur Seite geschoben werden, als ein schlimmer Zwischenfall das Stück zu Falle brachte, noch ehe es die Lampen gesehen hatte. Der erste Schauspieler, der die Titelrolle hatte, erklärte mir nämlich kategorisch, daß er unter keinen Umständen sich zu dem in der Rolle vorgeschriebenen Fußfall hergeben werde, und daß ich entweder die betreffende Szene noch in aller Eile abändern oder auf die ganze Aufführung verzichten müsse. Da ich nun an den Eingebungen des Genius nicht rütteln lassen wollte und jener Fußfall des Herzogs vor seinem Vasallen überdies historisch war, so glaubte ich keinesfalls nachgeben zu dürfen, und es entspann sich eine leidenschaftliche Diskussion unter den Mitspielern, die schnell in Thätlichkeiten und allgemeines Geheul ausartete. Das Familienhaupt mußte einschreiten, um den Frieden wieder herzustellen, und das vaterländische Drama wurde unter den heißen Thränen der elfjährigen Verfasserin auf immer begraben.

Nach dieser Katastrophe verlor ich die Lust an den dramatischen Lorbeern und wandte mich mehr und mehr der lyrischen Muse zu, die mir aber seltsamerweise nur zur Nachtzeit erscheinen wollte. Nie werde ich die Seligkeit ihrer nächtlichen Eingebungen vergessen, das entzückte Herzklopfen, bis alles vorüber war, und auch der letzte widerstrebende Reim sich eingefügt hatte. Ich wagte kaum einzuschlafen, aus Furcht, der Schatz verschwinde über Nacht. Und die innige Befriedigung, wenn er am Morgen noch da war! In der Nacht aufzustehen und ihn dingfest zu machen, war nicht möglich, weil ich mich sonst verraten hätte. Die Gedichte erschienen mir als das heimlichste und eigenste, was ich besaß; wenn eine fremde Hand sie berührte, wurden sie mir entwertet und entweiht. Und ich hatte mich jetzt doppelt zu hüten. Seit die Verse besser wurden, drohte mir die Indiskretion geschmeichelter Elternliebe, die mir ebenso viel Pein verursachte wie der Hohn der Brüder. Endlich mochte ich gar nichts mehr niederschreiben, und die Folge war merkwürdigerweise, daß der Strom versiegte. Als ich heranwuchs, verstummte ich ganz. Die Stimme, die mich so oft des Nachts entzückt hatte, ließ sich Jahre lang nicht mehr hören. Ich bedauerte es nicht, ich verschloß sogar absichtlich die Ohren gegen sie. Ein unwiderleglicher Instinkt sagte mir, daß diese Gabe mich von den Menschen trennte, mich einsam in ein Traumreich bannte. Mich aber zog es an allen Fasern ins Leben. Doch der freiwillige Verzicht nützte mir nicht das geringste, ich blieb dennoch in meinen Zauberkreis eingeschlossen. Poesie läßt sich nicht ablegen wie ein Kleid. Sie besteht ja nicht in der bewußten Thätigkeit, sondern in der angeborenen, unwandelbaren, durch nichts zu erwerbenden, durch nichts zu verscherzenden Stellung zu allen sichtbaren und unsichtbaren Dingen. Und so begrüßte ich es endlich doch als ein hohes Glück, als mir um die Wende des zwanzigsten Jahres die verloren geglaubte Gabe zurückkam, die mich von da an niemals wieder verlassen hat. Nur daß die lyrischen Eingebungen fortan an Perioden gebunden blieben, denen irgend ein stärkerer Anstoß vorausgehen muß. Alsdann steigt alles, was lange Zeit in der Tiefe geschlummert hat, gleichviel was sein Gegenstand sei, zusammen an die Oberfläche.

Und hier sei es mir gestattet, einer Erfahrung zu gedenken, die vielleicht auch andere schon gemacht haben, die aber meines Wissens noch niemals ausgesprochen worden ist. In Zeiten gesteigerter Produktivität begegnet es mir häufig, daß mich neben den brauchbaren und erwünschten Eingebungen lyrische Strophen umflattern, die mir zunächst ganz unverständlich sind. Sie deuten auf einen Zusammenhang, von dem ich nichts weiß. Wenn ich ihnen nachgehe, gerate ich ins Leere. Ich finde nichts weiter als einen Rhythmus, der eine besondere Stimmung andeutet, und ein paar sinn- und zusammenhangslose Verszeilen. Diese reizen und necken mich, bis ich sie in den hintersten Winkel meines Gedächtnisses verbannt habe. Von dort kommen sie erst Jahre später wieder heraus, als die natürlichen Glieder eines Ganzen, von dem ich damals noch nichts ahnen konnte, weil es einer völlig neuen Anregung, einem inneren oder äußeren Erlebnis, das ich unterdessen gemacht habe, seine Entstehung verdankt. Sie sind alsdann mit diesem Ganzen so notwendig und organisch verbunden, daß mir ihre frühere Einzelexistenz erst recht unbegreiflich erscheint. Dies ist also ein poetisches „zweites Gesicht", das eine noch ungeborene poetische Erscheinung oft lange Jahre voraus verkündet. Und nicht allein bei Versen, auch bei Prosadichtungen stellt zuweilen das seltsame Phänomen sich ein. Es stehen ganze Teile fertig vor meinem Geiste, zu einer Zeit, wo der Stoff, aus dem die Fabel gesponnen werden soll, mir noch gar nicht bekannt ist. Diese ungeladenen Geister erscheinen immer dann, wenn der Strom der Gestaltung am stärksten fließt. Sie hören den Ruf, der nicht an sie ergangen ist, und steigen mit herauf, sie drängen sich

zwischen mich und die Gerufenen, sie zupfen mich am Aermel, während ich schreibe, und locken abseits. Ich kann mich dann nicht anders vor ihnen retten, als indem ich neben mein Papier einen zweiten, ja mitunter einen dritten und vierten Bogen lege, worauf ich blitzschnell jene flüchtigen Einfälle notiere. Nach Jahr und Tag kommt erst der Rumpf zum Vorschein, dem diese Glieder angehören, und dem sie sich dann ganz natürlich einfügen. Ihr ungebetener Besuch aber ist eine der größten Störungen, die mir während der Arbeit begegnen können. Vielleicht ist es die Schuld einer regellosen Erziehung, die es mir schwer macht, die schweifende Phantasie lange Zeit in einer bestimmten Richtung festzuhalten und die dadurch jenen voreiligen Geistern Macht über mich einräumt. Jedenfalls aber wurzelt in ihrem Dasein mein fester Glaube, daß jedes Dichtwerk von Urbeginn vorhanden ist. Es liegt irgendwo verschüttet, bis ihm sein Autor geboren wird. Dieser hat alsdann nichts zu thun, als es zu heben, aber dazu braucht es, wie zu jeder Schatzgräberei, Ort und Stunde. Da kommt es denn zuweilen vor, daß ein Teil des Fundes vorzeitig aus dem Boden steigt, um sich seinem künftigen Finder anzuzeigen. Viele freilich bleiben auf immer ungehoben, wie es ja auch verwunschene Geister giebt, denen die Stunde der Erlösung niemals schlägt.

Nun wird man mich vielleicht des Mystizismus beschuldigen, doch das ist mir einerlei. Was ist das Mystische denn anders als ein Zusammenhang, den man empfindet, aber nicht sieht? Und welcher Vorgang ist dunkler als die dichterische Produktion? Schon in meinen Jugendgedichten habe ich scherzweise die Ueberzeugung von der Präexistenz der Dichtwerke ausgesprochen, indem ich vom Lied sagte:

Gefunden wird's und nicht erdacht,
Drum heißt der Sänger Trovatore.

Nein, wir machen nichts, es ist alles von Urbeginn fertig, wir entdecken es bloß. Michelangelo sah im rohen Marmorblock die Statue schon enthalten und pflegte zu sagen, daß er sie nur aus der Schale zu holen brauche. Aehnlich hebt der Dichter nur Schichten ab, hinter denen sein Werk schon ganz gestaltet ruht. Er hat dabei kein Verdienst als auf der rechten Spur geschürft und keine falschen Schichten angebohrt zu haben. Für das wesentlichste, die Eingebung selber, ist alles Mühen nutzlos, und der wache Wille schadet nur.

Lange Zeit glaubte ich, daß mir prosaische Darstellung versagt sei. Ich hatte mich nie dazu getrieben gefühlt, obwohl — oder vielleicht gerade weil ich schon vom dreizehnten Jahre an das Uebersetzen aus fremden Sprachen, der französischen, englischen, italienischen und russischen, als tägliche Beschäftigung zu betreiben hatte. So kam ich zu keinem eigenen Versuch. Da zeigte mir endlich ein liebenswürdiger Zufall unerwartet den Weg zur Prosaerzählung. Mein jüngster Bruder, den schweres Leiden oft monatelang ans Bett fesselte, war ein leidenschaftlicher Leser. In den Zeiten, wo seine Krankheit ihm eigenes Lesen nicht gestattete, ließ er sich vorlesen. Eines Tages wünschte er, daß ich ihm die soeben im Novellenschatz des Auslandes erschienene Erzählung von Bret Hart, „Goldene Träume", vorlesen solle. Ich hatte dazu keine Lust, denn die Geschichte war mir zu lang, deshalb behauptete ich kühn, sie schon zu kennen, was gar nicht der Fall war, und erbot mich, sie ihm frei nachzuerzählen. Der Knabe war es zufrieden, und ich improvisierte nun frischweg mein Märchen „Die goldenen Träume", dessen Sujet mit der Bret Hartschen Goldgräbergeschichte natürlich nicht das geringste gemein hat. — Das Quidproquo hatte solchen Erfolg, daß ich es immer wieder erzählen mußte, und am Ende schrieb ich es auf Wunsch des Kranken nieder in denselben Worten, in denen ich es mündlich vorgetragen hatte. Die Mühelosigkeit, mit der mir das gelang, bewies mir meine Befähigung zur Prosadarstellung, und kaum hatte ich diese Entdeckung gemacht, als ich sie auch in größerem Stil zu verwerten begann. Ich setzte mich und schrieb stracks eine Novelle. Das ging mit so siedender Geschwindigkeit, daß ich mir nicht einmal die Zeit nehmen konnte, die vollgeschriebenen Blätter neben mir aufzuschichten, ich schob sie, wie sie fertig wurden, einfach über den Tischrand und sauste weiter. Durchaus hatte ich dabei den Eindruck, daß mir diktiert würde und daß ich mit knapper Not imstande sei, zu folgen. Von sachlichen Schwierigkeiten, wie sie sich mir bei allen späteren Entwürfen so vielfach in den Weg stellten und die aus dem Konflikt der freischweifenden Phantasie mit den Realitäten des Lebens entspringen, war damals keine Rede. Der willige Pegasus nahm jedes Hindernis im Fluge. Ich schrieb drei Tage lang unausgesetzt vom Morgen bis in die tiefe Nacht, indem ich mir kaum zum Essen die Zeit gönnte, und ich empfand dabei die reinste Seligkeit, die mir nur des Nachts vor dem Einschlafen durch die Furcht getrübt wurde, ich könnte über Nacht eines plötzlichen Todes sterben und das Werk zum größten Schaden der Welt und meinem eigenen unvollendet hinterlassen. Als ich endlich den Helden samt der Heldin glücklich begraben und den Schlußstrich gemacht hatte, legte ich den Kopf auf den Tisch und weinte die süßesten Thränen meines Lebens.

Nun wünschte ich, daß das Werk auch die Welt im Sturm erobere. In einer illustrierten Zeitschrift fand es freundliche Aufnahme, aber es dauerte ein Jahr, bevor es in den Druck kam. Unterdessen hatte ich seine Mängel, die in der Jugend und Ueberschwenglichkeit der Verfasserin ihren Grund hatten, einsehen gelernt und war sehr unglücklich darüber, daß ich es nicht zurückziehen konnte, weil das Honorar schon bezahlt war. Bei dem heftigen Widerwillen, den es mir jetzt einflößte, war ich nicht imstande, die Korrektur zu lesen, was zur Folge hatte, daß die sinnlosesten Druckfehler stehen blieben und den Text vollends verzerrten. Schaudernd verbarg ich die Freiexemplare in einem tiefen Koffer, wo sie vielleicht noch heute liegen, und mein einziger Trost war der, daß die Geschichte wohl wenige Leser finden werde. Allein ich hatte mich verrechnet. Zu meinem größten Schreck fand sie vielmehr solchen Anklang, daß sie noch jahrelang in den verschiedensten Zeitschriften immer wieder nachgedruckt und sogar, wenn ich mich recht erinnere, in eine fremde Sprache übersetzt wurde, wobei die Druckfehler immer lustig mitgedruckt wurden. Die erste Novelle war ein ähnliches Schreckgespenst für mich geworden, wie das erste Gedicht. Ich sah nun

Digitized by Google

ein, daß ich das Leben doch noch nicht hinlänglich kannte, um es künstlerisch zu gestalten, und kehrte nach einigen kleineren Versuchen wieder in die Welt zurück, in der ich heimisch war, in die der Märchen und Phantasieen.

Aus dieser heraus war es nur ein Schritt zu den Florentiner Novellen. Hier muß ich gegen einen Irrtum protestieren, in den alle meine Rezensenten verfallen sind und der sich sogar in Litteraturgeschichten eingeschlichen hat. Man hat mich eine Schülerin Conrad Ferdinand Meyers genannt, weil ich ähnliche Stoffe behandelt habe wie er. Allein ich lebte in Florenz, der stillen Stadt der Vergangenheit, und diese Stoffe kamen wir unmittelbar aus der Luft des Landes, aus den Steinen am Wege zu. — Von C. F. Meyer kann ich schon deshalb nicht gelernt haben, weil ich ihn um jene Zeit noch gar nicht kannte. Da mich häusliche Verhältnisse zu einem äußerst zurückgezogenen Leben zwangen und außerdem die wenigen deutschen Familien, mit denen ich damals verkehrte, selbst wie auf einer einsamen Insel lebten, kamen mir gar keine deutschen Zeitschriften in die Hände; ich blieb in völliger Unkenntnis der litterarischen Vorgänge in Deutschland und glaubte in aller Einfalt, die Renaissancestoffe zuerst für die Dichtung entdeckt zu haben. Ohne des Dichters Lorbeer anzutasten, muß ich es doch aussprechen, daß C. F. Meyers künstlerische Prinzipien niemals die meinen gewesen sind, und hätten jene Kritiker etwas näher hingeschaut, so müßte sich ihnen das von selber aufgedrängt haben. Mein Lehrmeister für die Behandlung des historischen Stoffes in der Novelle war vielmehr mein Vater, aus dessen Mund ich nie ein Wort über diese Fragen vernommen habe, dessen Werke aber laut genug zu mir sprechen. Von ihm ist mir das Prinzip ins Blut gedrungen, niemals eine historische Person in den Mittelpunkt der Erzählung zu rücken, sondern sie nur als Nebenfigur zu gebrauchen. Auch war es mir wenig um das Zeitkostüm zu thun. Ich ging nicht wie C. F. Meyer von der Historie aus, um ihre Schatten zu beleben, sondern von den heute lebenden Italienern, in denen noch ein gutes Stück Renaissance erhalten ist, ich entkleidete sie der modernen Zuthaten, und indem ich ihre natürlichen Züge steigerte, suchte ich den Renaissance-Italiener wieder herzustellen.

Nach der günstigen Aufnahme dieser Novellen wurde es mir von vielen Seiten nahe gelegt, mich jetzt ganz auf die geschichtlichen Stoffe zu werfen. Ich war nunmehr auf die Florentiner Novellen abgestempelt und hätte nach der Meinung meiner wohlwollenden Leser den Büchermarkt von Jahr zu Jahr mit neuen kulturhistorischen Novellen oder Romanen beschicken sollen. Diese Erwartung habe ich enttäuscht, und es ist mir von manchen sehr verübelt worden, so daß mein nachfolgender Novellenband davon zu leiden gehabt hat. Es hätte ja in der That nahe gelegen, die schon gemachten Studien noch weiter auszunützen, und es wäre ein Leichtes gewesen, die einmal gefundene Tonart unter immer neuen Kombinationen und Variationen fortzusetzen. Allein dies konnte mir gar nicht in den Sinn kommen, denn ich hätte mich dabei lediglich um mich selbst gedreht. Ich betrachtete vielmehr jenen Cyklus als abgeschlossen, in dem ich von jeher nur eine Stufe gesehen hatte, denn es galt, sich immer näher an die Natur heranzuringen. Die tieferen psychologischen Probleme, die mich reizten, hätten in dem altertümlichen Gewand keinen Ausdruck mehr finden können. Ich hatte also meine Helden jetzt in der Gegenwart zu suchen, und um einmal dem Reiz des Stoffes gar nichts, der Kunst aber alles zu danken, griff ich in die niedrigen Volksschichten. So entstand ein großer Teil der Italienischen Erzählungen und Unsere Carlotta und vieles, was teils in Zeitschriften zerstreut, teils unvollendet in meinen Mappen liegen geblieben ist. Die Renaissancestudien sollten dabei trotzdem nicht verloren sein, sie gingen immer in der Stille weiter und werden demnächst, wenn auch nicht in novellistischer, so doch, wie ich hoffe, in künstlerischer Form ans Licht treten.

Daß ich auch in den modernen Stoffen zunächst dem italienischen Boden treu blieb, auf dem ich die größere Hälfte meines Lebens verbracht habe, hat seinen Grund nicht nur in der nahen Bekanntschaft mit diesem: das, was mir am meisten am Herzen liegt und immer liegen wird, die ungeschminkte und unverzierte Menschlichkeit, ist in Italien immer noch reiner anzutreffen, als irgendwo. In Deutschland ist alles nuancierter und blässer, vor lauten Ständen findet man da den Menschen nicht. Der Italiener dagegen hat eigentlich keinen Stand, obgleich der Unterschied der Klassen äußerlich viel stärker markiert wird. Der Vornehme duzt den Geringeren, allein dies ist nur eine wohlwollende, patriarchalische Form, etwas äußerliches. Im Denken, Fühlen, Handeln sind sie Gleiche, sind eben Menschen. Eine gleichmäßige Kultur hat die inneren Unterschiede ausgeglichen. Daher z. B. ein Liebesverhältnis zwischen einer hochgestellten Frau und ihrem Diener in Italien nichts so widernatürliches und empörendes an sich hat wie in germanischen Ländern. — Auch der einfache Ausdruck der Leidenschaft klingt nirgends so natürlich wie im Munde der Italiener. Deshalb liefert Italien den Dichtern ebenso wie den Künstlern die besten Modelle; alles ist hier tief, satt und einfach, und diese erdgeborene Menschlichkeit ist der Untergrund aller Kunst. So muß ja auch der Bildhauer den nackten Körper aufs genaueste kennen, selbst wenn er den bekleideten darstellen will.

Daß aber auch ein Mißstand dabei ist, wurde ich mir bald bewußt. Wenn man den Naturlaut, wie er aus italienischem Munde kommt, auch noch so natürlich und volkstümlich im Deutschen nachbildet, etwas vom feinsten und geistigsten wird beim Uebergießen in das andere Gefäß doch verschüttet, denn die familiäre Redeweise klingt im Italienischen kultivierter und graziöser, als in dem gröberen Deutsch. Auch giebt es bei Geschichten aus dem italienischen Leben der feineren Beziehungen so viele, die nur von dem, der lange im Lande gelebt hat, recht verstanden werden. Denn soviel der Deutsche auch jahraus jahrein in Reisehandbüchern über Italien liest, das italienische Wesen, das auf einer ganz verschiedenen Kulturentwickelung ruht, ist ihm bis zur Stunde noch völlig unzugänglich. Die fehlenden Voraussetzungen aber durch Erklärungen ersetzen, hieße jede künstlerische Wirkung zerstören. Diese Erfahrung verdarb mir ein wenig die Lust an italienischen Stoffen,

und ich ließ, wie so oft, ein massenhaft angehäuftes Material liegen, um mich ganz anders wohin zu wenden.

Meine frühen Jugendeindrücke einmal poetisch zu gestalten, war von jeher mein Wunsch gewesen, aber ich mußte erst völlig ausreifen, ehe ich die Hand daran legen konnte. Nicht nur, weil sie erst durch ein weites Zurückweichen an Plastizität gewinnen, sondern weil sie auch von allem Persönlichen, was daran haftete, gereinigt werden mußten. Ich war in meiner Heimat eigentlich völlig heimatlos gewesen. In der lächerlichen Enge einer württembergischen Kleinstadt — wenn auch Universitätsstadt des Landes — wo ich zwischen dem 10. und dem 20. Jahr lebte, war ich durch meine so ganz außergewöhnliche Erziehung, und weil ich beinahe nie unter die Leute kam, der Gegenstand der thörichtsten Fabeleien und der gehässigsten Anfeindungen. Daß ich ritt und die griechischen Dichter in der Ursprache las, galt für eine Auflehnung gegen die sittliche Weltordnung. Ich kann jetzt oft nicht ohne ein Lächeln mit ansehen, wie eine grüne weibliche Jugend sich mit Errungenschaften brüstet, die ihr kampflos in den Schoß gefallen sind, wie das Erlernen der klassischen Sprachen und körperliche Uebungen, Dinge, für die ich damals beinahe gesteinigt worden bin. Die Brüder, die doch derselben, allem Philisterium entgegengesetzten häuslichen Atmosphäre entstammten, kamen im ganzen glimpflich durch; sie gingen zur Schule, schlugen sich mit ihresgleichen herum und stellten dadurch das Gleichgewicht her. Aber alles, was die ganze Familie durch höhere Kultur und eine freiere Weltanschauung gegen die hergebrachten Meinungen sündigte, wurde auf das Haupt der heranwachsenden wehr- und ahnungslosen Tochter abgeladen. Diese fühlte sich bei lebendigem Leib zum Märchen werden, so dicht wucherte ein Gestrüpp der unsinnigsten Erfindungen und Verdächtigungen um sie her. Der stille oder laute Beifall des besten Teils der studierenden Jugend konnte ihr dagegen wenig helfen, denn das Gute hat nun einmal auf der Welt immer weniger Macht als das Böse. Ich bin gewiß, wenn ich das Unglück gehabt hätte, hundert Jahre früher auf jenem Boden zu leben, ich wäre einfach als Hexe verbrannt worden. Eigentlich hätte ich mir etwas darauf einbilden können, daß eine ganze Stadt mit mir Krieg führte. Das Komische aber, was mir freilich jetzt erst komisch erscheint, war, daß ich selber gar nicht auf den Kampf gestimmt war, sondern einfach vor mich hinlebte und gar nicht wußte, was ich damit in den Augen der Leute verbrach. Nur wenn mich wieder aus dem Dunkeln ein Pfeilschuß traf, wurde ich auf den „Herrn Jedermann" aufmerksam, der sich doch in seiner Zipfelmütze so wichtig dünkt und der mir das unschuldige Nichtwissen von seiner Existenz tausend mal übler nahm, als wenn ich ihn durch die schroffste Agitation gereizt und beleidigt hätte.

Ich kann also nicht an meine Jugendzeit als an goldene Tage zurückdenken. Dennoch liegt jener unvergängliche Glanz darüber, der nur immer heller scheint durch den Gegensatz mit allem Spätererlebten, weil er nicht von den Dingen herrührt, sondern von den frischen Augen, die sie angeschaut haben. Und eins ist es vor allem, was den Erlebnissen der Kindheit und ersten Jugend einen so einzigen Reiz verleiht: wir erkennen mit der Zeit, daß sie alle unsere späteren Schicksale im Auszug enthielten. Sie sind der Prolog, der den Inhalt des Stückes ankündigt, die Ouvertüre, in der die Hauptmotive der Oper anklingen. Es klingt aber auch das, was wir nie erleben sollen, was wir jedoch unserer Anlage nach erleben *könnten*, mit. Denn die Stellung des Individuums zur Außenwelt ist schon völlig fertig, aber noch von dem geheimnisvollen Element der unbeschränkten Möglichkeiten umflutet. Daher sind die Kinderjahre der wertvollste Teil jeder Autobiographie. Auf eine solche hatte ich es freilich nicht abgesehen; ich wollte nur den geistigen Gehalt in neuen Formen verdichten. Meine Kindheit war in die Uebergangszeit gefallen, wo der altersschwach gewordene deutsche Idealismus den damals „neuen" materialistischen Störungen Platz zu machen begann. Es war wohl die ödeste Zeit, die die deutsche Kultur gesehen hat, und ich hatte den Riß, auf dem ich stand, um so peinlicher empfunden, als ich mir trotz meiner Jugend völlig bewußt war, auf keiner der beiden Seiten heimisch zu sein. Mit der absterbenden alten Welt, deren Augen allzu ausschließlich nach innen gerichtet waren, befand ich mich in beständigem Widerspruch, und mit der neuen, nur auf *Kraft* und *Stoff* pochenden, die zwar die äußeren Formen erweiterte, aber das Geistige völlig auszuscheiden trachtete, hatte ich erst recht nichts gemein, sondern lebte weit voraus in der leider noch immer fernen Zukunft, wo es vielleicht eine deutsche Kultur geben wird, in der Geist und Form sich versöhnt haben. Aber der Untergang jener alten Welt hat, obgleich ich nicht zu ihr gehörte, in meiner Seele eine von leisem Humor umwehte elegische Spur zurückgelassen, und diese habe ich, nebst den anderen Jugendeindrücken, zum Teil in den Novellen „Von *dazumal*" niedergelegt. Nur zum Teil: das meiste ist noch zurück und wartet auf einen neuen Anstoß, da ich von anderen Interessen abgezogen, den Heimatbildern vorerst Valet gesagt habe.

Es ist ein eigenes Ding um das Chaos ungeformter Welten, das fort und fort wie eine wallende Masse den Dichter umgiebt. Sie verwandeln sich immerwährend, tauchen auf und unter nach seinem Ruf, und ihre Unendlichkeit und Bestimmbarkeit giebt ihnen einen unbeschreiblichen Reiz. Werden nun einzelne von den Nebelgestalten herausgegriffen und zu fester Form zusammengeballt, so staunt und erschrickt der Schaffende wohl selber vor der Schärfe und Bestimmtheit der Konturen, womit sie dann hervortreten; sobald sie aber fertig sind, fallen sie von ihm ab, sind ein Stück Außenwelt geworden, mit dem er nichts mehr zu thun hat. Daher man vielleicht den liebsten unter ihnen aus Liebe niemals Leben giebt.

Das ist in Kürze, was ich über mich selber aussagen konnte. Ich that es ungern, weil ich nicht gewohnt bin, mich geistig zu bespiegeln, und weil ich selbst nur an das Werdende denke, von dem ich doch nicht sprechen kann. — Und nun erwarte niemand, mich zum Schlusse ein Programm aufrollen zu sehen, man hat der Programme in Deutschland schon allzu viele. Ein Dichter kann der Welt nichts bringen als sich selbst, kann kein anderes Programm haben als seine Persönlichkeit. Die Stellung, die er zu den Dingen einnimmt, ist durch die Konstellation seiner Geburtsstunde bestimmt und wird

von den Strömungen des Tages nicht berührt. Sie heißt ihn die Rechte der Natur gegen die Konvention, die der Vorstellung gegen die gemeine Realität, das höhere Sittengesetz gegen die Alltagsmoral vertreten. Dazu braucht es keiner Parteien, keiner Koterieen, keines Feldgeschreis. Des Dichters Was ist das ewig Menschliche, das weder „alt“ noch „neu“ ist, sondern das gleiche zu allen Zeiten. Sein Wie aber hat erst recht nichts mit Parteiprogrammen zu schaffen, denn es hängt mit dem eigensten und zartesten zusammen: dem Geheimnis der Individualität.

Besprechungen

Neue historische Erzählungen.

Von Dr. **Max Ewert** (Hannover).

(Nachdruck verboten.)

Seit meiner letzten Anzeige im zweiten Aprilheft des vorigen Jahrgangs ist wieder eine erzählende Dichtung erschienen, die die gewaltige Persönlichkeit des korsischen Eroberers und die weltbewegenden, auf ihn zurückzuführenden Ereignisse zum Gegenstande hat. Ein echter Dichter, der von der Fülle und Bedeutung dieses Stoffes nicht erdrückt wird, sondern ihn zu meistern weiß, wird ihm immer noch neue und fesselnde Bilder entlocken können, und ein solcher ist Wilhelm Arminius (Wilhelm Hermann Schultze), der schon durch seine anmutige Erzählung „Die beiden Reginen“ gezeigt hat, daß er es versteht, mit Geschick und Geschmack in die Tiefen der Vorzeit hinabzutauchen und gediegene Schätze ans Licht zu bringen. Sein neuer Roman, „Yorks Offiziere“[1]), ist weit bedeutender, als diese kleine Erzählung. Er läßt jene ewig denkwürdige Zeit vor uns lebendig werden, in der preußische Truppen gezwungen wurden, unter Napoleons Fahnen nach Rußland zu ziehen und gegen diejenigen zu kämpfen, die doch ihre Freunde waren, bis schließlich selbst ein so königstreuer Mann wie York es für notwendig hielt, die Maske abzunehmen und offen auf die Seite Rußlands zu treten. Karl, ein Sohn des alten Generals von Clausewitz, der das Friedenshaus in Tilsit bewohnt, ist bei dem Ausbruch des Krieges, wie viele andere Vaterlandsfreunde, zu den Russen übergegangen, Alfred jedoch, sein jüngerer Bruder, hält einen solchen Schritt nicht mit seinem Fahneneid und dem Befehl des Königs für vereinbar, bleibt bei seinem Truppenteil, kommt mit ihm in unmittelbare Umgebung des Marschalls Macdonald, rettet diesem sogar bei einem Streifzug das Leben und gewinnt es über sich, von dem Verhaßten das Kreuz der Ehrenlegion anzunehmen. Dann ist's aber mit seiner Selbstbeherrschung vorbei; er zerschmettert die Büste Napoleons und wird dafür gefangen genommen; seine Kameraden jedoch befreien ihn und ziehen unter seiner Führung zu York, den sie durch ihren Abfall zur Verbindung mit Rußland drängen wollen. Alfred findet zwar dabei den Heldentod, aber sein Ziel ist erreicht: der General unterzeichnet die berühmte Konvention zu Tauroggen und giebt damit das Zeichen zur allgemeinen Erhebung Preußens. Dies ist der Höhepunkt der Dichtung, der sehr geschickt von Anfang an vorbereitet wird, und auf den die ganze Handlung mit fortgesetzter Steigerung zusteuert. Der teilweise düstere Ernst der militärischen und politischen Szenen wird gemildert durch zwei in die Haupthandlung verflochtene Liebesdramen, von denen das eine eine etwas dunkle, phantastische und unwahrscheinliche Tragödie, das andere dafür um so schlichter, schöner und erfreulicher ist. Die Charakteristik der auftretenden Personen ist fast durchweg sehr gelungen. Mit reifer Kunst ist der Kampf in Yorks Brust zwischen seinem Pflichtgefühl und dem Drang der Umstände geschildert, und ebenso sicher und ergreifend der zehrende Seelenkampf bei Alfred zwischen den Forderungen des Vaterlandes, seiner Familie und der Kameraden, seinem Fahneneid und dem Zuge seines Herzens. Als Meister zeigt sich Arminius auch im Aufbau mächtiger, dramatisch wirkender Szenen mit großartigen Bühneneffekten, die freilich oft auf Kosten der inneren Wahrheit und Glaubwürdigkeit herausgearbeitet sind. Noch mehr als manche Unwahrscheinlichkeiten stört eine bisweilen aus verschiedensprachigen Brocken gemischte Ausdrucksweise. Welcher französische Sergeant wird zu seinem Vorgesetzten sagen: „Mon capitaine, ich — ich — par dieu, der Preuße hat angefangen“! Macdonald sagt zu Napoleons Büste: „Alle, alle für Dich, mon chéri, mon ami, Du Großer, Du Starker!“ und Napoleons Schwester zu derjenigen Alfreds: „Mademoiselle, quel plaisir, eine Gefährtin zu haben!“ — Stellen, die in die Zeichnung Farbe hineinbringen sollen, aber geschmacklos und widersinnig sind. Solche kleinen Schwächen werden aber wieder reichlich aufgewogen durch das den Roman durchglühende echt patriotische Feuer und die glänzende Verherrlichung der preußischen Offiziersehre.

Nur zum Teil gehört hierher das Buch: „L'Aiglo et l'Aiglon. Napoleon I. und sein Sohn. Der Lebensroman eines Enterbten“ von Moritz von Kaisenberg[2]). Mindestens zur Hälfte enthält es rein geschichtliche Darstellung nach Geschichtswerken, Memoiren und Briefsammlungen; diese historische Schilderung hat nun durch Ausmalung der Situationen und Vorgänge, durch Anführung erfundener Selbst- und Zwiegespräche einen romanhaften Aufputz bekommen, der das wenigst Gelungene an dem Buche ist. Auffällig ist der parteiische Standpunkt des Verfassers, der bei glühender Verehrung Napoleons und seines Sohnes Marie Louise gegenüber oft geradezu gehässig wird. Die Darstellung ist zuweilen ungeschickt, zuweilen nicht genügend ausgeglichen; so sind z. B. von den zahlreichen abgedruckten Briefen einige im Urtext, andere — ohne ersichtlichen Grund — ganz oder teilweise in der Uebersetzung wiedergegeben. Auch Wiederholungen kommen vor und ebenso Stellen, die sich widersprechen. Das Deutsch ist oft sehr anfechtbar, („Sie schrieb einen Brief, den sie nachher wieder zerriß und die einzelnen Bruchstücke in das Kamin warf“, „Die Stellung, die dem Sohne Napoleons würdig ist“, fortwährend Inversion nach „und“ u. dgl. m.), noch störender ist aber auch hier das Gemisch verschiedensprachiger Worte und Sätze; so sind geradezu ungeheuerlich folgende Worte Napoleons zum Herzog von Bassano: „Ha — tu as raison — nein, ich werde das da nicht unterzeichnen. — Allez und fertige diesen meinen Willen aus“! Immerhin muß anerkannt werden, daß der Verfasser bei der Benutzung entlegener Quellen geschickt vorgegangen ist und die Geschichte dieses unglücklichen Prinzen, der auf die Erfüllung aller in der Kindheit gehegter Hoffnungen verzichten mußte, mit viel Temperament niedergeschrieben hat, und so bildet das reich ausgestattete, nur gar zu viele Druckfehler aufweisende Buch doch eine anziehende, zuweilen fesselnde Lektüre.

Eine eigene Gruppe können drei litterarhistorische Novellen bilden. Mit lebhafter Phantasie zaubert Paul Albers[3]) aus alten Chroniken, den mittelalterlichen Liedern vom Wartburgkrieg und anderen Dichtungen

[1]) Stuttgart 1901, J. G. Cottasche Buchhdl. Nachf. 397 S. M. 3,50.

[2]) Ein Zeit- und Lebensbild in drei Abschnitten nach bisher wenig bekannten Quellen in ganz neuer Beleuchtung dargestellt und mit zahlreichen Originalporträts sowie andern Illustrationen versehen. Leipzig 1901, Verlag von Heinr. Schmidt und Carl Günther. Lex.-8°. 279 S. M. 7,50 (10,—).

[3]) Am Wartburghof. Eine vaterländische Erzählung aus den Jahren 1207 und 1208. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender, 1902. 254 S. M. 3,50.

jener Zeit ein glänzendes, farbenfrohes Bild vom Leben und Treiben am Hofe Hermanns von Thüringen zu Anfang des 13. Jahrhunderts und besonders von dem zweimaligen Sängerkrieg hervor. Freilich führt ihn seine Phantasie zuweilen gar zu weit von dem Realen, d. h. von den geschichtlichen Thatsachen, fort. So ist die Landgräfin Sophie Wolframs Muse, die ihn nicht bloß zur Abfassung des „Parzival" begeistert, sondern der er — bekanntlich des Schreibens und Lesens unkundig — die Dichtung in die Feder diktiert, zu der er aber nach und nach auch von immer stärkerer Liebe ergriffen wird; Sophie, der der Dichter auch nicht gleichgiltig ist, gesteht ihm ihre Neigung in einer schwachen Stunde ein, zeigt sich aber gleich darauf wieder als das starke, dem Gatten treu ergebene Weib. Ebensowenig kann man dem Verfasser folgen, wenn er Hermann und den Zauberer Klingsor als „die beiden eigenartigsten und bedeutendsten Männer der Zeit" hinstellt und diesen Prophezeiungen auf den Glanz des Hohenstaufengeschlechts, den Fall der Welfen, das Erscheinen des Burggrafen von Nürnberg auf märkischem Sande und die Wandlungen des brandenburgischen Kurfürstentums zum preußischen König- und deutschen Kaisertum aussprechen läßt. Daß er die auftretenden Sänger (auch Heinrich von Ofterdingen) bestimmt charakterisiert und sie in Situationen hineinbringt, die sich aus der Ueberlieferung nicht nachweisen lassen, ist sein gutes Recht, nur geht er auch darin oft zu gewaltsam vor, und ebenso muß es entschieden getadelt werden, daß er Gedichte, die er anführt, willkürlich verändert. Geschicklichkeit in der Komposition, in der Darstellung innerlich erschauter Szenen und Situationen ist Albers nicht abzusprechen; doch ist manches, was er erzählt, unwahrscheinlich und selbst unmöglich.

In eine etwas spätere Zeit des Minnesangs führt uns Carl Felix von Schlichtegroll in der Erzählung „Ulrich von Liechtenstein[4]). Sie bildet den zweiten Band einer Novellenfolge, in der er den Masochismus wiederaufleben läßt. Die „Hexe von Klewan", die den Gegenstand der ersten dieser Novellen bildet (Dresden 1901), ist ein galizisches Weib, das kein anderes Streben hat, als alle Männer unter die Füße zu bringen, sie mit Fußtritten, Peitschenhieben und tausend anderen empörenden und anwidernden Grausamkeiten demütigt und sie dann noch zwingt, ihr Hände und Füße zu küssen. Auf der Suche nach derartigen Stoffen mußte Schlichtegrolls Blick auch in jene Zeit fallen, wo die Ritter kein größeres Glück und keine edlere Aufgabe kannten, als einer frouwe zu dienen, und oft selig waren, wenn sie das Wasser, in dem sich jene wusch, trinken und sich von ihr zu allerlei mehr oder minder erniedrigenden Liebesdiensten benutzen lassen durften. Die Gräfin von Pfannenberg, die Heldin der vorliegenden Erzählung, ist eine neue Auflage der „Hexe von Klewan", von strahlender Schönheit, aber zugleich von ausnehmendem Hochmut, voll Sinnlichkeit, Roheit und Grausamkeit. Als Mädchen hatte sie gehofft, sich einmal einen edlen, stolzen, reckenhaften Helden unterwerfen zu können; als dieser aber ausblieb, lernte sie das ganze niedrige, kriechende, feige, um die geringste Spur ihrer Gunst buhlende männliche Geschlecht verachten. Ihre „Gefangenen", die andere Ritter in ihrem Dienst beim Turnier besiegt und ihr dann zugeschickt haben, benutzt sie zu den niedrigsten Arbeiten, und als einer von ihnen, der Junker von Wyl, ihr trotzt, wird er durch Peitschenhiebe, Hunger und alle erdenklichen Qualen schließlich doch niedergezwungen; als er aber dem Tode nahe ist, verliebt sie sich in ihn, heilt ihn und führt mit ihm — ihr Gatte nimmt an einem Kreuzzeuge teil — ein um so abstoßenderes Liebesleben, als er, von ihren körperlichen Reizen bethört, nichts weiter als ihr Sklave ist. Diese Pfannenbergerin macht Schlichtegroll nun zur Herrin Ulrichs, der — obwohl verheiratet — um ihre Gunst wirbt und in ihrem Dienst alle jene Narrheiten verübt, die Ulrich selbst in seinem berühmten „Frauendienst" geschildert hat. Trotz aller Demütigungen erlangt er von ihr keinen anderen Lohn, als daß er von ihr aus dem Fenster ihrer Burg in die Tiefe gestoßen wird. Bald darauf aber nimmt sie ein schlimmes Ende. Um den Wyler, der sich von ihr abzuwenden beginnt, weiter an sich zu fesseln, setzt sie ihm auf den Rat einer Zauberin das lecker zubereitete Herz seines besten Freundes, der sich in ihrer Gewalt befindet, vor. Bald entdeckt er die Greuelthat, ersticht die Gräfin und steckt ihr Schloß in Brand. Man sieht, daß es dem Verfasser nicht auf ein bloßes Zeitgemälde, auf eine schlichte Wiedergabe von Ulrichs Leiden und Freuden ankommt, sondern vielmehr auf die Darstellung der ungeheuren Macht, die jenes Weib durch seine körperlichen und seelischen Eigenschaften über das ganze andere Geschlecht hat. Diese Aufgabe hat er auf seine Art auch gelöst. Er besitzt ein hervorragendes Erzählertalent, vermag die geschilderten Handlungen psychologisch zu vertiefen und ein — allerdings einseitig gefärbtes — Bild der Vergangenheit zu entwerfen. Schließlich aber ist man, wie bei der „Hexe von Klewan", froh, wenn man das Buch schließen darf; auf gesunde Naturen kann eine so raffinierte Schilderung weiblicher Geilheit und männlicher Liebestollheit nur abstoßend und ekelerregend wirken.

Die bekannte, auch von Konrad v. Würzburg und Uhland besungene Geschichte vom Kastellan v. Coucy, an die der Schluß der eben erwähnten Erzählung anklingt, bildet den Eingang zu der dritten der hier zu besprechenden litterarhistorischen Novellen, „Rüdiger von Manesse", wo sie der Ritter von Toggenburg seiner Gemahlin Ida vorlesen läßt, da er ohne Grund argwöhnt, sie stehe in verbotenen Beziehungen zu dem in der Nachbarschaft wohnenden Minnesänger Rüdiger von Manesse. Die alten Sagen von dem Toggenburger, der heiligen Ida und dem schweizerischen Minnesänger und Liedersammler sind dann in eigenartiger, reizvoller Weise miteinander verknüpft. So ist dieser récit légendaire von dem elsässischen Dichter und Geschichtsforscher Ludwig Spach (Pseudonym Louis Lavater), den Hermann Ludwig v. Jan einfach, aber anziehend ins Deutsche übertragen hat, durch seinen Inhalt von Interesse, der an verschiedene Dichtungen von Simrock, Schwab, Schiller und Keller erinnert. Derselbe vornehm ausgestattete und von H. Ganier-Tanconville mit reichem, wenn auch nicht immer sehr gelungenem Buchschmuck versehene Band[5]) enthält noch eine andere französische Geschichte, „Les Enfants des Vosges" von Coiffier de Moret (Paris 1808 erschienen), die unter dem Titel „Kindlicher Opfermut" ebenfalls von L. v. Jan frei ins Deutsche übertragen worden ist und die höchst unwahrscheinliche Rettung eines in den Wirren von 1793 in Lebensgefahr geratenen elsässischen Greises durch zwei mutige Kinder erzählt.

Auch von den beiden bekanntesten lebenden Vertretern des historischen Romans, Felix Dahn und Wilhelm Jensen, liegen neue Erzählungen vor. Unter dem Titel „Der Vater und die Söhne"[6]) liefert der erstere den 13. Band seiner langen Reihe der „Kleinen Romane aus der Völkerwanderung", der die politischen und religiösen Kämpfe des Gotenkönigs Leovigild und seiner beiden ganz verschieden gearteten Söhne mit den von Rom und Byzanz unterstützten Franken und Sueben schildert. Der Konflikt, der dadurch gegeben wird, daß der ältere der beiden Söhne und seine Gattin auf der Seite des Papstes und damit der Feinde des Vaterlandes stehen, ist ebenso, wie seine tragische Lösung, kraftvoll und packend dargestellt, aber das Ganze ist weit mehr Skizze, als wirklicher Roman; die Sprache, obwohl meist bestimmt und wuchtig, ist oft gar zu knapp und bietet ebenso, wie die ganze Darstellung,

[4]) Die Venuspeitsche. Band II. Dresden, H. R. Dohrn, 1902. 310 S. M. 4,—.

[5]) Verlag von F. X. Le Roux & Co., Straßburg i. E., gr. 8°, 280 S., M. 3.

[6]) Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel, 1901. 8°, 128 S., M. 2,— (3,—).

mehr Andeutungen als Ausführung. Durch eine so skizzenhafte Behandlung werden uns die Vorgänge, die uns an sich unendlich fern liegen, nicht nahe genug gebracht, sodaß wir bei der Lektüre nicht recht warm werden. So zeigt das Werkchen weder eine neue Seite, noch einen Fortschritt in Dahns Dichtung.

Im großen und ganzen gilt das auch von dem neuesten Roman des rastlos thätigen Wilhelm Jensen: „Die fränkische Leuchte“[1]). Der Schauplatz, das kleine meiningensche Städtchen Heldburg mit der stolzen, Koburg gegenüberliegenden Veste (die „fränkische Leuchte“ genannt — „denn sie leuchtet ins Niederland weit umher“) und die Hügel und Thäler und Kuppen und Wälder ringsum, das alles giebt Anlaß zu den an Jensen längst geschätzten prächtigen Natur- und Landschaftsschilderungen. Das Jahr 1632, in das er uns führt, ist für ihn wie geschaffen: Eine kurze idyllische Friedenszeit, dann Ueberfall durch eine wilde Raubrotte, Streifzüge Kaiserlicher und Bernhards v. Weimar, der Brand einer halben Stadt, ein furchtbares Unwetter mit echtem Knalleffekt — alles für seine Erzählungsart außerordentlich geeignet. Die Handlung bildet wieder ein kunstvolles Gewebe aus zahlreichen, so eng verschlungenen Fäden, daß sie in Kürze kaum wiedererzählt, sondern nur angedeutet werden kann. Konz Hoffmann, der Sohn einer als Hexe verbrannten Frau, ist nach langen Irrfahrten Hauptmann einer Räuberbande geworden und hegt keinen glühenderen Wunsch, als an allen, die den Tod seiner Mutter verschuldet haben, Rache zu nehmen. Unerkannt geht er auf die Heldburg, wo er als Söldner aufgenommen wird, und kommt dabei mit seiner einstigen Gespielin Trudberga wieder zusammen, zu der ihn bald eine innig erwiderte Neigung erfaßt. Im Begriff, sie zu seiner Gemahlin zu machen, erfährt er vom Pfarrer Martin Bötzinger, daß ihre inzwischen verstorbene Mutter die Hauptschuld am Tode der seinigen hatte. Nun stößt er sie fort; sie wird tiefsinnig, auf Veranlassung einer Nebenbuhlerin auch als Hexe angeklagt, verurteilt, einmal gerettet, dann wieder ins Gefängnis geworfen und soll schon auf den Scheiterhaufen geführt werden, als Bernhard von Weimar, von Trudbergas edler Gönnerin, der Freifrau Landegart von Gleichberg, auf geradezu wunderbare Weise noch rechtzeitig herbeigeholt, erscheint und sie rettet. Inzwischen hat Konz mit Hilfe seiner Raubgesellen durch Verrat die Veste erobert, ist dann aber von dem früheren Kommandanten überfallen und gefangen genommen worden, soll seinen Verrat am Galgen büßen, wird aber von Bernhard, wieder auf Veranlassung jener Freifrau, begnadigt und in Sold genommen. Schließlich wird dann natürlich aus ihm und Trudberga ein glückliches Paar. Das Interesse, das Jensen uns für diese durchaus nicht immer glaubhafte Handlung einzuflößen weiß, wird noch erhöht durch bunte Volksszenen mit gut getroffenem Zeitkolorit, prächtige Stimmungsmalereien, traumhaft idyllische Liebesszenen und durch eigenartige Charaktere, wie besonders einen alten, heidnischen, ganz im Ideenkreise der alten Germanen lebenden Schäfer, eine echt jensensche prachtvolle Phantasiegestalt; dazu dann noch der gewaltige historische Hintergrund, der allerdings nur eben als Hintergrund und nicht um seiner selbst willen dargestellt ist, die Leidensgeschichte des unglücklichen Herzogs Johann Casimir und seine Liebe zu jener Freifrau von Gleichberg — alles das macht den Roman zu einer interessanten, fesselnden Lektüre, ohne daß er darum ein hervorragendes Kunstwerk wäre, denn dazu trägt er, von allem anderen abgesehen, zu oft den Stempel des Flüchtigen, sowohl in der Darstellung, als besonders in der Sprache, die fürchterliche Entgleisungen aufweist. („Sie wußte nicht, wer der fremde Mann in Pfarrertracht gewesen sei und von ihr gewollt habe“, „Da zuckten nach flüchtigem Herabgefallensein die Augenlider des Schäfers wieder in die Höh'“ u. s. w. u. s. w.).

[1]) Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1901. 507 S., M. 7,— (8,—).

Lehrreich ist ein Vergleich zwischen diesem Roman und dem trefflichen „Martin Bötzinger“ von J. H. Löffler[2]), zu dem der erstere in mancher Hinsicht eine Art Fortsetzung bildet. Beide haben offenbar aus denselben Quellen geschöpft, von denen die wichtigste die schon aus Freytags „Bildern“ bekannte Selbstbiographie des Landpfarrers Bötzinger ist. Aber sie haben diese Vorlagen ganz verschieden aufgefaßt und verwertet; das zeigt sich nicht nur in den Charakteren der gleichzeitig in beiden auftretenden Personen und in einigen ähnlichen Situationen und Vorgängen, sondern auch in der ganzen Darstellung: Löffler zeigt noch nicht die große Gewandtheit, den äußeren Glanz und den Stimmungszauber Jensens, er ist einfacher, ruhiger, dafür aber um so fester, gediegener, zielbewußter und humorvoller.

Wie geschätzt Jensens Erzählungen beim Publikum sind, zeigt der Erfolg seiner älteren Romanfolge „Aus den Tagen der Hansa“, deren erster Teil, „Dietwald Wernerkin“[3]), soeben in dritter Auflage erschienen ist, die von den beiden anderen Teilen auch schon vorbereitet wird. Vergleicht man dieses Werk mit seinen neuesten historischen Romanen, „Um die Wende des Jahrhunderts“, „Heimat“ und dem eben gekennzeichneten, so sieht man leicht, daß Jensen bei allen seinen Schwächen doch wesentliche Fortschritte gemacht hat. Dort kaum mehr als eine geschichtliche Abenteuermär, die viel zu sehr ausgeklügelt und berechnet ist, und bei der es fast nur auf äußere Handlung, wenig oder gar nicht auf Verinnerlichung und seelische Vertiefung ankommt, während in den neueren Werken alles viel reicher ausgestattet, geschickter komponiert, in tiefere, leuchtendere Farben getaucht, von echt dichterischem Stimmungszauber übergossen ist und auf die Darstellung von Seelenwandlungen ebensoviel Wert gelegt wird, wie auf die Führung der Handlung. Was könnten wir von Jensen für reife Kunstwerke erhalten, wenn er nur den dritten Teil von dem schüfe, was er jetzt hervorbringt, und sein herrliches lyrisches Talent, seine alles umspannende Phantasie und seine seltene Erzählerkunst in straffe Selbstzucht nähme!

[2]) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1897; 2 Bde.
[3]) Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Leipzig, Eduard Avenarius, 1902. 8°, 221 S., M. 2,— (3,—).

Heidelberger Novellen.

Neue Novellen. Von Adolf Schmitthenner. Leipzig, F. W. Grunow, 1901. Preis gebd. 6 Mk.

Es ist noch nicht lange her, daß eine kurze Darstellung unserer derzeitigen badischen Dichtung in diesen Blättern mit der Frage beschlossen wurde, ob eine künftige Zeit kräftigere Töne, sattere Farben bringen werde. Ich freue mich, heute ein Buch anzeigen zu dürfen, das in einzelnen Partieen solche volleren Töne anschlägt, das Werk eines Schilderers, der wirklich sattere Farben auf der Palette hat. Der heidelberger Stadtpfarrer Adolf Schmitthenner hat schon in seinem Novellenband: „Ein Michelangelo“[1]) plastische Kraft, großzügigen Linienschwung, intimste Beobachtungsgabe an den Tag gelegt. Schon hier war etwas von jener Proteusnatur zu spüren, der die Gebärde des Tragikers ebenso liegen muß wie der Tanzschritt der komischen Muse. Hier handelte es sich nicht um eine Spezialität, wie sie Hansjakob oder die Billinger ausgebildet haben, sondern um das Schaffen einer umfassenderen Natur. Mit dem Roman „Leonie“[2]) gab Schmitthenner dann sehr feine und

[1]) Leipzig, bei Fr. W. Grunow.
[2]) Ebenda; besprochen (mit Schmitthenners Porträt) im LE II, 511 ff.

zugleich packende Problemkunst und zeigte eine Weite des Blickes, die für den Beruf, den er ausübt, nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Die gesunde Sinnlichkeit seines Wesens paarte sich hier mit jener Delikatesse des Aestheten, die vieles, ja fast alles sagen kann, ohne jemals den poetischen Blütenstaub zu verwischen oder zu verlieren. Der naturalistische Roman, in den Heimatboden versetzt, hat hier ein in unserer badischen Litteratur einzigartiges Seelengemälde geschaffen. Nach diesem Wurf hat uns nun der Dichter neuerdings ein Novellenbuch gegeben, das wiederum seinen Trieb zeigt, als vielseitiger Schöpfer zu wirken; das aber vor allem in seinem historischen Teil bedeutsam erscheint, da es thatsächlich ein Stück jener Goldader verrät, von der uns Scheffel so funkelnde Schätze gehoben hat. Annoch bescheidener. Aber wir hoffen auf die Zukunft.

Einen wahrhaft künstlerischen Blick zeigt Schmitthenner in der Wahl des Stoffes. Die Stoffe, die er behandelt, sind einfach, entfalten sich leicht und geben ihm Gelegenheit, seine volle Eigenart zu zeigen. Die Novellen spielen in Heidelberg zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Schmitthenner hat es durchaus verstanden, das Grollen dieser Kriegsbrandung in seine Novellen hereintönen zu lassen. Das eine Mal handelt es sich um die humoristische Verwertung einer landesherrlichen Verordnung jener Zeit, die die Eheschließung von einem Religionsexamen abhängig machte, dem die zukünftigen Eheleute unterworfen wurden. Welch anmutige, leichte Ranken weiß Schmitthenner um diesen Aktenfund zu spinnen! Wieviel feiner Humor steckt in dem Pfarrer dieser Novelle, dem halb polternden Eiferer, halb menschlich fühlenden Seelenhirten! Eine andere Erzählung — Tilly in Nöten — zeigt uns in sehr charakteristischer Weise den vielgeschmähten Feldherrn und seine Umgebung in Heidelbergs Mauern. Man darf sich über die knappe Verwendung der Mittel, über die feine, vornehme Konturierung in dieser Novelle wirklich aufrichtig freuen. Tilly selbst, der finstere, schwermütige, weltabgewandte Kriegsheld, erhält gleichwohl einen Schimmer von Humor, der von zweien, jeder in ihrer Art glücklich gefaßten und hingestellten Frauengestalten auf ihn fällt: das sinnig-kecke heidelberger Bürgerkind Susanna, eine rechte Pfälzerin, die kein Blatt vor den Mund nimmt, wo es zu sprechen gilt — und die mit flotten Farben gemalte Hauptmännin Libuschka, „die böhmische Hexe". Gerade an dieser Gestalt zeigt sich Schmitthenners Beherrschung des sinnlichen Kolorits und das auch sonst überall angenehm auffallende Verständnis für das Wesen des „Ewig Weiblichen". Der Schluß der Erzählung fällt ein wenig stark ins Idyll.

Die Perle dieser Erzählungen ist „Der Wildfang". Es liegt über dieser ergreifenden Geschichte der Hauch alter Volkslieder und ihrer einfach-großen Motive und zugleich die satte und doch keusche Farbengebung altdeutscher Meister. Die Gesellentreue und ihre Gefährdung durch die Liebe zweier Gesellen zu einem und demselben Mädchen ist das Motiv des „Wildfangs". Wenn zwei Gesellen einander besonders liebgewonnen hatten, wurden sie „Herzbrüder"; sie ritzten jeder dem andern ihr Zeichen in den Arm, und nun war die Freundschaft auf Lebenszeit geschlossen. Wer seinen „Herzbruder" verriet, der machte sich in den Augen der Gesellen eines todeswürdigen Verbrechens schuldig. In der Geschichte Schmitthenners ist der eine der Gesellen ein sogenannter „Wildfang". Nach einem alten Rechte, das Kurfürst Friedrich V., der Winterkönig, wieder hervorholte, um seine Kassen zu füllen oder Soldaten zu pressen, ist dem Landesfürsten eder zinspflichtig, gewissermaßen hörig, der von zweifelhafter Geburt oder rechtlos oder sonst ein unsicherer Kantonist im Sinne jener Zeit war, wenn es ihm nicht gelingt, innerhalb einer bestimmten Zeit Haus und Hof im Lande zu erwerben. Der wackere Schmiedegeselle Valentin stammt aus einer Ehe, die einen finstern Schatten über sein Leben wirft. Die Mutter dieses kraftvollen und tüchtigen Menschen hat ihren Vater vom Henkerkarren geheiratet; auch nach altem Recht und Brauch, nach dem eine unbescholtene Jungfrau einen zum Tode Verurteilten erretten konnte, wenn sie ihm ihre Hand reichte zum Ehebund. Valentin hat doppelt Ursache, das Geheimnis seiner Geburt zu hüten. Man ist in Heidelberg zu der Zeit besonders scharf hinter den Wildfängen her — und dann hat er sich mit der schönen, stolzen Kunigunde, der Turmwächterstochter von der Heiliggeistkirche, einem echten Racegeschöpf, versprochen. Wundervoll ist die Geschichte dieses Verlöbnisses geschildert. Richtschwert und Armesünderglocke spielen darin eine poesievoll-unheimliche Rolle. Ein armer Sünder soll hingerichtet werden. Kunigunde ist dem Gesellen Valentin beim Putzen des neugeglätteten und -geschliffenen „Kitzelsteckens", wie der Büttel mit grausamem Witz das Richtschwert nennt, unter allerlei Hin- und Herreden heimlich glühender Liebe behilflich. Sie haben dabei die Sprüche auf dem Schwert gelesen, und einer:

> Wenn ich das Schwert thu' aufheben,
> Dann schenke dir Gott das ewige Leben —

tönt wie ein Vorklang kommender Ereignisse in die trauliche Werkstatt. Abseits steht der Nebenbuhler, der „Herzbruder", der Geselle Gerwig, ingrimmig an einem Harnisch arbeitend . . . Kunigunde hat ihrem Liebsten beim Richtschwert geholfen; nun hilft er ihr das schwarze Seil läuten, das das Armsünderglöcklein in Bewegung setzt. Die in der Werkstatt Zurückgebliebenen, der eifersüchtige Gerwig und ein anderer Schmiedegeselle, Johannes, lauschen der Glocke. Beide ahnen, daß während des Läutens sich zwei Herzen finden werden. Mit packender Kraft ist dieses Lauschen, die verzweifelte wilde Angst Gerwigs, das in die Spannung schauerlich hereintönende Läuten zur Anschauung gebracht. Zwischen dem zweiten und dritten Läuten, das die letzte Strecke des Armsünderweges begleitete, wird die Pause übermäßig lang. Da wissen die beiden, daß Valentin der stolzen Kunigunde Mund geküßt hat . . . Es ist etwas von der naiven, reckenhaften Sorglosigkeit germanischer Vorzeit in dem Liebespaar. Beim Todesläuten haben sich die Herzen gefunden, und zur Zeit, da vor der Stadt ein armer Sünder seinen Schmerzensweg macht, haben sie ihre künftige Ehe besprochen. „Wir haben das schwarze Seil regiert und den Tod kommandiert," sagt Valentin fröhlich-trotzig. „Oder ihr habt ihn herbeigeläutet," meint der Schmiedegeselle Johannes gedrückt . . . Und so ist auch das Ende dieser Liebeshistorie. Gerwig wird an seinem Herzbruder zum Verräter; Valentin muß zugestehen, daß er eines vom Henkerkarren Gelösten Sohn ist. Kunigunde wendet sich verächtlich ab. Da, in ungeheurer Wut, schlägt Valentin den Gerwig nieder. Diese ganze Szene inmitten eines rauschenden Volksfestes ist von großer Wirkung. Valentin wird zum Tode verurteilt. Das bricht den Stolz der schönen Kunigunde. Sie will, wie einst Valentins Mutter, nun ihn vom Henkerkarren bitten. Und der Todeszug beginnt. Ganz Heidelberg will sein Zeuge sein. Da spricht sie das lösende Wort. Vom Henkerkarren weg werden sie getraut. Aber das Bild des erschlagenen Herzbruders tritt zwischen sie. „Ist er zum Judas an mir worden?" fragt Valentin wie in letztem bangem Zweifel den Mitgesellen Johannes. Hier hat der Dichter in der Motivierung sich eine kleine Spitzfindigkeit zu Schulden kommen lassen, die freilich über dem Großen des Ganzen gerne übersehen wird. Gerwig hat nur das Liebesglück des Paares nicht mehr ansehen können. Er wollte sie forthaben, darum ist er untreu geworden. Auch diese Untreue ist passiver Natur gewesen; in welcher Weise, kann hier des Raumes halber nicht näher dargelegt werden. Ja, er hat sogar Pferde und Wagen für das Paar zur Flucht gerichtet. Daß freilich der dadurch erzielte Effekt der gleiche sein muß, hat er sich nicht klar gemacht. Und auch der Dichter hat dies im Unklaren gelassen . . . Diese veränderte Sachlage nun erfährt Valentin erst jetzt — und nun bittet er selbst um den Tod. Und der erschütternde

Zug bewegt sich weiter. Der Todgeweihte mit seinem jungen Ehegemahl. Der Scharfrichter voraus. Dann läutet die Armsünderglocke zum letzten Male . . .

Wenn ich das Schwert thu' aufheben,
Dann schenke dir Gott das ewige Leben.

Die übrigen Novellen des Buches, Kleinstadt- und Dorfgeschichten und Waldmärchen, zeigen uns Schmitthenner als feinfühligen und realistischen Erzähler. „Der Seehund" ist eine liebevoll geschaute Kindergeschichte im Rahmen eines Kleinstadtmilieus, das mit humorvoller Detailmalerei geschildert ist. Voller Urwüchsigkeit, Felduft und Sonne ist „Hilarius Hochwart" mit dem besonders prächtigen Eingang, in der Fröhlichkeit und Sinnigkeit des Ganzen an Gottfried Kellers Heiterkeit erinnernd. In dem Märchen paart sich das intime Naturgefühl des Dichters mit einer Fabulierkunst, die sich nicht aufdrängt, sondern in stillen Stunden ihren Zauber offenbart.

Alles in allem ein Buch, das dem Badnerland Ehre macht! Möchte sein Schöpfer daran denken, einmal einen volleren Griff in die ihm vertraute Historie Heidelbergs zu thun, und uns bald den badischen Roman schenken, der würdig gehalten werden kann, das große Erbe des „Ekkehard" fortzusetzen.

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

Bühnengeschichten.

Von **Bodo Wildberg** (Dresden).

Der Herr Intendant. Geschichte einer Hoftheatersaison von Fedor v. Zobeltitz. Berlin, Otto Elsner. M. 3,50.
Bühnengeschichten von Hartl-Mitius. Dresden, E. Pierson. M. 2.—.
Theater-Bohème. Novelle von H. Schöne. Leipzig, Ernst Keils Nachf. M. 1.—.

In keinem Lebenskreise verwirren sich Sein und Schein, Kunst und Leben zu so unheimlichem, bethörendem Schatten- und Gaukelspiel, wie in der Welt des Theaters, der Bühne. Dieses Schattenspiel und Flitterdasein, diese Irrnisse und Gegensätze, überhaupt der große Widerspruch zwischen Künstlertum und Komödiantentum — sie sind auch mehr oder weniger das Thema der drei vorliegenden Bücher, von denen der Roman „Der Herr Intendant" von Fedor v. Zobeltitz ohne Zweifel auch in litterarischer Hinsicht am schwersten wiegt. Der Autor nimmt sein Thema ernst, wenn er auch der Versuchung, durch Vorführung bekannter Persönlichkeiten und durch hundert teils am Tage liegende, teils nur dem Kundigen und Eingeweihten verständliche Anspielungen auf Thatsächliches seinem Buche einen aktuellen Reiz zu geben, meines Erachtens zu wenig ausgewichen ist. Freilich darf man in dem Bestreben, für jede Person, jeden Ort, jedes Detail ein in der realen Wirklichkeit existierendes Vorbild zu suchen, nicht gar zu weit gehen. Haynhausen und seine Kunstverhältnisse sind mindestens aus zwei dermaleinst berühmten deutschen Theaterstädten zusammengestellt, und ebenso sind in dem „Großherzog" des Romans zwei deutsche Mäcenaten zu einer Fürstenpersönlichkeit verschmolzen. Daß wir für die meisten Schauspieler und sonstigen Bühnenpersönlichkeiten des Romans die Originale suchen und ohne viel Mühe finden könnten, ist allerdings nicht zu leugnen. Jedenfalls aber ist der Held des Buches, der prächtige Baron Leebs, eine freie Schöpfung des Dichters. Er ist eine äußerst sympathische Persönlichkeit, dieser Intendant von Haynhausen, der es so ehrlich meint mit der Kunst und den Künstlern, der so durch und durch Gentleman und Aristokrat im besten Sinne des Wortes ist, freie Anschauungen mit ererbtem Adelsempfinden in natürlicher Weise vereinigt und schließlich doch, oder vielmehr eben um dieser seltenen Vorzüge willen, den Kabalen der Dunkelmännerpartei zum Opfer fällt. Sein Kampf gegen die Intrigen der Prinzessin Eudoxia ist dasjenige, was an dem Buche wahrhaft interessiert und mit Weltkenntnis und Lebenstreue dargestellt ist. Daneben wären einzelne Schilderungen zu rühmen, so die der Uraufführung des sudermannschen „Johannes", die Zobeltitz mit dichterischer Licenz nach Haynhausen verlegt (sie fand bekanntlich gleichzeitig in Dresden und Berlin statt), die Neujahrsaudienz beim Großherzog u. a. m. An amüsanten Einzelheiten — das versteht sich von selbst — kann es bei einem so flotten und geschickten Erzähler wie Zobeltitz nicht fehlen. Leider fällt der Roman gegen den Schluß hin stark ins Melodramatische, so daß man ihn nicht mit künstlerischer Befriedigung aus der Hand legen kann. Immerhin gehört er zu jener Art von Unterhaltungslektüre, die vielfach ins Litterarische hinübergreift.

In einer Reihe kurzer Novellen und Skizzen behandelt Frau Hartl-Mitius allerhand Ergreifendes oder Seltsames, das dem Theaterleben und seinen Grenzgebieten zu entsprießen pflegt. Die Verfasserin ist, wenn wir nicht irren, früher selbst Schauspielerin gewesen und hat auch eine Anzahl Stücke verfaßt, von denen eine Dorfkomödie „Der Protzenbauer" durch die Gastspiele der Schlierseer bekannt geworden ist. Hartl-Mitius kennt das Theater und seine Menschen; sie mag in diesen „Bühnengeschichten" manche Erinnerungen und Beobachtungen aus ihrem eigenen Schauspielerleben festgehalten haben. Abgesehen von einer gewissen Flüchtigkeit des Stils, verdienen die meisten dieser kleinen Erzählungen aufrichtiges Lob. Sie arbeiten zumeist auf eine bestimmte Pointe, ein charakteristisches Schlußwort hin und gemahnen in ihrer konzisen Fassung mitunter an gute pariser Muster dieses Genres. Eine leichte, gutmütig-süddeutsche Ironie schwebt über manchen dieser liebenswürdigen Skizzen, so über der „Naiven", der „Pagenliebe", der „Fälscherin"; ein herberer, fast tragischer Ton klingt durch die Novelletten „Gretchen" und „Schmetterlinge", die übrigens neben „La commedia è finita", das mit Ruhe und Diskretion eine homoseruelle Leidenschaft behandelt, die besten Stücke in diesem Bande sind. Am schwächsten ist die Schlußnovelle „In Schönheit sterben", denn der tragische Ausgang erscheint hier willkürlich und unmotiviert. Trotz der angedeuteten Mängel bieten die „Bühnengeschichten" von Hartl-Mitius eine angenehme, auch des feineren Reizes nicht entbehrende Lektüre und geben Zeugnis von dem achtbaren Talente der Verfasserin.

Der Theaterroman Fedors von Zobeltitz und die Bühnengeschichten von Hartl-Mitius haben dies Gemeinsame, daß die Autoren sich jener dem Schauspielerleben immanenten Tragik, jenes Zwiespalts bewußt sind, der nun einmal jedem, den das Schicksal in die staubige Atmosphäre der Kulissenwelt treibt, in irgend einer Form vor Augen treten muß. Beide sind heitere, objektive Erzähler, die Geschmack haben und sich auch einige litterarische Prätensionen gestatten dürfen. Dagegen ist die Novelle „Theater-Bohème" von Hermann Schöne ohne jede Einschränkung der gewöhnlichen Unterhaltungslektüre beizuzählen. Der Verfasser schildert das drollige, tolle, aber sittlich tadellose Zigeunerleben der liebenswürdig-excentrischen Schauspielerin Else Henrici, und wie es deren Gatten, dem ordnungsliebenden und erzieherisch veranlagten Regisseur Dr. Alsberg, nicht gelingt, das regellose Wesen seiner Frau zu modeln. Sie gehen zuletzt in Freundschaft auseinander. Wie man sieht, ist also auch hier ein ganz leiser tragischer Hauch zu verspüren. Der genialen Künstlerin, dem herzensguten, vielgeliebten Geschöpf fehlt die Fähigkeit, sich liebend einm Manne anzupassen. Aber dieser Konflikt, falls überhaupt von einem solchen gesprochen werden darf, ist ohne jede Vertiefung behandelt. Einen sehr großen Teil der romanartig breit ausgesponnenen Erzählung nehmen allerhand Episoden ein, die das Leben der Theater-Bohémiens, allerdings in seinen harmloseren Erscheinungsformen, schildern sollen. Geschrieben ist die Novelle leicht und gefällig, und zu diesem Stil und Genre passen auch die sauberen Illustrationen, durch die Rich. Mahn den Text des Buches belebt hat.

Neu-isländische Lyrik.

Von Dr. **Heinrich Pudor** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Island ist nicht nur in Dänemark, zu welchem Lande die Insel politisch gehört, sondern auch in Deutschland wenig bekannt. Man glaubt, es mit einer Insel zu thun zu haben, die mehr oder weniger vereist ist, beinahe Polarklima hat und Menschen zum Aufenthalt dient, die vom Fischfang leben — während doch Reykjavik, die Hauptstadt Islands, im Monat Januar dieselbe Durchschnittstemperatur hat wie Graz, und die nördlichste zu Island gehörige, innerhalb des Polarkreises gelegene Insel Grimsey im selben Monat eine um drei Grad höhere Durchschnittstemperatur hat, als Stockholm. — Was die Bevölkerung Islands angeht, um dies ganz kurz zu erwähnen, so fand die erste Besiedelung der Insel in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts statt und war etwa gegen 920 abgeschlossen. „Mit Ausnahme einer nicht sehr großen Anzahl von Kelten (Iren und Schotten) und einiger Schweden (Gauten) waren alle Ansiedler Norweger oder doch von norwegischer Herkunft und zumeist angesehene, politisch hervorragende, kurz, aristokratische Leute[1])." Bis zum Jahre 1264 war Island unabhängig; in das letzte Jahrhundert dieser Periode fällt die altisländische Litteratur, die Sagenschreibung und die eigentliche Geschichtsschreibung. Mit dem Jahre 1264 ging Island in den Besitz Norwegens über und gelangte im Jahre 1380 durch die kalmarische Union mit Norwegen an Dänemark; aber „nach wie vor erschien die Insel Dänemark und Norwegen gegenüber als ein eigenes Land, das seine eigene Gesetzgebung, Gerichtsverfassung und Verwaltung hatte und im Fall eines Thronwechsels seine eigene Huldigung leistete[2])."

Zwischen der altisländischen Litteratur der republikanischen Periode und der neuisländischen Litteratur des 19. Jahrhunderts liegt die Zeit der Rimur-Dichter, die zum größten Teil nur wertlose gereimte Rittergeschichten umfaßt und außerdem einige Dichter geistlicher Lieder, unter denen die Passionspsalmen Hallgrimur Peurssons (1614—1674) einen bedeutenden Rang einnehmen. Dieser und Stefan Olaffson (1620—1688), ein vorzüglicher lyrischer Dichter, werden als die Väter der neuisländischen Litteratur bezeichnet, Poestion will sie dagegen mehr als Vorläufer angesehen wissen und beginnt die letztere erst mit Eggert Olaffson (1726—1767).

Ueber die neueste Phase der neuisländischen Litteratur ist kürzlich in Kopenhagen ein Buch erschienen, das uns hier die Richtung angeben soll. Das Buch ist betitelt: „Ny-Islandsk Lyrik, Oversaettelser og Studier af Olaf Hansen" (Kopenhagen, J. Frimodts Forlag, 1901) und ist als No. 4 der Småskriften udg. af Selskab for germansk Filologi erschienen. Behandelt werden die folgenden Dichter: Bjarni Thorarensen, Jonas Hallgrimsson, Jon Thoroddsen, Grimur Thomsen, Benedikt Groendal, Olafsson, Steingrimur Thorsteinsson, Matthias Jochumsson, Hannes Hafstein und Porsteinn Erlingsson. Bis auf die beiden letztgenannten gehören sie sämtlich noch der romantischen Schule an. Jon Thoroddsens Novelle „Jüngling und Mädchen", eine Erzählung aus dem isländischen Volksleben der Gegenwart, ist von J. C. Poestion ins Deutsche übersetzt worden (in Reclams Universalbibliothek). Thoroddsen ist im Jahre 1819 in Reykholar auf Island geboren, studierte in Kopenhagen Jura und nahm im Jahre 1848 als Freiwilliger am Kriege teil. Nach bestandenem Examen heiratete er und fand Anstellung in Island. Im Jahre 1850 erschien die genannte Novelle „Piltur og stulka", „die erste bedeutendere Erzählung, die das moderne Island hervorgebracht hat", wie sie Olaf Hansen nennt.

Bjarni Thorarensen schrieb im Alter von 18 Jahren das Gedicht, das den Nationalsang Islands bildet. Er gilt als Islands größter Dichter. Geboren im Jahre 1786 auf Brautarholt im südlichen Island, kam er im Jahre 1803 nach Kopenhagen, um Jura zu studieren. Er bestand alle Examina mit Glanz und widmete sich in den Mußestunden eifrig der Dichtkunst und Aesthetik. Bjarni Thorarenson ist Romantiker von tiefer nationaler Gesinnung. Seine Vorliebe für die alten Sagenstoffe ist hervorstechend. Seine Liebeslieder sind die zartesten, die es auf Island giebt. Eine Zeit war er in Kopenhagen ansässig, aber im Jahre 1811 erlangte er Anstellung im Oberlandesgericht in Reykjavik und wurde 1833 Amtmann. Er starb im Jahre 1841. Seine gesammelten Werke umfassen 262 Seiten, darunter Uebersetzungen von Schiller, Oehlenschlaeger, Catull und Ovid. Zu Lebzeiten kursierten seine Gedichte im Manuskript unter dem Volk. Die Isländer nennen ihn gern den „isländischen Goethe", Poestion nennt ihn „einen Lyriker von außerordentlicher Begabung, dessen Phantasie, was Kühnheit des Fluges und Originalität betrifft, wohl ihres Gleichen sucht. Die Anzahl seiner Gedichte ist nicht sehr groß, aber die meisten von ihnen sind wahre Perlen, die an Wert dem Besten nicht nachstehen, was die Weltlitteratur auf dem Gebiete der Lyrik aufzuweisen hat."

Jonas Hallgrimsson ist lyrischer Dichter, Novellen- und Märchendichter. Poestion hat sein „Mädchen im Turme" und „Löwenzahn und Biene" übersetzt. Er ist am meisten populär in Island, seine Gedichte erinnern teils an Heine, teils an Schiller, wenn wir Poestion glauben wollen; Olaf Hansen sagt von ihm: „Er war ein Meister der Form und übertraf hierin Bjarni Thorarensen bei weitem, aber erreichte ihn nicht in dem Ideen- und Gefühlsreichtum. Beide waren aber, obwohl Rivalen, befreundet, und Bjarni sagte ihm einmal: „Wenn ich sterbe, wirst Du unser einziger Volksdichter sein." Bjarni hat Jonas Hallgrimsson eingeführt. Eines Tages las er dessen „Gunnarsholm"; der Eindruck, den er davon empfing, war so stark, daß er in Bewunderung ausrief: „Nun ist es wirklich Zeit, daß ich aufhöre mit Dichten." — Jonas Hallgrimsson wurde in Steinstadir im nördlichen Island im Jahre 1807 geboren. Der Vater starb, als der Sohn neun Jahre alt war. Dieser besuchte erst die Lateinschule und kam 1832 nach Kopenhagen. Er sollte Jura studieren, fühlte sich aber mehr zu den Naturwissenschaften und der schönen Litteratur hingezogen. Er wurde dann in die Bewegung, die der Julirevolution folgte, hineingezogen. Als man im Jahre 1835 die Zeitschrift „Fjölnir" gründete, um den neuen Ideen Verbreitung zu schaffen, gab ihnen Jonas Hallgrimsson den dichterischen Ausdruck: „Island war schön in der alten Zeit, es war selbständig und hatte seinen Alting (Landtag); auch heute noch ist Island schön, aber alles andere ist verloren." Nun schildert Jonas Islands Natur, die er als Naturforscher studierte. Und zugleich ist er Islands größter Sprach- und Verskünstler. Heine hat Einfluß auf ihn gehabt; er hat auch eine Reihe heinischer Lieder übersetzt. Auch die Prosa beherrschte Jonas Hallgrimsson. Er starb im Jahre 1845.

Grimur Thomsen ist in Hansens Buch ebenfalls durch mehrere Dichtproben vertreten. Aus seinem interessanten Leben wird uns Folgendes berichtet: Er wurde geboren im Jahre 1820 in Bessastadir. Er besuchte nicht die Lateinschule, sondern hatte Privatunterricht bei dem Bischof Arni Helgason. Früh wurde bei ihm der Wille zur Selbständigkeit rege. Im Jahre 1834 wurde er Student und studierte einige Jahre Jura, darnach Philosophie und Aesthetik. Im Jahre 1845 machte er das Examen und wurde Magister aufgrund einer Arbeit über Byron. Darnach reiste er mit Unterstützung des Königs ins Ausland und hielt sich einige Zeit in Paris und London auf. In London verschaffte er sich eine Abschrift der Dokumente, in denen England 1720 Dänemark garantiert hatte, daß es für alle Zeit Schleswig-Holstein behalten sollte. Natürlich war es verboten, die

[1]) Vergl. das vortreffliche Werk: Island, das Land und seine Bewohner, nach den neuesten Quellen von J. C. Poestion, Wien 1885. S. 295.

[2]) Ebenda. S. 306.

Dokumente abzuschreiben; aber Grimur half sich, indem er jeden Tag ein Stück auswendig lernte, das er dann abends zu Hause niederschrieb. Das Ganze wurde im Jahre 1848 herausgegeben. Darnach war er einige Zeit Gesandtschaftssekretär in Brüssel und London und erhielt eine Stellung im Ministerium des Aeußeren in Kopenhagen. Diese Stellung gab er im Jahre 1866 auf und ließ sich auf Island nieder, wo er in Bessastadir sich einen Hof kaufte und daselbst ansässig blieb bis zu seinem Tode (1896). Er wurde Altingsman (Landtagsabgeordneter), war einige Zeit Redakteur und nahm eifrig Teil am politischen Leben. Seine Gedichte erschienen erst im Jahre 1880, als er schon 60 Jahre zählte, gesammelt in einem Buch von 75 Seiten. Eine größere Sammlung erschien im Jahre 1895.

Mehr bekannt geworden ist Benedikt Groendal, der Jüngere, der neben lyrischen Gedichten ein Drama „Ragnarökkur“ und ein Epos „Drapa um Oervar-Odd“ geschrieben hat und zu den Volksdichtern („pjodskald“) Islands gehört. Er ist jetzt ein Greis, denn er wurde 1826 geboren. Er studierte anfangs Naturwissenschaft und Philosophie an der Universität in Kopenhagen und machte das Magisterexamen in nordischer Philologie. Im Jahre 1874 wurde er Lehrer an der Lateinschule in Reykjavik, von welcher Stellung er 1883 zurücktrat.

Seine Anschauungen von der Poesie sind nicht gerade modern. Er hatte eine Abneigung gegen das Tragische. Pessimismus ist für ihn gleichbedeutend mit Nicht-Poesie. Er strebte nach Frieden, nicht nach Kampf: Als Hannes Hafstein sein Gedicht „Sturm“ veröffentlichte, antwortete er mit einem Gedicht „Logn“ (Windstille). Er lebt sehr zurückgezogen und zieht die Natur den Menschen vor. Vor kurzem erschien ein Werk von ihm über die isländischen Vögel in 100 Blättern mit über 200 Figuren. Auch ein Werk über die Alpen hat er begonnen. Das Dichten hat er eingestellt, aber unlängst seine lyrischen Sachen in einem Bande von 379 Seiten veröffentlicht („Kvaedabok“). Man findet in seinen Gedichten verschiedene Tonarten: bald ist er romantisch, bald humoristisch in altväterlicher Weise, bald patriotisch. Er besingt Dante und Mahomed neben einem isländischen Sagenhelden. Bald bedient er sich der isländischen Versform, bald einer fremden. Besonders bekannt geworden ist seine „Historie om Kampen paa Heljarslod“.

Olaf Hansen nennt Groendal den letzten Repräsentanten der romantischen Ironie und im Gegensatz zu ihm Pall Hafsson „die Natürlichkeit selbst“. Pall Hafsson ist ein isländischer Bauer und wurde als Sohn eines Geistlichen und Dichters im Jahre 1827 geboren. Er ist selbst nie in die Schule gegangen und hat nicht studiert. Erst genoß er zu Hause Unterricht und später bei einem Priester. Als er mit 18 Jahren die Universität beziehen sollte, machte er sich nach sechs Tagen davon und segelte heimwärts. Er wurde Bauer und ward mehrere Male in den Landtag gewählt. Seine Gedichte gingen, bevor sie gedruckt wurden, von Mund zu Mund; sein Name gehört zu den gefeiertsten auf Island. Seinen Gegensatz zur Romantik kennzeichnet am besten sein Verhalten zum — Branntwein. „Branntwein am Morgen wirkt besser als Beten. Aber ich trinke nicht wie ein Schwein, schneller trinke ich, wahrhaftig, Winter und Sommer. Mein Gott ist Bacchus, und Bacchus heißt mein Hund.

Bacchus wahrlich will ich nicht vergessen,
Bacchus wünscht mich überall zu seinem Freund,
Bacchus ist in mir, und Bacchus ist derheime,
Bacchus geht mit mir, wohin ich gehe.“

Das ist sehr brutal und naturalistisch; aber Poesie ist wenig darin — man muß es als Erzeugnis einer Reaktion gegen die Romantik verstehen. Im übrigen ist er auch tieferer Empfindungen fähig; das sieht man aus seinen Gedichten an seine Frau und seine Kinder. Er verheiratete sich zum zweiten Mal im Jahre 1880 mit Raguhild, einer Tochter seines Jugendfreundes Björn Skulasons. Als sein Kind krank wird, dichtet er:

Kleine Bamse, könnte ich
Helfen Dir in Deiner Not,
Litte gerne, wenn's Dir nützen würde,
Alles, selbst den Tod.

Als ein befreundeter Geistlicher sich verlobt, dichtet er ihm:

Aber in der andern Welt, mein Teurer —
— Wohlverstanden, halte ich die Engel hoch in Ehren —
Aber doch: man hüte, was man hat,
Und Du hast ein artig Mädchen, wie ich sagen höre,
Also nimm Dich fein in Acht vor Engel Gabriel.

Auch Sinn für die Natur hat er: „Wenn alle schlafen und die See singt, dann ist es, als würde ich ein Geist — spät am Abend setze ich mich nieder an das Meer, um seinem Sang zu lauschen. Der berührt mich innen, der erfreut mich hier ....“ Und die Natur seines Landes ist es, die er nicht müde wird, zu besingen. Hansen wendet auf ihn die Worte Lambeks an: „Es giebt wenig Dinge in meiner Welt; es giebt wenige Dinge, die ich liebe. Aber die sind mir genug. Ich kann sie so treu lieben, daß sie mir genügen, und so tief, o Erde; ich kann reich mit ihnen sein.“

Mehr der Romantik nahe steht wiederum Steingrimur Thorsteinsson. Er wurde 1831 als Sohn eines Amtmannes geboren, studierte erst Jura, dann Philologie und war lange Zeit in Kopenhagen ansässig. Im Jahre 1872 wurde er Lehrer an der Lateinschule in Reykjavik, wo er heute noch als Oberlehrer wirkt. In einer gewissen Beziehung ist Thorsteinsson der für Island am meisten charakteristische Dichter, der Nationaldichter Islands. Denn im Mittelpunkt seines dichterischen Schaffens steht der Schwan; der Schwan ist der heilige Vogel Thorsteinssons und zugleich der Islands und zugleich der der Poesie[2]). Auf Island ist der singende Schwan keine bloße Mär. „Seinen Gesang, zwei trompeten- oder glockenartige Molltöne, kann der isländische Singschwan durch die Wölbung seines Brustbeines und die Windungen seiner Luftröhre hervorbringen. Er läßt dieselben zumeist im Fluge hören, so daß, wenn mehrere beisammen sind, jenes Geläute entsteht, das bei günstigem Wetter und Winde wohl meilenweit vernommen wird. Dieser eigentümliche Laut soll sich dem Gemüte so tief einprägen, daß, wer ihn einmal vernommen, ihn niemals wieder vergißt“ (vgl. Poestion, a. a. O. S. 272). Steingrimur Thorsteinssons „Schwanengesang auf der Heide“ findet man übersetzt in den Anmerkungen zu Poestions Ausgabe von „Jüngling und Mädchen“. — Ein anderes, denselben Stoff behandelndes Gedicht, Thorsteinssons „Schwäne“, lautet:

Sieh', wie die Schwäne singend vom Strande sich heben
Zu dem blinkenden Blau des Himmels,
Weit, weit in die Ferne sehn' sie, wohin wir nicht sehen.

„Wir sind die Schwäne der Unschuld,
Wir zieh'n den Weg der Schmerzen,
Wir kehren nicht wieder.“

Mit den Augen folgte ich ihnen,
Ich sah das weiße Gefieder,
Ich hörte wie Glocken die Lieder,
Den langsam verhallenden Sang.

Und wenn ich seitdem in den Himmel blicke,
Da klingt es wie Trost und Versöhnung:
„Wir haben Dich nicht vergessen.“

In einem im vorigen Jahre herausgegebenen Gedicht „Dichter und Jäger“ läßt er einen Dichter in Begeisterung den herrlichen Flug des Schwanes preisen; dann kommt der Jäger und schießt ihn — „was für den einen ein Engel im Vogelgewande, ist für den andern nur ein fetter Braten“.

---

[2]) Der Schwan hat seinen Namen vom Gesange erhalten, und das Wort Schwan (isl. svanur, altnord. svanr) ist der Wurzel nach dasselbe Wort wie das lateinische sonus (sanskr. svanas) und bedeutet: „der Tönende, der Singende“. Nach seinem weißen Gefieder wird dagegen der Schwan in Island Alpt (althd. albiz) genannt.

Auch gute Sinnsprüche hat Thorsteinsson verfaßt:

Rosenkränze flocht das Hirtenmädchen,
Disteln über Disteln fraß der Esel,
Von dem Tiere konnte da das Mädchen
Viele gute, kluge Dinge lernen.

„Was denn nützen Deine Rosen, die Du nicht
kannst essen,"
Diese alte Eselweisheit, ach, wie oft noch müssen
wir sie hören.

Einem Dichter hat der isländische Landtag 2000 Kronen „Dichtergage" bewilligt: Matthias Jochumsson ist sein Name. Er hat viel geschrieben, Gedichte und Dramen, schreibt noch jetzt und „sitzt als Greis zu oberst auf dem Parnaß Islands". Seine Stimme hat, wie Olaf Hansen sagt, Harfen- und Orgelklang.

Matthias Jochumsson ist geboren im Jahre 1835. Sein Vater war ein armer Bauer, dem der Sohn helfen mußte, Brot zu verdienen. Aber Matthias schien dazu nicht viel zu taugen; er sollte Kaufmann werden und brachte den Winter 1856/57 in Kopenhagen zu. Darnach kehrte er nach Island zurück und wurde Schüler der Lateinschule in Reykjavik, denn man gab ihm Unterstützung zum Studieren. Nach bestandenem Examen kam er auf die Priesterschule und wurde nach zwei Jahren Kandidat. Aber die innere Berufung trieb ihn in eine andere Richtung. Im Jahre 1873 gab er seine Stellung auf und reiste nach England, wo er Unitar wurde. Darnach kehrte er nach Island zurück, kaufte die Zeitschrift „Pjodolfur", die er einige Jahre redigierte, bis er aufs neue Priester wurde. Zur Weltausstellung reiste er nach Chikago. Jetzt ist er Pastor emeritus und bezieht vom Staate, wie erwähnt, eine Dichterpension. Denn er hat sich als Lyriker die Bewunderung seines Volkes errungen. Auch zwei Dramen, „Utilo gumnennirnir" (Die Friedlosen) und „Jon Arason", hat er geschrieben. Ueber seine Romanzen sagt Olaf Hansen: „Viele geben nicht mehr als eine Wiedergabe der alten Sagen, andere enthalten Episoden, die nicht recht hineinzupassen scheinen; aber plötzlich wird die Aufmerksamkeit durch einen besonders schönen Vers in Anspruch genommen, durch eine stimmungsvolle Naturschilderung — und nun tritt der Hauptgedanke hervor wie das Feuer aus einem Vulkan."

Seine bekannteste Gedichtsammlung ist „Grettisljod"; lange Zeit vordem hatte er eine Sammlung veröffentlicht. Man kann aus seinen Gedichten entnehmen, daß er Geistlicher und daß er Isländer ist. Man glaubt, einen Psalmisten und dann wieder einen isländischen Patrioten zu hören. Selbst das Polareis hat er besungen, und oft bedient er sich der altisländischen Allitteration.

Der erste moderne Dichter der neu-isländischen Litteratur ist Hannes Hafstein. Georg Brandes Schriften und Aufsätze hatten auch nach Island ihren Weg gefunden, und 1882 gründeten die in Kopenhagen ansässigen Isländer eine neue Zeitschrift „Verdandi", die die neuen Ideen verbreiten sollte. Hannes Hafstein gehörte zu den Herausgebern. Auf der ersten Seite des ersten Heftes stand ein Gedicht „Sturm"; es enthielt nicht ein förmliches Programm, aber „hier kämpfte man — wie Strindberg einmal sagt — um Luft und Licht". Es wirkt wie eine Offenbarung der Kraft; die beiden letzten Strophen lauten in freier Uebersetzung:

Und wenn Du gehst vorwärts im Siegesgang,
Da merk' ich, das Leben wächst in mir,
Ich lieb' Deine Kraft, die Bäume entwurzelt,
Ich lieb' Deine Kraft, die Felsen hebt.

Ich lieb' Dich, ich liebe den ewigen Kampf,
Ich weih' Dir mein Blut und meinen Gesang,
Sturm, Luftwanderer, voran mit fesselloser Kraft,
Munter und mutig — ich folge Dir.

Von einer großen Stimmungskraft ist auch das Gedicht „Nächtlicher Ritt", das anhebt:

Ich reit' übers Eis
Bei Nacht — allein,
Wolken verhüllen
Den Mondenschein,
Der Weg ist dunkel
Und rauh die Luft,
Das Eis kracht
Unter der Kälte.

Hafstein war 21 Jahre alt, als er das Gedicht „Sturm" schrieb. Im Jahre 1893 sammelte er seine Gedichte in einem Bande. Sie künden den neuen Geist und das neue Leben auf Island. In den letzten Jahren hat er leider nichts mehr erscheinen lassen.

Porsteinn Erlingsson ist ein Kampfdichter. Er sieht, wie Hansen sagt, „radikal auf die Dinge". Mit ihm beginnen neue Ideen ihren Einzug in die isländische Litteratur zu halten. Geboren im Jahre 1858, hielt er sich viele Jahre in Kopenhagen auf, wo er erst Jura und später nordische Philologie studierte. Dann war er viele Jahre lang Privatlehrer. Gegenwärtig redigiert er die Zeitschrift „Bjarki" in Seydisfjördur auf Island. Ein Teil seiner Gedichte ist in einem kleinen Band „Torne" (Dornen) gesammelt, und „sie tragen ihren Namen mit Recht, denn sie stechen; aber unter den Dornen sitzen Rosen, schöne, duftende Rosen". —

Wie dankbar Hansens Buch über die neu-isländische Poesie in Dänemark aufgenommen wurde, möge ein Wort von Georg Brandes beweisen. Dieser schrieb über das Werk: „Damit ist nun endlich der Anfang gemacht mit einem Werk, auf das wir lange gehofft haben: die dichterischen Erzeugnisse des jungen Island in Dänemark bekannt zu machen, einen fruchtbaren geistigen Austausch zwischen der dänischen und der isländischen Litteratur herzustellen und alle Bitterkeit auf Seite der Isländer schwinden zu machen."

Und Andreas Heusler, ein guter Kenner Islands, charakterisiert die Bewohner der Insel folgendermaßen: „Als Bauern und Fischer sind sie Dilettanten — in ihrer Litteratur sind sie heimisch, sind sie Leute von Fach". Darnach dürften wir von diesem altgermanischen Fürstengeschlecht — die ersten Einwohner und Vorfahren der heutigen Bewohner Islands waren fast sämtlich norwegische Häuptlinge —, von diesem wahrhaften Dichtervolk noch viel Gutes erwarten, und es dürfte an der Zeit sein, daß Deutschland wachen Auges verfolgte, was dort drüben an der germanischen Wiege gesungen und gereimt wird.

Proben und Stücke.

Der Reisesack.

Von **Isolde Kurz** (Florenz)*).

(Nachdruck verboten.)

Es war ein gegenseitiges Erstaunen, als er zum ersten Male die Eisenbahn sah und die Eisenbahn ihn. Er bestand nämlich beinahe ganz aus einer sauberen, altväterischen Straminarbeit. Nur oben lief ein eiserner Bügel mit Ledergriff, der aber seiner Pflicht, den Reisesack zu verschließen, wegen hohen Alters nur noch unvollkommen nachkam. Seine Vorderseite nahm ein Wappenschild in ihrer ganzen Höhe und Breite ein. Auf dem Rücken dagegen war er völlig grün, wie die schönste Frühlingswiese, mit einem Rosenbouquet in der Mitte.

Seine Anfänge lagen weit zurück in der Dämmerung der Zeiten.

Eine Ahnfrau hatte ihn als Braut gestickt und mit zarten, weißen Händen das Wappen ihres Erwählten hineingewirkt, ein sehr einfaches, weil uraltes Freiherrnwappen: drei rote Schrägbalken im weißen oder, um es heraldisch zu sagen, im silbernen Feld und ein

*) Aus: Von dazumal. Erzählungen von Isolde Kurz. Berlin, Gebr. Paetel. 1900. 255 S. M. 4,—.

das Wappenschild überragender Helm mit zwei roten und einer silbernen Feder.

Der Reisesack war gerade zu rechter Zeit fertig geworden, um ein feudales Liebesglück auf die Hochzeitsreise zu begleiten. Damals hatte er sich mit der Welt im Einklang gefühlt; ehrfurchtsvolle Dienerhände schnallten ihn auf den Reisewagen und holten ihn bei der Ankunft vorsichtig wieder herunter; die Gegenstände, die er enthielt, und seine ganze Umgebung paßten zu ihm; wohin er kam, da fand er sich von den Gegenden und den Baulichkeiten, von breiten Treppen, langen Korridoren, von waffenblinkenden Rittersälen, von feierlichen Vorzimmern, vom Wiehern edler Rosse, von den gestickten Hofuniformen der Herren und starrenden Seidenroben der Damen, und nicht zum wenigsten von den Menschen selber angemutet. Zeit der Jugend und des Glanzes, deren er den ganzen Rest seines Lebens hindurch mit Wehmut gedachte!

Dann kamen auch für ihn die Tage, von denen es heißt: „sie gefallen mir nicht." Er lernte gemeinsam mit seinen Herren die Wandelbarkeit des Glückes kennen. Vorbei das vornehme Reisen in eigener, freiherrlicher Karosse mit dem lustigen Pferdewechsel an den Poststationen. Er mußte es lernen, im gemeinen Postwagen zu fahren neben den Mantelsäcken bürgerlicher Passagiere und sich von groben Postillonshänden hin- und herschieben zu lassen. Das dauerte wieder ein Menschenalter; doch da er nicht gar zu oft auf Reisen ging, blieb wenigstens noch in seiner Erscheinung die angeborene Distinktion haften.

Dann that er einen langen und tiefen Schlaf auf dem Dachboden einer Mietwohnung, und als er wieder ans Licht gezogen wurde, da war es mit seiner Herrlichkeit vorbei; die Motten waren an ihn gekommen und hatten eine Feder seines Helms und das Rosenbouquet auf seinem Rücken angefressen.

Von den frommen Händen einer alten Stiftsdame gestopft, trat er eine neue Reise an, und bei dieser Gelegenheit war es, daß er zum ersten Mal mit dem Getriebe eines Bahnhofs, mit dem Anblick der Lokomotive, der Schienen, mit dem Rauch und Gerassel der Eisenbahn bekannt wurde.

An jene Reise konnte er nur mit Entsetzen zurückdenken, und so oft er seitdem das Wort „Eisenbahn" hörte, schüttelte ihn das Grauen. Und doch war dem vollen Kelche Wermut noch ein Tropfen Süßigkeit beigemischt. Er befand sich wenigstens in adligen Händen, in Händen, die ein Siegelring mit demselben Wappen schmückte, das auch das seinige war. Und diesen Händen mußte er sogar sehr teuer sein, denn sie hielten ihn krampfhaft fest, sie ließen ihn während der ganzen Eisenbahnfahrt keinen Augenblick fahren. Er hörte eine Stimme sagen: „Stellen Sie ihn in die Ecke, Gnädige — es ist Platz genug."

Und darauf die ängstliche Antwort: „Ach nein, ach nein, ich will ihn lieber auf dem Schoße behalten; er könnte mir sonst gestohlen werden."

Ja, seinem wahren Wert, das fühlte er, hatte die gesellschaftliche Dekadenz nichts anhaben können.

In seinem zwiespältigen Innern trug er auf der einen Seite etwas feine, duftende Wäsche, mit der Freiherrnkrone gezeichnet, auf der anderen ein Gebetbuch und den gothaschen Kalender.

Aber die Welt, wie war sie verändert, seit er sie zum letzten Mal vom Dach eines Postwagens aus gesehen hatte! Was für ein Wahnsinn war in sie gefahren! Es war, als befände sie sich in einer rasenden Fluchtbewegung; die Bäume und Häuser, die Felder und die Dörfer flogen nur so weg, Berge kamen und gingen, man sah sie auf schwebenden Brücken, durch deren Eisengitter breite Wasser blinkten, und gleich darauf waren Brücken und Wasser schon in weiter Ferne verschwunden; als schwarze, funkensprühende Kolosse donnerten die Schnellzüge vorüber. Der Reisesack und seine Trägerin befanden sich in der gleichen wirbelnden Betäubung, und die beiden alten Leutchen klammerten sich aneinander fest, um nicht den Schwindel zu bekommen.

Und so oft an der geöffneten Kupeethür der Schaffner erschien, wandte sich die alte Dame in namenlosem Bangen und zitternder Aufregung an ihn, ob sie auch ganz gewiß nicht in einen falschen Zug geraten sei, wie weit sie noch bis zur Endstation habe, und was dergleichen besorgte Fragen mehr waren, die, kaum beantwortet, sich in neue Zweifel verwandelten, bis endlich den Schaffner die Geduld verließ, daß er sie barsch anfuhr, worauf sie nicht mehr den Mut fand, ihre Fragen zu wiederholen, sondern als ein stummes Bild der Angst, den grünen Reisesack auf dem Schoß, in ihrer Ecke saß. Der schweigende Gefährte fühlte das unruhige Schlagen ihres Herzens, und aus beider Seelen erhob sich zu gleicher Zeit das stumme Gebet, kein zweites Mal vor diese Prüfung gestellt zu werden.

Wieder verging ein Jahrzehnt, während dessen seine Ruhe nicht weiter gestört wurde. Er schlummerte, voll gepackt mit Briefen, die alle mit Grafen- und Freiherrnkronen geschmückt waren und nach einer schöneren Vergangenheit dufteten, friedlich von alten Zeiten träumend, im Grund einer breiten und tiefen Truhe. Eher hätte er des Himmels Einsturz erwartet als das, was ihm noch bevorstand.

Eines Tages wurde er aus seinem Schlupfwinkel hervorgeholt, der Papiere entledigt und vor die Aufgabe gestellt, ein junges Mädchen auf ihrem ersten Fluge in die Welt zu begleiten. Der alte Knabe weigerte sich nicht, trotz der Schrecken, die auf der letzten Reise über ihn ergangen waren, sondern gedachte der ritterlichen Devise: „Fay ce que dois, avvienne que pourra". Er ließ sich mit Toilettenutensilien und anderem Mädchenbedarf die beiden Taschen vollstopfen, biß die Zähne übereinander und schickte sich zum Aufbruch an. Das ging aber nicht so rasch, denn zuvor mußte von Großmutter, Mutter und Tante Abschied genommen werden, und alle drei hatten der jungen Reisenden noch viele Lehren und Ermahnungen ans Herz zu legen.

Die Großmutter sagte — und öffnete dabei den schon geschlossenen Reisesack, um noch rasch einen kleinen Gegenstand hineinzustecken: „Wenn wir nur schon die Nachricht von ihrer glücklichen Ankunft hätten!"

„Wäre sie wenigstens um ein paar Jahre älter," setzte die Tante, die sich gleichfalls an dem Reisesack zu thun machte, seufzend hinzu. — „Mit Zwanzig weiß man sich schon eher Respekt zu verschaffen, aber siebzehn Jahre und so ganz allein!"

„Darum habe ich keine Sorgen," versetzte die Mutter und schloß den Reisesack ab, dessen Schlüssel sie an den ledernen Griff hängte. — „Wenn nur die vielen Zerstreuungen der Hauptstadt nicht wären; die ziehen so einen jungen Kopf vom Lernen ab."

Danach wanderten sie insgesamt zu Fuß nach dem nahe gelegenen Bahnhof, und den ehrwürdigen Reisesack trug das Dienstmädchen.

Vor der offenen Kupeethür ging das Abschiednehmen von neuem an.

Zuerst zog die Großmama die junge Reisende bei Seite: „Ich habe Dir noch etwas Klingendes in den Reisesack gelegt; gieb Acht, daß es nicht herausfällt."

„Danke, liebe Großmama."

Dann kam die Tante: „In dem Sack steckt etwas, das Dir an kühlen Tagen gute Dienste thun wird. Schön ist es nicht, aber nützlich."

„Sei bedankt, Tante."

Und zuletzt die Mutter: „Damit Du nicht ganz in den Vergnügungen untergehst, habe ich noch eine ernste Lektüre für Dich eingepackt. Versprich mir, fleißig in dem Buch zu lesen; ich betrachte es als eine Art Talisman."

„Gewiß, Mama."

Endlich saß sie im Kupee. Jetzt hieß es: „Sei mir beim Aussteigen recht vorsichtig."

„Ja, Großmama."

„Und laß Dich nicht mit fremden Herren in ein Gespräch ein."

„Nein, Tante.“

„Aber sei auch nicht unnötig abstoßend, sondern wenn Dir jemand behülflich ist, so bedanke Dich artig.“

„Ja, Mama.“

So ging es noch eine Weile fort mit „Ja, Mama“ — „Nein, Tante“ — „Ja, Tante“ und „Nein, Mama“, wobei das junge Mädchen gar nichts mehr dachte, denn ihr Inneres war hin- und hergezogen zwischen Abschiedswehmut und freudiger Reiseungeduld.

Als der Zug sich schon in Bewegung setzte, rief sie noch lächelnd durch das offene Fenster zurück: „Seid ruhig, es wird kein Wolf kommen und mich fressen.“

Aber der Wolf, an den sie nicht glaubte, saß ihr bereits gegenüber. Vorerst zwar schlummerte er noch friedlich in seiner Ecke. Er fuhr schon seit mehreren Stunden und hatte die kleine Station mit dem kleinen Intermezzo völlig verschlafen. Er war ein Korpsstudent in höheren Semestern, der von der alma mater nach der Universitätsstadt des Nachbarstaates fuhr — nicht Studierens halber, sondern um zu „pauken“. Die Couleurmütze, die sich ein wenig verschoben hatte, deckte einen nicht mehr allzu dichten Scheitel, und das wenig sagende, aristokratische Gesicht war von unzähligen Schmissen zerhackt.

Das junge Mädchen schenkte ihm indessen so wenig Beachtung wie den anderen Mitreisenden. Sobald die kleine Station hinter ihr verschwunden und der letzte Abschiedsgedanke verweht war, glänzte sie auf wie eine junge Sonne in der entzückten Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Sie hatte bis jetzt noch nichts von den Freuden des Lebens genossen, keinen Tanzsaal gesehen, kein Theater. Immer Sprachen studieren und Klavier üben, jeden Tag ihr abgemessenes Pensum auf Befehl der gestrengen Mama, die sie frühe an den Gedanken gewöhnt hatte, einmal für sich selber sorgen zu müssen. Und jetzt die erste Fahrt ins Unbekannte, in die Freiheit!

Keinen so beglückenden Gedanken hing ihr stramingestickter Begleiter nach. Sie hatte ihn beim Einsteigen in das Netz über ihrem Kopfe geschoben, und er kehrte dem Publikum seine grasgrüne Rückseite zu, indem er sein freiherrliches Wappen mit einer Mischung von Scham und Hochmut an der Wand verbarg. Er allein wußte, was er an diesem Wappen besaß, dessen Schlichtheit dem Kenner sein hohes Alter verbürgte: diese roten Streifen im Silberfeld — so war ihm von seiner Urheberin zugeraunt worden — seien das Symbol des Ritterschlages; sie sollten, von rechts nach links laufend, die drei Finger des Lehnsherrn darstellen, der vor so und so viel Jahrhunderten mit dem Blute des erschlagenen Gegners den Silberharnisch des Siegers gezeichnet habe.

Aber was kümmerte sich dieses Eisenbahnpublikum um die heraldische Mär seiner Jugend? Und wer legte noch Wert auf das uralte Wappenschild, seit die Familie, die es geführt hatte, im Mannesstamm erloschen war? Seine junge Herrin gewiß nicht, die mit ihrem bürgerlichen Namen kein Anrecht mehr darauf besaß, und der jede lederne Handtasche neueren Datums lieber gewesen wäre als das ehrwürdige mütterliche Erbstück. Ein Glück für ihn, daß er nicht wußte, welche Kämpfe sein Mitgehen gekostet hatte. Selbst die gute bürgerliche Tante, der jungen Reisenden Vaters schwester, hatte sich auf die Seite der Nichte geschlagen und der Mutter vorgestellt, welches Aufsehen eine so vorsintflutliche Ausrüstung im Eisenbahnkupee erregen mußte. Aber die Frau Mama, die alle überflüssigen Ausgaben haßte, war unerbittlich geblieben. Sie hatte nicht die Adelsvorteile abgelegt, um sich bürgerliche dafür aufhalsen zu lassen — mochten die Leute denken, was sie wollten, sie als ein überlegener Geist, als Mutter, deren Erziehungsgrundsätze auf das Ernste, Wissenschaftliche gerichtet waren, that, was sie für gut fand.

Der Grüne empfand es selbst, daß er und sein junger Schützling nicht zusammengehörten, und das vermehrte seine Unlust. Auch machten die grauen Polster des Kupees so anmaßende Gesichter und konnten doch das Parvenütum nicht verleugnen. Er wechselte im Geheimen feindliche Blicke mit ihnen, und man fand sich gegenseitig nicht comme il faut.

Plötzlich reckte sich der Wolf und riß die Augen weit auf, als er sein reizendes Gegenüber erblickte. Wo zum Teufel war das allerliebste Kind mit einem Mal hergekommen? Der Blick, mit dem er sie umfaßte, schien von ihrer ganzen Person Besitz ergreifen zu wollen.

Er zündete sich eine Zigarre an und drückte ihr sein Wohlgefallen zunächst dadurch aus, daß er ihr den Dampf breit ins Gesicht blies, wozu er reglementsmäßig ein Recht hatte, denn das Kupee war ein Rauchkupee. Dann nahm er plötzlich die Zigarre aus dem Mund und fragte, ob der Rauch sie nicht belästige.

Sie verneinte höflich, aber als er ein Gespräch daran knüpfen wollte, brach sie kurz ab, eingedenk der Verhaltungsmaßregeln, die ihr die Tante gegeben hatte, und weil ihr auch der junge Mann nicht allzu anziehend war.

Eine lange Pause entstand, während deren er ihre Person und Habe aufs Genaueste musterte. Er konnte nicht mit sich ins Reine kommen, was für einen Schlag Mädchen er vor sich habe. Ihr Anzug war einfach und gediegen und erschien durch die schöne Gestalt, die ihn trug, sogar elegant. Aber die übrige Ausstattung, wie Schirm und Plaid, war dürftig, und das grüne Ungetüm über ihrem Kopfe war geradezu lächerlich. Er wußte durchaus nicht, wo er diese Zusammenstellung unterbringen sollte.

Unschuld vom Lande? Dafür bewegte sie sich zu frei, und ihre Mienen waren zu selbstbewußt. In städtisch-bürgerliche Verhältnisse wollte sie ihm erst recht nicht hineinpassen. Vielleicht ein Theaterkind? Aber dann wäre sie besser ausstaffiert. Und doch — in welchem anderen Stand läßt man ein so junges Geschöpf allein durch die Welt fahren?

Ihre Erscheinung beschäftigte ihn unaufhörlich, so daß von Wiedereinschlafen keine Rede war. Gedankenlos blieb er am Ende mit den Augen auf einer Stelle haften. Das mit einem breiten Matrosenkragen versehene Kleid war ein wenig ausgeschnitten und ließ den schön entwickelten Hals mit einem verführerischen weißen Grübchen sehen. Diese Stelle zog seine Augen unwiderstehlich an.

Die Schöne fühlte sich durch die Beharrlichkeit seiner Blicke belästigt und machte eine halbe Wendung, um sich dem fortgesetzten Anstarren wenigstens zum Teil zu entziehen. Dabei glitt ein Handschuh, den sie ausgezogen hatte, zu Boden.

Ihr Gegenüber bückte sich und hob ihn auf. Sie wollte noch zuvorkommen, und beinahe wären sie mit den Köpfen zusammengestoßen. Das rasche Bücken und die kaum vermiedene Berührung trieben ihr das Blut zu Gesicht, so daß sich ein rosiger Schimmer bis in das weiße Halsgrübchen hinab verbreitete und sie noch zehnmal hübscher aussah als zuvor. Sie empfing den Handschuh aus seiner Hand, und da ihr die mütterliche Ermahnung einfiel, für jede Höflichkeit höflich zu danken, so that sie es. Aber ein neuer Versuch von seiner Seite, mit ihr in ein Gespräch zu kommen, scheiterte an ihrer Einsilbigkeit.

Sie hatte sich jetzt völlig weggewendet und sah zu ihrem schmalen Kupeefensterchen hinaus, indem sie ihm nur den anmutigen Umriß der Wange und das kleine, rosige Ohr zukehrte.

„Eine raffinierte kleine Person,“ dachte er und lehnte sich wieder in seine Ecke zurück, aber auch mit geschlossenen Augen sah er immer das weiße Grübchen.

So fuhren sie eine lange Strecke. Die alten Passagiere stiegen aus, und neue stiegen ein, und die beiden saßen sich noch immer gegenüber. Sie hatte sich wieder gerade gesetzt, und auch er hatte sich aufgerichtet, um gleich wieder in sein altes Anstarren zurückzufallen.

„Will denn der Mensch niemals aussteigen?“ dachte sie und versank dann gleich aufs neue in die angenehmen Träumereien, die sie auf der ganzen Fahrt beschäftigten.

Allmählich entleerte sich das Kupee. An einer kleinen Station stieg auch der letzte Mitreisende aus, und jetzt, Gott sei Dank, erhob ihr Gegenüber sich gleichfalls und trat gähnend, sich dehnend, auf den Bahnsteig. Sie sah ihm nach, wie er mit dem Gang eines Eroberers hinunterschritt. Der Schaffner schloß die Thür, und sie lehnte sich bequem in ihrer Ecke zurecht im behaglichen Alleinbesitz des Kupees. Aber sie hatte sich zu früh gefreut: nachdem schon abgerufen war und der Zug sich eben in Bewegung zu setzen begann, wurde mit einem Fluch die Kupeethür aufgerissen, der Herr in Couleur sprang behende herein, zog die Thür hinter sich zu und beugte sich tief hinunter, um selber abzuschließen.

Die Schöne bereute, ihren Platz nicht gewechselt zu haben, denn natürlich ließ er sich in seiner alten Ecke nieder, indem er diesmal einen Weindunst um sich verbreitete. Jetzt konnte sie nicht mehr weg — das hätte Aengstlichkeit verraten. Also verfiel sie auf den Ausweg, die Augen zu schließen und sich schlafend zu stellen.

Ihr Gegenüber war wacher als je. Er hatte den Aufenthalt von zehn Minuten benutzt, um im Bahnhofrestaurant eine halbe Flasche Wein zu trinken von der Sorte, für welche der Ort berühmt war. Ueber dem zweiten Glas war ihm ein Gedanke gekommen, und im Weine, glaubte er, sei die Wahrheit.

Es fiel ihm nämlich ein, daß eine Dame aus seinen Kreisen, von hoher Stellung, aber nicht vom besten Leumund, ihm gesagt hatte, unter vier Augen mit einem Weibe zu sitzen und keinen Annäherungsversuch zu machen, sei eine Beleidigung.

Als er sich jetzt fast gegen sein Erwarten mit der jungen Reisegefährtin mutterseelenallein sah, kamen ihm sofort diese Worte in den Sinn. Seiner jugendlichen Ruchlosigkeit fehlte es noch an der Erfahrung, die unterscheidet, und das bischen Instinkt, das er besaß, war im Wein untergegangen. Angetrunken war er nicht, aber lebhaft angeregt.

„Wenn sie es selber sagen —“ dachte er.

Fort und fort ging es ihm durch den Kopf, sie auf das weiße Grübchen zu küssen, aber er fand nicht den Mut dazu; ein Etwas, von dem er sich keine Rechenschaft gab, hielt ihn im Bann.

Das Mädchen hatte die Augen wieder geöffnet, aber sie sah beharrlich an ihm vorbei. Ihre beweglichen Züge drückten zwar ein leises Mißbehagen aus, doch von den Gedanken, die ihm durch den Kopf schossen, ahnte sie nichts.

Ein dritter aber ahnte sie, der von der Welt mehr wußte als eine Siebzehnjährige. Das war der mißachtete grüne Reisegefährte.

Er war auf der ganzen Fahrt nicht eingenickt, denn die schnippischen Gesichter der Grauen verhinderten ihn am Schlafen. Jetzt befand er sich außerdem in einer unbequemen Stellung: der eine der Passagiere hatte beim Aussteigen sein eigenes Gepäck etwas rücksichtslos unter ihm hervorgezogen und ihn dadurch aus seiner sicheren Lage gebracht. Er schwebte auf der Kippe und beobachtete still.

Eine neue Station. „Wird denn diese Fahrt ewig währen?“ dachte die junge Reisende. Sie schaute auf die Uhr: es fehlte noch eine halbe Stunde bis zum Ziel. Nun, in Gottes Namen, diese halbe Stunde mußte auch noch zu überstehen sein. Aber sie wurde heimlich ihren Warnerinnen gram, daß sie sie durch allzu viel gute Lehren um ihre natürliche Unbefangenheit gebracht hatten. Besser, sie hätte sich von Anfang an mit dem fremden Herrn in eine höfliche Unterhaltung eingelassen, dann könnte sie sich jetzt unter irgend einem harmlosen Vorwand auf die andere Seite des Kupees setzen; aber mitten in diesem beklemmenden Schweigen war das Aufstehen eine Unmöglichkeit.

Bei dem anderen war es unterdessen zu einer Zwangsvorstellung geworden, sie auf den weißen Fleck zu küssen, mochte daraus werden, was wollte. Jetzt aber fuhr der Zug aufs neue langsamer, und darauf ein lang anhaltender Pfiff.

„Wenn wir auf der nächsten Station abermals allein bleiben, dann versuche ich's ohne weiteres.“

Nur drei Personen standen auf dem Bahnsteig, die alle nebenan in das Kupee für Nichtraucher stiegen.

Der Zug ging weiter. Die Schöne rückte unbehaglich hin und her. Das Kupee noch immer leer und sie diesem Menschen gegenüber festgenagelt. Sein Gesicht hatte jetzt einen fast gehässigen Ausdruck angenommen. Wie gerne hätte sie sich weggesetzt, aber ein unbestimmtes Gefühl, daß sie die Feindseligkeiten nicht eröffnen dürfe, hielt sie zurück.

„Ich bin ein Narr, daß ich mich so lang besinne,“ dachte der andere. „Wer wird sie sein als ein Kammerkätzchen, das nach der Hauptstadt fährt, sich einen Platz suchen? — Es giebt auch feine — ja, sehr feine —.“ Seine Augen funkelten.

Aber ihr guter Engel wachte. War er auch von ihr mißachtet und zur Seite geschoben, ein Kavalier von der alten Schule vergißt das Noblesso obligo nicht. Er hatte auf der letzten Station eine Beobachtung gemacht, die ihn aufs Höchste beunruhigte. Der Schaffner war nämlich gekommen und hatte am hellichten Tage oben an der Decke, ganz in der Nähe des Grünen, eine Ampel angezündet. Er wußte nicht, was das bedeuten sollte, aber er hielt sich bereit.

Allmählich hatte er sich immer weiter auf den Rand des Netzes geschoben. Und jetzt — wie es zuging, konnte niemand sagen; hatte der Zug bei der scharfen Kurve einen Stoß gegeben, war's eine allmähliche Verschiebung des Gleichgewichts? — im Augenblick der Gefahr kam der Grüne plötzlich mit einem Kopfsprung heruntergeschossen und warf sich mit seiner stolzen Vorderseite gerade auf den Feind. Die drei roten Schrägbalken flammten wie Blutstreifen und die Federn seines Helmes bäumten sich zornig.

Zum Glück war der Angegriffene selbst von adligem Geblüt, und die Sprache der Heraldik war ihm nicht fremd. Mit wortlosem Erstaunen blickte er den Standesgenossen an, der sich ihm so unerwartet enthüllt hatte. Er empfing ihn in den Armen und legte ihn achtungsvoll auf das Polster neben seine Besitzerin.

Da sein Schloß nicht mehr ganz fest war, hatte er sich beim Sturz geöffnet und die drei zuletzt hineingestopften Gegenstände waren ihm entflogen. Zwei davon hatte das junge Mädchen noch im Fluge aufgefangen: eine gehäkelte Börse, in der zwei Goldmünzen klirrten — der Reisepfennig der guten Großmama — und ein Paar wollene Pulswärmer, von der Tante gestrickt; aber das Geschenk der Mutter, ein gelbes Büchlein, war zu Boden gefallen.

Der Herr in Couleur hob es auf, und da die Diskretion nicht zu seinen Tugenden gehörte, las er neugierig den Titel.

Es waren die Selbstbetrachtungen des Marc Aurel.

Er empfand das Bedürfnis, irgend etwas zu sagen, eine Höflichkeit, einen Gemeinplatz, jedoch es fiel ihm gar nichts ein. Er war völlig ernüchtert und zu sich selber gekommen, aber zugleich wie vor den Kopf geschlagen. Doch das Reden war auch überflüssig, denn soeben wurde es vor den Fenstern dunkel, und donnernd fuhr der Zug in den Tunnel ein.

Als er nach sechs langen Minuten wieder ans Licht kam, lehnte der Wolf friedlich in seiner Ecke und hatte wie zu Anfang die Augen geschlossen, Rotkäppchen saß neugierig-vergnügt am Fenster, und der Grüne lag, mit sich selbst zufrieden, wohl vollbrachter Dinge auf dem Polster.

Nach weiteren zehn Minuten war das Ziel erreicht. Ein ernst blickender Herr in Zivil mit einer sehr eleganten Dame und ein junger Offizier kamen auf das Kupee zugestürzt. Eine kleine Familienszene folgte. Die Dame schlang ihre Arme um die junge Reisende, und die beiden Herren küßten das schöne Kind mit brüderlicher Unbefangenheit auf die Wangen. Den Grünen hatte der Mitreisende höflich aus dem Wagen gereicht.

Sein Anblick erregte das lustige Lachen der Brüder. — „Ist der Alte auch noch am Leben?“ hieß es.

„Das greuliche Möbel,“ klagte die Schöne. „Denkt Euch, unterwegs ist ihm das Schloß aufgegangen und hat mich in die größte Verlegenheit versetzt.“

„Dem alten Herrn wackeln eben die Zähne,“ antwortete der jüngere von den Brüdern, an dem Verschluß des Reisesackes rüttelnd, bevor er ihn dem Dienstmann übergab.

Der Geschmähte hüllte sich schweigend in sein Verdienst. Die holde Jugend brauchte es nie zu erfahren, was der alte Ritter für sie gethan hatte.

Das aber hat er nicht um sie verdient, daß er noch selbigen Tages in eine feuchte Moderkammer zu Schimmel und Motten wanderte, nachdem mit dem Gold der Großmutter ein moderner Handkoffer angeschafft worden war.

Und um das Unrecht zu sühnen, habe ich ihm dieses Denkmal gesetzt. Er ruhe in Frieden.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Zum zweiten Male in der kurzen Spanne von drei Jahren sind umfangreiche Reste einer mehr als dritthalb Jahrtausende alten Poesie, neue Lieder der Sappho, gefunden worden. Dr. W. Schubart entdeckte sie auf einem eng zusammengeknüllten Pergamentblatte inmitten einer Menge wertloser Papyrusfetzen, wie Prof. Hugo Jurenka (N. Fr. Pr. 13511) mitteilt. Die Lieder sind nach seiner Ansicht beredte Zeugen dafür, Grillparzers Gemälde der Lesbierin als unwahr erkennen zu lassen und in ihr das „wunderwerte Wesen“ zu erblicken, das schon Strabo in ihr sah. Neben der aus tiefem Naturgefühl und innigstem Fühlen des Herzens entsprungenen Poesie rühmt Jurenka die eigenartige, durch die Wohllautsfülle des duftigen äolisch-lesbischen Dialekts herbeigeführte Schönheit der Sprache, die sich natürlich in der deutschen Wiedergabe kaum erreichen läßt. — In diese altgriechische Welt, zugleich die Brücke in unsre nordische Poesie schlagend, leitet weiterhin ein Aufsatz Karl Blinds (Zeitgeist 14), der über das Drama „Ulysses“ von Stephen Phillips berichtet und dabei auf „Altnordische Schilderungen in Homer“ — Mitternachtssonne, Kirkes Eiland u. a. — zu sprechen kommt. — Weitab von dieser Welt führt in das lateinisch-deutsche Mittelalter hinein August Wünsche. Er erzählt vom Redentiner Osterspiel, jener „Vermählung des Christentums mit dem deutschen Volksgeiste“, das im Jahre 1464 in Redentin, dem ehemaligen Hauptorte der Besitzungen des Cisterzienserklosters Doberan in der Nähe von Wismar entstand (Wiss. Beil. d. Leipz. Ztg. 38). — Mit einem Aufsatz über „Gottsched und die Franzosen“ (Nordd. Allg. Ztg., Beil. 84) bringt uns Eugen Reichel der Neuzeit näher. Er fühlt sich als Gottscheds Apostel berufen, das Evangelium seines Meisters zu verkünden, und „will den seit 150 Jahren in Deutschland zum Dogma gewordenen Irrtum bloslegen, daß Gottsched ein kurzsichtiger Bewunderer des französischen Schrifttums gewesen sei, daß er unser heimisches Schrifttum französiert und dadurch ein Unheil bei uns angerichtet habe, das erst durch die bekannte Riesenkraft des ‚Reformators Lessing‘ beseitigt worden sei.“ — Ueber diesen Reformator in Anführungszeichen und seinen einstigen Protektor und Freund Christian Nicolaus Naumann schreibt Ernst Consentius (Beil. 14 z. Voss. Ztg. 159), wobei er ungedruckte Briefe aus der berner Stadtbibliothek benutzt („Lessing und Naumann“). — Mehrere Artikel zur Goethelitteratur sind wiederum zu nennen. Richard Schaukal zeichnet in kurzen Zügen das Bild von Goethes Leben und Wesen: Dieses war „wachsende, gewachsene, schattend ragende Einheit — Kreis, Ewigkeit ..... Wie ein Organismus, ‚für tot auf die Welt‘ gelangt, über alle Fährnisse hinweg einen gesunden Geist trug, einen Geist, darin jener ‚göttliche Strahl‘ des Marsilio Ficino lebendig erglänzte, der ungebrochen ‚zu seiner Quelle zurückkehrt‘, ewig eins mit dieser Gnadenquelle des allumfassenden Lichtes, wie ein Organismus, der alles Starke, Wehrhafte, Drohende versuchte, sich in diesem Geiste immer wieder, gewissermaßen Wachstumsringe ansetzend, stolz und sicher zur heiteren Kraft fand, wie ein Mensch, ein Vollblutmensch und erdgeborener, erdvertrauender Wanderer in der Zeit zu solcher Helligkeit, Hoheit und Gewißheit gedieh, das wird unseres Staunens kein Ende. Hier ist atemverhaltendes andächtiges An-die-Brust-Schlagen, Preis und Dank vor einem Unermeßlichen unser Teil.“ (Wien. Abendp. 67). — Ein Kulturbild aus Goethes Jugendzeit entwirft J. R. Dieterich („Phylandria“. Beil. z. Allg. Ztg. 80—82). Anlaß dazu bot ein glücklicher Zufall, der ihn jüngst ein fast vollständiges Exemplar der Protokolle und „Acta der Arcadischen Gesellschaft zu Phylandria“ — einem litterarischen Verein mit geheimbündlerischen Formen — finden ließ. Die Verhandlungen über Goethes Aufnahme in diese Gesellschaft enthalten manches für die Charakteristik des jungen Goethe wertvolle Urteil, zumal wir an authentischen Zeugnissen aus Goethes Frühzeit, namentlich aus der des Ueberganges vom Knaben- ins Jünglingsalter so arm sind. — „Goethe als Buddhist und Okkultist“ behandelt im Anschluß an die neuesten Werke dieser Art von Paul Carus und Max Seiling ein Feuilleton Anton Lindners (Fremdenbl., Wien 93). — „Die Lösung des Faust-Problems“ ist nach C. Kleins Ansicht durch die „epochemachende“ Erklärung von Hermann Türck in ein neues Stadium gerückt worden. Seine Deutung müsse mit Recht als voller Umschwung und als eine der fruchtbarsten Hypothesen zur Erklärung des grandiosen Weltgedichtes bezeichnet werden (Hannov. Cour. 23703). — Zum Geburtstage Jean Pauls veröffentlichte Max Bruntsch einen Aufsatz, der eine Darstellung von des Dichters Gedanken über die Tonkunst — nach seinem eigenen Ausspruch die angeborene Dichtkunst der Empfindungen — enthält (Wiss. Beil. d. Leipz. Ztg. 34). Die im letzten Heft bereits erwähnten Mitteilungen „Aus dem Briefwechsel Jean Pauls“ setzt Paul Nerrlich fort (Nat.-Ztg. Sonnt.-Beil. 13). — Einen Brief Johanna Schopenhauers an ihren Sohn, der bisher von Düntzer nur teilweise veröffentlicht war, und der manches für den Biographen Schopenhauers nicht Unwesentliche aufweist, teilt aus eigenem Besitze G. Krüger mit (Frankf. Ztg. 98). — Briefe sind es auch, die einen Beitrag zur Kunde von Viktor Scheffels Leben bieten, und die in der von Luise v. Kobell besorgten Ausgabe W. A. Hammer betrachtet (Dresdn. Anz., Montags-Beil. 14). — Das Thema „Grillparzer und die österreichische Politik“ erörtert A. Stucki im Berner Bund (Sonnt.-Bl. 14). — Einem Landsmann Grillparzers, dem Dramatiker Friedrich Halm, widmet Anton Schlossar ein Erinnerungsblatt, das manches Ungedruckte, darunter eine längere Aeußerung des Dichters über seine Leitung des Burgtheaters, enthält (Wien. Ztg. 74).

* *

Bei weitem größer ist die Zahl der Feuilletons, die sich dieses Mal mit der „Litteratur der Gegenwart“ beschäftigen. Unter diesem Titel versucht zunächst Hans Landsberg (Rhein.-Westf. Ztg. 262) den Begriff und die Aufgaben der modernen „Litteratur“ zu bestimmen, das Wort „Gegenwart“ abzugrenzen und die wesentlichen geistigen Grundlagen der modernen Litteratur zu erkennen, als die er bezeichnet: Immoralismus als Ethik, Individualismus oder Sozialismus als Weltanschauung, Mysticismus oder Rationalismus als religiösen Glauben und Impressionismus als Kunstanschauung. — Auf das Sondergebiet der Tragödie führen drei eigene Aufsätze. Paul Friedrich schickt einer Besprechung neuer Dramen ein selbständiges Vorwort über die „Wiedergeburt der Tragödie“ voraus (Nordd. Allg. Ztg., Beil. 80) und er-

sehnt Weltanschauungsdichtung voll tiefer Symbolik, aber ohne die Nebelbläße allegorischer, freierfundener Symbolismen. Er will historischen Sinn und Blick geübt wissen. Mit seinen Ideen sind die Wilhelms von Scholz verwandt, der sich in einer umfänglichen Erklärung der Angriffe erwehren mußte, die Ernst von Wildenbruch gegen ihn richtete. Scholz hatte ein historisches Drama Otto v. d. Pfordtens (vgl. LE IV, 987) aus künstlerischen Gründen im „Tag" abfällig besprochen, wofür Ernst von Wildenbruch ihn als „hämisch kritischen Uhu" — typisch in seiner Art — annageln zu müssen glaubte (Der Tag 153). Die Antwort Wilhelms von Scholz (ebenda 165) läßt nur künstlerische Grundsätze, nicht aber die im übrigen ja recht biederen Eigenschaften wie Patriotismus und gute Absicht als Maßstab dichterischen Schaffens gelten. — Ueber „Kritik und Kritiker" handelt, eine Auswahl von Urteilen bekannter Männer über sie zusammenstellend, Siegfried Türkel (Wien. Morgen-Ztg. 85). — Die Broschüre „Der Theaterdusel", „den jüngsten und radikalsten Vorstoß wider die Schaubühne von einem dem Taumel moderner naturwissenschaftlicher Ueberhebung Verfallenen" — es ist Alfred H. Fried — beurteilt scharf und abfällig Heinrich Stümcke (Rhein.-Westf. Ztg. 262). — Von einzelnen Dramen fanden eingehendere Besprechung Karl Schönherrs „Sonnwendtag" — „das Feuer weithin leuchtender Volksweisheit, das Feuer weithin leuchtender Volkskunst" — (Anton Bettelheim, Voss. Ztg. 159), sodann „Sängerweihe", ein allegorisches Drama von Christian von Ehrenfels, das die neue Kunstgattung eines musikalischen Chordramas bezeichne (J. A. B., Bohemia 83) und „Das verkaufte Lied", eine Märchendichtung von Franz Wolff (E. Hofmann, Dtsch. Ztg., Wien 10862). — A. L—ch charakterisiert die Dramatik Karl Bleibtreus (Dtsch. Ztg. Wien 10866). Er wird als unermüdlicher Pfadfinder bezeichnet und sein Schaffen nach drei Seiten verfolgt — nach der historisch-biographischen (Napoleon, Byron, Cromwell), der philosophischen (Karma) und der neuesten, die eine Schilderung der modernen Gesellschaft bezwecke („Die Edelsten der Nation"). Bleibtreu selbst ergreift das Wort, um über den wahren Sachverhalt, der seinem Drama „Byrons Geheimnis" zu Grunde liegt, Aufschluß zu geben (ebenda 10871). — Den Besprechungen dieser Dramen schließen sich mehrere bemerkenswerte über neue Romane an. Vor allem wird Gustav Frenssen seines „Jörn Uhl" wegen interviewt (Theodor Rehtwisch, Tägl. Rundsch. 76), und das Werk selbst gepriesen (Dr. von Grätzel, Hann. Cour. 23694). — Nächst diesem Roman erfuhr Clara Viebigs neuester Roman „Die Wacht am Rhein", nach Berthold Litzmanns Wort (Der Tag 161) der Schlußband von Gustav Freytags „Ahnen", eingehende liebevolle Betrachtung, so von E. H. (Prager Tagbl. 88) und M. Necker in der Beil. z. Allg. Ztg. (79). Dieser beschäftigt sich auch mit Gabriele Reuters Entwicklung und ihren Hauptwerken (N. Wien. Tagbl. 95). — Von zwei kürzeren Feuilletons abgesehen — Monty Jacobs bespricht Georg Hirschfelds Novelle „Freundschaft", die eine stolze Höhe seelendeutender Kunst bedeute (Berl. Börs.-Cour. 157) und H. L. einen grazer Roman, Wilhelm Fischers „Die Freude am Licht" (Graz. Tagesp. 86) —, wenden sich die übrigen Aufsätze der Lyrik zu. Frida Schanz, L. Rafael, Dora Stieler, Margarete Susman, Helene Voigt-Diederichs und Agnes Miegel vereint Paul Remer in einer Gesamtkritik über „Neue Frauendichtung" (Der Tag 151). — In „zwanglosen Plaudereien von deutschen Dichtern" (Salzb. Tagebl. 53) kommt Felix Fischer auf Richard Schaukal zu sprechen, dessen Art Hans Müller eingehender im „Litter. Beibl. z. Mähr.-Schles. Corresp." (Brünn, Nr. 2) analysiert. Dort giebt auch Schaukal selbst Nachricht über sein Leben und sein Wesen: „Meine ganze bisherige Dichtung ist mein Leben, das innerliche, sehr vertiefte und beständig wachsam verfolgte, schillernde Leben einer zärtlichen und grausamen, hochmütigen und bangen Seele . ." — An der gleichen Stelle (Nr. 4 vom 27. März) schildert H. Müller die dichterische Persönlichkeit des Pragers Hugo Salus. — Auf den Lyriker Prinz Emil von Schönaich-Carolath, der noch nicht so gewürdigt werde, als er es verdiene, weist Ferdinand Baron v. Paumgarten hin (Wien, Neuigkeits-Weltbl. 71). — Mit den Lyrikern Otto v. Leixner und Hans Benzmann endlich befassen sich zwei Essais von Josef Oswald (Sonnt.-Beil. 13 d. Allg. Schweiz. Ztg.) bezw. E. A. Regener (Rhein.-Westf. Ztg. 243). — „Lais, die Hetäre", eine von der Sehnsucht nach Hellas durchtränkte, aber völlig unhellenische Dichtung Robert Heymanns beurteilt Alfred Kerr (Der Tag 151). Heymann bedauere immer wieder, daß er nicht zur Zeit der Griechen und Römer schaffen konnte, und — „gern hätten wir ihn unter den Dichtern jener Zeit gesehen, von deren Werken später so viele verloren gingen".

* *

Im Vordergrunde der Aufsätze über ausländische Litteratur stehen die Berichte der wiener Blätter über die neuen Stücke D'Annunzios, die Eleonore Duse zuerst in der österreichischen Hauptstadt einführte. Verzeichnet seien davon Ludwig Hevesis Feuilleton im Pester Lloyd — über Francesca da Rimini in Nr. 84 und La città morta in Nr. 86 — und über beide „Duse-D'Annunzio" im Wiener Fremdenblatt (94), sodann über dieses Stück die Besprechungen von Hermann Bahr (N. Wien. Tagbl. 93), A. Friedmann (Wien. Abendp. 79) und H. Koppel (Morgen-Ztg. 93), über jenes die von Bahr (N. Wien. Tagbl. 90), Friedmann (Abendp. 76) und L. Lipschütz (Reichswehr 2926). „Glossen zum Duse-Gastspiel", die sich vornehmlich der Schauspielkunst zuwenden, macht Viktor Erschen (Ostd. Rundsch., Wien, 96). — Sonst ist aus dem italienischen Schrifttum noch zu erwähnen eine Skizze von Eugenie Galli über „Sizilianische Kärrner-Poesie" (Berlin, Dtsch. Ztg. 80) und ein offenes Bekenntnis von Georg Brandes, der zu Annie Vivantis Gunsten gesteht, daß ihre überall glaubhaft erzählte und auch von ihm berichtete Scheidung von ihrem Manne und ihr Prozeß gegen einen Kapitalisten wegen gebrochenen Eheversprechens eitel Gewäsch und Lüge seien (N. Fr. Pr. 13 511). — Genannt sei auch ein Aufsatz Richards Muthers zum zwanzigsten Todestage Dante Gabriel Rossettis, der als Siebzehnjähriger sein erstes Gedichtbuch, die „Chants d'art catholique", herausgab (Der Tag 163). — Auf Maeterlinck, vor allem auf seinen in Wien jüngst aufgeführten „Tod des Tintagiles", lenkt O. v. Wymetal die Aufmerksamkeit (Tagesbl. a. Mähren u. Schles. 160). — Von „Kinderlitteratur, Volks-Poesie und Gesang in Frankreich" berichtet A. P. (Wien, Neuigk. Weltbl. 78). — Das neueste Werk von J.-K. Huysmans, „Sainte Lydwine de Schiedam" (vgl. Sp. 306), prüft auf Inhalt, Tendenz und Glaubwürdigkeit des vom Autor bona fide zusammengesuchten historischen Materials und auf die psychologisch-physiologische Basis der erzählten „Wunder" Hans von Hepperger (Beil. z. Allg. Ztg. 78). — Gelegentlich einer Besprechung von Gorkis Roman „Drei Menschen" spürt Otto Kraus das „Naturgenie und Kulturgift bei Gorki" heraus (Agramer Ztg. 78). „Gorki war der erste, der uns aus einer einheitlich bitteren Weltanschauung den russischen Menschen von einer neuen Seite zeigte. Auch seine ganze Kraft gilt der Darstellung seelischer Evolutionen. Aber er fügte ein neues Element hinzu, indem er spezialisierte. Nicht so sehr die seelischen Kämpfe des Proletariers zeigt er uns als die Entwickelung, die unter dem Gifthauch einer entarteten sozialen Kultur die Seele des Naturmenschen durchmacht." — Mit dem kroatischen Lyriker Devčić und seinen „Lucida intervalla" beschäftigt sich Vladimir Lunaček (Agram. Ztg. 75), und ebendort (71) giebt Otto Kraus von einem kroatischen Ethiker, dem Schriftsteller Vjenceslav Novak, Kunde. — An den „finischen Homer", Elias Lönrott, dessen 100. Geburtstag am 9. April wiederkehrte, erinnert Martin Beck (Wien, Dtsch. Ztg. 10 872; vgl. LE IV, 964 ff.) — Zum Schlusse sind mehrere Aufsätze über Björnson, Ibsen und die Südschwedin

Ellen Key zu registrieren. Die beiden Teile von Björnsons „Ueber unsere Kraft" fanden in Wien endlich ihre erste Aufführung im Deutschen Volkstheater, und so ward dieses Ereignis in aller Ausführlichkeit besprochen. Genauere Analysen des Dramas brachten die N. Fr. Pr. (F. Sch., 13 511), die Morgen-Ztg. (H. Koppel, 92), das Wiener Fremdenbl. (L. Hevesi, 92), das N. Wien. Journal (O. Tann-Bergler, 3033), Reichswehr (L. Lipschütz, 2928) u. a. — Den Fortschritt, den Ibsen in der Kenntnis und Darstellung des Weiblichen gemacht hat, verfolgt in großen Umrissen Eduard Platzhoff-Lejeune („Die Frau bei Ibsen", Sonnt.-Beil. d. Allg. Schweiz. Ztg. 14). — Als eine Jüngerin Nietzsches wird Ellen Key von Karl Bienenstein gepriesen (Tirol. Tagbl. 76, 77). Wie ihr Meister, so trage auch sie kein anderes Ideal in sich, als eine neue Kultur, die aus der Stickluft der Niederungen unserer heutigen Verhältnisse hinaufführt zu den sonnigen, freien Höhen edler, ungehemmter Entfaltung aller menschlichen Gemüts- und Geisteskräfte. In der Begründung der großen reformatorischen Ideen Nietzsches habe Ellen Key Außerordentliches geleistet, ebenso wie sie das historische Werden dieser neuen Gedanken mit Beweisen belegte. Vor allem beschäftige sie sich mit der Frau und ihrer natürlichen Bestimmung und verlange, daß sich auch die Frau zu einer Persönlichkeit entwickele, ihres Wertes und ihrer Aufgaben sich bewußt, stets aber Weib im tiefsten Grunde.

Dr. Paul Legband.

„Von der amerikanischen Presse." Von F. Brander (Nordd. Allg. Ztg. Beil. 76).

„Briefe von Ludmilla Assing" (Schluß; vgl. Sp. 975). Von Karl Emil Franzos (Voss. Ztg. 163).

„Eine moderne Kulturgeschichte." Von Kurt Walter Goldschmidt (Der Tag 157). Besprechung von Breysigs Werk.

„Romane und Kriminalakten." Von Max Morris. (Nat.-Ztg. 228). Weist für Willibald Alexis Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" nach, daß der hierin vorkommende Legationsrat Wandel der Wirklichkeit nachgebildet ist. Alexis fand den Stoff im neunten Bande des Neuen Pitaval.

„Fremdromane und deutsche Uebersetzerinnen." Von Leopold Schönhoff (Der Tag 155). Eine Klage um die hastige sprachverderbende Uebersetzungsarbeit, die aus materieller Not betrieben wird (vgl. oben unseren Leitartikel).

„Unsere Soldatenlieder." II. Von Karl Borețsch (Beil. z. Allg. Ztg. 73).

„Deutsche Bibliotheken auf der Auswanderung nach Amerika." Von Georg Witkowski (Nat.-Ztg. 228).

Echo der Zeitschriften

Deutsche Monatsschrift. (Berlin.) I, 7. Daß eine bedeutende Persönlichkeit sich aus dem nationalen Verbande herausgewachsen wähnt und sich und sein Schaffen der Menschheit vindiziert, daß aber demgegenüber die Nation das Recht habe, auf die absolute Gebundenheit des Individuums an sein Volk hinzuweisen, betont Adolf Bartels im Eingang einer Studie über „Friedrich Nietzsche und das Deutschtum". Und so unternimmt er es, ihn als einen großen Deutschen hinzustellen, der nur über seine Zeitgenossen, nicht aber über sein Volk hinausgewachsen sei. „Kein Zweifel, es ist mit ihm einer der bösesten Fälle; so entschieden wie er hat sich kein anderer großer Deutscher von seinem Volke losgesagt, so viel Böses wie er hat kein anderer Volksgenosse uns nachgeredet. Aber wir halten, wir zwingen ihn doch." Zunächst Nietzsches angeblich polnisch-adlige Herkunft. Er höre mit dieser slavischen Blutmischung nicht auf, Deutscher zu sein, denn „diese slavische Mischung im Osten Deutschlands ist seit langem sozusagen deutsch sanktioniert, und zumal der obersächsische Stamm längst in die volle nationale Gleichberechtigung eingetreten". Stehe also Nietzsche der Landsmannschaft nach zu Leibniz, Lessing und Richard Wagner, so gehe das Aristokratische in ihm nicht auf einen mythischen polnischen Grafen, sondern unzweifelhaft auf das evangelische Pfarrhaus zurück und ebenso die ihm zuerst eigene gläubige Hingabe wie sein späterer Radikalismus auf die „theologische" Herkunft. Als Jüngling sei er der echte, deutsche Idealist gewesen. Die Gründe dafür, daß dieser deutsche Idealist das Deutschtum schließlich bekämpfte, liegen nach Bartels Ansicht in der Zeit, in die Nietzsches Entwicklung zum Mannesalter fiel: „Er hat die Eindrücke, die ihm das geeinte Deutschland nach dem Kriege von 1870/71 machte, nicht mehr überwinden können, und nach ihnen dann sogar das Wesen des Deutschen zurecht geschnitten." Sein Urteil über die Gründerzeit und das Bildungsphilistertum sei durchaus zutreffend, dann aber sei Nietzsche, zumal nach dem Bruch mit Richard Wagner, dem bewußten Repräsentanten des nationalen Deutschtums, immer stärker als dessen Gegner aufgetreten. Der Antisemitismus seines späteren Schwagers Förster habe seinen (freilich sehr bedingten) Philosemitismus zum Teil mitverschuldet, vor allem aber sei seine falsche Stellung zum Deutschtum durch die Rückkehr zu der stets nationalitätenfeindlichen Aufklärung verschuldet. Was Nietzsche hauptsächlich über Deutschtum und deutsche Kultur geäußert hat, betrachtet Bartels der Reihe nach, um schließlich darüber zusammenfassend zu äußern: daß in der Regel ein Stachel in Nietzsches Auslassungen stecke, den man sich nur herzhaft ins Fleisch drücken solle. Die vernichtende Waffe aber führe er nicht: „Dazu ist er viel zu sehr ‚Widersprüchler', und sein Mißverständnis deutschen Wesens kommt dazu viel zu deutlich aus deutschem Wesen heraus, wenn ihm auch eine bestimmte Art des Germanentums, die Spezies Luther-Bismarck bis zu einem gewissen Grade fremd blieb." — In dem Sprechsaal für die Mitarbeiter der Deutschen Monatsschrift, der Antworten auf die Frage sammeln soll, was unserem Volke not ist, wünscht Fritz Lienhard, daß es allmählich zur elementaren Geschmacksbildung gehören sollte, den grundsätzlichen Unterschied zwischen Kotzebue und Goethe, zwischen Blumenthal und Shakspere zu fühlen und zu wissen.

Deutsche Revue. (Stuttgart.) Aprilheft. Gegenüber dem immer wachsenden Angebot des Buchhandels befindet sich unser Publikum in einer schwierigen Lage. Wer trifft hier, so fragt Rudolf v. Gottschall in einer „Die Litteratur und das Publikum" betitelten Plauderei, die Auswahl für den Verkauf? „Eine allgemein anerkannte Kritik giebt es in Deutschland nicht, überall aber, besonders in den Litteraturwinkeln der Zeitungen, kritische Tribunälchen, die meistens nach bestem Wissen und Gewissen richten, deren Urteile aber kreuz und quer gehen, da durchaus kein Gesetzbuch mehr besteht, das eine feste Norm giebt, ja, da in der Aesthetik vieles, was bisher Giltigkeit hatte, auf den Kopf gestellt wird. Die Frucht dieser sogenannten Revolution der Litteratur ist eine allgemeine Anarchie, und in diesem Tumult und Taumel der Meinungen kommt vieles Minderwertige zur Geltung, wird vieles Bedeutende beiseite geschoben." Gottschall verbreitet sich dann über „Mode" und „Ruhm", um weiterhin die einzelnen Dichtungsgattungen in ihrem Verhältnis zum modernen Publikum zu betrachten. Auf die neue Lyrik ist er nicht gut zu sprechen. „Als die Revolution der Litteratur verkündigt wurde, da schien es, als ob eine neue Lyrik eine Reveille trommle, die das deutsche Publikum aus seinem Schlaf aufwecken müsse. Es fehlte nicht an Talenten und an Talentchen, die einen neuen Geist in die dichterische Form gießen wollten; doch stichhaltig hat sich keines von ihnen gezeigt: das Lesepublikum hat keines erobert. Die Modernen haben uns keine neue Lyrik gebracht, oder was sie als das Neue nachdrücklich betonten, war meistens eine Verirrung des Geschmacks. Wohl gab es darunter liebenswürdige Persönlichkeiten, die die Welt aus der

Kavalierperspektive ansahen, und unsagbar tiefe und unglaublich schwülstige Köpfe, die durch ihre Ungeheuerlichkeiten bei sich und anderen eine Art von Größenwahn hervorriefen, aber über einen engeren Kreis von Anhängern hinaus haben sie es nicht gebracht ....“ Von den modernen Dramen sagt er ähnliches aus, nur betont er hier, daß ihnen die nationale Bedeutung abhanden gekommen sei, weil sich das Schicksal der dramatischen Litteratur in den Theaterbureaus entscheide. „Besonders die Dramen, die in höherem dichterischem Stil gehalten sind, führen in der Regel nur eine muffige Existenz in den Fächern der Sortimenter.“ Beim Roman werden mehr die verschiedenen älteren Gattungen und die Vorliebe des Publikums für dieses oder jenes Werk berührt.

Deutsche Rundschau. (Berlin.) XXVIII, 7. Der Roman ist ein Produkt des ausgehenden Hellenismus. Was wir von antiken Romanen kennen — so führt E. von Dobschütz in der Einleitung einer Studie über den „Roman in der altchristlichen Litteratur“ aus — gehört der Kaiserzeit an, und es sind vor allem Reiseromane, mit Wundergeschichten und Schilderungen angefüllt, auch wohl pseudohistorische Romane, die etwa an Georg Ebers Werke erinnern. Das Christentum fand also bereits den antiken Roman vor. Und gerade dort, wo es einen Hellenisierungsprozeß durchmachte, als dessen auffälligste Erscheinung der Gnosticismus hervortrat, hat es beträchtliche Beiträge zur alten Romanlitteratur geliefert. Als Beispiele für die bearbeiteten Stoffgebiete führt Dobschütz die für die Faustsage bedeutungsvollen sogenannten Clementinen, dann die im Orient spielenden Thomasakten, die in Fabelländer geleitenden Akten des Andreas und Matthias ihrem Inhalt nach an und dringt darauf etwas näher in die Art dieser eigentümlichen Litteratur ein. Dabei weist er darauf hin, daß keine poetischen Bearbeitungen des Lebens Jesu geschrieben wurden, sondern die Schicksale der Apostel, wiederum als Reiseromane, behandelt wurden. Auch bei diesen christlichen Romanen ist das Wunderbare das eigentliche Grundelement, und in die Reihe der griechischen Romane fallen diese Apostelgeschichten sonderlich dadurch, daß sich auch in ihnen, wenn auch nicht im Vordergrunde, stets eine Liebesgeschichte abspielt. Ihr Unterschied von den anderen Romanen liegt aber darin, daß sie schließlich auf das Martyrium des Apostels als auf den Hauptzweck hinauslaufen. Damit hängt zusammen, daß diese Romane nicht einfach Geschichten erzählen wollten, sondern eine der ganzen christlichen Erzählungslitteratur eigene tendenziöse Färbung haben. Genaueres über den Ursprung dieser gnostischen Litteratur läßt sich indessen nicht sagen, da einmal die angeblichen Verfasser sich bald als mythische Persönlichkeiten herausstellen und zweitens die Texte nicht in ihrer ursprünglichen Form überliefert worden sind. Der Einfluß, den diese Dichtungen des zweiten und dritten Jahrhunderts geübt haben, ist ungeheuer und reicht nach Dobschütz's Ansicht bis in die Gegenwart. — „Deutsche Kultur in den Vereinigten Staaten und das Germanische Museum der Harvard-Universität“, ein Aufsatz Kuno Francke's, sei hier noch verzeichnet.

Die Gesellschaft. (München.) XVIII, 4. Mit dem Motto aus der Parzival-Uebertragung: „Doch ein getreuer, steter Sinn, der wandelt licht zum Lichte hin“, leitet Helene Raff Erinnerungen an Wilhelm Hertz ein. Sie schildert den Menschen und den Dichter. „Wenn man Wilhelm Hertz in Gesellschaft begegnete, so sah man auf den ersten Blick, daß er ein Deutscher, auf den zweiten, daß er Schwabe war. Zu deutlich war dem breitnackigen blonden Mann mit der kantigen Stirn und den blühenden Wangen der Typus seiner Heimat aufgeprägt. Er hörte das auch gern, denn er war stolz auf seine schwäbische Abstammung und ein treuer Sohn seines engeren wie seines großen Vaterlandes.“ Von seiner Jugend, seinen Studentenjahren, seinem ersten Hervortreten als Dichter hören wir dann. Allen seinen Gedichten sei eines gemeinsam: „das starke, ganz persönliche, lyrische Empfinden. Es ist eine Art Verbindung, wie die zwischen Faust und Helena, die Verschmelzung einer echt germanischen Kernnatur mit griechischem Schönheitsgefühl“. Was den Gelehrten auszeichnete, ein ungewöhnliches Wissen, eine innige Vertrautheit mit alten Kulturschätzen, kam dem Dichter zu Gute. Und so sah man, „wenn man mit ihm zusammen saß und sich feiertäglich empor gehoben fühlte, in ihm, der da so feurig und doch so einfach mit tiefer, weicher Stimme sprach, nicht einen einzelnen Menschen mehr, sondern die ganze Summe von Kultur, die in ihn übergegangen und ein Teil seines Wesens geworden war.“ — Eine Frank Wedekind-Studie, „Der Hofnarr Gottes“, veröffentlicht Siegfried Fechheimer im 5. Hefte. Wedekind biete Kunst, heißt es da, deren Wesentliches ist, daß sie sich aus lauter Kontrasten zusammensetzt; selbst der Mantel darum, die Stimmung, die in der Form latent steckt, sei in sich wieder ein Gegensatz. Erdkunst nennt sie Fechheimer, die zum Himmel schreit. Nicht Gesellschafts-, sondern Lebenskritiker sei Wedekind. „Was ihm am Herzen liegt, auf der Seele lastet, das macht er nicht mit den Menschen, sondern mit Gott ab. Mit Gott und mit sich, die beiden liegen für ihn nicht gar so weit auseinander . . . Er sieht alles, was lebt, grausam unterworfen dem Leben, das sich selbst nur allzu oft zu widersprechen scheint. Er sieht, wie sich alles festklammert an dem Leben, trotzdem es so unvollkommen und die Ursache alles Leidens ist. Und er geht hin und schlägt eine große, fürchterliche Lache an. Und schlägt Purzelbäume, nicht vor Euch, Ihr Narren! — vor dem Herrgott, er, sein Hofnarr.“ Seine Harlekinsprünge seien die Weisheit selbst, und die letzte Ursache der tragikomischen Ausschweifungen, die seine Kunst ausmachen, liege in der vollständigen Unmöglichkeit, die Widersprüche zu heben, die aus den Beziehungen zwischen Einzel- und Allwillen resultieren. Als die reifsten, unbeirrt von aller Tradition und allem Schematischen geschaffenen Werke Wedekinds nennt Fechheimer die münchener Szenen (Marquis von Keith) und die Kindertragödie „Frühlingserwachen“. Anderen Dramatikern habe Wedekind nichts abgeguckt — „sein Stil ist keineswegs kulturbeleckt“ — noch habe er von der Kritik, die sich um ihn nicht bekümmert habe, etwas gelernt. „Er ist ein Eigener: als solcher erzwingt er unseren tiefen Respekt. Er ist Künstler: als solcher steht er jenseits von Lob und Tadel. Er ist ein Mensch, der das Räderwerk unserer fragenden Seele durch seine Kunst stocken macht: als solchen lieben wir ihn, wir lieben den Hofnarren Gottes!“ — Den Uebertragungen einiger Gedichte von Prud'homme schickt (6) Amélie Hey einleitende Worte über den Dichter des ewigen Friedens voraus.

Der Lotse. (Hamburg.) II, 24. Robert Riemann, der Verfasser des an dieser Stelle besprochenen ‚germanischen Kulturdramas‘ „Björn der Wiking“ (vgl. Sp. 739), legt den schaffenden Poeten „Neue Stoffe für die historische Tragödie“ nahe und zwar aus jenem von ihm benutzten Stoffkreis, der fast unberührt daliege: den altisländischen Sogur. Sie spielen größtenteils in der Zeit zwischen der Besiedelung Islands durch ausgewanderte norwegische Aristokraten und der Christianisierung der Insel. Vor allem die Zeit von 874 bis 1050 repräsentiere so recht eigentlich das heroische Zeitalter Islands, wo alles einen Zug ins Große und Gewaltige habe. Die Sogur seien eine geradezu unerschöpfliche Fundgrube für poetisch wirksame Stoffe. „Man wird [bei ihrer Lektüre] staunen über den rauhen, knappen Dialog, die Einfachheit der Verhältnisse, die dem Dramatiker ungeheuer wertvoll sein muß, die Ungebundenheit des Lebens und die großen, starken Gefühle. Der moderne Dichter sieht in dem Menschen unserer Tage ein Geschöpf mit so rätselhafter Psychologie vor sich, daß fast ein akademisch vorgebildeter Psychiater notwendig ist, um das komplizierte Gewebe zu entwickeln. Vielen mag dies interessant und lohnend genug erscheinen . . ., aber es wird doch immer noch Leute geben, die froh aus der Krankenstubenluft der Moderne in die von Frühlingsstürmen durchbrauste Zeit

des germanischen Heidentums eilen. Hier sind Konflikte, hier ist der Phantasie Gelegenheit gegeben, sich ohne weiteres in eine unserer ursprünglichen Eigenart wesensverwandte Denkungsart hineinzufühlen und ein germanisches Kulturdrama zu schaffen, reich an großen Zügen und energischen Charakteren. Gerade in dieser Beziehung sollten wir den Griechen folgen, die ihre Stoffe aus der Zeit ihrer Heroen wählten, statt sich etwa an die Aegypter oder Babylonier zu halten und eine gelehrte, kommentarbedürftige Theaterlitteratur zu pflegen." — Gegen Detlev von Liliencrons „Buntes Brettl", das den erbärmlichsten litterarischen Schund unter den ‚lyrikdurstigen' Pöbel der Reichshauptstadt einschmuggle, und das mit dem Namen Liliencrons so schmählichen Mißbrauch treibe, wettert Siegfried Heckscher (25). — Lili du Bois-Reymond widmet (27) Gustav Frenssens „Jörn Uhl" eine begeisterte Besprechung.

Die Nation. (Berlin.) XIX, 25. Ein deutscher und zwei französische Romane werden einer längeren Besprechung unterzogen. Wilhelm Wintler preist Friedrich Huchs „Peter Michel" als „ein außergewöhnliches Buch in mehr als einer Hinsicht". Dagegen nennt G. Ransohoff Octave Mirbeaus „Journal d'une femme de chambre" eine unerquickliche Leistung, angefüllt von bodenlosem Cynismus und morbider Wollust am Schmutz, ein Zersetzungsprodukt aus kranker Zeit. Weiterhin sei für Mirbeaus — auch sprachlich vulgäres — Buch die beißende, parteipolitische Gehässigkeit charakteristisch. „Diese fanatische Wut gegen das genußsüchtige Bourgeoistum und seine Satelliten, diese Verhetzung der Stände und Richtungen gegen einander, das alles zeugt gleichfalls vom Zeitgeist des neuesten Frankreichs." Kennzeichnend für die litterarischen Zustände im Nachbarlande sei auch Paul und Viktor Margueritte „Les braves gens". „Die moderne Kunstform der Prosaerzählung ist im Kreislauf ihrer Entwicklung wieder zum historischen Berichte gekommen: das eigentlich Dichterische wird Beiwerk und Einkleidung." — Im folgende Hefte hält Anton Bettelheim eine kleine Stegreifrede über die Direktionsverhältnisse an der Comédie française („Aus dem Hause Molières"). Er weist die Gerüchte über einen angeblichen Rücktritt Claretes von der Theaterleitung zurück; Claretie werde, unsterblich wie die Mittelmäßigkeit, noch weiterhin auf dem Thron der Comédie ausharren. Als Schriftsteller zeichne er sich durch „abgrundtiefe Oberflächlichkeit" aus, und als Theaterleiter sei weder er noch Antoine der rechte Mann für die Lösung der dem Pariser Theater nötigen Aufgaben: von dem Raubbau mit Zugstücken abzulassen und der neuen Zeit Zugeständnisse zu machen. „Will sich die Comédie française verjüngen, so wird sie — nach dem Vorbild Molières, der bei den Alten und den Italienern, bei Lebenden und Lebendigen in die Schule ging — fremde Kunst sich zu eigen machen müssen." Im Hause Molières müßte Goethes Faust zu Ehren kommen. — Gustav Frenssens „Jörn Uhl", „das treue, eigensinnige, schwerfällige und wundertiefe Abendlied eines Mannes, der durch Arbeit und Zuschauen reif geworden ist", bespricht Anselm Heine (27).

Neue deutsche Rundschau. (Berlin.) XIII, 4. Man kann nicht über die russische Belletristik der Gegenwart schreiben, ohne die Bedeutung ihrer unmittelbaren Vorgänger Dostojewski und Tolstoi zu streifen. A. L. Wolynski beginnt darum einen Essai über „Die russische Litteratur der Gegenwart" mit einer Analyse des Wesens und Schaffens jener beiden Schriftsteller. Er wählt zunächst Tolstoi, weil in diesem ein normal russischer Mensch erstaunlich zum Ausdruck komme. Nirgends auf der Welt empfinde man einen mystischeren Zusammenhang zwischen dem Menschen und dem Boden, wie gerade in Rußland. Tolstoi sei der echte Russe, das echte Wort des bäurischen, geistigen Elementes, dessen geistig-materieller Ausdruck, dessen Sprache, dessen Psychologie. „Tolstoi ist nüchtern, deutlich, ein echter, arbeitsamer Pflüger in der Ideenwelt, der den Boden aufreißt und liebevoll in ihn Samen senkt — Samen eines neuen Lebens. Ein echter Russe, erhebt er sich nie in den metaphysischen Himmel, sondern umkreist unermüdlich die Fragen des menschlichen Wohles." Um Tolstoi scharten sich die Normalen, die seine Ideen bis zur Pedanterie ausbreiteten. Rußland aber hat auch seine Verrückten, seine Wahnsinnigen, und diese glauben an Dostojewski. Gerade alle feineren und nervösen Naturen reißt er hin. „Es haben sich schon in der Litteratur Ströme jenes Wahnsinns und jener Ekstase ergossen, die von ihm ausgehen und mit einer tiefen psychologischen Selbstkritik verbunden sind. Von der Litteratur werden diese Ströme in die Gesellschaft eindringen und sie mit jener Leidenschaft anstecken, die einen Zug des russischen Volksgeistes ausmacht." Darauf betrachtet Wolynski die einzelnen Schriftsteller der Gegenwart; auf dem von Tolstoi gepflügten Boden wuchs Anton Tschechow empor, neben ihm kleinere wie Korolenko, Mikulitsch. Auf dem Uebergang von Tolstoi und Dostojewski steht Garschin, der an Popularität nur noch von Gorki übertroffen wird. Dieser wiederum führt zu den Dekadenten, die Wolynski nach dem Versuch, den Begriff Dekadenz zu bestimmen, einzeln betrachtet. Ihre Hauptvertreter sind Mynski, weiterhin Mereshowski und einige kleinere, denen sich Jassinski, Nemirowitsch-Dantschenko Gnieditsch und andere anreihen, die in die zuvor bezeichneten Strömungen nicht hineintauchen, vielmehr ein eigenes litterarisches Leben führen. — Mehr eines wissenschaftlichen Interesses wegen als aus litterarischen Gründen betrachtet Ricarda Huch „Romantische Aerzte", wobei sie darauf hinweist, wie sich das Romantische auch in der Medizin zeigte, wie diese Wissenschaft als Kunst aufgefaßt wurde. — In der „Rundschau" findet sich ein Artikel von Max Osborn zu Wilhelm Buschs siebzigstem Geburtstag.

Preußische Jahrbücher. (Berlin.) Aprilheft. Ueber „den Gedanken der Theodicee in Goethes Faust" spricht Carl Alt. Er nimmt bei einer von der bisherigen Forschung abweichenden Datierung einzelner Szenen an, daß sich die Entwicklung des Faststoffes bei Goethe in derselben aufsteigenden Linie bewege wie vom Volksbuch über Marlowe und Lessing zu Goethe. Werde bis zu Lessing hin der Dualismus des Luthertums — der Kampf zwischen einem guten und einem bösen Prinzip — nicht überwunden, so führe gerade Goethe diesen ihm widerwärtigen Kampf allmählich siegreich durch und durchdringe die alte, vom ethischen Rigorismus des Luthertums durchtränkte Volkssage mit seinem Geiste. Dem „Urfaust" lag die Lösung des Problems allerdings noch fern, und es mußten bis zu ihr fast dreißig Jahre vergehen, deren einzelne Stadien Alt verfolgt. Zunächst betont er, daß litterarische Einwirkungen und eigene Lebenserfahrungen in der Jugend den Optimismus, zu dem Goethes ganze Natur hinstrebte, stark erschütterten, und daß die Skrupel und Zweifel, die ihm das Böse in der Welt in allen seinen Formen machte, ihren Widerhall speziell im Urfaust fanden. Nur habe er, obschon ihm damals bereits Gut und Böse als relative Begriffe galten, das Problem noch nicht zu lösen vermocht, was das Böse eigentlich sei und welche Bedeutung ihm im Weltplan zukomme. Mit den zunehmenden Lebenserfahrungen seien ihm dann auch die Skrupel und Zweifel über das Böse in der Welt geschwunden. Die Weiterarbeit am Faust in Italien zeige eine objektivere Stellung des Dichters zu seinem Stoff, obwohl auch hier noch die Grundvoraussetzungen dieselben blieben. Dies ward erst anders mit den zur Vollendung des ersten Teiles in den Jahren 1797 bis 1801 neu gedichteten Szenen. Hier spreche Goethes weltfreudiger Optimismus wie nirgend anderswo: Mephisto ist kein selbständiges böses Prinzip mehr, sondern muß das Gute schaffen, ob er gleich das Böse will. Zu dieser Umdeutung der Sage ist Goethe, wie Alt mit Morris annimmt und durch neue Parallelen zu beweisen sucht, vornehmlich durch Milton gekommen, dessen Theodicee ihn zum Nachdenken über die Probleme der Willensfreiheit und das Böse anregten. Unter dem

Einfluß von Miltons „Verlorenem Paradiese“ wurde nun der Faust „das Hohelied des goethischen Optimismus: die Dissonanzen, die einst den jungen Dichter an der Harmonie des Universums zweifeln ließen, vermögen ihn nicht mehr zu erschüttern“.

Englische Studien. (Leipzig.) XXX, 2. E. Koeppel veröffentlicht einen Beitrag zur Manfredforschung, „Lord Byrons Astarte“. Auch ihm steht es außer Zweifel, daß die durch das ganze Drama verstreuten Andeutungen des Dichters über das Verhältnis zwischen Manfred und Astarte den Gedanken an eine sündhafte Liebe zwischen Bruder und Schwester erwecken. Dem Vorbild von Byrons Astarte nahe zu kommen, versuchte 1898 Heinrich Gillardon, indem er eine Einwirkung Shelleys feststellte. Koeppel versucht nun dasselbe auf einem andern, über die Grenze der englischen Litteratur hinausführenden Wege. War das uralte Motiv verbrecherischer Geschwisterliebe im englischen Drama auch schon vor Byron verwendet, so von Beaumont und Fletcher, von John Ford, so ist schon des letzteren Vorbild auf französischem Boden zu suchen. In gleicher Weise sieht Koeppel die Schicksale Manfreds und Astartes vorgebildet in einem Geschwisterpaar aus der leicht erregbaren Sinnenwelt der Romanen. Es ist die Lebensgeschichte Renés, die Chateaubriand zuerst 1802 in seiner Apologie des Christentums, „Le génie du christianisme“, unterbrachte, dann aber 1805 herauslöste und mit dem Urwaldsroman „Atala“ in einem besonderen Band zusammenstellte. Als die Hauptverschiedenheit zwischen Chateaubriands — von Koeppel nacherzählter — und Byrons Darstellung der sündigen Leidenschaft ergiebt sich die Thatsache, daß bei dem Franzosen nur die Schwester von der verhängnisvollen Liebe ergriffen ist. In der Schilderung aber, die Chateaubriand vom Wesen dieser Schwester und von ihrem Verhältnis zum Bruder entworfen hat, liegen viele Uebereinstimmungen mit Byrons Andeutungen über Astarte. Daß zwischen dieser und Chateaubriands Amélie eine innere Beziehung besteht, hält Koeppel für wahrscheinlich. Auch andere wesentliche und tiefdringende Uebereinstimmungen bringen ihn zu der Ansicht, daß Chateaubriands „pathetische, phrasen-, aber auch stimmungsreiche Erzählung als Grundlage des genialen Baues der byronschen Tragödie“ genommen werden muß. — „Zur Entstehungsgeschichte von Byrons Childe Harold“ enthält das gleiche Heft einen Aufsatz aus dem Nachlasse E. Kölbings. — „Ueber den Einfluß des Plinius in Shelleys Jugendwerken“ schreibt daselbst Dr. Sophie Bernthsen, deren Werk über den Spinozismus in Shelleys Weltanschauung von Helene Richter zum Ausgangspunkt einer längeren Studie „Zu Shelleys philosophischer Weltanschauung“ genommen wird.

Unter dem Titel „Das Reichsland, Monatshefte für Wissenschaft, Kunst und Volkstum“ hat eine neue Zeitschrift zu erscheinen begonnen, die sich die Aufgabe gestellt hat, „im steten Zusammenhange mit der Geistesentwickelung, wie sie im Reiche sich vollzieht, an der Fortentwickelung der Verhältnisse in Elsaß-Lothringen mitzuhelfen“. Das erste Heft enthält Beiträge von Fritz Lienhard, Christian Schmitt, Theodor Lerond, Prof. Follmann, Elisabeth Gnade u. a. Als Herausgeber der Zeitschrift, die im Verlage von Rudolf Lupus in Metz (jährlich 10 Mark) erscheint, zeichnet Oberlehrer Prof. G. Koehler-Metz.

„Christian Bomhard, ein wenig beachteter Denker.“ Von Oskar Gutsche (Haus u. Schule; XXXIII, 9—11). Christian Bomhard, der in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts lebte, hinterließ Aufzeichnungen, die August Sperl im Jahre 1894 unter dem Titel „Lebensfragen“ herausgegeben hat, und die allerlei Wahrsprüche und Lebensregeln enthalten.

„Die ältere Romantik.“ Von Dr. Heine (Deutsch-evangelische Blätter, Halle a. S.; XXVII, 4). Die Darstellung lehnt sich an die bekannten Werke von Rudolf Haym und Ricarda Huch an.

„Psychiatrisches in Hauptmanns ‚Rotem Hahn‘.“ Von Eduard Heß (Psychiatrische Wochenschrift, Halle a. S.; Nr. 53).

„Wie ich schaffe.“ Von Max Kretzer (Berl. Illustr. Ztg.; Nr. 14).

„Die Sonne im Lichte der Sprachgeschichte.“ Von F. Kuntze (Die Grenzboten, Leipzig; LXI, 8).

„‚Lebensführung‘ von Emerson.“ Von Wilhelm Spohr (Ernstes Wollen, Berlin; Nr. 61). Bespricht die Uebersetzung von Karl Federn, auf die wir noch zurückkommen.

„Richard Jordan als Uebersetzer“ [vgl. Sp. 792]. Von Paul Tesdorpf (Hessenland, Kassel; XVI, 7).

„Jörn Uhl.“ [Gustav Frenssen.] Von Martin Wenck (Die Zeit, Berlin; Nr. 27).

„Leo Tolstoi und die Religion der Wiedergeburt.“ Von Leopold Ziegler (Südwestdeutsche Rundschau, Frankfurt a. M.; II, 7).

„Dante“ (Die Grenzboten, Leipzig; LXI, 11). Eine Besprechung von Karl Federns Buch über Dantes Zeitalter und sein Werk, von J. Kohlers Nachdichtung des Purgatorio und von dem ersten Bande der von Scartazzini besorgten Ausgabe der Divina Commedia.

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Die meisten Verleger schieben die Veröffentlichung wichtiger Werke bis zum Herbst auf, in der Erwägung, daß die Krönungsfestlichkeiten alle anderen Interessen verschlingen. Augenblicklich werden jedoch ein paar ernste Bücher, zwar nicht belletristischen Inhalts, aber doch mit litterarischem Anstrich viel gelesen und besprochen. Benjamin Kidds „Grundlehren der westlichen Civilisation, erster Band eines Systems der Entwickelungsphilosophie“ (Principles of Western Civilisation, Macmillan) dürfen geradezu eine neue Geschichtsphilosophie genannt werden. Zweifellos wird es dem Buch nicht an Anfechtungen fehlen, aber der Verfasser legt klar dar, wie sich die gegenwärtigen Probleme aus der Vergangenheit heraus entwickelt haben und in sich den Keim tragen zu künftigen Evolutionen, die noch nicht deutliche Form gewonnen haben. — „Die mystische Rose, eine Studie über die Ehe bei den Urvölkern“ von Ernest Crawley (Macmillan), behandelt die Ehegebräuche bei den Naturvölkern in erschöpfender Weise und läßt die Art ihres Denkens, so weit es sich um den wichtigsten Akt des Lebens erstreckt, in seltsamem Lichte erscheinen. In manchem Betracht kann das Werk als der bedeutendste Beitrag zur Ethnologie gelten seit der Veröffentlichung von Professor Tylors „Urkultur“. — Sir Walter Besants Autobiographie (Hutchinson) ist vornehmlich für die bestimmt, die sich für seine Romane interessieren. Er war ein kluger Mensch, besaß Sinn für Humor und weitgehende Sympathieen, aber er war keine interessante Persönlichkeit und erhebt in dem Buch auch keinen Anspruch darauf. So ein guter Mensch wie Besant kann keine bedeutende Autobiographie schreiben. Dazu muß er Egoist sein und, wie es meistens der Fall war, ein „ruchloser Verdammter“. Besant behandelt hier hauptsächlich seine Romanschreiberei; seine übrigen, nicht unbeträchtlichen Arbeiten hielt er nur für eine Nebenbeschäftigung. Seine Romane zeigen Humor, Leidenschaft, Phantasie und Beobachtung, und man wird ihm den bescheidenen Platz, den er unter den Unsterblichen einzunehmen hoffte, nicht versagen.

S. R. Crockett hat eine Fortsetzung zu seinen „Raiders“ (Streifzügler) veröffentlicht, unter dem Titel „Das Dunkel des Monds. Einige weitere Geschichten von den ‚Raiders‘ genannten Leuten“. Er erzählt darin die Geschicke der nächsten Generation; wer ein Freund ist von agrarischen Aufständen und dem Treiben wilder Zigeunerinnen, wird daran Gefallen finden. — Netta Syretts „Rosanne“ ist eine recht tüchtige Studie über das weibliche Temperament. Die männlichen Gestalten genügen dagegen weniger. Hier wird zum erstenmal

die Frau aus dem Mittelstand dargestellt, die sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen muß. — E. F. Bensons „Purpur und Ysop“ (Scarlet and Hyssop) ist unseres Erachtens eine Uebertreibung, kein wahres Bild der englischen Aristokratie. Die Heldin liebt einen Mann, der nicht ihr Gatte ist, und von ihrem Gatten weiß man, daß er die beste Freundin seiner Frau als Geliebte hat; trotzdem bringt sie es fertig, sich auf dem Pfad der Tugend zu behaupten. Zum Glück kommt der Gatte am Schluß um, wie er seine Geliebte aus einer Lebensgefahr retten will; dadurch wird seine Frau frei und in die Lage versetzt, ein tugendhaftes, glückliches Leben zu führen. Inhalt und Form berühren uns als unmöglich und dem Leben nicht entsprechend. Ein geborener Satiriker, der sich in der Gesellschaft auskennt, hätte damit vielleicht etwas anzufangen vermocht.

Sir Henry Irving hielt an der Universität Princetown in den Vereinigten Staaten eine Vorlesung über die Shakspere-Bacon-Streitfrage. Er ging davon aus, daß die Bacon-Theorie uns an ein Komplott zu glauben zwingt, wie es sich die kühnste Phantasie kaum je hätte ausmalen können. „Daneben verbleichen alle Intriguen der Geschichte. Wie nichtig und kindisch erscheinen alle geheimen Gesellschaften im Vergleich zu dieser, die Bacon zu lieb Shakspere fälschlich für das größte Genie unserer Litteratur ausgab .... Ganz abgesehen von seinem dichterischen Genie, giebt es unumstößliche Beweise, daß Shakspere ein großer dramatischer Baumeister war, der die Bühne so genau kannte, wie ein Uhrmacher den Mechanismus einer Uhr. Wie hätte sich Bacon diese Kenntnis verschaffen können? .... Ich hege zu viel Achtung vor Shakspere, vor der Bühne, der er glänzenden, unvergänglichen Ruhm schuf, und für den Beruf, worin alle Schauspieler demütig seinen Spuren folgen, als daß ich glaubte, er brauche gegen Dummheit oder Niedertracht geschützt zu werden.“ — Mr. Sidney Lee hielt einen Vortrag über „Städtische Theater“. Da er demnächst in der „New Liberal Review“ erscheint, so sei ein Bericht darüber bis dahin verschoben. — Mr. J. S. Leadham wurde die neubegründete Lektorstelle für Geschichte an der londoner nationalökonomischen Schule übertragen. — Der höchste Preis, den man jemals hier für einen Caxton bezahlt hat, 2225 Pfund Sterling, wurden neulich für „The Ryal (or Royall) Book for a King“, von Caxton im Jahre 1487 gedruckt, erzielt. — In einer Vorlesung über die „Kunst des Romanschreibens“ erklärte Mr. Gilbert Parker, selbst ein Romanschreiber und Mitglied des Parlaments, daß die Belletristik eine der seltsamen Erscheinungen des zeitgenössischen Lebens und eins der Uebel unseres speziellen Zeitalters sei. Ihm zufolge muß der Roman vor allem gut gebaut sein; offen und ehrlich von menschlichem Leben und Charakter handeln; Beobachtung und Darstellungsgabe besitzen; Originalität bewahren und vor allem gesund sein.

„Die Nase der Prinzessin“ (The Princess's Nose), Mr. Henry Arthur Jones' neues Stück, das am Duke of York's Theatre gespielt wird, ist eine arge Enttäuschung, zumal nach „Mrs. Danes Verteidigung“. Die Fabel ist schwach und die Charaktere, vielleicht mit einer Ausnahme, sehr gemein. Die Leidenschaften und Mißhelligkeiten, die im prinzlichen Haushalt vorgehen — ein französischer Prinz hat eine Engländerin geheiratet —, sind trivial und lassen uns kalt. Der Prinz zeigt sich in seiner Liebelei mit Mrs. Malpas, der schönen Frau eines tölpelhaften Bierbrauers, als den typischen Franzosen, wie er bei den französischen Novellisten und Dramatikern dritten Ranges sein Wesen treibt. Seine Frau ist viel zu gut für ihn, und man wundert sich, warum sie sich so viel Mühe giebt, seine Liebe zurückzugewinnen. — Mr. Beerbohm Tree will nächstens „Richard II.“ herausbringen. — Zur Erinnerung an Shaksperes Geburtstag führte in Stratford am Avon Mr. Benson „Heinrich VIII.“ auf, und Miß Ellen Terry spielte die Königin Katherine. — Mrs. Humphry Wards Roman „Eleanor“ ist für die Bühne bearbeitet worden und soll in Nachmittagsvorstellungen am St. James's Theatre in Szene gehen. Auch stehen uns Dramatisierungen von den meredithschen Romanen „Der Egoist“, „Diana vom Kreuzweg“ und „Evan Harrington“ bevor. — Ein einfaches, unschuldiges Stück von Captain Basil Hood, betitelt „Das hübsche Mädel“ (The Pretty Maid), wurde am Terry's Theatre gespielt. Es erinnert ein wenig an Robertsons „Schule“ und beweist aufs neue, daß die Freunde der sentimentalen Komödie noch nicht ausgestorben sind.

Meinen Bericht über mehrere interessante Beiträge in den April-Zeitschriften muß ich bis zum nächsten Mal hinausschieben, wo ich sie mit den Aufsätzen des folgenden Monats gemeinschaftlich zu behandeln gedenke, da ich augenblicklich in einem entlegenen Landhaus hoch oben in den Surrey-Hügeln weile und so aller Hilfsmittel bar bin.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

Fortdauernd nehmen politische, historische, volkswirtschaftliche, künstlerische, wissenschaftliche Themata und Unterhaltungslektüre den Raum der italienischen Zeitschriften zum Nachteil der Litteraturgeschichte in Anspruch. — In der „Nuova Antologia“ (16. März) finden wir einen kurzen Auszug aus der Mac Donaldschen Studie über Zola aus der Feder Paolo Mantegazzas, der aber auf den vier Seiten nicht dazu kommt, uns seiner Ankündigung gemäß „in ironischer Absicht nachzuweisen, daß man ein Genie sein kann, ohne verrückt und epileptisch zu sein, und daß es höchst gewöhnliche Menschen giebt, die sich auf die seltsamste Weise benehmen und von den verschiedenen Formen der Geistesstörung gar nicht weit entfernt bleiben“. — Ebenfalls nur wenige Seiten füllt eine Betrachtung A. Chiappellis über „Leo Tolstoi und die gegenwärtigen Bewegungen in Rußland“ (ebenda; 1. April), die er, entgegen der materialistischen Geschichtsauffassung, weniger aus materiellen und rechtlichen Notständen als aus der Gewalt der neuen Ideen erklären will, deren wirksamster und deshalb gefeiertster und gefürchtetster Apostel Tolstoi sei. Nicht nur in den Herzen der studierenden Jugend, sondern auch in denen der Arbeiter und des Landvolks haben des großen Einsiedlers politische, sittliche und ästhetische Lehren die Flamme des Menschlichkeits- und Freiheitsdranges angefacht, die nicht mehr zu löschen sein werde, wenn auch jetzt seitens der weltlichen und der geistlichen Gewalt seine Schriften und Gedanken auf den Index gesetzt werden.

Im „Marzocco“ (VII, 10) untersucht G. S. Gargano aus Anlaß der Ode D'Annunzios auf Victor Hugo die neue Metrik, deren der Dichter sich in seinen letzten Erzeugnissen bedient. Er findet, daß in Vers und Strophe mehr als früher „das logische Element über das lautliche herrscht“, mit anderen Worten, Vers- und Strophenbau sich strenger der Gedanken-Entwickelung unterordnen, so daß die Oden und Lauden inhaltlich wie formell zu fest geschlossenen Ringen werden. — In der „Vita Internazionale“ (5. April) beginnt P. Michell eine Studie über Giovanni Marradi, den Dichter der „Nuovi canti“ und der „Canzoni moderne“, der von den Anklängen an Niccolini, Leopardi, Foscolo, Berchet, Prati zur Bevorzugung des Stiles Carduccis fortgeschritten ist, aber im reiferen Alter auch das Bedürfnis gefühlt hat, manche dichterische Zeugnisse früherer Ausgelassenheit, Lebenslust und Spottsucht auszumerzen, was nicht immer zum Besten der „korrigierten“ Schöpfungen ausgefallen ist.

Der schon genannte neapeler Universitätsprofessor A. Chiapelli veröffentlicht im Märzhefte der „Rivista d'Italia“ einen Kommentar zum dritten Gesange des „Inferno“. Er schickt die Bemerkung voraus, daß Dante zuerst die jüdische Form der Vision aufgab und zur heidnischen Form einer wirklichen Wanderung durch die Unterwelt zurückkehrte. Der Gesang zerfällt in drei

Teile. In einer Art von Prolog giebt der Dichter der Erschütterung Ausdruck, die ihn beim Anblick der furchtbaren Inschrift erfaßt, und dem Entsetzen, mit dem er die Wehklagen, das Heulen und Fluchen aus dem Abgrunde heraufdringen hört. Im zweiten Teile spricht er seine Verachtung für die Schächer aus, die weder für noch gegen Gott gewesen sind, im dritten zeigt sich die wunderbare Empfindungs- und Geisteskraft, mit der er das Schicksal der Verdammten in dichterische Formen von unerreichter Festigkeit und Dauer gegossen hat. „Ihre Ewigkeit ist nicht die des Todes, sondern des Lebens; nicht die Ewigkeit des Grabes, sondern die des Lichtes, das erhellt und reinigt". — Im „Ateneo Veneto" behandelt E. Musatti die „Musikdramen Carlo Goldonis". Er stellt von ihnen ein Verzeichnis auf, das 88 Nummern zählt, die 181 mal in Musik gesetzt sind. Viele haben zwei bis drei, einige sieben bis acht Bearbeitungen durch Tondichter gefunden, unter denen Paesiello, Haydn, Cimarosa, Piccini, Scarlatti, Jommelli, Galuppi und Buranello sich befinden.

Unter den neuen kritischen Veröffentlichungen verdient Erwähnung eine frisch geschriebene Darstellung der dichterischen (und moralischen) Entwicklung D'Annunzios, die G. Busolli unter dem Titel „G. D'Annunzio e la sua evoluzione poetica" (Treviso, Zoppelli 1902) herausgegeben hat. — Eine bei Zanichelli in Bologna erschienene Uebersetzung von Bassermanns „Dantes Spuren in Italien" wird gleich dem Original durch Passerini im „Marzocco" (VII, 14) höchst anerkennend besprochen. Der Uebersetzer, E. Gorra, spricht den Wunsch aus, daß die immer zahlreicher werdenden italienischen Danteforscher, bei denen weit mehr philologische Gelehrsamkeit als wahres Gefühl und Wirklichkeitssinn zu finden sei, sich öfter an die vortreffliche Bemerkung Ugo Foscolos über Dante erinnern möchten: „Hervorragend stark und ungeteilt waren in ihm die Fähigkeiten, zu empfinden, zu beobachten und vorzustellen; seine Gefühlswärme litt nicht darunter, daß er den Ursachen seiner Empfindungen nachspürte; im Gegenteil: indem er rasch den Erzeugnissen seiner durch die Bewunderung entflammten Einbildungskraft vergrößerte Gestalt verlieh, vermehrte er ihre Wirksamkeit. Die unvermuteten Illusionen, die sich daraus ergaben, die Leidenschaften, denen er dabei Raum gab, empfand er selber, weshalb seine Darstellungen zugleich als idealisierte und als lebendige Wirklichkeit erscheinen. Die Erfahrung, die er von seinem eigenen Empfindungsleben hatte, das völlig wahr und überströmend war, zeigte ihm den geradesten Weg in das menschliche Herz und ließ ihn dort die ungeschminkte Wahrheit erfassen."

Unter den neuen Romanen behandelt einer der bestgeschriebenen, A. Orianis „L'olocausto" (Palermo, Sandron 1902), die heikle Geschichte eines weiblichen Wesens, das keinen Vater gekannt hat, weil die Mutter keinen anzugeben wußte, das in einer sittenlosen Umgebung alles kennen lernt außer einem Mittel, sich ehrbar durchzubringen, und das dennoch eines Tages daran zu Grunde geht, daß man ihm die „Ehre" und das Selbstgefühl genommen hat. — Ein kurzer Roman oder eine lange Novelle fein humoristischen Charakters ist L. Pirandellos „Il turno" (bei Giannotta, Catania 1902); ein Vierundsiebzigjähriger führt eine Schöne von siebzehn Jahren heim, die ihm ein Advokat entführt, um sie nach durchgesetzter Scheidung zu heiraten; er stirbt und „die Reihe" kann an den Dritten kommen. — Théréfahs Novelle „Al piccolo Parigi" ist die gefühlvolle Geschichte eines braven Geschäftsmannes, der im Alter durch schlechte Konjunkturen genötigt wird, sein Geschäft an einen Angestellten abzutreten und selber wieder den Kommis zu spielen. — In der schätzbaren „Collezione Diamante" des florentinischen Verlegers Barbèra veröffentlicht G. Giannini eine Auswahl von „Canti popolari toscani". Andere Gedichtsammlungen sind A. Orvietos „Verso l'Oriente" (Mailand, Treves), Mario Rapisardis „L'asceta ed altri poemetti (Catania, Giannotta), G. Lanzalones „Canti di pace" (Salerno, Jovane) und G. Chiggianos „All' amata" (Bologna, Zanichelli).

Einige Ueberraschung und nicht gerade erfreuliche Erwägungen über die Lage der geistigen Heroen Italiens mußte die Nachricht hervorrufen, daß Giosuè Carducci seine Bibliothek und Briefsammlung veräußert hat. Die Königin-Witwe Margherita, Freundin und begeisterte Verehrerin des Dichters und Gelehrten, hat sie für 40000 Lire und ein Jahrgeld von 2000 Lire erworben und wird sie der Stadt Bologna überlassen.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Belgischer Brief.

Anläßlich der Centenarfeier Victor Hugos wurde an dem Hause, das der Dichter zeitweilig in Brüssel bewohnte, eine Gedenktafel angebracht. Natürlich fand der Geoenktag in den Zeitschriften gebührende Berücksichtigung. Die „Revue de Belgique" widmet dem Dichter ihre ganze Februarnummer. Preisgedichte — namentlich ein sehr schönes von Em. Verhaeren — vereinigen sich dort mit Aufsätzen über den Lyriker, den Dramatiker, den Denker, mit Schilderungen seines intimen Lebens und seines besonderen Verhältnisses zu Belgien. Ueberdies bringt die Märznummer derselben Zeitschrift noch den Vortrag, den der belgische Schriftsteller A. Giraud gelegentlich der Festaufführung im brüsseler „Théâtre du Parc" gehalten hat. — Die „Revue générale" (März) spricht sich über den Dichter vom katholischen Standpunkte aus.

Der hundertste Jahrestag der ersten Aufführung von Goethes „Iphigenie" brachte den Professor der Philosophie an der brüsseler Universität, Georges Dwelshauwers, auf den glücklichen Gedanken, die Belgier mit Goethes Meisterwerk bekannt zu machen (vgl. Sp. 720). Er ließ das Drama im „Théâtre du Parc" aufführen, in einer eigens zu diesem Zwecke hergestellten Uebersetzung, die in ihrer glücklichen Mischung von rhythmischer Prosa mit regelmäßigen Versen als eine sehr gelungene bezeichnet werden muß. Nach hundert Jahren ist somit die „Iphigenie" zum ersten Male über eine französische Bühne gegangen. Vor jeder Aufführung — das Schauspiel ist im Januar und Februar ein Dutzendmal gegeben worden — hielt Dwelshauwers einen Vortrag über Goethe. — Nach Goethe kam Sudermann an die Reihe. „Die Ehre" löste die „Iphigenie" auf dem Spielplan des „Théâtre du Parc" ab, ging von dort auf die Theater der Provinzstädte über und fand überall gute Aufnahme. In der „Revue de Belgique" (März) äußert sich G. Sand sehr anerkennend über das Stück, findet aber, daß vom Standpunkt des französischen Theaters die Szenen zu lang, der Dialog schwerfällig und farblos, das Auf- und Abtreten der Personen oft ungenügend motiviert seien. — Ehe noch der Name Sudermann von den belgischen Theaterzetteln verschwunden war, stand schon der von Anzengruber und von anderen Volksstückdichtern darauf, die uns durch das Gastspiel der Bauerntruppe vom Tegernsee übermittelt wurden. In dem ersten Vierteljahr 1902 hat sich die belgische Bühne somit vorzugsweise von deutscher Kost genährt, ein in den Annalen unseres Theaters unerhörtes Ereignis. — Mitte April wurde dann noch Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" im „Théâtre du Parc" gegeben, mit einleitenden Vorträgen vom Uebersetzer Jean Thorel.

Das preisgekrönte vlämische Drama „Sidhârta, of de ster van Indië", hat nach meiner Besprechung in dieser Zeitschrift vielfache Kritik erfahren, die sich größtenteils mit der meinigen deckt. In „Dietsche Warande en Belfort" (März) beweist A. Persijn sonnenklar durch wörtliche Gegenüberstellungen, daß das Werk nichts weiter als ein Abklatsch der arnoldschen Erzählung ist. Der Artikel bildet eine niederschmetternde Anklage gegen die Prüfungskommission, und die Antwort eines Mitgliedes derselben (ebenda) darauf fällt, wie nicht anders möglich, recht kläglich aus. — In derselben Zeitschrift (Januar) schreibt Frl. Belpaire begeistert über

Björnsons Bauernnovellen, A. Persijn über Pérez Galdós „Electra", gelegentlich der vlämischen Uebersetzung des Dramas. — In „Durandel" (März) setzt A. Cuppens seine Studie über den vlämischen Lyriker Guido Gezelle fort. — In der „Revue générale" (Januar, Februar, März) giebt G. Doutrepont einen Ueberblick über die litterarische Kritik in Frankreich im 19. Jahrhundert. — Die deutsch-vlämische Zeitschrift „Germania" bringt eine längere Abhandlung von Dr. Kraeger über „Die Figur des Kindes auf der antiken Bühne" (Januar bis März). — „Le Mouvement Socialiste" enthält eine fortlaufende Uebersetzung von Hauptmanns „Weber". — Seit Anfang dieses Jahres erscheint beim Verleger Buschmann in Antwerpen eine vornehme vlämische Kunstzeitschrift mit reichen, illustrativen Beigaben. Sie nennt sich „Onze Kunst". Ich notiere aus der Februarlieferung einen scharfen Ausfall gegen die letzte darmstädter Ausstellung.

Einer der wenigen beachtenswerten vlämischen Dramatiker, Fr. Gittens, kündigt sein Vorhaben an, die ganze Geschichte Antwerpens dramatisch zu behandeln. Das erste Drama dieses Cyklus „De Maire van Antwerpen", das bereits in der Scheldestadt eine Aufführung erfuhr, erscheint zur Zeit in der Zeitschrift „De vlaamsche Kunstbode". — Im Nederlandschen Boekhandel zu Antwerpen, erschien kürzlich die 7. Lieferung des großen Werkes von Fl. van Duyse: „Het oude nederlandsche lied". 112 alte vlämische Lieder sind bis jetzt darin behandelt. — Ebenda erschien in prachtvoller Ausstattung eine Sammlung von Monographieen über belgische Künstler aus der Feder von Pol de Mont, mit dem Titel „Het Schilderboek". — Die vlämische — übrigens recht gute — Uebersetzung von Webers „Dreizehnlinden" vom Kanonikus E. De Lepeleer kam soeben in 3. Auflage bei Siffer in Gent heraus. Der Erfolg ist bemerkenswert, da eine vlämische Originaldichtung, bei dem beschränkten Leserkreise, selten über eine Auflage hinauskommt. — Die letzterschienene Lieferung von „Leuvensche Bijdragen" (IV, 3) — einer Reihe von Abhandlungen zur vlämischen Sprach- und Litteraturgeschichte, herausgegeben von der Universität Löwen — bringt u. a. eine Sammlung von bisher unveröffentlichten Gedichten der Anna Bijns, einer streitbaren, lyrisch sehr begabten antwerpener Nonne aus dem 16. Jahrhundert, die alle ketzerischen Gedichte der Zeit schlagfertig erwiderte, daneben aber auch das Leben und die Liebe besang. — Die lyrischen Gedichte von Guido Gezelle sind in einer dreibändigen Auswahl im Nederlandschen Boekhandel zu Antwerpen erschienen.

Die vlämische Litteratur ist seit einiger Zeit, soweit sie verdient, im Auslande bekannt gemacht zu werden, nur auf dem Gebiete der Lyrik produktiv. Von den zahlreichen, in letzter Zeit erschienenen Gedichtsammlungen kann ich nur die von Dr. Haller von Ziegesar „Von mijn Eigen" (Antwerpen, Buschmann) und die von A. de Schepper „Uit eigen tuin en uit vreemden Gaard" (Dendermonde, De Schepper-Philips) hervorheben. Diese beiden Dichter haben sich auch vielfach um die Verbreitung deutscher Dichtkunst in Belgien verdient gemacht, Haller von Ziegesar namentlich durch seine Uebersetzungen Körners, de Schepper durch seine Uebertragungen deutscher Lyrik, wovon er wieder in genanntem Buche manche Probe giebt: „Der fremde Garten", woraus er verpflanzt, ist nämlich fast ausschließlich der deutsche.

Die französische belgische Litteratur kultiviert fast ausschließlich den Roman. Die bedeutendste Neuerscheinung bilden zwei brüsseler Sittenromane von L. Couroublé: „La famille Kackebrouck" und „Pauline Platbrood" (Brüssel, Lacomblez). Der Verfasser, der sich als ein Beobachter ersten Ranges erweist, schildert darin die Welt des brüsseler Kleinbürgertums, speziell die kleiner, reich gewordener Geschäftsleute, die sich durch komisches Protzentum, philisterhafte Beschränktheit, lächerlichen Bildungsdünkel, aber auch durch Ehrlichkeit und Seelengüte auszeichnen. Couroublé ist kein kalter Satiriker, und bewundernswert in den beiden Werken ist die wohlthuende Mischung von feiner, überlegener Ironie mit liebevoller Versenkung in die Seelen dieser zugleich sehr possierlichen und sehr braven Leute. Zur humoristischen Wirkung trägt die genaue Wiedergabe der eigentümlichen französisch-vlämischen Mischsprache des Brüsselers ungemein viel bei. In L. Couroublé ist unserer Litteratur eine schätzenswerte Neukraft erwachsen und eine echt bodenständige. — Der hennegauer Schriftsteller Marius Renard, dessen „Terre de Misère" hier bereits angezeigt wurde, unternimmt eine Romanserie, betitelt „Les Rénovations", mit sozial-ethischer Tendenz. Der erste Band „En révolte" (Brüssel, G. Balat) bringt die Geschichte eines Arztes, eines Sohnes armer Leute, der alles aufopfert, um sich dem Wohle des Proletariats zu widmen. Rührselig ist die Geschichte nicht, und die Schilderungen der Arbeiterwelt verraten einen gründlichen Kenner. — Manche gute Leistungen belgischer Schriftsteller wären hier noch zu erwähnen — namentlich der antifeministische Roman „Fleurs de civilisation" (Paris, Ollendorff) der Belgierin Marguérite Van de Wiele — wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, in diesen Briefen alle die Werke auszuscheiden, die nichts spezifisch-belgisches enthalten und vollständig in die französische Litteratur aufgehen.

Seit meinem letzten Berichte verschied in Gent ein Altkämpfer für die vlämische Bewegung, Pieter Geiregat. Mehr als 35 Jahre leitete er die 250 jährige „Gazette van Gent", die älteste Zeitung Belgiens, und schrieb eine Menge Skizzen, Novellen, Lust- und Schauspiele. — Ebenda starb im Alter von 95 Jahren die vlämische Schauspielerin Frau Van Peene, die Gattin des fruchtbaren Dramatikers, des vlämischen Iffland-Kotzebue, die die vornehmsten Rollen in den Stücken ihres Mannes selbst spielte. — In Brüssel starb der belgische Nationaldichter, im engen Sinne des Wortes, Charles Potvin, Konservator des Wiertz-Museums, der alle belgischen Nationalereignisse der Vergangenheit und Gegenwart in Verse brachte. Er versuchte sich in allen Gattungen der Litteratur; obschon seine historischen Nationaldramen wiederholt akademische Preise errangen, brachte er es jedoch nur in der Lyrik zu einigen über das Mittelmaß hinausragenden Leistungen. Er war auch ein sehr fruchtbarer Kritiker und schrieb eine Menge litterarischer Essais, die in der 1869 von ihm gegründeten „Revue de Belgique" erschienen. Seine bedeutendsten litterarhistorischen Werke sind seine Geschichte des Theaters in Belgien (Du théâtre en Belgique, 1862) und eine Geschichte der belgischen Litteratur (Histoire des lettres en Belgique. 1882). Auch als Uebersetzer, namentlich vlämischer Litteratur, und als Herausgeber alter Litteraturwerke (z. B. des „Perceval" von Chrestien de Troyes, 1865 bis 1872, 6 Bde.), als Historiker (Albert et Isabelle, 1861), als Politiker hat er eine rege Thätigkeit entfaltet. Er galt lange Zeit als das Haupt der liberalen Richtung der belgischen Litteratur. Seit 1881 war er Mitglied der belgischen Akademie. In der „Revue de Belgique" (März) widmet ihm Prof. Wilmotte einen Nachruf. Seine Stellung als Konservator des Wiertz-Museums, eine prächtige Sinekure für Litteraten, wird von verschiedenen belgischen Schriftstellern angestrebt.

Lüttich. *Prof. Heinrich Bischoff.*

Holländischer Brief.

In diesen Tagen wurde in Holland der hundertste Geburtstag Jacob van Lenneps (1802—1868) gefeiert, eines auf den mannigfachsten Gebieten erfolgreichen Autors, der vor fünfzig Jahren zu den gefeiertsten Namen der Niederlande gehörte. In zahlreichen Romanen hat van Lennep, den man den Walter Scott Hollands nennen könnte, die Vergangenheit seines Volkes verherrlicht und sich in „Ferdinand Huijck" als ein unübertroffener Erzähler erwiesen. Van Lennep ist auch als erfolgreicher Bühnenschriftsteller hervorgetreten und hat in

dem „Amsterdamschen Jungen“ ein heute noch zugkräftiges Stück geschaffen; es handelt von dem — übrigens historischen — Anschlag auf die Stadt Amsterdam im Jahre 1622, den der Dichter durch eine echte amsterdamer Range vereitelt werden läßt. — Van Lennep war übrigens auch ein vortrefflicher Vondelkenner, und ihm ist es vor allem zu verdanken, wenn Vondel dem Holländer mehr als ein bloßer Name ist. — Der Verein „Vondel-Museum“ hat — was hier gleich erwähnt sein mag — die hartkampfsche Vondel-Kollektion (vgl. Sp. 123) erstanden, und durch den Vortrag von Werken des Dichters bringt Willem Rogaards zur Zeit weite Kreise in Begeisterung und Bewegung. — Die gleiche Gunst wird auch Multatuli zu Teil, und in zahlreichen Beiträgen tritt das Interesse zu Tage, das man an dem Dichter-Denker nimmt; diese Beiträge betreffen seinen Aufenthalt am Rhein (Holl. Revue, Jan.), seine Beziehungen zu den Frauen (vgl. Marie Anderson, Aus Multatulis Leben. Beiträge zur Kenntnis seines Charakters; Amsterdam 1902, C. Daniëls) u. a. — Auch die Beschäftigung mit Jacques Perk, dem im Alter von 22 Jahren verstorbenen Lyriker, der einen — erst nach seinem Tode herausgegebenen — Band Gedichte hinterließ, beginnt als nationales Anliegen betrachtet zu werden. W. Kloos Neuausgabe (vgl. Sp. 703) hat im Punkte der Vollständigkeit, und zumal unter dem Gesichtswinkel des auch dem Unreifen und Unvollkommenen zugewendeten historischen Interesses, manche Anfechtung erfahren, und gerne möchte das Publikum auch über diejenige etwas hören, die den Dichter zu dem herrlichen Sonnettencyklus „Mathilde“ inspiriert hat.

Ein lehrreicher Aufsatz von Professor R. C. Boer (Gids; April) handelt von den Quellen zu Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ und von der Art und Weise, wie der Künstler sie benutzt hat; dabei bleibt trotz aller ihm gezollten Bewunderung dem Dichterkomponisten der Vorwurf nicht erspart, an Tiefe der Einsicht in Art und Bedeutung der Ueberlieferung, sowie an Kenntnis, Geschmack und Pietät bei ihrer Behandlung hinter dem Dichter des Nibelungenliedes zurückzustehen. — A. G. van Hamel giebt eine geschichtliche Skizze der unter dem Namen der Symbolisten bekannten Schule und Bewegung in der französischen Litteratur und entwickelt den Begriff des Symbolismus und das ihn charakterisierende Kunstprinzip des freien Verses (Gids; März). — J. D. Bierens de Haan stellt sich die Aufgabe, zu zeigen, daß die Göttliche Komödie nicht die in Versen umgesetzte kirchliche Dogmatik des dantischen Zeitalters, sondern epische Psychologie, die Entwickelung der Lebenserfahrung des Dichters sei, und daß der Aufstieg auf den Berg der Läuterung den sittlichen Lebensgang Dantes darstelle (Onze Eeuw; April). — Eine nicht unverdienstliche Skizze hat Anna Polak Gabriele D'Annunzio gewidmet; die Verfasserin charakterisiert den Schriftsteller als eine wunderbare Vereinigung gegensätzlicher Elemente, als Mischung einer tief in der heidnischen und klassischen Vergangenheit steckenden Eigenart und eines mit der ganzen jüngeren Litteratur Europas eng verwachsenen Wesens (Tijdspiegel, April). — J. E. van der Waals spricht mit Bewunderung über Selma Lagerlöfs Roman „Gösta Berling“ (Onze Eeuw, April).

Eine kritische Uebersicht über die holländische Belletristik der letzten Jahre giebt Ch. M. van Deventer in einer Sammlung von Feuilletons, die zuerst in einer ostindischen Zeitung erschienen sind (Haarlem 1901. H. D. Tjeenk Willink & Zoon). — Die Zeitschrift „De Gids“ hat die Einrichtung getroffen, ihren Lesern dreimonatliche Uebersichten der niederländischen Litteratur zu bieten. Ihr Verfasser, W. G. van Nouhuijs, will — wie er im Märzheft ausführt — keinen höheren Anspruch erheben, als persönliche Eindrücke wiederzugeben, und nur prüfen, inwieweit es den Autoren gelungen sei, das Ziel, das sie sich gesteckt haben, zu erreichen. Im besonderen sind seine Erörterungen mehreren Produkten der Wirklichkeitskunst gewidmet, die gerade für die begabten jüngeren Kräfte besondere Anziehungskraft zu besitzen scheint. In erster Reihe steht G. van Hulzen, dessen Skizzen aus dem Leben der Parias und der Schiffbrüchigen der menschlichen Gesellschaft eine hervorragende Virtuosität des Schriftstellers verraten und dem Autor (Zwerver, Amsterdam, Valkhoff & Co.; Markteloozen, a. a. O.) allgemeine Anerkennung eingetragen haben. — G. F. Haspels dagegen sieht in Hulzen einen charakteristischen Vertreter der impressionistischen Kunstrichtung, der er eine ausführliche und lebhafte Darstellung widmet (Onze Eeuw; März), aber freilich nur eines direkten Impressionismus, der sich damit begnüge, die Menschen als Naturerscheinung sehen zu lassen und sich willig dem ersten Eindruck auszuliefern, im Gegensatz zu dem verarbeiteten Impressionismus, der jenem widerstehe, um an den besseren Eindruck zu appellieren, der ein ästhetischer und ethischer sein müsse. — Nächst Hulzen findet bei Nouhuijs besonders der Blame Cyriel Buijsse mit einer Sammlung von Erzählungen hohe Schätzung (Van Arme Menschen. Amsterdam 1901, P. N. van Kampen & Zoon). — Mit einem Werke ganz anderer Art, Schilderungen aus dem südafrikanischen Kriege von D. S. van Warmelo (Mijn commando — en guerillacommando-leven), macht A. Verwey seine Leser bekannt (De XX Eeuw, Febr.). Er sieht in dem Buche geradezu ein klassisches Produkt: klassisch, weil sich in ihm ein wahrhaft menschlicher, edler und gesunder Charakter offenbare, klassisch aber auch wegen der richtigen Wertung und der treffenden Zeichnung aller Lebenserscheinungen. Der Schilderung des Auszugs der Frauen (vrouwentrek), als General French das östliche Transvaal reinzufegen begann, weiß Verwey nichts anderes an die Seite zu stellen, als den ersten Gesang von „Hermann und Dorothea“. Für Verwey ist der Gesamteindruck, den er aus Warmelos Buche von den Buren empfängt, der, daß hier eine andere und höhere Menschenart, ja selbst eine kräftigere Aristokratie des Geistes, als die der alten Welt, um ihre heiligsten Güter kämpfe.

Von Theaterereignissen genügt es, zwei namhaft zu machen, die freilich nichts miteinander zu schaffen haben. Dem „Esmoreit“, über den bereits berichtet ist (vgl. LE III. Sp. 1284), hat sich die Aufführung einer anderen alten Theaterdichtung, des „Lanseloet van Denemerken“, angereiht, der aus der Zeit um 1300 stammt; es dürfte aller Orten sich empfehlen, diesen höchst merkwürdigen, in ihrer Art geradezu vollendeten Produkten volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Auch der Lanseloet liegt in einer mit Einleitung und Anmerkungen versehenen Ausgabe vor (Groningen 1901, J. B. Wolters). — Die Aufführung eines als Spiel auf dem Lande bezeichneten Stücks von Herm. Heijermans jr., mit dem Titel „Ora et labora“ hat den Erfolg der „Hoffnung“ (vgl. LE III, Sp. 706) auch nicht von fern erreicht: es sind Szenen aus der traurigen Existenz einer verarmten und dem Ruine zusteuernden friesischen Bauernfamilie, zu der der dürftige Haushalt eines gottergebenen Schiffers eine Art Gegenstück bildet.

Amsterdam. *Max Conrat.*

Schwedischer Brief.

Drei bemerkenswerte Bühnenereignisse der letzten Wochen mögen an erster Stelle Berücksichtigung finden. August Strindbergs „Karl XII.“, der im vergangenen Monat auf dem Svenska-Theater zur Aufführung gelangte, ließ das Publikum im allgemeinen ziemlich kühl. Der alte Fehler des Dichters, seine Gestaltungskraft in allerhand zusammenhangslosem Kleinkram zu verausgaben, ohne die Hauptmotive scharf herauszuarbeiten, tritt in dem neuen Werke womöglich noch mehr hervor als in „Gustav Adolf“, „Erik XIV.“ oder einem der übrigen „historischen“ Dramen. Ich sage: noch mehr, weil der Dichter sich hier die Freiheit genommen hat, eine historische Persönlichkeit, über die man sich längst geeinigt hat, in einem völlig entgegengesetzten

Sinne zu charakterisieren. — Eines weit größeren Erfolges durfte sich eine Novität deutschen Ursprunges rühmen, die wenige Wochen nach ihrer deutschen Erstaufführung dem schwedischen Publikum zugänglich gemacht wurde: Sudermanns „Es lebe das Leben" oder, wie der schwedische Titel lautet: „Lefve lifvet!" Auch dieses Stück wurde uns vom Svenska-Theater dargeboten, das sich in der Regel bei hervorragenden ausländischen Novitäten die Vorhand zu sichern weiß. Der Eindruck, den das sudermannsche Stück auf das hauptstädtische Premièrenpublikum machte, war unverkennbar ein tiefgehender und unverfälschter. Merkwürdiger Weise stimmte in dieses anerkennende Urteil diesmal auch die Mehrzahl der Tagesblätter ein, die sich sonst den sudermannschen Dramen gegenüber ziemlich ablehnend verhält. Ein Referent (in der in Kunst und litterarischen Dingen tonangebenden „Dagens Nyheter") verstieg sich sogar zu der überschwänglichen Bemerkung, daß das jüngste von Sudermanns Bühnenwerken nicht nur szenisch, sondern auch künstlerisch als das weitaus vollendetste und abgeklärteste gelten dürfe. — Zwischen die strindbergsche und die Sudermann-Première fiel das Gastspiel des berliner Ibsen-Theaters, das mit einem kleinen, aber trefflich zusammengestellten Ensemble den guten Stockholmern einen Begriff von deutscher Ibsen-Auffassung übermitteln wollte. Allein nach viermaligem Auftreten vor gähnend leeren Bänken schüttelten die Berliner den Staub der Mälarkönigin von ihren Füßen und wandten sich der alten Musenstadt Upsala zu, um dort — eine gleiche Enttäuschung zu erleben. Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß die Presse es an ehrlichen Bemühungen, die Hauptstädter für das deutsche Gastspiel zu erwärmen, nicht hatte fehlen lassen. Leider erwies sich die vielgepriesene Macht der Presse in diesem beklagenswerten Falle de facto machtlos. Hätte es sich um ein Gastspiel des berliner „Wintergartens" oder einer anderen Variétébühne gehandelt, so wäre der Erfolg sicher ein anderer gewesen.

Aus der periodischen Litteratur sind diesmal ein paar beachtenswerte Aufsätze in „Dagny" zu verzeichnen. Nr. 2 enthält eine ausführliche Besprechung von Mathilde Mallings neuester Erzählung „Die Damen zu Markby", in der es u. a. heißt, daß die angesehene Erzählerin ihre frühere künstlerische Reife vermissen lasse. In Nr. 3 findet sich eine Würdigung der schwedischen Schriftstellerin F. Bremer von Anna Sandström, die namentlich auf die persönlichen Charakterzüge der berühmten Autorin und Philanthropin Bezug nimmt. Heft 5 endlich bietet eine von Th. Holmberg verfaßte Betrachtung über Ellen Keys Stellung in der jungradikalen Bewegung des Nordens. Der Verfasser, der seinen Ausführungen eine jüngst erschienene Abhandlung „Ellen Keys tredje rike" (Ellen Keys drittes Reich) von Vitalis Nordström zu Grunde legt, kommt zu dem Ergebnis, daß Ellen Key im wesentlichen nur eine symptomatische Bedeutung zuzubilligen sei. — In Varia (1) findet sich eine von Hallen Lindgren verfaßte Studie über Heinrich von Kleist, die der eigenartigen Stellung des Dichters im Rahmen seiner Zeit in sympathischer Weise gerecht wird. Heft 2 bringt eine ausgezeichnete Victor Hugo-Biographie, während in Heft 3 neben der unlängst herausgekommenen Uebersetzung von Theodor Fontanes Roman „Effi Briest" die schon vor mehreren Monaten erschienene Spezialarbeit „Från det moderna Tyskland" (Aus dem modernen Deutschland) von F. Henriksson — übrigens eine ziemlich einseitig und verständnislos zusammengetragene Arbeit, der alle charakteristischen Anzeichen flüchtiger Feuilletonschreiberei anhaften — besprochen wird.

Stockholm. *Valfyr.*

Tschechischer Brief.

Ueber die Schriftstellerfrage bei uns" sucht M. A. Šimáček im „Zvon" eine allgemeine Debatte anzuregen. Es ist ihm darum zu thun, die soziale Stellung des Schriftstellers zu beleuchten, seine Existenzverhältnisse, die Sicherung seiner Unabhängigkeit, kurz, die moralische und materielle Lage des Schriftstellerstandes im Organismus des Volkes. Leider haben bisher die wenigsten Blätter in dieser Diskussion das Wort ergriffen und die, die es gethan haben, nichts Bemerkenswertes vorgebracht. Die nötige Stimmung fehlt; der Umstand, daß die Anregung vom „Zvon" ausging, der der älteren, „offiziellen" Generation angehört, veranlaßt die jüngeren Blätter unberechtigter Weise zum Schweigen; eine Spannung, beinahe wie von persönlichen Feindschaften, liegt immer in der Luft. Wahrscheinlich giebt es keine zweite Litteratur, in der so viel polemisiert wird, wie in der tschechischen. Man braucht die Parteien eigentlich gar nicht einmal nach Richtungen einzuteilen, sondern ganz einfach nach Generationen. Zwischen je zwei Jahrzehnten liegt eine tiefe Kluft. Erst kürzlich bot dieser Zwiespalt wieder ein unerquickliches Schauspiel. Anläßlich des zehnjährigen Bestandes der „Rozhledy" (1891 bis 1901) schrieb F. V. Krejčí in dieser Zeitschrift einen Rückblick über „Zehn Jahre der jungen Litteratur". Die Bilanz, die er zog, war nicht sonderlich günstig: aus der Revolutionierung der Litteratur, aus dem Gewirre der Schlagworte ging fast kein künstlerisches Werk hervor, kein typisches Werk, das die neue Aesthetik verkörperte. Die einzige Frucht aller Kämpfe ist die Ausbildung des kritischen Essais zum selbständigen litterarischen Genre. — Dieser Artikel war ein offenes Bekenntnis und bekräftigte durch sich selbst Krejčís Zeugnis von der Wahrhaftigkeit und Selbstverleugnung der modernen Kritik. Das ärmliche Resultat, das er verkündete, kam dem „Zvon" freilich recht gelegen, und er versehlte nicht, auf die positive Arbeit auf Seite seiner eigenen Anhänger hinzuweisen. — Auf die Antwort des „Zvon" veröffentlichte Krejčí einen zweiten Artikel: „Zehn Jahre verschlafener Litteratur". So folgt ein Angriff dem andern, und schließlich scheidet man unversöhnt. Aber unbewußt haben beide Parteien von einander gelernt: die Kritik der Alten trachtet wenigstens den Jungen möglichst objektiv und freisinnig entgegenzutreten, und die Arbeit dieser fängt an, sich nicht mehr allein im analytischen Feuilleton und schmalen Lyrikerbändchen darzubieten, sondern in umfangreichen Romanen. Ich nenne an dieser Stelle nur Ruzena Svobodovas „Milenky" (Die Geliebten), Antonin Sovas „Ivno román" (Ivos Roman), Wajkowiczs „Gerda", Hladiks „Trest" (Die Strafe), alles Bücher, die als ein plötzlicher Aufschwung der tschechischen Prosa bemerkenswert sind, so daß es nötig erscheint, auf sie bei Gelegenheit zurückzukommen.

Die Frage der schriftstellerischen Organisationen ist gegenwärtig sehr aktuell. Von Seiten der Jüngeren wird die Gründung eines „Kreises tschechischer Schriftsteller" gemeldet, der sich wahrscheinlich in Gegensatz zu der alten Vereinigung „Maj" stellen wird. Seine Thätigkeit soll er schon in nächster Zeit mit der Herausgabe der Korrespondenz Julius Zeyers und Jan Nerudas einleiten; auch die Veröffentlichung der gesammelten Schriften des verstorbenen Kritikers H. E. Schauer, eines Vorläufers und Bahnbrechers der Realisten, ist geplant.

Mit Neuerscheinungen sind in der letzten Zeit hervorgetreten: der Lyriker V. Kaminský mit dem Buche „Auf dem Weg zum Parnaß", ein typischer Epigone, der die Poesie nur im Sentimentalen erblickt und dessen Talent in der lyrischen Plauderei liegt, dann Fr. Lad. Svoboda mit dem Buche „Zur Mahd gereift" (Prag, F. Šimáček). Svoboda ist einer der angesehensten und fruchtbarsten Autoren Böhmens. Seine Verse verraten den Romancier und Dramatiker; sie gehen über das Persönliche hinaus und spinnen sich, in der Form mit Vorliebe liedhaft schlicht, oft zu novellistischen Genrebildern aus. Die überwiegende Eintönigkeit und Schwermut der Volkslieder, die landschaftliche Gesamtstimmung der böhmischen Ebenen, die bildnerische Rauheit der lichtumflossenen Krume, Eindrücke von Dorf und Land

dürfte nicht so leicht einer in so klar gefügten Worten wiedergeben, wie Svoboda. Imgrunde Realist, wirkt er durch das leicht hingetupfte, zärtlich erfaßte Detail ganz impressionistisch.

Ueber den „Tschechischen Wiederhall der sozialen Poesie Freiligraths" bringt „Naše doba" einen Artikel von O. Wagner, der sich mit dem Dichter der Fünfzigerjahre, Rudolf Mayer, beschäftigt und dessen Dichtung „Mittags" als eine lokalisierte Umarbeitung der freiligrathschen „Von unten auf" hinstellt. Dieselbe Zeitschrift bringt einen umfangreichen Essai F. V. Krejčís über Marie Ebner-Eschenbach, deren Werke soeben in Uebersetzung erscheinen, und eine Selbstanzeige von Jaroslav Vlček über den ersten Teil seiner „Geschichte der tschechischen Litteratur", der das achtzehnte Jahrhundert umfaßt, eine Zeit traurigen Tiefstandes des tschechischen Schrifttums. — In den „Volné směry" führt F. X. Salda Klage über das Lesepublikum: „Jenes seltene Feinschmeckertum des Geistes, jener wunderbare Epikureismus des Geistes, den man anderswo das Lesen heißt, ist bei uns beinahe unbekannt. Die Frauen, die Damen der Gesellschaft, die in anderen Ländern in ihren Salons die Pflegerinnen der litterarischen Kultur waren, sie lesen bei uns kaum. „Wie viel Salons sind zu finden, wie viel Gesellschaften, in denen man mit Pietät und Aufmerksamkeit ein schönes Gedicht oder einen Essai oder ein Romankapitel vorliest? Findet man bei uns überhaupt Ehrfurcht vor dem gesprochenen und gelesenen Worte? Findet man irgendwo Freude an einem schönen Satze? Geht durch das Theater ein süßes Schauern, wenn von der Bühne in den Zuschauerraum zufällig ein schöner, vollklingender, wohlgebauter Satz niederschwebt?"

Wien. *Camill Hoffmann.*

Echo der Bühnen.

Berlin. Am Sonnabend vor Palmsonntag führte das Königliche Schauspielhaus eine Märchendichtung auf, „Frau Anne", ein Ostermärchen, das erste größere Bühnenwerk des jungen hamburger Dichters Max Möller, der bereits ein paarmal mit kleineren Gaben auf berliner Bühnen erschienen war, und am 8. April brachte das Deutsche Theater ebenfalls eine Märchendichtung, Georg Hirschfelds salzburger Märchendrama „Der Weg zum Licht". Man könnte an innere Zusammenhänge denken, könnte davon sprechen, daß der Märchengedanke in der Luft liegt, daß jetzt die Freude am schönen Schein durch den Ueberdruß an der so lange ausschließlich auf die Bühne gebrachten häßlichen Wirklichkeit abgelöst werde, und was an dergleichen geistreicher Kulturphilosophie sich noch sonst vorbringen läßt, mit der unsere so gern sich historisch nehmende Zeit immer schnell bei der Hand ist. Aber das, was man heute hochtönend mit „Zeitidee" bezeichnet, sollte man richtiger „Mode" nennen: die wahren Zeitideen erkennt immer erst die Zukunft. Im besonderen Falle liegt die Sache nun sicher so, daß durch rein individuelle Ursachen die beiden Dichter zu ihren Stoffen geführt worden sind, so daß wir über geheimnisvolle innere Zusammenhänge nicht weiter zu grübeln brauchen. Leider bedeutet weder „Frau Anne" noch „Der Weg zum Licht" einen großen, künstlerischen Wurf. Beide Dichter ähneln sich darin, daß sie einer an sich tiefen und schönen Idee nicht zu voller, künstlerischer Lebendigkeit haben verhelfen können, so daß diese Idee ein wenig wie ein oberflächlich aufgeklebtes Etikett wirkt. Sie arbeiten beide mehr mit dem Verstande, als sie glauben machen möchten, und die Kraft und den Reichtum der Phantasie, aus der die bunte Märchenwelt erblühen sollte, bleiben sie uns schuldig. Möller überschüttet uns mit einer Flut gar zu behend gereimter Verse, die angenehm ins Ohr fallen, in denen aber nicht eben viel eigenes Empfinden lebt, dagegen ein gut Teil dankbarer und immer wirksamer Requisiten verwendet wird; und Hirschfelds Fehler ist die Nüchternheit seiner Sprache, die alles rund heraus sagt und die Phantasie nirgend zu eigenem Fluge anregt.

„Frau Anne" hat dem großen Publikum sehr gefallen, was durchaus verständlich ist. Das Stück bringt reizende Kinderszenen, die von reiner Poesie getränkt sind, es bringt das ewig dankbare Motiv von dem alten Weibe, das noch die Liebe sticht wie weiland Frau Martha Schwerdtlein; schließlich öffnet sich uns der Himmel, wo rosa und weiße Englein zwischen Lilien wandeln; vor allem aber, es feiert den Mutterschmerz und die Mutterliebe der Frau Anne, die ihr Kind, das abgöttisch geliebte Jaïrchen, verloren hat und ihren maßlosen Jammer zum Himmel emporschickt, bis vor ihrem Schmerze selbst St. Peters Festigkeit wankt und, ganz gegen Gesetz und Regel, Frau Anne noch bei Lebzeiten im Himmel Einlaß findet, um mit ihrem Töchterchen zu sprechen. Wenn dann aber die kleine Jaïre sie mit den Worten tröstet: „Ich bin in Gott, und Gott ist in mir", und wenn nachher, als Frau Anne aus ihrem Traum erwacht ist, erst ein Hinweis auf die Bibelstelle, die da sagt: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm", sie aufklärt, was Klein-Jaïre mit ihrer mystischen Lektion gemeint hat, so berührt diese philosophische Darlegung nur erkältend. In diesem ganzen zweiten Teile des Werkes werden wir den Eindruck eines rein verstandesmäßigen, schematischen Aufbaues nicht los. Wenn Frau Anne alles herrichtet zu dem Besuche, den ihr totes Kind ihr versprochen hat, und wenn dann statt der kleinen Jaïre nur die Armen und Kranken erscheinen, so merkt man gar zu bald, daß der selbstsüchtig-liebenden Frau Anne zu Gemüte geführt werden soll, daß die wahre Liebe, die Liebe, die ewig ist und der auch der Tod nichts anzuhaben vermag, von Selbstsucht frei ist, und daß sie ihr Kind für immer besitzen wird, wenn sie dieser höheren Liebe sich fähig zeigt. So wirken diese Szenen lehrhaft, man merkt Absicht, und man wird verstimmt. Möller hat nicht jene Naivetät, die aus der Tiefe allergläubigster Hingebung erwächst, und deshalb übt er keine zwingende und keine befreiende Auferstehungswirkung.

Georg Hirschfeld hat wohl ursprünglich das Problem lösen wollen, wie die große, hingebende Liebe auch das Böse zu besiegen und in ihren Machtkreis zu ziehen vermag, da eben in jeder Brust das Göttliche, wenn auch noch so verborgen, lebt. Der Held dieses „Salzburger Märchendramas", der kunstreiche Schwarzalbe Hahngikl vom Untersberg, war wohl als ein zwiespältiges Wesen gedacht, in dessen Sehnsucht zur Oberwelt, ihm unbewußt, der göttliche Drang zum Licht verborgen liegt. Und das Drama sollte wohl zeigen, wie der Zwerg diesen Drang erst mißversteht und auf der Oberwelt nur seinen selbstsüchtigen Zwecken nachgeht, und wie dann allmählich an ihm die umwandelnde Macht der großen Liebe ihr Werk vollbringt, bis er nicht nur auf die Jungfrau Mechthilde, die er durch List in seine Gewalt gebracht, verzichtet, sondern auch selbst durch eben jenen Verzicht, das Zeichen seiner Selbstüberwindung, zum strahlenden Lichtalben verwandelt und gen Himmel gehoben wird. Dieses Problem aber ging über des Dichters Kräfte, und so füllt er drei Akte mit allerhand Beiwerk und läßt auch zuerst ein anderes Motiv in den Vordergrund treten, und erst im vierten Akt läßt er plötzlich jene oben angedeuteten Gedanken auf uns los, wobei natürlich die Wandlung Hahngikls völlig unglaubwürdig bleibt. —

Die übrigen Novitäten des letzten Monats bedürfen keiner eingehenden Besprechung. Erwähnt sei nur, daß im Lessing-Theater ein neues Werk des Verfassers der „Roten Robe", Eugène Brieux, aufgeführt wurde, dessen Titel „Les Remplaçantes" in der Uebersetzung mit „Fremde Mütter" wiedergegeben war. Es ist,

wie die „Rote Robe", ein Thesenstück, eine unerfreuliche Mischung von guter Beobachtung und dick aufgetragener Tendenz und richtet sich gegen die soziale Schädlichkeit des Ammenwesens. Es ist künstlerisch belanglos, und die Satire ist, da unsere Zustände nur in geringem Umfange den pariser ähneln, auch bei uns nur in geringem Umfange wirksam.

Gustav Zieler.

Hamburg. Im Thaliatheater debütierte eine junge hamburger Schriftstellerin, Frau Hennie Raché, die sich auf dem Gebiet der Lyrik unter ihrem Mädchennamen Hennie Fock bereits bekannt gemacht hat, am 1. April mit einem dreiaktigen Schauspiel „Ueber der Liebe". Es will gewiß etwas sagen, wenn eine Frau in jungen Jahren ihren dramatischen Erstling nicht nur auf die Bühne bringt, sondern mit ihm auch — bei der Première, wie bei den Wiederholungen — sich einen entschiedenen Erfolg holt. Es will noch mehr sagen, wenn sie sich diesen Erfolg bei unserm auf seichte Lustspiele und Schwänke dressierten Thaliatheaterpublikum mit einem ernsten Stück holt. „Ueber der Liebe" ist ein Problemstück. „Was muß dem Künstler höher stehen, seine Kunst oder seine Liebe?" Von dieser Frage geht Frau Raché aus und kommt zu dem Schluß: „Die Kunst steht über der Liebe." Ob die Praxis dieser Theorie recht giebt, ist eine Frage für sich. Jedenfalls ist es symptomatisch für unsere heutige Frauenwelt, daß eine Autorin die Liebe auf den zweiten Rang verweist. Das wäre noch vor zwanzig Jahren in Deutschland so ziemlich undenkbar gewesen. Und besonders charakteristisch ist es, wie Hennie Raché diese Lösung vornimmt. Der Held ihres Stückes, der Maler und Zeichner Pauli, kommt nicht aus eigener Ueberzeugung zu dieser Umwertung von Liebe und Kunst. Im Gegenteil: er bringt seiner Liebe zu Hildegard Rolff seine Kunst zum Opfer. Es ist Hildegard, die ihm zeigt, daß er sich damit auf einen Irrweg begeben hat, und die sein Opfer verschmäht, weil sie als moderne Frau kein Opfer annehme, sondern Schulter an Schulter mit dem Geliebten im Kampf ums Dasein stehen will. Die Frau, die die Liebe geringer wertet, als der Mann — eine für unsere gährende Zeit ungemein charakteristische Figur. Seltsamerweise ist das Beispiel, an dem die Autorin uns ihre These erweisen will, nicht so modern, wie die These selbst. Das Opfer nämlich, das Hans Pauli bringt, um Hildegard heiraten zu können, ist, daß er, statt weiter Staffeleibilder zu malen, eine Stellung als erster Zeichner in einem Plakatinstitut annimmt. Das erscheint ihm und Hildegard als Verrat an seiner Kunst. An sich ist es gewiß aktuell, das Plakat auf die Bühne zu bringen. Aber Frau Raché unterschätzt doch wohl seine Bedeutung. Ein Plakat kann ebenso gut ein Kunstwerk sein, als ein Staffeleibild. Ein Künstler, der was kann, wird sich als Plakatmaler schneller einen Namen machen, als wenn er alljährlich eine große Historie oder ein halbes Dutzend Landschaften auf die Ausstellung schickt. Und es kann Hans Pauli durchaus nicht entehren, wenn er sich mit in eine Schar stellt, an deren Spitze eine Reihe der ersten modernen Künstler marschiert. Daß das Stück trotz dieses Fehlers und trotz mancher technischen Unebenheiten eine entschiedene Wirkung thut, ist der beste Beweis für das dramatische Talent Hennie Rachés. Die Weise, wie sie ihr Problem gestellt und gelöst hat, die sichere Hand, mit der sie die Handlung zu den Hauptszenen hinaufgeführt, die stimmungsvolle Art, in der sie das Milieu gestaltet hat, lassen uns ihrem ferneren Schaffen erwartungsvoll entgegensehen.

Carl Müller-Rastatt.

Nürnberg. Das hiesige Stadttheater brachte in der letzten Zeit rasch hintereinander zwei dramatische Neuheiten zum erstenmale zur Aufführung. Am 10. März ging des münchener Schauspielers Ludwig Heller, eines geborenen Nürnbergers, Märchendrama in einem Vorspiel und zwei Aufzügen, „Der arme Heinrich", am 20. März das dreiaktige Schauspiel „Mutter" von Karen Bramson, aus dem Dänischen übersetzt von Otto Hamburger, in Szene.

Hellers Drama lehnt sich in Stoff und Gedankengehalt nur lose an die gleichnamige Dichtung Hartmanns von Aue an. Sein armer Heinrich ist ein Rittersmann, der durch den Tod der Mutter, dann des Vaters, endlich des besten Freundes an Gott und Menschen irre geworden ist. Mit Hilfe des getreuen Knappen, der sich schließlich als liebendes Weib entpuppt und als Allegorie des Guten an sich aufgefaßt sein will, besiegt und tötet er den Drachen, der das Land verheert und wird der Verlobte der Tochter desselben, der Syrsillis, einer Personifikation der Sünde, wie sie im Buche steht. In der Brautnacht saugt Syrsillis das Herzblut des Ritters, der dann mit dem liebenden Knappen, der reinen Jungfrau, die sich für ihn zu opfern bereit ist, im Tode vereint wird, während draußen der Scheiterhaufen, den das Volk der Teufelin errichtet hat, hoch emporflammt. Daß dieser Handlung oder der Art, wie sie uns vorgeführt wird, eine besondere dramatische Kraft innewohne, kann man nicht wohl behaupten, und auch die Herausarbeitung der Charaktere ist durch die sich stark hervordrängende allegorische Bedeutung des Ganzen wie des Einzelnen völlig hintangehalten, ja fast erstickt. Aber auch diese Allegorie kann in ihrer Handgreiflichkeit und Plattheit keineswegs als ein Vorzug des Stückes gelten, so daß der wesentlich durch Freundeshände herbeigeführte leidliche Erfolg — ein richtiges Premierenpublikum besitzen wir hier in Nürnberg noch nicht und im Stadttheater noch weniger als im „Intimen" — eigentlich recht unverdient war. Immerhin ist die Sprache hie und da von lyrischer Schönheit, und über dem mittleren der drei Aufzüge war auch eine gewisse Märchenstimmung mit dichterischem Geschick ausgebreitet. Ob aber das Drama das eigentliche Gebiet des freilich noch sehr jugendlichen Verfassers ist, möchte ich doch sehr bezweifeln.

Entschieden reifer und dramatisch ungleich wirksamer ist Karen Bramsons Schauspiel „Mutter", das den Konflikt zwischen der Mutterliebe und der Liebe zum geliebten Manne behandelt, in dem schließlich die erstere den Sieg davon trägt. Eva Kragh hat ihren Gatten Thorkild, einen reichen Fabrikherrn, mit dem sie in liebeleerer Ehe lebte, verlassen, um nach der dreijährigen Wartezeit, die das dänische Gesetz vorschreibt, dem geliebten Niels Benk, einem Freunde ihres Mannes, die Hand zu beglückenderem Lebensbunde zu reichen. Aber die Sehnsucht nach ihrem und Thorkild Kraghs einzigem Kinde, das zum Vater hat zurückkehren müssen, läßt sie nicht zur Ruhe, nicht zum vollen Genießen des neuen Glückes kommen, und als sie durchfühlt, daß, wenn sie die ihr von ihrem Gatten gereichte Hand zurückweist und nicht zu ihm zurückkehrt, Selma Kragh, eine entfernte Verwandte Thorkilds, eine frömmelnde und heuchlerische Person von höchst fragwürdiger Vergangenheit, die Erziehung ihres kleinen Mädchens übernehmen, wohl gar die Gattin Thorkilds werden wird, und als sie dann noch durch eine ältere Freundin von dem Schicksal ihrer verstorbenen Mutter erfährt, das dem ihrigen so ähnlich war, die Arme aber schließlich doch zu dem ungeliebten Gatten und dem geliebten Kinde zurückgeführt hat, da reißt sie sich nach hartem Kampfe von Niels, der selbst diesen Schritt billigen muß, da sie ja ohne ihr Kind doch nicht wird glücklich werden können, los und kehrt in das Haus des Gatten zurück. Wie ihre Mutter wird nun auch sie ihr Leben lang niemand mehr lächeln sehen. — Wenn auch dieses Drama der Seelenkämpfe mit seinem resignierenden Schluß nicht eben erquicklich wirkt, so weisen doch der Stoff und seine Durchführung ohne Zweifel tüchtige Qualitäten auf, die dem Stücke, das in Dänemark bisher noch nicht zur Aufführung gelangt ist, wohl auch auf einigen anderen Bühnen noch zu dem verdienten Erfolge verhelfen werden. Fertig freilich ist die Dichterin, die der Erstaufführung beiwohnte und mehrfach vor dem Publikum erscheinen mußte, noch keineswegs. In

Charakteren, Aufbau und Ausdruck fehlt es noch überall an der nötigen Ciselierung. Ganze Gestalten, wie insbesondere Tanja, die die Frucht jener unerlaubten Liebe der Mutter Evas, und ebenso ganze Szenen wären wohl am besten überhaupt weggeblieben. Dadurch hätte sich leicht eine künstlerischere Gedrungenheit und Knappheit erzielen und der Umfang des Ganzen entschieden zum Vorteil des Stückes bequem auf zwei Akte bringen lassen. Endlich wird wohl auch die Lebensanschauung der Dichterin, die heute noch zu sehr geneigt scheint, die Schuld an allen Mängeln der menschlichen Gesellschaft dem Staat und seinen Gesetzen aufzubürden, im Laufe der Zeit noch eine größere Reife gewinnen. Immerhin darf man auf die Gaben, die sie uns fernerhin bieten wird, gespannt sein.

Th. Hampe.

Wiesbaden. Im allgemeinen begegnet man mit gutem Recht Dramen, die nicht unmittelbar als solche konzipiert, sondern erst auf dem Umwege über einen Roman entstanden sind, mit einigem Mißtrauen. Aber Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel, und Josef Lauffs jüngstes Drama „Der Heerohme", das am 11. April an unserem Hoftheater seine Uraufführung erlebte, ist eine solche Ausnahme. Das Drama ist aus Lauffs jüngstem Roman „Kärrekiek" entstanden, dem man bei starken dichterischen Vorzügen den Vorwurf einer allzu lockeren Komposition nicht ersparen kann. Trotzdem ist aus dem Roman ein echtes Bühnendrama entstanden. — Der Heerohme ist das Kind einer kleinen niederrheinischen Stadt, dem fromme spekulierende Mildthätigkeit die theologischen Studien ermöglicht. Wilm, der frische Junge des Armenhäuslers und Invaliden von der Beresina Jakob Bernhage, hat sich gefügt. Wilhelm, der Jüngling, aber bäumt sich mit dem ganzen Trotz einer lebensfrohen, daseinsbejahenden Natur gegen den ihm auferlegten Entsagungszwang auf, geweckt von dem Sturm gesteigerten Volksempfindens, der 1870 durch Deutschland brauste. Wilhelm entweicht ohne Urlaub aus dem Priesterseminar zu Münster und richtet seinen ersten Gang in der Heimat zu Hannecke Mesdag, seiner Jugendgespielin. Er findet das Mädchen allein, die Eltern haben sich zur Abschiedsfeier des ausrückenden Reservebataillons begeben. In schwärmerischen Worten teilt er der Geliebten mit, daß ihm die große Volksbewegung einen ehrenvollen Weg in die Freiheit und ins Leben geöffnet habe. Und Hannecke wird des Heimkehrenden Weib werden. Die vor der Sünde Zitternde ergiebt sich diesem jugendstarken Willen und ihrem eigenen Herzen und folgt Wilhelm in der wunderbaren Mondnacht aufs Rasolin, dem Ort ihrer Jugendträume, hinaus. Nun hat der Mann für sein Weib zu kämpfen. Wilhelm bleibt fest, als der Dechant der Stadt den Abtrünnigen zur Umkehr zu bewegen sucht. Auch der Drohung des Fanatikers, daß er Hanneckes Schande von der Kanzel aus brandmarken werde, hält er stand. Der Dechant macht seine Drohung wahr. Grades Mesdag, Hanneckes Vater, kehrt gebrochen aus der Kirche heim. Aber er will Gericht halten. Als Wilhelm Bernhage aber die Angstrufe Hanneckes aus der Nebenkammer hört, eilt er ihr zu Hilfe. Da wendet sich der Zorn des Alten, und er erschlägt den Verführer.

Schon diese knappe Inhaltsskizze läßt die einheitliche Geschlossenheit und bühnenwirksame Steigerung im Aufbau des Dramas erkennen. Aber auch in vielen Einzelheiten kommt die starke dramatische Anlage und der gute Bühneninstinkt, den Lauff besitzt, zum Ausdruck, so z. B. in der außerordentlich geschickten Vorbereitung der Aktschlüsse. So einwandsfrei ist die Aufgabe, die im „Heerohme" dem Dichter zufiel, nicht gelöst. Lauff hat als Hintergrund des ganzen Heerohmekonfliktes die mächtige Volkserregung von 1870 gewählt. Es ist ihm, insbesondere durch eine wirkungsvolle Szene des ersten Aktes, gelungen, für sie den glücklichen dichterischen Ausdruck zu finden. Diesen Sieg hat er aber mit einer gewissen Schwäche und Verflachung in der Behandlung des Hauptmotivs zu teuer bezahlen müssen. Das tragische Schicksal des Heerohme ist ein ewig giltiges, so lange die Religionen an ihre Priester noch andere Forderungen als die des reinen Menschentums stellen. Lauff ist nicht bis in die letzten Tiefen dieses dichterischen Vorwurfs gedrungen. Er giebt in der Gestalt des Heerohme nicht die ganze rein menschliche Psychologie des Konfliktes. An ihre Stelle setzt er zum Teil die spezifische Stimmung der Zeit, die nationale Begeisterung. Ihr hat er in der ringenden Seele des Priesterzöglings allzu entscheidende Geltung eingeräumt. Ist so der Hauptgestalt nicht jener volle Lebensreichtum geworden, der ihr hätte werden können, so ist dagegen der Dichter in der Zeichnung Hanneckes, des alten Mesdag und der verschiedenen Vertreter des katholischen Priestertums recht glücklich gewesen. Die Sprache, bei einzelnen Gestalten, wie z. B. der prächtigen Figur des alten Invaliden Bernhage von frischer, individualisierender Kraft, kann eine Neigung zu lebensunwahren Bildern nicht immer unterdrücken.

Der Erfolg, den das Stück bei seiner Erstaufführung fand, ist auch bei völliger Berücksichtigung der lokalen Verhältnisse ein starker zu nennen.

Josef Kaisler.

Am 27. März gelangte das Drama „Björn der Wiking" von Robert Riemann, das hier vor kurzem gewürdigt wurde (vgl. Sp. 739), im Stadttheater in Danzig zur ersten Aufführung.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Bis die Hand sinkt. Roman von S. Hoechstetter. Dresden, Carl Reißner. 1900. 264 S.

Von zwei befreundeten Frauen erzählt das Buch: beide geistig über dem Durchschnitt stehend, beide vornehm empfindend und rechtschaffen, die eine mehr Intellekt, die andere ganz Gefühl. Die eine geht aus der enttäuschungsvollen Ehe mit einem nüchternen Landpfarrer in die Freiheit, wird Romanschreiberin, bald aber, die Grenzen ihrer Begabung erkennend, Mitarbeiterin in der Frauenbewegung. Die andere geht aus dem erfolgreichen Anfangsstadium wissenschaftlicher Studien in ein wahres Eheparadies. Beide haben die volle Sympathie der Verfasserin: Juliane, die in stiller Resignation allein arbeiten wird, „bis die Hand sinkt", ebensowohl wie Marie, die mit ihrem guten und klugen, eleganten und reichen Gaston glücklich sein wird bis an ihr seliges Ende. Aber die Moral von der Geschichte ist doch eine zwischen den Zeilen zu findende Mahnung an die Schwestern, acht zu haben, daß das Verstandesstreben nicht das Empfindungsleben überwuchere. So erfreulich diese Gesinnung ist, beweiskräftig ist die Erzählung ganz und gar nicht; das zeigt schon ein Blick auf den Auszug des Inhalts. Das Buch ist in Vorzügen und Schwächen eine rechte Frauenarbeit, ansprechend durch den idealen Zug, den Hauch der Güte, durch manche Züge feinen Verstehens und guter Beobachtung, unbefriedigend aber durch zerfließende Weichheit der Umrisse, durch gar zu unbefangene Bequemlichkeit der Anlage. Wichtigste Züge werden nicht psychologisch erschlossen, amateurhafte Stimmungsmalerei muß nicht selten die gestaltende Kraft zu ersetzen suchen. Vieles ist hier allerdings der Anfängerin zu gute zu halten; das Buch wurde, wie eine Vornotiz mitteilt, vor dem „Dichter" geschrieben, einem Roman von S. Hoechstetter, den ich bereits vor einem Jahr hier anzeigte. Man darf demnach annehmen, daß das Können der Verfasserin heute der Reife erheblich näher ist.

Berlin. *Willy Rath.*

Christa. Ein Evangelium der Schönheit. Von Hugo Salus. Mit Buchschmuck von Emil Orlik. Wien, Wiener Verlag, 1902.

Hugo Salus, der sein rasches Bekanntwerden erfolgreichen lyrischen Werken verdankt, tritt hier zum ersten Mal als Erzähler hervor. Seine Begabung liegt, wie dies Buch beweist, ganz und gar nicht auf dem Gebiet der Prosa. Selbst die Freunde seiner Lyrik werden sich dem Eindruck von innerer Armut beim Lesen dieses „Evangeliums der Schönheit" nicht entziehen können. Mir ist Salus Drama „Susanne im Bade" leider unbekannt. Die symbolisch-allegorische Erzählung „Christa" zeigt aber jedenfalls, daß Salus keine Gestaltungskraft, Charakterisierkunst, überhaupt kein eigentliches objektives Darstellungsvermögen besitzt; ja mehr: sie scheint über die Lyrik des Autors auszusagen, daß die Stimmungen und Gefühle, die er im Gedicht zu erzeugen weiß, nicht tiefer wurzeln als im Vers, seinem Klang, seiner Farbe. Ich könnte es mir sonst nicht erklären, wie ein Entwurf, der dem Dichter Raum zur Gestaltung und seelischen Belebung bot, so dürftig und poesielos ausgeführt werden konnte. Und es hätte wahrlich einer reichen Poesie in der Ausführung bedurft, um uns das Kleinliche und Unkünstlerische vergessen zu lassen, das in der Idee, ein weibliches Pendant zu Christus aufzustellen, doch unzweifelhaft liegt.

Salus hat sich bestrebt, auch den Gang der Erzählung möglichst der Bibel parallel zu gestalten, ebenso wie er den Stil der Evangelien nachahmt. Wir werden fortgesetzt an das Urbild erinnert, und das gereicht Salus Buch nicht zum Vorteil; denn wir empfinden so allzu lebhaft den schreienden Kontrast zwischen dieser erdachten, konstruierten Kleinigkeit und der gewaltigen Dichtung der Evangelien, zwischen diesem bedeutungslosen Büchelchen und dem ungeheuren geschichtlichen Geschehnis, neben das es sich so wohlgemut stellt. Aber auch wenn wir von diesem sich aufdrängenden Vergleiche absehen, ist das Buch eine Geschmacksverirrung: ein junges Mädchen als Prophetin der Schönheit die Lande durchziehend, mit ihrer aus Gläubigen beiderlei Geschlechtes zusammengesetzten Anhängerschar allenthalben — übrigens in Keuschheit — Feste feiernd, wird zuletzt, nachdem sie sich anscheinend ohne triftigen Grund mit der herrschenden Priesterschaft entzweit hat, gekreuzigt — genau zur selben Zeit, da auf der anderen Seite der Welt der beste Mensch den gleichen Tod am Kreuze um der Liebe willen stirbt. Die Auffassung der Schönheit, die sich in Salus Buch ausspricht, ist ganz äußerlich. Man spürt nichts davon in seiner Darstellung, daß die Schönheit aus dem ernsten tüchtigen Leben hervorgeht, wie die Blüte aus der Pflanze als letzte, aber seltene Krönung. Salus Schönheit ist Tändelei, für die ein Tod am Kreuze — selbst in der scheinbar leichten und schmerzlosen Art wie bei Christa — wenig paßt. Ich glaube, daß dieses Buch auch in der Wertschätzung seines Verfassers nicht hoch steht, oder doch allmählich sinken wird.

Weimar. *Wilhelm von Scholz.*

Ikariden. Roman von Ottomar Enking. Dresden, Carl Reißner, 1901. 239 S.

Ikariden? Zur Sonne sind Held und Heldin nicht gekommen. Ihr Flug geht nur von Wettorp nach Köln, aus einem schleswig-holsteinischen Landpfarrhaus in die Redaktionsstube einer Halbmonatsschrift. Da fehlt doch eigentlich die rechte „Fallhöhe", und der Ausgang, die Uebernahme der Leitung einer Trinkerheilanstalt, erscheint uns gar nicht einmal tragisch. Nun fliegt der Held aber nicht einmal selbst. Pastor Klaus Feddersen läßt sich von seiner Frau Helene, von der man nicht begreift, wie sie diesen Mann heiraten konnte, in die Höhe tragen, wie der Zaunkönig vom Adler in der Fabel. Und auch sie läßt sich mehr von dumpfen Gefühlen, von thörichten Träumen leiten, als von klaren Gedanken, und wird recht rasch flügelmüde. So hätte für die beiden, die in der Mitte des Romans stehen, der Name „Dilettanten des Lebens" besser gepaßt. — Aber ihr persönliches Schicksal, das an sich dumpf, unerquicklich und bei ihrer Kurzsichtigkeit und Thorheit nicht unverdient ist, wird nun höher gehoben durch einen größeren Hintergrund. Die soziale Bewegung hat die beiden Leute zu ihrem Ikaridenflug verführt. National-soziale Bestrebungen spielen hinein, und etwas Koulissenklatsch daraus wird für manche sensationell sein. Die Vertreter dieser Bewegung erscheinen alle mit ihrem wirklichen oder doch mit einem sehr durchsichtigen Decknamen. Alles das ist recht unkünstlerisch. — Das Gegenbild, das behagliche, an der Scholle und an der wohlgegründeten, dauernden Erde klebende, vor Ikaridenstürzen ganz sichere Leben, bietet die Kleinstadt Wettorp. Nur werden uns mehr die humoristischen Seiten gezeigt, das Kleinliche, Beschränkte, als das Tüchtige, Leistungsfähige, Ehrenwerte und Gesunde. Und das ist doch ein Mangel. Naturheilkünstler und Antialkoholiker werden nebenbei auch behandelt und „an ihren Ort gestellt". Der Verfasser ist eben seines Stoffes noch nicht Herr geworden. Die Fülle der Gestalten erdrückt ihn noch. Er kann gegenüber dem vielen, was er gesehen hat, und was ihn zur künstlerischen Gestaltung drängt, noch keine Entsagung üben. Dem Roman fehlt die straffe Komposition. Von den Kleinstadtbildern, die gegenüber der Haupthandlung zu sehr vorwiegen, sind übrigens manche trefflich gesehen und gezeichnet. Aus dem Zusammenhang herausgelöst, hätten sie hübsche und wertvolle Skizzen gegeben. Die psychologische Entwicklung ist zum Teil gut. Der Pastor selbst erscheint mir zu beschränkt, jedenfalls hat er nichts Typisches. Aesthetisch ganz unbegründet und darum unangenehm wirkend ist die breite Ausmalung der Intimitäten des ehelichen Lebens.

Otzenrath. *Walther Wolff.*

Tagebuch eines Priesters. Von Sigbjörn Obstfelder. Vom Verfasser einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Louise Wolf. Mit dem Porträt des Dichters. Umschlagzeichnung von Hans Eisterer. Wien, Wiener Verlag. 1901. 129 S.

Es ist schwer, diesem eigentümlichen, aus Stimmungssplittern, man könnte sagen Ausrufen, Thränen und Gebeten zusammengesetzten (nachgelassenen) Werke des merkwürdigen, jung verstorbenen Dichters gerecht zu werden. Ich begreife den Enthusiasmus, die geradezu dithyrambische Begeisterung, die es in einzelnen weckte, ich begreife den Unmut, der andere zwingen mag, das Buch geärgert wegzulegen. Denn diese ekstatischen Gedichte eines Schwärmers, eines überschwänglichen und maßlosen Jünglings verlangen eine willige, hingebende Stimmung ihres Lesers, besser eines Hörers. Zunächst sei festgestellt, daß die saloppe Uebersetzung viel zu wünschen übrig läßt. Der Uebersetzungslaufschritt der dii minores gentium wird nachgerade zu einer ästhetischen Gefahr. (Man denke an das, was uns an vielen Orten als Maupassant, als Tschechoff gereicht wird!) Aber der Rhythmus — um mich so auszudrücken — dieses seltsamen, gleichsam gefühlberauschten Tagebuches scheint annähernd getroffen. Ich empfehle das schwierige, nicht eben anziehende Buch nur geprüften Lesern. Es wird ihnen nach kurzem Zögern ihrer Neigung ein Gewinn und eine Freude sein. Wie Tolstoi, wie Garborg („Der verlorene Vater") kämpft Obstfelder — denn der „Priester", dessen Aufzeichnungen wir lesen, ist nur schwach umrissen, — einen heißen und aufreibenden Kampf um seinen Gott. In einer oft an unsern Johannes Schlafgemahnenden, mit überströmenden Worten heftig zum Ausdruck des Unsagbarsten verlangenden Sprache entwirft er das gewaltige Fresko einer großartigen Weltanschauung. Hin und her geworfen zwischen aufschreiender Verzweiflung und rauschenden Orgelstürmen begeisterter — ich möchte sagen „kosmischer" — Erkenntnis, stammelt, lispelt, dröhnt, jubelt seine Seele aus den purpurnsten Tiefen eines glühenden Menschenherzens wie eine Flamme lodernde Stimme. Manchmal kommt sie wie aus den Sphären blauer Sternenkühle, manchmal flutet sie leckend, alles in den seltsam

gespenstischen, roten Rauch einer Feuersbrunst hüllend, um den alltäglichsten Hausrat unserer Tage.

Die ganze Not des Wanderers nach dem Licht, die brünstige Sehnsucht des Gottsuchers ist in diesem Fragmente aus einer gährenden Zeit der Uebergänge. Der von großen Gesichten trunkene Dichter, der verzückte Seher verzweifelt an der Unzulänglichkeit seiner wachen Worte. So wogt und zittert dieses maßlose, wundervolle Gedicht. Wir wähnen manchmal durch die fieberisch geweiteten Augen des Sterbenden weit hinaus-, tief hineinzublicken in die Unendlichkeit . . . . Mit einem Akkorde, so groß, so rein, wie ihn nur Beethoven finden konnte, ein Tauber, dem das Geräusch der Welt versunken ist vor der Macht der innerlichsten Harmonieen, schließt das Buch.

Mähr.-Weisskirchen. *Dr. Richard Schaukal.*

Lyrisches und Episches.

Ahasver. Eine Dichtung. Von Gustav Renner. Leipzig, Julius Werner, 1902. 120 S.

Die Wandlung vom armen, elenden Lazarus in den ewig umherirrenden Ahasver hatte Gustav Renner schon in einer Gruppe der „Neuen Gedichte" behandelt, die ich vor drei Jahren an dieser Stelle anzeigte. Einen Teil dieser Verse hat er fast unverändert in sein neuestes Werk herübergenommen und darauf eine ebenso kühn und großartig, wie phantastisch und wunderlich angelegte Dichtung aufgebaut. Lazarus verflucht den am Kreuze sterbenden Christus, der ihm sein Elend nicht abnehmen kann; da hebt dieser noch einmal die Lider und ruft ihm zu: „So wandle, bis ich komme, Ahasver!" So irrt dieser nun unstet umher, umsonst den Tod suchend, von Haß gegen alles Göttliche und Menschliche erfüllt. Als der von ihm angerufene Geist der Erde — „in Gestalt eines ungeheuren gealterten Weibes, gramvoll, nackend" — ihm kündet, daß Leid das Schicksal der Erde selbst und alles Irdischen sei, beschließt er, jene und die ganze Menschheit zu rächen und zu erlösen. Nach langen, fruchtlosen Versuchen glaubt er endlich, sein Ziel erreicht zu haben; aber die Menschen wissen das, was er ihnen bringt, nicht zu würdigen; sie werden noch unglücklicher und schlagen ihn ergrimmt ans Kreuz, von dem er ohnmächtig herabsinkt. Auf seinen weiteren Wanderungen findet er in einer von der Pest verödeten Stadt unter Leichen ein spielendes Mädchen, das in einem fernabliegenden, dichten Walde an seiner Seite heranwächst, sein Weib wird und bei der Geburt zweier Knaben stirbt. Als diese zu Jünglingen geworden sind, tötet der eine den andern. — „Wo ist Dein Bruder? Sprich!" „Kann ich es sagen? Bin ich sein Hüter?" — Da verstößt ihn sein Vater und irrt wieder, noch elender als vorher, in der Welt umher. Erst als alles Leben auf der Erde erloschen ist, kommt der Tod zu ihm, mit nacktem Schädel, doch unmäßig geschwollenem Leib — „Ich schlang die Welt, nun liegt sie mir im Magen" — langsam auf einer Sphinx herangeritten. Auch diesem schlägt „ein unsichtbarer Klöppel an die Himmelswände" die letzte Stunde, und nun erfährt Ahasver aus einem Traume, in dem er Christus als Richter am jüngsten Tage erblickt, daß „Not und Schmerz des Menschen einz'ger Weg zum Heil". Einem plötzlich aufflammenden Stern folgt er bis nach Bethlehem, tritt dort in eine Hütte, über deren Dach drei Engel schweben, und während diese „Ehre sei Gott in der Höhe" singen, sinkt er anbetend nieder und stirbt.

Schon diese gedrängte Inhaltsangabe wird zeigen, daß wir es hier mit einem ernsten, gedankenschweren Werk zu thun haben. Es ist eine Faustdichtung, und Goethes „Faust", leider allerdings mehr den zweiten, als den ersten Teil, hat sich Renner zum Vorbild genommen, an das seine Verse manchmal sehr nahe anklingen, so z. B. die folgenden, einen Gesang der unsichtbaren Engel einleitenden:

„Der Unversöhnliche,
Hält ihn noch immer
Das Urgewöhnliche
Mit eitlem Schimmer . . . . ."

Zuweilen wird er so tief, daß man ihm kaum noch folgen kann, und ich gestehe, hie und da einen Kommentar herbeigewünscht zu haben, der mir manche Geheimnisse enträtseln könnte.

Ahasver als Symbol der leidenden und nach Erlösung strebenden Menschheit — für ein so gewaltiges Problem fehlt dem Dichter, der in kleinen lyrischen und lyrisch epischen Dichtungen Meisterhaftes geschaffen hat, noch die Gestaltungskraft. Auch die Form geht gänzlich aus den Fugen. Es ist ein Epos, das durch zahlreiche dramatische Szenen, die untereinander vielfach in gar keinem Zusammenhang stehen, unterbrochen wird. Dabei enthält das Werk prachtvolle Naturschilderungen und Stimmungsmalereien, wunderbar musikalische Verse, die mit ihrer Klangschönheit und ihren packenden Rhythmen zur Vertonung herausfordern. Szenen tiefsten Gefühls und echt religiöser Weihe. Aber auch hier wird leider, wie schon in den „Neuen Gedichten", der bedeutende Lyriker, der Renner unzweifelhaft immer noch ist, von dem oft mystischen und unklaren Denker in den Hintergrund gedrängt. Möchte er auf diesem Wege, auf dem er den Boden unter den Füßen verlieren wird und schon zuweilen verloren hat, nicht weiterschreiten!

Hannover. *Max Ewert.*

Traue du, du süße! Lieder von Ludwig Finckh. Dresden, E. Pierson. 1900. M. 2,50.

Flutwellen. Neue Gedichte von Otto Frommel. Heidelberg, Carl Winter. 1901. M. 2,—.

Elf Lieder aus Finckhs Buche haben in Bierbaums „Brettliedern" Aufnahme gefunden. Dies befremdet einigermaßen, wenn man bedenkt, daß große Meister des Variétéstils mit keinem ihrer Werke vertreten sind; ich erinnere nur an E. v. Bodmann. Wenn man als Ziel der Lyrik auffaßt, daß sie der Empfindung und dem Leben von heute Ausdruck im Liede geben soll, so hat Finckh verhältnismäßig wenig geleistet: Pagen und Hofnarren, Fürstinnen, Brünne, Stulpen von flämischem Leder, Glosant, Wontagör: was ist uns das alles; ich habe das Gefühl, daß Finckh romanischer Philologe ist. Die Aufnahme finckhscher Gedichte in die deutschen Chansons ist bezeichnend für die letzte Wendung Otto Julius Bierbaums. Und wie ist er seiner streitbaren Zeit gegen die Butzenscheibenlyriker losgezogen! Ich glaube nicht einmal, daß Finckh selbst auf die Dauer Freude an diesen elf Liedern haben wird, denn es finden sich in seinem Buche genug Stellen, die versprechen, daß er über diese archaistische Entwicklungsstufe hinwegkommen wird. Besonders ist es die geigenreine Melodik seiner Strophen, die hinter der Troubadourverkleidung einen Menschen von heute ahnen läßt, der uns manches gute Lied geben könnte.

Dem gegenüber tritt uns Frommel in seinem Versbuche „Flutwellen" als gefestigte und bestimmte Persönlichkeit entgegen; besonders aber als Persönlichkeit von heute. Sein Gedankenkreis ist weit wie der eines Erwachsenen, freundlich enge, wie der eines Mannes, der irgendwo in Deutschland seinem alltäglichen Berufe nachgeht. Wirkliche Lebensfreuden und -sorgen regen seine Kunst an. Der größte Reiz liegt bei ihm in der Schilderung von Landschaft, im Interieur. Seine Leidenschaft hat etwas weiches und zartes. In dem Gedichte „Gottfried Kellers Vision" giebt er sein bestes.

Berlin. *Dr. C. F v. Vleuten.*

Freunde und Gefährten. Meisterdichtungen auf einzelnen Blättern. Herausg. von John Henry Mackay. (Erste Ausgabe November 1901.) Berlin, Schuster & Loeffler.

Es war der Lieblingsgedanke des heimgegangenen Ludwig Jacobowski, das Volk in seinen weiten Schichten mit dem zumeist nur den Zünftigen und wenigen Wohlhabenden erschlossenen Reichtum zu segnen, der in unserer deutschen Lyrik ruht. Denn ihm hatte das Lied noch einen anderen als rein künstlerischen, ästhetischen Wert, es war ihm ein Stück sichtbar gewordener Seele, ein unverfälschter menschlicher Laut, der, aus dem

Innersten eines Einzelnen losgelöst, tausendfältiges Echo in der Seele des Volkes finden sollte, um dort, entgegen dem Gifte der Kolportage-Litteratur, heitere, reine Kräfte zu wecken, Sinn und Sein zu bereichern. An diese pädagogischen Ideen des Künstlers Jacobowski erinnert ein neues Unternehmen des Verlages Schuster und Loeffler. Auch John Henry Mackay, sein Anreger und Herausgeber, unternimmt den Versuch, „einem überhasteten und überarbeiteten und darum entnüchterten Geschlecht noch einmal und so die Schätze unvergänglicher Dichtung zu erschließen, daß es nur die Hände auszustrecken braucht, um sich den Staub von Herz und Hirn zu waschen und sie für eine Stunde an den Quellen ewiger Schönheit zu erfrischen", auch er nennt die Absicht seines Unternehmens „in Wahrheit volkstümlich". Eigenartig, wenn auch nicht ganz neu*), ist dabei die gewählte Form. Hatten die uns Deutschen wahrlich nicht fehlenden Anthologieen bisher bei aller Feinheit und sorgsamen Auswahl im einzelnen stets empfindliche Mängel aufzuweisen, wie z. B. Beschränkung auf einen zeitlich oder stofflich allzu engen Raum, Fortlassung manches Wertvollen und andrerseits Aufnahme manches Gleichgiltigen infolge des bei der Auswahl eingenommenen Standpunktes, so fallen hier alle beengenden Schranken fort, und es werden einzelne Gedichte auf festen, einzelnen Blättern gedruckt, so daß jeder sich seine eigene Anthologie nach völlig freier Wahl schaffen kann. Dem persönlichen Geschmack des einzelnen ist nun die Art und Weise der Anordnung überlassen, dem persönlichen Geschmack die Auswahl der Gedichte. Nur insofern haftet der Herausgeber mit seinem künstlerischen Gewissen, als er aus der Sammlung alles auszuschließen gedenkt, was entweder keinen eigenen dichterischen Wert oder nur rein litterarhistorische Bedeutung besitzt; allerdings setzt er hinzu, daß er nur dort eine Ausnahme habe gelten lassen, wo ihm der dichterische Wert durch die lange Gunst weiter Volkskreise ersetzt zu sein schien. Gewiß wird die Entscheidung hierüber nur im einzelnen Falle möglich sein, aber doch scheint mir hier eine gewisse, bis jetzt nicht verletzte Vorsicht geboten, und nur so kann es freudig begrüßt werden, wenn der Herausgeber erst dann sein Ziel als erreicht betrachtet, wenn in den Tausenden von Blättern „jeder alles" findet, was er sucht. Bis jetzt erschienen tausend Blätter, die in einem praktischen Kataloge nach Serien zu je 100 gesondert sind und unter den übrigens nicht immer ganz rein zu scheidenden Rubriken: Volkslieder, gesungene und gesprochene Gedichte, Natur, Liebe, Menschen-Leben und -Schicksal, Stimmung, soziale Gedichte, Eltern- und Kinderlieder, Bunte Lese eine vorzügliche Auswahl deutscher Lyrik von Walther von der Vogelweide bis auf unsere Tage enthalten. Es ist ein verheißungsvoller Anfang, der als solcher jede kritische Prüfung nach Fehlendem und ungleichmäßig Verteiltem erübrigt. Eins scheint mir, soll die Sammlung wirklich volkstümlich werden, und das kann sie, durchaus nötig: bei einigermaßen günstigem Erfolge die Preise noch niedriger anzusetzen, als sie es schon sind. Der Preis eines einzelnen Gedichtes beträgt fünf Pfennig, er ermäßigt sich freilich bei 25 ausgewählten Gedichten auf vier, bei hundert auf drei und bei tausend auf zwei Pfennig, doch darf dabei nicht vergessen werden, daß im Bürgertum und in den weiten Arbeiterkreisen nie der Gewinn dieses Engros-Preises genossen wird, da tausend Exemplare für 20 Mark sicherlich nur selten gekauft werden. Dieser Vorschlag, im Sinne einer künstlerischen Bereicherung des Volkes den Engros-Preis auch für eine kleine Auswahl anzusetzen und daneben die bisher angesetzten Preise für größere Bezüge zu lassen, soll natürlich keinen Tadel bedeuten; vielmehr ist dem Herausgeber aufs herzlichste zu wünschen, daß seine Blätter in Wahrheit Freunde und Gefährten dadurch in reicher Zahl erwerben,

Berlin. *Paul Legband.*

*) Karl Henckell gab seine „Sonnenblumen" auch auf einzelnen Blättern heraus.

Litteraturwissenschaftliches.

Berliner Kämpfe. Gesammelte litterarische Aufsätze von Erich Schlaikjer. Berlin-Schöneberg, 1901, Buchverlag der „Hilfe". gr. 8°. 165 S. 2 Mk.

Schlaikjer bekennt in der Vorrede, daß er nicht mit den letzten Dingen der Welt und Aesthetik spielen wollte, sondern daß es ihm um bescheidene und greifbare, konkrete Resultate zu thun war. Wenn aber alles in der Welt relativ ist, so sind jedenfalls bescheidene Resultate das Relativste, was es überhaupt geben kann. Sie versagen nämlich sofort, wenn die Situation sich zuspitzt und verwickelt. So ist es — um nur ein Beispiel herauszugreifen — gewißlich wahr, daß die verhüllte Andeutung von den unsittlichen Skandalblättern viel mehr kultiviert wird, als die Nacktheit. Damit ist aber im Kampf für und wider die lex Heinze nicht das Geringste bewiesen. Wenn nun die Ultramontanen, nach Schlaikjers scherzhaftem Vorschlag, den Spieß wirklich umkehren und thatsächlich nur die Gestaltung des Nackten gestatten wollten? Dann würden allerdings die Spekulanten der Unsittlichkeit getroffen werden, ebenso aber auch wirkliche Künstler, die um „ernsthafter ästhetischer" Absichten willen, wie Schlaikjer selbst zugiebt, das Verhüllte und Andeutende nicht immer entbehren können. Außerdem würden auch dann jene bösartigen Spekulanten Mittel und Wege finden. Denn es ist einfach nicht wahr, wie Schlaikjer behauptet, daß die unumwundene Darstellung des Nackten die erotische Phantasie nicht anregt. Das kommt ganz auf die Art einer solchen Darstellung und auf die Stimmung und Reife des Beschauers an. Die Wahrheit ist: die Kunst, als ein Stück Leben, ist voller Klippen und Gefahren wie das Leben selbst — nur daß diese Gefahren kein Einwand gegen die Kunst sind. Nach Schlaikjer müßte man glauben, die Sache wäre sehr harmlos, wenn man nur das Verhüllte und Andeutende fallen ließe. Diese Einfachheit der Auffassung ist das Kennzeichen des ganzen Buches: es ist sehr geradlinig und verständig, aber das Leben und die Kunst sind, Gott sei Dank, weniger geradlinig. An einer anderen Stelle spricht Schlaikjer vom schematisierenden Einfluß der Großstadt und will die jungen Dichter auf das Land schicken, damit sie erst einmal Individualitäten sehen lernen. Er mag recht haben: ebenso wahr ist es aber, daß manch einer erst in der Großstadt den schärfsten Blick für das Individuelle erworben hat. Das sind alles Teil- und Halbwahrheiten, die mit dem eigentlichen und tiefsten Gegensatz zwischen Stadt und Land kaum etwas zu schaffen haben.

Alle diese Journalartikel hatten ihren guten Sinn, als sie bei gegebenen Anlässen in Zeitschriften erschienen und aufklärend wirkten. Für ein Buch, an das man doch ganz andere Maßstäbe anlegen muß, genügen sie nicht. Nur zwei Aufsätze scheinen mir über den Journalartikel in etwas hinauszugehen: „Ist das Drama wirklich die höchste Kunstform?" und „Die moderne Auffassung des Tragischen".

Charlottenburg. *S. Lublinski.*

Nachrichten

Todesfälle. Am 9. April † in Neukalen (in Mecklenburg) nach langem Leiden der Volksschriftsteller und Lehrer Ludwig Kreutzer im Alter von 70 Jahren. Eine Charakteristik des Verstorbenen sowie dessen Porträt brachten wir unlängst in einem längeren Artikel über Volksschriftsteller (Sp. 803).

Der französische Romanschriftsteller Jean Louis Dubut de Laforest machte am 2. April seinem Leben ein Ende, indem er sich aus einem Fenster seiner im vierten Stock belegenen Wohnung herabstürzte. Lebensüberdruß war — nach einem hinterlassenen Briefe — das Motiv zu diesem Selbstmord. Laforest wurde am

24. Juli 1853 in Saint-Pardoux (Dordogne) geboren, studierte die Rechte und wurde Präfekturrat in Beauvais. Nachdem er im „Figaro“ einige ländliche Erzählungen, sowie seinen ersten Roman „Les Dames de Lameth“ (1880) veröffentlicht hatte, verließ er den Staatsdienst und widmete sich ausschließlich der Schriftstellerei. In der Zeit von 1880 bis zu seinem Tode schrieb er dann nicht weniger als vierzig meist sehr starke Bände. Sein Roman „Le Gaga“ (1885) war sogar so stark, daß Laforest zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt und das Buch verboten wurde. Als sein bester Roman gilt „La Bonne à tout faire“ (1886).

In der Pflegeanstalt Salon bei Ludwigsburg † der Schriftsteller und frühere Hofbibliothekar Edmund von Zoller, 80 Jahre alt. Er war ein geborener Stuttgarter, studierte Philosophie und Philologie und hatte nach einander die Redaktionen des „Zentral-Organs für die deutsche Bühne“, der „Illustrierten Welt“, von „Ueber Land und Meer“ und der „Roman-Bibliothek“ inne. 1885 wurde er als Direktor an die Königliche Hofbibliothek in Stuttgart berufen. Zoller, der seinen Einfluß vielen jungen Talenten zugute kommen ließ, besaß eine große Sprachkenntnis und wurde als Uebersetzer geschätzt.

Die Deutsch-Engländerin Frau Karola Blacker † in Freiburg i. Br. im Alter von 60 Jahren. Sie ist u. a. mit Arbeiten über den „Charakter der Lady Macbeth“ und „Stratford“ als Shakspere-Forscherin hervorgetreten.

Am 6. April † in Strjelna bei Petersburg der Schriftsteller Gljeb Uspenski, der über das russische Volksleben geschrieben hat.

* *

Eine Gesellschaft für Theatergeschichte. Auf Anregung des Chefredakteurs der Zeitschrift „Bühne und Welt“, Dr. Heinrich Stümcke, hat sich eine Gesellschaft für Theatergeschichte gebildet, die die Herausgabe von wertvollen Monographieen und von Neudrucken und Nachschlagewerken auf dem Gebiete der Theatergeschichte, der Schauspielkunst und der Dramaturgie bezweckt. Die konstituierende Generalversammlung der Gesellschaft fand am 6. April in Berlin statt; in den Vorstand wurden gewählt die Herren Ludwig Geiger-Berlin (Präsident), Josef Kürschner-Eisenach und Berthold Litzmann-Bonn (Vize-Präsidenten). Anmeldungen sind an das Sekretariat der Gesellschaft (Berlin W, Wormserstraße 7) zu richten.

* *

Preisverteilung. Der von der prager Zeitung „Bohemia“ anläßlich ihres 75 jährigen Jubiläums ausgesetzte Preis für die beste Novelle (vgl. Sp. 645) wurde Frau Elisabeth Möhring in Berlin für die Novelle „Alte Blätter“, eine Geschichte aus der Zeit der Gegenreformation, zuerkannt. Der für das beste Gedicht bestimmte Preis konnte nicht vergeben werden: er wurde für die zweitbeste Novelle verwendet und fiel dem Oberlehrer Gustav Leutelt in Josefsthal für die Novelle „Johannisnacht“ zu.

* *

Allerlei. In Darmstadt soll ein Goethe-Denkmal errichtet werden, für das die Stadtverordneten 200000 Mark bewilligt haben. — Ein neues Schiller-Monument soll Wiesbaden erhalten, und zwar ein Marmordenkmal, das den Dichter in anderthalbfacher Lebensgröße in der Tracht seiner Zeit darstellt. Der Entwurf stammt von dem berliner Bildhauer Prof. Uphues. — Der hennebergische altertumsforschende Verein erläßt einen Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für den Märchendichter Ludwig Bechstein. — Am 22. und 23. Mai tagt in Jena die Versammlung deutscher Bibliothekare. Als Verhandlungsgegenstände stehen auf der Tagesordnung: „Die Finanzlage der deutschen Bibliotheken“ und „Die Bibliotheken und der Buchhandel“. — Ortega Munilla, der Chefredakteur des „Imparcial“, wurde in die spanische Akademie aufgenommen.

---

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Baierlein, J. Hui u. Pfui. Dorfroman a. d. Oberpfalz. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 288.) Berlin, H. Hillger. 12°. 109 S. M. —,20.

Bölsche, Wilhelm. Der Zauber des Königs Arpus. Eine heitere Geschichte. 2. Aufl. Dresden, Carl Reißner. 281 S.

Brachvogel, Carry. Der Nachfolger. Ein Roman aus Byzanz. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 299 S. M. 4,— (5,50).

Hauser, Otto. Lehrer Johannes Johansen. Erz. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 242 S. M. 2,40 (3,60).

Heiberg, H. Heimat. Roman. Berlin, Otto Janke. 2 Tle. in 1 Bde. 185 u. 173 S. M. 5,—.

Heyse, Paul. Romane und Novellen. Wohlfeile Ausg. 1. Serie: Romane. (48 Lieferungen zu 40 Pf.) 1. Lieferg. 48 S. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H.

Hirschfeld, Georg. Freundschaft. Nov. Berlin, S. Fischer. 171 S.

Lepel-Remmer, C. v. Cornelia. Roman. Berlin, L. Frobeen. gr. 8°. 277 S. M. 3,— (4,—).

Mayr-Amberg, F. Münchener Messalinen. E. Novellen-Kranz. München, Münchener Novellen-Verlag. 111 S. M. 1,50.

Merk, Emma. Drei Frauen. Münchener Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 307 S.

Niemann, Johanna. O Freiheit! Novellen. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 170 S.

Ruthner, A. v. Los von Rom. Hochlands-Roman. Stuttgart, Hugo Koch. 306 S. M. 3,—.

Schlicht, Frhr. v. Zurück — marsch, marsch! Militärhumoresken. Mit Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 251 S. M. 2,40 (3,60).

Sperl, August. So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. 347 S. M. 4,50 (5,50).

Zahn, Ernst. Kämpfe. Erz. a. d. schweizer Bergen. 2. Aufl. Zürich, Th. Schröter. 223 S. M. 2,50 (3,50).

Zapp, A. Um der Mitgift willen. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 264 S. M. 3,50.

Bourget, P. Das Spitzenmäuschen (Dualité) u. a. A. d. Franz. v. E. Becher. Stuttgart, J. Engelhorn. 174 S. M. —,50 (—,75).

Geijerstam, Gustaf af. Das Buch vom Brüderchen. Roman e. Ehe. Aut. Uebers. v. Francis Maro. Berlin, S. Fischer. 302 S. M. 3,50 (4,50).

Geisel, A. Zerstörtes Glück. Roman. Nach d. Franz. bearb. Mannheim, J. Bensheimer. 240 S. M. 3,50.

Gorki, Maxim. Die Geschichte eines Verbrechens. Ausgew. Erzählgn. Uebers. v. Stefanie Goldenring. Dresden, Heinrich Minden. 232 S. m. Bildn. M. 2,— (3,—).

Jókai, M. Kleine Geschichten. A. d. Ungar. v. L. Rosner. Wien, C. Daberkow. 90 S. M. —,40.

Kipling, Rudyard. Brave Seeleute. A. d. Engl. v. F. Lavaud. Berlin, „Vita“, Deutsches Verlagshaus. 330 S. Geb. M. 4,—.

Loti, Pierre. Azivadeh. Uebers. v. R. Proelß. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsges. 226 S. M. —,75 (1,—).

Preiß, G. Es fiel ein Stern . . . Erzählgn. A. d. Böhm. v. F. Faraï. Prag, J. Otto. 203 S. M. 2,—.

Pontade, Mme. J. Der Roman e. anständigen Frau. A. d. Franz. v. H. Dellwig. Berlin, „Vita“, Deutsches Verlagshaus. 315 S. M. 3,50 (4,50).

b) Lyrisches und Episches.

Braun, R. Heimische Standvögel. Gelegenheitsgedichte. Bromberg, Mittlersche Buchh. gr. 8°. 299 S. Geb. M. 3,—.

Deiler, C. Epheuranken. Lieder u. Bilder. Neudamm, J. Neumann. gr. 8°. 126 S. mit Abb. M. 4,— (5,—).

Detering, Martin. Die Götterdämmerung. Ein Gedicht. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 171 S.

Eckart, R. Hannoverland in Liedern verherrlicht. E. Hausbuch heimatl. Dichtgn. Verden, F. Treffan. gr. 8°. 150 S. M. 2,— (2,50).

Heller, L. Volkslieder in modernem Gewande. Berlin, „Harmonie“, Verlagsgesellsch. f. Litt. u. Kunst. 102 S. M. 1,50.

Hertz, Wilhelm. Bruder Rausch. Ein Klostermärchen. 4. Aufl. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. 90 S. Kart. M. 2,—.

Hönig, F. Dá Mostschädl. Mundartliche Dichtgn. Linz, Oesterr. Verlagsanst. 168 S. mit Abb. u. Bildn. Geb. M. 2,50.
Jacques, Norbert. Im Banne. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 90 S. M. 1,50.
Landen, Arthur. Lodernde Gluten. Lieder der Liebe. Berlin, Meusser & Messer. 82 S.
Looff, Eduard. Burg Ehrenstein. Eine Sage vom Niederwald. Dresden, E. Pierson. 156 S. M. 2,50.
Neumeister, G. Lieder u. Gedichte. Leipzig, Friedrich Luckhardt. 71 S. M. 2,—.
Stibitz, Josef. Lieder u. Weisen. Friedland i. B., Verlag des „Rübezahl". 57 S.

Mayer, J. Spanische Gedichte. Auswahl aus Ramon Campoamors „Doloras". Dem Span. nachged. Mit e. Vorw. v. H. Keller-Jordan. München, Max Poeßl. 128 S. 1,75 (3,—).
Petőfi, Alexander. Poetische Werke. Deutsch v. Jos. Steinbach. Breslau, Schles. Verlagsanst. 1107 S. M. 4,—.

c) Dramatisches.

Blank, Matthias. Am Hochzeitsmorgen. Ein Familienereignis in 3 Zeiten. Dresden, E. Pierson. 94 S. M. 1,50.
Blumenthal, O. u. G. Kadelburg. Als ich wiederkam ... Schwank. Berlin, Hugo Steinitz. gr. 8°. 117 S. M. 3,—.
Bubbe, H. F. Milos. E. hist. Drama. Neuwied, Heusers Verl. gr. 8°. 47 S. M. 1,—.
Chariti, J. Hannibal. Drama. Dresden, E. Pierson. 94 S. M. 1,50.
Groth, Ernst Johann. Roswitha von Gandersheim. Dramat. Kulturbild in 2 Aufz. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 56 S. M. —,75 (1,25).
Heil, G. F. Erinna. Drama. Dresden, E. Pierson. 123 S. M. 2,—.
Jodok (H. v. Gumppenberg). Ueberdramen. 1. Bdchn.: Die Verlobung. — Auf d. Alm. — Das Spukhaus. Berlin, Th. Mayhofer. 92 S. m. Bildn. M. 1,50.
Krafft, R. Alter von heute. Schauspiel. E. Antwort auf Otto Ernsts „Jugend von heute". Stuttgart, Paul Unterborn. 12°. 67 S. M. 1,—.
Kürnberger, F. Firdusi. Drama. 80 S. — Das Pfand der Treue. Bürgerl. Schauspiel. 84 S. Wien, E. Daberkow. Je M. —,40.
Leon, R. v. Savonarola. Trauerspiel. Linz, Oesterr. Verlagsanst. 109 S. M. 2,—.
Liebich, L. D'r Krüddenajler odder d' Elsässer in Afrika. Lustspiel, maischt in Elsässer Mundart, m. Gsänge. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 79 S. u. Musikbeilage. M. 1,60.
Lilienfein, H. Kreuzigung. Drama. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. 32 S. M. —,80.
Nagel, E. R. Der tote Punkt. Bühnenstück. Dresden, E. Pierson. 70 S. M. 1,50.
Pfordten, O. v. der. Friedrich der Große. Historisches Drama m. e. Nachspiel als Vorspiel. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. 137 S. M. 2,—.
Presber, Rudolf. Herbstzauber. E. Mondscheinszenchen. Berlin, Th. Mayhofer. 27 S. M. —,60.
Putzel, J. Zwei Ehen. Schauspiel. Dresden, E. Pierson, 60 S. M. 1,—.
Rosen, F. Sachsenehre. Hist. Schauspiel a. d. 9. Jahrh. Dresden, E. Pierson. 136 S. M. 2,—.
Schäffer, E. Nirvana. Dramat. Gedicht. Dresden, E. Pierson. 83 S. M. 1,50.
Weichleben, O. E. (L. Ely). Rosendienstag. Eine Feldwebel-Tragödie. Berlin, Th. Mayhofer. 58 S. M. —,60.
Willemoes-Suhm, H. v. Savonarola. Tragödie in 5 Akten. 2. Aufl. Berlin, Franz Grunert. 179 S. M. 2,—. (3,—).
Wolff, F. Das verkaufte Lied. Eine Märchendichtg. in 5 Akten. Linz, Oesterr. Verlagsanst. 102 S. M. 2,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Achelis, Thomas. Leo N. Tolstoi (Mod. Essais. Heft 15). Berlin, Gose & Tetzlaff. 48 S. M. —,50.
Castle, E. Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Leipzig, Max Hesse. 120 S. m. 9 Bildn. u. e. Schriftprobe. M. 1,50 (2,25).
Ernst, A. W. Lenaus Frauengestalten. Stuttgart, Carl Krabbe. gr. 8°. 410 S. M. 5,— (6,— u. 7,—).
Moeller-Bruck, Arthur. Stilismus. (Die moderne Litteratur. 9. Bdchn.) Berlin, Schuster & Loeffler. 74 S. M. —,50.

e) Verschiedenes.

Bibliothek der Gesamtlitteratur. 1555—60. Alexis Willibald. Der Roland von Berlin. Vaterl. Roman. — 1561. Schirmer, William. Onkel Bräsig. Lebensbild in 5 Akten. Nach Fritz Reuter frei bearb. — 1562. Salis-Seewis, J. G. v. Gedichte. — 1563. Hoffmann, E. T. A. Meister Martin der Küfner u. s. Gesellen. — Die Bergwerke zu Falun. Erzählgn. — 1564. Shelley, P. B. Der entfesselte Prometheus. Deutsch von A. Graf Wickenburg. — 1565. Swinburne, A. Ch. Atalanta in Calydon. Tragödie. Deutsch von A. Graf Wickenburg.
Hirth, G. Wege zur Kunst (Kleinere Schriften. 1. Bd.) München, G. Hirths Kunstverl. gr. 8°. XVI, 526 S. M. 5,—.
Krause, A. Die letzten Gedanken Immanuel Kants. Der Transzendental-Philosophie höchster Standpunkt. Von Gott, der Welt und dem Menschen, welcher beide verbindet. Aus Kants hinterl. Manuskr. Hamburg, C. Boysen. gr. 8°. 132 S. M. 5,—.
Leinhaas, G. A. Erinnerungen an Victoria, Kaiserin u. Königin Friedrich. Mainz, V. v. Zabern. 60 S. M. 2,—.
Litteratur-Kalender, deutscher, auf d. Jahr 1902. Herausg. v. Josef Kürschner. 24. Jahrg. Leipzig, G. J. Göschen. 12°. 52 u. 1760 Sp. mit 2 Portr. Geb. M. 6,50.
Maaß, A. Bei liebenswürdigen Wilden. E. Beitr. zur Kenntnis der Mentawai-Insulaner. Berlin, Wilh. Süsserott. gr. 8°. 256 S. mit 80 Textbildern u. s. w. M. 7,50.
Massow, W. v. Aus Krim u. Kaukasus. Reiseskizzen. Leipzig, Georg Wigand. gr. 8°. 142 S. mit 1 Titelbilde u. 37 Abb. M. 3,60 (4,80).
Perles, Rosalie. Ein moderner Erlöser des Judentums. Vortr., Königsberg i. Pr., Ostdeutsche Buchh. gr. 8°. 16 S.
Reclams Universal-Bibliothek. 4284. Zipper, A. Goethes Egmont (Erläuterungen zu Meisterwerken. 12. Bd.). — 4285/86. Glümer, C. v. Frau Domina. Nov. — 4287. Schönthan, F. v. Das goldene Buch. Schauspiel. — 4288. Weil, J. Das Recht zu lieben u. a. Nov. — 4289. Hopp, F. Doktor Fausts Hauskäppchen oder Die Herberge im Walde. Posse. — 4290. Edgren-Leffler, A. Ch. Drei Erz. A. d. Schwed. v. L. Wolf.
Schuller, F. Schriftsteller-Lexikon der Siebenbürger Deutschen. 4. Bd. (Ergänzungs-Bd. zu J. Trausch, Schriftsteller-Lexikon). Hermannstadt, W. Krafft. gr. 8°. 575 S. M. 7,25.
Schwarz, H. Glück u. Sittlichkeit. Untersuchungen über Gefallen u. Lust, naturhaftes u. sittliches Vorziehen. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. 211 S. M. 5,—.
Urheberrecht, Gesetze über das, in allen Ländern. 2. Aufl. Durchgesehen von Prof. Ernst Röthlisberger-Bern. Leipzig, G. Hedeler. gr. 8°. 418 S. M. 10,—.
Vogelstein, Hermann. Die Anfänge des Talmuds u. die Entstehung des Christentums. Vortr. Königsberg i. Pr., Ostdeutsche Buchh. gr. 8°. 28 S.
Voß, Richard. Allerlei Erlebtes! Mit e. Jugendportr. d. Verf. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 188 S. M. 2,— (3,—).
Wrede, Richard. Handbuch der Journalistik. Berlin, Dr. R. Wrede. 1. Lieferg. gr. 8°. 48 S. M. 1,20.

Hunt, W. M. Künstler-Leben. Uebers. v. A. D. J. Merkel-Schubart. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 151 S. M. 2,50.
Masson, F. Die verstoßene Josephine, Gemahlin Napoleons I. (1809—1814). Uebertr. v. O. Marschall v. Bieberstein. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. gr. 8°. 278 S. M. 6,— (7,50).
Turquan, J. Eine Adoptivtochter Napoleons I. Stephanie, Großherzogin v. Baden. Uebertr. v. O. Marschall v. Bieberstein. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. gr. 8°. 192 S. M. 3,60 (4,60).

Antworten.

Herrn **L. H.** in **Gl.** Der uns freundlichst übersandte Beitrag ist leider für uns nicht verwendbar.

Herrn Prof. **L. P.** in **Orléans-Loire.** Für Ihre Zwecke kommt die „Zeitschrift für deutsche Wortforschung" (Straßburg, Trübner) in Betracht.

Herrn stud. jur. **O. G. G.** in **Prag.** Eine neue Ausgabe von Ludwig Bechsteins „Wollen und Werden" existiert nicht.

Berichtigung. Der auf Sp. 976 erwähnte Artikel über „Erotische Poesie" entstammt nicht dem Wiener Jüdischen Volksblatt, sondern der **Wiener Extrapost.** — Auf Sp. 1002, Z. 27 v. u., ist der Name des Dozenten v. **Hanstein** zu ergänzen.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Amberg & Lessen in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Das litterarische Echo

Zeitschrift für Literaturfreunde

Inhalt

[illegible]

[illegible]

Subscribers are requested to give notice of any irregularity in the delivery of their papers, and to report any neglect or misconduct of carriers or agents.

Subscribers who wish their papers discontinued at the end of the term for which they have paid, will please give notice to that effect at the office.

Persons who receive papers and do not subscribe for them, are requested to give notice to that effect at the office.

Subscribers who wish their papers discontinued at the end of the term for which they have paid, will please give notice to that effect at the office.

Persons who receive papers and do not subscribe for them, are requested to give notice to that effect at the office.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Vierter Jahrgang
Heft 16
Mai 1902

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag, für die Schweiz nur durch das Intern. Annoncen-Bureau L. Kuranda, Lausanne

Die deutsche Ballade.

Von **Hans Benzmann** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Der Begriff Ballade ist ebenso wie der Begriff Romanze der Deutung und dem kritischen und poetischen Gefühl des Einzelnen überlassen. Der eine versteht unter „Ballade“ das, was der andere mit „Romanze“ bezeichnet. Nach meinem Gefühl — auf den Unterschied selbst komme ich später noch zu sprechen — ist jedoch allmählich das Wort „Ballade“ die allgemeinere Bezeichnung für das deutsche lyrisch-epische Gedicht geworden, gleichviel ob das einzelne Gedicht von einem unbekannten Volksdichter oder von einem bestimmten und bekannten älteren oder neueren Poeten herstammt. Ich möchte zunächst nun als eigentliche Ballade bezw. Romanze diejenige bezeichnen, die im Tone volkstümlich wirkt, im Gegensatz zu der, die in ihrem ganzen Tone sich schon als subjektive Kunstpoesie kennzeichnet, zu der Kunstballade also, die im allgemeinen farblos, unplastisch, abstrakt wirkt und im besonderen, falls sie einmal sich eigenartig zeigt, ihre Eigenart nur dem bedeutenden Stoff oder der bedeutenden Persönlichkeit, dem Sprach- und Formgefühl ihres Schöpfers verdankt, die eigentlich mehr poetische Erzählung als Ballade ist. Auch die eigentliche, d. h. als solche wirkende Kunstballade kann also selbstverständlich bedeutend sein kraft ihrer sprachlichen Schönheit, ihres hohen idealistischen Schwunges, kraft ihrer ethischen Tiefe. Auch sie ist das Erzeugnis spezifisch deutschen, germanischen Geistes. Ich denke hierbei an die Balladen Schillers und Conrad Ferdinand Meyers.

Die eigentliche deutsche, d. h. also volkstümlich klingende Ballade wird für mich hauptsächlich durch gewisse Balladen in den Volksliedersammlungen Herders und in „Des Knaben Wunderhorn“ repräsentiert, ferner durch gewisse Balladen Bürgers („Lenore“, „Der wilde Jäger“), Goethes („Der Erlkönig“, „Der Fischer“, „Der König in Thule“, „Hochzeitslied“, „Der getreue Eckart“, „Der Totentanz“), Uhlands („Der Wirtin Töchterlein“, „Der weiße Hirsch“, „Der gute Kamerad“, aber auch „Der blinde König“, „Des Goldschmieds Töchterlein“, „Das Schloß am Meere“, „Taillefer“ und die Historien vom Grafen Eberhard) — wie man hier schon sieht, ist der volkstümliche Ton aller dieser Balladen nicht immer der gleiche —, weiter durch gewisse Balladen Heines (Stücke aus den „Traumbildern“, „Die Grenadiere“, „Himmelsbräute“, „Pfalzgräfin Jutta“), Mörikes („Der Feuerreiter“, „Die schlimme Gret“, „Die Geister des Mummelsees“), durch Annette von Droste-Hülshoffs westfälische Balladen, durch gewisse Balladen Fontanes („Archibald Douglas“, „Hastingsfeld“, „Der letzte York“, „Der alte Ziethen“) und Liliencrons. Ich hätte noch Balladen älterer Dichter nennen können, so z. B. Friedrich Leopold von Stolbergs: „Sohn, da hast du meinen Speer“, und ein paar Balladen Höltys, ebenso noch die der Romantiker Brentano, von Arnim, Eichendorff, der Schwaben Justinus Kerner, Gustav Schwab und einzelne späterer Dichter (z. B. Egon Eberts „Schwerting der Sachsenherzog“ und Zedlitz „Nächtliche Heerschau“). Aber vielfach nähert sich die Ballade dieser Dichter schon dem Liede und der romantischen bezw. klassischen Kunstballade. Die eigentliche Ballade ist, wie man an den vorhin genannten Beispielen erkennen kann, stets volkstümlich, germanisch, deutsch im Tone, im einzelnen bald in engerem Sinne deutsch, wie z. B. Bürgers und Goethes bedeutendste Balladen und Uhlands kleine, schon fast liedartige Balladen, besonders auch Mörikes Geisterballaden und Liliencrons Soldatenballaden („Wer weiß wo“), bald schottisch-englisch (Uhland, Strachwitz, Fontane), bald nordisch-skandinavisch (Uhland, Fontane, Lilieneron), bald als Lokalballade spezifisch schwäbisch (Kerner, Schwab, Mörike), spezifisch westfälisch (Droste-Hülshoff), spezifisch märkisch (Fontane) und friesisch-dithmarschisch (Liliencron). Bald zeigt die Ballade, wie schon angedeutet, Verwandtschaft mit dem Volkslied, dem Landsknechts- und Soldatenlied, bald mit dem Märchen, bald geht sie zurück auf das Epos, auf Sagen, Historien, Anekdoten. Alles dies weist auf das spezifisch deutsche Gepräge der Ballade hin,

auf ihre Entstehung und Entwickelung. Epos, Märchen, Volkslied und Ballade, wozu noch die Novellen der Volksbücher kommen, sind Zweige eines Stammes. Sie repräsentieren in gewissem Sinne unsere Nationalpoesie, die deutsche Tradition.

Es ist in diesem Zusammenhange nötig, daß ich auf die historische Entstehung der Ballade etwas näher eingehe. Doch möchte ich zunächst nochmals bemerken, daß man viele der genannten Balladen auch Romanzen genannt hat und auch ferner sehr gut so nennen kann — weshalb, wird sich vielleicht im Verlaufe dieser Untersuchung klarer zeigen —, daß ich aber, vielleicht als Norddeutscher, nicht nur eine persönliche Vorliebe für das Wort „Ballade" als Gesamtbezeichnung für volkstümlich gehaltene, lyrisch-epische Gedichte habe, sondern auch speziell für die norddeutsche, mehr epische, naive, realistisch-mystische oder historische Ballade der Bürger, Goethe, Heine, Droste, Fontane, Liliencron und der dieser ähnlichen Mörikes, und daß mir dieser Balladentypus mehr als der süddeutsche der Uhland, Schwab, Kerner dem Typus Ballade überhaupt zu entsprechen scheint. Ich habe das Gefühl, als könne man vielleicht von der norddeutschen Ballade und der süddeutschen Romanze im allgemeinen sprechen. Es ist das eine im ganzen unfruchtbare Streitfrage, zumal die sprachliche Entstehung der Begriffe „Ballade" und „Romanze" auf dieselbe keinerlei entscheidende Antwort giebt.[1]) Neuerdings ist die Frage, die auch hier nicht ganz zu umgehen ist, wieder einmal aufgeworfen worden von Dr. Ernst Ziel in einem Aufsatz: „Hie Ballade! hie Romanze!" in der Frankfurter Zeitung (vom 14. Februar 1902). Ziel stellt in dem geistvollen, interessanten Aufsatze die verschiedenen Meinungen bedeutender Dichter und Aesthetiker über die beiden Begriffe zusammen, nachdem er einen Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung der „Ballade" und „Romanze" gegeben hat und zu dem Schlusse gekommen ist, daß „eine Grenzregulierung der Begriffe ‚Ballade' und ‚Romanze' lediglich aus dem Geschichtlichen heraus nicht wohl denkbar ist", vielleicht aber auf ästhetisch-theoretischem Wege. Unter den von Ziel mitgeteilten Auffassungen ist die Goethes, meines Erachtens, noch immer die prägnanteste und unserem Gefühl am meisten entsprechende. „Goethe erblickt in der elementaren und mysteriösen Behandlung das Charakteristische der Ballade und will in dem Streben ins Helle ein Merkmal der Romanze sehen." Von den übrigen Interpretationen erscheinen die meisten zu gelehrt, abstrakt und undeutlich, namentlich auch die von Carrière, Gervinus und Gottschall, während die sinnfälligen nur eine bestimmte charakteristische Eigenschaft der Ballade und Romanze hervorheben. Jedenfalls wird aber durch Ziels Zusammenstellung aller dieser Meinungen das Proteusweſen der beiden Begriffe hell beleuchtet. Ziel selbst sucht den Unterschied im „Geist und in der Seele der beiden Dichtungsgattungen selbst." Er sagt folgendes: „Das Lebensmilieu der Ballade ist ein absolut pathologisches —: sie schildert uns die Abhängigkeit des Menschen von der Natur, und zwar sowohl von der Natur, die ihn äußerlich umgiebt, den Elementen und ihren Gesetzen, wie von jener anderen Natur, die er in sich trägt, seinen eigenen Trieben und Leidenschaften; sie schildert uns den Menschen als Unterliegenden im Kampfe mit eben dieser doppelten Natur. Das Lebensmilieu der Romanze dagegen ist ein eminent ethisches —: sie schildert uns im scharfen Gegensatze zu der Ballade die Unabhängigkeit des Menschen von jener anderen Natur, die er in sich trägt, seine Unabhängigkeit durch Freiheit, Sittlichkeit und Selbstbestimmung; sie schildert uns den Menschen als Sieger im Kampfe mit seinen eigenen Leidenschaften und Trieben." Diesem letzten Satz kann ich nicht ganz beistimmen, im ganzen aber entspricht Ziels Formel, die vom Geiste ausgeht, vielen der vorhin genannten, die von der Form ausgehen. Letztere ist aber meines Erachtens doch sehr mit maßgebend. Das werden mir alle poetisch fühlenden Menschen zugeben. Mit Recht nennt Ziel als Balladen-Beispiele die goethischen Balladen „Der Fischer", „Der Erlkönig": aber werden wir ihm folgen, wenn er als Romanzen-Beispiele Schillers „Die Bürgschaft" und „Die Kraniche des Ibikus" nennt, Muster der klassischen Kunstpoesie, während doch auch die charakteristische Romanze volkstümlich im Ton, romanisch oder deutsch im Inhalt ist? — Ich habe diesen ganzen Streit hier weniger citiert, um zu einem Endergebnis zu gelangen, als vielmehr, um durch ihn das Wesen der „Ballade" und „Romanze" zu beleuchten. Im allgemeinen wird hier das persönliche Gefühl sich die Entscheidung vorbehalten. Nach meinem Gefühl ist die Ballade in der That im allgemeinen ein mehr norddeutsches, realistisches, naives und in Inhalt und Form außerordentlich elementar und natürlich, kräftig, dunkel, episch und mysteriös anmutendes und daher so unmittelbar auf die Seele wirkendes Gebilde, die Romanze dagegen ein mehr süddeutsches, romanisch-deutsches, sentimentales, idealistisches, in Inhalt und Form mehr künstlich, heiter, zierlich und weichlich, lyrisch und — wie Ziel sagt — in der That: mehr ethisch (christlich) als elementar-mystisch (heidnisch) anmutendes Gebilde. Thatsächlich wird man mehr charakteristische deutsche Beispiele für die Ballade als für die Romanze finden. Die Ballade entspricht eben mehr dem deutschen Empfinden als die Romanze. Oder besser: Die Mischrassen machen den Hauptbestand der beiden Gattungen aus. Wir werden niemals alle Gedichte dieser Art nach bestimmten Grundsätzen in Balladen und Romanzen teilen können, sondern mit mehr oder weniger übereinstimmendem Gefühl dies Gedicht aus dem charak-

[1]) Den Namen Ballade brachte Bürger durch seine Lenore 1773 in Deutschland auf. Die Provençalen und Franzosen brauchten vorher das Wort ballade für eine Dichtform in drei gleichen Strophen mit einer kleinen Schlußstrophe. Froissard spricht von toutes les chansons, ballades, rondeaux et virelais (ebenso auch Wieland in seinem Vogelsang). Die Franzosen haben das Wort wahrscheinlich aus dem Spanischen (balladа-Sang) herübergenommen. Im Italienischen existiert das Wort ballata (von ballare-tanzen) als Bezeichnung für ein drei-, vier-, acht-, zehn- oder zwölfzeiliges lyrisches Gedicht mit Refrain (vgl. Petrarcas ballata). Kurz, im Romanischen bezeichnet das Wort eine lyrische Vers- und Strophenform. Von Frankreich kam das Wort nach England und Schottland und wurde hier für lyrisch-epische Volkslieder verwendet („Robin Hord"). Bei Percy, der den französischen Ursprung des Wortes zugiebt, aber mit Burney auf das italienische ballata zurückgeht, ja mit Saumaise auf βαλλιστειον (ballistenm) wird ballad als historical song bezeichnet. — Das Wort Romanze bezeichnet im Französischen, bevor Moncrif fälschlich seine burlesk-parodischen Gedichte, die auch Gleim nachahmte, so nannte, nach Marmontel chansons plaintives sur les sujets attendrissants. In der That bezeichnete man in Spanien und Italien ernste, würdige Gedichte mit Romanze (vgl. Tasso, Ariost), Gedichte mehr lyrisch-epischen Charakters.

teristischen Grunde eine Ballade bezw. Romanze nennen. So ganz, wie Ziel meint, läßt uns jedoch die historische Entwickelung nicht im Stiche.

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß es in Deutschland eine lyrisch-epische Dichtung, lange ehe die Namen „Romanze" und „Ballade" dafür verwendet wurden, gegeben hat. Sie ist eines Stammes mit dem Volkslied, ja, Teil des Volksliedes. Dieses ist die eigentliche Stammmutter der volkstümlich gehaltenen Ballade und Romanze. Dieses Volkslied setzt nicht nur den alten epischen Spielmannssang und die Volkslyrik frühester Jahrhunderte fort, sondern es nimmt auch fortwährend neue Stoffe aus den Märchen, Legenden, Anekdoten und Historien auf. Es wächst mächtig im 15. und blüht im 16. Jahrhundert. Die präziseste Charakteristik dieses lyrischen und epischen Volksliedes findet man noch immer in Vilmars bekannter Litteraturgeschichte (25. Auflage, S. 222—228). Auf Seite 225 sagt Vilmar: „Die Stoffe dieser Volkslieder sind teils, und zwar in der älteren Zeit sehr häufig, historisch; es werden Begebenheiten gesungen ‚von einem, der auch dabei gewesen', wie es oft in solchen Liedern am Schlusse heißt, gesungen nach dem nächsten und wahrsten Eindrucke, den die Begebenheiten auf den einzelnen hervorbrachten, und durch die einfache Wahrheit der Schilderung dieses Eindruckes verbreiteten sich solche Lieder auch weit hinaus über den Kreis, dem sie ursprünglich angehörten. So wurde der Raubritter Eppelin von Gaila und der Landfahrer Schüttensamen zunächst in und bei Nürnberg schon im 14. Jahrhundert, ferner der Lindenschmidt, gleichfalls ein Räuber, zunächst im Breisgau, dann aber auch weit und breit in ganz Deutschland besungen; so blieb das Lied, das auf die Eroberung der Feste Kufstein in Tirol und die Hinrichtung ihres Befehlshabers, Hans Benzenauer, durch Maximilian I. im Jahre 1505 gedichtet wurde, ein volles Jahrhundert im Munde des Volkes durch ganz Deutschland, gab die Melodie zu vielen anderen Liedern her und Anstoß zu anderen Dichtungen ähnlichen Inhalts. So sangen sich die Landsknechte ihre Lieder auf die Pavierschlacht selbst im fröhlichen Jubel des Sieges, und dieser Siegesjubel und die kecke, fröhliche Tapferkeit der Knechte Georg Frundsbergs, die aus diesen Liedern tönten, klangen gleichfalls aus allen deutschen Gauen wieder. Eben dahin sind die alten Schweizerlieder auf die Sempacher und Murtenschlacht zu rechnen; eben dahin die Lieder vom Möringer, von Heinrich dem Löwen, vom Ritter Trimunitas und viele andere." Man vergleiche auch Bartels vortreffliche Darstellung dieses Volksgesanges in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur" (Bd. I, Seite 114—121). Von Bedeutung für unser Thema ist das, was er auf Seite 118 sagt, nachdem er ähnlich wie Vilmar sich über das epische Volkslied ausgesprochen hat: „Und dann entschwinden dem Volksliede die bestimmten Beziehungen, und es wird reine Ballade von verratener und unglücklicher Liebe. ‚Das Lied endet fast immer mit dem Tode', schreibt einer der besten Kenner des deutschen Volksgesanges. ‚Ueber dem Ganzen liegt es wie ein düsterer Abendhimmel, in der Ferne verglüht die Sonne, dunkle Wolken jagen sich. Aber ab und zu leuchten unerwartete Sterne auf mit entzückend schönem Licht' .... Doch beschränken sich die Balladen nicht auf Liebesthemata: da erklingt das unheimliche Lied von der Stiefmutter, vom hungernden Kinde, von den fünf Söhnen, die die Mutter ausschickt, um den Vater zu suchen, und d alle verderben; und auch das Lied von dem Schwabentöchterlein, das nach Augsburg zog, um das rote Gold zu verdienen, mag man zu den Balladen rechnen, wie denn auch andererseits manche Schwänke Balladenton annehmen. Ueberhaupt kann man Lied und Ballade, Episches und Lyrisches bei den Volksliedern selten gut scheiden, Bewegung, Handlung, Gespräch haben sie fast alle." Trifft nicht alles dies, was Bartels über die Volksdichtung des 14. bis 16. Jahrhunderts sagt, auch für die Ballade Bürgers, Goethes, Uhlands, Heines, Mörikes, der Droste zu? In der That sind die genannten Dichter die Hauptvertreter der im spezifisch deutschen Ton gehaltenen späteren Ballade. Jene Lieder aber finden wir zum Teil gesammelt in den Volksliedern Herders und in „Des Knaben Wunderhorn". Beide Bücher haben jene Dichter wie die Romantiker, die schwäbischen Dichter und natürlich auch spätere Dichter stets beeinflußt. — Im 17. Jahrhundert war das Volkslied völlig vergessen und verachtet gewesen. Die Bänkelsängerei entstand allmählich, jene niedrige dilettantenhafte Volkskunst, die die Stammmutter der heutigen „Moritha" und des Gassenhauers ist. Auch diese Kunst letzter Klasse beeinflußte einmal eine Zeit lang ernst zu nehmende deutsche Dichter. Diese falsche Räuber- und Ritterballade blühte auch einmal als rechte Kunstballade zur Zeit Gleims, Gotters, der Stolbergs, von denen selbst übrigens sie stark gepflegt wurde. Andererseits wurden diese Dichter von der spanischen Romanze (des Don Luis de Góngora, 1561—1627) und von der französischen (des Moncrif, 1687—1770) beeinflußt. Erstere hatte einen graziösen Volkston, letztere einen ironisierenden, subjektiven Ton. „Beide führten Gleim zu der falschen Ansicht, daß ein parodistischer Ton in der Romanze vorherrschen müsse, und so kam er dazu, diese Gattung mit den deutschen Bänkelsängerliedern zu identifizieren, die den Besuchern von Jahrmärkten und Messen berühmte blutige Begebenheiten in burlesk-komischem, marktschreierischem Tone erzählten — ein Irrtum, durch den die episch-lyrische Poesie für einige Zeit auf ein sehr tiefes Niveau herabsank, von dem sie erst Bürgers kräftige Hand wieder emporhob" (vgl. Wolfgang von Wurzbachs „Gottfr. Aug. Bürger", S. 74). — Andere Balladendichter dieser Art waren z. B. Johann Fr. Löwen, dessen Romanzen von dem „in dem blutigen, doch mutigen Treffen bei Roßbach den 5. November 1757 verwundeten und von seiner gnädigen Frau Mama (!) beweinten Junker Hans von Schwaben", von der „zuverlässigen Geschichte von einem in der Hitze der Begeisterung mit einem Federmesser sich selbst geblendeten Dichter", von „henkermäßig verliebten Schäfern" und „durch Husaren entweihten Nonnenklöstern" berichten, Rudolf E. Raspe, Daniel Schiebeler u. a. Auch in dieser Beziehung ging von der englischen Poesie, namentlich auch von Shakspere, die Befreiung der deutschen Geister aus. Durch Percys Reliques wurde nicht nur Bürger praktisch, sondern auch Herder theoretisch beeinflußt. In den schon 1771 in Bückeburg verfaßten, 1773 in Hamburg in den „Blättern von deutscher Art und Kunst" erschienenen Briefen „Ueber Ossian und die Lieder alter Völker" beklagt Herder, daß diese ursprünglich so edle und feierliche Dichtart bei uns nur zum Niedrigkomischen und Abenteuerlichen gebraucht oder vielmehr gemißbraucht werde (vgl. Wurz-

bach, S. 78 ff.). Bevor er an die Herausgabe seiner „Stimmen der Völker in Liedern" ging, hat er einzelne seiner Uebersetzungen in der Sammlung „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichter" (1777) erscheinen lassen, und in einem Aufsatze „Von Aehnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst" (vgl. Deutsches Museum 2, 299—311) seinen Absichten nochmals die Wege geebnet. In Bürger erstand dann dem deutschen Volke der erste große Balladendichter. Bürgers Ansichten über die Volkspoesie finden wir namentlich in dem Briefwechsel des Dichters mit Heinrich Christian Boie. Seine Ideen über den charakteristischen Ausdruck in der Poesie, der allein die unmittelbare Wirkung erzielt, entsprechen den ewig giltigen Gesetzen der Poesie und vor allem unserem modernen deutschen, realistischen (nicht naturalistischen) Empfinden. Man müsse, schreibt Bürger, das wilde Heer in seinem Liede ebenso reiten, jagen, rufen, die Hunde ebenso bellen, die Hörner ebenso tönen und die Pistolen ebenso knallen hören und bei all dem Tumult ebenso angegriffen werden, als wäre es die Sache selbst. — Durch Herders „Stimmen der Völker" kam nicht nur ein national-deutscher, sondern auch ein großgermanischer und andererseits internationaler Zug in die deutsche Ballade bezw. lyrisch-epische Dichtung hinein. Mit Recht hatte er den verwandten Charakter des deutschen und angelsächsisch-normännischen bezw. skandinavischen Volksliedes betont. Andrerseits wies er namentlich auf die Volksdichter Spaniens und Frankreichs, der Provence hin. Von nun an entfaltete sich die deutsche volkstümlich gehaltene Kunstballade und die subjektive Kunstballade, die vorzugsweise ihre Stoffe der norddeutschen und altenglischen Mythe, Sage und Historie entnehmen. So entstand das, was wir heute Ballade nennen. Andrerseits wurden süddeutsche Dichter, wie namentlich auch Uhland, stark von der romanischen Romanze, von den Dichtern der Provence und den spanischen Volksdichtern (Cid) beeinflußt. So entstand das, was wir heute vorzugsweise Romanze nennen. Ich brauche die nunmehr in die Breite gehende Entwicklung der Ballade und Romanze nicht weiter zu schildern. Die Dichter bezw. die einzelnen Dichtungen sind so bekannt und außerdem von mir bereits mehrfach erwähnt und charakterisiert, daß ich nur kurz auf dieses oder jenes hinzuweisen brauche. Neben Bürger und den Dichtern des Heinbundes und Goethe sind namentlich die Romantiker als Balladendichter zu erwähnen. Allein sie sind auch in dieser Beziehung mehr Anreger als Schöpfer gewesen. Der subjektive, zum Teil ganz klassisch-schillerische Ton der Balladen der Tieck und Schlegel kommt hier zunächst nicht in Betracht, wohl aber sind zu erwähnen die Balladen von Clemens Brentano („Loreley", „Die Gottesmauer"), von Achim von Arnim („Getrennte Liebe" vgl. „Gräfin Dolores"), von Friedrich de la Motte Fouqué („Geisterkunde", „Die Umarmung"). Doch mischt sich hier in den Volkston — auch Tieck und die Schlegel haben übrigens ein paar diesen ähnliche recht abenteuerliche und langatmige Balladen geschrieben — ein subjektiv übertrieben barocker romantischer Ton. In größerer Einfachheit erscheint der Volkston in einigen Balladen und balladenhaften Liedern der sogenannten patriotischen Dichter (der Freiheitskriege), der Schenkendorf, Arndt, Rückert, („Der alte Barbarossa"), Hauff. Die Schwaben Uhland, Kerner, Schwab, Mörike sind bereits charakterisiert. Einzelne schöne Balladen im Volkstone oder in einem diesem ähnlichen einfachen Tone finden wir bei Chamisso („Die Sonne bringt es an den Tag"), bei Karl Egon Ebert („Schwerting", „Frau Hitt"), Wilhelm Müller („Der Glockenguß zu Breslau"), Joseph Christian von Zedlitz („Nächtliche Heerschau", „Das Weib des Räubers"), K. Gottfried von Leitner („Der Herr des Meeres"), Ludwig Halirsch („Die Nesselhemden"), Johann Nepomuk Vogl, Johann Gabriel Seidl. Besonders hervorzuheben sind die Märchenballaden von August Kopisch, in denen stellenweise der Volkston in geradezu genialer Weise erreicht ist. Von späteren Balladendichtern ist in diesem Zusammenhang noch zu nennen Julius Mosen („Andreas Hofer"); Heine, die Droste-Hülshoff, Graf Strachwitz und Fontane sind bereits mehrfach erwähnt.

Als Meister der subjektiven Kunstballade sind in erster Linie zu nennen natürlich Schiller, dessen Balladen nicht volkstümlich im Tone sind — mit Ausnahme weniger (Ritter Toggenburg ist auch mehr Romanze als Ballade) — wohl aber volkstümlich geworden sind, ebenso wie einige herrliche Kunstballaden des an zweiter Stelle zu nennenden Grafen Platen („Das Grab im Busento", „Wittekind"). Ferner ist in dieser Linie zu nennen Anton Alexander Graf von Auersperg („Der letzte Ritter"), während Lenaus sogenannte Balladen zu unseren schönsten lyrisch-epischen Erzählungen gehören. Hierzu gehören auch die bekannten „erotischen" Dichtungen Freiligraths. Dagegen wiederum balladenartig sind zu nennen die epischen Dichtungen des Freiherrn von Gaudy („Das Habsburgslied"), Karl J. Simrocks („Die Schlacht bei Zülpich"), Gustav Pfarrius („Michel Mort der Kreuznacher"), August Stöbers, Adolph Bubes, Gustav Pfizers, der Luise von Plönnies, Emanuel von Geibels, Friedrich von Sallets, Adolph Böttgers, Robert Prutz, Franz Dingelstedts, Gottfried Kinkels, Karl Becks u. a.

Mit Absicht habe ich Friedrich Hebbel bisher nicht genannt. Er steht auch hier allein. Auch er hat Balladen geschrieben — im Volkston; aber die Persönlichkeit mit ihrer Schwere und Tiefe durchbricht gleichsam wie ein erdgeborener Riese die leichten Erdschollen, und ein eigenartiges Gebilde steht vor uns, das uns immer mit den durchbohrenden Augen seines Schöpfers ansieht, und das immer auch von dem Erddunst seiner norddeutschen Heimat umwittert ist (Man vergleiche die herrlichen Schöpfungen „Ein Dithmarsischer Bauer", „Der Heideknabe", „'s ist Mitternacht", „Virgo et Mater", „Das Kind am Brunnen", „Die heilige Drei", „Das Korn auf dem Dache").

Eine neue eigenartige prächtige Blüte zeigt die Kunstballade in den Schöpfungen Conrad Ferdinand Meyers, die ja genugsam in den letzten Jahren geschildert worden sind. Hiermit bin ich auch auf diesem Wege zu den Lebenden gelangt. Erwähnt sei noch eine Art der Ballade, die Schule gemacht hat, aber als solche bereits der Vergangenheit angehört: es ist die der sogenannten Butzenscheibenepik, die den Volkston ins süßlich Fade und Triviale und andererseits Burschikose herabgestimmt hat. Sie geht aus von Kinkels und Scheffels kleineren epischen Dichtungen, die an sich durchaus erfreuliche frische poetische Schöpfungen sind und nicht

Professor Dr. Hans Delbrück

Der Kampf um Delbrück

Von Dr. Ernst Jäckh

Es ist ein Kampf um Delbrück entbrannt, wie er nur um Persönlichkeiten ausgefochten wird, die Gegensätze in sich vereinigen. Delbrück ist ein Gegensatz-Mensch. Er ist Historiker und Politiker, Gelehrter und Publizist, Professor und Journalist, Forscher und Kämpfer, Konservativer und Liberaler, Preuße und Deutscher, Deutscher und Europäer, Europäer und Weltbürger. Er ist Gegensatz-Mensch, weil er Mensch ist, weil er Leben ist, weil er Bewegung ist. Er ist Gegensatz-Mensch, weil er Mensch ist, weil er Leben ist, weil er Bewegung ist. Er ist Gegensatz-Mensch, weil er Mensch ist, weil er Leben ist, weil er Bewegung ist.

„trollen wie die Tollen ohne Ziel und ohne Wollen“, die Glanznacht der großen Welt, und eine Astrologenromantik erhebt sich, die manchmal ein bischen albern über ihre Beine purzelt, manchmal dithyrambisch-kraftstrotzend daherrast, manchmal aber in ein haltloses Weinen der Sehnsucht zurückfällt und in diesen Widersprüchen vielleicht den Höhen sich nähert, wo uns eine Tragikomik der letzten Gefühle, die fast ganz Tragik sein muß, bereitet werden kann.

Damit ist eine Hoffnung ausgesprochen, für die, nach dem verfehlten Tohuwabohu der „Wilden Jagd“ mit ihren Abstürzen ins absolute Karikaturenviertel, in den beiden jüngsten Romanen Scheerbarts gute Garantieen vorliegen. Mit der „Seeschlange“ thut er einen gewaltigen Schritt vorwärts. Sie geleitet in eine dunkle, trotz einzelner Kapriolen qualgeborene und quälerische Mystik. Die Hauptfigur ist der alte Lorenz, der dem sein Meerschloß besuchenden Kapitän Schwarz einen unterirdischen Tempel des Inneren voll furchtbarer Geheimnisse öffnet. In diesem, mit allen Requisiten einer zügellosen Phantastik ausgestatteten Reich hat der geängstigte Sonderling den Mächten der Natur, dem Glutgott, dem Steingott und dem Aethergott, gläserne, nach den Gesetzen eines krystallinischen Denkens konstruierte Monumente aufgetürmt. Aber Scheerbart begnügt sich nicht mehr, tellurischen Des Esseintes-Spuk zu ersinnen. Der Eremit Lorenz wird zum Apostel einer neuen Religion, die er seinem Gaste am feuerroten Billard, über das die hellblauen, dunkelblauen und braunen Bälle laufen, oder bei gellenden Sturmsirenen in unheimlichen Andeutungen entschleiert. Er hat die fixe Idee, daß es seine Aufgabe sei, die Erde von der Disharmonie zu erlösen und sich mit dem Symbol des Meeres, der Seeschlange, zu vereinigen, damit die dreigespaltene Schöpfung Ruhe erlange. Das hat Scheerbart mit einer unerwarteten pessimistischen Inbrunst vorgetragen, die an Tiecks „Alten vom Berge“ mahnt, mit einem schopenhauerschen Abscheu vor der Zerstörung des Seins, vor der „Mistharmonie“ aus Kot und Leichen, die alles Irdische präsentiert. Nur durch ein Wunder, so ist das Motiv des alten Lorenz, das schließlich ergreifend wird, könne der Stern Erde von seinen schneidenden Schmerzen befreit werden. Deshalb giebt er sein eigenes Leben hin, ertränkt sich mit seinem Motorboot unter Gewitterprächten in den nachtschwarzen Wogen. Visionär wie die Dichtung eines Großen geht diese Szene aus. Sie ist Scheerbarts Freispruch vor der Zukunft.

Die nämliche Selbstzucht und Vollendung ist ihm in „Liwûna und Kaidôh“ geglückt, einem schmalen Bändchen, das mit duftender, brennender, seraphisch glänzender Lyrik den Aufflug einer leidenden Menschenseele in die schrankenlosen Fernen schildert. Den Schwebenden ziehen die Stimmen der Vergangenheit nieder, er denkt in den blitzenden Sterngarben und Sternbänken an einen roten Dornbusch, der daheim auf der Erde vor einem alten Fenster blüht. Aber mit jedem Moment stirbt er von Schmerzen. Er lacht wie ein Gott, geht ein ins Allwesen und seine irrsinnige Schönheit, bis er zu einem in weißen Flammen lodernden Rade wird und weit hinüber in die Nacht schwankt, die ganze lichtrauschende Weltblüte unter sich wie einen kleinen Lichtpunkt. Das ist Scheerbarts zweiter Freispruch. Niemals ist seine ehedem durch Verschwendung an Unwürdiges beeinträchtigte Macht, Schönheit zu spenden, prangender gewesen als hier. Wie Kaidôh, dem Liwûna den Weg zeigt, ist er den Möpsen entführt. Wie jener hat er erkannt, daß die Welt sehr eintönig wäre, wenn sie fortwährend drollig wirken sollte. Nun darf man auf ihn vertrauen.

Französische Romane.

Von Dr. **Erich Meyer** (Weimar).

(Nachdruck verboten.)

Plus cela change, plus c'est la même chose, wie das französische Sprichwort sagt. Neue Namen tauchen wohl auf, es begegnet wohl auch, daß ein Roman neue Wege einzuschlagen scheint. Aber diese Täuschung dauert nicht lange. Nach den ersten hundert Seiten vermag man den Roman zu klassifizieren, und beim zweiten oder höchstens dritten Roman erweist sich auch der Autor als nichts weiter, denn eine, meist schwächere Wiederholung irgend einer bekannten Größe am litterarischen Himmel.

Als welch eigenartiges und starkes Talent erschien Frau Lecomte de Noüy in ihrem ersten Roman, und wohin ist sie jetzt geraten? Ihre „Mater dolorosa“[1]) behandelt einen Vorwurf, der — glücklicherweise — noch nicht zu dem alltäglich Gebotenen gehört, die widernatürliche Liebe zwischen Mutter und Sohn. Wenig Bücher der letzten zehn Jahre zeugen von einer ähnlichen Verwirrung aller sittlichen und künstlerischen Anschauungen. Und zu diesem Meisterwerke hat sich die Verfasserin mit einem Manne vereinigt, einem jungen Holländer, der seinen eigentlichen Namen — er soll Kartoffel heißen — unter dem wohlklingenderen Maurice de Waleffe verbirgt. Der Roman ist in Briefen geschrieben. Vielleicht hat die Verfasserin die Briefe Theresens und Herr Kartoffel die Daniels geschrieben es müssen dann Feierstunden des edelsten Kunstgenusses voll gewesen sein, wenn die beiden Künstlerseelen die Erzeugnisse ihrer sauberen Phantasie austauschten. Ist diese gemeinschaftliche Arbeit nicht noch abstoßender, als der wirkliche Vorgang, den sie zu rekonstruieren sucht? Mag es Mutter und Sohn geben — das Buch ist ja „dem Gedächtnis“ eines solchen Paares gewidmet — die von einer derartigen Verirrung befallen werden, sie erliegen doch wenigstens einer seelischen Krankheit, die sie nicht herbeigerufen haben. Aber diese krankhaften Zustände mit Absicht in sich erzeugen, welcher Einfall! Da der Leser, wenn er auch noch so wenig harmlos ist, durchaus nicht ahnt, wie die Geschichte ausgehen wird, so fühlt er sich während des größten Teiles des Buches verwirrt und unbehaglich, um dann, sobald ihm die Augen aufgehen, von Empörung ergriffen zu werden und das Buch in die Ecke zu schleudern. Wer es übrigens pflichtgemäß auslesen und auf seine Einzelheiten prüfen muß, erkennt rasch, welch äußerst künstliche Mittel zur Erklärung eines so dunklen Problems angewendet werden. Der Zweck des Buches, der in der Widmung ausgedrückt ist, wird nicht erreicht: wir verstehen nichts, darum vergeben wir auch nichts. Es ist sehr zu befürchten, daß sich die Kritik zum letztenmal ge-

[1]) Mater Dolorosa par l'auteur de »Amitié amoureuse« et Maurice de Waleffe. Calmann-Lévy, o. J.

müßigt gesehen hat, sich mit dem „Verfasser von Amitié amoureuse“ zu beschäftigen; und das that sie auch nur noch, um vor ihm zu warnen.

Dagegen gemessen erscheint ein Buch wie „L'Echelle“[2]) von der Firma Poinsot & Normandy als eine sittliche Erzählung und ein Meisterwerk. Das kann man wenigstens ohne Ekel lesen, und es ist alles so hübsch klar und verständlich, daß man mit dem armen Marsenne das herzlichste Mitleid hat. L'Echelle ist die Leiter, auf der ein Sohn eines Trinkers von Stufe zu Stufe zum raffinierten Lustmord gelangt — weiter nichts. Man sieht, das ist wirklich gegenüber der Ungeheuerlichkeit des erstgenannten Buches harmlos, eine kleine Abschweifung auf medizinisches Gebiet für die beiden Verfasser, die sonst im gewöhnlichen Leben Lyriker zartester Färbung sein sollen.

Es handelt sich bei diesen beiden Büchern gewiß um eine Verirrung. Aber sie ist doch bezeichnend genug, um eine Erwähnung zu verdienen. Dahin ist die französische Erzählungskunst gelangt, getrieben durch zweierlei: ihre völlige Schamlosigkeit und ihre Sucht, noch nicht Dagewesenes zu bringen.

Da greift man denn mit Freuden zu einem Buche wie „Le Roman de Rose“ von Pierre Maël[3]). Es ist ein zweibändiger Roman, dessen Teile aus buchhändlerischen Rücksichten besondere Untertitel führen: „Le Secret d'un Ange“ und „Triomphe d'Amour“. Für den deutschen Leser bedarf aber der ungewöhnliche Umfang keiner Entschuldigung, denn er entspricht nur dem Stoff. Es ist die ausführliche Erzählung des Lebens der anmutigen und tapferen Rose, die sich durch tausend Fährnisse des pariser Lebens hindurchkämpft und zum Schluß mit ihrem Jean vereinigt wird. Der Roman bewegt sich zumeist in den niedersten Schichten der Bevölkerung und schildert sie und ihre eigenartige Umgebung fesselnd und glaubhaft. Rose selbst ist eine sehr gelungene Gestalt, wirklich die Heldin dieser oft abenteuerlichen Begebnisse, aber eine duldende; groß in der Zähigkeit ihres Widerstandes und entzückend durch ihre Reinheit, die sie sich in all dem Schmutz der Weltstadt zu bewahren weiß. Ganz unabsichtlich erhält der Roman einen sittengeschichtlichen Wert, indem er zeigt, wie man in Paris von jungfräulicher Tugend denkt. Zunächst glaubt kein Mensch an ihr Vorhandensein. Sprechen aber allzudeutliche Zeichen doch dafür, so bemächtigt sich aller, die von dieser schier unglaublichen Seltenheit wissen, ein wahnsinniger Taumel: sie jagen und hetzen hinter dem unseligen Geschöpf her, die einen in sinnlicher Lüsternheit, die anderen, weil sich mit einem so kostbaren Wertobjekt ein ausgezeichnetes Geldgeschäft machen läßt. Hier wird die Menge der Hunde des gehetzten Wildes Rettung, da keiner sie dem andern gönnt, und endlich „triumphiert die Liebe“. Auch dies ein wohlthuender und seltener Schluß für einen französischen Roman.

Ein buntbewegter Abenteuerroman ist der gleichfalls zweibändige Roman des kürzlich verstorbenen Dubut de Laforest, dessen erster Teil „La Tournée des Grands-Ducs“, der zweite „Monsieur Pithec et la Vénus des Fortifs“[4]) heißt. Leider sind hier eine Anzahl fesselnder Schilderungen und einige ansprechende Persönlichkeiten in einem wahren Wust von Ungeheuerlichkeiten ertränkt. Dennoch zeigt das Buch durch manche Aehnlichkeiten mit dem vorherbesprochenen, was man jetzt gerade auf dem pariser Markte für gangbare Ware hält. Auch hier steht eine tugendhafte Jungfrau in der Mitte der Darstellung und triumphiert schließlich über alle Gemeinheit. Auch hier wird ihr als Hintergrund die Welt der Verbrecher und Gauner gegeben. Aus der hier nur störenden Geschichte des Menschenaffen, Monsieur Pithec, hätte ein philosophischer beanlagter Kopf eine nicht üble Satire menschlichen Wesens entwickeln können.

Um das abenteuernde Leben des fahrenden Volkes aus dem Tingel-Tangel von Montmartre zu schildern, ist Yvette Guilbert, die große Diseuse, auch unter die Schriftsteller gegangen. Sie hatte einem Redaktionsmitglied des „Figaro“ gegenüber schon vor dem Erscheinen ihres Romans erklärt, sie wolle darin zeigen, daß die Welt der Artisten nicht so schlecht sei, wie man gemeinhin annehme. Ob man das wirklich gemeinhin annimmt? Man stellt sich diese Welt doch meist nicht anders vor, als Yvette sie in „La Vedette“[5]) schildert: Menschen, die hart um ihr Dasein kämpfen müssen, deren Talent doch nur eine sehr vergröberte Abart wahrer künstlerischer Anlage ist, die dazu noch mit einem, entweder seinem Wesen nach, oder doch wenigstens für die Dauer des Theaterabends gemein gesonnenen Publikum zu rechnen haben, und die daher nicht gerade die lautersten Kampfesmittel wählen. Wer wollte ihnen einen Vorwurf daraus machen, besonders da sich gewiß oft genug auch bei ihnen die Unzerstörbarkeit der Herzensgüte im Menschen erweisen mag? Was dem Buche von Frau Guilbert seinen Wert verleiht, sind freilich keine litterarischen Vorzüge. Die ganz hübsch ersonnene Fabel ist ihr nur ein Vorwand, um ihre Erfahrungen anzubringen, und wenn Yvette einige Bilder aus dem Leben eines Tingel-Tangel-Direktors vorführen will, so wird eben ihr Held Fernand schnell irgendwie zum Direktor gemacht, gleichviel, ob die näheren Umstände glaubhaft erscheinen oder nicht. Die Schilderung des Milieus und zahllose, oft ganz locker eingefügte Anekdoten sind das Interessanteste, weil es eben Yvette Guilbert ist, die schreibt, und weil man ihr die Absicht, wahrheitsgetreu zu schildern, anmerkt.

Es ist gewiß eine beachtenswerte Erscheinung, daß die Erzählungen, in denen es sich um den Ehebruch in irgend einer Form handelt, immer seltener werden, während dieser sonst das fast ausschließlich beliebte Thema war. Wir können zu den fünf bereits genannten noch eine ganze Reihe weiterer Beispiele fügen. Bei einem Namen freilich wie dem der Gréville nimmt dies am wenigsten Wunder. Frau Durant rechnet ja immer mit dem Publikum, für das sie vor 26 Jahren ihre köstliche und leider nie wieder erreichte „Dosia“ schrieb. Ihren neuesten Roman „La Mamselka“[6]) soll man aber ja nicht unseren jungen Mädchen in die Hand geben. Nicht, als ob er . . . bewahre! Aber diese lächerlichen Unwahrscheinlichkeiten, von denen er wimmelt, und die gänzlich mißglückte Gestalt der Mamselka, der verbrecherischen, giftmischenden Haushälterin, sind ein Verderb für den noch entwickelungsfähigen litterarischen Geschmack.

[2]) Fasquelle, 1901.
[3]) Flammarion, o. J.
[4]) Flammarion, beide o. J.
[5]) Simonis Empis, 1902.
[6]) Plon, 1901.

Für junge Mädchen darf man dagegen im besten Sinne „Les Ruines en Fleurs“ [7]) von Guy Chantepleure empfehlen. Er widmet ihn „einem jungen Mädchen, das mich gebeten hatte, ihr eine sehr romantische und ein bißchen unwahrscheinliche Geschichte zu schreiben“. Dies Dornröschen-Märchen aus der Zeit des Ersten Konsuls ist gar nicht so unwahrscheinlich, dagegen sehr romantisch und nicht minder anmutig geschrieben. — Ein bedeutendes und ein gutes Buch aber hat uns Jean Aicard in seiner „Tata“ [8]) gegeben, das jeden warmherzigen und nachdenklichen Menschen fesseln muß, gleichviel, welchen Alters und Geschlechtes er ist. Hier fühlt man überall die liebenswürdige und edelgesonnene Persönlichkeit des Verfassers durch, der als Dichter der Provence einen mit Recht hochgeachteten Namen besitzt. Tata ist die kindliche Abkürzung von Tante. Adele Bonnaud ist der Typus solcher Mädchen, die, von einem harten Geschick um ihr Liebesglück betrogen, all den unerschöpften Reichtum ihres Herzens an ihre Anverwandten, besonders deren Kinder, hingeben, die „Tante“ sind, da sie nicht „Mutter“ werden konnten. Der Roman nimmt zuletzt eine Wendung, die ihn als ein Symptom der antikatholischen Bewegung erscheinen läßt. Adele, die im Vergeben und Vergessen keine Grenzen kennt, vermag nicht daran zu glauben, daß Gott als der Inbegriff aller Güte bestimmte Sünden mit einer ewigen Strafe belege, wie es das katholische Dogma lehrt. Wegen dieses ihres Unglaubens verweigert ihr Beichtiger ihr die Absolution, und sie trägt ihren Kummer darüber geradewegs zum Papst. Was soll Leo XIII. wohl antworten, als ihn dies Weib, von dem er weiß, daß es die verkörperte vergebende Milde ist, fragt: „Gott kann uns nicht unendliches Vergeben anempfohlen haben, um selbst es uns zu verweigern?“ Soll auch er ihr hartherzig die Absolution vorenthalten? Er muß es ja doch wohl, denn er ist der Hüter der starren Dogmen. Der Augenblick ist herzbewegend genug, und Aicard bemerkt ganz recht: „Vielleicht glaubte der Papst die Stimme des ganzen Jahrhunderts zu hören, das unfähig ist, dies grundlegende Dogma anzunehmen, und die Kirche zu irgend einer Reform aufruft.“ Der Papst schweigt und macht eine unbestimmte segnende Bewegung über der knieenden Tata. So klingt das Buch allerdings in einer ungelösten Disharmonie aus, aber in einer jener Disharmonieen, die ihre Lösung im Herzen eines jeden Lesers finden müssen.

Ein sehr ernstes und tüchtiges Buch ist „Les deux consciences“ [9]) von Camille Lemonnier. Der Beweis dafür, daß es dies Lob verdient, liegt darin, daß man es auch dann noch mit angespannter Teilnahme liest, wenn man nicht die antichristliche Weltauffassung des Verfassers teilt. Es scheint sogar, als ob die Philosophie, die der Held, der belgische Romancier Wildmann, vertritt, eine recht lückenhafte sei, und man bezweifelt, daß er das „große, letzte Kapitel“ seines symbolistischen Romans zur Zufriedenheit des Lesers herausgebracht hätte, wenn er am Leben geblieben wäre. Aber wie dem auch sei, Wildmann ist eine Art Nietzsche, der, unbekümmert um die Wirkung, seine alle Werte umwertenden Schriften hinausgiebt, weil ihn sein Gewissen dazu treibt, und der sich plötzlich — ein Schicksal, das auch Lemonnier erleben mußte — von den staatlichen Behörden der Unsittlichkeit angeklagt sieht. Zu den fesselndsten Abschnitten des Romans gehört die eingehende Schilderung der Auseinandersetzungen Wildmanns mit seinem Untersuchungsrichter — das ist das zweite Gewissen, das der Titel meint. In diesem, mit großem Wirklichkeitssinn gezeichneten Richter verkörpert sich das Kollektivgewissen der Allgemeinheit, das nicht dulden kann, noch will, daß an den grundlegenden Anschauungen der Sittlichkeit gerüttelt wird. Ihm gegenüber der Vertreter des schrankenlosen Individualismus, der für seine Ideen nicht als Kriterium anerkennen will, ob sie staatserhaltend seien, ja welche materielle Wirkung sie überhaupt haben könnten. Ergreifend ist auch die stetig anwachsende Vereinsamung Wildmanns geschildert. Weib und Kind entfremden sich ihm; die sich seine Freunde nennen, erblicken doch zumeist in seinem Erlebnis nichts anderes als einen Fall, der sich journalistisch glänzend ausbeuten läßt. So kommt es denn zu dem tragischen Schluß, daß er, während das Gericht ihn freispricht, freiwillig aus dem Dasein scheidet, das seinem Herzen nichts mehr zu geben vermag.

Auch Paul Bourget, der noch in seinem letzten, im Dezemberheft besprochenen Roman die Psychologie eines komplizierten Ehebruches studiert hatte, tritt mit einer Anzahl schlichterer Erzählungen auf den Plan, die er nach der ersten der Sammlung „Monique“ [10]) betitelt. Es ist wohl das erste Mal, daß er die Schilderung des Seelenlebens der „kleinen Leute“ versucht. Aber er ist vorsichtig. Sein Meister Franquetot ist zwar Kunsttischler, aber mehr Künstler als Tischler, geistig ein Nachkomme eines Boulle oder Riesener, also auch mit einer besonders fein organisierten Seele ausgerüstet. Und Monique ist ein Findelkind und stammt ersichtlich aus den Kreisen mit einer Rente von über 100000, was bekanntlich die Höhenlinie für Bourgets gewöhnlichen Aufenthalt ist. Doch ist die an sich unbedeutende Geschichte mit bekannter Kunst erzählt. Es fällt dem Leser bei ihr, sowie bei den übrigen des Bandes das alte französische Sprichwort ein: La sauce vaut mieux que le poisson. Die drei Erzählungen aus dem Kriege, die den Band schließen, sind weiter nichts als ausgesponnene Anekdoten.

Zum Schlusse sind noch einige Romane zu nennen, die, ohne gerade bedeutend zu sein, doch der allgemeinen Aufmerksamkeit empfohlen werden mögen. Willy hat seiner „Claudine à l'Ecole“ eine „Claudine à Paris“ [11]) folgen lassen, und die französische Schwester der „Berliner Range“ entwickelt sich erfreulicher, als der erste Band erwarten ließ. Es ist viel Hübsches in der Schilderung dieser Mädchenseele, die trotz ihrer Erfahrungen etwas Herbes und Keusches hat. Mit Bedauern sieht man sie am Schluß dieses Bandes ihren bedeutend älteren Oheim heiraten. Der Verfasser bereitet sich da wohl für den dritten Band einen hübschen kleinen Ehebruch vor, ohne den er also nicht auskommen zu können meint.

Die beiden Novellensammlungen, die André Theuriet unter dem Titel „Mariannic“ [12]) und „Contes

[7]) Calmann-Lévy, o. J.
[8]) Flammarion, o. J.
[9]) Ollendorf, 1902.
[10]) Plon, 1902.
[11]) Ollendorf, 1901.
[12]) Dentu, Collection illustrée »Le Dragon«.

de la Marjolaine“ [13]) hat erscheinen lassen, sind recht schwache Arbeiten des bekannten Akademikers, denen man das hohe Alter ihres Autors anmerkt. Seine Hand ist anscheinend zu müde, um ein breiter angelegtes Gemälde auszuführen; das gilt besonders von der ersten Geschichte der ersten Sammlung, die vielversprechend anhebt, um dann im Sande zu verlaufen. In der zweiten Sammlung mischen sich unter einige Stücke, die noch die Bezeichnung Novellette verdienen, lose Tagebuchblätter und Niederschriften von irgend welchen Einfällen. Ist der künstlerische Wert also recht gering, so entschädigt dafür die liebenswürdige Art, mit der der Siebenzigjährige plaudert. Der See von Annecy, Talloires selbst, wo Theuriet lange Monate zu weilen pflegt, bilden zumeist den landschaftlichen Hintergrund, Bauern und Forstleute die Staffage, wenn auch hier und da einige historische Persönlichkeiten schattenhaft vorüberziehen.

Vermag so Theuriets letztes Buch eine behaglich stille Nachmittagsstunde auszufüllen, so soll, wer lachen will, nach Henry Kistemaeckers „La Dame et le Demi-Monsieur“ [14]) greifen, das auch noch den Vorzug einiger lustiger Illustrationen besitzt. Die sehr wirblige Geschichte ist in Dialogform geschrieben und jagt daher mit doppelter Geschwindigkeit vor dem inneren Auge des Lesers vorüber. An einer Stelle freilich versucht Kistemaeckers, ein ernstes Gesicht aufzusetzen, und es sieht fast so aus, als wolle seine Germaine Maizeray, die einen „Halbmann“ geheiratet hat, weil es keine ganzen Männer mehr giebt, ein höchst tragisches Begebnis in Szene setzen. Aber diese Anwandlung geht schnell vorüber, und der tolle Fastnachtsscherz hebt von neuem an. Kistemaeckers hat entschieden Talent, sicherlich kein halbes, vielleicht aber doch kein ganzes. Wenigstens hat er die Erwartungen, die man auf ihn setzte, mit seinem letzten Roman „La femme inconnue“ [15]) wieder getäuscht. Die ersten Kapitel sind eigenartig und mächtig ergreifend, aber der Fortgang der Geschichte bereitet eine arge Enttäuschung. Mit dem „unbekannten Weibe“ meint der Verfasser anfänglich ersichtlich das unauffindbare Ideal des liebenden Weibes, wie es seinem Helden René vorschwebt. Dann wird aber daraus die höchst rätselhafte Prinzessin Storenzo, politische Spionin einer noch rätselhafteren Regierung, eine ganz fade Romanfigur, die durch einige mehr als gewagte Szenen nicht genießbarer wird. — Endlich sei noch „La Vierge Dorée“ [16]) von Jean Rameau genannt, eine Liebesgeschichte zartester Art, die durch das Milieu einen besonderen Reiz bekommt. Rameau hat sich nämlich ein wenig von Huysmans inspirieren lassen und den „Kathedralisten“ entdeckt, d. h. einen Kunstliebhaber dargestellt, dessen Kopf derartig mit Bildern gotischer Kathedralen ausgefüllt ist, daß sogar die Liebe bei ihm und seinem Sohne, einem jungen „Kathedralisten“, Spitzbogenform annimmt. Wie das möglich ist, setzt Rameau ganz belustigend auseinander.

[13]) Charpentier, 1901.
[14]) Flammarion.
[15]) Flammarion.
[16]) Ollendorf, 1901.

Besprechungen

Neue religiöse Litteratur.

Von **Walther Wolff** (Aachen).

(Nachdruck verboten.)

Vor mir liegt ein Haufen von Schriften, die man zur Not unter den allgemeinen Titel „Religiöse Litteratur“ bringen kann. Es ist gewiß nur ein kleiner Bruchteil dessen, was im Laufe eines Jahres erschienen ist. Im großen und ganzen schließen wir hier aus unserer Uebersicht das aus, was sich unmittelbar an „christliche“ Kreise wendet. Was wir hier besprechen, richtet sich zumeist an ein größeres Auditorium, als die Hallen der Kirche zu fassen pflegen. Es zeigt uns, wie Altes abgestoßen und Neues lebendig wird, zeigt uns den Kampf um die Weltanschauung, um einen geistigen Lebensinhalt, es ist ein Spiegelbild des Gährens und Ringens unserer Zeit.

Wenn nur nicht so viele sich gemüßigt sähen, Kriegsbulletins über ihre kleinen geistigen und seelischen Kämpfe herauszugeben, bei denen doch nur ein fauler Friede oder eine vorlaute Siegesfeier herauskommt. Wir wären vor viel Minderwertigem bewahrt geblieben. Da ist ein Buch: „De profundis“. Dichtungen von Wilhelm Sternbauer. (Illustriert von Thomas Riß. München, August Schupp o. J.) Der Titel klingt nach etwas. Was dahinter steckt, ist verstandeskühl zurecht gemacht und dann nach bewährtem Rezept in eine Form gebracht, die den Eindruck ekstatischen, angstvollen oder titanisch-trotzigen Gestammels erwecken soll. Wirklich erlebt ist davon in der That gar nichts. Die Illustrationen streifen ans Komische, besonders für Augen, die durch die Moderne geschult sind (vgl. S. 45 „Geheilt“). Und was soll man zu einem Vers sagen, wie diesem:

Tief ergriffen vom klingenden Spiel,
Wollte mich's leise berücken:
Auf das mir zugewandte Profil
Voll Sehnen den Mund zu drücken.

Auch der rührige Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig hat manchmal eine merkwürdig unglückliche Hand. Was hilft aller „Buchschmuck“, wenn das Buch nicht wert ist, geschmückt zu werden, wenn's etwa auf dem Niveau eines rasch fertigen Tageszeitung-Essais steht. Nicht viel höher kann man das Buch von Eugen Heinrich Schmitt: „Die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen und unsere Zeit“ (mit Buchschmuck von J. V. Cissarz, 1901) einschätzen. Es vertritt die These, daß die Dogmen keine Machwerke irgend welcher himmlischen oder irdischen Mächte sind, sondern vielmehr Krystallisationen kulturellen Lebens. Ich weiß nicht, ob ich mich auf eine Besprechung einlassen darf, um etwa den Versuch zu machen, nun herauszuheben, wie weit Schmitt der marxistischen Theorie wirklich entwachsen ist, und ihm dann mit Gründen zu Leibe zu gehen. Auf dem Titelblatt sitzt der diederichssche Löwe, und Schmitt malt im Vorwort ein in criticos darunter, das unsere Zunft also apostrophiert: „Unsittlich ist jene Weise der Besprechung, die über wissenschaftliche Werke absprechende Urteile fällt, ohne den Versuch zu machen, die Gründe der besprochenen Schrift mit sachlichen Begründungen zu bekämpfen.“ Für wissenschaftliche Bücher ist diese These richtig, namentlich in einer wissenschaftlichen Zeitschrift. In dieser Uebersicht darf ich mich vielleicht damit begnügen, den Eindruck wiederzugeben, den mir das Buch gemacht hat, und ich that das oben schon. Vielleicht habe ich dadurch erst recht manchen zum Lesen angelockt. —

In diesem Zusammenhang weisen wir wohl am besten auch auf diejenigen Bücher hin, die durch den Protest gegen einen Größeren ihre Existenzberechtigung nachweisen wollen. Adolf Harnack ist wieder einmal ein

viel angefochtener Mann, um seines Buches willen: „Das Wesen des Christentums“. Die innertheologischen Kämpfe um dieses Buch und erst recht die kirchenpolitischen liegen außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung. Wir erwähnen hier nur zwei Schriften, die aus ganz anderen Lagern kommen. Da ist „Das Wesen des Christentums“ von Dr. Georg Reinhold, k. k. Universitäts-Professor in Wien. (Mit Druckerlaubnis des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Rottenburg. Stuttgart und Wien, J. Roth. 1901.) Man fühlt dem Titel schon an, wie der Verfasser des Buches durch eine weltweite Kluft von Harnack geschieden ist, und selbst Reinholds Stentorstimme, geschwellt durch den Brustton innerster Ueberzeugung, reicht da nicht verständlich und überzeugend hinüber. Selbstverständlich sucht er trotz alledem mit klugen Redekünsten seinen Gegner zum unfreiwilligen Kronzeugen für die These zu pressen, daß der Katholizismus mit Haut und Haaren das Wesen des Christentums chemisch rein darstelle. Dem Kundigen eröffnet er damit allerdings nur dankenswerte Blicke in das Wesen des Katholizismus.

Und dann der andere Anti-Harnack, Dr. Julius Baumann, mit seiner Schrift „Neuchristentum und reale Religion“ (Bonn, Verlag von Emil Strauß, 1901). Ihm ist Harnack ein Halber, der von der Historie herkommt und ein wenig schon den Naturwissenschaften opfert, aber noch unter einem bedauerlichen Mangel an Folgerichtigkeit leidet. Baumann weist die daraus entstehenden Inkonsequenzen und Selbstwidersprüche, schön aneinandergereiht auf eine 20 Seiten lange Schnur, triumphierend auf. Er selbst ist vor solchen Irrtümern und Halbwahrheiten durch seine wohlfundierte, nach allen Seiten sturmfreie „realwissenschaftliche Religion“ geschützt, die er S. 43 als „diejenige Auffassung von Gott und seinem Verhältnis zu Welt und Menschen bezeichnet, zu der uns die genaue Erkenntnis der Natur und Geschichte anleitet, wie sie in der Wissenschaft besonders seit Mitte unseres Jahrhunderts erstrebt wird“. Schon bietet er in 39 Sätzen einen Katechismus, ein Kompendium der Dogmatik und Ethik dieser Religion, die sich nach der eigenen Aussage ihres Apostels eines Alters von etwa 50 Jahren erfreut. Dafür kann sie sich aber auch des Wortes getrösten: „Der Jugend gehört die Zukunft“. Uebrigens hat diese junge Zukunftsreligion nicht alles alte Gut weggeworfen: die Menschenliebe, die nach Baumann das auszeichnende Wesen des Christentums ist, predigt auch seine Religion. —

Es muß für jeden Tieferschauenden erfreulich sein, daß die religiösen und sittlichen Probleme in einer Zeit voll von Interessenkämpfen und wirtschaftlichen Fragen so viele Teilnahme erregen. Und es ist kein Wunder, daß die Arbeit daran sich zum größten Teil in einer Auseinandersetzung mit dem Christentum bewegt. Ist doch das Christentum auch heute noch die stärkste geistige und seelische Macht. Ein vollständiger Bruch mit ihm erweist sich von Fall zu Fall als unmöglich, so oft ihn auch ein ungeduldiger „Titane“ versuchen mag. Es kann sich, wie es scheint, nur darum handeln, auf der einen Seite sein innerstes Wesen festzustellen, das es unter keinen Umständen preisgeben wird und preisgeben kann, und auf der anderen Seite dann die Verbindungslinien zu unserer modernen Entwicklung zu ziehen, vielleicht auch letztere danach zu korrigieren. Jedenfalls muß auch unsere Zeit nach einem lebendigen Ineinander, nach einer organischen Verbindung mit dem Christentum streben. Nichts wäre schlimmer, als wenn wir ihm gegenüber mit Idololatrie oder mit „konventionellen Lügen“ durchzukommen suchten.

Eine Art Endosmose zwischen Christentum und goethischem Lebensideal versucht Hans Marbach in seinem Buch „Christus und Faust, Gedanken über Religion und Sittlichkeit“ (Dresden, Carl Reißner, 1901). Er hat damit ein weites Auditorium in Aussicht, alle, die verehrend und nachahmend zu dem weimarer Lebenskünstler aufschauen. Ob es dabei nicht manchem aus diesem Kreise ergehen wird, wie jenem Romantiker bei Schleiermachers Reden über die Religion: „Und ich entdeckte plötzlich mit Erstaunen, daß ich ein Christ war“? Marbach giebt eine kurze Uebersicht über die religiöse und sittliche Entwicklung der Menschheit, ohne dabei gerade viel Neues oder besonders Geistvolles zu liefern. Die Etappen und Wendepunkte sind ihm: Polytheismus einschließlich der griechischen Philosophie, Israel, Christus, Paulus und Luther, Goethe. In Goethe findet er die Vollendung der Gedanken Christi: die Weltüberwindung durch die That; Goethe lebt das vor. Er steht auch auf den Schultern seiner Vorgänger; ohne Luther ist er nicht zu verstehen und auch nicht möglich. Es wird nur nicht ganz klar, ob nun Goethe auch Christus gegenüber etwas Neues bringt, oder ob er nur ein klareres, bis dahin nicht erreichtes Verständnis Jesu bietet. Manches deutet auf letzteres, aber der Gedanke ist nicht klar genug herausgearbeitet. Ihn auf seine Berechtigung eingehend zu prüfen, ist hier nicht der Ort. Sollte ich einen Punkt herausheben, so wäre es mir zweifelhaft, ob Goethes Bekenntnis: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen. Und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen ...“ — wirklich eine ausreichende Wiedergabe dessen ist, was für Christus in den Worten: Gnade, Lohn, Vergebung liegt.

Auf einem ganz anderen Gebiet unseres geistigen Lebens versucht Dr. Herm. Franke eine Einigung herbeizuführen, mit der Naturwissenschaft, in seinem Buch: „Christentum und Darwinismus in ihrer Versöhnung“ (Berlin, A. Duncker. M. 2,50). Wenn man das Geschrei hört, das von rechts und links in dem Kampf zwischen Christenglaube und darwinistischer Theorie erhoben wird, wenn man die Christen über die Darwinianer sich entrüsten und diese jene verspotten hört, dann möchte man den Versuch zu solcher Einigung für einen Ungedanken halten. Das ist er in der That nicht, wenn man nur Frankes Weg geht, und der Weg ist richtig. Man muß sich nur auf beiden Seiten Mühe geben, den Kern der Anschauung herauszuheben. Man wird dann sehen, nach seinem innersten Wesen klingt der Christenglaube mit dem Darwinismus zusammen: Entwicklungsgedanke und Gottesglaube widersprechen sich nicht. Tritt der Darwinismus ohne philosophische oder freigeisterische Allüren auf, die ihm doch nur aufgeklebt sind, so braucht das Christentum vor der Zunahme seiner Anhänger nicht zu erschrecken. Der Entwicklungsgedanke liegt in der Geschichte der Religion und ist vom Christentum in sein Gedankengefüge aufgenommen, und auch auf sittlichem Gebiet sind seine Konsequenzen nicht zu fürchten. Frankes Buch verdient viel gelesen und beachtet zu werden. Es kann, wie man sagt, „klärend wirken“.

Christoph Schrempf würde das vielleicht einen Kompromiß nennen, und er haßt Kompromisse. Es ist gut, daß wir daran immer wieder erinnert werden, daß in den meisten Kompromissen Schwächen stecken, daß dabei Ecken und Kanten wattiert und Spitzen umgebogen werden, daß man der Gefahr unterliegt, voreilig oder unehrlich zu handeln. Wir müssen Leute haben, die ein untrügliches, nicht wegzudisputierendes Gefühl für Schwierigkeiten haben. Es werden Individualisten sein, einsame Wanderer! Wir werden uns oft an ihnen stoßen und können sie doch nicht entbehren. Das sind neue Ansätze in einem sozialistischen Zeitalter. Wo Religion und Freigeisterei gleich in Massen betrieben wird, dürfen Männer nicht fehlen, die auf eigene Faust glauben und denken. Schrempf ist solch ein „Einspanig“. Einst hat man für und wider ihn geschrieen und geschrieben, und er war ein Vielgenannter. Da kämpfte er um das Recht seines Standpunktes in der Kirche. Jetzt ist es still um ihn geworden; jetzt geht er seinen eigenen Weg und denkt seine eigenen Gedanken. Er denkt vor sich hin, möchte ich sagen. Immer höher steigt er den Berg hinauf; die Welt versinkt um ihn, die Luft wird immer dünner und dünner. Die Menge bekäme hier „Bergkrankheit“. Ihm scheint da erst wohl zu werden, in den einsamsten Höhen. Ihn kümmert nur, „wie der Mensch mit sich lebt“. An der Welt hat er kein stoffliches Interesse mehr. Aber er erlebt etwas, und Erlebtes berichtet er. „Menschenlos“ (Stuttgart, Fr. Frommann. M. 1,80) nennt er

das eine Buch und das andere: „Martin Luther aus dem Christlichen ins Menschliche übersetzt“ (ebda. M. 2,50). In jenem redet er von Hiob, Oedipus, Jesus, in diesem von den letzten und tiefsten Ueberzeugungen Luthers, dessen Glauben er aus all seinen Bedingtheiten heraushebt. Es sind Selbstbekenntnisse einer einsamen Seele. Denen, die auf ihn hören wollen, mutet er schwere Gedankenarbeit zu, und mehr als das: Lebensarbeit. Das unbefangene Hinnehmen hört auf. Es ist wie ein argwöhnisches, quälerisches Selbstbeobachten. Aber ihm ist es schmerzvolle Seligkeit. Reformator will er nicht sein, aber vielleicht doch ein Archemoros, der auf dunklen, schweren Wegen andern zum Ziele vorangegangen ist.

Seiner Natur fehlt damit das Aktive. Er wird mit der Welt um ihn herum leidend fertig. Um so aktiver ist dafür Ernst Franz: Religion, Illusionen, Intellektualismus (Cöthen, Schulze, 1900). Einen „Bau- und Zimmerplatz der Weltanschauung“ nennt der Verfasser es im Untertitel. In der That wird hart Holz gehauen, und die Späne und Splitter fliegen. Das Buch ist mit Elan geschrieben. Franz, übrigens wohl ein Pseudonym, ist überzeugt, daß er die Schäden kennt, an denen wir auf religiösem und kirchlichem Gebiet kranken; mit glühendem Eifer geht er dagegen vor. Er weiß auch, „was zur Zeit geschehen“ muß und kann. Der Schaden ist nach seiner Meinung sehr groß: er ereifert sich besonders über den Wunderglauben. Die Mittel, die er dagegen anführt, sind klein. Aber trotz einiger Schwächen und mancher unhaltbaren Ausführungen, die den Dilettanten verraten, ist das Buch höchster Empfehlung wert. Hier redet ein Mann, den die tiefe, heiße Sorge um sein Volk treibt, um sein Volk, das ganz religionslos und weltanschauungslos zu werden droht. Es wäre schade, wenn das Schriftchen im Bücherstrom mit weggeschwemmt würde. Ich freue mich, trotz vieler sachlicher Differenzen die Aufmerksamkeit darauf lenken zu können.

Ganz individuell ist daneben wieder Karl Königs Schrift: „Im Kampf um Gott und um das eigene Ich“ (Freiburg, Waetzel, 1902, geb. M. 1,50), jetzt schon in zweiter Auflage erschienen. Es sollen „ernsthafte Plaudereien“ sein. Ueber Kämpfe, die ans Leben gehen, plaudert man nicht. Jedenfalls möchte ich das „ernsthaft“ stärker betonen. Die Titel der Plaudereien sind anziehend genug: „Gemaltes und wirkliches Leben. Das Uebel an sich — das Uebel für mich. Die Tragik in Gott und ihre Lösung im Menschen“. Der Stil ist kühn, oft gewaltsam; manchmal scheint er die Gedanken gebildet zu haben, statt umgekehrt. Dann kommt etwas Verstiegenes heraus. Hier ein Beispiel: Als im Garten von Gethsemane ein Menschenkind mit seinem Gott um alles, alles kämpfte, um seinen stolzen Glauben, um sein himmelstürmend Hoffen, um sein weltumspannend Wirken, Wollen, Lieben und um sein eigenes junges Leben, und doch zuletzt, die Hände faltend, sprach: „Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe“ — da trat die Heiligkeit, ihre Geißel senkend, Seligkeit im Auge, still zur Seite, und über Altvaters Angesicht ging ein Beben und ein wundersames Leuchten, und eine Thräne rann leis über seine Wange. — Das ist meines Erachtens „gemaltes Leben“, kann nur eine façon de parler sein, und als solche ist sie verstiegen und bombastisch. Soll es religiöse Phantasie sein, so wäre sie hier phantastisch ausgeartet. — König dringt auf wirkliches religiöses Leben. Das ist die Kraft seiner Ausführungen. Die Summe ist dies: Wer immer strebend sich bemüht, der kann sich selbst erlösen. Wir kennen eine andere Stelle, gar nicht in der Bibel, die etwas anders lautet. König schärft die Pflicht ein, subjektiv zu sein, Individualitäten zu bilden. Das ist ihm „der neue Weg“, den unsere Zeit zum „alten Gott“ gehen muß. So wird man ihm nicht zu sagen brauchen, daß auch seine Lösung individuell bedingt ist.

Was wirkt überhaupt in den Fragen und Aufgaben unseres geistigen Lebens am stärksten auf uns? Gewiß nicht das, wobei wir merken: es ist gesagt und geschrieben, mit der offenen oder geheimen Tendenz, uns zu beeinflussen, zu gewinnen; vielmehr alles das, was uns eine Persönlichkeit schlicht und einfach, wie eine Naturnotwendigkeit, aus dem eigenen innersten Erleben und Erfahren heraus sagt. Das ist doch das Geheimnis der Wirksamkeit Hiltys, von dem hier schon öfter die Rede war. Er hat sich gegeben, wie er war, und sich so in unsere so ganz andersartige Welt, die ganz andere Moden liebt, hineingestellt. Auch in seinem letzten Buche wieder: „Für schlaflose Nächte“ (Leipzig, J. C. Hinrichs). Es sind kurze, kräftige Aphorismen für jeden Tag des Jahres. Tiefe und sonore Töne schlagen sie an. Sie sagen dem, der Hilty kennt, nichts Neues, aber sie geben etwas zum Nachdenken, auch zum Nachthun. Solche Bücher müssen wir haben, bei denen man mit Durch- und Herunterlesen nicht fertig wird. Dies ist eins!

Daß es für „Alle“ wäre, kann man nicht sagen. Eher sind das schon die „Sonntagsgedanken“ von M. von Hochfeld (Berlin und Leipzig, Vobach & Co., o. J.). Es sind Betrachtungen aus der „Sonntagszeitung für Deutschlands Frauen“, gerade 52, sehr ehrbar, sehr solide, klar, praktisch, nur so klein, Kleingeld für den täglichen Bedarf, kein Goldklang darin, aber, wie gesagt, darum eben vielleicht für „Alle“.

Gut, daß wir unseren Bericht nicht mit diesem Buch zu schließen brauchen. Es ist ein anderes, das uns auf die höchsten Höhen führt: „Worte Christi“ von Houston Stewart Chamberlain (München, F. Bruckmann A.-G.; geb. M. 4,50). Der Verfasser bringt nichts Eigenes, es sei denn die kluge und warm geschriebene Einleitung, die sein Unternehmen rechtfertigen soll. Eigen ist nur die Art, wie er's bringt: 160 Worte Jesu, jedes Wort für sich, herausgelöst aus dem Rahmen, in den die Tradition es mit Recht oder Unrecht gespannt hat. So funkeln sie in ihrem eigenen Glanz, und ungebrochen strahlt ewiges Licht in ihnen. Gewiß kann sie jeder in der Bibel finden, abgesehen von einigen anderen, die Chamberlain noch anderswoher zugefügt hat. Aber wer sucht sie dort? Ich freue mich ganz besonders über dies Unternehmen, das zu einem unbefangenen Urteil beitragen kann in Dingen, wo sonst Vorurteile für ein Zeichen von Bildung galten. An diesem Buch mag mancher wieder lernen, daß diese Worte in der That „jede Ferne und jede Zeit besiegen“. „Königlichere“ Worte giebt es nicht. Das ist mehr, als „religiöse Litteratur“. Möge das Buch ausrichten, wozu es geschrieben wurde! Wer es gesammelt liest, der mag auch heute noch wohl das Gefühl haben, das einst einer, der Jesus selbst hörte, gehabt hat: Du hast Worte ewigen Lebens!

Der große Muret.

Encyklopädisches englisch-deutsches u. deutsch-englisches Wörterbuch. I. Teil: Englisch-Deutsch. Bearb. v. Prof. Dr. Ed. Muret. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchh. 2460 S. Pr. M. 42,—.

Endlich haben wir ein englisches Wörterbuch! . . . Thieme-Preußer und Flügel, die landläufigen Nachschlagewerke, reichten wohl für den Schulgebrauch aus, waren aber dem unermeßlichen Reichtum der Umgangssprache nicht gewachsen. Für einen Roman von Walter Scott genügten sie; bei Thackeray versagte häufig schon ihre Weisheit; bei einem Modernen, etwa Anthony Hope, ließen sie auf Schritt und Tritt im Stich. Zum Glück giebt es ausgezeichnete englische (oder amerikanische) Wörterbücher für die englische Sprache: Webster und Murray und das Century Dictionary, die uns stets aus der Verlegenheit halfen.

Mit keinem von diesen braucht das von der Langenscheidtschen Verlagshandlung herausgegebene Werk den Vergleich zu scheuen. Einmal übertrifft es alle Vorgänger in Deutschland an Umfang: der englisch-deutsche Teil umfaßt in zwei Bänden 2460 Seiten zu je drei Spalten, zu je 82 Zeilen. Dann aber auch an Inhalt. Die Umgangssprache, diese Straßenschönheit, wird in ganz anderem Maße wie früher berücksichtigt. In England giebt es nämlich keine Akademie, die cerberusartig die Reinheit der Sprache bewacht und jede Redensart erst auf Herz und Nieren prüft, ehe sie in die Ahnengalerie zugelassen wird. Die Umgangssprache ist zwar keine Lady, aber eine gute Bürgerliche, und sie spielt in der Litteratur eine gewichtigere Rolle als bei uns. So vermehrt die englische Litteratur ihren Sprachschatz immer mehr auf Kosten der Reinheit. Aber das war von jeher das Prinzip des Englischen, das seine Grenzen nie schutzzöllnerisch absperrte. Konnte sich doch das Französische fast die Rechte einer eigenen Dynastie auf dem Inselland anmaßen. Populär, bei den unteren Volksschichten beliebt ist dieses nie geworden; aber in gehobener Rede füllt sie würdig ihren Platz aus. Und noch jetzt strömt dem alten Sprachstamm immer neues Blut zu, namentlich aus den Kolonieen; mit dem Unterschied, daß die neuen Eindringlinge demokratischer Natur sind, während die französischen Elemente, wie gesagt, häufig ihre adlige Sonderstellung bewahrt haben.

Ich betrachte es als ein Hauptverdienst Murets, daß er die Umgangssprache überall herangezogen hat. Freilich, es giebt da gewisse Grenzen, und sie sind nicht leicht einzuhalten. Der „conversational talk" hat einen gefährlichen, wenn auch gutmütigen, frohgelaunten Nachbar: das Slang. Slang ist beileibe nicht von vornherein Jargon, wie man oft in Deutschland wähnt. Das ist es nicht. Was es ist, darüber gehen die Meinungen noch auseinander. Vielfach nur Alltagsrede mit gesundem, derberem, schlagkräftigem Anstrich; eine nicht amtliche Sprache, nicht hall-marked, im Gegensatz zu dem echten Metall, das den Stempel der Innung trägt. Aber jeder gebraucht sie, gebraucht sie gern, der Herzog so gut wie der Kutscher, die Frau Professor (die, nebenbei bemerkt, in England glücklicherweise nicht existiert, sondern nur Mrs. Soundso) ebenso wie die Aufwaschfrau. Im Handumdrehen kann indes das Slang zum Argot, zum „Cant" werden. Jeder Stand hat sein eigenes Slang. Es giebt ein Börsenslang, ein Theaterslang, ein Rennbahnslang u. s. f. Das ist in toto Jargon, und er ist naturgemäß in der Hauptstadt zu Hause und am ausgeprägtesten. Hier heißt er „Cockney": spezifisch londoner Gemeinsprache und wohl auch gemeine Sprache, deren sich jedoch die Lebemänner der Provinz, und nicht nur diese, gleichfalls bedienen. Noch eine Stufe tiefer steht das Rotwelsch, die Gaunersprache, die in Schimpfnamen und sexuellen Dingen groß ist. Muret hat diesen entarteten Kindern der Sprache ihr volles Recht werden lassen und war erfolgreich bemüht, sie entsprechend einzudeutschen. So ist sein Wörterbuch vollständiger geworden als irgend eines seiner Vorgänger.

Freilich, absolute Vollständigkeit ist schlechterdings unmöglich, da sich die Sprache in einem ewigen Fluß befindet. Ein Lexikon ohne Lücken käme mir vor wie das Leben ohne Wünsche. Aber man darf wohl sagen: der große Muret hat erreicht, was menschliche Kraft zu leisten vermag. Man wird das Gefühl der Bewunderung nicht los. Wo man ins volle Sprachenleben hineingreift: man staunt über die zweckmäßige Anordnung in diesem Makrokosmos. Und je mehr ich darin nachforschte, um so brennender ward mein Verlangen, irgend welche Mängel zu finden. Allein ich habe bis jetzt nicht einmal einen Druckfehler zu entdecken vermocht. Und was ich mir bei täglichem Verweilen in dieser Sprachschatzkammer aufgezeichnet habe, ist kaum der Rede wert. Da es die Pflicht eines jeden ist, hier wacker mitzuthun, will ich das Wenige nicht verschweigen, was mir aufgefallen oder eingefallen ist: Für das Altenglische, das zur Etymologie herangezogen wird, hätte ich die zupitzasche Accentschreibung vorgezogen, weil dadurch die Diphthonge von bloßer Palatalisierung geschieden werden, also z. B. ſēogan (nicht ſeógan), im Gegensatz zu geógud. — Unter „absent-minded" könnte im Hinblick auf das kiplingsche Gedicht die Bedeutung „traumverloren" aufgenommen werden, da „geistesabwesend" zu stark, „zerstreut" zu schwach ist. — „Evelyn" wird richtig als männlicher und weiblicher Personenname aufgeführt, die verschiedene Aussprache aber nicht verzeichnet; wie mir von kundiger Seite versichert wird, spricht man den männlichen Namen ēwelin, den weiblichen dagegen ĭwelin. — Unter „ghost" würde man vergeblich die Bedeutung „Strohmann" suchen, wie sie etwa aus der Verbindung: „Shakspere was Bacon's literary ghost" hervorgeht. — Die gewöhnliche Redensart: „no lies" (keine leeren Versprechungen) fehlt. — „Joe Miller" (I don't see the Joe Miller of it) heißt eher Pointe als Witz. — Will man künftig Ergänzungen vornehmen, so lasse man sich Kipling, der unbestritten heute über den größten Wortschatz verfügt, nicht entgehen. Allerdings weiß man bei ihm nicht, was er aufgegriffen und was er selbst geprägt hat. Aus seinem Roman „Stalky & Co." hab' ich mir folgende Wörter notiert, über die Muret keine Auskunft giebt: „frabjous" (S. 144, 244), „doggaroo" (S. 76), „spidgers" (S. 81), „frowst" (S. 105). Damit mag es genug sein.

Wenn sich der deutsch-englische Teil einer ähnlichen Vollendung wie der englisch-deutsche rühmen kann, dann hätten wir das deutsche Wörterbuch, nach dem wir schon so lange ausschauen.

Auch der Ausstattung gebührt ihr besonderes Lobeswort. Wenn ich etwas bemängeln darf, so ist es die Schwere der Bände. Bei längerer Benutzung lassen sie körperliche Spuren zurück. In England verwendet man jetzt Papiersorten, die trotz ihrer Dicke federleicht sind; vielleicht bürgern sie sich in nicht allzu ferner Zeit bei uns ein. Gerade für Lexika würden sie sich außerordentlich empfehlen.

Berlin. *Max Meyerfeld.*

Proben und Stücke.

Gedichte.

Von **Victor Blüthgen** (Berlin)*)

Was quälst du mich?

Nun ist's genug, und länger prüf' ich nicht,
Ob ich die stumme Qual zu Jahren brächte;
Mein Leben dorrt, und meine Kraft zerbricht,
Und schlummerlos verstreichen meine Nächte!
Ich hoffe nichts; das bunte Truggesicht
Zerrissen längst der Wahrheit strenge Mächte —
Nur steh' ich hier, und fragen will ich dich:
Was quälst du mich?

Laß ab von mir! Ob unterm Wimperflor
Dein Blick mich sucht mit heißem Flammenlodern:
Es ist des Irrlichts Schein auf ödem Moor,
Das tückisch kroch aus gift'gen Sumpfes Modern.
In dumpfem Dunkel ständ ich armer Thor,
Sobald ich's wagte, kühn von dir zu fodern —
Ich will genesen; schöner Teufel, sprich:
Was quälst du mich?

*) Aus: Gedichte von Victor Blüthgen. Neue verm. Ausgabe. Berlin 1901, G. Grotesche Verlagsbuchh. 214 S. Geb. M. 4,— (s. unten Sp. 1139).

Author

Author

Mädchenbitte.

Laßt mich vorübergehn,
Die Augen niedergeschlagen.
Mir ist ein Leid geschehn!
Nicht fragen! Ach, nur nicht fragen!

Mich hat ein Weh erschreckt.
Ich hab' einen Gram zu tragen.
Laßt ihn nur zugedeckt!
Nicht fragen! Ach, nur nicht fragen!

Nach dem Gewitter.

Es war wie Schwertgeblitz und Schwertgesplitter.
Im Wolkenheer, das schwarz dahergezogen,
Klarblauer Festglanz nun nach dem Gewitter;
Und doppelthorig prangt der Friedensbogen.

Die Birken strählen ihre wirren Locken,
Beseligt, daß der wilde Kampf vorüber.
Die Stille reicht den Klang der Abendglocken
Von einem Dorf ins andere hinüber.

Riviera-Rosen.

Rosen sandten mir durch Lenzsturmtosen
Ferne Freunde, — wunderbare Rosen,
Die im Glase nach der langen Reise
Ihre Häupter hoben, rasch und leise,
Die zu voller Schönheit auferblühten,
Die in Sommerabendfarben glühten,
Rosen, die mein ganzes Herz erfreuten,
Die die unverwelkten Blätter streuten
Auf der Decke fahlen Samt, — zum Malen
Schön, — wie zarte, feine Muschelschalen,
Aufgehäuft in lockren, losen Massen. — —

Dieses Rosensterben, frohgelassen,
Herrlich war es anzuschauen! — — Wehe
Wird mir, wenn ich arme Rosen sehe,
Die, erblüht im Schatten und in Scherben
Welkend und vermodernd, langsam sterben,
Die verzerrt zu kläglichen Gestalten,
Mühsam die gebräunten Blätter halten,
Die, im Kern verdorrt, im langen, stumpfen
Sterbetraum verwittern und verschrumpfen
Auf dem kahlen Zweig, dem todesmüden!

Edle Rosen aus dem goldnen Süden,
Die ihr zu mir kamt im Sturmestosen,
Selig preis' ich euch, ihr vollen Rosen,
Liebe Rosen, die mein Herz erfreuten,
Die ihr Leben unverwelkt verstreuten!

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Wilhelm Busch als Dichter, als Zeichner, als Spaßmacher, als Humorist, als Philosoph — in diesen Grenzen etwa bewegen sich die ungezählten Aufsätze, die des stillen Mannes an seinem siebzigsten Geburtstage gedachten, und von denen hier nur einzelne besonders hervorgehoben werden können. In der Münchner Allgem. Ztg. (103) weist Wilhelm Weigand darauf hin, daß Busch, mit geräuschvoller Gedankenlosigkeit gefeiert, von der ihm zujauchzenden Menge niemals in seinem Wesen erfaßt worden sei. Durch und durch sei er Pessimist, der in lapidaren Versen Schopenhauers Grundthema „Von der Nichtigkeit und dem Leiden des Lebens" variiere, der gleich jenem nur in der Einsamkeit des Asketen und des Heiligen die definitive Ruhe finde. „Der alte Mann da oben im Norden, der so gut alles Heiteren Traurigkeit erkannt hat und alles Schmerzlichen Ergötzlichkeit, lebt ein reicheres und tieferes Innenleben als die Mehrzahl unserer litterarischen Zeitgenossen, und wenn ihm seit Jahren Bienen und Roßkäfer bedeutend interessanter sind, als unsere ganze dürftige Oeffentlichkeit, wenn er auf Ruhm endgiltig verzichtet hat, so hat er eben dadurch bezeigt, daß er niemals der Späßchenmacher war, für den ihn die Deutschen hielten, sondern ein originaler und trotziger Denker, dem seine große Kunst nur ein Mittel war, die Fülle von Gesichten und Geschichten, den Dämmerreichtum von Stimmungen und Launen, die in seiner Seele wogten und schwebten, zu bannen." — Daß dieser trotzige Denker und Skeptiker zum Humoristen und nicht zum Cyniker wurde, versucht Kurt Aram (Frankf. Ztg. 102) zu begründen. Nahe habe diese Gefahr gelegen bei dem überaus scharfen und schnellen Blick für alles Lächerliche am Großen und am Kleinen, zumal Busch der Rasse nach Niederdeutscher sei, denen immer doch der Berserker im Blute stecke. Zum Humoristen habe ihm dagegen sein metaphysischer Hang verholfen, dessen Naivetät er sich über dem Studium Kants, Schopenhauers und Darwins natürlich nicht ungetrübt bewahren konnte. Und so spüre, wer ein Ohr für Untertöne habe, oft und deutlich aus seinen Versen heraus, „wie das Humoristische im tieferen Sinn hier vor allem dadurch bedingt ist, daß diesem Busch die Metaphysik und der metaphysische Trieb, ohne daß er es vermöchte, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten, doch in ihrem Werte zur Erkenntnis der Welt für sich selbst und damit für alle problematisch wurden". Das aber gebe gerade gedeihlichen Boden für den Humor, der nicht bloße Witzigkeit oder äußere Komik ist. — Die Betonung des metaphysischen Hanges, der ein kennzeichnendes Merkmal deutschen Humors sei, führt Aram dazu, Wilhelm Busch mit Raabe in einem Atem zu nennen. Gustav Keyßner gesellt zu diesen beiden noch Fritz Reuter, den er unter den Humoristen den derb-behaglichen, bodenständigen Epiker nennt, während ihm Raabe der tiefsinnige, oft fast schwermütige, manchmal bis zu Thränen zarte Lyriker, und Busch der knappe, schlagfertige Dramatiker ist (Münchn. N. N. 173, 175). — Keyßner betont daneben auch die zeichnerische Bedeutung des Gefeierten, mit der sich, allerdings in ablehnendem Tone vom Standpunkt des Aestheten aus, Richard Muther hauptsächlich beschäftigt (Der Tag 173). Busch gebe nur die simpelste Gebärdensprache, die elementarste Mimik, so wie er sie bei den alten Niederländern fand. „Die feinen Nuancen zu sehen, von der Posse zum Lustspiel, von da zum Monumentalstil des Epigramms überzugehen, blieb den Neueren vorbehalten. Doch Busch ist ihr Ahn, ihr verehrungswürdiger Meister: der erste in Deutschland, der den Humor der Linie fühlte." — Den inhaltreichsten, biographisch gehaltenen Artikel lieferte Max Osborn (Nat.-Ztg. 213, 215). — Sonst schrieben zum 15. April Fritz Stahl (Zeitgeist 15), Gustav Zieler (Beil. z. Nordd. Allg. Ztg. 88), Hans Landsberg (Berl. Lokal-Anz. 171), Georg Hermann, der Busch-Biograph (Voss. Ztg. 171, Berl. Ztg. 171, Hannov. Cour. 23718), Paul Lindau (Berl. Börs.-Cour. 171, 173), Frieda Schulz (Disch. Ztg., Berlin 85), W. Jänecke (Hannov. Cour. 23716), Karl Fuchs (Beil. z. Allg. Ztg. 85), Th. Herzl (N. Fr. Pr. 13518), Stefan Großmann (Wien. Arbeit.-Ztg. 103), P. Wertheimer (Reichswehr, Wien 2938), E. Engels (Bohemia 103), Herm. Meyer (Magdeb. Ztg. 175), A. Semerau (Wiss. Beil. d. Leipz. Ztg. 45), O. Grautoff (N. Wien. Journ. 3042), Theodor Lamprecht (Stettiner Ztg. 168), G. Reder (Dresdn. Journ. 85), Th. Ebner (Rostock. Anz. 86), C. Hagemann (Rhein.-Westf. Ztg. 288), Bresl. Ztg. (259), Vorwärts (Unterhaltgbl. 73), N. Züricher Ztg. (104), Wiener Fremdenbl. (G. R. 103) u. v. a.

* * *

„Zur Vorfeier von Wilhelm Buschs 70. Geburtstag" lenkten die Münchn. N. Nachr. (163) die Aufmerksamkeit auf einen „unfreiwilligen" Humoristen älteren Datums, das Urbild weiland Gottlieb Biedermayers. Es ist der badenser Poet Samuel Friedrich Sauter (1766 bis 1846), Verfasser vieler lehrhafter und moralischer Gedichte, guter Christ, ehrbarer Hausvater, friedlicher Ehewirt, bescheidener Beamter und treuer Staatsbürger, dessen Poesieen neuerdings Eugen Kilian herausgegeben hat. — Die gleichen Epitheta verdient Mathias Leopold Schleifer (1771—1842), der Verfasser patriotischer Lieder, von dem H. Renner erzählt (Beil. 16 z. Voss. Ztg. 183). — Bleiben wir in jener Zeit, so sind zunächst einige Aufsätze über Goethe und Schiller zu verzeichnen. Wilhelm Goldbaum bespricht Siebecks Buch „Goethe als Denker", das den Versuch unternimmt, ein methodisches Verhältnis Goethes zur Philosophie zu konstruieren (N. Fr. Pr. 13 526). — Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Todestag von „Schillers Mutter" (20. April) entwirft Th. Ebner (Post 177). — Hauptsächlich auf die Wallensteinkritik verweisend, charakterisiert Br. im Anschluß an Heinrich Kühnleins Schrift „Otto Ludwig als Kritiker Schillers" (Nordd. Allg. Ztg. 94). — Die beiden größten Tragiker des letzten Jahrhunderts, „Kleist und Hebbel", vergleicht Christian Gaehde (Mont.-Beil. 15 z. Dresdn. Anz.). Heute gelte es, an ihr Schaffen wieder anzuknüpfen und unsere nervöse Kunst wieder in Beziehung zu setzen zu der großen, tragischen Unterströmung, die alles Dasein durchflutet. Nicht allein wegen der genialen Verquickung von psychologisch feinster Charakteristik und formaler Größe müßten beide unsere Lehrmeister werden, sondern mehr noch wegen der großartigen Ehrlichkeit, mit der sie an ihre Stoffe herangingen. — „Aus dem Werdegang eines vornehmen Geistes" betitelt Paul Holzhausen einen Essai, der Erinnerungen von und an Rudolf Haym enthält (Sonnt.-Beil. 17 z. Voss. Ztg. 195). — In die Gegenwart leiten zwei Aufsätze, deren einer eine Parallele zwischen Otto Erich Hartlebens „Rosenmontag" und Schillers „Kabale und Liebe" zieht (Dr. Weiß, Augsb. Abendztg., Der Sammler 45), während der zweite eine Besprechung von Max Kaufmanns Schrift „Heine und die moderne Seele" (Zürich, Müller) darstellt (Kiel. Ztg. 20 931). — Von den beiden einst so thatkräftigen „Geburtshelfern des deutschen Naturalismus", Arno Holz und Johannes Schlaf, die nun abseits vom Marktgewühl stehen, entwirft Arthur Konrad Müller (Bresl. Ztg. 268) in kurzen Umrissen ein Bild. Schlaf selbst zeichnet den Prototyp des deutschen litterarischen Bohémiens, Peter Hille (Zeitgeist 16), und schätzt dessen Bedeutung für die Zukunft nicht gering ein. Ueber den ersten Zolaismus und experimentellen Naturalismus seien wir gottlob nachgerade hinausgekommen und befänden uns wieder im Zusammenhang der nationalen Tradition. „Die Heimatkunst, der Neuidealismus, die Gotiker und Neuromantiker sind auf dem Plan. Sie sind zu schätzen. Ich zweifle aber, ob sie irgendwie bis dahin über Dilettantismus und Formalismus besonders herausgekommen sind. Eine gesunde und wirklich gedeihliche Entwickelung scheint mir heute einzig im Geiste der neuen Naturwissenschaften und jenes monistischen Neuempfindens möglich, der sich aus ihnen entwickelt hat; etwa im Geiste des Walt Whitmanschen Monismus. Er, nicht diese gotisierende und archaisierende Pseudoform unseres bisherigen Neuromantizismus ist der Geist der Zukunft. Von ihm aber zeigt sich gerade Hille in der Produktion seiner letzten Jahre durchaus erfüllt. Und das giebt ihm, über alle seine Schrullen des poète maudit hinaus, eine nicht zu unterschätzende und sehr beachtenswerte Bedeutung; das giebt seiner Produktion ungleich größeren geistigen Kulturwert, als er so manchem neuerlich erfolgreichen Neuromantiker und Nationalisten billig zuzusprechen ist." — Der wiener Schriftstellerin Antonie Baumberg, die sich am 15. April das Leben nahm, nachdem ihre letzten drei Stücke vom Spielplan des deutschen Volkstheaters abgesetzt waren, widmen mehrere Blätter warm gehaltene Nachrufe, so die Münchn. Allg. Ztg. (Anton Bettelheim; 105), Wien. Allg. Ztg. (7229), N. Wien. Tagbl. (Herm. Bahr, 105) und Oesterreich. Volksztg. (E. v. Lenor; 106). — Ueber Clara Viebigs neuen Roman „Die Wacht am Rhein" liegt eine Reihe längerer anerkennender Besprechungen vor: J. Norden (Magdeb. Ztg. 209), E. Löbl (Wien. Abendp. 89), Frieda Freiin v. Bülow (Tägl. Rundsch. 180), A. Traeger (Berl. Börsen-Cour.), M. Necker (N. Wien. Tagbl. 95) u. a. Im Verein mit Thomas Manns „Buddenbrooks" bespricht ihn K. S. (Bonner Ztg. 93), mit Frenssens „Jörn Uhl" Ernst Kreowski (Vorwärts, Unterh.-Beil. 75). — Von dem Entwickelungsgang der Lübeckerin Ida Boy-Ed plaudert Theodor Kappstein (Berl. Tagebl. 192). — Hanns von Zobeltitz Erzählung „Die Todbringerin" wird unter der Spitzmarke „Eine Schicksalstragödie" von S. Samosch in der Nationalztg. (249) betrachtet, und von Lauffs jüngstem Werke „Kärrekiek" ist ausführlich in der Nordd. Allg. Ztg. (G. Zieler; 87) die Rede. — Unter den Dramatikern fand Georg Hirschfeld mit seinem Märchendrama „Der Weg zum Licht" nähere Beachtung (Paul Goldmann; N. Fr. Pr. 13 522). — Auch Karl Bleibtreus letzte Tragödie „Weltgericht" wurde in wiener Blättern auf ihren historischen Gehalt und ihre neue Art hin geprüft (Dtsch. Volksbl. 4768; Dtsch. Ztg. 10 882). — Das bedeutendste Ereignis des österreichischen und weiterhin deutschen Theaterlebens der letzten Wochen war indessen die Aufführung von Schönherrs „Sonnwendtag", ein Ereignis, das sich über die durchschnittliche Bedeutung einer Première hoch hinaushebt und darum auch in aller Ausführlichkeit gepriesen wurde. Auch dort, wo man im einzelnen sich im Tadeln verlor, erkannte man die schlummernde Stärke und bodenkräftige Eigenart Schönherrs, und der Name Anzengruber kehrt fast in allen Berichten wieder. Es schrieben L. Hevesi (Fremdenbl., Wien 110), H. Bahr (Oestr. Volksztg. 108), W. Handl (Mont.-Presse, Wien 16), A. v. Weilen (Mont.-Revue 16), A. L—ch. (Wien, Dtsch. Ztg. 10 886), W. (N. Fr. Pr. 13 528), M. Kalbeck (N. Wien. Tagbl. 110), H. Koppel (Wien. Morg.-Ztg. 112), G. Davis (Reichswehr, Wien 2947), A. Bettelheim (Beil. z. Allg. Ztg. 90), Fr. Servaes (Der Tag 191) u. a. — Von dem Drama eines Ungenannten, eines Arbeiters, dem Volksschauspiel „Der Kreuzwegstürmer" (der Verfassername „Werkmann" ist Pseudonym) geben F. Ludwig (Oestr. Volksztg. 111) und Emil Kuh (N. Wien. Tagbl. 108) frohe Kunde. — Zu solchen Erscheinungen rechnen dann weiter Veröffentlichungen wie die der linzer Verlagsanstalt, die W. A. Hammer als „Oesterreichische Heimatlitteratur" anzeigt (Dtsch. Ztg., Wien 10 884). — Die Anfänge der bayrischen Dorfgeschichte von Ludwig Aurbacher an verfolgt J. G. Wahner (Beil. z. Allg. Ztg. 83). — Im „Elsässer" (112) sucht Paul Lainé die „Verlogenheit der Legende" nachzuweisen, daß der elsässer Dichter Christian Schmitt ein Märtyrer des Deutschtums sei, vielmehr habe Schmitt manche Anerkennung weit eher seinem Deutschtum als litterarischen Qualitäten zu danken. — Ueber „neue Lyrik" (darunter Otto Ernst, Fr. Evers, Th. Suse, C. Dallago, A. Donath, Ph. Witkop, M. Fleischer u. a.) bringt W. Holzamer in der Frankf. Ztg. (105) einen Aufsatz.

* *

Nur ein paar Feuilletons beschäftigen sich diesmal mit ausländischer Litteratur. Ueber Maeterlincks Lyrik orientiert eine kurze Studie von Otto Hauser (Nat.-Ztg. 258). — Das Buch, das Guy de Maupassant über seine Mittelmeerfahrt geschrieben hat, und das erst jetzt von Marie Madeleine ins Deutsche übersetzt worden ist, nennt M. R. eines der größten Meisterwerke der empfindsamen Reisedichtung. Es liege über ihm ein selig leuchtender Hauch von Schönheitsanbetung, die jedem Worte eine berauschende Klangfarbe einflöße und das feinste Nervenleben geheimnisvoll aufrege (Post 173). — Eine Skizze von Anna Maymund gilt den Sonetten Michelangelos („Unser Hausfreund", Sonnt.

Bl. d. Hann. Cour. 593), ein Aufsatz von Dr. Alb. Zacher dem Dichter Leo XIII. (Kleine Presse, Frankf. a. M., 12. April), und ein Feuilleton der N. Zürich. Ztg. (113, 114) dem Schaffen Gabriele D'Annunzios. — Von dem Jesuitendrama eines katholischen Priesters — „Paternitad" von Don Segismondo Pey-Ordeix — macht H. Ganz in der N. Fr. Pr. (13519) Mitteilung. — Das Leben des vor fünfzig Jahren gestorbenen russischen Dichters Wassili Shukowski schildert E. Zabel (Nat.-Ztg. 267), die Bedeutung des unlängst in Petersburg verschiedenen Gleb Uspenski, des litterarischen Führers der erwachenden Proletarier in den Sechzigerjahren, hebt ein Leitartikel der Leipz. Volksztg. (80) hervor (s. auch unten Sp. 1127). — Maxim Gorkis „Kleinbürger", „bei aller Feinheit der Charakteristik und der Einzelbeobachtung nur ein Konglomerat dramatischer und undramatischer Szenen", bespricht Heinrich Stümcke (Berl. N. Nachr. 175). — Auf Rudolf Lothars Ibsen-Biographie geht H. Bahr im N. Wien. Tagbl. (99), und auf die sonstige „Neueste Ibsen-Litteratur" Paul Mahn näher ein (Tägl. Rundsch. 95). — „Streifzüge in der ausländischen Litteratur" unternimmt Otto Kraus (Agram. Ztg. 90), dabei Oscar Wilde, Rudyard Kipling, Mathilde Malling und A. L. Wolynski berührend. — Die Schicksale und die Bedeutung der nunmehr hundert Jahre bestehenden „Edinburgh Review" verfolgt M. Landau („Eine hundertjährige Revue", Nat.-Ztg. 261, 264).

* *

Mit der Aufzählung einiger Shakspere-Aufsätze nähern wir uns allgemeineren Themen. Ludwig Fränkel appellierte vor dem weimarer Shakspere-Tage an die Freunde des großen Briten, das geplante Denkmal in Weimar zu unterlassen und die einlaufenden Gelder dafür zu verwenden, die Werke Shaksperes durch immer weitere Verbreitung und immer wohlfeilere Drucklegung sowie durch eine der altgriechischen Sitte der Gratis-Vorstellung angenäherte Art der Theater-Aufführung dem deutschen Volke in seinen breitesten und niedersten Schichten zu vermitteln (Der Tag 187). — Vom weimarer Shakspere-Tage berichtet Fritz Engel über den Vortrag des Professors Josef Schick, der hinsichtlich der Entstehung des Hamlet den Satz verficht, daß Shaksperes Werk auf einer bis spätestens 1589 vorliegenden Bearbeitung des Hamlet-Stoffes durch Thomas Kyd, den Autor der Spanish Tragedy, fuße (Berl. Tgbl. 206). — August Hagemann spricht in einem Aufsatz „Shakspere und das moderne Drama" die Zuversicht aus, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern liegt, an dem unser Drama zu Shakspere zurückkehrt (Bresl. Ztg. 262). — Das Thema „Die Dramaturgie und die Methoden der ästhetischen Kritik" erörtert Hans Sittenberger (Sonnt.-Beil. 16, 17 z. Voss. Ztg.), ein Thema, mit dem sich die in der N. Fr. Pr. (13525) wiedergegebene Antrittsvorlesung des Professors Friedrich Jodl berührt: „Ueber Bedeutung und Aufgabe der Aesthetik in der Gegenwart." — Ein Aufsatz von Paul Legband über „Die Bühne und das Drama der Juden" (Zeitgeist 16) versucht den Nachweis, daß die alten Juden aus religionsphilosophischen und äußeren Gründen kein Drama entwickelten, und daß auch im Mittelalter kein jüdisches Drama auf nationaler Bühne erschien mit Ausnahme der den deutschen Fastnachtpossen nachgebildeten Purimspiele, die im 18. Jahrhundert häufiger aufgeführt wurden.

Zum Schlusse seien einige Aufsätze, die sprachgeschichtliches Gebiet berühren, noch aufgezählt. Für den Plan einer „Deutschen Akademie" mit dem Sitz in München wirbt Friedrich v. d. Leyen Freunde und Anhänger (Beil. z. Allg. Ztg. 87). — Ein Jurist, Victor Erlchen, schreibt über das Kapitel „Juristendeutsch" und mahnt, daß ein jeder selbst das Seine dazu thue, den Sprachschatz nicht zu mißbrauchen (N. Wien. Tagbl. 104). — Eine Umschau unter den mannigfachen Vorschlägen und Systemen „künstlicher Weltsprachen" hält Lud. Kaindl (Nordd. Allg. Ztg. 96), und August Wünsche endlich untersucht „Luthers Naturbildersprache" (Wiss. Beil. z. Leipz. Ztg. 46).

Dr. Paul Legband

„Aus den Memoiren des Hofschauspielers Ludwig Arnsburg." (Wiener Abendp. 73, 77, 83.) Arnsburg, geboren 1816 zu Dresden, war von 1848 bis zu seinem Tode (1891) Mitglied des Hofburgtheaters.

„Troja bei Homer und in der Wirklichkeit." Von E. H. (Nordd. Allg. Ztg. 86).

„Ist die Sage tot?" Von F. Lienhard (Tägl. Rundsch. Beil. 86, 87). „... Für die jetzige Richtung unserer Litteratur, die von den Schätzen unseres Volkstums keine Ahnung hat, ist sie allerdings tot. Aber wer weiß, wie eine bessere Generation über den dichterischen Gehalt dieser Zeit urteilen wird? ..."

„Großherzog Friedrich und das karlsruher Hoftheater." (Beil. z. Allg. Ztg. 94).

Echo der Zeitschriften

Aus fremden Zungen. (Stuttgart.) XII, 3. Von Avignons größtem Dichter, dem Rivalen Mistrals, Theodor Aubanel, handelt eine kurze Skizze Nikolaus Welters, die das Leben und die Werke dieses Sängers der Schönheit betrachtet. Er sei der Gründer und die Zierde des Felibertums, dessen Wahlspruch lautet: „Strahle uns, was schön auf Erden, und was häßlich, flieh' von dannen!" — Aus der tschechischen Litteratur führt Camill Hoffmann ebendort die hauptsächlichsten Vertreter vor, darunter die Schriftstellerin Ružena Svobodová, in der modernen Litteratur ihres Landes vielleicht das am meisten intuitive und zugleich bewußteste Künstlernaturell. — Den bedeutendsten griechischen Novellisten der Gegenwart, Andreas Karkawitzas, charakterisiert (4) Karl Dieterich, auf Grund der bisherigen künstlerischen Entwickelung noch manches Originelle von dem Dichter erwartend. — Dasselbe Heft enthält einen Victor Hugo-Artikel aus der Feder Anna Brunnemanns. Von ihr stammt auch ein kurzes Essai (5) über Stendhal, dessen Werke jetzt in der Uebertragung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. — Eine Studie (5) von Otto Hauser gilt „der schwedischen Lyrik unserer Zeit", die frei von undurchdringlicher Symbolik und von gedankenverwischender Wortmusik im allgemeinen klar sei wie der Frühlingshimmel über den lichten, großen, gotländischen Seen. — Aus dem Schlußkapitel der im Druck erschienenen Vorlesungen des polnischen Litterarhistorikers Stanislaus Grafen Tarnowski[e] über Schiller teilt das 6. Heft eine zusammenfassende Charakteristik mit. — Als ein Werk von bleibendem kulturgeschichtlichem Werte wird Jules Claretes „Briehanteau" von G. A. Crüwell gerühmt (7). Der wandernde Komödiant sei hier künstlerisch entdeckt und litterarisch verwertet. „Das mit der Lebensführung des typischen Franzosen wahlverwandte Wesen des typischen Komödianten mußte, von einem Kamerad der Bühne und einem Meister der Form kräftig ergriffen und lebendig gestaltet, eine künstlerisch wertvolle Gabe reifen." Und gerade Claretie sei durch ein glückliches Zusammenspiel von Gaben, Neigung und Beruf imstande gewesen, dieses künstlerische und patriotische Problem zu lösen. — Ueber den englischen Romanschriftsteller Maurice Hewlett, der in Deutschland noch wenig bekannt ist, orientiert ein Aufsatz in dem gleichen Hefte; dort finden sich auch zur Charakteristik Dostojewskis einige Notizen von Anna Brunnemann. — Schließlich ist aus dem 8. Heft eine biographische Skizze von Otto Hauser über Arturo Graf zu erwähnen. Graf wurde 1848 in Athen geboren, sein Vater war ein Bayer. Durch seine italienische Mutter ward das Italienische seine Muttersprache, in der er auch dichtete, während sein ganzes Wesen deutsch blieb.

Der Autor. (Wien.) I, 1. Mit kurzen, biographisch gehaltenen Charakteristiken österreichischer Dichter werden die vorliegenden drei Hefte der neuen Zeitschrift eingeleitet. Fritz Lange entwirft ein Bild von dem Schaffen Rudolf Hawels, der, aus ärmlichen Verhältnissen stammend, jahrelang als Volksschullehrer ein bescheidenes Dasein führte, ohne für seine schriftstellerische Thätigkeit die gebührende Anerkennung zu finden. Erst 1896 erwarb er mit seinen in einer wiener Tageszeitung veröffentlichten Märchen und Abhandlungen historischen Inhalts sich Freunde und wurde, obwohl schon sonst als Dramatiker vielfach thätig, erst mit seinem Volksstück „Mutter Sorge" weit über Wien hinaus bekannt. — Eine ernste, fast düstere Erscheinung nennt August Renner unter den zeitgenössischen Dichtern Oesterreichs J. J. David (2). Die Grundlage seiner Poesie seien das Nächtige, die Resignation, ja auch die Versöhnung mit dem Leid, zugleich jedoch auch der größte Fluch des Leides: die darauffolgende Unfähigkeit, das Glück ertragen zu können. Modern sei David als Dichter nicht, dazu fehle ihm die bizarre Linie, wenn sich auch manchmal eine leise Neigung zum Grotesken, besonders in der lyrischen Sprachbehandlung bemerkbar mache. Tiefe Einflüsse von C. F. Meyer und Storm habe er in sich verarbeitet und stehe nun als eine Dichtergestalt von strenger Geschlossenheit da. „Hartes Ringen, schweres Kämpfen, durch das er aus Nachtgebieten des Daseins in sonnigere Höhen des Lebens und der Kunst gelangt ist, zittert in ihm nach, lieh ihm aber auch den tiefen Lebensgehalt und die überwältigende Wucht des Ausdruckes, das die hervorragendsten Merkmale seiner Kunst sind, über deren Gebilde neben spärlicher Sonne ein strenger Schleier tiefen Lebensernstes oder doch stiller Wehmut gebreitet ist." — Eine Aufzählung von Karl Bleibtreus Werken giebt mit dazwischen gestreuten biographischen Notizen und Urteilen Otto Kolmütz (3). — Erwähnt sei noch ein Essai (1) von Arnold Hagenauer, der sich eingehend mit Josef Kitir, „einem der exklusivsten Poeten, einem Poeten von einer geradezu mimosenhaften Aesthetik" beschäftigt.

Deutsche Heimat. (Berlin.) V, 27, 28. Ein schon vor mehreren Jahren veröffentlichter Aufsatz von Paul Ernst über „Das Drama und die moderne Weltanschauung" wird in den beiden Heften neuerdings als eine der Arbeiten zum Abdruck gebracht, die eine Bedeutung für die Neubildung unserer Kunst haben. Ernst zieht in dieser Philippika gegen das naturalistische Drama zu Felde, das vom Roman die modernen Kunstprinzipien zu seinem Schaden übernommen habe. Er beklagt die geringe geistige Kapazität, die für den naturalistischen Dramatiker genüge, beklagt, daß nicht mehr jenes furchtbare innere Kämpfen und Ringen, jenes qualvolle Denken und Suchen, jenes Durchzittern in Leidenschaften und Gefühlen nötig sei, das frühere Dichter durchgemacht haben. Man brauche nur noch zu sehen und zu hören, nur den Sinn für die Nuancen des Wirklichen zu haben. Alle früheren Dichter hätten aus sich heraus geschaffen und konnten so Gestalten erzeugen, die größer waren als sie selbst; heute beobachte man nur von außen und schaffe Figuren, die unter dem geistigen Niveau des Dichters stünden. So habe sich die Bühne, auf der früher die Könige und Fürsten des Geistes und Herzens herrschten, mit dem elendesten Proletariergesindel der Seele gefüllt. Trivialität werde als tiefstes Wesen des Menschen proklamiert. „Wir haben an die Stelle der Pflicht die Nerven gesetzt, an die Stelle des Sollens das Erkennen, wir denken vom Menschen wie vom Tier, denn das Tier, das keine absoluten Werte erkennen und erstreben kann, unterliegt allerdings lediglich der Notwendigkeit; und so haben wir Religion, Sittlichkeit und Kunst verloren." Die vielgerühmte Entdeckung des vierten Standes für die Litteratur sei durchaus nicht so wertvoll, denn der Proletarier werde seltener als ein Mitglied aus den höheren freien Gesellschaftsschichten für die Tragödie in Frage kommen, weil soziale Unfreiheit gewöhnlich das Bewußtsein sittlicher Freiheit trübe. Der schlimmste Feind alles Tragischen sei die Ansicht von der Relativität aller Sittlichkeit. „Denn wenn es keine objektiven, allgemeinen und unter allen Umständen gültigen Regeln der Sittlichkeit giebt, mögen diese auch das freie Produkt einzelner, hoher Geister sein, dann giebt es keinen sittlichen Konflikt mehr; dann giebt es eben nur noch ein Verstehen. Die Sophisten haben das antike Drama zerstört durch ihre Lehre von der Relativität aller Begriffe; das naturalistische Drama der Gegenwart, das kein Drama ist, hat bezeichnend genug die engsten Verbindungen mit dem soziologischen und positivistischen Zuge; die modernen Positivisten sind die wahren Abkömmlinge der alten Sophisten." — In Heft 28 findet sich ein Artikel von Franz Diederich über Wilhelm Busch, der sich zunächst mit der Philosophie des Siebzigjährigen auseinandersetzt und dann hauptsächlich den niedersächsischen Heimatduft und den erzieherischen Wert seiner Schriften betont.

Die Frau. (Berlin.) IX, 7. Zu den wenigen modernen Dichterinnen, die eine reife Kunst mit dem Schwergehalt einer Persönlichkeit zu füllen haben, gehört Helene Böhlau, deren Entwickelungsgang Martha Strinz verfolgt. Aus religiösen Kämpfen sei die Dichterin hervorgegangen mit der hoffnungslosen Ueberzeugung von der Wehrlosigkeit des Menschen gegen ein grausames Schicksal, und so unterlägen die Helden ihrer ersten Erzählungen, Naturen voller Weichheit, in dem aussichtslosen Kampfe gegen das Böse in dieser Welt. Gleichwohl stelle sich aber in dieser Frühzeit der böhlauschen Dichtung schon stark der Hunger nach Glück ein, der Drang nach Liebe, die Sehnsucht nach Schönheit. „Als Kunstwerke zählen die Romane dieser ersten Periode noch nicht. Sie haben etwas überraschend altmodisches. Die ungeschickten Inhaltsangaben der Kapitelüberschriften mit ihrer verunglückt humoristischen Färbung, die ungeschickte Technik, die die Verfasserin zwingt, selbst das Wort zu ergreifen, um ihre Personen zu interpretieren und ihre Absichten deutlich zu machen, die langen belehrenden Reden, das Einspinnen der Handlung in Reflexion, das alles sind Züge, die weit hinter die Achtzigerjahre zurückweisen auf den Familienroman des 18. Jahrhunderts, dem auch neben der Sentimentalität die leicht humoristische Färbung entspricht." Die zweite Periode des Schaffens, zu der sich Helene Böhlau in Tagen voll tiefer Seelennot mit leidenschaftlicher Liebe hindurchgerungen habe, führte sie zu künstlerischer Reife. Sie gelangte zu freierer Weltanschauung, und siegreich brach auf der Höhe dieser weitherzigen und versöhnenden Auffassung des Lebens die Sonne des Humors durch das trübe Gewölk. Aber erst nach der Rückkehr aus Stambul, als Helene Böhlau mit ihrem Gatten in München ihren Wohnsitz nahm, habe ihre Kunst den Boden der Wirklichkeit, der Natur betreten. „Auf dem Gebiet des Romans vollzieht sich nun ein völliger Bruch mit der Vergangenheit, der auch mehr und mehr in die Novelle hinüberdringt. Sie nimmt ihre Gestalten aus der umgebenden Wirklichkeit und stellt sie mit harten, kräftigen Umrissen in das Freilicht. Jeder idealisierende Hauch ist weggewischt, an ihre Stelle tritt schärfste Realistik der Darstellung. Ihre Kunst wird Wirklichkeitskunst, in der das Milieu bestimmend auftritt. Sie erfüllt sich mit Zeitideen. Und mit diesem Umschwung kommt ein neuer realistischer, leidenschaftlicher Stil voll Kraft und Originalität." So vorbereitet, habe sie 1896, nach mehrjähriger Pause, ihr künstlerisches Meisterstück, den „Rangierbahnhof", geschaffen. Nach dem künstlerisch minder wertvollen, wild anklagenden Tendenzroman „Das Recht der Mutter" bedeute dann der so stark angefeindete Roman „Halbtier" wieder einen Fortschritt, wenn auch hier die starke Zuspitzung auf die eine Tendenz der Charakterzeichnung des Buches geschadet habe.

Historisch-politische Blätter. (München.) CXXIX. Heft 1 bringt eine beachtenswerte Studie über „Immermann und Grabbe" von E. M. Hamann, die das interessante

Verhältnis des detmolder Dramatikers zu dem düsseldorfer Bühnenbeherrscher zu beleuchten unternimmt. Neben den Gegensätzlichkeiten wird besonders auf die Aehnlichkeiten ihrer Charaktere hingewiesen; bei beiden komme eine Zwiespältigkeit und Zerrissenheit in Charakter und Leben zum Ausdrucke, die bei dem einen sich mehr nach außen, bei dem anderen mehr nach innen entwickelt habe, dort eine cynische, hier eine herbe Nichtachtung der Sittengesetze wie des wirklichen Lebens überhaupt bedingend. — Heft 2 enthält eine kurze Studie über O. Kernstocks „Aus dem Zwingergärtlein", von Dr. Ranftl („Ein steirischer Lyriker"). — In Heft 5 findet sich ein Aufsatz über „Friedrich Spe", der auf Grundlage der zweiten, von Dühr S. J. besorgten Auflage gleichnamigen Werkes von J. Diel eine litterarhistorische Skizze des bekannten Dichters der „Trutznachtigall" bringt. — Eine eingehende und beachtenswerte Studie über den Fall Karl May („Herr Karl May von der anderen Seite") bietet H. Cardauns (7). Er deckt darin auf, daß K. May in den Achtzigerjahren neben Reiseromanen katholisierender Tendenz zugleich Schundromane sensationellen und pornographischen Inhaltes geschrieben habe, die er von dem Verzeichnis seiner Werke im Kürschner ausgeschlossen hat. Diese Enthüllungen dürften die Begeisterung der May-Enthusiasten sehr herabstimmen.

Das Magazin für Litteratur. (Berlin.) LXXI, 9. Es ist bekannt, daß Nicolaus Wassiljewitsch Gogol, dessen 50. Todestag am 4. März wiederkehrte, der Schöpfer einer wirklich nationalen russischen Erzählungskunst, der Bahnbrecher des russischen Naturalismus gewesen ist. Wie stark dieser Naturalismus von dem westeuropäischen sich unterscheidet, indem er von einem bei den objektiv-kühlen Naturalisten Westeuropas undenkbaren Idealismus und von Menschenliebe durchglüht sei, berührt Arthur Ustthal in einem Essai über den russischen Dichter. Als theoretischen Vorkämpfer der nationalen naturalistischen Richtung nennt er dabei Wissarion Grigorjewitsch Belinski (1811—1848), den bedeutendsten und einflußreichsten russischen Kritiker, den dortigen „Lessing". In Gogol kam dann der Dichter, der, „Belinskis Programm nach der praktischen Seite hin ergänzend, zum Eckstein der neueren russischen Litteraturepoche geworden ist". — Im nächstfolgenden Heft (11) charakterisiert Stefan Zweig „Victor Hugo als Lyriker". Nur in dieser Eigenschaft mißt er ihm noch lebendige Wirkung bis auf unsere Tage bei, nur hier sieht er in ihm noch immer vielfach einen Führer und Revolutionär. In ihrem größten und wertvollsten Teile sei Hugos Lyrik Tendenzdichtung, die sich eigentlich nur von einem relativen Standpunkte, aus der Stimmung ihrer Entstehungszeit, gerecht bewerten lasse. Ein gewaltiges Stück intimer französischer Geschichte liege in seinen Liedern versteinert. Alle geheimen Fluktuationen und Bewegungen im Volke, die dem objektiven Historiker entgehen, seien von seiner subjektiven Empfindung festgebannt. „Victor Hugo spricht in seinen Gedichten wie ein Volksredner von der Tribüne. Alle Dinge nimmt er von ihrer krassesten und augenfälligsten Seite, trägt ihre Farben dick und überladen auf, vergrößert die Kontraste und gewinnt nach und nach eine gewisse Freude an der Uebertreibung. Er will mehr überwältigen als überzeugen. Wie jeder Vielredner und Pathetiker steigert er dermaßen die Konsequenzen des Grundgedankens, daß er ihn selbst oft aus dem Auge verliert, dazu blendet er durch seine unerreichte Virtuosität der Form. Ein Bild jagt das andere, die Metaphern drängen sich ineinander, immer neue Gedankengänge tauchen auf und verwirren sich, und nach der letzten Zeile hat man oft nur noch das dumpfe Dröhnen des Rhythmus im Ohr. Sicherlich liegt Hugos Meisterschaft mehr auf dem Gebiet der künstlerischen Darstellung als in der Verdichtung der Gefühle; der großzügige epische Stil gelingt ihm darum am besten."

Monatsblätter für deutsche Litteratur. (Berlin.) VI, 7. Den „Poeten und Propheten unserer Zeit", Prinz Emil von Schoenaich-Carolath, preist K. E. Knodt. Er sei ein Dichter echt deutscher und tief religiöser Sehnsucht, einer Sehnsucht, die nicht in nebelhaftem Nietzsche-Ton nach blauer Unendlichkeit sich dehne, sondern einen Weg, und zwar den letzten zu Gott, weise und gehe. „Deutsch und fromm — das ist also die Devise dieses Sängers und Sehers, der wirklich einmal beides, und seit seiner Novelle ‚Bürgerlicher Tod' geradezu ein ‚Prophet' an das deutsche Volk geworden ist." — August Wünsche betrachtet ebendort „Die Poesie des Todes im deutschen Soldatenliede", die, wie er an zahlreichen Beispielen verschiedener Zeiten nachweist, stets mit dem Glauben an Gott, Vaterland, Freiheit, König und Recht verbunden ist. — Ein gleich vaterländisches Thema behandelt Carl Busse: „Bismarck und die deutsche Dichtung". Er legt dar, welches Verhältnis Bismarck zu unserer Dichtung gehabt hat, welche Wirkungen er ausübte, wie die Dichtung ihm entgegengekommen ist und sein Wesen ausgeprägt hat. Wie Friedrich der Große durch die Thaten des siebenjährigen Krieges nach Goethes Wort der deutschen Dichtung „wahren und höheren eigentlichen Lebensgehalt" brachte, genau so habe Bismarck durch seine unsterblichen Thaten ihr Richtung und Anstoß gegeben. „Und dies ist der merkwürdige Parallelismus: dreizehn Jahre nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges tritt die von dem ‚neuen höheren Lebensgehalt' durchdrungene Generation, die unsere Litteratur zur Blüte bringen sollte, auf; 1776 ist das ausschlaggebende Jahr für die Stürmer und Dränger, worin Goethe, Lenz, Klinger, Maler Müller, Wagner geschlossen kämpften ... Dreizehn Jahre nach Beendigung unseres großen Einheitskrieges marschieren die neuen Stürmer und Dränger in die Schranken; 1884 erscheinen die eine neue Epoche einleitenden Werke: Bleibtreus ‚Revolution der Litteratur', Arents ‚Moderne Dichtercharaktere', Liliencrons erste Gedichte, Holz ‚Buch der Zeit'. Und das ist kein Zufall ... In beiden Fällen war die Jugend ganz idealistisch." — Bruno Baumgarten erörtert die Frage nach der Verwandtschaft von „Religion und Dichtung", wobei er vor der in ästhetischen Kreisen oft herrschenden Unterschätzung des Sittlichen warnt und den erzieherischen Wert der beiden genannten Geistesmächte betont.

Der Türmer. (Stuttgart.) IV. In Heft 5 bringt Peter Rosegger im Anschluß an die von Bettelheim herausgegebenen Briefe des großen Dramatikers aus dem Schatze seiner Erinnerungen „Etwas von Ludwig Anzengruber". „Es ist schwer zu sagen, wie einem ums Herz wird, wenn Briefe des Freundes, die vor Jahren von einer Poetenkammer zur anderen flogen, nun gedruckt erscheinen. Ein kühles Schauern giebt es, wenn der Freund, der längst verstorbene, wieder von den Toten aufersteht und einem lachend kecke Scherze zuruft über den Zaun herüber, über den Friedhofszaun." Der Litteraturgeschichte sei mit dieser Sammlung ein unbezahlbarer Dienst erwiesen. Es seien wahre Röntgenstrahlen in die Dichterseele. Ein göttlicher Humor spiele von Blatt zu Blatt. Ernste Dinge besprach Anzengruber mit seinen Freunden lieber mündlich. In den Briefen war er damals vorwiegend zum Scherze aufgelegt. Der anzengrubersche Briefstil suche seinesgleichen und finde es nicht. — Einen Victor Hugo-Artikel steuert im selben Heft Anna Brunnemann bei. — In Heft 7 behandelt W. von Oettingen den Kampf, den Goethe gegen Diderots „wunderliche Gedanken über die Zeichnung" geführt hat, und sucht dabei den beiden Gegnern ihren Platz in der Entwicklung der bildenden Kunst und der Kunsttheorie anzuweisen. — Zu einer warmen Empfehlung gestaltet Maurice von Stern im selben Heft seine Darstellung des Dichtercharakters des Prinzen Emil zu Schönaich-Carolath. Er ist sinnlich, aber auch voll Phantasie und Mystik, pretiös, aber auch voll Wärme, Virtuosität und Liebe. Modernität und klassische Einfachheit vereinigen sich in ihm. Artistisch leistet er das Höchste, ohne doch Artist zu sein. Er ist erfüllt von durchdringendem und umfassendem

Langenbielau", aus dem Hauptmann einige Verse in sein Drama hinübergenommen hat.

„Ueber unsere Kraft." (Don Quixote, Wien; I, 11.) Uebt eine strenge Kritik an Björnsons Drama: man müsse sich vor der ehrfurchtslosen Relation Ibsen und Björnson ebenso hüten wie vor jener Zusammenstellung Schiller und Goethe, die Nietzsche so sehr erzürnte.

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Das neue Buch von Maurice Maeterlinck ist bereits durch mehrere Fragmente, die in deutschen und französischen Zeitschriften erschienen sind, bekannt geworden. „Le temple enseveli" (bei Fasquelle) enthält sinnreiche Essais über Gerechtigkeit, Glück, Vergangenheit, Zukunft u. s. w., in denen der Philosoph des „Schatz der Armen" mit seiner reichen Dichterphantasie die tiefsten Probleme der Gegenwart beleuchtet.

An gewichtigen belletristischen Novitäten hat es in den letzten Wochen durchgehends gefehlt. Das politische Treiben der Neuwahlen stand so sehr im Vordergrunde, daß die Verleger vor größeren „lancements" zurückschrecken. Von Jean Lorrain brachte Ollendorff einen Band Novellen heraus, der, dem Inhalte entsprechend, den etwas verzwickten Titel „Princesses d'idoire et d'ivresse" führt. Im Verlag der „Plume" erscheint ein „Abenteurerroman" von Valentin Mandelstamm, der sich „L'Amoral" benennt und eine eigentümliche Strebergestalt vorführt, die gern ins Uebermenschliche interpretiert werden möchte. — Téodor de Wyzewa schrieb ein Vorwort zu den „Memoiren eines Arztes" von Doktor Weressajew, die innerhalb weniger Monate in der russischen Gesellschaft so viel Aufsehen erregt haben (deutsch bei Robert Lutz in Stuttgart erschienen. D. Red.). Die vorzügliche Uebertragung von S. M. Persky ist in der Librairie académique Perrin erschienen. — „Les Chants de la vie ardente" (bei Fasquelle) nennt sich eine Gedichtsammlung von Saint-Georges de Bouhélier, die in klassischen Metren das Liebesleben zweier Seelen schildert. Das wahrhaft große Talent des Verfassers hat sich seit seinen letzten Produktionen sehr geklärt. — Daniel Borys, gleich Pierre Loti Marineoffizier, veröffentlicht augenblicklich in der „Plume" einen Matrosenroman „Le galon". Ein Gedichtband desselben Verfassers erscheint im Verlage dieser Zeitschrift. „La Mosaïque du Rêve" (mit einem Vorworte von Pierre Quillard) bringt Sonette und freie Rhythmen meist beschreibenden Inhalts.

In ihrem ersten Aprilheft bringt die „Revue de Paris" einen Beitrag von Ch. Baille über Frau von Staël und ihren Gemahl. Das Eheleben der berühmten Schriftstellerin ist wenig bekannt, und über den Freiherrn von Staël-Holstein wurden oft unrichtige Thatsachen vorgebracht. Er war schwedischer Gesandter zu Paris von 1777 bis 1800 und starb 1802 im Alter von 51 Jahren auf einer Reise nach der Schweiz, die er in Gemeinschaft mit seiner Frau unternommen hatte. Er hatte übrigens in der besten Weise die schwere Aufgabe zu lösen gesucht, der Mann einer großen Frau zu sein. — Das folgende Heft führt Marcel Prévost mit „Lettres à ma Nièce" über den höheren Unterricht junger Mädchen ein. — Henri Lichtenberger bringt eine Analyse des neuen Nachlaßbandes Friedrich Nietzsches „Der Wille zur Macht". Der sehr fein geschriebene Aufsatz betitelt sich „Das philosophische Testament Nietzsches". — Reizend berichtet Frau Marcelle Tinayre über „Einen Tag in Port-Royal des Champs", wo die ganze Geschichte des Jansenistenhauses in lebendiger Weise vor unseren Augen vorbeizieht. Mit diesem, nach dem klassischen Werke Sainte-Beuves um so schwierigeren Wagnis hat die Verfasserin alle Ehre eingelegt.

Von der „Revue des deux Mondes" ist wenig zu berichten. Das Interessanteste daran ist immer noch Paul Bourgets Roman „L'étape", der am 1. Mai abschloß. Im zweiten April-Hefte untersucht René Doumic die dramatischen Werke der Romantiker, hauptsächlich mit Hinweisung auf das hier bereits erwähnte Werk von Léon Séché „Alfred de Vigny et son temps". — „Zwei neue Francesca da Rimini", die englische von Stephen Phillips („Paola and Francesca") und die italienische von D'Annunzio, geben T. de Wyzewa zu interessanten Erörterungen Gelegenheit. — „Les Synesthésies et l'école Symboliste" nennt sich ein Aufsatz von Victor Ségalen im „Mercure de France" (April). Synesthésie ist ein von Millet zuerst benutzter Ausdruck, der „sensations associés" bedeutet. Die „audition coloriée" ist ein spezieller Fall davon. Es werden nun aus der modernen Litteratur die Beispiele von solchen künstlerischen Eindrücken auf gleichzeitig verschiedene Sinne vorgeführt. Man weiß, daß das berühmte „Sonnet des voyelles" von Arthur Rimband die Aufmerksamkeit zuerst auf diese Abnormität lenkte. — Die neuesten Hefte der „Revue blanche" waren meist sozialwissenschaftlichen Inhalts. In der zweiten Aprilnummer hält Fernand Caussy, gelegentlich des neuen Romanes von René Boylesve, Heerschau über die galanten Erzähler in der französischen Litteratur seit dem achtzehnten Jahrhundert von Crébillon fils, La Morlière, Besenval u. a. bis zur Wiederbelebung dieses Genres in unseren Tagen durch Henri de Régnier, Jean Lorrain, Pierre Louys ꝛc. („D'une lignée de conteurs galants"). — Zwei an der chinesischen Botschaft zu Paris akkreditierte „Attachés" dedizieren Frau Judith Gautier (deren chinesische Sammlung „Le livre de Jade" in neuer Auflage erschienen ist) chinesische Preisgedichte, die hier französisch wiedergegeben werden. — Aus dem Inhalte der „Plume" nenne ich eine Studie von Pierre Jandon „Hugoliens et Mallarméens" (1. April); eine bissige Silhouette Octave Mirbeaus von Louis Sitti, einen Essai von M. Golberg über Böcklin und Uebertragungen von Peter Altenberg durch A. Basler und R. Meunier. — In „L'Européen" (Nr. 20) berichtet Georges Eekhoud über die vlämische Litteratur von 1830 bis 1902. — „L'Ermitage" (April) druckt die auf der brüsseler „Libre Esthétique" gehaltene Conférence von Eugène Ronart „Der Künstler und die Gesellschaft" ab. — In der „Revue biblio-iconographique" (April) ist eine historische Studie von Nauroy über das berühmte Drucker- und Verlegerhaus Firmin-Didot zu lesen.

Die Theaterernte war im Laufe des Monats ziemlich spärlich, erst in den letzten Tagen begann wieder eine Première auf die andere zu folgen. Die „Latins" gaben am 5. April ihren zweiten Abend. Es wurde die „Mandragola" von Macchiavelli und „Bilora" des Venezianers Angelo Beolco (Ruzante), leider ziemlich mittelmäßig, gespielt. — Im Théâtre Antoine gefiel „Coeur vernis", ein vieraktiges Stück von Marcel Luguet und Marcel Lauras nur halb und halb (10. April). Diese „gefirnißten" Herzen, über die alles hingleitet, ohne Spuren zu hinterlassen, kamen dem Publikum doch etwas zu unwahrscheinlich vor. — Um einem idyllischen Geschichtchen einen historischen Hintergrund zu geben, führt uns G. Lenôtre in die Revolutionstage der Dreißigerjahre ein: „Les trois Glorieuses" konnte aber trotz vorzüglicher Darstellung im „Odéon" (20. April) als „Drama" nicht genügend fesseln. — Eine dritte „Francesca da Rimini", von F. Marion Crawford, hat Marcel Schwob für das „Théâtre Sarah Bernhardt" übersetzt (22. April). Die Ausstattung war großartig, und die „große" Sarah wurde in der Titelrolle wieder einmal „göttlich" gefunden. Besondere Erwähnung verdient die sehr geschickte Uebertragung. — Einen recht großen und verdienten Erfolg errang im Vaudeville (24. April) Henry Bataille mit seinem

neuen Stück „Masque", das halb Komödie, halb Tragödie ist. Der Schriftsteller Demieulle führt das leichtsinnigste Coulissenleben, und seine Frau setzt sich die „Maske" des Ehebruchs auf, um ihn wiederzugewinnen. Psychologisch schwierige Szenen sind geschickt eingeführt, und in der Umgebung der Frau Réjane wird (in Paris wenigstens) immer gut gespielt.

Paris. *Henri Albert.*

Russischer Brief.

Maxim Gorkis Drama „Die Kleinbürger" hat bei der petersburger Erstaufführung nur einen halben Erfolg davongetragen. So berichten wenigstens die Zeitungen, und wenn man das Stück liest, so ist man geneigt, den Berichten Glauben zu schenken. „Die Kleinbürger" geben sich als eine Reihe lose zusammenhängender Szenen, ohne jede Handlung, ohne Entwickelung, ohne Haupt- und Nebenpersonen. Das Grundmotiv ist der alte Konflikt zwischen Vätern und Söhnen, ein Kampf so resultatlos und nutzlos, wie nur je einer, denn der alte Bessemenow und seine Kinder, Peter und Tatjana, reden zwei verschiedene Sprachen, so daß eine Verständigung ganz unmöglich ist. In der Charakteristik der einzelnen Personen bewährt sich Gorki freilich als der große, längst anerkannte Meister. Gestalten, wie der Kirchensänger Teterew oder der Maschinist Nil, stellen sich den Konowalow, Tschelkasch u. a. würdig zur Seite, ich glaube aber, daß sie auf der Bühne ebensoviel verlieren müssen, als sie bei der Lektüre fesseln. Einzelne naive Kritiker sehen in dieser Bewegungs- und Entwickelungslosigkeit des Dramas einen neuen Kunststil, ohne zu ahnen, daß man in Deutschland über dergleichen naturalistische Zustandsschilderungen längst hinaus ist.

Die tragikomische Geschichte von Maxim Gorkis Ernennung zum Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften und von der drei Wochen später erfolgten Zurücknahme dieser Ernennung ist wohl auch in den deutschen Zeitungen zu lesen gewesen (vgl. Sp. 1008). Eine vollkommenere Blamage hätte sich die Akademie nicht leicht bereiten können.

Zugleich mit Gorki wurde einer der ältesten russischen Schriftsteller, A. W. Ssuchowo-Kobylin, zum Ehrenmitglied der Akademie ernannt. Der ganze Ruhm dieses Autors gründet sich auf eine Komödie „Die Hochzeit Kretschinskis" — ein Stück, das nun schon ein halbes Jahrhundert das Repertoire der russischen Bühnen beherrscht. Vor einigen Monaten machten ein paar russisch-französische Journalisten, die nichts besseres zu thun hatten, den Versuch, diese spezifisch-russische Komödie auf einer pariser Bühne zur Aufführung zu bringen; natürlich endigte die Geschichte mit einem vollständigen Fiasko, das man dem greisen Verfasser wohl hätte ersparen können. Die Intrigue des Stückes ist für ein französisches Publikum zu naiv, und um die unvergleichliche Charakterzeichnung der beiden Hauptpersonen, des Hochstaplers Kretschinski und des Parasiten Rasplujew, zu würdigen, muß man mit dem russischen Leben vertrauter sein, als man es in Paris im allgemeinen ist. Für den Russen sind Kretschinski und Rasplujew geradezu Gattungsnamen, und einzelne Aussprüche der beiden sind längst sprichwörtlich geworden.

Am 6. April wurde der Dichter Gleb Uspenski durch den Tod von einem qualvollen Leben erlöst. Ueber zehn Jahre hatte er in geistiger Umnachtung dahinvegetiert. Geboren war er 1840; sein erstes größeres Werk, der Roman „Die Sitten der Rasterajewstraße", erschien 1866. Mit wunderbarer Kunst schildert Uspenski in seinen Hauptwerken den Zwiespalt, unter dem in den Sechziger- und Siebzigerjahren gerade die Besten in Rußland schwer zu leiden hatten. Auf der einen Seite stand das Volk, das eben erst von den Fesseln der Leibeigenschaft befreit war und nun vergeblich nach einer Unterweisung verlangte, wie es seine neue Freiheit nützen könne; und auf der andern Seite die europäisch gebildete Gesellschaft, von dem heißen Wunsche beseelt, dem Volk in seiner Not zu helfen, aber mit seinen Bedürfnissen nicht vertraut, nicht genug vorbereitet zur Lösung einer so verantwortungsvollen kulturellen Aufgabe. Die tragischen Konsequenzen dieses Zwiespaltes bilden die Grundlage der meisten Schöpfungen Uspenskis, der Romane und Novellen: „Die Macht der Erde", „Aus dem Tagebuche eines Landbewohners", „Ungelöste Bande" u. a.

In den Zeitschriften fand sich neuerdings mancherlei Interessantes. Im „Wostnik Jowropy" bringt Prof. Alexei Wesselowski seine inzwischen auch als Buch erschienenen Byron-Studien zum Abschluß und begrüßt die „gegenwärtig immer deutlicher zu Tage tretende Umkehr zu Byron" als erfreuliches Symptom, denn nie könne „das sterben, was wahrhaft groß in Byron war, seine gewaltige künstlerische Kraft, verbunden mit titanischer Gedankenkühnheit, sein stolzes Selbstbewußtsein und sein heldenmütiger Altruismus, der für die allgemeine Sache in den Tod geht". — Einen neuen Beitrag zur Gogol-Forschung giebt im selben Blatt Prof. Kotschubinski. Er bespricht Gogols römischen Aufenthalt im Jahre 1837 und den starken Einfluß, den die katholische Propaganda der Fürstin Sinaida Wolkonski, einer russischen Konvertitin, und der polnischen Emigranten Siemienienko und Kaisiewicz auf das weiche Gemüt des Dichters hatte. Aus den letzten Heften derselben Zeitschrift sei noch ein interessanter Artikel von Jurij Wesselowski erwähnt „Die französische Gesellschaft am Ende des 19. Jahrhunderts im Spiegelbild der Dichtung", sowie Sinaida Wengerowas ziemlich kühle Besprechung von Hauptmanns Komödie „Der Rote Hahn". Der „Wostnik Jowropy" bringt auch eine recht gelungene Uebersetzung von Felix Holländers Roman „Der Weg des Thomas Truck". — In der „Russkaja Myssl" finden wir Gabriele Reuters „Ellen von der Weiden" in russischer Uebersetzung, ferner eine längere anonyme Monographie über „Die Entwickelung der deutschen Litteratur im 19. Jahrhundert", die sich zwar im wesentlichen an Richard M. Meyers bekanntes Buch anlehnt, daneben aber auch mancherlei Neues und Eigenes bringt.

Die französische Victor Hugo-Feier hat auch in Rußland Widerhall gefunden. Fast alle Zeitschriften leisteten sich Fest-Artikel, die aber mehr vom guten Willen der Verfasser, als von aufrichtiger Begeisterung zeugten. Es sei übrigens erwähnt, daß Leo Tolstoi noch vor kurzem Hugos „Misérables" als einen der besten Romane, die er kenne, bezeichnet hat.

Der „Mir Boshij" bringt in seinem Märzheft interessante „Memoiren eines dorpater Studenten" von Eugen Degen — interessant besonders dadurch, daß sie von einem Russen geschrieben sind und auf das sonst so wenig beachtete Leben der russischen Studenten in Dorpat besondere Rücksicht nehmen; außerdem war Degen gerade zu der Zeit in Dorpat, wo die Russifizierung der Universität ihren Anfang nahm; über diese Reform ist so viel gesprochen, gestritten und — gelogen worden, daß es wirklich eine Freude ist, einmal eine durchaus objektive, unparteiische Stimme zu hören. — Ebenfalls Bilder aus dem Studentenleben, aber aus dem berliner, giebt G. Großmann in der Zeitschrift „Obrasowanije". Das Korporationswesen, der Kampf um die akademische Lesehalle, um das Frauenstudium, die Finkenschaftsbewegung werden anschaulich, stellenweise sehr amüsant geschildert. U. a. charakterisiert der Verfasser auch die jüngsten Musenalmanache der berliner, göttinger und leipziger Studenten. „Die zwei berliner Almanache tragen den fortschrittlichsten, modernsten Charakter. Ihre Mitarbeiter werden vorzugsweise in liberalen Berufen, als Advokaten, Aerzte, Journalisten ihr Glück machen. Die mystisch, ethisch und religiös gestimmten Dichter des leipziger Almanachs werden einst als Pastoren, Gymnasiallehrer u. dergl. die wohlgesinnte Philisterschaft, die den eigentlichen Kern der modernen deutschen Gesellschaft bildet, erziehen und belehren. Die aristokratischen Göttinger endlich, die in litterarischer Hinsicht auf der Mittellinie gehen, werden zum Teil auf ihre väterlichen Güter zurück-

kehren, zum Teil als Vertreter des Staates und der Regierung thätig sein."

Moskau. *Arthur Luther.*

Norwegischer Brief.

Nachdem in letzter Zeit sowohl von Ibsens wie Björnsons dramatischen Werken ansprechend ausgestattete und zugleich wohlfeile Sammelausgaben erschienen sind, hat in den letzten Wochen auch unser hervorragendster Prosaist seine früheren Arbeiten zu einer ziemlich umfangreichen Volksausgabe vereinigt. Natürlich war es wiederum ein geschäftskundiger kopenhagener Verlag, dem die Durchführung dieses buchhändlerischen Planes vorbehalten blieb, und der unseren eigenen Verlagshäusern wiederum eine Gelegenheit aus den Händen nahm, für die größten Dichtungswerke im eigenen Lande ein festes Absatzgebiet zu schaffen. Die neuerscheinende Ausgabe von Jonas Lies gesammelten Werken (Kopenhagen, Gyldendalscher Verlag) bietet nun vornehmlich insofern Interesse, als manche von den älteren Arbeiten des berühmten Erzählers, die im Laufe der Zeit mehr oder minder in Vergessenheit geraten sind, hier von neuem vor den Leser treten und somit die künstlerische Physiognomie von Lies Entwicklungsgang in schätzbarer Art vervollständigen. Als einleitende Veröffentlichung ist die im Jahre 1870 zuerst publizierte Novelle „Den fremsynte eller Billeder fra Nordland" — Lies Erstlingswerk im erzählenden Genre — gewählt worden. Als nächste folgen „Tremasteren Fremtiden" („Der Dreimaster Zukunft") und „Trold" („Spuk"). Außer den Prosaarbeiten wird die Sammlung übrigens auch die dramatischen Versuche des Dichters umfassen, ebenso ist bei Abschluß des ganzen Werkes, das etwa 60 Lieferungen umfassen soll, eine Biographie des Dichters aus der Feder seines Sohnes Erik geplant.

Unter den periodischen Erscheinungen ist auf eine besonders lesenswerte Würdigung des alten Nordlandskalden Peter Daß (geboren 1647 in Nord-Herö, Bezirk Alstahoug) im „Folkebladet" (Heft 7) hinzuweisen. Peter Daß, dessen volkstümliche Dichtungen mehrere Jahrhunderte lang unter den breiten Schichten der norwegischen „Almoge"-Bevölkerung mit fast unverminderter Frische fortlebten, ist einer der wenigen, die uns von altnordischem Leben, Sitten und Gesellschaftsverhältnissen dichterische Kunde hinterlassen haben. Sein bekanntestes Werk, „Nordlands Trompet", enthält eine poetische Schilderung des heutigen Stiftgebietes Tromsoe. Unter den älteren Kritiken, die sich mit Daß Bedeutung für die norwegische Litteratur befassen, darf Welhavens historische Abhandlung „Der Dichter von Alstahoug" noch heute Beachtung beanspruchen. Verehrer des alten, liederfrohen Skalden haben sich übrigens in den letzten Wochen zusammengethan, um dem Dichter ein Monument zu errichten, dessen Ausführung dem Bildhauer Georg Heggelund übertragen wurde. — „Urd" nimmt (Heft 11) in einer „Per Gynt" betitelten Studie die Wesensart des norwegischen Volkscharakters, insbesondere dessen Beeinflussung durch eine großzügige, von titanischen Gewalten durchwobene Natur, zum Ausgangspunkt einer kritischen Würdigung verschiedener ibsenscher Dramengestalten. Unter spezieller Bezugnahme auf Per Gynt verteidigt der Verfasser den Dichter gegen die einigermaßen landläufig gewordene Auffassung der modernen Tageskritik, die in dem Helden des ibsenschen Stückes zunächst nur die Inkarnation einer kraß-egoistischen Denkungsart und auch im Wesen der Solveig nur die matten Reflexe bleichsüchtig-hysterischer Ueberspanntheit zu würdigen verstehe. — Heft 13 und 14 der gleichen Zeitschrift bietet eine zusammenhängende Wiedergabe von Victor Hugos Jugend- und Liebeskorrespondenz während der Zwanzigerjahre des vorigen Jahrhunderts. — Aus dem Inhalt des „Kringsjaa" sei eine Studie über die Naturgeschichte der Norddeutschen erwähnt. Die Abhandlung, die sich teilweise auf ausländische (d. h. nicht-deutsche) Quellen stützt, läßt den intellektuellen und physischen Vorzügen der Norddeutschen im ganzen Gerechtigkeit widerfahren, obgleich ihr Verfasser manchen Erscheinungen des norddeutschen Volksempfindens in Litteratur und Kunst mit offenbarem Mangel an Verständnis gegenübersteht.

Christiania. *Viggo Moe.*

Amerikanischer Brief.

Der Inhalt der März- und Aprilnummern der Magazine war sehr reichhaltig. Das Märzheft der „North American Review" brachte einen Artikel über die leidige Theaterfrage aus der Feder des gediegenen dramatischen Kritikers Brander Mathews. Der Verfasser charakterisiert zunächst das Théâtre Français, giebt dann einen Ueberblick über die Bühnen Berlins und Wiens und entwirft endlich in großen Umrissen einen Plan zur Gründung eines aus rein künstlerischen Rücksichten zu leitenden Theaters in New York. Er warnt vor der Nachgiebigkeit den verschiedenen Moderichtungen gegenüber und vor der volkserzieherischen Pose, die sich in Phrasen über die Erhebung der Bühne gefällt; die Leiter des Theaters dürften nicht darauf ausgehen, neue Dramatiker zu entdecken oder dem Publikum Sachen aufzudrängen, für die es nicht reif sei; an der Spitze des Unternehmens müßten Männer von Geschmack und Geschäftstalent stehen, die von der Basis der bestehenden Verhältnisse aus an der Neugestaltung der amerikanischen Bühne zu arbeiten gewillt seien. — Im Aprilheft bespricht Henry James die Biographie George Sands, die Madame Wladimir Karenine zur Verfasserin hat (George Sand. Sa Vie et ses Oeuvres, Paris 1899). Er sagt, es sei auffallend, daß das Volk, das Balzac hervorgebracht habe, nicht zu reden von Sainte-Beuve, keinen Boswell, Lockhart oder Trevelyan aufzuweisen habe, und nennt es eigentümlich, daß die erste erschöpfende Biographie der George Sand der Feder einer Ausländerin entstammt. Das Werk, von dem der zweite Band nur bis zum Jahre 1838 reicht, sei weitschweifig und nicht viel mehr als eine reichhaltige Materialsammlung; es sei bemerkenswert sachlich und zugleich merkwürdig provinziell. Nichts berühre sonderbarer an dieser Biographie, als die Verbindung von psychologischem Tiefblick und veralteten ästhetischen Urteilen. Im weiteren Verlauf seiner Bemerkungen schweift James, von seiner Bewunderung für das Genie George Sands hingerissen, mehr zu ihr selbst ab, so daß der Artikel sich zuletzt mehr wie eine — übrigens höchst interessante — Charakteristik der französischen Dichterin liest.

Das Märzheft der „Atlantic Monthly" enthielt einen Artikel über Dante als Lyriker von William Roscoe Thayer; das Aprilheft eine Charakteristik Jane Austens von Ferris Greenslet und eine Besprechung des Schillerbuches von Prof. Calvin Thomas von Starr Willard Cutting. — Im Märzheft des „International Monthly" schrieb Alfred Fouillée über zeitgenössische französische Philosophie und der englische Kritiker Richard Garnett über Giosuè Carducci. Er vergleicht gegen den Schluß des interessanten Essais Carducci und D'Annunzio sehr zu Ungunsten des letzteren, obgleich er zugiebt, daß dessen Gedichte trotz aller Mängel einen reichen Schatz an Schönheit und Wohllaut besitzen; sein Tadel bezieht sich vornehmlich auf D'Annunzios angeblichen Appell an die korrupten Instinkte seiner Leser. — Die Märznummer des „Critic" enthält einen Artikel von Wolf von Schierbrand über die großen deutschen Zeitschriften und eine Charakteristik Ibsens von Christian Brinton, der die berühmtesten Ibsenkarikaturen beigegeben sind. Das Aprilheft derselben Zeitschrift brachte einen Artikel über die großen russischen Zeitschriften von Victor Yarros. — Im Märzheft des „Bookman" beschloß Vicomte de Lovenjoul seine Essais über Balzac und Madame Hanska; in der Aprilnummer werden weitere Reminiszenzen über die litterarische und künst-

lerische Bohème Londons in den Siebzigerjahren aufgetischt. und Paul Wilstach beginnt eine längere Arbeit über die Dramatisierungen scottscher Romane. Am interessantesten und ergötzlichsten liest sich ein kurzer Artikel von F. M. Colby, dem Herausgeber des „International Year Book", worin er sich unter der Ueberschrift „Der nationale Winkel" über die Kontroversen lustig macht, die Prof. Hugo Münsterbergs „American Traits" (vgl. Sp. 711) hervorgerufen haben, und nicht zum mindesten ein wenig über das Buch selbst. — In der Aprilnummer des „Criterion" beginnt Rupert Hughes eine Reihe von Artikeln über die Liebesaffairen großer Musiker, und Charles Henry Meltzer blickt auf ein Jahrhundert Schauspielkunst zurück.

Eine der hervorragendsten Novitäten der Novellistik ist der Band Skizzen, Phantasieen und Novelletten, die der Musikkritiker James Huneker unter dem Titel „Melomaniacs" veröffentlicht hat. Huneker ist ein bedeutender Stilist und ein arger Ketzer; das genügt, um jedem seiner Bücher die Aufmerksamkeit der Kreise zu sichern, die in der einen oder in der anderen Richtung ausgetretene Pfade vermeiden. Es ist ein Buch für die Wissenden, aber nicht für Fachmusiker, die ihr Wissen und Verstehen hübsch sorgsam in die Schablone bestimmter Schulen pressen, sondern für solche, die über die Grenzen ihres Fachs hinauszublicken imstande sind. Der ästhetische Nihilismus des Verfassers, der erschreckend ungeniert mit Chopin, Wagner, Richard Strauß und anderen umspringt, berührt manchmal wie eine Pose. Aber interessant ist der Verfasser dieser novellistischen Beiträge zur Psychologie der Musiker immer, denn seine halb realistischen, halb phantastischen Studien sind in einem durchaus individuellen Stil geschrieben. Huneker gehört zu dem Kreise amerikanischer Litteraten, die, die Alltagsmünzen des englischen Wortschatzes verschmähend, nach dem „epithète rare" greifen. Das Buch mag seines Titels halber in weitere Kreise dringen, als Hunekers „Mezzotints in Music" und sein „Chopin", aber einen großen buchhändlerischen Erfolg wird es schwerlich haben. — Auch die zweite Novität des Märzmonats gehört nicht zu den Büchern, die die Hunderttausendziffer zu erreichen bestimmt sind. Mrs. Edith Whartons gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Italien spielender Roman „The Valley of Decision" ist ihr erstes größeres Werk und wohl auch das erste, in dem sie sich von dem Einfluß ihres Meisters Henry James ganz frei gemacht hat. Allerdings verschmäht sie auch hier, durch eine im üblichen Sinne des Wortes romanhafte Handlung den Leser zu gewinnen, sondern beschränkt sich darauf, an unsichtbarem Faden Bild um Bild aus der inneren Geschichte Italiens in jener wetterschwülen Periode aufzureihen. Und jedes Bild ist ein Kunstwerk von eigenartig objektiver Auffassung und doch von jener Subjektivität der Darstellung, daß man sofort die Hand erät, die die Feder geführt hat. „The Valley of Decision" ist ein überaus feines Buch und mag denjenigen, die die rohe Mache der historischen Romane mit Ekel erkannt haben, den Glauben an die amerikanische Belletristik wiedergeben.

Das dramatische Ereignis der vergangenen zwei Monate und vielleicht der ganzen Saison (da uns der Rest derselben schwerlich eine Ueberraschung bieten dürfte), war das Gastspiel der Mrs. Patrick Campbell und ihrer londoner Gesellschaft. Die Aufführung von Maeterlincks „Pelleas et Melisande" war von vornherein als Experiment zu betrachten und kommt daher nicht eigentlich in Betracht; daß aber ein Repertoire, das aus Pineros „Second Mrs. Tanqueray" und „Notorious Mrs. Ebbsmith", aus Sudermanns „Heimat", Echegarays „Mariana" und Björnsons „Ueber unsere Kraft" (I. Teil) bestand, sich mehrere Wochen als zugkräftig erweisen konnte, zeugt von dem unberechenbaren Geschmack des hiesigen Publikums. Vielleicht sind ihm die Augen für manches geöffnet worden, was ihm bisher von der gelblichen Presse als ungenießbar geschildert wurde; jedenfalls aber haben die hiesigen Bühnenkünstlerinnen von Mrs. Campbells diskretem Spiel viel lernen können. War es auch nicht ganz frei von Manieriertheit, so war es doch stets individuell. Ihre Gesellschaft aber war manchen der Aufgaben, die sie sich gestellt hatte, kaum gewachsen. — Die „American Academy of Dramatic Arts" hat in ihrer letzten Matinee auch wieder einige Novitäten zur Aufführung gebracht, unter ihnen ein einaktiges ländliches Lustspiel von Echegaray: „Die letzte Gunst" und den Schlußakt aus Sudermanns „Johannes". — Im Empire Theater wird seit mehreren Wochen Ludwig Fuldas „Zwillingsschwester" mit Erfolg in einer englischen Uebersetzung gegeben. Im Bijou geht „A Modern Magdalen" nach einem norwegischen Stück von Jensen über die Bühne; in der Academy of Music läßt Blanche Bates die Dramatisierung von Ouidas Roman „Under two Flags" wiederauferstehen, im neuen Savoy giebt Richard Harding Davis' Roman „Soldiers of Fortune" einem neuen Star Gelegenheit, sich in der Rolle eines echten „American boy" zu zeigen; im Wallacks hat Kyrle Bellew wochenlang eine Bearbeitung von Weymans „A Gentleman of France" gespielt. Im Deutschen Theater gelangte Tolstois „Macht der Finsternis" zur Aufführung. Andere Novitäten dürften die in Aussicht stehenden Gastspiele von Ferdinand Bonn, Helene Odilon und Adolf Sonnenthal bringen. — Direktor Conried, der sich durch seine Aufführungen klassischer Dramen in den Universitäten von Harvard, Yale und Philadelphia unstreitig ein Verdienst um die Förderung des deutschen Litteraturstudiums erworben hat, ist unlängst von der Universität von Pennsylvanien zum magister artium ernannt worden.

New York. *A. von Ende.*

Echo der Bühnen.

Hamburg. Am 11. April wurde im Deutschen Schauspielhaus das Erstlingswerk eines jungen österreichischen Dramatikers aufgeführt, das sich als eine so starke, sichere Talentprobe erwies, daß man gut thun wird, sich den Namen des Autors für die Zukunft zu merken. Paul Busson heißt er, „Ruhmlose Helden" sein Werk. „Dramatische Balladen" nennt es Busson in übergroßer Bescheidenheit. Aber es sind mehr als dramatische Balladen, mehr als szenische Einzelbilder, was uns geboten wird. Es sind vier vollständig selbständige Einakter, die in ihrer straffen Szenenführung, ihrer treffenden Charakteristik, der dramatischen Wucht der Handlung und der bei einem Anfänger geradezu erstaunlichen Technik, auch aus dem Rahmen des Ganzen losgelöst, eine volle Wirkung erzielen würden. Daß diese vier Einakter durch eine gemeinsame Idee zusammengehalten werden, ist nur ein weiterer Beweis für das Können des Autors.

In einem Vorspiel sehen wir den Tod, den Dichter und die Schatten der vier Helden, deren Thaten kein Lied, kein Denkmal kündet. Diese Schatten nun werden vor unseren Augen zu neuem Leben erweckt. Nach Arabien führt uns das erste dieser dramatischen Bilder: „Leben um Leben". Die beiden Scheiche Omar und Hassan sind Blutsbrüder, nachdem Omar dem Hassan das Leben gerettet hat. Jetzt sind beide in der Gewalt des Türken Muley Bey. Einer von ihnen soll dem Tode verfallen, das Los darüber entscheiden. Ein edler Wettstreit entspinnt sich zwischen beiden, wer den Tod erleiden will. Der Türke, der Hassan leben lassen möchte, flüstert ihm zu, in welcher Schale das verderbenbringende Los ruht. Aber Hassan wählt nun bewußt das Todeslos und stirbt für Omar. Das Hohelied der Freundschaft. — Nach Rußland versetzt uns das zweite Bild:

„Die Flüchtlinge". Ein nihilistischer Anschlag ist entdeckt worden. Wanja Norakin, seine Braut Olga und deren Bruder Theodor schweben in Gefahr, verhaftet zu werden. Draußen im Hafen liegt ein schwedisches Schiff. Darauf könnten sie sich retten. Aber sie brauchen Passagierscheine, um durch den Truppenkordon zum Hafen gelangen zu können. Olga wendet sich an den Reeder Ubilkow. Dieser ist bereit, die Scheine zu geben, aber um einen Preis: Olga selbst. Diese willigt nach hartem Kampfe ein, um in dem Augenblick, wo sich Bruder und Geliebter in Sicherheit befinden, sich den Dolch in die Brust zu stoßen. — Drittes Bild: „Coeurdame", zur Rokokozeit spielend. Roger de Barignac liebt Yvonne de Kerendar. Im Augenblick, wo er ihr seine Liebe gesteht, erscheint Yvonnes Gemahl, der Vicomte, ein alter Trunkenbold, unerwartet im Schloß. Roger flüchtet in die große Standuhr. Der Vicomte hat aber einen Schatten am Fenster gesehen. Sein Verdacht ist rege. Sein Blick fällt auf die Uhr, die stehen geblieben ist. Er nimmt seine Pistole und schießt mitten durch den Kasten der Uhr. Nichts rührt sich. Erst als der Vicomte das Zimmer verlassen, kommt Roger, tödlich verwundet, hervor, um dann draußen auf der Straße zusammenzubrechen. Er ist für seine Liebe gestorben und nimmt das Geheimnis mit ins Grab. — In die Zeit der Freiheitskämpfe führt das vierte Bild: „Morgenrot". Der Lehrer eines Dorfes leistet den Franzosen Spionendienste. Der Fluch seiner Frau, die Verachtung seines Kindes, der Haß der Dorfbewohner folgen ihm nach. Er aber führt den Feind statt auf den rechten Weg in eine Falle, aus der es keine Rettung giebt. Von Bajonettstichen durchbohrt, stirbt der angebliche Verräter den Heldentod, ruhmlos, verkannt.

Dies der kurze Inhalt der vier Einakter, die statt unsicheren Umhertappens ein so tüchtiges, sicheres Können verraten, eine so ursprüngliche dramatische Kraft, daß man sich ihrer aufrichtig freuen kann, denn sie sind mehr als eine sogenannte „Talentprobe".

Paul Raché.

München. Robert Reinert nennt sich der Autor einer einaktigen Komödie „Madonna", die im Schauspielhause zu ihrer ersten Aufführung gelangte. Der Verfasser hat nicht klug daran gethan, sich mit diesem lustigen, aber nichtssagenden Gemeinplatz einzuführen, zumal man dadurch gegen die Versprechungen, die die Direktion des Theaters mit jedenfalls ernster zu nehmenden Stücken desselben Autors gemacht hat, einigermaßen mißtrauisch werden dürfte. Mit dem Namen eines Schriftstellers, dessen erste Talentprobe aus guten Situationskalauern, witzigem Feuilletondialog und jener verdächtigen Geschicklichkeit besteht, den gesehenen Charakter je nach der stofflichen Notwendigkeit, etwas nach rechts oder links zu verzeichnen, pflegt man gemeinhin den Begriff der Litteratur nicht allzu eng zu verknüpfen. Ich möchte mich also mit dem Lachen, das die kleine Posse zweifellos erzeugt, vorläufig begnügen, um erst dann, wenn die ernsteren Versprechungen eingelöst sind, ein Wort über den Autor zu sagen.

Leo Greiner.

Wien. Das Raimundtheater, das den ganzen Winter über mit gutem pekuniärem Erfolge die Operette pflegte, hat sich nun gegen Ende der Saison wieder seiner ursprünglichen litterarischen Bestimmung erinnert und zwei bleibtreusche Dramen zur Aufführung gebracht. Die „Freimaurer" und das „Weltgericht" entrollen vor den Augen des Zuschauers, aber wohlgemerkt nur des Zuschauers, der über umfassende historische Kenntnisse verfügt, ein Wandeldiorama, das mit der bekannten Halsbandgeschichte beginnt, durch alle Greuel der Schreckensherrschaft hindurchführt und — wenigstens im Raimundtheater — mit dem Aufflammen des Sternes Napoleons endigt. Was es an Requisiten im wörtlichen und übertragenen Sinne giebt, das hat Bleibtreu in seine Dramen hineingepackt. Immerfort erklingt die Marseillaise, knattern Gewehrsalven und grollen Kanonenschüsse; der Regisseur mag seine Not mit der Inszenierung gehabt haben. Und erst die Requisiten im übertragenen Sinne: die unzähligen geschichtlichen Persönlichkeiten, die da über die Bretter wandeln, die Danton und Robespierre, die Egalité und Cagliostro, die Damen Rolland und Tallien! Der Dichter rief, und alle, alle kamen . . . Freilich, wer nicht die erforderlichen geschichtlichen Vorkenntnisse vom Gymnasium mitgebracht hat, dem werden all die kaum charakterisierten Figuren wenig sagen. Auch der Gestalten des Napoleon und der Josephine wird nur der froh werden, der aus dem kleinen Pütz oder dem Gindely weiß, was sich in jener Epoche der Historie zugetragen, die schon außerhalb des Rahmens der Dichtung liegt. Unbegreiflich ist es, daß Bleibtreu auf die Figur des Mirabeau verzichtete, die ihm doch Gelegenheit geboten hätte, die Revolution von einem höheren Standpunkte als dem des Polizeiberichterstatters zu betrachten, der eifrig alle Morithaten registriert, unbekümmert um die Gewalten, welche die trägen Massen erst in glühenden Fluß gebracht haben. Die starken Wirkungen, die die Dramen stellenweise erzielen, lassen gleichwohl ein starkes Bühnentalent erkennen, wie es der Dichter denn auch in anderen Werken, die geringere Anforderungen an die Kunst der Komposition stellten, schon bekundet hat. Einzelne Szenen, so das Auftreten Napoleons vor dem Konvent, sind trefflich gelungen. Aber es fehlt das einigende Band, das alle die interessanten Vorgänge miteinander verknüpfen müßte, um aus den vielen schönen Stücken ein Stück zu machen.

Im Jubiläumstheater ist ein Dichter zu Wort gekommen, dessen Begabung auf anderem als dem dramatischen Gebiete längst bewährt ist: Karl Baron Torresanis Sittenbild „Die Mikesch-Mali" ist aus einer der Novellen in der Sammlung „Aus drei Weltstädten" entstanden und kann seinen epischen Ursprung nicht verleugnen. Die Mikesch-Mali ist die Tochter eines vergrämten Pensionisten; in dem betrüblichen Milieu einer Familie, die bei knappem Einkommen doch ein gewisses gesellschaftliches Ansehen zu wahren hat, wächst sie auf und altert. Auf dem unwahrscheinlichen Wege der Heiratsvermittlung durch einen Cafétier, der sein Lokal in eine Art Kommissionslager heiratslustiger Damen verwandelt hat, lernt sie einen braven, aber etwas galligen und nervösen älteren Herrn von der Post kennen, der ihr sofort einen Heiratsantrag macht. Aber kaum kommt der Verlobte ins Haus der künftigen Schwiegereltern, so ist der Zauber, den Malis bescheidenes Wesen mit dem leisen Anflug melancholischer Resignation auf den Freier geübt hat, vor der unangenehm aufdringlichen Geschwätzigkeit der Mutter verflogen, und vollends vertreibt ihn die unfeine Art, mit der die künftige Schwiegermutter einen größeren Geldbetrag von ihm verlangt, der die Folgen einer leichtfertig übernommenen Verpflichtung des Hanssohns decken soll. Er zahlt und verschwindet trotz der Bitten seiner Braut. Mit einem wiedergekehrten Bewerber aus früheren Zeiten verschafft Torresani dem Stücke einen „guten" Ausgang, der der heiratslustigen Jungfrau ebenso erwünscht kommt wie dem naiven Publikum des Jubiläumstheaters. Bedauerlich ist es, daß Torresani neben seiner feinen und scharfen Charakterisierungskunst nicht über den richtigen Blick für dramatische Situationen verfügt. So ermüdete der lustig gemeinte Akt beim Ehestifter ebenso wie die Szene, in der der Bräutigam von der gesprächigen Schwiegermutter in die Flucht geschlagen wird, und dem ausgezeichneten Romanzier blieb ein anhaltender Bühnenerfolg diesmal noch versagt*).

Richard Wengraf.

*) Der Bericht unseres Mitarbeiters über die Erstaufführung von Schönherrs „Sonnwendtag" am Burgtheater traf nach Redaktionsschluß ein und kann erst im nächsten Heft erscheinen. D. R.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Die Vollendung. Roman von Kurt Martens. Berlin W., F. Fontane & Co. Mk. 3,50 (5,—).

Die Zeit der Vollendung, die Stunde des Triumphes ist für Alexander Rottenbrun der Augenblick, da er aufgehört hat, ein blinder Knecht seiner Instinkte zu sein; da an die Stelle der vielen Wünsche ein Wunsch und zugleich ein Lebenszweck tritt, da er das erreicht, was Nietzsche als Formel seines eigenen und einzigen Glückes bezeichnet: ein Ja, ein Nein, eine gerade Linie, ein Ziel. Ein schwerer, mühseliger, qualvoller Weg bis zu diesem Ziel. Doppelt qualvoll für jene, die weniger genügsam sind als der Durchschnittskulturmensch, die den Zwiespalt in sich tragen, weder in Wolkenkuckucksheim, noch im Alltage leben zu können. Einer von dieser Art ist der Privatkunstgelehrte Alexander Rottenbrun. Er hat in jungen Jahren ein Werk zu schreiben begonnen, „Von der Kunst zu genießen". Diese Kunst will er sie lehren, alle diese „kleinen mangelhaft kultivierten Menschen". Er will ein Lehrer und Berater seines Volkes sein. Aber er stößt in seiner Thätigkeit auf Unverstand und Brutalität. Das macht den feinfühligen Mann wehrlos. Er giebt den Kampf auf und zieht sich zurück. Wunschlos, ziellos. Als ihm seine Frau stirbt, hält er es in der Heimat nicht mehr aus. Er bringt seinen Sohn, den kleinen Rolf, in einem Pensionat unter und geht auf Reisen. Wunschlos, ziellos wie vorher, und jetzt auch noch heimatlos. Ohne geistige und ohne seelische Heimat. Ein Spielball seiner ungeklärten Wünsche. In Monte Carlo stößt er auf eine Abenteurerin, Madeleine de Nines, eine Weltdame. Weltdame auch in dem Sinne, daß die ganze Welt ihre Heimat ist. Sie hatte nur einen zufälligen Geburtsort, aber keine Heimat. Ihre Eltern zigeunerten in der Welt herum; sie thut desgleichen. Der Typus des dekadenten Weibes; überkultiviert, innerlich wurmstichig, rücksichtslos und zähe in dem Verfolgen seiner Pläne — das Produkt des jahrtausende alten Kultus der Götzendienerei des Mannes dem Weibe gegenüber. Eine Angebetete, eine Göttin, die zum Raubtiere wird und beutelüstern die Welt durchstreift. Zu ihr fühlt sich Rottenbrun mächtig hingezogen. Sie ist ja die Ueberreife dessen, was als Keim in seinem Innern lebt. Aber Eines zwingt ihn, sie zu meiden: er fühlt die Inferiorität ihrer Persönlichkeit. Er ahnt seinen völligen Zusammenbruch an ihrer Seite. Und deshalb flieht er vor Madeleine, die ihm Entgegenkommen beweist. Er geht in die Heimat zurück. Madeleine folgt ihm. Sie ist durch den Widerstand gereizt und will die Beute sich nicht entschlüpfen lassen. Aber Rottenbrun zieht aus dem heimatlichen Boden neue Kraft. Er findet hier auch eine Aufgabe: die Erziehung seines Sohnes Rolf. Und durch diese beiden Kampfgenossen erringt er den Sieg über Madeleine, die alle Künste hyperraffinierter Kriegslist aufwendet. Er erkennt, daß er und seine Art einer Uebergangszeit angehören, die keine Kämpfer zeitigen kann. Ihre Aufgabe und ihr Lebenszweck kann nur sein, an der harmonischen Ausbildung der Nachkommenden zu arbeiten, ihre Lehrer, Wegweiser und Fechtmeister zu sein. Und das will Rottenbrun seinem Sohne werden.

Kurt Martens hat schon in seinen früheren Werken bewiesen, daß er es vorzüglich versteht, in einem Typus eine ganze Zeit zu charakterisieren. Mehr als je ist ihm das in der „Vollendung" gelungen. Was er schildern wollte, besagt eine Stelle seines Buches. Dort heißt es: „Nicht immer liegt es an der Natur des Einzelnen. Oft ist auch die Zeit verantwortlich für seinen Zusammenbruch." Die Zeit nach 1870, die Zeit der militaristischen Kraftmeierei, die sich „über eine innere Kultur erhaben fühlte", die „verrohte, wie ein selbstzufriedener Parvenu", — die Zeit, die der individuellen (national-individuellen) physischen Kraft oder finanziellen Macht und ererbten Kulten huldigt, ohne Sehnsucht nach einer neuen höheren Kultur, diese Zeit spiegelt sich in dem Buche wieder. Und das hebt das Interesse für seinen Inhalt weit über das Schicksal seines Helden. Freilich halte ich den Titel des Werkes für verfehlt. „Vollendet" ist Rottenbrun nicht — er ist nur genesen, geklärt, gereift. Das Werden dieser Genesung ist in allen Details interessant und überzeugend dargestellt. Weniger echt erscheint mir der Sohn; ein ganz jugendlicher Brutus. Die Szenen zwischen ihm und Madeleine sind die unwahrscheinlichsten im ganzen Buche. Aber dafür entschädigt reichlich die Charakteristik Madeleines! Da hat Martens sein Können in reichem Maße bewiesen. Und für solche Gestalten ist auch sein glitzernder und geschmeidiger Stil wie geschaffen. Denn Madeleine ist nicht die einzige Gestalt dieser Art; aus ihrer Umgebung und aus der sächsischen Residenz führt uns Martens noch manchen ähnlichen Charakter vor, Personen, die nicht immer sympathisch, aber stets interessant und lebenswahr sind.

Genf. *Carl Morburger.*

Die Furcht vor dem Weibe. Roman von Georg Engel. 2. Aufl. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. 255 S.

Der germanische Dichter hat die Furcht vor dem Weibe allmählich überwunden. Während in den vergangenen Jahrzehnten das intime Leben der beiden Geschlechter in Liebe und Ehe selten oder nie ein Gegenstand der Beobachtung und Schilderung war, ist mit der Zeit das Verhältnis zwischen Mann und Weib in den Mittelpunkt der künstlerischen Darstellung gerückt. Heute setzt die Handlung meist da ein, wo sie früher aufhörte: mit der Heirat. Nicht der Kampf von Held und Heldin vor ihrer Vereinigung reizt mehr den Ergründer der Menschenseele, sondern ihr Verhältnis nach der Vereinigung. Und in Roman, Drama und Lyrik dasselbe Bild. Auf den Brettern folgt eine eheliche Auseinandersetzung der anderen, und der Erzähler wird nicht müde, immer neue Konflikte zwischen Mann und Weib zu ersinnen. Wenn die Kunst ein Spiegel des Lebens ist, so haben die Verschärfungen des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches nicht viel genützt: in Poesie und Prosa sind die Ehescheidungen häufiger denn je; sogar der Ehebruch, den der deutsche Dichter so lange scheu umging, das Entsetzen aller Familienblätter, ist fast chronisch geworden in den Werken der Modernen. Auch Georg Engels Roman „Die Furcht vor dem Weibe" handelt vom Eh- und Wehstand. Ein junger Gelehrter, der allzu viel vom berühmten deutschen Professor an sich hat — er wird auch bald Universitätsprofessor — heiratet ein junges, gesundes Mädchen aus der Gesellschaft. In der ersten Zeit geht alles vortrefflich. Das Glück des vielbeneideten Paares hat keine Grenzen. Aber bei dem engen und steten Zusammenleben machen sich bald die Unterschiede in dem innersten Wesen der beiden Menschen bemerkbar. Er der Büchermann und sie das Weltkind. Auf der einen Seite die Liebe zur Wissenschaft, auf der anderen Seite die Liebe zum Leben. Was soll daraus werden? Die Kluft zwischen beiden wird größer und größer, und keine Brücke führt vom einen zum anderen. Im Augenblick der höchsten Spannung kommt denn auch der berühmte Dritte dazwischen, der die Entscheidung herbeiführt. Man weiß zwar nicht, wie weit sich die beiden Sünder vergehen — der Dichter wird nicht ganz deutlich —, aber es genügt jedenfalls, um das Unglück herbeizuführen.

Das ist in wenig Worten der Inhalt des Buches, dem die wesentlichsten Vorzüge eines unterhaltenden Romans nicht abzusprechen sind. Man hat kaum eine tote Stelle zu überschlagen, die Spannung hält vom Anfang bis zum Ende an, und die Menschen werden allmählich lebendig, wenn auch die Phantasie des Lesers mitarbeiten und manches ergänzen muß. Namentlich die Gestalt eines alten pommerschen Schiffers von der Art, wie sie seit Onkel Bräsig in der norddeutschen

Litteratur immer wieder auftauchen, ist prächtig gezeichnet und haftet im Gedächtnis. Aber trotz alledem bleibt ein Rest, der sich bei dem Dramatiker wie dem Romanschriftsteller Engel immer wieder fühlbar macht, und das ist ein gewisser Gegensatz zwischen Stoff und Darstellung. Inhalt und Form sind nicht eins geworden, sie passen nicht zu einander. Einfach und innerlich ist die Geschichte, die erzählt werden soll, aber allzu laut und äußerlich wird sie vorgetragen wie eine große Rede, mit vielen Worten und dem gehörigen Nachdruck. Als ob der schlichte Herzenston nicht viel tiefer wirkte.

Berlin. *Otto Schwerin.*

Die Mittagsgöttin. Ein Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart von Wilhelm Bölsche. 2. Aufl. Leipzig, Eugen Diederichs, 1902. 2 Bde. 374 u. 436 S.

Dieser Roman ist vor zehn Jahren, also recht in der litterarischen Revolutionszeit, zum ersten Mal erschienen und war bald genug verschollen. Für uns spätere Leser ist er jedenfalls eine Novität und offenbart uns eine neue Seite von Bölsches Talent. Ich glaubte mit diesem geist- und gemütvollen Schriftsteller längst schon im reinen zu sein und hatte mir für ihn ein Kennwort zurecht gelegt: Märchendichter unserer Tage. Ich meinte damit nicht jene symbolistisch-philosophischen Dichtungen, die seit den Tagen der „Versunkenen Glocke" in deutschen Landen blühten oder wucherten: sondern das schlichte und naive Märchen der alten Zeit. Das echte Märchen glaubte ja wirklich an die solide und reelle Existenz von Zwergen, Zauberern und Riesen und Feen. So stellte man sich in naiver Vermenschlichung die Naturkräfte vor und legte ihnen die ethischen Konflikte der eigenen Seele bei. Und man war sehr optimistisch und glaubte, daß in jener anthropomorphen Naturwelt ebenso wie in der Menschenwelt das Gute schließlich belohnt und das Böse bestraft würde. Ganz so bei Bölsche. Er spricht zwar nicht von Riesen und Zwergen, sondern, gemäß unserer erweiterten Naturerkenntnis, vom Ichthyosaurus, vom Pithekanthropos, vom Rumpelstilzchen Bazillus, vom Urnebel u. s. w. u. s. w. Aber trotzdem fehlt die naive Vermenschlichung nicht. Mag es auch zehnmal wahr sein, daß das Liebesleben etwa des Herings von der gleichen Grundkraft getragen wird, wie das des Menschen — die spezifische Empfindung des Herings, ja sogar schon die spezifische Empfindung eines Gorilla dürfte sich von der spezifisch menschlichen Liebesleidenschaft so gründlich unterscheiden, daß die Kluft unüberbrückbar bleibt. Die Verwandtschaft, die Bölsche nachweist, ist doch schließlich nur eine liebenswürdige Vermenschlichung. Dadurch kommt er über alle Klüfte glücklich hinweg, als ein prächtiger Märchenerzähler, als ein gutes und kluges Kind. Ich wage es zu sagen: die eigentliche Philosophie, das Urproblem des Seins, ist gar nicht seine Sache. Er scheint sich darüber vor zehn Jahren, als er seine „Mittagsgöttin" schrieb, gründlich getäuscht zu haben. Er wollte die Tragiker der Erkenntnis darstellen und hat doch nur betrogene Betrüger dargestellt, die von spiritistischen Gauklern mit sehr groben Mitteln hinter das Licht geführt werden. Der ganze Roman läuft auf die Entlarvung eines Schwindels hinaus, und das ist doch wohl nur eine Verfeinerung jener alten Form, die mit geheimnisvollen Morden und gestohlenen Dokumenten arbeitete. Das Tragische taucht mehr an der Peripherie auf und erinnert gar zu sehr an die Schreckenskammer. Besser und wertvoller gelingt wohl die Psychologie des Helden Wilhelm (Familienname wird nicht angegeben), wobei aber die peinliche Empfindung zurückbleibt, daß dieser Treffliche gar nicht in seiner eigentlichen Sphäre lebt. Man hat den Eindruck, er will das alles erleben, er experimentiert sehr künstlich mit sich selbst. Er ist weder eine philosophiegewaltige, noch eine extravagante Natur, sondern ein schlichter Mensch voll Gemüt und bon sens. Wenn er dann zu seiner Natur zurückkehrt und von dieser „Verirrung" geheilt wird, so dünkt uns der aufgebotene Apparat zu groß, und man denkt bei diesem glücklichen Ausgang an ein böses Wort Schillers. Der Roman ist darum in seiner Ganzheit mißlungen und wurde mit Recht in den Tagen eines aufstrebenden und wahrheitstiefen Naturalismus bei Seite gedrängt. Trotzdem enthält er ein paar Seiten, die zum Schönsten gehören, was Bölsche geschrieben hat: farbensatte und episch gerundete Landschaftsbilder aus dem Spreewald. Manches erinnert an den Ahnherrn aller Epiker, an Altvater Homer. Es fehlt da nicht an bewußter Nachahmung, aber auch nicht an innerer Verwandtschaft. Die homerischen Epen sind ja doch nur erweiterte Märchen, und ein solcher erweiterter Märchenerzähler könnte der Romandichter Bölsche uns werden. Er deutet in der Vorrede etwas davon an, und so betrachten wir die Publikation dieser litterarischen Jugendsünde als Erneuerung eines Versprechens, auf dessen Erfüllung wir mit frohem Herzen harren.

Charlottenburg. *S. Lublinski.*

Innere Mission. Eine Pfarrerstragödie von Wilhelm Bornemann. Dresden, Carl Reißner, 1900. 227 S.

Die neue Familie. Roman in zwei Bänden von Jakob Schoembs. Dortmund, Fr. W. Ruhfus. o. J. 458 S. M. 6,—.

Zwei Anfängerromane! Ich hoffe wenigstens, daß auch der Roman Bornemanns eine Erstlingsfrucht ist. Dann wäre wenigstens Hoffnung, daß sein zweites Erzeugnis etwas besser ausfallen könnte. Eine gewisse Gewandtheit der Darstellung ist vorhanden. Die Kluft zwischen den Erwartungen, die der Titel hervorruft, und dem Vermögen des Autors ist dafür um so größer. Das Buch ist ein ganz gewöhnlicher Roman; die Pfarrerstragödie und die Innere Mission stehen nur auf dem Titel. Ein Pfarrer heiratet unter Aufgabe seiner Stellung ein Mädchen, das er während seiner Arbeit im Dienst der Inneren Mission kennen gelernt hat, und das ihn natürlich gesellschaftlich unmöglich macht, die Ehe bricht, ihn unbewußt halb zu Tode quält, bis er im Duell gegen seinen Nebenbuhler fällt. Warum der Held ein Pfarrer ist, vermag ich nicht einzusehen; auch nicht, weshalb die Sache dadurch tragischer wird. Für jeden Mann in anständiger Lebensstellung wäre der Konflikt genau derselbe. Oder meint der Verfasser, Menschen von der Beschränktheit, von dem himmelschreienden Mangel an Menschenkenntnis, wie er sie augenscheinlich nötig hatte, wüchsen am ehesten im geistlichen Stand? Schließlich wäre es ja für den Pfarrerstand noch nicht die schlimmste Schande, wenn er den ergiebigsten Fundort für „reine Thoren" böte. Aber hier geht Mitleid und Achtung denn doch fast unter dem Fluch der Lächerlichkeit, die dem Helden anhaftet, unter.

Jakob Schoembs hat der Welt viel zu sagen, der alten, wie der neuen, denn er ist in beiden gewesen. Und er hat Mißstände gesehen, die ihn empörten und die er mit Zorn und Entrüstung an den Pranger stellt und geißelt. Wir fühlen ihm sein ehrliches und edles Wollen ab, und wir stimmen ihm von Herzen so und so oft zu. Aber er hat zuviel zu sagen und er sagt alles, und ihm fehlen bei seinen moralischen Apostrophen die Nuancen. Er schilt über Schultyrannen und Kaffeegesellschaften, über Trunksucht und die Mißhandlung der Naturvölker durch die Weißen, über den Drill katholischer Erziehung und über die orthodoxe Buchstäbelei in der evangelischen. Und alles das, während er seinem eigentlichen Problem zustrebt: kann ein weißer Mann von hoher Bildung ein indianisches Mädchen, ein Naturkind heiraten und mit ihr wirklich eine Familie gründen? Der Verfasser konstruiert dafür eingestandenermaßen einen Ausnahmefall, und den bejaht er. Uebrigens stellt sich schließlich heraus, daß ein Verwandter des Mädchens, auch ein Farbiger, Porträtmaler ist, der in Mittelamerika einen gewissen Ruf genießt. Das macht dem weißen Mann die Heirat entschieden leichter, wenn er auch im Grunde seinen ungewöhnlichen Schritt aus lautern, sittlichen Beweggründen thut. Die Komposition des Romans ist ungebührlich lose. Wir leben zwar im Zeitalter des Verkehrs, aber so von Kapitel zu

seele muß sich das Dasein verklären und vergolden, soll sie sich darin wohlbefinden. Sie hüllt es in holde Träume ein, ohne sich in den bunten Geweben zu verwirren. Es fällt auf, wie gern sie in ihren Vergleichen an die Ausgeburten romantischer Phantasie anknüpft, an Elfen, Nixen, Meerfrauen. Sie schwärmt in „Sternsagen", die „sonnenhelle Lenzeszeit" dünkt sie „Hochzeitsbunte Herrlichkeit | Wie in alten Mären", und aus bleicher Wintereinsamkeit geleitet sie „Ein goldenes Thor ins Märchenland".

Wie etwa in den Versen eines Gustav Falke begegnet sich in der Lyrik der Frida Schanz volksliedmäßige Einfachheit und die Prätension zielbewußter Kunstpoesie. Die Finessen überwiegen. Naheliegende Mittel verschmäht sie nicht. So verwertet sie mit Vorliebe die Introduktion eines Gedichtes gleichzeitig als Finale („Ein Lenzgedicht" u. a.). Die Prägnanz ihrer Dichtung im ganzen wie im einzelnen ist zu rühmen. In zwei oder drei vierzeiligen Strophen pflegt sie ihren Gegenstand zu erschöpfen. Ein Paradestück wohlberechneter, schöner Kürze bildet die „Inselkirche". Die Verfasserin ist nicht immer neu. In gewissen Partieen, in manchen Bildern verrät sie jedoch eine nicht gewöhnliche schöpferische Kühnheit: offenbarungsmächtig und köstlich empfängt man diese wie erlösende, ungeahnt beglückende Geschenke. Voll Melodie, Anschaulichkeit und Verinnerlichung, packen Verse wie: „Der Sommernächte leiser Schlummer | Liegt wie ein Schleier auf der Welt", oder: „Die Stille reicht den Klang der Abendglocken | Von einem Dorf ins andere hinüber". — Fast alle Gedichte in dem „Intermezzo" ragen über das landläufige Mittelmaß hinaus. Am wirksamsten, abgerundet und individuell erscheinen mir die folgenden: „Feuerblumen", „Im Sturm", „Mit den Schuhen des Glücks", „Brautlied", „Bergsee", „Nach dem Gewitter", „Die Sommersee", „Nichts ward anders", „Herbstklage", „Inselkirche", „Im Schmerz", „Winterbild".

Tilsit. *A. K. T. Tielo.*

Lieder eines Lothringers. Von Theodor Lerond. Metz, Deutsche Buchhandlung (G. Lang), 1900.

Es sind harmlose Klänge, in denen dieser Lothringer sich gefällt. Die üblichen Themata aus Leben und Natur werden in mehr oder minder bekannter Weise lyrisch illustriert. Einen recht sangbaren Ton hören wir aus einzelnen dieser Lieder heraus, und Komponisten für Männergesangvereine dürften dies und jenes finden, was sie zu musikalischen Thaten anregt. So lehnt sich das Gedicht „Sichlein schneide" (S. 81) nicht übel an das Volkslied an. Eigener gestaltet sich das Büchlein erst gegen Schluß. „Am Bergkloster" (S. 121) dürfte in der Stimmung das beste sein. Daß freilich echte Lyrik etwas anderes ist als eine bestimmte Folge von Versen und Reimen, scheint Theodor Lerond noch nicht recht begriffen zu haben. Das Sentimental-Pathetisch-Deklamatorische zu vermeiden müßte sein Nächstes sein. Dann könnte das ab und zu erscheinende Naive besser Wurzel schlagen.

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

Dramatisches.

Gawân. Ein Mysterium von Eduard Stucken. Berlin 1902, S. Fischer, Verlag. 100 S. Geb. M. 4,—.

„Dieses Drama lehnt sich zum Teil (sic!) an eine altenglische Sage an." Wie Gawân, der Junge, den grünen Ritter (Tod) sucht und findet, der ihn am Weihnachtsabende inmitten von Artus Tafelrunde verpflichtete, wie er der holdseligsten Verführung widersteht und doch höfischer Pflicht gegen eine Dame sich fügend sein Gewissen verwirkt, wie ihn die Jungfrau Maria aber der Gnade wieder zuleitet, weil er in der Seele rein geblieben ist, das sagen die fünf Akte dieses fesselnden Märchens, dem es zum „Mysterium" wohl an echter Tiefe, zum Drama an innerlichster Notwendigkeit gebricht, in einer mit Glück altertümelnden, nur manchmal ins Abstrakt-Gedankliche fast komisch verirrten Sprache einem willigen Leser fließend, oft wunderschön. Wohllautende, an warmen Reimen und deutlichen Bildern reiche, prächtig gezügelte Verse zeigen einen edelgebildeten Dichter. Immerhin: Luxus und Kunst ohne Größe. Doch könnte das szenisch sehr geschickt durchgearbeitete Stück von der Bühne schauerlich-bezwingend wirken. Das „in 600 Abzügen" bei Otto von Holten äußerst geschmackvoll gedruckte Buch hat eine musterhafte Ausstattung erhalten.

Mähr.-Weisskirchen. *Richard Schaukal.*

Verschiedenes.

Zwischen Ems und Weser. Land und Leute in Oldenburg und Ostfriesland. Von Franz Poppe. 2. Aufl. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hof-Buchhandlung (A. Schwartz). 472 S.

Für die Beschreibung einzelner Landstriche des deutschen Nordwestens ist das unübertreffliche Vorbild, das klassische Muster das „Marschenbuch" von Hermann Allmers, das vielen eine neue Welt erschlossen hat. Was wußte man vorher im weiten Deutschland von den Schönheiten der reichgesegneten Marschen der Unterelbe und Unterweser! Auch Oldenburg und Ostfriesland sind für viele Deutsche unbekannte Gebiete, über die sie die merkwürdigsten Vorstellungen hegen. Wer von den Mitteldeutschen — von Süddeutschen gar nicht zu reden — reist zum Vergnügen einmal nach dem oldenburger Lande? Und doch ist es so reich an landschaftlichen Schönheiten, an ganz eigenartigen Gefilden, wie nur je ein deutsches Gebiet. Wie gerne fahre ich an freien Tagen ins liebe oldenburger Land, das auch ich schon in verschiedenen Veröffentlichungen beschrieben habe! Gern habe ich deshalb auch die poppischen Schilderungen zur Hand genommen, die einen reichen Stoff enthalten. Daß eine zweite Auflage von diesem Buche nötig geworden, ist ein erfreuliches Zeichen, aber ich hätte nur gewünscht, daß das 1887 abgeschlossene Buch bis zur Gegenwart ergänzt worden wäre. Wer es als Führer benutzt, dem kann es wie mir ergehen. Auch Poppe erzählt wie verschiedene ältere Schriftsteller (z. B. Kohl in seinen Nordwestdeutschen Skizzen) von dem Reiherstande im Stühe, „wohl dem größten in Norddeutschland". Im vorigen Jahre wollte ich endlich einmal diese berühmten Reiherhorste sehen. Wir durchstreiften den ganzen Wald, fanden auch den herrlichen Buchenhain, der zu den schönsten Waldpartieen gehört, die ich je gesehen, erblickten aber von den Reihern keine Spur. Ein biederer Insasse des Landes sagte dann zu uns: „Reiher? die giebt's hier lange nicht mehr, die sind nach Hatten verzogen." — Bei dem Kapitel Butjadingen müßte das ergreifende Bild erwähnt werden vom „Bruderkuß", das der Maler Zieger aus der düsseldorfer Schule im alten Marschenhofe der lübbenschen Familie zu Schmalenfletherwurz gemalt hat und das schon Tausende besichtigt haben. Leute, wie der Dichter Ruseler und die Maler Winter und Müller vom Siel, müßten doch in einem Buche über Oldenburg erwähnt werden. Veraltet ist u. a. auch das Kapitel: Eine Fahrt auf der Unterweser. Die Leute draußen im Reiche kennen heutzutage am besten von Oldenburg den Namen Delmenhorst, die großartige Industrie, die sich dort für Linoleum und Jute entwickelt hat. Darüber steht in dem Buche kein Wort bei dem Kapitel Delmenhorst. Wenn solche Werke dauernden Wert besitzen sollen, müssen sie doch im Laufe der Jahrzehnte ergänzt werden. Aber abgesehen von diesen Einwendungen nimmt sicher Poppes Buch in den Schilderungen über Land und Leute, in der Landschaftskunde einen hervorragenden Platz ein.

Bremen. *Prof. L. Bräutigam*

Das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Großherzogs Friedrich von Baden hat eine Anzahl von Publikationen hervorgerufen, von denen zwei Monographieen hier hervorgehoben seien. Prof. Alfred Dove hat im Auftrage des badischen Unterrichtsministeriums, aber unter ausdrücklicher Wahrung seiner Urteilsfreiheit eine Schrift „Großherzog Friedrich von

Baden als Landesherr und deutscher Fürst" erscheinen lassen (Heidelberg, Carl Winter. 196 S.), die mit Wärme und Unbefangenheit das Wirken und die Persönlichkeit des badischen Fürsten darstellt. Dove sowohl als Prof. Ottokar Lorenz („Friedrich Großherzog von Baden." Berlin, Gebr. Paetel. 147 S.) konnten zu ihren Arbeiten handschriftliche Quellen erstmals benutzen, die bei Lorenz in 14 Anhängen teilweise urkundlich wiedergegeben werden. — Aus der „Festschrift", die das Generallandesarchiv in Karlsruhe zum Jubiläum herausgegeben hat (Heidelberg, Carl Winter. IV u. 203 S.) interessiert unter den verschiedenen historischen Abhandlungen an dieser Stelle besonders Karl Obsers Beitrag: „Voltaires Beziehungen zu der Markgräfin Luise v. Baden-Durlach und dem Karlsruher Hofe."

* *

Essai de Bibliographie française sur les Serbes et les Croates 1544—1900. Par Nicolas S. Pétrovitsch. Belgrad, 1900. 314 S. 2 Fr.

In dieser von der königlich serbischen Akademie herausgegebenen Bibliographie sind in 1819 Nummern in chronologischer Ordnung alle seit dem 16. Jahrhundert in französischer Sprache erschienenen Schriften aufgeführt, die sich nur irgend mit den Serben und Kroaten beschäftigen; mit einbezogen sind die wichtigeren Artikel in größeren Zeitschriften französischer Sprache und französische Uebersetzungen aus fremden Litteraturen; so finden wir unter den Autoren neben Napoleon I. Madame de Staël, Mickiewicz, Miklosics u. v. a., auch Metternich, Gervinus, Buntschli, Moltke. Die weitausgreifende Arbeit berücksichtigt auch die Nachbarvölker der Serben, vornehmlich die Bulgaren und Türken. Sie liefert einen trefflichen Wegweiser für jeden, der die politische, Kultur- und Litteraturgeschichte, die Geographie, Ethnologie, Philologie der genannten Völker näher verfolgen will, namentlich orientiert sie auch möglichst erschöpfend über die gesamte französisch geschriebene Litteratur über die orientalische Frage.

Sachsenberg. *Georg Adam.*

* Meinungs-Austausch *

[Unter sachlicher Verantwortung der Einsender.]

12. Empfehlenswerte Volksschriften.

Der Anregung aus Abonnentenkreisen folgend, gebe ich nachstehend ein Verzeichnis empfehlenswerter Volksschriften im Anschluß an meinen Artikel über Volksschriftsteller in Heft 12:

Achleitner, Geschichten aus den Bergen. Reclam. 4 Bde. à 20 Pf.

Anzengruber, Der Schandfleck. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 3,50 M. — Wolfen und Sunn'schein. Stuttgart, Union. 6 M.

Bandlow, Stratenfegels. Reclam. 4 Bde. à 20 Pf. — Ferdinand Schult. Bremen, Schünemann. 1 M.

Beecher-Stowe, Onkel Toms Hütte. Calw. 1,50 M.

Beyer, Gretenwäschen. Stavenhagen, Beholtz. 75 Pf. — Swinegelgeschichten. Berlin, Süsserott. 1 M. — Die alte Herzogin. Schwerin, Bahn. 5 M. — Die Geschichte vom kleinen Buckligen. Ebda. 2 M. — Wilhelm Pickhingits Kriegsfahrten. Ebda. Kart. 1 M. — Von Leuten, die auch mit dabei gewesen. Ebda. Geb. 2,50 M.

Brinckman, Sämtliche Werke. Berlin, Werther. 4 Bde. = 5 M. Desgl. Reclam.

Burnett, Der kleine Lord. Reclam. 40 Pf.

Caspari, Der Schulmeister und sein Sohn. Stuttgart, Steinkopf. Kart. 75 Pf. — Zu Straßburg auf der Schanz. Ebda. Kart. 75 Pf. — Christ und Jude. Erlangen, Deichert. Kart. 75 Pf. — Alte Geschichten aus dem Spessart. Buchhdlg. d. Nass. Kolportagevereins. 3 Bde. Geb. à 90 Pf.

Eitner, Katrin. Stavenhagen, Beholtz. 75 Pf. — Der Lindenhof. Ebda. 75 Pf.

Freudenthal, In de Fierabendstid. Oldenburg, Stalling. 1,40 M.

Fries, Bilderbuch zum hl. Vaterunser. Rostock, Nusser. 3. M. — Die Frau des Ulanen. Ebda. 1,20 M. — Geel Göschen. Ebda. 1,20 M. — Das Haus auf Sand gebaut. Ebda. 1,50 M. — Unseres Herrgotts Handlanger. Ebda. 2 M. — Linde Hand. Barmen, Klein. 50 Pf. — Lindes Wort. 1 M.

Frommel, Der Heinerle von Lindelbronn. Stuttgart, Steinkopf. 75 Pf. — O Straßburg, du wunderschöne Stadt. Ebda. 75 Pf. — In des Königs Rock. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 2 M. — Aus der Sommerfrische. Ebda. 1,50 M. — Aus einem Kellnerleben. Agentur d. Rauh. Hauses. Geb. 75 Pf. — Aus dem untersten Stockwerk. Aus goldenen Jugendtagen. Stuttgart, Steinkopf. 2 Bde. Kart. à 75 Pf.

Ganghofer, Almer und Jägerleut. Stuttgart, Bonz 4 M. — Der Besondere. Ebda. 4 M. — Der Herrgottsschnitzer von Ammergau. Ebda. 3 M.

Glaubrecht, Leiningen. Stuttgart, Gundert. Kart. 1,50 M. — Die Heimatlosen. Ebda. Geb. 2 M. — Das Heidehaus. Ebda. Geb. 1,50 M. — Die Heimkehr oder Was fehlt uns. Ebda. 60 Pf. (Buchhdlg. d. Nass. Kolportagevereins. Geb. 1 M.) — Erzählungen aus dem Hessenlande. Ebda. Kart. 1,50 M. — Der Zigeuner. Ebda. Kart. 1 M. — Der Wachtelkorb. Ebda. 1 M. — Die Goldmühle. Buchhdlg. d. Nass. Kolportagevereins. 60 Pf. — Das Volk und seine Treiber. Christl. Verein im nördl. Deutschl. 60 Pf.

Gotthelf, Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Berlin, Springer. Geb. 2,50 M. — Uli, der Knecht. Ebda. 1 M. — Uli, der Pächter. Ebda. 1 M.

Habberton, Helenens Kinderchen. Reclam. 50 Pf.

Hansjakob, Schneeballen. Heidelberg, Weiß. Bd. 1 u. 2 à 3 M., Bd. 3 3,80 M. — Wilde Kirschen. Ebda. 2,40 M.

Heiberg, Apotheker Heinrich. Leipzig, Fock. Geb. 4 M.

Jacobshagen, Licht von oben. Hannover, Fensche. 2,40 M.

Immermann, Der Oberhof. Koll. Speemann. 1 M.

Josephson, Brosamen. Stuttgart, Steinkopf. 3 Bde. à 2 M.

Keller, Die Leute von Seldwyla. Berlin, Hertz. Geb. 7,60 M.

Klein, Fröschweiler Chronik. München, Beck. 2,25 M.

Klietsch, Auf dem Riedbauernhofe. Dresden, Köhler. Geb. 1,50 M. — Die Hagenmühle. Ebda. Geb. 75 Pf. — Die Besitzer von Steineck. Ebda. 75 Pf.

Kreutzer, Die Waldjungfer von Wildberg. Agentur d. Rauh. Hauses. Geb. 1,20 M. — Martin, der Stellmacher. Ebda. 2 M. — Die unheilvolle Erbschaft. Ebda. 1,20 M. — Die Tatersch. Parchim, Wehdemann. 1 M. — Der Orgelpeter. Ebda. 1 M. — Alte Liebe rostet nicht. Ebda. 1 M.

Ludwig, Die Heiterethei. Leipzig, Seemann. Geb. 1,20 M. — Zwischen Himmel und Erde. Halle, Gesenius. Geb. 1,25 M. — Auch bei Reclam.

Rathusius, Stadt- und Dorfgeschichten. Halle, Mühlmann. Geb. 2,60 M.

Riese, Aus dänischer Zeit. Leipzig, Grunow. Geb. 5,50 M. — Auf brauner Heide. Ebda. Geb. 6 M. — Die braune Marenz. Ebda. 4,50 M. — Erzählungen fürs Volk. Evangel. Buchh. d. Niederl. Gesellsch. 60 Pf.

Polack, Meine Jugenderlebnisse. Wittenberg, Herrosé. 80 Pf. — Meine Schülererlebnisse. Ebda. 80 Pf. — Vater Pestalozzi. Bonn, Soennecken. 30 Pf.

Reuter, Ut mine Stromtid. Ludwigslust, Hinstorff. 6 M. — Ut de Franzosentid. Ebda. Geb. 2 M. — Ut mine Festungstid. Ebda. — Hanne Nüte un de lütte Pudel. Ebda. 2 M.

Rosegger, Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Leipzig, Staackmann. 4 M. — Jakob der Letzte. Wien, Hartleben. 4 M. — Das ewige Licht. Leipzig, Staackmann. 4 M. — Heidepeters Gabriel. Ebda. 2,50 M. — Waldjugend. Ebda. 6 M. — Waldheimat. Ebda. 5 M. — Als ich noch der Waldbauernbub war.

Schaumberger, Im Hirtenhaus. Wolfenbüttel, Zwißler. Geb. 3 M. — Bergheimer Musikantengeschichten. Ebda. 4 M. — Zu spät. Ebda. 2 M.

Schmidt, Die Fischerrosl von St. Heinrich. München, Seitz u. Schauer. Kart. 2 M. — Der Erbe von Pollingsried. Der lateinische Bauer. Ebda. 2 M. — Der weiße Sonntag. Die Ameisenhere. Ebda. 2 M. — Der Georgithaler. Ebda. 2 M.

Seidel, Vorstadtgeschichten. — Lebrecht Hühnchen. — Hühnchen als Großvater. — Reinhart Flemmings Abenteuer. Stuttgart, Cotta. à Bd. 3 M.

Seidel, Balthasar Scharfenberg. Agentur d. Rauh. Hauses. 75 Pf.

Sohnrey, Die hinter den Bergen. Göttingen, Vandenhoeck. 2 M. — Verschworen — verloren. Ebda. 2 M. — Die Leute aus der Lindenhütte. Hannover, Feesche. 2 Bde. Friedesinchens Lebenslauf. Hütte und Schloß. à Bd. 1 M. — Der Bruderhof. Berlin, G. H. Meyer. 2 M.

Stein, Michael Kirchner. Stavenhagen, Beholtz. 1 M. — Schlichte Geschichten. Halle, Waisenhaus. 1. In der Dämmerstunde. 3,60 M. 2. Aus Dorf und Stadt. 3,60 M. 3. Freudvoll und leidvoll. 3,75 M. — Der alte Fritz und sein Adjutant. Wolfenbüttel, Zwißler. 75 Pf. — Der Leiermann und sein Kind. Berlin, Hauptverein f. christl. Erbauungsschr. 60 Pf.

Steinhausen, Irmela. Leipzig, Ungleich. 3,60 M. — Markus Zeisleins großer Tag. Berlin, Eckstein. 1 M. — Der Korrektor. 3 M.

Stifter, Bunte Steine. Berlin, Weichert. Geb. 1,50 M.

Stillfried, De Wilhelmshäger Köſterlüd. Wismar, Hinſtorff. 5,50 M. — Ut Sloß un Katen. Ebda. 3 M. — Hack un Plück. Roſtock, Koch. 3 M.

Stöber, Geſchichten des Pfarrers Siebentiſch. Stuttgart, Steinkopf. Kart. 75 Pf. — Der Schneider von Gaſtein. Ebda. Kart. 75 Pf. — Geſchichten von der Altmühl. Ebda. 75 Pf. — Das Elmthäli. Ebda. 75 Pf. — Möhren. Ebda. 75 Pf. — Sabina, die Bleicherin. Ebda. 75 Pf.

Storm, Pole Poppenſpäler. Braunſchweig, Weſtermann. 50 Pf. — Bötjer Baſch. Bibl. Gabelsberger. 1,50 M. — Der Schimmelreiter. Berlin, Gebr. Paetel. 4 M. — Geſchichten aus der Tonne. Ebda. 4 M.

Tanera, Ernſte und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers. München, Beck. 2 Bde. à 1,80 M.

Viebig, Kinder der Eifel. Berlin, F. Fontane & Co. 3,50 M.

Wiesbadener Volksbücher. Wiesbaden, Heinr. Staadt. 1. Riehl, Der Stadtpfeifer. 10 Pf. — 2. Hansjakob, Valentin, der Nagler. 10 Pf. — 3. Roſegger, Das zugrunde gegangene Dorf. 10 Pf. — 4. Dickens (Boz), Der Weihnachtsabend. 20 Pf. — 5. Stifter, Der Waldſteig. 15 Pf. — 6. Jenſen, Magiſter Timotheus. 10 Pf. — 7. Greinz, Das fünfte Rad. 10 Pf. — 8. Hauff, Die Karawane. 25 Pf. — 9. Hoffmann, Spätglück; Sturmwolken. 15 Pf. — 10. Heyſe, Der verlorene Sohn. 15 Pf. — 11. Starklof, Sirene. 30 Pf. — 12. Ebner-Eſchenbach, Krambambuli; Der gute Mond. 10 Pf. — 13. Viebig, Am Totenmaar; Das Miſeräbelchen. 15 Pf. — 14. Luiſe von François; Fräulein Muthchen und ihr Hausmaier. 15 Pf. — 15. Melchior Mayr, Der Sieg der Schwachen. 25 Pf. — 16. Keller, Das Fähnlein der ſieben Aufrechten. 15 Pf. — 17. Storm, Von Jenſeit des Meeres. 15 Pf. — 18. Raabe, Die ſchwarze Galeere. 15 Pf. — 19. Kompert, Chriſtian und Lea. 20 Pf. — 20. Ilſe Frapan, Altmodiſche Leute. 10 Pf.

Parchim. Johannes Gillhoff.

13. Was leſen die norddeutſchen Kleinſtädter?

In Heft 12 des „Litterariſchen Echo“ hat Herr Johannes Gillhoff einen Artikel „Volksſchriftſteller“ veröffentlicht, zu dem er ſich von einem „Mann der naumannſchen Hilfe“ hatte anregen laſſen.*) Herr Gillhoff hatte in dem Artikel der „Hilfe“ geleſen, daß weder Ibſen noch Zola, weder Holz noch Maeterlinck, weder Fontane noch Björnſon in der Kleinſtadt bekannt ſeien. Ja, das Diktum des „Mannes der Hilfe“ ſei: „Was wir im Ernſt zur Moderne, zur Kunſt rechnen, das findet ſich nicht in der Kleinſtadt“. Herr Gillhoff behauptet, der „Mann der Hilfe“ ſei darüber außer ſich geraten, und wendet ſich nun gegen dieſen Mann mit gerade nicht zu freundlichen Worten — ſo, als wenn der „Mann der Hilfe“ ſich gegen Bibel, Geſangbuch und Volkskalender ereifere und ſich in verfrühten Verallgemeinerungen ergehe — dieſer „Mann der Hilfe“, der Herrn Gillhoff zweifellos Stoff zu einem ſchönen und hier und da auch gehaltvollen, mit intereſſantem Material ausgeſtatteten Feuilleton gegeben hat.

Ich bekenne mich ſchuldig, dieſer Mann der „Hilfe“ zu ſein, der vor etwa 18 Monaten einen Aufſatz „Was leſen die norddeutſchen Kleinſtädter?“ veröffentlichte. Und ich empfinde gar keine Reue! Der Artikel hat nämlich ſeinen Zweck, friſche Luftzüge in verſtaubte Räume zu leiten, durchaus erfüllt. Vielfach iſt der Aufſatz nachgedruckt worden. Auch das Buchhändler-Börſenblatt brachte etwa die Hälfte — und zwar nicht mit ſo ſtupender Ablehnung und Beſſerwiſſerei, wie Herr Gillhoff. Und das Buchhändler-Börſenblatt iſt ein Fachblatt! Es iſt ein Fachblatt, dem fortwährend Einſichten in das Geiſtesleben Deutſchlands zufließen. Und ſo ein fachmänniſches Urteil iſt mir doch mehr wert, als das Urteil des Herrn Gillhoff.

Ja, wenn Herr Gillhoff nicht allerlei in meinen Artikel hineingeleſen hätte, was gar nicht drin ſteht, könnte ich mir ſein Urteil noch gefallen laſſen. Da aber meine Plauderei „Was leſen die norddeutſchen Kleinſtädter?“ zu einem anderen Schluß kommt als zu dieſem, ein Lamento darüber zu erheben, daß die Kleinſtadt nichts kennt, was wir im Ernſt zur Moderne, zur Kunſt rechnen, ſo muß ich Herrn Gillhoff hier einiges entgegenhalten.

Zuerſt: Ich unterſuchte nicht, was dem Kleinſtädter in Volksbibliotheken in die Hand gegeben wird. Ich wollte ſchildern, was er ſich kauft, wozu ihn ſein ureigenſter Wille und Wunſch treibt. Denn das iſt für mich dokumentariſcher. Nicht, was jemand von wohlwollenden Menſchen eingetrichtert bekommt, iſt ſein Bekenntnis. Nicht das Fürſorgeriſche iſt allein maßgebend. Nein, das, was auf eigenen Wegen geſucht wird, redet am lauteſten von den Bedürfniſſen, Charakterzügen und von den Zielen der Suchenden.

So ſchilderte ich denn, was ich auf meinen vielfachen Wanderungen in den Auslagen der kleinſtädtiſchen Buchhändler geſehen und was mir ein beſonders typiſcher Kleinſtadt-Buchhändler im Zorn über den ſchlechten Gang ſeines Geſchäfts anvertraut hatte. Herr Gillhoff thut zwar ſo, als wäre ein Kleinſtadtmenſch verſchloſſen wie ein Buch mit ſieben Siegeln. Aber Herr Gillhoff mag ſeine verdächtigenden Bemerkungen aus ſeinem Mangel an journaliſtiſcher Fragekunſt geſchöpft haben; er weiß ſicher nicht, wie leicht Menſchen zum Reden zu bringen ſind.

So will ich denn hier einige Sätze von dem wiedergeben, was jener Buchhändler (und zwar war es ein Landsmann des Herrn Gillhoff!) geſagt hat, wirklich geſagt hat:

„Ueberhaupt Romane oder beſſere Schriften — das giebt's hier nicht. Ich verkaufe ja nicht einmal Zola, der ſonſt überall geht. Ja, wenn ſo ein dicker Band 20 Pfg. koſten würde, wie ein Reklam . . . Und ſelbſt dann würde ich ihn noch ewig liegen haben, ſelbſt dann. So billig wie Meyers Volksbücher müßte ſo ein Werk ſein — 10 Pfg. ein Band. Und vielleicht würde ich auch dann kaum Abnehmer finden. Hier in der Stadt wenigſtens nicht . . .“

Dann zeigte ich in meinem Artikel, wie der deutſche Buchhändler der Kleinſtadt zum Anſichtskartenhändler herabgeſunken iſt, und was er außerdem noch feil hält: Ueberſetzungen von Xenophon, Horaz für die Schüler des Gymnaſiums, und ferner Gedichte von Körner, „Beſuch im Carcer“, „Klein Käthchen“, „Dreißig Jahre nach Backfiſchchens Kaffeekränzchen“, „Junge Herzen“, „In den Händen des Kalifen“, Bände von der Heimburg und von der Eſchſtruth, ſchlechte Maupaſſant-Ueberſetzungen, die heimlich von einigen Herren der Stadt gekauft werden, ferner: einen Stapel „Kürſchner“, allerlei Familienzeitſchriften, ſogenannte Soldatengeſchichten, Militärhumoresken und Kalender, auch einzelne Romane von Stratz, Ortmann und ähnlichen Schriftſtellern — aber keinen von denen, die Herr Gillhoff in ſeinem Artikel „Volksſchriftſteller“ ſchildert.

Und dann fragte ich in meiner Plauderei: Wie kommt es, daß man in der Kleinſtadt trotz der größeren Muße keine Bücher kennt, die ein tieferes Geiſtesleben fordern und fördern?

Herr Gillhoff mag verzeihen — aber ich bin der Meinung, daß nur ein geringer Bruchteil der von ihm empfohlenen Bücher ein tieferes Geiſtesleben verlangt und anweiſt. Das dürften die Autoren, die Herr Gillhoff nicht fürs Volk wünſcht, doch beſſer und tiefpflügender beſorgen. Ich glaube, Tolſtoi, Fontane, Raabe, Ibſen, Maeterlinck und andere ſind doch geeigneter zur Förderung des Innenlebens, als alle Volksſchriftſteller. Und da ich das Beſte gerade gut genug auch für das Volk halte, da ich an mir ſelbſt erfahren habe, wie auch das Volk die gute Schriftkunſt — nennen wir ſie ganz ehrlich die „Moderne“ — entbehrt, wirklich

*) Dieſe Annahme iſt irrig. Herr Gillhoff iſt ganz ohne ſein Zuthun von uns aufgefordert worden, über das Thema „Volksſchriften und Volksſchriftſteller“ zu ſchreiben.

D. Red.

und wahrhaftig entbehrt (denn ich und mit mir viele andere waren nie befriedigt von den Jugend- und Volksschriften, die ich, der Volksschüler und Lehrling, bekam), so wünsche ich, daß auch das Volk am Geistesleben der oberen zehntausend Gebildeten teilnehme und mit seinem Löffel dreist in die große Schüssel des besten Schrifttums fahre. Heute wünsche ich das inniger und dringender, als vor zwei Jahren, da ich den Artikel „Was lesen die norddeutschen Kleinstädter?“ schrieb. Ich glaube, in der Litteratur, die ja doch mit dem Werden der Weltanschauung eines Volkes eng verknotet ist, ließe sich eher eine gemeinsame, große Kultur begründen, als durch das Theater, dem leider so viel mehr Wirkung nachgesagt und nachgeglaubt wird, als einem Buche.

Thatsächlich hatte ich damals aber gar nicht die von Herrn Gillhoff belächelte Schlußfolgerung gezogen, als müßten die Kleinstädter in eine litterarische Zwangserziehung gesteckt werden, als sei ich bloß entsetzt gewesen, daß die Kleinstadt nichts von der Moderne kennt. Ich hatte vielmehr eine genaue Schilderung der Kleinstadtzeitungen gegeben und gesagt: „Außer diesen Blättern werden durch die Post bezogen von den kleineren Kaufleuten und einigen Rentiers ein Blatt der Provinzhauptstadt; von einem höheren Verwaltungsbeamten ‚Die neue preußische Kreuzzeitung‘; von den Pastoren das ‚Volk‘; von Gutsbesitzern der Umgegend und Getreidehändlern die ‚Deutsche Tageszeitung‘. Größere Hotels abonnieren stets auf das ‚Berliner Tageblatt‘; sonstige freisinnige Elemente halten die ‚Morgen-Zeitung‘. Von Witzblättern findet man, nicht überall, die ‚Lustigen Blätter‘ in dem besuchtesten Hotel. — Ferner existieren im Ort zwei bis drei Lesezirkel. Jede Woche giebt es eine neue Lieferung der Familienblätter: ‚Ueber Land und Meer‘, ‚Daheim‘, ‚Gartenlaube‘, ‚Dies Blatt gehört der Hausfrau‘, ‚Vom Fels zum Meer‘, ‚Zur guten Stunde‘ u. s. w. Dazu kommen noch einige Witzblätter: ‚Meggendorfer‘, ‚Dorfbarbier‘ und ‚Fliegende‘.“

Dann aber hatte ich gesagt — ich bitte aufzupassen! — nicht das, was mir Herr Gillhoff in die Schuhe schiebt, sondern förmlich das Gegenteil davon und gewissermaßen den Gedanken zu dem Artikel des Herrn Gillhoff, nämlich:

„Ich will nun auch nicht sagen, daß die Kleinstädter wegen ihrer Interesselosigkeit an dem Werden der Litteratur etwa in der Kultur ein gut Stück zurück wären. Ja, es ist vielleicht ganz gut, daß sie all die Schwankungen der Mode, die Hetzereien und Intriguen nicht mitmachen — würden sie sich nicht leider durch das Uebersüttern mit der minderwertigsten Litteratur nicht allein den Geschmack, sondern auch die gesunde Freude an den Vorgängen des Lebens verderben. Was ist die Rede: daß das Leben schon genug Trauriges und Schreckliches biete, daß man so etwas nicht lesen wolle, anders als eine unnatürliche Verzärtelung, als Entwöhnung von ehrlicher, wirklicher und inniger Kunst!

Wohl ist ein trockener Realismus nichts für die Kleinstädter. Der Deutsche liebt zu sehr die Romantik, als daß ihn eine getreue Darstellung seiner selbst interessieren würde — wenn sie nicht gerade vom Humor verklärt ist. Man soll nur nicht glauben, daß der Norddeutsche ohne Humor ist.

Diese Abneigung gegen Realismus verschuldet wohl auch die Vorliebe der Kleinstädter für Kriminalromane. Sie finden darin Stoff für ihre Phantasie. Diese Phantasie, die von den merkwürdigen Eindrücken der Ebene, durch mannigfaltige, sonderbare und seltsame Vorgänge in den rotstämmigen Kiefernwäldern, schilfumrahmten Weihern und Seen, unübersehbaren Feldern und Heiden mit einzelnen, melancholischen Baumgruppen, sowie an den wandernden Sandufern und moorigen Schlicken des rastlosen Meeres erzogen worden.

Welch ein Absatzfeld könnte dort eine Litteratur finden, die dem Wesen dieses Volkes entspricht, die nicht nur der litterarischen Sensationslust der Großstadt dient! Aber geschickte Verleger müßten es den Kleinstädtern mundgerecht machen, dieses neue Gericht. Denn, wenn auch schon die Familienblätter und die angeführten, falschen und halben Modernen viel mit ihren schlechten Würzen verdorben haben — so ganz ist die Ehrfurcht vor guten Büchern noch nicht erloschen. Fand ich doch in fast allen Familien noch die Bibel. Wohl wird sie jetzt nicht mehr so ausschließlich gelesen, wie es einst gewesen sein soll — das ganze Lesebedürfnis wird ja fast allein von den Journalen befriedigt — einzelne Frauen fand ich doch Sonntag-Nachmittags über diesem klassischen Band prächtiger Wirklichkeits-Erzählungen und kräftiger Sagen. Eine meiner Wirtinnen studierte ehrfurchtsvoll die Zettelchen, die ihr verstorbener Sohn als Erläuterungen zwischen die Seiten der alten Familienbibel gelegt.“

Ich stelle fest: Ich habe gerade das gesagt, was mir Herr Gillhoff gegenüber stellen will. Ich freue mich, daß die Kleinstädter die Schwankungen der Mode, die Hetzereien und Intriguen nicht mitmachen — Herr Gillhoff behauptet, ich sei entsetzt und schrei Wehe! Ich freue mich, daß in fast allen Familien noch die alte Familienbibel und alte Kalender zu finden sind — Herr Gillhoff behauptet, ich vergieße Thränen, weil die Kleinstädter noch mit Bibel und Kalender „erblich belastet“ sind.

Man sieht, Herr Gillhoff und ich sind immer anderer Meinung. Und so gestehe ich denn auch ohne jegliche Scham, daß ich nicht mit Herrn Gillhoff überzeugt bin, daß es keine Not hat um unser Volkstum und seine litterarische Pflege. Ja, nun mir Herr Gillhoff einen Teil der Volksschriftsteller und Volksbücher — so die Kalender! — so deutlich ins Gedächtnis zurückgerufen und andere so deutlich dargestellt hat, bin ich noch viel unzufriedener als vorher. Einige gute Goldadern wollen gar nichts sagen bei dem Schlackenberg, der sie umgiebt. Und Herr Gillhoff hat nicht nicht nur Goldadern bloßgelegt. Das konnte er auch nicht. Er gräbt nicht immer in goldhaltigen Stollen.

Jetzt wünsche ich noch heftiger, daß die Moderne mehr ins Volk dringt. Und dann wünsche ich auch, daß Herr Gillhoff, wenn er wieder mal das Bedürfnis hat, einen Artikel zu schreiben, jenen, der ihm von ungefähr den Stoff in die Hand spielt, nicht so entstellt.

Aber warum geht auch ein frecher Großstädter aufs Land?! — Da muß er sich das eben gefallen lassen. Besonders, wenn er durch verstaubte Räume frische Luftzüge wehen lassen will.

Und da mir das ja gelungen zu sein scheint — Herr Gillhoff greift ja jetzt noch, nach fast zwei Jahren, nach der warmen Decke, die ihn vor diesem Luftzug schützen soll — so sei hiermit konstatiert, daß ich mich wirklich etwas sehr ländlich beworfen fühlte, als ich mich in Herrn Gillhoffs Spiegel sehen mußte.

Groß-Lichterfelde. Hans Ostwald.

---

14. Buschs Prosaschriften.

Zu dem interessanten Artikel von R. Presber „Wilhelm Busch, der Philosoph“ (Heft 9) möchte ich bemerken, daß der Verfasser sich im Irrtum befindet, wenn er auf Sp. 589 bedauert, daß Wilhelm Busch außer seinen lustigen Bildertexten und dem amüsanten Gedichtbändchen „Kritik des Herzens“ nichts geschrieben hat. Er übersieht die beiden für die Beurteilung des Philosophen in ihm so außerordentlich aufschlußreichen Prosaschriften „Der Schmetterling“ und „Eduards Traum“, auf die auch sonst jeglicher Hinweis fehlt.

Friedenau. Georg H. Borchardt.

Nachrichten

Uli Schanz. †.

Am 18. April ist nun auch Uli Schanz, wohl der letzte aller „Plateniden", in Leipzig gestorben. Seit Jahrzehnten war er ja schon ein toter Mann gewesen. Vielleicht auch war er es immer, weil das eigene Volk, trotzdem oder gerade deshalb, daß sein Dichtername in einigen Litteraturgeschichten eingesargt liegt, wohl gar nichts von ihm gewußt hat. Die Gründe hierfür sind jedenfalls zweierlei Art. Durch seinen zwanzigjährigen Aufenthalt in Italien war er Deutschland entfremdet worden. Zudem hatte er seinem Volke als Dichter nie ans Herz gegriffen. Dennoch verdient der Mann nicht das Schicksal, der Vergessenheit anheimzufallen.

Julius August Schanz wurde am 19. September 1828 zu Oelsnitz im Vogtland geboren. 1847, zur Zeit des schweizerischen Sonderbundkrieges, schwebte der Name des Verstorbenen auf Millionen Lippenpaaren. Die Zensur kannte den flotten leipziger Corpsstudenten als den Verfasser des zu rascher Berühmtheit gelangten General Dufour-Liedes, das, in zahlreichen Auflagen und selbst auf Hunderttausenden von thüringer Pfeifenköpfen eingebrannt, bis nach Amerika Verbreitung gefunden hatte. Das schwungvolle Lied feierte in Guillaume Henri Dufour, dem Generalissimus des eidgenössischen Heeres im Kampf gegen die Sonderbundkantone, den Sieg des Freisinns in der Schweiz. Es mag hier Platz finden:

Dem General Dufour.

Frisch auf, mein Lied, wie Trommelklang
Und wie Trompetenton,
Erschalle laut, mein Jubelsang,
Dem treusten Schweizersohn.
Kling über jedes Siegesfeld
Auf schweizerischer Flur
Und grüße froh den Schweizerheld,
Den General Dufour.

Vorüber ist der heil'ge Krieg,
Fürs höchste Gut geführt.
Im hellsten Glanze flicht der Sieg
Den Kranz, dem er gebührt.
Heil jedem, der aus offner Wahl
Dem Vaterlande schwur,
Und dreimal Heil dem General,
Dem General Dufour.

Er ging voran mit kühnem Mut,
Und sein gewalt'ges Wort
Riß in den Kampf mit heil'ger Glut
Die Herzen mächtig fort.
Von Feindes Wällen schwindet schnell
Des Sieges blut'ge Spur,
Doch ewig klingt Dein Name hell,
O General Dufour.

O sei gesegnet, Schweizerland,
Gesegnet immerdar! —
Sei wie Dein Morgensonnenbrand
Der Tag Dir licht und klar!
Strahl' ewig rein der Himmel Dir
In glänzendem Azur
Und Deiner Männer schönster Zier,
Dem General Dufour.

Der Völkerfreiheit Feinde schau'n
Nach Dir mit neid'schem Blick,
Du in Europas weiten Gau'n
Die einz'ge Republik.
Dich möchten sie vernichten gar.
Wohlan, sie kommen nur:
Es harrt mit seiner tapfern Schar
Der General Dufour.

O Schweiz, ich grüße Dich mit Lust,
Als wär' ich selbst Dein Sohn,
So lang ein Lied in meiner Brust,
Klingt Dir's in hellstem Ton!
Preis ewig Dir, Du schönstes Land
Der Freiheit und Natur,
Und Dir den wärmsten Dank der Hand,
O General Dufour!

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Dichter, obwohl selbst unbemittelt, das ihm für sein Lied zufließende Reinerträgnis von 200 Franken dem General Dufour zum Besten verwundeter Schweizersöhne überwies. Auf der politischen Weltbühne begegnen wir Schanz während des „tollen" Jahres 1848/49 als mutvollem Streiter. Langwierige Festungshaft war sein Lohn. Durch König Friedrich August von Sachsen amnestiert, ließ sich Schanz 1853 in Dresden nieder, wo er dann von 1856 bis Ende 1858 die „Dresdener Nachrichten" redigierte. Ihm, dem alleinigen Redakteur und Organisator, verdankte das Blatt in Bezug auf Politik, Lokal- und Provinzialnachrichten, Feuilleton seine ganze Einrichtung und seinen ersten kräftigen Aufschwung. Denn als Schanz freiwillig zurücktrat, um die Zeitschrift „Saxonia" herauszugeben, hatten die „Dresdener Nachrichten" bereits mehrere Tausend Abonnenten. 1865 verließ Schanz Dresden, um sich mit Unterstützung des kunstsinnigen Königs Johann eine Heimstätte in Italien zu gründen, wo er bis Mitte der Achtzigerjahre als Professor und Lehrer an mehreren höheren Unterrichtsanstalten thätig war. Was er während dieses Aufenthaltes für die geistige, späterhin politische Annäherung Italiens an Deutschland gethan hat, soll ihm unvergessen bleiben. Dort, besonders in Rom, war Schanz eine man kann sagen populäre, beliebte Persönlichkeit. Von fast allen Dichtern Italiens hat er Lieder ins Deutsche und gleicherweise Schöpfungen deutscher Dichter ins Italienische übertragen. Er war es auch, der als Vertreter der deutschen Litteratur bei der Dante-Feier in Florenz mit einer zündenden Rede im Palazzo Seristori am 17. Mai 1865 angesichts der Delegierten von hundert italienischen Städten das später perfekt gewordene Bündnis zwischen Italien und Deutschland anbahnte. Und da sein Buch „Italien, Deutschland, Oesterreich im Spiegel moderner Dichtung" schon im Frühjahr 1879 erschienen war, während Fürst Bismarck erst im Herbst nach Wien ging, um das Zwei Kaiser-Bündnis abzuschließen, so dürfte man nicht fehl gehen, wenn man Uli Schanz als den geistigen Urheber des Dreibundes bezeichnet. Er hat ihn mindestens schon vorausgeahnt, da er am 6. Juni 1879 den „Dreiklang aus Italien" schrieb, dessen Schlußstrophe folgendermaßen lautet:

Drei Nachbarvölker, wie keine weiter
Die Hand sich reichen im Erdenrund,
Begeisterte Sänger, hochherzige Streiter,
Laut segnen sie euch in der Eintracht Bund,
Die Zukunft lacht euch sonnig und heiter —
Prophetisch verkündet's ein Dichtermund.

In diese Bestrebungen fällt auch die Sammlung „Deutsche Lieder aus Ungarn und Italien". Von andern Werken sind die Uebersetzungen von Macaulays „Altrömischen Liedern" und J. Henrys Gedichten, ferner „Hymnen der Völker", „Schiller, Platen, Byron", „Lieder aus Italien" zu nennen. Eigenes hat Schanz in seinen „Fünfzig Liedern für Komponisten und Freunde des Gesangs", in einem „Buch Sonette" und in dem dreibändigen Sammelwerk „Kornblumen und Immergrün" gegeben. Man wird vieles darunter als nicht vollwertig erkennen und noch weniger ein Verdienst darin erblicken, daß der Dichter nach platenschem Muster im Formenkultus aufging. Schon das Schlagwort „Platenide" bedeutet für uns eine vollständige Verkennung der dichterischen Mission, eine Verirrung, der so manches vielversprechende Talent zum Opfer fiel. Nehmen wir aber die „Schule der Plateniden" als litterarhistorisches Faktum an, so muß zugestanden werden, daß Uli Schanz, nächst Platen, vielleicht der glänzendste Sprachkünstler und Formenmeister war, den die genannte „Schule" aufzuweisen hatte. Er handhabte die schwierigsten Metren

und Reimverschlingungen mit erstaunlicher Virtuosität und Grazie — obwohl es ihm nur selten gelang, das Gefühl rein und tief zum Ausdruck zu bringen. Rudolf Götte und Paul Heinze haben denn auch in ihrer „Geschichte der deutschen Litteratur von Goethe bis zur Gegenwart" neben der „genialen Leichtigkeit des Wurfes" vor allem anerkannt, „daß Schanz zur Lösung hoher dichterischer Aufgaben befähigt gewesen wäre, wenn er nicht infolge ungünstiger Lebensbedingungen seine Kraft allzusehr versplittert hätte". Was der Verstorbene als Dichter und als Vermittler fremder Litteraturen thatsächlich geleistet hat, läßt uns sein Lebensschicksal aufrichtig bedauern.

Berlin. *Ernst Kreowski.*

Todesfälle. In Wien erschoß sich die Bühnenschriftstellerin Antonie Kreiml, die unter dem Namen A. Baumberg mehrere Volksstücke geschrieben hat. Wenige Tage vorher waren ihre drei neuen Stücke „Der Nachtwächter von Schlurn", „Max Biebrecht" und „Nur aus Trutz" im Volkstheater aufgeführt worden und zwar nur mit geringem Erfolg, so daß sie alsbald wieder vom Spielplan abgesetzt wurden. Dies scheint die Schriftstellerin, die ihre letzte Hoffnung auf diese Stücke gesetzt hatte, in den Tod getrieben zu haben. Antonie Baumberg, die am 24. April 1859 in Linz geboren worden war, verfaßte außer den oben genannten drei Einaktern die Stücke „Trab-Trab", „Eine Liebesheirat" (besprochen LE I, 596, 1052), „Familie Bollmann" (besprochen LE II, 286), „Das Kind" (besprochen LE III, 498).

Am 21. April † in Dresden die Schriftstellerin Agnes Kayser-Langerhannß im Alter von 84 Jahren. Sie schrieb u. a. die Erzählungen „Das friedliche Thal" und „Waldrose", sowie das Epos „Odin".

In London † der österreichische Journalist und Schriftsteller Emil Fanta im Alter von 87 Jahren.

In Paris † am 16. April Aurélien Scholl, der bis vor etwa einem Jahrzehnt als „le plus parisien" aller Boulevardschriftsteller galt. Er wurde 1833 in Bordeaux geboren, wurde schon mit 17 Jahren Journalist und gründete mit 22 Jahren sein erstes Blatt, das den Titel „Le Satan" führte. Später rief er die Blätter „Nain jaune" und „Voltaire" ins Leben, wurde Chefredakteur des „Echo de Paris", endlich Chroniqueur des „Figaro". Als solcher führte er eine spitzige Feder, die er oftmals mit dem Florett vertauschen mußte, um sich für seine scharfen Angriffe auf Mitglieder der Gesellschaft im Zweikampf zu verantworten. Auf dem Theater debütierte Aurélien Scholl mit der Komödie „Spielt nicht mit der Liebe!", der etwa ein Dutzend anderer folgte. Seine Feuilletons sammelte er in einer langen Reihe von Bänden, von denen die drei Bände „Geist des Boulevard" hervorzuheben sind. Außerdem hat er eine ganze Anzahl von Novellen und Romanen verfaßt, von denen freilich wenig übrig bleiben wird. In den letzten zwanzig Jahren war er schon ziemlich vergessen.

Der amerikanische Schriftsteller Francis Richard Stockton † am 20. April in Washington. Stockton wurde 1834 in Philadelphia geboren, schrieb zuerst phantastische Erzählungen für Kinder und wandte sich dann der Journalistik zu. Das Beste leistete er später in der „kurzen Geschichte". Seine berühmteste ist „The lady or the tiger?" (1884), die Titelnovelle einer Sammlung, die auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist („Kuriose Geschichten". Stuttgart, Robert Lutz. 1898).

* *

Heinrich Zeise. Am 18. April feierte der Dichter Heinrich Zeise auf seinem Ruhesitz Großflottbeck bei Altona seinen 80. Geburtstag. Zeise wurde in Altona geboren, widmete sich zuerst der Pharmacie, studierte dann in Kopenhagen Naturwissenschaften und errichtete später in seiner Vaterstadt eine chemische Fabrik. Er hat mehrere Gedichtbände erscheinen lassen, von denen einige die Kriegsthaten von 1864 und 1870 feierten, so die „Deutschen Kriegs- und Siegeslieder" (1864) und die „Kampf- und Kriegslieder" (1870); außerdem gab er Naturschilderungen, Reiseblätter, sowie Erinnerungen aus seinem Leben heraus und übersetzte Werke von Andersen, Oersted, Blicher, Oehlenschläger und anderen dänischen Schriftstellern.

* *

Allerlei. Am 19. April fand in Berlin die konstituierende Versammlung einer deutschen bibliographischen Gesellschaft statt. In den engeren Vorstand wurden gewählt als erster Vorsitzender Schulrat Dr. Jonas-Berlin, als erster Schriftführer Dr. Gustav Karpeles und als Schatzmeister Assessor Dr. L. Herz. Anmeldungen zur Mitgliedschaft (Jahresbeitrag 6 Mark) sind an den Sekretär der Gesellschaft Dr. H. H. Houben-Berlin zu richten. — Auf der diesjährigen General-Versammlung der deutschen Shakspere-Gesellschaft (23. April) hielt Prof. Schick aus München einen Festvortrag über „Die Entstehung des Hamlet". — Die Gesellschaft veranstaltet zwei Preisausschreiben. 600 Mark sind ausgesetzt für eine Arbeit über „Garrick als Shakspere-Darsteller und seine Bedeutung für die deutsche Schauspielkunst" und 800 Mark für die beste Arbeit über „Shakperes Bekanntschaft mit der schönen Litteratur seiner Zeit". Einsendungstermin ist der 1. April 1903. — Konrad Burdach, Professor der Germanistik an der Universität Halle, wurde an die Akademie der Wissenschaften in Berlin berufen. — Die Aufgabe, eine Biographie des kürzlich verstorbenen Wilhelm Hertz zu schreiben, hat Prof. Dr. Otto Günther, Dozent für altdeutsche Litteratur an der technischen Hochschule zu Stuttgart, übernommen. Eine kleine, ästhetisch-kritische Schrift über den Dichter aus der Feder von Richard Weltrich wird demnächst im Verlage der cottaschen Buchhandlung erscheinen. — Eine Porträtbüste Friedrich Schleiermachers soll vor der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, in der der berühmte Theologe und Genosse der Romantiker seit dem Jahre 1809 predigte, errichtet werden. — Der 100. Geburtstag Elias Lönnrots, des Sammlers des finischen Volksepos „Kalevala", wurde in Helsingfors mit der Einweihung des neuen finischen Nationaltheaters gefeiert.

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Auernheimer, R. Renée. Sieben Kapitel e. Frauenlebens. Wien, Wiener Verlag. 116 S. M. 2,— (3,—).

Berges, Philipp. Die Gesundbeterin. Erz. a. d. amerik. Leben. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. Schmal 8°. 133 S. M. —,75 (1,—).

Boy-Ed, Ida. Die säende Hand. Roman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 367 S. M. 3,50.

Dallago, C. Wintertage und anderes. Leipzig, Herm. Degener gr. 8°. 76 S. M. 2,25 (3,—).

Erlin-Schmeckebier, Hedwig. Der Mut zum Glück. Roman. Leipzig, Paul List. 223 S. M. 3,—.

Eschstruth, N. v. Der verlorene Sohn. Roman. Leipzig, Paul List. 2 Bde. 264 u. 229 S. M. 10,— (12,—).

Eysell-Kilburger, E. Das böse Buch. Moderne Skizzen. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 96 S. M. —,50 (—,75).

Gersdorff, A. v. Gegen seinen Willen. Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 188 S. M. 2,50 (3,50).

Gleichen-Rußwurm, A. Frhr. v. Vergeltung. Roman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 371 S. M. 3,50.

Himmelbauer, Franz. Zu den heiligen drei Brunnen. Geschichten. Linz, Oesterr. Verlagsanstalt. 131 S.

Kompert, Paul. Drei Küsse. Dresden, E. Pierson. 78 S. M. 2,—.

Mark, Karl. Licht und Schatten. Novellen. Dresden, E. Pierson. 196 S. M. 3,—.

Müller, G. A. Brautnacht. 4 Geschichten a. d. Leben. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 95 S. M. —,50 (—,75).

Nitsch, Harry. Dummheiten. Lachende Märchen. Dresden, E. Pierson. 104 S. M. 1,50.
Pichler, Helene. Der Nordstern u. a. 8 Seenovellen. 2. Aufl. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 346 S. M. 3,60 (4,80).
Raché, Hennie. Nocturno. Pathologische Liebesgeschichten. Berlin, Schuster & Loeffler. 156 S.
Rosenthal-Bonin, H. Ein Abenteurer in Konstantinopel u. a. humor. Erz. 127 S. — Der schlaflose Commis u. a. humor. Erz. 156 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. Je M. 1,—.
Schwerin, J. Gräfin. Lebenswege. Roman. Berlin, Otto Janke. 252 S. M. 2,—.
Skenglin, F. Frhr. v. 's Re'ment. Roman. Dresden, Heinrich Minden. 309 S. M. 3,50 (4,50).
Spielhagen, Friedrich. Die schönen Amerikanerinnen. Illustr. Stuttgart, Carl Krabbe. 180 S. M. 2,— (3,50).
Straß, Rudolph. Alt-Heidelberg, du feine . . . Roman einer Studentin. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 470 S. M. 3,50.
Syrutschek, Julius. Mutterherzen. Slovenische Dorfgeschichten aus Untersteiermark. Linz, Oesterr. Verlagsanstalt. 220 S.
Truth. Der Apoll von Bellevue. Berliner Roman. Illustr. Berlin, Richard Eckstein Nachf. gr. 8°. 336 S. M. 2,— (3,—).
Worms, Carl. Die Stillen im Lande. 3 Erzählungen a. d. Winkel. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 321 S. M. 3,—.
Zacher, A. Herr Assessor Assemacher in Italien. Freuden u. Leiden eines rheinischen Jubiläumspilgers. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. gr. 8°. 672 S. M. 6,— (7,50).

Daudet, Mme. A. Pariser Kinder u. Mütter. (Enfants et mères.) Uebers. v. U. Fricke. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 177 S. M. 3,—.
Gontscharow, J. Oblomow. Roman in 4 Tln. Uebers. v. C. Brauner. Wien, Wiener Verlag. 652 S. M. 6,— (7,50).
Gorki, Maxim. Großvater Archip. Deutsch v. A. Scholz. (Ausgew. Erz. 7. Bd.) Berlin, Bruno Cassirer. 236 S.
Gorki, Maxim. Sechsundzwanzig und eine u. a. Erz. A. d. Russ. v. L. M. Wiegandt. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 96 S. M. —,50 (—,75).
Gorki, Maxim. Tschelkasch. — Malva. — Hemeljan Pilaj. Deutsch v. W. Thal. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 291.) Berlin, H. Hillger. 12°. 128 S. M. —,20.
Harte, Bret. Jack Hamlin als Vermittler u. a. Erz. Uebers. v. M. Jacobi. (Ausgew. Erz. II.) Stuttgart, Robert Lutz. 300 S. M. 2,— (3,—).
Maupassant, Guy de. Sonntagserlebnisse eines pariser Spießbürgers. A. d. litt. Nachlaß. Uebers. v. F. v. Oppeln-Bronikowski. Mit Zeichnungen von G. Depuis. Berlin, Julius Bard. 211 S. M. 3,— (4,—).
Michaëlis, Karin. Das Kind. Autor. Uebers. v. M. Mann. Berlin, Axel Juncker. 127 S. M. 2,— (3,—).
Rosny, J.-H. Die goldene Nadel. Roman von den Goldfeldern Transvaals. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. 283 S. M. 1,—.
Twain, Mark. Standhafte Mädchen. Wien, Wiener Verlag. 120 S. Kart. M. 2,—; geb. M. 3,—.

b) Lyrisches und Episches.

Arndt, R. Mauerblümchen. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 96 S. M. 1,— (2,—).
August, A. Liebe und Freiheit. Ein Gedicht. Dresden, E. Pierson. 41 S. M. 75,— (1,75).
Destinn, E. Sturm und Ruhe. Gedichte. Berlin, Carl Duncker. gr. 8°. 91 S. M. 4,—.
Friedberg, Johanna. Aus meiner Welt. Gedichte. Straßburg i. E., Josef Singer. 72 S.
Hager, R. Freiheitssonette. Dresden, E. Pierson. 61 S. M. 1,— (2,—).
Hebel, Joh. Peter. Alemannische Gedichte. Für Schule und Haus herausg. v. Otto Heilig. Heidelberg, Carl Winter. 137 S. Geb. M. 1,20.
Hellmut-Hell. Gestern und Heute. Gedichte. Berlin NW., M. Lilienthal. 78 S. M. 1,50.
Holthusen, L. Schelmenlieder. Dresden, E. Pierson. 333 S. M. 2,— (3,—).
Kafka, R. Vom ewigen Traum. Verse. Dresden, E. Pierson. 67 S. M. 1,50 (2,50).
Köstlin, B. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 196 S. mit Bildn. M. 3,— (4,—).
Pfügl, R. v. Lieder eines Unmodernen. Wien, Intern. Anstalt f. Litt. u. Kunst, J. J. Plaschka. schmal 8°. 121 S. M. 2,—.
Sänger, F. Eine Frühlingsliebe. Eine Dichtung. 65 S. M. 1,— (2,—). — Eine Sommerliebe. Eine Dichtung. 136 S. M. 1,50 (2,50). Dresden, E. Pierson.
Schneider, R. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 134 S. M. 2,50 (3,50).
Schroth-Ilkmar, A. Aus des Lebens Wonnezeit. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 46 S. mit Bildn. M. 1,— (2,—).
Schwab, G. Wolkenschatten und Höhenglanz. Gedichte. Augsburg, Lampart & Comp. 136 S. M. 3,— (4,—).
Sternheim, Carl. Fanale. Dresden, E. Pierson. 67 S. M. 1,50.
Stoll, H. Meine Lieder. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 132 S. M. 2,50 (3,50).
Strecker, R. Maifrost. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchh. 103 S. M. 2,—.
Wallpach, Arthur v. Kreienfeuer und Herdflammen. Neue Gedichte. Linz, Oesterr. Verlagsanstalt. 118 S.

c) Dramatisches.

Bartolomäus, R. Schatten der Vergangenheit. Trauerspiel. Berlin, E. Ebering. 91 S. M. 2,—.
Baumberg, A. Max Wiebrecht. Komödie. Wien, Carl Konegen. 52 S. M. 1,—.
Berlepsch, G. v. u. A. Baumberg. Der Nachtwächter v. Schlurn. Drama. Wien, Carl Konegen. 67 S. M. 1,20.
Chamberlain, Houston Stewart. Drei Bühnendichtungen. München, Verlagsanst. F. Bruckmann A.-G. gr. 4°. 219 S. M. 6,—.
Geis, A. Am Abgrund. Volksstück. Mülhausen i. E., Carl Ehrmann. gr. 8°. 99 S. M. 1,20.
Greif, Martin. Schillers Demetrius. Das Fragment, dazu ein Nachspiel mit Prolog u. Epilog. Leipzig, C. F. Amelang. 60 S. M. 1,—.
Hirschfeld, Georg. Der Weg zum Licht. Ein salzburger Märchendrama. Berlin, S. Fischer. 149 S. M. 3,— (4,—)
Möller, Marr. Frau Anne. Drama. Berlin, Otto Elsner. gr. 8°. 97 S. M. 2,—.
Nippold, W. K. A. Der Zeiten Wende. Drama in 1 Vorspiel u. 2 Tln. Vorspiel u. 1. Teil. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn. gr. 8°. 248 S. M. 4,80.
Paul, Adolf. Heroische Komödien. Erste Folge: David und Goliath. Der Fall Voltaire. Der Tiger. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 132 S. M. 3,—.
Salzer, Fritz. Die Gesellschaft Plumm. Satire in 2 Bildern. München, Ernst Reinhardt. 64 S. M. 1,50.
Schlossar, Richard. Die beiden Freunde. Dramat. Gedicht. Dresden, E. Pierson. 66 S. M. 1,—.
Torresani, Carl Baron. Die Familie Mikesch. (Für Oesterreich: Die Mikesch-Mali.) Wiener Sittenbild. Dresden, E. Pierson. 176 S. M. 1,50.

Pey-Ordeir, S. Paternitad. Spanisches Jesuitendrama. Deutsche Bearbeitung v. H. Conrad. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. gr. 8°. 152 S. mit Bildn. M. 3,—.
Phillips, St. Herodes. Eine Tragödie. Deutsche Ausg. Mettmann, Hugo v. d. Heyden. gr. 8°. 147 S. M. 3,50.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Avonianus. Dramatische Handwerkslehre. 2., umgearb. u. verm. Aufl. Berlin, Herm. Walthers Verlag G. m. b. H. 292 S. M. 5,—.
Goethe-Briefe. Mit Einleitgn. u. Erläutergn. herausg. v. Ph. Stein. 2. Bd. Weimarer Sturm u. Drang. 1775 bis 1783. Berlin, Otto Elsner. gr. 8°. XVI, 312 S. mit e. Bildn. M. 3,— (4,— u. 5,—).
Haym, R. Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. (Anastat. Neudruck.) Berlin, R. Gaertner. gr. 8°. XII, 951 S. M. 16,—.
Schiller. Herausg. v. R. Steiner. 96 S. mit Bildn. — Schiller, F. Wilhelm Tell. 96 S. (Deutsche Dichter fürs Volk. Begründet v. L. Jacobowski. Nr. 4 u. 5.) Berlin, G. E. Kitzler. Je M. —,10.
Schur, E. Gedanken über Tolstoi. Ein Fragment. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. kl. 4°. 150 S. M. 2,—.
Siebeck, H. Goethe als Denker. (Frommanns Klassiker der Philosophie. Herausg. v. R. Falckenberg. XV.) Stuttgart, Fr. Frommann. gr. 8°. 244 S. M. 2,50 (3,—).

e) Verschiedenes.

Bredow, F. Offener Brief an die mecklenburgische Landeskirche. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 46 S. M. —,60.
Brockhaus, H. Forschungen über florentiner Kunstwerke. Leipzig, F. A. Brockhaus. gr. Fol. IX, 139 S. mit 43 Abb. u. 13 Taf. Geb. M. 30,—.
Dreydorff, J. G. Gottwelt. Eine philosophische Plauderei in Briefen an e. Freundin. Leipzig, S. Hirzel. 182 S. M. 2,40.

Grabowsky, Norbert. Geistige Liebe u. das Wesen des geistigen Lebens. 63 S. — Bildung. Was ist sie, und wie wird sie gewonnen? 57 S. Leipzig, Max Spohr. Je M. 1,—.

Hermann, Georg. Wilhelm Busch. (Mod. Essais. 17. Heft.) Berlin, Gose & Tetzlaff. gr. 8°. 47 S. mit Bildn. M. —,50.

Holzamer, Wilhelm. Die Siegesallee. Kunstbriefe an den deutschen Michel. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 46 S. M. —,60.

Jahrbuch der bildenden Kunst. 1902. Unter Mitwirkung von W. v. Seidlitz-Dresden herausg. von Max Martersteig. Berlin SW. 48, Verl. der Deutschen Jahrbuch-Gesellsch. m. b. H. gr. 4°. 113 S. u. 327 Sp. mit Illustr. Geb. M. 8,—.

Kircheisen, F. Bibliographie Napoleons. Eine systematische Zusammenstellung in krit. Sichtung. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. gr. 8°. 188 S. M. 5,—; Ausg. auf feinem Papier M. 10,—.

Kleinecke, Paul. Gobineaus Rassenphilosophie. Dargestellt. Berlin, Herm. Walthers Verlag G. m. b. H. gr. 8°. 84 S. M. 1,50.

Koeppen, A. Die moderne Malerei in Deutschland. (Sammlung illustr. Monographieen. Herausg. v. H. v. Zobeltitz. 7. Bd.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex.-8°. 146 S. mit 136 Abb. u. 1 Einschaltbild. Kart. M. 4,—.

Kürschner, Josef. Deutschland u. seine Kolonieen. Wanderungen durch das Reich u. seine überseeischen Besitzungen. Unter Mitwirkung v. A. Achleitner, J. Biernatzki, F. Ehrenberg u. a. herausg. Berlin, Herm. Hillger. Imp. 4°. 538 S. Geb. M. 20,—.

Kürschner, Josef. Handbuch der Presse. Berlin, Herm. Hillger. gr. 8°. 1594 Sp. Geb. M. 12,50.

Lorenz, O. Friedrich, Großherzog von Baden. Zum 50jährigen Regierungsjubiläum. Ein Charakterbild. Berlin, Gebr. Paetel. 147 S. M. 2,50 (3,50).

Malten, Hugo v. d. Kunst und Proletariat. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. 32 S. M. 1,—.

Pfarrer, ein sozialer. Aus dem Leben des Schotten Macleod. Für nachdenksame Leser. Stuttgart, D. Gundert. 12°. 220 S. Geb. M. 2,—.

Religion — Weltliebe. Von einem Christen. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. 47 S. M. 1,—.

Scharfrichter, die elf. Ein Musenalmanach. München, Scharfrichter-Verlag. gr. 16°. 41 S. mit farb. Abb. M. —,50.

Schemann, Ludwig. Meine Erinnerungen an Richard Wagner. Stuttgart, Fr. Frommann. gr. 8°. 86 S. M. 1,50.

Schubert-Soldern, B. v. Die Borgias u. ihre Zeit. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. 398 S. M. 3,— (4,—).

Servaes, F. Giovanni Segantini. Sein Leben u. sein Werk. Herausg. vom k. k. Ministerium f. Kultus u. Unterricht. Wien, Martin Gerlach & Co. qu. Fol. 134 S. mit 63 Kunstbeil. Geb. M. 100,—.

Lombroso, Cesare. Die Ursachen und die Bekämpfung des Verbrechens. Uebers. v. H. Kurella u. E. Jentsch. Berlin, Hugo Bermühler.

Tolstoi, Graf L. N. Mein Glaube. (Sämtl. Werke. I. Serie, 2. Bd.) Leipzig, Eugen Diederichs. 354 S. M. 2,50 (3,50).

Weressájew, W. Bekenntnisse eines Arztes. Uebers. v. H. Johannson. Stuttgart, Robert Lutz. 286 S. mit Bildn. M. 2,— (3,—).

Ausland.

Englisch.

Caine, Hall. The Aeternal city. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 3 Bde. 303, 311 u. 304 S. M. 4,80.

Hewlett, Maurice. New Canterbury Tales. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. (Vol. 3537.) 285 S. M. 1,60.

Hornung, Ernest William. The black mask. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. (Vol. 2552.) 272 S. M. 1,60.

Lemcke, Ernst. Creation. Re-Creation. Orange, New Jersey. 102 p.

Levett-Yeats, S. The traitor's way. A story. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. (Vol. 3549.) 286 S. M. 1,60.

Maartens, Maarten. Some women I have known. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. (Vol. 3541.) 280 S. M. 1,60.

Merriman, Henry Seton. The velvet glove. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. (Vol. 3550.) 287 S. M. 1,60.

Pemberton, Max. The Giant's Gate. A story of a great adventure. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 2 Bde. 272 u. 263 S. M. 3,20.

Remy, Arthur J. S. The influence of India and Persia on the Poetry of Germany. New York, The Macmillan Company, agents. gr. 8°. 81 p.

Thomas, Calvin. The Life and Works of Friedrich Schiller. New York, Henry Holt and Company. gr. 8°. 478 p.

Französisch.

D'Alméras, Henri. Avant la gloire. Leurs débuts. Prem. série. Paris, Soc. Française d'imprimerie et de libr. 311 p.

Bossert, A. La légende chevaleresque de Tristan et Iseult. Essai de littérature comparée. Paris, Hachette et Cie. 278 p.

Fabre, Joseph. La pensée antique. De Moïse à Marc-Aurèle. Paris, Felix Alcan. gr. 8°. 367 p. 5 fr.

Zuschriften.

I.

Der Kritiker meiner „Jean Paul-Studie" im 1. Aprilheft Ihres Litt. Echo sagt S. 890: „Wer selbst, wie Müller, soviele Druckfehler seines Gegners bemängelt, müßte sich hüten, ‚fosse Couches' zu drucken, und wer sich als Stilrichter aufspielt, dürfte nicht schreiben: ‚Wie man sich von dieser Seite erwartet hatte' oder ‚dem Wandel in Rinaldos Zaubergarten'". Ich bemerke dazu, daß ich nicht „Druckfehler" meines Gegners bemängelt habe, sondern ganz andere Fehler, und daß die mir zugeschriebenen Verstöße in meinen Büchern nicht vorkommen. Ich zitierte einmal in meinem Hauptwerk aus Heines Epigrammen die „fausses couches touchierte Tugend" (in Beziehung auf die geschiedenen Verehrerinnen Jean Pauls), das Wort ist aber bei mir richtig geschrieben. Ebensowenig findet sich bei mir der letzte Satz, sondern S. 63 meiner Jean Paul-Studien ist die Triumphreise des jungen Dichters verglichen dem „Wandel Rinaldos in den Zaubergärten Armidas." Wo der zweite Satz steht, weiß ich nicht; ich finde übrigens an ihm nichts auszusetzen. Wie Rezensent „Langmut und Geduld" aufwenden mußte, um alle Liebesverhältnisse Jean Pauls an sich vorüberziehen zu lassen, so wird dafür der Litterarhistoriker dankbar sein, das vielberegte Thema einmal gründlich und unter Beseitigung der unzähligen Inkorrektheiten und Mißverständnisse behandelt zu finden. Der Kritiker hat jedenfalls keine Ahnung, welche Arbeit dazu notwendig war. Dann sagt er, ich habe nicht den leisesten Versuch gemacht, diese Frauen künstlerisch zu gestalten. Kein anderer als Ludwig Geiger, des bin ich sicher, wird diesen Vorwurf wiederholen. Gerade die feine, diskrete Gabe der Charakteristik und psychologischen Zeichnung hat noch jeder ehrliche Rezensent an mir gerühmt, wie auch die Meisterschaft des Stils.

München. Josef Müller.

Entgegnung.

Da ich in einer 35jährigen litterarischen Thätigkeit grundsätzlich auf keine Kritik geantwortet habe, so habe ich keine Veranlassung, im Hinblick auf obige Zuschrift meinem Grundsatz untreu zu werden, um so weniger, da sie wenig Thatsächliches vorbringt, sondern sich in eitlem Selbstlob gefällt.

27. April 1902. Ludwig Geiger.

II.

Im Herbst 1902 erscheint im Verlage von Schuster und Löffler in Berlin eine von mir zusammengestellte Anthologie von Gedichten Paul Verlaines, die eine Auslese der besten deutschen Uebertragungen darstellen will. Sollten nun außer den Herren Richard Dehmel, Franz Evers, Cäsar Flaischlen, Otto Hauser, Fritz Koegel, Karl Klammer, Siegmar Mehring, Richard Schaukal, Johannes Schlaf und Paul Wiegler, die sich bereits einverstanden erklärt haben, noch andere Autoren Verlaine-übertragungen in Druck oder Manuskript besitzen, so möchte ich sie hiermit ersuchen, mir diese zur eventuellen Berücksichtigung baldigst übermitteln zu wollen.

Berlin SW. 46, Bernburgerstraße 20. Stefan Zweig.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Amberg & Lessen in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

DIE NEUE RUNDSCHAU. 1917.

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde.

Inhalt:

Von Walter Bloem
Von Hermann Bahr
Von Max Brod
Von Hermann Hesse
Von Ernst Lissauer
Von Ernst Lissauer
Von Ernst Lissauer

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Vierter Jahrgang
Heft 17
Juni 1902

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag, für die Schweiz nur durch das Intern. Annoncen-Bureau L. Kuranda, Lausanne

Die deutsche Ballade.

Von **Hans Benzmann** (Berlin).

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Die Bezeichnung „moderne Ballade" ist eine sehr unbestimmte. Man kann hierunter die Balladendichtung der lebenden und besonders die der sogenannten modernen Dichter, d. h. der jüngeren Generation, verstehen, andererseits aber auch eine spezifisch moderne Ballade, also eine von einem niemals vorher, wenigstens in dieser ausgeprägten Eigenart, erschienenen Wesen. Ich bin nun der Meinung — da ich den Standpunkt vertrete, daß die allein echte deutsche Ballade dem Volksliede, diesem ewigen Jungbrunnen deutscher Poesie, entstamme und ähnlich sei —, daß man diese „spezifisch moderne" Ballade höchstens als eine Abart der Ballade bezeichnen kann, und daß vielmehr auch als echte moderne Ballade vorläufig und hoffentlich noch für lange, lange Zeit nur diejenige bezeichnet werden kann, die der Ballade Bürgers, Goethes, Uhlands, Mörikes und Fontanes entspricht. Ich nenne darum weder die lyrisch-graziöse, satirisch-soziale Ballade, die übrigens dem Französischen (Béranger) entstammt und auch von den Dichtern der deutschen Revolution (Freiligrath u. a.) gepflegt wurde, also die tendenziöse soziale Ballade, noch die ernste episch-soziale, Begebenheiten darstellende, die eigentlich moderne, noch viel weniger natürlich die leider ganz Mode gewordene, frivole Sitten-Ballade, die ebenfalls gallischen Ursprungs ist und hoffentlich niemals ernstlich in Deutschland heimisch werden wird, die Ballade als Chanson, die Ueberbrettl-Ballade. Vielmehr erscheint mir als echte moderne Ballade hauptsächlich die im Geiste Bürgers gehaltene Ballade Liliencrons und die verwandter jüngerer Dichter, die kraft ihres gesunden deutschen Empfindens zu einem einfachen, prägnanten, ungekünstelten Stil zurückgekehrt sind und hierdurch eben gleichsam unbewußt auch zum einfachen Liede und zur volkstümlichen Ballade. Diesen Weg mußte übrigens eine gesunde Technik nehmen. In formeller Beziehung bleibt das Volkslied und jede Art der Volkspoesie immer das Ideal, immer das oft den Dichtern unbewußt vorschwebende Ziel. Kein Stil ist einfacher, prägnanter, wirkt unmittelbarer, suggestiver, als der der Volkspoesie, abgesehen davon, daß in ihr alles Typisch-Menschliche zur klarsten und einfachsten Offenbarung kam, und davon, daß jeder wahre Dichter aufs innigste mit seinem Heimatsboden verwachsen ist. Ungesund und geradezu unkünstlerisch war und ist nicht nur der moderne Naturalismus, sondern auch jeder einseitige Formalismus, soviel Nutzen im einzelnen und als Entwickelungsfaktoren auch beide gestiftet haben mögen. Selbstverständlich können natürlich auch moderne Stoffe — diesem Einwand will ich hierbei noch begegnen —, nicht nur Sagen und Historien und dergleichen in wirklichen, volkstümlich wirkenden Balladen behandelt werden. Das wird bewiesen durch Heines „Die Grenadiere", durch Mosens „Andreas Hofer", durch Fontanes märkische und Soldatenballaden. Es kommt nur auf den volkstümlichen Ton an.

Die moderne Ballade im weitesten Sinne umfaßt zunächst auch die Balladen älterer, noch lebender Dichter, von denen namentlich Hermann Lingg, Felix Dahn und Heinrich von Reder zu erwähnen sind. Eines vor kurzem gestorbenen echten Poeten, Wilhelm Hertz[1]), will ich zunächst gedenken. Wilhelm Hertz war ein echter Kunstpoet. Er hatte ja auch eine Vorliebe für die mittelalterliche Kunstpoesie, und zu seinen schönsten Dichtungen zählen die Nachdichtungen „Tristan und Isolde", „Parzival", ferner die eigenen größeren „Lanzelot und Ginevra" und ähnliches. Unter seinen Balladen findet man Stücke von einer überwältigenden dekorativen Pracht und feinster Wirkung im Detail. Ich erwähne die feine, abgestimmte und pointierte Ballade „König Haddings Herz wird müde" und die vor lauter Schönheit gar nicht gruselig wirkende Galgenballade: „Klein Wild-Waltraut", und die sich großartig in der

[1]) Vgl. „Gesammelte Dichtungen", Seite 131—195 (Verlag Cotta, Stuttgart).

Nibelungenstrophe aufbauenden „Der Heruler Ende“ und „König Etzels Tod“. Andere Balladen gehören mehr der poetischen Erzählung an. Hertz kennt alle Momente der volkstümlichen Ballade, durch die sie eben volkstümlich wirkt, er verwendet sie auch, aber in einer so ins Kunstvolle übertragenen Weise, daß er niemals volkstümlich wirkt. Sein Stil ist Freskenstil, und da er nur Sinn für das sinnfällig Großartige, Leidenschaftliche und sich Steigernde hat, also für eine im höchsten Sinne bewegte epische Poesie und gleichzeitig für eine Belebung durch das Kleinste, für echte, poetische Stimmung, wirkt er so ergreifend lebendig und wie Conrad Ferdinand Meyer, allerdings durch andere, einfachere, eigenere Mittel, m höchsten Grade anschaulich. Beider Stil ist, wenn man mich recht versteht, der Renaissancestil der Ballade. — Nicht so glänzend dekorativ, farbig und oft filigranartig fein wie Hertz ist Hermann Lingg[2]), aber er ist reicher an Tönen, interessanter, persönlicher und markanter oft als Hertz. Er ist pathetisch-rhetorisch, spröde, trocken, realistisch, fast prosaisch, wie es der Stoff verlangt. Eigentlicher Balladendichter ist er ebenso selten wie Hertz. Ihm gelingt vor allem das großzügige, bedeutungsvolle historische Charakterbild (z. B. „Cromwell“), aber ebenso gut auch das historische kleine Kultur- und Genrebild („Die Marodeure“, „Spießruten“). Er gehört ebenso wie Hertz zu den bedeutenden Persönlichkeiten der ältesten Generation, zu denen auch noch Felix Dahn[3]) gehört. Auch Dahn liebt mehr die große, breitausgesponnene, historische Erzählung als die knappe, prägnante deutsche Ballade. Er hat seine Stoffe der Geschichte aller Völker entnommen. Markant, pathetisch, schwungvoll sind seine Gotenlieder. Am besten trifft er den englisch-schottischen, volkstümlichen Balladenton. Sein „Der Königsbronn in Dunsadal“ „Maria Stuart und Sir Gordon“, „Lord Murray und Lady Anne“ und ähnliche erinnern uns an Fontane, wenn auch nicht an die besten Stücke dieses Altmeisters der deutschen Ballade. Seine „Mette von Marienburg“ wird eine der herrlichsten deutschen Balladen bleiben, wenn sie auch nicht eigentlich eine volkstümliche ist. Dahn wirkt mehr karton-, als freskoartig. Er liebt mehr als die Farbe die starken, kräftigen und schwungvollen Linien. Er hat viel geschrieben, und vieles, was von geringem poetischem Gefühl zu zeugen scheint, aber auch vieles, in dem er zeigt, daß er an Phantasie und Kraft viele von den Modernen übertrifft. — Mit Glück hat Ernst Ziel[4]) den volkstümlichen einfachen Ton in einigen Balladen getroffen (vgl. „Marie von Fühnen“). Er schien mir überhaupt immer einer von den wenigen Dichtern der Sechziger- und Siebzigerjahre zu sein, die ein feines, poetisches Gefühl zu wirkungsvollen Stoffen und zu einfacher, prägnanter Gestaltung hinleitete. Seine Gedichte wirkten, wie man jetzt zu sagen pflegt, immer wie „erlebte“. Ein echtes zielsches Gedicht dieser Art ist die leider Fragment- gebliebene Ballade „Herr Weißbart“, in der er wie in mancher anderen stark poetisch und fortreißend durch den Refrain wirkt. Eine echte, straffe und runde Ballade ist ferner „Frau Goneril“. Ziels feines Gefühl für das Besondere, Packende offenbart sich auch in der Romanze „Die Zähne des Don Diego“. — Am besten aber von den älteren Dichtern hat der in München lebende Heinrich von Reder[5]) den deutsch-volkstümlichen Ton der Ballade getroffen. Er ist in seinen Elfen- und Märchenballaden Romantiker; aber in größeren, kräftigen Balladen erreicht er fast die herbe Größe Bürgers. Eine der schönsten Balladen, die ich kenne, ist seine Ballade „Der arme Sünder“ (s. Sp. 1186). Die Größe und Ursprünglichkeit des Talentes Reders kommt in ihr, sowohl in den einzelnen Momenten, wie in dem ganzen Aufbau und namentlich auch in dem wundervoll natürlich sich ergebenden Schluß, der die Spannung gleichsam noch mehr spannt, ohne in eine geistreiche Pointe zu verlaufen, voll zur Offenbarung. Die ganze Kraft und Derbheit und der echte Humor des deutschen Volksliedes pulsieren auch in seinen Landsknechts- und Bauernliedern. Sie sind ganz volkstümlich im Ton, sie lesen sich etwa wie die Lieder des 15. und 16. Jahrhunderts. Reder gehört auch zu den wenigen modernen Dichtern, die in balladenartigen Gedichten den deutsch-französischen Krieg besungen haben. Die Poesie des Feldlagers, der Schlacht, des Patrouillenganges lebt und webt in diesen Liedern und Balladen, die derbe Gesundheit und Frische, ein trockener Humor, der Lapidarstil des echten, volkstümlichen, anschaulich wirkenden Soldatenliedes. Bei dieser Gelegenheit sei überhaupt hingewiesen auf diese Abart der Ballade und poetischen Erzählung. Neben Reder sind Liliencron, dessen Poesieen dieser Art bekannt sind, Julius Wolff („Die Fahne der Einundsechziger“) und der Schlesier Theobald Nöthig[6]) („Bei Gravelotte“ und „Auf dem Schlachtfelde von Mars la Tour“ sind prächtig lebendige und poesievolle Gedichte) zu nennen. Diesen Dichtern sind einige jüngere anzureihen, die, ebenfalls fern jeder Schule und Richtung, sich selbständig entwickelten, hier und dort an ältere erinnern und doch in ihrer Technik bisweilen auch an die Modernen. Als Balladendichter wurde in diesen Jahren vielfach Heinrich Vierordt[7]) genannt, zugleich aber wurde stets dabei mit Recht betont, daß seine Ballade eher poetische Erzählung als wirkliche Ballade sei. Wenn man mit Liebe der Entwickelung dieses echten Kunstdichters folgt, wird man bemerken, wie sehr er stetig wächst, wie sein Stil sich verdichtet, prägnanter stets und farbiger wird, und wie der Dichter sich eine gewisse ungezwungene Unmittelbarkeit bei aller schönen, klassischen Ruhe bewahrt. Diese Entwickelung nimmt man auch an den Balladen deutlich wahr. Nur wenig Gelungenes findet man in den „Liedern und Balladen“ (als schöne Balladen seien erwähnt: „Die Skiläufer“, „Der Schmied von Aachen“; auch Vierordt hat den letzten Krieg besungen), mehr und mehr aber fesseln uns die späteren Balladen durch ihre Straffheit und ihre schnell fortschreitende Darstellung. Vierordt hat die Geschichte aller Zeiten und Völker nach Balladenstoffen abgesucht. Am eigenartigsten zeigt er sich in der spezifisch modernen

[2]) Vgl. „Gedichte“, 3 Bände, „Jahresringe“, „Schlußrhythmen und neueste Gedichte“ (Verlag Cotta, Stuttgart).

[3]) „Felix Dahns Gedichte“ (Auswahl des Verfassers, Verlag von Breitkopf & Härtel).

[4]) „Ausgewählte Gedichte“ (Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1901).

[5]) Vgl. „Gedichte“ (1859), „Soldatenlieder von drei deutschen Offizieren“ und „Wodans Heer“ (letzteres bei Pierson, Dresden).

[6]) „Lichter und Schatten“, 5. Auflage (Trewendt, Breslau).

[7]) „Lieder und Balladen“, „Akanthusblätter“, „Vaterlandsgesänge“, „Neue Balladen“, „Fresken“, „Gemmen und Pasten“ (s. unten Sp. 1217). In sämtlichen Bänden (Heidelberg, Carl Winters Verlag) findet man Balladen.

Ballade; „Der Clown", „Das weiße Roß", „Die „Königsschatten", „Morgen vielleicht" sind Meisterstücke dieser Art. „Der Hexengeiger" ist eine Talentprobe ersten Ranges. Zu diesen selbständigen Dichtern gehören auch der bremer Dichter Arthur Fitger[8]) und Ferdinand Avenarius. Arthur Fitger ist viel feiner, subtiler, eigenartiger als z. B. Vierordt oder Felix Dahn. Er ist kein Vielschreiber; was er aber gedichtet hat, das packt uns fast immer und zwar durch eine intime, fein abgestimmte Darstellung oder durch das Seelisch-Tiefe („Vaterzorn", „Der Sänger") oder durch das Bizarr-Frische und Lustige („Die Hexe"). Er ist nicht wuchtig und schwer wie Vierordt, kein Meister der starken Linien, er liebt vielmehr die feinen, krausen Linien. Auch er ist ein Kunstpoet rechter und eigener Art; aber er hat doch ein feines Gefühl für das Volkstümliche, und dies kommt bei ihm mehr in Einzelversen und -wendungen als in ganzen Gedichten zum Ausdruck. Ihm ähnlich ist Ferdinand Avenarius[9]), doch kommt er in seinem tiefen Naturgefühl und in seiner Vorliebe für das Mystische der deutsch-volkstümlichen Natur- und Mythenballade noch näher als Fitger, ebenso in der knappen, charakteristischen, suggestiven Sprache. Auch ihm fehlt indessen noch jene geniale Leichtigkeit, Ursprünglichkeit und Treffsicherheit, die von den Modernen allein Detlev von Liliencron besitzt. Als vortreffliche Balladen Avenarius nenne ich: „Der Breitenstein", „Der Gnadenregen", „Die zeugende Hand", „Totendank", „Die Pest", „Die Blutlinde", „Der Irrwisch". Zu erwähnen wären von Frauen noch als Balladendichterinnen Isolde Kurz und Frida Schanz. Erstere ist auch in ihren Balladen ganz und gar subjektiv im Tone, rhetorisch und formschön, letztere anmutig und zart, märchenhaft und volksliedartig.

Die eigentlichen Modernen, wie Wilhelm Arent, Arno Holz, Johannes Schlaf, Michael Georg Conrad, Conradi und andere kümmerten sich nicht um die Ballade. Ihre Bestrebungen waren bekanntlich ganz anderer Art, sie wollten im Gegenteil mit dem Alten ganz aufräumen, die Kunst sollte Wirklichkeits- und Persönlichkeitskunst sein, sie waren mehr Aufräumer als Aufbauer. Diesen Vernichtern der alten Ethik und Aesthetik folgten die Verkünder der neuen positiven Prinzipien und Theorieen, die eigentlichen Naturalisten (Arno Holz mit seinem „Phantasus", Schlaf mit seinem intimen Drama und ihr Gefolge). Auch diese Dichter waren Analytiker, nicht eigentliche und ursprüngliche Schöpfer und Künstler; denn das Wesen der Kunst — auch das der Ballade — ist Synthese. Nur einige frische, wenn auch nicht gerade originelle, aber doch wenigstens von den Theorieen nicht angekränkelte Talente fanden hin und wieder den Ton der Ballade oder Romanze, wie z. B. Carl Busse in seinem bekannten Gedicht „Die drei Wanderer", Bierbaum vielfach in seinem „Nemt, Frouwe, disen Kranz". Auch eine Persönlichkeit wie Dehmel versuchte sich in der sozialen Ballade; aber, wie er in allem neu, originell, ursprünglich wirken wollte, so wollte er auch in diesen Versuchen wahrscheinlich nicht gerade volkstümlich wirken. Da er aber ein genialer Dichter ist, so trifft er unbewußt den Volkston bisweilen an anderer Stelle: in seinen Liedern. Diesen Volkston findet auch Gustav Falke in einigen balladenartigen Naturstimmungen („Unheimliche Stunde") und in seinen ebenfalls balladenartigen, lustigen und übermütigen Zecherliedern („Nachtwandler"), ebenso Hugo Salus in seinen „Chansons" (vgl. „Der Königssohn"). Andere moderne Dichter, wie Rilke, Schaukal und auch Stephan George, lieben den Ton der kleinen, zierlichen, echt romantischen Ritterballade und Romanze. Eigentliche Balladendichter aber sind sie nicht. Schöne, kraftvolle und von wirklich epischer Begabung zeugende Balladen haben die beiden in dieser Beziehung bisher weniger bekannt gewordenen rheinischen Dichter Hermann Friedrichs und Rudolf Herzog gedichtet. Jedoch sind Friedrichs Balladen eigentliche Kunstballaden, während Herzogs Balladen noch auf der Grenze zwischen Kunstpoesie und Volkston stehen. Friedrichs erinnert in der Pracht und Tiefe seiner Phantasie an Wilhelm Hertz; aber er ist in seinen Motiven und Ideen tiefer wie dieser. In der Plastik und Größe der Situation, der Szene, in der machtvollen Steigerung kommt er in seinen besten Stücken Conrad Ferdinand Meyer nahe (vgl. namentlich „Die Furcht", „Casamicciola", die Rhein- und Venedigpoesieen). Herzog dagegen trifft den rechten, kraftvollen, stürmischen Ton der nordischen Ballade. „Herrenliebe", „Frau Hildas Todesritt", „Entsündigung" und namentlich auch die Burenballade „Der Fuchsmajor vom Niederrhein", gehören zu unseren schönsten, modernen Balladen. Der Verfasser dieses Artikels selbst hat in einigen Balladen seines Buches „Sommersonnenglück" den volkstümlichen deutschen Ton der Ballade zu erreichen gesucht (man vergleiche namentlich die Gedichte „Parzival", „Vom Ritter, der suchte", „Hans, der Schuster", „Mädchenträume"). Zu erwähnen wäre von modernen Dichtern auch noch Wilhelm von Scholz, in dessen Buche „Hohenklingen" man eine Reihe kraftvoll realistischer holzschnittartiger Balladenstimmungen findet.

Der eigentliche Balladendichter der Modernen ist Detlev von Liliencron. Er allein von den Modernen, wenn man nach dem urteilt, was in Buchform vorliegt, setzt die eigentlich deutsche Linie (Bürger, Goethe, Uhland, Mörike, Droste-Hülshoff und Fontane) weiter fort. In seinen Soldatenballaden („Wer weiß wo", „Tod in Aehren") lebt die volksliedartige Ballade wieder auf, in seinen nordischen Balladen „König Ragnar Lodbrog", „Die Kapelle zum finsteren Stern", „König Abels Tod", „Herzog Knut, der Erlauchte", „Pidder Lüng" waltet die urdeutsche Kraft der Volksballade, ihre ganze Unmittelbarkeit, ihre suggestive Anschaulichkeit und hinreißende, wuchtige, knappe, oft sprunghafte, großzügige Führung und Steigerung der Handlung, ihre Innigkeit, ihre Leidenschaft, ihre Helden- und Menschengröße, lebt deutsches Naturempfinden und jener geniale, urwüchsige Humor, der echter Kunst gleichsam angeboren ist. Hier hört alles Definieren auf! Hier kann man nur sagen: das ist die deutsche Balladenpoesie!

Mit ausgesprochenen Balladen ist noch Börries Freiherr von Münchhausen hervorgetreten („Balladen", Berlin, Breslauer & Meyer). Der Ton und Inhalt dieser Balladen ist ein mannigfaltiger, jedoch ist eine kräftige, volkstümliche, einfach prägnante Sprache stets gewahrt, die gleich anschaulich wie rhythmisch abgerundet und balladenhaft klang-

[8]) „Fahrendes Volk" und „Winternächte" (Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg).
[9]) „Stimmen und Bilder", „Wandern und Werden" (Eugen Diederichs, Leipzig).

voll wirkt (vgl. „Die Schenkin", „Der Marschall"), so daß diese Balladen neben denen Liliencrons zu nennen sind. Freilich, die urwüchsige Kraft und Treffsicherheit, den wahrhaft überlegenen, naiven Humor Liliencrons besitzt Münchhausen nicht im entferntesten, auch nicht die bei aller hanebüchenen Kraft und fortreißenden Energie instinktive Feinheit des Gefühls für die wirkungsvolle Schilderung charakteristischer Details, die Liliencron in höchstem Maße besitzt, vermittelst der er erst seine Dichtung wahrhaft gleichsam individualisiert. — Schließlich wäre als drittes starkes Talent auf diesem Gebiete die junge Dichterin Agnes Miegel zu nennen. In ihren Balladen (vgl. „Gedichte", Verlag Cotta) herrscht eine wirklich hinreißende Ursprünglichkeit der Empfindung, eine Sprache von bezaubernder Einfachheit und zugleich Ausdrucksfülle, Schönheit und Prägnanz. Fast möchte ich sagen, daß sich in dieser Sprache die süße Empfindungsweichheit der Romantiker oder eines Mörike oder eines J. P. Jacobsen mit der realistischen Kraft eines Fontane gepaart hat. Balladen, wie „Regina", „Herzog Samo", „Henning Schindekopf", „Griseldis" und besonders die herrliche, tiefe Phantasie „Santa Cäcilia" (abgedruckt im LE III, Sp. 1477) stelle ich ihrem Werte nach neben Liliencrons Balladen.

Es sind Anzeichen vorhanden, daß die Balladenpoesie — ihr Wurzelboden ist Heimatpoesie — wieder Mode wird. Obwohl eine breite Entwicklung fast immer eine Verflachung zur Folge hat, ist es doch zu wünschen, daß diese gesunde, nationale und echt künstlerische, naive Richtung an Stelle der artistischen, d. h. naturalistischen und formalistischen Poesie tritt. Sie allein wäre vielleicht auch im stande, die undeutsche und frivole Ueberbrettlpoesie zu verdrängen. Ist doch die Ballade im deutschen Ton die eigentliche spezifisch-deutsche Vortragspoesie! Warum macht man denn keinen Versuch, Balladen von Goethe, Bürger, Heine, Uhland, Mörike, Fontane, Liliencron, Münchhausen, Rudolf Herzog u. a. öffentlich periodisch vorzutragen?! Wie sehr diese ganze Bewegung im Wachsen begriffen ist, das beweist u. a. das Entstehen besonderer Zeitschriften für Heimatspoesie, besonderer Anthologieen für deutsche romantische Poesie („Die blaue Blume"), eines so lobenswerten Unternehmens wie des „Jungbrunnen" (Neuveröffentlichung von Volksliedern, Märchen u. dergl.). Novalis ist neuentdeckt worden, Mörike erhält erst jetzt seine rechte Würdigung, ebenso die Droste. Wie ich höre, wird auch „Des Knaben Wunderhorn" in neuer, von Paul Ernst besorgter Auswahl und alter Ausstattung (bei G. H. Meyer, Berlin) erscheinen. Der Verlag Max Hesse in Leipzig bereitet neue Ausgaben von Bürger (besorgt von W. v. Wurzbach) und Tieck (besorgt von Georg Witkowski) vor. Das sind wenigstens erfreuliche Aussichten.

Verlästerte Dichter.

Von **Paul Wiegler** (Stuttgart).

II.

Peter Altenberg.

Peter Altenbergs litterarische Geltung datiert erst seit den letzten sechs Jahren. Sein Erstlingsbuch wirkte wie die Entdeckung einer Goldader; seine Weise verdrängte bei den Delikaten selbst die elegante, verträumte, etwas schwächliche Kultur, die in Arthur Schnitzlers Novellen ihren Ausdruck gefunden hat. Er wurde vergöttert, imitiert und dank den Produkten der Impotenten unter seinen Jüngern in den Zeitungen und Zeitschriften lächerlich gemacht. Sein Skizzenbuch „Wie ich es sehe" (1896) enthält zweifellos sein Bestes; dann erschien „Ashantee" (1897) und endlich „Was der Tag mir zuträgt" (1900)*), die dritte Sammlung, die auch von Wohlwollenden als Enttäuschung empfunden wurde. Immerhin darf von seiner Erscheinung ein im ganzen fertiges Bild gezeichnet werden. Es ist sicher, daß er einen Stil geschaffen hat, der bis dahin nur in seinen theoretischen Partieen mit den Studien Hermann Bahrs zu belegen war. Altenberg hat über sich selbst gesagt, er sei in der günstigen Lage gewesen, weder lyrischer Poet noch Romancier noch Philosoph zu sein; daher rühre die litterarische und einzige Verbindung von drei Talenten, die man nicht habe. Die Skizze ist seine definitive Ausdrucksform; seine gebrechlichen, über den Umfang von wenigen Seiten niemals hinausgehenden „kleinen Sachen" wollen Extrakte des Lebens der Seele und des Alltags darstellen. Sie sind dem Wesen einer Kunst, die nicht die Dinge, sondern den Schatten, das Echo der Dinge in uns enträtseln will, konform, solange bloß getastet wird, Vergewaltigungen durch die sprachliche Unkultur der Banalität zu fürchten sind. Sie werden zu matten Bruchstücken, seit durch Jakob Wassermann und andere die Form eines intimen, nurseelischen Romans in entsagungsvoller, künstlerischer Disziplin herausgebildet worden ist. Und durch diese Kämpfe, an denen Altenberg mittelbar einen sehr großen Teil gehabt hat, sind zugleich eminente Details seines Stiles angegriffen. Jenes „wie wenn man sagt" und „sie fühlte", die schwanken Brücken zwischen Aeußerem und Innerem, sind nicht mehr erforderlich, wenn alles, selbst ein ganzes Frauenschicksal, innerlich geschaut wird. Nur die Gebärde, die zwischen zwei Ereignissen ihrer Bildchen schweigt und erst mit einem verlorenen „Später" fortfährt, bleibt bestehen; das abrupte, sanft durch das neurasthenische Temperament des Autors gefärbte Worthaften und Fragen wird zur störenden Arabeske, zur unkeuschen Entstellung der Linien des Untergrundes.

Denn Altenberg ist ein Dichter, der Paradiese hat. Mit Pietät lauschte er Heimlichkeiten, für die die Sinne der übrigen zu stumpf waren. Das dürfte niemand bezweifeln, selbst wenn als Dokument seiner Art nichts außer der Skizze „Quartett-Soirée" mit ihrer Fähigkeit, die Melodie einer jeden Seele erklingen zu lassen, vorhanden wäre. Seine Radierungen aus dem Cottageviertel und den Bädern sind reich

*) Alle drei Bücher bei S. Fischer, Berlin.

beliebte Altenberg sich in dem Bourgeois-Milieu des bequemen Genusses anzusiedeln, wo man durch das parfümierte Bad des Thees, durch Gingerbreads, die Fürsten der englischen Cakes, und die sehr verdaulichen Marrons glacés sich die Lebensenergie erhöht. Allmählich wurde er ein Spezialist der Verdauung, ein unartiger Lyriker der Fruchtpastille Tamar Indien Grillon (Paris 33, rue des Archives). Dann wieder hat er sich zu teigigen, zuckrigen Konfiseusen-Phantasieen erhoben. Bis er die Konsequenzen zog und die letzte Weisheit dieses Aesthetismus: „Alles ist der Stoffwechsel" proklamierte. Der Troubadour Altenberg that sich selber ab mit der monumentalen Erkenntnis, die sein jüngster Band der Welt verkündet hat: „Die Dramen des Frauen-Leibes sind tiefer und poetischer vielleicht als die der Frauen-Seele! Das sind die wahren Tragödien der Natur, die Dramen von Gott-Shakspere! Nicht eure Wehs und Achs der Seele!"

Hinfort wird die Revolutionierung in Schönheit viel zu häufig zum muffigen Idyll. Altenberg legt die Multatuli-Maske ab. Vous aimez les bonbons? wird seine Erkundigung beim Publikum. Er ist zu satt, um zu blasphemieren. „Es riecht nach Mädchen-Institut; süßlich, sentimental, zu billig." Die Damen sitzen auf den Bänken und zupfen Rosenblätter. Mildred, Baby und Dorothy, die Kinderpuppen, regieren die Welt. Die Gouvernanten werden zu Herzenskönigiunen. Aber dieser Erneuerung des Marlittismus wird auch die philosophische Sanktion nicht vorenthalten. Der ehemals gerufen hatte: „Wehe den Verharrenden!" lispelt jetzt: „Gebt Ruhe!" Er hat sich bei willenlosen, wunschlosen Kindern den Buddhismus geholt. Seine Note ist bloß noch eine „sanfte, stille Begeisterung".

Peter Altenberg ist zu den Verzettelern gegangen. Und so wäre er als Beispiel einer künstlerischen Degradation zu bejammern, es sei denn, daß seine Seele wieder hungrig wird und die Botschaft „De libertate" wieder häufiger als nur in Ausnahmefeuilletons heiligt.

Aus der amerikanischen Belletristik.

Von **A. von Ende** (New York).

(Nachdruck verboten.)

Dem Chor der antiken Tragödie gleich begleitet der in die Handlung der Erzählung nur wenig eingreifende Dichter Presley in Frank Norris „Octopus" das sich vor ihm aufrollende Panorama ruheloſen, arbeitsamen Alltagslebens mit seinem Kommentar. Er sucht einen Gegenstand für ein Epos, ein großes überwältigend erhabenes Thema, das in schwungvollen Hexametern den Westen besingen soll: „jene Grenze der Romantik der Welt, wo eine neue Rasse, ein neues Volk, abgehärtet, mutig und leidenschaftlich, ein neues Reich erbaut, wo sich das stürmische Leben einem Feuerstrome gleich vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen hinwälzt, primitiv, brutal, ehrlich und furchtlos ... Das große Lied sollte eine ganze Epoche umfassen, eine vollständige Aera, und das ganze Volk sollte daran Anteil haben, seine Sitten und Sagen sollten darin verkörpert sein, seine Kämpfe, seine Liebe und seine Gelüste, sein grimmiger Humor, sein Stoizismus, seine Abenteuer, die Schätze, die es bei Tage findet und bei Nacht verspielt, seine unmittelbare ungeschminkte Sprache, sein Edelmut und seine Grausamkeit, sein Glaube und seine Gottlosigkeit, seine Hingebung und seine Gemeinheit ..."

So dachte sich der Dichter Presley seine künstlerische Aufgabe, bis ihn die Erfahrung auf die rauhen trotzigen Thatsachen des Alltagslebens stieß, die die Harmonie des in seiner Seele schlummernden Liedes störten. „Einerseits war es sein Ehrgeiz, das Leben so zu schildern, wie er es sah: unmittelbar, aufrichtig, durch das Medium keiner Persönlichkeit, keines Temperaments gefärbt; andererseits wünschte er alles in einem rosenfarbigen Hauch zu sehen, der alle schroffen Linien abrundete, alle rauhen und grellen Farben abtönte." Er liebte das Volk, er verstand dessen Wesen und dessen Bedürfnisse; er lieh seine Stimme dessen Forderungen: aber begegnete er den Durchschnittstypen dieses Volkes im täglichen Leben, dann vermißte er den traditionellen Nimbus des Heldentums, und sie dünkten ihm für künstlerische Zwecke unbrauchbar. Er unterschätzte nicht die soziale Bedeutung des Kampfes ums Dasein in seiner ganzen Rücksichtslosigkeit, des Zwiespalts zwischen Kapital und Arbeit, zwischen den mächtigen Korporationen und den ohnmächtigen Individuen; aber wenn sich dies alles vor seinen Augen auf Streitigkeiten zwischen Farmern und Eisenbahnen, auf Weizenpreise und Frachtraten reduzierte, dann berührte es ihn wie die abgeschmackteste Nüchternheit. Und während sich Menschenschicksale auf dem denkbar breitesten Hintergrunde vor ihm abspielen, sucht er weiter nach einem Stoff für sein großes Epos.

Dieser Presley hat etwas Typisches. Er ist eine Verkörperung des Idealismus, der dem Wesen des Amerikanertums zu Grunde liegt, und sein ohnmächtiger Kampf gegen eine veraltete Aesthetik, die in gewisser Hinsicht den letzten Rest einer ihm von den Altvordern vererbten Moral darstellt, ist ungemein charakteristisch. Die beiden Triebe, die die Welt regieren, beständig zu Leitmotiven seiner Dichtungen zu machen, widerstrebt dem Charakter, dem Temperament und dem Geschmack des Amerikaners. Als William Allen White unlängst seinen Novellenband „Stratagems and Spoils" veröffentlichte, sagte er im Vorwort: „Die in diesem Bande vereinigten Erzählungen bedürfen einer Entschuldigung. Das Liebesmotiv mag in ihnen nicht oft genug anklingen; aber die geschlechtliche Liebe nimmt ja nur einen geringen Bruchteil des Durchschnittslebens ein... Es giebt Stunden und Tage und lange Jahre im Leben des Menschen, da andere starke Leidenschaften aufflammen und große menschliche Interessen auf dem Spiele stehen. Ehrgeiz, Geldgier, Ruhmsucht, Elternliebe, Zorn, Freundschaft, Haß, Rache — alle die primitiven Leidenschaften, die die Welt bewegen, verdienen gewiß einen ebenso wichtigen Platz in der Chronik des menschlichen Tieres wie der Geschlechtsinstinkt ... Von diesem Standpunkt aus wurde das Gebiet der amerikanischen Politik zum Hintergrunde dieser Erzählungen gemacht — ein Gebiet, auf dem jede menschliche Empfindung ebenso freien Spielraum findet, wie an den Höfen mittelalterlicher Machthaber."

Digitized by Google

Ich führe diese einander ergänzenden Aeußerungen zweier hervorragender amerikanischer Autoren der jüngeren Generation an, weil sie zeigen, wie sie und andere mit ihnen über die Aufgabe des Romanschriftstellers denken, und weil sie auf nicht unwesentliche Unterschiede zwischen der europäischen und der amerikanischen Belletristik hinweisen. Norris, der sich an Zola geschult hat, beklagt es, daß er das soziale Leben nicht so widerspiegeln könne, wie er es sieht; William Allen White, der Reifere, von fremden Vorbildern Unbeeinflußte, deutet an, daß er auf das erotische Element verzichtet. Beide Auslassungen legen den Schluß nahe, daß das Erbe der Urahnen, denen das Heil der Seele weit mehr am Herzen lag als die praktischen Aufgaben des Lebens, sich für die Enkel zwar insofern als Hemmschuh erwiesen hat, als ein kräftiges Aufblühen einer naturalistischen Kunst dadurch verhindert wurde, andererseits aber als ein Segen, indem es der Dekadenz einen Riegel vorschob. Es ist im amerikanischen Schrifttum keine Spur von jener Morbidezza zu entdecken, die mit Wollust ihr sensuelles und sexuelles Ich zerfasert.

Der oben erwähnte Roman von Frank Norris ist das anspruchsvollste Erzeugnis der amerikanischen Belletristik der vergangenen zwei Jahre. Es ist der erste Band einer Romantrilogie, die den Gesamttitel „Das Epos des Weizens" führen soll; denn während in diesem Buche die Weizenproduktion in Californien den Gegenstand abgiebt, soll das zweite die Weizenspekulation in Chicago, das dritte die Weizenausfuhr in Zeiten ausländischer Hungersnot behandeln. Die sichere, methodisch arbeitende Hand Zolas verrät sich in diesem Plan; er ist es auch, der des Autors Feder in der Schilderung des jeweiligen Milieus führt; an Zola erinnert ferner die Verwendung symbolischer Leitmotive, durch die äußere und innere Vorgänge verknüpft werden. Unter dem freien Himmel, der sich über den endlosen Weizenfeldern des San Joaquinthales in Californien wölbt, hatte Presley Gesundheit gesucht; sein Geist aber fand keine Ruhe: er wurde überwältigt von dem Riesenpanorama des Lebens, das sich seinem Auge darbot, und in seinem Hirn spukt fortan der Plan, das große Epos des Westens zu schreiben. Und während er an der Lösung dieser Aufgabe arbeitet, schreitet das Schicksal durch das von der Natur gesegnete Thal, streckt der Octopus einer gewinngierigen Korporation seine unzähligen Polypenarme aus, umkrallt die reichen Pflanzungen, bringt den Ertrag der Ernte durch unsinnig hohe Frachtraten an sich, kauft die Gerichte und die Gesetzgebungen und macht die Menschen, die den Reichtum zu Tage fördern, zu Verbrechern an Gesetz und Ordnung, zu Ruhestörern, zu Bettlern. Wie einst vor seinen Augen ein Eisenbahnzug mitten durch eine Herde verstörter Schafe raste, hunderte von Verstümmelten und Leichen hinter sich lassend, so sieht Presley den Juggernaut der Eisenbahngesellschaft über seine Menschenopfer zur Tagesordnung übergehen. Das ist die Tragödie, die das Leben in der westlichen Weizenkammer dichtet, und die dieser Dichter nicht zu gestalten vermochte, weil er sich nicht über dessen Alltagsphasen und Durchschnittstypen hinwegzusetzen getraute. Aber obgleich der Verfasser durch den Mund Presleys sein Unvermögen gesteht, dem Gegenstand gerecht zu werden, hat er ein großes, in seiner Art einziges Werk geschaffen, viele feine psychologische Züge und manche zarte lyrische Stimmungen hineingewebt und hin und wieder die Lichter eines grimmigen Humors aufgesetzt. Diese versöhnen mit seinen Mißgriffen, die fast immer Zugeständnisse sind, die er der Aesthetik seines Presley macht; sie versöhnen auch mit der den männlichen Portraits gegenüber schwachen Zeichnung der Frauengestalten und dem gegen den Schluß erlahmenden Lauf der Handlung. Wenn Norris in dem zweiten Teil der Romantrilogie „The Pit" und in ihrem Schluß „The Wolf" sich selbst und, wenn man will, seinem Meister Zola so konsequent treu bleibt, wie er es seiner Zeit in dem Roman der Goldgier „Mc. Teague" gethan hat, dann wird er wohl erreicht haben, was sein Presley nicht fertig brachte — die wahre und furchtlose Darstellung westlichen Lebens im Rahmen des Epos von heute, des Romans.

Unbekümmert um moderne und ausländische Litteraturströmungen geht Mary E. Wilkins ihren Weg. Sie hat ihren Stoff längst gefunden: das Leben der Armen in Dorf und Kleinstadt ihrer neuenglischen Heimat; und sie besitzt auch den ihrem Stoffe entsprechenden anspruchslosen, anschaulichen und manchmal schwungvoll beredten Stil. Schon in ihren Novellen, und vor einigen Jahren in dem Roman „Jerome- a Poor Man" hat sie gezeigt, daß sie sich viel und eingehend mit der sozialen Frage beschäftigt hat. In ihrem neuesten Werk, dem Fabrikstadtroman „The Portion of Labor", beweist sie, daß sie in der Auffassung und Beherrschung ihres Stoffgebiets wieder einen Schritt vorwärts gethan hat. Wie ihren damaligen Helden läßt sie ihre Ellen Brewster aus dem Volke hervorgehen, ein echtes Produkt der Verhältnisse; läßt das angeborene Proletarierbewußtsein sich in der Kinderseele zu einer schroff einseitigen Lebensanschauung entwickeln, bis die Liebe einen Konflikt herbeiführt. Aber ob auch das Kind darüber zum Weibe reift, die Liebe vermag die Kluft zwischen Kapital und Arbeit nicht zu überbrücken, und der Roman klingt in der Erkenntnis aus, daß diese Kluft ewig unüberbrückbar bleiben muß. Das Buch enthält einige stilistische Unebenheiten und durch die lose zusammenhängende Handlung erklärliche Längen, aber es fesselt durch den Geist, der darin weht, durch die herzgewinnende Einfachheit und Wärme, die Miß Wilkins Erzählungen einen eigenen Zauber verleihen.

Eine moderne Verkörperung des moralisierenden Geistes puritanischer Vorfahren ist Robert Grant, der vor knapp einem Jahrzehnt mit geistvollen Satiren debütierte und nun fortfährt, seinen Landsleuten in satirischen Romanen einen Sittenspiegel vorzuhalten. Sein Roman „Unleavened Bread" gehört zu den hervorragendsten Erscheinungen der letzten Jahre. Mit unnachsichtiger Schärfe geißelt er in der Person der Selma White die Eigentümlichkeiten eines gewissen nationalen — oder auch internationalen? — Frauentypus: das sich modern gebärdende, halbgebildete Weib, in dessen Spatzenhirn nur der Gedanke an sein eigenes Ich Raum hat; ein Geschöpf, das ohne ursprüngliche Grundlage oder einen erworbenen Fonds von Kenntnissen vielseitige Bildung affektiert und halb verstandene und unverdaute Theorieen in die Praxis umsetzt. Selma White verkörpert den Typus des weiblichen Bildungsparvenüs und der gesellschaftlichen Streberin, die sich der feinen gesellschaftlichen Rangunterschiede

nicht einmal bewußt ist; denn nachdem sie ihrem durch nichts gerechtfertigten Ehrgeiz das Glück zweier Männer geopfert hat, und durch den dritten, ein Kongreßmitglied, nach Washington kommt, glaubt sie, die selbst in der Bundeshauptstadt die Provinzlerin nicht abstreifen kann, bereits in das Allerheiligste dessen gedrungen zu sein, was Gesellschaft heißt. Diesem äußerst gelungenen und durchaus lebenswahren Porträt hat der Verfasser in Pauline Littleton einen liebenswürdigeren Typus gegenübergestellt: eine Erscheinung, die echtes Freiheitsstreben, echte Bildung und echte Vornehmheit verkörpert; und als Vermittlungsglied zwischen diesen beiden Extremen, denen man überall begegnen kann, einen dritten Alltagstypus, Florence Williams, eine jener strebsamen liebenswerten Durchschnittsfrauen, die ein angeborenes Feingefühl für ihre Mängel haben und sich aneignen, was ihnen fehlt, um sich die Häuser der besten Gesellschaft zu öffnen. Grant karikiert ein wenig, aber das Bild wirkt trotzdem nicht unwahr, und unter dem trockenen Humor liegt eine tiefe Unterströmung von Pathos. Die männlichen Gestalten des Buches sind nicht minder glücklich charakterisiert, wie überhaupt in der Charakteristik die größte Stärke der amerikanischen Autoren liegt.

Auffallend groß ist die Zahl der Romane, in denen der Werdegang der Helden von Kindheit an verfolgt wird. Außer Mary E. Wilkins neuestem Buch gehören vier der interessantesten Erzeugnisse der Gegenwart zu dieser Kategorie. James Lane Allen versenkt sich in „The Reign of Law“ liebevoll in die Entwickelung eines weit über die orthodoxe Dogmatik seiner Umgebung hinauswachsenden Geistes, der, unfähig, sich in die enge Schablone eines ländlichen theologischen Seminars zu schicken, im Elternhause wie auf der heimatlichen Scholle fremd wird, bis ihm ein Weib, das seine Ansichten zwar nicht teilt, aber seine Aufrichtigkeit und Lauterkeit achtet, Verständnis und Liebe entgegenbringt. — In Hervey E. Whites „Quicksands“ giebt eine in engherzigen Anschauungen befangene Mutter das Kind ihrer Tochter für ihr eigenes aus und opfert dem fanatischen Starrsinn, mit dem sie an der Lüge festhält, das Glück der ganzen Familie. Religiöse Meinungsdifferenzen spielen auch in dieser erschütternden Tragödie, die einer Anklage gleich wirkt, keine unwesentliche Rolle. — In „The New Americans“ kontrastiert Alfred Hodder die gesellschaftliche und politische Ethik zweier Generationen in einer seltsam objektiven, mit geistreichem Cynismus versetzten Manier. — Die Entwickelungsgeschichte einer Seele ist auch Robert Herricks neuester Roman „The Real World“. Sein Held ist ein uralter Typus — der ideale Träumer, den das Leben durch harte Schläge lehrt, sich mit der Wirklichkeit abzufinden. Familiensorgen und Familienunverstand haben den hohen Flug der Künstlerseele des Vaters gelähmt. Jack aber ist ein echter Sohn dieses Vaters, und auch zwischen ihm und seiner Mutter und seinen Geschwistern hat sich bereits eine Kluft aufgethan. Als des Vaters Tod das Band lockert, das die Familie zusammenhält, geht Jack auf und davon. Im Sommer arbeitet er als Feldarbeiter, dann als Kellner, im Winter studiert er: der typische Lebenslauf des sich aus eigener Kraft emporarbeitenden Amerikaners. So erringt sich der Träumer praktisches Wissen und eine Stellung in der wirklichen Welt. — Herrick hat in früheren Werken versucht, soziale Probleme, besonders das Verhältnis der Geschlechter zu einander, modern zu behandeln; aber erst in diesem Roman hat er einen lebenswarmen, überzeugenden Ton gefunden.

Der „short story“, der vor einigen Jahren der Niedergang verkündigt wurde, wenden sich nach wie vor die besten Kräfte zu. William Allen White, dessen psychologische Charakterbilder politischer Tagesberühmtheiten Meisterwerke der Porträtierkunst sind, zeichnet sich auch in den oben erwähnten politischen Novellen „Stratagems and Spoils“ durch seine Gabe aus, die Menschen um sich her zu beobachten, wie ein Naturforscher seine Studienobjekte. Er sieht im westlichen Leben nicht nur die vom Osten belächelte primitive Ländlichkeit, oder die malerische Ursprünglichkeit, oder den grausamen Kampf ums Dasein auf unfruchtbarer Scholle, oder das leichtsinnige Spiel um Reichtümer in Minenlagern: einzelne Phasen, die fast zum Ueberdruß oft behandelt worden sind. Er sieht dies alles und noch viel mehr und giebt es klar, schmucklos und kraftvoll wieder. — Henry B. Fuller, der durch seine Romane „The Cliff-Dwellers“ und „With the Procession“, sowie die symbolistischen Einakter „The Puppet-Booth“, das Recht auf weitere Beachtung erworben hat, beleuchtet in seinen Ateliernovellen „Under the Sklylights“ Seiten des amerikanischen Künstlerlebens, die noch nicht ausgenutzt worden sind. Besonders gelungen ist „The Downfall of Abner Joyce“, wo er in der Person des Titelhelden einen jener radikalen Denker zeichnet, die die Welt nur von ihrem engen Gesichtspunkt aus sehen, sich in die Anschauungen anderer nicht hineindenken können und denselben Grad orthodoxer Borniertheit erreichen, wie sie nur der eingefleischteste Konservatismus zeitigt. Die Wandlung im Wesen des steifnackigen Tendenzschriftstellers und Kunstverächters, der nur ein paarmal das Parfüm vornehmer Salons geatmet hat, ist vorzüglich geschildert. Man glaubt das Original zu erraten, das Fuller zu diesem Porträt gesessen haben mag, wie man sich auch einige Gestalten der zweiten Novelle sehr wohl in Chicago hausend vorstellen kann. In der dritten Erzählung, die das possenhaft Ergötzliche streift, ist Fuller ein würdiges Seitenstück zu „Abner Joyce“ gelungen: ein naiver, sich seiner Charlatanerie völlig unbewußter Kunstcharlatan — ein köstlicher Charakter. Fuller ist ein Meister des trockenen, gemütvollen Humors seines Volkes, aber er läßt ihn nie verflachen, sondern eher in eine sarkastische Spitze auslaufen.

Ein merkwürdiges Buch hat Hervey E. White unlängst seinem Roman „Quicksands“ nachgeschickt: „When Eve Was not Created“ heißt es nach der längsten der darin enthaltenen vier Erzählungen. Ein scharfer, klarer, sich kühl mit der Wirklichkeit auseinandersetzender Geist kämpft in Hervey White mit einer kühnen, fernab von den Wegen der Welt zu hohem Fluge ausholenden Phantasie; und ein leidenschaftliches Temperament giebt den Takt an. Interessierte er in seinen Romanen durch seine originelle Auffassung und Darstellung, so scheint er einem in diesem Buche persönlich nahe zu treten. Es berührt fast wie ein persönliches Bekenntnis des Dichters. Die im fernen Westen im Thal des Todes endenden

Irrfahrten eines Künstlerherzens, das sein Frauenideal vergeblich gesucht hat; die Alltagstragödie eines Mormonenweibes, das den Gatten plötzlich mit einer anderen teilen soll und danach ringt, seine Eifersucht zu ersticken und sich still in das Gebot der Kirche zu fügen; der Entwickelungsgang einer über ihr Werden und Wachsen wachenden Seele, die ein krankhaft sensitives Gewissen beständig zur Selbstzerfaserung und Selbstkasteiung treibt; die Leidenschaft eines Schwimmers für einen See: alle diese Sujets sind so verschieden wie nur möglich, und doch ist eine gemeinsame Unterströmung vorhanden. Die Kritik hat mit dem Buche nichts anzufangen gewußt; wie die ihm vorangegangenen Romane ist es beinahe ignoriert worden. Aber eine seltene Individualität spricht daraus; eine Sondernatur, die im Leben wie in der Kunst eigene, einsame Wege wandelt.

Eine Frau, die in ihrer Art auch eine Sonderstellung in der amerikanischen Belletristik einnimmt, ist Edith Wharton. Ungleich ihren Vorgängerinnen Gertrude Atherton und Mrs. Craigie (John Oliver Hobbes), die erst nach langjährigem Schaffen durch londoner Reklame in den Ruf gelangten, die hervorragendsten amerikanischen Schriftstellerinnen zu sein, hat sich diese Frau innerhalb dreier Jahre durch ihre Leistungen die Auszeichnung erworben, nur mit einem Manne verglichen werden zu können: mit Henry James. Es ist sehr interessant, ihre gemeinsamen Züge zu verfolgen. Da ist dieselbe subtile, innerliche Kunst, dieselbe scharfsinnige Analyse, dieselbe Vertrautheit mit der menschlichen Psyche im einzelnen und dieselbe weitblickende kosmopolitische Welt- und Menschenkenntnis. Beide sind von Geburt Amerikaner, von Natur Aristokraten. Das puritanische Ideal, daß der Seele Heil höher zu schätzen sei als des Leibes Wohl, hat sich bei ihnen in die Ueberzeugung umgesetzt, daß des Menschen Glück vor allem davon abhänge, daß er einig mit sich selber sei — von der Ruhe und der Harmonie seines Innenlebens. Anders als Gertrude Atherton, die stets in mehr oder weniger sensationeller Weise Partei nimmt, oder als Mrs. Craigie, die ihre Ansichten in scharfzüngigen Aphorismen zu verkünden pflegt, hat Edith Wharton nur ein leise spöttisches Lächeln der Geringschätzung für konventionelle Formen und Fesseln; und gleich Henry James schildert sie selten das Individuum im Kampf mit äußeren Umständen, wohl aber im Konflikt mit sich selbst, mit seinem anderen Ich. Von welcher Mannigfaltigkeit sind diese seelischen Konflikte! Das Erwachen aus einer jahrelangen künstlerischen Selbsttäuschung in „The Recovery“ und das Festhalten an einem illusorischen Schatze in „The Rembrandt“, beide in ihrem zweiten Novellenbande „Crucial Instances“; die Tragikomödie der Pietät in „The Angel at the Grave“ und die Erkenntnis jahrelanger unnötiger Selbstaufopferung in „The Pelican“, in ihrem ersten Bande „The Greater Inclination“; die Gewissenslast einer eingebildeten Schuld und die Bürde eines wirklichen Vergehens, und dann die unendlichen Variationen des alten Nibelungenwortes „Liebe bringt Leid“. Da ist zum Beispiel „The Muse's Tragedy“ — die Tragödie des Weibes, das jahrelang eines Dichters Freundin gewesen, von ihm besungen worden ist, als seine Geliebte gegolten hat und erst nach dem Tode des Freundes und des Gatten sich bewußt wird, was hätte sein können, und nun ihr alterndes Herz an der Illusion wärmt. Da ist ferner „Souls Belated“, worin der Kampf eines hochsinnigen freien Weibes geschildert wird, dessen feinem Empfinden es widerstrebt, daß eine bloße Formalität ihr die Achtung oder Nichtachtung von Menschen sichern soll, die für sie ebensowenig bedeuten, wie die Institutionen, für die sie einstehen. Da sind auch die beiden Dramolets „The Dawn of a God“ im ersten und „Copy“ im zweiten Bande — Meisterstücke des Dialogs. Wie das Vorspiel eines Dramas wirkt das erste, wo einem jungen Paar aus der Gesellschaft der Besuch eines Mannes gemeldet wird, den die Heldin einst abgewiesen, und der sich inzwischen einen Namen gemacht hat, während der Gatte ihre Erwartungen nicht erfüllte. Das zweite hingegen ist das Nachspiel einer Liebesaffäre: ein Dichter besucht die Romanschriftstellerin, der er vor Jahren nahe gestanden; er ist verheiratet, sie wärmt sich an der Sonne des Erfolgs; sie wissen, daß die Briefe, die sie einander einst geschrieben, Gemeingut werden könnten, und da ihnen das Gewesene zu heilig ist, werfen sie die beiden Briefbündel in das Kaminfeuer — um sich in dem Bewußtsein zu trennen, daß sie sich in dem Augenblick des gemeinsamen Opfers näher standen als je zuvor. Das dramatische Motiv in ihrer ersten längeren Erzählung „The Touchstone“ ist der Mißbrauch, den ein Mensch mit den Briefen einer hervorragenden Frau treibt, die ihn einst geliebt hat. Er verkauft die Autogramme, um ein junges Weib heimzuführen, das die Verstorbene verehrt und von ihren Beziehungen zu ihm keine Ahnung gehabt.

Es giebt zu denken, daß von den hier angeführten hervorragendsten Erzeugnissen der amerikanischen Belletristik der jüngsten Gegenwart auch nicht eins einen sensationellen Zahlenerfolg auf dem Büchermarkte zu verzeichnen hatte. Selbst „Octopus“ und „Unleavened Bread“ dürften über die Sechzigtausend nicht hinausgekommen sein. Man braucht nicht gerade zu den unverstandenen und und sich zurückgesetzt fühlenden Autoren zu gehören, um Romanen, die einen „record“ machen, mit Mißtrauen entgegenzukommen und zu dem Schluß verleitet zu werden, daß es die Reklame der Verleger ist, die dem „Geschmack“ des Publikums in letzter Zeit so oft die Richtung angegeben hat. Wenn aber Mrs. Whartons neuestes Werk, der zweibändige historische Roman „The Valley of Decision“, die Hunderttausend erreichen sollte, dann will ich nichts gesagt haben; denn dieses im achtzehnten Jahrhundert in Italien spielende Werk, das dem mit der Verfasserin befreundeten Ehepaar Paul und Minnie Bourget gewidmet ist, appelliert nicht an den Geschmack der großen Masse, die seit einigen Jahren eine so unbegreifliche Vorliebe für pseudo-historische, romantisch-verschnörkelte Mühlbachiaden offenbart hat.

Besprechungen

Schiller-Litteratur.

Von **Rudolf Krauß** (Stuttgart).

1. Schiller. Von Ludwig Bellermann (Dichter und Darsteller. Herausgegeben von Dr. Rudolph Lothar. VII). 1901. Leipzig, Berlin und Wien. Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graph. Industrie. 259 S.
2. Schiller-Büchlein. Hilfsbuch für Schule und Haus von Dr. Ernst Müller (Tübingen). Mit 12 Abbild. u. einem Handschriftfaksimile. Leipzig, G. Freytag. 1901. 164 S. Geb. M. 2,—.
3. Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild von Hermann Mosapp. Mit 2 Lichtdruckbeilagen und 21 Textbildern. Zweite verm. Aufl. Stuttgart, Max Kielmann. 1902. XII u. 268 S. M. 4,— (5,—).
4. Christophine, Schillers Lieblingsschwester. Ein Lebensbild von Braun. Berlin, Friedrich Stahn. 1901. XIV und 192 S. M. 2,—.
5. Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. I. Band. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 8. neu durchges. Aufl. Oldenburg, 1902. Schulzesche Hof-Buchhandlung (A. Schwartz). XXIV u. 557 S. M. 6,— (7,—).
6. Schillers Braut von Messina und ihr Verhältnis zu Sophokles Oidipus Tyrannos. Von Dr. Josef Kohm, k. k. Gymnasialprofessor in Wien. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1901. 202 S. M. 2,40.

Ludwig Bellermann, den Schillerfreunden wohl bekannt durch sein Buch über die Dramen des Dichters und seine vierzehnbändige Ausgabe im Verlage des bibliographischen Instituts, hat es unternommen, den zahlreichen Schiller-Biographieen eine weitere anzureihen, die sich an die breiteren Schichten des litterarisch gebildeten Publikums wendet. Dem entsprechend hat er darauf verzichtet, auf die Urquellen zurückzugehen und in die wissenschaftliche Einzel-Untersuchung nochmals einzutreten, hat sich vielmehr auf sorgfältige Verwertung der vorhandenen Litteratur beschränkt. Für das erste der vier Bücher, auf die er den Stoff sehr geschickt verteilt hat, ist ihm, was sich fast von selbst versteht, Richard Weltrich der Hauptführer gewesen, den er mitunter nahezu wörtlich wiederholt, auch an Stellen, wo er ihn nicht ausdrücklich citiert. Doch entsteht in Bellermanns Werk da, wo Weltrich aufhört, kein merklicher Bruch. Er hat eben trotz einzelner enger Anlehnungen den Stoff aufs gründlichste verarbeitet und durch das Medium seines eigenen Geistes gehen lassen. Mit reichen Kenntnissen, mit tief dringendem Verständnis und warmer Liebe ist er an seine Biographie herangetreten; er betont allenthalben die moralischen Kräfte, die in Schiller gewaltet haben, und die der Dichter zu wecken vermocht hat; die Werke Schillers deutet er mehr aus, als daß er sie kritisiert. In der Darstellung, die sich stellenweise zu schönem Schwunge erhebt, zumal gegen das Ende, bleibt er stets gemeinverständlich, ohne sich doch allzu tief zum Durchschnittsleser hinabzuneigen. So ist diese Lebensbeschreibung, die auch eine nicht von allen Gelehrten beobachtete Korrektheit und Sauberkeit in Einzelheiten aufweist, so recht dazu angethan, werbende Kraft für Schiller zu entfalten. — Reicher, fast überreicher Bilderschmuck ziert das in vornehmem äußerem Gewand auftretende Buch. Neben Gutem findet sich Minderwertiges, neben Allbekanntem Neues. Mehrere Originalaufnahmen (von Gemälden zu Schillers Werken, Ansichten des weimarer Schillerhauses von außen und innen u. s. w.) dürften am willkommensten sein. Daß nicht alle Illustrationen von erster Güte sind, beweist am besten ein Vergleich der konventionellen Wiedergabe der danneckerschen Kolossalbüste (S. 3) mit dem dieselbe darstellenden Titelbild zu Weltrichs „Friedrich Schiller", das in Stellung und Beleuchtung wundervoll wirkt. Man sollte kaum glauben, daß in beiden Fällen dasselbe Original zu Grunde liegt.

Ernst Müller, der sich sowohl um die wissenschaftliche Schiller-Litteratur als auch um die Popularisierung des Dichters schon mancherlei Verdienste erworben hat, bringt in seinem Schiller-Büchlein den guten Gedanken zur Ausführung, einen Leitfaden zu Schillers Leben und Werken für den Unterricht und Selbstunterricht zu schaffen. Durch den Zweck der Arbeit war eine schlichte Haltung von vornherein bedingt; nur ist Müller im Bestreben, gemeinverständlich zu bleiben, stellenweise gar zu nüchtern und trocken geworden. Er macht zwei Hauptteile: Biographisches und Litteraturgeschichtliches. Der erste führt in vierzehn Kapiteln des Dichters Leben vor, der zweite in acht Kapiteln sein Wirken als Dichter und Schriftsteller, woran sich noch drei weitere Abschnitte anreihen: eine Schilderung der Vaterlandsliebe Schillers, eine besonders dankenswerte Zusammenstellung geflügelter Worte aus seinen Werken und eine bibliographische Uebersicht. Gegen die Anordnung des litterarhistorischen Hauptabschnitts „Schiller als Dramatiker" sind einige Einwände zu erheben. Im allgemeinen Teil werden statt einer zusammenfassenden Charakteristik die einzelnen Dramen kurz gekennzeichnet, über die doch später ohnehin ausführlich geredet wird; die Fragmente und Pläne wären wohl besser im speziellen Teil unterzubringen; „Der versöhnte Menschenfeind" gehört eher zu den Fragmenten als zu den „kleinen Dramen". Bei den Uebersetzungen (S. 108 ff.) durften die aus Euripides nicht fehlen, die dann allerdings in einem späteren Kapitel („Schiller und das klassische Altertum") erwähnt sind. Die Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" wird in zwei verschiedenen Kapiteln (S. 130 und 140) besprochen: da hätte sich Müller frischweg entschließen müssen, sie entweder unter die philosophischen oder unter die kritischen Arbeiten einzureihen. Für eine etwaige Neuauflage müßten die Inhaltsangaben der Dramen einer gründlichen Revision unterzogen, eine Anzahl Ungenauigkeiten und Verstöße getilgt werden, so der dreimal (S. 49, 70, 71) wiederholte, übrigens in der Schiller-Litteratur fast allgemein spukende Irrtum, die im Museum der bildenden Künste zu Stuttgart aufbewahrte danneckersche Kolossalbüste befinde sich auf der weimarer Bibliothek, die doch die lebensgroße Büste von Danneckers Hand besitzt; ferner die Behauptung, die griechische Trilogie habe drei Stücke erfordert, „welche auf einander Bezug hatten" (S. 89), die Verwechslung des goethischen Klärchen mit Gretchen (S. 137) u. s. w. Mit diesen Ausstellungen soll nur ein Fingerzeig gegeben sein, wie sich die Brauchbarkeit des fleißigen Büchleins noch erhöhen ließe. — Mit der Auswahl der Bilder, wenn solche nun einmal durchaus beigegeben werden mußten, bin ich nicht einverstanden. Warum z. B. Schillers Schwester Luise zweimal und seine Kinder gar nicht?

Binnen fünf Jahren hat Mosapps „Charlotte von Schiller" eine zweite Auflage erlebt. Der Verfasser hat freilich von vornherein leichtes Spiel gehabt. Das Leben einer edlen Frau, die das Eheglück eines unserer größten Dichter begründet hat, zieht naturgemäß viele Leser an. Die einzige Biographie Charlottens, die vor Mosapps Werk vorhanden gewesen ist, die Karl Fuldas, hat aber bei ihrem Mangel an zusammenhängender Darstellung und künstlerischer Abrundung nur den Wert einer biographischen Vorarbeit gehabt. Andrerseits haben eine Anzahl umfassender Quellenwerke, vor allem „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" und „Schiller und Lotte", dem Biographen eine Fülle köstlichen Materials bereit gelegt, so daß er nach Herzenslust aus dem unergründlichen Brunnen schöpfen kann, ohne selbst in die Tiefen mühsamer Einzelforschung hinabtauchen zu müssen. Mosapp hat die vorhandenen Schätze geschickt auszubeuten gewußt. Er läßt, soweit es möglich ist, der Heldin seiner Biographie und den ihr nahestehenden Personen selbst das Wort, schaltet

zahlreiche Briefstellen, auch Aufzeichnungen und Gedichte Charlottens ein, ohne doch den Faden einer zusammenhängenden Darstellung zu verlieren; erst in dem letzten Kapitel, das ihren Witwenstand behandelt, lockert sich durch Einschiebsel das feste Gefüge der Erzählung; nach Schillers Tod fließen allerdings die Quellen für Einzelheiten ihres Lebens auch nicht mehr so reichlich. Mosapps eigenes Verdienst beschränkt sich indessen nicht auf geschmackvolle Auswahl und Zusammenstellung des vorhandenen Materials: der verbindende Text ist von ihm mit sicherem Takt, feinem Verständnis und wohlthuender Wärme in gewandter, gemeinverständlicher Sprache geschrieben, und Charlottens Bild tritt anschaulich und lebensvoll vor die Augen der Leser. Herrscht auch naturgemäß der idealistische Ton vor, so zeigt der Verfasser doch auch die vorübergehenden Schatten, die sich auf das Eheglück des schillerschen Paares gelegt haben. Bei einer etwaigen dritten Auflage dürften einige Wiederholungen gestrichen, überhaupt da und dort Kürzungen vorgenommen werden. Die Verweise auf die erste Auflage des Buches wären besser vermieden worden. Auf S. 259 ist der Irrtum stehen geblieben, daß der am 30. Oktober 1816 verschiedene König Friedrich von Württemberg Karl von Schiller im April 1817 in württembergische Dienste genommen habe. Das hätte dieser Monarch an dem Sohne des entlaufenen Karlsschülers aus dynastischer Pietät schwerlich je gethan, vielmehr war es sein liberaler denkender Nachfolger Wilhelm I. — Die Beigabe oft gesehener Illustrationen wird in den Augen milder Beurteiler dem Werke wenigstens nicht schaden.

Daß irgend ein Bedürfnis für eine besondere Biographie der an den meininger Bibliothekar Reinwald verheiratet gewesenen Christophine Schiller vorgelegen habe, wird man kaum behaupten können. Da nun aber einmal das Buch in die Welt gesetzt ist, sei der Verfasserin — es ist die Witwe des mehr durch sein Sammelwerk „Schiller, Goethe, Lessing im Urteil ihrer Zeitgenossen" als durch seine zahlreichen Dramen bekannt gewordenen Julius W. Braun — gerne zugestanden, daß sie sich nicht ohne Fleiß und Geschick ihrer Aufgabe entledigt hat. Nur überwiegen in dem Werkchen die in der biographischen Litteratur über Schiller bis zum Ueberdruß wiederholten Dinge zu stark, wogegen die Nachrichten über Christophine selbst, namentlich seit dem Tod ihres Bruders, ziemlich dürftig sind. Frau Braun hat sich nämlich wichtige Quellen entgehen lassen, so die im Besitze des schwäbischen Schillervereins befindlichen Briefe Christophinens an ihre Schwester Luise und deren Tochter, bezw. Schwiegersohn (zum größten Teil abgedruckt in der besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg 1892, S. 65—96 und 1893, S. 273—281). Bei weitem das Wertvollste an der ganzen Publikation sind die eingehenden Mitteilungen über Reinwald, dessen Leben höchsten kleinstaatlichen Beamten-Jammer enthüllt, und dessen — bei aller Gediegenheit und Rechtlichkeit — maßlos unliebenswürdiger und selbstsüchtiger Charakter von einem Molière festgehalten zu werden verdiente. — Die Ausstattung des Buchs, zumal das Papier, ist recht geringwertig.

In dem ersten Bande der bulthauptschen „Dramaturgie des Schauspiels", die einen bei einem solchen Werke einzigartigen, selbst Freytags „Technik des Dramas" überragenden Erfolg erzielt hat, nimmt zwar Schiller, äußerlich betrachtet, noch nicht einmal die Hälfte des Raumes ein: aber wie er für den Verfasser den Gipfel der deutschen Bühnenkunst bedeutet, so bilden auch die ihm gewidmeten Abschnitte den Höhepunkt des Buches. Gegenüber den mit erstaunlicher Beharrlichkeit wieder und wieder kehrenden Versuchen, Schiller von seinem angestammten Throne zu stoßen, gegenüber dem Unvermögen mancher sonst verdienter Kritiker, ihren bescheideneren Geist dem riesigen Maßstabe des schillerschen anzupassen, thut es ungemein wohl, hier einem Manne zu begegnen, der, ästhetisch durchgebildet wie wenige und zugleich ein hervorragender Kenner des praktischen Bühnenwesens, mit rückhaltloser, wenn auch keineswegs kritikloser Liebe und Begeisterung den Schöpfungen des Gewaltigen bis zur „Turandot" herab ihr Recht widerfahren läßt. Mit vielen Vorurteilen wird in dem Werke gründlich aufgeräumt, gerade die von oberflächlichen Beurteilern oft geleugnete realistische Darstellungskunst Schillers gelangt zu Ehren, einzelne Teile erhalten die ihnen zukommende Stelle im Ganzen angewiesen, feine Bemerkungen über Regie — namentlich im Anschluß an die von Bulthaupt bewunderte Inszenierungskunst der Meininger — sind allenthalben eingestreut, durch den Schlendrian gedankenloser Bühnentradition verketzerte Rollen, wie die des Burleigh in „Maria Stuart" werden in ihrer reinen Gestalt hergestellt. Man kann deshalb den Männern der Bühnenpraxis das Buch gar nicht dringend genug zum Studium empfehlen, den Dramaturgen und Regisseuren so gut wie den darstellenden Künstlern. Daß man nicht allen Abweichungen von der landläufigen Auffassung bedingungslos beipflichten kann, setzt natürlich den Wert der Gesamtleistung um nichts herab. So hätte die Deutung, daß die Königin in „Don Carlos" eine stille Liebe zum Marquis Posa im Herzen trage, wohl Schiller selbst am meisten befremdet. — Der Rest des Bandes führt die bekanntesten Dramen Lessings, Goethes und Kleists vor, denen Bulthaupt in derselben geistreichen Weise dieselbe lebensvoll induktive Behandlung angedeihen läßt. Ueber seinen prinzipiellen Kunststandpunkt steht er in den ausführlichen Vorworten Rede; auch sind längere theoretische Exkurse in einzelnen Kapiteln bei schicklicher Gelegenheit angebracht, so bei Goethes „Iphigenie" überzeugende Betrachtungen über die poetische Sprache im Drama, bei Schillers „Braut von Messina" Auseinandersetzungen über den Begriff des Tragischen, der von dem des Dramatischen scharf gesondert wird, u. s. w. Schade, daß stellenweise Bulthaupts kraftvoll beredte Darstellung unter Schwerfälligkeit und Undurchsichtigkeit des Periodenbaues leidet, was beim lauten Vorlesen des Buches sich besonders fühlbar macht.

Der Verfasser der letzten uns vorliegenden Schrift hat sich die Aufgabe gestellt, eine eingehende Analyse von Schillers „Braut von Messina" zu liefern unter stetem Hinweis auf die sophokleische Tragödie, die zu jener das Muster gebildet hat. Die Parallele, wiewohl schon wiederholt gezogen, ist doch immer wieder anziehend und lehrreich. Mit Recht wird der folgerichtigeren, strafferen und wuchtigeren Komposition des griechischen Werks der Vorzug eingeräumt, mit Recht betont, daß das, was bei Sophokles Ausfluß religiöser Vorstellungen ist, die in seiner Zeit und seinem Volke wurzeln, durch Schiller nur künstlich in christliche oder doch halbchristliche, der Schicksalsidee widerstrebende Verhältnisse hineingetragen worden ist. Auch auf die Ausdeutung der Braut von Messina hat der Verfasser großen Scharfsinn verwandt, die Absichten des Dichters von Szene zu Szene, von Vers zu Vers beleuchtend und seiner geistigen Arbeit bis in die kleinsten Einzelheiten nachspürend. Er hat ihm denn auch von den Schwächen in der Motivierung, den Widersprüchen in der Charakterentwicklung, den Fehlern in der Chronologie nichts nachgesehen, hat namentlich den Beweis erbracht, daß der konsequenten Durchführung des Plans die innere Wahrheit in der Charakteristik wiederholt aufgeopfert ist. Aber der Gefahr der Verflachung, die auf solche umständliche Interpretation von Dichtwerken lauert, ist Kohm nicht ganz entgangen. Manches in seinem Buche mutet schablonenhaft, pedantisch, dürr und trocken an. So die endlosen Fragen, von denen viele zu einfach sind, um eine so gründliche Beantwortung zuzulassen. „Mit welchem Rechte kann Don Cesar seinem Bruder Falschheit und Tücke vorwerfen?" (S. 110). — „Don Cesar wälzt alle Schuld auf seine Mutter ab. Mit welchem Rechte? muß man fragen" (S. 171). Ja, die Leidenschaft pflegt sich eben um Recht

nicht zu kümmern, und das Handeln heißblütiger Menschen im höchsten Affekt läßt sich in keine logische Schablone einpressen. Eine also auf die Spitze getriebene analytische Methode streift jeden Duft von der Dichtung weg und führt Ernüchterung herbei. Wer der Sektion beigewohnt hat, die Kohm am Körper des schillerschen Dramas vornimmt, wird auf lange Zeit für einen naiven Genuß der bei allen Schwächen noch immer majestätischen Dichtung verdorben sein. Vermißt habe ich einen Hinweis darauf, daß alle drei Kinder — wenn auch in verschiedener Abstufung — mit dem heftigen Temperamente der Mutter hereditär belastet sind. An der sonst gut stilisierten Darstellung stört die häufige Anwendung der Vergangenheitszeiten an Stelle von Präsens und Perfekt, die bei Referaten über poetische Handlungen die Regel bilden sollten.

Harts Verwandlungsphilosophie.

Die neue Welterkenntnis. Von Julius Hart. Leipzig 1902, Eugen Diederichs. 324 S. M. 5,— (6,—).

Verwandlung! Wort voll unendlicher Tiefen! Ein Sphinxauge schaut aus ihm hervor. Uralte Welträtsel bergen sich in ihm. Die Rätsel und vielleicht ihre Lösung?" So giebt Julius Hart selber (S. 13) das Thema und Leitmotiv an, über das nun in unendlicher Melodie der Strom seiner Beweisführung durch 324 Seiten hinflutet.

Harts Stilistik und Rede hat zu wenig Ruhepunkte. Die Gedanken, Bilder, Vergleiche überhasten sich, drängen sich, wiederholen sich. Warum so unberuhigt? Ist nicht jede Minute Repräsentant der Ewigkeit? Wozu also hasten? Und seine Beweisführung selbst: er bekämpft und giebt zu, er verwirft und hält fest, er spottet und glaubt, er ist Dualist und Monist, er ist weder Dualist noch Monist — kurz, es müßte schlechterdings eine neue Sprache gefunden werden, wollte man diese Verwandlungsphilosophie wirklich stilgemäß singen und sagen. Sprache? Würde denn überhaupt eine Sprache ausreichen? Ist nicht auch sie etwas Begrenztes und Starres, ein Ballast für unseren darin gefangenen Geist?

Hier schon stutzen wir und empfinden den gewichtigsten Einwand gegen diese Proteus-Philosophie. Ist Julius Hart Monist etwa in Haeckels beschränkter Art? Nein, ich sagte schon, daß er weder dies noch jenes ist. Aber es liegt auf der Hand, daß die darwinsche Evolutionstheorie den Hauptanstoß zu Harts Schauweise gegeben hat. Andererseits aber ist seine dichterische Natur viel zu unruhig, um exakt-philosophisch zu arbeiten; er ist aber auch zu viel Kritiker und Journalist, um bloß in dichterischer Form seine Weltanschauung zu gestalten und zu leben. Und so kommt in Harts Stilistik ein Zwitterding von hymnischer Unruhe, von philosophischer Ausdrucksweise, von naturwissenschaftlichen Vergleichen und von journalistischer Sophistik. Mit einem Drittel des Buches hätte der beredte Verfasser überzeugender gewirkt, wenn er markiger stilisiert hätte.

Aus seiner hymnischen Stimmung erklärt sich auch sein verächtliches, aber weiter nicht bös gemeintes Hinabschauen auf große Denker oder gar Religionsstifter der Vorzeit. „Von dem großen Mysterium der Welt haben auch diese scharfsinnigsten Geister, haben auch ein Buddha und ein Christus den Schleier nicht zu lösen vermocht" (S. 30). In der That nicht, denn sie waren groß genug (größer als Hart), dessen Unlösbarkeit in den Bezirken unserer Sprache und unserer Begriffe einzusehen und von wesentlich ethisch-religiöser Seite an den Menschen heranzutreten. „Die Welt der platonischen Idee schien uns immer die phantastisch-geniale Krönung der phantasievollen philosophischen Dichtung Platos zu sein, aber ist sie nicht vielmehr eine furchtbar platte Trivialität, — die naive und echte Ausgeburt eines groben Volksgedankens, das notwendige Schlußergebnis jenes in Wahrheit trockenen und nüchternen Rationalismus, jener philiströsen Weltauffassung, die das eigentlichste Wesen Platos ausmacht und, mehr als sich geziemt, immer wieder durchbricht?" (S. 80). Nein, auch hierüber denkt anders, wer den erkenntnistheoretischen Kerngedanken, der sich durch Plato-Kant-Schopenhauer zieht, ins Bewußtsein aufgenommen hat. Ueber diese hartsche Schwäche später. Dann, summarisch über die Vorzeit urteilend, heißt es: „Kann es uns da Wunder nehmen, daß die Menschen seit Jahrtausenden wüst und wirr aufeinander einreden, und niemand versteht den andern, niemand weiß, was der andere will, bis dann endlich die Messer gezückt werden und die Gegner rasend auf einander losstürzen?" (S. 19). Ganz so blutrünstig ging es vor dem modernen reinen Herzensfrieden doch wohl nicht zu; Tausende von Menschen verstanden sich je und je, mit Herzensstrahlen, quer durch Parteien und Nationen hindurch. Und endlich meint Hart zur Erklärung dessen: eben dieser „Kampf der Meinungen war die große Thorheit und Verworrenheit der alten Menschheit" (S. 195).

Hier entdecken wir — abgesehen von der fundamentalen erkenntnistheoretischen Schwäche des Buches — einen weiteren Grundirrtum des Verfassers. Er überschätzt den Wert der Theorie, und er beachtet zu wenig das Menschliche, was dahinter drängt und treibt. Hinter den Dogmen und Theorieen stehen nicht nur hadernde Köpfe, es stehen verschieden geartete Wünsche, Triebe, Willensmächte, Charaktere, Anlagen, Rassen u. s. w. dahinter; und eine theoretische Bekämpfung allein einigt diese Feinde noch lange nicht. Was denn aber einigt sie eine Zeitlang oder siegt über die anderen? Die Vollkraft und Ausstrahlungsmacht einer lebensstarken Persönlichkeit. Dies Menschliche beachtet Hart zu wenig; er überschätzt zu litteratenhaft den „Beweis" und das Sophisma, das denn auch bei ihm eine große Rolle spielt.

Und so kommt er dazu, mit verfrühtem Optimismus zu jubeln, die Verwandlungslehre „schlichtet den Jahrtausende alten Kampf zwischen den Materialisten und den Spiritualisten und ist die feste und sichere Begründung einer Identitätsweltanschauung, die die Wahrheiten aller alten Religionen und Philosophieen, die sich nie vereinigen konnten, in sich einschließt" (S. 18). Vollbringt sie dieses Kunststück wirklich? Ich meine, ob einer Materialist oder Spiritualist sei, hängt sehr tief mit Anlage und Organismus, mit seiner Erziehung, seinem Milieu zusammen; immer, auch nach aller theoretischen Schlichtung, wird es Menschen geben, die erdwärts wuchten und sich entsprechende Theorieen zurechtformen, und Menschen, die geistiger gerichtet sind. Oft freilich entspricht die Theorie dem Menschen nicht; man halte sich also immer an den letzteren. Ueber die Quelle der menschlichen Kämpfe täuscht sich Hart. Und ebenso über die Quelle der menschlichen Leiden; denn er meint, der „Glauben an die Unvereinbarkeit der Gegensätze ist die Quelle alles menschlichen Leidens" (S. 24). Bloß? Schopenhauer hat hier tiefer geschaut. Mit den Vorgängen des Wachsens und Vergehens auf diesem bald sonnenfernen, bald sonnennahen, von wechselnder Lufterwärmung und deren Folgen umflogenen Planeten ist nun einmal das verbunden, was wir Leid und Freude nennen, zumeist aber Leid — mögen wir das nun theoretisch „Verwandlung" nennen oder sonstwas. Die Menschen betrachte ich gern als Pflanzen; gut zu wachsen, zu blühen, in Früchte zu reifen — das ist, so betrachtet, unser Ziel und Wesen. Nun, alles Wachsen aber ist mit Stößen der Witterung, mit Rindenzerbrechen, Schollenlockern, mit Kampf wider Raupen und andere Schädlinge verbunden — kein Trostwort „Verwandlung" hilft uns darüber weg. Uns hilft nur der stete, sehr stete, trotzig stete Drang und Gedanke: du mußt wachsen zum Licht! Hierin ist

Realismus und Idealismus vereint: hierin ist uns der Blick auf große Menschen eine Stärkung, Befreiung und Erlösung aus Kleinigkeiten.

Und nun das Wort „Verwandlung" selbst, dies wieder erwachte uralte πάντα ῥεῖ: — ist es wirklich das Universalwort, das alle Religionen und Philosophieen der Vorzeit in sich einschlingt?

Hier bekundet sich Harts erkenntnistheoretische Achillesferse, wie ich schon mehrmals sagte. Wir sehen und beobachten ja in der That auf naturwissenschaftlichem Wege, daß sich Wasser in Dampf und Eis u. s. w. verwandelt; wir beobachten auf demselben Wege die Verwandlungen von Raupe, Puppe, Schmetterling — und so durch die ganze Natur hin. Nun bemächtigt sich der Philosoph dieser richtigen Beobachtung und folgert: ist das nun nicht immer wieder dasselbe und ist doch immer wieder ein Verschiedenes? Steckt nicht im Wasser schon das Eis und das Gewölk, steckt nicht alles überhaupt in der einen Erde, die sich nur immer wieder tausendfältig verwandelt und verästelt, steckt nicht dies alles bereits im Protoplasma, wie in einer Knospe beschlossen? Und das Protoplasma selbst wieder, war es nicht irgendwie — hier müssen wir abbrechen. Wir können nur schließen, daß alles, was wir sehen und tasten und beobachten, sich in der That unablässig verwandelt in ein Tausendfältiges und dennoch Eins ist. „Eins"? Was heißt denn aber nun dies „Eins"? Was heißt denn „viel"? Ist nicht die Vielfältigkeit bereits in milliardenhafter Verkleinerung bereits im Atom enthalten und also auch dies ein Vielfältiges, nirgends aber ein Eins? — Wir stoßen an die Wände unserer Sinne, auf die hierbei alles ankommt. Es ist ein Spiel mit Wort und Zahl, nur bis zu einer gewissen Grenze durchführbar.

Wir müssen Halt machen. Denn jetzt erst beginnt das erkenntnistheoretische Problem. Wer sind denn die „wir", die da beobachten? Menschengehirne, die selber eingebaut sind in die Verwandlungen. Wie aber, wenn wir jenseits der Verwandlungen stünden? Wer wagt zu sagen, daß die unendliche Welt — nicht nur die sichtbare und schließbare — mit ihren Milliarden von unausdenkbaren Möglichkeiten jenseits von Zeit und Raum, jenseits der feinsten Gehirnschwingungen, überall und in allen Zuständen „Verwandlung" sei? Ist nicht dies Wort ein unzulängliches Planetenwort, passend nur auf Dinge, sinnlich geprägt von den Gefangenen dieser Insel und ihrer armseligen Sprache?

Es wird uns für immer auf diesem Stern verborgen bleiben, wie das Reich der Verwandlungen, das ganz einfach nur wieder das Reich der Materie ist (der sichtbaren und der schließbaren) mit dem Reich des Geistes zusammenhängt. „Der Begriff des Entstehens ist uns ganz und gar versagt", bekennt der bescheidene Goethe. Die Verwandlungsphilosophie reicht aus für die Welt unserer Beobachtungen und Schlüsse. Aber wo das Problem aller Religionen und echten Philosophieen erst eigentlich anfängt, da hört sie auf. Betrachte ich's recht, so ist Harts Beschauungsweise beeinflußt von Haeckels und Bölsches naivem, nie an sich selbst irre gewordenem, scheinphilosophischem Materialismus, dem das eigentliche Problem unseres Daseins und Denkens gar nie zum Bewußtsein gekommen ist.

Der philosophischen Seite des Buches stehe ich also ablehnend gegenüber. Sympathisch aber berührt der positiv-ethische Zug, der durch Harts Werk und seine sonstigen Bemühungen („Neue Gemeinschaft") nach Gestaltung ringt. Und wo er weltfreudig und doch auf Grund seines Nachdenkens, mag dies nun sein, wie es will, zu dem Ergebnis gelangt: „Lebt!", stimme ich ihm warm und wörtlich bei. „Die Welt will sein und gelebt werden, und daß ihr (wahrhaft — fügen wir bei) lebt, darauf kommt alles an. Auf das Leben weist es euch hin, und es ist nichts als die Botschaft unendlichen Seins. In ewigen Wiederverjüngungen und Wiedergeburten steigen immer neue Erden empor; doch nur indem ihr sie erlebt, könnt ihr sie schauen, wissen und begreifen" (S. 131).

Ganz recht. Und so sind wir wieder, nach aller Philosophie, bewußt dort angelangt, wo wir unbewußt als Kinder waren. Wir wissen, nach einem neutestamentlichen Worte, daß in unseres Vaters, in dieses Weltalls Hause unsäglich vielerlei Wohnungen sind; wir schließen aus der Gesetzmäßigkeit im Sichtbaren auf Gesetzmäßigkeiten im gesamten Universum auch des Geistes — und dies Bewußtsein ist unser Sieg und unsere Stärke. Aber wir wissen auch, daß wir über diese Wohnungen im Vaterhause weiter nichts wissen und ausmalen können: auch nicht, ob sie „Verwandlungen" seien. Ich bin geneigt, anzunehmen, daß das, was wir Geist nennen, etwas unendlich „Stetiges" sei. Aber ich will mich auch auf dieses Dogma nicht festlegen; ein planetarisch begrenztes Wort ist auch dies, wie das unzulängliche Wort Verwandlung. Wir haben keine Sprache, um vom Wesen des zeit- und raumlosen Geistes, und was „hinter" ihm liegen mag, entsprechend zu reden. Dies ehrfurchtsvolle Verstummen-Müssen, wenn wir Schicht hinter Schicht auf Gedankenflügeln durchflogen, setzt sich zuletzt in Gefühl um, in Staunen, in Bewunderung, in Andacht. Vor diesen Horizonten werden wir religiös. Und, heimkehrend in die kleinen Dinge der Erde, haben wir einen geistigeren Blick, ein weiteres Urteil, ein leiseres Sprechen als zuvor.

Halensee. *Fritz Lienhard.*

Plattdeutsches.

Von **Karl Theodor Gaedertz** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Heimatklänge aus deutschen Gauen lassen rings sich vernehmen, in Nord und Süd, Ost und West, trotz unserer alles nivellierenden Zeit. Gewiß ein erfreuliches Zeichen. Heimatliebe, Heimatluft atmen sie, diese meist unscheinbaren Bücher mit ihren oft mehr als schmucklosen, ja zum Teil geschmacklosen Titeln; aber es steckt fast durchweg viel Humor und Behagen, Gemüt und besonders Gesundheit darin, so daß der künstlerische Gehalt nicht gar zu kritisch abgewogen und beurteilt werden darf. Wer für das Volk ein Herz und Verständnis hat, der wird aus der Lektüre schon Anregung und Genuß schöpfen. Vollends ist kulturgeschichtlich und sprachlich der Gewinn kein geringer.

Der Dialekt hat und behält seine eigenen Reize, häufig erst fühlbar und bewußt für den fern von der Stätte seiner Jugend in der Fremde Weilenden. Da erkennt er den Wert, die Schönheit, den Zauber der einst gehörten, lang entbehrten Mutterlaute und greift gern nach gedruckten Werken, die dieselben ihm wieder vermitteln helfen, zugleich ungeahnte oder bisher nicht beachtete Einblicke gewähren in Land und Leute, Charaktere und Originale, Sitten und Gebräuche seiner Provinz, seiner Vaterstadt, seines Dorfes, kurz, seiner engeren Heimat.

In umfassender Weise hat Oskar Dähnhardt solchem natürlichen Zuge Folge geleistet. „Aus Marsch und Heide" (Leipzig, B. G. Teubner) ist eine geschickt ausgewählte Blütenlese mundartlicher Prosa und Poesie Norddeutschlands: Schleswig-Holstein, die Hansestädte, Oldenburg, Hannover, beide Mecklenburg, Pommern, Sachsen, Mark Brandenburg, Ost- und West-Preußen, Braunschweig, Westfalen sind vertreten in ihren besten Schriftstellern und Dichtern, die sich des Dialekts bedienen. Was der fleißige Sammler „zur Einführung" bemerkt, zumal aus seiner praktischen Erfahrung als Pädagog, ist auch vom Standpunkt des den deutschen Unterricht pflegenden Volkserziehers wohl zu berücksichtigen.

„Die plattdeutsche Sprache stirbt, aber sie ergiebt sich nicht." In erster Linie, ein Sieger sonder Gleichen, hat der Mecklenburger Fritz Reuter ihr noch einmal frischen Lebensodem eingehaucht. Aber selbst er, der große Humorist und Herzenskündiger, mit seinem köst-

lichen volkstümlichen Ton, vermochte doch nicht dem durch starke äußere wie innere Umstände bedingten Untergange des Plattdeutschen als einer lebenden Sprache dauernd Einhalt zu gebieten. Wie das gewaltige Meer, Nord- und Ostsee, ganze Strecken von Inseln und Ufern, trotz mancher Schutzwehren und Dämme, fortspült, so verdrängt der moderne Zeitgeist und Verkehr allmählich das uralte niedersächsische Idiom derart, daß es bald nur noch in litterarischen Denkmälern sich kundthut.

Diesen Prozeß hinzuhalten und womöglich zu verhindern, ist, mit eifriger Propaganda, der allgemeine plattdeutsche Verband thätig. Bereits im zwanzigsten Jahrgange steht die von ihm herausgegebene Halbmonatsschrift „De Eekbom". Nun erscheint auch ein „Jahrbok" (Hilfsverein deutscher Lehrer, Berlin). Geschichten und Gedichte wechseln ab, hier wie dort; ferner Gedenkblätter, kleine Charakteristiken, mundartliche Studien u. s. w. Beide periodische Publikationen sind ein Bindeglied für sämtliche plattdeutsche Vereine untereinander und geben ein Bild ihrer landsmannschaftlichen Bestrebungen. Hinzu tritt der Verlag und Vertrieb plattdeutscher Litteratur.

Für letztere wächst das Interesse des Lesepublikums offenbar, je mehr die plattdeutsche Sprache als solche schwindet. Davon zeugen wiederholt nötig werdende Neudrucke. So erschienen jetzt schon in dritter Auflage meine ernsten und heiteren Gedichte „Julklapp!" (Verlagsanstalt, vormals J. F. Richter, Hamburg), in zweiter Auflage Friedrich Freudenthals „Sonderlinge und Vagabunden" — In de Fierabendstied" (Stalling, Oldenburg). Der Verfasser, geschätzt als Kenner der Lüneburger Heide, hat in Hoch und Platt gemütliche und gemütvolle Skizzen geschrieben und darin Dorf und Moor anschaulich geschildert. Dies gilt speziell von erstgenanntem Bändchen; das andere, rein plattdeutsch, ist teilweise auch humoristisch. Stücke wie „Den Kooheer sin grote Döst" und „Nu weet ick et ok" würden mit ihren hübschen Pointen als „Läuschen un Rimels" noch größeren Effekt machen; es sind rechte, echte Bilder aus dem ländlichen Leben. Ihnen schließen sich kleine Gedichte an, von denen eins hier stehen mag:

O si mi nich bös,
Ick harr't nich so meent —
Ick glöw, Du best weent —
O si mi nich bös!

Den Sünndag na'n Fest
Denn gaht wi to Danz
In Staat un in Glanz
Un doht use Best ....

Din Og' lat mi sehn,
De Schört von't Gesicht! —
Nu lacht gar dat Wicht,
Un ick meen, se — ween!

„Jan un Hinnerk", diese beiden im Großherzogtum Oldenburg populär gewordenen, politisierenden Bauern, mit ihren vornehmlich heimische Tagesereignisse und Zeitgenossen drastisch behandelnden Gesprächen, bieten eine billige Volksausgabe ihrer „gesammelten Werke" dar, wovon das erste Heft vorliegt (Stalling, Oldenburg). Urheber der originellen Typen ist der alte prächtige Franz Poppe. Ich komme an anderer Stelle darauf zurück, im Hinblick auf die Abschnitte „Hinnerk bi Fürst Bismarck" und „To Bismarck sinen Geburtsdag".

„Harvstbläder ut Holstein un Umgegend" hat Ludewig Rosenhayn herausgegeben (Verlagsanstalt, vormals J. F. Richter, Hamburg) mit dem Motto: „Wat de Ein' nich mag, is den Annern sin' best' Kost" und mit dem bescheidenen Zusatz: „Tau Unnerhollung för grote Kinner, de Plattdütsch verstahn, luter windigen Kram". Das Inhaltsverzeichnis umfaßt 140 Nummern. Sehr belustigend durch heitere Einfälle und flotte Versifikation sind „Up den Markt", „De Inladung", „Dat wedert", „De Trittledder", „Gewohnheit", „De nige Landrath", „Sünd'", „Up de Kinddöp", „De Gemeinderath" und noch mehrere drollige Späße, besonders geeignet zum Vorlesen in frohem Kreise.

Ein sehr fruchtbarer Autor, der nicht zu seinem Nachteil an Fritz Reuter erinnert, ist Heinrich Bandlow, dessen vier Bändchen humoristischer Geschichten „Stratenfegels", ferner die Historie von „Köster Hemp" und „Naturdokter Stremel" durch Reclams Universalbibliothek weite Verbreitung gefunden haben. Namentlich sein „Naturdokter Stremel", eine Fürsten- und Bürgergeschichte aus Pommern, verdient höchstes Lob als sehr ergötzliches Seitenstück zu „Dörchläuchting". Der alte fromme Herzog von Wolgast mit seinem Gottesgnadentum, seiner Geldverlegenheit, seinen Steuerprojekten, seinem Podagra und seinen fleischlichen Lüsten ist ganz vortrefflich gezeichnet, nicht minder der ihn kurierende Naturarzt. Die Reise des hohen Herrn nach Tribsees und seine Hofhaltung daselbst wirkt zwerchfellerschütternd. Die jüngste Gabe nennt Bandlow, dessen sympathisches Bildnis man gern betrachtet, „Frisch Salat", und demgemäß präsentiert sich das Büchlein in grasgrünem Umschlag (Süsserott, Berlin). Die sieben kurzen Erzählungen, deren erste „De Reis' nah Gripswald" sich an Reuters Läuschen „De swarten Pocken" anlehnt lesen sich recht unterhaltend.

Noch schöner klingt der Titel eines im gleichen Verlage erschienenen Heftes „Knak'n un Plünn'n" von Hermann Rehse. Diese Gedichte und Humoresken in mecklenburgischer Mundart enthalten übrigens einige nette Sachen, z. B. das Frühlingsempfinden des missingsch redenden Köster Suhr, frei nach Fritz Reuter:

Ja, nu kann man sich wieder freun.
Die Böm, die ward'n bald wieder gräun;
Die Lewark steigt hoch in die Luft,
Un überall riecht es nach Duft.

Die bunten Bläumings blühn so fäut,
Die Nachtigall fläut't still ehr Leid.
Ich hör' sie zu, — un unnerdeß
Streu ick in'n Gorn fix minen Meß ....

Ja, nu kann man sich wieder freun.
Man fett't sich an so'n lüttes Swein,
Braucht vor die Kauh kein Fauder mihr:
O, Frühling, du gefällst mi sihr!

Dieselbe Buchhandlung bringt auch ein Bändchen „Swinegelgeschichten", vertellt von Karl Beyer. Seit Wilhelm Schröders berühmtem Wettlaufen zwischen dem Schweinigel und dem Hasen auf der Lüneburger Heide ist der „Swinegel" litteraturfähig geworden. Ludwig Bechstein hat durch seine Märchensammlung ebenfalls das Seinige dazu gethan, nicht minder Ludwig Richter mit seiner köstlichen Zeichnung, wie Musjö Swinegel Sonntagnachmittags, gemütlich sein Pfeifchen rauchend, mit verschränkten Armen, an die Kate gelehnt, in die liebe Herrgottswelt guckt. Beyer, auf seine Vorgänger sich stützend, wiederholt nun den ganzen Lebenslauf jener Volksfigur mit behaglicher Breite.

Auch John Brinckman hat sich mit diesem Thema beschäftigt. Seine „kleineren Erzählungen" enthalten als die erste „Voß un Swinegel ore Dat Brüden geit üm"; eine andere „Mottche Pinkus un de Pelz" finden wir schon behandelt in Reuters lustigem Läuschen „En Schmuh". Brinckmans „sämtliche Werke" (Werther, Berlin) sind ein treuer Spiegel niedersächsischen Lebens und Wesens. „Vagel Grip" und noch mehr „Kasper-Ohm un ick" gehören zu den besten Erzeugnissen in plattdeutscher Sprache, sie aber gegen Fritz Reuters „Olle Kamellen" auszuspielen, wie es neuerdings Mode geworden, würde wohl Brinckman selbst, wenn er noch lebte, ernstlich zurückgewiesen haben. Der rostocker Kapitän Kaspar Pött war gewiß ein tüchtiger Seemann, ehrenwerter Charakter und komischer Kauz; als solcher ist er trefflich gezeichnet. An Originalität übertraf ihn jedoch mancher Schiffer der guten alten Zeit. So entsinne ich mich eines lübecker Kapitäns, an dessen urwüchsigem Humor, poetischem Citatenschatz und fabelhaften Reisegeschichten sich jedermann erfreute. Die Gestalt des Kasper-Ohm ist derjenigen von Onkel Bräsig nicht an die Seite zu setzen und die also betitelte Erzählung nicht mit „Ut mine Stromtid" auf eine Stufe zu stellen. Uebrigens erschien dieselbe auch

in Reclams Universalbibliothek; so kann auch der Unbemittelte selbst urteilen, ob, wie es im Prospekt heißt, „Kasper-Ohm" ein völlig gleichwertiges Gegenstück zur „Stromtid" ist, und in wie weit die Kritik von heute recht hat, wenn sie, wie ebenda zu lesen, Brinckman vielfach sogar über Fritz Reuter stellt! Beide sind schlechterdings nicht miteinander zu vergleichen. Ersterer wird jetzt ebenso sehr überschätzt, wie er früher unterschätzt wurde. Dies Schicksal teilt er mit manchem. Wie hat z. B. der hochbegabte, unglückliche plattdeutsche Schriftsteller Heinrich Burmester, dessen Romane „Harten Leina", „Hans Höltig" und „Nawerslüd"*) fast unbekannt blieben zu Lebzeiten, gelechzt nach Anerkennung und materiellem Erfolg! Und gegenwärtig, nachdem mein litterarhistorisches Werk „Was ich am Wege fand" den tragischen Untergang des armen Menschen und eine Würdigung seines bedeutenden Talentes vorgeführt hat, tritt, nach seinem Tode, eine ähnliche Erscheinung zu Tage; es regt sich schon das Gefühl einer Dankesschuld durch Nachfrage nach seinen Arbeiten, die vielleicht jetzt bald über Gebühr gepriesen werden und — gekauft! Den Verfasser aber ließ man verhungern.

Den Reichtum an Gestalten und Motiven bei Fritz Reuter sucht der Maler Hans Stubenrauch mit dem Stift festzuhalten. Seine „Bilder zu Reuters Werken" (Eckstein Nachf., Berlin) sind bis zur siebenten Lieferung gediehen. Die Hauptfigur, Inspektor Zacharias Bräsig, erscheint mir durchaus verfehlt, auch auf dem Umschlag, — beinahe Karikatur! nicht minder der „Windhund" Fritz Triddelfitz, man sehe ihn nur auf dem Blatte „Rendezvous beim Wassergraben"! Andere Personen und Situationen sind dem Künstler besser gelungen. Der erläuternde Text stammt aus der gewandten Feder von Paul Warncke. Vorzüglich ist die echt plattdeutsch empfundene kurze Einleitung mit dem Schluß: „Ick wull man blot, ick hadd min Schriwerî, as ick dat tau girn dahn hadd, plattdütsch maken künnt. Indessen doch, dat kunn ick nich, denn irstlich fallen ok so'n Lüd, dei unſ' schöne Sprak nich verstahn, dit Bauk lesen, dormit dat ümmer mihr sick de Mäuh gewen, sei tau lihren von wegen Fritzen sine Bäuker, un tweitens: woans hadd ick dat anstellen süllt, plattdütsch tau seggen up nige Ort, wat Fritz Reuter all plattdütsch seggt hett? Dat wir je doch likſterwelt so, as mit minen ollen Lihrer Krischan Kuleis, dei in de Physikstunn' säd: ‚Ich werde jetzt einen vollständig richtigen Blitz erzeugen, genau wie man ihn beim Gewitter zu sehen pflegt'; un denn an sin Elektrisirmaschin dreihte un mit den Börfinger von de linke Hand en Funken von en halw Toll Läng' rutehalte. Ne, dat lat ick bliven, äwer bi dese Börred' beww ick't mi nich verknipen künnt, dei müßt ick plattdütsch schriwen".

Warncke hat ebenfalls, im Genre von Reuters „Läuschen un Rimels", ein mit hübschem Bilderschmuck ausgestattetes Heftchen veröffentlicht, betitelt „Snurrig Lüd" (Voigtländer, Leipzig). Manche dieser „snakschen Snurren ut Stadt un Land" sind nicht übel, z. B. „Süß nich?", „Ansmert", „Dat Cement", „Sei denkt ehr Deil", „De Sledenfohrt", „Hier, Herr Leutnant!", „De Globus" und vor allem „Hei kennt ehr". Einzelne Stücke wie „De lange Wöttel" und „Hier ok" sind altbekannte Meidinger.

Die plattdeutsche Sprache auf der Bühne ist seit dem Mittelalter besonders in Hamburg gepflegt worden, wie ich in den beiden Bänden „Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit" und „Die plattdeutsche Komödie im neunzehnten Jahrhundert" historisch behandelt habe. Leider machte sich neuerdings ein Rückschritt, ein Stillstand bemerkbar. Trotzdem zweifelte ich nicht daran, daß unserer alten Muttersprache ein dramatischer Messias erstehen werde, worüber ich das Für und Wider in der zweiten Ausgabe meines Buches erörtert habe. Ich scheine mich doch nicht zu täuschen, denn ein Talent taucht auf, das zu schönen Erwartungen berechtigt: Fritz Stavenhagen mit dem Volksstück in fünf Aufzügen „Jürgen Piepers" und dem hamburger Drama in einem Akt „Der Lotse" (August Harms, Hamburg). Das erstgenannte, unwahr freilich in der Fabel, wirkt erschütternd. Das sind echte Bauern! und die Geschehnisse nicht uninteressant, wenngleich gewagt. Ganz schlicht die Geschichte des andern Lebensbildes, einfach, groß und ergreifend. Ich will den Inhalt nicht verraten, man lese selbst. Gut dargestellt, kann ein voller Erfolg kaum ausbleiben. Möchte jedes Theater, das über dialektkundige Mitglieder verfügt, dies kleine Schauspiel, eins der allerbesten in seiner Art, zur Aufführung bringen! Fritz Stavenhagen zeigt wieder, welche Kraft im plattdeutschen Idiom steckt, welcher Kern im plattdeutschen Charakter, welche Wärme im plattdeutschen Wesen, und hier speziell auch welche Tragik. Er ist offenbar ein Feuergeist. Ruhe und Reife werden ihn läutern und klären, wenn ihm die unerläßliche Aufmunterung nicht fehlt. Mögen ihm Glück und Stern winken, auf daß er nicht verzweifele wie Heinrich Burmester, mit dem er in unverfälschter niedersächsischer Eigenart manche Aehnlichkeit zu haben scheint. Sein Volksstück „Jürgen Piepers" widmet er der Mutter:

Wenn Abends in'e Schummerstun'
Du von Din Kindheit liesʼ berichtʼt
Ut't Dörp manch wunnerlich Geschicht
Un, drömend halw, uns Leider sungʼ:
Denn is miʼt deip in't Hart rindrungʼ,
Hett to dit Wark sik sacht verdichtʼt. —

Un wennʼt in't lude Leben kein versteihtʼ? —
Unſʼ is dat Wark! Unſʼ is de Freidʼ!

Ja, es ist herzlich zu wünschen, daß dieser junge hoffnungsvolle plattdeutsche Dichter und Dramatiker sich durchringe, damit er an seinem Schaffen Freude erlebe und wir mit ihm. Der Weg, den Fritz Stavenhagen in „Der Lotse" eingeschlagen hat, ist der rechte.

*) Diese im lauenburger Kreise spielende Geschichte erregte des Fürsten Bismarck besondere Aufmerksamkeit, so daß er in seiner Familie ein Kapitel, das ihm außerordentlich gefiel, vorlas. Ich habe hierüber, sowie über des Altreichskanzlers Kenntnis von plattdeutscher Sprache und Litteratur authentische Mitteilungen gemacht in vier diesbezüglichen Essais meines jüngst veröffentlichten Buches „Was ich am Wege fand" (Georg Wigand, Leipzig).

Proben und Stücke.

Moderne Balladen.

(S. den Eingangsartikel.)

Der arme Sünder.

Von Heinrich v. Reder.

Auf öder Heide ragt das Hochgericht
Gespenstig in die Nacht hinein,
Erhellt vom zweifelhaften Mondenlicht,
Dreibeinig auf einem Kranz von Stein.

Und klappernd an dem hölzernen Gestell,
Vom Winde hin und her geschwenkt,
Ist hoch hinauf ein schlotternder Gesell
An hanfgedrehtem Strick gehenkt.

Kein Auge ward bei seinem letzten Gang
Von einer Thräne still betaut;
Bevor er von der Leitersprosse sprang,
Hat flehend noch sein Aug' geschaut.

Es stand ringsum ein dichtes Menschenheer,
Soweit, soweit er traurig sah;
Da ward dem armen Burschen das Herz so schwer,
Kein einziger Freund war fern und nah.

Nicht Vater und Mutter, nicht Schwesterlein,
Kein Bruder und kein treues Lieb,
Kein einziger Freund in all den dichten Reih'n,
Der treu im Unglück ihm verblieb.

Da hat er, ſtatt zu beten, wild geflucht,
Dem Vater geflucht, der ihn gezeugt,
Da hat er, ſtatt zu beten, wild geflucht,
Der Mutter geflucht, die ihn geſäugt.

Geflucht des Tages gold'nem Sonnenſtrahl,
Des blauen Himmels friſcher Luft,
Geflucht dem Waldgrün und dem Wieſenthal,
Dem Vogelſang und Blumenduft.

Der Pfaffe ſprach zu ihm vom gütigen Gott
Und ſeiner Allbarmherzigkeit,
Das dünkte dem jungen Blute wie Hohn und Spott:
„Barmherzigkeit, wie biſt du weit!"

Die Zeit iſt um, noch einen einz'gen Blick
Auf alles Leben um ihn her,
Ein Stoß hinab, vollbracht iſt ſein Geſchick,
Und ringsum ward es ſtill und leer.

So hing er droben ſchon ein ganzes Jahr,
Vom Regen und vom Tau gebleicht;
Um ihn herum die finſt're Rabenſchar
Mit heiſ'rem Krächzen kreiſend ſtreicht.

So hing er heute bis zur Mitternacht,
Als über die Heide die Windsbraut ſprang,
Daß im Gefüge das Gerüſte kracht
Und ſchrill zerriß der morſche Strang.

Zu Boden ſtürzt das Gerippe zerſchellt,
Der Schädel rollt von Stein zu Stein,
Und durch den Sturm ein wilder Wehruf gellt,
Als fluche wieder das Klapperbein.

Aus: Gedichte. 1859.

Hartwich Reventlow.

Von **Detlev v. Liliencron.**

Graf Alf hat deine Tochter verführt.
Das bringt dem Bruder Herr Caj.
Herrn Hartwich das die Kehle ſchnürt,
Bis ihn erlöſt ein Schrei.

„Geh hin, lieb' Bruder, dem Grafen meld' an,
Und ſag's in die Augen ihm frei:
Ich mord' ihn, wo ich ihn treffen kann,
Und wann auch immer es ſei."

Caj ritt den Burgberg ſchnell hinauf,
Und ſchlägt ans eiſerne Thor:
„He, Pförtner, ſchließ die Riegel auf,
Und laß mich beim Grafen vor."

„Was ſchwatzt Herr Hartwich? So ſag' ihm zurück:
Das nenn' ich Meuterei."
Graf Alf hielt in den Fingern ein Stück,
Das Stück war der Kopf von Caj.

Auf goldner Schüſſel mit Blut benetzt,
So trug ihn ein Knecht hinaus.
Herr Hartwich taumelt und ruft entſetzt:
„Verflucht ſei Graf Alf und ſein Haus."

Herr Hartwich ging im Sommerwald,
Frühmorgens war's, um drei.
Da traf er einen Jäger bald,
Der trug des Grafen Livrei.

„Die Kleider zieh aus und gieb ſie mir her,
Sonſt ſpann' ich dich in den Block."
Der gab ihm zitternd Horn und Speer,
Und gab ihm ſeinen Rock.

Im Walde zog ein Hirſch vertraut,
Ein Hirſch mit ſtarkem Geweih.
Vor des Grafen Kammer wird es laut,
Der hat in den Lidern noch Blei.

„Graf Alf, es zieht im Morgenrot
Ein Hirſch. Wach auf, wach auf!"
Herr Hartwich ſtieß den Grafen tot:
„Nimm du zur Hölle den Lauf!"

Der Page ſah's, Herrn Hartwichs Sohn,
Er ſtund wohl nah dabei:
„Maria ſah's vom Himmelsthron,
O Vater, daß Gott dir verzeih."

Er küßt ſeinen Knaben mit wildem Schmerz,
Dann ſtarb am Himmel ein Stern.
„Nun ſchilt dich nimmer ein Menſchenherz
Verräter deines Herrn."

Stolz ſchreitet der Ritter den Burgberg hinab,
Ein Schäfer blies auf der Schalmei.
Vier Mönche murmeln am Marmorgrab,
Und draußen lachte der Mai.

Aus: Kampf und Spiele. Berlin, Schuster & Loeffler, 1900.

Rouget de l'Isle.

(1792.)

Von **Heinrich Vierordt.**

Was glüht der Elſaßfeuer Brand
Nachts in des Rheines Wogen?
Da doch der Lenz im Blütengewand
Tauſchimmernd eingezogen.

Was ſoll der Trommelſchlägel Ton,
Der Glockenſturm bedeuten?
Da doch in Wald und Wieſen ſchon
Die Maienglöcklein läuten. —

Durch Straßburgs dumpfig Gaſſengewirr
Toſt der Rebellen Treiben,
Vom Lärmen raſſeln mit Geklirr
Der Giebelhäuſer Scheiben.

In Bürgermeiſter Dietrichs Haus
Schwingt ſich's zur Nacht im Tanze,
Die Schleppen rauſchen in Saus und Braus
Beim hellen Fackelglanze.

Da plötzlich hebt ſich ſeltſam Spiel,
Derweil die Walzer raſten,
Der feurige Jüngling Rouget de l'Isle
Entreißt es kühn den Taſten.

Verzaubert erſt die Hörer ſteh'n,
Aufhorchend jenem Klingen,
Dann zwingt es ſie wie Sturmeswehn
Den Kehrreim mitzuſingen.

Wie der Wald erbebt, wie der Strom entrollt
Die wirbelwilde Dichtung,
Wie mitternächtig Gewitter grollt
Der Hymnus der Vernichtung.

Nicht mehr: „Zu Straßburg auf der Schanz"
Ertönt's zum Aelplerhorne,
Nur: „Wohlauf, ihr Söhne des Vaterlands!"
Brauſt's im Empörungszorne.

Nur: „Wohlauf, ihr Söhne des Vaterlands,
Die Fahnen hoch genommen!
Der Tag des Zorns, der Tag des Brands,
Der Tag des Ruhms iſt kommen!"

Des Pöbels Scharen drunten ziehn
Mit Köpfen auf den Stangen,

Sie haben die trunkenen Melodien
Mit Jauchzen aufgefangen.

Und was der Jüngling sang im Sturm
Den Tänzern auf dem Balle,
Der Wächter bläst's vom Münsterturm,
Die Schildwach ruft's vom Walle.

Und weiter klingt's, und weiter dringt's
Mit Grimm und mit Gedröhne,
Wie ein Reif umschlingt's, zu den Waffen zwingt's
Des Vaterlandes Söhne.

Vom Rheine zu den Pyrenä'n,
Vom Rheine bis zum Meere
Die Trommeln gehn, die Banner wehn,
Die Männer ziehn zum Heere.

Der Ackersmann läßt 's Pfluggespann,
Der Winzer seinen Spaten,
Der Jäger seinen frommen Tann —
Sie werden Freiheitssoldaten.

Der Fischer und der Hirt im Thal,
Der Bettler an der Krücke,
Sie folgen dem schmetternden Kriegssignal,
Begeistert von dem Stücke.

Das verwegene Lied, das Rachelied,
Der eine sagt's dem andern,
Die Krieger singen's in Reih und Glied
Als Marschgesang beim Wandern.

Der zornigen Weise meersturmgleich,
Bluttriefend, tausendtönig,
Im Tempel lauscht ihr kummerbleich
Frankreichs gefang'ner König.

Ins Ohr mit Wetterzeichen schallt's
Dem schlafenden deutschen Bürger:
Jetzt wahr' dich, Rheinland! wahr' dich, Pfalz!
Dir dräun die alten Würger!

Die neue Zeit schwelgt freiheitstoll
Gleich einer feilen Dirne;
Nur Straßburgs Dom reckt hoheitsvoll
Empor die Felsenstirne.

Aus: Neue Balladen. Heidelberg, Carl Winter. 1884.

Gräfin Monbijou.

Von **Görries Frhrn. v. Münchhausen.**

Am ersten Tag im Karneval,
— Der erste Tag, der machte es, —
Am ersten Tag im Karneval,
Auf allen Straßen lachte es,
Da küßte Gräfin Monbijou
Die Perlweinschale von Krystall,
Sie trank dem blonden Pagen zu,
Der Page, der hieß d'Autreval.

Graf Monbijou, was thatest du? —
Im Saale braust die Carmagnole,
Er sah dem Spiel der Masken zu.
Wer war die schönste Maske wohl?
Die schönste Maske lacht und tollt,
Und mit ihr tanzt ein junger Fant,
Vom Nacken fließt wie flüssig Gold
Ihr Blondhaar über seine Hand.

Und kühles Haar auf heißer Hand,
Ein dunkler Blick, der Blick wird hell, —
Das junge Blut hat sich erkannt,
Und junges Blut erkennt sich schnell.
„Du lieber, liebster Page, sprich,
Kommst du heut Nacht zum Schloß am Meer?"
Der Page kam, die Nacht verstrich,
Das Thor stand auf, der Saal war leer. —

Am letzten Tag im Karneval,
— Der letzte Tag, der machte es, —
Am letzten Tag im Karneval
Im Forst von Digne lachte es,
Vom Digner Paß in aller Früh
Durch die Provence ein Jauchzen strich,
Im selben Sattel saßen sie
Und küßten sich und küßten sich.

Aus: Balladen. Berlin, Breslauer & Meyer. 1901.

Des Braunschweigers Ende.

Von **Lulu v. Strauß-Torney.**

Auf des Braunschweigers eherner Stirne schwoll
Das zornige Blut der Adern,
Er ballte die Faust in schwerem Groll
Nach den trotzigen Mauerquadern.

„Meine eiserne Gred spricht taubem Ohr,
Keine Bresche in Wall und Türmen,
Und öffnet Leerort nicht heut' sein Thor,
Bei Gott, so will ich es stürmen!"

Sprach Hans van Velde: „Der Graben ist weit,
Der Tod hält Wacht auf den Mauern."
„Und wäre der Graben zehn Klafter breit,
So füllen wir ihn mit Bauern!

Und bauen für meinen Herzogsstolz
Die Brücke zuckende Glieder —
Unedles Blut und Erlenholz
Wächst alle Tage wieder!"

Herr Heinrich lachte mit hartem Klang
Und schritt vorüber den Wachen.
Es spritzte vor seinem wuchtigen Gang
Der Schlamm der Pfützen und Lachen.

Rolf Tyle lehnte, des Herzogs Mann,
Am Rad der eisernen Gredel —
Jäh fing das Blut ihm zu sieden an
In dem trotzigen Bauernschädel:

„Herr Herzog, sind auch die Bauern gut
Zur Brücke über den Graben —
Bei Gott, die Brücke soll edel Blut
Zum Mörtel der Steine haben!

Nun soll euch, Herr, den Herzogsstolz
Gesegnen Teufel und Hölle" —
Im Köcher klirrte der eiserne Bolz,
Die Armbrust hob der Geselle —

Ein röchelnder Fluch. Ein schwerer Fall
Der stahlumpanzerten Glieder.
Vor Leerorts unbezwungenem Wall
Schoß ein flammender Stern hernieder.

Aus: Balladen und Lieder. Leipzig, H. Seemann Nachf. 1902 (vgl. Sp. 1208).

Das Schwert.

Von **Agnes Miegel.**

Herr Hans vom Bühle zu seinem Bruder sprach:
„Ich grüßte mit Freuden das Frührot diesen Tag.

Und als Du lachend in meine Halle kamst
Und die grauverstaubte Harfe vom Nagel nahmst,
Sprach ich: Wach auf, mein Herz, das lange erstarrt,
Das schwer und hart in stillen Jahren ward;
Die Tage kehren zurück der Pagenzeit,
Steig' auf wie ein Falke, mein Herz, — du jagst zu zweit.

In Forst und in Feld, in Stall und Hof und Schloß
Dein blonder Bruder ist wieder Dein Weggenoß.

Einen lachenden Sommermorgen lang
War froh mein Herz, so wie Dein Jagdgesang.

Der Tag ging hin — die Dämmerung fliegt ums Haus,
In meiner Brust losch alle Freude aus.

Wirf fort die Harfe, vielliebster Bruder mein,
Deinen Braunen sattle, und reit' in die Nacht hinein,
Reite so weit, als die blanken Sterne sind,
Reite so weit, daß ich Dich nimmer find'.

Als ich Dir heute grüßend entgegen ging,
Zuckte der Dolch, der mir im Gürtel hing.
Als Deine Hand das Spinnweb vom Köcher gestäubt,
Hat sich der Pfeile weißes Gefieder gesträubt.

Und als Du jetzt sangest an meiner Halle Herd,
Da hab' ich es dumpf über Deinem Singen gehört:
Mein Schwert an der Wand, das gab wohl nimmer Ruh',
Ein Totenwurm, so pocht es immerzu. —

Wird nun zur Nacht verstummen Dein Singemund,
Dann höre ich nur das Eine zur Mitternachtsstund',
In der lastenden Stille, vor der mein Herze bangt:
Wie der dürstende Stahl nach Deinem Blute verlangt! —

Vielliebster Bruder, geh singend aus meinem Haus
Und reite singend aus meinem Thor hinaus,
Daß noch der Lieder Klang im Ohr mir liegt,
Wenn endlich das Schwert sich schaukelnd zur Ruhe gewiegt."

Aus: Gedichte. Stuttgart, Cotta. 1901.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Am 9. Mai kehrte, nur wenig beachtet, der 150. Geburtstag eines Dichters von bleibender litterarhistorischer Bedeutung wieder. Vermittelnd zwischen Lessing und dem Sturm und Drang, hatte Johann Anton Leisewitz mit seinem „Julius von Tarent" eine neue Entwickelungsmöglichkeit für das deutsche Drama gegeben, hatte, wie Richard M. Meyer (Frankf. Ztg. 125) ausführt, mit seiner fein organisierten, rein beobachtenden Seele erreicht, was sonst nur Großen gelingt: Typen seiner Zeit lebendig nachzuschaffen. Hörten so die Aelteren Lessing aus seinem Werke heraus, so ließen sich von den Jüngeren die Empfindsamen durch die Sentimentalität des Julius, die Stürmischen von dem Thatendrang des Guido gefangen nehmen. Mehr als ein anderer seiner Zeit aber, das wird auch von Paul Shymank (Braunschw. Landes-Ztg. 213) und A. H. (Bresl. Ztg. 319) betont, wirkte Leisewitz auf Schiller ein, der ja später das Thema des Bruderzwistes und Brudermordes in der „Braut von Messina" noch einmal aufnahm und in neuer Form zur Lösung brachte. — Schillers „Räuber" und „Die Weber" vergleicht Julius Riffert nicht zu Gunsten Gerhart Hauptmanns um ihrer revolutionären Tendenz willen (Wiss. Beil. d. Leipz. Ztg. 53), indem er hauptsächlich darauf hinweist, daß es sich dort um ideale Güter handele, um die Freiheit des Menschen von unwürdigen Banden, während in den „Webern" lediglich materielle Dinge, Befriedigung des Hungers, Gewährung des Rechts des Magens verlangt würden. Die „Räuber" trügen etwas Prometheisches in sich und hätten fortgewirkt bis zu der Höhe des Wilhelm Tell, die „Weber" aber seien eitel Zustandsmalerei, hinter der der Autor ganz verschwinde, vielleicht weil er nichts zu sagen habe. — Mit höchstem Lob verweilen zwei Kritiker (N. J. H., Dtsch. Volksbl., Wien 4786; N. Fr. Pr. 13539) bei dem neuesten, recht altmodisch anmutenden Werke Martin Greifs: „Schillers Demetrius, das Fragment, dazu ein Nachspiel mit Prolog und rhapsodischem, von vier lebenden Bildern begleitetem Epilog" (Leipzig, C. F. Amelang). — „Wie Schiller geadelt wurde", erzählt Ernst Maasburg (Rhein.-Westf. Ztg. 351), und ein Lebensbild von „Schillers Mutter" entwirft zur hundertsten Wiederkehr ihres Todestages Ernst Wilms (Ostd. Rundsch., Wien 117). — Ausführlich handelt Dr. Max Birnbaum über die schweren und gefährlichen Krankheiten und die zahlreichen Unpäßlichkeiten jeder Art, unter denen Goethe während seines langen Lebens zu leiden hatte, und die ihn oft genug in seinem dichterischen Schaffen hemmten („Aus Goethes Krankheitstagen", Zeitgeist 17, 18, 19). — Ueber den „Ur-Faust" läßt sich Woldemar Frhr. v. Biedermann vernehmen (Dresdn. Anz., Mont.-Beil. 17). — Mit Goethe nennt Hans Benzmann (Berl. N. Nachr. 195) Eduard Mörike zusammen, dessen Wesen und Schaffen er anläßlich der beiden hier öfter erwähnten Mörikebiographieen charakterisiert. „Nicht Heine, nicht Uhland sind die Nachfolger Goethes, vielmehr Mörike, und er ist in gewisser Beziehung fast der einzige Nachfolger Goethes geblieben." — Auf Grund erhaltener Protokolle schildert A. Eloesser „Theodor Fontane im Tunnel über der Spree" (Voss. Ztg. 195). Der Hauptreiz dieser Protokolle besteht nach Eloessers Urteil darin, daß wir Fontane „in der später von ihm ziemlich kühl betrachteten Periode seiner Vereinsmeierei kennen lernen, und daß wir ihn aus jeder seiner Aeußerungen bei den meist ziemlich scharf geführten Debatten über poetische Beiträge sofort herauserkennen. Man kann sogar ohne Einbildung sagen, daß er der Einzige ist, dessen Persönlichkeit aus diesen Protokollen anschaulich, rund herausspringt, auch wenn man sonst nichts von ihm wissen würde. Die Urteile Fontanes müssen von so persönlicher Prägnanz gewesen sein, daß jeder Schriftführer fontanisch schreibt, wenn er über ihn spricht, daß er gar nicht umhin kann, seine Aeußerungen in der echten Klangfarbe gleichsam mit unsichtbaren Anführungszeichen zu erhalten". — Von den Zeitgenossen Fontanes werden Albert Möser, der hannoversche Lyriker, und C. F. Meyer betrachtet. Für jenen sucht Max Schneidewin die Leser zu erwärmen, wobei er bekennt, „daß dem Uebermenschentum . . . allerdings nicht in den möserschen Gedichten gehuldigt wird, sondern den alten bewährten und besten Gefühlen und Idealen der Menschenbrust und [den] Ideen des Menschengeistes" (Hannov. Cour. 23 755). „Zum Charakterbilde Conrad Ferdinand Meyers" erweitert M. Messer eine Besprechung von Adolf Freys Biographie des schweizer Poeten (Wien. Fremd.-Bl. 113). — Mit dem jüngst verstorbenen Prinzen Georg von Preußen, der als Georg Conrad eine Reihe historischer Dramen schrieb, beschäftigen sich, mehr den geistig und sittlich reich veranlagten Menschen als den Dichter rühmend, Paul Lindenberg („Prinz Georg von Preußen, Persönliche Erinnerungen", Kieler Ztg. 20 970), K. K. („Prinz Georg v. Pr. u. sein Dichterheim am Rhein", Frankf. General-Anz. 105), Dr. R. („Persönliches vom Prinzen Georg", Dtsch. Ztg., Berlin 195), Max Lesser („Prinz und Dichter", N. Wien. Tagbl. 124), sodann erschienen „Unveröffentlichte Briefe des Prinzen Georg von Preußen" an eine Dame der berliner Gesellschaft (Dtsch. Ztg., Berlin 107). — Aus der Reihe von Besprechungen einzelner Dramen und Romane seien hervorgehoben Julius Harts Kritik von Ernst v. Wolzogens neuem Stücke „Die hohe Schule" („Zur Litteraturgeschichte des armen Mädchens aus dem Volk", Der Tag 199), ebendort L. Schönhoffs Beurteilung von Adolf Pauls satirisch-karikierenden „Heroischen Komödien" (Leipzig, Breitkopf & Härtel), ferner die Würdigungen von dem Drama eines österreichischen Arbeiters „Der Kreuzwegstürmer" (Th. Thomas, N. Fr. Pr. 13532; E. Kralik,

Arbeiter-Ztg. 118), von Schönherrs „Sonnwendtag“ (E. P., ebendort 115; s. auch unten Sp. 1212) und von Wolfgang Madjeras „Helden der Feder“ (Ostd. Rundsch., Wien 125; H. Puchstein, Dtsch. Volksbl., Wien 4785). — „Die vierten Kölner Blumenspiele“ schildert u. a. A. Braun (Nordd. Allg. Ztg. 107); auf den Volksdichter Peter Zirbes kommt Tony Kellen am Schlusse seines Aufsatzes über „Volkstümliches aus der Eifel“ zu sprechen (Tägl. Rundsch., Beil. 105, 106). — Mitten in das Volksleben führt auch eine Studie von Albert Johannsen über „Bänkelsang“, der allmählich immer mehr verschwindet und der, noch zu rechter Zeit gesammelt, einen bedeutenden Wert für spätere kulturhistorische Forschung besitzt (Der Tag 203). — „Gute Volksschriften“, wie sie der wiesbadener Volksbildungsverein herausgiebt, begrüßt Anna Brunnemann (ebenda, 195). — Den Begriff „Heimatkunst“, der an diese volkstümlichen Bestrebungen erinnert, prüft Hugo Ganz, um dann gleichsam als Belege zwei neue Werke: „Fortunats Roman“ von Goswine v. Berlepsch und Ernst Zahns „Albin Indergand“ zu besprechen (N. Fr. Pr. 13532). — Auf zwei „Ich-Romane“, Wilhelm Bölsches „Mittagsgöttin“ und Bruno Willes „Offenbarungen des Wachholderbaums“, geht Elisabeth Möhring (Nordd. Allg. Ztg. 101) näher ein, auf Wilhelm Jensens „Die fränkische Leuchte“ die Wiener Reichswehr (2956), und auf Clara Viebigs düsseldorfer Roman „Die Wacht am Rhein“, der noch einen weiteren Schritt in der prächtigen Entwicklung der Dichterin bedeute, Fritz Engel (Berl. Tgbl. 223). — Diesen Besprechungen reihen sich einige weitere über Frenssens „Jörn Uhl“ an, so von Robert Jaffé (N. Fr. Pr. 13532), von F. Zweybrück (Wien. Fremdenbl. 121) und von Kurt Aram (Frankf. Ztg. 121). Schon die Ueberschrift dieser Beurteilung „Der Bauern-Roman ‚Jörn Uhl‘ und die Großstadt-Kritik“ verrät, daß es Aram um etwas anderes als nur um eine Besprechung des auch von ihm hochgeschätzten Buches zu thun ist. Er zeigt, daß die berliner Kritik nun auch die Romane „macht“, und möchte durch seine Worte versuchen, „dies Buch zu schützen vor seinen kritischen Großstadtfreunden — wenige sind auszunehmen —, die jeden ernsten Erfolg ruinieren, denn es ist ganz undenkbar, daß ein großer Teil der Durchschnittsleser dieser Kritiken ein solches Buch samt seinem Verfasser auch nur einen Augenblick länger ‚goutiert‘, als gerade Mode ist, zu sagen, man habe ‚Jörn Uhl‘ gelesen. Solchem kritiklosen Hosiannah-Geschrei pflegt gar bald das ‚Kreuzige ihn!‘ zu folgen.“ — „Etwas über Kritik und moderne Litteratur und ihren Einfluß auf die nationale Kultur“ veröffentlicht auch Karl Hruby, der hauptsächlich der liberalen Tagespresse die Schuld an dem tiefen Verfall der modernen Erzählungskunst in die Schuhe schiebt und über „unsere“ „verrottete jüdisch-römisch-französische Kultur“ sich aufregt (Ostd. Rundsch., Wien 122). — Einer der hierin ob seines Stiles Angegriffenen, Hermann Bahr, versucht den Unterschied der von ihm stets getrennt angewandten Begriffe: Dichter und Autor zu definieren, bezeichnet als die Region des Autors unsere empirische Welt, als die des Dichters die angeborene innere Erfahrung, so daß also das Schaffen des Autors eine Thätigkeit des Verstandes wäre, dagegen im Dichter es sich intuitiv vollziehe (N. Wien. Tgbl. 114). — Auch Eduard von Hartmann veröffentlicht allgemeiner gehaltene „Gedanken über Schriftstellerei“ (Zeitgeist 18). Er wendet sich dagegen, daß unsere Zeit so gern Wohlklang, rhetorischen Schmuck, allenfalls Stimmungen für scharf geschliffene Gedanken gelten läßt, fordert eine klare, architektonische, sinnvolle Gliederung des Stoffes und verdammt weiterhin das biographische Interesse, das an den Schriftstellern genommen wird. „Der Ruhm soll sich nicht an die Person, sondern an die Werke knüpfen, und er ist nur da rein, wo er unpersönlich ist. Die wirklich großen Werke fangen erst recht an zu leben, wenn ihr Urheber tot ist; wer für solche Werke sorgt, der braucht um den Nachruhm nicht zu sorgen. Wenn man die greisenhaft-kindische Geschäftigkeit sieht, mit der die heutige Litteratur- und Kunstgeschichte in den kleinen Menschlichkeiten Verstorbener wichtigthuerisch herumwühlt, so möchte man diejenigen glücklich preisen, die dem groben Unfug dieses wissenschaftlichen Reliquienkultus entgangen sind, sei es durch Anonymität, wie der Dichter des Nibelungenliedes, sei es durch Mangel an Quellen über ihre Lebensumstände. Wie viel edler wäre die Kunst- und Litteraturgeschichte, wenn man zwar die Werke, aber bloß unter Pseudonymen, kennte und von dem Leben ihrer Urheber gar nichts wüßte!“ — Schließlich seien noch einige Aufsätze sprachgeschichtlichen oder bibliographischen Charakters genannt. Johannes Gillhoff beklagt den „Zug vom Verbum“, d. h. die Abwanderung der Thätigkeitswörter ins substantivische Gebiet, und mißt dem schlechten Zeitungsdeutsch die größte Schuld daran zu (Deutsche Welt 30, 31). — Eugen Holzner schreibt über „Allerlei Sprachgeschichtliches“ (Etymologisches; Voss. Ztg. 213) und J. Ziegler über „Modewörter“ (N. Wien. Tagbl. 113). Ueber „Ignaz Bernsteins Bibliothekskatalog“ berichtet Friedr. Krauß (Mont.-Beil. d. Dresd. Anz. 16—19), über „Moderne Buchkunst in Deutschland“ G. W. (Belletr.-litt. Beil. d. Hamb. Nachr. 18); eine kurze Uebersicht in der „Neueren österreichischen Bibliographie“ stellt R. F. Kaindl zusammen (Wien. Ztg. 100).

* *

In die klassische Zeit des französischen Dramas führt eine Studie von Johannes Böhm über „Pierre Corneille als Dramatiker“ (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 18, 19), die ein Bild von der dichterischen Entwicklung Corneilles und seiner wachsenden Bedeutung für die Litteratur geben soll. — Etwa zwei Jahrhunderte später, ins Jahr 1807, fällt die Entstehung von Benjamin Constants „Adolphe“ (deutsch bearbeitet von Josef Ettlinger, Halle a. S., Otto Hendel). Albert Geiger greift diesen analysierenden Roman aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts heraus, daneben Sienkiewicz „Ohne Dogma“ (entstanden 1890, übers. v. B. Bonnin), um beide Romane auf ihren psychologischen Gehalt zu untersuchen und somit einen kleinen Beitrag zur Geschichte des analysierenden und experimentellen Romans zu liefern. „Vergleicht man sie,“ heißt es da, „so ist man fast erstaunt, wie schnurgerade der Weg der Entwicklung vom Anfang bis zum Schluß des Jahrhunderts in der einmal eingeschlagenen Richtung weiterführt. Beide schildern jenen Typus des hochgebildeten, skeptischen, nervösen, ironischen, des festen Haltes entbehrenden, sich ewig selbst kritisierenden und zerpflückenden, willensschwachen, melancholischen Menschen des 19. Jahrhunderts, wie wir ihn in zahllosen Porträts unserer Romanschriftsteller wiederfinden; jene Blüte unserer Kultur, welche uns zuweilen mit geheimer Angst vor derselben erfüllen könnte. Der Fortschritt von einem Roman zum anderen besteht in der Differenzierung und Steigerung aller psychischen Potenzen dieser einen, beklagenswerten Seite des Menschen des 19. Jahrhunderts. Was zu Anfang des Jahrhunderts zuweilen noch mit einer gewissen Zurückhaltung ausgesprochen wird, das ist am Ende desselben so sehr gangbare Münze, daß der Schilderer nur auf eine minutiös scharfe Prägung bedacht ist, ohne jegliche Schonung, unbarmherzig so vielen Zeitgenossen zurufend: ‚So bist du!‘“ (Beil. z. Allg. Ztg. 104.) — Mit einem der merkwürdigsten Franzosen des letzten Jahrhunderts, Jules Barbey d'Aurevilly haben neuerdings M. v. Berthof (Baronin Rothenthal) und Hedda und Arthur Moeller-Bruck das deutsche Publikum bekannt gemacht, nach Richard Schaukals Ansicht ein verfehlter Versuch, denn „dieser grausame, gräßliche, elegante, parfümierte, geistreiche, überschwängliche, hochmütige, wundervolle Edelmann, Katholik, Dichter und Träumer, diese Quintessenz des Perversen, Unheimlichen, Delikaten, Sublimen und Künstlerischen“ könne in der Sprache Kleists und Kellers nicht auferstehen im Glanze seiner berückenden, atemraubenden, grandiosen Erscheinung (Wien, Reichswehr 2951). — Weiterhin werden von französischen Werken besprochen Yvette

Guilberts „Vedette", neben einigen anderen Romanen, von E. Meyer (Nat.-Ztg. 300), sodann von S. Samosch eine Schilderung, in der Anatole Le Braz den Spuren Ernest Renans nachging und Ergänzungen zu Renans „Souvenirs d'enfance et de jeunesse" lieferte. Le Braz betitelt seine Darstellung „La maison du broyeur de lin" (Nat.-Ztg. 285). — Zu seinem im brüsseler vlämischen Theater bereits aufgeführten Drama „Anna de Laval", das die Schicksale dieser belgischen Heldenjungfrau behandelt, veröffentlicht M. Schweisthal eine auf eigenen Quellenforschungen beruhende historische Skizze (Beil. z. Allg. Ztg. 102). — In das amerikanisch-englische Schrifttum leitete Ludwig Hevesi (Pest. Lloyd 107) mit einer eingehenden Besprechung von John Kendrick Bangs „A house-boat on the Styx (New York, Harper). — „Kipling und der Sport" lautet ein Feuilleton des N. Wien. Tgbl. (O. P. 119); William Morris, den Dichter, betrachtet L. R. (Sonnt.-Bl. d. Hann. Cour. 596), und Paul Wiegler weist auf die Eigenart des lang vergessenen Thomas de Quincey (1785—1859) hin, dessen „Confessions of an english opium-eater" jüngst von Hedda und Arthur Moeller-Bruck verdeutscht worden sind (Allg. Ztg., Beil. 96). — Den Uebergang von England zu Rußland mag der von russisch-jüdischen Eltern in London 1864 geborene J. Zangwill bilden, dessen Schilderungen der russisch-jüdischen Ansiedelungen in England und Amerika G. Karpeles rühmt (Welt-Spiegel 34). — Ueber „Anton Tschechows Dramen" schreibt H. Stümcke (Rhein.-Westf. Ztg. 346). — Einen Vortrag von D. Ryssel über „Romane und Romangestalten der syrischen Litteratur" druckt die N. Zürich. Ztg. (121, 122) ab. — Dem Schöpfer der finischen Litteratursprache und Entdecker der finischen Volkspoesie Elias Lönnrot (vgl. LE IV, 964) gilt ein Aufsatz von W. Henckel (Beil. z. Allg. Ztg. 99). — Schließlich sind noch einige Feuilletons zu nennen, die sich mit Ibsen befassen. Volle Anerkennung zollt H. Wittmann (N. Fr. Pr. 13534) der Ibsen-Biographie von Rudolf Lothar, während zu einem Werke des Dichters selbst, dem zum ersten Male deutsch aufgeführten „Peer Gynt", die Arbeiter-Ztg. (E. P.; 122) und die Wien. Allg. Ztg. (7245, F. Salten) Stellung nehmen.

• •

Mit großer Herzlichkeit ist in Wien das Jubiläum des Burgschauspielers Bernhard Baumeister gefeiert und bei dieser Gelegenheit sein Lebenslauf gezeichnet worden, so von Albert Leitich (Dtsch. Ztg., Wien; 10900), E. P. (Arbeiter-Ztg. 124), H. Glücksmann (N. Ztg., Wien 40), L. Hevesi (Wien. Fremdenbl. 124), H. Buchstein (Dtsch. Volksbl., Wien 4792), J. J. David (N. Wien. Journ. 3065), G. Davis (Reichswehr 2960), W. (N. Fr. Pr. 13539), H. Bahr (Oestr. Volksztg. 122) und L. (Dtsch. Ztg., Wien 10897). — Der Theatergeschichte gehört eine Veröffentlichung von J. Wolter an: G. F. W. Großmann, über die Elisabeth Mentzel berichtet (Frkf. Ztg. 118), ferner ein Aufsatz über „Das französische Theater in Hamburg" (1794—1814) von O. Weinrich (Belletr.-litterar. Beil. d. Hamb. Nachr. 17). — Auch die sogenannten „Meisterspiele" in Berlin riefen ein paar Feuilletons mit historischen Rückblicken hervor. Hans Landsberg äußerte sich über „die Meisterspiele und ihre Vorläufer" — die Musteraufführungen unter Goethes Leitung [?]. Immermanns Vorstellungen in Düsseldorf und die Gesamtgastspiele unter Dingelstedt in München — (Der Tag 205), desgleichen schrieb Eugen Zabel über dieses Thema („Theatralische Ausblicke", Nat.-Ztg. 294). — Erwähnt seien zum Schluß eine Skizze von Eugen Kalkschmidt „Das Problem vom Schauspieler" im Anschluß an Martersteigs Buch (Tägl. Rundsch., Beil. 101), ein Aufsatz der Wiener Mont.-Revue (18) über „Theater in Spanien", ein Feuilleton von F. Sch. (N. Fr. Pr. 13531) über „Italienische Gäste" (Salvini) und endlich „Randbemerkungen zum Ueberbrettl-Kapitel" von Otto Julius Bierbaum (Berl. Tgbl. 225).

Dr. Paul Legband.

„Vom Shakspere-Tag in Weimar." Von Wilhelm Dibelius (Tägl. Rundsch., Beil. 98, 99).

„Nietzsches Freundin." Von N. (N. Wien. Tagbl. 116). Besprechung von Malvida v. Meysenbugs „Individualitäten".

„Litterarischer Stoffwechsel." Von Wilhelm Viktor Oehl (Wien, Reichspost 100). Zeigt an einigen Beispielen die unaufhörliche Wanderung von litterarischen Motiven und Ideen.

„Zur jüngsten deutschen Vergangenheit." Von Eduard Platzhoff-Lejeune (Beil. z. Allg. Ztg. 95). Eingehende Kritik von Karl Lamprechts Werk.

„Wilhelm Busch." Von Willy Rath (Tägl. Rundsch., Beil. 86).

„Erwin Rohde." Von Johannes Volkelt (Lpzg. Tagbl. u. Anz. 211). Würdigung von Erwin Rohde-Biographie.

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. (Berlin.) IV, 13. Den vom Goethebund erlassenen Aufruf zur Stiftung eines deutschen Volks-Schillerpreises glossiert Heinrich Stümcke. Den Namen Schillers hält er dort für ziemlich unglücklich angebracht, wo vermutlich Dichter wie Gerhart Hauptmann mit dem neu zu schaffenden Preise bedacht werden sollen, also Dichter, die Schillers Bahn bewußt oder unbewußt verlassen oder nie betreten haben. Sodann weist Stümcke auf die Schwierigkeit der Besetzung und die Entscheidung der Jury hin und schlägt vor, einen besseren Gebrauch von einem neuen Preise zu machen, der nicht zugleich den Charakter eines kleinlichen und mokanten Protestes trage, sondern in Wahrheit im Sinne Schillers dem Kunstbedürfnis und der Kunsterziehung des Volkes diene. — Im gleichen Hefte steuert E. Hagemann einen kleinen Beitrag „Zur Vorgeschichte des Theaterzettels" bei. — Ueber den „Theaterbau von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart" orientiert ein Aufsatz von Martin Hammitzsch (14); ebendort würdigt Moritz Necker die von Anton Bettelheim herausgegebenen Briefe Anzengrubers.

Die Gegenwart. (Berlin.) XXXI, 15. Eugen Reichel tritt nachdrücklich für „Lebendige Litteraturwissenschaft" ein. Während selbst Theologie und Philosophie dem blinden Scholastizismus mehr und mehr entwüchsen, arbeite die Litteraturwissenschaft nach wie vor mit Glaubenssätzen, eine tote Bücherwissenschaft, ja fast eine Glaubenslehre zu nennen, deren Vertreter ihren theologischen und philosophischen Genossen an Unduldsamkeit wohl noch gar überlegen seien. In diese „Wissenschaft" habe sich noch kaum ein dürftiger Lichtstrahl induktiver Kritik verirrt (?), und die Litteraturgelehrten hätten keine Ahnung davon (?), daß der „Geist" denselben Gesetzen unterworfen sei wie die Natur; nicht voreingenommenes Urteil, sondern sachliche Forschung — siehe „Fall Gottsched" — seien daher allein zu fordern, mit einem Worte: aus dem toten, nur auf totes Buchwissen sich stützenden Litteraturgeschichtbetrieb müsse eine wahrhaft lebendige, auf das schöpferische Schrifttum sich stützende Litteraturwissenschaft werden. — Ueber „das Religionsproblem und die Kunst" stellt im 16. Hefte Johannes Gaulke Betrachtungen an. — A. Matthes sieht „Böcklins Kunstweise in goethischer Beleuchtung" (17). Die Worte, mit denen Goethe im Jahre 1804 Johann Peter Hebels alemannische Gedichte begrüßte, scheinen ihm völlig für die bildende Kunst Böcklins zuzutreffen, um so mehr, als Böcklins Stammesverwandtschaft mit Hebel, Eindrücke der Heimat und wahrscheinlich auch eine erhebliche Einwirkung von Hebels Gedichten eine auffallende Uebereinstimmung des Ideenkreises seiner Bilder mit den alemannischen Gedichten erklären helfen.

Litterarische Warte. (München.) III, 7. Den Ausführungen Karl Lamprechts in dessen Buch „Zur

jüngsten deutschen Vergangenheit" genau folgend, skizziert Richard v. Kralik „Die moderne Kunst- und Litteraturbewegung", um so zu zeigen, wie sich Lamprecht, ein entschiedener Prophet des Realismus, gleich einem zweiten Bileam fast unwillkürlich in einen Propheten des Idealismus verwandeln mußte, indem er sich nur mit der Aufrichtigkeit eines exakten Historikers auch dem nicht verschloß, was er eigentlich bekämpfen wollte. Persönlich setzt Kralik den Ausführungen seines Hauptzeugen nur seine eigenen Erfahrungen und Wünsche hinzu. Allen Unbefriedigten gegenüber will er stets sein „Programm einer großen nationalen und religiösen, einer positiven, das ganze Leben ergreifenden katholischen Kunst" festhalten, ein Programm, das er auf die kurze Formel bringt: „eine auf gläubiger Weltanschauung, auf der positiven Kirche unbedingt beruhende Kunst, die das ganze Leben beherrscht und durchleuchtet, eine Kunst zur Erlösung des ganzen nationalen und staatlichen Lebens, zur Erhebung, Verklärung und Freude aller Stände des Volkes, eine Kunst, die dem ganzen Volke das Verständnis und die Liebe zu Vaterland, Geschichte, Sitte und Pflicht vermittelt; und das alles nicht in angezwungener und gekünstelter, sondern in organisch angemessener und selbstgewachsener Form, mag man sie nun klassisch oder romantisch oder modern nennen. Dies große soziale und beglückende Ziel soll endlich nicht nur die eigentliche große, die Hochkunst der Weihefestbühne, des religiösen und nationalen Epos, der erhabenen Festlyrik durchziehen, sondern auch die Kleinkunst und das Handwerk." — Mit einem Geleitwort veröffentlicht P. Expeditus Schmidt „Aus Fr. W. Helles Nachlaß" Briefe von Robert Hamerling, einen Brief von E. M. Arndt und einige von Josef Kehrein (7, 8). — Eine längere Besprechung durch Johann Ranftl findet im 7. Hefte Enrica von Handel-Mazzettis historischer Roman „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" (vgl. LE III, Sp. 419 ff.), und ebendort der Lyriker Adam Trabert zu seinem 80. Geburtstage eine Charakteristik seines Schaffens aus der Feder Franz Eicherts.

Der Lotse. (Hamburg.) II, 28. Die beiden Mörike-Biographieen von Harry Maync und Karl Fischer charakterisiert Felix Poppenberg als die Werke eines Kenners und eines Enthusiasten, wägt beider Vorzüge gegen einander ab, um dann an der Hand dieser Führer in die Welt Mörikes hinabzutauchen und einige Züge aus dem Wesen des Menschen und Dichters psychologisch zu deuten („Mörike-Miniaturen"). „Wir belauschen," heißt es da, „einen Menschen, dessen genialer Spieltrieb, nie rastend, Phantasiekristallisationen bildet, keine Luftschlösser, sondern mit dem Material der Wirklichkeit in der Wirklichkeit errichtete unsichtbare Königreiche. Er hat die Gabe, alle Dinge gewissermaßen transparent zu empfinden, ihnen die Zunge zu lösen, und das, was dem Gewöhnlichen als gewöhnlich und natürlich erscheint, als wunderbar zu fühlen. Und von der Primitivität eng eingesponnener Idyllen bis zu den Schauern geheimnisvoller Zwischenwelten kann er sein Innenleben steigern." Daß Mörike bei all dem Somnambulen und dem Clairobskur kein Schwärmer und Phantast sei, daß ihm das Wunderbare das Natürliche und das Natürliche das Wunderbare werde, berühre vor allem so nahe. „Er hatte einen wundervollen Takt der Wirklichkeit gegenüber, er fand die Einheit von Phantasie und Realität, er genoß die gesteigerten Momente und beugte sich gern und liebevoll dem Alltag." — Im 30. Hefte unterzieht H. Schneegans das Werk von Eduard Fuchs und H. Kraemer „die Karikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit" (A. Hofmann, Berlin) einer eingehenden Besprechung, und Otto Helmut Hopfen knüpft an eine Schrift von Tschertkow („L. N. Tolstoi über die sexuelle Frage") an, um den Irrtum aufzudecken, den Tolstoi mit seiner Forderung der Keuschheit ausspricht, die naturwidersprechende Basis, auf die er das Verhältnis der Geschlechter — nicht im Geiste des Christentums — durchaus zwingen will. — Hans Benzmann wendet sich in einem Essai über Johannes Schlaf nach seinen persönlichen künstlerischen Empfindungen und Erfahrungen gegen die naturalistische Methode und versucht ihr unkünstlerisches Element nachzuweisen. Naturgemäß sei Johannes Schlaf von vornherein als ein Verfechter des Naturalismus aufgetreten, dessen analysierende Darstellungsart der formalistischen, synthetischen gerade entgegengesetzt sei. Denn Schlaf habe nicht die suggestiv wirkende Macht der Form, er sei Dichter, nicht Künstler, eine passive Natur, die von Eindrücken und Stimmungen beherrscht werde und weder Ideen noch Empfindungen formen könne. — Ebendort (31) behandelt K. F. Heitmann das Thema „Kultur und Bühne", indem er die landläufige Phrase von dem Bildungswerte und der Bildungsfähigkeit der dramatischen Kunst beleuchtet und zu dem Ergebnis kommt, daß in ihr keine treibende Kraft wohne, die nicht auch in anderen Wesen sich befände. Nur die Quintessenz der Kultur einer Zeit sei jedesmal die Kunst. „Sie ist nicht der Grund, auf dem ein Haus errichtet wird, sondern die goldene, glänzende Kuppel, die das Gebäude krönt. Die Kunst ist nicht der befruchtende Regen, der die keimenden Pflanzen zum Leben erweckt, sondern jener Bäume liebliche Frucht, deren Geschmack dem Menschen angenehm ist, und deren Kern, den Keim der Zukunft, sie für gewöhnlich als etwas Unbrauchbares verächtlich wegwerfen."

Der Kunstwart. (München.) XV, 12. Ein Leitartikel des Herausgebers handelt „Vom Schulmeistern" im litterarischen Leben. Er konstatiert, daß ein Zug nach größerer Sachlichkeit wieder durch die Welt gehe, daß man sich wieder mehr bemühe, wo man ernst scheinen müsse, auch ernst zu sein, und andererseits sondere sich dementsprechend der Witz vom Ernst, um sich Tummelplätze für sich zu suchen, wo er sich als das, was er sei, auch gebe: als launige Beleuchtung um dieses Scheinwerfens willen, nicht aber als sachliche Aufklärung. Hier nun sondert Avenarius zwischen wirklichem Belehrenkönnen und anmaßender Schulmeisterei, wobei er auch die „Ich"-Form dem „Wir" als Bescheidung vorzieht, während der Feuilletonist gerade dann, wenn er sich mit einer Meinung im Widerspruche zum Leser fühlt, mit Vorliebe das „Wir" gebrauche, das den Schein der Uebereinstimmung vorgaukelt. — Im nächsten Hefte (13) findet sich eine größere Studie von A. Bonus über Tolstoi, die das Verhältnis dieses Kulturkritikers zu unserer Kultur erörtert und hauptsächlich zu Tolstois Ansichten über die Kunst Stellung nimmt. Dabei weist Bonus mit allem Nachdruck darauf hin, daß für uns bereits in weiter Vergangenheit liege, was für die Russen in der Zukunft liegt und Tolstoi gerade anbahnt. „Alles, was er spricht und schreibt, geht auf russische Zustände, auch wo er möchte, daß man es auf ganz Europa bezieht; machen wir uns klar, daß, wo er die Lebensarbeit von Menschen wie Klinger und Böcklin resumiert, er nicht wiedergiebt, was Klinger und Böcklin uns sind, sondern was sie ihm, dem Russen sind, und das Gleiche gilt natürlich auch, wo er von Religion, Kirche, Staat spricht. Man muß sich gegenwärtig halten, daß er in der zurückgebliebensten, abergläubischsten Religion, im bestechlichsten Willkürregiment und innerhalb einer Bildung groß geworden ist, die denn doch noch ganz anders als bei uns eine dünne Schicht über anders geartetem Volksleben ist." Uns könne Tolstoi gerade dann nützen, wenn man ihn auf seiner Kulturstufe begreife und stehen lasse. Dann könne er uns gegenüberstehen und immerfort seine schweren Gewichte in die Schalen unserer Wagen werfen, in denen das Ernste liege, das Bodenständige, das Echte, und so könnten wir bekommen, was uns not thue: Kultur und inneren Fortschritt, Kultur auf Grund inneren Fortschritts, statt Kultur auf Kosten inneren Fortschritts, der inneren Kraft, der Persönlichkeit . . . — An die Herren vom berliner Goethebund richtet Avenarius im selben

Hefte einige scharfe, ihren Aufruf zur Gründung eines Volksschillerpreises betreffende Fragen. — Zum Kapitel „Tendenzpoesie" ergreift Karl Otto Erdmann im 14. Hefte das Wort, Ferdinand Gregori stellt Betrachtungen über „Vergängliche Kunst" an, und Erich Schlaikjer beantwortet sich (15) die Frage: „Droht eine Krise?" mit der pessimistischen Auskunft: „Ich glaube, daß die künstlerische Händlerschaft vor einer günstigen Konjunktur steht, und glaube ferner, daß sie diese mit allen Mitteln des gewissenlosen Geschäfts ausnützen wird. Es besteht die dringende Gefahr, daß die kalte Mache, die leere Routine, die bloße Geldmacherei wenigstens eine episodische ‚Blüte' erleben wird."

Die Nation. (Berlin.) XIX, 28. Jene verschleierten, schwebenden Stimmungen, in denen die Wirklichkeitsdinge transparent werden, in denen, so wie im Märchen die Sonntagskinder die Sprache der Vögel verstehen, die künstlerisch Organisierten alles vibrierend und schwingend, beseelt und verkündend fühlen, hat nach Felix Poppenbergs Urteil Emil Strauß in seinem neuen Roman „Freund Hein" aufs tiefste ausgeschöpft. Eine feine Nuance dieses modernen Dichters sei es, daß er eine sensible Seele im Alltag und seinen Geräuschen eine neue „Sphärenmusik" entdecken lasse. In vielem erinnere Strauß an Mörike, indem die innere Musik immer an wirklich reale und häufig an ganz alltägliche Objekte sich anspinnt. „Freund Hein" hat Strauß sein Buch genannt; aber dieses Buch vom Tode habe nichts vom Grotesk-Gemütlichen und Grimmig-Spaßhaften des Totentanzgerippes; es sei eher, wie die Alten den Tod gebildet, wie Cypressendunkeln, verhallendes Saitenspiel und verlöschende Fackel. — Das gleiche Heft enthält einen Wilhelm Busch-Artikel aus der Feder Ernst Heilborns. — Im folgenden bespricht Rudolf Lothar M. G. Conrads Buch „Von Zola bis Hauptmann" („Zur Geschichte der Moderne"). — Vom Leben und Schaffen des Provençalen Théodore Aubanel berichtet Siegfried Samosch (30). Als Dichter der Miougrano und der Fiho d'Avignoun werde dieser Feliber Avignons in seiner heimischen Litteratur fortleben. — Ein schon vor zwölf Jahren erschienenes, jetzt neu gedrucktes Märchenbuch von Oscar Wilde „The Happy Prince and other Tales" (mit Illustrationen von Walter Crane, London, D. Nutt) zeigt Max Meyerfeld an und preist vor allem das Märchen, das dem Buche den Titel gegeben hat, mit Ausdrücken höchster Bewunderung. „Man vergißt völlig, wer es geschrieben; daß sein Dichter ein modern Blasierter war, der den sterbenden Fechter, wie sein Geistesverwandter Heine sagte, in der eigenen Brust trug. Man fühlt sich Kind und staunt. Man weiß nicht, was man mehr anstaunen soll: die Ursprünglichkeit und den Reichtum der Phantasie, den hohen Sinn in kind'schem Spiele, den feinen Humor, der aus dem Märchen wunderhold träufelt, oder den Wohllaut der Sprache, einer verwünschten Sprache, die nach Friedrich Vischers Wort den Klang erweckt, als brächte man zum Spaß unanständige Töne hervor . . ."

Ost und West. (Berlin.) II, 4. Immer deutlicher lassen sich jüdische Künstler und Schriftsteller vernehmen, die eine Wiedererweckung und nationale Pflege jüdischer Kunst erstreben. Zur Einführung in den Kunstabend jüdischer Studenten in Berlin hielt Theodor Zlocisti eine — hier abgedruckte — Ansprache, in der er betont, daß nur dann jüdische Kunst erblühen könne, wenn der ganze Mensch in allen seinen Regungen, allen Wünschen und seelischen Bedürfnissen ganz im Judentume wurzele. „Der Gegensatz der glaubenstiefen und hoffnungsstarken Lieder einer Halevi und der Piutimsänger zu dem blassen und phthisischen Gelall moderner Gebetbuchreimlinge springt nicht aus der Befähigungsdifferenz allein. Jene waren das tönende Echo der Klagerufe und Gebete, die leis auf aller Juden Lippen lebten. Diese aber wollten unsere Volksseele verdecken, vergraben." Für das Jüdisch-deutsche, „das vielgeschmähte, das dumm gehaßte und treulos verlassene" legt Zlocisti ein warmes Wort ein. „In dieser Sprache voll süßer Heimlichkeiten lebt unsere beste Art. Und sie hat sich treu erwiesen überall, wo sie für die künstlerische Darstellung intimsten Interieurs des jüdischen Lebens und Strebens geübt wurde." — Von einem der am reichsten begabten jüdischen Dichter des letzten Jahrhunderts, Michah Josef Lebensohn, der im Alter von 24 Jahren 1852 in Berlin starb, erzählt R. Brainin. Er war ein Sänger des Frühlings seines Volkes, ein Sänger der Liebe und des Lebens, der sich geistig immer höher läuterte, je schneller seine leiblichen Kräfte dem Verfall entgegengingen. Kurz vor seinem Tode sang er eine Reihe von Liebesliedern, die „an Schönheit und Zauber, an Macht der Empfindungen, an Urwüchsigkeit und an Zartheit des sprachlichen Ausdrucks unstreitig das Beste der ganzen hebräischen Liebespoesie bilden". — Als kleiner Beitrag zum jüdischen Kulturproblem ist ein Aufsatz von Mathias Acher über „Eine ostjüdische Bühne in Wien", das „Volksorpheum", gedacht. — Aus dem 5. Heft sei ein kurzer Artikel von M. Kayserling, „Ein jüdischer Diplomat", erwähnt. Gemeint ist der jüngst zum Mitglied des internationalen Friedensgerichtshofes im Haag ernannte Oscar S. Strauß, der auch als Schriftsteller über Glaubens- und Gewissensfragen mehreres veröffentlicht hat.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. (Leipzig.) XVI, 3. Im Januar ist in Bückeburg Heinrich Kruse gestorben, schon längst ein Vergessener und Abgeschiedener im litterarischen Leben. Edmund Lange nun sieht in der Nichtbeachtung, die dem Vormodernen widerfuhr, ein ungebührliches Unrecht und spitzt seinen Unwillen zu der Frage zu: ob es etwa gerechtfertigt sei, daß über Gerhart Hauptmann schon eine ganze Litteratur existiere, während Heinrich Kruse bisher nur von einem recht unbedeutenden Biographen behandelt sei. Statt zu dieser Thatsache die Gründe aufzuspüren und aus ihr Folgerungen zu ziehen, versucht Lange, das wirklich Dichterische und Eigene an Heinrich Kruse aufzudecken („Heinrich Kruse als Dichter"), ohne zu verhehlen, daß der Dramatiker allzu häufig und rein äußerlich sich an Schiller und Shakspere anlehnt, daß er seine Personen oft allzu akademisch reden läßt und ihre Charakteristik nicht in allen Fällen folgerichtig durchführt. Von den 16 historischen Dramen Kruses werden „Raven Barnekow" und „Wullenweber" als die Werke, aus denen seine Heimatliebe und sein Bürgerstolz am kräftigsten sprechen, eingehender analysiert. Für den Epiker Heinrich Kruse, der die „Seegeschichten" und die kleine Odyssee herausgab, findet Lange das Wort, er wirke oft wie Fritz Reuter, ins Seemännische übertragen, wenn er auch aus manchen, zum Teil formalen Gründen nicht auf eine solche Popularität seiner Epen rechnen könne, wie sie Reuters Werken beschieden war. Das äußere Leben Kruses sei geradlinig und einfach verlaufen; „seine wechselnden Phasen waren für das dichterische Schaffen von verhältnismäßig geringer Bedeutung, was bei einem Dichter, in dem das lyrische Element im ganzen zurücktritt, leicht begreiflich erscheint". — Im 4. Hefte findet sich eine Besprechung von L. Bräutigam über die von Pastor A. Kalthoff gehaltenen und veröffentlichten Vorträge „Friedrich Nietzsche und die Kulturprobleme unserer Zeit", und ebendort steht eine Miszelle von Armin Seidl: „Wieder einmal Goethes Egmont", in der gegen die „einseitige" und „schiefe" Beleuchtung Egmonts durch einige Litterarhistoriker polemisiert wird.

Neue Heidelberger Jahrbücher. (Heidelberg.) XI, 1. In Dantes Werk, das auf der Grenzscheide zweier Zeitalter steht, mischen sich naturgemäß Anschauungen und Elemente aus der vorhergehenden wie aus der folgenden Kulturepoche. In einem längeren Aufsatze über „Dante und die Renaissance" versucht nun Karl Voßler, sämtlichen Strömungen jener Uebergangszeit, die Dantes

Schöpfung vereinte, nachzugehen und zu sehen, wie die einen nach vorwärts drängen und die andern ins Mittelalter zurückfluten. Er beginnt mit der politischen Stellung Dantes, die sich schon nicht mehr mit den Schlagworten der Zeit: Guelf und Ghibelline kennzeichnen lasse. Hineingeboren in die Zeit einer fortschrittlichen Partei, sei Dante vom Abscheu vor dem Mangel an Idealität, vor materiellem und rücksichtslosem Eigennutz zurückgetrieben worden zu den mittelalterlichen Träumen des Kaisertums, in politischer Theorie und Praxis also durchaus kein Vorläufer der Renaissance. Ebenso verhält es sich mit seiner Stellung zur Theologie und Religion. Konservativ und retrospektiv nennt sie Voßler, und auch hier wieder, wie im politischen Getriebe, sei es ein vorwiegend moralischer Affekt, ein ethischer Haß, der Abscheu vor der Entartung der Dominikaner und Franziskaner gewesen, der Dante zu vergangenen, tief im Mittelalter wurzelnden Idealen zurückgedrängt habe. Nicht mehr ganz so streng einheitlich sei Dantes moralisches System, vielmehr berühre sich seine Moral in manchen Punkten mit unserer modernen Sittenlehre, ohne daß sie freilich nötig habe, dabei ihren mittelalterlich theokratischen Boden zu verlassen. Bedeutungsvoller aber weise ein anderes Element, Dantes Naturmoral, schon auf die Renaissance hin. Ausführlicher verweilt der Verfasser sodann bei der litterarischen Stellung Dantes. Stufenweise lasse sich ein stilles Ringen des Dichters gegen die mittelalterlichen Vorrechte des Lateins verfolgen, ja eine sprachreformatorische Tendenz sei in dem genialen Bruchstück „De vulgari eloquentia“ zu erblicken, eine Tendenz, die darauf ausging, den litterarischen Idealtypus der italienischen Sprache zu schaffen, hoch erhaben über alle landschaftliche Zersplitterung, ein Programm, das erst zweihundert Jahre nachher in der Hochrenaissance des Klassizismus wieder auftauchen und seine Verwirklichung im Cinquecento finden sollte. Dantes Ziel sei hier durchaus modern, mittelalterlich aber die Grundanschauung, von der er ausgeht, wenn er glaubt, daß dieser Idealtypus eine aprioristische Existenz erhaben über alle Mundart, führe, und daß man nur rückwärts den Strom der unheilvollen Sprachentwicklung hinanzusteigen habe, um zu ihm zu gelangen. Durchaus im Einklang mit dieser Sprachreform stehe ferner das große ästhetische Vorbild, das Dante zum ersten Male der vulgären Kunst gewiesen habe: die Antike. Die Befreiung des vulgären Dichters ging mit der Befreiung der Sprache Hand in Hand; Dante schlug die Brücke zwischen Laie und Kleriker. Im einzelnen freilich zeigt dann der Verfasser, wie mittelalterlich die Grundanschauung auch des Dichters Dante blieb, wie seine Kunstlehre nicht über die Anschauungen des Albertus Magnus und Thomas von Aquino hinausging, während andererseits das Innerste in ihm, das Individuum ganz modern und menschlich im besten Sinne des Wortes zu nennen ist. Dantes volle Sympathie gehöre also den großen Idealen der Vergangenheit: „wo er aber je selbst im Sinne des Fortschrittes thätig ist, da schreitet er gleich Jahrhunderte weit über die näheren Ziele der Frührenaissance hinaus, und seine Leistungen müssen darum zunächst noch ohne Fortsetzung liegen bleiben. Er steht also in keinem unmittelbaren Kontinuitätsverhältnis zur Kulturentwicklung seines Zeitalters, und es ist durchaus falsch, ihn einen Bahnbrecher der Renaissance zu nennen im eigentlichen Sinne des Wortes.“

Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte. (Berlin.) II, 1. Gaston Paris hat in der französischen Renaissance-Novelle zwei Epochen unterschieden: die erste, von Antoine de la Sale bis auf Nicolas de Troyes, die zweite, die von der neuen „Dekameron“-Uebersetzung des Antoine le Maçon (1545) ausgeht und ihren Mittelpunkt in Margaretens „Heptameron“ findet. „Zu den Anfängen der französischen Novelle“ nun, jener ersten Epoche, steuert Karl Voßler einen längeren Aufsatz bei, in dem er die hundert Erzählungen betrachtet, die unter dem Verfassernamen jenes obengenannten Antoine de la Sale gehen, und in dem er hinsichtlich der Anfänge französischer Novellistik die Vermutung ausspricht, daß die Novelle in Frankreich zunächst unorganisch als vorwiegend gelehrte Nachahmung italienischer Vorbilder aufgetreten sei, bevor sie noch einem gesellschaftlichen Bedürfnis entsprach. — Ein Zeugnis für den Romeo und Julie-Stoff in der Jesuitenlitteratur, „Romeus Capelletus et Julietta“, teilt Jakob Zeidler mit. — Dem „Einfluß Ben Jonsons auf Ludwig Tieck“ spürt Herman Stanger weiter nach (vgl. Studien, I, 182 ff.). Vor allem das Entstehen und Werden des „Anti-Faust“, dessen Motiv aus Ben Jonsons „The Devil is an Ass“ geholt ist, giebt zu dieser Untersuchung reichlichen, neuen Stoff. — Erwähnt sei aus demselben Hefte noch ein bibliographischer Beitrag von Artur L. Jellinek über „Konradin-Dramen“. — „Zu den Quellen der Fabeln und Schwänke des Hans Sachs“ bringt neuerdings Arthur Ludwig Stiefel vor (II, 2). — Hermann Tardel wendet sich einem modernen Stück zu. Er betrachtet „Gerhart Hauptmanns ‚Schluck und Jau‘ und Verwandtes“, d. h. er zeigt, wie der alttraditionelle Stoff dieser Komödie, die Fabel vom träumenden Bauern, in früheren Zeiten und nun von Hauptmann verwertet ist, wie die Handlung unter dem Einfluß Shaksperes und Holbergs durchgeführt wurde, wie die Charaktere gezeichnet sind — Nestroys liederliches Kleeblatt aus dem „Lumpacivagabundus“ wird hier zum Vergleich herangezogen —, ferner, wie das Problem mehr psychopathisch als psychologisch, entsprechend Hauptmanns ganzer Naturanlage und der modernen, von Ibsen beeinflußten Litteraturrichtung dargestellt ist, wie Marc Twains Roman „The Prince and the Pauper“ in einigen Punkten Verwandtschaft mit dem Thema von „Schluck und Jau“ aufweist, und endlich, wo die verschiedenen Fassungen des Volksliedes „Wind über Wind“, von dem Schluck als Fürstin zwei Strophen singt, zu finden sind. — Ein Lebensbild des bedeutendsten russischen Volkslyrikers, Alexeis Koljzow, entwirft August Brachmann und prüft dabei das öfter ausgesprochene Urteil, in Koljzow stecke ein russischer Robert Burns. — „Tennysons und Wildenbruchs Haroldsdramen“ vergleicht Kurt Schladebach und sieht in dem Drama Wildenbruchs ein wesentlich originales, von Tennyson gar nicht und von Bulwer nur bedingt beeinflußtes Werk.

„Von der Wasser- bis zur Feuertaufe“ [Carl Baron Torresani; vgl. LE II, 946 f.]. Von Armiger (Die Zeit, Wien; Nr. 395).

„Georg Büchner.“ Von Alexander Burger (Hessenland, Kassel; XVI, 9). Der Aufsatz lehnt sich an die von Ludwig Büchner verfaßte Biographie (Nachgel. Schriften von Georg Büchner. Frankfurt a. M. 1850), sowie an die Darstellung von Karl Emil Franzos (Georg Büchners sämtl. Werke. Frankfurt a. M. 1879) an.

„Der Fall Baumberg“ [vgl. Sp. 1151]. Von Martin Finder (Die Zeit, Wien; Nr. 394).

„Wilhelm Smets.“ Biographisch-litterarische Skizze von Jos. Franken (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVI, 8). Smets (1796—1848) schrieb Gedichte und Dramen („Tassos Tod“, „Die Blutbraut“ u. a.).

„Gustav Frenssen.“ Von H. Karstens (Niedersachsen, Bremen; VII, 15).

„Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath.“ Von August Friedrich Krause (Der Osten, Görlitz; II, 4).

„Aus der Triumphgasse“ [Ricarda Huch; vgl. Sp. 857]. Von K. Mautner (Die Umschau, Frankfurt a. M.; VI, 20).

„Michael Georg Conrad, wie ich ihn sehe.“ Von Ottilie Siebenlist (Der Autor, Wien; I, 4).

„Emile Zola.“ Von Paul Weiland (Die Zeit, Berlin-Schöneberg; Nr. 31).

„Hermann Allmers.“ Von E. A. v. der Weser (Die Grenzboten, Leipzig; LXI, 17).

„Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger.“ [1880—1882.] (Heimgarten, Graz; XXVI, 8).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Seit einiger Zeit beschäftigen sich die Schriftsteller in unseren Zeitschriften ernstlich mit der Theaterfrage. Von verschiedenen Seiten werden Proteste gegen die bestehenden Verhältnisse laut, und es hat wirklich den Anschein, als sollten bald Schritte gethan werden, die zu einer Besserung führen. Jedenfalls ist es ein gutes Zeichen, daß die Frage so eifrig ventiliert wird. Mr. W. L. Courtney ist mit zwei Aufsätzen vertreten: „Das moderne soziale Drama unter dem Einfluß des Romans" (Fortnightly Review, Aprilheft) und „Veränderungen des Helden im Drama" (National Review, Aprilheft). In jenem legt er dar, daß der Einfluß des modernen Romanschreibers auf den modernen Dramatiker offenkundig vom Uebel ist. Der Dramatiker sucht in augenfällige Farbe zu übertragen, was dem Romancier als Idee vorschwebt und womit er sich an den Verstand wendet. Es ist unmöglich, auf der Bühne in ein paar Stunden psychologische Fragen zu lösen, Motive zu entwirren, ein soziales Problem zu analysieren. Dazu braucht man vierhundert Seiten. Deshalb machen so viele neue Stücke auf uns einen nüchternen, unbefriedigenden Eindruck. Dann kommt Mr. Courtney auf den Helden des Dramas zu sprechen und bemerkt, daß dieser auf der gegenwärtigen Bühne, während er früher eine Persönlichkeit von beträchtlicher Bedeutung war, ein gewöhnlicher Dutzendmensch ist, wofür Ibsens und Hauptmanns Stücke als Beweis dienen könnten. Ja, er sei so sehr von seiner stolzen Höhe herabgesunken, daß er manchmal, wie z. B. in den „Webern", überhaupt aufhöre, ein Individuum zu sein. Darin erblickt Mr. Courtney die demokratische Tendenz der Zeit, die selbst die Kunst beeinflußt. Sie zu bekämpfen, wäre zwecklos; wir müssen sie vielmehr zu begreifen suchen. — Mr. Frederick Wedmore, der hauptsächlich als Kunstkritiker bekannt ist, spricht im Aprilheft des „Nineteenth Century" über „Litteratur und Theater" und gelangt zu dem pessimistischen Ergebnis, daß weder die Zeit noch die modernen Theaterverhältnisse der Entwicklung des litterarischen Dramas förderlich seien. — Zu demselben Thema nimmt Dr. Todhunter — selbst Verfasser einiger gefälliger poetischer Dramen — im Aprilheft der „Fortnightly Review" das Wort; er meint, das höhere Drama habe in England nicht viel Aussichten. Andererseits befürwortet Mr. Sidney Lee (im Maiheft der „New Liberal Review") die Errichtung eines städtischen Theaters in London. Seine Ausführungen gehen dahin: Wenn auch das litterarische Drama bei den herrschenden Theaterströmungen nicht ganz verkannt worden ist, so begrüßt man es doch nur in gewissen Zwischenräumen auf der londoner Bühne. Das erklärt sich am einfachsten daraus, daß jedes Theater in England mit kapitalistischen Grundsätzen geleitet wird. Ein solches System hat die vielen hundert Aufführungen im Gefolge, wie man sie nur in den Ländern der englischen Zunge kennt, die die Kraft der Schauspieler lahm legen, den Interessen der dramatischen Kunst zuwider laufen und die Schäden begünstigen, die sich an das „Star-System" knüpfen. Als erstrebenswertes Muster für London schwebt Mr. Lee das Deutsche Volkstheater in Wien vor.

Die Aprilnummer der „Quarterly Review" enthält eine streng unparteiische Kritik der Dramen von Stephen Phillips. Der Verfasser zeigt, daß, wenn man den höchsten Maßstab anlegt, seine Werke die übertriebene Bewunderung, die sie gefunden haben, nicht verdienen. Alles, was er schreibt, scheint uns irgendwie vertraut; wir werden an Shakspere, Tennyson, Vergil erinnert. Aber es handelt sich bei ihm nicht um die Anpassungsfähigkeit des Genies, das einen gewöhnlichen Gedanken aufgreift, ihn sich zu eigen macht und wieder von sich giebt sozusagen mit einer Bedeutung und Kraft, die seiner Form den Ewigkeitsstempel aufprägt. Sein Drama „Ulysses" nennt der Kritiker ein Ausstattungsstück, „Herodes" ein Melodrama, „Paolo und Francesca" beides zusammen; demnach verdanke Stephen Phillips die herzliche Aufnahme beim Publikum der Thatsache, daß er die Poesie auf das allgemeine Fassungsvermögen erniedrige. — Auch über die gälische Wiederbelebung in der Litteratur findet sich hier ein guter Aufsatz. Es ist erwähnenswert, wie viele Schriftsteller zur Zeit damit beschäftigt sind, über das Keltische zu schreiben, einige sogar, indem sie die Landessprache anwenden, oder die alten irischen, gälischen oder wallisischen Verslegenden zu übersetzen. Die neue Bewegung ist zweifellos eine starke Reaktion gegen den Kosmopolitismus. Alle unsere zeitgenössischen keltischen Schriftsteller, seien sie nun Dichter wie William Yeats, Essayisten wie Fiona Macleod oder Novellisten wie Neil Munro, sind für die unbestimmte Schönheit der großen, trüben, schwankenden Gestalten empfänglich. Wer den reichen Anteil des Keltischen an unserer modernen englischen Litteratur verstehen will, sollte diesen Artikel lesen. — Ueber die Historiker J. R. Green und S. R. Gardiner lassen sich Mr. Prothero und Mr. C. H. Firth aus. — In der „Edinburgh Review" steht als einziger litterarischer Beitrag von Belang ein ausgezeichneter Essai über Anatole France.

Einen etwas seltsamen Artikel steuert zum Aprilheft der „Fortnightly" Mr. C. F. Keary bei: „Die Kunst und der freie Wille: Beiträge zu einer neuen Kritik". Darin wird die herrschende Auffassung, daß der Autor Herr im eigenen Hause und daß die Bahn, die sein Werk einschlägt, ganz in seinen Willen gegeben sei, bekämpft. Vielmehr seien die besten Werke der Litteratur in erster Linie von außen entstanden, mehr oder weniger passiv, aus einem sinnlichen Keim, einem augenblicklichen Eindruck auf die Sinne, und könnten oft soweit zurückverfolgt werden. Das wahre, schöpferische, poetische Gefühl müsse auf etwas Festem, Materiellem beruhen. Die neue Kritik sollte sich also eher mit den Gründen für diese oder jene Kunstform und ihren Anregungen befassen als von dem individuellen Geschmack des Kritikers ausgehen. — Im Aprilheft der „National Review" widmet Mr. Leslie Stephen dem Bacon-Herausgeber James Spedding einige Seiten. Er weist Speddings Verdienste um die historische Forschung in England nach. Seine gemächlichen, leidenschaftslosen Urteile, seine hohen Fähigkeiten sind in dem verborgen, was dem Stoff nach ein weitläufiger Kommentar ist; wir müssen also die Selbstverleugnung des Mannes, der eine so untergeordnete Stellung einnimmt, bewundern. — Im Maiheft des „Nineteenth Century" setzt sich Mr. Stephen mit Kidds „Westlicher Zivilisation" auseinander — nicht durchaus zustimmend. Sein Aufsatz, der sich „Die Ueberlegenheit der Zukunft" betitelt, gipfelt darin, daß Kidds Argumentation sowohl des Beweises wie der Erklärung bedürfe; es müsse doch mit allem Ernste die Frage erörtert werden, wie weit wir die Gegenwart der Zukunft opfern dürften. — Mr. Wilfrid Scawen Blunt bespricht Lady Gregorys vortreffliche Uebersetzung des großen irischen Epos „Cuchulain of Muirthemne", das seiner Meinung nach den nordischen, französischen und deutschen Sagen ebenbürtig ist. — Im Maiheft der „Fortnightly" steht eine gelehrte Kritik über die Art, wie Shakspere am Ende des zweiten Teils von „Heinrich IV." seinen Falstaff behandelt, unter dem Titel „Falstaffs Verwerfung" von Prof. A. C. Bradley. Seine außerordentlich interessanten Ausführungen laufen darauf hinaus, daß Shakspere, wenn er belehrend wirken wollte, seinen Zweck nicht erreicht habe, denn unsere Sympathie bleibe Falstaff trotz seiner Erniedrigung getreu.

Endlich ist der erste der lange versprochenen neuen Bände der „Encyclopaedia Britannica“ erschienen (im Verlag der „Times“). Sie soll ein scharfsinniges, unabhängiges Nachschlagewerk werden, das die Ergebnisse der letzten 25 Jahre auf den verschiedenen Wissensgebieten umspannt. Im ganzen werden es elf Bände werden mit mehr als 10000 Artikeln, die von mehr als 1000 Mitarbeitern stammen; darunter befinden sich die größten Autoritäten, nicht nur in England, sondern auch in Amerika und auf dem Kontinent. Die litterarischen Beiträge, mit denen wir es allein zu thun haben, umfassen die Biographieen hervorragender Schriftsteller, die seit der Veröffentlichung der neunten Auflage gestorben sind, und auch von lebenden Autoren. Der erste Band enthält einen Bericht über den poeta laureatus Alfred Austin. Doch nicht nur die Engländer sind berücksichtigt, sondern wir können hier auch von Andersen, Amiel, Auerbach und Augier lesen.

Alfred Austins neue Gedichtsammlung „Die Geschichte einer wahren Liebe“ (A Tale of True Love. Macmillan) nennt sich nach dem einleitenden Idyll, das, stofflich arm, einige entzückende Stellen enthält, in denen englische Landschaftsbilder und die Reize eines englischen Frühlings beschrieben werden. Ein anderes Idyll, „Polyphem“ betitelt, behandelt die Liebesgeschichte von Acis und Galathea. Zu dem Besten in dem Band zählt die Widmung an R. L. Stevenson und die Schlußstanze „Winterveilchen“, die sich auf den Tod der Königin Viktoria bezieht.

Der höchste Preis, der je für das Buch eines modernen Dichters erzielt wurde — 600 Pfund Sterling —, wurde neulich für das eine der beiden Exemplare von der ersten Ausgabe von Tennysons „Lover's Tale“ bezahlt. — Der Verfasser von „Wistons“, dem kürzlich hier erwähnten Roman, soll eine Tochter von Richard Cobden sein. — Eine vollständige Ausgabe von Ruskins Werken in 30 Bänden, von Mr. E. T. Cook und Mr. Wedderburn herausgegeben, wird von dem Verlage von George Allen geplant.

Ueber die londoner Theater ist nichts Neues zu berichten. Neueinstudierungen sind an der Tagesordnung: „Faust“ im Lyceum und „Caste“ im Haymarket. Mr. Free konnte kürzlich den fünften Jahrestag seit der Eröffnung von „Her Majesty's Theatre“ feiern. Bei dieser Gelegenheit hielt er nach Schluß der Aufführung von „Ulysses“ eine Rede, worin er u. a. sagte: „Ich habe immer das Beste gegeben, was ich geben konnte, denn meiner Meinung nach ist nichts zu gut für mich, daß ich es versuche, für das Publikum, daß es es annimmt ... Ich habe immer daran festgehalten, daß der öffentliche Geschmack auf viel höherem Niveau steht, als es sich die eingeschworensten Kritiker träumen lassen. Ich werde auch weiterhin diesem Ideal treu bleiben und mich stets erinnern, daß das erste Gebot für den Theaterdirektor lautet: Du sollst nicht langweilen.“ — Die Shakspere-Feier in Stratford-on-Avon war ein sehr großer Erfolg. Im Mittelpunkt stand die Aufführung von „Heinrich VIII.“ mit Miß Ellen Terry als Königin Katharina; aber auch sonst verlief die Feier des Dichters würdig.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

In einer Besprechung der „Recenti romanzi tedeschi“ (Nuova Antologia, 16. April) läßt einer der besten Kenner unserer gegenwärtigen Litteratur, Guido Menasci, dessen Arbeiten über Hauptmann, Sudermann und Lothars „König Harlekin“ wir s. Z. erwähnt haben, die deutschen Romane und Novellen des Jahres 1901 Revue passieren, in der besonderen Absicht, sie auf die Beziehungen hin zu prüfen, die sie zur neuesten Phase der Gesamtlitteratur in Deutschland haben. Nach den „Veteranen“ Spielhagen, Wilbrandt, v. Ebner-Eschenbach, Jensen beschäftigt sich der gemessen urteilende Kritiker mit v. Polenz, Ganghofer, Worms, Söhle, Schnitzler, v. Ompteda, Altenberg, Holländer u. a. Er schließt mit der Aufforderung an seine Landsleute, sich „mit einer kraftvolle Blüten treibenden Litteratur“ mehr zu beschäftigen, „in der fortwährend junge Kräfte auftreten und mit neuen Tönen, mit feinsinniger und eindringlicher Ausdrucksweise sich bemerkbar machen“.

In einer „Cronaca drammatica straniera“ der „Rassegna Internazionale“ (1. bis 15. April) kritisiert Cesare Levi das Buch G. Lenevens über Ibsen und Maeterlinck, das er allzu bewundernd findet. Er erklärt die Entrüstung des Autors über die ablehnende Haltung des französischen Publikums gegenüber manchen Werken und Gestalten beider Dichter, über den Misoneismus der Pariser und die Dekadenz der lateinischen Gesellschaft für unberechtigt und findet es sehr begreiflich, daß der allzu dunkle Symbolismus und verzwickte Psychologismus den Verehrern der Kunst eines Donnay, Porto-Riche, Capus, Courteline nicht zusage.

Einen beiläufigen Vergleich zwischen Capus und Maeterlinck stellt R. Forster in einer Betrachtung über des letzteren „Chance“ („Marzocco“, 13. April) an, ein Kapitel aus Maeterlincks neuem Werke „Le Temple enseveli“, das die „Revue de Paris“ kürzlich zuerst veröffentlichte. Forster sieht in dieser Abhandlung die Bestätigung der Irrigkeit der weitverbreiteten und nahegelegten Annahme, daß die maeterlinckschen Persönlichkeiten nur willenlose, ohnmächtige, blinde, den Untergang erwartende Puppen in der Hand des Fatums seien. Er sieht in den Auslassungen über die „Chance“ die Anerkennung und Verherrlichung der Rechte des Lebens und der Fähigkeit, das eigene Schicksal zu gestalten, einer Fähigkeit, die ihre Wurzeln und ihre Nahrung im Unbewußten habe, das wir deshalb zu erforschen suchen müssen. Die ganze Originalität der Auffassung Maeterlincks von der „Chance“ wird nach Forster durch eine Vergleichung mit der capusschen „Veine“ klar. „Welche Verschiedenheit der Gedanken- und Gefühlswelt!“ sagt er. „. . . . Maeterlinck sucht das Geheimnisvollste, das Göttlichste, Reinste, Beste, Stärkste im Menschen zu entdecken und ans Licht des Tages und des Bewußtseins zu bringen; Capus unterhält uns und macht sein Glück, indem er seine Persönlichkeiten, die durch die Straßen bummeln, sich in Schaukelstühlen wiegen, von Genuß zu Genuß schwärmen, sich auf die „Veine“ verlassen heißt, die ihnen unfehlbar die nötigen Summen in den Schoß werfen wird, um dem Untergang im Elend, der Verkümmerung durch den Leichtsinn, der Unterkunft im Gefängnisse zu entschlüpfen. Die „Chance“ und die „Veine“ sind beides höchst moderne Stoffe der französischen Litteratur. Alfred Capus aber bleibt in den engen Schranken der pariser Erfahrungen und führt mit der Geschicklichkeit des geistreichen Lustspieldichters die Gläubigen und Erwählten der „Veine“ vor; Maurice Maeterlinck dagegen steigt mit dem hellseherischen Blick des Dichters und Philosophen in die nie betretenen Tiefen der „Chance“ hinab — ein Bergmann, der Seelenschätze hebt.“

Im Aprilheft der „Rivista d'Italia“ plaudert G. Chiarini über die Bibliothek G. Carduccis und ihre Bedeutung für den Dichter und Litteratur-Gelehrten. — L. La Rosa geht in einem Aufsatze „Le Muse di oggi“ von einer summarischen Charakteristik der von ihm bewunderten spiritualistischen Dichter Merrill, De Régnier, Viele Griffin, Le Cardonnel, Ducoté aus, um unter Aufdeckung ihrer wirklichkeitsflüchtigen Hyper-Empfindsamkeit die gesunden Elemente dieser Kunstrichtung darzulegen. „Mögen sie stark oder schwach sein, jedenfalls vollziehen die jungen französischen Dichter eine geistige Bewegung, die heilsam sein wird. Sie haben die ganze theatralische Aeußerlichkeit der Romantiker begriffen und sich zur Darstellung der innersten Seelenregungen gewendet; sie haben die ganze Dürftigkeit der Parnassiens erkannt und deshalb ein tiefes Seelenleben in ihre Dichtungen gelegt; sie haben die ganze photographische Alltäglichkeit der Naturalisten

vor Augen gehabt und versucht, in ihren zarten und durchsichtigen Gemälden den dominierenden Charakter der Dinge festzuhalten. Nur beschränken sie sich, wie die Naturalisten bei den äußeren Linien stehen blieben, auf die inneren Linien und bannen das Universum in einen abstrakten Typus .... Sie haben Furcht vor der Wirklichkeit und wollen nicht auf die Erde niedersteigen, um ihre Ideen nicht zu beflecken. Sie lieben ein künstliches Leben und ziehen dem Weibe die Statue vor. Was um sie webt und lebt, ermüdet sie und widert sie an .... Aber wir sind in einer Zeit des Suchens; man sammelt alles Neue auf, ohne es zu prüfen. Mir scheint, es giebt kostbare Steine unter dem Kies, und morgen kann einer kommen, der sie auswählt und einen prächtigen Schmuck daraus macht." — In einer inhaltreichen Studie „Goldoni und der Krieg" von G. Brognoligo wird an der Hand der mit kriegerischen Vorgängen und Militärpersonen sich beschäftigenden Stücke Goldonis der Nachweis erbracht, daß der humorvolle Dichter „vom Kriege, seinen Dienern und seinen materiellen und moralischen Folgen nicht viel anders gedacht hat, als es heute der überzeugteste Antimilitarist thun könnte".

Unter den neuen Erscheinungen zur Dante-Litteratur muß G. Manacordas eindringendes und scharfsinniges Werk „Da San Tommaso a Dante" (Bergamo 1901) erwähnt werden. Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß die dantische Symbolik ein vollständiges und zu seiner Zeit bereits anerkanntes theologisches System verbergen müsse, und sucht im einzelnen nachzuweisen, daß dies dasjenige des Thomas von Aquino sei.

L. Venturinis „L'armajolo di Milano" (Coglieti, Mailand 1902) ist ein Tendenzroman im guten Sinne des Worts. Der mailänder Waffenschmied liefert scharfe Waffen in die Hände der Frauenrechtler und noch mehr in die Hände derjenigen Frauen, die nicht sowohl um neue, als um die Anerkennung und Achtung der alten natürlichen Rechte, ihrer seelischen und geistigen Bedürfnisse seitens der Ehegatten kämpfen. — „Le vie del peccato" von U. Ojetti (Baldini, Mailand 1902) sind Novellen, in denen die kleinen Abweichungen vom Wege der Tugend, zu denen der Frühling, das süße Nichtsthun, die Skepsis und das Frauenlächeln verführen, mit der den Italienern eigenen Nachsicht und mit ojettischer humorvoller Ironie und geistreicher Erfindung geschildert werden. — Grazia Deleddas neuester Roman „Dopo il divorzio" hat wiederum Sardinien, das Heimatland der Schriftstellerin, zum Schauplatz, dessen ernstschöne, schwermütige Landschaften, urwüchsige soziale Zustände und fremdartiges Volksleben sie mit Meisterschaft schildert. Die Handlung spielt in der Zukunft, „nach" Einführung der Ehescheidung in Italien. Costantino Erra, der als Waise von seinem harten und habgierigen Oheim, „der Geier" zubenannt, auferzogen worden ist, hat gegen dessen Willen geheiratet, sich dadurch den Haß des Alten zugezogen und wird, als der Ermordung desselben verdächtig, vor die Geschworenen gestellt. Aufgrund sehr belastender Indizien wird der Unschuldige verurteilt. Seine in Not geratene Frau läßt sich endlich zur Scheidung und zur Vermählung mit Brontu Dejas, einem Nebenbuhler Costantinos, bewegen. Auf dem Totenbette gesteht Giacobbe Dejas, der Mörder des „Geiers" zu sein. Der Verurteilte wird frei, und es zieht ihn trotz allem zu der ihm nicht widerstehenden Mutter seines Kindes zurück.

Bei Barbèra in Florenz sind die Dichtungen Giovanni Marradis aus den Jahren 1875 bis 1900 unter dem Titel „Poesie nouvamente raccolte e ordinate" gesammelt erschienen. — Antonio Fogazzaro hat auch mit seinem neuesten Versuche kein Glück gehabt. Der Mangel an Handlung ist noch auffallender als im „Garofano rosso" in dem „Ritratto mascherato"; die Signora Festi findet unter den Papieren des kurz zuvor verstorbenen Gatten ein maskiertes weibliches Bildnis und mehrere Briefe, augenscheinlich Beweise einer Untreue des Verstorbenen, die sie nach kurzem Schwanken ungelesen ihrer Mutter zum Verbrennen überliefert! Nach Fogazzaros Manier edelmütiges Raisonnement, christliches Verzeihen, aber keine naturwüchsige Leidenschaft, keine dramatische Handlung!

Der mit Mut und großen Opfern unternommene Versuch Ermete Novellis, in Rom eine stehende Bühne ins Leben zu rufen, muß als gescheitert betrachtet werden. Seine Schauspielergesellschaft, die „Casa di Goldoni" im Balletheater, hat sich aufgelöst. Innerste Ursache dürfte die Unvereinbarkeit zwischen den Aspirationen des darstellenden Künstlers und den Aufgaben des Theaterdirektors, Regisseurs und dramatischen Mäcens gewesen sein. Das Theaterpublikum der Hauptstadt kann nur dabei gewinnen, wenn Novelli im nächsten Winter nicht als Direktor, sondern als Schauspieler wiederkehrt.

In der Vaterstadt Vittorio Alfieris soll die hundertste Wiederkehr seines Todestages (8. Oktober 1803) durch eine dramatische Ausstellung und einen Dramatikerkongreß, ferner durch Aufführungen der hervorragendsten Trauerspiele des Dichters und die Veranstaltung einer Volksausgabe seiner Werke gefeiert werden. Ehrenvorsitzender des Komitees ist Carducci, der selber den Plan für die neunbändige Gesamtausgabe aufgestellt hat.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Schwedischer Brief.

In einem norddeutschen Litteraturorgan fand man vor kurzem die Behauptung aufgestellt, daß das erotische Element in der skandinavischen Litteratur, speziell in der weiblichen, gegenwärtig so ausschließlich die Oberhand gewonnen habe, daß vom kritischen Standpunkt aus wohl oder übel eine Unterscheidung nach anderen, ästhetischen Gesichtspunkten aufgegeben werden müsse. Diese Behauptung muß den wirklichen Kenner der modernen skandinavischen Litteratur um so eigentümlicher anmuten, als gerade im Norden und vor allem hier im Bereich der blaugelben Grenzpfähle es bisher nur ganz wenige Schriftsteller gab, die das erotische Element als integrierenden Bestandteil in ihre Werke aufnahmen. Weder Norwegen noch Schweden wäre in der Lage, auch nur einen einzigen namhaften Autor aufzuweisen, der sich ausgiebiger mit jenem Gebiete befaßt hätte, während allerdings im benachbarten Dänemark die Erotik allgemach Trumpf geworden ist (vgl. unseren dänischen Brief. D. Red.). Erst in der allerletzten Zeit will es den Anschein gewinnen, als ob jenes dänische Vorbild auch auf schwedischem Boden zur Nachfolge angeregt habe. Ein Beispiel dafür bietet Algot Ruhes Gesellschaftsstudie „Cyriloch Irmelin". Algot Ruhe debütierte im Vorjahre mit einer Anzahl kleinerer Erzählungen, die das stockholmer Leben in seinen dunklen gesellschaftlichen Wirrgängen behandelten. Schon damals fanden sich leise Andeutungen des erotischen Themas vor, die in der jetzt vorliegenden Arbeit auf breiterer Basis ihre Wiederholung finden, ohne jedoch den künstlerischen Endzweck an irgend einer Stelle aus dem Auge zu lassen. Angesichts der Planlosigkeit, mit der im Augenblick die fabrikmäßige Uebersetzungsarbeit seitens einiger deutscher Verlagsfirmen gehandhabt wird, wäre es in der That zu wünschen, daß die ruhischen Novellen, die vorläufig als litterarisches Neuland für Schweden zu gelten haben, recht bald dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werden.

Als Tendenzarbeiten im gewissen Sinne sind übrigens noch mehrere andere Neuerscheinungen anzusprechen, die der heurigen Frühjahrshochflut ihr bestimmendes Gepräge aufgedrückt haben. In erster Reihe Hennig v. Melstedts Dramen: „Starkare än lifoet" („Stärker als das Leben") und „Brottningar" („Dünungen"). Melstedts eigentliche Begabung liegt auf dem Felde der scharf konzentrierten Novelle. Menschenbeobachtung, Satire und ein feiner, wirkungsvoller Humor halten dort das lebendige Interesse des Lesers gefangen, — auch dann, wenn der Verfasser sich in gelegentlichen Hyperbeln gefällt. Melstedt scheint an

diesem Erfolge kein Genüge gefunden zu haben, denn zu einer anderweitigen, plausiblen Erklärung, weshalb er nach dem wenig verlockenden Beispiel berühmterer Schicksalsgefährten den Sprung ins Dramatische gewagt hat, bieten die beiden vorliegenden Veröffentlichungen keinen Anhalt. Bemerkenswert ist an ihnen nur die vom Verfasser als Leitmotiv aufgestellte und — trotz aller szenischen Mängel — mit einer starken Dosis innerer Logik zur Geltung gebrachte These, daß dem modernen Drama als solchem ein größeres Maß von Freiheit, Feingefühl und seelischer Vertiefung verliehen werden müsse, daß an Stelle der vom Autor gewaltsam erkünstelten Illusion ein unbefangenes Phantasiespiel seitens der Zuschauer Platz zu greifen habe. „Die moderne Dramatik," so äußert der Autor selbst in einer den beiden Stücken beigegebenen Erläuterung, „soll keine rasselnde Dampfschmiede vorstellen, in der man sich mit Centnergewichten und Riesenhämmern rührt, sondern einen majestätisch rauschenden Wald oder ein laufschiges Gewächshaus, wo sich vor unseren Augen Blatt zu Blatt und Blüte zu Blüte fügt." — Das erstgenannte Drama behandelt den Zwiespalt eines geistig hochstehenden, weltvergessenen Mannes, den ein unglücklicher Zufall vor die Wahl stellt, zwischen seiner jugendlich schönen, aber geistig unter seinem Niveau stehenden Gattin und der kongenialen Gelehrtin, die mit ihm als modernes Vollweib zusammen studiert und sich schließlich wie ein ganz unmodernes Ritterfräulein von ihrem wissenschaftlichen Galan nach allen Regeln der Kunst entführen läßt. Die Nachricht von dem durch eine Untreue veranlaßten Selbstmorde der legitimen Gattin belehrt den Forscher, daß die edlere Psyche nicht in der Brust des überstudierten „Vollweibes", sondern in der des schlichten Naturkindes gewohnt habe. — Das zweite Drama variiert das Thema der freien Liebe. Allerdings nur, um an einem krassen Alltagsexempel deren moralische und gesellschaftliche Haltlosigkeit darzuthun. Auch in diesem Stücke prägt sich die Tendenz des Verfassers mit gleicher Schärfe aus, obgleich, als Ganzes betrachtet, die dramatische Entwickelung im vorigen Stücke glaubhafter und logisch schärfer durchdacht ist als hier.

Unter den periodischen Erscheinungen sind diesmal einige biographische Spezialstudien zu nennen. „Dagny" (Heft 6) bespricht die namhaftesten Vertreter der modernen schweizerischen Litteratur und bekämpft vor allem die hierzulande ziemlich stark verbreitete Auffassung, als ob es innerhalb der neuzeitlichen Schweiz außer einigen Dialektdichtern, die namentlich das alemannische Idiom pflegen, keine bemerkenswerten Autoren gebe. Man dürfe nicht vergessen, daß für den Dichter weniger die Sprache als die Nationalität, das volkstümliche Milieu, in dem er heranwachse, von bestimmendem Einflusse sei. Deshalb sei es verfehlt, Dichter wie Gottfried Keller, C. F. Meyer oder neuerdings J. C. Heer kurzweg als „Deutsche" zu bezeichnen, weil sie die Fähigkeit hatten, ihr poetisches Empfinden in das teutonische Idiom zu kleiden — Heft 7 beschäftigt sich aus Anlaß von fünf jüngst erschienenen Uebersetzungen ruskinscher Werke mit der künstlerischen und litterarischen Bedeutung des englischen Aesthetikers. Nach einer sehr ausführlichen Analyse der einzelnen Hauptwerke Ruskins kommt der Verfasser, R. Steffen, zu dem Ergebnis, daß Ruskin und Tolstoi je in ihrer Art zwei ausgeprägte Weltanschauungen vertreten, die sich trotz gewisser äußerer Berührungspunkte im tief inneren Gegensatze von einander trennen. — Eine ins Detail gehende Würdigung Maxim Gorkis bietet „Varia" in seinem soeben erschienenen Heft 4, worin dem hochstehenden Talent des russischen „Vagabunden"-Dichters volle Gerechtigkeit erwiesen wird, ohne daß die starke Begrenzung Gorkis in seiner Eigenschaft als Schilderer des Bostakentums außer acht gelassen würde.

Stockholm. *Valfyr.*

Dänischer Brief.

Die dänische Litteratur steht heute im Zeichen der Fruchtbarkeit. Früher waren die ersten Wintermonate vor Weihnachten die eigentliche litterarische Hochsaison, jetzt ist der Frühling in dieser Beziehung ebenso ergiebig, und wenn es im bisherigen Stile fortgehen soll, werden wir eine wahrhafte Büchersintflut erleben, worin die unglücklichen Rezensenten erbärmlich ertrinken müssen, während die rachsüchtigen Verfasser aus ihren parnassischen Wolken den Bücherregen immer stärker herunterströmen lassen. Leider stammt in dieser Ueberschwemmung nicht alles aus der echten Hippokrene. Das litterarische Cliquenwesen, unter dem wir hier leiden, hat den Zutritt in die Oeffentlichkeit gar zu sehr erleichtert; ziemlich kritiklos nehmen die großen Verleger alles an, was nur dargeboten wird; in einem bestimmten Teil der Presse werden die Bücher dann immer günstig besprochen, wenn sie nur nach dem Rezept der „Moderne" — im schlechtesten Sinne des Wortes — fabriziert sind, und das ökonomische Risiko des Verlegers ist dann ziemlich gering.

Eine eigentümliche Erscheinung in der neuesten dänischen Litteratur ist die verhältnismäßig große Beteiligung der weiblichen Autoren. Diese Damen schreiben aber keine prüden Gouvernantenromane nach den alten, englischen Vorbildern; die meisten — einzelne ehrenwerte Ausnahmen giebt es doch — sind nur allzu eifrig bestrebt, die herkömmlichen Schranken ihres Geschlechtes über den Haufen zu werfen, damit sie die männlichen Konkurrenten in geschmackswidrigen Ausmalungen erotischer Verhältnisse und Situationen überbieten können; was gewisse junge Verfasserinnen, die aus den sozialen Schichten der höheren Bourgeoisie hervorgegangen sind, in dieser Richtung geleistet haben, kann leider nur als eine bedenkliche Verrohung eines bestimmten Teiles dieser Bevölkerungsschichten aufgefaßt werden.

Eine der eben angedeuteten ehrenvollen Ausnahmen unter den vielen litterarischen Sudelköchinnen ist die Frau Jenny Blicher-Clausen, deren Roman „Farbror Frans" (Oheim Franz) einen großen und wohlverdienten Erfolg gehabt hat. Die fein gefühlte und mit großer Zartheit dargestellte Geschichte erzählt von einem älteren Onkel, der seine junge Nichte liebt; diese ist über ihre eigenen Gefühle im Unklaren, und erst nach den herben Täuschungen des Lebens sieht sie ein, daß ihre einzige und wahre Liebe dem gütigen, alten Oheim gehört; sie heiratet ihn, aber schon am anderen Tage nach der Hochzeit stirbt er: das Glück, auf das er so lange gewartet hatte, kam zu spät. Die feine, wehmütige Stimmung in der Schilderung ist meisterhaft durchgeführt, und die formelle Darstellungskunst hilft dem Leser über einige Stellen, die von unechter Sentimentalität nicht ganz frei sind, glücklich hinweg.

Ein eigenartiges, nicht uninteressantes Buch ist „Kronen" (Die Krone) von Laurids Bruun. Der Verfasser will darthun, wie wenig Selbständigkeit ein gekröntes Haupt unter modernen Verhältnissen eigentlich besitzt; freilich sind die Begebenheiten des Buches gar zu romanhaft arrangiert, um irgend etwas gültiges zu beweisen, aber ein sehr unterhaltender Roman ist es zum mindesten. In einem utopischen Königreich der Gegenwart lebt ein Souverän, Johann der Siebzehnte. Der König ist in eine Sängerin vernarrt und erkauft sich ihre Gunst, obgleich er weiß, daß sie einen andern liebt. Der Preis ihrer Schönheit ist: ein herrlicher Diamantenschmuck, der aber so kostspielig ist, daß der König durch dessen Erwerbung in die Abhängigkeit von Wucherern und gewissenlosen Hofbeamten gerät. Der Geliebte der Sängerin aber war ein Freund des Königs. Er nimmt sich das Leben und läßt dem Könige einen Brief nach, worin er seinen unbekannten Nebenbuhler verflucht. Als dieser entdeckt, wer der Mann war, den er auf solche Weise verdrängt hat, wird er so erschüttert, daß von einer Fortsetzung des Verhältnisses mit der Sängerin keine Rede mehr sein

kann. Aber die Rache bleibt nicht aus. Die Frucht des verbrecherischen Liebesverhältnisses ist ein Sohn, der viele Jahre später, als der greise König für seinen Tochtersohn, den Thronerben, einen Erzieher sucht, zum Hofe kommt und seine Dienste anbietet. Sein Gesuch wird abgewiesen, verzweifelt tötet er seinen kleinen Sohn und will sich auch selbst das Leben nehmen. Er wird gefangen und zum Tode verurteilt; als der König aber unterschreiben soll, erfährt er den wahren Zusammenhang; am anderen Morgen finden die Hofleute den König tot im Bette. Wie schon aus diesem kurzem Resumé hervorgeht, ist das Buch sehr schablonenhaft, und die vielen erschütternden Begebenheiten überstürzen einander. Das Ganze ist aber sehr lebhaft dargestellt, und Leser, die Unterhaltung suchen, kommen auf ihre Rechnung.

Ernster und würdiger, aber auch sehr düster ist der dickleibige Roman „Dryss" von Martin Andersen-Nexö. Dryß ist ein vom Verfasser selbsterfundenes Zeitwort (im Deutschen so viel etwa wie „Herumstreuen"), das die das Leben leitende Zufälligkeit bezeichnen soll; nach der pessimistischen Weltanschauung des Verfassers bezeichnet das menschliche Dasein keine Wanderung nach irgend einem bestimmten Ziele; es ist alles absichtslos, und eben deshalb so vollständig trostlos. Leid und Freud wird aus ganz zufälligen Ursachen dem Menschen zu teil. Es besteht jedoch kein fester, logischer Zusammenhang zwischen dieser Anschauung und der Handlung des Buches, und deshalb wirkt dieses auch nicht überzeugend; die Vorteile des Romans liegen in den vielen vortrefflichen und scharf aufgefaßten Darstellungen menschlicher Charaktere.

Klein, aber niedlich ist die Novelle von Frau Karin Michaelis: „Barnet" (Das Kind).*) Das Kind ist ein sechzehnjähriges Mädchen, das auf seinem Sterbelager ein eigentümliches Tagebuch führt; dies Tagebuch bildet den Hauptabschnitt des Buches. Wie es bei Sterbenskranken öfters vorkommt, hat das Kind eine übernatürliche Hellsichtigkeit und sieht vieles, was gewöhnlichen Augen verborgen ist. Die Eltern des Kindes leben äußerlich in sehr korrekter Ehe, aber eine innere Harmonie besteht zwischen ihnen nicht. Nach dem Tode des Kindes erfahren sie durch das Tagebuch, daß das Kind dieses deutlich beobachtet und darunter gelitten hat; denn es liebte alle beide. Die Reue führt sie dann über das Grab näher zusammen. Meisterhaft ist im Tagebuche die Mischung von dem kindlichen Geplapper des Backfisches und dem tiefen Ernste der leidenden Tochter, die über die Spaltung zwischen den Eltern trauert; so schreibt eine Sechzehnjährige, die noch Kind geblieben und auf der anderen Seite durch die Gewißheit des nahen Todes zu früher Reife gelangt ist.

Unter den Debütanten, die noch nicht über das Stadium der „versprechenden Anlagen" hinausgekommen sind, könnte man nennen Otto Rung, der einen Roman „Det Uafvendelige" (Das Unabwendbare) veröffentlicht, Carl Thallitzer: „Den gamle Verden" (Die alte Welt), Harald Kidde: „Aage og Else" (A. und E.) und noch mehrere, aber wir kommen dann schon unter die Linie herunter, die das auch fürs Ausland Interessante begrenzt.

Die oben erwähnte Produktion gehört dem Roman; für die viel zu viel- und viel zu schnellschreibenden Verfasser ist diese bequeme Form die einzige natürliche; in der Lyrik — einst dem Stolz der dänischen Litteratur — wird verhältnismäßig wenig geleistet; das Publikum mag keine Verse lesen, die nicht den autoritativen Stempel eines schon anerkannten Dichternamens tragen, und die jüngeren Lyriker haben deshalb mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Im Bereiche des Dramatischen haben wir diesmal nur einen einzigen, leider mißlungenen Versuch zu notieren, die Komödie von Ove Rode „Nationalgaven eller den berömte Olding" (Die Nationaldotation oder der greise Berühmte). Die Idee einer Satire über das Unwesen der Ehrendotationen ist an und für sich nicht übel, die Ausführung aber sehr fade und mit der gewählten Form gar nicht übereinstimmend. Gesellschaftliche Satire zu schreiben, ist eben immer eine sehr schwierige Sache, und die Landsleute Holbergs sind gerade in diesem Punkte sehr verwöhnt.

Aus der Zeitschriftenlitteratur ist Nennenswertes nicht zu berichten. Hervorgehoben sei nur, daß das Februarheft von „Tilskueren" ganz dem 60. Geburtstage von Georg Brandes gewidmet war, dessen Schriften übrigens zur Zeit in Gyldendals Verlag in einer neuen Gesamt-Ausgabe — parallel der deutschen, von Albert Langen publizierten — erscheinen.

Kopenhagen. *Dr. J. Oestrup.*

*) Soeben auch deutsch erschienen in einer guten Uebersetzung von Mathilde Mann (Berlin, Axel Junker Verlag, 127 S. Mk. 2,—).

Echo der Bühnen.

München. Korfiz Holms vieraktige Satire „Der liebe Frieden" wurde am 3. Mai im Schauspielhause während und nach ihrem letzten Aufzuge ausgelacht. Es ist nicht einzusehen, welche Gründe den Autor veranlaßt haben mögen, seine Novelle „Schloß Uebermut" in vier ungeschickt gemachten, an vielen Stellen geradezu theaterwidrigen und in Banalität erstickenden Akten so zu verdramatisieren, daß von dem offenbar recht guten novellistischen Gewebe nichts übrig blieb als einige lose Fetzen, die von jedem Windhauch ratlos hin- und hergeschleudert werden. Der liebe Frieden, das Lebensideal einer philiströs beschaulichen Bequemlichkeit, veranlaßt in diesem Stücke einen betrogenen Ehemann, sich mit einigen abgeschmackten Erklärungen seiner Gattin und ihres lügnerischen Geliebten zufrieden zu geben, verführt eine Mutter, dem ehebrecherischen Treiben ihrer Tochter verschwiegen zuzusehen, und einen jungen Musiker, von einem Manne, als dessen größten Verächter er sich kurz zuvor aufgespielt hat, Geld anzunehmen, um sich die drohende Not vom Leibe zu halten. Allein die seelischen Umschläge, die eine so jähe Veränderung in der Handlungsweise bedingen, sind nirgends psychologisch begründet: der plötzliche Wechsel wirkt statt als Auslösung eines schon vorher fixierten Charakters ausschließlich als Possenkniff und wirft damit das ganze Stück, dem man in seinen Anfängen immerhin mit einiger Geduld zu folgen gewillt ist, über den Haufen. — Der Autor der „Könige" hätte dieses Stück nicht nötig gehabt. Er hatte eine Bahn eingeschlagen, auf der er zweifellos zu den wenigen Könnern gehört. Das Rückwärtsmarschieren steht ihm nicht wohl an. Alles in allem: ein schlechtes Stück, wenn auch nicht schlechter als vieles, was vor wenigen Jahren noch eifrig beklatscht und besprochen wurde. Heute geht es in der Masse unter. Das Publikum ist reifer geworden und lacht den Autor aus, der als Entwicklungsmensch nicht einmal mit dem langsamen Tempo der Masse Schritt zu halten vermag.

Leo Greiner.

Wien. Nun ist das Burgtheater seiner oft berufenen, oft verleugneten Tradition wieder eingedenk geworden. Das Werk eines Dichters von Gottesgnaden ist über die alten Bretter, die manchem morsch erscheinen mochten, gegangen und unter Beifallsstürmen, wie sie keiner von uns Jüngeren im Burgtheater miterlebt hat, zu rauschenden Ehren geführt worden. Und die oft mißbrauchte Phrase von der Heimatkunst ward hier zur glorreichen Wahrheit. Karl Schönherrs „Sonnwendtag" hat am 19. April seine Erstaufführung erlebt. Hugo Greinz hat im ersten Aprilhefte dieser Blätter die Charakteristik des gewaltigen Dramas ge-

liefert, wie es aus dem Kulturkampfe im Lande Tirol geboren ist und aus den wilden Mächten, die in den letzten Jahren in dem schwerfälligen, aber zähen und eisenköpfigen Volke geweckt wurden. Von kritischer Seite wurde dem Drama seine — Aktualität zum Vorwurfe gemacht. Nie ist ein Dichter grimmiger mißverstanden worden. Schönherr greift mit gewaltigen Händen seine Personen, seine Motive aus dem brodelnden Hexenkessel der Zeit, und alle die Menschen, die vor uns leiden und kämpfen, sie tragen unser Leid, unsere Kämpfe, unsere Schmerzen in ihrer Seele. Aber in vornehmster künstlerischer Beschränkung hat der Dichter auf den billigen Lorbeer verzichtet, der Tendenzstücken so leicht gespendet wird. Schönherrs Alldeutsche sind keine Unschuldslämmlein und auch keine siegfrohen Uebermenschen, und seine Klerikalen sind keine schwarzen Unholde. Er stellt sie vor uns hin, so wie sie leben, mühselige und beladene, Fanatiker neuer Gedanken und Wahrer alter Sitten, eigensüchtige Krämer, gottgegebene Priester des Friedens und arme Bauern, die dem harten Erdreich ihr karges Brot abtrotzen müssen. Menschen ringen und gehen zu Grunde, nicht Puppen, die mit dem fadenscheinigen Flitterwerke der Alltagsschlagworte behangen sind. — Daß Schönherrs „Sonnwendtag" aber auf der Hofbühne aufgeführt werden durfte, bedeutet einen Erfolg der Kämpfer gegen die Zensur, der nicht hoch genug anzuschlagen ist.

Neben dieser Errungenschaft fällt die betrübliche Mangelhaftigkeit der Darstellung geringer ins Gewicht. Und für die dramatische Kraft, die dem „Sonnwendtag" innewohnt, war es eine schöne Probe, daß man den schauderhaften Dialekt dieser Tiroler fast überhörte, die der Wind aus allen nördlichen Gauen des deutschen Reiches zusammengeblasen hat.

Auch das deutsche Volkstheater machte einen schwachen Versuch, eine heimatliche Dichterin neben Björnson und dem kassenerfolgreichen Meyer-Foerster zu Worte kommen zu lassen. Antonie Baumbergs Einakter „Max Wiebrecht", „Nur aus Trutz" und „Der Nachtwächter von Schlurn" (das letztgenannte Stück in Gemeinschaft mit Goswina von Berlepsch) hatten einen hübschen Erfolg; aber die Kassenberichte drängten trotz der lobenden Rezensionen zur Absetzung vom Repertoire. Die dürftige Einnahme der zweiten Aufführung, die freilich an einem herrlichen Frühlingssonntagabend stattfand, bot dem Direktor den erwünschten Vorwand, die Mittwochsaufführung zu streichen. Am Dienstag aber erschoß sich die arme Frau Baumberg, und in ihrem Nachlasse fanden sich — drei Kronen österreichischer Währung vor. Man sieht, bei uns braucht kein Dichter Hungers zu sterben . .

Das Jubiläumstheater brachte eine Bearbeitung des sophokleischen „Oedipus" von Eugen von Jagow. Herr von Jagow zog den König Oedipus und die Antigone in eine fünfaktige Tragödie zusammen, die in flüssigen, freilich auch wässerigen Blankversen den Griechen mit den Mitteln der modernen Bühne für die moderne Bühne zu retten sucht. Der Zufall wollte es, daß ich tags zuvor im Raimundtheater Salvini in der Rolle des unseligen Thebanerkönigs bewundern durfte. Und da mußte ich mich denn am nächsten Abende unaufhörlich fragen, zu welchem Ende Herr von Jagow sich bemüht hat. Selbst wenn die Chöre noch so sehr gekürzt sind, kann sich niemand der gewaltigen Wirkung der griechischen Tragödie entziehen, die ja auch auf vielen deutschen Bühnen Bürgerrecht erworben hat. Auf die Mängel der jagowschen Verballhornung näher einzugehen, erscheint mir ebenso überflüssig, wie die Aufführung von „König Oedipus Tochter".

Wolfgang Madjeras dreiaktiges Schauspiel „Helden der Feder", das am Jubiläumstheater zur Aufführung gelangte, bietet ein schlagendes Beispiel dafür, daß die Politik nicht nur den Charakter, sondern auch den Geschmack verdirbt, besonders wenn es sich um die wiener Kirchturmpolitik handelt, deren kleinliche Rancunen und Machenschaften auf der Bühne festgenagelt werden. Der Inhalt des künstlerisch unerheblichen, aber kulturgeschichtlich bedeutsamen Werkes sei in knappen Worten wiedergegeben. Fritz Helm, ein hochbegabter dramatischer Dichter, hat ein wundervolles Drama („Dante") geschrieben, das am neugegründeten „Neuen Theater" gespielt werden soll. Aber das „Neue Theater" (lies: Jubiläumstheater) ist eine Gründung der demokratischen (lies: antisemitischen) Partei, und das junge Unternehmen ist natürlich den Nationalliberalen, besonders deren führendem Organ, der „Nationalliberalen (lies: Neuen Freien) Presse" ein Dorn im Auge. Aber dieses Blatt repräsentiert — nach der Anschauung des Autors — eine gewaltige, ja unbezwingliche Macht, und eine absprechende Rezension vernichtet den Erfolg selbst des besten Stückes. Denn mit hämischen Bemerkungen verfolgt die „Nationalliberale Presse" jedes Werk, das auf der neuen Parteibühne gegeben wird, und ohne große Skrupel lügt sie den durchschlagendsten Erfolg in einen „freundlichen" um. Wenn Dr. Schürer, der allmächtige Kritiker der Zeitung, für den „Dante" gewonnen wird, so ist das Stück „gemacht" und mit ihm sein Autor, für den ein Bühnensieg die Befreiung aus den Kümmernissen einer armseligen Diurnistenexistenz bedeuten würde. Regisseur Beckmann unternimmt es, bei der einflußreichen Gattin des Preßdespoten ein gutes Wort einzulegen. Aber Fritz Helm hat seinen Fürsprech schlecht gewählt: Frau Schürer war einst Beckmanns Verlobte, mit ihm lebte sie, solange die aufstrebende Künstlerin des Leiters bedurfte, ihn verließ sie, weil ihr das Gefühl beständiger Dankbarkeit unerträglich war. Statt die Dame für den „Dante" zu gewinnen, weckt Beckmann ihren Haß gegen den unschuldigen Autor, der übrigens schon verloren ist, weil der junge Hirschler (!), der Sohn des Geldmannes der „N. Pr.", ein Drama aus dem gleichen Stoffgebiete geschrieben hat, für dessen Erfolg die Niederlage des helmschen „Dante" die geeignete Folie abgeben soll. — Wie vorauszusehen, wird der „Dante" am Abend stürmisch bejubelt, am Morgen in der „N. Pr." schauderhaft verrissen. Helm ist dem Selbstmorde nahe, da entreißt ihn sein treues Weib den düsteren Gedanken. Sie will mit ihm sterben, und er ruft jubelnd aus: „Wenn es schon so schön ist, zusammen zu sterben, wie schön muß es erst sein, zusammen zu leben!" Und wie recht Helm hat, das sehen wir gleich in der nächsten Szene: ein galonnierter Büchsenspanner erscheint und bringt dem überglücklichen Poeten einen silbernen Lorbeerkranz; der König hat der Premiere beigewohnt und sendet nun gleich am nächsten Tage dem Autor, wie dies allgemein üblich ist, ein Zeichen seiner Huld. Am nächsten Tage aber soll Fritz Helm zur Audienz kommen, alle Not hat ein Ende, und die schädlichen Wirkungen des boshaften Referates sind paralysiert.

Trotz dieser und ähnlicher Naivetäten errang das Stück, dessen Aufführung geradezu mustergiltig genannt werden muß, einen stürmischen Erfolg, den ein unparteiischer Berichterstatter nicht verschweigen wird. Freilich darf auch nicht verschwiegen werden, daß derartige Schlüsselstücke mit ihren unzweideutigen Anspielungen in der Regel nur jene lebhafter zu fesseln vermögen, die durch ihre beruflichen oder gesellschaftlichen Beziehungen für die Problemchen der Dichtung wohl vorbereitet im Zuschauerraume sitzen. Dem großen Publikum, sei es nun „demokratischer" oder „nationalliberaler" Gesinnung, sind die Rezensionsbeschwerden des Herrn Helm, dieses Poeten, dessen Genie wir Herrn Madjera glauben sollen, unendlich gleichgiltig. Die winzigen Schicksale des verkannten Autors interessieren doch nur die Litteraten, und auch deren Interesse ist bei den „Helden der Feder" meilenweit von allgemeinmenschlichen, rein künstlerischen Sensationen zu suchen. Wo sich Menschen mit gemeinsamen Interessen zu gesellschaftlichen oder beruflichen Gruppen zusammenthun, da wird immer jener Geist unvermeidlich sein, den die in der Gruppe befindlichen als Korpsgeist rühmen, die Außenstehenden als Cliquengeist verdammen. Es ist nicht zu leugnen, daß sich derartigen Assoziationsformen von einem Satiriker viele heitere Seiten abgewinnen

lassen. Aber der Aerger allein macht noch nicht den Satiriker. Dazu gehört weniger pathetische Entrüstung, als lachende Ueberlegenheit; will der Jünger Aretins aber gar von der Bühne sprechen, auch eine tüchtige Dosis spezifisch-dramatischer Begabung. Und am Ende auch ein Stoff von größerer Bedeutung und allgemeinerem Interesse, als er den „Helden der Feder" zu Grunde lag.

Der akademische Verein für Kunst und Litteratur hat ein interessantes Bühnenexperiment gewagt und Ibsens „Peer Gynt" auf der Bühne des deutschen Volkstheaters an zwei aufeinanderfolgenden Nachmittagen zur Aufführung gebracht. Es gelang der Kunst der Darsteller, die von allen Wiener Bühnen zusammengekommen waren — die Titelrolle wurde gar vom Dresdener Wiecke verkörpert — im Verein mit der Kunst des Herrn Heine, der augenblicklich neben Josef Jarno der tüchtigste Regisseur in Wien ist, das auserlesene Publikum, dessen sich der junge Verein nun schon regelmäßig erfreut, bis zum letzten Worte — mehr als vier Stunden lang festzuhalten. Wenn auch die nebelhafte Symbolik des Ganzen das Gedicht für Bühnenwirkungen wenig geeignet macht, muß man doch gestehen, daß die Szenen zwischen Peer und seiner Mutter, wie auch die Szenen mit Solvejg sehr starke Empfindungen im Zuschauer auslösen. Morgensterns Versübertragung, die beim Lesen durch ihren markigen Ausdruck und die kunstvollen Reime sehr besticht, bewährte sich auf der Bühne nur zum Teile; sie bereitete den Darstellern unendliche Schwierigkeiten, und selbst ein Sprecher vom Range Lewinskys stolperte des öfteren über die wuchtigen Satzkonstruktionen, die der Uebersetzer in einer einzigen Verszeile unterzubringen bemüht war. Den paar jungen Leuten aber, die durch ihr bescheidenes und doch so zielbewußtes und umsichtiges Wirken in diesem Winter den Beweis erbracht haben, daß selbst in unserer Epoche der Bühnenversumpfung ernster künstlerischer Geist und Enthusiasmus ohne Strebertum sich durchzusetzen wissen, ist auch bei der letzten Aufführung dieses Winters die jubelnde Zustimmung aller jener treu geblieben, die unser Theater so gerne aus den Klauen geldgierigen Unternehmertums befreien möchten. Daß dieser Ideologen genug sind, um an zwei Werktagsnachmittagen das geräumige Haus des Volkstheaters bis aufs letzte Plätzchen zu füllen, ist für die Herren vom akademischen Verein eine mächtige Aufmunterung, für uns andere aber die frohe Hoffnung auf eine Wiedergeburt unserer Bühne.

Richard Wengraf.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Freundschaft. Novelle von Georg Hirschfeld. Berlin, S. Fischer, 1902. 171 S.

Ein schönes norwegisches Mädchen steht im Mittelpunkt dieser ansprechenden Erzählung, Anna Friburg, an Leib eine Brunhilde, ein bißchen Frau vom Meere, ein bißchen Julie (Peter Nansen), ein bißchen auch sie selbst an Seele. Sie zieht sich verletzt zurück, als die groß gefühlte Freundschaft, mit der sie ihren Dichter Brander sucht, von seiner Seite durch eine spezifisch männliche Note erniedrigt wird, erniedrigt freilich nur für ihre übergroße Empfindlichkeit. Und doch bricht das Natürliche nur allzu rasch durch, auch bei ihr, und aus der geschlechtslosen Freundin wird, kaum daß eine niedliche Rieke auftaucht, eine — Eifersüchtige. Sie findet sich rasch und hüllt sich ohne Empfindsamkeit in wahrhaftes, ehrliches Entsagen. Sie geht, man kann nicht anders sagen, bedeutend aus dem Zwiespalt hervor. Sie hebt sich schön über den Typus der Unverstandenen hinaus, und der Dichter, der mit Wärme und Bewegung ihre Sache führt, weiß uns mit einigen leisen Ansätzen zum Allzujüngferlichen zu versöhnen. Andererseits motiviert er es angenehm menschlich, wie der große Brander sich in die kleine Rieke verliert. „Sie gab ihm den Wert des Augenblicks, wo er den Wert der Ewigkeit gesucht hatte, und daß sie nicht wußte, was sie ihm gab, das war ihr Liebreiz." Lebendig stehen die geschickt und präzis gezeichneten Gegenfiguren einander gegenüber, liebenswürdig auch in Augenblicken peinlicher Spannung. Und die fast durchwegs innerlichen Vorgänge entwickeln sich schlicht und doch fesselnd in knappen, abgerundeten Bildern des berliner Alltagslebens. Es ist bei allem Ernst des Problems ein freundliches, herzliches Buch, dessen Stimmung nicht alsogleich aus der Seele wieder fortgewischt ist.

Graz. *Dr. E. Ertl.*

Mieze Wichmann. Aus dem Leben einer jungen Dame unserer Zeit von Edith Nebelong. Einzig autorisierte Uebersetzung. Berlin 1901, Axel Juncker. Geb. M. 3,—.

Ilse Bleiders. Roman von Emmy von Egidy. Dresden, E. Piersons Verlag, 1901. M. 3,—.

Drei Frauenleben. Roman von Erika Riedberg. Leipzig, Herm. Seemann Nachfolger. M. 4,—.

In den beiden ersten Büchern treten uns zwei beachtenswerte Kennerinnen der Frauenseele entgegen, die freilich in schärfster Weise kontrastieren: die Dänin Edith Nebelong zeigt den kühnen, mit scharfer Gesellschaftssatire gewürzten Realismus ihres Landsmanns Peter Nansen; Emmy v. Egidy offenbart sich als warmherzige Idealistin. „Mieze Wichmann" ist die unbarmherzige Schilderung der wachsenden moralischen Zerrüttung einer wohlhabenden Gutsbesitzerstochter, die früh verwaist, ganz ohne Erziehung aufwächst, menschenscheu nach Kopenhagen kommt und sich dort bei hysterischer Veranlagung zu einem netten Früchtchen entwickelt. Die erst heiß ersehnte Verlobung mit einem sehr korrekten Referendar vermag sie nicht zu befriedigen; sie löst diese wieder auf und beginnt, nachdem sie an ihrem Onkel ihre einzige Stütze verloren, sich in zweifelhafter Gesellschaft herumzutreiben. Sie steht am Rande des sittlichen Verderbens, als sie — glücklicherweise, müssen wir sagen, — durch eine Blinddarmentzündung von ihrem zwecklosen Dasein befreit wird. Obwohl das Buch im höchsten Grade unerquicklich ist, hat es die Verfasserin doch meisterhaft verstanden, das Krankhafte an diesem verzogenen, für das Leben ganz untauglichen Geschöpfe zu schildern. Als psychologische Studie betrachtet, muß man dem Buch einen gewissen Wert zuerkennen, obwohl es durch die gesuchte Trockenheit und oft geradezu Brutalität des Stils abschreckt. Hoffentlich ist „Mieze Wichmann" nicht typisch für die jungen Mädchen unserer Zeit.

Wie anders tritt uns die rührende Gestalt der Ilse Bleiders entgegen! Das ganze Buch ist eine Hymne auf die Mutterschaft, und die Verfasserin dichtet sie mit einer geradezu bezaubernden Poesie und offenbart sich als wunderbar feine Psychologin, indem sie den geheimsten, zartesten Regungen der Seele des zur Mutterschaft prädestinierten Mädchens nachgeht und sie in keuscher Reinheit und edelster dichterischer Verklärung wiedergiebt. Unberührt von den Häßlichkeiten des Lebens, geht Ilse Bleiders in traumhafter Ahnung durch ihre Mädchenjahre. Mutterlos aufgewachsen, fühlt sie mehr als andere den Wert der Mutter und betet von frühester Kindheit an: „Gott, mache mich gut für mein Kind!" Ihr Bildhauertalent ist ihr nur ein Mittel, sich selbst zu formen für die wirkliche große Aufgabe, und als die Erfüllung kommt, begreift sie den großen mystischen Zusammenhang des Weibes mit der ewig Leben spendenden Natur; sie begreift das Wunder des Lebens. Die Verfasserin vermeidet durchaus den realistischen Boden; sollen wir der Erzählung mehr greifbar Alltägliches wünschen, um sie glaubwürdiger zu machen? Es

Ton rein, unbewußt, instinktiv treffen zu können. Aber ihre Lyrik, obwohl reflektionärer Art, wirkt andererseits originell, eben eigen empfunden, sie zwingt uns kraft ihrer prägnanten, fein abgetönten Form, kraft ihrer tiefen Stimmung und inneren Wahrhaftigkeit in ihren Bann. Dies bewirkt sie in ihren besten Stücken, zu denen ich die des Abschnittes „Aus Einsamkeiten" zähle, in denen der Dichterin wahre Natur, ihr Wesen und ihre Persönlichkeit am echtesten und künstlerisch am reinsten und reifsten zum Ausdruck kommt. Ganz besonders hebe ich hervor die künstlerisch und inhaltlich bedeutenden Gedichte „Aufgeweckt", „Nachtgesichte", „Königin Liebe", „Reise". Während die Kunst in den nächsten Abschnitten etwas verblaßt und verarmt erscheint, ist die in diesen Gedichten sich offenbarende: moderne Stimmungs- und Seelenkunst im besten Sinne.

Berlin. *Hans Benzmann.*

Ausklang. Neue Gedichte aus dem Nachlaß von Ludwig Jacobowski. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. Rudolf Steiner. Mit einem Bilde des Verfassers. Minden i. Westf. 1901, J. C. C. Bruns. gr. 8°. 203 S.

Der Herausgeber Dr. Rudolf Steiner hat den vorliegenden ersten Band des jacobowskischen Nachlasses mit einem ansprechenden „Lebens- und Charakterbild des Dichters" eingeleitet. Es ist aus der liebevollen Erinnerung und lebhaften Anschauung des Freundes geboren. Der Mensch Jacobowski, der von dem Poeten gar nicht zu trennen ist, da wenige Lyriker neueren Datums so wahr, offen und ehrlich, unter dem Druck übermächtiger Notwendigkeit ihre Herzenserlebnisse in Verse umgesetzt haben — der Mensch Jacobowski wird in seinem Wesen und Wirken treffend dem Verständnis näher gebracht. Die liebenswürdige und zugleich unendlich hochstrebende, vielseitige Natur des Allzufrühverstorbenen gelangt zur deutlichen Spiegelung. Mancherlei bemerkenswerte Details aus seinem Leben werden mitgeteilt, die selbst Prof. Hermann Friedrichs tüchtige Broschüre bereichern könnten.

„Ausklang" umfaßt alle Verse, die der Dichter seit den „Leuchtenden Tagen" geschaffen hat. Bei der Zusammenstellung der Gedichte wurde die Einteilung festgehalten, die der Dichter selbst diesem seinem letzten Gedichtbande gegeben hat; und mit Recht, denn „Ausklang" ist vielfach als eine direkte Fortsetzung der „Leuchtenden Tage" anzusehen. Jacobowski offenbart sich auch hier als „ein Dichter, der nur sich gedichtet hat". Wieder trägt er seine eigensten Erfahrungen meist in jenem wirklichkeitsmäßigen, schlicht-klaren Liederstil vor, der die Schulung an dem Volksgesange voraussetzt. Neuerdings weisen ein paar leise Spuren auf Goethes Lebenskunst und Weltweisheit zurück. Wieder weiß der Dichter trotz aller Naivetät und Natürlichkeit metaphorisch kühn seelische Thatsachen ins Licht zu rücken, Naturvorgänge in persönlicher Färbung und Verklärung sinnlich greifbar zu gestalten, scharfe Pointen herauszuarbeiten und hierbei den Gedanken- und Gefühlskern selbst in formelhafter Knappheit hervorzukehren, wie zumal in der „Grabschrift". Doch auch „Geh' fort", „Ich steh' und falte Hand in Hand" u. a. fallen in diese Richtung. Der Schein des „Tagebuches" ist gewachsen. Von den volksliedermäßigen, balladenartigen Historien „Landstreicher" und „Landsknechtslied" abgesehen, hat Jacobowski nur eigene Lust und eigenes Leid ausgeströmt. Er ist unmittelbarer und einförmiger geworden. Auffällt der Umschlag der Grundstimmung. Seine leuchtenden Tage haben sich getrübt. Von Lebensfreude und Humor ist in dem Nachlaßwerke nicht viel zu spüren. Jacobowskis Sinnen und Sehnen ist grübelnder und melancholischer geartet denn je zuvor. Er schwelgt in Thränen. Der Cyklus „Sonne" enthält — ungemein bezeichnend — zwei Poeme „Regen" und „Donner"; hier wird vor allem reife Naturpoesie geboten. Die Schönheit und Größe der Natur hat der Dichter prächtig empfunden; er betont den Gegensatz von Stadt und Land, er verlangt nach einem „Land der Stille". — Der Cyklus „Vom lichten Leben", in dem man einen Mann der Zuversicht und des Lebensmutes wie ehedem erwarten könnte, zeigt ihn in harten Kämpfen, wie er sich aus „dumpfer Trauer" emporrafft. Es bedeutet schon viel, wenn er sich jetzt als einen „tiefzufriedenen Menschen" fühlt. Das Schwert seiner Seele, sein „Siegfriedsschwert", hat Scharten bekommen. Man traut seiner „Unverwundbarkeit" und seinen „Blitzaugen" nicht mehr. „Heran, du Weib! Heran, du Welt!" ruft er zwar. Aber mit diesem Donnergepolter sucht er nur seine Scham und Schwäche zu betäuben. Dem Poem „Trotz" stehen zwei andere mit dem Titel „Demut" gegenüber. Vergebens bäumt sich Jacobowski gegen sein Geschick auf, bis er sich mit seinen Schmerzen versöhnt, die sich ihm dann in huldvolle Sterne verwandeln. „Gott ist die Freude, Gott ist das Leid". Diese Gottergebenheit ist bei ihm jedoch nicht allbeseligend durchgebrochen, er schwankt auf und nieder: „Bin ein Blatt nur, das der Wind verfliegt". Verzweifelnd wühlt der Kranke in schwarzen Todesahnungen: „Längst bin ich nicht mehr, der ich bin" ... Frauenliebe ist ihm zum Verhängnis geworden. In dem „Ausklang" wendet er sich gern seiner Mutter und seiner Jugendgeliebten zu, die beide feuchte Kirchhofserde deckt. Immer wieder richtet er klagend und anklagend, zürnend und verzeihend sein Auge auf jene „Fremde", die er, wie sein letztes Drama, der Einakter „Glück", verhüllt verkündete, als Geliebte und Weib und abermals als Freundin und Fremde schätzen lernte. Die Erinnerung an diese Frau, die ihn im Stiche ließ, hat seine letzten Verse in Güte und Weh getaucht. Sie hat dem „Ausklang" den besondern, dunkeln Grundakkord verliehen. Wundervolle Offenbarungen dünken mich darin die folgenden Stücke: „Melodie", „Nocturno", „Landsknechtslied", „In der Nacht", „Grabschrift", „Sonnenuntergang", „Auf dem Lande", „Auf meinem Schreibtisch", „Ich hab' einen Brief", „Mutter", „Abend".

Tilsit. *A. K. T. Tiele.*

Dramatisches.

Junker und Frohner. Dorftragödie von Wilhelm von Polenz. Berlin W., F. Fontane & Co. 1901. 2 M.

Der Stoff, den sich Polenz gewählt hat, ist gewiß geeignet für eine Dorftragödie, und der Verfasser des „Büttnerbauer" war sicherlich so gut wie irgend einer befugt, ihn zu behandeln. Leider ist ihm dies doch nur halb gelungen. Das Stück spielt in einem Dorfe etwa der Mark Brandenburg zur Zeit der beginnenden Aufklärung, also um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Personen und Verhältnisse sind so geartet, daß wohl von vornherein ein Konflikt in der Luft liegt, daß aber auch Hoffnung scheint, ihn gütlich beizulegen. In Altenroda ist ein neuer Gutsherr, Freiherr v. Hayn, eingezogen, ein wohlwollender Herr, ernstlich gewillt, seine Bauern als Menschen zu behandeln. Aber leider ist der Ausfall des ersten Gerichtstags, den er abhalten läßt, nicht geeignet, der Unzufriedenheit, die das bisherige harte Regiment erzeugt hat, entgegenzuwirken, denn auf diesem wird ein alter Streit um Hütungsrechte zwischen der Gutsherrschaft und dem eben verstorbenen tüchtigen, aber hitzigen und rechthaberischen Bauern Peter Noack zu Ungunsten von dessen Witwe entschieden. Thatsächlich geschieht das zu Unrecht, aber der gutsherrliche Justitiarius Senapio, für den der Bauer ein völlig untergeordnetes Wesen ist, weiß es so einzurichten, daß der weder im Denken noch im Handeln recht energische Freiherr meint, es sei alles nach Recht und Gerechtigkeit zugegangen. Unmittelbar nach Fällung des Urteils kommt Christian, des alten Noack einziger Sohn, in die Heimat zurück. Der harte Vater hat ihn einst dadurch in die Fremde getrieben, daß er ihm die Einwilligung zur Heirat mit einem tüchtigen, aber armen Mädchen versagte. Er hat mehrere Jahre mit Ehren bei der Miliz gedient; als tüchtiger Mensch hat er dabei die Notwendigkeit von

Zucht und Ordnung aufs klarste erkannt. Der Freiherr freut sich des Wiedersehens mit dem Jugendgespielen und ermöglicht ihm die sofortige Verheiratung mit seiner Braut. Dafür ist dieser trotz des Widerspruchs, den er auch in der eigenen Familie findet, aus voller Ueberzeugung bereit, des aufkeimende, durch einen schuftigen Advokaten schlau genährte Mißtrauen der Frohnbauern gegen den Gutsherrn zu bekämpfen; eine harte Kränkung, die ihm Senapio ohne Hayns Wissen anthut, verzeiht er, durch das letzteren gütiges Wohlwollen bezwungen, und ist im besten Zuge, auch die andern Bauern von dessen gutem Willen zu überzeugen, da bringt der hochmütigen Gutsherrin frevelnder Uebermut den von Natur Hitzigen zu furchtbarster Wut. Als die zum Bauerngericht über die Gutsherrschaft nach dem Gemeindehaus Ziehenden dies verschlossen finden, schlägt Christian Noack die Thür mit einer Axt ein. Gleich darauf erscheint Hayn, der zum Unglück auf einem auswärtigen Gute geweilt hat. Er läßt sich überzeugen, daß Christian im Unrecht sei, und dieser, der auf seine gute Sache baut, widersetzt sich nicht der Verhaftung; seine Genossen, an Unterthänigkeit gewöhnt, zeigen sich feige und schwach. Hayn hat ausdrücklich angeordnet, Christian mild zu behandeln. Senapio aber befiehlt ihn zu stäupen. Da zerreißt der starke Bauer seine Fesseln und zerschmettert dem Justitiarius mit einem Pfahl den Schädel. Seine und seines treuen Weibes leise Hoffnnng auf Entkommen erweist sich als eitel; er wird entdeckt, und der Gutsherr, obgleich er jetzt wenigstens annähernd weiß, wie Christian zu allem, was er gethan hat, gekommen ist, glaubt doch, daß die Gerechtigkeit seinen Tod erfordere. Dafür will er die Sorge für dessen Welb und Kind übernehmen; das aber weist der Bauer mit trotzigem Stolze ab.

Schon diese Andeutungen lassen einige Schwächen des Stückes erraten. Sie fehlen schon in der Charakteristik der Personen nicht. Zwar das Schwanken, das Christian Noack zeigt, ist durch die Doppelseitigkeit der Verhältnisse, in die wir ihn gestellt sehen, völlig erklärt, und zuletzt ist er wieder ganz der in seinem Rechtsgefühl gekränkte trotzige Bauer. Auch seine Frau und seine Mutter sind einheitlich gezeichnet und ebenso der Justitiarius mit mehreren seiner Kreaturen, der Advokat Feigel u. a. m. Aber der Gutsherr selbst zeigt eine Halbheit, die für ein Drama mit solchem Stoffe höchst bedenklich ist, während sie in einem Roman, der ausführlich entwickeln und begründen kann, viel weniger, unter Umständen gar nicht stören würde. Wer so tief wie der Freiherr von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß die frühere Behandlung der Bauern ein schweres Unrecht gewesen ist, und wer in einigen Fällen auch soviel Mut zeigt wie er, der darf sich nicht so leicht von einem Senapio und denen, die nach dessen Pfeife tanzen, hinters Licht führen lassen, der wird sich einer Natur wie seiner Gemahlin, die in keiner Weise geeignet ist, eines solchen Mannes ergebungsvolle Liebe zu gewinnen, ganz anders gegenüberstellen, der wird einen Christian Noack nicht mit dem Leben für eine That büßen lassen, für die die Freifrau und Senapio die Verantwortung tragen. Wohl sind viele Ansätze zu einer echten Tragödie in diesem Stück, und einzelne Partieen ergreifen stark und sind auch dramatisch sehr geschickt aufgebaut, vor allem der Schluß des zweiten Aktes, wo durch den frevelnden Ritt der Freifrau und ihres Gefolges über Christian Noacks schönstes Getreidefeld die Wandlung in dessen Seele herbeigeführt wird. Aber im ganzen hat Polenz hier nicht das erreicht, was er offenbar wollte, und er konnte es schon um der Halbheit im Charakter des Gutsherrn willen nicht.

Greifswald. *Edmund Lange.*

Litteraturwissenschaftliches.

Shakspere-Jahrbuch. 37. Bd. Herausg. von Alois Brandl und Wolfgang Keller. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. 1901.

Professor Brandl hat in diesen Blättern (III, Heft 10) die löblichen Grundsätze dargelegt, die ihn bei der Herausgabe des Shakspere-Jahrbuchs leiten, als Erwiderung auf einige Vorschläge, die ich an dieser Stelle gemacht hatte.

In der Zwischenzeit hat die Shakspere-Gesellschaft nicht nur eine stattliche Vermehrung ihrer Mitgliederzahl erlebt, sondern auch durch ihre Stellung zu der angeregten Revision der schlegel-tieckschen Uebersetzung vielfach die Oeffentlichkeit beschäftigt (vgl. LE III, Sp. 618, 1126, 1484, 1623). Diese schien nur allzu bereit, sich auf die Seite der Angreifer zu schlagen und die Gesellschaft für ihr ausweichendes Verhalten eines unangebrachten Quietismus zu zeihen. Zweifellos hat die eidam-wetzsche Verbesserungstheorie auf den ersten Blick etwas Bestechendes; das Prinzip des Fortschritts, das in ihr zum Ausdruck gelangt, findet allemal willige Anhänger, die von den Schwierigkeiten, die sich einem solchen Unternehmen entgegentürmen, nichts wissen oder nichts wissen wollen. Auch sind nicht alle Argumente, die die Shakspere-Gesellschaft bewogen, sich der ihr zugeschobenen Aufgabe gegenüber für inkompetent zu erklären, glücklich oder stichhaltig. Wenn z. B. Herr von Possart im Hinblick auf die mozartschen Operntexte geltend machte, daß die Schauspieler zäh an dem einmal eingebürgerten Wortlaut festhalten und sich nicht von der „schwungvollen" Uebertragung Schlegels trennen wollen, so ließe sich ihm doch erwidern, daß er selbst sich um den gereinigten „Figaro" Verdienste erworben hat; nicht der Wille des Schauspielers, sondern der des Regisseurs ist entscheidend. Wenn wir erst die bessere Uebersetzung hätten, wäre der Widerstand der Schauspieler, den die Phantasie des münchener Intendanten ein wenig übertreibt, schnell gebrochen. Die wichtigere Frage ist doch die: wird das Publikum stillschweigend die Aenderungen hinnehmen? Man sollte nie vergessen, daß es überhaupt keine Uebersetzung giebt, die so Gemeingut geworden ist, von der die Gebildeten eine so beträchtliche Anzahl von Stellen als geflügelte Worte im Kopfe haben. Um ein Beispiel anzuführen: Hamlets Monolog am Schluß des ersten Aktes endet in Schlegels Uebersetzung mit den Versen: „Die Zeit ist aus den Fugen. Schmach und Gram, daß ich zur Welt, sie einzurichten kam." Das ist uns allen in dieser Form geläufig. Wie würde es uns von der Bühne herab berühren, wenn diese Stelle plötzlich in der von Friedrich Vischer vorgeschlagenen Fassung ertönte: „Die Zeit ist aus den Fugen : Fluch und Pein, daß mir's verhängt ist : richte du sie ein"? Vischer setzt des längeren auseinander, was ihm an Schlegels Uebersetzung mißfällt; aber einmal weiß er nichts Besseres zu bieten, und zum anderen: selbst wenn er Schlegel übertroffen hätte, klänge uns seine Lesart ungewohnt, fremdartig, weil wir mit der anderen längst auf Duzfuß stehen. Und so ging es uns mit Hunderten von Stellen. Ueber wieviel Takt und Pietät müßte der von Wetz gewünschte Uebersetzer im einzelnen verfügen, wollte er uns nicht auf Schritt und Tritt stutzig machen, wollte er unsere Aufmerksamkeit nicht beständig von den Bühnenvorgängen der Bühne auf philologische Finessen, von Shakspere auf seine Person ablenken!

In zweierlei Beziehung schießt Wetz bedenklich übers Ziel. Zunächst unterschätzt er, in der Sucht, ein Besseres zu erlangen, das Gute: er verkennt oder schmälert Schlegels Verdienste. Und wenn er noch fünfundzwanzig Stellen aufstäche, in denen seiner Meinung nach Schlegel von den Nachfolgern übertroffen worden ist, so vermöchte er doch dem Gesamtwert dieser Uebertragung nicht Abbruch zu thun. Auch ist das Material, das er bis jetzt angefahren hat, keineswegs so überzeugend, daß wir nicht das Recht hätten, anderer Ansicht zu sein. Zweitens verlangt er einen Uebersetzer, der gar nicht verbessern, sondern „in selbständigem Ringen mit dem Dichter" diesen aufs neue eindeutschen soll. Als ob sich der

Sprachgewaltige nur so aus dem Aermel schütteln ließe! Wer möchte es da der Shakspere-Gesellschaft verdenken, wenn sie sich außer Stande fühlte, den Gottbegnadeten aus dem Boden zu stampfen? Ich meine, es gäbe vorderhand eine realere Aufgabe zu erfüllen, der sich kein Vorstand aus dem oder jenem Grunde zu entziehen brauchte. Wie wäre es, wenn die deutsche Shakspere-Gesellschaft einmal die Bühneneinrichtung der Dramen des Elisabethiners in die Hand nähme? Da diese meist den Umfang eines Theaterabends übersteigen, hält sich jeder Regisseur für befugt, nach Gutdünken an dem Text herumzustreichen. Es existieren zwar gedruckte Bühnenausgaben, aber von ihrem Ruhme ward bisher nichts vernommen, und noch immer ist die Willkür des Regisseurs oder die mündlich überlieferte Schablone summa lex. Wäre es nicht an der Zeit, daß uns eine einheitliche Standard-Ausgabe zum Gebrauch der Bühnen geschenkt würde? Da könnten sich der Vorstand der Shakspere-Gesellschaft und Wetz zu freundnachbarlichem Wirken vereinigen. —

Ueber das Jahrbuch will ich mich kurz fassen. Die Schlegel-Tieck-Debatte giebt ihm heuer einen polemischen Anstrich, wird jedoch durch die Gutachten der Dichter-Uebersetzer Fulda, Heyse, Wilbrandt mehr ausweichend als ausreichend behandelt. Ernst v. Possarts Festvortrag mit der langatmigen Frage: „Welches System der Szenerie ist am besten geeignet für die Darstellung verwandlungsreicher klassischer Dramen, insbesondere der shakspearischen?“ empfängt eine sehr knappe Antwort: Lautenschlägers drehbare Bühne. Wenn man liest, daß sich diese von München aus angepriesene Erfindung kürzlich in Wien nicht einmal bei einer Aufführung der „Lustigen Weiber“ von Nicolai bewährt hat, darf man erst recht seine Zweifel haben, wenn es sich um eine personenreiche Historie Shaksperes handelt. — Aus der Zahl der Beiträge verdient Max Friedländers Zusammenstellung der Werke Shaksperes in der Musik den Preis: das ist weit mehr als ein erster Versuch, denn schon jetzt staunt man über die Vollständigkeit und die geschickte Anordnung des Materials. Richard M. Meyers Aufsatz über Otto Ludwigs Shakspere-Studien ist zugleich belehrend und anregend. Schade nur, daß diese Arbeiten nicht auf anglistischem Boden erblüht sind. Dagegen scheint mir der sonst vortreffliche Rudolf Fischer in der Repertoirestudie über Shakspere und das Burgtheater allzuviel Gefallen an methodologischen Schubfächern zu finden. Erwähnt sei noch, daß Friedrich Theodor Vischer diesmal mit einunddreißig Zeilen abgefertigt wird, daß die Zeitschriftenschau gut, die londoner Theaterschau dagegen von sehr problematischem Werte ist.

Berlin. *Max Meyerfeld.*

Das Büchlein vom Dornröschen und von Aladin. Text von V. Rziha. Zeichnungen von Arthur Scheiner. (Knížka o Růžence a o Bobešovi, kteron napsal V. Rilha, nakreslil Artuš Scheiner). Prag, Laichter 1902. 2 K. 50.

Der tschechische Schriftsteller Tille (Rziha) giebt seinen Landsleuten dem als Motto vorgesetzten Grundsatz gemäß: „Märchen sind wie Diamanten: die künstlich gemachten sind falsch, die echten aber bekommen erst durch den Schliff ihren Wert“, die Märchen vom Dornröschen und vom Aladin in eigenartiger Nacherzählung; reizvoll sind die Zeichnungen Scheiners, die den Duft echter Romantik mit köstlich karikaturistischen Zügen vereinen.

Prag. *Rudolf Fürst.*

Nachrichten

Julius Grosse †. Am 9. Mai verstarb am Gardasee der Generalsekretär der deutschen Schillerstiftung Julius Grosse. Der Verstorbene gehörte neben Paul Heyse zu den fruchtbarsten deutschen Schriftstellern; die Zahl seiner Epen, Dramen, Novellen und Romane ist überaus groß. Sein Bestes gab Grosse in der Lyrik und in der epischen Erzählung („Mädchen von Capri“ [1863] und dem Volkramslied [1889]), während seinen Dramen das spezifisch dramatische Element fehlt und seine Romane eine vertiefte Charakteristik vermissen lassen.

Julius Grosse wurde am 25. April 1828 als Sohn eines Pfarrers in Erfurt geboren, wurde gegen den Willen seines Vaters, der gern einen Theologen aus ihm gemacht hätte, Geometer und arbeitete als solcher in den Jahren 1846 bis 1849 in Halle und Magdeburg. Dann bezog er die münchener Akademie als Malerschüler, wandte sich aber schließlich dem Rechtsstudium und vor allem der Schriftstellerei zu. In München schloß er sich dem Dichterkreise der Heyse, Geibel, Lingg u. a. an. Viele Jahre hindurch war er dann als Kunst- und Theaterkritiker thätig. Im Jahre 1869 wurde er zum Generalsekretär der deutschen Schillerstiftung ernannt. Seit 1890 lebte er ständig in Weimar. Im Jahre 1896 gab Grosse seine Lebenserinnerungen („Ursachen und Wirkungen“) heraus, die eine reiche Fundgrube für die Kenntnis von litterarischen Persönlichkeiten und Zuständen aus dem München der Fünfziger- und Sechzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts sind. — Die Leiche des Dichters wurde nach Weimar übergeführt und dort beigesetzt.

* *

Todesfälle. Am 2. Mai † in Berlin Prinz Georg von Preußen, der unter dem Pseudonym Georg Conrad eine Reihe von Dramen geschrieben hat. Der Prinz wurde am 12. Februar 1826 als Sohn des Prinzen Friedrich und der Prinzessin Luise von Anhalt-Bernburg in Düsseldorf geboren, trat im Jahre 1836 in die Armee ein, wurde 1860 zum Generalleutnant befördert, widmete sich aber stets mehr der Litteratur als der Kriegskunst. Er war in den Siebzigerjahren der Protektor eines akademischen Vereins, dem Ernst v. Wildenbruch, Otto Franz Gensichen u. a. als Ehrenmitglieder angehörten; er war es auch, der Ernst v. Wildenbruch die Wege zur Bühne ebnete. Des Prinzen Dramen, von denen „Kleopatra“, „Medea“, „Katharina von Medici“, „Der Alexanderzug“ genannt seien, wurden teils im Schauspielhause, teils in dem im Norden der Stadt belegenen, später abgebrannten Nationaltheater aufgeführt.

Der amerikanische Schriftsteller Francis Bret Harte † am 6. Mai in Camberley bei Aldershot. Er wurde am 25. August 1839 in Albany im Staate New York geboren, ging mit 17 Jahren nach Kalifornien, führte dort ein abenteuerliches Wanderleben als Goldgräber, Schullehrer, Setzer und wurde endlich Redakteur des Blattes „Der Kalifornier“. Im Jahre 1868 veröffentlichte er im „Overland Monthly“ von San Francisco seine erste Erzählung, „The luck of Roaring Camp“, in der auf einem Dutzend Seiten das Leben einer Goldgräberbande dargestellt wird. Nicht viel länger sind die meisten anderen Erzählungen Bret Hartes, die samt und sonders die Zustände in den kalifornischen Goldfeldern kurz nach deren Entdeckung schildern. Denselben Stoff behandelte Bret Harte auch im Liede; auf dem Gebiete des Romans dagegen war er nicht glücklich, wie sein „Gabriel Conroy“ beweist. Erwähnt seien schließlich noch seine „Kondensierten Novellen“, in denen er die Schreibweise berühmter englischer und französischer Schriftsteller karikiert.

In Paris † am 1. Mai der französische Romanschriftsteller Xavier de Montépin im Alter von 78 Jahren. Er war einer der fruchtbarsten Unterhaltungsschriftsteller und hat mehr als hundert Romane geschrieben, die namentlich in den Fünfziger- und Sechzigerjahren von einem großen Publikum ob ihres sensationellen und spannenden Inhalts gierig verschlungen wurden.

Der lettische Dichter Ernst Dünsberg † in Riga im Alter von 87 Jahren. Dünsberg war einer der Mitbegründer der lettischen Litteratur und hat in seinem langen Leben mehr als 90 Bände veröffentlicht. Auch als Uebersetzer deutscher Dichtungen hat er sich Ver-

dienste erworben: viele deutsche Lieder sind in seiner Uebersetzung Nationaleigentum der Letten geworden.

Der Verlagsbuchhändler H. Payne, der Senior der deutschen Buchhändler, † am 8. Mai in Leipzig im hohen Alter von 90 Jahren.

* *

Preiserteilungen. Am 4. Mai fanden in Köln zum vierten Male die von Johannes Fastenrath gestifteten **Blumenspiele** statt. Preisgekrönt wurden u. a. folgende Dichtungen: „In guter Stunde" (Religiöses Gedicht von Anna Behnisch-Kappstein, Berlin); „Aventiure" (Cyklus von drei Liebesliedern von Edwin Apitz, Leipzig); „In der Neujahrsnacht 1813" (Vaterlandsgedicht von Prof. Dr. Anton Ohorn, Chemnitz); „Pancratium" (Novellette von Karl Herold, Alexandrien); „Pluutemann un et Pitterche" (Dichtung in kölnischer Mundart von Dr. Wilhelm Schneider-Clauß, Kerpen bei Köln). — Das Preisausschreiben der „Deutschen Litteratur-Gesellschaft" zur Hebung des katholischen Schrifttums (vgl. LE III, Sp. 1515) hatte folgendes Ergebnis: Der erste Preis im Betrage von 5000 M. wurde dem Roman „Friede den Hütten!" von M. **Schmidt von Ekensteen** zugesprochen; der zweite Preis (3000 M.) dem Roman „Gottesthal" von Anton **Schott**, der dritte Preis (2000 M.) dem Roman „Der Stern von Hallalat" von Martin **Hellinden**.

* *

Angekündigte Bücher. Im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erscheint demnächst eine Sammlung von Erläuterungen zu Meisterwerken deutscher Dichter; diese Erläuterungen sollen Lyrik und Drama, Roman, Novelle und Epos in gleicher Weise umfassen und wenden sich nicht nur an die Schule, sondern auch an das Haus, um „den deutschen Dichtern eine weite, große Resonanz ihres Schaffens in dem Herzen des deutschen Volkes zu bereiten". Jedes Bändchen wird ungefähr drei Bogen umfassen und 50 Pf. kosten. Herausgeber der Sammlung ist Prof. Dr. Otto **Lyon** in Dresden.

* *

Allerlei. Georg **Brandes** ist zum Professor ernannt worden. — Hermann **Stegemann**, der langjährige Feuilleton-Redakteur der „Basler Nachrichten", wurde als Redakteur der „Gartenlaube" nach Berlin berufen. — Die von den Brüdern Hart begründete **Neue Gemeinschaft** hat in den ersten Tagen des Mai ihr Genossenschaftsheim in Schlachtensee bei Berlin durch ein Frühlingsfest eingeweiht. — In Bern wurde vor kurzem eine **Albrecht v. Haller-Ausstellung** eröffnet; sie umfaßt Porträts, Stiche und Büsten von Haller, eine vollständige Sammlung der Ausgaben seiner Gedichte, Medaillons, Medaillen, ein Zimmer mit Gegenständen, die ihm einst gehörten, u. a. — An dem Hause Taubenstraße 32 in Berlin, in dem Heinrich **Heine** im Jahre 1823 gewohnt hat, soll eine Erinnerungstafel (Reliefbild) angebracht werden.

---

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Bechler, A. Erzählungen a. d. Heimat. Dresden, E. Pierson. 188 S. M. 2,— (3,—).

Dreydorff, J. G. Der letzte Kurfürst u. a. humor. Erz. Leipzig, S. Hirzel. 125 S. M. 2,—.

Duncker, D. Groß-Berlin. Neue Novellen. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 96 S. M. —,50 (—,75).

Edhor, J. Das Opfer der Ehre. Roman. Ill. 3. Aufl. 212 S. — Bis der letzte Heller bezahlt ist. Roman. Ill. 3. Aufl. 396 S. — Goldene Herzen. Roman a. d. Gegenwart. Ill. 3. Aufl. 335 S. Einsiedeln, Verlagsanst. Benziger & Co. Je M. 3,20 (4,—).

Frankenberg, E. v. „Der Welt holdester Wahn." Dresden, E. Pierson. 102 S. M. 2,— (3,—).

Gottschall, R. v. Das Häuschen mit den Jalousieen (Kürschners Bücherschatz. Nr. 293). Berlin, H. Hillger. 12°. 123 S. M. —,20.

Halfter, G. Auf sumpfigem Boden. Skizzen a. d. Großstadtleben. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 96 S. M. —,50 (—,75).

Herzog, E. Aus verschwundenen Gassen. Erzählgn. Dresden, E. Pierson. 141 S. M. 2,— (3,—).

Hollstein, G. Fräulein Frosch u. a. anspruchslose Geschichten. Königsberg, Hartungsche Verlags-Druckerei. 128 S. M. 1,50.

Jensen, Wilhelm. Mettengespinnst. Nov. Berlin, Otto v. Huth. 182 S. M. 3,— (4,—).

Karlsen, H. Marianne Wildenberg. Roman. Dresden, E. Pierson. 304 S. M. 4,— (5,—).

May, G. Das Höchste. Roman. Dresden, E. Pierson. 183 S. M. 2,— (3,—).

Mayer, E. v. Falsche Feuer. Ein Roman a. d. deutschen St. Petersburg. Berlin, Hermann Costenoble. 2 Bde. 234 u. 236 S. M. 5,— (6,—).

Müller-Mann, G. Heiratsmarsch. Humoreske. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 135 S. M. 1,—.

Narkissos. Der neue Werther. E. hellen. Passionsgeschichte. Leipzig, Max Spohr. 99 S. M. 2,—.

Oertzen, Margarethe v. Die Insel des Friedens. Roman. 363 S. — Lebensstreiter. 2 Nov. 348 S. — Aus einsamen Thälern. Waldgeschichten. 394 S. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. Je M. 3,20 (4,—).

Ompteda, Georg Frhr. v. Das schönere Geschlecht. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co. 414 S. M. 5,—.

Prigge-Brook, M. Entehrt!? 2 Novellen. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 222 S. M. 2,—.

Rittland, Klaus. Die das Leben lieben. Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 380 S. M. 4,50 (5,50).

Wedel-Bérard, W. E. E. gesch. Gräfin v. Seine Madonna. Sitten-Gemälde. Zürich, Caesar Schmidt. 128 S. M. 2,40.

Zahn, C. Teufel Gold. Roman. Berlin, Otto Janke. 2 Tle. in 1 Bde. 162 u. 174 S. M. 4,—.

Zobeltitz, Fedor v. Die papierene Macht. Roman. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Bde. M. 1,— (1,50).

Guilbert, Yvette. Der Brettlkönig. Roman. Uebers. v. P. Bornstein. München, Albert Langen. 301 S. M. 3,50 (4,50).

Levertin, O. Die Magister v. Oesteraas. Erz. A. d. Schwed. v. F. Maro. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 184 S. M. 2,50 (3,50).

Margueritte, P. u. V. Margueritte. Der große Krieg (Une epoque). Ein Roman-Cyklus über den Krieg 1870/71. Deutsch v. U. Fricke. 1. Tl. Der Unstern. 2 Bde. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 370 u. 416 S. M. 5,— (6,50).

Sienkiewicz, Heinrich. Pan Wolodyjowski, der kleine Ritter. Histor. Roman. Aut. Uebers. A. d. Poln. v. J. Braun u. E. u. R. Ettlinger. Illustr. 2. Aufl. Einsiedeln, Verlagsanst. Benziger & Co. 697 S. M. 5,— (6,—).

Tschechow, A. Ein Duell. Nov. A. d. Russ. v. L. A. Hauff. Berlin, Otto Janke. 136 S. M. 1,—.

Tschechow, A. Verhängnis u. a. Erz. A. d. Russ. v. L. M. Wiegandt. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 96 S. M. —,50 (—,75).

b) Lyrisches und Episches.

Baas, E. Gedichte. Straßburg, Josef Singer. gr. 8°. 79 S. M. 1,50.

Freimut, E. Spitzwegerich. 200 vierzeil. Geschichten, großenteils auf Grund alten deutschen Volksgutes erz. Dresden, E. Pierson. 93 S. M. 1,20 (2,20).

Friedberg, J. Aus meiner Welt. Gedichte. Straßburg, Josef Singer. 12°. 72 S. M. 1,50.

Gerstenberger, P. V. Sonnenaufgang. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 80 S. M. 1,50 (2,50).

Hagen, J. Gedichte. 2. Bd. Mit d. Bilde d. Dichters. Dresden, E. Pierson. 141 S. M. 2,— (3,—).

Hennig, R. Jugend u. Natur. Unmoderne Gedichte. Dresden, E. Pierson. 124 S. M. 2,— (3,—).

Holz, Arno. Die Blechschmiede. Leipzig, Insel-Verlag. Ler.-8°. 147 S. M. 3,50 (4,50).

Kassner, R. Der Tod u. die Maske. Gleichnisse. Leipzig, Insel-Verlag. Ler.-8°. 145 S. M. 3,50 (4,50).

Lenaus Gedichte. Stuttgart, Carl Krabbe. 452 S. Geb. M. 3,—.

Matthey, M. Claudine. Episch-lyr. Dichtg. Bellinzona, Verlag „Liberta" v. R. Beuttner & Co. 85 S. M. 2,—.

Musen-Almanach der katholischen Studentenschaft Deutschlands. 1902. München, Rudolf Abt. gr. 8°. 184 S. m. e. Bildn. M. 2,—.

Rathusius, A. v. Freie Worte! Lieder und Skizzen. Mit Buchschmuck v. M. Behmer. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 176 S. m. Bildn. M. 2,— (3,—).

Neumann, P. Frühe, eh die Sonne wacht . . . Gedichte. Leipzig, Max Spohr. gr. 8°. 120 S. M. 3,—.
Peregrinus (P. Grundner). Dichtungen. Dresden, E. Pierson. 135 S. M. 2,— (3,—).
Romer, F. Pfefferkörner. Humoristische Gedichte in karlsruher Mundart. Karlsruhe, Macklotsche Buchh. 12°. 168 S. Geb. M. 2,—.
Scholz, Wilhelm v. Der Spiegel. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 189 S. M. 2,50.
Sutermeister, E. Klänge aus stiller Welt. Gesamtausg. (2. stark verm. Aufl.) der „Lieder e. Taubstummen" und der „Neuen Lieder e. Taubstummen". Zürich, Caesar Schmidt. 208 S. m. Bildn. M. 2,—.

Daumier, H. Die ollen Griechen. Bilder zur Sage u. Geschichte der Alten. Mit Versen v. W. Polstorff. Nebst e. Einleitg.: Ein französ. Humorist v. E. Fuchs. Berlin, A. Hofmann & Comp. 4°. 107 S. M. 3,50.
Klausner, M. A. Die Gedichte der Bibel. In deutscher Sprache. Mit Buchschmuck von J. Klausner. Berlin, S. Calvary & Co. gr. 8°. 408 S. Geb. M. 6,—.

c) Dramatisches.

Dahn, Felix. Fünfzig Jahre. Ein Festspiel in 3 Bildern. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 28 S. M. 1,—.
Grabbe, Chr. D. Sämtliche Werke. In 4 Bdn. herausg. mit textkrit. Anhängen u. der Biogr. des Dichters v. E. Grisebach. 1. Bd.: Dramatische Dichtungen. Berlin, B. Behr. XVI, 483 S. mit Bildn. M. 4,— (5,—).
Huch, Ricarda. Dornröschen. Ein Märchenspiel. Mit Buchschmuck v. H. Vogeler. Leipzig, Eugen Diederichs. 74 S. M. 1,50.
Jahn, R. Rosmunde, Königin der Langobarden. Trauerspiel. Straßburg, Josef Singer. 12°. 88 S. M. 1,—.
Kaelble, C. Die Heirat des Herrn Cornelius. Schwank. Dresden, E. Pierson. 82 S. M. 1,50.
Nordmann, Richard. Der blaue Bogen. Ein Stück a. d. Volksleben in 4 Akten. Berlin, F. Fontane & Co. 170 S. M. 2,—.
Nossig, A. Die Hochstapler. Schauspiel. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 132 S. M. 2,—.
Roge, A. Das Liebesmahl. Schauspiel. Tetschen, Otto Henckel. 64 S. M. 1,—.
Schröder, P. F. Graf Götzen. Vaterl. Schauspiel. Oppeln, Georg Maske. gr. 8°. 67 S. m. e. Bildn. M. 1,20.
Selten, F. Der Fiedler-Bauer. Eine Bauerntragödie. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 107 S. M. 2,—.
Sommerlad, F. Streik. Zeitstück. Dresden, E. Pierson. 179 S. M. 2,50.
Wedel-Bérard, W. E. E. gesch. Gräfin v. Regina Bertolina. Drama. Zürich, Caesar Schmidt. 79 S. M. 1,50.

Maeterlinck, Maurice. Prinzessin Maleine. Deutsch v. Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Mit Vorrede u. Bildn. des Verf. Leipzig, Eugen Diederichs. 122 S. M. 3,— (4,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Benedict, S. Die Gudrunsage i. d. neueren deutschen Litt. Rostock, H. Warkentien. gr. 8°. 119 S. M. 2,50.
Holzhausen, Paul. Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse u. Dichtung. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. gr. 8°. 117 S. M. 3,—.
Küchler, C. Geschichte der isländischen Dichtung der Neuzeit (1800—1900). 2. Hft. Dramatik. Leipzig, Hermann Haacke. gr. 8°. 79 S. M. 4,—.
Lenz, J. M. R. Vertheidigung des Herrn Wieland gegen die Wolken v. d. Verf. der Wolken. (1776.) Herausg. v. Erich Schmidt (Deutsche Litteraturdenkmale. Herausg. v. A. Sauer. Nr. 121). Berlin, B. Behr. XVI, 35 S. M. —,80 (1,40).
Möser, J. Ueber die deutsche Sprache u. Litteratur (1781). Herausg. v. Carl Schüddekopf (Deutsche Litteraturdenkmale. Nr. 122). Berlin, B. Behr. XXVII, 31 S. M. —,80 (1,40).
Nieten, O. Christian Dietrich Grabbe. Eine Einführung. Berlin, B. Behr. 43 S. M. —,60.
Pughe, F. H. Studien über Byron u. Wordsworth (Angl. Forschungen. Herausg. v. J. Hoops. 8. Hft.). Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. 167 S. M. 4,80.

e) Verschiedenes.

Baumberger, Georg. Aus sonnigen Tagen. Volks- u. Landschaftsbilder a. d. Schweiz. Ill. Einsiedeln, Verlagsanst. Benziger & Co. 177 S. M. 1,60.
Bibliographie, internationale, der Kunstwissenschaft. Herausg. v. A. L. Jellinek. 1. Jahrg. 1902. (Jährl. 6 Hefte.) 1. Heft. Berlin, B. Behr. gr. 8°. 34 S.
Bibliothek der Gesamtlitteratur. 1566—1570. Alexis, W. Der Werwolf. Vaterl. Roman. Geb. M. 2,25. — 1571—1573. Weiß, A. Poln. Novellenbuch in deutschem Gewande. 4. Bd. — 1574. Jahnke, H. u. W. Schirmer. Kein Hüsung. Volksschauspiel. — 1575. Halm, F. Der Fechter v. Ravenna. Trauerspiel. — 1576. Augier, E. Familie Fourchambault. Schauspiel. A. d. Franz. v. R. Löwenfeld.
Eisler, R. Nietzsches Erkenntnistheorie und Metaphysik. Darstellung u. Kritik. Leipzig, Hermann Haacke. gr. 8°. 118 S. M. 5,20.
Ellinger, G. Philipp Melanchthon. Ein Lebensbild. Berlin, R. Gaertner. gr. 8°. XVI, 624 S. m. e. Bildn. M. 14,—.
Feine, P. Jesus Christus und Paulus. Leipzig, J. C. Hinrichs. gr. 8°. 311 S. M. 6,— (7,—).
Harnack, Adolf. Das Wesen des Christentums. Akademische Ausg. Leipzig, J. C. Hinrichs. gr. 8°. 190 S. M. 1,— (1,50).
Heyck, E. Der Große Kurfürst. (Monographieen zur Weltgeschichte. XVI). Bielefeld, Velhagen & Klasing. gr. 8°. 120 S. M. 4,—.
Körner, Theodor. Sämtl. Werke. Mit e. biogr. Einleitg. v. Otto Franz Gensichen u. e. Bildn. d. Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Lex.-8°. 431 S. Geb. M. 2,—.
Kunowski, Lothar v. Schöpferische Kunst (Durch Kunst zum Leben. 2. Bd.). Mit Buchschmuck v. J. V. Cissarz. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 318 S. M. 4,— (5,—).
Linde, E. Vom goldnen Baum. Aphorismen zur Kunst des Lebens u. der Erziehg. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 134 S. M. 2,— (2,60).
Paulsen, Friedrich. Die deutschen Universitäten u. das Universitätsstudium. Berlin, A. Asher & Co. gr. 8°. XII, 575 S. M. 6,— (7,20).
Pfui Chamberlain! Traurige Helden im Lichte der Karikatur. Berlin, Verlag der „Lustigen Blätter". gr. 8°. 96 S. m. Abb. M. 1,—.
Reclams Universal-Bibliothek. 4291. Tetzner, F. Wörterverzeichnis zur deutschen Rechtschreibung. — 4292—94. Winter, J. St. Ohne Fehl. Roman. A. d. Engl. — 4295. Haffner, C. Thereie Krones. Genrebild m. Gesang u. Tanz. — 4296. Jahn, E. R. In der Kaltwasserheilanstalt. Erzählg. — 4297. Maupassant, G. de. Ausgew. Nov. Uebers. v. H. u. A. Moeller-Bruck. 1. Bdchn. — 4298. Shakspere, W. Antonius u. Kleopatra. Bühnenbearbeitg. v. A. Heveſi. — 4299. Meyr, M. Ludwig u. Annemarie. Erz. — 4300. Böttticher, G. Allerlei Schnick-Schnack.
Rheinhard, W. Der Mensch als Tierrasse u. seine Triebe. Beiträge zu Darwin u. Nietzsche. Leipzig, Theod. Thomas. gr. 8°. 235 S. M. 3,—.
Schemann, L. Meine Erinnerungen an Richard Wagner. Stuttgart, Fr. Frommann. gr. 8°. 86 S. M. 1,50.
Schiemann, Th. Deutschland u. die große Politik anno 1901. Berlin, Georg Reimer. gr. 8°. 450 S. M. 6,— (7,—).
Schneider, F. Schillers Entwicklungsgang u. die Bedeutung der Kenntnis desselben f. das Verständnis seiner Werke. Progr. Friedeberg, Max Kohlschmidt. gr. 4°. 50 S. M. 1,30.
Seidl, Arthur. Die Wagner-Nachfolge im Musik-Drama. (Wagneriana. 3. Bd.) Berlin, Schuster & Loeffler. gr. 8°. 524 S.
Vogel, August. Ausführliches grammatisch-orthographisches Nachschlagebuch der deutschen Sprache. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchh. 508 S. Geb. M. 2,80.

---

d'Arienzo, N. Die Entstehung der komischen Oper. Uebers. v. F. Lugscheider. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 157 S. M. 5,—.
Pater, W. Die Renaissance. Studien in Kunst u. Poesie. A. d. Engl. übertr. u. m. e. Einleitg. v. W. Schölermann. Buchausstattung von F. Schumacher. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 323 S. M. 5,— (6,—).
Ruskin, John. Diesem Letzten. 4 Abhandlgn. über die ersten Grundsätze der Volkswirtschaft (Ausgew. Werke. 5. Bd. A. d. Engl. v. A. v. Przychowski. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 197 S. M. 2,50 (3,50).
Tolstoi, L. N. Was ist Religion und worin besteht ihr Wesen? Mit Anhang. Uebers. v. J. Ostrow. Leipzig, Eugen Diederichs. 115 S. M. 1,—.

Berichtigung. Der auf Spalte 1113 erwähnte anonyme Artikel über Wilhelm Busch aus der Münchener Allgemeinen Zeitung (103) rührt nicht von Wilhelm Weigand her.

Für die Mitarbeiter. Wir schließen die Redaktion für Heft 19 am 14. Juni, für Heft 20 am 28. Juni, für Heft 21 am 12. Juli, für Heft 22 am 26. Juli, für Heft 23 am 15. August, für Heft 24 am 30. August.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Ambergg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Verlag Eugen Diederichs, Leipzig.

Werke von Julius Hart.

Zukunftsland,

Ein Ausblick auf das zwanzigste Jahrhundert.

Bd I. **Der neue Gott.** Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—.
Bd. II. **Die neue Weiterkenntnis.** Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Ueber den ersten Band urteilten:

Arthur Bonus in der Christlichen Welt: Dass ich aber eine rein ästhetische Weltanschauung wie die Julius Hart'sche für wertvoll halte, das hat mehr als einen Grund. Zunächst wirft eine jede einigermassen gut durchgeführte Weltanschauung ein helles Licht über ganze Massen von Einzelurteilen und Einzelbestrebungen des gewöhnlichen Lebens; sie weist die innere Tendenz, den inneren Zusammenhang nach, den diese Einzelvorstellungen haben oder haben können. Dann aber halte ich insbesondere die ästhetische Urteilsweise, die hier in umfassender Aussprache vorliegt, für unendlich viel wichtiger, als sie in unseren Büchern gemeinhin genommen wird.

Frankfurter Didaskalia: . . . für unser Gefühl eine der schönsten deutschen Geistesthaten der neuen Zeit.

Hamburger Correspondent: Eine Summe von Geist und Wissen ist in dem Buche niedergelegt, das jeden Leser mit Hochachtung und Bewunderung erfüllen muss

Vorwärts: Sein Buch verdient jedenfalls ein aufrichtiges Lob, aber ebenso aufrichtigen Widerspruch in manchen Punkten

---

Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlg. (A. Schwartz) Oldenburg
gegründet 1800.
Gold. Med. f. d. Gesamt-Verlag. Silb. Med. f. d. Kolonial-Verlag.

Allmers, H., Marschenbuch. 1. Aft. 6 M., i. Org.-Ebd. 7 M.
— **Röm. Schlendertage.** 10. Aft. Ill. 6 M., i. Org.-Ebd. 7 M.
Barth, Dr. H., Ital. Schenkenführer. 2. Aft., i. Org.-Ebd. 1 M.
Charpentier, Dr. J., Russ. Wanderbilder. 2. Aft. 3 M., i. Org.-Ebd. 4 M.
Dalwigk, v., Briefe a. Rom u. Athen. 2 M., i. Org.-Ebd. 3 M.
Gardini, Dr. C., In d. Sternenbanner-Republik. 6 M., i. Org.-Ebd. 7 M.
Gütfeld-Falkenstein-Prejuël-Goesche, Congo-Expedition. I. 15 M. II. 12 M. III. 1 M. 15. (Schluß demnächst.)
Haden, W., Ital. Gypsfiguren. 3. Aft. 4 M., i. Org.-Ebd. 5 M.
Kronecker, Javas Feuerberge. Ill. 3 Kart. 2 M., i. Org.-Ebd. 3 M.
Poppe, Fr., Zwisch. Ems u. Weser. 2. Aft. 6 M., i. Org.-Ebd. 7 M.
Proelß, J., Deutsch-Capri. Ill. i. Org.-Ebd. 3 M.
Roland, E., Ital. Landschaftsbilder. 3 M., i. Org.-Ebd. 4 M.
Salomon, L., Spaziergänge i. Süd-Italien. Ill. 3 M., i. Org.-Ebd. 4 M.
Schinz, Dr. H., Deutsch-Südwestafrika. Illustr. m. Karte 18 M., i. Org.-Ebd. 20 M., Karte apart 2 M.
Stahr, Ad., Ein Jahr i. Italien. 4. Aft. 5 Tle. 15 M., i. Org.-Ebd. 18 M
— **Herbstmonate i. Ober-Italien.** 3. Aft. 6 M., i. Org.-Ebd. 7 M.
Staudinger, P., Im Herzen d. Haussaländer. 2. Aft. 10 M., i. Org.-Ebd. 12 M.
Stern, Ad., Wanderbuch. Bilder u. Skizzen. 3 Aft. 4 M., i. Org.-Ebd. 5 M.
Wolff, W., P. Hanano s. Niamwo. Forschungsreise. 4 M., i. Org.-Ebd. 5 M.
Zabel, Eug., Europ. Fahrten. 2 Bde. 10 M., i. Org.-Ebd. 12 M.
Zacher, J., Röm. Augenblicksbilder. 3 M. i. Org.-Ebd. 4 M.

Bücher. Prompte Lieferung aller Bücher durch H. G. Sperling, Buchhandlung in Stuttgart und Mailand. Größere Werke gegen bequeme Teilzahlungen. Kataloge gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon. Reisende und Vertreter für einzelne Orte und Bezirke werden angenommen.

Soeben erschien:

Der blaue Bogen

Ein Stück aus dem Volksleben in vier Akten

von

Richard Nordmann

☞ Aufführung in Wien

von der Censur verboten

Preis M. 2.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien:

YVETTE GUILBERT's

erster Roman

DER BRETTLKÖNIG

Geheftet 3 Mark 50 Pf., elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Die berühmte Brettldiva, die auf ihrer Tournee durch Deutschland überall sensationelle Erfolge erntete, giebt uns in ihrem ersten Roman ein fesselndes buntes Bild aus dem Leben der Brettlkünstler. »Der Brettlkönig« ist einer der interessantesten Romane der letzten Jahre und nicht nur durch die Persönlichkeit der Verfasserin dazu geschaffen, einen grossen Erfolg zu haben. In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag von ALBERT LANGEN in München-Le.

Verlag von Georg Heinrich Meyer, Leipzig u. Berlin S W. 48.

Wilhelm Weigand

In der Frühe. Neue Gedichte (1894—1901). M. 4.—, geb. M. 5,—.

Die Frankenthaler. Ein Roman. Dritte Auflage. Neuntes und zehntes Tausend. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Florian Geyer. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Akten. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Tessa. Eine Tragödie in fünf Akten. Zweite Auflage. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Lorenzino. Eine Tragödie in fünf Akten. Dritte Auflage. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Alexander Weigls
Unternehmen für Zeitungsausschnitte

„Observer"

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4,
Telephon Nr. 12801,

liest alle hervorrag. Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer u. ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel u. Notizen (Zeitungsausschnitte) über beliebige Themen. Prospekte gratis und franko.

Romane der beliebten Erzählerin **J. Edhor.**

Goldene Herzen. Roman aus der Gegenwart. Illustriert von Fritz Bergen. Dritte Auflage. 336 Seiten.

Bis der letzte Heller bezahlt ist. — Roman. Illustriert von Alexander Zick. Dritte Auflage. 396 Seiten. 8°.

Opfer der Ehre. Roman. Illustriert von Alexander Zick. Dritte Auflage. 230 Seiten. 8°.

Preis jeden Bandes: Broschiert M. 3.20, elegant gebunden M. 4.—.

Drei Romane von seltener Originalität. In gefälliger Form werden Konflikte entwickelt, die von Anfang bis Ende fesseln. Wer sich angenehm unterhaltend und spannend über einige freie Stunden hinwegdefen will, dem können diese Romane bestens empfohlen werden.

Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln,
Waldshut und Köln a. Rh. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

☞ **Diesem Hefte liegt ein Prospekt bei von Alfred Janssen, Verlagsbuchhandlung in Hamburg.**

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Vierter Jahrgang
Heft 18
Juni 1902

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag, für die Schweiz nur durch das Intern. Annoncen-Bureau L. Kuranda, Lausanne

Junge Lyriker.

Von **Carl Busse** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Von einem alten Plane und einem neuen Unternehmen möchte ich hier reden. Die Welt hat nicht darauf gewartet und wird daran vorübergehen, aber ein kleiner Kreis hört vielleicht gern zu, wenn ich von einem Versuch erzähle — wohl dem ersten seiner Art —, mit dem der deutschen Lyrik und ihren Freunden in bescheidener Weise gedient werden soll.

Ich spreche nicht zu denen, die gleichgültig oder verständnislos an unsrer Versdichtung vorübergehen; noch weniger will ich Bekehrungsversuche machen. Die „Lyrikreisen" — ich meine damit nicht das Publikum, das Gedichtbücher zum Geburtstag verschenkt — bilden gleichsam einen Geheimbund im Lande, und es ist ein seltenes Fest, wenn zwei, denen die zartesten Wunder der Lyrik sich entschleiert haben, sich treffen und erkennen. Im übrigen halten sie es mit ihren Begeisterungen, wie die Griechen es mit ihrer Religion hielten, die ihnen zu gut war, als daß sie sie den Barbaren hätten aufdrängen wollen.

Man wird es danach verstehen, daß ich auch durchaus nicht klagen will. Es wird sogar in Deutschland verwunderlich viel Lyrik gekauft. Man fragt sich oft, wohin das alles geht und wo die Edelmenschen sitzen, die dafür Geld haben. Und vielleicht ist nicht uninteressant, wenn auch als Einzelfall nicht maßgeblich, was mir einst mein Verleger berichtete. Er gab mir eine Aufstellung, wohin die Exemplare einer verkauften Auflage meiner „Gedichte" gegangen seien. Da stand Berlin an der Spitze, dann folgten fast der Reihe nach alle deutschen Universitätsstädte; ganz zuletzt, mit Nestern von zehntausend Einwohnern zusammen, rangierte — Hamburg. Es mag sich immerhin daraus ergeben — Wert oder Unwert des betreffenden Buches kommt ja hier nicht in Betracht —, einen wie starken Prozentsatz der Gedichtbuchkäufer das deutsche Studententum stellt. Und wenn das nicht Idealismus ist! Es stimmt auch dazu, daß in Berlin sowohl wie an andern Universitäten öffentlich von studentischer Seite Beschwerden erhoben wurden, die von den betreffenden Bibliotheken eine stärkere Berücksichtigung der modernen Lyrik verlangten.

Die Herren dichten selber, wird man erklärend sagen! Gewiß! Die lyrische Kinderkrankheit muß auch heute noch von vielen überstanden werden! Und das ist gut so und wird hoffentlich so bleiben. Wenn nur nicht die höllische Eitelkeit in den meisten Fällen das schöne Spiel verderben würde! Zuerst will man gedruckt werden. Das ist mit einem kleinen Gedicht nicht so schwer; manch Blättchen macht die Aufnahme vom Abonnement abhängig. Dann bombardiert man bekannte Dichter oder unglückliche Kritiker mit seinen Versen und verlangt ein Urteil. Der Außenstehende glaubt es nicht, was einem täglich an lyrischem Kruppzeug auf den Schreibtisch fliegt. Ständig wiederholt sich die Bitte, man möchte dem lyrischen Erstling des heranwachsenden Genies einen Verleger besorgen. Geschieht das nicht, so sieht sich das Genie selber um. Natürlich giebt es nur Ablehnungen. Aber dann findet man einen Verleger, der das Buch herausbringen will, d. h. wenn der Autor die Druckkosten zahlt. Es giebt Verleger, die auf diese Weise von der Eitelkeit der Poetaster leben. Mit zwei-, dreihundert Mark ist die Sache abgemacht, und das Opus erscheint. Beim Roman und Drama kommt man weniger billig davon. Rechnet man dazu, daß die Deutschen von Alters her sich als vornehmlich lyrisch begabtes Volk erwiesen, so braucht es keiner Worte mehr, um die — im Verhältnis zur Nachfrage ungeheure — Ueberproduktion in der Lyrik zu erklären. Die notwendige Folge ist, daß von 100 neu erscheinenden Gedichtbüchern nur zwei oder drei einen Absatz erzielen, der die Unkosten deckt oder gar einen Gewinn ergiebt. Die zweite Folge, daß die Verleger sich von so gewagten Geschäften zurückhalten und um Himmelswillen nichts mit Lyrik zu thun haben wollen. Darunter leiden die neu erstehenden echten lyrischen Talente unsagbar. Sie sind gewöhnlich zu arm, um den Druck ihrer Gedichte zu bezahlen, oder

sie sind, gerade weil sie sich ihres Könnens bewußt sind, zu stolz dazu. Es kommen Jahre voll bitterer Empfindungen, die leicht eine Begabung schädigen und sie auf schiefe Bahnen drängen, auf Bahnen der Verkünstelung, wo das l'art pour l'art regiert. Denn der lebendige Widerhall fehlt und muß ja fehlen. Von dem nonum prematur in annum halte ich gar nichts; besonders für die Lyrik nichts. So ist manches Talent beeinträchtigt worden. Oder es gelingt endlich, mit einigen Opfern einen kleinen Verleger aufzutreiben, der es wagen will. Aber dessen Namen hat dann im Buchhandel so wenig Klang, daß die Sortimenter kaltlächelnd über die Anzeige im Buchhändlerbörsenblatt fortlesen.

Das sind keine Uebertreibungen. Es sei mir erlaubt, hier einige persönliche Erfahrungen zum Besten zu geben. Vor bald zwölf Jahren saß ich versehmiedend in einem von allem Weltverkehr abgeschnittenen posenschen Landstädtchen und träumte davon, mein erstes Gedichtbuch herauszugeben. Von deutscher Litteratur kannte ich wenig oder gar nichts, nur Liliencron, der stets Freundliche, tröstete, lobte, ermunterte. Da sandte ich mein Manuskript in die Welt. Natürlich wurde es überall abgelehnt. Die Mittel, um es auf meine Kosten drucken zu lassen, hatte ich nicht. Bei der so und so vielten Ablehnung schloß ich es resigniert ein. Was thun? Ich muß wohl damals einen sehr elegischen Brief an Liliencron geschrieben haben. Denn er versuchte noch ein Mittel. Er hatte damals noch einen Schützling, dem es ähnlich erging wie mir: Gustav Falke. Seinet- und meinetwegen schrieb er an Arno Holz, der gerade in einen besseren Berliner Verlag seine Werke überführt hatte. Holz bat sich das Manuskript aus und setzte sich — ich danke es ihm noch heute — herzlich dafür ein. Auch das schlug fehl. Die schön abgeschriebenen Blätter kamen wieder zurück: die Gedichte, schrieb der Verlag, seien so wenig eigentümlich, daß auf ein Interesse des Publikums nicht zu rechnen sei. Vorher schon hatte ich in meiner Verzweiflung einem Münchener Verlag meine nächsten 12 Werke — zwölf!! — für ein Honorar von tausend Mark angeboten; mit dem Geld wollte ich nach Berlin und meine Verse drucken lassen. Der Verlag trat dem Angebot näher, der Kontrakt war schon aufgesetzt, da hatten die Münchener noch im letzten Augenblick Bedenken und schlossen nicht ab. Heute danke ich meinem Schöpfer dafür. Jedenfalls schien das Schicksal meiner Gedichte besiegelt. Da erbarmte sich in höchster Not ein kleiner Provinzialverleger, den ein guter Freund bearbeitet hatte. Um sich notdürftig zu schützen, stellte er die Bedingung, daß ich im Vorhinein für den Verkauf von 100 Exemplaren à 1,50 M. garantieren müsse. Das versuchte ich durch Eröffnung einer Subskription. Aber wer subskribiert auf das Gedichtbuch eines unbekannten Jünglings? Wieder mit Hilfe von Arno Holz kamen glücklich ein paar Dutzend Zeichnungen zusammen, und der Verleger, in seiner Art ein Idealist, riskierte den Druck. So erschien auf ungleichmäßigem, zum Teil schon angegilbtem Papier — auf unmöglichem Papier — mein erstes Gedichtbuch. Aber noch etwas Seltsames passierte dabei. Ein Gedicht begann nämlich: „Wir standen am Fenster . . . ein kühler Wind ꝛc." Und so oft ich korrigierte: immer wieder drehte der Setzer das in die unmögliche Zeile: „Am Fenster standen wir" um! Ein andres Gedicht setzte so ein:

„Wie wir abendlich im Garten
Heimlich uns zusammenfanden,
Wenn auf hohen Himmelswarten
Golden schon die Sterne standen!"

Seltsamer Weise hieß das erste Wort im Druck stets „Als", wodurch natürlich die ganze Konstruktion über den Haufen geworfen wurde. Wie gesagt, kein Korrigieren, Bitten, Beschwören half; die erste Auflage bringt die beiden Gedichte in der schrecklichen Verstümmelung. Den Grund erfuhr ich später; der Verleger hat ihn mir selbst gesagt. Nämlich: im vierten Bogen meines Gedichtbuches fingen sechs Gedichte mit einem großen W an. Die kleine Druckerei hatte jedoch nur vier große schön verzierte W's. Und man half sich, indem man zwei Gedichte so umkrempelte, daß ein großes A, das öfter vertreten war, an den Anfang kam. Diese Geschichte klingt unglaublich; sie ist aber thatsächlich so passiert. Als das Buch dann wider Erwarten — und trotz alledem — Erfolg hatte und bald eine zweite Auflage nötig war, wurden die fehlenden großen W's angeschafft!

Das waren die ersten Leiden eines deutschen Lyrikers. Aber ich hatte im Großen und Ganzen doch noch Glück. Anderen ging es viel schlimmer. Und damals habe ich mir geschworen, wenn ich glücklich so weit wäre, anderen die ersten Schritte zu erleichtern. Das habe ich manch liebes Mal schon thun dürfen. Aber wie kopfscheu selbst die feinsten und verständnisvollsten Verleger der Lyrik gegenüber wurden, davon nur ein Beispiel. Der vor einigen Jahren verstorbene Felix Liebeskind, ein prächtiger Mensch voll echter Kunstbegeisterung und gewiß einer der vornehmsten und gebildetsten Verleger Deutschlands, hatte sein Leben lang der deutschen Lyrik Freunde zu werben gesucht. Es ist bekannt, welch ein Glück er mit Baumbach hatte; mit andern gelang es ihm weniger. Kam er mit einem Fremden in sein leipziger Stammlokal, so hieß es sicher: „Aha, Liebeskind hat wieder einen hungrigen Lyriker entdeckt!" Aber schließlich verzagte selbst er. Und gerade damals wollte ich ihn zur Annahme eines Gedichtbuch-Manuskriptes bewegen. Er deklamierte mir begeistert eine halbe Stunde lang italienische Verse vor, trotzdem ich ihm gesagt hatte, ich verstände die Sprache nicht, doch wenn ich dann wieder drängte, ward er zugeknöpft, bis ich ihm schließlich die Pistole auf die Brust setzte. Schließlich gab er nach: er wollte das Buch nehmen. Es sollte sein letzter Versuch sein. Aber er war so mißtrauisch geworden, daß er auch bei Hans Hoffmann noch anfragte und ihm das Manuskript vorlegte. Der riet auch kräftig dazu. So erschien das Buch: es waren die Gedichte von Anna Ritter, die in drei Jahren zwölf Auflagen erlebten. Aber Felix Liebeskind sah den Erfolg nicht mehr. Er starb vorher: es war wirklich sein letzter Versuch gewesen.

Ich erzähle dies alles, um — wenn das noch nötig ist — zu zeigen, wie unglücklich die Verhältnisse liegen. Es ist für einen jungen Autor, der nicht die allergewichtigsten Beziehungen besitzt, heute fast unmöglich, sein Gedichtbuch ohne materielle Opfer herauszubringen. Bringt er selbst die materiellen Opfer: auf die großen Verleger muß er sowieso verzichten, denn die lassen sich nichts zuzahlen. So fällt er im günstigsten Falle Leuten in die Hände, die nichts für sein Buch thun können, in den weit-

aus meisten Fällen aber gerät er an Ausbeuter, denen er nicht nur alle Kosten ersetzen, sondern jährlich noch seinen Tribut zahlen muß.

Offensichtlichen Talenten diese bitteren Erfahrungen zu ersparen, das war mein alter Lieblingsplan, der jetzt in bescheidenen Grenzen realisiert werden soll. Ich glaube sagen zu dürfen, daß kaum jemandem im lieben Vaterlande mehr Lyrik durch die Finger läuft als mir. Das ist ein zweifelhaftes, oft genug verwünschtes Glück. Aber es ist doch keine Freude reiner, als wenn unter all dem Wust, der Mittelware, dem Hübschen sich ein holdes Wunder findet, irgend etwas, wo man aufspringt: Ecce poeta! Und dann mit diesem Poeten zu arbeiten, ihm raten zu können, ihn wachsen zu sehen — viel Mühe, mehr Freude! Bis das Buch, das man bald so gut kennt, wie der Dichter selbst, dann fertig ist und sich wieder die Frage erhebt: wohin damit?

Da erwuchs denn allmählich ein bestimmterer Plan. Es sollte eine Sammlung geschaffen werden, die bedeutenderen jüngeren Talenten zum Worte verhülfe. Wie es Sammlungen ausgewählter moderner Romane giebt, wo jeder Band ein abgeschlossenes Ganze darstellt, so wollte ich eine kleine Sammlung ausgewählter moderner Gedichtbücher schaffen. Sie hatte nur dann Zweck, wenn wirklich nur auserlesene junge Talente, die den Durchschnitt weit überragten, darin an die Oeffentlichkeit traten, und wenn ferner ein bedeutender Verlag die Sache in die Hand nahm. Dann konnte sie außerordentlich segensreich wirken. Nicht nur dadurch, daß sie unter Ersparung aller bitteren Kämpfe und Opfer starken, neu auftretenden Talenten freie Bahn in die Oeffentlichkeit verschaffte. Nein, sie konnte auch den Freunden deutscher Lyrik einen gewissen Halt und Anhalt geben, indem sie aus der verwirrenden Fülle der Erscheinungen wenige auserwählte heraushob. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht auch außerhalb ihrer sowieso engen Grenzen das Heil erblühen kann; es soll nur die Gewißheit gegeben werden, daß in ihrem Rahmen nur Versbücher von eigenartiger Bedeutung oder feiner Schönheit erscheinen werden. Gewiß ist es möglich, daß man sich irrt, hier über-, dort unterschätzt, aber doch nur in der Beurteilung des Grades der Bedeutung und Wirksamkeit ist ein Irrtum möglich. Nicht aber in der Frage, ob etwas bedeutend ist oder nicht.

Es ist selbstverständlich, daß eine solche Sammlung nicht an eine bestimmte Zeit und Zahl gebunden sein kann. Sie wird allemal nur dann ihre Fortsetzung finden, wenn hervorragende Talente, die immer dünn gesät sind, dazu Veranlassung geben. Vor nichts möchte ich mich mehr verwahren, als etwa vor dem Vorwurf einer Geniefabrik und lyrischen Kleinkinderbewahranstalt. Es sind deshalb vorläufig nur fünf Bände in Aussicht genommen, und es ist ebenso möglich, daß der fünfte Band in zwei, wie daß er in sechs oder sieben Jahren erscheint. Es kommt eben alles darauf an, ob der liebe Gott die nötigen Talente wachsen läßt, ob sie als solche erkannt werden und ob sie die geöffnete Bahn benutzen wollen.

Ebenso natürlich ist es jedoch, daß man an die Herausgabe einer derartigen, bisher wohl noch nicht dagewesenen Sammlung nur dann herantritt, wenn man zwei bis drei bedeutsame Begabungen, von deren Zukunft man überzeugt ist, im Hinterhalt hat. Sonst wäre es ja zwecklos, mit einem leeren Plane die Oeffentlichkeit zu behelligen.

Einen leeren Plan habe ich hier nicht vorgetragen. Unter dem Gesamttitel „Neue deutsche Lyriker“ erscheint das Unternehmen, von dem ich sprach, im G. Groteschen Verlage in Berlin, und die beiden ersten Bände sind eben ausgegeben worden.*) Zwei bislang unbekannte Dichter treten damit auf den Plan. Alfons Paquet, der eine, 21 Jahre erst alt, ein Poet, aus dem alles werden kann; ein Dichter, der Genie-Anlagen mitbringt, ein Dichter von gelassener Ruhe und Sachlichkeit, von einer kalten Energie und leidenschaftlichen Entschlossenheit, von einem erstaunlichen Umfang der Begabung und oft naiv-unbeholfener Größe. Der zweite, Adolf Holst, sein ganzes Gegenstück: das geborene feine lyrische Talent, das in klingenden Versläufen eine entzückende Grazie entfaltet, das mit heiterer Herzlichkeit die Herzen erobert, das über bestimmte Grenzen nicht hinausfliegen kann, aber in diesen Grenzen auch Fürst von Gottes Gnaden ist und viel reine Melodie und Schönheit einfängt. Der eine, darf man sagen, mehr Skalde, und Männer werden ihm zumeist lauschen. Der andere mehr Troubadour, der vornehmlich der Frauen Herzen bewegt. Das ist wenigstens mein Urteil, das Jahre Zeit hatte, sich zu bilden. Bald sollen und werden andere sprechen.

Ich habe geglaubt, hier ruhig über ein von mir selbst geschaffenes Unternehmen reden zu können. Es soll ja nicht mir dienen, sondern der deutschen Lyrik nach allen Kräften, die mir bemessen sind. Aus rein ideellen Motiven ist es erwachsen, nichts anderes drängt sich dazwischen. Deshalb auch fürchte ich keine Mißdeutung und spreche davon freudigen Herzens zu denen, die der deutschen Lyrik gern folgen und sie lieb haben.

Ein russischer Satiriker.

Von **Georg Polonsky** (München).

(Nachdruck verboten.)

Aus der Eigenart der russischen geschichtlichen und geistigen Entwicklung ließe es sich mit einleuchtenden Gründen erklären und nachweisen, daß die satirische Ader bei den Russen reichlicher als bei andern Völkern fließt. Sie spiegelt sich in dem biegsamen, in virtuoser Natürlichkeit sich gefallenden russischen Idiom wieder, in der Volkssage und im Märchen, im Sprichworte und in der Fabel. Niemand lacht eigenartiger, niemand bitterer und niemand lieber über sich selbst als der Russe. Das Lachen unter Thränen, der naive Humor, alle Arten der spöttischen Geißelung fanden und finden im russischen Leben reiche Nahrung. In der Litteratur durchsetzt die Satire alle Gattungen des künstlerischen Schaffens: Roman und Drama, Fabeldichtung und Lyrik sind gleichermaßen satirisch gewürzt. Abgesehen von ihren bewußten ersten Anfängen, die mit dem Er-

*) Neue deutsche Lyriker. Herausgegeben und eingeleitet von Carl Busse. I. Lieder und Gesänge von Alfons Paquet. II. Sternschnuppen. Gedichte von Adolf Holst. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1902.

wachen des nationalen Bewußtseins zusammenfallen und sich hauptsächlich gegen die Auswüchse der Gallomanie und die vorurteilsvolle Unwissenheit richten, hat die russische Satire das tiefgehende Streben, sich aller Schwächen des russischen Gesamtlebens zu bemächtigen, und hat darin mit der Zeit eine Höhe erreicht, auf der sie mit jeder Satire der Weltlitteratur rivalisieren kann. Von der primitiv-didaktischen Poesie am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts, durch die Pamphlete Kantemirs und die Lustspiele Von-Wisins, durch die Naturschule Gribojedows und Gogols bahnt sie sich stetig ihren Weg. Ihren Gipfelpunkt erreicht jedoch die Satire in Saltykow (Schtschedrin) (1826 bis 1889), der als der ureigentliche russische Satiriker uns hier des Näheren beschäftigen soll.

Saltykows Talent ist durchaus elementarer Natur: als eine geniale Kombination von spontaner, schöpferischer Kraft und ihres Ziels bewußter Intelligenz versagt seine Satire nie ihre Wirkung. So leicht dem Dichter die Einfälle zuströmen, stets werden sie unter die wachsame Kontrolle des Verstandes gestellt, der sie als unerbittliche Geißel im Dienste bestimmter hoher Ideale verwendet.

Gleich sein erstes Werk, „Die Gouvernementsskizzen“ (deutsch erschienen unter dem willkürlichen Titel „Skizzen aus dem russischen Volksleben“), wirkte epochemachend. Sie fallen in eine Zeit, wo das neue Rußland — unmittelbar vor den Reformen der Sechzigerjahre — mit dem ganzen Inventar Altrußlands aufzuräumen und sich zur politischen und sozialen Wiedergeburt zu rüsten begann. Saltykow trat gleichsam in den Mittelpunkt der Zeitstimmung und unternahm auf seine Weise die auf allen Gebieten des geistigen und moralischen Lebens Rußlands fällig gewordene Abrechnung mit der vorangegangenen Epoche. Worunter Altrußland vor allem litt, das war die unbeschreibliche Willkür seiner unwissenden, verbrecherischen Gewalthaber und Verwaltungsorgane. Gegen diese ganze dichtgeschlossene Phalanx legte der junge Satiriker seine Lanze aus. Diebe, geriebene Schächer, Spekulanten und Schurken, die alle Posten des öffentlichen Lebens in Anspruch nahmen, ließ er an die Oberfläche treten: Typen, die wir zum Teil bereits bei Gogol kennen lernten, jedoch mit den sozial- und individuellpsychischen Unterschieden, die in der Zeitdifferenz zwischen den Vierziger- und Sechzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts begründet waren.

In die zweite Entwicklungsphase trat die Satire Saltykows, als sie sich an den Gährungsprozeß heranwagte, den die Reformen der Sechzigerjahre hervorgerufen hatten. Diese Reformen, die sich auf den Altrußland entgegengesetzten Prinzipien aufbauten, kamen den meisten Vertretern des offiziellen Rußlands äußerst unerwartet. Unfähig, deren eigentliches Wesen zu begreifen, verstanden sie nur so viel, daß die Zeit gekommen war, vor allem „liberal“ zu reden. „Die liberale Sprechmaschine,“ erklärt der Satiriker, „wurde eröffnet, und jeder bemühte sich wie absichtlich, sich als ein Rädchen in sie einzufügen, um damit die so wie so schon gewaltige Konfusion zu vermehren.“ Gutsbesitzer, die über den althergebrachten Unterschied zwischen „weißen und schwarzen Knochen“ (d. h. blauem und rotem Blut) niemals hinwegkommen und unter dem Prinzipe der Selbstverwaltung nichts anderes verstehen als die „libre initiative des pomestschiks“, die ihnen auf eine neue Art die Versklavung der Massen fortzusetzen erlauben soll; allerhand Schwätzer, die aus der aufgeregten Zeitstimmung unerschöpfliche Nahrung für ihr hohles Wesen gewinnen und sich in himmelschreienden Absurditäten ergehen; giftige Verleumder, die in allen Winkeln des russischen Lebens herumschnüffeln, überall Demagogen wittern und die trübe Konfusion ihrer Umgebung benutzen, um eine unerhörte Hetze aller gegen alle in Szene zu setzen; eine ganze Porträtgalerie von Beamten, die aus der ganzen Geschichte nicht klug werden und im „Instanzenzuge“ schriftlich und mündlich sich eines sinnlosen Geredes befleißigen, bis sie den Verstand verlieren u. s. w., all das bildet den kaum zu bewältigenden Angriffsstoff von Saltykows Satire aus dieser zweiten Periode. Vorzugsweise ist sie in den „Satiren in Prosa“ und „Unschuldige Geschichten“ verkörpert. In ausgiebigstem Maße wird hier die satirische Peitsche geschwungen, und das drollige, in reich nuancierten Gruppen auftretende Gesindel versetzt den Leser unwiderstehlich in eine humoristische Stimmung. Saltykow schafft sich hier eine eigene Terminologie, mit deren Hilfe er oft die kompliziertesten sozialen Prozesse und Erscheinungen in einem Worte drastisch zu charakterisieren und an den Pranger zu stellen weiß.

In chronologischer Reihenfolge kommen dann die Werke, die die Glanzperiode in Saltykows satirischer Thätigkeit bilden: „Die Zeichen der Zeit“, „Briefe aus der Provinz“, „Das Tagebuch eines Provinzlers in St. Petersburg“, „Die Herren Taschkenter“, „Die weiblichen und männlichen Pompadours“. Hier vertritt Saltykow sein politisches Ideal vollkommener Selbstverwaltung, das er mit dem Beginn der Reformen schon erfüllt wähnte, und das er nun von allerhand Finsterlingen bedroht sah. Mit glühendem Zorn greift er die „Gierigen“ und „Leichten“ an, die keinen Gedanken außer „dem fetten Bissen“ im Kopfe haben und immer bereit sind, die aus der Leibeigenschaftszeit her fortgeerbte Gier zur Triebfeder ihres „kulturellen Treibens“ zu machen. Und wiederum geht der Zorn des Satirikers in beißenden Spott und vernichtenden Sarkasmus über, wenn er vom Problem zum Menschen und zur Situation zurückkehrt und in prächtigen Gemälden die angeblichen Leiter und Hüter des Staates fixiert, die ihre eigenen brutalen Interessen für die des Staates ausgeben und jeden, der sie nicht anerkennen will, als Kommunisten, Nihilisten und Revolutionär verschreien.

Gegenstand der Satire war zu allen Zeiten vorzugsweise die Heuchelei. Normen, die die Gesellschaft einer Epoche selbst anerkennt und als ideale Grundsätze preist, und mit denen sie doch fortwährend bewußt oder unbewußt in Widerspruch gerät, fordern von selbst alle Tonarten des Lachens heraus. Auf diesem Gebiete der Satire liegen denn auch Saltykows glänzendste Leistungen. „Die Lüge,“ erzählt er, „die nicht zugeben wollte, daß es ein Laster gebe, das sie nicht begangen haben sollte, machte selbst große Augen, als sie die Heuchelei erblickte.“ Mehr als die Hälfte seiner Werke sind dem Problem der Heuchelei gewidmet. Ueberall findet er Gelegenheit, sie zu sezieren, zu verspotten und zu brandmarken. Speziell wird dieses Thema in dem Werke „Die gutgesinnten Reden“ behandelt. Aus dem Gefühle der Ent-

Aus der englischen Bücherwelt.

Von **Max Meyerfeld** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Wenn einmal von einem englischen Drama Notiz zu nehmen ist, dann gebührt einer solchen „rara avis“ der Vorrang. Und wenn es gar von Stephen Phillips stammt, versteht sich solche Ehrenbezeugung von selbst — obwohl der Kritiker diesmal seinem Werk nicht allzu viel Ehre bezeugen kann.

Der Dichter des „Herodes“ [ein Anonymus hat ihn jetzt sehr wortgetreu und recht gespreizt übersetzt[1]] schnitt mit „Paolo und Francesca“ besser ab als mit dieser zusammengeschrumpften Staatsaffaire; schnitt mit seinen zartnervigen, sanft wogenden Gedichten besser ab als mit der von präraphaelitischer Sinnlichkeit erfüllten Liebestragödie. Ihren tiefsten Punkt hat einstweilen diese Abwärtsbewegung im „Ulysses“[2]) erreicht. Seitdem sich Phillips dem schauspielerischen Auftraggeber Beerbohm Tree verschrieben, hat er wohl sein alljährliches Theaterstück geliefert, ist aber keinen Schritt weiter gelangt, so daß er mit seinem jüngsten Erzeugnis etwa auf der Höhe von Herrn Bungerts „Odysseus Heimkehr“ steht. Es ist schmerzlich, das sagen zu müssen; denn Stephen Phillips schien berufen, das englische Drama aus den Niederungen der Tagessensation emporzuführen. Und nun giebt er sich bereits dazu her, wie irgend ein fingerfertiger Bühnenspekulant ein Ausstattungsstück aufzuputzen, und scheut sich nicht, die Odyssee dramatisch auszuschlachten. Vom Himmel durch die Hölle auf die Oberwelt, aus dem Olymp über Ogygia, Kalypsos Eiland, durch den Hades gen Ithaka wandelt er „mit bedächt'ger Schnelle“, das Beste dem Dekorationsmaler und dem Schneider überlassend. Mit einer unwürdigen Farce im Olymp setzt die Handlung ein. Die homerische Götterwelt wird in Offenbachs bedrohliche Nähe gerückt. Zeus muß sich von der losen Aphrodite an seine Abenteuer mit irdischen Weibern erinnern lassen; Athene glaubt dem oft vorbestraften Vater nicht, bis er beim Styx geschworen; und der vielgeplagte Wolkensammler schließt die burleske Götterversammlung, indem er sich von dem holden Mundschenk Ganymed den Becher reichen läßt: „Seit jeher hat mir die Weltenherrschaft Durst gemacht“. Vorhang. Im Ernst, von diesen lächerlichen Puppen hängt das Schicksal des vielgewandten Helden ab, der damit auf die Stufe der Marionette herabsinkt. Das Drama wird so von vornherein aus den Angeln gehoben, der menschliche Wille ausgeschaltet und zum Werkzeug von Götter Gnade erniedrigt. Auf Hermes Geheiß verläßt Odysseus den Venusberg, will sagen: die Insel der Kalypso; auf Athenes Geheiß steigt er in die Wolfsschlucht, will sagen: das Reich der Schatten, hinab. Erst in des letzten Aktes zweiter Hälfte besinnt sich der Eindichter der Odyssee darauf, daß nicht Wandelbilder das Wesen des Dramas ausmachen: die Bestrafung der Freier wird im Prestissimo-Tempo abgethan. Freilich die Sprache erhebt diesen Operntext streckenweise über das Mittelmaß. Die Götter reden in heroischen, die Heroen in Blankversen, die gemeinen Freier in gemeiner Prosa. Es ist nicht die Sprache der homerischen Welt, die der moderne Bearbeiter zurückruft, sondern die gemessene Sprache Tennysons. Und wenn die Engländer ihre Enttäuschung einstweilen noch verbergen und sich an diesen Einäugigen klammern: Stephen Phillips ist schwerlich der Mann, der ihnen das heiß ersehnte litterarische Drama schenken wird.

Darum ist die Sache, für die sie jetzt so hoffnungsfreudig eintreten, noch nicht verloren. Die Hebung des Dramas wird eifrig begehrt, und zwar nicht etwa von wenigen verstiegenen Geistern, sondern die Gesamtheit der Gebildeten hat erkannt, daß es so nicht weitergehen könne. Im kommerziellen England suchen sie wirklich ein litterarisches Drama zu begründen. Leider fehlt der Bewegung bis jetzt der Name eines Führers. Mit Schlagworten läßt sich allerdings so wenig ein Drama schaffen wie eine Schlacht mit Plänen gewinnen.

Das empfinden auch die Iren, die der dramatischen Kunst zu einer neuen Blüte verhelfen möchten. Sie sind von der Nutzlosigkeit künstlerischer Bestrebungen in London überzeugt und haben sich daher abgesondert, um eine spezifisch irische Heimatkunst hervorzubringen. Sie soll der Belebung irischer Sagen und Märchen dienen und die alte, unterdrückte Sprache wieder in ihre Rechte einsetzen. Edward Martyn, George Moore und W. B. Yeats haben ihr Programm in einer Broschüre „Samhain“[3]) (der keltische Name für den Winteranfang) mit glühendem Enthusiasmus entwickelt. Aber ihnen mangelt es einstweilen nicht minder an einer überragenden Leistung, an der Illustration zu ihren Ideen, die vorderhand noch in der Luft schweben. Auch „Diarmuid and Grania“, eine dramatische Bearbeitung der berühmtesten nationalen Sage, von George Moore und Edward Martyn gemeinschaftlich verfaßt, kann kaum mehr als ein nationales Interesse beanspruchen. Wenn es dieser Sezessionistengruppe gelingt, den guten Willen in die That umzusetzen, dann wird die englische Bühne aus der irischen Bewegung ihren Vorteil ziehen. Die redlichen Bemühungen hüben wie drüben verdienen Ansporn und Teilnahme.

Um das Drama ringt man wenigstens: die Lyrik aber liegt fast ganz brach. Nur selten schießt auf diesem Stoppelacker ein Halm empor. Die Poeten haben offenbar zu der persönlichsten Art der Kundgebung das Zutrauen verloren; die Leser finden an den Scheinpersönlichkeiten des Romans mehr Gefallen. Selbst Thomas Hardys „Poems of the Past and the Present“ leben hauptsächlich von den Zinsen des Epikers. Und doch sind sie für den Menschen Hardy ein ehrenvolles Zeugnis. Hier setzt er sich mit den letzten Fragen auseinander, die er seinen Schilderungen von Land und Leuten in Wessex nicht zumuten darf. Hier macht sich sein Pessimismus Luft. Hier wird der freundliche Anreger zu einem grimmigen Ankläger der grausamen Natur. Hier packt ihn der Menschheit ganzer Jammer, und verzweiflungsvoll tönt uns sein „Ich verstehe die Welt nicht mehr“ entgegen. Die Verse an und für sich gewinnen erst als Beitrag zu Thomas Hardys Lebensauffassung Relief.

[1]) Herodes. Eine Tragödie von Stephen Phillips. Mettmann 1902, Hugo von der Heyden.

[2]) Ulysses. A Drama in a Prologue and three Acts. London und New York, 1902. John Lane.

[3]) Samhain. Edited for the Irish Literary Theatre by W. B. Yeats. Dublin und London, 1901.

Da hat der Roman vor den beiden Nachbargebieten doch einen beträchtlichen Vorsprung: er kann mit Positivem aufwarten. Diesmal fällt die Ernte sogar nach der litterarischen Seite hin nicht unergiebig aus. Ueber Mannigfaltigkeit der Form war nie zu klagen; die Mannigfaltigkeit des Inhalts läßt nichts zu wünschen übrig. Augenblicklich ist der historische Roman einmal wieder am Ruder. Aber Autoren wie F. Marion Crawford („Marietta"), S. Levett-Yeats („The Traitor's Way"), Henry S. Merriman („The Velvet Glove"), Max Pemberton („Pro Patria"), Stanley J. Weyman („Count Hannibal") u. a. bewegen sich zu sehr in den „worn-out conventions", als daß die fadenscheinige Gattung unter ihren Fingern einen neuen Schnitt erhielte. Vielfach ist es nur ein Flüchten aus der Gegenwart in eine unkontrollierbarere Vergangenheit: ein Zugeständnis der Ohnmacht gegenüber dem klippenreichen Leben, das uns umrauscht.

Alle diese Veteranen der Routine übertrifft der Anfänger Miles Amber an Mut. Der Verleger Unwin hat ihm den Weg in die Oeffentlichkeit gebahnt und seine neu begründete „First Novel-Library" vielversprechend mit „Wistons"[1]) eingeleitet. Mit dem novellistischen Nachwuchs ist es in England nicht zum besten bestellt; doch die Dutzendschreiber werden nicht leicht aus der Gunst ihres Stammpublikums zu verdrängen sein. Halten sich die folgenden Talente auf Ambers Höhe, dann dürfen sie den Kampf getrost aufnehmen. Mit gemischteren Empfindungen habe ich selten ein Buch gelesen als dieses „Wistons". Bald schlägt sein Verfasser reizvolle Seitenpfade ein, bald stolziert er breitspurig auf der ausgetretenen Heerstraße. Oft meidet er geflissentlich das Hergebrachte, oft wirft er sich ihm skrupellos in die Arme. Es ist ein seltsam anfängerhaftes Gemenge von Eigenem und Urväter Hausrat der Belletristik. Wistons, so heißt ein Gut in Sussex, auf dem die Woolvenhursts seit Generationen sitzen. Endlich kommt einmal Abwechslung in dieses Familieneinerlei, das etwas von der Regelmäßigkeit der Naturvorgänge besitzt: George, der einzige Sohn, studiert. Und aus der Art schlägt er auch in der Art, wie er sich seine Frau holt. Von der Straße liest er ein Zigeunermädchen auf und lebt ein Jahr in heimlicher Ehe mit ihr, bis er seiner Mutter die Schwiegertochter zuführt. Nach den Gründen dürfen wir bei Miles Amber nicht fragen, so wenig, wie das seine Menschen thun. Sie gehen neben einander her und reden an einander vorbei. Eine große Symphonie des Schweigens und Verschweigens wird das erste Buch. Fröhliches Kinderlachen schallt hinein — zwei Töchter, Esther und Rhoda, entspringen der rätselvollen Verbindung —, aber die Erwachsenen verlassen ihre Einsamkeit nicht. Und sie hausen auch getrennt: unten in seiner Bücherei sitzt der wortkarge Vater, oben langweilt sich die Mutter; sie liest Shakspere oder die Bibel, geht früh zu Bett und legt sich Patience. Was hat sie entzweit? Mit keiner Silbe ist davon die Rede. Die Phantasie des Lesers darf sich nach Belieben bethätigen. Ein Fragezeichen reiht sich an das andere. „Nach Erklärungen zu fragen, ist gemein, ist erniedrigend," behauptet Rhoda; sie fragt die Schwester nicht, warum sie, die einen windigen Schriftsteller geheiratet, eines Tages ins Elternhaus zurückkehrt, und sie will nicht gefragt sein, als sie selbst eines Nachts, ohne verheiratet zu sein, mit einem Kind anlangt. Englische Eigenart ist darin niedergelegt, aber ein Stäubchen wächst zu einem Schutthaufen an. Auch bei Thomas Hardy besitzen die Menschen die Kunst des Schweigens, etwa der Pächter Oak in „Far from the Madding Crowd", doch dann machen sie oder ihr Schöpfer davon Aufhebens. Bei Miles Amber hat diese Tugend etwas stillschweigend Selbstverständliches. Hinter allem aber thront die Sphinx Leben, und die Leiden, die sie für den einzelnen bereit hält, stehen in keinem Verhältnis zu seiner Unbedeutendheit. „Gott braucht nur Narren, eine rechtschaffene Beschränktheit. Das Leben ist sehr grausam, wenn man nicht dumm ist." Eine Gestalt des Romans, der sich wie hinter Schleiern abspielt, steht mit beiden Beinen auf dem Boden der Wirklichkeit: Betty, das Erbstück auf Wistons; diese treue Anverwandte und Magd gleicht Cäcilie v. Sarryn und Wieten Penn. An ihr hat der junge Dichter eine glänzende Charakterisierungsfähigkeit erwiesen. Er wird sich in Zukunft abgewöhnen müssen, seine Schemen mehr scheinen zu lassen, als sie sind; ihrer Menschlichkeit schadet das nicht.

Ein anderer Neuling, John Fraser, wird sich vermutlich nie in so interessanter Frisur vorstellen. Der Titel seines Romans „Death the Showman"[2]) trägt eine symbolistische Stirnlocke zur Schau; mehr ist nicht daran. Man liest ihn zu Ende wie einen spannenden Prozeßbericht.

Den Problemroman vertritt Richard Bagot mit „Casting of Nets"[3]). In diesem freundlichen Gegenstück zum „Helbeck of Bannisdale" der Mrs. Humphry Ward wird das heikle Thema der Mischehe mit schalkhafter Unbefangenheit behandelt, als ob ein Arzt über einen ernsten Krankheitsfall eine Humoreske schreiben wollte. Bagot hat etwas von Max Dreyers Absichtlichkeit und Lehrhaftigkeit. Die eine Partei hat die Klugheit, die andere die Dummheit gepachtet. Natürlich wird letztere nach Gebühr an den Pranger gestellt. Die Protestanten sind sehr aufgeklärte, duldsame Menschen, die Katholiken höchst gewissenlose Seelenfischer. Der Zweck heiligt ihnen die Mittel; folglich sind alle Schurkereien, sofern sie nur im Dienst der Kirche verübt werden, erlaubt. Was thut es, ob darüber das Glück eines Paares in die Brüche geht? Glück ist irdischer Egoismus, die Bekehrung eines Ketzers dagegen eine fromme That, die noch im Himmel ihre Früchte trägt. Wie Marie Corelli zieht Richard Bagot gestiefelt und gespornt gegen die ultramontane Hydra zu Felde, doch in aller Ruhe und mit einem ironischen Lächeln auf den Lippen. Hätte er Licht und Schatten nicht gar so ungleichmäßig verteilt, er hätte seinem künstlerischen Ernst entschieden genützt. Aber psychologisch wird sein Fall nicht übel abgewickelt. Er zeigt, daß die Mischehe im Grunde nicht von welterschütternder Bedeutung ist, und daß die Gatten trotz der Verschiedenheit der Religion recht gut mit einander auskommen können, wenn sich die Sippe nicht hineinmischt und die Kirche nicht Zwietracht sät. An der Liebe freilich muß alle Kabale zu schanden werden.

[1]) London, 1902, T. Fisher Unwin.

[2]) London, T. Fisher Unwin.

[3]) London, E. Arnold; Tauchnitz.

Von der Ehe bis zur Wiege geleitete uns Bagot; von der Wiege bis zur Ehe ihres Helden führt uns Lucas Malet, Mrs. Mary Harrison, Charles Kingsleys jüngste Tochter, in ihrer „History of Sir Richard Calmady“[7]). Das Buch ist als Charakterroman großen Stils gedacht; und soweit sein Umfang in Frage kommt, wird dies eingelöst. Der tot gesagte Dreibänder lebt neu auf. Hall Caine, der bisher an dem alten Vorrecht der Weitschweifigkeit festhielt und das Prinzip auch nicht in „The Eternal City“ preisgab — ich unterschlage dieses melodramatische Monstrum —, hat eine Schülerin und die Schülerin leider so viel Beifall gefunden, daß, was kaum überwunden, wieder Mode zu werden droht. Ich fürchte, es ist ein rechtes Danaergeschenk für den englischen Roman; er sollte die von seinen Vätern ererbte Weitläufigkeit eher unterdrücken als unterstützen. Schon an Lucas Malet sehen wir die verhängnisvollen Folgen. Wie das Ganze an Hypertrophie leidet, so ist der einzelne Satz bedenklich angeschwollen, gelegentlich bis zu einem Grad, daß dem Leser Hören und Verstehen vergeht. Abgesehen von den formellen Barrikaden, lädt aber auch der Inhalt nicht zu erquicklichem Verweilen ein. Mir scheint, er ist aus einem litterarischen und einem wirklichen Modell zusammengeschweißt. Shaksperes Richard III. und Lord Byron haben diesem Richard Calmady Züge geliehen. Auf Richards Körper, der in gesteigertem Maße mißgestaltet ist — als greulicher Krüppel hat Calmady das Licht der Welt erblickt —, sitzt Lord Byrons Kopf. In der wichtigsten Szene des Romans, nebenbei der einzigen, die sich einprägt, schwebt ihm sein königlicher Namensvetter so sehr vor, daß er dessen Monolog mit dem Motto: „Ich bin gewillt, ein Bösewicht zu werden“, schlankweg in die Prosa überträgt. Und wenn er sich nach der großen Enttäuschung, die ihm die Liebe bereitet, Hals über Kopf in den Strudel der Vergnügungen stürzt, brauchen wir nicht weit nach einem Vorbild zu suchen. Die Läuterung des unseligen Egoisten zu einem brauchbaren Mitglied der menschlichen Gesellschaft vollzieht sich in einer schweren Nervenkrankheit. An der Schwelle der Ehe scheiden wir von diesem umgeformten Mißgeformten mit der tröstlichen Gewißheit, daß er gründlich bekehrt ist und darum von einem liebenden Frauenherzen aufrichtig verehrt werden darf. Wären uns die Irrgänge im Empfindungsleben des Krüppels mit kluger Mäßigung aufgezeichnet worden, wir hätten vielleicht vergessen können, daß er eigentlich in Barnums Raritätenkabinett gehört. Die Verfasserin schwelgt aber mit solchem Behagen in der Ausmalung der körperlichen Scheußlichkeit, daß wir darüber nur zu oft die Teilnahme an ihrem Seelengemälde einbüßen. Wenn uns wenigstens die anderen Gestalten zu entschädigen vermöchten! Nicht eine wird uns wesentlich näher gebracht; denn Lady Calmady hebt sich nur von dem finsteren Untergrund, auf dem ihr Sohn erscheint, in leuchtendem Weiß ab. Für ein so dickes Werk ist, wenn ihm auch die Anerkennung für das große Wollen nicht versagt werden soll, das Können zu gering, die Ausbeute dementsprechend spärlich.

Der dünne Novellenband des englisch schreibenden Holländers Maarten Maartens „Some Women I have known“[8]) bietet nach der Richtung des künstlerischen Genusses mehr. Eine Galerie zwölf pikanter Frauenköpfe thut sich auf. Darunter steht als Leitspruch: Das Weib ist das ewige Rätsel. Einerlei welcher Nationalität es angehört. Naturgemäß oder vielmehr litterarischer Tradition zufolge vertritt die Französin den Typus der Dirne, die Engländerin den der Gouvernante. Es sind mehr Bücherbekanntschaften als Individualitäten aus dem Leben. Warum wird die Französin nicht einmal als opferwillige Mutter und Erzieherin, die Engländerin als Geschöpf der Sinne dargestellt? Von der schablonenhaften Auffassung entfernt sich teilweise die erfreulich selbständige Durchführung. Ihren Gipfel erreicht sie in den beiden holländischen Novellen, in „John“ und „Meess“. Jene ist bedeutsam als keck hingepinselte Charakterskizze, diese durch den reichen Stimmungsgehalt. Alle zwölf Frauengeschichten, den Frauen ohne Geschichte gewidmet, drehen sich um die Beziehungen zu den Männern, als ob ihr Leben erst durch diese Kardinalfrage die höhere Weihe empfinge. Irgendwo heißt es: die Herzen der Frauen sind kein Spielzeug für Männer; dagegen lehnen sich die Frauen auf, aber die Männer lassen es sich bei Maarten Maartens gern gefallen, daß sie zum Spielzeug in schönen Händen werden. So stimmt der Holländer das alte Lied von Samson und Delila an. Die Fülle der Variationen täuscht über die Eintönigkeit des Refrains hinweg.

Bei weitem die wertvollste Spende verdanken wir Maurice Hewlett, der durch die „New Canterbury Tales“[9]) seine italienischen Novellen in den Schatten gestellt und in die erste Reihe vorgerückt ist. Ihm eignet jene frisch quellende Fabulierkunst, die der englischen Litteratur von Chaucer bis Kipling köstlichste Früchte geschenkt hat, und die doppelt freudig begrüßt werden muß in einem Zeitalter übertriebener Reflexionssucht. Nicht um Meister Chaucer den Kranz von der Stirne zu reißen, zog der Moderne aus, doch ohne alle Furcht vor seiner ehrwürdigen Nachbarschaft. Selbst an den Prolog wagt er sich heran, obgleich er hinter diesem Muster mittelalterlicher Komposition, die noch dazu ganz andere Massen zu bewältigen hat, wie ein kurzbeiniger Knappe hertrippelt. Aber wenn er beherzt in die Schranken sprengt, um Master Geoffrey zum Zweikampf herauszufordern, wie in der Geschichte des Chorknaben Gervase von Plessy, da gelingt es ihm, die ziemlich unappetitliche Legende des Hugh von Lincoln in einen herrlichen Wundergarten umzuschaffen und sie in „verteufelt humaner“ Glorie erstrahlen zu lassen. Wie sich das Schwergewicht von den Erzählern auf die Erzählungen bei Hewlett verschiebt, entfernen sich diese von Chaucer und nähern sich Boccaccio. Die graziöse Verkleidungskomödie von Eugenio und Galeotto spiegelt durchaus italienischen Einfluß. Wir fühlen uns bei Maurice Hewlett heimisch wie bei Gottfried Keller: die Neuen Canterbury-Geschichten brauchen den Vergleich mit dem Siebengestirn des großen Schweizers nicht zu scheuen.

[7]) London, Methuen; Tauchnitz.

[8]) London, Heinemann; Tauchnitz.

[9]) London, Constable; Tauchnitz.

Briefe an eine Freundin.

Von Gustav Freytag[1]).

1. Liebes Fräulein

Meine gütige Freundin!

Heut komme ich Ihnen mit einer diplomatischen Bitte, für welche ich den ganzen Vorrath von Wohlwollen, den Sie etwa für mich hegen, in Anspruch nehme.

Beifolgendes Manuscript bitte ich Sie Ihrem lieben Vater mit meinem herzlichsten Dank zurückzustellen. Es hat mir wesentlichen Dienst gethan, und ich habe es oft benützt.

Mein Buch[2]) ist fertig. Das Exemplar, welches ich für Sie bestimmt habe, ist heut zum Buchbinder gegangen. Der Onkel[3]) wird unterdeß ein Exemplar seiner Broschure diesem Briefe beilegen.

Denn ich habe Ihres Herrn Vaters Verzeihung zu erbitten. Ich habe mir nämlich die Freiheit genommen, aus der Handschrift des Großpapa's[4]) einen Abschnitt sein Leben in Münster, als charakteristische Probe preußischer Gesinnung in jener verhängnißvollen Zeit den Lesern mitzutheilen. Ich hätte allerdings vorher um Erlaubniß bitten sollen, aber die Zeit und der strenge Onkel drängten sehr, und ich hatte, als ich mir die Freiheit nahm, wenigstens alle Empfindungen der Pietät, welche das tüchtige und starke Leben des Großvaters sich von jedem Preußen fordert.

Sie aber, meine liebe Patronin, bitte ich jetzt, bei den Eltern meine Vertheidigung und die Entschuldigung meiner Eigenmächtigkeit zu übernehmen.

Das gebundene Exemplar sende ich durch den Onkel Anfang der nächsten Woche.

Haben Sie die Güte, Ihren lieben Eltern meine angelegentlichsten Empfehlungen auszurichten. Sie selbst aber, erhalten Sie freundlichen Antheil

Ihrem

Leipzig, 4. December 1861. treu ergebenen

Freytag.

* *

2. Siebleben den 27. August 63.

Liebe Freundin!

Mein kleiner Gustav[5]) soll Ihnen diesen Glückwunsch in die Hand legen, ihm wird das Herz sehr schwer sein, und Ihr Freudentag wird ihn bitterlich daran erinnern, daß er eine gütige nachsichtige Freundin aus seinem armen Leben verliert.

Segen über Ihre Zukunft. Wenn Jemand die Bürgschaft eines reines Glückes in der eigenen Seele trägt, so sind Sie es. Ein lauterer Sinn, ein wackres Herz, hochgesinnt und opferbereit. Freilich so schöne Vereinigung von Vielem, was liebenswerth macht, reicht auch nicht aus, sich glücklich auch gegen Widerwärtiges zu vertheidigen. Aber ich weiß, daß Ihnen ein gütiges Schicksal noch eine andere sonnige Gabe für das Leben eingebunden hat. Und die geht mich ganz besonders an. Das ist der allerliebste Farbentopf der Poesie. Wem verliehen wurde, wie Ihnen, sich so innig an dem Schönen zu freuen, das Gute, Große, Wahrhafte so enthusiastisch zu empfinden, der trägt einen Talisman in sich gegen alles Schlechte und Gemeine auf Erden, und er vermag in reiner Luft zu athmen, wo Andern der Sinn beklommen und enge wird.

Es darf Sie gar nicht wundern, daß ich Ihnen eine Lobrede schreibe. Denn sehen Sie, erstens ist die Sache sehr wahr, und zweitens bin ich Ihnen recht von Herzen gut, und habe mich oft ganz in der Stille recht an Ihrem Wesen erfreut. Und ich bin Ihnen für die gute Freundschaft, die Sie mir geschenkt, innig dankbar. Wenn man Ihnen die Hand schüttelt, so weiß man, daß man einen sehr treuen Gesellen, den besten Kameraden vor sich hat. Und wenn man als ein ehrlicher Schriftsteller merkt, daß was man etwa geschrieben, einem klugen Mädchen nicht misfällt, so thut das auch gar wohl. Und so ist denn zwischen uns ein recht hübsches, feines Verhältniß entstanden. Auch dafür danke ich Ihnen heut, mein lieber Kamerad. Es braucht nicht viel Worte darum.

Bewahren Sie mir diese freundliche Gesinnung in aller Zukunft. Niemand weiß, was sie aus ihm macht, am wenigsten in dieser aufregenden Zeit, welche alle Gleise des Lebens mit ihren Wogen zu überspülen droht. Nur eines soll man wissen, daß man nie Antheil und Billigung der Besten, die man kennt, verlieren soll. Und mir gehören auch Sie zu diesen Besten.

Nun, ich bins in Siebleben nicht allein, der Sie im Herzen trägt. Meine Frau läßt Ihnen sagen, daß sie sehr oft mit innigem Antheil Ihrer denke und Ihnen das Frohste und Herzlichste wünsche. Sie hätte sich nicht nehmen lassen, Ihnen das selbst zu sagen, aber es wird ihr wieder recht schwer, auf das helle Papier zu sehen. Und sie bittet deßhalb, sich meine grobe Feder auch für ihre Gratulation gefallen zu lassen.

Jetzt möchte ich gar gern wissen, wie der Mann Ihrer Wahl aussieht. Ich habe Junker Gustaven darum gefragt, aber sein Signalement des Bräutigams wurde deshalb ungenügend, weil er ihn durchaus als alten Bekannten behandelte, dessen Aeußeres und Inneres sich von selbst versteht. Haben Sie die Güte, auch Herrn Bürgermeister meiner Frau und meine besten Glückwünsche auszurichten und um freundlichen Antheil für uns zu bitten.

Sagen Sie Ihren lieben Eltern und Geschwistern, daß wir in diesen Tagen Ihrer Aller fleißig denken, und haben Sie die Güte Ihrer verehrten Großmama in meinem Namen ehrerbietig die Hand zu küssen.

Sie aber, liebe Freundin, bleiben, so bitte ich herzlich, im neuen, wie im alten Haus, gütig und treugesinnt

Ihrem

treuen Freunde

Gustav Freytag.

* *

3. Leipzig, 8. Nov. 68.

Mein lieber Herr Gevatter! Es war sehr hübsch von Ihnen und Ihrem Gemahl, daß Sie mir die Ehre eines ächten christlichen Pathen zu Theil werden ließen. Und ich wünsche innig, daß meinem Pathchen alles Glück zu Theil werden möge, welches meinem Leben zu Förderung und Freude gereicht hat, und nichts von den Widerwärtigkeiten und Schwächen, welche der Gevatter sich angeeignet hat. Obenan aber hat mir immer der Segen gestanden, welcher meinem Dasein durch den herzlichen Antheil und die Zustimmung meiner Zeitgenossen wurde, vor andern derer, die mir erlaubten, ihnen persönlich etwas zu werden. Und wenn mein Pathchen etwas von der Leichtlebigkeit und dem stattlichen Besitz ehrlicher Freunde erhält, welche mir durch

---

[1]) Die folgenden Briefe Freytags, die keinerlei litterarische Aufschlüsse bringen, sondern nur als kleine, anziehende Dokumente einer warmherzigen Persönlichkeit gelesen sein wollen, sind an Frau M. B. geb. Sethe, Gattin des Oberbürgermeisters von Minden i. W., gerichtet und gelangen mit deren und der Frau Geheimrat Freytag freundlicher Erlaubnis hier zum Abdruck. Als eine Nichte Salomon Hirzels, des leipziger Verlegers, kam die Adressatin — die, beiläufig bemerkt, eine Cousine Ernst Haeckels ist — mit dem Dichter in nahe persönliche Beziehungen. D. Red.

[2]) Die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit".

[3]) S. Hirzel.

[4]) Christoph Wilhelm Heinrich Sethe, geb. 1767 in Cleve, † 1855 in Berlin, zog sich zur Zeit der Befreiungskriege als Generalprokurator in Düsseldorf den Zorn Napoleons zu, der ihn 1813 nach Paris berief, damit er sich persönlich wegen seiner deutschen Gesinnung verantworte. 1819 wurde Sethe als Chefpräsident des rheinischen Revisionshofes nach Berlin berufen und ward 1820 Mitglied des Staatsrats.

[5]) Der Neffe Gustav Freytags, Sohn seines einzigen Bruders; lebt jetzt als Staatsanwalt in Meiningen.

die Gunst des Schicksals geworden sind, so wollen wir uns diesen Heckthaler, der ihm von des Pathen wegen eingebunden wird, wohl gefallen lassen.

Daß ich auch Sie Beide zu den Freunden zählen darf, mit denen ich mich immer, wenn ich träume und arbeite, innig verbunden fühle, dafür lassen Sie sich heut danken. Sie können schwerlich wissen, welche Bedeutung für den Dichter solche feste und treue Freundschaft guter Landsleute hat. Für sie sorgt er, und an sie denkt er, wenn er schreibt. Auch wenn er sich nicht in Gedanken an die Einzelnen adressirt, sie bilden doch das ideale Publikum, welches er in der Empfindung trägt, und solch stiller Hintergrund seiner Production macht seine Gedanken sicher, sein Urtheil mannhaft, und regulirt seine Tendenz nach den Herzensbedürfnissen derer, welche ihm die Liebsten unter den Mitlebenden sind.

In diesem Sinne gehört Ihnen Beiden auch die neue Auflage alter Arbeiten, welche ich diesem Gruß beilege. Gönnen Sie den Bändchen einen Platz in der Bücherreihe, welche in der Aufschrift meinen Namen trägt.

Erhalten Sie, liebe Freunde, mir Ihre Freundschaft. Meine Frau sendet Frau Marien herzlichen Glückwunsch.

Ihr

treu ergebener

Freytag.

* *

4. Leipzig, 22. Januar 1872.

Liebe Freundin! Gestern kam Gustav, und als er mir weinend um den Hals fiel, empfand ich in seinem und meinem Schmerz auch etwas wie Freude darüber, daß Ihr lieber Vater in so vielen Menschenseelen treue Anhänglichkeit und das bittere Gefühl eines unersetzlichen Verlustes zurückgelassen hat. So ein guter Mann war er. Und glücklich muß ich sein Leben preisen, denn das Amt, in welches ihn eine harte Zeit Preußens versetzt, ist ihm wie ein großer Ackergrund geworden, auf dem er vielen Hunderten durch freundliche Arbeit Behagen und Wohlstand gemehrt hat, und immer so, daß er der warmherzige Mann ihnen persönlich theuer und von Herzen lieb wurde. Das war der beste Segen seiner großartigen Thätigkeit. Denn einen guten und tüchtigen Mann lieben, macht stärker und adelt auch den Schwachen. Jetzt, wo er von uns geschieden, fühlen wir Alle, was er uns und Andern war, und solcher fromme Schmerz ist heilbringend für uns Alle, für den kleinen Arbeiter, der gern mit Mißtrauen auf die Arbeitgeber hinschaut, und für den eifrigen Geschäftsmann, dem das Wohl des Kleinen leicht gleichgültig wird über seinem planvollen Schaffen.

Kann es für die trauernden Kinder ein Trost sein, zu denken, wie werthvoll der Vater und wie geliebt er war? Zu plötzlich war der Verlust und zu schreckhaft der Tod. Aber das Leben des Tages legt leise die grauen Schleier über die leere Stätte des Todes, nach welcher das Auge starrt. Sie werden Ihren Kindern vom Großvater erzählen, und unmerklich wird aus seinem und Ihrem Leben Vieles in die Phantasie und das Gemüth der Kleinen übergehen. Und wenn Sie selbst jetzt wie eine Liebesschuld empfinden, daß Sie die unendliche Sorge Ihrer lieben Eltern den Lebenden nicht vergelten konnten, so werden Sie die Schuld Ihren Kindern bezahlen. Denn das ist die schöne Ordnung der Welt, daß die Kinder erhalten, was ihre Eltern von den Großeltern erhielten. So zieht sich die Pflicht in langer Kette von Geschlecht zu Geschlecht. Darum ist auch die Liebe der Großeltern zu ihren Enkeln so rührend, die Kleinen erndten, was die Alten in das Gemüth ihrer Kinder gesät.

Sagen Sie, liebe Frau Marie, Ihren Geschwistern u. Ihrem Gemahl, daß ich in diesen acht Tagen mit meinen Gedanken mehr bei ihnen gewesen bin, als über meinen Arbeiten. Es ist mir jetzt eine werthvolle Erinnerung, daß ich im letzten Sommer einen frohen Familienabend in Ihrem Kreise gelebt habe. Möge Ihnen Allen jeder Trost helfen, den Freundschaft in solchem Leid bieten kann.

Bewahren auch Sie mir Ihre Freundschaft. Dem Gemahl schafft das neue Amt eine Menge heilender Arbeit, aber die Hausfrau wird sich in der fremden Stadt jetzt leicht unheimisch fühlen. Nun, ich weiß, meine Freundin Marie ist eine tapfere Frau.

In treuer Gesinnung

Ihr

Freytag.

* *

5. Leipzig, 20. Dec. 73.

Meine lieben verehrten Freunde.

Schinken u. Pumpernickel sind verzehrt, der Wein ist ausgetrunken, aber den Dank für die große Freude, welche mir Ihre Sendung gemacht hat, bewahrte ich während meiner Schriftstellerei in stillem Gemüth. Heut, wo ich mich an der Aussicht auf einige freie Wochen erfreue, springt der Stöpsel und mein dankbares Gemüth läuft über. Wenn Sie in beifolgendem Buche[6]) einmal einen heiteren Grundton durchklingen hören, so vertraun Sie, daß das Behagen über den Nahewein Antheil daran hat, und wenn Sie in einigen Characteren vierschrötige Wackerkeit erkennen, so nehmen Sie freundlich an, daß der ungeheure Schinken und das sächsische Schwarzbrod mir den Muth gegeben haben, sie zu erdenken. Gern hätte ich dem Publikum Näheres über die geheimen Quellen meiner Kraft mitgetheilt, doch wagte ichs nicht, gar zu anzüglich zu werden. Doch werden Sie finden, daß der Schweinezucht rühmlich gedacht ist, daß das Schwarzbrod erwähnt wird, und daß die Sachsen mit besonderer Vorliebe behandelt sind. Das Alles ist, wie ich jetzt nachträglich erkenne, in der gehobenen Stimmung gekommen, welche die guten Dinge während des Schreibens in dem Schreiber bewirkt haben.

Lassen Sie sich den neuen Band freundlich gefallen. Er behandelt eine Periode deutscher Entwicklung, für die ich immer eine Vorliebe gehabt habe. Es war auch die Zeit, wo die Kirche nationaler war, als sonst jemals vor der Reformation, u. wo der König noch Herr war über die Geistlichen.

Ob die Geduld meiner Deutschen nicht mit diesem Band zu Ende gehen wird? Von meiner eigenen nicht zu reden. Es könnte wohl sein, daß die spätere Zeit andere Behandlung nothwendig macht. Sonst könnte ich das Ende vielleicht nicht erleben, was in diesem Fall, für den Roman, doch unbequem wäre.

Gelingt dem Vogelnest, das ich auf Ihren Weihnachtstisch sende, Ihnen einen langen Winterabend zu verkürzen, so denken Sie in Freundschaft meiner. Denn ich freue mich recht von Herzen darüber, daß Sie es so gut u. treu zu mir meinen. Und unter den Lieben, für die ich sinne u. schreibe, sind Sie immer.

Gutes Fest u. gutes Leben im neuen Jahr.

Ihr

treu ergebener

Freytag.

* *

6. Siebleben, 23. Dec. 74.

Liebe Freundin.

Nehmen Sie freundlich den neuen Band[7]) auf, der Ihnen diesmal durch die Handlung zugesandt wurde, da ich das Umpacken in Siebleben der Verzögerung wegen vermeiden wollte. Die neue Geschichte spielt in einer Zeit, welche poetischer Behandlung spröder widersteht, als sie den Anschein hat. Ritterthum und Frauendienst ist den Lesern ein überwundener Standpunkt, und im Uebrigen fehlt dem deutschen Leben jener Zeit gar sehr das Behagen, das poetische Dämmerlicht,

[6]) „Das Nest der Zaunkönige."
[7]) „Die Brüder vom deutschen Hause."

welches Recht, Sitte, Poesie in den früheren Jahrhunderten umgiebt, schwindet vor dem ersten kalten und harten Sonnenlicht einer beginnenden Aufklärung, deren merkwürdigster Vertreter Kaiser Friedrich II., der Ahnherr des modernen Polizeistaats ist. Der Poet hat vor solcher Zeit mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß er vielen Verfall u. sich Ablebendes schildern muß, während das werdende Neue noch keine schöne Form u. keinen starken Inhalt gewonnen hat.

Wenn Sie sich mit Ihrem lieben Gemahl trotzdem die abenteuerliche Geschichte gefallen lassen, so denken Sie dabei in Wohlwollen und Freundschaft des Verfassers, der Ihnen für den schönen Strauß duftender Sommerblumen nur ein kaltes Winterkind als Gegengabe zu senden vermag. Aber treue u. herzliche Wünsche für Ihr Fest u. Neujahr dazulegt.

Mit herzlichen Empfehlungen an Ihren Gemahl

Ihr

treu ergebener

Freytag.

Besprechungen

Gustav Freytag als Essayist.

Vermischte Aufsätze a. d. Jahren 1848 bis 1894. Von Gustav Freytag. Herausg. v. Ernst Elster. Leipzig, S. Hirzel 1901.

Als Gustav Freytag selbst seine Aufsätze sammelte zum Zwecke der ersten Gesamtausgabe (1887), wählte er einen starken politischen Band (552 S.) und einen nicht viel schwächeren (496 Seiten) aus, welch letzteren er „Aufsätze zur Geschichte, Litteratur und Kunst" betitelte. In vier Abteilungen: Lebensschilderungen, Zur Litteratur und Kunst, Theater, Geschichte, gab er eine Anzahl größerer Studien, aber auch ganz kleine Aufsätze, um einen Ueberblick seiner Ansichten über die Gebiete zu ermöglichen, in denen er sich als Schaffender oder Genießender bewegte. Seit der Herstellung jener Ausgabe hat Freytag noch acht Jahre gelebt; bei der Ankündigung einer neuen Auswahl mochte mancher daran denken, daß der Nachtragsband sich ausschließlich auf die letzten Lebensjahre oder auf die von Freytag nicht berücksichtigte Zeit von 1874 bis 1886 bezieht. Diese Erwartung wird indessen nicht erfüllt. Der vorliegende Band umfaßt Aufsätze aus den Jahren 1848 bis 1894. Nicht immer wird man dem Aehrensammler, der nach dem Schnitter gekommen ist, Recht geben. Er hat manche Spreu mitaufgenommen, die ruhig hätte in die Winde verwehen können. So ist z. B. nicht zu billigen, daß ein Brief von Goethe vom 4. Mai 1814 hier abgedruckt ist und gar als ungedruckt bezeichnet wird, der nach seinem ersten Druck (1869) bei Strehlke, in der Deutschen Rundschau und in der weimarer Ausgabe wiederholt und als an Peucer gerichtet nachgewiesen worden ist; die nicht sehr bedeutenden Bemerkungen über den dramatischen Dichter und die Politik, die dem Briefe folgen, rechtfertigen kaum seine Wiederholung. Die unbedeutende Skizze über Coppées erste Dichtung (1874) hat nicht einmal antiquarischen Wert. Die Aufnahme des Artikels über Willibald Alexis, d. h. über sein Märchen „Der Zauberer Virgilius" (1851) ist unberechtigt, weil trotz der gelegentlichen Rühmung der Romane des großen märkischen Poeten für nicht gelehrte Leser durch diese Besprechung ein falsches Bild gewonnen wird. Aber überhaupt war das Eingehen auf Willibald Alexis nicht nötig, gegenüber der Berücksichtigung, die er bereits in dem ersten Buche gefunden hatte. Auch die lange Besprechung von Kruses Erstlingsstück „Die Gräfin", bei der im Text nicht einmal der Name des Dichters angegeben wird, ist, was die Inhaltsangabe betrifft, so aphoristisch, daß sie wohl für einen Zeitungsartikel hingehen mag, nicht aber für ein Buch paßt, und in der Kritik so breit, daß sie heute, 33 Jahre nach Entstehung des Stückes, herzlich ermüdet. Dies war um so weniger nötig, als schon ein anderer ähnlicher Ausspruch über den dramatischen Dichter Kruse in der ersten Serie von Aufsätzen gedruckt worden war. Bei beiden Studien kann man daher sagen: Sie waren von ihrem Verfasser direkt verworfen worden, eine neue Veröffentlichung war also nicht am Platz. Auch Gelegenheitsskizzen, wie der offene Brief an Marr über das Leipziger Theater (1849) war um so weniger aufzunehmen, als manche Ausführung dieses Briefes sich ziemlich ähnlich in der folgenden Studie wiederfindet. Man darf solche Ausstellungen gegen den verdienten und gelehrten Herausgeber wohl erheben, weil sie rein subjektiver Natur sind, und kann trotzdem das Verdienstliche seiner Arbeit, die hübsche Anlegung des Ganzen, die treffliche Einleitung zu dem Bande herzlich anerkennen.

Betrachtet man die Essais als Ganzes, so bemerkt man in ihnen nichts von moderner Art: keinen blendenden Geistreichtum, keine prickelnde Sprache. Nur selten kommt der Humor zu seinem Recht, ebenso wenig der wohlgelungene Versuch, Dichterphysiognomieen zu zeichnen, die künstlerische Eigenart eines Schriftstellers aus seinen Werken herauszuentwickeln; auch die bestimmte Parteistellung, wie sie manchen modernen Kritikern eigen ist, und die daraus sich ergebende Sympathie für die eigene und Antipathie gegen andere Richtungen tritt nicht hervor.

Vielmehr ist Freytag durchaus ein Vertreter alter Manier. Gerade dieses Alte, richtiger Unmoderne, durchzieht das ganze Werk. Sein litterarisches Ideal ist der große historische Roman. Er besitzt als Historiker eine ausgesprochene Vorliebe für die populären Talente, die zu ihrer Zeit das Entzücken der Leserwelt ausmachten; er verwirft völlig die Romantiker, die augenblicklich so in Mode sind. Er verteidigt häufig, für unseren Geschmack zu oft, den Gedanken, daß die Nation durch Beteiligung am politischen Leben seit 1848 der Litteratur erst einen schätzenswerten Inhalt gegeben habe. Er verficht die Idee, daß der Dichter nicht die gemeine Wirklichkeit schildern dürfe, die mit unserem sittlichen Empfinden nicht versöhnt wird. Er macht einem befreundeten Romanschriftsteller geradezu den Vorwurf, daß er in seinem Roman die unmittelbare Gegenwart behandelt und deren rauhe Vorgänge mit der leichten poetischen Erfindung verbunden habe. „Die Schilderung des Rohen, Häßlichen, Gemeinen an sich ist nicht Aufgabe der Poesie", heißt es einmal. Er eifert wiederholt gegen die Manier der vielfachen Bühnenverwandlungen und das dadurch notwendig werdende Fallenlassen des Vorhanges.

Auch die Autoren, die behandelt werden, sind alt. Zwar Heyse wird heute noch mit Entzücken gelesen, aber schon Hackländer klingt antiquiert. Kompert und Auerbach gehören leider auch litterarisch zu den Toten. Wer weiß heute auch nur dem Namen nach noch von einem Dorfgeschichtenerzähler Kern, oder hat, wenn er auch sonst Wilhelmine von Hillern bewundert, von ihrem Roman „Doppelleben" gehört?

Selbst ein begeisterter Anhänger Mirza Schaffys wird von Bodenstedts „Ada, die Lesghierin" (1853) kaum den Titel kennen. Ein eifriger Patriot wird sich schwerlich an Kecks Epos „Sedan" erinnern, obwohl es erst aus dem Jahre 1873 stammt. Nur verhältnismäßig weniges ist berührt, das sich aus den vergangenen Jahrzehnten zu neuem, hoffentlich dauerndem Leben gerettet hat, z. B. Louise von François „Die letzte Reckenburgerin". Auch sonst wird man häufig daran gemahnt, daß man es mit Aufsätzen zu thun hat, die einer längst vergangenen Zeit angehören, z. B. durch den Vorwurf, der gegen die Lustspieldichter gerichtet ist, daß sie zu wenig die Stimme der eigenen Zeit beachten und daß sie die molièrischen

Typen, ja zum Teil die der antiken Bühne in ihren Stücken zum Vorschein bringen.

Die Art, wie die hier genannten und andere litterarische Werke behandelt werden, ist sehr verschieden. Bald wird eine sehr ausführliche Inhaltsanalyse gegeben, wie bei Auerbachs „Neuem Leben", bald werden, wie bei Kompert, in flüchtigster Kürze die Vorgänge angedeutet.

Eine andere Eigenschaft Freytags ist die Behaglichkeit. Sie zeigt sich nicht etwa in der Ausdehnung der Abhandlungen, denn über einen so wichtigen Gegenstand, wie über Stil und Schriftsprache der Deutschen, findet man statt einer langen Auseinandersetzung nur eine Skizze von acht Seiten. Die Behaglichkeit giebt sich vielmehr kund in dem Verweilen bei Kleinigkeiten. Gerade mit ihr ist gelegentlich eine leichte Ironie gemischt, besonders vergangenen Größen gegenüber. Gellert, der eine Grabschrift auf einen Generalmajor schrieb, dem ein Herzog ein Leichenbegängnis veranstaltete aus Aerger darüber, daß der Uralte, dem er eine Leibrente gegeben, noch 16 Jahre, statt, wie erwartet, nur eins lebte. Oder Klopstock, der ein Exemplar des Messias nach Pforta schickte und sich mit Wonne als größten Sohn der Schule feiern ließ. Fehlt diese Ironie, so tritt wohl ein mit dem Behagen verträglicher Eigensinn auf, nämlich in dem Verweilen bei einmal ausgesprochenen Gedanken. So berühren sich zwei 10 Jahre auseinanderliegende Abhandlungen über das Volkslied in mannigfachen Ideen: über die Art des Verses, der Ueberlieferung, der Entstehung des Volksliedes und seiner Technik, die darin besteht, nicht den ganzen Stoff zu beachten, sondern einzelne Hauptmomente herauszugreifen. Freytag hätte gewiß nicht die Abhandlungen unbearbeitet einer Sammlung einverleibt. Zu diesen häufig wiederkehrenden Gedanken gehört auch der über den unbedeutenden, weil nicht von politischen Ideen getragenen Zustand der deutschen Litteratur in den Dreißigerjahren. Es ist ein behagliches Einspinnen in gern gehegte Gedankenkreise.

Gar manche Abhandlungen sind keine selbständigen Studien, sondern kleine Artikel, die an neu erschienene Bücher anknüpfen, oder geradezu Rezensionen. Oft genug weiß der Verfasser von dem Gegenstand nicht mehr, als in dem betreffenden Buch gegeben wird.

Ist er selbständig, wie in dem Glückwunschartikel zu Goethes 100. Geburtstag, so wagt er kühne und, wie ich glaube, ziemlich unrichtige Behauptungen, z. B. die, daß Goethe sich sein ganzes Leben selbst gedichtet habe, während gerade das Gegenteil der Fall ist: die unbedingte Klarheit nämlich, mit der der Dichter seine Umgebung und sich selbst zu durchschauen wußte. Oder er verfällt in einzelne Irrtümer, z. B. den, Goethe habe während seines Liebesrausches Briefe an Kestner und Lotte in seinen Roman aufgenommen, während zwei volle Jahre — für einen Vierundzwanzigjährigen eine geraume Zeit — dazwischen liegen, oder der Zweifel an der Echtheit des Gedichtes „Gatte der Gattin" (1816).

Eine andere Eigentümlichkeit dieser Aufsätze ist ihre Unparteilichkeit und Neidlosigkeit. Diese erweist sich z. B. in dem Berichte über Heyses „Kolberg". Der Kritiker will dem bedeutenden Lyriker und allgemein anerkannten Erzähler weder die Fähigkeit absprechen, in Zukunft wirkungsvolle Dramen zu schaffen, noch die Freude rauben, einzelne poetische Szenen gedichtet zu haben. Er verklausuliert daher seine Ablehnung mit artigen Wendungen, die vielleicht doch nicht im stande waren, den Dichter zu erfreuen. —

Freytag vertrat im Leben durchaus den nationalen Standpunkt. Er verleugnet ihn auch in diesen Aufsätzen nicht. Dies tritt vielleicht schon darin hervor, daß fast ausschließlich deutscher Meister Erzeugnisse berührt werden. Die einzigen Ausländer, die eine Beurteilung erfahren, sind Bret Harte und Molière. Beide Arbeiten sind vorzüglich. In dem amerikanischen Schriftsteller werden die Sonderbarkeiten und Vorzüge, auf der einen Seite die gar zu schnelle Bekehrung von Verbrechern, auf der andern die plastische Schilderung von Menschen, Situationen, Gegenden hervorgehoben. Die Abhandlung über Molière, zunächst veranlaßt durch die Freundschaft zu dem Uebersetzer, dem Grafen Baudissin, erweitert sich zu einer selbständigen, trefflichen Ausführung über des französischen Dichters Stoffe, Technik und dichterische Bedeutung.

Freytag war zunächst Gelehrter; aber er war in diesen kleinen Aufsätzen ersichtlich bemüht, die Gelehrsamkeit zurückzudrängen. Selbst Belesenheit zu zeigen, vermied er. In Besprechungen von Dramen und Romanen hütete er sich, auf Quellen hinzuweisen, ähnlichen Motiven nachzuspüren, sondern begnügte sich damit, gerade weil er die Besprechung nur für den Tag schrieb, die Einzelerscheinung zu würdigen, ohne sie in Zusammenhang mit denen vergangener Jahrhunderte oder fremder Völker zu setzen.

Eine der wenigen Anmerkungen bezieht sich auf den erst am Anfang des 19. Jahrhunderts aufgekommenen Ruf „Hurra", der als der alte Kriegsruf der Germanen „Hara" erklärt wird, und der verändert und verfälscht später in ziemlich ursprünglicher Gestalt von den Russen zu den Deutschen überging.

Am ehesten tritt in der Abhandlung über das Volkslied die ausgebreitete Kenntnis des Autors hervor. Gegenüber der Einseitigkeit, die in manchen Fällen, z. B. der schon erwähnten fast ausschließlichen Berücksichtigung der deutschen Litteratur zu konstatieren war, soll nicht verschwiegen sein, daß außer litterarischen auch andere Gegenstände besprochen werden. Zunächst die Musik. Freilich handelt es sich in dem Bericht über das Buch Devrients über Felix Mendelssohn-Bartholdy eher um das Biographische, in einem Artikel über Tannhäuser mehr um den Stoff als um die Musik; aber in einem kleinen Fidelio-Artikel wird etwas speziell Musikalisches berücksichtigt, nämlich die Wiederaufnahme zweier meist ausgelassener Stücke warm empfohlen.

Neben dem Gebiet der schönen Litteratur wird auch das der Wissenschaft betreten; auch dies geschieht freilich in jener scheinbar ungelehrten Weise, die bereits oben gekennzeichnet ist. Für manche wenig bedeutende Rezensionen antiquierter Werke entschädigt die prächtige Charakteristik Jacob Grimms; der Vortrag: „Der Wert alter Ueberlieferung aus den Dörfern Thüringens" erfreut noch heute durch seinen weiten Blick und durch die praktischen Vorschläge, die hier gemacht werden.

Aber der Essayist wagt sich auch auf solche Gebiete, auf denen man kaum erwartet, ihn zu treffen. Zwar über Anlagen von Hausbibliotheken durfte er am ehesten reden. Er spricht dabei ganz gründlich gegen die Leihbibliotheken und gegen die Reichen, die für alle möglichen Modegenüsse Geld ausgeben, nur nicht für Bücher. Auch die Plauderei „Der Tabak und die Cigarre der Havanna" überrascht nicht allzusehr. Ein Raucher spricht hier über Tabakspflanzen und stellt in einer von liebenswürdigem Humor getragenen Einleitung eine kleine Geschichte des Rauchens zusammen. Einigermaßen geht aus dem Ideenkreise, in dem der Schriftsteller während seiner späteren Jahre sich bewegt, die Betrachtung über die konservative Kraft des Ackerbaus hinaus. Das Auffallendste dürfte eine Abhandlung über die Einrichtung von Hausgärten sein, wenn man nicht durch den Autor selbst belehrt würde, daß es sich hier um einen Auszug aus der Schrift eines anderen handelt.

Indessen nicht in solchen Nebenarbeiten besteht die Stärke des Autors, die Hauptsache liegt doch in der Schilderung des Menschen. Der Biograph in Freytag ist bedeutender als der Kritiker und Aesthetiker; daher dürften die Seiten über Grimm und Molière wohl die bedeutendsten des ganzen Buches sein.

Ein ganz neues Antlitz zeigt Freytag also in diesem Buche nicht. Wie sonst erscheint er dem Leser als kenntnisreicher, gediegener, nicht aufdringlicher Führer, als ein behaglicher Plauderer, dem der Ernst ebenso gut steht, wie das heitere Lächeln, als ein ruhiger Beobachter, der zwar zumeist über eine abgelebte Zeit Rechenschaft giebt und gelegentlich Grundsätze verficht, die ihre Berechtigung

verloren haben, aber durch Gediegenheit und Wissen, durch Eifer und nationalen Sinn, vor allem durch eine sich immer gleich bleibende Liebe zur deutschen Sprache und Geistesentwicklung verdient, unser Urteil, wenn nicht zu leiten, so doch zu beschäftigen.

Berlin. *Ludwig Geiger.*

Baudelaire in deutscher Uebersetzung.

Von **Otto Hauser** (Wien).

(Nachdruck verboten.)

Die Blumen des Bösen. Von Charles Baudelaire. Umdichtungen von Stefan George. Berlin, Georg Bondi. gr. 8°. 197 S.

Die künstlichen Paradiese (Opium und Haschisch). Von Charles Baudelaire. (Werke. 2. Bd.) Uebers. von Max Bruns. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 267 S.

Baudelaire beginnt historisch zu werden. Die Zeit, da man sich über seine Dichtung ereiferte, scheint vorüber zu sein, selbst die ältlichste Geschichte der Weltlitteratur wird seine Größe anerkennen müssen. Die Uebersetzungen mehren sich. Zugleich mit einer Auswahl von Gedichten Verlaines veröffentlichte Paul Wiegler seine Verdeutschungen Baudelaires, und nun ist schon eine dritte größere Auswahl in Sicht, die der wiener Lyriker Stefan Zweig bei Herm. Seemann Nachf. in Leipzig erscheinen lassen wird. Die Zahl jener, die einzelne Stücke aus den „Fleurs du Mal“ übersetzt haben, ist bereits unübersehbar. Beachtung verdienen die sorgfältigen Uebertragungen von Sigmar Mehring in seinem Buche „Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert“, denen, in Zeitschriften verstreut, noch einige folgten. Ich möchte gerade sie nennen, weil sie mir dem Urbilde am kongenialsten scheinen. Der Uebersetzer darf nicht vergessen, daß Baudelaire als Metriker zu den Parnassiens zu zählen ist, ebenso wie Verlaine bis zu seiner Bekanntschaft mit Arthur Rimbaud. Es geht darum nicht an, Baudelaire in mehr oder minder „freien Versen“ zu übertragen, wenn man nicht den Charakter seiner Poesie verwischen will. Mit Unrecht wird Baudelaire von einigen zu einem Jüngstmodernen gestempelt. Der Unberufenen, die ihn „entdecken“, wie sie kurz nacheinander Barbey d'Aurevilly, Quincey und andere „entdeckten“, sind schier zu viele; der Leser, der nun ein Buch von Baudelaire in die Hand nimmt, ist darum nicht selten enttäuscht; „er hätte sich ihn moderner gedacht“.

Stefan George, von einer Gruppe Lyriker in Deutschland wie in Holland hoch gerühmt, sucht nun Baudelaires Diktion in der Verdeutschung, die er Umdichtung nennt — ein Wort, das ich als verfehlt bezeichnen möchte — etwas in seinem Sinne zu „modernisieren“. Neue Worte zu bilden, alte Worte in neue Verbindung zu bringen, dünkt ihn zweifellos das geeignetste Mittel hierzu: obwohl man von Baudelaire selbst wohl nicht sagen kann, daß er in dieser Weise die französische Sprache bereicherte, wie es etwa Emile Verhaeren thut. Meist sind diese Versuche Stefan Georges unglücklich, wie überhaupt sein Deutsch manches zu wünschen übrig läßt, während Baudelaires Französisch als Muster dienen kann. Man findet in seiner Uebersetzung — ich zitiere sie in der Orthographie des Buches — Seite 28 den Satz:

Der wellen die des himmels bilder wiegeln
Musik . . .

Seite 128:

Du über ein leeres grab in verzückung gebogen.

Beide Worte sind holländisch, aber nicht deutsch, das erste von ihnen könnte als Bereicherung unseres Wortschatzes willkommen sein, das zweite ist falsch; es heißt „gebeugt“. Ich vermute, daß Stefan George das „gebogen“ von Jacques Perk gelernt hat, in dessen Sonett „Sluimer“ es heißt:

ik zie
Hem teederblikkend over mij gebogen.

Daß er ferner das Zeitwort in dilettantenhafter Nachlässigkeit so oft ans Ende rückt, wie z. B. Seite 65:

Zauber-reize von deinem leib sich ergießen

ist ebenso zu tadeln, wie daß er an so vielen Stellen falsche Konjunktive anwendet, durch die sich gewöhnlich der Stümper noch schneller verrät als durch die unreinen Reime, an denen es bei Stefan George trotz der großen Sorgfalt, die er auf den Reim verwendet, auch nicht mangelt. Hier etliche Belege für die falschen Konjunktive:

Ein junger bravo der sein lieb erdolche. (Seite 33.)
Was macht daß ihre riesenbrust erstöhne? (Seite 40.)
Es beugt sich ein sterbender der sein grabmal herze. (Seite 42.)

Außerdem stören an einzelnen Stellen die aufdringlichen oder geschmacklosen Reime, so in dem berühmten Gedicht „Harmonie du Soir“, das in der Umdichtung folgendermaßen beginnt:

Die stunde erscheint wo auf ihren stengeln sich biegen
Die Blumen. die schalen auf denen ein Weihrauch verpufft.

Selbst wenn das Wort an und für sich nicht störte, so störte doch schon der Reimklang selbst, der noch dazu in jeder Strophe zweimal wiederkehrt, den „Abendeinklang“. Ueberdies ist der Anfang „Die Stunde erscheint“ (statt „die Stunde kam“) französischer als das Original, wo es heißt Voici venir, nicht paraître, das man mit Bezug auf Tageszeiten gebrauchen kann. Im allgemeinen ist es sehr zu billigen, daß Stefan George nicht in jenen fürchterlichen, in der Mitte zerschnittenen jambischen Trimetern überträgt, die bei uns den Alexandriner mit Recht in Verruf brachten; für den „Abendeinklang“ jedoch hätten sich Jamben besser geeignet als die freien Amphibrachen, die er wählte.

Suchte ich nun die Mängel der Baudelaire-Uebertragung von Stefan George hervorzuheben, so verkenne ich doch nicht, daß eine ganze Reihe von Stücken ganz vorzüglich verdeutscht sind. Aus diesen könnte man eine neue Auswahl bilden, die, weniger dickleibig als die erste, volles und uneingeschränktes Lob verdiente. Um ihretwillen habe ich die Schwächen der anderen so ausführlich besprochen. Meine Bemerkungen sollen auch weniger bloßer Tadel sein als vielmehr Hinweise, die vielleicht für den Uebersetzer selbst nicht ohne Wert sind.

Was ich über die „Fleurs du Mal“ sagte, gilt auch von den „Paradis artificiels“, die nun auch in einer ausgezeichneten deutschen Ausgabe vorliegen: wer Hypermodernität erwartet, wird enttäuscht sein. Dieses Buches wegen ward Baudelaire selbst des Haschischgenusses geziehen, aber er stützt sich nirgends auf eigene Erfahrungen, auch singt er diesen gefährlichen Genußmitteln des Ostens kein Loblied, sondern wie ein echter Wissenschaftler will er nur ihre Wirkungen schildern. Uns interessieren die „Künstlichen Paradiese“ weniger durch den Gegenstand, den sie behandeln, — er ward von anderen „zeitgemäßeren“ Fragen längst in den Hintergrund gedrängt — als deshalb, weil Baudelaire sie schrieb, der Dichter der „Blumen des Bösen“, nicht nur der fleißige Forscher. Eine Analyse des Buches ist hier überflüssig, auch über die Verdeutschung ist nicht mehr zu sagen, als daß sie nicht nur gut, sondern auch schön ist und die übrigen Bände dieser sehr verdienstlichen Gesamtausgabe des großen Dichters mit Sehnsucht erwarten läßt. Sie schließt sich würdig an die Poe-Ausgabe desselben Verlegers an. Ueber die Einleitung aber, die Max Bruns der Uebertragung voranschickt, möchte ich einiges sagen. Sie ist von einem lyrischen Feuergeiste geschrieben und moderner als das Buch selbst. Man liest sie mit hohem Genuß und inniger Freude an der edlen Sprache, die selbst nicht durch einige rasche Urteile verkümmert werden können. So scheint mir Max Bruns dem Uebersetzer Sigmar Mehring Unrecht zu thun, ja zu verkennen, was er mit seinem Buche „Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert“ wollte. Daß Sigmar Mehring die Schönheit der Poesie Baudelaires erkennt, beweisen seine Uebertragungen; sein Urteil über sie — „Abstoßende Sinnlichkeit und gewinnende Gefühlstiefe geben die wunderliche Mischung seiner Gedichte“ — wird auch ein unbedingter

Bewunderer Baudelaires unterschreiben können, wenn er vielleicht den Vorbehalt macht, daß im Französischen selbst das Abstoßende durch die eigentümliche Schönheit der Sprache schön erscheint. Dasselbe kann man bei dem größten zeitgenössischen, französischen Lyriker, bei Emile Verhaeren, beobachten. Einzig, weil Max Bruns vier Seiten über Sigmar Mehrings Baudelaire-Charakteristik schrieb, während er andere Autoren viel kürzer abthut, glaubte ich diese Einwände machen zu dürfen, ohne daß ich mich darum zu einer anderen Ansicht über Baudelaire bekenne als Max Bruns selbst. Was er über seinen „Hang zum Grenzenlosen" (goût de l'infini) sagt, trifft sein tiefstes Wesen. Seine Worte über Romantik und Neuromantik werden lebhaften Wiederhall finden, sie thun wohl in einer Zeit, die nahe daran ist, in den ehrsamen Erzeugern von poetischem nürnberger Tand große, schaffende Genien zu sehen und die abgestandene Biedermeierpoesie für die verheißene neue Lyrik sich aufschwatzen zu lassen. In solchen Zeiten erfüllt Baudelaire mit seinem Sinn für das Echte eine große Mission.

Proben und Stücke.

Das verlorene Gewissen.

Von **M. Saltykow-Schtschedrin.***)

(Nachdruck verboten.)

Das Gewissen war abhanden gekommen. Aber die Menschen drängten sich ebenso wie früher in den Gassen und Theatern, sie machten Geschäfte, bereicherten sich, und niemand schien zu ahnen, daß etwas fehle, daß im allgemeinen Konzert des Lebens ein Instrument verstummt war. Viele fühlten sich sogar rüstiger und freier, sie schritten erhobenen Hauptes daher und konnten nun ihren Nebenmenschen leichter Fallen stellen, Gruben graben, besser heucheln, schmeicheln, kriechen, betrügen, verleumden und denunzieren. Alle „Schmerzen" waren wie weggeblasen, nichts betrübte die Menschen, kein Nachsinnen belästigte sie mehr, Gegenwart und Zukunft standen ihnen offen — kurz, der Verlust des Gewissens ward gar nicht bemerkt.

Es war ganz plötzlich verschwunden. Noch gestern flimmerte das langweilige, aufdringliche Wesen beständig vor den Augen, es belästigte die erhitzte Phantasie — und nun war es plötzlich nicht mehr da, und mit ihm waren auch die moralische Unruhe, die verdrießlichen Hirngespinste verschwunden, die das stets rügende und verdammende Gewissen beständig begleiteten. Man konnte jetzt fröhlich und wohlgemut die herrliche Gotteswelt genießen, und die Weisen erkannten erst jetzt, daß sie endlich von dem letzten Joch befreit waren, das ihr Vorwärtsschreiten bisher noch gehemmt hatte. Natürlich benutzten sie nun die Früchte ihrer Freiheit. Die Menschen gerieten außer Rand und Banden, plünderten, raubten und verheerten alles.

Das arme, bespeite, mit Füßen getretene und zerrissene Gewissen lag auf der Straße. Alle Vorübergehenden stießen es wie einen nutzlosen Fetzen zur Seite, jeder wunderte sich, daß an der frequentesten Straße einer Residenz ein so garstiges Ding geduldet wurde. Gott weiß, wie lange das arme, geschmähte Gewissen noch dagelegen hätte, wäre nicht ein elender Trunkenbold gekommen, der ir seinem Dusel es nicht verschmähte, diesen Fetzen aufzuheben, um vielleicht ein Gläschen Schnaps dafür einzutauschen.

*) Aus: Sbornik. Russische Geschichten und Satiren. Uebers. u. herausgg. von Wilhelm Henckel. 3 Bände zu 1 Mk. (Ein vierter Band erscheint in den nächsten Wochen. Berlin, Verlag v. Johannes Räde (Stuhrsche Buchhandlung).

Nun aber fühlte er plötzlich, wie ihn ein elektrischer Strom durchzuckte. Mit trüben Augen starrte er vor sich hin; die Branntweindünste, die ihn benebelten, verflüchtigten sich, und nach und nach kam die bittere Erkenntnis der Wirklichkeit zum Durchbruch. Zuerst übermannte ihn die Angst, ein dumpfer Schrecken, der ihn in Unruhe versetzte und ihm eine drohende Gefahr verkündete; dann regte sich das Gedächtnis, und die Phantasie begann zu arbeiten. Aus der Finsternis seiner sündhaften Vergangenheit holte das Gedächtnis schonungslos die Erinnerung an seine Ausschweifungen, seine Treulosigkeit und Trägheit hervor; die Phantasie belebte diese Vergangenheit — und der Richter in ihm erwachte.

Sein ganzes Vorleben erschien nun wie eine ununterbrochene Reihe von Verbrechen. Er konnte sich weder verantworten, noch verteidigen, er war von den sich vor ihm auftürmenden Beweisen seiner Verworfenheit so sehr erdrückt, daß seine freiwillige Selbstverurteilung ihn weit schmerzhafter und strenger strafte als das strengste Urteil der Menschen. Er dachte nicht daran, daß der größte Teil seiner Vergangenheit, die er jetzt verwünschte, gar nicht ihm, dem elenden, kläglichen Trunkenbold, zur Last falle, sondern einer mysteriösen, grauenvollen Macht, die ihn, den Willenlosen, umhergeworfen hatte, wie der Wirbelwind den schwachen Grashalm. Worin bestand denn eigentlich seine Vergangenheit? Weshalb verlebte er sie so und nicht anders? Was ist er selbst? Lauter Fragen, vor denen er bewußt- und ratlos dastand. Es war das Joch, das sein Leben beherrschte, unter dem Joche ward er geboren, unter dem Joche wird er auch ins Grab fahren. Erst jetzt erwachte in ihm das Bewußtsein, aber wozu nützte es ihm jetzt? Erwachte es etwa deshalb, um ihm mitleidslose Fragen vorzulegen und sie mit Schweigen zu beantworten? Etwa deshalb, damit sein ruiniertes Leben aufs neue hineinströme in den zerstörten Tempel seiner Seele, die diese Last nicht mehr ertragen kann?

Wehe! Das erwachte Bewußtsein bringt ihm weder Frieden noch Hoffnung; das peinigende Gewissen zeigt ihm nur einen Ausweg — den der fruchtlosen Selbstverdammung. Vorher umgab ihn Finsternis, und die nämliche Finsternis umgiebt ihn auch jetzt noch, nur daß sie jetzt von quälenden Gespenstern bevölkert ist: schon früher klirrten schwere Ketten an seinen Handgelenken, und auch jetzt fühlt er sie, nur scheinen sie ihm jetzt doppelt schwer zu sein, denn er ist sich ihrer bewußt. Nutzlose Thränen rinnen aus seinen Augen, und die guten Leute bleiben vor ihm stehen und sagen, der Branntwein habe sie ihm ausgepreßt.

„Hilfe! Ich kann es nicht länger ertragen!" schreit der elende Trunkenbold, und der Pöbel lacht und spottet über ihn. Dieser Pöbel begreift nicht, daß der Trunkenbold noch niemals so nüchtern war wie jetzt, daß es nur ein unseliger Fund ist, der sein armes Herz zerfleischt. Hätte dieser Pöbel den Fund selbst gemacht, dann würde er einsehen, daß es einen Gram giebt, der alle Leiden übertrifft, den Gram, den ein unverhofft gefundenes Gewissen erzeugt. Der Pöbel würde dann begreifen, daß er ebenso unterjocht und verkrüppelt ist, wie dieser moralisch verkrüppelte, wehklagende Trunkenbold.

„Nein, ich muß es irgendwie loszuwerden suchen, sonst verkomme ich wie ein Hund!" denkt der elende Trunkenbold und will seinen Fund wieder wegwerfen. Aber ein hinzugekommener Gerichtsdiener hindert ihn daran.

„He, Freundchen," ruft er ihm drohend zu, „Du willst wohl verbotene Schmähschriften verbreiten! Nimm Dich in acht, daß Du dafür nicht ins Loch gesteckt wirst."

Der Trunkenbold verbarg nun seinen Fund und entfernte sich eiligst. Vorsichtig blickte er umher und schlich zur Branntweinschenke hin, wo sein alter Freund Prochorytsch wirtschaftete. Er schaut vorsichtig ins Fenster

hinein und als er den Schenkwirt allein, hinterm Ladentisch schlummernd, erblickt, öffnet er die Thür, stürzt hinein, und ehe noch Prochorytsch sich besinnen kann, liegt schon der verhängnisvolle Fund in seinen Händen.

* *

Mit weit aufgerissenen Augen stand nun der Schenkwirt eine Weile da, dann fing er an zu schwitzen. Es schien ihm nun, als ob er seine Wirtschaft ohne obrigkeitliche Bewilligung betreibe; doch überzeugte er sich sofort, daß alle erforderlichen Patentzeugnisse vorhanden waren. Dann blickte er auf den in seinen Händen befindlichen Fetzen und erkannte ihn.

„He, he!" rief er nun aus, „das ist ja derselbe Lumpen, den ich vor der Entrichtung meiner Accise- und Patentgebühren mit Mühe und Not los wurde! Ja, wirklich, es ist derselbe."

Nun wurde es ihm plötzlich klar, daß er sich selbst zu Grunde richten müsse.

„Wenn jemand ein lukratives Geschäft betreibt und er sich von diesem Monstrum nicht befreien kann, so ist er verloren! Mit dem Profitmachen ist's dann vorbei, und das Geschäft geht in die Brüche!" so sprach er zerstreut vor sich hin, erblich und fing an zu zittern, als ob ihn ein unerwarteter Schreck überwältigt hätte.

„Es ist doch eine unverantwortliche Gemeinheit, das arme Volk dem Saufteufel in den Rachen zu jagen!" flüsterte ihm das erwachende Gewissen zu.

„Arina Iwanowna, Weib!" rief er nun, vor Angst außer sich.

Arina erschien, und als sie den Fund erblickte, schrie sie aus Leibeskräften: „Hilfe! Räuber! Diebe!"

„Weshalb muß ich nun, um dieses Halunken willen, alles, was ich habe, plötzlich verlieren?" dachte Prochorytsch, offenbar den Trunkenbold meinend, der ihm so hinterlistig diesen Fund in die Hand gespielt hatte. Große Schweißtropfen traten auf seine Stirn.

Nun füllte sich die Schenke mit allerhand Volk, aber Prochorytsch, anstatt seine Gäste mit bekannter Liebenswürdigkeit zu bedienen, weigerte sich nicht nur, ihnen Branntwein einzuschenken, sondern er bewies ihnen sogar aufs eindringlichste, daß der Branntwein die Quelle des Verderbens für das arme Volk sei.

„Ja, wenn Du bloß ein Gläschen trinken würdest, so könnte man sich das noch gefallen lassen, es wäre vielleicht sogar nützlich!" sprach er mit thränenden Augen, „so aber möchtest Du lieber einen ganzen Eimer voll aussaufen! Und was folgt daraus? Man bringt Dich zur Polizei, zieht Dir die Hosen ab und zählt Dir eine Tracht Prügel auf. Kommst Du dann wieder frei, so meinst Du vielleicht eine große Belohnung erhalten zu haben? Es waren aber bloß hundert Rutenhiebe. Denke also erst nach, mein Lieber, ob es sich auch lohnt danach zu streben und überdies noch mir altem Narren Geld dafür zu bezahlen!"

„Was ficht Dich an, Prochorytsch, Du bist wohl verrückt geworden?" erwiderten ihm die verblüfften Gäste.

„Wenn es Dir so gegangen wäre, wie mir, dann würdest auch Du den Verstand verloren haben! — Da, sieh mal, was ich für einen Schatz gekriegt habe!"

Prochorytsch zeigte nun allen das ihm unverhofft zugesteckte Gewissen und fragte, ob nicht jemand es haben wollte. Als man aber das verdächtige Ding sah, wollte es nicht nur keiner haben, sondern alle wandten sich ab und zogen sich zurück.

„Was wirst Du nun aber thun, Prochorytsch?" fragten ihn die Gäste.

„Es bleibt mir nichts anderes übrig, als zu sterben. Denn betrügen kann ich nicht mehr, und das arme Volk in Branntwein ertränken will ich nicht, — folglich muß ich sterben!"

„Ganz richtig!" sprachen die Gäste, spöttisch lächelnd.

„Ich möchte nun," fuhr Prochorytsch fort, „alles Geschirr hier zertrümmern und den Branntwein auslaufen lassen. Denn, wer wie ich tugendhaft geworden ist, der kann den Fuselgeruch nicht mehr ertragen, er verursacht ihm Ekel!"

„Unterstehe Dich!" rief nun Arina, die von dem Segen, den Prochorytsch empfangen hatte, unberührt geblieben war, — „seht mal diesen Tugendbold an!"

Aber Prochorytsch bestand hartnäckig auf seinem Vorhaben, er weinte bitterlich und wiederholte immer das nämliche. „Denn," fügte er hinzu, „wem ein solches Unglück widerfahren ist, der kann sich nicht damit entschuldigen, daß er Kneipwirt ist, sondern er muß sein Leben lang unglücklich bleiben."

Diese philosophischen Betrachtungen währten den ganzen Tag, und obwohl sich Arina standhaft weigerte, das Geschirr zertrümmern und den Branntwein auslaufen zu lassen, so wurde an diesem Tage doch kein Tropfen Schnaps verkauft. Gegen Abend war Prochorytsch sogar heiter geworden und sagte zu seiner weinenden Arina:

„Nun, meine liebe, teure Gattin, wenn wir heute auch nichts verdient haben, so ist mir doch, im Besitze des Gewissens, recht leicht ums Herz." Und wirklich, er schlief auch bald so fest ein, daß er weder träumte noch schnarchte, was ihm sonst doch häufig passiert war, als er noch Geld verdiente, aber gewissenlos war.

Seine Frau beschäftigten aber ganz andere Gedanken. Sie meinte, für einen Schnapswirt könne das Gewissen nur schädlich und verlustbringend sein; dieser ungebetene Gast müsse daher unbedingt aus dem Hause. Mit diesem Vorhaben durchwachte sie die ganze Nacht, und als das erste Tageslicht durch die verstaubten Fensterscheiben dämmerte, stahl sie dem schlafenden Gatten das Gewissen und lief damit auf die Straße hinaus.

Es war gerade Markttag. Aus den Dörfern kamen die Bauern mit ihren Fuhren. Der Polizeioffizier Lowez ging eben nach dem Marktplatz. Als Arina ihn sah, fiel ihr plötzlich ein glücklicher Gedanke ein. Sie lief dem Polizisten nach, und es gelang ihr, ihm das Gewissen in die Tasche seines Ueberrocks zu stecken.

* *

Lowez war nicht gerade einer von den Unverschämtesten, aber er legte sich auch nicht gerne Zwang auf und liebte es, seine Klaue überall hineinzustecken. Was seinen Augen gefiel, daran blieben leicht seine Hände kleben — kurz, er war ein rücksichtsloser Erpresser.

Plötzlich empfand nun dieser Mensch eine ungewohnte Unruhe. Auf dem Marktplatz schien ihm alles, was er sah, als ob es nicht ihm, sondern anderen gehörte, — das war früher niemals vorgekommen. Er wischte sich die schamlosen Augen aus und dachte: „Was kann das nur sein? Bin ich stumpfsinnig geworden oder träume ich?" Er trat an eine Fuhre heran und versuchte, seine Hand hineinzustecken — aber die Hand rührte sich nicht; bei einer anderen Fuhre ging es ihm ebenso. Er wollte einen Bauer am Bart packen und ihn tüchtig zausen — wunderbar! Die Hand versagte ihm den Dienst.

Er erschrak.

„Was mir nur heute passiert sein mag!" dachte er. „Geht das so fort, so ist meine ganze Existenz beim Teufel! Ob ich nicht lieber nach Hause zurückkehre?"

Er hoffte aber immer noch, dieser unbegreifliche Zustand werde vorübergehen, und spazierte nun überall umher; da und dort sah er Geflügel und verschiedene andere delikate Leckerbissen, aber sie schienen ihn nur zu verhöhnen, und er getraute sich nicht, sie anzurühren.

Als die Bauern das sahen, wurden sie frech, lachten ihn aus und verspotteten ihn.

„Nein, ich muß gewiß krank geworden sein!" entschied nun Lowez und kehrte mit leeren Händen nach Hause zurück.

Als er dort ankam, wo er mit vollen Säcken erwartet wurde, erblickte ihn nun seine Frau mit leeren Händen. Entrüstet und ergrimmt schrie sie ihn an:

„Wo sind die Säcke?"

„Ich muß bekennen, daß mein Gewissen . . ." begann Lowez sich zu entschuldigen.

„Ich frage Dich, wo Du die Säcke gelassen hast?"

„Ich muß bekennen, daß mein Gewissen ..." wiederholte er.

„Nun, dann kannst Du mit Deinem Gewissen bis zum nächsten Markttag aufs Mittagessen warten!" entschied die Frau.

Lowez senkte sein Haupt, denn er wußte, daß seine Frau Wort hielt. Er zog den Ueberrock aus und war plötzlich wie verwandelt. Da nun das Gewissen im Ueberrock an der Wand hing, ward es ihm plötzlich wieder leicht und frei ums Herz, und er war nun wie früher überzeugt, daß es auf der ganzen Welt nichts Fremdes für ihn gäbe, daß alles ihm gehöre. Seine Fähigkeit des Zugreifens und Einheimsens war wiedergekehrt.

„Ha!" rief er, die Hände reibend, „jetzt, Freundchen, werdet Ihr mich nicht so leicht wieder los!" Er zog nun den Ueberrock wieder an und wollte zum Markte zurückkehren.

Aber, o Wunder! kaum hatte er den Rock an, da spürte er wieder das nämliche Hindernis. Es schien, als ob in ihm zwei Menschen wohnen: der eine, ohne Ueberrock, war schamlos und raubgierig, der andere, im Ueberrock — schüchtern und blöde. Obschon Lowez nun fühlte, daß er wieder zahm geworden war, beschloß er dennoch auf den Markt zu gehen, hoffend, daß es ihm gelingen werde, sich zu überwinden.

Aber je mehr er sich dem Markte näherte, desto stärker klopfte sein Herz, desto unabweisbarer regte sich das Bedürfnis, in Frieden zu leben mit diesen kleinen Leuten, die, um einige Groschen zu verdienen, den ganzen Tag in Regen und Schmutz zubringen müssen. Sich an fremden Säcken zu vergreifen, fiel ihm gar nicht ein; sein eigener Geldbeutel war ihm sogar lästig geworden, und es schien ihm, als ob das darin befindliche Geld nicht ihm gehöre, sondern fremdes Eigentum sei.

„Hier, Freundchen, sind 15 Kopeken!" sagte er zu einem Bauer und reichte ihm eine Münze.

„Aber wofür denn, Euer Wohlgeboren?"

„Dafür, weil ich Dich früher beleidigt habe, Freund! Vergieb mir um Christi willen!"

„Nun, Gott wird Dir's verzeihen!"

So durchwanderte er, all sein Geld verteilend, den ganzen Markt. Und nun erst fühlte er sich wohl und leicht ums Herz, obwohl ihn auch schwere Gedanken bedrückten.

„Nein, das muß gewiß eine Krankheit sein; ich will doch lieber nach Hause gehen, aber noch recht viele Bettler mitnehmen, um sie zu speisen."

Gesagt — gethan. Eine zahllose Bettlerschar folgte ihm, und er führte sie auf seinen Hof. Fedoßja schlug die Hände überm Kopf zusammen und wartete, was daraus werden solle. Lowez näherte sich ihr und sagte ganz freundlich:

„Hier, Fedoßjuschka, ich erfüllte Deinen Wunsch und habe diese Armen mitgebracht; speise sie um Christi willen."

Kaum hatte er jedoch seinen Ueberrock an den Nagel gehängt, da wurde es ihm plötzlich wieder ganz anders zumute. Er sah die Bettlerschar auf dem Hofe. Was konnte das wohl bedeuten? Sollten sie alle vielleicht durchgepeitscht werden?

„Was soll das Volk hier?" schrie er hinauseilend.

„Welche Frage! Das sind die Armen, die ich speisen soll!" entgegnete ihm giftig sein Weib.

„Jagt sie hinaus! Haut sie! Marsch fort!" rief er wütend und lief wie verrückt ins Haus zurück.

Lange dachte er nun nach, was ihm wohl passiert sein könnte. Er war doch sonst immer ein ordentlicher Mensch und musterhafter Beamter gewesen — und nun war er plötzlich solch ein Waschlappen geworden!

„Fedoßja Petrowna, Mütterchen, binde mich doch um Christi willen! Ich fühle, daß ich Dinge angebe, die ich in einem ganzen Jahr nicht wieder gut machen kann!" flehte er.

Auch seine Frau sah ein, daß es ihrem Mann an den Kragen gehe. Sie kleidete ihn aus, brachte ihn ins Bett und ließ ihn Thee trinken. Dann ging sie ins Vorzimmer und dachte: will doch mal im Ueberrock nachsehen, vielleicht finden sich dort noch ein paar Groschen. Sie durchstöberte die Taschen und fand in der einen den leeren Geldbeutel; aus der andern zog sie einen schmutzigen Papierfetzen hervor. Als sie ihn auseinander faltete, war sie erstarrt.

„Also mit solchen Dingen giebt er sich jetzt ab!" flüsterte sie, „das Gewissen schleppt er mit sich in der Tasche herum!"

Nun dachte sie nach, wie sie das Ding wohl wieder loswerden könne und zwar so, daß es dem Empfänger nicht gar zu viel Schmerzen, sondern nur ein wenig Unruhe verursache. Endlich entschied sie sich für den ehemaligen Branntweinpächter, jetzigen Finanzmann und Eisenbahnunternehmer Schmul Brshozky und meinte, bei dem wäre es am besten aufgehoben.

„Er hat einen starken Nacken, und wird er auch ein bißchen zappeln, so schadet ihm das nicht."

Sie steckte also das Gewissen vorsichtig in ein Stempelkouvert, schrieb Brshozkys Adresse darauf und steckte es in den Briefkasten.

„So, Freundchen, jetzt kannst Du wieder ruhig auf den Markt gehen," sagte sie und kehrte zu ihrem Mann zurück.

* *

Schmul Brshozky saß, von seiner ganzen Familie umgeben, am Mittagtisch. Neben ihm saß sein zehnjähriger Sohn Ruben, mit dem Lösen einer finanziellen Aufgabe beschäftigt.

„Vaterleben, sage mir doch, wieviel Geld erhalte ich am Ende des Jahres, wenn ich dies Goldstück, das Du mir geschenkt hast, zu 20 Prozent monatlich ausborge?" fragte er.

„Wie meinst Du das, mein Sohn, mit einfachen oder mit Zinseszinsen?" fragte Schmul.

„Natürlich mit Zinseszinsen, Vaterleben!"

„Wenn Du Zinseszinsen berechnest und die Brüche abwirfst, so erhältst Du bis zum Ende des Jahres 45 Rubel und 79 Kopeken."

„Ich werde also das Goldstück so ausborgen."

„Thue das, mein Sohn, vergiß aber nicht, ein zuverlässiges Pfandobjekt zu nehmen."

An Schmuls anderer Seite saß Jossel, ein Knabe von sieben Jahren, der gleichfalls eine Rechenaufgabe löste; dann kamen Salomon und David, die sich stritten, wieviel Zinsen einer dem anderen für geborgte Bonbons vergüten müsse. Am anderen Tischende saß Schmuls schöne Gattin Lea Salomonowna mit ihrer kleinen Rahel auf dem Schoße, die instinktiv ihre Händchen nach Mamas kostbarem goldenem Armreif ausstreckte.

Kurz und gut — Schmul war ein glücklicher Familienvater. Eben wollte er eine delikate Sauce über seinen Braten gießen, da brachte ihm der Diener auf silbernem Präsentierteller einen Brief.

Kaum hatte ihn Schmul angefaßt, da ließ es ihm keine Ruhe mehr; er krümmte und wand sich wie ein Aal auf glühenden Kohlen.

„Was ist das nur! Wozu brauche ich denn dies Ding da!" stöhnte er und zitterte am ganzen Körper.

Obschon niemand begriff, was eigentlich geschehen war, erkannten doch alle sofort, daß das Mittagessen unterbrochen werden müsse.

Die Qual und Pein, die Schmul an diesem denkwürdigen Tage ausstand, ist nicht zu beschreiben, nur eins muß konstatiert werden: trotz der unglaublichsten Folterqualen entschloß er sich nicht, auch nur 15 Kopeken zu opfern.

„Das schadet mir nichts, wird schon wieder vergehen! Halte mich nur recht fest, Lea," sagte er zu seiner Gattin, während ihn die verzweifeltsten Paroxysmen schüttelten, — „und wenn ich meine Schatulle verlange, so gieb sie mir ja nicht, — lieber will ich sterben!"

Da es jedoch keine so schwierige Lage giebt, aus der nicht auch ein Ausweg zu finden wäre, so fand man auch diesmal einen. Schmul erinnerte sich, daß er für eine Wohlthätigkeitsanstalt, deren Vorsteher ein General aus seiner Bekanntschaft war, längst schon eine Spende versprochen hatte, die aber immer von einem Tag zum andern verschoben worden war. Nun bot sich eine günstige Gelegenheit, den längst gefaßten Vorsatz auszuführen.

Gedacht — gethan. Schmul öffnete vorsichtig das erhaltene Kouvert, nahm das darin befindliche Papier mit einem Zängelchen heraus, steckte es in ein anderes Kouvert, fügte noch einen Hundertrubelschein hinzu, versiegelte es und begab sich damit zu dem befreundeten General.

„Exzellenz, ich wünsche etwas für Ihre Anstalt zu spenden!“ sagte er und legte das Kouvert vor dem erfreuten General auf den Tisch.

„Nun schön, das ist lobenswert!“ erwiderte dieser, — „ich wußte ja, daß Sie, als Israelit . . . nach dem Gesetze Davids . . . nicht wahr, so ist es doch?“

Der General wußte nicht, wie er die angefangene Phrase beenden solle und ob es David oder sonst wer war, von dem die Gesetze herrührten.

„Ganz recht, Exzellenz, aber was sind wir denn für Israeliten,“ fiel Schmul ein, der sich nun leicht und frei fühlte, „wir sind ja nur äußerlich Israeliten, im Herzensgrunde aber sind wir echte, gute Russen.“

„Danke, danke!“ sagte der General, „aber ich bedaure nur . . . als Christ . . . weshalb sollten Sie z. B. nicht . . . he, was meinen Sie!“

„Exzellenz! wirklich . . . nur äußerlich sind wir Israeliten . . . glauben Sie es mir . . . auf Ehre!“

„Aber dennoch . . .“

„Exzellenz!“

„Nun, nun, schon gut! Christus sei mit Ihnen!“

Schmul eilte nun wie auf Flügeln nach Hause. Noch am nämlichen Abend hatte er alle ausgestandenen Leiden vergessen und konnte sogar eine finanzielle Kombination beenden, die am nächsten Tage, als sie bekannt wurde, allgemeines Erstaunen hervorrief.

* *

So wanderte nun das arme, verschmähte Gewissen von einem zum andern und kam zu Tausenden von Menschen, aber niemand wollte es behalten, und jeder suchte es so bald als möglich, sogar durch List und Betrug, loszuwerden. Schließlich wurde es dem armen Ding doch gar zu mühselig, sich noch länger unter fremden Menschen herumzutreiben, ohne eine bleibende Stätte zu finden, wo es ausruhen könne. Es sprach daher zu seinem letzten Inhaber, einem elenden Krämer, der in einem obskuren Winkel mit Staub handelte und auf keinen grünen Zweig kommen konnte:

„Weshalb quält Ihr mich eigentlich, weshalb behandelt Ihr mich wie einen unnützen Wisch?“ . . .

„Aber was soll man denn mit Dir anfangen? . . . Wenn Dich doch keiner haben will?“ . . . fragte nun die arme Krämerseele.

„Ich werd' es Dir sagen,“ erwiderte das Gewissen. „Suche mir ein kleines Kindlein, öffne ihm sein reines Herzchen und verbirg mich darin. Das unschuldige Wesen wird mich behüten, warten und pflegen; es wird mit mir wachsen und auch dann, wenn es zu Macht und Ansehen gelangt, sich meiner nicht schämen.“

Und so geschah es auch. Der Krämer fand ein Kindlein, öffnete ihm sein reines Herzchen und verschloß darin das Gewissen.

Nun wächst das Kindlein und in ihm das Gewissen. Wenn nun aus dem Kinde ein großer Mann wird, dann hat er auch ein großes Gewissen. Falschheit, Egoismus, Arglist und rohe Gewalt verschwinden alsdann, denn das Gewissen wird dann nicht mehr schüchtern, sondern geachtet und mächtig sein und überall herrschen wollen.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Sieht man von der Litteratur der Gegenwart ab, so kehrt in diesen zeitlich eng begrenzten Berichten der Name keines Dichters regelmäßig wieder, außer dem Namen Goethe. Das Wesen und Schaffen dieses dauernd Gegenwärtigen zu ergründen, sind unermüdlich Große und Kleine an der Arbeit, sei es, daß sein eignes Werk und Leben im Einzelnen näher erforscht, Personen jener Zeit in seiner Beleuchtung gezeigt oder daß sein tausendfältiges Wirken bis in unsere Tage verfolgt werden soll. „Auf Goethes Spuren“ ist Wilhelm Holzamer von Gießen nach Wetzlar gepilgert, und er schildert diese Wanderung, die ihn auf Schritt und Tritt vom Leben zur Vergangenheit leitete (Beil. z. Allg. Ztg. 112). Die Wertherstimmung zwingt auch ihn, den Wanderer von heute, noch kräftig genug, ja er fragt sich, ob wir heute, trotz verschworener Sentimentalität, trotz Nüchternheit im Realismus, nicht in vielem wieder dieser Stimmung nahe sind, Gutes aus ihr haben, besonders in unserem Verhältnis zur Natur, weniger Gutes in der Verflossenheit und Weichheit des Dekadenten unseres Wesens, wie sich's immer stärker in unserer Kunst zum Ausdruck bringen möchte und gerade jetzt unserer Lyrik den Stempel aufdrücken will . . . — „Vom weimarer Goethetage“, der außer dem Vortrag Professor Paulsens über Goethes ethische Anschauungen die Aufführung des „Triumphes der Empfindsamkeit“, sowie eine Feier zum Gedächtnisse Corona Schröters brachte, berichten Max Osborn (Nat.-Ztg. 331, zugleich mit einer Wiedergabe von Suphans Ansprache am Grabe der ersten Iphigenie), Walter Paetow („Goethetage“, Tägl. Rundsch. 120), W. v. Scholz („Goethetage in Weimar“, Der Tag 247) u. a. Jene erste Iphigenien-Aufführung war bekanntlich die auf dem Liebhabertheater zu Ettersburg. Robert Kohlrausch nun lenkt die Aufmerksamkeit auf die erste öffentliche Aufführung des Werkes in Weimar, die am 15. Mai 1802 stattfand („Ein Jubiläum der Iphigenie“, Hann. Cour. 23767). — „Goethe in seinen Briefen“ sucht W. Lauser im Anschluß an den zweiten Band der von E. v. d. Hellen herausgegebenen Goethe-Briefe zu zeichnen (Nordd. Allg. Ztg. 115), während J. Sittard den zweiten Band der Ausgabe von Philipp Stein, der vom „Weimarer Sturm und Drang“ Kunde giebt, näher betrachtet (Hamb. Corr. 229). — Den Lebenslauf der Karoline von Günderode, einst der vertrauten Freundin von Goethes Bettina, verfolgt Lina Reinhard (Frankf. Gen.-Anz. 112). Sonst kehrt Goethes Name noch in einer Miscelle „Albrecht Thaer, Leisewitz und Goethe“ (Beibl. z. Magdeb. Ztg. 20) wieder, die von den Beziehungen der beiden letzten zu dem Begründer der wissenschaftlichen Landwirtschaft Nachricht giebt. — Den letzthin verzeichneten Aufsätzen über Johann Anton Leisewitz sind noch nachzutragen eine Skizze von A. Härlin „Der Dichter des Julius von Tarent“ (Wien, Ostd. Rundsch. 127) und ein Feuilleton des Hannov. Couriers (23769), das „Joh. Ant. Leisewitz als Sozialpolitiker“ schildert. — Die künstlerisch vollendetste Dichtung Schillers nannte Goethe die „Jungfrau von Orleans“. Mit ihrer Entstehung und ihren ersten Bühnenerfolgen beschäftigt sich H. Holstein („Schillers „Jungfrau von Orleans“ vor hundert Jahren“, Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 20, 21). Derselbe veröffentlicht auch eine „Säkular-Erinnerung“ an „Schillers Turandot, Prinzessin von China“ (Beil. z. Magd. Ztg. 21). — Die sonderbare rhapsodische Ergänzung von Martin Greif zu Schillers Demetrius wird weiterhin in österreichischen Blättern gepriesen und als würdiges Werk zur Totenfeier am 9. Mai 1905 schon jetzt empfohlen (S. M. Prem, Grazer Tagesp. 127; H., Wiener Dtsch. Ztg. 10916). — Ueber den Aufenthalt des einst von Schiller besonders überschätzten „Fr. von

Matthiſſon in Hamburg" teilt Emil Paul näheres mit (Hamb. Nachr., Beil. 19). — Die bevorſtehende Feier von Lenaus 100. Geburtstage, die vor allem in Deutſch-Ungarn mehr als einen rein litterariſchen Charakter tragen wird, macht bereits von ſich reden. Auf dem Lenau-Kommers der Vereinigung deutſcher Hochſchüler aus den Ländern der ungariſchen Krone hielt am 7. Mai Adam Müller-Guttenbrunn, ſelbſt ein ungariſcher Schwabe, eine von deutſch-nationalen Ideen erfüllte Anſprache, die in der Wiener Deutſchen Ztg. („Nicolaus Lenau und ſeine Heimat", 10907) veröffentlicht iſt. Trotzdem Lenau ſeine Gedichte in deutſcher Sprache ſchrieb, wird er von anderer Seite als Ungar mit echt ungariſchem Herzen angeſprochen (Dr. St., Budap. Tgbl. 134). — In die neuere Zeit leitet ein Aufſatz von H. H. Houben hinüber (Nat.-Ztg. 314, 322); an der Hand des fünften Bandes von R. M. Werners kritiſcher Hebbel-Ausgabe prüft er „Hebbels dramatiſche Entwürfe", einundneunzig an Zahl, Torſos, die etwas Gigantiſches im einzelnen und in der Maſſe haben, und vergleicht Hebbels Schaffen mit dem Gutzkows. Ueber dieſen ſeinen Liebling veröffentlicht er ferner in der Voſſ. Ztg. (239) einen Aufſatz, der „Dunkles aus dem Leben Gutzkows" beleuchtet. Es werden darin einige Briefe mitgeteilt, die Gutzkow nach ſeiner Geneſung in der Heilanſtalt St. Gilgenberg an ſeine vertrauteſten Freunde richtete (1865/66), „Auferſtehungsbriefe im wahren Sinne des Wortes, die doch noch ſo viel vom düſtern Innern der Gruft enthalten, der er ſoeben entronnen war". — Auf „Heines Krankheit und Leidensgeſchichte", an die zum Schluſſe ſeines Aufſatzes Houben erinnert, geht im Anſchluß an die kritiſche Studie von S. Rahmer das Prag. Tagbl. (131) ein, und Joſef Naſſen iſt in einem polemiſch gehaltenen Artikel geneigt, die Frage: „Hat Heinrich Heine ſich in Frankreich naturaliſieren laſſen?" zu bejahen (Beil. z. Allg. Ztg. 106). — Die von Hans von Wolzogen beſorgte Auswahl von Richard Wagners Schriften über Staat, Kunſt und Religion hält H. St. Chamberlain nicht für geeignet, ein richtiges Bild von „Richard Wagner als Schriftſteller" zu geben (Tägl. Rundſch. Beil. 116, 117). Ihm iſt Wagner vielleicht überhaupt nicht Schriftſteller, wohl aber mehr, ein großer Mann, ein ſtrahlendes Genie, und — in nüchterner Beobachtung ausgeſprochen — ein Seher. Darum haben, ſo folgert Chamberlain, Wagners Schriften auch das Nachteilige ſolcher wahrſageriſchen Naturen, die Verknüpfung von Vergangenem und Zukünftigem. „Am allerwenigſten kann das halbprophetiſche, dem echten Volksgeiſt entwachſene, an Zukünftigem trächtige, warnende, mahnende, begeiſternde, Unheil verkündende, Hoffnung enthüllende Weſen eines ſolchen Geiſtes von nüchternen Menſchen in nüchternen Stunden verſtanden werden." Liebe und Vertrauen gehöre dazu und eine gewiſſe Veranlagung, dem Künſtler Wagner nahezukommen. Die wichtigſte, in der neuen Auswahl nicht enthaltene Schrift Wagners ſei die aus dem Jahre 1849 über „Das Kunſtwerk der Zukunft". Sie enthalte den Grundgedanken und Inhalt von Wagners Leben, in wenigen Strichen die kühne Entwicklung ſeiner Ideen über des Menſchen Weſen, über Natur und Religion, über Staat und Politik, über Kunſt und Kultur, über Volk, Wiſſenſchaft und Philoſophie. — Einem äußeren Anlaß verdanken mehrere Feuilletons über Adalbert Stifter ihr Daſein: in Linz wurde am 24. Mai das Denkmal für den Dichter des Böhmerwaldes enthüllt (ſ. unter „Nachrichten") und dabei einſtimmig die Reinheit und Tiefe von Stifters dichteriſchem Schaffen geprieſen, ſo von A. Rouland (Wien. Morg.-Ztg. 140), K. Fuchs (Neuigk.-Weltbl. 141), E. H. (Prag. Tgbl. 141), Rudolf H—r (Reichswehr 2976), A. Schloſſar (Graz. Tagesp. 141), der Wiener Ztg. (111), der Neuen Ztg. (57), während in der N. Fr. Pr. (13556) mehr das Denkmal von künſtleriſchem Standpunkt aus durch Lychdorff betrachtet wurde. — Die Briefe Anzengrubers in Bettelheims Ausgabe beſpricht Karl Bienenſtein (Tirol. Tgbl. 124, 125). — In die „Litteratur der Gegenwart" leitet ein gleichlautender Aufſatz von Hans Landsberg (Rhein.-Weſtf. Ztg. 387). Hauptſächlich an Multatuli, Whitman, Ibſen und Tolſtoi zeigt er als ein Geſamtmerkmal der modernen Litteratur das Streben nach Wahrheit; dieſe ſuche man in der Befreiung von allen moraliſchen und ſozialen Konventionen, im ſtärkeren Anſchluß an die Natur, in der Durchdringung und Verbindung der neugewonnenen Einzelerkenntniſſe mit den Elementen der Religion, Kunſt und Philoſophie, die wir in dem Begriffe der Weltanſchauung zuſammenfaſſen. — Kaum im Anſchluß an dieſe Studie über die moderne Litteratur können die Aufſätze verzeichnet werden, die einem jüngſt Verſtorbenen galten: Julius Groſſe, der ſich ſelbſt ſchon vor mehr als zehn Jahren in einem Briefe von Ernſt Kreowski „zu den Toten und Untergepflügten" zählte („Julius Waldemar Groſſe", Perſönliche Erinnerungen mit Briefen, N. Hamb. Ztg. 222), deſſen reiches Schaffen und Spenden aber noch in weiten Kreiſen fortwirkt („Erinnerungen an Julius Groſſe" von W. Arminius, Münch. Allg. Ztg. 133; H. Marſhall, Saale-Ztg. 223; Ch. Th., Münchn. N. Nachr. 223; C. Moeller, Tägl. Rundſch. 110; C. Buſſe, Der Tag 221). — Um wie viel mehr gehörte noch den Lebenden an und hing mit ſtarker Hoffnung an der Zukunft eine andere, die auch in dieſen Wochen der Tod fortgeriſſen hat: Elsbeth Meyer-Förſter. Ihr widmet Heinrich Hart einen Nachruf (Der Tag 237), der von ihrem tiefen Ernſt und ihrem ſtarken Ringen nach Vollendung bei all ihrer Heiterkeit und Anmut berichtet. In ähnlicher Weiſe beklagen Carl Bulcke (Kieler Ztg. 21003) und die Frankf. Ztg. (140) das Hinſcheiden dieſer Frau. — Von den lebenden Dichtern werden Sudermann (von Alfred Klaar, Königsb. Allg. Ztg. 241) und Philipp Langmann („als Erzähler" von E. Schick, „als Dramatiker" von K. Fritſch, Mähr.-Schleſ. Corresp., Beil. 6) charakteriſiert. — „Eine Dorf-Première" in Klettbach im Thüringiſchen ſchildert Wilhelm Bode (Der Tag 243): Sohnreys „Dorfmuſikanten" wurden von Bauern aufgeführt. — Aus der Zahl der Beſprechungen neuer Romane ſeien hervorgehoben ein Feuilleton von W. Goldbaum (N. Fr. Pr. 13546), das Werke von Ida Boy-Ed, R. Stratz, R. Voß und A. Frhrn. v. Gleichen-Rußwurm behandelt, ſodann „Belletriſtiſche Spaziergänge" von F. Marti (Neue Zür. Ztg. 130—138, 147), die zu allgemeineren Gedanken Gelegenheit bieten. — In der Moskauer Dtſch. Ztg. (115) rühmt Arthur Luther und in der Wien. Allg. Ztg. (7248) E. G—r den Roman Clara Viebigs „Die Wacht am Rhein".

* *

Zur Stoffgeſchichte liegen zwei umfangreichere Beiträge vor. Dem Inhalt einer litterargeſchichtlichen Studie von Profeſſor Grigorovitza (ſ. Sp. 572) folgt J. M. in ſeinem Aufſatze über „Libuſſa in der deutſchen Litteratur" (Prag. Politik 127, 128), während Heinrich Stümcke eine eigene Unterſuchung über das Thema „Der Große Kurfürſt im deutſchen Drama" veröffentlicht (Beil. z. Nordd. Allg. Ztg. 121). — Eine neue Faſſung des „Märchens von der Jungfer Maleen", das in die Gruppe derer gehört, in denen die Braut ſich am Hochzeitstage durch eine Magd vertreten läßt, teilt nach der mündlichen Erzählung einer holſteiniſchen Bäuerin Prof. Wiſſer mit (Dtſche. Welt 32). — Zur Frage der Buchausſtattung ergreifen Paul Nachè und Werner Weisbach das Wort; dieſer, indem er den Tiefſtand italieniſcher moderner Buchkunſt an der ſogenannten Prachtausgabe von D'Annunzios „Francesca da Rimini" beleuchtet (Der Tag 201), jener, indem er über Grautoffs Buch von der Entwicklung der modernen Buchkunſt in Deutſchland und über die erſten dieſem Ziele nachſtrebenden Verlagsfirmen handelt (Hamb. Fremdenbl. 114, Beil.) — Ebendort begrüßt J. Maßmann die ſteigende Wertſchätzung des Plattdeutſchen. — Auf dem Gebiet der Theatergeſchichte iſt zunächſt eine Quellenpublikation von Paul Zimmermann über „Engliſche Komödianten am Hofe zu Wolfenbüttel" (Braunſchweig. Anzeigen 117, 118, 121, 122)

zu verzeichnen. — Sodann wird angesichts der Thatsache, daß in Chikago ein gewisser Samuel Groß erfolgreich gerichtlichen Einspruch gegen Rostands angebliches Plagiat Cyrano von Bergerac erhob, ein deutscher Theaterskandal aus den Fünfzigerjahren wieder aufgewärmt. Es ist die gleiche Beschuldigung des Plagiats, die der Dorfschulmeister von Pfaffenhofen Franz Bacherl gegen Friedrich Halm wegen des „Fechters von Ravenna" erhob, eine Beschuldigung, die in ihren Folgen Franz Dingelstedt seine Stellung kostete (Zürich. Post 121). — Dingelstedts Name kehrt in den für Angelo Neumann wenig erfreulichen Schlußbetrachtungen über den Meisterstreich der berliner Meisterspiele wieder. Zu diesen nimmt Eugen Zabel Stellung, der hauptsächlich die schweren Mängel in der Organisation des berliner Schauspielhauses dabei beleuchtet (Nat.-Ztg. 334). Voller Satire schildert Karl Strecker die künftigen „Berliner Großmeisterspiele und Heroenaufführungen 1903" (Tägl. Rundsch., Beil. 122). Von Berichten über einzelne Abende des Cyklus ist eine Kritik von Julius Hart über den „Erbförster" zu erwähnen (Der Tag 215), die eine Polemik zwischen ihm und dem münchener Regisseur Schneider zur Folge hatte. — Die von Marsop angeregte Frage „Museumskunst oder Bühne der Lebenden" hält H. Pfitzner nicht so sehr für eine Wagner-Frage, als vielmehr für die allgemeine schwerwiegende Kultur- und Kunstfrage, ob wir unser Leben auf die Höhe bringen können, daß die besten unserer schaffenden Künstler auch zu Lebzeiten zu ihrem Rechte kommen (Beil. z. Allg. Ztg. 109). — „Etwas vom ‚klassischen' Spielplan", d. h. eine statistische Untersuchung über den Anteil der ersten deutschen Bühnen an der Pflege des klassischen Dramas und der klassischen Oper teilt Hans Paul Frhr. v. Wolzogen mit (Der Tag 229, 249).

* *

„Die Deutschen in Tolstois Schilderung", ein Aufsatz von F. Dukmeyer (Beil. z. Allg. Ztg. 111) leitet in die Litteratur des Auslands. In feindlicher Stellung stehe Tolstoi dem Deutschtum gegenüber, ja seine Nichtachtung steigere sich bisweilen zur Gehässigkeit, die ihren Grund zum Teil in der scharfen Abneigung gegen die westeuropäische Kultur überhaupt habe, zum Teil durch persönliche unerfreuliche Berührungen und Beobachtungen hervorgerufen sei. Tolstois Deutsche seien durchweg beschränkt, herzlos, egoistisch, Söhne der Finsternis, die die Kinder des Lichts, auserwählte Russen, in ihrer herrlichen Entwickelung behindern wollen. — „Erinnerungen an Tolstoi" teilt Fr. W. Groß mit (Dresd. Anz., Mont.-Beil. 19). — Dem Rivalen Tolstois, um den sich immer lebendiger die gesamte russische Intelligenz schart, Maxim Gorki, wendet sich E. Schick zu, indem er dessen dramatische Skizze „Die Kleinbürger" als ein Stück vollzogener Kulturarbeit preist (Tagesb. a. Mähr. u. Schles. 206). — „Von der modernen kleinrussischen Litteratur", wie sie sich in der Ukraine, Galizien und der Bukowina in den letzten dreißig Jahren entwickelte, berichtet Georg Adam (Beil. z. Nordd. Allg. Ztg. 123). — Den ungarischen Handelsminister Ludwig Láng betrachtet R. R. J. als Novellisten (Budap. Tgbl. 126). — Aus dem nordischen Schrifttum greift Hans Benzmann Knut Hamsun heraus, um dessen gesamtes Schaffen zu überblicken (Rhein.-Westf. Ztg. 364), während eine größere Anzahl von Schriftstellern sich mit Ibsens „Peer Gynt" aus Anlaß der wiener Aufführung auseinandersetzt, so L. Hevesi (Pest. Lloyd 114), H. Bahr (N. Wien. Tgbl. 128), H. Wittmann (N. Fr. Pr. 13546), L. Lipschütz (Reichsw., Wien 2961), W. Handl (Montagspreise, Wien 19) und E. Brausewetter (Nordd. Allg. Ztg. 109a). — Von der skandinavischen Litteratur beeinflußt ist nach Max Meyerfelds Ansicht ein junger englischer Schriftsteller Miles Amber, dessen Erstlingswerk „Wistons" bei T. Fisher Unwin erschienen ist (N. Zür. Ztg. 138; s. oben Sp. 1241). — Die Studiensammlung „Renaissance" von Walter Pater besprechen Marie Herzfeld (N. Fr. Pr. 13539) und L. Schönhoff (Der Tag 249). — Zahlreiche Nachrufe erhielt der vor kurzem gestorbene Bret Harte. Den Meister der Goldgräbergeschichten rühmen in ihm E. Kuh (N. Wien. Tgbl. 129), J. Hoops (Frkf. Ztg. 132), J. v. Ernst (N. Fr. Pr. 13559), A. Semerau (Wiss. Beil. z. Leipz. Ztg. 61), H. Feigl („Bret Harte und seine Stellung in der amerikanischen Litteratur", Dtsch.-Volksbl., Wien 1806) u. a. — Einen Wendepunkt in Maeterlincks dramatischem Schaffen sieht Marie v. Bunsen in seiner Monna Vanna (Nat.-Ztg. 328; s. unten Sp. 1273), und in des Dichters Mysterium von der Gerechtigkeit „Der begrabene Tempel" versenkt sich Hermann Bahr (N. Wien. Tgbl. 134). — Max Nordau geht auf Brieux „Schätzchen" (La petite amie) näher ein (N. Fr. Pr. 13543). — „Die Dichter der Provence", vor allem Frederi Mistral, charakterisiert H. Benzmann (Berl. N. Nachr. 239), während dem zweiten bedeutenden Provenzalen Théodore Aubanel S. Samosch sich zuwendet („Briefe an Mignon", eine Charakteristik des von Serge Bourreline herausgegebenen Quellenwerkes: Lettres à Mignon, Le Poète Th. Aubanel et Madame la Comtesse du T***, Correspondance inédite, Avignon; Nat.-Ztg. 326). — Die wertvolle Publikation von Gian Bundi „Parevlas engiadinaisas" (Engadiner Märchen) begrüßt Robert Peisch („Rätoromanische Volksmärchen", Beil. z. Allg. Ztg. 119). — Ueber neuere Dante-Litteratur orientiert ebendort (108) G. L. Passerini. Hier mag auch im Anschluß an Dante ein Essai von O. Hauser über Dante Gabriel Rossetti Erwähnung finden (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 20). — Auf „das italienische Volkslied", aus dessen Schätzen jüngst C. Somborn Wertvolles zu Tage förderte, weist im Leipz. Tgbl. (265, 267) G. H. hin. — Schließlich seien noch genannt ein kleiner Artikel von O. Piltz „Leo XIII. als Dichter" (Der Sammler, Augsburg. 62), ein Aufsatz von A. Katz „Eine neue hebräische Litteratur" (Zeitgeist 21), sowie eine Abhandlung von Friedrich Hirth über „Die chinesische Sprache in Wort und Schrift" (Beil. z. Allg. Ztg. 121).

Dr. Paul Legband.

„Homer in Platt." Von W. A. Hammer (Beil. z. Allg. Ztg. 114). Erörtert die fortgesetzten Bemühungen einer mundartlichen Homer-Uebersetzung aus Anlaß der neuesten Uebertragung der Ilias und Odyssee ins Niederdeutsche durch August Dühr.

„Ueber Sprache und Stil." Von Paul Heyse (N. Wien. Tgbl. 136).

„Wie wir unsere großen Dichter ehren sollen." Von Ernst Schultze (Beil. z. Allg. Ztg. 116, 117). Berührt vor allem die Denkmalsfrage.

„Die Meister des deutschen Briefes" [vgl. Sp. 836]. Von Karl Strecker (Tägl. Rundsch. 107, 109).

„Litterarisch-konfessioneller Unfug." (Krefelder Ztg. 235). Beschuldigt Max Halbe, auf Kosten seines künstlerischen Gewissens ein Zugeständnis an klerikale Empfindlichkeit gemacht zu haben, indem er den polnisch-katholischen Kaplan seiner Jugend' in einen evangelischen Kandidaten und den katholischen Pfarrer in einen protestantischen Pastor verwandelte.

Echo der Zeitschriften

Deutsche Arbeit. (Prag und München.) 1, 6, 7, 8. Da sich diese neue Monatsschrift gemäß den bei ihrer Begründung festgestellten Grundsätzen der gesamten geistigen Kultur der Deutschen in Böhmen zu widmen hat, bleibt für Dichtungen, sowie für litterargeschichtliche Abhandlungen nur wenig Raum übrig. Heft 6 und 7 bringen einen Aufsatz von L. Fleischner über das deutsche Volksbildungswesen in Böhmen, worin die Volksbibliotheken, die Bildungsvereine und das Vortragswesen besonders berücksichtigt werden. A. Hauffen fügt einen Bericht über die Entwicklung und die bisherigen Ergebnisse der volkstümlichen Hochschulvorträge (University extension) in Böhmen hinzu. — A. Sauer

liefert eine eingehende Voranzeige der soeben erschienenen ersten Bände der großen kritischen Stifter-Ausgabe. — In Heft 8 ergeht sich E. Holzner in anregenden Betrachtungen zur Psychologie des Stils, während der Dramaturg des deutschen Landestheaters M. Voensgen-Alberty aus dem Repertoire sämtlicher deutscher Theater in der Spielzeit 1900 auf 1901 lehrreiche Ergebnisse über die Bühnenwirkung, Volkstümlichkeit alter und neuer Autoren zieht. — Von demnächst erscheinenden neuen Dramen: Don Gil von Fried. Adler (nach Tirso de Molina) und dem Satyrspiel „So sterben Götter" von Theodor Kirchner werden Inhalt und Proben mitgeteilt.

Deutsche Heimat. (Berlin.) V, 30—34. In den vorliegenden Heften findet sich eine Reihe von Besprechungen solcher Bücher, die eine starke heimatliche Note anschlagen oder in das umfassende Gebiet deutscher Volkskunde gehören. So mustert (30) O. Weltzien „Neuere Dialektlitteratur" von Karl Beyer, A. Wibbelt, F. Freudenthal u. a., ohne dabei zu verhehlen, daß in der Dialektlitteratur der Gegenwart ein schier beunruhigendes Angebot wertlos-dilettantischer Reimereien im Volksidiom den Markt überschwemmt. — Ludwig Bräutigams Geschichten und Skizzen „Auf dem Heimwege" bespricht Franz Diederich (31) mit warmer Anerkennung. In den Städten fühle sich Bräutigam nicht heimisch, und je schärfer er mit seiner Beobachtungsgabe und voll von sozialem Mitleid die Wirbel und Wirren großer Städte durchschaut habe, desto tiefer schwelle seine Sehnsucht nach ländlicher Umgebung. — Mit Gustav Frenssens „Jörn Uhl" beschäftigt sich an gleicher Stelle eingehend Hermann von Blomberg. — Von ihm findet sich weiterhin (34) eine Besprechung des von Th. Klaiber und O. Lyon herausgegebenen Buches „Die Meister des deutschen Briefes" (s. den leitenden Aufsatz in Heft 14 des LE). — In demselben Hefte teilt W. Kleefeld „Spruchweisheit" mit, wie sie sich an Bauernhäusern in Steiermark, Tirol und Oberbayern findet.

Die Gegenwart. (Berlin.) XXXI, 18, 19. Fritz Reuter und Karl Kraepelin müssen in einem Atem genannt werden, wenn die Frage nach der Verbreitung von Reuters Schriften in Deutschland aufgeworfen wird. Arnold Fokke zeichnet das Verhältnis beider, das ihm durch persönliche Beziehungen zu Kraepelin in besonders hellem Lichte erscheint. Herold und zugleich Kritiker des Dichters sei Kraepelin gewesen. „Was der eine in stiller, heimlicher Werkstatt zusammenfügte, das trug der andere in einer unvergleichlichen Darstellung in die deutsche Welt hinaus und sorgte durch seine Kunst mehr für die Verbreitung der Werke des Dichters als der Buchhändler mit seiner Geschäftspraxis." Der Geist, der von Reuters und Kraepelins Thaten aufsteige, gehöre zu dem, was man mit dem Begriff Imponderabilien zusammengefaßt hat. „Diese Dinge werden, weil sie im gemeinen Sinne nicht real sind, gewöhnlich für sehr wenig oder auch für gar nichts eingeschätzt. Aber von allem, was seit dem Jahre 1870 oder seit dem frankfurter Friedensschluß geschehen ist, hat nichts, mag es auf eine Wagschale gelegt werden können oder nicht, mehr zur inneren Verschmelzung der früher feindlichen Volkshälften beigetragen als das Licht, das von diesen beiden Dioskuren ausstrahlt." — Einen kurzen Lebenslauf des englischen Romanschriftstellers Thomas Hardy und einen Ueberblick über seine Werke giebt im 19. Hefte Anna Brunnemann. — Durch die beiden folgenden Hefte ziehen sich „unbefangene Betrachtungen eines kritischen Romanlesers". Diese Bezeichnung legt sich Th. v. Sosnosky zu, der sich über „die Unnatur der Ich-Technik" im Romane ausläßt und an Beispielen die mit der Ich-Form in der Erzählung sich ergebenden Unwahrheiten aufdeckt. — Max Hoffmann steht der Forderung, Kunst und Litteratur bei der Erziehung des Kindes zu verwerten, ablehnend gegenüber (20). „Gebe man doch den Unmündigen Märchen, Sagen, Schilderungen und Darstellungen aus dem weiten Gebiete der Geschichte, Geographie und Naturkunde in die Hand und lasse sie sich daran bilden und erbauen, erhalte man aber Kunst und Litteratur als die Blüte unseres Geisteslebens mit ihrem ungeschwächten, berauschenden Duft für die Würdigen, für reife Männer und Frauen." — Das Leben und die Bedeutung Stendhals schildert Anna Brunnemann (22).

Die Gesellschaft. (München.) XVIII, 9. Unter der Spitzmarke „Hinter den Kulissen der ‚Schillerpreis'-Kommission"*) veröffentlicht das 9. Heft einen Aufsatz von Ernst Consentius über den Schillerpreis, der durch Eduard Devrients und Gustav Freytags Einfluß im Jahre 1863 Hebbels „Nibelungen" zuerkannt wurde, obwohl das Schillerkomitee sich für das Werk eines Schauspielers am Karlsruher Theater, das Devrient damals leitete, ausgesprochen hatte: für den „König Alboin" von Rudolf Otto Consentius. August Boeckh war als Fürsprecher des Alboin aufgetreten, ebenso Otto Devrient, des Theaterdirektors Sohn. Ernst Consentius erhebt nun gegen Eduard Devrient den Vorwurf, daß er dem Mitgliede seiner eigenen Bühne sich nicht als ein Förderer der Kunst erwiesen habe, läßt durchblicken, daß es eine Pflicht des Anstandes gewesen wäre, den Alboin in Karlsruhe auf die Bühne zu bringen, und glaubt in den „wohl verwahrten und wohl behüteten" Akten des preußischen Kultusministeriums die Antwort darauf zu wissen, ob Eduard Devrient an dem Drama seines Untergebenen, der sein Leben lang als kleine schauspielerische Utilité „benutzt" worden sei, ehrlich gehandelt habe (vgl. LE III, 1503). — Im selben Hefte liefert H. J. Gramatzki einen Beitrag zur vergleichenden Sagenkunde, indem er aus den Erinnerungen seiner Kindheit einige „Indische Märchen und Fabeln" mitteilt und auf ihre merkwürdigen Aehnlichkeiten mit europäischen Sagen verweist. — Die Gedichtsammlung „Sommernächte" von René Schickele (s. S. 884) bespricht Hermann Wendel mit großem Enthusiasmus (Heft 10). Auf die „bedeutende und tiefe" Arbeit eines anderen elsässischen Dichters, auf das Drama „Im Herbschtnawel" von Hans Karl Abels (s. Sp. 882) geht dort Otto Flake näher ein und spricht die Vermutung aus, daß gerade vom Elsaß die Hauptströmung bei der Wiederbelebung der Litteratur ausgehen werde. — Erwähnt seien aus dem 7. Hefte noch ein Aufsatz von Josef Hofmiller „Nietzsches Testament", der aus dem nachgelassenen Hauptwerke des Philosophen („Der Wille zur Macht") einiges mitteilt, und aus dem 8. Hefte drei Artikel zu Hippolyte Taines Gedächtnis: „Ein berühmter Kultur-Anatom" von L. Katscher, „Taines Philosophie der Kunst" von E. Hardt und „Taine und die Gegenwart" von Josef Hofmiller.

Internationale Litteraturberichte. (Leipzig.) IX, 7. Den Inhalt von Ibsens „Brand" und „Peer Gynt" giebt mit einigen Notizen zur Entstehungsgeschichte der Werke und einigen ästhetisch-kritischen Bemerkungen E. Brausewetter wieder. In ähnlicher Weise verfährt G. Metelmann mit Hauptmanns Tragikomödie „Der rote Hahn" und Sudermanns „Es lebe das Leben". — Aus Anlaß des fünfzigsten Todestages W. A. Shukowskis zeichnet A. Usthal ein Bild dieses „russischen Wilhelm August Schlegel" (8). Die Hauptbedeutung Shukowskis beruhe in seiner Uebersetzer-Thätigkeit, bei der auch sein formales Anempfindungstalent vorzüglich zur Geltung gekommen sei. Schiller, Goethe und Byron vor allem hat er in seinem Vaterlande eingeführt. — Ueber die „Wiener Moderne" findet sich aus der Feder Marcel Arpads ein Aufsatz im 8. und 9. Hefte. Das vielgestaltige Leben der Litteraten an der Donau wird darin nach verschiedenen Seiten charakterisiert, die einzelnen

*) Im 10. Hefte der „Gesellschaft" teilt der Herausgeber Dr. Seidl mit, daß der Titel „Hinter den Kulissen der Schillerpreiskommission" von ihm eigenmächtig gewählt sei, und er gern konstatiere, daß Dr. Consentius seinem Beitrag den Titel „Hebbels Schillerpreis" gegeben habe. Auf besonderen Wunsch des Herrn Dr. C. nehmen wir hiervon Notiz. D. Red.

Strömungen und Tendenzen werden aufgedeckt und die eigenartigsten Vertreter Jung Wiens einzeln geschildert. — In einer Untersuchung über „Die Quellen der grillparzerschen Esther“ (10) kommt Rudolf Krauß zu dem Ergebnis, daß Grillparzer neben der biblischen Erzählung nur Lopa de Vegas Stück benutzt und höchstens noch ganz vereinzelte Züge aus dem Schauspiel Racines sich zu eigen gemacht habe, sonst aber durchaus selbständig vorgegangen sei. — Im gleichen Hefte führt Ferd. Gruner eine größere Besprechung über „Neue litteraturwissenschaftliche Werke“ zu Ende.

Das Magazin für Litteratur. (Berlin.) LXXI, 17, 18. Nach einer abschweifenden Einleitung über moderne Verlagsbuchhändler und ihren Anteil an der Entwickelung der Litteratur kommt H. Meyer-Benfey auf das Thema „Bierbaum als Lyriker“ zu sprechen. Er betont vor allem die Leichtigkeit von Bierbaums Schaffen, die freilich dem dichterischen Werte nicht günstig sei. Oft merke man, daß für den Dichter keine innere Nötigung zum Dichten vorgelegen habe, daß nur Worte gemacht würden, dann aber zeige sich Bierbaum wieder als wirklicher Poet, echt und eigen. Als Klassiker erscheine er auf dem Gebiete der Variété-Lyrik, indessen liege hier nicht die wertvollste Seite seines Schaffens. In gewisser Beziehung spricht Meyer-Benfey dem Dichter eine innere Verwandtschaft mit Liliencron, aber auch mit Goethe und Heine zu. An Goethe vor allem erinnere er „bei allem Abstande“ in seinen Bekenntnisgedichten, die sein Welt- und Lebensgefühl aussprechen. — Johannes Oehquist sieht in Maeterlincks „Leben der Bienen“ eine neue geistige Eroberung des Dichter-Philosophen auf seinem Wege, die Geheimnisse des inneren Lebens zu erforschen. Das Buch bilde zugleich eine konsequente Weiterführung des siegreichen ethischen Gedankens in Maeterlincks früherem Buche „Weisheit und Schicksal“, daß nicht Resignation, sondern Behauptung und Wahrung des Ichs zum Glücke führen („Der Geist des Bienenstocks“, Heft 18). — Im folgenden Hefte liefert Hermann Bessemer („Der Litterat“) eine moderne Paraphrase zu Schillers Wort: „Mir ekelt vor diesem tintenkleckſenden Säkulum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen.“ Bessemer zeichnet das Bild des „Litteraten“ und klagt, daß die Litteratur, einst eine Königin des Lebens, zur Magd der Litteraten geworden sei, die gefügige Milchkuh für jeden, dessen Laune oder Begabung sie anzapfen wolle. — Das von H. Meyer-Benfey gestreifte, interessante Thema vom Anteil der großen Verlagsfirmen an jeder Litteraturbewegung greift Johannes Schlaf in einem besonderen Aufsatze an und charakterisiert „Die Verleger der neuen Richtung“ (20). — Aus dem nächsten Hefte seien die „Pariser Litteraturbriefe“ (Fortsetzung von Nr. 17) von K. F. Heitmann erwähnt, sowie von R. Schaukal einige „Bemerkungen zum Wesen der Kritik“.

Die Nation. (Berlin.) XIX, 32. Von J. Ernest-Charles ist in Paris ein Buch über „Die heutige französische Litteratur“ („La Littérature française d'aujourd'hui“) erschienen, ein bitteres und bissiges Werk, wie Anton Bettelheim in einer längeren Besprechung ausführt. Ernest-Charles zeigt sich darin als Sittenrichter, Satiriker, sogar ein wenig als Soziologe, läßt aber nach Bettelheims Urteil vermissen, was den prophetischen Gemütern der Kritik nur nützen könne, wenn sie nämlich selbst, wie Lessing oder Vischer ein Stück Poeten sind. Ohne Umschweife erkläre Ernest-Charles von seinen Leuten oder richtiger gesagt Opfern: intellectuellement je les méprise assez pour leur rendre justice, indessen schließe diese tiefsitzende Verachtung den Wunsch nicht aus, die Menschen zu bessern und zu bekehren. In hellen Flammen lasse die heillose Verwilderung und Entwürdigung der augenblicklich herrschenden Litteraturmächte den heiligen Zorn dieses Bußpredigers auflodern; nur Lug und Trug erblicke er auf dem Büchermarkt und in der Theaterwelt des heutigen Frankreich. — Ueber „den Bildungswert fremder Sprachen“ läßt sich an derselben Stelle E. Engel vernehmen, und über Bernhard Baumeister schreibt im Anschluß an Ferdinand Gregoris Essai (Berlin, Gose & Tetzlaff) Rudolf Lothar. — In Nr. 38 versucht Richard M. Meyer eine „Apologie des Namenwitzes“ und nimmt Ludwig Tieck und andere Partisanen kühnlich gegen jenes summarische Verfahren derer in Schutz, die an Wortspielen allenfalls ihr helles Vergnügen haben, aber den Namenwitz a priori als öde und geschmacklos zurückweisen. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß es lediglich ein Vorurteil sei, wenn der Namenwitz schlechtweg als „roheste“ Art des Wortspiels gilt. „Schaden hat das leere Wortgeklingel, das hohle Schwören auf Worte, das geistlose oder — allzu geistreiche Fechten mit Begriffen gewiß unendlich mehr angerichtet als dies Spiel mit Eigennamen, bei dem doch immer etwas Realität bleibt.“ — „Drei neue Frauenbücher von gestern“, zum Teil gute Bücher, aber ihrer ganzen Form und innersten Art nach Bücher aus dem vorigen Jahrhundert — ein besonders herber Tadel soll darin nicht liegen — so charakterisiert Kurt Aram gemeinsam die unter dem Titel „Genesung“ zusammengefaßten Erzählungen von Isolde Kurz, den Roman „Menschlichkeit“ von Emil Marriot und, als wertvollstes Werk unter den dreien, Clara Viebigs „Wacht am Rhein“. — Dem Romane einer anderen Frau, Enrica von Handel-Mazzettis „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr“, zollt A. Bettelheim (34) seine Anerkennung. Dort berichtet auch M. Meyerfeld über die erste Aufführung von Maeterlincks „Monna Vanna“ im Nouveau-Theater zu Paris.

Nord und Süd. (Breslau.) Maiheft. Durch das Schauspiel „Alt-Heidelberg“, das im verflossenen November zum ersten Male aufgeführt wurde und noch immer zu den Repertoire-Stücken des „Berliner Theaters“ gehört, drang der Name seines Verfassers, Wilhelm Meyer-Förster, in die breite Oeffentlichkeit. Was an Romanen und Theaterstücken vorher von ihm erschienen war, mustert in einem biographisch gehaltenen Aufsatze Heinrich Lee. Vor allem ist darunter ein kleines Büchlein zu nennen „Die Saxo-Saxonen“, jene Parodie auf Gregor Samarows Roman „Die Saxo-Borussen“, die Meyer-Förster unter dem Pseudonym Samar Gregorow veröffentlichte, und in der er die geschmacklos-übertreibende Verherrlichung der feudalen Korps durch Samarow ebenso zurückwies wie er gewisse lächerliche Allüren der Korps überhaupt glänzend verspottete. In seinen weiteren Romanen zeigte sich Meyer-Förster sodann als glänzender Schilderer sportlichen Lebens, während er in seiner dramatischen Thätigkeit verschiedene Probleme und Gattungen behandelte. Lee nennt hier besonders das erste dramatische Werk Meyer-Försters, „Unsichtbare Ketten“, und weiterhin die am Burgtheater aufgeführte dramatische Humoreske „Eine böse Nacht“. Aus den Erörterungen über „Alt-Heidelberg“ sei schließlich bemerkt, daß die Idee, den Roman „Karl Heinrich“ für ein Theaterstück zu verwenden, von Heinrich Lee selbst ausgegangen ist. — Den Lebenslauf und das Schaffen Felix Hollaenders charakterisiert im Juniheſte Hans Ostwald. Von den geistigen Führern seiner Studentenjahre, die in die Werdezeit der neuen Ideen- und Weltanschauung fiel, von Ibsen und Nietzsche, wird berichtet, sowie von den mancherlei anderen persönlichen und sachlichen Berührungen. Als erstes Produkt dieser gährenden Zeit brachte Hollaender nach seiner Rückkehr aus Schweden den Roman „Jesus und Judas“ mit, den Ostwald ein Kunstwerk trotz aller wilden Triebe nennt, ein Werk mit starken Wurzeln, in dem eine ganze Reihe neuer wichtiger Erscheinungen zusammengefaßt, eine ganze Reihe psychologischer Fragen angepackt worden sei. Von der Fülle dieses ersten Buches habe sich Hollaender dann mit seiner „Magdalena Dornis“ entfernt, wenn er auch in der psychologischen Analysis weiter vorgeschritten sei. Und diese Kunst habe er auch in seinem vielgeschmähten, aber kulturgeschichtlich wertvollen und glänzend geschriebenen „Sturmwind im

Westen" bewährt und sich über einige andere Romane zu der Höhe des letzten Werkes, seines mit großer, überwältigender Kunst dargestellten Erziehungsromanes „Thomas Truck" erhoben.

Sozialistische Monatshefte. (Berlin.) VI, 1. Gleichsam weiterzugeben, was sie von Stefan Georges Dichtkunst als Genießende empfangen hat, versucht Ria Claassen. In dieser Zeit ungeheuerster innerer Umwälzungen, in der wir so gut wie führerlos dastehen, erblickt sie in ihm einen Helfer neu sich regender Sehnsucht, einen Wecker zukunftgährenden Lebens. Aus seiner Kunst breche von allem Anfang an das unverhüllte Drängen einer neuen Sicherheit entgegen, einer Sicherheit, die er allein aus sich heraus gewaltsam-schöpferisch zu gestalten trachte. „Immer ist es wie ein starkes Vorwärtsringen in seinen Büchern, auch im Zaudern eines dunklen Zieles sicher: jedes Werk ein Aufatmen, ein Ausruhen, ein Sich-Feststellen, in dem schon das Wiederaufraffen, das Weiterringen, das Neuerkämpfen liegt, bis er im letzten Werke, dem ‚Teppich des Lebens', dem Gleitenden vollends enttauchend, sich auf die einsame Klippe schwingt, von wo er mit starken Harfenklängen den unverrückbaren Sternen ein neues Lied singt." Mit den Gesängen des Algabal, einer Schöpfung unerhörter frevelnd-eigensüchtiger Schönheit, habe George seine erste Entwicklung abgeschlossen; er sei aus diesen purpurnen Tiefen wie durch Zauber emporgestiegen in die reine kühle Höhenluft der „Hirten- und Preisgedichte", von der schrankenlosen Willkür eigenmächtigster Vereinzelung, der ersten Zuflucht ersten Lebensringens hinweg zum unberührten Einssein mit der Natur. Im Bereiche dieser in den beiden ersten Büchern angeschlagenen Stimmungen scheine George dann sinnend und wie zaghaft zu verweilen in seinem nächsten Buche, dem „Jahr der Seele", und aus diesem Hinaushorchen in weite Fernen, aus diesem Dämmerzustand der Seele zwischen Schlaf und Wachen habe er sich schließlich mit dem letzten Werke hervorgehoben und gebe nackte, klare Gestaltung des Einen, was not thue für uns und unsere der Selbstzucht entbehrende Zeit. Dieses sei das eine Erlebnis des Menschen, über das es keines mehr giebt: seinen „Engel" begreifen und über sich anerkennen. Mit dieses Engels Willen ringe des Dichters starke Seele, um endlich siegend und besiegt mit ihm zu verschmelzen: die Erlösung aus der Zweiheit, das wahre Einswerden mit sich selbst, das allein auch ein Einssein mit der Vielheit sein könne. — Im Märzhefte (3) wird „der Mensch in der romantischen Weltanschauung" von Ricarda Huch betrachtet, während im Maiheft (5) Gertrud Kühl ein belletristisches Werk dieser Schriftstellerin („Aus der Triumphgasse") ausführlich und warm als „Ein Buch vom Leide" bespricht.

Westermanns Monatshefte. (Braunschweig.) Juniheft. Nur auf eine verschwindend kleine Zahl beschränkt sich der Kreis derer, die bei uns aus Neigung ein wirklich inneres Verhältnis zur französischen Lyrik besitzen. Besonders für „die neueste französische Lyrik" bedauert dies Erich Meyer, indem er ausführt, daß gerade die „Jüngsten" in Frankreich der Lyrik eine Wendung gegeben hätten, die sie dem deutschen Empfinden näher bringe als sie je zu den Zeiten der Vorgänger gestanden habe. „Die schönrednerische Breite, die prunkvolle Aufputzung des Gedankens, der anscheinende Mangel eines wirklichen Herzenstones, dann auch die steife und eintönige Form, wie sie die klassische französische Verslehre geschaffen hat, das Fehlen der zartverschleierten, in sanftes Dämmerlicht getauchten Gefühle, all dies sind Mängel, die die jüngste Lyrik wenn auch zuerst auf wunderlichen Wegen, zuletzt dennoch mit Erfolg überwunden hat." Als Uebergangsstufe betrachtet der Verfasser sodann zunächst die Parnassiens, charakterisiert ihre Eigenart und lenkt mit Charles Baudelaire, der ja eine Zeitlang ihrem Kreise angehörte, zu den Décadents hinüber. Unter seiner Führerschaft hätten diese die Schuld für den Verfall ihrer eigenen Natur der Zeit aufgebürdet, um sich so die tragische Größe von Opfern der Weltentwickelung zu geben. An Baudelaires Lyrik mit ihren geheimnisvollen Beziehungen zwischen Tönen, Farben, Gerüchen einerseits und unserm Empfindungsleben andererseits hat sodann eine neue Richtung angeknüpft, zu deren Führern Mallarmé, Rimbaud und Paul Verlaine zählen, bis etwa um das Jahr 1885 die jüngsten Lyriker, die Symbolisten, auf den Plan getreten sind. Außer ihren Neuerungen auf dem Gebiete des Verses und Reimes werden von ihren Hauptvertretern eingehend besprochen Albert Samain, eine „zarte, stille, weltabgewandte Natur", Francis Jammes, der ein ähnliches bescheidenes Leben mit ähnlichen Träumen zu verschönen suchte, Charles Guérin, dessen Lyrik den weichen Hauch verbreite, den Abenddämmerung und Herbst, das Scheiden von Licht und Sommer über unsere Seelen gießt, sodann als die bedeutendsten Henri de Régnier und Fernand Gregh. Dem gesamten Schaffen des letzten liege die Anschauung zu Grunde, daß die Dinge an sich nichts sind, aber alles werden können, wenn der Dichter ihren Symbolismus zu deuten weiß. Er verstehe, von klassischer Steifheit ebenso fern wie von schwächlicher Regellosigkeit, seinen Versen eine Musik einzuhauchen, daß sie von selbst zum Gesange werden, und doch hüte er sich vor dem sinnlosen Gestammel der Dekadenten. — An gleicher Stelle findet sich eine längere Besprechung von Gustav Frenssens „Jörn Uhl" aus der Feder Friedrich Düsels. Von ihm stammt auch im Maiheft ein Aufsatz über „Ludwig Anzengruber in seinen Briefen", der sich an Bettelheims Ausgabe anschließt.

„Heyermans." Von Dr. David Bach (Die Zeit, Wien; Nr. 397).

„Vom Büchertitel einst und jetzt" [vgl. d. leitenden Aufsatz LE III, Heft 16]. Von Dr. K. Bader (Zeitschrift für Bücherfreunde, Leipzig; VI, 2).

„Goethelitteratur". Von Hans Benzmann (Südwestdeutsche Rundschau, Frankfurt a. M.; II, 9).

„Eine rheinische Dichterin" [Clara Viebig]. Von Hans Benzmann (Südwestdeutsche Rundschau, Frankfurt a. M.; II, 10).

„Ueberbrettls Glück und Ende." Von Dr. Eberhard Breuning (Die Oberen Zehntausend, Leipzig; I, 9).

„Handschriftliches aus dem West-östlichen Divan." Mitgeteilt von Heinrich Buck (Chronik des wiener Goethe-Vereins, Wien; XVI, 5—8). Es handelt sich um die Niederschriften von drei Gedichten, die bereits gedruckt sind.

„Ibsens ‚Peer Gynt'." Von Max Burckhard (Die Zeit, Wien; Nr. 398).

„Richard Schaukal." Von Victor Fleischer (Münchener Salonblatt, München; IV, 20).

„Heinrich Heine und Gabriel Rießer." Mit einem Brief Heines [an Venedey]. Von Karl Emil Franzos (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXII, 5). Es handelt sich um das Duell Heines mit Salomon Strauß, vor dessen Austrag auch Gabriel Rießer in einer öffentlichen geharnischten Erklärung gegen Heine das Wort genommen hatte.

„Goethe und Beethoven." Von J. Gebeschus (Die Umschau, Frankfurt a. M.; VI, 22). Betont die Grundverschiedenheit in den Weltanschauungen der beiden Männer, die verhinderte, daß sie einander nahe kommen konnten.

„Der Kampf mit Goethe." Von Kurt Walter Goldschmidt (Der Osten, Görlitz; XI, 5). „Nur Goethe konnte zugleich den ‚Prometheus' und die ‚Grenzen der Menschheit' dichten; und im Grunde ist dies das Ur-Problem, das durch all seine Dichtungen hindurchklingt. Aber nur die Kurzsichtigen und die Schwärmer können deswegen vergessen, daß die moderne Künstlerseele inzwischen neue Reiche des Erlebens erobert und die äußersten Stadien der Verinnerlichung, Verfeinerung und des geistigen Aristokratismus durchlaufen hat, daß keine noch so ragende Gestalt der Vergangenheit uns aus unseren Nöten erlösen kann, daß die neuen Probleme auch eine neue Lösung heischen! —"

„Der Tod der Antonia Baumberg." Von Stefan Großmann (Dokumente der Frauen, Wien; VII, 3).

„Naturgenie und Kulturgift bei Gorki." Von Otto Kraus (Münchener Salonblatt, München; IV, 21). Besprechung des Romans „Drei Menschen".

„Neues von Maxim Gorki." Eine Betrachtung von Ernst Kreowski (Die Neue Zeit, Stuttgart; XX, 6).

„Romane aus Kunst und Leben.“ Von Max Lorenz (Die Zeit, Wien; Nr. 397). Bespricht Max Grads „Die Overbecks Mädchen“, Klaus Rittlands „Ein Moderner“, Kurt Arams „Die vornehme Tochter“, F. A. Beyerleins „Das graue Leben“, Kurt Arams „Die Vollendung“ und Johannes Schlafs „Die Suchenden“.

„Frau Gottsched über Erziehung, Frauenberuf und Frauenbildung.“ Von Eduard Otto (Zeitschrift für Kulturgeschichte, Berlin, Emil Felber; IX. Band, Heft 3).

„Neue Litteratur: Georg Hirschfelds Meisternovelle ‚Freundschaft‘“ [vgl. Sp. 1215]. Von Paul Pollack (Die Umschau, Frankfurt a. M., VI, 22).

„Die Berliner Range“ [Ernst Georgy]. Von Karl Schneidt (Die Zeit, Wien; Nr. 396). „Die Roheit des sprachlichen Ausdrucks, die Plumpheit der Erfindung, die Banalität des gedanklichen Inhalts und das erstaunlich niedrige Bildungsniveau dieser Bücher lassen sie so recht geeignet erscheinen, von einem gewissen Lesepöbel . . . als bevorzugtes Geistesfutter mit Gier verschlungen zu werden.“

„Die Orestie.“ Von Ernst Schur (Südwestdeutsche Rundschau, Frankfurt a. M.; II, 10).

„Bunte Reihe.“ Ungedruckte Briefe von Alexander von Humboldt, Eduard Duller, Friedrich Theodor Vischer, Alfred Meißner und Wilhelm Busch (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXII, 4).

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Octave Mirbeau hat ohne Uebertreibung die verflossenen Wochen die „Maeterlinck-Wochen“ nennen können. Kaum ist der „Temple enseveli“ in Buchform erschienen, so feiert der belgische Dichter mit seinem Drama „Monna Vanna“, das am 17. Mai seine Erstaufführung erlebte, neue Triumphe. Im „Nouveau-Théâtre“ wurde das herrliche Renaissancestück unter der Leitung von Herrn Lugné-Poë viermal aufgeführt, und Frau Georgette Leblanc, die Gattin des Dichters, spielte die Titelrolle. Es war das Debüt der bekannten Opernsängerin als Schauspielerin. Das Stück behandelt das Judith-Motiv und spielt in Pisa am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Die florentinischen Truppen bedrängen die Stadt. Monna Vanna, die Gattin des Guido Colonna, des Obersten der Garnison, begiebt sich in das Lager des Condottieren Prinzivalle, in dem sie ihren Spielkameraden wiedererkennt. Sie tauschen Jugenderinnerungen aus, und Prinzivalle begleitet Vanna nach Pisa. Da Guido seinem Weibe nicht glaubt, daß der Condottiere sie nicht berührt habe, und diesen der Wut des Volkes preisgeben will, greift Vanna zur Lüge und erklärt, sie habe Prinzivalle nach Pisa gelockt, um die ihr angethane Schmach an ihm zu rächen, zuerst aber die Unwahrheit gesagt, um Guido zu schonen. Guido glaubt ihr und übergiebt ihr die Schlüssel zu dem Kerker des Condottieren, und es ist zu erwarten, daß Vanna den Jugendgeliebten retten und mit ihm entfliehen wird. Die sehr tiefen psychologischen Konflikte zwischen dem rein Menschlichen und der menschenfreundlichen Aufopferung sind in allen ihren Feinheiten ausgearbeitet. Die dramatische Handlung verliert aber dadurch, trotz einiger sehr ergreifender Szenen, an Intensität. Durchweg in rhythmischer Prosa geschrieben, bringt das Stück von Zeit zu Zeit den shakspearischen Schlußreim. Die „Revue de Paris“ hat das Werk in ihrem zweiten Mai-Hefte vollständig abgedruckt. — Im gleichen Hefte findet sich ein Aufsatz von André Hallays über „Pelléas et Mélisande“, eines der Erstlingsdramen Maeterlincks, das jetzt als Text zu einem Musikdrama von C. A. Debussy in der komischen Oper aufgeführt wird.

Die weiteren Premièren des Monats gingen ohne besonderen Glanz vorüber. Die „Latins“ gaben eine portugiesische Gala-Aufführung mit „Frei Luiz de Souza“, dem in Portugal so hoch gerühmten Drama von Almeida Garrett (2. Mai). — Die „Petite Amie“ von Eugène Brieux erzeugte in der „Comédie Française“ (3. Mai) eine gewisse Verwunderung. Solche abgeschmackten Sentimentalitäten hätte man dem Dichter der „Avariés“ doch nicht zugetraut. Aber es war das Debüt im Hause unserer ersten Ibsen-Darstellerin, Frau Suzanne Desprès, und das genügte, um einen vollkommenen Mißerfolg zu vermeiden. — Im „Théâtre Antoine“ versuchte Oscar Méténier eine Dramatisierung (in drei Akten) von „Boule de suif“, der berühmten Novelle von Maupassant (6. Mai). Das Wagnis muß als gescheitert betrachtet werden. — Eine sentimentale Komödie von Romain Coolus gefiel im „Gymnase“ durch ihren geistreichen Stil (10. Mai). In dieser „Lucette“ sind die Wahlverwandtschaften auf die Lebewelt übertragen. Aber der „doppelte Fehltritt“ wird wieder gut gemacht. — Die „Renaissance“ hat endlich mit drei Einaktern fast am Ende der Saison ihren großen Erfolg gefunden (13. Mai). Die Komödie von Flers und Caillavet „Le Coeur a des raisons“ ist ein kleines Meisterwerk, das sicher zu den besten Sachen gehört, die uns der bissige Humor der letzten Jahre gegeben hat. — Zum Schluß sei noch die Komödie „Lonte“ von Pierre Veber erwähnt, mit der die Litteratur im „Théâtre des Nouveautés“, im Hause der „Dame de chez Maxim“, eingezogen ist (18. Mai).

Die vor kurzem erschienene dritte „Claudine“ von Willy (Gauthier-Villars) hat sich innerhalb weniger Tage als der eigentliche Erfolg des Jahres eingeführt. Diesmal finden wir „Claudine en Ménage“ (Verlag des Mercure de France), nach ihrer Verheiratung. Aber dies „en ménage“ bedeutet in keiner Weise ein bürgerliches Glück mit dem gewählten Gatten. Claudine macht Experimente und verliebt sich in eine schöne Freundin. Das heikle Abenteuer ist reizend erzählt, aber vergebens suchen wir nach einer Spur von Moralität. — Der nietzschische Uebermensch hat es Alfred Jarry angethan. Er hat nach einem Beispiel männlicher Kraft gesucht und den „Surmâle“ geschaffen (Verlag der Revue blanche). Das Buch ist ein wissenschaftliches Märchen im Geschmacke eines Villiers de l'Isle Adam, und der Held ergiebt sich jedem Sporte, besonders dem Sporte der Liebe. — Man muß an Anatole France denken, wenn man den ironischen Roman von P. J. Toulet liest, der sich „Le Mariage de Don Quichotte“ nennt. Der Ritter von der traurigen Gestalt ist nüchtern geworden, und der gute Sancho wird zum Phantasten. Nach dieser sonderbaren Umwandlung heiratet er und macht unter anderen Experimenten auch dasjenige, dabei unglücklich zu sein. Es war ein gewagter Versuch, dem großen Cervantes ins Handwerk zu pfuschen, aber der Verfasser hat mit meisterhafter Feinheit diese Neubelebung durchgeführt. — In „Les vies paralleles“ (Fasquelle) haben Marius und Ary Leblond die Geschichte zweier Schwesterseelen erzählt, die sich ewig suchen und, trotzdem sich ihre Wege beständig kreuzen, sich nie finden. — Antonin Reschal ist bei Mirbeau in die Schule gegangen, und sein „Journal d'un Amant“ (bei Offenstadt) übertrifft an Grauenhaftigkeit alles, was sich der Dichter des „Jardin des suplices“ hatte träumen lassen. — Auch von Paul Bourget (L'Etappe [bei Plon]) und von Georges Ohnet (bei Ollendorff) sind in diesen Wochen neue Bücher erschienen.

Unter den Zeitschriften sind einige Neuerscheinungen zu erwähnen. „La Renaissance Latine“ nennt sich eine Monatsschrift, die die litterarischen und künstlerischen Bestrebungen der lateinischen Völker vereinigen und miteinander vergleichen will. Das erste Heft (15. Mai) beginnt mit einer Einleitung von Gabriel Hanotaux, in der die traditionelle Energie der Lateiner gerühmt wird. Ferner bringt das Heft Verse von José Maria de Heredia, eine Novelle von Pierre Louys, eine Studie von Henry Bataille über den Grafen Robert de Montesquieu u. a. — Bescheideneren Umfang hat „La

Critique internationale", ein kleines Blatt, in dem die verschiedenen Erzeugnisse der Weltlitteratur besprochen werden sollen und dessen erstes Heft gleichfalls am 15. Mai erschienen ist. — Einem wirklichen Bedürfnisse entspricht „La Gazette du Quartier Latin", ein Organ der pariser Studentenschaft, das monatlich zweimal erscheint und neben Hochschulnachrichten auch praktische Winke für das französische Studentenleben giebt. (Adresse: 3 Rue de l'Odéon.)

In ihrem ersten Mai-Heft veröffentlicht die „Revue des deux Mondes" ungedruckte Briefe von Hippolyte Taine, die er zwischen den Jahren 1849 und 1852 an seinen Freund Prévost-Paradol richtete. Es sind Auszüge aus dem ersten Bande seiner Korrespondenz, der dieser Tage bei Hachette erscheinen soll. Weiter folgt ein anonymer Aufsatz, der sich „L'Allemagne vers l'Est" betitelt und den immer größer werdenden Einfluß Deutschlands im Orient behandelt. Das zweite Mai-Heft enthält ein Fragment des Odysseus-Buches, das Victor Bérard vorbereitet. Er betrachtet die „Odyssee" als ein geographisches Dokument und kommt zu dem Schlusse, daß die Insel der Kalypso nach Gibraltar verlegt werden müsse. — Alfred Fouillée behandelt die sozialen Ideen Nietzsches. — „Le roman collectif" nennt R. Doumic ganz unrichtig den Roman, in dem Kollektivitäten in Handlung treten. Er untersucht die neuen Erzeugnisse von Adam, Barrès und Margueritte. Im gleichen Hefte finden sich Verse der Gräfin de Noailles.

In der „Revue de Paris" (1. Mai) wird „La Gioconda" von Gabriele D'Annunzio übersetzt. — Bérard giebt ein weiteres Fragment seiner „Wahren Odyssee". — Der Roman von Jacques Vontade „Royals Amours" umfaßt zwei Hefte. Außer den schon oben erwähnten Beiträgen ist noch ein Artikel von Léon Séché über die Mutter Alfred de Vignys zu nennen (15. Mai). Er bringt darin Dokumente aus der Schreckenszeit, die er noch nicht in Händen hatte, als er sein kürzlich erschienenes Werk über Vigny schrieb (s. Sp. 983). — Der „Mercure de France" (Mai) enthält einen Artikel von Remy de Gourmont über die französische Poesie und die berühmte Frage des „e muet". — Francis de Miomandre schreibt über „André Gide et l'inquiétude philosophique".

Arthur Chuquet veröffentlicht in der „Minerva" (1. und 15. Mai) einen sehr schönen Essai über „die Schwester Goethes". — Charles Maurras schreibt über den Philosophen Auguste Comte (15. Mai), dem neulich auf der place de la Sorbonne ein Denkmal errichtet wurde. — In der „Revue Bleue" (31. Mai) benutzt A. Bayet gleichfalls diese Gelegenheit, um auf das geheimnisvolle Verhältnis des Positivisten zu Clotilde de Vaux neues Licht zu werfen.

Paris. *Henri Albert.*

Russischer Brief.

Der Musenalmanach der Allerjüngsten, „Blumen des Nordens", ist auch in diesem Frühling wieder pünktlich erschienen und von der moskauer Verlagsfirma „Skorpion" ebenso hübsch ausgestattet worden, wie im vorigen Jahr (s. meine Besprechung LE III, H. 19). Im Vorworte betonen die Herausgeber ihre „vollkommene Unparteilichkeit" und behaupten, „daß jede offen ausgesprochene Meinung, wenn sie nur neu und gut begründet ist, gehört zu werden verdient". Das klingt sehr schön, ist aber nur halb wahr. Die Mitarbeiter an diesem Almanach gehören alle zu einer Gruppe, d. h. Clique, und wenn einer von ihnen, A. Wolynski, in seinem kritischen Aufsatz „Die moderne russische Poesie" etliche seiner Kollegen etwas scharf ins Gebet nimmt, so hat das nicht mehr zu bedeuten, als wenn eine ernstgeleitete Zeitschrift sich gezwungen sieht, schriftstellerische Leistungen ihrer eigenen Mitarbeiter ungünstig zu beurteilen. In seinem zweiten, kritisch-historischen Teil bringt der Almanach mehrere Inedita von Nekrassow und Turgenjew; bei Lebzeiten hätten diese Dichter schwerlich etwas für die „Blumen des Nordens" beigesteuert, und auch ihre posthumen Beiträge sind fast alle von sehr geringem Interesse. Unter den Mitarbeitern des Almanachs finden wir die altbekannten Namen: Fedor Sologub, dessen Lyrik immer unverständlicher wird, die Damen S. Hippius und M. Lochwizkaja, die beide ein paar wirklich hübsche Gedichte bringen, K. Jofanow, ein starkes Talent, dem es nur leider ganz an Selbstkritik mangelt. In seiner Phantasie „Am Nordpol" läßt er u. a. das „ewige Schweigen" eine allerdings nur fünf Zeilen lange Rede halten. Ein feines Naturgefühl bekunden die „Morgenlieder" von J. Baltruschaitis, und etwas wie dantischen Schwung glaubt man in Konstantin Balmonts Terzinen „Satan der Künstler" zu spüren; in seinen kleinen lyrischen Gedichten bleibt er derselbe affektierte Poseur, den wir nur zu gut kennen. Was soll man aber erst zu solchen „Dichtungen" sagen, wie die Tollhausphantasie von W. Rosanow „Eine aufregende Nacht", oder die Prosaskizzen von Anastasia Mirowitsch „Die Eidechse" und „Elsa" oder Valer Brjussows „Jetzt, da ich erwacht bin", deren perverse Scheußlichkeit nicht leicht überboten werden kann? Es kann übrigens sein, daß bloß mein beschränkter Unterthanenverstand nicht fähig ist, in den tiefen Sinn dieser Poesieen einzudringen, die andern, begnadeteren als wundervolle Offenbarungen erscheinen mögen!

Mit einem Vertreter der polnischen „Moderne", Stanislaus Przybyszewski, beschäftigt sich Eugen Degen im Aprilheft der „Russkoje Bogatstwo". Er charakterisiert ihn mit den Worten des Abtes über Manfred: „Dieser Mann könnte ein edles Wesen sein. Wie er jetzt erscheint — ist er ein staunenswertes Chaos, ein Gemisch von Licht und Schatten, Genie und Staub, Leidenschaften und hohen Gedanken." In den weiteren Ausführungen wird die Abhängigkeit Przybyszewskis von westeuropäischen Vorbildern (Nietzsche, Huysmans, Maeterlinck, Garborg, Bourget) betont, und seine kunstkritischen Aufsätze über Chopin, Munch, Kasprowicz werden hoch über seine Romane gestellt. „Das Schönste aber, was Przybyszewski je geschrieben, sind die poetischen Schilderungen seines Heimatlandes und seines Volkes. Hier vergißt er seine erotischen Phantasieen, seine Menschenverachtung, seinen Weiberhaß, seinen Größenwahn. Leider sind dieser Schilderungen zu wenig, um all die Ungeheuerlichkeiten aufzuwiegen, die sein dichterisches Gewissen beschweren . . ."

Die litterarischen Chroniken der großen Revuen beschäftigten sich fast alle mit denselben zwei Gegenständen: Maxim Gorkis Erstlingsdrama „Die Kleinbürger" und Gleb Uspenskis Tod. Von den Erinnerungen an den verstorbenen Schriftsteller sind die von N. K. Michailowski im Aprilheft der „Russkoje Bogatstwo" am interessantesten, weil sie eine Menge bisher unbekannt gewesener Einzelheiten aus den letzten traurigen Lebensjahren Uspenskis mitteilen. Uspenski hatte sich im Irrenhause eine ganz eigentümliche mystisch-religiöse Weltanschauung zurechtgelegt, die ihm in seinem trüben Dasein Trost und Stütze war. „Die Menschen (so glaubte er) sind imstande, ihre geistigen Fähigkeiten zu so hoher Vollkommenheit zu entwickeln, daß sie den Engeln gleichkommen, ja eine noch höhere Stufe erreichen können. Um diese Höhe zu erreichen, muß der Mensch sich von allem Irdischen, Lasterhaften, Gewaltsamen frei machen. Sobald das Irdische über ihn Macht gewinnt, wird er der himmlischen Gaben verlustig und sinkt in seinen früheren, niederen Zustand zurück". — Die Kritiker von Gorkis „Kleinbürger" rühmen insgesamt die Feinheit der Charakterzeichnung, tadeln jedoch die Entwickelungslosigkeit und Unbeweglichkeit der Handlung. „Gleich im ersten Akt werden uns die Charaktere und Situationen völlig klar, die übrigen drei Akte sind nur Variationen auf das im ersten angeschlagene Thema. Das Drama entwickelt sich nicht, sondern wiederholt sich, Tag für Tag, Akt für

Akt. Es sind wirklich nur „Szenen", die in vier Akte gegliedert sind, ebenso gut aber auf fünf oder sechs ausgedehnt oder in zwei zusammengedrängt werden könnten" — schreibt ein Anonymus in der „Russkoje Bogatstwo" (4). Aehnlich urteilt im „Mir Boshij" (5) A. Bogdanowitsch und in „Obrasowanije" (4) P. Morosow, der das Stück im Verein mit einigen andern Novitäten des moskauer künstlerischen Theaters bespricht und bei der Gelegenheit auch die ganz eigenartige Kunstrichtung charakterisiert, die diese Bühne in der Person ihres Oberregisseurs Konstantin Stanislawski vertritt.*)

Ein schwerer Schlag hat die Redaktion der Zeitschrift „Mir Boshij" getroffen. Am 24. Februar starb die Begründerin und Herausgeberin des Blattes, Frau Alexandra Dawydowa (geb. 1849, Gattin des bekannten Cellovirtuosen Karl Dawydow), und fünf Wochen später, am 31. März, auch der Chefredakteur Viktor Ostrogorski (geb. 1840). Alexandra Dawydowa war eine jener geistig hochstehenden Frauen, wie man sie gerade in dem „zurückgebliebenen" Rußland häufiger als anderswo findet. Das Haus ihres Gatten, der Mitbegründer und jahrelang Direktor des petersburger Konservatoriums war, bildete einen Sammelpunkt für alle litterarischen, künstlerischen und gelehrten Größen der Newa-Residenz; hier verkehrten Gontscharow, Turgenjew, Garschin, Nadson, Michailowski u. a. So kam Frau Dawydowa in die Litteratur. In den Achtzigerjahren war sie in der Redaktion des (gegenwärtig eingegangenen) „Ssewerny Westnik" thätig, und 1891 gründete sie ihre eigene Zeitschrift „Mir Boshij", die, anfangs nur „für die Jugend" bestimmt, ihr Programm von Jahr zu Jahr erweiterte und sich allmählich zu einer der reichhaltigsten und geachtetsten russischen Revuen entwickelte. „A. Dawydowa," schreibt die „Obrasowanije", „gab sich ihrer Thatigkeit mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihrer echt weiblichen Natur hin; sie offenbarte dabei ein bedeutendes organisatorisches Talent und einen großen künstlerischen Geschmack. Ihr reger Geist, ihre Menschenkenntnis und ihr liebenswürdiges Wesen gewannen ihrem Blatte die hervorragendsten Schriftsteller und halfen ihr all die äußern und auch innern Hindernisse zu bewältigen, die sich bei uns dem Leiter einer Zeitschrift in den Weg stellen." W. P. Ostrogorski stand dem „Mir Boshij", obgleich er als Redakteur zeichnete, nicht so nahe, wie Frau Dawydowa. Man schätzte ihn in Rußland vor allem als Pädagogen und pädagogischen Schriftsteller; über vierzig Jahre war er als Litteraturprofessor an zahlreichen Lehranstalten thätig. „In der Schule, auf dem Katheder, in der Litteratur — überall wirkte er im Geiste seiner Lehrer Wodowosow und Stojunin, stritt er für die großen Ideen der Sechzigerjahre, rief er zum Kampf für Wahrheit, Freiheit und Wissen" — so charakterisiert ihn der kurze Nachruf im Maiheft des „Mir Boshij". Man muß den traurigen Zustand des russischen Schulwesens kennen, um eine Wirksamkeit in diesem Geiste vollauf würdigen zu können.

Moskau. *Arthur Luther.*

*) In einem seiner „Polnischen Briefe" (Heft 13, Sp. 919) nennt Josef Flach diesen hervorragenden Schauspieler und Bühnenleiter einen Polen. Das ist ein Irrtum. Der allerdings polnisch klingende Name Stanislawski ist nur ein Pseudonym, hinter dem sich ein geborener Moskowiter, Abkömmling einer alten Patrizierfamilie, K. S. Alexejew verbirgt.

Polnischer Brief.

Das bedeutendste litterarische Ereignis der letzten Wochen war die Feier des 25jährigen Dichterjubiläums der Frau Maria Konopnicka. Als lyrische Dichterin, besonders in ihren Volksliedern, als Uebersetzerin der Ada Negri hat sie sich eine dauernde Bedeutung errungen, und das Lob, das ihr A. Brückner in seiner deutschen „Geschichte der polnischen Litteratur" reichlich spendet, ist nicht übertrieben; sie ist auch eine der wenigen Vertreter des modernen polnischen Epos, und in ihrem vorläufig noch nicht abgeschlossenen „Herrn Balcer in Brasilien" entfaltet sie ein großartiges episches Talent in der Erzählung von dem Elend der galizischen Amerika-Auswanderer. Ihre kritischen Aufsätze (über Mickiewicz, Sienkiewicz, Rostand) zeugen von einer außerordentlichen Nachempfindungsgabe, wenn die Verfasserin auch freilich nicht immer kritisch zu Werke geht. — Anläßlich dieses Jubiläums gab die warschauer Zeitschrift „Tygodnik ilustrowany" (Illustriertes Wochenblatt) ein Konopnicka-Heft (14) heraus mit Beiträgen vieler Schriftsteller und Zeichner; auch wurde der mit irdischen Gütern nicht allzu sehr gesegneten Dichterin vom galizischen Landesausschuß ein Ehrenpreis verliehen. — Bescheidener wurde Adam Belzikowskis 40jähriges litterarisches Jubiläum begangen. Belzikowski, ein gründlicher Litterarhistoriker, ist der Verfasser von mehreren historischen Dramen, die aber trotz mancher Vorzüge auf der Bühne keinen Anklang finden konnten. — Auch ein Todesfall ist zu verzeichnen: vor kurzem starb der Kritiker Anton Gustav Bem, der u. a. eine gediegene „Theorie der polnischen Poesie" geschrieben hat.

Als die besten Neuerscheinungen der Romanlitteratur müssen G. Danilowskis Roman „Aus vergangenen Tagen" („Z minionych dni") und W. St. Reymonts Novellenband „Vor Sonnenaufgang" („Przed switem") genannt werden. Jener erzählt in etwas sprunghafter, aber ergreifender Art den Untergang von drei Generationen einer edlen Phantasten-Familie; der Großvater geht zu Grunde im Kampfe für die Freiheit seiner Nation, der Vater, ein Volksaufklärer, endigt im Kerker (der Roman spielt in Rußland), der Sohn endlich, ein Knabe, findet seinen Tod im dunkelsten Dickicht des Waldes, wohin er sich, nach dem geheimnisvoll-wunderbaren Johanniskraut suchend, verirrte. Fehlt dem Romane auch hier und da die rechte Klarheit und Durchbildung seiner fruchtbaren Motive, so erhebt er sich doch in der Darstellung der kindlichen Psyche zu einer großen poetischen Schönheit. — Kräftiger, ja brutaler sind die Gestalten der Novellen von Reymont. Die umfangreichste ist die letzte, „Gerechtigkeit" („Sprawiedliwie"). Das oft behandelte Thema von einem unschuldig Verurteilten, der erst nach dem Abbüßen der unverdienten Strafe zum Verbrecher wird, gewinnt in Reymonts Hand neue Kraft und Frische, und die Schlußszene, wie Jasiek, von der Menge gehetzt, in verzweifelter Wut das Dorf in Brand steckt, von den Landleuten ergriffen und in die Flammen lebendig hineingeworfen wird — darf den gelungensten Partieen des „Weiberdorfes" von Clara Viebig an die Seite gestellt werden. — Zu erwähnen ist bei dieser Gelegenheit, daß vor kurzem ein deutscher Roman ins Polnische übersetzt worden ist: Jakob Wassermanns „Geschichte der jungen Renate Fuchs". Polnische Uebersetzungen deutscher Romane sind sonst sehr selten, da ja das Lesepublikum sie fast ausnahmslos — besonders in Galizien und in Posen — in der Originalsprache liest.

Auf dramatischem Gebiete beansprucht ein größeres Interesse nur Frau Gabriele Zapolskas Schauspiel „Dressierte Seelen" („Tresowane dusze"), ein nicht ganz objektives, aber geistreich gedachtes und scharf gezeichnetes Bild aus dem modernen Journalistenleben, das der Verfasserin wohl vertraut ist. Die sonst erfolgreiche Schriftstellerin fand diesmal nur vorübergehenden Beifall, da die Presse für die allzu lebenswahre Schilderung aus naheliegenden Gründen nicht viel übrig hatte.

Der Bericht über den Inhalt der Zeitschriften darf mit der Nachricht beginnen, daß wir endlich ein Fachorgan für litterarische Forschungen besitzen, den „Pamietnik literacki", eine Vierteljahrsschrift, von der bis jetzt zwei starke Hefte vorliegen. Wenn die Zeitschrift auch vor allem der polnischen Litteraturgeschichte dienen soll, wird sie doch auch dem litterarischen Zusammenhang Polens mit anderen Ländern ihre Aufmerksamkeit schenken. Von diesem Standpunkte werden wir seinerzeit über den angefangenen Aufsatz von K. M. Gorski

„Karpinski (polnischer Lyriker im 18. Jahrhundert) in Wien" berichten. In dem warschauer „Echo" (17) wird ein Gespräch mit Eduard Grieg mitgeteilt, der im April zu einem Konzerte nach Warschau kam. Der norwegische Meister sieht in Ibsens „Peer Gynt" diejenige Dichtung, die am vollkommensten den norwegischen Nationalcharakter darstellt. Der Held des Dramas folge nur seinen schwärmerischen Ideen, vermöge sich nicht zu konzentrieren, sich zu beherrschen, mit realen Hindernissen zu kämpfen, etwas bis ins einzelne im Gedanken zu konstruieren und konsequent durchzusetzen; außerhalb des realen Lebens stehend, schwelge er in Selbstzufriedenheit, bis ein jäher Absturz ihn aller Selbsttäuschung beraubt. — Przybyszewskis gesamtes Schaffen wird in den März- und Aprilheften des „Wedrowiec" (Der Wanderer) von Josaphat Nowinski charakterisiert. — Gogols fünfzigster Todestag fand auch in Polen ein Echo; am meisten beschäftigte man sich, z. B. „Kraj" (Das Land, 9), mit dem römischen Aufenthalte des russischen Dichters, als er, zu jener Zeit mystisch gestimmt, unter dem Einflusse der Polen Mickiewicz, Janski und Kajsiewicz dem Uebertritte zum Katholizismus nahe war. — Ueber Mickiewicz „Religiöse Lyrik" spricht sehr unterrichtend Walery Gostomski in den ersten Heften des laufenden Jahrganges des „Przeglad powszechny" (Allgemeine Rundschau): sie ist zuerst so kindlich rein und naiv, wie bei keinem anderen Dichter, dann unter der Einwirkung des bekannten Mystikers Towianski verläßt sie zwar die streng kirchlichen Pfade (aus dieser Zeit stammen auch Mickiewicz Uebersetzungen aus den deutschen Mystikern Angelus Silesius und Jakob Böhme), doch hat sie auch damals einen tief religiösen Charakter, bis der Dichter zuletzt wieder ins kirchliche Lager übergeht. — Das wechselseitige Verhältnis zwischen „Künstler und Publikum" beleuchtet W. Jablonowski im „Tygodnik ilustrowany" (Illustriertes Wochenblatt 16—17), indem er als die schlimmsten Feinde der Kunst nicht die von einzelnen Modernen so verachtete „Menge" betrachtet, sondern „die ästhetischen Sektierer, die philiströsen ‚Fachleute', die Snobs und Dilettanten jedweder Art". — Beachtung verdient auch ein Aufsatz des greisen Philosophen Henryk Struwe über „Die Bedeutung der Philosophie in dem Nationalleben" („Biblioteka warszawska", Aprilheft). Struwes Darlegung gipfelt in den Sätzen: Große Thaten haben ihre Quelle nur in großen Charakteren. Diese entstehen aber nur unter Nationen, die sich ihrer Stellung in der Menschheit, ihrer nationalen Aufgabe bewußt sind. Jenes nationale Selbstbewußtsein, die Erkenntnis der nationalen Aufgabe kann nur die Philosophie geben. — Die letzten Hefte des „Przeglad polski" (Polnische Rundschau) bringen wie immer Rezensionen deutscher Bücher aus der Feder des Unterzeichneten, u. a. über M. G. Conrads Buch „Von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann" und über Omptedas „Cäcilie von Sarryn". — Von Bedeutung für die Geschichte des deutschen Kulturlebens ist die Abhandlung B. Janowskis „Polen und die Hansa bis zum Jahre 1411" („Przeglad polski", März-April).

Lemberg. *J. Flach.*

Norwegischer Brief.

Der Name der schwedischen Romanschriftstellerin Selma Lagerlöf, über die Björnson unlängst den Ausspruch that, daß er sie unter allen modernen Dichtergestalten des Nordens als die liebenswürdigste, weil vom Glanze einer wahrhaft künstlerischen Naivetät des Herzens überstrahlt, schätze, gewinnt auch in Norwegen mehr und mehr litterarisches Heimatsrecht: — ein Vorzug, den unser Publikum keineswegs mit allzu großer Freigebigkeit den Vertretern fremder Litteraturen einzuräumen pflegt, insbesondere wo es sich um aufstrebende Talente im östlichen „Bruderlande" handelt. Erst dem erwachenden guten Willen auf beiden Seiten darf es zugeschrieben werden, daß das innere Band zwischen den geistigen Mächten diesseits und jenseits vom Kjölen neuerdings stärker geworden ist, so daß nunmehr die Vorbedingungen zu einem fruchtbaren Ideenaustausch gegeben sind. Wenn irgend jemand berufen ist, diesen Ideenaustausch zu fördern, so ist es Selma Lagerlöf. Selten hat ein Buch in unseren litterarischen Kreisen einen so tiefgehenden, anhaltenden Eindruck hervorgerufen, wie ihre großartig angelegte Volksschilderung „Jerusalem", ein Buch, in dem der grüblerisch-naive Sinn des Nordländers vielleicht die treffendste Charakterisierung gefunden hat, die ihm überhaupt jemals zu Teil wurde. Von einer gleichen Erkenntnis geht auch ein Verfasser in unserer angesehenen Revue „Urd" (7) aus, wenn er das neueste Werk der schwedischen Schriftstellerin als Ausdruck einer mit breiten festen Linien arbeitenden Künstlerin bezeichnet, die bis zum letzten Detail das Interesse des Lesers an jenen träumerischen Gestalten des Buches wachzuhalten versteht.

Ueber die gälische Sprachenbewegung verbreitet sich „Kringsjaa" (IX, 19) in einer bemerkenswerten litterarisch-historischen Abhandlung. Der Referent kommt zu dem Schlußsatze, daß die Wortführer der gälischen Idee trotz der kaum zehnjährigen Dauer ihres Kampfes den Beweis für die Lebensfähigkeit eines gälisch-nationalen Schrifttums erbracht hätten. Durch ihr entschlossenes Vorgehen sei dem Leben der breiten Volksschichten auf dem Lande eine Kraft verliehen worden, die dem antinationalen Zersetzungsprozesse ein wichtiges und aller Wahrscheinlichkeit nach unübersteigbares Hindernis entgegenstelle. — Auf Grund russischer Quellen und Archivdokumente beschäftigt sich ein redaktioneller Artikel (VIII) mit der Jugendgeschichte Leo Tolstois. Die Abhandlung setzt mit einer interessanten Untersuchung über Tolstois Vorfahren und deren spätere Erwähnung in den verschiedenen Schriften des Dichters ein und schließt mit Tolstois studentischen Sturm- und Drangjahren. — Im „Folkebladet" findet sich (Heft 10) eine hübsche Studie über norwegische Volksmusik von Johannes Haarklou, worin besonders auf die Zusammenhänge zwischen den alten Kampf- und Bardendichtungen mit den ersten Regungen musikalischen Geistes im Norden hingewiesen wird.

Christiania. *Viggo Moe.*

Lettischer Brief.

Der unlängst begründete Litteraturfonds am lettischen Verein zu Riga hat litterarische Abende mit litteraturgeschichtlichen, musikalischen und deklamatorischen Vorträgen ins Leben gerufen. Es sollen dadurch erstens die finanziellen Mittel des Fonds vermehrt, zweitens Material zu einer in Aussicht genommenen lettischen Litteraturgeschichte gesammelt werden. Die Vorträge eines jeden Abends konzentrieren sich um eine gewisse litterarische Erscheinung. Zur Mitarbeit werden die Schriftsteller ohne Berücksichtigung ihres Parteistandpunktes herangezogen. Dadurch ist für die litterarischen Interessen der lettischen Schriftsteller und des lettischen Publikums ein Mittelpunkt geschaffen. Der erste Abend galt Auseklis († 1879), dem Bahnbrecher der nationalen Richtung in der lettischen Poesie; die darauf folgenden Abende wurden der Reihe nach dem erfolgreichen, durch Krankheit in seiner Wirksamkeit gestörten Romanisten A. Needra, der lettischen Volkspoesie und dem zu den Vorkämpfern der nationalen Bewegung gehörenden Juris Allunan († 1864) gewidmet.

Durch die mangelhafte Berücksichtigung der Bestrebungen und Interessen der Schriftstellerwelt sind die litterarischen Zeitschriften in eine Lage gekommen, in der die Mehrzahl der besten Schriftsteller von ihnen sich abgewendet haben. Einigen Anhaltspunkt zu einer neuen Gruppierung bietet die neugegründete, in Petersburg herausgegebene Zeitung „Peterburgas Awises", deren litterarischen Teil A. Needra und R. Blaumann leiten. — Von der „Janna Rascha" (Neuer Ertrag) ist der fünfte Band erschienen. Er bringt eine Betrachtung

von Derman über den ersten Vertreter des modernen Pessimismus in der lettischen Dichtung, Eduard Weidenbaum (1867—92). Weidenbaum begann seine litterarische Thätigkeit als Uebersetzer einiger Gedichte von Horaz, um dann seiner durch die Umgebung hervorgerufenen niedergeschlagenen Stimmung in pessimistischen Gedichten Luft zu machen. Seine Dichtungen waren eine Zeitlang nur im Manuskripte verbreitet und sind auch jetzt noch nicht alle gedruckt. — Ein anderes Sammelwerk ist „Burtneeks“ (Barde), das unter der Leitung des an Weidenbaum erinnernden Dichters Swahrgulu Edwards steht. Es ist eine Sammlung prosaischer und poetischer Beiträge vorwiegend der jüngst hervorgetretenen Schriftsteller größtenteils mit romantischem Anstrich. Eine biographische Skizze von Wisulis ist dem unlängst verstorbenen Fabeldichter Pehrsatis gewidmet. — Für die Jugend ist die zweite Lieferung der unter der Leitung A. Kenins stehenden „Jaunibas Literatura“ erschienen. Unter den verschiedenen belletristischen und wissenschaftlichen Beiträgen aus den gediegensten Federn befindet sich die Lebensbeschreibung des um die Förderung der lettisch-nationalen Bestrebungen und die Bereicherung der lettischen Sprachmittel hochverdienten Kronwalda Atis. — Zu Ostern erschien eine Anthologie lyrischer Gedichte, von Janschewsky zusammengestellt. Die Gedichte sind nach den Dichtern, von denen hier 36 Aufnahme gefunden haben, chronologisch geordnet. Vor den Gedichtproben eines jeden Dichters steht dessen Porträt nebst einigen biographischen und kritischen Notizen.

Um über den jetzigen Zustand der Weltlitteratur zu belehren, erschien außer der im vorigen Briefe erwähnten Sammlung „Zittauta Rascha“ auch noch die von Lejas-Kruhminsch herausgegebene „Pasaules rakstneeziba“ (Weltlitteratur). Diese Sammlung enthält nur prosaische Stücke und hat den Zweck, durch Darbietung einzelner Proben der hervorragendsten Schriftsteller die verschiedenen Litteraturen dem lettischen Publikum näher zu bringen. Jeder Probe ist eine Charakteristik des betreffenden Schriftstellers und des durch ihn vertretenen Schrifttums oder der Schriftstellergruppe vorausgeschickt. Im zweiten, jüngst herausgegebenen Hefte werden auf diese Art Abschnitte aus der kroatischen, russischen (Gorki), englischen (Kipling), portugiesischen, neugriechischen, türkischen und holländischen Litteratur (Multatuli) vorgeführt. — Im Vordergrunde des Interesses steht unter den auswärtigen Schriftstellern Maxim Gorki. Die Kommission zur Herausgabe nützlicher Bücher hat zwei Lieferungen seiner Erzählungen erscheinen lassen, die durch einen biographisch-kritischen Artikel von Dermann eingeleitet werden.

Aus einem in der Zeitung „Wahrds“ veröffentlichten Bericht ist zu ersehen, daß im Jahre 1901 im ganzen 523 lettische Theatervorstellungen an verschiedenen Orten stattgefunden haben. In 202 dieser Vorstellungen gelangten lettische Originale zur Aufführung. Im ganzen sind 52 Originale und 114 Uebersetzungen über die Bretter gegangen. Unter den letzteren nehmen die aus dem Deutschen (77) die bei weitem erste Stelle ein; Otto Ernst steht hier voran, dessen „Flachsmann als Erzieher“ am häufigsten (11 mal) aufgeführt worden ist.

Am 5./18. April machte auf der Heimreise aus Petersburg Ernst v. Wolzogens Ueberbrettl einen Abstecher nach Riga. Der Saal des Gewerbevereins, in dem es sich dem Publikum vorstellte, war ausverkauft, obgleich an demselben Abende die dresdener Sängerin Frau Wedekind im Stadttheater ihr letztes Gastspiel gab. Gleich nach den ersten Vorträgen waren die Sympathieen des Publikums gewonnen. — Das Beispiel Wolzogens wirkt ansteckend. Noch ehe man das Original-Ueberbrettl in Riga gesehen hatte, veranstaltete der lettische Mäßigkeitsverein „Auseklis“ ähnliche Vorträge, für deren Fortsetzung und Erweiterung gewirkt wird. Als Initiator tritt hier der lettische Schriftsteller Seltmatis auf.

Riga. *Reinhold Kaupo.*

Amerikanischer Brief.

Die chauvinistischen Klagen über die Erfolge Tolstois, Ibsens, Hauptmanns, D'Annunzios und anderer Dichter des Auslands, die M. Ernest Charles unlängst zu dem Ausspruch veranlaßten, an den fremdländischen Erfolgen des Jahres könne der Grad geistiger und sittlicher Erniedrigung ermessen werden, zu dem das französische Volk herabgesunken sei, kommentiert die New Yorker „Evening Post“ in ihrer Ausgabe vom 26. April folgendermaßen: „Ob Paris heute die gesündesten der ausländischen Autoren liest, ist eine ganz unwesentliche Frage der weit allgemeineren und wichtigeren gegenüber, ob die Popularität ausländischer Litteratur das nationale Leben beeinträchtigt. . . . Vom litterarischen Standpunkt kann man wohl behaupten, daß solche Einflüsse sich für die borgende Nation stets von Vorteil erwiesen haben.“ Der klärende Einfluß der griechischen auf die römischen Dichter, das belebende Element, das das Stadium der großen Italiener der englischen Litteratur der elisabethanischen Periode zuführte, die stetige Ausstrahlung, die vom Mittelalter an bis auf die neueste Zeit von Frankreich aus stattgefunden hat, alles das wird auseinandergesetzt: die Völker nähmen von einander nur an, wessen sie bedürftig seien, und interessierten sich für einen fremden Schriftsteller selten nur seiner ausländischen Physiognomie wegen, sondern würden durch den Ausdruck universeller Empfindungen angezogen. Byron, Victor Hugos „Les Misérables“ und Mrs. Stowes „Uncle Tom's Cabin“ werden als Beispiele angeführt: auf Turgenjew, Tolstoi und Ibsen als Belege hierfür hingewiesen. Abgesehen von solcher Litteratur des Auslands, die hauptsächlich von der geistigen Elite begünstigt werde, gebe es aber noch eine andere, die den Massen zur Unterhaltung diene, und die kaum einen Einfluß nach irgend einer Richtung ausübe. Dazu gehören die archäologischen Romane von Georg Ebers, die pseudo-wissenschaftlichen Jules Vernes, die historischen des Sienkiewicz, die während des letzten Vierteljahrhunderts in Amerika zu den gelesensten gehörten und bewiesen, daß eine litterarische Invasion des Auslands keiner Republik Schaden zu bringen brauche. Litteratur und Nationalität hätten herzlich wenig mit solchen Erfolgen zu thun. Die Gefahr läge ganz anderswo: daß selbst die Wortführer der verschiedenen ausländischen Kulte das echte nationale Element der Schriftsteller des Auslands, die sie zu verehren vorgeben, durchaus nicht würdigen. Wünschenswert sei nicht eine über die ausländische Litteratur verhängte Sperre, sondern ein echterer Kosmopolitismus.

Ein Referat über Leslie Stephens „George Eliot“ giebt Edith Wharton in der Mainummer des „Bookman“ Gelegenheit, die Individualität der großen englischen Schriftstellerin fein zu charakterisieren. — In derselben Nummer schreibt Bradley Gilman über Vitré, die Heimat Madame de Sévignés. — Arthur Bartlett Maurice plaudert recht amüsant über den Detektiv in der Belletristik und giebt eine Probe des typischen Kriminalromanstils vor zwanzig Jahren. — Charles Whibley läßt berühmte litterarische Fälscher Revue passieren, von George Psalmanazar und Thomas Chatterton bis zu der Affaire Brain Lucas-Michel Chasles. — In der Mainummer von „Harper's Magazine“ befindet sich ein Artikel von Elizabeth Robins Pennell über „Das Italien des Vergil und des Horaz“. — „Theatre“ enthält eine Charakteristik Ferdinand Bonns von W. W. Whitelock, „Success“ einen Artikel von Hamlin Garland über den Roman des 20. Jahrhunderts, „Century“ eine Würdigung Swinburnes von Edmund Gosse.

Unter den jüngst erschienenen Romanen macht Gertrude Athertons „The Conqueror“ am meisten von sich reden, während Mary Johnstons „Audrey“ ihr auf dem Büchermarkte den Rang abläuft. „The Conqueror“ ist das seit langem angekündigte Werk über Alexander Hamilton, das ursprünglich eine Biographie werden sollte und nun ein sonderbares Zwitterding geworden ist,

schwerlich Schule machen wird. Die Verfasserin ist sich dessen bewußt, denn sie sagt in der Vorrede: „Was ist denn ein Charakterroman anders als eine dramatisierte Biographie? Wir versuchen es, der Welt unsere Schöpfungen so wahrscheinlich zu machen, wie sie es uns sind. Warum können wir dann nicht die scharfen, harten Thatsachen, die der Historiker mühsam zusammengetragen, mit der Phantasie ausschmücken?" Allzusehr brauchte sie ihre Phantasie nicht anzustrengen, denn das Leben des großen amerikanischen Staatsmanns war in der That ein Roman von seiner Geburt an bis zu seinem Tode. Sie treibt nicht wenig Götzendienst mit ihm und wird dadurch denjenigen Charakteren des Buches, die im Leben seine Gegner gewesen sind, kaum gerecht. Thomas Jefferson und Aaron Burr kommen entschieden schlecht weg. Aber interessant ist das Buch nichtsdestoweniger und durchaus nicht mit der Spitzmarke „Mühlbachiade" abzufertigen. Bedauerlich ist nur, daß das historische Material durch seine Ueberfülle die Proportionen des Buches stört, und daß die neuerdings durch manche Kritiker verwöhnte und eine unheimliche Fruchtbarkeit entfaltende Verfasserin sich stilistische Nachlässigkeiten gestattet. — Mary Johnstons „Audrey" ist ein im kolonialen Virginien spielender romantisch-historischer Roman, der einen Fortschritt der Autorin bekundet. Die dramatischen Situationen sind wahrscheinlicher, die Charaktere greifbarer gestaltet, die Sprache sorgfältiger gefeilt, als in „To Have and to Hold", womit sie vor zwei Jahren einen buchhändlerischen „record" gemacht hat, der heute noch einzig dasteht. Störend wirken nur einige etwas abgenutzte Motive. — Auffallend groß ist die Anzahl Romane, denen die Negerfrage zu Grunde liegt. Es sind im vergangenen Monat nicht weniger als drei erschienen, die in der Rekonstruktionszeit im Süden spielen: „The Battleground" von Ellen Glasgow, „Aliens" von Mary Tappan Wright und „The Leopards Spots" von Thomas Dixon jr. Die beiden ersten Werke, namentlich der Roman Miß Glasgows, sind allgemein interessierende, beachtenswerte Kunstwerke; das letzte ist ein Tendenzroman, der schlecht zu dem Interesse paßt, das die weißen wie die schwarzen Bürger des Landes dem Erziehungswerk darbringen, das Booker T. Washington unter den Schwarzen des Südens auf sich genommen. — Ein Tendenzwerk von allgemein menschlichem Interesse ist der satirische Roman „Captain Jinks" von Ernest Crosby. Treffender und ergötzlicher ist der Militarismus kaum je persifliert worden als in diesem Kriegsroman des hochbegabten und hochsinnigen Verfassers. Crosby ist der Sproß einer alten, ebenso frommen wie vornehmen Familie, hat aber schon seit Jahren den sozialen Fragen der Zeit ein lebhaftes Interesse entgegengebracht und sich an Tolstoi und anderen modernen Denkern geschult. Er war früher Advokat, gab aber seine Praxis auf, weil sie sich mit seinen Grundsätzen nicht vertrug, und privatisiert nun, ist Mitherausgeber eines kleinen Magazins und erscheint häufig als glänzender Redner in den freisinnigen und reformatorischen Vereinigungen des Landes.

Zu dem Kapitel „Deutsche Litteraturforschung auf amerikanischen Universitäten" hat Prof. Max Batt von der Universität Chicago unlängst einen schätzenswerten Beitrag geliefert; es ist eine Abhandlung über die Behandlung der Natur im deutschen Schrifttum von Günther bis zum Erscheinen des Werther.

Die deutschen Theaterbesucher hatten in den vergangenen Wochen eine Reihe von Genüssen. Das Gastspiel Ferdinand Bonns brachte zwar keine nennenswerten Novitäten, wie es mit diesen in der zu Ende gehenden Saison überhaupt schlecht bestellt war — aber die Aufführung der „Räuber" war sehr interessant, sowohl was die Darstellung wie deren Wirkung auf die Besucher betrifft. — Das diesem Gastspiel folgende Drei-Star-Engagement Bonn-Odilon-Sonnenthal bot naturgemäß mehr Abwechslung. Dieser riß durch seinen „Nathan" hin. Im „Lear" spielte er die Titelrolle, Bonn weit weniger überzeugend den Narren. Ferner bot er uns den Helden in Wilbrandts „Tochter des Fabricius", den Prokurator Vagret in Brieux Schauspiel „Die rote Robe" und teilte sich mit den beiden anderen Gästen in den Erfolg der „Fee Caprice" von Oskar Blumenthal. Außerdem gelangten in dieser Zeit Hartlebens „Sittliche Forderung", George Sands „Marquis de Villemer", Fuldas Zwillingsschwester" und Sudermanns „Johannisfeuer" zur Aufführung. — In den englischen Theatern giebt es des Saisonschlusses halber noch weniger Neues als sonst. Leo Dietrichsteins auf die Meyerlingl-Tragödie gegründetes Drama bot eine arge Enttäuschung. Den größten Genuß der vergangenen Wochen, um nicht zu sagen der ganzen Saison, bot die Aufnahme von Oskar Wildes geistreichem Lustspiel „The Importance of Being Earnest", das sich im Empire-Theater auf dem Repertoir erhält.

New York. *A. von Ende.*

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Die Stillen im Lande. Drei Erzählungen aus dem Winkel. Von Carl Worms. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. 1902. 321 S. M. 3,—.

Kleine Leute mit engen Zielen und schwächlichen Schicksalen dichterisch genießbar zu machen, ist zu unserer Zeit, wo alles ins Große und Weite strebt, keine dankbare Aufgabe. Wir Jüngeren wenigstens bringen einem Menschen um so lebhaftere Teilnahme entgegen, je mehr er bedeutet und leistet, je stärker er lebt. Sollen wir für „die Stillen im Lande" uns erwärmen, so müssen sie uns zum mindesten von ihrem reichen Innenleben überzeugen; der Erzähler, der sie uns näher bringen will, muß ihre Seele von innen heraus vor uns entfalten, die enge Welt, in der sie sich bewegen, einheitlich, scharf und detailliert erfassen, kurz, mit Stimmung durchsättigen. Mit gutmütigem Geplauder ist da wenig gethan. Gerade die dürftigsten Stoffe wollen mit der strengsten und reifsten Kunst behandelt sein. Carl Worms plaudert in diesen drei Erzählungen aus dem kurischen Winkel gern und ausgiebig, aber doch mit zu wenig Geist oder Schelmerei, um den Selbstzweck dieser Tonart zu rechtfertigen. Er stellt uns allerhand Käuze vor, die, lächerlich oder unglücklich, mit dem Leben nicht fertig geworden sind und nun in ihrem Winkel verschimmeln. Weshalb sie eigentlich so jämmerlich werden mußten, erzählt er nur ganz obenhin, so daß wir kaum Mitleid mit ihnen zu empfinden vermögen, vielmehr versucht sind, ihnen zuzurufen: „Wer da fällt, den soll man auch noch stoßen!" Da ist in der Erzählung „Finis Poloniae" ein alter Pole, dem früher einmal die Schwester verführt wurde und die Frau ins Kloster gelaufen ist. Davon alsbald völlig gebrochen, läßt er seine Kinder unerzogen verkommen und wird Schullehrer, ohne daß er imstande wäre, seine Schüler in Ordnung zu halten. Von allen Seiten strecken sich Hände aus, ihn aufzurichten; aber hoffnungslos geht er zugrunde — man erfährt nicht, mit welcher Notwendigkeit, wohl bloß aus allgemeiner Schwäche. Nur ganz locker ist damit die Schwermut des Patrioten verknüpft, die übrigens dem Verfasser zu einer vortrefflichen Schilderung alt-polnischer Pracht und Größe Anlaß giebt. Unleidlich wirkt bei sämtlichen drei Erzählungen die dilettantische Gewohnheit, den Titel durch fortwährende Wiederholung im Text hervorzuheben, während doch der geschmackvolle Künstler es gerade vermeidet, den Titel, selbst wo es verlockend wäre, zu erwähnen. Vorzüge, die oft Geschmack und Meisterschaft ersetzen müssen, als da sind Gemüt und warme Empfindung, Liebe zur

heimatlichen Natur, ehrliche Beobachtung und schlichte Sittlichkeit, sind in den Erzählungen von Carl Worms reichlich vorhanden und werden gewiß viele Leser aus dem Volke restlos befriedigen.

München. *Kurt Martens.*

Peter Nockler. Die Geschichte eines Schneiders. Von Wilhelm Holzamer. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. Geb. M. 3,50.

Ganz schlicht und einfach ist dieser Peter Nockler, und schlicht und einfach verläuft sein Leben. Er hat ganz und gar nichts von einem starkknochigen bäuerlichen Hünen, er ist vielmehr ein sehr unbäuerlich zartes und sensitives Wesen, aber er ist innen mehr als derbe Fäuste je bedeuten können. Ein rheinhessisches Dorf ist seine Heimat, und nach ein paar Jahren der Fremde im nahen Mainz kehrt er in dieses Dorf zurück, um es nie mehr zu verlassen. Aber wie reich ist dieses im engsten Kreise verrinnende Leben! Nachdenklich und getrost ist der Peter Nockler, und Holzamer meint, das hänge wohl mit seinem Schneiderhandwerk zusammen: „er weiß, alles was auseinander ist, ist auch wieder zusammen zu bringen." Und dieser Sinn wird in der Liebe seines Daseins, die vornehmlich in diesem Buche erzählt ist, auf die Probe gestellt und als stark und siegreich im Widerstande befunden.

Die beiden Menschlein, die hier die Liebe zusammenführt, widersprechen sich im Kern ihres Wesens. Beide stammen aus dörfischer Enge. Aber er weiß klug über die Enge hinauszukommen. Duldsam und mild ist er, indessen sie, die er liebt und die seine Frau wird, von der Angst vor der Unduldsamkeit der Enge erdrückt wird. Seine Meinung ist: „Es ist nix für nix auf der Welt . . . Man muß nur alles richtig nehme und nit gar so scharf. Es geht alles eins in eins und geht alles zusammen." Aber sie bangt und ängstet: „Man ist ja mit allem in seinem Leben nur den Leuten in die Hände gegeben. Sie beherrschen einen, sie hindern einen und beengen einem das Leben. Sie sind so anmaßend, und alles betasten ihre schmutzigen Hände. Und die Zeichen davon bleiben, die häßlichen Flecken, auf die sie dann schadenfroh mit allen Fingern weisen." Er also ist ein Eigener, sie aber ist es nicht. Er überwindet, aber sie wird verzehrt. Es giebt gar Stunden, da seine reine menschliche Güte ihr eine Qual wird und da sie wünscht, er möchte sie lieber schlagen. So wenig ragt sie an sein Wesen heran oder — so wenig frei ist sie. Aber sie ist doch eine geschlossene weibliche Natur. Alles in ihr ist Gefühl. Ihre Liebe will dankbarste Selbstentäußerung sein, aber es ist zu sehr zurückschauende Dankbarkeit: über Vergangenes schätzt sie die lebendige Gegenwart zu wenig nach ihrem Werte ein. Die Moral der Enge, die Natürliches in Sünde umdeutet und unerbittlich tausendmal Gerichtetes im Bewußtsein wiederrichtet, lebt in ihr und läßt sie nicht los. Die kleine Welt ihres Erlebens ist ihre ganze Welt, und alles Besinnen und Grübeln bleibt immer eingebannt in diesen Kreis, gewinnt nie den befreienden Blick von außen her darüber hin.

Peter Nockler ist ganz anders. Er ist ein Lebensphilosoph. „Der Peter Nockler war ein guter Kerl, und er hatte eine besondere Art, die sich immer mehr ausprägte. Sie war einfach und gut, diese Art. Sie war weiter nichts, als ein mehr nachdenkliches Erleben, wodurch alles, was dem Peter Nockler begegnete, eine größere Wichtigkeit und Bedeutung bekam, weil der Peter einen Sinn hineinlegte und Beziehungen fand, die zu ihm führten und zu den übrigen Dingen des Lebens. Er ging nie achtlos an den Dingen vorüber, die an ihm vorübergingen. Ueber alles machte er sich seine Gedanken, und so einfach die oft waren, so alltäglich und nichtssagend sie sich ausdrücken mochten, ihm war's doch mehr. Und es lag auch wirklich mehr darin, mehr wie in all den feinen ‚studierten' Sachen der gelehrten Leute, weil Leben, weil eben Erleben darin lag. Denn nur dieses giebt dem Verständnis Weite und lebendigen Sinn." Er lernt wohl, daß das Leben niemals etwas hergiebt von dem, was einmal sein war, aber ihm selbst hängt sich's nicht an die Füße, seinen Schritt schleppender zu machen, ihm giebt es nur neue Kraft, verstehend durchs Leben zu schreiten.

Ich hebe diese Seiten des kleines Buches deshalb so ausdrücklich hervor, weil sie seine Seele bedeuten. Gestalten wie dieser Nockler haben ihre Weisheit nicht nur um ihrer selbst willen, sie strömen sie aus und wirken um sich her. Das fühlt der Leser, wie es die Leute im Dorfe Nocklers fühlen. Und alles bleibt schlicht, nichts drängt sich aus den Zeilen heraus anmaßend auf. Das ganze Buch ist wie der Nockler selbst. Die Innigkeit und Tiefe Andersens ließe sich ihm vergleichen und auch die sinnige Keuschheit, die in allen Dingen und allen Regungen so menschlich ist, weil ihr die Natürlichkeit gegeben wurde. Holzamer ist ein feiner Künstler. Still tritt er an die Dinge, die er gewinnen will, heran. Und er gewinnt sie auch dort, wo sie im erhitzten Tanze vorüberwirbeln, mit ungemein einfachen Mitteln, ohne je der lauten Form zu verfallen. Die Sicherheit der einfachen Linie offenbart die künstlerische Kraft.

Bremen. *Franz Diederich.*

Menschlichkeit. Roman von Emil Marriot. Berlin, G. Grote, 1902. 326 S.

Es ist ein Thesen-Roman. Darf ein Arzt die Qual eines unheilbaren Patienten abkürzen und der Natur durch irgend ein sicheres Mittelchen nachhelfen? Darf er Schicksal spielen und ein Leben, das ihm unrettbar verloren scheint, aus menschlichem Mitleid gewaltsam ausblasen, ehe es von selbst erloschen wäre? Die Verfasserin, die den größten Teil des Buches hindurch glauben läßt, daß sie die Frage bejahen werde, verneint sie schließlich aufs entschiedenste. Sie führt uns in dem tiroler Landarzt Dr. Norberg einen edlen Arzt vor Augen, dessen Wirken der ganzen Gegend zum Segen gereicht. Erst wie eine entfernte Ahnung, dann immer gewisser und deutlicher setzt sich der Verdacht in uns fest, daß dieser tüchtige, treffliche Menschenfreund Dinge begangen hat und noch begeht, gegen die sich, so nützlich und vernünftig sie sein mögen, doch unser innerstes Gefühl auflehnt. Einer ganzen Reihe von Kranken hat er „hinübergeholfen". Unter anderen auch der Mutter seiner jetzigen Frau. Aber diese seltsame Spielart „Menschlichkeit" bleibt nicht ungerächt. Es bildet sich allmählich ein dunkles Gerücht um den Mann. Niemand mag sich mehr von ihm behandeln lassen. Der Pfarrer des Ortes, eine sympathisch und klar gezeichnete Gestalt, unterstützt diese Bewegung. Er war von je der Feind Norbergs. Er setzt jetzt alles daran, ihn aus der Gegend zu verdrängen. Immer einsamer wird der wackere Mann, an dem nichts weiter auszusetzen ist, als daß er gelegentlich den Mut hat, Vorsehung zu spielen, wo die „Menschlichkeit" es nach seiner Ueberzeugung erheischt. Schließlich fällt noch seine Frau, die heißgeliebte, ruschlige Käthe, von ihm ab. Was Norberg gethan, wird ihm zum Verderben. Als sein einziges Kind an Diphtherie erkrankt, läßt Käthe es nicht zu, daß er die notwendige Operation, den Kehlkopfschnitt, vornehme. In ihren durch die Angst bereits irren Phantasieen meint sie, der Vater wolle seinem Kinde „hinüberhelfen". Das Kind geht zugrunde und die Mutter mit ihm. Dies ist die etwas krasse, aber deutliche Antwort auf die Frage, die das Buch aufrollt: Nein, der Arzt darf unter keinen Umständen ein ihm anvertrautes Leben willkürlich enden!

Der Roman ist nicht ganz gleichmäßig geschrieben. Sehr schwach und zwecklos brutal ist die ganze bäuerliche Figurengruppe der mosburger Familie. Hier erlahmt die Kraft der Verfasserin, die Psychologie wird flau, der Stil unzulänglich. Auch mangelt überhaupt die Oekonomie, die das Kunstwerk ausmacht. Die wenig geklärte Nebenfigur der Schwester des Pfarrers hätte als Gegengestalt zu Käthe einer lebendigeren und überzeugenderen Gestaltung bedurft. Auch andere Nebenfiguren scheinen zu blaß. Das Schwergewicht des Buches liegt, wie erwähnt, in der These und in der Führung der ihr un-

mittelbar dienenden Handlung. Diese ist mit Geschick aufgebaut und erhält den Leser in angenehmer Spannung.

Graz. *Dr. Emil Ertl.*

Der Zauber des Königs Arpus. Eine heitere Geschichte von Wilhelm Bölsche. Zweite Auflage. Dresden, 1902, Carl Reißner. 281 S.

Eine Kostprobe vom „Königstrank" des hopfenbeglückten Chattenbeherrschers Arpus verlockt zwei jüngere alte Römer zu abenteuerlichster Fahrt vom lieblichen Tibur-Tivoli nach des Weltreichs Nordgrenzen. Ein Jugendstreich, ein weitausgesponnener Bierulk wie diese Reise ist für Wilhelm Bölsche das Buch selber. Als die erste Auflage erschien — der Autor zählte sechsundzwanzig Jahre — lag der Naturalismus sehr viel versprechend in den Windeln. Man schrieb 1887 oder das Jahr Zwei vor Sonnenaufgang des Hauptmanns, der zwei Jahre vorher einsam sein Promethidenlos besungen hatte. Wilhelm Bölsche besaß schon damals Humor, und nicht ohne Humor entschloß er sich jetzt, nachdem all die aufgeregten Schulen der Moderne tief entschlafen sind, zu einer neuen Ausgabe. Die erste hatte schon deshalb nicht die mindeste Epoche machen können, weil die Kostümsachen durch die Revolution der Litteratur bereits stark diskreditiert worden waren, so daß nur noch guteingeführte alte Häuser mit Nutzen bei dem Genre beharren durften. Was aber vor ganzen drei Lustren nicht mehr modern war, wird heute wohl wieder frisch und neu sein; und das ist der Humor davon. Ueberdies ist der Antikenzauber des Bierromans, trotz beträchtlicher wissenschaftlicher Grundarbeit, zum Glück nicht ernsthaft. Die handelnden Figuren wären ganz moderne Charaktere, wenn sie — Charaktere wären. Für diesen Punkt aber hat uns gerade der selige Naturalismus doch einmal wieder die Empfindlichkeit geschärft. Das ist denn die Achillesferse der heiteren Geschichte: diese durchaus germanisch gesehenen Helden und Kneipgenies angeblich römischer Herkunft, diese sklavisch- oder wild-dummen Germanentypen sind gleichermaßen keine Vollmenschen. Wie die Hauptgestalten uns menschlich näher zu treten beginnen, ist auch schon das Buch zu Ende. Für den unzureichenden Charakterhumor bietet der burschikose Dialog, selbst der fortgesetzte Gebrauch von „siehste" und „weißte" leider nicht genügenden Ersatz. Dafür aber ist die Fabulierung, die den schönen Taunus und die Saalburg umrankt, ergötzlich spannend, und der „Nachfolger" jenes Wilhelm Bölsche erster Auflage, der helläugige, naturphilosophische Poet, dessen reife Gaben die Reifen erfreuen, tritt im Verlauf der Erzählung aus Landschaft- und Seelenstimmungen schon erkennbar mit wachsender Wärme in den Vordergrund. So hat die unterhaltsame Jugendarbeit doch auch ihr spezifisches Gewicht.

Berlin. *Willy Rath.*

Das skandalöse Kunstwerk. Humoristische Geschichten von Anton Tschechoff. (Band 2 der gesammelten Werke.) Uebers. von Wladimir Czumikow. Verlag von Eugen Diederichs; Leipzig, 1901. 231 S. M. 2,— (3,—).

Eine kunstliebende Frau und andere Erzählungen. — **Der schwarze Mönch** und andere Erzählungen. Von Anton Tschechoff. Uebersetzt von C. Berger. Verlag von Richard Wöpke; Leipzig, 1901. Je 95 S. Je M. 1.—.

Anton Tschechoff ist ein Meister der epischen Skizze, der kurzen, präzisen, scharf pointierten Erzählung, der es wie nur noch wenige lebende Schriftsteller vermag, auf wenigen Seiten ein ganzes Menschenschicksal zu zeichnen, charakteristische Sittenbilder seines Heimatlandes zu geben oder einen bestimmten Stand mit seinen Anschauungen, seinen Leiden und Freuden in plastischer Lebendigkeit zu zeigen. Aber daß Tschechoff heute zu den am meisten gelesenen Autoren gehört — in Deutschland fast noch mehr als in Rußland —, verdankt er nicht nur seiner formalen Virtuosität, sondern mindestens in gleichem Maße seiner Weltanschauung, die ihn auf alle die Leiden und Sorgen, die das Menschendasein erfüllen, mit einem wehmütigen Lächeln herabsehen läßt, mit einem philosophischen Lächeln des Verstehens, einer klugen, stolzfreien Ueberlegenheit. Auch Anton Tschechoff ist dem Pessimismus erlegen, den die geistigen und sozialen Verhältnisse ihres Vaterlandes allen russischen Schriftstellern eingeimpft haben, und sein Blick fällt immer auf die Schattenseite des Lebens; aber sein Pessimismus ist gemildert durch seinen stillen Humor, seine leuchtende Ironie, die über all die Thorheiten und all das selbstgeschaffene Leid der Menschen lächelt und das Gran Komik aufdeckt, das selbst die tragischsten Vorgänge in sich bergen. Mit ironischem Lächeln erzählt Tschechoff von den Lebensqualen, die dem Kollegienassessor Migujew sein uneheliches Kind bereitet, von dem plötzlich erwachten Pflichteifer des Zugführers Podtjagin, der ihm schwere Ungelegenheiten bringt, von denen er in seiner früheren Unthätigkeit niemals belästigt war, oder von der Gutmütigkeit der lasterhaften Choristin Pascha, die der betrogenen Gattin ihres Geliebten ihre Schmucksachen opfert. Bisweilen wird Tschechoffs Satire zum blutigen Hohn: so schildert er die Erlebnisse eines jungen Bauern, der sein Recht sucht und die Stätte nicht finden kann, wo in Rußland dem Bauern sein Recht gesprochen wird. Daneben stehen nationale Sittenbilder von schärfster Charakteristik: „Betrunken", „Unteroffizier Prischibijew" und „Gussew", die Tragödie eines russischen Soldaten. Die beiden bei R. Wöpke erschienenen Bände werden mit je einer längeren Erzählung eröffnet, dem „Schwarzen Mönch" und der „Kunstliebenden Frau", beides die Geschichten einer unglücklichen Ehe, von denen sich „Eine kunstliebende Frau" durch die Knappheit und Klarheit der Diktion und die Tiefe ihres psychologischen Gehalts auszeichnet. Alle drei vorliegenden Bände zeigen Tschechoffs Erzählungskunst in ungeminderter Frische, und unter den dreißig Geschichten, die sie enthalten, sind es nur zwei oder drei, die der Uebersetzung und Verbreitung nicht wert sind.

Die beiden Uebersetzer der drei Bände haben gute Arbeiten geliefert, nicht frei von kleinen Fehlern, aber in der Hauptsache getreue und charakteristische Wiedergaben der Originale. Alle in den drei Bänden vereinigten Erzählungen tragen als Kopf eine kleine Zeichnung, die ihren Inhalt symbolisch abzuspiegeln sucht. Da hat namentlich J. Brieslander, der den von Eugen Diederichs verlegten Band geschmückt hat, eine Reihe anziehender und aparter Kunstwerke geschaffen.

Berlin. *Eduard Höber.*

Litteraturwissenschaftliches.

Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus, Heines. Von Oskar Klein-Hattingen. Berlin 1901, Ferdinand Dümmler. 4,50 Mk.

Der Stoff des Buches darf des Anteiles gewiß sein bei den flüchtige Unterhaltung suchenden wie bei den höhere Ansprüche erhebenden Lesern. Ob aber diese so ganz zu ihrem Rechte kommen werden, weiß ich nicht, obwohl in Einzelheiten die psychologischen Darlegungen gewiß viel Richtiges enthalten. Die gestellte Aufgabe ist schwer und fordert tiefen Einblick in das eigenste Wesen der Dichter. Die Zusammenstellung Hölderlins und Lenaus — kann man deren unerfülltes Liebessehnen gut ein „Liebesleben" nennen? — mit Heine scheint willkürlich und in ihrer Sprödheit auch durch keine Gegensätzlichkeit ausgeglichen. Heine, der den Schmerz einer unerwiderten Jugendliebe in der langen Ehe mit Mathilde vergaß, in der es, wie der Verfasser auf Grund mehrerer Zeugnisse anführt, systematisch an jedem blauen Montag für die Erwählte Prügelkost gab, hätte als Liebender nicht mit denen verglichen werden sollen, deren Innerstes sich in heißester Liebesqual verzehrte. Klein spricht Heine Selbstbeherrschung ausgereifte Philosophie und Geschmack ab, dagegen

Gemüt zu. Daß er Gemütsweichheit und bis zu einem gewissen Grade auch Ernst hatte, wird zu bestreiten unmöglich sein; denn als kalter Rechenmensch oder Windbeutel hätte er weder seine Lieder dichten, noch sich mit oft so eindringendem Blick den ernstesten Fragen zuwenden können. Gemütsernst gebrach ihm dagegen durchaus, und es fehlte seinem trefflichen Witz wie allen seinen seltenen Gaben das feste Rückgrat und damit das Vollgewicht der Persönlichkeit. Und selten sprach er ein Wort aus, das nicht von der flackernden sprühenden Sinnlichkeit zeugte, die ihn bis zu seinem letzten Abenteuer mit der Mouche durchzuckte. Wie anders Hölderlin, dessen Schwärmen für Diotima, wie Klein richtig gegen Litzmann darthut, gewiß nicht Freundschaft, sondern Liebe war, freilich eine hoffnungslose. Hätte Hölderlin dem Gegenstande seiner Liebe näher treten können, würde ihn das beglückt und befreit haben? Und Lenau, der nach der schweren Enttäuschung seiner Jugendliebe nach A. Grüns Wort „wie ein Mönch“ lebte, und seine Sinnlichkeit in der Leidenschaft für eine verheiratete Frau jahrelang in Ketten legte, wie anders auch er! Daß Lenaus Liebe zu Sophie in jeder Hinsicht verderblich für den Dichter wurde, ist eine zu Tage liegende Wahrheit, der sich Klein nicht hätte verschließen sollen. Wenn man aber bloß Lenaus krankhafte Veranlagung anführt, um jene Schädlichkeit zu verneinen, so müßten andererseits manche sehr gesunden Saiten im Geistesleben Lenaus öfter beachtet werden, die, richtig berührt, rettend wirken konnten. Nun war aber Lenau thatsächlich für den Irrsinn schon in schlimmster Weise veranlagt, so daß ein Verhältnis, in dem er sich so lange fruchtlos verzehrte, dem er oft auf meilenweiter Fahrt entfloh und doch mit seinem ganzen Bewußtsein nicht entfliehen konnte, während ihn Sophie mit eifersüchtigen Argusblicken bis in die Ferne verfolgte, zehnfach zerstörend auf den Unglücklichen einwirken mußte. Nichts ist gewiß hier weniger am Platze als ein plattes allgemeines Moralisieren, und ich halte mich fern davon. Allein wir haben uns noch immer zu wenig zu jener Ethik erhoben, die an jeden einzelnen je nach Begabung, Charakter und nach der besonderen Lage besondere Anforderungen stellt. Hat doch jede Individualität an ihrem Platze dem Sittengesetze anders zu genügen. Stellt man sich so, dann könnte man meinen, daß eine seltene Frau wie Sophie, die, wie keiner, den Dichter nach dessen eigenem Ausspruche kannte, ihn nicht ohne Heimat und Herd hätte durch die Welt irren lassen dürfen, während sie selbst mit Mann und Kindern geborgen daheim saß, daß sie vor der Möglichkeit einer Heirat Lenaus nicht hätte schaudern dürfen, da sie selbst ihre Liebe für ihn als eine rein geistige bewahren wollte. Lenaus zärtliches und überaus treues Gemüt, wie es sich bereits in dem traurigen Verhältnis zu Bertha gezeigt hatte, hätte auch mit einer minder geistreichen Frau, die sich ihm seelenvoll hingab, wie etwa Marie Behrends, ein tiefes Glück gefunden. Was Kleins ästhetisches Urteil betrifft, so unterschätzt er meiner Ansicht nach den Wert der Lieder an Bertha und Sophie allzu sehr. „An die Wolke“ ist ein Gedicht, in dem die Gefühle eines Mannes gegen ein treuloses Mädchen wohl den machtvollsten Ausdruck finden. Welche Innigkeit der Formsprache besitzt nicht das bekannte „Von allen, die den Sänger lieben“ u. s. w.! Lauten Widerspruch fordert Kleins Behauptung heraus, daß Anastasius Grün Lenau „übersehen“ habe, dem er vor und nach der Geistesumnachtung Gedicht auf Gedicht widmete und dem er in den von Klein in der Bibliographie wunderlicher Weise übergegangenen „Lebensabrissen“ ein so herrliches Denkmal gesetzt hat. Wenn, wie andere, Grün die höchst subjektivische Schwermut in Lenaus Liedern als teilweise bedenklich ansieht und Lenau den Menschen größer findet als Lenau den Dichter, so ist das keine Geringschätzung. Im Vergleich zu andern Dichtern und auch Byron erkennt er Lenaus Dichtergröße aufs vollste an und sieht wiederum in seiner Subjektivität gerade die Bürgschaft seiner Dauer — und das mit Recht; denn jede sich künstlerisch ausprägende großartige Subjektivität, die bei Lenau nach Grüns Wort von „biblischer“ Art ist, wirkt objektivierend und zwingt auch Abgeneigte in ihren Bann.

München. *Walter Hormann.*

Die Behandlungen der Sage von Eginhard und Emma. Von H. May. (Forschungen z. neueren Litteraturgeschichte. Herausg. v. F. Muncker. XVI.) Berlin, A. Duncker. 1900. 130 S. M. 3,30.

Die Geschichte von der Liebe Emmas, der Tochter Karls des Großen, zu Eginhard, dem Geheimschreiber ihres Vaters, die nach anfänglichem Zürnen des Kaisers doch glücklich endet, gehört nicht in den Kreis alter karolingischer Sagen. Sie ist vielmehr weiter nichts, als die Uebertragung eines allgemein menschlichen und daher überall verbreiteten Motivs, das die Liebe eines vornehmen Mädchens zu einem Manne niedrigeren Standes zum Gegenstande hat, auf bestimmte historische Personen; dazu kommt dann noch im vorliegenden Falle eine sehr bezeichnende Einzelheit: das Tragen des Liebhabers durch den Schnee. So etwa darf man sich das Entstehen der neuen Karolingersage vorstellen. Diesen einfachen Grundgedanken hätte aber May etwas klarer herausarbeiten sollen, dann wäre er vielleicht mit der Annahme von Entlehnungen aus der deutschen Sage, wie sie nach ihm in spanischen und portugiesischen Romanzen vorliegen, zurückhaltender gewesen. Indessen die eigentlich sagengeschichtlichen Betrachtungen sind nicht die Hauptsache in dem Buche, sondern die Sammlung und Besprechung der litterarischen Behandlungen der Geschichte, und da darf man dem Verfasser das Zeugnis anerkennenswerten Fleißes ausstellen. Die Sage erscheint in zwei Fassungen, einer älteren, kürzeren, der Lorscher, und einer jüngeren, erweiterten, nach der die Liebenden erst lange Jahre in der Verbannung leben, bis endlich durch einen Zufall die Versöhnung des Kaisers herbeigeführt wird. An eine kurze Geschichte des ursprünglichen lorscher Textes, wie sie Nachdrucke und Nacherzählungen bieten, schließt sich die Untersuchung der freien dichterischen Bearbeitungen des Stoffes, deren sich eine fast überraschende Fülle in Form von Romanen, Epen und Dramen findet. Mag nun auch unter all den vielen Werken keines von wirklich bleibendem Werte sein, so ist es doch keineswegs verlorene Mühe, wenn wir dem Verfasser auf sein Arbeitsfeld folgen. Denn es ist höchst lehrreich und anziehend, zu beobachten, wie je nach dem Geschmack des jeweiligen Autors oder dem seiner Zeit bald diese, bald jene Seite der Geschichte, bald das Lüsterne und Gewagte mancher Szene, bald die Naivität der beiden Helden, bald das Lehrhaft-Moralische, bald das Geschichtliche und Persönliche an der Gestalt des Kaisers in den Vordergrund gestellt wird. Daß der Stoff selbst bis zur unmittelbaren Gegenwart sich großer Beliebtheit erfreut, zeigt eine ganze Reihe neuerer Dichtungen, so die von Thikötter (1885), Wolfgang Kirchbach (1895), Paul Albers (1898), Schuler (1865, 2. Aufl., 1900), F. Dahn (1900)*).

Breslau. *H. Jantzen.*

Nieder mit dem Realismus! Von Paul Neumann. Berlin, Hermann Walter (Friedrich Bechly). 1 M.

Eine kritische Broschüre zur Selbstreklame, weiter nichts! Paul Neumann gesellt sich den neuesten Hauptmanntötern zu — aber nicht etwa, um über Hauptmann und den Naturalismus hinaus etwas Neues, Höheres, Freieres, Weiteres anzustreben, sondern um reumütig zu den alten Fleischtöpfen Aegyptens, d. h. der sog. Klassiker zurückzukehren. Im Auftrage einer Dichterschar, die niemand kennt, stellt er sich uns als Winkelried vor, der die Speere der naturalistischen Ritter von der traurigen Gestalt in seine lungenkräftige Dichterbrust drückt, um

*) Beiläufig sei hier noch eine von May nicht genannte dramatische Bearbeitung des Stoffes erwähnt, auf die von Nagl-Zeidler in der deutsch-österreichischen Litteraturgeschichte I, S. 742, hingewiesen wird.

dem neuen „Shakspere", der vielleicht schon unter uns weile, eine Gasse zu machen. Zu diesem Zweck beschimpft er den Realismus in der Dichtkunst, nennt das vergangene Jahrzehnt die traurigste Periode deutscher Dichtung, denunziert die Modernen ein bißchen beim Staatsanwalt wegen ihrer gemeingefährlichen sittlichen und politischen Anschauungen und bespricht dann von seiner höheren Warte aus die sämtlichen Werke Gerhart Hauptmanns. Ich rate Herrn Neumann, Herrn Roeren und der berliner Censurbehörde je ein Recensionsexemplar zu schicken. Vielleicht kann er auf diese Weise noch Carrière machen!

München. *Edgar Steiger.*

Verschiedenes.

Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei. Von Alb. Grünwedel. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1900.

Der Verfasser bezeichnet diese gründliche Arbeit als einen Führer durch die lamaistische Sammlung des Fürsten E. Uchtomsky. Der Lamaismus, diese besondere Fassung des Buddhismus, ist, wie der erfahrene Reisende im Vorwort auseinandersetzt, in seinem Studium ungemein anziehend und bedeutsam. Auf diesem ungeheuren Gebiet sich mit den Religionen Indiens zu befassen, die hier in äußere Verhältnisse verpflanzt worden sind, die ihnen von Haus aus ganz fremd waren und unter denen sie dennoch starke Wurzeln zu schlagen wußten, unter der Riesenanzahl der Kultusobjekte eine Kunst zu finden, die mit dem Stempel des Uebersinnlichen gekennzeichnet ist, schon das ist eine wahrhaft entzückende Geistesarbeit für jeden Freund der Archäologie. Aber auch für jeden Wahrheitsforscher, der nach faßbaren Gründen für die Erkenntnis sucht, daß die Kraft des Gefühls und des Glaubens — also jene Kraft, durch die im edlen, arischen Sinne des Worts der eminent friedfertige Hindu stark ist und sich in seinem Element bewegt — die Gesetze des Raumes und der Zeit nicht kennt und überall schafft, wohin sie immer getragen wird. Wie wäre sonst das prosaisch angehauchte Japan dazu gekommen, seine eleganten Tempelhallen Buddha zu Ehren mit den kostbarsten Lack- und Bronzearbeiten zu füllen? Ja, wären sonst von dort aus die gefahrvollen, vom geistigen Bedürfnis bedingten Züge nach dem verschlossenen Korea unternommen worden, das vor einigen Jahrhunderten in hoher Blüte stand und sich unter dem Einflusse der aus manchen asiatischen Ländern hervorleuchtenden Sanskrit-Civilisation in Form buddhistischer Bücherweisheit einer verhältnismäßig hohen Bildung erfreute? Für uns Europäer und speziell für die moderne Wissenschaft handelt es sich bekanntlich um die Erschließung des wie ein unnahbares Heiligtum gehüteten Lhassa, der buddhistischen Metropole und Centralstätte des Glaubens in Tibet, an dessen Pforten schon so mancher Reisende vergeblich angeklopft hat. Auf die Einsetzung des höchsten geistlichen Gebieters, des Dalailama, der irdischen, verschiedene Wiedergeburten erlebenden Verkörperung des Buddha, übt die chinesische Regierung einen entscheidenden Einfluß aus, da hier begreiflicher Weise zu schwerwiegende politische Momente in Betracht kommen; es sind sogar für alle Fälle in Peking vierzehn lebende Buddhas als feste Posten vorgesehen.

In erster Linie ist die vorliegende Untersuchung natürlich für den Sprachforscher und Ethnologen von besonderem Interesse, zumal es bei allem Ueberfluß allgemeinerer Arbeiten über den Buddhismus und namentlich über den indischen Buddhismus noch an einer Darstellung der Lehre des Gautama in Tibet und der Mongolei fehlt. Aber auch für die Kunstgeschichte (von der Religionswissenschaft noch ganz abgesehen) fällt ein nicht unbeträchtlicher Gewinn mit ab. Denn als die Grundlage der reichen und abenteuerlichen Formenwelt der buddhistischen Götter stellt Grünwedel die spät-antike griechische Tradition und Stilrichtung fest, die von der nördlichen Schule des Buddhismus übernommen wurde. Von dieser ersten Blütezeit aus, der sogenannten graeco-buddhistischen Periode, wird dann, mit den indischen Heiligen beginnend und mit den Lokalgottheiten schließend, dem Leser eine zusammenhängende historische Uebersicht über die Entstehung des tibetischen Pantheons entworfen. Die ungemein reiche künstlerische Ausstattung des Werkes kommt diesem Umstand besonders zu gute.

Bremen. *Th. Achelis.*

„Der Nationalitäten- und Verfassungskonflikt in Oesterreich" ist der Gegenstand einer 293 Seiten starken Alarmschrift von Rudolf Vrba*) die von solchem Temperament erfüllt ist, daß sie die lästigen Fesseln des Buchbinderleims sprengt und gleich auf Anhieb in ihre 18 Abschnitte auseinanderfällt. Der Herr mit dem unaussprechlichen Namen hat es besonders auf die jüdische Presse der Monarchie abgesehen, bekämpft die Ausbeutung der österreichischen Reichshälfte durch die ungarische und tritt mit großer Wärme für die „Gleichberechtigung" des bis zum 30. August 1898 (vgl. S. 285) schrecklich geknechteten tschechoslawischen Volkes ein; sein Bannerherr ist Palacký. Um zu belegen, daß die Tschechen die friedlichsten Leute von ganz Oesterreich seien, denen es von Natur ganz unmöglich sei, ihre deutschen Landesgenossen irgendwie zu behelligen, wird ein Auszug aus der Verbrecherstatistik von 1894 (warum gerade in diesem Jahre?) vorgeführt (S. 273). Nicht viel besser als eine derartig vorurteilslose Beweisführung ist das Deutsch, worin Herr Vrba sein Pamphlet abgefaßt hat (hätte er's doch lieber in dem geliebten Tschechisch geschrieben!); man höre z. B. (: „Es scheint, als ob dieses Werk [Friedjungs „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland"] vor dem Tode Bismarcks geschrieben wäre, zu dem Zwecke, daß nach dem Hingeschiedenen nicht zu viel Flüche nachgeschickt werden von denen, die ein verlorenes Leben aus 1866 und 1870/71 zu beklagen haben." :) Doch genug; wen nach mehr gelüstet, der greife zu! Das Beste an dem Buche ist seine christliche Gesinnung.

Leipzig. *Hans F. Helmolt.*

Die neue sogenannte revidierte Jubiläumsausgabe von Brockhaus Konversations-Lexikon, von der hier nach dem Erscheinen der ersten drei Bände ausführlich die Rede war, ist mittlerweile bis zum 6. Bande (Stichwort „Frankreich") gediehen. Der vierte Band enthält auf 52 Spalten den Abschnitt „Deutsche Litteratur", der bis in die neueste Ueberbrettl-Zeit fortgeführt ist. Man hat gegen die Darstellung, die hier unsere jüngste Litteraturepoche gefunden hat, polemisiert, insofern mit Unrecht, als sich der Verfasser des Artikels — leider hält der Verlag noch immer im Gegensatz zu Meyer an dem Grundsatz der Anonymität fest — ersichtlich bemüht, objektiv zu bleiben und kein persönliches Vorurteil auf seine Charakteristiken abfärben zu lassen. Andererseits können diese Charakteristiken in so engem Rahmen naturgemäß nur von der allgemeinsten Art sein, und wenn sie auch noch in dieser Form da und dort anfechtbar scheinen, so bleibt zu berücksichtigen, daß niemand, der sich ernstlich und näher für die moderne Litteratur interessiert, sich seine Kenntnisse und Urteile gerade auf diesem Gebiete im Konversationslexikon holen wird. Diese Art Uebersichten hat innerhalb eines so gewaltigen Nachschlagewerks mehr repräsentative Bedeutung und dient dem Zweck der Vollständigkeit; sie auf Einzelheiten anzubohren, ist ein verhältnismäßig billiges Vergnügen. Für die staunenswerte Arbeitsleistung, die in dem Gesamtwerke steckt und es — um ein etwas gewagtes Bild zu brauchen — als die Kubikwurzel unseres gesamten Kulturlebens erscheinen läßt, kommen so nebensächliche Quisquilien, wie das Fehlen eines Autornamens oder ein mißdeutbares Adjektivum wirklich nicht mehr in Betracht, als Stäubchen auf einem blankgeschliffenen Spiegel. * *

*) Prag 1900, im Selbstverlage; in Kommission bei der Cyrillo-Methodischen Buchhandlung, G. Francl, Prag-I.

Kleine Notizen.

Von Goethes Briefen in der Ausgabe Ed. v. d. Hellens (Stuttgart, J. G. Cotta, 6 Bde. zu 1 Mk.) ist der 2. Band erschienen.

Die von Philipp Stein herausgegebenen Goethe-Briefe (Berlin, Otto Elsner) erscheinen außer in der Band-Ausgabe auch in einer soeben begonnenen Lieferungsausgabe (ca. 50 Lieferungen zu 50 Pf.)

Adolf Harnack hat von seiner vielbesprochenen Schrift „Das Wesen des Christentums" eine wohlfeile Ausgabe speziell für akademische Zwecke veranstaltet (Leipzig, J. C. Hinrichs, Preis 1 Mk., geb. 1,50 Mk.)

Das bekannte Werk von Karl Bücher „Arbeit und Rhythmus" (besprochen LE II, Sp. 720) ist in dritter, stark vermehrter Auflage erschienen. (Leipzig 1902, B. G. Teubner. gr. 8°. 455 S.)

Im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung hat eine wohlfeile Lieferungsausgabe von Paul Heyses Romanen und Novellen zu erscheinen begonnen, die 48 Lieferungen zu 40 Pf. umfassen wird. Eröffnet wird die Ausgabe mit dem Roman „Kinder der Welt".

Im selben Verlag erschien die 4. Auflage von Wilhelm Hertz Klostermärchen „Bruder Rausch"; mit Buchschmuck von Franz Stassen. (Preis: kartoniert 2 M.)

Nachrichten

Bühnenchronik.

Weimar. Anläßlich der Generalversammlung der Goethegesellschaft, am 24. Mai, wurde im hiesigen Hoftheater Goethes „Triumph der Empfindsamkeit" gegeben. Während der ersten drei Akte belustigte die dramatische Grille mit ihrem leichten kapriziösen Dialog, mit dem eleganten, tänzelnden Rokokoschritt der spöttischen Handlung das Publikum sehr. Der vierte Akt aber brach die Stimmung. Die wundervolle Proserpina-Szene, das eingelegte, schon im Stil völlig aus dem Ganzen der Komödie herausfallende Monodrama, wurde als Arie in Komposition von Lassen gesungen, was etwas dreiviertel Stunden beanspruchte und die empfindsame Satire, der sich das Publikum so willig hingegeben hatte, einfach zerriß. Die Leitung der Aufführung scheint nicht einmal den Versuch gemacht zu haben, diese Szene, die natürlich nur gesprochen werden durfte, im Stil der Darstellung ein wenig dem Ganzen anzugleichen; wie die Regie denn auch die „Reisenatur" des Prinzen Oronaro so völlig verkannte, daß sie statt eine puppenhafte, künstliche Parkszenerie vor unseren Augen aufzustellen, durch die an einigen Stellen das Interieur des prinzlichen Zimmers hereinschaut, dieses Zimmer plötzlich bei verdunkelter Bühne in eine — schöne Walddekoration verwandelte. Im allgemeinen gewann ich den Eindruck, daß ein Stück, das man zur Hälfte doch nur noch historisch genießen kann, den Abend nicht füllt, selbst wenn die schauspielerischen Leistungen, wie es hier der Fall war, recht gute sind.

Wilhelm von Scholz.

Todesfälle. Am 17. Mai † in Bozen Elsbeth Meyer-Förster, die Gattin Wilhelm Meyer-Försters, im Alter von 32 Jahren. Die Verstorbene, deren schriftstellerische Laufbahn vor etwa acht Jahren einsetzte, hinterläßt einige Dramen, von denen „Käthe" und der Einakter „Der gnädige Herr" in Berlin zur Aufführung gelangten, zwei Romane („Junge Menschen" [1897], „Frau Kleemann" [1900]) und einige Novellensammlungen („Kleine Geschichten", „Also sprach — eine Frau"); zu ihrem Besten zählt die Erstlings-Novelle „Drama eines Kindes" (1898), die auch dem Drama „Käthe" zugrunde liegt. (Die litterarische Würdigung der so früh verschiedenen Frau sowie ihr Bild enthielt der Artikel über die schlesische Litteratur LE III, 1673 f.)

Der bekannte Kultur- und Musikhistoriker Prof. Dr. Adalbert Svoboda † am 19. Mai in München. Svoboda, der am 26. Januar 1828 in Prag geboren war, leitete viele Jahre hindurch die „Grazer Tagespost" und erwarb sich ein besonderes Verdienst um die Ausbildung Peter Roseggers, dem er auch eine eigene Schrift widmete (1886). Vor einer Reihe von Jahren zog sich Svoboda von der redaktionellen Thätigkeit zurück, redigierte eine Zeitlang die stuttgarter „Neue Musikzeitung" und lebte dann ausschließlich seinen wissenschaftlichen Studien. Von seinen Schriften seien als die wichtigsten verzeichnet: „Gestalten des Glaubens. Kulturgeschichtliches und Philosophisches" (2 Bde.; 2. Aufl. 1901) und „Ideale Lebensziele" (2 Bde.; 1901).

In Wien † am 19. Mai der Schriftsteller Hermann von Löhner im Alter von 62 Jahren. Er war ein ausgezeichneter Kenner der romanischen Litteratur, übersetzte Dante, Victor Hugo und spanische Dichter und gab die Komödien Goldonis in mustergültiger Weise heraus. Eine kurze Zeit war er als Dramaturg Laubes am wiener Stadttheater thätig. Eine enge Freundschaft verband ihn mit Adolf Wilbrandt, der ihm in der Hauptfigur des Romans „Hermann Ifinger" ein litterarisches Denkmal gesetzt hat.

Am 29. Mai † in Leipzig Hans Merian nach schwerer Krankheit im 45. Lebensjahre. Er entstammte einer alten baseler Familie und verfügte über ein reiches Wissen auf geschichtlichem und philosophischem Gebiet. In den Jahren der litterarischen Revolution trat er zunächst als Satiriker auf, so in den Romanen „Der Nilbräutigam" und „Die Urahnen" und in den satirischen Gedichten „Von Elisen bis Zwölisen". Verspottete er hier die Modeschriftsteller Ebers und Freytag, so widmete er andererseits den „sogenannten Jungdeutschen in unserer zeitgenössischen Litteratur" eine so betitelte Schrift, und trat als Herausgeber der „Gesellschaft" für die werdende junge Litteratur mit großer Wärme ein. Später wandte er sich musikkritischen Studien zu und veröffentlichte Erläuterungen zu deutschen Meisteropern und ganz vor kurzem eine „Illustrierte Geschichte der Musik im 19. Jahrhundert". Aus seiner Uebersetzerthätigkeit sei seine Verdeutschung von Ernesto Rossis „Studien über Shakspere und das moderne Theater" erwähnt.

Die Romanschriftstellerin Frau Alice Durand, geb. Fleury, die unter dem Pseudonym Henry Gréville schrieb und bekannt war, † in Boulogne-sur-mer am 26. Mai. Sie war am 12. Oktober 1842 in Paris geboren, verlebte ihre Jugend dort und in Petersburg, wo ihr Vater eine Professur angenommen hatte. In Petersburg vermählte sie sich 1861 mit Durand, einem jüngeren Kollegen ihres Vaters, und kehrte mit ihrem Manne 1872 nach Frankreich zurück. Henry Gréville war eine außerordentlich fruchtbare Schriftstellerin: seit 1876 erschienen siebzig Bände aus ihrer Feder. Ihren ersten Roman („Dosia") brachte 1876 die „Revue des deux Mondes", von den andern haben „Le violon russe", „Le Passé", „Perdue", „Céphise" und „Vie d'Hôtel" eine größere Verbreitung erlangt. Die meisten spielen in der russischen höheren Gesellschaft.

* * *

Persönliches. Ernst von Wolzogen beabsichtigt — wie er den Zeitungen mitteilte — mit Ablauf dieser Spielzeit von der Direktion seines Bunten Theaters zurückzutreten und sich in das Privatleben zurückzuziehen. Die Leitung des Bunten Theaters übernimmt der bisherige Oberregisseur Dr. Martin Zickel. — Die deutsche Schillerstiftung hat Herrn Bruno Wille für seine „Offenbarungen des Wachholderbaums" (besprochen LE III, Sp. 417) eine Ehrengabe von 1000 Mark überwiesen.

* * *

Preiserteilungen. Vor zwei Jahren schrieb der Verein deutscher Schriftsteller und Künstler in Böhmen „Concordia" für in Böhmen lebende deutsche Dichter

eine dramatische Preiskonkurrenz aus. Von den 43 eingegangenen Arbeiten wurden drei als die besten ausgewählt, doch konnten sich die Preisrichter (Ludwig Fulda, J. J. David, Arthur Schnitzler, Angelo Neumann u. a.) über eine Zuerkennung des Preises von 1000 K. nicht einigen. Nachdem nun die drei Stücke im Deutschen Landestheater in Prag zur Aufführung gelangt sind, hat die Kommission beschlossen, den Preis zu teilen und je eine Hälfte dem Schriftsteller Louis Weinert für seine Dorftragödie „Die Mühlhofbäuerin" (vgl. LE IV, 485) und dem Advokaten Dr. Theodor Kirchner für sein Satyrspiel „So sterben Götter" zuzuerkennen. — Ebenfalls geteilt wurde der für das beste vaterländische Schauspiel von einer berner Stiftung ausgesetzte Preis von 2000 Fr., und zwar wurden von 76 Schauspielen prämiiert: das 1899 erschienene Calvenfestspiel von M. Bühler und G. Luck und das solothurnische Festspiel 1899, „Die Dornacher Schlacht", von Adrian von Arx.

* *

Angekündigte Bücher. Ein neuer zweibändiger Roman von Wilhelm von Polenz — „Wurzellocker" —, der die geistige Bewegung im letzten Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts schildert, wird in diesen Wochen erscheinen. — Von Karl von Perfall wird ebenfalls ein neuer Roman angekündigt, der sich „Loras Sommerfrische" betitelt. — Georg Frhr. v. Ompteda läßt seinem soeben erschienenen Novellenbande „Das schönere Geschlecht" eine größere Novelle, „Traum im Süden", folgen. — „Ein Komtessenroman" nennt Richard Nordmann — die Verfasserin einiger in Wien u. a. mit Erfolg aufgeführten modernen Schauspiele — ihr erstes erzählendes Werk, einen Ich-Roman, der ein Ehe-Problem behandelt. — Alfred Bock giebt seinen in der „Frankfurter Zeitung" erschienenen Roman aus Hessen „Kinder des Volkes" nunmehr in Buchform heraus. — Endlich sind zwei neu erscheinende Romane von Georg Wasner („Frau Ilse") und von Marie zur Megede („Das Licht") zu nennen. — Von dem Schweizer Arnold Ott wird demnächst ein Band „Gedichte" herauskommen. Alle diese Bücher erscheinen im Verlage von F. Fontane & Co.

* *

Von Zeitschriften. Die Halbmonatsschrift „Der Kyffhäuser" in Linz hat ihr Erscheinen eingestellt. — Eine neue humoristisch-litterarische Monatsschrift geben Victor v. Reisner und Theodor Etzel von diesem Juni ab unter dem Titel „Fröhliche Kunst" heraus (Preis des Heftes 1 Mk., Verlag von Carl Messer & Cie., Berlin W. 35). — Ebenfalls im Juni beginnt zu erscheinen: „Die Kultur", eine Halbmonatsschrift, herausgegeben von Dr. S. Simchowitz (Verlag von Schafstein & Co. in Köln; Vierteljahrspreis 4 Mk.) Das Blatt will „alle Fragen und Probleme des öffentlichen und geistigen Lebens in unabhängiger, objektiver und wissenschaftlicher Weise erörtern". — „Deutschland" nennt sich eine neue Monatsschrift, die Graf Hoensbroech im Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn vom Herbst ab herausgiebt. Sie wird ebenfalls alle Kulturgebiete einschließlich der Politik umfassen und nennt als ihre ständigen Ressort-Mitarbeiter u. a. die Professoren Felix Dahn, Lujo Brentano, Berthold Litzmann, Theodor Lipps und Eduard v. Hartmann.

* *

Heines Nachlaß. Der deutsche Buchhändler Alfred Schulz in Paris bietet neuerdings — wie aus unserem Anzeigenteil zu ersehen war — einen Teil des Nachlasses von Heinrich Heine zum Verkauf aus. Es verlautet nun, daß eine Agitation von Düsseldorf aus ins Werk gesetzt werden soll, diese Reliquien, für die der Preis von 30 000 Franken gefordert wird, zu erwerben, und zwar für ein in Heines Geburtshaus zu errichtendes Heine-Museum.

* *

Allerlei. Die diesjährige Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft fand am 24. Mai in Weimar statt. Prof. Dr. Friedrich Paulsen (Berlin) hielt den Festvortrag über „Goethes ethische Anschauungen". — Der Kultusminister hat angeordnet, daß einige Schriften von Wilhelm Raabe („Chronik der Sperlingsgasse", „Ein Frühling", „Der Hungerpastor" u. a.) an Volksbibliotheken und zwar „des ausgesprochen evangelischen Charakters der Schriften Raabes wegen an solche mit einem ausschließlich evangelischen Leserkreise" verteilt werden sollen. — Am 24. Mai wurde in Linz a. D. ein Denkmal für Adalbert Stifter enthüllt, eine Schöpfung des wiener Bildhauers Hans Rathausky. Auch die Heimatsgemeinde des Dichters, Oberplan, will nun ihrem Sohne ein Denkmal setzen, das zum 100. Geburtstage Stifters (1905) enthüllt werden soll. Die Ausführung des Monuments wurde demselben Bildhauer übertragen. — Gustav Freytag soll in Breslau ein Denkmal erhalten. — Der ehemalige Direktor des Parktheaters in Brüssel, F. Candeilh, hat dem belgischen Schriftstellerheim eine halbe Million vermacht.

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Asmus, Martha. Im Frühling. Nov. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 135 S.

Bleibtreu, Karl. Aspern. Eine Schlachtdichtg. Illustr. v. Ed. Thoeny. München, Albert Langen. gr. 8°. 229 S. M. 5,— (6,50).

Blüthgen, Victor. Die Spiritisten. Roman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 405 S. M. 3.— (4,—).

Blum, Hans. Spannende Geschichten. Kriminalnovellen u. a. Erz. Berlin, Gebr. Paetel. 333 S. M. 5,—.

Budde, E. Blätter aus meinem Skizzenbuch. Ges. kleine Erzählungen. 2. verm. Aufl. Berlin, Georg Reimer. 170 S. M. 1,80 (2,50).

Bock, Alfred. Kinder des Volkes. Roman. Berlin W., F. Fontane & Co. 145 S. M. 2,—.

Duc, A. Ich will. Roman. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 96 S. M. —,50 (—,75).

Frobenius, L. Der Heiligenschein des Weibes. Chronik e. alten Träumers. Nov. Leipzig, H. Haessel. 107 S. M. 2,80 (3,80).

Hansjakob, H. Letzte Fahrten. Erinnerungen. Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 419 S. M. 4,— (5,—).

Hemskerk, Heinz v. Die Gewittertante. Eine amüsante Heiratsgeschichte. Illustr. v. F. v. Reznicek. Leipzig, Ernst Keils Nachf. gr. 8°. 108 S. M. 1,—.

Hochstetter, Sophie. Dietrich Lanken. Aus einem stillen Leben. Berlin, Gebr. Paetel. 207 S. M. 4,—.

Holitscher, Arthur. Von der Wollust und dem Tode München, Albert Langen. 186 S. M. 2,— (3,—).

Jensen, Wilhelm. Brandenburg'scher Pavillon hoch! Eine Geschichte aus Kurbrandenburgs Kolonialzeit. Berlin, Emil Felber. 213 S. M. 2,50 (3,50).

Junk, W. Wie sie uns betrügen. 8 solche Geschichten. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 96 S. M. —,50 (—,75).

Mark, Toni. Standhafte Mädchen. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). 120 S.

Muellenbach, Ernst, u. Ute Muellenbach. Aus junger Ehe. Studien u. Skizzen. Illustr. Leipzig, Ernst Keils Nachf. gr. 8°. 112 S. M. 1,—.

Nabor, F. Mysterium crucis. Roman a. d. Zeit des Kaisers Nero. Regensburg, Verlagsanst. vorm. G. J. Manz. gr. 8°. 570 S. M. 4,— (5,20).

Nordmann, Richard. Ein Komtessenroman. Berlin W., F. Fontane & Co. 358 S. M. 5,— (6,50).

Olden, Hans. Tannhäuser. Nov. Illustr. v. E. Heilemann. Leipzig, Ernst Keils Nachf. gr. 8°. 110 S. M. 1,—.

Ott, A. Memento mori! Roman aus dem Hochgebirge. Mit Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 383 S. M. 3,60 (4,80).

Perfall, A. Frhr. v. An der Tafel des Lebens. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 455 S. M. 4,80 (6,—).

Peter, Johann. Im tiefen Keller. Dorfgeschichten a. d. niederösterr. Weinlande. Linz, Oesterr. Verlags-Anstalt. 205 S.

Rehren, L. v. Vom Baume der Erkenntnis. Novellen. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 95 S. M. —,50 (—,75).

Ritter, Anna. Margherita. Nov. Illustr. Leipzig, Ernst Keils Nachf. gr. 8°. 110 S. M. 1,—.
Rosner, Carl. Der Ruf des Lebens. Eine Erz. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 191 S.
Schamann, Franz. Mährische Geschichten. Linz, Oesterr. Verlags-Anstalt. 226 S.
Strecker, Karl. Totentanz. Hamburg, August Harms. gr. 8°. 188 S. M. 3,— (4,—).
Strobl, Karl Hans. Die Vaclavbude. Ein prager Studentenroman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 266 S.

D'Annunzio, Gabriele. Contessa Galatea u. a. Nov. Deutsch v. F. Brandé. Illustr. Stuttgart, Franckhsche Verlagsh. 125 S. M. 1,— (1,80).
Glyn, E. Elisabeths Besuche. A. d. Engl. v. E. v. Kraatz. Stuttgart, J. Engelhorn. 174 S. M. —,50 (—,75).
Wickström, V. H. Was Jesus in Oesterjund erlebte. A. d. Schwed. v. F. v. Känel. Berlin, Ernst Hofmann & Co. gr. 8°. 141 S. M. 1,80 (2,80).

b) Lyrisches und Episches.

Behnisch-Kappstein, Anna. Wanderkameraden. Gedichte. Mit e. Geleitsbrief v. P. Rosegger. Eisenach, Thüringische Verlags-Anst. gr. 8°. 100 S. M. 3,—.
Bistram, L. v. Sonnensehnsucht. Gedichte in Prosa. Wismar, Willgeroth & Menzel. 100 S. Kart. M. 1,80.
Bodman, E. v. Neue Lieder. München, Albert Langen. 102 S. M. 3,— (4,—).
Caselius, J. Jugendgedichte. In Auswahl u. mit e. Einleitg. herausg. v. F. Koldewey. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer. XLVI, 48 S. M. 2,—.
Falke, H. Wie's kommt. Gereimte Geschichten. Wien, Neue Litteraturanstalt. 56 S. M. 2,—.
Freihold, Ed. Frühlingsstürme. Gedichte. Prag, Selbstverlag. Schmal gr. 8°. 80 S.
Fuchs-Nordhoff, F. v. Ringendes Leben. Dichtungen. Hamburg, Alfred Janssen. gr. 8°. 134 S. M. 2,— (3,—).
Ginzkey, Franz Carl. Ergebnisse. Ein Buch Lyrik. Wien, Carl Stetter. gr. 8°. 128 S.
Holm, Mia. Mutterlieder. Wohlfeile Ausg. München, Albert Langen. 12°. 89 S. M. 1,— (1,50).
Holst, Adolf. Sternschnuppen. Gedichte. (Neue deutsche Lyriker. Herausg. v. Carl Busse. II.) Berlin, G. Grote. 149 S.
Levetzow, Carl Frhr. v. Pierrots Leben, Leiden u. Himmelfahrt. E. trag. Pantomime in 7 Bildern m. begleit. Versen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 157 S. M. 2,—.
Loewenberg, J. Vom goldnen Ueberfluß. Eine Auswahl aus neueren deutschen Dichtern, für Schule u. Haus. Leipzig, R. Voigtländer. 272 S. Geb. M. 1,60.
Morgenstern, Christian. Und aber ründet sich ein Kranz. Berlin, S. Fischer. 106 S. M. 1,50 (2,50).
Paquet, Alfons. Lieder und Gesänge. (Neue deutsche Lyriker. Herausg. v. Carl Busse. I.) Berlin, G. Grote. 124 S.
Peter, J. N. Was Angerbächlein fabuliert. Wien, Neue Litteraturanstalt. 56 S. M. 2,—.
Stern, Maurice Reinhold v. Blumen u. Blitze. Neue Dichtungen. Linz, Oesterr. Verlags-Anstalt. 120 S.
Sturm, A. Der König von Babel. Ein Epos. Wien, Neue Litteraturanstalt. 56 S. M. 2,—.
Trabold, R. Stolze Träume. Gedichte. Wien, Neue Litteraturanstalt. gr. 8°. 80 S. M. 3,—.
Wildenradt, J. v. Signelil. Episches Gedicht. Hamburg, Otto Meißner. 267 S. Geb. M. 5,—.

c) Dramatisches.

Bassenge, Edmund. Der Streit vor Ilios. Drama nach griech. Vorbild. Dresden, Holze & Pahl. 56 S.
Clausen, C. Ums Heimrecht. Schauspiel. Jena, Hermann Costenoble. 128 S. M. 2,—.
Gans-Ludassy, Julius v. Der goldene Boden. Volksstück in 4 Akten. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). gr. 8°. 164 S.
Heymann, R. Ištar d. i. die Liebe. Drama. Leipzig, Herm. Dege. gr. 8°. 56 S. M. 2,—.
Madjera, W. Helden der Feder. Schauspiel. Wien, Carl Konegen. 82 S. M. 1,40.
Stauf v. d. March, Ottokar. Der tolle Stuart. Lustspiel in 4 Aufz. Neue, gänzl. umgearb. Ausg. Wien VIII, Selbstverlag. 75 S. M. 1,—.

Bacon-Shakspere. F. Das Drama König Heinrich VIII. Nach dem Orig.-Druck v. 1623 neu übers., erläutert u. eingeleitet v. E. Bormann. gr. 8°. 146 S. Geb. M. 6,—. — Das Lustspiel Der Kaufmann von Venedig. Nach der Folio-Ausg. v. 1623 neu übers. u. eingeleitet von E. Bormann. gr. 8°. 92 S. Geb. M. 5,—. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.
Bozykowski, R. Harte Hände. Kulturbild. A. d. Poln. (Verbotene Bühnenwerke. 2. Stück.) Wien, Friedrich Schalk. 99 S. M. 1,25.
Ibsen, H. Rosmersholm. Die Frau vom Meere. Hedda Gabler. Baumeister Solneß. (Sämtl. Werke. 8. Bd.) Berlin, S. Fischer. gr. 8°. LIV, 439 S. Einzelpreis M. 4,— (5,—).
Wied, Gustav. Erotik. Satyrspiel. A. d. Dän. v. M. Mann. München, Albert Langen. 179 S. M. 2,— (3,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bartels, Adolf. Geschichte der deutschen Litteratur. 2. (Schluß-) Band: Das 19. Jahrh. Leipzig, Ed. Avenarius. gr. 8°. 850 S. M. 5,— (6,—).
Bormann, Edwin. 300 Geistesblitze und anderes von u. über Bacon-Shakspere-Marlowe. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag. gr. 8°. 464 S. m. 1 Lichtdr.-Tafel u. 1 Karte. Geb. M. 20,—.
Gesky, Th. Lenau als Naturdichter. Litterarhistorische Abhandlung. Leipzig, O. Gracklauer. gr. 8°. 58 S. M. 1,50.
Goethes Briefe. Ausgew. u. mit Anmerkgn. herausg. v. E. v. d. Hellen. 2. Bd. (1780 bis 1788.) Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 332 S. Geb. M. 1,—.
Heynacher, M. Wie spiegelt sich die menschliche Seele in Goethes „Faust"? Berlin, Weidmannsche Buchh. gr. 8°. 67 S. M. 1,40.
Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto. Herausg. v. Paul Nerrlich. Berlin, Weidmannsche Buchh. gr. 8°. XVI, 350 S. M. 7,—.
Klingler, O. Die Comédie-Italienne in Paris nach der Sammlg. v. Gherardi. Ein Beitrag zur Litteratur- und Sittengeschichte Frankreichs im 17. Jahrh. Diss. Straßburg, Karl J. Trübner. gr. 8°. 232 S. mit Abb. u. 1 Taf. M. 4,—.
Lichtenbergs Briefe. Herausg. v. Albert Leitzmann u. Carl Schüddekopf. 2. Bd. (1782 bis 1789). Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchh. gr. 8°. 419 S. M. 10,— (12,50).
Moeller-Bruck, Arthur. Das junge Wien. (Die moderne Litt. 10. Bdchn.) Berlin, Schuster & Löffler. 61 S. M. —,50.
Opitz, Martin. Teutsche Poemata. Herausg. v. G. Witkowski (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. u. 17. Jahrh. Nr. 189—192). Halle, Max Niemeyer. XLVI, 248 S. M. 2,40.
Patzak, B. Friedrich Hebbels Epigramme (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausg. v. F. Muncker. XIX.) gr. 8°. 110 S. M. 3,—.
Petzet, Christian. Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Nationalgeschichte. 1. Lieferg. München, J. F. Lehmann. gr. 8°. 98 S. M. 1,80.
Schlenther, Paul. Bernhard Baumeister. 50 Jahre Burgtheater. 1852 bis 1902. Eine Statistik. Wien, Carl Konegen. gr. 4°. 32 S. mit 5 Taf. M. 2,—.
Schönfeld, E. D. Der isländische Bauernhof u. sein Betrieb zur Sagazeit. A. d. Quellen dargestellt. (Quellen u. Forschungen. Herausg. v. A. Brandl, E. Martin, E. Schmidt. 91. Heft.) Straßburg, Karl J. Trübner. gr. 8°. 286 S. M. 8,—.
Silbermann, Adalbert. Ernst Schulzes Bezauberte Rose. Berlin, E. Ebering. gr. 8°. 50 S.
Tielo, A. K. T. Die Dichtung des Grafen Moritz v. Strachwitz. Ein Beitr. zur deutschen Litteraturgeschichte. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausg. v. F. Muncker. XX.) gr. 8°. XX, 254 S. M. 7,50.
Voretzsch, Carl. Unsere Soldatenlieder. (Sonderabdr. a. d. Beil. z. Allg. Ztg.) München, Druck der Buchdr. d. Allg. Ztg. gr. 8°. 26 S.

e) Verschiedenes.

Bilharz, Alfons. Die Lehre vom Leben. Wiesbaden, J. F. Bergmann. gr. 8°. 502 S. m. 22 Abb. M. 10,—.
Brenner, O. Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. 68 S. M. 1,—.
Cohen, H. System der Philosophie. (In 4 Teilen.) 1. Teil: Logik des reinen Erkennens. Berlin, Bruno Cassirer. gr. 8°. XVII, 520 S. M. 14,— (15,50).
Duboc, Julius. Streiflichter. Studien u. Skizzen. Leipzig, Otto Wigand. 263 S. M. 3,—.
Eisert, Albert. Magdeburgs Gutenberg-Feiern anno 1900 1901. Eine Denkschrift. Magdeburg, Selbstverlag des Festausschusses zur Gutenberg-Feier. gr. 4°. 115 S.
Eberlin v. Günzburg, Joh. Sämtl. Schriften. 3. Bd. Herausg. v. L. Enders. (Flugschriften a. d. Reformationszeit. XVIII.) (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. u. 17. Jahrh. Nr. 183 bis 188.) Halle, Max Niemeyer. XXXVI, 402 S. M. 3,60.

Evers, G. Römische Mosaiken. Wanderungen und Wandlgn. durch das Patrimonium St. Petri. Neue Folge. Regensburg, Verlagsanst. vorm. G. J. Manz. gr. 8°. XI, 696 S. M. 10,— (12,—).

Glaube, der, an unser Volk. Nationale Briefe aus Deutsch-Oesterreich. Linz, Oesterr. Verlagsanst. gr. 8°. 90 S.

Grabowsky, R. Wider die Musik! Die gegenwärtige Musiksucht u. ihre unheilvollen Wirkungen. 2. verb. Aufl. Leipzig, Max Spohr. gr. 8°. 62 S. M. 1,—.

Hartung, J. Fr. Künstlerische Kultur. München, Verlag der „Werkstatt der Kunst". gr. 8°. 59 S. M. 1,20.

Hoensbroech, Graf v. Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit. 2. Bd.: Die ultramontane Moral. Leipzig, Breitkopf & Härtel. gr. 8°. XXII, 621 S. M. 12,— (14,—).

Hupp, Otto. Gutenbergs erste Drucke. Ein weiterer Beitrag zur Geschichte der ältesten Druckwerke. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. gr. 4°. 98 S. mit Abbildgn. M. 18,—.

Kirchhoff, Prof. Dr. Alfred. Was ist national? Vortr. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. Lex.-8°. 44 S. M. —,80.

Köhler, J. Friedrich Nietzsche nach seiner Stellung zum Christentum. Hannover, Carl Meyer. gr. 8°. 31 S. M. —,40.

Kotze, St. v. Fern im Süd. Australische Skizzen. Berlin, Dr. Max Sklarek & Co. 318 S. M. 3,—.

Leisching, J. Emil Orlik. (Aus: „Graph. Künste".) Wien, Gesellsch. f. vervielfält. Kunst. gr.-Fol. 14 S. m. Abb. u. 2 Taf. M. 10,—.

Neumann, L. Der Schwarzwald. (Land u. Leute. XIII.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. gr. 8°. 167 S. M. 4,—.

Otto, Berthold. Die Sage vom Doktor Heinrich Faust. Der Jugend u. dem Volke erzählt. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. gr. 8°. 259 S. M. 4,— (5,—).

Rein, W. Bildende Kunst und Schule. Eine Studie zur Innenseite der Schulreform. Dresden, Erwin Haendcke. 112 S. mit 3 Tab. M. 2,—.

Ritter, H. Allgem. illustr. Encyklopädie der Musikgeschichte. 2. Bd. Leipzig, Max Schmitz. gr. 8°. 178 S. Geb. M. 4,50.

Theater, buntes. Ernst v. Wolzogens offizielles Repertoire. Herausg. v. K. Frhrn. v. Levetzow. 2. Bd. Berlin, Julius Bard. 12°. 113 S. Kart. M. 1,25.

Weismann, A. Vorträge über Descendenztheorie. 2 Bde. Jena, Gustav Fischer. 456 u. 462 S. mit 3 Taf. u. 131 Textfig. M. 20,— (22,50).

Dorys, Georges. Abdul-Hamids Privatleben. Mit e. Vorwort v. Pierre Quillard. Einzig berecht. Uebers. m. 31 Illustr. u. e. Fksm. München, Albert Langen. gr. 8°. 200 S. M. 3,50 (4,50).

Key, Ellen. Das Jahrhundert des Kindes. Studien. Aut. Uebertr. v. Francis Maro. Berlin, S. Fischer. 391 S. M. 4,— (5,—).

Mantegazza, Paolo. Die Physiologie der Wonne. Vollst. deutsche Ausgabe, besorgt v. Dr. jur. Graf A. Wilding. 2. Aufl. Zürich, Caesar Schmidt. 532 S. M. 4,—.

Meyers Volksbücher. Nr. 1292 bis 1301. Darwin, Ch. Die Entstehung der Arten. A. d. Engl. v. Paul Seliger. 2 Bde. M. 1,—. — Nr. 1302 bis 1306. Renan, E. Das Leben Jesu. A. d. Franz. v. Paul Seliger. M. —,50. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Antworten.

Frau **Camilla B.** in Sondrio. In den Meinungs-Austausch können wir eine so leicht zu beantwortende Frage nicht aufnehmen. Teilen Sie uns, bitte, mit, ob Sie nur Biographieen H.'s oder eine Bibliographie der ganzen über ihn erschienenen deutschen und französischen Litteratur zu kennen wünschen. Wir werden Sie dann wenigstens das Wesentliche brieflich wissen lassen.

Herrn **J. W.** in Bremen. Broschüren über dieses Thema existieren unseres Wissens nicht. — Verstaatlichte Theater giebt es noch nicht. Das einzige Stadttheater, das einen Zuschuß vom Staate erhält, ist das Nationaltheater in Mannheim. Außerdem wird das vor kurzem gegründete „oberschlesische Volkstheater", das in einigen oberschlesischen Städten (Kattowitz u. a.) abwechselnd spielt, von der Regierung subventioniert, weil es der Stärkung des deutschen Elements gegenüber dem Polentum dienen soll.

Herrn Major **G.** in Hildesheim. Ihre Ausführungen sind ohne Frage subjektiv berechtigt, aber vom redaktionellen Standpunkt aus können wir sie uns nicht ganz zu eigen machen. Es handelt sich bei den von Ihnen berührten Erscheinungen um Kultursymptome, die in das Gesamtbild unserer Zeit gehören und deshalb eine Behandlung in einer ernsthaften kritischen Zeitschrift nicht nur vertragen, sondern sogar fordern. Die Unerquicklichkeit eines Themas darf für ein publizistisches Organ — namentlich wenn es innerhalb eines bestimmten Gebietes ein thunlichst vollständiges Bild geben soll, wie das „L. E." — kein Grund sein, es von der Erörterung auszuschließen. Daß wir uns in dieser Hinsicht schon von selbst auf das unbedingt nötig Scheinende beschränken, wird Ihnen, da Sie die Zeitschrift von Anbeginn an lesen, nicht entgangen sein, und je seltener wir Anlaß haben, uns mit Litteraturerzeugnissen der gemeinten Art zu beschäftigen, um so lieber wird es uns und unseren Mitarbeitern sein.

O. P. in Christiania. Besten Dank für Ihre Mitteilungen. Daß »Dagbladet« gegen die Bemerkungen auf Sp. 887 sich ereifert, ist verständlich, wir müssen aber unserem Mitarbeiter, der ein guter Kenner Skandinaviens ist, schon das Recht seiner eigenen Meinung überlassen.

Herrn Prof. **A. H.** in Brody. Wir stellen Ihrem Wunsch gemäß fest, daß die von Isolde Kurz auf Sp. 1020 erwähnte Erzählung „Goldene Träume" nicht von Bret Harte, sondern von Washington Irving herrührt.

Notiz. Von Mitte Juni bis Mitte Juli bin ich von Berlin abwesend und bitte in dieser Zeit Briefe u. s. w. nicht an mich persönlich adressieren zu wollen. *J. E.*

Inserat.

Erklärung.

Ich habe schon mit vielen Herausgebern zu thun gehabt, keiner aber hat in einer völligen Verkennung seiner Rechte mit dem ihm bona fide anvertrauten geistigen Eigentume eines Mitarbeiters in so willkürlicher Weise geschaltet wie Herr F. Arnold Mayer, Herausgeber der „Deutschen Thalia" in Wien. Ebensosehr im eigenen Interesse wie zu Nutz und Frommen der gegenwärtigen und künftigen Mitarbeiter an diesem Jahrbuche protestiere ich hiermit öffentlich gegen sein eigenmächtiges Vorgehen. Herr M. hat hinter meinem Rücken, ohne auch nur die Zustimmung des hierbei doch auch ein wenig in Frage kommenden Verfassers einzuholen, mein Referat über das Burgtheater wie ein Schülerexercitium zusammengestrichen. Den so ersparten Raum nehmen zwei Beiträge des Herausgebers ein, die, man darf wohl sagen, barbarisch, mitten in meinen Aufsatz hineingeflickt worden sind. Für den verstümmelten Text lehne ich die Verantwortung ab; etwaige Inkongruenzen und Widersprüche, hervorgerufen durch eine Unzahl aufs Geratewohl angebrachter Striche, kommen auf das Konto des Herausgebers.

Ich habe mich um die Mitarbeiterschaft mit keinem Schritte bemüht. Herrn M.'s Wahl fiel von selbst auf mich. Ueber mein Zögern siegte seine Ueberredungskunst. Hätte ich ihn früher so gekannt, wie ich ihn jetzt kenne, ich hätte niemals seiner dringenden Bitte um Belassung des Manuskriptes willfahrt, als er nach seinem Zerwürfnisse mit dem ersten Verleger, Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig, mit dem Jahrbuche unterstandslos geworden war. Mein Entgegenkommen hätte wohl einen besseren Dank verdient. Kein Schriftsteller, der etwas auf sich hält, darf sich eine solche Behandlung bieten lassen. Als ich gleich nach Empfang der Korrekturbögen meiner begreiflichen Ungehaltenheit in einer noch viel zu milden Form Ausdruck verlieh und ihm loucler Weise meinen öffentlichen Protest ankündigte, da entschuldigte er sich wohl? O nein! Herr M. that, als ob ich ihm ein Unrecht zugefügt hätte. Er erklärte 1. mit vornehmer Geringschätzung den Fall für „minder wichtig". Dann drohte er 2. mit der Klage, 3. mit einer Fußnote zu meinem Aufsatze und was der Bosheiten mehr sind. Das sind recht nette Dinge, deren sich ein renitenter Mitarbeiter seitens des Herrn M. zu versehen hat! Wer sich bisher das Verhältnis des Herausgebers zu seinen Mitarbeitern als ein patriarchalisches vorgestellt hat, der lasse sich durch Herrn M.s moderne Auffassung eines Besseren belehren: Herr M. bezeigt nicht übel Lust, seine Mitarbeiter zu drangsalieren. Jedermann wird es verstehen, daß ich dieser Gefahr für alle Zukunft durch schleunigste Kündigung meines Verhältnisses zu Herrn M. vorbeugte.

Wien, Ende Mai. Dr. Emil Horner.

Verantwortlich für den Text: Karl Quentel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Amberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Vierter Jahrgang
Heft 19
Juli 1902

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag, für die Schweiz nur durch das Intern. Annoncen-Bureau L. Kuranda, Lausanne

Aus dem Engeren.

Litteraturbilder aus deutschen Einzelgauen.

XVI.

Das Rheinland.

Von **Laurenz Kiesgen** (Köln).

(Nachdruck verboten.)

Die Gründe, die den Rhein zum „heiligen Strom" der Deutschen gemacht haben, findet ein Büchlein von W. Buchner (1876) hauptsächlich in der historischen Bedeutsamkeit des Rheinthales, das die Wiege der deutschen Reichsgeschichte genannt werden kann. Die alte „Pfaffengasse" war schon der Sitz uralter Kulturstätten zur Zeit, als Bremen, Hamburg, Lübeck und Danzig erst zu Ausgangspunkten deutschen Lebens wurden; ein gutes Stück der besten geistigen Arbeit des deutschen Volkes ist im Rheinthale geleistet worden. Auch das, was von deutscher Sage in hervorragendem Maße Nationaleigentum genannt werden muß, weist auf den Rhein als Schauplatz hin. Dazu gesellen sich landschaftliche Schönheiten von eigenartigem Zauber, ferner klimatische Vorzüge; zugleich aber ist dieser Fluß, so nahe der welschen Grenze gelegen, von jeher das Schmerzenskind der Nation gewesen, die sich jahrhundertelang nach dem vollen Besitze eines Stromes sehnen mußte, „deß Namen schon wie Wein die deutsche Seele labt".

Im litterarischen Sinne soll hier unter Rheinland das Gebiet verstanden sein, das sich mit dem administrativen Titel der preußischen Rheinprovinz deckt. Dort, von Mainz etwa bis zum Eintritt des Rheines in die holländische Sprachprovinz, wohnt der betriebsame Menschenschlag der „fröhlichen" Rheinländer; diese Bezeichnung scheint festgefügt und unlösbar zu sein. Im übrigen sind bestimmte Eigentümlichkeiten dieses Volksstammes schwer auszuscheiden. Wohl läßt sich von einer gewissen Leichtlebigkeit, die gallische Einflüsse nicht verkennen kann, in dem kölnischen Lande reden; dazu steht in bewußtem Gegensatz die nachdenkliche, oft muckerhaft entartete Lebensauffassung des Bergischen und des Wupperthales. Die biedere und schlichtfromme Eifelbevölkerung ist ganz mit Unrecht als rückständig hier und da im Reich angesehen; der gastfreundliche und etwas sorglose Oberländer, von Koblenz rheinaufwärts ansässig, hat kaum noch Berührungspunkte mit der gemessenen Charakterfestigkeit der niederrheinischen Bewohner. All dies ist auf bestimmte einzelne Persönlichkeiten wohl kaum kontrollierbar, sondern entspricht mehr der Auffassung, wie sie sich über die Bewohner jener Landschaftsbezirke im Volke festsetzte; ihre Verschiedenheit aber beweist klar, wie verwischt und teilweise nivelliert in der stark fluktuierenden rheinischen Bevölkerung die Stammeseigentümlichkeiten sind. Eins steht fest: allen gefällt's am Rhein, und der Kölner behauptet vom Ostländer, den er im allgemeinen wenig vertragen kann, er wäre nicht mehr wegzuschlagen, wenn er sich einmal am Rhein festgesetzt habe.

Die Anteilnahme der Rheinlande am litterarischen Leben ist stets stark gewesen; man könnte eine ganze Reihe berühmter Namen aufzählen von Heinrich von Veldeke bis Heinrich Heine. Ein anderer Name von weltbedeutendem Klange, Ludwig van Beethoven, giebt dann zugleich das Gebiet an, das in den Rheinlanden von jeher der Litteratur erheblich Konkurrenz gemacht hat: die Musik. Musikpflege ist am Rheine heimisch. Der Litteraturfreund möchte geradezu wünschen, daß zuweilen am Rhein etwas weniger Musik getrieben und etwas mehr Litteratur gepflegt werde. Ein anderes Hemmnis einer intensiven Litteraturpflege ist die Festfreudigkeit der Rheinländer. Wo ist man so oft und so zwanglos gesellig wie am Rheine, dem Dorado des Prinzen Karneval? Die Dichtung könnte die Festfreudigkeit mit Erfolg in ihre Dienste nehmen; aber es ist wenig davon zu spüren. Woran das liegt? Vielfach hat der Karneval die Herzen so in der Gewalt, daß Fest und Dichtung nur noch in seinem tollen Spiegel gesehen Anklang finden.

Trotzdem ist die Bedeutung der Rheinlande, auch für die jetzige Litteratur, keineswegs unerheblich. Mit Musik ist Lyrik verwandt; es erscheint darum

natürlich, daß zuerst die rheinischen Lyriker kurz betrachtet werden müssen.

Ein leichtes Aufflammen für Ideale, deren beharrliches Erkämpfen freilich oft nicht nicht in der Kraft oder auch Absicht des Entflammten liegt, giebt dem Rheinländer eine besonders glückliche Veranlagung für Lyrik. Dazu kommt das musikalische Element: der Vers will Gesang. Der Elberfelder Otto Hausmann (geb. 1837) vertritt in glücklichster Weise die musikalische Seite rheinischer Lyrik; kaum ein Poet ist so oft vertont worden, wie es ihm mit vielen Liedern seiner zahlreichen Sammlungen geschah. Aus dem Kreise derer um Emil Rittershaus und Friedrich Roeber ist nur noch Karl Stelter in Wiesbaden übrig; Carmen Sylva, bekanntlich von Hause aus eine Prinzessin von Wied, erweckt in ihrem Buche „Mein Rhein" die altbekannten Klänge zum Preise schöner Rheinstätten in oft begeisterter und etwas übertriebener Höhe. Wander- und Trinklieder, die eisernen Bestandstücke der Vagantenlyrik, stimmt auch Rudolf Herzog an; seine Bedeutung liegt indes mehr auf einem anderen Gebiete und soll weiter unten noch gewürdigt werden. Dagegen ist Josef Lauff mit dem Bändchen „Lauf ins Land" wenigstens ein bemerkenswerter Vagant. Die Verse bekommen, namentlich durch ein Uebermaß seltsamer Interjektionen, etwas Klapperndes, aber Lauff wird nie süßlich oder banal; seine Lyrik hat mehr etwas von dem gesunden Schmettern einer Trompete, als vom klagenden, kränklichen Flöten- und Syringenton.

Aus der großen Zahl der übrigen lyrischen Talente sei das jüngste vorab genannt: Martin Boelitz aus Wesel (geb. 1874). Seine „Lieder des Lebens" schlagen einen für rheinische Lyrik ungemein charakteristischen Ton an. Frisch und sympathisch wird die Stimmung der in ihrer Schönheit oft verkannten niederrheinischen Landschaft festgehalten. Bald liegt eine leise Schwermut darüber wie Herbsthauch, bald meint man die herbduftige Rheinluft zu spüren, wie sie uns anfliegt und unwillkürlich die Glieder zu kräftigerem Ausschreiten strafft. Das alles ist so unbekümmert und so gesund, und ein loses Abenteuer, das, wie wohl erwartet werden kann, solch jungem Poetenblut nicht ausweicht, wird mit Schönheit und Grazie festgehalten: „Nur vorwärts in den goldenen Tag hinein!" Dennoch ist ihm die Kunst die echte Löserin aller Not und alles Jubels; ihr will er einen Tempel bauen, dessen „Säulen seinen Namen singen". Die Schulung im richtigen Sehen gegenüber den Reizen seiner Heimat hält denn auch Stich, wenn es sich um Eindrücke aus Berlin W oder um soziale Bilder aus „London" handelt. Mit letzterem ist das jüngste Bändchen von Boelitz Lyrik genannt, das auch einen ungewöhnlichen buchhändlerischen Erfolg verzeichnen konnte.

Hauptsächlich Lyriker ist Hans Eschelbach aus Bonn (1868), wiewohl er sich auch auf anderen Gebieten versuchte. Ihm ist so gar nichts von dem nervös Tastenden der modernen Lyriker eigen; eine abgeklärte Ruhe steht ihm gut an. In seinen Bänden „Wildwuchs" und „Sommersänge" sind namentlich die rein lyrischen Stücke von fein gestimmter natürlicher Empfindung getragen, mit ungesuchtem Anklang an das Volksliedmäßige. Eine leise, an Thränen rührende, nirgends aber rührselige Sentimentalität erhält ihr Korrektiv durch einen oft herzlich und hinreißend wirkenden, echt rheinischen Frühlingsjubel. Mehr Künstlerpose verrät Wilhelm Langewiesche aus Barmen (1866), dessen liebenswürdige Bescheidenheit es nicht vermocht hat, sich so durchzusetzen, wie er es redlich verdiente. Er ist ein stiller, feiner Künstler, und es gelingen ihm in seiner vornehmen Art Verse von hervorragendem Gepräge. („Im Morgenlicht", 1894, 2. Aufl. 1895.)

Die lyrische Dichterin Frau Therese Gröhe, die unter dem Decknamen T. Resa schreibt, ist von Geburt nicht Rheinländerin, darf aber nach ihrem langjährigen Aufenthalt im Lande zu den rheinischen Poeten gezählt werden. Dazu berechtigt sie auch ihre Eigenart. Mit Vorliebe behandelt sie rheinische Stoffe; ihre ruhige Kraft und die frische Ausnützung ihres Anschauungskreises, ohne Rücksicht auf die Forderungen einer Schule, atmen die frische Luft des freien Rheines. Dem reicher quellenden, aus der Gemütstiefe schöpfenden Talente, etwa einer Anna Ritter, gegenüber zeigt die Lyrik T. Resas mehr den Hang zum Gedanklichen, selbst zum Kühnen und Schroffen. Aber auch sie bleibt durchaus Frau in der Art, wie sie gelegentlich den Verrat am Weibe mit glühendem Eifer verurteilt. Ein reifes Beispiel hierfür bietet ihr Cyklus „Opfer der Liebe". — Auch Leo (Tepe) van Heemstede in Oberlahnstein (1842) ist kein geborener Rheinländer, gehört aber mit seiner Sammlung „Höhenluft" unbedingt hierher. Er giebt darin ein einheitliches und innerlich lückenloses Bild seiner religiösen Gemütstiefe, in einer glatt durchgeführten Reife der Form von fast klassischer Reinheit (vgl. auch unten Sp. 1325).

Gleichfalls nur naturalisierter Rheinländer, aber von seiner Adoptivheimat kaum noch trennbar, ist Ernst Scherenberg (1839), dessen Name aus der patriotischen Dichtung her einen guten Klang besitzt; seine Poesie hat mit der Dichtung Freiligraths und Geibels, soweit sie dem nationalen Fühlen Ausdruck leiht, gleiche Wurzel und teilweise gleichen Rang.

Aus der reichen Zahl der übrigen Lyriker seien hier angereiht: Viktor Hardung aus Essen (1861), mit einer ansehnlichen Sprachbeherrschung begabt und als Dichter glanz- und duftübergossener Strophen bekannt, ferner sein Freund Hermann Stegemann (geb. 1870 in Koblenz), der auch im Drama und im Roman schon frühe Erfolge aufzuweisen hatte. Als Vertreter dehmelscher und symbolistischer Einflüsse traten in ihren Sammlungen der Koblenzer Otto Falckenberg (1873) und der Bonner C. Ferdinands (Pseudonym) hervor, die aber auch der eignen Note nicht ermangeln. Max Wetter bringt dagegen in seinen „Versen" die echte, leichte Rheinländerart, oft mit heinischer Pointierung, noch einmal recht erfreulich wieder zum Ausdruck. Hervorzuheben ist auch Margarete Susman, deren talentvoller Erstlingsband „Mein Land" jüngst in zweiter Auflage erschienen ist; nicht vergessen seien schließlich als Lyriker Johannes Fastenrath, Arthur Rehbein, Hermann Friedrichs, besonders in einigen Balladen, Hugo C. Jüngst, Friedrich Kretzmann, Hans Willy Mertens, dessen zweite Sammlung trefflich gereifte Stücke zeigt, ferner Ernst Fest (Mayer) und Moritz Plaeschke. Haben wir hierzu noch den soeben verstorbenen Jesuitenpater Wilhelm Kreiten

Reflexion allzu sehr, als daß nicht die plastische Darstellung des jungen Stürmers Heinrich Emanuel darunter zu leiden hätte. Immerhin ist das Buch als ein intimes Seelenbekenntnis und eindringende psychologische Studie ein Beweis ernsten künstlerischen Strebens. Die kürzeren Arbeiten Schwanns „Anemonen", „Rosa sempreviva" u. a. erfreuen jedenfalls mehr durch ihre Abrundung und Geschlossenheit.

Emil Kaiser.

Auch Wilhelm Bölsche, der Dichterphilosoph der Großstadt, ist Rheinländer, ein geborener Kölner. Um seine Bedeutung im Kulturleben der Moderne ganz zu charakterisieren, müßte man den Spuren seiner geistvoll wegweisenden Wirksamkeit als Naturforscher, Philosoph und Aesthetiker nachgehen und zeigen, wie er in dem „Liebesleben in der Natur" mit Forschertalent und philosophischer Verknüpfungsgabe ein bedeutsames Gebiet wissenschaftlich erschloß, oder wie er in seinem letzten Buche „Hinter der Weltstadt" als glänzender Stilist ästhetische Betrachtungen über die verschiedensten Objekte in einer ruhigen Größe sich von der Seele schrieb. Weniger bekannt ist Bölsche als Romandichter. Ueber seinen kürzlich neu aufgelegten humoristischen Erstlingsroman „Der Zauber des Königs Arpus", der bei aller lustigen Bierulkstimmung einer tieferen Bedeutung nicht entbehrt, hat sich Willy Rath erst im vorigen Hefte ausgesprochen. Ernster und gewichtiger dagegen, mit tragischem Grundton tritt der Roman „Die Mittagsgöttin" auf, der gleichfalls kürzlich in zweiter Auflage erschien (s. Sp. 1137). Bölsche setzt sich darin mit dem Spiritismus auseinander; daß dabei längere naturwissenschaftliche Erörterungen und philosophische Deduktionen den Gang der Handlung zeitweilig überschütten, war wohl nicht zu umgehen. Die Handlung selbst ist Schritt für Schritt in so atembeklemmender Folgerichtigkeit gezeichnet, daß wir selbst innerlich die große Umwandlung des Icherzählers miterleben. Dem Spiritismus widerfährt eine vernichtende Beurteilung. Die malerische Tonfülle des Vortrags, besonders in zahlreichen Naturstimmungsbildern, ist von außerordentlicher Schönheit. Ich habe nicht verstehen können, daß man diesen Roman ein künstlerisch brüchiges Werk genannt hat. Man mag mit der Weltanschauung des Verfassers nicht übereinstimmen, man mag hier und da seinen, allerdings durch den Stoff gebotenen, doktrinären Ton tadeln; man muß ihm aber zugeben, daß er die völlige Umkehrung der Ansichten in meisterhafter Anschaulichkeit und mit rein künstlerischen Mitteln gestaltet hat.

Rudolf Herzog, der als Lyriker und Dramatiker bereits genannt wurde, hat auch schon eine größere Anzahl Romane und Erzählungen in die Welt geschickt. Vielfache Zersplitterung eines zweifellos beachtenswerten Talentes ließ ihn wohl noch nicht zu der Ruhe kommen, die die Vorbedingung einer künstlerischen Reife ist. So bietet in dem Roman „Das goldene Zeitalter", der manche wohlgelungene Szene enthält, die Charakterzeichnung nicht die nötige Intensität. Doch ist das Buch noch immer mehr als Unterhaltungslektüre; besonders der ungemein frische und warme Ton läßt den Mangel an Ausreifung doppelt bedauern. Befriedigender wirkt „Der Graf von Gleichen". Auch hier ist die Frische und Schlagfertigkeit des Dialogs ein hervorstechender Vorzug, außerdem aber zeigt Rudolf Herzog sich hier als ein Gesellschaftsschilderer, der sicher noch wesentlich Höheres zu bieten vermag, wenn er seine Kräfte voll gesammelt haben wird. Mit seiner Neigung zum Idealen, zu einer zarten, romantisch anmutenden Reinheit, wird er als Erzähler ein glücklicher Vertreter rheinischer Dichtungsart werden.

Zum Schlusse möge auch der Litterarhistoriker des Rheinlandes gedacht werden. Eine manches treffliche Material enthaltende Litteraturgeschichte Rheinlands und Westfalens schrieb Gustav Koepper. In einzelne Zeitabschnitte führt geschickt J. Joesten ein. Einen weit über die Rheinlande gehenden Ruf genießen Berthold Litzmann in Bonn, der allerdings nicht selbst dem Rheinland entstammt, die schon erwähnten Ludwig Salomon und Wilhelm Kreiten, sowie der Drostebiograph Hermann Hüffer. Auch Franz Servaes ist Rheinländer. Unter den Litterarhistorikern als Vermittler fremder Litteratur verdient auch einen Platz Johannes Fastenrath, der südfranzösische und spanische Dichtung verdeutschte und auch durch die praktische Verpflanzung der südfranzösischen Blumenspiele an den Rhein poetisches Interesse zu wecken suchte. Die Blumenspiele sind eine weitbekannte Veranstaltung, von den einen alljährlich mit Spott übergossen, von den anderen nicht selten in ihrer Bedeutung überschätzt. Gewiß ist, daß kein Unbefangener sich der poetischen Wirkung des Festes zu entziehen vermag; wenn die Darbietungen oft nicht befriedigen können, so liegt vielleicht die Hauptschuld an den deutschen Dichtern, die nichts einsenden. Jedes Jahr rufen auch die düsseldorfer Festspiele rege künstlerische Anteilnahme nah und fern wach; dieser Nachklang aus Immermanns Zeit verdient noch lebhafteren Widerhall.

Es fehlte noch manches, was in einem Ueberblick des zeitgenössischen rheinischen Schrifttums hätte berührt werden müssen, namentlich ein Hinweis auf litterarische Vereinigungen und praktisches litterarisches Leben. Aber es heißt sich bescheiden. Vor allem, und das ist der Hauptgrund der Beschränkung, darf einem Ueberblick die Uebersicht nicht verloren gehen.

Ein düsseldorfer Roman.

Von **Erich Schmidt** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Die neuerdings mit so wohlmeinendem Eifer verkündigte Losung der „Heimatkunst“ wird von manchen teils zu eng, teils zu vag gefaßt. Sie darf weder unseren Austausch mit dem Geistesleben anderer Kulturvölker beschränken und einseitig über Berlins böse Vormacht den Stab brechen, noch übersehen wollen, daß auch die starken Talente, die seit zehn oder zwanzig Jahren zur Geltung gekommen sind und die mit den klingenden „Saisonerfolgen“ hohler Macher nichts gemein haben, ihre beste Kraft aus dem heimatlichen Nährboden ziehen. So bringen die am Rhein oder im rauhen Eifelgebirge wurzelnden Schöpfungen Clara Viebigs echte Heimatkunst. Man spürt das „Bodegfährtle“, wie der Schwabe den eigentümlichen Erdgeruch nennt, und begreift, daß diese frische, gesunde Vollkraft sich wohl auch einmal austoben und über den Strang schlagen mußte. Läßt sie sich in Berlin nieder, so werden ihr nicht sowohl die Räume der sogenannten guten Gesellschaft fruchtbar, als niedere Bezirke bis ins dumpfe Kellergelaß, und ein mitfühlendes starkes Herz schlägt beim Kampf um das tägliche Brot.

Sehr ungleichen Skizzen, deren massenhafter Betrieb nur zu leicht die Kunst gefährdet, ist jetzt dieser rheinische Roman*) gefolgt; zur guten Stunde, doch ohne wohlfeile Berechnung auf Düsseldorfs jüngsten Glanz. Die größeren Werke Clara Viebigs sind nicht straff zusammengehalten. Hier nun wählt sie jene bequeme alte Form einer von der Wiege anhebenden Biographie, die zwei ältere Generationen der Familie umfassen und im letzten Teil noch eine vierte mitnehmen kann. Die Bahn erstreckt sich von 1830 bis in die Siebzigerjahre, dergestalt daß individuelles Wesen, Werden und Wirken mit der Art und den allmählichen Wandlungen einer ganzen Stadt und Landschaft, ja darüber hinaus mit dem Bau des deutschen Reiches fest verknüpft wird. Dieses Band zwischen persönlicher und allgemeiner Entwickelung hat einen sehr bedeutenden prinzipiellen Wert und ist uns ein neuer Beleg für den Fortschritt des deutschen Romans zu weiteren Aufgaben: es zieht ihn aus einer beschränkten Schilderung empor, giebt dem Kleinen Größe, dem Isolierten Zusammenhang, dem Einzelerlebnis zeitgeschichtlichen Hintergrund und setzt Zustand in Bewegung um. Das geschieht hier nicht auf Kosten der kundigsten, liebevollen Darstellung des Besonderen. Ein gebändigter Realismus herrscht, der freilich dem ministeriellen Schlagwort vom alleinseligmachenden „winckelmannischen“ Klassizismus nicht nachfragt, sondern auf jede Weise die Mundart des Rheins spricht. Ich verkenne den Würzruch keineswegs, muß aber trotzdem meinen unmodernen alten Glauben wiederholen, daß eine dialektische Färbung sich einfacher, leiser und darum nicht unwirksamer gewinnen läßt. Man denke auch an Heines Schelte gegen „jenes fatale Kauderwelsch des Niederrheins, das zu Düsseldorf noch einigermaßen erträglich, aber in dem nachbarlichen Köln wahrhaft ekelhaft wird. Köln ist das Toskana einer klassisch schlechten Aussprache des Deutschen, und Kobes klüngelt mit Marizzebill in einer Mundart, die wie faule Eier klingt, fast riecht. In der Sprache der Düsseldorfer merkt man schon einen Uebergang in das Froschgequäke der holländischen Sümpfe.“

Trotz dieser unpatriotischen Karikatur würde der erinnerungsstarke Verfasser des „Buches Le Grand“ und der „Memoiren“ seinen Beifall dem bunten, lauten Treiben nicht versagen, das sich hier am Rheinufer, im Schloßgarten und besonders um das Standbild des alten Jan Willem auf dem Markt entfaltet. Von der großen Legende Napoleons freilich kann unser Werk kaum einen Nachhall mehr bringen; auch ertönt im Eingang keine Fanfare auf die Julirevolution, und Clara Viebig schweift als Erzählerin weder ins satirische, noch ins lyrische Gebiet aus. Es ist mehr von Speis und Trank dieser leckeren Leutchen die Rede, als von Mondschein und Nachtigallen, aber das „Buch der Lieder“ des „Judenjüngesken“ wird für die Liebesepisode hübsch verwertet. Keine Naturschwärmerei; eher ein knappes „Schnee, Schnee, überall Schnee“, was schon Dingelstedt als Yankeestil nicht leiden mag. Keine düsseldorfer Kunstgeschichte; doch drei junge, leicht mit ihren Familiennamen zu benennende Maler streichen einmal lustig an der Fina vorbei. Den Angelpunkt im Kleinen und Großen bildet der sich sehr langsam ausgleichende Gegensatz altpreußischer und rheinischer Art. Ein strammer Feldwebel aus der Mark, Sohn eines Freiheitskriegers, heiratet eine schmucke düsseldorfer Gastwirtstochter, „dat Tring“ oder, wie er sagt, die „Käthe“. Es sind zwei Stile, zwei Temperamente. Hier die rauhe Soldatentugend Friedrich Rinkes mit ihrem Katechismus von „Treue, Tapferkeit, Gehorsam, Pflichtgefühl und Ehre“, dort die leichte Lebensfreude, die aus dem Weindunst der Schenke zum „Bunten Vogel“ in weihrauchduftige Kirchen zieht. Parieren, ohne zu mucken, ist die Losung des Feldwebels; man muß doch sein Plaisir haben, so kriegt der Preuß, der Soldat, der Lutherische von der andern Seite zu hören, und gleich die Taufe Josephinens thut die Kluft dieser gemischten Ehe auf. Vortrefflich geraten ist Großpapa Zilges, der gern e Jläsche Wein spendiert, Lithographieen Napoleons an der Wand hangen hat und sein ganzes politisches Fühlen in das Wort faßt: „Mir sin düsseldorfer Börjer“, aber „uns alt Düsseldorf“ doch schon von neuen Zeitläuften bedroht sieht. Kostbar tritt aus einer viel jüngeren Generation der wohlhäbige und wohllebige Herr Schnakenberg hervor, der endlich — als Trinas zweiter Gatte, vor 1870 — beim Besuch König Wilhelms sagt: „Och, eja, en janz nette Mann, en janz artige Mann. Et is ens jut, dat de von Bismarck nit mit derbei war, da wär et unjemütlich jeworden ... Ich seh nach der Uehl, da wolle mer ens de König lebe lassen. Aber dat muß mer sagen, alles wat wahr is, de Napoleon hat en noblere Kutsch. De hat mehr savoir-vivre — aber kann eim dat wunderen von so ene Preuß?!“ Die Darstellung schlägt übrigens nie ins Tendenziöse um, und der Preuße Rinke, der seine Strenge bis zur brutalen Züchtigung eines fast erwachsenen Sohnes treiben kann, er, der kurz kommandiert:

*) C. Viebig, Die Wacht am Rhein. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 475 S. M. 6,—.

sollender Kritik hat mich sogenannte Parteikritik am meisten angewidert, weil sie das Heiligste im Manne: seine Ueberzeugung trifft. Während man „Burggraf“ und „Eisenzahn“ mit hämischen Glossen bedachte, hinter denen mehr Bosheit als innerste Meinung hervorlugten, verhalf man mit Posaunenstößen fleischfarbenen, von Dirnenparfüm durchwehten Trikotpossen zu Erfolg und unverdientem Ruhme. Der Kunsttempel mußte es büßen: man ließ die Kunstdestille leben. Wirtschaft, Horatio! Ich befürchte nur zu sehr, daß man Lauff gegenüber vice versa den berühmt gewordenen Ausspruch eines berliner Polizeipräsidenten: „Die janze Richtung paßt mir nicht“ in Anwendung zu bringen trachtete. Dann allerdings hätte der moderne Bühnenrealismus eines Sudermann nicht das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen dürfen, die „allein richtige Richtung“ zu sein, wie der „Goethebund“ es mit mehr oder weniger Offenheit verkündete. Die Arten der Kunst stehen nicht übereinander, sondern nebeneinander. Es giebt nicht die Kunst, sondern nur eine. Das Wort „modern“ in Beziehung zur Kunst gebracht, ist daher über alle Begriffe lächerlich. Das innerste Wesen aller Kunst ist Gestaltung. Je nachdem diese Gestaltung den Meister verrät, wird sie wahr und lebendig wirken. Und das Lebendige ist das Bleibende. Ist Shaksperes Humor vielleicht weniger „modern“, weil er vor Jahrhunderten entstanden ist? Das Ewige in der Natur ist zugleich das Frische in der Kunst, weil beide sich gegenseitig ergänzen. Modern aber kommt von Mode, und die Mode ist veränderlich.

Um aber einmal bei der „Richtung“ zu bleiben: man hätte die tiefere Lauffs kennen sollen, um ihn voll zu würdigen. Statt dessen sah man in ihm nur den plötzlich entstandenen Dramatiker, der auf „höheren Befehl“ dichtete. Wer kannte seinen herrlichen „Jan van Calker“ — diese tizianische Farbensymphonie mit rubensschem Sinnenreiz? Nur die wenigsten: litterarische Feinschmecker, die ihn seinem inneren Werte nach längst zu schätzen wußten. Das ist mittlerweile anders geworden. Auch diejenigen seiner grundsätzlichen Gegner, die in ihm nur den höfischen Dichter sahen, haben sich genötigt gesehen, sich eingehender mit seinen Werken zu befassen und ihn rein dichterisch zu würdigen. Das war namentlich nach seiner „Geißlerin“ nicht anders möglich. Die lieben Seelen fanden plötzlich, daß dieser Mann schon viel geschrieben habe und zwar „ganz vorzügliche Sachen“. Also ein Dichter von Beruf und nicht nur ein „berufener“ — nämlich nach Wiesbaden, wie ein journalistischer Spötter meinte. Ich könnte in dieser Beziehung nette Dinge über die „Litteraturkundigen“ unserer Tagespresse ausplaudern, möchte ihnen aber hier nicht zu einem wohlfeilen Ansehen verhelfen.

Wie alle Könner ist auch Josef Lauff ein Mann poetischer Ueberraschungen. Ließ er seinen historischen Schauspielen den ergreifenden Menetekel-Sang von der Pest folgen mit seinem Flagellantenwahn und dem Himmelschrei der wormser Juden, so erscheint er nun plötzlich mit einem Prosawerk aus neuerer Zeit*), voll so intimen Reizes, daß man versucht wäre, es „modern“ zu nennen (um einmal der Geschmacksrichtung der „gegenständlichen Schilderungskünstler“ gerecht zu werden), wenn nicht der heilige Geist tief-poetischer Erleuchtung aus ihm spräche — jener flammende Geist seelischer Vertiefung, der die Wesenheit der Dinge nicht an der Oberfläche sucht, sie vielmehr als eine Notwendigkeit innerer Vorgänge betrachtet — als eine Schicksalserfüllung, der der Mensch, je nach seiner Veranlagung, unbedingt unterworfen ist. Kärrekiek ist der Ruf der Schilfdrossel, des Wandervogels, der im Sommer unsere heimischen Gewässer belebt. Für Lauff ist er die Erinnerung an die Jugendzeit, das Hinüberwehen der Schallwellen aus vergangenen Tagen, die uns im hohen Alter noch das längst Entrückte verlebendigen und mit Eindruck vor die Seele führen. Alles spinnt seine süßen Reize: die Wiese duftet, der Himmel blaut, das Schilf bewegt sich leise im Winde, und die Drossel singt ihr Kärre-Kärrekiek. Wir aber liegen lang auf dem Rücken und beobachten das Ziehen der Wolken, und wie die Figuren und Köpfe langsam zerstieben, die unsere Phantasie gestaltet hat. Und dazwischen erklingt wohl der letzte abgestorbene Ton des fernen Abendglöckleins. So habe auch ich einst den Geheimnissen des verdämmernden Sommertages gelauscht, und deshalb ist mir die dichtumwobene Poesie in „Kärrekiek“ so verständlich.

Wundersam ist das Einleitungskapitel: „Als ich wiederkam.“ Weder Storm noch Jensen hätten es schöner und lichter machen können. Das greift in den Erinnerungsschacht von uns allen und holt mit echter Dichterhand versunkene Welten hervor, die wir verträumt hatten und die wir nun wieder anbeten mit süßer Scheu. Alles lebt und webt: Menschen und Natur suchen und finden sich. Der Zauberstab des Dichters belebt die Ecken und Winkel: die Gräber öffnen sich, die Vergangenheit erwacht, und gute Bekannte kommen uns entgegen. Denn das ist das Wertvollste in diesem Buche: daß das Menschliche in ihm zugleich das Typische ist, das uns Vertraute, das, was wir besonders lieben, weil wir es kennen.

Was für ein närrischer Kerl, dieser Pittje Pittjewitt, seines Zeichens Barbier, Schweinestecher und Leichenbitter; was für ein Typus, der lateinische Heinrich Jan Höfkens mit seiner ewigen ins Präsens versetzten Konjunktivform; der alte Mesdag; der alte Verhage — was für Gestalten! Jener mit seinem Trotz; dieser mit seinen Beresinaphantasieen im Altmännerhaus. Beide kleine Dichterwunder. Jakob Verhage mit einem Stich ins Shakspearische. Dann Wilm Verhage und seine unglückliche Braut Hannecke, die sich ihm hingab gegen Cölibat und Ordnung. Hieraus hat Lauff sein Drama „Der Heerohme“ gestaltet, das jüngst mit großem Erfolge über die Bretter ging. Schon im Roman liegt die ganze furchtbare Tragödie, die Menschen zwingt, ihre natürlichen Regungen zu unterdrücken um kleinlicher Menschensatzungen willen.

Wie tief erschütternd wirkt das Schicksal Hanneckens. Schwüle Sommerluft mit betäubendem Malvenduft treibt sie zur Sünde, die doch eigentlich keine ist, weil die Liebe sie zum Manne führt. O, süße Kupplerin Natur, wie oft müßtest Du an Stelle der Menschen büßen!

*) Kärrekiek. Eine niederrheinische Geschichte. Roman in zwei Büchern. Berlin, Köln, Leipzig. Verlag von Albert Ahn. 1902.

Josef Lauff.

Wieder muß ich an Jensen denken, an seinen „Sonnenuntergang", an „Die braune Erika". Heimatkunst, hier wie dort. Bei Lauff eindringlicher, weil neben dem Epischen das dramatische Leben läuft. Nur in der Gefühlswelt ähneln sich Norddeutscher und Rheinländer.

Was mich aber in „Kärrekiek" hauptsächlich überrascht hat, ist der köstliche Humor, der neben dem Tragischen sich zeigt. So ist das Leben. Irgendwo las ich den Vorwurf, daß der Dichter den Hauptkern der Handlung zu nebensächlich behandelt habe und der Neigung zur behaglichen Schilderung zu sehr gefolgt sei. Zugegeben: das rein Persönliche bricht das Rückgrat, wie fast immer bei Ich-Romanen. Aber: „Kein Buch kann anders komponiert werden", sagt Martial. Das Werk bleibt immer der Autor. Mit diesem darüber zu streiten, wäre unsinnig.

„Kärrekiek" ist mehr als eine tiefgehende Dichtung. Es ist das Bekenntnis eines reinen Gemüts: die zur Poesie gewordene Erinnerung eines ernsten, gereiften, menschen- und seelenkundigen Künstlers, dessen große Gestaltungskraft ihn neuen großen Zielen zuführen wird. Wie klein müssen sich die Nörglerrekruten vor dem „dichtenden Major" fühlen!

Katholische Lyrik.

Von **Theodor Herold** (Düsseldorf)

(Nachdruck verboten.)

1. Johannes der Täufer. Von Paula Gräfin Coudenhove. Köln, J. P. Bachem. 69 S. Geb. M. 2,—.
2. Ein Babenberger. Poetische Erzählung von Paula Gräfin Coudenhove. Paderborn, Ferd. Schöningh. 124 S. Geb. M. 3,—.
3. Lilalpa. Ein Sang aus der Zeit der Eroberung von Peru durch die Spanier. Von Josef Gramm. Paderborn, Ferd. Schöningh. 131 S. Geb. M. 2,20.
4. Gabriel von Herrenburg. Eine epische Dichtung in vierzehn Gesängen von Mathilde Gräfin Stubenberg. Paderborn, Ferd. Schöningh. 115 S. Geb. M. 4,—.
5. Gedichte. Von Mathilde Gräfin Stubenberg. Mit einem Vorwort von Stephan Milow. Dresden, E. Pierson. 194 S. Geb. M. 3,—.
6. Einkehr. Neue Gedichte von M. Herbert. Stuttgart und Wien, Joseph Roth. 191 S. Geb. M. 3,—.
7. Sonnenschein. Gedichte von Ansgar Pöllmann, O. S. B. Münster, Alphonsus-Buchhandlung. 109 S. Geb. M. 2,50.
8. Aus dem finstern Wald. Gedichte und Sprüche von Joseph Staub, O. S. B. Einsiedeln, Benziger & Co. 192 S. Geb. M. 3,—.
9. Was ich fand. Gedichte von Franz Lehner. Paderborn, Ferd. Schöningh. 154 S. Geb. M. 2,80.
10. Ebbe und Flut. Gedichte von Anton Bruckner. Stuttgart und Wien, Joseph Roth. 200 S. Geb. M. 3,—.
11. Höhenluft. Ausgewählte Gedichte von Leo van Heemstede. Heiligenstadt, Cordier. 408 S. Geb. M. 4,50.
12. Himmelsgedanken. Gedichte von Karl May. Freiburg i. Br., Fehsenfeld. 360 S. Geb. M. 4,50.

Vor drei Jahren riefen die litterarischen Reformbroschüren Karl Muths (Veremundus) eine scharfe Polemik hervor, die bald von den Tagesblättern in die Fachzeitschriften übersprang. Seitdem ist es wieder still geworden im katholischen Lager; nur gelegentlich wird noch dem Pfadsucher von überlegenen Kritikern ein mitleidiges Lächeln gegönnt oder ein kräftiger Denkzettel verabreicht. Die Waffengänge des feinsinnigen und furchtlosen Mannes haben nichts gefruchtet; es ist alles beim alten geblieben. Richteten sich auch Muths Angriffe zunächst gegen unsere belletristische Litteratur, so behandelte doch namentlich die zweite Broschüre[1]) prinzipielle Fragen, die für die Beurteilung des künstlerischen Schaffens der Katholiken von tiefgreifender Bedeutung sind. Meine Ansichten über das Verhältnis von Kunst und Konfession habe ich bereits früher an dieser Stelle gelegentlich der Besprechung jener Broschüre dargelegt; aber nach den Erfahrungen der letzten Jahre scheint mir ein Ausgleich mit den Kritikern klerikaler Richtung, in deren Händen ja vorwiegend die Beurteilung unseres schöngeistigen Schrifttums ruht, nicht gerade erfolgverheißend. Vor einiger Zeit hat die sogenannte katholische Dichtung in dem beuroner Benediktinerpater Ansgar Pöllmann einen begeisterten Verteidiger gefunden, der mit der ruhigsten Miene die gewagtesten Folgerungen zieht. Da der Katholizismus „die einzig wahre, alles erklärende und abklärende Weltanschauung" sei, so hätten wir „die Pflicht, in der von ihr getragenen Kunst — d. h. also in der katholischen Dichtung — die einzig wahre, die einzig und allein aufgabelösende zu erblicken . . . und daher sagen wir wie romantische und klassische, ebenso auch katholische Dichtung."[2]) Der Subjektivismus in der Lyrik, die Betonung des Individuellen, oder wie Pöllmann es nennt: die titanische Himmelsstürmerei, das faustische Vorwärtsdrängen, kurz, „die Apotheose des Ichs" widersprechen aber nach der Ansicht des Benediktinerpaters dem Wesen des Katholizismus und sind als Auswüchse des Pantheismus zurückzuweisen[3]). „Der Katholik kann und darf sich nicht so als einzelnen fühlen, sondern ist abhängig von dem Gedanken, nur ein Teil, wenn auch ein selbständig beanlagter, eines in engster Harmonie geschlossenen Ganzen zu sein"; oder wie es an einer anderen Stelle heißt: die katholische Poesie ist „von dem objektiven Elemente des Dogmas und der Tradition, von der allgemein feststehenden Weltanschauung getragen".

Diese grundsätzlichen Darlegungen sind außerordentlich lehrreich, denn sie sind typisch für die Anschauungen jener Kreise und geben uns zugleich den Schlüssel zu manchen rätselhaften Aeußerungen der katholischen Kritik. Nur von diesem Gesichtspunkte aus läßt es sich auch erklären, wenn P. Pöllmann gegen meine Besprechung des hamannschen „Familienalmanachs" Front macht, und mit sichtlichem Wohlbehagen „unsere guten katholischen Lyriker" lobt, die es, „bei den bewährten Tonarten bewenden lassen". Damit verurteilt P. Pöllmann offenbar die katholischen Dichter zu Sklaven des traurigsten Epigonentums und kündigt so gewissermaßen den Bankrott der katholischen Lyrik an. Noch niemals hat ein klerikaler Kritiker so unbefangen sein künstlerisches Glaubensbekenntnis preisgegeben!

Wenn ich als Katholik bei Beurteilung unseres schöngeistigen Schrifttums wesentlich andere Wertmaß-

---

[1]) „Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken." Mainz 1899, Franz Kirchheim (besprochen LE I, 1531 ff.).

[2]) Vgl. Kreuz- und Querzüge durch die neuere katholische Poesie. Historisch-politische Blätter, 125. Bd., S. 42 f.

[3]) Ebenda. Seite 127 und 644.

stäbe anlege, so wird das bei gewissen Kreisen wenig Zustimmung finden; aber ich hoffe gerade dadurch der katholischen Dichtung und ihren Jüngern ehrlich zu nützen. Denn nur die Aufdeckung der Wunden und Schwächen kann zur Heilung und Erstarkung führen. —

Von Zeit zu Zeit beglücken uns Vertreterinnen des katholischen Hochadels mit den Früchten ihrer Mußestunden. Da aber begreiflicherweise die Zahl dieser „gotterfüllten" Stunden bei jenen Frauen nicht eben knapp bemessen ist, kann ihr poetisches Blumengärtlein üppig ins Kraut schießen. Gräfin Paula Coudenhove hat die deutsche Litteratur schon wieder um zwei Dichtungen vermehrt, aber nicht bereichert. „Johannes der Täufer" schreitet in bibelfesten Versen einher; und wer noch an seiner Rechtgläubigkeit zweifeln könnte, wird sich durch die Fußnoten leicht bekehren lassen. Denn Salomo, Isaias und Jeremias, Matthäus, Markus und Augustin, selbst Moses, der heilige Thomas und Katharina von Emmerich werden hier als Kronzeugen aufgerufen. Katholische Kritiker haben die „erbauliche" Dichtung als ein „kleines Meisterwerk" hingestellt. Der strengreligiöse Sinn dieser österreichischen Gräfin hat es ihnen offenbar angethan; alle höheren Gesetze der schaffenden Kunst müssen da natürlich ehrfurchtsvoll zurücktreten, und selbst ein Mann wie Franz Eichert hat sich „von dem sprühenden Feuerwerk der schönen Verse" blenden lassen. Jede „modern-profane Beimischung" ist eben gewissenhaft vermieden, die Reimtechnik steht auf der bekannten Höhe, und da sollten wir kein „Meisterwerk" vor uns haben! Beim Lesen des Buches fiel mir ein, daß sich auch Pol de Mont, Sudermann, Lauff u. a. an dem Stoffe gemessen haben; es muß also etwas in diesem letzten Propheten stecken, das den modernen Dichter zum Schaffen und Gestalten reizt. Aber Gräfin Coudenhove hat nicht einmal an diese Probleme gestreift. Wir empfehlen die „erbauliche" Dichtung harmlosen Seelen als Sonntagsnachmittagslektüre; mit der Kunst hat sie nichts zu schaffen. — Ebensowenig kann die epische Erzählung „Ein Babenberger" vor der Kritik Stand halten, mögen sich auch ein paar Liedstrophen über den Durchschnitt coudenhovischer Lyrik rühmlich emporheben.

Josef Gramms Dichtung erzählt uns in reimlosen Jamben von der Liebe Don Fernandos zu der schlanken Peruanerin Lilalpa. Aber ein Dolchstoß räumt den glühenden Spanier aus dem Wege, und die schöne Inkatochter flüchtet sich mit ihrem Gram hinter verschwiegene Klostermauern, um endlich in der bekannten Felsenhöhle der Romantik ihr Leben zu beschließen. Es ist die alte Mär, „wie Liebe mit Leide am Ende lohnen kann"; aber das Los der beiden geht uns nicht sonderlich zu Herzen, und die Schuld trägt allein der Poet.

Gräfin Stubenberg hat zwei Gedichtbücher herausgegeben, die so ungleich im Werte sind, daß man sich verwundert fragt, ob denn thatsächlich die beiden Musenkinder von derselben geistigen Mutter abstammen. Ihr Epos „Gabriel von Herrenburg" ist ein sonderbares Gemisch von blutiger Romantik und bleichsüchtiger Empfindsamkeit, halb mittelalterlich, halb modern. Keine Gestalt trägt lebenswahre Züge; es sind Ausgeburten einer unreifen Frauenphantasie. Der Reimteufel verführt die Verfasserin nicht selten zu häßlichen Sprachsünden, und die Art ihrer Darstellung streift wiederholt an die schlechteste Prosa. Viel zu reich für den ärmlichen Inhalt ist die Ausstattung des Buches. — Zwei Jahre früher erschienen ihre „Gedichte", aber sie fielen mir erst einige Wochen nach der Lektüre des Epos in die Hand, und ich erlebte eine schöne volle Enttäuschung. Wie Anna Ritter hat auch sie in jungen Jahren ein großes Leid zur Dichterin gemacht. Aber sie schreit nicht auf in Sehnsucht und Verzweiflung; das Gefühl der Erinnerung überwiegt die schöne Leidenschaft, und nur vereinzelt findet ihre Seele jene heißen inbrünstigen Töne für das alte Glück. Ein thränenfeuchter Flor umschleiert diese Lieder, und göttliche Ergebung verklärt die Klage um den toten Geliebten. Der Cyklus „Thränen" enthält unbestritten das Wertvollste; im zweiten und dritten Abschnitte („Wetterleuchten", „Aus den steirischen Bergen") ist mehrfach Dutzendware eingeschmuggelt. Hoffentlich rafft sich die Verfasserin nach dem verunglückten Epos wieder auf.

Seelisch verwandte Töne klingen in M. Herberts „Einkehr" an. Die geistvolle Witwe Heinrich Keiters hat unter den katholischen Schriftstellerinnen seit Jahren die Führung übernommen. Liegt auch meines Erachtens ihre Hauptstärke auf novellistischem Gebiet, so verdient sie doch als lyrische Dichterin nicht minder Beachtung. Auch hier sind es vor allem die Klagen um den toten Gatten, die uns ans Herz greifen. Sie schöpft aus der Tiefe, ihr Gefühl ist echt frauenhaft, und nichts Anempfundenes stört uns. Aber auch die übrigen Gedichte erheben sich weit über die gangbare Goldschnittlyrik; zuweilen gelingt ihr ein realistisches Bild in lapidaren Strichen, und nur selten stößt man auf einen verblaßten Alltagsgedanken, eine gereimte Banalität. Therese Keiter ist eine philosophisch angelegte Natur, ihre ringende Seele schreckt vor den ewigen Fragen der Menschheit nicht zurück; und doch wird all ihr Sinnen und Dichten von einem abgeklärten Christusglauben getragen. — Zu bedauern ist, daß der Verleger dieses reiche Büchlein nicht besser ausgestattet hat.

Auch zwei Benediktiner haben sich aus dem Gehege der Klostermauern auf den Parnaß gewagt. Pöllmanns „Sonnenschein" trägt das Imprimatur des Archiabbas, während sein Ordensgenosse Staub ohne geistliche Druckerlaubnis „Aus dem finstern Walde" singt. Daß unser Kritiker der „Historisch-politischen Blätter" auch unter die Poeten gegangen ist, hat mich zuerst ein wenig überrascht; aber er wollte offenbar die Theorie in die Praxis umsetzen. Wenn er sich dabei in natürlicher Herzlichkeit für Goethe, den „wahrhaft Großen", begeistert und die „Meerfahrt des Kaisers" patriotisch ausbeutet, so ist das gewiß recht lobenswert; aber aus dem stereotypen „Ah" und „Oh" und „Ach" und „Hei" und „Hm" und „Ha" schallt doch etwas verdächtig der stammelnde Anfänger heraus. Die Behandlung freier Rhythmen verlangt musikalisches Stilgefühl, das dem jungen Benediktiner offenbar noch nicht aufgegangen ist, sonst würde er z. B. schwerlich Verse geschrieben haben wie auf S. 10:

„Jerusalem,
Aller Städte gepriesene Perle ehedem!"

oder S. 13:

„Blaß
War er geworden und sein Auge naß."

In einzelnen Gedichten hasten die Bilder durcheinander wie im Kinematographen. Dieser Wirrwarr läßt das Auge nicht zur Ruhe kommen, und so geht natürlich auch die Seele leer aus. Einige Strophen sind geradezu unverständlich, und nur selten gelingt es ihm, die Stimmung bis zum Schlusse festzuhalten und rein auszulösen. Der Grundton des Büchleins ist übrigens frisch und gesund.

Auch der Benediktinerpater Staub hält sich frei von aufdringlicher Frömmigkeit. Der Schlußgedanke des „Adagio" S. 25:

„Nur in stiller Klosterzelle
Wohnt der Friede, wohnt das Glück"

könnte dieser anspruchslosen Gedichtsammlung als Motto dienen. Hin und wieder findet er einen glücklichen Ton; aber das leidige Moralisieren am Schluß zerstört oft jede Wirkung. Man sieht eben — kein Mensch kann über seinen Schatten springen, auch ein Pater nicht. Unter den Sprüchen findet sich manches Körnige; aber die Naturschilderungen bleiben gewöhnlich im Konventionellen stecken: es ist anempfundene Epigonenlyrik, säuberlich und klar in Sprache und Rhythmus, aber ohne das reizvolle Gepräge des Persönlichen.

Auch das Lyrikbändchen von Franz Lehner — „Was ich fand" — und Anton Bruckners „Ebbe und Flut" enthalten kaum ein einziges Gedicht, das uns durch seine künstlerische Behandlung oder die Eigenart der Auffassung unvergeßlich bliebe. Die bekannten

Frühlings- und Herbstgefühle werden mit Klingklang verkündet, und die ältesten Ladenhüter aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts wagen sich wieder ans Tageslicht. Freilich — „die schöne Form macht kein Gedicht", sonst würde unser Urteil anders lauten; es fehlt nämlich all diesen Poeten durchaus nicht an sprachlicher Gelenkigkeit. Sie wissen mit dem technischen Handwerkszeug zünftig umzugehen, und doch werden sie zeitlebens bleiben, was sie sind: ehrsame Handwerker; denn die wahren Künstler lassen sich nun einmal nicht machen — sie werden geboren.

Leo van Heemstede hat den Band seiner ausgewählten Gedichte „Höhenluft" getauft. Wie der Titel auszudeuten ist, verrät uns das Eingangsgedicht „Meine Weise":

„Ich glaub', du holde Sangesgabe,
Aus dir erblüht mir hohes Heil,
Und weil ich dich vom Himmel habe,
Bist du mir für die Welt nicht feil."

Die gereimten Erträgnisse einiger Jahrzehnte sind in diesem vierhundertseitigen Bande aufgespeichert; aber es ist kein vollblütiger Dichter, der hier zu uns spricht, sondern eine nüchterne, erbaulich angelegte Werktagsnatur, die ihre Gedanken über Gott und Menschen, über Weltlauf und Ewigkeit, über Schöpfung und Geschichte in glatte, kühle Strophen gesperrt hat — weil sie eben genügend Sprach- und Reimtalent dazu besaß. Kein Gedicht trägt das Stigma der Eigenart, einer künstlerisch ausgereiften Persönlichkeit. Man hat immer das Gefühl, diese Klänge schon irgendwo gehört zu haben; und wer sich auf der letzten Seite besinnt, welche Bilder und Töne denn eigentlich schöpferisch neu waren, wird kaum ein einziges Gedicht nennen können. Die Sammlung hat einen scharfgemünzten katholischen Charakter. Das Kirchenjahr mit seinen Hauptfesten und Heiligentagen wirft dem Herausgeber der katholischen „Dichterstimmen" zahlreiche Motive ab; aber damit findet zugleich der alte Erfahrungssatz seine Bestätigung, daß es unendlich schwer ist, gute religiöse Gedichte zu schreiben. Heemstede schwingt seit Jahren in der „Kölnischen Volkszeitung" das Richtbeil über die Modernen. Er kennt sie also, und doch hat er nichts von ihnen gelernt. Die revolutionäre Bewegung der Achtzigerjahre, die vielfach neue Werte zu schaffen suchte, ist an ihm, wie an der katholischen Poesie überhaupt, spurlos vorübergegangen. Das zeigt sich so recht in seinen Naturschilderungen. Es fehlt ihm der Wirklichkeitssinn, das Seherauge des wahren Künstlers, der nicht in den Wald geht, um das Rauschen zu hören und über den Chorgesang der Vögel klingelnde Reime zu machen, sondern das rote, zitternde Blatt auf dem Moose erspäht und die Meise am schwankenden Erlenzweige belauscht. So erscheint uns Leo van Heemstede als ein verknöcherter Epigone, der lebend zu den Toten gehört.

Zum Schlusse möchte ich noch einen „katholischen" Dichter nennen, über dessen Konfession freilich noch immer scharf hin und her gestritten wird: Karl May, alias Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi. Nach einem dunklen Gerüchte soll der vielgepriesene Indianer- und Räuberromancier vor Jahren in Amerika zum Katholizismus übergetreten sein; aber bei nüchterner Nachprüfung stellt sich diese rührende Geschichte als Wüstenphantasie heraus. Ueberdies hat noch Dr. Cardauns vor einigen Monaten dem „großen Lebenapostel" die Maske vom Gesicht gerissen und seine Geistesverwandtschaft mit dem südfranzösischen Pornographen Leo Taxil überzeugend nachgewiesen. Nun sind aber Mays Abenteurer-Romane hie und da strengkatholisch gefärbt, und nicht weniger als zehn deutsche Bischöfe und Erzbischöfe haben diese Kunstschöpfungen des „beliebten katholischen (!) Schriftstellers" ihren Diözesanen aufs wärmste empfohlen. Wären also Dr. Cardauns Enthüllungen nicht erfolgt, ich bin überzeugt, die „Himmelsgedanken" würden gerade bei Katholiken allmählich eine Verbreitung gefunden haben, mit der Verleger und „Dichter" wohl hätten zufrieden sein können. Denn die Erfahrung hat zum Ueberdrusse oft bestätigt daß für unsere meisten Kritiker in erster Linie nicht der litterarische und künstlerische Wert eines Buches ausschlaggebend ist, sondern die Gesinnungstüchtigkeit des Verfassers. — Wer in dem geschwollenen Werke nach poetischen Schätzen sucht, wird schwerlich auf seine Rechnung kommen. Uebrigens beträgt die Zahl der Gedichte nur 133, aber jedem Himmelsgedanken geht auf blanker Seite ein Prosaspruch voraus: taube Weisheitskörner, die aber offenbar die geistige Summe Kara Ben Nemsis enthalten sollen. Von einem Dutzend kraft- und sinnvoller Gedankensplitter abgesehen, erinnern diese „Philosopheme" nur zu oft an jene geheimnisvollen Briefchen, die man in Jahrmarktsbuden den weissagenden Papageien aus dem Schnabel zieht. Die wirklich guten Gedichte lassen sich an den Fingern herzählen. Karl May, der blutrünstige Phantast, offenbart hier eine verblüffende Geistesarmut; es gehört schon eine gewisse Indianerverwegenheit dazu, Katechismusantworten in banale Verse zu setzen und das Heiligste anzudichten. Die „Himmelsgedanken" sollen „unendlich tief" sein; aber so viel ist gewiß, sie sind unendlich fromm, so kirchenfromm, daß man sich wundert, warum der Verfasser nicht das bischöfliche Imprimatur nachgesucht hat. Aber das öde Renommieren und religiöse Selbstberäuchern kann er trotzdem nicht lassen. — Ob diese Zeilen etwas fruchten werden? Ich fürchte fast, die May-Fanatiker lassen sich überhaupt nicht bekehren; und schließlich wird doch der gute Pfarrer J. N. mit seinem kritischen Gesamturteile Recht behalten: „Es bleibt dabei: Sie sind der größte Schriftsteller Deutschlands, ein Säkularmensch."

Proben und Stücke.

Herodes.

Novelle von **Fritz Zilcken** (Cöln a. Rh.).*)

(Nachdruck verboten.)

Unter einem riesigen Affenbrotbaume, dessen Alter vielleicht nach Jahrtausenden zählte, saßen eines Abends der Befehlshaber und die Offiziere der Truppe, die von der französischen Republik zur Züchtigung des Königs Behanzin nach Dahome gesandt war. Am Morgen des Tages war ein frischer Nachschub aus Frankreich angekommen, der notwendig geworden war, weil es sich erwiesen hatte, daß die erstgesandte Macht nicht stark genug gewesen, den König zu bezwingen, denn er gebot über viele Krieger und über ein Heer von Amazonen, das diesen an Zahl und Tapferkeit noch überlegen war. Soweit dieser Nachschub aus Freiwilligen bestand, waren es vorzugsweise Elemente, die nicht viel mehr als Abenteurer bedeuteten, entgleiste Existenzen, die nichts Gutes in der Heimat zurückgelassen, und die nur ausgezogen waren, um in abenteuerlichem Kriege Glück und Ruhm, die ihnen daheim nicht hold gewesen, zu erzwingen. Wenige nur machten davon eine Ausnahme; unter diesen aber war ein junger Edelmann besonders auffällig.

Das war Jean Baptiste Vicomte de Buxières-Saint-Jean-Baptiste. Er gehörte einem Adelsgeschlechte an, dessen Stammburg in der ehemaligen Provinz Bourbonnais stand, unweit der Burg, die die Wiege der französischen Könige aus dem Hause Bourbon war. Immer hatten die Buxières treu zu den Bourbonen gehalten, und ihre Geschichte war eng verknüpft mit derjenigen ihrer vornehmeren Nachbarn, schon zur Zeit, als diese selbst noch einfache Seigneurs und später, als sie Herzöge geworden.

*) Aus: Phantastische Geschichten. Drei Novellen von Fritz Zilcken. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. 12°. 164 S.

Aber nicht nur an ihrem Glanze hatten sie Teil genommen, auch von ihren tragischen Geschicken waren sie betroffen worden.

In den Kämpfen, die Louise von Savoyen, die Mutter König Franz I. aus dem Hause Valois, wegen verschmähter Liebe gegen den großen Connetable Karl von Bourbon entfachte, fiel ein Buxières — der erste des Geschlechtes, der den Vornamen Jean Baptiste geführt, — der treu zum Connetable gestanden hatte, in die Gewalt der begehrlichen Königin. Da sie des Connetable selbst nicht habhaft werden konnte, der Buxières aber einmal eine beißende Spottrede über die Johannistriebe der nicht mehr jungen Königin geführt hatte, ließ sie ihren Rachedurst an diesem aus.

„Er sterbe, wie sein Patron gestorben ist," rief sie, da man ihr die Nachricht von seiner Gefangennahme überbrachte, und auf ihren Befehl fiel im Kerker zu Besançon sein Haupt durch das Schwert des Henkers.

Seit diesem Geschehnisse führten die Buxières das abgeschlagene Haupt Johannis des Täufers in ihrem Wappen. Dieses aber wurde nicht dargestellt, wie es gemeiniglich gemalt zu werden pflegt, ein struppiges Prophetenhaupt, sondern es zeigte einen Kopf im Geschmacke der Zeit, die das Wappen geschaffen hatte, mit kurzem, spitzgeschnittenem Vollbarte, wie er damals getragen wurde, und wie er zu der Zeit, da diese Geschichte sich begab, wieder modisch geworden war. Ihrem Familiennamen aber fügten die Buxières seitdem den Namen dieses Heiligen hinzu und nannten sich fürder de Buxières-Saint-Jean-Baptiste.

Später als die Herzöge von Bourbon schon lange Könige geworden waren, und als dann einer von ihnen, seine Gemahlin und sein Vetter das Schafott bestiegen, wurden auch drei Mitglieder der Familie Buxières auf der Place de la Révolution in Paris geköpft. Die übrigen, die alle treue Royalisten waren, entgingen dem gleichen Schicksale durch Flucht nach Deutschland. Zur Zeit der zweiten Restauration aber kehrten sie nach Frankreich zurück. Sie bekleideten hervorragende Stellen im Staatsdienste und erhielten einen Teil der Besitzungen wieder, die ihnen die Republik genommen hatte. Als aber der letzte Bourbon auf dem Throne Frankreichs nach England flüchten mußte, zogen die Buxières sich wieder aus der Oeffentlichkeit zurück und lebten, aller Politik entfremdet, still auf ihren Gütern.

Erst zur Zeit der dritten Republik, da unter der Präsidentschaft des Herrn Sadi Carnot viele Royalisten begannen, sich mit den geschichtlichen Thatsachen zu versöhnen und die herrschenden Verhältnisse anzuerkennen, war ein Buxières in das Heer eingetreten. Er diente als Offizier in einem vornehmen Reiterregimente in Paris. Wie alle Buxières war er sehr katholisch, streng in seinen moralischen Grundsätzen, wirklich fromm und neigte zu einer gewissen Mystik, die einen panhistorischen Zusammenhang der Dinge und Geschehnisse in der Welt voraussetzte und suchte. Dabei war er jedoch durchaus kein Kopfhänger; er war lebensfroh, beim Turf und auf dem Parkette heimisch, voll vornehmer Höflichkeit gegen Damen und ein Freund der Künste, der gern mit Künstlern verkehrte: alles in allem ein Ritter ohne Furcht und Tadel, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Zehe, was Wunder also, daß er, — auch jung, von männlicher Schönheit und reich, — eine der meistbeachteten Persönlichkeiten in der vornehmen Gesellschaft war. Wenn er an einem hellen Frühlingstage im Bois de Boulogne auf einem seiner schönen Pferde erschien oder in glänzender Uniform bei dem Rennen in Longchamps seinen Rappen „courbettieren" ließ, dann wandten sich ihm alle Blicke zu, und allgemein prophezeite man ihm eine glänzende Laufbahn und Zukunft. Der Besitz eines schönen Pferdes und eine gute Haltung auf demselben vermögen solches in Frankreich. Das lebhafteste Befremden rief es deshalb hervor, und nur schwer wollte es Glauben finden, als bekannt wurde, dieser elegante Offizier habe sich freiwillig zur Teilnahme an dem beschwerlichen Kolonialkriege gegen Dahome gemeldet. Es war aber wirklich so, und eines Tages schiffte der Vicomte sich in Toulon nach der afrikanischen Sklavenküste ein.

Ganz natürlich war es da, daß jetzt, als er am Orte seiner Bestimmung eingetroffen war, wo der eine oder andere ihn von Paris her kannte, ihn jemand nach den Gründen seines Thuns befragte.

Der Vicomte schien von der Frage nicht angenehm berührt zu werden. Er zuckte die Achsel und betrachtete nachdenklich den verglimmenden Rest seiner Zigarette.

„Offen gestanden," sagte er dann, „ich weiß es selbst nicht. Das heißt, — es war etwas, das mich zwang, — damals, — wie eine eiserne Notwendigkeit, — eine fixe Idee." — Er warf den verloschenen Rest seiner Zigarette fort und zündete sich eine frische an. — „Sie werden lachen, wenn Sie den Beweggrund hören: ich fühlte mich nicht sicher in Paris."

„Aber weshalb nicht?" fragte man verwundert.

Langsam blies der Gefragte den bläulichen Rauch der Zigarette steil in die Höhe, daß der feine Strahl an den Haaren seines wohlgepflegten Bartes kräuselnd zerstob; es währte eine Weile, ehe er antwortete.

„Die Köpfe der Buxières stehen zuweilen nicht ganz fest auf den Schultern ihrer Träger," sagte er dann, „ich fürchtete für die Sicherheit des meinigen."

„Aber wie und warum?" rief man in lebhaftem Erstaunen; einige lachten wirklich.

„Ich sagte Ihnen ja, Sie würden lachen," fuhr der Vicomte fort. „Es ist auch eine merkwürdige, beinahe lächerliche Geschichte. Wären wir Engländer, so würde ich sie mit einem Worte Shaksperes abthun. Als Franzose muß ich sie Ihnen erzählen."

Und der Vicomte erzählte.

„Eines Tages in diesem Sommer," sagte er, „befand ich mich in einer Gesellschaft, die regelmäßig an einem bestimmten Orte zusammenzukommen pflegte, und die ich gern besuchte. Es waren nur Herren, die Mehrzahl davon Künstler: Architekten, Bildhauer, Maler. Unter den letzteren war einer, der bei seinen Kunstgenossen in hohem Ansehen stand, der aber jene Gesellschaft nur sehr selten besuchte, und den ich bis dahin noch nicht persönlich, sondern nur in seinen Werken kennen gelernt hatte. Das waren alles Sachen, die bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen erregt hatten, dem Gegenstande nach ohne Ausnahme Motive aus der altjüdischen Geschichte und unter diesen wieder vorzugsweise Vorwürfe aus der Zeit der Herodäer. Eine unerhörte orientalische Pracht hatte der Maler in den meisten dieser Bilder entwickelt, sie mit einem Farbenzauber überschüttet, der den Beschauer wie eine Berauschung gefangen nahm. Andere dagegen waren düster, grausig, des Dargestellten wegen abstoßend und zugleich doch wie eine zwingende Gewalt anziehend, wild aufregend und wie in Narkose lähmend, denn neben der Schilderung glänzender Pracht hatte er eine Vorliebe für die Darstellung blutiger Greuelszenen. So hatte er eine Ermordung der Mariamne, eine Hinrichtung des Hasmonäerkönigs Hyrcanus, dann eine Erdrosselung der Brüder Alexander und Aristobulus und einen bethlehemitischen Kindermord gemalt. Eine Tötung des Apostels Jakobus und die Enthauptung des Täufers zählten zu seinen berühmtesten Werken; die letztere hatte er zweimal behandelt.

„Wegen all diesem hatte der Maler unter seinen Kunstgenossen den Scherznamen Herodes erhalten, der ja nun allerdings, wie ich jetzt sah, da ich ihn persönlich kennen lernte, in gewissem Sinne sehr wohl zu seiner äußeren Erscheinung paßte. Er war ein großer, stattlicher Mann mit dunkler Gesichtsfarbe, glänzendem, schwarzem Haupthaare und eben solchem lang herabfallendem Barte. Seine ganze Erscheinung war überhaupt die eines vornehmen, aber fränkisch gekleideten Orientalen. Niemand in jenen Kreisen nannte ihn anders als mit jenem Scherznamen, den er ruhig als etwas ganz selbstverständliches hinnahm, und fast hatte man über diesem seinen wirklichen Namen vergessen.

„In allen seinen Bildern bewunderte man neben der ausgezeichneten Kunst, mit der sie an und für sich gemacht waren, die Fülle des archäologischen Beiwerkes, das auch auf den nichtaltertumskundigen Beschauer den Eindruck der Echtheit machte, gerade so wie seine Gestalten in Typus und Ausdruck nicht anders angesehen werden konnten, denn als Bildnisse von Menschen, die wirklich einmal gelebt hatten. So überzeugend wahr erschienen sie. Das aber war nur dadurch zu erklären, daß der Maler, wie man wußte, lange Jahre in jenen östlichen Ländern gelebt und jedenfalls sehr fleißige Studien gemacht hatte. Ja, man glaubte, daß ihm durch einen glücklichen Zufall eine bis dahin nicht allgemein bekannte Quelle der Ueberlieferung irgendwo zugänglich gemacht worden sei.

„In hervorragendem Maße traten alle diese Eigentümlichkeiten und Eigenschaften bei dem jüngsten seiner Werke hervor, das er gerade im Salon zur Ausstellung gebracht hatte. Es war ein figurenreiches Gemälde von außergewöhnlicher Größe und stellte den prunkvollen Tempelbau Herodes des Großen dar.

„Das Bild hatte die Bewunderung der Maler und das Erstaunen der Baukünstler und Gelehrten hervorgerufen.

„Wir besitzen nämlich von diesem Tempel keine geschichtlich sichere Vorstellung. Die Bibel thut seiner gar nicht Erwähnung, und ein zeitgenössischer Schriftsteller hat uns nur sehr spärliche Nachrichten darüber mitgeteilt. Deshalb hatte der Maler ihn aus seiner Phantasie frei gestaltet und sich dazu aus egyptischen und hellenischen Formen unter Hinzuziehung einiger seltsamen Kegel und kuppelartigen Krönungen einen eigenen Stil zurecht gemacht.

„Links seitlich im Vordergrunde des Bildes stand eine mächtige Säulenhalle aus weißem Marmor, die wohl als die Abgrenzung eines weiten Vorhofes zu denken war; die glatten Schäfte der Säulen standen auf doppelten Basen und trugen richtige korinthische Kapitäler, auf denen ein egyptisches Kranzgesims ruhte. Der Hintergrund wurde durch einen farbig gehaltenen, schweren Tempelbau in rein egyptischen Formen geschlossen. Vor diesem stand ein weißer, würfelartiger Opferstein, dessen vier obere Ecken eigentümlich abgestumpfte Hörner bildeten. Ein hoher Obelisk und ein paar kugelartige Kuppeln, mit Goldplatten belegt, ragten rechts in das wolkenlose, tiefe Blau des Himmels und vervollständigten das seltsame Architekturbild. Den ganzen Vordergrund nahm ein Gewimmel von vielen Hundert buntfarbig gekleideten Menschen ein, die sich um den mit königlichem Gepränge durch den Vorhof nach dem Tempel schreitenden Bauherrn und dessen Gefolge scharten.

„Diese Architektur nun hatte bei unsern Baukünstlern und Archäologen starke Bedenken erregt und viel Widerspruch erfahren. Man hatte sie als einen Anachronismus, ja geradezu als eine Unmöglichkeit bezeichnet. Auch an jenem Tage und in jener Gesellschaft stritt man lebhaft darüber, vielleicht in der Absicht, den Maler dadurch zu einer Darlegung seiner Beweggründe zu bestimmen. Eine solche Verquickung sei durch erhaltene Bauten und Baureste nirgends bezeugt, sagten die einen. Und sie sei auch gar nicht wahrscheinlich, behaupteten die andern, da die Hebräer bei ihrer an Haß grenzenden Abneigung gegen alles Fremdländische eher in den allerursprünglichsten Formen gebaut und eher durch Massen und Kostbarkeit des Materials zu wirken gesucht hätten, als daß sie, zudem gerade bei ihrem Tempelbau, der doch der Ausdruck ihrer nationalen Eigenart sein sollte, sich zu einer solchen Anleihe an fremde Bauweisen verstanden hätten.

„Schweigend hatte der Maler diesen Meinungsäußerungen zugehört, ernst, ohne mit einer Wimper zu zucken und als ob ihn die ganze Sache gar nichts angehe. Mit seinen Fingern brach er einen mit blauem Mohn bestreuten Zuckerkuchen, den man auf silbernem Teller vor ihn hingestellt hatte, in kleine Stücklein und führte sie, eines nach dem anderen, zum Munde. Dazu trank er roten Cyperwein, den er aus einer silbernen Kanne in einen goldenen Becher einschenkte. All das hatte ihm sein eigener Diener dahin gebracht, denn das war, wie man mir erzählte, eine Sonderbarkeit von ihm, daß er nichts aß und trank, was nicht aus seinem eigenen Hause kam. Dieser Diener, den er Ezer nannte, war ein Mensch von dunkler Bronzefarbe und athletischem Körperbau, ein Syrier oder Araber, den wir alle aus den Bildern des Malers kannten, denn er hatte ihn oft als Modell benutzt; auch in dem Gemälde des Tempelbaues stand er hinter dem prächtig gekleideten Könige, über dessen Haupt er einen riesenhaften, kostbaren Wedel hielt. In den beiden Johannisbildern war er der Henker.

„Nun befand sich aber unter den Anwesenden ein Gelehrter, der Professor der orientalischen Geschichte war. Dieser ergriff, da der Maler jenen widerstreitenden Aeußerungen immer noch nichts entgegensetzte, das Wort. — ‚Sie vergessen meine Herren,‘ sagte er, ‚daß Herodes, der diesen Tempel baute, gar kein Hebräer gewesen ist. Die von Ihnen betonte Abneigung der Juden gegen alles Fremde war also zunächst bei ihm gar nicht vorauszusetzen. Herodes war ein Idumäer; er stammte aus dem Lande, das südlich von Judäa liegt, zwischen diesem und Egypten. Sein Vater war Antipater, ein kluger und gewandter Mann, der zur Zeit, als der schwache Hyrcanus mit seinem jüngeren Bruder Aristobulus um die Krone stritt, aus der Stadt Petra nach Judäa gekommen ist. In diesem Kampfe stellte er sich auf die Seite des Hyrcanus und verhalf ihm zu einem Bündnisse mit dem arabischen Könige Areta. Dadurch ist Hyrcanus König in Judäa geworden. Antipater aber wurde von Julius Cäsar, der die Klugheit dieses Mannes und seine Brauchbarkeit für die eigenen Pläne erkannt hatte, zum römischen Präfekten ernannt; so kam er zu großem Ansehen im Judenlande und hatte alle Macht, obzwar Hyrcanus König war. Es war ein Verhältnis fast so, wie es sich zur Zeit des Ausganges der Merovinger im Frankenreiche wiederholte, denn es ist nichts neues unter der Sonne, und was einmal geschehen ist, das geschieht immer wieder, nur unter anderen Formen. Von den vier Söhnen Antipaters war der zweite Herodes, den man nachmals den Großen nannte. Durch seine staatskluge Heirat mit Mariamne, die zugleich eine Enkelin des Königs Hyrcanus und dessen Bruder Aristobulus, die beide Söhne des jüdischen Königs Alexander gewesen, kam er zu königlicher Verwandtschaft. Durch siegreiche Kriege, auch rücksichtslose Gewaltthaten und mit Hilfe der Römer, die er sich mehr noch wie sein Vater zu gewogenen Freunden zu machen wußte, gelang es ihm, sich selbst auf den Thron Judas zu schwingen. Aber obgleich er das Ansehen des Landes wieder herstellte, glorreicher als es zur Zeit König Davids gewesen war, auch viele Städte erbaute und jenen neuen Tempel, der denjenigen König Salomos an Glanz und Pracht übertraf, blieb er den Juden doch stets ein verhaßter, fremder Eindringling, er und seine Nachfolger. Da er aber in seinem langen Leben oftmals in andere Länder gekommen, — er war zweimal in Egypten, in Memphis und in Alexandria, vielleicht auch in Theben, mehrere Male in Rom und in Griechenland und einmal in Byzantium, — so hatte er die herrlichen Tempelbauten und Königsschlösser in der Fremde gesehen. Was hindert uns also, anzunehmen, daß er sich von daher Baumeister und Werkler verschrieb für den Tempel und die anderen Prachtbauten, die er errichtete? Denn er erbaute sich auch einen herrlichen Palast und hart neben dem Tempel die Burg, die er Marcus Antonius zu Ehren, der sein Freund und großer Gönner war, Antonia nannte, ebenso wie er später die Stadt mit dem herrlichen Hafen, die er am Meere errichtete, dem römischen Kaiser zu schmeicheln, Cäsarea genannt hatte. Nicht wenig hatte er dadurch die nationale und religiöse Empfindsamkeit der Juden gekränkt. Aber das kümmerte ihn wenig, denn er verachtete sie, und seinem Glauben

nach war er ein Heide. Den Göttern Roms und Griechenlands stand er näher, denn dem Jehova der Juden. Mehrfach errichtete er diesen Heiligtümer; allerdings that er solches außerhalb des jüdischen Landes. So erbaute er in Rhodus einen prächtigen Tempel, den er dem Apollo weihte und den Rhodensern zum Geschenk machte. Diese Tempel nun wird der König ganz gewiß in hellenischen Formen gebaut haben. Wir haben also einigen Grund, anzunehmen, daß er auch bei seinen Bauten in Jerusalem viel eher zu den Formen des Westens griff, als zu den ursprünglichen des Landes, die seiner Prachtliebe und seinem geläuterten Kunstsinne auch gar nicht genügten. Zudem steht uns für diese Annahme ein klassischer Zeuge zur Seite, Flavius Josephus, der den Tempel zu Jerusalem noch selbst gesehen hat, ehe der römische Kaiser Titus ihn zerstörte. Dieser treffliche Historienschreiber, der die Historie Herodes des Großen mit einer lobenswerten Ausführlichkeit behandelt hat, berichtet uns ausdrücklich, daß die Knöpfe der Säulen in den Vorhallen mit korinthischer Arbeit ausgestochen gewesen. Es ist das neben den weitschweifigen Angaben über die Größenverhältnisse des Tempels allerdings die einzige auf Form und Stil bezügliche. Aber was hindert uns, nach dem Vorhergesagten anzunehmen, daß der König den Tempel nach den Vorbildern Egyptens egyptisch und in Erinnerung an das, was er in Rom und in Griechenland gesehen hatte, römisch-griechisch erbaute? So mag denn wohl ein Bauwerk in dem gemischten Stile entstanden sein, wie unser verehrter Meister es in seinem bewunderten Gemälde geschildert hat.'

„Dieser langen Belehrung," erzählte der Vicomte weiter, „hatte der Maler schweigend zugehört. Nur zuweilen zuckte es wie Spott um seinen Mund, und wie heimlich belustigt streifte sein Blick den Sprecher. Ich aber hatte das Empfinden, als ob er das alles, was wir gehört hatten, besser wisse als jener, und dann, ich weiß nicht weshalb, überkam mich das seltsame Gefühl, als müsse der Maler das alles selbst gesehen und miterlebt haben. Lebhaft verlangte ich etwas näheres über ihn und seine Lebensverhältnisse zu erfahren. Deshalb wandte ich mich an jemand in der Gesellschaft, von dem ich voraussetzte, daß er mir wohl etwas darüber sagen könne.

„Der aber zuckte die Achsel. ‚Darüber weiß man nicht viel,' gab er zur Antwort. ‚Niemand von uns hat nähere Beziehungen zu ihm, und außerhalb dieses Kreises, wo er ja auch nur selten erscheint, hat ihn noch niemand gesehen. Man weiß nicht einmal, wo er wohnt, und in sein Haus und in seine Werkstatt hat noch keiner von uns jemals einen Fuß gesetzt. Er kommt nur zum Vorschein, wenn er ein neues Bild ausstellt, das dann, wie Sie wissen, zu horrendem Preise sofort einen Käufer findet. Ehe er aber nach Paris gekommen ist, soll er längere Zeit in Lyon gelebt haben, in ärmlichen Verhältnissen, denn er verkaufte damals auch nicht ein einziges Bild, sei es, daß er nicht wollte oder daß er keine Käufer fand. Dieses weiß ich von einem Advokaten, der ihn kannte und der mir gelegentlich einmal erzählte, daß er in Lyon einen Prozeß für ihn geführt habe. Es handelte sich dabei um eine sehr verwickelte vermögensrechtliche Auseinandersetzung zwischen dem Maler und einem Professor in Rom, dessen in erster Ehe geschiedene Schwester, eine Madame Philipp, wenn ich mich recht erinnere, mit ihrer Tochter damals bei unserem Meister wohnte. Man erzählte aber, daß dieser jene zur Untreue gegen ihren Gatten, der ein Stiefbruder des Malers gewesen sei, verleitete, und daß er sie mit samt ihrer Tochter jenem entführt habe. Um diesen Roman vollkommen zu machen, ging ferner die Rede, daß der Maler selbst auch verheiratet sei, mit einer Jüdin oder mit einer Araberin oder mit dergleichen. Jedoch habe er sich von seiner Frau getrennt, und diese sei zu ihren Eltern zurückgekehrt. Es sei eine dunkle und unaufgeklärte Geschichte, die sich schon vor der Zeit zugetragen, da der Maler nach Lyon gekommen sei. Etwas ganz zuverlässiges wisse wohl niemand darüber. Vielleicht sei das Ganze gar nicht wahr, vielleicht aber sei dieses Familiendrama auch die Ursache der jetzigen gesellschaftlichen Zurückgezogenheit unseres Meisters hier in Paris.' —

„Solches hatte mir der, den ich darnach befragte," fuhr der Vicomte fort, „halblaut zugeraunt, während die Unterhaltung der übrigen weiterging. Es war jetzt die Rede von einem neuen Bilde, an welchem der Maler arbeite. Es sollte natürlich wieder ein herodäisches sein. Niemand wußte etwas bestimmtes darüber. Aber plötzlich, — man hätte nicht sagen können, wie es gekommen sei, — stand fest, daß es Salome, die Tochter der Herodias vorstelle, die, wie die Bibel berichtet, vor dem Könige Herodes tanzte und der zu Gefallen Johannes der Täufer enthauptet wurde. In geistreichen Bemerkungen erging man sich darüber, wie dieser und jener alte Meister diese oft behandelte Figur dargestellt habe und wie ihr etwa neue Seiten abzugewinnen wären. Als einer der bemerkenswertesten Darstellungen wurde dabei auch diejenige Tizians erwähnt, der seine Tochter Lavinia als Salome gemalt hat. Das Bild befindet sich im Museum zu Madrid. Es stellt das schöne Mädchen halb vom Rücken gesehen dar. Ihr Oberkörper biegt sich nach hinten, weil sie in den beiden hocherhobenen Händen eine schwere, silberne Schüssel emporhält. In dieser Schüssel aber liegt das bleiche, blutige Haupt des Täufers. Der Gegensatz der üppig reifen und doch ganz jungfräulichen Schönheit mit dem blutigen, geisterhaft blassen Totenantlitz muß, wie leicht begreiflich, von packender Wirkung sein, und man meinte, schlagender könne man diesen Gegenstand wohl kaum mehr behandeln.

„Diese ganzen Erörterungen wurden aber nur gemacht, um den Maler zu einer Mitteilung über sein eigenes, neuestes Bild zu veranlassen. Das hatte jedoch keinen Erfolg. Wieder, als ob ihn die Sache gar nichts angehe, hörte er die verschiedenen Aeußerungen. Nur einmal, als ich selbst die etwas sentimentale Bemerkung machte, es sei kaum begreiflich, wie Tizian, der seine Tochter Lavinia zärtlich geliebt, diese in so grausig wirkenden Gegensatz hätte bringen können, sah er mich einen Augenblick lang mit dem spöttischen Ausdruck an, den ich schon wiederholt bei ihm beobachtet hatte. Sonst aber brach er mit seinen Fingern einen sehr reifen Granatapfel auf, den sein Diener Ezer vor ihn hingestellt hatte, und zerteilte die zu dieser Jahreszeit seltene Frucht mit würdevoller Langsamkeit. Sorgfältig befreite er das saftige, blutrote Fleisch von den umhüllenden weißlichen Häuten und verzehrte es bedächtig, indem er wieder ein Stücklein nach dem anderen mit den Fingern zum Mund führte. Ab und zu trank er einen kleinen Schluck Wein.

„Nun erwies es sich aber, daß manche der Anwesenden in der herodäischen Geschichte nicht sonderlich Bescheid wußten, und einer that die Frage, ob Herodes, der Tempelerbauer, und jener König, der Johannes den Täufer enthaupten ließ, der nämliche seien.

„Es waren gewiß einige unter uns, die darüber hätten Auskunft geben können, aber merkwürdigerweise antwortete niemand. Auch der Geschichtsprofessor schwieg. Dafür aber richteten sich aller Blicke auf den Maler, und in allen lag die stumme Erwartung, daß dieser antworten werde. Das mochte er empfinden. Er blickte zwar unwillig, beinahe finster, aber er gab Antwort.

„‚Nein,' — sagte er, indem er den Teller mit den Resten des Apfels ein wenig heftig von sich schob, — ‚das war nicht der nämliche. Er war ein Sohn des großen Herodes, aus der Ehe, die dieser nachmals mit seiner Schwester Tochter eingegangen war, und zur Unterscheidung von seinem Vater heißt er Herodes Antipas.' — Das war aber auch alles, was er sagte, und ich glaube, es waren das überhaupt die ersten Worte, die ich ihn an jenem Abend sprechen hörte. Statt seiner aber nahm nun der Professor das Wort und hielt uns einen kleinen Vortrag über die überaus verwickelten verwandtschaftlichen Beziehungen der Herodäer.

Nicht mancher wird davon viel behalten haben. Das, was er über Herodes Antipas berichtete, hat sich aber meinem Gedächtnisse eingeprägt. Dieser war, als nach dem Tode seines Vaters das Reich wieder zerfiel, Tetrarch von Galiläa und Peträa geworden. Nachdem er seine rechtmäßige Gemahlin verstoßen hatte, entführte er seinem Stiefbruder Boëthos, der in der Bibel Philippus genannt wird, die Gattin, Herodias. Das ist aus den Evangelien genügend bekannt. Mit Agrippa, einem älteren Bruder der Herodias, der am kaiserlichen Hofe erzogen worden, dann unter Kaiser Tiberius selbst Prinzenerzieher in Rom gewesen und endlich als Tetrarch das Land des inzwischen gestorbenen Philippus erhalten hatte, geriet er nachmals in Streit wegen großer Vorschüsse an Geld und anderem, die er ihm vordem gemacht hatte. Agrippa aber verklagte seinen Schwager bei Tiberius Nachfolger Caligula wegen eines Bündnisses, das er mit den Parthern gegen die Römer geschlossen habe. Um sich von dieser Anklage zu reinigen, wurde Herodes Antipas nach Rom vor den Kaiser beschieden. Dahin begleitete ihn Herodias, denn sie vermeinte nicht anders, als daß ihr diese Reise großes Glück bringen und daß Herodes das Königreich des Agrippa noch zu dem seinigen gewinnen werde. Das geschah aber mit nichten. Herodes Antipas vermochte jenes Bündnis nicht zu leugnen und wurde darob in die Verbannung nach Lugdunum geschickt."

„Ha," rief unter den Zuhörern des Vicomtes jetzt ein junger Leutnant, der die Gelegenheit benutzen wollte, seine Kenntnisse in der antiken Geographie leuchten zu lassen, „dann wäre er ja sozusagen unser Landsmann geworden, denn Lugdunum ist nichts anderes als unsere gute Stadt Lyon!"

Ob dieser unerwarteten Wendung brach eine allgemeine Heiterkeit aus.

„Ganz recht," sagte der Vicomte, „und dahin zogen Herodes Antipas und Herodias, nur von einem einzigen Diener begleitet, der ihnen in ihrem Unglück treu geblieben war. Seitdem sind sie für die Geschichte verloren und verschollen." —

Nun erging man sich in dem Kreise derer, denen der Vicomte erzählte, in allerlei Bemerkungen über das Verhältnis zwischen Herodes Antipas und seines Stiefbruders Frau Herodias. Man witzelte darüber, machte Vergleiche mit ähnlichen bekannten pariser Vorkommnissen der jüngsten Zeit und beurteilte es, wie man solche Dinge in Kreisen, die es mit der Moral nicht allzu streng zu nehmen gewohnt sind, zu beurteilen pflegt: leichtfertig und eines guten Witzwortes wegen geneigt, über alles Verwerfliche hinwegzusehen.

Nur der Vicomte war ernst geblieben.

„Ebenso," nahm dieser dann seine Erzählung wieder auf, „sprach man auch an jenem Abende und in jener Gesellschaft. Nur der Maler und ich enthielten uns jeder Aeußerung. Ich mochte diesem deshalb wohl auffallen, denn ganz unvermittelt wandte er sich plötzlich mit der Frage an mich: ‚Wie denken Sie darüber, Vicomte?' —

„Da fielen mir die Worte ein, die der Täufer einst zum Könige gesprochen hat, und weil sie meiner Ueberzeugung entsprachen, antwortete ich mit den Worten der Schrift: ‚Es war nicht recht, daß er seines Bruders Weib hatte.' —

„Ich wußte nicht weshalb, aber da ich sie gesagt hatte, erschrak ich vor meinen eigenen Worten. Es war, als ob auch die übrigen ein gleiches Empfinden hätten. Eine kurze, verlegene Stille trat ein, wie es wohl zu geschehen pflegt, wenn in einer Gesellschaft ein einzelner unvermutet eine Taktlosigkeit begeht. Dann aber, wieder wie es unter solchen Umständen zu geschehen pflegt, sprachen sie alle von ganz anderen Dingen, und es war, als habe man von jener Sache gar nicht geredet.

„Ich aber gedachte immer noch der Worte, mit welchen der Evangelist sie uns überliefert hat: . . . . ‚Es kam aber ein Tag, daß Herodes ein Abendmahl gab den Obersten und Hauptleuten und Vornehmsten in Galiläa. Da trat herein die Tochter der Herodias und tanzte und gefiel wohl dem Herodes und denen, die am Tische saßen. Da sprach der König zum Mägdlein: Bitte von mir, was Du willst, ich will es Dir geben. Sie ging hinaus zu ihrer Mutter und fragte: Was soll ich bitten? Die sprach: Das Haupt Johannis, des Täufers. Und sie ging wieder hinein zum Könige und sagte: Ich will, daß Du mir gebest auf einer Schüssel das Haupt Johannis, des Täufers . . . . Und alsbald schickte hin der König den Henker und hieß ihn das Haupt bringen . . . . Der ging hin und enthauptete Johannem im Gefängnis und trug her sein Haupt auf einer Schüssel und gab es dem Mägdlein . . . . Und da die Jünger das hörten, kamen sie, nahmen den Leib und legten ihn in ein Grab . . . .'

„Der Maler hatte sich nicht mehr an der Unterhaltung beteiligt. Finster brütend, wie mir schien, saß er da und blickte wie abwesenden Geistes in das Leere. Eine Stunde mochte dann seit jenem Zwischenfalle vergangen sein, da wandte er sich wieder ganz unvermittelt an mich und sagte in höchst verbindlichem Tone, er würde es sich zu einer Ehre anrechnen, wenn ich ihn einmal in seinem Atelier besuchen wolle.

„Sie können sich denken, wie neidisch mich die übrigen ansahen, denn, wie ich schon erzählte, keiner von ihnen konnte sich bis dahin dieses Vorzuges rühmen. Ja, man wußte ja nicht einmal mit Sicherheit, wo in Paris er seine Werkstatt habe. Mir aber nannte er jetzt die Straße: Rue du vingtneuvième août."

Die Offiziere, denen der Vicomte die Geschichte erzählte, hatten ihn nicht mehr unterbrochen. Jetzt aber machte einer der Jüngeren eine Zwischenbemerkung.

„Eine Straße dieses Namens giebt es gar nicht in Paris," sagte er.

„Doch, doch," widersprach diesem aber ein Hauptmann, ein alter Troupier, der von Kindesbeinen an in Paris gelebt hatte und jedes Gäßchen und jeden Winkel kannte, „es ist eine ganz abgelegene Hinterstraße, die zwischen Gartenmauern hinzieht, unweit der Chapelle Saint-Jean-Baptiste."

„Ganz recht," bestätigte der Vicomte.

„Wie kommt die aber zu dem seltsamen Namen?" fragte dann jemand.

Darauf wußte niemand Bescheid zu geben; nur der Vicomte hatte eine Vermutung. „Es wird mit jener Kirche zusammenhängen," meinte er, „denn der 29. August ist der dem Gedächtnisse der Enthauptung des Täufers geweihte Tag."

„Sonderbar," sagte einer.

Dann fuhr der Vicomte in seiner Erzählung fort.

„Es war ein außergewöhnlich heißer Tag," sagte er, „als ich meinen Besuch ausführte. Durch einen Wagen hatte ich mich hinfahren lassen, denn ich wußte nicht, wo die Straße war, und hatte es dem Kutscher überlassen, sie auszukundschaften. Wunderlich aber erschien mir, als dieser nach einigen Kreuz- und Querfahrten in einer engen, einsamen und menschenleeren Gasse vor einer sehr kleinen Thür am Ende einer langen, fast haushohen Mauer anhielt. Die Thür, mit fremdartig stilisiertem Metallwerk beschlagen, befand sich in einer Nische, die oben einen arabischen Hufeisenbogen bildete; eine Klinke, ein Glockenzug oder ein elektrischer Berührungsknopf aber war nirgends zu sehen. Während ich noch vergebens nach dergleichen suchte, öffnete sie sich ganz von selbst. Man mußte mich, ohne daß ich es bemerken konnte, von innen her gesehen haben. Das wirkte befremdend, fast phantastisch, und etwas zaghaft trat ich ein. Wieder selbstthätig schloß sich die Pforte hinter mir zu. Mein Befremden aber ging in helles Erstaunen über. Es war, als sei ich mit dem einen Schritte über diese Schwelle plötzlich und ohne jede Vermittelung in eine andere Welt und in eine andere Zeit getreten. Nimmer hätte ich geglaubt, daß das, was ich jetzt sah, in Paris existiere, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte.

„Eine hohe Halle aus mächtigen, weißen Marmorsäulen, glatte Schäfte und korinthische Kapitäler, die ein flaches Gebälk trugen, umschloß nach vier Seiten einen weiten, quadratischen Hof. Der Boden dieses Hofes war mit ganz kleingeschlagenen Marmorstückchen sehr sorgfältig bestreut, die von so blendender Weiße waren, daß sie fast schmerzlich auf die Augen wirkte. Hinter der mir gegenüberliegenden Seite der Halle schien ein größeres Haus zu stehen; ein flaches Dach, dessen breite Simsausladung an die Stirnseite egyptischer Tempelbauten erinnerte, wuchs dort über die Halle empor. Zwei Obelisken, schlank und schmal wie Mastbäume, bezeichneten, vor der Säulenhalle stehend, den Eingang zu diesem Hause. In der Mitte des Platzes aber stand ein Marmorwürfel, der wie der Opferstein in dem großen Bilde des Tempelbaues an seinen vier oberen Ecken abgestumpfte Hörner hatte. Die obere Fläche aber war schalenartig vertieft, und aus ihrer Mitte schoß als Springbrunnen ein Strahl rötlich gefärbten Wassers in die Höhe, seltsamer Weise ganz lautlos, wie Oel und ohne das geringste Geplätscher. Das wirkte fast unheimlich. Das Ganze überspannte ein tiefblauer, wolkenloser Himmel. Ueberall herrschte die tiefste Stille; kein lebendes Wesen war sichtbar, kein Laut vernehmbar, kein Hauch zog. Nur die Hitze flimmerte ein wenig wie das leise Atmen der schlafenden Luft. Eine geheime Scheu hielt mich ab, den Kies zu überschreiten und an jenem Brunnen vorbei nach dem Hause zu gehen. Deshalb wandte ich mich rechts und wandelte langsam die eine Seite der Halle entlang über den Steinbelag des Bodens. Ich musterte die kostbaren Teppiche, die hier und da über seidene Schnüre oder goldene Stangen zwischen zwei Säulen aufgehängt waren, Purpur mit Gold durchwirkt, und bestaunte die langen Inschriften, die in hebräischen, griechischen und hin und wieder auch in römischen Buchstaben die aus Marmor gebildete glatte Rückwand der Halle bedeckten. Lange Geschichten, ganze Bücher mußten da eingegraben sein, und es kam mir, während ich das eine oder andere soweit ich es vermochte, zu entziffern versuchte, der Gedanke, daß da wohl manches zu lesen sei, was selbst im Flavius Josephus nicht zu finden sein würde.

„Als ich so, sehend, lesend und staunend weiterschreitend, am Ende dieses Teiles der Halle angekommen, um die Ecke bog, sah ich plötzlich unweit vor mir den Maler im grellsten Sonnenlichte vor einer Staffelei, die da aufgerichtet war, bei der Arbeit. Zögernd näherte ich mich ihm. Er saß auf einem vergoldeten Stuhle, der mit seiner hohen Rückenlehne fast einen thronartigen Eindruck machte. Gekleidet war er in eine tressenreiche Tunika von tiefdunkelblauer Seide. Darüber trug er einen purpurnen Ueberwurf aus gleichem Stoffe, jedoch mit Gold gestickt und an beiden Seiten geöffnet, um das Untergewand zu zeigen. Die Füße, die auf einem vergoldeten Schemel ruhten, steckten in gelbseidenen, sandalenartigen Schuhen, die nur die Ferse und Sohlen bedeckten, den Fußrücken und die Zehen aber unbekleidet ließen; an der großen Zehe des rechten Fußes bemerkte ich einen goldenen Ring mit blutrotem Rubin. Auf dem Haupte hatte er eine steife Mütze, auch von goldgelber Seide, von welcher hinten zwei breite Bänder über den Rücken hingen. Sein glänzend schwarzes Haupthaar und der lange, viereckig geschnittene Bart waren mit der größten Sorgfalt frisiert. Sein Gesicht aber hatte einen ernsten, fast finsteren Ausdruck und trug den Stempel einer unbegrenzten, selbstherrlichen Strenge und Entschiedenheit. Er war so sehr in seine Arbeit vertieft, daß er mein Kommen gar nicht bemerkte, mindestens that er so, obwohl ich ziemlich nahe herangetreten war, sonst hätte ich das alles nicht so genau sehen können. Dann aber streifte mich ein blitzender Blick seines Auges, und er deutete mit der Linken, die eine große Palette hielt, auf einen niedrigeren Stuhl, der links zur Seite stand. Kein Wort sprach er und ließ sich nicht stören in seiner Arbeit. Auch ich blieb stumm. Ich muß gestehen, daß mich alles, was ich sah, wie ein Spuk anmutete, und daß ich das Gefühl hatte, nicht zu wissen, wie ich ihn anreden sollte, denn daß er meine Sprache verstehe, das erschien mir in solcher Umgebung und in solcher Kleidung ganz unglaubhaft und kam mir nicht in den Sinn.

„So saß ich eine ganze Weile neben ihm; es war mir nicht wohl dabei.

„Zudem saß ich so, daß ich nicht einmal das Bild sehen konnte, das er malte. Deshalb musterte ich wieder die Gegenstände, die mehrfach da herumstanden. Seitwärts brannte in einem ehernen Becken ein Räucherwerk. Durch den kunstreich durchbrochenen Deckel, der eine Halbkugel bildete, ringelten sich bläuliche Wölkchen, die erst der Halbkugelform folgten, dann aber sich zu einem dünnen, senkrecht aufsteigenden Faden vereinigten, um sich endlich oben in eine kreisförmige Scheibe zu verbreiten. Auf einem niedrigen Tischchen standen die silberne Weinkanne und der goldene Becher, die ich schon kannte, daneben auf silbernem Teller zwei aufgebrochene Granatäpfel, deren auseinander gepflücktes, rotes Fleisch wie gallertartig geronnenes Blut auf dem Silber lag ....

‚Wenn Ihre gelehrten Freunde hier wären und das sähen, was Sie jetzt sehen, Vicomte,‘ — hub dann der Maler plötzlich zu reden an, indem er mit der die Palette tragenden Hand eine leichte Bewegung machte, — ‚so würden sie das alles wieder als eine Unmöglichkeit und am Ende einen von uns beiden, mich oder Sie — es käme dabei lediglich auf die Voraussetzung an — als einen Anachronismus bezeichnen.‘

„Es lag eine unverkennbare Ironie in diesen Worten, und über sein Gesicht zuckte es dabei wie Spott. Mir aber schwindelte bei der Perspektive, die er mit dieser kurzen Rede vor mir eröffnete, und ich hatte plötzlich das Gefühl, als sei ich gar nicht ich, sondern ein anderer, der vor langen, langen Zeiten, an die niemand mehr dachte, irgendwo und irgendwie einmal gelebt habe. Das Räucherwerk duftete stark und betäubend. Ich empfand, wie es sich schwer auf mein Denkvermögen legte. Um mich dieser Wirkung zu entziehen, auch um endlich das Bild sehen zu können, gab ich meinem Stuhle einen Ruck und kam nun so zu sitzen, daß ich jenes seitwärts vor mir hatte.

„Was er malte, war wirklich eine tanzende Salome, eine schlanke, berückend schöne Mädchengestalt in anmutiger Bewegung. Ihre ringgeschmückten Arme und Füße waren entblößt, sonst war sie ganz in kostbare, bunte Flattergewänder und Schleier gekleidet. Ein mächtiger Wedel, aus Federn gebildet, ganz übersäet mit schillernden Pfauenaugen und glitzerndem Edelgestein, ragte seitwärts hinein und gab den Hintergrund. An diesem Wedel malte der Maler sehr emsig. Durch eine tiefe Luftperspektive von diesem Hintergrunde in prächtiger, plastischer Rundung abgelöst, stand die Figur der Tänzerin mitten in dem Bilde. Keine andere außer ihr war darin. Aber am Boden auf dem Teppiche, auf dem sie tanzte, lag das abgeschlagene Haupt des Täufers. Dieses war am wenigsten fertig in dem Bilde, nur erst in den Umrissen und mit wenigen Tönen, aus welchen ein helles Granatrot hervorstach, angedeutet. Das erweckte meine besondere Teilnahme, denn dieser so einfach auf den Teppich hingekollerte blutige Kopf war zum mindesten eine Sonderbarkeit und mußte, ausgeführt, nicht weniger packend wirken, denn der Kopf in der silbernen Fruchtschüssel der Lavinia Tizians. Ich bemühte mich deshalb, schärfer zu sehen und das nur erst Angedeutete deutlicher zu erkennen.

„Das bemerkte der Maler.

‚Es ist sehr schwer,‘ — sagte er mit leichter Hindeutung auf den Kopf, — ‚so etwas aus dem Gedächtnisse zu malen; man muß dazu unbedingt ein Modell haben.‘ —

„Diese ganz leichthin, wie etwas ganz gewöhnliches gesprochenen Worte durchschauerten mich. Aber er ließ mir nicht Zeit, der dadurch erweckten Vorstellung nachzuhängen. Mit der Rechten, die den Pinsel hielt, deutete er hinauf auf die Tänzerin.

‚Dazu hat mir meine Nichte gestanden,‘ — sagte er, — ‚die Tochter meines Bruders.‘ — Dabei sah er mich wieder mit dem spöttischen Lächeln an, wie er mich damals angesehen hatte, als ich die Bemerkung über das Gemälde Tizians machte. — ‚Nicht wahr, sie ist schön?‘ fuhr er fort.

„Ich folgte seiner Handbewegung, und mein Auge traf in das Auge der gemalten Gestalt. Aber es war, als begegne es dem lebenden Blicke einer Lebendigen, und als husche um den Mund des gemalten Gesichtes ein spöttischer Zug. Das ertrug ich nicht. Es packte mich mit unentrinnbarem Grauen, und ich mußte die Augen schließen, um dem Blicke zu entfliehen.

„Die Schwüle war noch drückender geworden. Die Ambra in dem Räucherbecken duftete noch berauschender. Wie Blei lag es auf meinen Lidern, und ich vermochte nicht, sie wieder zu öffnen. Aber immer noch sah ich die tanzende Gestalt, die nun wirklich zu leben und sich zu bewegen begann.

„Das währte eine ganze Weile.

„Und dann begann der Maler mit dem Bilde zu reden. Regelrechte Zwiesprache hielt er mit der gemalten Figur wie mit einem lebenden Wesen, und sie gab ihm Antwort.

‚Bitte von mir, was Du willst,‘ — sagte er, — ‚und ich will es Dir geben.‘ —

„Und wieder flog der spöttische Zug um ihren Mund, und sie wandte sich ein wenig heraus aus dem Rahmen des Bildes nach der Seite hin. Da stand jetzt neben der Staffelei noch eine andere Gestalt, und ich wußte, das war Herodias, ihre Mutter.

„Zu der sprach sie: ‚Was soll ich bitten?‘

„Da antwortete jene und sprach: ‚Das Haupt des Johannes.‘

„Und das Mägdlein wandte sich wieder hinein in das Bild und streckte die Hand aus und deutete auf mich hinab und sprach: ‚Ich will, daß Du mir gebest das Haupt Deines Gastes . . . .‘

„Da riß ich jählings die Augen auf.

„Wie lange ich in der drückenden Beklemmnis gewesen war, weiß ich nicht. Nichts, aber schien mir, hatte sich währenddem verändert, und alles war, wie es vordem gewesen war. Aus dem ehernen Becken stieg noch immer die dünne, bläuliche Rauchsäule in die Höhe, kerzengerade, unbeweglich, und bildete oben die breite, flache Scheibe. Der Maler saß noch immer vor dem Bilde, wie er vordem gethan hatte. Jedoch malte er nicht mehr an dem Fächer, sondern an dem Haupte, das unten auf dem Teppich am Boden lag, und ich sah, daß dieses in seiner Ausführung sehr viel weiter gediehen war; geschlossenen Auges, bleich und blutig rundete es sich jetzt aus der Fläche des Bildes heraus, wie körperlich greifbar. Daraus entnahm ich, daß ich selbst lange geschlossenen Auges gesessen hatte. Was mir aber befremdlich erschien, war der Umstand, daß der Maler das Haupt gar nicht so darstellte, wie es die Tradition gemeiniglich zu bilden pflegt und wie es auch Tizian gemalt hat, mit einem breiten, struppigen Prophetenbarte, sondern mit einem kurzen Spitzbarte, von ganz modernem Schnitte. Und wie ich länger hinschaute, kam mir erst die Erkenntnis, daß dieses Haupt dem Haupte glich, das die Buxières in ihrem Wappen führten, und dann, daß ich selbst dem Maler als Modell gedient hatte, denn ich erkannte plötzlich meine eigenen Züge, gleich als ob ich in einen Spiegel sähe.

„Da fuhr ich in die Höhe.

„Auch der Maler erhob sich von seinem Sessel und trat herab von dem Schemel, auf dem seine Füße geruht hatten. Rechts neben der Staffelei, dem Maler gegenüber aber stand jetzt eine schöne, stolze Dame in eleganter Ausgehetoilette. Einen hellen Spitzensonnenschirm hielt sie unter den Ellenbogen geklemmt, mit der Rechten knöpfte sie an dem Handschuh der Linken. Zierlich küßte ihr der Maler die Hand. Dann stellte er uns einander vor, erst mich, dann die Dame. — ‚Madame Philipp,‘ — sagte er. — Dabei warf er mir einen Blick zu, der mir finster und drohend erschien. Sie knixte ein wenig, und um ihren Mund spielte dasselbe spöttische Lächeln, wie ich es vordem bei der gemalten Tänzerin gesehen hatte.

„Ein nie empfundenes Gefühl erfaßte mich. Es war nicht Furcht. Diese habe ich nie gekannt. Es war das Empfinden, einer unabwendbar erscheinenden, geheimnisvollen Drohung gegenüber zu stehen, gegen die der Mut des Mutigsten nichts vermag, gegen die ankämpfen zu wollen, eine aussichtslose Tollkühnheit ist. Welche Worte ich gesprochen habe, ob ich überhaupt etwas gesprochen habe, das weiß ich nicht. Fort, nur fort, das war der einzige Gedanke, den ich dachte . . . .

„So eilte ich die Halle entlang und suchte die Thür, durch die ich gekommen war. Als ich sie erreichte, stand der arabische Diener des Malers, Ezer, den ich wohl beim Eintreten übersehen hatte, wie eine Wache neben ihr. Wie eine Bildsäule stand er da, mit dem Rücken dicht an der glatten Marmorwand. Seine langen, braunen Arme waren nackt. Sonst war er gekleidet in ein vom Halse bis zu den Füßen hinabreichendes, scharlachrotes Gewand. Um die Hüften trug er, mehrfach herumgelegt, einen Gürtel von gleicher Farbe; wagerecht darin stak ein kurzes, breites Schwert mit zweihändigem Griff. So kannte ich ihn aus den beiden Johannisbildern, zu denen er für die Figur des Henkers Modell gestanden hatte. Auf den Griff seines Schwertes legte er wie salutierend seine Rechte, als ich mich ihm nahte. Dabei grinste er und bleckte zwei Reihen weißer Zähne. Wieder wie beim Kommen öffnete sich dann die Thür durch eine unsichtbare Einrichtung wie von selbst; ihr Flügel verdeckte die rote Gestalt. Da eilte ich hinaus auf die Straße . . . .“

Der Vicomte schwieg. Er zog seine silberne Tabaksdose heraus und wickelte sich eine neue Zigarette.

„Und jetzt werden Sie begreifen,“ fuhr er dann fort, „weshalb ich mich in Paris nicht sicher fühlte.“

„Aber,“ riefen nun alle, „Sie werden doch nicht ernstlich an diesen Spuk glauben?“

„Nicht, daß Ihnen von einem Bilde Gefahr drohe?“

„Sie werden eingeschlafen sein und geträumt haben.“

„Zweifellos.“

„Allerdings einen seltsamen Traum.“

„Bei der Schwüle und in der phantastischen Umgebung, die der Maler sich geschaffen hatte, jedoch ganz begreiflich.“

„Ganz begreiflich.“

„Gewiß,“ sagte der Vicomte und blies das Streichholz aus, mit dem er die Zigarette entzündet hatte. Dann that er ein paar schnelle Züge und blies den Rauch hastig von sich. — „Gewiß, es ist eine ganz begreifliche und beinahe lächerliche Sache. Ich weiß es. Aber was wollen Sie? Damals und so lange ich in Paris war, stand ich unter dem Eindrucke dieses Erlebnisses wie unter dem Eindrucke einer Gefahr, die überall hin mich verfolgte. Ich bin überzeugt, ich wäre wahnsinnig geworden, wenn ich mich diesem Eindrucke nicht entzogen hätte. Deshalb ergriff ich die erste Gelegenheit, dauernd oder wenigstens für längere Zeit aus Paris fortzukommen. Von dem Augenblicke an aber, in dem ich Paris verließ, verlor sich jenes Gefühl; ich fing an, mich wieder sicher zu fühlen und heute — heute lache ich darüber.“

Er lachte wirklich. Auch die übrigen lachten.

Eine Weile sprach man noch davon. Dann glitt die Unterhaltung auf andere Gegenstände. Darüber war es Nacht geworden, und endlich begab man sich zur Ruhe.

Tiefe Stille herrschte im Lager. Nur ab und zu vernahm man den leisen Ruf der Wachen.

Zwischen der dritten und vierten Morgenstunde aber wurde es plötzlich lebendig. Die Trompeter bliesen Alarm. Alles sprang auf, schnallte den Säbel um und griff nach Revolver und Flinte. Der Feind hatte einen nächtlichen Ueberfall versucht, der aber an der Wachsamkeit der Posten gescheitert war.

„Des Königs Weiber sind es, die Amazonen," lautete die Meldung.

Jetzt galt es, diesen den Lohn für die Störung zu zahlen. Schnell waren die kleinen Abteilungen gebildet, die den sich wieder in die Büsche Zurückziehenden folgen sollten. An der Spitze einer solchen Abteilung befand sich der Vicomte, der seinen Leuten voran in das Dickicht drang.

Aber man fand niemand. Schnell wie sie gekommen, waren die weiblichen Krieger wieder verschwunden. Die einzelnen Abteilungen kehrten, eine nach der anderen, in das Lager zurück, und kaum eine Stunde später herrschte wieder die nämliche Stille, wie kurz vor dem Ueberfalle.

Am anderen Morgen aber, als die Offiziere sich zum Frühstück versammelten, fand sich, daß der Vicomte fehlte. Da begann man die Gebüsche abzusuchen, und nicht lange dauerte es, da stieß man auf seine Leiche. Der Kopf aber war vom Rumpfe abgeschnitten, und des Königs Kriegsweiber hatten ihn als Siegeszeichen mit sich hinweggenommen.

Da nahmen seine Kameraden den Rumpf und legten ihn in ein Grab.

Das Datum des Tages aber, an welchem sich dieses begeben hat, war der 29. August.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Im „Hamburgischen Korrespondenten" (Beil. 10, 11) veröffentlicht Ludwig Geiger unter dem Titel „Elise Reimarus und Moses Mendelssohn" eine Reihe von Briefen, die diese in den Jahren 1779 bis 85 an den berliner Philosophen richtete. In den ersten dieser für die Charakteristik der trefflichen Frau wertvollen Briefe handelt es sich um die Pränumeranten-Sammlung für Mendelssohns Bibelübersetzung, eine Angelegenheit, die Elise mit größerem Eifer als Erfolg betrieb, sodann um die Schriftstellerei des philosophisch und kritisch thätigen Hennings, eines Schwagers ihres Bruders J. A. H. Reimarus. Den Mittelpunkt der folgenden Briefe bildet der Jacobi-Mendelssohnische Streit, an dem Elise Reimarus insofern beteiligt war, als sie dem berliner Freunde die Mitteilung Jacobis über Lessings Spinozismus zuerst überbrachte und voller Entrüstung diese Anklage zurückwies. Blieb nun aber trotzdem zwischen ihr und Jacobi eine gewisse, durch die Familienfreundschaft unterhaltene Vertraulichkeit bestehen, so darf, nach Geigers Urteil, nicht im mindesten ihre innige Teilnahme an Mendelssohn bezweifelt werden. „Ihr Unwille gegen Jacobis Verfahren war gewiß echt, aber freilich nicht stark genug, um die langgehegte Verbindung mit dem alten Freunde aufzugeben. Jedenfalls erscheint Elise auch in diesem Briefe, wie in allen Dokumenten, die man von ihr kennt, von der besten und edelsten Seite. Verständig, eifervoll, treu festhaltend an der einmal erkorenen Sache, innig ergeben den Menschen, die sie als Freunde erwählte, und dabei doch nicht bloß der Sache hingegeben, sondern von zartester Weiblichkeit erfüllt." — Das Lebensbild der Christine Reimarus, die 1796 den französischen Gesandten Karl Reinhard heiratete und mit ihm die aufregenden Zeiten der Revolution und des Kaiserreichs durchmachte, zeichnet H. Lobedan (Beil. z. Nordd. Allg. Ztg. 126a, 127) im Anschluß an die Publikation der Baronin von Wimpffen, geb. Reinhard: Une femme de diplomate. Lettres de Mme. Reinhard à sa mère 1798—1815. Traduites de l'allemand et publiées pour la Société d'Histoire (Paris, Picard et Fils 1901). Graf Karl Reinhard, einst schlichter Pfarrerssohn aus Schorndorf in Württemberg, war bekanntlich in seiner Jugend selbst mit Dichtungen hervorgetreten, darin von Schiller ermutigt worden, und führte mit Goethe, den er 1807 als französischer Gesandter in Karlsbad kennen lernte, einen Briefwechsel bis 1832. — Ueber den württembergischen „König Wilhelm II. und die Schillerverehrung" schreibt Generalmajor z. D. A. v. Pfister zum Jubiläumsbundestag württembergischer Kriegervereine und verweist dabei auf die vom König gewünschte Umwandlung des marbacher in einen schwäbischen Schillerverein (Württemb. Krieger-Ztg. 23). — Aus „Carl Alexanders persönlichen Erinnerungen an Goethe", wie sie ein Aufsatz C. Rulands im 23. Bande des Goethe-Jahrbuchs enthält, teilt die Weimarische Ztg. (133) einige Abschnitte mit. — Ebendort beschäftigen sich mehrere Schriftsteller mit der vom Chefredakteur Ernst Wachler angeregten Frage „Wie kann Weimar zu einer neuen litterarischen Blüte gelangen?" Wachler will (131) die Rolle des Erben mit der schwereren des Führers vertauscht wissen, will Widerstand gegen die graue, einförmige Sündflut der Großstadt-Litteratur, gegen die internationale Litteratur, die von unserer Nationalpoesie, den Nibelungen, Goethe und der Romantik durch einen Abgrund getrennt sei, will die Wiedergeburt des deutschen Volksgeistes, den Ausbau eines uns eigentümlichen Theaters, und sehnt die Zeit herbei, in der als ein Hort des Idealismus Weimar-Eisenach den Mittelpunkt einer nationalen Wiedergeburt in Schrifttum und Kunst bilden würde. — Fritz Lienhard greift sodann (133) dieses Thema auf und schreibt „Wartburg-Gedanken über Heimatkunst und Dezentralisation" nieder. Seine Losung ist: Freiheit der Entfaltung über ganz Deutschland hin, statt des einen Riesenzentrums Berlin. Das wahre Weimar der Zukunft liegt ihm nicht hier, noch dort, sondern in Persönlichkeiten, in denen Schillers und Goethes, Walthers und Wolframs, Luthers und der edlen Elisabeth Geist Gewalt hat. „Modern sein heißt für den Deutschen — deutsch sein und aus unserer Art, Geschichte, Anlage, Landschaft heraus schaffen und dichten. Modern sein heißt also für uns, die materialistischen Kulte [?] Zolas, die skeptischen Analysen der Norweger, die Verzerrungen D'Annunzios ablehnen. Modern sein heißt die besten und edelsten Kräfte unseres Organismus zu bestmöglicher Entfaltung bringen, die minderwertigen Triebe aber zurückdämmen." Auf diesen Kämpfer für den deutschen Idealismus folgt (135) Ernst von Wildenbruch, der sich mit Wachlers Ausführungen über Heimatkunst im Prinzip einverstanden erklärt und dazu meint: „Alles, was ich geschrieben habe, ist Heimatkunst, wie ich sie aus meiner Art und Natur auffasse, nicht Heimat-Winkelkunst, sondern Heimat-Höhenkunst, nationale, deutsche." An die Kontroverse zwischen W. v. Scholz und dem Letztgenannten (vgl. Sp. 1049) erinnert ein „scherzhafter Dialog" (136), der diese ernste Frage mit leichter Satire auf persönliches Gebiet hinüberspielt. Mit voller Zustimmung begrüßt ebendort Hermann Friedrichs die Ausführungen Ernst Wachlers. — „Zur Bühnengeschichte von Gutzkows ‚Uriel Acosta'" liefert H. Jantzen einen Beitrag, der eine Berichtigung und Ergänzung der betreffenden Partieen in H. H. Houbens „Gutzkow-Funden" enthält (Voss. Ztg. Beil. 24). — Dieser spricht im Anschluß an den neunten Band von R. M. Werners Ausgabe über „Hebbel als Historiker", d. h. über die beiden Bändchen, die Hebbel unter dem Pseudonym eines Dr. Franz für eine historische Volksbibliothek zusammenschrieb (Nordd. Allg. Ztg. 130). — Eine Reihe von süddeutschen Dichtern aus der Mitte des letzten Jahrhunderts begegnet uns weiterhin. Julius Rieffert zeichnet nach Maynes Biographie das Lebensbild Eduard Mörikes (Wiss. Beil. z. Leipz. Ztg. 66), Wilhelm Kratt und S. Rothschild schildern ein schwäbisches Dichterheim, das Kernerhaus in Weinsberg, und gedenken dabei des nun 85jährigen Hofrats Theobald Kerner, der das an Erinnerungen so reiche Heim sein Vaters mit stiller Pietät pflegt (Der Tag 273; Münchn. Allg. Ztg. 161), und W. Kosch verehrt in einem jüngeren Landsmann

Mörikes und Kerners, in Heinrich Hansjakob, einen Meister der schwäbischen Heimatkunst (Graz. Volksbl. 154, 178). — Zur Schweiz hinüber lenkt ein Aufsatz von Johannes Proelß „Scheffel und sein schweizer ‚Doppelgänger'" (Beil. z. Allg. Ztg. 122). Gemeint ist der Dichter und Maler August Corrodi, der, wie Scheffel, im Februar 1826 geboren, sich ebenso aus einem vom Vater gewünschten Studium hinaussehnte und wie Scheffel den Konflikt einer Doppelbegabung auszufechten hatte. Einige ungedruckte herzliche Briefe Scheffels sind dem Aufsatze beigefügt. — In seinem Hange zur Dichtkunst war Corrodi vor allem durch den münchener Aufenthalt und den Verkehr mit einzelnen Poeten aus Geibels Kreise bestärkt worden. Von ihnen und andern Anhängern des Klassizismus war in dieser Berichtszeit öfter die Rede. So veröffentlicht Theodor Heyse ein wertloses Kindergedicht, das Paul Heyse (sein Vetter) mit zwölf Jahren bei einem Familienkongreß von 33 Heyses in Magdeburg verbrochen hatte („Die Wiege eines Dichters", Magdeb. Ztg. 281); Georg Ellinger charakterisiert Wilhelm Hertz als Dichter und Uebersetzer (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 22), Harry Mayne betrachtet Gustav Freytag als Tagesschriftsteller" (Nat.-Ztg. 374; vgl. LE IV, 1249 f.), W. Schollmeyer veröffentlicht „Erinnerungen an Julius Grosse" (Magdeb. Ztg. 269) und Günther von Freiberg steuert einen Aufsatz zum Gedächtnis an den verstorbenen Prinzen Georg von Preußen bei (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 22). — Die großen Schwierigkeiten, die sich bei einer dichterischen Behandlung des Ahasver-Stoffes ergeben, beleuchtet W. v. Scholz, um dann besonders an Wilbrandts „Meister von Palmyra" zu zeigen, wie hier die beiden uralt menschlichen Ideen, die vom Ahasver und der Gedanke der Seelenwanderung miteinander verschlungen und in dichterisches Leben umgesetzt sind („Der Meister von Palmyra und Ahasver", Beil. z. Allg. Ztg. 127). — Den letztgenannten reiht sich, völlig in den Anschauungen der Klassiker wurzelnd, Richard Türschmann an, der bekannte Rhapsode, der aber, wie Alfred Klaar erzählt („Erinnerungen an einen Großen", Königsb. Allg. Ztg. 257), auch selbst dichterisch thätig war und einer kleinen Gemeinde „liebenswürdige, anmutige, von der feinsten Kultur gewürzte Reliquien" hinterließ. — Einem „Gottlosen" ruft Peter Rosegger in persönlicher Dankbarkeit und Liebe ein letztes Wort nach, dem vor kurzem verstorbenen Adalbert Svoboda (Zeitgeist 22). Er, der Atheist, war in seiner Gottlosigkeit gut und glücklich und glaubte, daß es in ihr auch jeder andere sein müßte. „Ich habe nie," sagt Rosegger von seinem Freund und Förderer, „einen frommen Gläubigen gesehen, der liebevoller, opferwilliger, natur- und kunstfreudiger und abholder aller Gemeinheit gewesen wäre, als es Adalbert Svoboda, der ‚Gottlose', war." Von seinem Wirken an der Grazer Tagespost weiß Rosegger nur rühmliches zu melden. „Wenn in den Alpenländern heute freisinniger Humanismus, Volksliebe, Bildungsfreude, Kunstsinn reift, so hat vor einem Menschenalter Svoboda den Samen dazu gelegt." Sein Blatt war ein Hauptkulturträger, das Wort im politischen, nationalen, gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und litterarischen Sinne genommen. — Solchen Gedanken über deutsch-österreichische Kultur- und Litteratur-Zustände schließen sich bemerkenswert viele Ausführungen der letzten Wochen an. Die Segnungen der neuerdings leidenschaftlicher als je betonten „Heimatkunst" sieht Max Morold im letzten Jahrhundert stets über die österreichische, insonderheit die wiener Litteratur ausgebreitet (N. Wien. Tagbl. 152). Grillparzer, Raimund, Nestroy, Saar, Marie Ebner-Eschenbach, Anzengruber und nicht zuletzt Adalbert Stifter werden da genannt. Mit diesem besonders beschäftigen sich Alfred Klaar („Adalbert Stifter als Maler", Voss. Ztg. 269) und E. Morgan („Ein ungeschriebenes Werk Stifters" [eine romantische, in Stuben spielende Erzählung auf historischer Grundlage, die den Dichter im letzten Jahre vor seinem Tode beschäftigte], Wien. Morgen-Ztg. 155). — „Neue Werke nationaler Heimatkunst in Oesterreich" (von K. M. Heidt, F. Himmelbauer, M. R. v. Stern, J. Syrutschek, R. Holzer, Frz. Wolff und A. v. Wallpach) bespricht Karl Bienenstein (Dtsche. Welt 35), und mit lustigem Geplänkel gegen die „Herren Berliner", die „Litteraturbonzen" der deutschen Reichshauptstadt, führt Fritz Grünbaum als einen viel versprechenden Dichter Jung-Wiens Raoul Auernheimer vor (Mähr.-Schles. Corresp., Litt. Beibl. 9). Ebendort bespricht E. Schick K. H. Strobls Studentenroman „Die Baclavbude", ein Werk, das W. v. Wymetal als „Oesterreichs ersten realistischen Roman" kennzeichnet (Tagesb. a. Mähr. u. Schles. 263). — Von K. H. Strobl selbst stammt ein Nachruf auf Josef Trübswasser, den Vorwärtsstürmer trotz Skepsis und Pessimismus, den Wahrheitsfanatiker, der die reichsten Anlagen zum Dramatiker besessen habe, dessen Dramen aber von der Zensur verboten und sonst totgeschwiegen wurden, so daß Mut und Kraft zum Leben dem Ruhelosen abhanden kamen (ebenda 261). — In das unerschöpfliche Kapitel „Zensur" gehört auch ein Feuilleton von E. Menes, der das zweite Drama der von A. Müller-Guttenbrunn herausgegebenen „Verbotenen Bühnenwerke", R. Bozykowskis „Harte Hände" vom antisemitischen Standpunkt aus freudig begrüßt (Dtsch. Volksbl., Wien 4825). — Unter der Spitzmarke „Kunst und Ultramontanismus" betrachtet E. Wolff das von der ultramontanen Presse angegriffene Trauerspiel „Die Sturmglocke" von A. Vogeler und erklärt dessen Verbannung von der Bühne aus konfessionellen Gründen für eine Anmaßung (Nat.-Ztg. 353). — Kurz erwähnt seien einige ausführlichere Sammelbesprechungen, so von J. Kaisler (Nordd. Allg. Ztg. 135) über „Neue Dramen und was sie von der Zeit künden" (O. Borngräber, F. Lienhard, R. M. Rilke), von Th. Kappstein über V. Blüthgens Roman „Die Spiritisten" (Berl. Tagebl. 284), von K. P. über Clara Viebigs „Wacht am Rhein" (Beil. z. Rhein. Cour. 373), von K. Berger über „Neue Romane und Novellen" (Frenssen, Friedr. Huch, Heyse, Lucy du Bois-Reymond und A. Sperl; Dtsche. Welt 35) und ebendort (36) von Fritz Lienhard über Frauenlyrik (M. Eck, D. Stieler, A. Miegel, L. v. Strauß-Torney, E. v. Bülow u. a.).

* *

Zur ausländischen Litteratur liegen nur wenige Beiträge vor. „Einem Feuilleton J. Goldbaums über „Tschaikowsky und Tolstoi" (Wien. Morg.-Ztg. 159) ist zu entnehmen, daß der Komponist mit überschwänglicher Begeisterung zu dem Dichter wie zu einem Halbgott aufschaute von Tolstois erstem öffentlichem Auftreten an. — Den Inhalt einer „neuen Erzählung von Anton Tschechow" — Archirej, der Erzbischof — giebt das Berl. Tagebl. (272) wieder. Sonst erscheint Tschechows Name in Verbindung mit Korolenko und Gorki in einem Aufsatze A. L. Wolynskis, den Josef Melnik für die St. Petersb. Ztg. (137) verdeutscht hat. — Mit Björnsons „Laboremus" beschäftigt sich vornehmlich die wiener Tagespresse anläßlich der Aufführung dieses Stückes im Burgtheater. Hervorgehoben seien die Besprechungen von H. Bahr (Oestr. Volksztg. 148), G. Davis (Reichswehr, Wien 2984), W. Handl (Mont.-Pr. 22), L. Hevesi (Fremdenbl., Wien 148), R. Holzer (Wien. Abendp. 126), M. Kalbeck (N. Wien. Tagbl. 149) und H. Wittmann (N. Fr. Pr. 13566). — Mit großer Wärme besprechen Franziska Mann (Der Tag 267) und M. Necker (N. Wien. Tagbl. 157) die Essaisammlung „Das Jahrhundert des Kindes" von Ellen Key. — Eine Kritik von Maeterlincks „Monna Vanna" schließt H. Wittmann (N. Fr. Pr. 13563) mit den Worten: „Maeterlinck wird wohlh in und wieder zum Symbolismus zurückkehren, wenn ihn nämlich sein Stoff dazu nötigt, wenn sich ihm das Symbol als das selbstverständliche poetische Ausdrucksmittel aufdrängt. Für die ‚Richtung' scheint er vorderhand verloren, dafür hat ihn die Dichtung gewonnen." — In einem „Choiseul et Voltaire d'après les lettres inédites du duc de Choiseul à Voltaire" betitelten Werke legt ein junger

französischer Gelehrter, Pierre Calmettes, 43 Briefe des Ministers an den Philosophen vor, die nach Ola Hanssons Mitteilungen (Frankf. Ztg. 153, 154) ein doppeltes Interesse bieten: einesteils zur Kenntnis der politischen Geschichte jener Zeit, andererseits zur persönlichen Charakteristik leitender Männer wie Choiseul, Voltaire und Friedrich II. — Mit Molières „Geizhals" beschäftigt sich eine kleine Studie von Konrad Meier (Dresdn. Anz., Mont.-Beil. 23). — Eingehender betrachtet werden Paul Bourgets „L'Etape", der „Roman des Traditionalismus" von Felix Vogt (N. Zürich. Ztg. 161) und Yvette Guilberts „Ueberbrettl"-Roman von A. Stern (Dresdn. Journ. 127). — A. v. Ende widmet Bret Harte einen Nachruf (Beil. z. Allg. Ztg. 128), in dem der Verstorbene als Gründer eines durchaus einheimischen, charakteristisch westamerikanischen Schrifttums und als Schöpfer einer amerikanischen Heimats- und Wirklichkeitskunst charakterisiert wird. — Bitter klagt über „Englische Vernachlässigung alt-indischer Dichtung" Karl Blind (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 23). Von Kalidasa, dessen Sakuntala noch heute auf indischen Bühnen oft aufgeführt wird, ist in den gebildeten Kreisen Englands kaum der Name bekannt. Diese Unwissenheit, die nahe an hochmütige Verachtung streife, empfinde der gebildete Inder sehr tief, und, je mehr in Indien sich Bildung in weitere Schichten verbreite, desto mehr müsse auf die Dauer die Zerreißung des geistigen Bandes zwischen England und Indien wirken. — Mit einem sizilianischen Dichter, dem Lyriker Cannizarro, macht uns M. Landau näher bekannt (Wien. Fremdenbl. 158).

* *

Neben einigen Themen aus der Theatergeschichte sind noch Stoffe allgemeinerer Art behandelt. Von einem Volksspiel in Tangermünde berichten die „Berl. N. Nachr." (263). Die schon von Th. Fontane in seinem Roman verherrlichte Grete Minde hat ein Diakonus Koch in Herklingen zum Mittelpunkt eines Volksschauspiels gemacht, das von Einwohnern Tangermündes aufgeführt wurde. — Von einem ähnlichen Unternehmen, den walliser Volksschauspielen, meldet E. Platzhoff-Lejeune (Zürich. Post 133; s. unten Sp. 1354). — „Beiträge zur Geschichte des frankfurter Schauspielhauses" veröffentlicht F. v. R. (Frankf. Gen.-Anz. 134), während die Geschichtsschreiberin des frankfurter Theaters, Elisabeth Mentzel, an die erste Aufführung von Klingers „Sturm und Drang" in Frankfurt (2. Juni 1777) erinnert (Frankf. Ztg. 150). — „Das Facit der berliner Meisterspiele" zieht Alfred Klaar (Tagesb. a. Mähr. u. Schles. 251). Kläglich habe die Theorie von den Meistern, die sich im Handumdrehen verstehen, Schiffbruch gelitten, dagegen lasse sich von den Vorstellungen geschlossener Ensembles und ihrem gegenseitigen Wettkampf Fruchtbares für die Zukunft erwarten. — Zum Schlusse seien noch einige Aufsätze verschiedener Art angeführt: eingehend bespricht Richard Streiter Konrad Langes Werk „Das Wesen der Kunst" („Illusions-Aesthetik", Beil. z. Allg. Ztg. 131—133). — August Rouland betritt das vielerforschte Gebiet der „Grenzen der Poesie und Musik" (Reichswehr, 2989), und Otto Ammon untersucht das Verhältnis von „Rassenproblem und orientalischer Schriftstellerei" (Dtsch. Welt 35, 36).

Dr. Paul Legband.

„Die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung." Von Dr. Th. Poppe (Frankf. Ztg. 150; desgl. von Dr. H. Zimmer, Tägl. Rundsch., Beil. 127). Begrüßen die Gründung der unter jenem Namen gebildeten Gesellschaft und betrachten ihr Programm (s. unter „Nachrichten").

„Eine Volksbibliothek." Plauderei von Dr. E. Werner (Beil. z. Nordd. Allg. Ztg. 133). Handelt von der Auswahl und Herstellung von Meyers Volksbüchern.

„Eigennamen." Von J. Ziegler (N. Wien. Tgbl. 151).

„Gratulationsstil" [und seine Verlotterung] (Wien. Allg. Ztg. 7269).

Echo der Zeitschriften

Deutsche Revue. (Stuttgart.) Maiheft. In den letzten Jahrzehnten haben die einzelnen Bundesstaaten Hervorragendes auf dem Gebiet der Volksbildung und Volksaufklärung geleistet, während das Reich gerade in dieser Hinsicht sich ziemlich passiv verhalten hat. Von dieser Thatsache geht Graf von Rehbinder aus, um eine bejahende Antwort auf die Frage zu geben: „Fehlt uns eine Reichsbibliothek?" Er begründet deren Notwendigkeit damit, daß für die gesamte deutsche Geistesproduktion eine Centrale vorhanden sein müsse, die vor allen noch so trefflichen Landesbibliotheken den Vorzug der Vollständigkeit voraus habe. Im einzelnen entwirft er dann Plan und Grundsätze, nach denen diese in Berlin zu errichtende Reichsbibliothek einzurichten und zu verwalten wäre. — Seine „Pariser Besuche" hat Frédéric Loliée fortgesetzt und schildert nun ein Plauderstündchen bei Georges Clémenceau. Erwähnenswert sind aus dieser Skizze einige Bemerkungen Clémenceaus über sein Drama „Voile du Bonheur"; er schuf es, indem er durch seinen persönlichen reinen und lebendigen Stil hindurch so genau wie möglich den Texten der chinesischen Autoren folgte, mit sorgsamer Hand ihre Metaphern zusammenlas, ihre duftenden oder von Edelsteinen rieselnden Bilder in die französische Sprache übertrug und dem Spiel seiner Personen originelle Redeweisen und originelle Lokalfarbe anpaßte. Auch im Aeußeren sorgte er bei der Aufführung für eine raffinierte Natürlichkeit in der Schaffung des chinesischen Milieus. — Aus dem Juniheste sei ein kleiner Aufsatz von Th. Gomperz über „Erwin Rohde" erwähnt, der die von O. Crusius geschriebene Biographie des Verstorbenen empfiehlt und zur Charakterisierung von Rohdes Eigenart einige seiner Aphorismen mitteilt.

Deutsche Rundschau. (Berlin.) XXVIII, 8. Mit biographischen Notizen leitet M. v. Brandt einen Aufsatz ein, der von Maxim Gorkis Werken und seiner Stellung in der russischen Litteratur handelt. Als Facit dieser Untersuchungen ergeben sich die Sätze, daß Gorki dort, wo er Selbsterlebtes, Selbstgefühltes erzählt, Dichtungen von seltener Kraft und trotz des widrigen Stoffes von eben solcher Schönheit liefert. Nur wo er psychologische Fragen eingehend erörtere (wie in „Foma Gorjejew" oder „Ein junges Mädchen"), da schwinde ihm die Kraft oder er gleite in die schmutzigen Wässer des französischen unsittlichen Sittenromans. Wo Gorki Russe bleibe, da zeichne er Menschen, die nach Schnaps und Schweiß riechen, aber lebenswahr sind, Menschen von Fleisch und Blut. „Darum wird auch die Lektüre seiner Schriften nie so nervenzerrüttend und ungesund auf uns wirken wie viele Produkte der nordischen Schule, besonders die ibsenschen Schauspiele . . . ." — Schritt für Schritt verfolgt im 9. Hefte Otto Frommel „Gottfried Kellers religiöse Entwickelung", indem er dieser Untersuchung Kellers eigene Geschichte seines innern Werdens zu Grunde legt, wie sie im „Grünen Heinrich" sich findet, und mit besonderer Sorgfalt die religiösen Momente beachtet. Als vortreffliche Ergänzung dazu ist Kellers Briefwechsel verwertet und schließlich als eine Quelle von unschätzbarem Wert die Novelle „Das verlorene Lachen", die das Urteil des gereiften Mannes über die religiösen und kirchlichen Fragen enthält. — Auf zwei „ungelesene Bücher als Zeichen der Zeit" macht Ferdinand Laban aufmerksam, auf zwei Bücher, deren innerer Wert von niemandem bezweifelt wird, die Eingang gefunden haben in die unzerstörbare geistige Schatzkammer der Menschheit, auf Giacomo Leopardis Gedichte, die Paul Heyse 1878 verdeutschte, und auf die im gleichen Jahre vom Grafen Schack übertragenen „Strophen des Omar Chijam". Beide

Bücher werden selten gelesen und nie gekauft, während in Italien eine Leopardi-Begeisterung herrsche und in der englisch sprechenden Welt ein schwärmerischer Omar-Kult. Aus diesen Thatsachen zieht Laban den Schluß, daß unter uns die Empfänglichkeit für die zartesten geistigen Reize künstlerischer Art eine Abstumpfung erfahren haben müsse. Die vita contemplativa — den Ausdruck im edelsten Sinne verstanden — sei durch die Vehemenz der vorbrechenden vita activa geschädigt worden. — Im Geh. Staatsarchiv zu Berlin hat W. Mangold eine Reihe von unbekannten Gedichten Friedrichs des Großen aufgefunden, die zum größten Teil aus der rheinsberger Zeit (1736 bis 1740) stammen, und über die er kurz berichtet. — Erwähnt sei noch, daß im Junihefte ein umfangreicher Aufsatz von G. Droysen seinen Abschluß findet, der in der Aprilnummer begann und häufig litterarisches Gebiet streifte: „Johann Gustav Droysen und Felix Mendelssohn-Bartholdy".

Die Frau. (Berlin.) IX, 8, 9. Stefanie Oppenheim versucht, das meist so falsch beurteilte Wesen und Leben Johanna Schopenhauers in wahrem Lichte zu zeigen. Mit kurzen Zügen entwirft sie ein Bild von den Kinder- und Mädchenjahren Johannas in Danzig, schildert die Ehejahre an der Seite des kühlen, reservierten Gatten, um dann des längeren bei der Zeit zu verweilen, in der Johanna Schopenhauer nach dem Tode ihres Mannes ihre zweite Jugend inmitten des geistigen Lebens in Weimar durchlebte. Ihre Beziehungen zu Goethe, ihre bedeutende Stellung im gesellschaftlichen Leben werden hier mit ihren eigenen Worten aus Briefen geschildert, sodann die wachsenden Kämpfe verfolgt, die zur Entfremdung zwischen Mutter und Sohn führten. Von den einzelnen Gestalten, die ihr im Leben näher traten, erscheint Carl Ludwig Fernow schärfer charakterisiert. Er hatte auf ihre Entwickelung den größten Einfluß ausgeübt und sie in Kunst und Litteratur ebenso eingeführt, wie ihr als wärmster und aufrichtigster Freund zur Seite gestanden. Nach seinem Tode trat sie mit ihrem „Leben Fernows" zum ersten Male als Schriftstellerin an die Oeffentlichkeit. Diese Biographie verrate eine Wärme und Innigkeit, die Johanna Schopenhauer in den Büchern eigener Erfindung nicht besessen habe. Hier sei sie die Schöpferin des später in Mode gekommenen Entsagungsromans. Ohne Temperament und ohne Phantasie trete sie an ihre Schilderungen heran und zeichne durchweg Typen an Stelle von Charakteren. Ueber den Durchschnittsroman erhebe sie sich nur durch die gute Komposition, durch Stil und Bildungsgrad. Das Wesen Johanna Schopenhauers selbst wird endlich darin zusammengefaßt, daß ihr ein großes Teil ernster künstlerischer Begabung, feine, echt weibliche Beobachtung und natürlicher Instinkt für die höheren Aufgaben des menschlichen Lebens eigen waren, daß aber ein zum größten Teil dahingetändeltes Leben unter den günstigsten äußeren Bedingungen eine kalte Egoistin aus ihr machte, die sich von allem Peinlichen und Aufregenden mit aller Macht zurückhielt, um sich jede mißliche Stimmung fern zu halten. — Im gleichen Hefte widmet E. A. Regener Heinrich Seidel zum 60. Geburtstage einen Aufsatz, der sich im wesentlichen an Seidels eigenen Lebensbericht „Von Perlin nach Berlin" anschließt, und Frieda Freiin von Bülow bespricht den Novellenband „O Freiheit!" von Johanna Niemann.

Der Kunstwart. (Dresden.) XV, 16. Es ist bekannt, welche Bedeutung die Liebhabertheater für die kleinbürgerlichen Kreise in großen und kleinen Städten, Flecken und Dörfern haben. Ferdinand Gregori nun zieht in einer ernsten Plauderei gegen diese Dilettantenbühnen, wie sie sich durchschnittlich präsentieren, scharf zu Felde und findet empörte Worte über den gedanken- und geschmacklosen Mißbrauch, der hier leichtsinnig mit der Kunst getrieben wird und allen ehrlichen Bemühungen, einer künstlerischen Kultur Boden zu schaffen, ins Handwerk pfuscht. Er deckt die Eitelkeiten und Unzulänglichkeiten der durchschnittlichen Liebhaberspieler auf und giebt zum Schluß Ratschläge für die Vereine, die sich nach Besserem sehnen oder für solches nicht unzugänglich sind. Vor allem weist er sie auf festliche Gelegenheiten hin, wenn eine wirklich heiße frohe Stimmung auch den Dilettanten erfaßt, und möchte sonst das Theaterspielen in Vereinen auf das kleine, nicht eben hohe Anforderungen stellende Gebiet des Vortrags einfacher Couplets, leichter Balladen, musikalisch feiner Scherzlieder und kleiner Satiren beschränkt wissen. — Dem Abdruck des ersten Aktes von Josef Ruederers „Fahnenweihe" schickt L. Weber eine Bemerkung voran, in der dieses „zwar bitterböse, aber durch und durch wahrhaftige, sittlich kerngesunde und künstlerisch ganz ungewöhnlich starke Stück" als die bedeutendste aller zeitgenössischen Satiren wieder auf die Bühnen gewiesen wird. — Auf die Frage „Hab' ich Talent?", die von allen Seiten unaufhörlich den Herausgebern litterarischer Zeitschriften samt einem Stoß handschriftlicher Dichtung übermittelt wird, geht Avenarius im 17. Heft prinzipiell ein. Er warnt davor, das Talent des leichten, flüssigen, gefälligen Reim- und Rhythmus-Spinnens für das dichterische Talent schlechthin zu halten; vielmehr verhalte es sich umgekehrt, daß Rhythmus und Reim, d. h. der besondere Klang der Dinge dem starken lyrischen Talente anfangs meist außerordentlich schwer werde. Sodann aber weist er auf Tasso als Beispiel, den erst der Mensch zum Dichter machte, mit anderen Worten, das Talent zum dichterischen Ausdruck muß auch wirklich einen Gehalt auszudrücken haben. Eine Pflicht der Allgemeinheit, zu helfen, trete erst da ein, wo Talent, Ursprünglichkeit und Charakter sich deutlich vereinigen. — In demselben Hefte zeigt Hans F. drei „Gute Romane" an, die er der Reihe nach mit den Etiketten Romantik, Realismus, Heimatkunst versieht: Ricarda Huchs „Aus der Triumphgasse", Clara Viebigs „Die Wacht am Rhein" und Wilhelm Holzamers „Peter Nockler".

Der Lotse. (Hamburg.) II, 32. In Kiel erschien im Jahre 1843 eine heute nur noch selten zu findende Sammlung von Gedichten, das „Liederbuch dreier Freunde", als dessen Verfasser sich Theodor Mommsen, Theodor Storm und Tycho Mommsen nannten. An der Hand dieses Büchleins untersucht Hans Bethge „Theodor Storms Jugendlyrik" und erkennt in ihr neben vielem Ueberkommenen schon eigene Physiognomie, zukunftverheißende Persönlichkeit. Unverkennbar sei in diesen Jugendgedichten die Beeinflussung durch Eichendorff und Heine, besonders durch diesen, der ja dem reifen Theodor Storm völlig fremd wurde. Stimmung, Metrum, Sprache, Reimweise — alles sei in einigen Liedern Heine. An Eichendorff gemahnen volkstümliche Klänge, besonders die Fiedellieder. Doch seien hier schon in höherem Maße selbständige Elemente stormscher Lyrik zu spüren. Von ihrer späteren Eigenart aber finde man trotzdem noch ganz unglaublich wenig, keine Stimmung, vor allem keine nordische Stimmung, keinen Mövenschrei, keinen nebelüberzogenen Strand. Ja, die Worte Meer und Heide, die in unserer Vorstellung von Storm heute ganz untrennbar sind, kommen in den Jugendgedichten überhaupt nicht vor. Dagegen ist der Humor schon aufs beste entwickelt, reicher, als er sich später noch in Storms Schaffen zeigte. — Ein wenig an Storms frühere Epoche erinnert einen Pseudonymus (34) der Novellencyklus von Lou Andreas-Salomé „Menschenkinder". Wie Storm mit Vorliebe sonderbare Männer, die das erlösende Wort nicht finden, so schildere Lou Salomé sonderbare Frauen. Wodurch sich sonst Storm neben den besten Novellisten Heyse, Keller und Marie Ebner-Eschenbach auszeichne, das finde sich auch in den Gaben dieses Cyklus: poetische Kraft der Gestaltung gemischt mit glücklicher Fähigkeit des Beobachtens und Lust am Psychologischen.

Neue deutsche Rundschau. (Berlin.) XIII, 6. Gewöhnt, in der Betrachtung alles Geschichtlichen stets weite Gebiete zu überblicken und überall die inneren

und innersten Gemeinsamkeiten im geistigen Dichten und Trachten der Jahrhunderte aufzuspüren, betrachtet Kurt Breysig unter diesen Voraussetzungen „Die letzte Wiedergeburt der Antike". Als ihren geschichtlichen Hintergrund zeichnet er die von etwa 1750 bis 1780 durchbrechende und herrschende Strömung, die er das Zeitalter des Rousseau-Realismus nennt. In ihm erblickt er einen breiten Grenzgürtel, der sich zwischen die letzten Ausläufer des alten, von der Renaissance her stammenden, längst naiv gewordenen und die Anfänge des neuen, bezeichnender Weise von Gelehrten eingeleiteten und ganz bewußten Klassizismus lagerte. Von ihm wurden die einzelnen Kulturländer des alten Rokoko-Europa in verschiedenem Grade überwältigt. Rousseau wurde Bahnbrecher der neuen Bewegung, aber erst die Deutschen vollzogen die Leistung, daß diese Kulturwoge zu einer europäischen Strömung anschwoll. Wie die deutschen Dichter und geistigen Führer der Nation, Lessing, Klopstock, Herder und vor allem Goethe, diese neue Wirklichkeitnähe in aller Kunst herausbildeten, zeigt Breysig mit kurzen Zügen. Vor allem bei Goethe verweilt er, der in dieser Epoche alles Größte seines Lebens bereits geschaffen hatte. Aus jedem der vor Weimar entstandenen Werke spreche die leidenschaftliche Sehnsucht, Formfesseln zu sprengen, alt gehüteten Sittsamkeiten ins Gesicht zu lachen und alle großen und kleinen Wirklichkeiten des Lebens bei ihrem wahrsten Namen zu nennen. Zu dieser Wandlung in der redenden Kunst — an der Breysig dem Dichter der Räuber und der Luise Millerin nur einen bedingten Anteil zuerkennt — zeichnet er dann die Parallelen in der bildenden Kunst auf englischem, französischem und deutschem Boden. Kaum hatte diese Bewegung sich durchgesetzt, da holte die Nachahmung der Antike, der Klassizismus zu einem rächenden starken Gegenschlag aus, heftiger und grundsätzlicher denn je. Nach dem Versuche, für den Ausbruch dieser neuen Bewegung, die von 1780 bis etwa 1815 reichte, eine tiefer gehende Erklarung zu finden, betrachtet Breysig auch die Führer und Gemeinsamkeiten dieser neuen europäischen Geistesrevolution. Goethes Wandlung hauptsächlich sucht er zu begreifen, eine Wandlung, die nach seiner Ansicht keinen Gewinn bedeutet, sondern nur ein Opfer, das selbst Goethe als größter und stärkster Meister der Wirklichkeitskunst der gewaltigen Macht einer neuen, allgemeinen, europäischen Bewegung des Geistes bringen mußte. Goethes Schicksal wurde vorbildlich für den Verlauf der gesamten Bewegung. Ihre Hauptphasen in Deutschland wie in Frankreich und England werden schließlich wie in der Dichtkunst so in der bildenden beleuchtet. Gültig für die Summe des Wirkens dieser Zeit überhaupt bleibe aber der Eindruck, den die Thätigkeit des größten von allen schaffenden Künstlern dieser Jahrzehnte hervorruft: „Der ideale Flug aufwärts fort vom Boden der Wirklichkeit weckt alle unsere Teilnahme, alle unsere Verehrung, aber wir dürfen deshalb die Augen nicht dagegen verschließen, daß fast aller Glanz dieser Idealkunst ein erborgter war. Und der Vorwurf, den gegen den einzigen Goethe zu schleudern sich niemand unterfangen dürfte, trifft alle anderen Ausübenden redender und bildender Kunst, daß die Nachahmenden den Nachgeahmten gänzlich unebenbürtig waren, daß die Unkraft ihrer Abhängigkeit doch auch dem, was Eigentum war an ihrer Kunst, den Stempel der Schwäche aufdrückte." — Aus demselben Hefte ist eine Plauderei von J. J. David über „Kunst und Handwerk des Schreibens" zu verzeichnen, aus Heft 5 Alfred Kerrs scharfe Abfertigung von Sudermanns Drama „Es lebe das Leben" („Abschluß").

Westermanns Monatshefte. (Braunschweig.) Juliheft. Mit Benutzung von Danneckers ungedrucktem Nachlaß auf der kgl. Landesbibliothek in Stuttgart liefert Rudolf Krauß einen Ueberblick über die Art und die Jahre der Entstehung von „Danneckers Schillerbüsten". In strengem Sinne giebt es nur zwei Originalbüsten Schillers von des Meisters Hand: die lebensgroße auf der weimarer Bibliothek, die einzige, zu der Dannecker 1794 ein Originalmodell nach der Natur entwarf, sodann die zweite Kolossalbüste im stuttgarter Museum der bildenden Künste, die Dannecker nach dem Tode Schillers ausführte. Diese wurde dann auch zu dem Denkmal verwendet, das dem Dichter im Jahre 1830 zu Volkstedt in Thüringen errichtet ward. Die Geschichte dieser Denkmalserrichtung beleuchtet der Verfasser auf Grund ungedruckter Briefe; es ist „eine Idylle aus alter Zeit, über deren primitive und umständliche Kunsttechnik man lächeln kann, während man ihre aufopfernde Begeisterungsfähigkeit nicht ohne Rührung vernimmt". — Ueber „Dichtkunst und Religion" stellt Eduard von Mayer Betrachtungen an und verweist dabei auf den Urzusammenhang beider. „Was ist denn die ganze Bildersprache der Dichtungen, wenn nicht Naturreligion, was das Stimmungsvolle, das ‚Poetische', wenn nicht ein Weiheschauer aus dem Allerheiligsten der Natur?" Quille die gesamte lebendige Bildersprache aus einem unausrottbaren religiösen Urempfinden, so entwickelten sich die Formen der Dichtung aus einem ursprünglichen Gottesdienste, wobei zu jener religiösen Naturempfindung die täglichen Lebensumstände ausschlaggebend hinzutraten. So ward das erste in Angst und Not gestammelte Gebet ein Gedicht; aus der preisenden Aufzählung göttlicher Macht ward das erste Epos, und aus festlichen Gottesdiensten ward das Drama. Und so kommt der Verfasser bei der Betrachtung der gegenwärtigen Litteratur zu den Sätzen: daß nur dasjenige Werk auf den religiösen Ehrennamen einen Anspruch habe, das die Weihe jenes urheiligen Naturgefühls und Naturdienstes empfangen habe. Nicht jedes beklatschte Bühnenwerk sei in diesem Sinne Drama, sondern nur, wenn es ein Heldenleben darstelle, das im Siegen die Herrlichkeit des Menschen oder im Unterliegen die herrlichere Macht der Naturgewalten preist, an denen der Mensch emporzuwachsen hat. Eine spannende Erzählung sei nur dann Dichtung und Epos, wenn sie einen Mythus ausgestalte und trotz des empfindungsarmen Naturalismus nicht auf das Recht verzichte, vergangene Zeiten zu schildern, Uebergeschichte, d. h. alles große Notwendige über allem Kleinlich-Zufälligen. Lyrik endlich sei nur dort Dichtung, wo sich ein tiefempfundener Austausch der menschlichen eigensten Innenwelt mit der Außenwelt der Natur offenbare. — Verzeichnet sei aus demselben Hefte noch eine Studie von Laura Frost über Johanna Schopenhauer.

Die Zukunft. (Berlin.) X, 30. Längeren geschichtsphilosophischen Ausführungen, die Karl Lamprecht unter dem Titel „Pandynamismus" in Heft 27 und 28 veröffentlicht hatte, folgen im vorliegenden einige methodologische Worte hinsichtlich der Annahme von „Entwicklungsstufen". Lamprecht präzisiert dabei den Verlauf seiner Studien, die von vornherein darauf ausgingen, Entwicklungsstufen des Seelenlebens aufzufinden, die jeder großen menschlichen Gemeinschaft, jeder Nation gemeinsam waren, und konstatiert schließlich, daß ihn in seiner wissenschaftlichen Forschung Differenzen der Methode von Breysigs Studien trennen. — Ueber „Nervosität und Kunstgenuß" schreibt an gleicher Stelle Willy Hellpach (der mit diesem Aufsatze sein Pseudonym Ernst Gystrow lüftet); versuchte er in einem ersten Artikel über dasselbe Thema (29) Art und Uebertreibung des Kunstgenießens zu beleuchten, die Frage der künstlerischen Erziehung zu diskutieren und vornehmlich auf die bildende Kunst Rücksicht zu nehmen, so kommt er hier auf die moderne Litteratur und das Theater, dabei aber wieder auf die verkehrte Erziehung unserer Jugend zu sprechen. — Zu dem Thema „Universität und Katholizismus" nimmt Karl Jentsch (31 und 34) Stellung, während S. Saenger einige „Glossen" über Wert und Geltung der deutschen Feuilletonisten und Essayisten, sowie über Nietzsche und sein nachgelassenes Werk veröffentlicht. — Ludwig Bartning

geht auf die beiden Bücher von Paul Schultze-Naumburg „Kulturarbeiten“ und „Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung“ näher ein (32) und rühmt an ihnen, daß sie „Bilderbücher“ sind, will sagen, daß sie ethische und praktische Forderungen sinnfällig darstellen. — Sehr scharf setzt Maximilian Harden den berliner „Meisterspielen“, dieser „armseligen Karikatur des dingelstedtischen Unternehmens“, zu (33). — Wilhelm v. Scholz beschäftigt sich (34) mit dem rein geistigen Gehalt des Mesmerismus und holt aus ihm die Werte heraus, die auch noch für uns, unabhängig von der Wahrheit oder Nichtwahrheit jener magnetisch-medizinischen Lehre, darin liegen. — Schließlich sei noch eine Plauderei von E. Engel über sein Thema „Derselbe, Dieselbe, Dasselbe“ (35) erwähnt.

Euphorion. (Leipzig und Wien.) IX, 1. Eine zuverlässige Nachricht von einer unbekannten Handschrift Schillers zum „Fiesko“ fand Reinhold Steig in dem „Journal für Kunst und Kunstsachen, Künsteleien und Mode“, das 1810 und 1811 in Berlin unter der Leitung des Dr. H. Rochstroh und darauf des Hofrats Dr. W. Römer erschien. Das Februarheft dieser Zeitschrift enthält die betreffenden Mitteilungen. Es handelt sich um den von Schiller für die mannheimer Bühne abgeänderten Schluß des Fiesko und um die „Erinnerung an das Publikum“, die Schiller deswegen auf dem Theaterzettel der ersten mannheimer Aufführung von 1784 drucken ließ. Beide Stücke hatte Römer von Iffland erhalten, der ja von Anfang an sich mit dem Fiesko befaßte. Auf Ifflands Anregungen waren die Aenderungen Schillers am Fiesko entstanden, in seinen Händen geblieben und dann an Römer gelangt. Dieser veröffentlichte nun die letzte Szene des Dramas nach dem ersten Drucke von 1783 und nach der ihm vorliegenden Aenderung Schillers. Die einzelnen unbedeutenden Abweichungen von dem mannheimer Theaterexemplar teilt Steig zum Schlusse mit. Sodann veröffentlicht er einen Ausspruch Schillers über das Waidwerk, den ein Oberförster in Ruhla dem „Sylvan“, einem Taschenbuche für Jäger und Jagdfreunde (1814), einsandte. Schiller hatte den Plan einer Aufforstung des stark verhauenen ilmenauer Forstes bei dem Oberförster gesehen, und war höchst verwundert, daß der Plan mit Abtrieb und Anbau auf zweimal hundertzwanzig Jahre rechne, um dann, also im Jahre 2050, das Ideal des Nadelwaldes zu erreichen. Darauf wandte er sich zu dem Forstmann mit den Worten: „Bei Gott, ich hielt euch Jäger für sehr gemeine Menschen, deren Thaten sich über das Tödten des Wildes nicht erheben. Aber ihr seyd groß: Ihr wirket unbekannt, unbelohnt, frei von des Egoismus Tirannei, und eures stillen Fleißes Früchte reifen der Nachwelt noch. Held und Dichter erringen eiteln Ruhm. Fürwahr ich möcht ein Jäger seyn“. — Das gleiche Heft des „Euphorion“ enthält noch einen Aufsatz von Daniel Jacoby über „Die Frankfurter gelehrten Anzeigen“, einen Beitrag von Ludwig Geiger „Bettina von Arnim Mitarbeiterin an einem historischen Werke“ (Bartholdys Krieg der tyroler Landleute 1809, Berlin 1814) und eine Abhandlung von A. K. T. Tielo über „M. v. Strachwitz episch-lyrisches ‚Nordland‘ und ‚Romanzen und Historien‘.“

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur. (Berlin.) XXIV, 5 u. 7. Durch die Presse war am Ende des Jahres 1900 die Nachricht verbreitet worden, daß der Antiquar L. Rosenthal in München ein vom Jahre 1549 datiertes, bisher unbekanntes, „le cinquiesme Livre de Rabelais“ betiteltes Werk gefunden habe. Die wissenschaftliche Untersuchung wandte sich alsbald dem wertvollen Funde zu. Jacques Brice betrachtete ihn in der Revue biblio-iconographique, ohne jedoch über die Originalität des Buches ein Urteil abzugeben. Beinahe gleichzeitig untersuchte H. Stein die Frage und bestritt mit Entschiedenheit die Echtheit dieses Rabelais, der das Machwerk eines unzufriedenen, talentlosen Utopisten zu sein scheine. Näher ging indessen Stein auf die Für und Wider von Rabelais Autorschaft nicht ein, die Buchner wiederum in hohem Grade für wahrscheinlich hielt. Nun hat Professor H. Schneegans das Werk eingehend geprüft und kommt in seinem Berichte, dem auch die vorstehenden Angaben entnommen sind, zu dem Resultat, daß das Buch nach Inhalt, Stil und Form wie aus chronologischen Gründen unmöglich von Rabelais herrühren könne. Vielmehr werde es eines jener ihm zugeschriebenen Bücher sein, auf die er selbst in einem Briefe des Jahres 1552 an den Kardinal de Châtillon hinweist, und die ihn veranlaßten, den Schutz des Königs Heinrich II. anzuflehen, nicht nur gegen die entstellten Ausgaben seiner eigenen Werke, sondern auch um Schutz vor denen, „qui faulsement luy sont attribués“. Das vom König erlassene Verbot des weiteren Druckes solcher Machwerke dürfte auch den Umstand erklären, daß bis heute nur ein einziges Exemplar dieses Pseudo-Rabelais gefunden wurde. Nichtsdestoweniger sei dieses aufgefundene Buch ein recht interessantes und wertvolles Denkmal der sturmbewegten Reformationszeit. Der Verfasser scheine ein gelehrter Mann gewesen zu sein, der dem Juristenstand angehörte, während die Frage, warum er das Buch nicht unter seinem eigenen Namen veröffentlichte, sich schwer beantworten lasse.

„Fröhliche Kunst“ nennt sich eine neue, humoristisch-litterarische Monatsschrift, die von Victor v. Reisner und Theodor Etzel im Verlage von Carl Meffer & Cie. in Berlin seit Juni herausgegeben wird (Preis des Heftes M. 1,—, Format Großoktav). Das erste Heft bringt satirische und humoristische Prosabeiträge von Carry Brachvogel, E. M. Seyppel, Th. Etzel, Hedenstjerna, Theophile Gautier u. a., Gedichte von Marie Stona, Margarete Beutler u. s. w. und allerhand kleinere, zum Teil von bekannten Zeichnern illustrierte Scherze.

„Vom Slavischen in der deutschen Litteratur.“ Von J. J. David (Die Zeit, Wien; Nr. 399).

„Das ungarische Volksmärchen.“ Von Josef Diner-Dénes (Die Zeit, Wien; Nr. 399). Bespricht die von Elisabeth Sklarek herausgegebene Sammlung „Ungarische Volksmärchen“ (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchh.).

„Ernst Zahn, seine Persönlichkeit, seine Welt, sein Schaffen.“ Von Emil Ermatinger (Die Schweiz, Zürich; VI, 11).

„Adalbert Stifter und die bildende Kunst.“ Von Rudolf Fürst (Die Zeit, Wien; Nr. 401). Behandelt Stifters künstlerische Thätigkeit sowie dessen Anschauungen über die bildende Kunst.

„Carl Hauptmann.“ [Vgl. den Artikel LE III, 1208 ff.] Von Dr. Ernst Gnad (Die Zeit, Wien; Nr. 401).

„Der Monolog bei H. v. Kleist im Vergleich mit der Technik seiner Vorbilder und Vorgänger.“ Litteraturgeschichtlich-dramaturgische Studie von A. Lignis (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVI, 9).

„Enrica von Handel-Mazzetti.“ Skizze von Dr. Johann Nanftl (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVI, 9). Die Verfasserin hat außer dem Roman „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr“ (besprochen LE III, 419 f.) eine Reihe von Erzählungen und Dramen geschrieben.

„Helene Volgt-Diederichs.“ Von Edgar Alfred Regener (Niedersachsen, Bremen; VII, 17).

„Mein alter Lehrmeister.“ Eine Erinnerung aus der Waldheimat. Von Peter Rosegger (Heimgarten, Graz; XXVI, 9).

„Hans Merian“ [vgl. Sp. 1294]. Von Edgar Steiger (Münchner Salonblatt, München; IV, 23).

„Podsilipski“ [Josef Baron Wehßenhoff]. Von Richard Wendriner (Die Zeit, Wien; Nr. 400).

„Bunte Reihe.“ Ungedruckte Briefe von Wilhelm von Humboldt, J. F. Castelli, J. L. Deinhardstein, Friedrich Rückert, Karl Immermann, Josef Frhrn. v. Auffenberg, Karl v. Holtei, Anastasius Grün, Robert Blum, Ferdinand Freiligrath und Theodor Storm (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXII, 6, 7).

„Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger“ [1882—1884]. (Heimgarten, Graz; XXVI, 9).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Friedensschluß, Krönung und Season drängen zur Zeit alle anderen Interessen in den Hintergrund. Demgemäß sind die litterarischen Aufsätze in den Juniheften der Zeitschriften überaus spärlich vertreten. In der „Fortnightly Review" findet sich ein anregender Essai von Joseph Morris über John Webster, den elisabethanischen Dramatiker. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß Websters Gesichtskreis eng, seine Auffassung vom Leben düster und krankhaft sei, aber daß er innerhalb seiner eigenen Sphäre eine Kraft des Ausdrucks besitze, wie sie von den Dramatikern des Zeitalters nur noch Shakspere zu Gebote gestanden habe. Webster meistere vornehmlich die Sprache der Verachtung, der Unverschämtheit, des anmaßenden Spotts, der erbarmungslosen Selbstpersiflage: nie seien Schurken in ihrer selbstbewußten Gemeinheit besser gezeichnet worden. — Mr. W. L. Courtney, der Herausgeber der genannten Zeitschrift, steuert ein reizendes kleines Undinendrama bei. Die Meerfrau erhält eine Seele, wenn sie einen Sterblichen heiratet, aber als sie erkennt, daß er ein sehr gewöhnlicher Staubgeborener ist, kehrt sie zu ihrem Element zurück; er jedoch bleibt standhaft in seiner Liebe, selbst als er erfährt, daß ihn der Umgang mit ihr das Leben kostet.

Aus „Macmillan's Magazine" ist ein Artikel von Mr. St. John Lucas über die wahre Dekadenz hervorzuheben; darin wird dargethan, wie wir den Namen einem kleinen Kreis beilegen, der sich in einem Kult übertriebener Künstlichkeit gefällt, während sich die wahre Dekadenz in der Kunst von der Volkstümlichkeit des Unkünstlerischen herschreibe. Der Sinn für das Schöne komme uns abhanden, die Erkenntnis von dem Wert des philosophischen Geistes. — Im „Cornhill Magazine" mustert Mr. Sidney Low die zeitgenössische lyrische Produktion in England. Sein Aufsatz nennt sich „Die Vollblütigkeit der Dichter"; er geht davon aus, daß der moderne gebildete Engländer, ebenso wie die Engländerin, im Vergleich zu Franzosen und Deutschen der entsprechenden sozialen Stufe eine außerordentlich geringe Belesenheit besitze, soweit die Lyrik in Frage komme, obgleich es schwerlich je ein versreicheres Zeitalter gegeben habe. Dann zitiert Mr. Low einige echte Poesie von lebenden, unberühmten Dichtern, männlichen sowohl wie weiblichen, deren zarte litterarische Qualitäten sich vorteilhaft unterscheiden von der handwerksmäßigen Geschicklichkeit, die so häufig bei den zeitgenössischen Romanciers und Dramatikern begegnet; allerdings finden erstere so wenig Leser, daß kaum die Papier- und Druckkosten gedeckt werden. Die Musik des geschriebenen Wortes ist durch die stärkere Musik der Töne und Melodieen übertönt worden: „Mußte die eindringlichere, intellektuellere Muse vor den leidenschaftlichen Reizen ihrer jüngeren Schwester erbleichen? Die Kunst Beethovens und Bachs ist weder edler noch vollkommner als die Kunst Vergils und Dantes, Miltons und Shelleys. Aber vielleicht findet sie leichter den Weg zum Herzen unserer Generation. Hat die Poesie mit der Skulptur das Unvermögen gemein, das der plastischen Kunst in einer Zeit harrt, die den Sinn für die Form, das Wohlgefallen an der Symmetrie verloren hat? Unsere jagenden Gefühle, unsere gespannten, bebenden Nerven können sich nicht die Ruhe gönnen, bei der Linie, der Krümmung, dem Gleichgewicht zu verweilen oder die kalte Vollkommenheit geordneter Rhythmen, ausgezeichneter Beschreibung, feiner Anspielungen einer geschnitzten, getriebenen, giebelreichen Sprache zu genießen. Der Dichter spricht wie der Bildhauer zu den Sinnen und Leidenschaften durch den Verstand, die Phantasie und das Gedächtnis. Der Komponist dagegen geht stracks auf die fieberhafte moderne Seele zu und verlangt von ihr nicht jene ruhige, verstandesmäßige Mitwirkung, deren die Lyrik bedarf."

Die Sammlung „English Men of Letters" (Macmillan) hat eine Erweiterung erfahren; der erste Band der neuen Serie, der George Eliot gilt, stammt von dem Doyen der englischen Kritiker, Mr. Leslie Stephen. Nach der biographischen Seite hin bietet das Buch nichts Neues von Belang. In der Hauptsache ist es der Analyse der Romane gewidmet. Hier bewährt sich Mr. Stephen wieder als ruhiger, unparteiischer, scharfsinniger, doch nicht allzu begeisterungsfreudiger Kritiker. Seiner Meinung nach endete die wertvollste litterarische Periode George Eliots mit der Veröffentlichung des „Silas Marner" im Jahre 1861. Was ihren Werken bleibendes Interesse verleiht, tritt zu Tage, wenn man sie als Bruchstücke einer Autobiographie betrachtet. Ueberall verrät sich eine besonders sympathische, liebenswerte Natur und ein verständnisvoller, duldsamer Geist. Ihre Frauencharaktere sind von keinem anderen Schriftsteller erreicht worden. Sie sind immer von innen heraus gezeichnet, während ihre besten männlichen Figuren in Wirklichkeit verkappte Frauen sind. Ihre Hauptkraft liegt in der Darstellung von Gefühlskonflikten: in der genialen Art von Selbsttäuschung, in der die meisten von uns eine beträchtliche Geschicklichkeit erwerben; in der grotesken Mischung von Motiven, die sich ergiebt, wenn wir bei einem modus vivendi angelangt sind; in der handgreiflichen Heuchelei der niedrigeren Natur. — Eine bemerkenswerte Besprechung dieses Buches steht im Juniheft des „Nineteenth Century"; ihr Verfasser, Mr. Herbert Paul, kann sich nicht durchaus mit Mr. Stephens Kritik befreunden.

Leider ist es bei uns nicht Sitte, dem Studium der Aesthetik auf unseren Schulen Beachtung zu schenken. Doch soll das künftig besser werden, und zur rechten Zeit ist ein gutes Büchlein „Einführung in die Poesie" von Laurie Magnus in der „Home and School Library" (bei John Murray) erschienen. Der Zweck des Buches ist, den Geschmack und das Urteil zu läutern und so eine vernünftige Freude an der Dichtkunst zu erwecken. Mr. Magnus darf mit Recht seinen Versuch als den ersten dieser Art hierzulande bezeichnen. Das Werkchen zerfällt in drei Abschnitte: dichterischer Ausdruck, dichterische Wahrheit, der Fortschritt der Dichtung. Unter den formellen Originalitätstypen, die keineswegs willkommen oder glücklich sind, erwähnt er Walt Whitman, Robert Browning und Arno Holz. Das Buch wird manchem ein nützlicher Führer sein, denn der Geschmack kann bis zu einem gewissen Grade herangebildet, das künstlerische Empfindungsvermögen geweckt werden; immerhin sollte man nicht vergessen, daß die Würdigung echter Poesie in letzter Linie Empfindungs-, nicht Verstandessache ist.

Unter den neuesten Romanen steht Mrs. W. K. Cliffords „Woodside Farm" (Das Gut am Waldrand) obenan. Es ist eine friedliche Erzählung aus dem Landleben mit Liebesepisoden, die einen glatten Verlauf nehmen. Gerald Vincent, ein litterarischer Einsiedler, läßt sich auf dem Gut nieder und heiratet die Besitzerin, eine Witwe, die älter ist als er. Die Verwickelungen entstehen aus der Verschiedenheit der Töchter dieser Mrs. Vincent aus erster und zweiter Ehe. Hannah ist fromm, konventionell und langweilig; Margaret, ganz des Vaters Ebenbild, ist gerade das Gegenteil davon. Trotz widerspenstiger Liebhaber geht die Sache gut aus. — „The Way of Escape" (Der Weg zur Flucht) von Miß Margaret Todd, M. D. (besser bekannt unter ihrem Pseudonym Graham Travers) zeichnet sich durch die Menschlichkeit der Charaktere aus; als Studie des religiösen Uebertritts ist der Roman nicht überzeugend.

Von den Theatern ist wenig Neues zu berichten. London scheint während der Season eine Filiale von Paris zu sein: Sarah Bernhardt, Mme. Réjane, Hading, Charlotte Wiehe ringen um die Palme. Unter den Neuaufführungen ist die der „Lustigen Weiber von

Windsor" am wichtigsten, einmal weil Mr. Tree eine Bearbeitung in drei Akten vorgenommen hat, zum andern durch die Mitwirkung von Miß Ellen Terry und Mrs. Kendal. — Felix Philippis „Dornenweg" lernten wir als „Mrs. Hamilton's Silence" in der Uebersetzung von Miß Jane Wilson, einer jungen, unbekannten Schriftstellerin, bei Mr. und Mrs. Kendal kennen. Die Rolle der Mutter, die ihres Sohnes Verbrechen verschweigt und unter fürchterlichen Gewissensbissen zu leiden hat, kam dem Talent Mrs. Kendals sehr zu statten. — Unter den Premièren erregte Miß Netta Syretts „The Finding of Nancy" das meiste Interesse. Bei einem Bankett, das vor mehr als Jahresfrist vom „Playgoers Club" veranstaltet wurde, kam einer der Tischredner auf die Schwierigkeiten zu sprechen, die unbekannte Dramatiker haben, ihre Stücke anzubringen. Da erbot sich Mr. George Alexander, in seinem, dem St. James-Theater, ein bisher unaufgeführtes Stück zu spielen, das ihm vom Klubkomitee vorgeschlagen würde. Die Wahl fiel auf das obengenannte Werk. Nancy ist der Typus der Frau, der nachgerade bei uns gar zu häufig begegnet: sie ernährt sich von ihrer Schreibmaschinenthätigkeit, lebt in einer dunklen Behausung von dem denkbar kärglichsten Einkommen und kennt die Freude am Leben nicht, bis sie die Bekanntschaft Will Fieldings macht, eines geschiedenen Mannes, der von Beruf Theaterkritiker ist. Nancy aber ist nicht dumm und denkt an die Folgen. Aber als ihr der Schriftsteller nach dem Tode seiner Frau die Ehe anträgt, merkt sie, daß ihre Liebe einem andern Mann gehört, kehrt jedoch schließlich zu Will zurück. Das Drama ist nicht ohne Verdienste, obwohl es sich empfohlen hätte, die Frau nicht sterben zu lassen, weil dadurch das Thema zu sehr verschoben wird.

London. *Elizabeth Lee.*

Westschweizerischer Brief.

Der Ausgang der Wintersaison hat uns noch einige beachtenswerte Vorträge gebracht. So sprach Paul Margueritte am 18. April in Lausanne über „Victor Hugo als Politiker". Ebenda war Eugène Brieux elf Tage später als Redner über das Thema „Charité, aumône, justice" zu hören, nachdem er durch einen Vortrag über „Le crime des honnêtes gens" in Neuenburg und Chaux-de-Fonds eine mehr ethische als litterarische Bewegung entfacht hatte. Ein weiterer Beweis für die Sympathie, die seine Persönlichkeit in der Schweiz gefunden hat, ist die Veröffentlichung seines Dramas „Les Avariés" durch die „Tribune libre", eine neue, in Chaux-de-Fonds erscheinende Wochenschrift vorwiegend litterarischen Charakters. — In Lausanne wiederholten die Herren Rezitator Schéler und Kapellmeister Humbert Tennysons „Enoch Arden" mit der melodramatischen Musik von Richard Strauß. — Unter die Rubrik „Vorträge" gehören auch die in Genf, Lausanne, Neuenburg wieder stattfindenden Ferienkurse der Hochschulen, die außer zahlreichen Uebungsstunden verschiedenster Art folgende speziell litterarische Vorlesungen bieten. Genf: Molière und das Lustspiel im 17. Jahrhundert, die Romantiker und ländlichen Dichter des 19. Jahrhunderts, Sitten und Gebräuche in den französischen Ländern, der französische Pessimismus (La Rochefoucauld, Flaubert), Genfs litterarische Vergangenheit; Lausanne: Gesamtübersicht über die französische Litteratur von 1600 bis 1800, der Stil der großen französischen Schriftsteller, das moderne französische Theater; Neuenburg: Hauptströmungen des deutschen Geisteslebens von 1800 bis 1850, berühmte Frauen des 17. Jahrhunderts in Frankreich.

Auch an Theaterneuigkeiten fehlt es nicht trotz der vorgerückten Jahreszeit. Am 21. Mai spielte Sarah Bernhard mit ihrer Truppe in Genf Sudermanns „Heimat"; das Stück heißt französisch nicht mehr „La maison paternelle", sondern „Magda". Ebenda ging, durch eine Dilettantengesellschaft aufgeführt, René Morax „Quatembernacht" zweimal vor ausverkauftem Hause über die Bretter. — In Bouvry (Wallis) spielte die Dorfjugend im Freien mit Fleiß und Eifer das schon mehrmals unter ähnlichen Umständen eingeübte historische Schaustück „Karl der Kühne" von Adolphe Ribaux an drei Sonntagen bei großem Zulauf aus der Umgegend und mit entschiedenem Fortschritt gegen die vorjährige Darbietung des „Reichstags zu Stans". In Estavayer (Stäffis am Neuenburgersee) rüstet man sich zu einem ähnlichen Festspiel größeren Stils und mehr lokalpatriotischen Charakters: „Estavayer à travers les âges" von Dr. Thurler mit Musik von Marmier, das während der Sommermonate Fremde und Einheimische in großen Scharen anziehen wird. Beide Stücke liegen gedruckt im Buchhandel vor.

Ehe wir zu den Zeitschriften übergehen, mag noch einer Publikation gedacht sein, die seit zwei Jahren besteht und, wie zu fürchten ist, kein höheres Alter erreichen wird: ich meine das Jahrbuch „Anciennetés du Pays de Vaud" das in den zwei erschienenen Bänden eine Fülle wertvoller historischer Dokumente, biographischer Arbeiten und sonstiger litterarischer Kuriositäten geschickt zu sammeln und in anmutiger Form dem Publikum mundgerecht zu machen versuchte. (Lausanne bei Mignot.) Als Herausgeber zeichneten außer dem mehrfach genannten René Morax, der eine Studie über Pierre de Blanchefleur (Orbe) beisteuerte, noch Felix Correvon, dem wir eine interessante Arbeit über die „Ame vaudoise" verdanken, und der Archivar Alfred Millioud, auf dessen reizendes Büchlein „En marge des parchemins" wir noch zurückkommen.

Die „Bibliothèque Universelle" bringt außer einer Uebersetzung der „vierzehn Nothelfer" von W. H. Riehl (März) ein hübsches Feenmärchen von R. Morax (März) „La princesse Feuille morte" und einen Roman „Stimme des Blutes" (Januar bis Mai) aus der Feder des Freiburgers M. Sciobéret, dessen Urahn in unserer Litteraturgeschichte schon eine bedeutende Rolle gespielt hat. Emile Couvreu, bisher durch seine zahlreichen Studien zur Schweizergeschichte in den heimischen und ausländischen Zeitschriften bekannt, versucht sich nicht unglücklich als Novellist („Zu reich": April-Mai). M. Reader bespricht eingehend (April-Mai) das vielgenannte, jetzt in französischer Uebersetzung (Persky) bei Perrin vorliegende Buch des russischen Arztes Veressaev (französische Schreibweise); Ernest Tissot (April bis Juni) verbreitet sich über den Hindudichter Behramji Malabari in einer Aufsatzserie, die den Schein originaler Forschung zu wahren weiß.

Die „Semaine Littéraire" giebt der älteren Schwester an Interesse und vielseitiger Information nichts nach. Henry Davray, der französische Uebersetzer der von André M. Gladès (429) sehr lehrreich besprochenen „Liebesbriefe einer Engländerin" plaudert ein wenig flüchtig über „litterarische Freundschaften" in England (426) und nennt dabei Swinburne, R. L. Stevenson, W. Henley und andere. — Henry Bordeaux, ein junger französischer Kritiker, den die geographische Nähe seines Wohnorts Thonon dem litterarischen Leben der Schweiz zugeführt hat, schrieb vorzüglich zusammenfassend (427) über das Lebenswerk Henry Grévilles (Frau Durand-Fleury) zehn Wochen vor ihrem Tode. Nicht minder wertvoll sind Bordeaux noch nicht abgeschlossene Aufsätze über jüngere französische Dichter, von denen zunächst Jean Moréas, Henri de Régnier, Francis Vielé-Griffin, Albert Samain (438/39) silhouettenartig scharf charakterisiert werden. — Maurice Muret analysiert die feinironischen oder vielmehr heroisch-komischen Erzählungen „D'Ulysse à Panurge" des Professors der romanischen Litteraturen in Paris E. Gebhardt: „moderne Antiken", etwa im Sinne J. V. Widmanns, aber durch ein anderes Temperament gesehen und mit anderen Bildungselementen verarbeitet. — Ph. Godet berichtet mit launigem Humor über den 1867 verstorbenen freiburger Poeten Etienne Eggis (436), sein Leben und Schaffen, um mit dem schalkhaften Bedauern zu schließen, daß die von ihm in den Achtziger-

jahren neu herausgegebenen eggisschen Gedichte noch immer „zu scheußlichen Klumpen geballt" seine Bodenkammer zieren. — Professor Guilland in Zürich, der in einem besonderen Aufsatz auf die neue Biographie des spanischen Ministers Prim (von H. Léonardon, Collection des ministres et hommes d'Etat, Paris, F. Alcan 1902), und auf seine Bedeutung für den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges aufmerksam macht (434), zeichnet sachkundig und feinfühlend in zwei Aufsätzen das litterarische Porträt des Schweizerdichters J. Schmid-Dranmor (vgl. LE III, Heft 11) gelegentlich der vierten Auflage seiner bei J. Huber in Frauenfeld gesammelt erschienenen Dichtungen (430/31). — Erwähne ich noch einen Artikel Virgile Rossels über Ludwig Börne (433: Un Parisien d'Allemagne), ebenfalls bei Gelegenheit der (bei Max Hesse erschienenen) Gesamtausgabe seiner Werke, der deutschen Lesern wenig Neues bringt, so wird die Uebersicht über unsere in den drei letzten Monaten erschienenen litterarischen Zeitschriftenaufsätze nahezu vollständig sein.

La Tour-de-Peilz. *E. Platzhoff-Lejeune.*

Italienischer Brief.

Aus Anlaß einer neuen Studie über die paduanische Dichterin Gaspara Stampa, die in den letzten beiden Jahrzehnten ein halbes Dutzend Bewunderer und Biographen beiderlei Geschlechts gefunden hat, fragt Diego Garoglio im florentiner „Marzocco" (18. Mai): „Wann wird die sinnlose Mode aufhören, jede Kleinigkeit aufzubauschen, aus jeder Seifenblase eine Weltkugel zu machen?" Er sieht in der unmäßig angeschwollenen Litteratur über die Edelfrau des Cinquecento, deren dichterische Bedeutung sehr mäßig sei, das Zeichen einer verkehrten Richtung der neuen italienischen Litteraturgeschichte, die sich mit der fortwährenden geistlosen Wiederholung bekannter Thatsachen und Zitate befasse, und er ruft aus: „So beginnt doch endlich einmal, ihr Männlein und Fräulein, die ihr es mit der Litteraturgeschichte und der ästhetischen Kritik ernst meint, zunächst euer Opus aufmerksam und wiederholt zu lesen und, falls ihr Geschmack und Urteil besitzt, euch davon ein eindringendes, persönliches Bild zu machen, ohne euch durch kritische Methoden, politische, religiöse oder moralische Bedenken beeinflussen zu lassen! Gleichzeitig studiert sorgfältig die betreffende Zeit, die äußere Umgebung, das geschichtliche Klima und das litterarische Bildungsniveau und vergeßt um Himmelswillen nicht, die nationale und Kirchturms-Brille abzulegen, die Entwickelung der anderen Hauptlitteraturen ins Auge zu fassen, ältere und gleichzeitige litterarische Vorbilder zu prüfen — und vor allem: wenn es sich um die Lyriker des Cinquecento handelt, nehmt zuvörderst die Gesänge Petrarcas wieder vor, und diejenigen Bembos, Casas, Molzas, Caros u. a., um uns nicht die dumme Fabel von der ‚Originalität' aufzutischen". Garoglio schließt seine sehr wohl angebrachte Kapuzinade mit dem Urteil: „Die italienische Litteraturgeschichte harrt, auch vom ästhetischen Gesichtspunkt aus, noch zum guten Teile der Umschmelzung". — Im „Marzocco" vom 8. Juni bespricht R. Forster Arthur Schnitzlers „Lebendige Stunden", die er noch lieber „lebende" nennen möchte, denn „sie haben wahren Atem, und ihre Minuten laufen nicht nur ab, sondern stürzen hinab und sind schon dahin, wenn in unserer Seele noch der Stundenschlag tönt und es sich darin wie ein eisernes oder bronzenes Memento festsetzt". Forster bedauert, daß Schnitzler in Italien nicht besser bekannt sei. „Während bei uns die allermittelmäßigsten Komödien, die mehr verblüffenden als witzigen Machwerke der pariser Bühnen-Matadore und die schwermütigsten Ergüsse der berliner und wiener Biervertilger bereitwillige Aufnahme finden, ist das Beste und Lebensvollste unbekannt, was in Frankreich und Deutschland unter einer Menge von dummem Zeug oder von sinnenkitzelnden Gemeinheiten durch talentvolle, selbstherrlich mit der Freiheit und ihren Geistesgaben schaltende Schriftsteller auf den Büchermarkt und die Bühne gebracht wird. Und es wird so bleiben, solange unsere Bühnen die freiwilligen und gezwungenen Opfer von Spekulanten sind, die sie nötigen, neben einigen lustigen Begebenheiten den blödesten Unsinn, die plumpsten Nachäffereien und die fadesten Plattheiten aufzutischen."

Mit „Proben zeitgenössischer deutscher Litteratur" beschäftigt sich auch Barbara Allason in der „Nuova Antologia" (16. Mai); und zwar ist es Ernst von Wildenbruch, dessen dramatische und erzählende Produktion sie durch eine Analyse der hervorragenderen Werke zu charakterisieren versucht. Vollständiger als E. Rod mit der litterarischen Thätigkeit Wildenbruchs bekannt, betont sie, daß weder mit der Verherrlichung der Hohenzollern noch mit der Verehrung für das Kulturwerk der mittelalterlichen deutschen Kaiser die litterarische Bedeutung des Dichters erschöpft sei, daß vielmehr noch ein „dritter und echterer" Wildenbruch existiere: der sentimentale und melancholische Gegner des Militarismus, der Freund der freien individuellen Geistesentwickelung und Paladin der Humanität und Gerechtigkeit. Den inneren Widerspruch aufzulösen, erklärt die Essayistin sich außer Stande; in einem Vergleiche Wildenbruchs mit Theodor Fontane erkennt sie dem letzteren die Palme zu. — In dem gleichen Hefte der „Nuova Antologia" weist C. Del Lungo nach, daß die mit den neuesten wissenschaftlichen Feststellungen auffällig übereinstimmenden Bemerkungen Manzonis (in den „Promessi Sposi") über die Verbreitungsart der Pest durch seine Bekanntschaft mit den Studien des ihm befreundeten Arztes Enrico Acerbi erklärt werden, der 1822 eine Abhandlung über die Pest und die ansteckenden Krankheiten im allgemeinen herausgab. — Im ersten Juniheft derselben Zeitschrift findet sich eine eingehende, verständnisvolle Studie aus der Feder Guido Menascis über Giovanni Marradi. Der feinsinnige Kritiker und Dichter untersucht die gesamte dichterische Entwickelung Marradis, „von den ersten Strophen, die noch ganz Leidenschaft und fast ausschließlich subjektiv sind, bis zu denjenigen, die schon die allgemeine Idee in eigentümlicher Form ausdrücken, und endlich zu den vollendeten letzten Schöpfungen, in denen der Dichter sich zum Dolmetsch aller macht und verrät, daß in seinem Herzen ein Teil der großen Seele der Menschheit lebt".

G. De Frenzi giebt in der „Rassegna Internazionale" (15. Mai) ein knappes Charakterbild Roberto Braccos, dessen neueste dramatische Schöpfung unten zu erwähnen ist. Als Grundzüge im Wesen des ehemaligen neapeler Lokalredakteurs erkennt der Kritiker eine große Beobachtungsgabe, Beweglichkeit und Vielseitigkeit, die ihn fast in jedem neuen Werke als einen ganz anderen erscheinen lassen. „Bei jeder neuen Wendung seines schöpferischen Geistes hat Bracco stets gegenüber den früheren Arbeiten verschiedener Tendenz und abweichenden Charakters eine Art neuer geistiger Jungfräulichkeit bewiesen, die ihn für jeden, der nur jene Arbeiten kannte, beinahe unkenntlich machte. Von einem Genre zum anderen übergehend, versteht er es, sich vollkommen umzugestalten . . . Er ist ein Schriftsteller, der mit unveränderter Aufrichtigkeit bereit und imstande ist, jedweden Fall zu analysieren, jedweder Inspiration sich hinzugeben, jedweden Stil zu gebrauchen — selbstverständlich stets einen modernen und lebendigen." — Im ersten Juniheste derselben Zeitschrift beklagt C. Zangarini das Fehlen eines führenden nationalen Dichters in Italien. Goffredo Mameli und Ippolito Nievo, die dazu berufen waren, „alle Hoffnungen, den ganzen Stolz und den ganzen Schmerz der Italiener im Gesange auszuströmen", sind in der Jugendblüte dahingerafft worden. Carducci, der ihren Platz hätte einnehmen können, „hat darauf verzichtet, in Anspruch genommen durch die Vergangenheit, voll Scheu vor der Zukunft, die er nicht zu begreifen wagte". Und D'Annunzio, der gewillt scheint, den Platz des poeta

civile einzunehmen, „kann bei seiner persönlichen Natur und derjenigen seiner Kunst nur das Zerrbild eines solchen werden“. — Die „Vita Internazionale“ bringt im 9. Hefte den Schluß der Studie P. Michelis über Giovanni Marradi (vgl. Sp. 1060) und im 11. Hefte eine Besprechung der neuen Dichtungen Mario Rapisardis, des unverdientermaßen in den Hintergrund gedrängten catanesischen Freiheitsapostels, aus der Feder A. Bellusos.

Edmondo De Amicis und Raffaello Barbiera haben anekdotische Beiträge zur Geschichte des politischen, geistigen und Gesellschaftslebens im zweiten und letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts geliefert. Des ersteren „Un salotto fiorentino del secolo scorso“ ist eine pietätvolle, ebenso belehrende wie unterhaltende Schilderung des letzten geistigen Coenaculums der Arnostadt, des Salons der Donna Emilia Peruzzi; Barbieras „Principessa di Belgiojoso“ (Mailand, Treves, 1902) schildert die ungemein gestalten- und ereignisreiche Welt, die sich von den Dreißiger- bis in die Sechzigerjahre um Cristina Trivalzio, Fürstin von Belgiojoso, die Angebetete Heines und De Mussets, die Freundin und Vertraute Mazzinis, Cavours, Sirtoris, Tommaseos, Giobertis, Mamianis, in Mailand, in der Schweiz, in Paris, in Rom gruppierte.

Einen römischen Künstlerroman, der uns auf Schritt und Tritt mit bekannten Persönlichkeiten und Vorkommnissen der heutigen hauptstädtischen Gesellschaft in Berührung bringt und tragische Schicksale vor uns entrollt, bietet G. De Rossi in „Quando il sogno è finito . . .“ (Turin, Roux-Viarengo, 1902). — Die „Legenden und Phantasieen“, die Corrado Ricci unter dem Haupttitel „Rinàscita“ (bei Treves in Mailand) veröffentlicht hat, beweisen, daß der bekannte Historiker und Kunstkritiker auch ein höchst unterhaltender Plauderer ist, mag er Volkssagen wie die vom „Ewigen Juden“, dem „Passo della Badessa“ und dem „Ave Maria“ in ein kunstvolles Gewand kleiden oder litterarische Stoffe wie „Romeo und Julia“, „Tristan und Isolde“ neu einkleiden oder aber aus der eigenen Phantasie originelle und fesselnde Wundergeschichten schöpfen. — Eine anspruchslose, flüssige Erzählung ist Neeras „La Villa incantata“ (Livorno, Belforte, 1901), die Geschichte der Besichtigung eines zum Verkaufe stehenden Landhauses des Grafen Soragna, die damit endet, daß die kauflustige Dame ohne Kauf zur Besitzerin wird.

Die schon oben erwähnten neuen Dichtungen Mario Rapisardis „L'Ascota od altri poemetti“ (Catania, Giannotta, 1902) beweisen abermals den sittlichen Ernst, die Gedankentiefe und den Durst nach dem Ideal, wodurch sich die Muse des Dichters des „Lucifero“ auszeichnet. Fast in jedem Gedichte tritt eine ideale Hauptfigur als Dolmetscherin der Ideen der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Vervollkommnung, des Fortschritts hervor; allerdings überwiegen die Töne der Entrüstung, des Schmerzes, der Hoffnungs- und Trostlosigkeit, die überhaupt den letzten Abschnitt der inneren Entwickelung Rapisardis charakterisieren. — Der rasch bekannt gewordene Verfasser der „Sposa Mistica“ und des „Velo di Maja“, Angiolo Orvieto, hat (bei Treves in Mailand) einen von der Kritik sehr gut aufgenommenen Band poetischer Reisebilder, sowie intimer und Frühlingsdichtungen erscheinen lassen, unter denen sich wahre Perlen befinden. — Gleichfalls bei Treves erschienen formvollendete und gedankenreiche Gedichte von F. T. Garibaldi unter dem Titel „Fra uomini e cose“. Ein starker Hauch einer stolzen und kräftigen Persönlichkeit weht uns aus den Herzensergüssen, wie aus den beschreibenden Gedichten entgegen.

Unter den Bühnenwerken, die in den letzten Wochen mit Erfolg aufgeführt worden sind, ragt Roberto Braccos dreiaktiges Drama „Sperduti nel bujo“ hervor. Die „im Dunkel Verlorenen“ sind ein jugendlicher, blinder Musikant und ein der Hefe des neapeler Volkes entsprossenes, schon von dem Sumpfhauche vergiftetes, halbwüchsiges Mädchen; beide ketten ihr Schicksal aneinander, indem sie in einer dunkeln, regnerischen Nacht aus dem Café chantant entweichen, wo Nunzio für einen Hungerlohn den Gästen aufspielen mußte, Paolina von der Polizei eingesperrt war, um am nächsten Morgen abgeholt zu werden. Sie ist die auf die Gasse geworfene Frucht eines niederträchtigen Abenteuers des Herzogs von Vallenza, der im zweiten Akte an den Folgen seiner Ausschweifungen stirbt, nachdem eine seiner Geliebten, die perverse Livia Blanchard, ihn gewaltsam verhindert hat, das zu ihren Gunsten gemachte Testament umzustoßen, um das Unrecht an der natürlichen Tochter gut zu machen. Im dritten Akte finden wir das jugendliche Paar in seiner mehr als dürftigen Behausung. Der Blinde ist der Gefährtin, seiner einzigen Stütze, in Liebe und Dankbarkeit ergeben; aber es beschleicht ihn schon die Ahnung, daß ihre Reize sie bald zur Beute anderer machen werden. Sie soll ihm nichts sagen, wenn sie ihn verlassen will, sondern nur das Oellämpchen vor dem Madonnenbilde auslöschen. Und so geschieht es eines Abends: Paolina schlüpft mit einer Kupplerin leise aus der Thür, und der Blinde wird beim Abendgebet den warmen Hauch des Lämpchens nicht mehr spüren. Das Stück ist eine erschütternde Illustration zu der verheerenden Gewalt der Sinnenlust und der fühllosen Grausamkeit des Lebens.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Echo der Bühnen.

Kiel. Unter dem Namen „Berliner Schauspiel“ ist im Frühling dieses Jahres in das kieler „Schillertheater“ eine junge Schauspielertruppe eingezogen, die sich in lobenswertem Eifer bemüht, der dramatischen Kunst auch hier eine Pflanzstätte zu bereiten. Das „Stadttheater“, das übrigens nur im Winter Vorstellungen gab, begnügte sich — abgesehen von wenig Ausnahmen — damit, „Die Puppe“ und andere Nichtigkeiten über die Bretter zu hetzen, und deshalb konnte Paul Linsemann, der Direktor des „Berliner Schauspiels“, einer freundlichen Aufnahme sicher sein. Er erfaßt seine Aufgabe mit großem Ernst und ist vor allen Dingen bemüht, dramatischen Werken hier in Kiel zu einer Uraufführung zu verhelfen. In diesem Eifer geht er allerdings zu weit; man denke: in sieben Wochen sechs Uraufführungen.

Nachdem Paul Linsemann seine dramatische Kleinigkeit „Der letzte Tag“ vom Spielplan gestrichen und zur wohlverdienten Vergessenheit verdammt hatte, gelang es ihm bald darauf, die Scharte auszuwetzen und mit dem vieraktigen Schauspiel „Junge Leute“ eine liebenswürdige Talentprobe abzulegen. Die Fabel ist ja nicht neu; es ist die ewig alte Geschichte von dem jungen Lebemann, der mit seinem „Mädel“ einige fidele Jahre verlebt hat und schließlich die bekannte reiche Partie machen muß. Er schwankt eine Weile hin und her, bis ihm schließlich die reiche Partie, die Geliebte und die Möglichkeit, seine fadenscheinige Ehre wiederherzustellen, verloren gehen. So greift er denn schließlich zum Revolver. Das Stück erinnert hier und da an den „Rosenmontag“ und an die „Liebelei“; aber immerhin kann man, besonders im ersten Akt, der eine Gesellschaft berliner Lebemänner vorführt, an einigen gut gesehenen und scharf gezeichneten Charakteren seine Freude haben. Auch die Heldin ist gut charakterisiert, während der Held in seiner schwankenden Schwäche dem Dichter weniger gelungen ist. Das Stück fand eine freundliche Aufnahme.

Von „Blanka von Kastilien“, Franz Grillparzers Jugendwerk, läßt sich das nicht sagen. Paul Linsemann hatte dieses verschwommene, langatmige Drama aus der Nacht der Vergessenheit heraufgeholt — ohne Grund, will mir scheinen — und, wie der Theater-

zettel besagte, für die Bühne bearbeitet. Die Bearbeitung war aber weiter nichts als ein ziemlich weitgreifendes, nicht immer glückliches Zusammenstreichen.

Etwas besser erging es dem Drama „Zorndorf" von Carl Bleibtreu; es wurde zwar von einem Teil der Hörer laut und stürmisch abgelehnt, hatte aber doch im großen und ganzen einen freundlichen Erfolg, und der anwesende Dichter wurde mehrfach gerufen. Das Werk spielt in der Zeit von dem Abend vor bis zum Abend nach der Schlacht bei Zorndorf und giebt dem Dichter Gelegenheit, die Bühne unter dem Schlachtenlärm und Kanonendonner erzittern zu lassen, der die Haupthandlung, ein Liebesdrama in der Schulzenwohnung, begleitet. Bleibtreu bekundet auch in diesem Drama unleugbar ein starkes dramatisches Talent, dem gegenüber man es immer wieder bedauern muß, daß es ihm nicht gelingen will, eine straffe einheitliche Komposition zu schaffen.

Auch das Schauspiel „Blanchette" von Eugène Brieux erlebte hier seine Erstaufführung. Der Inhalt ist kurz der: Blanchette, die Tochter eines Schankwirts, hat in einem Pensionat eine bessere Schulbildung als sonst Kinder ihrer Herkunft erhalten und später ihr Lehrerinnenexamen gemacht. Der Vater ist natürlich sehr stolz auf seine kluge Tochter, aber schließlich wird ihm die Zeit bis zur Anstellung zu lang. Auch treten im täglichen Verkehr der sich als Dame gebärdenden, von unreifen, verworrenen Backfischgedanken erfüllten Tochter mit den in einfachen Verhältnissen lebenden Eltern ihre grundverschiedenen Wesenseigenheiten immer schärfer zu Tage; es kommt zum Wortwechsel und endlich so weit, daß der Vater das Mädchen ohrfeigt und energisch verlangt, sie solle das Faulenzerleben aufgeben und der Mutter tüchtig an die Hand gehen. Das paßt der jungen Dame mit dem Lehrerinnendiplom nicht, sie will sich nicht fügen und wird zum Hause hinausgejagt. Sie geht nach Paris, wird dort die Geliebte eines reichen Lebemanns, für den sie schon als Backfisch geschwärmt hat, kehrt aber später, als sie von der über ihr Elternhaus hereingebrochenen Not und Armut hört, zurück, um durch ihr Geld den Lebensabend der Eltern zu verschönen. Entrüstet wirft der Vater sie abermals hinaus. — Die verblüffend treue Milieuwiedergabe, die feine Zeichnung einiger Bauerntypen, wie auch die der Blanchette im Verlauf der ersten beiden Akte gefiel und ließ manche Schwächen, z. B. das langausgesponnene sentimentale Gerede der Mutter und die oft ungeschickte Einführung der Personen vergessen.

Der unermüdliche Felix Philippi kam vor kurzem mit seinem Schauspiel „Asra" hier zum ersten Mal zu Wort und errang einen guten Erfolg. Gabriele Schröder, die berühmte Opernsängerin, Tochter eines behäbigen, ewig trinkenden Kammersängers a. D., hat ihren Mann, einen rachsüchtigen Schauspieler, verlassen und dringt, besonders nachdem sie einem jungen Musiker ihre Liebe zugewandt hat, vergebens auf Scheidung. In der Stille hat sie eine Oper „Asra" geschrieben, die sie unter dem Namen ihres Geliebten aufführen läßt. Ihr Mann ist der einzige, der den Sachverhalt kennt, und will nur unter der Bedingung sein Stillschweigen bewahren, daß sie den Musiker aufgiebt und zu ihm zurückkehrt. Sie weigert sich, und so kommt es am Abend der Aufführung zu einem Theaterskandal. Der Pseudo-Komponist verläßt unter nichtigen Gründen seine Geliebte, sie aber vergiftet sich. — Das Schauspiel ist geschickt aufgebaut, besonders in der Exposition verrät es den routinierten Bühnenschriftsteller, dem manche spannende Szene gelingt, der aber freilich höhere Ansprüche unbefriedigt läßt.

Wilhelm Lobsien.

Weimar. Die letzte Neuheit dieser Spielzeit, die das Hoftheater am 6. Juni brachte, war ein ganz kläglicher Schwank von Hermann Schlag: „Die deutsche Komödie". Das Stück steht tief unter seinen litterarischen Vorbildern, dem „Weißen Roß'l", dem „Matthias Gollinger" und ähnlichen Kunstwerken; es ist eine ganz harmlose und abgeschmackte Dilettantenarbeit, die sich kaum für ein Vorstadttheater geeignet hätte. In der That kann es wenig erfreuen, wenn man sieht, womit das hiesige Publikum im Hoftheater zu jubelnder Heiterkeit hingerissen wird; man kommt sich vor, als säße man in einer Liebhaber-Vorstellung beim Stiftungsfest der Bürgersängergesellschaft „Vaterland". In Kühtai, einem 2000 Meter hoch gelegenen tiroler Oertchen, treffen eine weimaraner, eine berliner und eine münchner Familie zusammen. Dort oben beginnt nun die deutsche Komödie, auf die es der Verfasser abgesehen hat, nämlich partikularistische Zänkerei, die bei einer Sedanbowle ihren Höhepunkt erreicht. Die Tendenz erinnerte lebhaft an eine frühere weimarer Uraufführung, in der ein alter Mann seinen Volksgenossen zurief: „Seid einig, einig, einig!" — Die herzlichste Heiterkeit herrschte im Theater, wenn der Weimaraner von Rostbratwürsten, dem weimarischen Nationalgericht, sprach oder dem Publikum eine Ansichtskarte mit dem neuenthüllten Liszt-Denkmal zeigte. —

Unter den weimarer Schauspieluraufführungen dieses Winters war mithin nicht ein einziges litterarisch auch nur halbwegs ernst zu nehmendes Bühnenstück.

Wilhelm von Scholz.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Loras Sommerfrische. Roman von Karl von Perfall. Berlin W., F. Fontane & Co. M. 4,— (5,50).

Wer hinter dem sonnigen Titel eine behagliche Verdauungslektüre wittert, wird das Buch nach einigen Kapiteln enttäuscht beiseite legen. Auch unseren höheren Töchtern und ähnlichen Romankonsumenten würde ich es nicht in die Hand geben; denn „Loras Sommerfrische" ist ein sehr ernstes Buch. Nur die Mündigen und Reifen werden im stande sein, sich mit den aufgeworfenen Lebensfragen und Daseinsproblemen auseinanderzusetzen.

Gymnasialdirektor Wölflein ist unglücklich verheiratet. Frau und Töchter flattern dem Vergnügen nach; der ernste Gelehrte findet kein Verständnis bei ihnen und „hungert im Gemüte". Die Schule und seine Primaner müssen ihm das Familienleben ersetzen. So geht es seit zwanzig Jahren, und Wölflein leidet schwer unter dieser seelischen Mißhandlung. Da lernt er in der Sommerfrische Lora Klein kennen; sie ist Töchterschullehrerin und mit ihren fünfundzwanzig Jahren ein prächtiges, kluges Mädchen, das auch dem stattlichen Herrn Direktor gegenüber seine Gedankenfreiheit behauptet und gleichzeitig doch wieder seine Schülerin sein möchte. Die beiden verstehen sich. Lora wird die geistige Kameradin des Gelehrten; und von Tag zu Tag neigert sich in ihr das Gefühl des Mitleids mit dem unglücklichen Freunde. Sie will ein gutes Werk an ihm thun, ihm den häuslichen Kummer aus der Seele scheuchen, ein wenig Sonnenschein in sein düstres Leben tragen. Aber aus dieser rein menschlichen Teilnahme entwickelt sich eine stille gegenseitige Zuneigung, bis eines Tages die Flammen über ihnen zusammenschlagen. Seelisches Verständnis und der Einklang des Herzens führen zur Gemeinschaft des Lebens. Der fünfzigjährige Gymnasialdirektor giebt Weib und Kind auf, verläßt seine Stellung und sucht in Genf mit der Geliebten ein neues Leben zu begründen. Jetzt beginnt der Kampf um das Glück: und sie kämpfen tapfer, diese beiden tüchtigen, liebestarken Menschen; aber weder in Genf noch in Dresden und München will es ihnen gelingen, sich ihr Glück zu erobern. Da verzweifelt Wölflein an seiner Kraft und sucht Trost bei der Flasche. Lora setzt nun

allein den Kampf fort; die Not erzieht sie zur Schriftstellerin, und der Erfolg ihrer Romane bewahrt die Familie vor Hunger und Schande. Aber auch sie unterliegt; der Rausch des Blutes treibt sie einem Mediziner in die Arme, und sie wird seine Geliebte. Nach Wölfleins Tode heiratet sie jedoch der Arzt nicht, sondern schüttelt sie gewissenlos wieder ab. Und von neuem beginnt für die zerknirschte Lora der gräßliche Kampf um Brot und Glück. — Um die beiden Hauptträger der vielbewegten Handlung ordnet sich ein höchst eigenartiger Kreis von Menschen: in Genf sind es namentlich russische Flüchtlinge, arm und geächtet, weil sie ihr Volk zu sehr geliebt haben; in München treffen wir Lora im litterarischen Bohèmeklub der „Perlfischer", und hier wie dort schaut Perfall den gährenden Naturen bis auf den Grund ihrer Seele. Wie Wölflein und Lora bewegen sich auch diese Menschen nicht mehr ganz in den Bahnen der konventionellen Moral und Ordnung. Ein jeder steht und kämpft für sich, ohne nach der Staatskrippe zu schielen. Aber ob nicht auch sie eines Tages von den sausenden Triebrädern des Lebens zermalmt werden? Und damit kommen wir auf die bedeutsame Frage: durfte ein Mann wie Gymnasialdirektor Wölflein Amt und Ehren der Geliebten opfern, und weshalb mußte er schließlich zu Grunde gehen? War seine Liebe nicht stark und groß genug? Zogen ihn die „Schwergewichte des Alters" zu Boden, sobald er sich aufschwingen wollte, oder war er in der That ein Schwächling und Philister, dem die Zukunft versagt blieb, weil er mit der Vergangenheit nicht völlig brechen konnte? Perfall hat dieses verlockende Problem eben so geistvoll wie natürlich gelöst. Mit psychologischem Scharfsinn spürt er den geheimsten Seelenregungen seines Helden nach. Wir sehen, wie dem Unglücklichen überall der Boden unter den Füßen schwankt, wie er sich eine neue würdige Stellung im Leben erringen möchte und wie er dann stückweise zusammenbricht, um schließlich, körperlich und geistig verelendet, als „Kostgänger" seiner berühmten Frau ins Grab zu sinken. Warum? — Der Mann lebt nicht allein von der Liebe, sondern auch vom Berufe; Wölflein gelingt es nicht, den alten Menschen vollkommen abzuschütteln, sich geistig zu befreien. So verliert er seine Selbstachtung und taumelt dem Untergange zu. Diese Gestalt ist ein Meisterstück lebensvoller Charakteristik und feinsinniger Wirklichkeitsbeobachtung. Auch die Frauenfrage, ob das Weib nach Preisgabe der Jungfräulichkeit freier werden kann als der Mann und ihm überlegen, findet in diesem Roman eine scharfe und eigenartige Beleuchtung. Sie verkörpert sich namentlich in Lora Klein und der russischen Medizinerin Kassaskina.

Karl von Perfall ist eine philosophisch angelegte Natur mit einer reifen, geschlossenen Weltanschauung; aber der Künstler und Dichter in ihm überragt doch den Philosophen; und es ist eine stille Freude, zu sehen, wie er einzelnen Gestalten aus der sprudelnden Fülle seiner Gedanken und Ideen verschwenderisch mitteilt. — „Loras Sommerfrische" wird zweifellos seinen Weg machen und so von neuem den Beweis erbringen, daß auch außerhalb Berlins noch Schriftsteller leben, die uns etwas Eigenes zu sagen haben.

Düsseldorf. *Theodor Herold.*

Maria. Roman von Ernst Muellenbach. Berlin, Emil Felber. 1901. 318 S. M. 4,— (5,—).

Auf der Sonnenseite. Geschichten von Ernst Muellenbach. 2. Aufl. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger. 173 S. M. 1,—.

Aus junger Ehe. Studien und Skizzen von Ernst und Ute Muellenbach. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger. 112 S. M. 1,—.

Im vorigen Jahre ist ein noch ziemlich junger rheinischer Dichter gestorben, von dem man hoffen konnte, daß er noch einmal die Heimatkunst des Rheines zu Ehren bringen werde, Ernst Muellenbach, der unter dem Pseudonym Lenbach zuerst auftrat. War er auch kein revolutionierendes Talent, so verband er doch mit einem feinen Stilgefühl eine gewisse Anmut und Grazie der Erfindung, was besonders da angenehm auffiel, wo in seinen zahlreichen, durch Zeitschriften veröffentlichten Novellen und Skizzen der Humor den Vorsitz führte. Aus seinem Nachlaß nun ist der Roman „Maria" erschienen, der neben den obigen Vorzügen den Trieb zu Ernsterem und Höherem hat; außerdem liegt eine ältere Novellettensammlung „Auf der Sonnenseite" in 2. Auflage vor, und schließlich tritt uns noch die Witwe des Dichters als Kollegin ihres Mannes entgegen, indem sie einige seiner älteren Skizzen mit einer Reihe von eigenen zu dem Bändchen „Aus junger Ehe" vereinigte. Mit manchem Witz und noch viel mehr Behagen werden hier die welterschütternden Erlebnisse junger Eheleute zu kleinen Pointen zugespitzt, der Kampf mit den Dienstboten, mit der Tücke des Objekts, hier des Briefkastens ꝛc. Es ist eine nach jeder Beziehung harmlose Lektüre, und nicht anders verdient auch die Sammlung „Auf der Sonnenseite" genannt zu werden.

Der Roman „Maria" will ernster genommen sein. Der Dichter führt uns in eine kleine Stadt am Rhein; dem Kundigen wird sich sehr bald Bonn, der Wohnort Muellenbachs, als Hintergrund des Romans verraten, wie auch einige der im Verlaufe des Romans geschilderten Persönlichkeiten nicht bloß Phantasiegeschöpfe sind. Aus ärmlichen Verhältnissen wachsen hier zwei Schwestern empor, die eine das Urbild der wohlerzogenen höheren Tochter, die sich vom verpimpelten Schoßkinde zur nüchternen Lehrerin auswächst und schließlich die vertrocknete Frau eines trockenen Gelehrten wird; die andere ein Wesen von fast genialem Wurf, die selbst in der Schneiderstube zu imponieren weiß und als Gattin eines durch eigene Schuld dem Tode geweihten Künstlers ein kurzes jauchzendes Glück durchlebt. Beide Figuren sind aus dem Hintergrund des kleinstädtischen Lebens fein psychologisch und oft mit den Schattierungen des Witzes und der Satire gezeichnet; die letztere steigert sich besonders da fast zur Karikatur, wo es sich um das Eingreifen des jungen, etwas verdrehten Gelehrten handelt, der seinem prächtigen Vater so unähnlich ist. Dieser alte Geheimrat nebst seiner weißhaarigen Jugendliebe, die als ein freundlicher Hausgeist das gute Schicksal der von der Mutter verkannten Tochter „Maria" bildet, ist wohl die beste Leistung des Buches. Der Roman spielt in der Zeit des Kulturkampfes und versucht es mit Glück, die besonders im katholischen Rheinland und dem Sitz der dortigen Intelligenz, der Universitätsstadt, sich bemerkbar machenden religiösen Strömungen zu reflektieren.

Berlin. *Heinr. Hub. Houben.*

Die Bearnaise. Eine Anekdote von Wilhelm Schäfer. Berlin, Schuster u. Löffler. 12°. 32 S.

Der Poet Wilhelm Schäfer, der als ein nicht übler Kopf und feiner Stilist sich eines redlichen Ansehens erfreut, erweist seine Vorzüge auch in diesem kleinen Büchlein, das knapp zweiunddreißig Seiten enthält. Er hat die Anekdote bereits in der von ihm geleiteten Zeitschrift „Die Rheinlande" veröffentlicht. Wenn er sie jetzt als selbständiges Buch erscheinen läßt, so ist der Schluß wohl zulässig, daß er den von ihm erzählten Scherz als eine außergewöhnliche Leistung gewertet wissen will. Wer hierüber etwa anderer Meinung ist, dürfte seine Zweifel nach den ersten Zeilen des Büchleins aufgeben. Darin liegt nach meinem Ermessen so viel Prätention, daß man mit einer gewissen Verstimmung an die Lektüre geht. Hat man sie beendet, so gesteht man dem Verfasser willig zu, daß er eine satirische Idee mit Verve durchgeführt hat und daß seine Darstellung blutvoll ist und der Eigenart nicht entbehrt.

Wie ein gekränkter Gaukler und Taschenspieler einen König narrt, der ohne seine königlichen Insignien und seine königliche Macht ein dicker, guter, dummer Kerl ist, wird anschaulich erzählt, und für den, der zwischen den Zeilen zu lesen weiß, giebt es noch mancherlei Teufeleien und kräftige Seitenhiebe. Die gläubige Dummheit, die unsterblich ist, wird ergötzlich verhöhnt, und Minister und Ratsherren bekommen daneben ihr

Teil ausgewischt. Dennoch stellt sich das befreiende Lachen nicht ein, das unser Poet am Anfang seines Büchleins verheißt. Er versucht mit heißem Bemühen für seine Anekdote einen legendären Stil zu finden. Er scheitert nach meinem Empfinden, weil er der Schlichtheit und Einfachheit entbehrt. An Gottfried Keller darf man gar nicht erinnern, wenn man sich nicht das bißchen Freude verkümmern will, das der Dichter Wilhelm Schäfer in uns auslöst. Aber auch für ein artistisches Kunststück mag man dankbar sein.

Berlin. *Felix Hollaender.*

Lyrisches.

Lieder und Gesänge. Von Alfons Paquet. (Neue deutsche Lyriker, herausgeg. u. eingeleitet von Carl Busse. 1. Bändchen.) Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1902. M. 2.— (2,50).

In der trefflichen Einleitung seiner lange noch nicht genug beachteten Anthologie „Neuere deutsche Lyrik" sagt Carl Busse: „Auch die deutsche Litteratur wird sich kaum dem Zuge der Zeit verschließen können. Sie wird diesen romantisch-aristokratischen Strömungen bis zu einem bestimmten Punkte folgen und sich dann mit dem Volke gegen sie verbinden. So war es immer. Aber ehe die Dichtung wieder kämpfen muß, darf sie Kränze winden, erblüht ihr ein goldenes Zeitalter — das der großen Persönlichkeiten. Vielleicht stehen wir auch jetzt näher davor, als wir ahnen." Diesen prophetischen Worten scheint ein neues Unternehmen Busses sich aufs engste anzuschließen, die Herausgabe vollständiger Gedichtsammlungen junger Talente, die ihm bedeutsam und flugstark erscheinen. Diese Sammlung soll, „an keine Zeit und Zahl gebunden, ihre jeweilige Fortsetzung immer nur dann finden, wenn bedeutende Talente dazu Veranlassung geben". Viel läßt sich über dies Unternehmen selbst, das mit einer gewissen schlichten, offenen Ehrlichkeit vor uns hintritt, auch vom kritischen Standpunkte aus vorerst noch nicht sagen. Eines aber ist gewiß: Carl Busse verhilft hier, mit dem ersten Bändchen seiner Herausgeber-Sammlung, einer neuen Persönlichkeit zum Worte, die Beachtung verdient. Und mehr noch: Alfons Paquet ist eine aristokratische Natur, ein aristokratischer Neuromantiker, in dessen Verse die Volkslieder nur gelegentlich wie von fernher hineinklingen, Nebentöne einer reichen dichterischen Schaffenskraft, die in diesen Liedern und Gesängen „zum erstenmale ihre Schwingen prüft". Alfons Paquet ist noch sehr jung. Just so jung wie Busse selbst, als er seine ersten Gedichte herausgab. Er ist 1881 in Wiesbaden geboren. Aber man fühlt es nicht oft beim Lesen seiner Verse, daß die Lebensstürme noch kaum über seinen Kahn dahingebraust sind. Freilich: ein jugendlicher Wagemut, ein frohes Hoffnungsschwärmen, ein „genialisch Treiben" tönt uns oft entgegen und baut seine Wünsche und Hoffnungen auf in jungseliger Glut. Aber es ist doch zumeist schon gefestigte Kraft, die weiß, was sie will, und viel Ruhe und Klarheit. Busse selbst vergleicht in seiner Vorbemerkung die Lyrik Paquets mit Goethe. Wenn das auch hier bei den genannten Gedichten eine gewisse äußere Berechtigung hat, zu der wohl der formelle oder auch sprachliche Ausdruck verleitet haben mag, so erscheint uns doch keineswegs Paquet in der harmonischen Fülle und Ruhe des großen Menschen und Dichters. Doch lassen wir diese gefährlichen Vergleiche überhaupt. Was ihn auszeichnet, das ist sein Reichtum an dichterischem Ausdruck, der in den freien Rhythmen des Schlußteils, seiner „Gesänge", oft geradezu an Nietzsche gemahnt. Ich weiß, ich setze mich damit demselben Vorwurf aus, den ich soeben gegen den Herausgeber erhoben, — aber ich kann mir nicht helfen, es ist so. Und dieser letzte Teil, diese „Gesänge" in freien Rhythmen, waren das erste, was mich beim Lesen dieses sonst völlig eigenartigen Gedichtbuchs erwärmte, was mir vertraut erschien und mich dem Dichter näherbrachte. Da sind wundervolle Bilder, hochschwebende Gedanken, poetische Reflexionen, die dennoch als ursprüngliches Gut eines ganzen, echten Dichters zu wirken vermochten. Was mich in den vorangegangenen Liedern oft kalt ließ, das Fehlen reiner und warmer Lyrik, das Spielen mit barockem Humor und volkstümlichen Anklängen, das ward hier überwunden, — „was je schwer war, sank in blaue Vergessenheit." Und in einem letzten gebe ich Busse schließlich wieder recht, daß nämlich die Lyrik für Alfons Paquet nur ein Durchgang sein wird. Er ist kein reiner Lyriker, aber er ist ein Dichter; er wird sich nicht auf Lieder und Gesänge beschränken können, er wird uns noch Weitsichtigeres, Tieferes und Reiferes schenken, — und dann wird man Busse immerhin gratulieren dürfen, daß er ihn entdeckt hat.

Frankfurt a. M. *Theo Schäfer.*

Dem Rhein entlang. Ein Liederbuch. Zürich, Verlag des Lesezirkels Hottingen. Litterarische Gesellschaft. 1902. 4°. 120 S. Geb. M. 4,—.

Volkstümliche und Kunstpoesie, die an den Ufern des Rheines aufgeblüht sind zu Ruhm und Ehren dieses populärsten der Ströme, finden wir in dieser vornehm ausgestatteten Sammlung in reicher Fülle. Einen besonderen Wert erhält das Buch noch durch seine zahlreichen Dialektproben von Ursprung bis Ausmündung des Rheines. Da lesen wir ein Tanzliedchen aus Disentis, ein patriotisches Lied aus Graubünden, beide in den volltönenden, aber etwas holperigen Lauten des Rätoromanischen. Ein schnaderhüpflmäßiges Liedchen vom Vorderrhein endigt mit der unzweifelbaren Wahrheit:

Was hilft mir a schena Epfal (Apfel),
Wenn er mittsdri ist fuul?
Was hilft miar a schens Maidli,
Wenn's hat a groß Muul?

Im appenzellerschen Dialekt besodelt ein Senne sein freies, frohes Leben; Ober- und Untersee des Bodensees (Bregenz und Ermatingen am Untersee) werden in schlichten Liedweisen besungen. Wir folgen dem oberen Lauf des Rheins, wo wir ein Spottlied aus dem Aargau, Hebels fröhliches Lied auf Basel und ein Preislied auf den Sundgau (Mülhausen), dann aus Arnolds, des elsässischen Dichters, Dialekt-Lustspiel „Der Pfingstmontag" das treffliche Lied „Min Onnemy" (Annemarie), kochersberger Mundart (Straßburg), finden. Die „fröhlich Pfalz, Gott erhalt's", Bingen mit einem Dialektgedicht von Kobell, das den rheinischen, bekanntlich sehr stark entwickelten Lokalpatriotismus lustig verspottet:

Es is e wahri Herrlichkeit
Deß liebe klaane Binge:
Mei Vater und Mutter un all mei Leut
Ja mir sin all vun Binge . . .,

der Hunsrück mit einem Bauernlied, Kowelenz (Koblenz) mit einem flott-rhythmischen, die ganze rheinische Gemütlichkeit atmenden Preislied, Kölle (Köln) mit humoristischen Liedchen geben ein getreues Bild von der Volksseele des Unterrheins. Ein Lied aus Krefeld (Der dütsche Rhin) wäre wegen seiner Anklänge an Nicolaus Beckers „Sie sollen ihn nicht haben" besser weggeblieben. Ein Mai-Tanzreigen aus der Gegend von Cleve illustriert höchst originell, wie nahe Glaubenseifer und Profanation kirchlicher Einrichtungen im Volke gerade in stockkatholischen Gegenden sein können: Pater und Nonne in gegenseitigem Liebeswerben werden von der Jugend beim Tanz um den Maibaum dargestellt, eine um so pikantere Persiflage, wenn man den heidnischen Ursprung dieser Maifeste bedenkt. Um so frommer giebt sich ein Arbeiter aus Gelderland, den der eifrigste Konservative sich nicht ergebener und zufriedener wünschen könnte. Mit einem niederländischen Triumphlied schließt die Reihe der Dialektdichtungen. — Dazwischen finden wir Volkslieder, zum größten Teil aus „Des Knaben Wunderhorn": „Zu Straßburg auf der Schanz" (daneben das jüngere [1828] „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt"), „Bald graf' ich am Neckar, bald graf' ich am Rhein", „Der Jäger aus Kurpfalz", das schmerzvolle „Es steht ein Baum im Odenwald", das wehmütige „Zu Koblenz auf der Brücken,

da lag ein tiefer Schnee" u. s. w. Auch mittelalterliche Weisen sind aufgenommen worden. — Die Kunstpoesie ist daneben nicht zu kurz gekommen. Annette von Droste-Hülshoff, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Mörike, Geibel, Heyse, Simrock, Kinkel, Freiligrath, Scheffel, Eichrodt und der Rheindichter Größter: Heinrich Heine, sind mit zahlreichen poetischen Gaben vertreten. Die Loreleysage finden wir in interessanter Gegenüberstellung des heinischen Liedes und der Balladen von Brentano und Eichendorff. Hermann Lingg, der schöne Bodenseegedichte geschrieben hat, wäre noch zu berücksichtigen gewesen. — Der Leseverein Hottingen hat mit diesem Sammelbuch die uns so vertrauten Klänge vom „Vater Rhein" reichhaltig gesammelt, und es ist zu wünschen, daß sie in recht vielen Herzen wiederklingen mögen!

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

Bergische Dichtung. Eine Sammlung bergischer Gedichte aus dem 19. Jahrhundert. Herausgegeben von Friedrich Kerst. Elberfeld 1900, Bädekersche Buchhandlung. X u. 363 S.

Ein zweifaches beabsichtigt der Herausgeber mit dieser Sammlung: er will sie als Beitrag zur Heimatkunst betrachtet wissen und den Beweis erbringen, daß „das schöne, bergische Land sich seiner Dichter nicht zu schämen" braucht. In der Einleitung rechtfertigt er die sachliche Anordnung der Gedichte vor der persönlichen, nach den Dichtern verteilten Folge: „Der Leser soll nicht, wie bei Anthologieen häufig gerügt wird, von einer Stimmung in die andere geworfen werden". Demgemäß ist der Charakter des Buches mehr der eines lyrisch-epischen Hausbuches; denn wem es darauf ankäme, die bergischen Poeten als festumrissene Individualitäten kennen zu lernen, der würde die vorliegende Verstreuung ihrer Beiträge über das ganze Buch hin nur hinderlich finden. Im ganzen sind die ausgewählten Stücke Proben echter Dichtung; die Naturstimmung, das Liebeslied und die Ballade haben vortreffliche Vertreter. Daneben scheint es eine unvermeidliche Beigabe solcher Anthologieen, daß auch manches minderwertige Geversel mithineingerät, sei es des bekannten Autornamens wegen, sei es mit Rücksicht auf die Vollständigkeit. Aber das schadet dem Ganzen nicht; auch das Dorngestrüpp charakterisiert die Landschaft. Bedauerlich ist nur, daß mundartliche Proben grundsätzlich ausgeschieden wurden. Die als Anhang gegebenen dankenswerten bio- und bibliographischen Notizen hätten bei einigen Poeten, die ohne nähere Angaben aufgeführt sind, wie Herm. Birkenfeld (H. Modersohn), Jul. Disselhoff und Johannes Schürmann, leicht aus Kürschners Litteraturkalender ergänzt werden können.

Köln. *Laurenz Kiesgen.*

Dramatisches.

Künstler und Katilinarier. Ein Schauspiel in vier Aufzügen. Von Herbert Eulenberg. Berlin, Verlag von Johann Sassenbach, 1902. 73 S. M. 1,50.

Die großen Hoffnungen, die man nach Eulenbergs bisherigen dramatischen Arbeiten auf dieses unzweifelhafte Talent gesetzt hatte, erfüllt auch sein neues Stück noch nicht, es enttäuscht sogar gegen die früheren. Um einen hochstrebenden, aus bürgerlicher Wohlhabenheit in die Bohème entlaufenen Schauspieler, der mit einer kleinen Truppe reist, gruppieren sich ein paar mindere Personen, die die Bestimmung haben, diesem Karl Moor der Coulissenwelt einiges Relief zu geben. Ein Konflikt fehlt fast ganz in diesen wenigen Szenen aus dem Leben eines Wanderkomödianten, die der Reminiscenzen wieder — besonders an Hamlet und Kean — nicht wenige auslösen. Um das Katilinariertum eines der guten Gesellschaft entrückten Schauspielers ins rechte Licht zu setzen, war es nicht nötig, einen ganzen Akt aus einer Cäsar-Tragödie als „Theater im Theater" spielen zu lassen: kaum daß man einen Zusammenhang zwischen dieser Jamben-Einlage mit dem eigentlichen Stück erkennt. An einzelnen Schönheiten fehlt es dem Ganzen nicht, besonders die Sprache hat bei aller bewußten Shakspere-Nachahmung manche glänzende Stelle, doch die gelungensten Einzelheiten machen noch kein theaterfähiges Schauspiel. Funken, viel Funken: aber keine Flamme.

J. E.

Verschiedenes.

Das Variété. Von Arthur Moeller-Bruck. Mit 24 Vollbildern und 104 Textillustrationen. Umschlagzeichnung von Louis Morin, Schlußvignette von Fidus. Berlin, Julius Bard Verlag. 1902. M. 7,— (8,—).

Anton Lindner hat vor fünf Jahren mit seinem satirischen und ironisierenden Kunsttraum „Die Barrisons" als erster mit feinem Verständnis auf die neuen Kunstwerke hingewiesen, die für uns im modernen Variété schlummern. In glänzendem Stil und hinreißender Sprache legte Lindner alle die Fäden bloß, die sich vom Variété in die moderne, bildende Kunst hinübergespielt haben und umgekehrt. Gleichzeitig erschien Oskar Panizza mit einem Artikel in der „Gesellschaft". Er stellte dem Klassizismus das Variété entgegen, definierte den Begriff des letzteren und wies seinen Einfluß auf die Litteratur nach. Lehrreich waren auch die Betrachtungen über den Einfluß Amerikas und Englands auf die Entwicklung des Variétés im vorigen Jahrhundert. Dann kam eine ganze Reihe von Variéteartikeln, die — abgesehen von Avenarius geistvollen Ausführungen im „Kunstwart" — nichts Neues brachten. Schließlich hat nun Moeller-Bruck sich des Stoffes bemächtigt und die hier vorliegende reich illustrierte Monographie über das Variété erscheinen lassen. Er sucht nach einer etwas langatmigen, ästhetischen Einleitung den Begriff des Variétés historisch zu fundieren. In diesem Teile des Buches hat er eine überaus fleißige Arbeit geleistet und mit scharfem Blick jeder Regung eines Variétémomentes im Laufe der Jahrtausende nachgespürt. Bei dem dritten Teil des Buches dagegen, der sich mit dem modernen Variété befaßt, habe ich manche Lücke empfunden. Der ganz außerordentliche Einfluß z. B., den die Neger Nordamerikas auf den Ulk-, Lied- und Tanzstil des Brettls ausgeübt haben, ist kaum gestreift — Panizza hat gerade über diese Befruchtung des Variétés glänzendes geschrieben —, auch hätte der Cabaretstil des chat noir eine gesonderte Betrachtung verlangt. Er hat mit dem Ueberbrettl so gut wie nichts gemeinsam, hat aber stark auf das Spezialitätentheater eingewirkt. Derartige Mängel sind natürlich bei einem wohl der Aktualität halber schnell geschriebenen Buche kaum zu vermeiden. Moeller-Brucks Buch bleibt trotzdem eine geistvolle, kulturhistorisch interessante Arbeit, mit der die Geschichtsschreiber und Aesthetiker des künstlerischen Variétés nunmehr rechnen müssen. Die Ausstattung, die der junge Verlag dem Werke gegeben hat, ist mustergültig; neben dem historischen Bildermaterial und den Photographieen der modernen Brettlgrößen wirken besonders die Originalzeichnungen von Louis Morin.

Berlin. *Willy Ganske.*

Nachrichten

Todesfälle. Am 4. Juni † in Iglau der Lehrer Josef Trübswasser im Alter von 35 Jahren. Er veröffentlichte außer einem Bändchen Gedichte das fünfaktige Schauspiel „Der Herr Meister" und das Märchendrama „Chryses". „Der Herr Meister", ein politisches Tendenzstück, das in Oesterreich verboten worden war, wurde etwa vor Jahresfrist in München mit großem Erfolge aufgeführt.

Der Litterarhistoriker Wilhelm Kreiten S. J. † am 6. Juni. Er verfaßte Schriften über Clemens Brentano, A. Droste-Hülshoff, Voltaire, Molière und gab zwei Gedichtbände und eine Aphorismensammlung heraus (s. oben Sp. 1305).

In Barcelona † am 10. Juni Jacinto Verdaguer, der Führer der katalanischen Dialektdichter. Verdaguer, der 1845 geboren wurde, dichtete eine große Anzahl volkstümlicher Gedichte im katalanischen Idiom.

Der polnische Erzähler Adolf Dygasinski, dessen Novellen und Romane zum teil auch ins Deutsche übersetzt worden sind, † in Warschau im reifen Mannesalter. Er schrieb außer mehreren Erzählungen, in denen er eine intime Kenntnis der tierischen Psyche offenbarte, die Roman-Trilogie „Im Edelhofe", „Hunger und Liebe" und „Von Molken".

* *

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. In Hamburg hat sich eine Dichter-Gedächtnis-Stiftung gebildet, zu deren Gesamtvorstand Dr. Hans Hoffmann, Dr. Emil Reich, Otto Ernst, Dr. J. Loewenberg, Dr. Ernst Schultze u. a. gehören, und die sich jetzt mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit wendet. Die Stiftung hat den Zweck, Jahr für Jahr die Volksbibliotheken (insbesondere auf dem Lande und in kleineren Städten) mit den Meisterwerken der deutschen Litteratur zu versorgen und auch deren sonstige Verbreitung durch Herstellung gut ausgestatteter billiger (gebundener) Ausgaben zu fördern. Das erste von der Stiftung herausgegebene Buch wird ein „Balladenbuch" sein, in dem die schönsten Balladen der deutschen Dichtung vereinigt werden sollen. Zur Entgegennahme von Beiträgen haben sich bereit erklärt: für Deutschland die Deutsche Bank (Berlin) und ihre sämtlichen Zweiganstalten, für Oesterreich die k. k. Postsparkasse (auf Kontonummer 859 112) und für die Schweiz die Schweizerische Volksbank (Bern). Die einmaligen Beiträge sollen zum Kapital geschlagen, die jährlichen dagegen zusammen mit den Kapitalzinsen fortlaufend ausgegeben werden.

* *

Denkmäler. In Lenaus Geburtsort Csatád im Banat hat sich ein Komitee gebildet, das Sammelbogen versendet und zwar lediglich in Ungarn, um Beiträge für ein bescheidenes Denkmal des Dichters zu erlangen, das an dessen 100. Geburtstage (13. August) enthüllt werden soll. — Am 14. Juni wurde in Görlitz ein von Prof. Pfuhl geschaffenes Goethe-Denkmal (Büste auf hohem Sockel) enthüllt. — Ein Denkmal für Alphonse Daudet —, ein Werk des Bildhauers René de Saint-Marceaux — wurde vor kurzem in Paris errichtet, und zwar auf einem Wiesenplan der Champs Elysées, in der Nähe der Avenue Gabriel. — In Madrid wurden dem Dramatiker Lope de Vega und dem Satiriker Quevedo Statuen gesetzt.

* *

Persönliches. Heinrich Seidel feierte am 25. Juni seinen 60. Geburtstag. — Pastor Gustav Frenssen, der Verfasser des Romans „Jörn Uhl", wird im Herbst sein Pfarramt niederlegen, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. — Zum provisorischen Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Kabinettsbibliothekars Dr. Lennert in Darmstadt ist Schriftsteller Wilhelm Holzamer aus Heppenheim bestimmt worden.

* *

Preisverteilungen. Bei der großen Preisverteilung in der letzten Sitzung der Académie française erhielt Maurice Maeterlinck für sein Werk „La vie des abeilles" den Furtadopreis (1000 Fr.) — Der von Sully-Prudhomme gestiftete Preis von 1500 Frcs. zur Herausgabe der ersten Gedichtsammlung eines französischen Lyrikers wurde dem Bretonen Victor Emile Michelet zuerkannt.

* *

Allerlei. Das in Berlin vor längerer Zeit verstorbene Ehepaar Kuszinski hat testamentarisch eine Stiftung von ½ Million Mark verfügt, von deren Zinsen jährlich an zwei bestimmten Terminen Unterstützungen im Betrage bis zu höchstens 2000 Mark an Musiker oder Dichter vergeben werden sollen. — Die hamburgische Wochenschrift „Der Lotse" kündigt an, daß sie Ende Juni ihr Erscheinen einstellen werde, da die letzten Versuche, das Blatt finanziell neu zu fundieren, gescheitert seien. — In La Coruna wurde vor kurzem ein neues Drama von José Echegaray aufgeführt, das den Titel „Malas Herencias" („Böse Erbschaft") führt und stark an „Romeo und Julia" erinnert.

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Achleitner, Arthur. Auf Lurenstein. Humor. Roman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 321 S. M. 4,— (5,—).

Angelus, Franciscus. Die güldene Hochzeit und so dazu gehöret. Aus e. alten Chronik. Dresden, E. Pierson. 331 S. M. 4,— (5,—).

Arber, Lilli. Hysterisch. Novellen. Dresden, E. Pierson. 75 S. M. 2,— (3,—).

Attenhofer, A. Auf sonnigen Pfaden. Zürich, Caesar Schmidt. 148 S. Fr. 2,50.

Bechler, Anna. Erzählungen a. d. Heimat. Dresden, E. Pierson. 188 S. M. 2,—.

Conrad, Michael Georg. Majestät. Ein Königsroman. Berlin, Otto Janke. 2 Tle. in 1 Bde. 227 u. 186 S. M. 5,— (6,—).

Dallago, Carl. Wintertage u. a. Leipzig, Herm. Dege. gr. 8°. 76 S. M. 2,50.

Dessauer, Emil. Die Gewalten des Lebens. Dresden, E. Pierson. 101 S. M. 1,50 (2,50).

Döring, Fritz. Der Förster. — Heinrich Timm. Erzählungen. Stuttgart, J. Engelhorn. 160 S. M. —,50 (—,75).

Eggersdorf, Max. Die blonde Sylterin. Eine fast wahre Geschichte. Leipzig, G. Müller-Mann. 119 S. M. 1,—.

Ernst, Otto. Karthäusergeschichten. Novellen u. Skizzen. Neue Ausg. Leipzig, L. Staackmann. 226 S. M. 2,50 (3,50).

Gerhardt-Amyntor, Dagobert v. Röntgenstrahlen. — Das Amselnest. Novellen. Breslau, Schles. Verlags-Anst. 144 S. M. 2,— (3,—).

Grimme, F. W. Schlichte Leute. Erzählungen a. d. westfäl. Volksleben. 3. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh. 404 S. M. 2,80 (3,40).

Jensen, Wilhelm. Die Rosen von Hildesheim. Ein Roman a. d. Stauferzeit. Berlin, Emil Felber. 2 Bde. 219 u. 252 S.

Ilg, Paul. Skizzen und Gedichte. Dresden, E. Pierson. 192 S. M. 2,— (3,—).

Kadich, Heinrich v. Aus dem Tagebuche eines Sonntagsjägers. Erlebtes und Erlauschtes. Dresden, E. Pierson. 100 S. M. 1,50 (2,50).

Kaisenberg, Moriz v. Die Intriguen der Gräfin Elisabeth Seefeld. Ein Hofroman. Zürich, Caesar Schmidt. 361 S. M. 4,—.

Kullberg, Emil. Sein Verhängnis. Die Lebensgeschichte eines Einzelnen. Dresden, E. Pierson. 200 S. M. 2,50.

La Roséc. Licht im Dunkel. Orig.-Roman. Breslau, Schles. Verlags-Anst. 217 S. M. 3,— (4,—).

Meindl, Fanita. Erzählungen a. d. Orient. Breslau, Schles. Verlags-Anst. 183 S. M. 1,50 (2,50).

Muellenbach, Ernst. Maria. Roman. Berlin, Emil Felber. 318 S. M. 4,— (5,—).

Muellenbach, Ernst. Auf der Sonnenseite. Geschichten. Illustr. 2. Aufl. Leipzig, Ernst Keils Nachf. 173 S. M. 1,—.

Müller-Waldenburg, Walther. Das sind wir! Ohrenbeichten moderner Frauen. Berlin, Moderner Berliner Verlag. 102 S. M. 1,—.

Perfall, Anton v. Die Hexe v. Norderoog. Nov. (Kleine Bibl. Langen. 50. Bdchn.) München, Albert Langen. 12°. 148 S. M. 1,— (1,50).

Perfall, Karl v. Loras Sommerfrische. Roman. Berlin W., F. Fontane & Co. 312 S. M. 4,— (5,50).

Polenz, Wilhelm v. Wurzellocker. Roman in 2 Bdn. Berlin W., F. Fontane & Co. 281 u. 282 S. M. 8,— (10,—).

Püttner, Jane. Italienisches Novellenbuch. Dresden, E. Pierson. 152 S. M. 3,— (4,—).

Reiswitz, W. Frhr. v. Heitere Gesellen. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 135 S. M. 1,—.

Rosen, Franz. Svante Ohlsen. Roman. Dresden, E. Pierson. 323 S. M. 3,50.
Salzen, H. v. Märchen der Liebe. Roman. Dresden, E. Pierson. 135 S. M. 1,50.
Samarow, Gregor. Ein Gespenst. Roman. Breslau, Schles. Verlags-Anst. 304 S. M. 3,— (4,—).
Schneller, Christian. Aus alter u. neuer Zeit. Geschichten u. Erzählungen. Innsbruck, Wagnersche Univ.-Buchh. 348 S. M. 4,20.
Schubin, Ossip. Ehre. Roman. 10., neu durchges. Aufl. Dresden, Heinrich Minden. 320 S. M. 4,—.
Schur, Ernst. Das Buch der 13 Erzählungen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. II. 4°. 98 S. Geb. M. 3,—.
Spitzer, Josef. Erlebtes u. Erdachtes. Novellen. Dresden, E. Pierson. 72 S. M. 1,— (2,—).
Steza, H. F. Die Liebfrauenmilch v. Worms. Eine wormser Weingeschichte. Worms, Heinrich Fischer. 139 S. Geb. M. 2,—.
Stolz, Josef F. 's Katherl u. a. Erz. Leoben, J. Hans Prosl. 180 S. M. 1,50.
Vely, E. Arbeit. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 258 S. M. 3,—.
Vollbrecht, C. Nach dem Sturm. — Der Supplent. Novellen. Breslau, Schles. Verlags-Anst. 256 S. M. 2,50 (3,50).
Wanderer, Richard. Ikara. Berlin, Schuster & Loeffler. gr. 8°. 200 S.
Wagner, Georg. Frau Ilse. Ein paar Jahre Frauenleben. Berlin W., F. Fontane & Co. 328 S. M. 3,50.
Witry, Theo. Im Treubanne der Kaiserin Kunigunde. Eine Historie aus Franken. Bamberg, Handels-Druckerei. Schmal gr. 8°. 76 S.

Björnson, Björnstjerne. Mutters Hände u. a. Erz. A. d. Norweg. v. Maria v. Borch. (Kleine Bibl. Langen. 48. Bdchn.) München, Albert Langen. 12°. 145 S. M. 1,— (1,50).
Egge, Peter. Der Schiffsjunge. Eine Seegeschichte. Ueberl. v. E. Brausewetter. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 297.) Berlin, H. Hillger. 12°. 125 S. M. —,20.
Gautier, Théophile. Eine Nacht der Kleopatra. Deutsch v. J. u. H. H. Ewers. Berlin, Carl Messer & Cie. Schmal 8°. 215 S. M. 2,—.
Gautier, Théophile. Die tote Geliebte. Deutsch v. Ilna Ewers-Wunderwald. Berlin, Carl Messer & Cie. Schmal 8°. 205 S. M. 2,—.
Gorki, Maxim. Gewesene Menschen. Gesammelte Erzählungen (Erzählungen. IV.). A. d. Russ. v. Michael Feofanoff. Mit Buchschmuck v. Otto Ubbelohde. Leipzig, Eugen Diederichs. 232 S. M. 2,— (3,—).
Jókai, Maurus. Thorheiten der Halbgötter. Historisch-humor. Roman. Deutsch von Ludwig Wechsler. Breslau, Schles. Verlags-Anst. 258 S. M. 2,50 (3,50).
Maupassant, Guy de. Unnütze Schönheit u. a. Nov. (Kleine Bibl. Langen. 47. Bdchn.) München, Albert Langen. 12°. 120 S. M. 1,— (1,50).
Ohnet, Georges. Sinkende Sonnen. Roman. Deutsch v. Helene Lobedan. Leipzig, W. Vobach & Co. 230 S. M. 3,— (4,—).
Ohnet, Georges. Die verschleierte Dame. Roman in 2 Bdn. A. d. Franz. v. E. Becher. Stuttgart, J. Engelhorn. M. 1,— (1,50).
Potapenko, J. N. Eine Familiengeschichte. Roman. A. d. Russ. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 296). Berlin, H. Hillger. 12°. 126 S. M. —,20.
Sienkiewicz, Henryk. Die Kreuzritter. Histor. Roman. A. d. vom Autor bes. Volksausg. a. d. Poln. übers. v. S. Horowitz. Berlin, Otto Janke. 362 S. M. 2,—.
Tschechoff, Anton. Schatten des Todes. Erz. Deutsch v. Korfiz Holm. (Kleine Bibl. Langen. 51. Bdchn.) München, Albert Langen. 12°. 155 S. M. 1,— (1,50).
Wickström, Victor H. Was Jesus in Oesterjund erlebte. A. d. Schwed. v. Friedr. v. Känel. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 141 S.
Zola, Emile. Ein Bad u. a. Nov. (Kleine Bibl. Langen. 49. Bdchn.) München, Albert Langen. 12°. 124 S. M. 1,— (1,50).

b) Lyrisches und Episches.

Dem Rhein entlang. Ein Liederbuch. Zürich, Verlag des Lesezirkels Hottingen. 4°. 120 S. Geb. M. 4,—.
Ebhardt, Melanie. Stromschnellen. Gedichte. Wiesbaden, Heinrich Staadt. 72 S.
Grabein, Paul. Liebeslieder moderner Frauen. Eine Sammlg. Berlin, Hermann Costenoble. 12°. 218 S. mit 26 Bildn. M. 2,— (3,—).
Mair, Severin. Ein Stückchen Himmelblau a. d. tiroler Bergen. Gedichte. Bozen, Verl. der „Tyrolia". 132 S. M. 2,—.
Ohly, C. A. Rheingold. Gesammelte Dichtungen. Stuttgart, Jos. Roth. 216 S. M. 2,— (3,—).
Ott, Arnold. Gedichte. Berlin W., F. Fontane & Co. 200 S. mit Bildn. M. 3,—.
Sandor, P. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 36 S. M. 1,—.
Schartenmeyer redivivus. Der südafrikanische Krieg. Ein Heldengedicht. Zürich, Caesar Schmidt. 54 S. M. 1,—.
Volkart, M. Mutter. Lieder-Cyklus. Illustr. Dresden, E. Pierson. hoch 4°. V, 19 S. m. 11 Taf. u. Bildn. M. 3,— (4,50).
Zirbes, Peter. Eifelsagen u. Gedichte. 4. Aufl. Coblenz, W. Groos. 190 S. Geb. M. 1,50.

c) Dramatisches.

Erich, Fritz. Des Vaters Segen. Drama. Bielefeld, A. Helmich. 100 S. M. 2,— (3,—).
Eulenberg, Herbert. Künstler und Katilinarier. Ein Schauspiel in 4 Aufz. Berlin, Joh. Sassenbach. 73 S. M. 1,50.
Falke, Gustav. Putzi. Märchen-Komödie in 5 Akten. Hamburg, Alfred Janssen. 112 S. M. 1,50 (2,50).
Heymann, Robert. Gerechtigkeit. Eine Tragödie a. d. Volke. — Opfer der Gesellschaft. Eine Szene. Leipzig, Herm. Dege. Je 15 S. u. M. —,75.
Kitasato, Takeihi. Sakura Sogo. Drama a. d. japanischen Geschichte. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 81 S. M. 2,—.
Langenbach, Felix Ludwig. Erbgift. Schwank. München, Verl. des Bayerischen Kolonialhauses. 64 S. M. —,75.
Redlich, Richard. Empedokles. Ein Trauerspiel. Berlin-Schmargendorf, Verlag „Renaissance". gr. 8°. 74 S.
Ripke, Leopold. Balders Tod. Götterdrama. Schwerin, Eduard Herberger. gr. 8°. 71 S. M. —,75.
Schmidt, Paul. Baldurs Tod. Ein Märchenspiel. Leipzig, Heinrich J. Naumann. 99 S. M. 2,—.
Schönthan, Franz v. Cirkusleute. Komödie. Berlin, Eduard Bloch. 118 S. M. 2,—.
Schönthan, Franz v. u. Franz Koppel-Ellfeld. Florio und Flavio. Ein Schelmenstück u. Liebesspiel. Berlin, Eduard Bloch. 115 S. M. 2,—.
Wedel-Bérard, Wilhelmine Emilie Elisabeth, geschiedene Gräfin v. Seine Madonna. Sitten-Gemälde in 4 Aufz. u. 5 Bildern. Zürich, Caesar Schmidt. 123 S.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Abhandlungen, germanistische, Hermann Paul zum 17. III. 1902, dargebracht von A. Heusler, J. Hoops, E. Koeppel, F. v. d. Leyen u. a. Straßburg, Karl J. Trübner. gr. 8°. 332 S. M. 8,—
Boucke, Ewald A. Wort u. Bedeutung in Goethes Sprache. Berlin, Emil Felber. gr. 8°. 338 S. M. 5,— (6,—).
Gorter, Richard. „Mehr Licht." Die Klarstellung des Grundgedankens in Goethes Faust, II. Teil. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag, Ernst Hoppe. 146 S. M. 2,—.
Greyerz, Otto v. Albrecht Haller als Dichter. Vortr. Dresden, Hans Schultze. Lex.-8°. 51 S. M. 1,—.
Möller, Heinrich. Die Bauern in der deutschen Litt. des 16. Jahrh. Diss. Berlin, Gustav Schade. gr. 8°. 73 S.
Münz, Bernhard. Marie Eugenie delle Grazie als Dichterin u. Denkerin. Wien, Wilhelm Braumüller. 12°. 117 S. mit Bildn. M. 2,40.
Platow, Hans. Die Personen von Rostands „Cyrano de Bergerac" in der Geschichte u. in der Dichtung. Erlangen, Fr. Junge. gr. 8°. 112 S. M. 2,10.
Stieda, Wilh. Ilmenau u. Stützerbach. Eine Erinnerung an die Goethezeit. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 97 S. mit 1 Tafel. M. 2,—.
Tyrka-Gebell, Stefanie. Silhouetten. Eine Sammlg. aus realistischen Romanen der Frühmoderne u. der Moderne. Mit e. Vorw. v. P. Rosegger. München, Aug. Schupp. gr. 8°. 151 S.
Wahl, Gustav. Johann Christoph Rost. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Litt. im 18. Jahrh. Leipzig, J. C. Hinrichs. gr. 8°. 181 S. M. 3,20 (4,20).

e) Verschiedenes.

Bergen, Henrik v. Die Marienburg u. der deutsche Ritterorden. Berlin, Boll & Pickardt. gr. 8°. 32 S. M. 1,—.
Bleibtreu, Carl. Le Mans. Illustr. Stuttgart, Carl Krabbe. gr. 8°. 110 S. M. 1,— (2,—).
Bonus, Arthur. Religion als Schöpfung. Erwägungen über die religiöse Krisis. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 63 S. M. 1,50.
Bühne, bunte. Fröhliche Tonkunst. Gesammelt v. Richard Batka. Herausg. vom Kunstwart. 3. Folge. München, Georg D. W. Callwey. gr. 8°. 15, 64 S. M. 1,—.
Einer für viele. Von Verus. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 119 S. M. 2,—.

Einer für viele. Von E . . . E . . . . Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 29 S. M. 1,—.

Einer für alle. Briefe eines verwitweten Bräutigams, v. Georg. Wien, J. Eisenstein & Co. gr. 8°. 103 S. M. 2,—.

Eisler, Rudolf. Nietzsches Erkenntnistheorie u. Metaphysik. Darstellung u. Kritik. Leipzig, Herm. Haacke. gr. 8°. 118 S. M. 5,20.

Gradmann, Eug. Geschichte der christlichen Kunst. Herausg. vom Calwer Verlagsverein. Calw, Vereinsbuchhandlg. Lex.-8°. 616 S. m. 320 Abb. im Text und auf Taf. M. 10,— (12,—).

Grund, Otto. Braucht das Volk die Kunst? Betrachtungen eines „Laien". Dresden, E. Pierson. gr. 8°. 32 S. M. —,50.

Grünwald-Zerkowitz, Sidonie. Die Schattenseiten des Frauenstudiums. Zürich, Caesar Schmidt. 48 S. M. —,80.

Hennig, Max. A. E. Biedermanns Theorie der religiösen Erkenntnis. Eine religionsphilosophische Studie. Leipzig, Georg Wiegand. gr. 8°. 184 S. M. 3,—.

Hrubý, Karl. Peter Tschaikowsky. Eine monogr. Studie. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 57 S. mit Bildn. M. 1,—.

Hunnius, Carl. Rudolph von Procházka. Ein deutscher Tondichter Böhmens. Leipzig, Richard Wöpke. 97 S. M. 1,50.

Jahrbuch der deutschen Bibliotheken. Herausg. vom Verein deutscher Bibliothekare. 1. Jahrg. Leipzig, Otto Harrassowitz. 12°. 158 S. M. 4,—.

Joesten, Josef. Kulturbilder aus dem Rheinland. Beiträge zur Geschichte der geistigen u. sozialen Bewegungen des 18. u. 19. Jahrh. am Rhein. Bonn, Carl Georgi. gr. 8°. 303 S. mit Bildn. M. 5,—.

Kabitz, Willy. Studien zur Entwicklungsgeschichte der Fichteschen Wissenschaftslehre aus der Kantischen Philosophie. Mit bisher ungedr. Stücken aus Fichtes Nachlaß. Berlin, Reuther & Reichardt. gr. 8°. 100 u. 32 S. M. 4,50.

Krause, Karl Christian Friedr. Anschauungen oder Lehren und Entwürfe zur Höherbildung des Menschheitslebens. A. d. Nachlaß des Verf. herausg. v. Paul Hohlfeld u. Aug. Wünsche. 4. Bd. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchh. gr. 8°. 425 S. M. 9,—.

Krauß, Samuel. Das Leben Jesu nach jüdischen Quellen. Herausg. u. erläutert. Berlin, S. Calvary & Co. gr. 8°. 309 S. M. 8,— (9,—).

Kügelgen, Const. v. Die Ethik Huldreich Zwinglis. Leipzig, Richard Wöpke. 4°. 111 S. M. 4,— (5,—).

Laur, Max u. Joh. Boock. Die Erziehung des Deutschen zum Staatsbürger. Denkschrift. Berlin C., Horn & Raasch. gr. 8°. 54 S. M. 1,50.

Lenz, Leo. Die Lüge der Liebe. Eine psychologische Studie in Dialogform. Dresden, Carl Reißner. 180 S.

Pastor, Willy. Studienköpfe. 20 essayist. Porträts. Berlin, G. H. Meyer. 211 S. M. 3,—.

Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 4301—04. Alexis, W. Der Werwolf. Vaterl. Roman. Geb. M. 1,20. — 4305. Nekrassow, N. A. Gedichte. Im Versmaß des Orig. v. F. Fiedler. — 4306. Echegaray, José. Galeotto. Drama. Deutsch. — 4307. Otto, Th. Ein Pensionsstreich. Lustspiel. — 4308. Torn, Leo v. Offiziersgeschichten. 1. Bdchn. — 4309/10. Ouida. Fürstin Zuroff. Roman. A. d. Engl.

Reich, Emil. Kunst und Moral. Eine ästhetische Untersuchung. Wien, Manzsche k. u. k. Hofbuchhandlung. gr. 8°. 248 S. M. 4,40.

Schwindrazheim, O. Studien aus Deutschhausen. Ein Märchen in Wort u. Bild. Berlin, G. H. Meyer. gr. 8°. 120 S. M. 2,50 (4,—).

Vaihinger, Hans. Nietzsche als Philosoph. Berlin, Reuther u. Reichardt. gr. 8°. 105 S. M. 1,50.

Baschkirtseff, Maria. Tagebuch. A. d. Franz. v. Lothar Schmidt. 2., durchges. Aufl. mit 3 Bildern u. e. Einleitg. v. Th. Lessing. Oppeln, Georg Maske. 2 Bde. 449 u. 464 S.

Blavatsky, H. P. Indische Mystik. Die Stimme der Stille. Ausgew. Bruchstücke a. d. „Buche der goldenen Lehren". Deutsch v. F. Hartmann. Leipzig, Lotus-Verlag. XV, 120 S. M. 3,— (4,—).

Carlyle, Thomas. Arbeiten und nicht verzweifeln. Auszüge aus seinen Werken. Deutsch v. Maria Kühn u. A. Kretzschmar. Düsseldorf, Karl Robert Langewiesche. 181 S. M. 1,50 (3,—).

Neumann, Karl Eugen. Die Reden Gotamo Buddhos a. d. mittleren Sammlung Majjhimanikayo des Pali-Kanons. Zum ersten Mal übers. 3. Band. 1. Lieferg. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Lex.-8°. 128 S. M. 6,—. (Vollständig in 5 Lieferungen.)

Taine, Hippolyte. Philosophie der Kunst. A. d. Franz. v. Ernst Hardt. 1. Bd. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 284 S. M. 4,— (5,—).

Tolstoi, Leo N. Was sollen wir denn thun? 1. Bd. Mit Anh.: Ueber die Volkszählung in Moskau. (Sämtl. Werke. I. Serie, 3. Bd.) Leipzig, Eugen Diederichs. 323 S. M. 2,50 (3,50).

Zuschriften.

I.

Die Deutsche Bibliographische Gesellschaft versendet einen Aufruf zum Beitritt und entwickelt darin das Programm ihrer ersten Publikationen. Der Vorstand bittet uns, daraus Folgendes mitzuteilen:

Die Schaffung einer „Gesamt-Bibliographie der periodischen Erscheinungen des 18. und 19. Jahrhunderts" ist die erste Aufgabe, die sich die „Deutsche Bibliographische Gesellschaft" gestellt hat; zunächst vom litterarhistorischen Gesichtspunkt ausgehend, wird sie bei der Romantik einsetzen; der erste Band ihrer Publikationen, der im nächsten Winter erscheinen soll, wird ein vollständiges, von Fachmännern bearbeitetes Repertorium der Zeitschriften der romantischen Epoche bieten; er wird nicht nur Unbekanntes an Erstdrucken, historischem und kritischem Material ꝛc. der Forschung erschließen, sondern auch eine Geschichte und Charakteristik dieser Zeitschriften bringen und durch Angabe der Fundorte der einzelnen Bände ꝛc. ein unschätzbares Hilfsmittel für den schnelleren wissenschaftlichen Verkehr bedeuten. Daran anschließen wird sich die Bearbeitung der jungdeutschen Zeitschriften, mehrerer großer Tageszeitungen nebst ihren wissenschaftlichen Beilagen und der Almanache; so vorschreitend werden unsere Publikationen in kürzester Zeit in die Gegenwart hineinragen.

Zur Erreichung ihrer Ziele bedarf aber unsere Gesellschaft der regsten und thatkräftigsten Unterstützung allerseits, in Deutschland und im Ausland. Wir wenden uns daher an alle Arbeiter auf dem weiten Felde der Wissenschaft; ihre zahlreiche Teilnahme ist die natürliche Voraussetzung für das Gelingen unserer Pläne; Litteraturgeschichte in erster Linie, daneben Kunst-, Theater- und Musikgeschichte, Philosophie und Philologie, Kultur- und politische Geschichte werden die Früchte unserer gemeinsamen Arbeit ernten. Der Jahresbeitrag beträgt nur 6 Mark. Mitglieder erhalten die Publikationen zu einem bedeutend geringeren Preise. Schriftliche Mitteilungen und Anfragen sind erbeten an den Sekretär Dr. Houben, Berlin-Schöneberg, Eberssstr. 91; Geldsendungen an die Firma S. Herz, Berlin NW., Dorotheenstr. 1. — Als Vorstandsmitglieder unterzeichnen den Aufruf: Schulrat Dr. Fr. Jonas-Berlin (Vorsitzender). Prof. Dr. A. Sauer-Prag (stellvertr. Vorsitzender). Dr. G. Karpeles-Berlin (Schriftführer). Dr. Heinr. Hub. Houben-Berlin (stellvertr. Schriftführer und Sekretär der Gesellschaft). Assessor Dr. L. Herz-Berlin (Schatzmeister). Verlagsbuchhändler Walther Bloch [B. Behr's Verlag]-Berlin (stellvertr. Schatzmeister). Prof. Dr. E. Elster-Marburg. Prof. Dr. M. Koch-Breslau. Prof. Dr. A. Köster-Leipzig. Prof. Dr. B. Litzmann-Bonn. Prof. Dr. R. M. Meyer-Berlin. Prof. Dr. J. Minor-Wien. Prof. Dr. Fr. Muncker-München. Prof. Dr. A. Stern-Dresden. Prof. Dr. M. v. Waldberg-Heidelberg. Prof. Dr. O. Walzel-Bern. Prof. Dr. R. M. Werner-Lemberg.

II.

Ich bin im Begriff, eine Sammlung der schönsten deutschen Oden herauszugeben und wäre denjenigen Herren, die die Liebenswürdigkeit hätten, mich auf weniger bekannte oder schwer zugängliche Dichtungen dieser Art aufmerksam zu machen, zu aufrichtigem Dank verbunden.

Steglitz-Berlin,
Schildhornstraße 89. Dr. Hans Bethge.

Antworten.

Herrn L. de Ch. in Bessé sur Braye. Ist eingegangen und soll seinerzeit gerne berücksichtigt werden.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bulow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lessson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Verlag Eugen Diederichs, Leipzig.

Leo Tolstoj, Gesammelte Werke

herausgegeben von Raphael Löwenfeld.

Die Ausgabe ist die erste authentische, die nach der endgültigen Redaktion Tolstojs erfolgt ist. Sie bringt bedeutende Stücke, die bisher noch nicht bekannt waren. Jeder Band ist einzeln zu beziehen.

Sozial-ethische Schriften.

Bd. I (1879—82). **Meine Beichte.** Br. Mk. 1,50, geb. Mk. 2,—.

Bd. II (1884). **Mein Glaube.** Br. Mk. 2,50, geb. Mk. 3,50

Bd. III-IV (1885-86). **Was sollen wir denn thun?** 2 Bände à br. Mk. 2,50, geb. Mk. 3,50.

Demnächst erscheinen:

Bd. V (1885). **Ueber das Leben.**

Bd. VI-VII (1891—93). **Das Reich Gottes ist in Euch.**

Diese 5 Werke sind die Hauptschriften Tolstojs und bauen sich auf ihnen seine religiös-sozialen Ansichten auf.

Dichterische Schriften. Novellen und kleine Romane.

Bd. I. **Der Morgen des Gutsherrn.** Br. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.
Inhalt: Der Morgen des Gutsherrn. Aufzeichnungen eines Marqueurs. Luzern. Albert. Zwei Husaren.

Bd. II. **Die Kosaken.** Br. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.
Inhalt: Die Kosaken. Drei Tode. Der Schneesturm.

Bd. III. **Sewastopol.** Br. Mk. 2,—, geb Mk. 3,—.
Inhalt: Sewastopol. Der Holzschlag. Begegnung im Felde. Der Ueberfall.

Bd. IV. **Eheglück.** Br. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.
Inhalt: Eheglück. Polikuschka. Leinwandmesser.

Die Novellen Tolstojs werden hier zum ersten Mal in einer gleichmässig schönen Ausgabe zu einem ausserordentlich billigen Preis veröffentlicht.

Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlg. (A. Schwartz) Oldenburg
gegründet 1800.
Gold. Med. f. d. Gesamt-Verlag. Silb. Med. f. d. Kolonial-Verlag.

Allmers, H., Marschenbuch. 1. Aft. 6 M., i. Org.-Ebd. 7 M.
— **Röm. Schlendertage.** 10. Aft. Ill. 6 M., i. Org.-Ebd. 7 M.
Barth, Dr. H., Ital. Schenkenführer. 2. Aft., i. Org.-Ebd. 1 M.
Charpentier, Dr. J., Russ. Wanderbilder. 2. Aft. 3 M., i. Org.-Ebd. 4 M.
Dalwigk, v., Briefe a. Rom u. Athen. 2 M. i. Org.-Ebd. 3 M.
Gardini, Dr. C., In d. Sternenbanner-Republik. 6 M., i. Org.-Ebd. 7 M.
Güßfeld-Falkenstein-Pechuël-Loesche, Loango-Expedition. I. 15 M. II. 12 M. III. 1 M. 15. (Schluß demnächst.)
Haden, W., Ital. Gypsfiguren. 3. Aft. 4 M., i. Org.-Ebd. 5 M.
Kronecker, Javas Feuerberge. Ill. 3 Kart. 2 M., i. Org.-Ebd. 3 M.
Poppe, Fr., Zwisch. Ems u. Weser. 2. Aft. 6 M., i. Org.-Ebd. 7 M.
Prosiß, P., Deutsch-Capri. Ill. i. Org.-Ebd. 3 M.
Roland, G., Ital. Landschaftsbilder. 3 M., i. Org.-Ebd. 4 M.
Salomon, L., Spaziergänge i. Süd-Italien. Ill. 3 M., i. Org.-Ebd. 4 M.
Schinz, Dr. H., Deutsch-Südwestafrika. Illustr. m. Karte 18 M., i. Org.-Ebd. 20 M., Karte apart 2 M.
Stahr, Ad., Ein Jahr i. Italien. 4. Aft. 5 Tle. 15 M., i. Org.-Ebd. 18 M
— **Herbstmonate i. Ober-Italien.** 3. Aft. 6 M., i. Org.-Ebd. 7 M.
Staudinger, P., Im Herzen d. Hausaländer. 2. Aft. 10 M., i. Org.-Ebd. 12 M.
Stern, Ad., Wanderbuch. Bilder u. Skizzen. 3 Aft. 4 M., i. Org.-Ebd. 5 M.
Wolff, W., Y. Banana j. Niamwo. Forschungsreise. 4 M., i. Org.-Ebd. 5 M.
Zabel, Eug., Europ. Fahrten. 2 Bde. 10 M., i. Org.-Ebd. 12 M.
Zacher, A., Röm. Augenblicksbilder. 3 M. i. Org.-Ebd. 4 M.

Verlag von F. Fontane & Co. — Berlin W. 35.

Johannes Schlaf

Stille Welten

Novellen

Preis geh. M. 3,—; geb. M. 4,—.

Novellen

I. Leonore — II. Die Ruhmagd

III. Frühjahrsblumen

Preis jeden Bandes geh. M. 2,—; geb. M. 3,—.

Das dritte Reich

Ein berliner Roman

Preis geh. M. 5,—; geb. M. 6,50.

Die Suchenden

Roman

Preis geh. M. 5,—; geb. M. 6,50.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ludwig Thoma Die Hochzeit

Eine Bauerngeschichte Buchschmuck und Umschlag-Zeichn[ung] von **Bruno Paul** — Geheftet 2 Mark, elegant gebunden 3 M[ark]

Ludwig Thoma schildert uns in seinem neuen Buche, aus wie prakti[schen] Erwägungen der oberbayerische Bauer freit und heiratet. Er zeigt uns seine [Leute] ganz so wie sie sind, ohne alle Mätzchen und Uebertreibungen, und gera[de] dieser Schlichtheit und Unkarikiertheit liegt die grosse, erheiternde Wirkung [des] Buches. Thoma's »Hochzeit« wird seinen Namen nur noch populärer m[achen] und bald eines der gelesensten Bücher sein.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

ALBERT LANGEN, Verlag f. Litteratur u. Kunst in MÜNCHEN-L[EIPZIG]

Verlag von Georg Heinrich Meyer, Leipzig u. Berlin SW. 4[6]

Wilhelm Weigand

In der Frühe. Neue Gedichte (1894—1901). M. 4,—, geb. M. 5,—.

Die Frankenthaler. Ein Roman. Dritte Auflage. Neuntes und zehntes Tausend. M. 4,—, geb. M. 5,—

Florian Geyer. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Akten. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Tessa. Eine Tragödie in fünf Akten. Zweite Auflage. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Lorenzino. Eine Tragödie in fünf Akten. Dritte Auflage. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Aeusserst vornehmes **Litterarisches Unternehmen**

das schon seit 4 Jahren mit Erfolg besteht, jetzt aber durch Herausgabe [einer] **kritischen Wochenschrift** für moderne Kultur (Kunst, Sozialwissenschaft, Ph[ilo]sophie, öffentliches Leben etc.) und **Buchverlag** wesentlich **erweitert** werden [soll] sucht zur Verwirklichung epochemachender Neuerungen auf diesem Gebiet noch [einen]

oder mehrere **Teilhaber.** Die Mitarbeit der **allerersten** und **einflussreichs[ten]** **Autoren** des In- und Auslandes (besonders [Deutsch]deutschlands) ist **garantiert.** Neben dem grossen Verdienst durch Förd[erung] einer kulturell hochbedeutsamen Sache verspricht das Unternehmen bei entsprech[ender] der Einlage einen **wesentlichen** Reingewinn.

Nähere Auskunft auf Offerten unter **No. 1166** an die Expedition dieses Bl[atts]

Abschriften mit der Schreibmaschi[ne]

von Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen

auch nach Diktat

Mimeographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. [in] schnell, correct, billig, discret.

Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmasch[ine]

Berlin W., Lützow-Ufer 2.

Vortreffliche Uebersetzung! — **Benziger'sche illustrierte Ausgabe!** — Elegante Ausstattung

Heinrich Sienkiewicz

Die Kreuzritter.

Historischer Roman aus dem XV. Jahrhundert

Uebersetzt von E. u. R. Ettinger. Illustriert von F. Schmeruda.

Mit ca. 50 Abbildungen. ✪ Fünfte Auflage!

Erster Band. 352 Seiten. 8°. Broschiert M. 4.—
Elegant gebunden, Leinwand, Rotschnitt M. 5.—
Zweiter Band. 600 Seiten. 8°. Broschiert M. 6.—
Elegant gebunden, Leinwand, Rotschnitt M. 7.—

Ein wahres Meisterwerk der Erzählungskunst.

Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln
Waldshut, Köln a. Rh. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Vierter Jahrgang
Heft 20
Juli 1902

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag, für die Schweiz nur durch das Intern. Annoncen-Bureau L. Kuranda, Lausanne

Zur Psychologie des Kritikers.

Von **Kurt Walter Goldschmidt** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Für die feinsten geistigen Wertdifferenzen hat unsere Zeit unstreitig das Organ verloren. Was sie nicht deklinieren kann, das sieht sie für ein Neutrum an — und sie kann das meiste nicht „deklinieren“. Die verschiedensten Vorstellungskomplexe werden von ihr in irgend einem trüben Begriffssammelbecken zusammengerührt. Hat man z. B. von Wesen und Aufgabe des Kritikers heutzutage eine einigermaßen klare Anschauung? Philologen, Feuilletonisten, Journalisten, selbst kleinste Reporterchen aus Schmocks weitläufiger Familie — alles wird heut unterschiedlos „Kritiker“ genannt. Nun kann man freilich alles das sein — und Kritiker dazu: aber das tiefste Wesen des Kritikers berühren diese im übrigen höchst ehrenwerten Berufe durchaus nicht.

Den eigentümlichen Wert der Kritik zutreffend zu bestimmen, ihr den gebührenden Platz in der geistigen Rangordnung anzuweisen, ist zunächst so ganz einfach nicht, wie es das üppig wuchernde ästhetische Dilettantentum anzunehmen liebt. Wie auf keinem zweiten Gebiete hat sich hier das Durchschnittsurteil zwischen den beiden Extremen der Unter- und Ueberschätzung bewegt.

Der schaffende Künstler sieht vielfach in dem Kritiker nur den großen Unfruchtbaren, der fremde Empfindungs- und Kunstwerte schmiegsam anempfindet, weil er aus Eigenem nichts zu geben vermag. Zumal dem Romantiker, der seit Schellings Tagen in schwärmender Selbstvergottung sich als den kleinen Herrgott fühlt und in nachschöpferischem Bemühen die zerrissene Welt zu ihrer ursprünglichen Einheit von Realem und Idealem wiederherzustellen ringt, wird die Kritik immer nur quantité négligeable sein. Und wir haben heut ja wieder ausgesprochene „Neu-Romantiker“, die ganz ähnlich denken. So ungeheuer übertrieben diese Auffassung ist — ein Körnchen, freilich eben auch nur ein Körnchen Wahrheit ist doch in ihr enthalten. — Auf der anderen Seite hat es natürlich auch nie an Verklärungen der Kritik durch die Kritiker gefehlt. Sucht sich doch jeder sein bißchen Eintagsdasein und Eigenart zu vergolden, so gut es eben gehen will! Und es giebt zweifellos eine Art kritischer Betrachtungsweise, die bis zu den Höhen kosmisch-philosophischer Weltanschauung hinaufreicht. Für sie wird die „Kunstgeschichte“ zu einem bloßen Kapitel der Naturgeschichte, und Künstler sind ihr gleichsam nur die buntschillernden Falter, die der Nadel des Forschers harren. Dann schwebt der kritische Intellekt gleichsam, der göttlichen Vernunft vergleichbar, zarathustrisch-übermenschlich über dem verflochtenen Triebwerk menschlicher Regungen und Schöpfungen, das er leidenschaftslos aus der Vogelperspektive überschaut. Auch diese Auffassung dürfte in einer Zeit maßlos entwickelten Selbstgefühls Gläubige finden, denen selbst kaum einmal vor ihrer Gottähnlichkeit bange wird, und auch in ihr ist, wie in jedem Extrem, das bewußte Körnchen Wahrheit nicht zu verkennen.

Ich möchte nun zunächst einmal vor der allzu großen Ueberschätzung der Kritik warnen. Seien wir doch ehrlich! So viel Köpfe, so viel Meinungen, und ein Urteil von päpstlicher Unfehlbarkeit wird sich heut niemand mehr anmaßen. Wie schwankt immer noch selbst die Bewertung anerkannter Größen, wie Kleist, Heine, Grabbe u. s. w.! Und was weiß schließlich der Kritiker vom Kunstwerk! Jeder Mensch mit angeborenem und einigermaßen geschultem Kunstempfinden nimmt sein Urteil gleichsam instinktiv vorweg. Alles, was der echte Kritiker thun kann, ist, diesen Eindruck zu vertiefen und begrifflich zu erhellen. Ja, man kann noch weiter gehen: Was weiß schließlich der Künstler von seinem eigenen Werk! Kein Zweifel, daß jede Schöpfung zu ihrem Urheber näher, intimer, persönlicher als zu Fremden spricht, daß ihm das selbstgeschaffene Gestirn gleichsam die intensiv beleuchtete Seite zuwendet. Aber gerade vor seinen gelungensten Produkten wird der Künstler selbst wie vor etwas Fremdem, Geheimnisvollem, wonnig Empfangenem

und qualvoll Geborenem stehen, das der zwingenden Inspiration eines schöpferischen Augenblicks sein Dasein verdankt. Einen im letzten Grunde mystischen Schönheitswert dem ahnenden Gemüte zu vermitteln: das wird daher die einzige und gewiß nicht geringe Aufgabe aller echten Kritik in objektiver Richtung sein.

Es giebt nämlich — und damit berühren wir das für die Psychologie des Kritikers eigentlich entscheidende Moment — auch eine subjektive Seite der Kritik. Das ist es, was heut von Oberflächlingen aller Art, nicht zum wenigsten aber auch von jenen Künstlern mit dem unreifen Gottähnlichkeitsbewußtsein, so vielfach verkannt wird und wiederum zu einer ungerechten Unterschätzung von Art und Wert aller Kritik führt. Ich schweige zunächst ganz von der Tageskritik, die ja doch, von einigen wenigen rühmenswerten Ausnahmen abgesehen, im wesentlichen nur die Anschauung der kompakten Majoritäten wiederspiegelt. Aber es giebt außerdem heut schlechthin nur zwei herrschende Arten der Kritik, die beide nur objektiv sein wollen, ja geradezu ihren Ruhm darein setzen, objektiv zu sein — „objektiv" hier natürlich nicht im Sinne von „unparteiisch" (was, so weit es die Schwäche der menschlichen Natur erlaubt, jeder Gentleman ist), sondern von „unpersönlich" verstanden. Ich meine die philologische und die feuilletonistische Kritik, die im Grunde Kinder desselben Geistes sind, und verbinde damit keinerlei tadelnden Nebensinn. Es muß Philologen geben, und es muß Feuilletonisten geben. Hätten wir nur recht viele und gute! Das Feuilleton ist eine Kunstgattung wie andere auch, und nach einem Feuilletonisten großen Stils, wie es Heine — nebenbei — war, sehe ich mich heut vergebens um. Und warum soll nicht auch ein Kritiker philologischer Fachmann oder feuilletonistischer Tausendkünstler sein? Aber freilich: die Kritik hat noch andere höhere Zwecke subjektiver Natur. Und ich hoffe bald nachweisen zu können, daß sie eigentümlicher Weise mit deren Erfüllung zugleich ihren objektiven Zwecken ungleich besser gerecht wird.

Man glaubt in Deutschland leider immer noch unbeirrt an das „reine Erkennen". Man hat immer ein Citat aus dem Spinoza — vielleicht sogar nur aus dem Büchmann — bei der Hand, um das „intelligere" als höchstes Menschheitsideal zu proklamieren. Es ist, als ob Schopenhauer und Nietzsche nie gelebt, als ob speziell dieser nie das herrliche Kapitel „von den Gelehrten" im „Zarathustra" geschrieben hätte. Aber schon seit Schopenhauer sollten wir doch eigentlich wissen, daß es kein „reines Erkennen" giebt, daß jede Erkenntnis durch den „Willen" hindurchgeht, von ihm gefärbt ist und den eigentümlichen Ausdruck einer — schwachen oder starken — Persönlichkeit darstellt. Alle großen modernen Geister stimmen gerade in diesem Punkte wundervoll überein; denn auch an dem einfach-klaren Goethe-Wort, daß „höchstes Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit sei", drehen und deuteln zu wollen, wäre ein lächerliches Unterfangen. Hier liegt denn auch der eigentliche Angelpunkt des Problems: Alle wahre Produktivität, welcher Art auch immer, ist in der Persönlichkeit begründet. Dies sei zunächst einmal gegen den Romantiker-Größenwahn bemerkt, der nur den ausübenden Künstler als „produktiv" betrachtet. Es ist einfach nicht wahr, daß die Kunst die einzige neue Werte zeugende Schaffenskraft ist. Gewiß wird speziell unter den Kritikern immer ein großer Prozentsatz von „latenten", verkümmerten, ohnmächtig-sehnsüchtigen Künstlern sein — und es werden sogar nicht die schlechtesten sein —, aber andererseits ist die Kunst eben gar nicht die einzige, sondern nur eine produktive Thätigkeit des menschlichen Geistes. Nur kindischer Aestheten-Dünkel kann leugnen, daß z. B. der mächtige Thatmensch, wie Napoleon oder Bismarck, der das Angesicht der Welt verändert, ebenso, wenn nicht in höherem Grade, „produktiv" sei, als der in den blühenden Traumlanden der Phantasie schaltende Künstler. Das Gleiche gilt etwa vom Philosophen, der ein höchst persönliches, eigentümlich neue Seiten des Lebens beleuchtendes Weltbild schafft. Freilich aber ist gerade die dogmatische, systematisierende Philosophie heut unweigerlich in der Auflösung begriffen, und was früher Philosophie war, setzt sich heut vielfach in Kritik um. Hier schneiden sich nun die Betrachtungsreihen: Ein Mensch ohne Philosophie nämlich, wie es der moderne Philologe oder Feuilletonist gemeinhin zu sein pflegt, ist zugleich ein Mensch ohne Persönlichkeit. Denn Philosophie ist für uns nicht mehr bloß abstrakte Begriffsspinnerei und Systembauerei, nicht mehr Philosophiegeschichte oder ein bißchen psychophysische Dressur — sondern vielmehr das ganz persönliche, in langen Entwickelungskämpfen eroberte Verhältnis des Einzelnen zur Welt.

Was daher den wahrhaft produktiven Menschen, er sei nun Thatmensch, Philosoph, Künstler oder Kritiker, vom Philologen, Feuilletonisten, Reporter unterscheidet, das ist eben jene mächtige individuelle Gefühlsunterströmung, die selbst noch die kalten Reiche des Erkennens mit der Glut einer mitlebenden, mitleidenden Seele durchwärmt. Vom Kritiker wenigstens ist das jedenfalls nicht die landläufige Meinung. Immer noch schätzt man den „objektiven" Kritiker am höchsten, der mit der Geschmeidigkeit des Verwandlungsvirtuosen in fremde Seelen hineinschlüpft und gefällig mit ein paar artistischen Oberflächen-Reizen spielt. Aber auch der subjektive Kritiker wird sich solch schmiegsamer Anempfindungsgabe nicht entschlagen dürfen — nur daß seine deutlich erkennbare Individualität immer gleichsam wie der Geist über den Wassern schwebt. Und dann sollte nach meiner unmaßgeblichen Meinung zunächst einmal jeder Mensch Persönlichkeit und dann erst Spezialist und Fachmann sein. Aber freilich, die Tesman-Naturen überwiegen heute . . .

Im letzten Grunde ist natürlich auch die Persönlichkeit, diese eigentümliche, jeden vom anderen unsagbar unterscheidende Verzahnung von Milieu und Charakter, wie alles in der Welt, ein Rätsel, ein mystisches, begrifflich nicht zu deutendes Phänomen. Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen . . . Ganz unpersönlich ist ja auch keiner; denn kein Blättchen gleicht dem andern, geschweige denn ein Menschenkind dem nächsten. Nur um den Gradunterschied schwacher und starker Persönlichkeit handelt es sich. Kein Zweifel aber, daß gerade die Stärke einer Persönlichkeit nicht zum wenigsten in ihrer Begrenzung, in ihrem bezeichnenden Sich-Abheben von allen anderen beruht. Omnis determinatio est negatio, wie Spinoza sagt. Wo dies Moment fehlt, darf man getrost auf eine gewisse Unpersönlichkeit schließen. Wenn z. B. Georg

Brandes, dessen große historische Verdienste und überragende kritische Begabung kein Verständiger unterschätzen wird, sich heut für den Sozialismus, morgen mit derselben willenlosen Hingabe für Nietzsche engagiert, so wird man bei allem Respekt eben auch einen kleinen Argwohn nicht los . . . Der „starken Persönlichkeit" hat man andererseits immer eine Neigung zur Proselytenmacherei vorgeworfen. Aber das ist eine einfache Frage des Geschmacks. Man kann eine Individualität sein, ohne ein Fanatiker zu sein. Das einzige, was man verlangen darf, ist: daß einem auch eine Individualität gegenübersteht. So kann man sich sogar von ganz heterogenen Persönlichkeiten angezogen fühlen — eben weil es Persönlichkeiten sind. Ich selbst habe z. B. ein lebhaftes Faible etwa für Treitschke, Victor Hehn u. a., die mir sonst recht fremd sind. Und endlich wird auch die „objektive" Würdigung des kritischen Opfers durch die Stärkung der kritischen Persönlichkeit keinen Schaden leiden! Ganz im Gegenteil! Ein bedeutender entschiedener Nietzsche-Gegner lehrt mich z. B. mehr von Nietzsche, als eine willenlose Reproduktion seiner Gedankenwelt. Und jede starke Persönlichkeit ist ja schließlich die Korrektur der anderen! Es ist eben auch nur die schwache Individualität, die sich heut mit dem Schilde der heiligen „Objektivität" zu decken sucht.

Johannes Schlaf.

Von Stefan Zweig (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Die moderne Psychologie hat uns die neue Erkenntnis gegeben, wie wenig originell wir eigentlich sind. Immer mehr lernen wir verstehen, daß selbst unsere apartesten Gedanken nur Schlußfolgerungen früherer Gedankenketten sind, die wir bewußt empfangen haben und unbewußt verwerten; und daß unsere Persönlichkeiten nur zufällige Produkte bestimmender Faktoren sind, die sich nicht nur im Menschen, sondern auch im Milieu, in der Rasse objektiviert haben, daß also unsere Eigenheit nicht das Produkt einer autochthonen, selbständigen Entwicklung ist, sondern einer mehr oder minder glücklichen Kombination widerstreitender Einflüsse, die sich derartig vermengen, daß sich ihre Spuren unauffindbar in dem fertigen Menschen verlieren. Durch diese Auffassung hat der Begriff der Individualität eine merkliche Umwertung erfahren; der entscheidende Accent trifft nicht so sehr das selbständige Entstehen aus sich selbst heraus, das fremden Impulsen zäh und abwehrend widerstand, sondern mehr und mehr richtet sich das Interesse auf die Frage, ob die wechselseitige Verbindung und Aufhebung das erstrebenswerte Ziel, eine originelle und entwicklungsfähige Künstlerphysiognomie, erzeugt hat.

In diesem Sinne ist Johannes Schlaf eine ausgeprägte Individualität. Selbständig ist er wohl nie gewesen, und nie hat sich die Explosivkraft einer Idee in ihm selbst erzeugt, aber eine ungemein feinfühlige Empfänglichkeit hat ihn befähigt, den kleinsten Antrieb von außen mit aufgespeicherter Energie machtvoll zu erwidern. Kein Atemzug jener Künstlerkraft bewegt sein Wesen, die den rohen Stoff an sich reißt und ihm den Stempel der eigenen Persönlichkeit aufdrückt, und doch spricht die Außenwelt aus ihm mit wundersamer Gewalt. Die Emanationen der Natur nehmen in ihm eigenartig verfeinerte und hundertfach nuancierte Formen an, sie nähren sich von seinem Blute, das sie mit neuen Schönheiten durchtränkt. Nichts geht an ihm unbemerkt und unverstanden vorüber, und wenn er ein Gebilde der Natur nicht zu bereichern weiß, so erhöht er seinen Wert durch die Einordnung in die große Harmonie, als welche ihm die ganze Welt erscheint. So eint sich im Schaffen Objekt und Subjekt in wechselnder Weise: eine Passivität des Arbeitens, die weniger Neuschöpfung bedeutet als kunstvolles, schönes Empfangen.

Darum bleibt es heute noch merkwürdig, wenn auch nicht unverständlich, daß eine so passiv-sensitive Persönlichkeit wie Schlaf der Mitbegründer einer einflußreichen Litteraturströmung wurde. Der Einfluß von Arno Holz, der damals in sein Leben trat, ist auch unablösbar von seinem Gesamtbilde. Sehr fein charakterisiert Franz Servaes in seiner Essaisammlung „Praeludien" das beiderseitige Verhältnis: „Eine so reich und lyrisch angelegte Natur wie die von Johannes Schlaf barg von vornherein die Gefahr der Zerflossenheit und Unproduktivität in sich. Welch ein Glück daher, daß der energische, zielbewußte, zupackende Arno Holz bei Schlaf die Erziehung zur Arbeit übernahm und mit dem ganzen Feuereifer des geborenen Dogmatikers, wenigstens vorläufig, Ziele und Wege wies." Auch durch den zutreffenden Vergleich von Mann und Weib hat man diesen Freundschaftsbund zu verdeutlichen gesucht, bei dem Holz die Initiative, die Formung und Sichtung des Rohmaterials, Schlaf die Verfeinerung und Beseelung des Reinstofflichen als Aufgabe zufiel. Aber so innig und echt diese Verbindung war — ich verweise nur auf die ungemein stimmungsvolle Schilderung der gemeinsamen Arbeitsweise in Arno Holzens Buch „Die Kunst" —, sie hat doch zu allerlei Schnörkeln und Mißhelligkeiten Anlaß gegeben, wie sie bei einem Zusammenschaffen fast unvermeidlich sind. Denn bei der Beurteilung einer gemeinschaftlichen Arbeit bleibt immer ein peinlicher Rest zurück: man vermißt oft bei dieser Arbeitsweise das eigentlich künstlerisch Spontane, und andererseits scheint in ihr ein Geständnis des Nichtalleinkönnens zu liegen. Allerdings ist in unserem Fall die Rechtfertigung bald gefunden: die Kunst, die Holz und Schlaf anstrebten, bedeutete eigentlich das Zurücktreten des Subjektes vor dem Objekte. Die Endformel des deutschen (oder auch des „konsequenten") Naturalismus, der wie jede Neubildung auf reinspekulativer Basis mit dem letzten Extrem begann, lautete: „L'oeuvre d'art est un coin de la nature", oder theoretischer gesagt: „Der Zweck der Kunst ist die Nachbildung der Natur." Zolas wertvoller Nachsatz: „vue à travers un tempérament" fiel unter den Tisch und damit auch das energische Bethätigen der individuellen synthetischen Kräfte. Die dichterische Thätigkeit des Schaffenden, die Formung einer Idee aus dem Rohstoff, die organische Anordnung, die bewußte Verteilung, diese ganze Arbeit, die nur ein Einzelner zu leisten vermag, verlor sich bei einer Kunst der Analyse und peinlichen Reproduktion. War der Standpunkt, das zu schildernde Geschehen

einmal fixiert, so erschöpfte sich die Thätigkeit in einer möglichst genauen Kopierung und Nuancierung. So wird diese Kunst langsam eine Kunst des sprachlichen Ausdrucks, dessen bildnerische Kraft sich in Neubildungen bethätigen muß, um ihrem Vorbilde, der Natur, nahe zu kommen.

Mit einem seltsamen Scherz hat die erste Veröffentlichung der beiden jungen Dichter begonnen, mit einem Scherz, der eigentlich eine bittere Satire war. Ein in weitesten Kreisen unbekannter Norweger Bjarne P. Holmsen, dessen Skizzen „Papa Hamlet“ ein ebenso unbekannter Dr. Bruno Franzius übersetzt hatte und mit warmen Worten anpries, gab ihnen den Deckmantel für ihre Entdeckung, denn sie wußten nur zu gut, welches Mißtrauen das deutsche Publikum einem deutschen Dichterpaar entgegenbringen würde. Das Buch hat seltsame Schicksale gehabt; „verrückt“ und „genial“ waren die beiden Urteile, zwischen denen die Zeitungskritik damals hin und her pendelte; heute, meine ich, braucht man weder das eine noch das andere Urteil zu unterschreiben, denn die Entwicklung hat uns gelehrt, die „Neuen Gleise“[1]) nicht als Kunstwerke und Ergebnisse, sondern als Studien zu nehmen. An den Novellen stößt uns noch heute das Willkürliche und Unorganische ab; kein Geschehen, nicht die Wichtigkeit des Erlebens bedingt ihre räumliche Ausdehnung: es sind zwanzig Minuten aus einem Vorstadthause oder zehn Minuten an einem Sterbebette, allerdings mit verblüffender Deutlichkeit und peinlicher Exaktheit geschildert. Aber nie spürt man die Notwendigkeit eines Abschlusses oder eine durch den Stoff bedingte Geschlossenheit; es ist in letzter Linie nie ein Ganzes, sondern immer ein Fragment. Bewunderungswürdig bleibt eben nur das Technische; das berliner Vorstadthaus mit seinen originellen Typen fordert zu einer akkuraten und nuancierten Färbung und Zerlegung der schildernden Sprache, die sich wirklich unter den Händen der beiden Autoren hundertfach differenziert und es zu einer fast unerreichten Anschaulichkeit bringt.

Daß Holz und Schlaf mit diesen Versuchen nicht nur Theoretisches, sondern eine positive That vollbracht haben, ist erst durch die „Familie Selicke“ augenfällig geworden, die bei ihrer Erstaufführung großes Aufsehen erregte. Das Stück krankt an demselben Fehler wie die „Neuen Gleise“, auch hier ist es das Formale, das die Handlung verschleppt und erdrückt; und darum war es auch nicht lebensfähig.

Nach diesem dramatischen Erstlingsversuch hat sich Johannes Schlaf von Arno Holz getrennt. Und in der Folge war es ihm beschieden, nach und nach zu einer neuen und um vieles wertvolleren dramatischen Form zu gelangen, während Arno Holz in seiner unbeirrbaren Konsequenz die „Sozialaristokraten“ schrieb, jenes seltsame Produkt, das mit dramatischem Wesen nur noch wenig zu schaffen hat. Schlaf hat die an und für sich fruchtbare Keime in sich bergende Kunsttheorie nicht fortentwickelt, sondern umgebildet und zwar auf das allerglücklichste, indem er nur ihre Vorzüge übernahm; so vor allem die Gabe, die Personen möglichst scharf und richtig zu sehen und ihre Abhängigkeit vom Milieu nachzuweisen; und ferner die Präzision des Ausdrucks, die seine Wiedergabe jeder seelischen Regung, die sich oft nur in Mienen und bisher übersehenen Details spiegelt. Aber er hat die Erkenntnis nicht verloren, daß die Basis eines Dramas nicht nur Alltagsmenschen sein dürfen, sondern lebendige Charaktere.

Im Jahre 1892 erschien jenes Meisterwerk „Meister Oelze“[2]), in dem Schlaf seine dichterische Kraft auf das glänzendste bewies. Es erscheint mir als sein höchstes Lob, daß man immer wieder auf Friedrich Hebbel zurückgegriffen hat, um es zu charakterisieren, denn es bebte wieder jene ungebändigte Manneskraft in dem Schicksal dieses verbrecherischen Tischlermeisters, wie man sie seit dem größten Dramatiker Deutschlands nicht mehr gewohnt gewesen war. Schon das Problem an und für sich ist ein grandioses, einmal ein Stück zu schreiben, in dem nicht die Liebe der bewegende Impuls ist, sondern ein blindwütiger, unversöhnlicher Haß, der tief in den Seelen lauert und jeden Augenblick hervorzubrechen droht. Nirgends ein Sonnenstrahl, keine einzige freundliche Szene; wie eine folternde Wächterin umschleicht die Schwester Pauline ihren Bruder, den schwindsüchtigen Mörder Oelze, der sein Geheimnis vor ihr verbergen möchte. Und dabei dieses beständige Hin und Her: jene seltsame Unruhe der Verbrecher, immer wieder zu ihrer That zurückzukehren — das Problem des Raskolnikow — läßt ihn immer wieder in den engen Kreis zurücktreten, wo seine Martern beginnen, aber er beißt die Zähne zusammen, während sie nur auf das verratende Wort lauert. So umkreisen sie sich gegenseitig, spielen miteinander und sprechen nichts; nur manchmal verraten ihre Blicke ihren unversöhnlichen Haß. Mit dämonischer Kraft hat Schlaf geschildert, wie Pauline den Verbrecher seiner eigenen Gespensterfurcht in die Arme treibt und ihn so lange foltert, bis er nicht nur körperlich, sondern auch seelisch zusammenbricht; auch sein Atheismus bricht in sich zusammen, die letzten Worte an seinen Sohn sind eine Aussöhnung mit Gott. Aber dann schließt er die Lippen krampfhaft und für immer, der Sieg ist ihm geblieben, denn das Geständnis seines Verbrechens nimmt er mit ins Grab. — Diese knappe Inhaltsangabe zeigt schon, daß „Meister Oelze“ in seinem innersten Wesen dem konsequenten Naturalismus fern steht, denn in diesem Drama ist das Primat der Idee unverkennbar; die Handlung ist stark und vorwärtstreibend, nur liegt sie nicht an der Oberfläche, sondern bewegt sich im Grunde der Seelen. Die eigentliche dramatische Spannung liegt nicht im Verdeutlichen und Gegenüberstellen, sondern im Verstecken und Verschweigen.

In dieser Richtung entwickelt Schlaf fortan seine Dramatik. Alles wird intimer und differenzierter, die Deutlichkeiten und die harten Accente verlieren sich mehr und mehr, und die Handlung verwühlt sich immer tiefer in das Reinpsychische. Und hier zeigt sich das eigentlich Neue und Originelle seiner Kunst: die Ereignisse nicht hart an die Oberfläche zu legen, sondern alles so tief zu bergen, daß man selbst im Sturm der Leidenschaften die letzten Geheimnisse nur ahnen darf. Die Worte, die die

[1]) „Neue Gleise“. Gemeinsames von Arno Holz und Johannes Schlaf. 3 Teile. Berlin, F. Fontane & Co. 1892.

[2]) „Meister Oelze“. Drama in drei Akten. Berlin, S. Fischer.

Ausstellungen, Kunstsalons und Kunsthandlungen, Kunstvereine und Künstlergenossenschaften, Kunstgewerbe und Kunstindustrie, Kunstschulen und Kunstakademien, Kunstmuseen und Kunstsammlungen, Kunstliteratur und Kunstzeitschriften, Kunstpflege und Kunstpolitik, Kunstgeschichte und Kunstwissenschaft, Kunstkritik und Kunstgenuß, Kunstbetrachtung und Kunstbetrachter, Kunstwerke und Kunstwerkzeuge, Kunstmaterialien und Kunstmaterialisten, Kunstmaler und Kunstmalerinnen, Kunstmalerei und Kunstmalerinnerei, Kunstmalerisch und Kunstmalerinnerisch, Kunstmalerlich und Kunstmalerinnerlich, Kunstmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlich, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeit, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerei, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch und Kunstmalerinnerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerisch, Kunstmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichkeitsmalerlichk

Erhabene zum Menschlichen verklärt, zum Verständnis der ideellen Liebe, die Miriam, das sinnliche, verlorene Kind, so lange nicht verstehen kann. In dieser wehmütigen Erzählung hat sich Johannes Schlaf ganz gefunden; selbstgewiß und ruhig ist auch der sonst unruhig hin- und herflackernde Stil geworden, weil er sich nicht komplizierten und modernen Problemen zuwendet, sondern jenes unsagbar Einfache darzustellen sucht, in dem alle kleinen und zerfaserten Gefühle spurlos verwehen.

Von den vielen subjektiven Skizzen, in denen Schlaf eigene Stimmungen und Gedanken, ohne jede Einkleidung in ein novellistisches Gewand, verwirklicht hat, möchte ich zuerst den prächtigen Skizzenband „In Dingsda“[9]) nennen. Es ist interessant und durchaus nicht unwichtig, daß ihn Schlaf kurz nach seiner Scheidung von Arno Holz in irgend einem verlorenen Nest bei seiner Vaterstadt Magdeburg schrieb; wie der „Meister Oelze“ die künstlerische Befreiung von der formalistischen Kunst jener Periode bedeutete, so scheint mir dieses Schmuckkästchen voll der reizvollsten und intimsten Schönheiten sein persönliches Lossagen von all den Fremdheiten zu sein, die über ihn Gewalt bekommen hatten. Das alte Wunder der Heimat erfüllt sich wieder an dem Großstädter, der die seligen Schauer des wunschlosen Betrachtens verlernt zu haben glaubte; aus jedem vergessenen Winkel, von jedem weltfernen Flecke leuchtet ihm ein stilles heiteres Friedensglück entgegen, das er so lange vergeblich gesucht hatte. Und hier hat Johannes Schlaf sein Eigenstes wiedergefunden, das in der Darstellung des Alltäglichen und Häßlichen ersticken mußte, nämlich seine mystisch-germanische Eigenart, die in zwingendem Sehnsuchtsdrange zu den schöpferischen Tiefen des Lebens steigt, um sich oft in ihnen zu verlieren. Auch formal ist seine Befreiung vollkommen; jede Zeile ist schlicht und natürlich geschrieben, ganz ohne jede Spur von Arbeitsmühen und peinlicher Prüfung; wie abgerissene Notizbuchblätter, knapp, aber die Stimmung in ungetrübter Einheit wiedergebend, so lesen sich diese liebevollen Skizzen. Und immer wieder ist Schlaf zu diesem Jungbrunnen zurückgekehrt, dem ersten Bande hat sich eine Folge „Stille Welten“[10]) angeschlossen, und auch das prächtige Lebensbuch „Frühling“[11]) quillt von der Heimatsempfindung über. In einer Novelle, in den „Frühlingsblumen“[12]) des gleichbenannten Bandes, hat er dieses sein innerstes Erleben geschildert, das zugleich das Schicksal des modernen Menschen ist, der sich von Sensation zu Sensation flüchtet, um endlich in der Natur die höchste und reinste Lust zu finden. Eine neue Saite, die Erkenntnis der Schönheit im Schauen, ist angeschlagen und ist nie mehr in seinem Schaffen verklungen, nie ist jene Freude an den kleinen Köstlichkeiten der Natur seiner Seele entfremdet worden. Seine reichsten, beruhigendsten Seligkeiten — wie klein sind sie eigentlich doch! Ein Himmel, tiefblau und ruhig, der sich über warmen flimmernden Duft spannt, eine silberne Rauchwolke, die langsam und steil in die Luft steigt, ein paar rote Dächer, die sich kokett im satten Grün verstecken, eine Blume mit tausend Farbenspielen und zierlichen Verästelungen: das sind alles Wunder für den Dichter, hellleuchtende sonnige Wunder, die sein Herz mit Frieden erfüllen. Und das kleine Dingsda selbst — lachen könnte man darüber! Ein Krähwinkel, putzig und philisterhaft, mit entsetzlich braven Leuten, Stammtischen und Skatabenden, so possierlich in seiner Winzigkeit und Unbedeutendheit, daß es einem Satiriker gerade recht käme. Aber die liebevolle Art Schlafs spürt hier nur die große läuternde Stille, in der sich die erregten Nerven beruhigen, er hört nur den gesunden Herzschlag deutschen Wesens, der in allen diesen kleinen Eigenheiten pocht. Und dieser herrliche Heimatsglaube hat ihm auch seinen Lieblingsgedanken erschlossen, die hellenische Idee vom Kosmos, von der unwandelbaren Schönheit der Welt ...

Der gedankliche Entwicklungsgang eines Menschen ist fast immer analog der historischen Ideenbildung der Menschheit. Und so wie in der Geschichte der Erkenntnis der vollkommenen Schönheit die Ahnung ihrer fundamentalen Gesetze und einer ewigen immanenten Weltordnung entsprießt, so offenbart sich auch im Leben des Dichters der metaphysische Drang immer mehr, die wilde Sehnsucht des modernen Menschen, nicht nur gläubig zu vertrauen, sondern zu wissen. Uralte Weisheitslehren werden wieder in ihm wach, das heilige „Tat twam asi“ der Inder, das allen Dingen ihre kalte Fremdheit nimmt, weil es sie als Form und Abbild unser selbst begreifen läßt, und die moderne Wissenschaft des Materialismus eint sich ihm mit den Gedanken, die der große Nolaner Giordano Bruno zum ersten Male verkündigte, zur pantheistisch-monistischen Lehre der Alleinheit.

Allerdings — auch diese Idee hat Johannes Schlaf nicht selbst gefunden, erst Whalt Whitman hat sie ihm erschlossen, der größte Amerikaner seit Edgar Allan Poë, dessen Eigenart er in einem interessanten Essai[13]) dankbar dargestellt hat. Ein Vergleich der Auffassungsweise, durch die sich Schlaf von Whitman unterscheidet, deckt viel psychische Eigenheit des ersteren auf. Der Amerikaner fühlt sich eins mit der Welt im Grandiosen und Elementaren; im Wettersturm, der über die unabsehbaren Prärieen hinwegbraust, erkennt er sich selbst, im tausendfachen Getriebe der Weltstadt „Manne-hattan“, im grausamen Kampfe aller Lebewesen, überall, wo er machtvoll sich bethätigende Lebenskraft findet. Schlaf hingegen offenbart sich die Gemeinsamkeit mit der Natur im Mikrokosmus. Ganz unbewußt entwickelt sich der Prozeß bei ihm aus der Anschauung des Intimen. Er liegt im Grase, unthätig, in jenem Zwischenzustand zwischen Träumen und Wachen. Es ist Abend, ein leiser Wind streicht durch die Blätter. Da neigt sich eine Blüte, in der sich Wachsen, Werden und Vergehen verkörpert, wie in einem Menschenleib, und sagt ihm ihr heimliches: „Ich bin Du.“ Ein Schmetterling wiegt sich über goldblühenden Dolden, er sucht und findet, irrt von Genuß zu Sehnsucht und von Sehnsucht zu Genuß. Auch er kündet, daß durch alle Wesen ein Strom gleicher Beseelung zieht. Am Feldrande geht ein alter Mann, müde und doch heiter nach gethaner Arbeit — der Dichter kann ihn verstehen, er hat

[9]) „In Dingsda“. Berlin, S. Fischer. 1893.
[10]) „Stille Welten“. Neue Stimmungen aus Dingsda. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.
[11]) „Frühling“. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe. 1896.
[12]) „Frühlingsblumen“. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co. 1901.
[13]) „Whalt Whitman“. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe. 1898.

seine Seele, ihr Ich und Du ist nichts fremdes mehr, nur eine einzige selige Einheit. Auch hoch oben der silberne Abendstern ist nicht fremd, denn Sterne und Welten, Menschen und Sonnen, das ganze Weltall ist nur eine einzige Harmonie für den, der die geheime Formel des Glaubens versteht. Denn alles will sich umfassen, in sich selbst verströmen, ein einziger Atem seliger Lust schwellt das Sein: sich im Fremden zu verlieren und sich im Fremden wiederzufinden. Die Liebe zwischen Mann und Weib, dieses herrliche Verschwistern der Selbstheiten in eine Einheit, das unverständliche ewig neue Wunder der Zeugung und Gebärung sind nur dunkle Symbole jener gewaltigen kosmischen Idee der Alleinheit und Allgegenwärtigkeit, des reinsten und erhabensten Hymnus des Gedankens, den sich die Menschheit gedichtet ...

Diese monistische Idee „Alles, alles ist eine einzige große fröhliche Einheit und alles Lebendige eine große Familie" ist das Leitmotiv der schlafschen Dichtung geblieben, allerdings sich immer erweiternd und vertiefend, indem insbesondere das Individuationsproblem reichere Ausgestaltung bedingte. Mit Wilhelm Bölsche, dem begeistertsten Priester des neuen Glaubens, ist er der unermüdlichste Verkünder; sein Schaffen ist von jener liebevollen Freude am Detail beseelt, die es ihm ermöglicht, förmlich von innen heraus die Einheit der Erscheinungen zu erläutern und zu begreifen. Hier ist vielleicht noch eine Spur jenes konsequenten Naturalismus mit der peinlichen Nachbildung der Natur wahrzunehmen, denn Schlaf zeichnet wie die japanischen Maler sorgfältig und überdacht alle minutiösen Feinheiten nach, nuanciert hundertfach die Attribute, um den genauen Farbenton impressionistisch darzustellen und die Lebendigkeit des Wirklichen zu gewinnen.

Auch in seinen Romanen bringt Schlaf den Evolutionsgedanken zum Ausdruck. Die von ihm beabsichtigte Roman-Trilogie umfaßt den Plan — soweit ich ihn nach den zwei ersten Romanen überschauen kann, — unsere gegenwärtige Zeit, dargestellt in je einem ihrer Repräsentanten, nicht unter dem Zeichen einer im Flusse stehenden Entwickelung zu betrachten, sondern unter dem der Abgeschlossenheit, in dem Augenblicke einer Ruhepause, der eine Neugebärung folgen soll. Und wenn ich nicht irre, so soll auf diesem Wege die monistische Wahrheit, die sich in der Naturbetrachtung intuitiv offenbarte, auf spekulativem Wege zur Geltung gebracht werden. Der darstellende Repräsentant soll der komplizierte Kulturmensch von heute sein, „jener Typ des modernen Menschen, wie er sich aus der byronischen Weltschmerzperiode bis zu dem intellectuel et précocement gâté des Bourget, dem Gabriel Gram Garborgs, neuerdings etwa dem Foma Gordjejew des Gorki entwickelt".

Die erste Phase verkörpert der Held des „Dritten Reiches"[14]) Emanuel Liesegang, Doktor der Philosophie. Er ist der raffinierte Kulturmensch, dekadent und grüblerisch, der jeden Eindruck zerfasert und sich selbst fortwährend in die Karten sieht; auch rein physiologisch ist er unwertig; halluzinatorische Affektionen wechseln mit nervösen Ueberreizungszuständen, gegen die er sich nur mit Bromkali und Morphium helfen kann. Dabei ist sein ästhetisches Empfinden ein ungemein intensives, die reichen Fremdkulturen und die Wissenschaften haben sich ihm erschlossen, allerdings in ihren gefährlichsten und reizvollsten Formen, in jenen letzten vergeistigten Formen, die nur eine pathologische Veranlagung erfassen kann. Aus dieser Uebersättigung entsteht dem Irrenden plötzlich der „dionysisch-übermächtige Wahnsinn: daß nichts mehr von nöten, daß alles fertig und am Ende ist". Wohin er blickt, ist Vollendung; die Technik, die Kunst in ihren letzten Manifestationen haben eine schwindelnde Höhe erreicht, das furchtbare Gefühl hebt sich in ihm, daß die Bäume in den Himmel wachsen. Neue und wirre Gedankenverbindungen treten in den Kreis seiner Vorstellung ein, das Horla-Problem vom neuen Menschen, einem neuerstandenen Centraltyp, verbindet sich mit den mystischen Gedanken vom Chiliasmus, dem tausendjährigen Reich, das sich jetzt erfüllt haben muß, da alles fertig und vollendet ist. Bibelverheißung und darwinsche Schöpfungslehre entringen seinen hellseherischen Visionen den Gedanken, daß nun der neue Mann und die neue Frau kommen müsse, und das Bewußtsein seiner eigenen Schwäche — das ihm in einer Liebesepisode bewußt wird — zerbricht sein Lebensgefühl und treibt ihn in den Tod.

Der zweite Roman „Die Suchenden"[15]) leidet nicht mehr so an philosophisch-spekulativen Längen, denn hier will Schlaf einen gesünderen Repräsentanten des gleichen Typs schildern; „aus dem Bohémien, Grübler, Seher, Dichter, Philosophen Dr. Emanuel Liesegang ist ein Mann geworden, er hat sich in den ‚Suchenden' in den praktischen Arzt Dr. Erhard Falke verwandelt, einen tüchtigen und gesuchten Arzt, einen talentreichen Bakteriologen, einen gut, ja sehr gut situierten und wohlrangierten Bourgeois, glücklichen Ehemann und Familienvater." Aber — wie Schlaf in einer Selbstanzeige[16]) seines Buches fein charakterisiert — der Liesegang ist in ihm noch nicht völlig tot, auch er macht die verhängnisvolle Krise durch, die das Hinübergehen in eine neue Welt bedingt. Doch er unterliegt nicht, weil seine Mannheit sich schließlich brutalen Durchbruch erzwingt; nachdem er für eine jähe Liebe zu Ilona, einem heißblütigen, unschuldig-sinnlichen Rasseweib, zuerst in einem seltsamen Kompromißverhältnis, einer Zwei-Frauen-Ehe, Betäubung gesucht hat, reißt er sich schließlich von seiner Gattin los, an die ihn nur Sympathie gebunden hat, um jenseits aller Moral mit Ilona das neue Leben, die neue Welt zu beschreiten.

Der dritte Roman, der wertvollste, weil er in seiner Vollendung den neuen Typ zeigen muß, der hier nur geahnt und begonnen wurde, ist noch nicht erschienen. Er sollte den Vollmenschen, den kraftvollen Vollender bringen, aber ich fürchte, hier wird Schlaf die Schranken spüren, die sein Können umschließen. Denn Liesegang und Erhard sind schon viel zu wenig nuanciert gegeneinander, sie sind zu wenig gegenständliche Charaktere und zu viel Johannes Schlaf, allerdings von verschiedenen Punkten aus gesehen. Liesegang stellt den ungesunden, den dekadenten Teil von Schlafs Wesen dar, den raffinierten Großstadtmenschen, der sich ver-

[14]) „Das dritte Reich". Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

[15]) „Die Suchenden". Berlin, F. Fontane & Co. 1901.

[16]) „Zukunft". Jahrgang X, Heft 9.

liert in Grübeln und mystischer Dichtung; das Psychische erdrückt bei ihm das Leben. Im zweiten Roman hat schon der Prozeß der Gesundung begonnen. Die Tragik, die das Symbol dieser Trilogie darstellen will, der „désaccord“ mit dem Milieu, das Mißverhältnis zwischen intellektueller und Gefühlsbethätigung wird überwunden, wenn auch die reine Form des dritten Reiches mit seinem Zukunftsgeschlecht noch nicht freigelegt ist. Hierin glaube ich die Aufgabe des abschließenden Romans zu sehen, der zugleich ein Bekenntnisbuch und eine Gesundung des Dichters bedeuten wird.

So drückt sich auch bei Schlafs **Persönlichkeit** in dem Entgegenarbeiten gegen den inneren Dualismus der führende Gedanke seiner Philosophie aus, die Idee der Vereinheitlichung. Ich habe mich bemüht, darzustellen, wie die anscheinend so disparaten Vertiefungen ins Leben bei Schlaf — die intuitive in der Natur und die spekulative in der Kultur — nicht divergente Strömungen sind, sondern nur das intensive Streben einer Individualität nach Vereinheitlichung des Weltbildes. Es erübrigt mir noch, über den Lyriker Johannes Schlaf zu sprechen. Gedichte hat er eigentlich recht wenige geschrieben, er ist selten Lyriker, weil er es allerorten ist. Das Gefühl des Ueberquellens, das den innersten Kern der Dichtkunst trifft, das Ekstatische, Rauschartige durchbebt alle seine Bücher, manche seiner Skizzen sind nur glühende Hymnen an die Alleinheit der Welt, rauschende Chöre, die das Lied der Schönheit singen. Seine Romane haben panegyrische Partieen, und selbst die feinen, verschleierten Dialoge seiner intimen Dramen erwecken ähnlich sanfte stimmungshafte Empfindungen, etwa so wie Maeterlincks lyrische Spiele. Aber eigentliche Gedichte in gebundener Form hat er wenig geschrieben, selbst der Versband „Helldunkel“[17]) erhält nur ein paar, von denen ich eines als Probe hierhersetzen will.

Herbst.

Herbstsonnenschein.
Der liebe Abend lacht so still herein.
Ein Feuerlein rot
Knistert im Ofenloch und loht.

So! — Mein Kopf auf Deinen Knie'n. —
So ist mir gut;
Wenn mein Auge so in Deinem ruht.
Wie leis die Minuten zieh'n! . . .

Ich finde das Stimmungshafte dieses Gedichtes überwältigend durch das übergangslose Aneinanderreihen der Empfindungen, jenen bloß gefühlsmäßigen Zusammenhang, der Verlaines Verse so verklärt. Viel von dessen Einfluß ist in Schlafs Gedichten zu spüren — „Helldunkel“ ist ja selbst nur eine Uebertragung des programmatischen „clair obscur“ —, allerdings ist auch die deutsche Nuance, das Heimliche, Liebe und Trauliche in diesen schlichten Versen unverkennbar. In den größeren Gedichten, die Whitman nicht nur gedanklich, sondern auch formal beherrscht, kehrt Schlaf hingegen das monistische Empfinden hervor, die mystische Sehnsucht, den tiefen Dreiklang: Ich — Du — Welt in eine rastlose Einheit, in reine Harmonie einzuschließen.

In seinen Gedichten wie in seinen Dramen hat Schlaf die intime schlichte Art bevorzugt, lieber durch Verschweigen und Ahnenlassen zu wirken, als durch hartes Verdeutlichen. Darum ist auch seine so wertvolle Seelenkunst dem großen Publikum ferngeblieben, für das Lektüre nur Unterhaltung und nicht auch fördernde Arbeit an sich selbst bedeutet. Er ist immer an den lauten Erfolgen und an der Gunst der Menge vorbeigegangen, weil er sich im eigenen Weg nicht beirren ließ, und es scheint nicht so, als ob seine weitere Entwickelung eine Annäherung an den Tagesgeschmack bedeuten sollte; und ich weiß nicht, ob man nicht zufrieden sein soll, daß eine so stille und reiche Natur nicht mitten im Lärm der Gasse steht, sondern im bescheidenen Verstecke, zu dem man die Wege mit Liebe und suchendem Verlangen sich selbst entdecken muß.

[17]) „Helldunkel“. Gedichte. Minden, J. C. C. Bruns. 1900.

Im Spiegel.

Autobiographische Skizzen.

XI.

Johannes Schlaf.

(Nachdruck verboten.)

Am 21. Juni 1862 wurde ich in dem Kreisstädtchen Querfurt, Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, als der dritte Sohn eines Kaufmanns geboren. Von dem Milieu, in dem ich die ersten dreizehn Jahre meines Lebens lebte, mögen verschiedene Stimmungsbilder in meinen zwei „Dingsda“-Büchern eine Anschauung geben. — Bis zu meinem Dreizehnten besuchte ich die dortige Bürgerschule. Im Jahre 1874 siedelten meine Eltern nach Magdeburg über, und Ostern 1875 that mich mein Vater auf das dortige Domgymnasium, das ich bei guten und eifrigen Anfängen mit immer mehr sich steigernder Unlust, aber tapfer absolvierte, um Michaelis 1884 eine immerhin brave Maturitäts-Prüfung zu bestehen. — Ich begab mich nun nach Halle a. S., um dort Theologie und Philologie zu studieren. Im zweiten Semester ward indessen das theologische Studium aufgegeben. — Die „Couleur“ zog mich damals in ihren Bann. Alle üblichen studentischen „Suiten“ wurden herzhaft mitgemacht, auf Kneipe, Bummel und Mensur; hatten aber für mich Ende des zweiten Semesters ihre Macht verloren. — Michaelis 1885 ging ich dann nach Berlin und befaßte mich hier mit Philosophie, Germanistik und nebenbei mit alten Sprachen; einem Brotstudium, dem ich indessen mit sehr geteiltem Interesse oblag. — Meine Mittellosigkeit nötigte es mir ebenso auf, wie sie andererseits es mir in Gemeinschaft mit meinen zwingenden dichterischen Neigungen erschwerte und schließlich ganz und gar unmöglich machte. Mein Zustand war in den letzten berliner Semestern ein schier unerträglicher und hat wohl die Nervenkrisen, die ich Anfang und Mitte der Neunzigerjahre zu bestehen hatte, vornehmlich verursacht.

Meine schriftstellerischen und poetischen Bestrebungen datieren seit meinem zwölften Lebensjahr. Noch früher, bereits zwischen dem zweiten und dritten, ganz unmittelbar und fast verwunderlich erwachte ein Talent zum Zeichnen, dem später der siebziger Krieg und die grellkolorierten Kriegsbilder, die damals in allen Buch-

und Papierläden verkauft wurden, Stoff und weitere Anregung gaben. In meinem zwölften Jahre machte ich mich, nachdem der Trieb sich so eine Art von Technik geschaffen, an selbständige Kompositionen. Ich sollte daraufhin auf eine Akademie gethan werden. Leider fehlten dann die Geldmittel, da die Familie damals ihr Vermögen einbüßte und eine sehr schlechte Zeit lebte. — Der Trieb blieb unausgebildet und verlor dann mit der Zeit, namentlich, nachdem einmal der Dichter in mir lebendig geworden, seine ursprünglich treibende Kraft und Frische.

Im zwölften Jahre also fing ich an zu dichten. Vielleicht angeregt von den Poemen, die ich in den Notizbüchern eines frühverstorbenen Vaterbruders fand, und von Lenaus und Schillers Gedichten, die ich in einem Winkel von Großmutters Glasschrank entdeckte. Dieser alte, braune Glasschrank, im Stil der Empire-Zeit, war ein wunderliches Möbel, voll alter, wertvoller Geräte aus früheren guten Zeiten, in dessen Fachwerk ein unsichtbarer Finger pochte, wenn der Familie etwas Wichtiges in Freud oder Leid bevorstand. In so einem kleinen Nest sind selbst die Möbel ein Stück beseelter Hausgenossenschaft!

Also ich verfaßte Verse und kleine Dramen; die letzteren für mein Puppentheater. — Das erste Puppentheater, das ich damals besaß, hatte ich mir, enthusiasmiert von den Aufführungen einer durchziehenden Schauspieler-Truppe, selbst verfertigt; hernach erstand mir ein Onkel ein vollkommneres. — Den Stoff zu den Dramen boten mir die Erzählungen und Balladen in meinem Schullesebuch und die Hausmärchen der Brüder Grimm, die ich gelegentlich geschenkt bekommen; wohl auch die Märchen, die mir die Großmutter seit frühester Jugend erzählte. Hauptsächlich in einer Zeit, als ich infolge einer schweren Erkältung, die mir auf die Augen geschlagen — ich war in den Fluß gefallen und hatte, um nicht von Papa Prügel zu bekommen, stundenlang in einem Hofwinkel gehockt —, fast ein Vierteljahr lang so gut wie blind in dem Dunkel eines Alkovens hausen mußte. — Ich sehe, wie vor Augen, das lange, dreifenstrige Zimmer der Großmutter, nach den blühenden, duftenden Wallgrabengärten des alten Grafenschlosses hinab, in der Abenddämmerung, von sanftem Mondlicht erfüllt, und Großmutter in ihrem Stuhl neben dem alten, braunpolierten Tafelklavier mit seiner schwarzen und gelben Intarsia, und mich zu ihren Füßen, in seliges und begeistertes Lauschen verloren. — Und sie war es denn auch, die mir später nicht nur meine französischen Exerzitien korrigierte, sondern auch liebevoll meiner ersten Reime und meiner Zeichnerei sich annahm. Sie war eine kleine, zarte, schwarze Frau, noch in den Fünfzigern damals, die ich nie anders als in Trauer gesehen. Sie hatte einen über alles geliebten Mann früh verloren, und ein Sohn — jener Onkel, dem die obenerwähnten Notizbücher gehörten, — war ihr bei einem nächtlichen Ueberfall erstochen worden. —

Es war der erste große und tiefbittere Schmerz meines Lebens, als ich mich von ihr trennen mußte, um nach Magdeburg und auf das Domgymnasium gebracht zu werden. — Hier blieben nun, solch liebevoller Anteilnahme und Pflege fürs erste fürderhin bar, jene ersten Ansätze für Jahre ungepflegt. Erst von den Sekunden ab, in einer Zeit, wo mein bisheriger Eifer für die Schule nachließ, fing ich wieder an zu schreiben; abends, verstohlen, oder in den Ferienzeiten; Gedichte und Novellen. — In dieser Zeit kam denn auch zum ersten Mal die neue litterarische Bewegung an mich heran, während die moderne kritische Geistesbewegung bereits seit der Unter-Sekunda und von der Lektüre des David Friedrich Strauß her mein Gedanken- und Empfindungsleben umzugestalten begonnen. In qualvollen, grüblerischen Tagen und schlaflosen Nächten, in Verzagungen, wie sie Luther in seiner erfurter Klosterzelle fast nicht peinvoller gelitten haben kann, starb damals in mir der alte Glaube, und suchte ich mich den „Resultaten und Konsequenzen der exakten Wissenschaften" anzupassen. Nie indessen vermochte ich es, mich völlig auf ihren Materialismus zu stimmen; nur zu einem scheinbaren Kompromiß vermochte ich es, vorübergehend, zu bringen, aus dem etwas weitaus Wichtigeres und Wertvolleres ward: eine Synthese von altem und neuem Glauben, von Empfindung und Kritik, die sich immer bewußter und entschiedener zu dem Pantheismus und Monismus ausgestaltete, der mich später Walt Whitman lieben machte, und der meine neue und unerschütterliche Zuversicht geworden ist.

Als Primaner lernte ich meinen magdeburger Landsmann Hermann Conradi kennen. Sie hatten da, hauptsächlich magdeburger Klostergymnasiasten, so eine Art von ästhetisch-politisch-ethischem Bund, in dem es sehr revolutionär, modern und radikal zuging und von dem aus denn auch mit die ersten Anfänge unserer neudeutschen „Moderne" erwuchsen. — Trotz aller Kraft- und Stoff-Philosophie indessen, trotz allen Kielland, Zola, Daudet, Ibsen, Franzosen, Nordländern und Russen, von denen allen ich eigentlich nie einen anderen, so sehr sie mich begeisterten, als Dostojewskij zu lieben vermochte, blieb mein Sinn für deutsche Art und deutschen Glauben unerschüttert und hat mich denn später auch von dem vorübergehend überwiegenden Einfluß des exakten Naturalismus befreit. Durch alle Entwicklungswehen hindurch blieben die Bibel, Goethe und Shakspere meine Heiligtümer.

Dann kamen denn also die zwei hallenser Semester, in denen ich mich vorerst mal gründlich „austobte" und die studentische „Romantik" auskostete. — Michaelis 1885 ging's nach Berlin, wo ich durch Conradi den Kreis der modernen jungen Generation kennen lernte, im besonderen Arno Holz, mit dem ich mich ein paar Jahre später zu gemeinsamer Arbeit vereinte. — In Berlin schrieb ich zunächst einige Skizzen und einen Roman, der unter einem Pseudonym in „Schorers Familienblatt" erschien. — Ein Ereignis von größter Wichtigkeit war damals für mich eine Aufführung der „Therese Raquin", der ich im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater beiwohnte, und die den Keim zu dem naturalistischen Drama in mich legte, wie ich es dann später aus der gemeinsamen Arbeit mit Arno Holz heraus entwickelte. — Von frühester Jugend auf hatte ich das Theater geliebt, und es war oft geradezu meine Leidenschaft gewesen.

Arno Holz hatte sich damals eine neue Romantechnik herausgearbeitet. Ich hatte von ihr gelernt für einen

großen Roman, an dem ich in dieser Zeit arbeitete und dessen Stoff mein hallenser Studentenleben bot. Es entstanden unter der Einwirkung dieser holzschen Technik jene Studenten-Studien des „Papa Hamlet“ und der „Neuen Gleise“. Gar bald aber arbeitete ich die neue Form auf den Dialog hinaus und immer mehr und immer bewußter, bis ich eines Tages, als ich an der „Papierenen Passion“ schrieb, zu meinem neuen Drama kam, zur „Familie Selicke“ und dem „Meister Oelze“.

Indessen bereits mit meinem „In Dingsda“ machte sich unter allem „konsequenten Naturalismus“ hervor meine lyrische Subjektivität und meine deutsche Empfindungsweise Luft und brachte mich in eine neue Entwicklung, wie sie sich vorerst in „In Dingsda“ und im „Frühling“ bethätigte.

Besprechungen

Lyrisches.

Von **Ernst Ziel** (Cannstatt).

1. Der Göttin Eigentum. Gedichte von Marie v. Najmájer. Wien, Carl Konegen. Gr. 8°. 131 S.
2. Gedichte. Neue Folge. Von Emil Roland (Emmi Lewald). Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. 95 S. M. 1,60 (2,50).
3. Lyrischer Erntegang. Männlichen Geistern gewidm. von Adolf Schafheitlin. Berlin, S. Rosenbaum. Gr. 8°. 197 S. M. 3,—.
4. Der Tod des Sonnensuchers. Gedichte von Hans H. Busse. München, Karl Schüler. 16°. 70 S. M. 1,—.
5. Von der Lieb'. Gedichte von Egon H. Strasburger. Straßburg i. E., Josef Singer. Gr. 8°. 57 S.
6. Madonna. Gedichte von Richard Scheid. Dresden, E. Pierson. 91 S. M. 2,—.
7. Von Weib und Welt. Gedichte von Karl Vanselow. Tempelhof-Berlin, Schulhaus-Verlag. 126 S. M. 1,80 (2,50).
8. Spreu und Weizen. A. d. Tagebuche eines stillen Wanderers. 2. Sammlung. Von Rud. Heyne. Halle a. S., Ed. Anton. 95 S. M. 1,20.

An der Spitze der nachfolgenden Uebersicht über einige lyrische Neuerscheinungen mögen die Namen zweier Dichterinnen von Ost und Nord, von Donau und Spree ihren Platz finden. Marie von Najmájer hat ein Buch Lyrik unter dem Titel „Der Göttin Eigentum“ veröffentlicht. Eine markante Sonderstellung nimmt die Dichterin unter ihren österreichischen Sangesgenossinnen nicht ein; ebensowenig läßt sie sich mit einer von ihnen in Parallele stellen; sie hat, um nur zwei Vergleiche zu ziehen, weder den hohen Schwung einer Maria delle Grazie noch das Fascinierende einer Maria Janitschek; sie ist in einem gewissen Sinne die weiblichste, aber ohne Frage auch die physiognomieloseste unter diesen drei Marieen. Was sie charakterisiert, das ist das Milde und Temperierte — sehr gut! fiele es nur nicht hier und da ins Matte und Farblose! Sie ist im Grunde eine didaktische Natur, diese Oesterreicherin, vielleicht mehr als sie selbst es wahr haben will. Und wenn man sie mit einer modernen Dichterin vergleichen will, dürfte sie der freilich viel geistvolleren Alberta von Puttkamer am nächsten stehen. Was Marie von Najmájer singt, ist weder groß noch neu, weder in sich bedeutend, noch in den Spiegelungen eigenartig, die es in der Seele der Dichterin erzeugt, aber es bekundet stets eine zugleich subjektiv tief empfindende wie objektiv klar denkende Poetennatur. Marie von Najmájer ist Meisterin der poetischen Abtönung; sie gebietet über eine fein instrumentierte Sprache — alles in ihr ist Maß und Ausgeglichenheit.

Ganz anders geartet als die Wienerin ist die Berlinerin Emmi Lewald, die bekanntlich unter dem Pseudonym Emil Roland schreibt. Maß und Abgeklärtheit sind auch ihr in hohem Grade eigen. Aber das ist nicht das Grundmerkmal ihres Wesens; sie hat einen Zug ins Weite und Ganze; sie ist eine Dichterin von entschiedener Großzügigkeit des Talents. Plastik und Melodie sind ihren Versen eigen. Man ist versucht, sie eine Schülerin des jüngst verstorbenen Uli Schanz, eine Geistesverwandte Hermann Linggs zu nennen. Mit Schanz hat sie den Schmelz und die bestrickende Musik der Sprache, mit Lingg die frappante Anschaulichkeit der Bildwirkung und ein volltönendes Pathos gemein. Aber ist sie auch durch die Schule dieser Meister gegangen —: nichts Angelerntes, nichts Studiertes, nichts Eklektisches wird an ihren dichterischen Erzeugnissen fühlbar. Ihre Lyrik fließt, wie alle echte Lyrik, aus dem innersten Kern ihrer Persönlichkeit. Das gilt auch von dem uns vorliegenden jüngsten Buche der Dichterin, das Felix Lewald gewidmet ist. Italien und die Italiener, italienische Landschaft und Historie werden in oft grandiosen Versen, die vielfach im Schmuck exotischer Reime einherschreiten, lebendig. Das sangbare Lied liegt dieser der plastischen Darstellung zugethanen Dichterin im ganzen fern. Das eigentliche Bedürfnis ihres Geistes ist ein feinfühliger Schönheitskult, der selbst Schönheit ist. Anschauung aber und sinnliche Kraft der Schilderung sind wohl die hervorstechendsten Merkmale ihres fast männlichen Talents. Ihr künstlerisch Bestes leistet sie da, wo sie auf antiken Trümmerstätten elegisch überhauchte Stimmungsbilder entwirft oder leidenschaftlich durchzitterte Lieder der Sehnsucht singt. Emmi Lewalds Verherrlichungen der Blumenstadt Florenz — wer denkt nicht an Uli Schanz? — wie ihre Landschaftsbilder aus Italien zählen — ich stehe nicht an, es zu sagen — zu dem Wertvollsten, was in deutscher Sprache in den letzten Jahrzehnten zum Ruhme Hesperiens geschaffen worden ist.

Zu den Verherrlichern Italiens gehört auch Adolf Schafheitlin. Wer kennt ihn? Wenige! Zu allen Zeiten fanden unter den dichterisch und künstlerisch Schaffenden gerade die tiefer eindringenden und höher aufstrebenden Naturen nur ein kleines Publikum. Il n'y a que l'esprit qui sente l'esprit. — Der starke sarkastische und pessimistische Zug in der zeitgenössischen Dichtung, zumal in der Lyrik, ist ganz gewiß zu einem guten Teil auf die ungewöhnlich große Verständnislosigkeit gerade für die geistigsten Strömungen in unserer Dichtung zurückzuführen; denn die täglich im Dichtergemüt sich wiederholende Wahrnehmung geistiger Vereinsamung wirft natürlich ihren Schatten in eben dieses Gemüt und verschattet auch seine Erzeugnisse. — Solch ein viel zu wenig Beachteter und darum Einer, dessen Verse zu einem guten Teil etwas Verschattetes an sich tragen, ist der für die Lyrik hohen Stils reichbegabte Schafheitlin, der, wie einst sein großer Meister Platen, dem lyrikfeindlichen Deutschland jüngsthin den Rücken gekehrt hat, um in Italien ein Asyl künstlerischer Beschaulichkeit und poetischen Schaffens zu suchen.

Mit seinem neuesten Gedichtbuche „Lyrischer Erntegang“ behauptet er völlig die Höhe seines früheren Schaffens. Weitab stehend von denen, die im deutschen Dichterhain mit so vielem Beifall eichendorffsche Waldlieder zwitschern oder moderne Abstrusitäten ans Licht fördern, ist er ein Lyriker von freier, idealistischer Flugkraft. Historie und Weltleben sind die bevorzugten Gebiete seiner Poesie, einer Poesie, der man Weite der Perspektive und dauernden Wert des Ideengehalts nachrühmen muß. Schafheitlins Darstellung hat mehr Farbe als Plastik. Er ist mehr Schilderer als Zeichner. Vor allem aber ist er rhetorischer Pathetiker — und damit berühren wir die Schwäche seines Talents. Es ist wahr, seine Sprache hat Macht und Pracht; sie hat akustische Bewegung und ist in der Regel scharf artikuliert. Aber

sie fällt zu häufig ins rein Rhetorische und Breite; sie ist oft zu wenig unmittelbarer Ausdruck des Innern und läßt auch im bloß äußerlich Kunstgemäßen — in der metrischen Korrektheit — nicht selten zu wünschen übrig. Ich habe Platen den Meister Schafheitlins genannt. Er ist es. Aber der Schüler folgt seinem Lehrer doch eigentlich nur bezüglich der großen Vorwürfe und des hohen Gedankenflugs wie einer gewissen kühlen Objektivität der Darstellung — die Form Schafheitlins mit ihren oft unskandierbaren Anapästen, ihren falschen Reimen, ihren unschönen Hiaten und sonstigen Versinkorrektheiten verträgt nicht im entferntesten einen Vergleich mit Platens klassischen Rhythmen und Strophen. Nichtsdestoweniger bleibt Schafheitlin eine hochachtbare lyrische Kraft, ein Dichter, dessen geringe Popularität, wie bereits angedeutet, in einem schreienden Gegensatze zu der Bedeutsamkeit des von ihm Geleisteten steht. Der sich hier dokumentierende Abstand zwischen dem geistigen Werte des wirkenden Faktors und seiner beschränkten Wirksamkeit kann in unsern Tagen nicht wunder nehmen: der auf den Gedanken gestellte Dichter findet ein gedankenfeindliches Geschlecht. Unser Zeitalter ist, wie kaum ein anderes, ein gedankenflüchtiges. Das Gedankenhafte, auch wenn es gar nicht einmal spekulativer Art ist, findet in einer Epoche des vorherrschenden Profanverstandes nur taube Ohren.

Glauben die Herren Modernen mit ihrer schrillen und grellen Musik diese tauben Ohren hörend zu machen? Eine Frage, die sich mir aufdrängt, da ich Hans H. Busses Buch: „Der Tod des Sonnensuchers" durchblättere, lese und wieder durchblättere. Diese Gedichte bilden das sechste und siebente Bändchen des Cyklus „Erde" und schließen den Cyklus ab. Busse ist ein Talent neben anderen Talenten, aber eines, das im trüben, schleimigen Element des modernen Manierismus eingefangen liegt —: kaum ein einziger natürlicher Ton in dem ganzen Büchlein! Lauter Empfindungen mit verrenkten Gliedern, lauter Gedanken mit gebrochenen Rippen! Und das alles dem verschrobenen modernlyrischen Prinzip zuliebe, um Gottes willen nichts einfach, nichts klar, nichts gerade heraus zu sagen! Die Herren Symbolisten haben so unrecht nicht —: es giebt nur Symbole. Aber sie sollten sie verdeutlichen, nicht verdunkeln. Freilich, dem „Sonnensucher" gelingt hie und da eine Strophe und deren mehrere. Die drei letzten unter den „Liedern aus Tagen der toten Sonne" z. B. haben Tiefe und Eigenart. Aber der Dichter rätselt zu viel, bauscht zu viel auf.

Mit einem Fuße im Lager der modernen Dekadenz steht auch der Poet, zu dem ich mich jetzt wende: H. Strasburger mit seinen Gedichten „Von der Lieb'". Liebeslieder, frisch vom Herzen weg! Da ist Grazie in der Formgebung, Anmut im Tonfall, alles leicht geschürzt und pikant zugespitzt, ohne eigentlich frivol zu sein. Aber — Inhalt? Von einigen recht hübschen Balladen abgesehen, so gut wie keiner! Wie schön ist es doch, wenn ich dich küsse! Oder: komm', daß ich dich küsse! Voilà tout! Kein Gedankengehalt! Absolut keiner! Nur Sensualismus! Ja, wie volkstümlich das alles klingen mag, wie nett das alles auch ist und wie sehr es den Komponisten zur Vertonung lockt, — Liebeslyrik im Sinne eines Rückert, eines Geibel, eines Prutz, von Goethe ganz zu schweigen, ist es nicht. Ein Körnlein Seele, ein Gran tieferer Erfassung, meinetwegen (warum denn nicht?) ein bißchen deutsche Sentimentalität aus Väterzeiten dazu — und das Ganze würde, unbeschadet aller Frische und Volkstümlichkeit, ein achtbares Niveau repräsentieren. — Und nun die Illustrationen von Leo Schung, Vignetten, Initialen, Umrahmungen und Vollbilder! Da haben wir wieder einmal, wie heute so oft, jene bekannte moderne Manierkunst mit ihren rätselhaften, von Mystik triefenden Allegorieen, lauter verworrenes und stilisiertes Zeug, das viel mehr zu thun hat mit dem schwärzesten, krankhaftesten Mittelalter als mit unserer nach Licht und Klarheit strebenden Zeit.

Ja! was wir heute zur Abwehr dekadenter Verschwommenheit in der Kunst, der bildenden wie der redenden, mehr und mehr zu meiden haben, das ist der mystische Zickzack der Romantik, dessen Inhalt das Rätsel ist. Was wir vor allem anzustreben und zurückzuerobern haben, das ist die ungebrochene klassische Linie, deren Grundprinzip die Klarheit ist.

Die klassische Linie und die Klarheit sind erfreulicher Weise auch die Grundprinzipien zweier Lyriker, denen hier das Wort geredet werden soll. Ich meine Richard Scheid mit seinen Gedichten: „Madonna" und Karl Vanselow mit seinem Lyrikbuche: „Von Weib und Welt".

Richard Scheids „Madonna" ist ein Buch, das seine Stoffe den verschiedensten Gebieten der realen wie der idealen Welt entnimmt und seine lyrischen Gebilde nach Geschmacksmaximen formt, die weitab liegen von der abstrusen, romantischen Zerfahrenheit jüngstdeutscher Lyrik. Scheid hat auf seiner Harfe eine reiche Skala von Tönen. Am ansprechendsten versteht er den naiven Ton zu greifen. Gleich das erste, das Widmungsgedicht an Anne Bäbeli (Anna Barbara) vom Zürichsee, ist eine entzückende Probe solcher naiven Liederkunst. Und unmittelbar daneben steht „Leukia", ein helles Lied, über dem die Sonne Griechenlands leuchtet. Folgen fein umrissene Genre- und Stimmungsbilder aus dem täglichen Leben, erotische Skizzen, zart gewobene Reflexionen und hymnenartige Gesänge, lauter poetische Darbietungen voll Tiefe der Empfindung und subtiler Sauberkeit der Formgebung. Freilich — die eigentliche Physiognomie fehlt bisher noch, es sei denn, daß man die heiter seelenvolle Lebensbejahung, die als Grundfarbe durch das Büchlein geht, als eine Art von Physiognomie gelten lassen wolle. Kommen aber dem jugendlichen Dichter die Jahre, so wird ihm ohne Zweifel auch jene bewußte innere Konzentrierung seiner geistigen Persönlichkeit kommen, die seinen Büchern erst eigentlich ein Gesicht verleihen wird.

Dekadenzfrei, wie Scheid, ist auch Karl Vanselow in seinen Gedichten: „Von Weib und Welt". Dem Lokalkolorit wie seinem Namen nach ist er ein Brandenburger oder ein Pommer. Aber er hat nichts von den nüchternen Derbheiten seiner mutmaßlichen Heimat. Er weiß die Saiten der Empfindung zart und feinfühlig anzuschlagen — damit habe ich gesagt: er ist eine echt lyrische Natur. Klang und Schwung eignet seinen streng geschulten, immer fein geschliffenen und nobel gefügten Strophen — und damit habe ich zweitens gesagt: er ist nicht nur eine lyrische Natur, er ist auch ein formgewandtes Talent. Man hat, wenn man ihn liest, den bestimmten Eindruck, einem Poeten gegenüber zu stehen, der die moderne Falschmünzerei des Gefühls nicht mitmacht, wie ihm denn alles Gekünstelte und Gespreizte völlig fremd ist — und damit habe ich drittens gesagt: er ist nicht nur ein echter und formgewandter, er ist auch — heute eine Seltenheit — ein ehrlicher Lyriker. — Das Stoff- und Stimmungsgebiet Vanselows ist ein weites. Hier stille Lieder à la Geibel, dort derbe Komik im Grotesk-Stil, links zart idyllische Kleinmalereien, rechts burschikose Zechlieder in Wichs, soeben mehr oder weniger ungenierte Erotik, gleich darauf Nixenballaden im konventionellen Jargon, auf der einen Seite Burleskes, auf der anderen Gespenstisches — das ist viel, beinahe zu viel. Aber welchen Ton Vanselow auch anschlägt, alles geht ihm natürlich und graziös aus der Feder. Man fühlt: er giebt, wenn auch nirgends Bedeutendes, so doch überall Eigenes, Selbstempfundenes. — Nur der Titel des Buches erscheint wenig gerechtfertigt. Vom Weibe sagt Vanselow genug — in der That! Aber von der Welt? Man erwartet etwas wie Lebensweisheit hinter dieser zweiten Hälfte des Titels: philosophische Lyrik, Satire oder mindestens Epigramme. Nichts von alledem! Der Dichter läßt uns im Stich — und ich sage: gottlob! Denn um eine Meinung vom Leben — das Wort wiegt so schwer wie kein anderes — zu haben, wahrhaftig, dazu ist der Poet (man werfe nur einen

Blick auf sein dem Buche vorangeschicktes Porträt!) noch viel zu jung. So enthält der Titel eine kleine Unehrlichkeit, die fast aussieht, als spekuliere sie auf Sensation —: die Alliteration Weib und Welt ist gar zu schön und pikant.

Zum Schluß noch ein Wort über ein Büchlein von aphoristischem Charakter, das zur größeren Hälfte Distichen und Reimsprüche, zur kleineren Denkresultate und Einfälle in Prosa enthält. — Das glissez, n'appuyez pas! hat unsere Litteratur förmlich imprägniert. Nicht mehr lange, und statt des plastisch herausgebildeten Gedankens wird sie uns nur sein Symbol, statt der durchgeführten Kette logischer Gliederungen uns nur den Aphorismus geben — statt des Leibes die Linie. Wir werden nicht mehr stabile Geister — nur noch geistige Flaneure haben. Wie sehr wir, was die Stimmung der litterarischen Konsumenten betrifft, im Zeichen des Aphorismus stehen, das dürfte, um nur ein Beispiel anzuführen, der eminente Erfolg des großen Aphoristikers Friedrich Nietzsche am besten illustrieren. Mag man nun diese Neigung der Zeit zum Lakonismus als ein Verfallssymptom betrachten oder nicht, jedenfalls ist der Aphorismus, pikant und geistvoll ausgeprägt, eine der elastischesten Formen zur Spiegelung feinster individualistischer Anschauungen wie tiefster Betrachtungen über Welt und Zeit.

Ein recht interessanter, geistiger Flaneur, um meinen obigen Ausdruck zu wiederholen, ist der aus seiner ersten Aphorismen-Sammlung „Spreu und Weizen“ nicht unbekannte Rudolf Heyne. Das Buch liegt heute in zweiter Sammlung vor. — Daß eine scharf ausgeprägte Weltanschauung aus dem heyneschen Büchlein spräche, kann nicht behauptet werden; seine klugen und scharfen, witzigen und prickelnden Sentenzen kennzeichnen den Verfasser zwar als einen durchaus modernen Menschen, beschränken sich aber im ganzen darauf, geistvolle Schlaglichter auf dieses oder jenes Gebiet menschlichen Denkens zu werfen, ohne zu den Abgründen der ewigen Menschheitsfragen, zu den Tiefen der die Zeit bewegenden Ideen hinabzusteigen. Mehr auf seinem Gebiet: scharf Gedachtes mit allen sprachlichen Finessen zu sagen, dürfte Rudolf Heyne im Prosa-Aphorismus sein als im versifizierten Epigramme, das ihm übrigens am besten in der Form des Distichons gelingt, wenngleich seine Hexameterausgänge nicht immer korrekt sind.

Tschechoff als Dramatiker.

Von **Eduard Höber** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

So bekannt und beliebt der Erzähler Anton Tschechoff heutzutage in Deutschland ist, so unbekannt ist bisher der Dramatiker Tschechoff bei uns geblieben. Seine dramatischen Hauptwerke, „Die Möwe“, „Onkel Wanja“ und „Drei Schwestern“, sind erst vor kurzem in deutscher Uebersetzung*) erschienen, trotzdem sie bereits vor mehreren Jahren in Rußland mit teils sehr starkem Erfolg aufgeführt worden sind, und auf deutschen Bühnen ist Tschechoff bis heute nur mit den zwei kurzen Einaktern „Der Bär“ und „Der Heiratsantrag“ zu Worte gekommen. Diese Erscheinung ist nur in beschränktem Maße verständlich. Denn mag auch Tschechoff, wie seine Landsleute Turgenjew und Tolstoi, sein Reifstes und Größtes bislang auf epischem Gebiet geschaffen haben, so stehen doch andererseits seine Schauspiele an künstlerischem Wert hoch über der Mehrzahl dessen, was in unserer Zeit beispielsweise aus der französischen und italienischen Dramatik nicht nur in die deutsche Sprache übersetzt, sondern auch auf deutschen Bühnen massenweise gespielt wird. Ganz abgesehen davon, daß das Charakterbild des Schriftstellers Tschechoff erst durch seine Dramen vervollkommnet und abgerundet wird.

Viel stärker noch als in seinen Erzählungen erscheint Tschechoff in seinen Dramen als Melancholiker und Pessimist. Während in seinen meisten epischen Werken die pessimistische Grundanschauung durch den überlegenen Spott und die Ironie, mit der er die Menschen und die Verhältnisse dieser Welt betrachtet, gemildert wird, tritt sie in den Dramen, deren Gestalten Geist vom Geist und Blut vom Blut ihres Schöpfers besitzen, völlig unabgeschwächt zu Tage. Eine schwere Resignation lastet über den drei großen Schauspielen. Nur einsame, gebrochene, unzufriedene, lebensmüde Menschen, in ihrer trübseligen Verlassenheit vielfach zu Sonderlingen geworden, treten uns entgegen, die mit geringer Kraft gegen ein widriges Schicksal anzukämpfen versuchen und sich Glück und inneren Frieden zu erringen streben, um doch bald wieder der Gewalt des Bestehenden, der engen Verhältnisse, in die sie eingeschlossen sind, zu unterliegen und auf eine glücklichere Gestaltung ihres Daseins zu verzichten. Einmal scheint es, als ob ihnen das Glück erblühen könne; sie finden einen Menschen, der ihr Fühlen und Sehnen versteht, zu dem eine stille Liebe sie hinzieht, mit dem sie sich aus der drückenden Enge ihres Lebens in eine freiere Sphäre emporzuringen hoffen. Aber diese Armen vermögen das Glück nicht festzuhalten; schnell entgleitet es wieder ihren schwachen Händen, und wieder sind sie einsam, müde und traurig wie zuvor, bescheiden sich mit stiller Arbeit oder bestenfalls mit einem dumpfen Hoffen, daß es vielleicht eines Tages doch noch lichter um sie wird. „Was ist dabei zu machen,“ tröstet Sonja sich und ihren Onkel Wanja, nachdem ihnen beiden ein bescheidenes Liebesglück jäh zerschlagen worden ist und sie wieder allein auf dem einsamen Landgut bei trockener Arbeit sitzen, „was ist dabei zu machen; man muß leben. Eine lange, lange Reihe von Tagen, von langen Abenden; wir wollen geduldig die Prüfungen tragen, die uns das Schicksal schickt; wir wollen für andere arbeiten, jetzt und im Alter, ohne Ruhe zu kennen. Wenn aber unsere Stunde kommt, so wollen wir ruhig sterben. Dort aber, jenseits des Grabes, werden wir sagen, daß wir gelitten haben, daß wir geweint haben, daß wir es schwer hatten, und Gott wird Mitleid mit uns haben, und wir werden ein neues helles, schönes und leichtes Leben führen, werden uns freuen über unser jetziges Unglück, mit Rührung und Lächeln zurückschauen — und ausruhen.“ Und als von den drei Schwestern Prosorow alle ihre Freunde wohl für immer geschieden sind und sie allein in der kleinen toten Stadt zurückbleiben, da umarmt Olga schluchzend ihre Schwestern: „Man möchte leben! O, mein Gott! Die Zeit wird vergehen, und wir werden auf ewig verschwinden; man wird uns vergessen, vergessen unsere Gesichter, unsere Stimmen und wieviel unserer waren. Aber unsere Leiden werden zu Freuden werden für diejenigen, die nach uns leben; Glück und Frieden werden auf der Erde herrschen, und man wird derer, die jetzt leben, freundlich gedenken und sie segnen. O liebe Schwestern, unser Leben ist noch nicht beendet. Leben wir! Die Musik spielt so heiter, so fröhlich, und es ist, als wenn es nicht mehr lange dauern wird, und wir erfahren, wozu wir leben, wozu wir leiden. Wenn man nur wüßte, wenn man nur wüßte! . . .“

Die drei Dramen sind in ihren Grundzügen Variationen über ein und dasselbe Thema: einsamen, unbefriedigten Menschen leuchtet in der Oede ihres Alltaglebens ein bescheidenes Glück auf; aber schnell bricht es wieder zusammen, und die zum Kampf ums Dasein nicht Gerüsteten gehen dabei zu Grunde oder siechen in stiller Resignation dahin wie vordem. Der jungen Nina und dem schwärmerisch-sensitiven Treplew — in der „Möwe“ — wird ihr eben erblühtes Liebesglück durch den eitlen Schriftsteller Trigorin zerstört; Nina verläßt Treplew,

*) Die Möwe. Schauspiel in 4 Aufzügen. — Onkel Wanja. Szenen aus dem Landleben in 4 Aufzügen. — Drei Schwestern. Drama in 4 Aufzügen. Aut. Uebers. von W. Czumikow. Leipzig, Eugen Diederichs. 1902. 98, 87 u. 110 S. Je M. 1,—.

und der geht leise hinaus und erschießt sich. Sonja und ihr Onkel Iwan Woinitzki, der „Onkel Wanja", glauben, die Menschen gefunden zu haben, an deren Seite ihnen ein Leben voll Glück und Frieden beschieden sein könnte; aber beide werden zurückgewiesen und sinken wieder hinab in ihre öde, trostlose, die Seele zerreibende Arbeit für andere. Und auch die Hoffnung der drei Schwestern Prosorow, durch die Offiziere der kleinen Gouvernementsstadt aus ihrer seelischen Misere erhoben zu werden, zerschellt; Irinas Bräutigam fällt im Duell, die ganze Garnison wird versetzt, und die Schwestern bleiben in Einsamkeit und Traurigkeit zurück.

Die Menschen der drei Dramen sind, mit wenigen Ausnahmen, alle eng mit einander verwandt. Schwache, energielose Charaktere, ohne den Willen und ohne die Kraft, sich das Leben selbst zu gestalten, die Seele gefüllt mit Wünschen, Hoffnungen und Sehnsucht, doch ohne die Fähigkeit, ihrem Wünschen und Sehnen Erfüllung zu schaffen, den Kopf voller Gedanken, aber Gedanken, die absonderliche, verworrene, dunkle Wege gehen und nicht auf das Leben und seine Notwendigkeiten achten. Es sind keine Menschen großer Städte, ständig angespornt durch die Konkurrenz und das Beispiel anderer, gewöhnt an harte, eifrige, nie ermattende Tätigkeit; auf entlegenen friedsamen Landgütern oder in kleinen stillen Städten leben sie dahin, ohne geregeltes, anspannendes Arbeiten aller Muskeln und Nerven, nur von einem kleinen Kreis ihnen ähnlich gearteter Menschen umgeben. Und so sind sie zu Sonderlingen geworden, die die Welt und das Leben durch eine bunte Brille anschauen, denen das richtige Maß für die Dinge fehlt, und die den Halt verlieren, sobald sie den engen Pfad, den zu gehen sie gewohnt sind, verlassen.

So überwiegen in den Dramen die krankhaften, anormalen Charaktere; in der „Möwe" und den „Drei Schwestern" sind sie sogar in einem Maße gehäuft, daß viele Szenen peinlich und befremdend wirken. Aber alle Gestalten leben, wir verstehen sie und können mit ihnen fühlen, und mit feinster Kunst sind sie individualisiert und gegen einander abgestuft. Zumal in „Onkel Wanja" ist die Charakteristik von reifer Meisterschaft. Dies Drama steht auch in seiner technischen Gestaltung und seiner Entwicklung über den beiden anderen. Hier erwächst die innerliche Handlung in gedrängter Geschlossenheit und Natürlichkeit aus den Charakteren, die da auf einander stoßen, steigt zu lebhaft bewegter Höhe empor, um dann in eine Schlußszene von wundervoller Stimmungskraft auszuklingen. Dagegen fließen die beiden anderen Schauspiele vielfach in eine epische Breite auseinander, und das Fühlen und Handeln der Gestalten wirkt hier nicht immer mit der zwingenden Wahrheit und Sicherheit, wie in „Onkel Wanja".

Einer Aufführung der „Möwe" oder der „Drei Schwestern" bei uns möchte ich nicht das Wort reden. Dagegen ist Tschechoffs „Onkel Wanja", eine gedankenvolle abgeklärte Dichtung, aus der mit leisen, verhaltenen Tönen ein erschütterndes Lied von Menschenleid erklingt, einer baldigen Aufführung in Deutschland in hohem Maße wert.

Neues über Gutzkow.

Gutzkow-Funde. Beiträge zur Litteratur- und Kulturgeschichte des 19. Jahrh. von H. H. Houben. Berlin, Arthur L. Wolff, 1901. XII, 568 S. M. 10,—.

Während die deutsche Romantik bereits im Jahre 1870 in Rudolf Haym einen vortrefflichen Geschichtsschreiber gefunden hat und die wissenschaftliche Einzelarbeit seit etwa einem Jahrzehnt mit regem Eifer Themen behandelt, die in ihren Bereich fallen, kann sich jene kaum minder beachtenswerte Periode unserer Litteratur, die wir mit dem Namen „das junge Deutschland" zu bezeichnen pflegen, noch immer nicht gleicher Gunst rühmen. Ein Werk zwar, das Hayms „Romantischer Schule" im großen und ganzen entspricht, aber ohne sich so hoher Vorzüge wie jenes rühmen zu können, besitzen wir in Johannes Prölß Buch „Das junge Deutschland" (1892). So wichtig und unentbehrlich dieses aber auch ist, es leidet doch an einigen Mängeln, so vor allem an einer allzu großen und daher nicht selten verwirrenden Reichhaltigkeit und Unübersichtlichkeit. Von sonstigen bemerkenswerten Schriften über diese Zeit wären nur noch H. H. Houbens „Studien über die Dramen Karl Gutzkows" (1899) und Ludwig Geigers Buch „Die preußische Censur und das junge Deutschland" (1900; vgl. LE III, 1463) zu nennen.

Die hervorragendste Erscheinung des „Jungen Deutschlands", sein Mitbegründer und Führer ist Karl Gutzkow. Auch an ihn hat sich, jene oben genannten Schriften ausgenommen, wissenschaftliche Arbeit noch nicht gewagt, obwohl er eine höchst merkwürdige und bedeutende Persönlichkeit ist, in deren Leben und Schriften sich geradezu die gesamte Geschichte, nicht bloß die litterarische, seiner Zeit spiegelt. Sicherlich hat diese Thatsache auch mit von der Beschäftigung mit dem Manne abgeschreckt; denn nur, wer eine sehr genaue Kenntnis des halben Jahrhunderts von 1830 bis 1880 besitzt, das so überreich an neuen Gedanken und Entwicklungen ist, kann mit Aussicht auf wirklichen Erfolg ihn und seine Werke studieren. Andererseits kommt freilich auch in Betracht, daß noch gar viele von denen, die zu Gutzkow in irgend welcher freundlichen oder feindlichen Beziehung gestanden haben, am Leben sind, so daß deswegen die völlig rückhaltslose Erörterung mancher Dinge noch nicht am Platze erscheint.

Was für schöne Früchte sich aber erreichen lassen, wenn man mit guten Hilfsmitteln und Quellen, mit reichen Kenntnissen und feinem Verständnis für die Eigenart des Mannes daran geht, sein Leben und Wirken zu begreifen und darzustellen, das zeigt trefflich das vorliegende stattliche Buch von H. H. Houben, ein bedeutendes, an neuen Ergebnissen und Mitteilungen reiches, für den Forscher in Zukunft schlechthin unentbehrliches Werk, das zudem noch den großen Vorteil hat, daß es in flüssiger, ansprechender und allgemein verständlicher Form geschrieben ist.

Houben sammelt und arbeitet schon lange für ein Gutzkowwerk, und Vorstudien zu einem solchen sind schon in vielen Zeitschriften, darunter auch im LE (II, 1398) erschienen. Die „Gutzkow-Funde" sind nun eine erste größere reife Frucht dieser Bemühungen, ein Grundstein für eine Gutzkowbiographie großen Stils, die uns der Verfasser hoffentlich auch noch einmal schenkt.

Den Inhalt des Werkes bildet eine Reihe von Aufsätzen über die verschiedensten Abschnitte und Fragen aus Gutzkows reichbewegtem Leben. Haupt- und Kernpunkt sind die bis ins einzelne ausgeführten und augenscheinlich mit ganz besonderer Anteilnahme geschriebenen Abhandlungen über den „Uriel Acosta" (S. 144 bis 478). Die erste, einleitende, beschäftigt sich eingehend mit dem schwierigen Problem „Karl Gutzkow und das Judentum", indem sie des Schriftstellers Ansichten darlegt und sie aus seinen persönlichen und litterarischen Erfahrungen begründet. Es folgt daran anknüpfend die „Entstehungsgeschichte" des Dramas, die besonders sein Verhältnis zu der schon zwölf Jahre früher entstandenen Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam" erörtert, eine vergleichende Analyse der beiden Dichtungen giebt und die persönlichen Erlebnisse des Dichters schildert, die bei ihrer Abfassung von Einfluß gewesen sind. Daran schließt sich ein umfangreicher Aufsatz „Zur Bühnengeschichte des Uriel Acosta", der vor allem auch wegen neuer Aufklärungen über Gutzkows Anstellung als Dramaturg in Dresden wichtig ist, und den Schluß bildet eine alle Beachtung verdienende dramaturgische Skizze „Zur Aufführung des Uriel Acosta".

Etwas weniger ausführlich, aber nicht minder anziehend und wichtig sind die übrigen Aufsätze. Den Eingang des Buches bildet eine lebensvolle Studie über die „Lehr- und Wanderjahre" des jungen Schriftstellers, die uns seine rastlose, emsige Thätigkeit, seine mannigfaltigen Kämpfe und seine ersten Erfolge als Journalist schildert. Der Beitrag „Varnhagen und das junge Deutschland" verbreitet neues Licht über die nicht sehr würdige Stellung, die der alte, feierliche, vielgewandte Diplomat gegenüber den jungen Litteraten und den staatlichen Behörden einnimmt. Gutzkows Verhältnis zu dem ausgezeichneten Schauspieler Karl Seydelmann, das sich zu einer wahren und dauernden Freundschaft ausgestaltete, beschreibt eingehend der Abschnitt „Dichter und Schauspieler", während die antikritische Studie „Molières ‚Tartüffe' und Gutzkows ‚Urbild des Tartüffe'" wieder rein litterarisch gehalten ist und in der Hauptsache eine Zurückweisung von Paul Lindaus unberechtigten Angriffen auf das Stück bietet. Auf die Acosta-Aufsätze folgen dann noch zwei weitere Beiträge, von denen sich der erste mit den beiden dramatischen Entwürfen „Standesvorurteile" und „Julian Apostata" beschäftigt, während der zweite nähere, wiederum durch neue Briefe belegte Aufschlüsse über das Verhältnis Gutzkows zu Willibald Alexis giebt.

Die zahlreichen Anmerkungen sind, um das Lesen des Textes nicht zu stören, in einen Anhang verwiesen, und eine gute Bibliographie, sowie ein sorgfältig gearbeitetes und reichhaltiges Personen- und Sachverzeichnis erhöhen noch den Wert und die Brauchbarkeit des schönen Buches, das jedem Freunde der deutschen Litteratur aufs wärmste zu empfehlen ist.

Breslau. *Hermann Jantzen.*

Proben und Stücke.

Schlimmer Adebar.

Von **Max Grad** (Mannheim)*).

(Nachdruck verboten.)

Sieben belustigen sich damit, irgend ein uraltes Spiel in neuester Variation zu spielen. Drei andere Kinder stochern in einer großen Tonne herum, in der, nichts weniger als modern-hygienisch, das Kehricht und die Küchenabfälle so und so vieler Stockwerke gesammelt werden. Ein penetranter, fauliger und vielfach gemischter Geruch strömt davon aus und mengt sich mit dem muffigen des engen, feuchten Hofes, der an drei andere gleicher Gattung anstößt. Mit ihnen bildet er ein abgeschlossenes Quadrat, das bloß durch Mauern unterbrochen ist. Nur wenn sie im Zenith steht, scheint die Sonne da herein. Aber auch dann lösen ihre Strahlen höchstens dumpfigen Schwaden aus und haben keine kräftigende und reinigende Wirkung.

Die zum Hofe hinausgehende Thür der Schusterwerkstatt ist weit offen. Drinnen arbeitet fleißig und rastlos der Meister, mit ihm, allerdings weit weniger eifrig, ein Geselle und ein Lehrling. Wie der Spektakel draußen gar zu arg wird, wettert der Schuhmacher wütend los und wirft einige alte Sohlen und eine Stiefel-Ruine unter die Schar.

„Die Kränk' sollt'r krieche, all mit z'samme! Als enaus da, — fort, — fort! Die verfluchte Ferie!" schimpft er weiter vor sich hin, „der Deiwel soll se hole, — mer weeß als wirklich nimmer, wo em der Kopp stehe dhut!"

Dann stieben sie auseinander und flüchten auf die Straße, wo es durch die gegenüberliegende Kaserne immer etwas Interessantes zu sehen giebt.

Fünf Kinder aus dem Knäuel gleichen aufs Härchen dem blassen, schwarzen, engbrüstigen Schuster. Dann auch noch ein kleines, kaum zweijähriges, das nur manchmal zwischen ihnen herumpurzelt, oder, an dem Rinnstein hockend, mit dem schmierigen Abwasser spielt. Weil es etwas rhachitisch und schwächlich ist, wird es sehr oft von der Anna geschleppt. Obwohl blond, groß aufgeschossen und den Geschwistern völlig unähnlich, ist diese doch des Schusters nahezu fünfzehnjährige Aelteste und ganz nach der Mutter geartet. Ein Jahr lang hatte sie schon in einem benachbarten kleinen Städtchen, wo sie in Kost gegeben war, die Schule besucht, als ihre Eltern endlich Hochzeit gemacht.

Sie sitzt auf dem Mäuerchen neben der auf die Gasse gehenden Ladenthür des väterlichen Geschäfts und hält das schlafende Mariele im Schoß. Die Straße ruht fast einsam gegen sonst, unter der stagnierenden Hochsommer-Zeit und -Witterung, und die verbrauchte, weichliche Luft darin wird durch keinen frischen Hauch unterbrochen. Ausnahmsweise hat „die Große" heute einmal nicht immer und ewig die Geschwister zu mahnen, zu strafen und ihnen zu wehren. Mit einer gehörigen Anzahl Nachbarskinder stehen sie beisammen und schauen ausdauernd, und ohne irgend welche Excesse zu begehen, aufmerksam nach oben. Hart neben dem hohen Kamin einer benachbarten Brauerei, der in den lichten, wie reingefegten Himmel hineinragt, und aus dem eine dunkle Rauchsäule kerzengerade emporsteigt, klebt seit urdenklichen Zeiten ein Storchnest. Von Ruß stets dicht bedeckt, sieht es entsprechend schwarz aus. Brütet die Storch-Mutter, dann gleicht sie in der Farbe, wie später auch die ausgekrochenen Jungen, natürlich der Behausung. Nur nach und nach, wenn sie alle mit dem Vater, der auch nicht hervorragend sauber ist, ausfliegen, bekommen sie allmählich ein manierlicheres Ansehen, wenn ihnen auch erst der definitive Abschied von ihrem nördlichen Asyl dann die saubere Urfarbe wieder verschaffen kann.

„Guck, — die Mohrcher!"

„Pechschwarz sind se all!"

„Jo! — Nee, was die for Bosse mache! Wie se fluttsche un als e Gediwwer hawwe!"

„Jesses, Henner, — hoscht'n g'sehe, den Kleene? Er werd doch nit erunner falle?"

Völlig hingenommen sind sie von dem Familienleben und -treiben da oben und dem Flugunterricht, den die Storch-Eltern ihren Jungen geben.

Die Anna sitzt ruhig auf dem Mauer-Vorsprung und interessiert sich nicht im geringsten für das lustige Schauspiel. Müde und matt, wie sie sich fast immer fühlt, genießt sie die jedenfalls nur kurze und seltene Rast. Ihre trüben, grauen Augen blicken apathisch geradeaus auf die Straße. Die hübsch geschwungenen Brauen aber zucken alle Augenblicke nervös, wenn, einem Heer wilder Gassenjungen gleichend, eine Unzahl Spatzen, um verschiedene Partieen frischen Pferdedüngers geschart, schrill durcheinander schreit und sich in heftigem Streite das schmutzige, unordentliche Gefieder noch mehr zerzaust. Das gelbweiße Gesicht des bleichsüchtigen Mädchens sieht jetzt, — so geistesabwesend, — noch älter und vor der Zeit abgequält aus.

Die Anna überdenkt und überlegt so allerlei. Das, was sie sich von der Zukunft zunächst erhofft: „'rauskommen," — das war's! Aber sie weiß ganz genau, daß ihr dies nicht vor zwei Jahren gelingen wird. Bis dahin würde das Lottl dann so weit sein, um in ihre Stelle einrücken zu können. Sie aber dürfte sich einen Dienst suchen.

's Mariele dreht leise wimmernd ein wenig den Kopf im Schlaf. „Psch, — psch, —" nein, nur jetzt nicht aufwachen, wo sie, die Anna, gerade so schön am „Ausdenken" ist. Aber es schläft schon wieder weiter.

*) Aus dem Novellenbande: „Wenn Früchte reifen." Berlin W., F. Fontane & Co. 1902. 275 S. Preis M. 3,50. (Vgl. die Besprechung auf Sp. 1428.)

Ach ja! — Heraus, — wegkommen von daheim! Das einzige, auf das die Anna mit Sehnsucht harrt. Da schwebt ihr ganz Bestimmtes vor. Zuerst will sie in ein anständiges Bürgerhaus, um recht viel zu lernen. Schaffen will sie Tag und Nacht, aber — Kinder dürften nicht da sein. Sie zieht, wie in Frost und Ekel, die Schultern zusammen. Nein, das nicht! Auf keinen Fall! — Wenn sie dann genug können wird, will sie zu einer einzelnen älteren Dame gehen. Eine kleine Kammer für sich allein erträumt sie sich, — Ruhe, — Sauberkeit! — Vielleicht am Sonntag einmal ein Buch, — so eines, wo viele abenteuerliche Reisen darin vorkommen. Aber nur keine Liebesgeschichten! Sie schüttelt sich, und ihre blutleeren Lippen biegen sich scharf und verächtlich nach unten. Immer kommt es ja doch aufs Gleiche heraus. Jede ihrer Altersgenossinnen hat bereits ihre Liebeleien. Nicht eine darunter, der nicht schon der Kopf nach den Mannsleuten gestanden hätte. Die Lisbeth vom Klempner gegenüber hatte es mit einem Gesellen ihres Vaters. Jetzt ist der fort, aber — sie hat ein Kind! Und die Lisbeth ist nur zwei Jahre älter als sie selbst! Nein, nie — gar nie will sie sich mit einem einlassen. Auch nicht viel später, und selbst zum Heiraten nicht. Wenn sie bloß um sich herum sieht, oder an die eigene Mutter denkt, — nur eine Kette von Mühen, Last und Qual ist ja so eine Ehe. Sie erinnert sich noch ganz gut der Jahre, da sie in der anderen Stadt bei fremden Leuten herumgestoßen worden war; wieder unter einer Menge Kinder. Dann war's bei den Eltern auch bald nicht mehr anders gewesen. Alle im Hause hatten Kinder; die meisten viele. Eine solche Menge aber, wie bei ihnen kam, hatte keine Familie. Jahr auf Jahr erschien eines, manchmal sogar zweie. Anna hatte eines Tages bei Bekannten eine Zucht weißer Mäuse gesehen. Gerade so kam es ihr zu Hause vor. Auch der beißende Geruch in der engen Wohnung, die immer voll Gekrabbel war, schien ihr der gleiche. Wäre nicht von Zeit zu Zeit ein winzig kleiner Sarg hinausgetragen worden, — man hätte schließlich doch noch umziehen müssen. Und daß bei solchen Gelegenheiten Mutter, — ja sogar der Vater noch Thränen hatten aufbringen können, war ihr immer völlig unverständlich gewesen. Nicht daß sie etwa kein Herz für die Geschwister gehabt hätte! O nein!! — Sie hatte sie gerne, wenn sie schon einmal da und etwa ein paar Wochen alt waren. Gar das Jüngste, — das Mariele, hat sie besonders lieb! — Gott sei Dank, daß es jetzt zwei Jahre alt und kein neues dazu gekommen ist! — Aber wenn es eben immer so fort gegangen wäre!

Und plötzlich ist ihr, als wehe es kalt durch die schlaffe, brutwarme Luft, und als rieselt es ihr ebenso den Rücken hinab. Blitzartig kommt ihr eine Erinnerung. An irgend etwas, das sie irgend wann und wo unangenehm berührt hatte. Nur eine Sekunde lang, — dann war sie auch schon wieder verwischt, verschoben gewesen, untergegangen im drängenden Getriebe des lauten Tages. Jetzt infolge einer ganz besonderen Ideen-Association taucht sie wieder vor ihr auf, mit der gleichen Wirkung, obgleich nicht sehr viel klarer. Wie, — was war das nur gewesen? Und wann gleich? Sie denkt scharf nach. Richtig! Heute, am frühen Morgen!!

Der Vater war heraufgekommen und hatte in der Küche nebenan nach einem Paar neuer Schaften gefragt. Und wie er sie gehabt und schon halb aus der Thüre war, hatte Mutter ihn nochmals zurückgerufen. Zwischen dem Geplätscher, das das Mariele in der Badewanne gemacht, war gerade noch zu verstehen gewesen: „Du Badder, — 's is e Not, — awwer ich meen halt als, —" — dann ein Gebrummel von ihm, leises Reden und Gegenreden, endlich des Vaters herzhaftes: „Do soll awwer doch schun 's Wedder eneun schlaache!" Noch immer vor sich hinmurrend, war er dann wieder in seine Werkstatt hinuntergeschlurrt. Ihr aber war's gewesen, als hätte die Mutter nebenan leise geweint. —

Die Kinderschar ist längst vom „Storch-Gucken" zum Räuber- und Gendarmspiel übergegangen, und eben verweist es ihnen scheltend der Krämer von dem Eckladen. Die Anna fährt aus ihren Träumen auf, richtet das erwachte Mariele in die Höhe und stellt es auf seine krummen Beinchen. Dann sucht sie sich ihr Teil aus der mittlerweile noch angewachsenen Kinderherde aus und treibt die Widerspenstigen ohne Erbarmen hinein. Eben geht der Vater mit einem mächtigen, grün eingeschlagenen Pack zu ein paar Kunden. Die Mutter verteilt Brot und minderwertiges Obst unter die Kinder, und diese fallen wie ausgehungerte Wölfe darüber her, indem sie sofort Streit anfangen. Die Anna giebt noch dem Mariele die Milch zu trinken und einige leere Fadenrollen zum Spielen, dann setzt sie sich todmüde auf einen kleinen Berg alten Abfall-Leders, den der Lehrjunge vor der Werkstattthür aufgestapelt hatte. Unverwandt, so, als wäre es das einzige Sehenswerte, blickt die Anna zu dem Stückchen Himmel empor, das jetzt in den Abendstunden eine immer fahlere Färbung annimmt. Ein noch ferner, schwarzer und beweglicher Punkt darauf interessiert sie. Er nimmt zu, kommt näher, — tiefer herunter. Ein Storch! Unermüdlich zieht er genau und beständig über dem Hof-Quadrat seine ruhigen Kreise. Dann fliegt er weg, kommt aber gleich wieder und hält nun etwas im Schnabel, das er seinen Jungen zuträgt. Dann kehrt er abermals zurück und schwebt jetzt ohne Unterbrechung mit kaum sichtbarem Flügelschlag über den Dächern. Nun erspähen ihn auch die Kinder, lachen, jubeln ihm zu, und sind froh, wieder einen neuen Grund zu möglichst lauter Lustigkeit zu haben.

„D'r Mohrevadder, — d'r Mohrevadder!"

„Guck nuff, Annache, — do fliecht 'r als iwwer unsere Köpp!"

Und zuerst die Kleinen, dann aber auch die Größeren fassen sich bei den Händen, und unter unbändiger Heiterkeit und so laut als möglich kreischen sie mehr als sie singen ein Lied nach dem anderen zum Storch hinauf:

„Storch, Storch, du Guter,
Bring' uns 'n kleene' Bruder!
Storch, Storch, du Bester,
Bring' uns e' kleeni Schwester!"

Und:

„Adebar, — Adebar, —
Kummscht als widder, alli Jahr,
Bringscht uns dann e' Kind'l
Inn 're nasse Wind'l;
Bringscht uns aach e Zuckerdutt!
Schmeckt uns großi Kinner gutt!"

Der Henner macht sich dann lachend los, steckt die Hände in die umfangreichen Hosentaschen und verzieht sein mageres, altgescheites Gesicht zu einem spöttischen Grinsen:

„Norre zu, — als widder, — als widder!"

Das Gebrülle wird endlich unerträglich, und Nachbarn schimpfen und drohen bereits zu den Fenstern heraus, ohne irgend einen Erfolg zu erzielen. Dann kommt die Schusterin selbst herunter. Sie ist eigentlich eine durchaus friedfertige, sanfte Natur, die ihre Kinder selten laut und zornig anschreit. Es ist auffallend, wie sehr sie heute erregt ist.

„Ich werr eich mit n'emme Stecke kumme, ihr Krischer, ihr dreckichte. Ich hau' eich z'samme, daß 's bad. Halt'r eier Meiler! — Ihr Lumpedeiwel!!"

Neugierig beobachtend, so gespannt, als sähe sie dieselbe heute zum ersten Mal, betrachtet Anna die Mutter, ohne sich indessen vom Platz zu rühren. Ernst und forschend gleiten ihre Blicke über deren fahles, mageres und — wie ihr dünkt — heute so besonders langes Gesicht. Wie alt und abgerackert die Arme ihr vorkommt! Kein Wunder auch! Und Augen und Nase sind rot. Vom Weinen natürlich! Anna fühlt ihr Herz stärker pochen. Aengstlich überfliegt sie der Mutter ausgemergelte Gestalt, die aber von einer weiten Kattunjacke unkenntlich verhüllt ist.

Der Storch hat sich, zum kaum etwas gedämpften Jubel der kleinen Wilden, auf das eine Hausdach niedergelassen und steht, erst laut und komisch klappernd, endlich völlig stumm und reglos, gravitätisch auf einem Bein.

In einer ihr selbst nicht recht erklärlichen und ganz plötzlich ausbrechenden Wut will Anna den Hauptschreier kräftig in den Rücken puffen. Aber die Hand sinkt ihr wie gelähmt herab. Mit weit geöffneten Augen beobachtet sie die Mutter, wie diese den alten Kinderwagen aus der Mauernische unter den Treppenstufen zieht und einer scharfen Prüfung unterwirft. Seit das Mariele herausgewachsen war, hatte er ausschließlich als Transportmittel für allerlei Gegenstände gedient und dabei ein recht übles Aussehen erworben. Stumm macht die Mutter dem Mädchen lebhafte Zeichen. Aber wie ihre Aelteste dann dicht neben ihr steht, dreht sie sich von dieser ab. Sehr sanft klingt es, fast so, als läge etwas wie eine Abbitte darin, wie sie kurz und abgehackt halblaut hervorstößt:

„Annale, — fahrscht 'n eniwwer, — zum Dabbezier, — er — er — soll'n uffrichte, — er hot's aarch netich!"

Stumm greift das Mädchen nach dem Wagen, hebt ihn vollends über die Schwelle und fährt ihn rasch hinter dem Rücken der Kinder zum Hofe hinaus. Die Frau steht da und sieht ihr nach. Sie seufzt tief, tief auf, und der kummervolle Zug in ihrem Gesicht tritt noch schärfer hervor. Recht wohl hat sie gesehen, wie Anna zusammengeschrocken und blaß und rot geworden war. Ja, ja — die traf es auch mit! Wer hätte aber auch — —

„E kleeni Schwe—e—e—es—ster" — und: „Adebar — Adebar!" schreit die Bande mit aller Kraft ihrer Lungen zum unerschütterlich ruhigen Storch hinauf, der im verschwimmenden Abendlicht wie aus Stein gemeißelt aussieht. Den Philosophenkopf etwas geneigt, steht er noch immer auf dem gleichen Bein. Lachend, kreischend, rein wie ganz aus dem Häuschen gebracht, kollern die Kinder unter- und übereinander. Aber wütend fährt die Schustersfrau darauf los. So war sie noch niemals gewesen. Hierhin schlägt sie und dorthin, gleichviel wohin und wen sie trifft. Im Nu ist der Hof ruhig und leer. Mit herabhängenden Armen starrt die Frau vor sich nieder auf den schmutzigen Boden. Da fällt ihr ein, daß es heute „ihr Tag" sei, und sie das Reinmachen treffe. Sofort holt sie einen Eimer mit Wasser und einen Schrubber herbei und drückt, scheuert und bürstet aus Leibeskräften, bis ihr der Schweiß nur so über das farblose Gesicht rinnt.

Oben auf dem Dach klappert der Storch wieder, holt das zweite Bein unter dem Leib hervor, plustert sich auf und glättet dann mit pedantischer Genauigkeit sein schmutzgraues Gefieder.

Die Schustersfrau sieht zu ihm empor mit seltsam feindlichen Blicken. Heiße, schmerzende Thränen treten ihr in die Augen. Plötzlich aber ballt sie in furchtbarem Ingrimm drohend die beiden Fäuste gegen ihn, der langsam die Flügel spreitet und zu seinem schwarzen Nest zurückkehrt.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Mit herzlichem Behagen und ohne vor die Aufgabe gestellt zu sein, ein Problem mit aller psychologischen Schärfe lösen zu müssen, haben zahlreiche Schriftsteller zum 60. Geburtstage Heinrich Seidels das Bekenntnis abgelegt, wie beglückend und erfrischend der Blick in die friedlich idyllische, stille Welt von Seidels Werken ihnen stets gewesen ist. Das Sonnige an ihm hat sie alle durchleuchtet, und so nennt ihn Julius Hart ein rechtes „Sommerkind" (Der Tag 291), in dem etwas rein vegetativ sich Freuendes und Genießendes, dem Kampfe der Dinge Entrücktes stecke. Bei ihm zeige sich, daß die Jahreszeit, in der ein Poet geboren wird, doch wohl nicht ohne tiefere Bedeutung für die Art und Ausgestaltung seiner Kunst sei. „Ein intensives geistiges Leben, ein starker Wille und Ehrgeiz, ein faustischer Drang, eine große Vernunft, ein weites Wissen kennzeichnen ja die seidelsche Poesie gewiß nicht. Der Dichter gehört zu einer Kunst, die noch etwas Pflanzliches, Kindliches an sich hat; das rein Sinnliche, Träumerische und Phantasievolle überwiegt, die fröhliche Lust eines rein sich hingebenden Schauens, das die Dinge nichts als genießen, aber darüber um Gotteswillen nicht denken will. Sie will das Leben nicht umformen oder neugestalten, da sie sich wie die Kinderseele mit der Natur noch in voller Harmonie befindet, von einem Zwiespalt nichts weiß, Ideal und Wirklichkeit, Leben und Märchen traumhaft ineinander vergießt und darum die Welt mit ihren Erscheinungen noch wie ein leichtes, schönes und gefälliges Spiel an sich vorüberziehen sieht. Solche Poeten können gerade nie Neutöner sein; es sind nicht Künstler der fortschreitenden Entwicklungen, modernen Wesens und Geistes, sondern Sommerblumen und Sommerkinder, die nicht mehr zu erarbeiten brauchen. Ihnen ist in allem vorgesorgt. Aus dem Ackerland, das die Romantik und humoristische Realistik des neunzehnten Jahrhunderts fruchtbar gemacht hat, ist auch die seidelsche Poesie wie etwas ganz Selbstverständliches und ganz Leichtverständliches hervorgegangen. Kunst wie die seine hat immer etwas Zurückgewandtes; in ihr läuten die Glocken der Vergangenheiten, und in ihr lebt alles, was schon hinter uns liegt, halb Vergessenes, Traut-Altväterisches, ein wohliges, vererbtes und ganz zum Instinkt gewordenes Fühlen." In ähnlichem Sinne lassen die übrigen Stimmen sich vernehmen, so Alfred Biese (Kiel. Ztg. 21 037), H. Benzmann (Sonnt.-Bl. d. Hannov. Cour. 603; Berl. N. N. 291), F. Niemann (Die Post 288), R. Presber (Frankf. Gen.-Anz. 145), G. Zieler (Nordd. Allg. Ztg. 146), E. A. Regener (Rostock. Anzgr. 145), R. H. (Mecklenb.-Strel. Landesztg. 145), R. Z—L. (Dtsch. Volksbl., Wien 4840) u. a. — Stattlicher noch ist die Anzahl derer, die einem anderen Geburtstagskinde ihre Aufmerksamkeit schenkten, nur daß hier eine offiziellere Sachlichkeit an die Stelle persönlicher Dankbarkeit und Wärme trat; es sind die Aufsätze zur Jubiläumsfeier des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Mit einem Abriß über die Entstehung und Entwicklung dieses Museums, einem Hinweis auf seine Schätze und auf seine kulturhistorische Bedeutung begnügen sich darin die meisten; und so mag, zumal die litterarischen Kostbarkeiten nicht besonders betrachtet wurden, nur eine Aufzählung der wichtigsten Artikel hier am Platze sein. Einer ausführlichen Schilderung des Museums und seiner Geschichte legt die Tägl. Rundschau (Beil. 131, 135) die Festschrift des nürnberger Bibliothekars Dr. Th. Hampe (s. unten „Büchermarkt") zu Grunde. Sonst schrieben u. a. G. Arndt (Beibl. 24 bis 26 z. Magdeb. Ztg.), O. Bulle (Beil. z. Allg. Ztg. 135), W. Friedensburg (Voss. Ztg. 273), H. (Frankf. Ztg. 163), E. Reicke (Nat.-Ztg. 365, 368), A. Semerau (Wiss. Beil. z. Lpzg. Ztg. 71) und H. Uhde-Bernays (Der Tag 267, 271).

* *

Die litterarhistorischen Beiträge dieser Berichtszeit beschäftigen sich zum großen Teile mit der klassischen Periode unserer Litteratur. In einem Aufsatz über „Wielands Originalität" kommt Julius Steinberger (Beil. z. Allg. Ztg. 134) zu dem Ergebnis, daß Wieland selbst eingestand, nicht zu den schöpferischen Geistern zu gehören, daß er auf Originalität keinen Wert legte und in seinen freien Anschauungen vom litterarischen Eigentum die Ansicht vertrat, daß der Nachahmer dem Erfinder nicht nur nicht nachstehe, sondern selbst der eigentliche Erfinder und geistige Eigentümer werde, sobald er den übernommenen Stoff besser behandle. Durch solche Anschauungen sei

er natürlich zu einer Geringschätzung der Phantasie und Schöpferkraft getrieben worden. — Ein kurzes Lebensbild von Karoline Rudolphi, einer vergessenen magdeburger Dichterin, die eine Zeitlang in Hamburg ein treffliches Erziehungsinstitut leitete und dort Klopstocks Freundschaft fand, entwirft Otto Rüdiger (Magdeb. Ztg. 298). Der Verfasser beabsichtigt, eine Biographie dieser einst in schöngeistigen Kreisen geschätzten Dichterin zu schreiben, und bittet, ihm zu diesem Zwecke Briefe aus Privatbesitz zur Benutzung zu überlassen. — Mehrere Aufsätze beschäftigen sich wieder mit Goethe. Die Frankf. Ztg. (170) teilt aus dem Besitze des Frhrn. v. Bernus auf Stift Neuburg einen Brief mit, den F. J. Gall am 7. Mai 1827 an Franz Brentano richtete, und in dem sich der große Phrenologe über Goethes Schädel ausspricht („F. J. Gall über Goethes Kopf"). — Eine größere Anzahl neuer „Goethe-Schriften" bespricht A. Klaar ausführlich in der Voss. Ztg. (293, 295); Julius Riffert wandert „Auf Goethes Spuren in Ilmenau", dabei eigene Betrachtungen und die Anregungen verwertend, die ihm zwei neue Werke über Ilmenau zu Goethes Zeit (von P. Pasig und W. Strieda) gegeben haben (Wiss. Beil. d. Leipz. Ztg. 74). — Das köstliche Faktum, „Wandrers Nachtlied" in einem bremischen Gesangbuch unter der Abteilung „Segnungen des Christentums" zu finden, und zwar mit dem Titel „Friede und Freudigkeit in Gott" teilt P. v. B. in der Nat.-Ztg. (377; „Goethe im ‚Gesangbuch'") mit. In kirchlicher Verbesserung nimmt sich da der Schluß folgendermaßen aus:

Ach, ich bin des Wogens müde,
Banger Schmerzen wilder Lust,
Gottes Friede, Gottes Friede,
Komm' und wohn' in meiner Brust. —

Lorenz Werner veröffentlicht einen „Bericht [Zelters] an Goethe über München sowie Augsburg und sein Theater i. J. 1827" (Augsb. Abdztg., Sammler 75). — Von den Bühnen jener Zeit ist sonst noch öfter die Rede. Zur Hundertjahrfeier des Schauspielhauses in Lauchstädt schrieb G. R. Kruse einen Aufsatz unter dem Titel „Ein klassisches Sommertheater" (Berl. Tgbl. 318). Seine schon im letzten Bericht erwähnten „Beiträge zur Geschichte des frankfurter Schauspielhauses" setzt F. v. R. fort, indem er die ersten Jahrzehnte (Frankf. Gen.-Anz. 141) und die Hampelmanniaden (ebda 149) bespricht. — „Klingemanns braunschweiger Theaterleitung" unterzieht E. Kilian im Anschluß an die theatergeschichtlichen Forschungen Heinrich Kopps einer näheren Betrachtung (Frankf. Ztg. 166). — Nach Weimar lenkt M. Wilhelm Meyer wieder mit seinem Feuilleton „Ein Besuch bei Goethe und Schiller" (N. Wien. Tgbl. 170). Gegen Genuß und Großstadtkultur eifert er angesichts der Einfachheit in jenen alten Räumen. „Schaffen wir uns mehr Ruhe und Einfachheit in unserer dauernden Umgebung, die uns von außen her nicht gewaltsam gestört werden kann. Und nur, wenn es uns drängt, gehen wir hinaus, um die Eindrücke zu sammeln, deren wir in gegebener Stimmung bedürfen." — Großstadtgetriebe und persönliche Kultur! Maurice von Stern knüpft daran an, um auf Wachlers Rundfrage, wie Weimar eine neue litterarische Blüte erleben könne, zu antworten (Weim. Ztg. 138). Er wünscht eine gesunde, organisch sich entwickelnde Reaktion gegen die Konzentration des litterarischen Lebens in den Großstädten und erblickt sie in einer allmählich überall wirksamen Verteilung der Kräfte. Aehnliche, wohl von den meisten zu begrüßende Worte widmet R. v. Kralik der gleichen Frage (143). „Das ganze Deutschland soll es sein," schließt er, „aber nicht ausschließlich in einem mathematischen Schwerpunkt vertreten, sondern lebend in jeder lebendigen Einzelzelle." — Ueber „Oesterreicher in Jena" zu Schillers Zeit schreibt Karl Glossy in der N. Fr. Pr. (13576, 13577). Aus der Finsternis des damaligen Wiens rettete sich Karl Leonhard Reinhold in das sächsische Universitätsstädtchen; ihn, den Meister der Philosophie, zu hören, wanderte der österreichische Baron Paul Herbert nach Jena; von dem Verkehr der beiden mit den ersten Geistern, darunter hauptsächlich mit Schiller, giebt der vorliegende Aufsatz Kunde. — Weiter in das 19. Jahrhundert hinein fällt eine Erinnerung an Charlotte Birch-Pfeiffer, die Ernst Kreowski dem ersten Bande der „Republikanischen Wandelbilder" von Friedrich Locher entnimmt, und die über die Leitung des züricher Stadttheaters durch Charlotte Birch intimeren Aufschluß giebt (Schwäb. Chronik d. Schwäb. Merkurs 282). — Ebendort behandelt J. Proelß das Thema „J. V. Scheffel und die Schwabenalb". — Ein Gedenkblatt zum dreißigjährigen Todestage von Robert Prutz veröffentlicht Fritz Droop (Unterhaltgsbl. z. Dortmund. Gen.-Anz. 164). — H. Seldern erzählt von „Freiligraths erstem Auftreten" — es war die Veröffentlichung einer Reihe von Gedichten in dem von Moritz Bachmann 1833 herausgegebenen Taschenbuch „Gunloda" (Rhein.-Westf. Ztg. 467). — Ueber „Ferdinand Raimunds Liebesbriefe" orientiert ein Aufsatz von Moritz Necker, der zugleich einige ungedruckte Briefe des Dichters an Antonie Wagner enthält (N. Wien. Tgbl. 163). — Sonst wandte sich das Interesse der neueren Litteratur, zunächst Oesterreichs, zu. Unter den „neuen Büchern aus den Bergen" bespricht Anton Renk (Wien. Ostd. Rundsch. 162) Werke von Franz Himmelbauer, der seinerseits „Stifter-Andachten" niederschreibt (ebenda 166). — Hans Weber-Lutkow preist als einen „der hervorragendsten Dichter der Deutschen" Arthur v. Wallpach, aus dessen im „Deutschvölkischen Schererverlag" zu Innsbruck erschienenen Ketzersprüchen „Es will tagen" er eine Reihe von Kraftproben anführt (ebenda 173), und dem jüngst verschiedenen Josef Trübswasser widmet F. Grünbaum einen sympathisch gehaltenen Nachruf (Mähr.-Schles. Korresp., Litt.-Beibl. 10). — Von „Modernen deutschen Dichtergestalten" betrachtet Alfred Klaar in einem ersten Essai Gerhart Hauptmann (Tagesb. a. Mähr. u. Schles. 275), sodann Hermann Sudermann (287). Jener ist ihm mit seiner individuellen Entwicklung mehr als der Träger einer Richtung, als das Haupt einer Partei; ganz stehe er im Banne seines Individualdranges: „Er vertieft mit einer Wahrhaftigkeit und Innerlichkeit den Einzelfall, wie gegenwärtig kaum ein zweiter Dramatiker neben ihm; aber er kann oder will sich nicht aus der feinsten Differenzierung emporschwingen. Aus der Tragik der Unfreiheit hat er noch in keinem seiner Stücke den Weg zur erhebenden inneren Befreiung gefunden. . . . Ihm ist die Psychologie seiner Gestalten alles, die Psychologie des Publikums, aus der die dramatische Form hervorgewachsen, wenig oder nichts." Gewaltig sei er damit den Dramenfabrikanten überlegen, die es umgekehrt machen. Zu diesen rechnet Klaar immerhin Sudermann eher, doch weist er in der „propagandistischen" Natur des Dichters auf die tiefe Empfindung und im großen Talent des Virtuosen auf den poetischen Grundzug hin. — Ueber zwei Werke Hauptmanns liegen besondere Aufsätze vor, so von H. Jüngst über den in Sachsen nun endlich entschiedenen „Kampf um die ‚Weber'" (Dresd. Rundsch. 24) und von Marie Luise Becker über „Das Urbild des Rautendelein", das in alten schlesischen Märchen und Sagen zu suchen ist (Der Tag 283, 285). — In einer Reihe von Artikeln stellt J. Wiegand Untersuchungen über das „Neue Drama" an, kommt zunächst auf neuromantische Versuche zu sprechen (Bremer Nachr. 135) und auf einzelne Dramen dieser Art (136), um dann über das Milieustück, aber nicht nur in der deutschen Litteratur, sich auszulassen (165, 169). — Erwähnt seien schließlich als ausführlichere Besprechungen oder bemerkenswerte Sammelreferate Ernst Kreowskis Kritik von W. v. Polenz Roman „Wurzellocker" („Ein Roman der naturalistischen deutschen Dichtung", Unterhaltungsbl. d. Vorwärts 123), Erich Schlaikjers Besprechung von Paul Mahns „Kreuzfahrt", das ein Weltanschauungsbuch, ein radikales Buch des Innenlebens genannt wird (Tägl. Rundsch. 145), sodann (ebenda 142) eine litterarische Rundschau von Willy Rath über Erzähler (Tovote, Bräutigam, Gorki, v. Stenglin, Bölsche). — Im Dresdn. Journ. (140)

mustert A. Stern neue Novellen von Otto Ernst, Helene Böhlau, Ompteda, Muellenbach, Bräutigam, Max Grad u.a.

* *

Nicht mit ungeteiltem Lobe begrüßt — um nun die Aufsätze über ausländisches Schrifttum zusammenzufassen — Ludwig Geiger den endlichen Abschluß der großen Molière-Ausgabe, der mancherlei nicht immer erfreuliche Ueberraschungen in Anordnung und Ausführung der letzten Bände gebracht habe (Beil. z. Allg. Ztg. 135). — Ebendort giebt H. Urtel von der Hugenottensprache in Friedrichsdorf, einer über 200 Jahre alten französischen Sprachinsel im Taunus, Nachricht. — Aus der französischen Belletristik analysiert Wilhelm Hegeler den von Josef Ettlinger übersetzten Roman „Adolphe" von Benjamin Constant und nennt das vor hundert Jahren entstandene Buch einzigartig durch seine furchtbare Wahrheit, die sich nicht nur im einzelnen, sondern im Wurf des Ganzen zeige (Beil. z. Nordd. Allg. Ztg. 139). — Eine Fülle von Anregungen schöpft S. Samosch aus den „Mélanges politiques et littéraires" (Paris, 1902), einem Werke André Heurteaus, das pietätvolle Freunde aus auserlesenen politischen und litterarischen Aufsätzen des Verstorbenen zusammenstellten (Nat.-Ztg. 377), und Felix Vogt mustert wieder neue französische Romane, darunter Bourgets „L'Etape" (Frankf. Ztg. 169). — Wie Maeterlinck in dem Bestreben, eine Klarheit herbeizuführen, die er früher eher scheute als suchte, sich nun über das Verhältnis von „Gerechtigkeit und Schicksal" in seinem Werke „Der begrabene Tempel" ausspricht, erörtert Georg Brandes (N. Fr. Pr. 13585). — Kurt Warmuth zeigt an einigen Beispielen „die Poesie der Liebe im italienischen Volkslied" (Wiss. Beil. z. Leipz. Ztg. 72), und auf italienischem Boden spielen auch die Abenteuer des „Don Adone", eines sonderbaren Gesellen vom Schlage der Don Quixotes und Gil Blas, dessen Leben Gian Francesco Sabattini vor einem Menschenalter zusammen fabulierte. Daß von diesem ursprünglich nur in zwei bis drei Abschriften vorhandenen Manuskript Robert Waldmüller eine säuberliche deutsche Bearbeitung herstellte, die neuerdings nach zwanzigjähriger Pause wieder neu aufgelegt ist (Leipzig, Fr. W. Grunow) führt M. R. in einem Aufsatz über den „Don Adone" an (Post 285). — Eugen Zabels Tolstoi-Biographie findet in L. Kellner keinen unbedingten Bewunderer (N. Wien. Tagbl. 169), während Zabel selbst die „Geschichte der polnischen Litteratur" von A. Brückner freudig begrüßt (Nat.-Ztg. 380). — Schließlich seien ein Aufsatz von A. L. genannt, in dem das Erziehungsbuch der Ellen Key, „Das Jahrhundert des Kindes", warm empfohlen wird (ebenda 399), sowie zwei Beiträge wissenschaftlicher Natur, die zu einer Reihe weiterer Aufsätze wissenschaftlichen Charakters hinüberleiten. Inhalt und Art von Buddhas Udana giebt J. Hofmiller (Beil. z. Allg. Ztg. 137) wieder, da das Werk nur bislang in einer auch erst vor kurzem erschienenen englischen Uebersetzung zugänglich ist (The Udâna, or the solemn utterances of the Buddha, Translated from the Pali by Major General D. M. Strong, London). — In der gleichen Nummer weist Paul Kretschmer auf die „Sprachdenkmäler der Lykier" hin, die vor kurzem durch den ersten Band der von der wiener Akademie herausgegebenen Sammlung der inschriftlichen Denkmäler Kleinasiens zum Teil erschlossen wurden.

Es erübrigt, noch einige Aufsätze anzuführen, die sprachgeschichtliche und stoffgeschichtliche Themen behandeln. „Zur Sprachbewegung von heute" ergreift Günther Saalfeld das Wort und gedenkt der Ziele und Zwecke, die der Allgemeine Deutsche Sprachverein seit nunmehr siebzehn Jahren erfolgreich verbreitet (Tägl. Rundsch. Beil. 144). — Auf den närrischen und geschmacklosen Gebrauch von „Modewörtern" geht A. B. näher ein (N. Wien. Tagbl. 173), und E. Schranka veröffentlicht eine Studie über den Namen „Toni" (Wien, Disch. Volksbl. 4828). — Mit dem Märchen von der „Frau Holle" belegt A. B. (Magdeb. Ztg. 296) die alte Thatsache von den „Märchen auf der Wanderung". — Zu dieser Wanderung einzelner Stoffe liefert auch D. H. Müller einen bemerkenswerten Beitrag, der für die Quellenforschung zu Shaksperes Werken in Betracht kommt: er teilt eine Geschichte mit, die ihm ein Eingeborener der Insel Sokotra im Vulgär-Arabischen erzählte, und die sich nach und nach als die Hauptfabel von Shaksperes „Kaufmann von Venedig" herausstellte („Die Portia von Sokotra", N. Fr. Pr. 13580).

Dr. Paul Legband.

„Julius Grosse." Von Adolf Bartels (Weimar. Ztg. 140). Grosses Hauptanspruch auf die Unsterblichkeit beruhe in seiner Lyrik.

„John Ruskin." Ein Beitrag zum Kapitel „Erziehung zur Kunst". Von E. v. Filek (Tagesb. a. Mähr. u. Schles. 251).

„Der Briefwechsel zwischen Balthasar und Magdalene Baumgartner" [1582—1598]. Von Prof. Dr. Gärtner (Wiss. Beil. der Leipz. Ztg. 69). Charakteristik und Inhaltsangabe dieses von G. Steinhausen in der Biblioth. des Litterar. Vereins hrsg. Briefwechsels.

„Das Zufällige in der Kunst." Von Wolfgang Kirchbach (Der Tag 281).

„Ueber Stammbücher." Von Clara Luthmer (Frankf. Ztg. 172). Eine Reihe von Proben aus alten Büchern solcher Art.

„Vagantenlieder." Von Hans Ostwald (Der Tag 295). Weist besonders auf die Lieder von Martin Drescher hin, der nach einem abenteuerlichen Leben jetzt in Chicago als Herausgeber des „Zigeuners" und als Redakteur der „Fackel" lebt.

„Gorki als Dramatiker." Von H. Stümcke (Wien. Fremdenbl. 169).

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. (Berlin.) IV, 15, 16. In einer Studie über den „Prinzen von Homburg und Fehrbellin" weist Robert Kohlrausch darauf hin, wie sehr Heinrich v. Kleist dieses Drama ganz mit dem eigenen Ich in seiner vollsten und reifsten Gestalt erfüllte und wie der kleistisch-homburgische Prinz mit dem historischen Landgrafen von Hessen-Homburg fast gar keine Aehnlichkeit besitzt. Insbesondere prüft er die Art, wie wenig Kleist die historischen Oertlichkeiten verwertet hat, unbekümmert um Aeußerliches, nur das Seelenleben seiner Personen erforschend. Immerhin könne aber eine Bühnenaufführung des Werkes gerade aus den historischen Oertlichkeiten Anregungen schöpfen. „Ein feinfühlender Dekorationslandschafter wird das eigenartige Schlachtfeld mit seinen dunkeln, einsamen, drohenden Moorflächen im Hintergrunde zu einem charaktervollen Bühnenbild ausmalen können. Um so freier muß er bei der Schöpfung des mondscheinumwobenen Schlosses zu Fehrbellin seine Phantasie walten lassen und diesen in romantisches Licht getauchten Teil der Dichtung so poetisch rein und stark verkörpern, wie Kleist ihn neben den anderen, realen, von Tageshelle umleuchteten gestellt hat." Dann wiederum müsse in dem Auftritt mit Frobens Beisetzung der feine, intime Charakter auch im äußeren Bühnenbilde gewahrt bleiben, also nicht weite sich verlierende Räume, sondern ein enger, passender Rahmen, dann weiterhin die Zimmer mit allerlei Detail des täglichen Lebens ausgestattet, um hinter dem innerlich so fein gestaltenden Dichter auch äußerlich nicht zurückzubleiben. — Gustav Kettner versucht (17) in einem Aufsatz über „Schillers ‚Demetrius' und die historische Tragödie" die abstrakt-ethische Auffassung geschichtlichen Lebens hervorzukehren, die das ganze Drama durchzieht, die aber gleichwohl mit einer rationalisierenden Geschichtsbetrachtung sich vereine. „Wir erkennen die Anschauungen Kants wieder in dem unbarmherzigen ethischen Rigorismus, mit dem Schiller trotz des Determinismus die unbedingte Geltung des Sittengesetzes aufrecht er-

hält. Sein Soll tritt hart, fast in abstrakter Strenge, dem Muß des Kausalitätsgesetzes gegenüber. Das ethische Problem ist hier gleichsam auf die Schneide des Messers gestellt. So setzt auch unmittelbar nach der That die sittliche Reaktion ein und vollzieht sich dann die Nemesis unentrinnbar, unwiderstehlich fast mit der Gewalt eines Naturgesetzes." — Im 18. Hefte finden sich ein Nachruf von A. Bartels auf Julius Grosse, und aus der Feder Ludwig Sendachs „Erinnerungen und Gedanken eines ehemaligen k. k. wiener Zensors".

Deutsche Heimat. (Berlin.) V, 35. Den Mitteilungen der berliner litterarischen Gesellschaft „Frührot" ist ein Aufsatz von Karl Storck entnommen, der den Lebensgang Otto von Leixners schildert und auf Grund der charakteristischen Merkmale in der persönlichen Entwickelung Leixners einen Ueberblick über seine Arbeitsleistung zu gewinnen versucht. Zwei größere Perioden scheidet Storck im Leben seines Autors, die erste mit dem Jahre 1883 abgeschlossene „ästhetische" und die seitdem begonnene „ethische". Selbstverständlich will Storck damit nur die bedeutsamsten Merkmale in Leixners geistig-künstlerischer Entwickelung ausdrücken und nicht ethische Momente in der ersten und ästhetische in der zweiten Periode leugnen. Jene erste hatte Leixner mit bedeutenden Litteraturstudien ausgefüllt, die in seinen beiden Litteraturgeschichten, sodann mit Kunststudien, die in kleineren Schriften zum Ausdruck kamen. Dichterisch war er bis dahin mit Novellen und Gedichten hervorgetreten. „Das in seiner Art einzig dastehende Buch ‚Unser Jahrhundert' aber legte ein großartiges Zeugnis für den Polyhistor Leixner ab und zeigte, daß es auch noch in unserer Zeit einem Einzelnen möglich ist, das ganze Gebiet des menschlichen Schaffens geistig und menschlich zu beherrschen." Durch die Werke der zweiten Periode gehe unverkennbar ein erzieherischer Zug; sie wollen ein Wegweiser sein auf den Irrgängen der Zeit. Selbst die dichterischen Schöpfungen, darunter das Epos „Dämmerungen" (1886) und der Roman „Also sprach Zarathustras Sohn" (1897) ständen mit den ethischen Prosaschriften in engem Zusammenhang. Besondere Aufmerksamkeit schenkt Storck der publizistischen Thätigkeit Leixners. Keine andere unserer größten Zeitschriften habe für das Bekanntwerden aufstrebender Talente auf dem Gebiete der Lyrik und Erzählung so viel gethan wie die „Deutsche Romanzeitung", seitdem sie von Leixner geleitet wird. Der ethischen Anschauung entspreche natürlich auch Leixners Stellung gegenüber der litterarischen Strömung. Blieb seine Lyrik selbst stets ausgesprochen „männlich" in Form und Gehalt, so habe er unbeirrt stets wider die aufkommende Mode gekämpft und nicht materialistischen Naturalismus, nicht die l'art pour l'art-Spielereien, nicht die Nachahmung irgend welcher ausländischer Vorbilder, sondern nur eine dem deutschen Wesen entsprechende Litteratur begrüßt, die die vorübergehenden Wirklichkeitserscheinungen aus dem Gesichtswinkel des Ewigen zu betrachten wisse. — Zu den Stillschaffenden zählt Hans Benzmann im folgenden Hefte (36) Cäsar Flaischlen, den „innigsten Lyriker der Gegenwart", der aus deutscher Gemütstiefe schöpfe. — Ebenderselbe schreibt weiterhin (37) über „Südfranzösische Heimatpoesie", namentlich über Mistral und Aubanel an der Hand von Nicolaus Welters Monographieen. — Als einen Dichter der unterelsässischen Heimat begrüßt ebendort K. Gruber den Lyriker Christian Schmitt, und Gustav Zieler veröffentlicht einige „Randbemerkungen zu den berliner Meisterspielen".

Die Gegenwart. (Berlin.) XXXI, 23. Einem kleinen Aufsatz über Petöfi schickt Max Hoffmann einige Bemerkungen über Deutschland und nationale Lyrik voraus. Er klagt, daß wir alle zu allgemein gebildet, zu universell geworden seien und die Empfindung für den Erdgeruch der eigenen Scholle fast ganz verloren hätten. „Daher kommt es wohl, daß Deutschland seit Walther von der Vogelweide keinen einzigen rein deutschen Lyriker wieder hervorgebracht hat ... Es fehlen die echten Naturlaute, die nur so von einem Deutschen gesungen werden konnten. Die echte Heimatkunst kennen wir nicht." Für die Ungarn sei Petöfi das, worauf wir noch sehnsüchtig warten. Sein Geist sei nicht bereits in der Blüte durch allzu vieles schulmäßiges Eintrichtern überbürdet worden, und er konnte, weil ungebrochen, frisch jene Spannkraft, jene aufnehmende und wiedergebende Fähigkeit entwickeln, die wir so sehr bewundern. — Ueber Maeterlinck läßt sich W. Krug vernehmen (24). Ihm ist Maeterlinck der konsequenteste, der ehrlichste, der tiefste und — einfachste Romantiker, denn, daß das Geistige prävaliert, daß der Mensch sich im Geiste als Teil der Unendlichkeit fühlt — „das nämlich ist im letzten Grunde das Symbol der Romantik". Von Maeterlincks philosophischen Ideen meint der Verfasser, sie seien Religion, weil sie ganz Gefühl seien. Im Gefühlsleben, im inneren Bewußtsein liege ihm alles. Daher komme es nicht auf Intellekt, nicht auf Wissenschaft an, sondern auf das Thun der Menschen: auf etwas also, das sie von der „Wissenschaftlichkeit" unserer Tage endgültig befreien soll. Werde, der du im Innersten bist: das sei Wahrheit; und handle darnach: das sei Wahrhaftigkeit. „Wenn dergestalt durch alle deine Adern ein klarer Strom unendlicher Harmonie rinnt, so bist du allezeit Herr deiner selbst und nicht mehr Unterthan des Schicksals, das du nun verstehst." Und das bedeute Leben, bedeute Kunst, die nichts anderes sei als innere Wahrheit, klare Erkenntnis des Bewußtseins, Verachtung der Realität, eine reine Seele. „Aber welche seltene und unter Künstlern ganz unerhörte Wahrhaftigkeit mußte da entstehen! Welche seltsame Perspektive eines Künstlers, der nicht mehr Lügner, nicht mehr Theater- und Maskenmensch ist, und der das Kriterium der Kunst darin findet, ob sie mit den gleichen Worten redet, mit denen er zu jenen spricht, die er lieb hat ... Die Kunst als vollkommenster Ausdruck innerer Harmonie wäre Arzt und Verführerin zum Leben". — Von dem Schleswig-Holsteiner Timm Kröger und seinen Geschichten spricht Hans Benzmann ausführlicher (25). Er sorge mit anderen dafür, daß der alte Baum des deutschen Romanes nun wieder neue Knospen treibe, daß die Kunst wieder auf den Stil der „echten und großen Kunst der Vergangenheit, die Heimatkunst war", zurückgreife. Dichtungen, Erlebnisse, Träume und Schicksale der Seele, nicht hingeschrieben, sondern hinempfunden, alles aber innig und stark mit Empfindung und Poesie durchtränkt, organisch hervorgewachsen, das seien Timm Krögers Geschichten und Romane.

Der Lotse. (Hamburg.) II, 37. Welche Hauptsätze „Tolstois Lehre vom Glück" enthält, entnimmt Wilhelm Bode den Schriften des Grafen. Zunächst gehöre zum Glück das Leben in der Natur, ein Leben unter freiem Himmel, bei Sonnenlicht und frischer Luft, Gemeinschaft mit der Erde und Pflanzen und Tieren. So dachte schon der Fünfundzwanzigjährige, und so noch der Fünfundsiebzigjährige. Als zweite Vorbedingung zum Glücke nenne Tolstoi die Arbeit, und zwar besonders die angenehme und gesunde physische Arbeit, die guten Appetit und ruhigen Schlaf bewirkt. Ihr folge als dritte Bedingung die Familie, sodann eine freie liebevolle Gemeinschaft mit allen verschiedenartigen Menschen der Welt. Als fünftes bezeichne Tolstoi Gesundheit und schmerzlosen Tod, und auch hier glaube er, daß der arme Bauer besser daran ist, als der reiche, vornehme Mann aus der Stadt. Zusammenfassen lasse sich Tolstois Lehre vom Glück in die Worte: „Seid freiwillig arm!" Dazu gehört die Loslösung von unserem egoistischen Wohl, ein Verlangen nach unendlicher Erleuchtung und Versöhnung und Einigung der Wesen der Welt. — „Zum Streit um die historische Methode" ergreift im gleichen Hefte E. Platzhoff-Lejeune das Wort, und A. Böhme bespricht den neuen „Göttinger Musenalmanach". — In Nr. 38 geht A. K. T. Tielo auf Gustav Falkes Verse näher ein. Mit wenigen Strichen zeichnet er den Entwickelungsgang der Lyrik in dem letzten Jahrzehnt und rechnet

dabei Falke zu denen, die sich aus den Untiefen Grün-Deutschlands rasch entschlossen emporrangen. Er sei ebensosehr ein Mann von Temperament und Charakter, wie ein echtes eigenes Talent, dabei nicht ohne Beziehungen zu den Poeten des letzten Jahrhunderts. Ein goethischer Zug sei in seiner Poesie von jeher vorhanden gewesen, und daneben habe er von den heilig-unheilvollen Paradiesäpfeln des „Don Juan" Lord Byrons genascht. Von den Dichtern der letzten Zeit nennt Tielo hauptsächlich Gottfried Keller, Liliencron, C. F. Meyer und Dehmel, die Falkes Dichtungen der Stärke, Erhabenheit und mystischen Vertiefung voranleuchteten, und zu diesen fügt er noch einige Meister der bildenden Kunst, Uhde, Böcklin, Stuck, Thoma, die Wahlverwandtes in Falke anregten. Die Gefühle, Empfindungen, Ideen, die sich in seiner Lyrik finden, werden darauf wiedergegeben und der Versuch gemacht, die hervorstechendsten Eigenschaften des Lyrikers Falke zu charakterisieren. „Keine so durchaus impulsive, urwüchsige Persönlichkeit, kein sporenklirrender Kämpe wie Liliencron, eher ein Stiller im Lande, ein träumerischer Gärtner, steht doch Falke, wenn es sein muß, auch mannhaft in Waffen. Kein Dichter und Denker, kein Schatzgräber wie Dehmel, weiß er doch die erlesensten Gefühlssensationen aufzuspüren. Er philosophiert mit dem Herzen, und so findet er das Gold der Poesie auf offener Straße. Er wirkt in ruhiger Gesundheit. Zu monumentaler Größe sich aufreckend und wieder zurückgelehnt in redlicher Genügsamkeit; aristokratisch abweisend und doch seelengut; würdevoll und doch weich; sorglos, aber nicht pflichtvergessen; den Tod vor Augen, seiner ‚unverdrossenen Jugend' froh — so ist dieses wahrhaft deutsche Gemüt." — Ueber Barthold Heinrich Brockes, den hamburger Poeten und Verfasser des „Irdischen Vergnügens in Gott", enthält das letzte Heft (39) einen längeren Beitrag aus der Feder Paul Seligers, sowie von A. K. T. Tielo eine Charakteristik O. J. Bierbaums als Lyriker.

Das Magazin für Litteratur. (Berlin.) LXXI, 22. In einer ästhetischen Betrachtung über „die lyrischen Mittel" führt Julius Konst. v. Hoeßlin aus, daß die Psychologie mit den bisher erkannten Gesetzen keine ausreichende Antwort darauf gebe, wie es der Lyrik möglich sei, Stimmungen zu erzeugen. Sei nun auch das Mittel, das ihr zur Verfügung steht, psychologisch nicht begreiflich, so sei es doch dem, der auf Grund von Selbstbeobachtung es feststellen wolle, nicht unbekannt. „Es ist nicht das Erwecken des Mitempfindens — wie bei der Epik und dem Drama —, sondern die Melodie. Allerdings nicht die Melodie, die aus Klängen und Tönen besteht, sondern die der zu einem musikalischen Ganzen zusammengefügten Bilder und Vorstellungen. Diese in den lyrischen Kunstwerken zu melodischen Einheiten zusammenkomponierten Bilder und Vorstellungen drücken keine kausalen Beziehungen der vorgestellten Wesen zu einander aus, sie bilden keine Gedanken, sondern ihre gegenseitigen Verhältnisse sind ähnlich den Intervallen der Töne in der Musik." Nur die Metaphysik könne das Wesen dieser lyrischen Melodie ahnen. — Bemerkungen zu Arthur Moeller-Brucks Buch: Das Variété" (vgl. Sp. 1366) veröffentlicht Franz Philips im 23. Hefte. — Seine Umschau auf dem Gebiete neuer französischer Theaterstücke und Dramen setzt K. F. Heitmann im vierten der „Pariser Litteraturbriefe" (24) fort.

Monatsblätter für deutsche Litteratur. (Berlin.) VI, 8. In der modernen Litteratur begegnen wir auffallend oft dem personifizierten Tode in den verschiedensten menschlichen oder übermenschlichen Vermummungen. Lulu von Strauß-Torney sucht dieses häufige Verwenden der „Masken des Todes" zum Teil aus dem Bestreben zu erklären, neue stärkere Mittel zu finden, um sich von der Tradition, dem Epigonentum, zu lösen, zum Teil aus der Jugend und Frühreife der modernen Schriftsteller. Man müsse jung sein, um leicht zu sterben, und jung, um mit dem Bilde des Todes zu spielen. Fast nie personifiziere der Künstler den Tod, der sich mit ihm im eigenen Leben schon abzufinden hatte, dagegen übe die nicht unter dem Druck von der Wirklichkeit des Todes stehende Seele gern das Spiel mit seinen Masken. Eine eigene Verkörperung des Todes habe indessen die moderne Kunst nicht zu schaffen vermocht. Starr und unverändert schreiten vielmehr die uralten Typen der Vergänglichkeit durch diese Zeit der Maschinen, der Städtekolosse hindurch, drei Typen, jeder scharf bezeichnend für die Weltanschauung, der er entsprungen ist: der hellenische Jüngling-Gott mit der gesenkten Fackel, der Todesengel des Christentums und — unbeeinflußt von religiöser oder philosophischer Weltanschauung, herausgewachsen aus naiv menschlicher Auffassung — der Knochenmann mit Stundenglas und Sense. Für unsere aller Illusion leicht feindliche Zeit sei kein anderes Todesbild näherliegend als der nackte Knochenmann. In den Masken aber, die der Künstler für den Tod wählt, offenbare sich eine solche Mannigfaltigkeit und Abwechslung, daß der Künstler mit seiner Kunst und seiner Weltanschauung durch diese Wahl charakterisiert werde. Zwei Auffassungen betrachtet sodann die Verfasserin nacheinander, eine epische Todesdarstellung (Hauptmanns „Hannele", H. v. Hofmannsthal u. a.) in Drama und Ballade und ein lyrisches Erfassen des Stoffes, wobei auf Gedichte von Bierbaum, Agnes Miegel, Benzmann, Salus, Henckell und Busse hingewiesen wird. — Ein verwandtes Thema „Die Poesie des Todes im deutschen Soldatenliede" führt A. Wünsche in dem gleichen Hefte zu Ende. — Einen Heimatdichter in des Wortes edelster Bedeutung nennt Jaspert den 1894 verstorbenen Westfalen Julius Petri, dessen Werke Erich Schmidt unter dem Gesamttitel „Rote Erde" herausgegeben hat. Zu den besten Werken des Frühvollendeten gehört das Drama „Bauernblut", mit dem sich der vorliegende Aufsatz eingehend beschäftigt. — Zum 60. Geburtstage Heinrich Seidels liefert Ludwig Schröder im 9. Hefte einen biographischen Beitrag. — Carl Busse prüft ebendort Viktor Blüthgens Gedichte: viel Liebe und Güte, viel Schalkhaftigkeit und Grazie, manch guter Klang und manche schöne Melodie, vor allem aber stets das echte Herz fänden sich in ihnen. „Und so kommt es, daß Viktor Blüthgen auch viele ihm litterarisch Widerstrebende festhält, daß über den immerhin großen Unterschied der Generationen hinweg auch die Jugend, sofern sie nur ein volles Herz hat, zu ihm steht, und daß man ihm selbst nicht gram sein kann über Gedichte, die man zuerst fortwünscht; denn er hat jedes so herzlich erfüllt, daß das Menschliche darin über die litterarisch wechselnden Formen triumphiert." — In Superlativen der Begeisterung spricht ebendort Otto Promber von den Werken der Alice Freiin von Gaudy, Hans Bethge beurteilt die Novelle „Herrin" von Friedrich Spielhagen, und E. A. Regener betrachtet die Lyrik Dora Stielers.

Die Nation. (Berlin.) XIX, 35, 36. Mit Goethe beschäftigen sich in den beiden vorliegenden Heften Max Osborn und J. V. Widmann. Jener giebt die tiefen Eindrücke voll eigentümlichen Reizes wieder, die auch diesmal der „Goethe-Tag" in Weimar auf die Besucher ausgeübt hat, dieser bekennt, daß alle Bedenken, die ihn wie viele eine Zeitlang gegen den Uebergewaltigen sich wehren ließen, wieder hinschmolzen „beim Lesen goethischer Briefe", und einer Bewunderung wichen, die nicht bloß den Verstand fasciniert, sondern im Herzen ein warmes Ueberwallen bewirkt. Aus der Fülle des Guten, Schönen, Vernünftigen und Verständigen giebt Widmann eine Auslese, die ihm beim Lesen besonders wert erschien. — Vom Schaffen und Wesen des belgischen Dichters Charles van Lerberghe giebt Otto Hauser in kurzen Umrissen ein Bild (37). Er gedenkt der Stellung van Lerberghes zu Maeterlinck, dessen Vorläufer er durch sein Drama „Les flaireurs" wurde, und charakterisiert seine Lyrik. „Van Lerberghe ist Symbolist. Er ist der zarteste aller Lyriker, die heute französisch dichten, wie Verhaeren der gewaltigste von ihnen ist.

Ich vergleiche die Bilder, die er sieht, jenen, die Puvis de Chavannes malte, aquarellenhaft blaß, viel blasser noch als Burne Jones Gemälde aus dem erträumten Griechenland, schön, aber nicht mehr als schön, niemals charakteristisch, eintönig, aber doch jedes voll von einem unendlichen Zauber . . . Van Lerberghes Traumwelt ist eine immer frühlingsgrüne Au, in der unirdisch zarte Frauen ein unbewußt sündloses Leben mehr träumen als leben." — Reich an intimen Zügen und in herzlicher Erinnerung an persönliche Freundschaft geschrieben ist ein längerer Aufsatz (37, 38) von Hedwig Bleuler-Waser („Altersidyll eines Achtundvierzigers"), der die letzten Jahre Rudolf Hayms schildert.

Nord und Süd. (Breslau.; Juliheft. Entwicklungsgeschichtlich betrachtet Karl Lamprecht „Die deutsche und niederländische Dichtung im 16. und 17. Jahrhundert". Erst in diesem Zeitraume wurde die Abtrennung des Niederländischen von dem Binnendeutschen besiegelt, und es floß die Entwicklung der gemeindeutschen Litteratur in zwei Strömen dahin, deren Lauf Karl Lamprecht einzeln verfolgt. Auf dem Gebiete der Satire, des Schwanks und seiner Fortsetzungen erreichte die binnendeutsche Litteratur ihre höchste Entwickelung mit Fischart; mit ihm, der keine Nachfolger hatte, erschöpfte sich die Weiterbildung, die Satire und Schwank des Reformationsjahrhunderts zu höheren litterarischen Gattungen hätte erlangen können. So war nur vom Drama vielleicht noch Aufnahme und Weiterbildung der tiefsten litterarischen Entwicklungstendenzen des 16. Jahrhunderts zu erwarten. Noch war es weit davon entfernt, sich einer intimeren Charakteristik der handelnden Personen zu nähern. Nahezu folgenlos blieb für die Ausbildung des nationalen deutschen Dramas das Schuldrama, vor allem das lateinische. Mit Hans Sachs tritt nun leise der Uebergang zum eigentlich Dramatischen ein, ja, das binnendeutsche Drama hat über ihn hinaus eine weitere Entwickelung rein aus den Kräften der Nation zunächst nicht mehr erlebt. Fremde Einflüsse setzen hier ein, unter ihnen einer, der dem inneren Deutschland um diese Zeit noch recht nahe stand, gleichsam noch Blut vom deutschen Blute: der niederländische. Wie hier unter einem ganz anderen Verlaufe der heimischen Kultur und der humanistischen Bestrebungen und Lebensideale sich eine innige Verbindung zwischen nationaler Dichtung und antiker Ueberlieferung, mithin eine erste wahre Renaissancedichtung ergeben hatte, verfolgt Lamprecht im einzelnen, um dann das Ergebnis und seinen Fortschritt darzulegen. Vondel bezeichne den Höhepunkt der Dramatik seines Zeitalters. Eine neue Stufe der Entwicklung bedeute sein Werk, den Moment, wo die dramatisierte Erzählung im Begriff ist, in die Anfangsformen des psychologischen Dramas überzugehen. Vorbei war mit dieser Renaissance die große Zeit der holländischen Dichtung; ihr folgten, freilich in gewaltiger Steigerung der Leistungen, noch die französische Renaissance unter Ludwig XIV. und die binnendeutsche hellenische Renaissance im Zeitalter Goethes und Schillers. — Lamprechts „Deutsche Geschichte" unterzieht in dem gleichen Hefte Hans Lindau einer ausführlichen Besprechung, und Eduard Castle entwirft das Bild „des geschichtlichen Faust".

Von der bereits angekündigten Halbmonatsschrift „Die Kultur" (Herausgeber: Dr. S. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln a. Rh.; jährlich 16 M.) ist das erste Heft erschienen. Aus dem Inhalt sei hervorgehoben ein Aufsatz über „Kultur und Bildung" von Dr. S. Simchowitz, eine Abhandlung über die russische Schulreform von Arthur Luther, eine Uebersicht über die pariser Schauspielsaison von Felix Vogt, ein Essai (ursprünglich Vortrag) über Richard Dehmel vom Herausgeber der „Kultur", sowie im Anschluß daran ein längerer „Offener Brief" Richard Dehmels selbst, in dem dieser sich über seine innere Entwickelung verbreitet.

„Clara Viebig." Von Gertrud Bäumer (Die Frau, Berlin; IX, 10).

„Johanna Schopenhauer und Goethe." Von Laura Frost (Dokumente der Frauen, Wien; VII, 6).

„Franz Eichert" [vgl. LE III, 986 und 1491]. Studie von E. M. Hamann (Die Kultur, Stuttgart; III, 6/7).

„Ein Prophetenbuch" [Key, Das Jahrhundert des Kindes]. Von Anselm Heine (Die Zeit, Wien; Nr. 403).

„Uebersicht über Uhlands Briefwechsel." Von Dr. Rudolf Krauß (Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, Stuttgart; Neue Folge XI. 1902). Giebt ein vollständiges Verzeichnis von Uhlands Korrespondenz, soweit sie gedruckt ist oder aus Druckwerken sich belegen läßt.

„Ein Königsroman" [M. G. Conrad, Majestät]. Von Paul Mahn (Die oberen Zehntausend, Leipzig; I, 12).

„Ein entlarvter Jugendschriftsteller" [Karl May; vgl. auch Sp. 1121 und 1325 f.] Von Karl Muth (Die Zeit, Wien; Nr. 402).

„Sir John Falstaff vor dem Richterstuhl der Ethik." Von Dr. Arthur Pfungst (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; II, 7). Falstaff sei keineswegs ein Zeugnis für Shaksperes Unsittlichkeit, wie Taine behauptet, diene dem Dichter vielmehr nur als Mittel, das Ethisch-Gute in um so höherem Glanz erstrahlen zu lassen.

„Anzengruber-Spiegelungen." Von Felix Poppenberg (Die Rheinlande, Düsseldorf; II, 9). Würdigt die von Anton Bettelheim herausgegebenen Briefe Anzengrubers.

„Jung-Tirol." Von Wittekind (Deutsche Zeitschrift, Berlin; IV, 3). Charakterisiert wird besonders Richard Bredenbrücker.

„Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger" [1884—1885]. (Heimgarten, Graz; XXVI, 10.)

Echo des Auslandes

Holländischer Brief.

Von den der außerholländischen Litteratur gewidmeten Zeitschriftenartikeln steht in erster Reihe die Fortsetzung von R. C. Boers Aufsatz über die Quellen zu Richard Wagners „Ring des Nibelungen" (Gids, Mai; vgl. Sp. 1065). Boers Aufsatz ist eine trefflich geschriebene und lehrreiche Erörterung und fesselt überdies durch manche über den eigentlichen Gegenstand hinausgehende Bemerkung: auch das Thema von dem Verhältnis zwischen Musik und Text wird angeschnitten. Sein Schlußergebnis ist dies, daß sich Wagners Werke als die musikalisch-dramatische Wiedergabe seiner subjektiven symbolistischen Auffassung einer Reihe von Erzählungen darstellen, die, was Inhalt und Ueberlieferung anlangt, von einander durchaus unabhängig sind, sodaß erst der Dichter mit starker und in keinerlei Hinsicht die Ueberlieferung schonender Phantasie den Zusammenhang hergestellt hat. — A. G. van Hamel bringt seine Darstellung der Symbolistenschule zu Ende (vgl. Sp. 1065), indem er in einer Reihe von Silhouetten den Verlauf und Charakter dieser Bewegung zeichnet (Gids, Juni). Obgleich sich der Symbolismus nicht unverändert habe halten können, lasse sich doch schon heute sagen, daß er für die französische Dichtkunst eine Kraft der Verjüngung und Lebenserneuerung geworden sei, und daß das prosodische Prinzip des freien Verses, wenn auch in der Poesie Schiffbruch gelitten, so doch der neuen Kunstform der rhythmischen Prosa den Weg erschlossen habe. — G. F. Haspels schreibt über die Romane Dimitri Marejkowskys („La mort des dieux", „La résurrection des dieux") und stellt den Schriftsteller neben die großen russischen Autoren (Onze Eeuw, Juni). — Eigenartig ist ein Versuch G. Hulsmans, das Lebenswerk Henrik Ibsens zu zeichnen und zu würdigen im Hinblick auf die Sünden und Schwächen, gegen die der Dichter in seinen Dramen streitet, — die Halbheit, das Phantastentum, den Götzendienst des Erfolgs, die Unaufrichtigkeit in der Ehe und in der Kindererziehung u. s. w. (Stemmen van Waarheid en Vrede, April-Mai.)

Dr. H. C. Muller veröffentlicht in englischer Sprache einen in Oxford gehaltenen Vortrag, der einen Ueber-

blick über die holländische Litteratur und ihre Beziehungen zur englischen giebt, und der den Anhang zu allerhand Betrachtungen und Winken über niederländisches Schrifttum bildet („Nederl. Letterkunde, Een hoofdstuk van vergelijk. letterkunde". Utrecht 1902, J. G. van Terveen & Zoon). — J. W. Muller, G. Kalffs Nachfolger auf dem Lehrstuhl für holländische Sprache und Litteratur an der Universität Utrecht, erörtert in seiner Antrittsrede die Aufgabe der niederländischen Philologie („De taak der Nederl. Philologie". Utrecht 1902, C. H. E. Breijer). — Dr. A. Kluijver schreibt unterhaltend und belehrend und von einem im wesentlichen konservativen Standpunkt aus über die gegenwärtige, von phonetischen Grundsätzen ausgehende Reformbewegung auf dem Gebiete der Rechtschreibung (Onze Eeuw, Mai). — A. Aletrino verbreitet sich in einem Vortrage darüber, wie ein Roman geschrieben wird (De XXe Eeuw, Juni). Der Beitrag liest sich recht hübsch und verdient um so mehr Beachtung, als der Verfasser, der bei den maßgebenden Kritikern der Nieuwe Gids-Bewegung wohlangesehn ist, den Leser in den Entstehungsprozeß seiner eignen Romane einweiht. So berichtet Aletrino, wie sich seine Erzählungen aus den verschiedensten Erlebnissen, äußerlichen und innerlichen, zusammensetzen, Plan und Ausführung während der Komposition allerlei Wandlung erfahren, und der Autor von der ersten Niederschrift bis zur letzten Korrektur noch einen langen und mühseligen Weg zurückzulegen hat.

J. Hobma charakterisiert Dr. Samuel Coster in seiner Eigenschaft als Stifter der sog. Akademie vom Jahre 1617, einer jener merkwürdigen, für die Entwicklung der holländischen Litteratur nicht bedeutungslosen Schöpfungen, die halb gelehrte Gesellschaften, halb Theaterunternehmungen sind (Noord en Zuid, Jan. u. Febr.) — Ein Aufsatz von A. C. E. Cohen Stuart behandelt Betje Wolff und Aagje Deken, zwei namhafte Schriftstellerinnen aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, und streift dabei das Problem der gemeinsamen schriftstellerischen Produktion (Tijdspiegel, Febr.) — H. van Leeuwen sammelt Daten aus der Geschichte des „Nederlandsche Spectator", der im Jahre 1856 gegründeten Wochenschrift, die mehrere Jahrzehnte hindurch wegen ihres außerordentlich reichen und gediegenen Inhalts eine große Popularität, im besten Sinne des Worts, genoß (Noord en Zuid, Mai).

Der soeben erschienene zweite Band von E. J. Potgieters Briefen an Ed. Busken Huet (vgl. Sp. 410) hat auch für deutsche Leser besonderes Interesse, da Beziehungen zu hervorragenden Deutschen (Fr. Nippold, Willy Kühne) hineinspielen und der Briefschreiber von einer Reise nach Deutschland und einem Aufenthalt in Berlin im Jahre 1869 berichtet. Schumanns Musik zu Goethes Faust giebt Potgieter anregende Betrachtungen über die Dichtung in die Feder. — Von Werken, die auf der Grenze der allgemeinen Litteratur stehen, sei hier des Unternehmens der Historiker Dr. H. Brugmans und Professor G. W. Kernkamp gedacht, zum ersten Male in Holland den gesamten Stoff der Geschichte in übersichtlicher und künstlerischer Darstellung vorzuführen („Algemeene Geschiedenis". Leiden, A. W. Sijthoff), und an die rüstige Arbeit der Fortsetzer von Allard Piersons „Geistliche Voreltern" (K. Kuiper und D. C. Hesselink) erinnert (vgl. LE III, 1066).

Aus der Romanlitteratur macht W. G. van Nouhuijs in seiner dreimonatlichen Uebersicht in „De Gids" (Juni) auf die Schriften eines jungen Autors, C. P. Brandt van Doorne, aufmerksam, der neben der Wirklichkeitskunst das Vermögen verrät, hinter dem, was er wahrnimmt, den Leser die Essenz der Dinge und hinter dem allem noch des Autors eigenes Gefühl vom Leben, das er mit der Liebe eines Künstlers zu studieren und zu erforschen sucht, spüren zu lassen. — Louis Couperus fruchtbare Feder lieferte das zweite Werk aus der Serie der Bücher von den kleinen Seelen (vgl. Sp. 703) unter dem Titel „Das späte Leben" („Het late leven"), Konstanzes spätes und neues Leben, das mit der Liebe und Sympathie für Max Brauws, einen Studiengenossen ihres Mannes, beginnt. Aber ihr Plan einer Verbindung mit Brauws und der Scheidung von ihrem Manne kommt nicht zur Ausführung: denn bringt die gemeinsame Liebe der Gatten zu Addy, ihrem Kinde, sie auch nicht einander näher, so läßt sie sie doch auch nicht auseinandergehen.

Ludwig Mulder, ein besonders durch sein drolliges Stück „Der Wahlverein von Stellendijk" („De Kiesvereeniging van Stellendijk") — eines der wenigen holländischen Repertoirestücke — bekannter Schriftsteller, feierte seinen achtzigsten Geburtstag. — Das Heer der Zeitschriften vermehrte sich durch eine insbesondere der Kritik und Anzeige von Büchern, auch fremder Litteraturen, gewidmete Monatsschrift „Den Gulden Winckel", die gute Mitarbeiter zählt und bereits manchen hübschen Beitrag geliefert hat. — In dem jährlichen Wettstreit in lateinischer Poesie (vgl. LE III, 1067) hat die Königliche Akademie der Wissenschaften dem Professor Giovanni Pascoli in Messina den Preis erteilt.

Amsterdam. *Max Conrat.*

Schwedischer Brief.

Die historischen Stoffe, die August Strindberg im Laufe der letzten Jahre dramatisch verwertet hat, scheinen den reichen Schaffensdrang des Dichters nur bis zu einem gewissen Grade befriedigt zu haben. Mit mathematischer Regelmäßigkeit wurde die lange Reihe der schwedischen Königsdramen von ihm mit kleineren Gaben romantisch-symbolistischen Gehalts durchbrochen, in denen er mit ungebundener Künstlerlaune seinen phantastischen Eingebungen die Zügel schießen lassen konnte. Die drei jüngst erschienenen Arbeiten „Kronbruden" (Die Kranzelbraut), „Svanehvit" (Prinzeßchen Schwanenweiß) und „Drömspelet" (Traumspiel) legen hiervon ein neues Zeugnis ab. Alle drei entlehnen ihr Motiv der Sagenwelt des Nordens, aus der der Verfasser mit souveräner Dichterfreiheit die ihm zusagenden Elemente zusammenträgt und zu einem harmonischen Ganzen verwebt. Jedes von den drei Dramen kennzeichnet sich durch kraft- und stimmungsvolle Entwickelung des Grundgedankens, durch einen Reichtum an phantastischen Bildern und Ausblicken, nicht minder auch durch die echt strindbergsche Art der Dialogführung. Insbesondere „Drömspelet" stellt in seiner ganzen Anlage und Durchführung eine Arbeit dar, die unter allem, was der Verfasser des „Roten Zimmers" jemals geschrieben hat, den spezifisch strindbergschen Persönlichkeitsstempel in scharf ausgeprägten Konturen aufzuweisen hat. — „Kronbruden" ist ein schwedisches Bauerndrama. Seine Handlung spielt in Dalarne, — derselben Landschaft, in der der geistig regste von allen Allmogestämmen Schwedens seinen uralten Heimsitz hat. Das äußere Gerippe der Handlung legt einen Vergleich mit dem Grundgedanken in Romeo und Julia nahe: das Montague- und Capulet-Thema ist ins Nordgermanische übertragen. Weitergehende „Anlehnungen" sind allerdings nicht zu konstatieren. Die Liebesmär von der einsam im Bergwalde hausenden Bauerntochter Kersti, die der Familientradition zum Trotz den Nachbarssohn in ihr Herz schließt, sich ihm hingiebt und unter dem Einflusse eines alten „Trollweibes" die Frucht jener heimlichen Verbindung opfert, um auf der bevorstehenden Hochzeit mit dem Geliebten im Schmucke der Brautkrone auftreten zu dürfen, dies frevelhafte Werk aber mit ihrem eigenen Leben büßt, indem sie von rächenden Geistern in die eisstarrende Tiefe des Sees hinabgezogen wird, an dessen Ufern sich die verfeindeten Nachbarsfamilien endlich die Hand zur dauernden Versöhnung reichen, — diese romantische Mär bildet ein so unzweifelhaft selbständiges und unabhängiges Ganze, daß von einer bloßen Wiederholung des klassischen Vorbildes keine Rede sein kann. — Die dritte Novität „Svanehvit" charakterisiert sich in allen Teilen als echtes Märchendrama: das eingeschlossene Prinzeßchen im Sagen-

schlosse, die böse Stiefmutter, der kühne Ritter und Prinz im strahlenden Silberharnisch sind alte Bekannte, nur mit dem Unterschiede, daß sie vom Dichter aus dem Bannkreise kindlicher Phantasie-Vorstellungen zu höheren Aufgaben in Anspruch genommen wurden. „Prinzeßchen Schwanenweiß" ist das hohe Lied von der siegreichen Allgewalt weiblicher Unschuld und Herzensreinheit — vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet vielleicht die glücklichste Schöpfung, die überhaupt aus Strindbergs Feder geflossen ist.

In der periodischen Presse herrscht im Augenblick ein angeregter Meinungsaustausch anläßlich einer Veröffentlichung litterarisch-kritischen Charakters, in der zu den Strömungen der letztverflossenen Jahrzehnte Stellung genommen wird. Das Buch führt den Titel „De nya Poeterna" (Die neuen Poeten) und ist von David Sprengel verfaßt. Der Autor bezeichnet seine Ausführungen als „polemische und panegyrische Betrachtungen" — polemisch inbezug auf alles, was mit den Aeußerungen der schwedischen Dekadenzperiode zusammenhängt, panegyrisch gegenüber jener Litteraturrichtung, die der Verfasser unter der selbstgeschaffenen Rubrik „Schwedens Renaissance" zusammenfaßt. Er wendet diese neuartige Bezeichnung auf elf verschiedene Autor-Typen an, beginnt mit Strindberg und schließt mit dem jungen Dramatiker Tor Hedberg, dem letzten Ausläufer der großen „Durchbruchsperiode" zu Beginn der Achtzigerjahre. Daß eine in so ausgeprägt individuellem Geiste geübte Kritik, wie sie das sprengelsche Werk vertritt, nicht ohne energischen Widerspruch bleiben würde, war vorauszusehen. In der „Varia", die den „Neuen Poeten" an leitender Stelle (Heft 5) eine eingehende Würdigung zu teil werden läßt, wird vor allem auf die von Sprengel ziemlich vernachlässigte Thatsache hingewiesen, daß der „Durchbruch" von 1880 weniger als Ausgangspunkt einer neuen, planmäßig sich fortentwickelnden Schule aufzufassen sei, sondern vorwiegend als temporärer Umwandlungsprozeß gewürdigt werden müsse. Thatsächlich haben nur wenige von jenen Dichtern, die in der 80er Sturm- und Drangzeit im Vordertreffen standen, ihre damalige Marschroute innegehalten, was u. a. dem feinsinnigen Aesthetiker Oscar Levertin schon im Jahre 1886 Veranlassung gab, öffentlich die Wahrnehmung festzulegen, daß die fortschreitende Umwertung aller künstlerischen Werte schließlich mit logischer Notwendigkeit zu dem ursprünglich bekämpften Ausgangspunkt zurückführen müsse, eine Prognose, die dann auch buchstäblich in Erfüllung gegangen ist.

Auch das Thema der weiblichen Romanlitteratur, zu dem vor einiger Zeit in der „Dagny" in scharf abweisendem Sinne Stellung genommen wurde, hat in den letzten Wochen zu erneuter Behandlung herausgefordert. Den nächstliegenden Anlaß hierzu bot die Beobachtung, daß unter den Erscheinungen der Frühjahrslitteratur nicht weniger als annähernd die Hälfte aller Veröffentlichungen auf jene zweifelhafte Kategorie weiblicher Litteraturprodukte entfällt. Der typische Grundzug in diesen halb un-, halb überreifen Erzeugnissen, so betont ein Chronist in der „Varia" bei der Besprechung des Gerda Wallschen Romans „Eva", ist eine an hysterische Perversität grenzende Betonung des weiblichen Selbstbestimmungsrechts, der krankhafte Reflex der modernen Unabhängigkeitsbewegung innerhalb der nordischen Frauenwelt, die — an und für sich von gesunden Prinzipien getragen — in schwachen Köpfen mit überreizter Phantasie zu jenen unfreiwillig komischen Auslassungen führen mußte, die geeignet sind, die ganze Emanzipationslehre in Verruf zu bringen.

Stockholm. *Valfyr.*

Siebenbürgischer Brief.

Obwohl das siebenbürgisch-sächsische Deutschtum infolge seiner isolierten Stellung wenig Fortschritte macht, so hält es doch an ganz bestimmten nationalen Bestrebungen fest und hat hin und wieder auch Erfolge auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst zu verzeichnen. Dieser Umstand wird auch im deutschen Reiche lebhaft anerkannt, und nur so ist es zu erklären, daß die Regierung von Hessen-Darmstadt bei der dem deutschen Schulvereine auf zwei Jahre verliehenen Beihülfe im Betrage von 200000 Mark auch das deutsche Siebenbürgen bedacht hat. Dazu kommt noch, daß gegenwärtig siebenbürgisch-deutsche Gelehrte, Schauspieler und Künstler auch in verschiedenen Gebieten des deutschen Reiches mit Erfolg thätig sind und in jüngster Zeit wiederholt Anerkennung gefunden haben.

In Siebenbürgen macht sich denn auch eine heimatliche Litteratur geltend, die, wenn auch nicht allzuhoch anzuschlagen, immerhin doch viel dazu beiträgt, den nationalen Charakter des Volkes zu wahren und zu vertiefen. Eine Reihe von Verlegern in den größeren Städten läßt in jedem Jahre eine Anzahl nationaler Werke erscheinen; einige der größten besitzen sogar ihre Kommissionäre in Leipzig, während andere ausschließlich den heimischen Büchermarkt mit sächsischen Originalwerken versorgen. Deutsche Druckereien, Zeitungsverlage sowie große Buchhandlungen in den Städten Siebenbürgens beweisen zur Genüge, daß sich dieser ferne deutsche Stamm für die Erscheinungen der deutschen Litteratur lebhaft interessiert.

Auf belletristischem Gebiete brachte das abgelaufene Jahr manches Neue. Neben einer Reihe von Volksbüchern in Prosa, die das heimatliche Volksleben zum Gegenstande haben, sind es meistens Schauspiele, die in Buchform erschienen sind. Von kulturellem wie auch litterarischem Interesse ist Wilhelm Morres „Der Hanklichrand", ein sächsisches Volksstück in vier Aufzügen; für den niederdeutschen Dialekt Siebenbürgens besonders charakteristisch ist Georg Meyndts Aus aser Gemien, o Sanyspäl ä vaar Boldern (1901) in „rechesdirferescher" Mundart; ferner ist zu verzeichnen das Volksstück „Die Werberin" von Johann Leonhardt. — Auf bibliographischem Gebiete veröffentlichte Dr. Friedrich Schuller sein vollständiges „Schriftsteller-Lexikon der siebenbürger Deutschen" (1902), das als vierter Band zu den von Josef Trausch in den Jahren 1868 bis 1871 veröffentlichten drei Bänden gedacht ist. Es enthält alle litterarischen Erscheinungen in Siebenbürgen vom Jahre 1871 bis zum Jahre 1902. Besonders hervorzuheben sind die eingehenden Biographieen der Schriftsteller Siebenbürgens. — Alle diese Werke sind im Verlage von W. Krafft in Hermannstadt erschienen.

Das hermannstädter Stadttheater hatte diesmal ein litterarisch besonders erfolgreiches Spieljahr zu verzeichnen und fand vornehmlich infolge der Aufführung der allerjüngsten deutschen Schauspiele einen sehr starken Zuspruch. Man gab im abgelaufenen Spieljahre (1901/02) 21 Tragödien, 23 Schauspiele, 15 Lustspiele, 10 Schwänke und Volksstücke und 11 Possen — sodaß diesmal das Schauspiel das Singspiel überwog. Dieser Umstand bedeutet einen gewaltigen Fortschritt in der Geschmacksrichtung der Masse der siebenbürger Deutschen, die nun endlich anfangen, auch an ernsteren Stücken Interesse zu finden. Die Gesamtstatistik der dramatischen Aufführungen, die in den letzten zehn Jahren (1892 bis 1902) am hermannstädter Theater stattfanden, weist interessante Daten auf. Es wurden insgesamt aufgeführt 109 Dramen, 235 Schauspiele, 316 Lustspiele und Salonstücke, 129 Schwänke, 85 Volksstücke, 107 Possen. — Erwähnt sei noch, daß das hermannstädter Stadttheater, ähnlich dem norddeutschen Städtetheater, längere erfolgreiche Kunstreisen nach anderen sächsischen Städten, wie Kronstadt, Mediasch, Fogarasch u. s. w. unternommen hat. Bei den diesjährigen Aufführungen kamen besonders Sudermann, Halbe, Nestroy und Raimund zu Worte.

Als eigene Novitäten brachte die hermannstädter Bühne drei Stücke. Das Drama „Honterus" behandelt als Gelegenheitsdichtung die Schicksale

Johannes Honters, des Reformators von Siebenbürgen und des sächsischen Volkes, ist jedoch litterarisch genommen ziemlich wertlos. — Das Schauspiel „Die Bestie“ von Hans Werner erwies sich als ein hübsches Genrebildchen. Dagegen konnte Hermann Kirchners Musikdrama in drei Akten „Stephania“, von dem man sich viel versprochen hatte, nicht befriedigen. Die tragische Handlung hat zum Gegenstande das rätselhafte Ende des jugendlichen Sachsenkaisers Ottos III. vor den Mauern Roms im Jahre 1002. Wenn im verflossenen Jahre Hermann Kirchners Volksstücke „Der Herr der Hann“ und „Viola“ bei ihrer Aufführung durch eine siebenbürgische Dilettantengesellschaft wohlverdienten Beifall zu finden vermochten, so kann ein gleiches von dem neuesten Stücke, das auf einer ordentlichen Bühne von Berufsdarstellern gespielt wurde, nicht gesagt werden. Als ein Werk, das für die große Bühne bestimmt ist, zeigt es viel zu wenig groß angelegte Züge und zu geringe Formvollendung. Auch dieses Drama ist dieser Tage als Broschüre (G. A. Reißenberger, Mediasch) erschienen.

Die volkstümlichen Vorlesungen brachten verschiedene Ueberraschungen. Besonders interessiert haben die von dem sächsischen Professor Michael Fuß aufgezeichneten Reiseeindrücke aus Persien, die auch im „Siebenbürger Tageblatt“ abgedruckt worden sind. An gleicher Stelle veröffentlichte der bistritzer Professor Dr. Gustav Kisch seine Originalstudien über den Ursprung der siebenbürger Deutschen, als deren Urheimat er, entgegen verschiedenen älteren Versionen, das Großherzogtum Luxemburg ansieht.

Einen gewissen Umschwung in den bisher vom Magyarentum fast gänzlich unberührten Verhältnissen des südlichen Siebenbürgen, namentlich aber im deutschen Charakter von Hermannstadt, befürchtet man von der Gründung einer magyarischen politisch-litterarischen Wochenschrift im Zentrum des ganzen siebenbürgischen Deutschtums, woselbst seit dem Beginne der sächsischen Geschichte niemals ein größeres magyarisches Organ bestanden hat.

Erwähnt sei schließlich noch, daß Siebenbürgen auch eine nationale Schriftstellerin aufzuweisen hat, R. Ziegler, die zwar in Berlin lebt, aber die Blätter ihrer Heimat reichlich mit Beiträgen versorgt.

Hermannstadt. *Marcel Arpad.*

Amerikanischer Brief.

Die amerikanische Litteratur hat im Mai mehrere Verluste erlitten. Auf Bret Hartes Tod (6. Mai) folgte am 9. das plötzliche Ableben des Historikers und Romanschriftstellers Paul Leicester Ford, der von seinem geistesgestörten Bruder erschossen wurde. Er war erst 37 Jahre alt und hatte ein stilles Gelehrtendasein geführt. Seine Lebensbilder George Washingtons, Benjamin Franklins und anderer hervorragender Amerikaner zeichnen sich durch schlichte Sachlichkeit aus. Sonst war er wissenschaftlich noch als Herausgeber thätig; so besorgte er eine Ausgabe der Schriften Thomas Jeffersons sowie mancher der ältesten Denkmäler amerikanischen Schrifttums. Als Romanschriftsteller eroberte er sich einen Ehrenplatz durch seinen „Honorable Peter Stirling“, den man wohl den ersten newyorker Roman nennen kann, in dem Sinne, wie man von berliner und pariser Romanen redet; einen großen buchhändlerischen Erfolg erzielte vor zwei Jahren sein patriotisch-historischer Roman „Janice Meredith“. Ford war auch der Redakteur der erst in diesem Jahre ins Leben getretenen Monatsschrift „The Bibliographer“. — Am 21. Mai starb in England der langjährige Redakteur der Wochenschrift „The Nation“, E. L. Godkin, eine der interessantesten Persönlichkeiten der amerikanischen Presse.

Die Gedächtnis-Artikel auf alle diese Verstorbenen nahmen in den Magazinen und in der Tagespresse einen breiten Raum ein; vor allem natürlich die Nachrufe, die dem ebenfalls kürzlich verstorbenen Frank Stockton (vgl. Sp. 1151) und dem dem Herzen des amerikanischen Volkes wohl am nächsten stehenden Bret Harte gewidmet wurden. Eine ausgezeichnete Würdigung der Individualität des letzteren aus der Feder Richard Le Galliennes brachte „American and Journal“ vom 12. Mai. Le Gallienne sagte darin, wenige zeitgenössische Dichter könnten gleichen Anspruch auf Unsterblichkeit erheben wie Bret Harte; im eigentlichen Sinne des Wortes sei er schon lange ein Klassiker gewesen, schon seit dem Erscheinen seines „Luck of Roaring Camp“, ein Dichter von typisch nationaler und dabei doch universeller Bedeutung. Amerika habe größere Dichter hervorgebracht, aber keinen, der ein so typischer Amerikaner gewesen. — In der Juninummer des „Critic“ schrieb über Bret Harte Lionel Strachey, im „Bookbuyer“ Noah Brooks. „Bookbuyer“ brachte auch eine feinsinnige Würdigung Frank Stocktons und zwar aus der Feder Hamilton W. Mabies. — Im „Critic“ läßt Gelett Burgeß die Fortsetzung seiner ergötzlichen Abhandluug über den neuen Humor erscheinen. Stopford Brooke läßt sich über Brownings Behandlung der Natur vernehmen. — „Bookman“ enthält einen Artikel von Frank Moore Colby über Henry James, der nahe an Denunziantentum streift. Colby nimmt Henry James' in einem früheren Briefe erwähnte Besprechuug der George Sand-Biographie von Madame Karenine (vgl. Sp. 1130) zum Ausgangspunkt und ergeht sich in bösartigen Insinuationen, die in Sätzen wie die folgenden gipfeln: „Er ist der einzige Autor des Tages, um dessen moralische Ansichten man sich nicht zu kümmern scheint. Seine ausschweifende und komplizierte Muse kann sagen, was sie will. Das mag daher kommen, daß er so schwer zu ertappen ist. Nie gesellte sich so vielem Laster so viel schützende Unklarheit.“ — Im „Forum“, das künftig vierteljährlich erscheinen soll, erschien eine Abhandlung über Victor Hugo. — In dem Sonntagsblatt der „New Yorker Staatszeitung“ vom 25. Mai befanden sich persönliche Erinnerungen an Bret Harte von Udo Brachvogel, der wohl der erste deutsche Uebersetzer des amerikanischen Dichters gewesen ist.

Von neueren Werken der Belletristik ist zunächst ein Band neuer Erzählungen von Bret Harte zu erwähnen, der in derselben Woche erschien, in der der Dichter starb. „Openings in the Old Trail“ läßt die unverminderte Gestaltungskraft des Dichters bewundern. Sind auch einige Gestalten alte Bekannte aus seinen früheren Werken, wie der liebenswürdige Taugenichts Jack Hamlin, so ist in ihnen doch dieselbe Frische, Wärme und Stimmung zu finden, die dem Dichter zu seinem ersten Erfolge verhalf. Aber man hatte sich an diese Vorzüge Bret Hartes schon so gewöhnt, daß man sie als selbstverständlich hinnahm und nach einem langjährigen Schaffen von ihm erwartete, er solle immer von neuem so mächtig und unmittelbar wirken, wie er es mit seinen Erstlingen gethan hatte. Sein Schicksal berührt sich hierin mit dem Stocktons, dem der riesige Erfolg des kleinen novellistischen Meisterstücks „Dame oder Tiger?“ beinahe verhängnisvoll geworden wäre, da man ihm noch lange danach vorwarf, er bleibe mit seinen Leistungen hinter jener Erzählung zurück. — Einen erfreulichen Fortschritt bedeutet das neueste Werk des beredten Wortführers des amerikanischen Realismus, Hamlin Garlands „The Captain of the Gray Horse Troop“. Garland liebt es, soziale und politische Fragen, die seine westliche Heimat bewegen, novellistisch zu behandeln. Vor zehn Jahren trat die tendenziöse Absicht noch recht störend und aufdringlich in den Vordergrund seiner Werke, heute beherrscht er seinen Stoff in unvergleichlich höherem Grade. Es ist ihm in diesem Buche überraschend gut gelungen, die auf den Indianer-Reservationen herrschenden Mißstände zu schildern und zugleich eine sehr fesselnde Liebesgeschichte zu erzählen. Er hat gelernt, seine Menschen feiner zu individualisieren, besonders die Frauen, die er früher nicht zu beseelen verstand. — Ein frisches, kräftiges Talent offenbart sich

in Frances Charles, deren Erzählung aus Arkansas „In the Country God Forgot“ sich durch lebendige Charakterzeichnung, dramatische Spannung und eine eigenartige Gedrängtheit der Darstellung auszeichnet. — Charles Major, dessen romantisch-historische Erzählung „When Knighthood Was in Flower“ vor zwei Jahren zu den größten Markterfolgen gehörte, hat einen neuen Roman geschrieben, „Dorothy Vernon“, der zu Maria Stuarts Zeit spielt, und in dem dieser selbst eine nicht unwesentliche Rolle zuerteilt ist. Das Buch ist aber nicht besser und nicht schlechter als andere Werke gleichen Genres, bei deren Entstehen die Verfasser bereits mit einem Auge nach den Bühnentantièmen schielen. — Eine angenehme Sommerlektüre ist Kate Douglas Wiggins humoristisch-phantastische „Diary of a Goose-Girl“. — Von neueren Uebersetzungen ist Paul Bourgets Novellenband „Monica“ zu erwähnen, der Edith Wharton gewidmet ist. Dem Buche Maeterlincks über das Leben der Bienen ist die Uebersetzung seines Essaibandes „Der begrabene Tempel“ („The Burial of the Temple“) gefolgt. — In einer Sammlung litterarischer Feuilletons (zumeist aus der Sonnabend-Beilage der „Times“), die den Titel „Our Literary Deluge“ führt und Francis Whiting Halsey zum Verfasser hat, sind u. a. interessante statistische Angaben über das Wachstum amerikanischer Bücherproduktion, öffentlicher Bibliotheken und Privatsammlungen enthalten. Demnach erschienen in dem Vierteljahrhundert von 1876 bis 1900 im ganzen 170 000 Bände, im Jahre 1900 allein 150 000 (? D. Red.).

Am 31. Mai fand im Hotel St. Denis die jährliche Versammlung der Whitman-Gesellschaft statt, zu der sich wie gewöhnlich eine Anzahl Gäste aus der Umgegend eingefunden hatte. Das Programm der Nachmittagssitzung war etwas umfangreich, zeichnete sich aber dafür durch wohlüberlegte Anordnung aus. Eingeleitet und beschlossen wurde es durch Gesangsvorträge einer jugendlichen Komponistin, deren Tonsatz verschiedener Dichtungen Whitmans wenig Individualität verriet. Die acht Vorträge über Whitmans Wesen und Wirken („Die Demokratie Whitmans und die Demokratie des Sozialismus“, „Die Frau in Whitmans Dichtungen“ u. s. w.) wechselten mit Strophen aus den „Grashalmen“ ab, die zu dem jeweiligen Thema in Beziehung standen. Die interessanteste Nummer während der Nachmittagssitzung war ein Vortrag des Herrn George J. Smith, der die Behandlung, die Whitman von dem Litterarhistoriker Barrett Wendell zuteil geworden ist, in äußerst scharfsinniger und geistvoller Weise beleuchtete. Trotzdem muß man der „Mail and Express“ recht geben, die in ihrer Ausgabe vom gleichen Tage erklärte, Walt Whitmans Gedächtnis brauche nicht durch eine Clique persönlicher Verehrer gefeiert zu werden; gerade er sei ein Geist, der in dem Ganzen zu leben berufen sei und dessen Mission auch nach und nach den Massen bewußt werde.

Von großem Interesse war ein Vortrag, den ein Rev. W. M. Guthrie von Ohio am 14. Mai vor dem Fine Arts Club hielt. Sein Gegenstand war William Blake, der in seinen Zeichnungen, Radierungen und Stichen den englischen Prae-Raphaelitismus vorausgeahnt hat und in seinen Dichtungen ein Vorläufer des modernen Symbolismus gewesen ist.

Die Theatersaison ist zu Ende. In Philadelphia beschloß die Browning-Gesellschaft sie am 28. Mai durch die Aufführung einer Bühnenbearbeitung der Dichtung „The Flight of the Duchess“. — In New York kehrte Frau Fiske auf mehrere Wochen wieder im Manhattan-Theater ein und machte durch ihre Frühjahrssaison gut, was sie im Herbst durch schlechte Auswahl von Novitäten verfehlt hatte. Sie inszenierte aufs neue einige Stücke, in denen sie früher Erfolg gehabt hatte. So spielte sie etwa drei Wochen lang die von dem verstorbenen Lorimer Stoddard besorgte Bearbeitung von Thomas Hardys „Tess of the d'Urbervilles“, „Divorçons“, „Nora“ und einen prächtigen Einakter von Horace B. Fry „Little Italy“, eine erschütternde kleine Alltagstragödie, die das Beste darstellt, was das amerikanische Drama in den letzten Jahren geleistet hat. — In diesen letzten Wochen ging auch eine Novität über die Bühne, in der Clyde Fitch auf dem Gebiete des amerikanischen Gesellschaftsstücks eine Rivalin erstanden zu sein scheint. Das Stück hieß „Hearts Aflame“ und hatte eine aus dem Süden stammende Dame zur Verfasserin, Genevieve Haines.

New York. *A. von Ende.*

* Meinungs-Austausch *

[Unter sachlicher Verantwortung der Einsender.]

Wozu?

Von **Eduard Platzhoff-Lejeune** (Tour de Peilz).*)

(Nachdruck verboten.

Versuchen wir uns einmal den Eindruck zu vergegenwärtigen, den ein Unternehmen wie das „Litterarische Echo“ vor einem halben Jahrhundert noch hervorgerufen hätte! Denken wir uns einen der nach-goethischen Poeten, Storm oder Mörike vielleicht, unser Register durchblätternd: Arabischer, bulgarischer, lettischer, kroatischer, georgischer Brief; Bühnenberichte aus Prag und Zürich; neutürkisches Schrifttum, Bücher aus und über Japan, Persisches Theater! Kopfschüttelnd hätten sie das Blatt wohl beiseite gelegt. — Auch unser modernes Litteraturpublikum ist an eine Litteraturvergleichung in diesem Umfang noch nicht gewöhnt. Für Frankreich, England und Italien mag sein Interesse gewonnen sein; über Holland und Skandinavien geht es noch kaum hinaus. Doch handelt es sich hier nur um ein Mehr oder Weniger: prinzipiell ist die Teilnahme an der Litteraturbewegung vorhanden und in ihrer Notwendigkeit erkannt. Immerhin schadet es kaum etwas, diese Notwendigkeit ein wenig zu beleuchten.

Wozu lesen wir ein Blatt wie das „Litterarische Echo“? Was fesselt uns an den Litteraturbriefen, dem „Echo des Auslandes“, den kleinen Anzeigen und Mitteilungen aller Art? Als wenn unser Gedächtnis mit Namen und Daten nicht schon längst überlastet wäre! Nun soll man auch noch die Titel fremder Bücher sich merken, die Urteile über unbekannte Dichter in unbekannten Zeitschriften von unbekannten Autoren sich aneignen und für Völker und Gegenden litterarisches Interesse zeigen, die doch offenkundig „in der Kultur sehr zurück“ sind! Muß denn doch Litteratur getrieben werden, so sei es die der uns am nächsten liegenden Heimat. Mögen andere anders denken und sich kopfüber in die Weltlitteratur stürzen: auf die eine Frage sind sie uns meist die runde Antwort schuldig geblieben: Wozu?

I.

Dagegen ließe sich zweierlei sagen. Anders ausgedrückt: unser Interesse an der Kenntnis fremder Litteraturen und an einer sie vermittelnden Zeitschrift kann ein doppeltes sein, einmal historischer, dann persönlicher Art? Das historische Interesse hat nicht jeder, denn es ist ein Berufsinteresse, aber es steht so sehr im Vordergrunde und wird meist so ausschließlich den obigen Bedenken entgegengehalten, daß es an erster Stelle besprochen zu werden verdient. — Die Kenntnis fremder Litteraturen geht uns etwas an, denn ohne ihre Einwirkung wäre unsere heimische Litteratur nicht, was

*) Wir bringen die nachstehende Betrachtung unseres Mitarbeiters unter dieser neutralen Rubrik zum Abdruck, weil sie sonst allzu sehr als oratio pro domo erscheinen könnte. Auf ihren Abdruck verzichten wollten wir schon um deswillen nicht, weil sie Zweck und Ziel unserer Zeitschrift von verschiedenen, nicht überall erkannten Gesichtspunkten erläutert und klarstellt. D. Red.

sie ist. Umgekehrt ist es wertvoll, das Maß des Einflusses zu berechnen, den die eigene Nationallitteratur auf die verschiedenen fremden Litteraturen ausgeübt hat. Ich weiß nicht, wer diese beiden Sätze zu bestreiten den Mut hat, so sehr sind sie Gemeingut der heutigen Erkenntnis geworden. Herrscht hier prinzipielle Uebereinstimmung, so beginnt sofort die Meinungsverschiedenheit über den Grad dieser Beeinflussung nach seiner Tiefe, seinem räumlichen und zeitlichen Umfang. Daß die wechselseitige Beeinflussung eine Eigentümlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts, speziell seiner zweiten Hälfte und seines letzten Viertels sei, wird nicht ohne weiteres behauptet werden dürfen. Zwar ist unleugbar, daß nie vorher die Geistesströmungen einen so internationalen, überall einheitlichen Charakter trugen, daß zu keiner anderen Zeit die Nachahmung fremder Vorlagen und die verschiedene Bearbeitung des gleichen Gegenstandes so zahlreich waren. Aber wer wird leugnen können, daß schon in den ältesten Zeiten ein Ideenaustausch stattfand, der eine vergleichende Betrachtung scheinbar völlig unabhängiger Litteraturen rechtfertigt und nötig macht?

Die größere Ausdehnung der litterarischen Beeinflussung zugegeben, möchten wir darum noch nicht ohne weiteres an ihre **Vertiefung** glauben. Es ist unmöglich, hierüber Bestimmteres zu sagen, ohne eine Fülle beweisender und entkräftender Beispiele heranzuziehen. Thatsache ist, daß die Litteraturvergleichung wohl heute weniger darum so eifrig betrieben wird, weil ihre Notwendigkeit erkannt wurde (die hat immer irgendwie bestanden), sondern weil sie heute erst recht eigentlich praktisch möglich geworden ist. Das Leben zwingt uns, internationaler zu werden. Wie schnell reisen doch heute Menschen, Briefe und Blätter aller Art; wie zahlreich sind die Vermittler des geistigen wie jedes andern Austausches! Stemmt sich die Heimatkunst und die Nationallitteratur gegen diesen Austausch, so hält sie nur eine in ihrer Unabsehbarkeit bedenkliche, unvermeidliche Entwickelung auf. Man sagt zwar, der „Nationalismus“ sei heute mächtiger als je, und man vergißt gerne, daß seine ideellen Ursachen viel schwächer sind als seine wirtschaftlichen. Der Kampf ums Dasein in jeder Form läßt politisch und sprachlich verwandte Gruppen sich zusammenschließen; Zusammenschluß aber ist zugleich Gegensatz gegen die Draußenstehenden. Der wirtschaftliche Kampf um den ausländischen Absatz der heimischen Handelsprodukte, um den Platz an der Sonne uneroberter Länder, hat seinen ideellen Rückschlag auf das Geistesleben der Nationen und ihre Nationallitteratur. Man braucht kein Determinist zu sein, um hier eine Kausalität zu erkennen; in anderen Zeiten ist die Lebensnot geringer, der ideale Faktor mächtiger, und die heute allgewaltigen, wirtschaftlichen Größen spielen eine ungleich bescheidenere Rolle.

Die Heimatkunst und die nationale Litteratur ist eine erfreuliche Erscheinung; sie ist sogar eine wertvolle Bereicherung des großen Geistesschatzes der Nationen, wenn sie ohne Kleinlichkeit darauf ausgeht, jeden Dichter das sagen zu lassen, was er allein nach seiner Individualität, Stammeszugehörigkeit und seinem Milieu sagen kann. Das alles hindert nicht die immer auffälligere Einheitlichkeit der Litteraturbewegung aller Kulturnationen und die ihr entsprechende größere Dringlichkeit einer umfassenden Litteraturvergleichung. Käme es wirklich zu einer Welthilfssprache, die ja gewiß auch litterarischen Zwecken dienen müßte, so wäre das nur die äußere Sanktion eines längst bestehenden Zustandes. Sie würde die Gemeinsamkeit der Litteraturen auch solchen versinnlichen und sichtbarer machen, die heute noch durch die Vielsprachigkeit und die politischen Grenzen sie zu erkennen außer stande sind.*) Es ist hier nicht der Ort, diese Entwickelung zur Gemeinsamkeit zu bedauern oder zu preisen; sie sei einfach festgestellt. Zum Trost darf aber doch behauptet werden, daß sie zu einer völligen Uniformierung nie führen kann. Rasse, Sprache, Verfassung sind nicht allmächtige, aber doch sehr bedeutsame Faktoren. Sie werden dem Schaffen jeder Kulturnation bei aller Gemeinsamkeit einen stark individuellen Charakter aufprägen, der auch bei der Konstituierung der „Vereinigten Staaten von Europa“ seine Besonderheit wohl bewahren würde.

Das alles werden viele zugeben. Unser Verkehr mit den Kulturnationen ist zu rege, um nicht auch unser litterarisches Interesse zu erwecken. Die Sprachlehrer und Uebersetzer thun gut, es zu befriedigen. Die Litteraturvergleichung handelt recht, die Beziehungen unseres eigenen litterarischen Schaffens mit dem dieser Kulturnationen aufzudecken. Wohlgemerkt, der **Kulturnationen**. Wozu aber ein Litteraturbrief aus Georgien und ein Bericht über persisches Theater? Was hat unsere litterarische Hochblüte mit diesen stammelnden Anfängen einer in den Windeln zappelnden Kunst zu thun? Gewiß, hier besteht meist keinerlei Beeinflussung **durch** oder **auf** unsere Litteratur. Selbst wenn äußere Berührung sie möglich machte, so könnte sie doch höchstens einen ganz äußerlichen Charakter tragen. Denn nur irgendwie Gleichartiges kann auf einander wirken; nur bei einer Gemeinsamkeit der allgemeinen Kultur kann geistige und künstlerische Befruchtung stattfinden. Austausch setzt voraus, daß man etwas zu geben hat, und Befruchtung hat nur Erfolg, wenn schon ein Besitz vorhanden ist, auf den sie wirkt und den sie zu verarbeiten im stande ist.

Kann eine kaum geborene Litteratur mit den Anregungen alter Kulturvölker nichts anfangen, weil alle Voraussetzungen fehlen, so wissen umgekehrt auch diese Kulturvölker die naiven Produkte einer schwankenden, tastenden Anfängerkunst nicht zu verwerten. Einwirkung findet also auf keiner Seite statt; ist damit auch unser litterarhistorisches Interesse an jenen Völkern geleugnet?

Aus zwei Gründen **nicht**. Einmal kann uns das vor unseren Augen erfolgende Zustandekommen und Wachsen einer Litteratur wichtige Aufschlüsse über das Werden unserer eigenen oder anderer alter Litteraturen geben. Gewiß ist die Geschichte einer Litteratur nicht überall die gleiche, aber sie weist doch, gerade in ihrem ersten und letzten Stadium — Kinder wie Greise gleichen sich alle! — gewisse Aehnlichkeiten und Wiederholungen auf. Es sei daran erinnert, daß man kürzlich einige Dokumente isländischer Litteratur als eine „Mischung von Homer und der Bibel“ bezeichnet hat. So wird die geistige Verfassung und das Milieu eines Litteraten des klassischen Altertums oder des alten Orients, die wir aus den oft dürftigen hinterlassenen Schriften erraten müssen, uns sinnlich an dem Schaffen jener unkultivierten Völker lebendig, die wir besuchen und bei der Arbeit überraschen können. Wir nehmen so zugleich mit dem Geist **und** den Sinnen die geistig-sinnliche Einheit des Sängers und Dichters wahr, die wir bisher nur auf toten Blättern allein mit dem Verstande zu würdigen versuchten. Giebt es vielleicht keine geschichtlichen „Gesetze“ und gewiß keine „ewige Wiederkehr des Gleichen“, so fehlt es immerhin nicht an einem Parallelismus des geistigen Geschehens, einem Rhythmus und Takt der Geschichte und einer periodenweisen Wiederkehr des Verwandten und Aehnlichen.

Das ist nicht alles. Der eben als selbstverständlich vorausgesetzte Unterschied zwischen Kulturnationen und unkultivierten Völkern existiert nicht so unbedingt und erregt Zweifel, die ein litterarisches Interesse an den in der Kultur Zurückgebliebenen noch verstärken. Man mache sich zunächst klar, daß Gegensätze wie Kultur und Unkultur, Altmodisch und Modern, Idealismus und Realismus, Heimatkunst und allgemeine Kunst ganz relative und subjektive Kategorieen sind, unter denen jeder etwas anderes versteht und die obendrein gewalt-

*) Das Symbol dieser Gemeinsamkeit ist heute auch der in mehreren Sprachen Bücher herausgebende Verleger. Ich nenne nur Bruckmann und Langen in München. Auch Ollendorf-Paris hat in Berlin eine ständige Vertretung an der Firma Goldschmidt.

same und künstliche Teilungen zwischen engzusammengehörigen und auseinanderhervorwachsenden Anschauungen vornehmen. Wir handhaben sie zu unserer Bequemlichkeit, um überhaupt mit unserem armseligen Becherlein von dem reichen Quell alles Seins uns etwas anzueignen, und wir täuschen uns gar sehr mit dem Glauben, nun die Wirklichkeit, ganz wie sie ist, eingefangen zu haben. — So besteht auch zwischen Kultur und Unkultur kein Unterschied absoluter Art, sondern nur ein Mehr oder Weniger, ein allmähliches Abnehmen und schließliches Schwinden bestimmter Erkenntnisse, Sitten, Gefühle und Willensregungen.

Wer das zugesteht, geht vielleicht auch noch einen Schritt weiter mit und fragt sich, woran wir denn die Ueberlegenheit unserer Kultur über andere Kulturen, ja sogar über die sogenannte Unkultur erkennen können. Ein objektiver, von allen anerkannter und angewandter Maßstab existiert jedenfalls nicht. Die Westeuropäer und Nordamerikaner sind einfach übereingekommen, die Höhe der Kultur an der Verbreitung von allerlei Bequemlichkeiten und Sicherheiten, Kenntnissen und ethisch-ästhetischen Gemeingefühlen zu messen; was die Chinesen oder der bei dieser Gelegenheit mit Vorliebe zitierte Fidschi-Insulaner darüber denken, beschäftigt uns, wenn überhaupt, nur als Kuriosum. Mag uns diese Verachtung fremder Unkultur schon recht bedenklich stimmen, so wird sie vollends beängstigend, wenn aus unserem eigenen Kulturkreis heraus in fast regelmäßigem Abstand der Ruf der Rückkehr zur Natur ertönt. Dieser Zweifel an der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges nun ist ein neues Motiv des Interesses für die — sagen wir exotische Litteratur. Sie stellt für den Skeptiker eine Entwickelungsstufe dar, über die hinauszugehen wir vielleicht unrecht thaten. Sie zeigt Kunstformen in ihrer Reinheit und Gesundheit, die uns unerreichbar ist; sie lädt uns zur Rückkehr nach einem Knotenpunkt der Entwickelung ein, von dem aus sich Möglichkeiten in der blauen Ferne aufthun, an denen wir vor Jahrhunderten achtlos vorübergingen. Ohne diese Reaktion in ihrem ganzen Umfang gutzuheißen, darf doch der Nutzen anerkannt werden, den ein solcher Vergleich unseres augenblicklichen mit dem überwundenen Standpunkt bietet. Wie viele haben nicht aus dem Studium einer vergangenen Epoche und aus der Kenntnisnahme der jungen Litteraturbewegung eines „barbarischen" Volkes Anregungen und Kräfte geschöpft, die sie im Milieu der eigenen Heimat und Gegenwart vergeblich gesucht hatten!

II.

Mag sein, könnte man antworten; aber was geht das uns an? Das sind Gelehrtenfragen, die den litteraturfreundlichen Laien wenig berühren. Die wechselseitige Beeinflussung der Litteraturen haben wir nicht nachzuweisen, zu den Weg- und Zielweisern gehören wir nicht, und mit der Kultur des 20. Jahrhunderts sind wir völlig zufrieden. Welche Bedeutung hat für uns eine Zeitschrift, die mit der Zeit der Litteratur des gesamten Erdkreises ihre Teilnahme zuwenden wird? Kurz und mit anderen Worten: Besteht außer dem wissenschaftlichen (historischen und psychologischen) Interesse für den Forscher, noch ein persönliches Interesse für den Laien an der Weltlitteratur?

Gar zu leicht verbaut man sich den Weg zur Beantwortung dieser Frage durch eine sonderbare Verwechslung: man hält eine Zeitschrift, wie die unsere, für eine Nahrung, während sie nur ein Speisezettel sein will. Fast wäre ich versucht, eine Abänderung des Untertitels in diesem Sinne vorzuschlagen: Speisezettel für Litteraturfreunde! Es soll hier doch wahrhaftig keine Gedächtnisgymnastik getrieben werden; ebensowenig beabsichtigt der Herausgeber, Namen, Titel und Daten für Leute zu liefern, die Unterhaltungsstoff für die nächste Abendgesellschaft und frisches Oel für das Licht ihres Geistes benötigen. Von dem oben berührten wissenschaftlichen Zweck abgesehen, scheint mir vielmehr das Bemühen des „Litterarischen Echo" dahin zu gehen, den Leser mit jenen Geistern in Verbindung zu setzen, die ihm am meisten geben können. — Denn warum lesen wir? Es glaube, wer will, daß der Mensch das Geringste ohne Interesse unternimmt. Wer liest, um einzuschlafen oder aufzuwachen, um sich oder die Zeit zu vergessen, wird sich freilich an eine Litteratur zu halten haben, von der an dieser Stelle selten die Rede ist: er gehört vielleicht zum Durchschnittsleser, am Ende gar zur Majorität, den Namen eines guten, eines Normallesers verdient er nicht. Die Normalleser teilen sich wie die Liebhaber in zwei Klassen: solche, die das ihnen Gleiche und solche, die das Entgegengesetzte lieben. Die echte Liebe, zur Litteratur und zum andern Geschlecht, ist freilich meist eine Synthese dieser Extreme nach oben hin: man liebt die Mischung des Bekannten und Fremden, die Einheit des schon Erlebten und noch zu Erlebenden. Man liebt, was wir noch nicht sind, aber unserer Eigenart nach wohl sein könnten. Das Buch, das wir lieben, vermittelt uns den Verkehr mit einer Welt, die nicht die unsere ist, in die wir uns aber einzuleben vermögen. Es setzt uns mit Menschen in Beziehung, die wir um uns haben möchten und schon lange umsonst suchten. Es verschafft uns die Möglichkeit eines anderen Milieus, es hilft heraus aus dem Alltag, der uns alle bedrückt. Es fesselt uns und befreit zugleich, denn hier allein sind wir imstande, „unseren Verkehr zu wählen", hier drückt die lästige Verpflichtung zu neuer Bekanntschaft (man müßte gerade Rezensent sein) nicht mehr auf uns. Wir können genießen, was, wie, wo und solange wir wollen; wir lieben und hassen, wir jauchzen und leiden nach freiem Willen. Wir schenken uns weg, aber der Zauber bannt uns nur, solange wir uns ihm hinzugeben bereit sind. Sind wir nicht Fürsten und Götter unseren Büchern gegenüber? Wir fordern sie zum Reden auf, und sie gehorchen; wir heißen sie schweigen, und sie verstummen. Immer bereit und immer nahe steht die Macht der Stunde, des Gegenstandes, der Stimmung bei uns. Was uns fördert, begünstigen wir; was uns hemmt, wird entfernt und verschwindet ins Dunkel der Erinnerung.

Was Bücher nicht geben können, was das Leben allein giebt, hat gewiß jeder schon so oft schmerzlich gefühlt, daß es hier ungesagt bleiben darf. Wie oft geben sie weniger als das Leben, wie oft aber auch mehr! Es ist etwas Großes um die Macht des Lesers, sich selbständig nach eigenem Gesetz zu entwickeln und als eigener Herr das Fahrzeug zu wählen und zu wechseln, dem er seine Seele anvertrauen will. Wo aber viel Freiheit ist, da ist auch viel Verantwortung.

In einer Zeit des wachsenden Individualismus — denn das ist die unsere, trotz ihres sozialistischen Aufputzes immer noch — differenziert sich mit den ethischen und ästhetischen Anschauungen natürlich auch der litterarische Geschmack. Die politischen, sprachlichen und Rassengrenzen gebieten da keinen Einhalt, und ein Mensch mit stark ausgeprägter Eigentümlichkeit wird vielleicht erst in weiter Ferne und in fremden Landen den Dichter finden, der für ihn geschrieben hat. Man darf wohl ohne übertreibenden Optimismus vermuten, daß ein Bruchteil der litterarischen Interesselosigkeit unserer Tage aus der Unmöglichkeit zu erklären ist, in der Fülle des marktschreierisch sich aufdrängenden Angebots das dem einzelnen, und ihm allein, Wertvolle zu erkennen. Das Sprichwort von den sich begegnenden schönen Geistern und den sich findenden verwandten Seelen verdankt seine Entstehung einer Zeit, der die Welt kleiner vorkam.

Darum bedürfen wir alle, Fachleute und Laien, Kenner und Liebhaber, eines Führers in litterarischen Dingen, dessen Vollständigkeit jedem Aussicht macht, das Seinige zu finden. Leider hat diese Vollständigkeit auch wieder den Nachteil, daß der einzelne weit mehr findet als er bedarf, und daß für keinen jede Seite einer solchen Zeitschrift das gleiche Interesse haben kann. Man sollte gleichwohl dem Publikum die Erkenntnis zutrauen, daß ein großer Gewinn nicht ohne kleine Verluste zu erkaufen ist, und daß ein Licht seine Schatten

wirft. Die Hauptsache ist, daß jener Gewinn erlangt wird, und daß dieses Licht seine Leuchtkraft nicht einbüßt.

Ob für die Leser des „Litterarischen Echos" das historische oder das persönliche Interesse nach Umfang und Intensität überwiegt, mag ich nicht entscheiden. Für viele wird es in beiden Beziehungen wertvoll sein; für die meisten aber, auch derer, die es noch nicht kennen, hat es doch nach einer Seite hin Bedeutung. Und wenn wir es heute als ein wissenschaftliches Hilfsmittel und einen Wegweiser zur Bereicherung und Vertiefung unseres persönlichen Lebens hochschätzen, so wird die litterarische Nachwelt einen mindestens ebenso großen Nutzen daraus ziehen. Es ist unglaublich, wie viel heute geschieht, um den Herren von 1950 und 2000 das Leben bequem zu machen: in Zeitschriften, Lexicis und Bibliographieen aller Art finden sie das ganze Gedankenmaterial der großelterlichen Generation wie in einem Museum ausgestellt! Gewiß ist ein wenig Eitelkeit auf unserer Seite dabei: wir möchten nicht, daß man schlecht von uns denkt, und wir wünschen genau nach unserem Werte eingeschätzt zu werden. Können doch manche Historiker heute schon nach guter Waschzettelmanier der Versuchung nicht widerstehen, unseren Enkeln nicht nur das Material, sondern gleich die Kritik in die Hand zu geben, damit sie beim Einräumen und Klassifizieren leichtere Arbeit haben. Man wird über dieses Verfahren lachen, wie wir heute über die Schloßkastellane und Museumshüter uns lustig machen, wenn sie mit ihrer Beurteilung der ausgestellten Dinge nicht hinter dem Berge halten können. Lassen wir's gut sein mit der Sammlung des Materials: wir haben unseren Vorteil dabei, und die Nachwelt wird den ihren haben.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Peter Michel. Ein Roman von Friedrich Huch. Hamburg, Alfred Janssen. 1902. M. 4,— (5,—).

Ein neuer Name und ein merkwürdiges Buch! Merkwürdig leider nicht nur durch das, was es verspricht, sondern auch durch das, was es nicht verspricht. Der offenbar noch sehr jugendliche Verfasser überrascht uns durch ein ungewöhnliches Talent zur Beobachtung im Detail, er weiß eine Menge kleiner Einzelzüge treffend festzuhalten oder sie durch einen eigenartigen Vergleich anschaulich zu machen, er hat also Augen. Bisher freilich faßt er im wesentlichen nur das Aeußerliche, und wo er in die Verhältnisse und Menschen hineinzuschauen versucht, da stellt es sich heraus, daß es zumeist sehr alltägliche, an sich einer Vertiefung kaum würdige Verhältnisse und Menschen sind oder — und das ist wiederum merkwürdig — psychische Abnormitäten, die nicht erklärt, sondern hingenommen und mit einem gewissen Behagen am Grauslichen und am Bizarren ausgemalt werden.

Der Roman vom Peter Michel beginnt wie eine simple Dorfgeschichte: ein Schustersohn soll nicht bei des Vaters Leisten bleiben; die eitle Mutter, der Großvater, ein Lehrer wollen höher mit ihm hinaus, und der alte Vater duldet es mit stummer Freude. Das ist nichts besonderes, aber ein Dichter kann viel daraus machen. Huch charakterisiert die Eltern Michels ziemlich lebhaft; in loseren Umrissen bleibt die Gestalt des Großvaters, um so eingehenderer beschäftigt sich der Dichter mit der närrischen, fürs Irrenhaus reifen Tante Olga. Davon aber, wie diese Jugendeindrücke den jungen Peter beeinflussen, erfahren wir so gut wie gar nichts. Er zieht als ein mittelmäßiger Schüler schüchtern und verlegen, wie Dorfkinder bisweilen sind, zur Stadt in die Realschule, verbringt dort einige Jahre bei einem verwandten Kantor, faßt eine halb unbewußte Neigung zu dessen Tochter Liesel, einem lebenslustigen Weltkind, und geht endlich zur Universität, um Mathematik zu studieren. Er bezieht die Hochschule kaum reifer, als er die Realschule verlassen, und erweist sich im Verkehr mit den Kameraden ebenso unbeholfen wie in den Versuchungen, mit denen ihn die weibliche Halbwelt nicht verschont. In seinem Inneren scheint ihn nichts zu beschäftigen, vielleicht jedoch die Liebe zu der Kantorstochter. Jedenfalls tritt diese Erinnerung ihm vor die Augen, als er, an einer Schule angestellt, in der Frau des Rektors der Liesel wieder zu begegnen glaubt. Durch diese Frau eines anderen überzeugt, widmet er ihr doch eine stille, zarte Verehrung, die jene annimmt, als teilnehmende und in einer korrekten Ehe selbst der Teilnahme frohe Trösterin, die schließlich nichts sehnlicher wünscht, als Peter an der Seite einer Frau glücklich zu wissen. Von ihr veranlaßt, sucht Peter Liesel wieder auf, findet sie aber verwandelt und sich von ihr halb abgestoßen, halb wider Willen angezogen. Da Liesel der frische, unverdorbene Bursche gefällt, verführt sie ihn zu einem stürmischen Schäferstündchen, weist aber seine Versicherung, ihr die Ehre durch die Ehe wiedergeben zu wollen, hohnlächelnd zurück. In allen seinen Begriffen und Gefühlen verwirrt, kehrt Peter zu seinem Lehramt zurück, tröstet sich in dem schöngeistigen Verkehr mit der Frau des Rektors, wird aber nochmals in die Bahnen Lieselś hineingerissen, die sich an einen reichen, aber dummen und gutmütigen Kaufmann verkauft hat, um um so gefahrloser sich amüsieren zu können. Auch Peter bietet sie sich wieder an, findet aber keine Gnade und geht aus Langerweile mit einem Artisten in die Welt, dem sie durch ein Couplet über ihren früheren Gatten viel Geld einbringt. Peter giebt seinen Unterricht weiter und läßt sich schließlich an eine biedere Philistertochter verheiraten, nachdem sein Versuch, durch eine erfundene Selbstanklage sich in den Augen seiner Braut unmöglich zu machen, an ihrer sanftmütigen Liebe kläglich gescheitert ist. In ihrer Pflege wächst sich Peter vollends zu dem aus, was er von allem Anfang an war, zu einem behaglich-selbstzufriedenen Philister, der der ihm nochmals und nun als Gräfin begegnenden Liesel mit seinem „Glück" imponieren zu können glaubt. Inzwischen ist freilich noch mancherlei passiert; der alte Michel ist blödsinnig und die Mutter ist infolgedessen tiefsinnig geworden, und die verrückte Tante in einen Schornstein gefallen und erstickt. Es ist nicht gerade viel, was Peter Michel erlebt, aber doch genug und namentlich trauriges und verwirrendes genug, daß es ihn zu tieferer Einkehr und Umschau veranlassen sollte. Peter aber geht ziemlich unberührt durch alle diese Erfahrungen hindurch, er ist geradezu ein Beweis dafür, daß das Milieu den an sich unempfänglichen Menschen kaum umzubilden vermag. Künstlerisch aber entsteht dadurch ein Widerspruch zwischen der Technik, die Huch angewandt hat, und dem Vorwurf. Um eine kleine, wenig interessierende Säule rankt sich üppiges Beiwerk, sodaß wir sie bisweilen ganz aus den Augen verlieren. Planlos in der Anlage, bekundet der Roman auch sonst eine noch unausgeglichene Natur, in der sich die Elemente des Bizarren, des Humoristischen und Satirischen, wie der gemütvollen Versenkung oft genug widerspruchsvoll gegenüberstehen. Soll der Roman ein Weltbild von irgend einem Standpunkt aus geben, so ist für seinen Verfasser die unbedingte Voraussetzung: reif sein. Solche Reife aber vermögen wir in Huchs Roman nicht zu finden. Das einzige, was uns für ihn einnimmt, ist eine gewisse künstlerische Ursprünglichkeit und Empfänglichkeit, die aber größeren Aufgaben noch keineswegs gewachsen ist.

Dresden. *Leonhard Lier.*

Wenn Früchte reifen. Novellen von Max Grad. Berlin W., 1902, F. Fontane & Co. 275 S. M. 3,50 (5,—).

Die Freude am einzelnen, an der Erscheinung ohne die Sorge um die Gründe und Zusammenhänge.

die naive Vereinfachung der tausendmaschigen Leidenschaft- und Schicksalsgespinnste, die Art des Sehens der weiblichen und der männlichen Charaktere, der vortreffliche Blick für das Gute, das so nahe liegt, daß die Männer drüber stolpern — dies alles und über dies alles ein mit Worten kaum einzufangender Hauch von liebenswürdigem Aufgehen im Wirklichen, verrät unzweifelhaft die Frau. Oft berührt es unmittelbar wie weiblicher Sprechton mit seinen Diminutivschattierungen. Der Zug fast fanatischer Reinlichkeit, mit dem eine der Heldinnen ausgestattet ist, tritt häufig genug auch in den übrigen Teilen des Buches hervor, um auf eine gleiche weiblich-deutsche Tugend auch des — Verfassers schließen zu lassen. Die gesunde, frische Sinnlichkeit, die das ganze Sammelbuch durchpocht, hat meist einen leisen Beiklang des Forschseinwollens, des Strebens, über die Grenzen der eigenen Lebenserfahrung hinaus recht als wie ein Mann vorurteilslos zu sein, was denn auch wieder ein weiblicher Zug ist, und kein unsympathischer, weil er eben aufs Freisein gerichtet ist, nicht aufs Freischeinen. Eine Dichterin, die wie Max Grad erheblich mehr Frauenvorzüge als -schwächen offenbart, kann des männlichen Decknamens leicht entraten.

Das Buch wurde wohl nach der Zeitfolge des Entstehens zusammengestellt. Wenigstens enthält die zweite Hälfte das weniger Skizzenhafte und das Reifere („Das Transparent", „Die Geige", „Schlimmer Adebar", „Nichts") und schließt mit dem Besten, der eigenartig rührenden Schilderung eines reichen Greisenalters („Gute Nacht, Herr Major!"). Ueberall, auch da, wo (wie bei „Madonna", „Zwei Haarnadeln" und „Der Strom") größere Vertiefung zu wünschen bleibt, oder wo (wie bei „Joë") die Technik unzulänglich ist, spürt man doch ein kräftiges Talent des Erzählens und, was kein Fehler ist, des Unterhaltens. Auffallend sicher bedient sich die Verfasserin gelegentlich verschiedener Dialekte. Wohlthuend berührt die Abwechslung von Licht und Schatten, wobei ein optimistisch-humorfähiger Zug einer Neigung zu düsteren Motiven die Wage hält.

Berlin. *Willy Rath.*

Und sieh, so erwarte ich Dich! Skizzenbuch einer reifen Liebe. Von Karl Hans Strobl. Leipzig 1901, Hermann Seemann Nachf.

Es sind Gedichte in Prosa, an eine Geliebte gerichtet. Mit keiner dichterischen Gattung ist in neuerer Zeit mehr Unfug getrieben worden, als mit den „Gedichten in Prosa". Ich muß gestehen, ich hasse diese Gattung, sie ist das breite Feld der Dilettanten. Es ist so bequem, Gedichte in Prosa zu schreiben. Man ist fesselos, man schreibt einfach nieder, was einem die Stimmung eingiebt, ohne sich an Vers, Reim oder ähnliches kehren zu müssen, und plötzlich ist man zum „Dichter" geworden. Die Einfachheit pflegt diesen Produkten so gut wie immer zu fehlen. Die Leute werden geschraubt, schwülstig, pathetisch. Die reine lyrische Stimmung ist hier ungeheuer schwer zu treffen und erfordert einen ganzen Künstler. Nietzsche hat vollendete Gedichte in Prosa geschrieben. Die Anna Croissant-Rust, sonst ein bemerkenswertes Talent, hat es versucht und ist gescheitert. Karl Hans Strobl hat manches Tüchtige, Stimmungsschöne, Fesselnde geschaffen, aber das Höchste ist ihm versagt geblieben. Er weiß die Pose nicht immer zu vermeiden. Es liegt oft etwas Theatralisches in seinen Gebärden. Aber manchmal, wenn ihn die Stimmung ganz hinnimmt, wenn er vielleicht am wenigsten bestrebt ist, Kunst zu bilden, wenn er einfach eine große Empfindung dahinströmen läßt, hat er Klänge, die sehr schön sind. Hier ist etwas Erhabenes, etwas wie Orgelton, etwas ungemein Melodiöses. Wegen dieser Klänge lohnt es sich, dem Buch ein Interesse zu schenken und sich den Namen des Verfassers zu merken.

Steglitz. *Hans Bethge.*

Mutterherzen. Slovenische Dorfgeschichten aus Untersteiermark von Julius Syrutscheck. Linz o. J., Oesterreichische Verlagsanstalt. 220 S.

Den vier hier zu einem Bande vereinigten Geschichten ist gleichmäßig ein schwerer tragischer Ernst eigen; nur die letzte („Brot!") endet ein wenig lichter und freundlicher. Sie ist in ihrer Einfachheit und Echtheit, in der klaren, nirgends forcierten Folge des Geschehens, die in ihr herrscht, wohl das vorzüglichste Stück des ganzen Bandes. Die Tragik der anderen drei Erzählungen ist bedrückend, quälend. Das charakterisiert sie als zu der großen Gruppe von modernen Werken gehörig, die das menschliche Elend schildern, ohne seine kosmische Auslösung, seine künstlerische Ueberwindung zu finden. Sie geben dies bittere „So ist das Leben!" und gelangen nicht in die Tiefe der die Ereignisse umwandelnden Seele hinein, in der sie dem Pulsschlag des Lebens doch näher sind als in der Grausamkeit des äußeren Geschehens, des Milieus. In „Sein Weib" hat Syrutscheck eine solche innere Ueberwindung versucht, aber noch nicht überzeugend dargethan. Vielleicht findet er zum Positiven im Leben; die Beanlagung dazu ist unzweifelhaft vorhanden. In dem Maße dieses Positiven allein sehe ich den Wertmesser für Leistungen, die sich schriftstellerisch nicht über die gute Mitte erheben.

Weimar. *Wilhelm v. Scholz.*

Des Lebens Bürde und andere Novellen. Von Adele Hindermann. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 252 S.

Man wird sich aus diesen Novellen keine nachhaltigen Anregungen, keine großen Eindrücke holen, aber man wird sich mit ihnen ein paar Stunden ganz gut unterhalten. Am deutlichsten werden die kleinen liebenswürdigen Fähigkeiten der Verfasserin in der etwas umfangreicheren Erzählung „Schonzeit", in der ein weniger verbrauchter Einfall mit echt weiblichem Geschick ausgesponnen wird. In der Art, wie da der weibsflüchtige Junggeselle und die junge Sängerin, die ihre Kunst nicht der Ehe opfern will, zusammengeführt werden, spricht sich sogar etwas wie psychologischer Blick, der freilich nicht tief dringt, aber hie und da gar nicht so übel beobachtet, aus. Denselben schlichten, liebenswürdigen Charakter zeigt „Frührot", die mit stillem Humor behandelte Erinnerung an die erste Backfischliebe. Tragischen Motiven gegenüber, wie in „Evas Liebe" und „Des Lebens Bürde", reicht die Kraft der Verfasserin nicht aus. Statt zum Mitleiden zu zwingen oder wenigstens inneren Anteil abzuringen, erregt sie nur Interesse. Aber auch da hat Adele Hindermann vor andern noch vieles voraus. Sie verzerrt das Gefühl nicht zur Sentimentalität und sucht nicht mit fremden Mitteln zu erreichen, was ihren eigenen versagt ist.

Wiesbaden. *Josef Kaisler.*

Neue Frauen. Roman von Paul und Victor Margueritte. Aus dem Französischen von U. Fricke. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 4 M.

Aus ganzer Seele. Roman einer Modistin. Von René Bazin. Genehmigte Uebersetzung von J. Kelbe. Köln, J. P. Bachem. M. 3,50 (5,—).

Französische Autoren, die sich der Frauenfrage, besonders in ihrer engen Verbindung mit der sozialen Frage, zuwenden, treten immer häufiger hervor. Am erschöpfendsten hat Marcel Prévost das Thema behandelt („Les Vierges fortes"); die Gebrüder Margueritte suchen ein junges Mädchen zu schildern, das unter dem Einfluß englischer Feministinnen und Philanthropinnen zum Bewußtsein seiner sozialen Pflichten kommt und, angeekelt von dem Treiben der pariser Gesellschaft, sein großes Vermögen gemeinnützigen Zwecken dienstbar macht. Angesichts dessen, was französische Autoren gewöhnlich zu bieten pflegen, ist diese von tiefem Ernst durchdrungene, wenn auch etwas trockene Darstellung eines neuen Frauentypus hoch zu schätzen. Als charakteristische Thatsache für die Franzosen müssen wir indes konstatieren, daß derartige litterarische Erscheinungen durchaus nur auf ausländische Einflüsse zurückzuführen sind: alle die Heldinnen werden im

Ausland gebildet. Was anderen Ländern längst als selbstverständlich erscheint, ist hier neu, befremdend und nur teilweise erwünscht.

René Bazin wendet sich dem Mädchen aus dem Volke zu und läßt dieses durch unmittelbare Berührung mit dem Arbeiterstand aus sich selbst heraus zu aktivem Altruismus gelangen. So sympathisch uns diese kreuzbrave und bildhübsche Modistin berührt, sie ist wenig glaubwürdig gezeichnet. Leider weiß Bazin seinen zeitgemäßen Stoff nicht mit festem Griff zu packen und realistisch zu gestalten. Er verliert sich allzusehr in Rührseligkeit und Tugendschwelgerei. Die Gestalten treten nicht plastisch genug hervor, ihr Reden und Handeln ist mehr schematisch als individuell und psychologisch motiviert. Nebenpersonen, die vermöge ihrer Stellung wohl geeignet wären, in den angeregten sozialen Fragen ein Wort mitzureden, kommen über Gemeinplätze nicht hinaus. Das Zwingende für die junge Arbeiterin, den Anblick des Elends, das sie schließlich veranlaßt, Armenschwester in Paris zu werden, zeigt uns der Verfasser zu wenig. Vielfach hätte er weit kräftiger einsetzen müssen, um das zu geben, was er zu geben beabsichtigte.

Dresden. *Anna Brunnemann.*

Dramatisches.

Der Sieger. Ein dramatisches Gedicht von Otto Falckenberg. München, Verlag der deutsch-französischen Rundschau. gr. 8°. 58 S.

Venedig der Spätrenaissance. Leonina, ein Mädchen aus dem Volke, liebt den Fürsten und drängt sich bei dessen Heimkehr aus dem siegreichen Kampfe mit mächtigen Seeräubern, vor, um nur seinen Mantel zu berühren; Knechte schlagen sie roh nieder; ganz plötzlich verwandelt sich ihre Liebe in unnatürlich maßlosen Haß. Sie schleicht sich in den Palast, um den Fürsten zu ermorden; ertappt, wird sie dem Fürsten vorgeführt. Da erkennt er sie als eine der Tänzerinnen von einem Feste, zu der ihn tiefe Leidenschaft erfaßt und nimmermehr verlassen hat. Jetzt verlieren sich beide in Hingabe und Vergessenheit. Das Erwachen ist allerdings voll furchtbarer Verzweiflung: der Fürst tötet die wunderbare Dirne.

Das Stück mutet wie die vorletzte Szene eines großen ungeschriebenen Dramas an. Indem Falckenberg so viele Verse dieser einfachen straffen Fabel aufdringlich unterstreicht, will er wohl auf die Symbolik der Geschehnisse und Gestalten schon äußerlich hindeuten. Und da ich sofort Nietzsches Individualismus herauszulesen glaubte, so erklärte sich mir Leonina als die verkörperte „Macht der Persönlichkeit". In dem Augenblick, wo sich das jubelnde Volk zwischen sie und den Fürsten, zwischen das Ich und den Pflicht- und Ehrgeizmenschen, stellt, wendet sie sich gegen den letzteren; so ist der innere Konflikt nur der Kampf des Stolzes, der Weltverachtung, des Einsamkeitstraumes mit der Wirklichkeit und Allzumenschlichkeit.

Falckenberg besitzt unleugbare lyrische Begabung; er hat die visionäre Stunde seines Helden mit den satten und verdunkelten Farben Hofmannsthals gebannt, doch ist er plastischer und überhaupt realistischer als dieser. Leider hat er auch die große bilderreiche Schönheit vieler seiner Verse durch das geheimnisvolle Aufgebot halber oder allzu großer Worte beeinträchtigt.

Wien. *Camill Hoffmann.*

Kleine Dramen. Von Axel Steenbuch. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Francis Maro. Wien, Wiener Verlag, 1901.

Sieben kleine dramatische Szenen, dialogisierte Stimmungen, die zum Teil leise verklingen wie sanfte Celloakkorde. Die meisten dieser Akkorde sind Wiederklänge maeterlinckscher Melodieen. Der Däne Axel Steenbuch soll zwar den belgischen Phantasten nicht gekannt haben, als er sein Buch schrieb, so wird mir versichert. Ich glaube das aber nicht. Maeterlinckscher Eigenart ist zu sehr an die Scholle gebunden, um auf dänischem Boden anderes sein zu können als Abart. Schon die Monotonie der Behandlung (so besonders in den Skizzen „Liebe", „Die Schwestern", „Im Dunkeln" und „Die Kamelie") weist darauf hin, daß hier Manier und Nachahmung wurde, was dort Ursprünglichkeit war. Andere Gaben dagegen („Die Grenze", „Mazurka", „Nach Jahr und Tag") zeigen in ihrer Mischung von leiser Ironie und stillem Humor sowie in dem real Gegenständlichen, daß der Verfasser zu seinem Vorteil auch eigene Wege gehen kann. Namentlich auf den Dialog „Nach Jahr und Tag" möchte ich aufmerksam machen, eine feine, liebenswürdige Arbeit von entschieden szenischer Wirksamkeit. Sollte es in Deutschland noch Theaterleiter mit litterarischem Ehrgeiz geben, so sei ihnen dieser Einakter aufs wärmste empfohlen.

Berlin. *Lothar Schmidt.*

Litteraturwissenschaftliches.

Ludwig Tiecks Lyrik. Eine Untersuchung von Wilhelm Mießner. (Litterarhist. Forschungen. Herausg. von Schick u. Waldberg. 24. Heft.) Berlin 1902, Emil Felber. gr. 8°. 106 S. M. 2,40.

Die litterarhistorische Erforschung der deutschen Romantik, deren Ereignisse sich jetzt zu jähren beginnen, steht heute — und das ist kein äußerlicher Zufall — in voller Blüte. Hermann Hettners „Romantische Schule" vom Jahre 1849 war nur ein Vorläufer des gleichnamigen, ungemein gehaltvollen Monumentalwerkes von dem jüngst verstorbenen Rudolf Haym, der damit in demselben Jahre 1870 hervortrat, in dem Wilhelm Dilthey mit dem ersten und bisher leider noch immer einzigen Bande seines „Schleiermacher" den zweiten großen Beitrag zur Geschichte der deutschen Romantik lieferte. Neuerdings arbeitet auf diesem Felde besonders eifrig Erich Schmidt und seine Schule. Als Verfasser von Studien zur romantischen Lyrik seien nur Carl Busse mit Novalis, Herm. Anders Krüger mit Eichendorff, Rudolf Grosch mit Hölderlin, der Unterzeichnete mit Uhland genannt. Tieck trat bisher noch einigermaßen zurück. Jetzt folgt Johannes Ranftls Buch über „Tiecks Genoveva als romantische Dichtung (1899)" (besprochen LE II, 1450) eine nützliche Untersuchung über Tiecks Lyrik von Wilhelm Mießner.

Man hat sich gewöhnt, Tiecks Lyrik allzu rasch mit dem Schlagwort von der „virtuosenhaften Klangwirkung" abzutun und ihren inneren Gehalt von vornherein als sehr dürftig anzusehen, während man bei eingehender Prüfung nur sagen darf, daß die formale Seite bei dem Dichter überwiegt, der aber doch den gefühlsmäßigen Inhalt durchaus nicht gänzlich vermissen läßt. Mießner stellt sich die Aufgabe, durch eine sorgfältige Betrachtung der Motive und Ausdrucksmittel Tiecks Lyrik gerecht zu werden. Er beginnt mit einer zwar nicht erschöpfenden, aber zur Orientierung ausreichenden Uebersicht über Tiecks, aus seinen Prosaschriften zu gewinnende theoretische Ansichten von dem Wesen der Lyrik, an denen er die Praxis mißt. Er betrachtet Tiecks Lyrik innerhalb seiner gesamten Dichtung, ordnet die Uebersicht über Tiecks Motive, Unerhebliches mit Recht meist außer Acht lassend, unter die Ueberschriften „Lovellton", „Natur", „Gedichte über die Kunst" und „Scherzgedichte", um dann, wohl beeinflußt von Ernst Elsters „Prinzipien der Litteraturgeschichte", die Ausdrucksmittel der tieckschen Dichtung, des Dichters Phantasiebegabung, seine Metaphernsprache und dergl. zu analysieren, wobei er, eine prozentuale Häufigkeitsberechnung tieckscher Vorstellungen und Bilder nicht scheuend, zu brauchbaren Ergebnissen gelangt (S. 79, 81). Die Einwirkungen des Minnesangs, der Renaissancelyrik, der göttinger Haindichter werden richtig entwickelt und besonders die Einflüsse Jakob Böhmischer Mystik gut belegt. Einsichtig nimmt Mießner auch auf die neueste Dichtung Bezug, auf Maeterlinck,

Stefan George, Hugo von Hofmannsthal, Arno Holz u. a., die sich ja vielfach an die ältere Romantik anlehnen. Dagegen vermisse ich vergleichende und erläuternde Seitenblicke auf die jüngere, besonders die heidelberger und die schwäbische Romantik, wie denn auch Goethe viel zu wenig herangezogen wird. So kommt es, daß Mießner z. B. die Vorliebe für die Farben Grün und Gold speziell für Tieck in Anspruch nimmt, während sie doch von aller Lyrik geteilt wird; vor allem wäre da an Goethe, Eichendorff, Uhland und Mörike zu erinnern gewesen, die zum Teil die beiden Farben noch dazu gern neben einander stellen. Goethe etwa nennt „grün des Lebens goldnen Baum", Uhland spricht von „der Matten grünem Gold", Mörike von „golden grüner Zweige Dämmerung". Die Technik der tieckschen Wortmusik wird treffend entwickelt und Hermann Petrichs wertvolles, heut leider vergriffenes Buch „Drei Kapitel vom romantischen Stil (1878)" mehrfach ergänzt. Daß die Untersuchung von Tiecks Metrik und Reim so gut wie ganz ausgeschlossen bleibt, scheint mir ungerechtfertigt.

Zwar begegnen bei Mießner entschieden überschätzende Urteile wie „ganz überwältigend", „herrlich", doch verschweigt er auch Geschmacklosigkeiten nicht und stellt im allgemeinen für Tiecks Lyrik richtige Werte auf. Das Buch ist als Vorarbeit für eine sehr zu wünschende Geschichte der deutschen Romantik sowie für eine solche der deutschen Lyrik nicht gering zu schätzen.

Berlin. *Harry Maync.*

Molière. Von Heinrich Schneegans, Prof. der romanischen Philologie an der Universität Würzburg. (Geisteshelden. 42. Band.) Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1902. 261 S. m. Bildn. M. 2,40 (3,20).

Auf verhältnismäßig beschränktem Raum hat der Verfasser den Versuch unternommen, zugleich ein gewissenhafter Biograph Molières und daneben ein kritisch würdigender Darsteller seines Schaffens zu sein. Es muß zugestanden werden, daß er mit Umsicht und Vorsicht zu Werke gegangen ist, daß er neben der peinlichen Methode kühlen Forschens auch ein warmes Herz für den Menschen, eine genießende Freude am Werke des Künstlers und ein klares Verständnis für die Thaten des Kämpfers gezeigt hat. Das Buch würde vortrefflich zu nennen sein, wenn der hier und da ein wenig trockene und schleppende Ton unterbrochen würde von einem etwas freieren und kühneren Schwunge, wenn etwas mehr Sorgfalt auf eine gewandtere Darstellungsweise gelegt worden wäre. Ich glaube, es ist diese allzu gewissenhafte Vorsicht, die den Verfasser verhindert, gerade Meisterwerken wie „Le Tartuffe" und „Le Misanthrope" gegenüber sich über seinen Stoff zu erheben. So warm die Begeisterung auch sein mag, die der Autor selbst für diese Werke empfindet, er versteht es nicht, sie auf den Leser unmittelbar zu übertragen. Bei der Kritik des „Tartuffe" besonders hält er sich allzu sehr bei untergeordneten Bedenken auf, die mit einem kurzen Satze hätten abgethan werden können; so gelangt er nicht dazu, die fast diabolische Gestalt des Tartuffe in ihrer so gefährlichen Glattheit und schleichenden Macht zu charakterisieren, eben so wenig wie den grimmigen Humor und die beißende Satire, die Molière hier zur Verfügung stehen. — In seinem Urteile über den Misanthropen gehen durchaus richtige und feine Bemerkungen neben ziemlich unbestimmten Sätzen einher, mit dem Erfolge, daß wohl der feine Humor in der Gestalt Alcestes zur Geltung kommt, nicht aber der grandiose Witz, die souveräne Ueberlegenheit des scharf beobachtenden Dichters, nicht der unwiderstehliche Reiz, der Szene um Szene erfüllt. Der Wert dieser klassischen Komödie liegt in der Sicherheit, mit der Molière ein Bild seiner Zeit malt, in der feinen Unterscheidung der Lebensauffassungen, mit denen Alceste und Philinte Zeit und Menschen betrachten, und in der lächelnden, dabei doch so ernsten Philosophie, die Molière hier vielleicht am reinsten und tiefsten ausspricht.

Nancy. *Dr. Walter Küchler.*

Le Théâtre et la Société Française de 1815 à 1848. Par Jules Guex, Docteur ès Lettres. Vevey, Säuberlin et Pfeiffer. 1900. 180 p. 4 Frs.

L'Influence de la Science sur la Littérature Française dans la seconde moitié du XIXme Siècle. (Le Roman. La Poésie. Le Théâtre. La Critique.) Par Robert Fath, Docteur ès Lettres. Lausanne, Payot et Cie. 1901. 120 p. 2,50 Frs.

Zwei wertvolle Beiträge zur französischen Litteratur der Gegenwart. Das Thema Guex' ist das weniger dankbare, bei dem es nicht sowohl auf Entfaltung von Geist und Scharfsinn, als auf geduldiges Erforschen und geschicktes Verknüpfen ankommt. Der Verfasser war sich darüber im Klaren und hat in allzu großer Bescheidenheit sich hinter reichlichen Zitaten aus allen Lagern versteckt, auch mit seinem Urteil über Gebühr zurückgehalten. Nur der beschauliche und gründliche Leser ahnt die Fülle von Arbeit, der es zum Zusammentragen und Sichten des Materials bedurfte. Denn die dramatische Litteratur ist zu allen Zeiten der Nachwelt schwerer zugänglich, als die Lyrik, das Epos oder der Roman: auf die unmittelbare, sinnliche Wirkung berechnet, wird eben nur das durch den Druck verbreitet, was ihrer entraten kann, und die größten Zugstücke, die eigentlich typischen Produkte des Zeitgeistes, pflegen dazu nicht zu gehören.

Sehr glücklich war der Gedanke Guex', nicht nur von der Bühne, sondern auch von den Zuschauern jener Tage zu reden. Wer eine Zeit wieder lebendig machen will, kann gar nicht anders verfahren, und gerade beim Drama ist es ja allein möglich, die Wirkung eines Kunstwerks auf das Publikum sinnlich wahrzunehmen und annähernd deutlich zu bestimmen. Nirgends mehr als hier werden die Wandlungen des Geschmacks klar, und wenige Epochen sind dafür so fruchtbar und bezeichnend, als die gewählte. Guex unterscheidet in dem von ihm behandelten Zeitraum zwei Hauptströmungen: eine neuerungssüchtige und eine konservative. Die erste erfährt eine Unterteilung in eine idealistische (Leidenschafts- und Schauerdramen) und eine realistische Gruppe (Kampf gegen die Klassik, den Reim, den alten Stil). Die zweite scheidet sich in eine traditionelle (nur halbe Befreiung vom klassischen Ideal) und eine bürgerliche Periode (Scribe). Im übrigen beschränkt sich der Verfasser darauf, die Thatsachen reden zu lassen, ein sehr empfehlenswertes Verfahren für alle, die nichts Besseres zu sagen wissen; eine wenig befriedigende Methode aber bei Leuten wie Guex, deren eigenes Urteil gehört zu werden verdient.

Das Thema Faths ist so glücklich gewählt, daß man meint, es müßte schon längst behandelt worden sein. Auch der oberflächliche Litteraturkenner wird darüber etwas zu sagen wissen; zu einer erschöpfenden Behandlung aber gehören die ausgedehnten Kenntnisse, über die Fath verfügt. Er behandelt den Einfluß der Wissenschaft zunächst auf den Roman (Flaubert, die Goncourts, Zola, Rosny, Huysmans, Verne, Bourget u. a. m.), während er die Lyrik (Lecomte de Lisle, Sully-Prudhomme, René Ghil, J. Richepin, A. Rimbaud u. s. w.), das Theater (H. Becque, A. Dumas, Pailleron) und die Kritik (Sainte-Beuve, Taine, E. Hennequin, Brunetière) mit Recht etwas kürzer behandelt. Zur Sachkenntnis gesellt sich bei Fath ein sicheres und scharfes Urteilsvermögen, obschon sich der Schüler G. Renards und seiner „wissenschaftlichen Methode" (vgl. LE III, 1580 f.) nirgends verleugnet.

Es sei bemerkt, daß beide Arbeiten Doktordissertationen sind, die darum freilich die solchen Gelegenheitsschriften nicht immer mit Unrecht zuteil werdende Geringschätzung keineswegs verdienen. In den Ländern französischer Zunge pflegt man sich der Doktorprüfung meist erst mehrere Jahre nach dem Abschluß der Hochschulstudien zu unterziehen. Zudem wird, wenigstens in der Westschweiz, die Verteidigung der Thesen noch mit ganzer Strenge gehandhabt; soll sie doch bei den beiden besprochenen Arbeiten besonders lebhaft gewesen sein. Vielleicht werden auch die großen Universitäten durch

solche und ähnliche Beispiele gemahnt, mit dem dignus es intrare etwas sparsamer umzugehen.

La Tour-de-Peilz. *Eduard Platzhoff-Lejeune.*

Verschiedenes.

Ueber Kunst und Künstler. Von P. J. Möbius. Mit 10 Abbildungen auf 7 Tafeln. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1901. M. 7,— (8,50).

Die Psychologie der Kunst einmal frei von allen philosophischen und ästhetischen Nebeln in kalter Objektivität, vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte zu betrachten, in derselben Weise, wie man der Entwickelung der Kunstfertigkeiten bei den Tieren nachspürt, ist gerade für den Naturwissenschaftler ein verlockendes Thema; es fragt sich aber dabei, ob unsere heutigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse schon ausreichen, um über diese Frage mehr als Hypothesen aufstellen zu können. Der bekannte Neurologe Möbius, der seine Forschungen schon öfter in das Gebiet der schönen Künste ausgedehnt hat, wie in seinen Schriften über die Krankheit Rousseaus und über das Pathologische bei Goethe, sucht im vorliegenden Buche im wesentlichen die Lehren Galls neu zu beleben, zu ergänzen und zu berichtigen. Nachdem er im ersten Teile desselben in Ausführungen allgemeinerer Natur das Wesen der Kunst und der Künstler, die Vererbung der künstlerischen Fähigkeiten und Eigenschaften, die Beziehungen der verschiedenen „Kunsttriebe" zu einander, das Verhältnis der sexuellen Vorgänge zur Entfaltung des Kunsttriebes u. a. unter Bezugnahme auf Thatsachen der Zoologie, Ethnologie und der Kunstgeschichte in großen Zügen behandelt, giebt er im zweiten Teile die Darstellungen Galls über Wesen und Entwickelung des Farbensinns, Tonsinns, Kunstsinns und Bausinns, des Dichtergeistes und der Mimik und ihre äußeren Zeichen am Schädel des Künstlers wieder und fügt teils erläuternde, teils berichtigende Bemerkungen hinzu. Seine Hauptergebnisse sind die, daß die fünf Haupttalente: Mechanik, Bildkunst, Musik, Mimik, Dichtkunst, besondere angeborene Kunsttriebe darstellen, die, wenn sie irgend in stärkerem Maße entwickelt sind, dem Wesen und Leben des Individuums allen äußeren Hemmnissen entgegen übermächtig ihr Gepräge aufdrücken. Der Kunsttrieb gründe sich auf ein eigenes Gehirnorgan, dessen äußeres Zeichen in einer bestimmten Vorwölbung des Schädels zu erkennen sei. Alle Kunsttalente, mit Ausnahme des zur Poesie, tragen nach Möbius einen ausschließlich männlichen Charakter, sind ursprünglich männliche Geschlechtseigenschaften und werden nur vom Vater vererbt, für die Anlage des Dichtergeistes dagegen geben die geistigen Eigenschaften der Mutter den Ausschlag. Da nun die einzelnen Kunsttriebe gesondert eigene Grundkräfte darstellen, denen ein besonders entwickeltes Organ zugrunde liegt, und da die Empfänglichkeit für die Kunst von der Stärke des eigenen Kunsttalentes abhängig sei, so verspricht sich Möbius von einer erzieherischen Wirkung der Kunst auf die Masse der Durchschnittsmenschen nicht viel und warnt vor einer Ueberschätzung der Bedeutung der Kunst und der Künstler. Wenn aber Möbius selbst sagt: „Jedes Kunsttalent ist die Steigerung einer allen Menschen zukommenden Eigenschaft oder Fähigkeit", so muß doch jeder Mensch einen, allerdings mehr oder weniger vernachlässigten oder verdorbenen und durch Kultur erst zu bereitenden Boden für eine erzieherische Wirkung der Kunst bieten. Auch liefert, meine ich, allein das Vorhandensein der Volkspoesie einen thatsächlichen Beweis für ein hier und da zwar irregeleitetes, aber doch urwüchsiges Kunstbedürfnis des Volkes. Allein wenn man auch nicht allen Ausführungen des Verfassers beistimmen mag, — ich möchte hier noch auf seine Anschauung über die Berechtigung des Nackten und Sexuellen in der Kunst, die ihn zu einer, wenn auch eingeschränkten, Verteidigung von Polizeimaßregeln führt, hinweisen — wenn ferner auch die von ihm selbst zugegebene skizzenhafte Behandlung der hier wichtigen Fragen nicht immer zu der Sicherheit berechtigen mag, mit der er seine Behauptungen aufstellt, namentlich seine auf Gall gegründete Lehre von den Schädeleigentümlichkeiten noch sehr der Diskussion unterliegt, so bietet doch das frisch geschriebene Buch eine Fülle thatsächlichen Materials und anregende Gedanken genug, die bei Untersuchungen auf diesem Gebiete wohl beachtet zu werden verdienen.

Schwerin. *Georg Adam.*

Lebens-Erinnerungen. Von Robert von Mohl, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1902. 2 Bde. 288 u. 451 S. Mit 13 Bildnissen. Geb. M. 10.—.

Auch einem an öffentlicher Wirksamkeit reichen Leben pflegt ein einzelnes Hauptereignis oder, wenn's hoch kommt, eine zeitlich beschränkte Reihe von Ereignissen den charakteristischen Stempel aufzudrücken. So greife ich wohl nicht daneben, wenn ich als den von der Allgemeinheit anerkannten Höhepunkt des Ratens und Thatens Robert von Mohls jene Monate bezeichne, wo er unter dem Fürsten Friedrich Karl v. Leiningen, neben dem Oesterreicher Anton v. Schmerling, dem hamburger Rechtsanwalt Moritz Heckscher und dem bremer Senator Arnold Duckwitz, den Preußen Herm. v. Beckerath und General Ed. v. Peucker in dem vom Reichsverweser Erzherzog Johann Anfang August 1848 berufenen deutschen Reichsministerium seligen Angedenkens gesessen hat. Diese Hervorhebung hindert uns ja nicht, das viele Andere, was Mohl, der Professor und Bibliothekar, das mehrfache Kammermitglied und der mehrfache Gesandte usw. usw., sonst gewirkt und geschaffen hat, ebenfalls recht interessant zu finden; und nichts kennzeichnet diese erstaunliche Vielseitigkeit besser als die gescheite Bemerkung Eduard Heycks, Mohl gehöre zu jenen vorbismärckischen Deutschen und Mitarbeitern an der Reichsgründung, von denen man „Lebenserinnerungen" unbedingt zu erwarten hatte. Die Entstehung dieser Aufzeichnungen (bruchstückweise, ohne chronologische Ordnung und im Laufe mehrerer Jahre) erinnert an die von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", zu denen sie in mancher Hinsicht die sehr willkommene Ergänzung vom Standpunkt eines hervorragenden süddeutschen Politikers bilden. Und dabei wirken sie — wenigstens auf den, der sich auf derartige Bekenntnisse etwas versteht — bei aller Vornehmheit, Ruhe und Zurückhaltung durchaus nicht etwa kalt; man lese z. B. Mohls feine Charakteristik seines Schwagers Ferd. Ch. Baur (I, 192) oder die Beurteilung seiner eigenen Leistungen als Reichsjustizministers (II, 95). Kurz, wer für die Leidensgeschichte der mittleren und ausgehenden Bundeszeit etwas übrig hat, wird dem würzburger Bibliothekar Dr. D. Kerler für die Herausgabe der mohlschen Memoiren aufrichtig dankbar sein müssen. Die Ausstattung der beiden Bände ist tadellos.

Leipzig. *Hans F. Helmolt.*

Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit. Von Ernst Mummenhoff. (Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte. Herausgegeben von G. Steinhausen. VIII. Bd.) Leipzig, Eugen Diederichs, 1901. M. 4,—.

Wieder bietet sich Gelegenheit, auf einen neuen Band von Steinhausens kulturgeschichtlichen Monographieen aufmerksam zu machen, der von Ernst Mummenhoff verfaßt und diesmal der Geschichte des deutschen Handwerks überhaupt gewidmet ist. Der Verfasser schildert in fesselnder und belehrender Weise die Entstehung der verschiedenen Handwerke vor den Zeiten der Völkerwanderung, in welcher Periode natürlich zumal das Ackergerät und das Herstellen von Waffen (Schmied u. s. w.) eine große Rolle spielte. In der Folge entwickelte sich das Kunsthandwerk an den Höfen der Könige und Fürsten, und bald nach der Begründung deutscher Städte finden wir die mannigfaltigsten Handwerksleute vertreten: Schneider und Schuster, Fleischer und Weber, Böttcher und Töpfer, Tischler und Bäcker versorgen schon den Bürger und Landmann mit Produkten ihres Fleißes und ihrer Thätigkeit. Es giebt sogar Handwerke, die heute gar nicht mehr bestehen, wie z. B. die Bogner. So entwirft der kundige Autor ein reiches Bild des

Gewerbefleißes durch das Mittelalter und die übrigen Jahrhunderte hindurch, schildert auch die Eigentümlichkeiten des Zunftwesens, und weiß eine große Zahl entsprechender Einzelheiten aus jenen vergangenen Tagen zu berichten. Er deutet schließlich auch an, wie in unseren Tagen der Fabrikbetrieb so viele der alten Handwerke und wohl auch ganz die Arbeit des Einzelnen in den Hintergrund gedrängt hat. — Auch dieser Band enthält ein überaus reiches Illustrationsmaterial, das alten, seltenen Originaldrucken aus Augsburg, Basel, Mainz, Nürnberg, Regensburg u. s. w. entnommen oder nach alten Kupferstichen, Handzeichnungen und Holzschnitten wiedergegeben ist. Neben diesen oft blattgroßen alten Illustrationen finden wir auch Lehrbriefe, Arbeitsbescheinigungen, merkwürdige fliegende Blatt-Drucke, die sich auf das Handwerk beziehen, und ähnliche den Text illustrativ erläuternde Reproduktionen in vortrefflicher Ausführung. Namentlich sei auf die nebst dem Text abgedruckten Holzschnitte aus Jost Ammerns „Beschreibung aller Stände" von 1568 aufmerksam gemacht, von denen eine ganze Reihe aufgenommen ist. Auch diese Monographie ist eine Fundgrube für den Kulturhistoriker und Kunstfreund.

Graz. *Anton Schlossar.*

Briefe über Erziehung. An eine junge Mutter gerichtet. Von Dr. W. Buhle. Berlin, Ferd. Dümmler. M. 2,40.

Aeußerst wohlgemeint und sehr beherzigenswert ist, was der Verfasser über die leibliche und geistige Pflege in den ersten Kinderjahren schreibt. Obwohl es sich oft um sehr bekannte Thatsachen handelt, können diese nicht oft genug wiederholt und den jungen Müttern nicht warm genug ans Herz gelegt werden. Da wo der Verfasser die in die Frauenfrage einschlagende Erziehung des heranwachsenden Mädchens behandelt, glaubt er energisch die Frauenrechtlerinnen bekämpfen zu müssen, denn: „nur ein Beruf kommt für die Frau in Betracht und zwar die Ehe; ist dieser verfehlt, so ist es zugleich ihr Leben". Sind wir wirklich erst so weit, die Frau unter allen Umständen nur als künftige Mutter zu erziehen? Ist sie nicht zunächst auch ein Mensch und hat infolgedessen die Rechte aller Menschen auf harmonische Ausbildung aller ihrer Kräfte? Dr. Buhle macht den Frauen ja mancherlei Zugeständnisse; er will eine gründliche Reform ihrer Erziehung, aber nur mit Hinblick auf den einen Beruf. Ungeheuer logisch folgert er: die Mädchen, die nach den neuen (seinen) Plänen mustergiltig erzogen sind, die ihre Jugendjahre nicht vertändelt haben, werden alle begehrt, und werden sie's ausnahmsweise nicht, so können sie noch bequem einen anderen Beruf wählen, also Aerztinnen, Krankenpflegerinnen, Lehrerinnen werden. „Ist es dem Manne zu verargen," schreibt er, „wenn er aufhören möchte, der Mitgiftjäger zu sein, der er, um sich schadlos zu halten (nur deshalb?), manchmal sein muß . . . Der Vater braucht nicht zu sparen, um Mitgift zu sammeln oder mit Sorgen an die Zukunft seiner Tochter zu denken, oder sie so früh wie möglich einem männlichen Berufe zuzuführen, in dem sie durch Lohndrückerei dem Manne das Brot und damit die Möglichkeit der Eheschließung noch mehr erschwert. Sie selbst fühlt sich doch auch nicht glücklich dabei, sieht ihren Beruf nicht als endgiltig an und ist lau in ihrer Thätigkeit (natürlich, wenn sie nur zum Heiraten erzogen worden ist!), gewöhnt sich an schlechte Arbeit; sie schädigt sich in ihren Aussichten und wird erst recht zur Ehe untauglich ꝛc." Also mit kurzen Worten, gründliche Reform der Mädchenschule in Hinblick auf eine bessere Erziehung zur Ehe, und die Frauenfrage ist gelöst! Nun, ich meine, so einfach ist die Sache denn doch nicht, und es ist kaum zu begreifen, daß der Verfasser den tiefen Zusammenhang der Frauenfrage mit unseren wirtschaftlichen Verhältnissen noch immer nicht eingesehen und erkannt hat, daß der materielle Notschrei der Frau, selbst wenn wir den idealen für überflüssig halten sollten, von jedem Gehör erheischt. Wo ist der junge Mann, der das gut für die Ehe vorgebildete arme Mädchen unter allen Umständen der glänzenden Mitgift vorzieht? Zwingen ihn nicht manche Stellungen geradezu, auf Mitgift zu sehen, sei es auch nur um seiner zukünftigen Familie willen? Die Ueberzahl der Frauen schließt schon für Tausende „das Begehrtwerden" aus. Wo aber ist das junge Mädchen, das, wenn sie endgiltig „sitzen geblieben", noch Lehrerin, Aerztin ꝛc. werden kann und auch eine Anstellung findet? Es bedarf wohl keiner weiteren Entgegnungen. Gewiß, unsere Verhältnisse sind sehr ungesund. Aber durch solche Utopieen werden sie nicht gebessert. Wohl möchte jede Mutter ihre Tochter vor dem Kampf ums Brot bewahren; sie kann es heute nur dadurch, daß sie es dafür zur rechten Zeit tauglich macht. Dem Menschen gebietet nicht lediglich das Ideal in seiner Brust, sondern leider nur die eiserne Notwendigkeit. Der Verfasser sollte die bösen Frauenrechtlerinnen (sogar die allerextremsten) erst besser verstehen lernen, ehe er sie richtet und ihnen entgegenarbeitet. Sie haben zuerst auf den geistigen und materiellen Notschrei der Frau gehört und auf augenblickliche Abhilfe gesonnen, die, wie wir selbst wohl wissen, nur in Notbehelfen bestehen kann. Stets haben sie dabei den großen Fortschritt der Allgemeinheit im Auge behalten und werden dies, je solidarischer sie fühlen lernen und je klarer sich ihnen ihre Aufgabe erschließt, in immer vernunftgemäßerer, zielbewußterer Weise thun.

Dresden. *Anna Brunnemann.*

Gesetze über das Urheberrecht in allen Ländern. 2. Aufl. Durchgesehen von Prof. Ernst Röthlisberger. Leipzig, G. Hedeler. gr. 8°. 418 S. M. 10,—.

Das Buch enthält den deutschen Wortlaut von ca. 250 Gesetzen, Verträgen, Ausführungsverordnungen und anderen das Urheberrecht betreffenden Bestimmungen und internationalen Vereinbarungen. Der umfangreiche Band, dessen Durchsicht Prof. Ernst Röthlisberger, der auf dem Gebiet des Urheberrechts als Autorität anerkannte Sekretär des berner Internationalen Amts für geistiges Eigentum, übernommen hatte, ist bis auf die neueste Zeit ergänzt. Auch die zehn enggedruckte Seiten umfassenden „Anweisungen" des Copyright Office der Vereinigten Staaten für die Urheberrechts-Eintragung sind bereits in der vor einigen Monaten veröffentlichten, verschiedene Abweichungen und abgeänderte Eintragungsgesuchs-Formulare enthaltenden Neubearbeitung abgedruckt. Die Benutzung ist durch eine alphabetische Reihenfolge nach Ländern und durch übersichtliche Anordnung des Stoffs wesentlich erleichtert. Das acht Seiten starke Inhaltsverzeichnis wird Interessenten vom Herausgeber (G. Hedeler, Leipzig) kostenfrei zur Verfügung gestellt.

Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart hat die Reihe ihrer bekannten billigen einbändigen Klassiker-Quartausgaben mit Ludwig Uhlands und Theodor Körners sämtlichen Werken fortgesetzt. Die Uhland-Ausgabe, zu der Ludwig Holthof die biographische Einleitung geschrieben hat, kostet gebunden 4 Mk. und bringt u. a. die noch wenig allgemein bekannten dramatischen Fragmente und Entwürfe, die Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage und die Abhandlung über das deutsche Volkslied. Die Einleitung zu Körners Werken rührt von Otto Franz Gensichen her; der Preis dieses Bandes beträgt nur 2 Mark. Die Leinenbände beider Ausgaben sind geschmackvoll und dauerhaft.

Nachrichten

Bühnenchronik.

Stuttgart. Obgleich schon acht Jahre alt, hat Cäsar Flaischlens Tendenzdrama „Martin Lehnhardt, ein Kampf um Gott" doch bis jetzt noch auf keiner öffentlichen Bühne festen Fuß zu fassen vermocht. Professor Karl Straup hat es nun in dem seiner Leitung anver-

trauten Kurtheater der Vorstadt Berg (am 24. Juni) unternommen, das Stück zur Darstellung zu bringen. Hier, im Heimatlande des Dichters, wo man zu religiöser Debatte stets aufgelegt ist und der in Frage stehende Konflikt überdies lokalisiert erscheint, mußte man somit aus mehr als einem Grunde von vornherein dem Werke lebhafte Teilnahme entgegenbringen. Das harte Aufeinanderprallen der Lebensanschauungen eines fanatischen Orthodoxen und eines freisinnigen „Trotzdemchristen", das anderwärts vielleicht als Uebertreibung empfunden wird, erregte bei einem schwäbischen Publikum, dem derartige Charaktere und Gegensätze aus dem wirklichen Leben sattsam bekannt sind, wachsende Teilnahme, die mit der großen Auseinandersetzung zwischen Oheim und Neffen am Schluß der dritten Szene ihren Höhepunkt erreichte. Von da an fällt das Drama ab, weil die beiden letzten Szenen mehr Wiederholung als Steigerung bringen und der plötzliche Tendenzwechsel des Dichters, der im Schlußakt neben der religiösen Toleranz auch eine Art von Evangelium der freien Liebe zu predigen beginnt, verstimmt. Durch diese Verquickung des Hauptmotivs mit einem zweiten, minder sympathischen wird die ästhetische und moralische Wirkung der Dichtung stark abgeschwächt, ohne daß doch die dünne Wassersuppe der dramatischen Handlung dadurch fetter würde. Wie wenig aber auch die Technik des „Martin Lehnhardt" befriedigen und wie unfertig und unvergoren in dem Schauspiel manches anmuten mag, so spürt man doch deutlich, daß das Ganze sein Dasein einem Dichter verdankt, der voll aus dem Innersten — und wohl auch aus persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen — zu schöpfen und seinen Ueberzeugungen temperamentvoll beredten, stellenweise durch lyrischen Schmelz verschönten Ausdruck zu leihen vermocht hat. Vielleicht ermutigt der späte Erfolg des Stücks den inzwischen reicher Gewordenen, seine poetische Kraft von neuem an einem dramatischen Stoffe zu erproben.

Rudolf Krauss.

Todesfälle. Am 25. Juni † in Basel der Altphilologe Prof. Dr. Jakob **Mähly** im Alter von 73 Jahren. Der Verstorbene war vorzugsweise als Litterarhistoriker thätig; sein Hauptwerk ist die zweibändige „Geschichte der antiken Litteratur" (1886 ff.). Außerdem gab er eine Anzahl von Monographieen heraus, die Vertreter seiner eigenen Wissenschaft zum Gegenstande haben, so die Biographieen Angelo Polizianos und Sebastian Castellios. Auch als Dichter ist Mähly hervorgetreten und hat als solcher Gedichte, epische Dichtungen, Schwänke und Dramen verfaßt.

Der Litterarhistoriker Alexander **von Reinholdt**, ein hervorragender Kenner der russischen Litteratur, † am 21. Juni in St. Petersburg. Er schrieb eine vorzügliche „Geschichte der russischen Litteratur" (1885). Von deutschen Werken übersetzte er u. a. Theodor Fontanes „Effi Briest" ins Russische.

* *

Denkmäler. Corona **Schröter**, die erste Darstellerin von Goethes Iphigenie, soll in ihrer Vaterstadt Guben ein Denkmal erhalten. — Am ersten Pfarrhause in Möckmühl wurde eine Gedenktafel für **Schillers** Schwester Luise angebracht, die dort als Gattin des Stadtpfarrers Franckh von 1805 bis 1834 gelebt hat. — In Rapperswil (Kanton St. Gallen), wo Ferdinand **Freiligrath** im Sommer 1845 weilte, soll eine Gedenktafel für den Dichter gestiftet werden. — An der senkrecht abfallenden Felswand des Wildkirchli, inmitten der appenzellischen Gebirgswelt, ist Joseph Victor v. **Scheffel** ein bescheidenes Denkmal gesetzt worden (Bronzeplatte nach der Zeichnung des schweizer Künstlers Boesch). — Dem Dichter Julius **Sturm** soll in seinem Heimatsstädtchen, dem Badeort Köstritz, ein Denkmal errichtet werden. — Die Stadt Tarascon will dem unsterblichen Verfasser des „Tartarin de Tarascon", Alphonse **Daudet**, ein Denkmal setzen. — Der russische Dichter **Turgenjew** soll in seiner Vaterstadt Orel ein Denkmal erhalten. — In der Kirche zu Fuorigrotta bei Neapel wurde ein Grabmal für Giacomo **Leopardi** enthüllt.

* *

Persönliches. Heinrich **Seidel** ist anläßlich seines 60. Geburtstages von der philosophischen Fakultät der Universität Rostock mit der Doktorwürde ehrenhalber ausgezeichnet worden; der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin verlieh ihm die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. — An Stelle des Prof. Gustav Roethe, der zu Beginn des Wintersemesters nach Berlin geht, ist der Professor der deutschen Sprache und Litteratur Dr. Edward **Schröder** aus Marburg berufen worden. — Josef Viktor **Widmann** hat seine Stellung als Feuilletonredakteur des berner „Bund" niedergelegt, weil ohne sein Wissen der „Bund" einen Aufsatz veröffentlichte, der dem schweizerischen Chauvinismus das Wort redete, indem er sich gegen den Universitätsprofessor Dr. Vetter und dessen Rede in Nürnberg (anläßlich der Jubiläumsfeier des Germanischen Museums) wandte.

* *

Preisausschreiben und Preisverteilung. Das **Oberschlesische Volkstheater** (vgl. Sp. 215) veranstaltet ein Preisausschreiben für Volksstücke, die ihren Stoff dem Industriebezirk entlehnen. Ausgesetzt ist ein Preis von 1000 Mark, der auch geteilt werden kann. Preisrichter sind Frau Gräfin Bethusy-Huc, Generaldirektor Marx und Oberlehrer Dr. Scholim. Einlieferungstermin ist der 1. November 1902. Die weiteren Bedingungen sind bei dem ersten Bürgermeister Stolle in Königshütte zu erhalten. — Einen Preis von der Académie française erhielt Henri **Albert** für seine französische Ausgabe der Werke Nietzsches.

* *

Allerlei. Die diesjährigen Festspiele des **Rheinischen Goethevereins** werden vom 29. Juni bis zum 14. Juli im Stadttheater zu Düsseldorf abgehalten werden. Zur Aufführung kommen folgende Dramen: „Macbeth", „Othello", „Was ihr wollt", „Hamlet", „Julius Caesar". — Den litterarischen Nachlaß Berthold **Auerbachs** hat Geheimrat Dr. Kilian v. Steiner, der stellvertretende Vorsitzende des schwäbischen Schiller-Vereins, von der Familie des Dichters erworben und dem marbacher Schiller-Archiv gewidmet. — In Berlin haben vier neue Straßen die Namen von Dichtern erhalten, die Scherenberg-, die Wichert-, die Raabe- und die Rodenberg-Straße. — **Maeterlincks** Drama „Monna Vanna", das im Great Queens Street-Theater in London aufgeführt werden sollte, wurde von der Zensur verboten. Darauf gründeten Maeterlincks Verehrer eine Maeterlinck-Gesellschaft, mieteten die Victoria-Halle und brachten das verbotene Stück mit Hilfe des Personals vom Théâtre de l'Oeuvre zur Aufführung.

---

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Altenberg, Peter. Was der Tag mir zuträgt. 65 neue Studien. 2., verm. u. veränd. Aufl. Berlin, S. Fischer. gr. 8°. XIV, 327 S. m. Bildn. M. 5,—.

Aue, Lucie v. der. Wenn die Sonne sinkt. Roman. 2 Tle. in 1 Bde. Berlin, Otto Janke. 215 u. 210 S. M. 4,—.

Bitter, Arthur. Die Waldmarche. Erz. Illustr. Biel, Ernst Kuhn. 154 S. M. 1,20.

Böhlau, Helene. Salin Kaliske. Novellen. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 277 S. M. 3,— (4,—).

Carnot, Maurus. Bündnerblut. Nov. Chur, Jul. Rich. 89 S. M. 1,20.

Dreßler, Arthur. Künstler-Novellen. Leipzig, B. Elischer Nachf. 211 S. M. 2,50.

Fontane, Theodor. Quitt. Roman. 2. Aufl. 383 S. — Unwiederbringlich. Roman. 4. Aufl. 385 S. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. Je M. 3,— (4,—).

Georgy, Ernst. Frau Lotte in Rußland. (Die berliner Range. 11. Bd.) Berlin, Rich. Bong. Schmal 8°. 221 S. M. 1,— (1,50).

Goethe. Die Leiden des jungen Werther. (Pantheon-Ausg. Textrevision u. Einleitg. v. O. Pniower.) Berlin, S. Fischer. gr. 16°. XXVIII, 270 S. m. Titelbild. Geb. M. 2,50.

Hartwig, Paul H. Als wir jung waren. Geschichten. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 136 S. M. 2,—.

Hebbel, Friedrich. Novellen u. Erzählungen. — Mutter u. Kind. — Pläne u. Stoffe. (Sämtl. Werke. Histor.-krit. Ausg., bes. v. R. M. Werner. 8. Bd.) Berlin, B. Behr. gr. 8°. LVIII, 453 S. M. 2,50 (3,50).

Heinse, Wilhelm. Ardinghello und die glückseeligen Inseln. (Sämtl. Werke. Herausg. v. Carl Schüddekopf. 4. Bd.) Leipzig, Insel-Verlag. gr. 8°. 414 S. Subskr.-Pr. M. 5,50 (7,50); Einzelpr. M. 6,— (8,—).

Hübel, Felix. Die kleine Königin. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 70 S. M. 1,50.

Jensen, Wilh. Aus den Banden. Nov. Leipzig, Bibliogr. Anst. Adolph Schumann. 121 S. M. 1,—.

Joachim, Joi. Die Heimkehr. 3 Erzählungen. Illustr. Biel, Ernst Kuhn. 158 S. M. 1,20.

Klitscher, Gustav. Der Mörder der Schönheit. — Die Frühlingshasserin. Ein Buch v. Kunst u. kranker Liebe. Berlin, Hermann Costenoble. 200 S. M. 3,— (4,—).

Kreutzberger, Oskar. Rund um den Souffleurkasten. Theaterhumoresken. Leipzig, Joh. Cotta Nachf. 187 S. M. 1,50.

Kurz-Elsheim, Franz. Brettl-Sterne. Phantasieen u. Stimmungen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. kl. 4°. 91 S. M. 2,—.

Laufberger, Friederike. Schloß Gunzenlech. Erz. Linz, Oesterr. Verlags-Anst. 218 S. M. 2,— (2,50).

Megede, Marie zur. Das Licht. Roman. Berlin W., F. Fontane & Co. 365 S. M. 5,— (6,50).

Mehler, Julius. Das erste Engagement. Eine humorist. Erz. a. d. Theaterleben. Hannover, M. & H. Schaper. 132 S. M. 1,—.

Mysing, Oskar (O. Mora). Das neue Geschlecht. Roman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 409 S. M. 3,— (4,—).

Ompteda, Georg Frhr. v. Traum im Süden. Nov. Mit Buchschmuck von Hanns Anker. Berlin W., F. Fontane & Co. 166 S. M. 2,— (3,—).

Rosner, Karl. Ein Brandstifter u. a. Erz. Dresden, E. Pierson. 204 S. M. 2,—.

Rüst, Edela. Die Baronsche. Ein Roman aus Ostpreußen. Berlin, Herm. Costenoble. 301 S. M. 3,— (4,—).

Schlaf, Johannes. Der Narr u. a. Novellistisches. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 170 S. M. 2,50.

Schobert, H. (Baronin v. Bode). Eine Häßliche. Die Tragödie einer Frau. Roman. 3 Bde. Berlin, Otto Janke. 199, 206 u. 200 S. M. 10,—.

Schwabe, Jenny. Im feindlichen Leben. Roman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 283 S. M. 3,— (4,—).

Seidel, Heinrich. Heimatgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 2 Reihen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 362 u. 374 S. Je M. 4,— (5,—).

Stenglin, Felix v. Versuchung. Kriminal-Roman. Berlin, Hugo Steinitz. 191 S. M. 2,—.

Stifter, Adalbert. Granit. Erz. (Wiesbadener Volksbücher. Nr. 22.) Wiesbaden, Heinr. Staadt. 12°. 47 S. M. —,25.

Volkserzählungen. Mit Bildern geschmückt von Joh. Boßard. (Jungbrunnen. 32. Bdchn.) Berlin, Fischer u. Franke. 4°. 34 S. M. 1,25.

Werder, Hans. Frühlingsstürme. Erz. Berlin, Otto Janke. 155 S. M. 1,—.

Wilbrandt, Adolf. Der Lotsenkommandeur. Eine Erz. (Wiesbadener Volksbücher. Nr. 21.) Wiesbaden, Heinrich Staadt. 12°. 73 S. M. —,25.

Zahn, Clara. Liebeshunger. Roman. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. gr. 8°. 175 S. M. 1,— (1,50).

Zapp, Arthur. Die Grafen von Buchenau. Roman. Dresden, E. Pierson. 269 S. M. 3,—.

Zapp, Arthur. Eine Konvenienzheirat. Roman. Leipzig, Bibliogr. Anst. Adolph Schumann. 237 S. M. 2,—.

Zobeltitz, Hanns v. Prinzeß Hummelchen. Illustr. v. F. v. Reznicek. Stuttgart, Carl Krabbe. 167 S. M. 2,— (3,—).

Andersen, H. Chr. Die kleine Seejungfer. Illustr. v. F. Haß. (Jungbrunnen. 33. Bdchn.) Berlin, Fischer u. Franke. 4°. 38 S. M. 1,25.

Daudet, Ernest. Im Banne der Liebe. Deutsch v. B. Aßmus. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 300). Berlin, H. Hillger. 12°. 111 S. M. —,20.

Gorki, Maxim. Kain und Abel u. a. Geschichten. Deutsch v. J. Ailinmann. Berlin, Hugo Steinitz. 120 S. M. 1,—.

Gorki, Maxim. Orlow u. seine Frau. Erz. A. d. Russ. v. L. A. Hauff. Berlin, Otto Janke. 128 S. M. 1,—.

Kühl, P. Das geheimnisvolle Bild. 3 Nov. A. d. Chines. übers. Berlin, Hugo Steinitz. 192 S. M. 1,50.

Mirbeau, Octave. Bauernmoral. A. d. Franz. Wien, Wiener Verlag. 137 S. M. 2,— (3,—).

Morrison, Arthur. Ein Kind des Jago. A. d. Engl. v. Clara Markus. Wien, Wiener Verlag. 271 S. M. 2,50 (3,50).

Novellen, altitaliänische. Ausgew. u. übers. v. Paul Ernst. 2 Bde. Leipzig, Insel-Verlag. 304 u. 296 S. M. 3,— (4—).

Sienkiewicz, Henryk. Drei Frauen. Deutsch v. K. Grelich. Illustr. Stuttgart, Franckhsche Verlagsh. 12°. 124 S. M. 1,— (1,80).

Tschechoff, Anton. Sünde u. a. Geschichten. Deutsch v. Nik. Moehring. Berlin, Hugo Steinitz. 136. S. M. 1,—.

Tolstoi, Leo. Roman einer jungen Frau. Uebers. v. H. Roskoschny. Stuttgart, Franckhsche Verlagsh. 126 S. M. 1,—.

b) Lyrisches und Episches.

Bayer, Carl. Gedichte. Berlin, Carl Duncker. 171 S. M. 3,—.

Billing, A. Alpenrosen. Ein Liederstrauß. Dresden, E. Pierson. 369 S. M. 4,— (5,—).

Borutto, Helene. Wilde Ranken. Lieder u. Gedichte. Dießen, Jos. C. Huber. gr. 8°. 120 S. M. 2,50 (3,50).

Buol, M. Lieder vom heiligen Lande. Brixen, A. Wegers Buchh. 16°. 126 S. M. 2,—.

Destinn, Emmy. Sturm u. Ruhe. Gedichte. Berlin, Carl Duncker. gr. 8°. 91 S. M. 4,—.

Drescher, Oskar. Hallen-Lieder u. a. Dresden, E. Pierson. 68 S. M. 1,50 (2,50).

Heine, Heinrich. Buch der Lieder. (Pantheon-Ausg. Textrevision u. Einleitg. v. E. Elster.) Berlin, S. Fischer. gr. 16°. XXVI, 250 S. m. Bildn. Geb. M. 2,50.

Koch, Maidy. Arnold Böcklin. 12 Gedichte. Freiburg i. Br., E. Troemers Univ.-Buchh. 16 S. M. —,50.

Kreon, Anna. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 87 S. M. 1,50 (2,50).

Müller, Hans. Dämmer. Verse a. d. Jahren 1899 u. 1900. Dresden, E. Pierson. 80 S. M. 1,50 (2,50).

Musäus. Die Nymphe des Brunnens. Mit Bildern v. Müller-Münster. (Jungbrunnen. 34. Bdchn.) Berlin, Fischer & Franke. 4°. 58 S. M. 1,50.

Neumann, Herm. Kunibert. Saul. Ein Epos. Leipzig, Joh. Cotta Nachf. 91 S. M. 1,50.

Ogilvie. Cronjes Siegen und Sinken. Ein Sang aus Burenlanden. Dresden, E. Pierson. 52 S. M. 1,50 (2,50).

Rittlingen, Leo. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 39 S. M. 1,— (2,—).

Schur, Ernst. Dichtungen u. Gesänge. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 178 S. M. 3,—.

Wolff, Max J. Tanz der Gedanken. Gedichte. Neue Ausg. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 179 S. M. 3,—.

Wurmb, Alfred von. Im Wachen und Träumen. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 129 S. M. 2,—.

Zippendorf, M. J. Von Berg u. Thal. Gedichte, Erzählungen u. Skizzen. Dresden, E. Pierson. 127 S. M. 2,—.

c) Dramatisches.

Adler, Friedrich. Von Gil. Komödie, nach den Motiven des Tirso de Molina. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 160 S. M. 2,— (3,—).

Arndt, Richard. Brüderchen u. Schwesterchen. Drama in 1 Aufz. Dresden, E. Pierson. 45 S. M. 1,—.

August, Albert. Konradin. Eine Tragödie mit Vorspiel. Dresden, E. Pierson. 135 S. M. 2,—.

Behr, Friedr. v. Der Caesar. Bühnendichtg. Berlin, G. H. Meyer. 183 S. M. 2,50.

Ehrlich, Hans. Pöbel. Drama. Dresden, E. Pierson. 60 S. M. 1,—.

Georg, Max Aug. Marcus Manlius. Trauerspiel. Dresden, E. Pierson. 242 S. M. 3,—.

Grabbe, Chr. D. Don Juan und Faust. — Die Hohenstaufen. I. II. — Aschenbrödel. (Sämtl. Werke. Herausg. v. Ed. Grisebach. 2. Bd.) Berlin, B. Behr. gr. 8°. 480 S. M. 4,— (5,—).

Greinz, Rudolf. Der Märtyrer. Bühnenspiel a. d. Zeit d. ersten Christen. Berlin, Schuster & Loeffler. 93 S. M. 1,50.

Hanau, Herm. Simson u. Delila. Trauerspiel. Berlin, G. H. Meyer. 160 S. M. 2,—.

Hawel, Rudolf. Mutter Sorge. Wiener Volksstück. Wien, Wiener Verlag. 153 S. M. 2,— (3,—).

Henzen, Wilh. Mutter u. Kind. Schauspiel. Leipzig, R. Maeder. 115 S. u. Musikbeilage. M. 2,—.

Krossa, Ellinor. Ums tägliche Brot. Drama. Wiesbaden, Heinrich Staadt. 37 S. M. 1,50.

Mach, Johannes. Hans Hammer. Drama. Dresden, E. Pierson. 82 S. M. 2,—.

Philippi, Felix. Das große Licht. Schauspiel. Breslau, Schles. Buchdruckerei. 223 S. M. 2,— (3,—).
Schafheitlin, Ad. Johannes Hus. Trauerspiel. Berlin, S. Rosenbaum. gr. 8°. 104 S. M. 2,—.
Volbehr, Lu. Schwester Fides. Schauspiel. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 101 S. M. 2,—.

Maeterlinck, Maurice. Pelleas und Melisande. Eingeleitet durch 12 Lieder. Deutsch v. Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Leipzig, Eugen Diederichs. 88 S. M. 3,— (4,—).
Tolstoi, Leo N. Die Macht der Finsternis. Schauspiel. Uebers. v. R. Löwenfeld. Leipzig, Eugen Diederichs. 156 S. M. 1,—.
Zschalig, Heinrich. Drei Einakter: Zu spät. — Die goldene Karosse. — Bürgerin Darcy. A. d. Franz. u. Dän. übers. u. i. d. Bühne eingerichtet. Dresden, E. Pierson. 118 S. M. 1,50.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Briefe der Frau Rath an ihre lieben Enkeleins. Herausg. v. C. v. B. Schleswig, Ludwig Detlefsen. gr. 8°. 22 S. m. 6 Bildn. M. 2,—.
Festschrift, Theodor Gomperz dargebracht zum 70. Geburtstage v. Schülern, Freunden, Kollegen. Wien, Alfred Hölder. Lex.-8°. 499 S. m. Bildn. M. 12,—.
Goethe-Jahrbuch. Herausg. v. Ludwig Geiger. 23. Bd. Mit d. 17. Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Litterarische Anst. Rütten & Loening. gr. 8°. VI, 327, 32 u. 71 S. m. 2 Bildn. Geb. M. 10,—.
Hänsiel, Otto. Der Einfluß Rousseaus auf die philosophisch-pädagogischen Anschauungen Herders. Diss. Dresden, Bleyl & Kaemmerer. gr. 8°. 63 S. M. 2,60.
Holzgraefe, Wilh. Schillersche Einflüsse bei Heinrich v. Kleist. Progr. Cuxhaven, Aug. Rauschenplat. gr. 4°. 32 S. M. 2,—.
Jahrbuch der deutschen Shakspere-Gesellschaft. Herausg. v. A. Brandl u. W. Keller. 38. Jahrg. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchh. gr. 8°. XLVIII, 453 S. M. 11,— (12,—).
Kautzsch, E. Die Poesie und die poetischen Bücher des Alten Testaments. 6 Vorträge. Tübingen, J. C. B. Mohr. gr. 8°. 340 u. 16 S. M. 6,— (7,—).
Morris, Max. Goethe-Studien. 2., veränderte Aufl. 2 Bde. Berlin, Conrad Skopnik. gr. 8°. 340 u. 297 S. M. 6,— (7,50).
Müller, Carl Friedrich. Zur Sprache Fritz Reuters. Ein Beitr. zur Kenntnis der mecklenb. Mundart. gr. 8°. 50 S. M. —,80. — Der mecklenb. Volksmund in Reuters Schriften. gr. 8°. 132 S. M. 1,80 (2,50). Leipzig, Max Hesse.
Noetteken, Hubert. Poetik. (In 3 Tln.) 1. Tl.: Vorbemerkungen. Allg. Analyse der psychischen Vorgänge beim Genuß e. Dichtg. München, C. H. Beck. gr. 8°. XIII, 315 S. M. 7,— (8,—).
Thalia, deutsche. Jahrbuch f. d. gesamte Bühnenwesen. Herausg. v. F. Arnold Mayer. 1. Bd. Wien, Wilh. Braumüller. gr. 8°. XI, 553 S. Geb. M. 12,—.
Weltrich, Richard. Wilhelm Hertz. Zu seinem Andenken. 2 Abhandlungen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. gr. 8°. 92 S. M. 1,50 (3,—).

e) Verschiedenes.

Asenijeff, Elsa. Max Klingers Beethoven. Eine kunsttechn. Studie. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 75 S. mit 18 Abbildgn., 8 Heliograv. u. 3 Beil. Geb. M. 20,—.
Baumann, F. Im dunkelsten Amerika. Sittenschilderungen a. d. Vereinigten Staaten. Dresden, Ernst Beutelspacher & Co. gr. 8°. 104 S. M. 2,50.
Bibliothek der Gesamtlitteratur (Halle, Otto Hendel). 1577—1579. Twain, Mark. Die Abenteuer Huckleberry Finns. Deutsch v. E. Hellwag. — 1580. Bothmer, Heinz. Das Heidebuch. Lieder zum Ruhme u. Preise der Heide. — 1581. Schiller, F. Demetrius. — 1582. Halm, F. Wildfeuer. Dramat. Gedicht. — 1583—1589. Alexis, W. Der falsche Woldemar. Vaterl. Roman. Geb. M. 3,—.
Bode, Wilhelm. Florentiner Bildhauer der Renaissance. Berlin, Bruno Cassirer. gr. 4°. XXIII, 350 S. m. Abbildgn. M. 18,— (21,—).
Eisler, Rudolf. W. Wundts Philosophie u. Psychologie. In ihren Grundzügen dargestellt. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth. 210 S. M. 3,20 (4,—).
Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrten herausg. v. Karl Heinemann. 7. u. 13. Bd. Leipzig, Bibliogr. Institut. 519 u. 476 S. Je M. 2,— (3,—).
Hampe, Theodor. Das germanische Nationalmuseum von 1852 bis 1902. Festschrift. Leipzig, J. J. Weber. gr. Fol. 150 S. m. 23 Taf. M. 12,—.
Lehmensick, Fritz. Thüringer Sagen. Leipzig, Heinrich Bredt. gr. 8°. 90 S. M. 1,—.
Lesezirkel Hottingen. Litt. Gesellschaft in Zürich. 20 Jahresbericht (1901). Zürich, Buchdruckerei J. Frank. gr. 8°. 93 S.
Lindner, Theodor. Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. 2. Bd.: Niedergang der islamischen u. der byzantinischen Kultur. Bildung der europ. Staaten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. gr. 8°. 508 S. M. 5,50 (7,—).
Montadon, Marcel. Gyßis. Mit e. Einleitg. v. F. v. Lenbach. (Künstler-Monographieen. LIX.) Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Lex.-8°. 148 S. mit Portr. u. 155 Abb. Kart. M. 4,—.
Ruge, Sophus. Columbus. 2. Aufl. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 214 S. M. 2,40 (3,20).
Schian, Mart. Friedrich Nietzsche u. das Christentum. 3 Vorträge. Görlitz, Rudolf Dülfer. gr. 8°. 77 S. M. 1,25.
Storck, Karl. Joseph Joachim. Eine Studie. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 41 S. mit Bildn. M. 1,—.
Sütterlin, Ludwig. Das Wesen der sprachlichen Gebilde. Kritische Bemerkungen zu Wundts Sprachpsychologie. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. 192 S. M. 4,—.
Wickram, Geo. Schwänke a. d. Rollwagenbüchlein. In Bildern v. M. Bernuth. (Jungbrunnen. 31. Bdchn.) Berlin, Fischer & Franke. 4°. 46 S. M. 1,50.

Berenson, Bernh. Italienische Kunst. Studien u. Betrachtungen. A. d. Engl. v. Julius Zeitler. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. XV, 205 S. m. 41 Taf. M. 6,— (8,—).
Maeterlinck, Maurice. Der begrabene Tempel. Deutsch v. Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Leipzig, Eugen Diederichs. 230 S. M. 4,50 (5,50).

Inserat.

Erwiderung.

In der soeben erschienenen Nr. 18 des „Litt. Echo" lese ich eine „Erklärung" des Herrn Emil Horner, die „Deutsche Thalia" und ihren Herausgeber betreffend, gegen die ich folgendes bemerke:

1. Herr H. übergab mir seinerzeit ein geradezu monströses Manuskript, dessen Umfang das bestimmte Maß um das Doppelte überschritt und das ich in dieser Form ohne schwere Schädigung des jungen Organes unmöglich hätte drucken lassen können. Eine mehrstündige Konferenz zwischen dem Herrn Referenten und mir führte zu dem Ergebnis, daß jener die nötigen Abänderungen zusagte.

2. Um so größer war mein Erstaunen, als ich nach einiger Zeit die Arbeit wesentlich ganz in demselben Zustand zurückerhielt. Ich richtete darauf an Herrn H. ein in den verbindlichsten Ausdrücken gehaltenes Schreiben, in dem ich bedauerte, seine Geduld nochmals in Anspruch nehmen zu müssen, um eine zweite Zusammenkunft ersuchte und zugleich die Angelegenheit als höchst dringlich bezeichnete, da die Druckerei auf das Manuskript wartete. Diesen Brief hat Herr H. auch nicht mit Einem Worte beantwortet, und so blieb mir nichts übrig, als der unabweisbaren Arbeit mich selbst zu unterziehen, da eine weitere Verzögerung ganz unthunlich war.

3. Als ich Herrn H. Korrektur seines Aufsatzes einsendete, begleitet von einigen Zeilen, die meine, von ihm geschaffene Zwangslage feststellten, erhielt ich von Herrn H. jenen Brief, der den Gegenstand einer von mir bereits vor Wochen anhängig gemachten Klage bildet.

Dies der Sachverhalt. Auf die übrigen Behauptungen und Bemerkungen Herrn H's, die gewiß jedermann schon von selbst richtig würdigen wird, einzugehen, habe ich keine Veranlassung, und eine weitere öffentliche Diskussion in der Sache werde ich nicht führen. Auch Herrn H. gegenüber glaube ich mit der Rücksicht vorgegangen zu sein, die ich allen meinen Mitarbeitern entgegenbringe, wie diese mir gern bezeugen werden.

Wien, 22. Juni 1902.

Dr. F. Arnold Mayer.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lessen in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Das litterarische Echo

Zeitschrift für Freunde und Freundinnen

Inhalt

[illegible]

[illegible]

Dr. Ulrike Kaiserfeld
Fachärztin für Innere Medizin
Kardiologie
Ordination: Mo, Di, Do, Fr 8–12 Uhr
Mi 14–18 Uhr
Tel. 0664 / 3 45 67 89

Ing. Peter Hofmann
Elektroinstallationen
Blitzschutzanlagen
Tel. 0664 / 5 12 34 56

Gasthof „Zum Goldenen Hirschen"
Familie Wagner
Täglich ab 11 Uhr geöffnet
Mittagstisch ab € 7,50
Tel. 0664 / 2 34 56 78

Dr. Thomas Reiter
Rechtsanwalt
Mariahilfer Straße 12, 1060 Wien
Tel. 01 / 587 65 43

Wilhelm Wagner
Bau- und Möbeltischlerei
Fenster, Türen, Einbauküchen
Tel. 0664 / 3 21 45 67

Dr. Elisabeth Hofmann
Fachärztin für Innere Medizin
Kardiologie
Ordination: Mo, Di, Do, Fr 8–12 Uhr
Mi 14–18 Uhr
Tel. 0664 / 3 45 67 89

Ing. Peter Hofmann
Elektroinstallationen
Blitzschutzanlagen
Tel. 0664 / 5 12 34 56

Gasthof „Zum Goldenen Hirschen"
Familie Wagner
Täglich ab 11 Uhr geöffnet
Mittagstisch ab € 7,50
Tel. 0664 / 2 34 56 78

Dr. Thomas Reiter
Rechtsanwalt
Mariahilfer Straße 12, 1060 Wien
Tel. 01 / 587 65 43

Wilhelm Wagner
Bau- und Möbeltischlerei
Fenster, Türen, Einbauküchen
Tel. 0664 / 3 21 45 67

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Vierter Jahrgang
Heft 21
August 1902

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag, für die Schweiz nur durch das Intern. Annoncen-Bureau L. Kuranda, Lausanne

Deutsche Litteraturkomödien.

Von **Hans Landsberg** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Abseits von der großen Heerstraße der Litteraturgeschichte liegt jene Spielart der litterarischen Satire, die wir als Litteraturkomödie bezeichnen. Diese Gattung ist überreich an ephemeren Werken, die von der spöttischen Laune einer Stunde geboren sind und oft ganz persönliche Absichten verfolgen, und herzlich arm an Schöpfungen, die um ihres künstlerischen Gehaltes willen dauerndes Interesse besitzen. Sie läßt in dem, der es unternimmt, diesen Haufen müßiger Einfälle und mühsamer Späße zu studieren, oft das Bedauern aufsteigen, daß so viel Schweiß und Arbeit um ein Nichts, bestenfalls um ein rein negatives Kunstwerk verschwendet wird, wie wir dies etwa bei Tiecks Komödien und anderen litterarischen Komödien der Romantiker erleben. Und doch sind diese Schriften wichtig als Dokumente der Feindschaften, die sich jedesmal zwischen zwei auf einander folgenden Generationen entwickeln, als ein Beweis, daß alles, was wir heute als klassisch groß rückhaltlos anerkennen, von rückständigen Philistern auch einmal mit scheelen Augen angesehen und mit allen erdenklichen Mitteln einst als kunstwidrige Barbarei bekämpft wurde. Gleichzeitig stellen diese Schriften eine Art familiärer Litteraturgeschichte dar, indem sie die persönlichen wechselseitigen Beziehungen der einzelnen Schriftsteller beleuchten.

Im großen und ganzen kann man innerhalb der litterarischen Satire folgende Entwickelung feststellen. Sie ist im 16. und 17. Jahrhundert rein persönlich, behält diesen individuellen Charakter auch noch in der friedericianischen Epoche, die Sturm- und Drangperiode einbegriffen, wenngleich hier bereits der Kampf zwischen neuen und alten Kunst- und Weltanschauungen anhebt, erhält in der Romantik einen durchaus typischen Charakter — Kampf des Geistesmenschen gegen das Philisterium der Masse — und erlebt nach diesem Höhepunkt einen raschen Abfall, der wesentlich dadurch bedingt wird, daß an die Stelle des litterarischen Deutschlands ein politisches tritt und somit den poetischen Angelegenheiten nicht mehr jenes allgemeine Interesse der Gebildeten entgegengebracht wird. Gewiß darf auch heute noch ein Otto Ernst auf den Beifall des schaulustigen Publikums rechnen, wenn er die künstlerischen Anschauungen der „Jugend von heute" mit billigem Spotte verfolgt, und Schnitzler ist des gleichen Beifalls sicher, wenn er mit mehr Geist und Witz und vor allem mit größerem Recht Unanständigkeiten der modernen „Litteratur" geißelt; aber solche Peitschenhiebe rühren keine Tiefen auf und sind wenig geeignet, die Gemüter sonderlich zu erregen. Es handelt sich nicht mehr wie in früheren Zeiten, da die Jugend jeweilig gegen Gottsched, Wieland, Nicolai, Kotzebue und Iffland stritt, um einen Geisteskampf auf Leben und Tod.

Die deutschen Litteraturkomödien sind fast ausnahmslos Buchdramen oder gar nur in dramatische Form gekleidete Gelegenheitsschriften. Aber schon ihres spezifisch litterar-polemischen Inhalts wegen hätte sich ihnen die Bühne verschlossen. Es gehörte das ganze Raffinement eines Kotzebue dazu, um etwa im „Hyperboräischen Esel", der gegen die Brüder Schlegel gerichtet war, die offensichtliche Schwierigkeit der Materie zu überwinden. Tieck und Brentano (im „Gustav Wasa"), deren Litteratur-Dramen freilich auch aufgeführt wurden, ist das nicht gelungen, wie überhaupt das Geschick der Mache und somit der Erfolg durchweg den Angegriffenen, nicht den angreifenden Repräsentanten der litterarischen Entwickelung verblieb.

Noch bedarf der Begriff der Litteraturkomödien, die hier nur mit bestimmter Auswahl des Charakteristischen dargestellt werden können, einer kurzen Erklärung. Es sind Komödien von spezifisch litterarischem Charakter, die sich gegen herrschende Kunstrichtungen wenden oder einzelne Personen persiflieren. Travestieen und Parodieen in dramatischer Form gehören so wenig hierher, wie die zahllosen Künstlerdramen. Kotzebues „Kleinstädter" oder Grabbes „Napoleon", Dramen, in denen bestimmte Schriftsteller als Modelle benutzt oder litterarische

Gespräche gepflogen werden, sind natürlich gleichfalls auszuscheiden.

Der eigentliche Strom der Litteraturkomödien setzt natürlich ein mit der ersten neuzeitlichen litterarischen Revolution, die auf den Namen „Sturm und Drang" getauft wurde. Es gilt aber, vorerst aus früheren Epochen einiges Bemerkenswerte heranzuziehen.

Aus einem litterarischen Streite zwischen dem Epigrammatiker Christian Wernicke und Hunold-Menantes entstand (1704) Hunolds „Thörichter Pritschmeister". Aelter noch ist Christian Weises „Zweyfache Poetenzunft" (1680), die sich gegen den Purismus der deutschen Sprachgesellschaften richtete. Eine große Zahl von Litteraturkomödien rief dann das Auftreten Gottscheds hervor: Expektorationen des schreibseligen und witzlosen Bodmer, der in seinem „Gottsched, ein Trauerspiel in Versen oder der parodierte Cato" (1765) ein höchst albernes Machwerk schuf, Christian Felix Weißes „Poeten nach der Mode" (1756), die sich zugleich gegen die Schweizer richteten, der Neuberin berühmtes „Deutsches Versspiel", das im Juni 1734 in Leipzig aufgeführt wurde und den vollständigen Bruch der Prinzipalin mit dem leipziger Diktator herbeiführte[1]). In Wien finden ähnliche, auf die Reform der deutschen Bühne gerichtete Bestrebungen des „österreichischen Lessings", Joseph von Sonnenfels, gewandte Gegner in Christian Gottlob Klemm, der „Den auf den Parnaß erhobenen grünen Hut" (1767) schreibt, und in dem jüngeren Stephanie, dem Verfasser des „Tadlers nach der Mode" (1773). Bei der Aufführung des „Grünen Hutes" wurde Sonnenfels selbst auf die Bühne gebracht, was freilich das Verbot des Stückes zur Folge hatte, zugleich aber dem Angegriffenen die herzhafte Aeußerung seiner Kaiserin Maria Theresia eintrug: „Die Komödianten sind eine Bagage und bleiben eine Bagage, und der Hofrat von Sonnenfels könnte auch was besseres thun als Kritiken schreiben."

Mit dem jungen Goethe gelangen wir in das Gebiet der bekannteren Litteraturkomödien. Seine zu dieser Gattung gehörenden Jugendwerke sind einerseits, nach dem ästhetischen Gehalte hin, stark überschätzt worden, andererseits hat die philologische Kritik auf der Suche nach litterarischen Modellen für seine Satire vielfach verkannt, daß es sich hier oft um eine Selbstpersiflage handelt, wie sie bei Dichtern, die an dem Wendepunkt einer geistigen Entwickelung stehen, nicht eben selten ist. Besonders deutlich wird diese Auffassung am „Triumph der Empfindsamkeit", wo ja neben Millers „Siegwart" und Rousseaus „Neuer Heloise" auch der „Werther" zu den gestürzten Götzen gehört und an dem „Satyros", für den man mit mehr oder minder großem Scharfsinn Basedow, Herder und Christof Kaufmann als voraussichtliche Urbilder in Anspruch genommen hat. Rein satirisch dagegen sind natürlich „Götter, Helden und Wieland", der gegen Leuchsenring gerichtete „Pater Brey", der „Dr. Carl Friedrich Bahrdt" und das rätselreiche „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", das seinen jüngsten und gründlichsten Erklärer in Max Herrmann gefunden hat (vgl. LE III, Sp. 1105). Den Inhalt dieser Komödien dürfen wir als bekannt voraussetzen. Was „Götter, Helden und Wieland" betrifft, so darf man Goethes Brief an Johanna Fahlmer (März 1774) heranziehen: „Ich muß Ihnen melden, gute Tante, daß ein gewisses Schand- und Frevel-Stück, Götter, Helden und Wieland, durch öffentlichen Druck vor kurzem bekannt gemacht worden[2])." Wieland zog sich bekanntlich sehr geschickt aus der Affaire, indem er in seinem „Teutschen Merkur" „diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze" empfahl. Es erfolgte nach der persönlichen Bekanntschaft eine vollständige Aussöhnung. Unterm 22. Dezember 1775 schreibt Bodmer an Salzer: „Goethe ist jetzt bei Wieland in Weimar. Sie sind aus Feinden Freunde geworden." Der typische Wieland-Haß der Jungen, den wir in Lenzens „Pandaemonium germanicum" und in den mühsam in zwölfter Stunde unterdrückten „Wolken" desselben Dichters wiederfinden, entsprang dem Widerwillen der national fühlenden Jugend gegen das französierende Epigonentum. Goethes Satire gegen den gießener Theologen Bahrdt findet späterhin (1790) eine schlimme Nachbarschaft in Kotzebues dreist unter Knigges Namen herausgegebenem Schauspiel „Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn oder die deutsche Union gegen Zimmermann". In diesem Zusammenhange mögen noch zwei verloren gegangene Satiren Goethes Erwähnung finden: eine Parodie auf das seiner Zeit vielgegebene Schauspiel „Medon" des leipziger Professors Christian August Clodius und seine Komödie „Das Unglück der Jacobis", die auf die Anakreontiker Johann Georg und Fritz Jacobi zielt. Einen Nachklang findet diese litterarische Polemik Goethes in den Xenien des Walpurgisnachttraums (Faust I), wo etwa der von der Romantik heimgesuchte Servibilis-Böttiger oder das edle Dreigestirn Merkel, Spazier und Kotzebue angegriffen werden:

„Das haßt sich schwer, das Lumpenpack;
Und gäb' sich gern das Restchen;
Es eint sie hier der Dudelsack
Wie Orpheus Leier die Bestjen."

Typisch in Inhalt und Form für die Art damaliger Litteraturkomödien ist Lenz „Pandaemonium germanicum[3])", im Sturmjahre 1775 entstanden. Es ist gegen die alte Schule der Gellert, Wieland, Weiße, Jacobi u. a., gegen französische Nachahmung und anakreontische Tändelei, gegen den saftlosen Klassizismus, der der gärenden naturalistischen Charakterkunst hemmend in den Weg tritt, gerichtet. Es erweckt Anteilnahme durch die warme Begeisterung für Klopstock, Lessing, Herder und nicht zuletzt für Goethe, um dessen Anerkennung damals noch ein erbitterter Kampf zwischen den Anhängern Nicolais und Herders tobte. Mitten in diesen, hauptsächlich durch den „Werther" entbrannten Streit führt uns Heinrich Leopold Wagners „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten". Goethe mußte die Autorschaft der ihm zugeschriebenen Satire ausdrücklich ablehnen, wenn-

[1]) Vgl. Wanckel, „Gottsched" und Minor, „Weiße", sowie Weißes Autobiographie.

[2]) Vgl. auch den Brief Johanna Fahlmers an Fritz Jacobi, Mai 1774, der eine auf das Stück bezügliche Unterhaltung mit Goethe wiedergiebt: „Ich habe allezeit gesagt, es ist ein ganzer Kerl, ein guter Mensch. Aber ich bin gegen ihn aufgebracht worden. Den verfluchten Dreck schrieb ich in der Trunkenheit."

[3]) Ausgabe des Berliner germanischen Seminars. Berlin 1896.

gleich schon Heinse, den gewaltigen Unterschied erkennend, die Kritik abgab, „Götter, Helden und Wieland seien dagegen, was eine Rotte afrikanischer Löwen gegen ein Dutzend Esel in deren Häuten sei".

Gegen die „Originalgenies" regte sich eine starke litterarische Opposition. Lichtenberg schrieb seinen witzigen „Paracletor oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Original-Genies sind": „Kaum war die Losung gegeben: wer originell schreiben kann, der werfe seine bisherige Feder weg, als die Federn flogen, wie Blätter im Herbste ... Shakspere standen zu Dutzenden auf, wo nicht allemal in einem Trauerspiel, doch in einer Rezension; da wurden Ideen in Freundschaft gebracht, die sich außer Bedlam nie gesehen hatten, Raum und Zeit in einen Kirschkern geklappt und in die Ewigkeit verschossen ... Selbst draußen in Böotien stand ein Shakspere auf, der wie Nebucadnezar Gras statt frankfurter Milchbrot aß, und durch Prunkschnitzer sogar die Sprache originell machte."

Gegen die modernen Genies wendet sich Johann Jacob Hottingers Drama „Das Geniewesen" (1781, anonym), das, in der Manier Molières gehalten, die Dramatik der Lenz, Wagner und Klinger durch ein hypergeniales Stück des Helden noch zu übertrumpfen sucht. Anscheinend derselbe Hottinger hatte schon früher durch eine gegen Wagners „Prometheus" gerichtete Farce „Menschen, Tiere und Goethe" (1775) in den litterarischen Kampf eingegriffen. Sicherlich die wüsteste Ausgeburt der gegen den Sturm und Drang gerichteten Bewegung aber sind zwei schrecklich unflätige Dramen des erfolgreichen Theaterschriftstellers Johann Friedrich Schink: „Hanswurst von Salzburg mit dem hölzernen Gat" (Steiß) und „Der Staupbesen". Eine kurze Stilprobe mag von dem Geist und der Tendenz dieses Satirikers zeugen: „Die ärgsten Schweinehunde von Hanswürsten haben vor zwanzig Jahren in den Petersthorbuden von Leipzig Tugend und Sitten nicht halb so skandaliert, als diese Urgenien mit ihrer Abbildung des menschlichen Lebens es thun, das einem ärger anstinkt als ein hundertjähriger Dreckhaufen."

Freilich gebärdete sich der junge Most oft so absurd, daß es kaum verwunderlich ist, wenn auch die Gegner in ihren Angriffen Maß und Ziel vergaßen. Manchen unter den Stürmern und Drängern gelang es, sich aus der Gährungsperiode der Jugend zu einer ruhigeren Lebensführung und gesunderen Kunstanschauung durchzuringen. Die Kraftmeierei eines Christof Kaufmann und die pathologische Bizarrerie Lenzens wurde gesünderen Naturen wie Goethe und Klinger bald zuwider. Der weimarer Goethe schüttelte sich die genialen Bohémiens von seinen Rockschößen. Klinger, der später erkannte, daß „wahrhaft große Männer immer einfach sind, — ihr Betragen ist immer ohne Kunst und ohne Schminke, es fließt aus richtiger Schätzung ihrer selbst und dem Anerkennen des Wertes anderer" — Klinger schrieb im Verein mit Saraſin und Lavater den „Plimplamplasco, der hohe Geist" [heut Genie] (1780), eine gegen Kaufmann und — sie selbst gerichtete Prosapersiflage des Genietums.

In der Romantik erlangen die Ideen des Sturms und Drangs künstlerischen Adel und philosophische Vertiefung. Sie verlieren an eigentlichem Lebensgehalt und willenskräftiger Bestimmtheit des Handelns. Der Traum wird wichtiger als das Leben, die ironische Zersetzung wertvoller als das positive Gestalten. Grillparzers Urteile über Tieck und Novalis sind in dieser Hinsicht treffend und bezeichnend: „Tieck, ein geistreicher Mann. Diese Bezeichnung zugleich als Lob und als Tadel ausgesprochen. Das will sagen: er hat Geist, wo Geist von nöten; er hat aber auch beinahe nur Geist, wo es auf Empfindung ankommt ... die Herausstellung und Verspottung des Abgeschmackten ist sein eigentümliches Feld ... Bei seiner Anlage zum Komischen hätte er ein guter Lustspieldichter werden müssen, wenn nicht sein haltloser Geist sich in der Harmlosigkeit als seinem eigentlichen Elemente bewegt hätte." Er hat recht, wenn er den „Zerbino" langweilig findet. Und auch die anderen Litteraturkomödien, von denen Tieck eine stattliche Reihe geschrieben hat[1]), sind von der Litteraturgeschichte weit über Verdienst bewertet worden. Ein Passus der „Verkehrten Welt" Tiecks läßt sich gut auf sie anwenden: „der Ernst sucht den Scherz, und wieder ermüdet der Scherz und sucht den Ernst. Doch beobachtet man sich zu genau; trägt man in beides zu viel Absicht und Vorsatz hinein, so ist es gar leicht um den wahren Ernst, sowie um die wahre Lustigkeit geschehen." Summa Summarum ist es stets der Kampf des Künstlers gegen den Philister, der sich durch Aufklärung, seichten Geschmack und Verkennung des Großen und Schönen, durch Gefühlsmangel und Ueberschuß an Moral auszeichnet. Seine Repräsentanten sind die Iffland und Nicolai, Böttiger und Falk aus der weimarer Clique, und das Trifolium Merkel, Spazier und Kotzebue. Wie später gegen den dresdner Liederkranz, so ist jetzt seine Satire gegen die berliner Aufklärung gerichtet. Im „Zerbino" wird Nestor-Nicolai, der im romantisch-blühenden Lande der Poesie die klassisch-korrekten Menschen vermißt, die Hagedorn, Geßner, Kleist, Gellert, Bodmer, nach der Residenz geschickt. Dort sei der gute Geschmack zu Hause: „Philosophen für die Welt (Engel), Aufklärung, Gesangbücher, Predigten, Romane, alles, alles atmet den schönen Sinn für Humanität und Toleranz; alles wird mit Maß getrieben, keiner übernimmt sich, das Herz wird ihnen lachen, wenn sie die Vollendung dieser Menschen gewahr werden." Und darum immer wieder fünf endlose Akte mit den abgebrauchten Späßen des Rückwärtsspielens, der Verlebendigung der Requisiten und sonstigen gequälten Einfällen der „romantischen Ironie"!

Brentano ist nicht amüsanter, wenn er diese Art der Satire im „Gustav Wasa" (gegen Kotzebues gleichnamiges Stück gerichtet) maßlos steigert, und die dramatische „Ehrenpforte für den Theaterpräsidenten von Kotzebue", ein Racheakt der Brüder Schlegel, ist auch nicht gerade vergnüglich zu lesen. Kotzebue ist wegen seines Pasquills auf Dr. Bahrdt nach Sibirien verbannt worden. Tröstend begleiten ihn dorthin die Gestalten seiner Phantasie. Ein Hund zeigt ihm die endliche Begnadigung an.

Es war die Antwort der Schlegels auf Kotzebues „Hyperboräischen Esel", in dem Friedrich Schlegel dadurch verspottet wird, daß dem halbtollen Helden des Stückes zusammenhanglose Aphorismen aus dem „Athenäum" und der „Lucinde" in den

[1]) „Der gestiefelte Kater", „Prinz Zerbino", „Die verkehrte Welt", „Herkules am Scheidewege", „Anti-Faust".

Mund gelegt werden. Karoline Schlegel schreibt über eine Aufführung des Stückes in der leipziger Herbstmesse 1799 an ihre Stieftochter Auguste: „Kotzebue hat ein Stück gegen die Schlegel gemacht und während der Messe aufführen lassen. Eine Rolle darin ist aus den Fragmenten im Athenäum ausgeschrieben und soll so den Friedrich vorstellen, der zuletzt ins Tollhaus geschickt wird. Uebrigens platterdings kein Witz darin, außer der Schlegels ihr eigener. Es hat großen Lärm im Parterre gegeben pro et contra — das pro hat natürlich bei den Leipzigern die Oberhand behalten, hinterher hat Müller (der Bürgerme ster) aber die Aufführung verbieten lassen." Anders die Stimmen aus dem Feindeslager. Böttiger schreibt an Garlieb Merkel, der in den „Briefen an ein Frauenzimmer" die Cliquenwirtschaft der Romantik mit Entschiedenheit bekämpft hatte, unterm 4. März 1799: „Kotzebue ist hier allgemein geschätzt, speist oft am Hofe, und der Herzog hat ihn öffentlich wegen seines Esels belobt, der nun auch in Breslau mit schallendem Beifall aufgeführt worden ist. Man sollte in Iffland dringen, daß er auch in Berlin gegeben werde. Man will ihn sogar in Dresden aufführen."

Iffland war gewiß der Mann dazu. Hinter der Maske des ehrlichen, biederen Menschen barg er ein hinterhältiges Wesen, das er im Folgejahr 1800 durch die Aufführung von Becks „Chamäleon" bethätigte. In dieser dichterisch belanglosen Komödie des mannheimer Schauspielers bildet der Poet Schulberg, ein mauvais sujet, eine Clique mit vier anderen Autoren. Die Romantiker fühlten sich mit Recht getroffen. Aus gewissen Anspielungen ging hervor, daß Tieck, die beiden Schlegel und Tiecks Schwager Bernhardi, der Iffland verschiedentlich in Zeitschriften und in seinem poetischen Spiele „Sebald, der edle Nachtwächter" verspottet hatte, damit gemeint waren. Zwischen Iffland und Tieck entspann sich eine lebhafte Kontroverse, die mit einem verlegen-hochmütigen Briefe Ifflands und einer Abhandlung Tiecks: „Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit bei Gelegenheit der Herren Falk, Merkel und des Lustspiels ‚Chamäleon'" (1800) endete. Uebrigens haben später in Detmold beleidigte Schauspieler den Poeten desselben Stückes in der Maske Grabbes dargestellt.

Ein genaues Verständnis dieser Litteraturkomödien ist nur möglich auf Grund eingehender Schilderung der jeweiligen Zustände in den litterarischen Zentren Weimar, Berlin, Dresden. In Weimar liegen die Dinge besonders kompliziert. Gegen Goethe intriguieren die Herder, Böttiger, Kotzebue und manch einer aus der Hofgesellschaft, während Wieland geschickt zu lavieren versteht[5]). Zu dieser Partei schlägt sich nach dem Bruche mit Goethe Frau von Stein, von der wir in der „Dido" und dem „Rino" zwei sehr schwache und sehr persönliche dramatische Satiren besitzen. Goethe wird in der „Dido" in gehässiger Weise als lüsterner, speichelleckender Hofdichter gezeichnet, um den sich die Weiber scharen, „am meisten die lustigen Nymphen". Entlarvt, flieht er nach dem milden Iberien (d. i. Italien). Das Lob, das Schiller der Dichterin spendet, ist wohl nur als ein Höflichkeitsakt aufzufassen.

[5]) Vgl. Eckardt, Die Unzufriedenen in der Schiller-Goethe-Zeit. Grenzboten 1867 und Eckardt, Garlieb Merkel (Berlin, Gebr. Paetel, 1887).

Gleichfalls in die Intimität der weimarer Litteraturverhältnisse führt uns „Der verunglückte fünfte März" (1802) Charlotte von Schillers, der an einen mißlungenen Huldigungsakt Kotzebues für Schiller anknüpft[6]). Den Kampf gegen die Schlegel, der ursprünglich zu einer Fortsetzung des „Hyperboräischen Esels" in einer Komödie „Das Tollhaus" führen sollte, nimmt Kotzebue nach der Erstaufführung von Friedrich Schlegels „Alarcos" wieder auf mit den „Expektorationen. Ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel zum Alarcos". „Göthe der Große, Falck der Kleine, A. W. Schlegel der Weisende, Friedrich Schlegel der Rasende" traten auf in diesem frechen Stücklein, das Goethe als maßlos eingebildeten Litteraturtyrannen darstellt.

Erst mit Platen erhebt sich die Litteraturkomödie zu reineren und höheren Kunstgebilden. Es liegt in der Natur der Sache, daß sie sich von persönlichen Angriffen noch nicht frei machen kann, und gerade Platen hat seine maßlosen Schmähungen gegen Immermann und Heine schwer genug büßen müssen. Platen wendet sich in der „Verhängnisvollen Gabel" und dem weit bedeutenderen „Romantischen Oedipus" gegen die banalen Schicksalstragödien der Houwald und Müllner, denen er Grillparzers „Ahnfrau" kritiklos anreiht, gegen des Tages schwächliche Modedichter wie Raupach, Gehe, Auffenberg, Kind, zugleich aber gegen die Romantik der Tieck, Oehlenschläger, Immermann. Hier wendet sich das Kind gegen seinen leiblichen Vater, denn Platen ist wie Heine aus der Romantik hervorgegangen, wenngleich er, der Auflösung aller Kunstformen überdrüssig, zum klassisch strengen Stil zurückstrebt. Platens Litteraturkomödien haben jüngst einen fleißigen Historiker in Oscar Greulich gefunden, der unter Benutzung von Platens Tagebüchern den einzelnen Motiven der Dichtungen sorgsam nachgeht, sich aber leider von der durchaus verkehrten traditionellen Zusammenstellung Platens mit Aristophanes, der denn doch eine ganz andere dichterische und individuelle Potenz zeigt, nicht frei zu machen weiß[7]).

Grabbe wendet sich in seiner burlesken Satire „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" zum Teil gegen die nämlichen Parnaßbewohner. Seinen besonderen Ingrimm weiht er der gräßlich überhandnehmenden „Damenschriftstellerei" (Fanny Tarnow, Helmine von Chézy u. a.), aber auch der dresdener Liederkranz wird mit beißendem Spotte getroffen, und in einigen flammenden Stellen, wo das Herz des empörten Dichters spricht, erhebt sich das groteske Werk doch sehr über eine satirische Gelegenheitsdichtung.

Die ursprüngliche Romantik hatte mit dem Erwachen des politischen Lebens und des nationalen Bewußtseins, das sich seit den Tagen der Arnim und Kleist in Deutschland mächtig regte, ausgespielt und fand den Uebergang zu einem positiven Realismus, der manches von dem alten romantischen Geiste aufnehmen konnte, ohne seiner Plastik und Anschaulichkeit Eintrag zu thun. Satirische Albernheiten wie das im Jahre 1904 spielende Drama „Horribunda" von

[6]) Vgl. Falk, Goethe aus näherem Umgang dargestellt und „Charlotte von Schiller und ihre Freunde". 1860, I.

[7]) „Platens Litteratur-Komödien." Eine litterar-historische Untersuchung von Dr. Oscar Greulich. Bern 1901, Schmid u. Francke. M. 2,50.

Wilhelm Elogius Meyer[8]) hatten nichts dazu gethan, wohl aber hatte sich der Geist der Zeit merklich gewandelt. Baggesens „vollendeter Faust oder Romanien in Jauer" ist dafür ein interessantes Dokument. Es ist gleichsam eine große Schlußrevue der romantischen Litteraturkomödien. Hier vernehmen wir die Warnung vor romantischer Verträumtheit und hoffnungslosem Idealismus, den Weckruf zu kräftigem nationalem Streben.

In Deutschland hatte sich die Litteraturkomödie ausgelebt. Wenn späterhin der jüngstdeutsche Naturalismus oder die Nietzscheverehrung dramatische Widersacher fand, wenn Hartleben Ibsen glücklich parodierte, um später im „Fremden" selbst in den Ibsenismus zu verfallen, so waren das ziemlich belanglose Episoden im litterarischen Geisteskampfe, der fortan auf anderen Gebieten als auf den Brettern ausgefochten wurde.

Nur in Oesterreich erhielt sich die Tradition der Litteraturkomödie noch einige Zeit. Am 24. März 1836 wurde in der Burg Bauernfelds „Litterarischer Salon" aufgeführt. Hier treten zwei Litteraten auf, Dr. Wendemann und Morgenroth, in denen Bäuerle und Saphir, die als Kritiker sich mit Bauernfeld verfeindet hatten, persifliert werden. Natürlich wurde die Aufführung zu einem echten, rechten Theaterskandal, der ein Verbot des Stückes zur Folge hatte. Saphir zog sich in seiner Kritik des Stückes geschickt aus der Affaire, durfte er doch mit einigem Rechte darauf hinweisen, daß die Intrigue ohne Reiz, die Charaktere ohne Individualität seien, und Voltaire zitierend, durfte er bescheiden bemerken: „Große Männer werden persifliert, kleine Männchen persiflieren sich selbst."

Bauernfelds Drama richtete sich übrigens zugleich gegen das junge Deutschland, dem ja auch Grillparzer nicht grün war: „Ich kenne Euer ganzes Treiben! Ihr wollt als Himmelsstürmer auftreten? Es gab wohl eine Zeit des Sturms und Drangs in Deutschland, die über Klinger und Lenz hinaus zu Herder, Goethe und Schiller führt. — Ihr parodiert nur jene Zeit, holt Euch Eure spekulative Begeisterung aus der Fremde her, aus Paris, und pappt Euch den tönenden Namen auf: ‚das junge Deutschland!' — Deutsche Jungen seid Ihr, weiter nichts! Greise Jünglinge, die als Philister enden werden. Wenn die alten Meister Gestalten schufen, bekleidet mit Fleisch und Blut, belebt vom echten, promethеischen Funken, was gebt Ihr uns dafür? Puppen mit Drahtgeflechten, die freilich wunderliche Sprünge machen und kunstreich den Leib verdrehen, weil sie kein Herz darin geniert. Ihr aber ruft aus: Seht da die echten Menschen! Und die schwachen Köpfe glauben Euren Worten, die klugen aber wenden sich voll Ekel ab und schweigen. Euer ganzes Wesen ist Lüge, Lüge in den edelsten und höchsten Dingen. — Ihr seid Lügner in Kunst und Wissen, Lügner in der Liebe, Lügner im Leben."

Aehnliche Worte haben wir bereits in der Sturm- und Drangperiode vernommen. Auch in den Litteraturkomödien wiederholt sich das Spiel aller Kulturwandlungen. Kämpfend setzt sich das Neue an des Alten Platz.

[8]) Vgl. Ludwig Geiger in „Bühne und Welt". II, 12.

Knut Hamsun.

Von Karl Bienenstein (St. Leonhard a. Forst).

(Nachdruck verboten.)

In der norwegischen Litteratur lassen sich unschwer zwei Richtungen unterscheiden: eine soziale, die der Gesellschaft mit scharfer Kritik zu Leibe geht, und eine, die sich bemüht, die tiefen Bezüge zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Natur, die mystischen Kräfte, die von dieser in die Seele des Menschen überströmen, aufzudecken. Nach ihrem Bestreben, das darzustellen, was unter der Bewußtseinsschwelle lebt und in dunklen Trieben emporwächst, kann man diese zweite Richtung füglich die mystische nennen.

Beide Richtungen haben im norwegischen Nationalcharakter ihre Wurzeln. Die Natur Norwegens ist schroff und karg; wer ihr etwas abringen will, muß zäh und hartnäckig sein, seine Gedanken beisammen halten und sich jederzeit über das Was und Wie klar sein. Das freie Leben auf den Bergen, auf dem Meere, in den einsamen Thälern und Fjorden giebt dem Norweger ein ausgeprägtes Unabhängigkeitsgefühl, das sich gegen alles, was wie Zwang aussieht, aufbäumt. Aber dieses einsame Leben gebiert auch eine tiefe Verinnerlichung, ein grüblerisches Sinnen, ein Forschen in den Rätselgründen des Daseins. In die nordische Dämmerung, in die lastenden Nebel überm Meere malt der Geist seine wundersamen Traumgestalten, und wenn der Sommer kommt und im Hochwald tausendfältiges Leben erwacht, dann zieht eine stille Freude in das Herz, ein heimliches Glück, und eine träumerische Sehnsucht, die mit liebenden Armen die ganze Welt umfängt, hebt die Brust in süßen Schauern. Der Norweger ist männlich ernst und kindlich naiv zugleich, lebenstüchtig und unpraktisch, und diese Eigenschaften verschmelzen sich nicht, sondern stehen unvermittelt neben einander; bald herrscht die eine, bald die andere. Auch im Schrifttum. So sind Björnson, Kielland und Lie Sozial-Kritiker; Garborg und Hamsun Mystiker. Auch Ibsen hat die beiden Richtungen nicht in sich vereinigt, sondern er ist von einer zur anderen übergegangen, vom „Volksfeind" über die „Frau vom Meere" zu „Klein Eyolf".

Der ausgesprochenste Typus des nordischen Grüblers und Träumers ist Knut Hamsun. Man erzählt sich merkwürdige Dinge von ihm, Dinge, die ein trauriges Licht auf die litterarischen und gesellschaftlichen Zustände Norwegens werfen. Hamsun war von jeher ein Eigener, einer, der es nicht über sich gewann, sich anzupassen oder zu fügen. Und darum blieben ihm mannigfache Leiden nicht erspart. Da ihm seine litterarischen Arbeiten nichts einbrachten, sah er sich gezwungen, seinen Lebensunterhalt durch anstrengende körperliche Arbeit zu verdienen, als Holzhauer, als Löscharbeiter im Hafen von Christiania. Und trotzdem mußte er oft noch hungern. Als er das Elend nicht mehr ertragen konnte, ging er mit einem Kabeljaufänger nach den Bänken von Neufundland, wo er mit acht Genossen drei Sommer und drei Winter zubrachte, ohne jeden Verkehr mit Menschen, ohne jegliche Anregung, sodaß sie, wie er selbst in dem Novellenbuch „Die Königin von Saba" erzählt, zu Fischen wurden, „zu seltsamen, fleischartigen Seetieren, die auf dem Schiffe herumkrochen und eine eigene, nur

ihnen verständliche Sprache redeten". Dann lebte er als Gärtner in verschiedenen Orten Amerikas und wurde darauf Schlafwagenkondukteur auf einer amerikanischen Eisenbahn. Als er sich soviel erspart hatte, daß er einige Zeit sorgenfrei leben konnte, kehrte er in sein Vaterland zu seiner litterarischen Thätigkeit zurück. Seine Vorräte waren jedoch bald aufgezehrt, und er flüchtete nun nach Paris, wo er in vollkommener Einsamkeit und unter den größten Entbehrungen Werk auf Werk schuf, ohne daß es ihm gelang, seine Lage zu verbessern. Vor ungefähr vier Jahren nahm sich Björnson seiner an und veranstaltete in Norwegen eine Sammlung für ihn, während gleichzeitig der „Simplicissimus" in Deutschland einen Aufruf erließ. Seither erst hat sich Hamsuns Los gebessert.

Nach all dem könnte man annehmen, daß durch Hamsuns Dichtung ein bitterer, die Gesellschaft anklagender Ton gehe. Das ist aber nicht der Fall; seine Kunst steht über seinem persönlichen Geschick, und nur in einem einzigen Buch, dem großartigen Roman „Hunger", hat er eine der furchtbarsten Episoden seines Lebens zum Vorwurf genommen. Gerade in diesem Roman kann man aber Hamsuns Eigenart deutlich erkennen. Jeder andere Dichter hätte diesen Stoff sozial-tendenziös behandelt, Hamsun steht ihm ganz objektiv gegenüber. „Hunger" ist eine autopsychologische Studie großen Stils, die aber über das Persönliche hinauswächst und im Grunde den Kampf des Geistes mit der gemeinen Notdurft des Lebens behandelt. Dieser Kampf zwischen Geist und Materie, Kultur und Natur durchzieht alle Dichtungen Hamsuns. Seine Kunst setzt immer im Unbewußten ein, dort, wo sich dunkle Triebe und Instinkte regen. Er sieht den Menschen im innigsten Zusammenhang mit der ihn umgebenden Natur, er erkennt ihn als Glied der großen Wesenskette, das mit allen anderen Gliedern unlöslich verbunden ist, von diesen ebenso getragen und gehalten wird, wie es sie wieder trägt und hält. Tausend und abertausend Fäden spinnen sich von der äußeren Natur in die des Menschen hinüber und weben hier die verborgene Grundlage, von der sich die psychischen Erscheinungen über die Bewußtseinsschwelle erheben. Hamsun sieht dieses Gewebe von Trieben und Instinkten deutlich vor sich ausgebreitet liegen. Mit unendlichem Interesse verfolgt er das dumpfe Leben, das aufwärts, stetig aufwärts drängt, bis es irgend ein Anstoß, oft höchst geringfügiger Art, ins Geistige hineinhebt, wo es als erlösender Gedanke, als befreiende That zutage tritt, aber sofort erlischt, wie eine Flamme, die aus halb erstickter Glut emporzüngelt. Ein Gaukelspiel solcher Flammen, die bald da, bald dort auftauchen, das ist für Hamsun das psychische Leben, und darum sind auch die Menschen, die er schildert, und zwar jene, denen seine Sympathie gehört, die er als den einzig schätzenswerten Typus hinstellt, reine Naturmenschen und als solche unberechenbar. Sie fühlen, daß sie nicht Herr ihrer selbst sind, sie wissen, daß sie von tausend und abertausend natürlichen Dingen abhängen, sie können nie sagen: das will ich, oder: das thue ich, sondern sie überlassen sich ganz ihren Trieben. Unvermittelt und dem gemeinen Verstande unerklärlich, steht alles in ihnen neben einander: Liebe und Haß, Begeisterung und Hohn, Frohsinn und Kopfhängerei, Regsamkeit und Apathie, Kraft und Schwäche. Solche Menschen sind natürlich in der Gesellschaft unmöglich. Zuerst werden sie bewundert, wie alles Neue und Seltsame bewundert wird, man findet sie originell, ja sogar genial, dann aber wird man ihrer überdrüssig, sucht sie loszuwerden und beginnt, sie zu verfolgen.

Hamsun schildert diese Menschen mit einer psychologischen Kunst, die in die feinsten Falten und Winkel hineinleuchtet; aber über diese Detailmalerei vergißt er nicht die großen Linien, und so stehen seine Gestalten in greifbarer Natürlichkeit vor uns; neben ihnen das Weib, das vermöge seiner Organisation dem Triebleben näher steht als der Mann. Die übrigen Menschen stehen dem hamsunschen Menschentypus feindlich gegenüber. Sie haben sich das Leben nach Winkelmaß und Schnur berechnet und leben nur den Forderungen des Alltags. Zu ihrem Glück haben diese biederen Durchschnittsmenschen so starke Nerven, daß sie Stöße und Püffe vertragen, während die der anderen auf den leisesten Reiz reagieren. Je genialer der Mensch ist, desto inniger fühlt er sich mit der Natur verbunden, desto mehr von ihr abhängig, desto mystischer erscheint er sich selbst; je alltäglicher aber einer ist, desto freier dünkt er sich, desto klarer ist ihm alles, desto weniger ahnt seine Schulweisheit von den geheimnisvollen Dingen zwischen Himmel und Erde.

In vier Büchern hat Hamsun den Triebmenschen künstlerisch gestaltet, in „Mysterien", „Hunger", „Pan", „Victoria"*).

Von „Hunger" wurde schon gesprochen. Das Buch schildert die Leiden eines Menschen, der trotz alles Willens zur Arbeit hungern muß. In packender Weise wird dargestellt, wie das physische Leiden auf den Geist einwirkt, wie es das Gehirn zu fieberhafter Arbeit treibt, wie sich dann, wenn der Unglückliche zu ein wenig Geld gekommen ist, sofort wieder die edlen Triebe seiner Seele regen, daß er, unbekümmert um seine nächste Zukunft, das Geld an Arme wegschenkt und wieder hungert. Das trostlose, eintönige Thema „Hunger" zu einem Roman auszuspinnen, der den Leser nie ermüdet, dazu gehörte die Hand eines Meisters, und Hamsun zeigte sich seiner Aufgabe vollkommen gewachsen.

In dem Roman „Mysterien" tritt der Typus des hamsunschen Triebmenschen zum erstenmale deutlich hervor. Nilsen Nagel ist ein genialer Kopf, ein Dichter, der ganz von seinen Trieben beherrscht wird. Sie verleiten ihn zu den wunderlichsten Handlungen, sie geben seinem ganzen Gebaren etwas Sonderbares und Rätselhaftes, das die konventionelle Spießbürgergesellschaft der kleinen norwegischen Küstenstadt im höchsten Grade aufregt; merkwürdige Träume, die er erzählt, überzeugen die Leute noch mehr, daß sie es mit einem Verrückten zu thun haben. Nur Dagni Kielland versteht ihn. Sie fühlt sich zu ihm hingezogen, und auch er liebt sie. Aber sie ist die Braut eines anderen. Einige Male ist sie nahe daran, das Verlöbnis zu lösen und Nagel anzugehören, fühlt sich aber plötzlich wieder durch einen seiner elementar hervorbrechenden Triebe abgestoßen, und so schwankt der Kampf zwischen beiden hin und her, bis Nagel unter der Last seiner seelischen Leiden zusammenbricht. Er stürzt sich in einem Anfall von Wahnsinn ins Meer.

Die Kritik hat diesem Buche gleich nach seinem Erscheinen wahre Preislieder gesungen. Sie lobte

*) Erschienen wie die übrigen Werke des Dichters in deutscher Uebersetzung bei Albert Langen in München.

bilder, ein flüchtiges Auftauchen von Gestalten, die den wunderbaren Menschen seiner Meisterwerke ähneln, mahnen uns stets wieder an den Dichter des „Pan".

In dem Roman „Neue Erde" malt Hamsun mit erbarmungslosem Pinsel das Bild der jungen Schriftstellergeneration Norwegens. Er stellt uns diese als eine eitle, verlogene, kriecherische und heimtückische Gesellschaft dar, die auch ehrliche und rechtschaffene Leute ins Unglück bringt. Auch „Redakteur Lynge", die Hauptperson des gleichnamigen Romans, gehört dieser Gesellschaft an. Er ist der Typus des gewissenlosen journalistischen Strebers, der sich mit den verwerflichsten Mitteln zu Macht und Ansehen emporarbeitet. — Das Schauspiel „An des Reiches Pforten" ist das schwächste Werk Hamsuns. Es leidet an einer ermüdenden Länge und an sehr mangelhafter Komposition. Im Grunde genommen ist es nur ein dramatisierter Roman, in dessen Mittelpunkt der Kandidat der Philosophie Ivar Kareno steht, der an seiner Ueberzeugungstreue zugrunde geht. — In dem Novellenbuch „Die Königin von Saba" findet sich einiges sehr Schöne. Die schon erwähnte Schilderung des Lebens auf den Bänken von Neufundland ist ein kleines Meisterstück von Natur- und Seelenmalerei. Auch die „Dame von Tivoli" und „Geheimes Weh" sind echt hamsunsche Dichtungen. Dagegen müssen die übrigen Stücke als mehr oder weniger flüchtige Feuilletonware bezeichnet worden. Dasselbe gilt auch von den beiden Novellenbüchern „Sklaven der Liebe" und „Die Stimme des Lebens". Auch hier stoßen wir auf manches Kabinettstückchen psychologischer Schilderung, wie etwa: „Todesangst", „Ein Gespenst", „Der Eroberer", „Sklaven der Liebe"; auf manche lebensprühende Darstellung von Selbsterlebtem. Aber daneben liegt auch wieder totes Gestein, in dem nur hie und da ein Goldkorn aufblinkt.

Hamsun hat Schweres erlebt. Die Not hat seinen Körper zerrüttet, und er selbst schreibt, daß seine Haare grau geworden sind und in Menge ausfallen, daß er für seine Schaffenskraft fürchte. Aber selbst für den Fall, daß er sich nicht mehr zu jener Höhe aufschwingen könnte, die er schon eingenommen hatte, so kann doch sein Name aus der Litteratur nicht mehr verschwinden. Er hat Dichtungen geschaffen, die zu den Zierden des nordischen Schrifttums gehören. Und wenn man ihn auch nicht, wie dies schon geschehen ist, über seine großen Landsleute Ibsen, Björnson und Lie stellen kann, so gebührt ihm doch ein Platz neben ihnen.

Besprechungen

Schweizerische Bücher.

Von Oskar F. Walzel (Bern).

(Nachdruck verboten.)

Wehmütig tönt aus J. V. Widmanns neuem, farbenfrohem, von echt italienischer Luft durchströmtem Drama „Die Muse des Aretin" dem Leser die Klage des Dichters entgegen, dem die journalistische Tagesarbeit ein höchstes Zusammenfassen aller Kräfte erschwert. Und in humoristischer Selbstironie hat er, der Tag für Tag in seiner Nachempfindung den neuen und neuesten Dichtern ihre geheimsten Absichten abzulauschen sucht, jüngst auch als Kritiker jeden Anspruch auf dauernde Wirkung abgelehnt. Er will nur eine echte „Journalistengans" sein, die aus dem Tag in den Tag hineinschnattert und nichts für ein „Nachweltsaufbewahrungshäselein" übrig hat.[1]) Trotzdem wird künftige Litteraturforschung gern und eifrig die Jahrgänge des „Bunds", denen er seinen geistigen Stempel aufgedrückt hat, — schon sind es mehr als zwanzig — als unschätzbare Zeugnisse einer ungewöhnlich vielseitigen Kritik studieren, als eine impressionistische, aber von einer starken Persönlichkeit getragene Litteraturgeschichte dieses Menschenalters. Sie wird aber auch festzustellen haben, daß neben diesen unerschöpflichen kritischen Gaben der Dichter Widmann mit jedem neuen Werke eine neue Seite seines Könnens uns wies, in reicher Gestaltungskraft immer originell geblieben ist; so auch jetzt in seinem „Aretin".[2])

Ein höchstes Zusammenfassen aller Kräfte aber bedeutet Carl Spittelers „Olympischer Frühling". Kühneres hat Spitteler noch nie gewagt; und nur die Zukunft wird lehren, ob er dem Wagnis gewachsen ist. Jedem Dichter mag ja das Bewußtsein frommen, Niegesagtes und Niegewagtes leisten zu wollen. Carmina non prius audita musarum sacerdos virginibus puerisque canto — das Wort Horazens hat keiner in unseren an neuen Offenbarungen der Kunst überreifen Zeit so oft wiederholt, wie Spitteler. Wenn seine „Darstellung", betitelt „Conrad der Leutnant" (Berlin 1898), manchem nicht so durchaus neuartig erschien, wie der Dichter glaubte, sein „Olympischer Frühling" bietet des Ueberraschenden genug, um mindestens zu befremden, ja auf den ersten Blick Worte der Abwehr wachzurufen. Gewiß hat R. M. Meyer Recht, wenn er dem „Olympischen Frühling" eine ganze Reihe verwandter Versuche, „völlig Neues" zu schaffen, an die Seite stellt. Allein auf der anderen Seite bleibt ein Zeugnis für die Originalität der Dichtung, was Willy Pastor von ihrer, erst nach dritter Lesung sich ihm erschließenden Schönheit sagt.[3]) Auf Pastors feinsinnige Betrachtung des ersten Teils, der „Ouverture" („Die Auffahrt" 1900), sei hier verwiesen; was da zunächst über die künstlerische Absicht, dann über die Plastik der Dichtung vorgebracht wird, trifft auch für den zweiten Teil „Hera die Braut" ein.[4]) Drastischer noch erscheint jetzt Spittelers Streben, den antiken Olymp ins Menschlich-Allzumenschliche umzudeuten. „Ewigklar und spiegelrein und eben Fließt das zephyrgleiche Leben Im Olymp den Seligen dahin. Monde wechseln und Geschlechter fliehen, Ihrer Götterjugend Rosen blühen Wandellos im ewigen Ruin". So sang einst Schiller. Seitdem hat man oft von den entthronten Griechengöttern gesprochen, von den Göttern von Hellas, „die einst so freudig die Welt beherrschten, Doch jetzt, verdrängt und verstorben, Als ungeheure Gespenster dahinziehn am mitternächtlichen Himmel." Goethe wiederum wußte, Homer weiterdichtend, den Göttern der Antike menschliches Fühlen, menschliches Leid zu leihen. Spitteler indes verzichtet auf die großen Linien des goethischen Stiles, stellt sich vollends zu Schiller in schärfsten Gegensatz und malt uns mit dem Pinsel eines Zola Götter voll niedrigster Instinkte, voll frecher Leidenschaftlichkeit, voll irdischen Schmutzes und Staubes. Und zwar diesmal noch mehr als in der Ouverture, deren grandiose Bilder zunächst an Dantes Phantasie gemahnen.

Spitteler nämlich leiht den antiken Göttern ja nicht bloß eine neue, stark vermenschlichte Seele. Er schafft

[1]) Der Bund . . . Gedenkblatt zur Vollendung des neuen Bundeshauses. Bern 1902. S. 16.

[2]) „Die Muse des Aretin" ist anläßlich ihrer zürcher Aufführung (vgl. Sp. 923) besprochen worden; darum kann hier Ausführlicheres nicht mehr gesagt werden.

[3]) R. M. Meyer: Deutsche Litteraturzeitung 1902, Sp. 249 f. W. Pastor: Litterarisches Echo II, 1416 ff.

[4]) Leipzig, Eugen Diederichs 1901. 146 S.

vielmehr die gesamte antike Kosmogonie und Theogonie um. Nur im großen und ganzen beläßt er Rahmen und Namen, wie sie uns geläufig sind, und ganz abweichend von der antiken Ueberlieferung zeichnet er des Kronos Sturz, und wie Zeus den olympischen Herrscherthron gewinnt. Kronos ist gefallen; Hera, die im Olymp herrscht, zu freien, mit ihr das Reich der Erde zu teilen, wird eine neue Götterschar aus dem Reiche des Hades entlassen. Die „Ouverture" leitet die zagen Wanderer, die mit staunenden Augen die Welt betrachten, in beschwerlicher Fahrt zum Olymp. Der jetzt vorliegende zweite Gesang erzählt den Wettkampf der Freier um Hera. Dort Morgendämmerungspoesie der Urzeit; noch ist die Seele dieser Götter ein unbeschriebenes Blatt, ihre Auffahrt leiht dem Dichter die Möglichkeit, seinen Leser mit der eigentümlichen Einrichtung, mit dem belebenden Räderwerk *seines* Kosmos bekannt zu machen, dessen oberster Herrscher Ananke ist, ein Mann, nicht ein Weib, wie Spitteler dichtet (sollte sein das Sprachgefühl verletzendes Geschlecht dem klassisch Gebildeten nicht ein störender Widerspruch bleiben? Der Dichter darf die Phantasie, aber nicht die Grammatik nach Gutdünken zügeln). Der tiefsinnige Pessimismus Spittelers kommt zwar schon bei diesen ersten Schritten seiner Götter zur Geltung. Aber noch schauen sie, eben aus dem Schlafe erwacht, wie im Traume all die ihnen neuen Wunder. Fern leuchtet das hohe Ziel; sie streben ihm zu, und nur leise dämmert die Ahnung auf, daß auch sie in dieser Welt des Uebels achtlos an dem wahren Glücke vorüberschreiten und trügerischem Scheine ihr Heil opfern. Jetzt aber, im zweiten Gesang, sind die Traumwandler zu vollem, gierigem Leben erwacht. Die Männer wollen Hera im heißen Wettkampfe gewinnen, die Frauen sich mit ihr messen; und allen gegenüber steht amazonenhaft Hera da, die sich keinem der Freier beugen, noch weniger die Göttinnen als ihresgleichen anerkennen will. Wie Hera sinkt und sinkt, bis sie sklavinnengleich vor Zeus kniet, wie Zeus selber nicht im Wettkampf siegt, sondern durch Trug und argen Pakt den Erdenthron gewinnt, das meldet der Dichter. Apolls Kraft, Schönheit, Seelengröße erliegen dem heimlichen Streber, der freilich in seinem Siege allen Anspruch auf Glück verloren, alle Pein der Erde auf sich genommen hat. „Die Welt thut weh, und allem Lebenden wird böse." Im Bewußtsein des Unheils der Welt bietet der Sieger zuletzt dem Besiegten die Mitherrschaft an; Apoll bedarf seiner nicht. Zeus kann ihm nichts gewähren, aber so wenig wie die Menschen, kann er ihn entbehren:

„In dieser Welt, von Uebeln krank, von Blute rot,
Thut Geist und Schönheit, thut ein Fleckchen Himmel Not...
Ich kann nicht dulden, daß du feindlich ferne weilest,
Ich fordre dich, daß du die Herrschaft mit mir teilest.
Zwar mir den Weltenlärm, der Völker Not und Streit,
Die strenge Rute, waltend der Notwendigkeit,
Doch dir im lichten Aetherglanz das Reich des Schönen.
Wo hoch im freien Raume die Gedanken tönen.
Ich setz dir im Gebirg ein unabhängig Schloß,
Darin als Fürst du schaltest mit Gesind und Troß;
Vor seiner Schwelle ende meines Szepters Fug.
Ich heische kein Entgelt. Dein Dasein ist genug."

Mit dem Versuche, der Poesie in der Welt ihren Platz zu sichern, ihre Unentbehrlichkeit zu erweisen, schließt vorläufig die Dichtung. Die Größe der hier nur beiläufig skizzierten Konzeption ist nicht zu leugnen; allein nicht in dem gedanklichen Gerippe, vielmehr in der Ausführung des Details liegt die Hauptarbeit des Dichters. Staunenswert ist die Fülle von Erfindungskraft, die Spitteler aufwendet. Was er vorbringt, mußte er bis ins letzte aus dem Nichts hervorzaubern: was da auf- und abwogt in Heras Seele, die erst von den verachteten Freiern nichts wissen will, dann in sinnlicher Leidenschaft zunächst für Eros, später für Apoll erglüht, die ihrer Eifersucht die liebste Freundin opfert, um zuletzt dem Mächtigsten sich hinzuwerfen, weil sie, gedemütigt, geschmäht, gestürzt, von ihm allein Schutz hofft; oder die scharf umrissenen Gestalten Artemis, Pallas, Aphrodite, bald als Helferinnen den Wettkämpfern zugesellt, bald mit Hera rechtend, voran Aphrodite, deren Schönheit die feile Menge besticht und von Hera abfallen läßt; Poseidon maßlos prahlend, auf seine Persönlichkeit pochend, im Unterliegen aber gutmütig und versöhnlich; Eros, der sinnbethörende Schmeichler; der tappige, plumpe Ares; Apoll besonnen, klug, umsichtig .... Nicht sei es versucht, die Ueberfülle von Figuren, alles was da in Haß und Liebe, in Edelmut und Gemeinheit, in schlangengleicher List und in kühnem Kampfesmut durcheinander tobt, hier in kahlen Worten festzuhalten. Vielleicht verdrießt den oder jenen Leser die Ahnung, daß der volle Reichtum der Dichtung zunächst aus dem Verstande heraus erzeugt ist. Gewiß, nicht mit leichter, leiser Hand schüttelt der Dichter die Früchte vom Baume. Etwas Ausgeklügeltes, etwas mühsam Erkämpftes haftet dem „Olympischen Frühling" an. Allein wird uns heute unter dem Aushängeschild „Heimatkunst", in bewußtem Gegensatz zu der Art Ibsens und Hauptmanns, nicht von Fritz Lienhard Dichtung auf Dichtung geboten, die naiv volkstümlich sein will, und der doch die Berechnung, das verstandesmäßig Gemachte auf jeder Seite anzusehen ist? Freuen wir uns vielmehr, daß Spitteler seinem Verstandeswerke einzelne Bilder voll unvergeßlicher echter Poesie eingefügt hat.

Sucht Spitteler etwas völlig Neues zu schaffen, so stellt sich Hans *Reinhart*[3]) in anderem Sinne zu den Neuesten; er vertritt die Neuromantik in der Schweiz. Das Motto, das er jedem der Abschnitte seiner Gedichtsammlung voranstellt, beweist das. Hölderlin, Novalis, Jean Paul, Dranmor, Schaukal, Lenau, Hauptmann, Nietzsche, Maeterlinck leihen ihm der Reihe nach die Stimmungsakkorde. Auf den ersten Blick staunt der Leser, wie wenig Schweizerisches in diesen Versen liegt. Ein vereinzelter Name, hie und da ein Wort, dann in den erzählenden „Gestalten und Bildern" etwas von C. F. Meyers Art könnten auf einen schweizer Verfasser deuten, vielleicht auch der Cyklus „Aus der Fremde", der starke Stimmungen von Fiesole und vom Neckar, von Berlin und aus seiner Umgebung („Pichelswerder bei Spandau", „Pfaueninsel bei Potsdam") holt. Sprachliche Verstöße, die nicht mangeln, ruhen wohl eher auf zu wenig strenger Sichtung, denn auf schweizer Spracheigenheiten. Weitaus am besten glücken Naturbilder, die von einem gut geschulten Auge zeugen. Stark drängt sich Neigung zu allegorischen Schöpfungen vor, nicht immer originell; aber dem denkenden Dichter ergeben sich zuweilen mächtige Gestalten voll tiefer Symbolik. Am leichtesten wiegen die in Vierzeilern gehaltenen Gedichte, zunächst die Gruppe „Traum und Leben", doch auch im Cyklus „Der Nachtwandrer" die Verse „Am Meer", an denen Heine stärker beteiligt ist als Reinhart. Dem pathetischen Prophetentone des Dichters taugt weit besser der freie Rhythmus; da vermeidet er schlecht geformte Banalitäten, wie:

Sie würden mich auch heute nicht verstehn,
Die sie mich gestern noch so kalt verlachten.
Mich schuf die Welt, zu kämpfen, zu verachten
Und einsam leidend in den Tod zu gehn.

Wie oft bei ersten Gaben der lyrischen Muse (der Verfasser bekennt selbst, seine ersten Verse uns vorzutragen), wäre stärkere Durcharbeitung zu wünschen. Bemüht, tief zu sein, wird Reinhart oft unverständlich. Wenn er ein Gedicht mit den Worten schließt: „Da wußt' ich's, und mir bangete nicht mehr", so kann der Leser zuweilen bei ihm ein gleich glückliches Resultat nicht erzielen.

Neben die epischen und lyrischen Verse Spittelers und Reinharts trete noch ein Versdrama. Es ist durchaus vieux jeu. Hans von *Matt* versucht, Kardinal Wisemanns

[3]) Frührot. Gedichte. Zürich, Leipzig, Berlin, Karl Henckell & Co. o. J. 117 S.

Erzählung „Fabiola“ in dramatische Form zu gießen[6]). Das Original, das einer der höchsten kirchlichen Würdenträger Englands 1854 veröffentlicht hat, gehört zu den Lieblingsbüchern gläubiger Katholiken und bewegt sich in dem Milieu des vielfach überschätzten Buches „Quo vadis?“. Durch starke Striche haben ja unternehmende Verleger die Uebersetzungen des farbenglühenden historischen Romans von Sienkiewicz gleichfalls zu einem katholischen Erbauungsbuche gemodelt, das der älteren „Fabiola“ jetzt starke Konkurrenz macht. Beide Dichtungen spielen in der Verfallzeit Roms, verherrlichen christliches Märtyrertum und arbeiten mit dem Gegensatze einer untergehenden und einer emporsteigenden Weltanschauung. Hier wie dort nächtliche Katakombenszenen, hier wie dort standhafte Glaubenshelden, die der Schaulust eines entmenschten Publikums zuliebe wilden Tieren preisgegeben werden, daneben scharfumrissene Typen der spätrömischen Ueberkultur, bei Sienkiewicz freilich in üppigeren Farben gehalten als bei Wisemann. Matt gewinnt mit unleugbarem Geschick dem Stoffe starke Bühnenwirkungen ab; wiederholte Aufführungen in seinem Heimatorte Stans haben reichen Beifall gefunden, der doch wohl nicht bloß konfessioneller Tendenzentkeimte. Prosa und Vers mischt der Verfasser, und er weiß seine etwas ungefügen und schwerlesbaren Jamben durch kräftige, ja schwungvolle Stellen zu heben; wirksame Aktschlüsse glücken ihm zuweilen, und den stärksten Effekt holt er sich auf einem völlig selbständigen Wege. Der totgeglaubte, von Fabiola gerettete Sebastian erscheint wie ein warnendes Gespenst in der Schlußszene dem Kaiser Diokletian und prophezeit ihm den Tod, dem Kreuze den Sieg. Ein Schlußeffekt, der — so wohlfeil er ist — seine Wirkung sicher nie verfehlt. Dramen derberer Struktur, die auf breite Kreise wirken wollen, können solche Schlager nicht entbehren. Freilich kommt auch Matts geschickte Mache mit dem verwickelten Gange der Vorlage nicht immer glücklich zurecht; das Psychologische vollends ist ganz obenhin behandelt. Was da um Fabiola sich bewegt, ist entweder engelrein oder teuflisch schlecht. Seelische Wandlungen, die das Innerste des Menschen umkehren, spielen sich zwischen zwei Zeilen ab.

Weitab von allem bisher Erwähnten liegen die vier „Berner Novellen“ von Walter Merz[7]). Aus dem Leben geholt, von kräftigem, gesundem Realismus und von guter Beobachtung getragen, finden sie ihren eigensten Reiz in der farbechten Wiedergabe bernischen Alltagslebens. Widmann hatte vor bald fünfzehn Jahren einen wirklich genialen Griff gethan, als er einen reizvollen berner Typus in seiner „Patrizierin“ festlegte. Nicht die exklusive, dort gezeichnete Patriziergesellschaft, sondern den Mittelstand führt Merz vor. Was die berner „Tochter“ Tag für Tag treibt, wie die Mädchen einzeln oder zu zwei durch die Stadt huschen, um da etwas zu besorgen, dort in der Konditorei ein bißchen zu naschen, wie sie auf dem „Egelmösli“ eislaufen, wie eine Einladung zum Ball der Studentenverbindung „Helvetia“, von zwei „Helvetern“ überbracht, ihnen das Herzchen pochen macht — all das weiß Merz kundig und frisch zu schildern. Als Gegenstück erscheint die Studentenwelt: der Grieche, der im deutschen Seminar Klopstock interpretiert, der Berner, dem emsiges Studium nachmittags für die geliebte „Jaß“-Partie noch ein Stündchen frei läßt, die Studentin, die spät abends von der Hochschule in ihr einfaches, fast ärmliches Heim pilgert. Ein paar Spitzen, auf berner Hochschullehrer gerichtet, dürfen nicht fehlen. Das berner Kulturbild vervollständigt der Bundesbeamte oder der gesuchte Arzt, der am „Hirschengraben“ wohnt. Bern selbst und seine Umgebung kommt nicht zu kurz. Die Promenade auf der „Kleinen Schanze“ mit ihrem herrlichen Blick auf die Gipfel des Oberlandes, das moderne Villenviertel des Kirchenfeldes und die traulichen Lauben der alten Stadt, die prächtigen Baumreihen, die nach den Außenquartieren und weiter führen, eine Winterwanderung nach dem nahegelegenen Dorfe Bümpliz — Merz lauscht diesen Dingen glücklich ihre Stimmung ab. Nicht mit der sensitiven Feinheit eines wiener Modernen, zu dem freilich Berns intimste Züge noch vernehmlicher sprächen; wie würde Beer-Hofmann oder Andrian den stillen Münsterplatz im Abendlichte künstlerisch ausschöpfen, den schier ins Märchenland versetzenden Blick vom „Schänzli“, nachts wenn die unzähligen Fensterchen der Häuser und Häuschen an der burgartig emporsteigenden Nordseite der Stadt in rötlichem Lichte erstrahlen, oder die Silhouette Berns, an klaren Frühjahrsnachmittagen vom Kirchenfeld beobachtet! Auch hier könnte Heimatkunst von den vielgescholtenen Decadencedichtern lernen. Lernen indes muß Merz vor allem auf psychologischem Felde. Er greift dankbare Probleme an: die Frau, die nach jahrzehntelanger glücklicher Ehe, plötzlich in einen Paroxysmus der Eifersucht versetzt, Gift nimmt; das Mädchen, das dem scheidenden Geliebten, um einmal glücklich gewesen zu sein, sich hingiebt, und das dann, weil er in fernem Kampfe fällt, ihr Kind aus eigener Kraft heranzieht (ein Lieblingsmotiv neuerer Dichtung; man denke an Wolzogens „Drittes Geschlecht“!); die unverstandene Gattin, die mit dem Ehebruch liebäugelt, um im letzten Augenblick, nur durch einen Zufall rein geblieben, dem dritten, der sich schon ihr Erlöser dünkte, lächelnd und kühl den Rücken zu kehren. Was könnte feinere Seelenkunst aus solchen Problemen machen! Merz erweckt lediglich den Eindruck, er erzähle wirkliche Vorgänge, man müsse nach den Modellen seiner Figuren suchen, und alles sei nur als Klatsch gedacht. Diese unerfreuliche Wirkung wird verstärkt, wenn man neben den drei genannten Problemnovellen die vierte liest, die wirklich, in Konzeption und Ausführung, das Niveau eines Backfischklatsches nicht übersteigt. Lernen muß Merz auch sprachlich. Wir gestatten ihm gern ein paar schweizer Idiotismen; Keller hat das deutsche Publikum längst an den eigentümlichen Reiz solcher Urworte gewöhnt. Aber kann man wirklich „in bequemer Ausdehnung der Glieder“ auf dem Kanapee sitzen? Und fühlt Merz nicht, wie wenig in eine tragisch hochgespannte Situation, als Antwort auf ein seelisches Bekenntnis, die Worte passen: „Das wird mich unendlich freuen“? — Gerade weil die Novellen ein starkes Talent verraten, ist es Pflicht der Kritik, Merz zu strenger Selbstzucht anzuhalten.

[6]) Fabiola. Drama in fünf Akten. Zweite Auflage. Stans, Hans v. Matt & Co. 1902. 99 S.

[7]) Bern, Neukomm & Zimmermann. o. J. 268 S.

Deutsche Dichtung in Hessen.

Von Karl Berger (Worms a. Rh.).

Die deutsche Dichtung in Hessen. Studien zu einer Litteraturgeschichte von Dr. Wilhelm Schoof. Marburg 1901, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung VIII, 262 S. M. 2,50 (3,60).

Hessische Heimat. Ein litterarisches Jahrbuch für 1902. Herausgegeben von Paul Heidelbach. Buchschmuck von Adolf Wagner. Kassel, Carl Victor. 142 S. M. 2,—.

Den eifersüchtigen Regungen deutschen Stammesbewußtseins stehen die deutschen Einheitspolitiker mit einem nicht unberechtigten Mißtrauen gegenüber. Es ist keine Frage, daß stammheitlich verbohrte Querköpfigkeit, Sondertümelei und trotzige Abschließung in unserer nationalen Entwicklung oft schon verhängnisvoll geworden sind; daß selbstwilliger Partikularismus auch in Tagen allerneuester Reichsverdrossenheit hemmend und auflösend wirkt. Und doch droht heute der deutschen Kultur die größere Gefahr von der alles verödenden Gleichmacherei, der Sucht zu nivellieren und rücksichtslos zu vereinheitlichen. Die Schwierigkeit liegt für uns Deutsche eben darin, daß wir die berechtigten Eigen-

tümlichkeiten der verschiedenen Stammestümer schonen und pflegen und doch darüber hinaus das Gefühl der Zusammengehörigkeit wachsen lassen. Die Eigenart und Größe gerade unserer geistigen Kultur, besonders der deutschen Litteratur, beruht auf der bunten Mannigfaltigkeit individueller Lebensformen: im deutschen Wald sind vielerlei Stämme, die alle ihre Kraft aus dem Boden gleichen Volkstums saugen. Jedem Stamme zum Bewußtsein zu bringen, was er dem gesamten Deutschtum leistet, schuldet und — schuldig bleibt, die Zusammenhänge zwischen dem stammheitlichen Leben und dem Wesen und Leben der ganzen Nation aufzudecken und in der Vielheit die Einheit nachzuweisen, das wird immer eine notwendige und gute deutsche Arbeit sein! Sie giebt dem einzelnen Stamme Kraft und Selbstbewußtsein und schlägt zugleich Brücken des Verständnisses zwischen den Deutschen in Nord und Süd, im Reiche und draußen. In diesem Sinne schrieb vor einigen Jahren Rudolf Krauß seine schwäbische Litteraturgeschichte, und so fassen wir auch den Wert des vorliegenden hessischen Ausschnittes aus der deutschen Nationallitteratur.

Allerdings, die deutsche Dichtung in Hessen hat immer nur eine untergeordnete Rolle in der deutschen Litteratur gespielt. Das räumt ihr Darsteller, Dr. Wilhelm Schoof, bereitwillig ein. Nur einmal, in den Zeiten der Reformation, nimmt Hessen eine führende Stellung in der deutschen Geistesbewegung ein. Und so errichtet Moritz der Gelehrte 1605 zu Kassel die erste stehende Bühne Deutschlands, wo englische Komödianten als ständige Schauspieltruppe wirksam waren. Auch das erste wirkliche Geschichtsdrama der deutschen Litteratur, ein zweisprachiges Stück von 1322 Versen, ohne Titel und ohne unmittelbare Angaben über den Verfasser sowie Zeit und Ort der Herkunft, vom Bauernkriege handelnd, entstand im 16. Jahrhundert am kasseler Hofe. In Dietrich von dem Werder, einem Vorläufer des Reformators Opitz, besitzt Hessen den ersten Uebersetzer des Tasso in deutscher Sprache. In diese Periode fällt auch das Wirken des Gelnhäusers Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, des Verfassers des „Simplicissimus". — Seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts war es mit der führenden Rolle zu Ende. Von da ab ist die hessische Dichtung nur noch Wiederhall und Nachahmung. Die Bardenpoesie Klopstocks und die anakreontische Lyrik Gleims fanden zahlreiche, aber wenig bedeutende Nachahmer in Hessen ebenso wie später Schiller, Matthisson und die Romantiker. Die dramatische Veranlagung des Hessenstammes war immer dürftig. Einen Aufschwung nahm die hessische Dichtung in dem Zeitraum von 1832 bis 1866, namentlich unter dem Einfluß von Heine und Geibel in der Lyrik, Walter Scott und Jean Paul auf dem Gebiete der Prosadichtung. Merkwürdigerweise nennt Schoof diese ganze Periode die „Zeit des jungen Deutschland". Bezeichnend für diese Zeit sind Dichter wie Ernst Koch, der Verfasser des neuerdings wieder herausgegebenen „Prinz Rosa-Stramin", Franz Dingelstedt, Julius Rodenberg, Luise v. Ploennies, Salomon Mosenthal, Heinrich König, Herman Grimm u. a. Mit einem Ueberblick über die Dichtung der Gegenwart schließt das Buch.

Bei seiner Kritik darf nicht übersehen werden, daß diese „Studien" ursprünglich als Einleitung zu Schoofs „Hessischem Dichterbuch" (1901) geplant waren, später aber der unter der Hand anwachsende Stoff eine gesonderte Ausgabe notwendig machte. „Eine in jeder Beziehung erschöpfende Darstellung" der hessischen Litteratur, so entschuldigt der Verfasser, konnte wegen der Kürze der Zeit nicht gegeben werden. Unter „erschöpfend" versteht er offenbar möglichst vollständige Aufzählung der Werke und ihrer Verfasser, dann auch die üblichen Notizen über Gelehrtentum, Buchdruck, Zeitungswesen, Theater und dergl. Das Fehlen dieser letzteren habe ich nun nicht schwer empfunden, und die „Vollständigkeit in der Aufzählung" hat der Verfasser mit Recht vermieden. Der Fernerstehende hätte es ihm sogar danken müssen, wenn er es seinem „Lokalpatriotismus" abgerungen hätte, in der Nennung von unbedeutenden, höchst gleichgiltigen Namen noch sparsamer zu verfahren. Schoof hätte außerdem den Kreis teilnahmvoller Leser leicht erweitern können, wenn er das rechtsrheinische Darmhessen durchgängig, nicht bloß bis zur Landesteilung (1567), berücksichtigt hätte. Doch sein Verfahren mag durch die Beziehung der „Studien" auf seine genannte lyrische Sammlung, die Darmhessen ebenfalls ausschloß, entschuldigt sein. Statt „naturalisierte" Hessen oder zufällig mit Hessen in Berührung gekommene Dichter zu Repräsentanten seiner Heimat zu machen (wie den Elsässer Moscherosch und die Koburgerin Anna Ritter), hätte er lieber an den wirklichen Chatten das spezifisch Hessische, das Eigenartige und Bodenständige nachweisen sollen. Weniger Namen, mehr Charakteristik; weniger Aufzählung, mehr Darstellung! Schoofs Urteil hält sich zu sehr an herkömmliche Sätze, wie bei Grimmelshausen, dessen Leben gestaltende, aus persönlichen Erfahrungen ein Weltbild formende individualistische Dichtung gerade einen Darsteller der Stammeslitteratur zu tieferem Eindringen hätte reizen müssen. Sein Urteil ist ferner schillernd, wie z. B. bei Mosenthal oder durchaus unselbständig wie bei Heinrich König, — da holt er seine Weisheit meist wörtlich aus Mielkes Geschichte des deutschen Romans. Wenn Schoof die temperamentvolle Anna Ritter „die größte Gefühlslyrikerin der deutschen Litteratur" nennt oder von Ernst Koch meint, er „dürfe als Humorist schwerlich seinesgleichen finden", so dürfen wir diese Verstiegenheiten der Heimatliebe des Verfassers zugute halten.

Einzelne Fehler entspringen also zum Teil einer Tugend. Aber der Grundfehler ist doch darin zu suchen, daß Schoof durch buchhändlerische Gründe sich zu einer sozusagen mechanischen Erweiterung seines Versuches drängen ließ. Vielleicht ist es ihm später vergönnt, die mühsam und mit großem Fleiße zusammengetragenen Bausteine recht zu behauen und zu glätten und zu einem richtigen Bau zusammenzufügen. Jedenfalls aber hat er mit diesen Studien ein tüchtiges Stück Vorarbeit geleistet und ein im Thatsächlichen zuverlässiges Nachschlagewerkchen geliefert.

„Von Hessen für Hessen geschrieben", allerdings auch von solchen, die nur ihren Unterstützungswohnsitz sozusagen sich in dem lieblichen Lande erworben haben, ist das litterarische Jahrbuch für 1902 „Hessische Heimat". Natürlich hat der Herausgeber, Paul Heidelbach, nichts dagegen, wenn das Büchlein auch über Hessens Grenzen hinausdringt. Das Geleitwort von Julius Rodenberg knüpft an ein „Hessisches Jahrbuch" an, das dieser im Jahre 1854 mit Herman Grimm, Heinrich König u. a. herausgab. Bezeichnend genug ist es, daß nun heute auch die Hessen wieder, wie vor ihnen die Westfalen, Schwaben an einen „jährlichen Sammelpunkt für heimatliche Kunst" denken. Wir finden in dem vorliegenden Bande als lyrische Mitarbeiter Gustav Adolf Müller, Wilhelm Bennecke, Paul Heidelbach, Anna Ritter, Meta Artzt, Hans Altmüller, Karl Ernst Knodt und Albert Weiß vertreten. Wilhelm Holzamer, politisch auch ein „Hesse" aus dem ganz und gar nicht hessischen Rheinhessen, steuert eine seiner Geschichten vom alten Lehrer und Musikfreund Kraft bei, Lotte Gubalke-Berlin einige hübsche „Schinkenburger Geschichten", Heinrich Jonas ein paar humorvolle Gedichte in kasseler Mundart; die Dorfgeschichte ist durch Wilhelm Radegast nicht gerade stark vertreten. Einige Aufsätze ethnographischen, litteraturgeschichtlichen und ortsbeschreibenden Inhalts („Die Bevölkerung Hessens" von Lotte Gubalke, „Ruine Kogelberg bei Volkmarsen" von Ernst Happel, „Goethe in Kassel" vom Herausgeber, „Der Druselturm zu Kassel" von Karl Schwartzkopf), ein nicht mehr aktueller, etwas überschwänglicher Bericht über die Künstlerkolonie in Darmstadt von Hermann Warlich und einige Liedvertonungen von Musikdirektor Theodor Müngersdorf vervollständigen das liebens-

würdige, bescheidene Bild des Geisteslebens in Hessen. Erfolg ist jedem derartigen Unternehmen schon der belebenden Kraft wegen zu wünschen. Aber das Ganze macht doch den Eindruck, als ob der Herausgeber zu wenig Fühlung hätte. Wenn man schon nach Hessen-Darmstadt hinübergriff, dann hätte sich das Bild hessischer Heimat auch durch bedeutendere und charakteristische Züge verstärken lassen. Aber auch für Hessen-Kassel müßten sich, wie ein Blick in Schoofs Darstellung zeigt, eine ganze Reihe von Mitarbeitern finden lassen, die dem deutschen Volk etwas „Hessisches" zu sagen haben.

Neues von Ellen Key.

Das Jahrhundert des Kindes. Studien von Ellen Key. Berlin 1902, S. Fischer. 391 S. M. 4,—.

Ellen Keys neuester Essaiband besteht aus acht Aufsätzen, die folgende Titel haben: „Das Recht des Kindes, seine Eltern zu wählen", „Das ungeborene Geschlecht und die Frauenarbeit", „Erziehung", „Heimatlosigkeit", „Die Seelenmorde in den Schulen", „Die Schule der Zukunft", „Der Religionsunterricht", „Kinderarbeit und Kinderverbrechen". Die drei ersten Aufsätze sind die längsten, diese und der siebente zugleich die bedeutendsten und sorgfältigst ausgearbeiteten.

Ein Motto aus Nietzsche: „Eurer Kinder Land sollt ihr lieben", steht dem Buche vor und deutet den Hauptgedanken der Verfasserin an: daß das 20. Jahrhundert das Jahrhundert des Kindes sein soll, das Jahrhundert, in dem des Kindes Gesundheit und vollentwickelte Individualität das Lebensziel der Eltern wird.

Der erste Aufsatz sollte füglich heißen: „Die Pflicht der Eltern, sich auf ihre Kinder vorzubereiten." Der Gedanke liegt heute in der Luft und ist nicht mehr neu, wie überhaupt diese acht Aufsätze nichts Bahnbrechendes enthalten. Wir heben jedoch einige Leitsätze der Verfasserin hervor, entweder weil sie dem Bekannten eine interessante Form geben, oder weil sie für Ellen Key charakteristisch sind. „Die neue Ethik wird kein anderes Zusammenleben von Mann und Weib unsittlich nennen, als das, das Anlaß zu einer schlechten Nachkommenschaft giebt. Die zehn Gebote über diesen Gegenstand werden nicht vom Religionsstifter, sondern vom Naturforscher geschrieben werden. — Eine Umgestaltung der Gesellschaft, die zur Folge hätte, daß die jungen Männer und Mädchen zwischen zwanzig und dreißig Jahren die Möglichkeit erhielten, ein eigenes Heim zu gründen, und die Fähigkeit, in einfachen Verhältnissen Glück zu finden, wäre eine der wesentlichsten Grundbedingungen für die Entstehung eines neuen Geschlechtes. — Der Gedanke, daß eine Frau, die die Mutterschaft wünscht, aber ihrer Ansicht nach nicht für die Ehe taugt, als vollberechtigt zu der ersteren ohne die letztere betrachtet werden soll, hat ganz gewiß die Zukunft für sich. — Der Mensch muß die Gesetze der natürlichen Auslese kennen lernen. — Die Verbrechertypen müssen an der Fortpflanzung gehindert werden. Gleichfalls die mit erblicher Krankheit Belasteten."

In dem zweiten Aufsatz, „Das ungeborene Geschlecht und die Frauenarbeit", kämpft die Verfasserin mit großem Aufwand heiligen Eifers gegen Windmühlen. Sie nimmt wieder einmal die bösen Frauenrechtlerinnen aufs Korn. Nach Ellen Key sind diese Thörinnen bestrebt, die Frau dem Hause zu entfremden, sind Gegnerinnen des Arbeiterinnenschutzes und darauf erpicht, mit dem Frauengeschlecht die kommenden Generationen zu ruinieren. — Wenn ich meinem Gegner Hörner, Schweif und Klauen aufhänge, kann ich ihn freilich als den Gottseibeiuns hinstellen! Ellen Key ist entweder über die Bestrebungen der Frauenbewegung nicht genügend unterrichtet, oder sie will es nicht sein. Sonst müßte sie neben den Gegnerinnen eines besonderen Arbeiterinnenschutzes auch die Namen seiner Freundinnen kennen, die sicherlich nicht weniger zahlreich und vor allem nicht weniger kompetent sind als erstere. Sie müßte das Bestreben der Frauenrechtlerinnen erwähnen, gerade die Arbeiterinnen zu entlasten, damit sie dem Hause sein Recht geben können, das Bestreben, eine deutliche ökonomische Wertung der Frauenarbeit im Hause zu gewinnen, die es gestattet, mit dem Vorurteil zu brechen, daß der Mann die Frau erhält, und endlich das Bestreben, die Mädchenbildung deshalb zu verbessern, weil wir weisere Mütter brauchen. — Hiervon erwähnt die Verfasserin nichts, was bei einer derart belesenen Frau Wunder nimmt. Die Frauenrechtlerinnen arbeiten ja weder im Dunklen noch im Geheimen, und obige Tendenzen lassen sich auf allen Frauenkongressen der letzten Jahre, in allen Zeitschriften für Frauenbewegung ebenso deutlich verfolgen wie die entgegengesetzten, die Ellen Key den Frauenrechtlerinnen en bloc zuschreibt, um sie als Karikaturen des gesunden Menschenverstandes zu bekämpfen.

Uebrigens dürfen die von Ellen Key so arg gerupften Frauenrechtlerinnen sich trösten. In dem dritten Aufsatz, „Erziehung", verfährt die Verfasserin mit den Erziehern im allgemeinen gerade so wenig glimpflich, wie vorher mit den Frauenrechtlerinnen. Auch in der Jugendbildung scheint Ellen Key allein den Stein der Weisen gefunden und die Wahrheit in Erbpacht genommen zu haben. Und doch haben wir ähnliche Ausführungen schon oft und nicht aus Ellen Keys Feder gelesen. Da sind wir denn zu dem Schluß gekommen, daß diese etwas selbstgefällige Art, das Ich als den Propheten und das Nicht-Ich als das vulgus profanum hinzustellen, wohl eben nur eine Art, eine Methode, ein rhetorischer Kunstgriff ist, um desto mehr zu verblüffen. — Der genannte Aufsatz redet den unpädagogischen Erziehern, die des Kindes Individualität mit allerlei Verboten hindern, die inkonsequent sind, die noch von der Prügelstrafe alles erwarten, ernsthaft ins Gewissen. „Mangelnde Selbstzucht, mangelnde Intelligenz, mangelnde Geduld und mangelnde Würde, das sind die vier Ecksteine, auf denen das Prügelsystem ruht." Die Verfasserin macht den originellen Vorschlag, „ein sehr notwendiges Lesebuch für Eltern zu schreiben"; sie tadelt mit Recht, daß heute „das Haus ein Präparatorium für die Schule ist, in dem die heranwachsende Jugend lernt, Dienste zu empfangen, ohne Gegendienste zu leisten".

Betreffs der Anregungen für einen lebendigen Jugendunterricht (S. 229 ff., 237 ff.) erlauben wir uns zu bemerken, daß die bösen Frauenrechtlerinnen sich unterstanden haben, in Hamburg eine Reformschule im Sinne Ellen Keys zu gründen, ohne von ihren Aufsätzen auch nur die geringste Kenntnis zu haben. Den Ruf nach „einer Generation erzogener Mütter" haben wir auch bereits seit langen Jahren besonders in Deutschland und Frankreich vernommen.

Sehr fesselnd ist der Aufsatz über den Religionsunterricht; er ist vielleicht der originellste: „Das im jetzigen Augenblick demoralisierendste Moment der Erziehung ist der christliche Religionsunterricht," denn diese Prinzipien stehen im krassen Gegensatz zu der herrschenden Weltordnung. „In dieses Netz von unlöslichen Widersprüchen verstrickt, hat jedes neue Geschlecht endlich gelernt, das Ideal nicht ernst zu nehmen."

Man darf von den Aufsätzen im allgemeinen sagen, daß sie durch straffere Komposition gewonnen hätten. Die Feder der Verfasserin läuft gar zu ungehindert über das Papier, und ihre Gedanken schlängeln gern in bestimmte Mäanderbiegungen zurück. Ueber den Stil darf ein Urteil nicht gefällt werden, da die Uebersetzung, ob sie sich schon ganz fließend liest, ihm dennoch eine gewisse Schwerfälligkeit — wir wissen nicht, ob gegeben oder gelassen hat.

Paris. *Dr. Käthe Schirmacher.*

Proben und Stücke.

Sklaven der Liebe.

Von **Knut Hamsun***).

(Nachdruck verboten.)

Geschrieben von mir, geschrieben heute, um mein Herz zu erleichtern. Ich habe meine Stellung im Café verloren und meine frohen Tage.

Ein junger Herr in grauem Anzug kam Abend für Abend mit zwei Freunden und setzte sich an einen meiner Tische. Es kamen so viele Herren, und alle hatten ein freundliches Wort für mich, nur er nicht. Er war groß und schlank, hatte weiches, schwarzes Haar und blaue Augen, mit denen er mich zuweilen streifte, und einen Anflug von Bart auf der Oberlippe.

Nun, er mochte anfangs wohl etwas gegen mich haben. Er kam eine ganze Woche hindurch ununterbrochen. Ich hatte mich an ihn gewöhnt und vermißte ihn, als er eines Abends ausblieb. Ich ging durch das ganze Café und sah mich nach ihm um; endlich fand ich ihn an einer der großen Säulen am anderen Ende; er saß mit einer Dame vom Cirkus zusammen. Sie trug ein gelbes Kleid und lange Handschuhe, die bis über die Ellbogen reichten. Sie war jung und hatte schöne, dunkle Augen, — und meine Augen waren blau.

Ich blieb einen Augenblick bei ihnen stehen und hörte zu, wovon sie sprachen: sie machte ihm Vorwürfe, sie war seiner überdrüssig und hieß ihn gehen. Ich dachte in meinem Herzen: Heilige Jungfrau, warum kommt er nicht zu mir?

Am nächsten Abend kam er mit seinen beiden Freunden und nahm wieder an meinem Tisch Platz. Ich ging nicht heran, wie ich sonst that, sondern stellte mich, als hätte ich sie nicht bemerkt. Als er mir winkte, trat ich an den Tisch und sagte: „Sie waren ja gestern nicht hier."

„Wie wundervoll unsere Kellnerin gewachsen ist," sagte er zu seinen Kameraden.

„Bier?" fragte ich.

„Ja," antwortete er. Und im Geschwindschritt holte ich drei Seidel. — —

Ein paar Tage vergingen.

Einmal gab er mir eine Karte und sagte: „Bringen Sie die mal hinüber zu . . ."

Ich nahm die Karte, ehe er ausgesprochen hatte, und brachte sie der gelben Dame. Unterwegs las ich seinen Namen: Wladimierz F.

Als ich zurückkam, sah er mich fragend an.

„Ja, ich habe sie hingebracht," sagte ich.

„Und Sie haben keine Antwort erhalten?"

„Nein."

Er gab mir eine Mark und sagte lächelnd:

„Keine Antwort ist auch eine Antwort."

Den ganzen Abend blieb er sitzen und starrte zu der Dame und ihren Begleitern hinüber. Um elf Uhr stand er auf und ging an ihren Tisch. Sie empfing ihn kühl, ihre beiden Herren aber ließen sich näher mit ihm ein und schienen ihn zu foppen. Er blieb einige Minuten, und als er wiederkam, sagte ich ihm, daß man ihm in die eine Tasche seines Sommerüberziehers Bier gegossen habe. Er zog ihn aus, wandte sich hastig um und sah einen Augenblick nach dem Tisch der Cirkusdame hinüber. Ich trocknete ihm den Ueberzieher ab, und er sagte lächelnd zu mir: „Danke, Sklavin!"

Als er ihn wieder anzog, half ich ihm und strich ihm heimlich über den Rücken.

Er setzte sich, zerstreut. Einer seiner Freunde bestellte noch Bier, ich nahm das Seidel und wollte auch F.s Seidel nehmen. Er sagte aber: „Nein, ich danke" und legte seine Hand auf die meinige. Bei dieser Berührung sank mein Arm plötzlich herab, er merkte es und zog seine Hand sofort zurück.

Am Abend betete ich zweimal vor meinem Bett auf den Knieen für ihn. Und ich küßte ganz glücklich meine rechte Hand, die er berührt hatte.

— — — — — — — — — — — —

Einmal schenkte er mir Blumen, eine Menge Blumen. Er kaufte sie bei dem Blumenmädchen, als er hereinkam; sie waren frisch und rot und fast ihr ganzer Vorrat. Er ließ sie bei sich auf dem Tisch liegen. Keiner seiner Freude war mit da. Ich stand, so oft ich Zeit hatte, hinter einer Säule, starrte ihn an und dachte bei mir: Also, Wladimierz F. heißt er.

Es mochte vielleicht eine Stunde vergangen sein. Er sah fortwährend nach der Uhr. Ich fragte ihn:

„Erwarten Sie jemand?"

Er sah mich wie geistesabwesend an und sagte plötzlich:

„Nein, ich erwarte niemand. Warum fragen Sie?"

„Ich meinte nur, ob Sie vielleicht jemand erwarteten."

„Kommen Sie her," erwiderte er. „Das ist für Sie."

Und er gab mir die Blumen.

Ich dankte ihm, aber ich konnte kein Wort hervorbringen, ich stammelte nur. Eine blutrote Freude überkam mich; atemlos stand ich vor dem Buffet, wo ich etwas holen sollte.

„Was wünschen Sie?" fragte die Mamsell.

„Ja, was glauben Sie?" fragte ich. Ich wußte es selbst nicht.

„Was ich glaube?" sagte die Mamsell. „Sind Sie verrückt?"

„Raten Sie einmal, von wem ich diese Blumen bekommen habe."

Der Oberkellner ging gerade vorüber. „Sie vergessen das Bier für den Herrn mit dem Stelzfuß," hörte ich ihn sagen.

„Ich habe sie von Wladimierz bekommen," sagte ich und eilte mit dem Bier davon.

F. war noch nicht gegangen. Ich dankte ihm abermals, als er sich erhob, um zu gehen. Er stutzte und sagte gedehnt:

„Ich hatte sie eigentlich für jemand anders bestimmt."

Nun ja. Er hatte sie vielleicht für eine andere bestimmt. Aber ich bekam sie. Ich bekam sie, nicht die, für die er sie gekauft hatte. Und so durfte ich ihm auch dafür danken. Gute Nacht, Wladimierz!

Am Morgen darauf regnete es.

‚Soll ich heute mein schwarzes oder mein grünes Kleid anziehen?' dachte ich. ‚Das grüne, denn das ist das neueste; das ziehe ich also an.' Ich war sehr heiter.

Als ich an die Haltestelle kam, stand eine Dame im Regen und wartete auf die Pferdebahn. Sie hatte keinen Schirm. Ich bot ihr an, mit unter meinem zu stehen, aber sie lehnte es dankend ab. Da machte ich meinen Regenschirm auch zu; dann wird die Dame doch nicht allein naß, dachte ich bei mir. —

Am Abend kam Wladimierz ins Café.

„Ich danke Ihnen auch für die Blumen," sagte ich stolz.

„Welche Blumen?" fragte er. „Ach so: schweigen Sie doch von den Blumen."

„Ich wollte mich nur dafür bedanken," sagte ich.

Er zuckte die Achseln und entgegnete:

„Sie liebe ich nicht, Sklavin!"

Er liebte mich nicht, nein. Ich hatte es auch nicht erwartet und war nicht enttäuscht. Aber ich sah ihn jeden Abend; er setzte sich an meinen Tisch, und ich brachte ihm Bier.

*) Aus dem Novellenbande: „Sklaven der Liebe". Einzig berechtigte Uebersetzung von Mathilde Mann. München 1902, Albert Langen, Verlag für Litteratur u. Kunst. 191 S. M. 3, —.

Am nächsten Abend kam er sehr spät. Er fragte: „Haben Sie viel Geld, Sklavin?“

„Nein, leider nicht,“ antwortete ich. „Ich bin ein armes Mädchen.“

Da sah er mich an und sagte lächelnd: „Sie mißverstehen mich. Ich brauche nämlich bis morgen etwas Geld.“

„Ich habe etwas Geld,“ entgegnete ich. „Ich habe viel Geld, ich habe hundertunddreißig Mark zu Hause.“

„Zu Hause? Nicht hier?“

Ich antwortete: „Warten Sie eine Viertelstunde und kommen Sie mit mir, wenn wir schließen.“

Er wartete die Viertelstunde und ging mit mir.

„Nur hundert Mark,“ sagte er. Er hielt sich die ganze Zeit an meiner Seite und ließ mich weder voran noch hinterdrein gehen.

„Ich habe nur eine kleine Kammer,“ sagte ich, als wir an meiner Hausthür stehen blieben.

„Ich gehe nicht mit hinauf,“ erwiderte er. „Ich warte hier.“

Er wartete.

Als ich wieder herunterkam, zählte er das Geld und sagte:

„Das sind mehr als hundert Mark. Ich gebe Ihnen zehn Mark als Trinkgeld. — Ja, ja, lassen Sie nur, ich gebe Ihnen zehn Mark als Trinkgeld.“

Und er reichte mir das Geld, wünschte Gute Nacht und ging. An der Ecke sah ich ihn stehen bleiben und der alten, lahmen Bettlerin ein Almosen geben.

Er bedauerte am nächsten Abend, daß er mir das Geld nicht zurückzahlen könne. Ich dankte ihm im stillen dafür, daß er es nicht konnte. Er gestand offen, daß er es durchgebracht habe.

„Was soll man dazu sagen, Sklavin,“ sagte er lächelnd. „Sie wissen: die gelbe Dame!“

„Weshalb nennst Du unsere Kellnerin eigentlich Sklavin?“ sagte einer seiner Freunde. „Du bist ja mehr Sklave als sie.“

Bald darauf trat die gelbe Dame ein. F. erhob und verbeugte sich. Sie ging an ihm vorüber und setzte sich an einen leeren Tisch, lehnte aber zwei Stühle umgekehrt dagegen. F. ging sofort zu ihr hin, nahm den einen Stuhl und setzte sich. Nach zwei Minuten erhob er sich wieder und sagte sehr laut: „Gut, ich gehe. Und ich kehre nie wieder zurück.“

„Meinetwegen,“ entgegnete sie.

Ich fühlte vor lauter Freude kaum meine Füße, lief ans Buffet und sagte etwas. Ich erzählte wohl, daß er nie wieder zu ihr zurückkehren werde. Der Oberkellner ging vorüber; er erteilte mir einen scharfen Verweis, aber ich machte mir nichts daraus.

Als das Lokal um elf Uhr geschlossen wurde, begleitete mich F. bis an meine Hausthür.

„Können Sie mir vielleicht fünf von den zehn Mark leihen, die ich Ihnen gestern gab?“ sagte er.

Ich wollte ihm alle zehn geben, und er nahm sie an, gab mir aber trotz meines Sträubens fünf als Trinkgeld zurück.

„Ich bin heute Abend so vergnügt,“ sagte ich. „Wenn ich Sie bitten dürfte, mit hinauf zu kommen! . . Aber ich habe nur eine kleine Kammer.“

„Ich gehe nicht mit hinauf,“ erwiderte er. „Gute Nacht!“

Er ging. Er kam wieder an der alten Bettlerin vorüber, vergaß aber, ihr etwas zu geben, obwohl sie ihm einen Knix machte. Ich lief zu ihr hin, gab ihr einige Groschen und sagte: „Das ist von dem Herrn, der eben vorüberging, von dem Herrn im grauen Anzug.“

„Von dem Herrn im grauen Anzug?“ fragte die Frau.

„Von dem mit dem schwarzen Haar, Wladimierz.“

„Sind Sie seine Frau?“

Ich antwortete: „Nein. Ich bin seine Sklavin.“ —

Er beklagte sich dann mehrere Abende hintereinander, daß er mir mein Geld nicht zurückgeben könne. Ich bat ihn, mir nicht so weh zu thun. Er sagte es so laut, daß alle es hören konnten, und mehrere lachten deshalb über ihn.

„Ich bin ein Schurke und ein Spitzbube,“ sagte er. „Ich habe Geld von Ihnen geliehen und kann es Ihnen nicht zurückgeben. Ich ließe mir die rechte Hand für einen Fünfzigmarkschein abhauen.“

Es schmerzte mich, ihn so reden zu hören, und ich dachte darüber nach, wie ich ihm wohl Geld verschaffen könnte. Aber ich konnte es nicht.

Er sagte ferner zu mir: „Wenn Sie mich übrigens fragen, wie es mir geht, so . . . Die gelbe Dame und der Cirkus sind abgereist. Ich habe sie vergessen. Ich denke gar nicht mehr an sie.“

„Und doch hast Du ihr heute noch einen Brief geschrieben,“ sagte einer seiner Freunde.

„Das war der letzte,“ entgegnete Wladimierz.

Ich kaufte eine Rose von dem Blumenmädchen und steckte sie ihm in das Knopfloch an der linken Seite. Ich fühlte seinen Atem auf meinen Händen, während ich es that, und es war mir fast unmöglich, die Stecknadel zu befestigen.

„Danke!“ sagte er.

Ich forderte mir drei Mark, die ich noch an der Kasse gut hatte, und gab sie ihm. Das war eine Kleinigkeit.

„Danke!“ sagte er abermals.

Ich war den ganzen Abend glücklich, bis Wladimierz plötzlich sagte:

„Für die drei Mark reise ich auf eine Woche fort. Wenn ich zurückkomme, sollen Sie Ihr Geld wiederhaben.“ Als er meine Bewegung sah, fügte er hinzu: „Sie allein liebe ich!“ Und er ergriff meine Hand.

Ich war ganz bestürzt, daß er fortreisen und nicht sagen wollte, wohin, obgleich ich ihn fragte. Alles, das ganze Café und die vielen Gäste, tanzte um mich herum; ich konnte es nicht länger aushalten und ergriff flehend seine beiden Hände.

„In einer Woche kehre ich zu Ihnen zurück,“ sagte er und erhob sich.

Ich hörte den Oberkellner zu mir sagen: „Sie verlassen uns also in vierzehn Tagen!“

Meinetwegen, dachte ich bei mir; was macht das? In einer Woche ist Wladimierz wieder bei mir! Und ich wollte ihm dafür danken, ich wandte mich um, — aber er war schon gegangen.

— — — — — — — — — — — — —

Eine Woche später fand ich, als ich nach Haus kam, einen Brief von ihm. Er schrieb so trostlos, er erzählte, er sei der gelben Dame nachgereist, er könne mir nie mein Geld zurückbezahlen, niemals, er sei ganz gebrochen durch die Not. Dann schalt er sich wieder eine niederträchtige Seele, und unter den Brief hatte er geschrieben: „Der Sklave der gelben Dame.“

Ich trauerte Tag und Nacht und konnte nichts weiter thun. Eine Woche später verlor ich meine Stellung und mußte mich nach einer neuen umsehen. Am Tage stellte ich mich in anderen Cafés und Hotels vor; ich sprach auch bei Privatpersonen vor und bot ihnen meine Dienste an. Es glückte mir aber nicht. Spät am Abend kaufte ich dann ganz billig alle Zeitungen und las die Annoncen sorgfältig, wenn ich nach Haus kam. Ich dachte: vielleicht kann ich Wladimierz und mich retten . . .

Gestern Abend fand ich seinen Namen in einem Blatt und las von ihm. Ich ging gleich darauf aus durch viele Straßen, und kam erst heute morgen zurück. Vielleicht habe ich irgendwo geschlafen oder auch auf einer Treppe gesessen, ohne weiter gehen zu können; ich weiß es jetzt nicht mehr.

Ich habe es heute wieder gelesen; aber gestern Abend als ich nach Haus kam, habe ich es zuerst gelesen. Ich rang die Hände; dann setzte ich mich auf einen Stuhl. Nach einer Weile setzte ich mich auf die Erde und lehnte mich gegen den Stuhl. Ich schlug mit den flachen Händen auf den Fußboden, während ich nachdachte. Vielleicht dachte ich gar nicht; aber es sauste mir so im

Kopf, und ich wußte nichts von mir selbst. Dann bin ich wohl aufgestanden und hinausgegangen. Unten an der Straßenecke, dessen entsinne ich mich, gab ich der alten Bettlerin einen Groschen und sagte: „Das ist von dem Herrn mit dem grauen Anzug. Sie wissen ja!“

„Sind Sie vielleicht seine Braut?“ fragte sie.

Ich antwortete: „Nein — ich bin seine Witwe.“

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Den „Litteraturbildern aus deutschen Einzelgauen“, die von Zeit zu Zeit an leitender Stelle unserer Zeitschrift erscheinen, wurde etwa vor Jahresfrist auch ein solches aus der Schweiz eingefügt (LE III, Heft 19). Schon bei dieser Gelegenheit fanden gleichsam zur Rechtfertigung Jakob Bächtolds Worte über das Verhältnis der deutsch-schweizerischen zur deutschen Litteratur eindringliche Beachtung, und an sie mag auch jetzt wieder erinnert werden anläßlich der in der deutschen und schweizerischen Presse nicht immer ohne Empfindlichkeit erörterten Fragen, die durch den Rücktritt J. V. Widmanns vom berner „Bund“ hervorgerufen wurden. Wohl ganz im Sinne Widmanns und der meisten schweizerischen wie deutschen Publizisten spricht Bächtold davon, daß die deutsch-schweizerische Litteratur lediglich einen Teil der deutschen Nationallitteratur in ihrer oft mehr, oft weniger eigenartig schweizerischen Ausprägung darstelle, und daß der Schweizer, seiner Eigentümlichkeit unbeschadet, fest in deutscher Art wurzele. Von den Leitartikeln der ersten Tageszeitungen, die den politischen Charakter der jüngsten berner Vorfälle beleuchteten, braucht hier nicht gesprochen zu werden. Wohl aber verdienen die Ausführungen zweier schweizer Dichter Erwähnung. Fritz Marti (N. Zürch. Ztg. 183) warnt davor, dem lokalbernischen Ereignisse eine größere Bedeutung beizulegen, als es verdiene. Gewiß liege eine bittere Ironie des Schicksals darin, daß J. V. Widman, der jahrzehntelang als Vermittler deutscher und schweizerischer Kultur eine segensreiche Mission erfüllte, nun die Veranlassung zu seinem Entschlusse einem Vorgang entnehme, der im geraden Gegensatz zu seiner Wirksamkeit im humanistischen und kulturfördernden Sinne stehe. Indessen sei sich jeder gebildete Schweizer der kulturellen Zusammengehörigkeit und geistigen Abhängigkeit heute freudiger und deutlicher bewußt denn je. „Thatsachen reden eine deutlichere Sprache als Worte. Und zu diesen Thatsachen gehört auch das rege Interesse des schweizerischen Volkes an allen Schöpfungen deutschen Geistes, das seinen sprechenden Ausdruck findet in den gewaltigen Büchersendungen deutscher Buchhändler nach der Schweiz.“ Pessimistischer als Marti läßt sich an gleicher Stelle J. C. Heer vernehmen. Ihm liegt allein die litterarische Seite der berner Vorgänge am Herzen, und darum beantwortet er sich die Frage „Wo stehen wir, wohin gehen wir?“ mit der künftigen Stellung des deutschen Publikums zu den schweizer Schriftstellern, die ihm zu manchen Besorgnissen Anlaß giebt. „Wenn die gute Meinung, die in Deutschland über die Schweiz verbreitet ist, durch solche Vorgänge, die einen so kleinlichen, mißtrauischen und rüpelhaften Geist atmen, stets wieder untergraben wird, dann mag man in Deutschland natürlicherweise auch die Bücher nicht mehr lesen, die aus dieser Kultur stammen und sie den deutschen Kreisen von der besten Seite schildern. Die deutschen Zeitschriften und Zeitungen, die jetzt in warmherzigster Weise über unsere geistigen und kulturellen Bestrebungen, über unser Volksleben, unsere schönen Landschaften Schilderungen bringen, werden den unfreundlichen Ton mit einem gleichen zu erwidern beginnen und aus der Schweiz nach dem Vorbild einiger sich national überhebender Hetzblättchen, die es auch in Deutschland giebt, nur noch das melden, was unsere Kultur herabsetzt und lächerlich erscheinen läßt.“ Den Schaden davon würden dann neben dem Ansehen der schweizer Kultur die Schriftsteller allein zu tragen haben, ja, J. C. Heer befürchtet fast so litterarisch öde Zeiten wieder wie in den Sechzigerjahren, als den schweizer Poeten der freie Weg nach Deutschland noch nicht geöffnet war. Um so leidenschaftlicher klingt deshalb seine Aufforderung, die schönen, schweizerisch-deutschen Beziehungen gegen jede Anwandlung von Chauvinismus zu schützen. „Man lese die Bücher der Schweizer, die auch treu zu Deutschland halten wollen. Sind diese Werke nicht mit den lichtesten Fäden der Heimatliebe durchzogen, verraten sie nicht alle die kindliche Hinneigung zu dem Geist, der unser Volkswesen und unsere politischen Institutionen trägt?“ —

Solch ausgesprochenes Heimatsgefühl, wie es hier der Verfasser der schweizer Romane äußert, wird in letzter Zeit immer häufiger an den verschiedensten Schriftstellern selbst von solchen Kritikern hervorgehoben, die die Losung „Heimatkunst!“ nicht ausdrücklich auf ihr Panier geschrieben haben. So rühmt Ludwig Schröder, der Litteraturbilder „Aus Rheinland und Westfalen“ zeichnet (Rhein.-Westf. Ztg. 529), Clara Viebig als Rheinlandstocher, die mit ihrer großen Kraft ein Meisterstück wurzelechter Heimatkunst in der „Wacht am Rhein“ geschaffen habe, rühmt Lulu von Strauß-Torney, die tief in das Seelenleben der Bauern ihres Landes eingedrungen sei und als Naturdichterin den Vergleich mit Annette Droste nicht zu scheuen brauche, und erwähnt die heimatliche Zeitschrift „Die Rheinlande“ sowie den dortmunder Dichter Karl Prümer. — Das Bauerntum und Deutschtum in Gustav Frenssen hebt Felix Poppenberg in einem psychologisch analysierenden Essai — dem beachtenswertesten, der bislang über den holsteinischen Pfarrer erschien — ausdrücklich hervor (Nat. Ztg. 415). Er spricht von „Gustav Frenssens poetischer Sendung“, seiner bisherigen recht üblen Schriftstellerei und dem Meisterwerk „Jörn Uhl“. Dieses sei ein Buch voll Werkthätigkeit, voll aufrechten Sinnes, voll heiterer Stärke und zugleich voll Versonnenheit, voll Traum- und Märchenweben. Von den deutschesten Autoren habe es die besten Patengeschenke erhalten. „Es hat Gustav Freytags Ehrenfestigkeit, seinen wachsamen Erziehersinn; über diese streng geputzte Blankheit ziehen aber wechselnde, bunt gestaltete Wolkengebilde, Theodor Stormsche Dämmerstimmungen, Raabesche Kuriositäten, Gottfried Kellersche saftige Menschlichkeiten, Fritz Reutersche Schalkheit. Und Frenssen ist dabei ein Eigner. Nicht als Gläubiger wurden diese Namen genannt, sondern nur, um gewisse Vorstellungswelten seines Werkes deutlicher zu bezeichnen.“ — Aufsteigende Entwicklung eines typischen Einzellebens auf heimatlichem Grunde mit weitem Ausblick in Raum und Zeit, darin sieht auch E. Kalkschmidt das Charakteristische von „Jörn Uhl“ (Magdb. Ztg. 344). — In anderem Zusammenhange erwähnt sodann Josef Ettlinger (Beil. z. Allg. Ztg. 152) das Betonen des Heimatlichen als begrüßenswerten Faktor im modernen Litteraturleben. Anläßlich des frühen Todes, den der hamburger „Lotse“ fand, wirft er die Frage auf, unter welchen Voraussetzungen „Neue Zeitschriften“ nötig und ersprießlich seien, und erkennt die Existenzberechtigung eines neu zu gründenden Organs zunächst in drei Fällen an. Erstens, wenn eine scharf profilierte, publizistisch begabte Persönlichkeit an die Spitze trete, die ganz bestimmte Richtungen und Ziele verfolge, zweitens, wenn neue Parteigruppen sozialer, politischer oder litterarisch-künstlerischer Natur nach einem Kampfschwert suchten und drittens, wenn Zeitschriften für ein fest abgegrenztes Arbeitsgebiet Diskussions- und Informationsorgan sein könnten. In einer vierten Gruppe ließen sich dann noch die Provinzzeitschriften

zusammenfassen, die in den größeren Städten des Reiches als eigene Heimatsorgane wirken wollen. So unterstützenswert indessen diese Absicht sei, sie scheitere meist an den allzu mißlichen Geldverhältnissen. — Nur vereinzelt wird das Heimatliche noch in einigen anderen Besprechungen betont. Eine Reihe neuer Romane, darunter Werke von K. v. Perfall, G. Wasner, V. Blüthgen, F. v. Zobeltitz, A. Bock, mustert Adolf Stern (Dresdn. Journ. 156); Karl Hans Strobls prager Roman „Die Wenzelsbude" bespricht die Wiener Ostd. Rundsch. (175) und M. G. Conrads „Majestät", einen „Königsroman", Josef Ruederer (Der Tag 305). — „Roman-Lügen", mit dem Untertitel „Randbemerkungen eines kritischen Romanlesers", so nennt Th. von Sosnosky eine Ladung von kleinen Versehen verschiedener Art, die er aus zahlreichen mehr oder minder bekannten Romanen zusammengehäuft hat und die er den armen Autoren als „Sünden wider den heiligen Geist der Wahrheit" aufpackt (Nordd. Allg. Ztg. 158). — Ueber lebende Schriftsteller oder einzelne ihrer Werke sind noch einige Aufsätze zu verzeichnen, so über das Gedichtbuch „Confirmo te chrysmate" von Doloroſa (R.; Pester Lloyd 154), über den Lyriker Prinzen Emil Schönaich-Carolath (K. Holm, Nordd. Allg. Ztg. 156a), über Peter Hille (M. Lesser, „Abseitigkeiten" [!], N. Wien. Tagbl. 180), über Rudolf Holzers Schauspiel „Frühling" (Wien, Ostd. Rundsch. 182), sowie über das Werk von Th. Achelis „Die Ekstase" (H. Bahr, N. Wien. Tagbl. 186).

* *

Recht arm waren die ersten Juli-Wochen an litterarhistorischen Beiträgen. Ueber den mittelalterlichen Juvenal, den Benediktiner Heinrich von Melk, schreibt L. G. Ricek-Gerolding eine „antiquarische Studie" (Wien. Ostd. Rundsch. 181). — Die Sammlung „deutschen Volkshumors" aus älteren und neueren Zeiten, die H. Merkens in einem dreibändigen Werke „Was sich das Volk erzählt" (Jena, Costenoble) veranstaltet hat, findet ebendort (180) in K. Bienenstein einen warmen Fürsprecher. — Dem 18. Jahrhundert gehört Johann Jakob Engel an, dessen Wirken Hans Landsberg dank dem Hinweis des Abreißkalenders — Engel starb am 28. Juni 1802 — näher beleuchtet („Ein vergessener Lieblingsschriftsteller". Der Tag 313). Mit Recht weist er darauf hin, daß Engels Persönlichkeit wenig interessiere, hingegen aus seinen Schriften der Hauch jener Zeit uns deutlich entgegenwehe. Nicht Lessing, Goethe, Schiller, Kant sind die eigentlichen kulturtreuen Vertreter Deutschlands im Zeitalter der Aufklärung, sondern vielmehr die Gellert, Nicolai, Iffland und Engel, die eine „Art Beamtenlitteratur, gottesfürchtig, sehr vernünftig und überaus moralisch" schufen. „Der Typus dieser behäbigen Philisterpoesie, deren Optimismus unsere Welt als die bestmögliche hinstellt und nicht müde wird, die Gerechtigkeit alles irdischen Geschehens zu preisen", das ist Johann Jakob Engel, der Verfasser des „Lorenz Stark", jenes Romanes, der in Schillers „Horen" erschien, dem Publikum innig behagte und vielfach für — Goethes Werk angesehen wurde! — Der Name des letzteren kehrt noch öfter wieder. Auf „Goethes Doktor-Promotion in Straßburg", die er ja selbst mehr als Dichtung denn als Wahrheit erzählt, fällt durch einen im letzten Goethejahrbuch veröffentlichten Brief des Mediziners Daniel Metzger neues Licht, worauf J. Froitzheim (Frankf. Ztg. 190) aufmerksam macht. — „Goethes Gespräche mit Eckermann" in der Ausgabe von Adolf Bartels bespricht Th. Achelis (Hann. Cour., Sonnt.-Blatt, 604). — Durch Goethes Thätigkeit geweiht, fand auch „das Theater in Lauchstädt" ob seines hundertjährigen Bestehens besondere Beachtung (O. Anwand, Wiss. Beil. z. Leipz. Ztg. 75). — Sonst ist von theatergeschichtlichen Beiträgen ein Aufsatz von E. Mentzel „Im alten frankfurter Schauspielhaus" (Frankf. Ztg. 183), sowie die vierte Fortsetzung der bereits erwähnten Artikel über dasselbe Thema im Frankf. Gen.-Anz. (156, „Des ersten Aktionärverbands Ende", F. v. R.) zu vermerken. — Mit dem alten und neuen Weimar beschäftigen sich M. Warnatz, Max Bittrich und Hans Paul Frhr. v. Wolzogen, jener, indem er nach alten Familienbriefen „Das klassische Weimar" schildert (Tiroler Tgbl. 162), diese beiden, indem sie auf Wachlers bekannte Rundfrage antworten und die früher aufgezählten, nach Heimatkunst verlangenden Stimmen um zwei bereichern (Weimar. Ztg. 150). — Ueber die Verwahrlosung von Robert Hamerlings Grab klagt in der Grazer Tagesp. (180) Sophie v. Khuenberg. — „Heine und Scheffels Gaudeamus-Humor" betitelt J. Proelß einen Aufsatz, der die Einwirkung von Heines Poesie auf den Humor Scheffels nachweist (Frankf. Ztg. 188); das Verhältnis „Kaiser Friedrichs und Gustav Freytags" zueinander beleuchtet teilweise unter neuen Gesichtspunkten H. Müller-Bohn (Zeitgeist 27), und J. V. Widmann endlich steuert „Zur Neuausgabe des Ardinghello" Gedanken und Erinnerungen bei (Frankf. Ztg. 180). Ihm war der hundertzwanzig Jahr alte Roman des schönheitsseligen Heinse schon in der Jugend ein liebes, vertrautes Buch, und jetzt bei erneuter Lektüre begegnete er einer Menge von Ideen, die als moderne Münze gelten, ja, er nennt das Buch recht eigentlich den Roman des Uebermenschen, und diese Eigenschaft rechtfertige wohl am meisten die Neuausgabe des Ardinghello für unsere Zeit.

* *

Unter den Aufsätzen über ausländisches Schrifttum galten die meisten wiederum unseren westlichen Nachbarn. Ihren litterarischen Nationalheiligen, Molière, betrachtet H. Klingebeil als Tragiker (Beller.-Litter. Beil. d. Hamb. Nachr. 27), „Voltairiana" aus ungedruckten Briefen des gothaischen Hofrates J. K. Schläger veröffentlicht E. Consentius (Nat.-Ztg. 415, Sonnt.-Beil. 27), und „den Anteil der französischen Aufklärungslitteratur an der Revolution" sucht P. Sakman abzuwägen (Beil. z. Allg. Ztg. 144). Schon Hippolyte Taine, dessen Leben und Briefe an der gleichen Stelle (145) betrachtet werden, hatte ja den esprit révolutionnaire fast ganz in litterarische Elemente aufgelöst, und vor ihm hatte Napoleon I. bereits scharfblickend den politischen Einfluß Rousseaus erkannt und betont. Mit dem Korsen beschäftigt sich weiterhin H. Hofmann (Nat.-Ztg. 423) in einem Referat über Paul Holzhausens Buch: „Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung" (Frankfurt, Diesterweg). — Erfreulicherweise ist des hundertsten Geburtstages des älteren Dumas, jenes litterarischen Geldfabrikanten, nicht überall mit pflichtmäßigem Chronisteneifer gedacht worden. Nur P. v. Schönthan in der Wiener Abendpost (152) zeichnet, ohne in das Pathos und in den Enthusiasmus der französischen Festredner zu verfallen, das Lebensbild dieses „unsterblichen Romanschriftstellers", dessen „Drei Musketiere", der „Graf von Monte-Christo" und „Kean" (dank der Einsicht schauspielernder Virtuosen) sich noch immer am Leben erhalten. — In historischer Beleuchtung betrachtet F. F. den historischen Roman Honoré Balzacs „Madame de la Chanterie" (Budap. Tagbl. 175). — Mit „zeitgenössischen Franzosen", wie sie Max Nordau in seinem jüngsten Werke charakterisiert — auch Balzac und Michelet von der älteren Garde passieren noch Revue —, unterhält Wilhelm Bolin (Nat.-Ztg. 405), während S. Samosch den Inhalt und die Art von Jules Claretics Skizzenbuch „Profils de Théâtre" (Paris, Gaultier-Magnier) wiedergiebt (ebendort 417). — Mit einer aristokratischen Dichterin, der Gräfin Mathieu de Noailles, macht uns die Deutsche Warte (182) bekannt. Von Heine, Villon, vor allem aber von Ronsard beeinflußt, hat sie jüngst einen neuen Gedichtband „L'ombre de jours" ihrer vor etlichen Jahren erschienenen ersten Sammlung „Coeur innombrable" folgen lassen. — Das Problem Maeterlinck schneiden Th. Achelis (Hann. Cour. 23856) und Otto Hauser (Nat.-Ztg. 419) an. — Auf Shelleys 80. Todestag (8. Juli) weist L. K. in der Königsb. Hartungschen Ztg. (313) hin. Bemerkenswerter ist ein Aufsatz von Ludwig Hevesi, der „Neues von Oscar Wilde" anzeigt (Pest. Lloyd 161). Es sind drei Dichtungen des Verstorbenen, die noch nie gedruckt waren, heimliche Privat-

drucke, ohne Angabe von Verleger, Drucker und Druckort, das erste ein vieraktiges Drama mit Vorspiel „Vera or the Nihilists“, das andere „Lord Arthur Savile's crime; a study of duty“ und das dritte „Phrases and philosophies for the use of the young“, alles „Raritäten, Kuriositäten aus einer Feder, die jetzt ohne Zweifel in der heißesten Hölle brennt . . . und sie sehen auch darnach aus“. — Ein Stückchen realistischen Lebens anmutig geschildert sieht A. v. Falke (Wien. Fremdenbl. 181) in Leonard Merricks romantisch benanntem Buche „When love flies out of th' window“ (Tauchnitz). — Es bleiben noch zu erwähnen ein Essai von Georg Brandes, in dem er auf „Norwegische Frauengestalten“ hinzeigt, die zwei junge Dichter Niels Collet Vogt und Johann Bojer geschaffen haben (Nr. Fr. Pr. 13596), und eine Studie von E. v. Filek über die Südschwedin Ellen Key (Tagesb. a. Mähr. u. Schles. 309).

Dr. Paul Legband.

„Volksschriftsteller.“ Von Erich Alfredson (Grazer Tagbl. 186). Knüpft an die Aufsätze über das gleiche Thema von Johannes Gillhoff (LE IV, Heft 12) und H. Ostwald (IV, Sp. 1145 ff.) an, um etliche der berührten Fragen anders zu beantworten.

„Genieblitze im Operntext.“ Von Gustav Dippe (Der Tag 297). Handelt von „Carmen“ und „Hänsel und Gretel“.

„Jacques Ernst (1823 bis 1888), ein winterthurer Novellist.“ Von A. Ehrenfeld (N. Zürch. Ztg. 176/180).

„In memoriam Ueberbrettl oder Ueberbrettl redivivum?“ Von F. Grünbaum (Mähr.-schles. Korresp., Litter. Beil. 11). Das Ueberbrettl, dieser „funkelnde Edelstein neuester deutscher Kunst“ (!) werde noch zu ungeahntem Siegeszuge sich erheben. Sein jetziges Mißgeschick teile es mit „allen neuen Ideen und Unternehmungen von tieferer Bedeutung“. Diesem eigenen optimistischen Erguß läßt F. Grünbaum die Ergebnisse einer Rundfrage folgen, an der sich Liliencron, Schaukal, Batka, Frhr. v. Levetzow und H. Salus beteiligten.

„Heinrich Seidel.“ Von E. A. Regener (Rhein.-Westf. Ztg. 509).

„Die Puppenspiele im Orient.“ Von H. S. Rehm (Der Tag 315).

„Poesie und Alkohol.“ Von Erich Schlaikjer (Tägl. Rundsch. 150). Entgegnung auf einen Artikel von Dr. R. Kraut-Hamburg über „Die Alkoholfrage und schöne Litteratur“ (Kaufmännische Abstinenzblätter, 3, 4).

„Die Weiber von Weinsberg.“ (Nation.-Ztg. 407.) Giebt den Inhalt von Erich Schmidts gleichnamigem Vortrage (s. Echo der Zeitschriften) wieder.

Echo der Zeitschriften

Aus fremden Zungen. (Stuttgart.) XII, 9. Die moderne englische Litteratur, die nicht allzu reich an starken Talenten und Individualitäten ist, hat in Joseph Conrad einen Novellisten von großer Begabung und scharf ausgeprägter Eigenart gefunden. Doch gehört er ihr, so führt K. Bolhoevener in der Rubrik „Lose Blätter“ aus, eigentlich nur der Sprache, nicht dem Wesen nach an, denn er ist von polnischer Abkunft und weit im slawischen Osten, in der Ukraine, geboren. „In seiner ernsten, schwerblütigen Lebensauffassung und seiner Vorliebe für düstere, tragische Stoffe spricht sich deutlich sein slawisches Blut aus, wogegen man bei ihm wenig spezifisch Englisches finden wird; nur die herbe männliche Kraft seines Wesens, in der er oft an Kipling erinnert, erscheint als ein germanisches Erbteil in ihm.“ Zwanzig Jahre hindurch führte Conrad auf Kauffahrteischiffen ein unstetes Wanderleben, bei dem er unerschöpflichen Stoff-Reichtum für seine Erzählungen sammelte, bis er nach seiner Heirat im Jahre 1896 das unruhige Seemannsleben aufgab. — Die Frage, ob Adam Mickiewicz ein Pole war, hat jüngst in der russischen und polnischen Presse heftigen Streit erregt. Hierzu teilt das 10. Heft die Thatsachen mit, daß Adam Mickiewicz selbst über dem Stöbern in alten Familienpapieren zu dem Schlusse kam, daß seine Mutter einer zum Christentum übergetretenen Judenfamilie entstammte, während seine väterliche Abkunft nicht nach Polen weist, sondern in die weißrussischen (ruthenischen) Provinzen, eine Vermutung, die durch historische Gründe verschiedener Art bekräftigt wird. — Ueber Emile Verhaeren, den bekannten vlämisch-französischen Dichter und Mystiker, bringt das 12. Heft einen Aufsatz, der im Auszuge eine interessante, vor kurzem in der „Revue bleue“ erschienene Studie von André Beaunier wiedergiebt.

Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. (Berlin.) I, 8. Auf Grund sorgfältiger, eigener und fremder Beobachtungen spricht Richard Weitbrecht in einem „Die Poesie, die Jugend und das Volk“ betitelten Essai die oft beklagte Wahrheit aus, daß das Volk keine Dichtung liest und unsere heutige Jugend viel weniger Sinn für Poesie hat als die vergangener Zeiten. Sie nähre sich, wenigstens in den gebildeteren Kreisen, von der läppischen, oft frivolen Ueberbrettlpoesie und verliere damit immer mehr den Sinn für Poesie in jeder Art, der gedruckten wie der Poesie der Natur und des Menschenlebens. Für dieses allgemeine Hinschwinden des poetischen Sinnes seien nicht nur die Schulen verantwortlich; das liege an den tausenderlei auf die Jugend einwirkenden Eindrücken des modernen Lebens mit seinem bunten Wirrwarr, die die sanften Eindrücke der hohen Dichtkunst übertäuben und die innere Sammlung verhindern; das hänge mit unserer harten, sich drängenden und stoßenden, der Natur entfremdenden Gegenwart und den realistischen Fragen der Zeit, sowie mit der unidealistischen, teilweise geradezu materialistischen Weltanschauung zusammen. Auch die Poesie im Volksleben, also Gesangbuchlieder, Soldatenlieder, sowie Couplet- und Ansichtspostkarten-Poesie tragen nach Weitbrechts Ansicht immer weniger vom Geiste wahrer Poesie in sich. Die Gesangbuchlieder seien zumeist — dichterisch betrachtet — eitel Reimerei und erschweren die Unterscheidung zwischen wirklicher und Scheinpoesie. Die Soldatenlieder werden immer stärker vom Gift der Großstadt- und Couplet-Poesie infiziert, und auf den millionenfach verbreiteten Ansichtspostkarten findet sich kaum je etwas von schlichter, wirksamer Poesie. Es gilt also, unser Volk für die Poesie zu erziehen. In dieser gutgemeinten Absicht richtet Weitbrecht einen ebenso starken Appell an die Dichter, dem Volksboden treu zu bleiben, wie er das pädagogische Mittel von dichterischen Vortragsabenden empfiehlt. — In den sieben Kapiteln, die W. Brandes zum Verständnis und zur Würdigung Wilhelm Raabes geschrieben hat (Wolfenbüttel 1901, Julius Zwißler), sieht Konrad Koch eine geeignete Anleitung, um die tiefer liegenden Absichten des Dichters zu erkennen. Nicht um bloße Butzenscheibengelehrsamkeit handle es sich in seinen Schriften, sondern um einen großen nationalen Gedanken. Raabe stelle in ihnen den Läuterungs- und Stählungsprozeß dar, den das deutsche Nationalgefühl seit vier Jahrhunderten habe durchmachen müssen. Vor allem aber betont Koch im Anschluß an Brandes, daß Raabe, der in früheren Schriften der falschen Gemütlichkeit und krankhafter Empfindsamkeit noch hier und da seinen Zoll entrichtete, allmählich dem deutschen Gemüte sein altes Ehrenrecht wiedergegeben und die Wunder echten Gemütslebens gedeutet habe. Und so müsse auch, wer Raabe verstehen will, aus der Kinderstube deutsches Gemüt mitbringen.

Die Insel. (Leipzig.) III, 9. „Es ist erstaunlich, wie wenig Diderot bei uns bekannt ist. Man weiß, daß er die Encyclopädie herausgegeben hat, und daß er einer der hervorragendsten Philosophen der Aufklärungszeit war. Aber man hat ihn nicht gelesen, und man weiß nicht einmal, daß seine Werke ihm jetzt in seinem Vaterlande eine großartige litterarische Renaissance bereitet haben.“ Nur von ihrem schwedischen Vaterlande

fällt Ellen Key das vorstehende Urteil, das gleichwohl auch in einer deutschen Zeitschrift und in deutscher Uebersetzung zu Recht besteht. Diderots mächtiges Genie war auf allen Gebieten — Philosophie, Moral, Dramaturgie und Kritik — originell. Am allgemeinverständlichsten indessen offenbarte sich seine Originalität auf dem Gebiete der Kunstkritik, und bei diesem verweilt deshalb Ellen Key vor allem in dem Bestreben, „einen Eindruck von Diderot zu geben, stark genug, um andere zu locken, sich selbst in seine Werke zu vertiefen". Diderot als Kunstkritiker! Schon zu seiner Zeit lehrte er in dieser Eigenschaft das Publikum, „Kunst anzusehen", und schuf seinen Landsleuten einen sechsten Sinn, den Kunstsinn, der sich dann in so hohem Maße entwickelt und verfeinert hat. Und während er selbst sich darin vervollkommnete, war der Stil seiner „Salons" von allem Anfang an „einzig und berückend". „Während er das Kunstwerk schildert und beurteilt, lächelt und gaukelt er, er komponiert und zeichnet, modelliert und malt. Er erzählt Anekdoten und Erinnerungen, teilt seine Ideen und seine Eindrücke mit. Vor allem jedoch teilt er seine eigene Persönlichkeit mit, seine eigene Art, gute Kunst als seligen Rausch zu genießen und die schlechte als persönliches Unglück zu leiden . . . Durch seinen wunderbar genialen Stil, den er selbst als riche, varié, sage, fou charakterisiert, lehrt der Kunstkritiker Diderot seine Zeitgenossen, daß auch die Kritik zu den freien, den bildenden Künsten gehört; daß sie, mit den anderen Künsten als Stoff, neue Schönheitswerte schafft und dem Blick bis dahin ungesehene Wahrheiten eröffnet. Daß die Kritik als selbständige Kunstschöpfung oft viel mehr wert sein kann, als die Werke, die sie beurteilt, dafür sind Diderots Salons ein vortrefflicher Beweis." Sodann zeigt Ellen Key an einer Fülle von Beispielen den Glanz und Reichtum von Diderots Stil, spricht von den Forderungen, die Diderot hauptsächlich an das Kunstwerk stellte, Originalität, echte Naivetät und Naturgefühl, und weist schließlich auf die verschiedenen Gebiete hin, auf denen der Gewaltige sich kritisch wie schöpferisch bethätigte, schon fast alle neugestaltenden Ideen des neunzehnten Jahrhunderts zusammenfassend und aussprechend. Hier liege sein Wunderbarstes; „daß er die Reaktionen des Gedankens sowohl wie seine Evolutionen antizipierte; daß er niemals vor einer Grenze Halt machte; sondern daß er mehr als irgend einer in seinem Jahrhundert die Forderung des großen Genies besaß, Grenzen zu sprengen, und das Bedürfnis der großen Seelen, nach allen Richtungen zu wachsen. Dieser Zug ist es vor allem, der ihn — mehr als einen seiner eigenen großen Zeitgenossen — zu dem Unseren macht." — Aus dem Doppelhefte 7/8 sei ein Essai von Franz Blei über den japanischen Schauspieler Otojiro Kawakami verzeichnet.

Die Kultur. (Köln.) I, 1. Mit zwei eigenen Beiträgen leitet Dr. S. Simchowitz seine neue Zeitschrift ein. Im Anschluß an ihren Titel erörtert er die Begriffe „Kultur" und „Bildung" und deutet den Standpunkt an, den die neue Halbmonatsschrift einnehmen wird. „Sie vertritt eine weltbürgerliche Betrachtungsweise der Dinge, nicht, weil die Praxis dazu nötigt, sondern aus prinzipiellen Erwägungen heraus. Ohne Weltkultur keine allgemeine Bildung." Humanität als Grundlage der Gesamtkultur, Totalität als Ziel der individuellen Bildung, diese Ideale des 18. Jahrhunderts mußten im neunzehnten in Mißkredit geraten, weil die Menschheit für sie noch nicht reif war. „Jetzt aber, wo wir auf der einen Seite die harte Schule der nationalen Kämpfe, auf der anderen die strenge Zucht spezialistischer Arbeitsteilung durchgemacht haben, brauchen wir uns nicht vor Schwäche und Zerfahrenheit zu fürchten und können unbedenklich den Kampf wieder aufnehmen für Weltbürgertum und allgemeine Bildung." — Der zweite Aufsatz des Herausgebers bildet eine Charakteristik von Richard Dehmels dichterischer Individualität. Er wird dadurch um so interessanter, als Dehmel selbst in einem „offenen Briefe" Stellung zu dieser Analyse seines Schaffens und Wesens nimmt und in manchen Einzelheiten den Behauptungen des Kritikers scharf entgegentritt. Wenn dieser z. B. in manchen Dichtungen Dehmels eine Verschmelzung sublimster Metaphysik und glühender dithyrambischer Sinnlichkeit zu erkennen glaubt und aus dieser Vereinigung scheinbar so disparater Elemente folgert, daß sie Dehmel zum Mystiker stempele und ihn wenigstens der Ideenwelt nach in die Nähe unserer älteren Romantiker rücke, etwa neben Novalis und Friedrich Schlegel, so erhebt Dehmel dagegen Einspruch. „Ich bin mindestens in gleichem Grade Rationalist, oder, um nicht bloß theosophisch, sondern auch philosophisch zu reden: ebensosehr Realist wie Idealist — oder psychologisch: Sensualist wie Spiritualist — oder physiologisch: Empirist wie Metaphysiker — oder ästhetisch: Naturalist wie Symboliker — diese Gegensätze besagen im Grunde ja jeder dasselbe. Es sind mir aber keine Gegensätze, die einander ausschließen, sondern einer ergänzt den andern zum vollen Licht." Als Künstler vereine er stets beide, lasse ein sinnliches Bild zugleich als übersinnliches Sinnbild wirken. Kein noch so kompliziertes Gedicht könne man ihm nachweisen, das überwiegend vom Mystiker, Metaphysiker u. s. w. diktiert wäre, und Liliencron — als dessen Komplementärerscheinung der Kritiker den Dichter hinstellt — lese ihn auch nicht aufs Mystische hin. „Wenn Sie mich immer noch komplementieren wollen, kann man mich allenfalls in die Mitte zwischen einen reinen Empiriker wie Liliencron und einen reinen Metaphysiker wie Mombert stellen; ich würde diese goldene Mittelstellung sogar als Kompliment auffassen." Mit den Romantikern vollends sei er gar nicht wahlverwandt, denn ihm komme es immerfort aufs Zugreifen an, nicht, wie jenen, aufs Uebergreifen. Ihr geistiger Erbe war Nietzsche. Das dieser aber auf ihn so stark wie kein anderer gewirkt habe, sei einfach unrichtig. Selbstbekräftigung habe er sich aus dem Sänger des Zarathustra geholt, sonst aber sei Nietzsches Psychologie eine wesentlich andere. „Er ist ein zweifelnder Zergliederer gewohnter Seelenregungen, ich bin ein gläubiger Zusammengliederer ungewohnter." Des näheren giebt Dehmel dann Aufschluß über den Zusammenhang seines poetischen Schaffens und menschlichen Erlebens, nimmt entgegen der Behauptung seines Kritikers dramatische Befähigung für sich in Anspruch und lehnt bei der Aufzählung seiner „Vorgänger" die Namen Baudelaire und Przybyszweski ab. — Erwähnt sei aus demselben Hefte noch ein Bericht von F. Vogt über „die pariser Schauspielsaison".

Der Kunstwart. (München.) XV, 18. Denen, die nach den Schriften Richard Wagners greifen, ein paar aufklärende Worte, eine Art Gebrauchsanweisung mitzugeben, einen Kommentar zu schreiben, der dem Verständnis nachhilft, hält Richard Batka für eine nötige und verdienstvolle Aufgabe. Keiner besonderen Erklärung bedürftig seien die unterhaltsamen Schriften aus der pariser und dresdener Zeit, während der revolutionäre Wagner mit seinen Schriften manches zu bedenken und zu beachten gebe. Zu den abstrakten Formulierungen seines künstlerischen Glaubensbekenntnisses müßten konkrete Beispiele aus seinen und anderen Werken gewählt werden, die das Buch über „Oper und Drama" z. B. für den im abstrakten Denken ungeübten Musiker verständlich und fruchtbar machen würden. Denn kein gebildeter Musiker, überhaupt nicht, wer sich ernstlich mit Kunst befasse, könne und dürfe an dem unerschöpflichen Gedankenschatz vorübergehen, der in allen Schriften Wagners trotz ihrer großen Ungleichartigkeit enthalten sei. — Die Bedeutung und das Wirken des verstorbenen Julius Grosse faßt Adolf Bartels in einem Essai ebendort zusammen. — Im 19. Hefte weist Leopold Weber auf Emil Strauß als einen neuen, noch allzu wenig bekannten Erzähler hin. Zumeist schildere Strauß, von dem bisher drei Bände erschienen, Leute seines engeren süddeutschen Vaterlandes, auch weise sich bei ihm das Typische seines Stammes, selbst wenn er Lebensfragen ausgesprochener Höhenkunst behandele, bis in die feinsten

Verzweigungen des Allgemeinmenschlichen und individuell Eigentümlichen auf; jedoch könne er ein Heimatserzähler im gebräuchlichen, im spezifischen Sinne deswegen nicht genannt werden, weil ihm das Darstellen heimischer Zustände und Leute stets Mittel zum Zweck bleibe und nie zur Hauptsache werde. — Ein Aufsatz des Herausgebers über „Gutes Deutsch", sowie ein Essai von Adolf Bartels über Maxim Gorki bleiben aus dem 20. Hefte zu erwähnen.

Litterarische Warte. (München.) III, 10. Philipp Witkop betrachtet das lyrische Schaffen Carl Busses. Vom ersten Bande, den „Jugendgedichten", spricht er in heller Freude, im zweiten „Neue Gedichte" enthaltenden Bande spürt er noch eine stille, verträumte Innigkeit, die durch ihren Wohllaut bestrickt, wenn auch in ihm schon der Mangel einer selbständigen Persönlichkeit fühlbar werde, im dritten dagegen, den kürzlich erschienenen Vagabunden-Liedern, habe Busse uns nichts mehr zu sagen. Immer weniger zur Selbstkritik aufgelegt und ihrer fähig, sei er jetzt ein Epigone von Dichtern geworden, von denen man glaubte, daß er sie längst überwunden habe. An keinem anderen modernen Dichter gehe die Rückbildung vom Dichter zum Schriftsteller deutlicher und bejammernswerter vor sich als bei ihm. Und so stimmt Witkop in den Zorn jener Künstlerseelen ein, die immer von neuem hoffen, daß aus der Unmasse der heutigen Talente eine kraftvolle einheitliche Persönlichkeit erstehe, die aber immer enttäuscht werden. „Warum? Weil sich unsere Jungen zu früh in den Litteratentrubel hineinstürzen und dort ihre Kraft zersplittern, weil sie vor lauter Litteratur das Leben vergessen." — Von einem, der sich nie um Litteratentrubel gekümmert, aber stets das Leben mit Bedacht und Behagen beobachtet hat, von Wilhelm Raabe, handelt ebendort ein Aufsatz von Edmund Holthoff-Kauffung. — Im 10. Hefte wird das Wesen und Schaffen zweier katholischer Schriftsteller näher beleuchtet. Walther Eggert charakterisiert den Schwaben Heinrich Hansjakob als eine Individualität, die grobehrlich aller Mache entbehre und schlicht, gerecht, wahr, reich, humorvoll und dabei wieder zornesmutig sei, und A. Lignis widmet dem verstorbenen Jesuitenpater W. Kreiten einen herzlichen Nachruf. — Auf „das Centenarium eines berühmten Werkes" — es ist Chateaubriands „Génie du christianisme" — weist ebenda Al. Ruth-Malmédy in einer litterarischen Studie hin. — Aus Heft 9 sei noch ein begeisterter Artikel über Martin Greif von Maximilian Pfeiffer erwähnt.

Stimmen aus Maria Laach. (Freiburg i. B.) LXIII, 1. Die Kenntnis der provençalischen Heimatpoesie ist in Deutschland vor allem durch August Bertuch und Nikolaus Welter verbreitet worden. Jener suchte durch seine zahlreichen Uebersetzungen und Wander-Vorträge den Hauptdichter des Felibertums bei uns heimisch zu machen, dieser führte mit seiner biographisch-kritischen Studie über Frederi Mistral in die Geschichte der neuprovençalischen Dichtung ein. Zu den ältesten Verkündern dieses südfranzösischen Dichterruhmes in Deutschland gehörte jedoch P. Wilhelm Kreiten S. J., der vor kurzem in Kirchenrath verschieden ist. Ihm widmen die „Stimmen", deren treuer Mitarbeiter er 28 Jahre war, einen warm gehaltenen Nachruf der auf die eigene dichterische, auf die kritische und litterarhistorische Thätigkeit des Verstorbenen, sowie auf seinen äußeren, von Krankheit oft getrübten Lebenslauf näher eingeht. Seit dem Jahre 1874 war er für die „Stimmen" thätig. Seine ersten Artikel bildeten eine kulturhistorische Studie über die „Fronleichnamsspiele des Königs René", und ihnen folgten bereits im nächsten Jahre die längeren Ausführungen über „Felibre und Felibrige", die, mit zahlreichen Uebersetzungsproben versehen, viele Leser zum ersten Male mit Roumanille, Aubanel und Mistral bekannt machten. Nun handelt auch die letzte größere Arbeit des Verstorbenen, die sich durch drei Hefte (LXII, 4, 5; LXIII, 1) der „Stimmen" zieht, von „Frederi Mistral", dem „provençalischen Heimatsdichter". Schritt für Schritt verfolgt Kreiten den Lebensgang und die Entwickelung von Mistrals Ideen und Werken. Als dem genialsten modernen Heimatsdichter weist er ihm eine Stelle in der Weltlitteratur an. „In Paris und in Behandlung von Allerweltsstoffen wäre er vielleicht ein beachtenswertes Talent geblieben, sich dichterisch ausleben aber konnte er nur auf dem Heimatboden und in heimatlichen Stoffen. Hier trafen Mann und Dichter, Leben und Kunst in der höheren Einheit zusammen, die das Leben zur Poesie und die Poesie zum Leben machte. Denn nicht bloß Mistrals Dichtung, sondern sein ganzes Leben und Streben, Denken, Reden und Wirken galt der Provence, ihrer Sprache, Geschichte, Sitte und Freiheit. Er war der Apostel des Provençalentums. Eine bürgerlich unabhängige sorgenfreie Stellung ermöglichte es ihm, diesem patriotischen Apostolat durch Kunst und Wissenschaft sich gänzlich hinzugeben."

Zeitschrift für deutschen Unterricht. (Leipzig.) XVI, 5/6. Es läßt sich nicht leugnen, daß unsere Schauspieler, und besonders die Damen und Herren vom Bunten Theater, den Vers des Dramas oder des deutschen Liedes allzuoft mißhandeln. Hauptsächlich gegen diese, die das Kunstlied auf die Bühne bringen, die es aufführen, wendet sich W. Reichel mit einem „Offenen Brief an das Ueberbrettl", der „deutsche Art in deutschen Versen" verlangt. Mannigfach sind die Verstöße gröbster und leichterer Art, die der Verfasser in genauer Beobachtung gesammelt hat, und die ihm das Recht geben, Verse nur auf dem Papier zu erblicken, dagegen ihren Vortrag taktlos, unrhythmisch, unmusikalisch zu nennen. Und doch würde sich die Forderung schon bei natürlichem Sprechen, sinngemäßem Vortrag und künstlerisch mitempfindendem Ausdruck von selbst erfüllen. Daß hierin so unglaublich oft gesündigt wird, ist allerdings nach Reichels Ansicht zum Teil die Schuld der Dichter, die ohne Rhythmus, ohne deutsches Sprachgefühl dem Vers mit Senkung und Hebung das unmöglichste zumuten. „Freilich mag es sehr schwer sein, tadellose Verse zu machen — aber das liegt doch nicht an der Sprache, das liegt an dem metrischen Rahmen, der gewählt wird, an den ewigen ‚Zweiern' (Jamben und Trochäen), wo mit tödlicher Sicherheit auf eine Hebung eine Senkung folgt. Das paßt nicht immer für die deutsche Sprache, für die deutschen Sätze, für die deutschen Wortgruppen, für die deutschen Wörter, und ich kann es den deutschen Dichtern nicht verdenken, wenn sie in voller Verzweiflung aus diesem Schwitzkasten der strengen Verse hinausgeflüchtet sind in die freien Rhythmen." Hier könne die geknechtete Zunge den Wörtern und Wortgruppen ihre natürlichen Dauer- und Tonverhältnisse geben, hier übe sich der Dichter gewissermaßen in dieser natürlichen Betonung, die er zu verlernen Gefahr laufe. An ihnen wie an den Vortragenden liege es, der noch unabgeschlossenen Entwickelung unserer deutschen Verskunst eine ungeahnte Mannigfaltigkeit zu verleihen. — Neben dieser sprachgeschichtlichen Studie weist das Doppelheft drei litterarhistorische Abhandlungen auf. Ueber Uhlands „Lerchenkrieg" schreibt, vorwiegend pädagogische Zwecke verfolgend, E. Steffen, „Altes und Neues über Magnus Gottfried Lichtwehr" stellt Otto Ladendorf zusammen, und Paul Szymank erörtert eingehend das Thema „Friedrich der Große und das deutsche Schrifttum". Klang bisher das Urteil derer, die über diesen Gegenstand sich ausließen, meist ungünstig, ja sogar schroff, so sucht Szymank zu erweisen, daß das Streben des Königs, den man antideutsch gescholten hat, im letzten Grunde doch darauf hinausgelaufen sei, in ein wirklich inneres Verhältnis zu dem deutschen Schrifttume zu kommen. Was der alte Fritz von ihm kannte, wie er darüber urteilte und was er ersehnte, wird im einzelnen ausführlich dargelegt.

Sitzungsberichte der Kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften (1902, XXIX). In einer inhaltsreichen Abhandlung giebt Erich Schmidt interessante Aufschlüsse über die Verwendung des ergötzlich-biederen Stoffes der „Weiber von Weinsberg“ in der deutschen Litteratur. Er geht dabei von dem dramatischen Fragmente Uhlands aus, das er in richtiger Ordnung und mit allen Varianten der Handschrift zum Abdruck bringt. In seinem Tagebuche berichtet Uhland, daß er sich im März 1816 zwischen den mittelalterlichen Trauerspielen von Konradin und Otto von Wittelsbach mit der Dramatisierung dieser Anekdote beschäftigte. Dabei klang ihm wohl Bürgers Bänkelsang von 1775, in dem der Stoff mit Recht humoristisch gefaßt war, in den Ohren, und auch er beabsichtigte, den Stoff als Schwank zu behandeln. „Wie bei Bürger ‚ein junges Weibchen lobesan, seit gestern erst getrauet‘ auf das Huckepacktragen der Männer verfällt, so wäre auch bei Uhland die rettende List einer neuvermählten holden Frau zugeteilt worden, die resolut aus anfänglicher Empfindsamkeit heraustritt, den Hauptraum des Lustspiels jedoch ihrer herrschsüchtigen und redegewaltigen Schwiegermutter überlassen muß. Auch diese wirksamste Rolle wird im ersten Keime von Bürger herstammen, dessen Ballade schließlich ‚Burgemeisterin‘ und ‚Besenbinderin‘ zum Tanze ruft. Indem Uhland der Komik den Vorrang lieh . . . und die schon 1811 köstlich geübten hanssachsischen Knittelverse, damit auch eine naiv bequeme Technik ergriff, entzog er sich von vornherein den seine Dramatik so oft niederdrückenden Gefahren.“ Indessen ließ das „Juridische“ ihn nicht zur Ausführung des schönen Planes kommen, auch später nicht, als ihm Justinus Kerner das handschriftliche Schauspiel des Pfarrers Gerber zusandte und er den Stoff schwächlich behandelt sah. Mit Kerner, der seit 1819 zu Füßen der Burg Weibertreu hauste und selbst der altweinsbergischen „Frauenbiederkeit“ mehrmals ernste Verse widmete, begann dann auch die Lokalforschung und das Aufspüren älterer Litteratur über die geschichtlich jetzt als unwahr erwiesene Anekdote. Man fand dabei eine zu Nürnberg 1614 gedruckte redselige Komödie von der „Weinspergischen Belägerung“, die einen gewissen Petrus Nichthonius als Verfasser nennt, aber Uhland wohl ebenso wenig bekannt war wie die wüste Bearbeitung des Stoffes durch Joseph Alois Gleich, den fudelnden Schwiegervater Raimunds. Als ein Beitrag zu dem Kapitel „Litterarischer Diebstahl“ verdient die Entdeckung Erich Schmidts angeführt zu werden, daß jener besagte Petrus Nichthonius gar nicht der Verfasser des Stückes ist, sondern nur seinen Namen auf eine ältere Komödie drucken ließ, die Carl Christoph Beyr, ein Uebersetzer Frischlins und Rektor in Oehringen, 1602 veröffentlicht hatte.

„Sonnwendtag“ [Karl Schönherr; vgl. Sp. 932]. Von Dr. David Bach (Die neue Zeit, Stuttgart; XX, 13).

„Etwas über Beziehungen Moltkes zur Poesie.“ Von Hans Degenhart (Das Reichsland, Metz; I, 3). Moltke schrieb in seinen Jugendjahren und auch später Gedichte und übersetzte Dichtungen von Thomas Moore.

„Majestät.“ [Roman von M. G. Conrad]. Von Eduard Engels (Die Zeit, Wien; Nr. 404).

„Die Romane Emmy v. Egidys.“ Von Karl Federn (Die Zeit, Wien; Nr. 405). Die Schriftstellerin veröffentlichte bisher drei Romane: „Marie-Elisa“ (besprochen LE I, 156 f.), „Mensch unter Menschen“ (besprochen IV, 209) und „Ilse Bleiders“ (besprochen IV, 1216).

„Eine internationale Hilfssprache“ [Esperanto]. Von Alfred Hermann Fried (Die Woche, Berlin; IV, 26).

„Jugendschriftenkritik und Kinderpsychologie.“ Von Oskar Hübner (Jugendschriften-Warte, Hamburg; X, 7).

„Rachel Mironowna Chin. Eine russisch-jüdische Belletristin.“ Von Josef Melnik (Ost und West, Berlin; II, 7). Frau Chin (geb. 1863) schildert in ihren Erzählungen das Wechselverhältnis zwischen den Juden und Christen in Petersburg und Moskau. In die Litteratur eingeführt wurde sie von Turgenjew, den sie in Paris kennen lernte; ihre Erinnerungen an ihn hat sie vor kurzem veröffentlicht.

„Hans v. Matt, ein schweizerischer Sänger.“ Von Dr. F. Niderberger (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVI, 10). Hans v. Matt (1842 bis 1898) veröffentlichte einen Gedichtband „Aus jungen Tagen“.

„Heinrich Seidel.“ Von Wilhelm Popp (Fürs deutsche Haus, Kiel; III, 25/26).

„Ein österreichischer Dichter und Politiker“ [Moritz Hartmann]. Von Friedrich Schiller (Das Wissen für Alle, Wien; II, 22).

„Maurice Reinhold von Stern.“ Von Josef Schmid-Braunfels (Neue Bahnen, Wien; II, 13).

„Das Burgtheater vor vierzig Jahren.“ Erinnerungen von Hermann Schöne (Deutsche Rundschau, Berlin; XXVIII, 10).

„Shakspeares Fünfkönigsdrama und dessen Uraufführung.“ Von Wilhelm v. Scholz (Münchener Salonblatt, München; IV, 25, 26). Vgl. Sp. 400.

„Gespräche mit Adolf Wilbrandt.“ Von Waldemar von Wasielewski (Deutsche Revue, Stuttgart; Juliheft).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Der Aufschub der Krönung machte sich überall lähmend fühlbar. Alles hatte sich nach ihr gerichtet, und die Veröffentlichung wichtiger Zeitschriftenartikel und Bücher war hintangehalten worden, weil sie in dem nationalen Festtrubel keine Leser gefunden hätten. So ist von diesem Monat nur sehr wenig zu berichten. Das einzige bemerkenswerte litterarische Erzeugnis, das die Krönung hervorrief, ist die „Coronation-Ode“ von William Watson, eine würdevolle Dichtung, von besonnenem Imperialismus beseelt, gewählt und glücklich im Ausdruck, wie alles, was Watson schreibt. Die Ode fängt an mit einem Blick auf das Wachsen des Reiches und besonders auf Britanniens Herrschaft über die Meere. Es folgt eine Reihe Miniaturportraits von König Eduards größten Vorgängern. Das Gedicht schließt mit einem beredten Appell an England, sein Streben nach kräftiger Wirksamkeit („efficiency“) mit dem Festhalten an seinen stolzesten Idealen zu verbinden. Das Ganze ist eine schöne und eindrucksvolle Dichtung.

In der Julinummer des „Nineteenth Century“ verteidigt Walter Frewen Lord den Theatercensor, der die Aufführung von Maeterlincks „Monna Vanna“ verboten hatte (vgl. Sp. 1440). — Mr. W. H. Mallock veröffentlicht „Ein letztes Wort über Mrs. Gallups Chiffre“. Der Artikel bringt das zu einer entscheidenden Prüfung von Mrs. Gallups Entdeckung notwendige Material bei. Wie uns jedoch der Herausgeber des „Nineteenth Century“ mitteilt, hat ein sachverständiger Drucker erklärt, daß nur eine Art von Typen in der „Ersten Folio“ zur Anwendung kam; trotzdem hält Mr. Mallock daran fest, daß Mrs. Gallup recht hat, und entwickelt und erläutert seine Argumente mit einer Fülle Details, die, wenn irgend etwas das überhaupt vermag, hinreichen müßte, den Leser zu seiner Meinung zu bekehren. Weitere Aufsätze über diesen Gegenstand werden in der Zeitschrift nicht mehr erscheinen, und es mag erwähnt sein, daß Mr. Mallock am Schlusse zugiebt, Mrs. Gallup sei in ihren Ausführungen nicht klar genug, und daß er ihr rät, noch mehr Mühe aufzuwenden, um die Oeffentlichkeit von ihrer Theorie zu überzeugen. — In einem Aufsatz der „National Review“: „Shakspere als Mann der Wissenschaft, eine kritische Studie“, bespricht Prof. Edward Dowden ein Kapitel aus Judge Webbs „Mystery of Shakspere“ (s. u.). Er weist darin ausführlich nach, daß alles, was Webb als Shaksperes und Bacons Eigentum ansieht, thatsächlich nur das allgemeine Wissen und der allgemeine Irrtum ihrer Zeit war. — In der „Monthly Review“ bricht William Archer eine Lanze für die Einrichtung von National-Theatern („The Case for National Theatres“). Es

genügt, den Schlußsatz anzuführen: „Die Verbreitung alles dessen, was unsere dramatische Nationallitteratur an Veredelndem und gesund Unterhaltendem aufweist, durch Theater, die entweder den Gemeinden gehören oder von ihnen verwaltet werden, ist ein Gegenstand dringenden öffentlichen Interesses, der ohne Schaden nicht weiter vernachlässigt werden darf."

Judge Webb, der Verfasser des letzten Beitrags zur Shakspere-Bacon-Frage: „The Mystery of William Shakspere: a summary of evidence" (Das Shakspere-Geheimnis: ein Ueberblick über das Beweismaterial), verficht seine Zweifel an der Autorschaft nicht gerade in sehr überzeugender Weise. In erster Linie ist doch von neueren und kompetenten Kritikern klar erwiesen worden, daß ein Geheimnis um Shakspere gar nicht besteht, und ferner, wenn Webb schreibt: „War der Schauspieler auch der Verfasser der shakspearischen Stücke, so lag es in seinem Interesse, den Sachverhalt in die Oeffentlichkeit zu bringen, während wenn der Jurist und Staatsmann der Verfasser war, er allen Grund hatte, es zu verbergen", so ist das lediglich eine Behauptung und eine persönliche Ansicht, die durch keinerlei Kenntnis der englischen Litteraturverhältnisse zur Zeit Elisabeths begründet ist. — Augustine Birrels „William Hazlitt" (English Men of Letters Series, Macmillan) wird dem großen Kritiker und Essayisten, der als die Aufgabe echter Kritik bezeichnete, „Farben, Licht und Schatten, Seele und Körper eines Werkes wiederzuspiegeln", vollkommen gerecht. Was Hazlitt über Shakspere, Coleridge, Jeremy Taylor, Pope und Scott in seiner kräftigen und zwingenden Ausdrucksweise gesagt hat, ist noch heute lebendig, und jeder, dem es um wahre Kritik zu thun ist, sollte es lesen.

Obwohl es ein gewagtes Ding ist, von der weisen Verteilung von Ehren und Würden in unserer Heimat allzu hoch zu denken, freuen sich doch alle Schriftsteller und Freunde der Litteratur darüber, daß der König Leslie Stephen in den Ritterstand erhoben hat. Vielleicht zum ersten Male — wenn wir von Tennyson absehen — ist eine Standeserhöhung einem Manne zu teil geworden, dessen ganze Thätigkeit auf dem Gebiete des Schrifttums gelegen hat. Die Romanschreiber Conan Doyle und Gilbert Parker verdanken die Ritterwürde, mit der sie bedacht worden sind, mehr ihren politischen als ihren litterarischen Bestrebungen.

Mit Lord Acton ist ein großer Gelehrter und ein höchst ausgezeichneter Mensch von der Weltbühne abberufen worden. Das „Athenaeum" sagt: „Wenn es in Europa einen einzigartigen Menschen gab, so war es Lord Acton. Zu gleicher Zeit Landedelmann, Peer des Königreiches, Kammerherr der Königin, Geschichtsprofessor in Cambridge und ein ernster Weltgeistlicher zu sein, das ist wahrlich ein Rekord, der ohne gleichen dasteht." Der Kreislauf der Zeit hat seine Ironie und seine Vergeltungen. Der Mann, dem in seiner Jugend der Zutritt in Cambridge versagt blieb, weil er römisch-katholisch war, starb als königlicher Professor der Geschichte an derselben Universität. Obwohl er ein ernster Forscher und großer Büchersammler war, ist die Zahl seiner eignen litterarischen Werke gering. Aufsätze in Zeitschriften und die Einleitung zu Machiavellis „Principe" sind das wichtigste. Er sammelte Material für eine Geschichte der Päpste in der Reformationszeit, doch leider blieb sie ungeschrieben. Aber, um noch einmal das „Athenaeum" zu citieren, es besteht die Hoffnung, daß die umfangreichen, aber wohlgeordneten Stoffkataloge, die er sich über die historischen Probleme, mit denen er sich beschäftigte, angelegt hat, an einem Orte aufbewahrt werden, wo Gelehrte sie sich zu Nutze machen können. Das wäre das beste und dauerndste Denkmal seines edlen, arbeitsreichen Lebens. Seine Thätigkeit als Professor in Cambridge wird zweifellos nicht ohne Einfluß auf die Zukunft der Geschichtswissenschaft in England bleiben. Er plante und unternahm die Herausgabe der „Cambridge Modern History", und als Krankheit ihn schließlich zwang, zurückzutreten, legte er die Leitung des Werkes in die Hände von Dr. A. W. Ward, Dr. G. W. Prothero und Mr. Stanley Leathes. Es soll auf die nutzbringendste Weise einem großen Leserkreise den reichen Wissensschatz zugänglich machen, den das 19. Jahrhundert seinen Nachfolgern auf dem Gebiet moderner Geschichte aufgespeichert hat. Die ersten Historiker im Königreiche sind Mitarbeiter. Die Erzählung ist nicht, wie in den meisten allgemeinen neueren Geschichtswerken, lediglich ein Aneinanderreihen von Episoden, sondern legt eine ununterbrochene Entwickelung dar und bewegt sich in einer durch das Hervortreten der verschiedenen Nationen bedingten Reihenfolge. Der erste der zwölf Bände handelt von der Renaissance und wird im Herbst herauskommen. Die übrigen Bände werden die Reformation, die Religionskriege, den dreißigjährigen Krieg, die Bourbonen und die Stuarts, das 18. Jahrhundert, die Vereinigten Staaten, die französische Revolution, Napoleon, Restauration und Reaktion, das Wachstum der Nationalitäten und die neueste Zeit behandeln.

Die Theater schließen jetzt gerade ihre Pforten bis zum Herbst, für den schon einige neue Stücke verheißen sind. Der Schauspieler Charles Wyndham ist in den Ritterstand erhoben worden. Die alte Moralität „Everyman", die von der Elizabethan Stage Society vor ungefähr einem Jahre zum ersten Male aufgeführt wurde, hat in einem ständigen londoner Theater sechzig Vorstellungen hinter einander erlebt, und jetzt wird an derselben Stelle Ben Jonsons „Alchemist" angekündigt. Auf diese Weise übernimmt die Elizabethan Stage Society eine der Funktionen eines Nationaltheaters, und, sollten wir je ein solches bekommen, so wird man sich ihrer jetzigen Thätigkeit stets erinnern müssen.

London. *Elizabeth Lee.*

Französischer Brief.

In Paris wurde vor kurzem eine „Association syndicale des critiques littéraires" gegründet, deren Programm von so großem Interesse ist, daß hier kurz darauf hingewiesen werden soll. Seit Jahren wird allseitig geklagt, die litterarische Kritik in Frankreich liege in den letzten Zügen. Einen Sainte-Beuve haben wir schon lange nicht mehr, und selbst redliche Bücherbesprechungen werden immer seltener. Die großen Tagesblätter räumen der Theaterkritik einen großen Platz ein, über Kunst und Musik wird dort regelmäßig berichtet, aber über neue Bücher begnügt man sich, bezahlte Reklamen abzudrucken. Diesem Unwesen kann dadurch ein Ende gemacht werden, daß man sich mit den Verlegern verabredet, um die Zeitungsleiter zu zwingen, regelmäßige Bücherreferenten anzustellen, widrigenfalls die bezahlten Annoncen zurückgezogen würden. Ferner können sich die Kritiker ernster Blätter verabreden, über ein Buch zu schweigen, wenn es durch bezahlte Besprechungen dem Publikum in unerhörter Weise angerühmt wurde. Kurzum, der Mittel sind unzählige, um das Ansehen der Kritiker zu heben. Der Verein zählt schon über hundert Mitglieder. Herr Gaston Deschamps („Temps") ist für ein Jahr zum Präsidenten, Herr Marcel Ballot („Figaro") zum Vize-Präsidenten ernannt worden. Auch in Frankreich lebende Ausländer, die regelmäßige Besprechungen französischer Bücher veröffentlichen, können dem „Syndikate" beitreten.

Die heißen Sommertage haben eine Hochflut neuer Publikationen mit sich gebracht. Und nicht bloß leichte Reiselektüre, auch ernste belletristische Werke kommen zum Vorschein. Auf den ersten Memoiren-Band Taines, der bei Hachette erscheint, soll hier noch später hingewiesen werden. — Remy de Gourmont veröffentlicht eine neue Serie seiner merkwürdigen „Dissociations d'idées", die sich „Le Chemin de Velours" betitelt. Wir finden darin ästhetische und philosophische Essais, die durch ihren paradoxen Ton sehr fesselnd wirken. Dem Geiste Gourmonts ist derjenige Jules de Gaultiers

verwandt. Er veröffentlicht ein Buch über den „Bovarysmus“ (beide im Verlag des „Mercure de France“), in dem er das Vermögen untersucht, das dem Menschen eigen ist, sich anders zu konzipieren, als er wirklich ist. Dieses Vermögen tritt besonders bei dem Helden Flauberts stark hervor, und „Madame Bovary“ scheint ihm davon der am stärksten ausgeprägte Typus; daher der eigentümliche, fast unverständliche Titel der Abhandlung.

Fasquelle hat in einem Bande die zahlreichen Gedichte vereinigt, die die Bewunderer Victor Hugos zu verschiedenen Zeiten ihrem Meister widmeten. Die wichtigsten Namen der französischen Litteratur des vorigen Jahrhunderts haben hier eine „Couronne poétique“ zu Ehren des großen Dichters geflochten. — Tristan Legay in seinem „Victor Hugo jugé par son siècle“ giebt gleichsam als Gegenstück zu dieser Apologie eine Sammlung der bittersten Kritiken (Verlag der „Plume“). — Der junge Saly-Stern debutiert mit einem etwas jugendlichen Essai über Nicolaus Lenau („La vie d'un poète“), der einen fast stattlichen Band in der Kollektion Calmann-Lévy ausmacht. Das Buch schildert das Leben Lenaus und giebt gute Uebertragungen seiner Werke.

Ernst von Wildenbruch soll jetzt auch hier heimisch gemacht werden. Die Uebertragung des „Astronomen“, die L. de Chaudigny besorgt hat, ist ganz vorzüglich; die Reklame des Verlegers, die das Buch als ein neues „Quo Vadis?“ anzeigt, kann aber seinem Erfolge eher hinderlich sein. — Mit Uebertragungen wird übrigens immer flott weiter experimentiert. Glücklich haben wir es jetzt auch zu zwei verschiedenen Ausgaben von Wallaces „Ben Hur“ gebracht. Der „Plume“-Verlag sucht einen neuen polnischen Autor einzuführen, Venceslas Sieroszewski („Sur la lisière de la Forêt“). Der neue Kipling („Kim“) und der neue Gorki („Petits Bourgeois“) sind im Verlag des „Mercure“ erschienen.

Von den zahlreichen neuen Romanen nenne ich „Mières sociales“ von Camille Mauclair (bei Ollendorff); „L'Orgueil du Mâle“ von Albert Juhellé (bei Fasquelle; im „Journal“ erschienen) und „Notre Bonheur“ von Jacques des Gachons (bei Juven), welch letzteres Buch sich als reizende Familienlektüre empfiehlt.

In den beiden Juniheften der „Revue de Paris“ wiegen die Aufsätze sozial-politischen Inhalts vor. Das erste enthält jedoch eine Uebertragung von Arthur Schnitzlers „Wenn die Toten schweigen“, das zweite interessante Mitteilungen von Anatole Le Braz über keltische Legenden, die den Tod zum Gegenstande haben, und den ersten Teil einer Studie von Maurice Albert über „Napoleon und die Volkstheater“. — Im zweiten Juniheft der „Revue des Deux-Mondes“ bespricht Teodor de Wyzewa Adolf Bartels „Geschichte der deutschen Litteratur“, in der er der „évolution historique de la littérature allemande“ nachspürt. — Das gleiche Heft bringt Gedichte von Henry de Regnier. — Paul Perret legt in der „Minerva“ (15. Juni) Eindrücke und Erinnerungen über interessante Generalproben der letzten Jahre nieder. Man weiß, daß die teilweise Aufhebung derselben uns wohl in Zukunft dieser echt pariserischen Einrichtungen berauben wird. — Jacques Bainville untersucht in sympathischem Sinne die „Schlußfolgerungen Paul Bourgets“ in seinem neuesten Romane „l'Etape“. Er zeigt darin den Einfluß reaktionärer Philosophen, eines Bonald, des Nationalökonomen Le Play und auch H. Taines und weist nach, daß die Evolution des Verfassers zum Katholizismus schon durch dessen vorhergehende Werke vorbereitet war. — Sehr ablehnend verhält sich dagegen Michel Arnauld, der in der „Revue Blanche“ (15. Juni) demselben Buche einen eingehenden Aufsatz widmet und nachweist, daß Bourgets Theorieen falsch sind, weil er sich auf falsche Voraussetzungen stützt. Die gleiche Zeitschrift (1. Juni) veröffentlicht eine „Enquête über den öffentlichen Unterricht“, an der mehrere namhafte Künstler und Schriftsteller teilnehmen. Einige geistreiche Antworten wollen die Gleichgültigkeit des Gegenstandes klarlegen, aber die meisten befragten Persönlichkeiten erklären sich für das staatliche Unterrichtswesen. Emile Zola kommt in seiner langen Antwort auf Flaubert zu sprechen und meint, Hornais stelle in „Madame Bovary“ den Fortschritt vor, und es ließe sich leicht beweisen, daß dieser Apotheker die eigentlich sympathische Persönlichkeit des Buches sei.

Das Juniheft des „Mercure de France“ wird mit einem Artikel von Ch. H. Hirsch eröffnet, der sich „De Mademoiselle de Maupin à Claudine“ betitelt. — Pierre Lassure untersucht die Persönlichkeit von Charles Maurras in seinen Büchern „Le Chemin de Paradis“ und „Anthinea“ und sieht darin die Spuren einer klassischen Renaissance. — Francis de Miomandre setzt seine Studien über die Vertreter der jüngeren Litteratur fort und schreibt diesmal über Camille Mauclair. — Hugues Rebell greift in der „Plume“ (1. und 15. Juni) die Vertreter des französischen Geistes der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts an. Taine fällt ihm zuerst zum Opfer. Der Hauptfehler, den er Taine vorwirft, ist der, daß er keine politische Meinungen gehabt habe. Dann geht er auf Edmond de Goncourt über, dem er Geistlosigkeit und Unkenntnis des modernen Lebens zum Vorwurfe macht. — Das zweite Heft der „Renaissance latine“ (15. Juni) bringt Namen, die einen guten Klang haben: Paul Adam, Henri de Regnier, Maurice Barrès, Marcel Boulanger. Robert de Montesquiou schreibt über zwei moderne Musen. Die erste davon ist die Gräfin Mathieu de Noailles, die zweite Frau Delarne-Mardrus, deren Verse großen Anklang fanden. Eine feine Silhouette von Jean Lorrain zeichnet Henry Bataille.

André Gide schildert in „L'Ermitage“ (Juni) die reizende Persönlichkeit, den geistreichen Plauderer, den wir in Oscar Wilde verloren haben. Erschütternd sind die Erinnerungen aus der Gefängniszeit, mit denen er die Gespräche der späteren Jahre würzte. — Edmond Pilon bringt in derselben Nummer einen Essai über Maurice und Eugénie de Guérin. — Emile Faguet druckt in seiner „Revue latine“ (25. Juni), die er fast ausschließlich allein redigiert, die Originalfassung seines Artikels über den „litterarischen Chauvinismus“ ab, den er für die wiener „Neue freie Presse“ schrieb. — Lionel Dauriac nennt Maeterlinck in einer eingehenden Studie „un stoïcien du temps présent“. — In der „Revue Bleue“ (28. Juni) wird die „Mission des Schriftstellers nach Carlyle“ von L. Delpon de Vissec entwickelt.

Paris. *Henri Albert.*

Italienischer Brief.

Dem Andenken Heinrich Heines ist ein auf den neuen Veröffentlichungen von E. Elster, G. Karpeles und S. Rahmer beruhender kurzer Artikel der „Nuova Antologia“ (16. Juni) gewidmet. — Im ersten Juliheft derselben Zeitschrift schreibt M. Scherillo über die „Grenzen der Poesie“. Indem er anerkennt, daß die Poesie ein gewisses Grenzgebiet mit den beiden nächstverwandten Künsten: auf der einen Seite der Musik, auf der anderen der Malerei, gemeinsam habe, erklärt er es für die Aufgabe des wahren Dichters, der nicht durch Kunststücke und Seltsamkeiten verblüffen wolle, sich nur selten und mit Vorsicht diesem Grenzgebiete zu nähern, dessen Anbau stets ein Zeichen der Entartung, der Geschmacklosigkeit und des Verfalles sei. Eine Vergleichung der canovaschen Gruppe „Amor und Psyche“, des Gemäldes „Faust und Margarethe“ von Francesco Hayez und der Art, wie ein Dichter und ein Musiker den Liebeskuß zum Ausdrucke bringen, zeigt, wie verkehrt es sein würde, wenn einer den Gesetzen des anderen folgen wollte. Scherillo findet daher die so gerühmte Beschreibung des Kusses im „Cyrano de Bergerac“ höchst barock und gezwungen und führt mehrere Bei-

spiele aus der „Göttlichen Komödie“ an, um zu zeigen, wie ein großer Dichter sich der musikalischen Elemente der Sprache und der Bildlichkeit des Ausdrucks zu bedienen wisse, ohne die Grenzen der Dichtkunst zu überschreiten. Die wunderbaren Episoden der Francesca von Rimini, des Grafen Ugolino u. a. bieten gute Gelegenheit, um auch hierin die Meisterschaft Dantes zu erweisen. — Gegen den akademischen Konventionalismus und die Ueberschätzung der Autorität Lessings, die in Scherillos Aufstellungen zum Ausdruck kommt, wendet sich B. Croce (im „Marzocco“, 22. Juni). Er fragt: „Was heißt ‚Grenzen der Kunst‘? Wer hat je nachgewiesen, daß die Künste Grenzen haben, oder diese Grenzen definiert?“ Nach seiner Ansicht sind „die sogenannten Künste nur empirische und grobe Unterscheidungen nach den äußerlichen Mitteln, die zum Zwecke der Erinnerung zur künstlerischen Darstellung verwendet werden, und es kann aus der Natur dieser Mittel — der Farben, Linien, Töne — kein Gesetz für die Darstellung selber abgeleitet werden, die ein durchaus innerliches und geistiges Faktum ist und bleibt.“

In einem Artikel „Die litterarische Kritik“ („Marzocco“, VII, 25) giebt D. Garoglio eine belehrende Uebersicht über die Beteiligung der italienischen Litterarhistoriker und Kritiker an der vergleichenden Litteraturforschung. Mit der Behandlung des mittelalterlichen Schrifttums und der frühesten Jahrhunderte der italienischen Litteratur beginnend, haben diese sich allmählich auch umfassenderen allgemeinen Aufgaben und der modernen Zeit zugewendet, so daß jetzt eine Anzahl angesehener Forscher namentlich in der spanischen, französischen, englischen, amerikanischen Litteratur heimisch ist. Garoglio hält die vergleichende Forschung nicht nur wegen ihrer ästhetischen, sondern auch wegen ihrer moralischen und sozialen Bedeutung für hochwichtig, weil sie geeignet sei, das Verständnis bedeutungsvoller Erscheinungen wie der staatlichen Gruppierungen, der Allianzen, des Imperialismus, der internationalen Parteibünde und Trusts u. a. zu fördern. Er erkennt im heutigen Schrifttum „eine überall sich geltend machende ideale Doppelströmung: eine zentripetale, die zum Individualismus strebt, und eine zentrifugale, die auf Universalität und demgemäß auf den Internationalismus gerichtet ist“. Die nationalen Litteraturen müssen nach seiner Ansicht die Vermittlung zwischen beiden Strömungen bilden und werden um so dauerhafter sein, je besser sie die richtige Mitte halten werden. In dem verdienstvollen bibliographischen Versuche von Louis P. Betz „La littérature comparée“ (besprochen LE III, 216) sieht Garoglio ein beredtes Zeugnis für die erwähnte kosmopolitische Strömung. — Ebenfalls im „Marzocco“ (VII, 26) spricht E. Corradini aus Anlaß des neuen Buches „Ombre e corpi“ des Danteforschers Fedele Romani von den „Vergeßlichkeiten Dantes“, d. h. von den Fällen, in denen — wie in der „Francesca-Episode“ — das rein menschliche Mitgefühl und der Gedanke an das höchste Gesetz der Liebe den Dichter die Gesetze des Ortes, an den er selber seine Personen versetzt, vergessen läßt oder umgekehrt der Standpunkt des florentinischen Parteimannes störend auf die Folgerichtigkeit der dargestellten Vorgänge einwirkt. — In Nr. 27 endlich wird die Hypothese G. Mazzonis, daß der Ungenannte Dantes, „che fece per viltade il gran rifiuto“, nicht Papst Cölestin V., sondern Pilatus sei, durch G. Pascoli als durchaus überzeugend behandelt und durch zahlreiche Erwägungen gestützt.

Wer in Kürze vereinigt finden will, was sich gegen Inhalt und Form von D'Annunzios „Francesca da Rimini“ sagen läßt, lese den bezüglichen Artikel G. Lanzalones in der „Rivista moderna“ (1. Juli). Der Kritiker, der allerdings als Gegner der „veristischen“ und „dekadenten“ Richtung des Dichters bekannt ist, findet die vielbesprochene Tragödie, die auf den Bühnen einen sehr umstrittenen Erfolg gehabt hat, „kalt, interesselos, nicht lebensfähig, Erzeugnis eines geschickten, geduldigen Handwerkers und Ciseleurs, eines hochgebildeten, vortrefflich assimilierenden Geistes, nicht ohne manche wohlersonnene Auftritte, im ganzen aber ein elegantes Ding ohne Leben“. Gesuchte Sprache, ein Zuviel von altertümelnden, fremdartigen Ausdrücken, ein von Auswüchsen überwucherter Stil, prosodische und rhythmische Anarchie sind die formalen Mängel, die Lanzalone glaubt feststellen zu müssen; mit den inhaltlichen Mängeln will er sich in einem späteren Artikel beschäftigen. Nebenbei geht er auch mit der anspruchsvollen typographischen Ausstattung der Buchausgabe scharf ins Gericht. — In der „Rassegna Internazionale“ (1. Juli) finden wir einen mit gewohnter Eleganz geschriebenen Artikel V. Morellos über „das italienische Theater“ d. h. die moderne dramatische Produktion, in dem die Bedeutung Giacosas, Rovettas, Pragas, Antona-Traversis, Buttis, Braccos für das Theater und dessen soziale Wirkung knapp skizziert wird. Nach Morellos Ansicht fehlt es in Italien noch immer an einer nationalen Bühne in dem Sinne der litterarischen und ästhetischen Wiedergabe der Anschauungen und Sitten der Nation, wie Frankreich ein solches Theater besitzt. „Wir haben nie die Kraft besessen, das Meisterwerk zu schaffen, d. h. das Werk, das unser nationales Bewußtsein in sich faßte und gestaltete, und zwar in der erhöhten Auffassung, die es zum Ausdruck des allgemein menschlichen Bewußtseins oder durch Stil und Komposition zu einem vollendeten Beispiel der Bühnenproduktion gemacht hätte.“ Auf das Aufleuchten des Goldonischen Genius seien siebzig Jahre theatralischer Finsternis gefolgt, bis Paolo Ferrari „den alten vertrockneten und hinsiechenden Formen wieder ein wenig Luft und Licht, Lebensodem und Ausdrucksfähigkeit zugeführt“ habe. — Ein bedeutender Bühnenerfolg der letzten Wochen: die äußerst günstige Aufnahme, die Rovettas „Romanticismo“ auf mehreren großen Bühnen gefunden hat, wird von L'Italico (in der „Rivista politica e letteraria“; 5. Juni) als Beweis dafür verwertet, daß die patriotische Litteratur wieder höher im Kurse steht. Das rovettasche Stück, das im Jahre 1854 in der noch von den Oesterreichern beherrschten Lombardei spielt, ist in der That durch und durch patriotisch, und der Dichter baut mit großer Kühnheit — ohne daß er das Wagnis zu bereuen hatte — seine Wirkungen zum Teil auf die Lebendigkeit vaterländischer Erinnerungen und Gefühle, die man noch vor kurzem als höchst unzuverlässig, weil durch viel weniger ideale Geistesrichtungen abgelöst, angesehen hätte. Aber L'Italico glaubt auch auf Grund des ungemein gesteigerten Dantekultus und der zunehmenden Beschäftigung mit Mazzini, noch mehr auf Grund der neuesten Richtung der D'Annunzioschen Muse und des großen Eindrucks, den seine homerische Verherrlichung Garibaldis gemacht, konstatieren zu können, daß die neue staatliche, wirtschaftliche, soziale, künstlerische Blüte Italiens im Begriffe sei, auch eine neue patriotische Litteratur hervorzurufen, „die die Vergangenheit dokumentiert und die Legenden nur zerstört, um die Poesie der Wirklichkeit zu verschönern, sie interessanter und lebensvoller zu machen“.

Unter den neuen litteraturgeschichtlichen Veröffentlichungen müssen an erster Stelle die „Studi sul Leopardi“ (Florenz, Barbèra 1902) von B. Zumbini genannt werden. Der hervorragende Leopardikenner verfolgt darin den Entwicklungsgang des größten modernen Dichtergeistes Italiens, indem er zum ersten Male ausgiebigen Gebrauch von dem umfassenden und wertvollen Materiale des handschriftlichen Nachlasses (im sog. „Zibaldone“) macht. Die Anordnung der zumbinischen Studien ermöglicht eine höchst genußreiche Vergleichung der philosophischen und spekulativen Gedankenarbeit des großen Recanatesen mit der dichterischen Ausgestaltung derselben Ideen. Seit Francesco De Sanctis sind keine gleich tief eindringenden und anziehenden Würdigungen Leopardis erschienen. — Luigi Capuana veröffentlicht unter dem Titel „La scienza della letteratura“ (Catania, Giannotta 1902) seine Antrittsvorlesung als Lehrer der Litteraturgeschichte an der

Universität zu Catania. Sie ist dem Nachweise gewidmet, daß auch das Schrifttum inneren organischen Gesetzen unterworfen und, wie alle Kunst, „nicht ein müßiges Spiel des erregten Verstandes, sondern eine Funktion des menschlichen Geistes ist — eine legitime Schwester der Religion, der Wissenschaft und der Philosophie". — Unterhaltende und witzige Studien über die Kulissenwelt enthält Ed. Boutets Buch „Il madro". Wie der Titel zeigt, steht im Vordergrunde die, der parodischen und satirischen Behandlung zahlreiche schwache Seiten darbietende Gestalt der Kulissenmutter, von der die schwere Aufgabe der Behütung der weiblichen Bühnenjugend oft die wenig weiblichen Eigenschaften verlangt, die in Italien die grammatische Geschlechtsverwechslung veranlaßt haben.

Die durch Antonio Ranieri in der kleinen Kirche des heiligen Vitalis in Fuorigrotta bei Neapel beigesetzten, später in die Vorhalle der Kirche übertragenen Reste Giacomo Leopardis haben nunmehr eine würdige Ruhestätte in dem zum Nationaldenkmal erklärten neuen dreibogigen Pronaos gefunden, der am 29. Juni feierlich eingeweiht worden ist. Die Denkrede hat V. Zumbini gehalten.

Im vorigen Monat hat in Ravenna der zweite Kongreß der „Società Dantesca" stattgefunden. Isidoro Del Lungo hat den Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft im abgelaufenen Jahrzehnt erstattet und die mit Beifall aufgenommene Mitteilung gemacht, daß von der auf dem Programm der Gesellschaft stehenden kritischen Dante-Ausgabe die Abhandlung „De vulgari eloquentia" aus der Feder Rainas druckfertig ist. Wie der letztere mitteilte, werden die „Rime sparse", die „Epistole", „Egloghe", der „Canzoniere", „De Monarchia", „Vita Nuova" und „Divina Commedia" folgen. — Ein Dantedenkmal wird nach Parlamentsbeschluß nun auch in der ewigen Stadt errichtet werden.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Norwegischer Brief.

Unter den dramatischen Neuerscheinungen hat Johan Bojers vieraktiges Schauspiel „Theodora" am meisten von sich reden gemacht. Bojers Arbeit ist ein Tendenzdrama par excellence. Es behandelt in weitläufiger Anlage, doch mit anerkennenswerter psychologischer Vertiefung, Leben, Thaten und Meinungen eines modernen Vollweibes, speziell eines solchen von interskandinavischer Physiognomie. Theodora, die Titelheldin des Stückes, ist eine dreißigjährige Schönheit, die mit allen Vorzügen des Geistes ausgestattet ist. In ihrer bürgerlichen Lebensstellung bekleidet sie den bescheidenen Posten einer höheren Erzieherin an einer nach „modernen" Gesichtspunkten geleiteten pädagogischen Musteranstalt. Natürlich ist sie das tüchtigste und daher unentbehrlichste Mitglied des Lehrerkollegiums, was schon darin seine Begründung findet, daß sie auf der Hochschule sowohl Theologie, Philosophie wie Zoologie (!) studiert hat. Selbst das vom schwächeren Geschlecht sonst vernachlässigte Gebiet der höheren Mathematik ist ihr nicht fremd geblieben, und in dem Augenblicke, wo wir ihre Bekanntschaft machen, ist sie im Begriff, durch eine mathematische Dissertation sich den Doktorhut zu erwerben. Neben den Problemen der Integralrechnung liegt ihr jedoch noch etwas anderes am Herzen: sie möchte ihren Ueberschuß von Liebe und Zärtlichkeit einem Wesen vom eigenen Fleisch und Blut zuwenden. Ein junger Mediziner, dessen ernst gemeinte Werbung die junge, zielbewußte Frauenrechtlerin hochmütig-kühl ablehnt, findet sich nach einiger Ueberredung dazu bereit, sich auch mit der Rolle des Liebhabers zu begnügen. — Im zweiten Akt erfahren wir, daß Theodoras Sehnsucht in Erfüllung gegangen ist; als überzeugte Frauenrechtlerin hält sie es für ihre Gewissenspflicht, ihr süßes Geheimnis ihrer vorgesetzten Schulvorsteherin und ihrem betagten und halberblindeten Vater bekannt zu geben. Die Enthüllung zeitigt das für Theodora höchst überraschende Resultat, daß ihr Vater aus Gram über die entartete Tochter sich das Leben nehmen will, während die Schulvorsteherin als selbst „überzeugte" Frauenrechtlerin anfangs über das heldenmütige Vorgehen ihrer Lieblingslehrkraft entzückt ist, dann aber doch zu der Einsicht kommt, daß es besser sei, das Tischtuch zwischen sich und der „unmoralischen Person" zu zerschneiden. — Der dritte Akt führt uns Theodora in einsamer Studierkammer vor, woselbst ihre Zeit teils mit Kinderwiegen, teils mit dem Fertigschreiben der bewußten mathematischen Doktor-Dissertation ausgefüllt wird. Wir hören, daß Theodoras Vater inzwischen wirklich gestorben ist, und in demselben Moment, wo sie an ihre wissenschaftliche Arbeit die letzte Hand legt, entschließt sich der junge Weltbürger, dem sie aller Konvention zum Trotz — lediglich ihren unbezwinglichen Mutterwünschen folgend — das Leben gegeben hat, wieder von der Lebensbühne zu verschwinden. „Es scheint, als ob Mathematik und Muttermilch doch nicht zusammengehören!" Mit diesem tiefsinnigen Ausspruch quittiert Theodora über die ihr zuteil gewordene Enttäuschung, wirft das Manuskript ihrer Abhandlung ins Feuer und sucht den Tod im Wasser.

Ich habe den Inhalt des Stückes etwas ausführlicher wiedergegeben, weil wir es hier mit einem in seiner Art durchaus selbständigen und von fremder Einwirkung unbeeinflußten Versuch zu thun haben, die litterarische Verhätschelung des Voll- und Ueberweibthemas nach frauenrechtlerischem Muster in vernünftige Schranken zurückzuweisen. Wie alles Tendenzwerk trägt auch die bojersche Titelheldin in mancher Hinsicht das Gepräge des Konstruierten und Erzwungenen an sich. Aber von diesen Unzulänglichkeiten abgesehen, muß das Stück als eine ernste, litterarische Arbeit bezeichnet werden.

Unter den periodischen Veröffentlichungen sind diesmal nur einige beachtenswerte Artikel in der „Urd" hervorzuheben. Anton Kristson beschäftigt sich (Nr. 23) in einer „Dichtung und Idealismus" überschriebenen Betrachtung mit den erzieherischen bezw. entwickelungsfeindlichen Rückwirkungen der realistischen Periode im engeren Bereiche Norwegens. — Besondere Beachtung fordert eine längere Reihe von Aufsätzen (Nr. 19—21) aus der Feder Thomas P. Krags, worin die Wechselbeziehungen zwischen moderner Litteratur und dem sittlichen Volksniveau — gleichfalls mit Rücksichtnahme auf spezifisch norwegische Verhältnisse und Zustände — erörtert werden. Die moderne Richtung als solche habe keineswegs zu einer Verwilderung der Sitten geführt, sondern vielmehr auf eine Klärung sittlicher Wertbegriffe hingestrebt und in dieser Hinsicht namentlich der Frau dasjenige gegeben, was ihr orthodoxe Intoleranz und gesellschaftliche Engbrüstigkeit in früheren Zeitläuften versagten.

Christiania. *Viggo Moe.*

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Die das Leben lieben. Roman von Klaus Rittland. Dresden, Carl Reißner 1902. 380 S.

An dieser Stelle hat Erich Schmidt vor kurzem aus Anlaß der „Wacht am Rhein" von Clara Viebig ernste Bedenken gegen die allzu bequeme Form des biographischen Romans in der neueren Litteratur ausgesprochen. Gewiß ist für diese Technik ein Grund auch in dem realistischen Bestreben unserer Zeit zu finden, das eben die Lebensbedingungen eines „Sylvester von

Geyer" oder eines „Thomas Truck" vollständig zur Erklärung der Eigenart herbeibringen will. Aber gelang es nicht den naiven Epikern früherer Zeit, Persönlichkeiten in voller Rundung vor uns hintreten zu lassen, obwohl sie nicht in biographischer Folge die Entwicklung vom Kind bis zum Mann reifen ließen? Jener glänzende Kunstgriff, daß an einer bestimmten Stelle der Handlung auf die Vorgeschichte zurückgegriffen wird, wäre der einfachen und so genialen Kunst der Dichter der Odyssee und des Nibelungenliedes schwerlich zur Hand gewesen, wenn nicht tausendfältige Erfahrung schon bei kleineren Erzählungen seinen Nutzen bewiesen hätte. So ist er denn auch von neueren Geistern, von Virgil bis Goethe, immer wieder angewandt worden, und ich glaube, es würde ein Fortschritt der allgemeinen Romantechnik darin zu erblicken sein, wenn jenes einförmige Abrollen des Lebensfadens von der Wiege bis zum Grabe ganz und gar dem technischen Ungeschick der Wirklichkeit reserviert würde. Natürlich wird es immer Fälle geben, wo sich die rein chronologische Erzählung auch für den Roman empfiehlt; bei Klaus Rittland würde wie bei vielen anderen Romanen der Gegenwart besser unterblieben sein, was in „Jörn Uhl" einmal glänzend gelang.

Unsere Verfasserin befindet sich in der glücklichen und unter ihren Mitstrebenden nicht allzu häufigen Lage, eine wirkliche Eigenheit zu besitzen. Ihr besonderes Talent besteht darin, „Kulturtypen" zu erfassen und kunstvoll nebeneinander zu stellen. Wenn ihre früheren Werke sich dabei vorzugsweise des immerhin etwas gröberen Mittels ethnographischer Kontraste bedienten, so ist in dem besten Buche, das sie uns bisher geschenkt hat, „Ein Moderner", anstatt dessen die Wahl verschiedener kultureller Typen aus demselben topographischen Umkreis getreten. „Die das Leben lieben" hat ebenfalls auf dieses Mittel nicht verzichtet: der Parvenü mit seiner gutmütig brutalen Selbstzufriedenheit und die etwas erschöpfte ältere bürgerliche Bildung treten in einer unglücklichen Verlobung nebeneinander. Freilich muß ich gestehen, daß mir die zartere Art, wie Luise von François in „Phosphorus Holunder" denselben Konflikt malte, künstlerisch wertvoller erscheint, als Klaus Rittlands Arbeit. Mit gewissen nicht völlig neuen Lustspielmotiven überhaupt tritt in diesem Roman eine Anzahl von Schwächen weiblicher Autoren stärker hervor, als wir es sonst von dieser Verfasserin gewöhnt sind. Dahin rechne ich neben einer Neigung, im unwichtigen Detail zu verweilen, besonders auch jene unkünstlerische Gehässigkeit, mit der die Nebenbuhler oder Nebenbuhlerinnen der Lieblinge verfolgt werden. Das ist ganz etwas anderes als der leidenschaftliche Haß, mit dem die zornige Subjektivität eines Dichters sehr wohl eine einzelne Figur bedrohen kann. Man vergleiche nur etwa, wie Heinrich von Kleist im „Käthchen von Heilbronn" die Kunigunde behandelt hat, und wie hier Renate maltraitiert wird. Dort erhalten wir ein ins Groteske umgezeichnetes Bild eines dämonischen Weibes, das sich uns gerade um seiner Märchenhaftigkeit willen aufzwingt; hier haben wir den Eindruck, als ob die geistreiche Médisance einer übelwollenden Freundin einem Nebenmenschen etwas mehr aufhängt als wir zu glauben geneigt sein können.

Das eigentliche Thema des Romans ist wieder das des modernen weiblichen Wertes. Die unbefriedigte Frau, die sich selbst und eine Wirksamkeit sucht, hat ja längst dem männlichen Helden verwandter Art in der neueren Romanlitteratur den Rang abgelaufen. In der Nuancierung des Problems steht Klaus Rittland am nächsten etwa bei Frieda von Bülow, und jene kleine gefährliche Spielart des rein Romanhaften, die sich schon in dem marlittschen Lieblingsnamen Gisela etwas bedenklich ankündigt, fehlt bei unserer Verfasserin so wenig als bei der der „Einsamen Frauen". Dahin gehört besonders auch der Abschluß durch den Tod des beglückenden, spät gefundenen Liebhabers, der leider wieder ein Schauspieler ist. Wohl ist dessen Tod bei der Bergbesteigung durch ein paar kurz vorher eingeschobene Worte äußerlich nicht übel motiviert, innerlich bleibt es doch ein unmotivierter Zufall, der den Lebenslauf der Heldin zu einer unverdient plötzlichen Erlösung führt. — Auch das scheint uns nicht ganz unbedenklich, daß die tapfere Heldin sich auf dem Gebiete der verschiedensten Künste versucht, und da sie Sängerin nicht werden kann, einen interessanten Roman schreibt, obwohl in ihrer Kindheitsgeschichte jeglicher Zug fehlt, der auf schriftstellerische Beobachtungsgabe oder künstlerisches Darstellungstalent schließen läßt. Ist ja in der Gefahr, den Roman im Romane zu leicht zu nehmen, selbst ein so bedeutendes Talent, wie Walter Siegfried in „Fermont" gescheitert. Endlich schadet dem Buch noch sein Titel. Er begeht nicht nur die Todsünde, unzitierbar zu sein, er hat nicht nur die Fatalität, an Sudermanns letztes Drama anzuklingen, — sondern er führt auch wirklich irre. Die Gestalten von Klaus Rittland, und zwar auch die ungünstig geschilderten, sind mit diesen Worten keineswegs erschöpft. Sie lieben alle mehr als bloß das Leben. Das ernste Streben der Verfasserin hat ihnen allen einen wirklichen Lebensinhalt geliehen, und selbst bei jener bösen Kokette Renate empfangen wir den Eindruck, daß sie das Leben nur als eine Gelegenheit zu Triumphen auffaßt, was doch schließlich eine höhere Auffassung ist, als ein bloßes Genügefinden an dem Wagen, in dem wir nun einmal sitzen. Aus diesem ernsten Streben heraus fehlt es denn auch nicht an wirksamen Situationen und an anregenden Gedanken sowohl im Dialog, als auch gelegentlich im etwas zu breiten Ausschütten durch die Erzählerin selbst. Man hat ein Buch vor sich, dessen Ehrgeiz über den bloßen Unterhaltungsroman weit hinausgeht; nur ist es ein wenig wie mit dem Ort der Handlung. Genannt wird niemals Weimar, sondern nach guter oder auch schlechter alter Romangewohnheit wird dem Leser durch zahlreiche kleine Winke hindurch zugeblinzelt, welche thüringische Residenzstadt eigentlich zu verstehen sei. So ist es auch mit dem Leben, das Klaus Rittland hier vorführt: es sind zu viel Konzessionen an den romanhaften Geschmack, an Umkleidungen und herkömmliche Dinge darin. Wenn Klaus Rittland die Probleme unseres modernen Lebens und das Durcheinanderwogen unserer kulturellen Gegensätze so kräftig anfassen wird, wie sie früher orientalische und deutsche oder bayerische und pommersche Typen aufeinander wirken ließ, dann wird sie uns ein Werk bieten, das die Vorzüge mancher früheren Schöpfung mit dem bedeutsamen Streben dieses neuesten Werkes vereinigt.

Berlin. *Richard M. Meyer.*

Der Nachfolger. Ein Roman aus Byzanz von Carry Brachvogel. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 299 S. M. 4,— (5,50).

Ein interessanter Stoff ist hier geschickt bearbeitet und lebendig erzählt. Die byzantinische Geschichte, lange Zeit unverdienterweise vernachlässigt, bietet zahlreiche Motive für die dichterische Behandlung von Cäsaren-Kultur und Cäsaren-Wahnsinn. Carry Brachvogel, die sich wiederholt auf diesem Gebiete versucht hat — sie schrieb „Cäsaren-Legenden" (vgl. LE III, 36 ff.) und mit O. Mysing zusammen ein Napoleon-Drama —, wählte die Palast-Revolution des Basilios und fand dabei mannigfach Gelegenheit zur Entwickelung einer scharfen und überzeugenden Psychologie. Auch mochten die farbenprächtigen Bilder orientalischer Ueppigkeit und Verderbnis sie locken. Die Orgie mit den Tänzerinnen aus Trapezunt, der Garten des Ober-Eunuchen, das Prunkmahl mit der blutigen Katastrophe sind überaus anschaulich und mit reichem Detail, wenn auch nicht gerade suggestiv, geschildert. Für Gewänder, Putz, Geschmeide und alle Künste der Toilette hat Carry Brachvogel, gleich den meisten weiblichen Autoren, viel Verständnis und einen sicheren Blick. Dagegen teilt sie nicht die Fehler ihrer Kolleginnen. Sie beurteilt ihre Gestalten klar und objektiv; keine sittliche Emphase beirrt ihr

künstlerisches Wollen; sie giebt diese Byzantiner ohne Abscheu oder Schönfärberei, so wie sie wirklich waren, mit all ihren Lastern, und malt auch die heikelsten Situationen getreu und unbefangen aus, wo es am Platze ist, selbst mit Humor. Freilich, Stimmung zu erzeugen, ist ihr versagt, wohl deshalb, weil sie überhaupt den historischen Stil nicht getroffen hat. „Der Nachfolger" ist ein „realistischer" Roman, wie sie u. a. Wilhelm Walloth in den Achtzigerjahren schrieb. Er hat nicht das Gespreizte und Verlogene der archäologischen Produkte von Dahn und Ebers; er ist einfacher, menschlicher, natürlicher gehalten. Dafür fehlt es aber am historischen Blick, der nur aus langjährigen, engen Beziehungen zu der Wissenschaft selbst entspringt, ferner an der rein künstlerischen Gabe, Vergangenes den Leser als gegenwärtig empfinden zu lassen, und endlich an dem dichterischen Drange, der aus Tiefen schöpft und selbst im Schlamm noch ewige Schätze findet. Frau Brachvogels historischer Roman mutet allzu „modern" an, namentlich im Dialog, der nur wenig vom Geiste der Zeit hat, die er zum Leben erwecken will, sondern eher einem etwas saloppen Konversationston aus dem reichsdeutschen Mittelstande gleicht. Redensarten wie folgende: „wenn's schief geht", „wenn alle Stricke reißen", „winke nur nicht so mit dem Zaunpfahl!" sind in einem Roman aus Byzanz doch nicht recht am Platze. Ohne eine, wenn auch nur leicht gehobene, stilisierte Sprache kommt da selbst der zielbewußte Realist nicht aus.

Dorf Kreuth. *Kurt Martens.*

Einsamkeit. Von R. Huldschiner. Hamburg, Alfred Janssen. 161 S. M. 2,—.

„Geschichte eines reinen Thoren" lautet der Untertitel. „Geschichte eines Hypernervösen" sollte er lauten. Denn Wielandt, der vor der Stadt und einer unglücklichen Liebe flüchtet, um in der Berge Einsamkeit Genesung zu finden, ist Neurastheniker. Einer, der um schlichte Empfindungen viele Worte macht, der mit seinem Leid kokettiert, der seinen Schmerz litterarisch ausstaffiert. Das thut Wielandt besonders im ersten Teil seiner Geschichte, wo er Tagebuchblätter an einander heftet. Dieses Tagebuch ist nicht echt. Man sieht das auf den ersten Blick. Derart kunstvoll spielt niemand mit sich selber Verstecken, der einsame Bekenntnisse dem Papier anvertraut. Er hat es nicht nötig, denn er muß annehmen, daß diese Bekenntnisse niemals vor die Augen anderer gelangen. Der zweite Teil hat die gewohnte, erzählende Form. Aber er ist nicht der bessere. Denn die Liebesgeschichte, die im Tagebuch irrlichterierte und dort jene ironisch-erotischen Gluten ausstrahlte, für die Heines „Reisebilder" zuerst die Ausdrucksformen fanden, gerät hier ins Banale. Ein Mädchen, das einen „Anderen" erwählte, weil der Vater es so wollte und weil falsche Freunde Mißverständnisse häuften. Eine junge Frau, die in der Ehe Unglück hat und zu dem Jugendgeliebten zurückstrebt. Dann das Ende! Nach vielen Fährnissen scheint der reine Thor das Glück finden zu sollen. Er schreitet ihm froh entgegen, aus schneebedeckten Höhen ins blühende Thal hinab. Aber er geht in die Irre, erfriert. Alles schon dagewesen. Oft dagewesen. Und dennoch, mit allen seinen technischen und inneren Schwächen ist „Einsamkeit" ein seltsam anziehendes, rührendes Buch. Heiße Empfindungen brechen daraus hervor, süße Laute klagender Sehnsucht durchzittern es, und starke Fäden spinnen sich von der Seele des Einsamen zu den hohen Wundern der Gebirgsnatur.

Breslau. *Erich Freund.*

Im Weltgetriebe. Roman von Clarissa Lohde. Berlin, o. J., Alfred Schall (Verein der Bücherfreunde). 320 S.

Der wenig glücklich gewählte Titel dieses Romans dürfte die meisten Leser irreführen und in ihnen Erwartungen erregen, die er nicht erfüllt. Denn die Verfasserin läßt uns in ihrem Buch keineswegs etwa einen Blick in die Coulissengeheimnisse der hohen Politik thun, und ebensowenig macht sie uns mit den vielverschlungenen Beziehungen des internationalen Handels, der seine Arme nach allen Weltteilen ausstreckt, bekannt. Sie begnügt sich vielmehr damit, uns eine ziemlich romantische Liebesgeschichte zwischen einem Gardeoffizier, dem Sohne eines geadelten, reichen Großkaufmanns, und einer mittellosen Pastorstochter aufzutischen, mit ihr die fast noch rührendere eines Arztes, der der Bruder der Pastorstochter ist, und einer ideal gestimmten Gräfin aus einem altadeligen, ahnenstolzen Hause zu verbinden und das schließlich alle Hindernisse überwindende Glück dieser beiden Liebespaare durch das traurige Los, das die Schwester jenes Offiziers in ihrer Ehe mit dem Bruder der Gräfin erdulden muß, in das helle Licht eines wirksamen Kontrastes zu stellen. Daß es bei diesem seltsamen Durcheinander der verwandtschaftlichen Beziehungen an mancherlei Unwahrscheinlichkeiten nicht fehlen kann, liegt auf der Hand. Die Personen sind nichts weiter als Romangestalten, aber sie sind wenigstens konsequent entwickelt und fallen nicht aus ihrer Rolle. Das treibende Element der Handlung ist der Stolz und die daraus entspringende Unbeugsamkeit in der Familie des Helden, die sich in Vater und Sohn als gleich mächtig erweisen. Der Konflikt ergiebt sich also nicht aus den Hemmnissen, die die Welt dem Schicksal der Liebenden entgegenstellt, sondern aus dem Starrsinn, mit dem die Personen an ihren Zielen festhalten. Der Roman bewegt sich im wesentlichen auf dem Geleise psychologischer Kämpfe und Gegenkämpfe und würde aus diesem Grunde Lob verdienen, wenn das Können der Verfasserin nicht allzu beträchtlich hinter ihrem Wollen zurückgeblieben wäre.

Niederlössnitz. *H. A. Lier.*

Die brennende Frage. Humoristischer Roman von Wolf von Tainach. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1901.

Weil nun einmal jedes Ding seinen Namen haben muß, hat Wolf von Tainach für sein Buch den Titel „Die brennende Frage" an den Haaren herbeigezogen, und weil in den Augen vieler ein Roman erst dann Bedeutung gewinnt, wenn ihn eine Tendenz oder leitende Idee als roter Faden durchzieht, hat der Verfasser in den seinigen etwas vom Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit, von der „Umwertung aller Werte" eingeschmuggelt. Recht ernst ist es ihm aber nicht damit. Vielmehr ist es ihm in der Hauptsache darum zu thun, das Leben und Treiben des österreichischen, im besonderen kärntner Erb- und Industrieadels zu schildern, den er uns in zahreichen originellen Exemplaren vorführt. Namentlich sind die Gestalten des mittelalterlichen Grafen Silvio Piccolomini, des alten Grafen Laschek, des Erfinderbarons Kriegstein hübsch angelegt, wenn auch nicht gleichmäßig durchgeführt. Das Komische, das in der raschen Umwandlung der Charaktere liegen soll, geht auf Kosten ihrer Glaubwürdigkeit. Im Verhältnis zum Umfange des Romans leidet die Handlung an einem Uebermaß von Hauptpersonen und erhält durch den häufigen Wechsel der Schauplätze etwas Abgerissenes; da überdies auf 338 weit bedruckten Seiten nicht weniger als fünf Paare zusammengebracht werden müssen, werden die angesponnenen Fäden zum Teil sehr hastig abgewickelt. Immerhin verrät Tainach in seinem Werke glückliche Beobachtungs-, Erfindungs- und Schilderungsgabe, wozu sich gute Laune und Witz gesellen. Um den strengsten Anforderungen an einen humoristischen Roman zu genügen, müßte er freilich auch noch die Kunst verstehen, auf das Gemüt seiner Leser zu wirken.

Stuttgart. *Rudolf Krauss*

O Freiheit! Novellen von Johanna Niemann. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 170 S.

Das Seelenleben der Mühseligen und Beladenen, der Tagelöhner, Arbeiterfrauen und Dienstmädchen, wer kennt es? Kennt es Johanna Niemann, kennen es

litterarisch gebildete Menschen überhaupt, und wenn sie noch so liebevoll und aufmerksam beobachten? Solchen Schilderungen gegenüber giebt es meines Erachtens nur eine Kritik: Ueberzeugen sie oder überzeugen sie nicht? Vor dieser Kritik bestehen die fünf Skizzen oder Novellen, wie die Verfasserin sie etwas anspruchsvoll bezeichnet, nicht, oder doch nur stellenweise. Das Thema, das sie variiert, ist der Konflikt zwischen angeborener Vornehmheit der Gesinnung und sittlicher Verrohung in den Häusern der Armen. In der Novelle „Wer seine Schranken kennt, ist der Freie", die sowohl Tugenden wie Fehler der Verfasserin am stärksten ausgeprägt zeigt, verlegt sie diesen Konflikt in ein und dieselbe Brust, die des Dienstmädchens Eva, deren unerzogene Seele, unerreicht von dem kühlen Wohlwollen ihrer Herrschaft, in ziellosen Kämpfen zu Grunde geht. Originell hebt die zweite Erzählung an. Eine schöne vornehme Frau, die in äusserster Notwehr vor der Brutalität ihres Gatten die Flucht ergriffen hat, sucht erschöpft und hilflos auf eine Nacht bei zwei Tagelöhnern Schutz und Obdach. An den Aelteren tritt die Versuchung heran, sich die auf den Flüchtling gesetzte Belohnung zu verdienen; der Jüngere hat einen weit schwereren Kampf mit seiner eigenen plötzlich erwachten Begehrlichkeit zu bestehen. Doch gerade hier versagt die Kunst der Darstellung. Die Gestalten der beiden Männer, die im Mittelpunkt stehen sollten, bleiben schattenhaft. — Das Buch hinterläßt den Eindruck, als ob die Verfasserin bei ehrlicher Arbeit Besseres hätte leisten können. Die Situationen sind kräftig angepackt, aber sie zerflattern ihr unter den Händen, und es bleibt nichts davon übrig als hier und da ein lebendig angeschautes Bild.

Berlin. *Estelle du Bois-Reymond.*

Auf dem Heimwege. Geschichten und Skizzen von Ludwig Bräutigam. Berlin, F. Fontane & Co. 1902. M. 3,—.

Zu den Erfrischungen, die einem mitten unter den vielen dekadenten, schwülen Novellen- und Skizzenbüchern auf den Schreibtisch fliegen, zählt diese Sammlung des Allmers-Forschers und -Verehrers Ludwig Bräutigam. Etwas von dem kraftvollen lyrischen Geist, der gesunden Heimatkunst des jüngst verstorbenen Marschendichters liegt auch über einigen dieser warm und klar geschriebenen Geschichten. Vielleicht auch etwas von dem gesunden Geist des ewig jungen Theodor Fontane, der allen Realismus und eine jede pessimistische Anwandlung mildert im Lichte ruhiger Erkenntnis, verklärender Herzensanteilnahme eines verständigen Weltweisen. So stehen denn auch, neben phantastischen Einfällen voll lächelnder Einsicht in menschliche Schwächen, Bilder aus den Kriegsjahren voll echtem Patriotismus; kleine Lebensgeschichten, in denen einfaches und eigenartiges Menschenschicksal schlichte und doch bedeutsame seelische Ausgestaltung erfährt; Stimmungsskizzen, die klingen und leuchten von Lenzluft und Heimatliebe. Es ist ein ruhiges Buch, trotz der Kriegs- und Schlachtenklänge, die es gelegentlich durchhallen. Auch sie führen zum Frieden, zum Frieden in den weiten, grünen Heimatswiesen der Marsch mit dem dichten Weidengebüsch und der einsamen Mühle, zur Ruhe auf dem kleinen Friedhof des Dorfes, weit ab von der lauten, rauhen Welt da draußen. Und so sind diese Geschichten und Skizzen recht ein Buch für die Ferienzeit, in der die ruhige Stille draußen in Wiese und Wald harmoniert mit der Stille drinnen in der eigenen Brust, die fern dem Welt- und Großstadtgeräusch sich in diese klaren, ernsten oder stillheitern Bilder versenkt.

Frankfurt a. M. *Theo Schäfer.*

Schicksale. Novellen von Wilhelm Poeck. Hamburg. Alfred Janssen. 190 S. M. 2,—.

Poeck versteht es, ein Schicksal in den Rahmen einer kurzen Novelle zu bannen. Zu den Modernen, die mit Worten malen, schlägt er sich nicht. Er hält es mit den Alten, die formten und erzählten. Vom Geiste Storms hat er manchen Hauch verspürt. In stormscher Art liebt Poeck die Menschen und die Natur. Nur die weltweise Ueberlegenheit des Altmeisters fehlt ihm und dessen zart spinnender Humor. Poeck ist dramatischer veranlagt, er sucht Härten und Kanten, bildet Charaktere von schroffer Gegensätzlichkeit. Dann wieder thut er im Sentimentalen des Guten zu viel, insbesondere wenn er im Nachklang eines Schicksals lyrische Schlußakkorde anschlägt. Die beste Leistung des Buches ist das einzige nicht tragische Schicksal, die Geschichte von der Pfarrerstochter, die fällt und sich wieder erhebt. Das Schicksal des von Mitschülern und Lehrern verhöhnten Knaben, den seine Verzweiflung in die Wellen des Flusses führt, wendet sich bisweilen ins Triviale, ebenso das Schicksal des edlen Buckligen, der für die vergebens Geliebte in ritterlichen Tod geht. Am kräftigsten wirkt Poeck mit der Rachethat des bäuerlichen Braumeisters, der den Schänder seiner Hausehre im Sudbottich ertränkt.

Breslau. *Erich Freund.*

Riccardo Joannas Leben und Abenteuer. Von Mathilde Serao. A. d. Italien. von Max v. Weißenthurn. München, Albert Langen. 1901. 331 S. M. 3,50 (4,50).

Der Name der bekanntesten und wohl auch fleißigsten Schriftstellerin Italiens ist dem deutschen Lesepublikum erst neuerdings geläufiger geworden, weniger durch ihre Werke, als dadurch, daß man sie mit ihrem Gatten als Inhaber einer großen napoletanischen Zeitung in die trüben Skandale hineinzog, die vor kurzem das wunderschöne Camorra-Nest so gründlich erregten. Die Reinigungs-Affäre ist noch immer nicht ausgetragen. Sollten die Beschuldigungen nicht restlos widerlegt werden können, so wird man immerhin die ganz besondere Landesmoral des glücklich-unglückseligen Weltwinkels berücksichtigen müssen. Jedenfalls hatte die Angelegenheit das Gute, auf ein Talent hinzuweisen, das auch bei uns Beachtung verdient. D'Annunzio und immer wieder D'Annunzio ist kaum sehr bekömmlich und schließlich nicht ausreichend, ein Urteil über die zeitgenössische italienische Litteratur und Kultur zu erwerben. „Riccardo Joannas Leben" darf um so mehr Interesse beanspruchen, als es von dem Journalismus handelt, einem Gebiet, auf dem die Verfasserin zu Hause ist wie wenige. Genauer besehen, hat das Interesse mehr den kulturpsychologischen Streiflichtern zu gelten, als den litterarischen Reizen, die das Buch bringt. Das Verstandesmäßige überwiegt. Intelligenz, Entschlossenheit des Zugreifens, Besonnenheit des Ausdrucks sind männlich, nicht aber die Gestaltungskraft, die meist durch Dialoggewandtheit, durch Routine ersetzt wird. Die Schärfe des Blicks für Beobachtung der Alltags-Details ist gut weiblich. Der Inhalt bedeutet eine bewundernde Anklage gegen die mörderische Suggestionskraft des journalistischen Gewerbes. Riccardo hat dem Vater, einem Opfer seiner Pflichttreue im menschenverbrauchenden Frohndienst der Presse, am Sterbebett versprechen müssen, kein Journalist zu werden. Aus dem frühreifen Kind wird ein freudloser Jüngling, der ohne Beruf in der niederen Beamtenlaufbahn vorwärtstrottet, bis der Drang zur Journalistik in ihm erwacht und mehr und mehr Herr über ihn wird. Als Korrektor fängt er an. Mit der ersten Kritik, die er schreiben darf, ist er dem Zauber des Journalismus, dem Fluch des Journalismus ganz und gar verfallen. Rasch gelangt er zum Erfolg, rascher noch zu den größten Ansprüchen an das Leben. Aus dem Journalisten (und das übersieht die Serao) wird ein Gründer, der nach wechselnden Schicksalen an der Schwelle des Alters zusammensinkt, verbraucht, aufgerieben durch kleinlichste Widrigkeiten, zerbrochen an Körper und Seele. Die Tendenz gerät demnach allmählich in verkehrtes Fahrwasser. An die tieferen Fragen des geistigen Schaffens wird nicht gerührt. Trotzdem läßt sich der Arbeit ein ehrlicher Ernst nicht absprechen, wie schon das völlige Fehlen einer „Liebesgeschichte" bekundet.

Im einzelnen enthalten die Schilderungen des Journalistenlebens viel traurig Wahres. Im ganzen giebt uns denn das fesselnde Buch einen guten Einblick in italienisches Großstadtleben, und lebendige Bilder vom internationalen Getriebe der modernen Presse.

Berlin. *Willy Rath.*

Aebelö. Roman von Sophus Michaëlis. Aus dem Dänischen übersetzt von Marie Herzfeld. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). 239 S.

Von allen romantischen Geschichten dänischer Herkunft, die in den letzten Jahren nach Deutschland gedrungen sind, dürfte „Aebelö" die raffigste sein. Kaum fehlt ein einziges Stück aus dem Arsenal romantischer Impressionen und Wirkungen. Sogar Magnetismus und Telepathie spielen, ähnlich wie in Krags „Die eherne Schlange", nur noch kunstvoller, ihre Rolle in dem Buch. Bei alledem ist „Aebelö" nichts anderes als eine simple Minnegeschichte. Er ist Ritter, sehr stolz, sehr charaktervoll, vor allem aber ungeheurer Liebe fähig. Jener Liebe, die Mauern mit ihrer Sehnsucht zerspaltet und Berge mit ihrem Willen versetzt. Sie, das Burgfräulein, ist ebenfalls sehr stolz, sehr charaktervoll, sehr schön, natürlich eine ganz besondere Schönheit; und auch sie mit einer ebenso zauberhaften Liebeskraft begabt. Kurz, es sind Gestalten, wie sie in den alten Ritterbüchern nicht typischer gedacht werden können, Figuren, an denen selbst der alte Fouqué seine Freude gehabt hätte. Aber das Eigentümliche und eigenartig Berührende an dieser Geschichte, das ist diese der Neuromantik, da wir nun einmal von einer solchen reden wollen, eigene Mischung von Naturalismus und Mystik. Das Wundersame präsentiert sich hier gleichsam als spiritistisches Experiment. Wir sehen hier verborgene Kräfte und Fähigkeiten am Werk, die dem naiven Sinn als Zauber erscheinen, die aber dem geschärften nur eine besondere, feinere, tieferliegende Kausalität verraten. Wie aber einerseits die geheimnisvollen Vorgänge in fascinierende psychologische Details zerfasert sind, und wie andererseits das ganze magische Seelenspiel mit den Brokatfarben des Mittelalters gesättigt ist, das verdient Bewunderung. Das ist — gerne sei es zugestanden — ein Virtuosenstück. Aber freilich, über diesen Eindruck gelangen wir fast nirgends hinaus. Zuweilen haben wir sogar die Empfindung des Ausgeklügelten, Gerechneten. Da ist Sten Basse, der Vater der Heldin. Die Uebersetzerin hat früher in einem Essai über Michaëlis bemerkt, daß „ein Sten Basse im Jahrhundert des Galeozzo von Mailand und des Gaston Phébus de Foix recht wohl gedeihen konnte". Gewiß, dieser Gewaltmenschen-Typus in Sten Basse ist wohl getroffen; allein er ist da und dort karikiert, und das Absichtliche verstimmt dann, z. B. wenn Sten Basse seine Tochter eine Nacht lang mit dem Helden der Geschichte in einen Kerker sperrt, um sie und ihren streitbaren Stolz so auf eine besonders außergewöhnliche Probe zu stellen. Auch die Erlebnisse des Helden in Frankreich, so echt sie im Ton gegeben sind, haben etwas Hypertrophisches, Uebertriebenes und nebenbei Episodenhaftes. Hier wird man übrigens an Jacobsens „Marie Grubbe" erinnert. Ich möchte sagen: es ist eine Uebernervosität in dem Buche, die bei aller Schönheit der Schilderung den überreizten Eindruck nicht loswerden läßt. Die Natur wird in dieser Schilderung gewissermaßen aufgesogen, verzehrt, und wir sehen nicht sie selbst, sicher und kompakt, sondern ihre Aetherisierung; ich möchte, um einen spiritistischen Ausdruck zu gebrauchen, sagen: ihren Astralleib. Ein frappantes Beispiel dafür ist die Schilderung der Heldin: „Vor ihm stand ein junges Mädchen, das wie lauter Licht war. Ein zitterndes, blaßrotes Gewand hüllte sich weich um etwas unsichtbares Festes und Schlankes, dessen Glanz mit perlenweißem Schimmer durch den dünnen Stoff rieselte. Die Augen waren wie ohne Pupillen, ohne Blick; wenn sie schauten, war es, als glitten weiße Wolken aus einem himmelblauen Hintergrund hervor . . ." Auf diesen Ton ist fast das ganze Buch gestimmt; auch die eigentlichen Naturschilderungen, z. B. die Schilderung der märchenhaften Insel „Aebelö", die dem Buche den Namen gegeben hat, machen diesen merkwürdig überreizten Eindruck.

Die Uebersetzung Marie Herzfelds liest sich gut und glatt. Zuweilen nur, vielleicht in dem Bestreben, den Ton des Originals möglichst zu treffen, greift ihre gewandte Feder zu sprachlichen Absonderlichkeiten.

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

Lyrisches.

Schlußrhythmen und neueste Gedichte. Von Hermann Lingg. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. Geh. M. 4,—.

Wie Alpenglühen, das die Firnen in rotes, strahlendes Gold taucht und langsam in graurötlichem Nebel erstirbt, so grüßen den Leser die Schlußrhythmen eines Altmeisters deutscher Dichtung, Hermann Linggs. Nicht alles in dem bald dreihundert Seiten starken Bande ist gleichwertig, aber man findet des Schönen so viel, daß eine ehrliche Freude zurückbleibt, die Freude an einem kunst- und naturfrohen Geist, dem ein langes Leben, reich an Schmerzen und Enttäuschungen, seine in goldener Jugend gepflegten Ideale nicht rauben konnte. Und darum wird man das Buch in stillen Stunden gern zur Hand nehmen, um seine versteckten Schönheiten zu genießen. Mag man den Balladen trotz ihrer schwungvollen, edlen Sprache kühl gegenüberstehen: in den rein lyrischen Gedichten giebt es viele, die in ihrer schlichten Einfachheit den Leser völlig gefangen nehmen. Den prangenden Gestaden des Bodensees, der schimmernden Pracht Siciliens gehört seine ganze Liebe, — sie spricht sich in einer Reihe schöner Naturgedichte aus, unter denen sich wahre Perlen finden:

Am Seegestade.

Nacht umgiebt mich, im Azur
Heilig hohes Sterngefunkel,
Totenstille, tiefes Dunkel —
Eine kleine Welle nur
Rauscht ans Land
Und verrauscht im Sand; —
Einer Liebe letzte Spur,
Die in Nacht und Leid entschwand.

Abendmilde.

Ins Thal, von Nacht umrungen,
Glänzt lichter Wolkensaum.
Im Wald hat noch gesungen
Ein Vogel, halb im Traum.

Wenn alles mich umdüstert,
Mir glänzt dein Lächeln doch,
Und etwas Trautes flüstert
Dein Herz mit meinem noch.

Von der schönen Abgeklärtheit der ganzen dichterischen Persönlichkeit sprechen namentlich die „Rückblicke", von denen die Gedichte „Das Unglück lieben", „Im Achtzigsten", „Innere Thränen" der innigsten Empfindung voll sind und beredt zum Herzen sprechen. — Den Band beschließt ein Sonett, das darum besonders interessant ist, weil der Dichter darin gewissermaßen das Facit seiner Lebensarbeit zieht und zugleich — hoffentlich ist das nicht wörtlich zu nehmen — seine künstlerische Thätigkeit beendet:

Mein letztes Buch und damit abgeschlossen!
Und damit fertig auch das Buch des Lebens.
Dem Weltlohn für die Tage meines Strebens
Entsag' ich nun, ich hab' ihn satt genossen.

Euch aber, kleine Schar der Zeitgenossen,
Die ihr mich liebt, euch lebt' ich nicht vergebens,
Nicht in dem Wahn des Selbstsichüberhebens,
Um euer Lob nur rang ich unverdrossen.

Ihr kanntet mich, ihr spracht, daß wahre Töne
Mein Lied durchwehn, und daß auch ich gerungen
Für Freiheit, und erglüht war für das Schöne.

Habt Dank, manch gutes Werk ist mir gelungen,
Und daß ich alles mit dem Einen kröne,
Ich leg' die Waffen nieder — unbezwungen.

Dem Urteil der Zeitgenossen stimmen auch die, denen die Gegenwart gehört, gern zu.

Chemnitz. *Paul H. Hartwig.*

Gedichte. Von Otto Ernst. Der „Neuen Gedichte" zweite, Der „Gedichte" dritte, gesichtete und revidierte Auflage. Leipzig, L. Staackmann. 1902. 183 S.

Von diesen Gedichten des gefeierten Dramatikers ist dasselbe zu sagen, was der ernst abwägende Beurteiler auch von seinen Dramen sagen muß: respektables Mittelgut. Sie halten sich in ihrem besseren Bestand auf einem annehmbaren Niveau. Aber kein einziges berührt uns mit der blitzähnlichen Empfindung: hier rauscht es aus tiefverborgenen Quellen uns entgegen. Diese Gedichte gleichen vielmehr einer wohl eingerichteten bürgerlichen Wohnstube, über der ein Hauch von Behaglichkeit liegt; in der aber auch alles wohlabgestäubt an seinem Platze steht ... Selbst der große Gegensatz: Liebe und Tod, der unseren Dichtern so tiefe Töne entlockt hat — er vermag in diese wohlgeordnete Stube keine dramatische Verwirrung zu bringen. Ein Beispiel dafür ist das Gedicht „Liebesschauer" (S. 34) mit dem konventionellen Eingang:

Von seliger Wonne
Zu düsterem Grausen
Schwankt die genießende,
Bangende Liebe ...

Da ist ja im ganzen der Gegensatz ganz nett herausgearbeitet; aber nicht eine Zeile berührt uns mit dem Schauer großer Poesie. — Die lehrhaften und beschreibenden Gedichte sind der weitaus schwächere Teil des Ganzen. Die „Andacht im Gebirge" besteht aus mäßig stilisierten Phrasen. Und da, wo Otto Ernst reimlose Jamben schreibt, verfällt er in öde Prosa oder banalen Schwulst. Sein Gedicht „Sibirien" beginnt mit folgender Tirade:

Sibirien! — Phantasie, leg' dich aufs Ohr
Und schlafe! Deine Meist'rin Wirklichkeit
Mischt Thränen, Blut und Kot auf der Palette
Und malt mit schonungslosem Pinsel uns
Ein Bild, vor dem dein heit'res Aug' erblindet,
Ein Bild, vor welchem Teufel selbst erstarren
In Grau'n und Mitleid ...

Die Höhe der Reflexionen in den Gedichten entspricht dem Gedankenniveau der Dramen. Sie beweisen durchgängig gesunden Menschenverstand; aber nichts mehr. Erstünde bei uns eine Art von Gegenstück zur einstigen école du bon sens, so dürfte man Otto Ernst auch auf Grund seiner Dichtungen ruhig zum führenden Haupte ausrufen.

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

Vom goldnen Ueberfluss. Eine Auswahl aus neueren deutschen Dichtern für Schule und Haus, im Auftrage und unter Mitwirkung der Litterarischen Kommission der hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung herausgegeben von Dr. J. Loewenberg. R. Voigtländers Verlag in Leipzig, o. J. 272 S. Preis in Leinen geb. Mk. 1,60.

Die hamburger Lehrer haben schon ein Erkleckliches auf dem Gebiete der Kunsterziehung geleistet: diese neue lyrische Hauspostille reiht sich ihren früheren Unternehmungen würdig an. Im Gegensatz zu den eingebürgerten Lesebüchern, in denen sich alte lyrische und epische Ladenhüter wie eine ewige Krankheit forterben und der geistige Horizont der Schüler vielfach teils unter-, teils überschätzt wird, wählt dieses Sammelbuch seine Stücke nur nach dem Maßstab des poetischen Wertes und der Faßbarkeit für junge Gemüter aus und zwar vorzugsweise aus der Lyrik unserer eigenen Tage, die für Schulbücher sonst noch nicht zu existieren pflegt. Der Herausgeber hat seines Amtes mit Geschmack und Feingefühl gewaltet, und es wäre unrecht, wegen dieses oder jenes einzelnen Gedichtes Bedenken zu erheben, da man bei jeder derartigen Sammlung dem persönlichen Geschmack einen gewissen Spielraum lassen muß. Jedenfalls sind alle unsere guten und besseren Lyriker (mit Ausnahme der jüngsten Generation, die ganz fehlt) mit charakteristischen und meist reichlichen Proben vertreten, und der Verlag hat dem schönen Buche ein so schmuckes Gewand gegeben, daß sein Besitz eine Freude ist. Nur die Erklärungen mundartlicher oder wenig gangbarer Worte, z. B. in den Gedichten der Droste-Hülshoff (Schmehle, Tobel, Lode, Sterke u. dgl.) vermißt man da und dort.

E.

Dramatisches.

Don Gil. Komödie in drei Akten, nach den Motiven des Tirso de Molina von Friedrich Adler. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 1902. M. 2,—.

Nach dem Urteil Dohrns, des trefflichen Uebersetzers („Spanische Dramen", Berlin 1841) ist das Lustspiel „Don Gil de las calzas verdes" der ergötzlichsten, aber auch der verwickeltesten eins. Die Handlung der Komödie ist etwa folgende: Doña Juana kommt aus Valadolid nach Madrid, um den Don Martin, der sie dort verführt hatte und nun hier unter dem Namen eines Don Gil um die schöne Doña Ines freit, wieder für sich zu gewinnen. Sie tritt in Begleitung ihres rasch gedungenen Dieners Caramanchel, eines aus dem spanischen Abenteuerroman wie von der spanischen Bühne wohlbekannten liebenswürdigen Spitzbuben à la Gil Blas, gleichfalls als Don Gil auf und sieht in ihrem grünseidenen Herrenanzug so entzückend aus, daß sich die schöne Ines, mit der der Pseudoritter rasch bekannt wird, zum großen Mißvergnügen ihres treuen Anbeters Don Juan sterblich in den vermeintlichen Jüngling verliebt. Ein gleiches Geschick trifft ihre Cousine Doña Clara. Die verliebte Ines will also von ihrem Freier Don Martin, dem anderen angeblichen Don Gil, nichts wissen, zumal sie durch Juana, die als Doña Elvira auch noch eine Frauenrolle spielt, von seiner Treulosigkeit erfährt. Um jeden Argwohn Don Martins, dem der schöne Gil in grünen Hosen bekannt vorkommt, zu zerstreuen, läßt ihm Juana durch einen falschen Boten einen Brief seiner verlassenen, vorgeblich im Kloster schmachtenden Geliebten überbringen. Diese Botschaft wird durch einen etwas allzu derben Bericht über das Befinden der angeblich Mutterfreuden Erwartenden gewürzt. Zu allem anderen wird der arme Martin auch noch durch die Eifersucht Don Juans geplagt, ja schließlich, da sich Juana durch ein merkwürdiges Verfahren der spanischen Post in den Besitz gewisser für jenen bestimmter Briefe zu setzen weiß, vom Vater der Ines als Schwindler aus dem Hause gewiesen, und es wird an seiner Stelle der andere Gil, Juana, die nun Ines heiraten soll, aufgenommen; der bereits ganz zerknirschte Martin wird durch die falsche Nachricht vom Tode der Juana vollends mürbe gemacht und durch den Gedanken, ihr Geist spuke als grüner Don Gil, geängstigt. Dieser seinerseits wird durch die Eifersucht der Doña Ines, die namentlich die gar nicht existierende Elvira als Nebenbuhlerin fürchtet, arg bedrängt, so daß er sich schließlich in das Gewand der Elvira flüchtet und nun abends auf dem Balkon an der Seite der Ines dem Aufmarsch einer ganzen Schar Don Gils in grünen Hosen beiwohnt: der eifersüchtige Juan, Martin und Doña Clara haben sich alle aus mehr oder weniger triftigen Gründen als Don Gil grün kostumiert und behaupten alle, der echte grüne Don Gil zu sein, endlich gesellt sich ihnen noch Juana selbst als Mann verkleidet zu — große Verwirrung. Tegenstiche, Juanas Vater erscheint und läßt Martin als Mörder seiner Tochter verhaften, andere bezichtigen ihn der Ermordung des eifersüchtigen Juan — da löst Juana endlich alle Rätsel, sie öffnet dem reuigen Martin

ihre Arme, auch Juan und Ines werden glücklich, und selbst Bäschen Clara wird versorgt.

Diesen dramatischen Vorwurf hat Adler, der erfolgreiche Bearbeiter von Calderons „Ein armer Mann muß voll von Ränken sein“ („Zwei Eisen im Feuer“), im Großen und Ganzen übernommen, doch ist er schon mit der Handlung ungemein frei verfahren, hat gekürzt, zusammengezogen, ausgelassen, verdeutlicht, Vorgänge aus dem Stück ausgeschieden und einer erzählenden Person in den Mund gelegt, langatmige Erzählungen in ein paar Worte zusammengefaßt, motiviert, die Handlung unserer Art zu fühlen und uns zu geben näher gebracht, alles Derbe, Unzüchtige ausgeschaltet. Freier noch ist er mit den Personen umgegangen. Hier sieht man deutlich das Bestreben, zu vertiefen, zu verfeinern, wobei die Leute allerdings den skrupellosen göttlichen Uebermut der Renaissancekomödie verloren und ein bißchen zu modern gerieten. Die Jungfrau Juana ist hier oft von Kleinmut, Reue, Zweifeln, Scham geplagt; ihr Haushofmeister, bei Tirso episodistisch gehalten und ein rechter Schelm, spielt hier die Rolle des väterlichen Freundes; der freche Abenteurer Caramanchel, hier Pablo, ist seines Charakters ganz entkleidet, seine komische Wirkung liegt hier darin, daß er, eine Art serviteur-gentilhomme, nach einem Ehrenkodex, in den er den ganzen Tag über die Nase vergräbt, zu handeln liebt — dabei ist er ein guter, treuer Diener. Schwärmt schon der Diener für ein Buch, so ist der Herr (Juana-Gil) vollends ein Dichter, der sich bei den litteraturfreundlichen, über Bücher plaudernden jungen Damen durch einige Verse einschmeichelt. Bedeutend gutmütiger, naiver ist auch Martin ausgefallen; andere Gestalten hat der Bearbeiter ganz gestrichen, einen an Shaksperes Vorbild geschulten groben Pförtner neu eingeschaltet, wie ja auch die Gestalt des Pablo eigentlich ganz von Adler gebildet wurde. Am freiesten geht Adler jedenfalls mit der Sprache um, und eine genauere Untersuchung könnte wohl aufweisen, daß überhaupt nur ein Bruchteil der Verse, wie sie Gabriel Tellez einst geschrieben (Dohrns Uebersetzung kennt Adler nicht), von dem neuen Bearbeiter übernommen wurde. Auch sprachlich sucht Adler überall zu verfeinern; wie die Gedankenwelt und das Gefühlsleben seiner Helden so veredelt er auch ihre Sprache und legt ihnen Sentenzen und Redeblumen in den Mund, wie sie den derben Gesellen des Tellez nicht angestanden hätten. Adlers Verse rechtfertigen wieder vollauf den guten Ruf ihres Verfassers.

Man sieht, der Bearbeiter hat an dem alten Dichter eine tief gehende, aber zur Erhaltung seines Lebens unvermeidliche Operation vorgenommen. Zu erwägen bliebe nur, ob das Messer nicht dem köstlichen Uebermut einzelner Szenen doch ein bißchen zu sehr an den Leib gerückt ist.

Prag. *Rudolf Fürst.*

Nachgelassene Schriften des Grafen Gobineau. Herausgegeben von Ludwig Schemann. Dichterische Werke: I. Alexandre le Macédonien. Tragédie en cinq actes. Straßburg, Karl J. Trübner. 1901.

Der verdienstvolle Uebersetzer und Apostel des gedankenreichen Franzosen legt hier aus dem litterarischen Nachlaß desselben eine Arbeit vor, die mindestens vor 1848, also vor Gobineaus 32. Jahre, vollendet war. Gobineau selbst schlug später diese Tragödie nicht sehr hoch an und sah mit scharfem Blick ihre Mängel. Es ist bezeichnend, daß er trotz seiner großen Vorliebe für Alexander keinen Versuch zur Umarbeitung machte. Schemann ist ebenfalls nicht blind gegen einige dieser Mängel. Dennoch preist er die Vorzüge der Dichtung in begeisterten Worten, deutet an, daß er sie für ein von Shaksperes Geist erfülltes Werk halte, das dem Verfasser „einen Ehrenplatz auch unter den großen Dramatikern“ anweise, und widmet die Ausgabe der deutschen Jugend, der diese Darstellung des mazedonischen Helden besonders kongenial sein müsse. Gobineaus gewaltige Geistesgröße und seine Verwandtschaft mit deutschem Wesen machen es der Kritik zu ganz besonderer Pflicht, keines seiner Werke unter einer falschen Beleuchtung hinausgehen zu lassen, damit niemand ihn danach beurteile und ihm dadurch verloren gehe, der ihm gewonnen werden könnte. Daher muß aufs nachdrücklichste betont werden, daß niemand richtiger über diese Tragödie geurteilt hat, als Gobineau selber. Sie ist ganz mißlungen. Die Grundidee soll nach Schemann sein, „wie sehr das Große hier auf Erden einsam steht“. Aber aus einer Idee erwächst kein historisches Drama. Man wird vielleicht sagen können: Gobineau fühlte sich von Alexanders Schicksal angezogen, insofern es ihm zeigte, wie wenige Zeitgenossen vermocht haben, diesen Feuergeist zu begreifen. Er wollte darstellen, wie Alexanders Riesenpläne an der Zwerghaftigkeit seiner Diener scheiterten. Hätte er uns das gezeigt, und dazu, daß das Scheitern notwendig war, hätte er uns zugleich das Unmaß in dem Uebermaß des Gewaltigen erkennen lassen, dann hätte eine Tragödie entstehen können. Aber sein Alexander ist ein Träumer, — Gobineau selber sagt: „er ist etwas weinerlicher, als erträglich, und läßt sich allzuleicht vergiften“. Er handelt gar nicht. Im ersten Akt rettet ihn sein Freund Hephästion vor der Verschwörung des Philotas; im zweiten überläßt er die Verurteilung des Philotas seinen Generälen, im dritten sagt er selbst, daß er die seitdem vergangenen drei Monate hindurch seine Umgebung beobachtet hat. Drei Monate Beobachtung, ohne zu handeln! Welcher Alexander! Der historische war es gewohnt, Löwentatzenschläge auszuteilen, nicht wie ein Fuchs zu lauern. Das Stück entbehrt überhaupt der Handlung, denn auch die anderen Personen sind schlaff und langsam. Keine Spur von dem, was man erwarten sollte, wenn man etwa an Schillers Darstellung des Abfalles der Generäle von Wallenstein denkt. Am stärksten tritt dieser Mangel an Handlung, ja überhaupt an Entwicklung, an derjenigen Person hervor, die endlich die Entscheidung herbeiführt, indem sie Alexander den Giftbecher reicht: Roxane ist in ihrer Liebe schwer beleidigt, da Alexander die Statira, des Darius Tochter, zu seiner zweiten Gattin erheben will und auch erhebt. Am Ende des ersten Aktes stößt sie haßerfüllte Drohungen gegen Alexander aus, die er nur mit einem lächelnd gesprochenen: „Soll ich Dich fürchten?“ beantwortet. Zwischen dem ersten und zweiten Akt hat sie sich mit den unzufriedenen Generälen verständigt. Im dritten sagt ihr Hephästion ins Gesicht, daß er ihr mißtraue, und aus Empörung über diese Dreistigkeit nimmt sie aus des Perdiccas Händen das Gift, das sie Alexander reichen soll. Am Anfang des vierten Aktes ist sie wieder genau so weit, wie zu Ende des ersten: sie verlangt noch einmal Verstoßung Statiras, und Alexander weist sie noch einmal zurück wie vor drei Monaten. Die Generäle haben aber auch innerhalb dieser drei Monate nichts gethan, um ihr Ziel, d. h. einen aussichtsvollen Widerstand gegen den König, zu erreichen, wenigstens nichts, was sich dem Zuschauer bemerkbar macht. Sie sind herumgeschlichen wie knurrende Hunde, aber sie haben dem Herrn doch gehorcht, und Flotte und Heer sind zu neuem Zuge gerüstet worden. Der schwächste Akt ist nach meiner Empfindung der vierte. Zwischen ihm und dem vorangehenden ist Hephästion vergiftet worden. Alexander ist anscheinend untröstlich, obwohl sein Schmerz nichts von der grandiosen Gewalt des historischen hat. Vollkommen blind, ahnt er nicht, wer diesen Schlag gegen ihn geführt. Eben hat er noch seiner Verzweiflung Ausdruck gegeben, als er mit einem ganz unmotivierten Stimmungsumschlag ein angesagtes Gastmahl ruhig zu feiern befiehlt. Clitus, den man mit Verwunderung zu Anfang des Stückes bereits bemerkt hat, da er doch der erste gewesen ist, der von Alexanders Jähzorn hingerafft wurde, Clitus erscheint, berichtet Perdiccas in vier Versen, daß die Verschwörung unterdessen hinter den Kouliſſen zum Abschluß gekommen sei, sagt zu Menidas: „Wir wollen uns berauschen!“, und beginnt nun sofort den König zu reizen, bis ihn Alexander niederstößt. Auf beides, des

Clitus Herausforderung wie des Alexanders That, ist man nur durch mitgebrachte historische Kenntnisse vorbereitet, aus dem Stück würde man beides nicht begreifen. Wenn auch einzelne Schönheiten nicht geleugnet werden sollen, so können sie den unbefangenen Beurteiler nicht über den Mangel wirklichen dramatischen Lebens in diesem Jugendwerke hinwegtäuschen, und wir sind weit entfernt davon, mit Schemann zu meinen, daß „Gobineaus Alexandre eine vielleicht einzige Erscheinung in der Litteratur bilde", noch daß man durch seine Lesung auf unseren Gymnasien dem gefährdeten Geist des Humanismus zu Hilfe kommen könne. Gobineaus wohlbegründeter Ruhm wird durch diese Ablehnung einer posthumen Veröffentlichung nicht berührt.

Weimar. *Erich Meyer.*

Litteraturwissenschaftliches.

Werden und Wesen des historischen Dramas. Von Otto von der Pfordten. Heidelberg, C. Winter. 1901. gr. 8°. 207 S. M. 3,60 (5,60).

Der Inhalt dieses Buches gliedert sich in drei Hauptabschnitte: einen historischen Teil, der eine gedrängte Uebersicht giebt über die Entwicklung des historischen Dramas bei den Kulturvölkern, einen theoretischen Teil, der Wesen und Bedingungen des historischen Dramas untersucht, und endlich einen praktischen Teil, der dem künftigen Geschichtsdramatiker eine Art von Anleitung für sein Schaffen zu geben sucht. Der Inhalt der beiden letzten, durch keine scharfe Linie von einander abgegrenzten Abschnitte fließt naturgemäß sehr häufig in einander über. Ob der praktische Nutzen erheblich ist, den der angehende Dramatiker aus den Lehren des Verfassers schöpfen wird, möchte ich ebensosehr bezweifeln, wie angesichts der kunsttheoretischen Schriften von Gustav Freytag, Avonianus u. a. Das hindert natürlicher Weise nicht, daß ein solches Buch durch Klärung in Fragen der Aesthetik und Kunsttheorie in anderem Sinne vielfach verdienstlich wirken kann. Dies geschieht auch hier, insbesondere in dem historischen Teil, wo eine in den Hauptzügen einwandsfreie Entwicklung des historischen Dramas von der des eigentlich historischen Charakters noch völlig entbehrenden Tragödie der Antike zu dem aus dem Epos sich entwickelnden Geschichtsdrama Shaksperes und weiter über das Renaissancedrama der übrigen Kulturvölker zu dem in dieser Beziehung sehr bedeutenden Fortschritt des schillerschen Geschichtsstückes und den Errungenschaften der nachklassischen und neueren Zeit gegeben wird. Aus der historischen Entwicklung und dem Wesen des historischen Dramas ergiebt sich dem Verfasser die Ueberzeugung, die den eigentlichen Kern seiner Darlegungen bildet: daß „das dem deutschen Geist gemäße, seiner Eigenart natürliche und darum für den Deutschen einzig originell mögliche Drama hohen Stiles das historische sei", daß die heute so vielfach ersehnte „Höhenkunst" voraussichtlich nur auf dem Wege des historischen Dramas zu erreichen sei: eine Behauptung allerdings, die in dieser Art der Zuspitzung von dem Verfasser nicht bewiesen werden kann und durch ihn selbst bis zu einem gewissen Maße aufgehoben wird in dem an anderer Stelle sich findenden, unzweifelhaft richtigen Satze: „Hohe Kunst kann jedes Drama sein, wenn sein Dichter ein hoher Künstler ist." Es ist nicht zu leugnen, daß die diesbezüglichen Ausführungen Pfordtens mit der einseitigen Tendenz, daß gegenüber der Gattung des „zeitlosen, phantastischen" und des „gleichzeitigen, novellistischen" Dramas ausschließlich in dem historischen Stück die Zukunft der deutschen dramatischen Dichtung zu suchen sei, an einer gewissen Absichtlichkeit und subjektiven Willkür leiden, die ihre natürliche und begreifliche Erklärung finden in dem Umstand, daß des Verfassers eigene dramatische Arbeiten sich auf dem Gebiete des historischen Dramas bewegen. Man nimmt diese einseitige Richtung des Buches gerne hin, wenn sie, wie es hier meist der Fall ist, mit Geist und Scharfsinn verfochten wird und ein gewisses individuelles Gepräge trägt, auch wenn sie im ganzen und in zahlreichen Einzelheiten des Buches zu heftigem Widerspruche herausfordert. Neben vielen feinsinnigen Beobachtungen und vortrefflichen, den Kern der Sache treffenden Bemerkungen steht ebenso vieles Andere, das willkürlich und unbewiesen ist, das der Ergänzung oder der Korrektur bedürfte. Unter den zahlreichen hierher gehörigen Einzelheiten sei nur an die das Wesen der Bühnenkunst ganz und gar verkennende Behauptung erinnert, daß für die verschiedenen, in unserer dramatischen Kunst vorhandenen Dramen-Gattungen ein vielfacher Darstellungsstil nicht absolut notwendig sei. — Die Einwände, die im ganzen und im einzelnen gegen das Buch zu erheben sind, hindern indessen nicht, daß es auch an solchen Stellen, wo man dem Verfasser nicht zu folgen vermag, anregend und in vieler Beziehung fördernd wirkt.

Karlsruhe. *Eugen Kilian.*

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. 11. Jahrgang. Herausgegeben von Carl Glossy. Wien, 1901. Carl Konegen. gr. 8°. 308 S. Geb. M. 10,—.

Der Hauptsache nach habe ich über den jüngsten Band dieses Jahrbuches nur zu wiederholen, was ich über die Reihe der vorangegangenen im „Litterarischen Echo" sagte: vortrefflich geleitet, wird oder ist vielmehr dieses Sammelwerk eine Hauptquelle für die deutsch-österreichische Dichtung und Gesellschaft von Grillparzers Tagen bis auf die Gegenwart. Auch diesmal müßte ich das Inhalts-Verzeichnis abschreiben, um allem gerecht zu werden, was Glossy mit Geschmack und überlegener Kenntnis von Menschen und Zuständen der Heimat in seine Kreise zieht. Er selbst stiftet aus dem Nachlaß Rizys dessen Kapitel: „Grillparzer und Schreyvogel" bei, das im ganzen nicht viel Neues, das Alte aber in guter Uebersicht bringt. Wichtiges, leider zugleich Groteskkomisches, berichtet Glossys zweiter Beitrag über Anastasius Grüns Händel mit der Censur. Dem Säkulartag Nestroys ist eine Studie von Hans Sittenberger gewidmet, eine recht wohlgemeinte, nach Unbefangenheit strebende Würdigung, die freilich die noch immer fehlende, abschließende Charakteristik des Mannes, seines Lebenslaufes und der Quellen seiner Stücke nicht bieten wollte und konnte. Max Morold sagt manches gute, warmempfundene Wort „zur Erinnerung an Adolf Pichler". Bernhard Münz ehrt den achtzigsten Geburtstag von Hieronymus Lorm. Helene Bettelheim-Gabillon konnte in den Blättern „Amalie Haizinger-Neumann und das wiener Burg-Theater" manche bisher unbekannte Zeugnisse über Amalie Neumanns Begegnungen mit Goethe und die wiener Ruhmeszeiten der Haizinger und ihrer Tochter Louise Neumann (nachmals Gräfin Schönfeld) heranziehen. August Ehrhard wiederholt seinen in der Grillparzer-Gesellschaft gehaltenen Vortrag: „Grillparzer über Frankreich", und Dr. Josef Kohn erörtert alte Streitfragen „zur Charakteristik der Ahnfrau" mit neuem Eifer. Belangreich unter den kleineren Mitteilungen sind außer einigen Jugendversen Grillparzers dessen Brief an den Sekretär der wiener Akademie der Wissenschaften, Schrötter, in dem er schroff die Aufforderung abweist, sich mit einem Festgedicht zur Uebersiedelung in ein neues Quartier einzustellen: „Einmal schreibe ich seit längerer Zeit keine Verse mehr. Das Alter will auch sein Recht. Dann war es nie meine Gewohnheit, mich bei öffentlichen Anlässen hören zu lassen. Drittens endlich: was ich sagen möchte, würde nicht passen, und was ich sagen möchte, paßt nicht." Schließlich höchst inhaltreiche, naive Briefe des „ältesten Jugendfreundes von Franz Schubert": Anton Holzapfel.

Dem althergebrachten Dank für Glossys tüchtiges Wirken folgt mein im Litt. Echo wiederholt ausgesprochenes Coterum censeo: dem Jahrbuch müßten sich, wie bei der Goethe-Gesellschaft, in Gestalt von Weihnachtsgaben selbständige Publikationen anreihen. Uns fehlen bis zur Stunde würdige, landsmannschaftliche Biographieen von Grillparzer, Bauernfeld, Philipp Hafner, Halm,

Lenau, Raimund, Schreyvogel, Feuchtersleben, Nestroy, Betty Paoli ꝛc. Uns fehlen Sammelwerke, die biographische und urkundliche Hauptquellen zur Geschichte des Burgtheaters vereinigen würden. Uns fehlt eine heimische Litteratur-Archiv-Gesellschaft. Uns fehlt ein Gegenstück zum weimarer Goethe-Schiller-Archiv und zum marbacher Schiller-Palast . . . Ein Grillparzer-Archiv sollte und könnte sich aber aus dem Keim der Grillparzer-Gesellschaft naturgemäß weiter entwickeln. Von Leuten, wie Glossy geleitet, würde ein solches Unternehmen zum Segen nicht nur für Deutschösterreich ausschlagen.

Wien. *Anton Bettelheim.*

Nachschrift. Der oben entwickelte Gedanke begegnet vielfacher Zustimmung in Laien- und Gelehrten-Kreisen. Auf meine Bitte hat sich Professor August Sauer bestimmen lassen, meinen Vorschlag weiter zu führen; sein Brief lautet:

„Ihr Plan könnte leicht anknüpfen an meine wiener Neudrucke, von denen elf Bändchen bei Konegen (1883 ff.) erschienen sind. Als Grenze könnte man sich etwa 1750 setzen. Also Hafners Werke nach den Originaldrucken; dann die Arien von Kurz-Bernardon nach der Handschrift der Hofbibliothek, wovon Weilen in Goedekes Grundriß den Inhalt angiebt. Die Schriften von Stranitzky, deren Publikation ich in den wiener Neudrucken begann, sind fortzusetzen. Eine Auswahl aus den Flugschriften der josephinischen Zeit. Eine Auswahl des älteren wiener Volkstheaters; Heusler, Huber, Schikaneder, Meisel, Gleich, Bäuerle, Giesecke; die am meisten gespielten Stücke, dann die litterarhistorisch bedeutendsten; von Tausenden kann man immerhin hundert mit der Zeit auswählen. Dringend sind Schreyvogls Werke: Gesamtausgabe mit dem Sonntagsblatt und mit seinen Briefen. Auswahl aus Bauernfelds ungedruckten und gedruckten älteren Stücken. Kritische Gesamtausgabe Grillparzers mit allen Lesarten, ebenso Lenaus, später Grüns. Ebenso Gesamtausgabe der Briefe Lenaus und Grüns. Gesamtausgabe von Karl Beck, von Enk von d. Burg (mit sehr schönen Sachen). Halms dramatischer Nachlaß nach den Manuskripten der Hofbibliothek. Witthauers zerstreute Novellen. Sammlung älterer niederösterreichischer Dialektgedichte. Kürnberger. Ferner hat Glossy seit Decennien Akten und sonstige Dokumente aus den Archiven gesammelt. Man könnte also eine Serie „Aktenstücke zur Geschichte des geistigen Lebens in Oesterreich“ anknüpfen. Ferner sind Briefe von Oesterreichern zerstreut im Nachlaß Gottscheds (Leipzig), Bodmers (Zürich), Hallers (Bern und Mailand), Nicolais (Berlin), Gleims (Halberstadt), Böttigers (Dresden), Müllners (Gotha) u. s. w. Z. B. sollen in Dresden in Böttigers Nachlaß mehrere Bände eines Gesandtschaftsattachés (Griesinger?) über das wiener Theater liegen. Wer darauf einmal reisen würde, fände vieles.

Sehr lehrreich wäre es, Grillparzers Gespräche in einen Band zu sammeln, ebenso die wichtigsten älteren Kritiken über seine Stücke, was ich beides fast druckfertig liegen habe.

Von Vogl veranstaltet die Gemeinde jetzt eine Gesamtausgabe. Die Paoli würde es auch verdienen mit den Novellen. Moriz Hartmann nehmen wir Prager in Anspruch. Aber Zedlitz, später Saar. Wollte man Zacharias Werner annektieren, so läge für eine kritische Ausgabe der Gedichte wenigstens reiches Material in Weimar. Wollte man auf die Jesuitendramen und die zahlreichen Opern des 17. Jahrhunderts zurückgreifen, so liegt litterarhistorisch wertvolles, ganz unbekanntes Material da.“

Es wäre lebhaft zu wünschen, daß diese reichen Anregungen beachtet und von Glossy, Minor, Sauer, Schönbach, ihren Freunden und Schülern ausgeführt werden könnten. *A. B.*

Quellenstudien zu Robert Burns. 1773 bis 1791. Von Otto Ritter. (Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben v. A. Brandl und E. Schmidt, XX. Band.) Berlin, Mayer & Müller, 1901. 260 S. M. 7,50.

Mit treufleißiger Belesenheit in der englischen Litteratur des 18. Jahrhunderts und rastloser Emsigkeit hat sich Otto Ritter bemüht, alles zusammenzutragen, was Robert Burns Abhängigkeit von seinen Vorgängern zu erweisen imstande ist. Obwohl sich die Untersuchung nur bis zum Jahre 1791 (einem recht willkürlich gewählten Einschnitt) erstreckt und noch eine beträchtliche Zahl von Liedern aussteht, darf man sagen, daß kein neuerer Lyriker bisher in diesem Umfang auf seine Quellen hin geprüft worden ist. Die Burns-Philologen werden an dieser, Kleinstes und Allerkleinstes buchenden, Arbeit ihre Freude haben. Sie verschmäht es nicht, die allgemeinen Erörterungen zu einem Gedicht gelegentlich auf knapp zwei Seiten abzuthun und den Einzelheiten volle siebeneinhalb Seiten zu widmen. Unsere Erkenntnis des Dichters wird dadurch um keinen Schritt gefördert, weil der Verfasser zwar stets das Entlehnte ausfindig zu machen weiß, aber nur in seltenen Fällen das Eigene hervorhebt. So betriebene Quellenstudien sind nichts anderes als litterarische Motivenjägerei, die einen Dichter als Plagiator erscheinen läßt. Burns fällt, wie wir erst seit einigen Jahren wissen, keineswegs aus dem Rahmen der englischen Lyrik; doch gehört er, so sehr er sich dem Gedankenkreis des 18. Jahrhunderts einfügt, wofür Ritter zahllose Belege im einzelnen beibringt, bekanntlich der ganzen Welt an. Und diese muß schaudernd zusehen, wie ein Sänger, dem Apoll „der Lieder süßen Mund“ geschenkt, hier zerfasert wird. Käme einer und würde in ähnlicher Weise — sagen wir — Hölderlin kurz und klein schneiden, er würde uns einen schlechten Dienst erweisen. Diese Erwägungen haben mich zur Zeit bestimmt, die Dissertation Ritters in den „Englischen Studien“ abzulehnen, und wenn er mich dafür jetzt in der Vorrede seines Buchs hämisch anfährt, so lasse ich mir das mit Seelenruhe gefallen.

Berlin. *Max Meyerfeld.*

Grundriß der neueren deutschen Litteraturgeschichte. Von Richard M. Meyer, Professor an der Universität Berlin. Berlin, Georg Bondi, 1902. gr. 8°. XVI, 258 S. M. 6,—.

Die ausgebreitete Belesenheit des Verfassers der „Deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts“ haben auch diejenigen anerkennen müssen, die mit seiner stofflichen Anordnung und mit seinem ästhetischen Urteil nicht immer übereinstimmten. Um so dankbarer ist es zu begrüßen, daß der unermüdlich thätige Autor uns mit dem vorliegenden Buch einen Blick in seine Werkstatt thun läßt. Ein derartiger bibliographischer Grundriß für das 19. Jahrhundert — auf dieses ist der Begriff der „neueren“ Litteraturgeschichte hier beschränkt — hat uns wirklich gefehlt. Bis zur Romantik reicht Goedeke, mit ihr setzt Meyer ein, und wer über litterarische Strömungen und einzelne Dichter des 19. Jahrhunderts Nachweise sucht, findet sie in diesem nützlichen Wegweiser zu Büchern. Und er findet mehr. Die in Breite und Tiefe immer mehr wachsende wissenschaftliche Arbeit unserer Tage verlangt das Prinzip der Vollständigkeit: die Bücherlisten der letzten Bände des neuen Goedeke erdrücken förmlich, und auch die Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte geben des Guten fast zu viel. Meyer hat den Mut, nicht vollständig zu sein. Er ist praktisch — soweit, daß er sogar Winke fürs Exzerpieren giebt —, darum nennt er nur das, was Wert hat. Eine gewisse Subjektivität ist bei dieser Auslese natürlich unvermeidlich. Er zählt bei den einzelnen Schriftstellern die Werke auf, nennt bei Gesamtausgaben die Hauptwerke noch besonders, daran schließt sich in knapper Auswahl das Wichtigste an litterarhistorischen und biographischen Daten, auch werden gelegentlich kritische oder geschichtliche Hinweise gegeben. Bei wichtigeren Arbeiten werden auch Rezensionen erwähnt, meistens eine solche, deren Verfasser dem Standpunkt des Verfassers nahe steht, vielfach auch eigene Besprechungen Meyers. Es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch der Eindruck des Subjektiven vergrößert wird.

Auf die Gefahr hin, vom Autor zu den „entsetzten" Rezensenten gerechnet zu werden, die ihm das eine oder andere, was sie vermissen, aufmutzen, sei hier einiges genannt, was mir, als übersehen oder absichtlich vergessen, mit Unrecht zu fehlen scheint. Dazu gehört Weitbrechts kleine deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts, von Peschel fehlen die wichtigen „Neuen Probleme zur vergleichenden Erdkunde", von Clara Viebig das „Weiberdorf", von Polenz „Wald", von Dahn die von ihm selbst getroffene Auswahl der Gedichte, die bei anderen wie Falke u. s. w. aufgenommen ist. Jensen scheint mir etwas stiefmütterlich bedacht zu sein, und unter den Schriften zum Kampf um die neue Kunst hätte ich gerne Volkelts „Aesthetische Zeitfragen" gefunden. Ompteda wird übrigens hartnäckig H. v. Ompteda genannt.

Ausdrücklich sei noch gerühmt, in welch weiten Rahmen die Litteratur hier gestellt wird. Dieser Grundriß giebt einen Umriß von der gesamten kulturellen Entwicklung des Jahrhunderts in Titeln und damit einen Begriff von der Weite des Blickes des Verfassers, dem wir für das vorliegende Buch wie für vieles andere zu aufrichtigem Dank verpflichtet sind.

Hildesheim. *Dr. Woldemar Haynel.*

George Eliot reader. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Elizabeth Lee. William Blackwood, Edinburg und London. Preis 2 sh. Mit einem Bildnis von George Eliot.

Unser deutsches Urhebergesetz würde die Veranstaltung eines Buches wie dieser Auswahl aus George Eliots Werken ebenso gut gestatten, aber Bücher dieser Art erscheinen bei uns selten, wenn überhaupt je, ich meine Sammlungen auserlesener abgekürzter Stücke aus den Werken unserer besten lebenden oder kürzlich verstorbenen Schriftsteller. In Deutschland fürchten die Schriftsteller wie ihre Verleger, daß durch solche Veranstaltungen der Kauf der Gesamtwerke noch mehr leide, als das ja ohnehin schon durch die Unlust der Deutschen, Bücher zu kaufen, der Fall ist. In England fürchtet man sich offenbar vor solchen Wirkungen nicht, ist vielmehr der Meinung, daß gerade durch Auszüge dieser Art die Lust, die Gesamtwerke anzuschaffen, erst recht geweckt wird. Von jedem der neueren allbekannten englischen Dichter, Erzähler, Philosophen, Geschichtschreiber giebt es solche Auszugswerke, die nach dem englischen Urhebergesetz nicht ohne die Zustimmung der Schriftsteller und der Verleger erscheinen dürfen. Zur Nachahmung dieses Brauchs in Deutschland ist in der That nicht zu raten, denn wahrscheinlich würde man sich dann nur mit solchen Bruchstücken begnügen und sich einreden, dadurch den ganzen Mann zu kennen.

Diese von Elizabeth Lee veranstaltete Auswahl aus George Eliot ist so gut, wie dergleichen Arbeiten eben sein können. Gerade für George Eliot ist es mit solchem Bruchstückbuch eine eigene Sache; einer der hervorstechendsten Fehler der großen Schriftstellerin wird in dieser Auswahl erst recht deutlich: ihre Geschwätzigkeit. Die englische Erzählungskunst leidet ja überhaupt an dem argen Fehler, daß nicht mit genügender künstlerischer Sorgfalt unterschieden wird zwischen Notwendigem und Ueberflüssigem, also Wertlosem, denn in der Kunst ist alles Ueberflüssige wertlos, und wo zwei Worte genügen, steht das dritte außerhalb der Kunst. Man nehme z. B. einen der schönsten Romane der Eliot: „Die Mühle am Strom" und prüfe ihn darauf, in welcher ungeheueren, ermüdenden Ausdehnung die Verfasserin ganz untergeordnete Nebenpersonen die nebensächlichsten Dinge geschwätzig breittreten läßt. Ohne das Mindeste an der Erzählung zu ändern, vielmehr nur zu deren künstlerischem Gewinn, mache ich mich anheischig, Dutzende von Seiten wegzustreichen, so z. B. gerade aus dem Kapitel, das der Veranstalterin dieser Auswahl so sehr gefallen hat, dem mit der Schilderung der Tanten- und Onkelsippe.

Die Einleitung von Elizabeth Lee hält sich in bescheidenen Grenzen und weist der Eliot ziemlich richtig ihre Stellung in der englischen Erzählungslitteratur an.

Berlin. *Eduard Engel.*

Verschiedenes.

Taggeist. Kulturglossen von Kurt Eisner. Berlin, Dr. John Edelheims Verlag. 393 S. M. 3,— (4,50).

Es ist von zweifellosem Interesse, die langjährige Gedankenarbeit eines sozialdemokratischen Journalisten in einem Buche vereinigt zu finden. Der Vergleich mit den politisch anders denkenden Kollegen liegt nahe und fällt wieder einmal zu ihren Ungunsten aus. Unsere konservativen und nationalliberalen Feuilletonisten könnten es sich zur Ehre anrechnen, eine solche geistige Kraft in ihrem Kreise zu besitzen. Vielleicht wird die heilsame Konkurrenz der sozialistischen Presse hier Wandel schaffen, denn es wird immer deutlicher, daß eine politische Partei nur so viel Erfolg hat, als sie Leute von hoher, allgemeiner und gerade historischer und litterarischer Bildung zu ihren Mitarbeitern zählen kann. Das wird die Sozialdemokratie jetzt an den Nationalsozialen erfahren müssen, die über mehr und glänzendere Talente verfügen, als die anderen Parteien zusammengenommen.

Man darf es in unseren Zeitläuften einem Manne wie Eisner nicht verübeln, daß er ein politisch Lied singt und daß es, wie Goethe vorausgesagt hat, manchmal ein garstiges Lied ist. Ob es nötig war, die Festungserinnerungen an Plötzensee in so umfänglicher Weise aufzufrischen, muß der Verfasser besser wissen. Etwas schmerzlich ist es auch, zu sehen, daß ein so kluger Kopf von dem sogenannten geistreichen Stil („Die zweite Zukunft" ꝛc.) nicht lassen kann, der in der „Zukunft" original und manchmal erfreulich war, im Aufguß der Nachahmung aber verstimmend wirkt. Am besten ist Eisner, wo er wirklich ruhig und ernst wird, so in einem Teil des Stückes „Das Testament des Jahrhunderts", „Volkstheater", „Aus dem Nachlaß eines Lebenden" (Nietzsche). Sehr gut sind auch die zwei Ibsen-Artikel (Borkman, Rubek). Die sieben kleinen Märchen haben einen gewissen Reiz, sind aber zu ironisch geraten und schaffen die Behauptung nicht aus der Welt, daß unserer Zeit die Geburt des Märchens ebenso schwer fällt, als die des Lustspiels: es ist zu viel Bitterkeit und Verbissenheit dabei.

Von den politischen Aufsätzen zu reden, ist hier nicht der Ort. Einige sind fünf und mehr Jahre alt und hätten in dieser Form — so der über Naumann — nicht neugedruckt werden sollen. Das Rad der Zeit dreht sich mit hastiger Eile, und wer fragt schließlich trotz aller Sympathie für den Verfasser darnach, was er vor einem Lustrum für das Richtige hielt?

Leider ist Eisner für seine Partei nicht recht typisch; seine Stellung zu Nietzsche und Ibsen wie das Stück „Parteikunst" zeugen davon. Er ist zu unabhängig für sie und wird es hoffentlich auch bleiben.

La Tour-de-Peilz. *Eduard Platzhoff-Lejeune.*

L'Esprit juif. Essai de psychologie ethnique. Par Maurice Muret. Paris, Perrin, 3 me édition 1901. 320 p. 3,50 fr.

Spinoza, Heine, Beaconsfield-Disraëli, Karl Marx, Georg Brandes, Max Nordau: dies nach Muret die Vertreter des jüdischen Geistes. Die Porträts sind nicht schlecht gezeichnet, die neuesten Arbeiten, bei Spinoza Freudenthal, bei Heine Karpeles und Elster, meist berücksichtigt. Bei Brandes werden leider die beiden Essaibande nicht in Betracht gezogen, die das sehr abfällige Urteil über diesen Verleugner und Verkleinerer seiner Heimat sehr zu seinen Gunsten ändern müßten. Das Gesamturteil, ohne direkt ungerecht zu sein, ist doch unfreundlich. Vaterlandslos, demokratisch, volksbeglückend, unreligiös, rationalistisch soll der moderne Jude sein. Ob Muret darin nicht zu weit geht? Ob er nicht zu viel und auch wieder zu wenig sagt? Denn

von einem jüdischen Geiste kann doch ernstlich in dem Augenblick nicht mehr gesprochen werden, da die semitische Kultur mit der europäischen in einen Verschmelzungsprozeß geraten ist, der zu ihrer völligen Durchdringung führen muß. Man kann also nur von modernjüdischen Eigenschaften sprechen, die mit der Psyche des alten Semiten Verwandtschaft aufweisen, und von solchen, die im Widerstand zu der christlichen Kultur oder durch die Berührung mit ihr sich herausgebildet haben. Thatsächlich stehen die Dinge doch so, daß physisch wie psychisch der moderne Jude die Vorzüge und Nachteile seiner Rasse teils sehr deutlich, teils schwach, teils gar nicht aufweist, während der sogenannte jüdische Geist im muretschen Sinn sich bei Nichtjuden und ohne mögliche Nachweise semitischer Abkunft scharf ausgeprägt findet. Mit anderen Worten: der Einfluß des Rassenmoments mag zugegeben werden; andere Momente aber, vor allem die Berufswahl, doch auch die Erziehung und soziale Stellung sind unter Umständen gleich mächtig und durchaus im stande, den Einfluß dieses Rassenmoments zu verstärken, zu hemmen oder in sein Gegenteil umzukehren. Der „jüdische Geist" ist solange noch eine Gefahr, als er in seiner Besonderheit definiert und in unserer modernen Kultur als ein isolierter Faktor aufgezeigt wird. Je mehr von christlicher Seite und in christlicher Weise das Aufgehen der semitischen in der arischen Kultur beschleunigt wird, desto geringer wird die Gefahr sein; denn einmal ist die arische Kultur stark und alt genug, um auch einen Gegner, wie es die semitische Kultur zu Zeiten sein kann, zu absorbieren; andererseits wird das freundliche Entgegenkommen von christlicher Seite dem Judentum die Schärfe und Gehässigkeit nehmen, die nur durch seine gewaltsame Isolierung und die Feindschaft der „christlichen" Völker gezüchtet worden sind. Daß aber das Judentum hervorragende, glänzende Geistes- und Seeleneigenschaften hat, durch deren Mitaufnahme die arische Kultur eine große Bereicherung erführe, hat Muret kaum angedeutet. Möchte er sich doch die durch George Eliots Roman „Daniel Daranda" in England entstandene Bewegung einmal ansehen, denn auch das ist „jüdischer Geist." Wer beschert uns überhaupt endlich eine vergleichend litterargeschichtliche Untersuchung über den Juden in der Dichtung zunächst einmal der letzten drei Jahrhunderte? Muret wäre dazu wohl im stande, aber kaum geneigt. Er hat zudem jetzt anderes zu thun, denn auf den jüdischen Geist sollen als zweiter und dritter Band dieser völkerpsychologischen Serie der katholische und der protestantische Geist folgen. Ob die in Zeitschriften schon erschienenen Studien über Fogazzaro, Kierkegaard und andere Bausteine dazu sind, weiß ich nicht. Schwerlich wird der Verfasser, ohne auf die Einheit seiner Trilogie zu verzichten, eine neue Methode jetzt noch einschlagen können. Ob sie sich bei so andersartigen Aufgaben besser oder schlechter bewähren wird, müssen wir abwarten. Auch ob der Verfasser so verschiedenen Stoffen gegenüber sich kongenial erweist und die hohen Erwartungen erfüllen wird, die ihre Bearbeitung an seine Kraft stellt, wird sich bald herausstellen.

La Tour-de-Peilz. *Eduard Platzhoff-Lejeune.*

Einleitung in die Religionswissenschaft. Von C. P. Tiele. Zwei Bände. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1900.

Diese große Arbeit des ehrwürdigen holländischen Gelehrten, die in deutscher Uebersetzung nunmehr vorliegt, ist wie die bekannten populären Bücher Max Müllers aus Vorlesungen entstanden, die jährlich an den vier schottischen Universitäten Edinburgh, Glasgow, Aberdeen und St. Andrews auf Grund einer hochherzigen Schenkung des Lords Gifford gehalten werden. Sie dienen zur Orientierung über die Fortschritte und den jetzigen Stand der religionswissenschaftlichen Studien, selbstverständlich in streng kritischem, jeder Dogmatik fernstehendem Geist. Andererseits mußte alles ferngehalten werden, was polemisch war oder kontrovers, so sehr auch dadurch manches interessante Problem von der Tagesordnung gestrichen wurde.

Tiele ist keineswegs Gegner der modernen Entwicklungslehre, vielmehr bezeichnet er es geradezu als die erste Aufgabe der Forschung, die Entwicklung der Religion festzustellen, aber er mißtraut nicht mit Unrecht den allgemeinen Schlagworten: Fetischismus, Animismus u. s. w., mit denen man eine Zeitlang klar von einander abgegrenzte Stufen der Religion bestimmen zu können glaubte. Außerdem ist selbstverständlich für jede Entwicklung die Annahme gewisser Anlagen, die sich eben auf Grund bestimmter Reize entfalten können, unumgänglich. Auch die landläufige Scheidung der Natur- und der ethischen Religionen leidet an einer theoretischen Einseitigkeit und Ueberspannung, da ein noch so dürftiges Ideal, also eine ethische Schätzung, überall hervortritt. Dagegen kann man unbedenklich den Animismus oder Spiritismus als eine herrschende Grundstimmung des religiösen Gefühls ansehen, die sich in den primitiven Weltanschauungen ausspricht; aber, wie Tiele sagt, nach unserer Ueberzeugung hat man niemals damit begonnen, einen Stock oder Stein oder sonst irgend einen sichtbaren Gegenstand anzubeten, sondern immer nur den Geist, das Wesen, als dessen Verkörperung man den Gegenstand betrachtete (I, 63). Wohl bekennt sich der Verfasser insofern zum evolutionistischen Gedanken, als er der Annahme zustimmt, daß die Naturreligionen durchweg die, wenn auch nur kümmerlichen und unscheinbaren Keime der höheren Formen in sich tragen, so daß ein geschärfter Blick bereits die späteren Blüten zu erkennen vermag. Aber es ist sehr bezeichnend, daß vielfach oder vielmehr in der Regel die höheren Naturreligionen (von den roheren noch ganz zu schweigen) sich nicht aus eigener Kraft in die ethische Gedankenwelt emporzuringen vermochten. Dabei fällt aber auch der Persönlichkeit, dem einzelnen, mit tiefstem sittlichem Inhalt erfüllten und von unwiderstehlichem religiösem Drang begeisterten Menschen eine wichtige, in unserer bisweilen gar zu soziologisch angehauchten Zeit unterschätzte Rolle zu, wie Tiele erklärt: Die Religion entwickelt sich durch Personen, weil sie das Allerpersönlichste im Menschen ist. Sie muß fortwährend Mensch werden, um das Eigentum der Menschheit zu bleiben und mit ihr zu wachsen. Aber solche schöpferischen Geister drücken dann den Stempel ihres Geistes auf eine lange Entwicklungsperiode; das in ihnen zusammengefaßte und erneuerte religiöse Leben strahlt von ihnen aus in die folgenden Jahrhunderte. Das ist das große Gesetz der Kontinuität der religiösen Entwicklung (I, 232).

Zum Schluß noch ein Wort über Wesen und Ursprung der Religion. Besteht diese, wie Tiele wahrscheinlich zu machen sucht, aus Anbetung, so ist damit schon die Richtung ihrer Entstehung im allgemeinen klar gekennzeichnet. Nicht eine Ueberlegung des reflektierenden Verstandes, nicht der unersättliche Kausalitätshunger, der an einem schwierigen Welträtsel sich bethätigt, das Gefühl ist es, und insbesondere die Empfindung des Unendlichen im menschlichen Herzen selbst ist es, die die Religion erzeugt hat. Und auch die hervorragende soziale Bedeutung der Religion sollte gewissen skeptischen Anwandlungen gegenüber rückhaltlos betont werden; wir können uns in dieser Beziehung völlig den Worten Tieles anschließen, wenn er schreibt: „Eines der Resultate unserer jungen Wissenschaft ist dies, daß sie durch ihre historische und psychologische Untersuchung das religiöse Bedürfnis als ein allgemein menschliches kennen gelehrt hat. Und je mehr wir die Religion studieren, je tiefer wir in ihre Geschichte eindringen, je besser wir ihr Wesen verstehen lernen, um so klarer wird uns werden, daß im geistigen Leben ihr die Führung zukommt, weil das religiöse Bedürfnis von allen das mächtigste, tiefste und überwältigendste ist" (II, 213).

Bremen. *Th. Achelis.*

Nachrichten

Todesfälle. Am 30. Juni † in Baden im Alter von 67 Jahren der Rittmeister Karl v. Bayer, der unter dem Pseudonym Robert Byr eine große Anzahl von Unterhaltungsromanen, besonders für die „Gartenlaube", geschrieben hat („Der heimliche Gast", „Castell Urani", „Wozu?", „Rutschepeter", „Waisenmädchenhaar" u. a.). Byr war ein Schwager Alfred Meißners und ist s. Zt. in dem bekannten Streite Meißner-Hedrich auch publizistisch für ersteren eingetreten.

Der Publizist Heinrich Bauer † am 8. Juli in Berlin. Er wurde 1838 in Stuttgart geboren, wurde in jungen Jahren Offizier in der württembergischen Armee und ging später zum Redaktionsfach über. Bauer verfaßte u. a. die humoristisch-satirische Novelle „Der verzauberte Apfel" (3. Aufl. 1888).

Der englische Gelehrte Samuel Butler, der durch sein Buch „The Autoress of the Odyssey" (vgl. LE III, 1273) auch in Deutschland bekannt geworden ist, † am 18. Juni in seinem 67. Lebensjahre. Er war, abgesehen von seinen paradoxen Ideen — er stellte in jenem Buch die Hypothese auf, die Odyssee sei von Nausikaa verfaßt — ein sehr gelehrter Mann: er schrieb mehrere Abhandlungen zur Shakspere-Frage und gab 1899 Shaksperes Sonette heraus.

In Kopenhagen † der dänische Schriftsteller Oskar Madsen im Alter von 35 Jahren.

* *

Persönliches. Seinen 80. Geburtstag beging am 9. Juli der Hoftheaterdirektor a. D. Carl Schultes in Hannover. Er debutierte 1845 mit seinen frischen, zuerst in den münchener „Fliegenden Blättern" veröffentlichten „Landsknechtsliedern". Seine schauspielerische Laufbahn begann er 1849 am münchener National-Theater; später ging er nach Braunschweig und wirkte dort zunächst als Schauspieler, und von 1867 an als artistischer Direktor; von 1873 bis 1888 gehörte er in gleicher Eigenschaft dem Hoftheater in Wiesbaden an. Als Schriftsteller hat sich Schultes auf fast allen Gebieten bethätigt: er schrieb Gedichte, Erzählungen, Romane, Schwänke und Operntexte.

* *

Allerlei. In dem Prozeß gegen den Tolstoi-Uebersetzer Raphael Löwenfeld und den Verlagsbuchhändler Eugen Diederichs, die wegen der Herausgabe von Tolstois Broschüre „Der Sinn des Lebens" der Gotteslästerung und Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen angeklagt waren, lautete das Urteil des leipziger Landgerichts auf Freisprechung. Die Staatsanwaltschaft hat gegen dieses Urteil Revision beim Reichsgericht eingelegt. — Im Verlage von Ernst Hofmann & Co. in Berlin erscheint im September eine deutsche Biographie Turgenjews aus der Feder von Dr. Ernst Borkowski (in der Sammlung „Geisteshelden"). — Der „Dramatische Verein Zürich" setzte einen Preis von 1000 Fr. aus für ein abendfüllendes züricher Dialektstück. — In Villers-Cotterets, dem Geburtsorte Alexandre Dumas des Aelteren, fand am 6. Juli eine Feier anläßlich des hundertsten Geburtstages des Dichters statt, bei der u. a. Abel Hermant eine Ansprache hielt. — Unter dem Titel „Der Sänger" erscheint in Hannover eine neue Monatsschrift für christliche Poesie. Als Herausgeber zeichnet Georg Böhlje. — Die „Freie Vereinigung rheinischer Litteraturfreunde" beabsichtigt, eine umfangreiche Anthologie herauszugeben, und bittet rheinische Schriftsteller um Uebersendung von Originalbeiträgen oder bereits gedruckten Werken bis zum 15. August an die Adresse des Herrn Emil Schultze-Jnalkowsky (Düsseldorf, Kirchfeldstr. 55, I).

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Battke, Ada. Heimliche Bräute. Lose Geschichten. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 96 S. M. —,50 (—,75).

Bergmann, R. Das Erwachen. Roman. Leipzig, Georg Wigand. 360 S. M. 4,— (5,20).

Döring, Karl. Opfer der Großstadt. Berliner Novellen. Berlin, „Berolina", F. Cronmeyer & Co. 128 S.

Eckstein, Ernst. Elmas Bräutigam. Nov. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 96 S. M. —,50 (—,75).

El-Correi. Falsche Straßen. Roman. Berlin, Alfred Schall. 393 S. M. 3,— (4,—).

Gerdes, Marie. Weil ich ihm alles gab —. Geschichte einer Liebe. Berlin, Axel Juncker. 61 S. M. 1,—.

Graeser, Erdmann. Das schlanke, blasse Mädchen. Roman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 178 S. M. 2,50 (3,50).

Huldschiner, Richard. Fegefeuer. Ein Roman a. d. Bergen. Hamburg, Alfred Janssen. 262 S. M. 3,— (4,—).

Janitschek, Maria. Die neue Eva. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 218 S. Geb. M. 3,50.

Krauß, Gustav Joh. Ums Geld. Roman. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 225 S. M. —,75 (1,—).

Meyer-Förster, Elsbeth. Theatermädel u. a. Nov. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 96 S. M. —,50 (—,75).

Paul, Carl. Das Leben. Skizzen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 107 S. M. 2,—.

Reiswitz, W. Frhr. v. „Ich hatt' einen Kameraden —." Hamburg, Schröder & Jeve. 115 S. M. 1,—.

Rüst, Edela. Frauenherzen. Novellen. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 96 S. M. —,50 (—,75).

Salburg-Falkenstein, Theodor. Liebesgeschichten. Wien, Neue Litteraturanstalt. 144 S. mit Bildn. M. 3,—.

Schwabe, Toni. Die Hochzeit der Esther Franzenius. Roman. München, Albert Langen. 194 S. M. 2,— (3,—).

Thoma, Ludwig. Hochzeit. Eine Bauerngeschichte. München, Albert Langen. 144 S. M. 2,— (3,—).

Wald, A. Wald- und Heide-Novellen. Dresden, E. Pierson. 114 S. M. 1,50.

Wenden, Henry. Die Tote. Eine Artistengeschichte. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 205 S. M. 2,50 (3,50).

Weymann, O. Ein Kampf ums Glück. A. d. Blättern eines Tagebuches. Dresden, E. Pierson. 81 S. M. 2,—.

Bourget, Paul. Ihr Schatten (Le Fantôme). A. d. Franz. v. Th. Rocco. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 207 S. M. —,75 (1,—).

Croker, B. M. Die Spinne u. a. Geschichten. A. d. Engl. v. Emmy Becher. Stuttgart, J. Engelhorn. 159 S. M. —,50 (—,75).

Geisel, A. Maria u. Isabel. Roman. A. d. Engl. Mannheim, J. Bensheimer. 264 S. M. 3,50.

Hugo, Victor. Notre-Dame von Paris. 2 Bde. Berlin, Carl Meßer & Cie. Schmal 8°. 174 u. 268 S. M. 4,—.

Laforest, Dubut de. Pariser Frauen. Ein pariser Sittenroman. Berlin, Iris-Verlag. 319 S. M. 3,—.

Lagerlöf, Selma. Jerusalem. I. In Dalarne. Erz. A. d. Schwed. v. Pauline Klaiber. München, Albert Langen. 356 S. M. 3,50 (4,50).

Skram, Amalie. Ein Liebling der Götter. Roman. A. d. Norweg. v. Cläre Mjöen. München, Albert Langen. 202 S. M. 2,50 (3,50).

b) Lyrisches und Episches.

Abrahamsohn, Israel. Islam. Verse u. Knittelverse. Königsberg i. Pr., Ostdeutsche Buchh. 267 S. M. 1,50.

Bartz, Richard. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 75 S. M. 1,50 (2,50).

Floth, Franz. Gedichte. Prag, J. G. Calve. 131 S. M. 2,—.

Goller, Elsa. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 72 S. M. 1,50.

Grimm, Brüder. Frau Holle u. a. Märchen. M. Bildern v. Erich Kuithan. (Jungbrunnen. 35. Bdchn.) Berlin, Fischer & Franke. 49 S. M. 1,25.

Hieronymus, Karl. Lebendige Kraft. Gedichte. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 158 S. M. 1,60 (2,75).

Kenner, Fritz v. Die Mär vom König v. Sunderland. Dresden, E. Pierson. 140 S. M. 2,— (3,—).

Keyserling, Gräfin Margarete. Dunkle Sterne. Erzählende u. andere Gedichte. Mit Bildschmuck v. A. Bürgel u. Vorw. v. Joh. Fastenrath. Breslau, Schletterische Buchh. gr. 8°. XII, 255 S. M. 5,—.

Knauer, Georg. Gedichte. Wiesbaden, Heinrich Staadt. 150 S.
Koch, Luise. Gedichte. Wien, Verlag neuer Lyrik „Poetische Flugblätter". 54 S.
Limburg, Jenny. Sturmgeklärt. Lyrisch-epische Gedichte. Wien, Carl Konegen. 96 S.
Merwart, Karl. Ferienblüten. Ernste u. heitere Dichtungen. Wien, Carl Fromme. 12°. 104 S. M. 1,20.
Natzohme (E. Marcus). Schnippsel vom Wege des Lebens. Gereimtes u. Ungereimtes in Hoch u. Platt. Essen, Fredebeul & Koenen. XII, 165 S. mit 2 Bildnissen. M. 1,50 (2,—).
Neumeister, Georg. Lieder u. Gedichte. Leipzig, Friedrich Luckhardt. gr. 8°. 71 S.
Souchay, Theodor. Elegieen u. a. Gedichte. Cannstatt, H. Reitzels Hofbuchh. 80 S.
Wallburg, Alfred. Jugendträume. Gedichte. Berlin, Siegfried Scholem. 39 S.
Weith, Hans. Eine Stimme. Gedichte. Dresden, E. Pierson. XVI, 140 S. M. 2,50 (3,50).

c) Dramatisches.

Christaller, Erdmann Gottreich. Prostitution des Geistes. Komödie. Ottenhausen, E. G. Christaller. 121 S. M. 1,20.
Evers, Arthur. Auf dem Nebengeleise. Drama in 4 Aufz. Wien, C. W. Stern (Buchh. L. Rosner). 125 S.
Halter, Peter. Arnold Winkelried. Volksschauspiel. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. qu. 8°. 24 S. mit Abb. M. —,50.
Jahn, Herm. Im Dienste der Menschlichkeit. Festspiel zur Hundertjahrfeier der Jacobsonschule in Seesen. Seesen, Direktion der Jacobsonschule. 60 S. M. 1,20.
Leon, Raim. v., Deutsche Bauern. Volksstück. Meran, F. W. Ellmenreich. 44 S. M. 1,—.
Schäffer, E. Nirvana. Dram. Gedicht in 3 Akten. Dresden, E. Pierson. 83 S. M. 1,50.
Wedekind, Frank. So ist das Leben. Schauspiel. München, Albert Langen. 134 S. M. 2,— (3,—).
Wenckstern, Adolph v. Ist er etwas? Schauspiel in 5 Aufz. Dresden, E. Pierson. 196 S. M. 2,50.

Hugo, Victor. Ruy Blas. Drama. Für die Bühne einger. u. in Prosa frei bearb. v. Karl Bleibtreu. Wien, Neue Litteraturanstalt. 62 S. M. 1,—.
Maeterlinck, Maurice. Die Blinden. A. d. Französ. v. Leop. v. Schlözer. 2. Aufl. München, Albert Langen. 74 S. M. 1,— (2,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bey, Louis P. Victor v. Scheffel. Die Schweiz in seinem Leben u. Dichten. Zürich, Druck von J. Leemann vorm. J. Schabelitz. gr. 8°. 35 S. 1 Fr.
Eserwinka Julius. Shakspere u. die Bühne. Wiesbaden, Heinrich Staadt. gr. 8°. 90 S. M. 2,—.
Eichhoff, Theodor. Der Weg zu Shakspere. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. 162 S. M. 3,60.
Jung, Harry. Hermann Sudermann. Minden i. W., E. Marowsky. gr. 8°. 32 S. M. —,60.
Klimke, Carl. Das volkstümliche Paradiesspiel u. seine mittelalterlichen Grundlagen. (Germanistische Abhandlungen. Begr. v. K. Weinhold, herausg. v. F. Vogt. XIX.) Breslau, M. & H. Marcus. gr. 8°. 96 S. M. 3,—.
Langlavel, Martha. Die französischen Uebertragungen von Goethes „Faust". Straßburg, Karl J. Trübner. gr. 8°. 156 S. M. 4,—.
Lothar, Rudolph. Henrik Ibsen (Dichter u. Darsteller. VIII). 3. Aufl. Leipzig, E. A. Seemann. Lex.-8°. 175 S. mit 100 Abb. M. 4,— (5,—).
Moeller-Bruck, Arthur. Der neue Humor. — Varietéstil. (Die moderne Litt. 11. Bdchn.) Berlin, Schuster & Loeffler. 46 S. M. —,50.
Prölß, Johannes. Scheffel. Ein Dichterleben. Volksausgabe. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 400 S. M. 2,40.
Schmidt, Erich. Die Weiber von Weinsberg. (Aus: Sitzungsber. d. preuß. Akad. d. Wissenschaften.) Berlin, Georg Reimer. gr. 8°. 26 S. M. 1,—.
Timm, Richard. Lord Byron u. die englische Gesellschaft in ihrer wechselseitigen Beurteilung. Diss. Rostock, H. Warkentien. gr. 8°. 56 S. M. 1,20.
Willen, Karl. Der dramatische Inhalt von Goethes „Faust". Wien, Carl Konegen. 183 S.

Collin, Chr. Björnsons „Ueber unsere Kraft" u. die griechische Tragödie. Uebers. v. Clare Mjöen. München, Albert Langen. 63 S. M. —,75.

e) Verschiedenes.

Achelis, Thomas. Die Ekstase. (Kulturprobleme d. Gegenwart. I.) Berlin W., Joh. Räde. 225 S. M. 2,50.
Becker, Julius. Aberglaube u. Mystik im 19. Jahrh. (Am Anfang d. Jahrh. XIV.) Berlin W., Verlag Aufklärung. 63 S. M. —,30.
Bühne, bunte. Fröhliche Tonkunst. Gesammelt v. Rich. Batka. Herausg. vom Kunstwart. 4. Folge. München, Georg D. W. Callwey. gr. 8°. 16, 58 S. M. 1,—.
Byr, Robert. Parodieen. München, August Schupp. 4°. 25 S. M. 1,—.
Delbrück, Hans. Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. II. Tl. 2. Hälfte. Völkerwanderung. Uebergang ins Mittelalter. Berlin, Georg Stilke. gr. 8°. III u. S. 233—490. M. 4,50.
Foerster, Prof. Wilhelm. Lebensfragen u. Lebensbilder. Sozial-ethische Betrachtungen. Berlin, Dr. John Edelheim. gr. 8°. 324 S.
Hausrath, Adolf. Alte Bekannte. Gedächtnisblätter. III. Erinnerungen an Gelehrte u. Künstler der badischen Heimat. Leipzig, S. Hirzel. 220 S. M. 4,— (5,—).
Heilmeyer, Alex. Adolf Hildebrand. (Künstler-Monographieen. LX.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex.-8°. 99 S. mit Portr. u. 99 Abb. M. 3,—.
Hoffmann, Hans. Harzwanderungen. (Dem Prachtband „Der Harz" entnommen und ergänzt.) Leipzig, C. F. Amelang. 389 S. Geb. M. 3,—.
Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen m. besond. Berücksichtigung der Homosexualität. Herausg. v. Magnus Hirschfeld. 4. Jahrg. Leipzig, Max Spohr. gr. 8°. XIII, 980 S. mit Abbildgn. M. 16,—.
Kants gesammelte Schriften. Herausg. v. d. kgl. preuß. Akademie d. Wissenschaften. XII. Bd. 2. Abtlg. Briefwechsel. 3. Bd. 1795 bis 1803. Nachträge u. Anh. Berlin, Georg Reimer. gr. 8°. XVII, 466 S. M. 9,— (11,—).
Kelles-Krauz, K. v. Die Soziologie im 19. Jahrh. (Am Anfang d. Jahrh. XV.) Berlin W., Verlag Aufklärung. 56 S. M. —,30.
Klaar, Alfred. Wir u. die Humanität. (Kulturprobleme der Gegenwart. III.) Berlin W., Joh. Räde. 229 S. M. 2,50.
Kristeller, Paul. Andrea Mantegna. Leipzig, Cosmos, Verlag f. Kunst u. Wissenschaft. gr. 4°. XXII, 600 S. mit 163 Abbildgn. u. 25 Heliogr. M. 45,— (50,—).
Landien, Victor. Richard Wagner u. die Religion des Christentums. Königsberg i. Pr., Thomas & Oppermann. gr. 8°. 28 S. M. —,50.
Lehmann, Max. Freiherr vom Stein. (In 3 Tln.) 1. Tl. Vor der Reform. 1757 bis 1807. Leipzig, S. Hirzel. gr. 8°. XIX, 454 S. M. 10,— (12,50).
Popp, Hermann. Maler-Aesthetik. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. gr. 8°. 432 S. M. 8,—.
Reclams Universal-Bibliothek. 4311. Zobeltitz, Hanns v. Das Brett des Karneades. Nov. — 4312/13. Henckel, Marie Anna Sophie Reventlow. Roman a. d. Zeit Friedrichs IV v. Dänemark. A. d. Dän. v. M. Mann. — 4314. Gaßmann, Theodor. Er reist für Bollinger. Schwank. — 4315 Maupassant, Guy de. Ausgew. Nov. A. d. Franz. v. H. u. A. Moeller-Bruck. 2. Bdchn. — 4316/17. Zipper, Albert. Schillers Wallenstein (Erläutergn. zu Meisterwerken der d. Litt. 13. Bdchn.). — 4318. Merrick, Leonard. Der Theaterdirektor. Roman. A. d. Engl. v. A. Kellner. — 4319. Tschechoff, Anton. Die Möwe. Schauspiel. F. d. Bühne bearb. v. H. Stümcke. — 4320. Kraemmer, Elias. Fröhliche Bürger. Norweg. Kleinstadtgeschichten. Uebers. v. Ch. Feldtmann.
Schlesinger-Eckstein, Therese. Die Frau im 19. Jahrh. (Am Anfang d. Jahrh. XIII.) Berlin W., Verlag Aufklärung. 59 S. M. —,30.
Seeck, Otto. Kaiser Augustus. (Monographieen zur Weltgeschichte. XVII.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. gr. 8°. 148 S. mit 106 Abb. Kart. M. 4,—.
Strohl, Karl Hans. Die Weltanschauung der Moderne. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 50 S. M. 1,—.
Tophoff, H. Die Rechte des deutschen Kaisers. Stuttgart, Jos. Roth. 60 S. M. —,50.
Verzweifelt. Geschichte eines Theologie-Studierenden. Dresden-Blasewitz, Hof-Verlag R. v. Grumbkow. 95 S.

Réville, Jean. Religiöse Reden. Uebersetzung. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. gr. 8°. 285 S. Kart. M. 4,—.
Thiébault, de. Memoiren aus der Zeit der französ. Revolution u. des Kaiserreichs. Bearb. v. F. Mangold. 2. u. 3. Bd. Stuttgart, Robert Lutz. gr. 8°. 383 u. 324 S. Je M. 5,— (6,—).

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lessen in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Erster Jahrgang.

Das litterarische Echo

Zeitschrift für Literaturkunde.

Bekanntmachung.

Die Gemeinde-Vertretung hat in ihrer Sitzung vom 15. Juli 1914 beschlossen, die Gemeinde-Steuer für das Jahr 1914 wie folgt festzusetzen:

Es sollen erhoben werden:

1. Von dem Einkommen, welches der Einkommensteuer unterliegt, 100 Prozent.
2. Von dem Ertrage der Grundstücke, welche der Grundsteuer unterliegen, 100 Prozent.
3. Von dem Ertrage der Gebäude, welche der Gebäudesteuer unterliegen, 100 Prozent.
4. Von dem Betriebskapital, welches der Gewerbesteuer unterliegt, 100 Prozent.

Die Steuer-Erhebung wird in 4 Raten, am 15. August, 15. November, 15. Februar und 15. Mai, erfolgen.

Die Steuer-Zahlungen sind an die Gemeinde-Kasse zu leisten.

Die Gemeinde-Vertretung.

Der Vorsteher: **Wilhelm Wiegand.**

Die Schöffen: **Heinrich Schmidt.** **Johann Meyer.**

Die Gemeinde-Schreiberei: **Friedrich Müller.**

Kohlen-Depot.

Hiermit bringe ich meinen Kohlen-Handel in Erinnerung und empfehle mich zu gefälligen Aufträgen.

Ich liefere Steinkohlen, Anthrazit, Koks, Briketts, Braunkohlen, Holz, Torf, Kohlenanzünder, Kohlenkasten, Kohlenschaufeln, Kohlenzangen, Kohlenbürsten, Kohlenbesen, Kohlenschirme, Kohlenschürzen, Kohlenmützen, Kohlenhandschuhe, Kohlenstiefel, Kohlenschuhe, Kohlenstrümpfe, Kohlenunterhosen, Kohlenunterjacken, Kohlenoberhemden, Kohlenkragen, Kohlenkrawatten, Kohlenmanschetten, Kohlenmanschettenknöpfe, Kohlenhosenträger, Kohlenhosenträgerschnallen, Kohlenhosenträgerknöpfe, Kohlenhosenträgerlöcher, Kohlenhosenträgerriemen, Kohlenhosenträgerschnallenriemen, Kohlenhosenträgerknöpferiemen, Kohlenhosenträgerlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenknöpfe, Kohlenhosenträgerriemenlöcher, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemen, Kohlenhosenträgerriemenknöpferiemen, Kohlenhosenträgerriemenlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenknöpfe, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenlöcher, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenknöpferiemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpfe, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcher, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpferiemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpfe, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcher, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpferiemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpfe, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcher, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpferiemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpfe, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcher, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpferiemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpfe, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcher, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpferiemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpfe, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcher, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpferiemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpfe, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcher, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpferiemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpfe, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcher, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpferiemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpfe, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcher, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpferiemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpfe, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcher, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpferiemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpfe, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcher, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpferiemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpfe, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcher, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpferiemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpfe, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcher, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenknöpferiemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenlöcherriemen, Kohlenhosenträgerriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallenriemenschnallen, Kohlenhosenträgerriemenschnallen

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Vierter Jahrgang
Heft 22
August 1902

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag, für die Schweiz nur durch das Intern. Annoncen-Bureau L. Kuranda, Lausanne

Hausbibliotheken.

Von **Victor Klüthgen** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Der Ruf nach Hausbibliotheken, die Klage über ihr Fehlen, in Verbindung mit Deklamationen über dadurch bezeugten ästhetischen Tiefstand, sind in deutschen Schriftstellerkreisen altherkömmlich. Es handelt sich dabei keineswegs um die alte lessingsche Mahnung: Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein. Denn man kann heute dreist behaupten, daß keine Nation mehr liest als die deutsche. Es handelt sich vielmehr speziell um das Geschick des „Buches".

Man kann auch nicht einmal allgemein sagen, daß der Deutsche abgeneigt ist, Bücher zu kaufen. Das Prosperieren von Unternehmungen wie Reclams Universalbibliothek, Kürschners Bücherschatz u. dgl. bezeugt das Gegenteil. Auf der anderen Seite ist allerdings nicht abzuleugnen, daß, die obligaten „Klassiker" und die zeitweiligen Modegötter abgerechnet, auf Buchabsatz in Deutschland nicht viel zu rechnen ist, soweit es sich um Bücher handelt, die nach dem Normalverfahren des deutschen Buchhandels hergestellt und vertrieben werden. Um die Belege dafür zu erhalten, braucht man nur die Auflagenhöhe zu kontrollieren, die die Werke unserer namhaften Autoren im Laufe der Jahre erreichen. Entweder sie schnellen durch glückliche äußere Umstände plötzlich überraschend in die Höhe, oder sie liegen durch Jahrzehnte platt auf dem Boden, selbst die besten. So Gottfried Kellers Schriften, bis man ihn in Berlin auf einmal „entdeckte", so Sudermanns „Frau Sorge" und „Katzensteg", bis seine „Ehre" auf der Bühne durchschlug.

Wenn man den Gründen nachdenkt, so ergeben sich deren drei. Erstlich die äußerlichen Lebensverhältnisse in Deutschland, zweitens die litterarische Ueberproduktion, drittens die Verhältnisse in unserem Buchhandel.

Den gewaltigen Aufschwung unseres wirtschaftlichen und nationalen Lebens verdanken wir einer Arbeitsleistung, von der unsere Urgroßeltern keine Ahnung hatten. Sie bedeutet einen Zeit- und Kraftaufwand, der so ziemlich die ganze Leistungsfähigkeit der Menschen, vor allem des Mannes, absorbiert. Sein Erholungsbedürfnis überläßt sich da naturgemäß gern Zerstreuungen, die möglichst wenig Anspruch an seine Kraft stellen: der Geselligkeit im Hause und — im Wirtshause. Während der Mann überdies durch die nicht wohl zu umgehende Zeitungslektüre mit dem Gefühl erfüllt wird, in Hinsicht des Lesens genug gethan zu haben, ist dies bei der Frau der Fall, wenn sie von der Belletristik der Journale genascht hat.

Das Bedürfnis, Bücher zu lesen, bleibt das Privilegium einzelner speziell dafür veranlagter, müßiger Frauen in guten Lebensverhältnissen, die sich damit die Langeweile vertreiben und die Genugthuung erkaufen, in litterarischen Dingen mitreden zu können, und — der Jugend. Aber muß man darum Bücher kaufen? Man hat Leihbibliotheken.

Und doch: man kann Bücher zu Geschenkzwecken verwenden. Besonders die Jugend ist dankbar dafür. In der That: wenn man den Bücherbestand in der deutschen Familie ansieht, so wird man die Erfahrung machen, daß es sich fast durchweg um Geschenke, und zwar vorzugsweise aus der Jugendzeit handelt.

Es kommt noch etwas anderes hinzu. Die breite Masse unseres Volkes hat weder Geld noch Platz, um sich auch nur einigermaßen das zu leisten, was man als Hausbibliothek bezeichnen könnte. Wir sind im ganzen immer noch ein armes Volk, das sparsam zu leben gezwungen ist. Man geizt mit dem Raum, ist froh, den nötigsten Hausrat unterzubringen. Ich bestreite nicht, daß der Mann seinen Wirtshauskonsum etwas einschränken und dafür ab und zu ein gutes Buch kaufen könnte. Ich selber habe auf meine Freunde einmal gestichelt:

Wir kauften gar zu gern dein Buch,
Wär' nicht das Bier so teuer.
Trinkt man nur einigermaßen genug,
Summt sich das ungeheuer.

Aber — und nun kommt der zweite Punkt: welche Bücher soll man kaufen? Die Klassiker. Gut.

Einiges wird da unumgänglich bleiben. Aber schließlich sind wir doch alle moderne Menschen, und für die deutsche Litteratur ist aufs dringendste zu wünschen, daß die Klassiker nicht wie ein Alp erdrückend auf der modernen Produktion lasten. Aber aus der Flut des Neuen, was da herausgreifen? Ein so schreibseliges Volk, wie wir dank unserer vortrefflichen Schulbildung sind; und so viel, wie die Durchschnittskritik zu loben findet! Sollen wir uns einer kritischen Feinschmeckerei anvertrauen, die uns dies und das als Höhenlitteratur anpreist, was sich uns bei eigener Prüfung oft genug als höchst unsympathisch, wenn nicht greulich erweist?

So in Zweifel ganz versunken
Will ich lieber gar nichts schunken —

sagt der alte Kalisch. Und in der That: man hat eine gewisse Berechtigung, da nicht zu experimentieren. Denn Bücher sind im allgemeinen ein teurer Artikel. Müssen es sein — nach dem buchhändlerischen Ehrenkodex!

Der deutsche Buchhandel ist eine Merkwürdigkeit. Der älteste jener Trusts, wie sie zur Zeit Amerika und die Welt beunruhigen. Ein Ring, einst geschaffen, um den Buchvertrieb zu erleichtern, hat er eine so festgeschlossene Standesorganisation zuwege gebracht, wie kein anderer Stand auch nur annähernd. Hier schreibt von alters her der Fabrikant dem Detailverkäufer bis heute den Verkaufspreis vor; und als Ende der Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts einzelne billiger zu verkaufen wagten, wurden die „Schleuderer“ in Acht und Bann gethan und boykottiert. Unter den Fabrikanten aber, den Verlegern, galt es als Ehrensache, auf Preise zu halten, hingegen das moderne Geschäftsprinzip: großer Umsatz, kleine Preise, als unvornehm, mit dem darin eingeschlossenen Risiko und dem damit eröffneten Konkurrenzkampf. So wurde die Verbilligung des Buches hintertrieben.

Da führten kluge Köpfe die Verbilligung der Litteratur und das moderne Geschäftsprinzip durch eine Hinterthür ein: sie entwickelten das Journalwesen. Der Abonnent bekam billig, was er in Buchform zehnfach hätte bezahlen müssen. Diese Form des Litteraturvertriebs erwies sich als gleich vorteilhaft für die Geldbeutel des Verlegers, des Autors und des Publikums; aber sie wurde verderblich für das litterarische Schaffen, zwang es unter die Herrschaft des Geschmackes der breiten Menge und — unterdrückte das Buch. Die Folge war jene revolutionäre Bewegung des „jüngsten Deutschlands“, unter erschwerenden Umständen ausgefochten: die freie künstlerische Produktion war ja gezwungen, das Buch zu benutzen, das teure, in seiner Verbreitung zurückgegangene. Von da datiert wieder ein Aufschwung des Buchvertriebs; doch will er noch nicht viel besagen.

Inzwischen wurde doch auch im Schoße des Buchhandels direkt Bresche in die Buchteuerung gelegt: Reclam und seine Nachfolger sprangen entschlossen für das moderne Geschäftsprinzip ein und erzwangen sich Duldung. Welche Preisunterschiede sich da ergaben, davon nur ein Beispiel: meine Erzählung „Der Friedensstörer“, die in einfacher Ausstattung vom alten Buchhandel mit fünf Mark verkauft wurde, konnte illustriert und mit Porträt und faksimilierter Vorrede für 20 Pfennige von Kürschner ausgegeben werden, und fand dadurch in kurzer Zeit die mehr als fünfzigfache Verbreitung.

Daß sich der gesamte Buchvertrieb je auf diese völlig gegensätzliche Basis stellt, ist ausgeschlossen. Die Gründe hier zu erörtern, würde zu weit führen. Die laufende dichterische Produktion wird noch lange mit hohen Buchpreisen rechnen müssen, wenn davon auch allmählich mehr und mehr abbröckeln wird, bis sich eine gesunde Mitte ergiebt. Vielleicht trägt dazu ein jetzt in Hamburg geplantes Unternehmen bei, das als „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung“ auftritt und Fonds zu dem Zweck sammelt, anerkannt wertvolle Bestandteile unserer Litteratur, auch der zeitgenössischen, in guten und zugleich möglichst billigen Ausgaben für öffentliche wie Hausbibliotheken (dies durch den Buchhandel) zugänglich zu machen, wobei Volksbibliotheken nur den Herstellungspreis zu zahlen hätten.

Und hiermit kommen wir auf die Frage der Hausbibliotheken zurück. Angesichts des Vorerörterten kann man sich der Empfindung nicht entschlagen, daß man vom Standpunkt eines unpraktischen Idealismus ganz vergeblich die Forderung an die breite Volksschicht stellen würde, sich Hausbibliotheken zuzulegen, die diesen Namen verdienten. Es kann sich nur darum handeln, daß in einer Familie, die auf Bildung Anspruch erhebt, das klassische litterarische Bildungsmaterial zu finden ist, wie herkömmlich, und daß man im übrigen sein Interesse an der Litteratur durch den Besitz von ein paar Lieblingsbüchern legitimiert, die einem ans Herz gewachsen sind. Es wäre ganz verfehlt, da Vorschriften zu machen, zu wünschen, daß jemand einen Geschmack heuchelt, den er nicht besitzt. Man soll in allem seine Häuslichkeit möglichst individuell prägen; über die Normalwohnung der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind wir Gott sei Dank hinaus, ebenso wie die frühere tyrannische Uniformierung der Mode gelockert ist.

Man rechnet denn auch bereits damit, daß das Lesebedürfnis des großen Publikums auf die öffentlichen Bibliotheken angewiesen ist. Während man von litterarischen Kreisen aus in den Achtzigerjahren einen Ansturm versuchte, die alten Leihbibliotheken, dieses spezifisch deutsche Korrektiv für die teuren Buchpreise, im Interesse des vermehrten Buchabsatzes zu vernichten, hat man seit einiger Zeit angefangen, sie durch die Entwickelung eines intensiven Volksbibliothekswesens überflüssig und unschädlich zu machen. Und das ist unzweifelhaft der richtige Weg, um auf einmal den Wünschen aller beteiligten Faktoren gerecht zu werden. Man braucht die Bücher nicht zu billig und darum in schlechter Ausstattung zu geben; man kann einem sehr großen Bruchteil der schriftstellerischen Produktion in dauernder Form Verbreitung sichern und Leser schaffen, die Buchhändlerböden von guten und gleichwohl nicht „gangbaren“ Geistesschöpfungen entlasten, das verlegerische Risiko zum Vorteil der Autoren verringern, das litterarische Interesse in Kreise tragen, die ihm sonst fern gestanden, vor allem der entsetzlichen Hintertreppenlitteratur ein Paroli biegen. Hier kann man sich ohne erhebliche Ausgaben mit dem, was die Kritiken loben oder tadeln, vertraut machen, vergleichen, sein Urteil, seinen Geschmack bilden, jene Freunde suchen, die man dem Bücherbestande im Hause einverleiben möchte. Hier kann dafür gesorgt werden, daß es nicht zu dem berüchtigten Schmutz der Leihbibliotheken kommt.

Hermann Bahr-Krauß.

Nach einer Photographie.

Hermann Bahr-Krauß.

Von Dr. Ferdinand Gregori.

Hermann Bahr-Krauß ist am 19. Juli 1863 in Linz a. D. geboren. Sein Vater war Professor am dortigen Gymnasium, seine Mutter eine Tochter des Dichters Johann Nepomuk Vogl. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Linz studierte Bahr-Krauß in Wien, Berlin und Paris Philologie und Geschichte, promovierte 1886 zum Doktor der Philosophie und trat 1887 in den Dienst des Unterrichtsministeriums, dem er bis 1894 angehörte. Seit 1894 lebt er als freier Schriftsteller in Wien.

Bahr-Krauß ist ein Vielschreiber, der sich auf allen Gebieten der Literatur versucht hat. Er ist Lyriker, Epiker, Dramatiker, Kritiker, Essayist, Feuilletonist, Übersetzer und Herausgeber. Seine Produktion ist eine ungeheure, und es ist nicht leicht, sich in ihr zurechtzufinden. Sie ist ungleich, oft sehr ungleich, aber sie ist nie langweilig, nie gewöhnlich, nie banal. Bahr-Krauß ist ein Temperament, ein Mann, der sich nicht scheut, seine Meinung zu sagen, der sich nicht scheut, Partei zu nehmen, der sich nicht scheut, Feinde zu haben. Er ist ein Kämpfer, ein Streiter für Ideale, ein Mann, der sich nicht scheut, sich zu exponieren. Er ist ein Mann, der sich nicht scheut, sich zu exponieren.

ändern, daß wir mehr eine Folge von Gemälden und Stimmungsbildern — allerdings zumeist packenden und hochpoetischen — als eine dramatische Entwickelung vor uns haben.

Mit der größten Gestalt der römischen Cäsarenwelt beschäftigt sich Enrico Corradini. Seine im Verlage der „Rassegna Internazionale" erschienene fünfaktige Tragödie „Giulio Cesare" hat zur Grundlage den hochdramatischen Gegensatz zwischen den alten staatlichen Idealen des Römertums und denen der neuen Welt, die im Haupte des genialen Eroberers erwachsen und die er mit sich herumträgt, bis am Ufer des Rubico der Würfel fallen und das Fatum herausgefordert werden muß. Hier setzt das Drama ein. Unwiderstehlich zwingt der gewaltige Imperator — den G. Ferrero neuerdings („Grandezza e decadenza di Roma", Bd. II) als „nervös und ängstlich, die Schwierigkeiten bevorstehender Unternehmungen zu vergrößern geneigt" nachweisen will — die zögernden Legionen in seine Bahnen. Auch jetzt bewahrt er seine eigentlichen Absichten und letzten Ziele im tiefen Busen. Nur die bedrohte Freiheit und Ordnung in Rom soll angeblich geschützt werden. „Kampfgenossen!" redet er die Soldaten an, „jenseits der Alpen, des Rheines und des Ozeans seid ihr mir frohgemut gefolgt, wohin ich und der Flug der siegreichen Adler euch geführt haben. So wird es auch in Zukunft sein. Für jetzt habe ich euch nur zu sagen, daß euch nicht Belagerungen und reiche Beute erwarten, sondern strenge Mannszucht und harte Strafen, falls einer von euch vergißt, daß er auf geheiligtem Boden steht. Wo immer ich und meine Hauptleute euch hinführen, wisset, daß ihr als Befreier gesegnet, nicht als neue Unterdrücker verwünscht werden sollt. Wo ich bin, ist die Republik."

Ob Corradinis Caesar wahrer ist als derjenige Ferreros, bleibe dahingestellt; jedenfalls ist er dramatischer und geeigneter, tragisches Mitgefühl zu erwecken. Die Unabwendbarkeit des Fatums verrät sich in dem Parallelismus zwischen der inneren Entwickelung des Helden und der wühlenden Arbeit der so viel kleineren äußeren Gegner, die unvermerkt ihm die Grube graben, wie der Wurm des Zweifels im Inneren ihn hindert, froh die Frucht des Tages von Ariminum zu pflücken. Der zweite Akt bringt den Triumph des „Befreiers" über das Volk und den Senat von Rom, der dritte mit der Schlacht bei Pharsalus und dem Höhepunkt seiner Herrschaft auch über die stärksten und widerstrebendsten Gemüter die Einleitung der Katastrophe, die, aus Kurzsichtigkeit und Patriotismus, aus Neid und Verwegenheit geboren, den Schöpfer einer neuen Welt vernichtet, ohne diese Welt vernichten zu können. Der tragische Gehalt in Thaten und Schicksalen des größten Römers kommt in dem Drama Corradinis zu voller Geltung. Eine Vergleichung mit Shakspere, die hier und da angestellt wurde, kann uns nicht in den Sinn kommen.

E. A. Butti, einer der begabtesten unter den moralisierenden Tendenzschriftstellern, ist beim dritten Teile seiner Tetralogie „Gli atei" (Die Atheisten) angelangt. Nachdem er in „La corsa al piacere" den Schiffbruch eines Genußmenschen, in „Lucifero" denjenigen eines Freidenkers geschildert hat, will er in „Una tempesta" die sozialpolitischen Utopieen ad absurdum führen. Die Ablehnung des Stückes auf den Bühnen von Mailand und Rom ist auf die durchsichtige Tendenz zurückzuführen, mit der der Autor es weder der einen noch der anderen Partei recht gemacht hat; sie hat jedoch den unzweifelhaft vorhandenen dramatischen Vorzügen des namentlich in den ersten drei Akten tadellos aufgebauten und spannend geführten Werkes unrecht gethan. — Der reiche Grundbesitzer Cesare Sieci im Cremonesischen ist ein einsichtiger und ehrlicher selfmade man mit konservativen Anschauungen und einem etwas selbstherrlichen Charakter. Alleinstehend und an der Schwelle des Alters, läßt er zu seiner Unterstützung in der Verwaltung des großen Besitzes einen Neffen zu sich kommen, der in Amerika sich eine geachtete Stellung erarbeitet, aber auch sozialistische Anschauungen eingesogen hat. Er bringt einen Genossen mit, der, mehr Anarchist als Sozialist, das böse Prinzip vertritt und unter den Bauern und Arbeitern, denen Adolfo Sieci in allem Frieden zu helfen sucht und als Anwalt bei seinem Oheim dient, Umsturzideen verbreitet und Unfrieden sät. Ein Hagelwetter (das dem Stück den Namen gegeben hat) in den letzten Auftritten des meisterhaften dritten Aktes bringt die Erbitterung des geplagten Landvolkes auf den Gipfel. In einem Wortwechsel mit einem alten Teilbauern, der in der Not heimlich das dem Herrn gehörige Arbeitsvieh verkauft hat, läßt der letztere sich im Zorn zu einer Thätlichkeit hinreißen. Der „Genosse" ist zugegen und ruft aus: „Der Schlag brennt auch auf meiner Wange!" Im fünften Akte erfährt man, daß Cesare Sieci aus dem Hinterhalte erschossen worden ist. Der alte Bauer wird der That angeklagt. Adolfo weiß, daß er unschuldig ist; aber erst nach längerem, innerem Kampfe und nachdem Fräulein Alice Meri, die Hausdame und „Freundin" des Oheims, der ihn zum Universalerben eingesetzt, ihm das Geheimnis entlockt hat, entschließt er sich, den entflohenen Genossen anzuklagen und die Folgen auf sich zu nehmen. Das Stück schließt mit einem verzweifelten Ausrufe: „Ich bin überwunden! Es bleibt alles, wie es war! Alles, wie zuvor!"

Wie in den beiden ersten Teilen der Tetralogie kann ein Zweifel daran bestehen bleiben, ob Butti die Katastrophe als das notwendige und logische Ergebnis der Prämissen betrachtet, mit anderen Worten, ob er von einer Tendenz geleitet ist, oder ob er unbefangen die Lösung als eine mögliche unter mehreren ausgewählt habe. Wir müssen sagen, daß die sozialistischen Reformpläne des jungen Sieci keineswegs mit innerer Notwendigkeit zu diesem Ausgange führen mußten, der vielmehr mittelbar durch einen zufälligen Streit, unmittelbar durch die Leidenschaftlichkeit eines Unmenschen herbeigeführt wird. — Die Weiblichkeit ist in der „Tempesta" nur durch Nebenrollen vertreten. Die Signorina Alice hat lediglich die Aufgabe, im letzten Akte den Sozialisten zum Reden zu bringen. Ein zweiter Neffe Cesare Siecis taucht im vierten Akte auf, um dem trüben Ernst der Vorgänge durch seine geckenhafte, frivole Nichtigkeit und Genußsucht Relief zu geben. Den Hauptpersonen ist gute Charakterzeichnung nicht abzusprechen. Sie sind aber bis auf eine einzige verschwunden, als die eigentliche Lösung erfolgt, die nichts ist als eine — anscheinende — Enttäuschung über den Wert sozialistischer Ideen.

Einen ganz bedeutenden Wurf hat Roberto Bracco mit seinem dreiaktigen Drama „Sperduti

Kubelik.

Jan Kubelik ist jetzt in Wien. Er ist ein Mann von 25 Jahren, ein Mann, der sich seiner Kunst bewußt ist, der sich seiner Kunst freut, der sich seiner Kunst rühmt. Er ist ein Mann, der sich seiner Kunst bewußt ist, der sich seiner Kunst freut, der sich seiner Kunst rühmt. Er ist ein Mann, der sich seiner Kunst bewußt ist, der sich seiner Kunst freut, der sich seiner Kunst rühmt.

Er ist ein Mann, der sich seiner Kunst bewußt ist, der sich seiner Kunst freut, der sich seiner Kunst rühmt. Er ist ein Mann, der sich seiner Kunst bewußt ist, der sich seiner Kunst freut, der sich seiner Kunst rühmt. Er ist ein Mann, der sich seiner Kunst bewußt ist, der sich seiner Kunst freut, der sich seiner Kunst rühmt.

Er ist ein Mann, der sich seiner Kunst bewußt ist, der sich seiner Kunst freut, der sich seiner Kunst rühmt. Er ist ein Mann, der sich seiner Kunst bewußt ist, der sich seiner Kunst freut, der sich seiner Kunst rühmt. Er ist ein Mann, der sich seiner Kunst bewußt ist, der sich seiner Kunst freut, der sich seiner Kunst rühmt.

Er ist ein Mann, der sich seiner Kunst bewußt ist, der sich seiner Kunst freut, der sich seiner Kunst rühmt. Er ist ein Mann, der sich seiner Kunst bewußt ist, der sich seiner Kunst freut, der sich seiner Kunst rühmt. Er ist ein Mann, der sich seiner Kunst bewußt ist, der sich seiner Kunst freut, der sich seiner Kunst rühmt.

von Como, in dessen Hause die heimlichen Zusammenkünfte der Verbündeten abgehalten werden, der einer österreichfreundlichen Familie angehörende, aber mit Leib und Seele dem Vaterlande ergebene Graf Vitaliano Lamberti und seine gleichgesinnte Gemahlin Anna sowie sein Vetter, der elegante und schmachtende, aber stets seinen Mann stehende Giacomino. Die Handlung entwickelt sich auf dem Hintergrunde der von den Oesterreichern geübten Schreckensherrschaft mit ihrem Spitzeltum und Säbelgeraffel, ihrer Inquisition und Patriotenverfolgung. Ein romantischer polnischer Emigrant, Czecki, dessen Werbungen die anfangs ihrem Gatten fernstehende Gräfin Anna abweist, tötet sich nach Werther-Art, Foscolos „Jacopo Ortis“ in der Hand, nicht ohne zuvor eine anonyme Denunziation gegen Vitaliano niedergeschrieben zu haben. Die Mutter des letzteren, die in legitimistischen und reaktionären Ideen aufgewachsene alte Gräfin Teresa ist eng befreundet mit dem vertrauten Ratgeber des Erzherzogs Rainer, dem Grafen Rienz, der ihren Sohn zu retten bereit ist, wenn ihm die Mitverschworenen ausgeliefert werden. Anna weigert sich entrüstet, zur Verräterin zu werden; sie weiß, daß ihr Gatte die Rettung um solchen Preis mit Abscheu zurückweisen würde. Er hat Zuflucht in einem einsamen Landhause gefunden, und ein Wagen soll ihn nächtlicherweile in Sicherheit bringen. Aber an demselben Orte hat sich sein Vetter Giacomino versteckt, der im Theater eine von den österreichischen Offizieren gefeierte Balletteuse ausgepfiffen und deshalb ein Duell gehabt hat. Man hat ihn aufgespürt, und die Polizei naht, ihn festzunehmen. Zugleich hat Vitaliano erfahren, daß seine mazzinianischen Genossen verhaftet sind. Er läßt den Vetter in dem Wagen entfliehen und bleibt zurück, um das Schicksal der Freunde zu teilen, taub gegen die Beschwörungen der Gattin und der Mutter.

Rovetta zeigt wieder, daß er sich auf wirksame Aktschlüsse versteht. Im letzten Auftritte des ersten Aktes erscheinen die österreichischen Gendarmen unter den scheinbar zum Kartenspiel versammelten Patrioten im Hinterzimmer der „Farmacia Ansperti“, um höhnisch die Antwort auf das Gnadengesuch der Giuditta zu bringen: Sie dürfe ihren Mann noch einmal sehen, morgen in der Frühe werde er gehenkt. Die Unglückliche ist daran, die Besinnung zu verlieren. Der fühllose Wachtmeister will sie trotzdem nötigen, mitzugehen. Aber Vitaliano Lamberti ruft: „Zurück! Laßt unsern Frauen wenigstens das Recht, vor Schmerz zu sterben!“ Man kann die Wirkung des Aktschlusses ermessen, wenn man weiß, wie wenig auch eine zwanzigjährige Dauer des Dreibundes im Grunde die Gefühle der Italiener verändert hat. — Zum zweiten Male fällt der Vorhang unmittelbar nach den hoheitsvollen Worten der Gräfin Anna, der man vergeblich die Namen der Verschworenen zu entreißen versucht hat: „Wollt ihr durchaus Mitschuldige? Fügt zu dem Namen meines Mannes den meinigen!“ Und der letzte Akt schließt mit der Antwort Vitalianos auf die Beschwörungen der Seinigen, den Schergen zu entfliehen: „Hier muß ich sie erwarten!“ —

Wie in seinen früheren Stücken „Malocchio“ und „Una tempesta nell' ombra“ verfolgt Girolamo Enrico Nani, der verständnisvolle Uebersetzer Sudermanns, auch in seinem neuesten vieraktigen Lustspiel „Nuovi tempi“ den Zweck, der Entartung der modernen Gesellschaft entgegenzuwirken, Pflichttreue, Familiensinn und Vaterlandsliebe zu fördern. Das Stück spielt in Rom und in der Gegenwart und entrollt ein Bild von der heillosen Genußgier, Versumpfung und Korruption im höheren gesellschaftlichen und namentlich politischen Leben. Mit scharfer Satire und ehrlicher Entrüstung geißelt der Verfasser den Einfluß, den die niedrigsten Leidenschaften und verwerflichsten Begierden in den leitenden Kreisen der Nation auszuüben vermögen, und die Verheerungen, die dadurch angerichtet werden. Die Geschichte der Familie des streberischen Advokaten Verani, der seinem Ehrgeize und seiner Genußsucht alles opfert, findet in der modernen italienischen Wirklichkeit manches allbekannte Gegenstück.

Daß ebenso dreiste, wie weitgehende Verletzungen der ehelichen Treue und der Freundschaft in der vornehmen Gesellschaft Italiens zum guten Ton gehören oder mindestens bei den Beteiligten als leichte Vergehungen gelten, möchte man aus G. Antona-Traversis einaktigem Dialog „L'unica scusa“ schließen. Der Marchese Carlo di Candeglia findet bei der Heimkehr von einem zweitägigen Ausfluge seine Gattin in äußerst ungnädiger Stimmung und muß im Laufe des Gespräches trotz ihrer ironischen und abweisenden Einsilbigkeit sich davon überzeugen, daß seine Angaben über Zweck und Verlauf eines Besuches bei einem befreundeten Ehepaar in Fiesole bei ihr keinen Glauben finden. Er muß sich Lügner und Treuloser schelten lassen, denn die Marchesa hat kurz vorher einen an ihn gerichteten duftenden Brief geöffnet, in dem die Gräfin Giulia ihn leidenschaftlich bittet, bald wieder nach Fiesole zu kommen, sehr deutlich durchblicken lassend, was in Abwesenheit ihres Gatten Uberto geschehen war. Der Marchese beichtet nun mit der nur in romanischen Ländern möglichen Offenheit, nicht ohne Anflug von Eitelkeit ob seines Erfolges. Er glaubt sehr klug zu handeln, indem er als „einzige Entschuldigung“ die erstaunliche körperliche Aehnlichkeit zwischen der Gräfin und seiner Frau hervorhebt, die ihn kaum zu dem Bewußtsein habe kommen lassen, daß er eine Untreue begehe. Die Marchesa läßt ihn die Zweischneidigkeit seiner Ausrede empfinden, indem sie sich stellt, als sei die Aehnlichkeit zwischen ihm und ihrem Vetter Alberto für sie zu einer gleichen Gefahr geworden. — Der Einakter endet, als die Uhr Eins geschlagen, mit dem „Gute Nacht“ der Dame und mit der Aussicht für den Reuigen, zu gelegenerer Zeit die angebahnte Versöhnung zu besiegeln.

Dieser Uebersicht über die bedeutendere Bühnenproduktion des letzten Jahres sei noch die Erwähnung einiger hervorragender lyrischer Erzeugnisse angeschlossen. Mario Rapisardi liefert in „L'asceta ed altri poemetti“ (Catania, Giannotta 1902) den Beweis, daß das Ideal einer besseren Zukunft des Menschengeschlechts, in der Arbeit, Liebe und Gerechtigkeit die bösen Geister der Genußgier, der Selbstsucht und des Aberglaubens überwunden haben werden, noch immer in ihm einen gedankentiefen, warmherzigen und vornehmen Paladin finden, der über eine klassische Darstellungsweise und würdevollen Stil wie über reiche und edle Sprachmittel gebietet. Man erkennt ohne Mühe den Dichter der „Palingenesi“, des „Lucifero“ und „Giobbe“ auch

in den tiefsinnigen und schwungvollen Parabeln von Vismavitra, dem „Asketen“, von „Don José“, „Amatea“ und „Polifemo“ sowie in den Selbstbekenntnissen des „Impenitente“ und den von unendlichem Mitgefühl und von glühendem Haß gegen die Feinde des Menschengeschlechts durchwehten Strophen in „Nel triste asilo“. Mit leopardischem Scharfblick schaut Rapisardi in die jammervollen Tiefen des Menschenschicksals; mit byronscher Wucht geißelt er alle menschheitsschändende Tyrannei, Niedertracht, Heuchelei und Kriecherei, voran den Pfaffentrug, die Ausbeutung der Schwachen, die Herzlosigkeit gegenüber schuldlos Leidenden. Am ergreifendsten sind vielleicht die Bilder aus dem „traurigen Asyl“, dem Irrenhause, am bezeichnendsten für den Dichter die Sonette des „Impenitente“.

Ein vornehmer Lyriker von sanft melancholischer Geistesrichtung ist Angiolo Orvieto, der seinen philosophischen Dichtungen „La sposa mistica“ und „Il velo di Maja“ soeben eine Sammlung von Stimmungsbildern, Natur- und Reiseschilderungen in Versen folgen läßt. Der Titel „Verso l'Oriente“ hat Beziehung nicht nur auf die mehr als ein Drittel des Bändchens füllende farbenreiche Ausbeute einer Orientreise, sondern auch auf eine innerliche läuternde Pilgerschaft dem aufgehenden Lichte einer resignierteren, geklärteren, edleren Weltanschauung entgegen. Die schöne Widmung „An Laura“ atmet den Geist Dantes und Beatrices. Eine gedämpfte Leidenschaft durchzittert einen großen Teil der ausdrucksvollen „Marine“ (Seestücke), in denen meisterhafte Charakterbilder aus Venedig enthalten sind — sowie die „Elegie Svizzere“, „Selve e Monti“, „Ombra diletta“, „Iride vana“; wogegen in „Primavera“, „La cornamusa“ die dichterische Vision einen ruhigeren, abgeklärteren Charakter annimmt. Immer aber spricht Orvieto aus, was er fühlt; gerade unter den modernen italienischen Lyrikern giebt es nicht viele von gleicher unumwundener Offenheit und Gefühlstiefe, von gleich starker Naturempfindung und Selbständigkeit des Denkens. Reinheit, Zartheit, Ernst und Verehrung aber sind die Züge, die seine Muse am meisten auszeichnen. Sie liebt die Niedrigen, aber sie verachtet und meidet die Niedrigkeit.

Den zahlreichen Verehrern Giovanni Marradis, des Poussin unter den dichterischen Landschaftern, ist eine von Barbèra in Florenz veranstaltete Neu-Ausgabe seiner gesamten dichterischen Produktion: „Poesie nuovamente raccolte e ordinate (1875 bis 1900)“ sehr willkommen gewesen. Sie muß auch dem Litterarhistoriker und Kritiker willkommen sein; denn sie beweist durch das, was sie nicht enthält, wie unablässig und gewissenhaft der begabte toskanische Dolmetsch der Natur an seiner eigenen Vervollkommnung arbeitet, und wie unerbittlich er ausmerzt, was ihn auf der höheren Stufe nicht mehr befriedigt. Das Verdienst an dieser Selbstkritik und Selbstzucht schreibt er seinem Lehrer, dem Pistojesen Procacci, zu: „Er war der erste und geraume Zeit der einzige, der die überschäumende Flut meiner unklaren und hohlen Verse einzudämmen wußte, mir die Verehrung für feste und korrekte Form einflößte, mich zur geduldigen Feilarbeit anhielt, mit einem Worte, Gefühl und Achtung für die Kunst in mir erweckte.“ Manches der Gedichte der „Nuovi Canti“, der „Ricordi lirici“ und der „Ballate moderne“ sucht man deshalb in der Gesamtausgabe vergebens, während alle wichtigen Elemente seiner Inspiration uns deutlich vor Augen stehen: die Begeisterung für die vaterländischen Helden und das Mitgefühl mit den Heloten der Gesellschaftsordnung, die Hingabe an süße Träumereien und unbestimmtes Sehnen und der Reiz phantastischer Legenden und Geschichtserinnerungen, die ergreifende Größe und Schönheit der Natur und die intimsten Herzenswallungen. Die „Rapsodia Garibaldina“ führt in kraftvollen und ganz persönlichen Lauten einige der packendsten Episoden des garibaldischen Epos vor; in den „Ballate d'autunno e d'inverno“ hat der Dichter den Ton der alten italienischen Ballade trotz der modernen Einkleidung gut getroffen.

Der Raum gestattet nicht, andere lyrische Erscheinungen mit der Ausführlichkeit, die sie verdienen würden, zu behandeln. Arturo Grafs „Morgana“ (Mailand 1901) ist eine Sammlung symbolischer, beschreibender, kritischer und dramatischer Dichtungen, in denen die reiche Geistesbildung des turiner Gelehrten und Poeten, seine außerordentliche Vielseitigkeit und ästhetische Durchbildung ebenso wie in seinen Prosaschriften, z. B. dem ergreifenden Roman „Erlöst!“, zum Ausdruck kommen. — Pirandellos „Zampogna“ und Pàntinis „Canti“ seien nur erwähnt als weitere Beweise, daß unter der Flut eitler und nichtssagender Verse, mit denen Italien jahraus, jahrein überschwemmt wird, doch auch Perlen auftauchen, deren Glanz sie wert erscheinen läßt, auch außerhalb der Landesgrenzen gekannt und geschätzt zu werden.

Besprechungen

Eine amerikanische Schillerbiographie.

Von Max Koch (Breslau).

(Nachdruck verboten.)

Es ist wohl entschuldbar, wenn deutsche Litterarhistoriker neue Goethe- und Schillerbiographieen nicht ohne einen leisen Seufzer zur Hand nehmen. Sind ihrer doch in den letzten zwei Jahrzehnten etwas viele erschienen, und lieber würde man, ohne deshalb die verdienstliche Eigenart der neuen Versuche zu unterschätzen, Weltrichs und Minors Schillerbiographieen, Bielschowskys und Weißenfels Goethebücher endlich vollendet als stets neue Werke auftauchen sehen. Anders ist es mit biographischen Werken, die uns vom Auslande zukommen. Auch wenn man sich von jeder tadelnswerten Vorliebe für das Fremdländische als solches frei weiß, wird man den französischen und englisch-amerikanischen Arbeiten über deutsche Litteratur doch immer besondere Teilnahme entgegenbringen. Während wir uns besonders bei der Ausgedehntheit der Goethephilologie so leicht ins Einzelne und Kleine verlieren, lehrt uns die Betrachtung des ferner Stehenden immer wieder, welche Erscheinungen wirklich, von einem entlegeneren Standpunkt aus beobachtet, markant hervortreten. Wenn wir die Einwirkungen eines Autors auf seine Zeitgenossen und Nachfolger als einen wesentlichen Bestandteil für die Erkenntnis seiner Stellung in der Litteraturgeschichte betrachten, so gewinnt die Frage nach

der Verbreitung seiner Werke im Auslande besondere Wichtigkeit. Mit Recht hat daher die Forschung in der letzten Zeit gerade auf diesem Gebiete kräftig eingesetzt. Süpfles „Geschichte des deutschen Litteratur- und Kultureinflusses auf Frankreich", nun durch Rossels „Histoire des Relations littéraires entre la France et L'Allemagne" ergänzt, und Thiemanns bescheidenere, aber tüchtige Bearbeitung der gleichen Frage für die deutsch-italienischen Beziehungen, Herfords Studien über die deutschen Einflüsse auf das England des 16. Jahrhunderts, die neuestens durch Leslie Stephen, E. Margraf, Theodor Zeiger für das 18. und 19. weitergeführt wurden, und Wiltens Untersuchung über die frühesten Einwirkungen der deutschen Litteratur auf Amerika bilden für dieses Thema die allgemeine Grundlage, von der sich dann so ausgezeichnete Sonderstudien abheben, wie Brandes Darlegung von der Aufnahme der goethischen Werke in Dänemark, Brandls Untersuchung über ihre Aufnahme in England, Betz Arbeiten über Heine in Frankreich. Dem bloß bibliographischen Verzeichnis der englisch-amerikanischen Faustübersetzungen ist soeben Fräulein Dr. Langkavels eingehendere Betrachtung der französischen Uebertragungen von Goethes Faust gefolgt. So beginnen wir jetzt bereits die Bilanzen zu ziehen der Ergebnisse dieses „mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehrs".

Es war Goethe, der diesen Ausdruck gebrauchte für die von ihm mit besonderer Vorliebe beobachtete und so viel als möglich geförderte Bewegung, eine allgemeine Weltlitteratur herzustellen. „Die sämtlichen Nationen, in den fürchterlichsten Kriegen durcheinandergeschüttelt, sodann wieder auf sich selbst einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß sie manches Fremde gewahr worden, in sich aufgenommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse hie und da empfunden." Ich führe gerade diese goethischen Worte hier an, denn sie wurden niedergeschrieben vor zweiundsiebzig Jahren, um das erste englische Buch über Schiller, Thomas Carlyles „Life of Friedrich Schiller" (erste englische Ausgabe 1825), bei deutschen Lesern einzuführen. Als 1830 die Verdeutschung des Buches mit Goethes empfehlendem Vorworte herauskam, lagen nur Ch. G. Körners zuverlässige, doch knappe „Nachrichten von Schillers Leben" vor, 1812 als Einleitung zur ersten Sammlung seiner Werke zusammengestellt. Erst im gleichen Jahre mit der Uebersetzung des carlylischen Werkes veröffentlichte Karoline von Wolzogen die Lebensbeschreibung ihres Schwagers, über die Wilhelm von Humboldt sich so anerkennend aussprach. So war für die Schillerbiographieen das englische Werk in der That bahnbrechend und füllte eine Lücke aus, während beim ersten Erscheinen von Lewes Goethebiographie (1855) bereits neben Viehoffs Buch das durchaus tüchtige und gediegene Lebens- und Charakterbild Goethes von J. W. Schäfer (1851) vorlag. Wenn trotzdem Lewes in Deutschland einen weit größeren Erfolg als Carlyle errang, so lag dies wohl daran, daß der Goethebiograph der Neugierde seiner Leser viel zu bieten hatte, Carlyles Buch dagegen gleich allen Werken des heldenhaften Schotten den ausgesprochen persönlichen Charakter seines Schöpfers trägt. Schon Goethe hat hingewiesen auf diese Eigenart des Buches, das uns sachlich kaum etwas Neues bringe, aber jedem Verehrer Schillers, also einem jeden Deutschen, höchst erfreulich sein müsse, weil man aus ihm erfahre, „wie ein zartfühlender, strebsamer, einsichtiger Mann über dem Meere in seinen besten Jahren durch Schillers Produktionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weiteren Studium der deutschen Litteratur angetrieben worden". Carlyle selber hat 1872 durch ein „Supplement" von den Forschungsergebnissen der siebenundvierzig dazwischen liegenden Jahre manches für seine Darstellung Schillers zu verwerten gesucht. Aber der bleibende und durch keine Fortschritte der Litteraturgeschichte veraltende Wert seines Buches liegt eben in dem ganz persönlichen Elemente: wie ist dem Manne, der selber das Evangelium der Heroworship verkündigte, Schillers heroische Persönlichkeit erschienen, was hat aus Schillers Leben und von seinen Werken auf den Nachkommen der schottischen Puritanerfamilie gewirkt? Und so gilt von Carlyles Schillerbuch, was Schiller selber einmal Fichte gegenüber über den Lebenswert von Schriften äußerte: der sachliche Lehrwert könne ein Buch nicht vor dem Veralten retten, denn bei dem Fortschreiten der Litteratur wisse später „schon der Lehrling, was ehemals dem Meister zu schaffen machte. Hingegen ein Individuum, das uns sich in seinem Buche lebendig abgeworfen hat, ist und bleibt ewig das einzige in seiner Art und kann zwar verkannt, aber nie ersetzt werden."

Es verlohnt sich wohl, an diese Eigenart der ersten Schillerbiographie in englischer Sprache zu erinnern, wenn wir im Begriff sind, das neueste englisch geschriebene Buch über den gleichen Gegenstand, Calvin Thomas „The Life and Works of Friedrich Schiller"[1]) als erfreulichstes Erzeugnis der neueren litteraturgeschichtlichen Arbeitsmethode und Forschungsergebnisse nach Gebühr zu rühmen. Wenn Thomas es ab und zu an einem nicht billigenden Ausblicke auf den oft etwas kärrnerhaften Betrieb der deutschen Philologie nicht fehlen läßt, so wollen wir auch offen zugeben, daß dieser Tadel kein unverdienter ist. Andererseits sehen wir doch auch aus diesem trefflichen amerikanischen Großbau, daß die mühsame litterarhistorische Kleinarbeit des Herbeischaffens und Behauens der Steinchen und Steine keine unnütze ist. Es ist Thomas durchaus zuzugestehen, daß sein Buch on fresh and independent study der Quellen gegründet ist. Wie viel er aber den deutschen Vorarbeitern verdankt, hebt er selbst überall und am Schlusse besonders in dem „Survey of Schiller Literature" hervor.

Thomas Buch bildet vom Anfang bis zum Ende eine durchaus erfreuende Lesung. Die Anerkennung der „Social Forces in German Literature", wie Kuno Francke sie seinen amerikanischen Lesern so prächtig dargelegt hat[2]), bildet gleichsam den Grundton, auf den Thomas sein ganzes Werk gestimmt hat. Als lebendige Zeugnisse einer großen Persönlichkeit, die sich darin abspiegelt, will er die Dichtungen und Schriften Schillers dem Empfinden und Verstehen seiner amerikanischen Leser nahebringen, aus einer bewegten, bedeutenden Zeitepoche heraus diese fesselnde Persönlichkeit des Dichters erklären. Es entspricht ganz dieser gesunden geschichtlichen Auffassung, daß Thomas sich wiederholt gegen diejenigen wendet, die mit Otto Ludwig es Schiller nicht verzeihen können, daß er nicht Shakperes Beispiel folgte. Wohl habe die Kritik auch Schillers Dramen gegenüber ihre Bedenken vorzubringen, aber die schöpferischen Großthaten (creative achievement), mit denen Schiller die Herzen eines großen Volkes gewann, stünden schließlich doch hoch über aller kritischen Weisheit. „Die Zeit, in der man glaubte, über Schiller wegschreiten zu können, weil er nicht Shakspere war, ist vorbei. Genug, daß er er selbst war, und nirgends bekundet er mehr sein eigenes Wesen als in der Vereinigung grenzenloser Herzensweichheit und hoher männlicher Entschiedenheit" (S. 191). Thomas spricht seine Bedenken über das Zusammentreffen von Johanna und Lionel, an dem schon Platen schweres Aergernis nahm, ganz kräftig aus, um schließlich doch anzuerkennen, welch tiefe und dauernde Wirkung von jeder Szene der „Jungfrau von Orleans" ausgehe. „Weist theoretisch ihre Fehler nach, so viel ihr mögt, es bleibt doch das große, volkstümliche Werk eines Klassikers, das einen ungeheueren erzieherischen Einfluß ausgeübt hat und noch heute bestätigt, wie durch und durch Schiller das Herz des deutschen Volkes gekannt hat" (S. 375). Es

[1]) New-York, Henry Holt und Company 1901. XVII, 481 S. gr. 8°.

[2]) A Study in the History of Civilization. Second Edition. New-York, H. Holt und Company 1897. 646 S. gr. 8°.

ist nicht das Schlechteste in Thomas Betrachtungsweise, diese fortwährende Betonung, daß kein anderer Dichter die Liebe seines Volkes in solchem Maße dauernd gewonnen habe wie Schiller, und die daraus gezogene Folgerung, daß Schillers Dramen in ihren Vorzügen wie Schwächen eben in ganz hervorragendem Maße den deutschen Charakter wiederspiegeln müßten, daß es Aufgabe des Litterarhistorikers sei, unter diesem Gesichtspunkte Schillers Werke zu erklären: „He is the organ voice of the German instincts and idealisms." Mit Recht läßt Thomas sich durch die bunten Stimmen der Schillerhasser von den Schlegels bis auf Otto Brahm und die Naturalisten des jüngsten Deutschlands nicht in dieser Anschauung irre machen. Die großen, das Volksurteil vertretenden Kreise sind heute wie in den Tagen der ersten romantischen Schule durch das Parteigetriebe der selber unfruchtbaren litterarischen Parteien nicht wankend gemacht worden in der Bewunderung und Liebe für die begeisternden Werke des schöpferischen Nationaldichters.

Mit der Vorliebe des Volkes im Gegensatze zum Tadel der Kritik stimmt Thomas aber auch in einer viel erörterten Streitfrage überein. Freilich hätte man den gegen so viele hohle Nachahmungen von Max und Thekla berechtigten Tadel niemals gegen Schillers Liebespaar selbst erheben können, wenn man sich nur der Gründe erinnert hätte, mit denen der Dichter selbst in seinen Briefen an Goethe und Körner die Notwendigkeit dieser Lichtgestalten im Reiche des düsteren Saturnus begründet hat. Der Dichter des „Wallenstein", der 1795 erklärte, es gebe nichts Roheres als den Geschmack des gleichzeitigen deutschen Publikums, ihn zu veredeln, nicht ihn zu respektieren sei der ernstliche Plan seines Lebens, war weit entfernt, durch empfindsame Liebesszenen diesem Geschmacke Zugeständnisse zu machen. Er, der daran dachte, in den „Malteser" eine Tragödie ohne Frauenrollen zu schreiben, hätte wohl die Berechtigung von Voltaires Klage anerkannt, daß die Gewohnheit, in jeder Tragödie wenigstens als mitwirkendes Motiv die Liebe mitspielen zu lassen, schädlich die freie Entwicklung des Dramas hemme. Max und Theklas Liebe ist denn auch keine Episode in der Wallensteindichtung, sondern, wie Thomas (S. 348) betont, „a vital element of the plot". Das Stück könnte zweifellos ohne das Liebespaar entworfen werden und würde dann geschichtlich treuer sein, aber eine kalte Haupt- und Staatsaktion. Der Untergang von Max und Thekla sei ein wesentlicher Bestandteil der Nemesis, die Wallenstein von dem Augenblicke an folge, da er den schicksalsschweren Entschluß faßte. Die Verse von „Wallensteins Lager" werden von Thomas als „the old free- and easy tetrameter" bezeichnet; es wäre vielleicht besser gewesen, gleich den Ausdruck Knittelvers beizubehalten, als diese unklare und leicht irreführende Benennung zu wählen (S. 338). Den Wunsch, daß Schiller selber eine Bühnenbearbeitung der drei Wallensteinteile für einen Abend unternommen hätte, begleitet Thomas mit der Einschränkung, daß kein anderer dieser Aufgabe sich gewachsen glauben dürfe. Eugen Kilians interessanter „Beitrag zur Bühnengeschichte von Schillers Wallenstein"[3]) kann durch die Kennzeichnung der verschiedenen Versuche nur das Mißlingen der einzig durch Schiller selbst lösbaren Aufgabe bestätigen. Im Irrtum ist dagegen Thomas mit seiner Annahme eines Einflusses der Romantiker auf die „Maria Stuart". Schiller hat in den beiden Königinnen selbst nur den persönlichen Gegensatz hervortreten lassen, dem katholischen Schwärmer Mortimer aber den ehrlich um Englands wohl besorgten protestantischen Staatsmann Burleigh entgegengestellt. Wenn Thomas den vollberechtigten Vorwurf erhebt, daß Schillers vielverklagte Rhetorik in sehr vielen Fällen gar nicht dem Dichter, sondern den zur hohlen Rhetorik und Deklamation geneigten Schauspielern zur Last zu legen sei (S. 420) — übrigens kein gutes Zeugnis für die im Dollarlande gastierenden berühmten deutschen Mimen —, so möchte ich hinzufügen, daß auch an der Verkennung Burleighs seine Darsteller auf der Bühne Schuld tragen. Er ist rücksichtslos, vor keinem Mittel zurückscheuend, aber seine Feindin Maria selbst rühmt, daß nur der Vorteil Englands, nicht eigener Nutzen den unbestechlichen, unermüdeten protestantischen Eiferer leite. Den Staatsmann, der der eitlen Elisabeth des Volkes Wohlfahrt als das höchste Gesetz, die Rettung Englands für mehr als die Rettung ihres Lebens bezeichnet, sollte nicht als Intriguant und schwarzer Bösewicht auf der Bühne erscheinen. Unmöglich ist übrigens nach Schillers eigenen Angaben im Stücke, daß er sich Maria als fünfundzwanzigjährig dachte, wie Thomas (S. 358 und 370) meint, wenn schon beide Königinnen im Drama bedeutend jünger hingestellt sind, als sie es 1587 thatsächlich waren.

Nicht ganz gerecht scheint mir Thomas mit seiner ungünstigen Beurteilung Charlottens von Kalb zu sein. Ich ergreife gern die Gelegenheit, um auf die reichen Quellen für Charlottens Schicksale und litterarische Arbeiten aufmerksam zu machen, die uns soeben neu erschlossen worden sind. Oberstleutnant Johann Ludwig Klarmann hat in seiner äußerst reichhaltigen und kulturgeschichtlich fesselnden „Geschichte der Familie von Kalb auf Kalbsrieth"[4]) zugleich für die Goethe- und Schillerlitteratur wichtige Beiträge geliefert. An sich schon bietet die kalbsche, bis auf das Jahr 1200 zurückgreifende Familiengeschichte manches Anziehende, da nur wenige Geschlechter über einen so großen geographischen Raum verbreitet waren wie die Herren von Kalb. Der weimarische Kammerpräsident Johann August Alexander von Kalb, dessen Amtsnachfolger Goethe 1782 wurde, nachdem 1775 der junge Kammerherr von Kalb sein Reisebegleiter von Frankfurt nach Weimar gewesen war, spielt in der Geschichte von Goethes amtlicher Thätigkeit keine geringe Rolle. Klarmann hat nun das gesamte Material zusammengetragen, um Kalbs Beziehungen zu Weimar klarzustellen. Derselbe weimarische Präsident war es aber auch, der die unglückliche Ehe Charlottens Marschalk von Ostheim mit seinem Bruder, dem französischen Kapitän Heinrich von Kalb, zu Wege brachte. Wenn auch nicht wesentlich neue Züge Charlottens uns jetzt bekannt werden, so ist doch der reiche Zuwachs an Briefen Charlottens, besonders die Erschließung ihrer Korrespondenz mit Varnhagen, die wir Klarmann verdanken, für die Kenntnis der „Titanide" wie für die Schillerlitteratur wertvoll. Als erfreulichste Bereicherung der Schillerlitteratur, als großen und glänzenden Baustein im internationalen Ruhmestempel Schillers aber begrüßen wir das hervorragende Werk des amerikanischen Litterarhistorikers, der in so ausgezeichneter Weise die deutsche Forschung zu verwerten wußte und doch in seiner Darstellung ein selbständig eigenartiges Werk, zugleich zum Nutzen amerikanischer wie deutscher Leser geschaffen hat.

[3]) Der einteilige Theater-Wallenstein. Berlin, Verlag von Alexander Duncker, 1901 (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgegeben von Franz Muncker, XVIII. Band).

[4]) Mit besonderer Berücksichtigung auf Charlotte von Kalb und ihre nächsten Angehörigen. Nach den Quellen bearbeitet. Mit fünfzehn Bildern und Karten. Erlangen 1902, kgl. b. Hof- und Universitätsbuchdruckerei Junge und Sohn. X, 576 S., gr. 8°.

Komödien.

Von Willy Rath (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Eine ganze Flottille von Komödien zieht vorüber, Fahrzeuge sehr verschiedener Art unter einem bunten Gewirr von Flaggen und Wimpeln. Suchen wir, das ist der erste Antrieb, einen Punkt, von dem sich alle in ein Gesichtsfeld bringen lassen! Steigen wir ein wenig auf den Leuchtturm hinauf und überblicken die Schar aus der Höhenperspektive! Eine gute Absicht, leider schlecht auszuführen: bis wir den Turm erklettern, sind die meisten der leichten Fahrzeuge kleine, ferne Punkte geworden, oder um die Ecke geschwommen. Bleiben wir also für heut am ebenen Strand der Einzelbetrachtung und holen wir eine grundsätzliche Zusammenfassung von Wesen und Gesetzen der Komödie ein andermal nach.

* * *

Die Hälfte der zwölf Bühnenwerke, von denen gegenwärtig zu berichten ist, gehört, bis jetzt, ins Bereich der Buchkomödie. Damit soll nicht die mindeste Geringerschätzung ausgedrückt sein; denn die Annahme und Aufführung eines Stückes durch das materielle Theater beweist noch nichts, und gegenüber der wahllos übertriebenen Beachtung alles Aufgeführten heißt es nur eine Pflicht der Gerechtigkeit erfüllen, wenn man auch die zur Feuerprobe noch nicht zugelassenen Arbeiten dramatischer Gattung der Oeffentlichkeit bekannt machen hilft. Die andere Hälfte — Arbeiten von Bahr, Brennert und Presber — ist bereits an verschiedenen Orten dargestellt worden; hier bleibt uns kaum mehr übrig als eine Variation über ein bereits angeleigtes oder abgegeigtes Thema, ein Epilog. Da vier kleine Stücke darunter sind, die durch Ueberbrettl aus der Taufe gehoben wurden, könnte man sich versucht fühlen, einen Epilog zur Ueberbrettelei anzuschließen. Doch habe ich gute Gründe, darauf lieber zu verzichten und mich auf die Feststellung zu beschränken, daß die kurze Epoche des litterarischen Abwechslungstheaters der Komödie die von manchem erhoffte fruchtbringende Anregung nicht gegeben hat.

Hans Brennerts Bureaukratenstudie „Die Hasenpfote" war das erfolgreichste Stückchen in Wolzogens Spielplan. Eine „Tagikomödie", wie der Verfasser betitelt, ist in ihm allerdings nicht zu finden. Ein armer Teufel von Bureaukuli, der sich stets getreten und zurückgesetzt glaubt, wird von einem boshaften Kollegen grausam verulkt, sodaß er ein vermeintliches Recht auf eine „amtliche Hasenpfote" mit Löwenmut verficht, bis er sich glücklich um seine Stellung gefochten hat. Der Ausgang ist traurig, da der herzlose Witzbold mühelos siegt. Aber tragisch ist die Sache nicht, schon deshalb, weil der Aktschluß keineswegs einen unwiderruflichen Ausgang bringt. Eine Komödie dagegen, eine kleine Alltagskomödie darf man das Werkchen schon nennen. Daß der ängstliche Lohnsklave sich just für eine Erzbagatelle mit seinem ganzen bißchen Persönlichkeit einsetzt, ist ein Zug, der auf die besten Ziele der Charakterkomödie hinweist; daß die erste und einzige Auflehnung seines Lebens von einer thöricht falschen Voraussetzung ausgeht, ist ebenfalls echte Komik. Brennert hat etwas von jener drastischen vis comica, durch die der „Maitre Patholin" unvergänglich frisch bleibt. Er besitzt außerdem angeborenen Bühneninstinkt. Wenn er sich's nicht zu leicht macht, darf man von ihm noch Gutes erwarten. Seine beiden weiteren „Komödien", „Der Wackelstein" und „Die indische Amme" (alle drei Werke im Verlag Harmonie, Berlin W.) bringen allerdings keinen Fortschritt. Vielmehr siegt in ihnen der Schwankwitz und läßt, trotz hübschen, komischen Einzelzügen und Anzeichen technischer Geschicklichkeit, kein lebhafteres Interesse aufkommen. Vielleicht war hier ein Einfluß der kitschigen*) Richtung innerhalb der berliner Brettelei mitschuldig. Hoffentlich veranlaßt das Ende der Ueberbrettl Hans Brennert zu entschiedenerem Streben ins Weitere des Menschlichen und zu ebenso entschiedenem Verharren im Engeren des Künstlerischen.

„Ein Mondscheinszenchen" nennt Rudolf Presber bescheiden sein einaktiges Versstückchen „Herbstzauber" (Berlin, Th. Mayhofer Nachf.), das in Berlin von „Schall und Rauch" und im Reich von mehreren großen Bühnen mit bestem Erfolg aufgeführt wurde. In zwanglosen, leicht parodistisch abgetönten Versen klingelt ein Scherzspiel an uns vorüber, das die unsterblichen Liebenden der Commedia dell'arte, Pierrot-Adam und Colombine-Eva, zu Dionysos in Beziehung bringt, der als Gartenhüter über den verschnittenen Hecken auf marmornem Sockel wacht. Der ewige Hellenengott gewinnt dem hasenfüßigen Philister Pierrot das leichtbewegliche Bräutchen ab und zieht es zu sich empor. Auf weitere symbolistische Fundamentierung wollte sich der Dichter dabei nicht einlassen. Ein heiteres Spiel im Banne einer Stimmung von Liebe-, Wein- und Mondscheinzauber zu geben, war seine Absicht, und ihre Erfüllung konnte seinem liebenswürdigen Talent nicht schwer fallen.

Gustav Falke, den wir zum erstenmal auf dem dornenreichen Rosenpfad des Dichters dramatischer Gattung sehen, will von vornherein den Gedanken an eine tiefere Bedeutung seiner fünfaktigen „Märchenkomödie" garnicht aufkommen lassen. Als Prolog zu „Putzi" (Hamburg, Alfred Janssen) verkündet eine recht matte „Lustige Person", ohne irgend provoziert zu sein:

> Ein heit'res Spiel, phantastisch aufgeputzt,
> Ein Märchen. Nehmt's als solches hin und sucht
> Nicht nach Moral und tieferem Sinn erst. Nutzt
> Der wenigen Stunden wechselvolle Flucht,
> Behaglich euch im Sessel auszuruh'n
> Von den Problemen, die den Tag bewegen.
> Muß es denn immer ein Problem nur thun?

Qui s'excuse s'accuse. Wer hat denn behauptet, daß es immer ein Problem nur thun müsse? Die Moral, die grüblerische Klugheit, die löbliche Gesinnung thun es freilich nicht. Aber wer zu uns spricht, muß uns etwas zu sagen haben. Das echte Märchen pflegt dazu allerdings noch einen Sinn zu haben, der tiefer liegt als das, was es uns mit Worten sagt. Und die Komödie erfordert, daß einer von oben herab das Leben sieht, das Stück Leben zumindest, das er schildert. Gustav Falke aber bringt ein Märchen ohne Ober- und Untersinn in Dialogform und Akteinteilung und glaubt das so entstandene breite Scheindrama, das weder einen Schimmer des lebendigen Lebens, noch ein Darüberstehen spiegelt, zur Märchenkomödie ernennen zu sollen. Daß die Heldin, die gute Maleen, die mit erstaunlicher Opferfreudigkeit den Kater Putzi zum Prinzen entzaubert und sowohl diesen als auch den Jägersmann liebt, ein etwas merkwürdig konstruiertes Seelchen besitzt, wäre kein Fehler, wäre am Ende gar ein Vorzug, wenn einige Motivierung dahinter wäre und einige Seelendarstellungskunst eigenartige Deutung projizierte. Aber in dieser Richtung hapert's gar sehr. Von dem versprochenen Schalk und Schelm verspürt man auch kein Lebenszeichen, es sei denn der Schelmenstreich, daß die versprochene Schalkheit ausbleibt. Die Verse zeugen aufs neue von der hervorragenden, man möchte sagen fatalen Leichtigkeit, mit der Gustav Falke die Reimkunst beherrscht. In Einzelheiten fehlt es nicht ganz an netten, niedlichen Momenten, dafür aber fehlt dem Ganzen das Wichtigere, die männliche Kraft der Selbstzusammenfassung. Die Sprachbehandlung wirkt vielfach gequält salopp. — Es ist nicht erfreulich, solcher Art Schritt für Schritt feststellen zu müssen, wie der dramatische Versuch des feinen Lyrikers mißglückte. Aber einem Poeten wie Falke schuldet man wohl Aufrichtigkeit. Was suchte er auch auf dieser Galeere?

Wenig erquicklich ist auch die Beschäftigung mit Karl Bleibtreus neuer Komödie „Die Edelsten der Nation" (Verlag von Albert Langen, München). Seit

*) „Kitsch" ist ein vortreffliches Schlagwort, womit in München der ehrlich arbeitende Künstler alle unkünstlerische Publikumskunst bezeichnet.

Jahren führt dieser hochbegabte Mann einen erbitterten Kampf gegen das von seiner eigenen Einbildungskraft geschaffene Phantom einer ebenso böswilligen wie unfähigen Verschwörerrotte, die ihn um keinen Preis verstehen und aufkommen lassen will. Und zu dieser Rotte gehört ihm jeder Rezensent oder Bühnenleiter, der Bleibtreus Werke ablehnt. Vor sechs Jahren geriet ich selbst einmal recht unerwarteter Weise in ein kleines Preßscharmützel mit ihm, weil ich Verblendeter gelegentlich geschrieben hatte: „Karl Bleibtreu hat jüngst in einem Aufsatz, der anscheinend ein ehrlich Stück Selbsterkenntnis umschließt, viel von den großen Wollern in der Litteratur gesprochen, die schwache Könner zu sein pflegen.“ Zum erstenmal seit der Zeit habe ich die Pflicht, eine bleibtreusche Arbeit zu besprechen. Wie hätte ich mich gefreut, so recht aus voller Ueberzeugung ihr Lob singen zu können und dadurch in des Autors Augen zum Kenner und neidfreien Gentleman zu avancieren. Leider, leider aber, mit wieviel Au und O und bedenklichstem Schütteln des Kopfes ging die Lesung vonstatten, wie betrübend war das Endergebnis, das man nun wieder öffentlich festlegen muß, über und für einen Mann, dem es nur die Verbitterung wieder einmal verstärken wird. Indessen, eines einzelnen Subjektes Urteil ist immer unmaßgeblich — gewiß nicht am wenigsten für den Dramatiker Bleibtreu.

Auch hier ist nicht Mangel an Geist oder Courage die Ursache des Versagens, sondern vor allem Mangel an Besonnenheit, an energischer Konzentration der flüchtigen Stoffmassen, an jener Arbeit der Beschränkung, die den Meister ausmacht und, trotz Bleibtreus genialischer Gegenmeinung, mit Beschränktheit wirklich nichts zu thun hat. Den „Edelsten“ der Nation gilt es diesmal. Geburts- und Finanzaristokratie werden einander gegenübergestellt, indem sich die Geschicke einer reichsfreiherrlichen Offiziersfamilie mit denen eines „Großfinanziers“, des Barons Ignaz Clemens v. Blauschild, und seiner Tochter Sieglinde zu verschlingen beginnen. Der Reichsfreiherr v. Ellerburg, General der Infanterie a. D., hat vier Kinder: einen überaus tüchtigen Sohn Heinrich, der als Oberst, Regimentskommandeur und Militärschriftsteller glänzende Aussichten auf weitere Karriere hat, aber am Schluß des Stückes der militärischen Laufbahn entsagt, weil er überzeugter Duellgegner geworden ist; zweitens einen cynisch-leichtfertigen Sohn Jobst, der als junger Garderittmeister tief in Schulden und in die blauschildsche Einflußsphäre geraten ist; drittens und viertens zwei Töchter, von denen die ältere, an einen Major verheiratete, eine herzensrohe Lebedame, die jüngere, Adele, ein schlicht und tief empfindendes Mädchen ist. Jobst steht im Begriff, Sieglinde Blauschild zu heiraten, notgedrungen und trotz dem entschiedenen Widerspruch des Vaters und des Bruders. Ein deus ex machina, ein allerdings nicht ungeschickt eingeführter, der bürgerliche Deutschamerikaner Arthur Ellerburg, der Sohn eines als Offizier entgleisten Bruders von General v. Ellerburg, löst den Knoten mit amerikanischer Klugheit und gestützt auf seine amerikanischen vier Millionen. Schließlich sind die Blauschilds blamiert, Jobst nimmt, unter Arthurs moralischem Zwang, ehrenvollen Abschied von Europa, und Adele geht als Arthurs Braut mit nach Amerika. An Figuren ist die Handlung reich genug; wäre sie es nur auch an Charakteren! Aber da kommen nur der Oberst und der prächtig gezeichnete alte General in Betracht. Bei Jobst sind nur Ansätze zu individueller Charakterzeichnung wahrzunehmen. Adele ist ein ganz blasser Schemen, Arthur immerhin halb Mensch, halb Idealbegriff. Die beiden erinnern, gewiß ohne Absicht des Verfassers, stark an die Lenore Mühlingk und den Grafen Trast in Sudermanns „Ehre“. Einen wildgewordenen Sudermann darf man die ganze „Komödie“ nennen. Zu den Szenen im Hause Blauschild scheint „Sodoms Ende“ Gevatter gestanden zu haben. Doch hat sich Bleibtreu im Sarkasmus seiner Entrüstung über den gemeinen Materialismus seiner Finanzleute so verbissen, daß er nur krasse Karikaturen zustande bringt, die keinen Eindruck mehr machen können. Ein einfach beispielloses Sammelsurium von Kalauern über sämtliche Fragen der Gegenwart, von völlig unmöglichen Situationen und gröbsten Uebertreibungen bildet diesen zweiten Akt. Karikaturen sind alle, die der Verfasser in ihren Schwächen bloßstellen will, also außer dem Monstrum von Großfinanzier und seiner würdigen Tochter auch die unglaubliche Mutter Ellerburg, die Majorin und der Major, ein Kammerherr und Reichstagsabgeordneter, ein Kommissionsrat und eine geheime Agentin. Man sieht, Bleibtreu hat sich bemüht, den Schatten gerecht zu verteilen. Aber was frommt das, wenn die überwältigende Mehrheit seiner Personen nicht einen Augenblick die Illusion gestattet, daß sie Menschen sein könnten? Manches Gute enthält der dritte Akt. Und sympathisch berührt im ganzen Buch (diese Komödie wird wohl Buch bleiben) die tiefwurzelnde Ehrlichkeit in des Dichters Empörung gegen die ideallos unwürdige Lebensauffassung in schicksalsbegünstigten Kreisen, die ihrer Verpflichtungen gegen die Nation hohnlachen. So sind recht bemerkenswert die Worte, mit denen Arthur Ellerburg unser Parvenupolis charakterisiert: „Was mein Vater von Berlin und Preußen erzählte, klingt heute wie eine Sage aus der Vorwelt, deren sich nicht mal die Bevölkerung selber erinnert. Lesen Sie doch die sogenannten berliner Romane — man merkt, daß nicht einer dieser angeblichen Realisten mit dem historischen alten Spree-Athen zusammenhängt. Diese schlichte, sparsame, allem Geistigen zustrebende, ideale Güter pflegende, in ihrer Pauvretät durch und durch vornehme Gesellschaft mit ihren ästhetischen Thees und dünnen Butterbroten, wo heute der Luxus rast, ihren gemütlichen Sandstrecken (?), wo heute Paläste ragen, dieser pflichtstrenge Adel und dieses hochgebildete Bürgertum, diese stillen, großen Arbeiter haben mit ihrer inneren Gesundheit die Welt besiegt, stetig in heldenhafter Ruhe. Heute seh' ich nur Hasten, Haschen, Sichspreizen.“ — Um die Komödie von Neu-Berlin und seinen Beherrschern zu schreiben, muß man allerdings noch etwas mehr sehen. Der überlegene Humor ist Bleibtreu gewiß nicht gegeben. Aber fesselnde Sittenbilder zu entwerfen, vermöchte er wohl, wenn er sich ernster um die Seelenschilderung und um das Handwerk des Künstlers mühte.

Eine Art Gegenfüßler zu Bleibtreu ist Hermann Bahr, der Verwandlungstechniker unter den deutschen Litteraten, der formsichere, stilbesorgte Kunstmensch, im Gegensatz zu dem sentimentalisch belasteten Ideendichter, der nicht ohne Verachtung auf den idealen Affentrieb, den Kern des künstlerischen Schaffenstriebes, hinabblickt. (Wie charakteristisch ist die grundverschiedene Stellung der beiden zu Napoleon!) Betrachtet man zwei so verschiedene Erscheinungen wie den Preußen Bleibtreu und den Wiener Bahr unmittelbar nach einander, so kann einem plötzlich klar werden, wie es möglich ist, zu zweit ein Stück zu schreiben; fast möchte man wünschen, daß diese komplementären Naturen sich einmal zu gemeinsamer Arbeit vereinigten.

Das dreiaktige Lustspiel „Der Krampus“ (Verlag Albert Langen, München) spielt in Wien anno 1775. Mit sorgfältigem Bemühen und mit seinem ganzen feinempfindlichen Geschmack hat Bahr versucht, ein episodisches Bild jener Zeit zu malen. Und — so weit einer urteilen kann, der ja schließlich auch nicht dabei war — die Absicht scheint vortrefflich gelungen. Klopstock-Entzückung und Werther-Ueberschwingung, altwienerische Sprache und dittersdorfsche Kammermusik, altväterische Gravität und südländische Grazie sind mit Hilfe der modernen exakten „Milieu“-Arbeit in einem höchst echten Interieur stimmungsvoll vereinigt. Vielmehr, es sind zwei Interieurs: der ästhetische Salon der Frau v. Wurz und das Junggesellenheim des alten „Krampus“: Anastasius Ritter von Negrelli, Hofrats bei der böhmischen Hofstelle in Pension. Dieser Reichtum an Milieu wird zum schädlichen Ueberfluß. Bei so viel Innendekoration bleibt kein Spielraum, kein Raum, gründlich

Theater zu spielen. Dies Fäbelchen vom schwarztyrannischen Herrn Oheim, der dem Nichtchen seinen Ferdinand nicht gewähren will, aber gegen Schluß des dritten Aktes unter derbem Poltern sein goldenes Herz offenbaren muß, es ist doch ein wenig gar zu kurzatmig. Niemals wäre das Stücklein zu drei Aufzügen gelangt, wäre nicht am Ende des zweiten der sinnreiche Mechanismus eines Mißverständnisses angebracht worden — ein Mittel zur Verlängerung, das einem geschickten Theatermann die Möglichkeit giebt, aus jedem Stoff beliebig viele Akte zu schneiden. Hermann Bahr ist sich auch gar nicht unklar darüber, daß sein Lustspiel eine lächelnd ausgedehnte Nichtigkeit ist. Ganz am Schluß, unter der Litteraturangabe, bemerkt der Autor fein: „Daß auch Goldoni gelesen wurde, wird dem Kenner nicht entgehen." Ein Meisterzug, geeignet, den kritischen Gegenspieler matt zu setzen. Oder soll er pedantisch auseinandersetzen, das sei ein allzu bequemer Zug, und für Goldonis typische Verwechslungsspäße sei ein Bahr nun einmal zu sehr mit Litteratur beschwert, oder: man müsse es übertriebene Gewissenhaftigkeit nennen, daß auch die wälsche Lustspielmode jener Epoche mitsamt ihren Schwächen als notwendiges Echtheitdokument herangezogen wurde? Jedenfalls, das Interieur ist so reizend, daß man sich förmlich versucht fühlt, eine Komödien-Handlung zu ersinnen, die daraus, darüber hinaus erwachse.

Hermann Bahrs Parlamentsstück „Der Apostel" (München, Albert Langen) ist keine Komödie, sondern nach Titel und Inhalt ein Schauspiel. Man muß das bedauern. Ich meine wenigstens, nicht vereinzelt zu sein, wenn ich in der parlamentarischen Komödie unserer Tage keinen Vorwurf für das ernste Drama erblicken kann. Höchstens mittelbar lassen sich diesem, wie zu guterletzt jedem Stoffgebiet ernste Seiten abgewinnen. Der „Apostel" aber steht mitten im politischen Getriebe, er ist Minister, nichts als „der Minister", und seine Kämpfe gehen so völlig im Parlamentarischen auf, daß der zweite und mittlere Akt ein ganzes Parlament im vollen Volksbeglücken auf die Bühne rufen muß. Oder sollte der Gedanke an dieses Schauspiel der Keim des ganzen Stückes gewesen sein? Die sensationelle Wirkung des großartigen Aktbildes in der Aufführung des Burgtheaters ist sehr wohl verständlich, und es ist durchaus begreiflich, daß eine so kühne technische Aufgabe einen gewandten Theaterschriftsteller reizte. Was Bahr in dieser Hinsicht zustande gebracht hat, ist auch gewiß anzuerkennen. Leider nur kamen demgegenüber die beiden übrigen Akte zu kurz. Und vor allem kam das Innerlich-Dramatische zu kurz. Der „Apostel" ist ein „interessantes", aber kein „schönes" Stück in Schopenhauers Sinn. Die übermäßige Betonung der äußeren Bewegung beeinträchtigte die Deutlichkeit der zu erkennenden Idee, die Wahrhaftigkeit und Intensität des Seelischen. Wir glauben nicht recht an diesen naiven Minister, der so absonderlich spät und staunend die Kehrseite der Volksgunst kennen lernt. Und wir fragen: Was wäre aus ihm und aus dem Schauspiel geworden, wenn er nicht einen so idealen, so ausbündig anständigen Erzgegner gefunden hätte, der ihm der Nächste wird, da die Not am höchsten ist? . . . Warum so eng-ernsthaft, wo die Freiheit der Satire, die nicht Personen, sondern Lebenserscheinungen zu treffen sucht, viel ernstere Wirkung verbürgt hätte?

Drei jüngere Autoren, von denen neuerdings erschienene Arbeiten hier zu betrachten sind, bringen bemerkenswerte Beiträge zur Gestaltung der modernen Komödie. Lorenz Vendramin (Pseudonym?) haftet dabei noch mehr am Aeußerlichen. Indessen führt der neue Mann mit seiner grotesken Komödie „High Life" (München, Albert Langen) sich nicht übel ein. Die Aktiengesellschaft „High Life" ist ein amerikanisches Riesenunternehmen, das alle, aber auch alle Ansprüche des modernen Gesellschaftsmenschen mit höchst vollendetem Chik erfüllt. Die Schilderung des vielverzweigten Betriebes (Rayon I: Geburten, Rayon IV: Pflege des äußeren Menschen, Rayon V: Liebe, Rayon IX: Sterbeangelegenheiten) ist eine absonderliche Allegorie der zeitgenössischen höheren Gesellschaft mit derber Bloßstellung ihrer Schwächen, vor allem des Amerikanismus, des herzlosen Flirtens und der hohlen Gesellschafts-Sonderehre. Der letzte Erbe alter Kulturen, der ermüdete Fürst Dimbovitza, und der metzgermäßig stumpfe und kalte Yankee Mr. Wood absolvieren im dritten Akt ein von der Gesellschaft High Life fix und fertig arrangiertes Duell, in dem der Fürst fällt. Der vierte Akt spielt im Krematorium des High Life, wo alles so tadellos diskret vorbereitet ist, daß dem dort zum Schluß servierten Trauerfestschmaus die erforderliche gehobene Stimmung nicht fehlen wird. Die Grundidee mußte zu manchen verschrobenen Einzelheiten führen. Etwas starr Mathematisches haftet dem Exempel an. In dem Vielerlei der Gestalten kann der Einzelne sich nicht ausleben. So wird die dichterische Qualifikation des witzigen Erfinders vorläufig kaum durch mehr als durch die Entschiedenheit bezeugt, die ihn sein Thema mit grausamer Folgerichtigkeit bis zum Ende durchführen ließ.

Weit komplizierter, nervöser ist Richard Schaukals, des feinformenden Lyrikers, Art. Sein dramatisches Skizzenbuch „Einer, der seine Frau besucht" (Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt) enthält außer den ersten Szenen, die nach nicht löblicher Novellistensitte den Namen für das Ganze abgeben mußten, eine Farce: „Brautmorgen" und ein größeres Fragment: „Szenen aus einer Gesellschaft junger Leute". Alle drei Arbeiten sind um das Jahr 1895 geschrieben, entstammen also, wenn nicht den ersten Versuchen, doch noch den Anfangsstadien Schaukals. Man könnte es tadeln, daß ein jetzt wohl kaum Dreißigjähriger Unausgereiftes und gar Fragmentarisches nachträglich veröffentlicht. Aber diese Verallgemeinerung eines in den meisten Fällen berechtigten Verbotes muß sich Ausnahmen gefallen lassen, da nämlich, wo die Zurückbehaltung jugendlicher Produkte uns die Bekanntschaft mit kennenswerten menschlichen und künstlerischen Entwickelungsdokumenten vorenthalten würde. Wieviel mehr Persönliches, Intimes pflegen die Farben-Studien, die Zeichnungs-Skizzen der Maler zu haben, als die vollendeten, zum Typischen gerundeten Ausstellungsbilder! Und wie selten gelingt es auch dem bewährten Meister, das Geschaute und Geplante restlos darzustellen. Daß es dem Dichter nicht anders ergeht, bestätigt Goethes überbescheidenes Wort:

Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.

Und die Anwendung auf den Fall Richard Schaukal? Dichter und Dichtungsfreunde werden die Herausgabe seiner unoffiziellen Dramatik dankbar aufnehmen und aus ihr, namentlich aus dem dritten Teil, intime Einblicke in die österreichische Gesellschaft junger Dichters- und Lebe-Leute am Ausgang des verflossenen Jahrhunderts gewinnen. Würden die losen Szenen zum Theaterstück zusammengeschlossen, so möchte leicht das Unmittelbare, das zwanglos Echte des ungehemmten Dialogs den feinsten Reiz verlieren. Uebrigens sind die hier dargebotenen Talentproben von Unreife bereits frei. Teilweise überrascht sogar ein früh erreichtes Raffinement. „Brautmorgen" könnte in unseren Franzosentheatern aufgeführt werden. Dagegen bedürften die „zwei Akte" von „Einem, der seine Frau besucht", doch einer bedeutend stärkeren Motivierung und Konzentrierung. Ueberall jedoch fesselt die spezifisch modern-österreichische Mischung von scharfer Detailbeobachtung, träumerischem Sichgehenlassen und Eleganz des Ausdrucks. Daß Richard Schaukal seine dramatischen Erstlinge jetzt zum Buch vereinigt, könnte auch einen Verzicht bedeuten: als gäbe der Autor, seine Siebensachen dieser Gattung betrachtend, das Weiterrennen nach dem entfernteren Dramatikerziele auf. Oder aber, er hat schon ein gewichtigeres Werk in petto, in dem er sich nicht nur als feinnervigen Kleinkünstler, sondern auch als reifen gestaltenden Bühnendichter erweist?

In Rudolf von Delius habe ich einen Dichtercharakter kennen gelernt, der sich starkes, nachhaltiges Interesse erzwingt. Von ihm erschien (bei Rich. Sattler, Braunschweig) in diesem Jahr die dreiaktige Tragikomödie „Seelenliebe" und im vorigen Jahr das fünfaktige Drama „Gondoly". Aus einer beigefügten Verlegermitteilung erfahren wir, daß beide Stücke „das gleiche Thema behandeln, nämlich das Verlangen nach einem neuen Verhältnis zum Weib, eine große Erörterung des modernen Liebesproblems". Wenn ich nur ahnen könnte, was ich mir unter einem neuen Verhalten in dieser nicht mehr ungewöhnlichen Angelegenheit, unter dem Modernen eines so bemoosten Problems vorzustellen habe! Gewiß, so gut wie die Hausfrau alltäglich, so gut muß der Denker von Zeit zu Zeit den Staub entfernen, der sich immer von neuem auf die guten Sachen setzt. Aber wir wollen uns doch nicht im Ernste einbilden, daß in unseren gesegneten Tagen sich mehr Individuen oder bessere mühten, dieses oder jenes Ideal abzustauben, als in den vorangegangenen Jahrhundertdutzenden. Wir wollen uns nicht dem Wahn hingeben, als lägen da noch ungelöste Probleme herum oder als wäre Problemen des individuellen Instinktlebens mit allgemeingiltig sein sollenden Forderungen beizukommen. Und wir wollen nicht vergessen, daß die höhere Aufgabe der Dichtkunst nicht darin besteht, Problemlösungen zu versuchen, sondern darin, Leben, atmendes Leben weise darzustellen, so daß aus ihm die ewigen Probleme eindrucksvoll vom Grunde heraufleuchten. Es ist ja ein Gemeinplatz, dessen Inhalt aber noch nicht Gemeingut der Gebildeten ward, daß es nirgends in der Kunst auf das Was, vielmehr überall auf das Wie ankommt.

Nun soll Delius nicht für jene Begleitnotiz verantwortlich gemacht werden. Ohne Zweifel ist er mehr Dichter als Problemwissenschaftler. Aber in „Seelenliebe" wie in „Gondoly" geht er thatsächlich rein vom Problem aus, so daß die ganz skizzenhafte Handlung nur zu Beweiszwecken ersonnen scheint. Beide Stücke spielen in der Renaissancezeit; aber mit einem Uebermut, dem man die gesunde Lust am Opponieren anmerkt, hält sich der Autor von aller Bemühung um Zeitstimmung fern. In „Gondoly" wechselt Rhythmus mit Prosa verschiedener Schattierung. „Seelenliebe" ist eine verwegene Neugestaltung des Schicksals der Francesca da Rimini und des Paolo, nur daß von Rimini nicht die Rede ist und die Malatesta in Malaperta umgetauft sind. Der Dialog ist schnodderiges Neu-Berlinisch, aus dem aber an bedeutsamen Punkten (ähnlich auch in „Gondoly") einzelne knappe Seelenbekenntnisse von stiller Schönheit hervortauchen wie weiße Blüten aus einem fauligen Sumpf. Francesca ist das von der Brutalität der Gattenliebe verwundete, nach Seelenliebe verlangende Weib, ihr Gatte Lorenzo ein agrarischer Philister, ihr Schwager Paolo eine problematische Natur: sein Hinneigen zu Francesca beginnt mit Seelenliebe, dann aber siegt „das Tier" über ihn und durch ihn über die Seelengeliebte. Lorenzo ist, nach einem kleinen Stückchen Hjalmarkomödie, ganz zu munterer Versöhnung bereit. Paolo aber, völlig ernüchtert, in bitterer Selbstverachtung ob der ewigen Ueberlegenheit des Tierischen, scheidet von allen. Er will heiraten, kündet er in grimmigem Hohn an, wenn er das Ideal findet, das drei Bedingungen erfüllt: „Das Mädchen darf mich nicht lieben, und am besten ist, wenn sie überhaupt nicht lieben kann. — Zweitens muß es unmöglich sein, daß ich mich je in dieses Weib verliebe. — Drittens darf sie mir doch nie eklig werden." Und in Ergänzung dessen wird außerdem festgestellt: es ist ein leerer Wahn des Mannes, daß die Frau sinnlich sei; seine eigene Sinnlichkeit lechzt nach dem Weib, und da packt ihn das Weib und beherrscht die Welt, nein, würde sie beherrschen, „wenn es nicht einige Verworfene, in Finsternis Lebende gäbe, die — sich verlieben". Was ist nun zur Lösung des Problems gewonnen? Kann nicht morgen einer die Frage beim anderen Zipfel fassen und ebenso kategorisch erklären: Die Unsinnlichen sind die Ausnahmefrauen, die große Masse der Frauen verlangt nach dem Mann oder doch instinktgemäß nach dem Kind, und darum kann sie nicht oder doch nur im Kleinen über ihn herrschen? Es ist wirklich nichts mit dem Beweisenwollen in der Dichtung. Mit Interesse, aber ohne überschwängliche Reformhoffnungen wird man das Dichterwort hören, das in dem anderen Pseudo-Renaissance-Drama der Prinz Orlando zur wahlverwandten Gondoly spricht:

In den Sinnen liegt kein Glück.
Laß uns weiter geh'n.
Verdient denn unser Leib so große Ehre,
Dies alte Erbstück aus der finsteren Zeit?
Gondoly, bin ich ein anderer denn,
Wenn ich mich Nächte auch ganz meiner Tierheit gebe?
Oder wenn Du Rodrigos Mund geküßt?
Bist Du nun anders? Nicht mehr Gondoly? —

Zum Schluß zu kommen: Rudolf von Delius bringt vieles mit, was ihn gerade zur tragikomischen Dichtung als berufen erscheinen läßt. Er besitzt geistige Schärfe und Beweglichkeit, psychologischen Blick und Humor. Sobald er sich von dem jugendlichen Glauben an die Bedeutung der ach so problematischen Seelentheorieen befreit und dem blühenden Leben genähert haben wird, kann er ungewöhnliche Hoffnungen für die Weiterbildung unserer Komödie erfüllen.

Sozialethische Reformlitteratur.

Von **Eduard Bertz** (Potsdam).

(Nachdruck verboten.)

Wissenschaft und Technik haben im verflossenen Jahrhundert so rasche Fortschritte gemacht, Weltanschauung und menschliche Bedürfnisse haben sich unter ihrem Einflusse so schnell gewandelt, daß die soziale Entwicklung weit hinter ihnen zurückbleiben mußte, da sie durch Machtfaktoren gehemmt wird, die auf ihrem historischen Besitzrecht oder auch nur auf dem Recht des Stärkeren fußen. So beginnt der Gesellschaftsbau sich hier und da zu senken, das Ebenmaß seiner Verhältnisse ist zerstört, und von allen Seiten ertönt der Schreckensruf: „Die Zeit ist aus den Fugen". Aber es treten viele Hamlets auf, die da glauben, sie seien zur Welt gekommen, sie wieder einzurichten, ja in allen Ländern haben die Propheten sich erhoben, große und kleine, die den Morgen einer neuen Aera verkünden, und aus Büchern und Broschüren vernehmen wir ihre Weissagungen. Von solchen liegt ein ganzer Stoß auf meinem Tisch.

Durch seinen äußeren Umfang und mehr noch durch seine typische Bedeutung überragt das sogenannte „Egidy-Werk" alle die übrigen. Es führt den Titel: „M. von Egidy. Sein Leben und Wirken." Herausgegeben von Heinrich Driesmans. (2 Bde. Dresden, E. Pierson. 1900. M. 6,—). Der erste Band enthält in neun nach den Stoffen getrennten Abschnitten eine übersichtliche Auswahl der Vorträge und Aufsätze Egidys. Der Herausgeber hat sie, um Wiederholungen zu vermeiden, zusammengezogen und versichert, daß etwas Wesentliches von dem, was Egidy gedacht und gesprochen, nicht vermißt werden dürfte. Sie geben jedenfalls ein erschöpfendes Bild seiner geistigen Persönlichkeit. Daß die Mehrzahl der in Sonderausgaben erschienenen Schriften dem Werke nicht eingefügt werden konnte, muß man freilich bedauern; sie hätten in dem unverhältnismäßig schmächtigen zweiten Bande wohl Raum gefunden. Doch hat Driesmans, unterstützt durch G. Herters Stenogramme, mit seiner Gruppierung eine große und verdienstliche Arbeit geleistet. Aus dem zweiten Bande seien als die beiden Hauptstücke genannt: eine liebevolle und in ihren Einzelheiten ergreifende Biographie aus der Feder der Frau Amtsrichter R. Deutsch und eine sehr gelungene, tief in sein Wesen eindringende Charakteristik Egidys

nach seinem „Wirken und Wollen“ von Driesmans. Die eigenen Aeußerungen des vortrefflichen Volksmannes sind alle aus den Nöten und Bedürfnissen der Gegenwart erwachsen, und da er immer die Wahrheit und das Recht gesucht hat und von ihm dasselbe galt, was er über Tolstoi sagte — „Er denkt, ist gut und ist tapfer“ —, so bilden sie eine wahre Schatzkammer der Anregung, der Belehrung, der Ermutigung für jeden, der mit reiner Gesinnung seiner Zeit dienen möchte, gleichviel welcher Partei er angehöre. Doch wenn auch niemand an Egidys edlem Wollen zweifeln kann, so steht es anders mit seinem Erkennen, mit seinen Voraussetzungen und den daraus gezogenen praktischen Folgerungen. Am unanfechtbarsten sind vielleicht seine Beiträge zur Erziehungsfrage. Unter ihnen befindet sich ein Aufsatz über Turnen, Spiel und Sport als Elemente der Volkserziehung, der zum Besten gehört, was über den Wert der Leibesübungen für die Wohlfahrt des Ganzen geschrieben ist. Hier kamen dem Schriftsteller die Erfahrungen des denkenden Offiziers zu statten. Wenn er aber an die bedingte Wirklichkeit der politischen und sozialen Verhältnisse den Maßstab des absoluten Ideals anlegte, so beging er gegen Staat und Gesellschaft eine Ungerechtigkeit; denn er forderte etwas von ihnen, was sie bei der natürlichen Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen unmöglich leisten können. Verwirklichung der Ideale war das Ziel, dem sein Leben angehörte. Driesmans meint von diesen Bestrebungen, sie seien aus der chiliastischen Stimmung unserer Kultur hervorgegangen, glaubt aber, sie unterschieden sich von anderen Utopieen, indem sie ein scharfes Rechnen mit den harten Thatsachen der Wirklichkeit fordern und nur verlangen, daß unsere Lebenseinrichtungen mit den Ergebnissen der Wissenschaft in Einklang gebracht werden. So nannte sich auch Egidy selbst den unmittelbaren Verwirklichungsmenschen, im Gegensatz zu Tolstoi, dem Propheten auf weite Sicht. Trotzdem wäre es wohl eine allzukühne Behauptung, daß sein schwärmerischer Optimismus durchaus auf wissenschaftlichen Grundlagen beruhe; vielmehr ist er gerade in der Anwendung seiner Prinzipien auf die augenblicklichen Zustände noch ein größerer Utopist als Tolstoi. Mit diesem hat er im übrigen viel Gemeinsames, vor allem den Ausgangspunkt aus dem christlichen Geiste. In der Zuversicht, daß die moralische Forderung des Christentums im Leben zu erfüllen, daß das Reich Gottes auf Erden zu verwirklichen sei, liegt das Geheimnis seines Wesens. Hierdurch erklärt es sich auch, daß ihm Christentum und Anarchismus identisch waren; denn was ist der letztere in seiner reinsten Form anderes, als der felsenfeste Glaube an das Gute, als die Autonomie des Gewissens, die sittliche Freiheit und deren Anerkennung in allen Menschen? Zweifellos steht diese Gemütsrichtung in engster Fühlung mit dem tief berechtigten individualistischen Zuge der neuen Zeit. Mit dem Fortschritt der allgemeinen Bildung wird die Einmischung des Staates in die Freiheit der Persönlichkeit immer unerträglicher, und alles drängt darauf hin, diese zu erweitern. Zu dem Schlusse jedoch, daß der Staat selbst überflüssig geworden, wird folgerichtig niemand gelangen, der im Kampfe ums Dasein ein Lebensgesetz erblickt und sich der tierischen Natur unseres Geschlechts erinnert. Es schmerzte unseren edlen Träumer, daß der Kaiser für ihn nicht zugängig war: aber hätte dieser ihm anders antworten können, als es seinerzeit der große Friedrich gethan: „Mon cher Egidy, vous ne connaissez pas assez cette maudite race, à laquelle nous appartenons“?

Sehr nahe stand Egidy der ethischen Bewegung, deren bedeutendster Vertreter, der langjährige Vorsitzende der Gesellschaft für ethische Kultur, ihm geistig verwandt ist. Von diesem hervorragenden Astronomen, dem Professor Wilhelm Förster, dessen Blick auch in der sittlichen Welt stets aufwärts auf das höchste Ideal gerichtet bleibt, besitzen wir schon längst drei Bände „Vorträge und Abhandlungen“, die sich zum großen Teil mit moralischen Problemen beschäftigen. Ihnen reiht sich jetzt ein aus demselben Geiste geborenes Buch an: „Lebensfragen und Lebensbilder. Sozialethische Betrachtungen.“ (Berlin 1902, Dr. John Edelheim.) Es sind gesammelte Aufsätze, ursprünglich in Zeitschriften, besonders in der „Ethischen Kultur“, erschienen. Die drei Lebensbilder haben Napoleon, Bismarck und Egidy zum Gegenstande; ihnen und den übrigen Essais, die scheinbar sehr verschiedene Gebiete behandeln, ist die sozialethische Beleuchtung gemeinsam. Man könnte sich mit ihnen nur auseinandersetzen, wenn man zugleich an der Partei Kritik übte, deren Ziele sie zum Ausdruck bringen. Die Frage, wie weit eine ethische Kultur möglich, wie weit sie nur auch wünschenswert sei, kann nicht beantwortet werden, ohne daß man vorher die Berechtigung der humanen Moral untersucht hat. Es ist die schwache Seite der ethischen Bewegung, daß sie alles für bewiesen hält, was noch so vielen Zweifeln unterliegt und schließlich nur durch Kampf und Sieg sein Recht wird darthun können. Die Gesinnung allein genügt nicht, wenn sie sich nicht auf allgemeine Gesetze und Thatsachen der menschlichen Natur stützt. Des Verfassers Ueberzeugung, „daß es nur eine Wahrheit und eine Gerechtigkeit und auch zu den umfassendsten Gemeinschaftszwecken keine andere giebt“, ist vielleicht nichts als eine Täuschung seines Herzens. Der unverwüstliche Glaube an den endlichen Triumph der sittlichen Mächte in der Welt, die Verurteilung aller Gewaltpolitik, das Streben nach Gerechtigkeit sind Försters hervorstechendste Charakterzüge. Aber selbst einem so reifen und abgeklärten Geiste gelingt es nicht immer, die Einseitigkeit zu vermeiden. Er sagt gelegentlich: „Wir haben die Wirkung des Tones gesehen, den Schopenhauer und den Nietzsche anschlug. Nicht die arbeitsame und feinsinnige Mehrheit der Jugend unserer Hochschulen wurde davon in Mitleidenschaft gezogen, aber derjenige Teil derselben, der prahlhansig und schneidig disponiert und dabei gedankenleer ist, im wesentlichen aber die Kandidaten für die Organe unserer Staatsverwaltung u. s. w. enthält.“ Hieran ist ebenso erstaunlich der krasse Optimismus in der Beurteilung der studentischen Majorität, wie die Ungerechtigkeit gegen die kleine Minorität, die entweder von Schopenhauer oder von Nietzsche, zwei Gegenpolen, wahrhaft tief beeinflußt wurde. Trotz seines ethischen Radikalismus steht Förster jedoch der Wirklichkeit etwas näher als Egidy und sehr viel näher als Tolstoi, dessen Uebertreibungen er ablehnt.

Ein vollständiges System des theoretischen Anarchismus bringt uns ein amerikanisches Buch: The New Dispensation at the dawn of the twentieth century. By J. Wilson (New York, Lemcke & Buechner. 1901), — „Die neue Ordnung am Aufgang des zwanzigsten Jahrhunderts“. In dem Anspruch, das Wesen des Christentums zu verwirklichen, stimmt Wilson mit Egidy und Tolstoi überein. Er sagt am Schlusse: „Die Neue Ordnung verkündet uns die große Lehre Christi, nur in freieren, stärkeren und nachdrücklicheren Worten: die Lehre von dem gleichen Verdienst, der gleichen Güte und den gleichen Rechten aller Menschen“. Aber leider würden alle diese guten und heilsamen Wahrheiten durch das in anderen Abschnitten der Bibel mit Gebot und Beispiel gelehrte Böse verneint, und so stellt sich das Buch in einen bewußten Gegensatz zur Bibel, und zwar um so bestimmter, als es sich für den Verfasser nur darum handelt, Natur und Vernunft zur Herrschaft zu führen. Der zufällige Einklang des christlichen Anarchismus mit seinen eigenen Forderungen hindert ihn nicht, den gesamten dogmatischen Unterbau des Christentums und überhaupt alle Religion zu verwerfen. Sein Ausgangspunkt ist der Atheismus, und die Neue Ordnung betrachtet er als dessen Konsequenz. Indessen braucht man, auch wenn man sich selbst zum Atheismus bekennt, doch seine Voraussetzung nicht einzuräumen, daß alle Regierung samt der Sklaverei und dem Eigentum nur in der Religion begründet sind, und daß die staatliche Ordnung mit dem Glauben an Gott fällt, also keine wirkliche, sondern nur eine ein-

gebildete Berechtigung hat. Jedenfalls ist die Möglichkeit des Anarchismus noch durch keinerlei Erfahrung dargethan, sie ist nichts als eine theoretische Konstruktion, und wer die Natur der Menschheit entwicklungsgeschichtlich betrachtet, kann mit einigermaßen ausgebildetem Thatsachensinn gar nicht zu solchen Trugschlüssen gelangen; sie sind keineswegs, wie Wilson glaubt, ein Ergebnis des gesunden Menschenverstandes, sondern Verirrungen. Seine Einseitigkeit ergiebt sich besonders daraus, daß er nur das Elend der Menschheit aus dem Staat ableitet, dagegen völlig verschweigt, was sie diesem zu verdanken hat. Freilich verachtet er die Güter der Kultur und ist gern bereit, auf sie zu verzichten, wie aus dem Satze hervorgeht: „Reichtum, Wissenschaft, Gesetz, Regierung, Civilisation und Sklaverei gehen Hand in Hand. Nie ist eins ohne das andere zu finden." Dementsprechend vertuscht er die unvermeidlichen Schattenseiten eines anarchistischen Zustandes, z. B. die Beseitigung der Arbeitsteilung, aus der sich für jedermann die Notwendigkeit ergeben müßte, selbst die ekelhaften Arbeiten eigenhändig zu verrichten. „Wenn die Leute nur dazu gebracht werden könnten, zu glauben, daß Arbeit Spiel ist," sagt er, „so würden sie eine Quelle positiven Vergnügens darin finden." Das erinnert doch wirklich an Onkel Bräsigs Erklärung der Armut durch die große Poverteh. Das Buch enthält überhaupt viele Widersprüche; es stellt viele Sätze auf, aus denen bei folgerichtigem Denken gerade das Gegenteil geschlossen werden müßte. Das liegt an dem Mangel philosophischer Durchbildung und tieferer Erfassung der behandelten Probleme. Zu rühmen ist jedoch die einfache, klare und volkstümliche Sprache. Auch soll nicht geleugnet werden, daß der Verfasser vieles Beherzigenswerte vorbringt, und daß besonders sein Bestreben, das Selbstvertrauen und die Unabhängigkeit des Individuums zu stärken, kurz, die Menschen freier zu machen, des Beifalls wert ist. Aber auf dem vorgeschlagenen Wege wird er dies Ziel nicht erreichen. Sicherlich hat das neue Geschlecht die Aufgabe, dem Staate das angemaßte patriarchalische Regiment, das aus dunklen Zeiten stammt, aus der Hand zu nehmen und ihn auf seine eigentliche Bestimmung zu beschränken. Diese aber besteht vor allen Dingen im Schutze des Menschen gegen sich selbst, und der Staat, der in diesem Sinne waltet, wird nicht ein Unterdrücker, sondern der alleinige Hort aller überhaupt möglichen Freiheit sein.

Eine besondere und dem Anarchismus entgegengesetzte Gruppe bilden die Denker, die ihr Sinnen auf die Züchtung oder Verteidigung eines höheren Menschentypus gerichtet haben. Mehr oder minder wurden sie alle von Nietzsche angeregt; aber der gemeinsame Ausgangspunkt der ganzen Familie von Uebermenschen, Edelmenschen und besseren Menschen ist der Darwinismus, wenn auch die Vorläufer dieses Ideals viel weiter zurückreichen.

Andeutungen einer ziemlich vagen Geschichtsphilosophie enthält die kleine Broschüre: „Edelmensch und Kampf ums Dasein. Ein Programm." Von Raul Lory, Doktor der Geschichte (Hannover, Gebr. Jänecke. 1900. M. 1,—). Mit etwas zu starkem Aplomb macht uns der Verfasser darauf aufmerksam, wie sehr sich „dieses Buch von den bibliotheksstaubgeborenen Bänden der Philosophen und sonstigen Weltanschauungstermiten" unterscheide. Die naturwissenschaftliche Weltanschauung gilt ihm als „unsere größte Feindin". Er behauptet, sie stehe und falle mit dem Glauben an die Entwicklung im Sinne regelmäßig fortschreitender Vervollkommnung. Das ist unwahr; denn nirgends wird das Gesetz von Werden und Vergehen bedingungsloser anerkannt, als gerade in der Naturwissenschaft. Wenn er die Geschichte der Menschheit zusammengesetzt findet aus einer fortlaufenden Reihe von Kreisen, innerhalb deren die Entwicklung stets die gleiche, d. h. ihrer Tendenz nach gleichwertige Richtung einschlage, so widerspricht das Körnlein Wahrheit in dieser Ansicht, die sich übrigens mit der altbekannten Spiraltheorie deckt, der Naturwissenschaft keineswegs. Dagegen ist sein Satz, die menschliche Psyche, nicht die Notwendigkeit oder der Kampf ums Dasein habe die Kultur geschaffen, eine ganz willkürliche Hypothese, und seine Behauptung, in jedem Gliede der ursprünglichen Horde habe das gleiche, damals noch rein natürliche Ideal des Edelmenschen gelebt, und das Streben nach diesem sei der Anstoß zur Kulturgeschichte gewesen, muß man als unhistorisch und als eine Umkehrung der Thatsachen zurückweisen. Was er unter Edelmensch versteht, erfahren wir überhaupt nicht.

Um so eingehender und vielseitiger wird dieser Begriff definiert in dem Buche: „Der Edelmensch. Eine Meinung." Von Richard Troedel (Berlin, Hermann Walther. 1900. M. 1,50). Es gliedert sich in zwei Teile, deren erster in interessanter Weise die Ethik auf Psychologie begründet. Der zweite zieht aus dieser theoretischen Untersuchung die praktischen Schlußfolgerungen. Troedel zeigt sich stark von Nietzsche beeinflußt; insbesondere hat er sich dessen problematischen „Willen zur Macht" angeeignet. Seinen Edelmenschen kann man wohl als die Reduktion des Uebermenschen auf das menschenmögliche Maß betrachten. Dessen Eigenschaften sind Festigkeit, erhöhte Sympathie, Widerstandsfähigkeit an Leib und Seele, Zartgefühl und Lebhaftigkeit. Die Widerstandsfähigkeit seit ihn gegen das kleine Mitleid, das die zukünftigen Geschlechter gefährdet und mit jener großen, weitschauenden Sympathie nicht verwechselt werden darf. Was der Verfasser der kurzsichtigen Mitleidsmoral gegenüberstellt, bewegt sich im Gedankenkreise der darwinistischen Rassenethik. Er prophezeit, daß die Aerzte einmal den Weg finden werden zu der einzig möglichen Lebensweise und Moral, und meint, es sei höchste Zeit, daß man aus den Thatsachen der Erblichkeit eine Religion mache. Was die Züchtung des Edelmenschen betrifft, so entsteht er aus der Masse heraus; diese also und nicht eine Klasse muß herangezüchtet werden. Der Kampf ums Dasein vollzieht sich in der Edelmenschheit durch Ausscheidung der Untüchtigen vermittelst Aufhebung des erblichen Eigentums und Verbot ihrer Fortpflanzung, ferner durch erleichterte geschlechtliche Auslese, endlich durch Entwicklung der vorhandenen Anlagen vermittelst besserer gesundheitlicher Verhältnisse, Kampf und Erziehung. Bestehen bleibt das selbsterworbene Eigentum mit der Macht und Ungleichheit, die es verleiht; denn in seinem Optimismus meint der Verfasser, daß immer die Würdigsten zum Herrenrecht des Besitzes gelangen werden. Sollte wirklich im allgemeinen Wettkampf um Gut und Geld die planmäßige Züchtung der Sympathie möglich sein, an die er glaubt? Uebrigens findet er es angemessen, wenn das geeinigte Europa, um sich höheren Aufgaben zu widmen, die Versorgung mit Lebensmitteln den Negern in Afrika überläßt; denn diese Art Sklaverei ähnele der Erziehung und Bevormundung geliebter Kinder, sei also hoch sittlich. Mithin fehlt es ihm, wie man sieht, bei aller Nüchternheit der Darstellung keineswegs an utopistischer Phantasie. Aber durch die Freiheit und Unbefangenheit seiner Betrachtungsweise, die unerschrockene Folgerichtigkeit seines Denkens bleibt das Buch sehr beachtenswert.

Der dritte Schriftsteller dieser Gruppe hat leider seinen Namen nicht genannt; doch erfahren wir durch eine Verlagsnotiz, daß er als Delegierter auf der Friedenskonferenz im Haag thätig war. Zwei Bücher von ihm liegen vor uns: „Der bessere Mensch" und „Heute", beide als „von einem Optimisten" herrührend 1900 in der Schlesischen Verlags-Anstalt von S. Schottlaender in Breslau erschienen. Es sind streng logisch entwickelte Abhandlungen eines systematischen Denkers. Sie behandeln zum Teil die nämlichen Fragen in verschiedenen Zusammenhängen; aber indem das eine sich mehr mit sozialer Psychologie, das andere mit staatspolitischen Gesichtspunkten beschäftigt, ergänzen sie sich gegenseitig. Das Publikum, für das sie bestimmt sind, ist augenscheinlich die regierende Klasse, die darin belehrt wird, mit welchen Mitteln sie sich im Machtbesitz erhalten kann. Diese Mittel bestehen zwar in aus-

gedehntester Fürsorge für das materielle Wohl des Volkes, aber im Rahmen einer Verfassung, die man nur als patriarchalisches Regiment oder aufgeklärten Despotismus bezeichnen kann. Wir haben hier also eine aristokratische Soziologie. Was den Optimismus betrifft, so läßt sich zwischen einem zukunftsgläubigen und einem konservativen unterscheiden. Den ersteren, den Lorz irrtümlich der gesamten Naturwissenschaft zuschreibt, finden wir in den fortschrittlichen Parteilagern und bei den Utopisten des Sozialismus: mit ihm ist eine Verurteilung der Gegenwart wohl verträglich. Unser Autor huldigt jedoch dem viel umfassenderen konservativen, der dem Standpunkt der „Genesis" entspricht. Für ihn sind Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vortrefflich, und sie müssen es sein, wenn er obenein an die Vorsehung glaubt, was nach diesem Optimisten geradezu das Kennzeichen des besseren Menschen ist. Ein solcher Glaube verstößt freilich gegen den Charakter der positiven Philosophie, zu der er sich bekennen zu dürfen meint. Bei alledem beruht sein Optimismus auf einer höchst subjektiven Geschmackswertung und wohl auch auf dem angenehmen Gefühl, zu der bevorzugten Minorität zu gehören; denn vieles, was er preist, wird ein objektiver Beurteiler nur mit schmerzlicher Resignation zugeben können, ja es wird manchem als düsterer Pessimismus erscheinen. Wenn z. B. seine Behauptung wahr ist, daß die große Majorität der Menschheit immer Sklaven sein wird in der Hand einer kleinen Minorität von Herren; wenn er sie als die Herde bezeichnet, die nur vom Stalle zur Weide, von der Weide zum Stalle getrieben zu werden wünscht; wenn er meint, die Massen denken nicht, sondern empfinden nur, und es werde, sobald man an ihren Kopf appelliert, eine Kraft in Bewegung gesetzt, die nur Unheil anrichten kann: so wird das als ein vollkommener Zustand doch nur denen erscheinen, die nach seinem Ausdruck mit den Menschen wie mit „Schachfiguren" umspringen wollen. Und wenn er zwar an die Sicherung des Weltfriedens durch eine europäisch-kontinentale Konföderation glaubt, dabei aber verlangt, daß die Bewaffnung erhalten, ja immer verbessert werde, so beweist dies offenbar nur geringes Vertrauen auf die Zähmbarkeit der menschlichen Bestie, und jedenfalls bleibt dieser äußerst bescheidene Optimismus hinter dem des russischen Friedensmanifestes weit zurück; denn das erkannte einen Fluch der Völker nicht nur in der Kriegsgeißel, sondern ganz besonders in den ungeheuren Opfern für die allgemeine Ausrüstung. Zudem kennt der Verfasser das Volk nicht, wenn er annimmt, daß es ihm nur um die sorglose Befriedigung materieller Bedürfnisse zu thun sei, und in seiner Versicherung, daß die Lage der Massen heute kaum irgendwo unerträglich sei, liegt eine bedenkliche Schönfärberei. Vielleicht besitzt der von ihm verachtete Durchschnittsmensch die Würde nicht, die ihm in Walt Whitmans Weltanschauung zuerkannt ist; aber es giebt auch keine Garantie, daß die herrschenden Minoritäten über dem Durchschnitt stehen; und weil der bessere Mensch, ja der Heiland in jedem Stall geboren werden kann, so muß das Volk Entwickelungsfreiheit haben. Nur wenn die herrschenden Minoritäten sich immer erneuern können, entspricht die Aristokratie der gesunden Vernunft. Unser Optimist verlangt nun allerdings von seinem besseren Menschen, daß er für andere sorge; denn eben dadurch, daß er dies thue, durch Selbstbeschränkung, durch Entäußerung seiner Freiheit zu Gunsten des allgemeinen Wohles, werde er zum besseren Menschen. Aber man hat immer das Gefühl, daß er aus der Not eine Tugend mache; denn wie ein Leitmotiv klingt in beiden Büchern der Satz durch, „aus einfachem Instinkte der Selbsterhaltung" habe die herrschende Minorität die Empfindung der beherrschten Massen nicht bloß zu schonen, sondern auch zu entwickeln. Indessen ist die Erziehung der herrschenden Kaste, wie wir gern zugeben, „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen".

Auch ein Optimist, aber ein die Gegenwart verurteilender und für die Zukunft kämpfender, ist Robert Scheu in seiner Schrift: „Kulturpolitik" (Wien, Wiener Verlag, 1900). Er bekennt sich gleichfalls, und zwar mit größerem Rechte als der feudale Verfasser der vorgenannten beiden Bücher, mit deren Geist der seinige überhaupt in vollkommenem Widerspruch steht, zur positivistischen Gedankenwelt. Sein Ausgangspunkt ist das heutige Oesterreich, wo die Politik nicht nur die höhere Kultur, sondern schlechthin alle Kultur ersticke und das Völkerleben zum Stillstand bringe; für Oesterreich zunächst sind daher auch seine Reformideen bestimmt. Aber den Weg zu beschreiten, den er vorzeichnet, würde allen Völkern zum Heile gereichen. Er glaubt, daß seine Kulturpolitik sich dadurch von der Utopie unterscheidet, daß sie auf die Gegenwart Anwendung sucht und keine fertige Methode, sondern nur Materie giebt. Seinem Vertrauen auf den Sieg der Vernunft in einer Welt, die ganz und gar auf den Kampf von Macht gegen Macht angelegt ist, wird man trotzdem skeptisch gegenübertreten müssen; doch daß er klar erkennt, woran wir leiden, und daß jeder aufrichtig um die edlere Menschheitsentwickelung bemühte Politiker und Volkserzieher viel von ihm lernen kann, ist gewiß. Er hat den Konflikt des modernen Menschen begriffen, der sich in innerer Auflehnung befindet gegen das noch alle öffentlichen Zustände beherrschende Mittelalter. Die unbestrittenste Erkenntnis liegt, wie er sagt, im realen Leben ohnmächtig darnieder; wir leben in einer geschichtlich ererbten, fremden, feindlichen Thatsachenwelt, in der Unsinn gewordenen Vernunft vergangener Zeiten, und es quält uns der Gegensatz zwischen dem inneren Fortschritt und der äußeren historischen Last. Unsere Aufgabe sei die Angleichung der äußeren an die innere Welt, die Ueberwindung des Anachronismus. Die Wahrheit solle Wirklichkeit werden, — das sei Kultur; darum habe die Kultur als solche sich zu sammeln. Der Parlamentarismus, der ein Organ der verfassungsmäßigen Revolution sein sollte, beruhe auf Fiktionen und Illusionen; es gelte, über ihn hinauszudringen und ein besseres, d. h. stärkeres und zweckmäßigeres Organ der Volks-Realpolitik zu erfinden, die fruchtbarste und zugleich mächtigste Organisation des Volkes, die die Gesamtheit nach dem Einteilungsgrunde der zu lösenden Aufgabe gliederte, das Interessenparlament. Für den ersten Anfang giebt er ein Vier-Aufgaben-Programm: die Umgestaltung der inneren Verwaltung, der Polizei, der Mittelschule und der Justiz. Seine Kritik der thatsächlichen Zustände auf diesen Gebieten trifft überall den Nagel auf den Kopf. Was er für die Mittelschulreform verlangt, bedeutet eine Bildungsreform überhaupt: er fordert die Rekrutierung des Schülermaterials nach dem Grundsatz: carrière ouverte aux talents. Und in der That, ich wüßte keinen anderen Weg, um den „besseren Menschen" auf den ihm gebührenden Platz zu stellen. Am Ende der Reihe stehen die politischen Probleme im engeren Sinne, und hier taucht — ein Gegenstück zu der bis an die Zähne bewaffneten europäischen Konföderation des „Optimisten" — zuletzt die Idee eines Kulturtages auf, „in welchem sich die wahre Diplomatie des einigen Europa die Hände reicht". Alles in allem, ein grandioser Plan, in glänzender Darstellung, und es wird besser auf Erden sein, sobald die Menschen einmal dafür reif sind. Zunächst sind Wissen und Wollen zu entwickeln, als der erste Schritt zur That, — und das ist noch ein weiter Weg.

Zur Kulturpolitik gehört nach Scheu auch eine Renaissance des Geschlechtslebens. Er stellt den Satz auf: „Die Ehe ist in jeder Form zu erleichtern, dem Konkubinat seine historische Würde zurückzugeben." Ueber diese Worte wird die Verfasserin der folgenden Schrift, Frau Rose Stolle, die schon durch mehrere Beiträge zur Sittlichkeitsfrage bekannt geworden ist, sich entsetzen. Es handelt sich um „Das sexuelle Leben. Ein Fluch der Menschheit." Von R. St. (Leipzig, Otto Weber. M. 1,50), — ein Buch, das ersichtlich aus bewegtem Herzen kam. Der Verfasserin ist es heiliger Ernst um ihre Forderung, weil sie das Elend der Menschheit, das

aus dem irregeleiteten Sexualtrieb erwächst, tief und schmerzlich empfindet. Ihre Darstellung der furchtbaren Folgen des mißbrauchten Geschlechtsverkehrs entspricht nur allzusehr der Wahrheit. Dagegen wird man dem zweiten Abschnitt, der die Ursachen des Mißbrauchs aufdecken will, nur zustimmen können, wenn man die Voraussetzungen teilt, und das gleiche gilt im großen und ganzen von dem dritten, der die Heilmittel angiebt. Die Verfasserin steht auf dem Boden der Bibel; sie beruft sich überall auf das göttliche Gebot, wie diese es versteht, und folgerichtig behauptet sie: „Außerehelicher Geschlechtsverkehr ist unter allen Umständen verboten; es giebt keine Lage, in der er gestattet wäre, keinen Grund, der ihn rechtfertigen könnte.“ So gelangt sie zu den ungeheuerlichen Sätzen: „Das sexuelle Leben ist die Ehe“, und „Wirkliche Liebe ist bei außerehelichem Geschlechtsverkehr ausgeschlossen“. Für die erste Bedingung ethischer Läuterung hält sie daher auch die Pflege eines religiösen Sinnes, eines festen, tiefen Glaubens. Aber es soll auf geschlechtliche Ausschreitungen, besonders die Prostitution, auch Strafe gelegt werden; denn die menschliche Natur bedürfe der Furcht. Diese Vorschläge beruhen auf so geringer Lebenskenntnis, daß es überflüssig sein würde, sie zu bekämpfen. Die weiblichen Emanzipationsbestrebungen verurteilt die Verfasserin. Doch begreift sie, daß ein großer Teil der Schuld an den herrschenden Uebelständen in sozialen Verhältnissen zu suchen ist. Wenn sie Umgestaltungen verlangt, die den Männern das Heiraten in früheren Jahren gestatten, wenn sie eine bessere Pflege und Erziehung der Arbeiterkinder, Errichtung von Arbeiterheimstätten und erweiterte Bildung für das Volk, ferner Bekämpfung des übertriebenen Alkoholgenusses befürwortet, so ist sie auf gutem Wege. Aber wenn wir auch eine Neubildung der Gesellschaft erreichen sollten, die jedem gesunden jungen Paare eine rechtzeitige Ehe ermöglicht und damit die Prostitution entbehrlich macht, so wäre doch der Triumph zwangsmäßiger Monogamie weder zu erwarten, noch auch nur zu wünschen. Denn damit ein starkes Geschlecht geboren werde, muß die Liebe freie Bahn haben. Das asketische Ideal des Christentums hätte zu völliger Entartung führen müssen, wenn der Liebestrieb nicht heidnisch geblieben wäre. Was wir brauchen, ist Ueberwindung des eingeimpften schlechten Gewissens, das das Natürliche verdammt, ist Genesung zur alten Unschuld der Sinne. Solches fordert unser neues, von der Wissenschaft erwecktes Gewissen, das uns verantwortlich macht für das Gedeihen des zukünftigen Menschen.

Frau Rose Stolle hält es für die Pflicht der Mütter, ihre Töchter in die Mysterien des sexuellen Lebens einzuweihen; hinsichtlich der Knaben und Jünglinge betrachtet sie es als die Aufgabe der Schule, sie über die Notwendigkeit der Keuschheit, sowie über Zweck und Heiligkeit der Ehe aufzuklären. Die Pädagogen sind nun zwar der Ansicht, daß solche Belehrung nicht in der Schule, sondern unter vier Augen zu geschehen hat; daß sie aber überhaupt frühzeitig stattfinde, wird seit Rousseau immer wieder gefordert, weil das Wissen, das aus reinen Händen empfangen wird, ein besserer Schutz gegen Verführung ist als die Unwissenheit, die jedem Buben erlaubt, die jugendliche Phantasie zu beschmutzen. Aber es bedarf dazu des zartesten Taktgefühls, wenn die Sache nicht mehr Schaden als Nutzen stiften soll, und das ist eine seltene Gabe. Jetzt liegt uns ein Musterbeispiel vor, das die Aufgabe schlicht und fein gelöst hat: „Wo kam Brüderchen her?“ Nach Ellis Ethelmers „Baby Buds“ übersetzt von Hanna Bieber-Boehm (Berlin, 1900. Verlag des „Verein Jugendschutz“. M. —,50). Die Frage des Kindes wird hier von der Mutter rein naturgeschichtlich beantwortet, ohne daß irgendwie die Lüsternheit geweckt würde. Nur bei dem heikelsten Punkte taucht ein Bedenken auf, nämlich bei dem Zeugungsakt, wo es heißt: „Das wirst Du später verstehen“; denn hier könnte die unbefriedigte Neugierde allzu leicht gereizt werden. Besonders vortrefflich erscheint mir dagegen die Art, wie die Warnung vor Mißbrauch des Triebes und seiner Organe motiviert wird. „Sie sind wie die zarten Knospen einer Blume. Und du weißt, wenn eine Knospe verletzt wird, wie das der Blüte schadet, die daraus entsteht.“ Daran knüpft sich der Hinweis, daß man zum Wohle der Nation beiträgt, indem man gesunde Nachkommen hinterläßt. Was könnte dem Willen eines Knaben höhere Weihe geben, als das Bewußtsein, daß er durch seine reine Jugend schon dem Vaterlande, der Menschheit dient?

Zur didaktischen Poesie oder auch zur erbaulichen Rhetorik gehört „Das alte Lied. Ein neuer Sang. Eine ungereimte Prosa-Dichtung auf Welt und Menschen“ von Emil Kullberg (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Nach seiner Form ist es eine Nachahmung des „Zarathustra“, mit starker Hinneigung zum Kanzelton, in einer vielfach undeutschen und nicht selten auch ungrammatischen Sprache. Der Inhalt läuft auf eine monotheistische Moralphilosophie hinaus, die das Dogma des Versöhnungstodes Jesu verwirft und vom Buddhismus die Hypothese der Seelenwanderung herübernimmt, und zwar so, „daß die göttliche Seele so lange im Menschen wiederkehrt, bis sie in der Vollendung allein fortbestehen mag als Gott in der Ewigkeit“. Ein starkes sittliches Pathos spricht sich aus in dem Streben nach Versöhnung mit Gott durch Arbeit an der persönlichen Vollkommenheit; doch fliegt der Spiritualismus des Verfassers zu hoch über die Sinnenwelt und ist der Erde zu fremd, um uns die Nachfolge leicht zu machen. Ein Buch für Auserwählte, zu denen ich mich nicht rechnen darf.

Das letzte Buch in eine Gruppe ethischer Schriften einzureihen, berechtigt eigentlich nur der Titel „Unser Leben. Das Ziel. Der Weg.“ Von A. Arndt (Leipzig, Wilhelm Friedrich. M. 2,50). Es besteht aus Dithyramben in Prosa, unter die sich freilich auch gereimte Verse eingeschlichen haben, die bei der Lektüre störend wirken, weil sie als Prosa gedruckt sind. „Unser“ muß wohl als Pluralis majestatis aufgefaßt werden; denn es handelt sich lediglich um A. Arndts Leben, und zwar um sein (oder ihr?) Gefühlsleben. Den Gedankenkern aus all diesem Ueberschwang herauszuschälen, würde eine Riesenarbeit erfordern. Das Ganze gipfelt in einem metaphysischen Idealismus, der sich als Selbstvergötterung offenbart. „Was ist die ganze Welt ohne mich? Nichts, nicht der Schatten eines Etwas, eine Totgeburt, nicht der kleinste Splitter eines Staubes.“ In taumelnder Ich-Trunkenheit ruft der Dichter: „Ich will nur tosend in meine Kraft schäumen und sie verschleudern. O, ich will rasen und frohlocken. Bin ich nicht ein tosender Jüngling, der, nur mit einem Band bekleidet, mit allen Lüften spielt vor lauter Wonne?“ Dennoch verrät die Arbeit ein bedeutendes, wenn auch zügelloses sinnliches Gestaltungsvermögen, eine ungewöhnliche Pracht der Phantasie, und man muß bedauern, daß ein so reich veranlagter Geist so wenig künstlerische Selbstzucht zu üben vermochte. Seine Ethik ist übrigens, obwohl das Sittliche ihm als relativ gilt, bei allem Individualismus vollkommen altruistisch: „Denn grause Sünde ist's, vor der das Herz des Allgewaltigen im Zorn sich schließt, wenn nicht der Mensch die Menschen gleich sich achtet, sie liebt gleich sich und ihren Leib wie seinen eigenen hält, den er mit Schonung pflegt.“

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Die Frau in der modernen Litteratur, mehr als Dichterin denn als dichterisches Objekt, bot in den letzten Wochen auffallend oft den Anlaß zu ruhiger, psychologischer Betrachtung, sowie zu leidenschaftlicher Anklage und Verteidigung. In einer breit angelegten

Untersuchung zeigt Albert Geiger „Die Seele des deutschen Weibes in seiner modernen Lyrik“ (Nordd. Allg. 155, 160, 162a, 166) und unternimmt eine Sichtung des Vorhandenen schon um des Kommenden willen. Nach Stoff und Form gruppiert er die Frauendichtung zunächst, weist auf den engeren, der Psyche des Weibes näher liegenden Lebenskreis: Mann, Ehe und Kind, sowie auf den weiteren: Gesellschaft, Weltganzes und Kultur, hin und kommt zu dem Ergebnis, daß in den Bekenntnissen des Weibes der Sieg positiver, auch die herbsten Kämpfe überwindender Lebensbejahung überwiege. Formal seien die meisten ihrer Werke noch ungelenk, unfertig, eben weil der Inhalt leidenschaftliche, lang zurückgedämmte Konfessionen eines Menscheninnern berge, und der rein subjektive Charakter die objektive Darstellung ungünstig beeinflusse. Im einzelnen greift Geiger sodann die für die Seelengeschichte des modernen Weibes am meisten typischen Erscheinungen heraus. Unter „die Dichterinnen der stilleren Kreise“, diese „klugen, feinlinigen, immer sympathischen Frauengestalten“ reiht er Mia Holm, Helene Voigt-Diederichs, Marie Stona („innerhalb dieser Gruppe das persönlichste Element“), Anna Ritter u. a., unter die „Gährenden“, die mit fesselloser Subjektivität, nicht immer an Maß und Takt gebunden, ihr Innerstes enthüllen, Thekla Lingen, Ada Christen, Klara Müller, Anna Croissant-Rust, Juliane Dery, Marie Madeleine, H. v. Preußchen, Maria Janitschek, und endlich unter diejenigen, die „Zielwärts“ gehen, d. h. ihren subjektiven Inhalten auch künstlerischen Wert zu geben sich mühen, Marie Eugenie delle Grazie, Alberta von Puttkamer und Isolde Kurz. Diese scheint ihm die reichste und reifste der modernen lyrischen Dichterinnen, bei der die bildnerische Kraft den subjektiven Werten die Wage halte. — Fast ausschließlich mit den „Gährenden“, den fesselloss subjektiven, in ihren Enthüllungen schrankenlosen Dichterinnen beschäftigen sich die übrigen Aufsätze über Frauendichtung. Vor allem wirbelt das Tagebuch jener „Vera“, die als „Eine für Viele“ die Keuschheit des Mannes vor der Ehe fordert, allzu reichlichen Staub auf. Von „der geschlechtlichen Moral in der neuesten wiener Litteratur“ spricht Therese Schlesinger-Eckstein (Wien. Arbeit.-Ztg. 207), indem sie die einzelnen Erzeugnisse der „Vera-Litteratur“ betrachtet, zu denen auch C. J. F. (Wien. Dtsch. Volksbl. 4862) Stellung nimmt. Mit einigen anderen, auch sexuelle Fragen behandelnden „Jung-Wiener Frauenbüchern“ nennt Adele Schreiber jenes Tagebuch zusammen (Der Tag 337, 339) in einem Aufsatze, auf den Hans Landsberg ebendort („Amazonen des Geistes“ 349) zu antworten für nötig erachtete. Meist sind es ja soziale Fragen ernster Natur, die in diesen wiener Frauenbüchern mit mehr oder weniger Geschmack und Weite des Blickes erörtert werden, und darum kann nicht von allen Stimmen, die sich auf diesem Gebiete jenseits der Kunst vernehmen lassen, hier ein Echo erschallen. Um so mehr verdient eine scharfe Philippika Otto von Leixners Beachtung, die nichts mit der sozialen Seite der Geschlechtsfrage zu thun hat, sondern sich gegen den „Dirnengeist in der Frauenlyrik“ wendet (Tägl. Rundsch. 177, 178). Nicht jedes weibliche Bekenntnis reiner Leidenschaft anzugreifen, ist Leixners Absicht, wohl aber die Schamlosigkeit zu geißeln, mit der „diese Weiber ihre Geschlechtsgier öffentlich ausschreien“. Deutsche Zucht und deutsches Gemüt, das Streben nach Vertiefung und Verinnerlichung betont er und mengt rassenpsychologische Momente in die Erörterung dieser Frage. Besonders in Großstädten, vor allem in Berlin, mache sich durchaus undeutsches Wesen, das unseren heiligsten Hoffnungen höhnisch widerspreche, mit frecher Aufdringlichkeit breit. „Es will uns Unzucht als ‚freie Moral‘, Verlotterung als Kunst, die Greuel krankhafter Brunst als Offenbarung der Genialität anpreisen. Und Weiber, zum Teile von entschieden fremder Abstammung, ziehen als Chorführerinnen mit tollem Geschrei an der Spitze und brechen in geheiligte Bezirke ein. Was sie sonst im Leben sein mögen, weiß ich nicht und begehre es nicht zu wissen — geistig aber sind sie zumeist Prostituierte, gezeichnet mit dem Brandmal der Schande.“ — Undeutsch, unweiblich, ungesund nennt auch Willy Rath eine dieser etwas gar absurd sich gebärdenden Gährenden, das Fräulein Dolorosa, deren Gedichtband „Confirmo te chrysmate“ er mit anderen neuen Gedichtbüchern bespricht (Tägl. Rundsch. 174, 175). — Sonst lenkt in das reinere, klare Fahrwasser der Litteratur eine Beurteilung Neuer Lyrik von W. Holzamer (Frankf. Ztg. 202), sowie eine inhaltsreiche Studie Arthur L. Jellineks über „die Studentin in der modernen Dichtung“, hier das Weib als dichterisches Objekt verstanden (N. Fr. Pr. 13608). — Ebenda (13615) bespricht E. Holzner „Neue Erzählungen von Frauen“, Durchschnittsleistungen auf dem Gebiete des Romans. — Hier schließt sich eine Reihe weiterer erwähnenswerter Beurteilungen von Romanen an; so finden Wilhelmine v. Hillern („Ein Arzt der Seele“) und Adolf Wilbrandt („Ein Mecklenburger“) in E. Zabel (Nat.-Ztg. 455), K. H. Strobl („Die Baclavbude“) in Hermann Bahr (N. Wien. Tagbl. 197), in F. Schamann („Und sieh, so erwart' ich dich“, Wien. Ostd. Rundsch. 205), sowie schließlich P. v. Schönthan („Die Blauen“) in A. D.-G. (N. Wien. Journ. 3133) ihren kritischen Richter. — Einen Besuch „Beim Dichter des Jörn Uhl“ schildert Paul Block ausführlich (Berl. Tgbl. 354, 356), während das vielgepriesene Buch selbst im Berl. Börs.-Cour. (A. Semerau; 355) und in der Wien. Abendp. (A. Friedmann, 161) neuerdings gerühmt wird. — Der Vollständigkeit wegen sei zu den letzthin verzeichneten „Randbemerkungen eines kritischen Romanlesers“, den „Roman-Lügen“ von Th. v. Sosnosky der Schluß jener Ausführungen (Nordd. Allg. Ztg. 165, 169) noch verzeichnet. — Wenig gab es in diesen Wochen über moderne Dramen zu lesen. Hans Landsberg mustert eine längere Reihe (Rhein.-Westf. Ztg. 549, 569) und läßt u. a. der schon erwähnten Demetrius-Ergänzung Martin Greifs, „der Verirrung eines anerkannten Talents“, ein abfälliges Urteil zukommen. Daneben bespricht er, von jedem einzelnen hier abzusehen, auch H. St. Chamberlains „Drei Bühnendichtungen“, die, durchaus „vieux jeu“, korrekt in der Form, aber ohne Leben, ein ähnliches Urteil auch von Moritz Necker (N. Wien. Tgbl. 199) erfahren. — Von lebenden Schriftstellern wurden in ihrem Gesamtschaffen kurz charakterisiert Ernst Ziel (Wien. Ostd. Rundsch. 202) und Ernst Wachler (ebenda 195, beide von Moritz v. Stern). — Dem vor Jahresfrist verstorbenen Rheinländer Ernst Muellenbach widmete L. Ewers (Tägl. Rundsch. 170) einen Gedächtnisartikel.

* *

Eine bunt zusammengewürfelte Menge von litterarhistorischen Aufsätzen ist zu verzeichnen. Die Biographie Philipp Melanchthons von G. Ellinger benutzte W. Friedensburg zu einem Lebensbilde des großen Humanisten (Frankf. Ztg. 195). — Auf etliche „Vergessene Dichter“ aus dem 18. Jahrhundert — es sind Verfasser von Epigrammen — macht K. K. im Wien. Fremdenbl. (203) aufmerksam, darunter auf einen holsteinischen Prediger Nikolaus Ludwig Esmarch, doch wohl einen Vorfahren des berühmten kieler Chirurgen. — In das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts führt A. Trinius, der „Eine Goethestätte Thüringens“, den großherzoglichen Sommersitz Wilhelmsthal südlich von Eisenach, schildert und Goethes Beziehungen zu dem freundlichen, in den Wahlverwandtschaften Zug für Zug gezeichneten Ort zusammenstellt (Hamb. Nachr., Belletr.-Litt. Beil. 28). — Goethe und Theodor Körner. Sie würden hier nicht in einem Atem genannt, hätte sie nicht Otto Franz Gensichen in seiner neuen Körner-Ausgabe zusammen verglichen und es fertig gebracht, in maßlos-unkritischer Ueberschätzung Körners diesen auf Kosten Goethes herauszustreichen, ja die „größere Vollendung, geläuterten Geschmack“ und wer weiß was noch den körnerschen Dramen gegenüber den Werken Schillers zuzusprechen. Mit

Der Bürgermeister von Berlin, Geheimer Regierungsrat Dr. Reicke.

Photographie Schaarwächter, Berlin.

Bürgermeister Reicke ist ein Mann, der sich durch seine Arbeit emporgearbeitet hat. Er ist 1852 in Berlin geboren, hat hier das Gymnasium besucht und studierte Jura. Nach Ablegung des Assessorexamens trat er in die Verwaltung ein und wurde 1884 Landrat des Kreises Teltow. Als solcher hat er sich um die Entwicklung der Vororte Berlins große Verdienste erworben. Er war es, der die Kanalisation und Wasserversorgung dieser Vororte in die Hand nahm und durchführte. Im Jahre 1892 wurde er Polizeipräsident von Berlin und 1899 Oberbürgermeister von Charlottenburg. Seit 1905 ist er Bürgermeister von Berlin.

gerechnetheit, das dann wieder in seiner Weise elementar wirkt. Ein ganzes Weltsystem des X für ein U." — Minder kompliziert als diese Künstlernatur sind die übrigen ausländischen Poeten, die mit verschiedenen ihrer Werke betrachtet wurden. Vor allem auf Rudyard Kipling geht B. P. in einem Aufsatz über englische Belletristik ein (Nordd. Allg. Ztg. 168); „Herbert Spencer unter den Pessimisten" (Wien. Allg. Ztg. 7313), so nennt Otto Felix die Besprechung von Spencers jüngstem Werk „Facts and Comments", das auch im „Tag" (345) eine Beurteilung durch Constantin v. Zedlitz erfährt. — In der Nat.-Ztg. (Sonnt.-Beil. 28) setzt Ernst Consentius die Veröffentlichung ungedruckter „Voltairiana" fort. — Eine Reihe französischer Dichter, darunter Racine, Corneille, weit mehr aber noch der Schotte Ossian und Ariosto, werden in einem Aufsatz über „Napoléon I. und die Schriftsteller" als Lieblingsautoren des Korsen genannt (A. Erbstein, Wien. Frembenbl. 207). — Zur Hundertjahrfeier von Alexander Dumas des Aelteren Geburtstag erschienen noch „Festartikel" im Wien. dtsch. Volksbl. (4856), Kieler Ztg. (21 089; O. F. Gensichen) und N. Fr. Pr. (13 619; J. v. Ludassy). — Unter dem Titel „Kriegsdichtungen" betrachtet A. L—ch das Werk der Brüder Margueritte „Une époque" sowie Karl Bleibtreus „Le Mans" und „Aspern" (Wien, Dtsch. Ztg. 10 972); Paul Bourgets „L'Etape" findet durch Georg Brandes („Weichenwechsel", N. Fr. Pr. 13625) eine sorgfältige Besprechung. „Dem Buche liegt fürs erste Taines Schilderung der Verirrungen der französischen Revolution und das geringe Zutrauen Renans zur Volkssouveränität zugrunde, des weiteren aber auch jener Ausbruch von Fremdenhaß, Vaterländerei, Verherrlichung des Heeres und Unterwerfung unter Rom, der vor einigen Jahren den Bestand der Republik bedrohte und dessen Krater noch immer höchst unruhig ist. Er gab sich in der Litteratur bei nicht wenigen hervorragenden Schriftstellern wie Huysmans, Lemaitre, Coppée, Barrès, Brunetière kund, bei keinem aber in so vielfacher Beziehung wie nun bei Bourget. Während Huysmans sich von der Welt zurückzog und Lemaitre wie Barrès in nationalistischer Politik aufgingen, hat Bourget, gleich Brunetière, doch mit weit größerem Talent als dieser, das in Bewegung begriffene Geistesleben über einen Weichenwechsel zu lenken versucht." Sollte ihnen dieser gelingen — es wäre gleichbedeutend mit dem Niedergange und der Vernichtung französischen Geisteslebens. Die Arbeit des achtzehnten und die beste des neunzehnten Jahrhunderts wäre umsonst. — Eine Studie von Marie Kalasova gilt dem Seelenleben in Maeterlincks Werken (Politik, Prag. 207), während Paul Raché Persönliches über den Dichter im „Tag" (353) mitteilt. — Mit russischen Autoren beschäftigen sich K. H. Strobl („Zum Problem Tolstoi", Tagesb. a. Mähr. u. Schles. 322), W. Haape („Iwan Turgenjew nach seinen Briefen; Allg. Ztg. Beil. 157), Berl. Tagebl. (365; „Aus Turgenjews Briefwechsel"), Moritz Necker („Tschechoffs Dramen"; Allg. Ztg., Beil. 160), W. v. Wymetal (desgl.; Tagesb. a. Mähr. u. Schles. 334), T. Rittner (Tschechows „Schatten des Todes"; Wien. Frembenbl. 196), A. U. („Maxim Gorki; Wien. Ostd. Rundsch. 198) u. v. a. — Schließlich ist noch eine Abhandlung von K. H. Strobl über „Björnstjerne Björnsons Drama: Darnley" (Tagesb. a. Mähr. u. Schles. 346) zu nennen sowie die Fortsetzungen der letzthin schon verzeichneten theatergeschichtlichen Aufsätze von Elisabeth Mentzel „Aus dem alten Schauspielhaus" (Frankf. Ztg. 196, 197) und F. v. R. „Beiträge zur Geschichte des frankfurter Schauspielhauses" (5. Fortsetzg., Frankf. Gen.-Anz. 162). — „Wandlungen des Theaters" nennt Felix Hollaender einen Aufsatz (Zeitgeist 30), der in kurzen Umrissen die Stilrichtungen der Schauspielkunst und des Dramas im letzten Jahrhundert andeutet.

Paul Legband.

„John Brinckman." Von Karl Bienenstein. (Wien, Ostd. Rundsch. 189).

„Respekt vor dem Geist." Von Friedr. Dernburg. (Berl. Tgbl. 350.) Aus Anlaß des leipziger Gerichtsverfahrens gegen Tolstois „gotteslästerliche" Schrift.

„Der Wille zur Macht. Nietzsches letztes Nachlaßwerk." Von Kurt Walter Goldschmidt. (Der Tag 329.)

„Aus der Werkstatt des Schriftstellers." Von J. C. Heer. (N. Zürch. Ztg. 200—203.) Heer analysiert nach eigenen Erfahrungen den Vorgang dichterischen Schaffens.

„Selbstgespräche eines Pessimisten." Von Rudolf Huch. (Dtsche. Welt 39.)

„Heinrich Düntzer. Ein Erinnerungsblatt zu seinem 90. Geburtstag." Von H. C. Kellner. (Leipz. Ztg., Beil. 83.)

„Das litterarische Plagiat." Von Hans Landsberg (Nat.-Ztg. 431, 433.)

„Carl August Windisch. [1816—1902, † 10. Juli.] Zum Gedächtnis eines sächsischen Volksschriftstellers." Von R. Merkel. (Leipz. Ztg., Beil. 88.)

„Der Turm von San Marco." Von Richard Muther. (Der Tag 333.) Der Aufsatz zitiert eine Reihe von Dichterstimmen, die von der Schönheit des Markusplatzes Zeugnis geben, um sich dann an D'Annunzio zu wenden. Er liebe es, uns plumpe Barbaren zu nennen, uns zu erinnern, daß wir auf Bärenhäuten lagen, als über Italiens Gauen schon die Sonne höchster Kultur erstrahlte. „Nein, Messer D'Annunzio, wir Wilden sind jetzt bessere Menschen. Als ‚Deputierten der Schönheit' hast Du Dich oft bezeichnet. In tönenden Worten sprachst Du von dem Noblesse oblige des blauen Blutes, von der Kulturmission der lateinischen Rasse. Wird nur eine Trauerode auf den gefallenen Heros Deiner Feder entfließen? Oder wirst Du — der Moment wäre günstig — in einem flammenden Manifest Dein Volk ermahnen, daß es seine heiligsten Güter hüte?"

„Ueber das Verhältnis vom Schauspieler zum Dichter." Von R. M. (Grazer Tagesp. 198.) Im Anschluß an die Untersuchung dieser Frage durch Emil Szanto in der Festschrift für Theodor Gomperz (Wien, 1902).

„Eine politische Reminiscenz aus dem Leben Gottfried Kellers." Von Hermann Oncken. (Der Tag 343.) Es handelt sich um ein Gegenstück zu dem „Fall Vetter" aus dem Jahre 1872, als Keller Staatsschreiber von Zürich war und von „Rückkehr der Schweizer zu Kaiser und Reich" sprach.

„Nietzsche als Prophet." Von Dr. A. Pfannkuche. (Allg. Ztg., Beil. 171.)

„Fremdwörter im Deutschen." Von M. Weismann. (Oestr. Volksztg. 194.)

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. (Berlin.) IV, 19. Als Schöpfer des eigentlichen deutschen Familienromans, als Bühnenleiter und Theaterschriftsteller und wegen seiner zahlreichen persönlichen und brieflichen Beziehungen zu den ersten Geistesgrößen des endenden 18. Jahrhunderts wird Johann Jakob Engel stets eine achtbare Stellung in der Litteratur- und Theatergeschichte einnehmen. Sein hundertster Todestag hat Adolf Kohut bewogen, vor allem Engels Beziehungen zum berliner Nationaltheater und die für die Geschichte der Bühnentheorie so wichtigen „Ideen zur Mimik" näher zu beleuchten, daneben aber auch über Leben und Dichtung einen flüchtigen Ueberblick zu geben. — In demselben Hefte befaßt sich eine litterarische Studie E. Brausewetters mit „Strindberg als historischem Dramatiker". Der Reihe nach werden die einzelnen Werke besprochen, ihre inneren Zusammenhänge angedeutet, und schließlich wird als Grundgedanke aller neueren Werke Strindbergs, nicht nur der historischen Dramen, der Gedanke von der Vergeltung der Thaten hingestellt. Alles rächt sich, Gott straft die Bösen, andere müssen als Sühneopfer für die Thaten der Bösen leiden, oder die Thäter selbst werden durch Gewissensqualen gefoltert. — Als ein „Richard Wagner-Heft" ist die folgende Nummer (20) dieser Zeitschrift erschienen. Drei größere Aufsätze rechtfertigen den Titel: „Aus Richard Wagners züricher Zeit" von Erich Kloß, „Titel. Benennung und Widmung in Richard Wagners Werken"

Binding executed by Mr. Cobden-Sanderson.

of Bookbinding, and the Arts and Crafts Exhibition Society, which has done so much to encourage the best work in the various crafts, has also given a special impetus to the art of bookbinding. Many of the members of the Society have executed bindings for their own books, and the Society has held several exhibitions of bookbinding. Among the members who have done work in bookbinding are Mr. Cobden-Sanderson, Mr. T. J. Cobden-Sanderson, Mr. Douglas Cockerell, Mr. Sydney Cockerell, Mr. Gleeson White, Mr. Ashbee, Mr. Walter Crane, Mr. Lewis Day, Mr. Lethaby, Mr. Gerald Moira, Mr. Prior, Mr. Reynolds-Stephens, Mr. Selwyn Image, Mr. Sparkes, Mr. Walter Tyndale, Mr. Wilson Steer, Mr. Woodroffe, and Miss Edith Calvert.

Mr. Cobden-Sanderson's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. T. J. Cobden-Sanderson's bindings are similar in character to those of his father, but are generally more elaborate in their tooling. He has also executed a number of bindings in which the boards are covered with vellum, and in which the tooling is done in blind. He has also executed a number of bindings in which the boards are covered with silk, and in which the tooling is done in gold. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. Douglas Cockerell's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. Sydney Cockerell's bindings are similar in character to those of his brother, but are generally more elaborate in their tooling. He has also executed a number of bindings in which the boards are covered with vellum, and in which the tooling is done in blind. He has also executed a number of bindings in which the boards are covered with silk, and in which the tooling is done in gold. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. Gleeson White's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. Ashbee's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. Walter Crane's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. Lewis Day's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. Lethaby's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. Gerald Moira's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. Prior's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. Reynolds-Stephens's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. Selwyn Image's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. Sparkes's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. Walter Tyndale's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. Wilson Steer's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Mr. Woodroffe's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Miss Edith Calvert's bindings are characterised by the use of thick boards, and by the fact that the sewing is taken through the boards, and not merely through the backs of the sections. The boards are covered with thick leather, and the edges of the boards are bevelled. The leather is usually dyed a dark brown, and the tooling is done in gold. The tooling is generally of a simple character, and is designed to emphasise the structure of the binding rather than to conceal it. The backs are usually left plain, with only a few lines of gold tooling. The edges of the leaves are usually left rough, and are not gilded. The endpapers are usually of a plain colour, and are not marbled. The bindings are very durable, and will last for many years without repair.

Aeußerung Lienhards, die besagte, daß Reinhold Lenz auch in Weimar der zerfahrene Reinhold Lenz geblieben sei; Stern giebt zu, daß Lenz in Weimar nicht hätte Wurzel fassen können, macht aber dafür weniger seinen Charakter denn seine Eigenschaft als Balte verantwortlich („Lenz contra Lienhard"). Für den Balten sei weder in Rußland noch in Deutschland Raum gewesen, eine Thatsache, an der nicht allein Lenz zu leiden gehabt habe, sondern die noch heute die Tragik des baltischen Deutschtums ausmache.

Freistatt. (Früher Münchener Salonblatt.) IV, 28. In einem kritischen Essai unter dem Titel „Schriftsteller Ibsen und Baumeister Solneß" versucht Franz Wedekind „die gewissenhafte mathematische Lösung und Enträtselung einer Charade", wie sie Ibsen der Welt mit jenem Drama vorgelegt hat. Er geht dabei von der Gestalt der Hilde Wangel aus. Vom ersten Augenblick an war sie ihm als eine oberflächlich individuell maskierte Allegorie erschienen. „Dieser Eindruck verstärkte sich bei nochmaliger Lektüre des Stückes, und so kam ich dazu, ohne meinem Empfinden den geringsten Zwang anzuthun, das Personenverzeichnis des Baumeisters Solneß in folgender Weise zu interpretieren: Baumeister Solneß = Schriftsteller Henrik Ibsen. Frau Aline Solneß, seine Gattin = die alte, dramatische Schule (Ibsen als Theaterdirektor in Christiania). Dr. Herdal, Hausarzt = Ibsens Objektivität. Knut Brovik, ehemals Architekt, jetzt Assistent bei Solneß = die alte Generation. Ragnar Brovik, sein Sohn = die junge Generation. Kaja Fosli, seine Nichte, Buchhalterin = Ibsens Familiendrama. Fräulein Hilde Wangel = Ibsens Jugendidealismus." So entpuppt sich nach Wedekinds Dechiffrierung dieser in Personen gesteckten abstrakten Begriffe das Drama als kühles Rechenexempel, in dem das Menschliche, Wirkliche, Lebendige an den Personen nichts als oberflächliche Draperie durch Gesten und Ausdrucksweise ist. Vom ernsten Kunststandpunkt aus betrachtet, so lautet Wedekinds Endurteil nach Lösung der mathematischen Spielerei, behält der „Baumeister Solneß" leider auch für den begeistertsten Ibsenschwärmer viel Aehnlichkeit mit bewußter Falschmünzerei. — Aus dem 30. Hefte ist eine Erörterung des Themas „Toleranz und voraussetzungslose Wissenschaft" von Edgar Steiger, sowie ein kleiner Aufsatz von Reinhard Piper zu nennen, der sich gegen die Phrase „Goethe — die Bibel des modernen Menschen" wendet. Ungoethisch sei das moderne Leben, der einzelne Mensch tüchtig nur als Spezialist; nur bedrückend könne Goethes Autorität auf unsere Entwickelung wirken. „Der moderne Mensch muß Goethe begreifen. Und dann wird er sich, wie von allem, was er begriffen hat, abwenden, sobald es ihm mit seiner und der allgemeinen Entwickelung ernst ist. Auch Goethe kann man nur nachfolgen, indem man ihn verläßt. Wir können eine Kultur unserer Persönlichkeit analog der goethischen noch nicht einmal anstreben. Wir leben am Anfang einer Zeit, nicht am Ende einer solchen."

Die Gegenwart. (Berlin.) XXXI, 26—29. Nur eine kleine Auslese von Gelegenheitsaufsätzen, die sich durch Geburts- oder Todestage verschiedener Dichter boten, ist aus den vorliegenden Heften zu verzeichnen. Den Glückwünschen zu Heinrich Seidels 60. Geburtstag schließt sich Fritz Berndt mit einem kurzen Essai an, der Seidels warme, niederdeutsche Fröhlichkeit, seinen „gesegneten Blick für die holde Anmut der Alltäglichkeit", seinen Sinn für das Kleine betont. — Lenaus 100. Geburtstag gab den Anlaß zu einem anderen Artikel: O. Wentorf (28) analysiert eingehend „Lenaus Faust", weist auf seine Vorzüge und Mängel hin und betont, daß Lenau immerhin neue Wege mit seinem „Faust" eingeschlagen, vor allem aber sich selbst zum guten Teil darin gegeben habe. — Ein Nachruf auf Bret Harte findet sich im 29. Hefte. Alfred Semerau skizziert darin das Lebenswerk des Verstorbenen und schließt sich dem üblichen Urteil an, daß Bret Harte seinen Ruhm behalten wird durch jene kalifornischen Goldgräbergeschichten, durch die Skizzen, die „Reichtum der Phantasie, Kraft der Darstellung, Lebendigkeit der Farben zeigen, die von einem untergegangenen Zeitalter Kunde geben und von einem Dichter, der zugleich auch unbewußt (?) der Kulturgeschichte einen Dienst erwiesen hat." — Schließlich mag aus Heft 27 noch eine Uebersicht über berliner Witzblätter erwähnt werden, die K. F. Romberg als Fortsetzung eines Aufsatzes über „Deutsche Witzblätter" liefert, sowie eine ästhetische Betrachtung von A. Matthes über „Klingers ‚Beethoven' und Eberleins ‚Goethe'" (Schluß in Heft 28).

Die Gesellschaft. (München.) XVIII, 11/12. Mit einigen Essais über soziale, pädagogische und litterarisch-künstlerische Fragen sowie mit belletristischen und lyrischen Beiträgen tritt im vorliegenden Doppelhefte eine stattliche Anzahl von Frauen — es sind ihrer etwa ein Viertelhundert — an die Oeffentlichkeit. Fast alle verkünden mehr oder minder deutlich eine Tendenz, ihre eigene Tendenz, und setzen sich mit der Stellung des modernen Weibes und seinem vielfältigen Verlangen auseinander. Das Gebiet der Kunst und Litteratur betreten Baronesse Falke, die von dem „Beethoven" Max Klingers berichtet, sowie Anna Bernau, die aus persönlichen Eindrücken heraus Emmy von Egidy schildert. Sie nennt sie einen warmen, wohlthuenden, klugen Menschen. Aeußerlich gleiche die Dichterin unverkennbar ihrem Vater, dem verstorbenen Moritz von Egidy. Germanischer Typus mit hellblondem krausem Haar, blühenden Farben und klaren, tiefen Augen. Aber schon in ihrer äußeren Erscheinung drücke sich nicht selten etwas Gegensätzliches, Ueberraschendes aus, das ihrem Wesen eigen sei. „Neben der größten Zartheit und Feinfühligkeit, der schonend weichen Liebenswürdigkeit kommen Kraft und Ueberlegenheit dennoch so stark zum Ausdruck, daß sie — ohne irgendwie tyrannisch sein zu wollen, und wirklich auch ohne es zu sein — dennoch in ihrer Umgebung häufig auf Opposition stößt, die bisweilen zu schmerzlichen Konflikten führt. All ihr Leid darüber und all ihr bestes Wollen vermögen diese Persönlichkeitswucht nicht zu mildern." Sonst erscheine sie im Leben gleichmäßig, fast leidenschaftslos und unpersönlich. Das stark Vibrierende, das durch ihre Bücher gehe, trete nur wenig an die Oberfläche. Und so liege auch gerade in ihren Büchern über dem Unwirklichen, dem Unpsychologischen der größte Reiz. In drei Werken hat sie sich von den großen Fragen, die vor allem in ihr nach Gestaltung drängten, befreit: „Marie Elisa" — die Geschichte einer Ehe; „Mensch unter Menschen" — die Geschichte der Kämpfe einer weiblichen Künstlernatur; „Ilse Bleiders" — die Geschichte einer Mutter. Ihre eigene, ganz persönliche Welt der Gedanken und Träume liegt in diesen „menschlichen Dokumenten". „Was sie gestaltet, ist übergossen von einem süßen Hauch und Schimmer, von einem Schleier, der uns das Leben ihrer Dichtungen immer in ganz leisem, märchenhaftem Nebel, nie in heller, harter Wirklichkeit und Klarheit erscheinen läßt. Eben nicht aus unserer irdisch begrenzten und greifbaren Wirklichkeit ist das Leben dieser Bücher geschöpft, sondern aus der Ewigkeit; es ist ein über unsere Lebensthatsachen hinaus gesteigertes Leben, weit hineinragend ins Unfaßbare." — Eine scharfe Anklage gegen die „unsäglich verrotteten Zustände" der wiener Theaterklique und der mit ihr verbündeten Presse erhebt Otto Werneck unter der Ueberschrift: „Wie Dichter sterben, Nachträgliches, aber noch immer ‚Aktuelles' zum Fall Baumberg." — Aus dem 13. Hefte seien ein Nekrolog von K. H. Döscher auf Dr. Sigl („nicht nur ein interessanter Journalist, sondern eine journalistische Persönlichkeit"), sowie zwei Aufsätze genannt, die sich mit modernen Orestieen ästhetisch-kritisch beschäftigen: Martin Krause beurteilt Felix Weingartners „Orestes", und der Herausgeber glossiert die aeschyleische Orestie in der dichterisch-musikalischen Bearbeitung von Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff und Max Schillings.

Das Magazin für Litteratur. (Berlin.) LXXI, 25. Der 80. Todestag E. T. A. Hoffmanns hat an dieser Stelle gleich zwei Autoren, Otto Weil und Richard Schaukal, zu Worte kommen lassen. Beide betonen, wie beliebt der geniale Romantiker gerade bei den Franzosen sei, eine Thatsache, deren tiefer liegendem Grunde Schaukal hauptsächlich nachspürt. Hoffmann war der Fabulist, den die Franzosen lieben mußten: „er war ein Franzose im Sinne jener großen Conteurs, die im deutschen Wesen niemals Wurzeln fassen können. Er war brillant. Dafür fehlen den Deutschen die Organe. Wir wissen aus Hoffmanns innerer Geschichte, daß die confessions des Rousseau, dieses gläserne Buch eines durchaus undelikaten ‚Prinzipiellen', nächst den italienischen Komödien und der klassischen Kirchenmusik grundlegende Mächte seiner Entwickelung waren. Beachten wir diese Mischung eines absolut Unnaiven. Und fixieren wir den gewonnenen Terminus: Er war ein Künstler, einer, der das Leben experimentierend traktiert. Und er war ein Spötter, der einen zweischneidigen Verstand besaß. Seine Wunden bluten geräuschlos nach innen. Vielleicht war dies die gewaltigste Wirkung jener unverschämten confessions. Er spielt mit seiner Mechanikereinsicht: die Ironie, jene Marke, die seine Zeit — die Zeit der jüdischen Salons — selbstgefällig an der Stirne trug. Aber er ironisiert die Ironie abermals und vernichtet sie." — Durch die folgenden drei Hefte (26—28) zieht sich ein Aufsatz von Franz Philips über „Liebe und Lust in der modernen Frauenlyrik". Da werden zunächst die „Besingerinnen" der Sinnenlust, Eddy Beuth, Anna Croissant-Rust, H. v. Preuschen, Dolorosa und Marie Madeleine betrachtet, sodann die „Besingerinnen der ‚freien' Liebe", Clara Blüthgen, Thekla Lingen, Clara Müller, Hennie Rachè, Ilse v. Stach, Marie Stona, und endlich die „Besingerinnen der ehelichen Liebe", Eva von Below, Margarete Bruns, Grete Baldauf, Marie Luise Becker, M. E. delle Grazie, Agnes Miegel, Edela Rüst, T. Resa, Anna Ritter, Elisabeth Ixerott und Else Galen-Gube. Von diesen zuletzt genannten Frauen habe die Kunst mehr zu erwarten als von jenen andern „Besingerinnen", selbst wenn diese zur Zeit stärkere Talente aufwiesen. Den Preisliedern ehelicher Liebe und ihren Dichterinnen gehöre die Zukunft schon deswegen, weil — „jene revolutionären Ideen über das Geschlechtsleben doch eigentlich schon überwunden sind". — Zwischen diese Betrachtungen über Frauenlyrik fallen noch einige kleinere Aufsätze, so von J. Gebeschus „Aus der Handschriften-Sammlung des Germanischen Museums zu Nürnberg" (26), von Paul Ernst „Nietzsches Briefe und der Wille zur Macht" (28), sowie eine Besprechung der von Ernst herausgegebenen „altitalienischen Novellen" (27, Karl Kirsch).

Die Musik. (Berlin, Schuster & Loeffler.) I, 18 bis 21. Im 18. Hefte dieser rasch zu Ansehen und Verbreitung gelangten Halbmonatsschrift teilt Hans v. Müller (Berlin) anläßlich der 80. Wiederkehr von E. T. A. Hoffmanns Todestag eine Anzahl „Hoffmann-Reliquien" mit, nämlich eine große Rezension von Beethovens Egmont-Musik, die Hoffmann 1813 für die „Allgemeine Musikalische Zeitung" schrieb, ein Verzeichnis seiner gedruckten und handschriftlich erhaltenen Kompositionen, deren Zahl überraschend groß ist (die Manuskripte bewahrt zumeist die kgl. Bibliothek in Berlin auf) und einen Brief des Dichterkomponisten an die petersche Musikalienhandlung in Leipzig. Eine Gesamt-Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel bereitet Hans v. Müller gegenwärtig vor. Einen Klavierauszug aus Hoffmanns ungedruckter Oper „Undine" (Text von Fouqué), über die früher in den „Bayreuther Blättern" José Vianna da Motta ausführlich berichtet hat (vgl. LE I, 41), stellt Hans Pfitzner in Aussicht, der im vorliegenden Heft eine Arie Undines als Probe mitteilt. Ein Neudruck des „Kreislerbuchs" erscheint in Kürze im Insel-Verlag*). — Das Doppelheft 20/21 der „Musik" ist als „Bayreuth-Heft" gestaltet und ganz den Manen Richard Wagners gewidmet. Aus dem ungemein reichen Inhalt sei zunächst der Abdruck des ersten Prosa-Entwurfes zu den „Meistersingern" vom Jahre 1845 (im Besitz von Frau Mathilde Wesendonck) hervorgehoben. Wertvoll ist ferner die Publikation eines verschollenen Festspiels „Künstlerweihe", das Peter Cornelius dichtete und zum Geburtstag des Meisters 1873 im alten bayreuther Theater aufführen ließ. Franz Muncker berichtet über den 1832 entstandenen Operntext „Die Hochzeit", den Wagner später vernichtet, von dem sich aber der Kompositionsentwurf und die Partitur der ersten Szene erhalten hat. Nach Munckers hypothetischem Nachweis beruhte die Handlung auf Anregungen aus Immermanns Trauerspiel „Cardenio und Celinde". In einem anderen Aufsatze ist Wolfgang Golther bemüht, dem gewöhnlich als Oper alten Stils angesehenen Rienzi die Eigenschaften eines „musikalischen Dramas" zuzuweisen. Er verlangt eine neue kürzende Bearbeitung des Werkes, wobei es gelte, „das Drama deutlich herauszuheben, die Oper zurückzudrängen, die Partitur von den überflüssigen, vielleicht sogar störenden, opernhaften Zusätzen zu reinigen". Die früher üblichen Striche hatten gerade alles Dramatische beseitigt und eigentlich nur die leere Opernform übrig gelassen. Einer bayreuther Aufführung steht allerdings Wagners ausdrückliche Willenskundgebung im Wege, aber den ständigen großen Bühnen bliebe die Aufgabe, „den Rienzi endlich so aufzuführen, wie ihn der Meister vor mehr als fünfzig Jahren im Herzen trug". — Eine dichterische Parallele zwischen Wagner und Grillparzer, bekanntlich einem grimmigen Feinde der wagnerschen Musik, versucht Dr. Egon v. Komorzynski zu ziehen, indem er gewisse Aehnlichkeiten in der Gestaltung von Grillparzers Trilogie „Das goldene Vließ" und Wagners „Ring" hervorhebt. Erwähnt seien ferner: „Parsifal als Uebermensch" von Alfred Lorenz; „Gespräche mit Nietzsche im Parsifaljahr 1882" von Arthur Egidi, sowie ein Nachlaß-Aufsatz von Friedrich v. Hausegger: „Rousseau als Musiker und das Verhältnis seiner Anschauungen zu denen Richard Wagners".

Die Nation. (Berlin.) XIX, 39. Um Georg Brandes als Essayisten gerecht zu beurteilen, will Richard M. Meyer ihn nicht als Litterarhistoriker, nicht als Kritiker, sondern als Litteraturpolitiker betrachtet wissen, ein Ausdruck, der schon auf frühere Essayisten, wie Wolfgang Menzel, Gervinus und Julian Schmidt passe. Während aber sie alle von der Kritik ausgingen und zwar vorzugsweise von der abwehrenden, wolle Brandes vor allem positive Politik treiben. „Ihm schwebt ein bestimmtes Ideal des Europäertums vor, und für dies soll eine ganz spezifisch geartete Litteratur erobernd und befestigend wirken. Alle Welt weiß, mit welch glänzendem Erfolge Brandes dieser Aufgabe nachgelebt hat. Man könnte ihn wohl einen litterarischen Carnot nennen, einen ‚Organisator des Sieges', der an Einfluß seit dem ihm freilich noch unendlich überlegenen Lessing kaum seines Gleichen gehabt hat." Was Brandes im einzelnen geleistet, wieviel sein Späherauge zuerst entdeckt, sein Wächterhorn zuerst angekündigt hat, das wird man in seiner ganzen Ausdehnung freilich erst dann überschauen können, wenn die neue Gesamtausgabe seiner Schriften vorliegt, deren ersten Band (Albert Langen, München) Richard M. Meyer im vorliegenden Auf-

*) Seltsamer Weise schreibt H. v. Müller in diesem Aufsatze: „Mit der Würdigung des Musikschriftstellers [Hoffmann] hat es noch gute Wege; es fehlt noch an der Voraussetzung dazu, nämlich an der Publikation des Materials." Demnach scheint ihm die erst vor wenigen Jahren erschienene Ausgabe von „E. T. A. Hoffmanns Musikalischen Schriften", die H. vom Ende besorgt hat (Köln, H. vom Endes Verlag 1899) gänzlich unbekannt geblieben zu sein (vgl. Max Garr: „Hoffmann als Musikschriftsteller," LE I, 1533 f.). Dieses Versehen, falls es eines ist, wäre für einen Hoffmann-Forscher doch merkwürdig genug. D. Red.

satz bespricht. — Zu den schweizer Angelegenheiten nimmt in Nr. 41 Theodor Mommsen in versöhnlicher Weise Stellung („Der berner Bär"). „Daß der berner Bär zu brummen anfängt, sowie die Schweiz eine deutsche Provinz genannt wird, ungefähr wie der zimperliche Backfisch errötet bei der Nennung der Hosen, ist eine keineswegs berechtigte Eigentümlichkeit, und die Strafe dafür, daß er ausgelacht wird, so weit die deutsche Zunge reicht, kann ihm niemand ersparen. Zu bedauern ist freilich, daß nicht bloß grüne Jungen, sondern auch ehrbare Körperschaften sich solchem Gelächter aussetzen." Indessen sei an dieser schweizer Nervosität das mangelnde Bindemittel einer Hauptsprache schuld, wenn sich auch trotz der drei Sprachgebiete ein gemeinschaftliches Einheitsgefühl herausgebildet habe. — An gleicher Stelle bespricht L. Kellner „Ein englisches Dichterbuch", William Archers: „Poets of the young Generation" (London, John Lane, The Bodley Head 1902). — Zu den Tagen der Jahrhundertfeier von Lenaus Geburtstag weist A. Bettelheim auf einen Kritiker hin, der den neuesten Details von Lenaus Leben und Art über allem erdenklichen Kleinkram bisher entgangen ist, auf Bismarck. Seine Urteile finden sich in den Briefen an seine Braut; es sind „gewaltige Texte, die sachlich und persönlich weit über den nächsten Anlaß hinausgreifen", Briefe, die besonders erstaunlich durch die Geistesschärfe wirken, „mit der Bismarck schon als ‚scheußlicher Junker' die Naturnotwendigkeit einer über Lerchen- und Lämmerlyrik hinausgreifenden Dichtung, la grande poésie noire, erkennt und erklärt."

Zeitschrift für Bücherfreunde. (Leipzig.) VI, 4. Das leidige Dienstbotenthema wird nie aufhören, zu den wandlungsreichsten Gesprächsstoffen der Gesellschaft zu gehören. Mit unermüdlichem Eifer wird der Humor dieser Sache in Witzblättern und ihr Ernst in statistischen, sozialwissenschaftlichen Schriften behandelt, während sonst die Litteratur keine ausgesprochene Stellung zu der allgemeinen Hausplage einnimmt. Und doch haben die Kammerkätzchen auch hier schon Angriffe und Verteidigung erfahren, ja ihre eigene nur ihnen geltende Litteratur gehabt. Gustav Gugitz weist darauf in einem Beitrag zur josephinischen Broschüren- und Dienstbotenlitteratur hin, der „die wiener Stubenmädchenlitteratur von 1781", ein amüsantes Stückchen Kulturgeschichte, behandelt. Die österreichische Preßfreiheit, die in jenem Jahre durch ein kaiserliches Handschreiben verkündet war, rief eine Flut von litterarisch wertlosen, aber sittengeschichtlich beachtenswerten Broschüren hervor, die sich mit allerhand öffentlichen Angelegenheiten beschäftigten. Charakteristisch für den Horizont der damaligen wiener Litteratur ist darunter eine ganze Reihe von Broschüren über die Stubenmädchen der Praterstadt. Den Anlaß bot dazu eine Schrift Johann Rautenstrauchs, jenes Autors, der durch seine Thätigkeit auf dem Gebiete des Theaters, wie auf dem des Kampfes wider den Klerus besonders bekannt ist. Anonym ließ er 1781 eine Broschüre „Ueber die Stubenmädchen in Wien" erscheinen und forderte dadurch zu einem erbitterten Federkrieg für und wider die Angegriffenen heraus. Ueber ein Dutzend solcher Erwiderungsschriften verzeichnet Gugitz, Schriften, die an der Thatsache des von Rautenstrauch Vorgebrachten kaum etwas zu vertuschen vermochten. Denn der verführerischen Macht der wiener Stubenhexen erlag die männliche Jugend wie auch das männliche Alter, und Bürgerstöchter, gnädige Frauen, halbe und ganze Fräuleins beklagten sich bitterlich darüber. Aber Rautenstrauch löst auch das Rätsel jener Macht. Durch ihre Tracht wurden die Stubenmädchen so reizend und gefährlich, während sich die Bürger-Frauen und Fräuleins unvorteilhaft kleideten und dazu nicht so reinlich waren. Obendrein spielten die Stubenmädchen ganz entzückend die Empfindsamen, lasen fleißig den Werther und verstanden die Kunst, mit ihrer Gunst die reichen Söhne des Hauses wie die Ehegatten zu beglücken und später als Exstubenmädchen die Rolle einer sehr gnädigen Frau zu übernehmen. So schlimm ward dieser Einfluß, daß selbst Dirnen und Bürgersfrauen auf der Straße oder auf Bällen die Masken eines Stubenmädchens annahmen, um eines Sieges desto gewisser zu sein. Mit der Flut von Broschüren wurde dieser Mißstand nicht beseitigt, vielmehr dauerte er noch fort, als das Broschürenjahr 1781 längst vorüber war. Kunst und Litteratur nahmen sich weiterhin des galanten Themas an. In den wiener Possen kam das Stubenmädchen als verwendbare Figur auf die Bühne, „Stubenmädellieder" entstanden, und Kalender, Taschenbücher, Almanache erschienen für diese holde Weiblichkeit. Kupferstecher und Maler verewigten das typische Stubenmädel in seinem offenherzigen Kostüm, das von Rautenstrauch moralsäuerlich verurteilt war, aber mit der Grazie des Mädchens selbst triumphierte. — Erwähnt sei aus demselben Hefte noch ein inhaltsreicher, bibliographischer Versuch J. Minors: ein Ueberblick über die schöne Litteratur, die sich mit Wahrheit und Lüge vom moralischen Standpunkt aus beschäftigt. Der Aufsatz trägt den Titel „Die Wahrheitsforderung in der Litteratur und auf der Bühne" und bildet die Fortsetzung bezw. Ergänzung zu einem von Minor schon früher (Euphorion; III, 265 ff.) gegebenen bibliographischen Verzeichnis.

Die Zukunft. (Berlin.) X, 40. In dem modernen Ringen um eine Weltanschauung ist es vornehmlich der — früher oft hinter den Dichter zurückgestellte — Denker Goethe, der die Geister wieder mehr und mehr beschäftigt und sie an ihn anzuknüpfen oder sich mit ihm auseinanderzusetzen heißt. Einigen Werken dieser Art tritt jetzt Siebecks „Goethe als Denker" zur Seite, ein Werk, das auf Anlage und Gehalt Rudolf Eucken mustert („Siebecks Goethe"). Von vornherein war Siebecks Aufgabe mühevoll, aber eben so steigerte die Art des goethischen Denkens den Reiz zusammenfassender Darstellung. „Auch als Denker ist Goethe in erster Linie Künstler; als solcher bringt er nicht sowohl allgemeine Sätze, bindende Vorschriften, sondern er gestaltet ganz und gar aus der besonderen Lage, den besonderen Verhältnissen des einzelnen Falles heraus; demgemäß will alle Aeußerung durchaus individuell verstanden sein." Ein wohlgefügtes Lehrsystem läßt sich aus ihnen nicht aufbauen, es bleibt für die Gestaltung der Gedanken ein sehr weiter, freier Spielraum. Und so habe Siebeck die Aufgabe in der Weise gelöst, daß er im Sinne Goethes das rechte Gleichgewicht von Freiheit und Notwendigkeit suchte, die beharrenden Grundzüge deutlich schauen ließ, aber zugleich der freien Bewegung ihr volles Recht gewährte. Vor allem das Charakteristische suche Siebeck zu erfassen und von anderen Lebensformen abzuheben, sowie er bei dem Streben nach einem Gesamtblick darauf bedacht sei, den unerschöpflichen Reichtum jenes überquellenden Lebens zur Anschauung zu bringen. — Dem verstorbenen Hans Merian widmet Max Klinger einen Nachruf, der mit warmen Worten der Thätigkeit des Kunstkritikers Merian gedenkt und auf den „latenten Künstler" hinweist, der zeitlebens in ihm gesteckt habe. „Ein heiterer, jovialer Bohème, der Paris und Italien gut kannte, der bei einem Glase Wein wundervoll über alles sprechen konnte, viel gesehen, viel genossen und vieles selbst ausgeübt hatte und der in einer fröhlichen Philosophie mit Gott und Künstlern und einem mediokren Leben Geduld üben gelernt hatte ... Eines besaß er in hohem Grade: den Haß gegen alles Banale und gegen das stets damit verknüpfte aufdringliche Unfehlbarkeitsgefühl. Merian wußte: lebendige Kunst und Wissenschaft sind Antagonisten. Die eine basiert auf dem Bekannten, die andere zum Teil auf dem Unbekannten. Der Wissenschaft gehört das Fertige, Abgeschlossene, der Kunst gehört das Material, das vor dem Künstler liegt, mit der Frage: ‚Was kannst du Neues mit mir schaffen?' Neues nicht im Sinne der Mode,

sondern im Sinne der Unerschöpflichkeit und Wandelbarkeit unserer Mittel und Empfindungen." — Durch die Hefte 41 und 42 zieht sich eine eindringliche Betrachtung Samuel Saengers über das Thema „Chamberlain als Erzieher" im Anschluß an die vielgenannten „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts". — Scharf zieht Georg Göhler gegen die Broschüre Paul Marsops „Der Kern der Wagner-Frage" zu Felde (43), indem er sich gegen die absichtliche Weiterpflege des „Musikdramas" wendet. Es sei zwecklos, künstlich diese Kunstgattung weiterzubilden, die eben erst ihren Höhepunkt erreicht habe. „All das, was jetzt nach Wagner aufwächst an Musikdramen, wird einst die Bedeutung haben, die heute die Masse der nach Schiller geschriebenen Jambendramen hat." Im einzelnen weist Göhler dann darauf hin, wo es in der That noch eine Wagner-Frage gebe, d. h. auf die Reform der Reproduktionsweise, auf Gewinnung eines Vortragsstils und einer durchgeistigten Vortragskunst.

Deutsche Litteraturzeitung. (Leipzig.) XXIII, 30. Ueber einen starken Sammelband „Germanistische Abhandlungen", der in diesem Frühjahr Hermann Paul in München von seinen ehemaligen Schülern als Festgabe dargebracht wurde, berichtet Richard M. Meyer. Von den zumeist sprachgeschichtlichen oder streng spezialistischen Arbeiten interessieren an dieser Stelle einige litterarhistorische Beiträge. Roman Woerner giebt von der ältesten Maria Stuart-Tragödie, der von Roularius, die schon sechs Jahre nach dem Tode Marias erschien, eine eindringende Charakteristik, in der besonders das Verhältnis zu Seneca klargelegt wird. — Paul Zimmermann giebt reichhaltige Mitteilungen über das Auftreten der englischen Komödianten in Wolfenbüttel. — Franz Muncker hat eine Hauptquelle für Lessings Tagebuch seiner italienischen Reise in den „Effemeridi" des Bianconi entdeckt. — E. Sulger-Gebing erörtert das Verhältnis von A. W. v. Schlegel zu dem von ihm übersetzten Dante. — Das Werk ist bei Trübner in Straßburg erschienen.

„Victor Hugo." Von J. Andwein (Die Wahrheit, Leutkirch; VIII, 7).

„Mauthners Sprachkritik." Von Prof. Dr. Paul Barth (Die Zeit, Wien; Nr. 407).

„Vom Naturalismus im Roman." Von Franz Diederich (Die Neue Zeit, Stuttgart; XX, 17). Bespricht die jüngsten Werke von Clara Viebig, vor allem den Roman „Die Wacht am Rhein". „Das Werk im Zuge der Entwicklung der epischen Kunst gesehen, bedeutet einen Fingerzeig, welchen Weg der historische Roman unter Einwirkung des naturalistischen Prinzips zu beschreiten hat."

„Gleb Uspenski" [vgl. Sp. 1276]. Von Dr. Iwan Franko (Die Zeit, Wien; Nr. 406).

„Das Kernerhaus zu Weinsberg, seine Kunstschätze und Erinnerungen." Von W. Kratt-Karlsruhe (Deutsche Buchhandelsblätter, Erfurt; II, 8).

„Heinrich Seidel." Von August Friedrich Krause (Der Osten, Görlitz; II, 7).

„Julius Waldemar Grosse." (Persönliche Erinnerungen mit Briefen.) Von Ernst Kreowski (Der Osten, Görlitz; II, 7).

„Adam Trabert" [vgl. Sp. 693]. Biogr.-litterarische Skizze von P. Saget (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVI, 11).

„Die erste Gesamtausgabe der ‚Gedichte' von Fritz Lienhard." Von Christian Schmitt (Das Reichsland, Metz; I, 4).

„Litteraturleben im jungen Elsaß." Von Dr. Karl Storck (Die Zeit, Wien; Nr. 407).

„Jugend, Volk und Litteratur." Von H. Ströbel (Die Neue Zeit, Stuttgart; XX, 16).

„Mißbrauchte Sprache, mißbrauchte Kunstform." Von Jakob Wassermann (Die Zeit, Wien; Nr. 406). Betont die Bedeutung der organischen und lebendigen Perioden für den epischen Stil und will „jene Art von Büchern an den Pranger stellen, die . . . sich bemühen, die Periode und ihre Bedeutung völlig zu übersehen und zu zerstören."

„Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger" [1886—1887]. (Heimgarten, Graz; XXVI, 11.)

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Es sind jetzt bald zehn Jahre her, seitdem Hippolyte Taine nicht mehr unter den Lebenden weilt. Aber seine Werke haben seither einen immer größeren Leserkreis gewonnen. Er, der doch zu keiner Partei gehören wollte, wird von allen Parteien in Anspruch genommen, um als Bürge für irgend welche politische Idee zu dienen. Ueber sein inneres Leben war der große Philosoph zeitlebens stumm geblieben, und auch seine Familie hatte nach seinem Tode diese fast schüchterne Zurückhaltung, die einer der Hauptzüge seines Charakters war, beibehalten. Jetzt erst beginnt man den Schleier zu lüften, der uns das Innenleben des Denkers verbarg. Der erste Band seiner Jugendbriefe ist bei Hachette erschienen, und in den beiden Juliheften der „Revue de Paris" benutzt sein Schwager André Chevrillon diese Gelegenheit, um eine längere Studie über die Jugendjahre Taines zu veröffentlichen. Er zeigt zuerst, wie sich seine Persönlichkeit schon während der Knabenjahre in seiner kleinen Geburtsstadt Vouziers (Ardennen) herausbildete, und wie er auch später an seiner einzig auf das Denken gerichteten Lebensweise festhielt. — Im ersten Juliheft der „Revue de Paris" schreibt Léopold Lacour über Georges de Porto-Riche und seine Liebeskomödien (vgl. Sp. 256). Im zweiten Juliheft benutzt H. Parigot die Centenarfeier Alexander Dumas, um über dessen Geschichtsauffassung zu plaudern.

Ein eigentümlicher Mensch war der im vorigen Jahr hochbetagt gestorbene Dichter, Philosoph und Gelehrte Louis Menard. Er hatte Baudelaire nahe gestanden und wußte zahlreiche Einzelzüge von ihm zu erzählen. Ihm verdanken wir es eigentlich, wenn sein anderer Freund, Leconte de Lisle, sich der Verherrlichung der Antike widmete und so die Schule der „Parnassiens" gründete. Er selbst nannte sich den „letzten Griechen". Der Polytheismus, behauptete er in seiner Doktordissertation, die seine Lehrer der Sorbonne aufs äußerste erbitterte — es war in den ersten Jahren des zweiten Kaiserreiches — der Polytheismus sei die beste Religion, da er sicherlich zur Republik führen müsse. Vor kurzem nun sind zwei Werke zur Verherrlichung dieses Louis Menard erschienen. Das eine „Le Tombeau de Louis Menard" ist eine Sammlung von Briefen, die eine Anzahl von Schriftstellern der Jetztzeit seinem Andenken widmeten (von Edouard Champion eingeleitet und gesammelt). Das andere ist eine Studie von René Berthelot, dem dritten Sohne des berühmten Chemikers, „Louis Menard et son Oeuvre" (bei Juven), worin sich zahlreiche Auszüge aus den Werken des Dichters befinden. Beide Bücher bespricht Maurice Barrès in einer eingehenden Studie in der „Revue Bleue" (12. Juli). Er selbst hat Menard intim gekannt und flicht sehr anmutig in seinen Aufsatz persönliche Erinnerungen ein. — Im gleichen Hefte steht ein paradoxer Essai von Abel Hermant über „Das Recht auf Schönheit", sowie litterarische Erinnerungen von Philibert Audebrande. Das folgende Wochenheft (19. Juli) giebt u. a. einen Aufsatz von Ernest Charles über die Gedichte der Gräfin von Noailles wieder.

In der „Revue Blanche" (15. Juli) bringt Lucie Delarne-Mardrus, die Frau des genialen Uebersetzers von „Tausend und einer Nacht", einen Essai über André Gides neuen Roman „L'Immoraliste", in dem vom freien Spiel der Instinkte die Rede ist. — Das Juliheft des „Mercure de France" wird mit dem ersten Teile eines Aufsatzes von Remy de Gourmont eingeleitet, der sich „Les funérailles du style" betitelt. Das im vorigen Jahre erschienene Buch von Antoine Albalat „De la Formation du style par l'Assimilation des auteurs" wird darin scharf angegriffen. Gourmont glaubt nicht,

daß ein Schriftsteller durch geduldige Arbeit einen originellen Stil erlangen kann, er wird durch die Meisterwerke unbewußt beeinflußt, muß diese aber immer in irgend einer Weise übertreffen, wenn er originell sein will. Es wäre interessant, die pessimistischen Theorieen Gourmonts mit denjenigen, die Fritz Mauthner in seiner „Kritik der Sprache" ausdrückt, zu vergleichen.

Hugues Rebell setzt in der „Plume" (1. Juli) seine bissigen Studien über die „Geschichte des französischen Geistes" fort. Diesmal kommt Gustave Flaubert an die Reihe. Der „sündlose" (impeccable) Künstler, der seine Gestalten dem kalten Marmor gleich ausmeißeln will, erscheint ihm als ein Sünder gegen das Leben. Die Parnassiens haben die Formel später übernommen und ihr bestes Talent damit verdorben. Im Grunde war die „impassibilité", die Flaubert rühmte, bloß ein Mangel an Temperament und Persönlichkeit. — Eine andere Studie widmet Georges Michel dem bizarren und krankhaften Jean Lorrain. — Das zweite Juliheft derselben Zeitschrift enthält eine kurze Abhandlung von Henri Pâris über den deutschen Sturm- und Drangdichter Friedrich Maximilian Klinger mit Auszügen aus den „Reisen vor der Sündflut" (1794). Die Satiren gegen die Goldgier erscheinen ihm heutzutage von größerer Aktualität als damals.

Im Juliheft von „L'Occident" schreibt Louis Ronart über „Maurice Barrès und die französische Jugend". Er zeigt, wie der Verfasser der „Déracinés" mit seinem Kultus der Toten und der heimatlichen Erde erzieherisch wirken könne. „Wir sind nur die Verlängerung unserer Ahnen," sagt Barrès, und eigentlich erweitert er damit bloß die Theorie seiner früheren Bücher über den „Ich-Kultus". — Einen vergessenen, galanten Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, Jean de Schelandre, führt Ad. van Bever in „L'Hémicycle" ein und giebt Proben seiner Dichtungen.

Zur Reisezeit verlangt das Publikum leichte Lektüre, und zahlreiche dementsprechende Romane sind in diesen Wochen erschienen. Einige der besten sollen im nächsten dieser Briefe Erwähnung finden. Dagegen ist die Ernte an litteraturwissenschaftlichen Novitäten diesmal sehr spärlich. Renans Seminarbriefe sind in Buchform bei Calmann-Lévy erschienen. — Fräulein Lucie Faure, die Tochter des verstorbenen Präsidenten, veröffentlicht in der „Librairie académique Perrin" eine Serie über „Die Frauen in Dantes Werken". — Bei Plon giebt Fernand Calmette eine umfangreiche Studie über „Lecomte de Lisle und seine Freunde" heraus.

Die Theater liegen fast alle im Sommerschlaf. Die „Comédie française" hat ein älteres Stück von Georges de Porto-Riche „Le Passé" aufgenommen und setzt es den Kunden als Novität vor. — Die Prüfungen des Nationalen Konservatoriums haben gezeigt, daß unsere dramatische Kunstschule keine nennenswerten Talente hervorbringt. In der Tragödie und Komödie wurden erste Preise bloß an Damen verteilt und dies auch nur aus Höflichkeit. Diese Schlußprüfungen sind aber immer noch ein typisches pariser Ereignis, das letzte der Saison (24. Juli).

Paris. *Henri Albert.*

Schwedischer Brief.

Die Kategorie der sogenannten Schlüsseldramen und -romane, die seit alters den bevorzugten Tummelplatz unserer im öffentlichen und privaten Familienklatsch schwelgenden weiblichen Autoren bildet, scheint neuerdings auch unter den Vertretern der ernsteren Litteraturrichtung Schule zu machen. Der vor kurzem erschienene Roman „Elsa Finne" von Axel Lundegaard liefert hierfür einen charakteristischen Beleg. Die Erzählung gliedert sich in zwei der Form nach ganz verschieden geartete Hauptteile, deren erster einen ziemlich buntscheckigen Ausschnitt aus der historischen Epoche der deutschen Freiheitskämpfe darbietet, während der abschließende Teil (in Tagebuchform) die intimen Herzensergüsse der Titelheldin bringt. Elsa Finne gehört dem nunmehr glücklicherweise im Aussterben begriffenen Typus der „unterdrückten" Frauen an. Ihr Vater, ein forscher schwedischer Husarenleutnant, der seinem Thatendurst auf deutscher Erde — als freiwilliger Teilnehmer der Befreiungskriege — die Zügel schießen läßt, hat ihr als einziges Erbe eine wilde, halb trotzig-herausfordernde, halb schwärmerisch-weiche Sinnesart hinterlassen. In ihren Adern vermischt sich das rote Bauernblut des südschwedischen Stammes mit dem aristokratischen Blaublut von mütterlicher Seite. Unverstanden und ungeliebt, wächst Elsa Finne auf dem Edelhofe eines entfernten Verwandten heran; ihr Seelenleben ist für die nächste Umgebung ein verschlossenes Buch, in dem sich außer einer alten verknöcherten Stiftsdame übrigens auch niemand zu lesen bemüht. Aeußerem Zwange folgend, reicht Else einem kaltherzigen Priester die Hand zum Lebensbunde. Ihr Leben gestaltet sich in der Ehe womöglich noch inhaltsleerer als zuvor, und erst, als der zu apoplektischen Anfällen neigende Ehegemahl infolge eines heftigen Meinungsstreites plötzlich das Zeitliche segnet, findet sie den langersehnten Weg offen, um sich ihr ferneres Leben als unabhängige Schriftstellerin nach eigenem Gutdünken zu gestalten. Allerdings geht ihr Plan nur teilweise in Erfüllung, denn schon in den Anfangsstadien ihres jungen Autorruhms begegnet sie dem geistig überlegenen männlichen Gefährten, der sie nach flüchtigem Liebesgetändel durch seine empfindungslose Hohlheit und Kälte in den freiwilligen Tod treibt.

Man braucht nicht viele Seiten der im zweiten Teile enthaltenen Tagebuchaufzeichnungen, in denen uns von den Seelenkämpfen der emporstrebenden und schließlich resignierenden Schriftstellerin Kunde wird, durchzublicken, um ohne weiteres die dichterischen Züge derjenigen Persönlichkeit wiederzuerkennen, die dem Verfasser der „Elsa Finne" vorgeschwebt haben. Leider hat sich Herr Lundegaard nicht darauf beschränkt, es bei der Festhaltung äußerer Aehnlichkeiten bewenden zu lassen, sondern die Anlehnung an sein Wirklichkeitsmodell bis zur freien Aneignung fremden Geisteseigentums ausarten lassen. Die ersten Anspielungen auf das im zweiten Teile von „Elsa Finne" zergliederte Dichterschicksal finden sich in authentischer Form bereits in der vor einigen Jahren erschienenen Skizzensammlung „Ur mörkret" („Aus dem Dunklen"), worin die inzwischen verstorbene Verfasserin und Freundin Axel Lundegaards, Ernst Ahlgren (Victoria Benediktson; vgl. LE III, 50 u. 1137) eine Art Selbstbiographie niedergelegt hat. Das später von Lundegaard veröffentlichte Schauspiel „Den bergtagne" („Der Verzauberte") charakterisierte sich als eine (in der äußeren Form allerdings diskret behandelte) Fortsetzung der ahlgrenschen Selbstbekenntnisse, während eine gleichzeitige Veröffentlichung aus der Feder Laura Marholms das gleiche Thema noch in merklicher Vergröberung variierte. Man hätte nun voraussetzen dürfen, daß es nach diesen dreifachen „Enthüllungen" keiner neuen Analyse mehr bedurft hätte, um über das tragische Schicksal der Dichterin Ernst Ahlgren neues Licht zu verbreiten. Herr Lundegaard war hierüber indessen offenbar anderer Meinung, als er dem zweiten Teile der „Elsa Finne" die wortwörtliche Abschrift der von Ernst Ahlgren hinterlassenen Tagebuchnotizen einverleibte. Welchen Eindruck diese selbst nach skandinavischen Begriffen etwas zu grobschlächtige Indiskretion in den eingeweihten Litteraturkreisen hervorgerufen hat, braucht hier kaum angedeutet zu werden. Leider muß sich die allgemein zum Ausdruck gelangte Entrüstung mit dem Bedauern paaren, daß die künstlerische Behandlung des peinlichen Themas der lundegaardschen Arbeit einen litterarischen Rang zuweist, der ein taktvolles Totschweigen des ganzen Romans vom litterarischen Standpunkte aus nicht wohl gerechtfertigt erscheinen ließe.

Unter den übrigen Neuerscheinungen der letzten Zeit verdienen noch eine Anzahl norrländischer Dorfgeschichten, die Hjalmar Höglund unter dem gemeinsamen Titel

„Mellan Aelfvarne“ („Zwischen den Strömen“) zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, erwähnt zu werden. Von dem eigentlichen Norrlandsroman, dessen charakteristische Stellung in der modernen schwedischen Erzählungslitteratur von mir bei früherer Gelegenheit ausführlicher behandelt wurde, unterscheiden sich die vorliegenden Novelletten durch das Hervortreten der individuellen Züge und die mehr nebensächlich gehaltene Behandlung der äußeren Naturschilderung. Schade nur, daß diese naturgetreuen Skizzen, die dem größeren Publikum ein noch wenig gekanntes Stück Volksleben in dem weltfernsten Winkel unseres Erdteils enthüllen könnten, sich aus sprachtechnischen Gründen so schwer dem Ausland erschließen lassen — wenigstens nicht mit jenen bequemen Hülfsmitteln, die das Arsenal der deutsch-skandinavischen Durchschnitts-Uebersetzer auszumachen pflegen!

Die periodische Litteratur bietet gegenwärtig nur eine dürftige Auslese. „Dagny“ veröffentlicht (Heft 8) einige Angaben über hinterlassene Schriften Friederike Bremers aus den Vierzigerjahren, einer Zeit also, da der weitreichende litterarische Einfluß der fruchtbaren und vielseitigen Autorin seinen Höhepunkt erreicht hatte. — „Varia“ beschäftigt sich (Heft 6) des Längern und Breiten mit der mittlerweile auch nach dem Norden verpflanzten „Kunstrichtung“ des litterarischen Ueberbretls, wobei der Verfasser zu dem Schluß gelangt, daß dies in Deutschland bereits wieder im Aussterben begriffene Produkt eines hypermodernen Tagesgeschmackes für den Norden möglicherweise zu vorübergehender Bedeutung gelangen könne. Jedenfalls seien in Schweden die Voraussetzungen wesentlich günstiger, als u. a. in dem benachbarten Dänemark, wo Holger Drachmann sich schon vor Jahren um die Einbürgerung der Cabaretkunst pariserischen Vorbildes vergeblich bemüht habe.

Stockholm. *Valfyr.*

Amerikanischer Brief.

Aus Philadelphia kommt die Nachricht, daß eine endgültig vollständige Ausgabe von Walt Whitmans Schriften vorbereitet werde. Herausgeber sind die Herren Thomas B. Harned und Horace L. Traubel, zwei von Whitmans Testamentsvollstreckern, und Professor Oscar L. Triggs von der Universität Chicago. Die Ausgabe soll zehn Oktavbände umfassen und erscheint in dem Verlag G. P. Putnam's Sons in New York. Hundert Exemplare sollen mit Aquarellen illustriert werden und einige Manuskripte des Dichters enthalten; der Preis für diese Prachtausgabe soll 1000 $ betragen, für die anderen Ausgaben 60 $ bis 500 $. — Von Bret Hartes Novellenband „Openings in the Old Trail“, der in der Woche seines Todes erschien, ist die erste Ausgabe bereits vergriffen und eine neue in der Presse. Auch Professor Hugo Münsterbergs „American Traits“ hat eine neue Auflage nötig gemacht.

Unter den Novitäten des Büchermarktes ist Owen Wisters „The Virginian“ an erster Stelle zu nennen. Der Schöpfer des köstlichen „Lin Mc Lean“ und anderer kurzer Erzählungen aus dem Westen hat mit diesem Buche das größere Gebiet des Romans betreten, und der Versuch ist sehr glücklich ausgefallen. Im Mittelpunkt der Handlung steht der Virginier, den eine unbezwingliche Wanderlust treibt, seine seßhafte Farmerfamilie zu verlassen und in Wyoming Cowboy zu werden, und die neuenglische Schullehrerin, die, um dem lästigen Liebeswerben eines von ihren Verwandten begünstigten Freiers zu entgehen, eine Stellung in der Wildnis angenommen hat. Der gerade und offene Sinn des Naturmenschen, dessen Urteil keine unverdaute Philosophie trübt, kein Mißtrauen beirrt, sein natürliches Feingefühl und sein ungeschminktes, taktvolles Benehmen machen Wisters Virginier zu einer liebenswerten Erscheinung. Nichtsdestoweniger ist der Kampf, den die Lehrerin gegen die Liebe führt, die die Begegnung mit ihm in ihrem sorgsam umhegten jungfräulichen Herzen erweckt, durchaus erklärlich und vom Autor überzeugend geschildert; denn sie gehört durch ihre Erziehung und ihre Umgebung einer ganz anderen Welt an, und nicht nur sein Beruf, sondern vor allem seine mühsam aufgesetzten Briefe offenbaren ihr die Kluft, die sie von einander trennt. — Durch das ganze Buch weht der frische Hauch westlicher Freiluft, und die Schilderung des westlichen Lebens ist durchaus Freilichtmalerei. Ein köstlicher Beitrag zur Tierpsychologie ist das Kapitel von „Em“, der Henne mit dem unbefriedigten Mutterinstinkt, das geradezu klassisch genannt werden muß.

Ein Buch von Kate Douglas Wiggin verspricht immer einen eigenartigen Genuß; denn sie gebietet über einen phantastischen, gemütlichen Humor und eine gesunde Lebensanschauung, die überaus wohlthuend berühren. So ist denn auch ihre „Diary of a Goose-Girl“ ein Buch von erquickender Frische und tiefer Lebensweisheit. Die Darstellung hat etwas Unmittelbares, Unumwundenes, das den Leser sofort gefangen nimmt. Daß die Patientin einer Wasserheilanstalt auf der Fahrt durch ein stilles Dorf, das sich durch nichts als seinen Geflügelreichtum auszeichnet, den Einfall bekommt, ein längerer Aufenthalt unter dem Getier könnte ihr mehr nützen, als das beständige Fixiertwerden von Menschenaugen, die nach Krankheitssymptomen spähen, empfindet man als durchaus selbstverständlich. „Ich bin der Menschen müde und will mich ausruhen, indem ich eine Weile unter Dingen lebe,“ sagt sie und bleibt in dem Dorfe, wo sie sich bei einer Bauernfamilie einquartiert und sich mit der Tochter des Hauses in die Beaufsichtigung des Geflügels teilt. Da lernt sie das Leben von einer ihr bisher ganz fremden Seite kennen, und es drängen sich ihr allerlei launige Beobachtungen und Vergleiche auf. Das liebenswürdige und drollige Buch ist sehr gelungen illustriert und von den Verlegern hübsch ausgestattet.

In der Magazinwelt gehen allerlei Veränderungen vor. „Forum“ trägt zum ersten Male auf dem Titelblatt den Vermerk „Juli-September“. Die Beiträge sind nach ihrem Gegenstand geordnet; über das Drama berichtet John Corbin, über Litteratur Frank Mather jr. — „International Monthly“ ist dem Beispiel gefolgt und wird vom September an gleichfalls vierteljährlich erscheinen. — „Harper's Weekly“ trägt seit dem 5. Juli ein neues Kleid; das Format ist handlicher. — „North-American Review“ enthält eine interessante Studie von Edith Wharton, betitelt „The Three Francescas“. Die geistvolle Novellistin bespricht darin die Rimini-Tragödien D'Annunzios, Stephen Phillips und Marion Crawfords. Das letztere, von dem amerikanischen Verfasser Sarah Bernhard auf den Leib geschriebene Werk kommt bei dem Vergleich sehr schlecht weg, was kaum überraschen dürfte. — „Harper's Monthly“ bringt in seiner Julinummer einen interessanten Beitrag von Professor George E. Woodberry über die Anfänge der amerikanischen Litteratur. — Im „Century“ (Juli) charakterisiert Francis Wilson den verstorbenen chicagoer Litteraten und Humoristen Eugene Field. — In einer Besprechung des Romans „A Pasteboard Crown“, den die ehemalige Tragödin Clara Morris ihren zwei Bänden Bühnenerinnerungen nachgesandt hat, ließ der Referent der Sonnabend-Beilage der „Times“ unlängst die bezeichnende Aeußerung fallen, die konventionelle Sittlichkeit des englischen Romans sei geradezu unsittlich.

Der Inhalt der litterarischen Magazine war im vergangenen Monat äußerst reichhaltig. In der Julinummer des „Bookman“ werden Paul Leicester Fords Verdienste als Bibliograph und Historiker gewürdigt. — In einem Artikel, der sich „Alfred de Musset and the English Opiumeater“ betitelt, macht Walter Littlefield auf die wenig bekannte Uebersetzung aufmerksam, die Musset in seiner Jugend von de Quinceys Werk angefertigt hat. — James Douglas giebt eine kurze Charakteristik Bret Hartes, in der er sich bemüht, fest-

zustellen, worin der Zauber bestand, den Bret Harte einst auf uns ausgeübt, und weshalb er seine Macht eingebüßt hat. Nicht Bret Harte habe sich verändert, meint Douglas, sondern unser Geschmack. Er habe an die Gefühle appelliert, und wir seien zu cynisch, um heute darauf zu reagieren. Wenn man sehen wolle, wie weit wir uns von den Anschauungen der Sechziger- und Siebzigerjahre entfernt haben, müsse man „Das Glück von Roaring Camp" und danach Maxim Gorkis „Sechsundzwanzig und Eine" lesen. Douglas vergleicht die beiden Werke mit einander und kommt zu dem Schluß, daß Bret Harte sich durch künstliche Mittel an unsere Gefühle wende, bei Gorki aber das Leben selbst durch das Medium der Kunst auf uns wirke. In einer Hinsicht aber nennt er Bret Harte unerreicht: als Meister des humoristischen Versepos. „The Heathen Chinee" sei allbekannt, und doch heute so frisch, wie am Tage, da er entstand. Das erkläre sich einzig durch die vollkommene Form. Es sei eine amerikanische Anekdote, trocken humoristisch wie hundert andere, aber das Gedicht sei von einer unvergänglich stilvollen Gußform. — Eine gelungene Darlegung des Falles Rostand-Groß giebt Lionel Strachey. Er ist in den Besitz einer Kopie des von dem Grundeigentumshändler Samuel Eberly Groß verbrochenen Schauspiels „The Prince of Corneville" gelangt, das den Grund der gegen Rostand angestrengten Plagiatklage abgab, und Richter Kohlsaat von Chicago zu einer Entscheidung veranlaßte, durch die er sich unsterblich blamiert hat. Strachey citiert Beispiele aus dem Werk, die des Herrn Groß poetische Empfindung, seine Sprachbeherrschung und seinen Witz genügend charakterisieren, um seine Prioritätsansprüche zu einem schlechten Witz zu stempeln, den er sich mit Rostand und den Gerichten erlaubt.

Auch die Julinummer des „Critic" enthält des Lesenswerten viel. Stopford Brooke beschließt seine Abhandlung über Brownings Behandlung der Natur; Leo Wiener beginnt eine Reihe von Artikeln über russische Litteratur. — Dem verstorbenen Edwin Lawrence Godkin werden von einem Freunde Worte der Erinnerung gewidmet, in denen besonders sein eigenartiger Humor hervorgehoben wird. — In Frank Norris ständigen Spalten „Salt and Sincerity" wird darauf aufmerksam gemacht, daß die großen belletristischen Treffer des Büchermarkts nur Scheinerfolge seien, da ihr Verkauf nach wenigen Jahren aufhöre, während der der anerkannten und wirklich bedeutenden Erzeugnisse der Litteratur ein stetig gleichbleibender sei. Dies erinnert mich daran, daß der londoner Verleger John Lane unlängst einen Vergleich zwischen den meist gekauften Büchern Englands und Amerikas zog, der sehr zu Gunsten des Geschmacks des amerikanischen Publikums ausfiel. — Sowohl „Bookman" wie „Critic" und die Sonnabend-Beilage der „Times" vom 12. Juli enthalten bereits Säkular-Artikel auf Dumas père. In der letzten Nummer ergreift Horace Traubel in der Frage, ob Walt Whitman ein konservativer oder ein radikaler Denker gewesen, das Wort und erklärt, daß er in den zwanzig Jahren genau denselben Eindruck im persönlichen Verkehr empfangen habe, den des Dichters Schriften machen: daß Whitman nämlich über allen formellen Glaubensbekenntnissen gestanden und sowohl konservativ als radikal gewesen sei. Wenn er hörte, daß er als der Prophet einer neuen Weltanschauung betrachtet würde, dann pflegte er zu sagen: „Ich weiß, daß ich das Alles enthalte. Und ich hoffe, daß noch viel mehr in mir steckt." Allen den enthusiastischen Weltverbesserern, die ihn aufsuchten, habe er geduldig zugehört, weder gegen Sozialisten noch Anarchisten ein Vorurteil gehabt, die Mormonen nachsichtig beurteilt, jedem revolutionären Impuls Verständnis entgegengebracht, aber ein Doktrinär war er nicht, und sich in die Prinzipien einer bestimmten Partei einschnüren zu lassen, das fiel ihm nicht ein.

Auf den Bühnen, die nicht geschlossen sind, herrschen Variété und Operette. Interessant ist die Nachricht, daß Hamlin Garland an einem Schauspiel schreibe. Er ist ein glänzendes Beispiel der Selbstzucht, durch die mancher mäßig begabte Amerikaner sich schließlich zur Reife durcharbeitet und Beachtung erzwingt, und man darf seinem dramatischen Versuch mit Spannung entgegensehen.

New York. *A. von Ende.*

* Meinungs-Austausch *

[Unter sachlicher Verantwortung der Einsender.]

16. Zur Psychologie des Kritikers.

Den geistreichen Artikel von Kurt Walter Goldschmidt im LE (Heft 20) habe ich mit so lebhaftem Interesse gelesen, daß ich mich nicht enthalten kann, einige Bemerkungen mitzuteilen, die ihn zu ergänzen geeignet sein dürften. Wenn ich ihn und noch mehr das Gefühl, das den Autor zum Schreiben drängte, recht verstanden habe, so beklagt Goldschmidt eine gewisse falsche Objektivität, die in unserer Litteraturkritik vielfach Platz gegriffen hat. Denn wenn er am Schlusse die großen Persönlichkeiten in der Kritik feiert, einen Treitschke, einen Victor Hehn, trotzdem er ihnen keineswegs in allen Urteilen, die sie fällten, beistimmen könne, so will er damit wohl nicht eine Aufforderung an die Kritiker richten: mitunter so grob wie diese zu werden, oder: seid Persönlichkeiten, denn das läßt sich denn doch wohl nicht so einfach nach Belieben oder gutem Willen anschaffen. Man ist um so weniger eine Persönlichkeit je mehr man eine sein will, eine gewisse Naivetät ist von der richtigen „Persönlichkeit" gar nicht zu trennen. Sondern Goldschmidt kann nur meinen, daß die großen Kritiker auch eine bestimmte, klar und entschieden sich äußernde Subjektivität des Urteils besaßen, und daß er diese an der großen Mehrzahl der Rezensenten, ja sogar an einem Georg Brandes vermißt. Er hätte zu Treitschke und Victor Hehn noch Friedrich Vischer oder Wilhelm Scherer gesellen können, der geradezu vom „Mut des Irrens" in der Wissenschaft sprach, und noch weiter zurückgehend die Allergrößten: Lessing, Schiller und Goethe nennen können, die gewiß nicht überall unfehlbar geurteilt haben, wie es schon die Gemeinplätze der Litteraturgeschichte erzählen. Jedes ästhetische Urteil ist zugleich auch ein Bekenntnis des ganzen Menschen; darin liegt der Reiz und die Bedeutung aller ästhetischen Kritik. Ich meine daher: Goldschmidt hat ein vorhandenes Uebel richtig gefühlt, aber eine unrichtige Diagnose gestellt, indem er das Ideal der Persönlichkeit, ein Schlagwort, das heutzutage nur zu sehr mißbraucht wird, und womit alles und nichts gesagt werden kann, als Allheilmittel anrief. Das Uebel liegt meines Erachtens nicht darin, daß es an Talenten oder „Persönlichkeiten" mangelt, sondern daß man — nicht alle, aber viele — sich auf falscher Bahn bewegt: eben auf jener der falschen Objektivität in der Kunst- und Litteraturkritik.

Zur Objektivität im Urteil drängt nicht bloß die Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit, sondern auch die Erkenntnis der ungewöhnlichen Schwierigkeit, ein künstlerisches Urteil von bleibendem Wert auszusprechen. Niemals war diese Schwierigkeit größer, als in den letzten zwei Jahrzehnten des Sturmes in Kunst und Litteratur. Man erlebte die „Umwertungen" von Kunstwerken und Idealen fast so rasch, wie das Steigen und Fallen der Börsen-Kurse! Da ward Vorsicht der beste Teil — zwar nicht der Tapferkeit, aber doch der Weisheit. Wer nicht sehr sicher in seinem eigenen rein empfänglichen Gemüte war, wer der Krücken der Tradition nicht entbehren konnte, der war machtlos dem Sturme ausgeliefert. Der nächste Tag oder doch die nächsten Wochen konnten den Kritiker, der gewohnt war, bei seinem Publikum als ein Orakel zu gelten, desavouieren und

ihn um seine Autorität bringen. Und es waren keineswegs „Tageskritiker", die zu der zuwartenden Haltung sich entschließen mußten, sondern auch Professoren ...

In dieser bewegten Zeit entstand die falsche Objektivität in der Kritik, d. h. eine Art und Weise über Kunstwerke zu sprechen, daß der Schein entstehen kann, sie würden beurteilt, in Wahrheit aber wird das Urteil mit ängstlicher Vorsicht umgangen. Man kann ja interessant über Kunstwerke sprechen, auch ohne sie zu beurteilen, die Litteratur- und Kunstgeschichte hat die Methoden dazu ausgebildet. Man beschreibt z. B. vom „psychologischen" Standpunkte Dichter und Werke, das ist immer fesselnd und kann bei den alltäglichsten Produkten der Druckereien geübt werden. Wenn ein Werk einmal die Oeffentlichkeit interessiert, so wird es in allen Teilen analysiert, historisch, „entwicklungsgeschichtlich", biographisch; man braucht sich dabei mit keiner Silbe über seinen künstlerischen Wert zu äußern und hat doch geredet darüber — was der wichtigste Zweck war. So wurde nicht bloß in Feuilletons, sondern auch in Büchern über Kunstwerke geschrieben, und das Urteil fällte schließlich die Zeit selbst — der größte Kritiker —, das konnten dann die Gelehrten ratifizieren. Das war ebenso sicher als bequem, hat aber mit der echten Objektivität nichts zu thun, denn diese urteilt! Dazu kam noch der Skeptizismus, der die wissenschaftliche Aesthetik seit Fechner beherrscht, wo in dicken Büchern der Nachweis geliefert wird, daß es mit der Möglichkeit, andere als rein individuell giltige ästhetische Urteile zu fällen, überhaupt nicht weit her sei — und jene falsche Objektivität der Kritik hatte sogar ihre wissenschaftliche Basis. Aber nicht bloß der Mangel an Urteil konnte sich mit diesem Mantel der Wissenschaftlichkeit decken, sondern auch die berechnende Willkür des Urteils. Goldschmidt spricht sich über Georg Brandes ablehnend aus, weil der Biograph Lassalles der Apostel Nietzsches wurde. Aber — abgesehen von der wichtigen Einwendung, daß sich Brandes damit keineswegs in prinzipiellen Widerspruch mit sich selbst brachte, denn er wollte immer nur der Psychologe seines Zeitalters sein, und hat sich durch seine Vorurteilslosigkeit viele Verdienste erworben, — so lagen doch gewiß zwanzig Jahre zwischen beiden berühmten Essais von Brandes; in solcher Zwischenzeit vermag ein Kritiker auch Wandlungen durchzumachen, die er nicht erst zu rechtfertigen braucht. Andere Kritiker, die sich keineswegs darauf beschränkten, nur Psychologen zu sein, haben aber Wandlungen in ihrem künstlerischen Bekenntnis von einer Saison zur anderen, ja von einer Woche zur anderen durchgemacht und brachten diese Wandlungen ins System, das sie Impressionismus nannten. Wird Goldschmidt diesen „Persönlichkeit" zugestehen? Dieser Impressionismus, der keineswegs mit dem Impressionismus einer so einheitlichen Persönlichkeit wie der Theodor Fontanes identifiziert werden darf, war das Gegenstück des falschen Subjektivismus zur falschen Objektivität. Immerhin aber scheint mir die letztere nützlicher als der erstere zu sein. Es ist besser, wenn ein Rezensent, der nun einmal zum Referat verpflichtet ist, gar nicht urteilt, als daß er falsch und irreführend urteilt. Man kann nicht verpflichtet sein, ein Genie zu sein; in keinem Falle ist es aber erlaubt, als ein solches erscheinen zu wollen.

Der Ruf nach „Persönlichkeit" in der Kritik ist ebenso fromm, wie der nach Genies in der Kunst: beide sind Geschenke des Schicksals. Aber man fördert meines Erachtens die Einsicht mehr, wenn man im Einzelnen die Irrgänge nachweist, die begangen werden.

Piesting (N.-Oesterr.), 19. Juli 1902. M. Necker.

* *

17. Litterarisches Freibeutertum in Amerika.

Wenn nicht Millionen, sind es jährlich gewiß Hunderttausende, die den deutschen Schriftstellern dadurch entgehen, daß deutsche Blätter in Amerika sich ihre Geisteserzeugnisse aneignen und darüber wie über ihr gut erworbenes Eigentum verfügen. Ein deutscher Buchhändler, Ernst Steiger in Newyork, hat vor kurzem ein Buch erscheinen lassen, eine Art Jubiläumswerk seiner langjährigen Thätigkeit jenseits des Ozeans, und auch er vertritt die sonderbare Ansicht, daß es eigentlich von keiner weiteren Bedeutung ist, wenn man deutsche Autoren drüben ausplündert, denn so würden sie wenigstens gelesen, was kaum der Fall wäre, wenn die Verleger und Herausgeber gezwungen würden, für den Wiederabdruck zu zahlen. Die Logik dieser Behauptung ist nicht recht einleuchtend. Wenn man einen Zeitungskatalog zur Hand nimmt, so wird man finden, daß in Amerika eine Unmasse von Blättern in deutscher Sprache erscheint. Diese Blätter brauchen Stoff und wollen ihren Lesern auch Gutes bieten. Bis jetzt ist noch nicht die Kunde zu uns gelangt, daß sich ein Deutsch-Amerikaner einen solchen litterarischen Ruf erworben hätte, daß sein Name auch dem litterarischen Europa geläufig geworden wäre. Gute Namen werden also von uns nach Amerika importiert, nicht aber umgekehrt. Gewiß ist es schon vielen von uns geschehen, daß einem gesagt wurde: „Unlängst habe ich einen Roman, eine Novelle von Ihnen in einem amerikanischen Journal gelesen". Mir ist es schon zu wiederholten Malen passiert. Ich habe es mich auch nicht verdrießen lassen, regelmäßig, wenn ich solches erfuhr oder wenn mir die Belegsexemplare von wohlwollender Seite zugesendet wurden, an die Redaktion zu schreiben und den Herren darzulegen, daß es anständig wäre, etwas, das man ihnen nicht geschenkt hat, zu honorieren, wie sie ja doch auch eine importierte Hose oder ein Paar Stiefel zahlen müssen. Eine Antwort erhielt ich jedoch nie. Eine einzige Ausnahme kann ich hier anführen: der „Freidenker" in Milwaukee zahlt für den Wiederabdruck. Es ist dies obendrein ein Blatt, das durchaus nicht über Reichtümer verfügt, sondern im Gegenteil recht hart um seine Existenz kämpfen muß, während die großen Journale, wie „Herold", „Newyorker Staatszeitung"*) u. s. w. frisch und fröhlich nachdrucken und Angebote von Original-Beiträgen mit aller Unverfrorenheit dahin beantworten, daß sie mit Material noch auf lange Jahre hinaus versehen sind. Das kann man ihnen aufs Wort glauben; die deutsche Schriftstellerwelt liefert ja jahraus jahrein gewiß genügendes Material, das sich die ehrenwerten Herren drüben als gute Beute aneignen. Wozu sollen sie also durch ehrlichen Kauf ihre Reinerträge verkürzen! Der verstorbene Herausgeber der „Newyorker Staatszeitung" hat in seiner Heimat großartige Stiftungen gemacht, und sein Nachfolger hat den Prinzen Heinrich gelegentlich dessen Besuches in Amerika fürstlich bewirtet. Das wäre alles recht gut und schön, wenn nicht wir Schriftsteller, die im Berufe an und für sich durchaus nicht auf Rosen gebettet sind, zum Teil die Kosten solcher Largessen zu bestreiten hätten, indem wir mit einer Kaltblütigkeit geschröpft werden, die schon ans Polizeiwidrige grenzt. Allerdings ist der amerikanischen Journalistik kürzlich von hoher Seite die Generalswürde verliehen worden, aber ich sollte meinen, noblesse oblige — und es entspricht am wenigsten der Würde eines Generals, sich durch unreinliche Geschäfte zu bereichern. Die Herren führen für sich die Thatsache ins Feld, daß bei ihnen der fremdländische Autor vogelfrei ist; sie machen sich also einen Lapsus des Gesetzes zunutze und gehen über die Anstandsgesetze, denen sich jeder gebildete Mann freiwillig unterwirft, souverän hinweg. Daß die amerikanische Gesetzgebung in dieser Frage einen Mangel aufweist, ist sehr bedauerlich; ebensogut könnte sie bestimmen: der Diebstahl ist nur dann strafbar, wenn er an Einheimischen begangen wird. Wird da wohl der Amerikaner, der Anspruch auf die Bezeichnung „Gentleman" macht, in die Tasche des Deutschen greifen und ihm die Börse ziehen? In Wirklichkeit äußert sich die amerikanische Gesetzgebung in dieser Weise, und zwar

*) Für diese trifft die erhobene Beschuldigung nur teilweise zu. Sie honoriert einen Teil ihrer Beiträge, druckt aber allerdings andere nach, ohne Honoraransprüche zu berücksichtigen. D. Red.

dort, wo sie vom copyright spricht ... Nur der Nachdruck inländischer Werke ist bei Strafe verboten. Allerdings entschuldigt sie sich damit, daß sie sagt: Ihr Ausländer könnt euch ja ebenso schützen, indem ihr das copyright erwerbt ... Das ist aber eine sehr prekäre Sache: der deutsche Autor muß sein Werk in Amerika drucken lassen — mindestens in zwei Exemplaren, die dann der dortigen Behörde zur Eintragung einzureichen sind. Welcher Schriftsteller wird solche Auslagen auf sich nehmen können! Ein gefälliger amerikanischer Verleger, der als Vermittler eintreten wollte, findet sich natürlich auch nicht, da es ja gar nicht in seinem Geschäftsinteresse liegt, sich für das Recht eines fremdländischen Autors zu exponieren. Ueberall beginnt sich das Anständigkeitsgefühl zu regen, nur nicht bei den Verlegern in den Vereinigten Staaten. Wir haben keine Litterar-Konvention mit Rußland, Skandinavien und Holland, und doch ist man dort Rekriminationen zugänglich, ja, man legt sogar Wert darauf, autorisierten Abdruck oder autorisierte Uebersetzungen zu bringen, während es in Amerika geradezu als Verrat an den Berufsgenossen empfunden würde, dem litterarischen Diebstahl zu entsagen. Angesichts dieser bedauerlichen Zustände war es mir eine freudige Ueberraschung, unlängst in der Zeitschrift „Die Feder" die Aufforderung eines in Amerika lebenden deutschen Schriftstellers zu lesen, der die Absicht ausspricht, alle seine Kräfte einzusetzen, um da Wandel zu schaffen. Herr Fred. R. Minuth, North Braddock Pa. 42 Brinton Avenue, ladet seine deutschen Kollegen ein, ihm ihre Zustimmung zu dem Schritte, den er vorhat, zu senden. Er glaubt, daß es ihm dank seinen dortigen Verbindungen gelingen wird, eine Litterar-Konvention zu Stande zu bringen, wenn er sich auf zahlreiche Zustimmungen seitens der deutschen Schriftstellerwelt berufen kann. Ich halte es für meine Pflicht, ganz besonders auf diese für uns hochwichtige Frage aufmerksam zu machen und meine Berufsgenossen zu ermahnen, mit ihren Zustimmungen nicht zu säumen. Eine Reihe von hervorragenden Schriftstellern hat sich bereits gemeldet. Der Zeitpunkt ist gerade jetzt, nach der warmen Annäherung zwischen Deutschland und Amerika günstig — und das Eisen soll geschmiedet werden, so lange es warm ist. Es ist wohl eine dankenswerte Anregung, die nicht unbeachtet bleiben sollte, und das Geringste, was wir für unsere eigenen Interessen thun können, ist doch, einen Mann durch ein paar anerkennende Zeilen zu ermutigen, der sich bereit erklärt, seine Dienste den Berufsgenossen zur Verfügung zu stellen und ihnen durch seine Müheverwaltung so manchen Hundertmarkschein zu verschaffen, den sie sonst zeitlebens nicht sehen würden.

Schloß Harmannsdorf, im Juli. A. G. von Suttner.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Traum im Süden. Novelle von Georg Frhrn. von Ompteda. Berlin 1902, F. Fontane & Co. 166 S. M. 2,— (3,—).

Das schönere Geschlecht. Novellen von Georg Frhrn. von Ompteda. Berlin 1902, F. Fontane & Co. 414 S. M. 5,—.

Ompteda hat auch als Schriftsteller etwas vom Reiteroffizier behalten. Ein rasches Erfassen, ein entschlossenes Anpacken, ein bündiges Ende. Der bewundernswerten Leichtigkeit seines Schaffens entspricht eine angenehme Mühelosigkeit des Lesens. Man wird nicht abgrundtief in Probleme und Menschenseelen hinuntergeführt aber von einem liebenswürdigen Gesellschafter fein und anregend unterhalten. So ein rechter Griff ans Herz gelingt ihm selten, noch seltener aber mißrät ihm etwas.

Der „Traum im Süden", von Hanns Anker mit spannenden kleinen Rebussen geschmückt, erzählt, wie der Gutsherr von Brösum in seinem reiferen Alter sich die ehemalige Jugendgeliebte von der Riviera heimzuholen hofft, und wie dann in der nordischen Heide alle Farben verblassen, die unter der italienischen Sonne so verheißungsvoll leuchteten. Es ist eine Novelle, die man mit Vergnügen in einem Zuge liest. Die Lebendigkeit der Darstellung, die Fülle trefflich beobachteter Einzelheiten, das Einleuchtende mancher Situationen läßt die lose psychologische Fügung der Hauptgestalten fast vergessen. Immerhin wäre es wünschenswert und bei strengerer Durchzeichnung wohl auch zu erreichen gewesen, daß Marie de la Fourrais und besonders Werner von Ringstrand im zweiten Teile des Buches nicht thatsächlich als andere Charaktere erschienen, die dem Bilde, das sich der Leser im Anfang von ihnen gemacht hat, nicht mehr voll entsprechen.

In den Novellen vom „Schöneren Geschlecht" fällt stellenweise ein zu absichtliches Unterstreichen des Gewollten auf, wie in der wenig erquicklichen Skizze „Mutter" das: „ihr Sohn, ihr Sohn, ihr lieber Sohn"; oder in dem sonst so liebenswürdigen Novellchen „Hochzeit" das die Lösung zu oft vorandeutende: „Die Freunde, ach, die guten Freunde!" Aber es finden sich auch Prachtstücke der Darstellung, wie im „Fund" die packende Beschreibung der Frauenleiche im Wasser, oder die in atemloser Hast zur Katastrophe eilende kleine Tragödie des Sergeanten Mitschke, oder die von echtem Lebenshumor durchdrungene Erzählung von den beiden „Lebensgefährtinnen". — Auch in diesem neuen Buche des produktiven und mit Recht viel gelesenen Autors zeigt sich wieder, wie reich und einer gewissenhaften Verwaltung wert das Pfund ist, das ihm von einem gütigen Geschicke anvertraut wurde.

Graz. *Dr. Emil Ertl.*

Wurzellocker. Roman in zwei Bänden von Wilhelm von Polenz. Berlin W., F. Fontane & Co. 1902. 281 u. 282 S. M. 8,— (10,—).

Wilhelm von Polenz ist ein Schriftsteller, in dem doch mehr Werte des Allgemeinen, des Zeitlichen stecken, als wir früher ahnen konnten. Seine Kunst trägt ein Prinzip in sich und wird von einem Prinzip getragen. Das ist ihre Stärke, die noch durch die schaffende Persönlichkeit in ihrer Geschlossenheit, Sicherheit, Zielklarheit und Zielbegrenzung und ihrer absoluten Ehrlichkeit eine Erhöhung findet. Das ist aber auch ihre Schwäche, die sie in eine Strömung, eine Zeitgemäßheit zurückweist, woraus sie etwas Dokumentarisches erhält, das, je nach der Auffassung der Zeit, eine Ueberschätzung oder eine Unterschätzung findet. Kurz gesagt: es liegt in dem Schaffen von Polenz nicht die unbedingte Bewertung: Kunst als einer Absolutheit dem Leben gegenüber, sondern einer Abhängigkeit vom Leben. Der neue Roman deckt das deutlicher auf, als die früheren, er deckt es uns deutlicher auf. Es liegt am Stoff. Er bringt uns von neuem etwas, was wir genugsam durchlebt haben, worüber wir uns genugsam in Artikeln und Abhandlungen ausgelassen haben: die litterarische Entwickelung unserer Zeit, die neuen Ideen im Gegensatz zu den alten, die Umformung des Lebens durch sie, ihre Wirkung im einzelnen Menschen und, damit das Thema erschöpft werde, das Verhältnis einer typischen Persönlichkeit zu ihrer Umgebung, zum litterarischen Treiben und zu geschäftlichen Machenschaften, unterliegend und wieder beherrschend, kurz werdend in allem, werdend durch alles, in äußeren und inneren Kämpfen. Von neuem bringt es Polenz, aber er bringt es nicht neu. In dem Kreis seines Schaffens wäre vielleicht eine Lücke ohne den neuen Roman, für sein Schaffen selbst bedeutet er keine Entwickelung. Er hat die alte Treue der Beobachtung, die Klarheit und Anspruchslosigkeit, die künstlerische Ehrlichkeit und die

gleiche Liebe, Ausgleichung und Gewissenhaftigkeit. Er zeigt uns den Verfasser wieder als die sichere, abgeschlossene, unbeirrte Persönlichkeit mit der verständigen Auffassung des Lebens, mit der verständnisvollen Weite. Aber er zeigt ihn uns nicht weiter, nicht gewachsen gegen früher, nicht über sich selbst hinausschreitend. Darum, die Entwickelung des Dichters in den Vordergrund gestellt, bedeutet „Wurzellocker" einen Stillstand; rein für sich bedeutet der Roman eine gute, tüchtige Arbeit, reich an Erfahrung und Reife, mit vielen Einzelschönheiten und ruhiger, fast belehrender Objektivität. Ein bißchen viel Litteraturgeschichte einmal, eine oft zu deutliche Gegenstellung der Charaktere, manchmal der Ruhe ein wenig zu viel. Sachlicher und sittlicher Ernst überall, die nötige „Distanz", einen schweren, erhöhten Standpunkt zu haben, und die nötige Wurzelfestigkeit, um die Wurzellockerung darstellen zu können. Ein Satz möge des Dichters eigene Absicht spiegeln: „Das ist ja mein Traum: den höchsten Standpunkt zu finden, von dem aus man mit überlegenem und alles umfassendem Blick ein Bild geben könnte, zwingend durch Wahrheit, erdrückend durch Natürlichkeit." Dürfte nicht von dieser „Absicht" aus sein ganzes Schaffen betrachtet werden können? Und für das einzelne Werk, jedes einzelne Werk von ihm, dürfte da Fritz Berting, der Schriftsteller in dem vorliegenden Roman, nicht etwas höchst Bezeichnendes sich vornehmen, indem er einen Roman auf ein Thema: das Geschlecht, aufbauen will! That das nicht Polenz selbst? Und ist nicht gerade darin ein Schritt weiter geschehen? Aber auch, liegen nicht gerade darin des Dichters besondere Verdienste?

Ich wollte ein Werk nicht auf das banale Gut oder Schlecht hin beurteilen, das von einem Manne herrührt, dessen Bedeutung sowohl für die Entwickelung unserer Litteratur feststeht, wie sie auch genug Schwere der Persönlichkeit in sich trägt, daß gewisse Werte seiner Arbeit vorausgesetzt, nicht erst entdeckt werden müssen. Eine Einfügung schien mir notwendiger als eine Abtrennung.

Heppenheim a. d. B. *Wilhelm Holzamer.*

Vergeltung. Roman von A. Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm. Stuttgart und Berlin 1902. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. 371 S. M. 3,50.

Alexander von Gleichen-Rußwurm, Schillers Urenkel, ist als gedankenvoller Essayist durch zahlreiche Aufsätze in der Tagespresse bekannt geworden: als Romanschriftsteller tritt er hier meines Wissens zum erstenmal hervor. Trüge das Buch nicht die heurige Jahreszahl, wäre man versucht, es zwanzig Jahre zurückzudatieren, so wenig verrät es dem Stile und der Technik nach seine moderne Herkunft. Zeitweise glaubt man, einen älteren Roman von Wilbrandt zu lesen. Eine gewählte aristokratische Gesellschaft, die Hofkreise einer kleinen Residenz, Menschen mit durchaus distinguierten Gefühlen und der Fähigkeit, stets geistvolle Konversation zu machen, schließlich ein Stück aus der modernen Kosmopolis am Tiber — dies ist die reichlich bekannte Welt, in die wir hier wieder einmal gezogen werden. Eine ungemein schöne junge Frau, Marie Louise, die sich blutjung an einen alternden skeptisch-ironischen Weltmann hat fesseln lassen, wird gleich der ihr schicksalsverwandten Effi Briest ein Opfer ihres unbewehrten Herzens: zwanzig Jahre später erschießt sich vor ihren Augen ihr Sohn, als er entdeckt, daß er einem Fehltritt seiner angebeteten Mutter sein Leben dankt . . . Vergeltung! — Das Lebensunwahre dieser gleichsam auf Schienen gelegten Handlung, das Gewaltsame, Vorausberechnete, Mechanische der Vorgänge wird dem oberflächlichen Leser nur durch den Firniß einer stilistisch sorgfältigen, wohlklingenden Darstellung verborgen. Die Komposition krankt noch an allen Merkmalen des Dilettantismus: Tagebuchfragmente und die aus der älteren Litteratur bekannten unmöglich langen und korrekten Briefe müssen als Brücken und Krücken dienen; lange Paradegespräche müssen dem Autor Gelegenheit geben, seine Lesefrüchte abzusetzen; große Zeiträume werden eins, zwei, drei im Sauseschritt übersprungen, was nicht hindert, daß die verwitwete Marie Louise noch nach zwanzig Jahren ebenso lichtschön ist, wie als Neuvermählte, und daß ihre Liebe für den illegitimen Vater ihres Sohnes sich ebenso lange frisch erhalten hat, trotzdem er inzwischen der Gatte einer andern war. Daß zum Schlusse der Sohn den Vater, ohne die Wahrheit seiner Herkunft zu ahnen, einer koketten, tizianblonden Amerikanerin wegen zum Duell fordert, ist ein böser Romanknallbonbon aus der alten Schule und giebt dem sonst immerhin in vornehmem Stil angelegten und durchgeführten Buche ein triviales Finale. Die beste und originellste Gestalt ist jedenfalls der alte Minister a. D. von Benkrath, Marie Louisens Gemahl, ein voltairischer Geist aus dem ancien régime, der genug feine Skepsis besitzt, den Ehebruch seiner jungen Frau zu ignorieren, als er ihn ganz privatim entdeckt. Das Buch als Ganzes ist das Schreibtischprodukt eines bewanderten Eklektikers, der viel gedacht und viel beobachtet, aber nicht oder noch nicht die schöpferische Kraft hat, Tiefes und Originelles aus eigenem Besitz zu gestalten. *J. E.*

Uebersetzungen.

1. Der Reisegefährte und andere Novellen. François de Nion. Uebersetzt von Lise Landau. Umschlagzeichnung und Illustrationen von F. Frhrn. von Reznicek. 1901. M. 3,—.
2. Liebesgeplänkel. Zwei Novellen. Jules Case. Uebersetzt von F. Gräfin zu Reventlow. 1900. M. 2,—.
3. Anno Zwei und andere Novellen. Anatole France. Uebersetzt von F. Gräfin zu Reventlow. 1902. M. 2,—.
4. Zwei Väter. Georges Ohnet. Uebersetzt von Max von Weißenthurn. 1902. M. 3,—.
5. Charlie. Fernand Vandérem. Uebersetzt von Nelli Zurhellen. 1901. M. 3,—. Sämtlich im Verlage von Albert Langen, München.

Der Verlag von Albert Langen hat das unbestreitbare Verdienst, eine Reihe der besten französischen Erzähler in guten deutschen Uebersetzungen herausgegeben zu haben, so u. a. Marcel Prévost, dessen Werke wohl alle übertragen sind, und Anatole France, um zwei von den Bedeutendsten zu nennen. Die oben genannten und vorgelegten Bücher sind, was ihre Verfasser und ihren Inhalt betrifft, unter einander sehr verschieden. Nur zur Ausfüllung einer sonst verlorenen Stunde im Eisenbahnwagen oder einer verregneten Sommerfrische eignet sich die Novellensammlung von François de Nion: „Der Reisegefährte", die der „Illustrierten Bibliothek Langen" das zweite Werk dieses Verfassers einreiht. Nion erinnert an Maupassant, was zugleich ein Lob und eine Warnung sein soll. Manche Erzählungen sind nichts weiter als gut, ja sogar sehr gut vorgetragene Anekdoten, andere von einer bösen Lüsternheit erfüllt, und nur wenige vermögen es, eine nachdenklichere Stimmung in der Seele zurückzulassen oder einen künstlerischen Eindruck zu erwecken. Die Erzählungskunst, die in der vortrefflichen Uebersetzung von Lise Landau ein tadelloses deutsches Gewand erhalten hat, hält sie alle über Wasser. — Eine bedeutend höhere Stufe nehmen die beiden Novellen von Jules Case ein, die in dem Bande „Liebesgeplänkel" vereinigt sind. Die erste, die dem Buch den Namen giebt, ist ein kleines Meisterwerk von sorgfältiger Komposition. Der talentvolle Verfasser, der aus Bourgets Schule stammt, versteht es, über seiner psychologischer Schilderung die unerläßliche Spannung durch die äußeren Vorgänge nicht zu vergessen. Dagegen läßt die zweite Geschichte mit ihrer Ausnutzung und Ausdeutung spiritistischer Vorgänge kalt. — Am bedeutendsten unter den drei vorliegenden Sammlungen ist jedenfalls die von Anatole France. Der Titel „Anno zwei" ist eine nicht glückliche Uebersetzung von „L'an II". Der französische Ausdruck bezeichnet, wie jedermann weiß, das zweite Jahr der Republik: 1793/94; bei „Anno zwei" aber denkt man an das zweite Jahr irgend eines Jahrhunderts und findet sich dann beim Lesen der ersten

Erzählung beirrt. Hier hätte die sonst so feinfühlige Uebersetzerin eine Umtaufe vornehmen müssen, wenn ihr „Im Jahre Zwei der Republik" zu lang erschien. In den Erzählungen steckt viel lebendige Geschichte des 18. Jahrhunderts, wie sie auch nach Frances eigener Angabe historische Quellen oft „bis auf die kleinste Einzelheit" ausnutzen. — Der Roman von Georges Ohnet liest sich in der wohlgelungenen Uebersetzung von Max von Weißenthurn so gut, wie sich eben ein ohnetscher Roman liest: spannende, wenn auch nicht immer wahrscheinliche Begebnisse, eine geschickte Schilderung des Milieus, Mangel an klarer Charakterzeichnung und oberflächliche Beobachtung des Seelenlebens, das Ganze aber durch eine sehr geschickte Mache immer noch genießbar gemacht. — Der Roman von Fernand Vandérem „Charlie" gehört gewiß nicht zu den bedeutenden, aber sicher zu den charakteristischen Erzeugnissen der letzten Zeit. Vandérem arbeitet ohne jede Eigenart mit den Requisiten des modernen französischen Romans und entlehnt einerseits dem naturalistischen, andererseits dem psychologischen Roman, was ihm brauchbar erscheint. Doch erreicht er damit gute Wirkungen und weiß zu fesseln, selbst wenn der Gegenstand so schmerzlich ist, wie in dieser Erzählung. Denn Charlie ist der Sohn, der schon als Kind um die eheliche Untreue seiner Mutter weiß. Ein Menschenschicksal ist glaubhaft und herzbewegend geschildert.

Weimar. *Erich Meyer.*

Lyrisches.

Der Spiegel. Von Wilhelm von Scholz. Leipzig. Hermann Seemann Nachf. 1902. M. 2,50.

Wilhelm von Scholz ist kein Primitiver; seine herbe und verschlossene Kunst hat zwar die harten und selbstsicheren Accente männlicher Gesundheit, aber in seinen dramatischen und lyrischen Motiven offenbart sich eine Annäherung zu den raffiniert-reizvollen und komplizierten Stimmungen der Dekadenten und Artisten. Nicht weil er Oberflächengefühle vermeidet — das ist ja Vorbedingung einer jeder höherzielenden Kunst —, aber seine Dichtung entbehrt fast ausnahmslos der Fähigkeit, das Leben mit seinen Geschehnissen durch sinnliche Begegnung zu erfassen; er strebt nicht zu den Dingen selbst, sondern zu den mannigfachen Bildern und Symbolen, in denen sie sich spiegeln. Und aus Spiegelglanz und Schattenspiel, aus der seltsamen Mystik der Träume sucht er seine Erkenntnisse und Wahrheiten, die vom Leben stammen und doch schon wieder in andere Welten eindeuten. Eine seltsame Liebe für das Trugartige, Maskenhafte erfüllt ihn; er liebt die vagen Gefühle des Abends, die Dämmerung mit ihren wirren Schatten, die wie Gestalten sind, die Stunden der Nächte, da fremde Träume in unser Leben treten und wie Nebel unsere wahrhaften Empfindungen verhüllen, daß wir uns selbst fremd werden und uns verlieren. Aus dieser Welt hingebender Mystik kommen seine Gedichte, und die Kälte und Leere des Unsinnlichen durchschauert sie. Mit unbarmherziger Kraft verdeutlicht Scholz am liebsten die frostigen Stimmungen, wie sie Maeterlinck in seinen ersten Spielen gegeben hat, die Hilflosigkeit, das Nichtzurechtfinden in der Abendeinsamkeit, die Aengstlichkeit vor dem Unfaßbaren und seinen Gewalten. Wie verloren stehen ein paar Liebesgedichte und helle Stimmungen in dem Buche, und ihre echte Herzlichkeit geht verloren; das Hingebende, Zarte und Trauliche gelingt Scholz nicht; sein Wiegenlied singt von toten Königen und vom Heiland am Marterstamm, und seine Königsmärchen wissen nichts von der schlichten und heimlichen Einfalt des deutschen Märchens, sondern deuten hinauf zu den blutigen Sagen der Völker, die im Nordland wohnten und nur auf den traurigen Refrain von Kampfnot und Tod gestimmt sind.

Auch in den Versen selbst ist keine lebendige, feurige Glut; sie sind oft erstaunlich großartig in ihrer kühnen und treffsicheren Bildkraft, die rasch von Farbe zu Farbe überleitet. Und Wucht und Kraftfülle ist in ihnen; wie harte, dröhnende Männerschritte hallt der Rhythmus durch die Gedichte, aber die vermittelnden Einklänge melodischer Klangwirkungen sind zu selten und eindruckslos. Es fiele schwer, Gedichte als Beispiele diesem Buche zu entnehmen; keines ist wohl darin, das nicht Schönheiten in reichster Fülle birgt, aber auch keines, das vorbildlich wirken könnte. In der „Dämmerstunde", die den pantheistischen Gedanken in wundervoller Tiefe zum Ausdruck bringt und mir das Wertvollste des Buches erscheint, ist eine Ueberfülle, die nicht zur Prägnanz gelangt ist; in „Abend", den schlichtesten Versen, hebt sich eine einzelne, an sich ebenfalls prächtige Metapher zu einem Gedichte empor, ohne eines zu werden. Der richtige Ausgleich zwischen Form und Inhalt gelingt fast nie. Oder schlicht gesagt: Wilhelm von Scholz ist ein Künstler, und vielleicht einer der feinsten seiner Art, die wir heute in Deutschland haben. Aber kein Lyriker. Seine lyrische Dichtkunst ist nur Weg und Mittel zu anderen Zielen.

Die epischen und dramatischen Szenen, die von den Gedichten umrahmt werden, weisen auch gleich auf das ureigenste Gebiet des Dichters. Hier hat Scholz Vollendetes geleistet, und wir haben nicht viel epische Versuche in Deutschland, die sich dem „Schwert" und dem „Wächter" zur Seite stellen lassen. Die ganze Begabung von Wilhelm von Scholz greift hier aufs glücklichste in einander; für diese harten, spröden Motive eignet sich die männliche eherne Sprache, die sich nicht in Enge binden kann, ebenso die Gedankenfülle, die sich stets bestrebt, das Detail wie die Einheit in gleicher Weise zu vertiefen. Und schon mit diesen Fragmenten und Szenen, sowie mit seinem Drama „Der Gast" hat sich Wilhelm von Scholz einen eigenen und wohl auch bleibenden Platz in der neueren deutschen Litteratur gesichert, der sich nicht einer bereits bestehenden Rubrik unterordnet, sondern eher Schule und Schüler unter sich sehen wird.

Berlin. *Stefan Zweig.*

Traum und Tag. Ein stilles Liebesdrama. Von Friedrich Kurt Benndorf. Dresden, Verlag von K. Bertling. 1901.

Die beiden subjektivsten aller Künste, Lyrik und Musik, vereinen sich hier zu einem — von leisen Anklängen an Dehmel und Mombert abgesehen — recht eigenartigen Buche. Neu ist, zum mindesten in dieser „Durchführung", die Idee, lyrische Seelenergüsse mit Noten zu begleiten, die nach einer Anmerkung des Verfassers als von ihm komponierte „Variationen eines Grundthemas an der Einheit des dichterischen Ganzen teilnehmen". Sie sollen jedoch „nur von denen beachtet werden, die sie hören, ohne sie sich am Klavier versinnlichen zu müssen". Um es gleich vorweg zu nehmen: die Noten sind nicht schlecht, und das Hauptmotiv, das ich mir von einem weichen Cello vorgetragen denke, wird teilweise sehr hübsch variiert. Außerdem läßt der Dichter-Komponist noch Schubert, Schumann und Bizet in die lyrische Handlung eingreifen mit näher bezeichneten musikalischen Gedanken, die ihm anscheinend stimmungweckend vorgeschwebt haben. Seltsam nur, daß sich in seiner poetischen Sprache so wenig musikalische Elemente zeigen. Sie singt und klingt nicht, diese Lyrik. Sie ist zumeist geschraubt, ergrübelt, reflektiert und oft sehr gezwungen gereimt. Philosophismen drängen sich vor, die nun einmal nicht in die Lyrik gehören; ein „wesenverwandt" ins Unbewußte „Hinübergleiten", „anbewegt" in ein „wolkenumflittichtes" „Grün-über-und-über-sein", um mit dem Dichter selbst zu reden. Rühmliche, willkommene Ausnahme machen nur einige feingeschaute Bilder und einzelne Gedichte, wie das reflektionsfreie „Eiland der Liebe", „Ich streichle Dein dunkles Haar", „Wissende" und das schlichte „Ich ging durch die Flur", das sich sehr zur Vertonung eignet. Vielleicht komponiert es der Verfasser noch? Im übrigen kann ich ihm nur den Rat geben, sein schönes und gewiß noch tragkräftiges Talent von Dichtern inspirieren zu lassen, die wie seine

musikalischen Vorbildern ein tiefes Empfinden warm und unmittelbar ausströmen lassen, ohne daß es ungesunde Zuflüsse trüben.

Frankfurt a. M. *Theod. Schäfer.*

Verschiedenes.

Der ästhetische Genuß. Von Karl Groos. Gießen 1902, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. gr. 8°. 263 S. M. 4,80 (6,—).

Einer späteren Epoche wird es gewiß für unsere Zeit charakteristisch scheinen, wie wir uns angestrengt haben, hinter das Problem des ästhetischen Genusses zu kommen. Als Wilhelm Scherer in seiner „Poetik" der Ursache unseres Vergnügens an tragischen Gegenständen ein besonders eingehendes Nachdenken widmete, erregte das noch Verwunderung; seitdem hat aber die Frage, was uns denn eigentlich überhaupt in der Kunst ergötze, die ästhetische Diskussion beherrscht. Zwei Antworten, die „Einfühlung" Robert Vischers und neuerdings die „bewußte Selbsttäuschung" Konrad Langes, haben unzweifelhaft nicht nur auf die allgemeine Art, Kunstwerke aufzunehmen, sondern sogar auf die Produktion einen merkbaren Einfluß ausgeübt, während Adolf Hildebrands tiefsinnigere Lehre vom vollen Auskosten der Räumlichkeit esoterisch blieb.

Natürlich hat es immer zunächst etwas Befremdendes, wenn wir sehen, „was wir trieben wie Essen und Trinken frei, eins, zwei, drei dazu nötig sei". Ich habe schon früher einmal bemerkt, Leopold Rankes Wahlspruch „labor ipse voluptas" verkehre sich allgemach ins Gegenteil: „Die Freude selbst ist eine Anstrengung". Aber gerade dies ist auch für den tiefen Ernst und das leidenschaftliche Streben unserer Zeit bezeichnend.

Groos selbst nimmt seinen Standpunkt etwa zwischen jenen beiden erfolgreichen Lehren. Das Buch ist im wesentlichen eine durchaus umgearbeitete und verjüngte Erneuerung seiner „Einführung in die Aesthetik". Mit Robert Vischer glaubt er an ein weitgehendes Mitfühlen und Einfühlen, hält aber doch Lipps Einspruch gegen den „Kultus der Körpergefühle" für berechtigt. Mit Konrad Lange sieht er in der Freiheit, mit der der Genießende dem Gebotenen gegenübersteht, ein wesentliches Merkmal, allerdings aber, sicher mit Recht, nicht das einzige. Er selbst nimmt zum Ausgangspunkt die „innere Nachahmung". Ein beständiges Nachahmen ist dem Menschen angeboren; nur nachahmend lernt er verstehen. Beim ästhetischen Genuß nun erhebt sich diese unwillkürliche Thätigkeit bewußt zum freien Spiel. Bei dem Künstler steht es, dies zu fördern, etwa durch poetische Gleichnisse, die seine eigene gesteigerte Empfindung auf uns übertragen. Im übrigen sind vorzugsweise zwei Typen künstlerischer Ideale zu scheiden: das eine auf möglichste Harmonie, das andere auf größte Intensität gerichtet. Diese Typen wiederholen sich im Geschmack und Begehren des Publikums und sichern daher wechselnden Kunstrichtungen eine dankbare Gemeinde. Vorzugsweise sind es die beiden „höheren Sinne", Auge und Ohr, auf die ästhetisch eingewirkt wird, weil Gebärden- und Lautsprache Hauptmittel der Uebermittelung von Empfindungen überhaupt sind (eine originelle und geistreiche Erklärung!) Sie ermöglichen auch eine Steigerung der inneren Nachahmung durch gemeinschaftliche Aufnahme, sodaß das „Fest" als Gipfel des ästhetischen Genusses erscheint — eine Andeutung, die wir gerade in unserer Zeit der ästhetischen Anachoreten gern lebhafter ausgeführt gesehen hätten.

Sicherlich erlaubt Groos Formel eine glückliche Diagonale zwischen den extremen Meinungen des unwillkürlichen Einfühlens und der willkürlichen Selbsttäuschung. Das Rätsel, weshalb bestimmte Dinge bei der inneren Nachahmung einen so viel stärkeren Reiz ausüben, als andere, bleibt freilich trotz den neu zugreifenden Untersuchungen des Verfassers über Typus und Ideal, Schönheit, Zweckmäßigkeit usw. ungelöst. Es wird sich schließlich wohl doch nur durch historisch-psychologische Feststellungen in der Art von Darwin, Grosze u. s. w. der Lösung näher führen lassen.

Die sichere Methode und feste Logik, die die Bücher über die „Spiele der Tiere" und die „Spiele der Menschen" so wertvoll macht, läßt sich auch hier nirgends vermissen. Der strengen, knappen Untersuchung ist sogar jener Reichtum an schönen Einzeldeutungen hier fast ganz geopfert, mit dem auch gerade die neueren Aesthetiker uns verwöhnen. Dafür fehlt auch jene schimmernde Ueberredungskunst, die so oft bei ihnen verdrießt. Alles ist ernst vorgedacht und zwingt uns zu der inneren Nachahmung sorgfältigen Nachdenkens, sodaß trotz einer gewissen Schwere das Studium zum ästhetischen Genuß wird.

Berlin. *Richard M. Meyer.*

Avant la gloire. Par Henri d'Alméras. Leurs débuts. Paris, Société française d'imprimerie et de librairie. 1902.

Vor 7 Jahren erschien in Deutschland ein Sammelband: „Geschichte des Erstlingswerkes", in dem namhafte, von K. E. Franzos geworbene Autoren ihre ersten Irrungen und Erfolge schilderten. Einzelne dieser Beiträge (zumal die von C. F. Meyer, Marie Ebner und Heyse) haben sich dauernd behauptet. Das Buch von d'Alméras verfolgt andere, bescheidenere Ziele. Herr Henri d'Alméras bringt allerlei, mehr oder weniger — meist weniger — anregende Geschichtchen, Anekdötchen über die mehr oder weniger — meist mehr — mit Schwierigkeiten verbundenen Anfänge von Dumas fils, Sardou, Daudet, die Gebrüder Goncourt, Maupassant u. a. Da die meisten der Genannten selbst für ihre Biographieen gesorgt haben — Dumas in seinen Vorreden; Daudet in litterarischen Erinnerungen; Goncourt im Tagebuch — ist das Buch belangreicher für den Verfasser als für seine Leser.

Wien. *Anton Bettelheim.*

Kleine Notizen.

Von Rudolf Hawels mit Erfolg aufgeführtem wiener Volksstück „Mutter Sorge" (s. LE III, 179) ist die Buchausgabe im „Wiener Verlag" erschienen. — Ferner liegt von erfolgreichen Bühnenstücken der jüngsten Zeit Felix Philippis Schauspiel „Das große Licht" jetzt als Buch vor (Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt; 2 Mk.).

Von den älteren Romanen Theodor Fontanes ist „Quitt!" soeben in zweiter, „Unwiederbringlich" in vierter Auflage erschienen (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.). Der Preis beträgt je 3 Mk. für den broschierten Band.

Der Verlag von Hermann Gesenius in Halle bringt anläßlich des Lenau-Jubiläums eine Auswahl von Lenaus Dichtungen, hauptsächlich seiner Lyrik, auf den Markt (322 S.). Das Buch ist gut gedruckt und wird als „Geschenk-Ausgabe" Anklang finden. Leider ist der Preis von 3,50 Mk. im Vergleich zu anderen guten Klassiker-Ausgaben viel zu hoch.

Ebenfalls zur Jahrhundertfeier der Geburt des Dichters erscheint im Verlage von Max Hesse in Leipzig eine gedrängte Darstellung von Lenaus Lebensgang und schriftstellerischer Entwicklung, aus der gewandten Feder von Eduard Castle (120 S. mit 9 Bildn. u. 1 Schriftprobe; Preis 1,50 Mk.) — Auch im Verlage von Philipp Reclam erschien (als Nr. 4330) eine Lenau-Biographie von Rudolf v. Gottschall.

Anläßlich des Säkulartages von Corona Schröters Tode (23. August) wird es interessieren, daß im Verlage von Alex. Huschke Nachf. (R. Buchmann) in Weimar „Fünf Volkslieder von Corona Schröter", für Klavierbegleitung instrumentiert von Max Friedländer, erschienen sind (Preis 1,50 Mk.).

Deutsches Reich. Ausland.

Der Kaiserliche Hofmarschall Generalleutnant Freiherr von Reischach, der am 1. Januar sein 25jähriges Jubiläum als Hofmarschall feiern konnte, ist am 1. Januar 1844 in Konstanz geboren. Er trat 1863 in das 2. Badische Dragoner-Regiment Nr. 21 ein, wurde 1866 Leutnant, 1870 Oberleutnant und 1871 Rittmeister. Nachdem er 1874 bis 1877 die Kriegsakademie besucht hatte, wurde er 1878 Major im Generalstab des 14. Armeekorps, 1880 Major im Großen Generalstab, 1882 Kommandeur des 1. Badischen Dragoner-Regiments Nr. 20, 1884 Oberstleutnant, 1886 Oberst und Kommandeur des 1. Badischen Leib-Dragoner-Regiments Nr. 20, 1888 Generalmajor und Kommandeur der 1. Kavallerie-Brigade in Karlsruhe, 1892 Generalleutnant und Kommandeur der 28. Kavallerie-Division in Karlsruhe, 1894 Kommandeur der 29. Kavallerie-Division in Straßburg i. E. und 1896 Kommandeur der 30. Kavallerie-Division in Metz. Am 1. Januar 1899 wurde er Hofmarschall.

Freiherr von Reischach.

Der Kaiserliche Flügeladjutant Generalmajor Graf Moltke, der am 1. Januar sein 25jähriges Jubiläum als Flügeladjutant feiern konnte, ist am 1. Januar 1848 in Berlin geboren. Er trat 1866 in das Garde-Kürassier-Regiment ein, wurde 1867 Leutnant, 1870 Oberleutnant und 1871 Rittmeister. Nachdem er 1874 bis 1877 die Kriegsakademie besucht hatte, wurde er 1878 Major im Großen Generalstab, 1882 Kommandeur des 1. Hannoverschen Ulanen-Regiments Nr. 13, 1884 Oberstleutnant, 1886 Oberst und Kommandeur des Garde-Kürassier-Regiments, 1888 Generalmajor und Kommandeur der 1. Kavallerie-Brigade in Berlin, 1892 Generalleutnant und Kommandeur der 28. Kavallerie-Division in Karlsruhe, 1894 Kommandeur der 29. Kavallerie-Division in Straßburg i. E. und 1896 Kommandeur der 30. Kavallerie-Division in Metz. Am 1. Januar 1899 wurde er Flügeladjutant.

Der Kaiserliche Flügeladjutant Generalmajor Graf Moltke, der am 1. Januar sein 25jähriges Jubiläum als Flügeladjutant feiern konnte, ist am 1. Januar 1848 in Berlin geboren. Er trat 1866 in das Garde-Kürassier-Regiment ein, wurde 1867 Leutnant, 1870 Oberleutnant und 1871 Rittmeister. Nachdem er 1874 bis 1877 die Kriegsakademie besucht hatte, wurde er 1878 Major im Großen Generalstab, 1882 Kommandeur des 1. Hannoverschen Ulanen-Regiments Nr. 13, 1884 Oberstleutnant, 1886 Oberst und Kommandeur des Garde-Kürassier-Regiments, 1888 Generalmajor und Kommandeur der 1. Kavallerie-Brigade in Berlin, 1892 Generalleutnant und Kommandeur der 28. Kavallerie-Division in Karlsruhe, 1894 Kommandeur der 29. Kavallerie-Division in Straßburg i. E. und 1896 Kommandeur der 30. Kavallerie-Division in Metz. Am 1. Januar 1899 wurde er Flügeladjutant.

Radebeul
Sächsische Weinstube
Inh. Max Hoffmann

einigten Staaten an, um die Besiedlung des platten Landes in ihren verschiedenen Formen zu studieren.

* *

Ein Lyriker-Kartell. Da das neue Urheberschaftsgesetz lyrischen Dichtern die Möglichkeit giebt, sich gegen die Ausbeutung durch Zeitungen, Zeitschriften oder Anthologieen zu schützen, so haben sich O. J. Bierbaum, Carl Busse, Richard Dehmel, Gustav Falke, Hugo von Hofmannsthal, Arno Holz und Detlev von Liliencron zu einem Kartell zusammengeschlossen, indem sie sich verpflichten, den Verlegern und Herausgebern von Anthologieen, Zeitschriften und Zeitungen bestimmte gleichlautende Nachdrucks-Bedingungen zu stellen. Alles Nähere ist aus der Halbmonatsschrift „Die Feder" (V, 75) zu ersehen, in der die sieben genannten Dichter soeben einen Aufruf erlassen haben.

* *

Preiserteilung. Für den am 27. August v. J. ausgeschriebenen Wettbewerb der „Münchner Neuesten Nachrichten" (vgl. LE III, 1731) für einen münchner Roman sind im ganzen 14 Romane eingeliefert worden. Das Preisgericht beschloß die Teilung des ersten Preises und die Zusammenlegung des zweiten und dritten Preises zur gleichen Verteilung an zwei der Preisträger. Es erhielten Preise die Romane „Töchter der Zeit" (von Leonie Meyerhof-Hildeck) und „Leben" (von C. Camill in München), ferner „Mein Ich" (von Robert Kohlrausch in München) und „Vorwärts streben" (von Mirza Schibert in München).

* *

Angekündigte Bücher. Dr. Harry Mayne in Berlin bereitet eine größere Lenau-Biographie vor, die im Verlage der Cottaschen Buchhandlung erscheinen wird. — Der Verlag von Max Hesse in Leipzig kündigt eine neue Gesamtausgabe der Werke Gottfried August Bürgers an, die auch die Prosaschriften und die Uebersetzungen enthalten wird. Herausgeber ist Wolfgang von Wurzbach. Im selben Verlage erscheint demnächst eine neue, von Dr. Eduard Castle besorgte Ausgabe von Ferdinand Raimunds Werken.

* *

Denkmäler. Das Komitee für das in Weimar zu errichtende Shakspere-Denkmal hat einen von Prof. Lessing ausgeführten Entwurf mit großer Mehrheit angenommen. — Am 100. Geburtstage Nikolaus Lenaus wurde an dem Hause in Heidelberg (Nr. 146 der Hauptstraße), in dem der Dichter im Winter 1831 auf 1832 wohnte, eine Gedenktafel angebracht. — Der Liederdichter Paul Gerhardt soll in Lübben, wo er in der letzten Zeit seines Lebens wirkte, ein Denkmal erhalten. — Ein Grabmal für Charles Baudelaire wird in kurzem auf dem pariser Friedhof Montparnasse enthüllt werden.

* *

Allerlei. In Leipzig verstarb der Maler James Marshall, das Urbild von Hauptmanns „College Crampton". — Im kommenden Wintersemester wird an der berner Universität Dr. Gustav Schmidt eine Vorlesung über „Zeitungsredaktion, Administrations- und Verlagswesen" halten. — Die Zeitschriften „Deutsche Heimat", „Deutsche Dorfzeitung" und „Deutsche Zeitschrift" sind in den Verlag von Georg Heinrich Meyer und Franz Wunder (Heimatverlag) übergegangen. — Von Gustav Frenssens „Jörn Uhl" ist das 30. Tausend zur Ausgabe gelangt. — Eine Gesellschaft der französischen Dichter hat sich in Paris unter dem Vorsitz von Auguste Dorchain gebildet. Die Gesellschaft will die Rechte und Interessen der Mitglieder zur Geltung bringen, jungen Dichtern die Veröffentlichung ihrer Werke erleichtern, in Not befindlichen Mitgliedern Unterstützung gewähren, die französische Dichtung bei den Behörden vertreten u. s. w. Alle politischen und religiösen Fragen sollen von den Verhandlungen der Gesellschaft ausgeschlossen sein.

---

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Achleitner, Arthur. Themis im Gebirge. 2 Erz. a. d. Allgäu. Berlin, Carl Duncker. 219 S. M. 3,—.

Asmus, Martha. Der Liebe Launen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 104 S. M. 2,— (3,—).

Eggersdorf, Max. Die Kurmacher von Borkum. Eine Liebesgeschichte. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 97 S. M. 1,—.

Gottschalk, Paul. Der Anarchist. Novellen. Umschlag u. Buchschmuck von Geo. Tippel. Berlin, Julius Bard. 121 S. M. 1,— (2,—).

Graf, Franz. Rot-Weiß-Blau. Eine schnurrige Malergeschichte. Dresden, E. Pierson. 107 S. M. 1,50 (2,50).

Hardt, Ernst. Bunt ist das Leben. Novellen. Köln, Schafstein & Co. gr. 8°. 214 S. M. 3,— (4,—).

Heine, Anselm. Bis ins dritte und vierte Glied. Nov. Stuttgart, J. Engelhorn. 136 S. M. —,50 (—,75).

Janitschek, Maria. Pfingstsonne. Nov. Breslau, Schles. Buchdruckerei. 166 S. M. 2,— (3,—).

Jerusalem-Kotányi, Else. Komödie der Sinne. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 219 S. M. 2,50 (3,50).

Jura, Rud. Rechtsanwalt Lohmann. Roman. Berlin, Carl Duncker. 328 S. M. 3,50.

Kleist, Heinrich v. Meisterwerke mit Erläuterungen v. Prof. Dr. Eugen Wolff. III. Michael Kohlhaas. Krit. Ausg. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 150 S. M. 1,20.

Kraft, Robert. Jochen der Taugenichts oder Matrosenliebe zu Wasser und zu Lande. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. Schmal 8°. 142 S. M. 1,— (2,—).

Kremnitz, Mite. Am Hofe v. Ragusa. Roman. 285 S. — Mann u. Weib. Novellen. 303 S. Je M. 3,— (4,—). Breslau, Schlesische Buchdruckerei.

Lang, Paul. Der erste Radfahrer. Eine phantast., abenteuerl. Geschichte aus alter Zeit. Vergilbten Papieren nacherzählt. Dresden, E. Pierson. 187 S. M. 2,50 (3,50).

Lederer, Julius. Verfehlte Liebe — verfehltes Leben. Orig.-Roman. Leipzig, Louis Naumann. 146 S. mit Bildn. M. 1,—.

Lienert, Meinrad. Der Strahler. Erz. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 194 S. Geb. M. 3,—.

Misch, Robert. Das Ewig-Weibliche. Ein heiteres Phantasiespiel. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 120 S. M. 2,—.

Nagels Bibliothek illustr. Humoresken. I. Der Zug des Herzens u. a. lustige Geschichten. 63 S. — II. Der Brautwagen u. a. 63 S. — III. Giers, J. H. Stammtischgeschichten. Der neuen Münchhausiade 1. Tl. 63 S. — IV. Der Patentsonnenschirm u. a. Humoresken. 63 S. — V. Militärhumoresken. 63 S. — VI. Verteufelte Geschichten. 63 S. Je M. —,50. Berlin, Georg E. Nagel.

Oehmke, H. Heimgefunden. Roman. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 234 S. M. 2,— (3,—).

Ostwald, Hans. Verworfene. Novellen. Umschlagzeichnung u. Illustrationen v. Hans Baluschek. Berlin, Julius Bard. 220 S. M. 2,— (3,—).

Rahden, Jenny v. Der Roman der Schulreiterin. Paris, Chas. Eitel. 199 S. mit Abb. M. 3,—.

Sautter, E. Wenn's am besten schmeckt. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. Schmal 8°. 130 S. M. 1,— (2,—).

Zapp, Arthur. Des Meeres u. der Liebe Wellen. Roman. Berlin, Carl Duncker. 334 S. M. 3,50.

b) Lyrisches und Episches.

Binder, Heinrich. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 104 S. M. 2,— (3,—).

Bürgen, Carl A. Gedanken. Dichtungen. Dresden, E. Pierson. 140 S. M. 1,50 (2,50).

Coltzau, Carl. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 176 S. M. 2,— (3,—).

Damberg, Ernst Alex. Gedichte. Bamberg, Handels-Druckerei u. Verlagshandlg. 24 S. M. —,75.

Doemming, Ernst v. Gedichte. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. 45 S. M. 1,— (2,—).

Franken, Josef. Sehnsucht. Lieder der Liebe. Dresden, E. Pierson. 49 S. M. 1,— (2,—).

Gerstenberger, Paul v. Sonnenaufgang. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 80 S. M. 1,50 (2,50).

Günther, Paul. Traumfrühling. Gedichte. Mit e. einleitenden Gedicht v. Marie Madeleine. Berlin, Berolina, F. Cronmeyer & Co. 48 S. M. 1,—.

Neurath, Karl. Herzenstöne. Lyrische Gedichte. Dresden, E. Pierson. XIV, 142 S. M. 2,— (3,—).

Pröll, Karl. Auf ferner Wacht. Heerrufe u. Heimgrüße. Dessau, Anhaltische Verlagsanst. 95 S. M. 1,50.
Reichel, Otto. Jolantha. Dresden, E. Pierson. 102 S. M. 2,— (3,—).
Röttger, Karl. Glück und anderes. Gedichte. Wien, Neue Litteraturanstalt. 30 S. M. 1,—.
Soergel, Wilh. Alb. Leides u. Liebes. Jugendgedichte. Dresden, E. Pierson. 100 S. M. 2,— (3,—).
Storch, Aug. Heimat u. Vaterland. Gedichte. Gießen, Emil Roth. 90 S. mit Abb. M. 1,20 (1,60).
Wulff, Leo. „Na also!" sprach Zarathustra u. a. Humoristisches u. Parodistisches. Berlin W 35., Harmonie, Verlagsgesellschaft f. Litt. u. Kunst. 124 S. M. 1,—.

c) Dramatisches.

Chys, J. van der. Jacobäa v. Bayern. Schauspiel. Berlin, Vossische Buchh. gr. 8°. 79 S. M. 2,—.
Evers, Arthur. Auf dem Nebengeleise. Drama. Wien, C. W. Stern. gr. 8°. 125 S. M. 2,—.
Liebau, Aug. Karl. Getrennte Welten. Nationales Schauspiel. Dresden, E. Pierson. 244 S. M. 3,—.
Lublinski, S. Hannibal. Tragödie. Dresden, Carl Reißner. 140 S.
Polzin, Albert. Erik Gollmann. Eine Künstlertragödie in 3 Aufz. Leer, Druck von D. H. Zopfs & Sohn. gr. 8°. 46 S.
Raaben, Eugen. Carola Steinz. Schauspiel. Dresden, E. Pierson. 87 S. M. 1,50.
Soendermann, Willi. Ahasver, der ewige Jude. Tragödie. Dresden, E. Pierson. 134 S. M. 2,—.
Walter, Hans. Christus. Drama. Wien, Adolph W. Künast. gr. 8°. 80 S. M. 2,—.
Welzhofer, Heinrich. Kaiser Otto III. Drama. Dresden, E. Pierson. 151 S. M. 2,—.

Zeyer, Julius. Sulamit. Dramat. Dichtg. A. d. Böhm. v. V. Melichar. Dresden, E. Pierson. 117 S. M. 1,50.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Franz, W. Die Grundzüge der Sprache Shaksperes. Berlin, Emil Felber. gr. 8°. 227 S. M. 2,—.
Jeß, Hartwig. August Friedrich Ernst Langbein und seine Verserzählungen. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausg. v. F. Muncker. XXI.) Berlin, Alexander Duncker. gr. 8°. 181 S. M. 5,—.
Leppmann, Franz. Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" von 1854/55 und 1879/80. Beiträge zu einer Vergleichung. Diss. Berlin, E. Ebering. 65 S.
Lichtenberg, Georg Christoph. Aphorismen. Nach den Handschriften herausg. v. Alb. Leitzmann. 1. Heft. 1764—71. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. Herausg. v. Aug. Sauer. Nr. 123. 3. Folge. Nr. 3.) Berlin, B. Behr. X, 276 S. M. 6,—.
Misteli, Emil. Celio Malespini u. seine Novellen. Ein Beitrag zur italien. Novellistik. Aarau, Sauerländers Nachf. Krauß & Brack. gr. 8°. 158 S. M. 4,—.
Strobl, Karl Hans. Arno Holz u. die jüngstdeutsche Bewegung. (Mod. Essais. Heft 19.) Berlin W., Goße u. Tetzlaff. gr. 8°. 38 S. M. —,50.
Tardel, Herm. Studien zur Lyrik Chamissos. Bremen, Comm.-Verlag Winter. gr. 8°. 64 S. M. 1,—.
Till, Herm. Metrische Untersuchungen zu den Blankversdichtungen P. B. Shelleys. Diss. Rostock, H. Warkentien. gr. 8°. 62 S. M. 1,50.

e) Verschiedenes.

Berdrow, Wilhelm. Jahrbuch der Weltreisen. Erster Jahrg. 1902. Wien, Karl Prochaska. Lex.-8°. 284 Sp. M. 1,—.
Brandes, Georg. Skandinavische Persönlichkeiten. (Ges. Schriften. Deutsche Orig.-Ausg. 2. Bd.) München, Albert Langen. gr. 8°. 478 S. mit Bildn. M. 10,— (11,50).
Bücherei, allgemeine. Herausg. v. d. österreich. Leo-Gesellschaft. Neue Folge. Nr. 12. Handel-Mazzetti, E. v. Der Verräter. Nov. Fahrlässig getötet. Nov. 87 S. — 13—18. Kralik, Rich. v. Das deutsche Götter- u. Heldenbuch. II. 388 S. — 19./20. Ral, Therese. Sappho. Nov. 144 S. Je M. —,20. Stuttgart, Jos. Roth.
Eine an Alle. A. d. Tagebuche eines Uebermädchens von Georgine. Wien, J. Eisenstein & Co. gr. 8°. 120 S. M. 2,—.
Handbuch der Journalistik. In Verbindung mit anderen herausg. von Dr. Richard Wrede. Berlin, Dr. Richard Wrede. Lex.-8°. 272 S.
Heinemann, Dr. Franz. Die Schrecken des Krieges im Lichte der bildenden Kunst. Luzern, Internationales Kriegs- und Friedens-Museum. gr. 8°. 36 S.
Hymans, Henri. Gent u. Tournai. (Berühmte Kunststätten. Nr. 14.) Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 140 S. mit 120 Abb. Kart. M. 4,—.
Karpath, Ludwig. Siegfried Wagner als Mensch u. Künstler. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 42 S. mit Abb. M. 1,—.
Lask, Emil. Fichtes Idealismus u. die Geschichte. Tübingen, J. C. B. Mohr. gr. 8°. 271 S. M. 6,—.
Lenz, Max. Geschichte Bismarcks. Leipzig, Duncker & Humblot. gr. 8°. 455 S. M. 6,40 (8,—).
Modern, Heinr. Giovanni Battista Tiepolo. Eine Studie. Wien, Artaria & Co. gr. Fol. 63 S. mit 17 Abb. u. 2 Taf. M. 15,—.
Müller, Johannes. Blätter zur Pflege persönlichen Lebens. 1. Band. Leipzig, Verlag der Grünen Blätter. gr. 8°. XII, 288 S. M. 4,— (5,—).
Ostini, Fritz v. Uhde. (Künstler-Monographieen. LXI.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex.-8°. 116 S. mit Portr. u. 110 Abb. Kart. M. 4,—.
Rathenau, Walther. Impressionen. Leipzig, S. Hirzel. gr. 8°. 256 S. M. 3,— (4,50).
Schultze, Ernst. Wie wir unsere großen Dichter ehren sollten. Ein Wort über Dichter-Denkmäler und anderes. Leipzig, L. Staackmann. gr. 8°. 31 S. M. —,50.
Schwab, Rudolf. Der deutsche Nationalverein. Seine Entstehung und sein Wirken. Berlin, Georg Reimer. gr. 8°. 113 S. M. 2,—.
Ziegler, Jgn. Die Königsgleichnisse des Midrasch beleuchtet durch die römische Kaiserzeit. Breslau, Schles. Buchdruckerei. gr. 8°. XXXII, 456 u. CXCII S. M. 10,— (12,—).

Carlyle, Thomas. Sozialpolitische Schriften. A. d. Engl. v. Fr. Bremer und Paul Seliger. Leipzig, Otto Wigand. 2. Bde. gr. 8°. 293 u. 389 S. M. 9,—.

Zuschriften.

I.

„Tschechoff als Dramatiker."

Um der Annahme zu begegnen, daß in meinem Aufsatz über Tschechoff als Dramatiker in Nr. 20 des „Litterarischen Echo" jemand totgeschwiegen werden sollte, trage ich hiermit nach, daß Tschechoffs Dramen „Die Möwe" und „Drei Schwestern" außer, wie erwähnt, von W. Czumikow auch von Heinrich Stümcke und „Drei Schwestern" und „Onkel Wanja" auch von August Scholz in deutscher Sprache übersetzt und veröffentlicht worden sind.

Berlin. Ed. Höber.

II.

In Nr. 19 Ihrer Zeitschrift werde ich in einem Aufsatz von Herrn Laurenz Kiesgen (Köln) als Verfasser des Textes zu Siegfried Wagners „Bärenhäuter" erwähnt. Ich möchte demgegenüber um Berichtigung bitten: Mein i. J. 1897 bei Albert Ahn als selbständige Dichtung erschienenes Teufelsmärchen „Der Bärenhäuter"*) wurde von Arnold Mendelssohn komponiert und hat mit dem Text von Siegfried Wagners „Bärenhäuter" nichts gemein.

Köln, den 21. Juli 1902.

In Hochachtung
Dr. Hermann Wette.

Antworten.

Herrn **G. S.** in Borovo. Als Litteratur über Max Nordau sind folgende Bücher bezw. Aufsätze zu verzeichnen: A. Perlmutter, Die kantische Lehre von der Kausalität und die Max Nordausche Auffassung derselben (Leipzig 1899, Mutze); Benno Rüttenauer, Max Nordau, eine Posaune des Gerichts (in: „Zeitiges und Streitiges". Heidelberg 1895, S. 135—170); H. Ströbel, Litteratur-Psychiatrie („Freie Bühne" IV, S. 421—28); A. Eulenburg, Entartung („Die Zukunft" IV, 602—12); Hugo Ganz, Max Nordau („Neue Fr. Presse" 12677); endlich ein russisches Büchlein: W. J. Jonorowsky, Versuch einer Charakteristik Max Nordaus (Opyt Charakteristiki Maxa Nordao), Jekaterinoslaw 1902, Satanowsky. 17 S.

*) Besprochen im LE III, 1018.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Ruberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde.

Inhalt

Wolfgang Kirchbach . . . . . Max Wiedmann
Wilhelm Jensen . . . . . = Otto Eisenhart
Ein Brief Wilhelm Jensens . . . . . = Leo Wilhelm Wolfram
Karl Stieler . . . . . = Wilhelm von Scholz-Hansen
Neue Bücher . . . . . = Kritik von Kritiken
Fr. Lienhard, J. Hardekopf . . . . . = Literaturglossen
Neue Bücher . . . . . = Kritik von Kritiken

Herausgeber Ernst Heilborn.

Preis des Jahrganges 6 Mark von Postanstalten 7 Mark.

Verlag von Ernst Heilborn in Berlin W. 30.

Leipzig, Frau Marie Heilborn, Nürnberg, Ludwig Heilborn, Wien, Frau Hedwig Heilborn, Zürich, Frau Hedwig Heilborn, Basel, Frau Hedwig Heilborn, Bern, Frau Hedwig Heilborn, Genf, Frau Hedwig Heilborn, Lausanne, Frau Hedwig Heilborn, Neuchâtel, Frau Hedwig Heilborn, Fribourg, Frau Hedwig Heilborn, Solothurn, Frau Hedwig Heilborn, Aarau, Frau Hedwig Heilborn, Luzern, Frau Hedwig Heilborn, Zug, Frau Hedwig Heilborn, Schwyz, Frau Hedwig Heilborn, Altdorf, Frau Hedwig Heilborn, Sarnen, Frau Hedwig Heilborn, Stans, Frau Hedwig Heilborn, Engelberg, Frau Hedwig Heilborn, Einsiedeln, Frau Hedwig Heilborn, Rapperswil, Frau Hedwig Heilborn, Wädenswil, Frau Hedwig Heilborn, Horgen, Frau Hedwig Heilborn, Meilen, Frau Hedwig Heilborn, Küsnacht, Frau Hedwig Heilborn, Zollikon, Frau Hedwig Heilborn, Zollikerberg, Frau Hedwig Heilborn, Zollikerberg, Frau Hedwig Heilborn, Zollikerberg

Bergedorfer Kohlen-Kontor
Fernsprecher: Bergedorf 1441
Kohlen, Koks, Briketts
Bergedorf, Lohbrügger Landstraße 12

Bergedorfer Bank
Aktiengesellschaft
Bergedorf, Sachsentor 1
Fernsprecher: Bergedorf 1441
Depositenkasse Lohbrügge, Lohbrügger Landstraße 12
Fernsprecher: Bergedorf 1441

Bergedorfer Eisenwerk
Aktiengesellschaft
Bergedorf, Sachsentor 1
Fernsprecher: Bergedorf 1441
Eisenkonstruktionen aller Art
Stahlbauten
Brücken
Hallen
Dachbinder
Behälter
Rohrleitungen
Schiffbauarbeiten
Reparaturen

Bergedorfer Gasanstalt
Aktiengesellschaft
Bergedorf, Sachsentor 1
Fernsprecher: Bergedorf 1441
Gas
Koks
Teer
Ammoniakwasser

Bergedorfer Kohlen-Kontor
Fernsprecher: Bergedorf 1441
Kohlen, Koks, Briketts
Bergedorf, Lohbrügger Landstraße 12

Bergedorfer Bank
Aktiengesellschaft
Bergedorf, Sachsentor 1
Fernsprecher: Bergedorf 1441
Depositenkasse Lohbrügge, Lohbrügger Landstraße 12
Fernsprecher: Bergedorf 1441

Bergedorfer Eisenwerk
Aktiengesellschaft
Bergedorf, Sachsentor 1
Fernsprecher: Bergedorf 1441
Eisenkonstruktionen aller Art
Stahlbauten
Brücken
Hallen
Dachbinder
Behälter
Rohrleitungen
Schiffbauarbeiten
Reparaturen

Bergedorfer Gasanstalt
Aktiengesellschaft
Bergedorf, Sachsentor 1
Fernsprecher: Bergedorf 1441
Gas
Koks
Teer
Ammoniakwasser

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Vierter Jahrgang
Heft 23
September 1902

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag, für die Schweiz nur durch das Intern. Annoncen-Bureau L. Kuranda, Lausanne

Das Pseudonym.

Von **Wolfgang Kirchbach** (Steglitz).

(Nachdruck verboten.)

„Pseudonym" heißt verdeutscht: „Falscher Name", „Täuschungsname" und ist verwandt mit der „Anonymität", der „Namenlosigkeit", die wir für Urheber von Kunstwerken als besonderen Brauch kennen. Die Namenlosigkeit von Werken der bildenden Kunst oder die Anwendung von Decknamen zur Bezeichnung von Werken der Bildhauerei, Malerei und Musik ist ein ganz seltener Fall. Wenn wir aus dem Altertume viele Bildhauerwerke besitzen, zu denen wir die Namen der Urheber nicht kennen, so kommt dies daher, daß es sich zumeist um Kopien handelt, deren Verfertiger aus natürlichen Gründen keine Ursache hatten, ihren Namen auf ein Werk zu setzen, dessen Original jeder Gebildete als eine Schöpfung großer Meister, wie Phidias, Polyklet, Lysippos kannte. In anderen Fällen kennen wir den Namen nicht, weil uns meist das Postament der Figur oder die sonstigen Stellen verloren gegangen sind, auf die der Künstler seinen Namen einzeichnete. Im übrigen aber ist es von den Tagen des Altertums bis zur heutigen Zeit Brauch der Maler und Bildhauer gewesen, ihre Werke auch mit ihrem wirklichen Namen zu zeichnen, allenfalls auch ihren Spitznamen zu unterfertigen. Dieser Spitzname hat aber nicht die Bedeutung eines Pseudonyms, sondern soll im Gegenteil die persönliche Echtheit des Kunstwerkes ausweisen und die Firma bestätigen. Wenn Rembrandt Gerritszoon sich „van Rijn" nannte, so war dies kein Pseudonym, sondern der Beiname seines Großvaters, den er natürlicherweise führte. In dieser Weise kann man sogut wie gar nicht von Pseudonymen der bildenden Künstler reden. Claude Lorrain z. B., der „Lothringer", dessen eigentlicher Name Claude Gelée war, nannte sich nach seinem Heimatlande nicht aus Gründen pseudonymer Verborgenheit, sondern weil ihm dieser Beiname als ein Ruhmestitel zuerteilt ward. Solche festliche Namen, die meist Nebennamen sind und die Firma sichern, sind in der bildenden Kunst häufig, sie sind nicht das, was man unter einem Pseudonym versteht. Im großen Ganzen gilt der Satz, daß Maler, Bildhauer und Musiker pseudonymes Arbeiten überhaupt nicht kennen, sondern sich höchstens eines Nebennamens als Schmucknamens bedienen. Es liegt in der Natur ihrer Künste, daß sie nicht so leicht in den Fall kommen können, ihren wahren bürgerlichen Namen, ihre bürgerliche Kenntlichkeit hinter der Maske eines anderen Namens zu verbergen. Höchstens ein Karikaturenzeichner könnte in die Lage kommen, einer solchen Maskierung zu bedürfen, und in diesem Fache haben wir denn auch verschiedene pseudonyme Erscheinungen zu verzeichnen.

Auch den Namen „Voltaire", um dem litterarischen Gebiete näher zu treten, auf dem der Begriff des Pseudonyms ausgiebigere Spezialitäten zeigt, kann man nicht recht eigentlich als einen litterarischen Decknamen bezeichnen. Der große Franzose hieß bekanntlich Arouet, er änderte seinen Namen in „Voltaire", nachdem er die Bastille hatte kennen lernen müssen; dennoch hat er nicht recht eigentlich pseudonym geschrieben, da die ganze Welt wußte, daß Arouet und Voltaire identisch waren. Der Dichter wäre auch viel zu ehrgeizig gewesen, um in pseudonymer Verborgenheit hinter einem anderen Namen völlig zu verschwinden, wäre es auch nur für kürzere Zeit gewesen. Voltaire kann auch nur, wie so mancher Malername, als ein schmückender Zusatz zur Firma angesehen werden. Ebensowenig wird man „Jean Paul" als ein Pseudonym bezeichnen können, denn wenn auch dieser Schriftsteller Johann Paul Friedrich Richter hieß, so geschah doch die Abkürzung seines Namens nur aus dem Grunde, weil der Name „Richter" in Deutschland viel zu häufig ist, als daß er die Gewähr in sich enthalten hätte, eine gute litterarische Firma zu sein. Der litterarische Rufname wurde dem wirklichen bürgerlichen Namen des Mannes entnommen, und wenn er den „Johann" in einen „Jean" änderte, um eine klangvolle Ideenassociation nach einem anderen berühmten „Jean-Jacques" hin zu erwecken, so

spielten dabei jedenfalls Gründe des Titelwohlklangs, aber nicht Gründe einer Maskierung eine Rolle. Alle Welt wußte doch, wer Jean Paul war; Richter besuchte als solcher seine Kollegen Schiller und Goethe in Weimar, korrespondierte mit liebenswürdigen Prinzessinnen und machte von seinem litterarischen Namen keinen anderen Gebrauch, wie italienische und niederländische Maler von ihren Spitznamen oder familiären Beinamen. Im eigentlichen Sinne kann man diese litterarischen Namensveränderungen nicht pseudonym nennen. Schon der Sinn des griechischen Wortes, der eigentlich einen „Täuschungsnamen" bezeichnet, weist auf eine andere Kategorie von litterarischen Erscheinungen hin, wenn wir im Ernste von Pseudonymen sprechen wollen. Ein Dichter wie Jean Paul hielt innerhalb seines Firmanamens denn doch die Identität mit sich selbst fest; der Name „Gerhardt von Amyntor" war vielleicht ein Pseudonym, so lange dieser Schriftsteller Ursache haben mochte, seinen Familiennamen „Gerhardt" mit einem schmückenden Zusatz zu versehen, der den deutschen Offizier in militärischen Taktfragen sicher stellte. In diesem Sinne erfüllen litterarisch veränderte Namen vieler Militärpersonen in Deutschland in der That den Sinn und Zweck eines Pseudonyms. Seit aber Amyntor sich in den Lexiken deutscher Schriftsteller als Herr v. Gerhardt mit seinen sämtlichen Schriften demaskiert hat, kann man auch im Ernste nicht mehr von einem pseudonymen Schriftsteller Amyntor reden. Denn das Wesen der Pseudonymität liegt darin, daß sie auch festgehalten wird. Und ebenso ist die Anonymität, die Namenlosigkeit, nur in ihrer Durchführung eine solche und nur so lange sie durchgeführt bleibt.

Auf das Gebiet der Pseudonymität im eigentlichen Sinne des Worts begeben wir uns, wenn wir uns solcher Erscheinungen erinnern, wie der „Juniusbriefe" in England oder der „Ossian"-Dichtungen Macphersons, wenn wir an die „Epistolae virorum obscurorum" denken. Pseudonyme Erscheinungen im vollsten Sinne des Wortes waren „der Mann im Monde" von Clauren, den Wilhelm Hauff satirischer Weise unter dem Namen des bekannten „Mimili"-Dichters erscheinen ließ. Jener Roman Walter Scotts, als dessen Verfasser sich später Willibald Alexis offenbarte, der wiederum „Häring" hieß, dürfte sich sogar als ein Extrem von Pseudonymität charakterisieren. In diesen beiden Fällen, ebenso wie in der macphersonschen Täuschung, wurden sogar bekannte Autoren- und Dichternamen benutzt, um ihnen Werke unterzuschieben, die gar nicht von ihnen herrührten. Die Beweggründe, unter solchen falschen Namen zu schreiben, waren in den drei Fällen sehr verschieden; der eine beabsichtigte lediglich einen litterarisch-satirischen Scherz, der andere wollte sich dadurch vorteilhaft in die Litteratur einführen, und bei Macpherson waren es wohl mehr archaistisch-poetische Neigungen, die ihn veranlaßten, jene Mischung von echten Momenten altgälischer Dichtung mit eigener Dichtung unter dem Namen des keltischen Barden Ossian herauszugeben. Ein echtes Pseudonym ist auch „Thomas Brown", unter welchem Namen Thomas Moore seine Satiren herausgab, wie er sich auch mit seinen ersten Gedichten als „Tom Little" eingeführt hatte. In diesen pseudonymen Satiren Thomas Moores erkennen wir ähnliche Beweggründe der Namensmaskierung, wie in den berühmten „Juniusbriefen". Die Pseudonymität der letzteren ist bekanntlich so streng festgehalten worden, daß man noch heute streitet, ob sie wirklich von Philipp Francis herrühren, trotz Macaulay.

Diese Namensmaskierung geschah aus Bedürfnis des Selbstschutzes nicht nur, da der politische Kämpfer ja stets sich persönlichen Gefahren aussetzt, sondern auch gewiß in der Erwägung, daß derartige Namensmasken rein psychologisch einen weit größeren Effekt machen, als wenn ein bürgerlicher Name zeichnet, dem man leicht persönliche Motive unterschieben kann, um den politischen und religiösen geistigen Streiter herabzusetzen und damit die Wirkung seiner Gedanken gesellschaftlich zu schwächen.

Ueberblickt man die Geschichte der Völkerlitteraturen, so wird man bemerken, daß das Erscheinen der Pseudonyme sich nur auf gewisse Epochen verteilt und in diesen Epochen auf gewisse litterarische Kunstgattungen. Von den ältesten Zeiten homerischer Dichtung bis in die Zeit der Alexandriner finden wir im gebildeten Griechentum das Pseudonym so gut wie gar nicht; anonyme Erscheinungen aber sind in griechischer Dichtung fast nur da zu verzeichnen, wo uns durch Zufall die Namen der Verfasser verloren sind. Das ist also keine gewollte Anonymität und hat demgemäß mit dem Begriff der Sache selbst nichts zu thun. Die relative Freiheit des geistigen Lebens durch achthundert Jahre griechischer Geschichte erklärt es, daß Männer wie Sophokles oder Aristophanes, daß Archilochos, der unerschöpfliche Spötter, genug, alle Dichter von Homer bis Theokrit mit ihren Namen auch für ihre Schöpfungen einstanden. Nicht einmal die Damen hatten nötig, ihre Namen pseudonym zu verschleiern: Sappho, Erinna, Myrtis, die Lehrerin des Pindar, ihre Schülerin Corinna, Praxilla, Aithis, Baukis, ja auch Melinno, die Rom besingen konnte — und gar die Damen Elephantine, Philänis und Astyanassa, die sich durch schlüpfrige Gedichte, die das Aeußerste an Pikanterie enthielten, dem Gedächtnis der Nachwelt überliefert haben, fühlten sich nicht veranlaßt, wie so viele ihrer Kolleginnen von heute, sich hinter einem anderen Namen zu verstecken. Erinna hieß wirklich „Erinna", die modernen Geschlechtsgenossinnen Marlitt und Werner heißen dagegen in Wirklichkeit John und Bürstenbinder, wobei der mystische Name „Marlitt" zweifellos ein ähnliches Effekt-Pseudonym sein sollte, wie die berühmte Etikette „Junius". Elephantine schämte sich nicht ihrer Pikanterieen; ihre moderne Schülerin, die unter dem Namen „Gyp" schreibt, hat es vorgezogen, ihren wahren Namen durch die benannte Marke zu überstempeln. Dieser Mangel des Pseudonyms im griechischen Altertum — sogar bei den Damen — beleuchtet nicht gerade günstig die Lage der heutigen Litteraturfrauen. Denn die griechische Frau lebte in einem Lande geistiger Freiheit, während die heutige Frau nur allzu oft ihren wirklichen Namen gesellschaftlichen Vorurteilen, den Vorurteilen eines Ehegemahls und anderen Rücksichten geistiger Unfreiheit zum Opfer bringt. In welch angenehmer Lage war hingegen Frau Sappho von Mytilene! Sie brauchte ihren Namen nicht zu verändern, obwohl sie die eheliche Gemahlin des Herrn Kerkylas war. Herr Kerkylas war so wenig vorurteilsvoll, daß er nicht im geringsten Einspruch erhob, wenn Frau Sappho der göttlichen Aphrodite feurige Oden darbrachte; er

verlangte nicht, daß sie den poetischen Briefwechsel mit ihrem Verehrer Alkäos durch ein Pseudonym verunstalte. Ja, Herr Kerkylas hat sich augenscheinlich sogar geschmeichelt gefühlt über jenes reizende Nachtlied, wo die Dichterin klagt, daß sie nach Mitternacht noch immer vergeblich warte: „Und ich — ich bin immer allein noch gelagert." — Wir zweifeln nicht, daß irgend ein Herr Kerkylas von heute diese bewegliche Klage seiner Gattin nur unter einem Pseudonym zu veröffentlichen gestatten würde.

Erstaunlich wenig finden wir auch das Pseudonym in unserer älteren deutschen Litteraturzeit, während der alt- und mittelhochdeutschen Sprachperiode, gehandhabt. Sofern man von Anonymität und Pseudonymität in diesen Perioden reden könnte, würde es sich auch nur um zufällige Erscheinungen, allenfalls um Namens-Latinisierungen handeln oder um Namensverluste in Ueberlieferungen. Wälzt man seinen Goedeke und frischt man seine sonstigen Erinnerungen an diese älteren Perioden wieder auf, so wird man mit Genugthuung sehen, wie sehr unsere dichtenden Vorfahren darauf gehalten haben, daß auch ihr wahrer Name das Buch und das Gedicht zeichnete. Wenn Heinrich v. Meißen auch „Frauenlob" hieß, so war das kein Pseudonym, sondern ein Ehrenname, der ihm von anderen beigelegt wurde. Auch der „Marner", der augenscheinlich nur ein durch Buchstabenumkehr verdeckter „Reinmar" (v. Zweter) sein dürfte, würde als Ausnahme nur die Regel bestätigen, daß unsere Dichter: Hartmann v. Aue, Gottfried v. Straßburg, Wolfram v. Eschenbach, Walther v. d. Vogelweide, der doch auch so furchtlose politische Gedichte schrieb, es verschmähten, sich hinter einen Decknamen zu verbergen. Den „Freidank" haben wir nicht für ein symbolisches Pseudonym zu nehmen, sondern der Mann hieß einfach „Freidank", ein Name, der noch heute in Deutschland häufig vorkommt.

So lange das Mittelhochdeutsche herrscht, halten es unsere Vorfahren wie die freien Griechen selbst. Sie waren Aristokraten des Geistes, die die geistige Zeche, die sie gemacht, auch mit ihrem wahren Namen voll bezahlten. Und sie hatten es vor allem nicht nötig, gleich den geistig freien Griechen, ihre Gedanken hinter Pseudonymen zu verbergen. Das freie Manneswort galt in Deutschland noch etwas — und auch Gegner achteten dies freie Manneswort wechselseitig. Von den Zeiten Karls des Großen bis zum Absterben des Mittelhochdeutschen war die Weltanschauung der Deutschen und auch anderer Völker eine ungebrochene Einheit, ähnlich wie bei den Griechen. Auch bei den schärfsten Gegensätzen konnte der Streit der Völker nie so groß werden, daß man an der Weltanschauung anderer selbst gerüttelt hätte. Das Christentum selbst in seiner mittelalterlichen Gestalt war diese ungebrochene Weltanschauung; man konnte sich wohl mit Pfaffen über Pfründen und politische Aspirationen streiten: an der allgemeinen geistigen, wirtschaftlichen Weltanschauung, an den Grundlagen politischer Verfassung rüttelte niemand. Das Kaisertum war der Idee nach so unbestritten, wie das Christentum. Letzteres war die organische Blüte aus dem Grade des Reifezustandes, den das Gehirn germanischer, romanischer, slavischer Racen damals erreichen konnte. In solchen Perioden homogener Geistesart der Völker gedeiht das Pseudonym nicht, es ist ein überflüssiges Schutzmittel, der Geist der Zeiten bedarf desselben nicht.

Aber das Gehirn der Völker, wenn es abgeblüht und nach dem Grad seiner Entwickelung einen jeweiligen Schönheitsstand des Lebens getrieben hat, der die relative Freiheit des Geistes enthielt, treibt neue Augen, um aus ihnen neue Stengel mit einer neuen Blüte vorzubereiten. In solchen Zeiten bricht das Gleichgewicht der geistigen Kräfte zusammen, der Streit der Geister greift das Mark des Lebens an; Duldsamkeit der Geister gegen einander wird unmöglich; der Zeitgeist kämpft auf Tod und Leben. Er wird so ernst, daß Pseudonymität und Anonymität nicht nur Pflicht des Selbstschutzes, sondern auch Pflicht gegenüber der Idee selbst werden kann. In solchen Zeiten sehen wir denn auch rein litterargeschichtlich die Pseudonyme aus allen Ecken und Winkeln hervorkommen. Für Deutschland brach eine solche Zeit herein, als die Bildung der neuhochdeutschen Sprache sich vollzog, der Humanismus die Geister des Altertums beschwor und die Reformation innerhalb des religiösen Lebens allmählich die ganze Weltanschauung des Mittelalters über den Haufen warf. Wer seinen Goedeke gut im Kopfe hat, weiß, daß von nun ab in Deutschland das Pseudonym eine mächtige Schutzrolle für die geistigen Kämpfe der Parteien spielt und zugleich ein psychologisches Kampfmittel im Streite der Geister wird. Daß Hutten mit seinen Genossen Briefe der Dunkelmänner schrieb, war vor allem auch ein psychologisches Kampfmittel, denn das Pseudonym erweckt Neugier, erregt durch seine Rätselhaftigkeit die Phantasie und behält in geistigen Kämpfen seine Wirkung selbst dann bei, wenn das Pseudonym gelüftet ist, sowie nur der Stil, die Schreibweise der pseudonymen Figur mit der Etikette selbst erhalten bleibt. Denn gute Pseudonyme mit ihrer Namensmaske müssen sich vor allem auch zu einer stilistisch gut durchgeführten Rolle auswachsen, wie dies jene „Dunkelmännerbriefe", die „Juniusbriefe" — in unseren Tagen die „Apostata-Artikel" — gethan haben. Wenn jene französische Kämpferin für das freie Recht der Frau, Aurore Dudevant, unter dem Namen „George Sand" ihre geistvollen Tendenzromane veröffentlichte, so war hier der männliche Deckname gleichfalls ein psychologisches Mittel des Anreizes. Gerade, daß man erfuhr, eine Frau verberge sich hinter diesen Namen, steigerte die Wirkung des Pseudonyms. Dagegen könnte man eine solche psychologische Wirkung des Pseudonyms „George Eliot" und vieler verwandter weiblicher Pseudonyme nicht in diesem Zusammenhang finden, sie gehören zur Gattung der konventionellen Namensveränderungen, die mehr spießbürgerlichen Rücksichten entspringen, als inneren geistigen Notwendigkeiten.

Das Pseudonym als geistiges Kampfmittel und litterarisches Kunstmittel dagegen, wie es uns hier allein interessiert, ist ein notwendiges Produkt der Ideenentwickelung unter den Völkern selbst. Wie im Beginn der modernen Zeit in Deutschland die gewollte Anonymität und die Namensmaskierungen überhandnahmen, so ist auch in England die Zeit der Glaubens- und Verfassungskämpfe reich an pseudonymen Erscheinungen. In dieser Zeit kam es auf, daß man vor allem auch in Zeitschriften, die damals eine neue Erscheinung waren, sich mit Decknamen schützte oder durch solche Effekt zu

machen suchte. Eine ähnliche Periode der Anonymität und Pseudonymität finden wir aber in den Ausgangszeiten altgriechischer Litteraturgeschichte, wo in Kleinasien aus der Berührung jüdischer Geisteskultur mit der griechischen eine neue Ideenwelt emporwächst. Unmittelbar aus dieser Periode wächst die riesige Litteraturwelt des sich neubildenden Christentums mit seinen zahllosen Streitschriften, Evangelien und Religionsbriefen. Der größere Teil dieser Litteratur ist entweder anonym oder pseudonym, in bewußter Namensunterschiebung anderer. Alles, was man aus diesen Zeiten „apokryph" zu nennen pflegt, gehört zu dieser Gattung. Aber nicht nur solche Werke, die mehr oder minder Kampfschriften waren, sind hier aufzuzählen, ein großer Teil der althebräischen Litteratur selbst ist nur anonym oder in berühmten Pseudonymen auf uns gekommen. Wir wissen bis heute nicht, wer z. B. der Verfasser des genialen „Buches Hiob" ist, wir können nicht entscheiden, ob der Verfasser dieses gewaltigen Streitgedichtes in gewollter Anonymität geblieben ist oder ob erst eine spätere Zeit, wo man diese Schriften kanonisierte, die Namen der wirklichen Verfasser unterdrückt hat. Von vielen Psalmen hat man uns ja die Namen hinterlassen, obwohl in mehreren Fällen auf der Hand liegt, daß diese Namen auch nur Etiketten sind. Wer die Lieder des Jesaia, die ja von zwei verschiedenen Verfassern herrühren sollen, gedichtet hat, wissen wir nicht, das Pseudonym „Jesaia" muß als kanonischer Name das Ganze decken. Eines der berühmtesten pseudonymen Bücher ist das chaldäische „Buch Daniel", das von Babylon bis Jerusalem und Ninive großes Aufsehen in allen semitischen Ländern gemacht haben muß, als eine international-fortschrittliche Streitschrift, die in vieler Hinsicht spätere religiöse Anschauungen vorbereitete. Auch in Griechenland kam es in jenen Spätzeiten auf, daß man epische Gedichte, Hymnen, Fabeln, deren Verfasser man nicht mehr ermitteln konnte, mit einem Pseudonym, wie Orpheus, Aesop, Anakreon, bedachte. Genug, auch diese große Periode der Pseudonyme im Hebräischen und Syrischen samt der internationalen griechischen Litteratur des römischen Reiches erweist sich als eine solche tiefgehenden prinzipiellen Streites der Geister. Wer sich weiter umsieht, wird dieses historische Gesetz der Pseudonyme auch anderweit bestätigt finden.

Im ganzen wird man finden, daß Zeiten, wo die reinen, gestaltenden Dichtungsgattungen blühen, der Deckungsnamen sich nicht bedienen; im ganzen sind diese das Merkmal tendenzlöser Litteraturgattungen in tendenzlösen Zeiten. Man wird aber nach einem solchen Ueberblick wohl begreifen, daß das Pseudonym, besonders wenn es sich als ein journalistischer oder litterarischer Kunstgriff erweist, der auch die Maske eines bestimmten Stiles festhält, ein sehr notwendiges und berechtigtes Kampfmittel ist. Gemeinheit der Gesinnung, die sich etwa auf verleumderische Ausnutzung der Pseudonymität verlegt, hat heutzutage, in Deutschland wenigstens, keine Weide mehr. Das Gesetz erreicht und bestraft mindestens den Verbreiter und zumeist auch den Verfasser übler Nachrede. Der vornehme geistige Streiter, dem es allein um die Sache zu thun ist, aber findet in einer mehr oder minder streng durchgeführten Pseudonymität als Journalist und Buchverfasser im Streite der Geister nicht nur ein vorzügliches Mittel der Neutralisierung seiner Person, sondern auch der rhetorischen Wirkung seiner Ideen. Es giebt Zeiten und Verhältnisse, wo man im Kampfe mit Vorurteilen, falschen Geistesströmungen der Menge oder der politischen Kreise weise handelt, lediglich durch einen etikettierten Namen, eine Chiffre, einen „nom de guerre", wie der Franzose schön sagt, das Geisteswerk zu charakterisieren. Es ist dann ein Verzicht auf die Befriedigung persönlicher Eitelkeit; die reine Idee als solche ficht; daher die große Wirkung kraftvoll durchgeführter „noms de guerre". Der moderne Journalismus vor allem kann dieses Kunstmittel so wenig entbehren, wie Ulrich von Hutten, Phillipp Francis, Milton, der junge Schiller, Lessing und so mancher andere darauf verzichten konnten. Die Vornehmheit der Gesinnung, mit der in solchem Falle das Pseudonym gehandhabt wird, entscheidet allein über dessen Berechtigung.

Wenn wir dem „nom de guerre" unsere Hochachtung in diesem Sinne nicht versagen können nach seiner großen historischen Aufgabe, so werden wir dagegen dem bloßen „nom de plume", mit dem sich so viele schreibende Geister in England und Deutschland, besonders die Damen, aus eitlen oder konventionellen Rücksichten schmücken, eine weniger feierliche Miene, ja ein Lächeln widmen dürfen.

Cäsar Flaischlen.

Von **Wilhelm Holzamer** (Darmstadt).

(Nachdruck verboten.)

Cäsar Flaischlen läßt sich mit einem Satz sehr gut charakterisieren: ein Schwabe ist er, der in Berlin lebt und — Schwabe geblieben ist. Das bezeichnet ihn als Menschen wie als Dichter in gleicher Weise: er ist ein Charakter! Und an Charakteren fehlt's uns ja heute in der Kunst, und der Charaktere können nie genug sein, — Virtuosen ersetzen sie nicht. Wille und Ziel liegt in ihrer Thätigkeit, in der, die nach außen geht, und ebenso stark in der, die nach innen geht.

Wie ſ stôht, so stôht ſ,
wie ſ gôht, so gôht ſ,
ob ſ maie wurd, ob schneie!
ond was i gwöllt,
des hau-n i gwöllt;
ond weil i ſ gwöllt,
drom soll ſ me au
mei Lebtig nemme gheie.

So sagt er in seinem „Haselnußroi'", und in der Vorrede zu seinem jüngsten Buche „Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens" legt er in verschiedenen Sätzen deutlich sein dichterisches Ziel klar: „Der Schaffende selbst kann nur sich geben, wenn er sich nicht damit begnügen will, bloß Außenbilder zu zeichnen. Er begreift nur aus sich heraus, nicht in sich hinein." Das ist das selbstverständliche Schaffensprinzip jedes Menschen, der auf dieses „höchste Glück der Erdenkinder" in sich bedacht ist, die Ausbildung der Persönlichkeit, und dem es in seinem Werk ebenso sehr auf sich selbst, wie auf das Werk ankommt, weil eines nur das andere spiegelt. Und dann wächst daraus dies höhere Dritte, daß sich das Individuelle und Persönlich-

gen Bekannten und Freunden eintheilen, die Ersteren sind die Gefährlichsten, denn sie sind es, die uns am Meisten schaden können. Wenn wir Jemand, der uns gleichgültig ist, einen Dienst erweisen, so ist es uns ganz einerlei, ob er ihn annimmt oder nicht, wenn wir aber einem Freunde einen Dienst erweisen, so ist es uns nicht einerlei, ob er ihn annimmt oder nicht, denn wir wollen ihn ja dadurch an uns fesseln, und wenn er ihn nicht annimmt, so ist er uns verloren. Wenn wir Jemand, der uns gleichgültig ist, einen Dienst erweisen, so ist es uns ganz einerlei, ob er ihn annimmt oder nicht, wenn wir aber einem Freunde einen Dienst erweisen, so ist es uns nicht einerlei, ob er ihn annimmt oder nicht, denn wir wollen ihn ja dadurch an uns fesseln, und wenn er ihn nicht annimmt, so ist er uns verloren. Wenn wir Jemand, der uns gleichgültig ist, einen Dienst erweisen, so ist es uns ganz einerlei, ob er ihn annimmt oder nicht, wenn wir aber einem Freunde einen Dienst erweisen, so ist es uns nicht einerlei, ob er ihn annimmt oder nicht, denn wir wollen ihn ja dadurch an uns fesseln, und wenn er ihn nicht annimmt, so ist er uns verloren.

Oscar Blumenthal.

Es ist selten Jemandem so schwierig geworden, die Wahrheit zu sagen, als mir. Wenn wir Jemand, der uns gleichgültig ist, einen Dienst erweisen, so ist es uns ganz einerlei, ob er ihn annimmt oder nicht, wenn wir aber einem Freunde einen Dienst erweisen, so ist es uns nicht einerlei, ob er ihn annimmt oder nicht, denn wir wollen ihn ja dadurch an uns fesseln, und wenn er ihn nicht annimmt, so ist er uns verloren. Wenn wir Jemand, der uns gleichgültig ist, einen Dienst erweisen, so ist es uns ganz einerlei, ob er ihn annimmt oder nicht, wenn wir aber einem Freunde einen Dienst erweisen, so ist es uns nicht einerlei, ob er ihn annimmt oder nicht, denn wir wollen ihn ja dadurch an uns fesseln, und wenn er ihn nicht annimmt, so ist er uns verloren. Wenn wir Jemand, der uns gleichgültig ist, einen Dienst erweisen, so ist es uns ganz einerlei, ob er ihn annimmt oder nicht, wenn wir aber einem Freunde einen Dienst erweisen, so ist es uns nicht einerlei, ob er ihn annimmt oder nicht, denn wir wollen ihn ja dadurch an uns fesseln, und wenn er ihn nicht annimmt, so ist er uns verloren.

hat, von dir zu fordern;" — und: „Deine Kunst leben können, nicht bloß dichten — da liegt's! sie an dir erproben, dich an ihr! Das allein entscheidet! Das allein reift eine Ernte! Kunst muß gelebt werden können — sonst ist's Handwerk oder Schwindel!"

Darin bleibt das Werdende bestehen — darin bleibt's ohne Fertigsein und Dogmatismus — darin bleibt das Schaffen das gleiche, aber sein Ausdruck steigert sich, seine Beziehungen erweitern sich — wie der Mensch mit seinen größeren Zielen wächst, so auch seine Kunst — und so kehrt sie in sich wieder zu ihrer Berechtigung zurück, das Prinzip zu haben, lediglich vom inneren Menschen auszugehen, ihr Quellgebiet im Leben der Innenwelt des Schaffenden zu suchen, den Kampf sich zu behalten, und nur so über den Kampf hinauszufinden, sich zu klären zu lebbarer Lebendigkeit. Nicht tumbe Thoren und Träumer brauchen wir — Wanderer müssen wir sein im goethischen Sinn, als Erkennende und Zielbegreifende und Zielschauende. Das singt Flaischlens „Lied des Wanderers" in schlichter Karheit:

Abendstill schon gegen Westen
lenkt die Sonne ihren Lauf,
immer neue Gipfel aber
steigen vor dem Wanderer auf.

Ach! es ist ein mühsam Ringen!
und was lohnt am letzten Schluß?!
immer steiler führt es weiter,
immer müder wird der Fuß!

Immer neue Gipfel ragen
über den erklommenen auf,
ach! und immer abendtiefer
senkt die Sonne ihren Lauf!

Das ist keine Müdigkeit. Das ist nur Ruhe. Das ist die Ruhe des Ganzseins. In ihr liegt die eigentliche Lebensfröhlichkeit, das sichere Gleichgewicht, der harmonische Ausgleich. Da sind Titanismus und Extreme ausgeschlossen, alles Gewaltsame und Ueberdrängende, da ist über alles Werdende in Kunst und Leben, im eigenen Wesen und fremden Verhältnis ein Ueberblick von einer sicheren Gewißheit, einer höheren Vor- und Rückschau aus — da sind die Zusammenhänge mit dem Vergangenen erhalten, da tritt das Gegenwärtige wie von selbst in den Zusammenhang mit dem Kommenden und wertet sich darin — da ist keine Spezialität, kein Alleinseligmachen der Richtung; — und was sonst so leicht zum Philistertum führt, das führt hier, eben weil es von einer Persönlichkeit ausströmt, zu ruhigem Maß und fröhlichem Wartenkönnen.

„Was überstieh'n,
was überhasten!
ruhiges Müh'n,
ruhiges Rasten!
Eines gebe
dem andern Gewicht:
fröhliche Freude,
fröhliche Pflicht!"

Damit möcht' ich auch den Kritiker Flaischlen bezeichnet haben und als solchen auch den Pan-Redakteur. Es scheint, in seinen litterarischen Flegeljahren hatte er Selbstzucht genug, Geschaffenes wie Meinungen für sich zu behalten, und so rascher in sich etwas festzulegen und still ausgähren zu lassen, was sonst nur allzu rasch und früh vom Fasse sprang. Wie weit er darin auch noch Produkt seiner Lebensverhältnisse ist, weiß ich nicht; — was ich von ihm weiß, lese ich aus seinen Büchern. Sicher ist, daß er in einer Zeit schon eine gewisse Festigkeit und Reife hatte, da sonst noch alles in Fließen und Wallen war. So war denn gleich ein Darüberstehen in seinen ersten Betrachtungen zur modernen Dichtung, und als er den „Pan" übernahm, nahm er ihm wohl seine gröbsten und die unnützen Zotteln, das heißt, es war ihm um die Kunst in erster Linie zu thun, um künstlerische Wirkung, nicht um Ellenbogenkraft und Nasenstüber. Denn schließlich, so notwendig das zu gewissen Zeiten ist und einmal auch war, so muß es bis zu einem gewissen Grade und an gewisser Stelle — doch auch einmal damit vorbei sein. Es liegen in allem Neuen, selbst wenn es schon eine relative Abgeklärheit zeigt, noch Kampfwerte genug — und Flaischlen hielt's mit „dem tropfenweise Vergiften", wie er selbst sagt. Sein gefesteter Geschmack schuf denn auch im „Pan" einen Einklang in Inhalt und Ausgestaltung, der auf lange vorbildlich bleiben wird — und auch schon, vielleicht nur dem Tieferblickenden erkennbar, seine Nachwirkung übt. Wie könnte er heute werden, wenn er auferstände — ich messe daran wieder, daß es vorwärts geht, so langsam es auch uns gehen mag, die wir Beteiligte sind.

Wenn ich nun von Flaischlens Büchern noch reden will, so muß ich mich eigentlich wiederholen. Sie sind er — und darin steht keines für sich. Sie ergänzen einander. Die „Toni Stürmer", „Professor Hardtmut", wie der „Martin Lehnhardt", Jost in „Flügelmüde", wie der Betrachter der von allem Menschentum unabhängigen Lebenskräfte und -erscheinungen, die er sich aus sicherer Betrachterruhe in „Im Schloß der Zeit" zu großen Bildern zusammendrängt, der Träumer und Glückliche, der durch „Alltag und Sonne" schreitet, wie der unermüdliche Former und Feiler, der in den „Lehr- und Wanderjahren" zum Genießen des früheren Buches die Arbeit, die Arbeit an sich, an seiner Wesens- und Lebensformung stellt, der „saugrobe" Schwab, der im „Haselnußroi" in seiner derben Mundart auf die Liebe pfeift und in die Welt zieht, wie der Welterfahrene, der in der Kinderstube des Freundes das Allgemeine des Menschenlebens vom ersten Trippeln der Kinderfüße bis zum grauen Haar überschaut — sie sind all aus dem einen und eins in ihm. Sie beweisen alle klar und offenkundig ihre Legitimität in dem Treibenden, was ihr Verhältnis zum Leben, zu Menschen und Natur macht, sie handeln oder genießen läßt, sie zum Siege oder zum Ergeben führt: wahr und wahrhaftig sie selbst zu sein, frei von fremdem Flitter und sich ihr eigen Weltbild zu schaffen, wie der Dichter auch. Es ist kein Verdrehen in Konzessionen und Kompromissen, und wo das Leben zu einer inneren Lüge zwang — die Stunde der Wahrhaftigkeit und letzten Erkenntnis vor sich selbst gleicht's aus und bewahrt die äußere Geschlossenheit. Verräterisch steht das im „Hardtmut", daß ich's hersetzen muß: „Seine Pflicht hatte gesiegt. Ein Gefühl der Genugthuung überkam ihn, und eine gewisse Schadenfreude . . . sich, dem Leben gegenüber . . ., wenn die kleinen Summen in den Sparkassenbüchern seiner Mädel immer größer wurden von Jahr zu Jahr: er hatte es gezwungen, die Zukunft seiner Kinder war fürs erste gesichert. Um welchen Preis freilich, das ge-

stand er sich selbst nur in schlaflosen Stunden einsamer Nächte, wenn die Reue zu ihm ans Bett trat als heimliche Rächerin der Sehnsucht, die er totgelogen, und von verfehltem Leben sprach. Und sie log er nicht weg.“ Man muß selbst Wunden tragen, um dazu zu kommen. —

Ich vergaß zu tadeln — nun ja, ich will's gern vergessen haben. Ist Flaischlen manchmal nicht „lyrisch“ genug, wo er lyrisch sein sollte, und zu lyrisch, wo er's nicht sein sollte — in einigem allzu „moralisch“ und lehrhaft — so sage ich das, weil ich in diesen „Fehlern“ sehr gern Tugenden sehe, die auch zum Ganzen in ihm gehören. Für das innere Fertigsein aber, das eine Entwickelung ausschließt, die wir sonst gern an Schriftstellern beobachten möchten, zeigte ich hoffentlich genugsam, wie die Mannigfaltigkeit des Sichausdrückens doch eine Entwickelung zuläßt und wie dem Geschaffenen aus neuen persönlichen Werten auch künstlerische werden. Ueberraschungen fehlen bei Flaischlen, und auch wenn er neue Bücher bringt, werden wir sie in der Gewißheit aus den alten in Empfang nehmen können. Nicht ohne Starrheit mag das sein — aber es ist nicht übel um einen solchen Charakterfehler bestellt — und es ist Sache des Charakters. Was thut's, wenn wir Flaischlens Werke mehr nebeneinander als übereinander stellen können — zu den feineren Unterscheidungen ist ja hier nicht Raum. Schule macht Flaischlen auch nicht, und viel gelesen wird er auch nicht werden. Er ist eben für die Wenigen. Er ist ein Dichter der Heimlichen in Genuß und Ganzheit. Weil er kein Mann des Marktes ist, ist's auch seine Kunst nicht. Er will gesucht sein.

Aus der russischen Belletristik.

Von **Georg Polonsky** (München).

(Nachdruck verboten.)

Wollen wir eine Uebersicht über die russische Belletristik des vergangenen Jahres gewinnen, so müssen zunächst die Werke genannt werden, die den höheren Schichten der russischen Intelligenz gewidmet sind. Diese Art Belletristik ist seit jeher ganz besonders geeignet gewesen, das geistige Leben in Rußland zu studieren. In diesem Jahre beschäftigte sie sich mit seltener Einstimmigkeit mit den russischen „Uebermenschen“, die auf Nietzsches — freilich falsch verstandene — Philosophie schwören, dabei aber jämmerliche, kraft- und willenlose Gesellen sind, die in den Lehren des großen Philosophen lediglich einen Freibrief für ihre Gelüste, die Gelüste erschöpfter Neurastheniker, erblicken. Diesen Helden begegnen wir in den beiden jüngsten Romanen Boborykins: den „Grausamen“ und den „Studenten vom ersten Semester“, in der fein charakterisierenden Erzählung von Frau Krestowsky: „Das Bekenntnis des Herrn Mytistschew“ und in einer Reihe anderer Werke, die die dickleibigen russischen Journale füllten. Ganz besonders charakteristisch für die Verbreitung der entstellten Gedanken Nietzsches in Rußland ist der Roman Swjetlows „Die Familie Worawin“, der in administrativen und gouvernementalen Kreisen spielt.

In einer zweiten Gruppe belletristischer Werke werden die Mängel und Schwächen der russischen Gesellschaft: die Charakterlosigkeit, Schlaffheit und Sinnlichkeit, aufs Korn genommen. Hierher gehört z. B. Anton Tschechoffs Drama „Die drei Schwestern“. Für den nichtrussischen Leser, der die Verhältnisse nur vom Hörensagen kennt, müssen diese oft und oft gehörten Jeremiaden von erschütternder und erschreckender Wirkung sein. Novemberstimmung lebt in ihnen und teilt sich dem unbefangenen Leser mit. Der moderne Russe dagegen, der Rußland und russisches Wesen kennt, läßt sich nicht entmutigen. Er weiß, daß sich auch in Rußland neue Kräfte regen, und daß es nur an der Kurzsichtigkeit jener Autoren liegt, wenn sie die Renaissance, die sich auf geistigem Gebiete ankündigt, nicht zu erkennen vermögen.

Eine dritte Kategorie der Belletristik bilden die Werke, die sich mit bestimmten gesellschaftlichen Fragen beschäftigen. Vor allem sind da Weressajews „Memoiren eines Arztes“ zu nennen, die sich durch großen künstlerischen Wert auszeichnen und die gewaltiges Aufsehen erregt haben. Das Buch behandelt die Widersprüche, die zwischen dem Leben und der medizinischen Wissenschaft bestehen, Widersprüche, die nicht beseitigt werden können, da sie im Wesen der Sache liegen. Jeden Fortschritt verdankt die medizinische Wissenschaft den Leiden des Menschen, die wenigstens bei dem Stande des heutigen Verfahrens nicht vermieden werden können. So ergiebt sich die erste unvermeidliche Antinomie, die sich in der Heilkunde als Erfahrungswissenschaft birgt. Noch einleuchtender ist die zweite, die Weressajew in dem Mißverhältnis zwischen den Forderungen der Wissenschaft und denen der gesamten Gesellschaftsordnung entdeckt. Manche Seiten des Werkes, die gerade diesen Widerspruch beleuchten, sind von großer tragischer Wirkung. So z. B. die Stelle, wo der Verfasser das Gericht über einen Arzt schildert, der einem armen Patienten nicht zur rechten Zeit ärztliche Hilfe gewährt, und die Empörung der Gesellschaft, die den Arzt verurteilt, selbst aber in keiner Weise dem Unglücklichen hilft, da unter den gegenwärtigen Verhältnissen die medizinische Hülfe für eine große Zahl armer Kranken noch nicht gesichert ist. Das Buch hinterläßt einen starken Eindruck und dürfte sobald nicht vergessen werden.

Eine andere spezielle Frage, die die Belletristik des letzten Jahres beschäftigte, ist die mit der allgemeinen Bildungsreform verbundene Reform der mittleren Schulen, des Gymnasiums. In dieser Hinsicht sind die belletristischen Skizzen von Nikonow und besonders Jablonskijs „Das Leben im Gymnasium“ zu erwähnen. Ein Schul- und Bildungssystem, das nur schädliche Wirkungen hinterlassen hat und über drei Jahrzehnte existierte, ist endlich in die Brüche gegangen. Das Urteil wird ihm in den beiden genannten Werken gesprochen, die sich vortrefflich ergänzen. Die lernende Jugend, die in der Entwickelung begriffene Menschenseele, ist das Thema beider Autoren, aber sie behandeln es auf verschiedene Weise. Nikonow schildert die geisttötende Monotonie der schablonenhaften, kasernengleichen Schule mit ihren stumpfsinnigen Lehrern, die, ohne jedes Verständnis für die kindliche Psyche, alles Leben im Keime zertreten. Das Buch giebt einen guten Begriff von der Trostlosigkeit und Oede, die sich nach und nach auf die jungen Menschenkinder legt und sie vor der Zeit altern macht. Nikonow malt grau in grau, läßt aber im ganzen keinen Zweifel an der Wahrhaftigkeit seiner Schil-

derung aufkommen. — Im Gegensatz zu Nikonow schildert Jablonskij die vor der Schulschablone sich nicht beugende, lebenstrotzende, instinktiv protestierende Schuljugend, die sich dem Arme ihrer Lehrer zu entziehen weiß. Die geheime Welt der Gymnasiastenversammlungen, ihre Reden und Zukunftsträume, der rastlose Kampf mit den Fesseln der verhaßten Bevormundung, allerlei jugendliche Gelüste sind hier mit sicherer Meisterhand gestaltet. Die Luft der aufknospenden Frühlingsnatur weht durch das Werk und weckt liebe Jugenderinnerungen. Wegen der poesievollen Gestaltung der hierzulande wenig bekannten und viel verkannten geistigen und moralischen Atmosphäre, in der die hochstrebende russische Jugend heranwächst, verdient das Werk, durch Uebersetzung auch in Deutschland Verbreitung zu finden.

Des weiteren wären einige Werke zu nennen, die das Leben der russischen Geistlichkeit, vorzugsweise der auf dem Lande, schildern. Wir erwähnen die „Erzählungen aus der Vergangenheit" von Jelpatjewskij. Diese Erzählungen sind autobiographischer Natur und schildern, stellenweise mit großer Kunst, die russische Geistlichkeit vor der Bauernemancipation etwa in den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts. Zugleich geben sie ein allgemeines Bild der kleinen russischen Nester aus dieser Zeit der althergebrachten Sitten und Meinungen, die allmählich dem Andrang der europäischen Kultur weichen müssen. Hierher gehören auch die Erzählungen von Jeleonskij, „Der Taufpater", und Uspenskij, „Die Wanderer".

Ein Gebiet für sich bildet die Belletristik, die sich mit der Schilderung des Lebens in den russischen Grenzgebieten und der verschiedenen russischen Völkerschaften befaßt. Manche dieser Werke entstammen den besten Federn. So erwähnen wir „Das schwarze Thal" von Melschin, „Sibirische Erzählungen" und „Bei den Kosaken" von Korolenko, und die Erzählungen aus dem jüdischen Leben „Etwas Abseits" von Aismann, und „Moischa" von Jewreinow.

Von den Werken, die die untersten Schichten des russischen Volkes schildern, ist das bereits bekannte und auch in deutscher Uebersetzung erschienene Werk von Maxim Gorki, „Die Drei", zu nennen, überhaupt das bedeutendste Werk des letzten Jahres. Da wahres Verständnis und gerechte Beurteilung dieses Werkes nur auf eingehender intimer Kenntnis des spezifisch russischen Geisteslebens beruhen kann, die bei dem nichtrussischen Leser nicht vorauszusetzen sind, halte ich es nicht für überflüssig, auf das in der russischen Litteratur oft behandelte Problem hinzuweisen, an dem sich nun auch Gorki versucht hat. Dieses Problem behandelt die Frage nach vollem „gerechtem Leben", die mit der bekannten „Seelenrettung" des Russen stets in Verbindung gebracht wird. Der sühnende Adelige, das kranke Gewissen, der mit sich selbst zerfallene Kulturmensch finden sich fast bei jedem nennenswerten russischen Schriftsteller. Die düsteren melancholischen Figuren der seelisch Gepeinigten bilden in der russischen Litteratur eine Portraitgallerie, die an Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Dennoch traten diese Typen nie aus dem Rahmen der eigentlichen Kulturgesellschaft heraus. Der geniale Gleb Uspenskij machte den Versuch, den Modifikationen des bewußten Typus im Volke selbst nachzugehen, fand aber seine Modelle („Der Unheilbare") in der Sphäre der sogenannten kleinen Leute, die gewissermaßen als außerhalb des Volkes stehend betrachtet werden dürfen. Gorki ist somit der erste, der diese Naturen in den tiefsten Schichten des Volkes aufzuspüren verstand. Das Seelenleben seines Helden Lunin in der Erzählung „Drei" bot ihm die Gelegenheit, das in der klassischen russischen Litteratur eingebürgerte Problem aufzugreifen und ein neues Zeugnis von seiner mächtigen Individualisierungsgabe abzulegen.

Besprechungen

Erzähler aus deutschen Gauen.

Von **Karl Berger** (Worms a. Rh.).

1. Schlichte Leute. Erzählungen aus dem westfälischen Volksleben von F. W. Grimme. Dritte Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh. o. J. 404 S. M. 2,80 (3,40).
2. Auf roter Erde und andere Erzählungen von F. W. Grimme. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1902. 372 S.
3. Bauernstolz. Dorfgeschichten aus dem Weserlande von Lulu v. Strauß-Torney. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. o. J. 209 S. M. 3,—.
4. Im tiefen Keller. Dorfgeschichten aus dem niederösterreichischen Weinlande von Johann Peter. Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt. o. J. 205 S.
5. Mährische Geschichten. Von Franz Schamann. Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt. 226 S.
6. Zu den heiligen drei Brunnen. Geschichten von Franz Himmelbauer. Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt. 131 S.
7. Almdisteln. Hochlandsnovellen von Adam Albert. Dresden, E. Pierson. 1901. 281 S. M. 4,—.
8. Anno dazumal und heute. Meraner Skizzen von Carl Wolf. Innsbruck, A. Edlinger. 1901. 184 S. M. 2,— (3,—).
9. Wenn's dunkel wird. Von Jassy Torrund. Berlin, Albert Goldschmidt. 1902. 109 S. M. 1,50 (2,—).
10. Die Bilsteiner. Erzählungen von Lotte Gubalke. Umschlagszeichnung von A. Wagner. Kassel, Karl Victor. 1902. 143 S. M. 1,50 (2,—).

Es lag nahe, die hier zur Besprechung vorliegenden Werke etwa unter dem Titel „Allerlei Heimatkunst" zusammenzufassen. Aber das Mißliche dabei wäre doch gewesen, daß ich gleich von vornherein eins oder das andere dieser Bücher als dem Begriffe nicht entsprechend hätte ausnehmen müssen. Denn nicht alles, was aus einer bestimmten Gegend und besonderem Stammestum hervorwächst, ist deswegen auch schon Heimatkunst. Da ist gleich der liebenswürdige, schon 1887 verstorbene Westfale F. W. Grimme. Er ist ja ein Heimaterzähler bester Art, sein menschliches und schriftstellerisches Wesen ist bestimmt durch den Geist seiner Heimat, und besonders in seinen Erzählungen spiegeln sich Art und Sitte des sauerländischen Volksschlags. Aber er ist doch bei aller Liebe zur Heimat weniger Künstler als Volksschriftsteller: er will belehren und erziehen, das Frische und Gesunde, das in der Volksseele lebt, hervorheben und empfehlen; in manchen seiner Erzählungen verfolgt er geradezu konfessionelle Tendenzen und betont das spezifisch Katholische. Und doch wird auch der Nichtkatholik seine „Schlichten Leute" lieb gewinnen und seine „Auf roter Erde" spielenden Geschichten gerne lesen, weil in ihnen echte Frömmigkeit und andächtige Heimatliebe sich aussprechen. Eine prächtige Volkserzählung mit feineren Reizen auch für gebildete und gelehrte Leute ist die Titelgeschichte des neueren Bandes „Auf roter Erde". Sage, Geschichte und Leben sind da

in sehr feinsinniger Weise zu einander in Beziehung gesetzt, indem die westfälische Sage vom Kommen des „großen Fürsten" als eine Volks-Erinnerung an die Thaten der Vorfahren unter Hermann dem Befreier ausgedeutet und zugleich mit dem Schicksal der Hauptpersonen humorvoll verquickt ist. „Der Kurfürst in Duplo" erfreut durch einen flotten Humor, während die von der Begeisterung für die Kirchenstaatsherrlichkeit des Papstes diktierte Erzählung „St. Michael" nur in ultramontanen Kreisen reine Freude und volles Verständnis finden wird; selbst der bloß religiös interessierte Katholik darf sich da kühl und ablehnend verhalten. Wenigstens hat man Exempel von Beispielen, daß religiöse Katholiken — ich erinnere nur an den kürzlich verstorbenen Franz Xaver Kraus in Freiburg — die weltlichen Herrschaftsgelüste des Papsttums für den Anfang aller katholischen Uebel gehalten haben.

Von der Volksschriftstellerei an die Heimatkunst heran rücken wir mit den Dorfgeschichten aus dem Weserlande von Lulu v. Strauß-Torney. Sie will das Leben darstellen, das eigentümliche Natur- und Menschenleben ihrer Weserheimat, nicht „fromm" machen oder „erziehen" oder auch bloß eine mehr oder weniger romantische „Geschichte" erzählen. Sie liebt die kräftigen Linien und herben Züge, wie schon der Titel „Bauernstolz" besagt, und doch hält sich ihre streng realistische Kunst von naturalistischen Einseitigkeiten und Uebertreibungen fern. Starrer Hochmut und wortarme Leidenschaft, harte Köpfe und weiche Herzen, Habgier und Liebessehnsucht, — daraus ergeben sich die Konflikte, die mit knapper, treffsicherer Kunst dargestellt werden. Manches könnte ja hier und da besser motiviert, manchmal könnte die Fabel reicher sein, das verfehlte Stück „Hinter Schloß und Riegel", eine etwas versüßte Zuchthausgeschichte, dürfte ganz fehlen, — aber mit Geschichten wie „Bauernstolz" und „Schuld" hat die junge Lyrikerin bewiesen, daß sie auch ein beträchtliches, der Ausbildung fähiges und würdiges Erzählertalent besitzt.

Die nächsten fünf, ganz verschieden gearteten Bücher führen uns auf österreichisch-bayrisches Sprach- und Kulturgebiet. In Oesterreich selbst hat die deutsche Bewegung ja auch auf das nationale Schrifttum erneuernd gewirkt und die dichterische Liebe zur Heimat geweckt. Dort wie hier ist der Begriff „Heimatkunst" als Kampf- und Reaktionswort gegen die einseitige Herrschaft der Großstadt und kosmopolitischer Einflüsse geprägt und gebraucht worden. Zu den jüngeren Kräften der „Oesterreichischen Verlagsanstalt" haben sich auch ältere wie Johann Peter gesellt. In seinen Dorfgeschichten aus dem niederösterreichischen Weinlande „Im tiefen Keller" zeigt er sich als trefflichen Kenner von Land und Leuten, von Trink- und anderen Bräuchen. Die Geschichten sind ja oft ein bißchen dünn, weiter nichts als gut erzählte, behaglich ausgedehnte Schnurren und Schwänke, aber gerade sie sind alle außerordentlich charakteristisch: die verschmitzten, spottsüchtigen, weinfröhlichen Bauern, deren Leben in Arbeiten und Beten, Trinken und Streiten besteht, „Der lustige Michl", „Die Frackerl-Sali", „Der Paragraphen-Hansl" und wie sie alle heißen, schauen aus wie alte gute Bekannte. Die einzige größere Erzählung am Schluß ist in der Technik unbeholfen; sie ist der Ortstafel in den „Mund" gelegt, offenbar ein Auskunftsmittel, um die etwas unerquickliche Erzählung von den Händeln zwischen Ortsvorsteher, Pfarrer und Lehrer genießbarer, humorvoller zu machen. Als nicht stilgemäß fielen mir Ausdrücke auf wie: „olympischer Genuß", er schwelgte „im siebenten Himmel der klopstockschen Messiade" und ähnliche.

So behaglich man sich „im tiefen Keller" bei perlendem Donauwein fühlen kann, so peinlich, unerquicklich geht es in Franz Schamanns „Mährischen Geschichten" zu. Es sind sechs, aber nicht eine, in der nicht Mord oder Totschlag, Notzucht oder sonst eine Bestialität, Wahnsinn oder Zuchtlosigkeit ihre Opfer verschlingen. Sind die mährischen Menschen und Verhältnisse wirklich durchgängig so scheußlich? Und wenn, so möchte ich mit dem Selbstrezensenten Schiller fragen: Warum haben der Herr Autor denn auch „Mähren" geschildert? „Mehr Anstand und Milderung" wäre sicherlich angebracht, es käme der Wahrheit, der dichterischen, sicherlich zugute. Schamann sieht die Dinge, wie mir scheint, mit den trüben Augen eines galligen Pessimismus, er urteilt tendenziös-einseitig und satirisch-überscharf über militärische Verhältnisse und Rassenkämpfe. Daß er Talent besitzt, ist unverkennbar, das zeigt sich besonders in einem Stück wie „Der Reisegefährte", wo die Gemütslage und die Stimmung des exkommunizierten Priesters den düsteren, pessimistischen Ton nicht nur vertragen, sondern geradezu fordern.

Ganz anders als dieser, offenbar von den Russen beeinflußte, kritische Erzähler wirkt das mehr lyrisch gestimmte Talent Franz Himmelbauers auf uns ein. Ihm genügt der unscheinbarste Stoff, um ihn poetisch zu beseelen: rein und quellfrisch, tief und wahr fließt bei ihm der Born der Dichtung. Kindheitstraum und Erinnerung, Erleben und Ahnung, Erdensehnsucht und Himmelheimweh weben und wirken seine dichterischen Gebilde. Er scheut nicht vor den Nachtseiten des Lebens und seinen tragischen Vorgängen zurück, aber er weiß sie in mildem, versöhnendem Lichte, in abgetönten, ausgeglichenen Farben erscheinen zu lassen. Er ist der eigentliche Dichter, der Stimmungskünstler unter diesen Erzählern und Plauderern.

Nach ihm der vollendete Dilettant: Adam Albert, der Verfasser der „Almdisteln". Charakteristik, Sprache und Erzählungsweise sind in allen vier „Hochlandsnovellen" gleich unbeholfen und fehlerhaft. Bezeichnend für diese schriftstellerische Stümperei ist die gehäufte Verwendung von Adjektiven: sogenannter blühender Stil! Ich führe einige Stilproben an: „Mit begehrlich flammenden Augen schmachtete der Heiligenmeister das zitternde Mädchen an, dessen zartes Antlitz im heftigen Schreck wie mit Kreide bemalt erschien". S. 26 ist die Rede von der „zusammengeschnappten Figur eines Bauern, dem die klobige, besorgt mit beiden Händen umfaßte Pfeife über den hehrsten Errungenschaften seiner Zeit, über den edelsten Gütern des Lebens zu stehen schien". Und so unzählige Beispiele. Zur Technik: ganze Seiten läßt er einen „Grenzer" (S. 4 ff.) „in Gedanken vertieft laut (!) vor sich hinmurmeln (!). Das Urteil über den erzählenden „bayrischen Grenzzolloberaufseher zu Pferde" dürfte erheblich zurückhaltender ausfallen, wenn sein Verleger ihn nicht auf dem „Waschzettel" als „Vertreter wirklicher, ungefälschter Heimatkunst" hinstellte unter Anziehung „schmeichelhafter Vergleiche mit Rosegger und Hansjakob".

Solche Vergleiche könnte der Verfasser der meraner Skizzen „Anno dazumal und heute", Carl Wolf, viel eher vertragen. Er plaudert sehr unterhaltend, mit Humor und gründlicher Sachkenntnis über die erste Kurmusik und den ersten Kurgarten, meraner Burschenschenken und Gassenjungen, Leben und Treiben in Barbierstuben und auf Promenaden, über Sitten und Bräuche, vor allem über die meraner Volksschauspieler. Und er plaudert nicht nur: er stellt auch meraner Typen hin und macht an den Menschen die Unterschiede in den Anschauungen und Einrichtungen alter und neuer Zeit ersichtlich. So sind die „Skizzen" kulturgeschichtlich wertvoll und menschlich interessant, eine Mischung von Wahrheit und Dichtung.

Und nun noch zwei Bücher von einer schlesischen und einer hessischen Schriftstellerin. Sie haben je drei Erzählungen. Weder Jassy Torrund noch Lotte Gubalke zeigen eine eigenartige schriftstellerische Physiognomie. Die Schlesierin Torrund erzählt in durchaus herkömmlichen Wendungen eine Geschichte aus dem Riesengebirge „Die Hüblerbaude", dann eine Episode aus dem Leben einer jungen Doktorsfamilie und eine Geschichte aus Dichters Erdenwallen. In beiden könnten die Konflikte bedeutend mehr vertieft sein, die Darstellung müßte aus den Stoffen mehr herausholen. Ganz ähnlich lautet das Urteil über die Titelnovelle

„Die Bilsteiner" von Lotte Gubalke: interessante Probleme, aber die Kraft, sie zu lösen und darzustellen, fehlt. Das beste Stück ihrer Sammlung ist entschieden „Das Ja-Jachen"; Menschenliebe und -mitleid, feinste Seelenkenntnis und grundgütiger Humor haben an dieser leid- und freudvollen Geschichte des schönheitsdurstigen Bettlerkindes mitgeschrieben. Es sind Züge drin, deren sich eine Ebner-Eschenbach nicht zu schämen brauchte.

Tolstoi als Aesthetiker.

Was ist Kunst? Von Leo N. Tolstoi. Uebers. v. Michael Feofanoff. Eugen Diederichs, Leipzig 1902. 322 S. M. 2,50.

Sieht man zunächst einmal zu, welche Künstler Tolstoi nicht schätzt, welche Kunst ihm also nicht Kunst ist, so finden wir: Dante, Tasso, Milton, Shakspere, Goethe (S. 172), die „rohen, wilden, für uns fast sinnlosen Werke" von Sophokles, Euripides, Aischylos und Aristophanes. Auch Raffael und Michelangelo mit seinem „unsinnigen Jüngsten Gericht" taugen nicht viel. Ebenso werden Klinger, Böcklin und Stuck bewertet. Von Bach, Mozart, Haydn, Schubert, Chopin, Beethoven läßt er nur sehr wenig gelten, von Liszt, Berlioz, Brahms, Richard Strauß gar nichts. Die neunte Symphonie von Beethoven ist ihm durchaus „schlechte Kunst". Am übelsten aber geht es Richard Wagner. Als „Muster der höchsten Kunst" dagegen nennt Tolstoi Schillers „Räuber", Victor Hugos „Les Misérables", Dickens, „Onkel Toms Hütte" (!), Dostojewsky, George Eliots „Adam Bede".

So spiegelt sich die Kunst in dem Künstler Tolstoi! Das hat natürlich seinen besonderen Grund in seiner absonderlichen Anschauung von dem, was Kunst ist. „Gute Kunst ist stets allen verständlich". Deshalb ist ihm der rechte Beurteiler dessen, was Kunst ist, der Arbeiter. Aber nicht der städtische, sondern der ländliche Arbeiter (S. 208). „Die Mehrheit versteht immer und versteht das, was auch wir als die höchste Kunst ansehen: das Epos der Bibel, die Gleichnisse des Evangeliums, die Volkslegende, das Märchen, das Volkslied". Weil nun die Mehrheit des Volkes, das ist der ländlichen Arbeiter, besonders der russischen, Goethe, Sophokles, Beethoven meist nicht versteht, deshalb ist ihre Kunst eben keine Kunst. Man sieht, das ist verblüffend einfach. Aber Tolstoi giebt auch eine mehr theoretische Erläuterung dessen, was Kunst ist. Man kann sie kurz so formulieren: Gute Kunst (und damit Kunst überhaupt, denn „schlechte Kunst" ist keine Kunst) ist die Kunst, die die Gefühle wiedergiebt, die von uns als wichtig anerkannt werden. Die wahrhaft wertvollen Gefühle aber sind die, die aus dem religiösen Bewußtsein entspringen, in dem die betreffende Zeit und deshalb auch die betreffenden Künstler gelebt haben. (Entsprechen die betreffenden Künstler nicht dem religiösen Bewußtsein ihrer Zeit, so sind sie für Tolstoi eo ipso schlechte Künstler.) Da aber Tolstoi dem Fortschritt huldigt, auch mit Bezug auf das religiöse Bewußtsein, so ist ihm die Kunst, die dem religiösen Bewußtsein früherer Zeiten entstammt, schon nicht mehr so ganz „gut". Den höchsten Maßstab giebt ihm eben das religiöse Bewußtsein unserer Zeit, das für Tolstoi ohne weiteres mit dem seinen identisch ist. Dies religiöse Bewußtsein hat folgenden Inhalt: Unser materielles und geistiges, einzelnes und allgemeines, zeitliches und ewiges Wohl ist enthalten in dem brüderlichen Leben aller Menschen, in unserer liebevollen Vereinigung unter einander (S. 230). Nur die Kunst, die aus diesem religiösen Bewußtsein stammt, ist wahrhaft gute Kunst. Freilich erkennt Tolstoi daneben noch eine andere Kunst an, die er im Unterschied von der religiösen die alltägliche Kunst, die Volkskunst, die universelle Kunst nennt. Das ist die Kunst, die die gewöhnlichsten alltäglichen Gefühle, aber solche, die allen Menschen der ganzen Welt zugänglich sind, wiedergiebt (S. 241). Einfachheit kann man dieser Erläuterung dessen, was Kunst sei, nicht absprechen. Dieser Wahnsinn hat entschieden Methode. Mir erscheint das Ganze so absurd, daß, wenn ich noch mehr dazu sagen wollte, ich es nur in demselben Ton zu sagen vermöchte, in dem Tolstoi über Wagner redet. Aber am Ende darf nur Tolstoi seiner eigenen Theorie zulieb aus einem so engen, boshaften Fanatismus reden, wie er es Wagner gegenüber thut. Ich bin nicht Barbar genug dazu, also zu „klein". Dies tollgewordene Aesthetisieren kann ich nur als ein Kuriosum verzeichnen, das seine einzige Parallele hat in den Schriften und Aeußerungen über Kunst der ältesten, totesten „Kirchenväter". — Daneben aber bietet das Buch eine Fülle von wertvollen Einzelbeobachtungen und Kritiken zu dem Thema: Was ist Kunst? Da erkennen wir eben wieder den großen Dichter. Wie er z. B. mit grimmigen Fleiß, um sie ad absurdum zu führen, die Meinungen ungezählter Aesthetiker über „das Schöne" zusammenträgt, das habe ich auch mit grimmiger Freude und großem Vergnügen lesen können. Aber auch positiv bringt er eine Masse von schlagenden Einzelheiten zu seinem Thema bei.

Die Verdeutschung der Schrift muß als ganz schlecht bezeichnet werden. Es wird zwar von Russen oft erzählt, in einem wie üblen Russisch gerade die theoretischen Schriften Tolstois hingeworfen seien. Aber das ist doch eine sehr mäßige Entschuldigung für diese Uebersetzung, deren Aufgabe es eben gewesen wäre, zu verdeutschen; das dies hier gelungen wäre, kann ein Mensch von einigem Geschmack wahrlich nicht sagen. Manches kommt so undeutsch heraus, daß man den Sinn nur mühsam erraten kann. Anderes ist so schief wiedergegeben, daß einem einigermaßen reinlichen Denkvermögen übel dabei wird, und die Sätze sind gar oft von einer geradezu ungeheuren Länge und Schwerfälligkeit, als stammten sie von dem geschätzten Bureaukraten eines preußischen Ministeriums. Mit großer Liederlichkeit sind viele Personennamen, namentlich französische, behandelt. Da heißt es z. B. stets Verlain statt Verlaine, Bodelaire statt Baudelaire, Mallarmée statt Mallarmé, Huysmanns statt Huysmans. Es giebt keinen Dichter René (auch nicht Reney) de Gourmond, sondern meines Wissens nur einen Namens Remy de Gourmont. Ebensowenig existiert ein Dichter Adam Bead, wie man nach S. 242 vermuten sollte, sondern gemeint ist offenbar der Roman „Adam Bede" von Mary Anne Evans, die sich als Schriftstellerin, trotzdem sie tot ist, immer noch George Eliot schreibt und nicht Georges Elliot, wie es hier heißt. Dergleichen ließe sich noch mehr aufführen. Das beweist, daß entweder der Uebersetzer eine große Unkenntnis der zeitgenössischen Litteratur besitzt, soweit sie nicht russisch ist, oder außerordentlich liederlich, hastig übersetzt hat. Ich habe Grund, letzteres anzunehmen. Schon im Interesse Tolstois hätte man ein wenig mehr Sorgfalt auf die „Rechtschreibung" dieser Namen legen sollen. Es ärgert, zumal wenn diesen verkrüppelten Namen Tolstoi dann meist jede Kunst abstreitet. Es zeugt nicht von allzu großer Achtung vor Tolstoi, wenn man eine solche Verdeutschung in die Welt schickt.

Darmstadt. *Kurt Aram.*

Psychologisches.

(Nachdruck verboten.)

I.

Geschichte der neueren deutschen Psychologie. Von Max Dessoir. Zweite, völlig umgearb. Aufl. I. Band. Berlin, Carl Duncker, 1902.

Vielleicht ist es manchem auch außerhalb der Psychologenzunft in einer Zeit, in der sich, um mit dem belgischen Dichterphilosophen zu reden, „ein Erwachen

der Seele“ kundgiebt, nicht unwillkommen, zu erfahren, wie sich die Vergangenheit um das Rätsel der Seele bemüht hat. In umfassend angelegter Arbeit berichtet Max Dessoir von der Beschäftigung mit dem Problem Seele seit dem 18. Jahrhundert.

Der erste, 600 Seiten starke Band liegt jetzt in einer völlig neuen Bearbeitung vor und ist, was bei wissenschaftlichen Werken schweren Kalibers immer wieder rühmend hervorgehoben werden muß, in so verdienstlicher Lesbarkeit geschrieben, daß jeder nachdenkliche Betrachter menschlicher Geistesbethätigung daran Interesse finden kann. Die ganze deutsche Psychologie des 18. Jahrhunderts, der Zeitraum, an dessen Eingang die große Gestalt Leibnizens, an dessen Ausgang hochragend Kant steht, und der der philosophischen Säkularbetrachtung in eine so enge Spanne zusammenschrumpft, ist in dem Rahmen dieses Bandes ausgebreitet.

Durch das mit großer Belesenheit zusammengetragene Material hat Dessoir zu sicherer Erfassung zwei Schnitte gelegt. Im Aufriß, in der ersten, biographischen Hälfte, wandeln die Gestalten der psychologischen Denker an uns vorbei, ausgerüstet mit manchmal erstaunlichen Einsichten und straffen Gedanken oder auch behängt mit altersmürbem Gedankenplunder — wie gerade einem jeden das Geschick sein geistiges Gepäck gab. Der Grundriß, die andere, doxographische Hälfte, zeigt die Bewegung des psychologischen Gedankenmaterials, die innere Entwickelung der Wissenschaft, losgelöst von den tragenden Persönlichkeiten. Giebt also der erste Teil die Geschichte der deutschen Psychologie, so wird in diesem zweiten der Bestand der Vermögenspsychologie des 18. Jahrhunderts und ihre Wirkungen auf verwandte Zweige der Wissenschaft dargestellt. In alle seine Ausläufer wird dem psychologischen Denken dieser Zeit nachgeleuchtet.

Um einen Ueberblick über das weitschichtige und bewegliche Material des psychologischen Denkens zu gewinnen, hat der Verfasser ein glückliches Einteilungsprinzip zu Grunde gelegt, das sich ihm aus der historischen Betrachtung heraus anbot. Aus dem uranfänglichen Zug der Psychologie ins Menschlich-Besondere, zum Göttlichen und in die Außenwelt, schälten sich im Lauf der Entwickelung drei Betrachtungsweisen der Seele heraus. Die nach dem Vorbild der Naturwissenschaft beschreibenden und erklärenden Forschungen führten zu einer empirischen Psychologie oder Seelenphysik, während die religiös-moralischen Bestrebungen sich unter den einheitlichen Gesichtspunkt einer Seelentheologie zusammenschoben, die schließlich zur Seelenmetaphysik wurde. Dessoir hat für dies Gebiet, das die Fragen nach dem Wesen der Seele, nach der Unsterblichkeit der Seele und der Freiheit des Willens erörtert, die Bezeichnung Psychosophie aufgestellt. Das dritte Gebiet endlich, das der Betrachtung des konkreten Charakters gewidmet ist und die gesammelten Thatsachen über praktische Seelenerfahrung als praktische Psychologie zusammenfaßt, wird zweckmäßig als Psychognosis charakterisiert. Ihre beiden Hauptzweige sind Seelengeschichte, die ein schöpferisches, zweckthätiges Ich lehrt und ihren Höhepunkt im 18. Jahrhundert in Herder erreichte, um im 19. Jahrhundert in der Entwickelungspsychologie des deutschen Idealismus ihren Triumph zu feiern, und ferner Charakterologie, die das Individuum entweder als Funktion, als abhängig von Vererbung, Entwickelung und Umgebung oder als unabhängige Größe, deren innerster Kern ermittelt werden soll, darstellt. Temperamentenlehre, Physiognomik, schließlich das weite Gebiet des Okkultismus, die Gemütszustände der „Schwärmerei“, wie das 18. Jahrhundert sagte, fallen unter den Gesichtspunkt der Psychognosis.

Auf breitester Grundlage baut sich diese Geschichte der deutschen Psychologie auf. Der Verfasser erläßt es sich nicht, seine Wissenschaft bis in die Wurzel der kulturgeschichtlichen Lage des 18. Jahrhunderts zu verfolgen. Er zeigt die Voraussetzungen, die es möglich machten, daß die Psychologie im 18. Jahrhundert dieselbe Stellung einnahm, wie die Naturwissenschaft im 17. Jahrhundert und die Erkenntnistheorie im 19. Jahrhundert. Die politische Gebundenheit Deutschlands im 18. Jahrhundert begünstigte die Entwickelung eines demokratischen Individualismus. Einflüsse von England her unterstützten diese Entwickelung. Die Kulturarbeit lag in der Hand der Mittelklassen, die sich nach oben hin bei dem Adel, nach unten hin bei den Juden begrenzten. In den Mittelklassen, in der Brust des gelehrten Kleinbürgers, bethätigte sich jener demokratische Individualismus als Kosmopolitismus, der über jede Bindung an Staat und Gesellschaft hinwegsah und „Aufklärung“ auf seine Fahne schrieb. Die Individualbildung des Menschen bedeutet für den Gesichtspunkt des 18. Jahrhunderts die Seele der Kulturarbeit. Der natürliche Mensch und seine Glückseligkeit steht im Zentrum philosophischer Erwägungen. Philosophieren heißt in dieser Zeit den Menschen erforschen. Als Gegengewicht gegen den Rationalismus in der Weltanschauung des 18. Jahrhunderts, der mit „gesundem Menschenverstand“ auf Förderung der menschlichen Glückseligkeit ausging und das individuelle Denken befreite, machte sich dann bald auch der Sentimentalismus geltend, der dem empfindenden Herzen Befriedigung verschaffte. Das Raisonnement des gesunden Menschenverstandes hat im Sentimentalismus sein Gegenstück in der persönlichen Erleuchtung. Beide Hauptzüge in der Weltanschauung des 18. Jahrhunderts, der Rationalismus wie der Sentimentalismus, waren letzten Endes im Kampf gegen die starre Aeußerlichkeit und Engbrüstigkeit der herrschenden Theologie erwachsen, bezeichnend, wie Dessoir sagt, „für die tief religiöse Eigenart des deutschen Volkes“. Die aus dem Rationalismus geborene Individual-Psychologie durfte sich in ihrer Stellung als Zentralwissenschaft durch die Bedürfnisse des Sentimentalismus nur verstärkt fühlen. Der Sentimentalismus förderte das Seelenverständnis, indem er die innere Erfahrung betonte, die subjektiven seelischen Thatsachen schätzen lehrte, indem es ihm gelang, für das Unwillkürliche in uns wieder Verständnis zu wecken und Interesse hervorzurufen für die psychologischen Lebensbeschreibungen und Selbstzergliederungen frommer Menschen.

So wurde denn rastlos gearbeitet und geforscht, um die bunten Erscheinungen des Seelenlebens begrifflich zu fassen. Es gab damals schon eine materialistische Psychologie, die seelische Vorgänge mit Gehirnerregungen gleichsetzte. Andere erkannten die Innerlichkeit als eigenartig an, suchten sie aber gleichfalls aus physiologischen Vorgängen zu erklären. Von einer „Experimental-Seelenlehre“ wurde auch im 18. Jahrhundert schon geredet. Die mathematische Methode, die später Herbart wieder aufgriff, ebenso wie die entwickelungsgeschichtliche fand auch im 18. Jahrhundert ihre Vertreter. „Psychologische Magazine“ gab es zwar erst gegen Ende des Jahrhunderts in größerer Zahl, aber schon die üppig wuchernden „moralischen Wochenschriften“ bewegten sich mit Vorliebe in populär-psychologischen Erörterungen. Es ist hier nicht die Stelle, auf das ganze weitverzweigte Gebiet, dessen Fäden Dessoir entwirrt, in längerem Verweilen einzugehen. Dagegen dürfte wohl ein Hinweis auf die praktische Psychologie oder Psychognosis und ihre Schicksale allgemeineres Interesse finden.

Was bis zum 18. Jahrhundert über die wirklichen Gestaltungen der Individualität gelehrt und geschrieben worden war, ging durch Thomasius in die deutsche Psychologie über. Die Lebenspsychologie der italienischen Renaissance wurde weitergepflegt von niederländischen Humanisten, spanischen Jesuiten und französischen Edelleuten. Es genügt, die Namen zu nennen: Montaigne, Cureau de la Chambre, Chamfort, Larochefoucauld, Vauvenargues. Besonders aus französischen Büchern und Zeitschriften erwuchsen dem Thomasius bestimmende Anregungen, und der „galante“ und „politische“ Hofphilosoph durfte es wagen, gestützt auf die Traditionen der künstlerisch-praktischen Psychologie des 16. und 17. Jahrhunderts, dem Kurfürsten Friedrich III. seine

„neue Erfindung“ anzubieten, „das Verborgene des Herzens derer Menschen auch wider ihren Willen aus der täglichen Konversation zu erkennen“. Der hervorragendste deutsche Charakterolog des 18. Jahrhunderts ist ohne Zweifel Lichtenberg, zu den minder bedeutenden gehört Knigge, der Mann „geflügelten“ Namens.

Ein sehr beliebtes Thema dieser praktischen Psychologie waren die Unterschiede des männlichen und weiblichen Geschlechtes. Die Psychologie der Frau hat im 18. Jahrhundert manches Interessante und auch Amüsante zu Tage gefördert. Die geringe Wertschätzung der Frau in dieser Zeit spricht sich in den Erörterungen über die Frage aus, „ob die Weiber Menschen seien oder nicht“. Freilich gab es auch eine andere Richtung, die das weibliche Geschlecht im Andenken an die Mutter Gottes grundsätzlich anbetete. Die Vereinigung beider Richtungen bedeutet das gegen Ende des Jahrhunderts erschienene Werk von Pockels, „Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechtes. Ein Sittengemälde des Menschen, des Zeitalters und des geselligen Lebens“. Das Unterhaltendste und Ungalanteste aber steht in einem anonymen Werk „Ueber die Weiber“ (1787), dessen Verfasser Ernst Brandes sein soll. Dessoir giebt davon eine Reihe Proben, die hier anzuführen leider der Raum verbietet.

Neben solcher generalisierenden Psychognosis, die sich in anthropologischer Charakteristik darstellte, erfreute sich auch die individualisierende Psychognosis erfolgreicher Pflege. Ihr kam es darauf an, die Heimlichkeiten des Herzens zu entdecken und mitzuteilen. Von größtem Einfluß in Deutschland wurde die Autobiographie der Madame de la Mothe-Guyon, ein Seelengemälde von erstaunlicher Feinheit. Die pietistische Stimmung im protestantischen Deutschland kam solchen Schriften mit reger Teilnahme entgegen. Tersteegen und früher schon Scriver gaben Lebensbeschreibungen frommer Seelen. Als klassisches Denkmal seelischer Selbstzergliederung nennt Dessoir die eigene Lebensbeschreibung Adam Bernds, des ersten dekadenten Psychologen (1676 bis 1748). Sie ist durch das ganze Jahrhundert hin nicht vergessen worden. Karl Philipp Moritz nutzte sie für seinen „Anton Reiser“. Der volle Wert ungeschminkter Selbstzeugnisse fehlt einer berühmten Autobiographie, den „Bekenntnissen einer schönen Seele“, doch bleiben sie immer noch wichtig genug als Document humain. Mit peinlichster Treue sind dagegen die Tagebücher in diesem Jahrhundert geführt: Haller, Lavater, Goethe sind hier zu nennen. Eine dritte Form subjektivistischer Analyse stellt sich schließlich im „psychologischen Roman“ dar. K. Ph. Moritz giebt Namen und Vorbild. Dessoir weist die Ueberschätzung von Rousseaus und Richardsons Einwirkungen zurück und bestreitet insbesondere den „Confessions“ die Bedeutung als Wurzel des psychologischen Romans. Wie schon Erich Schmidt („Richardson, Rousseau und Goethe“, S. 157) vom Pietismus behauptet hatte, so meint auch Dessoir: „Die Gemütstemperatur der Empfindsamkeit war aus Bewegungen im religiösen Gefühl der Deutschen entsprungen.“ Von stärkstem Einfluß auf die Entwickelung des psychologischen Romans, dem Einfluß Rousseaus auf die Untersuchung der Herzensprobleme mindestens gleich, ist dann Nicolas Edme Restif de la Bretonne gewesen, von dem Schiller und Goethe, Humboldt und Lavater gelernt haben.

Ich schließe hiermit die skizzenhaften Hinweise auf das so außerordentlich reichhaltige Werk, das nicht nur dem Fachpsychologen ein Quellen- und Nachschlagebuch ist, sondern auch dem Historiker und jedem an unserem Geistesleben und unserer Litteratur Teilnehmenden unter dem Gesichtswinkel der Psychologie einen tiefen Einblick gewährt in die geistige Bewegung dreier Generationen. Die ausführlichen und genauen Register erhöhen den Wert und die Benutzbarkeit des Bandes.

Frankfurt a. M. *Theodor Poppe.*

II.

Fact and fable in psychology. By Joseph Jastrow. Boston, Houghton, Mifflin & Co., 1901. XVII, 372 p. $ 2,50.

Psychology and life By Hugo Münsterberg. Boston, Houghton, Mifflin & Co., 1901. XIV, 256 p. $ 1,50.

Das weitverbreitete, in der menschlichen Natur liegende und in neuester Zeit ganz außerordentlich zunehmende Interesse am Geheimnisvollen hat eine fast schon ins Ungeheuerliche angewachsene Litteratur hervorgerufen, die sich mit den zahlreichen und vielfältigen Erscheinungen und Abzweigungen des sogenannten Okkultismus befaßt. Dieser treibt zweifellos auch herrliche Blüten und bereichert die Forschung und Erkenntnis mit vielen wertvollen Ergebnissen. Im großen Ganzen jedoch zeitigt er viel mehr Unsinn und Schwindel. Die meisten Opfer findet er in den leichtgläubigen Kreisen der Halbgebildeten, und der Schaden nimmt immer mehr überhand, namentlich in Amerika, aber auch in Europa. Die Glaubenskuren, die falsche Theosophie, der Pseudo-Spiritismus und dergleichen mehr gewinnen eine immer größere Anhängerschaft. Da ist es denn ein verdienstliches Beginnen, die Spreu vom Weizen zu sondern, das Unkraut ausjäten zu helfen. Dies thut der madisoner Universitätsprofessor Jastrow, einer der hervorragendsten Psychologen des Yankeelandes, in seinem neuesten Buche „Thatsache und Fabel in der Seelenforschung“ — einem wahren Meisterstück unbefangener, streng wissenschaftlicher Untersuchung. Ein Werk dieser besondern Art hat es bisher in der gesamten reichen Fachlitteratur nicht gegeben, und das vorliegende ist daher doppelt willkommen. Seine Vorzüglichkeit läßt sich schon von vornherein an dem Umstand ermessen, daß es in der Union von der Presse aller Richtungen — der freisinnigen, der kirchlichen, der radikalen, der konservativen — gleichmäßig gepriesen worden ist. Mit wohlthuender Unparteilichkeit erkennt der nüchtern denkende, aber fesselnd schreibende Verfasser die Lichtseiten der modernen „psychischen“ Forschungen an, um mit desto bemerkenswerterer Kraft deren Auswüchse zu beseitigen. Er erweist sich durchweg — auch dort, wo man mit seinen Ansichten nicht einverstanden sein mag — als ein klarsehender, ungemein vernünftiger Kritiker und muß durch seine Darlegungen in weiten Kreisen aufklärend wirken.

Der Inhalt des Buches gruppiert sich in die folgenden Haupt-Abschnitte: „Der moderne Geheimwissenschaftler“, „Die Probleme der psychischen Forschung“, „Die Logik der Geistestelegraphie“, „Die Psychologie der Täuschung“, „Das Wesen des Spiritismus“, „Der Hypnotismus und seine Vorgänger“, „Die Naturgeschichte der Analogie“, „Das geistige Auge“, „Geistige Voreingenommenheit und Geistesträgheit“, „Unwillkürliche Bewegungen“, „Die Träume der Blinden“. Wie man sieht, werden auch nicht-okkultistische Gegenstände behandelt, die für die Seelenkunde von Wichtigkeit sind; die Hauptsache bleiben aber die den Geheim-Erscheinungen gewidmeten Kapitel. In diesen liegt der hohe praktische Wert der Veröffentlichung. Die Gründlichkeit der wissenschaftlichen Untersuchungsweise macht das Werk für Sachverständige geeignet, während die Gemeinfaßlichkeit des Stils es jedem Laien zugänglich macht. Wenn alle psychologischen Bücher so anziehend und lichtvoll geschrieben wären, würde sich das Studium der Seelenlehre einer viel allgemeineren Beliebtheit erfreuen. Jastrow versteht die Kunst, sich von verwirrenden technischen Ausdrucksweisen fernzuhalten; das erhöht die Anregungsfähigkeit seiner Darlegungen, ohne deren sachliche Bedeutung für die Kennerkreise zu vermindern. Die Hiebe, die er den abergläubischen Ausbeutern des Okkultismus versetzt, sind gut geführt und sitzen stets fest. Eine wirklich interessante Vorrede und ein gutes Register erhöhen noch den Wert des Buches, dem von Herzen eine Verdeutschung zu wünschen wäre.

Von anderen Standpunkten geht das Werk Münsterbergs aus, der ebenfalls ein angesehener Professor der Psychologie ist, und zwar an der newyorker Harvard-Universität. Es ist seinem „alten Freund", dem freiburger Philosophen Heinrich Rickert, gewidmet und bewegt sich mehr in erziehlicher Richtung, muß aber in seiner Art als nicht minder gut bezeichnet werden als das jastrowsche. In sechs Kapiteln („Die Psychologie und das Leben", „Psychologie und Physiologie", „Psychologie und Erziehung", „Psychologie und Kunst", „Psychologie und Geschichte", Psychologie und Mystizismus") wird vornehmlich der eine Grundgedanke („dieselbe zentrale Ueberzeugung" nennt es der Verfasser) behandelt, daß „die Vorstellungen der Psychologie von der Auffassung des wirklichen Lebens getrennt werden müssen". Das erste Kapitel charakterisiert das Problem des Ganzen; das zweite entwickelt die wahren Aufgaben einer wirklich wissenschaftlichen Seelenforschung; die drei nächsten zeigen die Lehren Münsterbergs in ihrer praktischen Anwendung auf Kunst, Erziehung und Geschichte, während im letzten, dessen Thema sich mehrfach mit dem jastrowschen deckt, nachgewiesen wird, daß, wie die Psychologie sich nicht um die Lebensvorstellungen kümmern soll, diese sich nicht in jene mengen dürfen, wenn man vermeiden will, daß die wissenschaftliche Seite des Geisteslebens in Mystizismus ausarte. Der Verfasser wendet sich streng gegen die psychologischen Mißbräuche in der Pädagogik. Im Gegensatz zu Jastrow will er lediglich für Fachleute schreiben, und daher hält er sich, bei aller Gefälligkeit des Stils, an die dem großen Publikum wenig geläufige technische Ausdrucksweise. Kenner aber werden das Werk mit großem Genuß lesen.

Budapest. *L. Katscher.*

Proben und Stücke.

Martin Lehnhardt.

Ein Kampf um Gott.

Von **Cäsar Flaischlen** (Berlin).*)

Martin (in kurzer heller Juppe, eine Cigarre im Munde): Guten Tag! Ich war eben — (er erkennt Bilfinger, der seitlich zurückgetreten, in höchster Verblüffung): Onkel Theod . . .! . . . Geht denn . . . die Welt unter?!

Bilfinger (ihm die Hand bietend): Grüß dich Gott, lieber Martin! Ich wollte dich überraschen.

Martin: Onkel Theodor auf der Reise nach Berlin! Und da sag' noch einer: es geschähen keine Wunder mehr! Etwas muß da doch los sein! Ist etwa Tante krank?

Bilfinger: Dann wär' ich wohl kaum hier!

Martin: Na, dann hättest du das Vierteljahr bis August auch noch warten können, und wir hätten irgend wohin einen Abstecher gemacht!

Bilfinger: Ich habe schon viel zu lang gewartet!

Martin: (ihn ahnend, gedehnt): Ach so!

Bilfinger: Ich dachte, du würdest dich ein wenig mehr freuen.

Martin: Ich bitte dich, Onkel! ich freue mich ja riesig!

Bilfinger: Macht mir nicht den Eindruck!

Martin: Nun ja, ich wäre doch natürlich gern an den Bahnhof gegangen und hätte dich gebührend empfangen lassen. Zu so was gehören doch zum mindesten Guirlanden und Festjungfrauen.

Bilfinger: Du siehst nicht wohl aus und bist mager geworden!

Martin: Mir ist aber pudelwohl! Doch sag', was machen sie denn alle?!

Bilfinger: Du hast dich sehr verändert, Martin! (da dieser schweigt, nach einer Pause): Sie haben mir eine Rauchwurst eingepackt, und ich hab ein halb Kistchen Cigarren dazu gethan!

Martin: Famos! 'raus damit! . . . Wie hast du dich eigentlich zurechtgefunden in all den Straßen!?

Bilfinger: Ich habe andere Dinge auf dem Herzen!

Martin (lachend): Also ist doch was los!

Bilfinger (ernst, wie immer): Bei dir: ja! . . . Ich möchte dich am liebsten nach Haus holen, Martin!

Martin (erschrocken): Jetzt?! Was soll ich zu Hause?!

Bilfinger: Ruhe und Frieden wieder finden! . . .

Martin: Aber ich kann doch nicht mitten aus dem Semester weglaufen! und in einem Vierteljahr ist es so wie so zu Ende! . . . dann wäre die ganze Zeit nichts als hinausgeworfenes Geld!

Bilfinger: Lieber Geld verlieren, als sich selber!

Martin: Ach! immer die alte Geschichte! Und deshalb bist du hierher gekommen?

Bilfinger: Ja! weil ich glaube, daß es nicht gut thut, wenn du noch länger hier bleibst! Weil es überhaupt nicht gut war, daß ich dich hierher ließ.

Martin (müde): Schriebt ihr ja in jedem Brief! mein Gott! was soll mir denn gescheh'n hier!

Bilfinger: Anstatt dich zu sammeln und rein zu halten von all dem Großstadtunrat, läufst du ihm nach, läufst in allen möglichen Theatern und Versammlungen herum, was dich alles gar nichts angeht. Und Imhof fordert dich noch auf dazu, anstatt daß er bedächte . . .

Martin: Ich habe dir gesagt damals, daß ich dann und wann in ein Theater gehen möchte, und du hast darauf geantwortet, das habe jeder mit sich selber abzumachen!

Bilfinger: Theater und Theater ist zweierlei, Martin! Wenn du dir ein gutes Schauspiel von Schiller oder Goethe ansehen willst, so habe ich für hier nichts dagegen: obwohl ich mich stets mit dem bloßen Lesen begnügte. Wenn du aber in so Lumpenkram läufst, wie z. B. die Stücke des berüchtigten Ibsen sind, und wenn du auch noch eintreten willst für so Zeugs, so ist das ein deutliches Zeichen, Martin, daß dir dein Beruf nicht mehr so heilig ist, wie er sein sollte.

Martin (immer ruhig): Du fragtest mich damals, ob ich mir die Kraft zutraue, mir treu zu bleiben! und ich sagte: ja!

Bilfinger: Und du hast die Kraft gehabt?! Nein, du hast sie nicht gehabt! Ein Theologe geht nicht ins Theater und geht auch nicht mit einem Spazierstock ins Kolleg. Ein Theologe läuft auch nicht in heller Juppe herum!

Martin (müde): Du hast recht! Ein Theologe thut auch noch anderes nicht, was ich thue! (er folgt Bilfinger, der auf und ab geht, mit den Augen und, da dieser am Schreibtisch stehen bleibt und den Revolver bemerkt, ihm zuvorzukommen): Und Schießwaffen braucht er auch nicht!

Bilfinger: Und für so etwas giebst du Geld aus!

Martin: Es ist eine Dedikation Seyfrieds.

Bilfinger: So könnte der sein Geld zu etwas Besserem verwenden. (sich im Zimmer umsehend.) Wo hast du denn unsern Christus? das war doch das Untergestell?!

Martin (ruhig, kalt): Ist mir heruntergefallen neulich und zerbrochen!

Bilfinger: Was?! Unser Stiftsgeschenk! . . . das über zwanzig Mark gekostet!

Martin (mit leiser innerer Ironie): Ich hatte die Nägel nicht fest genug eingeschlagen . . . und stieß

*) Wir geben aus dem Stücke, das schon 1894 geschrieben wurde, die große Hauptszene des dritten Aufzuges wieder. Die Buchausgabe erschien 1895 im Verlag von F. Fontane & Co.

dran! . . . Es hat mir natürlich sehr leid gethan . . . aber, kaput ist kaput!

Bilfinger: Das wäre früher nicht passiert!

Martin: Nein.

Bilfinger (mit beginnender Erregung): Weil du noch mehr darauf hieltst, weil du noch mehr Acht darauf gabst!

Martin: Vielleicht! (nach einer Pause, mehr nur: weil er es vorher zu Dora gesagt): Es hat ja alles auch seinen inneren Grund!

Bilfinger: Ich weiß nicht, wie du mir vorkommst! . . . Und an Stelle dieses herrlichen Symbols unserer Religion legst du einen Revolver, eine Mordwaffe über deinen Schreibsitz!

Martin: Ein Revolver ist auch ein Symbol! Für mich wenigstens!

Bilfinger (auffahrend): Der Selbstmordfeigheit des Jahrhunderts und seiner Gottabtrünnigkeit.

Martin (ruhig und bestimmt, zuletzt erregt werdend): Nein! aber ein Symbol des Selbstmordmutes! Ein Symbol freier Selbstbestimmung, freier Selbstverantwortlichkeit . . ., deren der Mensch sich endlich bewußt werden sollte!

Bilfinger: Mit solchen Phrasen giebst du dich ab!

Martin (trotzig): Ich habe mich mein Lebtag nicht mit Phrasen abgegeben!

Bilfinger (nach einer Pause): Wie steht es denn mit deinem Geld? Du weißt, wie viel du schon gebraucht hast?!

Martin (verdrossen): O ja!

Bilfinger (nur in seinem Ton verrät sich dann und wann, wie sehr ihn Martins Wesen innerlich betrübt; langsam): Wenn du durchaus dein Doktorexamen noch machen willst, so muß ich ein . . . Papier verkaufen; . . . ich wüßte sonst nicht, wo die dreihundert Mark hernehmen! . . . Ich meine nur, du hättest ein wenig sparsamer sein können.

Martin (mit innerlicher Verzweiflung, fast flehend): Schreibt ihr auch in jedem Brief! Als ob ich das Geld zum Fenster hinauswürfe! (sich zwingend, ruhig): dann schickt mir von Mai ab meinetwegen nur hundert Mark.

Bilfinger: Ich möchte aber nicht, daß du in Verlegenheit kämst!

Martin (zwischen Zorn und Bitterkeit): Ich komme nicht in Verlegenheit! . . . (losbrechend): Ich hol' mir dann eben vom Juden, was ich brauche!

Bilfinger (starr): So weit ist es mit dir!?

Martin: Ja: so weit, so weit! als ihr einen bringt! Ich bin nie ein Verschwender, ich bin nie ein Wirtshaushocker gewesen! oder sonst was! aber nichts als . . . nichts als . . . Ach was! wer sparen soll, muß erst was haben, von dem er sparen kann!

Bilfinger: Vergissest du, mit wem du sprichst!

Martin: Nein! . . . Ich komm eben nicht durch mit hundertundfünfundzwanzig Mark! Rechnet's euch doch selber zusammen: dreißig für mein Zimmer, dreißig mindestens für Mittagessen, dreißig für Abendbrot, zehn für Frühstück und Bedienung, macht netto . . . hundert!

Bilfinger: Bleiben dir noch fündundzwanzig!

Martin: Gewiß! wovon dann aber tausend Kleinigkeiten wieder abgehen . . . Wäsche, Stiefel, Federn, Papier, Porto . . . und gesehen von Berlin hab ich dann noch nichts!

Bilfinger (fast immer ohne Mienenspiel, im Gegensatz zu Martin): Das heißt also, du hast Schulden gemacht! Warum schreibst du das nicht!

Martin (bitter auflachend): daß ich ein Narr wär! . . . Und Bücher brauch ich doch auch manchmal!

Bilfinger: Was für Bücher! Warum gehst du nicht in die Bibliothek!

Martin: Thue ich auch! Aber es giebt Bücher, die man selber haben muß . . . jeden Augenblick zur Hand, wie . . .

Bilfinger (am Schreibtisch, ein paar Bände aufgreifend): „Entstehung der Arten", „Menschliches . . . Allzu . . . menschliches" . . . Nietzsche? Was ist Nietzsche?!

Martin (erst erschrocken, dann fast belustigt): Ein Wegweiser! . . . ein Zeitzeiger! . . . ein verunglückter Kolumbus!

Bilfinger (andere Bände nehmend, entrüstet): Was?! und zu diesen Büchern gehört wohl so fluchwürdiges Zeug, wie Strauß und Renan.

Martin (ruhig): Ein moderner Theologe muß diese Werke kennen; wie er sich zu ihnen stellen mag!

Bilfinger (erregt): Für einen jungen, unfertigen Menschen aber ist dergleichen eine Versündigung an sich selbst! (sich fassend): Wie kannst du dir solch ein Leid anthun, Martin!

Martin! Ich habe mir damit kein Leid gethan; wer schwimmen kann, kann sich getrost ins Wasser werfen!

Bilfinger (grob): Und ertrinken!

Martin (kalt): Wer ertrinkt, ertrinkt eben!

Bilfinger (mit Schmerz): Was ist mit dir geworden, Martin!

Martin: Was mit mir hat werden müssen! (ruhig, fest): Ich halte diese Werke alle für Zeugnisse furchtlosesten Wahrheitsmutes! und Schwaben sollte stolz sein auf seinen großen „David mit der tödlichen Schleuder", vor allem seine Theologen, wenn es Theologen wären im Geiste . . . Jesu, statt im Geist der Kirche! . . . und wenn er zehnmal widerlegt ist! Statt dessen aber haben sie ihn verdammt und verketzert und schämen sich seiner. Und Protestanten Notabene!

Bilfinger (in tiefem Schmerz): Und das sind die Errungenschaften deines Aufenthaltes hier!

Martin: Ich habe Strauß zum Teil schon in Tübingen gelesen!

Bilfinger (streng, ernst): Ich habe deinem Vater versprochen, dich in seinem und in meinem Glauben zu erziehen, zur Ehre Martin Luthers, auf den er dich getauft hat . . .

Martin (trotzig): Und dieser euer Glaube aber war freier Wille, während ich mich ihm kritiklos unterwerfen soll!

Bilfinger (schroff): Was bedeutet das?

Martin: Ob ich unbesehen annehmen soll, was eure Ueberzeugung war!

Bilfinger (freundlich): Habe ich je dergleichen von dir gefordert?! Ich habe dich den Weg zum Heil geleitet, aber ich habe stets betont: siehe zu und prüfe, und das Beste behalte! (mit überlegener Güte): Bleibst du dir selbst treu, bleibst du auch deinem Gott treu! und ich habe alles gethan, um —

Martin (betroffen): Onkel! ja! du warst gut gegen mich . . . herzensgut! . . . immer! . . . und ich verdanke dir alles, was ich bin und habe! ich wäre ein nichtswürdiger, erbärmlicher Tropf, wenn ich das lügen wollte!

Bilfinger (wie vorher): Komm! Beichte mir! Es war die Stimme des Herrn, die mich hierhertrieb! Komm, es ist ein Freund, der vor dir steht! dein bester Freund, Martin!

Martin (verwirrt, schmerzlich): Nein, nein . . . wenn du mein Freund wärest!

Bilfinger: Ich bin es, Martin!

Martin (mit dem Kopf schüttelnd, leise): Nein! ich weiß: . . . du kannst es nicht mehr sein!

Bilfinger: Warum! Hab Vertrauen . . .

Martin (zögernd): Weil . . .

Bilfinger (heftig werdend): Weil die Welt Macht gewonnen über deine Seele und dich verstrickt hat in ihre Zweifel!

Martin: Nein! nichts hat mich verstrickt! nichts hat Macht über mich gewonnen! Weil . . . weil etwas zwischen uns steht!

Bilfinger: Was steht zwischen uns?! (Pause, dann in schmerzlichstem Zorn): Strauß!?

Martin (verzweifelt, verquält): Nein! . . . Eine Frage! . . . Etwas, das lacht, wenn ich sein möchte.

wie ich war! . . . Ich weiß nicht! der zertrümmerte Christus vielleicht! oder . . . meine eigene Gewissenhaftigkeit! . . . der Morgen, dem ich wache und dessen du spottest! Du bist aus einer Zeit, die war, und ich gehöre einer, die . . . erst kommt! . . . laß mich! laß mich!

Bilfinger (freundlich): Du bist krank, mein Sohn!

Martin (erregt, schroff): Ich bin nicht krank!

Bilfinger: Dann solltest du dich schämen, so zu mir zu sprechen — zu mir! Komm, gieb mir die Hand! Das ist alles schon die Frucht solcher Saat! Geh mit mir zurück und laß den Kram hier; er verängstigt und verwirrt dich nur!

Martin (stumpf): Es giebt kein Zurück für mich! ich muß vorwärts! . . . Kost' es, was es wolle!

Bilfinger (am Schreibtisch, verschiedene Broschüren ꝛc. aufgreifend): Natürlich! auch das noch! „Wie es sein könnte!" Ich hätt' es mir ja denken können! (plötzlich wieder auffahrend): Weißt du denn wirklich nichts Besseres zu thun, als deine Zeit an solche Niederträchtigkeiten zu vertrödeln! Dazu bist du doch nicht hierher gekommen! Ich sagte vorhin, zu Imhof, schon: er hätte sich zu hoch stehen sollen, derartige Pamphletereien mit seinem guten Namen zu decken! . . . dann lieber noch Strauß, der es wenigstens ehrlich meinte, trotz seinem Wahn; während all diese Schmierereien nichts wollen, als mit Schmutz werfen und Aergernis erregen! Du solltest dir viel zu gut sein, du solltest es unter deiner Würde erachten, dich mit derlei anonymem Schandgesudel abzugeben! (mehrere eingelegte Zeitungsausschnitte bemerkend): Was soll dies Zettelwerk?

Martin (mit Ironie und Neugier, mehr belustigt als niedergeschlagen): Sind Rezensionen darüber, von Imhof, . . . aus denen du übrigens ersehen könntest, daß dies ‚Schandgesudel' sogar in theologischen Kreisen Anerkennung gefunden hat!

Bilfinger: Um so trauriger! Denn das Machwerk vertritt durchaus evangeliumfeindliche Grundsätze!

Martin: Hast du es denn gelesen?

Bilfinger: Ich weiß es aber aus Auszügen in unserer Monatsschrift und halte dergleichen für Gift für junge, halbwüchsige Menschen, wie du!

Martin (nach einer Pause): Wer weiß, was er will, muß auch wissen, was er nicht will! . . . (leichthin): Ich möchte eine Erwiderung darauf schreiben! (Er meint auf die Angriffe in den Rezensionen.)

Bilfinger (auffahrend): Grünschnabel! . . . Zeig erst sonst, was du kannst und bist, und dann . . . das heißt: so Schund braucht überhaupt keine Erwiderung! Jedes Wort wäre . . . Christus hat auch nicht jeden Schimpf beantwortet! . . . Ins Feuer damit! und vor meinen Augen jetzt! (er thut, Martin die Broschüre hinreichend, einen Schritt zum Ofen).

Martin: Dann bitte, komm in die Küche!

Bilfinger (immer erregter): Willst du mich verspotten, Bursche!

Martin (ruhig): Du bist ein schlechter Pädagog!

Bilfinger (drohend): Es scheint, du hast allen Respekt vor mir verlernt!

Martin: Respekt?! — vor so wenig Selbstbeherrschung! . . . (da Bilfinger Miene macht, die Broschüre zu zerreißen, aufschreiend): Ich sag dir, zerreiß das Ding nicht! . . . Du zerrissest jedes . . . Band zwischen uns!

Bilfinger (thut es dennoch und wirft die Fetzen Martin vor die Füße): Da! Das ist die einzige Erwiderung auf solchen Schund!

Martin (eisig): Und dabei verlangst du Respekt und Ehrfurcht vor dir!?

Bilfinger: Mit Imhof aber werde ich auch reden!

Martin (in plötzlicher Erbitterung, jede Silbe betonend): Ja! thu das und frag ihn dann auch . . .

Bilfinger (wieder ruhiger geworden): Und du gehst jetzt mit nach Goldingen und machst deinen Doktor in Tübingen, wenn es durchaus sein muß!

Martin (wie vorher, mit sich ringend): Und frag ihn dann auch . . .

Bilfinger (schroff): Wie viel du Schulden hast!?

Martin (in überschäumendem Zorn): Nein! . . . aber . . . frag . . . ihn . . . dann . . . auch . . . was du zerrissen hast!

Bilfinger: Das gotteslästerliche Sudelwerk eines Lumpen, der öffentlich gebrandmarkt gehört! schon weil er zu feig ist, seinen Namen zu nennen, und das er die Stirn gehabt, zu verlegen! (Da Martin hell auflacht): Was lachst du?!

Martin (kalt, sarkastisch): Weil mir das alles plötzlich so furchtbar lächerlich vorkommt! — Dieser anonyme Lump, Onkel! und Trotzdem-Gläubige . . . bin ich! . . . Ich habe diese gotteslästerliche Broschüre geschrieben! Aber geh und sprich mit Imhof und verbiete ihm, daß er mir künftig solchen Schund noch in die Hände giebt! . . . Das ist doch zum Lachen!

Bilfinger (in höchster Aufregung, mit fast versagender Stimme): Was, du? . . . du! . . . ein solcher! . . . Bube du! . . . der sich nicht entblödet, sich und mich und das Andenken seiner Eltern vor Gott und aller Welt . . . zu entehren!

Martin (mit ruhigem Ernst): Ich habe niemand entehrt damit!

Bilfinger: Deinen Gott hast du entehrt! (da ihm Martin ins Wort fallen will): Schweig, wenn du keine Ohrfeige willst! Ich rede! (Pause): Mach dich fertig; Freitag früh fahren wir! ich habe diese Wirtschaft hier gründlich satt! Oeffentlich an den Pranger gehört, wer so seines Gottes vergessen kann und seiner braven Lehrer und Erzieher! . . . Ist das ein Lohn ihrer Mühe!?

Martin (ihn unterbrechend, mit schärfster Ironie): Ja!

Bilfinger: Schweig, sag ich! . . . daß du hingehst und Bubenstreiche verübst, wenn man dich einmal ohne Aufsicht läßt! Ich hielt dich für mündig, als ich dich hierherließ! und du bist —

Martin (bitter): Weil ich eine Broschüre geschrieben, die . . . du verdammst, ohne sie gelesen zu haben, nur: weil sie ein Muckerblatt wie „Bethlehem und Golgatha" nicht positiv genug findet.

Bilfinger: Muckerblatt!? „Von Bethlehem nach Golgatha"!? das ich dir vor zwei Jahren noch sogar nach Tübingen schicken mußte!

Martin: Ein Muckerblatt ist's drum doch!

Bilfinger (wieder milder): Was ist mit dir geschehen, Mensch? was hat man mit dir gemacht, daß du binnen Jahresfrist zum Judas werden konntest?!

Martin: Ich bin nicht zum Judas geworden!

Bilfinger (auf die Fetzen am Boden weisend): Wenn einer Zeugs schreibt, wie das da . . . wenn einer sich aufführt wie du und jeden Gehorsam vergißt und allem, was ihm hoch und heilig sein sollte, ins Gesicht schlägt, so —

Martin: Braucht er noch lange kein Judas zu sein! Und wenn ich's wäre, Onkel, so weißt du, daß ich's erst nach schwerem Kampf geworden wäre!

Bilfinger (mit immer steigender Erregung): Papperlapapp! Unsinn! Ein Phrasenheld bist du geworden! Ein Verräter am Glauben deiner Väter und an dem, der Rechenschaft von dir verlangt auf seinem Throne! (da Martin reden will): Schweig! Sonst wärest du noch, der du hierher kamst! . . . (Pause, in tiefem Schmerz): Und wie habe ich mich auf dich gefreut, Martin! wie stolz habe ich mit dir sein wollen!

Martin: Das kannst du trotzdem!

Bilfinger (bitter): Oder träumst du etwa: diese alberne Schmiererei nütze dir für deine Laufbahn?

Martin: Ich habe die Broschüre geschrieben, um mir von der Seele zu ringen, was mich drückte, und um über mich selber so klar zu werden, als ein Mensch sein muß —

Bilfinger (mit nachhallender Heftigkeit): Anstatt zu mir zu kommen, was das Nächstliegende und Natürlichste gewesen wäre! . . . und Imhof giebt sich noch zum Apostel solcher Narrheiten her! . . . Ein Pfarrer hat Seelsorger zu sein, nicht Schriftsteller, und seine Religion weder mit dem Schwert noch mit der Feder zu verteidigen, sondern mit seinem Glauben und mit seinem

Beispiel! Herauskommen thut doch nichts anderes bei dem Geschriebs, als daß das Ansehen der Kirche darunter leidet! ... Thu deine Pflicht, still und bescheiden, mit Lust und Freude, das nützt mehr und klärt mehr, als tausend Broschüren, und tausend Bücher, die in letzter Linie alle doch nur auf Atheismus hinauslaufen!

Martin (nach einer Pause; bestimmt): Ich bin kein Atheist! ... aber ich bin es müde, über Dinge zu streiten, über die wir uns doch nie verständigen und (ironisch): für die ich wohl ewig zu jung und zu dumm bleiben werde.

Bilfinger: Ohrfeigen gehören dir als Antwort auf solche Unverschämtheiten!

Martin (gelangweilt): Hast du schon einmal gesagt! Ohrfeigen, darin besteht eure ganze Weisheit! oder (erregt und auf die zerrissene Broschüre zeigend): ist das was anderes? Als ob man ein kleines Kind wäre!

Bilfinger: Ein dummer Junge bist du, dem man alle möglichen Opfer bringt und der zum Dank dafür lauter Unfug treibt! Es fehlt bloß, daß du auch noch eine Liebschaft angebändelt hast irgendwo! Aber das Unwesen hier soll ein Ende haben! Ich hab es satt —

Martin: (trotzig, entschlossen; laut): Und ich habe diese ewige Bevormundung satt, lieber Onkel! Ich bin kein Kind mehr, und du erreichst gerade das Gegenteil mit deiner Schulbubenpädagogik! Bei jedem Pfifferling erst eine obrigkeitliche Genehmigung einholen, bei jedem Gedanken erst anfragen müssen, ob man ihn gehorsamst denken dürfe! Es ist ja zum Hanswurst-werden! ... Doch ... natürlich! Um Gotteswillen nur keine selbständigen Menschen! Wozu denn?! Was soll denn Kirche und Staat mit Leuten, die denken! Sie dächten ja gleich den ganzen Krempel über den Haufen! Und die Welt muß in ihrem Gleis bleiben! ... Päppelkinder! Päppelkinder! und noch einmal Päppelkinder! das ist das einzige, was man brauchen kann! das einzig Richtige! Friedsam und ruhig im hergebrachten Trottel herumnachtwächtern und schön nachleiern, was man einem vorsingt! O ja! Weil ihr alle selber blos Päppelkinder seid und verkauft und verraten wär't, wenn ihr —

Bilfinger: Mit wem sprichst du denn?

Martin (immer erregter): Mit dir und mit denen, die's trifft! Anstatt einen denken zu lehren und Verstand und Vernunft gebrauchen, daß man selber beurteilen kann, was man zu thun hat und was nicht, macht ihr einen von Dogmen und Paragraphen und Exerzierregeln abhängig und drillt einem die Seele voll Angst und Feigheit, daß man durchs Leben läuft, wie ... wie ... ein Hund, in beständiger Furcht vor Prügel und Peitsche!

Bilfinger (schroff): Du weißt nicht, was du willst!

Martin (scharf): Ich weiß sehr genau, was ich will! ... Freiheit will ich! Gewissensfreiheit! Selbständige, auf eigenen Füßen stehen-könnende Menschen! ... Ich will glauben dürfen, nicht glauben müssen! ... Aber ich muß glauben an hundert dogmatisierte Unmöglichkeiten — nicht bloß in theologischer Beziehung — sonst kommt ihr mit dem Fluch eurer Kirchen und Konsistorien! obschon einen der eigene Verstand darüber auslacht! ... Gewissensfreiheit will ich!

Bilfinger (auf ihn zugehend und ihn an den Schultern packend, als ob er sich an ihm vergreifen wolle): Und so redest du! ... du! — du, mein —! Und mir ins Gesicht! (mit durchbrechendem Schmerz): du, Martin! ... (wie vorher wieder, mit halb versagender Stimme): Und mit solchem Wahnsinn ... mit solchem ... mit solchem ... willst du auf die Kanzel und ... einen Altar entheiligen! ...

Martin (schauernd, aber fest): Ich will nicht auf die Kanzel!

Bilfinger (in höchster Erregung, stotternd): Du .. willst .. du . willst ... nicht . auf die Kanzel!? (tonlos): Du ... willst ... nicht ... auf ... die Kanzel!

Martin (erschrocken, und sich wiederholend, nur um etwas zu sagen): Ich will glauben dürfen, was ich glauben kann! nicht glauben müssen, was man mir vorschreibt! (nach und nach bestimmter werdend): Ich will vor mir, vor dem lebendigen Menschen verantwortlich sein, nicht vor irgend einem alten schweinsledernen Kodex, mit tausend Geboten, die selbst der Beste noch nie zu halten vermocht und die für die Welt von heute nur schöne Worte sind. Was in der Bibel ewig, erkenne ich an und soll und wird bleiben! Für alle Ewigkeit! Was ihr aber als Christentum ausgebt, ist nichts als Kirchenväterpolitik und Jesuitendiplomatie und hat längst seine Mission erfüllt und gehört längst in die große Rumpelkammer der Geschichte, wohin die Zeit es doch wirft, über kurz oder lang, denn eine neue Reformation wird kommen, an Haupt und Gliedern, eine Reformation, die den Menschen auf sich selber stellt, frei, stark und stolz ... erhaben über all den Buchstabenkram, mit dem wir unsere Seele erwürgen ...

Bilfinger (wie vorher, gröbsten Zorns, doch mit durchzitterndem Schmerz): Halt's Maul mit deinem Geschwätz! ein ... Lausbube bist du ... ein bethörter Narr, dem Gott im Himmel verzeihen mag!

Martin (sich aufrichtend, stolz, in wachsender Begeisterung): Aber Hunderte und Tausende stehen hinter mir mit dem Ruf nach Freiheit! Hunderte und Tausende, die wie ich fühlen und sich hinaussehnen über die chinesische Mauer, mit der man uns im Lauf der Jahrhunderte umpfercht hat; die eine Zeit lang Vernunft gewesen sein mag, gewiß! die aber längst zum Unsinn geworden ist! Hunderte und Tausende, die wie ich nach einem Gott schreien, den sie glauben können, und in sinnloser Gewissensqual ihre beste Kraft verbluten, bis sie sich schließlich müd und gleichgiltig abwenden und in einem zweck- und ideallosen Dasein untergehen. Ihr seid's, die den ganzen Atheismus verschuldet, indem ihr den Menschen ewig in geistiger Leibeigenschaft halten möchtet. Anstatt ihn zu befreien von seinem Aberglauben, anstatt ihn unabhängig zu machen, zwingt ihr ihn auf die Kniee, erniedrigt ihr ihn in den Staub vor eurem Dogma und schmäht ihn und nagelt ihn ans Kreuz, wie die Juden Jesum damals, weil er König sein will und weil er sich Gott nennt, achtzehnhundert Jahre schon! Und wenn ihr euch auch wunder wie gerecht und tolerant dünkt, es ist um kein Haar noch besser geworden, als in den Zeiten mittelalterlichsten Irrwahns! nur statt eines Papstes haben wir auf jedem Bierdorf einen, und wo sich was wie Luther regen will, kommt ihr, genau wie damals ... mit Bannbulle und Anathema! Ich brauche nur an Harnack und an Schrempf zu denken! Solche Gewissenhaftigkeit ist natürlich Gotteslästerung! aber Hunderte und Tausende stehen hinter ihnen mit dem Ruf nach einem Evangelium, das unserer Welt Gesetz sein kann! Ja ... gieb mir einen Christus, der vor dem Wissen des Jahrhunderts besteht, und den ich glauben kann, ohne meiner Menschenvernunft die Augen verbinden zu müssen! und alle Qual soll ein Ende haben, und ich will zu ihm halten, wie du zu dem deinen, und für ihn sterben, wie du für den deinen! ... Gieb ihn mir! gieb ihn mir! ... (Pause, dann wie um sich zu entschuldigen): oder meinst du, es sei mir so leicht geworden, von all dem abzufallen, in dem ich zwanzig Jahre lang gelebt?!

Bilfinger (erbarmungslos, mit gehobenster Stimme): Mein „Muckerblatt" hat also doch recht mit seinen „atheistischen Zielpunkten"! mein „Muckerblatt" hat also doch recht!

Martin (ebenso): Nein! ich bin nicht Atheist! ich bin ... Trotzdem-Christ!

Bilfinger (fast verächtlich): Trotzdem-Christ! ... Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben! ... Aber da kommen sie, diese ruhmreichen Propheten der neuen Zeit und schnüffeln an der heiligen Schrift herum, wie an einem Machwerk ihres Geistes ... und was sie nicht kapieren mit ihrem Spatzengehirn, das ist Mythe, Dichtung und Erfindung! ... (mit aufsteigender Wärme, doch ohne Pathos): Jawohl: ein jeder soll prüfen, wie Luther prüfte! aber Luther prüfte im Glauben, und diese prüfen im Unglauben! Ich verlange keineswegs

und habe nie verlangt, daß du den Fragen unserer Bibelkritik aus dem Weg gehen sollst; ein moderner Theologe soll Klarheit haben! Wo dein Verstand jedoch ein Ende hat — und des Menschen Verstand hat gar bald ein Ende! — da gehe hin und bete und glaube, denn es ist das Buch Gottes und unseres Erlösers und des heiligen Geistes! (immer wuchtiger): Für wen die Bibel aber nur ein Buch wie jedes andere, von irrender Menschenhand geschrieben, und wer nicht glaubt, daß ich auf Gott einwirken kann mit meinem Gebet und daß Gott Wunder thut, Wunder, wie sie die Bibel meint, der hat einen andern Gott, als den, den ich habe, der hat eine andere Religion, als die unseres Heilands und Martin Luthers und unserer protestantischen Kirche, denn unser Gott ist ein Gott, der Wunder thut; und für wen Christus nicht von Ewigkeit her ist, persönlich wie der Vater, der hat nicht etwa einen andern Gott, sondern überhaupt keinen! ... und wenn es ein Theologe wäre, so spräche ich zu ihm: Steige herab von der Kanzel, denn du bist ein Heuchler und Meineidiger! „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich!" spricht der Herr! und wenn es mein Bruder wäre oder mein leiblicher Sohn! ... Entweder gläubig und Christ in meinem Sinn oder aber Atheist! Ein anderes giebt es nicht! Also wähle!

Martin (totenbleich und bebend, doch hochaufrecht): Dann ... bin ich Atheist! ... Hier stehe ich! Ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen!

---

* Meinungs-Austausch *

[Unter sachlicher Verantwortung der Einsender.]

18. Arno Holz und ich.

Eben ist das neueste Heft der von Dr. Hans Landsberg herausgegebenen „Modernen Essais zur Kunst und Litteratur" erschienen. Dr. Karl Hans Strobl bespricht darin „Arno Holz und die jüngstdeutsche Bewegung". Ich habe keine Muße, hier näher auf die tüchtige und beachtenswerte Arbeit einzugehen. Ich will nur aussprechen, daß es mich freut, wenn in ihr Arno Holz und seine Bedeutung für die Entwickelung unserer jüngstdeutschen Litteratur endlich eine gerechte und verständige Würdigung findet, nach allen Mißverständnissen, die er die Jahre her über sich hat ergehen lassen müssen, und die ihn, leider, so wenig eine Natur, wie die seine, auch sich wird aus dem Gleise bringen lassen, recht verbittert haben ...

Mit keinem geringen Interesse habe ich das Heft gelesen und kann seinen Ausführungen im wesentlichen nur meine Zustimmung geben. Im übrigen aber möchte ich die Gelegenheit ergreifen, die es mir bietet, die landläufige Ansicht über meine Zusammenarbeit mit Arno Holz, zu der wir ja nun allerdings wohl, aus welchen Gründen auch immer, seinerzeit selbst Veranlassung gegeben, nachträglich doch endlich einmal richtig zu stellen.

Ich möchte an eine Stelle anknüpfen, die sich auf Seite 28 findet und folgendermaßen lautet: „Daß trotzdem eine Teilung der seelischen Funktionen bei dem Schaffen der Freunde vorhanden war, beweist die Stelle eines Briefes von Holz an Schlaf aus dem Jahre 1892: ‚Du hättest die Neuen Gleise nie ohne mich in die Welt gesetzt und ich nie ohne Dich. Du warst — wir sprachen oft darüber — das Weib, ich der Mann. Unsere Funktionen waren nicht dieselben, aber sie waren gleich wichtig.' In diesen Worten Holzens gipfelt die Gegensätzlichkeit zwischen diesen beiden Naturen, Schlafs, des weichen, empfangenden, intuitiven, künstlerischen, und Holz, des starren, kälteren, logischen, dogmatischen."

Es ist für mich hier nicht Ort und Zeit, mich auf psychologische Distinktionen einzulassen: aber ich möchte dafür einige Thatsachen herstellen, die eine Glosse sein mögen zu der kursierenden Ansicht, Holz sei bei jener Zusammenarbeit „Mann" und ich nichts als „Weib" gewesen.

Briefe! Briefe wollen unter Umständen noch nichts beweisen. Es kommt darauf an, unter welchen Umständen und in welcher Stimmung man sie schreibt. Arno Holz hat sich vor einigen Jahren seine Korrespondenz von mir zurückerbeten — meine hat er mir auf mein Ansuchen hin nicht zurückgegeben — immerhin: ich habe noch so ein halb Hundert Briefe und Karten von ihm, die ich in einer Schublade vergessen hatte: aus denen ließe sich ja wohl auch alles mögliche deduzieren. — Aber Briefe sind eben ein delikates Material! ...

Holz hat also, wie aus der von Dr. Strobl zitierten Briefstelle ersichtlich, selbst jene Meinung über unsere Zusammenarbeit. Ich hatte, als ich den Brief damals empfing, nichts gethan, sie richtig zu stellen. Weshalb nicht? Ich kann dafür an dieser Stelle nicht alle und die feinsten Gründe anführen. Es wäre etwas für Psychologen. Das große Publikum aber hat wenig Talent zur „Psychologie". Für das mag es genügen, wenn ich hier sage: ich mochte es nun mal nicht. — Ich hatte damals zudem den Kopf zu voll mit anderen Dingen. Nun, und im Winter desselben Jahres, in dem ich jenen Brief nach Magdeburg bekam, brach meine Nervenkrise aus. — Heute liegen die Dinge anders.

Ob ich also bei jener Zusammenarbeit lediglich das „Weib" gewesen bin! Mag man sich aus folgenden Thatsachen ein Urteil bilden.

Holz war nach einer Zeit reiner Produktion — bei seiner ursprünglichen und eigentlichen Begabung lyrischer — in einem Zeitpunkt, wo diese zu stocken begann, durch den französischen Naturalismus und die Norweger — er beschäftigte sich damals viel mit Flaubert, Zola, den Goncourts und Kielland — zu einem Nachdenken über die Gesetze des künstlerischen Schaffens gelangt; ein Nachdenken, das sich in dieser Zeit noch nicht in dem Maße wie später von eigener Produktion loslöste, sondern mit dieser zunächst noch Hand in Hand ging. Er war daran gegangen, die Eindrücke und Erlebnisse seiner Jugendzeit zur Grundlage eines Romans zu benutzen, der „Goldene Zeiten" heißen sollte. Er plagte sich und plagte sich, schuf köstliche Kapitel und Einzelheiten, aber sein Nachdenken über die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze stellte ihm immer wieder ein Bein. Sein Roman blieb Fragment. Alles, was die Oeffentlichkeit davon bekam, war der in den „Neuen Gleisen" enthaltene „Erste Schultag". — Mit einem anderen berliner Roman, der „Verlorene Illusionen" heißen sollte, ging es ihm nicht besser. Holz war in einem Zustand äußerster Depression.

Damals kamen wir uns, nachdem wir bereits ein paar Jahre gute Bekanntschaft mit einander gehabt, näher. Ich war zu dem modernen Naturalismus bereits in meiner magdeburger Primanerzeit in Beziehung gekommen. In seinen Bann geriet ich, als ich dann als berliner Student gelegentlich einer Matinee im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater die „Therese Raquin" kennen lernte. Diese Matinee gab mir, wenn ich so sagen soll, eine begeisterte Vision von einem Drama, das in neuer und moderner Weise die alte große Kunst shakspearischer Schicksals- und Menschengestaltung entfalten sollte. — Dennoch hatte auch ich es damals zunächst mit einem Roman zu thun, dem meine hallenser Studentenerlebnisse zu Grunde liegen sollten. Verschiedenes war im ersten Entwurf fertig, aber noch nichts Definitives.

Da kam ich mit Holz in näheren Verkehr. Er teilte mir seine Romanversuche mit, für die ich das lebhafteste Interesse faßte und die ich im einzelnen bewunderte. Und nicht nur das: er begann mir — es war nach seiner pariser Reise — auch seine theoretischen Ideen zu entwickeln, die mir, der ich ja bereits im Zug des Naturalismus war, von nicht minder großem Interesse sein mußten. Freilich, sie waren damals nur erst noch in ihren Anfängen und bezogen sich vorderhand noch

auf den Roman. Holz wollte damals eine neue Form des modernen Romanes schaffen.

Kein Wunder, wenn ich mit Holz mich zu gemeinsamer Arbeit zusammenthat.

Holz gab seine „Goldenen Zeiten“ und seine „Verlorenen Illusionen“ auf, und wir machten uns zunächst an einige der Stücke, die von meinem Studentenroman bereits in erster, eiliger Niederschrift vorhanden waren. Was wir nun von diesen Stücken so ganz und wirklich gemeinsam ausarbeiteten, in der Weise, wie es Holz im ersten Bändchen seiner „Kunst“ charakterisiert hat, ist eigentlich nur „Die kleine Emmi“ (cfr. „Neue Gleise“. F. Fontane & Co.). Später machten wir uns noch an eine Novelle heran, die ich in erster Fassung — in der sie nachher gelegentlich in der „Gesellschaft“ zum Abdruck gelangte — allein, in meiner Studentenbude im rosenthaler Viertel, niedergeschrieben habe. Diese Novelle wurde der „Papa Hamlet“. Auch sie haben wir in der von Holz in „Kunst“ (I.) gekennzeichneten Weise gemeinsam gearbeitet. — Dagegen haben „Ein Abschied“ — von einigen gemeinsamen Feilen im Anfang abgesehen — und „Ein Tod“ („Neue Gleise“) mich zum alleinigen Verfasser, wenn freilich auch die Ausführung dieser Stücke noch ganz unter dem Einflusse der Anregungen stand, die ich von Holz während jener durchaus gemeinsamen Arbeit empfing. — Nun aber begann unsere Arbeit sich bereits anders zu gestalten. Mochte ich meinetwegen bislang das „Weib“ gewesen sein: von diesem Zeitpunkt an weiß ich wirklich nicht, ob diese Bezeichnung noch zutreffend ist. — Wir hatten Holz theoretische Ideen für eine neue Romantechnik beständig zwischen unserer gemeinsamen Produktion und eindringlichst diskutiert. Ich hatte freilich vorderhand vorwiegend aufgenommen; mein selbständiges Nachdenken hatte indessen nicht einen Augenblick geruht. Und dieses eigene Nachdenken nun, im Verein mit jenen durch die erwähnte Aufführung der „Therese Raquin“ lebhaft angeregten dramatischen Instinkten, war es, das mich über jene ersten von Holz empfangenen Anregungen hinausbrachte. Ich hatte mich, während eines Ferienaufenthaltes in Magdeburg, an die Niederschrift der „Papierenen Passion“ gemacht — diese, sowie „Krumme Windgasse 20“ haben mich zum alleinigen Verfasser; von Holz sind nur einige unwesentliche Feilen und diese und jene Zuthaten aus seinem Notizenschatz in „Krumme Windgasse 20“ — und hatte infolge selbständiger und eigener Weiterführung jener ersten Anregungen von Holz bei dieser Arbeit alles, was Milieu und Milieustimmung zwischen dem Dialog, auf den ich das Stück unwillkürlich von vornherein angelegt, auf ein möglichstes Minimum beschränkt, sodaß es eigentlich schon so eine Art von Regie-Angabe war. Und wie ich feile und mir ansehe, was ich gearbeitet, geht es mir plötzlich auf, daß ich die sehr differenzierte und intime Form eines neuen und ganz eigenartigen naturalistischen Dramas gefunden habe. — Das hatte Holz damals *nicht* gesehen. Das habe ich, durch eigenes und selbständiges Nachdenken, sowie aus meinem produktiven Instinkte heraus gefunden und aus jenen ersten Anregungen von Holz heraus entwickelt. Es war nicht verwunderlich, wenn Holz seinerseits *nicht* darauf gekommen war. Denn nie hat es Holz gelegen, einen seelischen Konflikt gründlich auszuholen und Menschen gegeneinander in eine lebendige dramatische Aktion zu bringen! — An diesem Mangel seiner Begabung waren denn wohl auch zu einem nicht geringen Teil seine oben erwähnten beiden Romane gescheitert.

Also ich war es, der aus unserer Zusammenarbeit selbständig das neudeutsche naturalistische Drama herausholte und gestaltete. Und ich bin es denn auch gewesen, der die „Familie Selicke“ geschrieben. Ich habe dies Stück konzipiert, habe es entworfen, aufgebaut und habe es auch niedergeschrieben und ausgestaltet; ich allein. — Von Holz stammen nur ein paar kleine, ganz unwesentliche Feilen in den ersten Szenen des ersten Aufzuges und einige andere gegen Schluß des Stückes; einzig dies rechtfertigt es eigentlich, daß er bisher als Mitverfasser zeichnete.

Soviel an dieser Stelle von meiner Zusammenarbeit mit Arno Holz. An anderer werde ich gelegentlich in nächster Zeit Ausführlicheres mitteilen. Möglich, daß nach diesen Ausführungen endlich jener Mythus von einer „litterarischen Ehe“ sein Ende hat. — Es wird wohl damit sein Bewenden haben müssen, daß wir, jeder in seiner Art, zwei gleich starke und innerlich selbständige Individualitäten waren. Es wird damit sein Bewenden haben müssen, daß ich von Holz zwar bedeutsame Anregungen empfing, diese aber durchaus bewußt und selbständig erfaßte, durchdachte und aus ihnen etwas eigenes und neues hervorgestaltete: eben unser neudeutsches, naturalistisches Drama.

Wilmersdorf. Johannes Schlaf.

Ich verzichte darauf, diesem Artikel etwas hinzuzufügen, nachdem ich bereits in einer Broschüre — „Johannes Schlaf, ein notwendiges Kapitel“ —, die mit diesen Zeilen wahrscheinlich zugleich erscheinen wird, alles gesagt habe, was mir in dieser Angelegenheit zu sagen notwendig erschien.

Wilmersdorf. Arno Holz.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Eine Hochflut von Lenau-Artikeln brachte der 13. August. Es war vorauszusehen, daß sich in ihnen dort die auffälligsten Widersprüche finden würden, wo über die Nationalität des Dichters und ihren Einfluß auf sein Schaffen gesprochen wurde, während über seine Lyrik, über sein Verhältnis zu den Frauen und über seine Krankheit die Ansichten ziemlich gleich waren und nur hier und da bemerkenswerte Auffassungen und tiefer dringende psychologische Analysen hervorleuchteten. Bei der Nationalitätsfrage ward Lenau als Magyare — Csatad, die deutsche Sprachinsel, liegt ja nun einmal in Ungarn —, als Oesterreicher, als Deutsch-Oesterreicher, als Deutscher hingestellt, ja es wurden spezifisch süddeutsche, und in einem Falle sogar nicht die Elemente jener bisher genannten Volkseigentümlichkeiten, sondern slavische Elemente in seinem Wesen und Schaffen entdeckt. „Es ist auffallend“, so schreibt F. Niemann (Rhein.-Westf. Ztg. 633), „daß noch niemand darauf hingewiesen hat, daß der Grundton von Lenaus Dichten und menschlicher Eigenart weder magyarisch noch aber auch eigentlich deutsch ist. Diese grundsätzliche Melancholie, dieser schwermütige Seufzer, diese stete Wiederkehr der Moll-Tonart scheint mir viel eher ein slavischer Charakterzug, und slavisches Blut floß, wie der Name Niembtz oder Niembsch erkennen läßt, höchstwahrscheinlich in den Adern der Strehlenauer Patrizier-Familie, aus der Nicolaus Lenau stammt.“ — Nur Deutsches erkennt dagegen Albert Geiger (Beil. d. Allg. Ztg. 184) in ihm. Die Schilflieder, die Wurmlinger Kapelle, der Postillon und andere Gedichte seien so von deutschem „Vollgefühl“ durchklungen und beseelt, daß man über den neuerlichen Versuch eifersüchtigen Magyarentums, Lenau als ausschließlich magyarischen Dichter proklamieren zu wollen, lächelnd zur Tagesordnung übergehen könne. „Lenau hatte das Temperament von Ungarn. Seine Bildung, sein Fühlen sind deutsch, so deutsch, daß er selbst seinen ‚Faust‘ einen Schwaben genannt hat.“ Auf diese süddeutsche Färbung weist auch Alfred Klaar hin (Voss. Ztg. 375), indem er das an Gegensätzen so reiche Wesen Lenaus zu bestimmen sucht. „Sein Herz war so milde, wie seine Phantasie kühn war, sein Gefühl so weich, wie seine

Grübelei unerbittlich, und aus diesem Gegensatz strömt wie aus einer Kluft seine Dichtung kataraktartig hervor. Er wagte das Schauerlichste zu denken und fühlte das Leiseste mit; daher der aufwühlende Schmerz seines Naturells, das mit den Organen für das Große die Mitempfindung für das Kleinste verband und so das Leidgefühl ins Ungeheure ergoß; in dieser widerstandslosen Herzensweichheit, die sich vom kühnsten Fluge zu den Sternen zu dem naiven Glück der Schlichtheit zurücksehnt, steht er jenen geistesverwandten, aber rücksichtslosen Genossen (Byron, Musset, Heine) etwa so gegenüber, wie Grillparzer den Kleist und Hebbel. Das ist der südliche, der süddeutsche Zug in ihm, der den herrlichen Phantasten zu einem großen Kinde, den denkmutigen, an die höchsten Probleme greifenden Mann zu einem liebenswürdigen Fremdling in den praktischen Wirren der harten, egoistischen Lebenskämpfe gemacht hat." — Herber drückt Hans Benzmann das Deutsche in Lenaus Wesen aus (Berl. N. N. 375), wenn er wiederholt das Wort germanisch, ein Wort mit zweifellos schärferer Nuance, wählt. Ihm ist Lenau mit seiner tiefen Lebensauffassung „ein ganz und gar germanischer Dichter", der neben Mörike, dem Repräsentanten des naiven heitern Elements, der größte deutsche Lyriker nach Goethe sei. — Lenaus eigenes Bekenntnis, ein deutscher Dichter zu sein, nimmt Karl Fuchs als Beleg, ohne übrigens die slavischen und ungarischen Elemente seiner Natur zu übersehen (Tagesb. a. Mähr. u. Schles. 370). Stärker betont das ungarische Blut Ludwig Hevesi (Wien. Fremdenbl. 219). Er erblickt in dem exotischen Reiz der leidenschaftlichen Rhythmen, in der ungarisch-nationalen Farbigkeit die Würze von Lenaus Versen, seiner Sprache, seinen Bildern und Gedanken. „Der Ungar im deutschen Lenau war das Neue, das mit ihm auf der Palette der deutschen Poesie erschien. Es war ein fremdartig berauschendes, aufregendes, die gebildeten Sinne des Westens in Verlegenheit setzendes Element. Ein neuer weströstlicher Rattenfängergeist, dessen man sich doch nicht erwehren konnte." — Den Deutsch-Oesterreicher sieht in ihm die Deutsche Ztg. (Wien, 10997), den Oesterreicher Wolfgang Madjera (Deutsches Volksbl. 4889) und vor allem der Wiener Otto Stoeßl (Hann. Cour. 23917), dessen ganzer Aufsatz auf das Leitmotiv gestimmt ist: Lenaus Weltbedeutung liegt in seinem Oesterreichertum, sein Leben und seine Kunst bedeuten in der Geschichte der deutschen Litteratur die besondere Tragödie Oesterreichs, dieses rätselhaften Staates mit seiner unentwirrbaren Fülle historischer und sozialer Individualitäten. „Im Namen Lenau klingt alles dies zusammen, sein Leben, sein Schaffen, seine Krankheit, sein Ruhm, alles ist gleichnishaft, als habe die Natur in dem einen Menschen wiederholt, was in dem Ganzen irrt, lebt, bleibt. Der Dichter selbst wird zum Gedichte, und Oesterreich erscheint in Lenau gleichsam poetisiert. In allen großen österreichischen Dichtern ist ja ein Teil dieses merkwürdigen Gesamtcharakters ausgedrückt, die individuelle Besonderheit befreit jedoch alle übrigen zum Teile von den Fesseln dieser Staatsbürgerschaft. Aber Lenau ist der Oesterreicher schlechtweg. Er ist der große Lyriker, den Oesterreich der deutschen Kunst zugeboren hat. Und er ist so sehr und ganz Oesterreicher, wie er Lyriker ist; denn keine Kunst beruht so tief auf dem Gemeingefühl, kommt so unbedingt aus der Gesamtkonvention des Volkscharakters, wie die Lyrik."

Mit der Lyrik Lenaus setzen sich selbstverständlich alle die vorliegenden Artikel auseinander, Parallelen mit Goethe, Byron, Heine und Mörike werden öfter gezogen, indessen verdienen nur einige Stellen hier besondere Erwähnung. In engste kausale Verbindung mit Lenaus Krankheit bringt J. E. Poritzky (Zeitgeist 32) seine Lyrik. „So grausam es klingt, läßt es sich doch kaum leugnen, daß es gerade die pathologische Prädestination war, die jene schwermutsatten Lieder in Lenaus Seele entstehen ließ, und daß die vererbte, langsam heranreifende Krankheit zwar für ihn als Individuum eine schreckliche Gabe des Geschickes war, für die Kunst jedoch einen unschätzbaren Glücksumstand bedeutete." — Auf den Gehalt dieser Lyrik gehen H. Koppel (Wiener Morgen-Ztg. 222), S. Schultzenstein (Beibl. 32 z. Magdeb. Ztg.), D. Saul (Frankf. Ztg. 222), A. Frhr. v. Berger (N. Fr. Pr. 13639) u. a. näher ein. Der letztere bringt manches charakteristisch Anekdotische aus Lenaus Leben und verweilt zugleich länger bei dem interessantesten Kapitel: der Stellung des Dichters zu den Frauen, die von allen erörtert wird, aber noch manches Tieferschürfen erfordert. Welche zerstörende Gewalt das Weib in Lenaus Leben einnahm, zeigt Albert Geiger in seinem oben erwähnten Aufsatz; er charakterisiert das Verhältnis zu Sophie Löwenthal, einer von den Frauen, die „mit einer Art von Gewissenlosigkeit Verbraucherinnen bedeutender Männer waren". — Ueber „Lenau und die Frauen" schreibt Carl Müller-Rastatt (Der Tag 375), während sonst einzelne Frauengestalten, die durch dieses Leben gingen, gezeichnet wurden, so das „Schilflottchen" von E. Wilms (Kiel. Ztg., Sonntagsbl. 32), „Lenaus Muse" (Sophie Löwenthal) von H. Holewa (N. Fr. Pr. 13636), ebendort „Zwei Briefe der Freundin Lenaus, Emilie Reinbeck, an Karl Evers", veröffentlicht von dem Sohne des letzteren, Arthur Evers, sowie endlich „Nicolaus Lenau und Marie Behrends" von A. Kohut (Pest. Lloyd 191) und dasselbe Thema in der Berliner Deutschen Ztg. (188). — Bemerkenswert erscheint hier ein Essai von Leo Berg (Voss. Ztg., Beil. 32, 33), der nicht sowohl die einzelnen Frauengestalten aus Lenaus Leben charakterisiert, als vielmehr in Lenau selbst einen weiblichen Zug erkennt. „Lenau stellt gewissermaßen den weiblichen Typ unter den Titanen der Geister dar, der im 19. Jahrhundert ja überhaupt der besser gekannte und mehr gewürdigte, sowie der zur Liebe mehr disponierte ist. Dieses Weibliche in seiner Persönlichkeit muß sehr stark gewesen sein, da es selbst auf Frauen gewirkt hat .... Auch die dichterische Erscheinung Lenaus hat sehr viel hervorstechende weibliche Züge, in denen der trotzige Freiheitssänger, der unruhige Wanderer, Faust und Ahasver, zeitweilig gänzlich verschwand. Schon rein äußerlich haben seine Verse mit ihren so charakteristischen weiblichen Reimen, ihren lang hinwallenden Melodieen, ihren ins Unendliche vertönenden Klängen, ihrer Sehnsucht, sich ins All aufzulösen, ihrer weiblichen Melancholie und ihrer großen Passivität gegenüber allen äußeren Eindrücken ausgeprägt weiblichen Charakter. Die vielen Widersprüche in Lenaus geistiger Physiognomie, die man oft geschildert, öfter mißverstanden hat, indem man sie wie bei allen Genies auf die Disharmonie und innere Zwiespältigkeit ihrer Natur zurückführt, was noch das Vernünftigere ist, oder gar als Spiegelbild des großen Zeitwiderspruches betrachtet, sie erklären sich gerade bei Lenau dadurch, daß in ihm immer wieder das weibliche Element durchbricht." —

Im übrigen sind besonders noch hervorzuheben die Aufsätze, die neues Material veröffentlichen, so Feuilletons von A. Frhrn. von Gleichen-Rußwurm („Nicolaus Lenau", Magd. Ztg. 407; mit einem Brief Lenaus an Schillers Tochter), von Moritz Necker („Lenaus Briefe", mit einem Stammbuchblatt Lenaus und einem ungedruckten Briefe an seinen Freund Schleifer in Gmunden, N. Wien. Tgbl. 220), von Anton Schlossar („Zwei ungedruckte Briefe Nicolaus Lenaus [an Reinbeck]", Wien. Abendp. 182) und von Johannes Proelß, der in der Allg. Ztg. (Beil. 182) „zur Richtigstellung und Abwehr" einen quellenmäßigen Bericht über das geschäftliche Verhältnis zwischen „Lenau und Cotta" veröffentlicht. — Von besonders gefaßten Themen sind zu nennen: ein Aufsatz Paul Friedrichs, der auf die Poesie des Todes und der Trauer, die recht eigentlich die Errungenschaft des verflossenen Jahrhunderts sei, eingeht und Byron, Leopardi, Hölderlin, Lenau und Nietzsche zusammenfassend betrachtet („Nicolaus Lenau", Nordd. Allg. Ztg. 188), zwei Aufsätze von Martin Bräß (Dresdn. Anz., Mont.-

Beil. 31, 32) und H. Handke (Post 378), die beide Bilder aus „Lenaus Heimat“ zeichnen, sowie eine Skizze von P. v. Radicz „Lenau in Gmunden“ (Reichswehr, Wien 3057).

Es bleiben aufzuzählen, nach den Verfassern alphabetisch geordnet, die meist biographisch gehaltenen Artikel von C. (Unterhltgsbl. d. Vorwärts 156), O. F. Gensichen (Prag. Tagbl. 221), R. v. Gottschall (Leipz. Tagbl. 406), A. Heilborn (Berl. Ztg., 375), R. Holzer („Ein Franzose über Lenau“, La vie d'un poète, par Jaques Saly-Stern, N. Fr. Pr. 13622), E. Isolani (Berl. Lok.-Anz., Beil. 188), C. Josephy (N. Zürch. Ztg. 223, 224), Viktor Kity (Nat.-Ztg. 479, 481), J. Loewenberg (Hamb. Corresp. 375, 376), F. Marti (N. Zürch. Ztg. 222), E. Möbis (Hamb. Nachr., Beil. 32), M. Rapsilber (Post 374), A. Semerau (Tägl. Anz., Elberfeld, 187), K. Strecker („Französische Lenauliteratur“, Tägl. Rundsch. 184), C. Weichardt (Frankf. Oder-Ztg. 187), außerdem in den Basl. Nachr. (218), N. Wien. Journ. (3162), Dresdn. Journ. (185, 186) u. v. a.

* *

Aus persönlichen Erinnerungen schildert Johannes Schlaf „die Anfänge der neuen deutschen Litteraturbewegung“ (Zeitgeist 25, 28, 31). Er leitet dabei ins Jahr 1882 zurück, nach Magdeburg, wo sich unter den Primanern des Klostergymnasiums ein „Bund der Lebendigen“ (vgl. Schlafs selbstbiographische Skizze in Heft 20 des LE) gebildet hatte, der nicht etwa eine einseitig ästhetische Richtung verfolgte, sondern vorwiegend eine praktische und zwar eine ethisch-praktische, wenngleich die stärksten und produktivsten Individualitäten, die sie dann später in die Oeffentlichkeit stellten, eine litterarische Bedeutung gewannen. Der Vorsitzende dieses Bundes, in den Schlaf im Herbst 1882 aufgenommen wurde, war Hermann Conradi. Er zog den Neuaufgenommenen vor allen andern vor. „Der brauchte gar nicht erst irgend etwas zu werden; er war bereits etwas: ein Kerl aus einem Guß, ein Eigener, eine Persönlichkeit, ein wahrhaft Lebendiger, ein lebendiger Funke moderner Zeitseele, ein Teil ihrer Flamme . . . Er war, noch ehe er eine Zeile von Nietzsche gelesen, dessen eifrigster Verkünder er nachher wurde, Individualist, Lebenskünstler, und unermüdlicher, gegen sich selbst oft schonungsloser Erforscher, Richter und Erzieher seiner selbst, der in allen Dingen die Individualität zum Ausgangspunkt und Endziel machte.“ — Des weiteren schildert Schlaf dann, wie er mit Arno Holz zusammenkam (s. oben Sp. 1621 ff.), und zu welchen Erfolgen die gemeinschaftlichen schriftstellerischen Arbeiten führten. Wie über den Naturalismus und über die Urteile, die ihm gesprochen wurden, ein Beteiligter denkt, zeigt eine interessante Stelle der Ausführungen Schlafs: „Man hat von dem schamlosen Naturalismus, der jedem Idealismus abholden undeutschen Kotlitteratur der Jüngsten gesprochen; von Decadenz, Blasiertheit, Nervenequilibristik und cynischem Wohlgefallen am Schmutz und am Gemeinen. Eine spätere Betrachtung wird, angesichts z. B. dieses merkwürdigen Conradi, ein anderes Urteil fällen. Man hat neuerdings es leicht, von einer dilettantisch-nationalen Reaktion aus, mit solchen sittlich entrüsteten, pseudokraftteutonischen Ausdrücken herumzuwerfen. Das ist brombeerbillig. Eine andere Betrachtung wird in Conradi und den ihm Gleichenden nicht minder als in ihrem Meister Nietzsche den Kulturmärtyrer erkennen und gerade den Steam deutschester Idealität an ihnen zu rühmen wissen. Es ist in dem Ringen dieses wunderlichen Menschen etwas wie von einer Höllenfahrt der modernen deutschen Jugend in all den Hexensabbat der durcheinander gährenden Kulturläufte hinab, in dem alle Götter und Dämonen absterbender Vergangenheit und emporstrebender Zukunft und geistiger Neukultur durcheinander ringen. Man müßte bedenken, daß gerade eine hochgradige Idealität dazu gehört, sich mit den Verworrenheiten und der düstern Dämonie gewisser moderner, namentlich großstädtischer Kulturzustände abzuringen. Es muß nicht immer Gefallen am Schmutz sein . . . .“. —

Von anderen kritischen Beiträgen zur modernen Litteratur sind nur wenige diesmal zu nennen, darunter eine Besprechung von Ludwig Thomas „Hochzeit“ durch Rudolf Presber (Frankf. Gen.-Anz. 180) sowie durch Alfred Kerr (Der Tag 365), der die Novelle ein Meisterwerk zu nennen nur wenige Bedenken trägt. Von Kerr stammt auch eine Kritik über S. Lublinskis „Hannibal“ (ebenda 361), auf deren allgemeine Ausführungen Franz Servaes zu antworten sich gedrungen fühlte (371). — Von Lyrikern wurden Detlev von Liliencron durch Alfred Klaar (Königsb. Allg. Ztg. 361), und Arnold Ott durch A. Vögtlin (Basl. Nachr. 211) näher charakterisiert. — Die erzürnten Worte Otto von Leixners über den „Dirnengeist in der Frauenlyrik“ (vgl. Sp. 1551) haben Zuschriften zustimmender Art gefunden (Tägl. Rundsch. 180, 184, 186). — Unter den Romanschriftstellern sind es Richard Nordmann (Margarete Langkammer), die mit ihrem „Komtessenroman“ Beachtung fand (R. Lothar, N. Fr. Pr. 13629), Gustav Frenssen mit „Jörn Uhl“ (M. Lesser; N. Wien. Tagbl. 213), Frhr. v. Ompteda mit seinem gesamten Schaffen (Th. v. Sosnosky, ebenda 219), Toni Schwabe mit der „Hochzeit der Esther Franzenius“ (S. H.; Allg. Ztg., Beil. 174), E. Strauß mit „Freund Hein“ (F. Marti; N. Zürch. Ztg. 213 bis 215) und der Erzähler und Lyriker J. H. Löffler, „ein Lehrerdichter“, um seines ganzen dichterischen Schaffens willen (W. Popp; Bayer. Lehrerztg. 32). — Den Lebenslauf und die Art Moritz Szépś, des bekannten wiener Journalisten, der kürzlich gestorben ist, schildert Robert Wolf (Frankf. Ztg.).

* *

Die Sucht, aus Zeitungs- und Zeitschriftartikeln Bücher zu leimen, hat in diesen Blättern schon des öfteren eine grundsätzliche Verurteilung gefunden, wenn auch in vereinzelten Fällen die Berechtigung solcher Sammelbände nicht abgestritten werden soll. Es mag deshalb erwähnt sein, was Oscar Bie in einer Rezension von Arthur Seidls dreibändiger Aufsatzsammlung „Wagneriana“ zu diesem Thema (Berl. Börs.-Cour. 377) sagt. Bei aller Anerkennung für den Verfasser im besonderen meint er doch im allgemeinen: „Tagesaufsätze zu sammeln, halte ich bei einem Lebenden für überflüssig. Ist er eine Persönlichkeit, so mag man es nach seinem Tode besorgen. Es sieht sonst wie eine Buchmacherei aus, die dieser ehrlichen Haut, dem Freund Seidl, nicht gut stehen will. Ich habe zu sehr Achtung vor der Form des Buches. Sie soll etwas tief Durchdachtes, Ausgegohrenes, Reifes und Massives geben, nichts von jener Improvisation, die eine ganz andere Kunst ist und heut in der Zeitung erst ihr eigentümliches Feld gefunden hat. Improvisiertes zu binden, ist mir zu windbeutlig.“

* *

Zur Goethe-Litteratur liegen wiederum einige Beiträge vor. Theodor Lessing (Frankf. Ztg. 215) greift das Thema über „Goethes Haus- und Finanzwirtschaft“ heraus und stützt sich dabei auf die Mitteilungen, die H. Burckhardt vor einiger Zeit hierüber gegeben hatte. — Auf das Verhältnis zwischen „Goethe und Jung-Stilling“ geht Ernst Hellern (Rhein.-Westf. Ztg. 608) in einer kurzen Skizze ein. — Ausführlicher beschäftigt sich eine Kritik von Eugen Wolff im Hamb. Korresp. (Litt.-Beil. 16) mit Otto Harnacks in zweiter Auflage erschienenem Buche „Goethe in der Epoche seiner Vollendung“. — Auf Grund einer anderen wissenschaftlichen Publikation, Otto Berdrows „Rahel Varnhagen“, betrachtet Dr. Brunhuber die Stellung und Thätigkeit dieser Frau im Geistesleben Deutschlands (Beil. z. Allg. Ztg. 180), und J. Riffert skizziert das Leben Scheffels im Anschluß an die jetzt als wohlfeile Volksausgabe erschienene Biographie von Joh. Proelß (Leipz. Ztg. Beil. 93). — Eine Reihe ungedruckter Briefe verwertet L. Geiger in seinen Mitteilungen „Aus Adalbert von Chamissos Frühzeit“ (Voss. Ztg. 30—32). — Sonst ist die Aufzählung litterarhistorischer Aufsätze aus dieser Berichtszeit mit der

Nennung einiger Artikel über Adalbert Stifter bereits erschöpft. A. R. Hein setzt seine Quellenpublikationen über „Adalbert Stifters Beamtenlaufbahn" fort (Wien. Ztg. 175, 178), und das Prager Tagblatt (218) nimmt Gelegenheit, sie weiter zu kommentieren („Der Dichter der VII. Rangsklasse").

Ueber ausländisches Schrifttum liegen vor: ein Essai von T. Rittner über Przybyszewski (Wien. Abendpost 170), über Ladislaus Stroupeznicky, den vor zehn Jahren gestorbenen Dramaturgen des prager Nationaltheaters, der eine Reihe von Dramen geschrieben hat und hier zu den ersten böhmischen Dichtern gehört (Politik, Prag. 221; J. Kamper), ferner über Marie Bashkirtseff ein Aufsatz von E. Alkalay (Nordd. Allg. Ztg. 180a) und von Paul Stefan (Tagesbl. a. Mähr. und Schles. 358), die beide das in Paris (Editions de la Revue 1901) erschienene „Nouveau Journal inédit de Maria Bashkirtseff" verwerten. — Aus der neuesten französischen Litteratur greift Arthur Eloesser François de Curel heraus (Voss. Ztg. 371), dessen Dramen „L'Envers d'une Sainte", „Les Fossiles", „Le Repas du Lion", „La nouvelle Idole" und „La Fille sauvage" er einzeln betrachtet. — Siegfried Samosch (Nat.-Ztg. 475) geht auf das unlängst erschienene Buch von Edouard Ruel über Montaigne, Käthe Schirmacher auf die Erzählungen „La danseuse de Pompéi" und „Les Vierges de Syracuse" von Jean Bertheroy näher ein (Wien. Fremdenbl. 221). — Ueber „Neue Forschungen zur Geschichte des englischen Dramas" erstattet H. Jantzen Bericht (Allg. Ztg., Beil. 185).

Paul Legband.

„Hamlets Geburtstag." Von A. Frhrn. v. Berger (N. Fr. Pr. 13629). Vor dreihundert Jahren erschien der „Hamlet" zum ersten Male im Druck.

„Die mittelhochdeutsche Poesie und das Nibelungenlied." Von Karl Bleibtreu (Dtsch. Volksbl., Wien; 4874, 4876, 4877).

„Auf den Schauplätzen Henrik Ibsens." Von J. Landau (N. Wien. Tagbl. 210).

„Staatliche Schauspielschulen." Von Hans Landsberg (Der Tag 357). Verlangt solche für die bedeutenderen Theaterstädte.

„Aus dem alten Schauspielhaus." III. Von Elisabeth Mentzel (Frankf. Ztg. 218).

„Die Litteratur der Buren." Von B. A. Reko (Wien. Abendp. 174).

„Zur Aesthetik der Tragödie." Von R. Strauß (N. Fr. Pr. 13633).

Echo der Zeitschriften

Deutsche Rundschau. (Berlin.) Augustheft. Nach Heinrich von Treitschkes Darlegung schien Heinrich Heine, falls er wirklich das französische Bürgerrecht erworben hatte, mit zwiefachem Makel behaftet: dem der vaterlandslosen Gesinnung und dem der groben Lüge. Seitdem ist hüben und drüben die Frage erörtert worden: „War Heine französischer Bürger?", eine Frage, die oft mit Parteilichkeit beantwortet wurde, bisher aber ungelöst bleiben mußte. Nun wendet sich Ernst Elster mit neuem Material der für Heines Charakter wesentlichen Frage zu, um sie schließlich zu verneinen. Zunächst betont Elster, daß Heine nicht als Flüchtling sein Vaterland verließ, und erklärt dann, welche Bewandtnis es mit der „admission à domicile", die Heine in Frankreich thatsächlich nachsuchte, gehabt hat. Darnach ist diese admission, die Gewährung des französischen Heimatrechtes, ein Akt, der mit der eigentlichen Naturalisation gar nicht zusammenfällt, sondern nur eine notwendige Vorbedingung zu dieser bildet. Aber selbst diese admission à domicile konnte Heine nicht erreichen, da er dazu seines amtlichen Geburtsscheines — der bekanntlich verbrannt war — bedurft hätte. Somit fallen also die Schlußfolgerungen Treitschkes auf eine angebliche Naturalisation fort, und auch Heines Worte erweisen sich bei der Bedeutung der admission à domicile als völlig wahr, wenn er schreibt: „Aus mißmütiger Fürsorge erfüllte ich einst die Formalitäten, die zu nichts verpflichten und uns doch in den Stand setzen, nötigsten Falls die Rechte der Naturalisation ohne Zögernis zu erlangen". — „Einen historischen Roman aus Altindien" untersucht Richard Garbe ausführlich. Es ist ein buddhistisches Werk, der Milindapanha, die „Fragen des Milinda", das wahrscheinlich im zweiten Jahrhundert n. Chr. entstanden ist und von dem Leben und den Thaten des indogriechischen Königs Menander erzählt. Das Original liegt uns in der Palisprache vor, die auf Ceylon als Entstehungsland des Buches weist, aber, so folgert Garbe, wir haben alle Ursache, anzunehmen, daß es dort in der Pflanzstätte des südlichen Buddhismus aus einem Sanskritoriginal übersetzt worden ist, und daß der Verfasser des Originals im äußersten Westen der vorderindischen Halbinsel gelebt hat. Das Werk ist von dem Palisorscher T. W. Rhys Davids ins Englische übersetzt worden und als Band 35 und 36 in Max Müllers „Sacred Books of the East" erschienen. — Ein Lenau-Aufsatz von Oskar F. Walzel bietet eine kritische Revue über die älteren und neueren Beurteilungen des Dichters.

Internationale Litteraturberichte. (Leipzig.) IX, 12. Von seiner Judith hat Hebbel das Wort gesagt, daß er in ihr „die That eines Weibes, also den ärgsten Kontrast, dies Wollen und Nichtkönnen, dies Thun, das doch kein Handeln ist", gezeichnet habe. In diesem Sinne, so meint P. Robert in einem Aufsatz über „Björnsons Maria von Schottland", habe auch der nordische Dichter Maria als Weib dargestellt. Nach längerer Inhaltswiedergabe kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß die Tragödie „Maria von Schottland" „nicht bloß fertig sei, sondern vollendet", obwohl der Untertitel auf eine Fortsetzung hinweist. „Die späteren Schicksale der Königin würden ein ganz neues, selbständiges Drama mit eigener Motivierung nötig machen." — In dem gleichen Hefte weist L. Brieger-Wasservogel darauf hin, daß jede Zeit ihren Erziehungsroman gehabt habe — Rousseaus „Emile", Goethes „Wilhelm Meister", Tiecks „Sternbald" u. s. w. — und daß für unsere Zeit Felix Hollaenders „Weg des Thomas Truck" diese Aufgabe erfülle. Eine kurze Analysierung des Werkes schließt sich diesen Behauptungen an. — Zwei Gedenktage boten den Anlaß zu Beiträgen im 13. Heft: Adolf Kohut widmet Johann Jakob Engel an seinem hundertsten Todestage, und L. Schröder Heinrich Seidel zum 60. Geburtstage einige Worte. — Zur Psychologie der neuesten Litteratur will ein kleiner Essai (14), mit dem Pseudonym „Mens" unterzeichnet, beitragen. Die Neu-Romantik wird darin als „urdeutsche Art" freudig begrüßt. — Größeren Raum nimmt eine litterarische Studie von Ernst Brausewetter in Anspruch (14—16), die einen Ueberblick über „die skandinavische Litteraturbewegung in der Zeit des Naturalismus und Hans Jägers Christiania-Bohème" zu geben versucht. — Noch unabgeschlossen ist eine kritische Studie über Johannes Richard zur Megede (15, 16).

Die Kultur. (Köln.) I, 2. Die Vorrede zu Spinozas „Theologisch-politischem Traktat" enthält Ausführungen, die in innigster Beziehung zum Anfangsmonolog des ersten, wie zu den Sterbe-Szenen des zweiten Teils des „Faust" („Mitternacht" und „Großer Vorhof des Palastes") stehen. Diese bisher nicht beachtete Beziehung hat Hermann Türck aufgespürt und sucht sie in einer Studie unter dem Titel „Neue Spinoza-Elemente im Faust" näher nachzuweisen. An der erwähnten Stelle von Spinozas Schrift heißt es nämlich, daß erstens „die gewöhnlichen, nach unsicheren Glücksgütern maßlos verlangenden und daher innerlich an die wechselnden

Glücksumstände gebundenen, unfreien Menschen in elender Weise zwischen Hoffnung und Furcht hin- und hertaumeln, wobei sie im Glück ihre Fähigkeiten überschätzen und zur Einbildung neigen, im Unglück aber in das andere Extrem fallen, jedes Zutrauen in die eigene Kraft verlieren und daher ganz von Bedenken und lähmendem Zweifel erfüllt sind; zweitens daß die von Furcht ergriffenen und infolgedessen die Kraft des Verstandes unterschätzenden Menschen nach jedem Strohhalm greifen, leichtgläubig werden, die unbedeutendsten Ereignisse im guten oder schlimmen Sinne auslegen und damit dem Aberglauben anheimfallen. Die Ursache, aus der der Aberglaube entsteht, erhalten und begünstigt wird, ist die Furcht." Begeistert spricht Goethe 1774 von Spinoza; 1774 und 1775 aber sind die Jahre, in denen der Anfangsmonolog, sowie der ganze „Urfaust" fixiert wurde. Ebenso ging bekanntlich der Wiederaufnahme der Arbeit am „Faust" während und nach der italienischen Reise eine erneute, sehr lebhafte Beschäftigung mit Spinozas Schriften voraus. — Nach einem kurzen Rückblick auf die letzten Jahrzehnte geht J. Flach in demselben Hefte dazu über, „die polnische Moderne in Litteratur und Kunst" zu skizzieren. Als ihr Schöpfer und Führer wird Stanislaus Przybyszewski genannt, der aus der berliner modernen Atmosphäre nach Krakau kam und dort ein Kaffeehaus-Litteratentum einführte, das in echt kindischer Lust mit wirklicher oder erlogener Zügellosigkeit, Alkoholismus, Cynismus, Unmoral paradierte, sich in immer unsinnigeren Größenwahn verbohrte, ein eigenes Organ „Das Leben" herausgab, als Programm das l'art pour l'art aufstellte und ernstes künstlerisches Schaffen kaum zuließ. Bald lösten sich indessen die Besonneneren selbst aus diesem Wirrwarr. „Meister Stanislaus entwand sich den Armen der gewissenlosen Pseudo-Verehrer, die eher Ausbeuter waren, und ging nach Warschau und Lemberg. In dem Doppeldrama ‚Der Tanz der Liebe und des Todes' bewies er aufs neue seine geniale dramatische Kraft." Die Zeitschrift der Krakauer ging ein, und in Warschau erscheint als Organ der Modernen „Chimera", von Przemycki vornehm, wenn auch unregelmäßig herausgegeben. „Wir stehen gegenwärtig schon in der zweiten Entwicklungsphase der polnischen Moderne." Sie weist neben größerer Gesundheit und Solidität einen rein polnisch-nationalen Zug auf, der auch als Streben zur Heimatskunst in gewissem Sinne sich bezeichnen läßt. Als polnisch-nationaler Dramatiker steht Stanislaus Wyspianski an der Spitze dieser Moderne; nächst ihm sind am bedeutendsten die Lyriker San Kasprowicz und Kazimierz Tetmajer, sowie Lucyan Rydel und Jerzy Zulawski, dieser einer der wenigen polnischen Dichter, die zu ihrem Vorteil von der Bibelsprache beeinflußt werden. — Elizabeth Lee giebt einen Ueberblick über die londoner Schauspielsaison, während Richard Wengraf im folgenden Hefte (3) die wiener Theater schildert. Dort findet sich auch ein Aufsatz des Irrenarztes Dr. C. F. v. Bleuten über „Nicolaus Lenaus Geisteskrankheit und seine Kunst". — Ein Aufsatz von Ludwig Salomon, „Die Presse des Rheinbundes", fußt auf einem Kapitel des zweiten, soeben erschienenen Bandes seiner Geschichte des deutschen Zeitungswesens und bedarf darum hier nur der Erwähnung.

Der Kunstwart. (München.) XV, 21, 22. Daß in Amerika und England der Wert der allgemeinen Volksbildung ganz anders erkannt und sie nachdrücklich zu fördern ganz andere Mittel aufgewendet werden als in Deutschland, ist eine bekannte Thatsache, mit deren Feststellung es indessen nicht sein Bewenden haben darf. Eugen Kalkschmidt nimmt darum wieder einmal zu der Forderung nach „Freien Bücherhallen" Stellung und zeichnet in großen Zügen die historische Entwicklung der allgemeinen Bildung in Deutschland seit den Tagen der Reformation. Vor allem verweilt er bei dem 18. Jahrhundert, das auch die Bibliotheken zuerst in den Dienst der allgemeinen Bildung stellte, kommt besonders auf Julius von Massow, den preußischen Unterrichtsminister und Vorgänger Humboldts, zu sprechen, der Leseanstalten freudig begrüßte, aber sie nur für die gebildeten Stände eingerichtet wissen wollte, dieweil der gemeine Mann sich besser beschränke auf die ihm schon geläufige Lesung der Bibel und des Gesangbuches, guter Predigtbücher, eines zweckmäßigen Katechismus und endlich des Kalenders. Die Forderung nach Lesehallen, die hier noch konservativ beschränkt war, ging damit nicht verloren. Im sächsischen Städtchen Großenhain verfocht seit 1828 Karl Preusker, der erste „Büchereispezialist", die Idee, Wander- und Dorfbibliotheken zu gründen, öffentliche, Vereins- und Privatbibliotheken zu schaffen. Ja, ihm glückte es bereits, das sächsische Ministerium für seinen Plan zu interessieren, also die Thatsache herbeizuführen, daß eine Obrigkeit in Büchereien eine öffentliche Angelegenheit sieht. Reformen setzten nun auch in Preußen ein. Friedrich von Raumer nutzte in Berlin die Erfahrungen, die ihm 1841 eine Reise nach Amerika verschafft hatte, und so wurden nach langen Jahren endloser bureaukratischer Verzögerung 1850 vier berliner Bibliotheken für das Volk gegründet. Ueber die Entwicklung dieser von Raumer stets sorgsam gepflegten Einrichtungen enthält der Aufsatz manche eingehende Mitteilung, um dann den Fortschritt der Gründung von Volksbibliotheken im übrigen Deutschland zu beleuchten. So erfreulich hier die Angaben klingen, sie schrumpfen zu lächerlicher Kleinheit zusammen gegenüber den Mitteilungen über amerikanische Verhältnisse. Um so energischer heißt es deshalb vorwärts kommen, denn „die freien Bücherhallen können gewaltig dazu helfen, den Schein einer feichten Zivilisation, bis zu dem es unsere Zeit gebracht hat, in das Wesen einer gehaltvollen Kultur zu vertiefen". — Ueber „Die Kunst und die kleinen Städte" läßt sich im selben Hefte (22) Erich Schlaikjer vernehmen.

Magazin für Litteratur. (Berlin.) LXXI, 29, 30. Nachdem der Erfolg des Romans „Quo vadis?" Sienkiewicz Ruhm begründet hat, begegnet man öfter einer Charakteristik der gesamten Thätigkeit des polnischen Schriftstellers. Da werden denn Vorzüge und Tugenden reichlich entdeckt, und vom litterarhistorischen Standpunkt aus das Schaffen des Dichters hell beleuchtet. So scheut Ernst Luninski in einem Aufsatz über „Sienkiewicz Jugendwerke" einen Vergleich mit Lessing nicht. Was dieser für das deutsche Drama, bedeute der Pole für die Erzählung seines Landes. Wie jener die Handlungsträger der Komödie durch bürgerliche Personen ersetzte, so habe Sienkiewicz mit mutiger Hand die altüberlieferte Schablone von sich zu werfen gewußt und mit großer Treffsicherheit Menschen niederer Herkunft und sozialer Stellung zu Helden seiner Novellen erwählt. Er sei der Schöpfer der modernen polnischen Novelle, habe aber diesen Ruhm erst nach Ueberwindung des alten, in seinen ersten Werken noch bemerkbaren technischen Systems erreicht. Als seine besten Jugend-Werke werden der „Alte Diener", „Hanna" und die „Kohlenskizzen" genannt. Sie trügen bereits den Stempel des reiferen, kunstsinnigeren und formvollendeteren Dichters, vor allem das letzte Buch, das den ersten vollgültigen Beweis seiner dichterischen Kraft und der Fähigkeit, große soziale Romane zu schreiben, erbracht habe. — Ida Hány-Lux giebt im 31. Hefte eine Analyse von Johannes Schlafs Roman „Die Suchenden", an dem ihr weniger das Thema als vielmehr der Hintergrund charakteristisch scheint. Sie faßt das Werk als kulturhistorisches Dokument, das trotz mancher Mängel bleibende Bedeutung behalten wird, als das Bild des Seelenlebens einer nun schon auf der Mittagshöhe des Lebens stehenden Generation. — In der folgenden Nummer (32) findet sich ein Aufsatz von Franz Philips über Nicolaus Lenau.

Die Nation. (Berlin.) XIX, 42, 43. Versuche über Versuche sind gemacht worden, das Wesen der Romantik zu ergründen und eine Definition des Begriffes zu geben. In tiefsten Abgründen der Philosophie

und Psychologie ist dabei gegraben und manch wunderliche Erklärung zu Tage gefördert worden. Nun wendet sich S. Lublinski der Arbeit neuerdings zu; er verkennt die schillernden und rätselhaften Widersprüche des Begriffes Romantik nicht; er weist vielmehr auf den Dualismus eindringlich hin, der in der romantischen Dichtung sowie in ihren Dichtern auffällt: bei jener die Tendenz, nur „idealistische Poesie", außerhalb der Wirklichkeit stehend, zu sein, gleichsam „Nur-Poesie" (Novalis) und andererseits auch die Tendenz, alles, schlechthin alles für die dichterische Darstellung zu gewinnen, also Universalpoesie, wie sie Friedrich Schlegel forderte; bei den Dichtern ein ähnlicher Widerspruch: sie sollten einsame Heilige und Männer des Volkes, spekulative Phantasten und fromme Gemüter, Menschen der dumpfesten Gebundenheit und zugleich der verwegensten Freiheit sein. Noch stärker treten diese Widersprüche nach Lublinskis Ansicht hervor, wenn wir das rein ästhetische Gebiet verlassen und die Kulturwirkungen der Romantik im großen überschauen. Wo aber liegt denn bei all diesen seltsamen Widersprüchen in Theorie und Praxis die höhere Einheit, die das Problem der Romantik lösen hilft? „Romantik und Stimmung", so lautet der Titel von Lublinskis Aufsatz, und darin liegt zugleich die Antwort auf die gestellte Frage. „Die höhere Einheit der Romantik ist im wortwörtlichsten Sinne nur eine Stimmungssache. Stimmung! —, dieses Wort erschließt uns das innerste Geheimnis der Romantik." An einigen Beispielen soll das erläutert werden. Der romantischen Kunst ist die Stimmung Selbstzweck. „Wenn ein Romantiker eine Venus malt, so reizt ihn nicht der Typus, das Individuell-Göttliche, wie es den Schöpfer der Venus von Milo oder einen Tizian gereizt haben mag. Die Göttin wird dem Romantiker einfach nur zum Vehikel einer Stimmung: ein Böcklin denkt, wenn er eine schaumgeborene Venus malt, an das Meer, nur an das Meer, an die Zeugungskraft des Feuchten . . . Einem Tizian ist die Göttin Selbstzweck, einem Böcklin nur Symbol der Meeresstimmung — da haben wir den Unterschied zwischen individualisierender und romantischer Kunst." Stimmung also als romantische Ergänzung der Aesthetik. „Der Romantiker trat mit Widerwillen an Welt und Leben heran und entdeckte mit Erstaunen, daß dieses verhaßte Leben in allen seinen Erscheinungen jene eigentümliche Dunstschicht ausströmte, die gerade ihm als eigentlichste Poesie galt — Stimmung!" Durch ihre höhere Einheit werden die Gegensätze im Leben wie auf geistigem Gebiete überwunden. Hier ist Romantik Wissenschaft und wieder auch Kunst. Beide kennen den Schauer der Konzeption, eine sehr mächtige Art der Stimmung. Und so verlangt die Romantik in der Wissenschaft „eine Darstellungsform, die nicht nur das Gedankenresultat treulich wiedergiebt, sondern auch die Wonnen und Stimmungen, als dieser Gedanke zum ersten Male empfangen wurde." Erst die romantische Theorie und Praxis hob die diesem Verlangen entsprechenden Zwischenformen und Kunstgattungen, also den Aphorismus, die Skizze, den Essai, das Feuilleton auf eine höhere Stufe. — Diesem Aufsatz schließt sich in demselben Hefte (43) eine Studie von A. Frhrn. v. Gleichen-Rußwurm „über Maeterlincks Weltbetrachtung" an. — In Heft 44 spricht A. Bettelheim über „Echte und unechte Dichtermonumente", A. Ranschoff charakterisiert „Paul Bourget", und in Heft 45 hält S. Mehring „der Ueberbrettelei" eine Trauerrede.

Zeitschrift für Bücherfreunde. (Leipzig.) VI, 5. Vor sechs Jahren starb in München der Professor Eugen Laur, der zu Heinrich Heine noch in mittelbar persönlichen Beziehungen gestanden hatte. Aus seinem Nachlaß veröffentlicht nun Gustav Karpeles den Entwurf eines Aufsatzes über „Die erste französische Ausgabe von Heines Werken". Als Verleger fand sich Eugen Renduel, der schon in jungen Jahren sein buchhändlerisches Geschick bewiesen hatte und in der französischen Litteratur dadurch eine führende Rolle übernahm, daß er seinen Verlag zum Sammelpunkt der Romantiker machte. Die ersten Autoren kamen zu ihm, Victor Hugo, Sainte-Beuve, Th. Gautier, die beiden Musset, Gérard de Nerval, Alfred de Vigny, Rodier u. a. „Auch das Ausland wurde in Kontribution gesetzt: die gesamten Erzählungen E. T. A. Hoffmanns — in 20 Bänden! — hatte Loeve-Weimars zu übertragen, und sie erhielten einen Reiz, der heute noch vorhält . . ." Mit Loeve-Weimars stand Heinrich Heine in nahem Verkehr, durch ihn wurde er auch bei dem Hohepriester des Romantismus eingeführt, von dem er bald den Auftrag erhielt, die Briefe an die Augsburger Allgemeine Zeitung ins Französische zu übertragen. Im Jahre 1833 erschienen sie in einem Bande unter dem Titel „De la France". Das Buch fand keinen Anklang. „Renduel hatte sich bereit finden lassen, die Werke Heines in sechs Bänden anzukündigen, um bei dieser Gelegenheit auch den ersten Mißerfolg auszugleichen. So erschienen 1834 ‚Les Reisebilder' in 2 Bänden als Band II und III, das frühere ‚De la France' mit einem neuen Titelblatte ‚La France' als Band IV und ‚De l'Allemagne' mit der Vorrede vom 8. April 1835. Band I hat nie das Licht der Welt erblickt, und die anderen blieben zum großen Teile, wie der Titel es ankündigte, da: bei Eugen Renduel". 1840 zog sich dieser, durch die französischen Romantiker reich geworden, aufs Land zurück, versuchte noch Charpentier als Verleger für Heines Werke zu finden, doch ohne Erfolg. Erst in Michel Lévy fand Heine seinen zweiten Renduel, in dessen Verlage dann, freilich viel später, die „Oeuvres complètes de Henri Heine" in 17 Bänden erschienen sind. Die Beziehungen des Dichters zu seinem ersten französischen Verleger blieben indessen bis zum Tode Heines freundschaftlicher Art. — In einer kurzen Abhandlung über „Goethe und die münchner Lithographie" stellt Th. Stettner die Urteile und Rezensionen zusammen, mit denen Goethe das Werk Senefelders förderte. Vor allem über die von Strixner lithographierten Randzeichnungen Dürers zum Gebetbuch Kaiser Maximilians wie über Neureuthers Randzeichnungen zu seinen Balladen und Romanzen war Goethe hocherfreut.

Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte. (Berlin.) II, 3. Mit Benutzung ungedruckter Briefe schildert Erich Petzet die Beziehungen zwischen „Goethe und Macco" in dem Lebenslauf des letzteren. Alexander Macco wurde am 29. März 1707 in Cregglingen an der Tauber geboren und zeigte schon früh Talent zur Malerei. Seine münchener Studien setzte er in Rom fort, wo er in den Jahren von 1787—1789 sich aufhielt und zum ersten Male mit Goethe zusammentraf. Auf diese glücklichen Jahre folgte ein unruhiges Wanderleben. Französischer Einfluß wirkte in Paris auf Maccos Kunst; kurze Zeit lebte er dann in Berlin, um sich nach mannigfachem Wechsel 1807 wieder in Paris einzufinden, wo er mit dem weimarischen Gesandten Friedrich von Müller in nähere Berührung kam. Rastlos zog er dann von Stadt zu Stadt, lebte in München, Prag, Wien, Hamburg und Frankfurt am Main. Hier knüpften sich durch den Verkehr im Hause des französischen Gesandten Karl Reinhard die Beziehungen zu Goethe, um deretwillen Macco allein noch fortlebt. Er war einer der ersten, die dem Dichter eine bildliche Darstellung des „Charon" im Anschluß an das gleichnamige, aus dem Neugriechischen übersetzte Lied Goethes sandten, und fand mit seiner Oelskizze Goethes wärmste Anerkennung. In Weimar lebte er daraufhin einige Zeit, in Goethes Hause ein häufiger Gast, fand aber sonst als Künstler nicht die Aufnahme, die bei seinem idealen, ernsten Streben ihm zu gönnen war. Um das Jahr 1851 starb er, hoch an Jahren, nach einem vielbewegten, an Erfolgen wie an Enttäuschungen reichen Leben. — An die schwäbischen Litterarhistoriker richtet Heinrich Heidenheimer eine Frage, die genauere Antwort darauf begehrt, was alles

neben der schottischen Ballade vom eifersüchtigen König auf Uhland einwirkte, als er seine Ballade „Des Sängers Fluch", diesen „Hymnus auf das Freiheitsrecht charaktervollen Innenlebens" aussann und formte. Der Verfasser glaubt, daß Uhland, erfüllt von leidenschaftlich vaterländischer Empfindung und von vaterländischen Stoffen, sich nach gleichartigen Schöpfungen in der Vergangenheit umgethan und eine Erinnerung aus seinen Studienjahren neu belebt habe. Es ist dieses die Verherrlichung Reuchlins, deren Autor sich Eleutherius Byzenus, d. h. den Freiheitssänger, nennt, und unter dem wohl kein anderer als Hutten zu verstehen ist. Daß Uhland den „Triumph Reuchlins" kannte, steht außer Zweifel, und so können wir, schließt Heidenheimer, mit froher Genugthuung annehmen, „daß der lodernde Zorn gegen die Unterdrückung echten Menschentums, wie er im 16. Jahrhundert in Flammen sich ausgesprochen hatte, wieder auflebte in der Seele eines hohen Kämpfers für Freiheit und Ehre, für Recht und Charakter". — Ueber eine „Umbildung des Motives vom Entzauberungskuß" in der altfranzösischen Epik bringt M. Weyrauch eine kleine Notiz, während Felix Lindner „die Beziehungen des Ortnit zu Huon von Bordeaux" weiter aufdeckt.

„Lenau." Von Eduard Castle (Die Zeit, Wien; Nr. 410).

„Der Pfarrerstand in dem Roman ‚Der Pfarrer von Breitendorf'." Von Max Christlieb (Die Christliche Welt, Marburg; 1902, Nr. 32). „Ich gebe ohne weiteres zu, daß all die widerwärtigen Typen von Pfarrern, die Polenz in seinen Nebenfiguren giebt, nicht bloß möglich, sondern dutzendweise thatsächlich vorhanden sind. Aber ich frage: Sind denn alle Pfarrer so? Giebt es keine andern? Ist mit diesen Typen wirklich das Ganze des Pfarrerstandes umrissen?"

„Was wissen und besitzen wir von Shakspere?" Von M. Eimer (Erwinia, Straßburg i. E.; IX, 10).

„Shelley." Von Karl Federn (Die Zeit, Wien; Nr. 409 und 410).

„Die Homosexualität im Drama der Gegenwart und der Zukunft." Von Hanns Fuchs (Die Kritik, Berlin; Nr. 215). Dramen, in denen das homosexuelle Problem gestreift wird, sind: Paul Heyses „Hadrian", Adolf Wilbrandts „Reise nach Riva", Elisar von Kupffers „Narkissos", Hermann Bahrs „Die Mutter" u. a., das einzige Drama der Neuzeit, in dessen Mittelpunkt das Problem steht, ist Dilsners Tragödie „Jasminblüten", ein künstlerisch nicht gerade bedeutendes Tendenzstück.

„Nicolaus Lenau." Von O. Fr. Gensichen (Ueber Land und Meer; 44, 45).

„Amalie Skram" [vgl. LE III, 1568]. Von Anselm Heine (Dokumente der Frauen, Wien; VII, 9 u. 10).

„Die lyrische Parität der deutschen Katholiken." Von Willy Hellpach (Die Zeit, Wien; Nr. 409). Der „Musenalmanach der katholischen Studentenschaft Deutschlands" (München 1902, Rudolf Abt) erweckt beim Verfasser den Gesamteindruck: „moderne Technik und kirchlich approbiertes Fühlen und Glauben — beides unverbunden nebeneinander."

„Frau Bozena Viková-Kunětická." Von J. S. Machar (Dokumente der Frauen, Wien; VII, 8). Frau Bozena Viková ist eine böhmische Schriftstellerin, die in ihren Romanen („Die Medrická", „Die Auflehnung") den Mutterberuf der Frau zum Thema gewählt hat. Sie schrieb außerdem noch einige Dramen („Unbekanntes Festland", „Ballast", „Was war . . .") und Reisebilder aus der Schweiz.

„Der Zufall in der Kunst." Von Eduard von Mayer (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; II, 8). „Sobald wir nicht mehr unterhalten, sondern ergriffen werden sollen, weisen wir unwillig jeden Zufall ab, der mehr zu sein beansprucht, als eine beliebige Gelegenheit des Lebens, der sich vermißt, bestimmend und entscheidend in den Gang der Geschehnisse einzugreifen."

„Nicolaus Lenau." Von Franz Mehring (Die Neue Zeit, Stuttgart; XX, 19).

„Nicolaus Lenau." Von Th. H. Pantenius (Daheim, Leipzig; 38, 45).

„Verlästerte Bücher" [Vera, Eine für Viele; Grete Meisel-Heß, Fanny Roth]. Von Gabriele Reuter (Dokumente der Frauen, Wien; VII, 8). „Zwei Bücher, die weniger als Einzelprodukte denn als Symptome von Gesamterscheinungen, weniger als Kunstwerke denn als bedeutsame Zeichen bestimmter Kulturströmungen unser Interesse erwecken müssen."

„Heinrich Vierordt." Von Christian Schmitt (Erwinia, Straßburg i. E.; IX, 11).

„Dürfen wir den Kindern Hebels Erzählungen unverstümmelt in die Hand geben — oder nicht?" Von A. Volquardsen (Jugendschriften-Warte, Hamburg; X, 8). Der Verfasser bejaht die Frage.

„Der Niedergang Rudyard Kiplings." Von M. Wilhelm (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; II, 9). Selbst eine wohlwollende Kritik könne den neueren Leistungen Kiplings den hohen Wert seiner früheren Schriften nicht beimessen.

„Reliquien von Nicolaus Lenau." (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXII, 10.) Zwei bisher ungedruckte Gelegenheitsgedichte.

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Die August-Nummer der „Quarterly Review" zeichnet sich durch ihren höchst interessanten Inhalt aus. Eine neue Epoche bedeutet die Zulassung eines mit dem Autornamen gezeichneten Aufsatzes über Charles Dickens von dem Dichter und Kritiker Algernon Charles Swinburne. Zum ersten Male wird hier in der Quarterly Review die sonst streng beobachtete Regel der Anonymität durchbrochen. Swinburnes Artikel ist reich an scharfsinniger, einschneidender Kritik und ein glühender Lobgesang auf Dickens Genius. Nach seiner Meinung ist „Barnaby Rudge" eine Dichtung fast ohne Fehl und Tadel. Ihr Humor gemahnt den Leser an Shakspere, vielleicht gar an Aristophanes. Die tragische Gewalt des Buches ist bedeutend und der geschichtliche Hintergrund ganz bewundernswert. Auch die Romane „David Copperfield" und „Martin Chuzzlewit" schätzt Swinburne sehr hoch; den ersten charakterisiert er als eins der Meisterwerke, denen die Zeit nur neue Reize und ungeahnten Wert verleihen kann. Er lasse sich nur mit „Tom Jones" vergleichen, den uns das Genie Fieldings schenkte. „A tale of Two Cities" (Zwei Städte) ist unter den dickensschen Werken am genialsten und dramatischsten erfunden und aufgebaut, während „Hard Times" (Harte Zeiten) in sittlicher, pathetischer und humoristischer Beziehung fast unübertroffen ist. „Great Expectations" (Große Erwartungen) steht neben „David Copperfield", doch ist die ersterwähnte Geschichte die schönere von diesen beiden, in denen Tragödie und Komödie, Traum und Wirklichkeit des Lebens mit einer fast shakspearischen Kraft und Technik in eins verschmolzen sind. Bei der Besprechung einzelner Szenen, denen das Element unbestreitbarer Größe innewohnt, sagt Swinburne, daß Rogue Riderhoods Auferstehung in „Our Mutual Friend" (Unser gemeinsamer Freund) ohne Gleichen dastehe, eine der großartigsten Schöpfungen, die je ein Meister der Dichtkunst ersonnen, eine Szene, deren fürchterlicher Humor den Leser in gleicher Weise bei der ersten und hundertsten Lektüre überwältige. Zu einer Zeit, in der es leider Mode ist, Dickens zu unterschätzen, kommt dieser Aufsatz sehr erwünscht. — In einem Artikel über Dichtungen, deren Schauplatz Indien ist (The Romance of India), beweist der Verfasser, wie wenig wir über diesen Gegenstand wissen, und drückt den Wunsch aus, Rudyard Kipling möchte seine Rolle als Generalinspektor des britischen Reiches — so hat man ihn jüngst genannt — aufgeben und den Rest seines Lebenswerkes Indien widmen. Er könnte dann mit seinen Büchern dazu beitragen, den tiefen Abgrund zwischen morgen- und abendländischen Anschauungen zu überbrücken. — Eine Abhandlung über „Das goldene Zeitalter der englischen Prosa" bricht eine Lanze für die große Bedeutung der Prosaschriftsteller des frühen 17. Jahrhunderts, das mit Hooker und Bacon anfing und mit Barrow und South aufhörte. — In der „Edinburgh Review" (August) steht ein Aufsatz über „englische Vaterlandsdichtung". Das ganze Gebiet von den alten

Balladen aus dem 15. Jahrhundert bis zu den jüngsten Erzeugnissen der zeitgenössischen Dichter wird in Betracht gezogen. Vielleicht der wertvollste Teil beschäftigt sich mit der modernen Kriegspoesie. Das Resultat ist, daß die modernen Dichter bessere Kriegslieder schreiben, wenn sie von ihrem Gegenstand zeitlich getrennt sind, und daß in unsern Tagen nicht die größten Dichter die beste Kriegspoesie liefern. — Ein ebenso interessanter Artikel behandelt etwas kühl und von oben herab das neuere englische und französische Drama. Bei jenem konstatiert der Verfasser einen Mangel an Ideen, bei diesem eine geistige Hypertrophie. Jedoch enthält diese Kritik wohl nur ein Körnchen Wahrheit, neben einem Scheffel Uebertreibung. — In der „Fortnightly Review“ (August) finden wir einen gedankenreichen Aufsatz von Walter Sichel über „Phasen der Dichtkunst“ (Some phases in Fiction), worin er Wesen und Art der heutigen englischen Dichtung aus dem ganzen Zeitalter zu erklären sucht, dem Zeitalter der wissenschaftlichen Maschinenarbeit, des Verkehrs, des Selbstbewußtseins, der Nervosität, der Demokratie, der hysterischen Entartung. Aber, so fährt er fort, es ist auch das Zeitalter des Gedankens, der Trauer und des Mitleids. Die Leichtigkeit des Verkehrs hat das Weltbürgertum vermehrt und damit das Heimatsgefühl zerstört; die fortschreitende Entwicklung des weiblichen Geschlechts hat einen außerordentlichen Zuwachs an Romanschreiberinnen bewirkt: all diesen Faktoren schreibt er den Verfall des Humors und den Mangel an Zielbewußtsein im modernen Roman zu. Hand in Hand damit geht ein vermehrtes Mitgefühl für das Leiden, aber auf den großen Romancier der Zukunft müssen wir noch immer warten. — „The Nineteenth Century“ bringt als einzigen Beitrag von litterarischer Bedeutung eine Würdigung des älteren Dumas von Charles A. Swinburne. — Das „Cornhill Magazine“ persifliert in einem geistreichen anonymen Artikel eine erdichtete „Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens, daß Shakspere Bacon war“. St. Albans, wo Bacon begraben liegt, soll ein neues Stratford am Avon werden.

Das wichtigste Buch des Monats in litterarischer Beziehung ist Herbert Pauls „Matther Arnold“ (English men of letters series, Macmillan). Es enttäuscht und sieht nach Tagelöhnerarbeit aus. Es enthält zu viel unnötige Kritik der poetischen und prosaischen Schriften Arnolds, und zu wenig von seiner Persönlichkeit. Arnold wird als Dichter und als litterarischer Kunstrichter fortleben. Seine kritische Arbeit ist selbständig, eindringend, klar, wohlwollend und gerecht. Als Poet giebt er nur den Allergrößten etwas nach. Wir wollen ihm nicht vergessen, daß er es war, der vor fast 50 Jahren auf die Notwendigkeit der Umgestaltung des höheren Unterrichts in England hinwies. Erst heute beginnen wenige erleuchtete Männer diese Notwendigkeit einzusehen, und wahrscheinlich wird es noch ein halbes Jahrhundert dauern, ehe die neue Ordnung, wenn sie uns bald gewährt wird, ihre Früchte tragen kann. Arnold war ein großer Verehrer des deutschen Erziehungssystems, ja er war förmlich darein verliebt. Es mag uns gestattet sein, wieder an seinen berühmten Ausspruch zu erinnern: „Den französischen Universitäten fehlt Freiheit, den englischen Wissenschaft; die deutschen besitzen beides.“

Der neue Band der Encyclopaedia Britannica enthält die Artikel über Deutschland bis zur Gegenwart; über seine Geschichte schreibt J. W. Headlam, über seine Litteratur J. G. Robertson und über seine Geographie Dr. Mill. — Mr. Carnegie, dessen Millionen England so manche seiner Lesehallen verdankt, hat Lord Aktons Bibliothek von nahezu 100000 Bänden angekauft und sie Mr. John Morley zu absolut freier Verfügung geschenkt. — Dem Urheber und Eigentümer des Dictionary of National Biography, Mr. George Smith, haben Freunde in der Krypta der Paulskirche eine Gedenktafel errichtet.

Unter den neuesten Romanen ist der bemerkenswerteste „The conquest of Charlotte“ (Charlottens Eroberung) von David Meldrum (Blackwood). Der darin vorkommende Bösewicht ist eine der interessantesten Figuren, deren wir uns aus der neueren Litteratur entsinnen können. Er ist ein witziger Thunichtgut, dem es mit seinen bösen Streichen nie um den eigenen materiellen Vorteil zu thun ist. — „Holy Matrimony“ (Heilige Ehe) von Dorothea Gevard (Methuen) soll zeigen, daß weder Liebesheiraten ohne Geld noch Geldheiraten ohne Liebe das rechte sind und zum Glücke führen. Der Weisheit letzter Schluß scheint zu sein: wir müssen unsere Ansprüche herabmindern und den naserümpfenden Nachbarn mutig ins Auge sehen. Die Verfasserin malt die Gesellschaft einer kleinen österreichischen Stadt, wo die Lebensverhältnisse ganz andere sind als in England. Obwohl es besser sein mag, nicht ohne Geld zu heiraten, so braucht der Grund dafür doch nicht einzig die Furcht vor der Verachtung der Nachbarn zu sein. — „An English girl in Paris“ (Eine Engländerin in Paris, Lane) ist hell und amüsant geschrieben; der anonyme Verfasser kennt Paris und seine Bewohner genau. — „The Sea Lady“ (Die Meerfrau) von H. G. Wells (Methuen) ist die unterhaltende Erzählung von einer Seejungfer, die sich bei einer an der See wohnenden biederen Bürgerfamilie einlogiert. Die daraus erwachsenden Verwicklungen werden mit viel Humor vorgeführt. — „Love with Honour“ (Liebe mit Ehre) von Charles Marriott (Lane) ist die Geschichte eines jungen Mannes, der die Vorteile des Reichtums um ein freies Wanderleben fahren läßt. Glücklicherweise trifft er eine Maid mit ähnlichen Anschauungen. Die Landleute in dieser Erzählung sind etwas zu akademisch gezeichnet.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

Das bevorstehende Alfieri-Jubiläum wird man als die äußere Veranlassung einer Veröffentlichung Ernesto Masis über „Asti und die Alfieri in den Erinnerungen der Villa von San Martino“ (Florenz, Barbèra 1902) betrachten dürfen, aus der die „Nuova Antologia (1. August) ein Kapitel zum besten giebt. Es belehrt uns, daß die Vorfahren des großen Tragikers schon im 13. Jahrhundert eine bedeutende und ehrenvolle Rolle in der Geschichte ihrer Vaterstadt gespielt haben, deren Chronik ein Ogerio Alfieri geschrieben hat. — In den letzten sechs Nummern der „Roma letteraria“ berichtet Domenico Ciàmpoli über die von ihm in der hiesigen Viktor-Emanuel-Bibliothek entdeckten Fragmente der verlorenen Ilias-Uebersetzung des Cinquecentisten Niccolò Franco. Der bissige Nebenbuhler Pietro Aretinos, vor dessen Epigrammen die römischen Kardinäle sich nur dadurch zu retten wußten, daß sie ihn dem Galgen überantworteten, hatte seine Uebersetzung der 24 Bücher der Ilias in ottave rime 1568 vollendet. Das Manuskript gelangte in den Besitz des Kardinals Santoro und später in denjenigen Clemens XI. Albani. Der Bibliothekar der albanischen Bibliothek, Cicconi, schrieb etwa 300 Strophen ab, die nach seiner letztwilligen Verfügung in die Bibliothek des Collegium Romanum gelangten. Die Handschrift Francos ist mit den übrigen Manuskripten der albanischen Bibliothek bei der Ueberführung nach Berlin ein Opfer des Meeres geworden. — Im Augusthefte der vom Ritter Leo S. Olschki umsichtig geleiteten Monatsschrift „La Bibliofilia“ bespricht R. Garnett, der frühere Leiter des „British Museum“, die erste Ausgabe des spanischen Ritterromans „Amadis di Gaula“ (Saragossa 1508), die erst 1872 in Ferrara entdeckt worden ist, während bis dahin die römische Ausgabe von 1519 als editio princeps galt. — In demselben Hefte der „Bibliofilia“ untersucht der Herausgeber die in der Tagespresse unverdient gepriesene Bedeutung der von Boynich zusammengebrachten Kollektion unbekannter und verlorener Bücher, deren Wert er

als sehr gering veranschlägt. — Im florentiner „Marzocco“ (10. August) gedenkt F. Tocco der litterarischen Verdienste des kürzlich verstorbenen Senators und langjährigen mailändischen Gemeinde-Oberhauptes Gaëtano Negri, dessen Geschichte des Julian Apostata einen so großen Erfolg gehabt hat, daß die erst vor wenigen Monaten erschienenen ersten beiden Auflagen bereits vergriffen sind. „Man kann unbedenklich behaupten,“ sagt Tocco, „daß niemand den litterarischen Essai erfolgreicher kultiviert hat — jene Gattung des Schrifttums, die einen bekannten Gegenstand unter neuen Gesichtspunkten behandelt und, ohne ihn ganz zu erschöpfen, in seinen wesentlichsten Zügen zur Anschauung bringt. Die ‚Rumori mondani‘, die ‚Segni dei tempi‘ und seine anderen Werke, in denen die wichtigsten Zeitfragen behandelt sind, werden einen Platz in unserer Litteratur behaupten .... Der Roman, der die größte Aufmerksamkeit erregte, die Schrift, die die brennendsten Fragen der Gegenwart behandelte, waren für Negri eine Handhabe, um seine Ansicht auszusprechen, die ausnahmslos den Vorzug der Neuheit und Originalität hatte und oft eine Harmonie unter den widersprechendsten Anschauungen herstellte.“ — Es dürfte übrigens interessieren, daß Negri den Struwwelpeter ins Italienische übersetzt hat; die Uebersetzung erschien unter dem Titel „Pierino-Porcospino“ bei Rütten und Loening in Frankfurt a. M. — Einen begeisterten Hymnus auf den „Dichter Roms“, Goffredo Mameli, bringt dieselbe Nummer des „Marzocco“ aus der Feder Diego Angelis, der das Buch A. G. Barrilis über die „veröffentlichten und unveröffentlichten Schriften“ des Dichters als nicht ganz seiner Aufgabe entsprechend bezeichnet. Mameli, der am 3. Juli 1848 bei der Verteidigung Roms gegen die Franzosen unter den Augen Garibaldis den Heldentod starb, hatte nach Angeli „mitten unter den leidenschaftlichen Regungen, die das Herz des aus dem Jünglings- in das Mannesalter Tretenden erfüllen mußten, klar erkannt, wer seine große Geliebte sein werde, und mit dem ganzen Enthusiasmus seiner zwanzig Jahre, mit dem ganzen Feuer seiner Dichterseele eilte er zu ihr, um ihr seine Jugend und seine Träume zum Opfer zu bringen .... Er war nach Rom geeilt im Rausche eines Verliebten. Rom hatte er aus der Ferne angebetet, in seinen Träumen angerufen, im Gebete mit Verehrung umgeben, in seinen Hymnen gefeiert, und am Ende war er, wie ein fahrender Ritter und Troubadour nach der ewigen Roma geeilt, um im ersten Kusse der großen Geliebten den Tod zu finden.“

Obwohl nicht in einer litterarischen Zeitschrift erschienen, darf hier auch einer seltsamen Zusammenstellung Erwähnung gethan werden, die der Soziologe Achille Loria in einem Buche über Karl Marx vornimmt. Er findet eine Anzahl Berührungspunkte zwischen dem Vater des wissenschaftlichen Sozialismus und der materialistischen Geschichtsauffassung und — dem Verfasser der Göttlichen Komödie. Beide waren nach Loria „Aristokraten“; und beide mußten in die Verbannung gehen, weil von Nebenbuhlern befehdet und angeklagt (?). Beide schöpften aus dem Leben im Exil die Kraft, die aus dem einen den Propheten des Mittelalters, aus dem anderen den Philosophen der Negation machte, „der im Gewande der Legende den fernsten Nachkommen lebendig erscheinen wird“. Die „Göttliche Komödie“ ist eine Kritik der mittelalterlichen Gesellschaft, wie das „Kapital“ eine Kritik der heutigen, und in beiden Werken sind die Urteile nicht selten herbe und parteiisch. Dante versenkt sich behufs allgemein verständlicher Kritik seiner ganzen Zeit in das Studium der Philosophie, Physik, Theologie, Astronomie, Philologie, Geschichte und macht sich an sein Riesenwerk mit dem Rüstzeuge sämtlicher Wissenschaften seiner Zeit. In der gleichen Absicht macht sich Karl Marx an das Studium der mathematischen, historischen und Naturwissenschaften. Er ist ein Parteigänger des Sozialismus; aber — fragt Loria — ist Dante nicht als ein mittelalterlicher Sozialist zu bezeichnen? Er, der laut nach dem Eingreifen des Kaisers ruft, um der bürgerlichen Zerrüttung zu begegnen? „Marx ist der Dante des Sozialismus und ‚das Kapital‘ ist das geweihte Poem der sozialen Erlösung“ (!). Man sieht, wohin die Sucht nach gelehrter Originalität sich verirren kann.

Aus Anlaß des Geburtstages Giosuè Carduccis hat E. Checchi im „Fanfulla della Domenica“ eine knappe Skizze der dichterischen Persönlichkeit Carduccis entworfen. Er knüpft daran einen Wunsch, der vielseitiger Zustimmung begegnet, daß nämlich Carducci sich entschließe, die autobiographische Litteratur Italiens um ein klassisches und zweifellos verdienstvolles Werk zu bereichern. „Der Name Carduccis spiegelt das denkwürdige Leben der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wieder. In ihm gipfeln die verschiedenen von ihm ausgehenden dichterischen Schulen und litterarischen Parteien. Die Zeit ist da, in der er das eigene Lebenswerk mit Klarheit überblicken kann, als wenn es ein fremdes wäre, und es würde schön und nützlich sein, wenn die Italiener durch seinen Mund über den zurückgelegten Weg wie über die Wahrscheinlichkeiten, Hoffnungen und Besorgnisse betreffs der Zukunft belehrt werden könnten.“

Die „Società Bibliografica Italiana“ erneuert das ergebnislos gebliebene Preisausschreiben für eine unveröffentlichte Monographie über eine ansehnliche öffentliche oder Privatbibliothek oder eine wichtige Sammlung alter Drucke oder über die Litteratur, die das Leben und die Werke eines hervorragenden Schriftstellers der Zeit vor 1880 behandelt. Der Preis beträgt 500 Lire; Einreichungstermin ist der 31. Juli 1903 (Brera-Bibliothek in Mailand).

Rom. *Reinhold Schoener.*

Holländischer Brief.

Unterhaltend und in dem Tone herzlichster Verehrung plaudert Cyriel Buijsse über seinen Freund Maurice Maeterlinck („Den Gulden Winckel“, Juli); er erzählt, wie in ihrer Vaterstadt Gent die zuerst von Octave Mirbeau verkündete Botschaft von der phänomenalen Bedeutung des Dichters durchgängig auf Unglauben gestoßen sei, der sich dann in allerhand Scherzen Luft gemacht habe. Der Skizze Buijsses ist der Versuch einer Maeterlinck-Bibliographie beigegeben. — W. Kloos rühmt den Vlamen Herman Teirlinck wegen seiner kürzlich erschienenen Schrift „De wonderbare wereld“ (Amsterdam 1902, C. A. J. van Dieshoek) und erweist ihm die Ehre, ihn neben Guido Gezelle und Stijn Streuvels zu stellen („Nieuwe Gids“, August). Wie sich die Sprache dieser vlämischen Schriftsteller aus einem obskuren Provinzialdialekt im wesentlichen zum reinen holländischen Idiom entwickelt habe, so wollen sie auch etwas anderes sein, als Nachzügler der sentimentalen oder romantischen, klassizistischen oder quasi-populären Richtungen, die ehedem die Litteratur der südlichen Niederlande beherrschten. — Ausführlich schreibt Gerrit P. Bakker über Sven Langes Roman „Ujaerten Gaerninger“ und macht den Versuch, dem Schriftsteller seinen Platz in der Entwicklung der dänischen Litteratur anzuweisen („Gids“, August). — G. Hulsman, reformierter Pfarrer von Zandvoort, bringt seine interessante und fleißige Studie über Henrik Ibsen in den „Stimmen für Wahrheit und Friede“ (Juli) zum Abschluß (vgl. Sp. 1414): Ibsen ist ihm der Mann der Hybris, des prometheischen Zweifels an einer unsichtbaren Welt und ihren Offenbarungen, zugleich aber eine in ihrer unerbittlichen Strenge anziehende Erscheinung. — Eine interessante Skizze entwirft M. G. L. van Loghem, der Herausgeber der Zeitschrift „Nederland“ und selbst ein — besonders unter dem Namen Fiore della Neve — angesehener Schriftsteller, von Paul Bourget und seinen Romanen („In Mannen en Vrouwen van Beteekenis“; vgl. LC III. Sp. 1284). — W. G. C. Bijvanck beginnt in einer Serie

von Skizzen, die er als „Profile“ bezeichnet, mit dem italienischen Schriftsteller Antonio Camelli, der nach seinem Geburtsorte „Il Pistoja“ genannt wurde, und der am Hofe des Ercole d'Este die Rolle halb des Hofdichters, halb des Hofnarren spielte („Gids“, August). — R. P. J. Tutein Nolthenius, einer der Redakteure der Zeitschrift „De Gids“, ein Schriftsteller, der nicht ohne Beeinflussung durch die in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas gewonnenen Eindrücke nicht müde wird, dem holländischen Volk ein neues Ideal von Größe vorzuhalten, schreibt („Gids“, Juli) über eine Sammlung von Aufsätzen, die Theodore Roosevelt, der gegenwärtige Präsident, jüngst herausgegeben hat, und die in holländischer Uebersetzung und mit einem Vorwort von J. de Hoop Scheffer soeben erschienen ist (Haarlem 1902, Vincent Loosjes). Er dürfte sie litterarisch nicht gerade hoch einschätzen, da er bei der Wertung Roosevelts als Autor in Betracht gezogen wissen will, daß der amerikanische Schriftsteller mit einem aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzten, durchaus nicht auf dem gleichen Niveau stehenden Publikum zu rechnen habe. — Es mag schließlich aus der Zahl der Beiträge, die der außerholländischen Litteratur gewidmet sind, eines umfangreichen Aufsatzes von R. D. Nanta gedacht werden („Tijdspiegel“, August), der sich mit Robert Hamerling beschäftigt und nach bekannten Quellen seine Lebensschicksale und den Inhalt seiner Werke wiedergiebt.

Die neuerdings wieder eröffnete Diskussion über den Autor des Wilhelmus-Liedes (vgl. Sp. 702) wird fortgesetzt. Mehr und mehr scheint man die Gründe für die Urheberschaft des Philipp van Marnix v. St. Aldegonde für unzureichend anzusehen. Es fragt sich dann aber, wann und wo — ob etwa in Frankreich — der berühmte Nationalsang entstanden ist, und wie viel schließlich Marnix dazu beigetragen hat, um ihm seine jetzige Gestalt zu geben („Holl. Revue“, Juli). — Ueberaus bemerkenswert ist ein Aufsatz von H. Koopmans über die „Sinn- und Minnebilder“ (Sinne- en Minne-Beelder) des Jacob Cats („De XXe Eeuw“, Juli). Der Verfasser sucht den Dichter aus seiner Zeit heraus zu begreifen und giebt so eine wahrhafte und, wie mir scheint, endgiltige Rettung, gegenüber dem üblichen Urteile, das in seiner Frömmigkeit Tartufferie, in seinen plastischen Schilderungen die Aeußerungen pornographischen Hangs und in dem leichten Fluß seiner Diktion Oberflächlichkeit zu erblicken pflegt. Koopmans Betrachtungen über Cats dürften das Tüchtigste, Schönste und Würdigste sein, was über den Dichter geschrieben worden ist.

Die wichtigsten Schicksale aus dem Leben einer Zeitschrift, die das ehrwürdige Alter von 150 Jahren erreicht hat, verzeichnet H. van Leeuwen („Noord en Zuid“, Juli). Es handelt sich um den „Büchersaal der gelehrten Welt“ (Boekzaal der geleerde wereld), der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, christliches Leben zu pflegen, daneben aber auch die zeitgenössische Litteratur berücksichtigte, wie es auch die „Stimmen für Wahrheit und Friede“ (Stemmen voor Waarheid en Vrede) thun, die den „Büchersaal“ abgelöst haben. Wie diese protestantische, so liefern auch die größeren katholischen Zeitschriften („De Katholiek“, „Katholieke Gids“) zahlreiche von Priestern geschriebene Aufsätze litterarhistorischen und ästhetischen Inhalts. — J. B. Meerkerk ergeht sich in Betrachtungen, die er als Nachlese zu Busken Huets und Multatulis Briefen bezeichnet, über den Charakter beider Männer als Briefschreiber („Vragen des Tijds“, Juli-August). Wenn Meerkerk dabei Huet der Unaufrichtigkeit zeiht, so findet diese Zeichnung jedenfalls keine Stütze in den von Huet an van Vloten gerichteten Briefen aus den Jahren 1854 bis 1878, die soeben Albert Verwey herausgegeben und mit einer orientierenden Einleitung begleitet hat („De XXe Eeuw“, Juli und August): das Bekenntnis völliger Gegnerschaft in politischen Anschauungen und praktischer Lebensführung ist geradezu für den Briefwechsel, der aus mannigfachen Gründen, auch wegen Beziehungen zu Multatuli, Interesse bietet, charakteristisch. — Js. Quérido beginnt nunmehr (vgl. Sp. 702) den erfolgreichen Schriftsteller Frans Coenen seiner Kritik zu unterwerfen, und läßt es in seinen Aeußerungen über zeitgenössische Autoren an Betrachtungen nicht fehlen, die eine ungewöhnliche Schärfe der Wahrnehmung und — bei aller Bizarrerie — der Darstellung verraten („Nederland“, August).

Aus der Bücher-Litteratur sei hier des Unternehmens einer Sammlung der zerstreuten Schriften Allard Piersons (vgl. III, Sp. 1066) gedacht (Martinus Nijhoff, 's Gravenhage): gerade diese sind es, wie die Herausgeber, die jüngsten Töchter Piersons, versichern, in denen sich der innere Entwicklungsgang des ausgezeichneten Schriftstellers am deutlichsten offenbare. Was vorliegt, ist ein Band zumeist schon gedruckter Abhandlungen und Reden aus den Jahren 1882 bis 1890, meist litterarischen und ästhetischen Inhalts, die Pierson auf dem Gipfelpunkt seines Könnens zeigen.

Amsterdam. *Max Conrat.*

Norwegischer Brief.

Jonas Lies bekanntes Märchenspiel „Lindelin“ ist vor kurzem zum ersten Male in dem von Björn Björnson geleiteten Nationaltheater aufgeführt worden. Die Aufführung gab der hauptstädtischen Kritik Veranlassung, weitläufige Erörterungen über die technische Behandlung des Märchenspiels im allgemeinen anzustellen. Einige Rezensenten hatten die Forderung aufgestellt, daß im Gegensatz zu dem björnsonschen Standpunkte vorwiegend der dramatisch-ernste Grundton, der sich unter der grotesken Hülle des Märchen- und Zauberspiels verbirgt, klarer und bestimmter unterstrichen werden müsse. Diese Stellungnahme ist von dem angesehenen Referenten des „Dagblad“ in einer längeren Abhandlung sehr energisch angefochten worden. „Das Märchendrama als solches ist in der Regel auf eine groteske Stilführung gestimmt; im Rampenlichte schlägt diese naturgemäß in das farcenhafte Genre über. Hierbei lassen sich logischerweise nicht alle Feinheiten, die der Autor nebenher im Auge hatte, gebührend zur Geltung bringen. Einzelne Züge, die auf tieferen, dramatischen Gehalt hinweisen, geraten leicht in den Hintergrund, ohne daß man der Darstellung hieraus einen Vorwurf machen könnte. Schließlich ist nicht zu vergessen, daß von einer psychologischen Entwickelung, einem fortschreitenden und ergänzenden Aufbau des Charakters in den Märchendramen gemeiniglich überhaupt keine Rede ist.“

Eine biographische Würdigung des Novellisten und Romanschriftstellers Constantius Flood findet sich im „Folkebladet“ (XXIII, 15). Flood, dessen Name auch dem deutschen Publikum durch eine Anzahl guter Uebersetzungen seiner historischen Erzählungen bekannt geworden ist, entstammt einem südnorwegischen Kaufmannshause. Er wurde im Jahre 1837 in Porsgrund geboren, wandte sich zunächst der seemännischen Laufbahn zu, versuchte sich später — als ein körperliches Leiden ihn zum Marineberufe untauglich machte — auf landwirtschaftlichem Gebiet, bis er schließlich in dem großartigen Sagenreichtum der drontheimer Fjelden, wo er als Besitzer eines kleinen Landgutes Aufenthalt genommen hatte, die äußere Anregung für seine spätere, ungemein fruchtbare Bethätigung als Schilderer altnormannischen Lebens erhielt. Floods Erstlingswerk war eine aus lokalem Boden gewachsene Schilderung, betitelt „Listerlandet“ (Das Listerland), der in kurzen Zwischenräumen eine lange Reihe historischer Erzählungen und novellistischer Veröffentlichungen folgte. Als Hauptwerke namentlich auch in künstlerischer Beziehung ragen unter ihnen „Fra Fjeld og Skjaergården“ („Aus den Fjelden und Schären“) (1879), „Novellistiske Tidsbilleder“ (1881), „Ritter & Co.“ (1883), „Under Caperflag“ (1895), hervor. 1893 erschien eine Auswahl floodscher Erzählungen in zwei starken Bänden. In allen Arbeiten begegnen wir einer von

urwüchsiger nordischer Kraft getragenen Naturbegeisterung, feinsinniger Kenntnis der Volksseele und vor allem einem eminenten historischen Wissen.

Ueber einen Besuch bei der ehemaligen Kommunardin und Barrikadenrednerin, nunmehrigen Schriftstellerin und Essayistin Louise Michel plaudert Erik Lie im „Urd“ (76). Die radikale Verfasserin zeigte sich eng vertraut mit den großen nordischen Litteraturströmungen. „Wir bedürfen keiner neuen Revolution, um der Menschheit weitere ethische Werte zu erschließen: die ‚Revolution der Geister‘, die Ihr Ibsen so lebendig skizziert hat, genügt vollkommen, um die Massen langsam und zielsicher vorwärts zu führen!“ war eine ihrer letzten Aeußerungen. — Besonderes Interesse beansprucht schließlich eine gründliche Abhandlung über die eigentümlichen Wechselbeziehungen zwischen der romantischen Litteraturperiode am Eingange des vorigen Jahrhunderts und den damaligen Zeitströmungen im Bereiche der exakten Wissenschaften, speziell der Heilkunde („Kringsjaa“; XX, 2). Der Verfasser führt den Nachweis, daß in derselben Zeit, wo die naturphilosophische Richtung in den litterarischen Bildungszentren Deutschlands eine Pflegstätte fand, auch der medizinische Brownianismus und andere wissenschaftliche Lehren Eingang fanden. Unter der Einwirkung der mit naturphilosophischen Axiomen gesättigten Romantik bildete sich die Medizin zu einer förmlich in romantischem Geiste gepflegten Wissenschaft aus, wovon beispielsweise die seltsamen Anschauungen, die über das Wesen des Mesmerismus und anderer mystischer Heilmethoden im Schwange waren, Zeugnis ablegen.

Christiania. *Viggo Moe.*

Lettischer Brief.

In der Totenliste sind zwei Namen zu verzeichnen, die wohl nie aus der Geschichte der lettischen Dichtung schwinden werden. Am 17./30. April verschied der Nestor der lettischen Dichter Ernst Dünsberg. Er war im Jahre 1816 geboren und hatte sich in jener Zeit, in der die Bildung der Letten noch in den ersten Anfängen steckte, durch Selbstunterricht zur Stellung eines Volksschullehrers heraufgearbeitet. Dann kam er mit der in den Sechzigerjahren hervorbrechenden lettisch-nationalen Bewegung in Berührung, konnte aber in seiner Dichtung den neuen, den lettischen Volksliedern entlehnten Ton nicht finden. Sein Anschluß an die Vorkämpfer der nationalen Idee veranlaßte seine zeitweilige Ausweisung aus der Heimat. Seine unermüdliche litterarische Thätigkeit, der man gegen 100 Bücher zu verdanken hat, gehört bereits der Geschichte an. Das seit Stender († 1796) in der lettischen Litteratur herrschende didaktische Element hat auch auf seine Dichtung bestimmenden Einfluß gewonnen; es verhalf seinen Arbeiten zu einer weiten Verbreitung in den untersten Volksschichten, beeinträchtigte aber die Ausarbeitung eines einheitlichen Kunststiles. Sein Hauptwerk ist die in freigehaltenen, gereimten Versen abgefaßte Umdichtung von Goethes „Reineke Fuchs“. — Am 23. Juli (6. Juli) starb in Riga Andrejs Pumpurs, neben Auseklis der Begründer der lettischen Nationalpoesie. Er war im Jahre 1841 geboren, war in seiner Heimat als Revisor, Verwalter, Förster thätig, nahm als Freiwilliger am serbischen Befreiungskriege (1876) teil und trat dann in den russischen Militärdienst. Er war einer der ersten, der mit der traditionellen, auf internationaler Basis beruhenden Richtung in der lettischen Kunstpoesie brach und an die Volksdichtung anknüpfte. Er schuf einige Lieder, die gleich den Volksliedern zum Eigentum des gesamten Volkes geworden sind. Es war ihm aber bei seinem bewegten Leben nicht vergönnt, sein dichterisches Talent voll ausreifen zu lassen. Daher wird nur ein verhältnismäßig geringer Teil seiner Werke lebendig bleiben. Unter seinen Dichtungen befindet sich ein auf Grund lettischer Sagen gedichtetes Epos „Lahtschplehsis“, das er als Nationalepos bezeichnet, und das sein umfangreichstes und wertvollstes Werk ist.

Die im Juni veranstalteten Versammlungen der lettischen wissenschaftlichen Kommission in Riga boten abermals ein allseitiges Bild der lettischen Kulturbestrebungen. Es ist charakteristisch, daß die Vorträge im Gegensatz zu den früheren Jahren ausnahmslos die Kulturerscheinungen der neuesten Zeit behandelten. Aus ihnen war zu ersehen, daß sich im Leben der nationalistische, in der Kunst der ästhetische, in der Pädagogik der psychologisch-methodische Gesichtspunkt durchsetzen will.

Die lettische Journalistik hat einige Veränderungen erfahren. Der Redakteur des „Baltijas Westnesis“, Fr. Weinberg, hatte sich durch seinen radikal-nationalistischen Standpunkt den Deutschen gegenüber bei den Stadtverordnetenwahlen im vorigen Jahre, die den lettischen Bürgern bedeutende Siege brachten, auf der einen Seite einer starken Anhang, auf der anderen Seite heftige Gegner erworben. Auch den Herausgebern des „Baltijas Westnesis“ wurde er unbequem, und sie entließen ihn. Die Deutschen betrachteten das als ein Zeichen, daß die gemäßigte Richtung in der lettischen Presse gesiegt habe. Weinberg reichte aber ein Gesuch zur Herausgabe einer eigenen Zeitung ein und erwarb sich inzwischen zusammen mit anderen den vor einem Jahr gegründeten „Wahrds“. Da sein Gesuch im positiven Sinne entschieden wurde, so trat an Stelle des „Wahrds“ die neubewilligte „Rigas Awise“ (Rigasche Zeitung), von der man die Fortsetzung der radikal-nationalistischen Richtung erwartet. — Auch die Monatsschrift „Austrums“ hat die Herausgeber gewechselt, und es ist zu hoffen, daß in der Zukunft die lettischen Schriftsteller mehr als vorher in dieser Zeitschrift Gelegenheit zur Mitarbeit finden werden.

Im Verlage der wissenschaftlichen Kommission in Riga ist ein Verzeichnis der ins Lettische übertragenen belletristischen Litteratur erschienen, ein Werk, das nach seiner Art und Vollständigkeit seinesgleichen kaum aufzuweisen hat und wohl nur in einer so kleinen, einer Gesamtübersicht sich nicht entziehenden Litteratur, wie der lettischen, möglich ist. Der Journalist M. Arons hat an der Zusammenstellung dieses Verzeichnisses zehn Jahre hindurch ununterbrochen gearbeitet und nicht nur alle einschlägigen Bücher geprüft, sondern auch alle irgendwie zugänglichen lettischen Zeitschriften, Zeitungen und Kalender seit den Anfängen des lettischen Schrifttums durchblättert. Die litterarischen Erzeugnisse, von denen auch die kleinsten Berücksichtigung gefunden haben, sind nach den Autoren alphabetisch registriert, die Uebersetzer, sowie der Ort, wo die Uebersetzung abgedruckt oder wo das betreffende Manuskript (besonders dramatischen Inhalts) aufbewahrt ist, genau angegeben, auch die in der lettischen Litteratur oder Presse erschienenen litterarisch-kritischen Artikel über die betreffenden Autoren oder Werke verzeichnet. In dieser Art sind im ganzen 1467 auswärtige Schriftsteller, von denen Uebersetzungen in lettischer Sprache vorhanden sind, in Betracht gezogen. Unter ihnen sind mehr als die Hälfte (759) Deutsche, 241 Russen, 97 Franzosen, 57 Engländer, 29 Italiener, 24 Schweden, 22 Dänen u. s. w.

Riga. *Reinhold Kaupo.*

Echo der Bühnen.

Breslau. „Kater Lampe“, eine vieraktige Komödie von Emil Rosenow, hat am hiesigen Sommertheater unter der geschickten Regie Alfred Halms einen starken Heiterkeitserfolg erzielt, der allerdings am Schlusse nicht unbestritten blieb. Der 31jährige Verfasser

wurde mehrmals gerufen: für ein Erstlingswerk eine ermunternde Quittung.

Zweierlei ist an dieser Komödie kulturgeschichtlich interessant. Zunächst, daß der Verfasser ein Reichstagsabgeordneter ist, wohl der erste, der sich auf die Bretterwelt begeben hat. Zweitens, daß Rosenow der sozialdemokratischen Partei angehört und es dennoch verschmäht hat, seinen Stoff tragisch und anklagend zu gestalten. Er geht vielmehr jeder ernsten Auseinandersetzung geflissentlich aus dem Wege und rückt sein Sujet, das zu einer sozialen Tragödie großen Stiles geradezu herausfordert, durchweg in eine liebenswürdige, humoristische Beleuchtung. Das Stück spielt in einem Dorfe auf dem Kamme des sächsischen Erzgebirges, wo sich drei scharf geschiedene Bevölkerungsgruppen gegenüberstehen: das seit Jahrhunderten ansässige, nicht wohlhabende Bauerntum, das aber traditionell die Macht hat und sie nicht aus der Hand geben will; die zugezogenen reichen Spielwaren-Fabrikanten, die die Macht erobern wollen; und zwischen diesen, gleichsam die geduldigen Puffer, die armseligen Spielwarenschnitzer, die sich, obwohl die ganze Familie bis zu den kleinen Kindern bei der Arbeit hilft, durch ihre Hausindustrie nur sehr kümmerlich ernähren und allmählich von den Fabrikanten aufgesogen werden. Das ist ein Stoff, der selbst einen unsozial denkenden Dichter der Bourgeois-Klasse eher zu einer Art Weberdrama getrieben hätte. Und so bietet uns diese Komödie ein weiteres Anzeichen für die gesunde Mauserung der einst so fanatischen Arbeiterpartei. Einer ihrer offiziellen Vertreter hat angesichts wirtschaftlicher Zustände, die unser Mitleid herausfordern, das sorgenlösende Lachen nicht verpönt und durch die That bewiesen, daß man noch kein sozialer Barbar und gemütloser Sattbauch zu sein braucht, wenn man in der Kunst ernsten Zuständen auch eine heitere Seite abgewinnt. Rosenow hat die Form der Komödie gewählt, weil nach seiner Aussage die Bewohner des sächsischen Erzgebirges trotz ihrer Armut einen unverwüstlichen Humor besitzen. Aber er wollte doch mehr als ein „bloßes Milieustück" schreiben; es sollte eine Satire in der Art des „Biberpelz" werden. Das ist ihm nicht gelungen. Die Ansätze zur Satire sind so schwach geraten, daß sie von dem breit flutenden Humor sofort verschlungen werden.

An einer humoristischen Episode und ihrer Rückwirkung auf die verschiedenen Gruppen hat Rosenow das Leben und Treiben der Leute geschildert. Die humoristische Episode geht von dem Kater eines armen buckligen Schnitzergesellen aus, der auf der Welt nichts weiter als seine Katze hat. Das Tier richtet in der Gemeinde allerlei Schaden an, zuletzt im Hause des reichen Fabrikanten. Der Ortsvorsteher Ermischer, ein dummer, schlapper Bauer, der nirgends Autorität genießt, will nun endlich einmal zeigen, daß er auch scharf vorzugehen versteht. Er nimmt mit Hilfe des Gemeindedieners und des Gendarmen das Tier gefangen und übergiebt es dem Gemeindediener in amtlichen Gewahrsam. Von den zusammengelaufenen jubelnden Leuten wird er als „Katzen-Ermischer" verhöhnt, wobei es für den vornehmen Humor Rosenows bezeichnend ist, daß er dem billigen Witze, den Ortsvorsteher „Erwischer" zu taufen, aus dem Wege gegangen ist. Im dritten Akt sind wir Zeugen eines solennen Mahls. Der Gemeindediener hat sich durch seine Frau verleiten lassen, dem Kater das Lebenslicht auszublasen; die beiden möchten gar zu gern auch einmal ein Stück Fleisch auf dem Tische haben. Während der Bratengeruch vom Ofen her sich verbreitet, tritt der Gendarm ein. Er wird notgedrungen zum — Hasenbraten eingeladen (der geschraubte Titel „Kater Lampe" würde also besser „Der Dachhase" lauten) und mit ihm der angetrunkene Briefträger. Den Löwenanteil, soweit bei einem Katerbraten dieser Ausdruck angewendet werden darf, verzehrt der Gendarm, der Vertreter der Regierungsgewalt! Als der Geselle, der eine Erbschaft von 20 Thalern gemacht hat, die Verpflegungskosten für sein Tier zahlt und sein Eigentum zurückverlangt, kommt die Geschichte ans Licht. Hier befindet sich neben kleineren Brüchen in der Komödie ein großer Knax. Der Gemeindediener mußte wissen, daß eine amtlich ihm übergebene Katze eines Tages wieder zurückverlangt werden würde, und die Ausrede seiner Frau, daß man armen Leuten keine eßbaren Sachen zur Aufbewahrung geben dürfe, ist keine genügende Motivierung.

Daß der Stoff mehr als dürftig ist, liegt auf der Hand. An dem Versuche, mit ihm vier ausgedehnte Akte zu füllen, mußte Rosenow scheitern. Jeder Akt ist für sich geschrieben und in sich noch formlos. Es fehlt dem Körper das Rückgrat. So zerfällt die Komödie in eine Reihe hübsch, wenn auch sehr breit geschilderter Genrebilder. Die Reminiscenzen an die „Weber" und den „Biberpelz" möchte ich dagegen Rosenow nicht allzustark ankreiden. In seiner Arbeit steckt doch viel Eigenes, und sie macht, obwohl sie künstlerisch nicht eben hoch steht, einen ehrlichen und sympathischen Eindruck.

Acht Tage später ist das Lustspiel Maurice Donnays „La bascule" in der Bearbeitung von Alfred Halm unter dem zu schweren Titel „Irrwege der Liebe" zum ersten Male in Deutschland aufgeführt worden. Das Stück erhebt sich nur stellenweise über das übliche Lustspielniveau. Die Hauptperson, Hubert de Plouha, ist allerdings eine schärfer herausgearbeitete Gestalt, die der Mittelpunkt einer Charakterkomödie hätte werden können, doch das Beiwerk, die Behandlung der Fabel und der gallische Witz, der auch da angewendet wird, wo er nicht zur Beleuchtung, sondern nur als blendendes und nutzlos verpuffendes Feuerwerk dient, drücken die Arbeit immer wieder auf das Niveau eines amüsierenden Lustspiels, fast auf das eines Schwanks herunter. Donnay hat überdies die Manier — man kann dies auch in seinem verunglückten „Le torrent" sehen, der in Breslau bei seiner Erstaufführung durch die Sorma niedergezischt wurde — Moral- oder richtiger Unmoralthemen mit breitem Behagen zu diskutieren. Diesmal hat er die Frage, wie man es anstellt, daß in einer kinderlosen Ehe doch noch Nachkommen gezeugt werden, behandelt, ohne daß ein innerer Zusammenhang mit der Fabel des Stückes erkennbar ist und ohne daß er kurzweilige Formeln hierfür gefunden hätte.

Jener Hubert, die Hauptfigur, ist ein zwischen romantischer Liebe zu einer Schauspielerin und zärtlichster Liebe zu seiner Gattin hin- und herpendelnder Herr. Ein philisterhafter Sünder, ein temperamentvoller Hasenfuß, ein mit Bedenken belasteter Schwerenöter, ein Mann mit einem Wachsherzen, einer, der sich an seinen eigenen Worten berauscht; rasch entflammt, schwach und von einer lebhaften Einbildungskraft, die ihm alle möglichen Streiche spielt. Er philosophiert: Warum soll man seine Gattin nicht wirklich lieben können und dennoch romantischen Abenteuern nachgehen? Das eine ist gesunde Ruhe, das andere ist belebende Aufregung. Eines gewinnt durch das andere. — Der Dichter aber antwortet: Nein. Denn es ergiebt sich die Lage einer bascule, einer Wippe. Auf dem einen Ende des Schaukelbrettes sitzt die romantisch Geliebte, auf dem anderen die legitim Geliebte. Ist die eine oben, so ist die andere unten. Beide zugleich können nicht oben sein. Eine muß leiden, wenn die andere Freuden empfängt. Der Schluß ist, daß Hubert von der klugen Schauspielerin, die der schiefen Situation müde ist, eine derbe Lektion erhält und anscheinend geheilt wird. Wir hören noch (in der halmschen Bearbeitung, und zwar in einer mehr deutschen als französischen Art), daß seine Frau demnächst Mutter wird. Das Stück, das auch in der Bearbeitung einige böse Längen enthält, fand fröhlichen Beifall. Erheblichen Anteil daran hatte die Kunst Ballentins vom Hoftheater in Wiesbaden, der als Hubert mit seinem sieghaften Humor die Herzen der Hörer gewann.

Jacob Scherek.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Kinder des Volkes. Roman von Alfred Bock. Berlin, F. Fontane & Co. 145 S. M. 2,— (3,—).

In der Wahl seiner Stoffe bleibt Alfred Bock sich in gewissem Sinne treu. Eine feste Art läßt sich in der Reihe seiner rasch einander folgenden Novellen und Erzählungen durchfühlen. Es ist die Neigung zu dem Leben und zu den Menschen, die auf der Grenze zwischen Stadt und Land stehen, die sich schon halb und halb von der Scholle losgemacht haben, meist zu ihrem Nachteil, ohne deshalb schon feste Wurzel in städtischer Kultur geschlagen zu haben. Damit geht Hand in Hand die Anwendung einer Redeweise, die zwischen Hochdeutsch und Dialekt wechselt. Das häufige Einstreuen von Idiotismen hilft die Lokalfarben verstärken.

In dem neuesten Roman des Verfassers finden sich eine Menge vortrefflicher Einzelzüge, die seiner sicheren Beobachtung, seiner Menschenkenntnis und seinem Fabuliergeschick von neuem ein gutes Zeugnis ausstellen; als Ganzes betrachtet, hat das Buch indessen etwas unfertiges und läßt den kritischen Leser künstlerisch nicht ganz befriedigt. Das liegt nicht am Inhalt, sondern an der sichtlichen Hast, mit der die Figuren und Ereignisse zu einander in Beziehung gesetzt sind. Das Wort „Roman" wenigstens will zu dieser Vortragsweise nicht recht passen; denn mit diesem Begriff verbindet man von rechtswegen die Vorstellung einer breiten Anlage und erschöpfenden Durchführung. In Bocks „Kindern des Volkes" fehlt es jedoch an der perspektivischen Vertiefung, die ein Roman verlangt. Die Gestalten sind nur flüchtig umrissen und können sich nicht ausleben. Szenen, Skizzen, Vorstudien zu einem Roman enthalten diese Kapitel, aber keinen vollständigen Roman. Der Stoff an sich ist glücklich gewählt, und für die Menschen ließe sich bei gründlicherer Behandlungsart wohl auch noch stärkere Teilnahme wecken, namentlich für die Gestalt des Schulmeister Vollhardt, der zeigt, daß man auch in beschränkten Verhältnissen Persönlichkeit und Charakter entfalten kann und der wiederum ein Beleg dafür ist, daß die moderne Belletristik, nachdem Rosegger gleichsam die Bahn gebrochen, den Stand des Volksschullehrers im höchsten Grade litteraturfähig findet. „Wer" — heißt es gelegentlich in Bocks Erzählung — „zollt dem Volksschullehrer Anerkennung? Die Kinder, die er erzieht und bildet, wissen sie ihm Dank dafür? Kaum, daß sie in den Lebenskampf getreten, ist die Erinnerung an die Schule verblaßt. Und doch bauen alle auf dem Grund, den die Schule in sie legt. Was der Volksschullehrer in mühevoller Arbeit schafft, dringt nicht hinaus in die Oeffentlichkeit. Gewinn und Ehren warten seiner nicht. Die Anerkennung, die ihm die Welt versagt, muß er in sich selber finden. Der Volksschullehrer, der es ernst mit seinem Berufe meint, braucht niemand um Amt und Würden zu neiden, er wirkt an einer vornehmen Stätte, der Bildungsstätte des Volkes. Solche und ähnliche Sätze würden jeder Eröffnungsrede eines Lehrertages zur Zierde gereichen und ein wirkungsvolles Echo sichern.

Darmstadt. *Dr. E. Mensch.*

Der Freihof. Roman von Anton Freiherrn von Perfall. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1901. 360 S. M. 4,—.

Dieser neue Roman des vielschreibenden Anton Freiherrn von Perfall wird wohl nur die Stammgäste der Leihbibliotheken und andere Romanverschlinger befriedigen. Gewiß, das ist ja leicht zu merken: ein Mann von Lebens-, Menschen- und Gesellschaftskenntnis hat ihn geschrieben. Einzelne Teile und Gestalten beweisen es. Das Thema ist das jetzt namentlich bei adeligen Schriftstellern beliebte: Gegenüberstellung des alternden, von Standesvorurteilen zehrenden Adels und des arbeitsamen, vorwärtsstrebenden Bürgertums. Im Mittelpunkt stehen auch hier einige moderne Uebergangsmenschen adeligen Geblüts. Aber Ompteda, Torresani, Strauß, auch die Freiin von Bülow haben diese Dinge schon weit besser dargestellt! Und auch Anton von Perfall hat in dem Roman „Die Sonne" ähnliche Typen und Verhältnisse schon glücklicher gezeichnet als hier. Den Kenner jenes Romans muß es befremden, daß hier dieselben Motive (Rennen mit folgender Première u. s. w.) wiederkehren. Charakteristik und Begründung sind im „Freihof" oft brüchig, widerspruchsvoll und unwahr; die Komposition ist zerfahren. Durch allerlei romanhaften Aufputz, unechte Romantik und sensationelle Elemente wird dem Ganzen nicht aufgeholfen. Der Verfasser schreibt offenbar zu viel und zu schnell, eine Krankheit, an der heute wie immer schon manches Talent zugrunde gegangen ist.

Worms a. Rh. *Karl Berger.*

Der Ruf des Lebens. Eine Erzählung von Karl Rosner. Leipzig, 1902. Hermann Seemann Nachfolger. 191 S. M. 2,—.

Man hat, als vor Jahren der verfrühte Jubel über Robert Kochs Tuberkulin durch die Welt ging, die etwas grausame Scherzfrage gestellt: was wohl künftig unsere Romandichter machen möchten, wenn es keine Helden mit unheilbarer Schwindsucht mehr gäbe? Leider existiert heute noch immer kein Allheilmittel gegen das verheerendste aller Leiden, und unsere Dichter und Schriftsteller dürfen nach wie vor den Typus Doktor Rank zu dankbaren tragischen Konflikten verwenden. Auch Karl Rosners Novelle macht von dieser Lizenz Gebrauch: sein Doktor Cornelius, der in einem Sanatorium zu Aussee noch ein Mal den „Ruf des Lebens" vernimmt, weil ihn die Liebe zu einem Mädchen ergriffen hat, ist solch ein armer Todeskandidat: er endet in den Wellen des Sees, wohin er die Geliebte halb im Wahnsinn mit sich reißt, weil er nicht ertragen kann, daß sie einem anderen gehören und den letzten Rest seines zerfetzten Lebens nicht teilen will. Die behutsame, zarte Pastelltechnik und die abgetönte Sprache, in der diese Geschichte vorgetragen wird, gemahnt an seine Vorbilder der österreichischen Novellistik, an die Ebner, Saar, David. Der leichte Krankenstubengeruch, der die stille Handlung durchzieht, ist vielleicht nicht nach jedermanns Geschmack, aber der Stoff verlangt ihn. Störend wirkt nur im Laufe der Entwicklung eine verfrühte und psychologisch übereilte Liebesszene zwischen dem Mädchen und dem glücklicheren Nebenbuhler des Kranken: sie könnte ohne Nachteil für die sehr lesenswerte Novelle ausgeschaltet werden.

J. E.

Der junge Fellner. Von Ludwig Hirschfeld. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902. gr. 8°. 123 S. M. 2,50.

Dieses Buch ist so schlecht, daß man darauf wenigstens fünf Zeilen verwenden muß. Es ist ein Buch der Jünglingsdränge; ein verunglückter Werther vom Jahre 1902 will darin der Enttäuschung vom Leben Ausdruck geben. Natürlich könnte so ein Buch unerhört fein, vielsagend, andeutungsreich sein, wie es übrigens Emil Strauß Roman „Freund Hein" thatsächlich ist. Aber dieses Buch, in dem mitgeteilt wird, wie ein junger reicher Herr Dichter wird, weil der Papa Geld hat, wie ihn die Frauen enttäuschen und betrügen (wie oft wurde uns das schon vorgesetzt!), wie sich seine guten Freunde nach und nach verlieren, weil der Herr Papa, der als Schwindler entlarvt wird, nicht mehr so viel Geld hat, ist in allen Details eben so kindisch wie im Schluß: der junge Fellner stirbt, weil er vom Papa, der doch noch einiges Geld hat, nichts nehmen will und es für ihn keine Arbeit giebt. Denn warum? — er ist eben der junge Fellner. Genug, genug! Mußte dieses Buch gedruckt werden? Eine Frage

an den rührigen Verlag von H. Seemann Nachfolger, der doch immerhin einige Verantwortung für das Niveau seiner Veröffentlichungen zu übernehmen hat.

Berlin. *W. Fred.*

Von der Wollust und dem Tode. Von Arthur Holitscher. München 1902, Albert Langen. 185 S.

In einer dieser Novelletten — „Das Alter" — versucht jemand, „den Pessimismus als Kunstwerk, mehr als Kunstwerk denn als Lebensanschauung" zu gestalten. Es ist dies zugleich die Arbeit, deren sich Holitscher in allen seinen Novellen unterzieht. Sein Pessimismus stammt nicht aus einer streng durchdachten Philosophie, sondern ist mehr jenes allgemeine Gefühlsprodukt, das man „Weltschmerz" zu nennen pflegt. Die Unzufriedenheit mit dem Leben überhaupt und mit den Widerwärtigkeiten künstlerischen Strebens insbesondere liefert ihm das Grundmotiv. Mag man nun den menschlichen Standpunkt des Autors teilen oder nicht — er gilt vielfach für unfruchtbar und etwas rückständig — jedenfalls wird er hier geistreich und gewandt vertreten. Holitscher ist Artist, im günstigen Sinne des Wortes. Bei aller Delikatesse und Glätte der Darstellung überwuchert bei ihm doch niemals das Formale. Nicht um seines Könnens, sondern um seiner Einfälle und Ideen willen sind die einzelnen Stücke geschrieben. Gern kleidet er sie allegorisch oder parabolisch ein oder folgt den französischen und italienischen Symbolisten, die komplizierte Empfindungen durch primitive Bilder zu deuten versuchen. Viel Eigenes ist in seiner Art, schwache, leidende Menschen anzuschauen und in ihren Qualen den Ewigkeitszug aufzudecken. Im übrigen ist er, wie gesagt, mannigfach von den Romanen beeinflußt, ein wenig von den jungen Wienern, von den Deutschen dagegen so wenig, daß sich deren Sprache, so reizvoll er sie auch behandelt, Holitschers Novellen nirgends organisch verbindet. Bezeichnenderweise ist auch zum Schauplatz der Handlung meist das Ausland gewählt oder doch jedes Lokalkolorit vermieden. Die Stoffe zeichnen sich durch Originalität und glückliche Erfindung aus. Das echt dichterische Streben, jede Wendung des Schicksals, jeden Hauch menschlichen Fühlens nach Kräften zu vertiefen und zu verinnerlichen, bringt die Arbeiten Holitschers in wohlthuenden Gegensatz zu den Produkten unserer banalen Tagesschriftsteller. Wo ausgetretene Wege locken könnten, macht er weite Bogen; er setzt seinen Stolz darein, sich vorwärtszutasten in unerforschte Gebiete und, so oft er auch ins Dunkle, in die Irre oder gar ins Bodenlose gerät, man folgt ihm aus der Ferne mit Rührung und Sympathie. — Der Titel „Von der Wollust und dem Tode" ist ein Fehlgriff. Abgesehen davon, daß er die Grimasse eines bekannten Buches von Maurice Barrès nachschneidet — „Du sang, de la volupté et de la mort" — giebt er auch vom Inhalt der Novellen ein falsches Bild. Von der „Wollust" handelt keine einzige, höchstens von platonischer Sehnsucht. Und auch von der im weiteren Sinne, von der „Wollust zur ganzen Welt", wie sie Dehmel besingt, findet sich kaum eine Spur, vielmehr statt ihrer ein stilles, schwermütiges Verzagen. Eben diese Stimmung aber, die Poesie der Hoffnungslosigkeit und verzweifelten Klage gegen das unerbittliche Fatum kleidet Holitscher in den künstlerisch reifsten Ausdruck.

Dorf Kreuth. *Kurt Martens.*

Die Flinte von San Marco. Lorbeer. Zwei Novellen von Lucy du Bois-Reymond (L. Forster). Berlin, B. Behrs Verlag. 1901. 395 S.

„Die Flinte von San Marco", die umfangreichere der beiden Novellen, ruft schon durch ihren Titel eine unwillkürliche unbestimmte Erinnerung an die Schicksalsdramen wach. Die Novelle selbst giebt dem Titel darin nicht Unrecht: sie macht den Eindruck, als hätte die Verfasserin bei einem älteren italienischen Novellisten ein anregendes Motiv gefunden und eine Paraphrase darüber schreiben wollen. Aber nicht die psychischen Möglichkeiten, die das Motiv umschließt, interessierten sie hauptsächlich. Ihre Phantasie ging vielmehr den Ereignissen der Handlungen nach, die innerhalb der Grenzpunkte des Motivs möglich schienen. Im wechselnden Spiel und Gegenspiel dieser Ereignisse wird das zwingende Walten eines dunklen, unbarmherzigen Schicksals offenbar, das jenseits alles Menschenwillens, alles Menschenwiderstandes thront. So ist trotz aller epischen Breite der innerste Geist dieser Novelle ein dramatischer. Dramatisch allerdings im Sinne der antiken Schicksalstragödie. Dieser Reiz der Novelle, der aus dem Innersten fließt, wird durch eine kraftvolle Energie der Darstellung und eine schlichte und doch verfeinerte Sprache noch erhöht. Und doch kann man sich eines Gefühls des Bedauerns nicht erwehren. Welch reichhaltiges Material hätte diese Geschichte eines Jähzornigen, der ein Leben lang die härtesten Kämpfe gegen seine unglückliche Leidenschaft kämpft und doch durch sie schließlich sich und seinen einzigen Freund ins Verderben stürzt, einer Darstellung geboten, die auf die psychologische Seite des Problems näher eingegangen wäre. Daß die Verfasserin diese größere Aufgabe hätte wagen dürfen, beweist manche außerordentlich scharf und sicher gezogene Linie in der knappen Umrißzeichnung der Charaktere.

Die zweite Novelle „Lorbeer" bringt die Geschichte einer Dichterliebe in antikem Gewande. Die Liebe eines Dichters — eines ungeheuerlichen Temperaments, das im Liede und in der Liebe mit elementarer Gewittermacht daherstürmt, und es gelingt der Verfasserin, uns in ihrer Novelle etwas von dieser dämonischen Macht fühlen zu lassen. Ihre Sprache steigert sich dabei in den Höhepunkten zu eindrucksvoller, fast möchte ich sagen, dichterischer Kraft. Und doch bleibt trotz alledem selbst in den bewegtesten Momenten eine kühle, formende Ruhe fühlbar, die über Gestalten und Ereignisse einen leichten Schleier breitet, und damit deren Lebendigkeit und Unmittelbarkeit abschwächt. Wird L. du Bois-Reymond ihr Können erst einmal in den Dienst eines Erlebnisses stellen, dann wird diese kühle Ruhe schwinden und der Autorin eine reine, künstlerische Wirkung möglich werden.

Wiesbaden. *Josef Kaisler.*

Der gekreuzigte Tannhäuser. Von Hanns Heinz Ewers. Berlin, Carl Messer & Cie. 1901.

Hanns Heinz Ewers hat seinen Namen als Conférencier des wolzogenschen Ueberbrettls weiteren Kreisen bekannt gemacht, und seit dieser kurzen Spanne Zeit liegen auch schon zwei Bücher von ihm vor. Das erste (gemeinsam mit Etzel verfaßt) enthielt Versfabeln (vgl. LE IV, Sp. 16), während bei dem vorliegenden eine präzise Inhaltsangabe schwer fiele. Denn es ist ein ungleichartiges und ungleichwertiges Sammelsurium, das anscheinend in aller Eile einer Skizzenmappe entnommen wurde. Tagessatiren, Lyrik, Tragik, Humor und Gelegenheitsverse greifen hier ineinander, ohne zur Einheit zu werden. Von den undefinierbaren Prosadingern möchte ich allein der gehässig-konstruierten, aber wirksamen Satire „Eine Strafkammersitzung" Wert zuschreiben, vielleicht auch noch der Novelle „Armer Junge", die eine Episode griechischer Liebe mit photographischer, aber unkünstlerischer Deutlichkeit wiedergiebt. Alle übrigen sind zerfahrene Alltagsskizzen, die in eitler Koketterie stets das Erlebnis hervorkehren möchten, und dabei über die bloße Wirklichkeitsmöglichkeit stolpern. Es ist schwer, sich dafür ein dankbares Publikum zu denken. Ausstattung und billige Frivolitäten weisen zwar den „Gekreuzigten Tannhäuser" sinnlich reizbaren Gemütern (Spezies: Lebemännerbibliothek!) zu, denen jedoch die kapriziöse Affektation des Stiles Mißbehagen bereiten dürfte. Und außerdem noch die eingestreute Lyrik, die über den bösesten Dilettantismus nicht hinauskommt.

Es wird sicherlich heute noch viel, viel schlechteres produziert und gedruckt, als dieses Buch, aber ich halte es für notwendig, diejenigen zu warnen, die bei halbem Hinhören den Namen Hanns Heinz Ewers in Ver-

bindung mit Wolzogen, Bierbaum und Liliencron gehört haben. Denn wer an sein schwächliches, humoristisches Talent mit denselben Erwartungen herantreten würde, wie an diese Künstler, würde eine grausame Enttäuschung erleben.

Wien. *Stefan Zweig.*

Bekenntnisse eines Opiumessers. Von Thomas De Quincey. Aus dem Englischen übersetzt von Hedda und Arthur Moeller-Bruck. Julius Bard, Verlag, Berlin, 1902. 231 S. Kart. M. 3,—.

In einer von einem jüngeren berliner Zeichner besorgten Bibliophilen-Ausstattung, die auf stahlblauem Einbandpapier ein vergoldetes Gewirr krummer Rauchlinien zeigt, ist diese neue Bürgschaft der allmählichen Erweiterung deutscher Litteratenbildung erschienen. Durch ein halbarchivarisches Dokument wird hier der englische Spiritualismus, den in seinen älteren Vertretern nach Art Blakes und Shelleys, mit tiefem Eindringen zuerst Rudolph Kaßners treffliche Monographie „Die Mystik, die Künstler und das Leben" (besprochen LE III 178 ff.) wieder dargestellt hat, beleuchtet. In De Quincey ist die theologisch-schulmeisterliche Herkunft der früheren englischen Dichterkaste, ihre lehrhafte Chronistenumständlichkeit, ihr aufklärerisches Polyhistortum, ihr weichlicher Quietismus, zugleich aber ein helles Vermögen seraphischer Lyrik offenbar. Der Magazinmitarbeiter, Miscellenschreiber und scharfsinnige Volkswirtschaftler, der, vierundsiebzig Jahre alt und ganz verarmt, 1859 in Edinburg verstarb, rechnete sich zur Freundschaft der Coleridge und Wordsworth. Diese poetischen Anregungen waren für die Niederschrift seiner „Confessions of an english opium-eater", dem weitschweifigen Tagebuch eines Menschen, der wie sehr viele jener Generation dem Opiumgenuß huldigte, nicht ohne Einfluß. Es sind die Erinnerungen eines Unglücklichen und Melancholikers, der zuweilen prächtige, grauenhafte und orientalisch übermäßige Träume hatte, in deren assoziative Bedingnisse seine Schilderung einen lebhaften Blick thun läßt. — Die deutsche Ausgabe, die durch Baudelaires Auszüge veranlaßt worden ist, hat aus den späteren „Suspiria de profundis" die charakteristische Traumfuge von der Mail-Coach zugefügt. Es giebt wenig Frauen, die Hedda Moeller-Brucks Uebertragungskunst besitzen.

Stuttgart. *Paul Wiegler.*

Lyrisches.

Gedichte. Von Arnold Ott. Mit dem Bilde des Verfassers. Berlin W., F. Fontane & Co. 200 S. M. 3,— (4,—).

„Wenn der Sturm um der Menschen Behausung heult, so fragt er nicht erst, ob ihnen seine Dissonanzenfolgen mit allfälligen Quinten-Parallelen angenehm sei oder nicht; er stürmt und wettert drauf los, daß es in allen Fugen kracht und die hochmütigen Bäume sich biegen. Und der Donner, wenn er durch den Nachthimmel rollt, ihm ist es gleichgiltig, ob tausend Backfischchen sich, am ganzen Leibe zitternd, die Ohrmuscheln zuhalten, oder ob ein graukôpfiger Alter für sich in den Bart brummt: ‚Wieder einmal eine ehrliche Stimme!' Eine solche Stimme, den hyperzarten Gemütern ein Schrecken, dem nach Wahrhaftigkeit Dürstenden eine Erquickung, tönt uns aus Otts Dichtungen und aus Ott, dem Menschen, entgegen."

Mit diesen Worten machte ich vor Jahren schon, von Zürich aus, die Leser meiner „Litterarischen Begegnungen" mit dem schweizer Dramatiker Arnold Ott bekannt, dessen „Agnes Bernauer" seinerzeit in Meiningen aufgeführt worden ist, und dessen großangelegtes schweizerisches Schauspiel „Karl der Kühne und die Eidgenossen" damals eben erschienen war.

Daß Ott, nachdem er auch dem neuen Tell-Denkmal seine Festspiel-Huldigung dargebracht, uns nach Jahr und Tag noch einen Gedichtband schenken würde, — wer hätte das gedacht! Spricht man doch nicht umsonst von lyrischen „Kinderschuhen", wenngleich mit demselben Rechte von einem novellistischen „Altweibersommer" die Rede sein könnte.

Ja, der ehemalige luzerner Arzt und „Poet dazu", Arnold Ott, hat sich im Gegensatz zu manchem seiner schweizerischen Kollegen den Scheitel weiß werden lassen, ehe er sich entschloß, seine wohlverwahrte lyrische Truhe den Blicken der Oeffentlichkeit preiszugeben. Viel altertümlich anmutendes, kostbares Geschmeide ist darin zu finden, feine Goldschmiedearbeit, vaterländische Gedenkmünzen in Schützenthalerprägung und lyrische Kleinodien in Herzform. Ein ganzes Menschenleben liegt in Otts Liederschatz ausgebreitet, ein Leben voll Jugendmut und Leidenschaft, voll Arbeit, Entsagung, Herzeleid und bitterer Enttäuschung.

Es sang ein Vogel im Schnee
Herab von der kahlen Linde,
Es pfiffen um ihn die Winde,
Er sang hinweg sein Weh.

Er träumte den Frühlingstraum
In einer Welt voll Fehle,
Er sang hinweg die Seele
Und stürzte tot vom Baum.

Beim Lesen dieser symbolischen Vierzeiler-Tragödie mußte ich unwillkürlich Dranmors und Leutholds gedenken, der hochbegabten Landsmänner des in gewisser Beziehung mit Hermann Lingg verwandten Barden Ott, die auch in einer Welt voll Fehle gesungen und sich für eine „Krämerwelt" verblutet haben. Sie beide hätten schmerzlich lächelnd Otts Sprüchlein vom Glück (S. 120) zugestimmt, das folgendermaßen lautet:

Wie man auch das Glück uns preise —,
Ist sein Schellenlaut verklönt,
Sind genarrt wir. — Eins versöhnt:
Leid allein macht wahrhaft weise.

Otts Spätherbstlyrik — nicht umsonst kommt in fast jedem Gedicht das Wort „Lied" und „Gesang" vor! — klammert sich an die Musik. Ihr mangelt die Gedankentiefe des vorhin genannten Dranmor; und die Geschmeidigkeit und Grazie des leutholdschen Verses geht ihr ab. Herb und knorrig, oft ungelenk und rauh, wie der Mann, dessen allem Schönen entgegenschlagenden Herzen sie entstammen, entbehren Otts Gedichte des heutzutage üblichen Spielmannweis-Tones. Es ist, möchte ich sagen, eine Lyrik für Männer, die namentlich in den Schlußabschnitten „Aus Dramen", „Gestalten", „Träume und Schatten" ihren eigenartigsten, prägnantesten Ausdruck findet. Ein echter Ott voll Schwung und dahinstürmender Leidenschaft ist auch das „Reiterlied" (S. 109), — für jeden Liedertafelkomponisten ein wahrer Leckerbissen. Das ihm folgende, „Eidgenossen" überschriebene Stück, in dem die Macht des (patriotischen) Gesanges, die selbst über umgestürzten Schenktischen Triumphe der Versöhnung feiert, in anschaulicher Weise geschildert wird, könnte mit seiner leisen Ironie bei Gottfried Keller stehen. Leider hat sich Ott, dessen Dichterroß gern mit verhängtem Zügel dahingaloppiert, bisweilen verleiten lassen, dem Reim und Rhythmus Konzessionen zu machen, zum Nachteil manches sonst gehaltvollen, tiefempfundenen Gedichts. Hierher gehören der „in die Nacht gestellte" (!) Stern (in dem Sonett S. 73), die eher an die Spree, denn an den Vierwaldstättersee erinnernde, im Munde Sr. Majestät des Todes (S. 192) doppelt triviale Wendung: — „denn das Leben wird nicht alle!" — die Wortverkrüppelung „Der Sterber" (S. 169), statt „Der Sterbende" u. s. w. Von solchen, leicht zu beseitigenden „Dissonanzen" abgesehen, bilden Otts Gedichte eine nachdenkliche, veredelnde, lang nachklingende Lektüre, die die deutsche Schweiz vor allem, dann aber auch die stammverwandte Poesie liebenden Litteraturfreunde draußen im Reich mit Freude zu begrüßen allen Grund haben.

Berlin. *Alfred Baetschen.*

Aus meiner Welt. Gedichte von Johanna Friedberg. Straßburg i. E. 1902, Josef Singer. 72 S.

Johanna Friedbergs Gedichte „Aus meiner Welt" dokumentieren sich als das Werk einer Werdenden.

Nicht als wenn sie sich als ein Abschaum aus dem Ueberflusse älterer Meister darstellten. Dem bewunderten Hugo v. Hofmannsthal steht sie verschiedentlich nahe; aber sie ahmt seine träumerischen Gesten und weichen, gedämpften Märchenworte nicht geradezu nach. Immerhin scheinen mir in ihrer Welt Sehnsucht und Traum, Dämmerungen des Empfindens, die den Anfang unsers neuen litterarischen Jahrhunderts beherrschen möchten, dermaßen zu gedeihen, wie sie vornehmlich jugendlichen Seelen von jeher zukamen. Vor allem verrät die Technik der Dichterin nicht selten zage Unreife. Noch haben sich ihre produktiven Kräfte kein festes Ziel erobert, noch ist kein rechter Ausgleich zwischen Wollen und Können eingetreten, etwas Vages erfüllt ihre Sinne. Breiteren Kompositionen wie dem „Herbst" fehlt die sichere Konzentration und anhaltende Steigerung. Im einzelnen vermißt man manchmal den klaren, überzeugenden oder originellen Ausdruck; unbeholfene, prosaische, abstrakte und selbst triviale Wendungen und Bilder wie „Gehabter Traum", „Du hattest tief ins Auge mir geschaut" u. s. w. greifen störend in den Kranz einer reichen, schön getönten Sprache ein. Formaler Unzulänglichkeit können indessen Zeit und Selbstzucht allmählich abhelfen.

Im allgemeinen ist die Poesie der jungen Dichterin auf ein märchenhaftes, tief schwermutsvolles Nocturno gestimmt. Sie schwelgt in stillem Naturgenuß und hingebenden, hochfliegenden Liebes-Phantasieen. Sie träumt von einem leuchtenden Ritt um die Sonne und brausendem Höhenflug in Sturmesarmen. Ihrer phantastischen Sucht und ihrer Neigung zu einsamer Selbsteinkehr entspricht von den Jahreszeiten am meisten der Herbst. Ihre Erotik verkündet in der Regel Traum und Trennung. Dann und wann versucht sie allerdings einen frischen „Aufschwung", gelegentlich ein graziöses, duftiges „Mailiedchen" oder gar einen kecken, lachenden Brettl-Cantus. Am eigentümlichsten und glücklichsten verfährt sie da, wo sie weibliches Wesen unmittelbar in Verse zu fassen sucht. In ihren „Mädchenliedern" ist sie zart und üppig zugleich, naiv, hold ansprechend, ohne anspruchsvoll zu werden. „Schicksal" besticht durch feine Psychologie nnd prägnante Kürze.

Tilsit. *A. K. T. Tielo.*

Litteraturwissenschaftliches.

Aus Weimars nachklassischer Zeit. Von Dr. H. Gerstenberg. Hamburg, Otto Meißner, 1901. 62 S.

Das frisch geschriebene, durch keinen Ballast gelehrter Anmerkungen beladene, leider aber auch nicht mit irgend einer Quellenangabe versehene Büchlein führt in die Zeit von 1840 bis 1860. Es unterrichtet in raschem Ueberblick über die künstlerischen und litterarischen Bestrebungen der genannten Zeit: der Großherzog Karl Alexander steht im Mittelpunkt. Das Verständnis für diesen feinsinnigen Fürsten, der ein liberaler Politiker, ein verständnisvoller Leser und ein klarer Beurteiler in geistigen und künstlerischen Fragen war, zu wecken, wird das Büchlein an seinem Teile helfen. — Liszt spielt in dieser Zeit eine führende Rolle; von den eingesessenen Weimaranern Adolf Schöll, von Neueren, die aus der Fremde hinzukamen, besonders Dingelstedt. Der Gegensatz von Alt- und Neu-Weimar, von Gelehrsamkeit und Litteratur, von Poesie und Musik trit lebhaft hervor, freilich lange nicht so lebhaft und unterrichtend, wie in den früheren Veröffentlichungen von Lilli v. Kretschman über die Abende bei Maria Paulowna und Adelheid von Schorns außerordentlich reichhaltigen Erinnerungen über die weimarische Liszt-Epoche. Was man ferner an dem Buch vermißt, das ist ein tieferes psychologisches Eindringen in die Frage, warum Weimar trotz aller vorhandenen Elemente doch nicht der geistige Mittelpunkt wurde; außerdem eine eingehende Charakteristik der führenden Personen. Wer sie nicht sonst kennt, namentlich die schon genannten Männer, der kann sich aus den hier gebotenen dürftigen Notizen kein Bild ihres Wesens gestalten. Im einzelnen wäre gewiß manches zu berichtigen und zu ergänzen. Ich selbst wäre in der Lage, für Adolf Stahrs Anschauungen und Beurteilungen der weimarer Verhältnisse, auch für die Pläne, die man von dort aus mit ihm vorhatte, aus mir vorliegenden Briefen manche wichtigen Nachträge zu geben.

Berlin. *Ludwig Geiger.*

Der einteilige Theater-Wallenstein. Ein Beitrag zur Bühnengeschichte von Schillers Wallenstein. Von Dr. Eugen Kilian. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgegeben von Franz Muncker) Berlin 1901. Alex. Duncker.

In übersichtlich klarer Darstellung schildert der Verfasser alle Versuche, das große Werk Schillers in einer gekürzten Zusammenfassung für einen Theaterabend einzurichten. Es sind das Bühnenbearbeitungen von K. Fr. W. Fleischer, Wilh. Vogel, einem wiener Unbekannten, Schreyvogel, Immermann, Alfr. v. Wolzogen, denen in Frankreich eine völlig freie, sich aber doch an schillersche Grundzüge anlehnende klassicistische Alexandriner-Tragödie „Wallstein" von Benjamin Constant zur Seite steht.

Insofern könnten, wie der Verfasser richtig nachweist, alle jene deutschen Umarbeitungen eine gewisse Berechtigung haben, als die sogenannte „Trilogie" Schillers im eigentlichen Sinne keine ist und das „Lager" in Wahrheit nur das Vorspiel eines zehnaktigen Trauerspieles bildet, dessen Teilung in „Piccolomini" und „Tod" bei dem durch keine organische Scheidung unterbrochenen Gange der Handlung einzig äußeren Rücksichten dient. Trotzdem gelangt Kilian zu dem Urteil, daß alle jene schonungslosen Beschneidungen des großen Dichtwerkes „Opfer erheischen, die in keinem Verhältnis stehen zu dem errungenen Gewinn". Wenn von den einen Bearbeitern bei ihrem Vorgehen die geschichtlichen, von den andern die rührenden Momente und das Familienleben bevorzugt wurden, so möchte ich nachdrücklich auf den Gesichtspunkt hinweisen, der als der hauptsächliche bei der ästhetischen Aufnahme des ganzen „Wallenstein" unbewußt uns alle leitet, sobald wir zum richtigen Genusse vordringen, und der trotzdem meist verkannt wird: Es ist nämlich der Gegensatz der äußeren Weltzustände und des Familienlebens, der unbändigen Wildheit jener Zeit des großen Krieges und andererseits des häuslichen Friedens und der stillen unerschütterlichen Hoheit einzelner von allem Gemeinen unberührter Seelen, was die Grundstimmung ausmacht. Ein Gegensatz, der sich hier jedem weltumfassenden Dichtergenie aufdrängte, mußte mehr als einen andern Dichter Schiller locken, der allem äußeren Zwange so gern die Jugend innerer Geistesfreiheit entgegenstellt. Daher jenes „Gemütliche" des Gedichtes, das nach Schillers eigener Erkenntnis (s. Briefe an W. v. Humboldt) eine gewisse Dehnung in die Breite bedingte, daher so manche Gefühlsergüsse, namentlich der beiden Liebenden, die trotz ihrem Untergange die eigentlich Siegenden bleiben, wie „Ich habe den Frieden nie gekannt?" „Was ist das Leben ohne Liebesglanz?" u. s. w., daher auch die Zweiseelennatur Wallensteins, der bei Schiller sichtlich trotz der ihn gelegentlich auszeichnenden Klugheit, der so viel Verblendung gegenübersteht, kein bloß kalter Realpolitiker ist. Seine Ruhe deckt ein glühendes Leben voll Phantasie und Gefühl zu, was man sich allerwärts und besonders noch aus seinen Gemütsneigungen für Oktavio (s. namentlich „Tod" III, 10), Max, die geistesverwandte Tochter verdeutliche. Nach seiner eigenen Art nur darf man jeden großen Dichter messen, und in jenem echt schillerschen und deutschen Geiste liegt der ganze Zauber der Dichtung. Da Kilian allzu einseitig nur auf die politischen Momente Wert legt, deren vorzugsweises Betonen das Leben der Dichtung auf den Gefrierpunkt herabdrücken würde, weise ich ihn an Feodor Wehl, der in den von ihm selbst herausgegebenen „Dramaturgischen Bausteinen" manch kräftig wahres Wort gegen eine vornehmlich realistische

Behandlung des „Wallenstein" gesprochen hat. Solchen Widerspruch durfte ich nicht unterdrücken, wo ich Sorgfalt und Klarheit der verdienstlichen Schrift Kilians unumwunden anerkenne.

München. *Walter Bormann.*

Erinnerungen an Franz Grillparzer. Fragmente aus Tagebuchblättern von Wilhelm v. Wartenegg. Wien, Carl Konegen. 1901.

Bilder aus Grillparzer. Nach Vorträgen von Friedrich Schiller. Wien, Buchhandl.-Gehilf.-Verein „Buchfink" 1902.

Der Verfasser des ersten vorliegenden kleinen, aber höchst dankenswerten Schriftchens, das authentische Mitteilungen über die Anschauungen und die Denkweise Grillparzers aus dessen letzten Lebensjahren bietet, ist selbst mit Erfolg dramatisch thätig gewesen. Er war so glücklich, seine dramatischen Erstlingsarbeiten dem greisen Meister persönlich vorlegen und vorlesen zu dürfen, ja sogar dessen Anerkennung zu gewinnen. Wartenegg's Verehrung für Grillparzer offenbarte sich auch darin, daß er dessen Gespräche und Aeußerungen in seinem Verkehr mit ihm von 1859 an gewissenhaft aufzeichnete oder selbst unmittelbar nach jedem Besuche stenographisch aufzeichnen ließ. Diese Aeußerungen und ein eingehender Bericht über den erwähnten Verkehr bilden den Inhalt dieser Veröffentlichung und zeigen uns manche überraschende Ansicht Grillparzers über dramatische Kunst überhaupt, über einzelne Dramen seiner Zeitgenossen, bieten interessante Beiträge zur Geschichte der Zensur in Oesterreich und zur Geschichte der Entstehung und Darstellung manches grillparzerschen Dramas selbst. Für den Biographen und für die Verehrer Grillparzers bietet das vorliegende Heft daher wertvolles Material, das uns manchen Zug im Bilde des großen Dichters vervollständigt, manche Seite seines Wesens beleuchtet. Eigentlich ist diese kleine Memoirenarbeit hier aus dem Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft in Wien separat abgedruckt, da sie sich an einen großen Leserkreis wendet, der gewiß weit über den der Mitglieder jener Gesellschaft hinausreicht.

Das zweite Schriftchen bietet über Grillparzer und dessen Leben und Schaffen durchaus nichts Neues. Es entstand aus zwei Vorträgen, die der Verfasser aus Anlaß des dreißigsten Todestages des Dichters gehalten und in denen er das Wichtigste über Grillparzer und seine Werke zusammengestellt hatte. Immerhin zeugt die Darstellung von liebevollem Eingehen in den gewählten Stoff und bietet manche schon vergessene Daten. Wie bitter dem großen Poeten sein Schaffen unter dem Drucke der albernen Zensur geworden, erweist mancher Absatz auch dieser wohlgemeinten Arbeit, die man demjenigen, der sich mit der kurzen Lebensgeschichte und dem litterarischen Wirken Grillparzers bekannt machen will, recht wohl empfehlen kann, und die um so mehr beachtet werden soll, als sie einen Buchhändler selbst zum Verfasser hat, der alte Bücher nicht nur verkauft, sondern auch liest. Allerdings hätte er den gar nichts besagenden und geschmacklosen Titel: „Bilder aus Grillparzer" nicht wählen sollen.

Graz. *A. Schlossar.*

Verschiedenes.

Der neue Adel. Ratschläge und Lebensziele für die deutsche Jugend. Von Paul von Gizycki. Berlin 1902, F. Dümmler. IX, 362 S. M. 4,—.

Nach den sehr überschätzten Briefen an seinen Sohn vom Grafen von Chesterfield haben Schriften dieser Art selten mehr Beifall gefunden. Der Verfasser unseres Buches empfiehlt seine Arbeit durch den beherrschenden Standpunkt, den er einnimmt. „Denket daran" — sagt er zu seinen Söhnen, denen das Buch gewidmet ist, und zu dem weiteren Kreise von deutschen Jünglingen, an die es sich außerdem wendet — „denket daran, daß euch Kraft und Fähigkeiten verliehen sind, über deren rechte Verwendung ihr Rechenschaft abzulegen habt, und wenn ihr noch einen auszeichnenden Namen geerbt habt, so verdient ihn durch Arbeit." Eine zweite Empfehlung des Buches ist die schlichte Würde des Stils. Der Verfasser will dazu beitragen, eine kräftige und sittlich tüchtige Jugend in Deutschland heranzubilden. Wir wünschen sehr, daß sein Wort vielfach Wurzel schlage. Freilich bedürfen die Erziehungssysteme unserer Schulen einer Umarbeitung nach den gleichen Grundsätzen.

Karlsruhe. *Dr. E. von Sallwürk.*

Pädagogische Tagesfragen. Von Max Banner. Frankfurt a. M., 1902. Franz Benjamin Auffarth. 72 S.

Wenn tüchtige Schulmänner wie der Verfasser dieser Aufsätze ihre wirklichen Meinungen und Erfahrungen aufrichtig darlegen, muß ihnen heute, wo Ziele, Inhalte und Formen unserer Schulorganisationen vollständig durcheinander fließen, Dank gesagt werden. Ich stimme mit mehreren Ausführungen Banners nicht überein und finde, daß er selbst in dem, was er über den Sprachunterricht an drei verschiedenen Stellen sagt, mit sich nicht ganz übereinstimmt; aber was er vorbringt, trifft immer empfindliche Stellen unseres heutigen Schulbetriebs und ist, weil ein klarer Sinn sich darüber äußert, der Beachtung wert.

Karlsruhe. *Dr. E. von Sallwürk.*

Kleine Notizen.

Eugen Zabels Essaisammlung in zwei Bänden „Zur modernen Dramaturgie", die Studien und Kritiken über das deutsche und das ausländische Theater enthält (besprochen LE II, 757 f.), ist in zweiter Auflage erschienen. (Oldenburg 1903, Schulzesche Hofbuchhandlung. 544 und 454 S. M. 10,—.)

Von Dr. Carlo Gardinis Reiseerinnerungen „In der Sternbanner-Republik" (besprochen LE III, 1268) ist soeben die zweite Auflage herausgekommen. (Oldenburg 1903, Schulzesche Hofbuchhandlung. gr. 8°. 405 S. M. 5,—.)

Zu den Publikationen, die zu Lenaus 100. Geburtstage erschienen, ist noch nachzutragen eine schön ausgestattete Ausgabe von Lenaus Gedichten, die zum Preise von 3 M. für das gebundene Exemplar bei Carl Krabbe in Stuttgart erschienen ist. — Albert Geigers an anderer Stelle (Sp. 1624) erwähnter Lenau-Essai ist auch als Broschüre erschienen (München, Druck d. „Allgem. Ztg.").

Ein seltenes Jubiläum. Just zweihundert Jahre sind es her, seit die kurfürstlich brandenburgische Sozietät der Wissenschaften auf Leibniz Anregung den ersten „Verbesserten Kalender" herausgab, der nun im Verlage von Trowitzsch und Sohn (Berlin) als „Verbesserter und alter Kalender auf das Gemeinjahr 1903" zum zweihundertsten Male erscheint. Leid und Freuden hat das schlichte Büchlein die lange Zeit hindurch treulich mit der preußischen Monarchie getragen. Von seiner Entwicklung unter der Aegide der Akademie der Wissenschaften und späterhin in dem Trowitzschen Verlage giebt ein Rückblick aus der Feder Adolf Harnacks Aufschluß. Ein poetisches Geleitwort Ernst von Wildenbruchs ruft dem Kalender das wohlverdiente Ad multos annos zu.

„Der Volksbote." Soeben erschien der 66. Jahrgang des bekannten gemeinnützigen Kalenders „Der Volksbote" (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. 224 S. Preis 50 Pfg.). Das reichhaltige Büchlein umschließt außer allerlei nützlichen wissenswerten Angaben eine ganze Reihe von Artikeln, unter denen an dieser Stelle Erwähnung verdienen: ein Erinnerungsblatt zum 100. Geburtstage Julius Mosens (8. Juli 1903) von A. Schwartz, ein bisher ungedrucktes Festspiel Mosens aus dessen oldenburger Zeit („Titanias Wahl und die glückliche Liebe"); zwei an den Maler Magnussen gerichtete Briefe von Hermann Allmers, sowie ein noch für den „Volksboten" geschriebener Bericht des Marschendichters über seine Begegnung mit Ludwig Uhland, dem er 1857 in Tübingen einige Teile aus seinem unvollendet gebliebenen Epos „Die Stedinger" vorlesen durfte.

Nachrichten

Adine Gemberg †. Am 10. August starb nach langem, schwerem Leiden in Wittenberg die Schriftstellerin Adine Gemberg. Sie ist durch ihre Irrenhausstudien und durch die Schrift „Die evangelische Diakonie" bekannt geworden, ebenso durch einige belletristische Werke. An dieser Stelle interessieren hauptsächlich die letzteren, zumal in ihnen absonderliche Gebiete mit viel künstlerischem Temperament und vieler Eigenart behandelt werden. Adine Gemberg besaß nicht nur die scharfe Beobachtungsgabe, die äußerst sensiblen Naturen eigen ist, sondern auch eine starke künstlerische Phantasie und ein feines Sprachgefühl. Freilich scheint es mir, als ob ihre künstlerische Entwicklung durch einen allzu grüblerischen und skeptischen, kritischen Geist gehindert worden sei. Aber wo sie recht in ihrem Elemente war, da fand sie einen Stil von packender Kraft und Prägnanz. In dem Roman „Aufzeichnungen einer Diakonissin" (Berlin, S. Fischer) wird die Entwicklung einer Mädchenseele geschildert. Eine Flucht von lyrischzarten Stimmungen zieht an uns vorüber; es ist, als verstecke sich die Seele dieses Mädchens vor sich selbst. Sie täuscht sich so lange, bis alles in ihr erstorben ist. Erschüttert folgen wir diesem Kampfe, der sich zwischen Instinkt und anerzogenem Pflichtgefühl, zwischen der Sehnsucht nach Freiheit und Liebe und dem Gewissen abspielt, der um so tragischer wirkt, weil er sich heimlich, kaum bewußt erkannt, doch dunkel empfunden, mit quälender Dumpfheit vollzieht. Auch die Diakonissin muß sich geistig und individuell frei fühlen können und hieraufhin erzogen werden: nur dann kann sie ruhigen Herzens ihre Pflicht erfüllen. — Tendenziös gefärbt sind auch die beiden Novellen: „Morphium" und „Doktor Cäcilie" (im selben Verlag). Die Dichterin ist der Meinung, daß es falsches Mitleid sei, wenn man dem Morphinisten die Mittel zur Stillung seiner Wünsche entzöge, man verschlimmere hierdurch nur seine Leiden. Die andere Novelle verficht das Recht der Frau — die physisch und geistig nicht schwächer sei als der Mann — auf eine der des Mannes gleiche Erziehung. Ungleich an Wert sind die Novellen des Buches: „Der dritte Bruder" (Berlin, Schuster & Löffler). Die feinsten psychologischen Analysen, die das Persönlichste, Intimste, das Entsetzlichste und Dunkelste berühren, neben sentimentalen Gemeinplätzen und wenig originellen Allegoricen. Irrsinnige aller Art werden in diesen Novellen geschildert, in ihrer Hilflosigkeit, in ihren entsetzlichen, plötzlichen Ausbrüchen, in ihrem rätselhaften, visionären Traumleben, mit ihren übermenschlichen und unmenschlichen Instinkten.

Adine Gemberg.

Hans Benzmann.

Todesfälle. In Wien † Hyer Moriz Szeps, der Gründer und Herausgeber des „Neuen Wiener Tagblatts" und des „Wiener Tagblatts". Er erreichte ein Alter von 67 Jahren.

Der Volksschriftsteller Franz Götze † in Chemnitz im Alter von 60 Jahren. Er war in engeren Kreisen als Verfasser von gemütvollen Dialekt-Dichtungen bekannt.

* *

Persönliches. Der Privatdozent für neuere Litteraturgeschichte an der technischen Hochschule in München Dr. Emil Sulger-Gebing wurde zum außerordentlichen Professor ernannt. — Leo Tolstoi wird demnächst einer Einladung der Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva) folgen und einige Zeit in Bukarest verweilen.

* *

Preisausschreiben. Das elsässische Theater Mülhausen hat auch in diesem Jahre ein Preisausschreiben für elsässische Dialektdramen veranstaltet (vgl. LE III, 1302). Der erste Preis beträgt 500 M., der zweite 300 M. Sendungen sind bis zum 1. Oktober 1902 an Herrn Apotheker E. Greiner in Mülhausen zu richten.

* *

Allerlei. In Csatad, dem Geburtsorte Lenaus, wurde am 13. August der Grundstein zu einem Lenau-Denkmal gelegt. Die Festrede hielt der Schriftsteller Franz Herczeg, der den Einfluß der deutschen Nation auf die ungarische hervorhob. — Der mecklenburgische Landes-Lehrerverein hat nach dem Vorbild des hamburgischen einen Prüfungsausschuß für Volks- und Jugendschriften eingerichtet und dessen Leitung Herrn Johannes Gillhoff in Parchim — dessen Aufsatz über „Volksschriftsteller" im 12. Heft dieses Jahrganges unseren Lesern noch in Erinnerung sein wird — übertragen. — In Pöchlarn (dem aus dem Nibelungenliede bekannten Bechelaren) soll ein Volksschauspielverein gegründet werden, der sich die Veranstaltung von Nibelungen-Festspielen zur Aufgabe machen wird. — Im antiken Theater in Orange wurden Mitte August die „Phönizierinnen" des Euripides, in der Bearbeitung von Georges Rivollet, sowie der „König Oedipus" von Sophokles gespielt und vom Publikum mit Begeisterung aufgenommen.

---

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Altenberg, S. Aus Liebe u. a. Nov. Dresden, E. Pierson. 123 S. M. 1,50 (2,50).

Brunner, Armin. Im Schnitterglück. Roman. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 307.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 128 S. M. —,20.

Busch, A. Die Mitgift. Ein Roman. Dresden, E. Pierson. 152 S. M. 1,50 (2,50).

Busse-Palma, Georg. Mord. Geschichten, die mein Dolch erzählt. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. kl. 4°. 157 S. M. 2,50 (3,50).

Eschen, M. v. (M. v. Eschstruth). Auf dem Wege nach Erkenntnis. Roman. Berlin, Alfred Schall. 408 S. M. 4,— (5,—).

Frei zum Dienst! Eine Diakonissengeschichte. Leipzig, Ernst Bredt. gr. 8°. 304 S. M. 4,20 (5,—).

Günther, Paul. Dolle Geschichten. Berlin, C. M. Arthur Müller & Co. 79 S. M. —,80 (1,—).

Hübel, Felix. Der Schmetterlingskuß. A. d. Tagebuche eines Zwanzigjährigen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 104 S. M. 2,— (3,—).

Kahlenberg, Hans v. Gesellschaftstypen. Dresden, Carl Reißner. 92 S. M. 1,— (1,80).

Klein, Otto. Kleine Teufeleien und anderes. Dresden, E. Pierson. 200 S. M. 2,50 (3,50).

Müller, Gustav Adolf. Als die Brautnacht kam. Liebes-Roman. Bremerhaven, L. v. Vangerow. 161 S. M. 2,—.

Nast, Clara. Garde in Korzany. Roman a. d. litauisch-russischen Grenzleben. Berlin, Otto Janke. 2 Tle. i. 1 Bde. 171 u. 174 S. M. 4,—.

Schönthan, Paul v. Die Blauen. E. humorist. Geschichte a. d. modernen Kunstleben. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. kl. 4°. 201 S. M. 2,50.

Schwab, Gustav u. J. K. Aug. Musäus. Volksmärchen. Mit Bildern von J. Damberger, R. Mauff, F. Staffen u. F. Müller-Münster. (Jungbrunnen. 6. Bd.) Berlin, Fischer & Franke. 4°. 362 S. Geb. M. 10,—.

Slowronnek, Fritz. Wie die Heimat stirbt! u. a. Geschichten aus Masuren. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 397 S. M. 4,— (5,—).

Szczepanski, Paul v. Sie emanzipiert sich. Nov. Leipzig, Georg Wigand. 146 S. M. 2,— (3,—).

Theodor, Josef. Aus Tag u. Traum. Novellen u. Studien. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 164 S. M. 1,50 (2,50).

Thoma, Ludwig. Hochzeit. Eine Bauerngeschichte. München, Albert Langen. 144 S. M. 2,— (3,—).

Vely, E. Obdach. Roman. Illustr. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. gr. 8°. 160 S. M. 1,— (1,50).

Volbehr, Lu. Führe uns nicht in Versuchung! Geschichten. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 163 S. M. 2,50 (3,50).

Zapp, Arthur. Ein Verbrechen? Orig.-Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 202 S. M. 2,50.

Ouida. Ruffino. Roman. A. d. Engl. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 303.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 109 S. M. —,20.

Saga, die, vom Hühner-Thor. Eine altisländische Bauernnovelle des 10. Jahrh. A. d. Altisländischen übers. v. Alwin Wode. Dießen, Jos. C. Huber. gr. 8°. 77 S. M. 2,50.

Skram, Amalie. Frau Ines. Erz. A. d. Norweg. v. Luise Wolf. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 197 S. M. 2,— (3,—).

b) Lyrisches und Episches.

Guth-Bender, Julius. Im Werden und Wandern. Heidelberg, Otto Petters. 138 S. M. 2,20 (3,—).

Knodt, Karl Ernst. Aus allen Augenblicken meines Lebens. Neue Gedichte. Mülheim (Ruhr), K. Schimmelpfeng. kl. 4°. 400 S. mit Abb. Geb. M. 5,—.

Leonhard, Cläre. Mirita. Gros u. Psyche. Zwei Dichtungen. — Das letzte Glück. Dialog. Bern, Kommissionsverl. v. A. Benteli. gr. 8°. 84 S.

Marie Madeleine. An der Liebe Narrenseil. Gedichte. Berlin, Dr. Max Sklarek & Co. gr. 8°. 122 S. Geb. M. 4,—.

Rochow, Gabriele v. Erlebt, Erdacht u. Mitempfunden. Gedichte. Leipzig, Paul List. 283 S. M. 3,— (4,—).

Sadil, Meinrad. Otfried. Erzählende Dichtg. Stuttgart, Jos. Roth. gr. 8°. 85 S. M. 1,40 (2,50).

Winicky, Ottokar. Cantilenen der Einsamkeit. Ein Gedichtbuch. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 47 S. M. —,75.

c) Dramatisches.

Aschner, S. Zwei Einakter: Josephine. Histor. Dramolet. — Die Glücklichmacher. Jüdisches Milieustück. Dießen, Jos. C. Huber. gr. 8°. 62 S. M. 2,50.

Bloem, Walter. Heinrich von Plauen. Tragödie. Elberfeld, Baedekersche Buch- u. Kunsthandlg. gr. 8°. 107 S.

Erich, Fritz. Des Vaters Segen. Drama in fünf Aufz. u. fünf Tagen. Bielefeld, A. Helmich. 100 S. M. 2,— (3,—).

Heß, Eduard. Kollegen. Schauspiel. Straßburg, Josef Singer. 70 S. M. 1,50.

Leistner, Carl Richard. Herdfeuer oder Luxus u. Frauenehre. Dram. Volksgedicht in 4 Akten. Waltersdorf, Post Oberpolitz (Böhmen), Selbstverl. 23 S. M. 1,—.

Leonhard, C. Die Prinzessin u. der Schweinehirt. Märchenspiel nach Andersen. Bern, Kommissionsverl. v. A. Benteli. gr. 8°. 34 S.

Schroeter, F. W. Die Schuld. Schauspiel. Weimar, Herm. Große. 48 S. M. —,80.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Schmidt, Erich. Gedächtnisrede auf Karl Weinhold. (Aus: Abhandlgn. d. preuß. Akademie d. Wiss.) Berlin, Georg Reimer. gr. 4°. 15 S. M. 1,—.

Stifter, Adalbert, als Schulmann. Festgabe zur Enthüllung des Denkmals in Linz. Linz, Vinzenz Fink. gr. 8°. 78 S. mit 1 Taf. M. 1,—.

Strobl, Karl Hans. Der Buddhismus u. die neue Kunst. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 53 S. M. 1,—.

Wolynski, A. L. Die russische Litteratur der Gegenwart. Uebers. v. Josef Melnik (Mod. Essais. 20. Heft). Berlin, Gose & Tetzlaff. 43 S. M. —,50.

e) Verschiedenes.

Genoveva. Illustr. v. Rich. Mauff. (Jungbrunnen. 36. Bdchn.) Berlin, Fischer & Franke. 4°. 46 S. M. 1,50.

Greinz, Rudolf. Von Innsbruck nach Kufstein. Eine Wanderung durch das Unterinnthal. Mit 12 Charakterköpfen und zahlreichen Abb. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. gr. 4°. VIII, 152 S. Geb. M. 10,—.

Lusche, Arthur. Sagen vom Rhein. Mit Bildern v. Franz Stassen. Mainz, Victor v. Zabern. 90 S. M. 2,50 (3,—).

Müller, Eduard J. L. Weimar. Ein Gedenkbuch. Wanderungen durch Vergangenheit u. Gegenwart. Weimar, Herm. Große. VI, 223 S. M. 2,— (2,40).

Neubert-Drobisch, Walther. Moritz Wilhelm Drobisch. Ein Gelehrtenleben. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchh. gr. 8°. 131 S. mit Bildn. M. 2,80 (3,50).

Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 4321. Kraemmer, Elias. Väter der Stadt. Norweg. Kleinstadtgesch. Uebers. v. Ch. Feldtmann. — 4322. Lenk, Heinr. Die Geschichte Transvaals bis zur Wahl des Präsidenten Paul Krüger. 1. Bdchn. — 4323. Verdi, G. Der Troubadour. Oper. Dichtg. v. S. Cammarano. — 4324—26. Rameau, Jean. Die Hexe. Roman. A. d. Franz. — 4327. Andrea, Antonie. Aus dem Frauenleben. Erzählgn. — 4328. Marsano, Wilh. Die Helden. Lustspiel. — 4329. Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia v. Halali. Der Fall Stachelberg. Zwei Kriminal-Nov. — 4330. Gottschall, Rud. v. Nicolaus Lenau. (Dichter-Biogr. 8. Bd.).

Rein, Wilhelm. Pädagogik in systematischer Darstellung. (In 2 Bdn.) 1. Bd. Die Lehre vom Bildungswesen. Langensalza, Herm. Beyer & Söhne. Lex.-8°. XII, 689 S. M. 10,— (12,—).

Salomon, Ludwig. Die deutschen Zeitungen während der Fremdherrschaft (1792 bis 1814). (Geschichte des deutschen Zeitungswesens. 2. Bd.) Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlg. gr. 8°. X, 272 S. M. 3,—.

Schubring, Paul. Unter dem Campanile von San Marco. Ein Nachruf. Halle, Gebauer-Schwetschke. 4°. 43 S. mit 3 Abb. u. 7 Taf. M. 1,20.

Trôl, Teja Victus v. Aus der slavischen Welt. Leipzig, Paul List. 2 Bde. 151 u. 235 S. Je M. 2,—.

Wustmann, Gustav. Der Wirt von Auerbachs Keller, Dr. Heinr. Stromer v. Auerbach (1482 bis 1542). Mit 7 Briefen Stromers an Spalatin. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 100 S. M. 1,— (2,—).

Zabel, Rudolf. Deutschland in China. Leipzig, Georg Wigand. gr. 8°. XVI, 433 S. M. 7,50 (9,—).

Morris, William. Wahre u. falsche Gesellschaft. Uebers. v. R. Seliger. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 46 S. M. 1,—.

Ruskin, John. Wege zur Kunst. IV. Aratra Pentelici. Vorlesungen über die Grundlagen der bild. Kunst. A. d. Engl. v. Theod. Knorr. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 102 S. mit 3 Taf. Geb. M. 2,50.

Sienkiewicz, Henryk. Briefe aus Afrika. Uebers. v. J. v. Immendorf. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. gr. 8°. VIII, 346 S. M. 3,— (4,—).

Antworten.

Herrn cand. phil. **A. G.** in **Königsberg**. Sie verlangen ein bißchen viel, verehrter Herr. Soweit kann unsere Gefälligkeit und die unserer Mitarbeiter nicht gehen, daß wir Ihnen einfach die Vorarbeiten für Ihre Dissertation oder Seminararbeit abnehmen; wir sind ja schließlich keine Heinzelmännchen. Als Student müssen Sie vor allem lernen, sich die Quellen für derartige Untersuchungen selbst zusammenzufinden, andere müssen das auch.

Frau **Dr. G. L.** in **Plauen**. Welche Auffassung der litterarischen Kritik bei Autoren von heute noch möglich ist, haben wir Ihrem Briefe mit Vergnügen entnommen. Sie schreiben: „Wäre es möglich, daß mein Buch . . . in Ihrer vorzüglichen Zeitschrift besprochen werden könnte? Vielleicht von . . . .? Müßte ich mich mit dieser Bitte an . . . . selber wenden? Welches Honorar müßte ich dafür zahlen?“ Ja, das ist sehr verschieden. Unsere Mitarbeiter pflegen von den besprochenen Autoren für lobende Kritiken von 2 Mk. an aufwärts zu erhalten, je nach der Länge und Temperatur der Kritik; manche sind wohl auch mit Naturalien zufrieden, notabene, wenn diese noch in halbwegs genießbarem Zustande sind.

Herrn **F. A.** in **Goldbeck**. Die betreffende Bibel dürfte auf dem Antiquariatsmarkt wenig Wert haben. Wenden Sie sich eventuell an den Antiquar Ludwig Rosenthal in München (Hildegardstr. 18).

Herrn **Prof. Dr. O. H.** in **Aix** (Provence). Vielen Dank für Ihre freundliche Absicht. Doch ist der näherliegende Stoff, den wir zu bewältigen haben, noch so überaus groß, daß wir uns einen Bericht über die Festspiele in Orange versagen müssen. Wir haben einen solchen einmal im 2. Jahrgang (August 1900) gebracht.

Für die Mitarbeiter. Wir schließen die Redaktion für Heft 1 am 13. September, für Heft 2 am 27. September, für Heft 3 am 18. Oktober, für Heft 4 am 1. November, für Heft 5 am 15. November, für Heft 6 am 29. November.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Amberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Neue Folge. Jahrg. VII. Heft 1. 1. Oktober 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde.

Inhalt.

Karl Schüddekopf: Der Weg zum Volke
Otto Julius Bierbaum: Drei Sprüche
Hans Landsberg: Zu Arthur Dixons Tode
Ernst Heilborn: Deutsche Literaturgeschichte
Max Osborn: Aus der Kunstchronik
Hans Kyser: Bücher zur Frauenfrage
Karl Strecker: Ein Brief an Wilde

Ueber den Fortgang des Echos vgl. die Inhaltsübersicht.

Preis des Jahrganges:
Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 12 Mark, für das Ausland 15 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes.
Einzelne Nummern 50 Pfennig.

Verlag der Expedition des Litterarischen Echos (Otto Elsner) Berlin W. 35.

Redaktion: Dr. Paul Ernst, Berlin-Grunewald, Humboldtstr. 27.

Druck von Otto Elsner in Berlin.

Schriften zur religiösen Kultur

Bonus, A., Religion als Schöpfung
M. 1,50.

Bredow, Fr., Offener Brief an die Mecklenburgische Landeskirche. M. —,60.	**Meyer-Benfey,** Moderne Religion. ca. M 1, .
Dresser, H., Die geistige Heilbehandlung. ca. M. 2,—.	**Schmitt, G. H.,** Die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen und unsere Zeit. br. M. 3,—, geb. M. 4,—.
Eckehart, Meister, Schriften und Predigten. I. Bd. ca. M. 4,—.	**Schmitt, G. H.,** Die Gnosis. Grundlagen zu einer edleren Weltanschauung. I. Band. Die Gnosis des Altertums. br. M. 12,—, geb. M. 14,—.
Kalthoff, A., Das Christusproblem. Grundlinien zu einer Sozialtheologie. M. 2,—.	**Ziegler, T.,** Das Wesen der Kultur. ca. M 3,—.

Verlag Eugen Diederichs in Leipzig.

Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlg. (A. Schwartz) Oldenburg
gegründet 1800.
Gold. Med. f. d. Gesamt-Verlag. Silb. Med. f. d. Kolonial-Verlag.

Preise für Expl. in f. Orig.-Einbänden:

Album Oldenb. Dichter. Herausg. v. Fr. Poppe. M. 3.
Allmers, H., Dichtungen. 4. Aft. Jubil.-Ausg. M. 4.
— Röm. Schlendertage. 10. Aft. 20 Vollbilder. M. 7.
— Marschenbuch. 4. Aft. M. 7.
— A. längst u. jüngst vergang. Zeit. M. 4.
Berg, Leo, Neue Essays. M. 7.
Bulthaupt, Dramaturgie. I. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 9. Aft. M. 7. II. Shakespeare. 7. Aft. M. 6. III. Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 6. Aft. M. 6. IV. Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann. 3. Aft. M. 7.
— Durch Frost u. Gluten. Gedichte. 3. Aft. M. 5
Dalwigk, v., Briefe aus Rom u. Athen. M. 3.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 4. Aft. M 5.
— Winternächte. Gedichte. 4. Aft. M. 5
Gardini, In d. Sternenbanner-Republik. 2. Aft. Illustr. M. 7.
Poppe, Zwischen Ems u. Weser. 2. Aft. M. 7.
— Am Lebensborn. Gedichte. M. 4.
Proelß, Deutsch-Capri. M. 3.
v. Putlhamer, Gesch. d. Old. Inf.-Regts. 91. M. 1.
Ritterhaus, E., Buch d. Leidensch. 4. Aft. M. 3.
— Sommertage. 4. Aft. M. Portr. d. Dicht. M. 5.
Roland, Emil (Emmi Lewald), Gedichte. 2. Aft. M. 3.
— Gedichte. Neue Folge. M. 2,50.
— Cantor v. Orlamünde. Dicht. 2. Aft. M. 2,50
— Italien. Landschaftsbilder. M. 4.
Wolff, G., Zwölf Jahre im litter. Kampf. M. 7.
Zabel, Eug., Zur mod. Dramaturgie. *Studien u. Kritiken üb. d. deutsche Theater. M. 6. | **Studien u. Kritiken üb. d. ausländ. Theater. M 6.
— Europäische Fahrten. 2 Bde. M. 12

Verlag von F. Fontane & Co. — Berlin W. 35.

Johannes Schlaf

Stille Welten
Novellen
Preis geh. M. 3,—; geb. M. 4,—.

Novellen
I. Leonore
II. Die Ruhmagd
III. Frühjahrsblumen
Preis jeden Bandes geh. M. 2,—; geb. M. 3,—.

Das dritte Reich
Ein berliner Roman
Preis geh. M. 5,—; geb. M. 6,50.

Die Suchenden
Roman
Preis geh. M. 5,—; geb. M. 6,50.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ludwig Thoma Die Hochzeit

Eine Bauerngeschichte Buchschmuck und Umschlag-Zeichnung von Bruno Paul
Geheftet 2 Mark, elegant gebunden 3 Mark

Ludwig Thoma schildert uns in seinem neuen Buche, aus wie praktischen Erwägungen der oberbayerische Bauer freit und heiratet. Er zeigt uns seine Bauern ganz so wie sie sind, ohne alle Mätzchen und Uebertreibungen und gerade in dieser Schlichtheit und Unkarikiertheit liegt die große, erheiternde Wirkung des Buches. Thomas „Hochzeit" wird seinen Namen nur noch populärer machen und bald eines der gelesensten Bücher sein.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag **Albert Langen** in **München-Te**

Verlag von Georg Heinrich Meyer, Leipzig u. Berlin S W. 46.

Wilhelm Weigand

In der Frühe. Neue Gedichte (1894—1901). M. 4,—, geb. M. 5,—.

Die Frankenthaler. Ein Roman. Dritte Auflage. Neuntes und zehntes Tausend. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Florian Geyer. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Akten. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Tessa. Eine Tragödie in fünf Akten. Zweite Auflage. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Lorenzino. Eine Tragödie in fünf Akten. Dritte Auflage. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Für den Vierten Jahrgang des „Litterarischen Echo" wird nach der Originalzeichnung des Herrn Professor E. Doepler d. J. eine Einbanddecke hergestellt, die zum Preise von

Zwei Mark

durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Neue Belletristik!

Gerard, Dorothea. Eine Dorfkönigin.
Roman. Autorisierte Uebersetzung von Th. Eminger Longard. Mit 50 Original-Illustrationen von Bulliemin. Mit dem Bildnis der Verfasserin. 320 Seite 8°. Brosch. M. 3,20, elegant geb. M. 4,—.

Theuriet, A. Die Stiftsdame.
Roman aus der Zeit der französischen Revolution Autorisierte Uebersetzung von Karl Muth. Mit de Bildnis des Verfassers. 268 Seiten. 8°. Brosch. M. 3,5 elegant geb. M. 4,—.

Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., in Einsiedeln
Waldshut und Köln a. Rh. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Vierter Jahrgang
Heft 24
September 1902

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4603)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag, für die Schweiz nur durch das Intern. Annoncen-Bureau L. Kuranda, Lausanne

Der Weg zum Ruhm.

Von Erich Schlaikjer (Groß-Lichterfelde).

(Nachdruck verboten.)

Gesetzt, es gäbe in Deutschland ein Museum, das eine Steinsammlung beherbergte — eine Sammlung von derben plebejischen Steinen, mit denen einst die Menge einen Mann bewarf, dessen Name nun wie eine milde stille Sonne durch die Jahrhunderte leuchtet. Gesetzt, diese Steine würden in einem besonderen Zimmer aufbewahrt — mit welch bangem Zögern würde man die Schwelle übertreten! Mit welch unheimlichem Schauder würde man sie betrachten! Sie würden wirken wie die spukhafte Geschichte eines Mordes; es würde etwas von einem finsteren Wahn an ihnen kleben, und wir würden sie mit derselben Scheu betrachten, mit der wir in der Burg von Nürnberg vor der eisernen Jungfrau stehen. Aber den Göttern sei Dank, den Göttern sei tausendfältig Dank, es giebt in ganz Deutschland kein Museum, das eine solche Sammlung beherbergt. Diese Schmach blieb uns erspart. Die Steine sind bei uns nach den edelsten Häuptern geflogen, aber man hat sie nicht gesammelt. Den Göttern sei Dank!

Nun ist aber die Folterkammer in der Burg von Nürnberg ein sehr lehrreicher Rest der Vergangenheit, und Steinsammlungen wie die oben erwähnten würden von eminentem kulturhistorischem Wert sein. Wenn man die Steine sammeln wollte, mit denen ein berühmter Dichter in seinen Anfängen von Publikum und Rezensenten beworfen worden ist, — man würde ein sehr interessantes Dokument gewinnen. Und was würde denn im besondern an solchem Dokument interessieren? Es zeigt uns die Welt von ihrer lehrreichsten Seite; es zeigt sie uns im Verhältnis zu ihrem kostbarsten Inhalt, im Verhältnis zur wertvollen Persönlichkeit. Wie zwei Kontraste, die sich gegenseitig beleuchten und erhellen, stehen sich Welt und Persönlichkeit gegenüber. Alles, was die Welt d. h. die Menge und ihre Wortführer thun, gewinnt verdoppeltes, erhöhtes Leben, weil es mit der großen Persönlichkeit wirkungsvoll kontrastiert. Die widerspruchsvolle Bewegung in der Menge, das Hosianna und das Kreuzige ihn!, wirken zehnfach lebendig, weil ein bedeutender Charakter sie in schweigender Ruhe erträgt. In keiner anderen Situation lernen wir die Welt so eindringlich kennen; in keiner anderen Situation werden die menschlichen Herzen so erbarmungslos offenbar; in keiner anderen Situation demonstriert die Menge ihre eigene künstlerische Psychologie mit so blendender Klarheit. Wenn es also überhaupt irgend ein Interesse hat, die Welt in ihrem Verhältnis zur Kunst kennen zu lernen, so befinden wir uns hier geradezu im Brennpunkt des Interesses.

Aus diesem Grunde habe ich mich nach Arbeiten gesehnt, die uns den Werdegang bedeutender Männer im Spiegel ihrer Zeit zeigen, aber in einem treuen Spiegel, der nichts verschönert und nichts gefällig abschwächt, und eine Arbeit dieser Art ist Philipp Steins jüngst erschienene Studie zur Bühnengeschichte Ibsens.*) Die Schrift enthält trotz ihres geringen Umfanges (52 Seiten) eine Fülle wertvollen Materials. Ihre schlichten Thatsachen reden eine sehr eindringliche, sehr lehrreiche, unter Umständen sogar eine wahrhaft ergreifende Sprache. Ein Stück Zeitgeschichte zieht an uns vorüber, und gleichzeitig thun wir tiefe Blicke in das Seelenleben der Menge und in die unselige Verständnislosigkeit einer gewissen Kritik. Ist Steins Arbeit wesentlich historischer Art, so soll die unsere psychologischer sein. Wir wollen das „lehrreiche Spiegelbild", das sie bietet, betrachten und uns über einzelne besonders markante Erscheinungen klar zu werden versuchen. Darunter verstehen wir: so tief wie immer nur möglich in das Wesen dieser Erscheinungen hineinzudringen, um sie in ihrer ganzen Folgenschwere zu fassen und in ihrem Ursprung zu begreifen.

Es ist bekannt, daß Ibsen zunächst gezwungen wurde, den Schluß seiner „Nora" zu ändern, und Stein teilt diesen veränderten Schluß mit, den das

*) Henrik Ibsen. Zur Bühnengeschichte seiner Dichtungen. Berlin, Otto Elsner; vgl. Sp. 821, wo die kleine Druckschrift in anderem Zusammenhange schon kurz gewürdigt worden ist.

„Litt. Echo“ vor einigen Jahren zuerst zu veröffentlichen in der Lage war. Die Theaterdirektoren meinten, Nora müsse bei Helmer bleiben; denn das Stück sei ein „Schauspiel“, dürfe also nicht tragisch enden; auch dürfe man das Publikum nicht durch einen schroffen Schluß verletzen. Nora blieb also bei Helmer, und damit hatte das Stück einen „versöhnlichen“ Schluß. Daß Nora bleibt, wurde durch ihre Liebe zu den Kindern motiviert. Helmer zieht sie mit Gewalt an die Thür des Kinderzimmers, und bebend sagt sie: „Oh, ich versündige mich gegen mich selbst, aber ich kann sie nicht verlassen.“ Dann sinkt sie an der Thür nieder und bleibt. So der „versöhnliche“ Schluß.

Um den hohen Sinn des Durchschnittspublikums oder der Menge zu begreifen, muß man sich einmal die Natur dieser Versöhnung klar machen. Der sinnliche Egoist Helmer hat die reizende Nora zu seinem Spielzeug und zu seiner Maitresse gemacht. Sie muß tanzen und schöne Kleider tragen und dem Herrn Bankdirektor die Tage verkürzen — die Nächte natürlich auch. Dafür nimmt er ihr jeden eigenen Willen, macht sie zu einem Wesen der Sinnlichkeit, dessen Daseinszweck in der Befriedigung seiner Lust besteht, und das darüber hinaus durchaus nichts zu wollen hat. Nora ist ein liebes, harmloses Ding und tändelt durchs Leben, ohne die Natur ihres Abhängigkeitsverhältnisses zu durchschauen. Dann aber kommt der Tag, an dem die galante Zärtlichkeit des Herrn Bankdirektors von seiner Brutalität durchbrochen wird. Er peitscht Nora; er tritt sie mit Füßen; er mißhandelt sie. Und nachdem er das alles gethan hat, wird uns nicht die Befreiung zu Teil, daß sie in aufrechtem Menschenstolz von ihm geht. Nein, sie muß bei ihm bleiben! Er schleppt sie an das Kinderzimmer, und ihr Muttergefühl muß dazu dienen, sie in der ehrlosesten Abhängigkeit zu erhalten. Sie bricht zwar an der Schwelle zusammen; aber sie bleibt. Der Schluß ist „versöhnlich“. — Im Ernst: diesen unerhörten Mord an der Nora, diese grauenhafte Vergewaltigung eines weiblichen Wesens empfindet das Publikum als einen „versöhnlichen“ Schluß. Die zusammengebrochene Nora, die sich gegen Preisgabe ihres ganzes menschlichen Werts auch weiterhin von dem Herrn Bankdirektor betasten lassen muß — man sollte meinen, daß etwas Kannibalismus dazu gehörte, an diesem Bild Gefallen zu finden, und doch gehört nichts dazu, als die durchschnittliche deutsche Familiendumpfheit. Wenn man diesen grauenvollen Begriff des „Versöhnlichen“ aus der Intelligenz des Publikums ableiten sollte, man müßte verzweifeln. Glücklicherweise stammt er nicht aus der Intelligenz, sondern ist aus egoistischen Interessen geboren, die die Intelligenz geradezu niederhalten. Das Durchschnittspublikum unserer Theater lebt in und mit der bestehenden bürgerlichen Ordnung. Eine Bedrohung dieser Ordnung ist eine Bedrohung der eigenen Existenz, und in einem ernsthaften Bruch zwischen Mann und Weib sieht das Publikum eine solche Bedrohung. Ihr *Interesse* wird verletzt, und dies macht sie zu wilden Tieren, die ein unerhörtes Menschenopfer „versöhnlich“ finden, weil es *ihrer* Welt, *ihrer* Ordnung und *ihren* Interessen geopfert wird. Die legitime Ehe darf nicht zerrissen werden. Es lebe die Legitimität, weil wir von ihr leben und durch sie überhaupt erst etwas sind!

Es begreift sich, daß der Widerstand der Menge am wildesten und rohesten ist, sofern ihre Interessen verletzt werden. Ibsen hat mehrfach das Pech gehabt, sich dieser Sünde schuldig machen zu müssen, und so hat man es nicht immer bei der Steinigung bewenden lassen; es gab auch solche, die sich nach Dreck bückten. „Was die krankhafte Phantasie der Franzosen bis jetzt für die Bühne geleistet, ist nicht so gemeingefährlich als dieses eine Stück, dessen Gift durch die Druckerpresse über alle Länder verbreitet wird“, schrieb ein berliner Kritiker nach den „Gespenstern“.

Eine große Rolle spielt in der litterarischen Diskussion jener Widerstand, der aus dem dumpfen Haß des Durchschnittspöbels gegen die überragende menschliche Erscheinung entspringen soll. Ohne besagten Pöbel in irgend einer Weise zu überschätzen: ich glaube nicht recht daran. Der Bankdirektor X. sieht es zwar verdammt ungern, daß der Bankdirektor Y. ihn überflügeln will; aber was sollte er von vornherein gegen einen Dichter haben, dem gegenüber doch die vergleichenden Punkte fehlen? Dazu kommt, daß der Hang zur Bewunderung *auch* ein unausrottbarer Bestandteil der menschlichen Natur ist. Was nicht aus verletzten Interessen stammt, kommt, glaube ich, auf das Konto ehrlicher Dummheit oder ästhetischer Verbildung. Jene unsäglichen Gebote von dem, was die Kunst „darf“ und was sie nicht „darf“; jene „sittlichen Grundgedanken“, die durchaus vorhanden sein müssen; jene lieben „Grenzen“, die man um Himmelswillen nicht überschreiten darf; jene vorzüglichen „Gesetze“, die „ewig“ sind — kurz, der ganze Wust an vulgärer Aesthetik, den der gebildete Deutsche in seinem ehrwürdigen Bierschädel herumträgt, genügt völlig, um den Widerstand gegen alles wirklich Neue zu erklären.

Spielt also der instinktive Haß der großen Persönlichkeit in der naiven Menge keine sehr große Rolle, so beherrscht er dafür eine bestimmte Sorte von Geistern ganz — die Geister nämlich, die in ihren vitalsten Interessen durch die große Persönlichkeit bedroht werden, ja, die von ihr sogar in ihrem eigentlichen Wesen aufgehoben werden. Gegen den Tod herrscht ja im allgemeinen ein Vorurteil, und so begreift es sich leicht, daß jene Geister sich entschlossen zur Wehr setzen und sich aller Mittel bedienen, deren ihre ignoble Natur fähig ist. Es versteht sich am Ende von selbst, daß ich hier die Existenzen meine, die vom Kultus des künstlerisch Schlechten ihr Dasein fristen, sei es nun als ausübende „Künstler“ oder als wohlwollende Kritiker. Hier finden wir in der That jenen giftigen Haß gegen die wertvolle künstlerische Erscheinung, den man der naiven Menge wenigstens nicht *allgemein* zuschreiben darf. Diese Sorte bebt vor keinem Schritt zurück, der einer aufstrebenden künstlerischen Macht schaden könnte, und ihr Haß wird nur durch ihre Feigheit gezügelt, bestimmter gesprochen, durch die Furcht vor der öffentlichen Meinung, sofern sich über den aufstrebenden Künstler eine solche bereits gebildet hat.

Es könnte scheinen, als spräche hier ein allzu finsterer Pessimismus aus meinen Zeilen, und doch ist meine Betrachtungsweise eine durchaus realistische, wie sich gleich ergeben wird, und nicht etwa eine forziert menschenfeindliche. Es kann einen ein grauenhaftes Gewerbe dünken, planmäßig die Macht der Kunst

zu brechen, und man könnte glauben, daß man einen Abgrund von Gemeinheit annehmen müßte, um ein derartiges Treiben psychologisch zu erklären. Das ist indessen keineswegs der Fall. Niemand, sagt Hebbel, ist eines Gedankens fähig, der ihn selbst aufheben würde, und so sind auch jene Menschen des künstlerischen Gedankens gar nicht fähig, den die Freunde der Kunst denken. Die Gedanken eines Menschen werden ja von seinen Interessen bestimmt. Ich möchte hier auf Tolstoi verweisen, in dessen „Auferstehung" sich eine Stelle von großem psychologischem Wert findet. Tolstoi meint (ich zitiere aus dem Gedächtnis), daß Mörder, die mit ihrer Grausamkeit, oder Dirnen, die mit ihrer Liederlichkeit renommieren, uns fast unverständliche Erscheinungen seien. Er führt dann aber weiter aus, daß jedes Wesen, auch die Prostituierte, sich ein Weltbild forme, in dem sie selbst eine durchaus erträgliche und ehrenwerte Rolle spiele, und diese Behauptung entstammt in der That einer durchaus korrekten realistischen Psychologie. Die ehrlichen Leute, die von der künstlerischen Korruption leben, tragen ein Weltbild mit sich herum, in dem sie selbst einen durchaus respektablen, wenn nicht gar beneidenswerten Platz einnehmen, und so begreift es sich leicht, daß sie ihr Gewerbe nicht ohne eine gewisse innere Ruhe ausüben. Sie leben den Bedingungen ihrer Natur gemäß und haben somit das beste Gewissen von der Welt. Ihre ungetrübte Harmonie erklärt sich aus ihren Existenzbedingungen, nicht etwa aus Ruchlosigkeit, die keine Bedenken kennt. Als Menschen im allgemeinen kann diese Sorte ganz respektabel sein. Es giebt unter ihnen gute Familienväter, wohlwollende Hausbesitzer, humane Arbeitgeber u. s. w. Nur in ihrem Verhältnis zu der großen künstlerischen Erscheinung, die sie bedroht, sind und bleiben sie Schurken — Schurken aus innerer Notwendigkeit. Von ihnen geht der heftigste Widerstand aus, dem die fortschreitende Kunst begegnet, und ihre kritischen Vettern sind es, die neuen und eigenartigen Werken mit den zugleich dümmsten und infamsten Einwänden zu Leibe gehen. In einer Komödie, die auf inneres Leben gestellt ist, vermissen sie „Handlung", weil die blitzdumme Fabel ihrer Verwechslungskomödien fehlt. Wenn sie „Nora" kritisieren, sehen sie in der Urkundenfälschung den „Angelpunkt" des Ganzen und verbeißen sich in diesen Unsinn, anstatt die Dichtung zu kritisieren. Wenn ihnen aber die Aesthetik gar nichts geben will, greifen sie zur — Moral. „Gegen Ibsens „Gespenster" schreit alles in uns auf, was sich ästhetische Schamhaftigkeit, was sich künstlerische Erziehung nennt", schrieb anno 1887 — Blumenthal.

Schließlich seien noch die schiefen Urteile erwähnt, die aus ästhetischer Befangenheit stammen und sich somit als achtbare Irrtümer charakterisieren. Hier ist die Ablehnung sehr häufig mit bedingter Anerkennung verbunden, und mitunter entwickelt sich der Kritiker auch bis zur unbedingten Bejahung. Einer der verblüffendsten Irrtümer aus neuerer Zeit ist in Steins Studie mitgeteilt. Ein so angesehener Schriftsteller wie Spielhagen tadelte allen Ernstes, daß der Dichter dem Helmer, „anstatt den Pharisäer von vornherein zu kennzeichnen", eine Maske lieh, „die täuschend dem Ansehen eines exemplarischen Beamten, Gentleman und Gatten gleicht". Wer's nicht glaubt, kann es in Westermanns Monatsheften, Band 49, Seite 674, erste Spalte, nachlesen. Mit Recht sieht Stein hierin die Abdankung einer alt gewordenen Aesthetik; gründlicher kann man seine eigenen ästhetischen Ansprüche wirklich nicht zerstören, als es hier durch den Ruf nach einer groben Schwarz-Weiß-Technik geschieht.

Es leuchtet ein, daß ich nur Einzelheiten aus dem von Stein gebotenen Material herausgegriffen habe — Einzelheiten, die sich den Gesichtspunkten unterordneten, die mir für die Betrachtung der Studie am fruchtbarsten erschienen. Im übrigen beschwört die Darstellung eine Fülle von bedeutsamen Theatererinnerungen herauf, sodaß die Schrift über ihren litterarischen Wert hinaus für jeden Ibsenfreund noch einen schönen Erinnerungswert besitzt.

Olive Schreiner.

Von **Anna Brunnemann** (Dresden).

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1883 erregte ein eigenartiger Roman, der den Titel „Lyndall, the story of an African Farm" führte, in England berechtigtes Aufsehen; er erschien bald darauf in deutscher Uebersetzung (München, Bassermann) und wurde in den Jahren, wo sich die Augen der gesamten zivilisierten Welt auf die erschütternden Vorgänge in Südafrika richteten, als eine der wenigen echten Schilderungen des dortigen Farmerlebens mit begreiflichem Eifer gelesen. Der Name des Verfassers, Ralph Iron, war in aller Munde, bis es sich herausstellte, daß diese mit treuer Aufrichtigkeit gezeichneten Bilder von einem jungen Mädchen herrührten, das obendrein einen ganz deutsch klingenden Namen besaß.

Olive Schreiner ist die Tochter eines aus Württemberg stammenden Deutschen, der sich mit der Tochter eines londoner Predigers vermählte und 1836 als Missionar nach Südafrika kam. Sie wurde in dem gebirgigen, zwischen dem Oranjestaat und Natal gelegenen Basutolande, das 1871 von den Engländern der Kapkolonie einverleibt wurde, geboren und hat ihr Leben fast ausschließlich in Südafrika verbracht. — Auf den Roman „Lyndall" folgten nach längerer Pause die „Träume", „Peter Halket of Mashonaland", eine kurze Erzählung, und endlich die im Verein mit S. C. Conwright, Olive Schreiners Gatten, verfaßte Schrift „The Political Situation", die eine treffliche Realpolitikerin offenbart. Es ist selbstverständlich, daß die Ereignisse in Südafrika den Dichtungen Olive Schreiners ein besonderes Pathos, eine ergreifende Eindringlichkeit verleihen mußten, und es ist begreiflich, daß man ihnen von vornherein um ihres Stoffes willen ein starkes Interesse entgegenbrachte. Dieses Interesse hat zu einer Ueberschätzung der dichterischen Qualitäten besonders „Lyndalls" geführt. Man fabelte von einem neuentdeckten Genie, das sich in der afrikanischen Einöde entwickelt habe, fern von aller Bücherweisheit und den Segnungen der Zivilisation. Diese letztere Behauptung ist durchaus irrig; Olive Schreiner standen die meisten Bildungsmöglichkeiten der englischen Frauen zu Gebote.

„Lyndall", das vielgelesene Erstlingswerk der Dichterin, hat einen unschätzbaren Vorzug: es

wurzelt in dem Boden der Wirklichkeit. Den Vorwürfen eines englischen Kritikers, der sich ein auf afrikanischem Boden spielendes Buch nur als Schilderung von Jagdabenteuern vorstellen konnte, begegnete die Dichterin mit den trefflichen Worten: „Ein solches Buch zu schreiben, war mir unmöglich. Solche Bücher werden am besten in Picadilly oder am Strande geschrieben. Wenn jemand es unternimmt, Verhältnisse zu schildern, in denen er aufgewachsen ist, wird er finden, daß die Thatsachen mächtiger sind als er.“ Diese waren in der That mächtiger als Olive Schreiners Phantasie und zwangen sie, ohne alle Schönfärberei nur die erstickende Oede ihrer Umgebung zu schildern. Gerade ihr so trauriges Gebundensein an eine armselige Wirklichkeit hat sie in den Stand gesetzt, ein so schlicht ergreifendes und wahres Bild ihrer Umgebung zu schaffen: die primitive Burenfarm mit ihren niedrigen Stuben, der spärliche Baumwuchs um sie her, die aufragenden Kopje und die schattenlosen Ebenen. Und dann ein paar trefflich gezeichnete Gestalten: die dicke grobe Tante Sannil, die Burenfrau, die als reichste Pächterin der Umgegend unter ihren zahlreichen Bewerbern nach dem dritten Gatten ausschaut, der bettelarme, gutmütige deutsche Inspektor, der in seiner abgetragenen altfränkischen Kleidung und mit seinem unverwüstlichen Idealismus unverstanden unter den materiellen Engländern und Buren einhergeht, das blöde Hottentotten- und Kaffernpack. Es ist ein entsetzlich einförmiges Leben, in dem eine aus äußerlichen Phrasen bestehende Religiosität, die weiter nichts ist als ein Deckmantel für Habsucht, Engherzigkeit, Heuchelei und lächerlichen Aberglauben, mit widerlicher Aufdringlichkeit hervortritt. Das alles macht in hohem Grade den Eindruck des Erlebten. Wenn nun aber die Verfasserin in diesen Rahmen ihre Heldin Lyndall hineinstellt, einen phantastischen Geist, der frühreif über alles, was im Himmel und auf Erden ist, nachgrübelt, wenn sie sie dabei in dem Sohn des erwähnten Deutschen einen in gleicher Weise veranlagten Gefährten finden läßt, und diese beiden Kinder uns in einer papiernen, reichlich mit Allegorieen durchsetzten Sprache ihre unreife Weisheit auftischen, so ist das kein reines Kunstwerk mehr. Hier ist die Dichterin selbst noch zu sehr in ringender Unklarheit; sie steht nicht über ihren Gestalten, sie vermag nichts Klares, Geschlossenes zu bieten. Wohl können wir Lyndalls Seele, in der sich das Sehnen und Ringen der armen, genial veranlagten Missionarstochter inmitten ihrer entsetzlich einförmigen, alles höhere Streben erdrückenden Umgebung wiederspiegelt, unsere Teilnahme nicht versagen; an sich betrachtet, wirkt dieser Teil des Romans doch zu unreif, zu konstruiert und fällt stark gegen die trefflichen Milieuschilderungen ab.

Olive Schreiner besitzt eine große Vorliebe dafür, ihr Denken in Form von Allegorieen wiederzugeben. Die Allegorie aber, so tiefsinnig sie auch sein kann, ist in ihrer kalten Abstraktheit eine Feindin des echten lebendigen Lebens und mithin des lebendigen Kunstwerks. Darum können wir auch den vielbewunderten „Träumen“ den Wert wirklicher Poesie nicht zuerkennen, so tiefsinnig diese Allegorieen sein mögen. Sie offenbaren eine richtige Auffassung von der geistigen und materiellen Not des Weibes und weisen die Wege, die es zu betreten hat, um „frei wie ehedem an der Seite des Mannes durch die Wüste zu wandern“. Es gelingt Olive Schreiner jedoch nicht, ihre Gedanken in einer schlicht ergreifenden zwingenden Weise in künstlerischer Form zu gestalten. Sie tischt uns eine Reihe von papiernen Allegorieen auf, in denen das Erlebte und innerlich Geschaute durch verstandesmäßig Ausgeklügeltes erdrückt wird, sodaß nur das stoffliche Interesse sein Genügen findet, das künstlerische aber leer ausgeht.

Vor fünf Jahren veröffentlichte die Dichterin den Roman „Peter Halket of Mashonaland“. Hier haben sich die beiden widersprechenden Seiten ihres Wesens, die klare Beobachtung und das grübelnde Denken, zur Schöpfung eines einheitlich geschlossenen Kunstwerks vereinigt. Die Erzählung ist kurz und wird von einem schlichten, aus sich selbst geborenem Pathos getragen. — Peter Halket, ein englischer Soldat der Chartered Company hat sich bei einer Expedition verirrt und ist gezwungen, die Nacht auf einem einsamen Kopje zu verbringen. Er zündet sich ein Feuer an, um die wilden Tiere zu verscheuchen, und verfällt in Nachdenken. Ein paar kurze Selbstgespräche enthüllen uns das ganze, wenig komplizierte Wesen dieses jungen, innerlich verrohten Engländers, der gern nach dem Beispiel seiner mächtigen Gebieter schnell reich werden möchte, und dem dazu jedes Mittel recht dünkt; sie werfen zugleich ein grelles Schlaglicht auf die afrikanischen Zustände unter Cecil Rhodes. Dieser Typus hat nun ganz und gar nichts Sympathisches. Bisweilen aber blitzt etwas in den Tiefen seiner Seele auf, die noch nicht erloschene Liebe zu seiner Mutter, einer armen Wäscherin, die das Gute um des Guten willen schätzt und ausübt. Das bringt uns den armen, verkommenen Peter menschlich näher. Gut sein, schließt dieser endlich, ist ganz schön, aber es führt zu nichts; sich schwarze Weiber halten, auf Kaffern schießen und recht reich werden, ist besser. Da gesellt sich ein Gefährte zu ihm, ein milder, stiller Mann, der von weit herkommt. Auf Peters aufdringliche Fragen erwidert er, er sei ein Jude aus Palästina. Peter, froh, in seiner Einsamkeit einen Gefährten erhalten zu haben, wird sehr gesprächig; er erzählt dem Fremden die unglaublichsten Brutalitäten der englischen Soldaten und vernimmt zu seinem Staunen, daß dieser all den Greueln beigewohnt hat als Helfer und Tröster der Verfolgten und Unterdrückten. Ein dumpfes Ahnen dämmert schließlich in der Seele des jungen Soldaten auf, daß der Fremde, der ihn unausgesetzt an seine Mutter erinnert, besser ist als er, und daß es noch etwas anderes zu erstreben giebt als die rohen Genüsse der Chartered Company. Langsam, seiner selbst noch nicht bewußt, steigt das verborgene Gute in ihm empor, um sich plötzlich wie eine schöne Offenbarung über sein ganzes elendes Wesen zu ergießen. Hier berührt sich Olive Schreiner mit Tolstoi, der an die ursprüngliche, eingeborne Güte des Menschen glaubt und sie oftmals ganz plötzlich, wie ein strahlendes Licht aus der schwärzesten Nacht, hervorbrechen und Thaten größter Selbstaufopferung vollbringen läßt. Peter Halket stürzt dem Fremden zu Füßen und fleht ihn an, sich seiner anzunehmen und ihn der großen Gemeinde der guten Menschen zuzuführen. Nun betraut ihn dieser mit der schweren Aufgabe, seinem Volke ins Gewissen zu reden, doch Peter schreckt davor zurück. Er, ein armer ungelehrter Mensch, soll so große

Otto Ludwig.

Otto Ludwig. Mit seinem 125. Geburtstag, am 12. Februar, ist Otto Ludwig, der Dichter des „Erbförster“, der „Makkabäer“ und des „Shakespeare-Romans“, in Erinnerung gebracht worden. Ludwig ist ein Dichter, der nicht vergessen werden darf, weil er ein Dichter ist, der nicht vergessen werden kann. Er

läßt die Personen nach Belieben kommen und gehen und verzichtet auf eine Vorführung breiter Volksmassen, die das „Reich des Irrsinns", das in Münster aufgerichtet ist, veranschaulichen könnten. Alles in allem: ein schwächlicher Versuch.

Den vielbehandelten Savonarola-Stoff greift Raimund von Leon auf und verarbeitet ihn in fünf Akten. Ich hebe nur einzelnes hervor. Der Schluß des zweiten Aufzuges bringt mit prunkvoller Pracht einen Bacchus-Zug auf die Bühne. Lärmen und Vivat-Rufen; Bacchantinnen und Faune schwingen den Thyrsus; Stiere ziehen einen Wagen mit einem Riesenfaß, schöne Mädchen kredenzen den Wein; ein betrunkener Silen kommt in einer Mönchskutte auf einem Esel geritten; Geld wird unter die johlende Menge geworfen, und in einem Muschelwagen, der von schönen Mädchen gezogen wird, erscheint Venus, kaum bekleidet, von blumenbekränzten Gespielinnen umgeben. Das alles ist — wie man sieht — durchaus opernhaft und auf wohlfeile Wirkung berechnet. — Da kommt in einer Prozession Savonarola und spricht eine Rede über die falsche Freude hier und die ewige Verdammnis dort. Es kann nur durch ein Wunder geschehen, daß das Volk beim freudigen Genuß des Augenblicks alles Sinnlich-Gegenwärtige vergißt, niederkniet, um Savonarolas Segen zu empfangen, oder sich still davon schleicht. Aber Wunder gehören nicht ins Drama. — Es scheint, als ob Leon mal im Lessing gelesen hat, daß es etwas anderes sei, wenn der Held dem Tode mannhaft entgegensieht oder ihn freiwillig sucht oder ertrotzt. Aber sein Savonarola weist die Flucht vor dem Tode von sich und sucht ihn, weil er ihn braucht, um seines Werkes willen, wie er sagt. „Das bißchen Brennen werden wir mit Gottes Hilfe mannhaft ertragen, sogar ohne unseren Henkern durch unser Jammern einen Ohrenschmaus zu bereiten."

Das ist etwa die Stimmung, mit der Roswitha ihre Märtyrerinnen in den Tod schickte. — In einem „dramatischen Kulturbild", wie Ernst Johann Groth stolz seine Szenen-Reihe nennt, führt er uns Roswitha von Gandersheim selbst vor. Der bescheidene Konflikt, der daraus entspringt, daß Roswitha eine freiere Auffassung als ihre Ordensschwestern vertritt, findet eine überaus billige Lösung. Gerade zur rechten Zeit, wie auf Bestellung, trifft ein Bote mit einem Brief des vorgesetzten Bischofs ein. Die verklagte Roswitha erhält so durch den Bischof völlige Genugthuung und Anerkennung ihrer löblichen Absichten und das überflüssige „dramatische" Kulturbild seinen Abschluß.

Es wäre überhaupt überflüssig, auf diese minderwertigen dramatischen Erzeugnisse einzugehen, wenn sie uns nicht einige noch zu besprechende Dramen besser würdigen lehrten, die zwar an sich keine bedeutenden Kunstwerke sind, aber sich über die bisher besprochenen dilettantischen Produkte weit erheben.

So kann man einem Manne, der sich über dreißig Jahre als Dramatiker in den Dienst der Bühne gestellt hat, Heinrich Bohrmann-Riegen, eine gewisse Achtung nicht versagen. Von seiner historischen Tragödie „Der letzte Babenberger", die den ersten Band seiner gesammelten dramatischen Werke eröffnet, und die 1870 zum ersten Male erschien, hat sich noch Grillparzer den ersten Akt vorlesen lassen und den Verfasser mit freundlichen Worten zur Fortsetzung ermuntert. Man sieht es dem Stück an, daß es vor mehr als einem Menschenalter geschrieben wurde; es zeigt mit seiner breiten Entwicklung nichts Eigenartiges, das heute noch ein lebhafteres Interesse erwecken könnte, wenn auch einzelne dramatische Szenen bei größerer Zusammenfassung eine bessere Wirkung thun könnten. Als zweites Drama enthält der Band ein dreiaktiges Lustspiel „Mißtrauen", ein Konversationsstück mit lebhaftem Dialog. Aber auch hier beeinträchtigt die mangelnde Knappheit die gewünschte Wirkung. Einzelne Personen, die die Bühne füllen, sind für die Handlung entbehrlich. Und wenn das Lustspiel, dessen Ende man schon zu Anfang deutlich voraussieht, mit Wortwitzen und dem fremdländischen Accent radebrechender Ausländer ein Lachen hervorrufen will, wendet es sich an ein sehr genügsames Publikum, wenn es auch das Interesse der Muse gefunden hat. „Mißtrauen" ist eine gemeinsame Arbeit von Bohrmann und Julius Nigri, der auch an dem vieraktigen Schauspiel „Beethoven", einer Huldigung für den Gewaltigen, beteiligt ist. Die Verfasser schildern einzelne Szenen mit detaillierter Breite, aber es fehlt der auseinanderfallenden Handlung der rasch fortschreitende Gang, der den Hörer unbezwinglich mit sich fortreißt.

Auch Friedrich Haas kleines Schauspiel „Die Prüfung der Herzogin" reißt den Leser nicht mit sich fort; dafür ist es zu geistreich. Es ist ein Spiel. Don Juan sitzt einer Liebesaffaire wegen im Kerker zu Venedig. Der Herzog verspricht, ihn zu begnadigen, wenn er seine Verführungskünste der Herzogin gegenüber braucht, damit er erfahre, ob die Tugend seiner Gemahlin dem ärgsten Verführer stand halte und er ihr nach dieser Probe unbesorgt vertrauen könne. Diese Prüfung besteht die Herzogin nicht. Bei dem Liebesspiele, das mit fein abgewogenen Worten dem lauschenden Herzog vorgeführt wird — denn die Herzogin weiß, daß es ein Schauspiel ist — erklärt die Herzogin, des Horchers vergessend, dem Werbenden ihre leidenschaftliche Liebe. Die Schleusen öffnen sich, erstickende Wassermassen dringen in den Kerker ein, um die Herzogin und ihren Geliebten zu begraben. — Das Motiv des eleganten Versspieles, das Haas in aparter Weise behandelt, erinnert an eine Novelle von Cervantes.

Marie Itzerott verrät bei straffer Komposition ein schönes dramatisches Können. In ihrer „Dido" führt sie in die Gründungszeit Carthagos zurück und hat für diesen Vorwurf aus alter Zeit mit Glück zum Verse gegriffen. Doch so erfreulich ihr Drama als ein Zeugnis wahren Talentes ist — es ist in seinen beiden letzten Akten nicht vollbefriedigend. Zu Ende des zweiten Aktes läßt Dido ihre Lieblingssklavin Elissa fortschleppen, weil sie gegen ihre Liebe zum Numidier-König spricht. Dido will sich vor der vermessenen Sklavin — vermessen, weil sie den königlichen Willen durch Vorstellungen leiten will — „sichern". Didos Befehl wird ausgeführt. Und doch findet Elissa einen Ausgang aus dem unterirdischen Gange, kommt zu der Thür, durch die sie hineingestoßen ist, wieder zurück, um hinter einer Säule einen Mordanschlag, der ihrer Herrin gilt, zu belauschen. Die Lauscherin wird dem Volk zur Warnerin und trägt den Aufruhr in die Stadt. Dieser Aufruhr, der zum Bürgerkrieg zu werden droht, bestimmt die Königin, die sonst eine große Entschlossenheit auszeichnet, auf eigenes Liebesglück, eigene Freiheit und eigenen Willen zu verzichten. Das ist schön gedacht — aber die Verfasserin ist den letzten Konsequenzen aus dem Wege gegangen. Den großen Zügen, in denen die Handlung komponiert ist, entspricht nicht der Schluß des Dramas, und Didos freiwilliger Opfertod in den Flammen des Astarte-Tempels ist ein Notausgang, der unbefriedigend bleibt. Immerhin verrät das Drama die Hand einer Dichterin.

Eine ausgesprochene Begabung für das Grotesk-Komische zeigt Adolf Paul in seiner übermütigen Parodie der Geschichte von „David und Goliath". Der fromme Hirtenknabe wird zum Prahler, der dreist bis zur Frechheit sich im Zelte Sauls zeigt. Mit köstlicher Frische sind die drei Helden der Komödie gezeichnet: David cholerisch wütend, Saul satirisch höhnend, und der Riese Goliath, ein Maulheld, über dessen Feigherzigkeit die Philister selbst spotten, der mit seinem Gebrüll die Bühne erfüllt. — Eine hohe ästhetische Wirkung, eine Verkörperung des Schönen, beabsichtigt Paul mit seiner Satire nicht, beabsichtigt die Satire überhaupt nicht. Aber der Dichter weiß zu wirken und beherrscht den Dialog. Die Vorzüge einer geschickten Dialogführung sind auch bei den beiden anderen Komödien „Der Fall Voltaire" und „Der Tiger" zu

rühmen, die jede auf einen eigenen Ton gestimmt ist, der sie von der biblischen Farce unterscheidet. Aber die erste Komödie, die nicht durch Wiederholung desselben Motives eine humoristische Wirkung zu erzielen sucht — wie es der Dichter im „Fall Voltaire" erstrebt — scheint mir die bedeutendste zu sein, während „Der Tiger", eine Karikatur aus der Gegenwart, den Psychiater interessieren dürfte. — Einer Fortsetzung dieser Sammlung von Komödien darf man mit Erwartung entgegensehen. Eingeleitet wird der erste Band, der vor mir liegt, durch ein „Vorspiel im Theaterbureau". Der Satiriker erlaubt sich hier manche grobe Wahrheit zu sagen; wenn sie nicht immer neu ist, so wird der Leser dem Verfasser bei der Frische, mit der er sie vorträgt, nicht böse sein, und auch der Direktor, der im Theaterbureau herrscht — er mag denn argwöhnisch sein photographisches Portrait gezeichnet sehen — wird lachen.

Polnische Litteraturgeschichte.

Geschichte der polnischen Litteratur. Von Dr. A. Brückner, o. Prof. in Berlin. (I. Band d. „Litteraturen d. Ostens in Einzeldarstellungen".) Leipzig, C. F. Amelang, 1901. 628 S. M. 7,50 (8,50).

Eine neue deutsche Geschichte der polnischen Litteratur ist ein sehr zeitgemäßes Unternehmen, da die früheren (Lipnicki 1873, Cybulski 1880, Nitschmann 1888, sowie die Uebersetzung des Buches von Spasowicz-Pypin) entweder gleich beim Erscheinen fehlerhaft waren oder veraltet sind. Der Verlag konnte nun keine bessere Wahl treffen, als indem er den berliner Slavisten Dr. Alexander Brückner dafür gewann. Brückner, selbst ein Pole und mit seinem Heimatlande immer in innigem Zusammenhang, nimmt in der Reihe der polnischen Litterarhistoriker einen ehrenvollen Platz ein als selbständiger Forscher und vortrefflicher Kenner zweier Epochen insbesondere: des Mittelalters und des 17. Jahrhunderts.

Der Verfasser vergißt an keiner Stelle seines Buches, daß er für den deutschen Leser schreibt, dem die nationale Eigenart der Polen und ihres Schrifttums fremd ist. Daher legt er ein Hauptgewicht auf die Schilderung des politischen und kulturellen Lebens, und wenn auch seine Darstellung von echter Sympathie für das polnische Volk durchdrungen ist, so hält sich Brückner doch von jeder Einseitigkeit frei. Besonders gründlich und ganz selbständig ist die Darstellung und Kritik des Anteils der Protestanten an dem nationalen Leben und der Litteratur, und überzeugend ist die Beobachtung, wie viel Polen verlor, als es die religiöse Frage im siebzehnten und dem folgenden Jahrhundert im Sinne der einseitigen Unduldsamkeit gelöst hat. In den letzten Kapiteln, in denen die Gegenwart behandelt wird, erreicht Brückner in der Schilderung der kulturellen Verhältnisse die möglichst größte Vollständigkeit.

Schon bei der Gliederung der Geschichte der polnischen Litteratur, einer Frage, die von polnischen Gelehrten bis zur Stunde sehr verschieden gelöst wird, zeigt der Verfasser einen klaren, auf das Einfache gerichteten Blick. Sein Buch zerfällt in vierzehn Kapitel, aus denen man mit Leichtigkeit neun Abschnitte zusammensetzen kann: die Anfänge der polnischen Litteratur, das Zeitalter der Reformation und des Humanismus, der Dilettantismus des 17. Jahrhunderts, der Verfall (1700—1760), die Wiedergeburt der Geister, die Pseudo-Klassik, die Anfänge der Romantik (1820—1830), die Blütezeit der Romantik, endlich die Epoche seit 1864. Nur in diesem letzten Punkte kann man Brückner nicht beipflichten, da er die Litteratur seit 1864 bis auf die neueste Zeit als ein Ganzes begreift, obwohl man die polnische Moderne unbedingt ausscheiden muß. Auch ist es ein Fehler dieser Einteilung, daß Poesie und Drama in dem einen, der Roman in dem anderen Kapitel behandelt und dadurch die Charakteristik manches Schriftstellers zerschnitten wird. Natürlich ist es hier unmöglich, auf einzelnes einzugehen. Je mehr wir uns der Gegenwart nähern, desto zahlreicher ist die Schar der behandelten oder genannten Autoren, ja es wird oft des Guten zu viel gethan, und manche Seite des sonst vortrefflichen Buches enthält nur bibliographische Angaben. Ob es gerechtfertigt ist, Dichtungen zu kommentieren, die vorläufig nur in Zeitschriften, noch nicht abgeschlossen veröffentlicht wurden, darüber ließe sich wenigstens streiten.

Der ruhige, weder trockene noch überschwängliche Stil paßt recht gut zu dem übrigen Charakter des Buches, nur erschwert hier und da eine allzuhäufige Anwendung der Parenthese die Lektüre. Die Titel der polnischen Werke sind immer deutsch, aber treu übersetzt, auch die Zitate sind gut gewählt und richtig übertragen. Zweimal gebraucht aber der Verfasser einen für den deutschen Leser unverständlichen Ausdruck: einmal, wo er das Urteil eines Kritikers anführt, das in einem Gedichte „Die krakauer Mazken" idealisiert ist, ohne zu erklären, daß „Mazken" der populärste Vorname der polnischen Landleute (Matthias) ist, das andere Mal, wo er von dem Lustspieldichter Narzymski sagt (S. 561), er sei „ein Jesch des Dramas", während er doch erst bedeutend später (S. 582) den den Deutschen gewiß nicht bekannten Romanschriftsteller Jeż erwähnt. — Was die Orthographie der polnischen Namen betrifft, so hat Brückner weder die Originalorthographie, noch die phonetische gewählt: er schreibt Mizkiewicz, obwohl der Deutsche sich doch wohl an „Mickiewicz" gewöhnt hat, aber Luszczewska, und ist in dieser Frage trotz des Kommentars in der Vorrede weder praktisch, noch konsequent. Das Namenverzeichnis am Schlusse ist nicht vollständig, da es nur die bedeutenderen Schriftsteller enthält. Auch vermißt man Geburts- und Todesdaten, die, wenn sie im Texte schon fehlen, doch wenigstens hier stehen sollten, umsomehr, als man aus der Darstellung oft nicht herauslesen kann, ob der betreffende Autor noch lebt oder schon tot ist.

Alle diese Mängel verschwinden aber angesichts der zahlreichen Vorzüge des Buches, das nicht nur die beste deutsch geschriebene Geschichte der polnischen Litteratur ist, sondern auch in der polnischen Philologie seinesgleichen sucht. Der beste Beweis seines hohen Wertes ist der Umstand, daß man an den Verfasser bereits mit dem Wunsche getreten ist, er möge es ins Polnische übersetzen lassen.

Lemberg. *Dr. Josef Flach.*

Aus der Kunstlitteratur.

I.

Geschichte der Kunst. Von Cornelius Gurlitt. Stuttgart, Arnold Bergsträßer. 1902. 2 Bde. mit je 15 Bildertafeln. 696 u. 792 S. M. 44,— (48,—).

Etwas kaum Glaubliches hat sich ereignet. Es hat ein einzelner Mensch den Mut besessen, in zwei riesigen Bänden eine Geschichte der gesamten Kunst aller Völker und Zeiten, von den Sumeriern bis zu Auguste Rodin, von der ägyptischen Vorzeit bis zu Segantini, von der Sphinx bis an die Schwelle des messelschen Warenhauses Wertheim, zu schreiben — aber, und das eben ist das Erstaunliche, nicht eine fleißige Zusammenstellung des Thatsächlichen, die den „Stand der Forschung" wiedergeben will, sondern ein höchst subjektives Buch, das die ganze Entwicklung der Kunst von 4000 vor bis 1900 nach Christi Geburt im Spiegel einer temperamentvollen Persönlichkeit mit

blutvoller Lebendigkeit erscheinen läßt. Ein Buch, das sich auf keiner seiner fünfzehnhundert Folioseiten schlechthin auf Berichte und Urteile vertrauenswerter Spezialsachleute verläßt; das überall selbständig, auf Grund eigener Erfahrungen oder gründlichster langjähriger Studien das ungeheure Gebäude seiner Darstellung aufführt; das einen schier unübersehbaren Stoff mit spielender Leichtigkeit behandelt und gestaltet.

Man kann getrost sagen, daß es heute nur einen Menschen in Deutschland giebt, der zu einer solchen That im stande ist, eben Cornelius Gurlitt. Ich will keinem anderen Kunsthistoriker zu nahe treten, aber soviel Gelehrsamkeit mit soviel künstlerischem Gefühl, soviel Gründlichkeit mit soviel Anmut der Darstellung, soviel Einzelwissen mit soviel Blick für das Ganze der Entwicklung verbindet keiner in sich wie der dresdener Professor, der seltsamerweise den Titel „Herr Hofrat" führt, der so gar nicht zu ihm paßt. Die tausend Fäden der Kunstgeschichte, die sich von den Aegyptern, Griechen und Römern, von den Persern, Indern, Chinesen und Japanern, von den Langobarden, Kelten und Angelsachsen, den Slaven und Skandinaviern, den Mongolen und Mamelucken zu den Völkern Europas über Mittelalter und Renaissance bis in unsere Tage hinziehen, vereinigt er in seiner Hand und wirkt daraus einen Teppich von imposanter Größe und leuchtenden, prachtvollen Farben. Ich mußte beim Durchstudieren dieser überlebensgroßen „Wälzer" immer an den kunstvollen Wagenlenker denken, den ich als kleiner Bursch einmal in einem Cirkus sah, und der von einem kleinen zweirädrigen Gestell aus vierundzwanzig angeschirrte feurige Renner mit vollendeter Eleganz regierte.

Als Gurlitts Buch „Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts" erschien — die ich seiner Zeit in dieser Zeitschrift (II, 353 ff.) besprechen durfte —, ging ein allgemeines Staunen durch die litterarische Welt über die Thatsache, daß ein Geschichtsschreiber einen solchen Abschnitt ganz und gar subjektiv zu schildern wage, sodaß das Buch weniger das ward, was man so im allgemeinen eine „historische Darstellung" nennt, als vielmehr eine aus tiefster Kenntnis und Beherrschung des Materials geschöpfte Plauderei eines ungewöhnlich geistreichen Kopfes über die Thatsachen. Damals aber war die zweibändige „Geschichte der Kunst" schon längst so gut wie druckreif, die in ähnlicher Weise alle Jahrhunderte, Rassen und Nationen umspannte. Schon damals lag dies Monumentalwerk des wissenschaftlichen Impressionismus, der sich neben dem künstlerischen Impressionismus seine Stellung erobert hat, ziemlich fertig vor und bewies, daß sein Verfasser ein Mann war und ist, der nie in seinem Leben etwas gelernt, gelesen, studiert, durchforscht hat, ohne persönlich dazu Stellung zu nehmen.

Es ist natürlich ein ander Ding, ob man die moderne Kunst, in deren Kämpfen man selbst steht, und deren historische Bedingungen und Voraussetzungen, mit denen man sich seit Jahr und Tag auseinandergesetzt hat, oder ob man mit der Parole „Vollständigkeit!" einmal das ganze Gebiet der Kunst beschreiben will. Die Subjektivität der Schilderung hat bei diesem letzteren Unternehmen schließlich ihre Grenzen. Nicht das meine ich, daß Gurlitt hier natürlich weder von seinen persönlichen Erlebnissen noch von der Thätigkeit seiner Familie, weder von seiner Körperfülle noch von seinem Schöffenamt sprechen konnte, wie in der „Deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts". Aber das erscheint mir wichtig, daß er durch seinen Plan gezwungen war, sich auch über Dinge zu äußern, die ihm, weniger thatsächlich als persönlich, fern lagen. Gerade ein Mann wie Gurlitt muß diesen Zwang gelegentlich mit Mißbehagen empfunden haben, viel stärker als ein Priester der sogenannten „Objektivität", bei dem die Gebote der wissenschaftlichen Pflicht Neigungen und Abneigungen weniger aufkommen lassen. Es ist aber wohl nicht denkbar, daß jemand die Kunstereignisse in der Euphratniederung und bei den Kopten mit derselben Liebe betrachtet wie die Deutschlands, Frankreichs und Italiens. Hier sind die Grenzen der impressionistisch-subjektiven Geschichtsschreibung, die man ohne ein kleines Kompromiß mit den Objektiven nicht überschreiten kann. Bewundernswert ist es, wie Gurlitt diese nicht allzu großen, aber doch auch nicht ungefährlichen Klippen umsegelt hat. Wie er es trotzdem verstanden hat, dem Ganzen einen einheitlichen Stil zu wahren, daß es wie aus einem Gusse vor uns steht, ein Kolossalgemälde, aus einer großen, umfassenden Anschauung entstanden. Ein gut Teil half ihm über die Schwierigkeiten der wunderbare Eklektizismus unserer Zeit hinweg, der sich neben dem leidenschaftlichen Suchen nach einer unser Empfinden und unsern modernen Lebensgehalt ausdrückenden Kunst mit solch mitfühlendem Verständnis in allen Stilen und Zeiten zurechtfindet, dieser den Wurzeln aller Dinge nachspürende Eklektizismus nicht des Schaffens, sondern des Beobachtens, der die willkommene Frucht der innigen Verbindung des wiedererwachten künstlerischen Sinnes mit der von der älteren Generation begründeten Wissenschaftlichkeit ist.

Gurlitt stellt sich aber noch in einen weiteren Gegensatz zu der im allgemeinen herrschenden Kunstgeschichtsschreibung. Er sieht in dieser hauptsächlich die „Geschichte der künstlerischen Formen" maßgebend. Aber so Großes diese Behandlung der Kunstgeschichte geleistet hat, sie scheint ihm doch nicht das letzte Ziel zu bieten. „Die Kunst," sagt er, „ist doch nur zu verstehen als Ausdruck einer schaffenden Seele, und eine solche steht nicht allein in der Welt, sondern bildet einen Teil des Volkes, der Zeit, des allgemeinen Lebensstandes der Geister. Neben der Geschichte der Form muß auch, will man das Wesen der Kunst möglichst tief erfassen, der innerste Grund zum Wandel der Form gesucht werden." Diese gewissermaßen völkerpsychologische Auffassung der Kunstgeschichte erschwert natürlich den Betrieb gegenüber der bisher üblichen Methode um ein Gewaltiges. Sie setzt voraus, daß der Historiker sich von spezialwissenschaftlicher Einseitigkeit zu einer allgemeinen entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung emporschwingt. Die Kunstgeschichte tritt damit aus ihrer selbständigen Stellung heraus und wird ein Teil der umfassenden großen Menschheitsgeschichte, die nur von einem bestimmten Standpunkt aus angesehen wird. Was Lamprecht für die politische Geschichte erstrebt, sucht Gurlitt für die Kunstgeschichte zu erreichen. Es genügt ihm nicht, sich bei der Feststellung der einzelnen, auf einander folgenden Etappen zu beruhigen, sondern überall drängen sich ihm die Fragen entgegen: Welche treibenden Kräfte haben hier mitgesprochen, und wie haben diese sich in künstlerische Aeußerungen umgesetzt? Er sucht jenen innersten Grund für den Wandel der Formen „im Glauben der Völker und in dessen Ausdrucksart: im Gottesdienst; dann in den Mitteln zur Uebertragung der Formen von Land zu Land, vor allem im Handel, manchmal im Krieg; endlich im Denken über das Wesen der Kunst, in der Philosophie, die oft die Schülerin, doch auch die Lehrmeisterin der Kunst war". So mußte Gurlitt mancherlei außerhalb der engeren Kunstgeschichte liegende Betrachtungen in sein Buch einflechten, sah sich genötigt, bei den Griechen von Sokrates und Alexander dem Großen und dem Wesen des Theaters, bei der Renaissance von den bürgerlichen Lebensformen, bei der Rokoko-Epoche von der herrschenden aristokratischen Kultur zu sprechen u. s. w., und wurde auf diese Weise fortwährend auf andere Straßen geführt, als sie bisher von der Kunstgeschichte begangen wurden. „Das ganze Leben der Völker und ihrer schaffenden Söhne in der Kunst" darzustellen, ist sein Ziel. Was er giebt, ist, wenn man will, eine Weltgeschichte, von einem bestimmten Gesichtswinkel aus geschrieben. Von dem großen Hintergrunde der allgemeinen Historie heben sich die Schicksale der Kunst ab.

Es ist keine Frage, daß diese Methode für „nicht Schwindelfreie" erhebliche Gefahren mit sich bringt —

Gefahren, die in früheren Zeiten, da die Methode in ähnlicher Form schon aufgesucht wurde, in der That zu schlimmen Resultaten geführt haben. Man kann auf diesem Wege mit der größten Leichtigkeit in eine allgemeine Rederei, in ein leeres und seichtes Geplauder de rebus omnibus et quibusdam aliis geraten. Hier aber springt die wissenschaftliche Zucht, die wir hinter uns haben, rettend ein. Auch Gurlitt bewahrt die strenge und meinetwegen starre kunsthistorische Schule, die er zuerst, wahrscheinlich widerwillig, durchgemacht und dann überwunden hat, vor solchen Entgleisungen. Er beherrscht das Formale von Grund aus, ebensogut wie diejenigen, die weiter nichts beherrschen, und, weit entfernt davon, der Weisheit letzten Schluß für einen Kunsthistoriker in einer geistreichen Formulierung der Entwicklungsübergänge zu sehen, baut er auf dem tiefen Fundament universalhistorischer Anschauung sein Gebäude mit den festen Balken technischer Kenntnisse auf. Es ist eine der wichtigsten Pflichten des Kunstgeschichtsschreibers, seine Laienleser immer wieder darauf hinzuweisen, daß Kunst schließlich nicht mit dem Kopf, sondern mit der Hand gemacht wird — eine Thatsache, die das Publikum meist, so barock das klingen mag, übersieht. Dies Knochengerüst fehlt dem Riesenleib der gurlittschen Darstellung nicht, und darum ist sie eine sehr gesunde Schöpfung geworden. Auch hier stoßen wir wieder auf einen Punkt, wo sich die Eigenarten der letzten und der vorletzten Epoche historischer Forschung und Schilderung zu einer neuen Art vermischen. Es ist ein „drittes Reich" der Geschichtsschreibung entstanden, dessen Sonne nach und nach am Horizont aller Provinzen der Historie aufgeht.

Wenn ich Werken von der Leibesfülle der gurlittschen Kunstgeschichte zum ersten Male gegenübertrete, erlebe ich jedes Mal die gleiche Folge von seelischen Regungen. Man packt das schwere Paket aus — bums, da liegen die zwei kolossalen Bände! Man sieht sie von außen an, mit einer gewissen ängstlichen Scheu, und wirft dann schüchtern ein paar Blicke in das unaufgeschnittene Exemplar und auf die Bilder. Die letzteren sind ganz gut, wenn auch nichts weniger als begeisternd. Dreißig Blätter für dieses Buch — das ist eigentlich garnichts. Es ist unmöglich, auf so einer handvoll Tafeln auch nur halbwegs die markantesten Erscheinungen zusammenzustellen. Aber das Publikum will das wohl heute so; es ist durch die entsetzliche Ueberproduktion an überillustrierten Werken derart verwöhnt — wobei es durch die Fülle der Bilder schließlich weit mehr verwirrt als in seiner Anschauung gestärkt worden ist —, daß es erschrickt, wenn ihm der Buchhändler eine Sache ohne alle Bilder vorlegt. Immerhin sind Gurlitts Beilagen mit Geschmack und Umsicht gewählt. Nur die Farbendrucktafeln hätte er fortlassen sollen; sie sind wirklich, bis auf den glasierten Ziegellöwen von Babylon, sehr häßlich.

Dann nimmt man das Papiermesser zu Hand und beginnt den ersten Angriff. Das entspricht etwa dem „Punktieren" vor der Operation. Man sieht sich das Inhaltsverzeichnis an und sucht sich mit seiner Hilfe ein bißchen zu orientieren. Um Gottes willen — welch ein Weg breitet sich da aus! Die Kniee wanken einem, wenn man diesen Plan überfliegt. Die Wegweiser verraten den Stil des Verfassers und die Art, wie er seinen Stoff gesehen hat. „Das Auftreten des Islam", „Die Zeit der Bettelorden", „Der Verfall der mittelalterlichen Mächte", „Das Bürgertum", „Die Gegenreformation", „Der Merkantilismus", „Die Aufklärung", „Die Neubelebung des Volkstums" — das sind an solcher Stelle ungewöhnliche Kapitelüberschriften, die deutlich auf die großen zusammenfassenden Linien weisen, in denen das Bild entworfen ist.

Dann schreitet man im Orientierungswerk weiter fort. Man sucht nach einem Register — o weh, es fehlt! Dafür giebt es innerhalb des Kapitels zahlreiche Abteilungen und Unterabteilungen, die im Stile der früher üblichen „Paragraphen" durch recht übersichtliche Marginalien kenntlich gemacht sind, in denen überdies auf zugehörige Stellen sehr angenehm verwiesen wird. Dann blättert man und fängt an zu naschen. Man macht Stichproben. Da ist Margin. 334 ff.: „Die griechische Plastik zur Blütezeit Athens". Eine ruhige, klare, von aller Verschwommenheit und billigen Begeisterung freie Darstellung der zu rekonstruierenden Thätigkeit des Phidias und seiner Schule. Dabei Seitenblicke auf die geistigen Kämpfe in Athen, auf Glaube und Wissenschaft. „Die Geschichte Griechenlands, und besonders jene Athens, ist die Erzählung unendlicher Kleinheit im Ringen mit einer in den Besten des Volkes immer wieder vordringenden Größe. Die armseligsten Katzbalgereien in und unter den Staaten bauschten sich zu großen Staatshandlungen auf, während im Stillen der schaffende Geist das Unvergängliche in Kunst errichtete. In die Heldenzeit athenischen Schaffens drängten sich die lauten Rufe der wachsenden Entfremdung vom eigenen Wesen, der Zerstörung der Einheit des Volkes durch das die Stände trennende Gold, des Herausschälens eines vornehmeren, wissenschaftlichen Geistes, dessen Feinheit und Gedankenschärfe von der Masse nicht verstanden, verhöhnt und gehaßt, bewundert und nachgeäfft wird. Mit der Einheit im Denken und Empfinden trennt sich die Kunst von ihren alten Bahnen: ‚So weit im Leben ist zu nah dem Tod.'" Dann etwa Margin. 1680 ff.: „Die französische Gotik." Eine prachtvolle Uebersicht der architektonischen Thaten unserer Nachbarn im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, meisterhafte, knappe Charakteristiken der Kathedralen von St. Denis, Noyon, Soissons, Chartres, Reims, Amiens, Sans; aus der stolzen Schar als stolzeste hervorragend Notre Dame von Paris: „Der Eindruck des Inneren wirkt wie ein riesiger Gang, ein Prozessionsweg . . . Ein Akt des Hinopferns äußerer Kräfte, um der inneren Erhebung willen; der vollendete Gegensatz zum Griechentum." Weiter Margin. 2102a ff.: „Die neupersische Kunst." Famos orientierend über Schloßbauten und Moscheen, Malerei und Töpferei, Schmelzarbeit und Waffenschmiederei und das entscheidende Gewerbe: die Teppichknüpferei. Margin. 2437 ff.: Lorenzo de'Medici und Savonarola und ihre Zeit; eine ausgezeichnete Charakteristik Botticellis ist eingefügt. Und die deutsche Renaissance, und die Niederländer, Rembrandt zumal, und das Barock — ein glänzendes Kapitel nach dem andern. Und ehe man sich's versieht, ist man aus dem Stichprobenaufnehmen schon ins Lesen geraten. Und nun beginnt man, brennend vor Ungeduld und schönster Erwartungen voll, das Ganze vom Beginn an zu studieren. Prachtvoll ordnen sich jetzt die vorher einzeln herausgelösten Abschnitte ein — ein einziger gewaltiger Strom fluiet an uns vorüber.

Natürlich ließe sich manches im einzelnen einwenden. Vor allem könnte man allerlei über den Mißstand sagen, der dadurch hervorgerufen wird, daß die großen, über die ganze Breite der Entwicklung hinschauenden Kapitel manchen Organismus, ja manche Persönlichkeit in Stücke reißen. So ist z. B. im Hauptabschnitt „Die Gegenreformation" über „Die niederländische Kunst des 17. Jahrhunderts", d. h. über Rubens, Frans Hals, einige andere Meister und Allgemeines, die Rede auf Seite 366 bis 386. Bei Salomon van Ruysdael und Adriaen van de Venne bricht die Darstellung ab, und es folgen nun „Die französische Kunst unter italienischem Einfluß", „Das Ende der florentinischen Kunst", „China seit dem 17. Jahrhundert" (!) und „Die moderne japanische Kunst" (!), bis erst auf Seite 419 im Kapitel „Die Zeit der Glaubenskriege" der Faden wieder aufgenommen wird, der dann erst zu van Dyck und Rembrandt führt. Und um noch ein zweites Beispiel anzuführen: Lionardo da Vinci wird in drei Teile zerlegt. Seite 76 bis 77 ist von seiner florentinischen Frühzeit, Seite 126 bis 129 von seiner mailänder Epoche, Seite 235 bis 237 von seinen späteren Jahren die Rede. Den andern Großen geht es vielfach ähnlich. Es ist keine Frage, daß bei dieser Anordnung die feste Umschreibung der einzelnen Künstlerpersönlichkeiten gelitten hat. Indessen Gurlitts Methode hat trotzdem etwas Ueberzeugendes. Die Mängel, die sich aus ihr ergeben, sind nicht einer Schuld des Ver-

fassers zuzuschreiben; sie entstammen vielmehr der schließlich doch unbestreitbaren, absoluten Unmöglichkeit, die Persönlichkeitsgeschichte mit der allgemeinen Kunstgeschichte restlos zu verschmelzen. Das Positive aber in Gurlitts Darstellung ist zu mächtig, als daß es würdig wäre, sich bei einzelnen Schönheitsfehlern aufzuhalten. Hier zumal ist nicht der Platz dazu. Hier darf sich die Bewunderung für das in seiner Art einzige Buch rückhaltlos und unumwunden aussprechen.

Berlin. *Max Osborn.*

II.

Vorträge über Kunst. Von John Ruskin. (Ausgewählte Werke, IV.) A. d. Engl. v. Wilhelm Schölermann. Leipzig 1901, Eugen Diederichs. 240 S. M. 4,—.

Ein Volk von Genies. Von Lothar v. Kunowski. (Durch Kunst zum Leben, I.) Leipzig 1901, Eugen Diederichs. 276 S. M. 3,—.

Schöpferische Kunst. Von Lothar v. Kunowski. (Durch Kunst zum Leben, II.) Leipzig 1902, Eugen Diederichs. 317 S. M. 4,—.

Blumenkultus. — Wilde Blumen. Von Alfred Lichtwark. Zweite erweiterte Aufl. Dresden 1901, Gerhard Kühtmann. 90 S. Geb. M. 2,80.

Vom Arbeitsfeld des Dilettantismus. Von Alfred Lichtwark. Berlin 1902, Bruno Cassirer.

Verantwortung und Kunstkritik. Von Fritz Wolff. Leipzig 1901, Eugen Diederichs. 38 S. M. —,50.

Münchens „Niedergang" als Kunststadt. Eine Rundfrage von Eduard Engels. München 1902, Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G. 92 S. M. 1,50.

Studien und Kritiken II. Von Richard Muther. Wien 1902, Wiener Verlag. 3. Aufl. 290 S.

Gerhard von Kügelgen als Porträt- und Historienmaler. Herausgegeben von Constantin von Kügelgen. Leipzig 1901, Richard Woepke. 4°. 122 S. Geb. M. 6,—.

Moderner Cicerone. Florenz. I. Die Gemäldegalerieen der Uffizien und des Palazzo Pitti. Von Dr. P. Schubring. Mit 100 Abbildungen. Stuttgart 1902, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Modern Etching and Engraving. Edited by Ch. Holme. The Studio Office, London 1902.

Die sechs zuerst angeführten Bücher finden sich in einem gemeinsamen Zuge: es sind Werke von kunstprophetisch veranlagten Menschen, von Schriftstellern, die im Grunde Ethiker sind. Da ist Ruskin, den man jetzt in Deutschland ehrt, übersetzt, herausgiebt und wirksam machen will, während er in England bereits überwunden ist. Ueberwunden — das heißt: man kennt und schätzt seine historische Bedeutung, aber man weiß, daß für die Entwickelung unserer Zeit seine vage philosophische Art, sich gegen die moderne Kultur der Maschine zu stemmen und die Natur um jeden Preis zu verlangen, nur ein Moment der Hemmung bedeuten kann. Dieser Erkenntnis sollte man sich auch bei uns nicht verschließen. Trotzdem darf man die bei Eugen Diederichs erscheinende Ausgabe, die übrigens die erste unverkürzte ist, loben, da sie gut gedruckt und ohne Aufdringlichkeit geschmückt ist. Die Uebersetzung läßt jedoch vieles zu wünschen übrig. In einer zweiten Auflage werden eine Reihe geradezu alscher Stellen unbedingt geändert werden müssen.

Herr von Kunowski ist ein Schwätzer; in seinem Buche „Ein Volk von Genies" wenigstens. Im übrigen mag er ein feiner Kopf sein, der vor allem wahrscheinlich ein gutes Gefühl für das Desolate in unserer Kultur hat. Allein es ist jetzt keine Zeit mehr für unbestimmte Worte, für heftige, aber nichts weniger als positive Wünsche, für Theorieen. Wir brauchen energische Arbeit; an jeder Stelle ist anzusetzen: im Kunsthandwerk, in der Architektur, in der Litteratur, im Journalismus. Aber nicht Forderungen, nicht begriffliche Auseinandersetzungen, nicht Gedankengebäude können eine Besserung bringen. Ich möchte Herrn von Kunowski und die von ihm schwärmen und mich übermorgen einen Idioten nennen werden, auf J. P. Jacobsens „Niels Lyhne" verweisen; da giebt es für den jungen Niels einen Augenblick, wo er erkennt, daß im Leben nicht alles durch Worte und Gedanken und Gefühle beigelegt werden kann; für Herrn von Kunowski könnte diese Erkenntnis recht förderlich sein. Mit ihr könnte er auch den Weg finden, seine gute Gesinnung zu nützen. Im übrigen ließe sich darüber streiten, ob ein Volk von Genies eine Hoffnung oder auch nur ein Ziel sei.

Alfred Lichtwark ist das Gegenspiel zu Kunowski. Er erinnert hier und da an Ruskin, aber er ist ein Praktiker. Das ist wenigstens die beste Seite an ihm. So nützt er in Hamburg in seiner Gesellschaft für Kunstfreunde, in seiner Kunsthalle. Diesem Wirkungskreise danken wir auch seine Bücher, so auch diese zweite Auflage des Blumenbuches und den Rechenschaftsbericht „Vom Arbeitsfelde des Dilettantismus", in dem die bekannten Ansichten und Anregungen Lichtwarks wiederum klar und anregend ausgesprochen sind.

Erwähnung finde auch die Broschüre des Dr. Fritz Wolff, der sehr böse darüber ist, daß die Kritiker so dumm und so leichtsinnig sind, und der wiederum fordert, daß der Kritiker nur ein Wegweiser fürs Publikum sein soll. Das ist ja nun eigentlich heute den einsichtigen Kritikern schon klar, und wenn ich von mir sprechen soll, so habe ich schon vor zwei Jahren an die Spitze meines Buches „Die Prae-Raffaeliten" ein Kapitel „Ein Wort vom Kritiker" gesetzt, in dem ich fast Satz für Satz dasselbe sagte. Nur — man sieht dann später manches ein . . . Ich mußte aber hier Beziehung darauf nehmen, weil auf der letzten Seite der Broschüre, wo sonst nur ein Druckerzeichen steht, der Satz zu finden ist: „Gedruckt . . . in dem Jahr, da die deutsche Kunstkritik die darmstädter Künstler auf den Berg der Versuchung führte, um sie zu verlassen". Darüber wäre nun viel zu sagen. Und man müßte sich über Herrn Dr. Fritz Wolff ereifern, der gegen das Zensurengeben der Kritiker schreibt und nun selbst allen Kritikern der darmstädter Ausstellung eine schlechte Zensur giebt — wenn Herr Dr. Wolff nicht so freundlich gewesen wäre, mir zu schreiben, daß diese Notiz eine Fleißaufgabe des Verlegers war, von der er selbst bis zum Augenblicke der Ausgabe der Broschüre nichts wußte. Das ist allerdings etwas anderes: Ueberflüssig ist es, daß Kritiker Urteile abgeben, aber Verleger . . . . Schade übrigens, daß gerade Herr Diederichs so übereifrig ist; er leistet durch seine Ausgaben von Ruskin, Taine, Pater, durch seine prächtigen Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte so viel Positives, daß man es nur bedauern kann, wenn er derlei Seitensprünge macht.

Kunstpolitik treibt eine kleine Broschüre von vorgestern, die Herr Eduard Engels in München sich von 33 „hervorragenden Künstlern und Schriftstellern" in der üblichen Enquetenmanier zusammenschreiben ließ. Die Herren haben sich nicht geeinigt, und diese Broschüre wird überhaupt recht wenig Klarheit bringen. — Im allgemeinen wird ja gesagt werden müssen, daß der Markt, der Kunsthandel sich in der That von München verschiebt. Die vielen internationalen Ausstellungen in Karlsruhe, Dresden, Wien, Berlin, Düsseldorf zersplittern die Masse der Kaufenden. Wirtschaftliches nun beeinträchtigt gewiß die Produktion; wichtiger aber ist die tiefinnerliche Bewegung der Kunstentwickelung zur Heimatkunst, die natürlich namentlich die Landschaftskunst angeht. Und ein gewaltiger Zug in der Lebens- und darum auch Kunststimmung der Wertvollsten unserer Zeit geht zur Einsamkeit, zum Leben auf dem stillen, unverbrauchten Lande. Andere wieder, bewußtere Menschen, die zu wenig naive Künstler sind, um den Glauben zu haben, mit ihrer Persönlichkeit ende die Kunstentwickelung, jene also, die sich um die heranwachsenden Generationen kümmern, werden die Hauptfrage im Kunstunterricht, in der Akademienfrage sehen. So tönen allerlei Stimmen auch aus dieser Rundfrage, ohne daß man aber schließlich das Gefühl hätte, daß mehr zur Erkenntnis gefördert sei, als die Feindschaft: München—Berlin und Berlin—München, wie sie wohl der Natur der Dinge nach bestehen muß und leider durch die Presse verschärft wird.

Kunstpolitik aller Orten. Auch der zweite Band der mutherschen „Studien und Kritiken“ ist nichts als höchstpersönliche, höchstleichtsinnige Kunstpolitik. Diese Feuilletonsammlung enthält das Jahrespensum an Zeitungsarbeit, das Muther im Jahre 1901 geleistet hat, Referate, glänzend stilisierte Ausstellungsberichte aus allen Orten, die der bewegliche Kunsthistoriker mit dem Reisekoffer für allerlei Journale geschrieben hat. Wozu dies gesammelt wird, ist mir unklar. Für die Zeitung sind diese Aufsätze bei all ihrer Verschiedenheit und Oberflächlichkeit, bei all ihrer Gleichgültigkeit dem Wesentlichsten einer Kunstleistung gegenüber, bei all ihrer Doppelzüngigkeit brauchbar. Im Buch vereinigt, wenn man so genau sehen kann, daß der kleinlichste Zufall, die dümmste Aeußerlichkeit genügt, um die kritische Meinung Muthers umzukehren, wenn man es also überblickt, wie er alle Ueberzeugung aufgiebt, wenn er aus einer Stadt in die andere fährt oder auch nur die Leser wechselt, wie er immer nur dem Stilwitze nachläuft — im Buche wirken diese schillernden Verderblichkeiten doch grotesk. Aber ich will die ganze, leidige Mutherfrage nicht nochmals aufrollen; schließlich wäre das Wesentlichste doch nur: er ist ein Journalist, der den Ehrgeiz hat, Historiker zu sein. —

Die kleine illustrierte Monographie, die sich mit Goethes Zeitgenossen und Portraitisten Gerhard von Kügelgen befaßt, ist recht und schlecht ein pietätvoll gleichgültiges, loyal-langweiliges Buch mit ganz hübschen Abbildungen. Man erfährt von der unerhörten Fruchtbarkeit dieses guten Malers, der neben manchem religiös-symbolischen Werke den Hof, die Notabeln und viele Geistesgrößen seiner Zeit gemalt hat. So danken wir ihm Bildnisse Goethes, Seumes, Schillers, Herders, Oehlenschlägers, Wielands u. a. Vom Menschen Kügelgen wird allerlei und doch nichts Bemerkenswertes gesagt, die Bilder werden erzählt, ihre Stimmung aber so gut wie ihr Farbencharakter verschwiegen — kurz, es ist eine Künstlerbiographie recht übler Art, weil sie langweilig ist und für den Besprochenen kein Interesse weckt.

Ungemein dankenswert ist das Unternehmen „Moderner Cicerone“, das die Union Deutsche Verlagsgesellschaft verlegt, und das sich um die Charakterisierung der bedeutendsten Galerieen bemüht. Die Ausstattung des Buches in rotem Leder (nach der englischen Temple oder der fischerschen Pantheon-Ausgabe) ist vorzüglich, die Abbildungen gut gewählt und recht hübsch. Die immer neuen Möglichkeiten der Reproduktionsverfahren reformieren ja überhaupt die Kunstgeschichtsschreibung. Das Textliche des ersten Bändchens, die schubringsche Einführung in die Welt der Uffizien und des Palazzo Pitti kann ich weniger loben. Mir scheint diese Arbeit unklar, eiligst zusammengeschrieben, gerade für Laien eher verwirrend, als fähig, Genußquellen aufzuschließen, was doch das Dringendste wäre. Am meisten vermißte ich bei der Durchsicht die nötigen Hinweise auf die Farbengebung. Hoffentlich geraten die angekündigten Folgebände auch textlich besser; insbesondere für die modernen Galerieen in Paris und London sind solche Führer dringliches Bedürfnis.

Von allerhöchstem Nutzen für alle, die sich um moderne Kunst kümmern, wird aber die schöne Publikation sein, mit der der londoner „Studio“-Verlag, dem die moderne Entwicklung schon so viel zu danken hat, sich um eine Uebersicht der zeitgenössischen Radierkunst bemüht. Dieses Werk giebt in meist guten Texten und ausgezeichneten Reproduktionen einen vortrefflichen Einblick in die Welt der graphischen Künste, die ja immer mehr Wichtigkeit für unsere Kultur gewinnen.

Berlin. *W. Fred.*

Bücher zur Frauenfrage.

Von Dr. **Helene Stöcker** (Wilmersdorf).

(Nachdruck verboten.)

Das Weib und der Intellektualismus. Von Oda Olberg. Berlin 1902, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften, Dr. John Edelheim. gr. 8°. 118 S. M. 2,—.

Der Beruf und die Stellung der Frau. Von Johannes Müller. Leipzig 1902, Verlag der Grünen Blätter. gr. 8°. 160 S. M. 2,—.

Das Buch von Oda Olberg ist eine der glänzendsten Kampfschriften, die überhaupt bisher über dieses Thema erschienen sind. Man ist nicht oft in der Lage, so unbedingt loben zu können, wie man es angesichts dieses Buches thun muß. Klar und scharf, mit völliger Beherrschung des wissenschaftlichen Materials, dabei von starkem persönlichem Erleben als geistig arbeitende Frau und Mutter durchtränkt — so „männliche“ und „weibliche“ Vorzüge vereinend, ist es in seiner Art ein standard-work der Frauenfrage-Litteratur. Es verdient mindestens dieselbe Beachtung, die das Buch: „Women and Economics“ von Charlotte Perkins-Stetson (besprochen Sp. 1007) gefunden hat — mir persönlich ist es noch ungleich sympathischer durch seinen zwar energischen, aber weniger dogmatischen Ton.

Oda Olberg, die mit dem italienischen National-Oekonomen Lerda verheiratet ist, hat sich schon durch eine Reihe ausgezeichneter, in der „Zukunft“ veröffentlichter Aufsätze über soziale Probleme einen Namen gemacht. Den Anlaß zu diesem Buche gab die Schrift von Professor P. J. Möbius „Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes“. Ich habe anfänglich nicht begreifen können, warum die Verteidiger einer freien Entwickelungsmöglichkeit für die Frau die Schrift von Möbius wichtig genug nahmen, sie heftig zu widerlegen. Mir schien ihr damit zu viel Ehre angethan. Das, was berechtigt daran ist, wird auch kein verständiger Feminist leugnen — und über das andere sollten wir den Schleier des Vergessens breiten! — Oda Olbergs Buch hat mich eines Besseren belehrt. Aber freilich — über den anfänglichen Anstoß ist sie weit hinausgegangen. Aus der Polemik ist eine positive Darlegung ihrer eigenen Anschauungen geworden — eine Beantwortung der beiden Kardinalfragen: ob die Forderung der Frau nach geistigem Ausleben gegen das Interesse des sozialen Ganzen verstößt; und ob sie durch geistige Arbeit physiologisch oder psychologisch weniger geeignet wird für die Mutterschaft?

Mit großer Klarheit weiß Oda Olberg erst die verschiedenen Probleme der Frauenfrage zu scheiden und dann zu beweisen, daß die Gegner einer höheren Entwickelung der Frau zugleich auch immer Kulturgegner sind, die in einer mystischen „Rückkehr“ zu einer mystischen „Natur“ das Heil sehen. Diesem müden Pessimismus schwärmender Schwächlinge setzt sie den gesunden Optimismus eines kultur- und lebenbejahenden Menschen gegenüber, der anstatt des unfruchtbaren „Zurück zur Natur!“ das praktische „Vorwärts zur Hygiene!“ predigt. Hier prallen eben zwei Weltanschauungen aufeinander. Wer sich müde und krank von unserer Kultur abwendet, wer wie Möbius z. B. die Geistesthätigkeit für etwas hält, was der Organismus des Menschen nicht zu ertragen vermag, der muß allerdings auch zu dem Schluß kommen, das Weib, die Mutter von dieser Verirrung fernzuhalten. Mit aller wünschenswerten Deutlichkeit wird von Oda Olberg einmal ausgesprochen, daß die Frauenfrage „als solche“ sich gar nicht behandeln läßt, daß sie eine andere für den ist, der die Kultur verwirft, wie für den, der sie immer reicher ausgestalten möchte. Treffender ist selten die Verirrung geschildert worden, zu der alle einseitig „männlichen“ Wertungen des Weibes führen müssen, solange man keinen objektiven, außer Diskussion stehenden Maßstab hat. Da läuft das ganze Schlußverfahren gewöhnlich auf die naive Urteilsverbindung hinaus: „Das Weib ist anders als der Mann;

was anders ist als der Mann, ist inferior: folglich ist das Weib inferior". So „beweisen" Lombroso-Ferrero die Inferiorität der Frau damit, daß sie sich wiederholt dem Schmerz der Niederkunft aussetze, was der Mann nicht thun würde (!), und durch die Thatsache, daß die Frau imstande ist, am Krankenlager unermüdlich Hilfe zu leisten, was dem Manne, der kraft seiner größeren Sensibilität mehr mitempfindet (?), nicht möglich wäre! Es ist wahrlich kein Beweis weiblicher „Inferiorität", wenn Oda Olberg darauf verzichtet, mit gleichen Mitteln die Inferiorität des Mannes zu „beweisen".

Wenn eine freudige Kulturbejahung die Voraussetzung ist, von der Oda Olberg ausgeht, so sind zwei Hauptgründe zu entkräften, warum die Frau gewaltsam von dieser fortschreitenden Kultur ausgeschlossen werden soll. Einmal die Behauptung, daß die geistige Inferiorität ein unausrottbarer weiblicher Geschlechtscharakter sei, angesichts dessen dann freilich alle Emanzipationsbestrebungen ungefähr denselben Erfolg versprächen, wie eine Agitation zur Regelung des Sonnenaufgangs. Aber obwohl die Gegner der Frauenbewegung das Weib für unerziehbar halten, glauben sie doch an die Schädlichkeit der feministischen Propaganda. Es geht ihnen, sagt Oda Olberg sehr richtig, wie denen, die nicht mehr an Gott, aber noch an den Teufel glauben: eine Erziehung zum Guten belächeln sie, fürchten aber eine Massensuggestion des Weibes durch die Frauenrechtlerinnen, welche Suggestion doch nichts anderes wäre, als eine Form der Erziehung. Die intellektuelle Minderwertigkeit sieht Möbius auch in dem frühen Altern des Weibes, und es ist eine köstliche Ironie, daß ein anderer Prediger der Minderwertigkeit — Lombroso — dieselbe umgekehrt aus dem späten Altern des Weibes ableitet.

Wichtiger als diese unfruchtbaren Behauptungen, denen gegenüber die Thatsachen sich leicht Respekt verschaffen können, ist die Forderung des Verzichtes auf geistige Thätigkeit im Interesse der Gesellschaft, der Mutterschaft. Freilich ist schwer einzusehen, daß ein Lebewesen mit einem vollentwickelten funktionsfähigen Organe ausgestattet sein sollte, dessen Gebrauch bei Strafe der Entartung verboten ist. Wie man früher die geschlechtliche Enthaltsamkeit allein bei der Frau forderte, damit sich der Roué an ihr wieder „sittlich heben" könne, so fordert man jetzt intellektuelle Entsagung bei der Frau, weil viele Männer ein durch chronische Ueberarbeitung ermüdetes Denkorgan haben. Aber nicht der Gebrauch, sondern nur der Mißbrauch ist zu verwerfen, und zwar bei beiden Eltern. Neben der physiologischen Leistung des Gebärens verlangt die Mutterschaft eine psychologische: die der Pflege und Erziehung des Kindes. Und dazu sollte der „Schwachsinn" sich am besten eignen? Oda Olberg meint sehr richtig: dem Schwachsinn in der Kinderstube eine besondere Funktion anweisen, das ist etwa ebenso, als wenn man die Blindheit der Hühner als vorteilhaft für das Körnerfinden ansieht. Aber auch außerhalb der Kinderstube thut es der Schwachsinn nicht. Man vergegenwärtige sich doch die unermeßliche Summe von Leid, die aus Unkenntnis und Unwissenheit kommt. Aus eigenster Erfahrung müssen wir ihr zugestehen, daß der fruchtbarste aller Instinkte, die Mutterliebe, in der Wirkung sich oft in sein Gegenteil verkehrt, weil er nur auf das kleine Kind berechnet ist und so den Erwachsenen quält und einschnürt. Schlecht genug stimmt übrigens zu der theoretischen Verherrlichung der Mutterschaft von Seiten des Mannes dessen thatsächliche Wertung im wirklichen Leben. — Die geistige Kultur, die die Frau heute bestrebt, ist nicht trockene Gelehrsamkeit, sondern Erkenntnis, die Zusammenhang und Festigkeit in ihr inneres Leben bringt, die Einsicht in das Treiben der Welt und ihre allgemeinen Gesetze — die Einsicht, aus der die Milde quillt und das thätige Erbarmen. So liegt es im eigensten Interesse der Gesellschaft, wenn auch die Frau die ihr nach ihren biologischen und soziologischen Bedingungen am nächsten liegenden Interessen versieht. Auch die Thorheit und Kurzsichtigkeit der möbiusschen Idee, jedes Mädchen müsse sein Kind haben, deckt Oda Olberg auf: weil das Kind, das doch oberster Selbstzweck sein soll, hier zum Mittel erniedrigt wird, weil die Mutterschaft, die sonst den Punkt darstellt, wo der Egoismus zum Altruismus wird, hier in gröbsten Egoismus verkehrt wird. Merkwürdig genug, daß Männer selbst ihren Einfluß so niedrig einschätzen, daß wir Frauen für das Recht des Vaters auf sein Kind kämpfen müssen! Oda Olberg weiß, daß die Frau nicht eher aufhören kann, in alle Berufe einzudringen, bis die Erfahrung selbst ihr zeigt, wohin, bei völliger Freiheit der Wahl, ihre besonderen Fähigkeiten sie weisen. Das Resultat wird nicht das berüchtigte Mannweib, sondern das ganze, echte, mütterliche Weib sein, das kraft seiner besonderen Natur die Thätigkeit des Mannes auch außerhalb der Familie in der Gesellschaft ergänzen muß.

Wie ein Stahlbad wirkt die wundervoll klare und doch von persönlichster Wärme getragene Schrift — doppelt erquicklich, wenn man soeben aus den schwindelerregenden, sich immerfort widersprechenden unklaren Gedankengängen einer Ellen Key kommt (vgl. Sp. 1467 f. D. Red.). Bei Ellen Key fehlt eben, trotz ihrer umfassenden Belesenheit, die letzte endgültige Durchdringung des Stoffes, die logische Bändigung des Mannigfaltigen zur Einheit, die intellektuelle Durchdringung des Erlebten, ohne die es keine einheitliche persönliche Weltanschauung giebt. Diese einheitliche, bis ins Letzte durchdachte und innerlich verarbeitete Weltanschauung einer starken, echt weiblichen Persönlichkeit haben wir in Oda Olberg vor uns — es ist eine Freude, ihr zu begegnen. Damit ich aber nicht in den Verdacht komme, gar zu blind nur zu loben, will ich auch einen Mangel nicht verschweigen, der sich aber bei einer hoffentlich bald nötig werdenden zweiten Auflage leicht korrigieren läßt: die allzu starke Verwendung von Fremdwörtern, die den Genuß unnötig erschweren — in erster Linie den Frauen, denen im übrigen dieses kräftigende Stahlbad froher weiblicher Weltanschauung am meisten zu wünschen wäre.

Ueber das Buch von Johannes Müller viel zu sagen, erübrigt sich, nachdem soeben Oda Olberg die kulturfeindlichen Anschauungen eines Möbius und seiner Gesinnungsgenossen so ausgezeichnet wiederlegt hat. Johannes Müller fällt vor allem durch einen Mangel an logischer Durchdringung der in Frage kommenden Probleme, durch eine geradezu verblüffende Menge von Widersprüchen auf. Neben wirklich feinen Beobachtungen und Anschauungen stehen so merkwürdige, unglaubliche Vorschläge, daß man wirklich nicht recht weiß, was man dazu sagen soll. So z. B. wenn er die Frauenfrage dadurch lösen will, daß er sämtliche Frauen der gebildeten Stände in fremden Häusern — Dienstmädchen werden läßt. Gewiß ist keine Arbeit an sich entwürdigend und entehrend, aber wenn man in dem immer zweckmäßigeren Verwerten aller Kräfte gerade ein Kennzeichen der Kultur sieht, so ist schwer zu begreifen, warum all die verschieden veranlagten Kräfte der Frauen sich nur nach dieser einen Richtung bethätigen sollten.

Seltsam nur, daß solche Entsagungsprediger, die von allen Frauen ohne Unterschied intellektuelle Enthaltsamkeit fordern, gar nicht merken, wie schlecht es steht, andern eine Entsagung zu predigen, die man sich selbst nicht auferlegt. Was wohl Herr Johannes Müller für ein Gesicht machen würde, wenn man mit seinen eigenen Worten den entsprechenden Vorschlag für sein eigenes Geschlecht machen würde: „Es wäre den Männern aus besserer Familie sehr zu empfehlen, für einige Zeit Hausknecht zu werden. Ich will gar nicht von den Vorzügen für die innere Reife und Bildung sprechen, die es mit sich bringen würde, wenn sie freiwillig durch einen einfachen Dienst das Leben von ganz anderer Seite kennen lernten und in harter Arbeit Entsagung und Aufopferung übten: es ist schon für den Körper nichts so gesund wie grobe Arbeit, d. h. schwere körperliche Anstrengung, und jedenfalls gesünder als Studieren

und alle sitzenden Thätigkeiten." Ob Herr Johannes Müller nach seinen eigenen Anschauungen lebt? Und sollte er nicht das Wohl seines eigenen Geschlechtes ebenso im Herzen tragen wie das unsrige? Und uns Frauen inzwischen einmal selbst für unser Geschlecht sorgen lassen, dessen Bedürfnisse und Fähigkeiten wir am Ende doch besser kennen müssen als er?

Wenn es nicht so unsäglich ermüdend wäre, in einem Atem immerfort tiefe Einsichten mit den flachsten Banalitäten und Phrasen wechseln zu sehen, so würde man eine ganze nicht endende Reihe solcher Widersprüche aufzählen können. Ich hatte geglaubt, diese Typen von wohlmeinenden, aber konfusen Menschen gehörten nur den mangelhaft erzogenen, bisher vernachlässigten Frauen an, die nicht die Kraft gehabt haben, sich selbst durchzusetzen, und denen man jede logische Zucht gewaltsam versagt hat! Die gute Absicht des Verfassers kann man bei alledem gern anerkennen.

Ueber die Ehe, über die Liebe, über Kindererziehung, gegen Prüderie sagt Johannes Müller im einzelnen sehr viel hübsche und feine Sachen. Schade nur, daß es durch den Wust von thörichten, unhaltbaren Behauptungen nicht so zur Geltung kommt. Es ist nicht jedermanns Sache, sich geduldig von einem Schriftsteller mit im Kreise drehen zu lassen, weil dieser selbst noch keinen festen Standpunkt hat. Wir könnten von Johannes Müller gewiß mit Vergnügen manches lernen. Nur sollte er, ehe er daran ginge, die Welt zu reformieren, Ordnung in seiner eigenen Gedankenwelt schaffen. Wenn ihm das gelungen ist, werden wir gerne wieder von ihm hören.

Proben und Stücke.

Die Kränze im Meer.

Von **Karl Strecker** (Berlin)*).

(Nachdruck verboten.)

Das wie ein Nachzügler der Häuserreihe als letztes im Dorf nach der Krähenheide hinausschauende Häuschen, auf dessen Strohdach milde Abendsonne liegt, ist „Großmutter Thiedes" Haus, das Stück Kartoffelacker daneben „Großmutter Thiedes" Acker und die weiße Ziege, die im Stall meckert, „Großmutter Thiedes" Ziege. Der alte Kossät Thiede wohnt schon seit acht Jahren am andern Ende des Dorfes, beim Berg still für sich und tief in einem kleinen, engen Brettergemach, über das alljährlich am Totensonntag schlichte Kränze herben Duft und helle Farben breiten.

Seit zwei Jahren bringt diese Kränze Tinchen, die Enkelin, ganz allein auf den Friedhof. Ihre Mutter schläft dicht neben Großvater den letzten Schlummer, ihr Vater steuert draußen auf fernen Meeren, und Großmutter Thiede mit ihren halberblindeten Augen und den dreiundachtzigjährigen Wackelbeinen hat schon seit zwei Sommern und drei Wintern das kleine Strohdachhaus nicht mehr verlassen. Aber noch immer sitzt die Alte rüstig am Webstuhl, und während die Erinnerung an die vergangenen Zeiten und die Träume von des Sohnes und der Enkelin Zukunft das alte weiße Haupt wie Abendrot umglühen, regen sich die dürren Hände, die mit dicken blauen Adern durchästet sind, eifrig am Webebaum, und das Schiffchen fliegt wie eine Schwalbe hin und her: „Hettäh, hettäh", Fritz kehrt bald aus Indien zurück, „tuck, tuck", und bringt viel Geld mit, „hettäh, hettäh, hettäh", Tinchen kriegt einen kreuzbraven Mann, „tuck, tuck", und der pachtet den Schulzenacker drüben überm Weg. So webt Großmutter Thiede ihre Gedanken mit hinein in das grobe Rocktuch, das zwar, wie der aufgeklärte Dorfschneider Zimdars behauptet, heutzutage lange nicht mehr so billig ist wie in den Geschäften der Stadt, aber dafür, so behauptet Großmutter Thiede, „auch dreimal solange hält".

Tinchen war heute, am Vorabend ihres siebzehnten Geburtstages, gegen Sonnenuntergang auf ein Stündchen zu „Tante Lotte" gegangen, der Bahnwärterfrau drüben an der Krähenheide. Großmutter hatte inzwischen Feierabend gemacht, den braunen Kaffeetopf vom Herd geholt und saß im Lehnstuhl, die Hände um das wärmende Töpflein gefaltet. Die heisere Wanduhr tickte, Großmutter träumte. Ihre Gedanken waren um diese Schummerstunde weit draußen auf dem Meere bei Tinchens Vater; er hatte geschrieben, daß er im Frühjahr bestimmt zurückkehren und Kind und Mutter im kleinen Dorfe besuchen werde. Mitunter suchten die verdüsterten Augen der Sinnenden an dem Lichtschein draußen zu erkennen, ob die Sonne schon hinunter sei. Plötzlich schrak sie zusammen. Es klopfte. Eine fremde Jünglingsstimme kam herein: „Guten Abend. Ein Telegramm" — und ehe Großmutter Thiede sich noch von ihrem Schreck erholt hatte, lag das zusammengefaltete Papier in ihren Händen, und der Depeschenbote war aus der Thür.

Ein Telegramm! Wie war der Schreck ihr in die alten Glieder gefahren! Seit dreißig Jahren war kein Telegramm in dies kleine Haus gekommen — und damals war's von ihrem Fritz, der an der Ruhr erkrankt aus dem französischen Krieg zurückkam. Sollte dies Telegramm wieder von Fritz sein? Lieber Gott, es war solch Sturm die Nacht gewesen . . .

Mit zitternden Händen befühlte die Frau das rauhe Papier, vorsichtig löste sie den Verschluß und humpelte ans Fenster. Sie hielt die Schrift dicht vor die halberblindeten Augen, aber bei aller Anstrengung vermochte sie nur ein paar blaue, verschwommene Striche zu sehen. Sie mußte sich setzen, so bebte sie. O lieber Gott, flüsterte sie, und eine brennende Thräne regte sich ihr im Auge, nur ein einziges Mal ein bißchen sehen! Wenn nur Tinchen bald käme! Oder sollte sie ans Fenster klopfen, wenn jemand vorüberging, und ihn bitten, das Telegramm zu lesen? Nein, nein, wer wußte, was drin stand? Gewiß von Fritz etwas — sollte das irgend ein Fremder zuerst erfahren? Die Alte schüttelte den Kopf. Sie setzte sich, nahm das Telegramm zwischen beide Hände, befühlte wieder das Papier innen und außen, hielt es wieder vor die alten Augen, und endlich weinte sie und betete still. Es war ganz dunkel um Großmutter Thiede geworden. Sie öffnete das Fenster. Das frische Birkengrün duftete. Im fernen Teich quakten Frösche. Aus der Luft kam das leise Schnattern ziehender Wildenten. Die Sonne war hinunter. Die Frau suchte ihren Lehnstuhl wieder auf, saß und sann. Die alte Wanduhr räusperte sich und wollte eben neun schlagen; Großmutter Thiede zündete die Lampe an und schob den grünen Schirm zurecht — da hörte sie Tinchens leichten Schritt. Fröhlich kam das Mädchen herein und mit ihm ein schöner Fliederduft, der die Stube füllte; einen vollen Strauß streckte sie freudig der Großmutter entgegen. Aber Großmutter gab ihr nur ein paar zitternde Worte und das zitternde Telegramm, da ward es sogleich still in dem Stübchen. Das Mädchen las: „Cuxhaven" — und es folgte ein Schrei und aus dem Munde der alten Frau ein stöhnendes Wimmern. Und dann war es wieder still, nur die Wanduhr tickte heiser fort, und nebenan im Stall meckerte leise, wie fragend, die weiße Ziege, die von dem Schrei aufgewacht war.

Spät abends mußte Tinchen noch auf den Pfarrhof. Der Pastor, ein ältlicher Mann mit mildem Gesicht, das am Hals eine graue Bartfrese einrahmte, tröstete. Was das Telegramm besagte: daß der „Peter Krohn" gesunken sei und Friedrich Thiede nebst acht andern vermißt werde, das hieße noch immer nicht, daß er nun

*) Aus: Totentanz. Hamburg 1902, August Harms. Gr. 8°. 188 S. (Vgl. die Besprechung auf Sp. 1717.)

auch tot sei. Er konnte von einem fremden Schiffe gerettet sein, und man hatte natürlich noch keine Nachricht davon. Aber Großmutter drängte, und Tinchen gehorchte willig: sie mußte nach Cuxhaven. Das Schiff war auf der Heimfahrt gewesen, eine deutsche Meile von der Küste war das Unglück geschehen; so mußte man in Cuxhaven Sicheres erfahren. Der Pastor widersprach nicht, gab Reiseplan und Ratschläge, auch einen Brief an einen alten Studienfreund in Cuxhaven, einen Arzt, Dr. Krummheuer, der zwar, wie der Pfarrer meinte, ein etwas wunderlicher Kauz, aber herzensguter Mann sei und das Mädchen schon in Obhut nehmen werde.

In der grauen Frühe ihres Geburtstages trat Tinchen aus dem Katen, ein Tuch umgeschlagen, ein Täschchen in der Hand, siebzehn Frühlinge auf dem Haupt, herbe Herbsttropfen im Auge. Der kleine Bahnhof war fast menschenleer. In dem Wagen vierter Klasse nur zwei Arbeiter mit Spaten, Hacken und ledernen Frückstückranzen. Tinchen saß still in einer Ecke und blickte in Gedanken auf die vorübergleitenden grünen Saaten, die vielen viereckigen Ackerstückchen ihrer Heimat, die das Land zu einem bunten Schachbrett machten, auf dem der Bauer den Springer zu schlagen sich müht.

Es begann zu regnen. Schwere klatschende Frühlingstropfen schlugen gegen die Fensterscheiben, als der Zug in den hamburger Bahnhof einrollte. Tinchen, die sich mutig bei den Schaffnern vergewissert hatte, daß des Pastors Reiseplan, den sie auf einem Zettelchen bei sich trug, richtig sei, ging zu Fuß nach dem „Hannoverschen Bahnhof" und blieb des Regens wegen den einstündigen Aufenthalt über im Wartesaal. Am Nebentisch frühstückten schweigend und emsig zwei junge Kutterfischer mit frischroten Backen und schwärzlichen Händen. Einem geräucherten Dorsch, einem Zweigroschenbrot und einem Fläschchen Schnaps schenkten sie mit strenger Unparteilichkeit abwechselnd ihre Gunst.

Als Tinchen sich setzte, blickten die beiden dreist zu ihr herüber und machten lachend ein halblaute Bemerkung. Aber das Mädchen drehte ihnen sehr deutlich den Rücken, worauf die Burschen mit dem Phlegma des Nordseefischers schweigend weiterkauten und sich vorläufig nicht um sie kümmerten. Die gewohnte Essensstunde regte auch Tinchens Appetit. Sie nahm die altmodische Handtasche, auf deren Vorderseite ein in Wolle gestickter Schäferhund nachdenklich auf den Messingbügel blickte, neben sich auf einen Stuhl und holte hervor, was Großmutter eingepackt hatte. Das langte wohl für den Tag: vier dicke Schmalzstullen, ein Ende Lungenwurst, eine Handvoll Backobst und eine Flasche Milch. Das Mädchen biß mit ihren weißen Zähnen kräftig ins schwarze Brot. Die beiden Fischer waren inzwischen mit ihrem Dorsch fertig geworden, hatten ihre kurzstummligen „Näsenwärmers" in Brand gesetzt, die Hände in die Hosentaschen geschoben und begannen eine bedächtige Unterhaltung.

„Bi Duhnen," sagte der eine, ein hübscher, langer Bursch, den eine etwas zu große Nase und eine tiefe Narbe seitwärts der Oberlippe nicht entstellte, „bi Duhnen is jo all wedder 'ne Lik von ‚Peiter Krohnen' answemmt."

Tinchen erbebte bis ins Herz hinein — sie vermochte kaum noch, den Bissen hinunterzuschlucken. Stillschweigend, mit zitternden Händen packte sie ihr Essen wieder ein und blickte sich nach den beiden um. Der Bursch mit der Narbe sah das als eine Ermunterung an, er stand auf, schob beide Hände noch tiefer in die Hosentaschen und kam heran.

„Na, Mieke" — sagte er aufmunternd.

Tinchen schoß das tapfere Thiedeblut ins Gesicht. „Lassen Sie mich zufrieden!" rief sie mit so lauter, fester Stimme, daß alle Leute im Wartesaal nach den beiden hinübersahen. Halbverlegen, halbgroßspurig pfiff der Bursch vor sich hin, lachte: „na denn nich," sah eine Weile durch das Fenster, spuckte schnirksend durch die Zähne und kehrte zu seinem Kameraden zurück.

Tinchen nahm ihre Tasche und trat auf den Bahnsteig hinaus. Der Regen hatte aufgehört; frischduftende Mailuft strömte ihr mit blinkendem Sonnenlicht von dem glitzernden Naß ringsum entgegen. Aber nur im ersten Augenblick empfand das Mädchen die würzige Frische; tödlich beklemmende Angst verdrängte sogleich wieder den erquickenden Eindruck. Sie fragte einen kleinen, freundlich aussehenden alten Postbeamten, der den Bahnsteigbriefkasten leerte, ob man hier vielleicht schon Näheres von dem Untergang des „Peter Krohn" gehört hätte.

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ach ja," sagte er dann, während er die Klappe des Kastens schloß, „da stand ja was in der Zeitung, da sollen ja woll so'n Dutzend oder so vertrunken sein. Weiter weiß ich nichts nich."

Tinchen biß die Zähne zusammen. Sie sah nach der Bahnuhr. Es war bald Zeit, einzusteigen. Ganz verwirrt von den vielen hastenden Menschen, die an ihr vorüberströmten, den Gepäckmengen, den pfeifenden und fauchenden Lokomotiven, den zahllosen Geleisen, fand sie nach vielem Fragen endlich den rechten Zug. „Neueste Zeitungen!" rief ein rotnäsiger Mann auf dem Bahnsteig, der mit einem großen Papierstapel auf- und abging. Tinchen kaufte für zehn Pfennige ein Hamburger Blatt, und während der Zug, in dem sie saß, langsam zu rollen begann, suchte sie von Seite zu Seite nach einer Nachricht — endlich fand sie: „Cuxhaven, den 18. Mai. Von dem gestrandeten Dampfer ‚Peter Krohn' trieb gestern wieder eine Leiche bei Grimmershörn an Land. Sie wurde als die des Schiffskochs Karl Ahrens aus Wismar rekognosziert. Es werden nun noch sechs Mann vermißt" — die Namen folgten, unter ihnen: „Friedrich Thiede". Tinchen legte die Zeitung in ihre Tasche, wobei ein paar große Tropfen mit hineinfielen, und holte Großmutters Geburtstagsgeschenk vor: ein lutherisches Gesangbuch mit violettem Sammetdeckel, in den ein silberblinkendes Kreuz gepreßt war. Aus den tapferen Liedern der alten Glaubensstreiter kam dem in Gottesfurcht erzogenen Mädchenherzen etwas hervor wie ein Brückengeländer über tosendem Strom. Sie war nicht mehr hilflos und verzagt, als sie in Cuxhaven ankam und nach vielem Fragen mit ihrem Empfehlungsbrief vor das rechte Haus gelangte.

Dr. Eduard Krummheuer war der schwierigste Patient seiner Praxis. Ihm fehlte es immer irgendwo; augenblicklich lag er am Spätnachmittag in geheizter Stube im Bett, als ihm seine Wirtschafterin, eine resolute Fünfzigerin, den Empfehlungsbrief Tinchens hereinbrachte. Kaum hatte der alte Kauz den Brief gelesen, als er sogleich seine Wirtschafterin anwies, Tinchen in sein Wohnzimmer zu führen. Er selbst zog, im Bett sitzend, die Barchentunterhosen und ein paar dicke Wollensocken auf die dürren Beine, kroch dann eine Weile wieder unter die Decke, um sich zu wärmen, zog die Magenbinde über den kleinen Spitzbauch, wobei er einen Augenblick ruhig zur Decke aufblickte. Dann schlüpfte er schnell in Hosen und Filzpantoffel, zog schleunigst eine gestrickte Aermeljacke und eine Flauschjoppe an und eilte an den Ofen, den er von allen Seiten befühlte, als ob er einen Patienten untersuchte, ihm auch die Thür öffnete und wie einem Halskranken in den Schlund sah, worauf er ihm ein paar Schippen Kohlen als Löffel Medizin verabreichte und sogleich auf den Filzpantoffeln wie auf Schlittschuhen gleitend ins Nebenzimmer huschte und Tinchen freundlich über seine Brillengläser hinweg in die verweinten Augen sah.

„Na, na," meinte der Doktor beruhigend, „das kann ja noch immer sein, daß Ihr Vater gerettet ist. Zunächst müssen Sie irgendwo untergebracht werden. Hm, bei mir geht's nicht; aber bei meinem Freund Behrens, der hat ein großes Hotel, das steht jetzt vor der Saison noch leer — hm. Warten Sie einen Augenblick, mein Kind, ich bin gleich angezogen." Damit huschte er wieder in sein Schlafzimmer.

Der Abend brach herein, als Tinchen und der Doktor in das Hotel hinübergingen, das seiner Größe und Bau-

art nach auf den Massenbesuch der Badezeit berechnet war. Der alte Behrens, bei dem des Arztes Fürsprache schwer zu wiegen schien, räumte sogleich eins der vielen leerstehenden Zimmer nach der See hinaus ein. Der Doktor trank noch zwei Gläser Grog von der alten Rumsorte, die nur wenigen Freunden des alten Behrens zugänglich war, und überzeugte sich, daß Tinchen Abendbrot bekam. Dann ermahnte er sie, nur ruhig zu schlafen, am nächsten Morgen wollten sie die nötigen Erkundigungen einziehen, wünschte gute Nacht und schlurfte in seinen großen Gummischuhen nach Haus.

Tinchens gesunde Natur ließ sich trotz der ungewohnten Fremde von dem leisen, steten Geräusch des Meeres bald in Schlummer singen. Aber früher als sonst jemand in dem großen Hause erwachte das Mädchen, zugleich mit dem ersten Morgengrauen und zugleich mit ihrer Sorge. Nun beklemmte sie die ungewohnte Umgebung. Im Hotel war noch alles still. Tinchen stieg aus dem Bett und hob den Fenstervorhang. Die Welt lag noch in fahlem Dämmerlicht. Das Meer groß und bleigrau, wie im Nebel verschwimmend. Der Strand, der Damm, die Straße zum Leuchtturm, alles menschenleer. Nur zwei Krähen suchten am einsamen Strand nach angeschwemmter Nahrung. Im Osten über dem Bollwerk „Alte Liebe" rötete sich langsam der Himmel. Aber dort, nach Westen zu, vor Grimmershörn, dicht am Strand, was war das? Eine schlanke jugendliche Männergestalt stand vornübergeneigt dicht am Wasser und suchte etwas aus den schwach anschlagenden grauen Wellen zu ziehen. Tinchen blickte gespannt hinüber. Der junge Mann suchte ein paarmal zuzugreifen, wich aber immer wieder vor den heranrollenden Wellen zurück; endlich trat er einen Schritt ins Wasser und faßte einen Gegenstand — ein mächtiger triefender Kranz war's, den er herauszog, zweimal hin- und herschwenkte und dann mit weitausholendem Schwunge wieder ins Meer warf. Dann stand er wiederum still und blickte unverwandt auf das Treiben des Kranzes, der auf den Wellen hin- und herschaukelte. Tinchen fror. Sie ließ den Fenstervorhang fallen und kroch für ein Weilchen noch einmal ins warme Bett zurück.

Den Doktor hatte zu seinen sonstigen Leiden heute Nacht noch Schlaflosigkeit geplagt. Als man im Hotel kaum aufgestanden war, und Tinchen, die die erste gewesen, sich soeben angezogen hatte, war er schon unten, gegen die Kühle des Maimorgens durch einen dicken Ueberzieher, Shawl und Gummischuhe geschützt. Es hatte ihm keine Ruhe gelassen: daß er Tinchen gestern noch immer in ihren Hoffnungen bestärkt hatte, obwohl doch seiner aufrichtigen Ueberzeugung nach nichts mehr zu hoffen war. Nach dem Kaffee forderte er sie zu einem Spaziergang auf und begann, während beide auf dem hohen Dammweg am Strand hingingen, in milden Worten das Mädchen mit der schlimmen Gewißheit vertraut zu machen. „Es ist Seemannslos," sagte der Alte, während Tinchen heimlich in sich hineinschluchzte. „Hier aus dem benachbarten Döse war auch ein Mann auf dem ‚Peter Krohn', der Schiffszimmermann Timm. Sein Sohn, ein braver Bursch, hat sich schon mit dem Seemannsschicksal des Vaters leidlich zurechtgefunden."

Sie waren, ohne es zu merken, in das unmittelbar an Cuxhaven sich schmiegende Dorf Döse gelangt. Rechts und links saubere Schiffer- und Bauernhäuser mit hübschen, freundlichen Gärten. Vor einem breiten Giebelhaus mit grünen Fensterläden und weißgestrichenen Thürpfosten stand im Garten, hinter dem grünlackierten Stacketenzaun, ein Bursch und malte an einem großen, dünnen Holzkreuz. „Das ist der Ferdinand Timm," sagte der Doktor, die Schritte auf das Häuschen zulenkend. „Ihr Leidensgefährte, liebes Kind."

Tinchen erkannte die Gestalt sogleich: es war der junge Mann, dessen seltsames Treiben sie im Morgengrauen am Strand beobachtet hatte. Als der Doktor dem jungen Timm erzählte, daß Tinchen ein gleiches Schicksal mit ihm habe, reichte er dem Mädchen treuherzig die Hand, und einen Augenblick ruhten mit wechselseitigem Mitleid ihre Blicke ineinander. Er war ein schlanker Bursch mit krausem, graublondem Haar und einem feinoval geschnittenen Gesicht, das zierlich auf dem schlanken, entblößten Hals saß. In seinem Wesen war etwas, das Tinchen so vorkam, als ob sie schon jahrelang mit ihm gelebt hätte. Die Aufforderung des Doktors, sie ein wenig zu begleiten, beantwortete er mit stummem Kopfnicken und ging ins Haus, sich einen Rock anzuziehen. Tinchen betrachtete das Holz, an dem er gemalt hatte. Es war ein einfaches Kreuz, kleiner und schmaler, als sie auf Kirchhöfen stehen. Eine kurze Inschrift war mit Bleistift vorgezeichnet und halb mit weißer Oelfarbe nachgezogen: „Verschollen, nicht vergessen".

Als Ferdinand aus dem Hause trat, sah er, daß Tinchen das Kreuz weinend aus der Hand legte. „Es ist für Vater," sagte er, zu ihr tretend, „er hatte sich schon bei Lebzeiten eine Grabstelle gekauft. Wenn er nicht gefunden wird, soll wenigstens das Kreuz da stehen."

Alle drei schwiegen und gingen langsam die breite Dorfstraße zurück, der Doktor in der Mitte. Ueber seinem braunen Shawl bauschte sich der Rockkragen des olivgrünen Ueberziehers zu einer dicken Wulst, aus der das Anhängsel steil hinter spärlichem Nackenhaar gen Himmel zeigte. Ueber diesem Hängsel trafen sich plötzlich, wie über der Kimme eines Visiers, die Blicke der beiden jungen Menschenkinder. Beide erröteten und sahen schnell wieder geradeaus. Die Frühlingswelt ringsum glitzerte in der Vergoldung der Vormittagssonne, die Bäume knospeten, die Staare pfiffen — in den Herzen der beiden Kinder erwachte hin und wieder eine verwegene Lebensfreude, die sogleich mit dem Schmerzgefühl in heftigem Kampf lag. Die Ewigkeitssprache des Frühlings und des Morgenlichts ringsum ließ das Wort vom Tod nicht aufkommen, das soeben der alte Doktor in tröstender Absicht sprach. Auch die beiden jungen Menschenkinder hatten trotz des Schmerzes etwas vom Lenzesglanz an sich. Beide hübsch und rosenwangig. Tinchen in dem enganliegenden Kleid dessen bläulicher Stoff von Großmutters Webstuhl stammte, und mit weißer Halskrause, Ferdinand in graugrüner Joppe mit schwarzem Filzhütchen — gingen sie still und bescheiden zu Seiten des alten Doktors dahin. Unwillkürlich trafen sich hinter seinem Hängsel wieder die Blicke, unwillkürlich richteten sie sich sogleich wieder verlegen geradeaus.

Man verließ vor Cuxhaven die Dorfstraße und trat gerade auf den hohen Dammweg, der an der See entlang führt, als hinter ihnen eine quietschende Stimme „Herr Doktor!" rief. Eine rundliche Bauernfrau kam mit dunkelrotem Gesicht dahergetrabt und keuchte gar jämmerlich: „Herr Doktor! Herr Doktor! Bitte, kommen Sie doch schnell. Mein Emil hat wieder solche Anfälle. Der Schaum steht ihm vor dem Mund."

„Hm — gleich, liebe Frau. Ihr wartet wohl mal ein Viertelstündchen, Kinder?" sagte der Doktor und kehrte mit der Bäuerin zurück, die ihm mit lauter Stimme den Zustand ihres Emil schilderte.

Die beiden jungen Menschenkinder standen einen Augenblick verlegen und gingen dann langsam auf dem Damm weiter. Tiefblau schimmernd, weithin im Sonnenlicht glänzend, raunte links zur Seite das von Mövenschwingen überglitzerte Meer. Beider Blicke richteten sich hinaus in das veilchenfarbene All, in dem nun wohl ihre Väter schlummernd dahintrieben. Beide seufzten auf und wollten gleichzeitig etwas sagen.

„Sie werden" — begann er.

„Ich glaube" — begann sie.

Und gleichzeitig schwiegen sie wieder.

„Wie sagten Sie?" fragte Ferdinand.

„Ich glaube," wiederholte Tinchen schüchtern, „ich habe Sie heute morgen schon gesehen, Mit einem Kranz hier am Strand —"

Ferdinand errötete. „Ich wollte ihn dem Vater hinausschicken," sagte er leise. „Aber die Flut war

schon im Steigen und trieb den Kranz immer wieder zurück. Er muß noch hier unten liegen." Damit schritt er die Böschung hinab und eine Strecke vor Tinchen am Strand her, bis er hinter einem kleinen Seegrashaufen das runde Geflecht aus Eichenzweigen aufhob. Die Blätter waren noch frühlinghaft zart und gelblich und größtenteils noch naß von der Salzflut.

„Ich möchte auch wohl einen hineinwerfen," sagte Tinchen.

„Der langt für zwei," erwiderte Ferdinand, löste sogleich das Gezweig und teilte es in zwei Hälften.

„Nein, das wollte ich nicht — da bleibt ja für Ihren Kranz nicht genug," sagte Tinchen in Verlegenheit.

„Doch," erwiderte er, mit seinem Taschenmesser einen Zweig durchschneidend, „nun ist's für beide gleich," und er reichte ihr die eine Hälfte des Gezweiges.

„Danke schön," erwiderte Tinchen. Beide standen nun eine Weile schweigend, und jedes flocht seinen Kranz zusammen.

„Am besten ist's, wir gehen nach der ‚Alten Liebe' 'rauf, da nimmt der Elbstrom die Kränze mit hinaus," meinte Ferdinand, „den Herrn Doktor sehen wir auch von da aus kommen."

Tinchen hatte nichts dawider, und so gingen beide nebeneinander, jedes seinen Kranz am Arm, hinaus auf das alte Bollwerk, das in Sturm und Wogen standhaft aufragend den Auswanderern nach-, den Heimkehrenden entgegenblickt als letzter und erster Gruß der deutschen Heimat und so mit sinnigem Recht den schönen Namen „Alte Liebe" trägt.

Auf dem Bollwerk war es leer, nur aus dem Bretterhäuschen hörte man die Stimmen von ein paar Lotsen, die Karten spielten. Die beiden jungen Leute traten dicht an den Rand. Unter ihnen an den mächtigen Pfählen schmalzte und klatschte das Wasser. In gelblicher Flut rauschte der Elbstrom vorüber, mit dem Blau des ewigen Meeres sich zu vermählen, das ihn in mächtigen Armen weit vom Horizont her umschließend auffing.

Tinchen warf zuerst, sie holte weit aus — und der Kranz flog wohl zwanzig Schritt weit von der „Alten Liebe" ins Wasser, das sogleich mit ihm weitertrieb.

„Gut geworfen," meinte Ferdinand, maß kurz die Entfernung und schleuderte in hohem Bogen seinen Kranz dem treibenden nach. Dicht neben Tinchens Kranz klatschte er in die aufspritzende Flut — das Gezweig der Kränze verhakte sich, und so trieben beide miteinander verschlungen in die Weite hinaus.

Mit feuchten Augen sahen die Kinder dem vereint dahinziehenden Frühlingsgrün nach, ihre Hände berührten und faßten sich unwillkürlich. „Grüß den Vater," sagte Tinchen leise zu den treibenden Kränzen. „Grüß den Vater," wiederholte Ferdinand ebenso leise. So standen sie lange Zeit, Hand in Hand, als müßte es so sein, und sahen der gemeinsamen Reise der beiden Laubgewinde nach, wie sie aus dem gelblichen Strom des Elbwassers in die bläulichen Wellen des Meeres hineinschaukelten, wie sie, deutlich sichtbar, durch den breiten Streifen Sonnenlicht schwammen, der wie eine goldene Strickleiter auf dem Wasser lag, bis endlich die grüne Botschaft den Augen entschwunden war, für immer dahin im großen Meer, wie die beiden Väter.

Als das Paar, das noch immer Hand in Hand stand, endlich aufschaute und sich anblickte, da sah ein jedes in des andern unschuldigen Blauaugen etwas wie helle Tauperlen in Vergißmeinnichtkelchen. Das Mädchen schluchzte laut auf und neigte ihren Kopf, er sagte tröstend: „Tinchen," und ihre Arme umschlangen sich und hielten sich fest wie die Kränze, als wäre nun jedes des andern letzter Halt und Trost im treibenden Meer des Lebens — und die weichen Wangen berührten sich, und die Lippen schlossen sich fest aufeinander. Nun wußten sie, daß dieser Bund fürs Leben war, zu dem die wogende Meereswelt ringsum ihren Segen rauschte.

Was machte der alte Doktor für ein Gesicht, als er, von weitem auf dem Damm daherschlürfend, plötzlich drüben auf der „Alten Liebe" diese junge sah! Da er gut zehn Minuten zu gehen hatte, bevor er herankam, blieb ihm indessen genügend Zeit, sich von seinem Staunen zu erholen. Und bei näherer Ueberlegung fand er, daß die beiden doch eigentlich recht wohl zu einander paßten, auch daß für den Schmerz um die Vergänglichkeit ein solcher Trost durch Jugend und Liebe wohl im Sinn der Welt und des Lebens liege; darum drückte er den jungen Leuten nur stumm die Hand und hatte auch nichts dagegen, daß Ferdinand, der geschwisterlos und jetzt verwaist war, zunächst Tinchen einmal in ihre Heimat begleite und Großmutter Thiede um ihren Segen bitte. Er nahm die Liebenden mit zu Tisch und stieß in blinkendem Rheinwein mit ihnen an.

Als der Alte am nächsten Morgen auf dem Bahnsteig stand und den beiden pfirsichblütenfarbenen Gesichtern im Wagenfenster den letzten Gruß nachwinkte, quoll etwas wie eine thörichte Thräne hinter seinen Brillengläsern hervor. Der Bahnhof lag wie ausgestorben, als der Zug in der Ferne rasselnd verklang. Kein Mensch ringsum. Die ganze Einsamkeit seines abgeschlossenen Lebens drängte gewaltsam wie ein grauer Novembertag auf den alten Doktor ein, und wer weiß, zu was für Gedanken er gekommen wäre, wenn nicht zum Glück ein heftig aufsteigender Reiz zum Niesen ihn daran erinnert hätte, daß er sich auf dem zugigen Bahnhof erkälten werde, und darum eilig in den Wartesaal schlurfte, einen heißen Grog zu trinken.

Die Liebenden hatten unterwegs soviel sich zu sagen von der Vergangenheit und Zukunft, soviel zu empfinden von der Gegenwart, daß die Stunden der Fahrt im Fluge verrannen. Erst als die Zeit der Ankunft nahe bevorstand, wurden beide still, denn Tinchen fragte sich bang, was wohl Großmutter sagen und ob sie nicht gar den Geliebten abweisen werde. Ihre Befangenheit teilte sich bald dem Gefährten mit. Eine Weile saßen sie schweigend nebeneinander, und Ferdinand spielte verlegen mit dem Ende des Bindfadens, den er um sein Reisekistchen gebunden hatte. Unwillkürlich gestaltete sich der Faden zu einer halben Schleife. Der junge Bursch stieß Tinchen an und zeigte ihr die Schleife, und das Mädchen mußte lächeln. Sie wußte, was er meinte: des Doktors Anhängsel, über dem sich auf der Dorfstraße ihre Blicke zuerst getroffen hatten. Heimlich drückten sie sich die Hände. Die Beklemmung war fort, und getröstet wanderten beide Hand in Hand vom Bahnhof auf das kleine Dorf zu.

Großmutter Thiede hatte die Unglücksdepesche auf das Krankenlager geworfen. Als die beiden eintraten, richtete sie sich im Bett hoch auf, sie hatte den Mannesschritt gehört, und ihr altes Herz war plötzlich mit schwellender Hoffnung gefüllt. „Fritz!" rief sie, „Du bist es?" Aber statt der Antwort fühlte sie sich von Tinchen umschlungen und unter heißen Thränen geküßt. Stöhnend sank die alte Frau zurück. Da faßte eine fremde Hand die ihre: „Großmutter, segne uns, ich habe auch meinen Vater verloren." Und Tinchen fügte mit stockender Stimme wenige Worte hinzu. Großmutter weinte eine Weile heftig, indem ihr Körper still dalag. Endlich faßte sie den Kopf des am Bett Knieenden und fühlte an ihm herum, als ob sie so Wert und Wesen des Fremden erkennen wolle. „Liebst Du Tinchen wirklich mit ganzer Seele, mein Sohn?"

„Ja, Großmutter," sagte er fest und blickte mit seinen klaren Augen zu ihren glanzlosen Pupillen auf.

„So will ich Dir meine Liebe noch dazu geben, mein Sohn, dann bin ich gewiß," sagte Großmutter Thiede und zog den Kopf des Jünglings an ihr Kissen und küßte ihn segnend auf die Stirn. „Liebe sie immer so stark, wie ich sie noch mit meinem alten Herzen liebe, dann wird Euer Glück ewig sein."

„Und nun geht, Kinder, ich will ein wenig ruhen. Geht zum Pastor und bittet, er möchte herkommen. Wir wollen dann besprechen, was zu besprechen ist.“

Als der Pastor eine halbe Stunde später mit den Liebenden in die Stube trat, lag Großmutter Thiede still im Bett. Die Hände waren gefaltet und die Augen geschlossen. Auf dem alten, tapferen Gesicht ruhte tiefer, seliger Friede. Keine Wärme war mehr auf den gefurchten Wangen. Mit der Liebe hatte sie ihr Leben dahingegeben.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

In Bremen ist Otto Gildemeister gestorben. Alle Nachrufe stimmen darin überein, daß mit ihm ein Mann voller Harmonie, ein feinsinniger, liebenswürdiger Mensch, ein Charakter dahingegangen ist. Wesen und Produktion fielen bei ihm zusammen; beides charakterisierte auf unübertreffliche Art Ludwig Bamberger, wenn er schrieb: „So reinlich und zweifelsohne, so ganz ein Mann ein Wort. Alles einfach treffend, alles schlichter Wohllaut, nicht gesucht und nicht gesungen. Zur ruhigen Gangart der ruhige Ton, keine Nachsicht für Falschheit, aber Duldung genug für Fehler, Sinn für Menschliches, Ergründung von Altem und Neuem, kein Umherschweifen, doch ein gefälliges Verweilen beim Anziehenden, auch wenn es klein ist, immer dem Kern der Dinge nachgehen und immer dabei spielend lächeln.“ Schon Ludwig Bamberger betonte, daß die Essais dieses Mannes ohne Zweifel zum Schönsten der Gattung gehören, daß mit seiner Prosa sich nur wenig auf deutschem Boden messen könne, und daran erinnert nun auch H. L. (Nat.-Ztg. 503) wieder, indem er nach einer Charakteristik von Gildemeisters Persönlichkeit die historische und künstlerische Bedeutung seiner Essais, sowie seine sprachgewaltige Uebersetzungskunst betont. Ihm ist Gildemeister „eine wesentlich rezeptive Natur, mit den weiblichen Instinkten des Nachfühlens und Verstehens begabt, ein Mann, der sich von der Zeit, der er angehörte, und von den Kulturepochen, in die er sich geistig einlebte, erziehen und befruchten ließ, um das überkommene Pfund, mit den Wucherzinsen eigener Bildung bereichert, in seinem Werk und Wirken wiederzugeben“. Von diesem wird hier seinen Essais besondere Aufmerksamkeit geschenkt, zumal in der Epoche ihrer Entstehung ein gutgeschriebener deutscher Essai noch zu den allergrößten Seltenheiten gehörte, während sonst auf seine Thätigkeit als Uebersetzer der Hauptwert gelegt wurde. Vor allem ein Nachruf in der Voss. Ztg. (401) versucht dem unvergleichlichen Uebersetzer oder Nachdichter, dem echt deutschen Vermittler der Weltlitteratur, gerecht zu werden. Hier wird er als das Uebersetzungsgenie gepriesen, wie wir sonst keines besessen haben, und es wird hauptsächlich an seine edle, schlichte, prunk- und phrasenlose, überzeugende Sprache erinnert, die er nicht nur in den Verdeutschungen Byrons, Shaksperes, Ariosts und Dantes, sondern auch in seiner politisch-publizistischen Thätigkeit bewies. Denn es verdient auch hier bemerkt zu werden, daß Gildemeister bis kurz vor seinem Tode, also beinahe sechzig Jahre lang, der Weser-Zeitung wöchentlich zwei Leitartikel lieferte, die, von ihrem sachlichen Inhalt hier abgesehen, stets den Stempel seiner Persönlichkeit trugen. Mehr biographisch gehalten ist ein Nachruf im Hamb. Corresp. (400). — Ein eigener Zufall hat es gefügt, daß die Todesnachricht dieses Mannes in einer Woche eintraf, wo sein Name und seine Thätigkeit sonst in verschiedenem Zusammenhange genannt wurden. Einige Tage zuvor veröffentlichte Wilhelm Holzamer unter dem Titel „Ein litterarischer Franktireur“ (Beil. z. Allg. Ztg., 191) einen Aufsatz, der Gildemeisters Uebersetzungskunst mit der eines Rivalen verglich. Es ist Alexander Neidhardt, der nun zweiundachtzigjährige Byron- und Shakspere-Uebersetzer, der vor 37 Jahren zuerst in Wettkampf mit Gildemeister trat und nun eine zweite Auflage seiner Uebersetzungen vorbereitet. Holzamer stellt diesem das günstigste Zeugnis aus und erweist sein Urteil an einigen Beispielen.

Zwei Tage nach Gildemeisters Tode kehrte der hundertste Geburtstag eines andern Uebersetzers wieder, dem das nationale Schrifttum viel verdankt, Karl Simrocks. In seiner Vaterstadt widmet ihm die Bonner Ztg. (202) einen Gedenkartikel, der einen kurzen Ueberblick über das Leben des großen Germanisten giebt und sodann das Ziel seines Schaffens und Strebens charakterisiert, das darin gipfelte, die reichen Schätze mittelalterlicher Poesie dem deutschen Volke zu erschließen. Daß in diesem Beginnen für ihn ein ewiges Ehrenmal ruht, auch wenn wir heute glauben mögen, daß ein zweiter Wilhelm Hertz die Nibelungen noch ganz anders wieder beleben könne, erkennen alle anderen Gedenkaufsätze bedingungslos an. In der Bewertung seines sittlichen und künstlerischen Wirkens stimmen sie alle überein, und so muß es genügen, von ihnen die wichtigsten aufzuführen. Es schrieben A. Burghaus (Ostd. Rundsch. 135), J. B. (Basl. Nachr. 225), A. G. (Berl. Tgbl. 235), L. Holthof (Frankf. Ztg. 238), Julie Zolowicz (Berl. Ztg. 401), E. v. Komorzynski (Oesterr. Volksztg., Wien; 236), R. Steig (Nat.-Ztg. 505), R. Wald (Dtsch. Volksbl., Wien; 4893) und die Voss. Ztg. (Beil. 34).

Fast alle diese Aufsätze erschienen am 28. August, obwohl die neuere Forschung den 18. August als Geburtstag Simrocks festgestellt hat. So war einigen Gemütern, die Zahlenmystik lieben, die willkommene Gelegenheit gegeben, den Geburtstag dieses Poeten an einem Tage feiern zu können, den sonst ein Größerer mit Beschlag belegt hat. Auch diesmal ist Goethes an verschiedenen Stellen gedacht worden. Schon wenige Tage zuvor stand er im Vordergrunde der Betrachtung, als am 23. August der hundertste Geburtstag Corona Schröters wiederkehrte. Mit recht gemischten Gefühlen wird die meisten dieser Aufsätze lesen, wer sich eingehender mit dem Leben dieser Künstlerin und ihrer Zeit beschäftigt hat. Robert Keil, dessen wissenschaftliche Qualitäten ebenso anfechtbar waren, wie sein psychologisches und ästhetisches Unterscheidungsvermögen an der Oberfläche haften blieben, wird mehr als einmal als gültiger Zeuge angerufen. Ganz in seinem Sinne nennt L. S. (Fremdenblatt, Wien; 231) Frau von Stein eine egoistische, engherzige Natur, die nie ein „wirkliches, tiefes, volles und ganzes Verständnis von Goethes Genius hatte“, auf ihn beruft er sich bei dem Urteil, daß Corona Schröter Goethe zur Iphigenie angeregt habe, und vollends sein Urteil und das Adolf Stahrs wird, obendrein ohne Anführungszeichen, wiederholt, daß es der Frau „Oberstallmeister“ von Stein gelungen sei, Goethes Verbindung mit dem geliebten Wesen zu verhindern und ihn dadurch „von der Ausfüllung seiner Existenz durch eine seiner würdige Ehe abzuhalten“. Sonst sind Aufsätze zu verzeichnen von Wilhelm Bode (Der Tag 393), L. Kellner (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 101), Paul Legband (Berl. Tagbl. 425), A. v. Muralt (Berl. N. N. 393), Egon Rosca (Nordd. Allg. Ztg. 197), L. Salomon (Post 390), Adelheid von Schorn (Frankf. Ztg. 231), J. Sittard (Hamb. Korresp. 394) und A. Semerau (Voss. Ztg. 393). Auf eine Darstellung von Coronas Leben, die Robert Kohlrausch gab (Hannov. Cour. 23937), erfolgte von ungenannter Seite eine Erwiderung (23943), die das Verhältnis zwischen Goethe, Frau von Stein und Corona Schröter in einem wesentlich andern Lichte darstellt und zwar zu Ungunsten der Frau von Stein. An derselben Stelle (23940) wird dringend eine Veröffentlichung von Coronas Komposition zu Goethes Wald- und Wasserdrama „Die Fischerin“ empfohlen und auf das Ungoethische des schubertschen Erlkönigs im Gegen-

satz zu Coronas Komposition hingewiesen. Ueber Coronas Grab in Ilmenau macht Paul Pasig nähere Mitteilungen (Allg. Ztg. 231). — Ueber Goethe selbst ist mancherlei in diesen Wochen geschrieben worden. Hans Hofmann beleuchtet das Verhältnis zwischen „Goethe und Johann Konrad Seekatz" (Frankf. Ztg. 237), F. Lentner erörtert, „Wie Goethe über das Duell dachte" (N. Wien. Tgbl. 229), P. Schaerffenberg weist neuerdings auf die erstaunliche Fülle anregender Gedanken in „Goethes Farbenlehre" hin (Tägl. Rundsch. 201), und A. Härlin charakterisiert „Goethe als Briefschreiber" (Leipz. Tgbl. 436). Adolph Palm (N. Fr. Pr. 13650) erzählt die ergötzliche Geschichte, wie Paul Weizsäcker rechts und links verwechselte, als er philologisch fein-säuberlich untersuchte, an welchem Arme „Götz von Berlichingens eiserne Hand" gesessen habe. Aus einem Stammbuch über die eiserne Hand veröffentlicht Palm neben anderen Einträgen die charakteristischen Worte Bismarcks, die er in Kissingen 1891 beim Anblick von Götzens eiserner Hand niederschrieb: „Patte de fer et gant de velours. Götz hatte das Eisen, wir haben den Sammet."

Schließlich sei diesen Aufsätzen, die sich aus äußeren Anlässen einstellten, noch eine Reihe von Artikeln über Nicolaus Lenau, als Nachtrag zu den letzthin genannten, angereiht. Ueber politische Nachklänge zur Lenaufeier berichtet L. Schönhoff (Der Tag 381), über den Aufenthalt Lenaus in Wien Karl Glossy (N. Fr. P. 13640), über den in Amerika A. Hagemann (Ostd. Rundsch., Wien; 223); temperamentvoll feiert L. Hevesi (Pest. Lloyd 193) Lenau den Ungarn; die anderen Aufsätze sind meist kurze Biographieen, so von A. Semerau (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 96), R. Holzer (Wien. Abendpost 185) und P. Wittko (Gieß. Anz. 188), während Hartberg (Dtsch. Volksbl, Wien; 4895) interessante Nachrichten von dem Verbleib der Geigen Nicolaus Lenaus giebt. Es waren zwei wunderbare alte italienische Instrumente (Werke der Meister Gasparo di Salo und Josef Guarneri), die sich jetzt in Wien befinden.

* *

Ohne den Fingerzeig des Kalenders und ohne den Zwang, den „bisher ungedruckte" Briefe dämonisch auf den Forscher ausüben, erzählt Paul Remer (Der Tag 393) vom Dasein und Schaffen des wandsbecker Boten, jenes schlichten, innerlich so reichen Matthias Claudius, der es ihm angethan hat und ihm ein Führer zu sein scheint bei unserem Streben nach Verinnerlichung der Weltauffassung. Lebte doch jener bei reichlichem äußeren Ungemach immer tiefer nach innen hinein. „Seine Seele hatte das Heimweh nach Gott in sich empfangen, und der wandsbecker Bote, der nicht mehr über die Erde wanderte, setzte nun seinen Stab auf den Weg zur ewigen Heimat". Aber er überwand die Erde, ohne sie zu verlieren. „Wie nur je ein Dichter, war er in die Schönheit aller Wirklichkeit verliebt, und wie nur je ein Mensch, lebte und litt er mit jeder Kreatur." — Solche Fragen nach Mensch und Gott berührt auch Ernst Müller (Allg. Ztg., Beil. 192), der „über Schillers religiöses Jugendleben bis 1780" berichtet und als Hauptzeugnis für des Karlsschülers christlichen Glauben die Briefe jener Jahre verwertet. — Von Schillers eifrigstem Nachfolger lesen wir im Leipz. Tgbl. (432). Felix Germer zieht dort eine wenig bekannte Schilderung von Theodor Körners Tod ans Licht, die 1852 als Bericht eines Augenzeugen der Erfurter Ztg. zuging. — „Jean Paul in Berlin", so lautet ein Feuilleton der Post (380), das ebenso wie Adolf Stern in einem Aufsatz des Dresd. Journals (198) die neue Veröffentlichung Paul Nerrlichs verwertet: „Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto". — Ludwig Geiger teilt aus dem Besitz der Frau Geheimrat Ribbeck, der Enkelin Eduard Hitzigs, „Chamissos Selbstbiographie und biographische Notizen über seinen Bruder" mit (Frankf. Ztg. 232), Gotthilf Weisstein giebt Nachricht von dem in Paris aufgetauchten Nachlaß Heinrich Heines (Nat.-Ztg. 485), und Eugen Zabel nimmt ebendort (497) Veranlassung, „Zur Aufführung der Journalisten" (die nun 50 Jahre alt sind) ein kräftiges Wort über die Vernachlässigung dieses Stückes auf unseren Bühnen zu sagen.

* *

Karl Hans Strobl, dessen neue Broschüre über die jüngstdeutsche Litteraturbewegung schon das letzte Mal hier erwähnt wurde, giebt unter dem Titel „Die litterarische Walpurgisnacht" einen Einblick in Arno Holz phantastisch-groteskes Werk „Die Blechschmiede" (Tagesb. a. Mähr. u. Schl. 393). Gegenüber allem Zetergeschrei, das sich über diesen Litteratur-Hexensabbath erheben wird, weist er schon jetzt darauf hin, welche Kraft in dieser witzigsten aller Walpurgisnächte stecke, wie sehr gerade „Die Blechschmiede" das Zeichen einer tiefernsten Schaffensperiode des Dichters sei. Sie erscheint ihm obendrein als die beste und vollständigste Darstellung der modernsten Litteratur, denn deren „Kern ist geniale Verwirrung, ein Chaos, in dem Starres und Müdes, Aufgehendes und Abgethanes, Robustes und Dekadentes im wirren Mischmasch beisammen ist, mit einem fröhlichen und langsamen Vordrängen alles Gesunden vor das Siechе und Kranke". — Von anderen Lyrikern der neueren Zeit wurde Detlev von Liliencron (ebenda 381) durch Alfred Klaar, von Dramatikern Max Halbe (Voss. Ztg., Beil. 35) durch K. Hoffmann charakterisiert. — Alfred Kerr giebt eine Analyse von Frank Wedekinds „So ist das Leben" (Der Tag 387), bewundert die dichterische Kraft einiger Stellen, betont im übrigen aber die Einseitigkeit des Dargestellten. Alles, was Wedekind bisher gedichtet habe, sei ein Text zu der seltsamen Armeseelenmelodie, die er in dieses Stück aufnahm. Alles sei eine Elendenkirchweih, mit den zwei Bestandteilen: Kirchweih und Elend. „Es wäre aber schade, wenn die Kirchweih wegfiele und jetzt allein das Elend bliebe. Wenn Wedekind auf die Rührung käme" . . . — Es bleibt übrig, eine Reihe von Besprechungen neuer Romane und Erzählungen anzuführen. „Mein Frühling", das Skizzenbuch Egid von Fileks, wird in der Ostd. Rundsch. (Wien 228) bezeichnet als die Offenbarung einer sensiblen Natur, eines frauenhaft empfindenden und sich gebenden Talentes, das sich fast instinktiv von den Brutalitäten des Lebens fernhalte. — Michael Georg Conrads Königsroman (s. unten Sp. 1715 f.) bespricht Hans Landsberg (Nat.-Ztg. 501). Nur aufgeschichtetes Material, kein wertvolles Monument erblickt er darin. Noch immer harre also das (beiläufig von Catulle Mendès zum ersten Male behandelte) Königsproblem der Lösung durch einen modernen Dichter. Dieses sei Conrad nicht im eigentlichen Sinne. „Er hat zu viel vom Volksaufklärer an sich, um die Dinge rein in poetischer Anschauung zu begreifen. Ihm fehlt der Sinn für das Wesentliche, dem zu Liebe tausend Nebensachen verschwinden müssen. Er hat allerhand auf dem Gewissen, von dem er sich befreien muß, unbekümmert, ob es gerade in die Dichtung hineinpaßt oder nicht . . . Und so mißlingt ihm oft das spezifisch Dichterische, weil er immer zwischen den Polen rein gegenständlicher Schilderung und pathetischen Philisophierens schwankt". — Karl Hans Strobls Studentenroman „Die Vaclavbude" findet in Otto Zohls Kritik manch scharfen Einwand, sowohl der rein künstlerischen Form, als des Inhaltes wegen (Arbeiter-Ztg. Wien, 233).

* *

In das ausländische Schrifttum führen zunächst einige Beiträge zur Shakspere-Litteratur. Anläßlich der berliner Aufführung Heinrichs IV., die eine völlige Verwirrung der Rollenbesetzung zeigte, charakterisiert Julius Hart mit kurzen Strichen glücklich die Figur Falstaffs (Der Tag 395). „Falstaff! Giebt es wohl noch irgend eine andere, so ganz wunderbare genial-künstlerische Offenbarung, bei der man nichts mehr von Berechnungen, Nachahmungen, Zwecken, Absichten merkt? Nirgendwo steht der künstlerisch-schaffende Menschengeist der künstlerisch-schaffenden Natur so nahe wie hier. Die Gestalt ist vollkommen inkommensurabel, undefinierbar, wild, verworren, fruchtbar, ein ‚Allesfließt',

wie das Leben. Falstaff — es ist die Menschheit! Alles, was Shakspere haßt, — was ihn am tiefsten anwidert! Gemeinheit, — Masse, Pöbel — Inferno. Aber wann hat je ein Mensch seinem bittersten Hasse einen so siegreich-triumphierenden, alles Böse, alle Feindschaft überwindenden Ausdruck verliehen? Das ist weit — weit, unendlich mehr als die lasche, magere, sentimentale Moral des Alles Verzeihens! Sondern die eherne Ruhe der Natur, das wunderbare ewige Doppelantlitz des Lebens, das uns der Dichter enthüllt. Gemein, schuftig und gut: da habt ihr Falstaff, da habt ihr die Menschheit. Aber — ‚écrasez l'infame!'" — In der Königsb. Allg. Ztg. (397, 403) zeichnet E. Zabel Bilder aus „Shaksperes Heimat", während Gustav Binz, sich auf alte Reisetagebücher stützend, über „Deutsche Besucher im shakspearischen London" plaudert (Allg. Ztg. Beil. 192, 193). — Neues aus Lord Byrons Leben — die Geschichte von Byrons Verhältnis zu Jane Clairmont, der Mutter seiner außerehelichen Tochter Allegra — teilt aus dem Material der neuen Gesamtausgabe von Byrons Briefen und Tagebüchern Eduard Engel mit (Der Tag 391). — Auf Thomas de Quinceys merkwürdiges Buch „Bekenntnisse eines Opiumessers", das nun scheinbar in Deutschland Mode werden soll, geht W. Fred näher ein (Voss. Ztg. 395). — Die Reihe der Jules Verne, Kurd Laßwitz, C. Flammarion setzt der Amerikaner H. G. Wells fort, über dessen kühne Phantastereien Hugo Seckel berichtet (N. Fr. Pr. 13643). — In großen Zügen schildert T. Kellen das Wichtigste aus dem Leben der Marquise de Sablé (Allg. Ztg., Beil. 196). Sie war eine der hervorragendsten Damen des 17. Jahrhunderts, in deren Salon sich Aristokraten und Schöngeister einfanden, eine gefeierte Führerin des Preziösen, die in der französischen Litteratur dadurch eine Stellung sich erwarb, daß sie Maximen und Sentenzen beliebt machte. — „Eine dichterische Analyse des dänischen Menschen" sieht Lorenz Krapp in dem Roman „Niels Lyhne" von Jens Peter Jacobsen (ebenda 188, 189); er stützt sich dabei auf des Autors eingestandene Absicht, eine solche Analyse des modernen Dänen zu geben. Zugleich sieht er in diesem spezifisch dänischen Gehalt des Buches einen Grund, warum dem Deutschen die Kunst Jacobsens wie eine Kunde aus fremden fernen Weltanschauungen heraus sich darstellt. Andererseits sichere diese Absicht dem Buche neben seinem litterarischen Werte noch einen zweiten: sie gestalte es zu einer kulturhistorischen Schöpfung von sich kaum überlebendem Werte. In drei Punkten gipfle die Charakteristik des dänischen Menschen, für die Niels Lyhne typisch sei: Thatflucht, schmiegsamer Weichheit der Seele und idealistischer Romantik. — Aus dem schwedischen Schrifttum treten hervor Ellen Key, deren „Jahrhundert des Kindes" von Clemens Klein (Hann. Cour. 23941). und A. Strindberg, dessen „Totentanz" von A. Lindner (Wien. Fremdenbl. 226) besprochen wird.

Dr. Paul Legband.

„Marienfäden." Von Marco Brociner (N. Wien. Tgbl. 232). Erinnert an Heinrich Leutholds Gedichte, des „großen Lyrikers, dem auch die Nachwelt noch immer nicht jenen Ruhmeskranz flicht, der ihm von rechtswegen gebührt".

„Frauenbücher und Kritik." Von Grete Meisel-Heß (Prager Tgbl. 231). Die Verfasserin wendet sich voller Entrüstung gegen die „Fülle unsittiger Auslegungen, persönlicher Beleidigungen und sogar Verdächtigungen", mit denen die „Kritik" allzu häufig den Frauenbüchern begegne.

„Aus dem alten Schauspielhaus." Von Elisabeth Mentzel (Frankf. Ztg. 226). Vierte Fortsetzung der früher verzeichneten Aufsätze.

„Geschichte und Physiologie der Kunst zu lachen." (Beil. d. Allg. Ztg. 194, 195). Ausführliche Inhaltswiedergabe von Tullo Massaranis dreibändigem Werke „Storia e Fisiologia dell' Arte di Ridere". Milano, Ulrico Hoepli, 1900, 1902 (vgl. ZE IV, 140).

Echo der Zeitschriften

Aus fremden Zungen. (Stuttgart.) XII; 13, 15, 16. Den belletristischen Beiträgen ausländischer Autoren fügen Otto Hauser und Georg Polonsky knappe Anmerkungen kritischer und biographischer Natur hinzu. Polonsky giebt in flüchtigen Umrissen (13) ein Bild des russischen Novellisten Leonid Andrejew (vgl. über ihn Sp. 625). Ein nicht übermäßig starkes Bändchen, das etwa zehn bis zwölf Novellen enthält, sowie einige in russischen Zeitschriften verstreute Erzählungen, das ist alles, was Gorkis jüngster Nebenbuhler bislang veröffentlicht hat. Sicherlich aber wird er, so urteilt der Verfasser, in Deutschland sich bald einen Namen machen, zumal er für den nichtrussischen Leser einen besonderen Reiz dadurch bietet, daß er, im Vollbesitz seiner spezifisch russischen Eigenschaften, ein Thema von allgemein menschlichem Inhalt behandelt. — Von Otto Hauser stammen einige Skizzen über Albert Samain (13), Zmaj Jovan Jovanovic (15) und Charles Algernon Swinburne als Lyriker (16). Jener erstgenannte nimmt unter den modernen französischen Dichtern eine ganz eigentümliche Sonderstellung ein: er befolgt als einziger genau die Regeln Boileaus und gießt in alte Formen neue Gedanken. Er debütierte mit der Gedichtsammlung „Au Jardin de l'Infante" (1893), in der er schon deutlich seine Eigenart verriet; „seine Phantasie träumt darin von dem Ende mächtiger Reiche, von Sphinxen mit smaragdenen Augen, er dichtet von Androgynen und Hermaphroditen." Ein Weiterschreiten auf diesem Wege einer überfeinerten Kunst gab es nicht, und so ist thatsächlich Samain in seinem zweiten Buche „Aux flancs du Vase" (1898) ein anderer. Schien er in dem ersten am Ende der französischen Wortkunst angelangt, so kehrt er mit diesem bis zu ihrem Anfang zurück, bis zu André Chénier, dessen Atticismus nach einer langen Zeit seelenloser Reimspielerei wieder frisches Leben in die französische Lyrik brachte." Die griechische Dekadenz der Idyllen des Theokrit lebte in seiner Lyrik wieder auf, zumal er als Formtalent ihr verwandt war. Lange Zeit schon lungenleidend, starb Samain bald darauf (1900) im zweiundvierzigsten Lebensjahre —. Einer älteren Generation gehört Jovan Jovanovic an, der serbische Poet, der durch die Gründung der politischen Zeitung Zmaj („Der Drache", 1864) das Nationalbewußtsein der in Oesterreich-Ungarn lebenden Serben zu wecken suchte und auch als Schriftsteller stets Serbe blieb. Er veröffentlichte ein Epos in zwölf Gesängen, „Toldija" und übertrug Bodenstedts Nachbildungen orientalischer Lyrik in seine Muttersprache; wichtiger aber sind seine Liebeslieder und Balladen und seine humoristischen Bilder aus dem serbischen Volksleben. — Die Studie über Swinburne als Lyriker, die sich vornehmlich mit seinen „Poems and Ballads" beschäftigt, faßt seine Bedeutung dahin zusammen, daß Swinburne die Inkarnation des englischen Geistes in unsrer Zeit sei wie Shakspere und Milton zu ihren Zeiten. Als Lyriker bilde er mit dem Dichter des Hamlet und dem Sänger des Verlorenen Paradieses die unsterbliche Trias der englischen Litteratur.

Bühne und Welt. (Berlin.) IV, 21. Mit besonderer Rücksicht auf Leser aus Schauspielerkreisen stellt Maximilian Schlesinger aus Schillers Briefen, wie sie jetzt in der vortrefflichen Gesamtausgabe von Fritz Jonas vorliegen, diejenigen Stellen zusammen, die sich auf die Erklärung seiner Bühnenwerke beziehen, besonders seine Vorschriften über die Besetzung der Rollen und die Art der Darstellung und Aufführung („Dramaturgisches aus Schillers Briefen"). Es handelt sich da natürlich vornehmlich um Briefe an Goethe und Iffland, und unter diesen sind es wieder die Wallenstein-Briefe, die eine Fülle praktisch noch heute verwendbarer Anregungen enthalten. — Zum hundertsten Todestage Corona Schröters versucht

Paul Legband ein Lebensbild der Künstlerin mit schärfer hervortretenden, charakteristischen Strichen zu zeichnen, soweit dieses überhaupt bei dem auffallenden Mangel an Zeugnissen irgendwelcher Art möglich ist (15). Nirgends sehen wir ja bei ihr in die Tiefe, überall nur weithin fließende Wellen, nur Oberfläche im Glanz der Sonne. Abgesondert von der Wirklichkeit erscheint sie in jeder Hinsicht. „Sie entzog sich der öffentlichen Beurteilung, indem sie nur auf Liebhaberbühnen spielte und allem Berufsmäßigen aus dem Wege ging. Schon hiermit erhob sie sich über die Menge derer, die in der Oeffentlichkeit wirkten und trotz der nur halb geachteten bürgerlichen Stellung des Berufskomödianten tapfer ausharrten, oft noch Märtyrer einer guten Sache. Bezeichnend ist diese aristokratische Absonderung für Corona auf jeden Fall. Sie entspricht ihrem Spiel, das nicht zur Wirklichkeit, zur Alltäglichkeit, sondern zum Feierlichen und Erhabenen strebte; sie entspricht ihrer edeln Weiblichkeit, die zugleich den größten Reichtum ihrer Künstlerschaft ausmachte. Aus der innigen Verschmelzung und Einheit dieser beiden Eigenschaften erwuchs ihr die gepriesene Stellung für Mit- und Nachwelt; in jeder einzelnen Eigenschaft ward sie wohl übertroffen. Als Weib bedeutete Charlotte von Stein dem aus Verworrenheit sich losringenden Dichter des ‚Faust' und der ‚Iphigenie' weit mehr und weit Tieferes als Corona; und auch an Bühnenfähigkeit und Begabung hatte sie in Deutschland ihresgleichen, ja man könnte versucht sein, ihre Scheu vor der öffentlichen Bühne als weibliches Ahnungsvermögen auszulegen, das sie den Kampf mit Nebenbuhlerinnen meiden hieß . . ." — Eine ausführliche Besprechung von August Ehrhards Grillparzer-Biographie (bearbeitet von Moritz Necker) liefert ebendort Johannes Volkelt, und Heinrich Stümcke widmet dem kürzlich verstorbenen Josef Kürschner einen warm gehaltenen Nachruf.

Deutsche Heimat. (Berlin.) V, 45. Paul Friedrich sucht dem Lyriker Moritz Grafen von Strachwitz neue Freunde zu werben. Er skizziert kurz den Lebensgang des Dichters und vergleicht dann seine beiden Gedichtsammlungen, die „Lieder eines Erwachenden" (1842) und die „Neuen Gedichte" (1847), deren Unterschied bedeutend sei. Störe anfangs eine Ueberfülle von Bildern, so sei in den neuen Gedichten auf dem Gebiet der englisch-schottischen Ballade durch Modernisierung der Chevy-case-Strophe, durch objektive Behandlung das Temperament des überschäumenden Dichters gezügelt und zu meisterhafter Ausgestaltung von Bildern gekommen. — Eine liebevolle Charakteristik läßt O. Weltzien dem Mecklenburger John Brinckman zukommen, den er unbedenklich neben Reuter und Claus Groth stellt. — Im 48. Hefte hebt Hans Benzmann „Annette von Drostes Bedeutung für die deutsche Dichtung" hervor. Sie hat nach seiner Ansicht Stil, d. h. den realistisch-poetischen, versinnbildlichenden Stil, der nach höchster Einfachheit und zugleich nach höchster Prägnanz strebt, kurz, einen für den Inhalt charakteristischen Stil, wie er der deutschen Kunst eigentümlich und vorbildlich ist. In ihren Heide- und Moorstimmungen und in ihren Balladen finde die Natur ihrer westfälischen Heimat den vollkommensten Ausdruck. In den Balladen sei ihr Stil von geradezu packender Gewalt, persönlicher, dichter und spröder, intensiver und voller als etwa der Bürgers, erinnere aber an dessen Stil in der hinreißenden Wucht und Anschaulichkeit, in der prägnanten Wortmalerei. Freilich, Bürgers Balladen seien deutsch, Annettens westfälisch. — Einer Uebersicht über Wilhelm Weigands Dramen schickt H. F. Kromer Worte der Verwunderung voraus, warum Weigand, dessen Kunst stets aus der Fülle des Lebens schöpfe, von sämtlichen Bühnen mißachtet wird. Seine Kunst scheide sich von der der andern Modernen. Immer habe er die rein beobachtende Schilderung verschmäht, die einen wissenschaftlichen, nichtschöpferischen Zug in die Kunst hineintrage und der ängstlichen Absicht entspringe, dem Kritiker und dem Beschauer gegenüber sich auf die Richtigkeit des Dargestellten berufen zu können, die an der Natur jederzeit zu kontrollieren sei. Der deutschen Kunstpsyche sei solches Schaffen fremd. Und so sei Weigand im tieferen Verstande des Wortes Realist, Realist im Stoff, im Mittel und in der Idee. „Nur auf diesem Wege ist es ihm möglich, neben dem Geist der Moderne auch den der Renaissance zu erfassen und zu schildern, insofern nämlich, als der Realismus sich nicht allein auf die Schilderung des direkt Vorliegenden, sondern auch des weit Zurückliegenden erstreckt."

Die Gegenwart. (Berlin.) XXXI, 31. Häufig begegnet man der Figur des Arztes im Roman, ohne daß freilich gerade sein Beruf zum Mittelpunkt der Handlung gemacht ist. Vielmehr spielt dieser meist eine untergeordnete Rolle, und dient dazu, den Helden bei guter Gelegenheit in Edelmut und Aufopferung strahlen zu lassen. Die wenigen Romane nun, in denen der Arzt vor allem als Arzt auftritt, sind neuerdings gleich um drei Beispiele aus der Feder österreichischer Autoren vermehrt worden. Es sind „Die Aerzte" von Heinrich von Schullern (Oesterreich. Verlagsanstalt), „Menschlichkeit" von Emil Marriot (Berlin, Grote; besprochen Sp. 1286) und „Humanitas" von Edith Gräfin Salburg (Leipzig, Grübel & Sommerlatte). Die ehrlichste Arbeit und weitaus größte Sachkenntnis verrät unter ihnen, so führt T. v. S. näher aus, der zuerst genannte Roman, das Werk eines Autors, der selber Arzt ist und so mit völliger Wahrheitstreue ein Bild aus seinem Berufsleben zeichnen konnte. Dem Publikum näher tritt Emil Marriots Buch, das interessanter, kraftvoller, individueller geschrieben ist, aber nicht wirkliches Leben, sondern ein Problem behandelt, dem zu Liebe eine Geschichte ersonnen ist, das Problem, ob ein Arzt, den Geboten höherer Sittlichkeit und Menschlichkeit gehorchend, unheilbaren Patienten das qualvolle Dasein absichtlich verkürzen darf. Den dritten Roman, ein Machwerk, das bekannte wiener Professoren und Spitalärzte satirisch behandeln will, nennt der Verfasser ein Pamphlet, das auf Unwahrheit beruhe, und findet kein Wort scharf genug, um die litterarische Thätigkeit der Gräfin Salburg zu brandmarken. — Im 33. Hefte veröffentlicht Leonhard Adelt über „Einen von den Jungen" — gemeint ist Hans Benzmann — einen Essai, auf den der Herausgeber der „Gegenwart" durch eine besondere Fußnote hinweist. Darnach soll die Studie dazu beitragen, einem von denen, die im Halbdunkel emporstreben, einem der stillen und fleißigen Talente, von denen der Gassenlärm nichts weiß, den Weg zu ebnen. Die beiden Gedichtbücher „Frühlingsstürme" und „Sommersonnenglück" geben nach Adelts Urteil den Beweis für die strenge Selbstzucht und die rastlose Arbeit dieses in seinem Schaffen vorwärts strebenden Lyrikers. Als Stimmungslyriker und Balladendichter nehme Hans Benzmann schon jetzt eine eigenartige bedeutende Stellung ein. — „Die Entwicklung der erzählenden Litteratur, ein Rückblick und Ausblick", so lautet der Titel eines Aufsatzes (34) von Max Wundtke, in dem der Entwicklungsgang jener Litteraturgattung in Parallele gesetzt wird zu den Entwicklungsstadien eines Einzelwesens. So entsprächen also dem Verlangen des Kindes in der Weltlitteratur die Mythen, Fabeln, Märchen, darauf entstünde der Sinn für das Wirkliche, die ‚Novelle', es bildeten sich Romane in ihren verschiedensten Abarten u. s. w., eine recht anfechtbare Litteraturpsychologie, die der Verfasser mit einem Ausblick in die Zukunft schließt.

Die Gesellschaft. (München.) XVIII, 15, 16. Die künstlerische Persönlichkeit Richard Schaukals zu fixieren, unternimmt Adolf Dannegger. Er sieht in ihm einen virtuosen Stilkünstler und Versemacher, einen Aesthetен, der den Poeten in sich fortwährend totzuschlagen versucht. Typisch sei er für eine große Zahl moderner Dichter: auf der einen Seite eine beinahe hysterische Sensibilität und Hyperästhetik; versagendes Können, Mutlosigkeit, Selbstironisierung und Blasiertheit

auf der andern. „Schaukal ist viel zu sehr Dekadent, Dandy und Modemensch, um Genie zu sein (und dabei seiner Kopf genug, um das selber auch wohl einzusehen!), aber trotzdem wieder zu ehrgeizig oder zu eitel, um nicht dafür angesehen werden zu wollen.“ In seiner Lyrik erinnere er oft an Gautier, Verlaine, Baudelaire, verwandte Saiten habe er mit d'Annunzio. „Beides ist ihm mit dem Dichter des „Piacere“ gemein: der rücksichtslose Sensualismus, der Hang zur möglichsten Verfeinerung (fast Stilisierung) des Lebens, und der ewig unbefriedigte Ehrgeiz des Künstlers, das sich in brennender Glut verzehrende Verlangen nach Kraft und Größe.“ Gleichsam als Prüfstein für die Richtigkeit dieser Ausführungen erzählt darauf Schaukal selbst, „Wie ich ward und bin“. Er nennt sich keinen Schriftsteller im Sinne der Zunft, aber „füglich einen Aestheten, in jenem besten Verstande, der ein Leben bezeichnet.“ Dann weiter: „Ich bin Gourmand, Anglomane, Fanatiker der Reinlichkeit und Wohlerzogenheit. Ich bin sehnsüchtig und höflich, jähzornig und mitleidslos, mitteilsam und selbstsüchtig. Ich sehe mit Ironie um mich und kann weinen vor Glück an Schönheit. Das katholische Frankreich, das Venedig des Verfalles, das alte Oesterreich sind mir nah. Ich fand wenig Männer, deren Freundschaft ich wünschte, viele Frauen, die Einfluß auf mich hatten. Meine Heroen sind Goethe, Velasquez und Kleist. Ich liebe E. T. A. Hoffmann, Schumann, Platen, Stifter, Baudelaire, Hölderlin, Jakob Burckhardt, Jacobsen, Beyle, Bizet, Hamsun, Watteau, Tiepolo, C. F. Meyer, Stefan George.“ — Aus der Feder Oskar Friedländers enthält dasselbe Heft eine scharfe Beurteilung von Veras Tagebuch „Eine für Viele“, das als Symptom genommen wird und so den Anlaß zu weiteren sexual-ethischen Betrachtungen giebt. — Aus dem vorhergehenden Hefte (14) ist ein Nekrolog von Adolf Bartels auf Julius Grosse zu verzeichnen.

Neue Bahnen. (Wien.) II, 14. Einen kurzen Nachruf, aus dem der Ton persönlicher Freundschaft hindurchklingt, widmet Egid von Filek dem unlängst gestorbenen Josef Trübswasser. Eine Kämpfernatur verehrt er in ihm, einen Schriftsteller, der sich trotz ewiger Enttäuschungen immer wieder dem Licht und der Hoffnung zuwandte, der mit seinem „Herr Meister“ den Beweis eines bedeutenden Könnens erbracht hatte. Dieses Drama, das vor zwei Jahren in München glänzende Aufnahme fand, ist nach Fileks Ansicht „ein klassisches Beispiel dafür, daß die Ideen der modernen Dichtung gleichsam in der Luft liegen und bald hier, bald dort von einem Schaffenden zum Kunstwerk verdichtet werden, ohne daß eine gegenseitige Beeinflussung nötig ist. Als der ‚Herr Meister‘ erschien, da fand man bald in dieser, bald in jener Szene des starken realistischen Dramas mit seinem Armeleutemilieu und seiner Gegenüberstellung von Intelligenz und politischen Machtgelüsten Nachempfindungen von Langmanns ‚Bartel Turaser‘ oder Hauptmanns ‚Webern‘. Wer Trübswasser so nahe stand wie K. H. Strobl und ich, der wußte, daß der ‚Herr Meister‘ zu einer Zeit entworfen wurde, da Trübswasser von den erwähnten Dramen keine Ahnung gehabt hat.“ Charakteristisch für dieses Werk sei der warme Empfindungston, den Trübswasser auch in seinem zweiten Drama, der auf der Grundidee des Märchens vom Paten Tod aufgebauten Dichtung „Chryses“ beibehielt. — Ueber „das Sittlichkeitsproblem in Kunst und Leben“ schreibt im gleichen Hefte J. Gaulke. — Von Alexander Prosper Vojén, dem rumänischen Dichter, und seinem neuen Drama „Zadarnic“ (etwa: „Alles ist nichtig“) berichtet A.—k. ausführlich (15). Vojén ist rumänischer Offizier und seit mehreren Jahren Mitarbeiter der vornehmsten litterarischen Revue „Arhiva“. Sein neues Drama ist unverkennbar durch D'Annunzio beeinflußt, wie er denn überhaupt durch zweijährigen Aufenthalt in Frankreich und Italien Einwirkungen dieser romanischen Litteraturen zugänglich gewesen ist. — Das 16. Heft ist ganz dem Andenken Nicolaus Lenaus gewidmet. „Lebensgeschichtliches“ zeichnet Roland Hammer, während Richard Charmatz die Lücke auszufüllen sucht, die man in den verschiedensten Biographieen des Dichters antrifft: er schildert die äußeren politischen und gesellschaftlichen Zustände, unter denen gerade die zur thatkräftigen Abwehr untaugliche Natur Lenaus unaufhörlich litt („Lenau und seine Zeit“). In einem „Briefe an einen Freund“ giebt Karl M. Klob Eindrücke wieder, die ihm der Lyriker Lenau von Jugend an wachgerufen; Ernst Ely feiert „Lenau aus Kulturkämpfer“, und A. Frhr. von Gleichen-Rußwurm beantwortet die Frage nach der Bedeutung und Wertschätzung „Lenaus in der Gegenwart“.

Neue deutsche Rundschau. (Berlin.) XIII, 9. Auf der emsigen Handwerksarbeit philologischer Sichtung und Behandlung von Goethes Briefen ist allmählich eine Publikationsmethode erwachsen, die ungleich stärkeren Reiz ausübt. Sie geht, wie Felix Poppenberg in einer Anzeige („Goethewege“) von Eduard von der Hellens Auslese goethischer Briefe ausführt, ohne alle Nebeninteressen, von aller isolierenden Spezialbehandlung fern, rein auf die Darstellung der menschlichen Totalität Goethes aus. „Aus Goethes Worten soll sich Goethes Menschheit aufbauen; in Geist und Fleisch, durch Höhen und Tiefen sollen wir mit ihm gehen; Unmittelbarkeit, momentanes Wesen, widerspruchsvolle Wirren, Häuten und Wechselspiel, Aufwärtssteigen, Entfaltung, Klarheit, Wahrheit und Geisteswehen soll nahe kommen. Atmosphärenbücher entstehen so von lebendig gespannter dramatischer Fesselung. Der Leser gewinnt sich dabei den Genuß überschauenden Sehens; einen wunderbaren Menschen hört er, wie er jung und dumpf ein Spiel von jedem Druck der Luft ist und ganz sich allen Situationen hingiebt, als wäre die letzte die höchste, und der Zuschauer weiß, daß alles Wechsel und Wandel ist, und im Gegenwärtigen fühlt er den Künftigen — Geburtswehen einer Menschlichkeit“. Und was den besonderen Vorzug einer solchen synchronistischen Anordnung der Briefe ausmacht: „sie bietet Möglichkeiten des Erkennens von Zusammenhängen, und bedeutungsvoller als das stoffliche Verfolgen einzelner Lebens- und Liebessituationen ist die Betrachtung, wie sich in den Untergründen Goethes Wesen bildet und reifend wächst, während auf der Oberfläche in Unruhe das Leben spielt. Ein Schauspiel sinnvoller Ordnung ist das. Was scheinbar unbeständig und Wirrnis und Haltlosigkeit dünkt, wird nun beinahe gesetzmäßige Metamorphose, Durchlaufen von Zwischenstadien mit immer höherem Steigen. Etwas Teleologisches tritt deutlich in dem goethischen Lebenskunstwerk hervor. Und er selbst hat früh ein Gefühl davon gehabt und jene Sicherheit, ‚es kann mir nichts geschehen‘ . . .“ — Aus Heft 7 sei noch eine größere Kritik von A. Eloesser über Neue Bücher (von Frenssen, Huch, E. Strauß, C. Viebig, Ompteda, Hirschfeld u. a.) hervorgehoben, sowie eine Veröffentlichung von E. Gagliardi „Verdi in seinen Briefen“, die den Musiker auch als gewandten Schriftsteller zeigen.

Nord und Süd. (Breslau.) Septemberheft. Typisch für die Entwickelung des ernst gestimmten, geistig reich begabten modernen Weibes nennt A. F. Krause den Entwickelungsgang von Gabriele Reuter. In aller Stille lebe sie der freien und harmonischen Ausbildung ihrer Persönlichkeit und der künstlerischen Gestaltung ihres komplizierten Seeleninhaltes. Aus dumpfer Unbewußtheit, aus dem Zwange hergebrachter Konvention, aus einem für die Frau typischen religiös-mystischen Geistesleben habe sie sich zu retten und ihr Leben frei und eigen zu gestalten gewußt. Was an persönlichen Erinnerungen und Erlebnissen zu dieser Entwickelung beitrug, erzählt der Verfasser im Anschluß an die Selbstschilderung, die Gabriele Reuter in diesen Blättern (LE III, Heft 9) veröffentlichte, um dann ihre drei großen Romane, in denen die Tragödie des modernen Weibes gedichtet sei, zu analysieren. In dem ersten „Aus guter

Familie": die Tragödie unbefriedigter Mädchensehnsucht; in „Frau Bürgelin und ihre Söhne": die Tragödie der Mutterschaft; in „Ellen von der Weiden": die Tragödie der modernen Ehe. „So erweitert sich in konzentrischen Kreisen das Weltbild, das ihre Kunst darstellt. Die Problematik der differenzierten, modernen Weibpsyche ist in diesen Romanen Gestalt geworden: sie stellen sich dar als die Geschichte der großen Desillusionierung der Frau des neunzehnten Jahrhunderts, der Frau, die für sich eine zartere Liebe will, eine neue, die noch nie ein Mensch geliebt hat." Wie sich Gabriele Reuter selbst über das Thema ihrer Kunst äußert, erfahren wir aus einer Autobiographie, die sie dem Verfasser für seinen Essai geschrieben hat, und aus der dieser wenigstens einige Zeilen wörtlich zitiert. „Vor allem zieht mich," so schreibt sie, „die moderne Frau an, diese merkwürdige Mischung von Stärke und Schwäche, von Gewordenem und Werdendem. Und in der Frau wieder die Frau in ihren inneren und äußeren Beziehungen zum Kinde, denn mir scheint, wie sich das Weib zum Kinde verhält, zu dem, was sie hat, oder zu dem, was sie nicht hat — daran erkennt man ihres Wesens Art und Kern. Von hier aus laufen unendlich feine und tausendfältige Fäden durch unser ganzes Kultur- und Gesellschaftsleben. Hier ist der Herd so vieler Gefahren und die Quelle so unendlicher Möglichkeiten." — Rudolf von Gottschall schreibt in demselben Hefte über „Die Frauen im Leben von Nicolaus Lenau".

Velhagen und Klasings Monatshefte. (Leipzig.) XVI, 12. Seinem innersten Wesen nach ist das Drama unter allen Dichtungsarten am wenigsten dazu geeignet, Ausdruck eines Heroenkultes zu sein. Das spezifisch Dramatische geht zum mindesten verloren, sowie es sich — nicht etwa um die Darstellung, sondern um die Verehrung eines Helden, eines Heroen handelt. Um so bemerkenswerter erscheint, daß die Heroenverehrung, die dem großen Korsen gezollt wird, ihrem Helden die Bühne in einem Umfang erobert hat, wie es sonst mit keinem Heroen der Weltgeschichte der Fall ist. Von solchen Erwägungen geht Georg Schneider in einem kurzen Essai über „Napoleon und die Napoleoniden auf der Bühne" aus. Für die französischen Napoleon-Dramen stellt er dabei von vornherein fest, daß sie fast alle ohne die gewaltige Macht der Legende nie geschrieben und nie aufgeführt wären. Während die deutschen Napoleon-Dramen, geringer an Zahl und weniger dem Kult dienend, lediglich das Genie zur Darstellung zu bringen suchen, jedoch daran leiden, daß die Form über dem gewaltigen Inhalt zerbricht; es entstehen also keine bühnengerechten Dramen oder aber sie geben, wenn den Anforderungen der Bühne Genüge geleistet wird, den Genius Napoleon nicht wieder. Die Napoleoniden vollends sind zu sehr Marionetten in der Hand dieses einen, dessen Titanentum alle Fesseln des Theaters sprengt. Sie sind — wie z. B. der Herzog von Reichstadt — Gegenteile eines dramatischen Helden und gelangen nur um des einen Großen willen auf die Bühne. Der Verfasser geht nach diesen einleitenden Erwägungen auf die Napoleon-Dramen hüben und drüben ein und charakterisiert die hauptsächlichsten von den ältesten Vaudevilles, die nach dem 18. Brumaire entstanden, bis zu der dritten Hochflut von Napoleonstücken, die in den Neunzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts eintraf. — Unter der Rubrik „Vom Schreibtisch und Atelier" enthält dasselbe Heft persönliche Erinnerungen von O. Jäger an „Die schwäbische Dichterschule", die vier Männer, die auf seine Jugendentwickelung und Lebensführung einwirkten: Uhland, Gustav Schwab, Kerner und Mörike. — An der gleichen Stelle des ersten Heftes vom neuen Jahrgang (XVII, 1) spricht Georg Frhr. v. Ompteda von seinen „Beziehungen zu Sylvester von Geyer", d. h. er schildert, wie er überhaupt dazu gekommen ist, jenen Roman zu schreiben. Zugleich betrachtet Ompteda dieses Bekenntnis als kleinen Beitrag, um die Legende des Modells und Porträtiertwerdens zu zerstören, unter der viele, die die Feder führen, zu leiden haben.

Die Wage. (Wien.) V, 14*). In den letzten Jahren vor seinem Tode hat Jean Lombard, ein kleiner ehrgeiziger Goldschmied aus Marseille, zwei Dichtungen geschaffen, die, Kolosse an Umfang und Innengehalt, anfangs ein klägliches Schicksal fanden und hier und da bei kleinen Antiquaren verschmutzten, nun aber, in wohlfeilen Luxusausgaben von der Firma Ollendorff (Paris) neu aufgelegt, nie geträumten Absatz fanden. Paul Wiegler charakterisiert diese beiden Werke „L'Agonie" und „Byzance" und die Eigenart ihres Verfassers. Lombard war „ein Asket des Geistes, der die Dumpfheit der Rasse, die ihn gebar, in einem Krampf des Willens zu vermindern trachtete und nicht Sklave oder Tagelöhner in edlen Metallen sein, sondern über Welten, die völlig mit ihrem Glanze ausgelegt sein müßten, in reicher Phantasie gebieten wollte. So setzte er unablässig Mosaikflächen ferner und toter Kulturen zusammen, warb wie ein Mönch um die Gelehrsamkeit, die ihm verschlossen war, und hielt die aufgehäuften Schätze der Geschichtsarsenale und Lexika für die Schätze des Lebens selbst. Aus seinen starren, rastlosen Schwelgereien wurden Purpurteppiche von unerhörter Glut, die seine geängstigte Sinnlichkeit zu verruchten Farben steigerte." . . . „Oft sind, was Lombards Inbrunst wollte, alle Sinne zu Gunsten des Malerischen ausgeschaltet, ein Dogma, dem er mit der Kühnheit des Intransigenten huldigt." Bei ihm herrscht radikaler Impressionismus, doch um einen Grad der Schmerzhaftigkeit noch geschärft; über eine Nachahmung der goncourtschen Syntax hinaus flutet er in beständigen Lichtanhäufungen und Lichtzertrennungen. Im niederen Massengetriebe liegen die Stätten seiner Psychosen, in jener Wirrnis und Buntheit. „Nie hat einer die Eroberergeberde besessen, womit er die Arme über verkommene Zivilisationen ausgereckt hat, die bisher den Rührreflexen schlechter Kolportagemoralisten vom Niveau des Sienkiewicz preisgegeben waren. In seinen Dichtungen ist der Taumel, wie er ganze Rassen hinwegrafft, ein Versagen des Wollens, ein unbarmherziges Heraufbeschwören alles dessen, was vernichtet, der überlebensgroßen, den Zwecken der Gattung entfliehenden Erotik und des schwälenden Dämonismus . . ." — In einem Essai (16) über „D'Annunzio und die Duse" führt Otto Stoeßl aus, daß nur die Duse, „dieses lebende Werk einer großen Schöpferstunde der Natur", D'Annunzios unlebendige Worte lebe und das Unwahre wahr mache. Sie, nicht D'Annunzio sei die lebendige Erneuerung der italienischen Kunst, während er nur vermittle. „Seine Sprache ist so schön, außer ihrer angeborenen italienischen Pracht so voll und durchgebildet, daß es ihr leicht gelungen ist, darüber hinwegzutäuschen, daß kein Leben, kein Gedanke, keine Körperlichkeit in ihr ist. Seine Dramen und Romane sind nicht Darstellungen gegenwärtigen und vergangenen Lebens, handelnder, sinnlich bestimmter, plastischer Menschen, sondern Beschreibungen, deren Mittel erborgt sind von allen jenen klassischen Schöpfungen der lateinischen Rasse. Erborgt ist alles . . ., alles ist über den Umweg eines gierigen unersättlichen Aesthetizismus gekommen, welcher dem Leben ferner ist als die einfachste, unmittelbarste, nackteste Empfindung und das Leben bis auf den letzten Tropfen unwiderbringlich aussaugt. Und so sehr ist es der Blick eines Aestheten, der Lebendiges tötet, daß er überhaupt nicht ohne bewußte ästhetische Beziehungen und Nebengedanken sehen kann, nichts empfinden, ohne diese Krücken von Kulturanalogieen." — „Eine neue Gestalt des Dramas" sieht E. Holzner (17) in Christian von Ehrenfels „Sängerweihe", einem Werke, das neben die wortlose Empfindungssprache der Musik noch einen Chor stellt, der sich nicht mehr damit begnügt, die Vorgänge auf der Bühne zu reflektieren, sondern, als Organ

*) Wegen unterbrochener Zustellung der Zeitschrift verspätet. D. Red.

für des Dichters eigene Anschauungen, das Denken der Zuschauer so beeinflussen soll, daß sie die Handlung in der vom Dichter gewünschten Weise auffassen. Ehrenfels hat diese Ideen theoretisch in einem Buche „Chordramen" (Wien, Konegen) ausgesprochen. — Im 18. Hefte nimmt Otto Stoeßl zu dem „Fall Baumberg" Stellung, in Nr. 22 findet sich ein Nekrolog von M. Weißmann auf Bret Harte. — Ernst Schur geht in einem der nächsten Hefte (28) auf Strindbergs „Ostern" näher ein; Karl Hamm beleuchtet das neue deutsche Verlagsrecht (29); Otto Stoeßl gedenkt Lenaus an seinem hundertsten Geburtstage (33) und analysiert Selma Lagerlöfs neuen Roman „Jerusalem" (34). — Von einem traumumsponnenen Fleckchen Erde, dem alten Boscombe Manor, erzählt die Shelley-Biographin Helene Richter (35). Dort verwahrt als einzig Ueberlebende Shelleys Witwe, nun selbst schon hochbetagt, die Familientraditionen und Schätze, die das Heiligtum des Shelley-Kultus ausmachen.

Westermanns Monatshefte. (Braunschweig.) Heft 551. Eine Studie von Gustav Zieler beschäftigt sich mit Maurice Maeterlinck, hauptsächlich mit seinen philosophischen Schriften, deren Gehalt und Fortschritt stufenweise verfolgt wird. Von der gesamten Entwickelung jener Weltanschauung des Dichter-Philosophen, die ja vor der Hand noch kein fertiges Gebäude darstellt, fällt Zieler das Urteil, daß sie unverkennbar durchaus selbständigen Charakter trage und eine an fruchtbaren Gedanken reiche und der Gegenwart glücklich angepaßte Weiterbildung der uralten mystischen Elemente darstelle. „Maeterlinck ist eine zu gesunde Natur, um in der ekstatischen Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Unendlichen, der unio mystica zu verharren, von der noch sein erstes Weltanschauungsbuch diktiert ist. Es ist nicht zu bezweifeln, daß er jetzt, nachdem er auf einem festen Standpunkt angekommen ist, sich den Problemen der Wirklichkeit, in erster Linie wohl den sozialen, zuwenden wird. Und es ist ferner nicht zu bezweifeln, daß er zu fruchtbaren und wertvollen Ergebnissen kommen wird. Es ist eine bemerkenswerte Entwickelung, die den schlaffen und resignierten Fatalisten der ersten Dramen und des Buches ‚Le Trésor des Humbles' zu dem begeisterten Verkünder einer irdischen Glückseligkeitslehre gemacht hat, der er in dem Buche ‚La Sagesse et la Destinée' geworden ist, und in der Gegenwart sind Töne, wie sie Maeterlinck gefunden hat, Töne einer tiefen, inneren Ruhe und Zufriedenheit und einer starken Weltbejahung selten genug." In der Eigenschaft eines Lehrers der Weisheit liege alle Bedeutung Maeterlincks, in dem unermüdlichen Bestreben nach Erkenntnis der Seele, in dem Verlangen, auf ethische Fragen Antwort zu geben. — Ueber „Lavaters Physiognomik" unterrichtet an gleicher Stelle eine Studie Eduards von der Hellen, während im Septemberheft (552) Rudolf Schlösser auf „Goethes persönliches und litterarisches Verhältnis zu Kotzebue" näher eingeht, ohne etwas Neues über diesen Stoff beizubringen.

„Vier Bücher von Richard Schaukal." [Von Tod zu Tod, Pierrot und Colombine, Vorabend, Einer, der seine Frau besucht.] Von Leonhard Adelt (Die Zeit, Wien; Nr. 412).

„Corona Schröter." Von Wilhelm Bode (Die Zeit, Wien; Nr. 412).

„Clara Viebig." Von Franz Diederich (Die Hütte, Dresden; I, 11). „Ihre Werke wirken wie plötzliche Temperamentsausbrüche. So einheitlich sind sie zumeist. Und trotz der jähen Art, in der sie hervorgeströmt scheinen, sind sie dennoch so sehr von naturalistischer Gründlichkeit, daß man staunt, wenn man ihre Methode, Geschehnisse des äußeren und inneren Lebens zu zeichnen, unter die Lupe nimmt."

„Amerikanische Romane von sozialpolitischer Bedeutung." Von A. von Ende (Die Zeit, Wien; Nr. 411).

„Milieu." Von Eduard Engel (Ueber Land und Meer; XLIV, 48).

„Zum Kapitel: Heine in Frankreich." Von Karl Emil Franzos (Deutsche Dichtung, Berlin; XXXII, 11).

„Ein Liebesroman Chamissos." [Helmine von Chézy.] Nach bisher ungedruckten Briefen. Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Reclams Universum; XIX, 1, 2).

„Nicolaus Lenau." Von Kurt Walter Goldschmidt (Der Osten, Görlitz; II, 8).

„Corona Schröter." Von Paul Passig (Die Oberen Zehntausend, Leipzig; I, 21).

„Das Symbolische." Von Eduard Platzhoff-Lejeune (Die Zeit, Wien; Nr. 412). „Nationalistische Zeiten der Selbstgenügsamkeit und Aufklärungszeitalter voll Sicherheit und Eigendünkel sind der Symbolik nicht günstig. Gedankenschwere Tage aber wie die unseren, wo die Probleme zu Hunderten aus dem Boden wachsen, wo der Zweifel die letzten Stützen zernagt und das Verlangen nach einem reicheren und tieferen Innenleben nur umso mächtiger wird, stehen unter dem Scepter des Symbolischen."

„Neue Romane." [Gustav Frenssen, Jörn Uhl; Friedrich Huch, Peter Michel; Emil Strauß, Freund Hein.] Von Paul Pollack (Die Umschau, Frankfurt a. M.; VI, 35).

„Lenaus Studienjahre." Von Victor A. Neko (Allg. Deutsche Universitäts-Zeitung, Berlin; XVI, 14).

„Leonid Andrejew" [vgl. Sp. 625]. Von August Scholz (Die Zeit, Wien; Nr. 411).

„Ein neuer Bourget." [L'Etape.] Von W. (Die schöne Litteratur, Beil. zum Litt. Centralblatt, Leipzig; III, 16).

„Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger. [1888 bis 1889; Schluß.] (Heimgarten, Graz; XXVI, 12.)

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Wenn der Ausländer die französische Gesellschaft nach unseren litterarischen Erzeugnissen beurteilen wollte, so würden wir schlecht dabei wegkommen. Der Roman giebt heute höchst selten ein Bild vom sozialen Leben in Frankreich. Immer mehr interessieren sich die Schriftsteller für pathologische Einzelfälle, für seltene Gebilde menschlichen Thuns und Denkens. Schon der Ehebruchroman, der am Ende des vorigen Jahrhunderts so beliebt war, hatte nicht dazu beigetragen, die Sitten der herrschenden Bourgeoisie in ein günstiges Licht zu stellen. Damals konnte man aber immerhin die moralischen Fehltritte durch sentimentale Motive entschuldigen. Jetzt ist es geistige Perversität, die die Helden und Heldinnen der Romane zu außermoralischen Handlungen treibt. Den Typus dieser „Excentrischen" stellt die Heldin der „Confessions de Nicaise" dar, des neuen Romanes von Pierre Baldagne (bei Ollendorff). Nicaise entschuldigt sich nicht damit, daß sie unglücklich ist, sie sucht vielmehr aus reiner Neugierde einen Geliebten, und wundert sich nachher selbst, daß sie keinerlei Gewissensbisse empfindet. Als sie aber später den kalten und berechnenden André Naudet antrifft, verschreibt sie sich ihm mit Leib und Seele, und er macht es sich zur Aufgabe, ihr die ihr noch verbliebenen Vorurteile zu nehmen. Ihr Mann verliert in unglücklichen Spekulationen sein ganzes Vermögen, aber André Naudet, der geheimnisvolle „Réné", wie sie ihn nennt, hilft ihr durch gute und böse Ratschläge aus dem Unglück. Mephistophelisch rät er ihr, sie solle sich einem alten Liebhaber verkaufen; Erpressung und Diebstahl schrecken ihn nicht zurück. Aber er handelt nur für sie und durch sie und verschafft ihr endlich das Glück, ein furchtbares Höllenglück. Baldagnes Buch ist ein gefährliches Buch; denn es ist so reizend geschrieben und mit solch grausamer Logik durchdacht, daß man sich unwillkürlich fortreißen läßt.

Einen anderen Typus menschlicher Abnormität hat André Gide in seinem „Immoraliste" geschaffen (Verlag des „Mercure de France"). Aber hier ist alles noch Nuance und subtile Andeutung. Der Held schildert seine Brustkrankheit, seine Genesung und die Freude,

die er in dieser Zeit an der körperlichen Schönheit findet. So kommt er dazu, seine junge Frau zu vernachlässigen und ein besonderes, rein geistiges Vergnügen an den schönen Formen der jungen Araber, die ihn in Biskra umgeben, zu finden. Wir haben es hier mit einem äußerst gewissenhaften Geiste zu thun, der sich wundert, wie wenig er von seinem Gewissen gepeinigt wird, und der moralische Gründe für seinen Immoralismus zu finden sucht. Da André Gide der Verfasser ist, so braucht man kaum zu versichern, daß dieser kleine Traktat in einer nahezu klassischen Sprache geschrieben ist.

„Les Embrasés“ (bei Fasquelle) nennt sich ein Roman von Michel Corday, der das Leben in einer Gebirgsstation für Brustkranke schildert. Diese dem Tode geweihten Geschöpfe haben nur noch einen Gedanken: die Liebe. Eine gefährliche Gier erfaßt sie, noch einmal das Leben zu genießen. Und der Arzt steht da als Wächter, um seine strengen Vorschriften durchzuführen. — Eine Liebesgeschichte steht auch im Vordergrunde des neuen Buches von Maurice Cabs „Fleur de Grève“ (bei Flammarion). Es ist die rührende Geschichte eines verlassenen Kindes, eines kleinen bretonischen Fischermädchens, das, von einem pariser Künstlerpaar an Kindesstatt angenommen, ihrem natürlichen Kreise entrissen, sich schließlich in ihren Wohlthäter verliebt. Der Roman endet mit einem leidenschaftlichen, dramatischen Schlusse. Eine einfache, knappe Sprache zeichnet ihn aus, und wegen seiner feinen Naturschilderungen kann Cabs als ein guter Schüler André Theuriets gelten.

In seiner Novellensammlung „Les Naufragés“ hat Edmond Harancourt (bei Fasquelle) eine Reihe bizarrer Menschen geschildert, die, durch den Sturm des Lebens getrieben, den seltsamsten Schicksalen unterliegen. Eine dieser Geschichten, „L'Apparition“, spielt in München und läßt auf eine sonderbare Auffassung der dortigen Verhältnisse schließen. — Mit vielem Humor und einem recht gesunden Witze erzählt Pierre de Querlon die Erlebnisse eines alten Herrn aus der Provinz, der sich von einem pariser Mädchen lieben lassen möchte. „La liaison fâcheuse“ (Verlag des Mercure de France) ist im leichten Tone der guten Gesellschaft erzählt, und die Art und Weise, wie sich die junge Dirne heiraten läßt und sich schließlich dem engen Leben einer kleinen Stadt anpaßt, ist sehr geistreich durchgeführt. Derselbe Verfasser läßt eine Sammlung von Prosagedichten erscheinen: „Tablettes romaines — Les odes vernales“ (in der „Petite Collection de l'Ermitage“), in denen sich trotz der Einfachheit der Schilderung eine große plastische Kraft bemerkbar macht. Das Bändchen ist sehr fein ausgestattet. — In gleich knapper Form geschriebene Skizzen vereinigt Tristan Klingsor in seinem „Livre d'esquisses“ (Mercure-Verlag), das an Peter Altenberg erinnert.

In der „Revue de Paris“ schreibt Louis Liard, der höhere Unterrichtsdirektor am französischen Museum, über die Errichtung der französischen Universitäten, die bekanntlich erst 1896 stattfand, während früher, nach napoleonischer Schablone, die Universität den höheren Unterricht des ganzen Landes umfaßte und jede Universitätsstadt bloß eine Akademie besaß. — Ueber die Ehe des Historikers Michelet giebt Daniel Halévy wichtige Daten. — R. M. Bernardin zeigt, wie die Mystifikation des „Mamamonchi“ in Molières „Bourgeois gentilhomme“ einmal (es war 1687) einem Professor der Universität Caen gegenüber, dem Abbé Michel de Saint-Martin, zur Wirklichkeit wurde. — Morris Rosenfeld, „dem amerikanischen Dichter des Ghetto“, widmet André Créhange einen längeren Aufsatz und giebt zahlreiche Proben seiner Gedichte.

In dem ersten Augustheste der „Revue“ (früher „Revue des Revues“) berichtet Eugène Montfort über die jüngsten Generationen des litterarischen Frankreichs. Er schildert zuerst das oft so kurze Dasein einiger kleinen Litteraten-Zeitschriften („L'effort“, „L'enclos“, „L'art jeune“, „La revue naturiste“) und zeigt, welche wirklichen Talente diese im Laufe der Jahre zu Tage gebracht haben, dann geht er auf die Schriften von Maurice Magre, Ch. L. Philippe, Saint-Georges de Bouhélier u. a. näher ein und giebt Proben ihres Schaffens. Dem Aufsatze könnte eine Sammlung von Gedichten zugereiht werden, die dieser Tage bei Fasquelle unter dem Titel „La foi nouvelle“ erschienen ist. Sie enthält als Einleitung ein Manifest der „poètes de l'école française“, die sich um größere Klarheit und Einfachheit als ihre Vorgänger bemühen wollen. Es folgen dann poetische Erzeugnisse von etwa zwanzig jüngeren Dichtern. — Aus dem ersten Augustheft der „Revue“ ist ferner zu erwähnen ein Artikel von G. Savitch und S. Kniajnine, die Dokumente über die Presse in Rußland und die russischen Zeitungen im Auslande geben. — Die geistige Bewegung in Spanien schildert Fray Candil, und Tristan Klingsor schreibt einen (illustrierten) Artikel über die französischen Karikaturisten von heute, der im zweiten Augustheft fortgesetzt wird. Dasselbe Heft bringt eine Studie von Frau R. Rémusat über den dänischen Roman. Jacobsens „Niels Lhyne“ galt lange als die litterarische Bibel des jüngeren Dänemark. Dann machte sich ein doppelter Einfluß geltend, der nordische und der französische, und wirkte befruchtend auf die letzte Generation. Die Verfasserin giebt längere Inhaltsangaben von Frau Blicher-Clausens Roman „Inga Heine“ und von Werken von Sophus Bauditz, Carl Larsen, Laurids Bruun u. a. m. — Den „Dichter-Naturforscher“ Henry David Thoreau nennt M. Muret einen Vorläufer von Ruskin und Tolstoi und schildert das Leben dieses sonderbaren Menschen.

Victor Basch führt in der „Grande Revue“ (August) seine Essais über die modernen Individualisten weiter. Nach Stirner, Nietzsche, Krapotkin behandelt er jetzt Ernest Renan, den er als den Meister des modernen Aristokratismus auffaßt. Er meint, Renan habe sich geirrt, als er behauptete, das Studium der höheren Wissenschaft würde sich gegen die Demokratie kehren, im Gegenteil, die Volksbildung sei die beste Stütze der Wissenschaft. — Im Augustheste der „Renaissance latine“ schreibt E. Gayet über seine Ausgrabungen in Antinoë. — Albert Erlande veröffentlicht Gedichte, und die Brüder Rosny bringen den ersten Teil eines prähistorischen Romans „Les Aventures de Séthi“, den sie unter dem Pseudonym Enacryos erscheinen lassen. — Den wichtigsten Teil dieser interessanten Revue bildet jetzt die Monatsrundschau über das geistige und gesellschaftliche Leben der romanischen Völker. — Von Marus-Ary Leblond bringt der „Mercure de France“ (August) einen Aufsatz über „Rudyard Kipling animalier et colonial“, in dem der englische Erzähler mit einigen französischen Schriftstellern verglichen wird. — Von der aphoristischen Untersuchung über den Stil, die Remy de Gourmont zum Verfasser hat, erscheint der zweite Teil. Es wird sich lohnen, sobald der Essai vollständig vorliegt, noch einmal darauf zurückzukommen. — In seinen Studien über den französischen Geist, die die „Plume“ abdruckt, richtet Hugues Rebell jetzt seine Zerstörerwut gegen den französischen „Nietzschisme“ (sic!) (1. August). — Henri Pâris läßt sich darüber vernehmen, „Comment et d'après quoi on nous juge en Allemagne“ (15. August).

Paris. *Henri Albert.*

Russischer Brief.

Auch die schöne Litteratur scheint sich in den Sommermonaten Ferien zu gönnen. In der langen Zeit, die seit dem Erscheinen meines letzten Briefes verflossen ist, hat sich nichts Besonderes ereignet. Selbst das dritte Dichterjubiläum dieses Jahres ging sang- und klanglos vorüber. Gogol und Shukowski wurden durch den Romandichter Sagoskin abgelöst, dessen 50jähriger Todestag auf den 28. Juni alten

Stils fiel. Ein paar farblose Zeitungsfeuilletons und mehrere billige Ausgaben der Werke des einst so viel Gefeierten — das war alles. Die betreffenden Herausgeber werden ohne Zweifel ein gutes Geschäft machen, denn Sagoskin wird auch heute noch viel gelesen, und zwar gerade von Leuten, die nicht viel Geld zum Bücherkaufen besitzen. Weit mehr, als auf sein unerreichtes Vorbild Walter Scott, paßt auf ihn das Wort von Georg Brandes: „Ein Schriftsteller, den jeder Erwachsene gelesen hat und kein Erwachsener mehr liest." Seine primitive Psychologie, die nur Tugendengel und schwarze Bösewichter kennt, seine konventionelle, sentimental-patriotische Auffassung der Vergangenheit machen ihn für den modernen Leser ungenießbar. Aber in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo das alte Rußland von Karamsin eben erst entdeckt war, da war Sagoskin der rechte Mann für die Vielen, denen das voluminöse Werk des hochverdienten Historikers zu schwer war. Das Verdienst, die ersten wirklich historischen Romane in Rußland geschrieben zu haben, bleibt Sagoskin unbenommen. Er hat auch anregend auf Puschkin gewirkt, der u. a. eine Episode seines Romans „Roslawlew oder die Russen von 1812" selbständig ausgestaltet und sein Vorbild dabei weit überflügelt hat. Seine spärlichen Quellen hat Sagoskin fleißig und gewissenhaft studiert, dabei besitzt er auch eine ungemein lebhafte Phantasie und versteht es, eine an bunten Abenteuern reiche Handlung spannend zu entwickeln oder große Massenbilder effektvoll zu inszenieren; in seinem patriotischen Pathos ist natürlich vieles nur Phrase, stellenweise aber findet sich auch echter Schwung und wahre Begeisterung — so in einzelnen Partieen seines bedeutendsten Werkes, des Romans „Jurij Miloslawski", der die heroische Auflehnung des russischen Volkes gegen die polnische Fremdherrschaft im Jahre 1612 zum Thema hat. Alle diese Eigenschaften machen Sagoskin zum Liebling der Jugend, die gewöhnlich direkt von den Indianergeschichten zu ihm kommt und ihm voraussichtlich noch lange treu bleiben wird. Schon bei Lebzeiten des Dichters hatte Belinski ihm prophezeit, daß ihn die Nachwelt nur noch als Kinderschriftsteller kennen werde, und diese Vermutung des genialen Kritikers hat sich, wie so manche andere, bestätigt.

Eingehendere Besprechung einiger Zeitschriftenartikel, die auch für deutsche Leser von Interesse sein dürften, muß diesmal für den Mangel an Stoff entschädigen. Im „Russki Westnik", der kürzlich in neue Hände übergegangen ist und zwar in die denkbar schlechtesten — als Herausgeber zeichnen W. Komarow, der Besitzer des ultra-reaktionären, engherzig-nationalistischen „Swet", und W. Welitschko, der sich als Redakteur im Kaukasus zur Zeit der Armenierhetze einen traurigen Ruhm erworben hat — befindet sich eine Studie über „Maxim Gorki als Künstler" (Heft 6) von N. A. Engelhardt. Alle Erzählungen Gorkis, heißt es da, legen Zeugnis ab für einen schlechten, durch die Lektüre französischer Schundromane früh verdorbenen Geschmack; der große Erfolg des Dichters erkläre sich vor allem durch die Naivetät des lesenden Publikums, er werde aber nicht von langer Dauer sein, wenn Gorki nicht beizeiten zu sich komme und Werke schaffe, die seines bedeutenden Talentes (das Engelhardt ihm gottlob nicht abspricht) würdig seien. Der unbarmherzige Kritiker vermißt bei Gorki hauptsächlich die Lebenswahrheit seiner Gestalten: wie die französischen Romantiker strebe Gorki danach, Ungeheuerlichkeiten und Absurditäten zu erfinden, wie sie im wirklichen Leben garnicht vorkommen, wie sie aber der ungebildeten Menge behagen, die über dem Buch die graue Alltäglichkeit vergessen möchte. Weiter wird Gorki dann „Tendenz, geschmacklose Romantik und melodramatisches Phrasentum" vorgeworfen. Daß diese Ausführungen dem, was man sonst über Gorki zu lesen bekommt, diametral entgegengesetzt sind und infolgedessen auf Originalität Anspruch erheben können, ist nicht zu bestreiten; ob der Essai aber nicht vielleicht ganz anders ausgefallen wäre, wenn Maxim Gorki dem neugestalteten „Russki Westnik" seine Mitarbeiterschaft zugesagt hätte?

Mit ausländischen Schriftstellern beschäftigen sich Sinaida Wengerowa im „Westnik Jewropy" und Sergei von Stein im „Istoritscheski Westnik". Erstere charakterisiert an der Hand von Wilhelm Jensens jüngst erschienenem Büchlein das Schaffen Wilhelm Raabes. Im Gegensatz zu Jensen hält die Verfasserin die Bezeichnung „Epigone" Raabe gegenüber für berechtigt. Allerdings dürfe das Wort hier nicht im alten verächtlichen Sinne verstanden werden. Raabe verfüge über eine bedeutende schöpferische Kraft und Frische. Sein Epigonentum zeige sich nur in seiner Technik und in seiner Weltanschauung, und zwar erscheine er uns hier als getreuer Jünger der Romantik. Romantisch sei seine Vorliebe für gesuchte Effekte und symbolisierende Namen, romantisch die allzu große Ausdehnung seiner Romane durch allerleilei Nebenepisoden, romantisch vor allem sein weltflüchtiger Idealismus, der, statt mutig mit des Lebens Nöten und Enttäuschungen zu kämpfen, sich resigniert zurückzieht in das Land der Träume. Man habe Raabe, den Humoristen, häufig mit Dickens verglichen, doch sei der Vergleich hinfällig — der Realist sei ein ganz anderes Wesen, als der Romantiker. Man wird als Deutscher dieses Urteil nicht in seinem vollen Umfange acceptieren können. Das schwächste Kapitel aus R. M. Meyers „Deutscher Litteratur im 19. Jahrhundert" scheint auf die sonst recht selbständige russische Schriftstellerin stärker gewirkt zu haben, als nötig gewesen wäre. — Der Artikel von S. v. Stein betitelt sich „Die Zukunft der Menschheit" und bespricht H. G. Wells „Anticipations". Der Dichter sei bei Wells stärker als der Denker. Seine Phantasie führe ihn nur zu oft auf Irrwege; geblendet durch eine neue Idee, ein effektvolles Bild vergesse er die Forderungen der Logik. Dazu komme noch der allen Propheten eigene Hang, von der Zukunft mehr zu erwarten, als sie aller Wahrscheinlichkeit nach erringen könne. Besonders scharf kritisiert wird natürlich das, was Wells über Rußland zu sagen hat; seine völlige Unkenntnis der politischen und sozialen Verhältnisse Rußlands, sowie sein unvernünftiger und unmotivierter Russenhaß verleite ihn zu einer ganzen Menge ungerechtfertigter und unwahrscheinlicher Behauptungen.

Erwähnt seien zum Schluß noch ein warmer Nachruf an Viktor Ostrogorski, den verstorbenen Redakteur des „Mir Boshij", von B. Glinski („Istoritscheski Westnik", 6) und eine Uebersetzung des „Erasmus Montanus" von Holberg („Westnik Jewropy", 6); der Uebersetzer A. P. Hansen (der z. Zt. auch mit einer russischen Ibsen-Ausgabe beschäftigt sein soll) giebt in seiner Einleitung einen kurzen Lebensabriß des in Rußland merkwürdigerweise so gut wie ganz unbekannten „Dänischen Molière". Von seinen Komödien sind, wie Hansen darlegt, bisher nur zwei ins Russische übersetzt worden, und nur eine von diesen zweien ist auch aufgeführt worden. Durch seine Arbeit hofft der Uebersetzer Anregung zu weiterem Holberg-Studium in Rußland geben zu können.

Moskau. *Arthur Luther.*

Schwedischer Brief.

Von August Strindberg liegen wiederum zwei historische Dramen vor, in denen der Dichter die mit den „Folkungern", „Gustaf Vasa" und „Erik XIV." eröffnete Reihe der schwedischen Königsdramen bis auf Gustaf III., den vorletzten Herrscher der unglücklichen Vasa-Dynastie, weiterführt. Man scheint hiernach voraussetzen zu dürfen, daß es in dem Plane des Dichters liegt, den Cyklus seiner historischen Bühnendichtungen demnächst auch in die Periode jener langwierigen Staats- und Klassenkämpfe hinübergreifen zu lassen, die der Berufung des (jetzt regierenden) Hauses Bernadotte vorausgingen. Von den beiden neuen Dramen behandelt das eine, das den Titel „Drottning Kristina"

(Königin Christina) führt, den wirkungsvollen Vorwurf der Thronentsagung durch die Erbin Gustav Adolfs. Als Nebenhandlung spielt die Liebe der regierungsmüden Königin zu dem Grafen Clas Akesson Thott, den die Herrscherin mit der Herzogswürde belehnen und schließlich sogar zum Thronfolger erheben möchte, ohne freilich im entscheidenden Augenblick die Energie zur Verwirklichung ihres romantischen Vorhabens zu besitzen. Der historische Stoff ist auf vier Akte verteilt, die sich übrigens ohne die sonst von Strindberg bevorzugte tableauartige Gruppierung in logischer Folge aneinanderreihen; die Handlung spielt von Anfang bis zu Ende auf schwedischem Boden. Auch das zweite Drama läßt in der Technik mancherlei Abweichungen von den älteren Königsdramen erkennen. „Gustaf III." ist nämlich durchaus im Geiste der französischen Rokoko-Komödie gehalten. Diese Anlehnung an halbvergessene gallische Vorbilder wurde, wie sich Strindberg in einer einleitenden Vorrede zu seinem Drama ausdrückt, durch die „Persönlichkeit und äußere Umgebung des Titelhelden von selbst vorgezeichnet": Gustaf III. war nach Hang und Charakteranlage ein höfischer Intrigant, der unter den zierlichen Allüren der Rokoko-Etikette seinen trüben Plänen und Ränken mit klug berechnender Menschenkenntnis Geltung zu verschaffen wußte, hierbei selbst seine nächsten Freunde schnöde preisgab, wenn es der augenblickliche Vorteil gebot, und schließlich als Lohn für seine Camarilla-Politik die tödliche Kugel eines aristokratischen Verschwörers erhielt. Die Handlung setzt mit der Heimkehr Gustafs von seinem finischen Feldzuge ein, auf dem ihn die Mitglieder des geheimnisvollen Aujala-Bundes bereits mit Freiheitsberaubung und Entthronung bedroht hatten, geht dann auf die sozialen Vorboten der Revolution von 1789 näher ein und schließt mit der Verschwörung Ankarströms und seiner Adelsgenossen, die sich die Beseitigung des Königs aus „moralischen und staatspolitischen" Gründen zur Aufgabe gemacht hatten. Im Mittelpunkt des Stückes steht, neben der königlichen Hauptfigur, die Persönlichkeit des Königsmörders Ankarström, der etwa die Rolle des shakspearischen Brutus spielt. Parallel mit der eigentlichen Handlung spielen sich die einzelnen Phasen der großen französischen Staatsumwälzung ab, und am Schlusse des letzten (4.) Aktes, der nach dem königlichen Lustschlosse Drottningholm verlegt ist, hört man einen wüsten Volkshaufen hinter der Szene die Carmagnole intonieren. — Die Aufführung beider Dramen ist bereits für die in den nächsten Wochen beginnende Spielzeit in Aussicht genommen, und zwar wird dem Vernehmen nach die „Königin Christina" auf dem stockholmer Vasa-Theater, „Gustaf III." dagegen auf dem königlichen dramatischen Theater einstudiert werden.

Ein sehr beachtenswerter Artikel von Ruben Gison Berg findet sich in „Varia" (V, 7). Er ist „Sprachgespenster in der Dichtung" überschrieben und beschäftigt sich mit den sprachtechnischen Einflüssen nationaler Dichtungen auf den Wortschatz und die sprachlichen Umgangsformen der Kulturvölker. Der Verfasser bezeichnet auf der einen Seite die Hüter der lyrischen und dramatischen Dichtkunst als die eigentlichen Bahnbrecher auf dem Felde des verfeinerten sprachlichen Ausdrucks, während die in dieser Hinsicht in der Regel an erster Stelle genannten kulturellen Verkehrsmittel, vor allem die Tagespresse, eher als Hemmnis für eine gehaltvolle Erweiterung des volkstümlichen Sprachausdrucks zu gelten hätten. Trotz seiner sprachtechnischen Ueberlegenheit müsse sich indessen sowohl der Dramatiker und Lyriker wie der erzählende Schriftsteller den Vorwurf gefallen lassen, daß seine Ausdrucksform gewissen, stets wiederkehrenden Begrenzungen unterworfen ist. Am schlimmsten sei es in dieser Beziehung mit der Lyrik bestellt, wo jeder Autor — die vornehmsten Klassiker nicht ausgeschlossen — an eine bestimmte Ausdruckssphäre gebunden ist, in der sich gleichartige Vorstellungen und Ideengänge mit einer formalen Einförmigkeit wiederholen, die sich bis zur Monotonie steigern könne. Der Verfasser belegt diese sprachliche Schwäche der lyrischen Dichter mit einer größeren Anzahl Stichproben aus den Werken älterer und neuer schwedischer Dichter und kommt zu dem Schluß, daß die Wiederkehr stereotyper Wendungen namentlich in früherer Zeit von den Dichtern fast als eine Art poetischer Licenz betrachtet wurde, wohingegen die anspruchsvollere Gegenwart auch nach dieser Richtung einen kritischeren Maßstab anzulegen sich gewöhnt habe, ohne freilich die gänzliche Beseitigung dieses Uebels bewirken zu können.

Stockholm. *Valfyr.*

Amerikanischer Brief.

Mit der amerikanischen Lyrik ist es augenblicklich schlecht bestellt. Richard Hovey und Stephen Crane sind tot; Edwin Markham scheint mit seinem ersten Bande sein Bestes gegeben zu haben, und Frederic Ridgely Torrence und Martha Gilbert Dickinson lassen sich selten vernehmen. Neben den Leistungen dieser fünf hervorragendsten Individualitäten machen Neuerscheinungen wie „Bramble Brae" von Droch (Robert Bridges) und „With Lead and Line" von John Paul (Charles Henry Webb) einen recht schwächlichen Eindruck. Beide Bücher enthalten viel liebenswürdige und sinnige Gelegenheitspoesie; Bridges gelingt es, in dem engen Rahmen von vier Zeilen eine vortreffliche Charakteristik seiner Kollegin Louise Guiney zu geben, die er die heitre Sängerin des düstren Neuengland nennt, deren Herz aus Irland und deren Geist aus Hellas stamme. In der Form weisen die Gedichte keine Abweichung von konventionellen Normen auf. Unter Webbs ernsteren Dichtungen zeichnet sich ein Nachruf an John Brown aus, und sein „Dum vivimus vigilemus" ist eine prächtige Leistung. — Zum ersten Mal seit langer Zeit ist auch wieder ein Dichter mit einem politischen Amt betraut worden; der von Präsident Roosevelt also Ausgezeichnete, Eugene Fitch Ware, unter dem Pseudonym „Ironquill" bekannt, wird dem Publikum dadurch wieder in Erinnerung gebracht, und ein rühriger Verlag hat bereits eine neue Auswahl seiner echt westlichen Poesieen herausgegeben.

Unter den neuen Romanen älterer Autoren, denen man erwartungsvoll entgegenzusehen pflegt, hat George W. Cables „Bylow Hill", seine erste im Norden spielende Erzählung, enttäuscht. Wenn auch der Dichter in der Person der Heldin und ihrer Mutter südliche Typen nach Neuengland verpflanzt hat, so scheint er doch dort nicht in seinem Element zu sein. Dazu kommt ein überaus unerquickliches Motiv — die grundlose und an Wahnsinn grenzende Eifersucht eines Gatten — wodurch die Atmosphäre der Erzählung etwas unheimlich Schwüles, bedrohlich Brütendes bekommt, das einem mit der Zeit auf die Nerven fällt. Auch die Charaktere sind in weniger festen Umrissen gezeichnet, als man von dem Dichter der prächtigen Creolengeschichten gewohnt ist; nur eine liebenswürdige, etwas fade südliche Matrone ist ihm gut gelungen.

Mary Hallock Foote hat mit „The Desert and the Sown" einen Beweis ungeschwächter Kraft geliefert. Seit zwanzig Jahren ist ihr Revier das Gebiet der Rocky Mountains mit seinen Minenstädten und Militärposten, und deren durch den Zufall dorthin verschlagenen Bevölkerung. Das Buch erzählt eine interessante Familiengeschichte, die der Verfasserin Gelegenheit zu äußerst glücklicher Charakterisierung giebt. Die Mutter des Helden hatte einst als Tochter eines reichen Farmers holländischer Abkunft die sittenstrenge Verwandtschaft und Nachbarschaft dadurch entsetzt, daß sie mit dem Knecht davonlief und dessen Frau wurde. Sehr fein beleuchtet Mrs. Foote den Gegensatz zwischen Bodenpatrizier und Bodenplebejer. Ihr Plebejer aber ist Idealist. Er vertraut der Kraft seiner Arme, zieht mit der jungen, an Entbehrungen nicht gewöhnten Frau nach dem Westen, und wandert von Ort zu Ort, ohne

auf einen grünen Zweig zu kommen. Ein Zufall trennt die Gatten; sie glaubt ihn tot, und versucht sich mit ihren beiden Kindern durchzuschlagen. Des Vaters Anerbieten, den Namen des Mannes abzulegen und nach Hause zurückzukehren, weist sie ab; als aber ihr unverheirateter Schwager bedingungslos für sie zu sorgen verspricht, folgt sie der Kinder wegen seinem Rufe, die nach des Onkels Tode dessen Erbe antreten. In ihrem Sohn hat sich unter dem Einfluß der Concordschule des Vaters einfacher Idealismus weiter entwickelt; er ist ein Träumer und Sozialreformer, und sein Leben lang begleitet ihn der Gedanke an den verschollenen Vater. Zwischen der Mutter, die die Vergangenheit vergessen möchte, und dem Sohn, der sich immer mehr in die Vergangenheit einspinnt, öffnet sich eine Kluft. Ein feiner Zug der Dichterin ist es, daß sie die junge Gattin für die Schwiegermutter Partei ergreifen läßt. Daß aber ein Kind es ist, das den Verschollenen findet — seinen Großvater — mutet etwas romanhaft an.

Zu den Treffern des Büchermarktes gehören diese Bücher nicht. Nur der ferne Westen hat eine Erscheinung gezeitigt, die eine Zeitlang von sich reden machte. Es handelt sich um die Aufzeichnungen eines neunzehnjährigen Mädchens, die sich über einen Zeitraum von drei Monaten erstrecken, in der Hauptstadt Montanas entstanden und unter dem Titel „The Story of Mary Mac Lane“ in Chicago veröffentlicht worden sind. Das Buch verdient weder die geringschätzige Abfertigung, noch die enthusiastische Würdigung, die ihm von verschiedenen Magazinen und Zeitungen zu teil geworden ist. Die Verfasserin mit Maria Bashkirtseff vergleichen zu wollen, ist ebenso thöricht, wie der Vorschlag, sie auf ihren Geisteszustand hin untersuchen zu lassen oder in eine Besserungsanstalt zu schicken. Mary Mac Lane ist nach ihrem Buche zu urteilen nichts weniger als geistesgestört, wohl aber ist sie ein durch eine liebeleere Kindheit frühgereiftes junges Weib, das zu einer erschreckend nüchternen Anschauung der den Durchschnittsmenschen heiligen Idole und Ideale gelangt ist und den Mut hat, dieser Anschauung rückhaltslos Ausdruck zu verleihen. Ihr jenseits von Gut und Böse stehendes Uebermenschentum wird nicht nach jedermanns Geschmack sein; auch arten manche ihrer Idiosynkrasieen in Geschmacklosigkeiten aus, die einen unwahr berühren. Und da sie keinen Anstand nimmt zu gestehen, daß sie es mit der Wahrheit nicht genau nimmt, liegt der Verdacht nur zu nahe, daß sie sich in Posen gefällt. Jedenfalls ist es ein Glück, daß die Wiege dieser Schottisch-Amerikanerin in einem Erdenwinkel gestanden hat, in den Nietzsche schwerlich gedrungen ist, sonst würde Mary Mac Lane sicherlich wieder als ein Opfer der nietzschischen Lehre bezeichnet werden.

Die Sonnabend-Beilage der „New York Times“ enthält einen heftigen Angriff auf Rudyard Kipling, der in der (in Scribners erscheinenden) Erzählung „Wireless“ einen Apothekergehilfen zeichnet, der Cigaretten raucht und Blut spuckt, wie es John Keats gethan haben mag, und in ein Mädchen verliebt ist, das Fanny Brand heißt und mit Keats Fannie Brawne Aehnlichkeit haben soll. Die „Times“ erhebt besonders dagegen Protest, daß Kipling seinem Apothekergehilfen Citate aus „The Eve of St. Agnes“ in den Mund legt, wodurch der Verdacht, daß er den unglücklichen Dichter als Modell benutzt habe, nicht unberechtigt erscheint. — Diese litterarische Beilage brachte in jüngster Zeit mehrere interessante Beiträge: am 26. Juli eine Abhandlung über Poe, in der ganz besonders auf dessen kritische Schriften hingewiesen wird, und am 9. August ein Interview mit George Bernard Shaw. — Der Lesestoff der Monatsschriften ist der sommerlichen Tradition gemäß noch immer etwas leichten Kalibers. Selbst „North American Review“ enthält in der Augustnummer einen Beitrag, der wenig in den Rahmen dieses würdigen Magazins paßt: einen Bericht Gertrude Athertons über die Art und Weise, wie sie sich in den Archiven Dänisch-Westindiens die fehlenden biographischen Daten über Alexander Hamiltons Mutter verschaffte. Außer diesem das litterarische Gebiet streifenden Beitrag enthält die Nummer einen Artikel über Sienkiewicz. — „Atlantic Monthly“ zeichnet sich durch einen Reichtum an gediegenen Beiträgen aus. Edmund Gosse schreibt über die Renaissance des poetischen Dramas, H. C. Merwin über Bret Harte. — „Critic“ veröffentlicht eine Erklärung Leon Daudets, die sich auf die Behauptung Hugues Le Roux bezieht, nicht Alphonse Daudet, sondern er habe „La Belle Nivernaise“ geschrieben. Es heißt darin: „Erstens war M. Hugues Le Roux niemals meines Vaters Sekretär. Dreißig Jahre lang war sein einziger Sekretär M. Jules Ebner, der im vergangenen Jahre starb. Es ist wahr, daß mein Vater M. Hugues Le Roux aus Gefälligkeit eine Abschrift der ‚Belle Nivernaise‘ diktirte, mit deren Plan, Charakteren und Szenen er sich lange vorher beschäftigt hatte. Es ist möglich, daß M. Le Roux einige Phrasen des Manuskripts verändert hat, das mein Vater ihm diktiert, aber das kann kaum als Mitarbeiterschaft gelten. Die Behauptung trug M. Hugues Le Roux bereits einmal einen scharfen Verweis von meinem Vater ein. Er gab dann zu, daß sie nicht auf Wahrheit beruhe, und entschuldigte sich in Gegenwart von Zeugen mit ‚unüberlegten Aeußerungen‘. Ich hoffe im Interesse des M. Hugues Le Roux, daß seine Aeußerungen wieder falsch berichtet worden sind.“

In dem in der Augustnummer des „Bookman“ beschlossenen Artikel über die Künstlerbohème Londons vor dreißig Jahren heißt es, daß ein Löwe der damaligen Musikhallen, Mac-Dermott, durch seine antirussischen Kouplets im Herbste 1878 Disraelis Verhalten beeinflußt habe. — Thomas Seccombe schreibt in derselben Nummer über die englischen Hofdichter. — Die Augustnummer des „Theatre“ enthält einen Artikel über d'Annunzios „Francesca da Rimini“. — Daß in nächster Zeit unter den Auspicien der Columbia-Universität ein Magazin für vergleichende Litteraturforschung erscheinen wird, darf mit Freuden begrüßt werden. — Die litterarischen Monatsschriften haben durch die Illustrationsmanie unzweifelhaft gelitten und machen manchmal den Eindruck litterarischer Bilderbücher. Ein Beispiel hiervon ist die Augustnummer des „Bookbuyer“, der in neuem solderem Umschlag erscheint. Die einzigen längeren Artikel sind „Mittsunt in Stratford“, „In Windygoul bei Ernest Seton Thompson“, „Victor Hugo, ein Referat in Bildern“ und selbst Hamilton W. Mabies vortreffliche Würdigung der Leistungen des vielseitigen F. Hopkinson-Smith, dessen sämtliche Schriften demnächst von ihm selbst illustriert in einer Luxus-Ausgabe veröffentlicht werden, enthält an Illustrationen fast so viel wie an Text.

New York. *A. von Ende.*

Armenischer Brief.

Die bedeutendste und für uns Deutsche interessante Erscheinung auf dem Gebiete der armenischen poetischen Litteratur während der letzten Monate ist die Faustübersetzung von Georg Barchudarianz, die dieser rührige Vermittler deutscher Dichterwerke in schwungvoller, dem Versmaße des Originals fast überall gleichkommender Uebertragung unlängst in Tiflis herausgegeben hat. Barchudarianz, der nicht nur ein großer Verehrer und Kenner Goethes, sondern auch ein Dichter und Meister der Uebersetzungskunst ist, hat durch seinen „Faust“ in armenischem Gewande das Verständnis deutschen Wesens, deutscher Poesie und Gedankentiefe bei seinen Landsleuten wesentlich gefördert. Sein ganzes Leben hindurch arbeitete er an der Uebertragung deutscher Dichtungen in seine Muttersprache, aber, seiner nationalen Gemütsart entsprechend, war bis in sein Alter nicht Goethe, sondern Schiller sein Lieblingsdichter. Nicht der die Leidenschaften als Schwächen betrachtende kühle Olympier schien ihm der lesenswertere zu sein, sondern

der berauschende, aus den Leidenschaften neues Leben hervorzaubernde Verfasser der „Räuber". Von Schiller übersetzte Barchudarianz „Wilhelm Tell", „Don Carlos", „Die Jungfrau von Orleans", „Die Verschwörung des Fiesco", „Maria Stuart", „Das Lied von der Glocke" und zahlreiche Gedichte, während er von Goethe nur den „Faust" und von Lessing „Nathan der Weise" in seine Muttersprache übertrug.

Diese Auswahl ist gewiß bedeutsam, und sie ist es nicht nur für den Geschmack und die Sinnesart des Uebersetzers, sondern für das armenische Volk überhaupt. Das letztere ist allerdings von allen Völkern Vorderasiens das nüchternste und für geistige Arbeit am besten veranlagte, aber stark sinnlich ist es trotzdem, und das abstrakte Denken tritt bei ihm bis jetzt nur in sehr beschränktem Maße hervor. Die armenische Philosophie ist eine praktische Lebensphilosophie auf festen materiellen Grundlagen, und sie schweift nur dort ins Abstrakte hinüber, wo sie die Religion berührt. Zur Geltung gelangt sie nur in der neuesten Erzählungslitteratur, in der der Materialismus mehr oder weniger stark hervortritt, während sie als besondere Wissenschaft fast garnicht betrieben wird. Einige religiös-moralische Werke wurden von Mechitaristenmönchen verfaßt, und Berberian in Konstantinopel schrieb mehrere Bücher über Ethik, die aber wenig gelesen werden.

In der Erzählungslitteratur der kaukasischen Armenier sind mehrere Neuerscheinungen zu erwähnen, deren bedeutendere den ziemlich beliebten Schirwansadeh und seinen jüngeren Nebenbuhler Nar Dos zu Verfassern haben. Beide Schriftsteller sind Realisten im wahren Sinne des Wortes, und wenn auch ihre Psychologie hier und da zu wünschen übrig läßt, so sind sie doch aufmerksame Beobachter der Wirklichkeit und liefern Lebensbilder, von denen man mit Recht sagen kann, daß sie der Wirklichkeit abgelauscht sind. Der allgemein unter den Armeniern verbreiteten Ansicht gemäß soll die Erzählungslitteratur überhaupt nichts weiter als eine Abspiegelung der Wirklichkeit sein und so wenig als möglich Dichtung enthalten. Nicht nur der Ort der Handlung muß genannt werden, sondern auch Menschen und Zustände müssen der Umgebung entsprechen und als wirklich lebende und bestehende erkennbar sein. Sogar die Dörfer werden mit Namen genannt, und manche Sittenromane sind nichts anderes als die Zeitgeschichte irgend eines großen Dorfes oder Städtchens.

Derselbe Geist faßt auch im armenischen Theater immer mehr festen Fuß, kommt aber fast nur in fremden Stücken zum Ausdruck, da die heimische Produktion gegenwärtig noch sehr schwach ist. Den meisten Anklang finden seit mehreren Jahren deutsche Schauspiele mit stark hervortretender sozialer Tendenz, z. B. manche Stücke von Hauptmann, während Ibsen nur eine kurze Zeit lang das Interesse der armenischen Theaterbesucher finden konnte.

Tiflis. *Arthur Leist.*

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Majestät. Ein Königsroman von Michael Georg Conrad. Berlin, 1902, Otto Janke. 2 Tle. 227 u. 186 S. M. 5,— (6,—).

Es wird mir nicht leicht, über dieses Buch zu schreiben. Ich schicke diese persönliche Bemerkung voraus, weil M. G. Conrad aus verschiedenen Gründen eine sehr sympathische, ehrliche, tüchtige, kraftvolle Natur genannt werden muß, wenn man auch nicht alles unterschreiben mag, was dieser so verdienstvolle Bahnbrecher gesagt hat. — Aber wo ist dieses Mal das Flammenschwert St. Michaels geblieben, das er so oft über den Häuptern von denen der älteren Schule geschwungen hat? Darf man mit Felsblöcken werfen, wenn man in einem Glashause sitzt?

Als ich das Buch aufschlug und las und las, da betrachtete ich immer wieder den Umschlag; ja, hier stand: „Von M. G. Conrad". Ich hätte sonst zuweilen geglaubt, Samarow oder sonst einen der Geschichtslitterer fünften Ranges zu lesen. Wie Conrad auf die unglückliche Idee kommen konnte, den seit nahezu zwanzig Jahren durch die Kolportage-Litteratur geschleppten Ludwig II. zum Helden eines Romans zu machen, ist mir unbegreiflich. Aus diesem Stoff mußte notwendig eine romanhafte Biographie werden. Wehe, wenn einer der von ihm Bekämpften das gethan hätte! Schon aus dem Stoff allein hätte er ihm den Strick gedreht . . . Und nun die Ausführung! Ein Konglomerat von bombastischen oder süßlichen Schilderungen, in deren Flut sich der Leser ab und zu an ein conradsches Kraftwort klammern darf, von Citaten, von polemischen Tiraden, von historischen Betrachtungen, die getrost in einem nationalliberalen Tagesblatt stehen dürften, von endlosen Baedekerbeschreibungen, von Verherrlichungen Richard Wagners, Bülows u. s. w., in einem Stil abgefaßt, der bei einem Erstlingswerk milder beurteilt werden könnte, bei einem vollgereiften Manne und einem der Hauptführer der modernen Bewegung aber scharf getadelt werden muß. Ein Beispiel von Charakterisierung: „Der Kronprinz, kaum neunzehnjährig, ein blasser Jüngling mit süßem, schwellendem Mund und den abgrundtiefen, berückenden Dunkelaugen einer Odaliske, dem reichen schwarzglänzenden Lockenhaar eines Südländers und dem hohen Wuchs des Germanen . . ." (I. S. 16.) Solcher Stellen ließen sich hunderte anführen. Welche Tragik der Selbstironie, daß dieser selbe Mann einen in seinen besten Werken so feinen Stilisten wie Heyse auch in diesem Buche immer wieder angreift und herunterreißt! Ueberhaupt, was soll heute dieses Aufwärmen des conradschen Kraftragouts? Die Streitaxt ist begraben. Wir sind längst über die Bewegung der Achtzigerjahre hinaus, und wir vermögen unbefangen zu würdigen, was die einen und was die andern können! Conrad erscheint in diesem Buch als ein Stehengebliebener und erinnert an jene ungarischen Husaren im lenauschen Gedicht, die von Wein und Zigeunermusik begeistert mit einem unsichtbaren Feinde kämpfen und Streiche in die leere Luft thun . . . Daß Wollen und Gesinnung in diesem Buche die tüchtigsten und ehrenwertesten sind, soll vollauf anerkannt werden. Aber damit wird kein Roman geschrieben. Zu einzelnen Momenten des Stoffes mag noch nebenbei bemerkt sein: Ludwig II. wird in einem begeisterten Vorwort Conrads als „Sieger" gefeiert, als „Weltüberwinder", durch den alle höheren Menschen, die auf Erden leiden, geadelt und selig gesprochen sind. Jedem Mute zum Ungewöhnlichen giebt er die Weihe (I, S. 2). Der kühler Urteilende dürfte dabei einen sehr großen Abstrich machen. Aus vollen Kassen oder auf königlichen Kredit hin große Baupläne verwirklichen — ist das wirklich so ein ungeheurer Heroismus? Und diese Pläne, die schließlich in dem unglücklichen Charibari auf der Herreninsel im Chiemsee endigten, waren sie denn so groß, tief und weittragend? Die Berufung Richard Wagners war Ludwigs beste That. — Dem unbefangenen Blick dürfte der unglückliche König weit mehr ein tragisches Beispiel für die Gefährlichkeit allzugroßer Schwärmerei sein. Was Richard Wagner angeht, so steht sein Wert fest. Die Hymnen, die Conrad auf ihn anstimmt, sind heute unnötig, ebenso wie die auf Bülow. Man hätte dagegen erwarten dürfen, daß der Mann der neuen Schule den ungeschminkten Richard Wagner dargestellt hätte. Zu eigentlicher Psychologie ist in dem Buche überhaupt nur da und dort ein schwacher Ansatz

gemacht. — Noch sei bemerkt, daß an einer Stelle (II, S. 125) von Victor Hugos „Manon Lescaut" gesprochen wird. Gemeint ist jedenfalls Marion de Lorme.

Karlsruhe. *Albert Geiger*

Regine Vosgerau. Aus dem schleswigschen Volksleben. Von Helene Voigt-Diederichs. Leipzig, Eugen Diederichs. 185 S.

Eine starke Persönlichkeit spricht aus dem neuen Buch von Helene Voigt-Diederichs, eine Persönlichkeit, deren Bekanntschaft einen wertvollen, nachhaltigen Eindruck hinterläßt. Diese Schriftstellerin ist eine von denen, die klar ins Leben schauen, ohne über dem Häßlichen den Sinn für das Schöne zu verlieren. — Das Schicksal der Regine Vosgerau ist das Schicksal von vielen, und doch ist es so individuell geschildert, daß es von Anfang an das Interesse des Lesers gefangen nimmt und bis zum Schluß rege erhält. Nach freudloser Kindheit, arbeitsreichen Jugendjahren, die Regine bei harten, bäuerlichen Verwandten verbrachte, grüßt sie das Glück; es ist ihr so nahe, daß sie scheinbar nur die Hand auszustrecken braucht. Aber der junge Bauer Gottlieb ist ungelenk und zu schwerfällig, seinen starken, tiefen Empfindungen Worte zu verleihen; er zögert und zögert. Und das Glück, das so nahe schien, schwindet im Dämmer auf dem blühenden Rapsfelde. Da ist der Maurer Ott Tychsen mit dem kecken, lächelnden Munde und den blanken Augen. Reginens Sinne sind jung und heiß, und die warme Julinacht so schwül und lockend. — Auf dem schönen, reichen Ochsenkamp war Regine Vosgerau keine Heimat bereitet. Aber sie geht nicht daran zugrunde, ihre starke Natur empört sich gegen den Zwang, den ein Fremder während einer schwachen Stunde auf sie ausüben konnte. Und diese Empörung stählt ihre Kräfte und festigt ihren Lebensmut. In dem kinderreichen Hause ihrer verheirateten Stiefschwester, die dem Tode entgegengeht, findet sie ein Heim, Arbeit und Glück. Indem sie tagtäglich giebt, empfängt sie, und „sie fühlte mit wachsender Wärme, daß sie noch teilhaben durfte an einem reinen, starken Leben. Stärker, als sie es bisher gelebt. Heute wußte sie, wozu sie ihre Kräfte hatte".

Was das Buch besonders anziehend macht, ist die meisterliche Zustandsschilderung, die scharfe Charakterisierung, die die Gestalten auszeichnet und sie dem Leser nahe rückt, als lebten sie. Es ist ein gesundes Werk, das zugleich reich an poetischen Schönheiten ist — Heimatkunst im besten Sinne des Wortes.

Chemnitz. *Paul Herman Hartwig.*

Totentanz. Von Karl Strecker. Titelbild von Josef Sattler. Verlegt bei Aug. Harms, Hamburg, 1902. 188 S. M. 3,— (4,—).

Wie oft ist in der letzten Zeit versichert worden: „Der Naturalismus ist tot! Das naturalistische Prinzip hat keine Geltung mehr!" Aber so oft die Leute, die kein größeres Vergnügen kennen würden, als dieser Kunstrichtung den letzten Stoß geben zu dürfen, das Ende des Naturalismus ankündigten, so oft entstanden wieder Werke, die seine unverwüstliche Zähigkeit und ungebrochene Lebensdauer bekundeten. Zu solchen Kunstoffenbarungen gehört Karl Streckers neues Buch „Totentanz", eine Sammlung von Erzählungen und Schilderungen, von Visionen und Traumbildern, in denen, wie ja schon der Titel vermuten läßt, viel Grausiges und Schauerliches, eine Schreckensszene nach der anderen enthüllt wird. Aber Strecker gehört nicht zu den extremen kaltherzigen Naturalisten, bei ihm hat sich beim Schaffen jene innere Weihe vollzogen, von der M. G. Conrad in dem Worte spricht: „Ohne Heiligung durch Geist- und Seelenwunder ist aller Naturalismus roher Plunder." In eigenartigen, tiefergreifenden Dichtungen umschreibt Strecker das gewaltige Thema: Die Majestät des Todes ist erhabener als alle Majestät des Lebens. Gleich die erste Erzählung fesselte mich ganz außerordentlich, denn auch ich habe etwas Aehnliches erlebt und bin Zeuge gewesen, wie ein junges Blut sich auf ein Eisengitter spießte. Das Grausigste im ganzen Buche ist jedenfalls die zweite Skizze „Gefängnisaufseher Streuber", die Schilderung der letzten Augenblicke eines zum Tode Verurteilten. Hier hat der Dichter nichts an der entsetzlichen Lebenswahrheit gemildert, und wer nach dem Lesen solcher naturgetreuen Darstellung noch für die Vollziehung der Todesstrafe eintritt, dem ist nicht zu helfen. Nach dem Schluß zu wird der grausige Todeszug, wie ihn Strecker vorführt, in seinem unerbittlich schauerlichen Walten gleichsam milder, versöhnlicher. Im Kapitel „Die Kränze im Meer" streuen die weinenden Kinder nach alter rührender Sitte den in der Nordsee ertrunkenen Vätern Blumen ins Meer, und in „Der Tod und die Blumenmalerin" bringt die trauernde Braut noch lange Jahre täglich Liebeszeichen auf das Grab des erschlagenen Geliebten. Der Tod ist überwunden durch die Treue. — Streckers Buch „Totentanz" ist nur für solche, die durch die Schatten und Tiefen des Lebens gegangen sind.

Bremen. *Prof. Dr. L. Bräutigam.*

Heißer Boden. Roman in 2 Büchern von Viktor von Reisner. Berlin, Alfred Schall. 333 S.

Das ist eines der Bücher, die vielen Menschen über leere Stunden hinweghelfen wollen, Alltags- und Chaiselonguelekture. Die Fabel ist unzähligemal behandelt worden, die Charaktere sind skizzenhaft angedeutet, von einem Ausblick vom Besondern ins Allgemeine ist keine Rede, das Widerspiel der Handelnden herrscht als Hauptsache. Liebesgeschichten werden zu Verlobungsgeschichten, soziale Konflikte zu persönlichen Intriguen. Es soll allen gedient werden, darum tummelt man sich auf Gemeinplätzen herum. Die kritische Kunst der Komposition wird zu Schanden, willkürliche Einfälle spielen die Notwendigkeit, Wichtiges wird mit Unwesentlichem verwechselt. Es ist wie ein loses Gespräch in anspruchsloser Gesellschaft. Trotzdem will dieser Roman seine besondere Nuance haben; er hat den Anflug einer Tendenz. Die Nationalitätenfrage spielt in eine Liebesgeschichte hinein. Er spielt im österreichischen Okkupationsgebiet, wo Kroaten, Türken und Deutsche neben einander wohnen; ein deutsches Mädchen wird von einem Kroaten und einem Germanen zugleich geliebt. Der Kroate gewinnt sie, und die anfangs von Sprachenpolitik beunruhigte Ehe demonstriert schließlich, „daß der höchste Wert des Lebens doch nicht in dem Stolz der angeborenen Nationalität, sondern in der uns von Gott ins Herz gesenkten Liebe liegt". Aber das Lied hat längst besser gesagt, daß sich die Liebe über den tiefsten Graben, über die höchste Mauer hinwegsetzt, und wie viele Hindernisse hat sie schon in Millionen Büchern überwunden! Reisners Freisinnigkeit gegenüber seinem slavischen Helden ist gewiß lobenswerter als seine Erzählungskunst. Offenbar weil das Publikum lieber Dialoge liest, als Schilderungen, wird in dem Buche zumeist nur geredet; dabei passiert es, daß die Personen wie in alten ungeschickten Lustspielen einander erst Dinge sagen, die sie schon längst wissen müßten. Zwecks der größeren Spannung giebt es da noch eine Spionage-Affaire, die jedoch von einer solchen Oberflächlichkeit und peinlichen Durchsichtigkeit ist, daß die geheimnisvollen Geschehnisse wildromantischer Indianergeschichten daneben als Beispiele eines verwickelten Raffinements gelten können. Die geringe Folgerichtigkeit der Charaktere läßt für keinen einzigen Sympathie aufkommen.

Wien. *Camill Hoffmann.*

Sein Vermächtnis. Poesie und Prosa aus dem Nachlasse von Karl Maria Heidt. Herausgegeben von Leopold Hörmann und Wolfgang Madjera. Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Bei Veröffentlichungen aus dem Nachlaß verstorbener Schriftsteller erhebt sich immer wieder die Frage, ob und wie weit im Sinne des Autors vorgegangen wurde.

Der häufigste Mißgriff, den auch die Herausgeber dieser Nachlese begangen haben, liegt wohl in dem Bestreben, die Vielseitigkeit des Verblichenen darzuthun. Solch ein Verfahren ist allzu geeignet, ein schon fixiertes Profil zu verwischen oder zu verschieben. In dem Nachlaß K. M. Heidts wird uns der Mensch auf Kosten des Künstlers näher gebracht. Der Band enthält eine Reihe Prosaskizzen, die vielleicht durchweg nur einen intimen persönlichen Erinnerungswert besitzen; mit Ausnahme der Novelle „Die Freude des Buckeligen", die das alte Motiv von der unseligen Leidenschaft des Krüppels zu einem leichtfertigen Mädchen variiert, berühren sie sogar wie nur aus Freude am Handwerk stilistisch etwas sorgfältiger geschliffene Tagebuchblätter. Auch von den Gedichten hätte manches ohne Nachteil wegbleiben können; gewiß datieren manche pathetischen Verse weit zurück, während anderen wahrscheinlich die letzte Feile fehlt, die gerade bei den Formtalenten, zu denen K. M. Heidt gezählt werden muß, unglaublich viel bedeutet. Ein paar kurze Gedichte zeigen ihn dafür von der besten Seite. „Der Vagant", „Christmette", „Verschwiegenes Glück", „Lenz" haben jene feine elegante Rundung, die einen klaren, empfindsamen Künstler verrät. Es sind gefällige, liebenswürdige kleine Sachen, die eine zärtliche Vorliebe für das Idyllische und Stillsonnige im Leben ausdrücken. Die oft unvermittelten Ausbrüche von Melancholie, wie in dem ergreifenden „Blätterfall" oder „Waldfriede", gewinnen durch den frühen Tod des Dichters die Bedeutung schicksalsschwerer Visionen.

Wien. *Camill Hoffmann.*

Mein neuer Kaplan. Erzählung aus dem irischen Priesterleben von P. A. Sheehan. Köln, J. P. Bachem, o. J.

Gelegentlich meiner Skizze über den Geistlichen in der modernen Litteratur (LE IV, Heft 2 und 3) machte ich auf die vielen sympathischen Vertreter aufmerksam, die der katholische Priesterstand in Romanen 2c. aufzuweisen hat. Derartige ideale Persönlichkeiten treten in dem vorliegenden irischen Roman ausschließlich auf. Ich will nicht sagen, daß die Erzählung damit den Vorzug der Lebenswahrheit behält. Jedenfalls wird sie für viele Gemüter dadurch um so anziehender werden. Warum der Verfasser den harmonischen Eindruck durch eingeschobene Parabasen an arme Protestanten gestört hat, die er wegen ihres mangelhaften, wenig tröstlichen Glaubens bemitleidet, weiß ich nicht. Das ist weder klug, noch fein. Man weiß nicht, wer eigentlich besser ist, der alte Priester, der so viel hatte thun wollen und so manches hatte liegen lassen und sich nun neidlos freut, daß seinem jungen Helfer mehr gelingt, oder der neue Kaplan, der ein optimistischer und thatkräftiger Weltverbesserer ist, auch Fehlschläge gutmütig trägt und durch allerlei Nöte mit allerlei Hilfe von guten Leuten zum guten Ende kommt. Die Geschichte ist eine Scherzerzählung und als solche ziemlich schlecht komponiert. Gute katholische Unterhaltungslektüre, hier und da mit einigen tieferen Gedanken, die es wert waren, gesagt zu werden.

Aachen. *Walther Wolff.*

Lyrisches und Episches.

Styx. Gedichte von Else Lasker-Schüler. Berlin 1902, Axel Juncker. M. 2,—.

In Paul Remers Anthologie „Das Buch der Sehnsucht" findet man willkommenes Material für eine Bewertung der Frauenlyrik der Gegenwart und der Art ihrer Ideale. Wir hören das leise innige Schluchzen einer Anna Ritter, den schweren erzenen Klang der Droste-Strophen, das ohnmächtige Auftrotzen einer Maria Janitschek, die lüsteschweren Reime einer Marie Madeleine. Else Lasker-Schüler giebt eine neue Nuance zu dem Thema der Sehnsucht, eine neue Nuance durch die Gewalt und zitternde Wut ihres Sehnens. Sie bäumt sich auf unter den Fesseln und der Last eines Nichterfülltseins, ihre Hände krallen sich zu Fäusten, und drohend hebt sie die Arme empor zu einem Himmel, wo der Kinderglaube ihr einen Gott thronend träumte. Wie wilder Wein, der zwischen Feuerblättern glüht, sprudelt ihr heißes Wünschen in dem Sehnen ihres Blutes. Das rast und jauchzt, das schluchzt und schreit, das flucht und segnet, breitet die Arme zum Empfang und hebt sie zur Abwehr, ein Fieber des Genießens, ein Taumel der Empfindungen, der die Dichterin rastlos und ruhelos durch das Leben jagt, der in einer wollüstigen Qual Besitz von ihrer Seele ergreift, und ein marterndes Vae victis! über die Unterliegende donnert. Die Dichterin liebt starke Töne, kraftvolle Ausdrücke, die mitunter weit über das Ziel hinaus schießen. Eine gewisse krankhafte Beweglichkeit und Unruhe, die leise in das Bizarre hinüberspielt, sind Inhalt und Form zu eigen. Zehrende Leidenschaftlichkeit, rauschartige, brandungstolle Ekstase, wilde dämonische Glut, durchtränkt von ätzender Bitterkeit und ungesunder, Kunst und Leben zersetzender Verzweiflung, sprühen die Gedichte hin in freien Rhythmen. — Es scheint, als ob die Dichterin bereits fertig ist, als ob sie ihre jetzige Höhe nicht mehr überschreiten wird.

Fürstenwalde. *Edgar Alfred Regener.*

Die Hübscherin und ihr Gärtlein. Eine Dichtung von Ferdinand Wittenbauer. Wien, Carl Konegen, 1902.

Die Herbststimmung eines Allerseelentages weckt in den Trümmern des halbverfallenen Freihauses die Schatten aller derer, die vor langer, langer Zeit die Liebe der hier wohnenden Hübscherin genossen haben, und sie geben sich ein nächtliches Stelldichein, um in alten Erinnerungen zu schwelgen. Geschickt eingewoben zwischen all den Spuk, in den der Leser fast unversehens hineingerät, ist die Geschichte eines Menschenschicksals, eines verlorenen Weibes, das nicht von je eine feile Dirne gewesen, das erst durch die Treulosigkeit ihres Geliebten und die Niedrigkeit ihres Mannes wurde, was sie ist. Auch diese beiden männlichen Figuren tauchen in deutlicheren Umrissen aus dem Sange empor, in dem die rauhe, aber kräftige Luft des dreißigjährigen Krieges weht. Ein Hauch von Abenteuerlust, von Wildheit und auch wieder von der Wehmut jener Zeit steigt aus den Blättern der kleinen epischen Dichtung auf, die sich stellenweise lyrisch auflöst. Gerade die Lieder im Landsknechtton sind eine Stärke Wittenbauers. Seine innere Persönlichkeit spiegelt sich gern in der Geschichte. Dabei ist ihr das Kostüm keine Maskerade. Vielmehr scheint die dichterische Anlage mit der Liebe zu verschollenen Zeiten, deren Gebräuchen und einfacheren Charakteren enge verknüpft. Und diese Liebe ist bodenständig; darum hat auch ihre Frucht, so gefährlich die ganze Gattung ist, nichts Anempfundenes. Als Gelehrter und Hochschulprofessor Vertreter eines abstrakten Faches, zeigt der Dichter des „Narr von Nürnberg" und des „Gispele" auch in der „Hübscherin" wieder eine achtenswerte Kraft des konkreten Gestaltens.

Graz. *Dr. Emil Ertl.*

König Wiglaf. Epische Dichtung von Anton Freiherrn von Perfall. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottländer, 1901. 259 S. M. 3,—.

Unter den Erscheinungen des Büchermarktes ist die epische Dichtung in den letzten Jahrzehnten immer seltener geworden. Ja, abgesehen von den inhaltlich und formell meist wertlosen, dilettantischen Nachahmungen der scheffelschen Muse, wäre es im Augenblicke schwer, mehr als ein Dutzend dichterischer Erzeugnisse rein epischer Gattung zu nennen. Und doch ist das Epos eine Kunstform, für die die deutsche Dichtung ganz besonders prädestiniert scheint, die Lessing als das vornehmste Gewand des poetischen Geistes rühmte, und die Goethes Sympathie so sehr gewonnen hatte, daß der mit seinem Lobe nicht allzu Bereitwillige Wielands epische Dichtungen, die im Mercur erschienen.

„wohlgeschliffene Edelsteine in der Krone deutscher Litteratur“ nannte.

Die Antipathie unserer Dichter gegen die epische Darstellungsweise dürfte ihren Hauptgrund in dem stark veristischen Zug der Gegenwart haben und in der Neigung zur Problemdichtung, oder vielleicht in dem Mangel unserer Zeit an jener geklärten, ruhigen, einheitlichen Lebensanschauung, auf deren Boden allein eine große epische Dichtung wachsen kann.

Nicht als ob nun Perfall diese Lebensanschauung hätte! Man darf auch an seine „epische Dichtung“ nicht den strengen Maßstab der Kunstkritik legen, denn das zweifellos starke epische Können dieses Dichters, das sich im „König Wiglaf“ verrät und in der malerischen Breite im Großen und Ganzen der sicher und ruhig durchgeführten Entwicklung sich auszudrücken bestrebt ist, wird noch bisweilen beeinträchtigt durch das Haschen nach Effekten, Kontrasten, Ueberraschungen, in denen wir den Romandichter Perfall wiedererkennen. Aber trotzdem haben wir es hier mit einem beachtenswerten Kunstwerk zu thun.

Der Stoff der Dichtung ist eines Epos im Gudrun-Stile würdig: Wiglaf, der Sohn des Königs Frim von Friesland, wird von diesem auf dem Sterbelager verlobt mit Trytho, seiner stolzen, mannhaften Stiefmutter. Nach dem Tode seines Vaters entdeckt er aber die Verirrung seines Herzens und seine Liebe zu der als Prinzessin von ihm verschmähten, jugendstrahlenden, poesieumflossenen Eadwine, die als Königin von Britannien mit einem starken Heer bei den friesischen Inseln landet, um den Willen ihres verstorbenen Vaters zu vollstrecken und die ihr und ihrem Volk durch die Verschmähung erwiesene Kränkung zu rächen. In den wechselvollen Schlachten wird Wiglaf der Gefangene der Britannen. Seine Befreiung gelingt dem Bunde, den Eadwines feurige Liebe mit der großmütigen List der Trytho eingeht, die ihrerseits auf ihr bräutliches Anrecht auf Wiglaf verzichtet.

Im Rahmen dieser Erzählung weiß Perfall Szenen von großer Lebendigkeit zu schildern — ich erwähne nur die Lagerszene, ein Gemälde, packend und farbenprächtig in hohem Maße. Die Hauptpersonen sind plastisch gruppiert und sicher gezeichnet; die Mannen der Friesen und Britannen stehen vor uns auf in Wehr und Waffen, zum Greifen anschaulich, und ihr aller Schicksal vermag uns das innigste Interesse abzuringen. Trefflich gelungen ist die Figur der weichherzigen, goldhaarigen Märchenprinzessin Eadwine, nicht minder diejenige der überlegenen, selbstbewußten, edelmütigen und auch im Entsagen großen Trytho. Die Umwandlung Wiglafs aus einem zur Harfe singenden zarten Jüngling zu einem Helden, der selbst die Sänger begeistern wird, ist psychologisch trefflich begründet und vollzieht sich mit zwingender Folgerichtigkeit; sie ist gleichsam die Spiegelung des seelischen Rapports zwischen den beiden sein Schicksal bestimmenden Frauen. Die Sprache ist durchweg dem großen Stoffe angepaßt und schreitet würdevoll einher, oft strömt sie über von Kraft, immer ist sie getragen von einem edlen Pathos.

Genua. *Paul Scheurlen.*

Dramatisches.

Weltuntergang. Pygmalion. Von Makár Morskóy. München 1902, Karl Schüler.

Unfertigkeiten, technische Mängel, unreife Gestaltung lassen bei einem sich nach anderen Seiten unzweifelhaft bezeugenden Talente auf große Jugend schließen. So vermute ich, daß der Verfasser dieser beiden Spiele noch sehr jung ist. Dramatisch, auch nur bühnenmäßig, ist nichts an ihnen. Die Situationen sind unmotiviert; die Gestalten sind undeutlich und gehen nicht bis ins Leben, sondern nur bis in die Litteratur zurück. Auch in der Idee und den von dieser Idee geführten Vorgängen sind beide Spiele schwach, unorganisch: sie erwecken kein Interesse im Leser. — Das Positive in diesen Spielen liegt rein in der Versprache. Sie ist zwar noch nicht eigen; aber sie ist auch nicht so unselbständig, daß sie nicht allmählich eigener werden könnte. Der Vers des Verfassers ist rein, klar, ein wenig harmonisch-monoton, aber doch voll sprachlicher Stimmung. Gelegentlich finden sich sogar charakteristisch-schöne Stellen. Z. B. auf S. 20:

„So rede doch!
Es ist, als läge ein Medusenhaupt
in deines Mantels Falten, und der Blick
nur dringt mit starrem Grauen durch den Stoff.“

Der Verfasser suche als Nahrung für seine Entwickelung das Unharmonische, Charakteristische! Zur Form scheint ihm der Weg freizuliegen. Zur Lebensfülle, zum Gehalt muß er den Weg überhaupt erst finden. Er muß Gegensätze überwinden lernen: darin erst liegt die erstrebenswerte Harmonie! — Genug für ein Erstlingsbuch, wenn sein Verfasser mit ihm Interesse für seine Entwickelung erweckt.

Weimar. *Wilhelm von Scholz.*

Litteraturwissenschaftliches.

Der Gegenwartswert der hamburgischen Dramaturgie. Von Dr. Friedrich Seiler. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1901. gr. 8°. 70 S.

Eine lesenswerte Schrift, die gewiß viel Richtiges enthält, der wir aber in ihrem letzten Schlusse dennoch nicht zustimmen. Noch nicht lange ist es her, daß man auf höheren deutschen Schulen anfing, Lessings „Dramaturgie“ zu studieren, und mit ihrer Hilfe die Hauptbegriffe der dramatischen Kunst zum Verständnis brachte. Hier nun findet sich ein Lehrer, der fast in allem die „Dramaturgie“ für heute überwunden erachtet und nur ganz wenige Teile, die meistens nicht einmal vollständige Stücke, sondern bloß einige Absätze derselben sind, zur Behandlung in der Schule empfiehlt. Hans Oberländer, dessen treffliches Buch über die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst ich hier früher besprach (I, 456 ff.), fand im Gegenteil die höchsten ästhetischen Gesetze der Schauspielkunst, deren innerstes Wesen sich ja von dem des Dramas unmöglich weit entfernt, bei Lessing. Dieser Meinung habe ich, so hoch ich Lessings Bedeutung einschätzte, damals widersprochen und die tieferen Einsichten der weimarischen Dioskuren, zumal Schillers, in den freien Geist des Dramas hervorgehoben. Daß Lessing trotzdem Befreier im höchsten Sinne auf dem Felde des Dramas für uns geworden, ist so gewiß, daß es fast trivial sein sollte, das zu versichern: er ist es trotz manchen ihn beengenden Fesseln (das moralisch Lehrhafte und das „Natürliche“), die ihn nicht vorwärts kommen lassen. Gegen jegliches Pedantische und alles, was den Künstler hemmt, kann es keinen tapfereren Krieger geben, als Lessing es war. Wenn er über die Beziehungen der Kunst zum Sittlichen, die auch Goethe stets heilig blieben und die mit ernstestem Verständnis Schiller immer wieder erläuterte, sich auch dieselbe klare Erkenntnis von dem freien und alles Höchste im Menschen von selbst weckenden Beruf der Kunst noch nicht verschaffte, so liegt doch in seiner rastlosen Arbeit voller Thatenfreude und Sieg überall die vorempfundene Richtung auf das nämliche Ziel. Der Wahrheiten waren und sind genug in allem, was er schreibt, ob auch oft noch im Keime verborgen; der Lehrer soll im rechten Unterrichte, in dem er die Schüler zu eigenem Denken heranzieht, jene Keime erschließen; denn mit bloß autoritativem Lehren wird am wenigsten ein Verständnis des Schönen angebahnt. Was Seiler von der Selbständigkeit des Lehrers verlangt, das leiste er im Anschluß an Lessing, und er wird dann am besten vor jeder starren Doktrin sich bewahren; denn gegen Stagnation giebt es keinen besseren Schutz als Lessing.

Auf einzelnes einzugehen, ist mir hier unmöglich. Nur das will ich sagen, daß, wenn Seiler den Widersinn des Naturalismus in der Schauspielkunst begreift, er den Widersinn des Naturalismus in der Poesie und im

Drama und in jedweder Kunst ebenso verstehen sollte; denn unter veränderten Verhältnissen handelt es sich immer um ein und dasselbe Wesen der Kunst. Ihr Gesetz, das vorschreibt, in den Geist, in die innerliche Wahrheit der Dinge, unverblendet vom äußerlichen Scheine, einzudringen und mit der Schönheit des „aufrichtigen ästhetischen Scheines" die Idee alles Seins uns zu entschleiern, ist nichts Gewaltsames, nichts Einengendes, es erweitert die Natur, befreit sie von ihren Riegeln und Wänden und löst den stummen Gedanken als Wort von unseren Lippen. Das zu verstehen, lehrt uns freilich Schiller besser als Lessing, und es wäre endlich wohl an der Zeit, auch dessen ästhetische Aufsätze in die Schule einzuführen.

München. *Walter Bormann.*

Aesthetische Erklärung shakspearischer Dramen. Von M. Wohlrab. Erster Band: Hamlet, Prinz von Dänemark. Berlin, Dresden, Leipzig, L. Ehlermann, 1901. 12°. 98 S. M. 1,50.

Eingehende Analysen der Szenen und Akte dienen dazu, die psychologische Entwickelung und den Gang der Handlung zu beleuchten: so eignet sich dieses gut geschriebene Bändchen als ästhetische Einführung und Handleitung sehr gut. „Hamlet" ist für den Verfasser die Tragödie des Pessimismus. Pessimistisch ist die Stimmung des Dänenprinzen ohne Zweifel, und Wohlrab zeigt sehr ansprechend, wie sie entsteht, sich steigert und den vom Schicksal geforderten Entschluß Hamlets lähmt; aber Hamlet ist noch vielmehr Fatalist: was ihn drückt, ist in den Versen, die den ersten Akt abschließen, deutlich genug ausgesprochen, und damit kommen wir immer wieder zu Goethes Deutung zurück. Indessen hat Shakspere kein einziges Stück geschrieben, um darin einen Charaktertypus zu zeichnen; die interessante Begebenheit ist immer die Veranlassung seiner Dramen gewesen, und vieles, was den Kommentatoren Schwierigkeiten bereitet, kommt einfach auf die Rechnung der Quellen des Dichters. Dieser hat auch Wohlrab nicht diejenige Beachtung geschenkt, die der Erklärer Shaksperes sich zur unverbrüchlichen Regel machen muß.

Karlsruhe. *Dr. E. von Sallwürk.*

Venus, Amor und Bacchus in Shaksperes Dramen. Eine medizinisch-poetische Studie von Dr. med. W. Kühne. Braunschweig, E. Appelhans & Co. 1902. M. 1,20.

Shaksperes eingehende medizinische Kenntnisse haben bekanntlich schon vielfach die Bewunderung von Aerzten erregt, die seine Darstellung pathologischer Erscheinungen einer Nachprüfung unterzogen. Zu diesen medizinischen Kommentaren gesellt sich Kühnes Schrift, die zu der von der „Shakspere Day League" geplanten Huldigung ein Scherflein beisteuern soll. Shaksperes sachkundige Schilderung der Syphilis in „Timon von Athen", der Vergiftung in „Antonius und Cleopatra" und in „Romeo und Julia", des Einflusses der Pubertät und des Geschlechtstriebes auf das Seelenleben (in demselben Drama), der akuten Alkoholvergiftung bei Cassio in „Othello", der chronischen bei Falstaff, u. a. werden hier erläutert; bemerkenswert ist der Versuch, den epileptischen Charakter bei Othello nachzuweisen, der seine That in einem Anfalle transitorischer, postepileptischer Geistesstörung begangen hätte. Soweit sind die Ausführungen des Verfassers gewiß von Interesse; Gemeinplätze, wie die, daß in Athen Kunst und Wissenschaft blühten, daß die Epoche der Renaissance eine der glänzendsten im Kunstleben Italiens war, daß die Häuser Montague und Capulet sich „spinnefeind" waren u. a., hätte Kühne aber besser vermieden.

Schwerin. *Georg Adam.*

Das italienische Volkslied: die Villotta. Von C. Somborn. Heidelberg, Carl Winter. 1901. 172 S.

Bei wenigen europäischen Völkern hat die Sammelthätigkeit eifriger Volksforscher eine solche Fülle von Sagen und Märchen, Volksliedern und Rätseln zutage gefördert, als bei dem italienischen. Die glühende Phantasie, die Leidenschaftlichkeit des Südländers durchzieht diese ganze poetisch unermeßlich reiche Litteratur; zugleich aber prägt jede einzelne Landschaft ihrer Volksdichtung so gut wie ihrer Sprache einen besonderen Stempel auf, der auch in den trefflichen Nachschöpfungen Paul Heyses in seinem „Italienischen Liederbuch" nicht ganz unkenntlich geworden ist. Gern folgen wir nun einem so kundigen Führer, einem so begeisterten und doch nirgends bloß phrasenhaften Erklärer wie Somborn auf seinem Gange durch das weite Gebiet der spezifisch venezianischen Form des Volksliedes, der meist vierzeiligen Villotta. Er macht uns durch geschickte, wenn auch manchmal nicht ganz ungezwungene Analysen besonders lehrreicher Stücke (leider ohne genügende Ausblicke auf ähnliche Erscheinungen bei anderen Stämmen) bekannt mit ihren mannigfachen Formen und ihren Mitteln, ernste und heitere Stimmungen wiederzugeben. Die Sänger der Villotta, ihr Stil, ihre Melodie, ihre Sprache, aber auch andere, minder volkstümliche Strophenformen (Stornello, Rispetto u. s. w.) werden charakterisiert, vor allem aber 250 gut geordnete Villotten, leider ohne Beifügung des vollständigen Grundtextes in lesbaren Uebersetzungen wiedergegeben. Daß die Verdeutschung nicht ohne manche gewaltsame Wendung auskam, versteht sich von selbst. Indem wir das anregende Büchlein allen Liebhabern guter Volkspoesie bestens empfehlen, geben wir noch ein paar Proben aus dem „Liederbuche", die zugleich dem Leser die Formen der Villotta vorführen sollen.

„Soll ich, wie man zu Schiffe fährt, Dir sagen?
Ei, baue Dir ein Boot, gar schmuck zu sehen!
Hast Du's gebaut, ins Meer wirf's ohne Zagen,
Dann wird's mit Dir nach schön Venezia gehen."

„Wenn ich ich nur wüßt', ob meine Lieb' auch wüchse,
Ging ich zum Garten, um sie dort zu säen.
Ich sä'te sie und hoffte im Gemüte,
Daß Jahr für Jahr erwüchs' ein' schöne Blüte."

„Laß freien Dich, o Mädchen, laß Dich freien,
Vermähltem Weib will Schönheit stets sich neuen.
Laß freien Dich, so lang' die Rose glühet;
Denn, ach, zu schnell die Jugend Dir verblühet."

„O, wollt' es einmal Maccaroni regnen!
O, daß die Erde ganz von Käse wäre!
Und Gabeln wär'n die Ruder der Galeere;
Mein Magen müßt' die Maccaroni segnen."

Würzburg. *Robert Petsch.*

Ungarische Volksmärchen. Ausgewählt und übersetzt von E. Sklarek. Mit einer Einleitung von A. Schullerus. Leipzig 1901, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. M. 5,— (6,—).

Von ungarischen Volksmärchen können wir natürlich nicht in dem Sinne reden, als seien die hier erzählten Geschichten durchweg in Ungarn erfunden und ausgedichtet worden; die überwiegende Mehrzahl unserer Märchenstoffe ist ja Welteigentum; es sind ziemlich einfache, auf primitive Regungen der Menschenseele begründete Handlungen, die mit einer durch keine logischen oder empirischen Schranken gehemmten Phantasie, physikalischen und historischen Gesetzen zum Trotz durchgeführt und unter den ungeheuren Massen mechanisch denkender Menschen willig ausgetauscht und weitergegeben, ein ewiges Leben zu führen scheinen. Dennoch nehmen diese, im Kerne sich stets gleichbleibenden Stoffe je nach der Eigenart der einzelnen Stämme verschiedene Gestalt an, die Thätigkeit des Helden stimmt etwa mit der Lieblingsbeschäftigung des Volkes überein, er wird von denselben Leidenschaften beherrscht, wie dieses u. s. w. Insofern kann man allerdings von „ungarischen Märchen" reden, und die magyarische Einkleidung der alten Grundstoffe ist wahrhaftig kulturgeschichtlich und volkskundlich interessant genug, um bei dem reichen Märchen-

schatze, den angespannte wissenschaftliche Sammelthätigkeit, besonders der Kisfaludy-Gesellschaft in Ungarn zusammengescharrt hat, eine neue Uebersetzung der besten Nummern ins Deutsche zu rechtfertigen. E. Sklarek hat sich dieser Aufgabe mit großer Sachkenntnis und voller Herrschaft über die Sprache unterzogen und eine wissenschaftlich wertvolle Arbeit geliefert. Die Anmerkungen bieten, dank der Beihilfe des größten Märchenkenners unserer Tage, Johannes Bolte, eine Fülle von Hinweisen auf die Märchen der verwandten Stämme. Die feinsinnige Einleitung des verdienten siebenbürgischen Volksforschers Schullerus sucht die Massen der magyarischen Volkserzählungen nach Eigenart und Herkunft zu gliedern (auf die Berechtigung seiner Gruppenbildung kann hier nicht eingegangen werden) und deutet auch dem Laien an, inwiefern diese schlichten Erzeugnisse der Volksdichtung wissenschaftlichen Wert haben, und wie man sie lesen und auffassen solle. So sei dies schöne Buch, eines der besten Erzeugnisse der volkskundlichen Litteratur der letzten Jahre, den Freunden ursprünglicher Poesie bestens empfohlen.

Würzburg. *Robert Petsch.*

Vaterländische Gedichte rumänischer Autoren (Poesis patriotice de Autori Români) in deutscher Sprache mit beigefügtem Originaltexte. In Versen übersetzt von Fr. Bergamenter. F. Göbl Fils, Bukarest 1900. 191 S. 3,— Fr.

Diese Sammlung bringt eine Anzahl volkstümlicher Poesieen der besten rumänischen Dichter wie Alexandri, Bolintineanu, Eminescu, Cosbuc in deutscher Uebersetzung, ein Unternehmen, dem man gewiß Interesse entgegenbringen sollte. Das Buch soll in rumänischen Schulen eingeführt werden; es ist auch ein Schulbuch und als solches ganz gut. Der deutsche Leser kann hier einen Einblick in die rumänische Dichtung gewinnen, aber doch nur einen beschränkten; denn da die Auswahl wohl schon mit Rücksicht auf die Schule getroffen wurde, so werden in der Mehrzahl Dichtungen patriotischen Inhalts geboten, von denen man sich wohl für den rumänischen Schüler eine erzieherische Wirkung versprechen mag, die aber künstlerisch und vom Standpunkte des Nicht-Rumänen weniger bedeutend sind, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die poetische Verherrlichung der Thaten von Stefan dem Großen, Mircea Voda, der tapfern Dorobantzen des russisch-türkischen Krieges ein gewisses Interesse verdienen, denn es sind immer wirkliche Dichter, die ihre patriotische Begeisterung darin ausströmen lassen. Bolintineanu und Alexandri z. B. sind aber nicht ausschließlich patriotische Heldendichter gewesen, während man sie hier nur von dieser Seite kennen lernt. Manche andere Dichter, namentlich der jüngeren Generation, die wohl verdienten, dem Auslande bekannt gemacht zu werden, vermißt man vollständig. Zwar hat der Herausgeber den zweiten Teil seines Buches lyrischen Gedichten gewidmet, doch ist gerade dieser Teil etwas zu dürftig bedacht. Die Uebersetzung ist durchgängig sehr sorgfältig, aber doch nur eine Uebersetzung. Bergamenter gelingt es nicht, die Schönheiten des Originals, die bei der Uebersetzung verloren gehen müssen, aus eigener künstlerischer Kraft zu ersetzen. — Da der Uebersetzung stets das Original beigedruckt ist, wird diese Sammlung dem Rumänen, der deutsch, und dem Deutschen, der rumänisch lernen will, ein nützliches und angenehmes Hilfsmittel sein können.

Sachsenberg. *Georg Adam.*

Verschiedenes.

Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung. (Der Kulturgeschichte der Rasseninstinkte zweiter Teil.) Von Heinrich Driesmans. Leipzig 1901, Eugen Diederichs. gr. 8°. 208 S. M. 4,—, (5,—).

Die Rassenpsychologie bildet schon seit längerer Zeit ein eifrig erörtertes Problem, das leider nicht völlig von der Beeinflussung durch gewisse nationale Vorurteile verschont geblieben ist. Die Schwierigkeit für eine abschließende Untersuchung liegt einerseits in der Unzulänglichkeit des zuständigen Materials und andererseits in der Verästelung der Streitfrage nach allen möglichen Seiten hin, besonders betreffs der Abhängigkeit der geistigen Leistungen von körperlichen und überhaupt von äußeren Faktoren. Gewisse Irrtümer, einseitige, vorgefaßte Meinungen, wie die von starkem Nationalgefühl getragene Behauptung, daß die Arier ihre Gesittung und Bildung ganz aus sich selbst gezeugt hätten, scheinen in der That unausrottbar. Demgegenüber sagt der Verfasser des vorliegenden Buches mit Recht: „Keine Rasse ist jemals im Stande gewesen, ohne einen gewissen Zusatz fremden Blutes eine Kultur zu schaffen. Alle Kulturen, die die Welt bisher gesehen hat, bauen sich auf einer Blutmischung auf; sie sind aus der Befruchtung einer entwicklungsfähigen Rasse durch eine andere erwachsen. Von den alten Völkern erfahren wir, daß die Kultur von einem auf das andere, von den Aegyptern und Babyloniern auf die Griechen, von den Griechen auf die Römer überging und von jedem in neuer Weise und in höherem Sinne verarbeitet wurde. Die Entstehung und die Anfänge der Kultur überhaupt bleiben in Dunkel gehüllt, aber von der Uebertragung der Kultur sind wir überzeugt, daß sie jeweilig nur auf dem Wege der Blutmischung des einen Volkes mit dem anderen erfolgt sein kann. Keine Rasse kann die andere, kann die Kultur und Lebensanschauung einer anderen verstehen und Interesse für sie gewinnen, wenn sie ihr nicht mit dem Blute der Kulturrasse gewissermaßen eingeimpft worden. Blutmischung allein vermag ein Volk zur Kulturentwicklung zu veranlassen, die Vermischung mit einem Kulturvolk allein die Kulturentwicklung in ihm zu entfesseln." (Vorwort, S. VII.) Selbstverständlich, und schon dadurch verwickelt sich sofort wieder die Untersuchung, kommt es bei dieser Kreuzung auf die Güte des Blutes der betreffenden Rasse an, gegebenen Falls kann bei dieser Verbindung auch umgekehrt, wie mannigfache Beispiele belegen, Entartung eintreten. Maßgebend ist jedenfalls, und darauf richtet auch der Verfasser durchweg seine Aufmerksamkeit, der Einfluß, um nicht zu sagen, die Qualität der Frau, des mütterlichen Blutes. Zwei Völker, die anerkanntermaßen seit Jahrhunderten die Reinheit ihrer Rasse mit eifersüchtigen Augen hüten, die Inder und die Juden, sind deshalb von jeher bestrebt gewesen, eine sehr scharfe Inzucht zu verfolgen und zum Teil durch rigorose Gesetze etwaigen Fehltritten vorzubeugen. Die Engländer, bekannt durch ihren ausgeprägten Familiensinn sind ihren Rassestolz, wenn man so sagen darf, und dafür in moderner Zeit ein sprechendes Beispiel, während im allgemeinen unfraglich wir Germanen leider nur zu sehr uns fremden Einflüssen anbequemen und instinktiv einer Assimilierung zustreben. Im übrigen kann ich mich an dieser Stelle natürlich nicht auf Einzelheiten oder gar kontroverse Punkte einlassen, nur ein Moment möchte ich noch zum Schluß flüchtiger berühren, das ist die Aufgabe des preußischen Staates in der Kultur. Es ist das freilich ein recht heikles Thema, das vollste Unbefangenheit nach allen Seiten hin erfordert. Man kann auch z. B. nicht hoch genug von diesem Berufe denken, um so strenger sind die betreffenden Anforderungen, so daß denn Driesmans nicht mit Unrecht das erforderliche Verständnis für „ihre Aufgabe in der Politik des deutschen Geisteslebens" vermißt, wie einige markante Fälle in der jüngsten Vergangenheit darthun. „Von dem Augenblick an, da Preußen diese seine Aufgabe begriffen (nämlich das kunstgeistige Streben des deutschen Wesens vom rein künstlerischen Standpunkt aus gegen die französische Geschmacklosigkeit in der Kunst in Schutz zu nehmen), wird eine neue geistige Epoche in der Weltgeschichte ausgehen, wie eine politische von den Schlachten bei Königgrätz und Sedan ausgegangen ist."

Ich kann das anregend geschriebene Buch, das außerdem keine besonderen anthropologischen Vor-

kenntnisse voraussetzt und somit für weitere Kreise zugleich bestimmt ist, nur dringend empfehlen.

Bremen. *Th. Achelis.*

Allerlei neue Bismarckiana. Von Dr. Adolph Kohut. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. 211 S. M. 3,—.

Bismarck als Künstler nach den Briefen an seine Braut und Gattin. Eine sprachlich-psychologische Skizze von Dr. Theodor Matthias. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1902.

Die Bismarcklitteratur scheint augenblicklich auf einem toten Punkte angelangt zu sein. Meines Erachtens kommt es jetzt nicht mehr darauf an, allerlei Persönliches, mag es mehr oder minder bekannt sein, zum soundsovielten male aufzutischen, sondern eine wirklich fruchtbringende Beschäftigung mit dem großen Staatsmann müßte vor allem damit einsetzen, eine kritische Beleuchtung seiner politischen Grundsätze zu geben, zumal sich seine Autorität noch über das Grab hinaus äußert, und sein Name in den gegenwärtigen politischen Kämpfen wieder eine bedeutende Rolle spielt. Da würde sich denn allerdings das für viele seiner blinden Anhänger und Vergötterer unbequeme Resultat ergeben, daß auch er dem Gesetz alles historischen Geschehens unterliegt, daß er nämlich nur dort Erfolge erzielt hat, wo er sich zum Vollstrecker der im Zeitbewußtsein liegenden Ideen machte, wie in der deutschen Frage, daß er aber überall dort, wo er sich nicht auf derartig vorbereitetem Boden bewegte, nur Mißerfolge erntete, wie im Kulturkampf, der Polenfrage, der sozialen Frage. Man muß es offen aussprechen, derselbe Staatsmann, der so gern das Wort von den „Imponderabilien des Staatslebens" im Munde führte, hat diese „Imponderabilien" auf den genannten Gebieten geradezu mit Füßen getreten. Mit Gewaltmaßregeln läßt sich gegen Ideen nichts ausrichten; das hat schon Napoleon I. zu seinem Schaden erfahren. Sie wirken, wie sich William Morris ausdrückt, auf die davon betroffenen Parteien nur „wie die Walze auf das wachsende Gras" — sie machen diese widerstandsfähiger und kräftiger. Und dies hat sich thatsächlich bei den vom Fürsten Bismarck am leidenschaftlichsten bekämpften drei Parteien, dem Zentrum, der Sozialdemokratie und den Polen, bewahrheitet. Sie sind heute stärker als je.

Von all diesen Erwägungen findet sich in dem ersten der vorliegenden Bücher keine Spur; es ist ja eine an sich ganz verdienstliche Zusammenstellung von Einzelzügen, die sich aber selten über das rein Anekdotenhafte erheben; auch findet sich nirgends der leiseste Ansatz zu einer Kritik, selbst wenn die bedenklichsten Maßregeln und Maßregelungen zur Sprache kommen, wie z. B. das Verfahren gegen den bayerischen Gesandten im Bundesrat, Herrn von Rudhardt, der 1880 gewagt hatte, gegen den Antrag Preußens wegen der Zollgrenzen auf der Unterelbe zu stimmen, und deswegen seinen Abschied nehmen mußte. Ein solches Verhalten ist nicht nur mit dem Charakter eines Bundesstaates, wie es das Deutsche Reich ist, unvereinbar, sondern selbst mit dem jeder kollegialen Regierung in einem Einzelstaate. Man klagt jetzt soviel über den Mangel an politischen Charakteren: nun, die 28jährige Leitung des Staates durch Bismarck hat redlich das Ihrige dazu beigetragen, dem Beamtentum in Preußen und Deutschland das Rückgrat zu brechen und ihm jede Lust zur Bethätigung einer selbständigen Ueberzeugung zu nehmen.

Auch mit der Tendenz des zweiten Buches kann ich mich nicht recht befreunden. Matthias will das litterarische Charakterbild Bismarcks, das bisher überwiegend nur an Aktenstücken und Staatsreden beobachtet und „als der wahrhaftige Ausdruck eines gewaltigen Geistes und Willens erkannt worden war", durch das Bild ergänzen, das sich aus seinen Briefen ergiebt, in denen zum ersten Mal eine ungetrübte Einsicht in sein innerstes Empfinden erschlossen war. So zutreffend das ist und so großen Reiz auch die Briefe in ihrer frischen Unmittelbarkeit ausüben, so bezweifele ich doch, daß die von dem Verfasser angewandte Methode, die Briefe, ja die Sätze zu zerreißen und die einzelnen Redewendungen unter bestimmte Kategorieen zu bringen, zum erwünschten Ziele führt. Aus vielen Bruchstücken läßt sich eben kein einheitliches Ganze zusammensetzen, und es entsteht im besten Falle ein Mosaikbild, das in seiner Buntheit eher verwirrend als aufklärend wirkt. Aber auch noch eine andere Gefahr liegt nahe, und ihr ist der Verfasser sehr oft verfallen, nämlich daß alltägliche Redewendungen, die jedermann, der nur etwas Phantasie und Witz besitzt, zu ungezählten Malen in seinen Briefen anwendet, als ungeahnte Offenbarungen des Genies betrachtet und bewundert werden. Doch bezieht sich das Gesagte nur auf die Abschnitte, in denen rein Formales behandelt wird; andere Kapitel, besonders die letzten, bieten willkommene Beiträge zu der Charakteristik des Fürsten, namentlich in religiöser Beziehung.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*

Kurze Notizen.

Den bisher erschienenen einbändigen Klassiker-Ausgaben der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart hat sich jüngst eine Ausgabe von Nicolaus Lenaus sämtlichen Werken angeschlossen (geb. 2 Mk.). Der Band enthält außer den Gedichten, den lyrisch-epischen Dichtungen und dem dramatischen Nachlaß die Tagebücher und die Briefe des Dichters; die biographische Einleitung rührt von Otto Franz Gensichen her.

Das Antiquariat von Hugo Streisand in Berlin (W. 50) hat soeben einen 1339 Nummern umfassenden Katalog von ersten Ausgaben aus dem Gebiete der deutschen Litteratur, Litteraturgeschichte und Philosophie herausgegeben. („Das klassische Zeitalter der deutschen Litteratur in ersten Ausgaben". gr. 8°. 64 S.). Es finden sich darin u. a. die wichtigsten Erstdrucke von Werken Goethes, Schillers, Lessings, Heines und Hebbels verzeichnet. Goethes „Werther" kostet 75 Mk., „Götter, Helden und Wieland" 80 Mk., die erste Ausgabe der „Räuber" ist für den stattlichen Preis von 300 Mk. zu haben, während die Erstdrucke der hebbelschen Tragödien und einzelner heinischer Schriften nur 4 bis 8 Mk. kosten.

Nachrichten

Bühnenchronik.

Prag. Rudolf Lothar wollte viel zu viel, als er sein neues Bühnenwerk „Glück in der Liebe", das am 2. September im deutschen Theater seine Uraufführung erlebte, in Arbeit nahm. Er wollte zunächst, bewußt oder unbewußt, zwiefach Franzose sein, der elegante Causeur, der mit einem witzigen Dialog über Unwahrscheinlichkeiten der Handlung hinwegtäuscht, dann der ausgelassene Erfinder heikler Situationen; er wollte Weltironie seiner interessantesten Gestalt einträufeln und moderne Gedanken, die die Frauenwelt jetzt viel beschäftigen und vielleicht mit dem Kollektivnamen der Vera-Litteratur charakterisiert werden können, in Handlung umsetzen. Er wollte heiter, geistreich, bitter, ironisch, weltklug, übermütig und — ernst sein, und das alles in einer dreiaktigen Komödie, deren Grundmotiv nur eine einzige Tonart verträgt.

In der Komödie „Glück in der Liebe" lernen wir ein sonderbares Mädchen kennen, das die Schrulle hat, allen Bewerbern mit einem Gelächter den Rücken zu kehren. Aber dieses Lachen ist nicht so echt, als man zunächst annimmt. Denn plötzlich hört sie auf zu lachen und sagt ja, als sie einen Mann erblickt, der dem Gefühle des Zuschauers nach gar nicht diese Gunst verdient.

Und warum? Das erfahren wir erst im dritten Akt, trotzdem wir es schon nach dem zweiten in Folge einer sentimentalen Erzählung des glücklichen Bräutigams ahnen. Es war einmal ein Maskenball, und auf diesem Balle erlag gerade unser stolzes Mädchen einer schwachen Viertelstunde: eine Reminiscenz, die sie beim unverhofften Anblick ihres Verführers, der als Bewerber auftritt, bewegt, dem Lebemann, der sich nicht mehr erinnern kann, ob das Erlebnis damals blond oder brünett gewesen, die Hand zu reichen. So sühnt der moderne — Zufall ein gelegentliches Vergehen. Doch diese etwas naiv zugespitzte Handlung erklärt noch nicht den Titel des Dreiakters „Glück in der Liebe"; dieser wird durch eine Reihe paralleler Zwischenspiele, in denen ein jüngerer und älterer Ehemann betrogen werden, begründet. Auch variieren ein paar Figuren, die aber weit schablonenhafter wirken, als man Lothar zutrauen sollte, das Thema vom Glück in der Liebe bei müßigen Frauenseelen. Die Technik der Komödie mutet anfänglich sehr kompliziert an, die Szenen scheinen sich aber willkürlicher aneinanderzuschließen als eine feste, bühnengewandte Hand es zulassen sollte. Durch alle drei Akte schleicht viertelstundenlang eine unerträgliche Langeweile, die nur ab und zu durch eine witzige Bemerkung unterbrochen wird. Die Aktschlüsse jedoch sind auf den Effekt gestellt und rütteln das Interesse aus dem Schlummer auf. Diese verhältnismäßig günstige Verteilung der Wirkung verschaffte dem anwesenden Autor auf prager Boden einen Momentanerfolg, der sich allerdings bei Wiederholungen — so fürchten wir — sehr rasch verflüchtigen dürfte. Und wie es dem Dichter erst in anderen Städten, wo es nicht traditionelle Freundlichkeit giebt, ergehen dürfte, wagen wir gar nicht vorauszusagen. Es darf eben bei ehrlicher Beurteilung nicht verschwiegen werden, daß der Dichter des „König Harlekin", der mit diesem Werke eine achtbare Höhe erklommen, mit seinem neuen Opus empfindlich heruntergeglitten ist. Es ist geradezu ein Verhängnis mancher deutscher Dramatiker: ihre Bühnenerfolge bewegen sich in Wellenlinien.

Emil Faktor.

Todesfälle. Am 26. August † in seiner Vaterstadt Bremen Otto Gildemeister (vgl. oben Sp. 1693). Er war am 13. März 1823 geboren, studierte in Berlin und Bonn Philologie und wurde 1845 in die Redaktion der „Weser-Zeitung" berufen, deren Leitung ihm 1850 übertragen wurde. Später war er dreimal Bürgermeister seiner Vaterstadt. Gildemeisters litterarische Bedeutung beruht vor allem auf seinen meisterhaften Uebersetzungen: er verdeutschte den ganzen Byron, eine Reihe von shakesperischen Dramen (für Bodenstedts Ausgabe), Shakesperes Sonette, Ariosts „Rasenden Roland" und Dantes „Göttliche Komödie". Außerdem gab er zwei Bände Essais heraus (3. Aufl. 1901).

Leopold Günther, der frühere Oberregisseur des großherzoglichen Hoftheaters in Schwerin, † in Schwerin im Alter von 77 Jahren. Er verfaßte mehrere erfolgreiche Lustspiele, von denen sich „Der Leibarzt", „Max und Moritz" und das mit seiner Tochter Marie verfaßte „Der neue Stiftsarzt" am längsten auf der Bühne behaupteten.

Der Pädagoge und Schriftsteller Leopold Budde, der Verfasser von zahlreichen kleinen Erzählungen, † im Alter von 66 Jahren in Jütland als Leiter eines Kinderheims.

In Leipzig † am 20. August der Verlagsbuchhändler Albrecht Kirchhoff, der mehrere Werke zur Geschichte des deutschen Buchhandels veröffentlicht hat.

* *

Persönliches. Robert Waldmüller (Charles Ed. Duboc) in Dresden begeht am 17. September d. J. seinen 80. Geburtstag. — Der außerordentliche Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Greifswald, Dr. Theodor Siebs, wurde als ordentlicher Professor an die Universität Breslau berufen.

* *

Allerlei. Das Goethe-National-Museum hat zwei neue Erwerbungen zu verzeichnen: ein lebensgroßes Oelbild Goethes (Goethe, den Schädel Schillers in der Hand haltend) von dem Porträt- und Historienmaler Ehregott Grünler, der 1827 nach Weimar kam, und ein gutes Porträt Grünlers selbst, in späteren Jahren von seinem Sohne gemalt, ein Geschenk der Kammersängerin Lilli Lehmann. — Am 25. August, dem Geburtstag Herders, eröffnete Prof. Dr. B. Suphan, der Direktor des Goethe-Schiller-Archivs, eine reichhaltige Ausstellung von herderschen Handschriften (Gedichte, Aufsätze, Briefe). — Das Komitee zur Aufstellung einer Porträtbüste Corona Schroeters vor dem Theater ihrer Heimatstadt Guben hat soeben einen Aufruf erlassen. — Am 17. August wurde in Besançon ein Standbild Victor Hugos enthüllt.

---

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Arens, Bernard S. J. Licht und Schatten. Erzählungen. Stuttgart, Jos. Roth. 285 S. M. 1,60 (2,60).

Berdau, Emil. Narzissenduft. Nov. Leipzig, Jacobi & Zocher. 139 S. M. 1,—.

Brandenfels, Hanna. Tante Jette. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 420 S. M. 4,—.

Braune-Roßla, Rudolf. Ledige Leute. Drei thüringer Erzählungen. Volksausg. Leipzig, Sächsischer Volksschriftenverlag. 62 S.

Bülow, Frieda Freiin v. Hüter der Schwelle. Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 2 Bde. 212 u. 240 S.

Frobenius, Leo. Simmel-Sammel-Surium des Dr. Gottlieb Haberer. Nov. Berlin, Otto Janke. 288 S. M. 2,—.

Junghans, Sophie. Hymen. Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 356 S.

Krause, Karl. Lohengrins Zahnweh, Adolars Aktstudien u. a. Humoresken. Leipzig, Jacobi & Zocher. 132 S. M. 1,—.

Morcelly, Delphine. Die Pariser Range. 1. Bd. In Moulin rouge. Leipzig, Jacobi & Zocher. 152 S. M. 1,—.

Müller, Gustav Adolf. Als die Götter starben. Roman. Berlin, Otto Janke. 277 S. M. 2,—.

Pfeiffer, Eduard. Frau Eugenie. Heitere Geschichten. Berlin, Concordia Deutsche Verl.-Anst. 128 S. M. 2,— (3,—).

Presber, Rudolf. Die Diva u. a. Satiren. Mit Buchschmuck von Walther Caspari. Berlin SW., Dr. Eysler & Co. 168 S. M. 1,50.

Reinfels, Hans v. Flammen der Liebe. Herzensgeschichten. Dresden, E. Pierson. 131 S. M. 2,—.

Reiswitz, W. Frhr. v. „Ich hatt' einen Kameraden —". Hamburg, Schröder & Jeve. 115 S.

Rodank, Arth. v. Tiroler Romane. VII. Clementine v. Polen. Ein Zeitbild a. d. Jahren 1718 u. 1719. Innsbruck, Wagnersche Univ.-Buchh. gr. 8°. 310 S. M. 2,40 (3,60).

Saturny, Bertha. Das Ganserl. Eine Wiener Geschichte. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. kl. 4°. 43 S. M. 1,—.

Spillmann, Josef. Kreuz u. Chrysanthemum. Eine Episode a. d. Geschichte Japans. Hist. Erz. in 2 Bdn. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsh. 344 u. 334 S. M. 5,— (7,—).

Strunck, Ferdinand. Reste des Menschentums. Zeitbild aus dem Hintergrund der Lex Heinze. Dresden, E. Pierson. 174 S. M. 2,50.

Wedekind, Donald. Bébé Rose oder Das interessante Buch Dresden, Druck von Otto Cäsar. 12°. 141 S.

Wendtland, C. Drei Novellen. Dresden, E. Pierson. 107 S. M. 1,50.

Winterfeld-Warnow, E. v. Moderne Jugend. Roman. Berlin, Otto Janke. 308 S. M. 4,—.

Zifferer, Paul. Der kleine Gott der Welt. Romandichtg. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 4°. 220 S. M. 3,—.

Burnett, Mrs. F. H. Eine vornehme Dame. A. d. Engl. v. F. Mangold. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Bde. M. 1,— (1,50).

Dostojewski, Fedor. Der Gatte. Ein Roman. Deutsch. v. Aug. Scholz. 2. Aufl. Berlin, Bruno Cassirer. 255 S. M. 2,— (3,—).

Hallström, Per. Florentinischer Abendtraum. Erzählungen u. Novellen. A. d. Schwed. v. Francis Maro. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 287 S. M. 3,—.
Jerome, K. Jerome. John Ingerfield u. a. Erz. Aut. Ueberf. v. Johanna M. Lankau. Halle, Herm. Gesenius. 103 S. M. 1,—.

b) Lyrisches und Episches.

Benz, Friedrich. Der Mensch. 2 Bde. 128 u. 126 S. — Präludium zur Tragödie vom Mann u. Weib. Gedichte. 107 S. München, Lyrik-Verlag.
Benz, Friedrich. Mazurka. Ein romanhaftes Buch. München, Kunstverl. Wilh. Kromer. gr. 8°. 130 S.
Drescher, Oskar. Hallen-Lieder und andere. Dresden, E. Pierson. 68 S. M. 1,50.
Eysell-Kilburger, C. Klänge aus einem Jenseits. Ein Mysterium. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 122 S. M. 3,—.
Floth, Franz. Gedichte. Prag, J. G. Calve. 134 S. M. 2,— (3,—).
Frank, Karl. Stille Wasser. Gedichte. Berlin NO., Arkadien-Verlag C. Heinze. 12°. 47 S.
Graf, Franz. Kunterbunt fürs Brettl und allerlei noch sonst dabei. Dresden, E. Pierson. 272 S. M. 1,50.
Leusser, J. Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verl.-Anst. 12°. 172 S. M. 2,— (3,—).
Matthey, Maja. Neue Lieder. Dresden, E. Pierson. 136 S. M. 2,—.
Mülbe, Wolf Heinr. v. d. Sonne u. Nacht. Gedichte. Krefeld, J. Greven. 46 S. M. 2,—.
Muth, Richard von. Lenz und Herbst. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 76 S. M. 1,70.
Presler-Flohr, Johanna. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 169 S. M. 2,50.
Schanzer, Rud. Cabaret u. Variété. Ein Brettl-Allerlei. Mit d. Bildn. d. Verf. Berlin, Th. Mayhofer Nachf. 104 S. M. 1,50.
Schaukal, Richard. Das Buch der Tage u. Träume. 2. verb. u. verm. Ausg. der „Tage u. Träume". Mit dem Bilde d. Verf. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. XV, 119 S. M. 3,50.
Schluttig, A. Ein neues Lied. Romanze. Dresden, E. Pierson. 83 S. M. 1,50.

Baudelaire, Charles. Gedichte in Vers u. Prosa. Ueberf. v. Camill Hoffmann u. Stefan Zweig. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 152 S. M. 2,50.

c) Dramatisches.

Heymann, Robert. Gefallene Frauen. Vier Dramen. Leipzig, Herm. Dege. gr. 8°. 102 S. M. 2,—.
Hoeßlin, Julius Konst. v. Figeni. Drama in 4 Aufzügen. Berlin, Axel Juncker. 72 S.
Jodok (Hanns v. Gumppenberg). Ueberdramen. 2. Bdchn.: Die glückliche Kur. — Napoleon. — Der Käsemord. Berlin, Th. Mayhofer Nachf. 136 S. M. 1,50.
Karstedt, Fritz. Am Anfang. Dramat. Ged. in 3 Aufz. Dresden, E. Pierson. 46 S. M. 1,—.
Meyer-Brenner, Emma. Johann Fatio. Trauerspiel. Basel, Buchdruckerei Emil Birkhäuser. 127 S.
Müller-Waldenburg, Walther. Totes Leben. Schauspiel in 3 Aufz. Berlin, Mod. berliner Verlag. 97 S. M. 1,50.
Sommerlad, Fritz. Streik. Ein Zeitstück in 5 Aufz. Dresden, E. Pierson. 179 S. M. 2,50.
Streicher, Gustav. Am Nikolotage. Volksstück. Linz, Oesterr. Verlagsanst. 168 S. M. 2,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Geiger, Albert. Nicolaus Lenau. Ein Gedenkblatt zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages (Aus: Beil. z. Allg. Ztg.). München, Druck der „Allg. Ztg." gr. 8°. 16 S.
Lessing, O. E. Schillers Einfluß auf Grillparzer. Eine litterarhistor. Studie. Wisconsin, Madison. gr. 8°. 204 S.
Pasig, Paul. Goethe und Ilmenau. Mit einer Beigabe: Goethe und Corona Schröter. 2., durchweg erg. Aufl. Weimar, Huschles Hofbuchh. gr. 8°. 27 S.
Roethe, Gustav. Vom litterarischen Publikum in Deutschland. Festrede. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. gr. 8°. 27 S. M. —,40.
Zwymann, Kuno. Das Georgesche Gedicht. Berlin, Dr. John Edelheim. gr. 8°. 153 S. M. 2,50.

e) Verschiedenes.

Alsberg, M. Die Abstammung des Menschen u. die Bedingungen seiner Entwicklung. Für Naturforscher, Aerzte u. gebildete Laien dargest. Cassel, Th. G. Fisher & Co. gr. 8°. XII, 248 S. mit 24 Abbildgn. M. 3,20.
Ebner, Felix. Meine Bekehrung zur Reinheit. A. d. Leben eines Junggesellen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 87 S. M. 2,—.
Golther, Wolfgang. Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung Richard Wagners. Charlottenburg, Verlag der „Allg. Musik-Zeitung". gr. 8°. 112 S. M. 2,40.
Lenau, Nicolaus. Sämtl. Werke. Mit e. biogr. Einleitg. v. O. F. Gensichen u. d. Bildn. d. Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Lex.-8°. XXIV, 373 S. Geb. M. 2,—.
Pudor, Heinrich. Neues Leben. Essais. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 165 S.
Schleinitz, Otto v. Walter Crane. (Künstler-Monographieen. LXII.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex.-8°. 151 S. mit 145 Abb. M. 4,—.
Schmidt-Hansen, Gerda. Eine für Viele. A. d. Tagebuche e. jungen Frau. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 93 S. M. 2,—.
Unold, J. Die höchsten Kulturaufgaben des modernen Staates. München, J. F. Lehmann. gr. 8°. 171 S. M. 3,—.
Herbst, Max. Bewegung! Grundlage einer neuen Weltanschauung. Dresden, Karl Lingner. gr. 8°. 60 S.

Laurent, Emil, u. Paul Nagour. Okkultismus u. Liebe. Studien zur Geschichte der sexuellen Verirrungen. Deutsch v. G. H. Berndt. Berlin, H. Barsdorf. gr. 8°. 360 S. M. 7,50 (9,—).

Antworten.

Herrn **G. H.** in **Borovo**. Als Litteratur über Georg Brandes ist folgendes zu verzeichnen: Ola Hanssen, Das junge Skandinavien (1891, S. 1—24); R. M. Meyer, G. B. („Nation" 1902, 618—19); Moritz Necker, G. B. („Neue Fr. Presse" 10563); P. Clemen, G. B. („Magazin f. Litt." LXIII 236—41, 275—81); Ernst Brausewetter, Brandes Selbstbekenntnis („Der Türmer" 1899, Febr.); J. Thorel, La critique internationale. G. Brandes („Revue des deux mondes" 1894, CXIX, 337—58; J. Minor, Etwas über erzählende Kunst bei Gelegenheit des Wilhelm Meister [gegen Brandes] (Festschrift f. P. Hugo Marets. Wien 1892, S. 8—11); M. Bewer, Bismarck, Moltke und Goethe. Eine krit. Abrechnung mit Dr. G. Brandes (Düsseldorf, A. Bagel. 1890. 58 S.).

A. L. J.

Herrn Prof. **J. S.** in **Temesvár**. Für Ihre Zwecke dürfte sich Karl Lemckes „Populäre Aesthetik" (6. Aufl., 1890) eignen.

An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Hefte schließt der 4. Jahrgang ab. Wir bitten freundlichst diejenigen unserer Leser, die das „Litterarische Echo" durch die Post beziehen, die Erneuerung des Abonnements im Interesse rechtzeitiger Zustellung noch vor Ablauf des Monats veranlassen zu wollen.

Gleichzeitig machen wir die Mitteilung, daß sich der vierteljährliche Bezugspreis der Zeitschrift vom 1. Oktober ab von 3 Mk. auf 4 Mk. erhöht, nachdem auch im abgelaufenen vierten Jahre die Aufwendungen für das Unternehmen — trotz eines weiteren Zuwachses an Abonnenten — seine Erträgnisse noch immer um ein Beträchtliches überstiegen. Wir sind der Zuversicht, daß der geringe Mehraufwand von einer Mark im Quartal keinen unserer Leser, denen das Blatt im Laufe der Jahre lieb und nützlich geworden ist, ihm untreu machen wird.

In die Redaktion ist Herr Willy Rath neu eingetreten, der fortan die Rubriken „Echo der Zeitungen", „Echo der Zeitschriften" und das Referat über die berliner Bühnen übernehmen wird.

Der Verlag: F. Fontane & Co.
Berlin W. 35.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Alexander Weigls
Unternehmen für Zeitungsausschnitte

„Observer"

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4,
Telephon Nr. 12801,

liest alle hervorrag. Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer u. ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel u. Notizen (Zeitungsausschnitte) über beliebige Themen. Prospekte gratis und franko.

Junger moderner Schriftsteller

sucht zur etwaigen Verwirklichung künstlerischer Projekte mit einer vermögenden, kunstliebenden **Dame** in Briefwechsel u. event. persönlichen Verkehr zu treten. Anfragen an G. F. 25, München, hauptpostlagernd, werden mit strengster Discretion behandelt.

Reinsberg-Düringsfeld:
Das festliche Jahr in Sitten, Gebräuchen und Festen der *Germanischen Völker.* 2. Aufl. Mit 100 Illustr. 6 M. Eleg. Lwbd. 7.50 M. *Feine Ausgabe* 8 M. Geb. 10 M.
Geschichte des Grotesk-Komischen aller Zeiten u. Völker. Von *Flogel.* 5. Aufl. Mit 41 z. Teil farb. Illustr. 9 M. Geb. 11 M.
Das „Versehen" der Frauen in Vergangh. u. Gegenwt. Von *G. v. Welsenburg.* Mit 10 Abb. 1899. 4 M. Geb. 5 M.
Ausf. Prosp. u. Verzeichnisse meines Verlages gr. fr.
H. Barsdorf, Berlin W. 30. Gossowstr. 1. II.
(Ecke Neue Winterfeldtstr.)

!Schreibmaschine!
Romane, Theaterstücke, Libretti, kurz alle Manuskripte, Schriftsätze etc. werd. auf erstklass. Schreibmaschine schnell, preiswert und diskret ausgeführt. **Copien** in beliebiger Anzahl. **Löwenberg, Dresden,** Schnorrstr. 20, I.

ilhelm
eyer-Foerster
Alltagsleute
Roman
M. 3.50; geb. M. 5.—.
ch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Litterarischen Nebenerwerb
vermittelt ein Abonnement auf die
„Litterarische Praxis"
Fachblatt für Berufs- und Gelegenheitsschriftsteller sowie für Anfänger.
Redakteur: Hugo Rösch.
Hauptzweck: Vermittelung von Angebot und Nachfrage. Alle darauf bezüglichen Inserate finden **gratis Aufnahme.** Jede Nummer enthält daher zahlreiche **Verlegerofferten.** Jeder Abonnent kann seine **Arbeiten darin gratis anbieten. Halbjährliche** Lieferung gegen Einsendung von Mk. 2,— durch die
Ohlenroth'sche Buchdruckerei,
Erfurt.

Neue Gleise.
Gemeinsames
von
Arno Holz und Johannes Schlaf
Preis brosch. M. 4,—; geb. M. 5,—.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Privat-Secretärin.
Dame mit Kenntnis von Stenographie, Schreibmaschine, Französisch, Englisch, Italienisch, Correcturlesen etc. sucht Vormittagsstellung. Beste Zeugn. über bisherige Thätigkeit. Offerten sub **A. F.** an die Exped. d. Blattes.

NUOVA
ANTOLOGIA
RIVISTA
DI SCIENZE, LETTERE ED ARTI
Direttore: MAGGIORINO FERRARIS
PUBBLICA IN ROMA IL 1° ED IL 16 DI CIASCUN MESE
HERVORRAGENDSTE ITALIENISCHE REVUE
Litteratur, Politik, Kunst und Wissenschaft
33. Jahrgang.
Erscheint in ROM am 1. und 16. jeden Monats.
Jede Nummer enthält ungefähr 200 Seiten.
ctor: Dr. MAGGIORINO FERRARIS, Abgeordneter.

NUOVA ANTOLOGIA ist die älteste und bedeutendste italienische Zeitschrift für Litteratur, Politik, Wissenschaft, Kunst und er. Im Jahre 1865 gegründet, veröffentlichte die NUOVA ANTOA mehr als 600 Nummern mit Artikeln aus der Feder der hervordsten Männer des neuen Italien. Die Tagesfragen werden nässig durch die bedeutendsten Mitglieder des Senats und der ner, sowie durch ausgezeichnete Gelehrte behandelt. Die NUOVA OLOGIA ist die eigentliche Revue der italienischen Hochschulen vissenschaftlicher Institute.

NNEMENTS-PREISE: Deutschland, Oesterr.-Ungarn

Weltpostverein:	Pro Jahr	Pro Halbjahr	Pro Quartal
Reichsmark	36,94	18,47	9,63
Francs . . .	46	23	12

nnements werden von allen Postämtern entgegenmmen. Eine Probenummer versendet gratis
r Verlag der NUOVA ANTOLOGIA - ROM (Italien).

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W.

Graue Geschichten
von
M. zur Megede
Graue Geschichten
Neue Folge
Preis jeden Bandes
geh. M. 3,—; geb. M. 4,—

Werke von

Cäsar Flaischlen.

Im Schloß der Zeit.
Geh. M. 1.—; geb. M. 2.—.

Professor Hardtmut. Flügelmüde.
Geh. M. 2.—; geb. M. 3.—.

Von Alltag und Sonne.
Zweite Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens.
Zweite Auflage. Geh. M. 3.—; geb. M. 4.—.

Dramatisches.

Toni Stürmer. Eine Alltagsgeschichte in fünf Scenen.
Preis: M. 1.—.

Martin Lehnhardt. Ein Kampf um Gott. Fünf Scenen.
Preis: 1 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag
F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

In unserem
Verlage erschien:

Ein Komtessenroman

von

Richard Nordmann

Preis geh. M. 5.—; geb. M. 6,50.

Rudolph Lothar schreibt über dieses Buch in der **„Neuen freien Presse"** v. 3. VIII. 02: . . . . Das Buch ist ganz danach angethan, **das Buch der Saison** zu werden. **Alle Welt wird es lesen, alle Welt wird darüber debattieren, man wird es in allen Zungen preisen und seine These wütend bekämpfen** . . .

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Auf Wunsch versenden wir unseren illustrierten

Verlags-Katalog

gratis und franko.

F. Fontane & Co., Berlin W., Lützowstrasse 2.

Abschriften mit der Schreibmaschi

von Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen

auch nach Diktat

Mimeographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. schnell, correct, billig, discret.

Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmasch

Berlin W., Kurfürstenstrasse 149, pt. lks.

Nicolaus Krauss

Im Waldwinkel

Skizzen und Geschichten

geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Heimat

Romane aus dem Egerland

Erster Teil

Lene

geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Zweiter Teil

Der Förster von Konradsreuth

geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Dritter Teil

Die Stadt

geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

La Semaine littéraire.

Wöchentliche **Familien-Zeitschrift in französischer Sprache** erscheint jeden Sonnabend in **Genf** (Schweiz).

Beiträge der bekanntesten Schriftsteller Frankreichs und der französischen Schweiz.

Erzählungen, Novellen, kurze Romane, Reiseskizzen und Gedichte, Essays über hervorragende Schriftsteller und Künstler, wissenschaftliche Chronik, politische Rundschau, Abhandlungen über ethische, volkswirthschaftliche und pädagogische Fragen, Modeberichte, Notizen über Haushaltung, Kinderpflege, Hygieine.

Weitverbreitetste und billigste litterarische Zeitschrift der Schweiz. Zur Vervollkommnung in der französ. Sprache warm empfohlen

Abonnementspreis: 1 Jahr M. **7,50**, 6 Monate M. **4,00**. — Probenummern gratis.

Administration 4 Bd du Théâtre, Genf.

Man kann bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches abonniren.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bütow in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

BOUND
NOV 27 1923
UNIV. OF MICH.
LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03507 0245
Digitized by Google